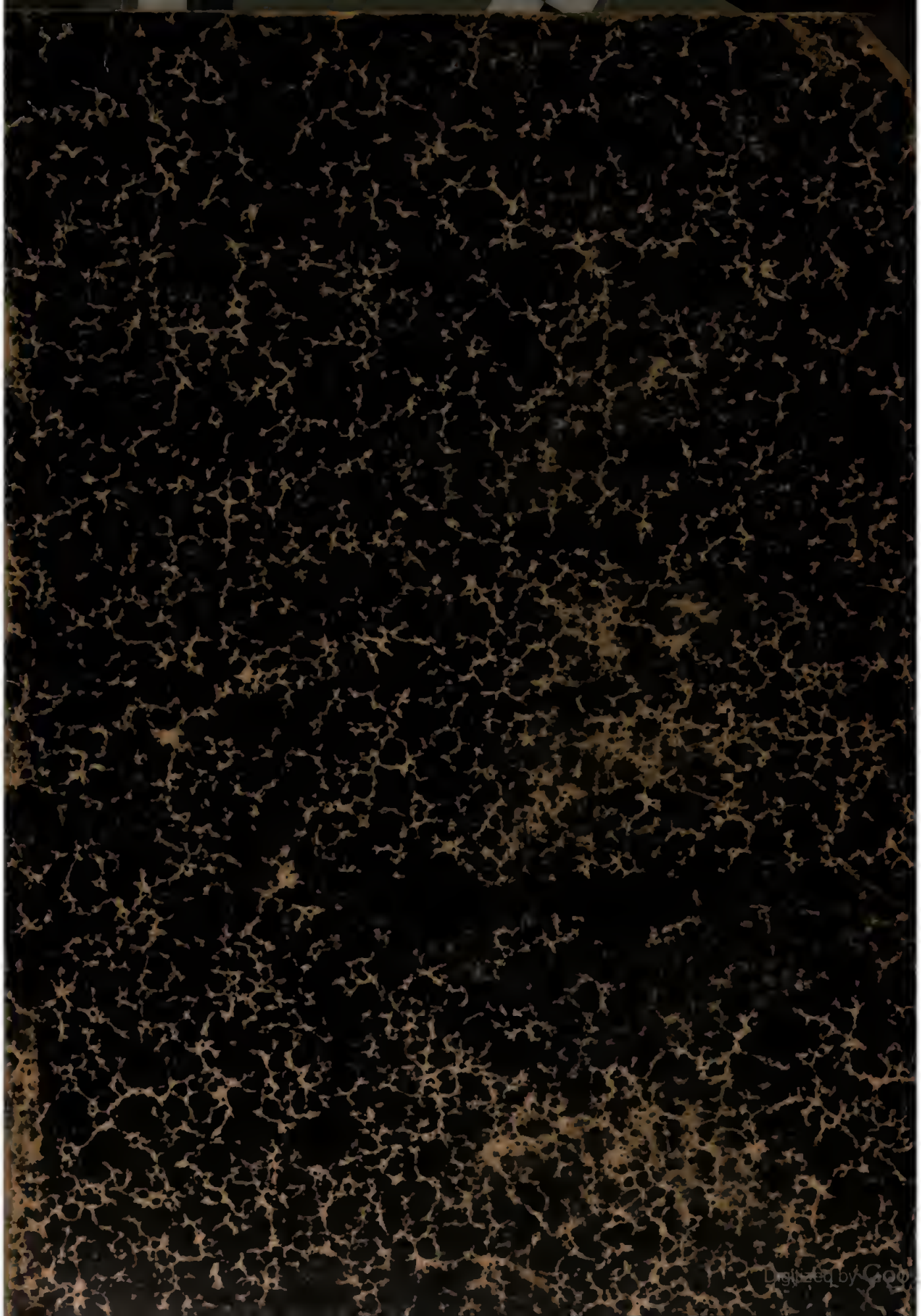
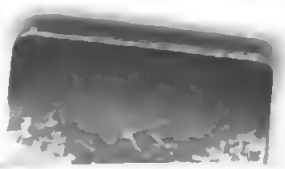

Digitized by Google

Morgenblatt

4° Per.

15/56



Digitized by Google

<36608101320011

<36608101320011

Bayer. Staatsbibliothek

4° Phil. 15

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sechsundfünfzigster Jahrgang.

1862.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Digitized by Google

REGIA
MONACENSI

Buchdruckerei der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Digitized by Google

Register.

Gedichte.

Unterwegs. 7.
Aus dem Romancero des letzten spanisch-afrikanischem Kriegs. 13. 14.
Distichen. 15.
An Ludwig Uhlands fünfundsiebzigstem Geburtstage. 21.
Anacreonticon. 24.
Die Welt ist glücklich. 25.
Die friedfertige Liebe. Von Paul Heyse. 30.
Schöpfungsmorgen. 31.
An eine Cocosnuß. 34.
Gedichte von Giuseppe Giusti. 36. 40.
Im Hochgebirg. 45.
Am Grabe Ludwig Uhlands. 49.
Der Wittwe Uhlands. 52.

Erzählungen.

Ein Emigrant. 5—8.
Die zweite Liebhaberin. Von Melchior Meyr. 12—19. 21—26.
Cactus Serpentinus. 31. 32.
Was die Mutter ihren erwachsenen Töchtern erzählt. 34—36.
Das Duell ohne Waffen. 37—39.
Klara Dettin. 42.
Shakespeares Sturm. 43—46.
Eine Begegnung in Rom. Von Bodenstedt. 48. 49.
An der Beresina und in der Heimath. 51. 52.

Reisen.

Das alte und das neue Athen. 1. 2. 7. 8. 9. 10. 30. 32.
Ein Ausflug zur Beatenhöhle am Thunersee. 9.
Von Lyon nach Genua. 14. 15.
Reisen und Reiseliteratur. 27—31.
Reisefrüchte aus Graubünden. 40—43.
Malcesine. 44. 45.
Kopenhagen und eine Spazierfahrt durch Seeland. 47. 48.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die Lehre Darwins und der Mensch. 1. 2.
Zur Erinnerung an Albert, Prinz-Gemahl von England. 3.
Aesthetik und Politik. 3.
* Varnhagen in seinen Tagebüchern. 3. 4.
Eine deutsche Hausfrau in Frankreich. Zweite Abtheilung. 4. 5. 6.
Die Würde der Frauen im deutschen Alterthum. 4. 5.
Die neu zu erwartende Sündfluth. 6—8.
Prunk- und Schaufestlichkeiten in Belgien. 9.
Johanna d'Arc. 10—13. 33—35.
* Briefe Wielands. 10.
Das dynamische Pendel. 11.
* Die Poesie des Mittelalters und die Frauen. 11.
Genfer Skizzen. 12. 29. 30. 31. 33. 34.
Die französische Revolution und das classische Alterthum. 16. 17.
Ein Obstdorf im „Alten Lande." Von J. G. Kohl. 16. 17.
Die Schlacht am Stoß, 17. Juni 1405. 18.
* Goethes dichterischee Entwicklungsgang. 18—20.
Die Mark und märkische Kriegsobersten zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs. 19—21.
Das türkische oder altgriechische und römische Schwitzbad und dessen Wiederaufersthehen in unsern Städten. 20. 21.
Der Pariser Polyphonismus und dessen Tummelplätze. 22—24.
Das „Bülzenbett," eines der größten Heidengräber in Nordwestdeutschland. Von J. G. Kohl. 22.
* Marburgische Dramaturgie. 23.
* Gesandtinnen und Gesandtenfrauen. 24. 25.
* Jeanne d'Arc in der Dichtung, bei Chapelain, Shakespeare, Voltaire und Schiller. 25. 26.
Ein Besuch in den öffentlichen Bade- und Waschanstalten Britanniens und des Continents. 26. 27.
Die Porta Westphalica. Von J. G. Kohl. 27—29.
Verkehr einer deutschen Malerin mit Goethe. 28. 29.
Aus dem Feldlager. 32. 33. 50.
* Die deutschen Räthe. 32.
* Zur Philosophie der Kindersprache. 35. 36.
Die englischen Volksspiele. 36. 37. 38. 41. 42. 43. 44.
Die Elbinseln bei Hamburg. 37.
Das niederdeutsche Roggenbrod und der westphälische Pumpernickel. 38. 39.
Die Schönheit und Anmuth des menschlichen Angesichts. 39—41.
* Aphorismen. 40. 43. 44. 50. 51. 52.
* Goethe und Tischbein. 45. 46.
Töpffer, der Alpenwanderer. 46. 47.
* Aus einem Tagebuche vom Jahre 1548. 47—49. 51. 52.
Betrachtungen am 28. August. 49. 50.
Die Pipinsburg bei Bremerhafen. 50.
Zur Geschichte der Contrafigmatur. 52.

Korrespondenz-Nachrichten.

London 1. 6. 13. 15. 17. 18. 21. 23. 25. 29. 39.
Coblenz. 1. 39.
Vom Mittelrhein. 1. 2. 23.

Digitized by Google

Paris. 2. 3. 6. 8. 9. 11. 12. 14. 16. 18. 19. 21. 22. 24. 27. 30. 34. 36. 38. 41—46. 48—50.
Dresden. 2. 3.
Genf. 3. 4. 11. 37. 42. 43.
Berlin. 4. 10. 12. 15—18. 19. 22. 26. 31. 35. 38. 48.
Aus Norddeutschland. 4—7. 28. 29.
Lissabon. 5. 6.
München. 7. 20. 32.
New-York. 7. 13. 16. 24. 28. 47.
Berney-Montreux. 8—10.
Aus Frankreich. 14. 36.
Aus der Schweiz. 14. 33. 34. 36.
Aus Tirol. 18—20.
Rom. 22—25. 27. 51. 52.
Wien. 24.
Hamburg. 28.
Aus der Normandie. 29. 37. 39. 40. 45. 46.
Caen. 30.
Frankfurt a. M. 30. 36.
Aus dem Wupperthal. 31. 32. 43. 44. 50.
Aus Norder-Dithmarschen. 39—41.
Mariazell. 40.
Aus der Eifel. 40. 42.
Aus der Pfalz. 48.
Aus Nordholland. 49—52.

Literatur.

Gutzkows Zauberer von Rom. 1. 2.
William Shakespeares Sonette in deutscher Nachbildung von Friedrich Bodenstedt. 1. 2.
Vier Deutsche. Roman von Melchior Meyr. 3.
Rede und Geberde. (Studien über mündlichen Vortrag und plastischen Ausdruck von Agnese Schebest.) 5.
Die Farbenharmonie in ihrer Anwendung auf die Damentoilette. 8. 9.
Saul. Ein Drama von J. G. Fischer. 10. 11. 25.
Altfranzösische Poesie in deutscher Uebersetzung. 13.
Geschichte der Tanzkunst. 14. 15.
Lessing. Schiller. Goethe. Jean Paul. Vier Denkreden auf deutsche Dichter. 16.
Kaulbach-Album. Thierfabeln, Geschichten und Mährchen in Bildern. 17.
Ludwig der Bayer. Vaterländisches Schauspiel von Paul Heyse. 21. 22.
Ein Münchner Dichterbuch. Von Emanuel Geibel. 29. 30.
Die Nibelungen auf der Bühne. 31. 32.
Goethe's Jugendliebe. Von A. Böttiger.
Faust. Der Tragödie dritter Theil in drei Akten. 34. 35.
Max von Schenkendorfs Gedichte. 38.
Wanderungen im bayrischen Gebirge von Ludwig Steub. 39.
Julius Hammer. 43.
Geibel's und Hebbel's Dramatisirung der Nibelungensage. 44—47.
W. Henke, die Gruppe des Laokoon oder über den kritischen Stillstand tragischer Erschütterung. 49.
Das Nibelungenlied von E. Bürger. 51.
Sulpiz Boisserée und Wolfgang Goethe. 52.

Kunst.

B. Genelli's Hercules bei der Königin Omphale. 20.
Die Werke Prodiers in Genf. 26. 27.
Karl von Enhuber. 40. 41.
Iphigenie an der taurischen Küste von Anselm Feuerbach in Rom. 48.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sechsundfünfzigſter Jahrgang.

Nr. 1.

Inhalt.

Die Lehre Darwins und der Menſch. Seite 1.
Gutzlows Zauberer von Rom. Seite 6.
Das alte und das neue Athen. Seite 12.
Literatur. Seite 17.

Correſpondenz-Nachrichten.
London, December. Seite 19.
Coblenz, December. Seite 21.
Vom Mittelrhein, December. (ſ. Nr. 48. 1861.) Seite 23.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

1862.

Zur Nachricht.

Einen Wiederabdruck der in unserem Blatte gebrachten Erzählungen, Gedichte und selbstständigen Artikel sehen wir, wenn er ohne unsere und der Autoren Einwilligung stattfindet, als Nachdruck an und verfolgen denselben auf gerichtlichem Wege.

Die Redaktion des Morgenblattes und die J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

---

[1] Ludwig Denicke in Leipzig hat soeben ausgegeben:

Gustav Kühne's gesammelte Schriften, 1r Band. 8. brochirt.

Die vollständige Sammlung wird aus 12 Bänden bestehen. Preis des Bandes Thlr. 1. — In allen Buchhandlungen vorräthig, woselbst auch ausführliche Prospecte in Empfang genommen werden können.

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die deutsche Arbeit.

Von

W. H. Riehl.

Zweiter unveränderter Abdruck.

gr. 8. geheftet. fl. 2. 42 kr. oder Rthlr. 1. 18 Ngr.

Der Herr Verfasser zeichnet in diesem Buche das Arbeitsgriff und das Arbeitsideal des deutschen Volkes. Er betritt den neuen Weg, nicht blos darzuthun, wie die Wissenschaft über die Arbeit des Volkes, sondern auch wie das Volk selber die Arbeit denkt, namentlich über die Ehre und sittliche Würde der Arbeit neben dem wirthschaftlichen Segen, über die Weihe des Fleißes und des ideellen Erfolges neben dem öden Mammonsdienste des blosen Gewinnes; er stellt die Grundzüge der Natur der Geistesarbeit ergänzend neben die von der Nationalökonomie fast ausschließlich beachteten Probleme des materiellen Schaffens und zeigt, wie man an den großen Zügen der nationalen Arbeit die Begeisterung des Fleißes auch beim Einzelnen entzünden und nach dem Vorbilde der culturgeschichtlichen Arbeitsschule des großen Styles bei den Völkern auch die Einzelnen zur Arbeit erziehen könne. Als ein Versuch, die Volksstudien auch auf die sittlichen Fragen des wirthschaftlichen Lebens hinüberzuleiten, reiht sich das Buch vertiefend und erweiternd an die früheren socialen Schriften des Verfassers, und verbindet gleich jenen das Bestreben, neue Ideen wissenschaftlich anzuregen mit der Tendenz, durch künstlerische Rundung einer gemeinfaßlichen Sprache den Leser zu erfreuen und durch das Anschlagen großer nationaler und sittlicher Themen das deutsche Gemüth zu erheben.

Brunhild.

Eine Tragödie aus der Nibelungensage

von

Emanuel Geibel.

Zweite Auflage.

8. geheftet. fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1. —

Von Geibel's Nibelungentragödie Brunhild, deren poetische Macht in jüngster Zeit auch auf der Bühne sich glänzend bewährt hat, übergeben wir hier dem Publikum eine zweite vom Dichter neu durchgearbeitete Ausgabe, welche zugleich die wichtigsten der für die Aufführung nöthig befundenen Aenderungen in einem besonderen Nachtrage enthält.

Edelweiß.

Eine Erzählung

von

Berthold Auerbach.

8. geheftet. Preis fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1. —
gebunden fl. 2. 20 kr. oder Rthlr. 1. 10 Ngr.

Ein Gegenstück zur „Frau Professorin" — und welch ein gewaltiges! Der tiefste Conflikt, der zwischen verschiedenartigen Charakteren sich entspinnen kann, ist mit der größten Kunst nach allen Seiten hin durchcomponirt und zuletzt in einen vollen reinen Accord gebracht, der alle Dissonanzen löst. Zersetzung und Neubildung eines vollen Menschenlebens ist bis ins Einzelne hinein und doch im großen Styl mit starker Hand und sicherem künstlerischen Blick gezeichnet.

Eine neue Sphäre seiner Heimath mit ihren unerschöpflichen dichterischen Quellen eröffnet uns der Dichter. Er führt uns in das Leben der Schwarzwälder Uhrmacher, und wie die Werke der kunstverständigen und innigen Schwarzwälder sich über alle Länder verbreiten, so geht auch die Schilderung ihres Dichters sofort in alle Lande; denn gleichzeitig mit der deutschen Erscheinung dieses Buches wird eine holländische Uebersetzung desselben in Amsterdam von J. van Lennep, eine englische in London von Lady Wallace ausgegeben, eine französische in Paris und eine russische in St. Petersburg vorbereitet. In das „Halleluja", das am Schlusse der Dichtung von dem Musikwerke ertönt, werden gewiß die Leser im deutschen Vaterlande wie in andern Ländern einstimmen.

Musikalische

Charakterköpfe.

Ein kunstgeschichtliches Skizzenbuch

von

W. H. Riehl.

Erster Band, dritte Auflage.

8. geheftet. Preis fl. 2. 30 kr. oder Rthlr. 1. 15 Ngr.

Die Aufgabe dieses Buches zielt dahin, den innigen Zusammenhang der Musikgeschichte mit der allgemeinen Culturgeschichte in den Charakterskizzen einer Reihe von minder bekannten Meistern der Tonkunst nachzuweisen und zugleich in anmuthiger und anschaulicher Form wichtige Prinzipienfragen der musikalischen Aesthetik zu erörtern.

Der Inhalt ist folgender: **Ein deutscher Minnesänger und ein welscher Cavalier.** I. Wenzel Müller. II. Astorga. — **Die Schriftgelehrten mit Zopf und Schwert.** Mattheson und seine Zeitgenossen. — **Bach und Mendelssohn aus dem socialen Gesichtspunkte.** I. Die Musik und das deutsche Bürgerthum. II. Die Musik und die gebildete Gesellschaft. — **Johann Adolph Hasse der Hofoperncomponist.** Moderne Gegenzüge. — **Der musikalische Dramatiker des französischen Kaiserthums.** Gaspare Spontini. — **Die göttlichen Philister.** Gyrowetz. Reletti. Pleyel. Wranitzky. Hofmeister. Neubauer. — **Zwei kleine Meister.** I. Konradin Kreutzer. II. Albert Lortzing. — **Georg Onslow.**

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 1. 1. Januar 1862.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

— Die große Mutter trägt
In jedem Augenblick ein junges Kind
Mit neuer Mutterfreud' an ihrer Bruſt,
Erfreuet ſich in allem, lieber ſtets
Die alten immer jungen Formen, ſchaut
In jeglicher Veränderung neu ſich an.
Du ſchameſt ſie nur an in deiner Art:
Der große regt Geiſt, nur Er verſteht,
Und denkt und fühlt ſich ganz.

Herder.

Die Lehre Darwins und der Menſch.

Wie man ſich auch im Klima unſerer Zeit befinden und daſſelbe darnach loben oder verwünſchen mag, ſo viel iſt gewiß: es fehlt nicht an Unterhaltung für alle Stufen der Geſellſchaft. Das Jahrhundert iſt ſo überſchwenglich reich an geiſtigen Gebilden aller Art, daß Jeder, wie das Kind am Chriſtmarkt, die reichſte Auswahl hat, an was er ſein Herz und ſeine Gedanken und ſeine Mittel hängen will. Es iſt für Jeden etwas da, ſo viel oder ſo wenig er ſelbſt an Geiſt daran zu wenden hat, von der Bude mit den Stücken zu einem Groſchen bis zu den Gewölben, wo nur geiſtige Kapitaliſten ihren Bedarf beziehen. Die Meiſten bringen freilich den größten Theil ihrer Muße, mit dem Tageblatte in der Hand, vor der Bühne der Zeitgeſchichte zu und haben nur Auge und Ohr für das ſpannende Drama, das ſie, ſo wie ſie es ſehen, ſelbſt machen, ohne es zu wiſſen. Wer unverwandten Blicks, unter Furcht und Mitleid mit ſich ſelbſt, an jeder Miene des Hauptböſewichts im Stück hängt und es gar nicht erwarten kann, wie die Intrigue gegen den alten Mann mit der dreifachen Krone ſich hinausſpielen wird, der fragt wenig darnach, was auf andern Gebieten die Geiſter bewegt, und wären es Dinge, die für die ganze geiſtige Welt von ſo großem Belang ſind als die Rheingrenze, der däniſche Handel und die heſſiſche und hannöverſche Verblendung für Deutſchlands Gegenwart und Zukunft.

Was mich betrifft, ſo hat mich von allen Erſcheinungen der verfloſſenen Jahre nichts ſo ſehr in Anſpruch genommen und aufgeregt als eine Frage, die mit der italieniſchen, der ungariſchen, der nordamerikaniſchen Frage nicht nur ſcheinbar, ſondern wirklich gar nichts gemein hat, die Frage nach der Entſtehung der Arten in der lebenden Natur. Von der Schrift des Engländers Darwin hat wohl faſt jeder ſprechen hören, und hie und da hat wohl auch einer ein Urtheil darüber geleſen. Dieſes merkwürdige Buch kann aber und muß faſt von der größten Bedeutung werden nicht nur für alle Wiſſenſchaft, ſondern auch für das, was man die Weltanſchauung nennt, ſomit für etwas, das die ganze Geſellſchaft intereſſirt, da es das Gewand iſt, in das über kurz oder lang ihr Geiſt gekleidet ſeyn wird. Wenn es daher einer wagt, über dieſen Text eine kurze Predigt zu halten, ſo iſt er doch wohl entſchuldigt, wenn er auf einige Aufmerkſamkeit von Seiten derjenigen rechnet, welche außer der Zeit, welche ſie im Schauſpielhaus der Zeitgeſchichte ſitzen, noch über einige Augenblicke verfügen. Ich werde mich aber wohl hüten, aus

der Ueberfülle der Gedanken, welche der Gegenstand anregt, mehr als einen sehr bescheidenen Ausschnitt vorzulegen.

So lange die Erdrinde für den menschlichen Geist nicht nur ein verschlossenes, sondern gar kein Buch war, so lange es sich nur davon handelte, das Daseyn der gegenwärtig lebenden Geschöpfe zu begreifen, bot sich von selbst der Gedanke an, daß all die Familien, Gattungen und Arten der Thiere und Gewächse, die seit Menschengedenken die Erde erfüllen, aus den Händen eines Schöpfers, so wie sie sind, hervorgegongen seyn müssen. Es konnte ja gar nicht onders seyn: nicht nur die charakteristischen Formen, in die das Thierreich schon für unsern oberflächlichen Blick zerfällt, Säugethiere, Vögel, Reptilien, Fische, Insekten, Weichthiere u. s. w. woren uranfängliche, auch die zahlreichen kleinen Gruppen, welche die Wissenschaft als Arten, als Species, d. h. — es om kürzesten zu sagen — als geschlossene Zeugungskreise fassen zu dürfen oder zu müssen glaubt, siud so, wie sie siud, ursprünglich ausgeprägt worden. Die Natur hat nicht etwa einen typischen Urochsen, einen Urbären, eine Urkotze geschaffen und diese allmählig zu den jetzigen zahlreichen Ochsen-, Bären- und Kotzenarten aus einander gehen lassen; alle Species, die wir jetzt bestimmt unterscheiden, müssen in irgend einem Paradiese als Doppelindividuen, als erste Paare, am Anfang der Ausbreitung der Art gestanden haben.

Freilich, wie sehr sich die Vernunft gegen die Unbegreiflichkeiten eines solchen Vorgangs empörte, zeigen schon die alten, so oft wiederholten, vorwitzigen, aufrührerischen Fragen: was dabei früher gewesen, das Ei oder die Henne, und ob Adam einen Nabel gehabt? Als sich aber das Wissen von der Bildung der Erde mehr und mehr ousbreitete, schien es lange, und scheint Monchen noch bis auf den heutigen Tag, als wäre ein leidliches Begreifen der ermittelten Thotsachen nur durch das schwere Zugeständniß zu erkaufen, daß sich jener schon Einmal so unfaßliche Akt in der Lebensgeschichte der Erde sogor öfter wiederholt haben müsse.

Der Umstand, daß so viele Thiere in den Erdschichten, in denen sie begraben worden, die charakteristischen Spuren ihrer Leiblichkeit zurückgelassen haben, hat es dem menschlichen Geist fast allein möglich gemocht, die Bildung der Erdrinde überhaupt als eine Entwicklung in der Zeit zu begreifen, und einzig und allein die große und durchgreifende Thatsache, doß die in zwei aufeinander gelagerten Erdschichten eingeschlossenen fossilen Geschöpfe häufig nach Classen und Familien, noch öfter nach Geschlechtern, fast immer den Arten nach von einonder abweichen, hat das Mittel an die Hand gegeben, die über dos Erdrund zerstreuten, zersetzten Blätter der gigantischen Steinchronik zu beziffern und die derselben Zeit angehörenden Capitel in Gedanken zusammen zu legen. Einerseits die Ansicht, daß die verschiedenen Gebirge der Erde zu verschiedenen Zeiten unter gewaltigen allgemeinen Erschütterungen emporgehoben worden, andererseits die Thatsache, daß die Thierwelten zweier angrenzenden sogenounten Gebirgsformationen sich mehr oder weniger fremdartig gegenüberstehen, wirkten in einander zur Befestigung des Begriffs zahlreicher Schöpfungshorizonte, zum Glauben, doß die ganze oder doch fost die ganze organische Welt in wiederholten Umwälzungen vernichtet und frisch wieder geschaffen worden, in einem Styl, der vom eben verlossenen in dem Maße abwich, in dem die Erde aus der jedesmoligen Revolution in einer neuen Verfassung hervorgegangen war. Die Geschichte dieser einander ablösenden Schöpfungen, vom Reiche der Trilobiten bis zu dem des Menschen, ist, phantastisch ausgemalt und effektvoll mit dem Grobstichel illustrirt, längst in unsern weisen Jugendunterricht übergegangen und erinnert an die vier Monarchien, nach denen unsern Urgroßvätern die Weltgeschichte vorgetragen wurde.

Es fehlte nun allerdings von jeher nicht an Köpfen, welche sich gegen die Ungeheuerlichkeit eines Glouбens sträubten, der dem immer besser erkannten, sochte die Gegensätze ausgleichenden, eines aus dem andern herausbildenden, noch in den Sprüngen gemessenen, ewig gesetzlichen Gange der Natür so grell widersprach. Namentlich im naturphilosophischen Zeitalter tauchten bescheidenere oder keckere Versuche auf, jene geschlossenen Thierdynastien zu durchbrechen und Stammbäume zu bilden, welche, die Erdrinde durchteufend, Classen oder wenigstens Familien heutiger Thiere und ihrer fossilen Verwandten durch unmittelbore Zeugungsfolge verknüpfen und bis zur Schichte hinabreichen, in welcher der gemeinsame Stommvater zuerst aufzutreten scheint. Aber ich selbst erinaere mich noch wohl, wie grimmig Cuvier vor langen Jahren den gewaltigen Kopf schüttelte, wenn von den colossal ketzerischen und allerdings voreiligen Ideen seines Collegen Lamorck die Rede wurde, und wie ihm die philosophischen, deutlichthümelnden Ansichten seines andern Collegen Geoffroy St. Hilaire um so widriger waren, je gemäßigter und vernünftiger sie schienen. Dem großen Speciesentdecker gegenüber war es nicht geratben, auch nur die Höhlenbären für die Ahnherrn unserer herabgekommenen Tanzbären zu halten, und unsern zahllosen Speciesjägern, die auf dem Felde der Wissenschaft so viel Staub aufregen, ist nicht

Digitized by Google

zuzumuthen, daß ſie die Ewigkeit der Arten, das heißt ihre Unveränderlichkeit innerhalb einer ſogenannten Erdperiode, gutwillig aufgeben.

Der Begriff vom Ausbau der Erdrinde durch eine Reihe gewaltſamer Gleichgewichtsſtörungen und der Glaube an eine wiederholte Neuſchöpfung der organiſchen Welt aus freier Hand beſtimmten einander, wie geſagt, und liefen nothwendig neben einander her. So bald man aber von jenem Begriff abgehen mußte, war auch der ernſtlichen Kritik dieſes Glaubens das Thor geöffnet, durch das ſie auch bald genug eintrat. Wer weiß nun aber nicht, daß die ganze wiſſenſchaftliche Vorſtellung vom Hergang bei der Entwicklung der Erdrinde durch die erſtaunlichen geologiſchen Arbeiten der letzten Jahrzehnte einen weſentlich andern Charakter gewonnen hat? Im raſchen Fortgang der Erkenntniß hat der Complex geologiſcher Thatſachen eine ganz andere Beleuchtung erhalten und ſtellt ſich unter einem ganz andern Bilde dar. Der Hauptpunkt iſt aber, daß nach der gegenwärtig zur Herrſchaft gelangenden Anſicht in keinem Zeitalter der Erde das Spiel der die Oberfläche umwandelnden Kräfte weder der Art noch dem Maß nach weſentlich von dem abwich, was wir auch heute vor ſich gehen ſehen, wo noch immer, wie von jeher, alles Geſtein an der Luft abwittert, das Waſſer aller Orten nagt und ſchwemmt, und langſam, ſtetig, unter dem Athemzug unterirdiſcher Kräfte, die Länder hier ſich heben, dort niederſinken. Hat es auch zu keiner Zeit, ſo wenig als jetzt, an örtlichen ſtürmiſchen Ausbrüchen gefehlt, ſo ſchließt doch die neue Anſchauung den Begriff allgemeiner, alles Leben zerſtörender Umwälzungen vollkommen aus, und ſie iſt der Zuverſicht, daß es im Fortgang der Forſchung gelingen wird, Alles was ſeit dem Erſcheinen des Lebens auf Erden vorgegangen — hier das faktiſche Daſeyn, dort das nothwendige nicht mehr Daſeyn der Schichten, die mannigfachen Wechſel im Niveau groß und klein, die wiederholten Verſchiebungen von Feſtland und Gewäſſer — nach den Handgriffen der gegenwärtigen Natur dem Geiſte im Großen begreiflich zu machen. Sie nimmt dabei nur das Eine in Anſpruch, daß man den Begriffen vom Zeitverlauf, die wir nach unſerer Lebensdauer bilden, völlig entſage, wenn von der Ausbildung der Erdrinde die Rede iſt; dieſe nach und nach zu begreifen, verlangt ſie nichts als Zeit, Zeit in einem Maße, das nicht nur über die Jahre der Welt, wie ſie noch jetzt in unſern bürgerlichen Calendern verzeichnet ſtehen, ſondern auch über die früheren, freilich kaum ausgeſprochenen Vorſtellungen von der ungefähren Dauer ſogenannter Bildungsperioden unendlich weit hinausgeht.

Herrſcht nun aber von den älteſten geſchichteten Erdbildungen an, in denen die erſten Thiere und Gewächſe aufbewahrt ſind, bis zum Lehm und Kies, in dem wir unſere Todten niederlegen, ein ſtetiger, ein weſentlich ununterbrochener Fortgang der Bildung, ſo drängt ſich der Vernunft ein Gedanke auf, ſo keck, daß ſie ſelbſt ihn längere Zeit nicht als Forderung erkennen mag, der Gedanke, daß die Entwicklung alles Lebens in der Erdrinde der Entwicklung dieſer Erdrinde ſelbſt parallel ſeyn werde. Dieß läuft aber am Ende darauf hinaus: So wenig vom Moment an, wo das Waſſer anfing das witternde Geſtein zu benagen und abzureißen, das Losgeriſſene fallen zu laſſen und das Niedergelegte zu ſchwemmen, etwas Unorganiſches neu gebildet worden iſt, ſo wenig iſt vom Beginn des Lebens an jemals eine Thier- und Pflanzenform neu, *aus nichts* geſchaffen worden; ſo gewiß je die jüngeren Gebirgsſchichten nichts ſind als Umbildungen des ungeſchichteten und des älteren geſchichteten Geſteins, ſo ſicher iſt die ganze unendliche Reihe der Thiere und Gewächſe, lebende und foſſile, nach Claſſen, Sippen, Gattungen und Arten, herauf aus den älteſten Verſteinerungen führenden Schichten, eine ungeheure Evolution aus unbekannten Anfängen des Lebens.

Soiches iſt Darwins Gedanke, das ächte, wenn auch vorzeitige Kind des neuen geologiſchen Begriffs. Vorerſt iſt er auch nur im Stande, dieſen Gedanken bis zu einer gewiſſen Tiefe mehr oder weniger wiſſenſchaftlich zu verfolgen, und die äußerſte Conſequenz deſſelben nach unten wie nach oben wagt er nur ſchüchtern ſich ſelbſt zu geſtehen. Es ſpringt aber in die Augen, daß dieſe Conſequenz als eine unvermeidliche erſcheint, ſobald man nur den alten, aber von jeher viel beſtrittenen Begriff aufgibt, nach dem jede lebende und foſſile Art ein ſtreng ausgeprägter Typus iſt, der vom Auftreten bis zum Ausſterben ſeine weſentlichen Charaktere unverändert feſthält. Glaubt man an die Unveränderlichkeit der Art und hat man ſich dabei dennoch von der Forderung losgeſprochen, glauben zu ſollen, daß der Akt der Moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte ſich im Leben der Erde ſo und ſo oft mal vollzogen habe, ſo iſt die Vorausſetzung nothwendig, daß jede Art irgend einmal für ſich als ſolche frei aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, ſey es als Ei, ſey es als fertiges Geſchöpf, wovon eines ſo unfaßlich bleibt wie das andere. Das Wunder, das, an einigen großen Schöpfungstagen auf einmal hervorbrechend und eine neue Aera einweihend, die Einbildungskraft mächtig beſtach und die Vernunft einſchüchterte, man muß es aller Orten zu jeder Zeit ſich wiederholen laſſen und kann der Vernunft nicht wehren, frei ihre Rechte geltend zu machen.

Digitized by Google

Glaubt man aber an die Veränderlichkeit der Arten, iſt man der Anſicht — und ſie iſt eine gar wohl zu begründende — daß die Arten, die wir vor Augen haben, nur feſtgewordene Varietäten früherer Arten ſind, und daß die Varietäten, in die wir die Arten zerfallen ſehen, ſich früh oder ſpät zu wahren Arten befeſtigen werden, ſo iſt damit dem Gedanken ſein Zug rückwärts von ſelbſt vorgezeichnet. Sind die Formen, die wir als Arten einer Gattung anſprechen, immer nur auseinander gehende Strahlen eines gemeinſamen Gattungstypus, ſo wird ſich dieſes Verhältniß auch höher hinauf, auf Sippen, Familien, Ordnungen, und wie man die natürlichen Gruppen alle heißen mag, und am Ende auf die Claſſen ſelbſt gleichmäßig erſtrecken. Haben ſich alle vergangenen und gegenwärtigen Katzen-, Gazellen-, Eidechſenarten u. ſ. w. je aus Einer Stammform herausgebildet, ſo werden auch geſammte reißende Fleiſchfreſſer, alle Wiederkäuer, alle Lacerten in gleicher Weiſe je in Einem Punkte convergiren, und noch weiter in der Zeit hinauf und in der Erdrinde hinab gelangen wir ſo zu den Urtypen der Säugethiere, Vögel, Reptilien, Fiſche, und endlich zum Inbegriff des Wirbelthiers überhaupt, aus dem ſich im Ablauf ungemeſſener Zeit, gleichen Ganges mit der Scheidung von Waſſer und Land und der Vermannigfachung der Oberflächenverhältniſſe, die ungeheure Formenfülle der Geſchöpfe mit rothem Blut und einem in Knochenhüllen geborgenen Nervenſyſtem heraus veräſtet und verzweigt hat.

Daß nach dieſer Vorſtellung bei den andern großen Thierklaſſen, ſo wie beim Gewächsreich, der Entwicklungsgang derſelbe geweſen ſeyn muß, wie der für die Wirbelthiere hier flüchtigſt angedeutete, verſteht ſich von ſelbſt; eben ſo aber, daß der Gedanke ſich nicht dabei beruhigen kann, bei den Urſkizzen, den Stammformen des Wirbelthiers, des Inſekts, des Weichthiers, des Strahlthiers angelangt zu ſeyn. Vielmehr unterwirft er auch dieſe demſelben Proceß des aus immer älteren Formen Herausgewachſenſeyns, bis ſich die geſammte ungeheure Evolution des Thier- und Gewächslebens in Einem Punkte zuſpitzt, in einem Urkeim im Waſſer, aus dem einerſeits alle Thier-, andererſeits alle Pflanzenbildungen hervorgequollen ſind, wie ja noch jetzt vor unſern Augen die einfachſten Formen des Thier- und Pflanzenlebens für unſern Begriff ununterſcheidbar ſich verſchmelzen.

Wer aber zu dem allen ſagt — und ſehr viele werden es ſagen — damit ſey das Wunder eben nur weiter hinausgerückt, und es lohne ſchwerlich der Mühe, ein ſo ungeheuerliches Lehrgebäude auf ſo ſchmaler Grundlage aufzuführen, um am Ende das ewige Räthſel von der Entſtehung eines lebenden Weſens ſo ungelöst zu laſſen wie zuvor — wer ſo ſpricht, der hat eben keinen Begriff davon, was in der Naturwiſſenſchaft erklären heißt. Dabei drängt ſich aber auch auf, wie ſchwer es überhaupt iſt, zu einem gemiſchten Kreiſe über Gegenſtände, wie die Darwinſche Anſchauung, anders zu ſprechen, als nur ſo, daß die Leute, ſo lange der Vortrag dauert, etwas zu lernen meinen, weßhalb ich auch hier ſo kurz und oberflächlich zu Werke gehe, als es überhaupt, oder wenigſtens mir möglich iſt.

Die für uns allerfatalſte Conſequenz einer Theorie, welche keiner großen oder kleinen Gruppe irdiſcher Weſen einen Anfang für ſich zuerkennt, ſondern alle miteinander aus derſelben tief in der Erde und in der Zeit verborgenen Wurzel gewachſen ſeyn läßt, ſpringt alsbald in die Augen: es iſt die Nöthigung, ſich das Verhältniß des Menſchen zu den Geſchöpfen, in denen ihn ein Zerrbild ſeines eigenen Weſens demüthigt oder beluſtigt, noch ganz anders zu denken, ſo weit inniger als bisher. Ja, hat die neue kecke Theorie den Hergang bei Entfaltung und Abſtufung des organiſchen Lebens richtig gefaßt, ſo iſt, dünkt mich, derſelbe nirgends ſo augenfällig als da, wo Menſch und Affe über die trennende Kluft hinüber einander Geſichter ſchneiden. Daß zwei Thierfamilien auf dem großen animaliſchen Stammbaum nach ein paar Sproſſen in Einem Punkt zuſammenſtoßen, daß ſie, mit andern Worten, jetzt für unſer Auge mehr oder weniger divergiren, weil zahlreiche Mittelſtufen, ausgeſtorbene Mittelarten nach verſchiedenen Richtungen der Körperbildung fachte aus einander gegangen ſind — dieſen Proceß können wir, wenn wir gegen uns ſelbſt ehrlich ſind, kaum irgendwo ſo leicht nachdenken, als eben zwiſchen dem Herrn der Schöpfung und ſeiner halb ſchauerlichen, halb ſpaßhaften Carricatur. Dieß kommt aber am Ende nur daher, daß der Menſch, der ſich ſelbſt am beſten kennt, die Geberdung des Affen, die nun einmal die menſchenähnlichſte iſt, am beſten verſteht, während bei andern jetzt getrennten, aber verwandten Thierfamilien die auf nahe Blutsverwandtſchaft deutende Phyſiognomik uns nur in dunkeln, ſtumpfen Zügen zur Anſchauung kommt. Wenn wir uns gerne bereden, daß wir, die Grimaſſen und Geſten des Affen als parodiſch faſſend, das meiſte von uns aus nach jenſeits übertragen, ſo bemerken wir doch auch wieder auf ſo manchen Menſchengeſichtern — und ich meine keineswegs bloß Negergeſichter — ſo bedenkliche Züge, namentlich um Naſe und Mund, die geradezu materiell über die Kluft herübergekommen ſcheinen.

Wer der nächſte körperliche Verwandte des Menſchen ſey, daran hat von jeher weder die Königin

Wissenschaft noch der gemeine Unterthanenverstand im geringsten gezweifelt. Die Zoologie mußte von jeher den höchsten Vierhänder dicht neben den Zweihänder stellen, und mit der Ausbreitung der anatomischen und zoologischen Kenntnisse ist der körperliche Sprung vom einen zum andern, statt größer, nur kleiner geworden. Und in jeder illustrirten Naturgeschichte für Jugend und Kindheit erscheint hinter den typischen Exemplaren der bekleideten, der halb- und ganz unbekleideten Menschheit, am Baumast halb aufgerichtet, der Gibbon oder Chimpanse, der vierhändige Sklave, der dem hochmüthig über seine Mitgeschöpfe triumphirenden Zweifüßer zuruft: Gedenke, daß du ein Thier bist! In alle dem spricht sich unbefangen das Bewußtseyn aus, daß es auf das specifisch Geistige in uns, das uns eben zu Menschen macht, nicht ankommt, wenn es sich von körperlicher Verwandtschaft handelt, da ja einerseits dieses Geistige in uns von der Körperlichkeit nur in Gedanken zu trennen, und andererseits ein analog Geistiges auch in den höheren Thieren nicht zu verkennen ist.

Wenn uns nun aber die Darwinsche Lehre durch die Vorstellung befremdet oder gar erschreckt, daß zwischen uns und unsern thierischen Verwandten noch ein ganz anderes Verhältniß bestehen möchte, als das bisher als selbstverständlich zugegebene, mehr nur schematische, so gleicht dabei, dünkt mir, der Mensch einem vornehmen Herrn, der sich bis jetzt mit dem sauber gemalten Stemma seines Hofgenealogen beruhigt hat, und dem jetzt ein Philosoph zumuthet, einmal ein wenig über seinen geschriebenen Stammbaum hinauszudenken. Die Ansprüche des Menschen nicht nur auf einen selbstständigen, sondern auf einen privilegirten Ursprung, fließen aus derselben Quelle wie die Phantasien oder Kunstgriffe antiker und orientalischer Historiographen, welche ihre geschichtlichen Dynastien sich in die Dynastien von Heroen und Göttern verlieren lassen. Wie altrömische Familien ihre Ahnenregister geradezu zum pius Aeneas hinaufführten, dessen Mama eine Göttin war, so hat der Mensch seine Krone von Gott, in ganz anderem, emphatischeren Sinn, als in dem eben Alles von Gott kommt. Der Herr der Erde steht — das hat er sich von jeher selbst eingeredet — der einzige Geadelte, hoch über allem thierischen Pöbel. So glaubt sich auch der ächte Edelmann alten Styls mit all seinen Ahnen aus anderem Stoff gebildet als andere Menschenkinder; reichte aber auch sein Stammbaum dahin, wohin keiner reicht, bis zur Schlacht bei Zülpich oder zur Taufe Wittekinds, wenn er sich herbeiläßt, etwas nachzudenken, so muß ihm klar seyn, daß sein Stammvater unter allen Umständen nothwendig ein Roturier gewesen ist mit einer langen plebejischen Ascendenz hinter sich. Wenn nun die Wissenschaft über kurz oder lang zugeben müßte, daß es sich mit dem Adelsbriefe der Menschheit gerade so verhält, so wäre dieß wohl für jeden von uns allerdings keine schmeichelnde Vorstellung; aber des Menschen Ueberlegenheitsgefühl und seiner Gewaltthätigkeit seinen Mitgeschöpfen gegenüber geschähe dadurch so wenig Eintrag, als sich der Adelsstolz durch das höhnisch Zugerufene: „Und Adam war ein Gärtner!“ demüthigen zu lassen braucht.

Die Wissenschaft arbeitet nun schon so lange mit den Begriffen Gattung, Art, Unterart, Spielart, aber auf keinem Punkte ist sie dabei unglücklicher gewesen als beim vielfarbigen Menschengeschlecht selbst. Bekanntlich wissen wir heute so wenig als vor Linné, ob wir unsere schwarzen und rothen Brüder anzusehen haben, wie der Hirsch den Rehbock, wie das Pferd den Esel, oder ob die Menschenracen, durch Züchtung der Natur aus Einem Stamme herausgebildet, den mannigfaltigen Formen entsprechen, in welche künstliche Zucht fortwährend das Rind zerfallen läßt, dessen Urstamm wir so wenig kennen, als den der Menschheit. Der Streit hierüber ist endlos und offenbar nach dem bisherigen Proceßverfahren gar nicht zu schlichten, und sieht man genauer zu, so liegt das Grundgebrechen darin, daß man von jeher auf dem schwankendsten Boden gestritten hat, weil man in der Wissenschaft sehr weit davon entfernt ist, übereinstimmend zu wissen, oder auch nur zu glauben, was denn eigentlich in der organischen Welt eine Art ist. Dieser schwächste Punkt in der Verfassung unserer ganzen Zoologie und Botanik ist es nun eben, wodurch eine Revolution im Darwinschen Sinne nicht nur möglich wird, sondern sogar, was die einen hoffen und vielleicht noch mehrere fürchten, nahe bevorsteht. Nun springt aber sogleich in die Augen, daß nach dem die ganze Theorie des Engländers beherrschenden Begriff von der Veränderlichkeit, der allmächtigen Umschmelzbarkeit der Arten das alte Problem von den natürlichen Verschiedenheiten des Menschengeschlechts, von den Racen, sich unter ganz andern Gesichtspunkten darstellt, als bei der bisherigen Methode, wo man, wie sich leicht herausstellen könnte, immer mit falschen Größen gerechnet hat. Das freilich läßt sich noch gar nicht übersehen, ob sich auf dem Wege einer neuen naturgeschichtlichen Betrachtung die in gewissen Beziehungen nicht weit auseinander gehenden Begriffe des weißen Culturmenschen von seinem Verhältniß zur farbigen Menschheit wesentlich verändern werden, und zwar nach welcher Richtung, ob nach dem Pol der Humanität oder nach dem der Tyrannei. Wer kann jetzt schon wissen, ob dereinst der Rechtsanspruch der amerikanischen

Digitized by Google

Südstaaten auf ihre peculiar institution im Lichte der Wissenschaft berechtigter, weil natürlicher erscheint, oder ob dann der Schandfleck, den darin die einen sehen und die andern zu sehen vorgeben, sich noch schwärzer ausnimmt.

Wie dem aber sey, die fatale Consequenz der Darwinschen Anschauung in Betreff der Blutsverwandtschaft des Menschen mit der ganzen Thierwelt, und zunächst mit seinem Nebensteher im System und im Bilderbuch wird gegen diese Theorie noch weit mehr Widersacher in die Waffen rufen, als ohnehin dawider aufständen. Daß sich damit die überraschendsten Aussichten aufthun, daß auf weite Felder der Forschung die merkwürdigsten Lichter fallen, daß von selbst zahlreiche Ansatzpunkte in die Augen springen, wo nunmehr die Wissenschaft am wirksamsten ihre Hebel einsetzen mag — das Alles wird wenig diejenigen kümmern, welchen dieser Begriff ein Lindwurm ist, dem gegenüber sie sich in ganz andere als wissenschaftliche Rüstungen stecken.

(Schluß folgt.)

Gutzkows Zauberer von Rom.

Eine kritische Reisenovelle.

I.

Es war einer jener unerbittlich heißen Hochsommermorgen, mit denen am Himmel die Tage von dreißig Grad Reaumur im Schatten, auf Erden die Leihbibliothekromane unter dem Gefrierpunkt zu beginnen pflegen, als sich im Bahnhof zu Prag der Wiener Frühzug, gemächlich und gemessen, wie es einer „Staatsbahn" ziemt, ordnete. Die Reisenden hatten mit christlich-germanischer Geduld die vorschriftsmäßigen drei Feuerproben ihrer Aufnahme bestanden: die erste vor dem verschlossenen Schiebfensterlein des „Kassa-Biamten,"

> Bis der Liebliche sich zeigte,
> Bis das „theure" Bild
> Sich durch's Gitter niederneigte,
> Ruhig, engelmild;

die zweite an den nicht minder verrammelten Pforten der mit Fug und Recht also benamseten Wartsäle; die dritte vor den Wagenthüren, die nur der magische Schlüssel eines Hermes Trismegistos, des Condukteurs, aufzusperren vermag. Endlich, endlich schien Alles „fertig," sogar der Kaffee des Herrn Oberzugführers; sein Horn ertönte, das Armesünderglöcklein läutete den zu zwölfstündiger Zellenhaft verurtheilten Verbrechern, die Lokomotive pfiff sie verdientermaßen hohnlachend aus, — und dahin schnob, flog, stürmte der aus sechsundzwanzig Riesengliedern zusammengekettete Eisendrache, zum Bahnhof hinaus, durch die Vorstadt hindurch, über Viadukte, unter Brücken hinweg, in's Weite, Blaue hinweg, die ächte Signatur unserer so frei sich wähnenden und doch ehern geknechteten, so rasch fortdrängenden, aber überall „zu spät" kommenden Zeit.

In einem Coupé für Nichtraucher hatte sich folgendes Vierkleeblatt bunt zusammengefunden: erstlich ein schwarzer Herr in hohen Stiefeln und violetter Halsbinde, mit einem blitzenden Fischerring am Finger, mindestens ein Prälat, vielleicht ein Bischof; zweitens ein grauer Herr, grau von Haar und Paletot, der ein Luftkissen und ein Wasserbäuchlein mitschleppte, welches letztere Teplitz oder Karlsbad weniger erleichtert hatte, als das Portefeuille des Inhabers; drittens ein grünes Fräulein, vom Papa, der die Morgencigarre nicht entbehren konnte, unter den Schutz des geistlichen Herrn gestellt; viertens der unschuldig und sommerlich weiße Erzähler gegenwärtiger Reisenovelle.

Wir waren noch nicht über die neue Kirche in der Vorstadt Karolinenthal hinaus, als wir uns schon, nach einer verstohlenen, stummen Recognoscirung, in ein harmonisches Reiseterzett verstrickt sahen. In Oesterreich thut sich das halt nicht anders. Der Tourist kann durch die gesammte preußische Monarchie, mit Annexen und Annectenden, dampfen, ohne mit den Gefährten mehr als ein militärisches Salutiren beim Ein- oder Austritt zu wechseln. Nicht so innerhalb der schwarzgelben Grenzlinie: da muß die dritte Klasse ihren Plausch, I. und II. ihren Dischkurs haben. Ländlich,

sittlich. Der unsere begann mit den Kurialien jedes Eisenbahngesprächs: Wetter, Ernte, Badesaison, Valutajammer, Typhus- und Photographienepidemie, Theurung der Wirthshausrechnung (zu deutsch: Hotelnote), und was dergleichen ausgiebige Stoffe mehr sind. Die kleine Reisegefährtin, welche bescheidentlich nicht einstimmte, zog, um sich eine Haltung und ein Ansehen zu geben, aus der Stramintasche ein Buch hervor, roth eingebunden, mit gelbem Schnitt, auf dessen Deckel in einigermaßen schiefen und ehemals vergoldeten Lettern zu lesen stand: „K. K. priv. Musterschule." Mit beichtväterlicher Vertraulichkeit fahndete der geistliche Herr auf den Titel der Pensionatslektüre, die sich als die Beatushöhle des wackern Schmid ergab, ein bei der afrikanischen Hitze ungemein empfehlenswerther Aufenthalt; es war eine Schulprämie, die aber nicht die Leserin selbst, sondern „eine Freundin zu ihr" verdient und ihr „auf die Reis' zu leihen gegeben hatte." Da bekanntlich nichts ansteckender wirkt, als Lesen und Gähnen, war alsbald sowohl der schwarze wie der graue Herr hinter einem Prager Morgenblatt verschwunden, so daß meiner Wenigkeit nichts übrig blieb, als ebenfalls in eine Beatushöhle zu kriechen. Der „Zauberer von Rom" führte, noch schneller als die Eisenbahn, in seinem siebenten Band, sechsten Buch, mich nach Wien.

Mein geistliches Gegenüber, das bei der ersten Station bereits erkannt hatte, welch wunderthätiger Magus aus den Tiefen meines Nachtsackes emporgestiegen war, bemerkte, daß ich vor zwanzig Jahren dergleichen Contrebande noch nicht so offen hätte bei mir führen dürfen; die Mauth zu Bodenbach würde kurzer Hand alle neun Bände confiscirt haben. Worauf sein weltlicher Nachbar erwiederte: „Doch nur, um sie Ihnen beim Austritt aus Oesterreich wieder zuzustellen oder gar erga schedam dienstfertig nach Wien nachzuschicken." Denn das vormärzliche Oesterreich, meinte er, consumirte und goutirte solche Werke so gut, vielleicht besser als das heutige, nur nicht auf dem Markt, sondern im Kabinet des Kenners.

Dieser Rückblick führte zu einem Excurs über den Fortschritt im Allgemeinen, über den österreichischen insbesondere; worauf der geistliche Herr, den der Zauberer im gleichen Grade anzuziehen wie abzustoßen schien, einlenkend weiter fragte, ob ich wirklich bis zum siebenten Bande „fortgeschritten" sey? — „Ich habe," war meine Antwort, „die einzelnen Bände bei ihrer Erscheinung stationsweise gelesen und wiederhole jetzt cursorisch das Ganze."

„Eine Arbeit, worin es wenige Leser Ihnen gleich thun dürften. Nach eigener und fremder Erfahrung pflegt es so umfangreichen Werken zu ergehen wie unserer Eisenbahnfahrt: auf jeder Station steigt eine Anzahl Passagiere aus; von den Tausenden, die den ersten Band angefangen, langen vielleicht nur eben so viele Hunderte im neunten an. Das ist in unserem Fall, abgesehen von dem Inhalt und dem Werth des Buches, die Folge seiner Erscheinungsweise, die mir wider die Natur und wider die Kunst zu gehen scheint. Ich begreife einen Feuilletonroman, der durch zwei, drei Jahrgänge einer Zeitung geht; der Leser erhält und verdaut da täglich seine Portion, und wenn die Gänge einander auch langsam folgen, so hängt doch die Mahlzeit immer als ein Ganzes zusammen und kann als solches genossen werden. Wie wäre das möglich bei einem Werke, das durch drei Jahre in viermonatlichen Pausen herauskommt? Dabei verliert der aufmerksamste, ausdauerndste Leser den Faden; jede Composition, auch die einfachste, verwirrt sich, so weit ausgesponnen, so oft abgerissen."

Der weltliche Herr hatte nicht übel Lust beizupflichten; er protestirte gegen den Umfang an sich, indem er sprach: „Es ist ein verbreiteter und charakteristischer Irrthum unserer Zeit, daß die Größe der Dimensionen an sich schon eine Schönheit der Form sey. Unsere Baumeister glauben Wunder was zu leisten, wenn sie unabsehbare Fronten hinstellen mit einer Unzahl von Fenstern, von denen eines ausschaut wie das andere. Die Historienbilder werden gewissermaßen an der Elle gemessen: je mehr Leinwand, desto näher an Raphael. Und die neumodischen Opern gar! Welcher Sänger, welcher Zuhörer hält sie aus? Alle Kunst will heutzutage durch die Masse, will auf die Masse wirken. Meines Erachtens eine verkehrte Absicht, die nicht außer Zusammenhang stehen mag mit der Großmannssucht, vielleicht gar mit der Großstaatssucht unserer Zeit. Die Kunst bedingt aber ein gewisses Maß. Was darüber ist, ist vom Uebel. Einen neunbändigen Roman statuirt sie so wenig wie ein fünfzehnaktiges Trauerspiel oder ein Haus in neun Stockwerken. Ein solches kann ein Zuchthaus seyn, aber kein Kunstwerk. Wie wollen sie am neunten Stock die Zierrathen noch erkennen? Wie soll der Architekt nicht selbst im Plan irre werden? Nein, nein; der Thurm von Babel hatte keine Oekonomie, und alle Kolosse der alten und neuen Welt, von dem zu Rhodos an bis zu jenem auf der Theresienwiese, haben weniger Ausdruck und machen weniger Eindruck als die kleine Medicäerin in der Rotonde der Ufficien."

Meine Replik auf diesen Angriff von zwei Seiten führte zuerst Beispiele gleich „langer" Romane aus der Vergangenheit und Gegenwart an: Richardsons Clarissa.

Digitized by Google

„Ein didaktiſchrs Werk," duplicirte man, „ein moraliſcher Tendenzroman, bei welchem die Kunſtform zufällige Nebrnſache." — „Conſuelo von der Sand, Balſamo oder die drei Mousquetaires von Dumas, die ihren vielverwickelten Faden durch drei Menſchenalter fortſpinnen." — „Jedoch mit Gliederung des Stoffes in beſtimmte Abtheilungen, wie rs Goethe in den Lehr- und Wanderjahren gleichfalls gethan." — „Die humoriſtiſchen Romane der Engländer aus dem vorigen wie aus dem jetzigen Jahrhundert." — „Sie beſitzrn einen feſten Mittrlpunkt in ihrem einzelnen, einzigen Helden, drr obendrein in eigener Perſon, mit dem großen J der Engländer zu erzählen pflegt, ſo daß der Leſer an dieſem durchgehenden Faden den Zuſammenhang niemals verliert."

„Wenn nun aber," rief ich endlich aus, mit dem Wetter draußen wärmer werdend, „wenn nun die umfangreiche Form unſeres Zauberers weder Nachahmung auswärtiger Muſter, noch unweſentliche Aeußerlichkeit überhaupt wäre, ſondern eine nothwendige Folge des Stoffrs, oder ein Kennzeichrn des modernrn Romans? In der Vorrede zu den „Ritlern vom Geiſte," die wir doch wohl als Zwilling des Zauberers betrachten dürfen, hat es der Verfaſſer ausgeſprochen, daß er von drm franzöſiſchen Feuilletonroman in vier Abtheilungen und zwölf Bänden nicht die Form ſeiner Romane borgt, wohl aber den Muth, mit einrr ſo umfangreichen Offenbarung ſeines innerſtrn Weſens vor das Publikum zu treten. Beachtrn wir das wohl! Denkrn wir uns einen Schriftſtellrr, der ſeit einrm Menſchenalter an allen geiſtigen Kämpfen des Jahrhunderts theilnimmt, nicht leidend allein, auch handelnd, nicht von einem feſten Mittelpunkt aus, ſondern von einer Stellung in die andere, aus einem Wohnort in den andern, von einem Feld der Thätigkeit auf das andere gedrängt! Wie muß drr ganze, volle, bewegte Inhalt des Lebens auf eine ebenſo reizbare, wie fruchtbare Natur einwirken! Die Maſſe von Thatſachen, in deren Mitte ſie ſteht, der Wechſel und die Bewegung, von welchrn ſie fortgeriſſen wird, welche „Fülle drr Geſichte" mag ſie erwecken! Sich ihrer zu entäußern, genügt die knappr, ſtraffe Form des regelrecht geſchloſſenen Kunſtwerks dem ſchaffenden Dichlergeiſte ebenſo wenig, wie ſeinem Vor- und Urbilde, dem ſchaffenden Weltgeiſte, die überlieferten Formen des Staats, der Geſrllſchaft. So bleibt ihm nur rine Alternative: entweder rr zerſplittert, er verflüchtigt ſich, er geht im Moment auf; oder er ſammelt ſich und ſucht einen, ſeine ganze Weltanſchauung, den ganzen Reichthum ſeiner Erfahrungen und Empfindungen umfaſſenden Ausdruck, der. denn freilich in Umfang und Erſcheinung ſo gut wie unbeſchränkt ſeyn möchte. Jenes, das Zerſplittern, thut die Mehrzahl unſerer zeitgenöſſiſchrn Schriftſteller, übereinſtimmend mit dem allgemeinen Hang drs Publikums. Wir rſſen nicht mehr, wir naſchen nur noch. Wir trinken nicht, wie unſere Altvordern, ernſthafte, edle Weine vom Rhein oder aus Burgund, kaum noch Champagner, „das Bier der Franzoſen," wie der Zauberer ſagt, ſondern vorzugsweiſe Sodawaſſer oder Bier, das Opium der Deutſchen. Dem entſprechend leſrn wir auch nicht mehr, wlr blättern. Daher die Herrſchaft des Feuilletons: Feuilleton auf der Bühne, Couplets, Genrebilder, Tableaux, an Inhalt nicht ſchwerer, wie Ein Akt eines kunſtgerrchten Schauſpiels, in Wirkung Einen Abend ſelten überdauernd; Feuilleton auf dem Büchermarkt, Zeitungen, Kalender, Magazine, die in jeder Nummer ein Ganzes birten müſſrn, wo möglich illuſtrirt, damit Publikus weder ſeine Denkfähigkeit, noch ſeine Einbildungskraft anzuſtrengen braucht. Nicht wahr, wenn inmitten ſolcher Bagatellenliteratur und ächten Vanityfair-Wirthſchaft rine Muſe ſich einmal Muße nimmt, wenn eln Schriftſtrller ſich ſelbſt Gewalt anthut, indem er, und das zum zweitrnmale, zu einem Kunſtwerke ſich ſammelt, das über alles herkömmliche Maß hinausgreift, ſo zeugt dieſe Erſcheinung an und für ſich ſchon von ungewöhnticher Kraft, und ſolch ein geſammeltes, ununterbrochenes Schrriben begründet doch zum allerwenigſten einen Anſpruch auf ein gleich geſammeltes, ununterbrochenes Leſen?"

„Zudem: wir leben in einer Epoche, welche Weltgeſchichte macht, nicht, wie einſt, ſeines Handgeſpinnſt „am ſauſenden Webſtuhl der Zeit," ſondern Fabrik- und Maſchinenwaare, en gros, mit Dampf, auf dem Telegraphendraht. Ungehrure Maſſen ſind im Fluß, dämoniſche Kräfte in Bewegung. Kriegr werden grführt mit ſo vielen Tauſenden, wie ehedem Hunderten, und doch geſchloſſen in ſieben Monatrn, während ſie ſonſt ſieben Jahre dauerten." — „Aechte Siebenmonatskrirge," lächelte, in Parentheſe, der graue Herr. — „Die Karte von Europa verändert ſich im Handumdrehen." — „Dank drm oolteſchlagenden Zauberer von Paris." — „Verſuch' es einmal ein Schriftſteller, den Eindrücken ſolcher Perſönlichkeiten und Ereigniſſe das Gleichgewicht zu halten durch Novrllen und Erzählungen der guten alten Zeit! Mitten in der Windſtille der Reſtaurationsepoche mochte ein Dichterleben auf- und ausblührn in einrm einzigen Liederfrühling, einem zarten Novellenſtrauß. Aber gegenwärtig erſchrecken Hoffmann'ſche Geſpenſter niemanden mehr, ergötzen die Kapriolen der Romantiker niemanden mehr. Wir ſind ketzeriſch genug, zu behaupten, daß ſogar den glücklichen, goldenen Claſſikern unſere Zeit an Inhalt und Bedeutung über

Digitized by Google

den Kopf gewachsen ist, mögen sie in Fragen des Talents, der Form, der Kunst auch noch so hoch über den Epigonen stehen. Die Gegenwart hat Stoffe, Bewegungen, Richtungen in sich aufgenommen, von denen an dem klaren Horizont unserer classischen Literatur noch keine Ahnung dämmerte, die aber mit unabweislicher Gewalt in den stillen Frieden unseres Kunstlebens hereingebrochen sind und uns auf andere Bahnen, zu höheren, — ja doch zu höheren Zielen treiben."

„Darüber kommen die alten Regeln, die überlieferten Formen abhanden, unter der Hand abhanden. Daß dieß in allen Kunstgebieten zugleich geschieht, beweist für die innere Nothwendigkeit der Erscheinung. Oder wären die Wandgemälde im Berliner Museum, die „großen" Opern, welche jetzt aus Deutschland nach Frankreich wandern, also auf umgekehrtem Wege wie sonst, — wäre diese so vielgeschmähte Programmenmusik und Welthistorienmalerei nicht Geschwisterkind mit den Rittern vom Geist, dem Zauberer von Rom? Kann doch selbst die keuscheste und strengste aller Künste, die Bildhauerkunst, in den alten Schranken sich und andern nicht mehr genügen: sie muß Gruppen bilden, Reliefs häufen, um das Zeitalter der Reformation darzustellen, indeß ihre Schwester, die Baukunst, über Nacht, aus dem sprödesten und farblosesten Material, aus Eisen und Glas, Paläste zaubert und fertige Gärten mitten im Winter improvisirt. In diesem Zuge und Drange auf das Volle, Große, Ganze geht die freieste aller Künste, die Dichtkunst, in ihr wiederum die freieste Form, die epische, bahnbrechend voran, so daß der moderne Roman, wenn er die heilige Dreizahl der Bände überschwellend verläßt, äußerlich nicht mehr und nicht weniger thut, als was das romantische Drama innerlich gethan, da es die drei Einheiten des Vater Aristoteles über den Haufen geworfen."

II.

In Pardubitz wurden „zehn Minuten Aufenthalt" kommandirt. Alsbald stürzte ein Theil der Freigelassenen nach jenen stillen Zufluchtsorten reisender Menschheit, welche das obrigkeitliche Zartgefühl so versteckt und so abgelegen wie möglich anzubringen pflegt, augenscheinlich nur, um durch allseitiges Fragen, Rennen, Drängen auch auf diesem Gebiete modernen Lebens eine angemessene Oeffentlichkeit zu erzielen. Ein anderer Theil, abgehärmte und verschmitzte Physiognomien, die dem berühmten Gefangenenchor in Fidelio Ehre gemacht haben würden, ergoß sich in die gastlich offenen Pforten des „Bahnhofrestaurants." Unserem Coupé war ein gemüthlicheres Loos beschieden. Ein Diener in discreter Reiselivrée entwickelte vor dem grauen Herrn, der sich bei dieser Gelegenheit als eine Excellenz demaskiren lassen mußte, aus einem zierlich geflochtenen Handkorbe ein „Dejeuner," das sich sowohl dem Inhalt nach — kaltes Geflügel, Sandwichs, eingemachte Früchte — wie in der Form feinster Damastservietten, silberner Becher und Bestecke mit Wappen, der appetitlichen Feder unseres Freundes Hackländer würdig erwies. Der Besitzer all dieser Herrlichkeiten theilte davon in gastfreier Nöthigung mit; mir bot er das erste Rephuhn des Jahrs, allerdings noch in dem bescheidenen Format einer Leipziger Meßlerche, und bemerkte dazu, daß wir über den Zauberer von Rom manches Hühnlein zu pflücken haben würden, weßhalb eine vorläufige Herzstärkung um so angezeigter erschiene, als das officielle Mittagsmahl in Böhmisch-Trübau mehr dem wehmüthigen Namen dieser Station als dem culturhistorischen Standpunkte internationaler Kochkunst entspräche.

Mit dem Zuge setzte sich denn auch unsere Kritik wieder in Bewegung. Der Prälat eröffnete ihren zweiten Gang mit dem Geständniß, daß der Zauberer von Rom wohl in allen Kloster- und Stiftsbibliotheken Zutritt gefunden und unter seinen Standesgenossen überall Aufmerksamkeit, stellenweise Zustimmung, häufiger aber leidenschaftlichen Widerspruch erweckt hätte; ein Resultat, das die graue Excellenz kurzweg der Tendenz des Werkes zuschrieb.

„Der Zauberer von Rom," sagte er, „ist ein Tendenzroman." — Ich versuchte zuvörderst über diese oft gebrauchte, nicht selten mißbrauchte Bezeichnung eine Verständigung einzuleiten. „Was ist Tendenzpoesie? Doch wohl, schlicht erklärt, eine solche, die innerhalb und mittelst eines Kunstwerkes Zwecke verfolgt, welche außerhalb desselben gelegen sind. Diese Art von Tendenzpoesie erscheint und verschwindet überall mit der Censur, deren natürliche Tochter sie ist. Gegenwärtig macht Frankreich in diesem Artikel. Seine Guizots donnern gegen Tiberius oder Cromwell, während ihre Witze den zweiten December treffen möchten. Das ist tendenziöse Beredtsamkeit. Herr Augier deklamirt auf dem Théâtre français: „Le despotisme seul féconde le chaos, und meint mit diesem verherrlichenden Alexandriner wiederum den zweiten December, obgleich er unter Adresse des Cardinals Richelieu ausgegeben wird. Das ist tendenziöse Dramatik. Solcherlei Poesie der Anspielung, der Phrase, der Controverse für und wider dürfen wir bei uns als „überwundenen Standpunkt," als eine, ihrer Zeit sehr nützliche, sogar sehr nothwendige, aber glücklicherweise hinter uns liegende Uebergangsphase betrachten. Die

deutſche Dichtkunſt iſt realiſtiſch geworden, wie mehr oder weniger jede Kunſt; ſie ſtrebt dem hiſtoriſchen Style zu. Die Zwangsjacke der Tendenz aber hat ſie verwachſen."

„Tendenz in dieſem alten Sinn macht auch der Zauberer von Rom nicht; weder poſitiv: Propaganda für Proteſtantismus und Germanenthum (beide ſelbſt ſind in der Wirklichkeit im Propagandamachen nicht geſchickt und nicht glücklich); noch negativ: Oppoſition gegen Hierarchie und Römerthum. Er behandelt eine offene Tagesfrage, die brennendſte unter allen, die römiſche; allein er thut dieß nicht tendenziös gebunden, ſondern dichteriſch frei, nicht für den einen oder den andern, fremden Zweck, ſondern nur für ſeinen eigenen, künſtleriſchen. Löſen will und kann er die Frage nicht, weder theoretiſch, noch praktiſch; am Ende haben jenes die Flugſchriften, dieſes die rothen Hoſen der Franzoſen bis jetzt auch nur gewollt, nicht gekonnt. Aufrichtig geſagt, wir zweifeln, ob die weißen Röcke der Oeſterreicher glücklicher ſeyn, ja, ob die preußiſche Pickelhaube auf dem Capitol die richtige Pointe einer ſo überaus ſpitzigen Frage bilden, und das um den Fels Petri ſtürmende Meer der Kirche ſich beſänftigen würde, wenn über Nacht der heilige Vater in einem Generalſuperintendenten oder Oberconſiſtorialrathsvicepräſidenten aufginge. Aber, wie geſagt, nach dergleichen Zielen ſtrebt auch der Zauberer von Rom nicht, ſo wenig wie ſein Berliner College. Allerdings hat er eine beſtimmte Aufgabe, Richtung und Parteiſtellung (der Zauberer von Rom, mein' ich), und wenn das unter dem Namen Tendenzpoeſie begriffen werden ſoll, ſo wird er ſich dieſem nicht nur nicht entziehen können, vielmehr eingeſtehen müſſen, daß er ein proteſtantiſches, nach alter Kategorie ein „welfiſches" Werk iſt, — wie Dante's großes Heldengedicht ein katholiſches, ghibelliniſches geweſen."

„Worin beſteht aber dieſe Aufgabe, dieſe Richtung?"

„Die „Ritter vom Geiſt" kämpften, wenn ſich der Sinn eines neunbändigen Romans in zwei Worten ausziehen läßt, gegen die romantiſche Politik. Parallel damit ſtellt ſich der Zauberer das Thema: Deutſchland, ein Opfer Roms. Wobei ein abſonderlicher Zuſammenhang, meinethalben nur ein Zuſammentreffen von Wahrheit und Dichtung beobachtet werden mag: die Ritter vom Geiſt erſchienen 1850 und 1851, nicht lange Zeit vor dem Untergang jener romantiſchen Politik; der Zauberer von Rom begann im Herbſt 1858, alſo ganz kurz vor den Entwicklungen oder Verwicklungen in Italien. Beide Romane ſind Akte einer culturhiſtoriſchen Polemik, der es als kennzeichnendes Verdienſt nachgerühmt werden muß, daß der Verfaſſer, obgleich er ſeinen eigenen Standpunkt wahrnimmt und bezeichnet, doch dem Gegner in allen Stücken gerecht wird, die er zu deſſen Gunſten anzuführen weiß, ja daß er ſeine Polemik erſt auf die vorangegangenen Zugeſtändniſſe an den Gegner baut."

„Niemand wird läugnen, daß die Ritter vom Geiſt mit Anſtand, ſchier mit Sympathie und Pietät gegen Sansſouci zu Felde zogen. Gerade ſo der Römerzug des Zauberers. Ein Tendenzroman, ein Tendenzdrama von grobem Schrot und Korn (wir haben deren genug) packt plumpweg den Katholicismus als gleichbedeutend mit Jeſuitismus an und ſtellt in dieſem wiederum eine Vogelſcheuche in ſchwarzer Kutte hin, mit Ketten raſſelnd, mit dem Dolch drohend, von Blut triefend, Gift ſchwitzend. Siehe unter andern Meiſter Sue's ewigen Juden. Wie ganz anders unſer Zauberer! Er ſchildert die ultramontane Welt, wie ſie iſt, ſchildert ſie ſelbſt in idealem Lichte, wie ſie werden kann, wenn ſie aus ſich ſelbſt heraus ſich beſſert, keineswegs ſchattirt durch Germanenthum und Proteſtantismus, noch weniger in der grellen Beleuchtung confeſſioneller oder politiſcher Vorurtheile. Der Dichter treibt ſogar ſeine (ächt deutſche) Unparteilichkeit ſo weit, daß, wo er nicht umhin kann, Rom im Gegenſatze mit dem „großen nordiſchen Reiche" darzuſtellen, er als Träger der Staatsidee, des Preußenthums der dreißiger Jahre, nur Land- und Regierungsräthe, nur den Gendarmen von Jüterbogk aufzubringen weiß, ſubalterne Geiſter, denen gegenüber die römiſche Seite in dem verführeriſchen Farbenſpiele ſchöner Frauenbilder und idealer Prieſtergeſtalten ſchillert. Wenig fehlt, ſo kann die Apoſtaten- und Convertitenriecherei einer hohen Literaturpolizei, dieſer würdige Rückſchlag vormaliger Demagogenriecherei, in Gutzkow, ſo ſorgfältig er ſeinen perſönlichen Standpunkt, den an der Kirchenthüre zu Wittenberg, feſtzuhalten ſucht, einen Kryptokatholiken wittern: ſo tief ruht auf vielen Partien ſeines Gemäldes der katholiſche, romantiſche Duft, ſo heiß weht uns aus den römiſchen Nächten die ſüdlich, ſinnlich lockende Luft entgegen, ſo geheimnißvoll klingt aus Paulas und Armgarts Seelenleben die Poeſie der Gebundenheit, des Auctoritätsglaubens, des geheiligten Willens. Nur an ſeltenen Stellen bricht, gleichſam eine unwillkürliche Diſſonanz, aus der vorherrſchenden Grundſtimmung, worein das Buch geſetzt iſt, des Verfaſſers eigener Ton hervor; aber auch da nicht als ſtarre lutheriſche Negation, noch weniger als frivole Ironie im Tone Voltaires, nein, aus dem Geiſte reiner Humanität, aus dem eigenen Heilbedürfniß der katholiſchen Kirche, alſo aus dem Rüſtzeug des neunzehnten Jahrhunderts, werden die Waffen geholt, mit denen Rom bekämpft werden

Digitized by Google

soll. Was über Ohrenbeichte, Mischehe, Priestergelübde, Klosterleben, Jesuitentreiben im Zauberer gesagt wird, ist unzweifelhaft vielen Katholiken, und nicht den schlechtesten unter ihnen, aus der Seele geschrieben."

„Von dieser Seite, der culturhistorischen, betrachtet, erscheint uns also der Zauberer von Rom wie ein freies, lebendiges, gestalten- und farbenreiches Panorama der großen Schlacht, welche Jahrhunderte lang in der Luft, mit geistigen Waffen, geschlagen worden, und die gegenwärtig vor unsern eigenen, sehenden Augen mit materiellen Waffen auf Erden weiter gekämpft wird. Ob ausgekämpft? wann und wie ausgekämpft? Die Geschichte ist uns auf diese Frage die Antwort bisher schuldig geblieben, so daß wir es dem Dichter nicht verargen dürfen, wenn auch er, statt thatsächlicher Vermittlung der großen, Welt und Zeit bewegenden Gegensätze, statt eines sogenannt befriedigenden Endes, nur einen perspektivischen, allegorischen Abschluß zu bieten vermag. Allerdings spielt dieser Abschluß, das neunte Buch, Anno 18??, wiederum in der Luft. Allein können wir über diese Vision oder Allegorie, über den letzten Papst, mit Recht lächeln, Angesichts der Dinge, welche sich auf dem Schauplatz des Romans, romanhafter als dessen kühnste Fictionen, bereits erfüllt haben und allstündlich erfüllen? Liegen nicht zwei der drei Völkerheere, welche der Dichter in der Campagna erblickt, das fränkische und das italische, in der That vor den Thoren Roms, bereit, die große „Abstimmung" vor sich gehen zu lassen, während das dritte Heer, das austrogermanische, nur „wegen plötzlich eingetretener Hindernisse" daheim geblieben? Die Linien der Wahrheit und der Dichtung verschwimmen hier in der That so wunderlich in einander, daß das neunte Buch unseres Zauberers uns vorkommt wie eine Kuppel, ein goldenes Kreuz, eine Strahlenglorie, dergleichen die Baumeister auf die höchsten Thürme zu setzen pflegen, ebenfalls um einen „Abschluß" zu finden. In nebelhaften Morgen- oder Abendstunden scheint dieser „Abschluß" in der Luft zu schweben; man erkennt das Ende des Thurmes nicht, nur einen lichten Punkt über demselben, in der Höhe, in Wolken. Plötzlich zerreißen diese, und siehe da, die Verbindung ist hergestellt, das Kreuz ruht fest auf dem Thurme. Dann haben sich die Zeiten erfüllt."

„Neben der culturhistorischen Seite hat der Zauberer von Rom auch eine nationale. Er erscheint uns, abgesehen von dem berechtigenden à propos seines Auftretens, wie das so zu sagen internationale Produkt einer in Natur und Geschichte tief begründeten, fruchtbaren, unauflöslichen Wahlverwandtschaft zwischen Römerthum und Deutschthum. Seit unsere Altvordern, langhaarigen und bäreuhäuterischen Angedenkens, auf ihren geflochtenen Schilden den jenseitigen Abhang der Alpen jählings hinunter rutschten, ist das ein stätes Hin und Her, Auf und Ab, Besuch und Gegenbesuch, Stoß und Gegenstoß zwischen beiden Völkern, ein ununterbrochener Wechsel von Ebbe und Fluth, worin der arbeitende Weltgeist seine tiefsten Athemzüge schöpft. Der Franzose kann uns knechten in Tracht, Sitte, Sprache; wir äffen ihn äußerlich nach, ohne daß innerer Zusammenhang zwischen ihm, dem nächsten Nachbarn und uns obwaltet: beim ersten besten Anstoß werfen wir sein Joch jauchzend ab. Besser — jedoch, trotz der gerühmten Stammverwandtschaft, nicht viel besser — stehen wir zum Briten: er schickt uns seine Rasirmesser, seine Lederfabrikate, gelegentlich einmal seine Macdonalds; aber über die Beziehungen eines Marktverkehrs, des Tauschhandels mit Waaren und mit Grobheiten, gelangen Deutschland und England selten hinaus."

„Wie ganz anders Wälschland und Deutschland! Da wirken anziehend und abstoßend tiefe magnetische Kräfte; da lebt das Bewußtseyn innerer Zusammengehörigkeit bei äußerer Geschiedenheit, gegenseitigen Bedürfens und gemeinsamer Schicksale! Seit beinahe zwei Jahrtausenden senden sich beide Länder die Boten und Träger ihrer Gesittung zu, erobernd, lehrend, handeltreibend, Künste pflegend: eine lange, bunte Carawane von Kaisern, Feldherrn, Gesetzgebern, Priestern, Dichtern, Denkern, Tonkünstlern, Malern, Bildhauern, Steinmetzen. Unser Recht spricht römisch, unser Gebet lateinisch, unser Verkehr italienisch. Italien, die Madonna der Staatenfamilie Europas, trägt in ihrem Schooße die Stoffe aller deutschen Palingenesien. Hermann, liberator Germaniae, und Luther, reformator Germaniae, wo anders als in Rom haben sie ihr Schwert geschliffen, ihre Fackel angesteckt? Denn, obgleich das unsere Dramatiker noch nicht begriffen haben, nicht in den Morästen des Teutoburger Waldes steckt der Kern der Hermanntragödie, sondern in den Kaiserpalästen des Palatin, im Boudoir einer römischen Prinzessin oder Patrizierin, im Cabinet eines Augusteischen Staatskanzlers. Dort wurde, durch den Gegensatz, Hermann ein Deutscher, wie Luther in den Mysterien des Vatikans ein Protestant, wie — ohne zu vergleichen — unsere Flüchtlinge erst in der Verbannung, an den Wasserbächen Babels, ihr heimisches Volksthum erkennen und lieben lernen. Deutschlands müde, Italiensüchtig, pilgern wir, einem überlieferten Herzweh folgend, über die Alpen. In dem Schatten der ersten Pinie umfängt uns der weiteste jener magischen Kreise, die sich immer enger, immer mächtiger um Hand und Fuß, um Auge und Ohr, Sinn und Geist schlingen,

bis zum großen, leuchtenden Mittelpunkt, der Kuppel von Sanct Peter. Schwache Seelen, Conradine, verlieren in diesem Banne Kopf und Krone, oder was sie sonst mitgebracht; die starken, die Helden, eben die Hermänner und Luther, oder auch die Goethe, die Mozart, die Cornelius kehren siegreich, gekrönt, verjüngend und verjüngt zurück. Das ist „der Zauber von Rom;" ihn will der „Zauberer" verkörpern, versinnlichen, verewigen, ihn, in seiner ganzen Herrlichkeit und Verderblichkeit. Schon um dieser nationalen Tendenz, um einer so hochgreifenden Aufgabe und Anlage willen ist das ein Werk, wie es wenige in der Literatur gibt, welches in der unsrigen seine Stelle behaupten, vielleicht die rechte erst einnehmen wird, wenn ihrerseits die Weltgeschichte ihr römisches Problem gelöst hat."

Franz Dingelstedt.

(Schluß folgt.)

Das alte und das neue Athen.

Der Piräeus. — Fahrt nach Athen.

In den späten Nachmittagsstunden des 30. October 1856 liefen wir, vom Isthmus von Korinth durch den Saronischen Golf herabkommend, an Aegina und Salamis vorüber, auf dem kleinen Lloyddampfer „Croazia" in den Hafen von Athen ein.

Die Einfahrt in die schöne und geräumige Bucht des Piräeus geschieht durch einen verhältnißmäßig schmalen Durchlaß, welcher den ohnehin nicht weit geöffneten Mund der Bucht auf eine Breite von nur 180 Fuß einengt und dem Schiffer durch zwei, aus dem Wasser aufragende weiße Steinpfeiler markirt wird. Diese beiden Thorpfosten des Piräeus, wie man sie füglich nennen könnte, die zur Nachtzeit die Stelle von Laternenpfählen zu versehen und Lichtsignale zu tragen haben, bezeichnen zugleich die beiden Schlußpunkte jener Befestigungen, mit denen die Athener im Peloponnesischen Krieg ihren Hafen feindlichen Schiffen unzugänglich machten, indem sie die schon von Themistokles, dem Gründer des Piräeus, herstammenden, den Hafen von der Landseite umgürtenden Mauern als Dämme (sog. „Scheeren") nach der Mitte der Buchtöffnung zu verlängerten, und zwischen ihren beiden, mit Thürmen befestigten Endpunkten nur jenen schmalen Durchgang offen ließen, den wir so eben passirt haben. Auch dieser konnte dann leicht noch durch Ketten abgesperrt und so das innere Becken vollständig geschlossen werden.

Solche Art der Hafenbefestigung war bei den alten Griechen sehr gebräuchlich und hat sich noch bis ins Mittelalter hinein in der ganzen Levante erhalten; besonders die Venetianer waren es, die sie zum Schutze ihrer sich gegen die Türkenflotten dahinter bergenden Galeeren und Galeotten noch lange in jenen östlichen Meeren unterhielten. Am meisten aber hat die Natur durch tief eingeschnittene und felsige Küsten die Anlage solcher „geschlossenen" Häfen in Athen und Aegina begünstigt, und damit diesen beiden Hauptseestaaten des östlichen Altgriechenlands eine mächtige Grundlage geliehen. Statt jener beiden Steinpfeiler, welche neueren Ursprungs sind, ragten im Alterthum unzweifelhaft zwei massive Thürme.

Zwischen den beiden Quadermarken hindurch rauscht das Schiff, wie durch ein flügeloffenes Thor, zur Pforte des Piräeus hinein. Die Tiefe dieser Einfahrt beträgt 60 Fuß; die Durchfahrt außerhalb derselben ist noch heute durch die Reste der antiken Steindämme und durch Felsenbänke, die sich von beiden Ufern zu den Pfeilern hinziehen, so unmöglich wie im Alterthum, obschon diese Wasserbarrièren nicht mehr sichtbar sind, wie sie es damals wohl waren, sondern der Spiegel der Fluth über sie dahinstreicht. Der innere Hafen erfreut sich noch heute seines alten Rufes großer Sicherheit und einer Tiefe, die ihn, nur mit Ausnahme der Linienschiffe, den größten Fahrzeugen zugänglich macht; denn sie beträgt in der Mitte überall mehr als zwanzig, an vielen Stellen aber bis zu vierzig und sechzig Fuß. Unter der Türkenherrschaft war er so versandet, daß er kaum noch zwei Fregatten aufnehmen konnte; seit 1835 ist er indeß gründlich ausgebaggert worden, und die tiefgebohrten Kolosse der Linie, denen er trotzdem noch zu untief ist, können mit vollkommener Sicherheit in den benachbarten Buchten der Salameischen Meerenge ankern.

Digitized by Google

Der mittelalterlich griechiſche Namen des Piräushafens (jetzt, wo man gern wieder gut helleniſch ſeyn möchte, hat er ſeinen antiken Namen wieder empfangen) iſt Porto Drakoni oder Drako, ein Wort, das im Altgriechiſchen „Schlange“, im jetzigen aber jede Art eines thieriſchen Ungeheuers bedeutet; im Türkiſchen heißt er Aslán Limáni, was etwa daſſelbe beſagen will, im Italieniſchen Porto Leone, und hiemit ſind wir auch bei dem eigentlichen Grund all dieſer Benennungen angekommen. Dieſelben rühren von einem koloſſalen Löwen aus weißem Marmor her, welchen der Franzoſe Spon und der Engländer Wheler, die 1675 Athen beſuchten, und denen das gebildete Europa die einzigen zuverläſſigen Nachrichten über den Zuſtand Athens vor der venetianiſchen Belagerung durch Francesco Moroſini (1687) verdankt, auf dem Strande an der Spitze des Hafens fanden. Dieſes ſchöne Denkmal altatheniſcher Kunſt, welches das Thier auf ſeinen Hinterbeinen hockend, die Vorderbeine ſenkrecht geſtellt und mit aufgerichtetem Haupte, gleichſam auf der Wache darſtellt, ſoll einſt auf einem aus dem Waſſer nächſt den Kettenthürmen aufragenden Piedeſtal als ſteinerner Piräuswächter aufgeſtellt geweſen ſeyn, und wurde ſpäter von den Venetianern als Trophäe mit heimgebracht in ihre Stadt, allwo es noch heute den Eingang des Arſenals ziert in Geſellſchaft dreier Collegen aus demſelben Stoff: eines liegenden Leuen von faſt gleicher Größe, vom heiligen Wege nach Eleuſis, nächſt der Akademie von Athen, entführt, und zweier kleineren, deren einer, wie die Inſchrift beſagt, ebenfalls „ex Atticis“ hergebracht wurde, während der vierte aus Korinth ſtammen ſoll. Dieſes ganze marmorne Löwenquartett mußte, eine ſteinerne Quadriga, ſtatt der lebendigen bei den Triumphzügen des alten Rom, dem ſiegreichen ſtärkeren Löwen von San Marco in die Lagunenſtadt folgen.*

Wenn der Piräus noch jetzt mit ſo leichter Manier, durch eine einfache Kette, gegen zudringlichen Beſuch und ungeladene Gäſte abzuſchließen wäre, wir würden heute bei unſerer Einfahrt wohl ſchwerlich das Vergnügen haben, ein ſo Achtung gebietendes Stück der franko-britiſchen Armada im innern Hafenbaſſin ankern zu ſehen. Wie ſtolz und prächtig wiegten ſich die langgeſtreckten, ſchlankbemaſteten franzöſiſchen Fregatten, von einigen kleineren engliſchen Corvetten und Dampfern umgeben, auf dem Spiegel dieſer Gewäſſer, wo ſie einen ſo leichten Sieg gefeiert! Das mehr prahleriſche als kühne Wort des Admirals Bouet-Willaumez, damaligen Commandanten der weſtmächtlichen „Straſbayern,“ des anglo-fränkiſchen Occupationsgeſchwaders: „Jetzt bin ich König des Piräus!“ war in Aller Mund, wie ſich denn auch unſer Aller Blicke vom Deck unſeres Nußſchalendampfers dem ſeltenen Anblick jener Seeungeheuer zuwandten, deren haushohe Borden, doppelte Garnitur von Kanonenſchlünden und thurmhohe Maſten mit dem kunſtvollen Flechtwerk ihres graciöſen Takelwerks uns Landratten ein in ſeiner Art eben ſo intereſſantes Studium bot wie ein gothiſcher Dom. Aller Blicke wandten ſich mit freudigem Intereſſe den ſchönen Schiffen zu, mit Ausnahme der Griechen ſelber, die ſich mit ſtillem Ingrimm davon abkehrten, wie der Moslem vom Anblick des Kreuzes, oder finſter dreinblickten und keineswegs gute Miene zum böſen Spiel machten, was ich ihnen ganz und gar nicht verdachte. Admiral Willaumez ſoll übrigens ja auch allen Athenern, die ihm an Bord ſeines Admiralſchiffes Gegenbeſuch abſtatteten, auf's Zuvorkommendſte und Ueberzeugendſte nachgewieſen haben, daß ſeine Bombenkanonen (neueſter Conſtruktion) ſelbſt bis nach Athen hinüber trügen, und die Athener ſollen ſich nicht wenig verwundert haben über die großen Fortſchritte der modernen Schiffsgeſchütze.

Es iſt ein auf Schiffen und Eiſenbahnen oft genug zu beobachtender Sinnentrug, daß, wenn wir an ruhenden Fahrzeugen, an einem ſtillhaltenden Bahnzuge dicht vorübergleiten, ſich alsbald die Bewegung des Fahrens ſcheinbar von uns auf die unbeweglichen Schiffe und Wagen vor uns überträgt, eine optiſche Täuſchung, der längere Zeit ſich hinzugeben ein unbehagliches Gefühl in uns hervorruft, welches der Seekrankheit nahe ver-

---

* Am Fuße des Piräiſchen Löwen befindet ſich eine räthſelhafte Runeninſchrift, deren endlich geglückte Löſung vor einigen Jahren öffentliche Blätter berichteten. Die Inſchrift ſoll von einer kühnen Wikingsfahrt des Harald Sigardſon, Halbbruders König Olafs des Heiligen, Kunde geben, der mit ſeinem Normannengefolge dem griechiſchen Kaiſer zu Hülfe wider das empörte Land zog und bei dieſem Anlaß den Piräus eroberte. Der Entzifferer, ein däniſcher Etatsrath, vermuthet das Jahr 1040. Die Inſchrift ſelbſt nennt keines, und die Geſchichte kennt das Ereigniß nicht. O Vergänglichkeit der irdiſchen Größe, Macht und Herrlichkeit! Armer, zahnlos gewordener, der Heimath entfremdeter Piräuslöwe! — ärmerer Löwe von San Marco, der einſt ſo ſtolzen Republik, mit deinen beſchnittenen Flügeln und Klauen!

„Zu Halle auf dem Markt,
Da ſteh'n zwei große Löwen.
Ei, du halliſcher Löwentrotz,
Wie hat man dich gezähmet!“

Der Heine'ſche Vers paßt auch auf Venedig und Athen.

Digitized by Google

wandt iſt. Wie wir nun ſo im Fluge unter den Schnäbeln jener Meerkoloſſe dahin glitten, da war es, als ob dieſelben ſich plötzlich in Bewegung geſetzt und, indem wir ſie umſchifften, ſich in raſender Geſchwindigkeit um den Mittelpunkt ihres Kieles wie auf einer Scheibe zu drehen begonnen hätten, uns in fürchterlichem Wirbel umtanzend, was bei der ungeheuern Maſſe den großartigſten Scheineffekt hervorbrachte, deſſen Wirkungen ſich mir draſtiſch genug eingeprägt haben.

Jetzt ſetzte unſere Maſchine ihr „full speed“ in „half speed“ über, zwei Minuten ſpäter rief der Capitän ſein „Stop her!“ mit dem Sprachrohr in den Maſchinenraum hinunter, nno einen Moment lang glitt dann noch das Schiff mit geſtellten Rädern über das Waſſer hin, bis der Anker praſſelnd in die Tiefe ſank und ihm ein dröhnendes Halt gebot. Schon ſeit einer halben Stunde herrſchte viel Bewegung und Gedränge in der Maſſe, die Kopf an Kopf das Deck unſeres Dampfers beſetzt hielt. Wenn ſich ein Schiff dem Hafen nähert, giebt's immer Durcheinander und Wirrwarr. Jeder ſucht und ſchreit nach ſeinem Gepäck, das fluchende oder phlegmatiſche Matroſen aus dem Schiffsbauche aufwinden, um deſſen obere Oeffnung ſich wahre Barrikaden von Koffern, Reiſeſäcken und Kiſten aufthürmen, unter denen man nun die ſeinigen ſich herauszuſuchen die Freiheit hat. Wenn dann eine fremde Hand nach deinen Sachen greift, und du bemerkſt es nicht zufällig, ſo biſt du darum. Alles beſetzt ſchon jetzt den ſchmalen Ausgang zur Treppe, Alles drängt und ſtößt in unbeſchreiblichem Gewirre darnach hin, und ſtehſt du nicht feſt auf deinen Füßen, kannſt du wohl gar durch die Bruſtwehröffnung nächſt dem Radkaſten über Bord gedrängt werden. Jeder möchte der erſte am Lande ſeyn; da ſind aber noch Rechnungen mit dem Kellner zu ordnen, da fehlt ein Gepäckſtück, ein Stock, ein Regenſchirm, und iſt im allgemeinen Chaos nicht zu finden, oder du bemerkſt eben erſt, daß an deinem Koffer das Schloß aufgeſprungen iſt, und kannſt ihn nicht wieder zum Schluß bringen. Eine Kiſte fliegt dir ans Schienbein, ein Ellenbogen in die Seite, und deine Hühneraugen haben ganze Leidensſtationen durchzumachen. Mir graute ſtets vor der Stunde der Ankunft, und oft gedachte ich der Worte eines andern Touriſten: „Ich reiſe gern — aber ich komme nicht gern an.“ Wie richtig!

Und nirgends gilt das mehr, als beim Ankommen zu Schiff in einem Seehafen, beſonders wenn man mit viel Gepäck reiſt. Bis dieſes zuſammengeſchafft und vor der andrängenden geſchloſſenen Phalanx der Laſtträger glücklich in Vertheidigungszuſtand geſetzt iſt, bis man mit einem Bootsmann mündlich und pantomimiſch unterhandelt hat um den Preis der Landung, wobei es ohne Zanken und Schreien nie abgeht, bis man ſich und ſeine Bagage die ſchmale, ſchwanke, vollgedrängte Hühnerſteige hinab ins Boot, ans Land und durch die Douane geſchafft, wobei wir uns jede Erleichterung von läſtigen Formalitäten mit reichlichen Geldſpenden zu erkaufen haben; — bis eine Droſchke nach dem Gaſthofe accordirt, im Gaſthof die Preiſe und Zimmer inſpicirt und die Paßangelegenheiten geordnet ſind, und wir uns nun endlich zur Toilette, zu Tiſch oder zu Bett begeben können, um dem ermüdeten Körper und Geiſt neue Stärkung zu gönnen — darüber vergehen oft Stunden, Stunden voll Schweiß, Aerger, Laſt und eitel Plage.

Wir ſollten auch dießmal davon erzählen können. Kaum war der Anker geſunken, kaum die Fallreepstreppe in ihren Ketten herabgelaſſen, ſo ward dieſe auch ſchon förmlich erſtürmt, unſer Schiff wahrhaft piratenartig geentert von den handfeſten, ſtämmigen Führern einer übergroßen Anzahl bunter Barken, die unſer ankommendes Boot in unheilvollen Schwärmen umkreiſten, wie Geier und Raben ein verendendes Wild, das ihnen im nächſten Augenblick zur Beute werden ſoll. Wir ſetzten uns in Vertheidigungszuſtand. Iſt man zu mehreren, ſo kann man unter ſich die verſchiedenen Rollen vertheilen und eine förmliche Defenſive organiſiren, um den Sturm auf ſein Gepäck und ſeine Perſon abzuſchlagen, und ſchließlich die feindliche Stadt doch noch zu nehmen. Wenn man es überdieß darauf ankommen laſſen will, im Gaſthof der letzte der Ankommenden zu ſeyn, und vielleicht unter das Dach einquartiert zu werden, ſo warte man ruhig und gelaſſen ab, bis ſich die Sturmfluth verlaufen, und man wird ſeine Angelegenheiten mit mehr Ruhe und weniger Koſten abwickeln können.

So ſaß ich auch jetzt auf unſern Gepäckſtücken, wie weiland Jeremias auf den Trümmern Jeruſalems, nur mit etwas reſignirterer Miene, und ſah dem allgemeinen Tarantelltanz zu. Ich habe nie einen ähnlichen Spektakel, ein ſolch ſinnverwirrendes Getöſe erlebt und erlitten, wie damals im Piräeus. Es war ein förmliches Handgemenge, eine Razzia, eine Plünderung! Ballen und Koffer wurden von den eindringenden Kerlen ohne weiteres ergriffen, über Bord in die Barken geworfen und ſo das Gepäck eines Einzigen nicht ſelten in drei, vier verſchiedenen Booten untergebracht. Solcher aufgezwungenen Dienſtfertigkeit gegenüber mußte der Reiſende oft das Recht der Nothwehr zu Hülfe nehmen, ſein Gepäck mit Gewalt aus unbe-

Digitized by Google

rufenen Händen zurückerobern, und manche Reisetasche sah ich wie eine Festung vertheidigen. Während die Barkenführer auf's Gepäck, stürzte sich das zudringliche Geschlecht der Lohndiener auf die Person der Fremden, wie Fliegen auf den Zucker. Du magst sie zehnmal abweisen, zwanzigmal ignoriren und dich taub stellen, schließlich verfällst du ihnen doch. Mit hündischem Krummbuckel drängen sie sich an dich heran, Empfehlungskarten von Gasthöfen jeden Rangs in der Hand; willst du aber um den Preis unterhandeln, so verweisen sie dich mit glattem Lächeln an den „Maître d'hôtel"— ihr würdet schon einig werden mit einander. Obgleich man eigentlich nicht genug warnen kann vor dieser Schmarotzerpflanze großer Städte, diesen Anweisern von guten und schlechten Häusern, so ist der auf fremder Erde allein stehende Ankömmling doch leider nur zu oft auf ihre Hülfleistungen angewiesen. In Athen kann er ihrer schon wegen der Sprache nicht entrathen, und ehe er sich's noch überlegt, hat ihm der Lohndiener, der oft als modisch gekleideter Mann auftritt, dem man gar nichts abzuschlagen wagt, schon den Reisesack aus der Hand escamotirt und bittet höflichst, ihm nach der bereit liegenden Barke zu folgen; er werde alles besorgen, Zollformalitäten, Paß, Wagen ꝛc. Von der Bezahlung schweigt er wohlweislich, aber wenn man ihn schließlich im Gasthof entläßt, gibt es oft noch sehr unliebsame Auseinandersetzungen. Seine Forderungen (besonders auch für das Einholen der zur Weiterreise nöthigen Paßvisas auf den verschiedenen Gesandtschaften und Consulaten, was gewöhnlich Sache des Lohndieners ist) übersteigen oft das Maß des Menschlichen; aber da ist nichts herunter zu markten und der vorher so höfliche Mann droht dir jetzt wohl gar noch mit der Polizei, und glaubt Alles zu seiner Rechtfertigung gesagt zu haben, wenn er von „Taxe" spricht. Die Engländer haben auch hier das Vorrecht, am meisten bezahlen zu dürfen. Ich aber hatte mich und unser Gepäck gewissermaßen unter unsers werthen Reisegenossen, Peter Metaxas, Schutz und Leitung gestellt, dessen allgemein geehrter Name und dessen würdige Persönlichkeit ihre Aegide schützend über uns ausbreitete.

So kam denn auch endlich für uns, als die sinkende Sonne bereits Meer und Berggipfel vergoldete, der Augenblick der Landung. Das geräuschvolle Treiben auf unserem Schiffe und am Hafenkai hatte allmählig ruhigerem Walten Platz gemacht und abendliche Schatten senkten sich nieder auf Attika. Am Ufer empfing unsere Barke ein graubärtiger Zöllner in Griechentracht, und diese Zöllner sind Sünder allzumal. Gegen eine Ablohnung, je größer je lieber, lassen sie die Kisten und Koffer der Reisenden uneröffnet und undurchsucht, und selbst der gewissenhafteste lernt sehr rasch diese Art der Bestechung ausüben, ohne die er in der Levante gar nicht zu Ziel und Ende käme. Bald waren wir in eine bereit stehende, hochräderige Kutsche, vielleicht einen alten Münchner Fiaker, gepackt, und der „Einpeitscher" (um diesen Ausdruck dem englischen Parlamentsjargon zu entlehnen) des „Hôtel d'Orient" sprang ungefragt und ungeladen zu dem Kutscher auf den Bock. Der Rosselenker knallte, die Pferde zogen an, und fort ging es gen Athen.

Von der Stadt Piräens selbst bekommt der Reisende auf diese Art wenig zu sehen, dieses Wenige ist aber recht artig. Einige freundliche Häuserreihen umziehen die Rundung des inneren Hafenbeckens, und ihnen schließen sich als äußere Flügel Hafen- und Quarantänebauten an. Es ist hier eben, wie in Griechenland überhaupt, alles noch im Wachsen und Werden begriffen; aber im Piräeus regt sich's so wacker, daß viele prophezeien, er werde in seinem Aufschwung gelegentlich die Haupt- und Mutterstadt Athen überflügeln und ihr über den Kopf wachsen, obgleich er derzeit kaum erst ein Viertheil ihrer Einwohnerzahl aufzuweisen hat, etwa 8000 Seelen, die jedoch in rascher Zunahme begriffen sind. Vielleicht hat sich schon heute vieles verändert. Damals sah es indeß bunt genug aus auf dem weiten freien Platz, der sich hinter dem Landungskai öffnet und von allerlei Magazinen, Zoll- und Hafenbureau's, Dampfschiffsagenturen, entstehenden Häusern, Victualien-, Obst- und Fleischbuden begrenzt ist. Außer den griechischen Trachten wimmelte es hier von den blauen und rothen Uniformen der Franzosen und Engländer, und grünfarbige Chasseurs-à-Cheval standen in Gruppen plaudernd und aus ihren kurzen Thonpfeifen rauchend beisammen.

Der Verkehr und die Regsamkeit des ohnehin sehr regsamen griechischen Volkes war damals nicht wenig potenzirt und angestachelt durch die französisch-englischen Besatzungstruppen, welche hier wie die Hechte im Fischteich saßen, sich aber in mehr als Einer Hinsicht nützlich zu machen und unter verschiedenen Formen etwas von ihrer abendländischen Cultur, von ihrem heimischen Comfort den Griechen, namentlich im Piräeus, aufzunöthigen wußten. Ihrem Erscheinen haben die Griechen anfangs geflucht, ihr Andenken wird man vielleicht einst noch segnen. Sie zuerst haben den Piräern ein Straßenreinigungssystem zwiefacher Art octroyirt, haben sie gelehrt, ihre Stadtstraßen von Schmutz, ihre Landstraßen von Räubern zu reinigen; sie, namentlich die anstelligen Franzosen, haben in ihren freien Stunden Verschönerungsanlagen unternommen und neue Wege für den

Digitized by Google

Verkehr geebnet, kurz, ſich um das öffentliche Weſen gar vielfache Verdienſte erworben. Solche Culturoctroyirungstruppen wären im Orient noch an manchen andern Orten ein „tiefgefühltes Bedürfniß.“

Durch das Vorſpringen der keulenförmig geſtalteten Halbinſel Munychia entſtehen an dieſer Stelle des vieleingeſchnittenen attiſchen Küſtenſaumes zunächſt zwei größere Ausbuchtungen: die weſtliche, geſchloſſene und kleinere derſelben bildet den Hafen des Piräeus, die öſtlich ihm gegenüber gelegene, große, in weitem Halbkreis ſich ſpannende die Rhede Phaléron. Verfolgen wir aber den Strich der Küſtenconturen vom phalériſchen Golf in ſüdweſtlicher Richtung abwärts, wo ſie ſich zum knolligen Kopf der Keule hinziehen, ſo beſchreiben wir gleichzeitig die Umriſſe zweier weiteren, zirkelförmig ausgeſchnittenen kleinen Häfen: des Hafens von Phaléron (jetzt Porto Fanari, des kleinſten der beiden, und unmittelbar an die Rhede Phaléron grenzend), und des etwas geräumigeren, faſt ganz geſchloſſenen Hafens von Munychia (jetzt Stratiotiki). Piräeus, Munychia und Phaléron, das ſind die drei Häfen Athens, und wollte man dazu noch die ſchöne Reihe von Buchten rechnen, die ſich dem Schiffer an der attiſchen Küſte auf ihrem Zuge zur Meerenge von Salamis hinauf öffnen, und welche der äußerſten fingerförmig ausgereckten Oſtſpitze (Cap Kynoſura, d. h. „Hundeſchwanz“), der Inſel dieſes Namens gegenüber, im ſogenannten Diebshafen (Phoron, wo ſich auch die Fähre für Salamis befindet) ſich abſchließen, ſo hätte man der Häfen Athens noch einige mehr.

Themiſtokles iſt der eigentliche Schöpfer des Piräeus. Er bewog den Baumeiſter Hippodamos von Milet an der Stelle, wo früher nur ein ganz unbedeutender Ort geſtanden, eine neue Stadt in der regelmäßigen Weiſe aſiatiſcher Städte zu erbauen, und bald ſtand ſie da mit Tempeln, Werften und Arſenalen, und wer gerade Straßen und neue Häuſer liebte, dem mochte ſie ſchöner bedünken als Athen mit ſeinen vielen krummen, engen und winklichten Gaſſen. Aber Themiſtokles wollte weniger die Schönheit als die Stärke. Er begann die Halbinſel Munychia und den Piräeus nach einem ſo ausgedehnten, großartigen Plane zu befeſtigen, daß er in der anfänglichen Weiſe wohl gar nie zur Vollendung kam. Auch Athen ſelber, die Stadt, „das Aſty,“ hatte er ſchon früher, nachdem den Athenern die „hölzernen Mauern“ des delphiſchen Orakelrathes doch nicht mehr genügend erſchienen, mit mächtigen ſteinernen Mauern umgeben, und Kimon unternahm es, beide befeſtigten Städte durch zwei rieſige Parallelmauern, die ſogenannten „langen Mauern,“ zu verbinden, ein Werk, das aber erſt Perikles vollendete, jener glänzende Staatsmann, welcher in ſeinen Werken die höchſte Schönheit mit der weiſeſten Nützlichkeit zu vereinigen wußte. Kimon hatte den Grund zu den langen Mauern nach dem Siege am Eurymedon und vielleicht nach einem Plane gelegt (um das Jahr 465), den ſchon Themiſtokles entworfen. Die noch vorhandenen Fundamente dieſer Mauern zeigen einen Quaderbau von 12 Fuß Dicke, was jedoch nicht ausſchließt, daß die Mauern nach oben zu an Mächtigkeit abnahmen und von leichterem Material gefügt waren. Da Appian die Höhe der Mauern des Piräeus auf 40 Ellen (etwa 60 Fuß) angibt, ſo hatten die Langen Mauern wohl die gleiche Höhe (ein ausdrückliches Zeugniß gibt es hierüber nicht), und es iſt kein Zweifel, daß ſie mit Thürmen bewehrt waren. Ihre innere Entfernung betrug etwa 600 Fuß, und dieſer Zwiſchenraum, dieſe Mauergaſſe, war dicht bewohnt, für welche Thatſache eine Stelle im Xenophon ſehr lebendig und ergreifend ſpricht, da wo er eine Niederlage der atheniſchen Flotte durch die Sparter berichtet, wovon die Kunde in der Nacht im Piräeus eintraf: „Da ertönte ein Schrei des Jammers vom Piräeus durch die Langen Mauern bis in die Stadt, indem jeder die Nachricht immer ſeinem Nachbar mittheilte; niemand ſchlief dieſe Nacht.“

Und dieſe Niederlage von Aegospotamos (nicht weit vom heutigen Gallipoli) ſollte, wie der Hauptſtadt ſelber, ſo auch den Langen Mauern verhängnißvoll werden. Der Spartanerfeldherr Lyſander ließ ſie nach der jener verlorenen Seeſchlacht folgenden Einnahme Athens zugleich mit denen des Piräeus unter Flötenſchall niederreißen (im Jahr 404). Aber bereits zehn Jahre ſpäter, nachdem Konon den Feind bei Knidos geſchlagen und damit Athen die Herrſchaft zur See zurückerobert hatte, ſehen wir ſie durch jenen wieder aufrichten. In gutem Zuſtand erhielten ſie ſich nun etwa zwei Jahrhunderte, kamen dann durch Vernachläſſigung zur Zeit der macedoniſchen Einmiſchungen in Athens Geſchicke allgemach in Verfall und wurden endlich, zuſammen mit den Befeſtigungen des Piräeus, nach der Einnahme der Stadt durch den Römer Sulla (88 v. Chr.), ganz und für immer zerſtört. Dieſe Zerſtörung bezeichnet zugleich das völlige Ende von Athens kriegeriſcher Herrſchaft und Macht nach außen, aber noch nicht das der Macht und Herrſchaft ſeines Geiſtes und ſeines Genius, deſſen Nachglanz faſt noch drei Jahrhunderte hindurch die orientaliſche und occidentaliſche Welt erfüllte. Die Ueberreſte theilten das Geſchick anderer berühmten Bauten der Vorzeit, d. h. ſie mußten Material zu Werken

Digitized by Google

niedriger Art abgeben. Thukydides gibt den Umfang der Mauern des Asty (der Stadt Athen) auf 43, des Piräo-Munychischen Walles auf 30 und die Ausdehnung der „Langen Mauern“ auf 75 Stadien an, was zusammen für den Umfang des ganzen Riesenwerkes 148 Stadien oder 109,600 Fuß ergäbe.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

William Shakespeares Sonette in deutscher Nachbildung von Friedrich Bodenstedt.

Wer, wie in allen großen Kunstwerken, so auch in Shakespeares Dramen ein Zeugniß von dem Geistesleben, von der Seelengeschichte ihres Schöpfers sehen will, der wird nothwendig auf die lyrischen Ergüsse hingewiesen, in welchen, der Natur dieser Dichtart gemäß, die persönliche Innerlichkeit selbst sich ausspricht. In dieser Weise sind Shakespeares Sonette in neuerer Zeit studirt und besprochen worden, aber einen größeren Leserkreis, ein genießendes Publikum haben sie trotz ihrer Vorzüge und trotz der Theilnahme für ihren Urheber unter uns noch nicht gefunden, und konnten es nicht, so lang eine genügende Uebersetzung fehlte. Karl Lachmann und Wagner waren mit ihren Nachbildungsversuchen hart und unverständlich geblieben; die Uebertragung von Andreas Schumacher in der Wiener einbändigen Shakespeare-Ausgabe hatte sie verwässert und verflacht. Viel Besseres leistete Regis in seinem Shakespeare-Almanach. Sein Streben nach treuer und scharfer Wiedergabe der ursprünglichen Gedanken ließ es freilich auch bei ihm zu keinem wohlgefälligen Flusse kommen, aber eine Reihe gerade der sinnvollsten und bedeutendsten Sonette gelangen seinem besondern Fleiß, während freilich alle die, in welchen die Empfindung und der Witz des Dichters ein gefälliges Spiel treibt und in zierlicher Wendung, in anmuthigem Bilde sich bald kunstvoll, bald auch mehr künstlich ausprägt, bei Regis ohne Leichtigkeit und Grazie blieben und somit auch dem Leser nicht erquicklich werden konnten. So sah sich denn Wilhelm Jordan veranlaßt, endlich eine lesbare Verdeutschung hervorzubringen, und das ist ihm allerdings gelungen, nur daß seine Arbeit von dem Original ziemlich weit absteht; häufig hat er nur den Sinn im Allgemeinen genommen und frei wiedergegeben, ohne sich an die eigenthümliche Ausdrucksweise Shakespeares zu binden. Er stellt die sonderbare Theorie auf, daß der fünffüßige Jambus für die englische Sprache mit ihren vielen einsylbigen Wörtern ein zu weites Gewand sey, das deßhalb durch entbehrliche Beiworte ausgestopft werde, und daß daher die Gedichte nur gewinnen, wenn man diese Watte gehäufter Bilder oder müßiger Füllseworte wegiasse. Nun sind aber nicht bloß die dramatischen Meisterwerke Englands in fünffüßigen Jamben geschrieben, auch Milton im Epos, auch der geschmackvolle Pope im betrachtenden Gedicht haben diesen Vers angewandt, und wenn Byron in der poetischen Erzählung den leichteren Vierfüßler wählte, so griff er doch gleichfalls überall zu jenem, wo er die ganze Tiefe seiner Weltanschauung, die ganze Gluth seiner Gefühle, den ganzen Reichthum seines Geistes und Witzes entfalten wollte, wie im Kain und Manfred, im Childe Harold und im Don Juan. Shakespeare ist im Sonett so wenig wie im Drama durch die Sprache gehemmt, so wenig dort wie hier ein mühesamer Zusammenstoppeler von Gedanken und Worten; seine Schöpferkraft ergießt sich hier wie dort in einem gewaltigen Strome, dessen unerschöpfliche Fluth ihr Bett bis zum Rande ausfüllt. Jordans Methode hat darum alle jene gedankenreichen, wuchtigen, sinnschweren Gedichte abgeschwächt, verdünnt, um ihre Wirkung gebracht, während er dort genießbar ist, wo Shakespeare selber dem italienischen Style gemäß mit Bildern und Redewendungen ein Thema geistvoll und anmuthig variirt.

Seit Jahren schon gab Bodenstedt Proben einer neuen Uebersetzung. Sie trugen ein dichterisches Gepräge, und wer ihnen folgte, der konnte bemerken, wie der deutsche Dichter sich nach innerer größerer Treue bis in das Einzelne bemühte, ohne die Rücksicht auf den poetischen Genuß zu opfern. Er mied alles Phrasenhafte, Geschraubte, er rang nach Wahrheit und Klarheit. Sein eigenes Bekenntniß lautet: „Ich betrachte die Sonette Shakespeares, wie alle ächte Poesie, als eine Schönheitsoffenbarung, und war daher bemüht sie als eine solche auch in der Uebertragung erscheinen zu lassen. Ich betrachte Shakespeare als den größten Dichter aller Zeiten, aber doch auch zugleich als einen Sohn seiner Zeit, und nicht frei von den Schwächen und Wunderlichkeiten derselben, wovon auch seine Sonette Zeugniß tragen. Der Kern ist überall ein reiner, aber die Schale will uns nach heutigem Geschmack nicht überall anmuthen. Es waren zu Shakespeares Zeit Ausdrücke üblich, an welchen damals selbst in den erhabensten Dichtungen niemand Anstoß nahm, welche aber heutzutage

Digitized by Google

in der Poeſie geradezu unſtatthaft erſcheinen. Ich habe ſolche Ausdrücke als etwas ganz Unweſentliches gemildert, wo mir das nöthig ſchien, wo ſich der Sinn eben ſo gut durch andere Worte in einer uns mehr anmuthenden Weiſe wiedergeben ließ. Es iſt doch genug übrig geblieben, was Shakeſpeares Zeit und den Boden, worauf die Sonette gewachſen ſind, in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zeigt."

Die Sonette ſind nicht von Shakeſpeare ſelbſt herausgegeben, daher brauchen wir uns an die engliſche Anordnung nicht zu binden. Bodenſtedt hat eine andere verſucht. Er beginnt mit den Liebesgedichten an jenes Mädchen, das von Geſtalt nicht ſchön und von dunkler Farbe war, aber mit buhleriſchem Reiz den Dichter eine Zeitlang umſtrickt hielt, wozu ihr muſikaliſches Talent bei ſeiner innigen Liebe für dieſe Kunſt das Seine beitrug. Dann läßt Bodenſtedt die Sonette folgen, in welchen der Dichter von dem Verhältniß ſeines ſchönen Freundes zu dieſer Geliebten redet, und geht darnach zu denen fort, welche an den höher ſtehenden Freund gerichtet ſind und dieſem das Seelenleben des Dichters darlegen. Ein anderer Kranz von Sonetten mahnt den Freund, ſich zu vermählen und der Welt ein Abbild ſeiner Schönheit zu hinterlaſſen. Den Schluß machen Gedichte mehr betrachtender Art, Ausſprüche Shakeſpeares über Leben und Kunſt. So werden wir vom Leichteren, Jugendlicheren, Empfindungsvollen zum Ernſteren, Gehaltreicheren, Gedankenhaften hingeführt, und wenn auch ein Shakeſpeare ſich dieſem letzteren zuwendet, ſo wird man wohl endlich einſehen müſſen, daß das tändelnde Spiel der Empfindungen und Bilder weit weniger den Dichter macht als die Größe der Weltanſchauung, die Tiefe des Geiſtes, daß die Poeſie weſentlich die Kunſt des Geiſtes iſt, daß das dichteriſche Ausſprechen des Gedankens nicht als eine unkünſtleriſche Reflexion betrachtet werden darf.

Der neueſte vortreffliche Herausgeber Shakeſpeares in England, Alexander Dyce, rühmt die Zartheit des Gefühls, die Tiefe des Gedankens, den maleriſchen Ausdruck, die Grazie und Harmonie dieſer Sonette, und behauptet, daß ſich die engliſche Sprache keiner andern rühmen könne, die ihnen nur annähernd gleich kämen, außer den wenigen ſo ernſten, ſo majeſtätiſchen Ergüſſen Miltons. Aber Dyce verſichert, daß ihn ein wiederholtes Studium nahezu überzeugt habe, daß die meiſten, bei verſchiedenen Anläſſen und zu verſchiedenen Zeiten von dem Dichter unter einem angenommenen Charakter zur Ergötzung ſeiner Freunde geſchrieben, mehr Spiele der Einbildungskraft als Bekenntniſſe der eigenen Natur, als der Erguß ſelbſterlebter Stimmungen ſeyen. Aehnlich ſagt Delius, der deutſche muſterhafte Herausgeber Shakeſpeares, daß alle Verſuche, herauszubringen, wer jener Mr. W. H. ſey, dem der engliſche Verleger Thomas Thorpe die Sonette als ihrem only begetter gewidmet, nothwendig ſcheitern müſſen, ſowohl weil begetter nicht der Veranlaſſer der Gedichte, ſondern derjenige ſey, der ſie allein dem Buchhändler verſchafft und die Herausgabe veranlaßt habe, als auch, weil die Sonette, wie es am wahrſcheinlichſten ſey, weder Beziehungen auf beſtimmte Perſonen, noch Anſpielungen auf wirkliche Erlebniſſe des Dichters enthalten, ſondern freie Erzeugniſſe einer dichteriſchen Phantaſie ſeyen, welche die Verhältniſſe erſt fingirt, um ſie dann poetiſch zu behandeln.

Ich kann dieſer Anſicht durchaus nicht beipflichten. Mir macht es den Eindruck der vollen Wahrheit, wenn es in einem der Sonette heißt (Nr. LXXVI der engliſchen Ordnung, 144 bei Bodenſtedt), daß jedes Wort den Stempel ſeines Namens trage, den Urſprung in ſeinem Herzen bezeuge.

„Warum trägt mein Gedanke immer fort
Ein und daſſelbe Kleid, ſchlicht und gewöhnlich,
Daß ich leicht kennbar bin, faſt jedes Wort
Auf ſeinen Urſprung zeigt, auf mich perſönlich?"

Wir brauchen nur daran zu denken, wie der Schauſpielerſtand in der Geſellſchaft gering geachtet war, und wie Shakeſpeare nicht mehr auf der Bühne auftrat, als er ſeiner Theilhaberſchaft durch die Dichtung ſeiner großen Tragödien genügte, um das perſönliche Gefühl, die unmittelbare Lebenswahrheit in den Verſen zu erkennen, in denen er ſein Loos beklagt und das Glück preiſt, das ihm in der Freundſchaft eines edlen Mannes zu Theil geworden. Bodenſtedt überſetzt:

Wenn ich, von Gott und Menſchen überſehn,
Wie wie ein Ausgeſtoßener erſcheine,
Und da der Himmel nicht erhört mein Flehn,
Dem Schickſal fluche und mein Loos beweine:
Wünſch' ich an Hoffnungen ſo reich zu ſeyn
Wie Andre, vielbefreundet, hochgeboren,
In Kunſt und Freiheit Manchem gleich zu ſeyn,
Unfroh bei dem, was mir das Glück erkoren.
Zur Selbſtverachtung treibt mich faſt mein Sorgen,
Doch denk' ich Dein, iſt aller Gram beſiegt; —
Der Lerche gleich' ich dann, die früh am Morgen
Helljubelnd auf zum goldnen Himmel fliegt.
So macht Erinnrung an dein Lieben reich,
Daß ich's nicht hingäb' um ein Königreich.

Oder nehmen wir zwei andere Stellen:

Ach wohl iſt's wahr, ich ſchwärmte hier und dort,
Erſchien der Welt als Narr, ſchnitt in die Seele
Mir ſelber tief, gab höchſtes wohlfeil fort,
Durch neue Liebe mehrt' ich alte Fehle.
Wahr iſt's, ich ſah die Wahrheit allerwärts
Schief an und ſeltſam; — doch beim Himmel oben,
Der Trug und Wahn verjüngte mir mein Herz
Und ließ mich dein Gemüth als ächt erproben.

O zürn' der Glücksgöttin, denn ſie allein
Iſt ſchuld an allem, was mich Schuld'gen beugt;
Sie zwang mich, dienſtbar meinem Volk zu ſeyn
In niedrem Stand, der niedre Sitten zeugt.

Digitized by Google

Drum liegt's auf meinem Namen wie ein Brand,
Und des Berufes fremde Farb' entweiht
Mein ganzes Weſen wie des Färbers Hand. —
O fühl' dieß mit und wünſch', ich wär' erneut!
Als Heilbedürft'ger unterwerf' ich willig
Mich allen ſtärkſten Mitteln und Arznein,
Will zur Entſühnung büßen mehr als billig,
Das Bitterſte ſoll mir nicht bitter ſeyn;
Willſt du nur, Freund, mitfühlend, bei mir weilen,
Dein Mitgefühl genügt ſchon, mich zu heilen.

Das ſind keine Phantaſieſpiele, das iſt der ergreifende Ton unmittelbarer Wahrheit, das ſind Selbſtbekenntniſſe, die ein ähnliches Selbſtgericht über ſich ausſprechen, wie wir das auch bei Dante und Michel Angelo finden, und ohne das dieſe, wie Shakeſpeare auch, die Welt nicht ſo hätten richten können, wie ſie gethan.

Und in dem Sonett an das Mädchen leſen wir:

Was iſt's, das ſolchen Reiz dem Böſen gibt,
Daß, magſt du noch ſo ſchlimme Wege wandern,
Man doch weit mehr all deine Sünden liebt
Als Tugend und Vollkommenheit in Andern?
Wer lehrte dich, die Lieb in mir zu mehren,
Je mehr ich Urſach finde, dich zu haſſen?

Da fragen wir mit Ulrici: „Wie könnte Shakeſpeare Shakeſpeare geworden ſeyn, wie möchte er ſeinen Macbeth, *Hamlet*, Lear, Kaufmann von Venedig, Maß für Maß, Sturm u. ſ. w. gedichtet haben, wenn er nicht ſelbſt im eigenen Leben, in der eigenen Bruſt den mächtigen, geheimnißvollen Zauber der Sünde erfahren hätte?“ Aber er hat den dämoniſchen Reiz des Böſen überwunden, und mit Recht ſtellt Badenſtedt das gewaltige Sonett gegen die Sinnenluſt an das Ende der Gedichte, in denen ſie eine Rolle ſpielt:

Geübte Wolluſt iſt des Geiſts Verſchwendung
In wüſte Schmach; Wolluſt iſt bis zur That
Meineidig, mörderiſch, blutig, voll Verblendung,
Rohheit, Ausſchweifung, Grauſamkeit, Verrath.
Genaſſen kaum, verachtet allſogleich,
Sinnlos erjagt, und wenn ihr Ziel errungen,
Sinnlos gehaßt; dem gift'gen Köder gleich,
Gelegt, um toll zu machen, wenn verſchlungen;
Toll im Begehren, toll auch im Genuß,
Gehabt, erlangt, verlangend — ohne Zaum;
Im Koſten Glück, gekoſtet Ueberdruß,
Im Anfang Seligkeit, nachher ein Traum.
Das weiß die Welt, doch niemand weiß zu meiden
Den Himmelspfad zu ſolchen Höllenleiden.

Auch das Bild vom Wurm des Laſters in der zarten Roſe würde ſchwerlich ſo mannigfach in den Dramen wiederholt werden und zweimal in den Sonetten vorkommen, wenn es nicht auf einer eigenen Anſchauung und Lebenserfahrung beruhte.

(Schluß folgt.)

Correſpondenz-Nachrichten.

London, December.

Die amerikaniſche Frage. — Preſſe und Publikum. — Weihnachtsvorbereitungen. — Aus der Theaterwelt. — Auswanderungsbureau für Frauen.

Wenn die engliſche Preſſe als ein treuer Spiegel der öffentlichen Stimmung zu betrachten wäre, müßten wir jetzt von dem engliſchen Volk eine gar üble Meinung bekommen. Wir müßten glauben, daß es alles Gerechtigkeitsgefühls und Freiheitsſinns, ſogar jedes Urtheils ermangele, und im niederſten Egoismus befangen, die Grundſätze, zu denen es ſich Jahrhunderte lang bekannt, ja die eigenen Intereſſen, der blinden Leidenſchaft des Augenblicks opfern wolle. Wie haben ſich die Zeitungen, mit zwei oder drei ehrenwerthen Ausnahmen, der amerikaniſchen Kriſe gegenüber verhalten? Statt ſich für die geſetzmäßige Regierung der Vereinigten Staaten zu erklären, oder doch mindeſtens zwiſchen beiden kämpfenden Parteien eine gewiſſenhafte Neutralität zu beobachten, ſchlugen ſie ſich ſofort auf Seiten der Südſtaaten, welche für die Sache der Sklaverei fechten, wie das Ding auch bemäntelt ſeyn mag. Sie entdeckten, der Kampf für die Sklaverei ſey ein Kampf für die Freiheit, der Kampf gegen die Sklaverei ein Kampf gegen die Freiheit, ſie ſchwärzten den Norden an, wo ſich irgend Gelegenheit bot, jubelten über den Bruderkrieg, der die Union zerfleiſcht, und ließen nichts unverſucht, um die Einrichtungen der großen Republik der Verachtung und dem Gelächter preis zu geben. Und als nun vor kurzem die Nachricht einlief, die Amerikaner hätten gegen

ein engliſches Schiff ein Recht ausgeübt, welches die Engländer in früheren Zeiten unzählige male gegen amerikaniſche Schiffe ausgeübt haben, da brach die Preſſe in ein tolles Wuthgeheul aus, ſchimpfte die Amerikaner Seeräuber und ſchrie nach Krieg. „Die Amerikaner," hieß es, „haben unſere Flagge beleidigt, ſie haben uns abſichtlich herausgefordert, und heben wir den Handſchuh nicht auf, ſo ſind wir für ewige Zeiten entehrt." Zum Glück ſteht aber das engliſche Volk über ſeiner Preſſe. Obgleich es Amerika mit einiger Eiferſucht anſieht, ſo hat es doch nicht der Stammverwandtſchaft vergeſſen, ſo begreift es doch, daß ein Kampf gegen die Sklaverei nicht ein Kampf gegen die Freiheit ſeyn kann; in der „abſichtlichen Beleidigung der engliſchen Flagge" erblickt es höchſtens einen Farmfehler, und wünſcht ſehnlichſt einen Krieg zu vermeiden, der die engliſchen Intereſſen gefährden und England mit Schmach bedecken würde. Denn wäre es nicht eine unauslöſchliche Schmach, wenn England, das in Wort, Schrift und That ſo viel für Befreiung der Negerſklaven gewirkt hat, die amerikaniſche Republik in einem Moment mit Krieg überzöge, wo ſie an der praktiſchen Löſung der Sklavenfrage arbeitet, und wo ſie deßhalb nicht über ihre volle Macht verfügt? Nun, Dank der ruhigen Beſonnenheit des engliſchen Volks, verfehlt die Preſſe hoffentlich ihren Zweck und wird der Friede nicht geſtört. Mittlerweile haben aber die Kriegsbefürchtungen den ſchlimmſten Einfluß auf Handel und Gewerbe; das Geſchäft ſtockt, Bankerate häufen ſich, und die Noth unter den arbeitenden Klaſſen ſteigt von Tag zu Tag.

Ehe ich zu etwas anderem übergehe, eine Bemerkung. Aehnlich, wie die engliſche Preſſe jetzt, im Widerſpruch mit der öffentlichen Meinung, Amerika gegenüber auftritt, trat ſie vor kurzem Deutſchland gegenüber auf. Das Publikum dachte nicht daran, ſich für den „Gentleman" Macdonald zu ereifern; jeder Engländer, mit dem ich in Berührung kam, äußerte ſich den deutſchen Behörden günſtig, und doch in der Preſſe welcher Höllenlärm! England war in der Perſon ſeines ungehobelten Bürgers beleidigt, und blies man nicht in die Kriegsposaune, ſo war es blaß, weil man ein anderes Ziel als Krieg verfolgte, nämlich die Zerſtörung freundſchaftlicher Beziehungen zwiſchen Deutſchland und England. Wer ſich der Macdonald-Geſchichte erinnert, wird ſich jedenfalls nicht über die gegenwärtige Haltung der engliſchen Preſſe wundern.

Trotz der Gewitterwolken, die ſich am politiſchen Horizont zuſammenballen, bereitet ſich John Bull in der gewohnten Weiſe auf die „fröhliche Weihnachtszeit" vor. Die Läden werden bereits feſtlich herausgeputzt, auf allen Märkten ſind deutſche Chriſtbäumchen ausgeſtellt, und ſeit geſtern hat auch die Cattleſhow (die Viehſchau) begonnen. Ich beſuchte ſie heute Morgen. Solche Fleiſch- und Talgmaſſen habe ich noch nie geſehen. Die Schweine ſind ſo fett, daß die Köpfe ganz in dem wurſtartigen Leib verſchwinden und von Beinen gar nicht die Rede iſt. Die Schafe ſind ſo groß, wie mittelmäßige Ochſen, und die Ochſen gleichen Elephanten. Sie verhalten ſich zu gewöhnlichen Ochſen, wie die Farmer, welche ſie hergebracht haben, zu gewöhnlichen Menſchen. Dieſe Farmer mit ihren kolaſſalen Leibern, ihren ſpeckigen gutmüthigen Geſichtern und ihren vorſündfluthlichen Kleidern, bilden ſicher den intereſſanteſten Theil der Viehausſtellung. Während die Farmer dafür geſorgt haben, daß das Publikum auf Weihnachten nicht Hunger zu leiden braucht, ſind die Buchhändler und Theaterunternehmer bedacht, uns mehr oder weniger geiſtige Weihnachtsgenüſſe zu verſchaffen. In den Bücherläden wimmelt es von neuen Werken, hauptſächlich Kinderſchriften, die ſämmtlich höchſt verlockende Titel und Einbände haben, aber an denen die Titel und Einbände leider meiſt das Beſte ſind, und rieſenhafte Maueranſchläge erzählen von den Wundern der nahenden Chriſtmas-Pantomimes oder Burlesken. Kein Theater, das nicht eine „außerordentliche" Leiſtung, etwas „Unerhörtes" verſpräche. Warten wir ab.

Sanft iſt aus der Theaterwelt nicht viel zu melden. Fechter feiert ungeachtet mannigfacher Anfechtungen nach wie vor die glänzendſten Triumphe. Dagegen iſt der Stern Brookes erblichen. Im Adelphitheater hat „die Quadroon," das neue Stück Boucicaults, Fiasko gemacht. Boucicault ſchiebt die Schuld auf das Publikum, „das an der Sklaverei Geſchmack gewonnen habe, und deßhalb gegen ein Drama eingenommen ſey, welches die Sklaverei an den Pranger ſtelle." Das iſt abgeſchmackt. Das engliſche Publikum hat keinen Geſchmack an der Sklaverei gewonnen, und wenn es das Stück des Hrn. Boucicault verdammt, ſo geſchieht es einfach, weil das Stück ſchlecht iſt. Will man „Senſation" erregen, ſo muß man die Effekte beſtändig ſteigern, denn die Nerven ſtumpfen ſich ſchnell ab; das zweite Stück Boucicaults iſt aber lange nicht ſo effektreich, wie ſein erſtes, welches hier beinahe 300 Vorſtellungen erlebte, und jetzt mit angemeſſenen Veränderungen in Paris allabendlich aufgetiſcht wird.

Vor mehreren Jahren wurde in London ein Verein geſtiftet, der ſich die Aufgabe ſetzte, gebildeten armen Damen Beſchäftigung zu verſchaffen. Der Verein gründete eine Druckerei, eine Anſtalt für weibliche Arbeiten und eine Agentur für Gouvernanten. Aber der Zudrang war ſo ungeheuer, daß nur in ſeltenen Fällen Hülfe geleiſtet werden konnte. So meldeten ſich neulich für eine Gouvernantenſtelle von 15 Pfd. Sterling jährlich nicht weniger als 810, ſchreibe acht hundert zehn Mädchen und Frauen. Von der Unzulänglichkeit der bisherigen Anſtalten überzeugt, hat nun der Verein ein Auswanderungsbureau errichtet, welches jungen Damen die Emigration nach Auſtralien und Canada, wo ſie ohne Mühe ein Unterkommen finden würden, erleichtern ſoll. Möge das Unternehmen gedeihen.

Coblenz, December.

Günſtige Lage. — Nachtheil der Feſtung und Einfluß derſelben auf verſchiedene Verhältniſſe. — Militär und Beamtenthum. — Caſinos. — Wiſſenſchaftliches Streben. — Bädekers Reiſehandbücher. — Muſik. — Theater. — Die neuen Rheinanlagen. — Das Schenkendorf-Denkmal.

Der Reiſende, welcher in der ſchönen Jahreszeit die große Verkehrsſtraße des ſo vielfach gefeierten deutſchen Stromes hinauf oder hinab zieht, ſey es zu Schiff auf den rauſchenden Wogen oder auf dem ſchnell dahinbrauſenden Dampfroß, das nun ſeinen gellenden Pfiff auch inmitten rheiniſcher Romantik erſchallen läßt, der fährt ſelten an dem reizend gelegenen Coblenz vorüber. Wenn auch das erſte römiſche Caſtell, welches wahrſcheinlich Druſus im Jahre 9 vor Chr. G. bei dem Zuſammenfluß des Rheines und der Moſel (Confluentes) anlegte, aus Vertheidigungsrückſichten hier entſtanden ſeyn mag, ſo hat die ſchöne Lage doch wohl weſentlich zum Anbau einer Stadt hier beigetragen. Zur Zeit der Frankenherrſchaft genoß die Stadt mit eigener Kirche ſchon ein bedeutendes Anſehen; nicht ſelten waren die fränkiſchen Großen hier anweſend und die nachmaligen kaiſerlichen Herren ſah Coblenz oftmals in ſeinen Mauern. Man ſollte denken, bei der überaus günſtigen Lage, in der Nähe der Vereinigung dreier Flüſſe (Rhein, Moſel und Lahn) hätte Coblenz im Laufe der Zeit einen bedeutenden commerciellen Aufſchwung nehmen müſſen. Es hat dieſen Aufſchwung nicht genommen, iſt vielmehr gegen andere Städte in neuerer Zeit unverhältnißmäßig zurückgeblieben. Die Urſache hievon iſt wohl hauptſächlich den ausgedehnten Feſtungswerken zuzuſchreiben, welche die Stadt und Gegend nach allen Seiten beherrſchen und einſchließen. Um die Stadt herum dürfen innerhalb der Feſtungsrayons keine maſſiven Gebäude, ja innerhalb des erſten Rayons darf nicht einmal leichtes Fachwerk aufgeführt werden. Großartige Fabrikanlagen ſowohl, als auch ſolide Privatwohnungen und Landhäuſer, zu welchen letzteren die Situation ſo durchaus günſtig iſt, ſind ſamit unmöglich. Im Weichbilde von Coblenz ſehen wir daher faſt nur kleine Bretterbuden als Gärtnerwohnungen ꝛc., die dem Aeußeren der Stadt einen, ich möchte ſagen faſt dürftigen Anſtrich geben. Die Bauplätze innerhalb der Stadt werden immer ſeltener und ſind nur zu enormen Koſten zu beſchaffen; die Miethen ſteigen in Folge deſſen unverhältnißmäßig. Der Handelsverkehr iſt beengt und ſetzt die Kaufleute mit wenigen Ausnahmen faſt zu Krämern herab. Die Menge der fremden Touriſten findet im Sommer in Privatwohnungen kein comfortables Unterkommen mehr und ſieht ſich genöthigt nach kurzem Aufenthalt im überfüllten Gaſthofe weiter zu ziehen.

Coblenz iſt der Sitz vieler Behörden und hat zudem eine Garniſon von etwa 5000 Mann. Militär und Beamtenthum geben der Stadt ein charakteriſtiſches Gepräge, da dieſe ſelbſt nur etwa 22,000 Einwohner zählt. Das hieſige Civilcaſino vereinigt in ſeinen ausgedehnten Räumen von einem gewiſſen Bildungsgrade ab alle Stände; es iſt das am meiſten beſuchte Lokal in Coblenz, das auch nach außen Ruf hat. Das ſeit vielen Jahren ſchon beſtehende Militärcaſino dient, außer daß viele Offiziere ihren Mittagstiſch dort haben, nur zu ausſchließlich militäriſchen Feſtlichkeiten. Die Offiziere des vierten Garde-Grenadier-Regiments haben vor ungefähr einem Jahr noch ein drittes Caſino gegründet, da ſie, als von ächt vollblütigem Adel, es unter ihrer Würde hielten, mit bürgerlichen Offizieren anderer Truppentheile zu verkehren. Die Fama ſagt, daß ſie ihren Moſelwein von Berlin kommen ließen. Es iſt eine originelle Erſcheinung, daß die Väter, Brüder und Vettern dieſer Herrn als Gutsbeſitzer ꝛc. in den alten preußiſchen Provinzen ſich ſo cordial mit dem Handwerk verbunden haben und ſogar in deſſen Innungen eingetreten ſind. Seit der Reaktionszeit der fünfziger Jahre ſind die obern Beamtenſtellen vielfach neu beſetzt worden und es herrſcht wohl auch in den Beamtenkreiſen eine freiere Anſicht der Dinge. Indeſſen haben wir noch Büreaukratie genug, und Hrines Ausſpruch:

„Der lange Schnurrbart iſt eigentlich nur
Des Zopfthums neuere Phaſe:
Der Zopf, der eh'mals hinten hing,
Der hängt jetzt unter der Naſe,"

läßt ſich auch hier als unwiderlegliche Wahrheit erkennen. Man findet verhältnißmäßig zu wenig geiſtig bedeutende Menſchen unter den Beamten, die fähig wären, über den hergebrachten Schematismus hinaus zu gehen und nur das Weſentliche der Sache gründlich zu erfaſſen. Doch haben wir auch geiſtig tüchtige Männer in unſern Beamtenkreiſen, denen das Wohl des Landes und Volkes tief am Herzen liegt, und die am engeren und weiteren Vaterlande, ſo weit ihre Kräfte reichen, mitgeſtalten helfen. Das geiſtige Leben und Streben iſt im Ganzen hier gering; an wiſſenſchaftlichen Vereinen exiſtirt nur Einer, „der ſogenannte „naturhiſtoriſche," der jedoch am Beſten, an tüchtigen vortragenden Kräften Mangel leidet, ſo ſehr der verehrte Direktor des Vereins, Dr. Wirtgen, ſich auch bemüht, weitere

heranzuziehen. Indeſſen iſt der Verein doch nicht ohne Einfluß; bereits iſt ein naturhiſtoriſches Cabinet gegründet und im Wachsthum begriffen, und alljährlich wird eine Blumenausſtellung veranſtaltet, die ſehr anregt. Bädekers Reiſehandbücher ſind der einzige literariſche Artikel, der von Coblenz nach faſt allen europäiſchen Ländern ausgeht. Der Gründer und Verfaſſer derſelben, Karl Bädeker, ſtarb vor ungefähr zwei Jahren, und leider mußte ihm ſein Sohn, Ernſt Bädeker, ein junger Mann von tüchtiger Bildung und liebenswürdigem Umgang, ſo frühe nachfolgen. Die Reiſehandbücher werden nun von dem zweiten Sohne fortgeführt, und wir wollen wünſchen, daß es mit der Umſicht, Kenntniß und Gewandtheit geſchieht, mit welchen der Vater ſie begonnen.

Die Muſik erfreut ſich verhältnißmäßig einer größeren Pflege; neben mehreren Geſangvereinen exiſtirt hier ein Muſikinſtitut, das den Winter über jedes Jahr zehn Concerte gibt, und ein „Cäcilienverein.“ Die Leiſtungen des erſtgenannten Inſtituts, dem ein wohlgeübtes Orcheſter, ſo wie ein gemiſchter Chor zu Gebote ſteht, ſind nicht unbedeutend, und die Direktion verdient in ſo fern Anerkennung, als ſie bemüht iſt, aus namhafte auswärtige Künſtler und Künſtlerinnen vorzuführen. Auf Ausbildung eines feineren Chor- wie Sologeſangs dürfte etwas mehr Rückſicht genommen werden. Von C. Drobegg, Schüler des Leipziger Conſervatoriums und Mendelsſohns, hörten wir vor Kurzem Orgelvorträge Seb. Bach'ſcher Compoſitionen, die uns einen ſeltenen, höchſt angenehmen Kunſtgenuß bereiteten. Unſere Theaterdirektion bietet, was die Zahl der Stücke anbelangt, ſehr viel, im übrigen aber ſind die Leiſtungen oft weit unter der Mittelmäßigkeit, namentlich in der Oper, zu der das hieſige Publikum beſondere Neigung hat und im Ganzen mäßige Anforderungen ſtellt.

In den neuen Rheinanlagen von der Stadt bis zur Kaltwaſſerheilanſtalt Laubach hinauf hat die Promenade eine weſentliche Verſchönerung erhalten. Neben dem Reitweg läuft ein ſchöner mit Sand beſtreuter Fußpfad hin, der im Sommer ſchon von jungen Lindenbäumen beſchattet wird. Die Mauern und Zäune der Gärten ſind mit wilden Weinreben umzogen, grüne Raſenplätze, duftende Blumenbeete, ſchattige Verandas und Bosquetanlagen, mit Ruhebänken verſehen und allerlei Statuen geziert, erfreuen das Auge und bieten die reizendſte Abwechslung. Dieſe Anlagen verdanken wir der Anregung unſerer Königin, welche auch ein hübſches Schweizerhäuschen hier hat errichten laſſen, in welchem im Sommer die gangbarſten Mineralwaſſer, ſowie allerlei ſonſtige Getränke für Leidende und nicht Leidende ausgeſchenkt werden. Einige ſchöne Gartenanlagen, mit Gartenhäuschen geziert, ſind von Privaten ebenfalls hier entſtanden, und am ſogenannten Pappelrondel finden wir ein neues Sommertheater.

Eine neue Zierde haben die Rheinanlagen in dieſen Tagen durch die am 11. December (Geburts- und Sterbetag des Dichters) erfolgte Aufſtellung der Büſte Max von Schenkendorf's erhalten. Da wo das Glacis an den Rhein ſtößt, am ſogenannten Rheinanſchluß, rauſchen zwei mächtige Pappelbäume den vorübereilenden Wogen ihre Grüße zu, Akazien ꝛc. bilden ein anmuthiges Buſchwerk, in deſſen Schatten bisher zwei Ruhebänke aufgeſtellt waren. Hier ſteht nun die vom hieſigen Bildhauer Hartung nach einem alten Porträt modellirte und in Erz gegoſſene Büſte des edlen Freiheitsſängers auf einem ſchwarzen Marmorſockel, als Hort und Wächter deutſch-nationalen Lebens und ſchaut ernſt und kühn in die Wogen des Fluſſes, dem der Dichter einſt das ſchön empfundene Lied: „Es klingt ein heller Klang ꝛc.“ zugeſungen.

Die Enthüllungsfeierlichkeit fand um 11 Uhr Vormittags, von heiterem Wetter begünſtigt, ſtatt; ein nicht ſehr ſtarker Kreis von Zuſchauern hatte ſich dabei eingefunden und unter dieſen waren namentlich viele alte Veteranen und penſionirte Militärs. Aktive Officiere waren faſt nicht zu bemerken, während die Verwaltungsbehörden ziemlich vertreten waren. Die Schüler des hieſigen Gymnaſiums ſangen zum Beginn der Feier: „Freiheit, die ich meine ꝛc.“, worauf die Enthüllung der Büſte erfolgte. Der geheime Regierungsrath Dr. Landſermann hielt hierauf eine Anſprache, in welcher er hauptſächlich die geiſtige Bedeutung des edlen Sängers darzulegen ſuchte und der Gegenwart und Zukunft, als den Erben jener Idee der vaterländiſchen Freiheit und Einheit, der deutſchen Zucht und Sitte, die weitere Feſthaltung und Ausführung dieſer Idee als Aufgabe zuwies. Die Rede war reich mit Citaten aus Schenkendorfs Gedichten geziert, in welchen der Charakter des Dichters ſich am klarſten abſpiegelt. Durch den Redner aufgefordert, ſetzte ein Schüler des Gymnaſiums der Büſte einen Lorbeerkranz aufs Haupt; darauf erklang das obengedachte Rheinlied, und die kurze und einfache Feier endete mit einem Hoch auf den König. Die Vorderſeite des Marmorſockels iſt mit einer Lyra und einem Schwerte geſchmückt, welche ein Lorbeerkranz umſchlingt. Darüber iſt in den Marmor eingegraben: Max von Schenkendorf, und darunter:

„Er hat vom Rhein,
Er hat vom deutſchen Land
Mächtig geſungen,
Daß Ehre auferſtand
Wo es erklungen.“

E. M. Arndt.

Ich bemerke hiebei, daß die von Profeſſor Hagen in Königsberg beſorgte dritte Auflage der Schenkendorf'ſchen Gedichte mit einem Lebensabriß des Dichters und Erläuterungen ſo eben in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſchienen iſt. Sie iſt J. K. M. der Königin von Preußen gewidmet.

Vom Mittelrhein, December.

(ſ. Nr. 48—49. 1861.)

Wildbad. — Dobel. — Herrenalb.

Poſaunenſtöße und Hörnerklaag haben mich aus dem Schlafe geweckt. Faſt wäre ich erſchrocken, wenn ich nicht alsbald die ſchöne Melodie des Chorals „Wachet auf“ erkannt hätte, mit der die Badkapelle die Kurgäſte zum Brunnen rief. Ich hatte geträumt vom Grafru Eberhard dem Greiner, der ſammt ſeinem Sohne Ulrich im Wildbad durch die von Eberſtein uad Wunnenſtein überfallen werden ſollte und nur durch einen Bauern über die Berge gerettet wurde. Gott Lob, die Zeiten der „Martinsvögel“ ſind vorüber, und man braucht keinen Badfrieden mehr aufzurichten aber zu erneuern, wie dieß Kaiſer Karl V. noch im Jahre 1530 durch die Beſtimmuug gethaa, „daß bei Verlieruag des Haupts die Badgäſte mit einander nichts unfreundliches oder thätliches fürnehmen dörfen.“ Zu Tauſenden kommen ſie aus allen Natianen und Ständen, vom Fürſten bis zum Bettler herab, ſuchen nichts als Erlöſung von ihren Gebreſten und leben im tiefſten Frieden mit oder doch ueben einander. Nicht einmal grüne Tiſche mit verdächtigen Geſichtern, die den Frieden ſtören könnten, gibt es im engen Thale der rauſchenden Enz, dafür aber ſo viel herrliches Wald- und Wieſengrün, daß mir der erſte Blick aus dem Fenſter ſchon wohl that bis tief ins Herz hinein. Man darf freilich nicht viel an Gicht und Rheumatismen denken, oder gar ſelbſt von dieſen böſen Geiſtern gequält ſeyn, um all das Schöne, was die Natur hier bietet, ſo recht zu genießen. Und doch liegt ſchon ein freundlicher Troſt in dem Gedanken, daß unſer Herrgott ſeine kräftigen Heilwaſſer gerade da ſprudeln läßt, wo ſelbſt der, der noch an Krücken oder den Rollſtuhl gefeſſelt iſt, erquickende Weide für Herz und Auge findet.

Bei Nacht und Nebel war ich in den tiefen Thalgraud herab gerollt, der lichte Morgen zeigte mir, was ich dabei verloren. Mein erſter Gang war darum wieder höhenwärts, um im Morgenlicht das Bild zu ſchauen, das mir die Nacht entzogen hatte. In der That ein ſehr ſchönes. Dieſer längliche Keſſel, in welchem Wildbad liegt, iſt ziemlich eng und von beträchtlich hohen Bergen eingeſchloſſen. Ihre Füße tauchen ſie in das klare Waſſer der Enz; ihre hohen Säume ſind lichtgrüne Matten, die mit den wettergrauen Heuſtadeln an Alpenwirthſchaft gemahnen; ihre Rücken und Häupter ſind mit dichten Wäldern gekrönt, in welche ſich alle die zahlreichen Wege und Pfade verlieren, die ſich aus dem tiefen Grunde nach allen Seiten aufwärts winden. Das ganze Thal iſt ein reizender Kurgarten, an dem die menſchliche Hand nur wenig nachzuhelfen hatte. Selbſt die eigentliche „Promenade“ iſt, daß ich ſo ſage, naturwüchſig, denn die rauſchende Enz in ihrem Felſenbette wird von Waldbäumen überſchattet, zwiſchen denen man nur Wege zu ebnen hatte, um die ſchönſte Anlage zu bilden. Schon vor ſiebenzig Jahren hat Herzog Karl dieß erkannt und nur mit leiſer Hand an das gerührt, was die Natur geſchaffen, und nur hinzugethan, was zur Ergänzung nöthig erſchienen.

Comfortabel iſt Wildbad in neueſter Zeit auch geworden. Wohl erinnert noch manches an den früheren, mehr dörflichen Charakter des Kurorts, aber vieles hat ſich anders geſtaltet. Die Zahl hübſcher neuer Häuſer iſt nicht mehr klein, ſtattliche, geräumige Hotels mit Gärten aber zierlichen Veranden haben ſich erhoben, nnd das Kurhaus ſelbſt iſt ein hübſcher, ſein neueſter Flügel über den Quellen ſogar ein zierlicher Bau.

Doch genug daran, zumal mein Aufenthalt nur ein kurzer war und ich auf Einzelnheiten nicht einzugehen vermag. Auch war ja die eigentliche Saiſon bereits vorüber, und zudem läßt ſich aus dem Badeleben ſolcher Kurorte, in denen nur wirkliche Kranke ſich zuſammenfinden, weit weniger berichten, als aus den faſhionablen Luxusbädern, in welchen die Geſunden die Hauptrolle ſpielen.

Worüber an dem rauſchenden Wehr, das die junge Enz den Flößen dienſtbar macht, führte mich der Pfad hinauf zur Paulinenhöhe, von der das Thal noch einmal einen prächtigen Anblick bietet. Der fernere Weg durch den Wald iſt entzückend für einen Holzhändler und Sägmüller, einem Fußgänger wie mir zieht er etwas zu lange nnd zu ſteil bergan, ſo daß ich froh war, als er ſich wieder zu ſenken begann. Er zieht tief hinab in das ſtille, nicht eben ſonderlich reizende Thal der Eiach, das nur durch ein einſames Gehöft mit Mühle und ſchnarrender Säge einigermaßen belebt wird. Abermals ging es dann ſteil bergan, zumeiſt durch ödes Felsgetrümmer, bis zu dem Dorfe Dobel, das einige tauſend Fuß über der Meeresfläche auf kahler Höhe liegt und weit über Berg nnd Thal in's freie Land hinnus ſchaut. Ich hatte mich gefreut auf die Ausſicht bis zum ferneu Dom von Speier und den blauen Vogeſen hinüber, aber die Geiſter des Schwarzwaldes ſchienen mir dieſen Anblick neckiſch verſagen zu wollen. In kurzer Friſt hatten ſie Höhen und Tiefen in Nebelſchleier gehüllt und ſchwere Wolken zogen mir auf der unwirthlichen Höhe entgegen, und doch wollte ich vor Nacht noch nach Herrenalb hinab. Es half mir nichts, daß ich in der Sonne zu Dobel einkehrte

Digitized by Google

und einige Zeit auf den Sieg ihrer himmliſchen Schweſter wartete, es fing vielmehr bald leiſe zu rieſeln an. Verdrießlich ſetzte ich meinen Weg fort, war aber kaum in den Wald getreten, als die Waiken ſich ſtärker zu entladen begannen.

Welch ein Gang wäre es geweſen, wenn die Abendſonne ihre verklärenden Strahlen durch das grüne Dach gewoben hätte! Statt deſſen fing es im Waldesdunkel raſch zu nachten an, und auf überſtrömtem Wege mußte ich geraume Zeit abwärts wandern. Wie froh war ich, als ich die Lichter von Herrenalb durch die Bäume herauf blitzen ſah und endlich im Wirthshauſe zum Ochſen einlief!

Zu anderer Zeit hätte mich vielleicht der ſteinerne Eſtrich der Wirthsſtube, das Eſſigfäßchen am Ofen und der Quaim des nicht eben feinen Fuhrmannskanaſters genirt, aber an jenem Abende ließ mich das Feuerchen im Ofen und der lederne Großvaterſtuhl neben demſelben das alles überſehen, und meine ziemlich frugale Mahlzeit und der rothe Landwein ſchmeckten mir beſſer als die feinen Biſſen der Table d'Hote im Wildbad. Ja es wurde mir nach und nach ganz gemüthlich in dieſer ſoliden Wirthſchaft alten Schlages, zumal mir auch ein poetiſcher Hauch aus alter Zeit dieſelbe zu durchziehen ſchien. An der Wand hingen nämlich zwei alte Kupferſtiche in Medaillonform, der eine mit der Unterſchrift: Charlotte at the tomb of Werter, der andere: Lady Damer at the tomb of her Husband. Werthers Lotte mit ihren hohen Stöckelſchuhen, dem niedergekrempten Hütchen auf der Haube und dem Buch in den herabgeſunkenen Händen, und ihr engliſches Seitenſtück, Lady Damer, verſetzten mich aus dem niederländiſchen Genre der wirklichen Gegenwart in die Zeit der empfindſamen Paeſte, und ich befand mich in der That gemüthlicher dabei, als wenn die Zeitung mit den neueſten Tagesneuigkeiten auf dem Tiſch gelegen hätte.

Der Regennacht folgte ein wunderſchöner kühler Herbſtmorgen. Unter dem klaren Himmel lag der Thalkeſſel von Herrenalb mit ſeiner breiten Wieſenau ſo friſch und grün da, als wäre er eben erſt neu geſchaffen. Ein erquickender Anblick, zumal dem idylliſchen Bilde auch die romantiſche Zier nicht fehlt. Dieſe bildet der Falkenſtein, eine von der Thalſohle hoch und ſchroff aufſteigende Porphyrwand, deren vielfach zerklüftete Zinken wie die wettergrauen Trümmer einer alten Burg gemahnen. Eine ſolche beſtand indeſſen hier nie, wohl aber lag in der einſamen Thalwiege eine reiche Abtei des Ciſtercienſerordens, die Graf Berthold III. von Eberſtein im Jahr 1148 geſtiftet, nachdem er zehn Jahre früher das etwas tiefer im Albthale gelegene Kloſter Frauenalb gegründet hatte.

Die Reſte dieſer Abtei hatten mich vorzugsweiſe hieher gezogen, wobei ich freilich auch auf den Anblick einer anmuthigen Landſchaft gerechnet, da die alten Klöſter dieſer Zugabe nur ſelten entbehren. Leider iſt aber von der kloſterlichen Herrlichkeit kaum ein ſchwacher Schatten übergeblieben. Von den Mauern, Thürmen, Gräben und Thoren, mit denen man die Abtei Herrenalb im Jahr 1403 umgeben hatte, iſt faſt nichts mehr zu ſehen. Die Stelle der romaniſchen Kreuzkirche nimmt ein geſchmackloſer Bau ein, und nur das ſogenannte „Paradieslein" erinnert noch an die alte Pracht. Dieſe ziemlich geräumige Vorhalle iſt in der That ein ſchöner Reſt ſpätromaniſcher Architektur. Wie zierlich ſind dieſe rundbogigen Doppelfenſter mit ihren ſechs ſchön gruppirten Mittelſäulchen, die an ihren ausgerundeten und flach verzierten Würfelknäufen und den hohen Baſen deutlich das Gepräge der vorgerückten romaniſchen Architekturperiode tragen. Unpaſſender Zuſatz iſt freilich der ſpätgothiſche Giebel der Stirnſeite mit ſeinem dreifeldigen Spitzbogenfenſter und dem Giebelreiter. Von edler Einfachheit dagegen iſt das alte Portal der Kirche mit drei ſchlanken Säulchen in den Ecken der Wandung, geradem Sturz und halbrundem Bogenfelde. Jedenfalls faſſen es dieſe ſpärlichen Reſte lebhaft bedauern, daß die alte leoniniſche Inſchrift auf dem Thürſturze:

> Ad portam vite fratres properanter adite.
> Qui sunt condigni nunc intrent corde benigni!

nicht mehr zum Eintritt in das alte Gotteshaus einladet.

Indeß darf doch auch die jetzige Kirche nicht unbeſehen bleiben, weil ſie noch einzelne Ueberbleibſel aus früherer Zeit in ſich ſchließt. Dahin gehört das ſpätgothiſche Chor mit ſeinem Netzgewölbe, eine Statue Johannes des Täufers, mehrere Grabſteine von Aebten im Bodenbelag, vor allem aber die ältere Seitenhalle mit dem Grabmale des 1431 verſtorbenen Markgrafen Bernhard von Baden. Unter einem gothiſchen Bogen, deſſen tiefe Hohlkehle mit Statuetten ausgefüllt und deſſen innerer Saum mit großen hängenden Lilien geſchmückt iſt, ſteht ein großer Sarkophag mit kleinen Niſchen und ſchöner gothiſcher Säulenſtellung. Auf ihm liegt die rieſige Statue des Markgrafen im Kettenpanzer. Dazu kommt noch eine Gruppe von fünf Statuen über dem Bogen, deren Mittelfigur die heilige Jungfrau bildet.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 2. 8. Januar 1862.

— Tibi me virtus tua fecit amicum:
Jus anceps novi, causas defendere possum.
Horat.

Gutzkows Zauberer von Rom.

Eine kritiſche Reiſenovelle.

(Schluß.)

III.

Ueber böhmiſche Dörfer und Wälder wären wir denn mit Dampfeshülfe glücklich hinaus. Der Schmerzensſchrei tſchechiſcher Nationalität: „Wodu, wodu," zu deutſch, in ſingendem Tone: „Fri-ſchés Waſ-ſér," fängt an reiner Schriftſprache Platz zu machen, als zum Exempel: „Schaff'n's a Bier? Schaff'n's an Kaffeh? Kipfel, Ribiſel, Marüll'n!" Die zahlreichen Bahnhöfe ſehen aus wie fliegende Volksverſammlungen, worin, ſonntäglich aufgedonnert, ein Stamm den andern verdrängt. Auf die Enkel Primislavs und Libuſſa's folgen die Mähren, vollberechtigte Erben ihres heiligen Swatopluk, als welcher ſammt ſeinem ſelbſtſtändigen Reiche, vor kaum eintauſend Jahren, zu Zeiten Caroli Magni, einbalſamiret worden; es folgt hannakiſches Landvolk, unſtreitig noch zu großen Dingen in der Weltgeſchichte berufen, da aus ſeiner Mitte die Ammen für das vornehme Wien beſchrieben zu werden pflegen; * folgen wahre Prachtexemplare von Slowaken, dieſer biedern, immer noch an Draht gebundenen, in Manſefallen befangenen Nationalität; folgen walachiſche Sauhirten, mit und ohne die lieben Ihrigen, nicht alle dem „götttichen" Eumaios vergleichbar; folgen ſogar Zigeuner in hellen, vielmehr in dunkeln Haufen, denen ihr ſelbſtherrſchender Stammesälteſter ſtolz voranſchreitet, einen hohen, metallbeſchlagenen Portiersſtab in der braunen Hand, auch er das Urbild einer zum Rechtsbewußtſeyn erwachenden hiſtoriſch-politiſchen Individualität. Welcher fruchtbare, ſo zu ſagen jungfräuliche Boden für den Kunſtreiter auf dem ungeſattelten Nationalitätsprincip! Freilich, ob für dieſe wandernden Söhne des Oſtens, da die Zeit des geigenden Virtuoſenthums vorbei, die Tuilerien nicht die geeignetſte Stätte wären, als dasjenige Domicil unter Culturvölkern, das ſeit einem Jahrhundert am meiſten nomadiſch beſeſſen worden?

Schon zeigten ſich am Rande des Horizonts die Umriſſe der ungariſchen Höhenzüge, ſo unbeſtimmt und duftblau wie die Dinge hinter ihnen. Die Nähe Wiens wurde mit jeder Station deutlicher; es war als fühlte man den fiebernden Pulsſchlag der Reichsmutterſtadt, in deren Herzen das aus den erkaltenden Extremitäten

* Wie für Dresden aus wendiſchen Ortſchaften. Vielleicht ein dankenswerther Fingerzeig auf die primitive Quelle der „undeutſchen" Politik, welche in beiden Reſidenzen beharrlich gemacht werden ſoll.

Digitized by Google

zurückgetretene Blut heiß und hoftig zuſammen ſtrömt. Militärtranſporte empfing und beförderte jeder Bahnhof, zumeiſt Urlauber, die ihre von der Sonne des Banats verbrannten Wangen an den Gletſchern Tirols kühlen wollten, auch Gefangene in Ketten, Kranke, die ſich aus den Sanitätswagen in den Waggon tragen ließen. Ein buntes Gewühl und Gewimmel. Endlich kam Muſik zum Vorſchein; ein ganzes Orcheſter wurde verladen, der ehrwürdige Rücken des Contrebaſſes mit Eiſenbahnkarten über und über bedeckt. Nun wußten wir, daß Wien nimmer fern, wie der Seefahrer aus einem Zuge von Landvögeln auf die nahe Küſte ſchließt. „Muſik iſt der erſte Gruß in Oeſterreich, auch in Wien.“

So las ich laut aus der Ouverture des ſiebenten Bandes, und lebhaft angeregt durch die ſchlagende Aehnlichkeit zwiſchen Original und Copie, theilte ich den Reiſegefährten die ſchöne Hymne oder Elegie an Oeſterreich ganz mit, die das ſechste Buch einleitet, hierauf aus den folgenden Kapiteln eine und die andere Stelle, welche die alte, die „einzige Kaiſerſtadt“ abconterfeit.

Die Anſchaulichkeit der Darſtellung fand Beifall. Doch bemerkte unſere Excellenz, — in äſthetiſchen Dingen ein Feinſchmecker, überhaupt ein Jünger Epikurs im beſſeren Sinne, gleich den meiſten Reſten des alten, noch halb und halb joſephiniſchen Wien, — die Schreibart des Zauberers von Rom ſey ungleich, das Buch leſe ſich für eine Unterhaltungsſchrift nicht „leicht“ genug. Eine Aeußerung, die mir eher ein Lob, als eine Ausſtellung ſchien. Die vielgeprieſene Eigenſchaft eines ſogenannt fließenden Styls oder einer ſchönen Sprache ſchließt denn doch immer eine gewiſſe Seichtigkeit des Gedankens ein. Tiefe Anſchauung und eigenartige Auffaſſung bedingt Schwere des Ausdrucks, die dem oberflächlich genießenden Leſer immerhin unbequem werden mag. Unſer Roman iſt ein Strom, deſſen Ausdehnung an ſich ſchon Untiefen, Strudel und Wirbel mit ſich bringt.

Die Excellenz geſtand, daß derlei „Leſen mit Hinderniſſen“ ihre Sache nicht ſey. „Ich habe,“ fuhr ſie fort, „das Buch nach den erſten Bänden nur ſtellenweiſe an mich kommen laſſen, in Auszügen, wie ſie hie und da eine Zeitſchrift mittheilte. Zwei — Kleinigkeiten, wenn Sie wollen, ſtörten mich, machten mich unterweilen geradezu „deſchparat“: die vielen Gänſefüße, und die wunderlichen drei Punkte (...), welche den Text unzählige mal unterbrechen. Ohne für den Reiz eines wohl angebrachten Citats unempfänglich zu ſeyn, meine ich, dergleichen Würze müſſe ſparſam angewendet werden. Was ſoll es bedeuten, wenn ein ſimpler Kellner ein „Gleich, Herr, gleich,“ wenn ein weſtphäliſcher Eichencamp die „vorſprangende“ Flur heißt? Wie viele aus der Maſſe des Publikums, an die ſich der Roman doch wendet, haben Shakeſpeare oder gar Sophokles ſo raſch bei der Hand, um dem ſchriftgelehrten Verfaſſer in ſeine Intentionen folgen zu können? Wir wollen die Natur unvermittelt ſehen, die Perſonen einfach bei Stand und Namen genannt wiſſen. Ein Buch iſt kein botaniſcher Garten, wo neben jedem Strauch und Baum ein Taferl ſteckt oder hängt, mit Linnéſcher Terminologie. Und nun gar dieſe verflixten drei Punkte! Sagen Sie mir, was Sie aus denen machen?“

„Sie ſind,“ antwortete ich, „Stimmungszeichen, Pauſen in der Muſik, in welchen der angeſchlagene Ton nach- und ausklingen ſoll. Wie der Tonſetzer eine ſogenannte Couronne hinſchreibt, wo er dem ausübenden Künſtler, dem Sänger, die Weiterführung ſeines Gedankens, die Anbringung einer Fioritur ausdrücklich überlaſſen haben will, ſo rufen die drei Punkte dem Leſer Namens des Dichters zu: „Mein Gedanke iſt nicht abgeſchloſſen; gehe ihm nach, verfolge ihn in ſeine letzten Schwingungen, laß neben dem gedruckten Worte die Stimmung, welche es weckt, in obligater Gedankenharmonie austönen.“ Die allerdings ungemeine Menge dieſer Zeichen deutet an, wie ſich der Verfaſſer ſelbſt in einem ſteten Stimmungstremolo befindet. Er kann mit ſich, mit ſeinem Stoffe nicht fertig werden. Iſt es denn aber das Leben? Kommt es immer und überall zum völligen Abſchluß? Erſt der Tod macht ein rechtes, volles Punktum.“

Ein anderes, gewichtigeres Bedenken hatte der geiſtliche Herr auf dem Herzen; daſſelbe berührte bereits mehr die Compoſition, als den Styl des Zauberers. Er ſtieß ſich an deſſen ſymboliſirender Manier. „Warum unbeſtimmte oder fingirte Namen neben wirklichen? Im ſiebenten Bande ſind wir in Wien, im achten, neunten in Italien. Vortrefflich; da hat der Leſer feſten Grund und Boden unter den Füßen, er orientirt ſich. Bis er aber dahin gelangt, muß er ſich durchtaſten. „Eine mitteldeutſche Reſidenz mit ſchnurgeraden Straßen, voll Schilderhäuſer und Wachtparaden:“ weßhalb nicht „Kaſſel,“ wohin doch jeden Blinden das zu Anfang des erſten Buches genannte heſſiſche Dorf weiſt? „Der Biſchofsſitz, die Reſidenz des Kirchenfürſten:“ warum nicht „Köln,“ welches ſo deutlich genannt, ſo nahe gerückt iſt, daß es männiglich mit Händen greifen kann? Warum Lindenwerth, ſtatt Nonnenwerth, Witoborn, ſtatt Paderborn? Der Dichter begibt ſich durch die Vermiſchung beſtimmter und fingirter Oertlichkeiten, durch die Verkleidung geſchichtlicher Thatſachen und Perſonen in Fiktion, eines Hauptreizes: des Reizes der Wahrheit in der Dichtung. Wie

ſicher und feſt grundirt der engliſche, der franzöſiſche Roman! bis auf das Stadtviertel und die Hausnummer in London oder Paris!"

„Hierauf könnte ich entgegnen, daß in Frankreich wie in England Leſer und Schriftſteller den für ihre Beziehungen zu einander unſchätzbaren Vortheil genießen, auf dem einheitlichen Schauplatz der meiſten Romane zu Hauſe zu ſeyn, wogegen der deutſche Dichter ſein Terrain erſt ſchaffen, ſeine Scene ſich aufbauen muß. Ich ſuche aber einen tieferen, allgemeineren Grund für das Clairobſcur unſeres Zauberers. Man erinnert ſich wohl, daß dieſelbe Unbeſtimmtheit, richtiger Namenloſigkeit, in einem andern Roman der Gegenwart, in Freytags „Soll und Haben" ſich wiederholt: auch er nennt ſein „Breslau" nicht, die Oder heißt ihm nur „der Fluß." Dem Deutſchen bleibt eben, bei aller realiſtiſchen Richtung, ein Hang zu idealiſiren, ſagen wir lieber: zu generaliſiren. Er ſtrebt darnach, die einzelne Erſcheinung des Lebens im dichteriſchen Abbild zur Allgemeinheit zu erheben. Damit wird eine in allen Stücken uns ſo theure individuelle Freiheit gerettet: dem Leſer in der Imagination, dem Schriftſteller in der Compoſition; jener mag ſich denken was er will, dieſer geſtalten wie er will, ohne daß beide an eine feſt umſchriebene Wirklichkeit, an die Bedingungen des Realismus gebunden ſind."

Dieſe Betrachtung führte auf die Compoſition des Zauberers von Rom. Sowohl der geiſtliche als der weltliche Reiſegefährte ſtürmten gegen dieſe, wie ſie behaupteten, ſchwächſte Seite des Werkes mit den hitzigſten Angriffen ein. Der eine fand im Zauberer dieſelbe geheimnißvolle Truhe mit Papieren wichtigen Inhalts wie in den Rittern vom Geiſte; durch acht Bände verfolge ſie uns, um in dem neunten buchſtäblich in Rauch aufzugehen. Der andere verwarf als ein abgenutztes Motiv die ausgehöhlten Pilgerſtäbe, welche wiederum bedeutungsvolle Schriftſtücke verbergen. Jenem war des romantiſchen Spuks in Terſchka, dem abenteuernden Jeſuiten, und in Bruder Hubertus, dem Abtödter, zu viel; dieſer nannte die Entwicklung, im Verhältniß zur Verwicklung, überſtürzt. Es wurde eine Seite im neunten Bande aufgeſucht und nachgeſchlagen, die 48ſte, wo vier Perſonen innerhalb zehn Zeilen kurzer Hand abgethan werden. Ein paar Kapitel ſpäter ſpringt Hubertus, der mit Recht den Beinamen „der Abtödter" führt, in die Flammen, unter jedem Arm eine Hauptfigur des Romans haltend. Neben dieſem ſummariſchen Schlußverfahren wollte es nicht paſſend erſcheinen, daß noch im letzten Bande eine gewiſſermaßen neue Expoſition, die Geſchichte Federigos, das eilfertige Ende unterbricht. Und ſo weiter, und ſo weiter, in allerlei Bedenken und Ausſtellungen, ſo daß ich, in die Enge getrieben, bittend rief: „Gemach, gemach, meine Herren! Sie ſetzen mir auf die Letzt' hart zu. Laſſen Sie uns die Sache einmal in Ruhe überlegen!"

„Die Compoſition des Zauberers iſt, wie es die allmähliche Herausgabe des Buches mit ſich bringt, theils ausgedachter Plan, theils aber auch Improviſation, die in aller künſtleriſchen Arbeit eine ſo unabweisbar mächtige Rolle ſpielt. Nicht jeder Incidenzpunkt der neun Bände konnte im erſten Druckbogen vorgeſehen, nicht jede Perſon vom Auftritt bis an ihr ſeliges oder auch unſeliges Ende von vorn herein fix und fertig ausgearbeitet werden. Der geübte Blick wird in der überwältigenden Maſſe von Perſonen und Zuſtänden herausfinden, was urſprüngliche, was ſchöpferiſche Eingebung geweſen, und was ein Zwang aus Prämiſſen, aus vielleicht gewagten und unbedachten Vorausſetzungen geworden iſt. Ich möchte hier, mit Vergunſt unſerer citatenſcheuen Excellenz, das Wort Mephiſtos anführen: „In Einem ſind wir frei, im Andern Knechte." In Einem, das heißt in der Erfindung, in der Anlage, in der Untermalung, ſind wir „frei;" da verwickeln wir leicht und luſtig drauf los, kein Knoten iſt uns feſt genug geſchürzt, keine Situation zu bunt und zu gefährlich. Warum? Publicus will „geſpannt" ſeyn, Publikus begehrt „Stoff." Nun kommt aber das Andere, das uns zu „Knechten" macht, die Entwicklung, die Auflöſung, das Ende: der romantiſche Kram ſoll logiſch Rede ſtehen und Antwort geben, und zwar ſo bündig, daß der Recenſent nicht über Unwahrſcheinlichkeit greinen kann, und daß die „ſchöne Leſerin" ſein Rechenſchaft über Alles und Jedes empfängt. Auf dieſem kritiſchen Punkte läuft denn allerdings ſo mancherlei Menſchliches, Mißliches mitunter, daß man es dem Dichter nicht übel nehmen kann, wenn er, von ſeinen eigenen Geſchöpfen gedrängt, ſich eines oder das andere mit einem geſunden Dolchſtoß, einer heilſamen Feuersbrunſt vom Hals ſchafft. Ja, wenn der fatale fünfte Akt, der leidige letzte Band nicht wäre! So lange wie möglich drückt man ſich drum herum; muß man aber an's Meſſer, je nun, ſo bleibt nichts übrig, als den Knoten, der nicht zu löſen iſt, zu zerhauen."

„Die Hand auf's Herz, meine Herrn: nicht einmal unſere vornehmen Claſſiker wiſſen am Ende recht aus oder ein. Die letzten Kapitel der „Lehrjahre" ſind auch, wie man zu ſagen pflegt, mit Waſſer gekocht: die Löſung eines Romans durch die Flaſche, woraus Meiſters ungezogener Junge trinkt, kann einem ehrlichen Kritiker Angſtſchweiß auspreſſen. Und doch

Digitized by Google

besteht ohne Romanhaftes kein Roman; Abenteuer muß er bringen, von Dingen, die alle Tage passiren, lebt er nun einmal nicht. Hat der Leser die Wahl zwischen zwei Uebeln, dem Zuviel und dem Nichtgenug, so wird er in der Regel jenes, das Zuviel, vorziehen, selbst wenn er es am Schluß mit einem Zuwenig sollte bezahlen müssen. Was muthen uns die Franzosen nicht zu, sie, unsere Meister im Verwickeln, wie die Engländer im Entwickeln! Die Franzosen, mit der überall auf Handlung, auf das Dramatische drängenden Spannkraft ihres Volks, häufen in ihrem Roman Abenteuer auf Abenteuer, bis sie am Ende durch einen Gewalts- oder Staatsstreich der gesammten tollen Wirthschaft das Garaus machen. Die Engländer, in ihrer breiten Behaglichkeit recht eigentlich prädestinirte Epiker, spinnen den Faden ihrer Romane aus dem Charakter des Helden gemüthlich ab, unbekümmert um langweilige „Strecken," wo gar nichts geschieht; dafür bringen sie denn im letzten Kapitel jedes, auch das kleinste Endchen in's Klare, sämmtliche Frauenzimmer unter die Haube, die untergeordnetsten Figuren nach Haus. Man weiß genau, „was aus allen wird." Das glaubt niemand, wie tiefe „Befriedigung" ein solches altengsches Schlußkapitel in dem Leser gewöhnlichen Schlages zurück läßt, während er den blassen Schluß der Pariser Geheimnisse — diesen Hof von Geroldstein, mit welchem Meister Sue, um einem tiefgefühlten Bedürfnisse entgegen zu kommen, den Gotha'schen Almanach bereichert hat — mißmuthig in die Sophaecke wirft."

IV.

Eine „Wasserstation" schnitt mir meine literaturgeschichtliche Parallele vor dem Munde ab. Wir warteten geraume Zeit, bis die Locomotive verschnauft hatte, dann fuhr sie fort, und neugestärkt mit ihr unsere Excellenz.

„Gestehen Sie zu," sagte sie, „daß auch der Zauberer von Rom seine Wasserstationen hat, Lücken in der Fabel, über welche uns irgend ein sauber gemaltes Genrebild oder eine stimmungsvolle Landschaft hinweghelfen, wenn nicht täuschen soll. In der Hauptsache, der Erfindung, oder, wie Sie es technisch ausdrücken, in der Composition bleibt der Roman, gleich jedem deutschen, zurück."

„Ich möchte," erwiederte ich hierauf, „nicht mißverstanden werden. Erfinden kann der Deutsche so gut wie der Franzose, der Engländer; er besitzt sogar mehr Phantasie als diese. Dichtet er nicht Mährchen, in denen die ungeheuerlichsten Dinge sich begeben? Aber der Roman ist kein Mährchen; er hat eine andere Aufgabe, als nackte Thatsachen zusammenzustellen. Sein Held ist das Seelenleben, die menschliche Natur, die volle Tiefe, der weiteste Umfang aller Leidenschaften. Auf diesem Felde, dem der Psychologie, der Charakteristik, ist der Deutsche Meister, ist der Zauberer von Rom ein Meisterwerk."

„Vergleichen wir uns doch, auch unter diesem Gesichtspunkte, mit unsern Nachbarn. Der Engländer gefällt sich in Excentricitäten, in Carricaturen, Sonderlingen, ja Mißgeburten, wie die Pickwickier von Boz. Der Franzose hängt im Gegentheil an der conventionellen Form; sein Roman schafft keine Menschen, nur Typen: types du moyen age bei Victor Hugo, types du demi-monde bei Dumas Sohn, bei George Sand die femme incomprise, bei Paul de Kock der betrogene Ehemann; — Typen überall, im Roman und im Drama, bis hinab in die Schablonenmalerei der kleinen Theater, welche, wie die alte italienische Comödie, ihre stehenden Masken haben, le vieux grognard, l'épicier, le gamin, la mère noble, höchstens ein Dutzend an der Zahl. Dagegen, welche Mannigfaltigkeit, welch unerschöpflicher Reichthum an Individualitäten in einem deutschen Roman, in unserem Zauberer! Gutzkow baut eine ganze römische Kirche auf, schafft seine eigenen Cardinäle, Priester, Mönche, gibt eine chromatische Tonleiter von Geistlichen aller Würden und aller Farben, jede Intervalle charakteristisch bezeichnet. Auf der höchsten Stufe steht Bonaventura, des Dichters Lieblingskind, mit unsäglicher Fürsorge ausgeführt und in das hellste Licht gestellt; vielleicht in so fern eine allegorische Figur, als sie die Unvereinbarkeit des Humanitätsbegriffs mit dem Priesterthum darzuthun bestimmt ist, dabei aber doch eine menschlich wahre, natürlich warme Lichtgestalt. Neben ihm, in Ergänzungsfarbe, ebenfalls hell, Cardinal Ambrosi, wie Bonaventura in bedeutungsvolle Beziehung gebracht zu reinigenden Elementen innerhalb des kirchlichen Lebens, und zu den Thälern von Piemont, aus denen die nationale und politische Wiedergeburt Italiens begonnen. Hinter beiden im Schlagschatten Ceccone, Fefelotti, die Repräsentanten der faulen Hierarchie mit ihren weltlichen Verirrungen. Dann, in den klaren, kühlen Farbentönen des vergangenen Jahrhunderts, der alte Dechant, so liebenswürdig in seiner, allerdings an Indifferentismus streifenden Toleranz. Tiefer unten der wilde Zelot Cajetan Rother; Müllenhoff, der streng geschulte, noch strenger schulende Soldat der Kirche; der ästhetisirende und polemisirende Beda Hunnius; meisterhaft gezeichnet der Convertit Klingsohr und Bruder Hubertus, ein so ungleiches Paar, daß es gerade durch seine Zusammenstellung sich

Digitized by Google

trefflich illuſtrirt; der einſiedelnde Schwärmer Federigo, deſſen Ketzerthum die Vermittlung zwiſchen der katholiſchen und proteſtantiſchen Seite tragen muß; der proteiſch alle Farben ſpielende Jeſuit Terſchka, — welch eine Fülle von Bildern und Zuſtänden aus dem kirchlichen Leben!"

„Es fragt ſich nur," warf der geiſtliche Herr ein, „ob unſere Kirche in ihnen ihre Kinder erkennt? Das fragt ſich nicht, daß Bonaventura und das von ihm ausgeſchriebene Concil ſo wenig Rom, wie Italien zu retten vermöchten, wollte man den Maßſtab der Wahrheit an die Dichtung legen. Vielmehr hat es den Anſchein, als wüchſe ſich dieſer Papſt Bonaventura in einen ärgeren „Tyrannen" aus, als die Gregore oder Innozenſe geweſen. Doch, gehen wir darüber hinweg; zeigen Sie uns lieber die weltliche Seite, welche jener kirchlichen gegenübergeſtellt iſt."

„Sie ruht," verſetzte ich, „außer auf Benno und Thiebold, dem tragiſchen und dem humoriſtiſchen Helden, auf den Frauengeſtalten. Daher mag es kommen, daß dieſe vorwiegend ſcharf gezeichnet und gefärbt ſind. Die weiblichen Figuren, welche in erſter Linie ſtehen, Lucinde voran, Erdmuthe, Monika, Armgart, Olympia, Fulvia, Angiolina, — alle, bis auf Eine, Paula, die in abſichtlicher Schwebe zwiſchen Himmel und Erde gehalten wird, — tragen ſo feſte Züge, treten ſo beſtimmend auf, ſo handelnd ein, daß die Männer neben ihnen ſtellenweiſe zu verſchwimmen, zu verſchwinden drohen. Doch wollen wir dafür nicht den Verfaſſer verantwortlich machen, eher eine ſeine Abſicht deſſelben ahnen. Die Zeit der dreißiger Jahre, worin der Roman ſpielt, war nicht, wie die jetzige, auf Eiſenbahnen heranwachſende, eine fertige, poſitive Zeit, ſondern eine der allgemeinen Gährung, die Werdezeit der gegenwärtigen Zuſtände. Unſere heutige Jugend hegt keine Zweifel, aber auch keine Illuſionen mehr; ſie weiß, was ſie will, ſie iſt oder wird eben auch „realiſtiſch." Das gibt denn ſogenannt feſte Charaktere. Anders vor einem Menſchenalter. Da herrſchte noch gerade in höher ſtehenden oder ſtrebenden Naturen die Fauſtſtimmung vor, die Byron-Ironie, der übelberufene Weltſchmerz. Aehnliche Diſſonanzen ſind es, die Klingsohr aus einem Extrem in das andere treiben; in den Widerſprüchen zwiſchen Ideal und Wirklichkeit, Freiheit und Polizeiſtaat geht Benno unter: zwei Charaktere, für welche ſich lebendige Originale unzweifelhaft finden laſſen. Der Grundton jener Zeit erklärt wohl auch die wehmüthige, herbſtliche Färbung des ganzen Gemäldes. Die Helden und Heldinnen des Romans bekommen alle graue Haare, vor der Zeit, unter den Augen des Leſers. Vier große Sterbeſcenen, Erdmuthe, Angiolina, Benno, Federigo, werden mit augenſcheinlicher Vorliebe, im höchſten Style ausgeführt. Dagegen fehlt es an den heiterſten Bildern, an komiſchen Cabinetsſtücken ebenfalls nicht; Löb Seligmann, die Kattendyks, die Karſtens, Schnuphaſe mit Töchtern, Familie Zickeles, Gebrüder Pötzl ſind von unwiderſtehlicher Wirkung, ſo daß wir in unſerer, nach dem Luſtſpiel lechzenden Zeit bedauern, ihnen nicht auf der Bühne zu begegnen."

„Dieß mahnt an eine weitere Anerkennung, die wir Gutzkow ſchulden: als gewiegter Dramatiker verſteht er ſich auf einen guten Schauplatz des Romans; ſeine Scenerie iſt bewundernswürdig. Nicht allein, daß er die Phyſiognomie deutſcher Städte und Länder im Kopf und in den Fingern hat, wie kaum ein zweiter (wie treffend ſchildert er Hamburg, Köln, Weſtphalen); nein, ſeine Dekorationsverwandlungen ſind auch mit der weiſeſten Umſicht geordnet und dem Grundgedanken des Werks angepaßt. Um den Zauber Roms zu entfalten, ſtellt er uns nicht etwa gleich auf die Höhen des Vatikans; er zeigt, nach einem Vorſpiel in Kurheſſen, das nur der Einführung der Heldin gewidmet iſt, dieſen Zauber Roms zuerſt in ſeiner Spiegelung in Norddeutſchland, gebrochen durch den Kampf mit der Staatsgewalt, dann in ſeinen Reflexen in einer homogenen Sphäre, in Wien, und zuletzt erſt, faſt zu ſpät, jedenfalls zu kurz, im Mittelpunkt, in Italien. Höchſt charakteriſtiſch ſind Land und Leute in den verſchiedenen Kreiſen geſchildert. Die berühmte „rothe Erde," von Immermann poetiſch urbar gemacht und ſeitdem ungemein fruchtbar an dorfgeſchichtlichen Hofſchulzen, erſcheint in Produkten und Originalen von dergeſtalt eigenthümlicher Art, ſo dicht von Weih- und Höhenrauch umhüllt, daß wir an der Wahrheit der Schilderung zu zweifeln geneigt ſeyn würden, wenn uns nicht ein Seitenblick, zum Beiſpiel in die „katholiſche Fraction" gewiſſer Kammern, dieſe Wahrheit ſchlagend bewieſe. Was Wien betrifft —"

Hier fiel die Excellenz ein, lebhaft, beinahe leidenſchaftlich. „Was Wien betrifft," ſagte ſie, „ſo erlauben Sie wohl mir ein letztes Wort. Das Gemälde von Wien im ſiebenten Band iſt, bei guten einzelnen Zügen, nicht ähnlich, oder vielmehr, es iſt nicht umfaſſend, nicht erſchöpfend. Gutzkow hat uns allezeit ſtiefväterlich behandelt. Ich vergeſſe nicht ſo bald auf ſeine „Eindrücke," die unſerem Scholz ſogar ſeine Komik abſtritten. Mein guter, alter Scholz! Wären um ſeinen Tod ſo viel Thränen geweint worden, wie bei ſeinen Lebzeiten Thränen über ihn gelacht worden ſind ſo läg' er im Waſſer, nicht in der Erden drinnen. Das im Vorbeigehen. Aber daß auch der Zauberer nicht mehr über Wien, über Wien in Beziehung zu Rom,

Digitized by Google

zu bringen weiß, als eine Vorſtellung im Burgtheater, die recht artig iſt, aber nicht zur Sache gehört, eine Vorſtellung bei Metternich, unwahrſcheinlich bis zur Unmöglichkeit, eine Vorſtellung bei Zicketes und Compagnie, wiederum recht artig, aber wiederum zur Sache nicht gehörig — das iſt eine poetiſche Ungerechtigkeit, an die wir freilich, wie an ſo manche unpoetiſche, vom Reich aus ſchon gewöhnt ſeyn könnten. Wir wollen annehmen, der Zauber von Rom habe unſern Dichter blind gemacht für den Zauber von Wien. Und ſchau'n Sie nur, wie prächtig der juſt ſich aufthut!"

So war es, prächtig in der That, prächtig über jede Beſchreibung. Ueber die lange Taborbrücke donnerte unſer Zug. Zur Rechten Kalenberg, Leopoldiberg, aus dunklem Wald und Wein heraus dem Ankömmling heiter herabnickend. Links die Auen des Praters, ein grünes Meer, voll Sang und Klang; als Wimpel flatterten die bunten Fähnlein der Schenken drin, als Segel weiße Sonntagskleider und Uniformen. Unter uns der breite, raſche, kaiſerliche Strom; hier und da in den Weiden am Ufer ein Hirtenfeuer und zerſtreute Luſtlager jauſender Spaziergänger. Vor uns — Wien, das verwandelte, verjüngte Wien: Stadt und Vorſtädte, ſeit die ſtarre, ſteinerne Scheidewand gefallen, über ihren Trümmern liebend in eins gefloſſen und in entfeſſeltem Wachsthumsdrange ſich frei ausſtreckend in die weite Ebene. Ueberall Licht und Luft, „himmliſche Luft, Freiheit!" Kein Schatten in dem reizenden, rieſigen Bilde, als die ferne Rauchſäule des nach Ungarn ſtürmenden Dampfers. Der Himmel wie in flüſſiges Gold getaucht; hoch oben in einem Lichtwölkchen ſchwebt ein dunkler Punkt, ein Luftballon.

Dafür fehlte ein anderer Augen- und Höhenpunkt, die Spitze von Sanct Stephan. Sie iſt abgetragen, um auf alten Grundlagen neu aufgeſetzt zu werden. „Möge es nicht eine Viſion ſeyn, wie das neunte Buch des Zauberers von Rom," ſo ſagte, halb für ſich, die Excellenz, nachdem ſie mir Auskunft über das vermißte Wahrzeichen gegeben. Ich blickte dem alten Herrn in's Auge und begegnete einem Strahl jener glühenden Vaterlandsliebe, welche dem Oeſterreicher ſo ſchön ſteht, die ſogar auf dem heitern Antlitz der Wienerinnen ein Feuer anfacht, höher und edler als das des heißeſten Straußiſchen Walzers. Hier hatten wir einen Machthaber des alten Syſtems, der aber um die Zukunft des neuen tief bekümmert war, wie wenn er ſelbſt es führte; hier ein Wiener Kindel, grau geworden auf dem Pflaſter des Kohlmarkts und dem Kies der Baſtei, und doch, nach einer ſechswöchentlichen Trennung, des Wiederſehens ſichtlich, wahrhaft kindlich froh.

Im Bahnhof ſchieden wir, mit Gruß und Handſchlag, beide Reiſegefährten außerdem mit dem Gelübde, eine nochmalige Wallfahrt in und durch die bewußten neun Bände anzutreten. Die Excellenz wurde von einer zahlreichen Familie, von Söhnen, Schwiegertöchtern, Enkeln, jubelnd eingeholt, der geiſtliche Herr durch einen handküſſenden Hofſtaat von Caplanen und dienenden Geiſtern, beide in einer ſtattlichen Equipage. Gleichzeitig rollte ich, auf dem ſtandesgemäß höchſten Platze, der Imperiale eines Omnibus, wie in einem Feenwagen durch den ganzen Zauber von Wien: über den Praterſtern, deſſen Strahlen bunte Menſchenfunken nach allen Seiten ausſprühten, durch die Jägerzeil, am jungen Franz-Joſephs-Quai vorbei, in und durch die innere Stadt, über die Burghöfe mit ihren Denkmälern, die Glacis mit ihren Neubauten, die wachſenden, wimmelnden Vorſtädte, zur Mariahilfer Linie hinaus, bis gegenüber der Gloriette von Schönbrunn. Eine Stunde dauerte die Fahrt von der Nordbahn zur Weſtbahn; ſie gab Stoff zu Träumen für eine ganze weitere Reiſenacht. In dieſen Träumen ſchwammen das alte und das neue Wien gleich Nebelbildern in einander. Jenes, das alte, vormärzliche Wien, ſetzte ſich mir, trotz allen Ausſtellungen der ortskundigen Excellenz, aus den Zügen des Romans doch ſehr klar und treu zuſammen. Hinter einer Reihe heller Fenſter am hohen Markt ſah ich mit vollſtändiger Illuſion eine Zickeles-Soirée und auf der dunkeln Schottenbaſtei den Schatten des melancholiſchen, ſelbſtmörderiſchen Chorherrn. Aber dieſes, das neue, nachoktoberliche Wien, wie es mir im Vogelfluge erſchien, mit Sommerabendbeleuchtung und Sonntagabendſtaffage — Zauberer von Rom, wann malſt du uns dieſes Bild? — Iſt es dann auch frei vom „römiſchen" Zauber — (des Concordats, zum Exempel) — ſo hat der Zauberer, ſo hat Wien um ſo ſicherer ſeine große Aufgabe gelöst!

Franz Dingelſtedt.

Digitized by Google

Die Lehre Darwins und der Menſch.

(Schluß.)

Das Schickſal dieſer Speculationen, welche den ganzen Menſchen, den phyſiſchen, den geiſtigen und den moraliſchen, ſo nahe berühren, mag nun aber in der Wiſſenſchaft ſeyn, welches es will, ſo iſt es ſehr merkwürdig, daß zu derſelben Zeit die Erde Thatſachen herausgibt, welche für die dunkle Urgeſchichte der Menſchheit von der größten Bedeutung ſind, und weiter verfolgt noch weit größere erlangen können.

Jedermann hat wohl von den merkwürdigen Pfahlbauten gehört, die ſeit wenigen Jahren in erſtaunlicher Menge, und mit einem in ſeiner Armuth für uns unſchätzbaren Inventar, in den Seen der Schweiz, Scandinaviens und Großbritanniens aufgedeckt werden. Das Alter dieſer ſonderbaren Niederlaſſungen ſtuft ſich offenbar darnach ab, ob der Boden, in dem ſie die Reſte ihrer Induſtrie als Zeugen ihrer Cultur hinterlaſſen haben, bereits eiſernes oder ob er nur kupfernes und Bronzegeräthe, ob er letzteres gemiſcht mit Steinwerkzeugen, oder endlich ob er gar keine Spuren von Metallgebrauch aufweiſt. Mit den älteſten, deren Bewohner ihre zahlloſen Pfähle nur mit der Steinaxt fällten und den Ur und das Elenn mit Steinwaffen jagten, ſehen wir uns weit hinauf in die Jahrhunderte vor unſerer Zeitrechnung verſetzt, in eine Zeit, wo auf dem nördlichen Europa bisher die tiefſte Nacht lag. Aber ſo intereſſant dieſe Urochſenjäger ſind, von noch weit größerem Belang ſind die Entdeckungen, welche kaum einen Zweifel übrig laſſen, daß der Menſch bereits dem Mammouth und dem foſſilen Nashorn gegenüber geſtanden.

Man weiß, wie vorſichtig, faſt ängſtlich die Wiſſenſchaft bisher Alles abgewieſen und wegerklärt hat, was als eine Spur des foſſilen Menſchen gedeutet werden wollte, mit andern Worten Alles, was darauf hingewieſen hätte, daß des Menſchen Exiſtenz hinaufreicht über den jetzigen Zuſtand der Erde, ſeit deſſen Beſtand nach aller Ueberlieferung an den Formen unſeres eigenen Geſchlechts und der uns umgebenden Thiere und Gewächſe keine merkbare Veränderung vorgegangen iſt. Sogleich die jüngſten der Erdſchichten, welche wir bis jetzt als vorgeſchichtliche und vormenſchliche angeſprochen haben, weiſen neben heutigen Thieren andere auf, welche von ihren jetzigen Verwandten ſpezifiſch abweichen, ſowie ſolche, welche jetzt wenigſtens ganz andere Himmelsſtriche bewohnen. Kurz, Alles ſcheint zu beweiſen, daß damals der Oberflächenzuſtand der Erde vom gegenwärtigen, wenn nicht ſehr bedeutend, doch noch merklich abwich, und daß zwiſchen der Bildung dieſer Schichten, deren bekannteſter Repräſentant das Mammouth iſt, und dem Anfang der Menſchengeſchichte ein Zeitraum liegt, der, wie ſehr er auch gegen die großen geologiſchen Perioden verſchwinden mag, für unſere Vorſtellung ein unfaßlicher iſt. Aus dieſen Schichten nun ſollten zu verſchiedenen Zeiten und nicht ganz ſelten Menſchengebeine erhoben worden ſeyn, hin und wieder Schädel von ſehr auffallenden Umriſſen, die von den Kopfformen nicht allein der civiliſirten, ſondern auch der wilden Menſchheit auffallend abwichen. Aber, wie geſagt, die Wiſſenſchaft fand immer Mittel, den Proceß niederzuſchlagen und die Foſſilität des Menſchen, ſein Daſeyn in geologiſcher Zeit zu verneinen. Es iſt, als graute ihr vor dem Gedanken, auf eine Menſchenform zu ſtoßen, die ſie als eine von der heutigen Menſchheit der Art nach beſtimmt verſchiedene anerkennen müßte.

In dieſem ſogenannten Diluvium nun, in Sand-, Kies- und Lehmbänken, welche neben heutigen Thieren den alten Elephanten, das Rhinoceros und andere ausgeſtorbene Arten enthalten, werden ſeit einer Reihe von Jahren im nördlichen Frankreich und in neueſter Zeit auch in England in großer Menge Feuerſteinfragmente erhoben, welche augenſcheinlich durch Bearbeitung von Menſchenhand mit Abſicht ihre jetzige Form erhalten haben. Es ſind offenbar nur wieder mit Stein zugehauene Steinwerkzeuge und Waffen, Aexte, Hämmer, Meſſer, Speer- und Pfeilſpitzen, Alles ungleich roher und primitiver als die verwandten Arbeiten aus der Steinzeit der Seedörfer. Auffallender Weiſe wurden bis jetzt mit dieſen Geräthen ſo gut wie keine Menſchenknochen gefunden; aber bekannte, Anfangs ſelbſt ungläubige franzöſiſche und engliſche Geologen haben es, nachdem ſie an Ort und Stelle ſelbſt genau beobachtet, über allen Zweifel erhoben, daß dieſe Gebilde der Menſchenhand in denſelben Schichten ganz unter denſelben Umſtänden begraben liegen, wie zahlreiche Knochen ausgeſtorbener Thiergeſchlechter, namentlich des Mammouths und des Nashorns, des Höhlenbären und der foſſilen Hyäne. Die geehrten Geſellſchaften zu Paris und

Digitized by Google

London ſcheinen ihren Widerſpruch gegen dieſe Offenbarung aufgegeben zu haben, und die Wiſſenſchaft darf in Verfolgung dieſer nun einmal angezeigten Spur den wichtigſten Aufſchlüſſen entgegen ſehen.

Bis jetzt galt der Menſch, als das höchſte und letzte, jüngſte Glied der Thierreiche, ausſchließlich für ein Produkt des gegenwärtigen Welttages, ſeit deſſen Anbruch vor einer, wie man nicht ſowohl ſchätzt, als eben nur meint, nicht allzu langen Reihe von Jahrtauſenden die Sonne eine Geſtaltung der Erdoberfläche und eine Verfaſſung des Thier- und Pflanzenreichs beſcheint, die dem heutigen Zuſtande faſt in allen Stücken entſprochen haben muß. Es ſpringt nun in die Augen, daß alle bisherigen Vorſtellungen vom Urſprung des Menſchen und von den Anfängen ſeiner Geſchichte völlig verrückt werden, ſobald man anerkennen muß, daß der Menſch im nördlichen Europa bereits in geologiſcher Zeit gelebt hat, in einer Periode, wo die Erdzuſtände — Verhältniß zwiſchen Land und Meer, Clima, Fauna, Flora — von den jetzigen noch merkbar abwichen, wo namentlich das Land noch große Säugethiere nährte, welche jetzt weit gegen die Tropen zurückgewichen ſind. Damit ſcheint ſich auf einmal ein neues, bisher nicht erkanntes oder verläugnetes Band der Verwandtſchaft zwiſchen dem Menſchen und den ihm leiblich nahe gerückten Thiergeſchlechtern zu ſchlingen. In den jüngſten tertiären Schichten treten alle Säugethierfamilien in Arten auf, welche von den heutigen mehr oder weniger abweichen; der Menſch allein ſchien eine Ausnahme zu machen. Nunmehr aber könnte es wohl überraſchen, aber nicht mehr befremden, wenn über kurz oder lang im ſelben Gebiet eine vom heutigen Geſchlecht mit allen ſeinen Spielarten beſtimmt verſchiedene Menſchenſpecies zu Tage käme.

Eine Hauptſtütze der Lehre Darwins iſt die große Menge der Arten, in welche die meiſten Gattungen, foſſile wie lebende, zerfallen, ein Umſtand, der allerdings zum voraus den Gedanken nahe genug legt, daß nicht jede Species frei für ſich entſtanden, ſondern daß auf irgend eine, bis jetzt nicht ſtreng nachweisbare Weiſe eine aus der andern werde herausgebildet worden ſeyn. Behält aber der Mann mit ſeiner Löſung des Räthſels am Ende Recht, ſo werden wir uns, nicht den Urſprung — von einem ſolchen kann ja in dieſem Syſtem im Grunde gar nicht die Rede ſeyn — ſondern die Entwicklung unſeres Geſchlechts nach aller Analogie nothwendig ſo zu denken haben: Daſſelbe wird in den letzten Epochen der Erdgeſchichte, analog allen höheren Säugethierfamilien, in einer längeren oder kürzeren Reihe einander ablöſender Arten aufgetreten ſeyn, in Arten, welche im Maaße, als ſie in der Zeit rückwärts von unſerem jetzigen Körpermodell abweichen, ſich immer mehr einem Typus nähern, in dem die eigenthümliche menſchliche Bildung erſt roh und ſkizzenhaft angelegt iſt, einem Geſchöpf, aus dem vielleicht nach der einen Seite die Reihe der Zweihänder und Zweifüßer, nach der andern die der Vierhänder hervorgegangen iſt.

Man ſieht gleich, wie mit dieſer Vorſtellung ein ganz eigenes Licht auf das phantaſtiſche Spiel fällt, das der Menſch von jeher in Scherz und Ernſt, in Glauben und Aberglauben mit ſeiner eigenen Leiblichkeit getrieben hat. Die allen Religionen und Mythen des Alterthums und des Orients gemeinſamen Phantome, in denen thieriſche und menſchliche Bildung ſich miſchen, Gottheiten in Menſchengeſtalt mit Hunde- oder Vogelköpfen, Faunen, Satyrn u. ſ. w.; ferner Troglodyten, Waldmenſchen aller Art, geſchwänzte Menſchen, all die ethnographiſchen Wunder der alten und neueren Geographie, die von den alten griechiſchen Geſchicht- und Reiſebeſchreibern bis weit in die neuere Zeit herauf Lieblingskinder der abentheuernden Phantaſie geweſen — ſie erſcheinen, man weiß nicht, ſoll man ſagen als Reminiscenzen oder als wache Träume des Menſchen von längſt vergangenen Zuſtänden ſeines Geſchlechts, und es ſieht gerade aus, als ob jene idealen Calibane prophezeit hätten, was ſehr leicht früh oder ſpät, wenn auch in orthodoxerer, ich meine naturgeſetzlicherer Geſtalt, in den Muſeen der Naturgeſchichte handgreiflich aufgeſtellt ſeyn könnte.

Im gemeinen Leben nennen wir gewiſſe Phyſiognomien ohne Bedenken Affengeſichter, und dieß ſind oft genug eben Geſichter, die wir nicht leiden können. Wie Jedermann weiß, gibt es aber auch Engelsgeſichter, und iſt Caliban eine Erinnerung, ſo mag Ariel eine Ahnung ſeyn. In unſern Engeln in Crinolinen gewahren wir am Ende eine bereits im Zuge begriffene Veredlung und Verklärung, der die Menſchengeſtalt langſam freilich, ſehr langſam entgegenrückt. Sieht aber der Zoolog nicht ab, wo bei dieſer Metamorphoſe zu einem höheren Geſchöpf, einem Engel, nach anatomiſchem Geſetz die Flügel herkommen ſollen, neben den obern Extremitäten, die doch ſchon für Armband, Handſchuh und Fächer nicht zu entbehren ſind, ſo hat er dieſe Sorge Dem zu überlaſſen, der alles irdiſche Leben aus Einem Ei herausgebildet hat, von der Monade bis zum Geſchöpf, das ſich jetzt ſchon einbildet, daß er es nach ſeinem Bilde geſchaffen habe.

Daß man die Bildungsluſtigen, die Freunde und Gönner der Wiſſenſchaft über eine ſo wichtige Erſcheinung, wie Darwins Ideen, beſſer unterhalten und unterrichten könne, als es hier verſucht worden, das habe ich nicht zu bezweifeln. Meinte aber einer, um es

beſſer zu machen, müßte er weit gründlicher zu Werk gehen, ſo könnte er leicht noch weiter als ich von einem vernünftigen Ziele abgeführt werden. Die eigentliche Bedeutung und der Hauptnutzen populärer Vorträge über Thatſachen oder Probleme der Wiſſenſchaft liegt, nach meinem Urtheil, auf einer andern Seite als auf der poſitiver wiſſenſchaftlicher Belehrung. Es muß ein ſehr jugendlicher oder in Eitelkeit ergrauter Profeſſor ſeyn, der ſich gleich gedemüthigt und entmuthigt fühlt, wenn er beim Auseinandergehen nach der Vorleſung von den hübſcheſten Leuten Fragen hört, die näher oder entfernter an die Meidingerſche Geſchichte erinnern, wo einer, den man durch prächtige Gärten und Gewächshäuſer geführt, voll des Dankes iſt für die genoſſene unſchätzbare Belehrung und nur Einen Baum vermißt hat — den Purzelbaum. Wer aber das Glück hat — man darf ja wohl ſo ſagen — all die oft weit auseinander liegenden Momente, welche zu der hier flüchtigſt gezeichneten Anſchauung zuſammenwirken, auch nur einigermaßen zu überſehen, dem iſt es nicht zu verdenken — zumal wenn er ein Deutſcher iſt — wenn er über der großartigſten Perſpektive in die Zukunft der Wiſſenſchaft auf länger als nur auf Augenblicke vergißt, was heute die Welt in Unruhe erhält — das Schickſal des heiligen Vaters und Italiens, der öſterreichiſchen Monarchie und Rußlands, der kurheſſiſchen Verfaſſung und der amerikaniſchen Union, die ewige ärgerliche Frage, ob Preußen weiß, was es will, und das peinigende Räthſel, was Frankreich in der nächſten Zeit aus ſeinen Nachbarn und aus ſich ſelbſt zu machen gedenkt.

Ohne ein Erkenntniß, die nun einmal auf dilettantiſchem Wege weder mitzutheilen, noch zu erwerben iſt, kann man ſich nicht wohl eine klare und richtige Vorſtellung machen von der Bedeutung, die einer Lehre wie die Darwinſche, wenn ſie ſich befeſtigte, für den ganzen Begriff vom Seyn und Weſen der Dinge, von Materie und Geiſt zukommen müßte. Meines Bedünkens genügt es, wenn man die gebildete Geſellſchaft vorläufig mit der Tragweite der neuen Anſchauung im Allgemeinen bekannt macht und ſie bittet, etwa noch Folgendes auf's Wort zu glauben: — Dieſe Ideen ſind keineswegs Hypotheſen, wie deren ſchon ſo viele ausgebrütet worden ſind, und über welche die Wiſſenſchaft ruhig zur Tagesordnung übergegangen iſt. Schon in der Schrift, die uns vorliegt, und die der ſcharfſinnige Engländer einem größeren Werke vorausgeſchickt, hat derſelbe eine ſolche Maſſe von Material zu Gunſten ſeiner Anſichten aufgehäuft, daß einer, der ſich ſeinen Glauben an die Unveränderlichkeit der Arten rein erhalten will, nichts beſſeres thun kann, als das Buch ungeleſen zu laſſen. Dieſes Buch iſt in den Augen Vieler, die ſo gut und ſo wenig wiſſen, was eine Species eigentlich iſt, als irgend einer, ein aus dem Füllhorn der heutigen Wiſſenſchaft gefallener fruchtbarer, bereits angewurzelter Keim, aus dem ein ſonderbarer Baum der Erkenntniß erwachſen kann, und die ſchöne Welt hat ſich darauf gefaßt zu machen, über kurz oder lang glauben zu müſſen, daß ihr unmittelbarer Stammesvetter ein Affe iſt.

Es iſt gewiß Manchem gegangen wie mir. Wenn man das Buch und viel oder wenig dagegen und dafür geleſen und überdacht hat, einerſeits, welche Zumuthungen das neue Syſtem verſchiedenen Wiſſenſchaften, zunächſt der ſyſtematiſchen Naturgeſchichte und der Lehre von der Zeugung und Fortpflanzung macht, andererſeits von welchen Zumuthungen es die Vernunft losſpricht — da kann einem zu Muthe werden, wie es den Leuten mag geweſen ſeyn, in denen die Macht des ſinnlichen Augenſcheins mit den Forderungen der erſtarkenden Vernunft in hartem Kampf lag, als die Cultur ernſtlich die Frage zum Austrag brachte, ob die Sonne um die Erde laufe oder umgekehrt.

Keine der organiſchen Geſtalten, welche je auf der Erde gelebt und ſich fortzeugt, hat irgend wann und irgendwie, ſo, wie ſie uns erſcheint, als Art, einen Anfang für ſich gehabt, kein Thier, kein Gewächs. Die höchſten wie die niederſten, die größten wie die kleinſten, die gegliederſten wie die einfachſten, alle mit einander ſind nach verſchiedenen Richtungen auseinander gewichene, im Ablauf ungemeſſener Zeit fort und fort abgeartete, zu immer neuen Formen auseinander gewickelte Sproſſen eines und deſſelben uranfänglichen Keimes. Nicht nur Elephant und Maus, Vogel, Reptil und Fiſch, Krebs, Schmetterling und Blattlaus u. ſ. w., nein, Wirbelthier, Kerbthier, Weichthier, Strahlthier, Alles was je geathmet und ſich bewegt, iſt am Ende Eines Stammes und Eines Blutes. Durch die ganze Welt der Lebendigen geht von Anfang an ein niemals unterbrochener Zug der Metamorphoſe, aber nach einem Zeitmaß, daß in jedem gegebenen Augenblick die Bewegung zu ruhen ſcheint wie der Fixſternhimmel, an dem doch in Wahrheit Alles gegen und auseinander rückt, und die Claſſen, Familien und Gattungen des Thierreichs für unſer Auge daſtehen wie feſt umſchriebene Sternbilder, und die mikroſcopiſche Thierwelt gleich Nebelflecken. Das Moment der Bewegung in der organiſchen Wandlung iſt ſo klein, daß es ſich unſern Sinnen faſt gänzlich entzieht. Für die Zeit hat nun einmal der Menſch kein Mikroſcop, und nicht nur dem einzelnen Blick erſcheinen alle organiſchen Formen wie ruhende Typen im Fluß der ewig vergehenden und ſich

ewig neu gebärenden Arten; die Menſchheit ſelbſt, ſoweit ſie ſich auf ſich ſelbſt beſinnt, hat die Zeiger am lebendigen Uhrwerk von jeher ungefähr ſtehen ſehen, wie ſie heute ſtehen, und erſt wenn man durch das Teleſcop der Geologie in ungezählte Jahrtauſende zurückblickt, gewahrt man, daß die Zeiger einſt ganz anders gewieſen haben, und daß einmal im Leben der Erde eine andere Tageszeit geweſen iſt als jetzt, wo wir nicht wiſſen, was die Glocke geſchlagen, und ob es noch nicht Mittag iſt oder bereits Abend werden will.

Dieß iſt ja im kürzeſten Ausdruck der Inhalt der neuen Anſchauung; und vertieft man ſich darein, überdenkt man all die Ketzereien gegen wiſſenſchaftliche Dogmen, die ſie in ſich ſchließt, all die Frevel gegen unzählige Schulgeſetze, und vergißt man einen Augenblick, daß ſich dieſe nur zu oft zu Naturgeſetzen verhalten, wie canoniſches Recht zu Geboten Gottes, ſo fühlt man ſich weit in die alten Begriffe zurückgetrieben und erblickt in dieſem Copernicaniſchen Syſtem der organiſchen Welt nur eine der blendenden Verirrungen des menſchlichen Geiſtes, wie ſie ſchon oft dageweſen. Und dann wieder — ſobald man ſich vergegenwärtigt, wie unſicher, wie unreif noch Alles gerade auf den Gebieten des Wiſſens iſt, wo das Hauptforum zur Schlichtung des Proceſſes liegt, und wenn es ſich einem wieder aufdrängt, wie da auf einmal die über einander geſchichteten Sphären, die wunderlichen Epicykeln unſerer organiſchen Bildungsgeſchichte ſich in das großartig einfache Bild des urewigen, in zahllos abgeſtuften Formen ſich fortbewegenden Lebens auflöſen, ſo erblickt man in Darwins Idee mit Zuverſicht eine von der halb begreifenden, halb ahnenden Vernunft in die Zukunft hinausgeworfenes Schema, deſſen Auszeichnung und Colorirung das weitausſehende Geſchäft der in neue Bahnen gewieſenen Wiſſenſchaft ſeyn wird.

Mich ſelbſt, ſo oft ich mir dieſes Bild zum voraus in Gedanken ausmalte, beſtach neben ſo vielem Andern noch Eines: die offenbare, bedeutſame Uebereinſtimmung dieſes Entwicklungsbegriffs mit dem Weſen des Menſchen und aller ſeiner Schöpfungen. Wie es nach jenem in der Welt der Lebendigen nichts früher nicht Geweſenes, für ſich Hervorgebrachtes gibt, ſo gibt es ja auch in der Menſchenwelt nichts Neues unter der Sonne, das nicht als Vorbild, als Keim und Skizze bereits dageweſen wäre. Von allen Bildungen des Menſchengeiſtes, vom Staat und der Kirche bis zum Induſtrieprodukt, laſſen ſich nach Darwinſcher Weiſe Stammbäume entwerfen; das heißt, man kann vom heutigen Zuſtand bis in die Nacht der Geſchichte hinauf eine lange Reihe von Zuſtänden nachweiſen oder doch conſtruiren, von denen zwei ſich mehr oder weniger, doch niemals vollkommen decken, wenn dieſe zwei in der Reihe neben einander ſtehen, nächſte Zeitverwandte ſind, aber deſto mehr von einander abweichen, an je entfernteren Punkten der Reihe man ſie herausgreift: ganz genau, wie ſich die foſſile Thierwelt zur heutigen verhält, wenn man die bei der nothwendigen Mangelhaftigkeit der Beobachtung für unſern Blick noch beſtehenden großen und kleinen Lücken der Thierreihe in Gedanken durch vermittelnde Glieder ausfüllt.

Der Geolog, wenn er nach dem Fragment eines verſteinerten Thiers, und der Antiquar, wenn er nach einem Stück alten Schrift- oder Bildwerks die Schichte und die Zeit beſtimmt, aus denen die Dinge ſtammen, thun ganz daſſelbe, nur daß jener bis jetzt meinte, die Entwicklung von damals bis heute ſey ſtoßweiſe, in ſcharfen Abſchnitten erfolgt, während der Andere von jeher wußte, daß die Entwicklung immer eine ſtetige, niemals unterbrochene geweſen iſt. Die Hauptaufgabe des Hiſtorikers beſteht darin, foſſile Geſchichtsbildungen für den Begriff neu zu beleben; die nothwendige Vorausſetzung bei dieſem Geſchäft iſt aber, daß immer der Form, nie dem Weſen nach je etwas anderes geſchehen iſt, als es im ewigen Zug der menſchlichen Kräfte Geiſt, Phantaſie und Gemüth noch heute geſchieht.

Dieſes Verhältniß zwiſchen beiden Gebieten veranſchaulicht man ſich am ergötzlichſten, wenn man die Träger dieſes oder jenes menſchlichen Berufs, und damit einer gewiſſen Culturrichtung, in Gedanken vom heutigen Tage rückwärts hinauf nach Generationen an einanderreiht, die Repräſentanten der verſchiedenen Zeitabſchnitte als organiſche Gattungen und Arten anſpricht und ihre innern und äußern Charaktere vergleicht.

So zum Exempel zerfiel der erſte chriſtliche Miniſter des Auswärtigen am Hofe der Merowinger, der diplomatiſche Cleriker, im Lauf der Zeit in die zwei großen Ordnungen der geiſtlichen und der weltlichen Diplomaten, und dieſe veräſteten ſich wieder durch die Jahrhunderte herauf in zahlloſe Gattungen und Arten, wobei der eine immer auf den Schultern des andern ſtand und jeder eine gewiſſe Summe von Merkmalen vom Vorgänger erbte und eine gewiſſe andere auf den Nachfolger vererbte, jeder aber nach Bart und Friſur, wie nach geiſtigem und moraliſchem Coſtüm, der genaue Ausdruck ſeiner Zeit war. Bildete ſich aber dieſer oder jener ein, daß mit ſeinem „Programm“ eine ganz friſche Aera der Staatsweisheit angebrochen ſey, ſo war dieß gerade ſo wahr wie die Vorſtellung, nach der mit jeder Thierſpecies ein neuer ſchöpferiſcher Gedanke frei in's Leben getreten ſeyn ſoll. Vergleicht man dieſe Reihen einander die Laſt der Weltregierung

abnehmender Staatsmänner nach ihrem rein äußerlichen Auftreten, gleichsam nach Pelz und Gefieder, so zeigt sich, daß die einander unmittelbar Ablösenden oder nur durch wenige Glieder Getrennten sich an Haarputz und Bart, Kragen und Mantel nur so unterscheiden, wie es der Wechsel der Mode mit sich bringt, und sich zu einander verhalten wie verschiedene Species. Hält man ihrer zwei zusammen, zwischen denen ein oder zwei Jahrhunderte liegen, so ist die Erscheinung schon so abweichend, daß man sie nach zoologischen Grundsätzen als verschiedene Gattungen anzusprechen hat, und handelt es sich von einem halben Jahrtausend, so stehen sich gar verschiedene Familien gegenüber.

Wie aber beim organischen Geschöpf die Robe, wie der Franzose sagt, und die ganze äußere Bildung mit Sicherheit auf das Wesen des innern Baus deutet, so erhalten wir dort ganz dieselbe Reihe von Arten, Gattungen u. s. w., wenn wir vom Menschen, den der Genius des Schneiders gemacht, weg auf das sehen, was jedesmal der Mann im Geiste seiner Zeit aus dem eigenen Geiste gemacht hat. Untersucht man sie z. B. nach den Mittelpunkten der sie beherrschenden Ideen, und findet einen, bei dem die Formeln heißen: Wahlkapitulation, Römermonate, Reichskammergericht, Reichsreceß u. s. w., und weiter herauf einen andern, bei dem es lautet: Reform der Bundesverfassung, freie Hand, Mittelstaaten u. s. f., so müßte man beide für generisch verschieden erklären, wenn man die Mittelglieder nicht kennte, welche die Parolen von Verona und Carlsbad, vom Wiener Congreß, von Tilsit, vom Reichsdeputationshauptschluß und vom Baseler Frieden im Munde führen; so aber weiß man nicht, wo man die Species aufhören und die Gattung anfangen lassen soll, und genau so ist es, wenn man die organische Natur nach dem Begriff der Veränderlichkeit der Arten betrachtet.

Denselben Anblick — um noch ein Beispiel unter unzähligen zu geben — gewährt die Geschichte der Wissenschaft, wenn man die Träger der verschiedenen großen und kleinen Zweige derselben nach naturgeschichtlichem Schema betrachtet. Vor zweihundert Jahren waren die gelehrten Mammuths, die Polyhistoren, am Aussterben, und seitdem wurden auch die Folianten seltener in der Weltliteratur, obgleich es noch heute an solchen nicht fehlt, wie es ja auch noch immer Elephanten und Nashörner gibt. Jene vielwissenden Ungeheuer zerfielen nun aber seit der sogenannten Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften in verschiedene Gelehrtenfamilien, deren jede ausschließlich ein größeres oder kleineres Gebiet verwandter Wissenschaften beweidete. Diese gingen aber im Laufe der Zeit wieder in zahlreiche Gattungen und Arten auseinander, die sich immer weniger verstanden, wie Spielarten, wenn sie zu Species sich befestigen, aufhören sich zu begatten. Dieser Proceß der Theilung der Wissenschaft in immer kleinere Zweige, deren jeder seinen eigenen Mann plagt, hat sich nun aber seit einer Spanne Zeit vollends in auffallendster Weise beschleunigt. Ich selbst habe noch in der Kindheit einen Mann gekannt — und deren gab es damals noch viele — der an einer unserer Hochschulen Physiologie, Zoologie, Botanik und Chemie zugleich vortrug. Dieser Mann vereinigte gleichsam in sich, allerdings skizzenhaft, die specifischen Merkmale von mehr als einem halben Dutzend Forscherarten, welche heute am selben Ort jede einen einzelnen Zweig bearbeiten und sich geistig und leiblich davon nähren, wie es Insekten gibt, deren Existenz an Eine Baumart geknüpft ist, auf der sie geboren werden, Eier legen und sterben. Der Polyhistor erscheint aber in der Geschichte gegenüber der heutigen bunten, vielgegliederten, so vieles halb wissenden und nur Eines, so Gott will, recht könnenden Forscherwelt, wie etwa das Ursäugethier, das der Darwinsche Begriff in der Erdrinde voraussehen und suchen muß, wie der ohne Zweifel plumpe, ungeschlachte, skizzenhafte Urvater all der Dickhäuter, Wiederkäuer, Fleischfresser, Nager u. s. w., deren zahlreiche Geschlechter die jüngsten Erdschichten füllen und an der Oberfläche jenen Kampf um die Existenz führen, der in Darwins Theorie eine so wichtige Rolle spielt.

Von dem Umstand, daß so Manches, was nothwendig aus dem neuen Systeme fließt, aus moralischen und religiösen Gesichtspunkten sehr bedenklich erscheinen muß, sehe ich für jetzt vollkommen ab, um ein andermal darauf zurück zu kommen. Das hier Vorgebrachte hat sich nur an die begriffliche Seite der aufgeworfenen großen Frage gehalten und kaum angedeutet, welch gewichtige Einsprache Geist und Gemüth gegen so drohende Zumuthungen der Wissenschaft zu erheben haben. Es war hier nur darum zu thun, im Allgemeinsten deutlich zu machen, daß die Naturforschung im Begriffe scheint, wieder einen der Aussichtspunkte zu erreichen, von denen aus das Verhältniß des Menschen zur Welt sich auf einmal in unerbittlicher Wirklichkeit so ganz anders darstellt, als er sich bis da in natürlicher Selbstliebe eingebildet. Wie es aber auch werden mag, und müßte die Wissenschaft am Ende alle Consequenzen der neuen Anschauung zugestehen, die Welt wird darum nicht aus den Fugen gehen. Versteht es sich doch von selbst, daß der Mensch Alles, was in seinem äußern Leben zur Thatsache und durch seine sich fort-

Digitized by Google

bewegende Vernunftthätigkeit zur Wahrheit wird, endlich auch muß ertragen können. Die Widerwilligſten müſſen die Reformation hinnehmen und dazu ihrer Früchte genießen, ohne es zu wiſſen, noch zu wollen, und dem Krater der franzöſiſchen Revolution ſind die Gaſe entſtiegen, aus denen ſich die Luft des Jahrhunderts zuſammenſetzt, die jeder athmen muß, der leben will. Es gab einmal eine Zeit, wo die Erde der Mittelpunkt der Welt und Alles auf Erden und am Himmel um des Menſchen willen da war. Dieſer hat nie eine größere Demüthigung erlitten, als da er beim Lichte der eigenen Vernunft ſeinen Wohnplatz herabgeſetzt ſehen mußte zu einem „Stern unter Sternen," zu einem Weltkörper vom wer weiß wie vielten Rang in einem Winkel des Univerſums. Gegen dieſe Degradation — und ſie iſt eben auch verwunden worden — iſt Alles, was die neue Lehre von der Entſtehung der Arten in ſich ſchließt und ausſchließt, doch nur eine Kleinigkeit.

Das alte und das neue Athen.

(Fortſetzung.)

So war Athen mit dem Piräeus, der munychiſchen und phaleriſchen Halbinſel in ein gemeinſchaftliches coloſſales Befeſtigungsſyſtem verflochten, das in ſeinem der See zugekehrten Theil dem vielzerklüfteten Zug der Küſte folgte und die drei Häfen der Hauptſtadt landwärts umſäumte; eine Umwallung, deren Spuren und Grundzüge ſich noch heute dem Meeresufer entlang deutlich verfolgen laſſen, und zwar in einer Dicke von etwas mehr als zwölf Fuß; in Abſtänden von etwa zweihundert Fuß machen ſich vorſpringende Thurmreſte bemerklich. Das Material iſt ein ſauber zu Quadern behauener Muſchelkalk, der auf der Halbinſel ſelbſt gebrochen wurde. Unſerer jetzigen Kriegskunſt würde zwar dieſer ganze formidable Bau ſo wenig mehr Reſpekt einflößen als die große chineſiſche Mauer; aber er that es im Alterthum, und war namentlich den auf Athens Größe eiferſüchtigen Spartern ſtets ein Dorn im Auge.

Die Mauern liefen von ſüdweſtlicher nach nordöſtlicher Richtung vom Piräeus nach Athen genau auf den Eingang zur Akropolis zu. Man pflegt den linken Schenkel dieſer Doppelmauern gewöhnlich als nördliche, den rechten als ſüdliche Mauer zu bezeichnen. Der, wie geſagt, bewohnte Innenraum bildete gleichſam einen feſten Platz für ſich und wurde in dieſer Beziehung zuweilen „die lange Feſtung" genannt, und war ſolcherweiſe auch wohl geeignet, der Bevölkerung Attikas Schutz zu bieten, als ein großer Theil derſelben ſich während des Peloponneſiſchen Krieges nach der Hauptſtadt flüchtete, eines Krieges, der freilich die erſte Zerſtörung der langen Mauern ſelbſt zur Folge hatte.

Wir ſprachen ſeither und man ſpricht gewöhnlich nur von den beiden langen Mauern; es unterliegt aber faſt keinem Zweifel, daß es während einer kurzen Epoche noch eine dritte, die ſogenannte Phaleriſche Mauer gegeben hat, wie die heutige Kritik, trotz den ſich vielfach widerſtreitenden Zeugniſſen der alten Schriftſteller, durch gründliche Unterſuchungen ſchlagend nachgewieſen hat. Demnach ſcheint jetzt ſo viel feſtzuſtehen, daß es zu Anfang nur zwei Mauern gab, jene nördliche und eine zweite, welche von der Nordoſtecke der Phaleriſchen Halbinſel durch die Phaleriſchen Sümpfe hindurch in zwar gerader, aber mit der Südmauer nicht paralleler Richtung zum Aſty hinlief, ſo zwiſchen ſich und jener, der „Piräiſchen" Mauer, einen breiten Zwiſchenraum laſſend, der indeß bald für die Vertheidigung gegen einen nach der Hauptſtadt vordringenden Feind zu breit befunden wurde, während eine enge Gaſſe, wie Leonidas bei Thermopylä gezeigt, ungleich leichter ſelbſt gegen einen mächtig überlegenen Feind zu halten war. Daher vermuthlich geſchah es, daß auf Betreiben des Perikles neben jener nördlichen noch eine näher gelegene, eine mittlere Mauer aufgeführt ward (begonnen um 444 vor Chr.), nach deren Vollendung die Phaleriſche Mauer als ein faſt überflüſſiges Außenwerk ſich ergab, ſo daß, als Konon die von Lyſander geſchleiften langen Mauern wieder aufrichtete, man gar nicht mehr daran gedacht zu haben ſcheint, auch die Phaleriſche zu erneuern, man vielmehr deren Bruchſtücke wohl als Material zum Wiederaufbau der Piräiſchen langen Mauern benutzte: wenigſtens wird jener fortan nie mehr Erwähnung gethan, noch ſind bis jetzt

irgend welche Spuren von ihr aufgefunden worden. Ihre einſtmalige Exiſtenz wäre ſonach faſt problematiſch zu nennen, wenn nicht unwiderlegliche ſchriftſtelleriſche Zeugniſſe aus dem Alterthum dafür vorlägen. Nach Abgang der dritten und ſüdlichſten Mauer hieß dann die hinzugekommene mittlere fortan die ſüdliche.

Phaleron und Munychia bildeten jedes für ſich einen Demos (Gemeindeverband, deſſen Vorſteher der Demarch) des attiſchen Gebietes, und des erſteren Hafen war bis auf Themiſtokles Zeit der eigentliche Hafen Athens. Hier war das Meer Athen am nächſten; von hier aus zog Theſeus nach Kreta aus, um den Minotaurus zu erlegen; von hier ſtach Menestheus in See zu Trojas Zerſtörung. Der Demos Munychia aber umfaßte verſchiedene Tempel, namentlich des Zeus, der Athene, Artemis und Demeter, nebſt noch vielen Altären von Göttern und Heroen, worunter auch einer den unbekannten Göttern heilig war, ein Dionyſostheater u. ſ. w.

Die Halbinſel enthält zugleich viele natürliche und künſtliche Höhlen, und an den ſüdweſtlichen Anhöhen noch verſchiedene Felſengräber und Grabmonumente von theilweiſe ſehr ſorgfältiger Arbeit. Die Mythe bezeichnet ſogar noch einzelne Namen hier beſtatteter großer Todten, ſo vor allen das Grab des Themiſtokles. Dort, wo man, ein kleines Stück nordweſtlich vom Cap Alkimos, die letzte Ecke der Halbinſel Munychia umſegelt, um in den Hafen des Piräeus einzulaufen, dort zeigt man die Stelle, wo ſich des Edlen Staub dem Staube miſchte, und noch immer blickt der Hügel nach dem nahen Salamis hinüber, an deſſen Küſten die Wellen „noch heute den Namen des Themiſtokles flüſtern;“ er blickt ruhmvoller ins Meer hinaus als drüben „der Thron des Xerxes“ von einem der letzten Ausläufer des Korydalos, am Eingang zur Salaminiſchen Meerenge an der feſtländiſchen Küſte, von wo der ſtolze Perſerkönig die Niederlage ſeiner prahleriſchen Flotte mit anſah. Etwas weſtlich vom Grabe des Themiſtokles ruht ein Seeheld aus Griechenlands neueſter Geſchichte: Miaulis, der Hydriot. Seinem Grabe geſellt ſich ein anderes am nordöſtlichen Fuße der Höhen von Munychia, dort wo ſie ſich nach Norden zu abſenken, und eine marmorne Spitzſäule gleich hinter dem Piräeus zur Rechten der Athener Straße bezeichnet die Stelle: hier ruht Karaiskakis und die andern Griechen, welche Ende April 1827 in einer unbedeutenden Plänkelei gegen die Türken fielen, nachdem ſie einige Tage zuvor unter Sir Richard Church den Piräeus und das ihm ſüdlich ſich anſchließende St. Spiridionkloſter erobert hatten, und nun zum Entſatz der Akropolis vordrangen.

Wir haben die Demen Phalerus und Munychia in den Kreis unſerer Betrachtung gezogen, der für die nächſten Tage ſo recht eigentlich nur durch den Umkreis der Themiſtokleiſchen Mauern beſchrieben iſt; wir wollen uns nun, bevor wir von da den Weg nach Athen weiter fortſetzen, auch noch ein Weniges umſehen im Demos des Piräeus. Derſelbe enthielt an Heiligthümern, außer dem Tempel und Temenos (heiligen Bezirk) des Zeus Soter, einen Tempel der Artemis und einen der Aphrodite, deren letzteren vermuthlich Themiſtokles nach der Salamisſchlacht gründete, und der den Beinamen „Aparchos“ führte, zur Erinnerung an jene Taube, die ſich während der Schlacht auf dem Schiffe des Feldherrn niederließ. Tauben ſpielen überhaupt in den alten Mythen eine Hauptrolle: eine Taube mit dem Oelzweig im Schnabel war Noah auf ſeiner Arche der Bote des neuen Bundes Jehovas mit der Menſchheit; eine Taube ſoll Mahomet die himmliſchen Offenbarungen Allahs ins Ohr geflüſtert haben (freilich ſagen die Rationaliſten, ſie habe nur die Körner dort herausgepickt, die der Prophet zuvor hineingelegt), und da, wo ſich eine Taube auf das Zelt Amru's niederließ, gründete dieſer Cairo. Auch den heiligen Geiſt hat man ja in Geſtalt einer weißen Taube verkörpert, und da das oben erwähnte neugriechiſche Kloſter Hagios-Spiridion („zum heiligen Geiſt“) an der Stelle des Aphroditetempels ſtehen ſoll, ſo dürfte eine Combination jener heidniſchen und dieſer chriſtlichen Taube vielleicht nicht allzu gewagt erſcheinen. Ferner enthielt der antike Piräeus als Tummelplätze ſeines lauten öffentlichen Lebens eine große Agora (Marktplatz), die hippodomiſche geheißen, ein geräumiges Theater und eine Rennbahn. Phrattis war das Tribunal der Seefeldherren, und an den Hafenkais zogen ſich lange, zum Theil ſäulengetragene Hallen und Waarenräume hin. Lykurgus (geſt. 325 v. Chr.), des Lykophron Sohn, erbaute bedeckte Werfte, legte ein großes Waffenmagazin in der inmitten der Halbinſel Munychia auf der Höhe gelegenen Burg (Akropolis) an, und füllte die Zeughäuſer mit einer vollſtändigen Ausrüſtung für 400 Triremen. Demetrius der Phalereer ließ zu den bereits vorhandenen noch ein weiteres Arſenal von dem berühmten Architekten und Redner Philo erbauen, das zu den bewundernswertheſten Bauten Athens gezählt wurde. Aber der heutige Piräeus wird, wenn auch an Schönheit und Pracht, ſo doch an raſcher Ausbreitung und Entfaltung hinter dem alten, von deſſen heiligen und Profanbauten nur noch ſehr ſpärliche Ueberreſte Zeugniß geben, nicht lange zurückbleiben.

Mit dem Sinken der atheniſchen Seemacht noch der Sulla'ſchen Eroberung ſank auch naturgemäß der Piräeus, und zur Zeit von Chriſti Geburt ſah er einem

Digitized by Google

Dorfe ähnlicher, als einer Stadt. Die kommenden Jahrhunderte der Zerſtörung und Verödung Attikas waren denn auch nicht dazu angethan, ihn aus ſeinem Verfall wieder zu erheben; doch ſcheint er nie ganz aufgehört zu haben zu exiſtiren und vegetirte fort bis auf unſere Tage. Es iſt wunderbar, wie raſch er ſich nun aus dem Nichts wieder erhob. Noch zu Anfang der dreißiger Jahre ſah es hier öd und leer aus, und ein Reiſender aus jener Zeit fand dort im öden Hafen „kaum zwanzig Perſonen am Strande, gleichgültig dem Spiel der Wellen zuſchauend“ und nicht ahnend, daß ſich binnen wenigen Jahren der raſche Pulsſchlag eines neuen Lebens laut und eindringlich hier bekunden würde.

Ja, es war ſogar eine Zeit lang die Rede davon, die neue Königsreſidenz, die Othonopolis, hieher und nicht nach Athen zu verlegen. Mag aber immerhin der Piräeus die Hauptſtadt des jungen Reichs werden, Reſidenz mußte Athen ſeyn, die Stadt des Kekrops und des Theſeus, auch ganz abgeſehen davon, daß der König Griechenlands im Piräeus „der Inſolenz jedes fremden Kriegsſchiffes“ preisgegeben wäre. Und gewiß wird auch kein Decennium vergehen, beoor beide Städte durch eine Eiſenbahn verbunden ſind zu Einer, und ſomit an die Stelle der alten ſteinernen Rieſenmauern der kleine eiſerne Schienenſtrang mit ſeinem Parallelzuge getreten iſt.

Es war immer einer meiner glühendſten Jugendwünſche, Athen zu ſehen, die Stätte ſo vieler großer Menſchen und Thaten; aber — wer möchte es glauben? — ich fuhr nun auf der Straße nach Athen, ſollte die Nacht ſchon dort wohnen, und war dennoch unfähig, in dieſem Augenblick etwas ungewöhnlich Großes zu empfinden. Vielleicht iſt es dumme Ehrlichkeit, dergleichen offen zu berichten, beſonders wenn ich bedenke, mit welch ſchwunghafter Rhetorik andere Reiſende ihre Empfindungen bei ſolchen Gelegenheiten dem Leſer vorzutragen wiſſen. Und ſie thun am Ende wohl auch ganz recht, ſich hinterdrein künſtlich in eine Begeiſterung hinein zu arbeiten und hinein zu ſchreiben, von der ſie an Ort und Stelle nichts empfunden haben, nichts haben empfinden können. Vor lauter proſaiſchen Realitäten kommt man nun einmal zu keiner poetiſchen Empfindung. Müde, abgeſpannt und hungrig ſaßen wir im Fond unſeres Wagens, kaum dann und wann einen Blick zum Fenſter hinaus in die dämmergraue öde Landſchaft werfend. Wir fuhren auf einer ſtaubigen Landſtraße dahin; — könnte das jetzt nicht ebenſo gut deine alte Chauſſee zwiſchen Frankfurt und Offenbach ſeyn, als die zwiſchen Athen und Piräeus? raunte mir ein tückiſcher Kobold zu: was iſts nun mit Athen und deiner Begeiſterung! — Nur Geduld, antwortete ich, ſie wird ſchon kommen, und verwies den boshaften Kobold zur Ruhe.

Die Straße zieht ſich in beinahe gerader nordöſtlicher Richtung faſt eine deutſche Meile lang ziemlich eintönig von Piräeus nach Athen hinüber. An die letzten Häuſer der Piräeusſtadt reihten ſich in jenen Tagen die ſchlichten, aber ſaubern Baracken der franzöſiſchen Cultur- nach-Oſten-Träger, und dahinter hatte ihr aufs Nette und Elegante gerichteter Sinn zierlich gegrabene Blumen- und Gemüſebeete angelegt. Die Umgebung unter dem landſchaftlichen Geſichtspunkte betrachtet, ſo ſchweift zur Rechten der Blick, nachdem ſich die letzten Hügel Munychias bald in die Ebene verloren haben, über die phaleriſchen Dünen und Sümpfe nach der Bucht hinüber, die ſie umſäumen, während in der Tiefe des Hymettos ſchön geſchwungener Bergzug auftaucht, und die fernere Straße begleitet. Auch zur Linken derſelben iſt ebenes Flachland ihr nächſter Gefährte, das aber nach der Küſte des Canals von Salamis hin gleichfalls zu einem vielgipflichten Höhenland anſteigt, welches gegen den Diebshafen zu abfällt, die Bai von Eleuſis in ſeinem Zuge berührt, dann noch meilenweit in nordöſtlicher Richtung hinſtreicht und die attiſche Ebene von jener Seite begrenzt. Dieſer Gebirgszug, den wir mit dem alten Namen des Aegaleos, heute Skaramangá, bezeichnen wollen, wird von der Schlucht, durch welche die „heilige Straße“ weſtlich nach Eleuſis hinüberführt, in zwei Abtheilungen geſchieden, deren nördliche den Ikarios umſchloß, deren ſüdliche, zunächſt die, welche jetzt unſere Straße begleitet, als Korydalos in der alten Geographie auftritt. Die neuere ſetzt zwar für alle dieſe Namen andere (z. B. Stephani Wuni (=Berg) für Ikarios; Daphni Wuni für Korydalos; Trelo Wuni für Hymettos; ferner Koluri für Salamis; Fanari für Phaleron u. ſ. w.), aber mit den derzeit im Volke wieder liebevoll gepflegten Erinneruugen an ſeine große Vorzeit tauchen doch auch die alten Namen wieder auf, und der Fremde zumal ſucht und hört nur dieſe.

So ranken ſich denn vor allen andern beſonders Aegaleos und Hymettos wie zwei ſchön gegliederte Arabeskenzüge von Weſt und Oſt um die Stadt Athen. Der Culminationspunkt des erſteren erhebt ſich im Korydalos auf 1872 Fuß Meereshöhe, dieſer gipfelt mit 3084 im „Altar des hymettiſchen Zeus.“ Der Aegaleos ſelbſt iſt ein ſich in ſüdlicher Richtung vom Parnes abzweigendes Gebirg, welch letzterer ſich fern im Norden Athens bis zu 4000 Fuß Erhebung breit in die Ebene legt, und ein rauhes, aber holzreiches Bergland bildet. Auf ſeinem Gipfel ragte einſt der eherne

Digitized by Google

parnethiſche Zeus, der regenbringende und zeichengebende, und nächtlich ſpähten die Prieſter der Stadt in dieſer Richtung aus nach den Blitzen, in denen der Gott zu ihnen redete. Nordöſtlich endlich tritt zwiſchen Parnes und Hymettus als öſtlicher Zweig von jenem, und von dieſem nur durch ein eine halbe Stunde breites Thal geſchieden, das bis zu einer Höhe von 3500 Fuß ſteil anſteigende Marmorgebirge des Pentelikon (Brilaſſos), des „griechiſchen Rigi."

Man kann ſagen, daß dieſe Gebirge die Stadt Athen in Form eines Hufeiſens einſchließen, deſſen beide Schenkel auf das Aegäiſche Meer (den Saroniſchen Buſen) auslaufen; aber alle dieſe Bergzüge halten ſich in einer gewiſſen reſpektvollen Entfernung von der Stadt, die ſie ſo maleriſch umgürten; nur der Hymettos ſendet ſeine Ausläufer bis zu ihren Mauern heran, während der Hauptſtock der drei Gebirge eine bis zwei geographiſche Meilen entfernt iſt.

Von ihnen unabhängig lagert ſich ein nicht unbedeutender, zum Theil ſehr ſteiler und durchaus kahler Hügelkranz ganz dicht um Athen herum, der ſich beſonders an der ſüdweſtlichen Seite um den „Fels des Kekrops" (Akropolishügel) gruppirt, im Nordoſten aber faſt pyramidenförmig im Lykabettos emporſteigt. Attika war eben von je ein feiſigtes, ſteinigtes, ſteriles Land von höchſt dürftiger Vegetation, und ſeine Cultur und Fruchtbarkeit blühte nur im Reiche des Geiſtes, dort freilich um ſo üppiger. Nirgends aber offenbart ſich jene äußere Dürftigkeit eindringlicher, als auf dem Wege von Piräeus nach Athen, wodurch gleich der erſte Eintritt in Attika und der erſte Eindruck deſſelben ſich zu einem ziemlich nüchternen geſtaltet und es einer ſehr lebhaften Phantaſie bedarf, das Land mit den Farben einer Götter- und Heroenwelt einigermaßen einſchmeichelnd zu coloriren — abgeſehen vom unvergleichlichen Anblick, wenn die aufſteigende oder ſinkende Sonne jene ſchön gezeichneten Bergformen mit ihrem idealen Schimmer vergoldet. Doppelt ſchaal und kahl aber dehnte ſich jetzt das flache herbſtliche Gefilde, nachdem es die Ernte ſeines natürlichen Schmuckes längſt beraubt hatte, und das graubraune Schollenland war begrenzt von nicht minder kahlen Bergen, an denen eben nur die Formen ſchön ſind und denen jetzt noch obendrein im abendlichen Zwielichte der Reiz der Beleuchtung abging, der in Griechenland Alles iſt. Trübes Grau hatte ſich auch faſt um den ganzen Himmel gelagert, und der Gott der Winde, der ſo recht eigentlich der Hauptgott Athens genannt zu werden verdient, ballte den Staub der Straße zu dicken Wolken zuſammen und trieb ſie im Sturme vor uns her.

Dieſe neue Straße folgt Anfangs faſt genau dem Zuge der alten Mauern in der Richtung von Weſt nach Oſt, und zwar hält ſie ſich meiſt ganz dicht an der nördlichen Seite der weiland nördlichen Mauer. Auf der ſüdlichen Außenſeite der Mauern führte die alte Straße vom itoniſchen Thor durch die Ebene Halipedon nach dem Hafen Phaleron, und ziemlich da, wo die heutige Fahrſtraße vom Piräeus nach Athen führt, links außerhalb der Nordmauer, zog auch die alte Fahrſtraße Hamaxitos. Die Wurzelreſte der langen Mauern, beſonders der nördlichen, laſſen ſich ſtellenweiſe noch jetzt deutlich auf ihrem Zuge durch die Ebene erkennen, und zwar gleich hinter dem Piräeus beginnend bis etwa zur Länge eines Drittheils des Weges nach Athen, in ſchnurgerader Richtung auf den Eingang zur Akropolis. Die Fundamente der Nordmauer weiſen eine Breite von zwölf Fuß aus und ruhen auf natürlichem Felsboden; ſie ſind aus großen viereckigen Blöcken in jener ſoliden Weiſe gefügt, die alle Werke des Themiſtokles bezeichnet. Ausgrabungen im theilweiſe vom Kephiſſos hoch darüber hin aufgeſchwemmten Fruchtland würden vielleicht die Fundamente der langen Mauern noch in ihrer ganzen Ausdehnung bloßlegen. Der Reiſende, welcher mit uns im abendlichen Zwielicht auf der Chauſſee dahinkutſchirt, wird von ihnen natürlich nichts gewahr.

Da, wo einſt im Alterthum, eine kurze Strecke hinter dem Piräeus, ein Tempel des Theſeus innerhalb der Nordmauer ſtand, erheben ſich jetzt, unfern der heiligen Stelle, ärmliche Ziegeleien, während das Terrain umher und die entfernteren Hügel mit Redouten und Pfahlwerken befeſtigt ſind. Dem Theſeion ſchräg gegenüber ſtand, vielleicht in die Südmauer von außen hineingebaut, nach Pauſanias an der phaleriſchen Straße ein Tempel der Hera, den ſchon Mardonius in Trümmer legte. Die Lage aller dieſer längſt zerſtörten Heiligthümer iſt indeß durchgängig mehr eine angenommene denn eine nachweisbare. Der alte Pauſanias iſt auch hier noch unſer beſter Gewährsmann.

Einzelne Landhäuſer, Gärten, Weinpflanzungen, durch deren abgeleſene, welke Stöcke jetzt der Herbſtwind fährt, zerſtreute Anſiedlungen und Hütten zeigen ſich hie und da am Wege und auf dem Felde zwiſchen den Feigenbäumen hindurch, mit denen die Straße ſtreckenweiſe beſetzt iſt. Nach etwa halbſtündiger Fahrt nimmt uns der berühmte Olivenhain auf, welcher ſich von den phaleriſchen Sümpfen etwa vier Stunden lang und eine halbe Stunde breit über die Straße hinweg, weſtlich um die Stadt Athen herum und in weitgeſtreckter Zunge durch die Chalandri'ſche Ebene, die Athen im Weſten begrenzt, gen Norden hinaufzieht. Wie anders hatte ich mir einſt auch einen ſolchen

Digitized by Google

Olivenhain, einen heiligen Hain geträumt, erſt jüngſt noch, als uns der griechiſche Conſul in Leipzig von dieſem atheniſchen Hain erzählte, durch den die Straße des Piräeus hindurchführe! Wie er ſich in der Wirklichkeit ungefähr ausnimmt, iſt in wenigen Worten geſagt: ein verknorrter, verkropfter Baum, deſſen fahles Grün „wie alte Weiden ſo grau“ ſchimmert, und hunderte ſolcher Bäume, von denen einer wie der andere ausſieht, alle wie nach derſelben Schablone gearbeitet und ohne irgend welchen individuellen Reiz und Charakter, jeder vom Nachbar in gehörig abgemeſſener Entfernung aufgepflanzt,* machen eben das, was man euphemiſtiſch einen „Olivenhain“ zu nennen beliebt. Da lockt kein Schattendunkel maleriſch verzweigter Kronen hinein in den geheiligten Bezirk, kein ahnungsvolles Säuſeln der Wipfel flüſtert uns von der Nähe der Götter! Ein ſolcher Hain ſieht ſo leer und licht aus, daß man ihm, ſo zu ſagen, durch alle Rippen hindurch ſieht. Darum verzehrt euch nicht in unnöthiger Sehnſucht nach ſolchen Hainen, ihr, die ihr nie ſo weit ſüdwärts gekommen! Einen Wald in unſerem Sinne kann nie die Olive und nie die Palme bilden, und nicht die Citrone, nicht der Baum der Orange, noch der Buſch des Lorbeers — nur unſere Eiche und vor allen unſere Buche. Darüber geht kein Zauber der Tropenzone, es müßten denn die ewigen Urwälder des Orinoco und Caſſiquiare ſeyn, die uns Humboldt gemalt hat, oder die märchenhafte Welt Ceylons, und „heilige“ Haine im wahrſten Sinne des Wortes hatten ſicher nur die alten Germanen und Kelten. Und doch war die Olive den Hellenen ein heiliger Baum und ein Oelkranz, den Siegern von Olympia aufs Haupt geſetzt, galt für das erhabenſte Ziel des männlichen Ehrgeizes, war der höchſte Ruhm Griechenlands und des Schweißes der Edlen werth. War dies nicht, als ob man damit das Einfachſte und Unſcheinbarſte zum Zeichen eines Ruhmes machen wollte, der mit allen irdiſchen Koſtbarkeiten nicht zu erkaufen, und ihnen an Werth ſo unendlich überlegen war — eines Ruhmes, wie die damalige Welt keinen zweiten zu bieten hatte! Und der Oelbaum war ja zugleich auch der heilige Baum der Pallas Athene und ihrer Stadt.

Aber das Alles genügt nicht, um einen Olivenhain ſchön zu finden. Es iſt wahrhaft lächerlich, aber es iſt ſo: wir wußten, daß wir auf dem Wege nach Athen einen Olivenhain zu paſſiren hatten, und warteten und warteten; aber wir ſahen vor lauter Bäumen den Wald nicht, und erſt beim Verlaſſen des dämmergrauen Gehölzes, das ſich zu beiden Seiten der Straße allerdings faſt wie eine Weidenpflanzung ausnahm, bemerkten wir, daß dieſes den berühmten Oelwald hatte vorſtellen ſollen, berühmt und ehrwürdig ſchon deßhalb, weil viele annehmen, daß ſeine Wurzeln ſich bis ins tiefſte Alterthum hinabziehen. Daß die Bäume nicht von heute oder geſtern ſind, beweiſt jedenfalls ſchon ihre ungewöhnliche Größe und ſo mancher kahle Wipfel, der vor Altersſchwäche ſein grünes Haar verloren hat. Und nicht nur berühmt, ſondern bis auf die jüngſte Zeit auch berüchtigt war dieſes Holz, wegen der Buſchklepper, die noch unlängſt darin hauſten und ihre Frechheit ſo weit trieben, die vielbefahrene Straße zwiſchen Athen und ſeinem Hafen zu einer höchſt unſichern zu machen. Aber Dank den Streifzügen der alliirten Truppen, Dank den Patrouillen der griechiſchen Uhlanen, die beſtändig dieſe Straße und die Umgegend der Hauptſtadt beritten, Dank endlich der heroiſchen Energie der Königin Amalie, die damals in Abweſenheit ihres Gemahls mit feſter Hand die gelockerten Zügel des Regiments ergriff und tüchtig köpfen und hängen ließ (ein Leo'ſcher Humanitätsact, der hier ſehr am Platze), war kurz vor unſerer Ankunft, wie man von allen Seiten verſicherte, der letzte Klephte Griechenlands aufgeknüpft worden, wenn ſich überhaupt eine ſo tiefeingewurzelte Neigung, wie die des Griechen zum Räuberleben, anders als auf dem Wege einer langſamen und allmähligen Erziehung des Volkes zu milderen Sitten abſtellen läßt.

* Ein neuerer Reiſender tadelt (und wir wollen auch dieſe Stimme hören), daß man den Oelbaum mit der Weide vergleiche, was höchſtens in Oberitalien und der Provence ſtatthaft ſey; in Griechenland und auf den Joniſchen Inſeln, ihrer wahren Heimath, ſey die Olive ein äußerſt maleriſcher Baum, mit Stämmen von 3—4 Fuß Durchmeſſer, bizarrer, weitausgreifender Aſtbildung und höchſt feingliederigem Laubwuchs. Das wäre alſo ſo ziemlich das Gegentheil von unſerer Auffaſſung. Nur ſonderbar, daß ſich mir, der ich nie zuvor von einer Aehnlichkeit des Oelbaums mit der Weide weder gehört noch geleſen, dieſe Aehnlichkeit juſt in Griechenland, wo ich den Baum zuerſt in Maſſen auftreten ſah — es war in der Ebene von Patras — gleich im erſten Augenblick entſchieden aufdrängte, und ich auch ſpäter nicht mehr davon toskommen konnte. Dieſe Aehnlichkeit beruht allerdings außer dem Kropfigen und Knorrigen der Stammbildung faſt einzig nur auf der graugrünen Blattfärbung, aber dieſe iſt doch ſehr tonangebend. Es mag übrigens wohl ſeyn, daß in jenem für ganz Griechenland maßlos trockenen Jahr 1836, wo alle Vegetation verdorrt und förmlich mit Staub incruſtirt war, auch die Olive eine beſonders traurige Figur machte und ſich in ganz abſonderlicher Livrei darſtellte.

Auguſtin Thierry mag ganz Recht haben, wenn er, beſonders im Hinblick auf die Neugriechen, behauptet, daß ein thatkräftiges, aber politiſch niedergehaltenes und zur Unthätigkeit verurtheiltes Volk ganz naturgemäß ſeiner Thatenluſt im Räuberthum Luft mache. Und allerdings war es in Griechenland wirklich hoch an der Zeit, dieſer falſchen Thatenluſt mit allen Mitteln zu begegnen, und da das Räuberweſen der Regierung thatſächlich ſchon ſo über den Kopf gewachſen war, daß ſie allein wohl ſchwerlich mehr im Stande geweſen wäre, damit reinen Tiſch zu machen, ſo war die weſtmächtliche Occupation auch von dieſer Seite betrachtet von wohlthätigen Folgen. Auch wir hatten unſere Piſtolen für alle Fälle ſchußfertig neben uns liegen, es ſollte uns aber nun einmal auf dieſer Reiſe kein romantiſch Abenteuer blühen, weder im Birnbaumer Wald bei Adelsberg, noch hier, noch in der räuberiſchen Umgegend Smyrnas, noch in den Wüſten des ägyptiſchen Nils.

Etwa in der Mitte zwiſchen Piräeus und Athen ſetzt man auf einer kleinen Brücke über einen Arm des Kephiſſos, der, von Norden kommend, in vielfachen Verzweigungen den Haln ſeiner ganzen Länge nach und dann die Piräeusſtraße durchſchneidet, um unfern der letzteren ſich in die phaleriſche Bucht zu verlieren. Vom nördlichen Hymettos entſendet, tritt der Iliſſos an die Stadt heran, ſchlängelt ſich öſtlich um Athen herum, und verläuft ſich ſüdlich davon in der durſtigen Fläche. Bevor der Iliſſos nach Süden umbiegt, hat er den Bach Eridanos in ſeine linke Seite, und ſpäter noch die neunfach ſprudelnde Quelle der Kallirrhoe aufgenommen, lauter Namen vom beſten altclaſſiſchen Klang, ja, der Bach Eridanos ſogar als Sternbild an den Himmel verſetzt, während der Bach Skiros, vom Briliſſos kommend, zwiſchen dieſem und dem Lykabettos, nördlich der Stadt, nach dem Olivenhain zu hinrieſelt. Die beiden Flüßchen Kephiſſos und Iliſſos ſchrumpfen in der heißen Jahreszeit zu Bächen ein, die Bäche werden immer dünner und fadenſcheiniger und trocknen allmälig ganz aus, ſo daß in jenen Tagen, wo ſeit Monden die beiſpielloſeſte Dürre herrſchte, ich weder einen Kephiſſos noch einen Iliſſos entdecken konnte. Während der Regenzeit aber, die heuer ſo lang auf ſich warten ließ, ſchwellen die Waſſer Attikas oft ganz gewaltig an, und veräſten ſich dann in unzähligen Adern durch die atheniſche Ebene.

Ungefähr auf halbem Wege zwiſchen Piräeus und Athen, alſo etwa in der Gegend der Kephiſſosbrücke, pflegen alle Fuhrwerke bei einigen Bretterbuden und Schenken am Wege im Olivenhain mit einer Regelmäßigkeit Halt zu machen, als ob es von Polizei wegen zu geſchehen hätte. Kutſcher und Fuhrleute, Eſel- und Maulthiertreiber, die ſo zahlreich dieſe Straße bevölkern, nehmen hier einen Schnaps, und unter fünf Minuten Aufenthalt kommt auch der eiligſte Reiſende ſelten weiter, am ſchnellſten noch, wenn er für ſeinen Roſſelenker das Trinkgeld berichtigt. Während dieſer in der Schenke bei der Ausübung ſeines angeſtammten Rechtes und Privilegs ſitzt, tritt der Straßenkrüger gewöhnlich an den Wagenſchlag und bietet den Inſaſſen allerhand Zucker- und Backwerk an, und die ſehr handgreiflichen Mienen machen den Dolmetſch zwiſchen ſeiner Sprache und des Reiſenden Verſtändniß. Indeſſen läuft in ſeiner attiſchen Beredtſamkeit ſehr häufig das hier allgemein gekannte italieniſche „buono“ mit unter, dieſes Hauptwort der „lingua franca“, das man in allen griechiſchen und levantiniſchen Häfen trefflich verſteht, und das der Kaiktſchi Stambuls ſo gut zu gebrauchen weiß, wie der joniſche Schiffer Smyrnas, der Mucker im Libanon ſo gut wie der ägyptiſche Araber und der Berber Nubiens, der nur irgend einmal mit fremdländiſcher Kultur in Berührung gekommen. Dieſes kleine, aber elaſtiſche Wort wiegt hundert andere auf und man lernt es bald geſchickt genug handhaben, um es den verſchiedenſten Begriffen zum Ausdruck dienen zu laſſen. Es kann bedeuten: Die Sache iſt gut, geht in Ordnung, es iſt recht ſo; es kann Frage und Antwort ſein, einen Beifallsruf, eine lebhafte Zuſtimmung, ein friedliches Einvernehmen bei Begegnungen in der Wildniß bekunden, und von Mimik, Plaſtik und Ausdruck gehörig unterſtützt, den verſchiedenſten Meinungen und Affecten Sprache geben, dem Reiſenden ſo ein ganzes Wörterbuch erſetzend. „Buono“ und „Backſchiſch“ (Trinkgeld), dieſe beiden Worte ſind der wunderthätige Logos des Orients.

Endlich rollt unſer Fuhrwerk weiter durch den Olivenhain, und erſt als wir das lichte Gehölz wieder verlaſſen haben, das wir höchſtens für eine Art Präludium des berühmten Haines zu nehmen gemeint waren, und wieder in offenes Land hinaus gelangt ſind, erkennen wir den durchmeſſenen Baumſchlag in ſeiner wahren claſſiſchen Bedeutung. Noch innerhalb deſſelben erhebt ſich, etwas rechts abſeits der Straße, ein uralter Tumulus oder Grabhügel, in dem man geneigt iſt, das Grabmal des atheniſchen Luſtſpieldichters Menander zu erblicken, das jedenfalls in dieſer Gegend zu ſuchen iſt. Menander ſoll ſich aus Aerger über den größeren Erfolg ſeines Rivalen Philemon — vielleicht im unfern ſtrömenden Kephiſſos — ertränkt haben. Andere Topographen Athens wollen jenen Erdhügel einem andern dramatiſchen Dichter zutheilen, und zwar keinem geringeren als dem Euripides, dem hier herum ein Keno-

taphium errichtet worden; er ſelber lag ja in Makedonien begraben.

Schon hat die Nacht ihre Schleier gebreitet über alles Gefilde umher, und von den Zinnen der Akropolis, die uns jetzt beim Austritt aus dem Haine grüßend entgegenſchimmern müßten, iſt nichts mehr zu entdecken. Wie ſchade um die Einbuße dieſes großartigen Moments! Dafür gibt es keinen Erſatz; ſo etwas iſt nicht mehr nachzuholen. Noch eine gute Viertelſtunde rollen wir ſo, Jeder ſchweigend, in ſich gekehrt, durch das Dunkel, ſeitwärts vorbei an den in Nacht getauchten Hügeln des Muſäos, der Pnyx, des Areopags. Da endlich biegen wir in enge, finſtere Gaſſen ein, rumpeln eine Strecke auf pflaſterloſen, holprigen Straßen zwiſchen Reihen alter niedriger Häuſer dahin. Allmälig werden ſie höher, der Weg breiter, lichter, und jetzt halten wir vor der gaſtlich geöffneten Pforte des „Hôtel d'Orient." Wir ſind in Athen! E. Pirazzi.*

* Verfaſſer des zu Anfang des verfloſſenen Jahres (Nr. 2) mitgetheilten Artikels über Egypten.

Literatur.

William Shakeſpeares Sonette in deutſcher Nachbildung von Friedrich Bodenſtedt.

(Schluß.)

Uebereinſtimmend mit unſerer Auffaſſung ſagt Bodenſtedt: „Shakeſpeare's poetiſche Vorläufer und Zeitgenoſſen, Surrey, Watſon, Sidney, Daniel, Drayton, Conſtable, Spenſer und Andere, haben uns Hunderte von Sonetten hinterlaſſen, welche an Reichthum der Bilder, Anmuth des Ausdrucks und wechſelndem Wohlklang des Rhythmus, kurz an äußerer Schönheit den ſeinigen durchaus nicht nachſtehen und doch — mit wenigen Ausnahmen — uns heute kühl anmuthen, ja einen abgeſtandenen Eindruck machen mit ihrer conventionellen Schäfer- und Götterwelt, mit ihren zierlichen Gefühlen und melodiſchen Seufzern, weil wir bald gewahren, daß kein warmes Herz darin ſchlägt, daß keine mächtige Perſönlichkeit dahinter ſteht. Die Macht und Weihe der Perſönlichkeit des Künſtlers iſt es im letzten Grunde allein, was den Kunſtwerken ewiges Leben gibt. Und die Macht und Weihe ſeiner Perſönlichkeit iſt es auch allein, was Shakeſpeare von ſeinen Zeitgenoſſen unterſcheidet und allen ſeinen Werken, jeglichem nach ſeiner Art, ihr ganz eigenthümliches Geſicht gibt, mit welchem ſie in die Welt hinausſchauen und Bewunderung erwecken werden, ſo lange die Welt beſteht."

„In ſeinen Dramen läßt er die Sonne ſeines Geiſtes leuchten über Gerechte und Ungerechte, als ob ihm dieſe ſo lieb wären wie jene, daß ſie wachſen vor unſern Augen und glücklich oder unglücklich werden, je nachdem ſie ſich ſelbſt ihr Schickſal bereiten. Hier vergeſſen wir den Dichter über ſeinen Geſchöpfen, vergeſſen, daß er es iſt, von dem ſie ihr ewiges Daſeyn empfingen, und nehmen ſo lebendigen Antheil an ihren Schickſalen, als ob ſie uns nächſtſtehende leibhaftige Menſchen wären. In ſeinen Sonetten aber ſehen wir nur den Menſchen im Dichter vor uns, und weich bunte Welt er auch unſern Blicken enthüllt, er ſelbſt bleibt immer der Mittelpunkt dieſer poetiſchen Welt, und die delphiſchen Worte, welche wir vernehmen, ſagt kein Hamlet, kein Lear, kein Proſpero, ſie tönen aus ſeinem eigenen Munde. Und doch erinnern ſie uns an alles Bedeutendſte in ſeinen Dramen, bieten uns eine Fülle verwandter Klänge, Gedanken, Betrachtungen und Stimmungen. Es iſt uns, als ob er dieſe geſchrieben haben könnte, bevor er Romeo und Julie dichtete, jene während er mit Hamlet beſchäftigt war, andere während ſeine Luſtſpiele entſtanden. Wir entdecken zwiſchen ihm und ſeinen Helden einen geheimnißvollen Zuſammenhang; der Schleier, hinter welchem der große Künſtler ſich verbarg, iſt wenigſtens etwas gelüftet, und das gibt den Sonetten, die an und für ſich ſchon ächte Perlen ſind, einen doppelten Werth und Reiz. Auch in ſeinen Dramen ſteht uns nun der Dichter nicht mehr ſo fern; wir ſehen, daß ſie mit ſeinem Herzblute getränkt ſind, und daß er, der die menſchlichen Leidenſchaften mit ſo erſchütternder und erhebender Gewalt zu ſchildern vermochte, ſie ſelbſt erfahren, aber ſiegreich überwinden mußte, um ſie durch die Kunſt zu verklären."

Es kommt allerdings häufig vor, daß der Dichter einen Anlaß, den ihm die Wirklichkeit bot, wie der Rath an den Freund, daß er ſich verheirathen möge, oder ein Gruß, den er ihm von der Reiſe ſendet, nun das Thema wird, das er in mannigfaltiger Weiſe durchführt; ein Nebengedanke, der aus dem Stamm der erſten Idee hervorſchießt, ein beiläufiger Einfall wird ſofort der Keim eines zweiten, dritten Sonettes, und dadurch gewinnen viele das Anſehen der Phantaſieſpiele, der Uebung in ſinnreichen und zierlichen Redewendungen. Und mögen ſie es ſeyn; ſie ſind aber lange nicht die bedeutendſten und

Digitized by Google

durchaus nicht die für Shakespeare charakteristischen Sonette. Der Dichter, der in das Gespräch Hamlets mit den Schauspielern seine eigene Fehde mit Ben Jonson und die Aufführung von dessen schulgerechten Dramen durch die Chorknaben der Königin Elisabeth hineinzieht, sollte der nicht auch seine eigene Kunstansicht dem Prinzen in den Mund gelegt haben? Er sollte sich nicht im Lear, im Hamlet, im Timon von eigenen düstern Stimmungen darstellend befreit haben, ähnlich wie Goethe im Werther gethan? Die bittere eigene Erfahrung von der Noth und den Schäden des irdischen Daseyns liegt doch ganz unverkennbar in folgendem Sonett, dem man Hamlets berühmten Monolog über Seyn und Nichtseyn bis ins Einzelne an die Seite stellen kann, und das auf erschütternde Weise Gewicht an Gewicht hängt, bis der Gedanke der Liebe den Lebensfaden vor dem Zerreißen rettet.

Den Tod mir wünsch' ich, wenn ich ansehn muß
Wie das Verdienst zum Bettler wird geboren,
Und hohles Nichts zu Glück und Ueberfluß,
Und wie der treuste Glaube wird verschworen,
Und goldne Ehre schmückt manch schmachvoll Haupt,
Und jungfräuliche Tugend wird geschändet,
Und wahre Hoheit ihres Lohns beraubt,
Und Kraft an lahmes Regiment verschwendet,
Und Kunst im Zungenbande roher Macht,
Und Wissenschaft durch Schulunsinn entgeistert,
Und schlichte Wahrheit als Einfalt verlacht,
Und wie vom Bösen Gutes wird gemeistert —
Müd' alles dessen, möcht' ich sterben, bliebe
Durch meinen Tod nicht einsam meine Liebe.

Die Stimmung der Wehmuth zieht sich durch viele Sonette hin; aber von der Klage um die Verkennung der Welt richtet sich der Dichter auch auf im Gefühl seines innern Werthes, namentlich in dem Sonett CXXI, bei Bodenstedt Nr. 8, dessen Räthsel übrigens auch seine Uebersetzung nicht völlig löst und klar macht:

Nein, ich bin, der ich bin, und was sie finden
In mir als Schuld, ist ihrer Schuld Bericht;
Vielleicht bin ich der Sehende, sie die Blinden,
Nach ihrem Sinn bemißt mein Thun sie nicht.

Und über die Klage um die Vergänglichkeit auch des Schönen, Großen und Herrlichen auf Erden erhebt sich das frohe Gefühl von seiner Unsterblichkeit als Dichter, so daß sein Wort ein immerdauerndes Monument werden könne. (Sonett 148. 150 bei Bodenstedt.) Und so kämpft er gegen das Vergängliche als Künstler, wie er als Mensch sich auf das Ewige stellt in den beiden tiefsinnigen Gedichten:

Bedenk ich, daß nur Augenblicke währt,
Was zur Vollendung wächst, und nur der Sterne
Geheimer Einfluß recht das Spiel erklärt
Auf dieser Erdenbühne, nah und ferne;
Seh' ich, daß Menschen sich wie Pflanzen nähren,
Wie sie derselbe Himmel hebt und beugt,
Voll Uebermuth die jungen Säfte gähren,
Bis aus der Blüthe das Verderben kreucht:
Dann führt das Bild der irdischen Flüchtigkeit
Dich vor mein Aug in höchster Jugendpracht,
Bemüht seh' ich die trümmerfrohe Zeit
Zu wandeln deinen hellen Tag in Nacht —
Und stets im Kampfe mit der Zeit, dir treu,
Schaff' ich, was ihre Hand dir nimmt, stets neu.

* * *

O arme Seele, Kern der sünd'gen Erde,
Rebellischer Mächte Narr, die dich umschalen,
Was härmst du dich voll Elend und Beschwerde,
Blos um dein Aeußres kostbar bunt zu malen?
Wie magst du nur auf dieses Haus von Staube,
Das du so kurz bewohnst, so viel verschwenden?
Mußt du's verlassen, wirds zum Erb' und Raube
Den Würmern. — Doch soll alles damit enden?
Drum, Seele, leb' und sarg' für dich allein,
Und was dein Staub verliert, sollst du gewinnen,
Für das Vergängliche tausch' Ewiges ein,
Sey arm nach außen, mehre den Reichthum innen!
Du lebst vom Tod, so wie von Menschen er,
Und wenn der Tod stirbt, gibts kein Sterben mehr.

Und wie die sittliche Selbstbeherrschung das Höchste ist, wie ohne sie die Genialität und Größe der Natur nur um so verderblicher wird, je schöner sie angelegt war, Shakespeare, der es in seinen Dramen so erschütternd dargestellt, er sagt es auch selbst unmittelbar in folgendem Sonette:

Wer Macht zu schaden hat und es nicht thut,
Wer die Gewalt hat, doch ihr Wirken hemmt,
Wer Andre rührend selbst beherrscht sein Blut,
Kalt wie ein Stein bleibt, der Versuchung fremd:
Der ist des Himmels Liebling, und mit Recht,
Der zeigt den weisen Haushalt der Natur,
Wie sein Gesicht beherrscht er sein Geschlecht,
Die Andern dienen seiner Hoheit nur.
Des Sommers Blume ist des Sommers Zier,
Ob sie auch blüht und welkt für sich allein;
Doch steckt ein gift'ger Todeskeim in ihr,
Wird uns das ärmste Unkraut lieber sein.
Denn nicht so grell verkehrt sich Duft und Wesen
Bei Unkraut, als bei Lilien, die verwesen.

Die dichterische Größe Shakespeares ruht auf der menschlichen. Er trachtet vor allem der Wahrheit nach, und die kleidet sich dann in das Gewand der Schönheit; die poetische Gerechtigkeit ist stets der Sieg des Guten. Im Wechsel der Zeit sieht er nur die Formen der wandelnden einen Wesenheit, die Wahrheit ist das Ewige, ihr gelobt er Treue; wahr zu seyn, ist auch bei ihm der Fahneneid der Geistesgröße. Ich würde darum auch das: I will be true in Sonett CXXIII nicht mit Bodenstedt

Digitized by Google

durch: „Ich will treu ſeyn," ſondern „Ich will wahr ſeyn" überſetzen. An einer andern Stelle hat er auch dieſe Bedeutung gewählt, wo der Dichter ſagt:

Schön, gut und wahr iſt meine einz'ge Weiſe,
Schön, gut und wahr in lieblicher Verbindung; —
In dieſes Dreiklangs einigem Zauberkreiſe
Erſchöpft ſich alle Weisheit und Erfindung.

Daß der Wahrheitsgehalt in der vollendeten Form dem Kunſtwerk wie dem Leben ſeinen Werth verleiht, beſagt auch folgendes reizende Gedicht:

O wie viel mehr die Schönheit uns erfreut,
Wenn ſie der Wahrheit reine Glorie ſchmückt!
Schön iſt die Roſe, doch noch mehr entzückt
Der ſüße Wohlgeruch, den ſie uns beut.
Wohl glänzt die wilde Hagerose auch
Gleich echten Roſen, farbenreich geſchmückt,
Dieſelbe Schönheit iſt ihr aufgedrückt,
Wenn ſie der Lenz erſchließt am dornigen Strauch.
Doch nur ein Schein iſt ihre Herrlichkeit,
Und duftlos welkt ſie hin im Lauf der Zeit.
Nicht ſo die echte; ob ſie auch verdorrt,
Nach ihrem Tode lebt ihr Duft noch fort.
Du biſt wie eine Roſe echt und rein,
Und durch mein Lied ſollſt du unſterblich ſein.

Genauer ſagt der Dichter, daß aus dem Tod der Roſe noch der ſüßeſte Duft (im Roſenöl) bereitet werde, daß ihr Geiſt alſo darin fortlebe.

Bodenſtedt wünſcht belehrende Winke über die Ordnung der Sonette; ſoll das dem Sinne nach Verwandte in einem poetiſchen Kranze verbunden werden, ſo wäre wohl nach 145 bei ihm 136 und 149 zu ſtellen, indem in dieſen dreien die Frage nach der wahren Schönheit als der ſchönen Wahrheit behandelt wird.

Wir ſchließen unſere Anzeige, dankbar für das Gebotene, an welchem gute Stunden und eine ſorgſame Feile im Einzelnen noch manche Verbeſſerung anbringen können und werden, mit dem Schluß von Bodenſtedts Vorrede.

„Möge dieſe neue, mit liebevoller Hingebung begonnene und ausgeführte Ueberſetzung dazu beitragen, daß Shakeſpeare als Lyriker bei uns ſo eingebürgert werde wie als Dramatiker! Möge ſie würdig erachtet werden als Porträtbüſte Shakeſpeares in einer Niſche des großartigen Denkmals zu ſtehen, welches Schlegel dem engliſchen Dichter durch die meiſterhafte Ueberſetzung ſeiner Dramen in Deutſchland errichtet hat! Denn alle Bilder und Denkmale, die man dem unſterblichen Genius geweiht hat, geben keine ſo würdige Vorſtellung von ihm wie ſeine eigenen Werke. Darum ſang Milton, ein Fürſt unter den Dichtern, in freier Huldigung ſich beugend vor Shakeſpeare, dem Könige der Dichter, dieſe erhabenen Verſe:

„Wozu braucht meines Shakeſpeare hehr Gebein
Ein hochgethürmtes Monument von Stein?
Wozu ſoll ſich ſein heiliger Staub hienieden
Verbergen unter ſtolzen Pyramiden?
Du theurer Sohn des Ruhms, ſein großer Erbe,
Was brauchſt du Stein, daß nicht dein Name ſterbe?
In unſerm Geiſt, der dich bewundernd nennt,
Schufſt du dir ſelbſt ein dauernd Monument:
Wie ſchöpfen aus den Blättern deiner Werke
Gleichwie aus Göttermunde Troſt und Stärke;
Du machſt durch deines Geiſtes hohen Schwung
Uns ſelbſt zu Marmor vor Bewunderung,
Um ſolche hehre Ruhſtatt zu erwerben,
Daß um ſolch Grabmal Kön'ge möchten ſterben!"

Correſpondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Almanachs. — Das Budget der Stadt Paris.

Vor dieſem hatte Paris keinen andern Almanach als den ſogenannten double Liégeois von dem weltberühmten Wetterpropheten Mathieu Laensberg; heut zu Tage würde er Journaliſt werden und Völkern und Staaten das Horoſcop ſtellen. Noch ſteht der double Liégeois in Anſehen; er verwechſelt häufig Regen mit Sonnenſchein und umgekehrt, zuweilen klappt's auch, und ſo ſind die Leute wohl zufrieden. Die verſchlagenen Griechen, deren eigentlicher Typus nicht Achilles iſt und nicht Agamemnon, ſondern der erfindungsreiche Odyſſeus, glaubten an Calchas und auf ſein Geheiß ſchlachteten ſie die Königstochter, und die Pariſer — bekanntlich die heutigen Athener — haben ihre Kartenſchlägerinnen, ihre Wahrſagerinnen und Somnambülen, welche hohe Herrſchaften unter ihren Klienten

zählen, der Polizei und den Gerichtshöfen zum Trotz. Außerdem hatte man Taschenbücher: l'almanach des muses, le miroir des graces, und anderes derartiges Confect aus der Pariser literarisch-poetischen Conditorei. Poetisch kann man sie insofern nennen, als alle diese schönen Sachen in Reime eingemacht waren, und außer Titel und Inhaltsanzeige keine Prosa zugelassen wurde. Selbst Académiciens steuerten aus ihrer Vaudeville dazu bei. Da gab es Bouquets à Chloris, Madrigale, Romanzen und Elegien. Das schlechteste darunter waren gewöhnlich die Oden mit gloire und victoire, und die Diatriben gegen das perfide Albion.

Das ist nun alles verschwunden: die Verse sind selbst aus den Vaudairs der Damen verbannt. Kein politisches Blatt nimmt heut zu Tage ein Gedicht auf; selbst der Moniteur hat seine langen Spalten den gereimten Schmeicheleien zu Ehren des zweiten December verschlossen. Einige verstockte Geister, die den Musen treu geblieben, lesen wohl noch hier und dort ein neues Gedicht, aber insgeheim, und man hüte sich, davon zu reden, um nicht für einen überspannten und unbrauchbaren Kopf zu gelten. Das Ueberhandnehmen der Industrie, das Ueberfließen der mannichfaltigsten Kenntnisse aus hundert und hundert Journalen und Zeitschriften, aus denen sie sich nach allen Richtungen hin ergießen, haben allerdings eine Masse positiver Ideen in Umlauf gebracht, welche jeden poetischen Aufschwung niederhalten; allein es gibt in den höhern Regionen des menschlichen Bewußtseyns Gedanken und Gefühle, die nur die Poesie ausdrücken kann, wie Diamanten nur in Gold gefaßt werden.

Man hat hier alle mögliche Almanachs: Almanach de la marine, almanach comique, parisien, musical, gastronomique. Jede illustrirte Zeitschrift gibt einen Almanach heraus; dazu werden die Aufsätze benutzt, die im Laufe des Jahres am besten gefallen haben und die Clichés der interessanteren Abbildungen. Damit stoppelt man eine Broschüre von zwei bis drei Bogen zusammen, druckt einen Kalender vor, und der Almanach ist fertig und wird in vielen tausend Exemplaren abgesetzt; das Exemplar kostet 50 Centimen.

Da liegt der Almanach du monde illustré vor mir. Auf der Decke schwebt ein Adler, natürlich der französische, und hält die Weltkugel in den Krallen; sie ist mit einem Kranz von Rosen umschlungen und wird durch zwei geflügelte Genien getragen. Das Titelblatt zeigt uns den Winter, der, die Schlittschuhe an den Füßen und das weiße Haupt bis an den Bart verhüllt, vom Frühling 1861 Abschied nimmt; an der Hand führt er einen gar jämmerlichen spindeibeinigen Gesellen, der einen Seefisch in der Hand hält; auf dem Fez, das auf dem todtenkopfartigen Haupte sitzt, liest man das Wort: Carême. Die Holzschnitte folgen auf einander wie's kommt, aber wie der Raum es gestattet, ungefähr wie die Bilder im Musée du Louvre. Die auch hier allgemeinen Sympathien für die Königin Marie von Neapel geben sich in drei Abbildungen kund. Ergreifend ist der Moment, wo Gaeta geräumt wird. Die Festung ist zertrümmert, die Lebensmittel sind aufgezehrt, nirgends Hülfe. Die Königin verneigt sich und der König steht mit entblößtem Haupte vor der zusammengeschmolzenen Mannschaft, die der stete Kampf, die Strapazen und Entbehrungen, Krankheit und Wunden übel zugerichtet. Da stehen sie mit zerrissenen Uniformen, aber mit der ganzen innern Kraft. Dann kommt der Empfang im Vatikan und zuletzt die allbekannte Statuette dieser Fürstin, welche die Nachwelt für den Verlust ihrer Krone durch den unverwelklichen Kranz des Ruhmes entschädigen wird. — Der Uebelstand dieser rhapsodisch zusammengetragenen Werke ist, daß die Holzschnitte in keinem Zusammenhange mit dem Texte stehen. So folgt auf ein Bild, wo die siamesischen Gesandten zu den Füßen des Kaisers Napoleon kriechen, eine Anekdote mit dem barocken Titel: bouillon rafraîchissant de tête d'agneau. Der Held der Anekdote ist Rossini und ich stelle die lustige Erzählung weit über jenes ekelhafte Bild. Vor solchen Schauspielen sollte man die Völker wahren, wie vor der Pest und der Cholera.

Es ging seit einiger Zeit das Gerücht, der Staatsminister Fould werde nun auch einen Bericht über die Finanzen der Stadt Paris an den Kaiser abstatten. Es wäre dieser Eingriff in die Attributionen des Seinepräfekten verletzend für seine Ehre oder doch für sein Ansehen gewesen, und um jedenfalls den böswilligen Gerüchten ein Ende zu machen, hat Monsieur Haußmann den nun ihm dem Pariser Municipalrath vorgelegten Bericht im Moniteur veröffentlicht. Die Stadt Paris hat ein Budget wie ein Königreich: die ordentlichen und außerordentlichen Einnahmen belaufen sich pro 1862 auf 125 Millionen. Außerdem hat sie Supplementar- und spezielle Einnahmen. Das Gesammtbudget der Stadt Paris beträgt damit für 1862 nicht weniger als 197,600,000 Fr. Das gleichlautende Budget der Ausgaben zerfällt unter andern in folgende Rubriken: die Zinsen der städtischen Schulden 14 Mill., die Seinepräfectur 51 Mill., die Polizeipräfectur 12 Mill. Im gewöhnlichen Leben heißt die Seinepräfectur kurzweg: la ville. Der Seinepräfect ist zugleich Maire von Paris. Die Wohlthätigkeitsanstalten haben ein jährliches Einkommen von 13 Millionen. Das Defizit beläuft sich auf beinahe 10 Mill. und wird durch die städtische Kasse gedeckt.

Der Unterricht in den Primairschulen ist unentgeltlich. Die 419 Schulen, Kleinkinderschulen, salles d'asyle, mit 71,802 Schülern kosten die Stadt im Jahr 1862 3,755,000 Fr. (voranschlaglich); öffentliche Arbeiten (travaux publics), ordinäre nämlich — von Bauten ist noch keine Rede — 18 Millionen, in folgende Rubriken zerfallend: Straßen (voies publiques) 14 Millionen, Wasser 2 Mill., Promenaden und Anpflanzungen 2 Mill. Dann hat Paris noch, wie gesagt, Supplementar- und specielle Einnahmen und Ausgaben, auf die wir nächstens zurückkommen werden. Man kann von der Ziffer sagen, was Cherubini von der Flöte sagte: es gibt nichts langweiligeres als die Ziffer, ausgenommen zwei Ziffern.

Man hat wieder einen Band von Voltaires hinterlaſſenen Werken zuſammengeſtoppelt, ein Beweis, daß die ſeit drei oder vier Jahren nacheinander veröffentlichten Supplementbände gezogen haben; und dieß wiederum beweiſt, daß der Patriarch von Ferney, der ſo oft ſchon todt geſagt worden, noch friſch und geſund iſt. Weder Lamennais noch Chateaubriand vermochten ihn aus dem Felde zu ſchlagen; Kant wäre der Mann dazu geweſen; nur mußte er eine allgemein verſtändliche Sprache reden. Eine Philoſophie in Hieroglyphen hat immer nur einen beſchränkten Wirkungskreis. Der neue Band von Voltaires Schriften enthält Luſtſpiele, Erzählungen (contes), abgeriſſene Gedanken und Briefe; ſämmtliche Stücke befinden ſich unter den Papieren des ehemaligen Secretärs von Diderot.

Vom Mittelrhein, December.

(Schluß.)

Frauenalb. — Das Albthal.

Neben dieſen immerhin ſehenswerthen Werken des fünfzehnten Jahrhunderts enthält die Kirche auch noch ein einfaches Grabmal aus dem vorigen Säculum, das ich um ſeiner poetiſchen Inſchrift willen nicht unerwähnt laſſen darf. Dieſe lautet wörtlich alſo: „D. O. M. S. Hier ruht ein würdig Ehepaar, die Tugend macht auch ſelbſt ihr Grab ſchätzbar. Es war Der weiland hochedle Herr Johann Adam Benkiſer, Cloſter-Bürgermeiſter in Herrenalb, und Frau Sophia Salome gebohrene Herzogin. Ihr Ehſtand hieß Ein achtzehnjährig Paradieß, Bis ſie nach ruhmvoll überlebten Jahren Ins Himmliſche gefahren, Er den 11. Auguſt 1763, Sie den 14. December 1747. Bei Ihrem Grabe weint Der brave Mann, der Patriot und Freund. Dies Denkmal ſetzten Ihre Erben. Lebt ewig wohl, denn wahre Tugend läßt nicht ſterben.“

Seit der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts bis zur franzöſiſchen Revolution hatte das Kloſter Herrenalb proteſtantiſche Aebte, aber dieſe Titel- und Pfründen-Inhaber reſidirten nicht in dem Kloſter. Sie waren entweder Hof- oder Stiftsprediger, Speciale oder Rectoren zu Stuttgart und an andern Orten, oder auch Profeſſoren zu Tübingen. In neueſter Zeit hat ſich in den ſpäteſten Ueberbleibſeln der Kloſtergebäude eine Kaltwaſſerheilanſtalt etablirt, die ſich unter der Leitung des Dr. Weiß einer hübſchen Frequenz erfreut, zumal ſie durch die liebliche Lage des Ortes in hohem Grade begünſtigt iſt.

Mir hat ſie zum Verweilen keinen Anlaß geboten, vielmehr ſetzte ich meinen Stab weiter und wanderte an den ſchönen Felspartien des Falkenſteins vorüber das Albthal hinab. Der Rückblick auf Herrenalb bietet ein wahrhaft reizendes Landſchaftsbildchen, das aber bald verſchwindet. Dafür labt ſich das Auge an neuen, raſch wechſelnden Scenen. Proſaiſches Ackerland iſt da nur äußerſt ſelten zu ſehen, aber ſchöne Wälder genug und friſcher grüner Wieſengrund, durch den ſich die kleine Alb, trotz aller mäandriſchen Krümmen, eilig windet. Beſonderer Reiz liegt in den kleinen, daß ich ſo ſage, heimeligen Seitenthälern voll prächtiger Wieſengründe, welche die ſchönſten Baumſchläge beſäumen. Das weitaus überraſchendſte Bild aber bietet das zerfallene Kloſter Frauenalb, das ſich mit ſeiner großen Kirchenruine auf einmal quer in das Thal ſtellt, als wolle es daſſelbe verſperren. Auf ſanft vorſpringendem Berghang gelagert, hat es unter ſich die grüne Thalfahle mit dem muntern Flüßchen, hinter und über ſich eine waldige Höhe, von der ſich ſeine weitläufigen Gebäude mit den wenigen Häuſern, welche ſich um dieſelben geſiedelt haben, wahrhaft maleriſch abheben. Die große Kirche mit ihren beiden Thürmen, dem hohen Giebel und den langen, dachloſen, aber ſonſt noch ungebrochenen Seitenfluchten von je acht Rundbogenfenſtern bietet aus der Ferne einen impoſanten Anblick. Schade, daß er bei näherem Zuſchauen an Intereſſe verliert. Es iſt ja kein Reſt aus der guten alten Zeit deutſcher Baukunſt, ſondern ein Werk des vorigen Jahrhunderts, im ächten Jeſuitenſtyl aufgeführt. Und daneben ſtehen die langen leeren Mauern des Kloſters mit ihren bürgerlich ordinären viereckigen Fenſterhöhlen, in denen zum Theil noch die zerbrochenen hölzernen Kreuzſtöcke hängen, alles ſo recht nüchtern, daß es einem ordentlich wehe thut. Und doch wird die Wirkung des ganzen landſchaftlichen Bildes dadurch nur wenig geſchwächt. Ueberraſchend und ſchön bleibt es immerhin.

Digitized by Google

Die Stiftung dieſes Kloſters Frauenalb fällt, wie ich ſchon erwähnt habe, zehn Jahre vor jene von Herrenalb, nämlich in das Jahr 1138. Der Stifter iſt derſelbe Graf Berthold III. von Eberſtein drüben im nahen Thale der Murg; aber den Anlaß, welchen die Sage dieſer Stiftung gibt, muß ich doch kurz erzählen.

Herzog Friedrich, der Einäug, von Schwaben reitet einſt zu den Grafen Erchinger auf Magenheim im Zabergau, der Jagd zu pflegen, mit ihm unter andern Edeln Albrecht von Zimmern und Berthold von Eberſtein. Bei Burg Stromberg verirrt ſich der von Zimmern im Walde und wird von einem Manne nach einem einſamen Waldſchloſſe geführt. Da ſitzen in der Halle um den Schloßherrn viele Ritter beim Mahl, die ſich ſchweigend zum Gruß erheben und ſchweigend wieder niederſetzen. Daſſelbe geſchieht, als ihm ein Zeichen zum Aufbruche gegeben wird. Auf die Frage an ſeinen Begleiter, wie er ſich die wunderſame Erſcheinung zu deuten habe, wird ihm die Antwort: „Der Schloßherr iſt dein verſtorbener Ohm Friedrich von Zimmern, tapfer gegen die Ungläubigen, aber hart gegen ſeine eigenen Leute. Die Zechgeſellen waren ſammt mir im Leben ſeine Genoſſen und theilen jetzt ſeine Qual. Hüte dich vor gleichem Geſchick!“ Und des Führers Geſtalt zerfloß wie Nebel, Flammen verzehrten das Geſpenſterſchloß, und Schwefelqualm und Heulen erfüllte die Luft. Selbſt einem Geſpenſte ähnlich, mit gebleichtem Haar, kommt Albrecht zu ſeinen Gefährten zurück, und zur Seelenrettung ſtiftet er auf Erchingers Grund und Boden bei Magenheim das Kloſter Frauenzimmern. Seinem Beiſpiele folgt der erſchütterte Eberſteiner und gründet in dem ſchönen Thale der Alb das Benedictinerinnenkloſter Frauenalb.

So die Sage, von welcher der alte Hiſtoricus Sattler ſagt: „Wer ſie glauben will, mag es thun.“ Die Geſchichte berichtet, daß Frauenalb zwar öfter, aber nicht immer das nämliche Geſchick mit dem nahen Herrenalb theilte. Wohl hatten die Truppen des Markgrafen von Baden ſchon 1403, in dem Streite mit Kurpfalz um die Schirmherrſchaft, beide Klöſter niedergebrannt; wohl war Frauenalb im Jahre 1507 abermals ein Raub der Flammen geworden und hatte im Bauernkriege, gleich Herrenalb, viel zu dulden gehabt; aber während das letztere durch Württemberg im erſten Drittel des ſechzehnten Jahrhunderts auf immer evangeliſirt wurde, traf dieſes Loos Frauenalb erſt im Jahre 1597 unter dem Markgrafen Ernſt Friedrich von Baden-Durlach, und zwar nur auf einunddreißig Jahre. Denn ſchon 1629 gab Kaiſer Ferdinand II. das Kloſter den katholiſchen Nonnen zurück, und dieſe blieben in deſſen Beſitz, bis es im Luneviller Frieden als Entſchädigung an Baden fiel, damit aufgehoben wurde und ſeine Gebäude allmälig zerfielen.

Mit der Ruine von Frauenalb lag die Romantik des Albthales hinter mir, aber die idylliſche Lieblichkeit bleibt ihm noch lange ungeſchwächt. Nur die Berge werden allmälig etwas niedriger und die Thalkrümmen weniger kurz. Noch eine weite Curve, und die Jetztzeit mit ihren induſtriellen Schöpfungen tritt dem Blick überraſchend entgegen. Rieſig erheben ſich die rauchgeſchwärzten Schlote und die langen Gebäude der Ettlinger Fabriken, unter denen die großartige Actienſpinnerei den erſten Rang einnimmt. Sie verſchönen nicht eben die Mündung des Thales, dagegen läßt dieſes ſeinen poetiſch verklärenden Glanz auf die proſaiſchen Werke unſerer Tage fallen, ſo daß das ganze Landſchaftsbild noch immer ein anziehendes bleibt. Jedenfalls darf ich ſagen, daß mir die Wanderung durch das kleine, liebliche Albthal von Anfang bis zu Ende hohen Genuß bereitet hat, und daß ich vom Bahnhofe der kleinen, gewerbreichen Stadt Ettlingen recht befriedigt in daſſelbe zurückſchaute, als wollt' ich ſagen: Auf Wiederſehen!

Dresden, December.

Theaterzuſtände.

< Unſere Theaterzuſtände haben in letzter Zeit zu mancherlei Anfechtungen den Stoff hergeben müſſen, und immer noch wetterleuchtet es aus der Ferne. Einerſeits bot das Scheiden Gutzkows aus hieſiger Stadt den Freunden einer guten Bühne begreifliche Veranlaſſung, an ſeine Leiſtungen als Dresdener Hoftheaterdramaturg zu erinnern und die Vacanz dieſes Poſtens zu beklagen, worauf dann eine gereizte Antwort im Feuilleton des officiellen Jour-

nals noch Oel ins Feuer goß. Andererſeits brach das übrigens wenig verbreitete Theaterjournal eine Anzahl vergifteter Lanzen in Sachen der Kunſt gegen Herrn Hofrath Pabſt und hat zum Schluſſe des Tourniers mit dem Grabgeſchütz einer förmlichen Brochüre dreingeknallt. Jetzt hat ſich der Staub gelegt, der Dampf verzogen und der blaue Himmel unerſchütterlicher Hoftheaterverwaltungen lacht wieder über dem muſengewidmeten Nachbar unſeres „italieniſchen Dörfchens.“ In der That geht es uns nach immer leidlich genug, und jedenfalls haben wir am wenigſten Beſſeres von denen zu erwarten, welche bei jeder Jahresbilanz die Leiſtungen einer Bühne nach der höheren oder geringeren Ziffer neuer Stücke bemeſſen. Das Unterſtützen moderner Dramatiker iſt gewiß eine wünſchenswerthe Eigenſchaft verſtändiger Bühnen. In der Stube iſt kein Bühnendichter zu einiger Routine gelangt. Er muß ſich in Fleiſch und Bein beklatſchen oder auspfeifen laſſen. Aber die Beſſerung unſerer Theaterzuſtände wird durch ſolche Gefälligkeiten durchaus nicht näher gerückt, und es wäre im Gegentheil wünſchenswerth, daß, wie in Berlin, Privatgeſellſchaften ſich aller Orten ſolcher jungen Autoren annähmen und ihnen durch Aufführungen in kleineren Räumen Gelegenheit gäben, ihre Leiſtungen dargeſtellt zu ſehen. Was unſere großen Theater zu leiſten haben, ſucht ſeinen Schwerpunkt anderswo. Die beſten Stücke in der vollkommenſten Vorführung — hier haben wir das A und O eines wirklichen Kunſtinſtituts; die ſämmtlichen Strahlen, welche in der Theateratmoſphäre herrenlos umherzittern, laſſen ſich in dieſem Einen Brennpunkte ſammeln.

Nun wäre es widerſinnig, Einzelne für die Abweichung von dieſer goldenen Linie verantwortlich zu machen. Schon der Dichter des Phantaſus mußte achſelzuckend ſeinen Freunden die Erklärung verſagen, warum ſelbſt er mit ſeinen Reformen nichts Großes zu erreichen im Stande ſey. An allen Hoftheatern gibt es eine — um Tiecks Ausdruck zu gebrauchen — „unbezeichenbare Stelle.“ Wenn von hier aus Hemmungen in den Weg treten, und wenn ein ſonſt doch dem Kunſtſchaffen wohlwollend zugethaner Intendant ausdrücklich erklärt, daß er einzig und allein die Befriedigung jener unbezeichenbaren Stelle erſtrebe — was iſt da noch verantwortlich als das Syſtem ſelbſt? Bekämpfen wir die Idee der Hoftheater — wohl; aber gegen die einzelnen Werkzeuge dieſes Syſtems einen Krieg zu führen, bringt uns — wir ſehen es nach jeder ſolchen Campagne aufs neue — keinen Schritt vorwärts.

Wie die Zuſtände alſo einmal beſchaffen ſind, hat die Kritik keine andere Aufgabe, als nach jedesmaligem ſummariſchen Abrechnen mit dem Werth oder Unwerth eines Stücks mit fleißiger Feder die endloſen Mängel der Darſtellung, wie ſie ein führerloſes Zuſammenſpiel mit ſich bringt, zu rügen. Der Dramaturg nimmt ſolcher Art ſeinen Platz unter den Zuſchauern ein, und wenn man ſeiner bei den Proben entrathen zu können behauptet, ſo verbeſſert er nachträglich durch ſeine Kritik das, von dem man vorgängig meinte, daß man es nicht zu wiſſen brauche.

In der That iſt es nur durch die Stetigkeit, welche die geregelten Engagementsverhältniſſe einer Hofbühne mit ſich bringen, zu begreifen, daß ohne eine führende Kraft die vereinzelten Rolleninhaber ſich ſchließlich noch zu einer Art Geſammtwirkung zuſammen finden. Aber was könnten dieſe trefflichen Kräfte leiſten, wenn ein gebildetes Auge ſchon bei den erſten Proben über ihre böſen Gewöhnungen, über ihre falſchen Geberden wachte, wenn ein kunſtverſtändiges Ohr berichtigend aufhorchte, wo immer die Dichtung durch falſche Betonungen, durch irrige Auffaſſungen mit Gefahr bedroht iſt! Es hat etwas Niederſchlagendes, jahraus, jahrein zu beobachten, wie ſo manche entwicklungsfähige Begabung durch die Gewalt des Beiſpiels in jenen Schlendrian der Mittelmäßigkeit hinein gezogen wird, der die natürliche Rückwirkung eines oberflächlichen Zuſammenſpiels iſt; wie ſo Alles ſtehen bleibt, ſtatt ſich unter den Augen des theilnehmenden und anſpornenden Publikums von Stufe zu Stufe empor zu ringen; wie die hervorragenden Künſtler durch die Schrankenloſigkeit ihrer Stellung ſich in beſtimmte Richtungen verrennen, irre geführt durch ein paar geſchmackloſe Beifallklatſcher oder durch die Lobſprüche einiger Theaterblätter, deren Aeſthetik doch einzig nach dem abonnirenden Mimen fragt und den nicht abonnirenden herunterreißt, Künſtler, die zum Theil mit Ernſt und Eifer das Wahre ſuchen und unter einer ſtrengen Zucht das Größte zu leiſten berufen wären.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 3. 15. Januar 1862.

— Fare thee well,
Great heart! — This earth, that bears thee dead,
Bears not alive so stout a gentleman. —
Adieu, and take thy praise with thee to heaven!

Shakespeare.

Zur Erinnerung an Albert, Prinz-Gemahl von England.

Wer, wie der Schreiber dieſer Zeilen, während der letztverfloſſenen Tage in England zubrachte, hatte Gelegenheit, ein großes und ſeltenes Schauſpiel zu beobachten und in ſeiner Wirkung mitzuempfinden: das Schauſpiel eines Volkes, welches mit edlem, tiefgefühlten, faſt leidenſchaftlichen Schmerz um eine dahingegangene Größe trauert. Seit vor vierundvierzig Jahren die Nation durch den Tod der Prinzeſſin Charlotte in die ſchmerzlichſte Beſtürzung verſetzt wurde, erinnert man ſich keiner tieferen Niedergeſchlagenheit, keines ähnlichen Ausbruchs allgemeinſter Trauer in Folge des Todes hervorragender Perſönlichkeiten, als das in dieſen Tagen erfolgte Abſcheiden des Gemahls der Königin, des deutſchen Prinzen Albert, unter allen Klaſſen der engliſchen Geſellſchaft hervorbrachte. Wäre die Königin ſelbſt aus der Mitte einer glücklichen Regierung, eines Volkes, über deſſen Liebe und Sympathien ſie in ſeltenem Grade gebietet, durch ein raſches Schickſal abberufen worden, der freiwillige Gram der Nation hätte ſich nicht in lauteren Tönen der Klage äußern können, als bei dem Tode des Mannes, der, von Geburt ein Fremder und von den Privilegien des Königthums ausgeſchloſſen, der eingeborenen Herrſcherin als Gemahl zur Seite ſtand.

Eine ſolche Manifeſtation des Schmerzes, eine ſolche Todtenfeier ſetzt ein der Erinnerung würdiges, königliches Leben und Wirken voraus. Es genügt nicht, auf Rang und Titel des Verſtorbenen hinzuweiſen, zu ſagen, daß ſein Tod eine Anzahl fürſtlicher Häuſer in Trauer verſetze. Dem Prinzen mag die offizielle Trauer der Höfe gelten; der freiwillige Schmerz eines Volkes gilt dem Charakter und den Eigenſchaften des Menſchen. Was dieſe Eigenſchaften waren und wie dieſer Charakter ſich unter den ſchwierigſten Lebenslagen bewährte, welche Gelegenheiten ihm geboten wurden, welche Hemmniſſe er zu überwinden hatte, den Eindruck ſeines Todes auf der Höhe ſeines Lebens, wollen wir als Nachklang dieſer jüngſten Tage in ein Erinnerungsbild zuſammenfaſſen.

Im Auguſt 1819 geboren, hatte Prinz Albert vor wenigen Monaten ſein zweiundvierzigſtes Lebensjahr vollendet. Seit ſeiner Vermählung mit der Königin waren einundzwanzig Jahre verfloſſen. Von kräftiger Conſtitution, thätig in ſeinen Gewohnheiten und mäßig in ſeiner Lebensweiſe, hatte er ſich während ſeines Aufenthalts in England eines faſt ungeſtörten Wohlſeyns erfreut und das Volk, von ſeinen Jahren und ſeiner Erſcheinung auf die Dauer ſeines Lebens ſchließend,

Digitized by Google

hatte sich gewöhnt, ihm ein patriarchalisches Alter im Kreise zahlreicher Kinder und Kindeskinder zu weissagen. Als daher zu Anfang der zweiten Decemberwoche die ersten Nachrichten von seinem Unwohlseyn ruchbar wurden, als zwei Tage später das erste Bülletin über sein Befinden in den Zeitungen erschien, dachte niemand daran, in dem von den Aerzten beschriebenen, durch Erkältung herbeigeführten Fieberzustande die Nähe drohender Gefahr voraus zu sehen. Man deutete sich das Leiden des Kranken einfach als eine jener, in dem feuchten Winterklima Englands häufigen Verstimmungen; man nahm als selbstverständlich an, daß dieselbe in aller Kürze der gesunden Kraft seiner Natur weichen werde. Diese Ansicht wurde durch die in gleichem Tone gehaltenen Bülletins der beiden folgenden Tage bestätigt, und wie ein Blitz aus heiterem Himmel setzte erst am Morgen des Todestages die Kunde, „in den Symptomen sey eine ungünstige Veränderung eingetreten," ganz England in ängstlich aufgeregte Besorgniß.

Von allen Seiten erfolgten nun im Laufe des Tages Anfragen nach dem Befinden des königlichen Kranken. Die Carossen des in London anwesenden Adels rollten nach Buckingham Palace, wo man telegraphische Nachrichten von Windsor Castle, der damaligen Residenz des Hofes, erwartete; die Bevölkerung der City bestürmte Börse und Mansion House, und ein allgemeines Gefühl des Aufathmens erheiterte die Hauptstadt, als während des Nachmittags ein späteres Bülletin das Nachlassen der ungünstigen Symptome meldete. In der That war den Aerzten, trotz der bedenklichen Fortschritte des Fiebers, welches einen typhusartigen Charakter angenommen hatte, noch einmal ein Hoffnungsstrahl aufgeleuchtet, indessen, wie bald genug offenbar wurde, eine trügerische Hoffnung, von kurzer Dauer. Die verkündete Besserung war nichts gewesen als das letzte Aufflackern der Lebensflamme, die vor ihrem Verglühen noch einmal zu täuschendem Glanze angefacht, nun rascher und rascher sank. Schon zwischen fünf und sechs Uhr am Abend desselben Tages verbreitete sich über die City jener mysteriöse Schatten, den die kommenden Ereignisse vor sich herwerfen: das dunkle, Schrecken verbreitende Gerücht, der Prinz sey gestorben. Der Prinz weilte noch im Reiche der Lebendigen, aber die Hoffnung hatte seinem Lager den Rücken gekehrt. Wenige Stunden später, kurz vor eilf Uhr am Abend des vierzehnten Decembers, während das englische Volk noch mit ängstlicher Spannung auf seine Genesung harrte und für sein Leben betete, war er den erschöpfenden Wirkungen der Krankheit erlegen.

Es war Mitternacht, als die erste Kunde der Trauerbotschaft durch das dumpfe Geläute der großen Glocke der Paulskirche, die nach alter Sitte den Tod königlicher Personen verkündet, über die schweigende Hauptstadt dahin getragen wurde. Allein erst während der Morgenstunden des folgenden Tages, eines Sonntags, unterrichteten theils die Anzeige der Prediger in den Kirchen, theils die Extrablätter schwarzumränderter Zeitungen die Masse des Volkes von dem Geschehenen. Die Nachricht traf die Unvorbereiteten wie mit der betäubenden Gewalt eines Wetterschlags. Eine dumpfe Trauer verbreitete sich wie elektrisch über die Länge und Breite der ungeheuern Stadt. Wohin man sich wendete, in allen Gesichtern dieselbe schmerzliche Ueberraschung, dieselbe freiwillige ungeheuchelte Theilnahme, derselbe Ausdruck düsterer Bestürzung. Was an Zeitungen zu haben war, war rasch verkauft; in den Straßen bildeten sich gespannt horchende Gruppen um die Besitzer der Blätter; überall dieselben Fragen, dieselbe halblaut geführte Unterhaltung, dasselbe Gefühl eines großen, unersetzlichen Verlustes. So empfing das Volk die jähe Kunde von dem Tode des Prinzen, und wer den Eindruck in seiner ersten Frische miterlebte, mußte sich sagen, daß kein Verlust eines großen Kriegers oder Staatsmannes, kein Tod eines königlichen Herrschers und Helden ergreifender hätte gefeiert werden können, als an diesem Tage das Volk von London den Tod des Prinzen feierte.

Inzwischen hatte der Telegraph die Trauerbotschaft den Provinzen mitgetheilt, und die schwarzumränderten Zeitungen des folgenden Morgens brachten, neben den einstimmigen tiefgefühlten Lauten der Klage über ein Schicksal, das allen Parteien als ein nationales Unglück entgegentrat, Nachrichten aus allen Städten des Landes, in denen die Stimmung der Hauptstadt sich mit seltener Treue abspiegelte. Eine Säule des Staates war gefallen, eine große öffentliche Angelegenheit war in den Vordergrund aller Gedanken getreten, die jeden Parteigeist ausschloß, alle Interessen absorbirte. Selbst der drohende Zustand der amerikanischen Verwicklungen, die gleichzeitige Ankunft der mit ängstlicher Spannung erwarteten Botschaft des Präsidenten, nahm an diesem Tage der Trauer nur eine vorübergehende Aufmerksamkeit in Anspruch. Der geschäftliche Verkehr schien gelähmt. In den Straßen, so weit man sah, Nichts als halb geöffnete Läden, auf allen öffentlichen Gebäuden, auf dem ganzen ungeheuern Mastenwald der Themse gesenkte, in halber Masthöhe herniederwehende Flaggen. Betäubt von der Plötzlichkeit des Ereignisses schien das ganze Volk den Verlust des einen Mannes wie mit persönlichem Schmerz zu empfinden.

Digitized by Google

Und trübe wie die Gegenwart zeigte sich den vorauseilenden Gedanken die Zukunft. Noch vor wenigen Tagen hatte man, trotz des drohenden Krieges, der Weihnachtszeit und dem Neuen Jahre mit frohem Muthe entgegengesehen; man hatte sich Großes versprochen von der kommenden Kunst- und Industrieausstellung aller Nationen. Waren nicht durch den Tod des Prinzen jene Aussichten umdüstert, diese Hoffnung gefährdet? Und die zur Wittwe gewordene Königin, in deren Seele der leidenschaftliche Schmerz um den Verlust der Mutter erst vor kurzem gemildert schien, wie sollte sie den rasch nachfolgenden Schicksalsschlag dieses viel größeren Verlustes ertragen, eines Verlustes, der sie der treuen Theilnahme, der kräftigen Stütze, des weisen Rathes eines Mannes beraubte, an welchen eine im Leben der Hohen und Mächtigen wahrhaft seltene Liebe sie gefesselt hatte! Wie wenig war sie, wie wenig die Nation gerade in diesem Momente auf die Entbehrung eines solchen Rathes, auf den Riß einer so unausfüllbaren Lücke gefaßt gewesen!

Wir schreiben keine Lobrede; wir berichten einfach die Stimmung und die Ereignisse der dem Tode des Prinzen folgenden Tage nationaler Trauer. Werfen wir nun, diesen Thatsachen gegenüber, einen Blick auf das Leben und die Wirksamkeit des Verstorbenen, um uns sein Charakterbild erinnernd zu vergegenwärtigen, und die Wirkung seines plötzlichen Hinscheidens erklärend auf ihre Ursachen zurückzuführen.

Als Prinz Albert im Jahre 1840 zwanzigjährig nach England übersiedelte, um die Hand der Königin zu empfangen, schien sein Loos der Masse der Außenstehenden ein unerhört glänzendes und glückliches, während in Wahrheit eine der schwierigsten socialen Stellungen ihn erwartete, zu der ein Fürst von Talent und Geist berufen werden kann. Ein geborener Deutscher, trat er an die Spitze der stolzen altenglischen Aristokratie, die halb mitleidig, halb neidisch auf seine Erhebung hinblickte; an die Spitze eines Volkes, unter dem, in weit höherem Grade als heuzutage, alles Ausländische einer argwöhnisch zurückweisenden Kritik sicher war. Alle jene insularen Vorurtheile hatte er zu bekämpfen, allen jenen Capricen einer spezifisch angelsächsischen Denkungsweise gerecht zu werden. Und mehr als dieß. Während die gesellschaftlichen Privilegien des Gemahls der Königin ihn als ersten Gentleman von England in den Vordergrund der Nation stellten, verweigerte ihm die Verfassung die aktiven politischen Rechte des gewöhnlichen Bürgers. Weder auf dem politischen noch auf dem militärischen Gebiete, weder neben den Staatsmännern des Parlaments, noch neben den Führern der Armee war es ihm gegeben, vor dem Volke zu glänzen. Umgeben von den Lockungen eines prächtigen Hofes und einer luxuriösen Hauptstadt; in einer Stellung, in welcher es nie an Schmeichlern und dienstfertigen Werkzeugen mangelt, einer Stellung, die fast über Tadel und Zurechtweisung hinaushob, lagen unter diesen Verhältnissen dem Prinzen zwei Abwege nahe. Er konnte zu viel oder zu wenig versuchen. Er konnte, unter dem Vorwande der ihm auferlegten Beschränkungen, die Bahn eines glänzenden Müssiggangs einschlagen, um in den materiellen Zerstreuungen, in der monotonen Routine des Hofes zu einer bedeutungslosen Figur herabzusinken, oder er konnte, des ihm auferlegten Zwanges müde, seinen Einfluß über die Herrscherin des Landes zu politischen Intrignen und persönlichen Uebergriffen mißbrauchen, die, wenn auch unvermögend den Gang der öffentlichen Angelegenheiten auf die Dauer zu verwirren, dennoch das gute Einvernehmen ernstlich hätten stören können, welches Krone und Volk verknüpfte. Jenes war das Schicksal des Prinzgemahls der Königin Anna, Georgs von Dänemark, gewesen; Zwiste der letzteren Art hatten die Regierung Georgs III. erschüttert, und noch immer war die Krone mächtig genug, den Kampf der Parteien von neuem zu beginnen.

Es war bekannt, daß der Prinz politische Ansichten vom Continent herübergebracht habe; von mancher Seite schrieb man ihm hochtoryistische, illiberale Tendenzen zu. Wenn aber Befürchtungen nach dieser Seite hin bestanden hatten, welch ein Zeugniß diskreter Zurückhaltung, weiser Benutzung des ihm verliehenen Einflusses, patriotisch und groß gesinnten Geistes stellt, im Rückblick auf sein Leben die einundzwanzigjährige Regierung Victoria's dem Gestorbenen als Antwort aus! Er war weit davon entfernt, die Intriguen früherer Epochen zu erneuern, vielmehr bestand, nach dem Geständniß aller Parteien, zu keiner früheren Zeit in England eine aufrichtigere Harmonie zwischen Volk und Krone, eine constitutionellere Regierung, eine allgemeinere Zufriedenheit und Ruhe im Innern, eine beschränktere Einwirkung auswärtiger Interessen und Beziehungen auf die innere Politik des Landes. Der loyalste Bürger, der genialste Staatsmann hätte den Geist der Constitution, die progressiven Anforderungen der Zeit nicht tiefer verstehen und gleichmäßiger anerkennen können, als die Regierung Victoria's diese Fähigkeit in dem Prinzen nachweist, von dem es thöricht seyn würde, vorauszusetzen, daß er keine dauernde Einwirkung auf Handlungen und Sinnesweise der Königin ausgeübt habe.

Innerhalb der Sphäre, welche eine parlamentarische Regierung der individuellen Wirksamkeit freiläßt,

Digitized by Google

war Prinz Albert, trotz der ihm auferlegten Beschränkungen, ohne Zweifel mächtig, und zu verzeihen wäre es einer reichbegabten Persönlichkeit wie der seinigen gewesen, hätte er die Grenzen dieser Sphäre zu enge gefunden. Aber nur zweimal in einundzwanzig Jahren gelang es dem Eifer einiger Parteiorgane, eine Art populärer Agitation gegen ihn zu organisiren, unter dem Vorwande, daß ein Bruch der constitutionellen Etikette, eine unbefugte Einmischung in politische Angelegenheiten von ihm verübt worden. Die erste dieser Gelegenheiten fand sich nach dem Staatsstreich vom 2. December 1851, wo man die Entlassung Lord Palmerstons vom auswärtigen Amt dem direkten Einfluß des Prinzen zuschreiben wollte; die andere im Jahre 1854, zur Zeit des Ausbruchs des russischen Krieges, wo er (wir wollen ununtersucht lassen, mit welchem Rechte) des eigenmächtigen Absendens und Empfangens politischer Depeschen beschuldigt wurde. Der Schluß von den Ausnahmen auf die Regel liegt nahe. Allein bedeutsam und unausgesetzt wie die Praxis wohlthätiger Einwirkung seitens des Prinzen während einer so ereignißreichen Epoche nothwendigerweise gewesen ist, werden doch die Beispiele und Beweise dieser Praxis, der Natur der Sache nach und eben weil sie Regel waren, noch lange, vielleicht immer, in den Archiven einer geheimen Geschichte verborgen bleiben, und nur im Großen und Ganzen können wir, nach dem Charakter der allgemein bekannten Thatsachen, eine Schätzung ihres Werthes unternehmen, welche der Wahrheit entspricht.

Hätte der Prinz keinen andern Erfolg errungen als den, seine schwierige Stellung der Politik gegenüber mit eben so viel Takt als Geschick zum Besten des Landes zu behaupten, so würde dieß schon Grund genug für das englische Volk seyn, seine Laufbahn zu preisen, sein Abscheiden zu beklagen. Aber durch maßvolle Beschränkung, umfassende Kenntnisse, praktische Einsicht und würdige Haltung wurde seine Persönlichkeit bei weitem nicht erschöpft. Von der öffentlichen, thätig eingreifenden Theilnahme an der Politik ausgeschlossen, schuf er sich durch die Energie seiner Begabung ein anderes Gebiet der Wirksamkeit, auf dem keine Rivalität ihm entgegenstand, ein Gebiet, das er in eminentem Grade befähigt war zu beherrschen, auf dem eine Reihe glänzender Triumphe ihn erwartete: das Gebiet der Kunst, der Wissenschaft, der Cultur, der socialen Reform und der humanen Bildung.

Auf diesem Felde, in der selbstgeschaffenen Würde eines Ministers der Civilisation, erschien er, man darf dieß ohne Uebertreibung behaupten, in England als der Gründer einer neuen Epoche. Mit seinem Sinn für das Schöne, mit gründlicher Kenntniß und leidenschaftlicher Liebe zu den praktischen Wissenschaften ausgerüstet, erkannte er bald den Mangel an Form und Grazie, das Uebergewicht materieller Tendenzen, die Herrschaft insularer Vorurtheile, worunter die socialen Zustände des adoptirten Vaterlandes litten; und jene Mängel zu ergänzen, setzte er sich das Ziel, Verständniß und Wirkung der Kunst, so weit an ihm war, über die Masse der Nation auszubreiten und die Resultate der Wissenschaft für die Humanisirung der Sitten und der Lebensweise fruchtbar zu machen. Andere Fürsten haben Aehnliches versucht, aber ihre Plane wurden durch eine vorwiegende Beimischung krankhafter Romantik in der Knospe verkümmert. Den dahingeschiedenen Prinzen leitete bei der Conception seiner Ideen jene gesunde Absicht, die vor Allem die Möglichkeit ihrer Verwirklichung im Auge hat, jener liberale Geist, dem die Forderungen der lebenden Generation und der modernen Gesellschaft näher und höher stehen, als die phantastischen Ideale vergangener Jahrhunderte.

Lange ehe an die erste kosmopolitische Kunst- und Industrieausstellung gedacht wurde, war er bereits mit der Einrichtung seiner Musterfarm in Windsor, mit der Anlage von Musterwohnungen für die ärmeren Klassen, mit Planen für die Anwendung künstlerischer Formen auf die Produkte des Nutzens und der Industrie beschäftigt. Dieselben Tendenzen machten sich in seinen Reden bemerkbar, so oft er bei öffentlichen Gelegenheiten auftrat. Eine der ersten, wenn nicht die erste derselben, im Mai 1848, galt der Verbesserung der Lage der arbeitenden Bevölkerung; eine andere, bald darauf folgende, der vermehrten Anwendung wissenschaftlicher Agricultur; und wenn man alles in allem zusammenfaßt, dürfte es schwer halten, die Fortschritte zu überschätzen, welche England in den erwähnten Beziehungen theils seinem Beispiel, theils seiner Anregung verdankt.

Ihren Höhepunkt erreichte diese Thätigkeit des Prinzen in der großen Kunst- und Industrieausstellung aller Nationen im Jahr 1851. Der Prinz, wie bekannt, war Vorsitzender der Londoner Centralcommission. Mag nun, wie von manchen behauptet wird, die ursprüngliche Idee der Unternehmung der Initiative eines Andern oder der seinigen zuzuschreiben seyn, so kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der unerhörte Erfolg, dessen jenes ewig denkwürdige Culturereigniß sich erfreute, mehr als durch die Einwirkung irgend einer andern Persönlichkeit durch sein Talent, seine Energie und Beharrlichkeit errungen wurde. In

der That bewies ſein ganzes Auftreten bei jener großen Veranlaſſung die hervorragende Begabung ſeiner Natur für ein tiefes, umfaſſendes Verſtändniß der Zwecke, welchen die Ausſtellung diente. Stetig fortſchreitende Verbreitung humaner Ideen, Populariſirung der Wiſſenſchaft und der Kunſt, ein friedlicher Wettkampf der Völker in den Künſten des Friedens, ſchienen die Ideale ſeines künſtleriſch und philoſophiſch gebildeten Geiſtes. Welch tiefgehenden Wirkungen dieſer gemeinſam veranſtaltete Bazar aller Nationen zumal auf alle Zweige des engliſchen Volkslebens übte, würde nicht leicht ſeyn in wenigen Worten zu ſagen. Unzweifelhaft iſt die Thatſache, daß der kosmopolitiſche Wechſelverkehr, die friedliche Rivalität der Völker auf engliſchem Boden im Gefolge der Ausſtellung die altengliſche Excluſivität in ihren Fundamenten erſchüttert und eine neue Epoche fruchtbarer Vermittlung des inſularen und continentalen Weſens begründet hat.

Der unmittelbare Erfolg der Ausſtellung hob den Prinzen in England auf die Höhe der Popularität. Aber auch unter der Ungunſt ſpäterer Jahre, unter der Einförmigkeit und den Zerſtreuungen des täglichen Lebens, behielt er das Streben nach dem einmal vorgeſteckten Ziel feſt im Auge. Es genügt (um Geringeres unerwähnt zu laſſen), an den Cryſtallpalaſt von Sydenham zu erinnern, jenes Pantheon der Cultur, in welchem die Ideen von 1851 eine erweiterte, dauernde Geſtalt erlangten; an die große Kunſtausſtellung in Manchester (1857), deren Schätze, auf des Prinzen Anregung geſammelt, nach einem von ihm entworfenen Plane kunſthiſtoriſch geordnet wurden; an die unter ſeiner Leitung entſtandenen populären Kunſtſchulen und Induſtriemuſeen in South Kenſington; an die werdende zweite Ausſtellung aller Nationen endlich, deren Fortſchritten er bis zu ſeinem Tode die lebhafteſte Theilnahme zuwendete.

Patron oder Mitglied zahlreicher Geſellſchaften und Inſtitute, mit Würden und Titeln überhäuft, ſchien er doch keine Würde höher zu ſchätzen, als die 1859 auf ihn gefallene Wahl zum Präſidenten der British Association for the Advancement of Science, deren Sitzungen er im Herbſte des Jahres 1860 mit einer allgemein bewunderten Rede eröffnete. So wirkte er denn, wie geſagt, in Wahrheit als Miniſter der Civiliſation in England, und wenn ſein politiſcher Einfluß nur in der allgemeinen Wirkung einer glücklichen Regierung empfunden wurde, ſo ſchritt er, als Beförderer der Kunſt und Cultur, der Nation mit einer Reihe glänzender Erfolge perſönlich voran, und ſchuf ſich in dieſer Sphäre des Nationallebens ein eigenes, neidlos beherrſchtes Königreich, ein der Vielſeitigkeit ſeiner Talente, der Stärke ſeines Willens und der Reinheit ſeines Strebens gebührendes, dauerndes Gedächtniß.

Diskret, weiſe und unermüdlich thätig in ſeinen öffentlichen Beziehungen, bewies ſich Prinz Albert, nach dem einſtimmigen Zeugniß aller Parteien, als das tadelloſe Muſter eines vollendeten Gentleman in allen Verhältniſſen des privaten Lebens. Nie herrſchte am engliſchen Hofe ein zwangloſerer Ton und reinere Sitten; nie ſtand einer Königin ein treuerer, fürſorgenderer Gatte, nie den Sprößlingen des Königshauſes ein zärtlich beſorgterer Vater leitend und erziehend zur Seite. Ein edler Anſtand, eine würdige Haltung, ein gewinnendes Entgegenkommen, gehoben durch impoſante Geſtalt und den offenen Ausdruck männlich ſchöner Geſichtszüge, umgaben den Prinzen zugleich mit allen Kennzeichen hoher Geburt und vollendeter geſelliger Bildung. Seine Unterhaltung (wir ſagen dieß aus eigener Erinnerung) vereinte Leichtigkeit und Fluß der Rede mit Prägnanz des Ausdrucks und anregender Fülle der Ideen. In harmoniſcher Abwechslung ließ er den Erholungen die Studien folgen; und wie er den Verſuchungen ſeiner Stellung Widerſtand zu leiſten und die Leidenſchaften des Mannesalters zu zügeln wußte, ſo beherrſchte weiſe Rückſicht die Ertheilung ſeiner Gunſt, die Wahl ſeiner Mittel, die Anwendung ſeines perſönlichen Einfluſſes. Noch lag der lebenden Generation die Zeit nahe genug, die Zeit der Prinzen aus der Familie Georgs III., wo man ſich daran gewöhnt hatte, Verſchwendung und regelloſes Leben in den höchſten Kreiſen an der Tagesordnung zu ſehen. Die trüben Tage jener Epoche waren vorüber. Glück und Zufriedenheit herrſchten inmitten des königlichen Kreiſes und die aufblühende Familie, der wohlgeordnete Haushalt, dem der Prinz vorſtand, konnten allen Klaſſen der Geſellſchaft als Muſter und Vorbild dienen.

Daß die Nation das plötzliche Hinſcheiden eines ſolchen Mannes, eines Fürſten, der ſo ſeltene Eigenſchaften in ſeiner Perſon vereinigte, der in der Blüthe und Fülle der Manneskraft zu der Hoffnung einer langen Lebensdauer berechtigte, gerade in dieſem Momente harrender Erregung und ängſtlicher Beſorgniß, mit allen Zeichen des Schmerzes als ein nationales Unglück betrauert, darf nicht Wunder nehmen. Aber indem wir Grund und Aufrichtigkeit dieſer Trauer anerkennen, dürfen wir, um dem Dahingeſchiedenen gerecht zu werden, die Kehrſeite des Bildes nicht verdecken, nicht verſchweigen, daß die nationale Anerkennung ſeiner Verdienſte in hohem Maße ein ſpäter, ein poſthumer Tribut iſt, aus deſſen Fülle dem Lebenden nur ein karger

Digitized by Google

Antheil zugemeſſen wurde. Es iſt eine betrübende Thatſache, daß das engliſche Volk im Großen und Ganzen erſt jetzt, nach dem Tode des Prinzen, zu begreifen anfängt, was es an ihm beſaß. Eben die Vollkommenheit des Erfolges, der ruhige Sieg ſeiner Perſönlichkeit über die Schwierigkeiten ſeiner Lage, die von leerer Oſtentation und nutzloſem Pomp freie Gleichmäßigkeit ſeines Wirkens gewöhnten das Volk, die errungenen Reſultate als etwas Selbſtverſtändliches zu betrachten und, im Hinweis auf den Reichthum der Mittel, den Luxus der Gelegenheiten, welche ſein hoher Rang dem Gemahl der Königin ungeſucht darbot, das Verdienſt, jene Gelegenheiten und Mittel zu großen allgemeinen Zwecken, zum Beſten der Nation würdig und erfolgreich verwendet zu haben, zu unterſchätzen.

Wenn es zu viel ſeyn möchte, die Haltung der öffentlichen Meinung Englands dem Prinzen gegenüber als geradezu feindſelig oder unfreundlich zu charakteriſiren; wenn im Laufe der Zeit der Kreis ſeiner Anhänger und Bewunderer unter den gebildeten Klaſſen der Nation ſich ſtätig erweiterte: ſo war doch ohne Frage die gegen ihn herrſchende Stimmung eine vorwiegend kühle, kritiſche; die Neigung, ſeine etwaigen Mißgriffe und Fehler zu tadeln, überwog die Bereitwilligkeit, ſeinen Verdienſten gerecht zu werden. Man war der Anſicht, daß er für alle Verdienſte, die er ſich erwerben möge, von vornherein reichlich entſchädigt ſey durch die ihm gebotenen Vortheile ſeiner ſocialen Stellung. Man ging ſo weit, die Auszeichnungen, mit welchen die Liebe der Königin ihn überſchüttete, der Begehrlichkeit des „armen Prinzen“ zuzuſchreiben, den ein glänzendes Loos aus dürftiger Beſchränkung unverhofft zu Pomp und Ueberfluß emporgehoben. In dem edeln Ernſt und der weiſen Zurückhaltung ſeines Auftretens wollte man deutſche Steifheit und Excluſivität erkennen; in ſeiner Pflege der Künſte und Wiſſenſchaften vermißte man das hergebrachte Ideal bedachtloſer Verſchwendung eines königlichen Beſchützers.

Es würde nutzlos ſeyn, behaupten zu wollen, daß der Prinz ein ſo hartnäckiges Mißkennen ſeiner Natur wie ſeiner Motive, das Mißtrauen einer Nation, deren Intereſſen er den beſten Theil ſeiner edeln Kräfte widmete, ohne ſchmerzliche Reſignation habe empfinden können. Vielleicht hoffte er auf die ruhige Wirkung eines längeren Lebens, die ziehenden Nebel zu zerſtreuen; vielleicht hob der Beifall derer, die er am höchſten ſchätzte, das Bewußtſeyn, mit reiner Abſicht ſeine Pflicht zu erfüllen, ihn ſchon zu ſeinen Lebzeiten über die Verſtimmungen des Augenblicks und den Streit der Parteien in eine reine Sphäre gefaßter Heiterkeit und Ruhe empor. Doch welches Unrechts das Volk immer ſchuldig geweſen ſeyn mag, der Kampf der Meinungen über ſeine Perſönlichkeit und den Werth ſeines Wirkens iſt mit ſeinem plötzlichen Abſcheiden in der ſchmerzlichen Empfindung ſeines Verluſtes ausgelöſcht und die erwachende Erkenntniß deſſen, was er war, verwandelt die karge Anerkennung des Lebenden in eine königliche Huldigung für den Todten.

Heute, indem wir dieſe Zeilen ſchließen, am zehnten Tage nach dem Tode des Prinzen, Mittags zwiſchen zwölf und ein Uhr, wurde ſeine Leiche an ihrer vorläufigen Ruheſtätte in der Kapelle von St. George bei Windſor Caſtle beigeſetzt und ein faſt allgemeiner, freiwillig auferlegter Stillſtand der Geſchäfte bezeichnete, vom frühen Morgen an, die Theilnahme der Nation an der ernſten Feier des Tages. Im Einklange mit den Wünſchen des Verſtorbenen war das Leichenbegängniß kein öffentliches, ſondern ſtreng auf die Theilnahme der Mitglieder und Verwandten der königlichen Familie und des königlichen Haushalts eingeſchränkt. Aber das in Trauerkleidern erſcheinende Volk, die Stille der Straßen, das Geläute der Glocken, der dumpfe Donner in kurzen Intervallen abgefeuerter Kanonen theilten der Hauptſtadt die ernſte Trauer der Stunde mit.

Zur letzten Ruheſtätte des dahingeſchiedenen Prinzen iſt, wie es heißt, der in der Nähe von Windſor befindliche Park von Frogmore auserſehen, derſelbe, deſſen Mauſoleum die Reſte der Herzogin von Kent, der Mutter der Königin, umſchließt. Ein zweites prächtigeres Grabmal ſoll ſich dort zu ſeinem Gedächtniß erheben, und die Umwallung deſſelben Friedhofs wird ſo die Grüfte der Mutter und des Gemahls der Königin umfaſſen.

Zu dem Volke, aus deſſen Mitte ein plötzliches Schickſal ihn dahingeriſſen, wird es dem Prinzen nicht an dauernden Zeichen des Andenkens fehlen. Noch lange wird man die Theilnahme des Staatsmanns in der Führung der öffentlichen Geſchäfte, das intelligente Intereſſe des hochgebildeten Geiſtes bei der Ausführung gemeinnütziger Unternehmungen, die Gegenwart ſeiner wohlbekannten fürſtlichen Erſcheinung bei bedeutenden öffentlichen Gelegenheiten vermiſſen. Die Aemter und Würden, deren Zahl ihm bei ſeinen Lebzeiten beneidet wurde, der Stab des Feldmarſchalls, die Privilegien des Gouverneurs von Windſor, der Mantel des Kanzlers der Univerſität Cambridge, das Schwert des Generalcapitäns der Artillerie, mögen in andere Hände übergehen; aber unzertrennlich wird das Andenken an Albert, Prinz-Gemahl von England, mit der glücklichſten Periode der Regierung Victorias verknüpft bleiben,

Digitized by Google

und dankbar wird die kommende Generation, mag nun eine heitere, oder — was wahrscheinlicher — eine stürmische Zukunft ihr beschieden seyn, sich der edlen Humanität seines Charakters, der Energie seines Strebens, der seinen frühzeitigen Tod überlebenden Erfolge seines Wirkens erinnern.

London, 23. December 1861.

Aesthetik und Politik.

Als sich vor zwei oder drei Jahren alle Gedanken wieder der Politik zuwandten und das bängliche Gefühl, daß bald die unmittelbare Noth des Lebens mit rauher Hand in unsere gewohnten Genüsse und Bedürfnisse herein greifen könnte, auf den Gemüthern lag, konnten wir fast nicht daran zweifeln, daß Poesie und Literatur, diese brodlosen Künste, die nur in der Ruhe und dem Ueberfluß des Friedens gedeihen, vor allen andern Zweigen menschlicher Thätigkeit die Ungunst der Zeit erfahren werden. Unter dem Geräusche der Waffen verstummen die Musen; wo die Wirklichkeit so hart an den Menschen herantritt, kann er sich nicht weiter mit den müßigen Spielen der Phantasie abgeben. Wir mußten also denken: wenn diese kritischen Conjuncturen anhalten, wenn das dräuende Kriegsschwert fortwährend an einem Pferdehaar über dem Nacken der europäischen Menschheit aufgehängt bleibt, so muß ihr die Lust vergehen, Gedichte und Romane zu lesen. Kritische Journale, belletristische Zeitschriften, das war die praktische Wendung, welche unser Raisonnement nahm, müssen schneller und sicherer zu Grunde gerichtet werden als die Fabrikation von Pariser Galanterieartikeln, oder sonst ein Industriezweig, der nicht den nächsten Lebensbedürfnissen dient.

Diese Befürchtungen sind, so weit wir sehen können, nicht in Erfüllung gegangen: die Gedichtsammlungen erscheinen noch wie vor, die Romanliteratur steht in so üppiger Blüthe als jemals, die belletristischen Zeitschriften sind nicht ruinirt. Diese Erfahrungen weisen unsern systematischen Sinn mit Nothwendigkeit darauf hin, die allgemeinen Gesetze für sie zu suchen, d. h. das Verhältniß zwischen Aesthetik und Politik, welches schon nach dem oberflächlichen Anblick kein bloß negatives seyn kann, sondern auch seine positiven Seiten hat, näher zu beleuchten.

Vor allem wäre es eine durchaus falsche Voraussetzung, wenn man annehmen wollte, die politische Aufregung absorbire jedes andere Interesse. Sie schärft nur den geistigen Appetit und erzeugt einen Heißhunger, eine nicht zu befriedigende Gefräßigkeit, welche nach immer neuem Stoff hascht, um ihn in ihrem Straußenmagen zu zermalmen. Mit den politischen Leidenschaften werden auch die übrigen gesteigert; die Erwartung großer, außerordentlicher Ereignisse, die Spekulation auf allerlei revolutionäre Ausbrüche, auf kühne Handstreiche und andere derartige Unternehmungen, die bei dem gewöhnlichen Lauf der Dinge nicht vorkommen können, erzeugen einen abenteuerlichen, romantischen Sinn, für welchen auch ein noch so rapider und excentrischer Gang der Geschichte immer noch zu langsam ist, der daher nach Befriedigung auf einem noch schrankenloseren Gebiete trachtet. Im politischen Salon entspinnt sich neben der den nächsten Gegenstand bildenden, so zu sagen officiellen Conversation auch eine andere Unterhaltung, lebhafter und aufgeregter als in gewöhnlichen Zeiten; neben den politischen Verbindungen knüpfen sich andere „liaisons dangereuses“ an; das ganze sociale Leben wird, so manche Spaltungen das Parteiwesen auch hervorrufen mag, doch ein erhöhtes, ein gesteigertes.

Als nächstliegendes und ausgezeichnetes Beispiel bieten sich uns hier die geistigen Zustände während der Zeit der höchsten politischen Aufregung, welche die innere Geschichte kennt, während der ersten französischen Revolution dar. Wer erinnert sich nicht der politischen Soirées, welche bei der geistreichen Madame Roland stattfanden, an denen die ausgezeichnetsten Männer Theil nahmen, und wo man während der Conversation mit reizenden, von großartigen Ideen überfließenden Damen erst die politischen Principien, die systematische Doctrin fand, nach welcher die schwebenden Fragen von der Tribüne aus discutirt werden sollten? Die politischen Clubs aber waren eben so sehr, oder eigentlich in noch viel höherem Grade ästhetische Krönchen, welche für die Geschmacksrichtung, für die äußere Kleidermode, wie für die historische, die sociale

und ſittliche Anſchauung von ganz Frankreich maßgebend wurden. Hier entwickelte ſich jener antike Ton, der eigenthümliche Schönheits- und Tugendbegriff, welcher die Revolution zum mindeſten eben ſo ſehr beherrſchten als die verſchiedenen politiſchen Theorien. Madame Roland ſtellte äußerlich und innerlich eine Cornelia dar, die antikiſirenden Aeſthetiker ihres Salons konnten nichts anderes ſeyn wollen als Gracchen, Volkstribunen mit römiſchem Bombaſt, die Helden des Livius oder Tacitus in einer Weiſe copirend, welche die zweideutigſte Mitte zwiſchen dem Komiſchen und Tragiſch-heroiſchen hielt. Die Aeſthetik hatte hier auf jeden Fall eben ſo viel Einfluß auf die Politik, als dieſe auf jene rückwirkte.

An einen andern Zuſammenhang leider werden wir durch den oben angeführten Titel eines Romans aus der Schreckenszeit erinnert: les liaisons dangereuses. Wer ſollte glauben, daß während jener furchtbaren Zeit eine erotiſche Romanliteratur voll energiſcher Sinnlichkeit in Schwung kam, wie wir ſie durch das genannte Buch oder den nicht weniger renommirten Chevalier Faublas vertreten ſehen? Und doch iſt nichts natürlicher als dieſe Berührung der Gegenſätze. Wo man ſeines Lebens keinen Augenblick ſicher war, da ſuchte man den nächſtliegenden ſinnlichen Reiz deſſelben um ſo leidenſchaftlicher auszukoſten, um es deſto leichter wegwerfen zu können. Die oberſte Maxime dieſer Lebensweisheit war: wer ſterben muß, ſtirbt leichter nach Genuß. Man hatte es ſelbſt erlebt, wie der rückſichtsloſen Kühnheit und Gewalt hier gar nichts verwehrt war; die Kunde von dem alle Begriffe überſteigenden Cynismus, mit welchem ein Carrier oder Tallien allen Lüſten hatten den Zügel ſchießen laſſen, ging wie ein furchtbares Märchen um, unglaublich und doch ſo gewiß als die Sonne, welche alle dieſe Gräuel blutdürſtiger Wollnſt beſchienen hatte. Dadurch waren ähnliche Begierden und ſchrankenloſe Wünſche in Tauſenden angefacht worden. Die excluſivſte Politik, deren Gebot keine Schonung und Rückſicht kennt, kann die Leidenſchaften der Menſchen nicht abſorbiren, ſie weckt ſie nur zu um ſo energiſcherer Bethätigung. Zu einer Zeit, in der alle Nerven für ein unerbittliches salut publique angeſpannt waren, während ſie jeden Tag zwiſchen Leben und Tod ſchwebten, konnten ſich die Männer der Schreckenszeit doch noch mit dieſen glühenden Bildern einer auf der Flucht vor der Vernichtung an die wärmſte Bruſt des Lebens ſich ſtürzenden Sinnlichkeit beſchäftigen, welche die Romane eines Louvet de Couvrai ihnen darboten. So wenig konnte ein ſcheinbar jede andere Thätigkeit neben ſich unterdrückendes politiſches Leben den Trieb der Phantaſie nach romantiſcher Unterhaltung aufheben, daß es vielmehr eine eigene belletriſtiſche Literatur ſchuf, die man keineswegs für das bloße Produkt eines rohen Cynismus halten darf; die Romane von Louvet ſind bei aller Immoralität ihres Inhalts doch nicht ohne das Verdienſt einer kräftigen, ſinnlich lebendigen Darſtellung.

Wir wollten vorerſt nur beweiſen, daß durch die Politik das Intereſſe für belletriſtiſche, für Unterhaltungslectüre keineswegs aufgehoben werden muß, und ſind bereits auf den andern, weiteren Punkt gekommen, daß beide vielmehr in der genauſten Wechſelwirkung ſtehen, daß der literariſche Charakter einer Periode durch nichts mehr bedingt wird, als durch die während derſelben herrſchende politiſche Strömung. Dieß iſt das zweite, das aber eigentlich das erſte iſt, d. h. es iſt dieß etwas ſo allgemein Anerkanntes, daß man, wenn man dieſe Wechſelwirkung zugibt, unmöglich ſollte auf den Gedanken kommen können, Politik und Aeſthetik ſtehen in einem durchaus negativen Verhältniß zu einander, wo das Intereſſe für die eine vorherrſche, müſſe das für die andere ſchwinden. Es geht aber oft ſo, daß wir den Vorderſatz vergeſſen, während uns der Nachſatz ganz geläufig iſt, daß wir über dem trivialſten Vorurtheil alle beſſere Einſicht verläugnen, die wir aus der Kenntniß der Geſchichte und der Literatur ſelbſt genommen haben.

Die Literaturgeſchichte lehrt uns ja, daß die Richtung der Literatur durch nichts mehr beſtimmt wird als durch die politiſchen Zuſtände. Wiſſenſchaft, Philoſophie und alle übrigen rein geiſtigen Faktoren üben nie einen ſo unmittelbaren lebendigen Einfluß auf ſie aus. Wir ſehen die Entdeckung dieſes Zuſammenhangs zwiſchen der allgemeinen politiſchen und der Literaturgeſchichte für einen Hauptgewinn der modernen Geſchichtswiſſenſchaft an und haben nun nichts eifriger zu thun, als jede literariſche Periode von einer Revolution oder ſonſt einem politiſchen Umſchwung herzuleiten. Wem die romantiſche Poeſie etwas zu ferne liegendes iſt, als daß es ihm gelingen ſollte, ſie als das gemeinſame Ergebniß der unpolitiſchen Zeit während der erſten zwölf Jahre dieſes Jahrhunderts und des politiſchen Aufſchwungs im Jahre 1813 zu deduciren, dem wird es doch ein leichtes ſeyn, die moderne Literatur von der Julirevolution herzuleiten, wie er es hundertmal gehört oder geleſen hat. Das ganze Geſchlecht dieſer jungen Literatoren iſt viel weniger Goethe und Hegel aus dem Haupte geſprungen, als durch den Donner der Pariſer Kanonen hervorgelockt worden, wie die Pilze durch einen Sommerregen. Nicht der Claſſicismus des einen oder die Dialektik des andern hat ihnen ihren Platz auf dem „neuhochdeutſchen Parnaß“

angewieſen, ſondern das durch die politiſchen Freiheits- und Gleichheitsideen geweckte Bewußtſeyn, daß man auch in der Literatur, ohne gerade die tiefſten Studien gemacht zu haben, mit einigem angeborenen Mutterwitz und mit noch mehr Dreiſtigkeit über Alles ſprechen und Alles werden könne, daß auch hier alle Adelsvorrechte abgeſchafft ſeyen und jeder den Marſchallsſtab in der Mappe trage. So hat die Politik, das freiere Raiſonnement, die dadurch hervorgerufene freiere ſociale Bewegung uns unſere ganze neuere Literatur gegeben; in die alten zahmen und lahmen literariſchen Zuſtände kam neues Leben, eine ungeahnte Regſamkeit; wo vorher Einer das Monopol hatte und den Markt beherrſchte, da ſuchten jetzt „die jungen Kräfte“ in freier Concurrenz den alten Firmen und ſich unter einander den Rang abzulaufen. Es wurden, um bei der commerciellen Terminologie zu bleiben, ungeheure Vermögen erworben, Ehre und Stellung im Sturmlauf genommen; Leute, die im eigentlichſten Sinn mit nichts anfingen, waren in wenigen Jahren Millionäre. Ohne die Politik, ohne die von ihr geweckten freien Ideen, wären wir auch in der Literatur nicht ſo weit, als wir jetzt zu ſeyn uns rühmen dürfen.

Wie ſich dieſer literariſche Aufſchwung im Jahre 1848 wiederholte, wie ſich da ganz neue Talente hervor thaten, um die noch freier und kühner gewordenen politiſch ſocialen Ideen in Meißnerſchen oder Gottſchallſchen Dithyramben zu verkündigen, daran brauchen wir nach dem Vorangegangenen kaum mehr zu erinnern. Um ſo mehr aber müſſen wir fragen: welches ſind die Ideen, die von der neuen politiſchen Bewegung in Umlauf geſetzt wurden? welchen poſitiven Einfluß hat dieſelbe auf die Literatur gehabt? Und da ſind wir nun allerdings in Verlegenheit mit der Antwort. Daß man nicht weniger lieſt als früher, daß das Verlangen nach poetiſchem Amuſement, nach literariſcher Unterhaltung nicht nachgelaſſen hat, daß die Mühle nicht ſtill ſteht, das iſt conſtatirt; aber wo das Korn herkommt und wie das Mehl gegen früher ausfällt, das iſt ſchwer zu ſagen. Wenn wir auch den Ruf unſerer Sachkenntniß und Scharfſichtigkeit darüber auf's Spiel ſetzen ſollten, wir wiſſen nicht anders als: der literariſche Charakter der letzten Jahre hat ſich gegen die jüngſt vorhergegangenen im Weſentlichen nicht geändert. Daß neue Stoffe in Gang gebracht wären, können wir nicht entdecken; die deutſche Einheit findet zum Glück höchſtens in Gelegenheitsgedichten ihren poetiſchen Ausdruck; die verſchiedenen Nationalitäten, welche die neueſte Wendung der Politik zur Freiheit ruft, haben noch keinen Walter Scott gefunden; Roman und Gedicht gehen im Ganzen in den alten Bahnen, ſelbſt die während der alten ruhigen Reaktionszeit ſo wohl gedeihende Dorfidylle ſetzt unter den neuen politiſchen Stürmen ihre friedliche Exiſtenz fort. Und, was noch viel wichtiger iſt als der literariſche Stoffwechſel, auch einen friſchen geiſtigen Aufſchwung ſucht man vergebens. Die Sache geht wohl ſo fort; aber es iſt eben die Sache der alten Gewohnheit, des geiſtigen Schlendrians, daß man immer wieder nach dem Futter greift, von dem man ſo lange herunter gezehrt hat.

Woher kommt nun das? Wir ſind doch des guten Glaubens, daß wir in einer durch und durch politiſchen Zeit leben, und wir wiſſen aus der Geſchichte, daß jede wirklich lebendige politiſche Bewegung vor allem auch in der Literatur ſich ſpiegelte, daß zwiſchen beiden jederzeit die engſte Wechſelwirkung beſtand. Warum werden wir nun heute hievon gar nichts gewahr?

Der Grund hievon kann kein anderer ſeyn als dieſer: die Literatur iſt ohne Aufſchwung und rechtes friſches Leben, weil durch die ganze Zeit kein Zug eines friſchen Lebens, einer wirklichen politiſchen Bewegung hindurchgeht. Man gibt dieſe Zeit für eine politiſche aus, man ſpricht viel davon, wie wir eine Periode der Reaktion, einer langen geiſtigen Stagnation hinter uns haben; aber es ſind dieß reine Illuſionen, Vorſpiegelungen, mit denen wir uns ſelbſt täuſchen. Unſere Zeit iſt um nichts weniger indifferent, dumpf, apathiſch, als ſie es vor drei Jahren war. Wenn es aufs Politiſiren, d. h. aufs Schwatzen und Kannegießern ankäme, dann müßten wir allerdings mitten in der lebendigſten Strömung ſtehen und mit vollen Segeln dahin treiben. Aber von was ſprechen wir denn? ſind es eigene, wirkliche Intereſſen, die uns beſchäftigen, oder ſtumpfen wir nicht vielmehr unſern Geiſt an leeren Hypotheſen, an müßigen Conjecturen ab? Unſere Augurien kennen keine andern Zeichen als die Zeitungsenten, die nicht Jupiter ſendet, die ein Geſchlecht der Minorum ſchwimmen läßt. Oder iſt das eine Politik im großen Styl, die von einem Tag zum andern lebt, zwiſchen Kriegsangſt und Friedensſeligkeit hin und hertaumelnd, je nachdem ein Abenteurer den Ausſpruch thut, daß er ſich ruhig verhalten oder in drei Monaten Italien und Ungarn befreien wolle? Allerdings berührt es unſere nächſten Intereſſen, ob Venedig in öſterreichiſchem Beſitz bleibt, ob ein uns ſo eng verbundener und verwandter Staat ſeine Macht aufrecht zu erhalten vermag oder nicht. Aber wir ſprechen von allen dieſen Eventualitäten doch nur als von fremden Dingen, die uns im Grunde gar nichts angehen; wir ſpeculiren auf den Zerfall Oeſterreichs lediglich um unſere liberale Geſinnung zu documentiren, um über Aufklärung und Toleranz deklamiren zu können, wie

Rhetorenschüler über ein aufgegebenes Thema. Wohl haben wir auch eine deutsche Frage, und man könnte denken, daß durch sie eine wirkliche Bewegung in die Geister kommen, daß die Pulse des nationalen Lebens mit fieberhafter Heftigkeit gehen müßten. Allein auch dieses läßt uns gleichgültig und kalt; wir sehen, daß Alles etwas gemachtes, das Werk der Parteien und Coterien ist. Was kümmern wir uns um die schönen Reden, die bei nationalvereinlichen Zusammenkünften über des gemeinsamen Vaterlandes Größe und Herrlichkeit gehalten werden? Wissen wir doch, daß dieß nichts als eitles Geschwätz und Humbug ist, daß so des Vaterlands Einheit nicht erreicht werden kann, vielmehr die bisher bestehende Einigkeit zerrissen werden und Alles in Trümmer gehen muß.

So weit also ist unsere Zeit davon entfernt, eine wirklich politische, lebendig angeregte, eine Zeit höherer Interessen und allgemeiner Bestrebungen zu seyn, daß es vielmehr scheinen könnte, ein böser Zauberer gehe darauf aus, uns so lange durch allerlei politische Neuigkeiten, durch tausenderlei Finten und Täuschungen im Kreis herumzuführen, bis wir müde und dumm im Kopf werden, als wären wir in einer Trettmühle, um uns so alle Ideen recht gründlich auszutreiben und uns für jede Gewaltthat reif zu machen. Wenn wir uns nicht täuschen, wenn das wirklich der Charakter unserer Zeit ist, wie können wir da einen geistigen Aufschwung erwarten, der sich vor allem in der Literatur kund gäbe? Abgestumpftheit, Depression, nicht Aufschwung ist das Wesen der Gegenwart; nichts anderes kann sich daher auch in Poesie und Belletristik ausdrücken. Ein günstigeres Zeichen der Zeit wäre es vielleicht, wenn dieser literarische Markt für einige Zeit ganz stockte, wenn einmal ein ernstlicher, gründlicher Schrecken in die Gemüther führe, daß ihnen die Lust an der losen Speise, dem süßen Mama verginge, und sie nachher mit gereinigtem und gestärktem Magen nach gesünderer und kräftigerer Kost verlangten, als wenn man aus alter Gewohnheit fortfährt, nach den Bändchen mit den schönen Decken und dem glänzenden Goldschnitt zu greifen und sich von den süßen Reimen einschläfern zu lassen.

Dieß führt uns erst auf den eigentlichen Kern unseres Themas. Es war uns nämlich bei demselben nicht sowohl um den allgemeinen Zusammenhang zwischen den politischen und literarischen Zuständen zu thun, als um das persönliche Verhältniß des Aesthetikers zur Politik. Wir könnten die Frage auch so stellen: wie verträgt sich der Aesthetiker mit dem Politiker innerhalb desselben Individuums, in welchem Sinn und in wie weit ist der rechte Aesthetiker auch der rechte Politiker? Und da müssen wir vor allem weiter fragen: was ist Aesthetik und wer ist ein Aesthetiker? Doch gewiß nicht derjenige, der alle Novellen und Gedichtsammlungen liest, der bei keiner Aufführung im Theater fehlt und jeder Gemäldeausstellung nachläuft. Einen schönen, eleganten Geist, der am Theetisch das Neuste hervorzieht oder den Damen aus seinen eigenen, noch nicht gedruckten Dramen und Gedichten vorliest, werden wir keinen Aesthetiker nennen. Nicht einmal, wenn er alle Kunsttheorien inne hat, wenn er die Definitionen vom Schönen, vom Erhabenen und Komischen an den Fingern herzählen kann und über jegliche Erscheinung ein ebenso scharfes als wohl erwogenes nnd wissenschaftlich begründetes Urtheil abzugeben im Stande ist. Wenn darin die Aesthetik bestünde, so müßte allerdings ein Zeitalter um so ästhetischer seyn, je fauler und versumpfter es ist, je mehr es ihm an gesunder Bewegung und Thätigkeit fehlt; dann müßte gerade in unserer Zeit die Welt voll von Aesthetikern seyn, die sich dem belletristischen Müßiggang zuwendeten, einem otium cum dignitate, weil es ihnen am realeren Interesse fehlte, weil sie von der Wirklichkeit sich überall gelangweilt und abgestoßen fühlten. Ein Aesthetiker ist aber nicht ein müßiger, spielender Belletrist. Alle Wissenschaft ist nicht ein bloßes Aggregat von Kenntnissen, das man im Kopf hat, sondern eine Energie des Wissens und damit auch des Willens, woraus ein wissenschaftlicher Charakter, eine wissenschaftliche Persönlichkeit hervorgeht. Dieß gilt im höchsten Grade von der Aesthetik, welcher es weniger als jeder andern Disciplin auf das Stoffliche ankommt, welcher die Form, die äußere Darstellung das erste und einzige ist. Die Aesthetik ist also weit mehr als die übrigen Wissenschaften an die Persönlichkeit gebunden; ihr letztes Ziel ist kein anderes als die vollkommene Darstellung einer nicht auf ein einzelnes Gebiet des Wissens, auf eine einseitige praktische Thätigkeit beschränkten, sondern allseitig erfüllten Persönlichkeit.

Diese Universalität, das Absehen von allen sachmäßigen Kenntnissen, das Abstrahiren von einer bestimmten praktischen Thätigkeit, bringt es nun freilich mit sich, daß die Aesthetik leicht einem gewissen Nihilismus verfällt, daß sie bei den soliden Leuten, den Leuten von Stand und Amt, vielfach in üblen Kredit gerathen ist. Ein Aesthetiker, sagt man, ist ein Mensch, der nichts ordentliches gelernt hat und den man zu nichts brauchen kann. Da ihm die Form über alles geht, so beschuldigt man ihn weiter, daß er es mit dem Inhalt, insbesondere mit dem sittlichen Gehalt nicht so genau nehme, man wirft ihm ein lustiges, haltungsloses Wesen vor. Diese Vorwürfe können aber über

Digitized by Google

die Aeſthetik doch nur diejenigen ihrer Jünger bringen, welche die Liberalität und Univerſalität des Geiſtes ſelbſt in beſchränktem, handwerksmäßigem Sinn auffaſſen, und als zunftmäßige Freikünſtler darauf reiſen möchten. Es ſind das die verunglückten Poeten und Stegreifliteraten, die man aber doch wohl ſchwerlich als muſtergültige Repräſentanten einer äſthetiſchen Geiſtesrichtung wird gelten laſſen wollen.

Der rechte Aeſthetiker iſt keineswegs ein Ignorant; es gehört nicht zu ſeinem Begriff, ein oberflächlicher Menſch zu ſeyn, der überall und nirgends zu Hauſe iſt. Er kann die gründlichſten Kenntniſſe in dieſer oder jener Wiſſenſchaft haben, ein eigentlicher Fachgelehrter ſeyn; eben ſo wenig iſt ausgeſchloſſen, daß er einen beſtimmten Beruf ergreife, daß er ſeine Kräfte ganz einem ſpießbürgerlichen Amt widme. Dabei aber wird ſein Geſichtskreis nie auf das Empiriſche, auf die einzelne Wiſſenſchaft, auf den beſondern Beruf beſchränkt ſeyn; er ſucht Alles auf einen idealen Mittelpunkt zu beziehen, und es hat ihm nur Werth, ſo weit es mit dieſem in geiſtigem Zuſammenhang ſteht. In ſo weit unterſcheidet er ſich noch nicht von dem philoſophiſch Gebildeten überhaupt; aber während dieſer ein rein objectives Intereſſe an der Idee hat, iſt das des Aeſthetikers zugleich ein unmittelbar perſönliches und praktiſches; er will die Idee nicht bloß abſtrakt, ſondern auch in der Erſcheinung haben. Die Idee in der Erſcheinung, die Einheit von Form und Idee iſt das Schöne; und dieſes will er nun nicht bloß in der Kunſt anſchauen, ſondern an ſich ſelbſt, in ſeiner eigenen Perſönlichkeit darſtellen. Während alſo der Philoſoph in der abſtrakten Speculation, der Gelehrte in ſeinem Fach aufgeht, möchte der Aeſthetiker vielmehr alle Kräfte zu ſchöner Harmonie ausbilden und ihre Vereinigung ſchon auch äußerlich durch einen gewiſſen idealen Schwung ſeiner Perſönlichkeit zu erkennen geben. Sein Ideal iſt die Kallokagathie, die innere und äußerliche Trefflichkeit. Was jedem liberal Erzogenen als das höchſte Ziel humaner Bildung vorſchwebt, das ſucht er mit vollkommenem Bewußtſeyn und mit beſonderer Energie zu verwirklichen.

Iſt dieß die Aufgabe, die ſich der Aeſthetiker ſtellt, ſo iſt klar, in welchem Zuſammenhang, in welcher nahen und nothwendigen Beziehung er zur Politik ſteht. Der bloße Schöngeiſt, der Belletriſt ohne tiefere Bildung, ohne ernſtere wiſſenſchaftliche und darum auch in höherem Sinn ſittliche Haltung, er kann aufgehen in einem rein literariſchen Treiben; er ſchwatzt über Politik, wie er über Poeſie, über Novellen und Gedichte ſchwatzt, ohne irgend etwas auf eine höhere Idee, auf einen geiſtigen Mittelpunkt zurückzuführen. Der abſtrakt Gelehrte bekümmert ſich entweder gar nicht um Politik, oder er ſucht ſie ſich nach ſeinen hiſtoriſchen und philoſophiſchen Kategorien zurecht zu legen; er iſt Enthuſiaſt oder malcontent, je nachdem ihm dieſes gelingt oder nicht. Der Aeſthetiker dagegen hat ſeinen Poſten mitten in der lebendigen Bewegung, alle Elemente der Gegenwart ſucht er in ſich zu vereinigen, er iſt eigentlich der moderne Mann, der die neueſte Erſcheinung aus der allgemeinen Idee zu begreifen, ſie auf ihre Geſetze zurückzuführen, und an die Reihe aller vorangegangenen Erſcheinungen anzuknüpfen ſucht. Der Kampf, die Leidenſchaft, das Pathos ſind ſein wahres Element; er weiß, daß er nur durch eine Uebung aller Kräfte zu dem Ziel harmoniſcher Vollkommenheit gelangen kann. Darum wird er auch mit Leidenſchaft, als ein ganzer Mann, an den politiſchen Conflikten Theil nehmen; er wird von ihnen ebenſo nach allen Seiten ſeines Weſens ergriffen, wie von dem, was auf geiſtigem Gebiet die Gegenwart am tiefſten bewegt. Dabei aber iſt er ſtets himmelweit verſchieden von dem Mann der Praxis, von dem Politiker von Fach, indem ſein Intereſſe nie das unmittelbare der Partei, ſondern das ideale, allgemein menſchliche iſt. Ueber dem eigenſinnigen Streiten und Zanken der Doktrinäre, über den ſelbſtſüchtigen Gelüſten der klugen, praktiſchen Köpfe hält er ſtets dieſes eine Panier hoch empor.

So kommen Aeſthetik und Politik einander entgegen; ſo iſt nach unſerer Anſchauung der rechte Aeſthetiker auch der rechte Politiker, weil er der allſeitig empfängliche, der die verſchiedenſten Richtungen in ſich vereinigende Mann iſt, der bei der lebendigſten Subjectivität ſtets die ächte Objectivität und Idealität des Geiſtes zu wahren beſtrebt iſt. Das politiſche Pathos des Aeſthetikers muß dann aber natürlich auch auf diejenigen Gebiete, die ihm zunächſt und unmittelbar angewieſen ſind, auf Literatur und Kritik, eine mächtige Rückwirkung üben. Einen unmittelbar politiſchen Einfluß auf die Literatur werden wir natürlich nicht erwarten; dieſen ferne zu halten iſt ja vielmehr die Aufgabe des Aeſthetikers. An einer politiſchen Poeſie hat er ſicherlich keine Freude, und wenn ſie auch ſo friſche Klänge gäbe als Körners Schwertlied oder Schenkendorfs Schwanengeſänge auf Kaiſer und Reich. Eben ſo wenig wird er einen großen Werth darauf legen, daß man die Stoffe zu Drama oder Epos der vaterländiſchen Geſchichte entnimmt, daß man einen mittelalterlichen Helden im modernen Bäukelſängerton der Gegenwart als Muſter vorhält, oder Oden und Bardieten in Klopſtockſchem Styl dichtet. Alles das iſt unäſthetiſch und unpolitiſch. Aber die Wirkung wird eine lebendige Theilnahme des Aeſthetikers an der Politik

Digitized by Google

haben, daß er, je mehr er ſich den wirklichen Kämpfen der Gegenwart hingibt, je mehr er dadurch an realem, poſitivem Intereſſe gewinnt, um ſo ernſter und ſtrenger wird gegen alles Müßige und Tändelnde, gegen das inhaltsloſe Geleier, welches Geſchmack und Geſinnung erſchlafft, wie warmes Waſſer den Magen, und die politiſchen Zuſtände eben ſo wie die literariſchen corrumpirt. Darauf wird das wahrhaft äſthetiſche und politiſche Beſtreben gerichtet ſeyn, das Schöne in ſeiner einfachen Größe und Würde zur Anerkennung zu bringen, um den Geſchmack zu läutern und eben dadurch auch die Geſinnung zu kräftigen. Die ſchöne Literatur wird ſo leicht zu einem Produkt und Genußmittel des Luxus, des müßigen Raffinements, der feineren oder gröberen Sinnlichkeit. Für den Aeſthetiker iſt ſie nie ein ſolches Schmarotzergewächs, ſie ſoll nach ſeinem Sinn niemals zu einer ſolchen Sumpfpflanze werden. Wenn aber in den Zeiten eines faulen Friedens auch er ſich hätte mit fortreißen laſſen von der allgemeinen Anſteckung, welche die ſchönen Künſte zu einem bloßen Spiel des Müßiggangs herabwürdigt, der Ernſt der politiſchen, der hiſtoriſchen Intereſſen wird ihm ſeine Grundſätze wieder in's Gedächtniß zurückrufen und ihn zum Bewußtſeyn der hohen Aufgabe bringen, welche er ſelbſt der Kunſt und Poeſie zugewieſen hat: durch ihr ſcheinbar müßiges Spiel den Geiſt für die ernſteſten Kämpfe zu ſtählen, den Menſchen zu allſeitiger Empfänglichkeit und Tüchtigkeit, zu dem heranzubilden, was die Griechen mit dem Namen der Kallokagathie als den Inbegriff der harmoniſchen Entwicklung aller menſchlichen Kräfte bezeichneten.

Iſt das nicht ein vernünftiger Zuſammenhang von Aeſthetik und Politik, wenn Kunſt und Literatnr nicht als ein abgeſchloſſenes Gebiet betrachtet werden, auf dem ſich müßige Leute zum Zeitvertreib umher tummeln können, wenn man ſie vielmehr in die lebendigſte Beziehung zur ganzen hiſtoriſchen Entwicklung bringt? Thäte nicht jeder Zeit ein ſolcher politiſcher Aeſthetiker noth, der die Stricke flöchte, um den Tempel zu reinigen und alle die müßigen, mattherzigen Leute hinauszujagen?

Varnhagen in ſeinen Tagebüchern.

Ein Herz für die große Sache der Menſchheit und ein klarer Blick für das Eigenthümliche und Perſönliche waren Varnhagens Naturgabe; die Gunſt des Schickſals bot ihm eine Fülle von Lebenserfahrungen, die er durch kunſtvolle Darſtellung in ſeinen Denkwürdigkeiten verwerthete. Durch Inhalt und Form gleich ausgezeichnet, gehören dieſe zu den Schätzen der Memoirenliteratur. Als Jüngling kam er in die gebildetſten Kreiſe Berlins und war der Genoſſe eines Dichterbundes; dann vertauſchte er die Feder mit dem Schwert, focht bei Wagram, machte die Befreiungskriege mit als Adjutant des Generals Tettenborn, und trat, durch Stein, Hardenberg, Wilhelm Humboldt eingeführt, unter die Staatsmänner des Wiener Congreſſes, des Pariſer Friedensſchluſſes. Eine Zeit lang war er preußiſcher Geſandter in Baden; die Reaction verſetzte ihn in Ruheſtand und gab ihm dadurch Muße, die früheren Erlebniſſe aufzuzeichnen, die Beobachtung des Weltlaufes fortzuſetzen. Sein Ruhm als Biograph, Schilderer der Zeit, ſeine vielen Verbindungen eröffneten ihm auch die verborgenen Quellen.

Varnhagens Denkwürdigkeiten reichen in zuſammenhängender Erzählung ſo weit, als ſeine active Theilnahme an der Politik ſich erſtreckte, bis zu ſeiner Abberufung von Karlsruhe; doch liegen Bruchſtücke der ſpäteren Berliner Zeit aus den zwanziger und dreißiger Jahren vor im Buch Rahel und in einzelnen Aufſätzen, wie in der Erzählung einer Reiſe nach Wien und der Zuſammenkünfte mit Metternich. Von 1835 an führte er ein Tagebuch. Die hochbegabte Gattin, der er bisher alle Erfahrungen, Empfindungen, Gedanken mitgetheilt, war ihm entriſſen, er war mehr auf das einſame Sinnen und Arbeiten angewieſen, und die Aufzeichnungen ſeiner ſtillen Stunden ſind auf rührende Weiſe von der Erinnerung an Rahel durchzogen, „an die Einzige, durch nichts in der Welt ihm je Verdunkelte.“ Sie fehlt ihm, wenn die Anerbietungen neuen äußern Glanzes kommen und wenn die Noth der ſchleſiſchen Weber ſeine Seele rührt. „Wie ſchlug ihr Herz für die Armen, wie richtete ſich ihr Geiſt erhaben empor über jeden ſündlichen Uebermuth!“ Sie wird ihm zur Bürgin der Unſterblichkeit, wenn er an ihre hohe

Digitized by Google

und edle Stellung im Menſchendaſeyn denkt, an die Möglichkeiten des Lebens, die Verhältniſſe des Geiſtes; da ergibt ſich ihm: „Es kann nichts verloren gehen, nichts aufhören als das Nichtige, das Gemeine; und uns ſind ſo viel Pforten aufgethan, daß nichts der Annahme widerſprechen darf, noch tauſend andere können ſich eröffnen. Liebe und Vertrauen, ſie ſind das Beſte, was wir pflegen können.“ — Wie Beatrice für Dante, ſo wird ihm die Dahingeſchiedene zur Seelenführerin. Die tiefſinnige Stelle, die an Goethe anknüpft, ward den 11. Juli 1836 aufgeſchrieben. „Es iſt ein herrlicher Zug von Goethe, aus der Tiefe der reinſten Frömmigkeit geſchöpft, daß Fauſt durch die Vermittlung Gretchens, der vorausgegangenen Geliebten, ſelber zur Seligkeit geführt wird. Alles irdiſche Verbrechen, Gräuel und Schmach, die Bethörung, der Mißbrauch, die Verlaſſung, die Ermordung des Bruders, die Hindrängung zum Kindesmord, der Tod durch das Schwert, — nichts, nichts von allem dieſem Entſetzlichen vermag der einfachen unwiderſprechlichen Wahrheit entgegen zu treten, daß doch Liebe es war, welche Fauſt und Gretchen vereinigt hatte; dieſe Wahrheit iſt eine ewige, nichts kann ſie aufheben oder ihre Wirkung ſchwächen. Liebe war es, doch Liebe! die ſtärkſte, alles Irdiſche weit überragende Liebe! Sie führt überſchwengliche Verzeihung und Reinigung mit, die höchſte Seligkeit bleibt ihr Preis. Eine tröſtliche erhabene Vorſtellung, die mich vorgeſtern auf der Reiſe viel beſchäftigte, mein beſtes Denken und Sinnen erweckte, mir im tiefſten Herzen wohlthat! Ich war Goethe innig dankbar für die ſchöne Dichtung, die gleich einer Thatſache zu uns ſpricht. Ich machte unendliche Anwendungen ihres Sinnes im Großen, im Kleinen. Wer mir dabei die Seele mit hellem Glanz durchleuchtete, wie im Heiligenſchein, und doch ſo nah vertraut zu meiner Stufe herab geſtiegen, — ich will hier den geliebten Namen nicht hinſchreiben.“

Varnhagen iſt ſich ſeiner Aufgabe bewußt, die Geſchichte unſerer Zeit ſchreiben zu helfen. Er meint ſchon 1837: „Indem ich meine Arbeiten über die von mir erlebten Ereigniſſe und gekannten Perſonen fortſetze, und dieſe Tage manche Züge zu dem Bilde Steins, Gruners, Tettenborns und Anderer zuſammen geſtellt habe, fühl' ich mich wie in einem wahren Berufe, recht eigentlich verpflichtet, ſo mannigfaches Leben, das ſich im Vaterlande entwickelt hat, den Landsleuten aufzubewahren, und ich fühle dieß um ſo ſtärker, je mehr ich annehmen darf, daß ohne mich dieſe Geſtalten gar nicht oder doch nicht in ihrer rechten Eigenthümlichkeit gekannt ſeyn würden. Wer jene Zeiten genauer betrachtet, der wird finden, daß ihr deutſcher Inhalt ſich nur reicher darbietet und daß die Nation ſich an ſich ſelber wohl erfreuen darf.“ Ein andermal heißt es: „Canitz möchte die Geſchichte tödten und nur die beſtehen laſſen, die er und ſeinesgleichen macht. Dafür iſt aber geſorgt! Die Wahrheit lebt, ſie ſoll hoch leben, und ich will auch in ihrem Dienſte nicht läſſig ſeyn.“

Die Sprache der Tagebücher iſt eine rückſichtsloſe; der Durchbruch der Natur macht ſich in ungeſchminkten Scheltworten geltend, und wenn man ſchon der Schloſſer'ſchen Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts es verübelt, daß Talleyrand ohne weiteres als der Schuft Talleyrand eingeführt ward, ſo mag man gerechten Anſtoß nehmen, wenn auch ein Guizot als Halunke und ein Bunſen als Heuchler begrüßt werden. Das hatte man von dem Diplomaten nicht erwartet. Mit der Schärfe, der Bitterkeit und Heftigkeit der Tagebücher ſteht, was Varnhagen ſelbſt veröffentlicht hat, in großem Contraſte. Er ſelbſt gibt uns indeß einen Schlüſſel dazu. „Ich leſe ſeit Jahren den Vorwurf gegen mich wiederholt, daß ich alles vorzugsweiſe von der günſtigen Seite auffaſſe, daß ich gern lobe, und wo ich nicht loben kann, lieber ſchweige. Ich will den Vorwurf nicht abweiſen, und empfinde ihn als einen ſchönen Vorwurf. Am wenigſten werd' ich mich durch ihn irren laſſen, und etwa Stärke und Kraft dadurch beweiſen wollen, daß ich ſcharfen Tadel ausſpreche. Ich werde fortgehen in meiner Art. Die Leute wiſſen nicht, wie ſehr ich von Natur geneigt und befähigt bin zum Erkennen der Schwächen, zum ſcharfen Tadeln, zum ſtreitſüchtigen Angreifen, und wie große Anſtrengung mir nöthig war, dieſen Hang zu überwinden.“ — Nehmen wir den andern Ausſpruch hinzu: „Ich habe ſo vielen Zorn in mir und ſo viele Liebe, und kann mit beiden nicht hinaus, muß ſie in ſtillen Betrachtungen beſchwichtigen. Gegen das Allgemeine erſcheint das Beſondere des perſönlichen Lebens ſo gering, und es koſtet große Ueberwindung, ſich nur mit dieſem abzufinden.“ Er hätte wirken mögen, und ſowohl ſeine Geſundheit, als die in den obern Regionen waltende Richtung warf ihn in Thatloſigkeit; ſo ließ er denn dem Zorn ſeinen Lauf, und die Fähigkeit des Tadelns lagerte ſich im Tagebuch ab; es war ihm eine Selbſtbefreiung, wenn er auf dieſe Weiſe darſtellend ſich deſſen entledigte, was ihn ärgerte. Es iſt oft die Verſtimmung des Augenblicks, die ein hartes Wort eingibt, das von ſelbſt im Fortgang des Lebens ſeine Berichtigung findet. Heute nennt er den Mittelſtand elend, die wahre Kraft des Staats liege keineswegs in ihm, alles werde matt und klein, wo er herrſche; in der Fülle des Reichthums und der Macht oder in Armuth und Bedrängniß entwickle ſich Großes und Herrliches öfter und leichter; und morgen

macht er gerade über die vornehme Welt in Kissingen Betrachtungen schlimmster Art, und sieht nur hohle Repräsentation aufgeblähter Gemeinheit, kein frisches Gefühl, keinen hellen Gedanken, während er in dem Aufschwunge des Handwerks eine Veredlung des Menschlichen, einen weitwirkenden Segen begrüßt. Endlich kommt das rechte Wort: „Ein Mensch, ein echter Mensch zu seyn ist das Höchste; es heißt, ein Herrscher auch über die Herrschaft seyn, ein Gotteskind; was ist dagegen alles Irdische? Aber das Irdische als Zugabe ist da von dem reinsten Werth, von dem höchsten und wohrsten!"

Wir dürfen daraus schließen, daß Varnhagen an eine Herausgabe der Tagebücher selbst nicht dachte; sie sollten ihm später das Material für die Fortsetzung der Denkwürdigkeiten liefern, sollten ihm Stimmungen und Gedanken der verflossenen Tage wiederspiegeln. Und in diesem Sinne wird man sie auch lesen müssen; das Einseitige wollte er hier nicht meiden, den Eindruck nicht mäßigen. Ueber Schelling, über Bunsen hat die Zeit die herben Urtheile bereits berichtigt; in den eigenen Werken des ersteren erscheint seine Lehre anders als in den abgerissenen oder mißverstandenen Sätzen, die Varnhagen zugetragen wurden. Er sagt dann auch selbst, die Frömmler und Höflinge hegen zwar von Schelling die Hoffnung, er werde die Philosophie durch Philosophie zur Unterwerfung unter den Glauben zwingen, der Denker selbst aber habe laut ausgesprochen, daß er solch nichtswürdiges Unternehmen nicht bezwecke; er notirt dann die Erklärung Karl Werders, daß Schelling einige Punkte richtig angebe, von wo aus die Philosophie weiter zu gehen habe, daß viele Goldadern durch das todte Gestein hinziehen. Daß Bunsen eine freie Verfassung will, daß er christlichen Sinn und christliche Sitte, aber keinerlei Gewissenszwang, sondern selbstständige Wissenschaft fordere, bezweifelt Varnhagen, Bunsen ist ihm ein Heuchler und Frömmler; aber er hat es noch erlebt, wie Bunsen gegen Stahl und Hengstenberg, denen er ihn gesellt, die offene Fehde begonnen und einen guten Kampf gekämpft hat. Außer diesen beiden wird anfangs Tschoppe, später Eichhorn mit scharfer Kritik begleitet; dagegen wird Eduard Gans und nach seinem Tode besonders Alexander von Humboldt und Bettina von Arnim stets anerkennend und vielfach erwähnt; Bettinos Bücher, ihr Geist, ihr edles Herz werden charakterisirt. Sie schreibt dem König einmal, er möge den beabsichtigten Dom lieber in tausend Hütten für die Armen bauen. Ueberall nimmt sie der Bedrängten sich an: „sie ist unermüdet thätig, und wenn sie einen guten Zweck im Auge hat, achtet sie nicht Zeit noch Arbeit, nicht Gänge noch Ansprachen; die größten Briefe, meist des schönsten Inhalts und der graciösesten Form und Abfassung, verschwendet sie in solchen Angelegenheiten. So tapfer als edel! Ich muß sie darob preisen."

Bildung gibt Freiheit, den Einzelnen wie den Nationen — schrieb Varnhagen einmal unter sein Bildniß. Daran reihen wir folgende Stelle aus den Tagebüchern vom Jahr 1840. „Eine Dame sagte mir heute, sie könne nicht klug daraus werden, wie ich eigentlich gesinnt sey, heidnisch oder christlich, monarchisch oder republikanisch; meine Aeußerungen seyen aus allen Tonarten und ließen bald das eine voraussetzen, bald das andere. Ich erwiederte auf diesen Angriff, sie müsse doch recht gut wissen, was ich sey, denn indem sie mir das sage, setze sie voraus, daß ich ein Mann sey, dem man dergleichen sagen könne, und das sey ein ganzes Glaubensbekenntniß werth. Wie sollt' ich mich sonst vertheidigen? Soll ich mich darauf berufen, daß man in allen Erscheinungen das Ideelle lieben und das Reelle verabscheuen kann? Geistesfreiheit in Bildungsformen — das könnte mein Wahlspruch seyn."

In den Tagen der nationalen Wiedergeburt, die sich erst innerlich und geistig, dann auch äußerlich und thatsächlich in dem Befreiungskriege vollzog, war Varnhagen mit jugendlicher Hoffnung und Kraft mitwirkend in das öffentliche Leben eingetreten und hatte mit Muth und Eifer in diesem Sinne fortgewirkt, bis die siegreiche Reaktion ihn zur politischen Unthätigkeit brachte. Die Zustände waren ihm unerquicklich; „alles stockt," schrieb er 1835, „alles ist gedrückt, außer was ganz für sich bestehen und gedeihen kann, stilles Wissen und Denken und vertrautes Gespräch." Und 1836: „Wir leben von und in Einrichtungen, die wir mißbilligen. Das ist eine große Verkehrtheit. Wer die Einsicht hat, entbehrt der Macht, wer die Macht hat, der Einsicht. Wir leben vom Ertrag früherer Kraft und früheren Geistes, und man ärgert sich, daß diese noch so stark fortleben, obwohl wir umkommen und in nichts zerfallen müßten, geläng' es, diese Nachwirkungen aufzuheben ... In einem Staate, der vorzüglich auf seinem Kriegswesen beruht; sollte doch wenigstens ein Offiziergeist, nicht ein Unter-Offiziergeist vorherrschen!" Dennoch eröffnet er das Jahr 1840 mit folgender Betrachtung: „Der Name Preußen und der Sinn und Gehalt, welchen dieser Klang fort und fort in mannigfachstem Reichthum für die Vorstellung aufweckt, erfüllen wahrlich mein Herz mit freudiger Gluth. Ich empfinde die Macht eines Vaterlandes, eine tiefe Angehörigkeit, voll Ernst und Liebe. Nach allen Seiten finden dieser Ernst und diese Liebe lebendige Gestalt, an der sie sich wärmen und nähren.

Digitized by Google

Die Fürſten und ihr Haus, die Staatsmänner und Helden, das Volk mit ſeinem beſtimmten, oft nicht begünſtigten Charakter, oft trägen Gang und dürftigen Geſchick, ich fühle ſie alle als die meinen; wie ſie ſind, mir gehören ſie und ich ihnen, nothwendig und gern, wenn auch bisweilen unwillig, wie dieß bei Blutsverwandten auch begegnet. Und wie glücklich, wie ſtolz und gerührt iſt das Herz, wenn es in dieſem Nächſten und Eigenſten zugleich Gutes und Herrliches lieben und ehren kann! Mit welchem Entzücken weilt die Betrachtung auf den großen Fürſten, Friedrich Wilhelm dem Kurfürſten, Friedrich dem Könige! auf den Heldenſchaaren des ſiebenjährigen Krieges, des Befreiungskrieges! auf allem Löblichen, was in Geſetzgebung, Unterricht, Geiſtesbildung, Wiſſenſchaften und Künſten und ſonſtigem Gemeinnützigen, hier verſucht und geleiſtet worden, auf allem Tüchtigen und Schönen, was in dieſem Volke und Staate gediehen iſt! Durch den Antheil an allem dieſen Gewordenen und Werdenden, durch die tauſend Beziehungen, die ſich je mehr und mehr vervielfachen und verflechten, je mehr das Leben ſelbſt ſich größer und deutlicher vor dem Blick ausbreitet, wird auch das Kleinſte werth und wichtig, und geſchichtliche Forſchung wie That ergreift mit gleichem Erfolg den Stoff eines flüchtigen Moments wie eines dauernden Jahrhunderts."

Seit dem Thronwechſel begleitet Varnhagen den König mit ſteigender Theilnahme, aber mehr mit Schmerz als mit Freude. Er zollt der geiſtigen Begabung, den edlen Abſichten ſeine Anerkennung, aber er ſieht auch, wie ſie der Zeitſtrömung widerſtreben, wie deßhalb eine Ausgleichung und Verſtändigung nöthig wäre; er bedauert, wie Friedrich Wilhelm IV. nicht recht verſtanden wird, und ſeine Miniſter, ſeine Umgebung weder ihm noch dem Volk genügen. Daher ſo viele Anſätze und ſo wenig Vollendung. Den Schlüſſel zu alle dem findet er darin, daß der König ein Mann der Phantaſie ſey, in welchem aber das Schaffende mehr als nur Anregendes erſcheint; aber das rechte Herrſchen bedarf einer fortgeſetzten ſtrengen Folge nicht in den Gehorchenden allein, ſondern in den Gebietenden ſelbſt, um etwas hervorzubringen. Varnhagen notirt 1843: „Die Kraft, welche in den Befreiungskriegen vereint gewirkt hatte, ſpaltete ſich nach dem Frieden. Die ritterliche, adliche Beiferung ſonderte ſich vom Volke wieder ab, wandte ſich dem Hof und der Vornehmheit zu, meinte, nun ſey genug gethan, man müſſe nur das Alte wieder aufnehmen und ſeine Vortheile genießen. Die bürgerliche Beiferung wurde, wo ſie nicht im Philiſterthum erloſch, zur Demagogie, rang eine Zeit lang offen, und wurde dann in die Geheimbündnerei zurückgedrängt, verfolgt und beſtraft; ſie wollte vorwärts und hat unter tauſend Schwierigkeiten doch immer einige Strecken zurückgelegt; ſie iſt noch immer mächtig und wird endlich ſiegen; aber es wird ſchade ſeyn, daß ſie auf einſeitige Art wird ſiegen müſſen. Das wäre die herrlichſte Aufgabe für den König, im Frieden dieſelbe Einigkeit und Zuſammenwirkung herzuſtellen, die während des Krieges beſtand!" Und 1844 wünſcht er, daß Muth und Genialität des Königs ſich auf die Ausbildung des deutſchen Bundes lenken möge, damit dort neben den Vertretern der Regierungen auch Vertreter des Volks aufkämen. „Wenn man bedenkt," ſchreibt Varnhagen, „daß ein König ein Menſch iſt, auf deſſen kleinſte Schwäche und fehlerhafte Neigung hunderte von Dienſtfertigen lauern, um ſie groß zu ziehen, ihnen zu willfahren, ſie zum eigenen Vortheil auszubeuten, unbekümmert um den Schaden, den der Inhaber davon hat, ſo möchte man wohl das Schickſal, König zu ſeyn, für eine Verurtheilung anſehen, als eine gewaltſame Feuerprobe des ſittlichen Menſchen." Für Friedrich Wilhelm IV. aber beklagt er es, daß ihm der praktiſch ordnende Verſtand nicht als Gehülfe zur Seite ſtehe, daß in ſeiner Umgebung niemand ſey, der ihm wirklich rathen und helfen könnte, der den Stoff, welcher das Innere des Königes hegt und liefert, mit dem, den die Welt entgegenbringt, gehörig zu vermitteln und in ein tüchtiges Ganzes zu verſchmelzen wüßte. Wilhelm von Humboldt hätte das vermocht, der wäre der Mann geweſen, den der König als erſten Miniſter hätte brauchen können. Aber ſtatt deſſen kamen die Velleitäten des Jeruſalemer Bisthums und des Schwanenordens, kam die halbe Preßfreiheit und die Cenſurquälerei, wurden Erwartungen erregt und nicht befriedigt, Studenten bekämpft und Literaten ausgewieſen. All dieß kleine Leiden und Streiten hat Varnhagen mit ſeinem Sinn fürs Perſönliche aufnotirt; viele werden ſich freuen, bei Dingen, deren ſie ſelbſt kaum noch gedankt, ihren Namen erwähnt zu finden, für viele werden die Tagebücher zu einem nachträglichen Gerichte. Varnhagen ſieht eine Revolution immer näher kommen. „In dem Staats- und Regierungsgewebe, in dem wir alle mithängen, fallen täglich einige Fäden zerſchnitten hin, ohne daß neue geknüpft werden.... Unterthänigkeit und Trotz, Furcht und Kühnheit ringen mit einander, die europäiſche Menſchheit geht ungeheuren Kriſen entgegen, ſie ſucht angſtvoll neue Formen des Lebens. Die Erde nicht nur verändert ſich, auch der Himmel, Glaube und Hoffnung ſuchen neuen Anhalt. Die Revolution, die mein Gefühl verwirft, erkennt mein Geiſt als nothwendig." Auch bei Varnhagen ſteht die ſociale Frage im Hintergrund; die St. Simoniſten hatten ihn viel beſchäftigt;

Digitized by Google

ich verweiſe auf eine ſeiner vortrefflichſten Arbeiten, den Aufſatz: „Im Sinne der Wanderer," eine Darſtellung der ſocialen Ideen Goethes und Varnhagens im Anſchluß an die Wanderjahre, im ſechsten Bande der Denkwürdigkeiten und vermiſchten Schriften.

Wenn man in einem ſolchen detaillirten Rückblick auf ſelbſterlebte Ereigniſſe gewahrt, wie die Geſchichte dennoch ihren Gang im Großen und Ganzen geht, unbekümmert um den Staub auf ihrem Wege, dann lernt man im Großen und Ganzen leben. Zu ſolchen ſittlichen Gedanken erhebt ſich auch Varnhagen, und es ziemt bei ihnen zu verweilen, und wir wollen nun das betonen, was als ein Gewinn für das innere Leben aus den Tagebüchern genommen werden kann. — Schon 1839 ſchreibt er: „In dem Leben der Menſchheit iſt alles gemeinſam, alles nur Eine Entwicklung; das Einzelne gehört dem Ganzen an, aber auch das Ganze dem Einzelnen. Dieß Gemeinſame hab' ich früh empfunden; bei der Hinrichtung eines Verbrechers war mir zu Muth, als erlitte er die Strafe auch für mich, für alle die Keime ähnlicher Unthaten, die in mir lägen und deren Entwicklung der Unglückliche nun mir erſparte. Die Gedichte meiner fruchtbaren Freunde ſchienen mir zu erlauben, unfruchtbar zu ſeyn; ſpäter dünkten mich die Gräuel der franzöſiſchen Revolution ein Opfer, zu dem die Franzoſen ſich hergegeben, als hätten ſie ſolche für alle Völker voraus übernommen und dieſen dadurch erſpart. Aehnlich ſtellen ſich mir nun alle geſchichtlichen Erſcheinungen. Wir haben es leicht, verſtändig und helldenkend zu ſeyn, nachdem frühere Geſchlechter für uns den Aberglauben gehabt und erſchöpft; wir können edel und rein ſeyn, wenn andere ſich mit der Gemeinheit und dem Schmutz beladen haben; in andern Fällen ſind wir dagegen die Uebernehmer des Irrthums, des Unrechts, des Leids, und andere werden dadurch freier, heiterer ſeyn. Dieſe Anſicht des Lebens, die vielleicht auf den erſten Blick etwas Läſterliches hat, iſt in ihrem tiefen Weſen wahrhaft menſchenfreundlich, verſöhnend, fromm, wahrhaft chriſtlich, wenn man will."

Das Leben ſtehet im Streit. „Man rühmt oft, der Tod auf dem Schlachtfelde ſey ſchön; unerwartet, ſchnell, in höchſter Lebensſpannung, rühmlich falle da der Kämpfer, entrückt ſo vielen Leiden und Schwachheiten und Erbärmlichkeiten des gewöhnlichen Ausgangs durch Krankheit. Ich aber finde, daß der Menſch immer ſeinen Tod zu einem Tode auf dem Schlachtfelde machen kann, ſo fern er nur thätig und im Kampfe bleibt, ſich nicht ohne Noth zurückzieht. Ja mit zunehmenden Jahren wird das Leben ſelber zum Kampf, und es gilt Muth und Tapferkeit, es zu beſtehen. Jeder neue Tag iſt ein Trotzbieter und muß durchgefochten ſeyn."

Ein andermal heißt es: „Es kann kein Kern ohne Schale wachſen! Ohne Irdiſches, Gemeines kein Daſeyn! Das Himmliſche muß in das Unreine tauchen, es reinigen, erheben, leidet aber ſelber dabei. Ein Staatsmann iſt der, dem es gegeben iſt, von geiſtigen Erſchauungen erfüllt und geleitet auch das Gemeine und Rohe nicht zu ſcheuen, ſondern friſch anzufaſſen und zu gebrauchen. Wer ſelber mit dem Unreinen nichts zu thun haben mag, muß doch veranlaſſen oder zugeben, daß andere es für ihn thun. Was wehrt mir nicht alles der Staat, die Polizei, die tauſendfältige Anſtalt der Einrichtungen und Sitten ab! Da hab ich es leicht, in meinem ſichern Kreiſe rein und edel zu ſeyn. Jene übernehmen das Gemeine und Rohe für mich. Und daß ich jenen Vortheil annehme, mir gefallen laſſe, darin liegt doch wieder — wenn nicht als Erſcheinung, doch als Grundweſen — meine Gemeinheit und Rohheit; ich kann ſie nicht los werden, auch wenn ich ſie mir abhalte! Dieſe Betrachtung führt dringend darauf hin, das Menſchenſchickſal als ein gemeinſames Loos, eine gemeinſame Bürde anzuſehen, die ſich ausgleichen ſoll, und ſeiner Vortheile ſich nicht zu überheben, ſondern ſich ihrer demüthig ſogar zu ſchämen, wenn man ſie nicht durch Leiſtungen aufwiegt."

Daran reihen wir die richtige, von Varnhagen mehrfach wiederholte Einſicht, daß wir in den Anfängen ſtehen, daß die Weltgeſchichte ihr Beſtes noch im Hinterhalte hat. Unſere jetzige Stufe wird einſt Wunder und Staunen erregen, was alles für Barbareien, Dummheiten und Nichtswürdigkeiten wir neben den edelſten Empfindungen und höchſten Gedanken gehabt und geübt haben. „Die meiſten Menſchen denken, wir ſeyen im Allgemeinen äußerſt vorgeſchritten, und die Menſchheit habe ſchon das Glänzendſte geleiſtet; ich finde, daß wir den wilden Zuſtänden noch ganz nahe ſtehen und nur im erſten Anfange der Civiliſation noch weilen. Und das wenige Gewonnene iſt ſelten ein Erzeugniß der Abſicht und Ueberlegung; dieſe letzteren ſind im Großen bei menſchlichen Thätigkeiten faſt noch gar nicht für die Fortſchritte der Menſchheit in Anwendung gekommen. Was könnte geleiſtet werden, und was wird geleiſtet? Das iſt die einfache Frage. Haben die Wiſſenſchaften, die Künſte ſchon das Ihrige gethan? Was könnte die Muſik zum Beiſpiel leiſten! Die Menſchen, die an dieſer Kunſt jetzt Theil nehmen, ſind eine elende Minderzahl. Was vermöchte in anderer Richtung hinwieder die Baukunſt! Und ſo Unendliches von Bildungen, die bis jetzt vielleicht noch

Digitized by Google

gar keinen Namen haben. Will man mir übel nehmen, daß ich von dem gegenwärtigen Zuſtand ſo gering denke? oder daß ich ſo hoch hinaus will — mit Gedanken? Soll ich nicht mit Angelus Sileſius fragen dürfen:

„Wann ſteigt die Erd empor und wird zum Himmel werden?“

Ein andermal heißt es: „Ich glaube, jeder ordentliche Menſch hat das Gefühl ſeiner Unzulänglichkeit. „Nur die Lumpe ſind zufrieden,“ hätte Goethe ſagen können, ſtatt „beſcheiden.“ — Und wie wir in bedeutenden Büchern gerade das recht verſtehen, worauf wir durch ähnliche Gedanken vorbereitet ſind, ſo findet er bald darnach in Schleiermachers Monologen die Stelle, wo von Knechten der Gegenwart die Rede iſt, und er ſchreibt ſie ab: „Wer mit der Gegenwart zufrieden lebt und Anderes nicht begehrt, der iſt ein Zeitgenoſſe jener frühen Halbbarbaren, welche zu ſeiner Welt den erſten Grund gelegt; er lebt von ihrem Leben die Fortſetzung, genießt zufrieden die Vollendung deſſen, was ſie gewollt, und das Beſſere, was ſie nicht umfaſſen konnten, umfaßt auch er nicht. Auch wo ich ſtehe, ſoll man die heilige Flamme brennen ſehen, den abergläubigen Knechten der Gegenwart eine ſchauerliche Mahnung, den Verſtändigen ein Zeugniß von dem Geiſte, der da waltet. Es nahe ſich in Liebe und Hoffnung jeder, der wie ich der Zukunft angehört, und durch jegliche That und Rede ſchließe ſich enger und erweitere ſich das ſchöne freie Bündniß für die beſſere Zeit.“

(Schluß folgt.)

Literatur.

Vier Deutſche, Roman von Melchior Meyr.

Melchior Meyr iſt den Leſern dieſer Blätter als ein ſinniger Erzähler bekannt, und ſeine Rieſer Dorfgeſchichten nennt bereits die Literaturgeſchichte neben Auerbach, Vizius und Gottfried Keller. Daß er dann auch mit einer religionsphiloſophiſchen Schrift auftrat, „Gott und ſein Reich“ zu ſchildern, war deßhalb überraſchend, weil ſeine Gedichte bis dahin keine große Verbreitung gefunden hatten. Man ſieht auch in dieſem Werk den Poeten, der aus den Thatſachen des gegenwärtigen Lebens ſeine Schlüſſe auf dasjenige macht, was ihm vorausgegangen und was ihm folgen wird, der uns das Wollen und Wirken der ewigen Principien in der Selbſtentwicklung Gottes, und der uns die Wiederbringung aller Dinge und die Seligkeit des Himmels anſchaulich machen will, ſo daß der Wunſch ausgeſprochen ward, er möchte manches Gewagte in einer mehr dichteriſchen Form, etwa wie Schelling im Geſpräch über den Zuſammenhang der Natur mit der Geiſterwelt, vorgetragen haben. Solchem Verlangen hat er entſprochen, ehe es geſtellt ward, indem er im vorliegenden Roman die Grundzüge ſeiner Weltanſchauung durch den Mund eines Poeten verkündet.

„Vier Deutſche“ ſind ein Culturbild der Gegenwart. Der Umſchwung der Dinge im Jahr 1848 erſcheint als die Schickſalsmacht, die in ihr Leben eingreift und einem Jeden endlich die rechte Stellung gibt; die Revolution ſelbſt iſt durch vortreffliche Bilder hereingezogen. Es ſind die idealen Strebungen in der Politik und Religion, die uns als die eigentlichen Gewalten der Geſchichte vorher entwickelt werden. Der Dichter hat es mehr auf dieſen geiſtigen Gehalt als auf die äußerlich romanhafte Spannung oder auf abenteuerliche Begebenheiten angelegt; ſein Werk iſt daher mehr ein bildendes als bloß unterhaltendes geworden; ja man möchte im erſten Band eine raſchere Expoſition, den unmittelbaren Eintritt bezeichnender Situationen, und von ihnen aus dann Rückblicke auf die Vergangenheit der Perſonen fordern, und im zweiten Band wird mitunter zu lang doirt. Indeß ſind die pſychologiſchen Entwicklungen Meyrs immer anziehend, und er liebt eine gründliche Motivirung. Und kehren wir in Goethes und Tiecks Romanen und Novellen nicht mit Vorliebe zu den geiſtvollen Geſprächen zurück, in denen die Dichter zugleich die Charaktere ſchildern, wenn ſie die Fragen des Lebens und der Kunſt erörtern und durch die Weisheit der Betrachtung erleuchtend wirken? Nur ſoll der Dichter auch hier mehr anregen, die höchſten und letzten Gedanken mehr hervorblitzen laſſen, als ein Thema erſchöpfen und alles beweiſen wollen; — das iſt Sache der Wiſſenſchaft.

Man hat es Meyr zum Vorwurf gemacht, daß ſein Poet im Roman eine Reihe der bereits gedruckten Gedichte des Autors bei verſchiedenen Anläſſen vorträgt; indeß die

Gedichte waren herausgegeben, und auch nicht herausgegeben, und die Erörterungen, die ſich an ſie knüpfen, ſind gut, nur daß man unter den Hörenden auch manchmal ein Wort des Zweifels oder Tadels neben dem Lob und der Zuſtimmung vernehmen möchte. Einmal hat der Poet den Kampf mit einem Profeſſor zu beſtehen, der da meint, daß es mit der Poeſie aus ſey, aber nicht bloß dieſes Capitel, ſondern das ganze Buch beweist das Gegentheil: es beweist, daß in unſern eigenen Lebensverhältniſſen noch ungehobene Schätze genug liegen, und es zeigt, daß Melchior Meyr in den Kreiſen der höher gebildeten Geſellſchaft eben ſo zu Hauſe iſt, wie unter den Bauern im Ries, daß er das Gemüth des Dichters, die Kämpfe des Staatsmannes und das Ringen des Denkers nach der freien Wahrheit verſteht, und darum auch ſchildern kann.

Sein Buch ſey denen empfohlen, die mit Leſen nicht bloß einige müßige Stunden der Erholung ausfüllen, ſondern auch auf anmuthige Weiſe über den Gang und die Ziele unſerer deutſchen Entwicklung im Leben und in der Kunſt ſich belehren wollen.

Correſpondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Les intimes. — Zephyrine. — Barrault. — Laprade.

Da liegt ein Holzſchnitt des monde illustré vor mir; er ſtellt das Hoftheater in Compiègne vor. Auf der Bühne ſitzt Mlle. Fargeuil zur Hälfte auf einem Stuhl; ſie will eben aufſpringen vor dem Ungeſtüm ihres Caurmachers. Es iſt die famoſe Scene in „les intimes," die jetzt ſchon die 33ſte Vorſtellung auf dem Vaudevilletheater erreicht haben. Hinter dem Orcheſter ſitzen der Kaiſer, die Kaiſerin u. ſ. w., in den Logen ein Blumenflor reizender Damen in Hofuniform. Eine ſieht aus wie die andere. Wäre das Stück zuerſt in Compiègne aufgeführt worden, es hätte wohl ein anderes Schickſal gehabt. Jetzt will man ſich nicht mit dem Urtheile von Paris in direkten Widerſpruch ſetzen, man fürchtet ſich durch eine übertriebene Prüderie lächerlich zu machen. Ein Stück, in dem eine verheirathete Frau von einem jungen Manne ſich den Hof machen läßt und ihm ein Rendezvous gibt, und alſo coram populo Ehebruch treibt und ſich vor ſeinem Ungeſtüm auf den Balkan rettet, bietet am Ende doch keine andere Lehre dar, als daß ein Liebhaber nicht mit der Thüre in's Haus fallen darf. Man iſt hier auf gutem Wege, und bald werden wir wieder die, damals wenigſtens unbewußte Sittenloſigkeit erleben, wie vor und gleichzeitig mit Carnelle die Prinzeſſin mit dem Geliebten auf der Bühne zu Bette ging.

Im älteren Repertoire des Variétéstheater glänzte vor allen eine Poſſe: „les Saltimbanques," nicht die politiſchen Hanswurſte, von denen Beranger ſang: saute, paillasse, sante pour tout le monde. Man nennt hier unter andern einen, beſonders unter Louis Philipp hochgeſtellten Würdenträger, der vom Conſulat bis 1848 allen möglichen Regierungen Treue geſchworen; man hat ihm 18 Eidſchwüre nachgerechnet. Es ſind hier die eigentlichen Poſſenreißer, Quackſalber, Bänkelſänger gemeint, welche von einem Jahrmarkt zum andern durch ganz Frankreich ziehen, keine andere Wahnung haben, als den Wagen, der nebſt der Schaubühne alle ihre Habſeligkeiten enthält, und wo ſie bei den mannigfachen Wechſelfällen ihres unſtäten Lebens wenigſtens gegen Wind und Wetter geſchützt ſind. Die Eigenthümlichkeiten dieſer originellen Menſchenklaſſe ſind auf ſehr ergötzliche Weiſe in dieſem Schwank dargeſtellt, in welchem Odry als père Bilboquet ſeinen Ruf hauptſächlich begründete. Darin figurirte als Tochter eines Bänkelſängers, in der Rolle der Zephyrine, Fräulein Eſther de Bongars. Ihr Vater war Baron; er diente in der ariſtokratiſchen Armee per excellence unter den Befehlen des Prinzen Condé, dann unter einem Fürſten Hohenzollern, deſſen Contingent er 1806 commandirte. Nach der Schlacht von Jena ging er in die Dienſte des Königs Murat, und kehrte ſpäter als Diviſionsgeneral nach Frankreich zurück. Die Tochter eines Diviſionsgenerals als Zephyrine! Ihr Urgroßvater hat den Friedenstraktat zwiſchen Schweden und Frankreich unter Ludwig XIV. unterzeichnet. Hätte Fräulein Eſther Talent gehabt, hätte ſie die Begeiſterung für ihre Kunſt auf die Bretter getrieben! Aber ſie hatte durchaus kein Talent, und hatte wohl keinen andern Zweck, als ihre ſchöne Figur, ihr ſchwarzes Auge und die Fülle ihrer ſchwarzen Haare zur Schau zu bringen. Späterhin ging Eſther nach Petersburg. Von ihrem Aufenthalt in dieſer Hauptſtadt erzählt man ſich allerlei Anekdoten, die wir aus Rückſicht für ihre Familie verſchweigen. Doch iſt es uns wohl geſtattet, folgenden Auszug aus einem Briefe mitzutheilen, den ein hieſiges Blatt veröffentlicht. Das Schreiben iſt vor ungefähr zwölf Jahren

Digitized by Google

abgefaßt; die fragliche Stelle lautet wie folgt: „Geſtern Ball bei Eſther. Die Kirſchen koſten dieſes Jahr einen Rubel das Stück. Nun war beim Sauper der Speiſeſaal mit Zweigen von Kirſchbäumen tapezirt, die von rothen Früchten wimmelten. Am andern Tag kehrten die Bedienten für 10,000 Fr. Kirſchkerne zuſammen.“ Das iſt wohl ſo zu verſtehen, daß die Früchte, von welchen die Kerne übrig geblieben, ſo viel gekoſtet hatten. — Zephyrine ſtarb vor kurzem 45 Jahre alt im Elend.

Sodann iſt eine andere, beſcheidenere Celebrität mit Tod abgegangen, und wird von allen von den Damen beweint. Monſieur Barrault war ein glücklicher Sterblicher; alle Frauen buhlten um ſeine Gunſt; alle lagen ſie ihm zu Füßen, oder vielmehr, er lag zu den ihrigen. Jeden Abend überreichte ihm ſein Groom ein Dutzend Rendezvous, auf Roſa-, Veilchen- oder lilienweißem Papier, je nachdem eben die Briefſtellerin gelaunt war. Monſieur Barrault war kein Held, obgleich er mit dem ſcharfen Stahl trefflich umzugehen wußte — er war ein Hühneraugenſchneider, ein Fußbeſorger, pedicure, ſagen die Franzoſen. Nehmen wir die ärztlichen Celebritäten erſten Ranges aus, die zwei bis drei Louisdor für eine Conſultation in ihrer Behauſung nehmen, und ſich eine Viſite in der Umgegend von Paris mit 1000 Fr. und mehr honoriren laſſen, ſo ſteht ſich der pedicure beſſer als die meiſten Mediciner und Chirurgen, und weicht in finanzieller Hinſicht nur dem Zahnarzt. Wie dieſer hat der pedicure ein glänzendes Appartement und einen Livréebedienten; er gibt Soireen, Theeviſiten, wo Verſe vorgeleſen werden; ſo herablaſſend er den Tag über bei ſeinen Kunden war, ſo ſtolz brüſtet er ſich Abends vor ſeinem Theetiſch, wo der beſte Kaiſerthee in Taſſen von Vieux Sevres dampft. Barrault hatte Equipage und dennoch konnte er kaum an demſelben Tage zu allen Schönen fahren, die ſeiner mit Schmerzen harrten. Was ihn beſonders in der weiblichen Welt empfahl, das war ſeine Verſchwiegenheit; er hatte in gar manches compromittirende Geheimniß geblickt; er wußte, wo die Schönen, die ſich ihm anvertrauten, der Schuh drückte, und hatte nie geplaudert. Der geniale Murger iſt im Haſpital geſtorben; ſeine Freunde haben die Begräbnißkoſten beſtritten. Barrault hinterläßt ein bedeutendes Vermögen; ſein jährliches Einkommen wird auf 30,000 Fr. angeſchlagen. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß die Dichter das Hühneraugenſchneiden erlernten. Dann würden ſie Morgens den Muſen opfern, ohne Gefahr zu laufen, zu verhungern, und Nachmittags die Feder mit dem Meſſer vertauſchen, und unter der Operation ihr neueſtes Gedicht herſagen, was ſie ſich extra honoriren laſſen könnten.

Es iſt zwar ſchon vieles über die Abſetzung des Hrn. Laprade geſchrieben worden, doch ſpricht aus allem, was darüber geſagt wird, Parteihaß und vorgefaßte Meinung. Selbſt die Oppoſitionsblätter geben zu, daß die Regierung in ihrem Rechte war; ſie tadeln aber die Art und Weiſe, wie ſie daſſelbe ausgeübt. Die Regierung iſt ganz offen zu Werke gegangen und hat Laprade vor aller Welt abgeſetzt. Hätte ſie im Stillen gehandelt und ganz väterlich den Herrn beſeitigt ſo wäre das anſtändiger geweſen. Aber das merkwürdigſte bei dieſem Hergange iſt wohl, daß die Abſetzung Laprades, der ſich zunächſt durch metaphyſiſche Elucubrationen in Verſen bekannt gemacht, eine Demonſtration unter den Studenten und in den Fakultäten von Lyon hervorgerufen hat, in Lyon, dieſem Sitze des finſtern Aberglaubens, dieſem Centralpunkt aller jeſuitiſchen Congregationen, wo alle Philoſophie verpönt iſt, wo ſelbſt das Wort nicht mehr gehört wird: ſtatt Philoſophie ſagt man Logik. Laprade's Gedichte, die für Kenner Werth haben und ſich durch mancherlei Vorzüge auszeichnen, haben nur Einen Hauptfehler; ſie ſind langweilig. Und nun ſehen Sie die Fatalität: ſeine Satire im Correſpondant, die all das Unheil angerichtet hat, iſt friſch und lebendig, ſie ſprudelt von Witz und Humor; das erſtemal, wo er amüſant iſt, wird er abgeſetzt! Laprade ſteht offenbar unter dem Einfluſſe der Oppoſition in der Académie française, die ihn zu ihren Mitgliedern zählt. Seine Satyre „les muses de l'État“ iſt gegen Saint-Beuve gerichtet, der in dieſem literariſchen Senate die imperialiſtiſche Partei vertritt, und gegen die officiöſen Scribenten überhaupt. Perſönlichen Beleidigungen hätte man höheren Ortes durch die Finger ſehen können, allein die literariſchen Kämpen des 2. December konnte man nicht dem Geſpötte der Orleaniſten preisgeben.

Digitized by Google

Dresden, December.

(Schluß.)

Theaterzuſtände.

Genug davon! Wenn man beſſern will, lege man hier Hand an. Und um das zu können, wollen wir die Frage einmal von einer neuen Seite angreifen. Es ſollte — wir wollen uns nicht bei der Vorrede aufhalten — eine Akademie, eine Pflanzſchule von Dramaturgen geſchaffen werden, von denkenden, wohlunterrichteten Männern, gleichviel ob dramatiſche Dichter oder Schauſpieler, ja wahrſcheinlich noch lieber letztere als erſtere, denn es muß ein gut Theil Handwerkstrautine hinzukommen. Aus einer ſolchen Schule müßten die Begabteſten mit einer Bildung und einem Grad von Wiſſen hervorgehen, daß ſie ohne Weiteres dem größten Bühnenvirtuoſen über die Achſel zu ſehen berechtigt wären, und daß einer Theaterdirection im Engagement eines ſolchen Dramaturgen die Garantie tüchtiger Befähigung geboten würde. Mag die Schule ſie zum Ueberfluß mit dem Profeſſor- oder Doctortitel ſtempeln, um ſie auch äußerlich über die hinauszuheben, denen ſie vorgeſetzt werden. Will eine Stadt ſolchen bewährten Männern die Leitung ihrer ſtädtiſchen Bühne anvertrauen, deſto beſſer; die Wirkung der ſo in Umlauf gebrachten Kenntniſſe und Erfahrungen wird nur um ſo raſcher der Geſammtheit zu ſtatten kommen. Immer wäre ein Kern geſchaffen, auf den ſich von allen Seiten zurückgreifen ließe, und deſſen richtige Verwerthung dem Lottertreiben unſerer dramatiſchen Zuſtände am Erſten ein Ende machen würde. Denn geſtehen wir es uns nur, wir haben gut klagen und das Geleiſtete bemängeln — wo in aller Welt, wenn wir nur unpartheiiſch fragen, wo iſt für unſere Bühnen eine Möglichkeit, ſich ſachverſtändige Leiter dieſer Art, ſich Dramaturgen mit Einem Wort, zu verſchaffen? Haben wir etwa eine ſolche Fülle bedeutender Theaterkritiker? Man zähle ſie nur. Oder dramatiſcher Dichter? Man verſuche doch nur auf dem Papier unſere Hofbühnen mit Dichterdramaturgen zu beſetzen; reichen ſie denn aus? Und ſelbſt wenn ſie es thäten, haben unſere wenigen, ſo bevorzugten Geiſter denn nicht höhere Aufgaben, als den Schulmeiſter neben dem Sonffleurkaſten zu ſpielen? Und wieder, wenn ſie ſich wie Pegaſus im Joch vorkommen, werden ſie Luſt und Liebe erübrigen, um ihre Thätigkeit mit gutem Gelingen zu üben? Schwerlich! Es bleibt ein Stand, ein Beruf für ſich, ein Bildungscampfer, der erſt neu geſchaffen werden will, wenn vollſtändig dem Begriff eines Dramaturgen genügt werden ſoll. Im beſten Falle haben wir es bis jetzt mit Leuten zu thun gehabt, die zu viel oder zu wenig wiſſen, und Beides muß eine Stellung dieſer Art um ihre beſten Früchte betrügen.

Und hier laſſen wir dieſen Gedankenſpahn im Wege liegen. Nehme ihn auf wer will, am liebſten ein denkender Kopf aus dem Comité der Schillerſtiftung. Munkelt man ja doch von akademiſchen Projecten, und regt ſich doch hie und da die Beſorgniß, man gehe mit dem Gedanken um, unſere literariſchen Kranenwächter auf Wohlthätigkeitsſeſſeln nach franzöſiſchem Muſter muſterlich zu machen.

Um aber doch vom Allgemeinen nach mit ein paar Worten zum Beſondern zurückzukehren, ſey noch erwähnt, daß unſere Hofbühne das neue Jahr mit einem Trauerſpiel eines hieſigen Kaufmanns, Pröhls mit Namen, zu eröffnen gedenkt. Es heißt Sophonisbe, und wird hoffentlich nur die Namensverwandtſchaft mit dem Stücke von Heeſch gemein haben. Die Hebbel'ſchen „Nibelungen," etwa ſeit Jahresfriſt der hieſigen Intendanz vorliegend, ſollen dagegen, wie es heißt, zurückgegeben werden. Schade, ſelbſt wenn der heikle Stoff nicht mit hinreichend glatten Handſchuhen angefaßt ſeyn ſollte. Für Dingelſtedts Bearbeitung des Figaro ſind wenig Chancen. Der Stärenfried von Benedix hat inzwiſchen auch hier ſeine deutſche Gemüthlichkeit zum Beſten gegeben, und etwa den nämlichen Durchſchnittserfolg gehabt, wie die übrigen zahlreichen Stücke des wohlmeinenden Verfaſſers. Man befindet ſich, wie immer bei ihm, in einer Atmoſphäre, die etwas mit Ofen-, Speiſe- und Kinderſtubenduft gefüllt iſt, und wenn man nach ſolchem Stücke in's Freie tritt, iſt Einem ſelbſt ein kleines Schneetreiben nicht zu ſcharf; aber ſchließlich bringt man wenigſtens die Befriedigung heim, daß manche böſe Schwiegermutter ihr Theil wegbekommen hat, daß die Ordensſucht verlacht iſt, und Aehnliches; mit Einem Wort, es iſt immer beſſer als ein ſchlechtes Ballet. Das Feuillet'ſche „cheveu blanc" war neben jenem andern Stücke die letzte Neuigkeit. Die Waldmüller'ſche Bearbeitung hat Dies und Das im originellen kleinen Dinge unſerm deutſchen Empfinden näher zu bringen geſucht, und nicht ohne guten Erfolg. Das Stück intereſſirte in ungewöhnlichem Grade, und die beiden einzigen Darſteller der kleinen Nachtſcene, Herr Dawiſon und Frau Bayer-Bürk, wurden durch Hervorruf ausgezeichnet. Dennoch bleiben noch allerlei rathe Striche zu thun, um den graziöſen Einfall Clothildens auch für ein deutſches Publikum in ſolchem Grade zu verwerthen, wie es für das Publikum des Gymnaſe in Paris geſchehen iſt. Wir hören, daß der Autor des weißen Haars dieſen Aenderungen geneigt iſt. Frl. Jananſchek, welche ihr hieſiges Engagement hieſelbſt

vor Kurzem angetreten hat, gewann bereits in einigen ihrer Debutrollen die volle Anerkennung unseres im Allgemeinen bekanntlich beifallskargen Publikums. Leider hat der Keuchhusten, von dem sie noch nicht gar lange genesen ist, ihre Stimme merklich angegriffen, und nach dieser Seite hin kämpft sie noch mit ermüdenden Schwierigkeiten. Obschon ohne Jugendlichkeit und ohne eigentliche Schönheit, und jetzt auch noch durch die Umstorung ihrer Stimme wesentlich beeinträchtigt, fesselt sie doch auf die edelste Weise durch die seelische Vertiefung in den Geist ihrer Rollen und bietet uns von dieser Seite das Beste, was der Dichter seinen Gebilden wünschen kann. Wir beneiden das Publikum, das diese strebsame Künstlerin in ihrer besten Zeit sein eigen nennen durfte, und glauben, daß ihr Beispiel auf die ganze Haltung eines Stücks für alle Mitbetheiligten von nicht geringem hebendem Einfluß seyn wird. Ob sie dabei nicht, wie ahnlängst in der Valentine, Gefahr läuft, der tragischen Anlage ihres Talents zu viel Uebergewicht zu gestatten, können wir für heute noch nicht beurtheilen. Uebrigens wird das Burgtheater sie uns aller Wahrscheinlichkeit nach streitig machen. Der alte Rollenstreit, welcher schon Frau v. Bulyowsky zum Rückzug nöthigte, wird sich ohne Zweifel erneuen.

Genf, December.

Die culturgeschichtliche Bedeutung Genfs.* — G. Revilliods literarische Thätigkeit, die antiquarischen Publikationen der Fickschen Druckerei.

Für die Vaterlandsliebe eines Volks ist der Werth, welchen es auf seine eigene Geschichte und seine Traditionen legt, und die Pflege, die es diesen zuwendet, ein sicherer Gradmesser. Das ist nicht mehr jene instinktive Anhänglichkeit an den heimischen Boden, wie sie den weniger cultivirten Völkern vor den civilisirten eigenthümlich ist, das ist vielmehr der auf die Stufe des Selbstbewußtseyns erhabene Patriotismus, die nationale Selbsterkenntniß, wie sie aus den Thaten und Schicksalen des eigenen Volks zu gewinnen ist, das „Kenne dich selbst“ des alten Weisen, angewandt auf die Volksindividualität.

Die Schweiz besteht neben den größten Nationen diese Probe ihrer Vaterlandsliebe; gibt es doch wohl wenige Länder, in welchen die Geschichte so sehr zum Gemeingut des Volks geworden ist, als gerade hier. Seit Johannes von Müller den Eidgenossen ihre große historische Nationalbibel geschrieben hat, entfaltete sich auf dem Gebiet der Geschichtsforschung ein Leben von wunderbarer Regsamkeit in allen Kantonen des Schweizerbundes, und was den Schweizern vielleicht an sonstiger literarischer, poetischer und künstlerischer Produktivität abging, das haben sie reichlich ersetzt durch den Fleiß und die Liebe, womit sie ihre vaterländischen Geschichten und Alterthümer sammelten. So haben sie ein Material zusammengebracht, aus welchem, wenn einmal der rechte Meister gefunden seyn wird, ein Prachtbau historischer Kunst wird aufgeführt werden können, der sich mit den großartigsten nationalgeschichtlichen Schöpfungen aller Völker wird messen können.

Genf, das jüngste Kind der eidgenössischen Staatenfamilie, ist hinter den älteren Gliedern nicht zurückgeblieben und seine Schicksale und Thaten liefern einen Baustein zu der Walhalla der schweizerischen Geschichte, welcher ein Eckstein werden muß, um die Bedeutung derselben für die allgemeine Culturentwicklung der Menschheit in einem charakteristischen Zuge und ausgeprägter Gestaltung hervortreten zu lassen.

Ueber den Ruhm und den Einfluß der kleinen Republik ist viel gesagt und geschrieben worden von stolzen Patrioten oder fremden Bewunderern, aber mit größerem Selbstgefühl hat wohl niemand diesen Ruhm gepriesen als eine begeisterte Tochter der ehrwürdigen Lemanstadt, Frau Necker de Saussure, wenn sie schrieb: „Genf ist etwas anderes als nur eine Stadt, ein Staat oder ein Kanton. Es entspricht einer bestimmten Idee, die in allen Köpfen lebt. Es ist ein Individuum, dessen Ruf man erhalten muß; ja noch mehr, es ist ein Phänomen einzig in seiner Art, welches man verewigen soll. Einzig soll nicht heißen bewundernswürdig. Bewundernswürdig ist Genf nicht, wohl aber einzig, und in einem vollkommen günstigen Sinne des Worts. Genf war sehr oft unglücklich und manchmal schuldig, allein es ist darum nicht weniger eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß eine Stadt von 23,000 Einwohnern während drei Jahrhunderten nicht einen Augenblick aufgehört hat Namen von europäischem Klang zu liefern. Wir besitzen das, was die größten Völker auszeichnet, alte und ruhmreiche Erinnerungen. Mit Einem Wort, wir besitzen eine Geschichte, wenn uns auch noch ein wahrer Geschichtschreiber fehlt. Man hat ohne Spott Rom und Genf, Savoyen und Genf, Holland und Genf gesagt, man hat sich gewöhnt, Genf an die Seite viel bedeutenderer Staaten zu setzen. Darin liegt ein wahrer Adel, der uns über gewisse, erst gestern entstandene Staaten erhebt.“

Die vaterlandsbegeisterte Frau nennt den Zeitpunkt,

Digitized by Google

wo Genf als dieſe ausgeprägte Individualität ſich zu entwickeln und in die europäiſche Culturgeſchichte einzutreten begann: er wird beſtimmt durch das Losreißen Genfs von jeder Abhängigkeit von Savoyen, durch die engere Verbindung mit der Schweiz, durch die von dorther eindringende Reformation. Genfs frühere Schickſale, ſo intereſſant ſie auch ſind, unterſcheiden ſich doch nicht ſo weſentlich von denen anderer Städte und Länder Mitteleuropas, um der Stadt einen weltgeſchichtlichen Platz anzuweiſen. Eine uralte Culturſtätte ſind die Ufer des Lemaniſchen Sees jedenfalls. Kelten, Römer, Burgunder, Franken haben ſich hier gedrängt und Spuren ihres Daſeyns zurückgelaſſen. Genf hat im Laufe der Jahrhunderte ſich eine eigenthümliche Verfaſſung geſchaffen, in welcher neben feudalen und clericalen Beſtandtheilen auch das demokratiſche Element ſchon im Mittelalter allmählich heranreifte; es hat einen Theil des heiligen Römiſchen Reichs deutſcher Nation gebildet, und deutſche Kaiſer haben ſich in der St. Peterskirche die burgundiſche Königskrone auf's Haupt geſetzt und die Freiheiten und Rechte der Stadt beſtätigt, welche dieſe wieder bald gegen ihre Biſchöfe, bald gegen mächtige Dynaſten der Nachbarſchaft, zuletzt gegen das Haus Savoyen zu vertheidigen hatte. Allein das Alles ſind Schickſale und geſchichtliche Erſcheinungen, wie ſie unter ähnlichen Verhältniſſen ſo manche andere Stadt des deutſchen Reichs im Mittelalter aufzuweiſen hat. Erſt von dem Augenblicke an, wo Farel und andere Reformatoren die gereinigte Kircheniehre predigten, Stadt und Volk ſie annahm und Calvin aus der verwilderten, in mannichfache Sittenloſigkeit verfallenen Biſchofsſtadt ſein „chriſtliches Lacedämon“ geſchaffen hatte, beginnt die welthiſtoriſche Bedeutung Genfs, welche zunächſt in der Thatſache, daß von nun an für alle Zeiten der Proteſtantismus unter einem Volksſtamm romaniſch-franzöſiſcher Zunge eine feſte Burg gewonnen hatte, ihren eigentlichen Kern findet. Hiemit war auch die geiſtige Brücke geſchlagen, welche die Lemanſtadt feſter mit germaniſchem Weſen verband und verbindet, als einſt der lockere politiſche Zuſammenhang mit dem heiligen Römiſchen Reich, dieſem „Koloß auf thönernen Füßen“ des Mittelalters. Von jenem Augenblick an wurde Genf die Pflegeſtätte proteſtantiſcher Wiſſenſchaft, welche durch drei Jahrhunderte die lange Reihe großer oder ausgezeichneter Männer erzog, die über ganz Europa den Ruhm ihres kleinen Vaterlandes verbreiteten. Seit jener Zeit wurde Genf auch die „ville de refuge“ für alle freien Denker aus den katholiſchen Ländern romaniſcher Zunge, welche friſches geiſtiges Leben in ihre neue Heimath brachten und erhielten. Und ſeit derſelben Epoche entfaltete ſich in den politiſchen Verhältniſſen der neuen Republik jene Regſamkeit, welche bis zu unſern Tagen faſt alle großen Principienkämpfe Europas entweder im mikroſkopiſchen Spiegel des Genfer Staatslebens reflectirt oder häufig auch vorbildlich dargeſtellt hat. Darum hat die Genfer Geſchichtsforſchung auf jene Periode, in welcher die Grundlegung der proteſtantiſchen Republik ſtattfand, auf die Abſchüttelung des Abhängigkeitsverhältniſſes von Savoyen, und die Einführung der Reformation, immer von neuem wieder zurückzukehren.

Die Genfer Literatur hat das Glück, zahlreiche gleichzeitige Quellen ſowohl über jene große politiſche und religiöſe Umwälzung zu beſitzen, als auch aus der nächſtfolgenden Periode, in welcher das Leben des Volks und des Staats zu jener eigenartigen Individualität ſich herausbildete, welche bald ihren Culturelnfluß weit über die heimiſchen Grenzen ausdehnte. Zu den wichtigſten jener Quellen gehören bekanntlich die Chroniken von Bonivard und Froment, und zu denjenigen der letzteren Art die Werke der Reformatoren und manche durch die Reformation hervorgerufene Schriften, welche, bald religiöſen und didaktiſchen, bald ſatiriſchen Inhalts, helles Licht über den Geiſt und Charakter der Zeit verbreiten. Von jenen Chroniken war die Froment'ſche bis vor wenig Jahren nur im Manuſcript vorhanden und viele Schriften der zweiten Gattung ſo ſelten geworden, daß ſie ſich nur noch in wenigen Bibliotheken vorfanden.

Ein begeiſterter und gelehrter Freund der Genfer Geſchichte, G. Revilliad, Präſident der hiſtoriſchen und archäologiſchen Geſellſchaft, hat ſeit einer Reihe von Jahren ſich das Verdienſt erworben, jene älteren Literaturdenkmale durch neue Herausgabe wieder weiteren Kreiſen zugänglich zu machen. Was aber dieſen Publikationen einen hohen Werth und ganz beſondern Reiz verleiht, das iſt, daß ſie den erſten Ausgaben typographiſch getreu nachgebildet ſind, aber, wie die Froment'ſche Chronik, die hier zum erſten mal gedruckt wurde, genau dem Charakter des ſechzehnten Jahrhunderts entſprechend ausgeſtattet wurden. In der Buchdruckerei von J. G. Fick hat der Herausgeber ein Inſtitut gefunden, welches, mit allen Mitteln der Technik wie der nöthigen wiſſenſchaftlichen Kenntniß ausgeſtattet, es verſtand, dieſe Werke vollkommen und mit der täuſchendſten Kunſt im Gewande ihrer Zeit wiederherzuſtellen. Die Fick'ſche Druckerei war um ſo mehr zu dieſem Unternehmen berufen, als ſie in ununterbrochener Linie die Nachfolgerin der im ſechzehnten Jahrhundert ſo berühmt gewordenen, von Lyon nach Genf übergeſiedelten Druckerei der de Tournes iſt, nach viele alte Genfer Lettern und, beiläufig bemerkt, auch Holzplatten von dem berühmten Petit-Bernard beſitzt. (Gaullieur, Typographie Genevoise). Die Leiſtungen der Fick'ſchen Offizin verdienen gerade in einer Zeit, wo die Culturgeſchichte überall neues Leben zeigt und uns die eingehendſte Kenntniß der Jahrhunderte in allen Richtungen erſchließt, die allgemeinſte Beachtung und, müſſen wir hinzufügen, Nacheiferung. Die äußere Form, um wenigſtens nach einem perſönlichen Eindruck zu urtheilen, iſt auch bei dem Genuß eines literariſchen Werks nicht ganz gleichgültig. Wie oft hat man die frühere Sitte der franzöſiſchen und anderer Theater belächelt, für die Darſtellung hiſtoriſcher Stücke aus früheren Zeiten, gleichviel aus welchen, ohne Unterſchied römiſches Coſtüm oder ein dieſem phantaſtiſch nachgebildetes anzu-

Digitized by Google

wenden! Mit einem Buch des ſechzehnten Jahrhunderts, welches ſonſt wortgetreu, aber mit unſern modernen Typen wiedergedruckt wird, verhält es ſich ähnlich; jedermann, der Sinn für Uebereinſtimmung von Form und Inhalt hat, würde, um nur ein ganz bekanntes Beiſpiel anzuführen, das alte Buch vom Doctor Fauſt gewiß lieber im Gewande der Frankfurter und Hamburger Originalausgaben reproducirt ſehen, als im modernen Druck, wie es ſich im Scheible'ſchen „Kloſter," ſo dankenswerth auch dieſe neue Veröffentlichung war, aufgenommen findet. Und auch die von H. Kurz bei J. J. Weber in Leipzig veranſtaltete Sammlung älterer deutſcher Literaturwerke würde den Bibliographen noch willkommener ſeyn und ihren Zweck in noch höherem Grade erreichen, wenn ſie auch typographiſch dem Zeitcharakter in derſelben Weiſe entſprechen würde, wie die neuen Ausgaben der Fick'ſchen Deuckerei von Werken des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts.

Das wichtigſte der hier beſprochenen Fick'ſchen Druckwerke, welches jetzt zum erſtenmal aus dem Staube der Bibliotheken lebensfriſch, wie ein wiedererſtandenes Geiſt des ſechzehnten Jahrhunderts, im Gewande ſeiner Zeit vor uns hintritt, iſt die Fromentſche Chronik, in derſelben Ausſtattung, welche ihr C. Badius, R. Eſtienne oder irgend eine der berühmten Genfer Officinen, welche vor drei Jahrhunderten blühten, gegeben haben würden, wenn ſchon damals das Manuſcript gedruckt worden wäre. Der Titel der Revilliod-Fick'ſchen Ausgabe lautet: „Les Actes et Gestes merveilleux de la cité de Geneve, nouvellement convertie à l'Euangile, faictz du temps de leur Reformation et comment ils l'ont receue, redigez par escript en fourme de Chroniques, Annales ou Hystoyres commençant l'an 1532, par Anthoine Fromment. Mis en lumière par Gustave Revilliod."

Der Verfaſſer dieſer Chronik, A. Framment oder Froment, wie Senebier in ſeiner Genfer Literaturgeſchichte den Namen ſchreibt, war 1509 in Tries bei Grenoble geboren und zunächſt von Farel als ſein Nachfolger und ſpäterer Genoſſe bei dem Reformationswerk 1532 nach Genf gezogen. Es iſt einer jener kräftigen, körnigen, friſchen Charaktere, wie ſie das Zeitalter eines aller Orten ſproſſenden Geiſtesfrühlings ſo zahlreich hervorbrachte. Wie ein gewaltiger Redner er war, mit welcher Keoft und Feuer er ſeine Zuhörer hinriß, geht aus der Thatſache hervor, daß ſein Auditorium bald ſo zahlreich wurde, daß er ſeine Predigten nicht mehr in dem zu engen Raum des ihm angewieſenen Saals halten konnte, ſondern, wie ein Apoſtel der erſten chriſtlichen Zeiten oder wie einer jener gewaltigen geiſtlichen Volksredner des frühern Mittelalters, ſeine Vorträge unter freiem Himmel halten mußte. Bald jedoch war Froment gezwungen, vor den Verfolgungen der Feinde der Reformation die Flucht zu ergreifen, kehrte aber 1534 mit Farel und Viret zurück, um nun an dem kirchlichen wie politiſchen Leben der jungen Republik, nachdem er das Bürgerrecht erhalten, den regſten Antheil zu nehmen. Seine Chronik iſt ein treuer Spiegel der Zeit, reich an lebendigen, charakteriſtiſchen Zügen. Bald ſchildert er mit großer Naivetät die Sitten und das öffentliche Leben, bald läßt er grelle ſatiriſche Streiflichter auf das Treiben der Gegner der Reformation, und namentlich auf das der Mönche fallen, bald theilt er ſeine eigenen hinreißenden Reden mit. Gerade die leichte Ungezwungenheit des Styls zeigt, wie ſehr Froment eine durchaus volksthümliche Natur war; er dachte und ſprach wie das Volk, und durch ſolche friſche Urſprünglichkeit mußte er den entſchiedenſten Einfluß auf ſeine Zuhörer gewinnen. — Die treue Nachahmung hinſichtlich der äußern Ausſtattung der Revilliod'ſchen Ausgabe des Werks erſtreckt ſich nicht bloß auf die Lettern, ſondern ſelbſt bis auf den künſtlich dem Geſchmack des ſechzehnten Jahrhunderts nachgebildeten Pergamentband. Das Werk hat bei ſeinem Erſcheinen (1855) von Seiten der Kritik und des Publikums eine ſo günſtige Aufnahme gefunden, daß es bereits vergeiſſen iſt und den bibliographiſchen Seltenheiten beigezählt wird.

Wenn auch nicht von gleich hohem, ſo doch immer von bedeutendem Intereſſe iſt die Reproduktion zweier anderer Werke von Augenzeugen und Zeitgenoſſen der Genfer Reformation. Das eine führt den Titel: „Le Levain du Calvinisme ov commencement de l'heresie de Geneue," und hat Jeanne de Juſſie, Nonne im St. Clarakloſter zu Genf, zur Verfaſſerin. Sie hatte mit ihren übrigen Ordensſchweſtern, welche die Annahme der Reformation verweigerten, ſich im Jahr 1535 nach Annecy in Savoyen zurückgezogen und die Geſchichte dieſer Flucht zuerſt in Chambery drucken laſſen. Dieſe Geſchichte greift auf die der Reformation vorangehende Periode zurück und beginnt mit dem Jahr 1526. Eine neue Ausgabe des Buchs wurde 1611 in Chambery, eine folgende mit den Verbeſſerungen des bekannten Hiſtorikers Abbé de Saint-Réal, der aus Savoyen ſtammte, 1682 in Paris veranſtaltet. Der von Revilliod und Fick mit größter typographiſcher Genauigkeit beſorgte Wiederabdruck hat die Ausgabe von 1611 zu Grunde gelegt. — Das zweite Werk iſt eine Streitſchrift François Vanivards, des Priors von St. Victor, des berühmten Gefangenen von Chillon. Der Titel lautet: „Advis et Devis de la sovrce de lidointrie (sic) et tyrannie papale" etc.

Die didaktiſche Richtung des ſechzehnten Jahrhunderts erzeugte auch in Genf einige jener ſatiriſchen Schriften, an welchen auch die deutſche Literatur des Zeitalters der Reformation und der durch das ganze Jahrhundert gehenden religiöſen Bewegung ſo reich iſt. Auch von dieſen haben Revilliod und Fick zwei neue Ausgaben veranſtaltet, nämlich von den „Satyres chrestiennes de la cuisine papale," und von der „Comedie du Pape malade et tirant à la fin." Der Druck des erſteren Werks copirt wort- und formgetreu die Ausgabe von 1560, welche äußerſt ſelten geworden war, da ſie häufig zu den von den katholiſchen Biſchöfen der umliegenden Länder angeordneten Autodafés verwendet worden ſeyn ſoll. Die „Comedie" iſt eine dialogiſirte Satire gegen das Papſtthum und voll beißenden Witzes und unnachſichtlichen Spottes, wie deren ähnliche

Digitized by Google

die deutſche Literatur jener Zeiten eine ganze Legion aufzuweiſen hat.

Wiederum ein geſchichtliches Quellenwerk ſind die Annales de la cité de Genève, welche Jean Savyon, der 1594 Staatsrath, 1606 Syndicus der Republick war und 1630 ſtarb, zugeſchrieben werden. Sie gehen bis zum Jahr 1603 und enthalten beſonders intereſſante Einzelheiten über die erſten Zeiten des ſechzehnten Jahrhunderts. Die Ausgabe iſt beſorgt van Dr. Ed. Fick, dem Sohn J. G. Ficks, einem jungen, auch auf deuſchen Univerſitäten gebildeten Gelehrten, der bereits durch einige andere hiſtoriſche Arbeiten, wie z. B. über den St. Galliſchen Chroniſten Johann Keßler, ſich einen geachteten Namen erworben hat. — Von hohem Intereſſe für die innere Geſchichte der Reformation iſt die Wiederausgabe des Calviniſchen Katechismus, welche die Fickſche Druckerei nach der Ausgabe van 1553 veranſtaltet hat. Den katholiſchen, vorreformatoriſchen Zeiten gehört eine andere Publikation an, die Lebensgeſchichte der Madame Loyſe de Savoie, Nonne im Clariſſinnenkloſter zu Orbe. Die Biographie wurde 1507 von einer Ordensſchweſter geſchrieben. Wir haben über dieſes intereſſante Buch, in welchem die einfache und ungekünſtelte Sprache der alten Volksbücher und Heiligenlegenden beſonders anmuthet, bereits früher Bericht erſtattet. Mitten in dem Kampf um die Kirchenverbeſſerung und Einführung der neuen Lehre in Genf verſetzt uns ein Brief des Cardinals Jakob Sadolet an den Senat und das Volk von Genf, um dieſes in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückzuführen, auf welchen Brief Calvin mit einer geharniſchten Widerlegung antwortete. Beide Actenſtücke ſind nach der Ausgabe von 1540 in dem Wiederabdruck vereinigt.

Die dreihundertjährige Jubelfeier der Genfer Akademie im Sommer 1859 gab Veranlaſſung zur Herausgabe zweier andern Werke. Das eine ſind die urſprünglichen Statuten des Collegiums und der Akademie, wie ſie von Calvin, Viret und Beza (letzterer war bekanntlich erſter Rector der Akademie) entworfen wurden. Sie führen den Titel: „L'ordre dv College de Geneue. Leges Academiae Genevensis.“ Der von Charl. Le Fort, Prof. der Rechte, beſorgte neue Abdruck iſt ein getreues Facſimile der bei Robert Eſtienne gedruckten editio princeps. Den Statuten ſchließt ſich an „Le Livre du Recteur,“ ein Katalog der Lehrer und Studirenden der Genfer Akademie vom Jahr 1559—1859, herausgegeben von Ch. Le Fort, G. Revilliod und E. Fick. Das Buch, obwohl nur ein Namensverzeichniß, bietet dennoch ein nicht geringes culturhiſtoriſches Intereſſe; es iſt gewiſſermaßen eine Statiſtik der geiſtigen Beziehungen, in welchen die proteſtantiſche Roma durch ihre Akademie während drei Jahrhunderten mit allen Ländern ſtand, worin die neue Kirchenlehre Wurzeln geſchlagen hatte. Namentlich für die erſten beiden Jahrhunderte, wo die Zahl der die Akademie beſuchenden Ausländer noch ſehr bedeutend war, liefert dieſer Katalog äußerſt wichtige Aufſchlüſſe und Notizen, und wir begegnen manchem Namen unter den einheimiſchen und fremden Studirenden, der ſpäter einen gewichtigen Klang in der Kirche, der Politik oder Wiſſenſchaft erhielt. Deutſchland iſt bekanntlich in jenen Zeiten ziemlich zahlreich unter den Studirenden der Genfer Akademie vertreten.

Mit dieſer Sammlung wichtiger und intereſſanter literariſcher Denkmale des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts, welche wir hier nur im gedrängten Ueberblick zuſammen faſſen konnten, hat die J. G. Fickſche Buchdruckerei eine kleine antiquariſche Bibliothek geliefert, wofür ihr die Stadt Genf, wie alle Freunde der Geſchichte, und beſonders der Culturgeſchichte, den wärmſten Dank ſchulden. Wir dürfen Julius Wilhelm Fick, deſſen Vater aus Berlin nach Genf eingewandert iſt, zu den würdigſten Nachfolgern jener deutſchen Meiſter zählen, welche, die Pioniere eines neuen Zeitalters friſch aufblühender Cultur und humaner Bildung, von Deutſchland aus die weltumgeſtaltende Erfindung Gutenbergs wie in faſt alle Länder Europa's, ſo auch nach Genf trugen. (A. Steinſchaber aus Schweinfurt 1478.) Herr Fick hat ſich durch die oben genannten typographiſchen Leiſtungen als einen Mann gezeigt, der ſein Fach vom künſtleriſchen Standpunkt aus anzufaſſen und die Typographie zu einem Förderungsmittel culturgeſchichtlicher und antiquariſcher Forſchung zu erheben vermag.

Ebenſo anerkennenswerth ſind die Verdienſte, welche ſich die literariſchen Herausgeber, G. Revilliod, Dr. Fick und ihre Mitarbeiter um das Unternehmen erworben haben. Sie haben in der ſo merkwürdigen Culturgeſchichte ihrer Vaterſtadt eine Lücke wieder ausgefüllt, welche durch die zunehmende Seltenheit jener Schriften immer größer zu werden drohte, wie ſie andererſeits durch die Herausgabe der bisher nur im Manuſcript vorhandenen Fromentſchen Chronik und Savyonſchen Annalen wahre Schätze der Genfer Bibliothek allgemein zugänglich gemacht haben. Von G. Revilliods ſeitiger literariſcher Thätigkeit haben wir ſchon oft in dieſen Blättern mit Anerkennung geſprochen. Eine ſolche ſchulden wir Deutſche dieſem Schriftſteller um ſo mehr, weil ſeine Beſtrebungen zum großen Theil unſerer eigenen Nationalliteratur zugewendet ſind. Wir haben ihn bereits als kundigen und geſchmackvollen Ueberſetzer von W. Hauffs Märchen, Fr. Diegelſtedts Gutenberg und neuerdings von Sealsfields Cajütenbuch kennen gelernt.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hanff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 4. 22. Januar 1862.

Quaere alium, tua quem moveant miracula! —
Ovid.

Eine deutsche Hausfrau in Frankreich.

Aus einem Tagebuche.

Zweite Abtheilung.

Paris.

(S. Nr. 26—29. 1861.)

Paris, 20. August 186*.

So wären wir denn seit vorgestern in der „Welthauptstadt." Imposant ist sie, diesen Eindruck erhält man sogleich — das weitere muß sich zeigen, wenn man sich erst in der nächsten Nähe orientirt hat.

Wir wohnen aus besondern Gründen auf dem linken Seineufer, an der Grenze des Faubourg St. Germain gegen das Quartier latin hin, nicht weit vom herrlichen Luxemburggarten, dessen wundervolle Spaziergänge Einem schon eine Herbstreise aufs Land ersetzen können. Eine kleine protestantische Pension, hauptsächlich für Engländer und Amerikaner eingerichtet, in welcher anzukommen nicht eben dem Ersten besten freisteht, hat uns nach vorgängiger Anfrage aufgenommen, und wie es scheint, wird dort ein recht trauliches Familienleben geführt.

Unsere Wohnung ist nett und bequem, für Pariser Begriffe selbst weitläufig, aber doch eng für den, der aus seinem eigenen Hause kommt. Außerdem ist man gut bedient und endlich vortrefflich ernährt, erst mit einem Morgenkaffee, dann einem soliden Gabelfrühstück um eilf Uhr, einem reichlichen Diner um sechs, und Thee zum Schlusse, vorausgesetzt, daß man Abends zu Hause bleibt, was uns eben nicht oft vorkommen wird. Alles zusammengenommen kostet wöchentlich nur hundert Franken für uns beide, so daß wir uns herzlich Glück wünschen, so gut angekommen zu seyn, um so mehr als der Charakter des Ganzen a very respectable one ist, wie unsere Yankees und John Bulls sagen.

Unternehmerin ist die Wittwe eines deutschen Kupferstechers, eine geborene Französin. Dieselbe hat ihre beiden Töchter bei sich, von welchen die eine an einen talentvollen jungen und schon ziemlich bekannten Bildhauer, den Sohn eines in Frankreich etablirten Deutschen, verheirathet ist. Es scheint, daß diese Familie ihre eigenen Subsistenzmittel gewinnt, indem sie andere auf anständige und billige Weise verpflegt, was einen schönen Abstich bildet gegen den Charakter der meisten bürgerlichen und eigentlich französischen Pensionen, wo sich, wie wir hören, von Seiten aller Betheiligten Schmutz und Interesse Rendezvous geben.

Daß unsere Unterhaltung bei Tisch eine lebhaft angeregte und amusante ist, ergibt sich von selbst aus der Thatsache, daß mehrere verschiedenartige Elemente sich dabei begegnen. Man spricht von Kunst, von Reisen, von Büchern, von Sprachen; jeder weiß etwas den

Digitized by Google

andern Neues vorzubringen, und komiſch ſind dabei die jungen Engländer und Amerikaner, ſo wie ein ſchwediſcher Legationsgeiſtlicher, welche des Franzöſiſchen noch nicht vollkommen mächtig ſind, aber einen vorzüglich guten Willen zur Uebung haben. Selbſt einer einzelnen Dame von nicht allzujungen Jahren ließe ſich ein Aufenthalt zu Paris auf der Grundlage einer ſolchen Penſion, wo ſie wie bei ſich zu Hauſe wäre, ſehr wohl anrathen.

Den 27. Auguſt.

Schon verſchiedene Leute haben uns ihr Erſtaunen darüber ausgedrückt, daß wir im Spätſommer nach Paris kommen, ſtatt in der „Saiſon.“ Vom Monat Juni an, heißt es, iſt „kein Menſch“ mehr in Paris; um den vollen Glanz der Hauptſtadt kennen zu lernen, muß man ſie vom November bis zu Faſtnacht ſehen. Aber, ſagen wir, als Jahreszeit gibt es ja nichts Schöneres als die jetzige und nichts Schlimmeres als jene, und, ſetzt mein Mann hinzu, ich kenne die Pariſer Regen und die Nebel der Seine im Winter hinreichend, um mich nicht nach ihnen zurückzuſehnen.

Einerlei! erwiedert man; die große Welt iſt dann in Paris; dann finden die glänzenden Bälle und ſonſtigen Vereinigungen der ausgewählten Geſellſchaft ſtatt. Von der Zahl und Pracht der Equipagen bekommt man erſt dann einen rechten Begriff, und die Theater ſind zu jener Zeit am beſten.

Von dem allem kann ich, als Fremde, nur den letzten Grund gelten laſſen, um ſo mehr, als die italieniſche Oper nur im Winter Vorſtellungen gibt, und mir das ſonſtige Theaterweſen, nach dem wenigſtens zu urtheilen, was ich bis jetzt davon geſehen habe, nichts beſonders Merkwürdiges noch etwa mehr darbietet, als man an andern Orten, außerhalb Frankreichs, auch oder beſſer haben kann. Im übrigen mag demjenigen, der nicht ſelbſt zu der großen Welt gehört (und das thut die große Maſſe der Pariſer nicht mehr als die meiſten Fremden), das Treiben derſelben ſehr gleichgültig ſeyn. Ob ich durch den Stadtklatſch oder die Zeitungen erfahre, daß ein Miniſter oder ein Geſandter geſtern Abend eine große Soirée gegeben hat, ob hundert Wagen mehr oder weniger durch die Straßen jagen, das läßt mich kalt ſo wie alle diejenigen, die weder dazu eingeladen ſind noch von jener Bewegung beſonders in Nahrung geſetzt werden. Dagegen kommt es mir wie jedem andern Fremden darauf an, daß das Wetter ſchön ſey wie jetzt. Es lockt mich wie die ganze Bevölkerung hinaus auf die Straße, an die öffentlichen Vergnügungsorte, in die großen Gärten.

In dieſem Sinne nun haben wir die wahre Saiſon getroffen, und bei dem jetzigen milden Nachſommerwetter zeigt ſich Paris in der That in einem wahrhaft verführeriſchen Glanze, letzteres freilich weniger bei Tage als von Abends ſieben Uhr an bis gegen Mitternacht. Man geht über die Boulevards, durch die Champs Elyſées oder in das Palais Royal, um einen unerhörten Glanz von Gasflammen, von Spiegeln, von Vergoldung, von prachtvollen Waaren-, Blumen- und Früchteausſtellungen zu bewundern. Vor dieſem Schauſpiel wogt eine zahlloſe, meiſt geputzte Maſſe auf und ab, oder läßt ſich vor den Thüren und Fenſtern der Cafés auf den breiten Trottoirs an zierlichen Tiſchchen nieder. Ein Bild von mehr Bewegung und Heiterkeit als dieſes kann ich mir nicht vorſtellen; endlos ſind die Lichterreihen, zahllos die Flammen, ſo daß eine mit Abſicht veranſtaltete Illumination nicht an dieſe hinanreichen würde. Soll man einen ſolchen Anblick nicht einem kalten, regneriſchen Winterabend vorziehen, an welchem ſich das Volk der Gaffer, wie ich höre, unermüdlich zwiſchen die Pferde der Gendarmen an die Thore der großen Herrſchaftshäuſer drängt, um zu ſehen, wie Caroſſen herbei rollen, Lakaien auf- und abhüpfen, und dunkle Geſtalten in glänzend erleuchtete, mit Blumen geſchmückte Vorplätze hinein huſchen, wie Schatten an einer hellen Fenſterreihe hinfliegen, während nur die Trümmer einer Walzer- oder Contretanzmuſik zu den Ohren der profanen Maſſe dringen?

Ein guter Theil der Pariſer ſoll von ſolchen und ähnlichen Eindrücken leben. Dieſes Volk liebt den Luxus ſo ſehr, daß es ihn wenigſtens an andern ſehen will, wenn es ihn nicht für ſich ſelbſt haben kann. Es muß ſich vorſtellen können, daß da und dort, zu der und jener Stunde, etwas Glänzendes, Rauſchendes, Blendendes vor ſich geht, wo man gern dabei ſeyn möchte, wenn man könnte. Es iſt immer derſelbe Charakter: zufrieden mit wenig, unzufrieden mit viel.

Den 29. Auguſt.

Wer in Deutſchland über allzu zahlreiche Ordensverleihungen klagt, der ſoll nur hierher kommen, um ſein Leid leichter tragen zu lernen. Man kann annehmen, daß die Hälfte der wohlgekleideten Männer, denen man in Paris auf der Straße begegnet, das rothe Bändchen, verliehen von wer weiß welcher der Regierungen Frankreichs, im Knopfloch trägt, von den verſchiedenen bürgerlichen und militäriſchen Dienſt- und Verdienſtmedaillen gar nicht zu reden. Ein naher Bekannter, den wir hier zufällig wieder getroffen, Franzoſe von Geburt, aber durch Reiſen und Studien von

Digitized by Google

allen Vorurtheilen ſeiner Nation ganz geheilt, und ſelbſt zu allzu ſcharfen Urtheilen gegen dieſelbe geſtimmt, ſagte uns heute über die große Verbreitung der Orden geradezu Folgendes: „Der Orden der Ehrenlegion beweist nicht immer für das Verdienſt, ſondern oft nur für den Einfluß des Dekorirten. Je unverdienter, deſto wichtiger und angeſehener iſt der Orden als ein Barometer der guten Verbindungen, welche ſein Träger haben mußte, um ihn dennoch zu erlangen." — Wir kennen einen ſonſt ſehr vernünftigen und ganz unabhängigen Mann, der ſich Jahre lang im Intereſſe einer großen Seehandlung, unter vielen Lebensgefahren bei den ſüdamerikaniſchen Roth- und andern Häuten herumgetrieben hat und uns dennoch offen geſteht: „Einen Finger der rechten Hand ließe ich mir abhauen, könnte ich damit das rothe Band verdienen!"

Den 4. September.

Die Barrikaden ſind eine Unmöglichkeit geworden! — Dieß iſt eine unbeſtreitbare, dem friedlichen Schlummer des Pariſer Nationalgardiſten höchſt zuträgliche Wahrheit, ſeitdem die Boulevards und die meiſten übrigen Hauptſtraßen nicht mehr gepflaſtert, ſondern „macadamiſirt" ſind. Macadamiſirt iſt einer jener wohlerfundenen, ſchönen und impoſanten Ausdrücke, durch welche man den Franzoſen das Alte jung und das Fatale angenehm macht. Der Deutſche ſagt aber nur: „Paris hat keine Straßen mehr, ſondern nur noch Chauſſeen; ſeine Verbindungswege ſind nicht mehr von einer ſoliden Steinmaſſe, ſondern mit einer bald mehr, bald weniger feſten, bald feuchten, bald ſtaubigen Kruſte zermalmter kleiner Steine bedeckt." Das Reſultat dieſer ſchönen Erfindung iſt die Unmöglichkeit der Barrikaden, ſodann die äußerſte Annehmlichkeit für die Pferde, welche weich gehen, für die Wagen, die nicht geſtoßen werden, und der letzteren Inſitzer, die ſich einbilden können, in ihrem rocking chair geblieben zu ſeyn. Dieſe Vortheile ſind ohne Zweifel nicht zu verachten für die genannten Klaſſen von Thieren, Gegenſtänden und Menſchen; nur werden dieſelben leider durch den Nachtheil anderer Weſen erkauft. Es gibt nämlich in Paris, wie überall, auch Leute, und zwar beiderlei Geſchlechts, welche zu Fuß gehen theils aus Liebhaberei, theils aus Nothwendigkeit. Dieſe Klaſſe nun iſt durch die Macadamiſirung höchſt unglücklich geworden. Iſt das Wetter heiß und trocken, ſo erſticken ſie im Chauſſeeſtaub, der allenthalben aufwirbelt und durch die zahlreichen ſtädtiſchen Begießungsanſtalten nur in unvollkommener Weiſe niedergeſchlagen oder im Gegentheil in einen für Sommerſchuhe gefährlichen, dicken Brei verwandelt wird. Regnet es aber, wie dieß ſeit einigen Tagen, und überhaupt nicht ſelten der Fall iſt, ſo erlebt eine Dame bei jedem Ausgang einige Geſänge aus der Odyſſee. Vor allem haben dann die Leute, welche im Wagen fahren, das Privilegium, den Fußgänger, und das nicht allein an den Füßen, ſondern bis zum Kopf hinauf, mit flüſſigem Koth, der berühmten boue blanche de Paris, zu beſpritzen.

Zwar meldet die Sage, daß die geborene Pariſerin eine ganz eigenthümliche Fähigkeit beſitze, dieſen wie andern Bedrohungen ihrer Toilette mit anmuthiger Sicherheit aus dem Weg zu gehen; allein meine perſönliche Anſchauung hat bis jetzt dieſe mythologiſche Kunde noch durch keinen hiſtoriſchen Beweis bekräftigt. Nur Etwas iſt ſicher, nämlich die getreue Naturwahrheit der betreffenden Carricaturen des Charivari, die ſich auf dem Papier nicht unſchicklicher als in der Wirklichkeit ausnehmen. „Bei ſchlechtem Wetter," ſagt mir eine Freundin, „iſt die honetteſte Frau zu den Bewegungen der Ballettänzerinnen in der Oper und der Loretten und Griſetten auf den öffentlichen Bällen verurtheilt. Il faut que nous dansions le cancan en pleine rue." — Zur Zeit des Pflaſters und vor der Crinolinomanie mag jene berühmte Fertigkeit, ſich nicht zu beſchmutzen, ihre Wahrheit und ihren Werth gehabt haben, aber der Macadam hat auch dieſe gute alte Sitte zu Grabe geführt. Man kann wohl von einem hervorragenden Pflaſterſtein zum andern ſchlüpfen und ſo unbeſchädigt über eine ſchmutzige Straße kommen, aber wie ſoll man, mit vier Fuß eigener Breite, den knöcheltiefen, rothen oder grauen Kothfluß von fünfundzwanzig Fuß Breite, den jetzt jeder Boulevard und jeder Quai vorſtellt, überhüpfen?

Bei einem Wetter wie jetzt, ſo ſprechen die klugen Leute, bleibt man zu Hauſe oder nimmt einen Wagen. — Sehr wohl, wenn die Geſchäfte das Eine und die Mittel das Andere erlauben, aber —? Selbſt der Omnibus iſt ein höchſt mangelhaftes Auskunftsmittel. Er hält immer nur mitten im tiefſten Straßenkoth, und dann iſt ihre Zahl unzureichend, ſo daß man bei ſchlechtem Wetter, welches den Zudrang ſteigert, Stunden lang in den Bureaux warten muß, bis man an die Reihe kommt, expedirt zu werden.

Derartige und andere ähnliche Beobachtungen können den Fremden ſchwerlich von dem durchgängigen Werth der neuen Erfindung überzeugen. Wir parodiren das berühmte Wort des Herrn von Thadden Trieglaff und ſagen: „Gebt uns den Macadam, aber — ſtellt uns einen Wagen mit zwei Pferden daneben!"

Digitized by Google

Den 13. September.

Die Franzoſen und ihre Hauptſtadt haben gewiß vor andern Völkern ein Privilegium auf das Komiſche voraus. Dennoch iſt das, was mich bis jetzt am meiſten hier geiächert hat, deutſchen Urſprungs, nämlich die ſchwäbiſche Köchin in unſerer Penſion. Obwohl ausgezeichnet in ihrem Fach und ſchon ſeit mehreren Jahren hier ſeßhaft, verſteht dieſelbe doch nur das Allernothwendigſte vom Franzöſiſchen nnd iſt außerdem mit Allem unzufrieden. Seitdem ſie entdeckt hat, daß wir Deutſche ſind, hat ſie eine ungemeine Neigung, ein rieſengroßes Zutrauen zu mir gefaßt und benutzt jeden freien Augenblick, um mir ihr Leid zu klagen, ihr Heimweh nach dem Hotel Marquart in Stuttgart, wo ſie als Küchenoberſte gewirkt haben will, auszuſprechen und ihrer Entrüſtung gegen alles franzöſiſche Weſen Luft zu machen. Namentlich kann ſie nicht begreifen, daß es auf der Welt eine andere Sprache als die ihr bekannte deutſche gebe, womit ſie freilich auf dem Standpunkt vieler gebildeten Franzoſen ſteht. Franzöſiſch, behauptet ſie mit feierlichem Ernſt, iſt eigentlich gar keine Sprache, da es ſich nirgends mit dem Deutſchen zuſammen reimen läßt, ſondern ganz dieſelben Gegenſtände mit grundverſchiedenen Namen bezeichnet. „Da ſind z. B. die Bohnen!“ ſagte ſie mir heute, „das nennen ſie haricots, und es ſind doch nur Bohnen und ſonſt nichts! Schinken iſt Schinken und tauſendmal nicht jambon, wie ſie doch ſagen.“ — Und ſo geht es mit ihr fort in's Endloſe.

Den 14. September.

Halb Paris ſteht auf dem Kopfe, ſo ſehr wird neu gebaut und, um neu bauen zu können, Altes und Neues niedergeriſſen mit einer Gewalt und Geſchwindigkeit, die der Wirkung eines Bombardements gleich kommen mögen. Und warum all dieſe Neubauten? Auf dieſe natürliche Frage hört man wenigſtens ein Dutzend verſchiedener Antworten. Weil Paris eine monumentale Stadt werden ſoll, ſagen die Stolzen, die Nationalen. Weil die Geſundheit der Bevölkerung weite und luftige Straßen erfordert, antworten die Philanthropen. Hört man die Nationalökonomen, ſo wird der ſtets ſteigende Preis der Wohnungen verringert werden, wenn auch erſt in zehn bis zwanzig Jahren von jetzt an. Nach der Theorie der Furchtſamen geht die Regulirung der engen, gewundenen Straßen Hand in Hand mit ihrer Macadamiſirung, um die Barrikaden, dieſes Hausgeſpenſt ihrer Träume, von ihrem Kiſſen zu verſcheuchen. Und ſo könnte man noch eine ganze Reihe von verſchiedenen Anſichten aufführen.

Am bemerkenswertheſten, wenn auch vielleicht wieder allzuſcharf, ſcheint mir die Kritik unſeres ſchon erwähnten Freundes zu ſeyn, die ich hier aufzeichnen will. „Nicht die Barrikaden,“ ſagt er, „ſondern deren Kämpfer und die Unzufriedenheit, welche ſie dorthin treibt, will man abſchaffen; denn ohne die letzteren ſind die erſteren ungefährlich, nicht aber umgekehrt.“ Jeder vernünftige Menſch nun wird dieſes Programm ausgezeichnet finden, vorausgeſetzt, daß es in einer richtigen Weiſe verwirklicht werde. „Die Ausführung beſteht aber hier,“ ſo fährt Jener fort, „nur darin, daß die große Proletariermaſſe durch jene Bauten in Arbeit und damit in Nahrung geſetzt wird. Ganz gut! aber kann dieſes Auskunftsmittel lange vorhalten? Und tragen jene Arbeiten etwas ein, bringen ſie etwas hervor? Man kann doch am Ende nicht ewig bauen; ſchon die Mittel gehen aus, und was dann? Dann ſteht das Proletariat erſt doppelt unglücklich und — fürchterlich da. Und ſomit war nur für den Augenblick geholfen, und man würde dem Grundſatz: après nous le déluge, huldigen, wollte man ſich damit begnügen. Früher hieß es: das Volk hat ein Anrecht auf Arbeit, und der Staat muß ihm welche geben. Dabei ruinirte ſich der Staat, und dem Volk war ſo wenig geholfen, daß es ſchließlich doch Revolutionen machte oder zu machen verſuchte. Jetzt heißt es: die großen Maſſen der großen Städte haben ein Anrecht auf Arbeit, und die Städte Paris, Lyon, Marſeille, Lille u. ſ. w. müſſen ſich verſchönern, um ihnen welche zu geben. Die Staatsverlegenheit wird auf den Privatgeldbeutel des Bourgeois abgeladen, welchem ſeine Zeitung zu verſtehen gibt, daß Er, den das Proletariat vor Allem bedroht, den nächſten Beruf hat, ein Opfer zu bringen und ſich zur Ader zu laſſen. Dieſes treffliche Argument hat der Bourgeois, und zwar nicht allein in Paris, vollſtändig begriffen; er übernimmt dem Proletariat gegenüber die Bändiger- und Befriedigerrolle des ohnmächtig gewordenen oder wenigſtens ſich für ohnmächtig erklärenden Staates, und dieſer letztere gewinnt Zeit und Kraft, ſich mit andern Dingen zu beſchäftigen.“

„Alſo wird gebaut, gebaut mit dem Muthe der Verzweiflung, um den Arbeiter zu beſchäftigen, wobei man die Beruhigung hat, alle Tage ſagen zu hören, daß es im alten Rom (der Kaiſerzeit), wie noch in ſo vielen andern Stücken, gerade ſo geweſen ſey. Daß die Finanzen ſelbſt einer Stadt wie Paris durch ſolche Anſtrengungen gerade ſo gut zu Grunde gehen, wie früher die des Staates, das iſt einerlei, oder vielmehr gibt es auch hiegegen gewiſſe Mittel. Noch vor Kurzem lag ein halbes Dutzend octroifreier Dörfer und

Digitized by Google

Städtchen, wie les Batignolles, Paſſy, Montmartre u. ſ. w. um die zwölf Arrondiſſements der eigentlichen Stadt Paris herum. Man brauchte dieſelben nur unter dem Namen von acht neuen Arrondiſſements in den Ring der Stadt ſelbſt zu ziehen, um den Ertrag des Octroi, und mithin die municipalen Einkünfte ſelbſt, vielleicht auf das Dreifache zu ſteigern. Damit war freilich aller Welt geholfen, mit alleiniger Ausnahme der halben Million Menſchen, beſtehend aus kleinen Beamten, Arbeitern und beſcheidenen Anfängern aller Art, die ſeither außerhalb der Barrièren verhältnißmäßig billig wohnten und lebten. Um fernerhin exiſtiren zu können, müſſen ſie nun noch weiter hinausziehen, ſich um eine neue halbe Wegſtunde von ihren täglichen Berufsplätzen entfernen; denn in ihrer bisherigen Lage können ſie, der ſofortigen Steigerung der Wohnungs- und Lebensmittelpreiſe gegenüber, nicht verbleiben."

„Aber der Werth der Neubauten für den Geſundheitszuſtand der Stadt! Allerdings wird man in den neuen Häuſern und Quartieren geſünder wohnen als in den alten, welche jenen haben Platz machen müſſen. Allein wer hat den Vortheil davon? Der Arme gewiß nicht, denn er, der ſeither eine billige und ſchlechte Wohnung fand, findet jetzt gar keine mehr — ein Zuſtand, der immer noch weniger geſund iſt als der vorherige."

„Endlich die Monumente! Paris iſt eine monumentale Stadt geworden, das iſt wahr, aber dieſer Vortheil iſt allzu theuer erkauft. Ein ſehr ernſthaftes Blatt bemerkte kürzlich äußerſt witzig, daß Paris die Stadt der Monumente ſey, das bemerke man vor allem an dem monumentalen Preis der Wohnungen. Man habe nichts gegen die Baudenkmäler an ſich, man frage ſich nur, mit welchem Recht ſie vor andern, nothwendigeren und nützlicheren Dingen kommen ſollen? Kann man dieſe Bauwerke eſſen, kann man ſie bewohnen oder ſich darein kleiden? Leider nein! Auch ihr bloßer Anblick erwärmt nicht im Winter, noch macht er heiter, wenn man kein Geld hat, um in's Wirthshaus oder in's Theater oder auf den Ball oder im Sommer auf's Land zu gehen. Solchen Zuſtänden gegenüber ſollte Paris nur noch die Stadt der ganz reichen Leute, nur noch von Millionärs bewohnt ſeyn. Jeder andere muß ſich ſagen: „Ich bin ein Lump und habe keinen andern Troſt als den, in einer wunderſchönen Stadt, zwiſchen lauter Denkmälern, ſtatt in einer Wüſte zwiſchen Felſen und Bäumen zu verhungern."

So weit unſer Gewährsmann. Daß er in allen Stücken Recht habe, will ich nicht zu behaupten wagen, aber es kommt mir faſt ſo vor.

Den 19. September.

Eine Bemerkung, die ich häufig auf der Straße mache, iſt die, daß man ſelten einen wohlgekleideten Mann ſieht, der nicht Träger irgend eines Päckchens von der verſchiedenartigſten Form und Größe wäre. Sie ſind bald in graues, bald in blaues, bald in weißes Papier gewickelt, bald lang wie ein Aktenbündel, bald rund wie die Welt, bald eckig wie ein deutſcher Bauer, mitunter ſind es eigentliche Cartons oder Hutſchachteln. Ein ſehr nettes Stück des Gymnaſetheaters gab mir geſtern die Auflöſung dieſes Räthſels, deſſen Wort mich auf meine, ſchon früher gemachten Beobachtungen über die wunderliche Stellung des Ehemanns in dem gegenwärtigen franzöſiſchen Weltleben zurückführt.

Der Ehemann iſt nämlich, wie ſchon geſagt, nur der erſte Dienſtbote, ohne Lohn, in ſeinem eigenen Hauſe und als ſolcher verantwortlich für alles, was und was nicht in demſelben vorgeht. Die Päckchen, mit welchen wir ihn wie beſeſſen durch die Straßen und aus einem Wagen, aus einem Laden in den andern rennen ſehen, ſtellen nur einen Theil ſeiner Dienſtbarkeit vor, die in ihrer ganzen Ausdehnung ſein ganzes irdiſches Daſeyn in Anſpruch nimmt. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß ich hier nur von dem unbeſchäftigten Rentier rede, der das ſo ſehr verbrauchte Wortſpiel mit Rennthier wieder zu vollen Ehren bringt. In dem gedachten Stück nun, „un beau mariage" von Augier und Fouſſier, tritt das eben angedeutete Dienſtverhältniß des Ehemanns in einer eben ſo vollſtändigen als komiſchen Weiſe zu Tage. Handelt es ſich darum, daß die große Dame, welche er ſeine Frau nennt, einen Shawl um- oder ablege, in einen Wagen hinein- oder aus einem ſolchen herausſteige, ſo muß er vorhanden ſeyn und hülfreiche Hand anlegen. Außerdem hält ihn nicht allein ſeine Frau, ſondern auch deren Mutter beſtändig auf den Beinen. Der einen beſorgt er einen Auftrag bei der Modiſtin, für die andere ſoll er die Schneiderin auszanken, weil ſie ein Kleid verdorben oder nicht rechtzeitig fertig gebracht hat; für die erſte muß er mit einer ihrer vierundzwanzig Buſenfreundinnen eine Spazierfahrt in's Bois de Boulogne verabreden und ſich über die betreffende Toilette berathen, der zweiten hat er ein Dutzend Gäſte zu Tiſche zu bitten. Kommt er endlich müde, abgehetzt, hungrig nach Hauſe, ſo fallen alle Laſten und Sorgen der Haushaltung auf ihn, und iſt dann etwas in

Digitized by Google

Unordnung, ſo wird er gezankt, denn warum hat er alles im Stiche gelaſſen und iſt „ſeinen“ Geſchäften und „ſeinem“ Vergnügen nachgegangen? Daß er alles verkehrt ausgerichtet hat, verſteht ſich überdem von ſelbſt, denn die Damen haben unterdeſſen ihre Abſichten geändert, und es iſt eine böswillige Erfindung, daß ſie ſpazieren fahren, daß ſie ein Diner geben wollten.

Der Ehemann hat, mit Einem Wort, in dieſem Stück wie in der Wirklichkeit alle Pflichten und keine Rechte, es bleibt ihm nur, wie ein Witzling bemerkt, das Privilegium, ſeinen Kindern ſeinen Namen zu geben. Das Grundkomiſche dabei iſt, daß ihn dieſe Rolle vollkommen befriedigt, daß er ſich mit Vergnügen abhetzt wie ein Hund, daß er auf Kommando ſeiner Frau eine Geſchichte, die ihm ganz allein paſſirt iſt, ſo erzählt, wie dieſe es befiehlt, ſich dabei von ihr unterbrechen und corrigiren läßt u. ſ. w. So bitter dieſe ganze Kritik im Grunde iſt, ſo betrifft ſie doch glücklicherweiſe nur das inhaltloſe Bummlerleben der großen Welt. Das Daſeyn der Leute von einem beſtimmten Beruf iſt hier meiſt ein ſehr arbeitſames, und namentlich im eigentlichen Geſchäftsleben ſteht die Pariſerin, wenn auch nicht für die Haushaltung, ſo doch in Comptoir und Magazin, ihrem Mann als trefflichſte Stütze zur Seite.

Den 20. September.

Heute war mein früheres deutſches Dienſtmädchen bei mir, um mich zu beſuchen. Ich hatte daſſelbe gehen laſſen, weil es ſich, nachdem es ordentlich franzöſiſch geternt, hier weit vortheilhafter als bei mir placiren konnte. Sie hat in der That eine recht gute und namentlich einträgliche Stelle gefunden bei einer jungen und reichen Wittwe, welche viel in die Welt geht. Als ſie ſich bei derſelben vorſtellte, war die erſte Frage nicht etwa die gewöhnliche nach Alter, Herkunft und Zeugniſſen, ſondern geradeaus die: ob ſie Crinolinen machen könne? Sobald dieſe Frage mit Ja beantwortet war, verſtand ſich alles Uebrige von ſelbſt und die Dienſtannahme erfolgte.

Freilich legt nicht jedermann einen ſo originellen Maßſtab an die Dienſtboten. Andere fragen ſich, ob dieſelben nicht ſtehlen und betrügen, und da freilich iſt man weniger leicht zufrieden geſtellt. Denn wie iſt in einer ſolchen Stadt die Ueberwachung gegen Untreue möglich? Es wird mir feſt verſichert, daß vor allen Dingen alle Köchinnen ihre Marktgroſchen machen; es ſey dieß ein ſtillſchweigendes Uebereinkommen, demzufolge die Herrſchaft durch dieſe indirekte Steuer beiläufig das Doppelte des ohnehin enormen Lohnes bezahle. Und man kann noch ſehr zufrieden ſeyn, wenn ſie dabei bleiben, wenn ſie nicht auch den Wein austrinken, das Brennmaterial verſchleppen oder in Abweſenheit ihrer Herrſchaft ihre Liebhaber und Freunde in den Salon einführen.

Ein halbwegs geiſtreicher Schwätzer erinnerte uns neulich an das alte Sprüchwort: „Paris iſt das Paradies der Frauen, das Fegefeuer der Männer und die Hölle der Pferde.“ Man könnte und ſollte dieſen Satz folgendermaßen verändern: „Paris iſt das Paradies der Dienſtboten, das Fegefeuer der Hausfrauen und — doch nein, wir wollen lieber nicht ſagen: die Hölle ihrer Männer.“ Es iſt natürlich, daß unter ſolchen Umſtänden ein beſtändiger Andrang der Dienſtboten aus der Provinz nach dieſem Paradies ſtattfindet. Namentlich die Mädchen haben nichts als Paris im Kopfe, ſelbſt wenn ſie kaum eine Suppe kochen, kaum einen Stich nähen können; es iſt ihnen, was dem deutſchen Bauern ſein Amerika — ein Traum, ein Zufluchtsort. Freilich kommen ſie oft ſchlecht genug da an, finden kein Unterkommen, verzehren ihr weniges Mitgebrachtes und gehen auf alle möglichen Arten zu Grunde, ſo weit ſich die Polizei ihrer nicht annimmt und ſie mit Gewalt in ihre Heimath zurück ſchickt.

Uebrigens iſt auch das Paradies ſelbſt derer, die gut ankommen, ein ſehr relatives Ding, indem dem großen Geldgewinn bedeutende Nachtheile anderer Art gegenüber ſtehen. An einem Ort nämlich, wo die meiſten Herrſchaften ſelbſt eng und ſchlecht logirt ſind, bleibt natürlich für die Domeſtiken noch viel weniger übrig. Sie werden in den höchſten Stockwerken der Häuſer in den elendeſten, kleinſten, im Winter eiskalten, im Sommer bleikammerartigen Bodenlöchern einquartiert und bringen ihr halbes Leben mit Treppenſteigen in einem Thurm zu, der vom Keller bis zu ihrem Speicher zehn Stockwerke zählt. Oft iſt man grob gegen ſie und ſie ſind es wieder. Dabei ſind ſie meiſtens ſchlecht genährt, ſo weit ſie nicht ſelbſt, auf recht- oder unrechtmäßigem Weg, dieſem Uebelſtand abhelfen, und kommt zu dem Allem noch, wie das häufig geſchieht, ſchlechtes Trinkwaſſer und ein ungeſundes Quartier hinzu, ſo iſt ihre Lage nichts weniger als beneidenswerth.

Sehr gut wird dagegen ihre Stellung in den Häuſern vielbeſchäftigter Geſchäftsleute; dort ſchalten ſie in der Haushaltung unumſchränkt, weil die Frau auf dem Comptoir und im Laden nützlicher iſt als in der Küche. Dieſes ſcheinbare Paradoxon rechtfertigt ſich durch die Thatſache der angeborenen, ausgezeichneten Geſchäftstüchtigkeit der Pariſerinnen, welche kaufen, verkaufen und rechnen, Bücher und Correſpondenzen

führen wie der gewiegteſte Kaufmann. Da wo ſie angreifen, machen ſie nicht Einen, ſondern drei Commis überflüſſig und können dann ſchon in ihrer Küche fünf einmal gerade ſeyn laſſen, um ſo mehr, als gerade dieſe Klaſſe im Eſſen und Trinken von der äußerſten Genügſamkeit iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Die Würde der Frauen im deutſchen Alterthum.

Lange bevor die Völker Europas in der Uebung eines ausgebildeten Marien- und Minnedienſtes wetteiferten, haben die Deutſchen die Würde ihrer Frauen und Mütter lebendig erkannt. Noch ehe ein Strahl des im Weltheiland aufgegangenen Lichtes in Germaniens dichte Wälder drang, ſah der keuſche Blick unſerer Vorfahren, nach dem Bericht des größten römiſchen Geſchichtſchreibers, in den Gemüthern der Frauen etwas Heiliges, Prophetiſches wohnen. Und in der That iſt das deutſche Volksleben, wie es in der Religion, in Recht und Sitte, Sprache und Literatur ſich ausgeprägt hat, ein beredtes Zeugniß für die Wahrheit dieſes Berichts.

Nicht als hätten die deutſchen Stämme und Völkerſchaften von ihren Uranfängen an auf ſolch hoher Stufe geſtanden. Hirten- und Kriegervölker hindert das unſtäte, ungebundene Nomadenleben immer und überall an einer tieferen Achtung vor dem Weibe. Die Einheit und Reinheit der Ehe feſtigt ſich erſt im dauernden Wohnſitz, bei geordnetem Berufe. Nur wenn die Ehefrau als Hausfrau waltet, kann ſie in ihrer vollen, Jugend und Schonheit überdauernden Würde, die doch weſentlich Hausehre iſt, erkannt und geachtet werden.

Der Geſchichte entzieht ſich nun freilich jene Urzeit der Völker aus naheliegenden Gründen; aber in der heiligen Sage und Götterlehre einer wenig ſpäteren Zeit ſpiegeln ſich die Vorſtellungen und Erfahrungen der Vergangenheit zugleich mit den jüngeren. Nicht nur dem Himmel, der über ihm ſich wölbt, dem Land, das ihn nährt, auch ſeinem häuslichen und öffentlichen Leben paßt der Menſch ſeine Götter an: ſie ſind Urbild und Abbild ſeines Lebens zumal. So iſt uns die Mythologie der Völker, auf dem Grund einer geförderten Sprachkunde, eine erwünſchte Führerin zur Kenntniß ihrer geſammten Cultur.

Auf der Stufe reinen Naturlebens ſchaut der Deutſche, mit allen Völkern des indogermaniſchen Stammes, den Himmel als Gott, die Erde als Göttin; aber er ſetzt beide alsbald in ein lebendiges Verhältniß zu ſich und ſeinen Bedürfniſſen und Anliegen, indem er den Gott als ſchaffenden, waltenden Vater verehrt, der mit ſtarker Hand die Elemente beherrſcht und Sieg und Seligkeit ſpendet, die Erde aber als fruchtbringende, nährende Mutter, als ſchön geſchmückte, liebende Frau, von der das Menſchengeſchlecht Säen und Ernten, Spinnen und Weben erlernt. So iſt es das Weib, das mit dem Ackerbau und Haushalt Ruhe und Frieden und allen Segen der Cultur in's Land bringt — eine „Friedeweberin," wie der Angelſachſe einzig ſchön ſie nannte. * Das gibt dem Weib die Würde der Frau, durch welchen Namen ſchon ſie hoch geehrt wird, wie von keinem andern Volk der Erde. ** Denn „Frau" iſt ein Wort mit der Benennung der größten germaniſchen Göttin Freyja oder Frouena, das iſt die frohe und erfreuende, die ſchöne und heilige Herrin, wie noch Dichter des Mittelalters den Zuſammenhang des Worts Frau mit froh und Freude gerne hervorheben:

„Von Freude Frauen ſind genannt,
Ihr Freude erfreuet alle Land."
(Freidank.)

„Daß Freuen an ihnen je bekannt,
Deß ſind ſie Frauen genannt."
(Stricker.)

Im Einzelnen beſtätigt jedes Blatt der deutſchen Mythologie dieſe allgemeinen Sätze.

---

* Sollte das Wort „Weib" von „Weben" herkommen? So ſchlimm wäre es nicht: „ſie flechten und weben himmliſche Roſen in's irdiſche Leben."

** Proſaiſcher weiſt der Hausfrau ihre Würde an das engliſche lady aus dem angelſächſiſchen hlaefdige = Brodfrau, wie lord aus hlâford, Brodherr.

Digitized by Google

Wo der uralte germaniſche Götterglaube am weiteſten zurückgeht, hält er ſtille bei einer weiblichen Gottheit, der Erde. Das iſt die Götter- und Erdmutter Nerthus, die „nährende,“ Gedeihen und Fruchtbarkeit ſpendende, die Göttin Hel, die verborgen und geheimnißvoll („hehlen“) wirkende Mutter alles Lebens, aber zugleich die Leben vernichtende Unterwelt- und Todesgöttin („Hölle“). „Auf einer Inſel des Weltmeers,“ erzählt Tacitus, „iſt für die meeranwohnenden deutſchen Völker der heilige Hain dieſer Mutter Erde. In ihm ſteht, mit einem Gewand bedeckt, der ihr geweihte Wagen, den nur der Prieſter berühren darf. Dieſer merkt, wann die Göttin in's Heiligthum kommt, läßt ſie auf dem Wagen durch weibliche Rinder ziehen und begleitet ſie unter ſtetem Gebete. Das ſind dann frohe feſtliche Tage für die Gegenden, die ſie ihres Beſuches würdigt. Der Krieg ruht, die Waffen ſchweigen, alles Eiſengeräth wird verſchloſſen; Friede und Ruhe, welche dieſe Völker ſonſt nicht kennen, ſind jetzt willkommen, bis der Prieſter die des Verkehrs mit den Sterblichen ſatt gewordene Göttin in ihr Heiligthum zurückgeleitet. Dann wird der Wagen und das Tuch, ja die Göttin ſelbſt, wenn man es glauben mag, im einſamen See gebadet, welcher ſogleich die Knechte verſchlingt, die des Dienſtes dabei warten.“

Was im Glauben der älteſten Zeit das Weſen dieſer großen Lebensmutter ausmacht, hat die rege Phantaſie der Folgezeit als einzelne Seiten und Erſcheinungen in eine Reihe von Göttinnen auseinandergelegt. Alle haben zunächſt, gleich den Göttern, ausſchließlich eine dem heimiſchen Boden entwachſene Naturſeite. Die Kräfte der Erde und des Himmels, des Jahres Kreislauf und was es bringt und nimmt — Alles hat ſich in Bildern und Geſchichten von Gottheiten verkörpert. Selbſtverſtändlich wird hiebei alles Freundliche und Herzerfreuende vorzugsweiſe den ſchönen liebwerthen Göttinnen zugewieſen.

Es iſt in dieſer Hinſicht bemerkenswerth, wie der Mythus ringt, die urſprünglich noch als ungebändigte Naturgewalten gedachten Erdgöttinnen, wie Herda und Rinda, aus ihrer Haft im dunkeln Schooß der Erde zu befreien und zu der himmliſchen Stellung zu erheben, die ſie durch ihre natürliche Schönheit und Anmuth verdienen, während umgekehrt die gewaltigen Erdrieſen die Götter des Himmels um nichts mehr als um den Beſitz ihrer ſchönen Frauen beneiden.

„Anhob da Thrym, der Thurſenfürſt:
Heimkehren mit goldenen Hörnern die Kühe,
Rabenſchwarze Rinder dem Rieſen zur Luſt.
Viel ſchau' ich der Schätze, des Schmuckes viel,
Fehlte nur Freyja zur Frau mir noch.“

Das war freilich viel verlangt: denn Freyja, die „frohe, erfreuende,“ glänzt vor allen andern ihres Geſchlechts durch Schönheit und Anmuth als die Göttin des Frühlings und der Liebe. Von ihrem Manne verlaſſen ſucht ſie ihn, goldene Thränen vergießend, in der weiten Welt, auch „im Weinen ſchön,“ wie die alte Dichtung durch ein eigenes Beiwort ſie zeichnet. Mit ihrem Gatten Freyr, den ſie indeſſen weit überragt, ſendet die „ſonnenglänzende“ Göttin die Geſtirne, Sonnenſchein und Regen, daß, wo ſie naht, das Land von Segen trieft. Auch Menglada, die ſchmuckfrohe, heißt ſie und holdſelige mildthätige Weſen bilden ihr Geleite.

Näher als Freyja ſteht Idunn dem Frühling vor. Sie iſt die alljährlich ſich verjüngende Natur im Schmucke des Lenzes, das friſche Sommergrün in Gras und Laub. Entführt von dem Rieſen Thiaſſi, dem rauhen Herbſt- und Winterſturm, der die Bäume entblättert und die Wieſen entfärbt, wird ſie von Loke, dem Frühlingswind, wieder zurückgeführt. Sie verwahrt in einem Gefäſſe die Aepfel, welche die alternden Götter genießen ſollen; aber wenn ſie (im Winter) in die Unterwelt hinabſinkt, wo ſie „harmvoll, wie ſchlafbetäubt des Worts ſich enthält und bittere Thränen vergießt,“ ſo bemühen ſich die Götter vergeblich ſie zu erheitern und auszuforſchen. Nur Bragi, Odins Skalde (Sänger), weilt bei ihr als Wächter, ja nimmt ſie zur Frau — eine ſinnige Verbindung, da der Geſang gleich der ſchönen Jahreszeit verjüngende neubelebende Kraft hat und ſelbſt wiederum durch Lenz und Sommer geweckt wird.

Noch enger bedeutet Nanna, Baldurs, des Lichtgotts, Gemahlin, die vor Herzeleid über des Gatten Tod ſtirbt, die Blüthe des Sommers. Dem Licht verdankt ja die Blume ihr Leben; „mit der Abnahme des Lichts geht auch das reichſte duftendſte Blumenleben zu Ende. So bildet die Liebe Baldurs und Nannas, des Lichts und der Blüthe, ein Seitenſtück zu der Liebe Bragis und Idunns, des Geſangs und der Sommergrüne.“ (Uhland.)

Auch Gerda, die im Winter unter Eis und Schnee befangene Erdwärme, welche Freyr, der über Regen und Sonnenſchein waltet, alljährlich im Frühling befreit, weckt die Sehnſucht des Gottes durch ihre unvergleichliche Schönheit. Skadi, die Wintergöttin, muß, da ſie aus der Rieſen Haft erlöst werden und bei Walhalls ſonnigen Göttern wohnen ſoll, erſt die rauhe Schale abwerfen: ſie muß zum Lachen gebracht werden. Gelingt dieß, ſo ſchmilzt das Eis und der Frühling iſt gekommen.

Noch iſt die ſchöne, heitere Seite des Lebens in

Digitized by Google

einer Reihe weiterer Göttinnen repräsentirt. Hnoß, Freyjas Tochter, sagt die Edda, ist so schön, daß nach ihrem Namen Alles genannt wird, was schön und kostbar ist. Siöfn (das Wort ist mit Seufzen, Sehnen verwandt) sucht die Gemüther der Männer und Frauen zur Zärtlichkeit zu wenden, und nach ihrem Namen heißt die Liebe in der altnordischen Sprache Siafni. Lofe d. i. Liebe (engl. love) ist den Anrufenden so mild und gütig, daß sie vom Allvater Erlaubniß hat, Männer und Frauen zu verbinden, was auch sonst für Hindernisse entgegenstehen. Saga, die Göttin der Dichtkunst und Geschichte, „trinkt mit Odin Tag für Tag selig aus goldenen Schalen." Ihr nach lehren dann weise Frauen die Menschen den herzerhebenden Gesang. Bezeichnend ist endlich auch, daß das von Griechen und Römern als männliche Gottheit gedachte Himmelslicht, die Sonne, dem Germanen eine „strahlende Göttin," die „Himmelsbraut" (Edda) ist.

Diese wenigen Andeutungen genügen, zu zeigen, wie die hohe Aufgabe der Frauen, das Erdenleben zu verschönen, den Germanen von der ältesten Zeit her eine Wahrheit gewesen. Aber dem kräftigen, gesunden Volk ruhte der Glaube an diese Bestimmung des Weibes auf dem solidesten Grunde, auf der tiefen Achtung vor der Würde der Hausfrau.

So steht denn die dem Rang nach oberste Göttin, Frigg, Odins Gemahlin, den Ehen vor und waltet im Palast Fensal, der überaus schön ist, als in ihrem Eigenthum, wie eine Königin von Frauen umgeben, von Fulla, die ihr Schmuckkästchen trägt und ihrer Fußbekleidung wartet, von Gna, die ihre Befehle an die Menschen ausrichtet, während sie durch Hlin ihre Lieblinge vor Gefahr behütet.

Freyja empfängt und bewirthet, wie der deutschen Hausfrau, und wäre sie eine Königin, gebührt, die Gäste in Odins Halle, und da, wo ihr bräutlicher Anzug geschildert wird, darf „das Schlüsselgeklirr" nicht fehlen. „Sie hat in Volkswang Gewalt, die Sitze zu ordnen im Saal," und lebt als Hausfrau mit Odin in Gütergemeinschaft:

„Der Walstatt Hälfte wählt sie täglich,
Odin hat die andre Hälfte."

Nanna sendet aus der Unterwelt, wohin sie ihrem Baldur gefolgt, als Andenken der Frigg ihren Schleier, das Abzeichen der Hausfrauen, über denen diese waltet, der Fulla aber, ihrer Dienerin und Vertrauten, der vollgewachsenen Jungfrau mit den wallenden Haaren, den Verlobungsring.

Wara (Wahrheit) hört die Eide und Verträge, welche Männer und Frauen zusammen schließen, und straft die Treubrüchigen; Syn (Sühne) bewacht die Thüren der Hallen und verschließt sie denen, welche nicht eingelassen werden; ihr ist auch der Schutz der Unschuldigen vor Gericht befohlen.

Auch Göttinnen entziehen sich nicht der Pflicht, den Männern zum Trinken zu helfen: Thors Gemahlin, Sif, „schenkt den Eiskelch firnen Methes voll."

Wie hat sich vollends des Hauses Fleiß und Zucht in Holda (Frau Holle) und Bertha verkörpert! Diese führen als ächt mütterliche Gottheiten die Oberaufsicht über den Feldbau und die Ordnung des Haushalts, sorgen zumal für den Flachs und das Spinnen, das Hauptgeschäft deutscher Mütter und Töchter, indem sie fleißigen Dirnen die Spindel schenken und Nachts die Spule voll spinnen, während sie den faulen Spinnerinnen den Rocken verderben. Auch die Ehe und den Kindersegen hegen sie freundlich, während unverheirathete Mädchen zur Strafe für die Ehelosigkeit bei ihren Festen den ihnen heiligen Pflug ziehen müssen. Wer kennt nicht die weiße Frau, welche in so vielen deutschen Schlössern als des Geschlechtes Ahnfrau spukt? Sie ist nichts anderes, als jene Bertha, die ihrem Beruf als der Hausfrauen älteste getreu, des Nachts schneeweiß gekleidet sich einstellt, die Kinder, wenn die Ammen schlafen, zu wiegen und zu tragen, oder auch, als des Hauses Ahnmutter, nahen Tod in der Familie anzukündigen.

Nicht minder, ja fast mehr als die Göttinnen, deren Gestalt auch bei dem freundlichsten Verkehr mit den Menschen doch alles Irdische zu sehr überragt, sind die göttlichen Wesen zweiten Rangs Trägerinnen häuslicher Arbeit und Tugend, wo immer sie ihren Wohnsitz und Wirkungskreis haben. Die drei Nornen, die das Schicksal der Menschen und selbst der Götter ordnen, spinnen und weben die goldenen Fäden des Geschicks, wenn sie nicht auf richterlichem und prophetischem Stuhle sitzend die Loose in Runenschrift schreiben. Warum überhaupt weibliche Gottheiten als Lenkerinnen der Geschicke der Männerwelt? Darum, antwortet K. Weinhold in seinem schönen Buche „die deutschen Frauen in dem Mittelalter, „weil das geistig und gemüthlich Rege der weiblichen Art die Göttinnen namentlich befähigt machte, die geistige Richtung der Welt- und Gottesanschauungen auszudrücken. Sobald sich also der Gedanke des Schicksals fest bildete, mußten Göttinnen vor den Männern zur Hut und Pflege desselben geeignet erscheinen; denn zu dem Weisen kam noch das mütterlich Fürsorgende, das im Bestimmen des Lebens liegt.

Auch die Elbinnen (Elfen), jene glänzenden Luftwesen, schön wie die Sonnenstrahlen, leicht und

Digitized by Google

zart wie die Lüfte, die Wald- und Waſſerweiber ſind gewandt im Spinnen und Weben, begabt mit der Frauen Weisheit und Bildung. Ja ſelbſt die Walküren, die Helm- und Schildmädchen, die von Odin geſendet in der Schlacht über Tod und Leben der Kämpfenden walten und die blutige Ernte des Walfelds kieſen (woher ihr Name), dürfen von der Frauen Art nicht laſſen und haben vorzugsweiſe wieder ein häusliches Amt. Sind nämlich die Helden in Odins Halle gebracht, ſo üben die Walküren dort das Amt der Töchter des Hauſes: ſie kredenzen den zechenden Gäſten das Horn mit Meth oder Ael, legen ihnen das Fleiſch des Ebers vor und verwahren das Tiſchzeug und die Geſchirre. Und wie die Nornen, ſtellte auch ſie die Sage als ſpinnende und webende Jungfrauen dar, freilich an einem Webſtuhl mit grauſigem Zettel und Einſchlag.

Doch mehr als an den Fleiß und Frieden des Hauſes erinnern dieſe Schlachtmädchen an eine andere Seite des Lebens, welche die Würde der deutſchen Frauen gleichfalls hell in's Licht ſetzt, an ihren Antheil an dem, was den Männern das Liebſte iſt, am Waffenhandwerk. Schon das verdient wohl bemerkt zu werden, daß „der kräftige, todverachtende Germane gerade vor der weiblichen Anmuth und Sorgſamkeit ſein ſtolzes Haupt beugte und ſich die Macht, welche ihn fällen oder halten, die ihm Tod oder ſüßes Leben ſchenken konnte — eben die Walküren — in Frauengeſtalt vorſtellte“ (Weinhold). So war denn auch, wie Tacitus berichtet, den Deutſchen der vornehmſte Sporn zur Tapferkeit der Gedanke an Weib und Kind. „In der Schlacht,“ erzählt der Römer, „ſteht das Theuerſte ganz in der Nähe, ſo daß man das Heulen der Weiber, das Schreien der Kinder vernimmt. Der Frauen Zeugniß gilt jedem als das höchſte, ihr Lob iſt das größte. Zu den Müttern, zu den Frauen kommen ſie mit ihren Wunden, und dieſe erſchrecken nicht davor, ſie zu zählen oder zu beſichtigen, ja ſie bringen ihnen ſogar in's Gefecht Speiſe und Zuſpruch. Es iſt Thatſache, daß manche Heere auf der Walſtatt, die ſchon wankten, durch die Frauen zum Stehen gebracht wurden, durch unabläſſiges Flehen und indem ſie ſelbſt ſich mit der Bruſt entgegen warfen und die Gefangenſchaft als ihr nächſtes Loos zeigten. Dieſe aber fürchten die Germanen noch leidenſchaftlicher, als für ſich ſelbſt, für ihre Frauen, in der Art, daß unterworfene Völkerſchaften am ſtärkſten gebunden ſind, wenn man edelgeborene Jungfrauen zu ſtellen ihnen auferlegt.“

So war es nicht bloß in der älteſten Zeit: Geſchichte und Dichtung wiſſen durch das ganze Mittelalter von ſolchem Einfluß der Frauen zu erzählen. Als die Vandalen im Kampfe gegen Beliſar ermatten, läßt ihr König Gelimar die Weiber und Kinder in's Lager bringen, und die alte Kraft kehrt wieder. Die Gothen, welche den Römern Ravenna übergeben hatten, wurden — für ſie die härteſte Strafe — von ihren Frauen angeſpieen. Was im Gudrunlied der alte Wate, im übrigen keineswegs der galanteſte Ritter, zu dem grimmen Hagen ſpricht: „Schlügeſt du mir Wunden, deß ſchämte ich mich vor den Frauen,“ das iſt durch die ganze Ritter- und Minnezeit ein Hauptmotiv der Tapferkeit, ſo ſehr, daß die Dichter Kampf und Streit geradezu „harten Frauendienſt,“ den Tod der Krieger aber „manches Weibes Klage“ nennen. In des Kampfes Noth die geliebte Frau anzuſehen, ihrer zu gedenken, ihren Namen zu nennen, gab dem Helden neue Kraft und Zuverſicht des Sieges.

Und iſt es nicht bedeutſam, daß die größten Gedichte des deutſchen Mittelalters, das Nibelungen- und das Gudrunlied, das Ringen und Kämpfen um den Beſitz und die Ehre ſchöner Frauen zum Gegenſtand haben? Noch im ſiebzehnten Jahrhundert gedenkt Philander von Sittewald des Brauchs, bei Gefahren ſich in der Liebſten Gnad und Huld zu befehlen — ein heidniſcher Nachklang, erhalten durch die unauslöſchliche Achtung vor den Frauen. Daher haben aber auch dieſe mit dem paſſiven Antheil an des Kampfes Mühe und Noth ſich nicht immer begnügt. Die deutſche Sage und Geſchichte führt uns manche Waffenthaten kühner Amazonen vor.

Es iſt wahr, dieſer Antheil der Frauen am Kriegshandwerk ſetzt kräftige, biderbe Frauennaturen voraus, wie unſere Vorſtellung und Erfahrung ihrer längſt entwöhnt ſind. Welcher grimmen Leidenſchaften ſind die Heldinnen unſerer großen mittelalterlichen Dichtungen, eine Brunhild und Chrimhild und ſelbſt Gudrun fähig! Wie läuft neben dem hellen Lichte, das uns die uralten Mythen und Geſchichten der Nation heute noch ſo lieb und werth macht, eine Nachtſeite her, ſo graus, wie wir ſie nur irgend bei einem Culturvolke finden! Mag es wahr ſeyn oder nicht, was man behauptet hat, die Weiber ſeyen immer beſſer oder ſchlechter als die Männer; der Deutſche hat, ſobald er anfing über Gut und Böſe, Wohl und Wehe in der Menſchheit nachzudenken, dem andern Geſchlecht ein gut Theil Schuld zugemeſſen. Das ſelige Goldalter läßt die Edda verſchwinden mit dem Emporkommen unterweltlicher Rieſenweiber, deren eines auch die Wölfe füttert, welche Sonne und Mond einſt verſchlingen und dadurch der Welt den Untergang bereiten werden. Eine Jungfrau, Hilde, iſt es, die damit, daß ſie alle Nacht die erſchlagenen Helden weckt, damit ſie am Morgen

den Kampf für ihren Vater auf's neue beginnen, das Fortraſen der furchtbaren Blutrache bis zum jüngſten Tage bezeichnet. Dieſe trüben Vorſtellungen hat ſofort der deutſche Glaube und Aberglaube zu einem zahlloſen Heere von „unholden Frauen," Hexen, Zauberinnen und dergleichen erweitert und an ihre Spitze des Teufels Großmutter, Mutter oder Schweſter geſtellt, wie denn ſchon Ulfila im vierten Jahrhundert in ſeiner Ueberſetzung des neuen Teſtaments die geſchlechtloſen Dämonen deſſelben zu „Unholdinnen" machte, das Beowulflied dem teufliſchen Grendel ſeine noch rieſenhaftere Mutter an die Seite gab.

Aber dieſe Nachtſeite vermag nicht das Licht zu überwinden. Es gilt vom Ganzen, was Jakob Grimm, der tiefſte Kenner dieſer Dinge, zunächſt von der Mythologie unſerer Ahnen urtheilt: ſie iſt wohl „roh und rauh, aber das Rohe hat ſeine Einfachheit und das Rauhe ſeine Treuherzigkeit; Vorſtellungen, deren das menſchliche Herz beſonders bedarf, an denen es ſich aufrecht erhält, treten ſtark und rein hervor." Grimm erinnert in dieſer Hinſicht ſelbſt eben an die altbegründete deutſche Frauenverehrung, wie dieſer von Otfrid, dem trockenen Sänger in der Mönchskutte, bis zu der Glanzzeit unſerer mittelalterlichen Literatur kein Dichter und Geſchichtſchreiber ſich entziehen konnte.

Sie muß in der That frühe im Bewußtſeyn des geſammten Volkes tiefe Wurzeln geſchlagen haben. Wie ließe ſich ſonſt, um von Anderem, wie dem ſpäter ins Maßloſe getriebenen Mariendienſt, hier abzuſehen, der allgemeine Gebrauch jener vielſagenden, ehrenden Frauennamen erklären, die, einer Zeit entſtammt, welche noch nicht gedankenlos Namen ſchuf und ertheilte, faſt ohne Ausnahme beredt die Würde ihrer Trägerinnen verkündigen!

Wir verweilen einen Augenblick bei dieſem anziehenden Gebiet deutſcher Sprachforſchung. Feierlich wurde dem Neugebornen, ſchon in der heidniſchen Zeit nach einer Beſprengung mit Waſſer, vom Vater der Name gegeben, und allgemein legte man in dieſen eine heilſame weiſſagende Kraft für die Zukunft des Kindes. Es leuchtet ein, daß man den Mädchen gerne Namen beilegte, die ihnen ihres Geſchlechtes Hauptvorzüge anwünſchten und zuerkannten: den Adel der Schönheit und Anmuth, Friſche und Fröhlichkeit. Aus der großen Menge von Namen können hier nur einzelne beſonders bezeichnende eine Stelle finden.

Zu den älteſten mögen gehören die einfach ſchönen Benennungen: Liba, die Lebendige, Swinda, die Schnelle, Sconea, die Schöne, Berta, die Leuchtende (was lateiniſch Clara), Heidr, die Heitere, Adala, die Edle, Balda, die Kühne, Blüa, die Fröhliche, Fruoma, die Fördernde, Helga, die Heilige, Holda, die Holde, Irmina, die Große, Lieba, Leuba, die Liebe, Saliga, die Selige, Wiela, die Kunſtreiche, Werda, die Werthe, Wina, die Freundin u. a. Aehnliches ſagen die in Zuſammenſetzungen häufigen Endſilben flat, fledis, zierlich, ſchön, wiz, vit, weiß (Swanewit), heit, heiter, ſtrahlend (Adelheid), brûn, glänzend, loue, licht (Lohe); ebenſo jene Namen, die von der Sonne, dem Tag, Eis und Schnee und dergl. entlehnt ſind, oder die den Glanz der Abſtammung bezeichnenden Zuſammenſetzungen mit Adel, Diet (Volk) und Land.

Was der Mann bei der Frau ſuchte und fand, ſpricht ſich in zahlreichen Namen aus: Minna, Liebe, Muoza, Muße, Wunna, Wonne. „Rath und Rede und die Seelenſtimmungen, welche beide hervorrufen, ſcheinen faſt ausſchließlich Eigenthum der Frauen, ſo zahlreich ſind ihre Namen, welche mit rat, mahal und madal (Rede, Recht, Gewicht) und muot (Gemüth) zuſammengeſetzt ſind" (Weinhold). Die Frau bringt, ja iſt ſelbſt des Hauſes Reichthum, daher die vielen mit ot, Reichthum, uodal, Beſitz, und mit rich zuſammengeſetzten Namen. Sie iſt darum für die Familie, für Volk und Land hochwichtig; das ſagen die zahlreichen Compoſitionen mit adal, amal, kunni (Geſchlecht), liut (Leute), diet, druht, fara (Volk), marca und lant.

Ganz beſonders aber mußte ein mit der Natur noch in viel engerem Verkehr lebendes Volk geneigt ſeyn, ſeine Frauen durch Blumen- und Thiernamen zu ehren. Es war dieß nur eine Seite jener kindlichen Naturanſchauung, welche edlere Blumen an einſamer heiliger Stätte von Göttern geſchaffen, unter dem Fußtritt einer Göttin oder auch aus dem Blute Unſchuldiger geſproſſen glaubte, gewiſſe Thiere aber um ihrer Schönheit, Gewandtheit und Stärke willen den Göttern als heiliges Eigenthum und Werkzeug weihte. Daß Blumen mehr in Frauennamen, Thiere in Mannsnamen erſcheinen, liegt nahe. Leider aber ſind uns die Blumennamen der Frauen nur noch in ſchwachen andeutenden Reſten erhalten, vielleicht ein Beweis ihres hohen, in die Nomadenzeit des Volks zurückgehenden Alters. Von Thieren dagegen begegnen uns in Frauennamen, und nur in ſolchen, beſonders der reine anmuthig ſtolze Schwan, der als heiliger, weiſſagender Vogel galt, und die glänzende, ſanftanſchmiegende Schlange, die unſer Alterthum keineswegs als Satans Werkzeug kannte, ſondern als heilbringend verehrte. (Die alte Bezeichnung iſt: Lint, woher die vielen Namen mit dieſer Sylbe.)

Noch unmittelbarer geben der Frömmigkeit einen Ausdruck und wünſchen ſie dem Kinde an jene mit

Digitized by Google

den Bezeichnungen der Gottheit und der Götter componirten Namen, wie Gotwinde, Ermengauda, Anshilt, Ospurg, Reginswind, Wanhilt, Alptrut, Alflint u. s. w. Die häufige Endung drut = traut, lieb, weiſt auf die Walküre dieſes Namens, die Sylben dis, id (Ida) gleichfalls auf die Diſen, Idiſen, d. i. Walküren, run auf die der Runenſchrift kundigen weiſen Frauen zurück.

Die Walküren erinnern uns wieder an den Antheil der Frauen an Kampf und Streit. Dieſen verkündigen die ſämmtlich Kampf und Krieg beſagenden Namenſylben gunt, hild, hadu, wig (Gudrun, Hildgund, Mathilde, Thusnelde aus Thuſſinhilde, Hadwig ꝛc.), eben ſo die Zuſammenſetzungen mit Sieg (Sieglint) und Wal, Schlachtfeld (Walburg = die Bergerin der Gefallenen); die von den Waffen der Helden entlehnten Namen, von der Brünne oder dem brennenden Harniſch, dem Ger, der grima, d. i. Helm, (Brunhild, Gerlind, Gertrud, Krimhild); endlich die Namen, welche kriegeriſche Eigenſchaften oder den Ruhm des Siegs, den Schutz, die Bergung im Kampf ausdrücken (Amala, Mathilde, Faſtrade, Hrudtlind, Walburg ꝛc.)

Nur Befangenheit oder Mißgunſt könnten die Bedeutung dieſer Namengebung unterſchätzen. Welcher ſinn- und gewiſſenloſen Ironie müßte ein Volk angeklagt werden, das ſeinen Mädchen und Frauen ausſchließlich Namen von edlem und hohem Sinn geben und doch gering und niedrig von jenen ſelber denken würde! Auch dieſe Namen ſind uns vielmehr beredte Zeugen von der Innerlichkeit, Milde und Feinheit, welche die deutſche Auffaſſung der Stellung der Frauen von Anfang an charakteriſiren.

Vielleicht darf hier noch einer Eigenthümlichkeit deutſcher Denk- und Redeweiſe gedacht werden, welche in ihrem Theile das bisher Ausgeführte mit beſtätigt. Die naive Sprache des Alterthums liebt bekanntlich Lebendiges und Lebloſes dadurch näher zu rücken, daß ſie denſelben Perſönlichkeit gibt. Sie thut dieß gleicherweiſe mit Thieren, Pflanzen, Sachen und Zuſtänden, beſonders gerne mit einzelnen Tugenden. Schon eine kleine Umſchau aber zeigt, daß eben auf dem letzteren Felde die weiblichen Perſonifikationen entſchieden vorherrſchen und daß die weiblich perſonificirten Untugenden viel ſparſamer und ſchwächer auftreten.* Vor Allem ſind es Ehre, Liebe, Treue, Milde, Scham, Mäßigkeit, Erbarmen, Frohmuth, welche die Geſtalt von Göttinnen oder weiſen Frauen annehmen, weil „das Volk von Alters her gewöhnt war, alles Holde und Schöne auf Frauen zu übertragen.“ Dieſe Tugenden wählen ſich ihre Günſtlinge, mit denen ſie freundlich verkehren und die ſie, wenn ein Frevel ſie verletzt, verlaſſen, um in ihre himmliſche Heimath zurückzukehren, wie wir heute noch ſagen: Wahrheit und Treue ſind aus dem Lande gezogen.

* Zorn, Neid, Haß ſind männlich gedacht, während im Lateiniſchen die beiden erſteren weiblich, der letztere neutral iſt, wie bei uns das Laſter gegenüber der weiblichen Tugend.

(Grimm.)

(Schluß folgt.)

Varnhagen in ſeinen Tagebüchern.

(Schluß.)

Wir finden eine ganze Reihe von Stellen, wo Varnhagen über das irdiſche Getriebe ſich erhebt, wo er die Idee des wahren und ewigen Seyns erfaßt und in ihr Troſt und Ruhe findet. Sie werfen ein ſchönes Licht auf ſein Gemüthsleben, man lernt ihn ohne ſie nicht kennen, und man verſteht durch ſie, daß er die Sprüche des Angelus Sileſius herausgeben konnte. Ich ordne einige zuſammen.

„Erſt erſcheint uns die ganze Welt und alles Geſchehene wie Unterlage und Stoff des hellen heutigen Tages, der als das eigentliche Leben vor uns ſchwebt; wir beziehen alles auf ihn, alles iſt uns um ſeinetwillen da. Bald aber ändert ſich das Verhältniß, wir fangen an die Welt und uns ſelbſt und das ganze heutige Leben als Träger und Nahrung einer kaum dämmernden Zukunft zu ſehen; auch wir fühlen uns

Digitized by Google

der Geſchichte verfallen, und neue in der Kette ſich aureihende Ringe machen uns zu einem Mitteigliede gleich ſo vielen andern vor uns. Dieſer Unterſchied in der Anſicht verſchwindet aber heilſam wieder, wenn wir uns gewöhnen, im Wechſel der Erſcheinungen die ewigen Gedanken feſtzuhalten. Die Betheiligung an der Wiſſenſchaft, am Erkennen überhebt uns jener trotzig ſelbſtiſchen und dieſer feig unſelbſtiſcheu Anſicht."

„Ich habe dieſer Tage alles ſehr im Großen anſehen können, müſſen, wie es mit dem Menſchen und der Welt iſt, wie alles im Großen wie im Kleinen nur Entwicklung und Fortſchritt iſt zu einem hier noch unfaßlichen, aber herrlich zu denkenden Ziel. Das Menſchenloos in dem Zeitabſchnitte, der dem Einzelnen gewährt wird, iſt klein, verglichen mit dem Ganzen; aber wohl dem, der dieß kleine Loos treu an ſein Herz drückt und es wohl hegt und verwaltet! Jeder Punkt des Lebens iſt ein wichtiger und heiliger, jeder ſtrahlt das reinſte Licht, wenn wir es ihm nur abverlangen. Denke jeder gut von ſeiner Aufgabe!"

„Jeder Tag iſt ein Gefäß, welches mit dem Köſtlichſten zu füllen uns immer geſtattet bleibt; wir haben ein ſo großes Reich im Innern zu verwalten, ſo viel zu ordnen und aufzuhellen, daß es uns an Beſchäftigung nie fehlen kann. Freilich üben wir am liebſten unſere Talente, und oft ungern unſere Pflichten."

„Alle Trauer ſchließt einen Keim der Freude ein, der, erſt gar nicht wahrgenommen, dann plötzlich als glänzender Mittelpunkt aus dem Dunkel hervorleuchtet, nach und nach ſich ausbreitet, und zuletzt nur noch einen ſchwarzen Rand übrig läßt, der vielleicht auch noch verzehrt und in Glanz verwandelt wird, nur daß wir es hier nicht erleben."

„Die Geſtalt des Lebens als Ertrag und Frucht deſſelben hat den höchſten Werth. Sie hat das Verlangen und das Recht unſterblich zu ſeyn. Man könnte ſagen: Lebe nur, ſo ſtirbſt du nicht!"

„Die Menge läuft immer dem Gemeinen nach, das Vortreffliche zwingt ihr auch Bewunderung ab, indeß bleibt jenes ihr lieber, bis der Tag verfließt und ſeine Geburten mit ihm hingehen; das Vortreffliche aber beſteht und dauert fort in allen Guten und Edlen."

„Die Hauptſache iſt das Seyn, das allein beſteht und gilt; ich denke mir dieſes in einer ſichtbaren Wirklichkeit als eigenſtes Selbſt irgendwie dargeſtellt, worüber unſere Gebilde, unſere Scheine nur wie Wolken wegziehen. Was hilft es mir, mich zu ſchmücken für die Nachwelt, mich in Ruhm und Ehre zu kleiden? Werd' ich dadurch im geringſten anders im Weſen, oder iſt das Trugbild irgendwie noch ich? Dieſe Gedanken ſind nicht neu, auch mir nicht, aber die Anſchauung war mir's, und ſetzte mich in angenehmes Erſtaunen wie eine Offenbarung."

Wer erkennt, daß Religion der Glaube an die ſittliche Weltordnung iſt, der wird in ſolchen Worten ein religiöſes Bekenntniß des Mannes finden, ihm Religion nicht abſprechen, wenn er auch mit den beſtehenden kirchlichen Formeln und Formen ſich nicht vertragen ſollte. Varnhagen notirt öfters, daß er im neuen Teſtamente geleſen, und macht mitunter ſeine, friſche Bemerkungen. So z. B. im Mai 1840: „In der engliſchen Bibel geleſen, mit wahrer Erbauung. Die Bergpredigt Chriſti enthält himmliſche Sachen; er hat allen Mißbrauch ſeiner Lehre vorhergeſehen und ſucht ihm kräftigſt zu begegneu. Mir war beim Leſen, als 'vernähm' ich herrliche Muſik, mit der ich aber nicht ganz nah zuſammen kommen könnte; ſie zog mich nach, aber immer in einer gewiſſen Ferne. Das heutige Chriſtenthum lag hindernd zwiſchen mir und dem urſprünglichen. Es enthält und bewahrt die Lehren, das iſt wahr, aber wie ein häßlicher, plumper Koffer köſtliche Habe; wenn ſie nur erſt wieder ausgepackt würde! — Schöneres als das lehrende Wanderleben gibt es auf der Erde nicht!" — Ferner: „Das Anordnen und Beherrſchen der Worte iſt gewiß eine große Verleihung, eine ſeltene Macht und Eigenſchaft; wo ſie aber im höchſten Grade waltet, in Platon, Sophokles, Demoſthenes, in Goethe, Rouſſeau und ſogar in Voltaire, wenn man in ihm auf das Weſentliche ſieht, da findet ſich jedesmal, daß ſie mit noch ganz anderem Wirkenden verbunden iſt, das ſich rein aus dem Innern hervordrängt und die ſchöne Form zwar gern erfüllt, aber eigentlich ihrer nicht bedarf, ja in den höchſten Beiſpielen allein aufzutreten liebt, und einmal ſo allein aufgetreten, nie wieder in jene ſchöne Form zurückgeführt werden kann. Das empfand ich lebhaft geſtern beim Leſen im neuen Teſtament, in den Epiſteln des Paulus. Dieſe tiefe Naturkraft des Geiſtes iſt über alle Bildung hinaus, oder vielmehr ſie iſt die nahrungsvolle Erde, aus der alle Bildung herrlich hervorwachſen mag. Die Wirkung iſt ungeheuer, und man mag es überlegen wie man will, am Ende muß man es ganz richtig finden, daß dieſe Schriften Bibel geworden ſind, und nichts ließe ſich haltbar an die Stelle ſetzen."

Darum haben auch die Schriften von Strauß nichts Erſchreckendes für Varnhagen; er beſchäftigt ſich viel mit ihnen, er findet, daß Strauß nur einreiße und nicht auch das Wiederaufbauen übernehme; aber der köſtliche Schatz der chriſtlichen Ueberlieferung wird ihm durch die Evangelienkritik ſo wenig angegriffen wie der Werth der Ilias durch die Unterſuchungen Wolfs. Das

Unzerſtörbare zeigt ſich nur um ſo feſter, je ſtärker die Schläge ſind, die es treffen. Wehe jedoch den Leuten, denen mehr am Vergänglichen gelegen iſt als am Bleibenden! — Und wie ihm die Wirkung der Arbeiten von Strauß eine religiöſe iſt, ſo ſagt er auch einmal, daß Voltaire und ſeine Genoſſen zwar Chriſtum mit dem Munde verleugnet, aber dennoch Thaten der Liebe in ſeinem Sinne geübt.

Schon 1837 zeichnet er auf: „Ich dachte heute viel über die Religionen. Sie ſind die ſtärkſten Hülſen der Menſchen und jeder nimmt ſich, was ihm gemäß iſt. Religion haben, Glauben haben, heißt ſich einem Bilde, einem Gedanken unbedingt ergeben, und wer das kann oder muß, wem es gelingt, der hat unſtreitig einen großen Halt und Troſt. Wer auf ſtetes freies Denken angewieſen iſt, weſſen Frömmigkeitsgefühl nicht an beſtimmten Bildern haftet, der ſcheint in manchem Betracht ein härteres Loos zu haben und eine ſchwierigere Seite der Menſchheit darzuſtellen. Und die Gottheit, welche die verſchiedenen Beſtrebungen zu ihr zu gelangen ſieht, ſieht gewiß mit größerem Wohlgefallen auf die, welche den mühevollſten Zugang zu ihr haben.“

Ein Zeugniß wahrer Religioſität aber, und zwar ein ergreifendes, iſt folgende Stelle vom 14. Januar 1843: „In Nr. 5 und 6 des Magazins für die Literatur des Auslandes iſt eine Schilderung von Blindenerziehung in Nordamerika von Dickens, und beſonders eine Erzählung von einem taubſtummen und blinden Mädchen Laura Bridgman, die durch Doctor Howe mit Erfolg unterrichtet worden. Rührenderes und Erſchütterndes habe ich nie geleſen! Dickens hat ein Meiſterſtück einfacher Berichtgabe geliefert, und ſeine hohe und reine Seele leuchtet hell und warm durch ſeine ruhigen Worte hervor. Ich mußte das Blatt weglegen und laut weinen; es war ein Durchbruch des heißeſten Mitgefühls, der in der Schöpfung tief gegründeten Verwandtſchaft alles Geſchaffenen; ich rief leidenſchaftlich zu Gott: ſie ſoll ſehen, laß ſie ſehen, Allmächtiger, öffne ihre Augen, ihr Gehör! Laß ſie ſterben, damit ſie zu dir komme! Die prächtigſte Entſchädigung muß ihrer ja harren! laß das grauſame Dunkel enden! — Und iſt es denn mit irgend einer Seele anders? Iſt nicht auch die ſinnbegabteſte eingeſchloſſen, gehemmt, zu dunkeln Mühen verurtheilt? Die höchſten religiöſeſten Betrachtungen reihen ſich hier tröſtend an.“

Zu einer Blüthenleſe freiſinniger literariſcher Urtheile mögen uns einige allgemeine Betrachtungen hinüber leiten. Zunächſt die Bemerkung über die allwaltende Macht der Phantaſie: „Alles Leben auf der Erde verliert ſich in Dichtung, in den geiſtigen Duft einer ſchönen Blüthe. Alle Geſchichte, im Augenblicke ſelbſt, da ſie aufgefaßt wird, verwandelt ſich zu jener Blüthe, und wird es immer mehr, je entſchiedener, kräftiger die Auffaſſung geſchieht, je weiter ſie fortſchreitet, je bedeutender und gedrängter ſich ihr Bild darſtellen ſoll.“ Daß die Kunſt kein bloßes Spiel mit ſchönen Formen iſt, daß ſie gehaltvoll ſeyn muß und daß die Größe des Inhalts die der Form innerlich bedingen ſoll, iſt auch Varnhagens Anſicht. Seine Betrachtungen über das Lehrhafte in der Poeſie zieht er in den Satz zuſammen: „Der iſt kein Dichter, wer in allem Einzelnen immer auch lehren will; aber wer durch ſeine Dichtung uns im Ganzen nichts lehrt, der iſt auch kein Dichter.“ Die Mitarbeit des Volkes und der Zeit an allen größeren Werken, die eben langſam reifen, die oft erſt nach vielen verſchiedenen Verſuchen endlich vom rechten Manne vollendet werden, iſt neuerdings von der Aeſthetik, von der Kunſtgeſchichte erkannt worden. Man fand ſie zuerſt im Volksepos und in der Architektur. Der Bauſtyl des doriſchen Tempels, des gothiſchen Doms iſt ſo wenig die Erfindung eines Einzelnen wie die Ilias oder das Nibelungenlied. Jahrhunderte lang werden die einzelnen Lieder geſungen und wieder geſungen und fortgebildet im Munde des Volks, das die geſchichtliche Grundlage in der Sage vergeiſtigt und der Idee einen idealen Leib ſchafft, bis ein Homer ſie ordnend ergreift, den Ton höher anſchlägt und ſie zum organiſchen Ganzen fügt, ſo wie die Bedürfniſſe des chriſtlichen Cultus die heidniſche Baſilika modificirten, dann die Innerlichkeit im Innenbau, der Aufſchwung der Seele zu Gott in der Höhenrichtung der Kirche ſich kund gab, und im romaniſchen Styl Frankreichs ſchon vereinzelte Elemente der Gothik hervortraten, die man in der Gegend von Paris vereinte und mit dem Spitzbogen harmoniſch verknüpfte, ehe der Baumeiſter des Kölner Doms ſeinen herrlichen Entwurf auf die Anlage des Münſters zu Amiens gründen, ehe ſeine Nachfolger das Begonnene vollenden konnten. So iſt auch die Fauſtſage durch verſchiedene Geſchlechter hindurch gegangen, bis Goethe ſie zu künſtleriſchem Abſchluß brachte. Varnhagen findet aber noch etwas anderes bei den Werken von menſchheitlicher Bedeutung, die von Tauſenden erfaßt, durchdacht werden, an die ſich eine Menge neuer, aus ihnen entwickelter, an ſie angereihter Ideen knüpft, die alſo durch die Geſammtthätigkeit der Nachwelt fortwachſen und an Bedeutung gewinnen. Wie viel mehr ſagt uns Shakeſpeares Hamlet oder Cervantes Don Quixote, als den Zeitgenoſſen, ja als von den Dichtern beabſichtigt war! Der Spanier wollte ſich über die Ritterbücher luſtig machen, aber er ſchuf zwei typiſch komiſche Geſtalten für den Idealismus und Realismus der Menſchennatur,

Digitized by Google

und gab ein Meiſterwerk des Humors, für den er nicht einmal ein Wort hatte, deſſen voller Begriff erſt in der Gegenwart gefunden wird. Das alles wächst dem Genius zu, der einen Lebenskeim in die Geſchichte des Geiſtes gelegt hat. Doch hören wir Varnhagen.

„Goethes Achilleis — mit der ich mich nicht befreunden kann, und die ich mir von Zeit zu Zeit doch wieder anſehen muß — führte mich zur Ilias, und ich las ein tüchtiges Stück in ihr; die Neugier trieb mich dann auf die Fortſetzung der Ilias von Quintus Smyrnäus, und mit großem Erſtaunen fand ich dieſe Geſänge ganz angenehm und ergötzlich zu leſen; freilich mit der Ilias nicht zu vergleichen, mit der vergleicht ſich nichts, das bleibt ein auf ewige Zeiten allein ſtehendes, abgeſchloſſenes Werk. Und dennoch dürfte manches in dem ſpäteſten Epiker nach Gehalt und Form nicht unwerth ſeyn in der Ilias zu ſtehen, und der Tod der Penthesilea, des Achilles, der Hergang mit dem gezimmerten Pferde, das Opfer der Polixena und andere Stücke daraus ſind von gutem Klang und verrathen einen geübten Dichter; aber ſie ſtehen einmal nicht in der Ilias und können daher deren hiſtoriſchen Werth nicht anſprechen. Hier zeigt ſich recht klar, wie ein ſolcher Werth nicht bloß von innen heraus wächst, ſondern auch von außen anwächst, was ganze Nationen und ſo viele Geſchlechtfolgen dabei gedacht und gefühlt. Das Leben, welches ſie dem Buche zugetragen, kann nie mehr davon getrennt werden, das haftet für immer an ihm, und weil dieſes ſo viel hervorrufen und tragen konnte, ſo iſt es auch in Wahrheit deſſen werth. Dieß gilt von Homer und von der Bibel, und von allem, was die Luſt und die Leidenſchaft, der Troſt und das Heil der Menſchen je hat werden können. Die Bibel kann auch dem Ungläubigen nie mehr ein gewöhnliches Buch werden, und auch Herkules kein gemeiner Krieger, ſo wenig wie Heinrich der Vierte und Friedrich der Große je wieder den Glanz verlieren können, der ſie umgibt. Dergleichen Werth und Bedeutung wird durch Geſchichte erhöht, und ſo ſagten die Alten mit Recht, daß die Helden nach dem Tod immerfort wüchſen. Goethe iſt als Dichter um nichts unter Homer, aber was die Ilias hat, konnt' er der Achilleis nicht geben, ja nicht einmal ſo viel, als der jedenfalls ſchwächere Dichter Quintus Smyrnäus noch errang; aber ſeinem Werther, Fauſt, Meiſter, Götz, Egmont, Taſſo und Hermann wird auch kein noch ſo begabter ſpäterer Dichter beikommen, ſie haben ihre Zeit voraus und ihre Wirkung lagert ſich als Wall um ſie her."

Bleiben wir bei Goethe, den Varnhagen fortwährend als Freund und Lehrer feiert, und hören wir zunächſt, wie er ihn als ſolchen ſchildert.

„Ich ergehe mich in Goethes Wanderjahren mit erneutem Genuß, mit wachſendem Staunen und Ertrag. Ein weiter, großer Dom, nicht ausgebaut, aber in ſeiner Unvollendung ſchön und erhaben, heiter im Einzelnen, beruhigend durch Hindeutung auf ein zu erahnendes Ganze. Schätze der Weisheit liegen hier ausgeſtreut, Gaben der Schönheit in tauſend Formen. Goethe iſt ein wahrer Lehrer, ein ſtarker, kundiger Menſchenführer. Die Mannigfaltigkeit der Welt, die Fülle des Lebens lehrt er kennen, und zuletzt führt er auf weiſe Betrachtung, auf höchſten Seelentroſt, auf wohlthätige Frömmigkeit zurück. Ich finde hundert ſeiner Sprüche und Schilderungen ganz bibliſcher Art und Kraft; der Dichter verſchwindet faſt unter dem weiſen Lehrer, dem verſöhnenden Vermittler, dem großen Verkündiger. Aber nicht nur das größte und wichtigſte lehrt er, ſondern auch im beſondern und kleinen weiß er tauſend Vortheile anzugeben, durch erfahrene Klugheit Schaden abzuwehren, Gewinn zu mehren. Ich habe mir in dieſen Tagen Schätze und Rathſchläge von ihm entlehnt, die dem nächſten Geſchäfte der Viertelſtunde wie vielleicht auch dem ganzen Jahre gleich heilſam ſind. Große Gedanken und ein reines Herz ſollen wir von Gott erbitten, ſagt er einmal; wie ſchön! Dann wieder, der Menſch möge ſich ſelbſt etwas Gutes gönnen! — Wie wenig iſt noch dieſe Seite in Goethe gewürdigt worden!"

Ein andermal betrachtet Varnhagen, wie Lothario im Wilhelm Meiſter an der Befreiung des Landeigenthums arbeitet, weltumfaſſende ſicherſtellende Verbindungen gründet, kurz, wie der Roman einen politiſchen Inhalt hat, den frühere Leſer ganz überſahen, und bewundert, welche Stoffe und Kräfte der Wirklichkeit unter der leichten Dichtung verborgen arbeiten, und daß gerade ſie es ſind, die der Dichtung ſo mächtigen Reiz und ſo tiefen Eindruck verleihen. Ganz demokratiſch iſt der Wilhelm Meiſter im ariſtokratiſchen Stoffe; wie großartig und dichtungsgewaltig ſchon dieß! — Ein anderer Ausſpruch gilt dem Fauſt, dem Schluß des zweiten Theils. „Die Zeitgenoſſen ſind taub und blind, welche dieſe großartige Dichtung nicht erkennen, von ihr nicht bewegt ſind. Ich finde Dante nirgends größer und mächtiger. Mit chriſtlichen Schwingen erhebt ſich der Dichter über den rohen Kirchenglauben zu einer heitern Welt- und Daſeynsanſicht, die freilich in gewiſſem Sinne aufhört eine chriſtliche zu ſeyn; das iſt aber gerade das herrliche, daß im Chriſtenthum ſelber noch die Schwingen ſind, die über deſſen Schranken hinausführen." — Hier möcht' ich doch vor Schranken das Beiwort „ſeitherige" einſchalten; denn jene Schwingen gehören zum Chriſtenthum, und es muß unſerer

Zeit ebenſo geſtattet werden, die Natur- und Geſchichtsanſchauung unſerer Tage mit den Worten und dem Leben Jeſu in Verbindung zu bringen, wie es die Kirchenväter und Scholaſtiker mit der Weltauffaſſung ihrer Zeit thaten.

Vortrefflich ſind die Erörterungen über Schleiermacher; Varnhagen ehrt und preist den Denker, den Schriftſteller, deſſen Styl indeß an ſeiner Ueberſetzung Platons kranke, an dem unglücklichen Verſuch, die griechiſchen Partikeln wieder zu geben; dann findet er aber in den Aufgaben, die Schleiermacher als Menſch in der Sphäre des rein Menſchlichen zu verarbeiten hatte, ſeine höhere Bezeichnung, ſein größtes Intereſſe für die Welt, und gibt darüber ſchätzenswerthe Winke.

Durch viele Seiten der Tagebücher zieht ſich die Rückſicht auf die Geſchichte der deutſchen Dichtung von Gervinus. Varnhagen muß ihre Tüchtigkeit und Gediegenheit anerkennen, und er thut es auch, aber in einem beſtändigen Kampf, der manches harte Wort des Tadels mit ſich bringt. Der Hauptanſtoß, glaub' ich, kam daher, daß Gervinus der Erſte war, der den großen Strom der deutſchen Geiſtesentwicklung als ein Ganzes ſchilderte, worin die einzelnen Dichter und Dichtungen nur zu Wellen und Momenten werden, daß er dabei die Wechſelwirkung der Dichter unter einander, die Einflüſſe der Zeit auf ſie und ihrer Werke auf die Zeit ganz beſonders betonte, und dadurch vieles hiſtoriſch conſtruirte, wie man es ſonſt philoſophiſch gethan, daß er der Originalität des Genius zu wenig Rechnung trug, häufig den moraliſchen oder politiſchen Maßſtab ſtatt des äſthetiſchen anlegte, und für das ſubjectiv Geniale wie für das Beſchauliche und Myſtiſche wenig Sinn zeigte. So verkannte er manche Lieblinge Varnhagens und ward Goethe nicht völlig gerecht.

Bei der Lektüre des dritten Bandes ruft er aus: „Nüchterner Verſtand, der das Genie leugnet und im Mittelmäßigen und Schlechten beleſen iſt, was kann der uns bringen?" Durch den vierten und fünften Band ſchlägt er ſich wie durch ein feindliches Lager, findet aber doch, daß Gervinus große und glückliche Geſichtspunkte, eine ungeheure Beleſenheit und viele richtige Ausdrücke hat; doch ſey er weder des Allgemeinen noch des Beſondern vollkommen Meiſter, und habe nur die Gattungen und Richtungen recht inne. „Ueber Leſſing und Herder iſt er vortrefflich, auch ſchon über Klopſtock. Von Leſſing aber ſpricht er am beſten. Den verſteht er, den faßt er, und das iſt wahrhaftig nicht wenig. Ueberhaupt erſcheint mir Gervinus in ganz neuem Licht: ſeine Mängel bleiben zwar, aber ſeine Vorzüge wachſen ungeheuer." Weniger genügt ihm die Charakteriſtik Goethes. „Ich finde bei Gervinus auf allen Seiten den Einfluß Goethes, deſſen Gedanken und Bilder eigentlich überall zu Grunde liegen, wenn ſie auch großentheils gegen ihn dienen ſollen. Einzelne Lichter Goethes haben Gervinus auf die Bahn gebracht, auf der er ſchreitet; ohne Goethes Dichtung und Wahrheit, ohne ſeine kritiſchen und aufſchließenden Bemerkungen hätte Gervinus ſein Buch gar nicht ſchreiben können. Er hat Scharfſinn, Einſicht, Geiſt, aber an Goethe ſcheitert er, für den hat er nicht Geiſt und Liebe genug, und hier hilft ihm keine Beleſenheit. Ich ſtaune das Buch an, und finde es wichtig und ehrenhaft, daß wir ein ſolches haben." Das ſey der Fehler des Buchs, alles nur in Verhältniſſen und Gegenſätzen zu ſehen, dadurch verliere das Individuelle, und dadurch werde der ganze Goethe gewaltſam in einen Zuſammenhang hinabgedrückt, aus dem ſich befreit und erhoben zu haben, ohne ihn abzureißen, des Dichters größtes Verdienſt ſey.

„Die Urtheile von Gervinus über Jean Paul Richter ſind wohl zum Theil gegründet, aber doch unbillig hart ausgeſprochen. Gervinus ſieht zu ſehr auf die Richtungen und Stoffe, viel zu wenig auf die innere Stärke des Talents, auf die Schnellkraft der menſchlichen Erſcheinung. Durch Herz, Geiſt und Witz gehört Richter unter unſere Beſten." Schließlich erkennt Varnhagen an, daß Gervinus ganze Strecken urbar gemacht, vieles muthig, ſcheulos und vortrefflich bezeichnet habe.

Mit Lob und Antheil werden die Biographien unſerer Philoſophen erwähnt, das Leben Kants von Schubert, das Leben Fichtes von deſſen Sohn, das Leben Hegels von Roſenkranz. Von Kant erwähnt er die Weiſſagung, welche bereits in Erfüllung geht, daß man ſeine Schriften nach hundert Jahren erſt recht verſtehen und wie von neuem entdecken werde, und fügt hinzu: „Es gewährt eine eigene Empfindung, ſolch hohes Lebensbild in ſeiner ſtillen Beſchränktheit und doch weltherrſchenden Macht zu überſchauen. Das Buch erſcheint in gelegener Zeit, es regt gar viele Gedanken auf. Mir wurde ganz warm im Leſen, es zündete ſich im Gemüth ein Feuer nach dem andern an." Von der Biographie Fichtes heißt es: „Gar ein ſchönes Buch iſt Fichtes von ſeinem Sohn beſchriebenes Leben; das Herz quillt über von Verehrung und Liebe für den herrlichen Mann. Das Buch iſt ſo wenig gekannt und ſollte in Jedermanns Händen ſeyn, der dieſem Inhalt gewachſen iſt. Es ſollte wenigſtens drei, vier ſechs Auflagen erlebt haben." — Die zweite wird wenigſtens endlich jetzt vorbereitet; möge ihr ein günſtiger Stern leuchten!

„Ich laſſe das kritiſche Gerede draußen toben und

wogen, zu mir herein darf es nicht, nicht in das Innere, wo ich wahrhaft daheim bin. Ich nehme mir die Evangelien, Homer und Shakespeare und Goethe, ja, und Voltaire und Rousseau und Mirabeau dazu, fest unter den Arm, trage sie ruhig fort und lasse mir von dem Kern und Schatze nicht das geringste rauben und verkümmern." Ein prächtiges Wort, dem wir noch das andere anfügen: „Meine Sorgfalt für alles Literarische ist doch eigentlich nur Gleichgültigkeit für dieses, denn es gilt mir nur als bewahrende Schale eines darin liegenden Lebenskernes, und wo nur irgend ein solcher mich anglänzt, möcht' ich jene Schale schützend um ihn her legen."

In diesem Sinne habe ich die Tagebücher selbst betrachten, den süßen und dauernden Kern hervorheben wollen, der in der stachlichen Schale enthalten ist. Mögen Andere sich der Stacheln freuen oder sich über sie ärgern, die Hauptsache bleibt doch der Kern.

Moriz Carriere.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

Die Krönung. — Der Ball beim Herzog von Magenta. — Contraste. — Varnhagens Tagebücher.

△ Seit längerer Zeit bin ich Ihnen einen Bericht aus unserer preußischen Hauptstadt schuldig geblieben, und so will ich jetzt, im Reigen des Jahres, das für uns, von seinen ersten Tagen an, ein verhängnißvolles wurde, eine rückblickende Besprechung der letzten Monate senden. In den ersten Stunden des nun verflossenen Jahres schloß König Friedrich Wilhelm IV. seine irdische Laufbahn, nachdem er längst von seiner Regierungsthätigkeit geschieden war. Als ich von seiner Leichenfeier schrieb, hob ich den eigenthümlichen Eindruck hervor, den es machte, einen Monarchen zur letzten Ruhestätte zu begleiten, der schon so lange als solcher geschieden war, daß man im Urtheil über sein Wirken kalt geworden seyn konnte, der bereits nicht mehr der Gegenwart, sondern der Vergangenheit der Geschichte angehörte. In umgekehrter Weise hätte ich heute von der Krönung des Königs Wilhelm zu berichten, nachdem derselbe die Zügel der Regierung lange genug geführt hatte, um in dieser Beziehung fest zu stehen in dem Urtheil, in den Hoffnungen und Erwartungen seines Landes und seiner Zeitgenossen, nachdem er als König in verhängnißreichen Stunden gestanden hatte. Wir begruben im Anfang des Jahrs den für uns längst Gestorbenen, wir wohnten der Krönung bei im Reigen des Jahres, der Krönung dessen, der längst König war. Was noch hinzu kam, das Eigenthümliche des Eindrucks zu vermehren, war, daß in der Krönung keine althergebrachte historische Gewohnheit wiederholt wurde. Seit Friedrich dem ersten, seit fast zwei Jahrhunderten, daß die Königswürde von den Hohenzollern bekleidet wird, war Wilhelm der erste, der sich wieder die Krone auf's Haupt setzte und jene Feier, mit der Preußen in die Reihe der Königreiche einrückte, erneuerte.

Wunderbare Erinnerungen tauchten auf in jenen Festtagen, eigenthümliche Parallelen der Gegenwart und Vergangenheit ließen sich ziehen. Nach Königsberg wallfahrteten der Hof und die Vertreter des Landes. In wie verschiedener Weise hatten die Regenten von Brandenburg schon die Reise nach Königsberg angetreten! Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, zog auf tausend Schlitten mit seinem Heere über das gefrorene Haff; Friedrich I. wanderte in mühevollen Tagereisen mit den langsamen Bauernpferden über unwegsame Straßen zum ersehnten Ziele, wo ihm die Krone winkte; Friedrich Wilhelm III. ging in den schwersten Tagen seines Lebens, in den Zeiten der Schmach seines Landes, nach Königsberg, wo er in der Dürftigkeit und Zurückgezogenheit des Privatmannes mit seiner Familie lebte; Friedrich Wilhelm IV. begeisterte zum ersten mal mit der Macht seiner Rede auf der Huldigungsreise nach Königsberg seine Unterthanen, und Wilhelm I. gütt in wenigen Stunden auf der mit Fahnen geschmückten und mit Guirlanden bekränzten Eisenbahn zum Schauplatz der prächtigen Feier, zu der er die Vertreter aller Staaten Europas geladen hatte und sie mit königlichem Glanze empfing. Als wir am Tage vor der Feierlichkeit über den alten Schloßhof in Königsberg schritten, war uns wunderbar zu Muth, so mischte sich Vergangenes und Gegenwärtiges, so hatten die verrauschten Jahre ihr Ermuthigendes und ihre Schauer, so hatte das Heute seine Erhebung und sein Unheimliches unserer Empfindung entgegen getragen. Da lagen die alten grauen Mauern, deren verschwiegene Geister aufgeklopft und aufgeschreckt waren, in der klaren, sonnigen und doch nordischen Herbstluft. Da glänzten die Wappenschilder, da flatterten die buntfarbigen Wimpel, die die Provinzen und Theile des Landes

bezeichneten, wie der Schmuck eines Titian'schen Bildes, grell abgehoben vom farblosen Gemäuer. Und daneben der prächtige Baldachin und der gedeckte Gang zur Schloßkirche, quer über den Schloßhof die breiten Freitreppen, Alles in Purpur und Gold. Und Tags darauf die Feier selbst mit ihren alten Heroiden neben den modernen Uniformen, den Krönungsornaten mit ihren alten historischen Insignien, umgeben von der Modekleidung unserer Tage; die Pagen in der Tracht der großen Kurfürstenzeit, die Damen fast wie im Schnitt der Hoffeste des großen Friedrich, zu der die mehr launisch wechselnde als erfindungsreiche Mode zurückgekehrt ist; die bunten Ornate der Fakultäten, die farbenprunkenden Gewänder der katholischen Geistlichkeit neben den schlicht schwarzen Talaren der protestantischen Prediger; das Spalier von Standarten aller Regimenter, von dem zu Fetzen zerschossenen Zeugen der steggekrönten Schlacht bis zu den unversehrten, neugestickten und erst in diesem Jahre geweihten Feldzeichen der neu gegründeten Regimenter, die sich, unbekümmert um die Wortkämpfe der Kammern in der Militärfrage, entfaltet hatten. Wie gesagt, die Geister vergangener Tage huschten in bedeutsamen Zeichen zwischen dem Krönungszug hindurch und flatterten über den Häuptern der Zuschauer, und die Zukunft, die dieser Gegenwart auf die glänzend gestickte Schleppe trat, auf die Schleppe, unter der der Staub der Vergangenheit aufwirbelte, sah unheimlich von allen Seiten aus ihren undurchdringlichen Schleiern hervor.

Durch Alles das waren wir nicht ganz und ungestört bei der Feier der Stunde; und vielleicht war nur Einer in der ganzen unabsehbaren Versammlung, der völlig erfüllt war von ihrer Bedeutung, der mit dem ganzen Ernst des Herzens sich ihrem Eindruck hingab, und dieser Eine war König Wilhelm selbst. Davon gab der thränenfeuchte Blick in den festen männlichen Zügen, die Demuth, mit der er sich vor dem Altar beugte, um das schwere glänzende Zeichen seines schweren glänzenden Amtes zu empfangen, und die Würde, mit der er es erhob, das Wohlwollen bei königlichem Ernst, das Beben bei der Zuversicht, deutliche Kunde. Und das Alles begegnete uns wieder bei dem Monarchen, als er einzog in seine Berliner Residenz, und bei den Festlichkeiten, die den Krönungsact beschlossen, in denen Feier, Glanz, Jubel und der laute Ausdruck gegenseitigen Vertrauens, gegenseitiger fester Liebe, das feste Band zwischen König und Volk, mitklangen und verhallten. Warum ich Ihnen nicht schrieb aus jenen glänzenden und bewegten Tagen? werden Sie fragen. Aufrichtig gesagt, die Masse des Details erdrückte den kleinen Bericht, den ich senden konnte; die langen überfüllten Spalten der Zeitungen hinderten mich meinerseits berichtend die Feder zu ergreifen, und die mit Illustrationen prunkenden Schilderungen schreckten mich ab, Ihnen in gedrängten Worten von dem zu berichten, was Bild und Wort überfluthend mitzutheilen wetteiferten. Sie werden mir Dank gewußt haben, und lieber führe ich Sie jetzt durch die Erinnerungen jener Tage und erzähle von den grellen und auffallenden Contrasten, die schon die wenigen Monate ans Licht drängten.

Ich führe Sie zurück auf eines der eigenthümlichsten Feste aus der Reihe jener Berliner Feierlichkeiten, auf den Ball, den der Herzog von Magenta dem Berliner Hofe und seinen Gästen in jenen Einzugstagen als Botschafter des Kaisers Napoleon im französischen Gesandtschaftshotel gab. Dieses Hotel liegt am Pariser Platz, Angesichts des Brandenburger Thors, das Friedrich Wilhelm II. erbaute, das die geflügelte Siegesgöttin, vom Viergespann getragen, schmückt, dieselbe Siegesgöttin, die der erste Napoleon nach Paris führen ließ, die als Zeichen des wiederbefreiten Vaterlandes, des neu errungenen Siegesruhms auf ihren Platz zurückkehrte. Heute blickt diese Victoria auf die hochragenden Masten vor dem Hotel, die abwechselnd Namen und Wappen des Königs Wilhelm und seiner Gemahlin und des andern Napoleon tragen. Der Platz hat dießmal den Namen, den ihm die Erinnerung an den siegreichen Einzug in Paris beilegte, in anderer Bedeutung angenommen — ein Stück Paris empfing an ihm die Berliner Gesellschaft. Hinter den Masten, die wir eben genannt, erhebt sich ein riesiges, mit Brettern bekleidetes Gerüst, die ganze Front des Hotels entlang. Die Neugier der Berliner Straßenjugend hat schon seit Wochen durch die Spalten dieses gewaltigen Bretterkastens gelugt und vergebens seine Bedeutung zu entziffern gestrebt. Bei der allgemeinen Illumination, die mehrere Tage vor dem Ball die Stadt festlich geschmückt, meinte man, solle die Verhüllung fallen und eine Ueberraschung an's Licht bringen. Aber das ungefüge Gerüst schmückte sich so gut als möglich mit farbigen Ballons, ohne indessen seinen Zweck zu verrathen. Heute wird er klar. Wieder umziehen ihn Guirlanden bunter Lampen, aber seine Seiten sind geöffnet und zeigen eine reich mit Teppichen geschmückte gedeckte Auffahrt für die Equipagen, die wieder ein Riesenorchester trägt, das an der ganzen Front des Hauses entlang die Zimmerreihe zu Tanzlokalen umstaltet, und durch die ausgehobenen, geschmackvoll dekorirten Fenster alle zugleich mit Klängen versorgt. Die außen unschöne Einrichtung zeigt sich nach innen, bei der Beschränktheit des Raumes für die zahllose Gesellschaft, als durchaus zweckmäßig. Aber was sollen die kleinen Treppen, die leicht gebaut von der Straße in die Fenster führen? „Cest pour la valetaille et — les voleurs!“ erwiederte mir ein Mitglied der Gesandtschaft auf meine Frage.

Innen sind Treppen und Gänge mit Blumen und großen Trümeaus geziert, die Zimmer mit Pariser Eleganz geschmückt und von den Riesen-Kron- und Armleuchtern mit einem Meer von Licht übergossen. Das Büffetzimmer garnirt sich immer wieder mit allen erdenklichen Erfrischungen. Und welche bunte Gesellschaft drängt sich durch die überfüllten Säle! Der ganze Hof, der König in seiner ritterlich gewinnenden Haltung, die Königin im vollen Glanz der geistvollen Liebenswürdigkeit, die Gäste aller

Digitized by Google

Nationen, die Vertreter der Kunst, der Wissenschaft, bis zu den Berichterstattern heimischer und auswärtiger Journale. Der Wirth mit seiner schönen, eleganten Gemahlin empfängt die Gäste. Neuer Contrast: der Held der Schlachten, dem wir wenige Tage vorher im kriegerischen Schmuck, in ernster militärischer Haltung auf der Parade begegnet, trägt das französische Hofkleid, die für Berlin noch ungewohnten kurzen Beinkleider mit Schuhen und Strümpfen. Ist das Mac-Mahon, Herzog von Magenta?

Aecht französisch war die Ueberraschung, der Haupteffekt für den Schluß des Festes aufbewahrt. In den Garten des Hotels war ein riesiger Speisesaal eingebaut und dieser imparadisirte Raum mit orientalischer Pracht geschmückt. Goldene Palmen trugen die Decke; die Wände glänzten in der gemalten Farbenpracht der Alhambra; orientalische Fülle bis auf die prächtigen Smyrna-Teppiche, die den Fußboden deckten; Springbrunnen rauschten auf zwischen den lichtstrahlenden, üppig servirten Tafeln; über eine bunt erleuchtete Grotte führte die mit Purpurteppichen belegte Treppe hernieder. Es war wie ein Zauber, eine kleine Feerie, die sich den Blicken der staunenden Gesellschaft erschloß, als die Vorhänge aus einander rauschten, und ein neues Orchester mit der Melodie: „Partant pour la Syrie," zur Tafel in den Speisesaal einlud. Aber das Mährchen zeigte schnell seinen irdischen Ursprung. Während oben in den Räumen des norddeutschen Ballfestes durch Menschenfülle und Kerzenglanz eine fast tropische Temperatur erzeugt war, empfing uns in den orientalischen Hallen die feuchtkalte Nachtluft des nordischen Spätherbstes, mit der die kleinen Rechauds in den Ecken eben so vergebens kämpften als die verschwendeten Parfüms mit dem Duft der Leimfarben und der Speisen. Einer unserer gelstreichsten Feuilletonisten behauptete, alle Damen, die nicht zum Hermelin berechtigt gewesen, hätten sich in Servietten gehüllt. „Warum tanzte man nicht hier, und soupirte oben?" hörte ich fragen. Die Antwort war sehr einfach: damit wäre der Effekt verloren gegangen.

Das Stückchen Orient ist längst abgerissen und so viel als möglich wohlverpackt nach Paris zurückgewandert; das Brettergerüst ist abgebrochen, die Fenster sind restituirt, und wer jetzt an dem Hotel vorübergeht, sieht keine Spur mehr jener wunderlichen Anstalt, die für einen Abend das Haus nach Straße und Garten hin erweiterte, um ein Weltfest zu geben. Damals, um die Täuschung vollständig zu machen, die uns aus unserer norddeutschen Residenz in Pariser Luxus versetzen sollte, hatte der König beim Beginn des Soupers an den Kaiser Napoleon seinen Gruß telegraphirt, und zum Dessert schon kam die geflügelte Antwort. Soll man sich da nicht über Raum und Entfernung verwirren?

Aber es ist nicht das französische Gesandtschaftshotel allein, das sich verändert hat seit jenen Festtagen, und nicht dort begegnen wir den schärfsten Contrasten mit dem heute, nach so wenig Wochen, wie sie sich an Menschen und Verhältnissen herausstellen. Damals schritt unsere jugendliche Kronprinzessin mit heiterem, lebensfrohem Blick aus dem großen klugen Auge durch die Feste. Heute hat der Tod des Vaters, an dem ihr Herz mit kindlichster Verehrung und Liebe hing, sie mit Trauer erfüllt. Welcher Contrast zwischen den Empfindungen jener Tage und den jetzigen, zwischen dem Schmuck jener Feste und den Trauerschleiern von heute, zwischen dem heiteren Lächeln und dem thränenschweren Auge! Die Theilnahme an diesem Todesfalle, der unser Königshaus so nahe trifft, ist eine allgemeine, und die Trauerfeier, zu Ehren des Prinz-Gemahls von England angeordnet, ist wahrhaft mit dem Herzen begangen.

Da begegneten wir zwei jugendlichen, fast knabenhaften Erscheinungen auf den Berliner Einzugsfesten, dem Herzog von Oporto und dem Herzog von Beja, den portugiesischen Königskindern, und neben ihnen der jugendlich schönen Schwester, der jungen Prinzessin von Hohenzollern. Wie schüchtern reihen sie sich in die Festzüge! Die Schwester, blond mit deutschem Typus, aber mit der blitzenden Lebendigkeit des Südens in den classisch schönen Zügen, jünger an Jahren zwar als die Brüder, und eben erst zur Blüthe entfaltet, blickt doch sicherer in das bunte Getreibe und gibt sich dem Eindruck mit kindlicher Freude hin. Die Brüder, mit südlicherem Ausdruck, mit den zierlichen Jünglingsgestalten stehen da mit einem Ernst, der ihren Jahren vorzugreifen scheint, aber mit einer Unbefangenheit, der man anzusehen meint, daß ihnen die Sorgen des Lebens noch fern standen. Und wenige Wochen nachher, noch hatten sie nicht wieder den Fuß auf heimathlichen Boden gesetzt, trug der älteste Bruder die Krone, und der jüngste, so sagen die neuesten Berichte, empfing, schwer erkrankt, die Sterbesacramente, und die Berliner Feste waren die letzten seines jungen Lebens.

Dort tritt uns eine volle blonde Gestalt in der Mitte der Mannesjahre entgegen. Wer sich gewöhnt hat, den dunkeln Typus des Haares und der Gesichtsfarbe für unzertrennlich vom Südländer zu denken, wird kaum in ihm den spanischen Botschafter, Herzog von Ossuna, errathen. Und doch ist er es und in seiner Umgebung der junge blasse Mann mit dem glänzenden Stern auf der Brust ist der Sohn der Königin Christine aus ihrer Ehe mit Don Fernando Munoz. Schon damals wollte das Gerücht von einer Herzensangelegenheit wissen, die den Herzog einige Tage länger, als seine Botschaft erheischte, in Berlin zurückhielt, aber es war auf falscher Spur. Jetzt weiß man, daß eine Dame des Hofes dem Herzog Herz und Hand verheißen und er bald die blonde deutsche Schönheit heimführen wird in sein glühendes Spanien. — Wer könnte alle Wandlungen aufzählen, die unter den Theilnehmern jener Feste die wenigen Wochen hervorriefen!

Aber greller, Allen sichtbarer sind noch die Contraste in den Verhältnissen, die der Oeffentlichkeit und dem allgemeinen Interesse angehören. Nur zwei wollen wir hervorheben. Mit welcher Rührung empfing der König von der Stadt Berlin, von der Provinz Schlesien als bleibendes Erinnerungszeichen an seine Krönung die beiden

Kanonenboote „Berlin“ und „Schleſien“ als Zuſchuß zur Flotte, mit welcher Rührigkeit hatte man bisher für dieſe Flotte aller Orten geſammelt! Und jetzt iſt der tragiſche Untergang der „Amazone,“ von der man wochenlang mit banger Ahnung auf Nachricht hoffte, zur Gewißheit geworden, viele Familien ſind in tiefe Trauer verſetzt, und jenes freudige, hoffnungsreiche Gefühl hat dem Schmerz Platz gemacht. Die trüben Befürchtungen, die immer hoffnungsloſer wurden, bis die unwiderrufliche Gewißheit des Unglücks ſie beſchloß, ſchritten wochenlang wie ein unheimlicher Geiſt durch die Berliner Geſellſchaft, und ſie folgten dem Feſtjubel auf dem Fuß. Wie viele Familien haben, wenn auch keinen nahen Angehörigen, doch einen jungen Freund, einen Verwandten oder Bekannten zu betrauern! Wie viele Lebenshoffnungen ſcheiterten mit der unheilvollen Amazone!

Wie ſtimmte ferner jener Triumphzug, wie der König ihn ſelbſt nannte, auf dem nur Hingabe, nur Vertrauen, nur Liebe zum König und ſeinem Hauſe, nur patriotiſche Opferfähigkeit ſich ausſprachen, mit dem Ausfall der Wahlen, die an denſelben Orten jener freudigen Bewegung auf dem Fuße folgte? Damals Hingabe, jetzt ſcheues Zurückziehen, damals Vertrauen, jetzt Mißtrauen, faſt möchte man ſagen allſeitige Oppoſition gegen die Vertreter der Regierung, die vor drei Jahren mit ganz entgegengeſetzten Kundgebungen empfangen wurden; denn die eigentlich miniſterielle Partei der neugewählten Kammer iſt eine numeriſch ſehr geringe, während ſie in der verſtoſſenen Legislatur die überwiegende Majorität bildete. Ueberall Sieg der Fortſchrittspartei, die zwar noch nicht entſchieden mit dem Miniſterium bricht, die aber doch ihre Unterſtützung abhängig macht von Fordeerungen, die das jetzige Miniſterium wenn auch nicht ganz ſtürzen, doch zum Theil ſprengen. Und was heißt Fortſchrittspartei? Demokratie, nichts weiter; wie aber die Reactionäre dieſen abſchreckenden Namen mit dem der Conſervativen vertauſcht, ſo haben die Demokraten für die große Menge, die ihnen urtheilslos folgt, auch die Aufſchrift ihrer Fahne geändert und ſich in den weiten Mantel eines dehnbaren Programms gehüllt, aus dem nur hier und da für die vorſichtigen Augen und den geſchärften Blick die alten Wahrzeichen der Barrikadenkämpfer von 48 hervorblicken. War nun jener Octoberjubel eine Lüge oder iſt es die Novemberwahl? Keines von beiden, möchten wir behaupten. Damals drängte ſich wirklich patriotiſche Begeiſterung und wahre Liebe und Vertrauen zum König ans Licht, und die Wahlen ſind theils nur die Ebbe nach allzu hoch geſchwollener Fluth, theils ließ ſich die Menge, halb unfreiwillig, in der Erregung der Wahlzeit weiter drängen, als ſie ſelbſt wollte, und folgte den ebenſo geſchickten als vorſichtig eifrigen Agitatoren. Ueberdem zeigt die Kammer, die in den nächſten Wochen zuſammentritt, ſchon jetzt eine ganz andere, weniger drohende Phyſiognamie, als die Siegesoſaune der Fortſchrittsmänner uns gleich nach dem Wahlact vermuthen ließ. Eines aber ſteht feſt: der König, der damals tief gerührt und in der Sicherheit des allſeitigen Vertrauens auf ſein Volk blickte, iſt tief gekränkt und überraſcht von dem Wahlausfall, in dem er einen plötzlichen Umſchlag der Stimmung gegen die Männer ſeines Vertrauens nicht allein, ſondern gegen ſeine eigene Perſon ſieht. In dieſem Sinne hat er ſich vielfach ausgeſprochen und es fehlt nicht an Leuten, die dieſe Stimmung zu benützen ſuchen. Durch die ganze Geſellſchaft iſt aber wieder der Zwietrachtsfunke geſtreut, der immer nach den Wahltagen erglimmt.

Doch ich will nicht politiſiren, und nur noch einer Gabe aus den Feiertagen der Krönung Erwähnung thun, die faſt allein nicht zu den Gaben der Liebe gehörte. Ich meine die Tagebuchblätter von Varnhagen, die Ludmilla Aſſing ans Licht gebracht. Eines muß man der Dame laſſen: ſie weiß zu ſpeculiren. Sie bricht ab mit ihren Enthüllungen, wo wir fühlen, daß der Strom der Galle bei dem Selbſtbiographen erſt recht anſchwillt. Die nächſten Bände werden uns noch hämiſcheren Skandal auftiſchen. Ferner weiß ſie ihre Zeit zu wählen: damals, für den Humboldt-Briefwechſel, die Tage, in denen das tragiſche Geſchick und Siechthum Friedrich Wilhelms IV. alle Gemüther bewegte; diesmal bringt ſie die Schmähungen einer kleinlichen, in ihrem Ehrgeiz gekränkten Natur im Moment, wo aller Orten die Liebe zum Königshauſe ſich in ihren Kundgebungen beeifert. Sie wenigſtens thut es mit dem Muth, der dem Verdammungsurtheil und der Verachtung der allgemeinen Stimme trotzt, während der Schreiber der Blätter ſich hinter dem Sargdeckel verkroch, ehe er ſeine Bosheiten ausſtreute. Die Kritik faſt der geſammten Preſſe und die öffentliche Meinung haben längſt den Stab über das Geklatſche, gebrochen, und doch iſt das große Publikum nicht frei von Schuld. Wer auf die Skandalſucht des Publikums ſpeculirt, iſt nur dadurch zu ſtrafen, daß dieſe Speculation fehlſchlägt. So lange das Publikum ſich nach Tauſenden von Exemplaren drängt, iſt der Herausgeber halb gerechtfertigt. Kauft und leſt das Buch nicht, das iſt die einzige und beſte Antwort auf ſeine Veröffentlichung. Ich hätte das Buch aus Achtung vor dem um Literatur und Wiſſenſchaft verdienten Verfaſſer unerwähnt gelaſſen, hätte es nicht ſeinen ſchmutzigen Faden durch das glänzende Gewebe jener Tage geſchoſſen, von denen ich Ihnen erzählen wollte, und ſo laſſen Sie uns denn das Prachtgewand, das ich Ihnen in der Erinnerung wieder vorgeführt, zur Seite legen, nachdem ich gezeigt, wie ein Trauerband es umzieht und wie ſeine letzten Fäden ſcheinbar verwirrt in ungeſchlichtetem Aufzug und Einſchlag durch einander laufen.

Digitized by Google

Genf, December.

(Schluß.)

De Candolles Memoiren. — Stellung deſſelben zur Wiſſenſchaft. — Goethes Pflanzenmetamorphoſe und de Candolles Auffaſſung der Botanik.

Ein anderes Werk, welches uns noch zum Beſchluß unſerer literariſchen Jahresſchranke aus der franzöſiſchen Schweiz vorliegt, führt uns aus jenen Zeiten, wo die Baſis der eigenthümlichen Entwicklung des Genfer Staats und der Genfer Bildung gelegt wurde, in die jüngſte Vergangenheit und nennt uns einen Namen, der als einer der hellſten Sterne der Wiſſenſchaft noch heute leuchtet. Wir ſprechen von den Mémoires et souvenirs de Augustin Pyramus de Candolle, associé étranger de l'Institut (Académie des Sciences), écrits par lui-même et publiés par son fils." (Genève et Paris, Cherbuliez 1862). Es iſt ein ſtattlicher Großoctavband, in welchem uns das reiche Leben des großen Genfer Naturkundigen von ihm ſelbſt mit größter Unbefangenheit und Offenheit wie ein großes, buntfarbiges Gemälde voll der bedeutendſten Scenerie entrollt wird. Man braucht nur die Periode, in welche das Leben und Wirken de Candolles fiel (1778 bis 1841), und die zahlreichen perſönlichen Beziehungen, in welchen der berühmte Forſcher bei ſeinen wechſelvollen Schickſalen in Genf, Paris, Montpellier mit vielen der bedeutendſten Männer ſeiner Zeit ſtand, ſo wie die mannigfachen Verbindungen, welche er auf ſeinen Reiſen aber durch ſeinen europäiſchen Ruf mit Gelehrten faſt aller Länder anknüpfte, in Anſchlag zu bringen, um zu begreifen, welch reiches und intereſſantes Material hier dem Leſer geboten wird.

Herausgeber der Denkwürdigkeiten iſt der Sohn des Verfaſſers, Alph. de Candolle, der gelehrten Welt als der würdige Nachfolger ſeines Vaters auf der Bahn naturwiſſenſchaftlicher Forſchung ruhmlichſt bekannt. Ihm hatte der Vater das Amt der Veröffentlichung anvertraut und in einem nachgelaſſenen Briefe geſagt: „Du magſt urtheilen, ob dieſes Manuſcript der Mühe verlohnt, veröffentlicht zu werden. In dieſem Fall bevollmächtige ich dich, Ausſcheidungen vorzunehmen, aber keine Zuſätze, es ſey denn in deinem eigenen Namen." Zwanzig Jahre ſind ſeit dem Tode A. P. de Candolles verfloſſen und heute hat ſich der Sohn ſeiner Aufgabe mit einer Pietät entledigt, wie ſie ein ſolcher Vater verdiente. Mit allzu großer Beſcheidenheit befürwortet der Herausgeber die Veröffentlichung, wenn er ſagt: „..... Heute hat die Zeit die Einzelheiten vergeſſen laſſen und die Umſtände ſind verändert, beſonders in Genf. Sie haben eine gewiſſe Analogie mit denjenigen bekommen, welche beſtanden, als mein Vater ſeine Laufbahn begann. Ein neues Geſchlecht iſt herangewachſen, wenig unterrichtet über die vorhergehenden Zeiten, wenig zufrieden und dennoch wenig entſchieden. Es wird ihm, denke ich, angenehm ſeyn, zu ſehen, wie ſechzig Jahre früher, mitten unter noch ſchwierigeren Verhältniſſen als die gegenwärtigen, ein Mann ſich benahm, der es zu Etwas gebracht hat durch ſeine eigene Energie, ohne Charlatanismus, Niedrigkeit und Ränke. In andern Beziehungen ſind die Strebungen der Zeit ſehr verſchieden geworden, aber vielleicht wird man gerade deßhalb mehr Intereſſe bei der Erzählung eines Lebens finden, deſſen bewegende Kraft die Wiſſenſchaft war, in welchem das Vergnügen, ohne verſchmäht zu werden, nach dem Studium kam, und worin das Streben nach materiellem Wohlſtand eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielte."

Ueber die bei dem Erſcheinen zeitgenöſſiſcher Denkwürdigkeiten gewöhnlich berührte Frage, in wie weit das Recht der Veröffentlichung von Perſönlichkeiten berührenden Erinnerungen auszudehnen ſey (eine Frage, welche bekanntlich wegen des Varnhagenſchen Nachlaſſes jüngſt von der deutſchen Preſſe nicht ohne Leidenſchaftlichkeit erörtert worden), äußert ſich Alph. de Candolle folgendermaßen: „Ich fühlte einigemal Beunruhigung über die Art, wie ich meine Aufgabe als Herausgeber würde löſen können. Ich fand in dem Manuſcript viele auf Perſonen bezügliche Artikel; ſie waren, es iſt wahr, im Allgemeinen wohlwollend, doch einigemal kritiſch, und hin und wieder allzu familiär und von geringem Intereſſe. Auszuſcheiden, was unnöthigerweiſe ehrenwerthe Perſonen verletzen konnte, war meine ſtrenge Pflicht, indeſſen mußte mancher verdiente Tadel ſtehen bleiben, wäre es auch nur wegen des Verſtändniſſes der Handlungen und Meinungen des Verfaſſers geweſen." Eine andere Schwierigkeit ſchien dem Herausgeber aus der ſtyliſtiſchen Beſchaffenheit des Manuſcripts zu erwachſen. Der große Gelehrte, der hier in den Jahren des Alters und der Zurückgezogenheit noch einmal ſeine reichen innern und äußern Erlebniſſe an ſeinem geiſtigen Auge vorüber ziehen ließ, hatte die wechſelnden Bilder, wie ſie ihm in der Erinnerung aufſtiegen, in lebendiger Erregung niedergeſchrieben, unbekümmert um die ſtyliſtiſche Vollendung der Diction; er hatte ſie aufgezeichnet, wie man etwa einem Freunde in belebter Unterhaltung ſeine Schickſale und Erfahrungen erzählt. Auch ſpäter hatte er keine Correktur vorgenommen. Der Herausgeber ſchwankte, ob hier eine ſtyliſtiſche Feile nachhelfen ſollte, um jenen glatten Memoirenſtyl zu erreichen, welchen manche franzöſiſche Kritiker für eines der weſentlichſten Erforderniſſe dieſer literariſchen Gattung halten. A. de Candolle hat jedenfalls den richtigen Weg eingeſchlagen, wenn er dieſe Abſicht bald fallen und das Manuſcript mit

Digitized by Google

feinen gelegentlichen ſtyliſtiſchen Unebenheiten in der ganzen friſchen Urſprünglichkeit der erſten Conception abdrucken ließ, indem er in der Vorrede hinzufügt: „Es gibt Fälle, wo Nachläſſigkeit mehr werth iſt als Correktheit. Die Phraſe ändern, heißt den Styl, heißt den Menſchen ändern.“

Der Herausgeber wollte zuerſt die Denkwürdigkeiten ſeines Vaters nur in einer kleinen Zahl von Exemplaren drucken laſſen und im engen Freundeskreis vertheilen, allein er erwog, daß die gelehrte Welt berechtigte Anſprüche auf eine allgemeine Zugänglichkeit des Werkes habe. Enthält es auch nur wenige rein wiſſenſchaftliche Abſchnitte, ſo zeigt es doch, welchen Standpunkt der Verfaſſer einnahm, wie er dieſen errang und welchen Einfluß er auf die Botanik ausübte. Indem der Herausgeber die allgemeinen Entwicklungsphaſen dieſer Wiſſenſchaft von de Candolle kurz ſkizzirt, ſagt er, auf die Wirkſamkeit des letzteren übergehend: „Die Theorien waren dahin gerichtet, das organiſche Weſen als nach einem regelmäßigen Plan gebaut darzuſtellen, mit ſymmetriſch angelegten Stücken; allein dieſer Plan, dieſe ſymmetriſche Anlage kommen in der Natur ſelten zur vollen Erſcheinung in Folge von ſecundären Urſachen, welche ſie in jedem beſondern Fall entweder ſtören oder mehr oder weniger verbergen. Den Plan oder Typus nach den einzelnen gegebenen Thatſachen, welche man beſitzt, begreifen, indem man ſich der mannichfaltigen Erſcheinungen von 100,000 Pflanzenarten und der Monſtroſitäten, welche ſich dann und wann in jeder darſtellen, zu dieſem Zweck bedient, das war der ungeheure Kreis, in welchem ſich die Botaniker bewegen mußten. Die Idee iſt der Größe der Natur ſelbſt entſprechend, denn ſie bietet gleichfalls einen Mittelpunkt dar, auf welchen Alles zurückführt (die Einheit des Plans der Bildung) und eine unendliche Mannichfaltigkeit in den Beſonderheiten. Dieſe Mannichfaltigkeit erzeugt eine ſcheinbare Verwirrung, allein mit vollkommener innerer Ordnung. Das Gefühl einer Einheit der Compoſition hat in mehr oder weniger klarer Weiſe im Geiſt der Naturforſcher immer beſtanden. Es wird erzeugt durch das Studium der Beziehungen und offenbart ſich bei jedem Verſuch einer natürlichen Claſſification. Goethe hatte es in hohem Grade in ſich aufgenommen. Geoffroy Saint-Hilaire und de Candolle, der erſtere in der Zoologie, der letztere in der Botanik, haben es entwickelt, ohne von den naturwiſſenſchaftlichen Werken ihres großen Vorgängers die mindeſte Kenntniß zu beſitzen. Die meinem Vater eigenthümliche Idee von der Regelmäßigkeit des typiſchen Plans in den Pflanzen, eine Idee, welche Goethe ſtets verwarf, nähert ſich den Theorien Hauys über die Cryſtalliſation und dem Geſetz des Berzelius von den beſtimmten Verhältniſſen für die chemiſche Zuſammenſetzung der Körper.“ Hinſichtlich der Arbeiten Goethes bemerkt nun der Herausgeber in einer der den Memoiren beigegebenen Beilagen (S. 572): „Er (de Candolle) ſtudirte die Pflanzen, er zog die Literatur zu Rath, aber was die Art betrifft, die Thatſachen aufzufaſſen und ſie durch Theorien in Beziehung zu bringen, ſo folgte er weſentlich ſeinen eigenen Ideen, welche oft vom Gang der verwandten Wiſſenſchaften beeinflußt wurden, und manchmal war er glücklich, wenn er in ſchon veröffentlichten Werken Anſichten entdeckte, die den ſeinigen entſprachen. Man weiß z. B., daß der berühmte Goethe 1790 ein Werkchen über die Metamorphoſe der Pflanzen geſchrieben hatte, worin ſich mehrere der von meinem Vater von 1809 bis 1813 entwickelten Geſichtspunkte finden. Die beachtenswerthe Arbeit des Dichters war den deutſchen Botanikern faſt unbekannt, um wie viel mehr den franzöſiſchen, beſonders denjenigen, welche, wie mein Vater, die deutſche Sprache nicht kannten.“ De Candolle erhielt, wie weiter beigefügt wird, die erſte Kunde von der Goethe'ſchen Schrift im Jahr 1823 durch einen Hrn. C. Kampmann in Paris, jedenfalls ein auffallendes Zeugniß, welch langſame Fortſchritte die Kenntniß der deutſchen Literatur ſelbſt in ihren größten Namen ſogar unter den Gelehrten franzöſiſcher Zunge damals noch machte. Und doch war eine franzöſiſche Ueberſetzung des Goethe'ſchen Werkchens unter dem Titel: „Essai sur la Métamorphose des Plantes. Trad. par Fr. Soret,“ bereits 1790 zu Gotha erſchienen (neue Ausgabe, Stuttgart 1831). Bei Goethe ſelbſt finden wir folgende Stelle: „Auch Juſſieu hatte in ſeiner Einleitung zur Pflanzenlehre der Metamorphoſe gedacht, aber nur bei Gelegenheit der gefüllten und monſtroſen Blumen.“ (Sämmtl. Werke XXXVI, 114).

Auf die Verdienſte de Candolles um die Wiſſenſchaft zurückkommend, ſagt der Herausgeber weiter: „Er hat neue Ideen ausgeſprochen über die Art, die Organe der Pflanzen, ihren idealen Plan und die mannigfaltigen Urſachen der Abweichungen von dieſem Plan zu betrachten; endlich hat er der natürlichen Methode der Claſſifikation, indem er ſie unterſuchte, vervollkommnete und beſonders mit außerordentlichem Eifer und in großem Maßſtabe zur Anwendung brachte, zu ihrem Siege verholfen. Durch alle dieſe Mittel hat er die Botanik in der öffentlichen Meinung gehoben. Er war der zweite, welcher denſelben hohen wiſſenſchaftlichen Titel, den ich ſo eben als einen Beweis des hohen Anſehens Linnés erwähnt (Ernennung zum auswärtigen Mitglied der Pariſer Académie des Sciences), erhalten hat. Robert Brown, ſein Zeitgenoſſe, ein eben ſo umfaſſender, eben ſo durchdringender, aber weniger thätiger Geiſt, war der dritte, und trotz der Tiefe einiger Unterſuchungen neuerer Botaniker zweifle ich doch, daß man einen vierten finden wird, ſo lange die analytiſche Periode andauert, in welche uns die Macht der Verhältniſſe geführt hat. Der individuelle Charakter und die Umſtände, welche meinen Vater in ſeiner Jugend und in ſeinem reifen Alter umgaben, haben weſentlich zu ſeinen Erfolgen beigetragen. Unter dieſem Geſichtspunkt erklären die Memoiren viele Dinge in ſeiner wiſſenſchaftlichen Laufbahn. Sie zeigen ſeine inſtinktive Leidenſchaft für das Studium, für dasjenige der Botanik beſonders, ſeine unermüdliche Thätigkeit, die Unabhängigkeit ſeines Geiſtes

Digitized by Google

und diejenige, welche aus ſeiner Stellung in Genf und ſeinem gewöhnlichen Aufenthalt außerhalb der großen wiſſenſchaftlichen und politiſchen Mittelpunkte hervorging. Einem kleinen Staat angehörend, hatte er die Gewohnheit angenommen, an Europa wie an ſein wahres Vaterland in allen Dingen, die nicht von rein lokalem Intereſſe waren, zu denken, und Europa hatte ihn um ſo lieber adoptirt, als er keiner der auf einander eiferſüchtigen Hauptnationen angehörte. Die kleinen Länder engen die Ideen derjenigen ein, welche kleine Ideen haben, und erweitern im Gegentheil den Raum unendlich für diejenigen, die es lieben, große Fragen frei zu behandeln. Goethe war gebürtig aus einem der kleinſten Staaten Deutſchlands und Rouſſeau aus einer der kleinſten Republiken des vorigen Jahrhunderts."

Niemand wohl hat eine größere Befugniß, die Stelle, welche A. P. de Candolle in der Geſchichte der Wiſſenſchaft gebührt, zu bezeichnen, als ein Botaniker von der Gelehrſamkeit und dem anerkannten Rufe Alph. de Candolles, und der Pietät des Sohnes ſteht es vor Allen zu, die hohen perſönlichen Eigenſchaften des großen Forſchers, wie ſie überall in ſeinem Leben ſich offenbarten, zu ehren. A. P. de Candolle war ein Mann von reinſter Wiſſenſchaftlichkeit, ein Mann, der, wie oben geſagt worden, „es zu Etwas gebracht hat durch ſeine eigene Energie, ohne Charlatanismus, Niedrigkeit und Ränke." Man kann den Gegenſatz dieſes Charakters mit ſo manchen Erſcheinungen unſerer Zeit, wo widerlicher Eigennutz, hohle Eitelkeit und frivole Intrigue ſelbſt bis in das Heiligthum der Wiſſenſchaft und Literatur frech einzudringen wagen, nicht ſchärfer bezeichnen.

Hinſichtlich der Einzelnheiten müſſen wir auf die Memoiren ſelbſt verweiſen. Sie umfaſſen in fünf Büchern zuerſt die früheſte Kindheit und Jugend de Candolles in Genf und Paris, ſeine Studien, Lehr- und Wanderjahre, dann ſeine Wirkſamkeit als Lehrer an der Univerſität zu Montpellier (1808—1816), ſeine zahlreichen Reiſen und immer mehr ſich ausdehnenden gelehrten Verbindungen, die Aufnahme in das Inſtitut und den wachſenden Ruhm des Gelehrten, endlich nach der Reſtauration ſeine Rückkehr nach Genf, ſeinen Einfluß auf das geſammte wiſſenſchaftliche Leben ſeiner Vaterſtadt, ſo wie ſeine ſegensreiche Wirkſamkeit an der Akademie, und endlich, nachdem er 1834 die Entlaſſung von ſeinem Amte genommen, die letzten Lebensjahre des Forſchers, welche zwar durch körperliche Leiden vielfach getrübt waren, aber durch die ehrenvollſte Anerkennung der ganzen gelehrten und gebildeten Welt ein langes, der Wiſſenſchaft geweihtes Leben belohnten. Ueberall ragen in dieſes reiche Leben die großen Ereigniſſe jener bewegten Zeit herein, überall finden wir neben tiefen Einblicken in die innere Entfaltung dieſes großen Forſchergeiſtes die intereſſanteſten Schilderungen aus der Welt und Geſellſchaft. Wir können nur mit dem Wunſche ſchließen, daß das ſo bedeutſame Buch durch eine deutſche Ueberſetzung auch bei unſern Landsleuten in weiteren Kreiſen bekannt werde.

W. L.

Aus Norddeutſchland, December.

Ein Tag in Bad Wildungen.

Neue Badeorte ſchießen in unſerer reiſeluſtigen und ſtärkungsbedürftigen Zeit alljommerlich wie Pilze aus der Erde, und die Berichte über ihre heilkräftigen Wirkungen, die Reize ihrer Umgebungen, die Vortrefflichkeit oder Mangelhaftigkeit ihrer Einrichtungen erfüllen die belletriſtiſchen wie die mediciniſchen Zeitſchriften. Nun gehört zwar Wildungen keineswegs zu dieſen Schöpfungen und Schooßkindern der Gegenwart; es iſt im Gegentheil ein Bad von altem, ſeitdem Ruf, das Urſache hat, auf die meiſten dieſer modernen Parvenus mit gerechtem Stolz und Selbſtbewußtſeyn herabzublicken. Aber ſo Mancher dort auch ſchon Heilung oder mindeſtens Erleichterung ſchwerer und hartnäckiger Leiden gefunden, ſo viele berühmte Aerzte (u. a. bekanntlich Vater Hufeland) die Wunderkraft ſeines Waſſers geprieſen haben, ſo verſchwenderiſch endlich die Natur dort in mehr als einer Hinſicht ihr Füllhorn ausgegoſſen hat, ſo hat es doch Wildungen nie zu einem Modebade, ja nicht einmal zu einem beſuchten Brunnenorte bringen können.

Der Hauptgrund dieſer Vernachläſſigung lag allerdings ſicherlich in den überaus mangelhaften, ja geradezu erbärmlichen Einrichtungen, wie ſie dort bis in die allerneueſte Zeit beſtanden, und welche mehr als Einen Curgaſt nöthigten, nachdem er nicht ohne Schwierigkeit den

abgelegenen Ort erreicht, unverrichteter Sache wieder abzureiſen. Einige wenige dumpfe und feuchte Badezellen, ein ſchlechtes Gaſthaus auf windiger Höhe oder ein noch ſchlechteres Quartier in dem zwanzig Minuten entfernten Städtchen, keine Anlagen, keine Bequemlichkeiten, keine Unterhaltung — es gehörte Muth und Ausdauer und ſelbſt ein nicht allzu ſehr geſchwächter Körper dazu, um dabei auszuhalten, und doch ließ ſich bei dem beſten Willen der Zweck des Aufenthalts ſelbſt meiſt nur unvollkommen erreichen. Es half nichts, daß Wildungen in ganz Deutſchland für die ſpecifiſchen Wirkungen ſeines Waſſers keinen ebenbürtigen Rival hatte, und ihm im Auslande vielleicht nur Vichy den Rang ſtreitig machen konnte: die Zahl der jährlichen Gäſte nahm ab ſtatt zu, und würde vielleicht allmälig auf Null reducirt ſeyn, hätte nicht eine ſpeculative Geſellſchaft, von der waldeckiſchen Regierung verſtändigerweiſe begünſtigt, die vorhandenen, faſt ganz entwertheten Brunnenactien aufgekauft und, ohne die unvermeidlichen bedeutenden Auslagen zu ſcheuen, die Regeneration des Bads nach allen Richtungen hin kräftig in Angriff genommen.

So entſtanden im Laufe der letzten Jahre das große und bequeme neue Logirhaus, welches zugleich die Badezimmer in bedeutend vermehrter Anzahl und verbeſſerter Einrichtung enthält; ſo verwandelte ſich das ſumpfige Thal unterhalb der Hauptquelle in einen lieblichen Garten voll ſaftgrüner Raſenplätze und bunter Blumenbeete; die Quellen wurden neu gefaßt und einer neuen Analyſe durch den bekannten Chemiker Freſenius unterworfen,* die nöthige Sorge für Verpflegung und Unterhaltung der Gäſte getroffen und die nothwendige Communication einerſeits mit der drei Stunden entfernten Station der Main-Weſerbahn, Wabern, andererſeits mit der Reſidenz des Fürſten von Waldeck, Arolſen, durch tägliche Poſt- und Omnibusfahrten ins Werk geſetzt. Es verſteht ſich, daß, nachdem ſo die Vorbereitungen zum Empfang der Gäſte getroffen waren, man es an Einladungen nicht fehlen ließ. In Zeitungen und Zeitſchriften aller Art und Sprache, in Warteſälen und Leſezimmern erſchienen die bekannten literae cubitales mit tönender Anpreiſung von Dingen, die vorhanden waren, und andern, die es nicht waren. Aber Regierung und Actiengeſellſchaft hatten noch ein anderes Mittel gefunden, die improvements von Wildungen zu beſchleunigen, das Publikum heranzuziehen und ſich vor Schaden zu bewahren. Seit langen Jahren beſaß der Teufel ein Filial in Wildungen in Geſtalt einer Rouiette. In der alten guten Zeit ſpielten die Pächter, Bauern und reichen Juden der Umgegend an Sommerſonntagen mit $1/6$ und $1/3$ Thalerſtücken und ſprengten auch wohl einmal die Bank mit einer Hundertthalerrolle. Die Ankündigung der neuen Verbeſſerungsplane reizte die Speculanten von jenſeits des Rheins: bald kamen lockende Anerbietungen, denen natürlich die Actiengeſellſchaft und leider auch die Regierung nicht zu widerſtehen vermochten. Eine regulöre Spielhölle ward aufgethan, die ſogar den Winter hindurch fortarbeitete und eine Menge Spieler von Profeſſion, meiſt Franzoſen, mit einem Anhange männlichen und weiblichen Geſindels über das unglückliche Provinzialſtädtchen brachte, welche laut Zeugniß der Pfarrer, Polizeibeamten und Lehrer der öffentlichen und privaten Moralität der guten Wildunger bereits nicht unbedeutenden Abbruch gethan haben ſollen. Dafür aber hat der Spielpächter natürlich den Bau eines Kurhauſes, die Unterhaltung der Anlagen, die Muſik u. ſ. w. übernehmen müſſen, wodurch die bedenkliche Lage der Actiengeſellſchaft, die trotz alledem bis jetzt ihren Mitgliedern nur ein Procent Dividende auszahlen konnte, ſich einigermaßen gehoben hat.

Aber nicht die ſchöne Gelegenheit, eine donnernde Philippica gegen die Spielhöllen vom Stapel zu laſſen, noch die Intereſſen der Actiengeſellſchaft, noch endlich, ich geſtehe es, die Theilnahme an der leidenden Menſchheit ſelbſt haben mich veranlaßt, die Leſer mit einem Bericht über das vielleicht einem großen Theile derſelben ſelbſt dem Namen nach unbekannte Wildungen zu behelligen; ſondern die lebhafte Erinnerung an die ſchöne Zeit, die ich, von dem herrlichſten Sommerwetter begünſtigt und in der angenehmſten Geſellſchaft, in den reizenden Umgebungen des Bads verlebte. Wildungen mit ſeiner Umgegend iſt eine echte Perle in der landſchaftlichen Krone Germaniens, und da noch ſo wenige von ihr gehört, noch wenigere ſie ſelbſt geſchaut, ſo möchte ich damit zugleich einen kleinen Beitrag zur Phyſiognomik der vaterländiſchen Erde liefern und die vielen Reiſeluſtigen auf dieſes ſchöne, ihnen vielleicht ſo nahe liegende und doch unbekannte Erdenfleckchen aufmerkſam machen.

(Fortſetzung folgt.)

* Alle die zahlreichen Mineralquellen der Umgegend von Wildungen ſind Eiſenſäuerlinge. Von den drei benutzten zeichnet ſich die dem Logirhauſe nächſte (Georg-Victor- oder Sauerquelle) durch Reichthum an Kohlenſäure, der Helenen- oder Salzbrunnen durch ſeinen Gehalt an verſchiedenen Salzen, der Brückenbrunnen oder die Stahlquelle durch ihren (den des Pyrmonter Stahlbrunnens übertreffenden) Eiſengehalt aus.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 5. 29. Januar 1862.

— At the first sight
They have chang'd eyes. — Poor worm, thou art infected!
Shakespeare.

Ein Emigrant.

Novelle.

Marienbad, unter den böhmiſchen Bädern eines der beſuchteſten, war im Sommer 1835 mit Fremden mehr denn je überfüllt; wer nicht zu den beſonders bevorzugten oder lange vorher angekündigten Gäſten gehörte, begnügte ſich mit ſo wenig Raum, als ein menſchliches Weſen zum Athmen und Leben nöthig hat. Einige Männer, deren Behauſungen wahrſcheinlich auch keine Paläſte waren, ſaßen bis kurz vor Mitternacht in einem Kabinet, das hart an das Billardzimmer ihres Hotels ſtieß, und ſchwatzten mit einander, nicht wichtige Sachen, Dinge, wie man ſie vor Schlafengehen verhandelt.

„Beim heiligen Joſeph," ſagte einer von ihnen, ein kleiner, hagerer, lebhafter Mann mit einer ſchwarzen Binde über dem einen Auge und Geſichtszügen, die eben ſo viel öſterreichiſche Bonhommie wie Verſchmitztheit ausdrückten, „beim heiligen Joſeph, Prokop und Hans, ich gehe heute nicht mit hinauf in unſer Schlafzimmer. Meint ihr, daß ich meine Nachtruhe geſtohlen habe, um ſie zwiſchen zwei ſo verliebten Schmelztiegeln, wie ihr ſeyd, zu verlieren? Da, Herr Boratowsky —" damit wandte er ſich einem düſtern jungen Manne zu, der in der andern Ecke des Zimmers an einem kleinen Tiſche über Zeitungen brütend ſaß — „glauben Sie wohl, daß dieſe beiden Zeugen hier, meine lieben Neffen, in ihre Damen ſo vernarrt ſind, daß ſie keine Nacht ſchlafen, oder wenn ſie es thun, ſich nur in Liebesträumen bewegen? — Der eine ſeufzt hier: „ach, Katharina!" der andere dort: „ach, Maria!" dann werfen ſie ſich ſo unruhig hin und her, daß die Betten krachen, und wieder wird geſeufzt und wieder werden lange Liebestiraden gehalten. Prokop ſetzte ſich vorige Nacht gerade in ſeinem Bett in die Höhe; ich dachte, er wolle mondſüchtig werden — aber nein, er beſchwor Katharina oder Maria, ſich ſeiner Leiden zu erbarmen, und in ſo eindringlicher Weiſe, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen — ſehen konnt ich's freilich nicht, aber ich merkte es an ſeiner weinerlichen Stimme. Wer kann das aushalten! Ich verſichere, daß ich in drei Nächten, ſo lange ich das Unglück habe, dieſer jungen Herren Schlafgenoſſe zu ſeyn, noch kein Auge geſchloſſen habe."

„Dummes Zeug!" ſagte Prokop und lachte gutmüthig mit ſeinem breiten Munde, welches Lachen ſein häßliches, wenig bedeutendes Geſicht nicht gerade verſchönte. Hans, der ſchöngelockte Neffe, verließ empfindlich das Zimmer.

„Und dabei," fuhr der kleine Herr fort, ohne ſich

Digitized by Google

an den Abgang des einen Neffen zu kehren, „iſt dieſer junge Mann hier, den wir ſtatt Prokop, der Abkürzung wegen, Poppi nennen, Malteſerritter, der auf Geheiß ſeiner ehrwürdigen Großmutter ſchon längſt das Gelübde abgelegt hat. — Wie gefällt Ihnen nun dieſer Malteſerritter Poppi Landolfi, der trotz ſeines Gelübdes Nachts auf ſeinem Bette ſitzt und Dame Maria oder Katharina mit Thränen beſchwört, wie weiland Don Quixote, ſich ſeiner Martern zu erbarmen?“

Der düſtere junge Mann ſchob die Zeitung zur Seite und mußte wirklich herzlich lachen; denn komiſch war gewiß die eben beſchriebene Scene, wenn man die Perſönlichkeit des genannten Poppi vor Augen hatte. Der Malteſer aber kam nicht außer Faſſung, er war an die Neckereien des Grafen Coroner, ſeines Oheims, gewöhnt und meinte, indem er Zündhölzchen in ein Schächtelchen einreihte: „Der Herr Oheim lieben halt die Dinge zu übertreiben und werden jung auch ſchöne Mädchen gern geſehen haben.“

„So, meinſt du, daß ich dich beneide, Prokop?“ — „Vielleicht, Herr Oheim!“

Graf Coroner ſchob die Binde, die ſein geſchwundenes Auge bedeckte, zurecht und ſagte: „Könnteſt zuweilen Recht haben, mein Junge. Unſer eins iſt ein geplagtes Geſchöpf, arbeiten und arbeiten, wie ein Pferd, das eine Oelmühle treibt, und wenn 365 Tage überſtanden, wieder dieſelbe Arbeit und nirgend ein Erſatz. Man wird's zuweilen ſatt.“

„Ich beneide keinen öſterreichiſchen Beamten,“ ſagte Boratowsky. — „Und ich keinen polniſchen Emigrirten,“ ſagte darauf der Andere.

Boratowsky ſprang raſch und heftig auf, aber gleich gefaßt, ſetzte er ſich wieder.

„Es gibt heuer wenig Leute und Dinge, die zu beneiden ſind,“ meinte der Malteſer begütigend. — „Wohlgeſprochen in all deiner frommen Einfalt, Neffe!“ rief der Graf. „Und nun wollen wir zu Bette gehen; ich denke, der Kellner erbarmt ſich meiner und gibt mir irgend einen Winkel, mein Haupt niederzulegen, oder ich muß mich noch einmal mit Geduld gegen euch Jungen waffnen.“

Im Vorbeigehen reichte er Boratowsky die Hand. „Wir ſind doch Freunde, hoffe ich, ein raſches Wort vergibt man.“ Der Pole ſchüttelte die dargebotene Hand und ein heller, freundlicher Blick verſchönte einen Augenblick ſeine düſtern, ſonnverbrannten Züge. — Nach wenig Minuten hatten alle Gäſte das kleine Kabinet neben dem Billard verlaſſen.

Andern Tags finden wir unſere Bekannten vom Abend vorher vor dem Kurſaal. Es war ein Regentag, die Badegäſte konnten nicht ausfliegen, und ſo verſammelten ſie ſich in jenen Räumen, um einem Concerte beizuwohnen, das durchreiſende Künſtler eingerichtet hatten. Die Regenſchirme über dem Kopf löſten ſie ihre Billete, und Graf Coroner nahm Boratowsky unter den Arm, um noch einigemal vor dem Saale auf und nieder zu gehen, „weil ſie doch zeitig genug in die erſtickende Concertluft kämen,“ wie er ſagte.

Nach wenigen Minuten hielt Graf Coroner ſeine Schritte an und zeigte dem jungen Polen zwei Portechaiſen, wie ſie damals in Marienbad bei ſchlechtem Wetter gebräuchlich waren. Eine ältere ſtattliche Dame ſtieg aus, der ein alter, etwas corpulenter und gepuderter Herr den Arm gab und ſie in den Saal führte; dann folgte aus der andern Chaiſe eine junge, ſchlanke Geſtalt, der Poppi Landolfi ſogleich ſeine Dienſte anbot.

„Da ſehen Sie unſers Malteſerritters Schönheit mit ihrer Frau Mutter und deren Schwager. Es ſind reiche Hamburger, die auf Reiſen gehen, ihr Geld auszugeben. Wie ſich der Junge neben dem ſchönen Mädchen gebärdet, ganz wie der liebe Graue, den man nicht gern nennt, wenn er auf zwei Beinen gehen könnte! Im Ganzen hat der Burſche aber in ſeiner Einfalt beſſeren Geſchmack, als ſein klügerer Bruder, der ſich in ſeiner Eitelkeit von einer koketten jungen Wittwe bei der Naſe herumführen läßt. Wollen wir hinein? Das Geſinge wird ohnedieß gleich angehen!“

Beide Männer traten in den Saal, in dem ein ſo ſtarkes Gedränge war, daß man kaum mehr durch konnte und die Hamburger Damen nicht mehr zu erreichen waren. In einer Pauſe aber, da viele Zuhörer hinaus gingen, um friſche Luft zu ſchöpfen, rückten Graf Coroner und Boratowsky etwas mehr vor, ſo daß ſie Prokop ſahen, wie er den günſtigen Augenblick eifrig benutzte, ſeine Damen zu unterhalten.

Schön war das junge Mädchen wirklich: eine ſchlanke Geſtalt, im leichten, einfachen Sommerkleide; der feine Hals trug ein Geſicht, das man nicht mehr vergaß, wenn man es einmal geſehen. Dunkle Augen, von langen Wimpern umſchattet, ſchauten unendlich ſanft und träumeriſch auf; dazu jener Schnitt, jene Formen des Geſichts, wie ſie der Typus Raphaelſcher Schönheit ſind, wozu röthlich goldfarbige Haare, in glattem Scheitel und reichen Flechten um den Kopf gelegt, nicht fehlten. Die Hitze ſchien ſie bleicher als gewöhnlich gemacht zu haben, wenigſtens antwortete ſie wie ermattet auf Prokops wahrſcheinlich nicht ſehr vielſagende Reden und blickte ihn dabei mit ihren ſanften, träumeriſchen Augen freundlich und geduldig an, während die Mutter, reich geputzt, ihrem ehemals ſchönen,

Digitized by Google

jetzt dunkelroth glühenden Geſichte mit dem Fächer Kühlung zuwehte.

„Selbſt ein Anbeter wie unſer Malteſer wird von ſolchem jungen Mädchen nicht verſchmäht," ſagte Coroner. — „Mir ſcheint eher, das Fräulein iſt von der Herzensgüte und Anſpruchsloſigkeit ihres Verehrers gerührt, behandelt ihn deßhalb ſanft und gut," meinte Boratowsky.

„Sie leſen ſehr tief in jenem ſchönen Geſicht, Boratowsky," ſagte Coroner lachend. „Wir wollen morgen die Bekanntſchaft der Damen machen und ſehen, ob Sie richtig geurtheilt haben. Bisher habe ich mich etwas vor der kleinen Hamburgerin gefürchtet; mag mit ſolcher Geldariſtokratie nichts zu thun haben."

Hier wurde ihr Geſpräch unterbrochen, da das Concert von neuem ſeinen Anfang genommen. Beide Männer aber, von Hitze und ſchlechter Muſik geſättigt, verließen bald den Saal, Hans Landolfis Beiſpiele folgend, der ſeine reizende junge Wittwe vor ihnen hinausführte.

„Sehen Sie dieſes allerliebſte Stelzchen?" flüſterte Coroner Boratowsky zu. „Man kann nichts niedlicheres und koketteres finden als dieſe kleine Böhmin, aber Jene, ich meine die Hamburgerin, iſt ganz etwas anderes, ein ganz anderer Styl."

„Wenn ſie nur keine Hamburgerin wäre," meinte der ſchweigſame Boratowsky. — „Ueberall wachſen ſchöne Blumen, auf dem Miſte oft die reizendſten," rief Coroner. — „Wie ſich überhaupt aus den faulſten Dingen die reinſten Zuſtände entwickeln. Hätte man dieſe Hoffnung nicht, wer könnte unſere Tage ertragen?" — „Immer nur Politik, immer nur Ihr Schwarzſeherthum! Ich mühe mich ab, Sie mit hübſchen Frauen, Liebesnarrheiten, Concerten zu unterhalten, damit Sie wenigſtens für vier Wochen hier in andere Stimmung gerathen, aber das iſt all vergebene Mühe. Was ſoll Ihnen denn auf ſolche Weiſe Marienbad nützen?"

„Die Kur iſt nicht ſo groß nöthig, ich bin mehr hier, um meinen Vetter Jaroslaw Stalinsky zu ſprechen, den ich hieher beſtellt und ſeit fünf Jahren nicht geſehen habe. Er iſt mein Pflegekind, Pflegebruder. Man hat ihm die Güter in der Heimath eingezogen und der arme Schelm lebt ſeit fünf Jahren in London von dem, was die Familie für ihn thut." — „Die Familie — das heißt, was Sie für ihn thun, Boratowsky?" — „Mag ſeyn, wozu hätte ich Geld? Ein reiner Zufall war es für mich, ein nie zu verwindender, daß ich mit meiner Corvette gerade vor Sumatra ſtationirte, als man ſich in Warſchau ſchlug, und ich zurück kam, da alles geſchehen war. Sollte ich mich meiner Güter freuen, die durch dieſen Zufall unverletzt blieben, da all meine Freunde und Blutsverwandten in die Fremde gingen, um zu hungern und zu darben?"

Coroner drückte Boratowsky die Hand. „Zu helfen iſt euch Polen nicht," ſagte er; „aber lieben muß man euch doch, beſonders ſolchen Corvettencapitän, wie Ihr da." — Damit hatten ſie ihr Hotel erreicht und ein jeder zog ſich in ſein Zimmer zurück.

Von der Bekanntſchaft mit den Hamburger Damen war in den nächſten Tagen nicht die Rede. Fürſt Metternich war auf ſein nahgelegenes Gut Königsmark gekommen, das er im Sommer gern auf kurze Zeit beſuchte. Man ſah ihn deßhalb öfters in Marienbad und Graf Coroner war als ein ihm treu ergebener Verehrer und Diener ganz von ihm in Anſpruch genommen. Boratowsky begegnete ihm zuweilen auf der Promenade neben dem Fürſten, der in ſeiner ſtattlichen Weiſe einherging, jedermann, der ihm bekannt war, höflich grüßend und die Lorgnette mehr denn einmal brauchend, um elegante Damen und ſchöne Mädchen anzuſehen. Ihm war, als könne dieſer edle, geiſtvolle Kopf nicht Träger jener Ideen ſeyn, die halb Europa damals in unerhörtem Drucke gebannt hielten.

Einmal, im Vorübergehen, zeigte Coroner dem Fürſten den jungen Corvettencapitän; er warf ihm einen ſeiner ſtechenden, klugen Blicke zu, die Boratowsky wohl finſter genug erwiederte, denn jener ſagte zu ſeinem Begleiter. „Une figure un peu suspecte, übrigens voll Energie und Geiſt! — Schade, daß wir ſo etwas nicht brauchen können."

„Mein Freund dient in der franzöſiſchen Marine und iſt einer der brauchbarſten jungen Seeoffiziere, die es gibt." — „Ihr Freund?" fragte der Fürſt lächelnd. „Ach, ich vergeſſe Ihre polniſche Großmutter, und daß Sarmatenblut in Ihren Adern fließt." Hinzutretende Perſonen führten das Geſpräch zwiſchen dem Fürſten und Grafen Coroner auf andere Dinge.

Einige Stunden ſpäter trat der Graf bei ſeinem Freunde, dem Capitän Boratowsky ein. Der ſaß und las im Montaigne. — „Kommen Sie, Capitän, wir wollen den Kreuzhügel, gerade Ihrem Hauſe gegenüber, erſteigen. Da ſitzt die junge Hamburgerin mit ihrem Onkel, den ich neulich kennen gelernt, und zeichnet. Dort drüben ſehe ich unſern Malteſer, wie er ſich mit einem Bouquet, groß genug um eine Kuh zu füttern, hinaufſchleicht, um ſeine Schöne damit zu überraſchen. Gewiß hat er noch ein Gedicht darin verſteckt, das iſt ſo ſeine Art, ein Gedicht von ſeiner eigenen Erfindung. Sie müßten ſo etwas leſen!"

Boratowsky legte lächelnd ſeinen Montaigne bei

Seite und ging mit dem Freunde dem Kreuzberge zu. Wirklich sahen sie schon im Heransteigen die junge Hamburgerin, die Stifte und Papier zur Seite gelegt, um das ungeheure Bouquet ihres Anbeters mühsam in beiden Händen zu halten. Sie roch daran, um ein leises Lächeln, das um ihren Mund zuckte, zu verbergen; als Poppi Landolfi sie aber bescheiden auf seine versteckten Verse aufmerksam gemacht und sie von ihr durchgelesen waren, lachte sie unverholen auf und rief: „Nein, das ist zu arg!“ — Dem Malteser, der ganz verblüfft vor ihr stand, gab sie darauf ihre Hand. „Sie sind so gut, Herr von Landolfi, verzeihen Sie meinen Uebermuth; aber ich fand es doch komisch, daß ich armes Erdenkind Diana, die neun Musen, Europa, den halben Olymp in Einer Person vorstellen soll.“

Prokop küßte die dargebotene Hand und wollte etwas erwidern, da waren aber die beiden Herren grüßend oben angekommen und Coroner redete den Oheim an, der, einen Arm auf die Lehne seiner Bank gestützt, höchst vergnüglich der Scene neben sich zugeschaut hatte. Man wechselte einige Worte, die Herren wurden der jungen Dame vorgestellt, die ihren Zeichenapparat einpackte und am Arme des Oheims die Herren den Berg herunter noch auf einem kurzen Spaziergang begleitete.

Graf Coroner redete mit ihr und dem Oheim Senator, einem jener diplomatisch gewandten Hamburger Patrizier aus alter Schule, klug, lebendig, fein gebildet, vor allen Dingen ein Schüler des Epikur. — Hinter ihnen gingen Boratowsky und Prokop; jener bewunderte den Gleichmuth und die Zufriedenheit des Malteſers nach eben stattgefundener Liebesbewerbung, und folgte zerstreut den leichten Bewegungen des jungen Mädchens am Arme ihres Oheims.

„Wir müssen nach Hause, Caroline,“ sagte der Senator anhaltend, „die Frau Mama empfängt uns sonst mit Stirnrunzeln.“ — „Caroline — ein echt deutscher, Hamburger Name,“ sagte Coroner, das junge Mädchen mit Wohlgefallen betrachtend, während sein Blick Boratowsky streifte.

„Und ist doch keine ganz echte Hamburgerin, in der Havannah von einer Spanierin geboren,“ sagte der Senator. — „O, darum!“ meinte Coroner. — „Ich bin aber deßhalb keine Spanierin; von einem deutschen Vater ganz deutsch erzogen, liebe ich und habe ich kein anderes Vaterland als Deutschland,“ rief Caroline.

„Welch schöner Eifer!“ versetzte Coroner, faßte des jungen Mädchens Hand und schüttelte sie. „Also eine der unsern, das ist brav!“ — — „Wenn Sie wirklich deutsch seyn wollen,“ sagte Boratowsky zu Coroner gewandt, scharf betonend. Der Graf that, als überhöre er das Wort, nahm Theodor, nachdem man sich vom Senator und seiner Nichte verabschiedet hatte, unter den Arm und sagte: „Ein andermal antworte ich Ihnen auf Ihre kurze Philippika; für den Augenblick will ich mir den Gedanken an den verständigen Senator und seine schöne Nichte nicht verderben.“

Seit dieser Begegnung fand man Graf Coroner am Brunnen und auf der Promenade fast immer mit dem Senator und seinen Damen zusammen. Boratowsky hielt sich fern davon; doch wollte sein Geschick, daß er einst in später Nachmittagsstunde den unruhigen Freund auf einem langen Spaziergang begleitete, da die Julihitze am Tage ermattend gewesen. Sie waren weit in dem Nadelgehölz oben auf den Höhen, die Marienbad umgeben, fortgegangen und rasteten eben unter einem Eichbaum, der allein, verloren auf ödem Platze stand, wo der Boden nur mit Brombeeren und verdorrtem Grase bedeckt war, das wandernde Kühe und schlechte Schafe einlud, ihre magere Kost hier zu suchen.

Beide Männer legten sich unter den Baum nieder und sahen in das wellenartige Bergland vor ihnen hinaus. Da hörten sie Getrappel wie von Eseln, die den Hügel erstiegen, ein leises Lied, das fremdländisch zu ihren Ohren herüber klang. — Einige Minuten später erschien der Senator mit seinen Damen, die Treiber hinterher: Caroline hatte wohl gesungen. Kaum waren unsere Freunde von der kleinen Caravane entdeckt, als die Esel angehalten wurden und man sich zu ihnen gesellte. Die Treiber holten die Sättel herbei, für die Damen einen bequemen Sitz zu bereiten, den Caroline verschmähte, während ihre Mutter und der Senator, beide ermüdet und erhitzt vom langen Ritte, ihn sich wohl gefallen ließen.

„Ein seltsames Vergnügen, hier in den Bergen umher zu reiten!“ sagte der Senator und wischte sich den Schweiß mit einem großen Foulard von der Stirn, während seine Frau Schwägerin höchst anständig nur die Hutbänder lüftete. „Nichts wie Nadelholz und dürre Haideſtrecken, magere Kühe und schmutzige Kerle sieht man, müht sich dabei ab, stundenlang auf und nieder zu klettern, und schwitzt, als sollte man heute Abend fertig gebraten servirt werden.“

„Es ist doch sehr schön hier oben,“ sagte Caroline, an den Stamm der Eiche gelehnt, den Strohhut in der Hand, und schaute um sich her. — „Ach, was schön!“ rief der Senator. „Lumpige, kleine Hügel mit grünen Thälern und Dörfern mitten darin, vorerst das langweilige Marienbad mit seinen weißgetünchten Häusern und seiner Promenade, das man überall wieder sieht; fehlt nur die ewig dudelnde Musik, die man hier

Gottlob doch nicht mehr hört." — „In Wahrheit iſt es heute etwas zu heiß, um einen Eſelritt zu unternehmen," ſagte die Schwägerin.

„Finden Sie dieſe Höhen wirklich ſchön?" fragte Boratowsky das junge Mädchen. — „Ich finde es überall ſchön, wo man Wald, Luft, Licht, wo man ungeſtört Gottes freie Welt genießen kann."

Dabei blickte ſie den Capitän mit ihren ſanften ruhigen Augen an, daß ihm war, als ſcheine Mondeslicht in ſeine wilde, unruhige Seele. Er antwortete nicht.

Die Sonne neigte ſich ſchon tief und ſpielte mit ihren ſeltſamſten Tönen und Streiflichtern über die Berge hin. Auch Carolinens Geſicht war einen Augenblick von ſolch goldenem Schimmer beleuchtet. — Ein Hauch von unendlicher Reinheit umgab das Mädchen. Boratowsky ſtand wie gebannt neben ihr, ſo unnahbar erſchien ſie ihm, ſo unendlich fern, und doch wieder als das Nächſte, das ihm ganz und durchaus innerlich Zugehörende. — Wer kann von ſolchen Augenblicken Rechenſchaft geben, wer vermag ſie zu begreifen?

Die Geſellſchaft unter dem Baume ſchwatzte mit Carolinen und der Capitän wurde auch in das Geſpräch verflochten, bis endlich die immer dunkler werdenden Schatten an den Bergen gegenüber zum Aufbruch mahnten. Die Eſel wurden den Führern übergeben und der Weg bergab zu Fuß angetreten. Zuerſt ging das ganz behaglich und angenehm, bald aber kamen ſteile Stellen, die durch abgefallenes Nadelholz glatt und ſchlüpfrig geworden und einen nicht ſehr ſichern Fußgänger leicht zu Fall bringen konnten. So ging es auch Frau Bonnard und ihrem Schwager, dem Senator, der ſchimpfend ſeinen Eſeltreiber als Stütze herbeirief, während Graf Coroner der alten Dame höflich ſeine Dienſte anbot und Caroline ſich den Arm des Capitäns gefallen ließ. Unten angekommen, gab es neue Hinderniſſe, ein Bach, der etwas ausgetreten war, die Brücke hinüber nicht gleich zu finden. Die Eſel ſollten die Herrſchaften hinüber führen, aber das Thier des Senators war ſtetig, blieb mitten im Waſſer ſtehen und war nicht hinüber zu bringen.

„Als ritte ich Bileams Eſel," rief er lachend, „oder als verfolgten mich heute alle Bergkobolde." Carolinens Eſel, der noch zurück war, mußte zu Hülfe genommen werden; ſie ſelbſt überſchritt mit Hülfe der Herren den Bach, von Stein zu Stein ſpringend. Ihr kleiner Fuß glitt aber aus und ſie trat bis zum Knöchel in das Waſſer. — „Nun kühlen die Kobolde auch an dir ihren Muth, Kind!" rief der Senator triumphirend am andern Ufer.

Coroner ſchalt auf Boratowskys Ungeſchicklichkeit, und er ſelbſt war es doch, der das Fräulein nicht genug unterſtützt hatte. Caroline ſchürzte ſcherzend ihr Kleid etwas in die Höhe und ging fröhlich mit ihrem naſſen Fuße weiter.

„Wenn Sie nur nicht krank werden, ſich erkälten!" ſagte Boratowsky, neben ihr ſchreitend, beſorgt. — „Wie ſoll ich von einem naſſen Fuß krank werden?" antwortete ſie. „Sie halten mich für ein recht verwöhntes Stadtkind."

Und Boratowsky ging immer weiter neben Carolinen auf dem Weg, der anmuthig genug den kleinen Bach entlang führte. An einer Stelle ſtand hart am Wege Nachtſchatten, eine der unſcheinbaren Blumen, die ſo ſtark duften.

„O, wie ich die liebe!" ſagte das junge Mädchen. Boratowsky pflückte davon. — „Meine Mutter liebte dieſe Blumen auch," ſagte er. „Wenn ich als kleiner Knabe mit ihr zu Hauſe ſpazieren ging, pflückte ich ihr ganze Sträuße davon. Wie lange es her iſt, daß ich zu Hauſe ſpazieren ging!" ſagte er leiſe und gab Caroline die Blumen.

„Erzählen Sie mir von Ihrem zu Hauſe," bat Caroline und ſah den Capitän mit ihren Mondſcheinaugen an. — „Von Polen wollen Sie hören?" Und über Theodors düſteres Geſicht flog es plötzlich wie heller Lichtſchein. „Von Polen? Wollen Sie von dem alten Schloß hören mit vier Thürmen — ein Flügel davon ganz verfallen — das hart am Niemen ſteht, nicht weit von Kowno, mit ſeinen wunderſchönen Bäumen, die den Garten mit Terraſſen, Springbrunnen und einem ganzen Olymp ſchlechter Gottheiten beſchatten? An einem Ende des Gartens, wenn man eine herrliche Allee entlang geht, kommt man an das Erbbegräbniß der Boratowsky, wo ſie alle ſeit Jahrhunderten ſchon begraben liegen."

„Mein Vater mochte das alte, düſtere Schloß nicht, aber meine Mutter hatte eine große Vorliebe dafür. Bis in mein zwölftes Jahr lebten wir dort mehr als in Warſchau, Wien oder Paris. Dann ſtarb meine Mutter und ich habe Schloß Boratowsky nur einmal als erwachſener junger Mann wieder geſehen; es war, um meinen Vater in eben jenem Erbbegräbniſſe am Ende der alten Allee beiſetzen zu ſehen, in dem meine Mutter neben allen Voreltern ruht."

„Und wo blieben Sie nachher," fragte Caroline, „als Ihre Mutter geſtorben war, wo ließ Sie Ihr Vater?" — „Ich trat in franzöſiſche Seedienſte, wurde nach Toulon in die Marineſchule geſchickt. Der Niemen hatte es mir angethan, ſchon als kleiner Knabe war ich von Waſſer, Nachen und Schifferweſen unzertrennlich. So dachte mein Vater, es ſey das

Geſcheidteſte, mich zum Seeſoldaten auszubilden, und benutzte dazu ſeine vielen franzöſiſchen Verbindungen. Aber Sie werden nicht Luſt haben, meinen ganzen Lebenslauf anzuhören, Fräulein Caroline. Verzeihen Sie; wie es kommt, daß ich Ihnen davon erzähle, weiß ich nicht. Schwatzhaft zu ſeyn, iſt ſonſt nicht mein Fehler."

„O, erzählen Sie weiter," rief das junge Mädchen eifrig, „von dem alten Schloſſe, von Ihrer Mutter, von ihrem Leben dort, von Polen überhaupt!"

Boratowsky lächelte. „Ob Sie ſich dort gefallen würden? Es wäre Ihnen zu rauh, zu kalt, zu nordiſch. In Polen muß man geboren ſeyn, um es zu lieben, es muß das verlorene, zertretene Vaterland ſeyn, für das man Gut, Blut und Leben freudig hingibt, für das man in Verzweiflung kämpft."

Boratowsky war ergriffen, wie immer, wenn er ſeiner Heimath gedachte, die eben wieder ihre letzte Anſtrengung gemacht, die untergegangene Freiheit wieder zu erringen, darüber er alle ſeine Angehörigen in Elend, Verbannung und Tod gehen ſehen.

„Ich möchte keine Polin ſeyn!" ſagte Caroline. — „Möchten Sie nicht?" fragte der Capitän düſter. — „Ein Vaterland zu haben, dem keine Zukunft bevorſteht, dem nirgend Heil, von keiner Seite Heil werden kann — es muß entſetzlich ſeyn!"

„Dem keine Zukunft, kein Heil werden kann? Wie wiſſen Sie, daß Polen keine Zukunft bevorſteht? Hofften wir nicht darauf, es wäre unmöglich zu leben. Ich ſchöſſe mir ſogleich eine Kugel durch den Kopf, baute ich nicht ſicher auf Gottes Gerechtigkeit, die Polen groß machen wird, wie es einſt war, wie ſein edles Volk wahrlich zu ſeyn verdient. — Wenn die Zeit kommt, das wiſſen wir freilich nicht — wir alle werden's nicht erleben," ſetzte er dumpf hinzu.

Caroline ſchwieg, ſie fühlte, daß ſie den kranken Nerv in Boratowskys Weſen berührt hatte.

„Und Deutſchland—" ſprach der Capitän weiter — „was für Ausſicht haben Sie für Deutſchland? Iſt ſeine Schmach und Erbärmlichkeit nach ſo großen herrlichen Kämpfen, nach einer Volkserhebung ohne Gleichen, nicht entſetzlich, nicht demüthigend? Ihr Deutſche habt nur kühleres Blut, ertragt das Joch geduldiger als wir andern."

„Kind, Nichte!" rief der Senator, der neben ſeiner Schwägerin wieder zu Eſel ſaß, da ihn der lange Weg, obgleich jetzt in der Ebene, ermüdete. „Deine Mutter meint, du mögeſt auch deinen grauen Zelter beſteigen, weil die Dunkelheit immer ſtärker wird. Wirklich ſieht man zwiſchen dieſen Bäumen hier nicht mehr die Hand vor den Augen, als lebte man in Pharaoniſchen Finſterniſſen."

„Nach des Capitäns Verſicherung," ſagte Caroline herbeikommend und ihr Thier beſteigend, „ſind wir überhaupt nicht weit von Pharaoniſchen Zuſtänden." — „Und er hat ganz Recht, der Capitän," rief der Senator.

„Das Pharaoniſche Regiment machte Egypten groß," ſagte Coroner. — „Soll bewieſen werden," meinte der Senator und beide Herren entfernten ſich laut und heftig mit einander redend, Coroner zu Fuß neben dem Senator zu Eſel.

„Wie unangenehm!" wandte ſich Frau Bonnard zu Boratowsky; „mein Schwager iſt ſo heftig." — „Laſſen Sie die beiden Herren ſich ſtreiten," ſagte der Capitän begütigend; „es iſt ganz harmlos, keiner krümmt dem andern ein Haar dabei, und es iſt gewiß ſehr intereſſant zuzuhören."

Die Dunkelheit nahm inzwiſchen ſo ſehr überhand, daß man unter den Bäumen, zwiſchen denen hindurch der Weg noch immer führte, ganz wie in Nacht gehüllt war, Graf Coroner mehr denn Einmal den Sattelknopf des ſicher ſchreitenden Eſels ſeines Widerparts angriff, um nicht zu ſtraucheln, und der Capitän Carolinens Treiber den Zügel aus der Hand nahm, um ihr Thier ſelbſt zu führen.

Als man endlich in's Freie gelangte, war das Bad auch ſogleich erreicht und man nahm vor der Wohnung der Frau Bonnard Abſchied von einander. Beim Schein der großen Laterne vor dem Hauſe ſah Boratowsky das Bouquet Nachtſchatten, das er gepflückt, in Carolinens Hände. — „Bewahren Sie die Blumen zum Andenken an meine Mutter, an unſer altes Schloß am Niemen," ſagte er.

(Fortſetzung folgt.)

Eine deutsche Hausfrau in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Den 22. September.

Wir hören hier noch einen Nachhall vom Falle von Richard Wagners Tannhäuser in der großen Oper, und die soidisant Schöngeister, sowie die kleinen soidisant amüsanten Journale werden nicht fertig mit ihren schlechten Witzen und kindischen Wortspielen über die Musik, die Handlung und den Namen dieser Oper. Lachen müssen wir freilich über die in Deutschland und zum Theil auch in der Provinz verbreitete Meinung von einer französischen Antipathie gegen die Nationalität des Verfassers, welche die Ursache jenes Falles gewesen seyn soll. Leute, welche in dem deutschen Israeliten Meyerbeer und in dem Italiener Rossini Halbgötter sehen, welche Beethoven anrufen wie die Egypter die Isis, nämlich ohne zu wissen, was es ist, welche Mozart halb und Verdi ganz auswendig wissen, — solche Leute kann man, so verrannt sie auch sonst in ihrer Nationaleitelkeit seyn mögen, in der Musik keines Mangels an kosmopolitischem Sinne anklagen. Und außerdem ist das in der großen Oper vorherrschende Publikum nicht gerade dasjenige, welches sich mit Politik beschäftigt, sondern es bringt seine Zeit mit weniger unerquicklichen Dingen, wie Pferden, Putz und allen andern Arten von weltlichen Zerstreuungen hin. Und endlich wollen wir nicht vergessen, daß die Regierung die Zukunftsmusik officiell protegirt hat.

Es handelte sich hier vielmehr um einige ganz äußerliche und zufällige Thatsachen, von welchen ich nur die beiden wichtigsten aufzeichnen will. Erstens war die Musik Wagners etwas Neues, Unbegriffenes, wofür die gewöhnlichen Zungendrescher der Feuilletons wie der Salons und Clubs ihre Phrasen noch nicht im rechten Stande hatten. Dieß ist wichtiger, als man in Deutschland denken mag. Bei uns haben wir überall ein gewisses ständiges Publikum, welches eine gewisse Summe von Urtheilskraft, Kenntniß und Erfahrung besitzt und darum etwas Neues nicht zu scheuen braucht, sondern sich selbst zu helfen weiß. Unter den Pariser Modemenschen dagegen und bis in den Journalismus hinein sind Wenige im Stande in einem Fall wie dieser sich vernehmen zu lassen, ohne die ernstlichste Gefahr, sich bis zur Unsterblichkeit lächerlich zu machen. Die allgemeine Furcht nun vor jener schwierigen Neuigkeit bewirkte eine Allianz der Bedrohten, deren Zweck nur der war, der Mühe und Gefahr einer Meinungsäußerung über das Neue und Unverstandene zu entgehen und mit wohlfeilem Spott und schlechten Calembourgs sich gewissermaßen loszukaufen. Dieser Mißstand hätte allerdings vermieden werden können dadurch, daß man hier, wie es ja auch bei andern derartigen Gelegenheiten geschieht, dem urtheilsunfähigen und doch zum Urtheil berufenen Publikum die Sache vorher vorgekaut, mundgerecht gemacht, mit Einem Wort einigermaßen an den Verstand gebracht hätte; denn dann hätten dieselben Schreier ebenso laut dafür geschrieen und geklatscht, als sie jetzt dagegen geschrieen und gepfiffen haben.

Allein was in dieser Hinsicht, insbesondere durch die Artikel von Liszt im Journal des Débats und die vorläufige Bekanntwerdung des Tannhäusermarsches in Concerten und durch die Militärmusiken geschah, war ganz unzureichend. Denn — und hier tritt der zweite Hauptgrund des schlechten Erfolges hervor — Richard Wagner wollte es nicht machen wie Jedermann, er wollte sich nicht herbeilassen, allen Coterien zu schmeicheln, allen Journalen die Hand zu drücken, wie es derjenige thun muß, der um einen ersten und großen Erfolg in Paris buhlt. Es ist ja so ziemlich bekannt, daß Wagner im Allgemeinen nicht eben der umgänglichste Mensch ist, daß er in seiner Verachtung der kleinen Mittel zu weit und bis zu einem hochfahrenden, abstoßenden Wesen gegen verdienstvolle und ihm wohl wollende Leute geht. Daß er dieses sein Naturell in Paris nicht verläugnet hat, wird uns aus guten Quellen versichert; allein soll man ihm gerade in einer solchen Umgebung einen Vorwurf aus seinem stolzen Selbstgefühl machen? Gewiß nicht, wenn er auch selbst den Fall seines Werkes voraussehen mochte. Ein Mann, der weiß, was er ist, entschließt sich schwer, einem zahllosen Haufen von Unberufenen, nur weil derselbe in den Sperrsitzen, oder an Redaktionstischen, oder in den Coulissen sitzt, den Hof zu machen, die Hand zu drücken, hier ein Dienstchen und dort ein Frühstück, hier ein Diner und dort das baare Geld anzubieten. Und dennoch gibt es kaum ein anderes Heil für den lebenden Componisten, Sänger, Schauspieler, der nicht ausgetrommelt werden will.

Digitized by Google

Aber, werden die Klugen ſagen, dann kann man ja ganz von dem brennenden Boden wegbleiben, auf dem man ſich erniedrigen muß, um erhöht zu werden. Nein, eine ſolche Zurückhaltung ſteht nur einer Frau gut, wie denn z. B. Jenny Lind nie in Paris aufgetreten und dort ſo gut wie unbekannt geblieben iſt. Aber ein Mann, der „muß hinaus ins feindliche Leben.“ Wer übrigens nur ein Weniges von der Frage verſteht, glaubt feſt, daß in einigen Jahren die Wagnerſche Muſik Modeſache in Paris ſeyn und dann in demſelben Uebermaß, in dem man ſie jetzt verwirft, überſchätzt werden wird. Denn die erwähnte Maulgerechtmachung der Sache iſt nun doch in einer ebenſo unwillkürlichen als unvermeidlichen und vollſtändigen Weiſe erfolgt, und ſobald die Schwätzer etwas zu ſagen haben werden, werden ſie auch zuzuhören wiſſen. Denn dieſesmal wollten ſie poſitiv nicht hören. Glaubwürdige Leute, welche den Vorſtellungen anwohnten, verſichern uns, daß ſich namentlich die Mitglieder des tonangebenden Jockeyclubs zum voraus mit Pfeifen verſehen hatten und den regelmäßigen Verlauf der Aufführung geradezu unmöglich machten. Ein Publikum, das ſich eine ſolche Bevormundung gefallen läßt, ſtatt die Ruheſtörer kurzer Hand vor die Thüre zu ſetzen, iſt unzurechnungsfähig.

Man kann die Wagner'ſche Muſik entzückend oder man kann ſie langweilig finden, nachdem man ſie gehört hat. Aber einen Componiſten, dem Niemand große muſikaliſche Wiſſenſchaft, ſcharfen kritiſchen Verſtand und zahlreiche Erfolge auf competenten Bühnen abſprechen kann noch will, ungehört zu verdammen, das iſt bubenhaft. Uebrigens geht die Naivetät der Pariſer weit genug, daß ſie die Neuigkeit der Wiedereinſtudirung von Glucks Alceſte gerade jetzt mit gemüthlicher Billigung hinnehmen. Es ſieht dieß faſt aus wie ein Hohn der Operndirektion auf ihr Publikum. Die anerkannte Autorität jenes großen Todten wird Niemand anzugreifen wagen, mag er auch tauſendmal der offenbare Vorgänger deſſen ſeyn, den der Unverſtand kürzlich mit Füßen getreten hat.

Den 25. September.

Eines der gegenwärtigen Lieblingsbücher der höheren franzöſiſchen Bourgeoiſie iſt das von dem Herzog von Saint Simon, nicht, wie ſich wohl von ſelbſt verſteht, vom gefährlichen Socialiſten und Utopiſten aus dem Anfang unſeres Jahrhunderts, ſondern vom Memoirenſchreiber und großen Herrn vom Hofe Ludwigs XIV. und der Regentſchaft. Man könnte ſich wundern, dieſen zwar braven Mann, aber auch ſtarrſten Vertreter aller Adelsvorurtheile in der Hand einer Geſellſchaftsklaſſe zu finden, die für ihn „ungeboren“ und ſo gut als nicht vorhanden war. Und dennoch iſt gerade dieß der Grund, um deſſen willen man ihn lieſt; freilich nicht nur, um über den Stolz jener hochmüthigen und endlich doch geſtürzten Kaſte zu triumphiren, ſondern auch um mit Wonne zu empfinden, daß man an deren Stelle getreten iſt, daß man heutzutage, auf eine Million geſtützt, politiſch gerade ſo mächtig, geſellſchaftlich gerade ſo ausſchließend ſeyn kann, wie es jener Adel zu ſeiner Zeit war, daß man, mit Einem Wort, jene Kaſte jetzt ſelbſt ausmacht und alles, was derſelben nicht durch Geburt oder großartigen Erwerb angehört, als „ungeboren,“ als nicht vorhanden, oder doch als recht- und einſichtlos betrachtet.

Der jetzige Millionär bildet ſich nach dem Muſter des damaligen Hofmanns und Seigneurs, ja ſelbſt nach dem des irdiſchen Herrn aller dieſer Herrn, nach dem Muſter Ludwigs XIV., und iſt ein „großer König“ zwar nicht in Frankreich und Europa, wohl aber in ſeiner Familie, in ſeinem Haushalt, ſeinem Geſinde, ſeinen Lieferanten und denjenigen ſeiner Beſucher gegenüber, die nicht reicher ſind als er ſelbſt. So bleibt die alte abgedroſchene Phraſe, daß der Geldſack an die Stelle des Wappenſchildes getreten ſey, doch immer neu. Aber laſſe man ſie die Muſter ihrer modernen Bildung in einer vergangenen Zeit ſuchen! Trotz ihrer gewaltigen Macht ſind ſie ſchon jetzt nicht mehr furchtbar, denn ſie ſind nicht die Leute der Zukunft, die ſie nicht begreifen, ſie, die im Staate nur ſich ſelbſt ſehen.

Den 2. Oktober.

Eine ganz beſondere Menſchengattung, die man an andern Orten wohl vergeblich ſuchen würde, iſt mir hier bekannt geworden. Ich möchte ſie mit dem Namen des deutſchen Pariſers bezeichnen. Alle Welt weiß, daß wir ein auswanderungsluſtiges Volk ſind, und zwar gehen wir nicht nur nach Amerika, ſondern haben auch zu der Bevölkerung aller großen europäiſchen Städte ein höchſt bedeutendes Contingent geſtellt. Am höchſten ſtehen darin Amſterdam, London und Paris, und unter dieſen Städten wohl wieder die letztere. Der Deutſche nun, der ſich hier angeſiedelt und meiſt in Handel und Wandel ſein Glück gemacht hat, iſt faſt immer jung und aus unſcheinbaren häuslichen Anfängen hieher gekommen. Er kannte im Augenblick, da er ſein Vaterland verließ, deſſen Sitten und Sprache nicht genug, um ſie richtig zu ſchätzen, und war ſchnell geneigt, dieſelben durch das Neue und Fremde in den

Hintergrund drängen zu laſſen. Er hatte vielleicht nur Eine, vielleicht gar keine von den großen deutſchen Städten geſehen, es fehlte ihm jeder Begriff von Malerei, Muſik, Theater, großen Bauwerken. Und nun tritt er in Paris in eine Umgebung, wo alle dieſe Erzeugniſſe der Civiliſation in einem hohen Grade der Vollendung vor ihm ſtehen. Kein Wunder, daß ihm Paris die Stadt der Städte wird, vor welcher ſeine Heimath oder vielmehr das, was er von ſeiner Heimath kennt, nicht zu Ehren beſtehen kann.

Wenn der Franzoſe eine geringe und falſche Meinung von uns, beſonders von unſern Städten und unſerer Kunſt hat, ſo iſt daran nur zum Theil ſeine nationale Eigenliebe, zum großen Theil aber die falſche Demuth des deutſchen Pariſers Schuld. So etwas habt ihr doch zu Hauſe nicht, ſagt ihm der Franzoſe, wenn er ihn das Louvre und ſeine Gallerien, oder die Thürme von Notredame und St. Jacques anſtarren, wenn er ihn die große Oper oder ein gutes Schauſpiel bewundern ſieht. Und der Mann antwortet kleinmüthig: „Nein, das haben wir doch nicht!“ weil er nie die Glyptothek und Pinakothek, das neue Muſeum und die Dresdener Gallerie geſehen hat, weil er vom Stephansthurm, dem Freiburger, dem Kölner, dem Mainzer, Wormſer, Speierer Dome nichts weiß, weil er nie in Berlin, Hamburg, Hannover, München, Stuttgart, Frankfurt in's Theater gegangen iſt. Der Franzoſe nun, der ſelbſt wenig reist, verläßt ſich nicht ganz mit Unrecht auf das Urtheil des Deutſchen über ſich ſelbſt und ſetzt denſelben neben hinaus, weil er es ja ſelbſt nicht beſſer verlangt. Mangel an Nationalgefühl überhaupt, ſo wie Mangel an Kenntniß unſerer eigenen Schätze und Kräfte haben uns hier mehr als irgend ſonſt wo geſchadet.

Was die Sprache anbetrifft, ſo tritt ganz derſelbe Fall ein. Jung und oft nur mit nothdürftiger Schulbildung in's Ausland gekommen, beeilt ſich der deutſche Pariſer möglichſt, ſein bischen incorrektes Deutſch zu vergeſſen, um die ihm unentbehrliche franzöſiſche Geſchäfts- und Umgangsſprache zu erlernen. Nach nur wenigen Jahren geräth er in Verlegenheit, wenn er Deutſch angeredet wird; die Worte fehlen ihm, er antwortet in ſchlecht gewählten Ausdrücken, er miſcht ſein Franzöſiſch in jeden Satz ein, er verwünſcht ſchließlich alles Deutſch als eine holprige, unmögliche Sprache. So muß es ja ihm, der es nicht zur Hälfte verſteht, vorkommen, und abermals leitet der Franzoſe ſeine Geringſchätzung gegen dieſe Sprache aus dem Urtheil des Deutſchen über dieſelbe her.

Wer iſt nicht ſchon, in Deutſchland ſelbſt, dem deutſchen Pariſer, der auf Beſuch zu kommen geruht, begegnet, mit ſeiner falſchen Scham, ein Deutſcher zu ſeyn, mit ſeinen franzöſiſchen Kindern, mit ſeiner Unfähigkeit, einen deutſchen Satz ohne Einmiſchung fremder Elemente zu einem verſtändlichen Ende zu bringen, mit ſeiner blinden Begeiſterung für Paris, deſſen Leben, Muſik und ſonſtigen Künſte, mit Einem Wort für alle dortigen Zuſtände? Und ſind wir nicht, ſelbſt im Herzen unſeres Vaterlandes, mitunter blöd und dumm genug, uns, Angeſichts Alles deſſen, was wir in die Wagſchale zu legen haben, von ſolchen amphibiſchen Schwätzern imponiren zu laſſen?

Eine Betrachtung, welche zur Entſchuldigung des deutſchen Pariſers ſpricht, dürfen wir freilich nicht unterdrücken. Häufig macht der Deutſche im Ausland ein Glück, das ihm zu Hauſe nicht hätte blühen können, und zwar nicht allein Dank ſeinem Fleiß, ſeiner Redlichkeit, ſeiner Einſicht, ſondern auch auf den Grund der freieren und darum günſtigeren äußeru Verhältniſſe. Die vielfachen Schranken, welche bei uns die Entfaltung von Handel und Wandel, und namentlich das Emporkommen von fähigen Anfängern immer noch hindern, liegen ihm dort nirgends ſtörend im Wege. Er löſt ſeiu Geſchäftspatent, und dann lebt und arbeitet er, wo und wie er will, in einem gewaltig großen Lande, deſſen zahlloſe Hülfsmittel Allen ohne Unterſchied zu Gebot ſtehen. Von ſolchen Geſichtspunkten aus hat er Recht, wenn er die fremden den heimiſchen Zuſtänden vorzieht. Nur ſollte er über dieſen rein perſönlichen Standpunkt ſeines individuellen Vortheils nicht hinausgehen, nicht dadurch zu einem unberufenen, wegwerfenden Urtheil gegen alles deutſche Weſen kommen.

Den 9. Oktober.

Ich komme wieder auf meine deutſchen Pariſer zurück, von denen ich nach manchem Schlimmen doch auch einiges Gute ſagen muß. Wenn ſie auch im Großen und Ganzen mittelmäßige Patrioten ſind, ſo haben ſie doch viel Nationalgefühl in kleineren Dingen, und beſonders in Allem, was das Eſſen und Trinken angeht.

Einen trefflichen Barometer hierfür haben wir in den Annoncen der hieſigen deutſchen Zeitung, welche wöchentlich erſcheint. Was den Deutſchen zu Hauſe gut ſchmeckte, das behagt ihnen auch noch in Paris, und ſo iſt die Rückſeite jenes Blattes förmlich austapezirt mit deutſchen Schinken, deutſchem Käſe, deutſchem Sauerkraut, Frankfurter Brat- und Göttinger Mettwürſten, großen Fäſſern von bayeriſchem und Mainzer Actienbier u. ſ. w. Auch ſind dieſe Anzeigen wahrlich

Digitized by Google

nicht verloren, denn die betreffenden Verkäufer machen die besten Geschäfte. Dieß alles beweiet, daß wir immer noch das Zeug zu einer großen Nation haben, wir, die wir uns selbst im Ausland wieder zusammenzufinden wissen in unserer heimathlichen politischen Werkstätte, dem Wirthshaus nämlich.

Aber auch noch andere Bande als die des Biers, des Sauerkrauts und der Bratwürste beginnen diese deutschen Seelen zu umschlingen, so ein deutscher Hülfsverein, ein deutscher Turnverein, deutsche Gesangvereine mit deutschen Bällen u. s. w. Die gedachte Zeitung berichtet auch über die deutschen Familienereignisse in Paris, Geburten, Sterbfälle und insbesondere Verheirathungen. Hienach sind die Ehen zwischen Parisern und deutschen Mädchen einer- und Deutschen und Pariserinnen andererseits sehr häufig und also meist von gutem Ausschlag. Selten dagegen findet man zwei deutsche Namen beisammen neben jener Mischung der genannten, doch eigentlich grundverschiedenen Elemente.

Den 11. Oktober.

Als im Jahr 1810 das Buch der Frau von Staël über Deutschland erschien, schrieb ihr der Herzog von Rovigo, als Polizeiminister, in dem Befehl, der ihre Verbannung dekretirte, unter anderem Folgendes: „Die Luft unseres Landes taugt Ihnen nicht. Wir sind noch nicht weit genug heruntergekommen, um unsere Vorbilder bei den von Ihnen bewunderten Völkern suchen zu müssen. Ihr letztes Werk ist nicht französisch, darum habe ich selbst den Druck verhindert," d. h. zehntausend gedruckte Exemplare confisciren und einstampfen lassen, nachdem das Werk die Censur passirt hatte! Also im Auslande Etwas zu finden, was im Vergleich mit Frankreich nicht erbärmlich wäre, das verdient die Verbannung, denn eine solche Gesinnung ist „nicht französisch," und das, wohlverstanden! zu einer Zeit, wo die Galeere der französischen Dichtung von einer endlosen Ebbe auf einem schlammigen Sandgrunde abgesetzt worden war, von welchem sie erst zwanzig Jahre später die Fluth englischer und deutscher Ideen erheben sollte. Ist es aber dadurch im Wesentlichen anders geworden? Nur zum Theil. Der großen Menge der Franzosen ist, wie ich schon oft gesagt, nicht minder als dem Chinesen, sein Land das Reich der Mitte, und er hat diesem wie dem Japanesen und Holländer, zwar nicht an Patriotismus, wohl aber an selbstgefälliger, blinder, eigensinniger Affenliebe für dasselbe nichts herauszugeben. Mit Ausnahme mancher Germanomanen und Anglomanen, welche nur den gebildetsten, nicht den höchsten Classen des Volkes angehören und dort stark und gut vertreten sind, kennt der Franzose nichts und will er nichts kennen als sich selbst. Seine officiellen Autoritäten gehen ihm darin mit löblichem Beispiel voran, und der Journalismus bleibt nicht hinter ihnen zurück. Es wird keine öffentliche Rede gehalten, sey es über Ackerbau und Viehzucht, sey es über Griechisch und Latein, sey es im Namen der Finanz oder Kunst, sey es zur Einweihung einer Eisenbahn oder eines Monuments, ohne daß in den pomphaftesten Phrasen von der Größe Frankreichs die Rede wäre. Die Summe dieser Deklamationen ist ungefähr Folgendes: Frankreich stellt sich neben Griechenland durch den Ruhm seiner Bühne, neben das alte Rom durch seine Siege, durch die Pracht seiner öffentlichen Bauten und die Autorität seiner allgemein verbreiteten Sprache, und endlich neben das neuere Italien durch den Glanz seiner Maler- und Bildhauerschulen. Mithin überragt es alle andern modernen Völker und soll mit Geringschätzung auf dieselben und ihren Culturzustand herab blicken. Was bleibt da für die andern übrig? In bescheidener Ferne stehen wir da wie eben so viele Aschenbrödel, das große Volk der Mitte bewundernd, und sind schon zufrieden, wenn sich dasselbe nicht, „im Namen der Unterdrückten," gehalten findet, uns neue Beweise von der Unbesieglichkeit seiner Armeen anzubieten. Denn man bemerke, daß Frankreich nie eine Niederlage erlitten hat! Verrath oder irgend welche Unglücksfälle, des désastres, des adversités, des contretemps fâcheux haben bisweilen seine Heere betroffen und sie zu ehrenvollen und immer nur strategischen Rückzügen genöthigt. Mitunter wurde auch eine Handvoll Tapferer durch eine persische Ueberzahl erdrückt, aber damit ist auch alles, von Pavia und Azincourt bis Leipzig und Waterloo, genügend erklärt, und zu Schanden wird Kästners treffliches, auf Roßbach lautendes und für die Katzbach prophetisches Räthselepigramm:

Das Erste läuft, das Zweite läuft,
Beim Ganzen ist gelaufen worden. —

Der Charivari brachte in diesen Tagen eine Zeichnung, welche diese Uebertreibung des französischen Nationalgefühls treffend, aber ohne sie irgendwie verspotten zu wollen, malt. Ein französischer Soldat steht da in der Haltung eines Barbiers, auf die Lehne des Stuhles gestützt, sein Rasiermesser schwingend, und winkt einen Druſen herbei, während auf der andern Seite ein Russe, ein Oesterreicher und ein Chinese betrübt, Jeder die Hand an der Wange, abgehen. „Auch Du sollst bedient werden, weil Du es wünschest!" ruft der kriegerische Figaro dem neuen Ankömmling zu. Einige

Digitized by Google

unſerer hieſigen Bekannten nahmen dieſe Rodomontade in Schutz, als ich dieſelbe lächerlich machte. Ihr ſucht allenthalben Streit, ſagte ich, und es kann Niemanden wundern, wenn ihr euch ſchließlich mit dieſem Syſtem die ganze bewaffnete Welt auf den Hals ladet. Sie ſprachen darauf, und zwar im Tone eines engliſchen Friedenspredigers, von den Intereſſen der Cioilisation, welche zu vertheidigen Frankreich vor allen andern Nationen von der Vorſehung berufen ſey, ferner von dem Nationalruhm, der auch ſchon etwas koſten dürfe, und wir konnten ſchließlich nicht einig werden. Statt dieſe Irrthümer der öffentlichen Meinung zu bekämpfen und aufzuklären, wie es ſeine erſte Pflicht wäre, hegt und pflegt ſie der Journalismus, einerlei, welches ſeine politiſche Färbung ſey, einſtimmig. Dem Auslande gegenüber hat er nichts als pomphafte Phraſen von der Größe und dem welthiſtoriſchen Berufe Frankreichs, Paris iſt die mächtigſte der Städte, ſie ſchreibt der Welt Geſetze vor, das Herzblut der Menſchheit ſtrömt durch die Schlagader der Boulevards, wie es einſt durch die des römiſchen Forum ſtrömte. — Doch genug, wir ſind nicht mehr im Frühling, und ſelbſt der Unſinn darf nicht allzu blühend ſeyn.

Den 12. Oktober.

Wir haben bis jetzt eine hinreichende Anzahl von alten und neuen Bekannten in ihren Wohnungen aufgeſucht, um in Betreff der letzteren einige Ideen haben zu können. Vor allem frappirt mich hier Eine Thatſache. Leute, welche ein ſchönes Auskommen haben, wie z. B. Beamte mit einem guten Gehalt und eigenem Vermögen, mit Einem Wort, Perſonen, die bei uns für reich oder wenigſtens ſehr wohlſtehend gelten und demgemäß ſich unter den ſchönſten und bequemſten Wohnungen der Stadt umſehen würden, quartiren ſich entweder ganz am Ende der Welt, oder, wenn in einem etwas belebten Quartier, niedrigſtens in einem vierten oder fünften Stockwerk der kaſernen- und thurmartigen Pariſer Häuſer ein. Wer demnach hier ein Dutzend Beſuche macht, erſteigt, in gerader Höhemeſſung, etwa den Montblanc, und legt, in ſonſtiger Raumentfernung, den Betrag einer mäßigen Reiſe zurück. Betrachtet man dann die fraglichen Appartements an ſich, ſo findet man dieſelben allerdings hübſch, zweckmäßig, wohnlich, meiſt recht heizbar und mit Einem Wort von einem Comfort, der wenigſtens die Provinz um hundert Stunden hinter ſich läßt, wenn auch der Deutſche oder Engländer von *ſeinem* Standpunkte aus noch Manches zu wünſchen finden mag. Freilich ſcheinen mir alle dieſe Räume mehr auf ein lilliputiſches Puppen- und Zwerggeſchlecht, denn auf ausgewachſene und kräftige Menſchen berechnet, ſo klein, ſo eng zuſammen gedrängt, ſo leicht und gebrechlich zeigt ſich alles. Und dennoch gibt es etwas ſehr Großes und Solides inmitten aller dieſer Miniatur- und Marionnettenverhältniſſe, das iſt nämlich der übrigens ſchon beſprochene Miethpreis dieſer Wohnungen, der, ſo hoch dieſelben auch oft hinaufliegen mögen, doch immer noch darüber hinausgeht. Man ſpricht von zwei- und dreitauſend Franken, als dem Preis einer beſcheidenen, einfachen Mittelwohnung. Bedenkt man nun, daß nach der üblichen und ſehr praktiſchen Rechnungsweiſe der Miethzins ein Fünftel bis Sechstel des jährlichen Einkommens vorſtellen ſoll, ſo haben wir es hier mit Leuten von einem Einkommen von zehn- bis zwanzigtauſend Franken zu thun. Wenn nun dieſelben in den höheren Stockwerken oder in den entfernteren Stadttheilen wohnen müſſen, was bleibt dann für den erſten und zweiten Stock der wichtigen, eleganten oder nur ſehr belebten Quartiere übrig? Die Antwort lautet: viele tauſend Millionärs, welchen zehn- und zwanzigtauſend Franken Miethzins nicht allzu beſchwerlich ſcheinen, oder die zahlloſen Goldgruben der offenen Geſchäfte, welche das Erdgeſchoß und meiſtens auch die nächſten Räume darüber einnehmen. Dem beſcheidenen Deutſchen ſchwindelt es vor dem Anblick ſolch enormer, allenthalben in Umlauf befindlicher Werthe. Denn es handelt ſich hier nicht um einige Ausnahmefälle, ſondern um eine allgemeine Regel, die ſich auf Tauſende von Häuſern und eine Bevölkerung von mehr als einer Million bezieht.

(Schluß folgt.)

Die Würde der Frauen im deutſchen Alterthum.

(Schluß.)

Es iſt Zeit, dem Walten dieſer Tugenden im Leben der Frauen ſelbſt nachzugehen, zu erfahren, wie eben ſie die Würde der deutſchen Frau in Recht und Sitte begründeten und feſtigten.

Was in einem Volk ſich die Achtung des geſammten Auslands, auch der Feinde erwirbt, muß in Wahrheit Achtung verdienen, zumal wenn dieſe den ſittlichen Grundverhältniſſen einer Nation, ihrem ehlichen und häuslichen Leben gezollt wird. Darum begrüßen wir es als eine Glanzſeite unſerer älteſten Geſchichte, daß die römiſchen Hiſtoriker, von Tacitus im erſten bis Salvian im fünften Jahrhundert, chriſtliche wie heidniſche, einſtimmig ſind im Preiſe der germaniſchen Völker ob der Heiligkeit ihrer Ehen und der Keuſchheit beider Geſchlechter. Es iſt wahr, gegenüber dem namenloſen Verfall der ſocialen Zuſtände des kaiſerlichen Rom, das die großen Kirchenväter nur mit Sodom und Gomorrha auf eine Stufe ſtellen konnten, mußte die naturwüchſige Schlichtheit und Unverdorbenheit eines hochbegabten Volks auf ſeiner Kindheitsſtufe in einem doppelt vortheilhaften Lichte glänzen. Aber das Lob des Tacitus: „nichts möchte an den Sitten der Germanen ſo achtungswerth ſeyn, als die ſtrenge Züchtigkeit und die Reinheit der Ehen," wird den Gothen ſelbſt noch dann ertheilt, als ſie, längſt von der römiſchen „Civiliſation" berührt, unter Theodorich eines organiſirten Staatslebens ſich freuten. Und im Grunde hat kein Wechſel der Jahrhunderte, auch nicht die roheſten und ſittenloſeſten Zeiten des Mittelalters, vermocht jenen uralten Ruf der germaniſchen Völker umzuſtoßen. Bekannt iſt die Treue der Weiber von Weinsberg, welche der dortigen Burg den Namen Weibertreue gegeben; aber weniger allgemein weiß man, was die Sache noch denkwürdiger macht, daß gleichwie ſieben Städte ſich einſt um die Ehre ſtritten, Homers Geburtsort zu ſeyn, ſo jene Weinsberger That im Mittelalter von nicht weniger als etlichen zwanzig deutſchen Burgen urkundlich in Anſpruch genommen wird.

Wo die Ehe ſolchermaßen im Rufe der Reinheit ſteht, muß ihre Einheit vorausgeſetzt werden, und in der That fand Vielweiberei nach dem Zeugniß der Geſchichte und Sage unter den Germanen nur ausnahmsweiſe ſtatt bei Fürſten, welche mehr als ein reiches angeſehenes Haus ſich verſchwägern wollten.

Wer nun aber aus dem Geſagten alsbald einen Schluß auf die günſtigſte rechtliche Stellung der Frauen im deutſchen Alterthum ziehen wollte, der wäre in einem großen Irrthum befangen. Der hohe und ſtrenge Rechtsbegriff unſeres Alterthums ließ keine „Selbſtmündigkeit" des ſchwachen Geſchlechts zu. Das Recht ruhte auf dem Schwert und dieſes nur in der ſtarken Hand des freien Mannes. Dem Krieger lag es nahe, von dem Recht der Kinderausſetzung mehr den neugeborenen Mädchen gegenüber Gebrauch zu machen. Lebenslang blieb das Weib bevormundet, die Gattin vom Manne, die Wittwe vom Sohn, die vaterloſe Tochter vom Bruder. Nie hatte ſie eigene Freiheit, eigenes Recht, vollkommen eigenes Beſitzthum. Hatte ſie vor dem Eintritt in die Ehe wenigſtens des frei wallenden Haupthaars ſich erfreut, ſo mußte ſie auch dieſen Schmuck der Freien, ſobald ſie unter den Schleier (heute ſagen wir unter die Haube) kam, ablegen, mußte die Locken ſich verſchneiden, die Zöpfe aufbinden laſſen.

Die Verheirathung ſelbſt war urſprünglich nichts mehr und nichts weniger als ein Kauf, durch welchen die Frau das unwiderſprechliche Eigenthum des Käufers wurde, gerade wie jedes andere Gut, das er mit Wiſſen von Zeugen, unter dem Schutze beſtimmter rechtlicher Formen * erkaufte, weßwegen man auch, als wäre das Weib nur ein Ding, ein Etwas, im Deutſchen eben das Weib, nicht die Weib ſagt. Solches Eigenthum ſchützte der Mann freilich gerne; aber

---

* Bei der Eheſchließung beſtanden dieſe in Folgendem: Verabredung des Kaufpreiſes, der Brautgabe und Mitgift; Ueberreichung des Schwertes, als Symbol ſeiner hausherrlichen Gewalt, an den Bräutigam; Wegwerfen eines Halms, als Zeichen, daß der Vater der Tochter, dieſe der väterlichen Familie entſage; Uebergabe eines oder zweier Schuhe, urſprünglich ſolcher, die der Bräutigam getragen, ſa wie des Rings an die Braut (ſpäter Ringwechſel). Außerdem wurde da und dort die Braut, gleich dem zu adoptirenden Kinde, dem Freier auf die Knie geſetzt, gleich dem neu erwählten König auf den Schultern in die Höhe gehoben, um von Allen begrüßt zu werden, auch wohl noch ein feierliches Gelöbniß abgelegt. Alles öffentlich in feſtlicher Verſammlung (mahal, woher „vermählen"). Kirchliche Trauung war lange nicht geboten und wurde oft erſt nach der Hochzeit vollzogen.

Digitized by Google

der Beſitz deſſelben ſchloß auch das Recht unumſchränkter Verfügung in ſich: der Mann durfte die Frau, gleich den Knechten und Kindern, züchtigen, verkaufen, und wenn ſie untreu wurde, ſelbſt tödten. Wenn wir im Nibelungenliede leſen:

„Man ſoll ſo Frauen ziehen, ſprach Siegfried der Degen,
Daß ſie üppige Reden laſſen unterwegen.“

ſo belehrt uns die Gattin des ſonſt ſo liebevollen Helden alsbald über dieſe Zucht mit klaren Worten:

„Das hat mich ſchon gereuet, ſprach das edle Weib,
„Hat er mir doch zerbleuet zur Strafe meinen Leib.“

Nichts vermag jedoch die Abhängigkeit des Weibes, zugleich aber auch ihre Liebe und Treue ſelbſt gegen den geſtrengſten Herrn ſchlagender zu beweiſen, als die Thatſache, daß bei verſchiedenen germaniſchen Völkerſchaften das Weib dem Manne mit dem, was ihm im Leben das Liebſte geweſen, ſelbſt in den Tod folgte, damit, wie in der Edda Brynhilde ſagt, dem Todten „die ſchwere Thür nicht auf die Ferſe falle,“ das Weib ihm alſo auch über das Erdenleben hinaus noch dienſtbar und gefällig ſey.

Dienen war ja überhaupt der Beruf des Weibes. Da die freien Männer, wenn ſie nicht zu kriegen hatten oder jagten, „auf fauler Haut lagen“ (Tacitus), fiel alle des Mannes unwürdig ſcheinende, unſaubere und beſchwerliche Arbeit, zugleich mit den Knechten, Greiſen und Kindern, den Frauen zu; ſo, wie bekannt, beſonders das Spinnen und Weben der Gewandſtoffe und die Anfertigung der Kleider, bei den Vornehmen wenigſtens die der feineren und ſchöneren, deßgleichen die Bewirthung des Herrn und ſeiner trinkluſtigen Gäſte, „was allein ſchon Arbeit genug“ * war, wogegen ſie, jedenfalls in beſſeren Haushaltungen, eines Geſchäfts, das jetzt ihnen faſt ausſchließlich zukommt, der Sorge für die Küche überhoben waren.

Solche Unfreiheit vertrug ſich natürlich nicht mit freier Verfügung über eigenes Vermögen, mit ehelicher Gütergemeinſchaft und voller Erbfähigkeit. Die Frau hatte zwar nach altdeutſchem Rechte eigenes Vermögen, was der Vater ihr, namentlich an Schmuck, Kleidern und Hausgeräthe mitgegeben, daher Mitgift (auch Gerade) genannt, und was der Bräutigam ihr als Morgengabe an Grundſtücken, Hausthieren und Geſinde gewidmet, das Widem, Wittum. Aber dem Manne ſtand die Verwaltung und Nutzung zu und auch vom Erbe waren die Weiber lange ausgeſchloſſen. Sie ſahen ſich urſprünglich ganz und gar auf die Gnade des erbenden Sohnes und Bruders angewieſen, oder erbten wenigſtens nichts „vom ächten Eigenthum,“ dem liegenden Gut. Erſt das Mittelalter hat nach und nach der Wittwe und den Töchtern ein Anrecht an die Verlaſſenſchaft des Vaters eingeräumt. Ueberdieß durfte bei manchen Stämmen die Wittwe „den Wittwenſitz nicht verrücken,“ d. i. keine zweite Ehe eingehen.

Von einem einzigen deutſchen Stamm, den Sitonen, berichtet Tacitus, daß er von einem Weibe beherrſcht werde: „ſo tief ſeyen ſie nicht bloß unter die Freien, ſondern ſogar unter die Sklaven herabgeſunken.“ Bei den Germanen mußte allerdings Frauenherrſchaft der Hausgewalt des Mannes durchaus widerſprechen und war höchſtens, wie bei den Langobarden, deren Königin Theudelinde berühmt geworden, nach Abgang des Mannsſtamms zuläſſig.

Nicht minder ſchloß das alte ſtrenge Recht Frauen vom Zeugniß und der Eideshülfe vor Gericht aus, und während der freie Mann, in dunkeln zweifelhaften Rechtsfällen, als würdigſtes „Gottesurtheil“ am liebſten den Zweikampf wählte, mußte die Frau, falls ſie keinen Kämpfer für ſich finden konnte, gleich den Unfreien ſich dem Waſſer- oder Feuerurtheil unterwerfen.

Bei ſolcher Niederhaltung des ganzen Geſchlechts fragt man allerdings mit gutem Grunde: ob denn „gar keine Milde in dieſem ſtarren Rechtsgebäude, gar keine Schonung und Freundlichkeit neben all dieſer Zucht des Befehlens gewohnt“ habe? Und gerne hört man die Antwort der Geſchichte, daß „der ſittliche Sinn des Volks auch hier viel vergütet und ausgeglichen“ hat. (Wackernagel.)

Kein Volk des Alterthums hatte von perſönlicher Freiheit und Selbſtſtändigkeit auch nur annähernd den hohen Begriff, welcher den Germanen erfüllte. Und doch iſt die eiferſüchtige Wahrung des individuellen Rechts bei ihnen von Anfang an von dem Bewußtſeyn begleitet, „daß eine gewiſſe Selbſtbeſchränkung gegenüber dem ſchwächeren Geſchlecht dem Manne gebühre“ (Rückert). Der doppelten Abhängigkeit des Weibs entſprach doppelter Rechtsſchutz. Für erlittenes Unrecht hat die Frau nach den meiſten älteren Volksrechten, auch ſolchen, deren Abfaſſung einer brutalrohen Zeit angehört, doppelte, zum Theil ſogar dreifache Buße (Wergeld) anzuſprechen. Schön iſt überhaupt das Schutzverhältniß, in welchem die weiblichen Glieder der Familie oder Sippe ſtehen. Sie alle bedürfen der Vertretung durch einen männlichen Blutsfreund („Schwertmagen“). Dazu beſtimmte das Recht und die Sitte bei Jungfrauen zuvörderſt die Brüder, wie

* Wackernagel, Frauenrecht und Familienleben der Germanen.

noch im Nibelungenlied die drei „Könige“ Günther, Gernot und Geiselher ihre Schwester Krimhild „pflegen,“ bis sie unter die Schutzgewalt des Gatten kommt. Wird die Schwester Wittwe, so kehrt sie unter die schützende Hand des Bruders zurück; da Krimhild ihren Siegfried verloren, spricht sie zu Geiselher:

„Lieber Bruder, du sollst gedenken mein,
Des Lebens und des Gutes sollst du ein Vogt mir seyn.“

So ist denn überhaupt die Liebe der Geschwister in der alten Geschichte und Poesie unseres Volkes ein immer wiederkehrendes Motiv bald edler Handlungen der Pietät, bald, wie in der Nibelungensage, erschütternder, hochtragischer Ausgänge. Nächst den Brüdern „scheint gewissermaßen ein mächtiger Zug des Herzens nach dem mütterlichen Oheim hinzuführen, vielleicht als demjenigen Verwandten, in dessen Geblüte die Seele der Mutter mit all ihrer Liebe und Sorgfalt den vollkommensten Nachklang findet, so daß ihm am liebsten die Bewahrung und Erziehung der Schwesterkinder anvertraut wird.“ (Genzler, Rechtsalterth. in der Ztschr. für Culturgeschichte 1858.) Zu „pflegen“ aber d. i. zu schützen und zu wahren hat der Vormund sowohl Leib und Leben, als Hab und Gut des Mündels, daher Krimhild an der angeführten Stelle ihn „des Lebens und des Gutes Vogt“ nennt. Freilich geht eben darum seine Gewalt, gleich der des Vaters, der Jungfrau gegenüber weit, so weit, daß er ihr z. B. die ohne ihr Wissen bereits beschlossene, ja sogar eidlich einem dritten zugesicherte Heirath gebietet, wie Günther seiner Schwester Krimhild. Aber die in allen Fällen erforderliche Einholung des Verwandtenraths mochte immerhin der Willkür gewisse Schranken setzen. Milder war jedenfalls die vormundschaftliche Gewalt bei der Wittwe: wo der „Mundwalt“ der Jungfrau befiehlt, spricht er gegen die Wittwe nur seinen Wunsch oder Rath aus, wie König Günther, als Etzel um seine Schwester Krimhild wirbt, bloß sagt:

„Es ist nach meinem Willen, wenn sie es gerne thut, ...
Wenn sie es nicht verweigert, wie sollt' ich's Etzel'n versagen?“

So war der Mann für die Frau wohl zum Herrn gesetzt, aber zugleich zum Schirm und Schild gegen jegliche Gefahr. Bezeichnend scheint in dieser Hinsicht auch jener Gebrauch unseres Alterthums, daß in öffentlichem feierlichem Gang, wie in späterer Zeit zur Kirche, die Frauen den Vortritt hatten, nicht etwa in Folge conventioneller Artigkeit der Männer, sondern — wie auch die Reihenfolge: Töchter, Mutter, Vater, Söhne zeigt — weil der Vater, dem der Sohn als Knappe und Waffenträger folgt, die Mutter mit den von ihr gehüteten Töchtern mit sorgsamem Blick in seine Obhut nimmt.

Daß ein solches Schutzverhältniß, wie es in der Achtung vor dem, was man des besondern Schutzes werth hält, wurzelte, so auch echte Liebe wirken und nähren konnte, wer wollte daran zweifeln? Klingt doch schon bei den ältesten deutschen Dichtern, bei Otfried von Weissenburg (neuntes Jahrhundert), noch mehr in den reizenden idyllischen Partieen des Ruodlieb (gedichtet um das Jahr 1000) ein zarter minniglicher* Ton an, der forthin alle Poesie des Mittelalters, selbst die großen Heldendichtungen durchdringt. Oder ist es nicht reine innige Liebe, von welcher schon die Helgilieder der Edda und die sanctgallischen Mönche des zehnten Jahrhunderts, Gerald und Ekkehard, im „Waltharius“ singen?

Dort, in der Edda, lebt Helgi das glücklichste Leben mit Sigrun, deren Vater er im Kampfe erschlagen, bis Sigruns Bruder Dag den Tod des Vaters rächt und Helgi mit Odins Speer fällt. Schon ist über Helgis Leiche ein Hügel aufgeworfen, da geht am Abend eine Magd zum Grabe, als eben der todte Herr geritten kommt mit großem Gefolge und die Dienerin der Frau sagen heißt, der Hügel sey offen, sie möge kommen und ihm die blutenden Wunden stillen. Sigrun kommt und steigt hinunter in das Grab, und ehe Helgi die blutige Brünne abstreifen kann, umhalst und küßt sie ihn, klagend, wie kalt seine Hände und wie benetzt mit Grabesthau er sey. Helgi aber antwortet: „Du allein trägst die Schuld, denn jede Thräne, die du um mich weinst, fällt mir blutig auf die eiskalte Brust. Doch wohlauf, laß uns trinken köstlichen Meth, Niemand stimme ein Sterblied an, da die Gattin, die Königstochter bei mir dem Todten ist!“ Und Sigrun bereitet dem Helden das sorgenlose Lager und will ruhen an seiner Brust, wie sie that, da er noch lebte. Ergriffen von solcher Liebe, die auch den Tod nicht scheut, ruft Helgi aus: „Nun darf uns nichts unmöglich dünken, früh noch spät, da du, die Lebende, dem Entseelten im Arme schläfst, o holde Högnistochter!“ Aber mit dem Morgenroth muß Helgi mit seinem Geleite nach Walhall zurück, um nicht wiederzukehren. Sigrun lebte nicht lange mehr vor Harm und Trauer.

---

* Schon das erst im späteren Mittelalter durch unser „Liebe“ abgelöste Wort Minne, wörtlich Andenken, Denken an das Geliebte, bezeugt nach Meinholds treffender Bemerkung „das Reine und Geistige der deutschen Liebe, die vor allem in der Seele ruht.“

Doch die Sage erweckte das Paar von den Todten zu neuer Liebe, und ewig leben sie im Liede fort.

Gleich hell strahlt treue Liebe im Waltharius. Am Hofe des Hunnenkönigs Attila leben als Geiseln die Königskinder Walther von Aquitanien und die Burgundin Hildegund. Jener ist bereits zum ruhmgekrönten Helden herangewachsen; da tritt er eines Tages müde und durstig in ein Gemach des Palastes und findet hier Hildegund allein. Er umarmt und küßt sie und bittet um einen Labetrunk, und während er trinkt, hält er ihre Hand fest. Freundlich spricht er dann weiter zu ihr und erinnert sie daran, wie sie als Kinder von den Eltern verlobt worden seyen — was wollten sie davon unter einander schweigen? Das Mädchen aber sieht nur den hochgefeierten Mann vor sich, der einfältigen Magd, und nimmt die Rede für Spott, bis er sie überzeugt, daß er aus dem Herzen spreche. Er redet von gemeinsamer Flucht in die Heimat und demüthig erklärt Hildegund, sie folge, wohin er sie führe. So fliehen sie unaufhaltsam dem Rheine zu und über diesen, bis sie im dichten Wasgenwalde sich zur ersten Nachtruhe sicher glauben. Hildegund singt den ermatteten Walther in süßen Schlummer ein; sie selbst will, obschon todmüde, über ihn wachen. Wirklich nahen bald gewaffnete Feinde, die Hildegund für Hunnen hält; sie weckt Walthern und fleht ihn an, sie zu tödten, auf daß keiner ihr ein Leid anthue, nachdem sie nicht die Seine werden solle. Walther aber erkennt in den Feinden die nach seinen Schätzen lüsternen Franken und tritt ihnen muthig entgegen; der Kampf ruht nicht eher, als bis die Recken alle schwer verwundet sind und der Ehre genug gethan ist. Dann sitzen sie friedlich zusammen; Hildegund verbindet die Wunden, mischt den Wein und freundliche scherzende Rede geht im Kreise herum. So zieht die Braut als reine Maid mit dem Helden in seine Heimat ein, wo nun ein langes glückliches Leben ihre Demuth und Treue belohnt.*

Keines Volkes Poesie hat die Frauenliebe reiner und zarter dargestellt; die heimische aber konnte sie nicht also verherrlichen, wenn die Wirklichkeit dem entworfenen Bilde nicht mindestens die Hauptzüge lieh. Hatte aber wirklich solche Hingebung und Selbstentäußerung, in der ja die Liebe ihr Wesen hat, auch auf der Seite des Mannes Raum in dem Recht und in der Sitte unserer frühesten Ahnen? Im Recht allerdings wenig, in der Sitte um so mehr. Die Frauen errangen factisch bald eine Stellung, welche sie rechtlich niemals ansprechen konnten, und das lange vor der Zeit romantischen, d. i. romanisirten Minnedienstes, welche die Frau zum Mittelpunkt der höheren und höchsten Gesellschaft machte. Damit nämlich, daß der Frau das ganze Hauswesen übertragen war, hat, wie Wackernagel treffend sagt, der Mann ihr auch fast alles im Hause überlassen, und sie wurde, ohne die angewiesenen Schranken zu übertreten, ohne die Form der Dienstbarkeit zu übertreten, leicht die Herrin, wenn auch nicht der Familie, doch des Hauses. So sehen wir die Gemahlinnen der fränkischen Könige durch ihre Verpflichtung, Haus und Hof und die ganze Oekonomie zu überwachen, bis zu einer Art von Theilnahme sogar an der Regierung, bis zu einer gewissen Mitherrschaft über das ganze Königthum gelangen.

Dem entspricht es ganz, wenn schon die Edda da, wo sie die Verschiedenheit der Stände von göttlichem Ursprung herleitet, das Leben der Frauen, voran freilich das der adeligen, als ein gar behagliches darstellt:

„Die Eheleute saßen und sahen sich an,
Vater und Mutter an den Fingern sich spielend.
Der Hausherr saß, die Sehne zu winden,
Den Bogen zu spannen, Pfeile zu schäften,
Dieweil die Hausfrau die Hände besah,
Die Falten ebnete, am Aermel zupfte.
Im Schleier saß sie, ein Geschmeid an der Brust,
Die Schleppe wallend am blauen Gewand,
Die Beaue glänzendee, weißer die Brust,
Lichter der Nacken, als leuchtendee Schnee.
Sie erhob sich und beachte geblümtes Gebild
Von schlimmeendem Lein, den Tisch zu spreiten,
Linde Semmel legte sie dann
Von weißem Waizen gewandt auf das Linnen,
Setzte nun ißbeene Schüsseln auf
Mit Speck und Wildbeät und gesottenen Vögeln,
Wein war in Kannen und kostbaeen Kelchen.
Sie tranken und speachen, bis der Abend sank."

Durch solches Walten tritt die Hausfrau in Zeiten des Friedens unschwer in den Vordergrund. Noch im Nibelungenlied ragt nicht nur die gewaltige Heidin Brunhild selbst über Siegfried hinaus, sondern auch auf Frau Uote, die Mutter der Burgundenkönige, fällt durchaus ein größerer Nachdruck als auf den Vater,* wie schon die uralte Sage sich viel um Karls des Großen Mutter, die feenhafte „gute Frau" Bertha bemühte.

* Das Walthaerlied verdient, gut übersetzt, in Scheffels Roman Ekkehard nachgelesen zu werden. — Das Nibelungen- und noch mehr das Gudrunlied werden überdieß das oben Ausgeführte jedem Leser bestätigen.

* Liegt nicht eine rührende Pietät darin, wenn die Dichter ihre gefährdeten oder sterbenden Recken so oft gerade als „manches edlen Mutter Kind" bezeichnen?

Digitized by Google

Leicht knüpfte hier die Verehrung der Gottesmutter Maria an. Eine Fülle lieblicher Sagen der alten Mythologie ward auf ſie übertragen und das irdiſche Weib fand an ihr ein ſchönes Vor- und Muſterbild, während der Mann, der die Erſte der Frauen innig verehrte, auch den übrigen Achtung und zarte Behandlung nicht verſagen konnte.

Wir ſind von den Tagen des Tacitus herunter geſtiegen in das chriſtliche Mittelalter. Damals war der germaniſche Urwald des Volkes einziges Götterheiligthum; jetzt verehrten ſie den lebendigen Gott in Tempeln, die uns heute noch mit freudigem Staunen erfüllen. Aber gerade die edelſten Bauten des deutſchen Mittelalters wurzeln mannigfach in jenem Waldcultus der heidniſchen Väter. Die ſchönſten Motive ſind dem Pflanzen- und Baumleben der Wälder entnommen, als ſollte dort der dem deutſchen Gemüth eingepflanzte Naturſinn ſeine höhere Weihe finden. Dem darf vielleicht vergliechen werden, was auf dieſen Blättern darzuſtellen verſucht worden iſt. Die ſociale Stellung der deutſchen Frauen erfuhr im Lauf der Jahrhunderte mancherlei Aenderungen; aber das gute deutſche Gepräge, das ſo alt iſt, wie das deutſche Volk ſelbſt, hat auch ſie behalten, und indem die Pflichten des Weibes ſich mehrten und erhöhten, hob ſich auch ihr Recht und ihre Würde. Wer iſt geliebter und geehrter, als eine liebwerthe deutſche Hausfrau?

Julius Mannhart.

Literatur.

Rede und Geberde. (Studien über mündlichen Vortrag und plaſtiſchen Ausdruck von Agneſe Schebeſt.)

Die uns nicht bloß von ihrem früheren Künſtlerleben, ſondern auch durch ihre, auch in dieſen Blättern vor einigen Jahren beſprochenen Mittheilungen aus demſelben in ſo freundlichem Andenken ſtehende Frau Verfaſſerin hatte das Manuſcript ihres neueſten Werkes Herrn Geheimen Rath Kugler in Berlin zur Durchſicht übergeben, der ihr unter anderem Ermuthigenden ſchrieb: „Schaffen Sie — aber ſchaffen Sie mit der ganzen Hingebung für die Theorie und für die Lehre Ihrer ſchönen Kunſt, die, Sie wiſſen es ja ſo gut wie ich, ſo überaus im Argen liegt.“

„Das werden nun — bemerkt hierauf die Verfaſſerin — viele nicht begreifen, daß die ſchöne Kunſt noch ſo überaus im Argen liegen ſoll, da ſie ja allenthalben nicht nur, mit ſchöner Garderobe herausſtaffirt, getrieben wird, auch ſogar die kaſtbarſten Opern- und Schauſpielhäuſer zu ihrer Verherrlichung erbaut werden. Häuſer ſind nun wohl da, aber in ganz Deutſchland, Frankreich und Italien keine dramatiſche Schule. Ja, nicht einmal die allernothwendigſten Vorkenntniſſe, die ſelbſt dem Zuſchauer und Freund der Kunſt von Intereſſe und förderndem Nutzen ſeyn dürften, werden einem Jünger dieſer Kunſt beigebracht. Da heißt es denn: biſt du der Muſen Sohn, ſo hilf dir ſelbſt.“

Daß die „ſchöne Kunſt“ im Argen liegen ſoll, das geſtehe ich nun meinerſeits recht wohl zu begreifen und habe die Deklamation und Aktion der Schauſpieler noch niemals für eine muſterhafte, für eine ſolche gehalten, die „dem Zuſchauer und Freund der Kunſt von förderndem, von bildendem Nutzen ſeyn dürfte.“ Für das größere Publikum iſt die Deklamation, wie man ſie von den Brettern hört, freilich immer eine muſtergültige. Wenn Leute, die ſich in ihrem Urtheil über die Menge erhaben glauben, auch im Einzelnen Ausdruck und Betonung kritiſiren zu müſſen glauben, im Ganzen ſind ſie doch feſt überzeugt, daß der Schauſpieler die Technik ſeiner Kunſt in der höchſten Vollkommenheit inne habe. Ob nicht die ganze Manier eine verkehrte, das ganze Weſen ein unnatürliches und widerwärtiges ſey, daran wagen ſie nicht zu denken. Man ſagt von Einem, dem man das Lob eines ausgezeichneten Vortrags zuerkennen will: „er deklamirt wie ein Schauſpieler,“ eben ſo wie man von einem guten civiliſtiſchen Reiter ſagt: „er reitet wie ein Rittmeiſter.“ Wie es aber gewiß manchen Rittmeiſter gibt, auf den der Goetheſche Spottvers ſeine Anwendung fände: „iſt er nicht Meiſter von dem Ritt, ſo nimmt der Ritt den Meiſter mit,“ ſo gibt es auch in dieſen unſern „costermougers times“ unzählige Schauſpieler wie Hamlets haarbuſchige, luftſägende Burſche, von denen ein Pfarrer nichts lernen könnte, wenn er auch ſelbſt ein Comödiant ſeyn wollte, was keineswegs ſo ſelten iſt, als man dafür hält. Laufen ja doch die meiſten Zuhörerinnen oder Zuſchauerinnen, welche auf jeden Fall den Grundſtock des gebildeten

Publikums bilden, entweder in die Kirche oder in das Schauspielhaus, oder abwechslungsweise in beide, je nachdem ihnen da oder dort die Manier gefällt, welche oft nicht dem Wesen, sondern nur dem Ort nach, nach Haus und Garderobe verschieden ist.

Daß es eine natürliche, eine ächte und wahre Deklamation geben muß, ist gar nicht zu leugnen, und eben so gewiß ist, daß man zu derselben nur durch die Kunst, die wahre und höchste Kunst gelangen kann. Nur das Gesetz gibt uns die wahre Freiheit; nur durch die Kunst kommen wir zur schönen Natur. Aber wie viele Künstler gibt es, die wissen, was zu ihrer Kunst gehört? Wir haben wohl Dramaturgien, die uns Anweisung zur Kritik des Schauspielers und seiner Produktion geben, aber diesem keine Regeln, an die er sich bei seinen Aufführungen halten könnte. Man will überall in das „Höhere" hinein, ehe man noch die Grundlage und die Vorstufen recht inne hat; so haben wir auch hier den zweiten Theil, die Syntax, während uns der erste, die Formenlehre fehlt. Daher kommt es, daß so viele „Künstler" in die Luft gestellt sind; ihnen fehlen die elementaren Kenntnisse, weil es ihrer Kunst an dem Fundament gebricht.

Das Schauspiel ist etwas Conventionelles, und so ist es auch die Kunst des Schauspielers, seine Rede und Geberde. Wenn ein ordentlich gebildeter Mensch, der unter anderem die Gesetze des Dramas nach den Literaturen aller Völker und ihrer Musterwerke studirt hat, der also wohl denken darf, daß er sich auf so etwas verstehe, zum erstenmal in das Theater kommt, so wird es lange brauchen, bis er den ersten fremdartigen Eindruck überwunden hat, bis er im Stande ist, sich über das Comödiantenhafte, das die Sache für ihn in vielfacher Beziehung haben muß, hinwegzusetzen. Seine Auffassung ist daher nothwendig befangen, wovon die Schuld allerdings zunächst in ihm liegt; sie liegt aber ebenso in der Sache selbst, welche bei aller Vollendung, die sie in vielen Stücken erreicht zu haben sich rühmen darf, in andern, und zwar gerade in den Fundamentstücken die histrionischen Fesseln immer nicht ganz loswerden kann. Der Widerspruch, in welchen die Bildung hiebei mit sich selbst geräth, ist um so schneidender, je mehr als Gegengewicht gegen den technischen Prunk der historische, der sittliche Ernst fehlt, welcher dem alten Theater seine nationale und culturhistorische Grundlage gab. Hiemit steht im Zusammenhang die bekannte Thatsache, daß viele der gebildetsten Männer Scheu tragen, die Aufführung eines classischen Stücks, das ihnen seit lange in die Seele gewachsen ist, mitanzusehen, weil sie zum voraus überzeugt sind, auch eine gelungene Darstellung werde doch nie an die Höhe ihrer Vorstellung hinanreichen und zuletzt nur die Wirkung haben, daß es ihnen die idealen Eindrücke eines solchen Lieblingswerks zerstöre und das allgemeine Bild desselben in ihrer Phantasie verwische. Es ist daher kein übler Gedanke von Fanny Lewald, wenn sie in den Mittheilungen aus ihrem Leben den Rath gibt, Kinder schon frühzeitig in das Theater gehen zu lassen, damit sie vom Anfang über den verblüffenden Eindruck desselben hinweg kommen und nicht später lange Zeit nöthig haben, bis sie sich in die Illusion hinein gelebt, für eine ungestörte Auffassung empfänglich gemacht haben. Das ist richtig, wenn nämlich der Besuch des Theaters überhaupt nöthig ist und zu einer allseitigen Bildung unumgänglich gehört, was viele (ich spreche natürlich nicht von religiös einseitigen und intoleranten Leuten, sondern von unbefangenen und ästhetisch gebildeten) gewiß eben so bezweifeln werden, als sie nicht den Muth haben, es aufrichtig zu gestehen und positiv zu behaupten.

Zu dem Fremdartigen und Verblüffenden aber, was das Theater für jeden Neuling, auch den gebildetsten und sonst im Leben erfahrensten hat, rechne ich natürlich nicht allein Coulissen und Garderobe, welche freilich auch da, wo sie für ausgezeichnet gut bestellt gelten, vielfach etwas sehr Puppenmäßiges, jeden Eindruck des Wirklichen und Natürlichen Aufhebendes haben, sondern vor allem Rede und Geberde, Deklamation und Aktion. Die Aufgabe, die man im Auge hat, ist die reine Natürlichkeit; man wird aber nicht läugnen können, daß der ganze Ton in der Regel etwas durchaus Monirtes und Affektirtes hat. Der Vortrag kann vortrefflich seyn innerhalb der Manier, aber die Manier selbst hat einen besondern Geschmack und Ton, wie man von einem Pastoralton oder einem Schulton spricht. Dieß kommt beim Pathetischen und Tragischen noch viel mehr zum Vorschein als beim Komischen. Der höchste Grad des Komischen ist zwar vielleicht schwerer zu erreichen als der des Tragischen; es gibt wohl mehr ausgezeichnete Tragiker als Komiker. Im Ganzen aber wird eine Komik, auch wenn sie sich nicht über das Ordinäre erhebt, nie einen so unbefriedigenden und widerwärtigen Eindruck machen als ein hohles Pathos. Der ganze flitterhafte Apparat paßt schon viel besser zur Comödie, bei der uns auch das Outrirte und Fratzenhafte zur Rolle zu gehören scheinen kann, während schon das Coulissen- und Maschinenwesen in einem gewissen Widerspruch mit der einfachen Würde und Natürlichkeit der Tragödie steht und wir jeden Mißton nur um so greller empfinden. Daher kommt es auch, daß viele Männer, die durch den Grad ihrer Bildung für das Verständniß der höchsten Kunstleistungen befähigt wären, dieselben, die das Drama zu vermeiden suchen, damit eine doch nie das Ideal erreichende Darstellung nicht in Conflikt mit ihrer Vorstellung komme, dagegen bisweilen die in ihren Augen gewiß nicht höher stehende Comödie aufsuchen, weil sie hier ein Amusement hoben, ohne ein Getäuschtwerden ihrer idealen Erwartungen befürchten zu müssen. Die Spitzen der Bildung treffen hier mit dem ordinärsten Mittelschlag, der von vorne herein nichts als Amusement sucht, zusammen; ein Umstand, der ohne Zweifel den Intendanten und Regisseuren wohl bekannt ist, weßwegen sie sich auch wenig aus den Klagen über ein das Classische allzusehr hintansetzendes Repertoire machen.

Die uns nur in den seltensten Fällen oder niemals

ganz befriedigende Deklamation und Aktion hat nun aber, wenn wir die tiefste und allgemeinste Ursache aufsuchen wollen, ihren Grund wesentlich darin, daß derjenige, von dem wir die vollendetste Darstellung eines poetischen Werkes durch Rede und Geberde erwarten, in der allerschlimmsten Mitte zwischen der Unmittelbarkeit eines glücklichen oder unglücklichen Naturalismus und einer eigentlichen künstlerischen Durchbildung steht. So ist es meistens an größeren Bühnen, wo man etwas Ausgezeichnetes geben möchte und daher Ansprüche an den Schauspieler macht, denen dieser in der Regel nicht zu entsprechen im Stande ist, so daß es bei der bloßen Prätension bleibt. Dieses Mittelstadium der Bildung ist das verderblichste, weßwegen wir auch der Ansicht derer eine apriorische Berechtigung nicht absprechen können, die behaupten, daß viele Rollen auf Provincialtheatern besser gegeben werden als auf den größeren Bühnen und Hoftheatern. Dieser Zwitterzustand zwischen Naturalismus, zwischen blaß äußerlicher Routine und tieferer Kunstbildung beruht aber weiter auf dem Widerspruch zwischen allgemeiner wissenschaftlicher und idealer Bildung und eigentlicher Fachbildung, auf dem Widerspruch, daß man bald das eine, bald das andere von dem Schauspieler fordert, aber vielmehr, daß man des Unterschieds oder der Grenzen zwischen beiden sich nicht klar bewußt ist. Daß der höchststehende Künstler auch eine ausgezeichnete allgemeine und wissenschaftliche Bildung haben muß, wird man nicht läugnen wollen. Sie ist für den großen Mimen unerläßlicher als für den großen Maler und Bildhauer. Im Grund sollte, wer in irgend einer Kunst oder Wissenschaft das Höchste leisten will, immer auch aller übrigen Zweige der Kunst und Wissenschaft wenigstens potentialiter mächtig seyn. Wie aber von der andern Seite auch jeder, der es in irgend einem Fach zu etwas Ausgezeichnetem bringen will, sich vor allem einer weisen Selbstbeschränkung zu befleißigen hat, um nicht in einer nebelhaften, resultatlosen Bildung aufzugehen, so muß sich der Schauspieler vor allem vor der Ansicht hüten, die so vielfach verbreitet ist, als ob seine Fachbildung mit der allgemeinen Bildung schlechthin zusammen fiele. Die Befähigung für den besondern Beruf eines jeden erhält allerdings ihren vollen Werth erst durch seine allgemeine Bildung; andernseits aber hat diese selbst niemals einen rechten Halt und Gehalt ohne eine tüchtige Fachbildung. Die Ungewißheit über die Grenzen dessen, was zum einen oder andern, zur allgemeinen oder zur speciellen Bildung des Schauspielers gehört, der Mangel an aller Darstellung, was man denn eigentlich zur letzteren zu rechnen habe, hat gerade den Brettern jene Masse von Liebhabern und Jüngern zugeführt, die vermöge ihrer eingebildeten allgemeinen Bildung, die in Wahrheit keine Bildung ist, sich für große Künstler halten, weil sie eine Anzahl von Romanen, von Lust- und Trauerspielen mit besonderer Gemüthsbewegung gelesen haben.

Wie schwer jene Grenzlinie zu ziehen und das auszuscheiden sey, was zur schauspielerischen Bildung specifisch gehöre, das beweist am besten das Theater, wie es sich unter Schillers und Goethes Einfluß überhaupt und unter des letzteren unmittelbarer Aufsicht in Weimar insbesondere gebildet hat. Wie man von der damaligen Zeit als dem classischen, dem goldenen Zeitalter der deutschen Literatur spricht, so ist man geneigt, sie namentlich auch als das goldene Zeitalter des deutschen Theaters anzusehen. Wir ergehen uns so gerne in der Vorstellung, mit welcher Begeisterung die Schauspieler sich an ihre Rolle hingeben, wie sie ganz Außerordentliches, Unmögliches leisten mußten unter den Augen zweier so großer Dichter, die an ihrer Kunst ein so außerordentliches Interesse nahmen. Allerdings gab es seit der Lessing-Schröderschen Zeit in Hamburg keine Periode für das deutsche Theater, in welcher es einen solchen Aufschwung nahm und zu so selbstständiger Geltung gelangte, wie diese Weimar'sche. Zuletzt war es ihr auch zum Heil und riß sie, namentlich durch den Schillerschen Einfluß, nach oben. Die nächste Wirkung aber war eine verderbliche. Goethe, ganz durchdrungen von seinen antik idealistischen Kunstprincipien, suchte auch die Schauspieler hiefür zuzustutzen; sie sollten in antiker Erhabenheit fühlen und sich geberden. Der Vortrag wurde eine rhythmische Deklamation; die Darstellung nahm sich die antiken Statuen, plastische Stellungen und Gruppen zum Muster. Man forderte vom Schauspieler eine wissenschaftliche Bildung; er mußte die alte Literatur und Kunst studiren, um sich ganz in ihren Geist hinein zu empfinden. Mit dieser „Bildung" waren die Leute außerordentlich geplagt, und es kam doch nichts dabei heraus. Statt der gerühmten classischen Simplicität und schönen Natürlichkeit gelangte man zu einem unnatürlichen hohlen Pathos; man ging nicht mehr auf dem Cothurn, sondern auf Stelzen. Es war daher ein Glück, daß das goldene Zeitalter ein Ende nahm, daß man von dem hohen akademischen Styl zu dem Gewöhnlichen zurückkehrte und dem großen, wenn auch weniger gebildeten Publikum wieder mundgerecht wurde, während man bisher nur für den engen Cirkel der Auserwählten und Eingeweihten gespielt hatte.

Man sollte denken, Goethe wäre der rechte Mann gewesen, um den Schauspielern eine praktische dramaturgische Anleitung zu geben; er verband mit höchster Bildung eine unläugbare genaue Kenntniß des Technischen. Daß er mit seinen hingebenden Bemühungen ein so unglückliches Resultat erzielte, ist uns ein Beweis, wie schwierig es seyn muß, hier die rechte Linie einzuhalten, und wie gerade die höchste Kunst und Bildung störend einwirken kann. Unter Goethe bestand eine eigentliche dramatische Schule in Weimar, und aus ihr sind auch ausgezeichnete Künstler hervorgegangen; die meisten der in den letzten Decennien dahin gegangenen theatralischen Größen knüpften mit ihren frühesten Traditionen an diese Schule an. Das waren aber selbstständige Geister, die sich ihre eigene Bahn brachen; für den Mittelschlag war die classisch akademische Dressur mehr verwirrend als förderlich. Auf jeden Fall blieb das Problem noch ungelöst, was die nächste Auf-

Digitized by Google

gabe einer dramatiſchen Schule ſeyn müſſe, aber vielmehr auf welchem Weg die Aufgabe, gute Schauſpieler zu bilden, am ſicherſten zu erreichen ſey. Daß es für Rede und Geberde beſtimmte Regeln, daß es eine Theorie der Deklamation und Aktion gebe, ſteht außer Zweifel; ebenſo gewiß aber iſt, daß die rechte Deklamation keine angelernte ſeyn darf, daß ſie der freie Ausfluß der gebildeten Perſönlichkeit ſeyn muß. Der mündliche Vortrag eines poetiſchen Stücks kann nur in dem Grade ein vollendeter ſeyn, in welchem der Vortragende in den Geiſt deſſelben eingedrungen iſt und ſich der Intentionen des Dichters im Ganzen und bis in die leiſeſten Nuancirungen bemächtigt hat. Dieſes vollkommene Verſtändniß iſt aber Sache der höchſten äſthetiſchen Bildung, des feinſten poetiſchen Geſchmacks. Hierin aber muß der Schauſpieler nicht nothwendig auf dem höchſten Standpunkt ſtehen; viele unter ſeinen Zuſchauern und Zuhörern können und werden ihm darin überlegen ſeyn. Die höchſte allgemeine literariſche und äſthetiſche Bildung iſt nicht ein ſpecifiſches Ingredienz ſeiner Fachbildung, und doch kann er ohne dieſelbe unmöglich das Höchſte in ſeinem Fach erreichen.

Dieſer innere Widerſpruch, daß ein Theil ſeiner Zuſchauer das Höchſte, was zu ſeiner Kunſt gehört, beſſer inne haben kann und wird als er ſelbſt, bringt den Künſtler in Conflikt mit ſich ſelbſt und mit dem Publikum. Daher kommt es auch, daß gerade die Gebildetſten an dem Theater immer nur ein conventionelles, ein künſtliches Intereſſe nehmen werden, weil ſie ſo ſelten ihre ganze Intention ausgedrückt und ſich vollſtändig befriedigt fühlen. Der Naturalismus genügt ihnen nicht und die vollendete Kunſt, die wieder Natur wird, glauben ſie nirgends zu finden. Was ihnen gegeben wird, erſcheint ihnen meiſtens bahl und ſteif, affectirt und manierirt. Kann doch ein dramatiſches Stück, ein Monolog vollkommener richtig vorgetragen werden, d. h. in Deklamation und Aktion dem nächſten Sinn durchaus angemeſſen, und doch müſſen wir ſagen: der Ton des Ganzen iſt verfehlt, es gewinnt durch den mündlichen Vortrag ein ganz anderes Colorit, als es für den rein geiſtigen Genuß beim einſamen Leſen hatte. Die Monologen Fauſt's z. B. erinnere ich mich erſt vor kurzem auf einer bedeutenden Bühne gehört zu haben, im Einzelnen ganz richtig accentuirt und deklamirt, und doch im Ganzen ſo durchaus verfehlt, d. h. dem Charakter und der Situation ſo wenig angemeſſen, daß ich den widrigen, verkehrten Eindruck, den dadurch das ganze Dichtwerk für mich erhielt, lange nicht verwinden und mich in die mir von Jugend auf vertrauten Worte nur ſchwer wieder hinein finden konnte. Der Schauſpieler war ein tüchtiger Deklamator, aber es fehlte ihm an der nöthigen Feinheit der Auffaſſung und Aneignung, alſo mit Einem Wort an Bildung. Das iſt freilich ein ſehr ſtrittiges Feld, auf welchem das meiſte auf den ſubjectiven Geſchmack ankommt. Und dieſe Unſicherheit der Auffaſſung findet auch da ſtatt, wo es ſich nicht um dramatiſche Charakterdarſtellung handelt, ſondern einfach um den deklamirenden Vortrag eines Gedichts. Die Deklamation der Schiller'ſchen Glocke, wie man ſie ſeit einer Reihe von Jahren in den meiſten Städten Deutſchlands von einem der ausgezeichneiſten jetzt lebenden Künſtler, der namentlich wegen ſeiner geiſtigen Durchdringung poetiſcher Werke berühmt iſt, gehört hat, gilt für eine der höchſten Leiſtungen in dieſer Gattung. Und allerdings iſt die Grunert'ſche Glocke ein Meiſterſtück in Beziehung auf ſeine Nuancirung, auf Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, auf zweckmäßiges Abwechſeln von Forte und Piano, von Crescendo und Decrescendo, auf Anſchwellen und Senken des Tons. Gleichwohl aber kann die Frage aufgeworfen werden, ob all dieſe Kunſt in Rede und Geberde nicht übel angewandt ſey gerade auf ein Gedicht, wie die Glocke. Nach meinem Gefühl wenigſtens geſchieht dadurch dem Charakter derſelben Gewalt, ſie erhält einen buntſchillernden proſaiſchen Reiz, ſie wird eigentlich verweltlicht, während ſie eigentlich geiſtlich, wie eine Betrachtung, eine Homilie, ein Gebet aufgefaßt ſeyn will und alſo einen einfachen, gehaltenen Vortrag erfordert.

Die Deklamation im engeren Sinn, d. h. alſo der mit lebhaftem Geberdenſpiel und auffallender Modulation der Stimme begleitete mündliche Vortrag wird dem gebildeten Geſchmack überhaupt faſt immer zu viel thun. Sie erfordert immer eine gewiſſe Vorbereitung; der Vortragende ſetzt ſich in Poſitur, hält aus mit Stimme und Geberde, und — man merkt die Abſicht und wird verſtimmt. Je ausgebildeter die rein geiſtige Empfänglichkeit und Genußfähigkeit iſt, um ſo weniger wird man eine Unterſtützung und Hebung dieſes Genuſſes durch äußere Mittel wünſchen. Wenn die Gefühle, die der Dichter ausgeſprochen hat, in uns ſelbſt aufgegangen ſind, wenn wir ſie reproducirt haben, ſo daß ſie eigentlich die unſrigen und gleichſam aus uns ſelbſt hervorgegangen ſind, wenn ſeine Geſtalten vor unſerem geiſtigen Auge leben und ſich bewegen, ſo wird uns eine Verſinnlichung derſelben leicht ſtörend; die Geberden, die dieſe Gefühle ausdrücken, die uns dieſe Geſtalten näher bringen ſollen, kommen uns fremdartig, gemacht, ſogar läppiſch und lächerlich vor. Mit was wir uns allein noch befreunden können, iſt dann der einfach recitirende Vortrag, der ohne Aufwand an äußern Mitteln, ohne beſondere Tonmalerei und Geſticulation, die innere Melodie, die geiſtige und ſeeliſche Stimmung eines poetiſchen Stücks wiederzugeben ſucht. Scheinbar leichter und einfacher als die Deklamation iſt dieſe Recitation, aber weil ſie von allen äußern Mitteln abſteht, doch ohne Zweifel das Höhere. Sie kann nur das Produkt der feinſten, in die geiſtige poetiſche Welt vollkommen eingelebten Bildung ſeyn; und ſelbſt dann gehört noch angeborene Virtuoſität dazu. Aus dieſem Grunde iſt auch die Zahl der ausgezeichneten Vorleſer, die hierin eine eigentliche Celebrität erlangt haben, eine außerordentlich kleine, unendlich kleiner als die der berühmten mimiſchen Künſtler. Freilich repräſentiren ſie auch kein beſonderes Kunſtfach und dienen weniger der allgemeinen Hör- und Schauluſt, ſondern in der Regel nur vertrauten und auserleſenen

Digitized by Google

Kreiſen. Zur Deklamation verhält ſich dieſe gebildete Recitation ohngefähr wie die feinſte Kammer- und Quartettmuſik zu einer rauſchenden Orcheſterinſtrumentation. Natürlich liegt der Unterſchied nicht bloß in dem sotto voce. Wir finden uns hiebei an das erinnert, was neulich Riehl über Glucks Liedercompoſitionen, insbeſondere über ſeine Compoſitionen Klopſtock'ſcher Oden und deren Vortrag ſehr ſchön geſagt hat. Der Componiſt wollte mit dem Dichter Hand in Hand gehen, ihn ergänzen, ihn faſt überbieten. Darum genügte ihm auch kein Vortrag ſeiner einfachen Compoſitionen; er wollte ſie nicht einmal ſetzen, ſondern nur ſingen, ſelbſt ſingen im vertrauten Kreiſe, wo er eine verwandte poetiſche Empfänglichkeit vorausſetzen durfte, und hier ſeine ganze Empfindung, die ſich in den Noten nicht wiedergeben ließ, hineinlegen. Wenn der Tondichter ſich hier von ſeinem eigentlichen Gebiet verirrte und verſuchte, was mit ſeiner Kunſt im Widerſpruch ſteht, ſo iſt dieß dagegen gerade das Feld für die Recitation. Wenn ihr nicht gegeben iſt, allgemeine Stimmungen mit der überwältigenden ſinnlichen Kraft auszudrücken wie die Tonkunſt, ſo kann ſie dagegen, was dieſer ſtets verſagt bleibt: die tiefſten Gedanken dolmetſchen und zur Anſchauung bringen.

So ſind wir von der Bühne in den Salon gekommen, von der Kunſtroutine wieder zur allgemeinen Bildung. Es iſt der nothwendige, in der Natur der Sache ſelbſt begründete Gang, den auch unſere Verfaſſerin unwillkürlich durchläuft. Anfangs hat es den Anſchein, und ohne Zweifel war dieß auch ihre urſprüngliche Abſicht, als wollte ſie eine Dramaturgie für Schauſpieler, eine Handbuch für die von ihr herbeigewünſchte dramatiſche Schule ſchreiben. Immer mehr aber geht ſie auf das allgemeine, ſociale Gebiet über; ihre Anleitungen und Beiſpiele ſind nicht mehr für Schauſpieler, ſondern für die gebildete Geſellſchaft und ihre Unterhaltung berechnet. Welche Vortheile bringen derlei Uebungen für das wirkliche Leben? „Wenn durch jene über mündlichen Vortrag und die Geberdenſprache geſammelten Beobachtungen unſer Blick und Gehör für unſer eigenes Betragen geſchärft worden iſt und dem denkenden und fühlenden Geiſt des Jünglings von praktiſchem Nutzen ſeyn muß, ſo ſind ſie der Jungfrau von nicht minder erheblichem Werth.“ Sie wird dadurch von minder edlen Vergnügungen, von läppiſcher Koketterie abgehalten und kann ſich und ihre Familie durch geiſtige Beſtrebungen erfreuen. Ja, die Pflege dieſer geiſtigen Bildungs- und Unterhaltungsmittel führt zum Höchſten. Man gewöhnt ſich dadurch, „die Saiten unſeres Herzens zu edleren Harmonien ſtimmen zu lernen, was nur durch aufrichtige Liebe zu den Grundſätzen der Religion und Kunſt bewirkt werden kann.“

Hiezu iſt das Buch von Agneſe Schebeſt ein ſchätzenswerther Beitrag; aber — aufrichtig geſtanden — wir hätten doch mehr von ihm erwartet, namentlich im Rückblick auf ihren früheren ſo wohl gelungenen literariſchen Verſuch. Sie wird um ſo mehr geneigt ſeyn, in dieſem Geſtändniß weniger eine Ungunſt gegen ihr letztes Buch, als ein wohlgemeintes Compliment gegen das frühere zu erblicken, wenn ich hinzufüge, daß nach meiner Ueberzeugung an dem, was etwa auszuſetzen oder zu vermiſſen wäre, weniger ſie ſelbſt die Schuld hat als der Herr Geheimerath Kugler. So viel wir ſehen können, hat er ſehr wenig für das Buch gethan. Die Verfaſſerin, in ihrem Reſpekt vor einem ſo ernſten Kunſtforſcher, meint zwar, „ihrem erſten literariſchen Kindlein habe er die große Güte gehabt, nicht allein die Härchen aus dem Geſicht zu ſtreichen, auch das Kräglein habe er ihm zurecht geſchoben, ohne jedoch durch Einflüſterungen oder Zuthat eigenen Gedankenſchmuckes daſſelbe herausputzen zu wollen;“ bei dieſem zweiten aber hat er nach unſerem Dafürhalten ſeine nächſte Vatherpflicht verabſäumt, dagegen durch ſeine „Einflüſterungen“ dem Kindlein vielleicht mehr aufgeheftet, als die Mutter deſſelben ſelbſt weiß. Wollte er ihm mit wirklicher Selbſtverläugnung nichts weiter thun, als die Härchen aus dem Geſicht ſtreichen und das Kräglein zurecht ſchieben, ſo mußte er, falls er das fertige Manuſcript zu Geſicht bekommen hat, vor allem einzelne Perioden glätten und bügeln. Ein Satzgefüge, wie in den vorhin angeführten Perioden über den Nutzen, welchen die gegebenen Beobachtungen über Rede und Geberde für Jünglinge und Jungfrauen haben — und es iſt nicht das einzige in ſeiner Art — rechnen wir einer Frau nicht hoch an; aber die männliche Nachhülfe hätte ihm wohl gethan. Statt deſſen iſt, wenn unſere Vermuthung nicht fehl geht, die Verfaſſerin durch direkten oder indirekten männlichen Einfluß auf den für ſie doppelt gefährlichen Weg der „Theorie und Lehre ihrer ſchönen Kunſt“ verleitet worden. Eine Frau hat ihre Stärke niemals in der Abſtraktion, in der Theorie, ſondern in der Individualität, in ihrer Perſönlichkeit, und Agneſe Schebeſt hat gezeigt, wie Schönes und Liebenswürdiges herauskommt, wenn ſie ihrer Individualität Raum gibt, wie ſie es in dem „Leben der Sängerin“ gethan hat. Aehnliches hätten wir aus dem Leben der Schauſpielerin, der dramatiſchen Künſtlerin gewünſcht und hätten uns verſichert gehalten, daß es nicht anders als intereſſant und vortrefflich ausfallen werde.

Allerdings hat ſie manche beachtenswerthe Winke gegeben, wie das von einer ſo gebildeten Künſtlerin nicht anders zu erwarten war; aber was helfen uns Quinctilian und Michaelis, und ſelbſt der große Ariſtoteles? Wir bekommen damit nur Regeln, die jeder ſchon vorher wußte, oder die er bei einigem Nachdenken leicht ſich ſelbſt abſtrahiren kann. Wenn irgendwo, ſo gilt hier, daß alle Theorie grau iſt. Wir möchten die Verfaſſerin fragen, ob ſie ſich noch Quinctilian oder irgend einem andern Theoretiker gebildet hat, ob die Theorie bei ihr der Praxis vorangegangen oder nicht vielmehr nachgekommen iſt, ob ſie dieſelbe nicht erſt auszubilden ſuchte, nachdem die Zeit der Ausübung ihrer ſchönen Kunſt längſt vorüber war? Und ſo wird es wohl bei den meiſten Künſtlern, Schauſpielern und Rednern ſeyn; nicht die Theorie macht die Praxis, ſondern umgekehrt. Da wären wir denn begierig

geweſen, wie die Frau, die in jener ſchönen Zeit als dramatiſche Schauſpielerin faſt mehr noch denn als Sängerin glänzte, ſich ſelbſt gebildet habe, wie ſie vom Falſchen auf das Richtige, vom Einzelnen zum Allgemeinen gekommen ſey. Sie hat uns früher ſo anmuthig geſchildert, wie ſie unter dem alten Chorregenten in Dresden Muſik ſtudirte, ein eigentliches weibliches Studentenleben, und wie ſie dann auf jede neue Oper ſich freute, nicht des bloßen Singens wegen, ſondern „um ein Stück Leidenſchaft daran zu verarbeiten.“ Damit hat ſie uns tiefer in die Natur des dramatiſchen Geſangs und der Sängerin hinein blicken laſſen als durch die beſte Geſangſchule. Warum wollte ſie uns nun nicht auch zeigen, wie ſie als Schauſpielerin, in Rede und Geberde, ein Stück Leidenſchaft an ihrer Rolle verarbeitete? Das wäre uns intereſſanter und mehr nütze geweſen als Quinctilian und Michaelis; wir hätten eine beſſere Einſicht in die ſittliche Würde und Bedeutung der Muſik und Kunſt überhaupt gewonnen, als ſelbſt durch das, was ſie aus den Paragraphen des Ariſtoteles citirt. In einem rechten Reſultat kommen wir dabei ohnehin nicht, und die Verfaſſerin muß aus ihrem Eigenen nachhelfen, mit dem freilich ziemlich bedenklichen Satz: „eine ſündhafte, aber genügſame und bußfertige Künſtlernatur iſt noch kein verlorenes Schaf, ſelbſt wenn ſie die vollſte Gluth ihrer Seele bei ihren Kunſtleiſtungen aushaucht;“ aber mit der nicht der beſten Geltung ſich erfreuenden pantheiſtiſchen Deduktion: „Hat wohl jemals irgend jemand etwas Unmoraliſches darin gefunden, daß Blumen ihren Duft zum Himmel hauchen, und daß auch wir uns daran erfreuen? Warum ſoll nun das menſchliche Gemüth ſeinem gütigen Schöpfer nicht auch den beſten Weihrauch eines liebenden Herzens darbringen?“

Wir könnten der verehrten Frau leicht weiter zeigen, welch mißlichen Weg ſie eingeſchlagen hat, indem ſie, die Form freier Mittheilungen verlaſſend, ſich auf eine ſyſtematiſche Darſtellung einließ, wie ſie dadurch auf Gebiete geführt wurde, die ihr doch immer fremd bleiben, wie Proſodie oder Definirung der verſchiedenen Gattungen der Poeſie und ihres auch für den Ausdruck durch Rede und Geberde maßgebenden charakteriſtiſchen Unterſchieds, worüber wir uns in mehrfache Controverſe mit ihr einzulaſſen hätten. Auch um den Dialog iſt es etwas ſehr heikles; bei ſtreng wiſſenſchaftlicher Entwicklung läßt ſich allerdings der dialektiſche Fortſchritt des Gedankens durch dieſe Form ſehr lebendig darſtellen; wo er aber zu bloßer Einkleidung und als Nebenwerk gebraucht wird, da ſinkt er leicht ins Läppiſche herab. Alles dieſes iſt indeß Nebenſache. Wir danken ihr, daß ſie überhaupt auf dieſen Gegenſtand eingegangen iſt, welcher auch noch unſerer Meinung verdient, daß man ihm die vollſte Aufmerkſamkeit zuwende, und können nur den Wunſch wiederholen, daß ſie hiebei mehr auf ihre perſönliche Erfahrung gehört und ſich weniger durch die ſyſtematiſchen und theoretiſchen Irrlichter hätte auf die dürre Heide führen laſſen, während ſie uns die grünſte Weide hätte bieten können.

Correſpondenz-Nachrichten.

Liſſabon, Januar.

Tod der Infanten Don Fernando, Don Joao und des Königs Don Pedro. — Schwere Krankheit des Infanten Don Auguſto.

Seit zwei Monaten wird die königliche Familie und mit ihr ganz Portugal hart heimgeſucht vom Schickſal. Das Haus Braganza, eines der blühendſten unter den regierenden Häuſern Europas, iſt durch raſch auf einander folgende Todesfälle ſo geſchwächt worden, daß in den Kammern der Antrag geſtellt werden mußte, die Thronfolge zu beſtimmen für den Fall eines gänzlichen Ausſterbens der männlichen Stammhalter der Dynaſtie. Zwei blühende Infantinnen, ein junger, kräftiger König, vier Infanten, alle ſtark und geſund, wie ihr jugendlicher Vater, der rüſtige König Don Fernando, Prinz von Sachſen-Koburg-Gotha, ſchienen der Linie Koburg-Braganza ein langes Fortbeſtehen zu ſichern. Vor wenig Wochen noch waren alle königlichen Brüder und Schweſtern, die älteſte Infantin ausgenommen, im Palaſte Neceſſidades zur Vermählungsfeier der Infantin Donna Antonia mit dem Prinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen vereinigt, und das Volk jubelte der ſchönen Braut ein freudiges, man darf wohl ſagen ein ſtolzes Lebewohl zu; jetzt ruht ein Infant neben dem König, nicht weit von der im Jahre 1859 heimgegangenen jungen Königin Stephania, in der Gruft zu S. Vicente de Fora; ein zweiter Infant iſt vorläufig im Kloſter in Belem beigeſetzt, und der jüngſte Infant erholt ſich langſam von einer ſchweren Krankheit. Nur der zweite Königsſohn, Don Luiz I., iſt noch friſch und geſund und auf ſeinem Haupte ruhen die Hoffnungen des Volks und aller Freunde der regierenden Dynaſtie.

Wohl ahnte es dem ſächſiſchen Geſandten, als er im

Jahre 1859 den Heirathscontrakt der Infantin Donna Mariannn und des Prinzen Georg von Sachsen mit der portugiesischen Regierung abschloß, daß ein so hartes Schicksal die Familie Braganza treffen könnte. Das Gesetz fordert von der Infantin, die einen Fremden heirathet, daß sie feierlich allen ihren Rechten auf den Thron Portugals entsage. Damals widersetzte sich der sächsische Gesandte dieser Abdankung; man drang in ihn, man stellte ihm vor, wie dieser Akt doch nur eine Ceremonie sey, da ja fünf Brüder aus dem Leben scheiden müßten, beror die abgehende Braut von ihrem Rechte Gebrauch machen könnte, man sah in seinem Widerstand nur diplomatischen Eigensinn. Das Verhängniß sollte leider nur zu bald die klugen Forderungen des Vertreters der sächsischen Regierung rechtfertigen; jetzt schon ist eine Revision der beiden letzten Thronentsagungen nothwendig, um die Unruhen zu vermeiden, die entstehen könnten, wenn es der Vorsehung gefallen sollte, der Nation die letzten männlichen Stammhalter der Dynastie zu entziehen.

Kurz nach der Hochzeit seiner zweiten Schwester, den 12. September, unternahm König Don Pedra V. mit seinen zwei jüngsten Brüdern, Don Fernando und Don Augusto, um sie zu zerstreuen, einen Ausflug nach Villa Viçosa, einem kleinen Städtchen in der Provinz Alemtejo, nicht weit von der spanischen Grenze. Villa Viçosa, sagt Herculano in einer seiner trefflichen Legenden, ist heiter und anmuthig, wie ein Blumengarten, doch wie ein Blumengarten, hätte er hinzufügen sollen, in welchem man den Tod einathmet. In der Umgegend wird viel Reis gepflanzt, und durch die stehenden Gewässer, welche die Felder befruchten, wird die Luft mit Miasmen geschwängert, welche die bösartigsten Fieber erzeugen. Die Jahreszeit war zudem schon etwas vorgerückt: es regnete ziemlich oft und Morgens lag immer ein starker Nebel auf dem Lande. Die der Gegend kundigen Leute riethen dem König von der Reise ab; er ließ sich jedoch keine Einrede gefallen und schlug den gut gemeinten Rath mit den Worten in den Wind, daß diejenigen, welche das Wechselfieber fürchteten, zu Haus bleiben sollten. Man warnte ihn gleichfalls vor der Morgenluft, man rieth ihm, sich derselben nicht ohne Mantel auszusetzen; allen Warnungen zum Trotz ritt er gewöhnlich früh um sechs Uhr aus, trug nur seine leichte Uniform und zog sich nicht um, wenn er vom Regen durchnäßt zurück kam, sondern überließ es der Morgensonne, seine Kleidung auf seinem Körper zu trocknen. Im Schlosse zu Villa Viçosa bewohnte er sehr ungesunde Zimmer, der frische Morgenwind brachte täglich die Ausdünstungen großer Teiche in die königlichen Gemächer. Dennoch schien die Jugend des Königs allen diesen verderblichen Einflüssen zu widerstehen; er schickte seine Brüder nach Lissabon zurück und setzte seine Reise über Portalegre und Abrantes fort. Erst den 12. kehrte er nach Santarem um, wo, wie es scheint, die eingeathmeten fiebererzeugenden Pflanzenstoffe zum erstenmal seinen Körper tüchtig erschütterten. Die spanische Verwaltung der Eisenbahn, an deren Spitze der Capitalist Salamanca steht, gab dem König zu Ehren ein großes Mahl. Kurz darauf wurden Don Pedra und die Infanten Don Fernando und Don Augusto, die ihrem Bruder bis Santorem entgegen gekommen waren, bedenklich krank. Nur der König Don Fernando, der nicht am Mahle Theil genommen hatte, der aber auch nicht in Villa Viçosa gewesen war, blieb gesund.

Der Zustand der Kranken war anfangs nicht beunruhigend: man behandelte sie, als hätten sie das Wechselfieber; der König erholte sich, während seine Brüder immer schwächer wurden. Von Tag zu Tag lauteten die ausgegebenen Berichte schlimmer; aus den unschädlichen „sezoes“ wurde ein Typhus, dem der Prinz Don Fernando den 6. November erlag. Die Todesnachricht erschütterte den König, der seinen Bruder sehr lieb hatte, außerordentlich; er klagte sich als den unfreiwilligen Urheber dieses Unglücks an; düstere Melancholie überfiel ihn; die Erinnerung an seine junge Gattin, die ebenfalls in Folge eines von ihm veranstalteten Ausflugs erkrankt und gestorben war, tauchte wieder frisch in ihm auf; sobald die sonst große moralische Kraft des Fürsten zusammenbrach, war er auch unrettbar verloren. Er erließ noch einen Befehl, der die Infanten Don Luiz und Don Joao zurückrief; beide Prinzen hatten ihre Schwester nach Deutschland begleitet und sich dann nach Paris begeben. Des Königs einziges Verlangen war, dieselben noch einmal zu sehen, denn daß er sterben würde, war bei ihm zur festen Ueberzeugung geworden. Sein Wunsch sollte nicht erfüllt werden, den 11. Novembee Abends tödtete ihn das Fieber. Die letzten besonnenen Worte, die er sprach, galten seiner Gattin, deren Ruf er kurz vorher vernommen zu haben wähnte.

Die Nachricht, daß Don Pedra der Krankheit erlegen sey, verbreitete sich sehr schnell in der Stadt. Schon in der Nacht vorher hatten die Glocken, die das Volk zu öffentlichen Gebeten für die Rettung des Königs aufforderten, die Einwohner Lissabons in die größte Bestürzung versetzt; die auffallende Thatsache, daß der König und seine Brüder kurz nach ihrer Rückkehr von Santorem krank geworden waren, wurde mit mißtrauischen Bemerkungen besprochen; zum erstenmal tauchte der Gedanke an ein Verbrechen auf. Die Nacht ging jedoch ziemlich ruhig vorüber; erst den folgenden Tag rottete sich das Volk in den lebhaftesten Stadtvierteln zusammen; die Kaufläden wurden geschlossen, theils aus Besorgniß vor einem Aufstand, theils weil die Sitte dieses Zeichen der Trauer forderte. Das Nationalgefühl war zudem außergewöhnlich aufgeregt durch Warnungen vor iberischen Umtrieben und durch die herannahende Feier des ersten Decembers, als des Tages, an welchem Portugal das spanische Joch im Jahr 1640 abgeschüttelt hatte. So kam es ganz natürlich, daß das leicht reizbare Volk die Spanier anklagte, die Mitglieder der königlichen Familie vergiftet zu haben. Gegen Salamanca war man am meisten erbittert, man machte

Digitized by Google

einen Verſuch, ihm das Haus anzuzünden; dem Gaſtgeber Matta, der das angeblich vergiftete Mahl bereitet hatte, wurden die Fenſter eingeworfen. Aber die Regierung ergriff ſchnell energiſche Maßregeln und der Aufſtand ward bald unterdrückt. Trotzdem erſchien einige Tage nachher, vielleicht in Folge eines Berichts des ſpaniſchen Geſandten an ſeine Regierung, ein Kriegsſchiff aus Cadix vor Liſſabon; es gehörte zum Geſchwader, das nach Merico beſtimmt war, und machte die Reiſe nach der Hauptſtadt Portugals angeblich, um zu ſehen, ob es wirklich ganz ſeetüchtig zur großen Fahrt nach Amerika ſey. Niemand jedoch täuſchte ſich über den wahren Zweck der Corvette Iſabella Catholika; Spanien wollte damit Portugal zeigen, wie ſchnell es bewaffnete Macht zum Schutze ſeiner Unterthanen nach dem Nachbarland ſenden könnte.

Die Tage nach dem Tode des Königs werden jedem, der an der allgemeinen Trauer Theil genommen hat, im Gedächtniß bleiben. Ein heftiger Sturm wüthete auf dem Meere; mehremale hatte man vor der Barre Nothſchüſſe vernommen von Schiffen, die in Gefahr waren; von allen Punkten der portugieſiſchen Küſte liefen traurige Nachrichten ein; kein Fahrzeug verließ den Hafen, keines kam an. Alle Höfe hatten ſchon telegraphiſch ihre Beileidsbezeugungen nach Liſſabon geſandt. Nur die beiden Peinzen Dan Luiz und Don Joao wußten die traurige Nachricht noch nicht. Sie hatten ſich den 9. November in Southampton auf ein engliſches Dampfſchiff begeben, das über Liſſabon nach Braſilien ging, und die erſte Kunde, die ſie bei ihrer Ankunft treffen ſollte, war die des Todes ihres Bruders. Mit banger Beſargniß erwartete man ſie; ſchon hatten ſich allerlei unheimliche Gerüchte verbreitet; das Dampfſchiff, welches am beſtimmten Tage nicht einlief, ſollte Schiffbruch gelitten haben; man wollte die Nachricht haben, es ſey an den Küſten der Bretagne zertrümmert warden, und ſomit hätten Sturm und Krankheit auf einmal die Dynaſtie vernichtet. König Don Fernando allein, der zum Regenten währrnd der Abweſenheit ſeines Sohnes ernannt worden war, verlor am Krankenbette ſeines jüngſten Kindes und an der Spitze der Regierung, die das aufgeregte Volk zu beruhigen hatte, ſeine Faſſung nicht. Sein Herz, ſagte er, blute, aber ſein Kopf müſſe beſonnen bleiben. Endlich langte das ſehnlichſt erwartete Dampfboot an.

(Schluß folgt.)

Aus Norddeutſchland, Decrmber.

(Fortſetzung.)

Ein Tag in Bad Wildungen.

Verſuchen wir zunächſt die geographiſche Lage des Bades und die Phyſiognamie ſeiuer weiteren Umgebung mit einigen kurzen Strichen zu zeichnen.

In ununterbrochenem Zuge, wenn auch faſt ohne alle regelmäßige Kettenbildung, erſtreckt ſich das oſtrheiniſche Schiefergebirge von den Trachydamen der Siebenberge, häufig den Namen wechſelnd, durch das ſüdliche Weſtphalen, füllt den ganzen Regieenngsbezirk Arnsberg aus und zieht ſich bis in die Mitte des Fürſtenthums Waldeck hinein. An der preußiſch-waldeckiſchen Grenze, wo die Quellen der Ruhr und der Dimel die Waſſerſcheide zwiſchen Rhein und Weſer bezeichnen, erreicht es ſeine höchſte Erhebung. Ueber dem etwa 2000 Fuß hohen Plateau von Winterberg und Küſtelberg ſtrecken ſeine höchſten Spitzen, der Aſtenberg auf preußiſchem und der Hegekopf auf waldeckiſchem Gebiete, ihre kahlen, abgeflachten Gipfel noch 600 Fuß höher empor. Geſtattete es die Schwäche des Auges und die Rundung der Erde, ſo würde der Blick von ihnen herab nord- und weſtwärts die Geſtade des deutſchen Meeres erreichen können, während ihm oſtwärts die Gipfelhöhen des Harzes und des Thüringer Waldes, der Bracken und Inſelsberg, ſüdwärts der Taunus und die Rhön eine Grenze ſetzen. Es iſt eine rauhe, unwirthbare Gegend, wa das Obſt faſt gar nicht mehr, manche Getreidearten nur kümmerlich gedeihen und die ſparſame Bevölkerung eine mühevolles Leben friſtet.

Weiter oſtwärts ſenkt ſich das Hochland und mit ihm die Gipfelhöhen allmählig; auch der geognoſtiſche Charakter wechſelt, indem der Thon- und Grauwackenſchiefer dem Zechſtein Platz macht, der als ein ſchmaler, $1/4$ bis $1/2$ Meile breiter Streif das Uebergangsgebirge von den Bildungen der Triasgruppe ſcheidet. Niedere, abgeflachte, meiſt waldbedeckte Höhen, von freundlichen, wohlbewäſſerten Wieſenthälern durchſchnitten, erfüllen den öſtlichen und nördlichen Theil des Fürſtenthums, die Farmation des bunten Sandſteins bezeichnend. Während in den weſtlichen, gebirgigen Bezirken, dem ſogenannten Uplande, die mittlere Erhebung des Terrains nahezu 1500 Fuß betragen mag, ſinkt dieſelbe hier auf 800 Fuß herab. Die Höhendifferenz zwiſchen dem höchſtrn Punkte im Weſten (Hegekopf) und dem niederſten im Oſten (Eberthal an der heſſiſchen Grenze) beläuft ſich auf mehr als 2000 Pariſer Fuß.

Digitized by Google

Anders gestaltet sich das Verhältniß im äußersten Süden des Ländchens. Hier begleiten die Schiefergebirge die Eder von ihrem Ursprunge an dem hohen Ederkopf auf ihrem Lauf durch das waldeckische Gebiet bis kaum eine Meile von dem Punkte, wo sie unweit der alten Stadt Fritzlar in das Kurfürstenthum Hessen tritt. Zwar flachen sie sich eine Strecke lang fast bis zum völligen Verschwinden ab, erheben sich aber plötzlich wieder zu massigen runden Kuppen, engen den rauschenden Fluß zwischen sich ein, ihn zu zahllosen malerischen Windungen nöthigend, verlassen dann das nördliche Ufer, dessen sich die kahlen, niedern Zechsteinhöhen bemächtigen, und füllen den südlichsten Theil des Landes mit einer Menge mannichfach gestalteter, dicht bewaldeter, von tiefen Thälern geschiedener Bergeshäupter, die bis zu 1900 Fuß absoluter Höhe oder etwa 1500 Fuß über der Sohle des Ederthales ansteigen. Nach Nordosten hin enden sie in einem fast halbkreisförmigen Bergkranze, der sich nach dem Flusse hin öffnet und in dessen Höhlung die Schwesterstädte Alt- und Niederwildungen auf zwei, durch ein schmales Thal geschiedenen Hügeln, dreiviertel Stunden von der Eder entfernt sich erheben. Niederwildungen, die größere und ansehnlichere, bezeichnet den äußersten östlichen Vorsprung des Schiefergebirges, während der massige Schloßthurm der Altstadt über einer mächtigen Grünsteinklippe empor steigt, die auf der Grenze der hier fast in einer Spitze zusammenlaufenden Formationen der Grauwacke, des Zechsteins und bunten Sandsteins wie ein geognostisches Wahrzeichen die wassergebildeten Schichten durchbrochen hat. Von dem hohen Altan des Schlosses bietet sich ein reizender Blick auf die nahe Unterstadt, auf die Obstwälder, die sich über dem frischen Rasen der Hügelabhänge erheben, auf den malerischen, mit Buchen- und Eichenwäldern bedeckten Bergkranz, auf die fruchtbare Ebene des untern Ederthales, bis wo die leichte Dampfwolke fern im Osten den vorübereilenden Zug der Main-Weserbahn andeutet. Wir aber lassen den vielgewundenen Pfad, der längs des steilen Südabhangs zum Schlosse hinauf führt, seitwärts liegen und verweilen, ehe wir unsere Wanderung zu dem Bade antreten, nur kurz auf dem gewaltigen, 85 Fuß hohen Damm, der seit einigen Jahren, den Thalgrund quer durchschneidend, beide Städte mit einander verbindet, um einen flüchtigen Blick in das romantische Thal der Wilde zu werfen, das sich mit seinem rauschenden Gebirgsbach, seinen grünen Matten und weißen Mühlen, von steilen felsigen Bergen eingefaßt, nach Nordwesten hin emporzieht.

Das Ende des Dammes führt uns durch das Nordthor von Niederwildungen eine schmale, steile Straße hinauf in das Innere des Städtchens. Die Bauart der hohen, auf der schmalen Hügelfläche eng zusammengedrängten Giebelhäuser deutet auf die mittelalterliche Entstehung. Sie sind im Allgemeinen weder freundlich noch großartig, dabei oft schmutzig genug, offenbar zumeist seit längerer Zeit mit dem Pinsel des Weißbinders nicht in Berührung gekommen, aber eben so wenig ruinenhaft oder auch nur baufällig. Und wie das Aeußere der Gebäude, so ist auch ihr Inneres. So spiegeln die Wohnungen den Geist der Bewohner ab, die, weder auf Schönheit noch auf Gemächlichkeit großen Werth legend, zum großen Theil Wohlhabenheit mit, gelinde gesagt, übergroßer Sparsamkeit verbinden.

Auf der Höhe des „schönumbauten Hügels“ angelangt, erblicken wir zu unserer Rechten die Kirche mit ihrem hohen Thurme und treten einen Augenblick ein, ehe wir in die zu dem Westthor führende Brunnenstraße einbiegen. Es ist ein geräumiges Gotteshaus, in gothischem Style erbaut, größer und schöner, als man es an einem so kleinen Orte (Niederwildungen hat kaum 2000 Einwohner) erwarten sollte. Besonders aber fallen uns eine Anzahl von Sculpturen, sämmtlich Grabdenkmäler, in die Augen. Eines darunter, aus schwarzem und weißem Marmor, 50 Fuß hoch und 30 Fuß breit, aus einer bedeutenden Anzahl lebensgroßer Figuren mit allerlei Schmuck und Arabesken bestehend, ward von der Republik Venedig ihrem Feldherrn, dem Grafen Josias von Waldeck gesetzt, der auf Candia für das Kreuz gegen den Halbmond fechtend den Heldentod starb. Die Pracht und der Reichthum des Materials und die mancherlei Schönheiten im Einzelnen können uns nicht übersehen lassen, daß das Ganze ein Werk aus der höchsten Blüthe der Rococoperiode ist, die sich hier in grinsenden Darstellungen des Todes, in allegorischen Concetti, in bombastischen Inschriften und launischen Schnörkeln selbst ein charakteristisches Denkmal gesetzt hat. Kein schrofferer Gegensatz läßt sich denken, als zwischen seinen üppigen Auswüchsen und der farbenreichen, aber naiven und kindlichen Darstellung des Altarbildes, welches ein Maler aus der westphälischen Abzweignng der Kölner Malerschule zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts verfertigt hat, und das in der gläubigen Einfalt seiner Composition und der treuen Sinnigkeit der Ausführung einen weit größeren Eindruck auf das Gemüth des unbefangenen Beschauers hervorbringt, als jenes vielbewunderte und beschriebene Prachtstück.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 6. 5. Februar 1862.

— Was sich am schnellsten bewegt,
Scheint uns zu ruhn; es schweiget unserm Ohr
Der lauteste Sternenklang; was sich gebiert
Und rastlos fortgebiert, das schlummert uns,
Und aller Wesen Abgrund wird uns Nichts.

Herder.

Die neu zu erwartende Sündfluth.

„Was werden wir essen? was werden wir trinken?" — in Beantwortung und Erschöpfung dieser Frage, so klagte der größte Prophet vor Zeiten, suchen die Menschen ihr Heil und bringen ihr Leben dahin. — Hat sich nun wohl nach so großen Reformationen unser Zustand gebessert, oder kann und muß man von der heutigen Welt immer noch dasselbe klagen? Eine Aenderung freilich ist hierin unserer Zeit nicht abzusprechen. Denn wem ist diese Frage heute, genau genommen, wenn wir etwa Schlemmer und Müssiggänger ausscheiden, noch die Hauptfrage seines Tages? und wer legt sie, in unserer Culturwelt, sich noch vor mit dem Ernst einer Lebensaufgabe, wenn nicht die Hausfrau und die Köchin? Der Mann dagegen, anstatt wie in der alten guten Zeit des Anfangs das Wild zu erlegen, die Kuh zu erbeuten, den Reis zu erhandeln und der Bereitung des Mahles vorzustehen, der Mann scheint über all diese Sorgen gemeinhin erhaben zu seyn, und Familienvater so wie Junggeselle, Minister wie Seidenhändler, wenn sie vom Amte, vom Acker, aus der Werkstatt zum nährenden Mahle sich sammeln, scheinen vielmehr bis zu diesem Augenblick ausschließlich an die verschiedenen Arten sich hungrig zu machen gedacht zu haben. Und wenn man vollends an die Schaaren der Zug- und Wandervögel denkt, welche an den Ein- und Ausgängen der modernen Verkehrsstraßen und auf all ihren Stationen umherschwärmen in der paradiesisch-vollkommenen Selbstgewißheit, überall, wo sie sich niederlassen, auch für sie gekocht und gedeckt zu finden, so scheint es wohl, daß die Frage „was werden wir essen, was werden wir trinken?" weit mehr ein gefälliger Luxus geworden sey, als noch immer der Zweck menschlicher Thätigkeit, und als eine das Leben selbst in Anspruch nehmende Aufgabe.

In der That, es ist in den Lebensgewohnheiten des Menschen seit seinen ersten Tagen eine Veränderung durch fast alle Schichten der Gesellschaft gegangen, welche wie eine Rückkehr zum Paradiese aussieht, aber zu einem Paradiese, in dem nicht mehr der Baum der Erkenntniß und der Baum des Lebens verbotene Früchte tragen, sondern vielmehr als belebender und wachsender Reichthum grünen und blühen; denn gerade Erkenntnißarbeit und Erkenntnißwerk ist es hier, was dem Menschen seinen „Verdienst" oder das allmächtige Zaubermittel der Gesellschaft, das „Geld" überantwortet, womit er sich nunmehr Sorglosigkeit und Unabhängigkeit von den genannten ersten Lebensfragen erkaufen kann.

Wenn wir uns den Urzuſtand des Menſchen vergegenwärtigen, nachdem er aus jenem frühen Paradieſe des unbefangenſten Naturgenuſſes, nicht anders als wie von der Mutterbruſt, genommen war, jenen Zuſtand, der Jahrtauſende gedauert haben wird, in dem jeder Einzelne, wie er eben aus der Unmündigkeit erwuchs, für alles, was ihn nähren und erhalten ſollte, ſelbſt zu ſorgen hatte — für die Frucht vom Baume, für die Wurzel aus der Erde und das Waſſer aus dem Bach, oder auch ſpäter für das Erlegen des Wildes, das Einfangen des Fiſches, für die Erhaltung der ernährenden Kuh, für die Erwerbung des wärmenden Thierfelles — wenn wir alſo erwägen, daß das Beſchaffen der Nahrung und der Kleidung, der Waffen und der Wohnung noch faſt die ganze und gleichmäßige Arbeit des Einzelnen oder der Familien ohne Unterſchied war, mit deren Erfüllung ſodann Kraft und Intereſſe zumeiſt erſchöpft und die Thätigkeit beendet war, und was von Zeit übrig blieb, der Ruhe und dem Spiele geweihet wurde, ſo erkennen wir leicht in jenem Zuſtande ein Abbild der früheſten Lebensſtufe des Menſchen, des Kindesalters. Auch das Kind theilt ja ſeine Zeit zwiſchen Ernährung, Ruhe und Spiel, und in leiſen Spuren erſt beginnt das Merken, das Lernen und die eigentliche Erkenntnißarbeit des Geiſtes. Heute jedoch nehmen tauſend andere Intereſſen, als Ernährung, Ruhe und Spiel, unſere Zeit in Anſpruch und fordern unſere Thätigkeit heraus; ja ſie werden — zum deutlichſten Unterſchiede von dem Geiſte der früheren Lebenskreiſe — ſogar mit Ausſchluß jener Kindheitsintereſſen als eigentlicher Inhalt, als Aufgabe, oder Sinn und That des Menſchenlebens angeſehen: Handel und Wandel der mannigfachſten Art, Handwerk, Kunſt, Wiſſenſchaft, und die Erhaltung des unſichtbaren Gemeinweſens der Geſellſchaft in Staat und Gemeinde.

In dieſem letzteren nun liegt zugleich der Schlüſſel des Räthſels ſelbſt und die Erklärung des Umſchwungs. Denn die Selbſterhaltungsſucht eines großen Ganzen — des Staates oder der Geſellſchaft — iſt an die Stelle der Selbſterhaltungsſucht des Einzelnen getreten, ſo daß die Sorge, die ſonſt weſentlich auf den Schultern jedes Einzelnen geſondert laſtete, vielmehr eine Sorge und Arbeit der Geſammtheit geworden iſt, und darum um ſo viel leichter dem Einzelnen; da ferner dieſe Geſammtheit, ſo zu ſagen, ein Gedankenweſen iſt, ein gemeinſamer Geiſt der Menſchen, ſo vollzieht ſich durch ihre Selbſterhaltung auch die Selbſterhaltung des Einzelnen fortan auf geiſtigerem Wege und durch ein mehr geiſtiges Wirken.

Die Geſellſchaft erzeugt und bringt alles hervor, was die Selbſterhaltung des Einzelnen fordert, und dieſer hat es nur durch ein Tauſchmittel für ſich einzufordern; ſeine Ernährung, ſeine Exiſtenz iſt nur noch abhängig von dem Beſitze dieſes Tauſchmittels, d. h. im Allgemeinen von der Kraft, mit der er ſelbſt für allgemeine Bedürfniſſe der Geſellſchaft einzutreten, zu ſorgen und zu ſchaffen weiß, ſey es in Ackerbau, Handwerk, Kunſt und Wiſſenſchaft, oder im ſtaatlichen und religiöſen Leben der Menſchheit, während alle Mittel ſeiner eigenen Ernährung und Erhaltung indeſſen unaufhörlich aus unzähligen künſtlichen Proceſſen der geſammten Geſellſchaft hervorgehen und ohne Unterlaß aus den mannigfachſten Orten und Entfernungen, ja von den abgewandten Seiten des Erdballs, für ihn zuſammenkommen.

Weil ſomit ein Jeder dem Ganzen dient und wiederum aus dem Ganzen, wie aus einem immer fließenden Lebensbrunnen, die eigene Exiſtenz ſchöpft, iſt ihm die feſſelnde Mühe der unmittelbaren Selbſtverſorgung gleichſam aus der Hand genommen, und unabhängig von ihr kann er ſeine Kräfte den geiſtigen, das iſt den Geſammtintereſſen zuwenden, welche nunmehr Inhalt und Aufgabe ſeines Lebens werden, und jene urſprünglichen Fragen: „was werden wir eſſen, was werden wir trinken?“ wenigſtens aus dem Vordergrunde der Lebensbühne zurückdrängen. Dagegen nimmt die Sorge um Gedeihen und Gelingen einer ſpeciellen Lebensbeſtimmung, um die Löſung einer beſondern Aufgabe, einer eigenthümlichen Zeit- und Erkenntnißfrage gar häufig jenen erſten Platz ein; denn in ihrem Gefolge bieten ſich gleichſam oder verweigern ſich Eſſen und Trinken von ſelbſt; und ſo ſehr kann hiedurch die leibliche Sorge zurücktreten, ſo ſehr kann dem Menſchen ein geiſtiges Wirken und Schaffen Selbſtzweck des Lebens werden, daß mitunter über der Lebensarbeit der Erkenntniß eifrige Kämpfer die leibliche Nothdurft gleichſam verachten oder vernachläſſigen und vergeſſen inmitten des erwählten, des geiſtigen Lebens — wie, um ein Beiſpiel anzuführen, der letztverſtorbene große Königsberger Aſtronom, welcher ſolcher Gewöhnung zum Opfer fiel und trotz der ſorgſamſten Pflege zuletzt einen unabwendbaren Hungertod ſtarb. Und ſolche Jünger des Geiſtes, mögen ſie nun in den Hallen der Kirche als Heilige prangen, oder für Wiſſenſchaft und Kunſt in beſcheidener Dunkelheit ihr Leben hingeben, ſind unverwerfliche Zeugen, daß der Geiſt ſich zum Herrn des Lebens macht und die Menſchheit das geiſtige Brod in immer weiteren Kreiſen anerkennt und heiligt neben dem Bedürfniſſe des leiblichen Brodes.

Halten wir alſo dieſen Culturzuſtänden die Sinnlichkeit früherer Zuſtände entgegen, nicht nur des

Digitized by Google

Einzellebens, auch der Geſellſchaft, Zuſtände, in denen die Gebote der Gottheit ſelbſt ſich noch auf die Pflege des Leiblichen bezogen und in denen auch die höchſte Erhebung, die „Anbetung," ſich enge mit der Ernährung verſchwiſterte, wie die allerwärts, bei Juden und Heiden, übliche Sitte der Opfer uns lehrt, ja in denen Eſſen und Trinken erſt weſentlich ſolche Erhebung begründete, wie das gute Mahl des Patriarchen beweiſt, da er Eſau ſeinen Segen verleihen wollte: — ſo werden wir unſerer Zeit zugeſtehen können, daß, Alles in Allem, Eſſen und Trinken und leibliche Nothdurft, ohne deßhalb entbehrlicher geworden zu ſeyn, doch minder als früher den Lebenskreis der Menſchen erfüllt und ausfüllt.

Wie viel Werth indeſſen wir auch auf dieſen erweiterten Geſichtskreis legen mögen, auf die vom Geiſte mehr ergriffene Exiſtenz des Menſchen, welche, wie es heutzutage iſt, ſtatt im engen Lebenskreiſe und in der auf das Sinnlichſte gerichteten Thätigkeit ſich zu halten, vielmehr Raum und Zeit oft ruhelos zu durcheilen und jegliche Art der Arbeit wie des Genuſſes zu wechſeln ſtrebt, um alle erwachten Intereſſen zu berühren: — dennoch werden wir das in den Eingangsworten erwähnte Verhältniß — mutatis mutandis — auch in der heutigen Geſellſchaft wiederfinden. Denn die Anklage jener Worte geht auf die mangelnde Beſchäftigung der großen Maſſe der Menſchen mit den himmliſchen Dingen, und die Theilnahme an ihnen iſt verhältnißmäßig ſchwerlich gewachſen. Die verborgenen, unbegriffenen Wunder der Schöpfung, welche die Religion des Naturmenſchen erzeugten und die des Culturmenſchen beleben und begründen, ſollen ja nicht allein das Gemüth beſchäftigen in Staunen und Bewunderung, ſondern ſie rufen auch den Forſchungstrieb des Menſchen wach zur Arbeit der Erkenntniß und haben, nachdem ſie die Anbetung erweckt, auch im Maße ihrer Erfaſſung durch das Verſtändniß des Menſchen die Anbetung aufgeklärt und gereinigt. Wollen wir nun aber nach der Theilnahme an ihnen, im Verhältniß zu dem erweiterten Geſichtskreiſe und der erhöhten Kraft des Geiſtes, die Richtung unſerer Zeit meſſen, ſo werden wir finden, daß die große Mehrzahl der Menſchen auch heute kaum minder gedankenlos, kaum minder gleichgültig hinlebt in und mit dieſen Wundern der Schöpfung, als es je in alten Zeiten geſchehen mochte.

Staunenswerth hat ſeit den Zeiten des Anfangs unſer Bewußtſeyn ſich erweitert, unſer Auge ſich geſchärft, unſere Erkenntniß ſich vervielfacht, und wir ſind im Stande, anſtatt mit unſerer nächſten Umgebung, mit Fluß, Wald und Wolken nur, mit dem Erdganzen und mit den Sternen in unermeßlichen Zeiträumen und Himmelsräumen ein intelligentes Leben zu führen. Aber noch immer wirkt auf die Einen das Tiefe, oder das Große und Ferne dieſes Lebens gleichſam einſchläfernd ein, anſtatt erweckend, und noch immer läßt es die Andern oberflächlich erregt, ohne lebendige Erkenntnißluſt an den Wundern des Schöpfungsgeiſtes. Die Enthüllungen, welche die Wiſſenſchaft mehr und mehr in das öffentliche Leben zu drängen und in die Allgemeinheit zu verpflanzen ſucht, werden ſchnell im täglichen Treiben wieder verloren und vergeſſen.

Wen, ſollte man meinen, müßte es zum Exempel nicht mit der Empfindung des Ungeheuern erwecken, wenn er erfährt und ausdenkt, daß, ohne irgend welche Einwilligung ſeinerſeits, er in jeder Sekunde ſeines Lebens einen Weg von beinahe vier Meilen mache, in dieſer Zeit alſo einen Raum durchflöge, wie ihn keine Windsbraut, geſchweige denn das jagende Dampfroß auch nur annähernd zu bewältigen vermag? Achtzehnhundert mal dieſen Zeitraum braucht die gefeſſelte Dampfkraft; der rollende Erdball aber wendet nicht mehr Zeit auf, als der ſtaunende Menſch mit dem bloßen Ausrufe „vier Meilen!" füllt, um ihn eben ſo weit in That und Wirklichkeit durch den Raum zu tragen! Vermöchte ſeinerſeits der Menſch dieſe Schnelligkeit ſich dienſtbar zu machen, ſo würde er mit ihr in nur Einer Stunde die Reiſe um die Erde zwei mal machen und doch noch Zeit genug übrig behalten, um — wenn der Reiſende etwa ein Ruſſe wäre — in Kamtſchatka, ſeiner Heimath, abgeſtiegen, noch über Peking, Bagdad und Konſtantinopel nach Wien und Paris zu eilen und dennoch ſchließlich in St. Petersburg, ſeiner Hauptſtadt, gegenwärtig zu ſeyn, ehe der Glockenſchlag der neuen Stunde getönt hätte.

Warum läßt uns nun eine ſo großartige Bewegung durch die Himmelsräume, der wir ohne Aufhören unterworfen ſind, und durch deren Schnelligkeit ſelbſt die himmelweiten Geſtirne ſichtbar von Stunde zu Stunde über uns fortzurücken ſcheinen, dennoch ſo kalt, daß ſie kaum je ein Gemüth ergreift, geſchweige denn eine Nachtruhe ſtörte, und ſchnell, wie gehört, auch wieder vergeſſen wird? Offenbar weil nicht unſere Sinne davon berührt werden, ſondern nur das geiſtige Bewußtſeyn; weil dieſe Bewegung nur Wiſſen und höchſtens geiſtige Vorſtellung in uns iſt, nicht aber ſinnliche Empfindung. Friedlich und ſicher eingehüllt in den ſchützenden Mantel der Atmoſphäre, der uns vor dem Luftzug und ſelbſt vor der möglichen Sphärenmuſik jener ſcharfen Bewegung noch wirkſamer abſchließt, als auf unſern Eiſenbahnen Waggons erſter Claſſe, vergraben in den unterſten dichteſten Schichten eines viele Meilen tiefen

Digitized by Google

Luftmeeres, merken unſere Sinne freilich nichts von dieſer Flucht des Erdballs durch die Sternenräume. Wenn wir aber mehr dem geiſtigen Leben gehörten und gehorchten, und weniger dem ſinnlichen, wenn wir von den himmliſchen Vorgängen und Dingen uns durchdringen ließen, wie von den irdiſchen, ſo würde das Wiſſen dieſer Bewegung unſer Bewußtſeyn werden und bleiben, und wir würden mindeſtens das einzige ſinnliche und unmittelbare Zeugniß, das wir von ihr beſitzen — das ſichtbare Fortſchreiten am Himmelsraume unter Sonne und Sternen — nicht in ſein irdiſches Gegentheil verkehren durch unſere Denk- und Redeweiſe. Denn, obwohl wir es ſeit dreihundert Jahren wiſſen, daß es die rollende Erde iſt, welche uns den jährlichen Ringgang führt durch die zwölf Sternbilder des Thierkreiſes, und welche täglich uns umſchwingt, ſo daß wir gegen Sonne und Sterne bald uns heben und alſo ſie erblicken, bald uns ſenken und alſo ſie aus dem Geſichte verlieren, ſo machen wir doch dieſes unſer geiſtiges Wiſſen nicht zur geiſtigen Vorſtellung der Wahrheit in uns, und darum auch nicht zu Ausdruck und Wort unſerer Sprache und täglichen Rede, ſondern wir ſagen noch immer nach der Weiſe der erſten Menſchen, daß die Sonne ſich hebe und wieder ſinke, daß die Sterne uns auf- und untergehen. Wer aber meinen wollte, daß das Zeugniß der Sinne doch unwiderſprechlich ſey, und man ihm nicht willkürlich gleichſam in's Antlitz ſchlagen dürfe, der irrt durchaus; denn das ſinnliche Sehen iſt zugleich ein geiſtiger Akt, ein Akt des Bewußtſeyns, und hängt zu ſeinem Theile ab von den Bedingungen dieſes Bewußtſeyns. In allem Sehen iſt die Vorſtellung des Geiſtes wirkſam, und ein jeder kann es, wie bei beliebig andern Verſuchen, ſo auch hiebei erfahren, wenn er, durchdrungen von der Vorſtellung, daß die Sonne unbewegt des Umgangs der Erde harre an ihrem Orte, früh Morgens ihr Auftauchen am Horizonte erwarten will. Er wird dann durch unmittelbares Zeugniß ſeiner Sinne erfahren, daß Stadt und Land, Berg und Thal allmählig ſich heben und gegen die Sonne ſich fortbewegen, bis ſie endlich, ein Punkt nach dem andern, unter ihre Strahlen treten — ganz wie er heute mit der umgekehrten Vorſtellung, die ihm freilich leichter wird durch Gewohnheit, das Umgekehrte erfährt. Was uns hindert, iſt nur das mangelnde fortwährende Bewußtſeyn der eigenen Umdrehung.

Doch weitab ſelbſt von dieſen Forderungen geiſtigen Mitlebens im großen Weltall mögen wir leicht noch unzählige Dinge finden, welche unſer Bewußtſeyn theilnahmlos vernachläſſigt, weil ſie nicht den engen ſinnlichen Lebenskreis zu berühren, weil ſie auf jene Kategorie von Lebensfragen, deren Typus immer bleiben wird: „was werden wir eſſen, was werden wir trinken?“ keinen Einfluß zu haben ſcheinen. Doch eben dieß iſt eine gewagte Annahme, die ſich gar oft und unerwartet als falſch erweiſt; denn noch immer haben unſere wiſſenſchaftlichen Erkenntniſſe ſelbſt bis auf die geringſten Fragen des Haushalts herab genützt, reformirt und neues geſchafft, bis auf Wohnung und Kleidung, bis in Küche und Keller herab. Unſere ganze Lebensweiſe, ſo verſchieden von der Exiſtenz der erſten Höhlen- und Waldmenſchen, iſt vielmehr durch ſie erſt geſtaltet und möglich geworden; und hiefür finden ſich Beiſpiele ſo ſehr auf jedem Schritte unſeres Weges, daß ich mich enthalten werde, auch nur ein einziges beizubringen. Dagegen denke ich hier ein Beiſpiel vor Augen zu führen von der unendlichen Wichtigkeit, welche die weitere Entwicklung der Erd- und Himmelserkenntniß für unſere Zukunft gewinnen kann — ein Beiſpiel, in welchem aus ganz kleinen, unſerer unmittelbaren Sinnenwahrnehmung völlig entzogenen Schwankungen der kosmiſchen Verhältniſſe unſers Erdlebens ein ſo wichtiges praktiſches Reſultat für Staat und Haushalt ſich zu ergeben droht, daß Küche und Keller, Palaſt und Hütte, Chauſſeen und Eiſenbahnen dadurch von unſerem Erdboden hinweggeſchwemmt werden, und ſammt der ganzen Cultur, mit der wir uns ſo angenehm ſchon in die Natur eingeniſtet hatten, fortan auf dem dunkeln Meeresgrunde ruhen ſollen, wenigſtens für einige Jahrtauſende. Trotz dieſer furchtbaren Ausſicht werden wir jedoch in vollkommener Ruhe darüber verhandeln können, da ich feierlich verbriefen und verſiegeln kann, daß dieſe angekündigte Zukunft uns nicht für heute, auch nicht für das nächſte Jahr droht, ſondern daß ſie vielmehr keinem von uns, und lebte er Noahs und Methuſalems Alter zuſammen, perſönlich zu nahe treten ſoll.

Sie wiſſen, daß unſer Jahr ſich aus derjenigen Anzahl von Umdrehungen um ihre Axe zuſammenſetzt, welche erforderlich iſt, um die Erdkugel in einer nahezu kreisförmigen Bahn einmal um den Centralkörper der Sonne herumzuführen. Man ſtelle ſich, um das einfachſte Bild zu wählen, die Erde vor als ein Rad, aber ein Rad von beinahe kugelförmiger Geſtalt, welches um die Sonne rollt, ſo bezeichnen die Erdpole des Rades Nabe, um welche es ſich dreht, der Aequator aber die Felge, auf welcher das Rad rollt. Die Längenausdehnung der Nabe iſt dann die Axe des Rades, wie wir auch die von Pol zu Pol gehende Linie die Erdaxe nennen. Dieſe Axe nun bleibt, wie man aus ſorgſamer Vergleichung langer Zeiträume gefunden hat,

Digitized by Google

nicht immer genau in derſelben Richtung, vielmehr ſchwankt ſie im Fortrollen eine Zeit lang nach der einen, dann nach der andern Seite hin, gleichſam rechts und links, auf und nieder. Dieſe leiſe Schwankung aber iſt es, welche das für uns unermeßliche Reſultat einer Umwälzung der ganzen Erdoberflächengeſtalt hervorbringen ſoll, eine Veränderung, die unaufhaltſam, wie Tages- und Jahreswechſel, in dem für eine jede Schwankung gegebenen Zeitraum, der freilich viele Jahrtauſende umfaßt, ſich erfüllen würde.

Man denke ſich, um den nothwendigen Einfluß einer ſolchen Axenſchwingung ſich klar zu machen, zunächſt die Erde unmittelbar auf dem Sonnenkörper umher rollend, und zwar, wie dieß vorauszuſetzen natürlich wäre, um ſeine rechte Mitte, d. h. auf der Linie des Sonnenäquators. In dieſem Falle würde die ſogenannte Ekliptik, d. h. die Erdbahn genau mit der Ebene des Sonnenäquators zuſammenfallen. Wenn dieß in der That der Fall wäre, ſo hätten wir überhaupt nicht Jahreszeiten, ſondern nur Zonen auf der Erde, welche je nach ihrer Nähe oder Entfernung vom Aequator heiß, gemäßigt oder kalt ſeyn, aber das ganze Jahr über ſtets dieſelbe Temperatur bewahren würden. Nun fällt aber die Spur der Felge, das iſt des Erdäquators, nicht wirklich mit der Linie des Sonnenäquators zuſammen, ſondern geht vielmehr zum Theil rechts, zum Theil links von ihm hin, ſo daß ſie ihn nur in zwei Punkten, auf zwei entgegengeſetzten Halbkugeln der Sonne, ſchneidet. Dieſe Durchſchnitte nennen wir die Nachtgleichenpunkte oder Aequinoctien: es ſind die Punkte, in welche die Erde mit dem Beginn unſeres Frühlings und unſeres Herbſtes eintritt. Andererſeits gibt es zwei Punkte der Felgenſpur oder Erdbahn, welche ſich am entfernteſten vom Aequator befinden, wiederum auf zwei entgegengeſetzten Halbkugeln der Sonne, und dieſe nennen wir die Solſtitien oder Wendepunkte, in welche die Erde beim Beginn unſeres Sommers und unſeres Winters eintritt. Dieſe vier Punkte repräſentiren, wenn man je zwei Solſtitien und je zwei Aequinoktien durch eine gerade Linie verbindet, ein Kreuz von zwei auf einander ſenkrecht ſtehenden Linien, deren Endepunkte um je neunzig Grad, d. h. um einen rechten Winkel, von einander getrennt ſind.

Wenn nun das kugelartige Rad, als welches wir uns die rollende Erde denken, genau in derſelben Richtung auf ſeiner Unterlage verharrte, ſo würde, ohne ſonſtige ſtörende Einflüſſe, die Spur, welche ſeine Felge zieht, genau ein Jahr wie das andere dieſelbe bleiben. Stellt man ſich aber vor, daß das Rad während ſeines Umlaufs, ſey es noch ſo leiſe, ſtets auf eine Seite ſich neige, ſo daß das eine Ende der Nabe — der eine Pol — der Sonnenaxe ein wenig näher trete, das andere ein wenig ferner rücke, dann wird ſich eben ſo leiſe und allmählig die Linie des Umlaufs nach der einen Seite des Uebergewichts hin verſchieben und weiter rücken bei jedem Umlauf. Da das Rad aber gleichwohl immer um den Mittelpunkt der Sonne rollt, d. h. immer einen größten Kreis auf ihrer Oberfläche beſchreibt, ſo werden auch die zwei vom Sonnenäquator entfernteſten Punkte in ſolchem Verhältniß fortrücken, daß das beſchriebene rechtwinklige Kreuz zwiſchen den vier Punkten immer daſſelbe bleibt. Nimmt man nun an, daß während der Dauer von tauſend Jahresumläufen ſtets dieſelbe Neigung des Rades nach einer Seite hin ſtattfinde, ſo wird eben ſo lange das Vorſchreiten der Durchſchnittspunkte in gleich bleibender Richtung ſtatt haben; und denkt man ſich endlich, daß die Neigung des Rades nach jenen tauſend Jahresumläufen beginne in ihr Gegentheil überzugehen, ſo daß die Axe der Nabe allmählig in die mittlere Richtung zurückkehrt, um darauf eben ſo weit in die gegentheilige Neigung nach der andern Seite überzugehen, ſo werden auch jene Durchſchnittspunkte ſeiner Bahn mit der Aequatoriallinie, nachdem ſie das Maximum ihres Fortſchreitens in der einen Neigung erreicht hatten wiederum durch die gemachten Entfernungen zurückgehen und nach der entgegengeſetzten Richtung hin bis zu ihrem Maximum ausweichen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Eine deutſche Hausfrau in Frankreich.

(Schluß.)

Den 20. Oktober.

Wenn man in Deutſchland oder auch nur in der Provinz in den Zeitungen und Zeitſchriften die Pariſer Correſpondenzen über die neueſten Bühnenereigniſſe der Hauptſtadt lieſt, ſo ſtellt man ſich vor, daß dort nur Gutes zu guter Aufführung gelange. In der Nähe nimmt ſich das anders aus, und die dramatiſche Muſe ſteigt von dem goldenen Wolkenthron, auf dem wir ſie aus der Entfernung ſitzen zu ſehen glaubten, nur allzuſehr in die Couliſſe und auf die Straße herab. Reden wir zuerſt von der Theatermuſik, ſo ſoll die italieniſche Oper, welche ich freilich noch nicht hören konnte, in allen Stücken faſt immer ſehr gut ſeyn. Die große und die komiſche Oper ſind es meiſtens, die vierte Oper dagegen, das ſogenannte Théâtre lyrique, welches doch die Entführung aus dem Serail und ſogar den Don Juan gibt, hat erſtens ein ganz erbärmliches, brunnenartiges Lokal und dann, wovon wir uns geſtern ſelbſt überzeugten, eine höchſt ungleichartige Beſetzung. Jede deutſche Mittelbühne leiſtet wenigſtens eben ſo viel als dieſe, und unſere großen Opern geben auch den drei andern obengenannten in keinem Stück etwas heraus. Als Lokalität insbeſondere ſind ſie ihnen ſogar meiſt weit überlegen, wenigſtens ſo lange nicht das Projekt einer Verlegung der großen Oper und des Théâtre lyrique realiſirt ſeyn wird.

Für das Schauſpiel gibt es, unter all den zahlreichen Bühnen, nur einige „honnette" Theater, d. h. ſolche, wo Sachen von guten Autoren zu würdiger Darſtellung gelangen. Dieſe ſind das Théâtre français, das Odeon, das Gymnaſe und zum Theil das Vaudeville. Alle andern Bühnen bieten ihrem Publikum entweder nur einen großen ſceniſchen Pomp, innerhalb deſſen die entſetzlichſten, haarſträubendſten Blut- und Mordbegebenheiten, Melodrames genannt, vor ſich gehen, wie die Porte Saint Martin, l'Ambigu-Comique, la Gaité u. ſ. w., oder ſchmutzig zweideutige Poſſen vom ſchlechteſten Geſchmack, Trümmer des alten Vaudeville, und hier ſteht namentlich das eben ſo ſehr beſuchte als mit Recht übelberüchtigte Théâtre du Palais royal voran. Wir haben die meiſten der gegenwärtigen Augen- und Ohrenſchmäuſe durchgemacht und abermals erfahren, daß viel Geſchrei nicht immer viele Wolle bedeutet. Stücke, welche, wie die Melodramen der Porte Saint Martin, durch den Anſchlag grob, aber nie ohne Blut gemalter Illuſtrationen ihrer Hauptſcenen an den Straßenecken empfohlen werden müſſen, können ſchwerlich viel innern Gehalt haben. Namentlich aber bemerken wir, daß der claſſiſche Ruhm der Corneille, Racine und Voltaire nur noch auf dem Papier, in der Schule und in der Literaturgeſchichte, aber durchaus nicht mehr auf der gegenwärtigen Bühne lebt. Höchſtens Molière gilt daſelbſt noch, und das auch nur als Lückenbüßer in der Noth. Gegen die genannten honnetten Bühnen dagegen läßt ſich nichts einwenden. Ihre Stücke ſind entweder gut oder doch wenigſtens neu, und werden im Théâtre français, im Odeon, welches mir als Lokal vor allen am beſten gefällt, und in der netten Puppenſtube des Gymnaſe ganz vortrefflich und namentlich mit einer Raſchheit geſpielt, von welcher unſere deutſchen Darſteller kaum einen Begriff haben. Wenn dieſe Bühnen jetzt auch gerade keine Größen erſten Rangs, welche ſich mit der Seebach, mit Dawiſon, Devrient und andern meſſen könnten, beſitzen, ſo iſt doch das Enſemble ihrer Stücke ganz ausgezeichnet. Unſer ernſtes Schauſpiel fehlt zwar dort faſt gänzlich, aber das Luſtſpiel iſt um ſo viel beſſer. Wir haben unter anderem zwei anſprechende neue Comödien wiedergeſehen, welche wir ſchon aus der Provinz her kannten, und nun bemerkt, in wie weit die Schauſpieler der letzteren nur einen ſchwachen, aber immerhin getreuen Abklatſch der Pariſer Darſtellung geboten hatten. Dieſe letztere gibt in ihrer mise en scène und allem übrigen nur das Centralmuſter für die Aufführungen in der Provinz ab. Der Pariſer Schauſpieler „ſchafft" die oder jene Rolle, die Provinzſchauſpieler unterrichten ſich darüber wo möglich durch eigene Anſchauung und ſpielen ſie ihm dann nach, ſo gut oder ſo ſchlecht ſie eben können. Da nun der erſtere meiſtens über der Mittelmäßigkeit ſteht, ſo bietet dieſer ganze Vorgang den Vortheil, daß die faſt immer unter der Mittelmäßigkeit befindlichen letzteren wenigſtens ein gutes Beiſpiel vor ſich haben und durch deſſen Nachahmung Beſſeres leiſten, als wenn ſie ſich mit ihren eigenen ſchwachen Kräften allein helfen müßten.

Wenn ich ſage, daß viele Pariſer Bühnen nichts weniger als Außerordentliches liefern, ſo rede ich damit

nur von den großen des Mittelpunkts, nicht aber von den zahlreichen Winkeltheatern der entfernteren Quartiere. In ganz kleinen Lokalitäten und mit einer sehr bescheidenen scenischen Ausstattung versehen, begnügen sich dieselben damit, ihrem ständigen Nachbarschaftspublikum von Arbeitern und kleiner Bourgeoisie, gegen geringe Eintrittspreise, nichts als Possen oder Parodien neuer und erfolgreicher Stücke zu liefern. Doch haben diese kleinen Theater, wie z. B. das in geringer Entfernung von uns gelegene Théâtre du Luxembourg, einen gewissen gemüthlichen, behaglichen Charakter in ihren kleinen Dimensionen, ihrem stillvergnügten Publikum, ihrem aus einem Piano bestehenden Orchester u. s. w. Die Erinnerung einer kleinen Münchener Bühne, irre ich nicht, Lindentheater genannt, heimelte mich hier stark an.

Weniger gemüthlich war eine sogenannte Pièce à jambes, welche wir kürzlich in den Variétés sahen. Jener technisch gewordene Name ist leider für die zahlreichen Darstellungen dieser Gattung nur allzu bezeichnend. Ihren Hauptsitz hat dieselbe in dem genannten, der Börse gegenüber gelegenen Lokal, und ihr ganzer Reiz besteht darin, daß möglichst viele Schauspielerinnen von geringstem Talent, aber großer Körperschönheit in höchst leichter Gewandung auf die Bühne gebracht werden. Bei diesen schamlosen Aus-, Schau- und Bloßstellungen sind Gegenstand und Handlung des Stückes gänzlich Nebensache; kein Mensch gibt irgend wie darauf Acht, sondern man wohnt diesen Aufführungen nur an, um Madame X. oder Mademoiselle Y. in dem oder jenem indecenten Costüm zu besehen. Mit Einem Wort, die ganze Vorstellung bleibt Privatangelegenheit zwischen dem Unternehmer des Theaters und den gegenwärtigen und zukünftigen Liebhabern des seiner Botmäßigkeit unterworfenen Personals. Diese Gemeinheiten, welche wenigstens jede Frau, die sich respektirt, verletzen, werden dennoch von aller Welt mit einer großen Nachsicht, unter der sich häufig ein unwillkürliches Wohlgefallen verbirgt, betrachtet und beurtheilt.

Den 22. Oktober.

Wie Frankreich in Paris, so centralisirt sich Paris selbst in einigen Hauptpunkten. Man geht über die Boulevards und durch das Palais Royal, um zu erfahren, was es seit gestern Neues gegeben hat für vierunddreißig Millionen Menschen. Namentlich kann der westliche Theil der Boulevards jetzt als das angesehen werden, was früher das Palais Royal war, als das Herz und die Quintessenz der großen Stadt nämlich, wo sich alle Tagdiebe Rendezvous geben. Freilich kann auch das Palais Royal immer noch Anspruch auf diese Titel machen, denn auch es bietet im Auszuge die Summe des Ganzen, und man kann, was in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts vorgekommen seyn soll, ein ganzes Menschenleben mit allen seinen Ereignissen dort verbringen, ohne den Fuß anders denn als Leiche über die Grenze dieses Mikrokosmus zu setzen. Eine solche Thatsache hätte nichts Erstaunliches. Man kann im Palais Royal getauft und copulirt werden, man kann sich dort in hundert Läden kleiden, in eben so vielen Restaurationen speisen, im Freien wie unter Arkaden spazieren, die schönsten Cafés besuchen, die beste Militärmusik hören, in zwei Theater gehen u. s. w.

Trotz dieser Centralisation aber zerfällt das alltägliche, bürgerliche Kleinleben von Paris in tausende von Kreisen, oder, wenn man will, von Städtchen, welche durch Gewohnheiten und Interessen streng von einander getrennt sind und alle selbstständig existiren könnten. Diese materielle Unabhängigkeit der einzelnen Quartiere beruht auf ihrer trefflichen, städtischen wie Selbstorganisation. Die Hausfrauen insbesondere könnten sich nichts Bequemeres wünschen. Auf der Grenze zwischen dem Fanbourg Saint Germain und dem Quartier latin, gute zwanzig Minuten von der Seine entfernt, also weit weg von dem Mittelpunkte der Stadt, haben wir treffliches Trinkwasser und mehrere vollständige Märkte, selbst von Blumen, auf eine Entfernung von kaum fünf Minuten. Alle andern Nothwendigkeiten, wie Metzger-, Bäcker-, Spezerei- und Fruchtläden kann man so zu sagen nach allen Seiten mit Händen greifen. Und dabei ist nichts theurer als in den Centralhallen, welche nur eine viel größere Auswahl bieten. Billig ist freilich hier wie dort nichts, aber ich begreife dennoch die Klagen über die Höhe der Pariser Lebenspreise gegenüber der Provinz nur halb. Von den Wohnungen will ich freilich hier nicht reden, sondern nur von den Lebensmitteln. Dieselben sind, wenigstens in allen Städten nördlich von Paris, gerade so theuer und dabei viel schlechter als hier. Manches sogar ist dort noch theurer. Daß man auf den Märkten der Hauptstadt für gutes Geld etwas Gutes hat, kommt abermals von der Centralisation. Die Fische aus allen Seehäfen des Nordens und Westens, die Früchte und Weine Burgunds und des ganzen Südens bis nach Algier, die Butter der Normandie und des Rheins, die Schinken und Würste des Elsasses und Oberdeutschlands, das Gemüse und das Schlachtvieh auf fünfzig Stunden in der Runde, Alles strömt hier zusammen und macht die Provinz arm gerade an ihren besten Erzeugnissen. Die Folge davon

Digitized by Google

iſt die erwähnte vorzügliche Auswahl guter und theurer Sachen in der Hauptſtadt, wo nur das Octroi und die ungeheure Nachfrage dieſelben verhindern, ſpottbillig zu werden, ſo wie auf der andern Seite die unverhältnißmäßige Vertheurung des in der Provinz zurückbleibenden ſchlechten Reſtes. So iſt denn Paris, wie in allen andern Stücken, auch in Hinſicht der Nahrungsmittel der Groſſiſt der Provinz, welchem dieſe für das Detail verkauft und abkauft. Denn nicht alle die Lebensbedürfniſſe, welche hier zuſammen ſtrömen, bleiben am Platze, ſondern ſie gehen zum Theil wieder hinaus an andere Orte als die, von welchen ſie herkamen, und mitunter gar an die Orte ſelbſt, die ſie erzeugt haben. Es iſt z. B. kein bloßer ſchlechter Witz des Charivari, wenn dieſes Blatt behauptet, daß die Seehäſen und namentlich die Seebäder ihre feineren Seefiſche aus Paris erhalten. Das Pariſer Haus hat ſeine von ihm monopoliſirten Lieferanten im Hafen, die an Ort und Stelle das Beſte nicht abgeben, ſondern es dorthin ſenden müſſen, von wo es das Badehotel um ſo viel theurer zurück erhält. Ueberhaupt, wollen reiche Leute einmal etwas beſonders Gutes, namentlich an Geflügel, Gemüſe und Obſt, für eine außerordentliche Gelegenheit, es koſte was es wolle, haben, ſo wenden ſie ſich, ſelbſt bis auf eine Entfernung von hundert Stunden, an die betreffenden Pariſer Händler, die denn auch auf dieſem wie auf andern Wegen die glänzendſten Geſchäfte machen.

Manches iſt ſogar geradezu billiger hier als bei uns im Norden. Das ſchönſte Obſt, beſonders herrliche Pfirſiche, kaufte man hier dieſen ganzen Herbſt um einen Spottpreis an allen Straßenecken — dort würde es uns das Vierfache koſten. Vortreffliches eingekochtes Obſt, z. B. Aprikoſenmarmelade, kaufe ich hier in großer Quantität ein und ſchicke es mit der Eiſenbahn auf ſiebzig Stunden Wegs nach Hauſe, wo es mich immer noch weniger koſtet, als wenn ich es dort ſelbſt bereitete oder kaufte. Mit einem Elſäßer Schinken und Göttinger und Frankfurter Würſten werde ich es wahrſcheinlich gerade ſo machen.

Den 26. Oktober.

Wir ſind, wie ſchon erwähnt, noch nicht in der „Saiſon," und man merkt mithin wenig von dem Treiben einer großen Welt in der Weltſtadt. Freilich verſichert mir unſer ſchon mehrfach citirter Gewährsmann, ſelbſt zur Zeit ihrer vollſten Blüthe ſey die große Geſellſchaft etwas wenig Erquickliches. „Man geht," ſagt er, „um zehn Uhr aus, um nach zwei Uhr wieder nach Hauſe zu kommen, nachdem man, meiſtens in den Soiréen mehrerer verſchiedener Häuſer, ungefähr fünfzig Bücklinge gemacht hat. Das alles iſt nur ein Zeitvertreib, aber kein Vergnügen. Die Geſellſchaft des zweiten Kaiſerreichs iſt noch zu jung, um bedeutend ſeyn zu können; die der Julimonarchie hat ſich ihr nur zum Theil angeſchloſſen, zum andern Theil iſt ſie todt oder zerſtreut; der alte Adel, legitimiſtiſch und katholiſch wie er iſt, ſchließt ſich in ſeinem Faubourg Saint Germain ab, und ſo bleiben nur große, allerdings zahlreiche und glänzende Vereinigungen officieller Perſonen von der Diplomatie und hohen Büreaukratie übrig, in welchen man ſich in hohem Grade langweilt, ſich nur zeigt, wenn und weil man muß, und die Zeit mit Spielen und Tanzen in überfüllten, unſinnig heißen Räumen hinbringt. Leider können wir ſelbſt es uns nicht mehr verhehlen, daß im Auslande der Zauber des moraliſchen Einfluſſes, den die Pariſer Geſellſchaft, als Mittelpunkt aller neuen Ideen in Kunſt wie Politik, von den zwanziger bis in die vierziger Jahre über ganz Europa ausübte, erloſchen iſt, und man höchſtens nur noch die Geſetze der Damenkleidermoden von uns empfängt."

Daß es immer noch viele geſcheidte, geiſtreiche, hochgebildete Leute in Paris gibt, wird hiemit keineswegs in Abrede geſtellt. Nur herrſchen dieſelben nicht mehr ſo in der Geſellſchaft vor wie früher, wo ſie in derſelben den Ton angaben, ſondern ſie haben ſich in kleinere, engere, beſcheidenere Kreiſe von ſchwierigem Zugang zurückgezogen, und in dieſen unterhält man ſich in der That ſehr gut. Auch geht in die officielle und langweilige Geſellſchaft nur wer nicht anders kann, und ſelbſt die Modelaffen erſcheinen dort nur, um ſich zu zeigen, nicht um ſich zu amüſiren. Ihr wahres Vergnügen, ihre rechte Zerſtreuung dagegen ſuchen ſie an andern Orten, wie im Theater, beim Spiel und Schwatz ihrer Clubs, bei ihren Pferden und deren Wettrennen, auf öffentlichen Bällen und in den zweideutigen, geräuſchvollen und luxuriöſen Vereinigungen, die bei den ſogenannten dames du demi-monde ſtattfinden. So muß ſich eine anſtändige Frau von Welt, mag ſie auch ſo elegant, reich, ſchön, witzig und gebildet ſeyn als möglich, die größte Mühe geben, wenn ſie ihren Salon nur einigermaßen mit unabhängigen und namentlich mit jungen Leuten „möbliren" will.

Uebrigens fehlen auch hier, wie es ſcheint, die unſchuldigen, aber denkfaulen Originale der Provinz nicht. Ich will nur zwei Beiſpiele anführen. Wir kennen einen jungen Mann, der ſich allen Ernſtes wünſcht, ein Frauenzimmer ſeyn zu können. Denn alsdann, meint er, könnte er alle Zeit mit ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, der Toilette nämlich, herumbringen, während

Digitized by Google

dieß für einen Mann, bei aller Sorgfalt, die er auf ſein Aeußeres verwenden möge, doch nicht in gleich hohem Grade thunlich ſey. Schade, daß die heidniſchen Götter nichts mehr gelten, welche durch einen Wink Statuen in Menſchen und Menſchen in Steine, Pflanzen, Quellen verwandelten! Denn ſonſt würde Venus entzückt oder Pallas erzürnt, jenen Wunſch erhören und unſern jungen Mann, der bis in ſein fünfzehntes Jahr mit der Puppe geſpielt hat, in ein Mädchen verkehren.

Das andere Original iſt ein alter Herr des alten Styls, der einer alten Dame gleichfalls des alten Styls in einer ſentimentalen Weiſe den Hof macht. Er begleitet ſie allenthalben, liefert ihr alle Neuigkeiten, iſt beim Whiſt ihr ſteter Partner, erträgt alle ihre Launen, hilft ihr ihre Dienſtboten zanken und heißt mit einem trefflichen, für dieſes Altersverhältniß eigens geſchaffenen Ausdruck, ihr attentif. Die Liebe vertreibt ihm die Zeit, die Zeit aber nicht die Liebe. Dieſe aufmerkſame Perſönlichkeit, welcher Molière, wenn er ſie gekannt, ſicher einen Platz in ſeinen Précieuses ridicules ausgemacht hätte, läßt alle ſeine geiſtigen Fähigkeiten von jener Einen Thätigkeit ausſchließlich in Anſpruch nehmen. In allen andern Dingen iſt er ſo zerſtreut und vergeßlich, daß er kaum dem Gedankengang eines gegenwärtigen franzöſiſchen Romans (!) zu folgen vermag. Läßt ihm ſeine Rolle als attentif einmal die Zeit, einen ſolchen zu leſen, ſo erkundigt er ſich vorher bei andern, die das Buch ſchon kennen, ob die Handlung nicht allzu verwickelt ſey, nicht allzu viele Perſonen in's Spiel bringe, und nur wenn dieſelben wenig zahlreich ſind und das Ganze kurz iſt, dann wagt er ſich daran. Aber ſelbſt im letzteren Falle macht er ſich ein Verzeichniß der vorkommenden Charaktere, um, wenn ihm einer derſelben aus dem Geſichte verſchwunden iſt und dann wieder auftaucht, ſogleich zu wiſſen, wie er mit ihm daran iſt. Für ihn iſt eine mühſelige Arbeit, was andere zu ihrer Erholung treiben.

Ueberhaupt wird mir verſichert, daß Paris von Originalen wimmle, und das ſcheint mir nicht unglaublich, ſeit ich anfange ein wenig auf die wunderlichen Phyſiognomien zu achten, denen man auf den Straßen und an öffentlichen Orten häufig begegnet.

Den 4. November.

Unſere Zeit iſt um, in zwei Tagen werden wir wieder zu Hauſe ſeyn. Wenn ich mich nun am Ende dieſes Aufenthalts in Paris nach einem Geſammteindruck deſſelben umſehe, ſo kommt es mir vor, nicht als hätte ich eine einzelne Stadt, ſondern ein ganzes großes Land kennen gelernt, in ſo weit nämlich, als ich die Provinz erſt jetzt recht verſtehe, ſeitdem ich ihren Gegenſatz, die Hauptſtadt, kenne. Paris iſt nicht eine Stadt wie eine andere, ſondern die Zuſammenfaſſung der guten und ſchlechten Extreme eines mächtigen, reichen und zum Theil civiliſirten Landes von vierunddreißig Millionen Einwohnern; es iſt, um einen Ausdruck Balzacs zu gebrauchen, „ein Ocean voll von Größe und von Schlechtigkeit, eine Hölle mit vielen Kreiſen, welche eines Tages ihren Dante finden wird.“ Der eingeborene Pariſer verſchwindet in dieſem Nationalparlament vor dem Franzoſen, der aus allen Theilen des Landes ſich dort einfindet, um ſein Glück zu machen oder ſich zu amuſiren, und neun Zehntel der Leute, welche dort eine Rolle ſpielen, den Ton angeben, mit Einem Wort die Wichtigkeit der Hauptſtadt ausmachen, ſind überall her — nur nicht von Paris.

Ein ſo wunderliches und großartiges Reſultat iſt nur durch die ſeit Jahrhunderten ſtets wachſende Centraliſation möglich, welche das ganze Land immer mehr zur Beute der Hauptſtadt macht, ohne daß die letztere es dem erſteren anders als durch Spott und Verachtung zu danken wüßte. Unſer Gewährsmann, den ich heute zum letzten mal anführe, ſagt uns: „Wir verdanken unſere gegenwärtige große europäiſche Bedeutnng nur der gewaltſamen Treibhausblüthe unſeres Mittelpunktes. Wir ſtellen etwas vor, weil wir das Princip des ſtehenden Heeres auf unſere Intelligenz, auf unſere Kunſt, auf alle unſere höheren Intereſſen ausgedehnt haben. Wir machen, wie der Wachtmeiſter in Wallenſteins Lager ſagt, einen furchtbaren Haufen aus. Ohne dieſe künſtliche Vereinigung unſerer verhältnißmäßig geringen Kräfte würden wir Nichts ſeyn, Decentraliſation wäre für uns Selbſtverrath und Selbſtmord, und kein Menſch, am wenigſten die Regierung, denkt im Ernſte daran. Auch wäre dieß ein ganz unmögliches Beginnen, eben ſo unmöglich, als wenn man den Oelkuchen das Faß Oel wieder geben wollte, das man aus ihnen ausgepreßt hat. Paris iſt wie der Korporal und ſeine ſieben Mann, welche der Bauer nur fürchtet, wenn ſie beiſammen ſind, aber todt ſchlägt, wo er ſie vereinzelt findet. Daß dabei für die Provinz nichts übrig bleibt, daß dieſelbe geiſtesarm, träge, langweilig, unausſtehlich iſt, das rührt uns nicht, denn alle fähigen Leute verlaſſen ſie ja doch, um dem Lichtpunkte glänzen zu helfen, und das obſcure Volk, welches man dort zurück läßt, fühlt ſich ganz wohl in ſeiner Dunkelheit u. ſ. w.“

Die beiden Hauptmittel dieſer Centraliſation nun, ſo meint mein Mann, ſind die Erziehung und die Büreaukratie. Was die erſtere angeht, ſo erhält

die Auswahl der ganzen franzöſiſchen Jugend ihre Bildung in Paris. Die dortigen zahlreichen und ſtets überfüllten Lyceen, Kollegien und Privatanſtalten ſind nicht allein von Pariſern, ſondern von Kindern und jungen Leuten aus allen Landestheilen bevölkert, deren Eltern reich genug ſind, um die großen Koſten zu tragen, oder gute Verbindungen haben, die ihnen das eine oder andere der zahlreichen Internatſtipendien verſchaffen. Denn jedermann weiß, daß die Thatſache, in Paris erzogen zu ſeyn, für einen jungen Mann, der ſeinen Weg machen will, faſt unerläßlich iſt, und wo ſich dann welche in der Provinz durch Fleiß und Fähigkeit beſonders auszeichnen, da beweist alle Welt einen in der That löblichen Eifer, ihnen den Weg zur Vollendung ihrer Erziehung in der Hauptſtadt zu ebnen. Außerdem befinden ſich dort oder in nächſter Nähe faſt alle höheren Fachſchulen, die zu den beſten öffentlichen Stellen leiten, wie die Ecole polytechnique für die Ingenieurs und die Genie- und Artillerieoffiziere, die Cadettenſchule von Saint Cyr, die Ecole normale für die Ausbildung der öffentlichen Lehrer, die Crême der eigentlichen Fakultäten, ſo wie die verſchiedenen Künſtlerſchulen. So wird alſo, wie ſchon geſagt, die Auswahl der Jugend des ganzen Landes daran gewöhnt, Paris als ihre zweite oder, beſſer noch, als ihre geiſtige Heimath, als den natürlichen Mittelpunkt ihres ganzen Daſeyns und aller ihrer Beſtrebungen zu betrachten.

Außerdem aber iſt Paris der Sitz ſämmtlicher Miniſterien. Die meiſten derſelben befinden ſich, wie auch faſt alle Geſandtſchaftshotels, im Faubourg Saint Germain, alſo gerade in demjenigen Quartier, welches ich nach und nach am genaueſten kennen gelernt habe. Wir leben hier in der nächſten Nähe der wahren Seele der franzöſiſchen Centraliſation, von wo aus das ganze große Land wie in Einem Strich verwaltet und geleitet wird. Die Maſſenhaftigkeit der betreffenden bureaukratiſchen Gebäulichkeiten und das eigenthümliche Leben, welches in ihnen herrſcht, entſprechen aber auch ihrem Berufe. Kein Geräuſch, kein Tumult, aber ein beſtändiges Ab- und Zugehen, ein Summen wie das eines Bienenkorbes, deſſen Zellen aus Aktenſchränken beſtehen, aber ſelten mit Süßigkeit gefüllt ſind — das iſt das, was hier dem Beſchauer zunächſt auffällt. Tritt man aus Neugierde hinein, woran die vor der Thür paradirenden Wachtpoſten niemanden hindern, ſo erblickt man ein bädaliſches Gewirr von numerirten Höfen, Treppen, Gängen, ja es kommt Einem faſt vor, als beſtände das Ganze aus gar nichts anderem. Auch wagt niemand in dieſes Labyrinth weiter einzudringen, ohne vorher bei dem Portier den Ariadnefaden eines Wegweiſers zu erbitten. Auf eine ſolche Anfrage eines Ankommenden nach einem beliebigen sous-chef de bureau hörte ich den Portier ungefähr folgendes antworten: „Dritter Hof, Treppe Nummer vier links, zwei Stockwerke, Gang rechts, Bureau Nummer 39.“ Damit ſchoß der Berichtete fort wie ein Pfeil, und hoffentlich hat er ſeine Adreſſe gefunden; was mich aber angeht, ſo weiß ich, daß wenn mich je ein unglücklicher Stern an dieſe verwickelten Geſtade führte, ich eines Lootſen von der Stärke des Cooperſchen bedürfen würde, um nicht abhanden zu kommen.

Da ich dieſe Gebäude mit Bienenkörben verglichen habe, ſo will ich nicht unerwähnt laſſen, daß es darin, wie ja auch in andern Ländern, manche willkürliche wie unwillkürliche Drohnen gibt. Mein Mann machte kürzlich mit einem Freunde einen Beſuch in einem dieſer Bureaux, während ich meinerſeits mit der Frau jenes Freundes in einem nahen Magazin etwas zu thun hatte. Wir trafen mit den Herrn auf der Straße wieder zuſammen, wo dieſelben etwa folgende Unterhaltung führten. Mein Mann: Was zum Teufel treiben ſie eigentlich da drinne? — Der Freund: Sie kommen zu ſpät hin und gehen zu früh fort, ſie ſehen zum Fenſter hinaus, ſie theilen ſich die neueſten Neuigkeiten mit, ſie trinken Waſſer, ſchneiden Federn, ſchüren ihr Feuer, rauchen hie und da eine Cigarrette, und wenn ſie einmal arbeiten, ſo ſetzen ſie lange Reihen kleiner Zahlen neben und unter einander, welche beweiſen (es handelt ſich um das Miniſterium der Finanzen oder der öffentlichen Arbeiten), daß im Jahr 1860 zweihundert ſiebenunddreißig Pfund neun Loth mehr Hanf in Frankreich verſponnen worden als im Jahr 1859. — Mein Mann: Aber die Herrn, die wir geſehen haben, ſind doch fleißige und brave Leute! — Der Freund: Gewiß! aber was wollen ſie machen? Jede wohlgeordnete Staatsverwaltung führt unwillkürlich zu ſolchen Mißſtänden, weil die Ordnung nun einmal nahe mit der Pedanterie verwandt iſt.

Uebrigens ſoll die Bevölkerung dieſer großen Verwaltungshäuſer weit weniger glücklich ſeyn als der deutſche Beamtenſtand. Als Grund hievon wird mir Folgendes angegeben. Der franzöſiſche Staat macht an ſeine Diener, was deren Vorbereitung angeht, geringere Anſprüche als der deutſche und bewilligt ihnen folglich auch weniger Gegenleiſtungen. Der franzöſiſche Staatsdienſt ſetzt nämlich nicht, wie durchſchnittlich der deutſche, ein eigentliches Brod- und Fachſtudium auf der Univerſität voraus. Der zukünftige „Angeſtellte“ erhält im lycée oder collége nur ſeine allgemeine Vorbildung, welche, wie ſchon erwähnt, nur um ein Geringes, und thatſächlich oft um gar nichts, über

die deutſche Gymnaſialbildung hinausgeht. Dann beginnt er ſogleich praktiſch in einem oder dem andern Büreau zu arbeiten, zuerſt als Ueberzähliger, ohne Gehalt, von wo aus er allmählig, wenn ihm kein Unſtern ſtörend in den Weg tritt, erſt in ein Stellchen, nachher, immer ohne irgend welche Uebereilung, in eine Stelle, und endlich, wenn ihm das Glück ſehr hold iſt, in einen guten Platz einrückt. Es iſt klar, daß die Art und Weiſe einer ſolchen Laufbahn das mechaniſche Weſen, welches jeder gegenwärtigen Staatsverwaltung eigen iſt, in das Unendliche verſtärkt. Auch betrachtet, wie ich höre, der Beamte ſeinen Beruf als eine nicht immer ehrenvolle Laſt, die er nur trägt, um kümmerlich leben zu können, und faßt ſeine ganze Lebensweisheit etwa in folgenden Maximen zuſammen: unterwürfig gegen ſeine Vorgeſetzten, hochfahrend gegen ſeine Untergebenen und das Publikum, zurückhaltend gegen ſeine Collegen zu ſeyn, im Amt keinen unnöthigen Eifer zu zeigen, ſondern nur das Nothwendigſte ohne Eile zu thun, nach der außerbüreaukratiſchen Umgebung, mit Ausnahme der ſehr zu reſpektirenden Geiſtlichkeit, nichts zu fragen, jeder neuen Macht im Staate, unter welcher Form ſie auch auftreten möge, als einer Schickung der Vorſehung proviſoriſch anzuhängen und den Eid der Treue zu leiſten, und außerdem Tag und Nacht an nichts als an ſein Avancement zu denken.

Ich komme noch einmal auf die Bedeutung von Paris als Quinteſſenz Frankreichs zurück. Dieſe Centraliſation mag bewerkſtelligt ſeyn, wie und warum ſie will, ihr Reſultat bleibt immer das, die Bedeutung des durch ſie vertretenen Landes künſtlich zu erhöhen und zu übertreiben. Ohne ſie würde Frankreich kein Staat erſten Ranges ſeyn, ob es aber mit ihr und trotz ihr, der gleichfalls wachſenden Centraliſation anderer Völker gegenüber, ſeinen jetzigen hervorragenden Platz wird behaupten können, das iſt eine andere Frage, deren Entſcheidung ich mir nicht anmaße. Doch vergeſſen wir über der Politik nicht die Koffer, deren Bedeutung ſeit der Herrſchaft der Crinoline ſo ſehr zugenommen hat, daß man nicht mehr an einem und demſelben Tage packen und reiſen kann. Von übermorgen an ſind wir wieder in der Provinz, welche mir, fürchte ich, nach dem Aufenthalte in Paris noch weniger gefallen wird als vorher.

***, den 12. November.

Nachſchrift.

Ich kann nicht umhin, meinen Betrachtungen über Paris folgende Stelle aus einem eben angelangten Brief unſeres oft erwähnten franzöſiſchen Freundes anzuſchließen:

„Paris wird immer mehr eine Stadt der Fremden, d. h. nicht nur der Ausländer, ſondern auch, und vorzugsweiſe, der franzöſiſchen Nichtpariſer. Auf ihr Bedürfniß iſt dort alles eingerichtet; Wohnungen, Reſtaurationen und alle Gewohnheiten ſind nur für ſie da. Die Pariſer Bevölkerung lebt auf ihre Koſten und verkauft ſich ihnen mit Leib und Seele. Die reichſte Claſſe bringt neun Monate auf dem Lande zu und nur die drei übrig bleibenden in Paris; aber auch ſelbſt dann iſt ſie dort nicht recht wie zu Hauſe, ſondern ſie nimmt die Lebensweiſe der Fremden an. Dieſer beſtändige Ortswechſel verurſacht eine ungeheure Gleichgültigkeit in den geſellſchaftlichen Beziehungen. Die Freundſchaft iſt ein Mythus in Paris, ſie wird nie dort geboren, und um ſie zu haben, muß man ſie vollſtändig verfertigt einführen. Das einfachſte Vergnügen koſtet ein furchtbares Geld; ſich amüſiren und ſein Vermögen ruiniren ſind gleichbedeutende Ausdrücke."

Ein Emigrant.

(Fortſetzung.)

„Geſtehen Sie, daß ich geſtern Abend ſehr gut für Sie war, Theodor," ſagte Coroner beim gemeinſchaftlichen Frühſtück am Ferdinandsbrunnen. „Den ganzen Weg über, wohl zwei Stunden, habe ich den alten Senator und ſeine Frau Schwägerin unterhalten, damit Sie mit der ſchönen Caroline die Zeit benutzen konnten. Es war wirklich eine Aufopferung, denn ſchön iſt das Mädchen und eigenthümlich genug; man iſt ſogleich auf gutem Fuße mit ihr, ſchwatzt ganz behaglich und kommt ihr doch nicht nahe.

Digitized by Google

Wie ein Schwan, der über ſchmutzigem und reinem Waſſer gleich ſtill und unangefochten dahin zieht, iſt ſie anzuſehen.

Theodors dunkles Geſicht überflog leichte Röthe; er konnte nicht über Carolinen ſprechen, noch ſprechen hören, es war ihm ganz unerträglich. — „Graf Poppi Landolfi würde mich freilich beneidet haben," ſagte er gezwungen. „Wo iſt übrigens der Malteſer? Ich ſehe ihn ſeit zwei Tagen nicht mehr."

„Ach, der arme Burſche hat unter Thränen von ſeiner Schönheit Abſchied genommen. Er kam noch ſchluchzend zu mir, ehe er nach Prag abfuhr, wo er bei dem Gerichte arbeitet. Ein ungeheuer fleißiger Arbeiter iſt er, ein wahres Laſtthier, der in ſeiner Herzensgüte alles, was andern zu viel wird, noch auf ſeine Schultern lädt. Zum Glück tröſtet er ſich wieder mit einer andern Schönheit, wenn ihm die eine genommen iſt, und ich wette, in zwei, drei Wochen könnten wir zuſehen, wie er einem Prager hübſchen Kinde mit derſelben Verſchämtheit ein ſo vollſtändiges Bouquet anbietet, als letzthin unſerer Hamburgerin. Hans, der andere Neffe, macht mir mehr Sorge; ich fürchte, der läßt ſich umgarnen und umſpinnen von Dingen, denen er gar nicht gewachſen iſt. Seine junge Wittwe iſt eine arge Intrigantin."

Während ſie ſo ſprachen, trat ein junger Mann auf ſie zu, der die beiden Frühſtückenden einen Augenblick zweifelhaft betrachtete, da Boratowsky ihm den Rücken zuwandte. Die näherkommenden Schritte ließen dieſen den Kopf wenden, und „Jaroslaw!" rief er, ſprang auf und umarmte ſtürmiſch den Ankömmling. „Da biſt du endlich, Jaroslaw!" und umarmte ihn von neuem. „Ich dachte kaum, daß du mich noch kennen würdeſt, ſo lange haſt du mich warten laſſen. — Lieber Graf, mein Vetter Jaroslaw Statinsky, von dem ich Ihnen immer erzählte."

Coroner ſtand auf und reichte dem Neuangekommenen die Hand. „Mir iſt als wäre ich Ihr alter Bekannter, ſo viel hat mir Ihr Vetter von Ihnen erzählt."

Jaroslaw verbeugte ſich verbindlich. Es war eine ächte Sarmatengeſtalt. Schlank, biegſam, bewegte er ſich mit der größten Einfachheit und Nachläſſigkeit. Das Geſicht war von jener gelblichen Färbung, wie ſie den aſiatiſchen Volksſtämmen eigenthümlich iſt, die Züge vollkommen edel, die Augen dunkel, melancholiſch, als träumten ſie vom fernen Oſten, ſeinen Mährchen und Heldenſagen. Die ganze Erſcheinung war beſtechend genug; Coroner aber, während er behaglich und heiter mit den beiden Polen ſprach, unterließ doch nicht hie und da einen mißtrauiſchen Seitenblick auf den neuangekommenen Vetter zu werfen. London, Emigration klang ihm immer in den Ohren.

Theodor, der einen ſolchen Blick aufgefangen hatte, ſagte: „Graf, wären Sie nicht ſo ſicher befeſtigt in der öffentlichen Meinung und als treuer Freund und Anhänger Metternichs bekannt, könnte es Ihnen gefährlich genug werden, mit zwei ſo verdächtigen Polen, wie wir ſind, ſo freundſchaftlich zu verkehren."

Coroner ſchob an ſeiner ſchwarzen Binde über dem Auge und ſagte: „Man könnte mich ja auch für einen Spion halten, der abgeſchickt wäre, Sie beide auszuforſchen?"

Theodor lachte von Herzen. „Ein Spion, der's nicht ſehr fein anzufangen brauchte, unſer Glaubensbekenntniß zu erfahren!" rief er. Jaroslaw aber verzog nur ſeine Lippen und ſah ſeinen Vetter fragend an. — „Laß gut ſeyn, Jaroslaw, der Graf würde uns hängen, wenn wir öſterreichiſche Unterthanen wären, wenigſtens uns für's Leben einſperren, fände er uns en flagrant délit. Da das unglücklicherweiſe nicht der Fall iſt, überläßt er dieſe Mühe der ruſſiſchen Regierung und iſt inzwiſchen mein guter und liebenswürdiger Freund."

„Ihr Freund, Theodor, der all Ihre Gaben und Eigenſchaften, Ihren Charakter hoch hält, nur bedauert, daß all das nicht einer beſſeren, hoffnungsreicheren Sache zugewandt iſt." — „Das heißt der Sache Metternichs." — „Gewiß," erwiederte Coroner. Boratowsky ſtützte ſeine Ellenbogen auf den Tiſch, die Stirn in die Hand gelegt, und trank Kaffee.

Jaroslaw fing an von der Schweiz und der beabſichtigten Reiſe dorthin zu reden. Theodor fragte den Grafen, ob er ſie nicht begleiten wolle. „Bewahre, ich habe das Schweizerreiſen ſatt, muß hier im Böhmenland nach meinen Gütern ſehen. Aber unſere Hamburger werden Sie dort wieder ſehen. Der Senator ſagte mir geſtern, er führe ſeine Damen an den Genfer See, weil ſeine Frau Schwägerin das Steigen nicht ertragen könnte. Unſere ſchöne Hamburgerin müſſen Sie auch kennen lernen," wandte er ſich zum Vetter; „eine ganz aparte Erſcheinung, aber Sie müſſen Boratowsky nicht dabei in den Weg treten. Ich habe nie gedacht, daß er unter ſeinem Schiffsvolk, Javaneſen und Japaneſen und Gott weiß welchem Geſindel, das gewöhnlich ſeine Geſellſchaft bildete, ſo viel Höflichkeit und Artigkeit für Damen übrig behalten hätte."

„Da kommt der Senator mit ſeinen Damen über die Wieſe daher," ſagte Boratowsky. — „Deſto beſſer," rief Coroner, „ſo kann die Bekanntſchaft und Rivalität gleich von ſtatten gehen."

Und wirklich hatten ſich Caroline, ihre Mutter, der Senator kaum zum Frühſtück niedergelaſſen, als Graf Coroner mit ſeinen beiden jungen Begleitern zu ihnen herantrat. Frau Bonnard mit ihrem ſtattlichen Anſtand und etwas mißvergnügter Miene behandelte die Herren mit vieler Leutſeligkeit. Der Senator war wie mit guten alten Freunden, Caroline ſah Theodor mit ihren tiefen, freundlichen Augen an, ſprach höflich mit dem fremden Vetter. Man ging nach dem Frühſtück mit einander nach Hauſe.

Eine Woche ungefähr blieb die kleine Geſellſchaft, wie wir ſie eben beſchrieben, noch in Marienbad beiſammen und ſah ſich mit der Ungebundenheit, der Freiheit, wie ſie das Badeleben mit ſich bringt, Morgens, Mittags, Abends. Coroner, der mit Menſchen jeder Art verkehren konnte, war froh, ſich vom Wiener und Prager Adel einmal zu erholen, und hatte ſein ganz beſonderes Vergnügen an dem Senator, der in ſeiner Lebendigkeit und Lebensgewandtheit die gute Laune in Perſon vorſtellte, während Frau Bonnard, weniger gemüthlich, beſtändig über Hitze klagte und bald mit ihrer Geſundheit, bald mit ihrer Toilette, die immer zu den ausgeſuchteſten gehörte, beſchäftigt war. Sie hatte auch ihre Noth mit Carolinen, ihrer Rückſichtsloſigkeit, Nachläſſigkeit, Vergeßlichkeit, und war gewöhnlich in etwas gereizter Stimmung gegen ihre Stieftochter, die daran gewöhnt und wenig davon berührt ſchien; indeſſen erwies ſie der Mutter nach Kräften beſcheidene Aufmerkſamkeit.

Boratowsky trieb ſein einſames, ſtilles Weſen fort, das nur momentan mittheilſam und belebt war. Mit Caroline ſprach er, wenn er mit ihr allein ſeyn konnte, lebendig, hingegeben, rückhaltlos, ja es war, als löſe ihm das junge Mädchen Zunge, Seele und Gemüth. Aber dieſe Augenblicke waren ſelten, wurden immer ſeltener, denn Jaroslaw verdrängte bei dem ſchönen Mädchen allen und jeden Einfluß. Vom erſten Augenblick an, da er ſie geſehen, mit ihr geſprochen, ſchien es, als ſolle ſie nur für ihn allein da ſeyn; mit einer Energie und Entſchloſſenheit nahm er ſeine Stellung ihr gegenüber ein, daß es ſchien, als dürfe niemand etwas dagegen einzuwenden haben. Theodor beobachtete Caroline ſeinem Vetter gegenüber. Sie war ſcheu, offenbar beängſtigt von ſeinem Weſen. Ihre ſtillen Augen begegneten ihm nicht ruhig und klar wie andern Leuten, ihr Blick ſenkte ſich, wenn er in ihrer Nähe war nnd Röthe und Bläſſe wechſelten oft auf ihrer Wange.

„Gefällt Ihnen mein Londoner Vetter nicht?“ fragte Theodor ſie einmal. — „Ich weiß nicht,“ antwortete ſie, „ich fürchte mich vor ihm.“

Boratowsky ſah ſie fragend an. Dann fing er an von Jaroslaw, ſeinem geliebten Vetter, zu erzählen; in all dem Glanz, den ſeltenen Eigenſchaften, die ihn ſchmückten, ſtellte er ihn vor Carolinens Einbildungskraft hin. Und doch, während er ſprach, war es ihm, als würde ſein Herz erdrückt. Er blickte Carolinen an, ſie ſenkte dießmal auch vor ihm ihre Augen. Er blieb in Gedanken vor ihr ſtehen, dann raffte er ſich auf und ging mit ihr zu der übrigen Geſellſchaft.

Wie es im Bade iſt, Einer nach dem Andern geht; je nachdem die Gäſte gekommen ſind, verſchwinden ſie wieder. Auch unſere Hamburger Damen mit dem Senator reiſten nach der Schweiz ab. Graf Coroner ging auf ſeine Güter in Böhmen, wohin ihn der Neffe Hans Landolfi begleitete, den er gern ſeiner verlockenden Wittwe entzog. Boratowsky mit ſeinem Vetter wandte ſich nach München; ſpäter wollten ſie auch noch eine Tour in die Schweiz machen.

Der Auguſt war ſehr heiß. Frau Bonnard entſchloß ſich, in Stuttgart bei Verwandten zu bleiben, bis der Senator mit Caroline ſeinen Ausflug in die Alpen gemacht hätte. Der Senator Schwager war mit dieſer Verabredung ganz einverſtanden, da er, trotz aller Hochachtung für die Schwägerin, viel lieber mit der jungen Nichte, ſeinem Liebling, allein reiſte.

Zürich, Luzern, der Waldſtätter See, von Altdorf aus der St. Gotthard, das Berner Oberland waren von ihnen durchzogen. Der alte Herr, oft über Gebühr ermüdet, viel ſeufzend, hatte doch ſeine Augenweide an Carolinens Glückſeligkeit, die ſich in die Herrlichkeit der Welt, die ſie umgab, nicht finden konnte. Bisher hatte ſie nur die Penſion gekannt, die Umgebung von Hamburg. Von der Havannah waren ihr aus der früheſten Kindheit nur einzelne nebelartige Bilder geblieben. Von ſolcher Schönheit, wie ſie ſich hier vor ihr erſchloß, hatte ihre Seele nichts geträumt. Ihre ſanften Augen glänzten heller, ihre Wangen färbten ſich friſcher und geſunder, ihre Schritte wurden elaſtiſcher noch als bisher.

„Könnten wir immer hier bleiben, theurer Oheim!“ rief ſie und drückte ihm zärtlich die Hand, während ſie über den Thuner See fuhren, um in Interlaken von allen Mühen und aller Schönheit, die der Tag gebracht, auszuruhen. „Könnte ich immer hier neben Ihnen bleiben!“

Der alte Herr ſchwieg, gerührt von der Innigkeit des Kindes. Er wußte, daß hinter dieſem Ausruf die Furcht vor Hamburg, vor dem Leben mit der Stiefmutter verborgen war, die nun einmal mit ſeinem Creolenkinde nicht recht fertig werden konnte. Es war auch ſo natürlich. So deutſch Caroline erzogen war,

Digitized by Google

brach bei ihr doch überall die südliche Natur der Mutter hervor. Sie mochte nicht nähen, nicht Handarbeit treiben, liebte träumend, nichtsthuend, wie man sagte, da zu sitzen; in der Schule lernte sie nur stoßweise, was ihr gerade sympathisch war, und dann mit ungeheurem Eifer. Sanft, geduldig und liebenswürdig gegen alle Menschen, besonders gegen ihre Gespielen, konnte sie doch plötzlich in solchen Zorn gerathen, daß die Lehrer, erschrocken vor solchen Ausbrüchen, da standen und nicht wußten, wie mit ihr zu verfahren sey.

Wie sollte die stattliche Stiefmutter, in eng patrizisch Hamburgischen Gewohnheiten und Ansichten aufgewachsen, der Haltung, Tüchtigkeit, Arbeitsamkeit Hauptelemente der Frau waren, mit diesem losen, träumerischen schönen Wesen auskommen? Sie tadelte viel und oft; Caroline fühlte jeden Augenblick, daß sie nicht so war, wie die Mutter es wünschte, zog sich ganz von ihr zurück und bewegte sich in den äußern Formen von Hochachtung und Verehrung ihr gegenüber.

Wohl hätten Zärtlichkeit und sanfte Schmeichelei die strenge Frau mit der Stieftochter aussöhnen können, wie aber sollte diese etwas zeigen, was sie nicht empfand? Seit dem Tode ihres Vaters, der noch erfolgte, da Caroline in der Pension war, liebte sie nur ihren Oheim; ihre beiden älteren Brüder waren in überseeischen Geschäften beinahe immer abwesend. Mit der ganzen Innigkeit und Ausschließlichkeit ihres jungen Herzens liebte sie den alten Herrn und sie wiederum war der Augapfel desselben, der Sorglosigkeit und Ungebundenheit stets zu hoch gehalten hatte, um sich mit Frau oder Kind zu beladen, wie er sagte.

So waren nun die beiden, Oheim und Nichte, glücklich in der Schweiz, und Caroline berechnete mit banger Sorge, wie bald die schöne Zeit für sie vergangen seyn würde. Der Genfer See, Chamouny, höchstens noch der Comer See, das war der Zielpunkt ihrer Wanderung.

Am Genfer See waren sie angelangt. Lausanne, Vevay waren von Fremden überfüllt; da besann sich der Senator auf ein kleines Hotel nahe bei Montreux, hart am See gelegen, das ihm auf früheren Touren zur Herberge gedient. Dorthin wandten sie sich und waren von der Lage des etwas schmutzigen, engen Gasthofs entzückt. Vom schlechten hölzernen Balkon, der die ganze Länge des Hauses einnahm und ganz über dem See gelegen war, schaute man zur Seite links nach Chillon, jenem vielthürmigen Schlosse in ächt schweizerischem Styl, dessen graue Mauern, vom Wasser umspült, grausige Thaten erzählen, die hier vollführt und nicht vollführt worden; darüber bewaldete Höhen und weiter hinaus die großartige Gipfelung der Berge und Gletscher, die das Rhonethal abzuschließen scheinen. Gerade gegenüber sah man St. Geingolphe, ungeheure, steile Felswände, an die etende Häuser mit hölzerner Kapelle sich lehnen, wo nur Fischer und arme Ziegenhirten ihr Leben fristen. Zur rechten Seite hatte man die unendlich angebaute, belebte Hügelkette, die den See entlang zieht, bis sie sich nach Genf zu ganz abflacht, und gegen Sonnenuntergang lag der Jura; dunkel einförmig, in lang hingezogener Linie, schließt er das Bild ab.

Auf diesem Balkon saß Caroline; den Arm auf die Brüstung gelehnt, sah sie träumend in den grünen klaren Wasserspiegel vor sich nieder. Der Oheim stand neben ihr, die Cigarre im Munde, und blickte auf die herrliche Landschaft. Unten vor dem Hause lagen Kähne, die der geringe Wellenschlag leise hin und her bewegte. Caroline fiel es plötzlich ein, ob sie nicht einsteigen und eine Fahrt über den See machen könnten. Der Oheim war's zufrieden. Die Nichte, die eilig Hut und leichten Mantel herbeigeholt hatte, saß im Nachen und wartete des alten Herrn, der mit seinen Vorbereitungen zur Spazierfahrt weniger eilfertig war, als sie oben auf ihrem Balkon einen jungen Mann erblickte, der, seine Mütze abwerfend, mit der Hand durch die Haare fuhr, stehen blieb und über den See hinausschaute.

„Capitän Boratowsky!" wollte sie eben rufen, als sein Blick auf ihren Nachen fiel. In wenig Sekunden war der neue Ankömmling unten, saß neben dem jungen Mädchen und küßte ihre Hand. Er war ganz Glück, sein Auge so hell strahlend, sein Gesicht schön von inniger Freude, die es verklärte. „Daß ich Sie hier finde!" sprach er und faßte Carolinens Hand, die sie ihm ruhig ließ; auch auf ihrem Antlitz leuchtete sanfte Freude.

„Der Tausend, Capitän, wie kommen Sie her?" rief der Senator, den Ueberzieher auf dem Arm, die Cigarre in der Hand. „Und gleich ganz fertig, mit uns eine Spazierfahrt zu machen?"

Die beiden Männer schüttelten sich herzlich die Hände. Nachdem jeder seinen Platz eingenommen hatte und der Nachen abgestoßen war, erzählte Theodor, daß ihm sein Vetter Jaroslaw, der längere Zeit in Genf aufgehalten worden, gerade im Cygne bei Montreux Rendezvous gegeben habe, um sich wieder mit ihm zu vereinigen. — „Ich hatte Mühe, das kleine Nest aufzufinden," sagte er, „und nun muß ich Sie hier treffen!"

Und wieder sah er still gerührt auf Caroline, die ein paar schlechte Blumen, ein Geschenk des Schiffers, zum Bouquet ordnete. „Gottes Fügung, würden die

Digitized by Google

frommen Leute ſagen; ich unfrommer Mann ſage, ein ſehr glücklicher Zufall, der Sie hergeführt hat."

„Wann trifft Ihr Vetter ein?" fragte Caroline. Die Frage war ſehr unſchuldig, aber ſie durchſchnitt plötzlich Theodors Seele. Er war die wenigen Augenblicke bisher ſo ganz und gar nur glücklich geweſen.

„Mein Vetter will morgen Mittag im Cygne ſeyn," ſagte er. Dabei ſah er Carolinen ſcharf an, die ſein Blick, ohne daß ſie ihm begegnete, lebhaft erröthen ließ. Der lichte Sonnenſchein ſchwand aus des Capitäns Zügen. Düſter und gedankenvoll, wie gewöhnlich, ſchaute er drein.

Der Senator erkundigte ſich nach andern Marienbader Freunden. Vom Grafen Coroner, über den allein Boratowsky Auskunft zu geben wußte, kam man auf öſterreichiſche Staatsmänner und öſterreichiſche Politik, über die beide Männer ſehr gleiche Anſchauungen und Anſichten hatten. Der Alte fühlte ſich dabei behaglich und wurde immer geſprächiger. Caroline hörte ſtill zu, dann ließ ſie die Hand im Waſſer ſpielen und dem Kahne nachziehen.

„Auch nicht der leiſeſte Luftzug bewegt das Waſſer," ſagte ſie. — „Mir iſt es zu ruhig," erwiederte Boratowsky. „Ich kenne hier Luft und Windſtrömung zu wenig, wenn mich aber nicht alles trügt, haben wir in nicht ſehr langer Zeit Sturm und Unwetter. Schiffer, ich denke wir kehren um!"

Der Schiffer drehte ſich nach allen Seiten um, ſtand auf, ſetzte ſich dann wieder ruhig nieder und ſagte: „Iſt nicht ſo ſchlimm, Herr; den ganzen Tag über gab's Föhn, davon fühlt ſich's ſo ſtill und ſchwül." — „Laſſen Sie noch nicht umkehren," bat Caroline, „es iſt ſo ſchön hier."

Der Senator verlangte, man ſolle Boratowskys Rath folgen. Während dieſer Berathung erhob ſich plötzlich ein pfeifender Luftzug, der das Segel des Kahns ſo ſtark anſpannte, daß es war, als ſollte das kleine Fahrzeug in den See hinabgeriſſen werden. Das junge Mädchen ſchrack zuſammen, Boratowsky war aber ſchon am Segeltau, riß es aus der Befeſtigung und ſchlang es raſch mit Hülfe des Schiffers feſt um den Maſt.

„Nur zugerudert!" rief er herriſch dem Schiffer zu. „Nach St. Geingolphe müſſen wir!" Dann war er mit zwei Sätzen am Steuerruder und prüfte den Horizont nach allen Seiten. Wieder ein heftiger Windſtoß und fernhin rollender Donner. Die Wellen fingen an ſich höher und höher zu heben, der Wind kam jetzt nicht mehr in einzelnen Stößen, ſondern lang anhaltend, wie anhebender Orkan brauste er daher. Der Donner rollte immer näher und lauter, der Himmel wurde ſchwarz.

„Ein ganz anſtändiges Gewitter, das wir auf dem See erleben!" ſagte Boratowsky munter. „Gerade in den Kahn legen Sie ſich, Senator," bat er; „ich weiß nicht, wie lange Sie das Gleichgewicht auf der Bank halten würden."

Während der Senator ſeinem Wunſche Folge leiſtete, richtete Boratowsky, mit der einen Hand immer das Steuer haltend, einen Sitz für Caroline auf dem Boden des Nachens ein, gerade zu ſeinen Füßen. — „Bitte, hierher, Fräulein Caroline, legen Sie ſich ruhig hierher, es wird Ihnen nichts geſchehen."

Der Donner rollte, Blitze durchzuckten den ſchwarzen Himmel, der Wind heulte, der kleine Nachen flog auf und ab über die immer höher ſich thürmenden Wellen, die über Schultern und Köpfe der beiden ſteuernden und rudernden Männer ihren Schaum ſpritzten. Der arme Senator war ganz ſtill und gewiß ganz blaß geworden; bei der raſch eingetretenen Dunkelheit konnte man ſeine Züge nur nicht recht erkennen. Er klagte nicht einmal über die Wellen, die ihn mitten im Kahn unbarmherzig mitnahmen.

Der Capitän ſtand aufgerichtet neben dem Steuer, das er mit ſtarker Hand hielt. Die Haare im Winde flatternd, die Augen voll Feuer, ſtand er da keck und kühn, als forderte er das Unwetter zum Kampfe heraus. Den Schiffer ermahnte er zum tapfern Rudern, bog ſich dann zu Caroline und fragte ſanft: „Fürchten Sie ſich nicht?" — „Gar nicht," antwortete ſie und ſah ruhig zu ihm auf.

Theodor betrachtete ſie mit freudig glänzenden Blicken, als wäre er ſtolz auf den Muth, den ſie bewies. — „Es iſt auch nur Unannehmlichkeit, keine Gefahr, die wir zu überſtehen haben." Dann folgte er wieder geſpannt den Bewegungen des Nachens, dem Erfolg der Ruderſchläge, denn das Gewitter war immer näher herangezogen und einzelne große Regentropfen fielen nieder, die aber von der Gewalt des Windes immer wieder vertrieben wurden.

„Könnten Sie das Steuer halten, Senator? Ich würde dann mit rudern und wir wären eine Viertelſtunde eher am Lande."

Der Senator verſuchte aufzuſtehen, fiel aber ſogleich wieder zu Boden, von der ſtarken Bewegung des Nachens umgeworfen.

Boratowsky lachte. „Sie können nicht wie unſer einer mit Wind und Wetter verkehren, und das iſt natürlich."

„Ich will verſuchen das Steuer zu halten," ſagte Caroline, ſprang raſch und leicht auf, fiel aber auch ſogleich auf ihre Knie. — „Sie, mit Ihren zarten Händen?" rief Theodor, über das junge Mädchen

Digitized by Google

gebeugt, und half ihr mit der einen Hand ihren Platz wieder einnehmen. „So Gott will, haben wir bald das Ufer erreicht.“

Eine halbe Stunde noch kämpfte der Nachen mit den Wellen und dem Unwetter, deſſen Höhenpunkt noch lange nicht erreicht ſchien. Der Regen fing an heftig vom Himmel zu ſtürzen, da ſtieß der Kahn an's Land; ſie waren nicht weit von St. Geingolphe aufgefahren. Der Schiffer ſprang in das Waſſer, das Fahrzeug feſt zu halten, Boratowsky half ſeinen beiden Gefährten mit feſter Hand beim Ausſteigen, konnte aber nicht hindern, daß der Senator dabei einen Fehltritt in's Waſſer that. Niemand hatte Acht darauf, man mußte vorwärts, um unter Dach und Fach zu kommen. Wo aber ſollte man das finden in der jetzt ganz finſtern Nacht, bei dem entſetzlichen Wetter?

„Immer links, die Landſtraße hinauf, bis Sie Häuſer finden!“ ſagte der Schiffer, dem der Capitän den Kahn auf's Land ziehen half, damit ihn die Wellen nicht fortriſſen. „Immer weiter links, und bei einem der Häuſer fragen Sie nach dem Herrn Pfarrer, der wird Sie ſchon für die Nacht herbergen.“

Der Senator begab ſich tappend auf den Weg, den die Blitze in erſchreckender Helle hie und da beleuchteten. Der Donner rollte dabei, daß die Felſen dicht neben ihnen zu dröhnen und zu wanken ſchienen. Boratowsky hatte Carolinen den Arm gegeben und beide folgten dem Senator. Zuweilen zuckte ſie zuſammen, wenn die Blitze zu jäh herabfuhren, ſonſt bezeigte ſie keine Furcht.

„Ja! Sie ſind tapfer,“ ſagte Theodor leiſe, wie im höchſten Entzücken, „würdig“ — hier hielt er inne — „würdig eine Seefahrerin zu ſeyn. Dürfte meine Corvette Sie einmal führen, wenn ſie, alle Segel aufgeſetzt, durch die Wellen fliegt, wie eine Meerkönigin!“

„Sie ſprechen von Ihrer Corvette wie von einer Geliebten,“ ſagte Caroline. — „Ungefähr ſo iſt's auch mit unſer einem.“

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Tod des Prinzen Albert. — Verſcheuchte Kriegsfurcht. — Theater. — Der Windham-Fall.

Als ich das letzte mal an Sie ſchrieb, ahnte ich nicht, daß ein Ereigniß nahe bevorſtand, welches die „fröhliche Weihnachtszeit“ in eine Zeit der Trauer verkehren und einen dunkeln Schatten nicht bloß über England, ſondern auch über Deutſchland werfen würde. Ich meine den plötzlichen Tod des Prinzen Albert. Dieſer edle Fürſt war bei Lebzeiten die Zielſcheibe der niederträchtigſten Verleumdungen; allein jetzt, wo er nicht mehr unter uns weilt, begreift die engliſche Nation, was ſie in ihm verloren, und in der allgemeinen Anerkennung muß der Haß der Feinde verſtummen. England hat in der Perſon des Prinzen einen Vorkämpfer ſeiner Freiheiten, einen Staatsmann, einen Friedensfürſten verloren, wir Deutſche aber haben in ihm einen Mann verloren, auf den wir ſtolz ſeyn können, einen Mann, der deutſchen Geiſt und deutſche Bildung in England zur Geltung brachte und ein glänzendes Zeugniß für die cosmopolitiſche Beſtimmung unſeres Vaterlands ablegte. Friede ſeiner Aſche!

Aber der Tod des Prinzen war es nicht allein, was die „fröhliche Weihnachtszeit“ verdüſterte. Das Damoklesſchwert des Kriegs hing damals an einem dünnen Faden über der engliſchen Nation, und jeden Augenblick drohte es herabzufallen. Es waren angſtvolle, beklommene Tage, als man die Minuten bis zur Ankunft des amerikaniſchen Schiffes zählte, das die über Krieg oder Frieden entſcheidende Poſt hertragen ſollte. Und das Gefühl der Unbehaglichkeit, des Mißmuths und der Bangigkeit wurde noch vermehrt, weil man ſich innerlich geſtehen mußte, daß der Krieg, welchen man befürchtete, Englands unwürdig ſeyn würde. Nun, die Gefahr iſt glücklich abgewendet worden, eine Friedensbotſchaft hat das neue Jahr eingeweiht und das engliſche Volk athmet wieder freier auf. Daß die Gefahr aber abgewendet und daß England die Schmach erſpart worden iſt, die gelockerten Ketten der Negerſklaven zu befeſtigen, das verdankt es weſentlich dem Prinzen Albert, deſſen letzter Akt es war, die Abſendung einer nicht abzuweiſenden Herausforderung an die amerikaniſche Republik zu verhindern und ſo die Fortdauer des Friedens

zu ermöglichen. Geſtern fand ein großes Meeting ſtatt, zu dem Zweck, dem Prinzen ein Denkmal zu ſetzen; das beſte Denkmal für ihn iſt der Friede mit Amerika.

So traurig übrigens auch die heurige Weihnachtszeit geweſen ſeyn mag, die Eigenthümer der Theater, Muſikhallen und anderer Vergnügungsplätze hatten nicht zu leiden. Die Pantomimen erfreuten ſich von Anfang an außerordentlichen Zuſpruchs, und noch jetzt iſt der Theaterbeſuch mit Schwierigkeiten verbunden; der Zudrang des Publikums iſt nach wie vor ungewöhnlich ſtark, und wenn der Engländer in's Theater geht, will er vor den Thoren die Kraft ſeiner Ellbogen und Fäuſte zeigen, ob aus Eitelkeit oder aus Geſundheitsrückſichten, im Intereſſe ſeiner Verdauung, die nach dem Chriſtſchmauß immer geſtört iſt, das laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. Der Erfolg der Weihnachtspantomimen hat die Theaterunternehmer zu den kühnſten Spekulationen angefeuert, und es iſt uns eine „unvergleichlich glänzende Saiſon" verſprochen. Unter anderu ſollen wir nicht weniger als drei italieniſche Opern haben, eine unter Gye in Coventgarten, die zweite unter ſpaniſcher Leitung in Her Majeſtys, und die dritte unter Smith in Druryiane. Das iſt des Guten doch wohl etwas zu viel.

Im Adelphitheater hat man die Colleen Bawn wieder hervorgeholt. Gleichzeitig wird dort die Octoroon geſpielt; doch obſchon Raucicault, der ſinnreiche Verfaſſer, den Schluß abgeändert und die Heldin aus dem Grabe hat auferſtehen laſſen, ſo will das Stück doch nicht ziehen, und Raucicault iſt feſter als je davon überzeugt, ein Opfer der fatalen Trentaffaire zu ſeyn, die ſeiner Meinung nach John Bull aus einem Sklavenfeind in einen Sklavereifreund verwandelt hat, ein Wunder, das ſich allerdings nur in dem Kopfe des Herrn Raucicault ereignet hat.

Vor dem Kanzleihof (Court of Chancery) wird ſeit vier Wochen ein Fall verhandelt, der ein grelles Licht auf die Sitten der „feinen" faſhionablen Geſellſchaft wirft und auf immer in der reichen Scandalchronik Englands einen hervorragenden Platz einnehmen wird. Ich meine den ſogenannten Windham-Fall. Der „Angeklagte," ein junger, kaum 21jähriger Mann, der 16,000 Pfund Sterling jährlich beſitzt, wird von ſeinen zärtlichen Verwandten des Wahnſinns „beſchuldigt," und da ſie bei günſtigem Ausgang die 16,000 Pfund Sterling Rente gewinnen würden, ſo ſetzen ſie Himmel und Erde in Bewegung, um das „Verbrechen" des Wahnſinns zu beweiſen. Aus aller Herren Ländern, ſogar aus dem fernen Sibirien, haben ſie Zeugen zuſammen getrommelt, die von einem halben Dutzend Doktoren vortrefflich commandirt werden. Mit Hülfe dieſer Armee haben die zärtlichen Verwandten fünf überwältigende, unumſtößliche Beweiſe des Wahnſinns geliefert. Die fünf „Beweiſe" ſind: 1) Als Knabe liebte Windham im Schmutz herumzuwühlen. 2) Als Knabe hatte er eine wahnſinnige Vorliebe für's Eſſen, beſonders für Süßigkeiten, und auf der Schule zu Eton machte er — wie geiſteskrank er ſchon damals geweſen ſeyn muß! — bei einem Paſtetenbäcker eine Schuld von circa acht Guiden. 3) Er liebte es, den Polizeidiener zu ſpielen und Leute im Spaß zu verhaften. 4) Er liebte es, eine Dampfmaſchine zu treiben, und 5) als einer ſeiner zärtlichen Verwandten ſich uneigennützig erbot, ihm die Hälfte ſeines Vermögens abzunehmen (16,000 Pfund Sterling das Jahr ſind ja ſchwer zu tragen!), war der junge Windham ſo wahnſinnig, dieſes edle Anerbieten abzulehnen.

Leider gibt es Queekköpfe, die da meinen, eine Vorliebe für Schmutz und Süßigkeiten ſey kein Beweis des Wahnſinns, ſondeen allen Knaben gemein; den Polizeidiener zu ſpielen und Dampfmaſchinen zu treiben, ſey vielleicht excentriſch, aber nicht mehr, und daß der junge Windham das Anerbieten ſeines zärtlichen Verwandten abgelehnt, ſey eher ein Beweis der Klugheit als des Wahnſinns. Und ſintemal der junge Windham, Dank ſeinen 16,000 Pfund Sterling, über gute Advokaten und Aerzte verfügt, ſo wird er wahrſcheinlich mit heiler Haut davon kommen, aber nicht mit heiler Börſe. Auch wenn er gewinnt, muß er nämlich die Proceßkoſten bezahlen, die ſich auf 30 bis 40,000 Pfund Sterling belaufen. Das iſt engliſches Geſetz.

Paris, Januar.

Gaetana. — Jocriſſe.

Ich komme zwar etwas ſpät, um über Gaetana zu berichten, allein die Bewegung, welche dieſes ominöſe Stück veranlaßt, dauert noch immer fort; es führt noch immer in den geſellſchaftlichen Kreiſen zu leidenſchaftlichen Erörterungen und hat höheren Ortes gegründete Bedenklichkeiten hervorgerufen. Die Erbitterung, womit das Drama des Verkauften zurückgewieſen wurde, war mit der letzten Vorſtellung noch geſtiegen. Im dritten Akte brach ein ſolcher Sturm los, daß die Schauſpieler auf der Bühne ungefähr denſelben Effekt machten, wie Tanzende,

wenn man ſich die Ohren verſtopft und die Muſik nicht hört. Sie gingen hin und her, ſie geſtikulirten, ſie öffneten den Mund, aber man hörte keinen Laut; ſie erbleichten unter der Schminke, ſie bebten, die Männer vor Wuth, die Frauen vor Angſt; Madame Thuillier fiel in Ohnmacht, und mit ihr ſank Gaetana auf immer!

Es iſt eben an dieſer dramatiſchen Rhapſodie nicht viel verloren. Der alte Bankier oder Kaufmann Pelotti del Grida, der ein junges hübſches Mädchen heirathet und am Abend der Hochzeit nach Amerika fährt, um die Mitgift ſeiner Frau einzukaſſiren, iſt eine widerliche Figur. Der junge Graf Vericordi iſt ein gewöhnlicher Liebhaber, jeune premier, wie es in der franzöſiſchen Couliſſenſprache heißt, der nirgends einen hervorſpringenden Zug blicken läßt, an den ſich das Intereſſe heften könnte. Donna Gaetana — der Name ſoll wohl an Gaeta erinnern — iſt eine verpfuſchte Molière'ſche Agnes (école des maris); ihr Herz ergibt ſich, aber nicht ihre Tugend; ſie nimmt eine Roſe aus den Händen des jungen Grafen und drückt einen jungfräulichen Kuß auf ſeine Stirn. Ich glaube nicht an platoniſche Liebe; ſie iſt ein Unding oder eine gefährliche Selbſttäuſchung, womit die kapitulirende Tugend ihr Gewiſſen zu beruhigen ſucht. Wenn ſie aber irgendwo exiſtirt, ſo iſt es ſicher nicht in Neapel, wo das Feuer der ſinnlichen Leidenſchaft lichterlah brennt, wie die Sonne am ewig blauen Himmel. Birbone, der Bandit, iſt noch die einzige Figur, die allenfalls auf einiges Intereſſe Anſpruch machen konnte; ein wildes Naturkind, iſt ihm Haß und Rachedurſt eben ſo natürlich wie die Erkenntlichkeit. Er haßt den Alten, weil er ihm den Arm zerbrochen, und opfert ſich für Gaetana, die ihn gerettet. Dabei hat Birbone Humor, und das gerade hat erbittert; man hat ihn nicht verſtanden. Humor iſt ein engliſches Produkt, das den meiſten hier nicht mundet; in den Büchern höchſtens wird er geduldet. — Da haben Sie die ganze Sippſchaft. Daß del Grida den Grafen fordert, im Augenblick wo dieſer ihn vor Birbones Dolch warnt, iſt lächerlich von dem alten Manne, der darauf gefaßt ſeyn muß, im ungleichen Kampfe zu erliegen und ſomit dem Nebenbuhler das Feld zu räumen, und daß er ihn ſpäter als ſeinen Mörder angibt, iſt abſcheulich. Einige Scenen ſind gut geſchrieben und es kommen einzelne dramatiſche Stellen vor; der Autor iſt beſſer als ſein Werk, und iſt immerhin ein Geiſt von ganz anderem Calibre und weiß die Sprache ganz anders zu handhaben, als Monſieur Dennery, Anicet Bourgeois, und andere faiseurs, die durch die lange Praxis Bühnenkenntniß genug erlangt haben, um Unſinn intereſſant erſcheinen zu laſſen, und um die ſcabröſeſten Dinge ungeſtraft auf die Bühne zu bringen, wie in la fille du paysan, wo eine Bäuerin, ohne es zu wiſſen und folglich zu merken — ein ſtarkes Stück — Mutter wird. Hier wollen wir einſtweilen den Vorhang fallen laſſen.

Wir ziehen die Leinwand — la toile, wie die Franzoſen den Theatervorhang nennen — wieder auf, um „Monſieur Jacriſſe“ zu produciren. Kennen Sie dieſen Kauz? Er iſt freilich ſchon gealtert, aber er iſt doch jünger als Pulcinella, Harlekin, Hanswurſt ꝛc. Sein Coſtüm iſt ungefähr folgendes: rothe runde Jacke, bauſchende kurze Beinkleider, blaue Strümpfe und Holzſchuhe. In der Regel trägt er eine rothe Perrücke und mächtige Vatermörder reichen ihm zur Hälfte der wo möglich eben ſo mächtigen Ohren. Er iſt der perſonifizirte Bauernjunge, der zum erſtenmal in die Reſidenz kommt. Die auf ſolche Weiſe ſpecialiſirte Komik hat ſich überlebt; die Baueenjungen um Paris herum, und ſelbſt in weiterem Abſtande von der Hauptſtadt, Dank den Eiſenbahnen, ſind durchtriebene Schelme, die ſich ſo leicht nicht mehr auf's Eis führen laſſen. Unter dem Kaiſerreiche und unter der Reſtauration florirte Jacriſſe. Brunet hat ſich durch dieſe Rolle einen europäiſchen Namen gemacht. Die bekannteren Stücke ſind: le desespoir de Jocrisse; Jocrisse aux enfers. In letzterem Schwanke fällt ihm die Scheere der Parzen in die Hände, und er ſchneidet damit eine Menge Fäden entzwei, welche die drei alten Hexen geſponnen. Clotho reißt ihm die Scheere aus der Hand: „Weißt du denn nicht, daß jeder Schnitt ein Menſchenleben dahinrafft? Malgré ta vertu tu tuer etc. Ferner: Jocrisse, qui mène les poules p...s.“ Wie eine ſolche Figur in die komiſche Oper ſich verirren, oder vielmehr, wie man ſich zu ihrer Aufnahme verſtehen konnte, erklärt ſich nur durch die Eiferſucht auf die bouffes parisiens. Die komiſche Oper will eben auch ihre Bouffes haben. — In dem einaktigen Stücke von Carmon iſt Jacriſſe Bedienter bei einem Herrn Duval, einem Auvergnaten, der als marchand de vin ein Vermögen erwarben und ſich von den Geſchäften zurückgezogen hat. Duval hat eine Tochter Sophie und einen Hund, einen verhängnißvollen Hund, mit dem Müllner ſeligen Andenkens ein ſchauderhaftes Drama zuſammen gereimt hätte. Duval war ein armer Schlucker, da fand er eines Morgens den beſagten Hund, der neben einem Portefeuille wachte. Duval hebt das Portefeuille auf und denoncirt es beim Polizeikommiſſär; da ſich nach Verlauf von einem Jahr und einem Tag der Eigenthümer nicht meldet, iſt das Portefeuille ſammt den 10,000 Franken, die es enthält, ſein Eigenthum, und dieß iſt der Urſprung ſeines Wohlſtandes. Die Tochter Sophie hat ſich ihrerſeits in einen Offizier verliebt. Jacriſſe und die übrigen Bedienten, die alle von derſelben Sippſchaft ſind, haben den gemeſſenſten Befehl, den Offizier nicht in's Haus einzulaſſen. Kaum iſt aber Duval ausgegangen, ja iſt der Offizier da. Nun fängt der Schwank an. Jacriſſe läßt den Käfigt offen, der Kanarienvogel fliegt davon; Jacriſſe ſchreit: „Schließt das Gitter des Parks, damit der Vogel nicht entkomme.“ Die Katze jagt dem Vogel nach, der Hund der Katze, und Jacriſſe dem Hunde. Die Katze hat den Vogel gekrallt, der Hund hat die Katze gebiſſen u. ſ. w. Aus Verzweiflung vergiften ſich die zwei Damen und die zwei Dienerinnen; ſie trinken Bordeaux; auf den Flaſchen ſteht: poison. Nun tritt der

Hund als Fatum auf; der Vater des Offiziers erkennt in ihm das Thier, das sein Portefeuille bewachte, als Duval es gefunden. Dieser erstattet ihm alles zurück, die 10,000 Franken sammt dem Vermögen, das er sich damit erworben; der Vater des Offiziers bietet es Sophien an, die dem Offizier ihre Hand reicht. Die Musik Gautiers erinnert an manche älteren Motive, die er geschickt maderniſirt hat, die aber mitunter nicht allgemein anſprechen. Ein köſtliches Duett zwiſchen Duval und ſeiner Tochter und zwei originelle Arien, die Jocriſſe ſingt: „les Jocrisses sont de bons enfants," und „trinquer, trinquer," reichen hin, um den Erfolg der Poſſe zu ſichern. Gautier ſchlägt die Bahn ein, die Meiſter Offenbach zu Geld und Ehren geführt. Offenbach aber hat dieſer Tage ein wahres Meiſterwerk geliefert: Monsieur et Madame Denis. Die Partitur iſt wohl das beſte, was er bis jetzt geliefert.

Liſſabon, Januar.

(Schluß.)

Unruhen im Volke, durch Gerüchte einer Vergiftung veranlaßt. — Regentſchaft. — Regierungsantritt des Königs Don Luiz.

Die Prinzen hatten wohl am Bord die halb aufgehißte königliche Flagge auf verſchiedenen Küſtenfeſtungen bemerkt, ſie hatten auch die von Viertelſtunde zu Viertelſtunde wiederholten Trauerſchüſſe vernommen, aber ſie hatten dabei nur an ihren verſtorbenen Bruder, den Infanten Don Fernando gedacht. Erſt als der Präſident des Miniſteriums den neuen König mit dem Titel Majeſtät begrüßte, erfuhren ſie den ſchmerzlichen Verluſt, der ſie getroffen. Man ließ ſie nicht im Schloſſe wohnen, wo der König geſtorben war; einige Tage vorher ſchon hatte man den jüngſten Infanten nach Belem gebracht, um ihn der ſchädlichen Luft in Neceſſidades zu entziehen; auch den beiden friſch Angekommenen hatte man daſelbſt einige Gemächer eingerichtet. Eine ungeheure Menſchenmenge war nach Belem geeilt und empfing ſtillſchweigend und mit allen Zeichen der tiefſten Trauer den jungen Monarchen. Er leiſtete vorläufig den von dem Geſetze geforderten Eid auf die Verfaſſung und ließ durch ein Edikt bekannt machen, daß er und ſeine Familie ſich für zehn Tage „einſchließen" werde.

Den 16. wurde die Leiche Don Pedros nach der königlichen Gruft gebracht. Das ganze Land war in dem über eine Meile langen Zug, der vor dem Sarge herging, vertreten. Deputationen aus allen Städten, die Civil- und Militärbehörden, Gelehrte, Künſtler, Kaufleute, Handwerker begleiteten den hohen Gönner jedweder Strebſamkeit auf ſeinem letzten Wege. Mit großer Zufriedenheit bemerkten die Portugieſen die hier lebenden Deutſchen, die ſich mit ihrem Pfarrer dem Trauergeleite angeſchloſſen hatten. Während des ganzen Tages wurde die Ruhe der Stadt nicht einen Augenblick geſtört; nur bei Neceſſidades hielt man die Wagen der Miniſter an und zwang die widerſtrebenden regierenden Herrn auszuſteigen und den Sarg zu Fuß zu begleiten. Auf die Decke des Sarges hatte man zwei Medaillen geheftet, die eine, zur Erinnerung an das gelbe Fieber geprägt, das einſt Liſſabon heimgeſucht, und an diejenigen vertheilt, die ſich durch ihren Muth während der Seuche und im Kampfe mit derſelben ausgezeichnet hatten, die andere, von einer philanthropiſchen Geſellſchaft in Porto verliehen. Auf die erſte dieſer beiden Medaillen, die er durch ſeine heldenmüthige Aufopferung verdient hatte, legte Don Pedro beſondern Werth; er trug ſie bei jeder Gelegenheit. Um den Sarg gingen diejenigen, die mit ihm den tückiſchen Feind bekämpft und dieſelbe Auszeichnung erhalten hatten.

Die Theilnahme des Volks war eine aufrichtige; der gemeine Mann ſympathiſirt überall mit dem Unglücklichen, und mit ſeinem Mißgeſchick hatte Don Pedro ſein Leben lang zu kämpfen gehabt. Als er vor acht Jahren den Thron beſtieg, ergte man ihm den Namen Eſperançoſa, der Hoffnungsvolle, bei; die Geſchichte wird ihn Desgraçado, den Unglücklichen, nennen, wie ſeine Zeitgenoſſen ihn ſchon heißen. Es gibt Könige, die an ihren Glücksſtern glauben, Don Pedro glaubte an ſeinen Unſtern; er war feſt überzeugt, daß Alles, was er in der beſten Abſicht unternehmen würde, keinen guten Erfolg haben könnte. Frühe verlor er ſeine Mutter, zweimal wurde ſeine Hauptſtadt und das Land von Mißwachs heimgeſucht. Mit Frankreich verwickelte er ſich wegen des auf der Oſtküſte Afrikas in portugieſiſchen Gewäſſern gekaperten Schiffes Charles-George, das des Sklavenhandels beſchuldigt war, in einen für Frankreich nicht ehrenvollen und für Portugal demüthigenden Rechtsſtreit. Er glaubte am häuslichen Herd für ſo viele öffentliche Unglücksfälle eine Entſchädigung zu finden: da ſtarb nach kurzer Ehe die Gattin ſeiner Wahl. Er war des ſchwierigen Regiments und des unglücklichen Lebens müde in einem Alter, in welchem Andere erſt zu wirken anfangen. Sein Lob läßt ſich in wenige Worten zuſammenfaſſen: er hat nie ein Tadel-

Digitized by Google

urtheil unterzeichnet und hat nie das sein Wirken sehr einschränkende Landesgesetz übertreten. Wenn die Portugiesen zuweilen schlecht regiert zu seyn glaubten, so mögen sie sich dessen selbst anklagen, denn ihr König war besser als sie.

Wenige Tage nach der Begräbnißfeier fand eine Ceremonie statt, die ergreifend wäre, wenn sie mehr Würde umgäbe. Auf den drei Hauptplätzen Lissabons und in jeder Stadt des Königreichs wurde öffentlich das königliche Wappen zerschlagen. Der Abgeordnete des Stadtraths, der damit beauftragt war, sprach während der Handlung mit lauter Stimme die Worte: „Weinet Portugiesen, euer König Don Pedro V. ist gestorben.“ Diese altherkömmliche Aufforderung wäre dießmal überflüssig gewesen, denn freiwillig trauert das ganze Volk. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, überall auf den Straßen, in den öffentlichen Gärten, in den Theatern nur schwarz gekleidete Gestalten zu sehen. Die Aermsten selbst legten ihre sanft bunte Kleidung ab und die Bettler fügten ihrer gewöhnlichen Bitteiformel um ein Almosen die ungewöhnliche Bestimmung desselben bei: um einen Flor wegen des Todes des höchstseligen Königs zu kaufen. Die Zahl der Seelenmessen, die gelesen wurden, überschreitet jedes Maß; nicht allein der Hof, die Armee, die Beamten feierten ihren Trauergottesdienst, auch die Handwerker, die Brüderschaften, die geselligen Cirkel, die Castnos, die Musiker, die Hafenarbeiter, die Bootsleute hielten ihr Todtenamt. Und es war gewiß nicht, wie sanft, der Mangel an anderweitiger Zerstreuung, der das Volk in die Kirchen trieb, sondern größtentheils wirkliche Trauer um den Verstorbenen. Seitdem das gelbe Fieber die Stadt heimgesucht hatte, war der König außerordentlich beliebt geworden; nicht einmal seine schwankende Haltung den vom Volke so sehr gehaßten Lazzaristen gegenüber konnte ihm dessen Gunst rauben. Man wußte es, des Königs Herz war sehr betrübt über den Zustand des öffentlichen Unterrichts in seinem Lande, und man schrieb die zeitweilige Begünstigung der fremden Brüderschaft seinem sehnlichsten Wunsche zu, die Volksschulen zu heben. Es ist allgemein bekannt, daß Don Pedro sehr oft ganz unerwartet in die niedrigsten Unterrichtsanstalten eintrat, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob einige Fortschritte gemacht worden wären. Kurz vor seinem Tode ging er eines Morgens früh mit seinem Lieblingsadjutanten Caula nach Ajuda; dort hörte er in einem Hause zufällig viele Kinderstimmen; er klopfte an, verbot gleich beim Eintreten alle Complimente und Umstände, setzte sich auf einen kleinen Stuhl mitten unter die Kinder, fragte sie aus und lobte und tadelte, je nachdem er sie unterrichtet oder unwissend fand. Mit den Schulbüchern war er nicht zufrieden; er schickte daher während des Tags nach den verschiedenen Buchhandlungen, ließ sich alle Unterrichtsbücher vorlegen und war mit einer Auswahl derselben bis tief in die Nacht beschäftigt. Um dieselbe Stunde ging er den folgenden Tag wieder aus, nahm einen der Päcke, die er am Abend zuvor gemacht hatte, gab den andern seinem Adjutanten, und so besuchte er die Schule und vertheilte dort das nützliche Almosen. Auf ähnliche Weise hatte er auch die Liebe der Arbeiter gewonnen. „Ich bin der König derer, die arbeiten, denn ich arbeite selbst,“ sagte er eines Tags, als er einen Arbeiterverein anredete, dessen Präsident er war.

Nicht nur in Lissabon, im ganzen Lande war die Trauer um den geliebten Fürsten sehr groß und gab sich überall auf dieselbe Weise kund. Der rasche Todesfall beunruhigte das Volk, das auch dann den Gedanken an ein Verbrechen noch nicht los wurde, als der freilich sehr unvollständige Bericht der Aerzte nach der Leichenschau veröffentlicht wurde. Doch nach und nach legte sich die Unruhe in den Gemüthern, und schon hatte man sich in's Unvermeidliche, wenn auch schwer, gefügt, als plötzlich durch neue Berichte der Aerzte die Leidenschaften noch heftiger als zuvor gereizt wurden. Binnen vierzig Tagen sollte der junge König den Eid auf die Verfassung leisten und dafür von den Vertretern der Nation öffentlich anerkannt werden. Der feierliche Regierungsantritt war auf den 24. December festgesetzt. Da erschienen beunruhigende Berichte über den Zustand des Infanten Don Joao. Dieser hatte verschiedene male seinen kranken Bruder Don Augusto besucht, hatte in dessen Zimmer die tödtliche Fieberluft eingeathmet und war schwer erkrankt. Nur mit Mühe konnten die Offiziere die Ubianen in der Kaserne zurückhalten, die in den Palast dringen, ihren angeblich vergifteten Obersten herausholen und in ihrer Kaserne verpflegen wollten. „Ha de comer do nosso rancho, que não tem veneno,“ („er muß aus unserer Schüssel essen, da ist kein Gift darin“), mit diesen Worten verließen sie ihr Quartier. Sie erlangten zwar nicht, was sie begehrten, aber der Prinz, der selbst die Besorgniß seiner Soldaten getheilt haben mag, entließ seine Aerzte und ließ sich nur von seinen zwei Regimentsärzten verpflegen. Man hatte ihn unterdessen zum Feldherrn des Königreichs ernannt. Doch war er am Tage der Acclamation seines Bruders so schwach, daß er die von seiner Würde verlangten Dienste nicht verrichten konnte.

Das schönste Wetter begünstigte das Fest; der Hof und das Volk hatten alle äußerlichen Zeichen der Trauer abgelegt, aber die Stimmung war eine gedrückte. Don Luiz verließ um zehn Uhr Morgens den Palast in Belem und bestätigte in den Cortes den schon geleisteten Eid auf die Verfassung. Als er sich nach beendigter Ceremonie auf dem Balkon zeigte, als der Reichsherold ihn dem Volk vorführte mit den Worten: „Real, real, real pela Sua Magestade Don Luiz I.“ da jubelten ihm wohl die Tausende zu, die unten standen, aber er selbst war traurig; zum Unglück versprach sich der Herold, und ließ erst, statt des neuen Königs, den verstorbenen hoch leben, was auch im Volke schmerzliche Erinnerungen weckte. Herzlich war die Stimmung der Menge, die ihn nach St. Domingos begleitete, wo ein Tedeum gesungen wurde, und die ihm laut zujauchzte, als man ihm die Schlüssel der Stadt überreichte. Allgemein bemitleidete man den jungen

Monarchen, der ganz allein, ohne einen einzigen Verwandten in seiner Nähe, einige Stunden lang fern von todtkranken Brüdern und vom tiefbetrübten Vater, dem Volke mehr zu huldigen, als dessen Huldigungen entgegen zu nehmen schien; denn gewiß hätte er sich gerne dem Gepränge und der schaulustigen Menge entzogen.

Auffallend ist die Sitte, daß wenn die Könige Portugals diesen feierlichen Vertrag mit den Vertretern der Nation schließen, sie nur das Scepter ergreifen. Die Krone bleibt unberührt auf einem Kissen liegen. Man sagt, seit Don Sebastian im Kampfe gegen die Mauren in der Schlacht von Alcararquivir das Leben verlor, sey der Gebrauch entstanden, auf diese Weise das Volk an den Verlust der Krone in Afrika zu erinnern. Don Luiz trug daher nur den Hermelinmantel und dazu den langen Militärhut: es sah wie ein Anachronismus aus, als ob die neue Zeit auch in der Königstracht sich langsam aus dem Mittelalter heraus winde. Freilich lagen noch andere Erinnerungen an die vergangenen Zeiten nicht fern. Damals als der vermeintliche Leichnam Don Sebastians nach Lissabon kam, war das Volk ähnlich gestimmt wie jetzt; ein sechsundsechzigjähriger Greis, Heinrich I., war der einzige männliche Stammhalter der damaligen Dynastie, wie heute Don Luiz fast allein sein Haus vertritt.

Der Zustand des Infanten Don Johann verschlimmerte sich immer mehr; am Weihnachtstage verbreitete sich das Gerücht, er sey gestorben, und die Gährung im Volke, deren Ausbruch man schon lange gefürchtet hatte, konnte nicht länger gedämpft werden. Gegen zehn Uhr Morgens versammelte sich eine große Menge auf dem Terreira do Paço, wo die Regierungsgebäude sind. Den Tag vorher hatte die associaçao patriotica, ein noch nicht anerkannter, liberaler Club, eine Deputation ernannt, um mit der Municipalkammer den König aufzufordern, den ungesunden Palast Necessidades zu verlassen, das mitten in der Stadt gelegene Schloß Bemposta zu beziehen, das Ministerium zu entlassen und alle am Hof angestellten Beamten und Diener wegzuschicken. Das Volk wollte dieses Gesuch unterstützen, indem es sich an die Deputation anschloß. Um eilf Uhr waren vielleicht dreitausend Personen versammelt, welche mit dem Ausschuß des Clubs in den Sitzungssaal des Stadtraths drangen. Die Sitzung war sehr stürmisch, und endlich beschloß man, drei Rathsherrn mit dem Volke ziehen zu lassen; doch wurde nur die an den König zu richtende Bitte, er möge Necessidades verlassen, genehmigt, die übrigen Forderungen wurden ihrer politischen Tragweite wegen verworfen. Auf dem Wege vergrößerte sich die Deputation wie eine Lawine, und als die Wache am Palast den Haufen sich heranwälzen sah, ergriff sie die Waffen und fällte das Bayonett; sie zog sich jedoch unter das Thor zurück, sobald die Rathsherrn ihre friedlichen Absichten kund gaben. Der König empfing sie und erklärte ihnen, er habe schon beschlossen sich nach Caxias, in den Palast der Wittwe des Kaisers von Brasilien, zurückzuziehen. Dann trat er mit seinem Vater an's Fenster und wurde mit ungeheurem Jubel empfangen. Er wollte sprechen, war aber zu sehr ergriffen; Dan Fernando redete an seiner Stelle das Volk an. Dem Geschrei: „Es lebe der König!“ folgte aber jetzt schon der bedenklichere Ruf: „Tod den Verräthern! Tod den Giftmischern!“ Die Rathsherrn brachten dem Volke, das ihrer Rückkehr auf dem Terreira do Paço harrte, die Antwort des Königs zurück.

Gegen vier Uhr begann der Tumult von neuem. Das Handelsministerium wurde angegriffen, weil dort einige Minister versammelt waren; jetzt endlich zeigte sich die bewaffnete Macht. Der befehlende General konnte jedoch die Menge weder durch Drohungen, noch durch Bitten zerstreuen; er mußte nachgeben und wurde vom Volk nach Necessidades mitgeschleppt; dort erlösten ihn die um den Palast aufgestellten Truppen. Die Masse sah ein, daß sie den kürzeren ziehen würde, und brach auf, um in Belem, wo der todtkranke Prinz lag, die Uhlanen aufzufordern, ihren vergifteten Obersten zu rächen. Doch auch dieses Vorhaben scheiterte an den Soldaten, die alle Wege versperrten. Somit war der Aufstand gebrochen; er theilte sich in verschiedene Gruppen, die tobend und lärmend die wehrlose Stadt durchzogen; der Hofmarschall, Conde da Ponte, den man antraf, wurde halb todt geschlagen, und sein Haus entging mit knapper Noth der Wuth des Pöbels, der es anstecken wollte; allen andern mißliebigen Beamten und Ministern wurden die Fenster eingeworfen. Glücklicherweise wurde ein Versuch, die Sturmglocke zu läuten, noch zeitig genug vereitelt, sonst wäre während der Nacht noch allerlei Unheil gestiftet worden.

Ganz fremd ist die Politik diesem nun gedämpften Aufstand nicht; die Gegner des Ministeriums, die Feinde der Lazzaristen, die Partei, welche an's Ruder zu kommen hofft, wenn die jetzigen Minister gestürzt wären, benutzten geschickt die aufgeregte Stimmung, um vielleicht auf der Straße zu erreichen, was ihnen im letzten Wahlkampf nicht gelungen. Während der Krankheit des Königs war auch das Leben des Herzogs von Saldanha in Gefahr, wenn man den ärztlichen Berichten trauen darf, die eigenmächtig jeden Tag in den Zeitungen neben denen über des Königs Befinden erschienen. Jetzt munkelt man, „der Mann mit den zweiundfünfzig Gesichtern,“ wie das Volk scherzweise den Herzog wegen seiner mannigfaltigen politischen Wandlungen nennt, habe das dreiundfünfzigste geschnitten; die Rolle eines Todkranken habe er noch nicht gespielt. Doch geht man vielleicht zu weit, wenn man glaubt, er habe mit an dem Feuer geschürt; denn wäre ein anderes Ministerium an die Stelle des jetzigen getreten, so hätte Saldanha wahrscheinlich nichts dabei gewonnen.

Eine Genugthuung mußte jedoch gegeben werden, um das Volk und die Soldaten zu beschwichtigen, denn selbst in den redlichsten Gemüthern hatte sich die Ueberzeugung festgesetzt, daß im Palast ein in der Geschichte beispielloses Verbrechen begangen worden sey. Eine Commission wurde eingesetzt, um die Ursachen der Krankheit, an der

die königliche Familie dahinſtirbt, ſo wie den Geſundheitszuſtand der Paläſte Neceſſidades und Belem zu unterſuchen. Leider fallte den Aerzten und Chemikern, die zuſammentraten, bald die Gelegenheit geboten werden, an einem neuen Opfer des Typhus die auf königlichen Befehl angeordnete Unterſuchung zu vollziehen. Der Infant Don Joao ſtarb den 26. December. Die Leiche wurde von ſechsundzwanzig Aerzten, drei Chemikern und vielen richterlichen Perſonen geöffnet. Man fand die deutlichſten Spuren eines ganz ausgeſprochenen Typhus, über deſſen Entſtehung aber abſichtlich oder zufällig ein Dunkel liegen bleibt. Das Reſultat der chemiſchen Analyſe iſt noch nicht bekannt, wird aber vorausſichtlich kaum anders lauten; ein Indler, der in Frankreich und Deutſchland gründliche chemiſche Kenntniſſe geſammelt hat, wird wohl bei den Arbeiten der Commiſſion durch ſein Gutachten den Ausſchlag geben. Die Leiche des Infanten wurde auf höheren Befehl vorläufig im Kloſter Jeronymos in Belem beigeſetzt.

Heute hat die Regierung der Wahlkammer zwei wichtige Geſetzentwürfe vorgelegt. Der erſte, der die Regentſchaft betrifft, löst alle Zweifel und Schwierigkeiten, die in der Frage entſtehen könnten, indem er, wenn der Fall eintreten ſollte, den König Don Fernando an die Spitze des Staats ſtellt. Der zweite ſetzt die Infantinnen D. Marianna und D. Antonia wieder in ihre Thronrechte ein; doch muß der Prinz von Sachſen oder der Prinz von Hohenzollern, jeder in ſeiner Heimath, demſelben Recht entſagen und die portugieſiſche Nationalität binnen ſechs Monaten annehmen, wenn eine der Infantinnen den Thron Portugals beſteigen ſollte.

Aus Norddeutſchland, December.

(Fortſetzung.)

Ein Tag in Bad Wildungen.

Wenige hundert Schritt weſtwärts von der Kirche erreichen wir das Brunnenthor, das freilich längſt kein Thor mehr iſt. Vor uns breitet ſich ein reicher Halbkreis von grünen Bergen aus, zu denen vom Fuße der mit Fruchtbäumen bedeckten Hügelhänge zur Rechten und Linken ſchmale Wieſenthäler ſich emporziehen. In dem Thale zur Rechten erblicken wir ſchon von fern den großen, etwas kaſernenartigen Bau des neuen Badelogirhauſes und weiterhin die Rotunde, welche die Hauptquelle umgibt und überdacht. Wir folgen der Lindenallee, die von dem dürren Schieferboden kümmerlich genährt zur Linken des Thales fortläuft. Bald fällt uns auf einem kleinen Plateau zur Rechten ein großes, aber unvollendetes Backſteingebäude in die Augen, aus deſſen offener, noch von den Gerüſten der Maurer umgebener Thür in regelmäßigen Pauſen die bekannten, eintönig geſprochenen Worte: „Messieurs, faites votre jeu — Rien ne va plus etc.“ hervordringen. Es iſt der neue, vom Morgen bis zum Abend geöffnete Tempel der Fortuna, an den ſich das Leſekabinet und der noch im Bau begriffene neue Curſaal anſchließen. Von hier führt der macadamiſirte Heerweg im Bogen abwärts zu dem wenige hundert Schritt entfernten Badehauſe. Wir aber verfolgen die Allee, die oben zu dem älteren Gaſthauſe führt, um von da auf dem neuen Promenadenwege hinabzuſteigen. Denn hier hat man den ſchönſten Ueberblick über die freundlichen Anlagen des Brunnenthales, an deſſen weſtlichem Ende die Georg-Victorquelle und das alte Curund Badehaus liegen, während das neue Gebäude, etwa 500 Schritt weiter abwärts gelegen, die öſtliche Grenze der Anlagen bezeichnet, und die beiden von ihren ſteilen Hügeln aufragenden Städte den Proſpekt im Oſten maleriſch abſchließen. Uns gerade gegenüber ſteigt nördlich von dem an ſeinem Fuße liegenden Logirhauſe der kahle Kegel des Katzenſteins empor, von nackten Hornſteinfelſen, dem Lieblingsaufenthalt zahlreicher Falken, gleich einer alten Burgruine gekrönt, während das ſchöne Wäldchen, welches das Thal weiter aufwärts begleitet, ſich allmählig in die gewaltigen Eichenwälder des dunkeln Hombergs verliert, deſſen höchſte Kuppe 800 Fuß über das Thal hinausragt.

Es iſt noch früh am Tage; in der ſchattigen Kaſtanienallee, welche die Südſeite des Thales begrenzt, wie in dem lichteren Lindengange, der ſich längs des Nordabhanges hinzieht, und auf den gewundenen, ſonnigen Kieswegen zwiſchen den Raſenplätzen der Anlagen wandeln Gruppen von Curgäſten. Wir ſteigen hinab und folgen ihnen zu der nahen Quelle. Die alte, dem Verfall nahe Rotunde, unter welcher der üppig perlende und biaſenwerfende Mineralbrunnen emporquillt, wie die alterſchwachen, höchſt beſcheidenen früheren Curgebäude beweiſen, wie dringend die ganze Einrichtung einer vollſtändigen Regeneration bedurfte. Wir laſſen uns von dem jungen, flinken Burſchen, der als einziger Ganymed (zu einer Hebe hat es Wildungen bisher nicht gebracht) die Durſtigen bedient, ein Glas des eiskalten, erfriſchenden Waſſers

ſchöpfen, wenn wir nicht etwa dem milder und angenehmer ſchmeckenden Salz- oder Heienenbennnen, oder dem eiſenreicheren Stahlwaſſee (Brückenbrunnen) den Vorzug geben, die in zohlreichen friſchgefüllten Krügen bereit ſtehen, und folgen dann der Schaar der Badegäſte, die, mit ihrer erſten Maegenarbeit fertig, dem ſauer veedienten Frühmahl zueilen. Vor dem Hauſe, in dem nahen Wäldchen, überall, wo ſich Schutz gegen die heißeren Steohlen der ſteigenden Sonne finder, ſammeln ſich Gruppen um die bereitſtehenden Tiſche. Kaffee, Thee und Weißbrod, zumal die in der Umgegend berühmten Wildnugee Butterkringel, ſind vortrefflich, und die Laune eines Badegaſtes bekanntlich nie beſſer als beim Frühſtück. Wir nehmen Plaz unter dem freundlichen Povillon, der ſich, mit wildem Wein umrankt, auf künſtlichen Felſen über dem inſelgeſchmückten Baſſin erhebt. Leicht iſt eine oberflächliche Bekanntſchaft angeknüpft und der einſame Fremde in den Kreis der Unterhaltung gezogen. In dem kleinen Badeorte, der ſelten mehe als 60—70 Gäſte zu gleicher Zeit beherbergt, betrachten ſich Alle olś eine einzige zuſammengehörige Geſellſchaft, die jeden Ankömmiing unbefangen als neues Glied begrüßt und ihn unter ſich aufnimmt, ohne weitere Anſprüche an ihn zu machen, oiś daß er ſich den Regeln der guten Sitte gemäß benehme und nach Kräften ſeinen Theil zur allgemeinen Unteehaltung beitrage. Dieſes Verhältniß gibt allen kleinen, wenig beſuchten Bädeen, zumal wo die Geſellſchaft, wenigſtens zum größeren Theile, daſſelbe Haus bewohnt, einen beſondern Reiz. Bei Wildungen wied derſelbe noch dadurch vermehet, daß nicht etwa, wie in ähnlichen Fällen, nur Bewohner der nächſten Umgegend ſich hier verſammeln und ihre eng begrenzten Intereſſen wie ihre Klatſchereien mitbeingen. Die ſeltenen und eigenthümlichen Eigenſchaften des Waſſers bringen es mit ſich, daß wir unter der kleinen Zahl nicht nur Deutſche aus den verſchiedenſten Gauen des großen Vaterlandes finden, ſaudern auch dem Typus faſt oller andern großen Natianen Europas begegnen. Schweden und Italiener, Ruſſen und Fronzoſen, Holländer und Ungarn mögen wir on Speache und Geſichtsbildung oder an Benehmen, Geberdenſpiel, auch hie und do wohl an ihrer Nationaltracht olś Beſtandtheile der kleinen Geſellſchaft erkennen. Verhältnißmäßig ſelten verirrt ſich ein Engländer hierher. Daß Deutſchlond übrigens ſtets das Hauptcontingent ſtellt, verſteht ſich von ſelbſt, weniger — leider! — daß hiee auch die deutſche Speache und nicht die franzöſiſche dos gemeinſame Bindemittel iſt, ſo daß auch die Ausländer ſich bemühen müſſen, ſie nach Kräften zu eokebrechen, wollen ſie nicht der Iſolirung anheimfallen.

Die Curgäſte haben ſich zurückgezogen, um ſich noch durch eine kurze Ruhe zu dem bevorſtehenden Bade, dem zweiten Akte des täglichen Brunnenlebens, vorzubereiten. Wie nehmen den Wanderſtob wieder zue Hand, und wenn wir Geologen, Botaniker odee Entomaiogen ſind, auch den Hammee, die Pflanzenkapſel oder den Hamen (denn es erwartet uns in dieſem Falle eeiche Beute) und ſteigen die Teeppe zwiſchen den künſtlichen Klippen dicht beim Logirhouſe hinon, die von dem ſinnigen Gärtner mit ſeltenen Felſenpflanzen von den nahen Bergabhängen, wie aus den fernſten Welttheilen geſchmückt, uns in das liebliche Wäldchen führen, deſſen vielgewundenen Pfode ihm den Namen des Zickzacks veeſchafft haben. Der Duft mannichfaltiger Waldblumen, das Gezwitſcher zahlreicher Singvögel, das Summen unzähliger Inſekten, der Miſchwald von Eichen, Buchen, Linden, Birken, Pappeln und ollerlei Nadelholz, die meiſten Bäume noch jung, aber ſchionk und kräftig, Alles deutet auf eine eeiche, mit vollen Händen ſpendende Natue. Wie ſteigen auf den Zickzackwegen ollmählig onfwärts, ohne uns von den zahlreichen lauſchigen Sitz- und Lagerplätzchen verlocken zu laſſen, ſo ſchmeichelnd ſie auch zu beichaulicher Ruhe und behaglichen Träumereien laden. Oben, wo wie aus dem Wald teeten, öffnet ſich ein kleines Plateon, mit bunten Blumen und wollenden Berggräsern bekleidet, gleichſam das Fußgeſtell des Hombergs bildend, der bald kühner und höher anſteigt, nach aben in einen eundlichen kahlen Kopf auslaufend, während von ollen Seiten große Schoaeen olter, maleriſch geformter Eichen rings den Abhang empoe klimmen. Zwiſchen zweien derſelben bietet eine Rasenbank, die eine an den Bäumen befeſtigte Tafel als „Heneiettens Ruhe“ bezeichnet, dem Ermüdeten Gelegenheit zue Erholung und zum Genuß der herrlichen Ausſicht, die ſich oſtwärts öffnet. Dießmal folgen wir dem feeundlichen Winke und laſſen, an den alten mooſigen Stamm gelehnt, unſere erhitzte Stirn vom friſchen Hauche der Bergluft fächeln. Es iſt ein gor liebliches Plätzchen, das ſich dieſe unbekannte Henriette zum Lieblingsſitz auserkoren. Um und über uns ragen die mächtigen Stämme und knorrigen Aeſte der ehrwüedigen Eichen, in deren Blätter der Morgenwind geheimnißvoll flüſtert und eauſcht, wie in den Zweigen der heiligen Bäume Dodanas. Unter uns ſenkt ſich eine ſtille, waldumſchloſſene Schlucht in allmählig ſanfteree Neigung in einen ſammtgrünen Wieſengrund hinab, dee tief unten, dicht hinter dem neuen Curhauſe, in das Brunnenthal ſelbſt einmündet. Ueber Wald und Wieſen, Alleen und Felder hinous erheben ſich im Mittelgrunde der Londſchaft, ſtattlich auf ihren Hügeln thronend, die beiden Städte. Weiterhin erſcheint, den Lauf des Fluſſes bezeichnend, eine lange Linie waldbedeckter Höhen. Zue Rechten öffnet ſich das Ederthal ſelbſt und wie eekennen deutlich den Doppelthurm des alten Domes von Feitzlar und das Kloſtee, wo vor mehr als einem Johetouſend Heineich der Voglee zum Kaiſer von Deutſchland erwählt ward. An noch ältere Zeiten der vaterländiſchen Geſchichte gemahnt jener ſpitze, waldbedeckte Berg dort, der Johanniskopf, der etwas weiter links, zwiſchen den Dörfern Gelsmer und Wellen, einſt die heilige Donneeiche auf ſeinem Gipfel teug, die der Heidenbekehrer Bonifocius fällte, um die Deutſchen aus dee Abhängigkeit von den Götzen in die vom eömiſchen Papſte zu bringen. Noch voe nicht langer Zeit zeigte man dort einen uralten Baum, von dem die Volksſage erzählt, ee rühre

aus heidniſchen Zeiten her und ſey von unſern Vorfahren heilig gehalten worden. Ueberall begegnen wir in jenen Gegenden noch heutzutage uralten Erinnerungen an den Apoſtel der Deutſchen.

Verrathen auch nur noch ſchwache Trümmerreſte die Spuren der ummauerten Stadt und des Biſchofsſitzes, den er dort auf dem Plateau des Büraberges auf der heſſiſch-waldeckiſchen Grenze ſtiftete, von wo der Blick weithin die geſegneten Fluren des Eberthales beherrſcht, ſo finden wir dagegen an verſchiedenen Orten noch Bonifaciusäcker, Stellen, wo er ausgeruht, Kanzeln, von wo er gepredigt haben ſoll. Aber nicht nur ſo heiliger Thaten Schauplatz waren dieſe fruchtbaren, ſchon in den Zeiten des Kaiſer Auguſtus angebauten und vielbewohnten Gefilde. Dort erblicken wir unweit Fritzlar das Dörfchen, wo im Jahr 1400 Graf Heinrich von Waldeck mit zweihundert Reiſigen dem von Frankfurt, wo ihm von mehreren Kurfürſten die Kaiſerkrone zugedacht worden, heimkehrenden Herzog von Braunſchweig auf Anſtiften des Erzbiſchofs von Mainz auflauerte und ihn ermordete, eine Unthat, deren Folge noch das gegenwärtige Geſchlecht zu tragen hat; denn bis auf den heutigen Tag zinſen als Sühne des Mordes die umliegenden waldeckiſchen Dörfer an das Benedictinerinnenkloſter zu Fritzlar.

Laſſen wir unſer Auge von der Thalöffnung in Oſtſüdoſten nordwärts ſchweifen, ſo haftet der Blick zuerſt auf dem lang geſtreckten blauen Rücken des braunkohlenreichen hohen Meißners, während weiterhin die maleriſchen Formen der niederheſſiſchen Baſaltkuppen über die flacheren Eberberge hinaus ragen. Deutlich auf dem Hintergrunde des blauen Himmels hervortretend ſteigt dort die gewaltige Erzfigur des Herkules, von dem Volke der große Chriſtoph genannt, den Gipfelpunkt der berühmten Anlagen des Weißenſteins bei Caſſel bezeichnend, über den breiten Rücken des Habichtswaldes auf. Im Nordoſten ſchließt der ſpitze Kegel des ruinengekrönten, ſagenreichen Weidelsberges, den man ſogar auf den Panoramen vom Brocken und Inſelsberg wieder findet, aus einem dunkeln Waldmeer aufragend, die lange Reihe.

Doch es iſt Zeit, unſere Wanderung fortzuſetzen, wollen wir noch rechtzeitig zur Mittagstafel wieder im Curhauſe anlangen. Auf ſteilem Pfade, der ſich endlich völlig verliert und uns nöthigt, uns einen Weg durch ein Dickicht hochſtengliger Stauden des rothen Fingerhuts, der Tollkirſche und des ſchmalblättrigen Weidenröschens zu bahnen, erreichen wir nicht ohne Anſtrengung den hohen Gipfel. Eine weitumfaſſende Rundſicht, deren Theile von den licht ſtehenden Stämmen der alten Buchen wie in einzelne Bilder geſchieden erſcheinen, belohnt unſere Mühe. Im Oſten und Nordoſten erblicken wir außer dem, was uns ſchon „Heuriettens Ruhe“ gezeigt, noch den Spiegel des Fluſſes ſelbſt, an dem ſchmucke Dörfer, von Obſthainen eingefaßt, wie an einem Silberbande ſich aufreihen, unter ihnen Bergheim mit ſeinem ſtattlichen Schloß, dem Erbſitze der gräflichen Linie des waldeckiſchen Regentenhauſes. Von Norden durch Weſten bis zum Süden umgibt uns ein weiter Kranz hoher, mannichfach geformter, reich bewaldeter Berge, aus tief eingeſchnittenen, von ſilberhellen Bächen durchſtrömten Thälern aufſteigend: der Hohnberg und die Doneiche mit ihren gewaltigen Brüchen trefflichen Dachſchiefers, auf die ſchon die ſpekulativen Köpfe des fernen Albions ihre Blicke gerichtet haben; die impoſanten Maſſen des dicken Kopfes, der hohen Rücken der Traddel, an dem einzelnen Baume kenntlich, von dem aus man, ehe das nachwachſende Unterholz die Ausſicht hemmte, nicht nur das Fürſtenthum Waldeck wie eine Landkarte unter ſich ausgebreitet erblickte, ſondern auch weithin die deutſchen Marken überſchauend, nach dem Volksausdruck ſogar „den Rhein ſchwappen“ ſehen konnte; der flache Dam des Auenberges mit ſeinem lichten Eſchenkranze, der, als Ausſichtspunkt an die Stelle der Traddel getreten, jetzt ein beliebtes Ziel für die weiteren Ausflüge der kräftigeren unter den Badegäſten geworden iſt, mit der verfallenden „Jägersburg“ an ſeinem Fuße, auf der ſumpfigen Hochebene, von wo ehemals die Fürſten des Landes zu ihren großen Treibjagden auf Hirſche und Wildſchweine auszuziehen pflegten, und zahlreiche andere Kuppen, mit deren Namen wie den Leſer nicht behelligen wollen. Von unſerem Standpunkte ſcheidet die weſtlichen Berge ein kreisrundes Keſſelthal, das, nur durch eine ſchmale Spalte nach Nordoſten ſich öffnend, unwillkürlich der Phantaſie das Bild eines ehemaligen Seebeckens vorführt. In ſeiner Mitte liegen die weißen Häuſer des freundlichen Dörfchens Reinhardshauſen, während die Baumgruppen in der Nähe auf eine der zahlreichen Mineralquellen deuten, welche rings um den Fuß des Homberges, auf deſſen Gipfel wir ſtehen, entſpringen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 7. **12. Februar 1862.**

— Athenes, à présent mise en friche,
Eut tant d'honneur, et de faconde riche,
Que dicte estoit à bon droit fleur du monde,
Mais maintenant elle est la plus immonde.

Le Seigneur de Borderie.
Voyage de Constantinople,
1548.

Das neue und das alte Athen.

Von Emil Pirazzi.

(ſ. Nr. 1—2.)

II.

Wer in dem Wahne nach Athen käme, dort eine Hauptſtadt in europäiſchem Styl, mit modernen, prächtigen Straßen, ſtolzen Häuſern und Paläſten, eleganten Läden, Aſphalttrottoirs, weiten öffentlichen Plätzen und baumbepflanzten Boulevards zu finden, der würde zu bitterer Enttäuſchung erwachen, ſo ungefähr wie ich ſelber am Morgen nach meiner Ankunft. Und daran ſind, nächſt dem Nimbus, der in unſerer Phantaſie noch immer den Namen Athen, das heilige Athen, mit dem Schönſten und Erhabenſten, was wir zu denken vermögen, umkleidet, beſonders die hyperenthuſiaſtiſchen Schilderungen gewiſſer Touriſten ſchuld, die hier alles durch eine roſenfarbene Brille mit Vergrößerungsgläſern geſehen haben und zu den Bewunderern à tout prix des neuen Griechenlands gehören. So kommen denn viele mit allzu großen Erwartungen in der jungen Hauptſtadt an. Hat man ſich jedoch von ſeinem Enthuſiasmus oder ſeiner Enttäuſchung erholt und ſieht die Dinge nicht mehr im Spiegel eines ſubjektiven Optimismus oder Peſſimismus, ſondern wie ſie wirklich ſind, ſo muß man ſich ſagen, daß ſie nicht anders ſeyn können, und daß hier ſchon verhältnißmäßig Großes geleiſtet iſt. Bedenkt man, daß Athen eine neugeborene Stadt iſt, die erſt ſeit zwei bis drei Jahrzehnten überhaupt wieder exiſtirt, und daß hier naturgemäß noch alle Zuſtände in der Wiege und theilweiſe noch in ſchmutzigen Windeln liegen, ſo wird man nur mit Anerkennung von ihr ſprechen können. Dieſe kurze Bemerkung vorausgeſchickt, lade ich jetzt den Leſer zu einem erſten Spaziergang durch die Stadt ein, wie er, um den charakteriſtiſchen Typus und erſten Eindruck friſch zu erfaſſen, für das Urtheil des Touriſten entſcheidend iſt.

Zwei mäßig breite Hauptſtraßen ſind es, die ſich ziemlich im Herzen der jetzt gegen 39,000 Einwohner (ſeit 1830 hat ſich ihre Zahl mehr als verdreifacht) zählenden Stadt rechtwinklig durchſchneiden, und die der Fremde mit einer gewiſſen claſſiſchen Genugthuung die Hermesſtraße und die Aeolusſtraße nennen hört. * Die

* Nach einer andern Angabe hätte Athen noch 1834 nur dreihundert Häuſer gehabt, was freilich mit dem oben angedeuteten Verhältniß der Einwohner in jener Periode nicht wohl ſtimmt. Die Angaben lauten aber ſehr verſchieden; nach Fallmerayer hätte Athen beim Ausbruch der Revolution nicht über 6000 Einwohner gehabt. Die obige Angabe der jetzigen Einwohnerzahl (genau: 38,927) iſt ganz neu. Piräeus: 6264 Einwohner.

Digitized by Google

erstere und größte kann als Fortsetzung der Piräusstraße angesehen werden, die hinter dem Olivenhain etwas nach links abbiegt und an der Westseite Athens einmündet. Die Hermesstraße führt, wenn wir sie in östlicher Richtung bis zu Ende verfolgen, gerade auf den neuen königlichen Palast zu, der etwas außerhalb der Stadt, am südlichen Fuße des jäh aufsteigenden Lykabettus in noch ziemlich isolirter Lage sich erhebt, aber bestimmt scheint, das fashionable Ostende der werdenden Stadt um sich erstehen zu sehen. Leider jedoch ist der freie Blick die Hermesstraße entlang auf die stolze Königsburg durch eine alte griechische Kirche verdeckt, die sich in unschönen Formen mitten in der Straße breit macht.

Die Straße der Winde dagegen durchschneidet die Stadt von Norden nach Süden, und hat als großartigsten Prospekt den Fels des Kekrops mit dem Tempel der Minerva. Hier macht sich jedoch ein ähnlicher Mißstand geltend. Die Straße führt nicht unmittelbar zur Akropolis, sondern verläuft in alte und häßliche Stadttheile, durch die man sich rechts seitwärts hindurchschlagen muß, denn der Aufgang zur Burg von Athen ist von der Westseite. Aber ästhetisch verknüpfen sich so doch mit den beiden Hauptstraßen Athens seine beiden stolzesten Bauwerke aus alter und neuer Zeit: seine Götter- und seine Königsburg. Eine dritte Hauptstraße ist die mit der Straße des Aeolus parallel laufende der Pallas Athene, eine vierte die neue Stadionstraße u. s. w. Doch gibt es auch Gassen und Gäßchen, die selbstgefällig die glänzendsten Namen für sich beanspruchen; hieher gehören die Sophokles- und Euripides-, die Perikles- und die Demosthenesstraße; und aus der Diogenesstraße (das ginge noch allenfalls) biegt man in eine Byronstraße ein.

Die Stadt Athen ist ein aus antiken, byzantinischen, venetianischen, türkischen, albanesischen, neugriechischen und westeuropäischen Elementen zusammen gewürfeltes Häuserconglomerat, ein Zwitterwesen, das in seiner jetzigen Gestalt noch keinen einheitlich harmonischen Eindruck hervorzubringen vermag, worin indeß bald der abendländische Styl die Dominante erlangen wird. Die Hauptstraßen und neueren Stadttheile sind von ziemlich europäischem Schnitt, die Häuser jedoch selten über einen Stock hoch (die alten Stadttheile zeigen nur Erdgeschoßbauten), ohne Eleganz, und, wie es scheint, meist zu rasch und unsolid aufgeführt, viele auch nur ganz leicht von Brettern und Balken construirt, fast alle aber mit jener gleißnerischen Tünche überkleidet, die so oft nur die innere Haltlosigkeit maskirt. In der That konnte ich, außer einigen kleinen Landhäusern und Gesandtenwohnungen, nur zwei Gebäude im neuen Athen entdecken, welche wirkliche Schönheit mit Gediegenheit paaren: das neue königliche Palais und die Universität. Alle andern öffentlichen und Regierungsbauten (und Athen hat deren schon eine ganze Masse, als: die Repräsentantenkammern, verschiedene Kanzleien, Münze, Marstall, Bank, verschiedene hohe und niedere Schulen, Seminarien, Kasernen, Spitäler u. s. w.) imponiren weder durch ihre Großartigkeit noch durch ihren Styl.

Das vornehme Nordostende ist ein unregelmäßiges Durcheinander neuer Baulichkeiten, Villen und Gartenhäuser, oft wie aus dem Würfelbecher dahingeworfen, ohne einheitlichen Plan, und, wie es scheint, lediglich nach Maßgabe persönlicher Liebhaberei und Laune angelegt. Jeder baute eben dahin, wo es ihm zusagte. Diesem Umstand ist es wohl auch zuzuschreiben, daß Athen keinen einzigen regelmäßigen, irgend gefälligen Platz aufzuweisen hat; die wenigen freien Plätze, die sich innerhalb der Stadt finden, sind unregelmäßige winklige Vielecke.

Von Straßenpflasterung, Beleuchtung und dergleichen ist noch keine Spur,* Staub, Schmutz, Sand und Kehricht liegen fußhoch in den Straßen, und als ich eines Abends spät nach Haus zurückkehrte in einer Dunkelheit, daß ich die Hand nicht vor den Augen sah, wäre ich sicher in einem der vielen offenen Gräben, Canäle, Baugruben verunglückt, hätte mir nicht der Himmel einen rettenden Engel gesandt (freilich einen Engel der Nacht und Finsterniß); ich hätte mich aber auch außerdem sicher nie in mein Hotel zurückgefunden, denn der Häuserwirrwarr Athens macht es dem Neuling fast unmöglich, sich zu orientiren, schwerer als in vielen andern, zehnmal größeren Städten.

Athen macht in seinen besten Partien, die Villas der Reichen und der Gesandten abgerechnet, den Eindruck einer freundlichen Landstadt; in seinen häßlichen und ärmlichen den eines elenden Dorfes. Außer in den genannten Hauptstraßen und dem jungen Nordostende möchte schwerlich ein irgend erheblicher Bau aufzufinden seyn. Zwischen jenen Straßen gruppirt sich das Gros der übrigen Häuser in der malerischsten Unordnung. Besonders die der Akropolis zugekehrte Südseite, deren äußerste Extremitäten sich zum großen Bedauern der Archäologen an den Fuß des Kekropsfelsen anlehnen, sind meist nur elende, ruinenhafte Hütten aus der Türkenzeit, und die Gassen in jener Stadtgegend oft nur durch die gichtbrüchigen

* So 1856; jetzt soll eine Gaseinrichtung im Werke seyn.

Mauern und Zäune gebildet, die jene Hütten einschließen. In diesen Quartieren wohnte die älteste Bevölkerung albanesischer Herkunft. Mit welchem Selbstgefühl sehen auf diese modernen Ruinen, die armseligen Behausungen jener Ackerbauer, die noch bis in die zwanziger Jahre die Athenische Gemeinde ausschließlich bildeten, die wirklichen Ruinen des classischen Alterthums herab, die sich in einzelnen Mauerresten, Säulenschäften und Steinwänden oft mitten unter den zerbröckelnden Wohnungen des heutigen Geschlechts erhalten haben! Das mit einer Längenseite vorspringende erste und einzige Stockwerk vieler Häuser ruht auf einer Reihe unschöner Holzpfähle, und häufig führt eine hölzerne Treppe mit Geländer nicht inwendig, sondern gleich einem Kanzelaufgang, an der Außenseite des Hauses in dessen obere Abtheilung hinauf, oft läuft auch eine überdeckte Holzgalerie, nach Art der Schweizerhäuser, nur roher gearbeitet, unter den obern Fenstern herum. Die flachgeneigten Dächer sind bei den kleineren Häusern und Hütten mit Brettern oder Wellenziegeln gedeckt.

Von Thürmen besaß Athen bis vor kurzem eigentlich nur den einen am Marktplatz, welchen ihm Lord Elgin geschenkt hat, im Austausch gegen die Giebelreliefs des Pantheons. Denn die vielen, architektonisch meist unbedeutenden alten Kirchen und Kirchlein der Stadt, denen man auf Schritt und Tritt begegnet, entbehren, nach byzantinischer Art, der Thürme. Es sind meist kleine, niedere, in Form eines Kreuzes construirte, in der Mitte durch eine etwas überhöhte Kuppel gekrönte Kapellen von grauem Gestein, mit Ziegeldach, gedrückte, verkropfte und verzopfter Dinger ohne jegtichen ästhetischen Reiz, und so gedrückt und schüchtern sich zwischen den übrigen Häusern verbergend, daß man meint, die griechische Kirche habe sich unter der Herrschaft des Halbmondes in solch unscheinbare Schneckenhäuser zurückgezogen, um nicht Neid und Fanatismus der Mächtigen zu wecken. Ja, ein Schnecken- und Puppenhaus: so klein die meisten, daß ich oft nicht begreifen konnte, wie sich darin eine fromme Gemeinde versammeln kann, mit Thüren, so niedrig, daß ich ferner nicht begriff, wie die hohen Gestalten griechischer Popen, ohne die Mütze abzunehmen, hindurchzuschreiten und innen aufrecht zu stehen vermögen, mit Fenstern endlich, zu deren halber Höhe ich von außen reichlich hinanreichte. Betreten habe ich keine dieser atheuischen Bethöhleu; theits fand ich sie meistens verschlossen, theils hatte ich noch von Corfu her genug an diesem byzantinischen Wesen. Ihre ganze Erscheinung ist von abschreckender Langweiligkeit, wie die der gesammten griechischen Kirche überhaupt. Dagegen habe ich mehrmals im Vorübergehen durch die düstern Fenster hineingeblickt. Hohe Kerzen in schweren, plumpen Metalleuchtern, abgesperrte Weiberräume und die Ikonostasis mit ihren steifen Heiligenbildern auf Goldgrund — das waren ungefähr die Dinge, die ich in diesen heiligen Hallen wahrnahm, und über dem Ganzen lag jener unbeschreibliche, beklemmende, langweilige byzantinische Duft. Natürlich gibt es auch einige stattlichere neuere Bauten, vor allen die neue große, damals noch unvollendete und in ihrer Art prächtige Erlöserkirche, die neue Metropolitankirche oder Kathedrale von Athen, im Basilikenstyl erbaut. Aber obgleich in ihr alle Marmorarten Griechenlands zur Anwendung gekommen, wird sie an bunter Pracht doch noch von der blaugekuppelten russisch-byzantinischen Kirche übertroffen. Auch die Engländer besitzen in Athen eine gothische Kapelle, desgleichen die römischen Katholiken ihre Cultusstätte; in der königlichen Schloßkapelle aber wird sonntäglich Gottesdienst erst nach römischem, dann nach protestantischem Ritus gehalten, denn die Königin ist dem Glauben ihrer Väter treu geblieben. Neben der Kathedrale ist die der heiligen Irene die größte und war vordem die Hauptkirche der Stadt, in der bei allen besondern Veranlassungen die feierlichen und officiellen Aemter celebrirt wurden. Unter den älteren Kirchen die interessanteste ist jedenfalls die bis in's fünfte Jahrhundert hinaufreichende frühere Metropolitankirche (in der sich jetzt eine Sammlung von Alterthümern befindet), die sogenannte Kapnikarea, aus Bruchstücken heidnischer Tempel im reinen byzantinischen Style erbaut.

Athen hat auch noch mehrere Moskeen, die aber jetzt sämmtlich andern öffentlicheu Zwecken dienen. Unter ihnen stand obenan die vielkuppelige Moskee beim Thore der Agora, am südlichen Ausgang der Aeolusstraße, mit ihrer schönen Palme, ein ächtes Bild des Orients, das sich besonders beim Ueberblick der Stadt sehr gut ausnimmt. In der Umgebung dieser Moskee, die später als Wachstation den taktischen Truppen diente, befanden sich mehrere türkische Häuser und Bäder; aus einem der letzteren machte man die römisch katholische Kapelle. Die alten türkischen Ringmauern sind seit 1835 abgetragen.

Auch im Innern sind die meisten neuen Gebäude Athens nicht sehr solid und wohnlich eingerichtet; eine Stadt und ein Mensch haben eben das gemein, daß sie sich beide nicht kräftig entwickeln können, wenn sie zu rasch wachsen. Es fehlt in Athen, wenn ich die im europäischen Geschmack erbauten Villen der fremden Diplomaten und einiger reichen und vornehmen Griechen abrechne, noch allzusehr an Comfort aller Art. Das Hotel d'Orient z. B., am nördlichen Ende der

Digitized by Google

Aeolusstraße, neben dem Hotel d'Angletere, der erste Gasthof Athens und mit allen Ansprüchen eines solchen, macht sich auf den Vignetten seiner Empfehlungskarten und seiner nicht ganz billigen Rechnungen viel großartiger als in der Wirklichkeit. Es ist ein hohes, weitläufiges, aber höchst ungemüthliches Gebäude mit verstäubten Vorhängen, zersprungenen Fensterscheiben, Wänden, deren Bewurf sich an unzähligen Stellen abgebröckelt, Thüren, die nicht ordentlich schließen, wackligen Tischen, und von jener schäbigen Eleganz, der ein kleines und reines Wesen so unendlich vorzuziehen ist. Die ersten Treppenabsätze sind von Marmor, die obern von Holz, das unter jedem Tritte in allen Nähten und Sparren knarrt und kracht. Schlechtes Holzwerk oder Marmor aus dem nahen Pentelikon (in Athen ein erlaubter Luxus), solches sind die scheinbar einander so fern liegenden Stoffe, aus denen der Athener seine Treppen bildet. Das Baumaterial der solideren Häuser ist ein Kalkstein, der aus dem Lykabettos gebrochen wird. Oefen sah ich keine in den Stuben, wohl aber in den eleganteren derselben Kamine. Stubenklingeln und Spucknäpfe sind Möbeln, die man in den Athenischen Gasthöfen als im Sinne des Diogenes überwundene Standpunkte vergeblich suchen würde, und leider in der ganzen Levante und in Egypten nicht minder vergeblich. Zur Bedienung einige schustige, schäbige Kerle in abgeschabten, zerrissenen, schmutzigen Kellnerjacken und nur griechisch redend. So konnte man nichts von ihnen verlangen, höchstens, was sich handgreiflich andeuten ließ; dagegen lagen alle abstrakten und metaphysischen Dinge jenseits des Bereichs unserer Unterhaltungsmöglichkeit. Aber le propriétaire de l'Hôtel, Herr Johann Adamopulos, tritt den ankommenden Fremden in bunter Griechentracht unter der Thüre seines Hotels empfangend entgegen, so daß ich ihn anfänglich für den Portier hielt, und thront die übrige Zeit hinter dem Pult seines Gastzimmers, dessen Wände mit bunten Scenen aus dem Befreiungskriege, Schlachten und Gemetzeln roh bemalt sind, wobei die Griechen stets in den theatralischsten Stellungen kämpfen, siegen und sterben, während der Türke mit ingrimmigem, wuthschnaubendem Damascenergesicht sich überall zu Flucht und Niederlage genöthigt sieht.

Man wohnt im ganzen Orient, und schon in Athen und Constantinopel, durchgängig in „Pension," d. h. in allen irgend anständigen Gasthöfen muß der Reisende täglich eine gewisse Summe, an der sich selten bei der Ankunft etwas abhandeln läßt, entrichten, wofür er Kost und Logis erhält, und zwar so, daß er selbst dann für sein Essen bezahlen muß, wenn er außer dem Hause speist. Diese Einrichtung hat für den Reisenden eben so viel Unangenehmes, als Vortheile für die Wirthe.

Der Kaffee wird entweder früh Morgens oder beim Dejeuner gereicht, alles übrige, Wein ꝛc., so wie Lichter und Trinkgelder, werden nach einer ziemlich hohen Taxe extra berechnet. Wir bezahlten im Hotel d'Orient täglich für Wohnung und Kost acht Francs die Person und einen Frank Service, und hatten dafür um zehn Uhr ein respektables Frühstück (Kaffee, Eier, Beefsteaks ꝛc.) und um fünf Uhr ein completes Diner. Zum Nachtisch gab es herrliches Obst, köstliche Trauben und jenen classischen, unvergleichlichen Honig vom Hymettus, den schon die alten Dichter besungen haben. In seinen Empfehlungskarten, die uns bereits an Bord des Schiffes aufgenöthigt wurden, bezieht sich Herr Adamopulos auf das Zeugniß des allgegenwärtigen und allsichtigen Murray, der in jenen Ländern dem Deutschen seinen Bädecker ersetzen muß.

Athen hat noch wenig elegante Läden. Die Schaufenster der meisten sind trüb und wenig verlockend, die ausgehängten Modebilder vom ältesten Datum; aber bald wird der nordeuropäische Luxus auch hier um sich gefressen und seine Mission angetreten haben, ob zum Heil oder Unsegen Junggriechenlands, das wird die Zukunft lehren. Das größte und zugleich das einzige Kaffeehaus Athens, welches wir öfter besuchten, ist zwar immerhin ein gut Theil besser, als was man z. B. in Corfu so nennt, steht aber gegen die einfachsten unserer Kaffeeschenken weit zurück. Man findet da einige griechische Zeitungen, die man nicht versteht, wird von Aufwärtern in hohem Feski, blauer Jacke und Weste und weiter blauer Pluderhose (der Nationaltracht der Inselgriechen) bedient, nimmt eine Tasse Kaffee ohne Milch oder ein Glas Limonade und raucht dazu Papiercigaretten von Constantinopolitaner Tabak, den man hier in den Kramläden in trefflicher Qualität kauft.

Es überraschte mich höchlich, auch am Sonntag alle Läden geöffnet und den Straßenverkehr völlig in freiem Flusse zu finden. Das regste Volksgewühl herrscht allezeit auf dem Markt oder Bazar im Herzen der Altstadt, wo mehrere Straßen und Gassen entlang hölzerne Buden und Stände aufgeschlagen sind, in denen besonders Obst und Victualien feilgeboten werden; frisch geschlachtetes Fleisch, Trauben, in langen Schnürenguirlanden ausgehängt, Oliven, Melonen, Granatäpfel, Citronen von Kandia, Lauch, Zwiebeln und andere Gewächse mir unbekannter Art. Doch hat auch der Trödel hier seinen Tummelplatz, und als ich eines Tags, meinen Plaid über dem Arm, durch die Marktgassen flanirte, drängte sich ein Hebräer an

Digitized by Google

mich mit der Frage: ob ich ihm nicht meinen Shawl verkaufen wolle?

Die Kleinſtädterei der griechiſchen Hauptſtadt wird übrigens wohl bald einer großſtädtiſcheren Phyſiognomie gewichen ſeyn, und vielleicht ſchon in zehn bis zwanzig Jahren dürfte mein heutiges Bild in keinem Zuge mehr dem Originale gleichen. Tag für Tag wachſen der Stadt die Schwingen und die Häuſer aus der Erde, die Bauluſt iſt ungeheuer und es iſt der höchſte Wunſch jedes im Ausland lebenden Griechen, ſo viel ſich zu erübrigen, um ſich für den Reſt ſeiner Tage nach dem neu eroberten Vaterlande, am liebſten nach Athen überſiedeln zu können und einſt in griechiſcher claſſiſcher Erde beſtattet zu werden. Und gerade die reicheren Griechen waren es ja wohl hauptſächlich, die der Herrſchaft des Halbmonds den Rücken kehrten und in der Fremde ein neues Vaterland ſuchten, um die Knechtſchaft des eigenen nicht zu theilen. Dieſe oder ihre Nachkommen kehren nun in immer wachſender Zahl, wenn ſie es irgend vermögen, zur Heimath zurück und bauen ſich dort, die meiſten in Athen, häuslich und geſchäftlich an und bringen der jungen Bildungsſtätte Cultur und Reichthum. Und es gibt viele, ſehr viele reiche Griechen in aller Herren Länder und ihr Patriotismus iſt des höchſten Ruhmes werth.

Nicht ohne Neid läßt ein deutſcher Patriot den Blick über die Gaben ſchweifen, welche Griechen willig und unaufgefordert auf den Altar des Vaterlandes niederlegen, um einen Stein zu ſeinem Wiederaufbau herbei zu tragen, nicht ohne Neid und den Stoßſeufzer aus tiefſter Bruſt: möchte doch darin, gerade darin die große deutſche Nation nur ein wenig von jener griechiſchen lernen, die in allen übrigen Dingen ſo unendlich von ihr zu lernen hat! Für das große Deutſchland folge hier eine kurze, unvollſtändige und oberflächliche Zuſammenſtellung der hauptſächlichſten patriotiſchen Gaben, welche das kleine Griechenvolk zur Hebung der geiſtigen Größe ſeines neubegründeten Vaterlandes mit Entzücken geopfert, und die Moral davon ziehe jeder ſich ſelber.

Ich rede hier nicht von den beiden berühmteſten Nationalwohlthätern Neugriechenlands, Konſtantin Kaplanis und den Brüdern Zoſimas aus Janina in Epirus; nicht von den ungeheuern Geldopfern, welche zur Zeit des Befreiungskrieges Alexander Ypſilantis und die beiden Marien, Maria Ypſilantis und Maria Maurokordatos, an Schmuck und koſtbarem Beſitz brachten, auch nicht von den Seerüſtungen der Schiffsherren auf Hydra, obgleich hinter jedem dieſer Namen Summen aufzuführen wären, die ſich recht ſtattlich in viertel und halben Millionen Franken ausdrücken ließen und oft die volle Million überſteigen. Es ſoll hier zunächſt nur der Gaben gedacht werden, die in der letzten Zeit ſo reichlich von vermögenden wie von armen Griechen gefloſſen ſind, um, nach dem ſchönen alten Wort, „ihr Sparta zu ſchmücken.“ Und die Griechen ſind gewiß auf dem rechten Wege des Heils, wenn ſie dieſes nicht in haltloſen Träumereien von politiſcher Vergrößerung und äußerer Machtentfaltung ſuchen, ſondern in der ſchönen, innern Entwicklung und der ſorgſamen Pflege der Künſte und Wiſſenſchaften, durch die ſich jene Hellenen auszeichneten, deren Nachfolger ſie ſich ja ſo gerne nennen. Wir können hier unmöglich der ſo überaus zahlreich geſtellten Preisaufgaben, der ausgeſetzten Stipendien ꝛc. gedenken, die ſämmtlich zum Zweck haben, den Trieb zum geiſtig Schönen anzufeuern und zu belohnen; wir geben hier als Beleg nur eine kurze Aufſtellung der in dem Einen Studienjahr 1855—56 der Univerſität von Athen nach dem amtlichen Berichte des Rektors überwieſenen Gaben, Stiftungen und Vermächtniſſe meiſt „in partibus“ verſtorbener Griechen. Zahlen beweiſen.

Die Univerſität erhielt in dieſem Einen Jahr: Von den Söhnen des verſtorbenen N. Tambakos 3000 Franken; von D. Nalli zu Ibraila 400 Dukaten; von einem ungenannten armen Schullehrer 200 Drachmen; * von dem zu Jaſſy wohnhaften, aus Bagdad gebürtigen G. Bagdallis die Abſchrift ſeines Teſtaments, welches die Univerſität zur alleinigen Erbin ſeines 300,000 Franken betragenden Vermögens einſetzt; in ähnlicher Weiſe vermacht N. B. Makris in Ibraila ſeine liegenden Güter, welche 5000 Franken Jahresrente abwerfen; von dem zu Peſth verſtorbenen Konſt. Auxentiades 2000 fl. C. M.; von dem zu Conſtantinopel verſtorbenen T. Loskaris 5000 Franken, von dem zu Syra verſtorbenen A. Oekonomos 3000 Franken; von dem zu Trieſt verſtorbenen Theſſalier D. Platyghenis 230,000 Franken; von einem armen Prieſter deſſen ganzes Vermögen: 200 Franken, und endlich von einem zu Metzowo in der Türkei verſtorbenen griechiſchen Tagelöhner, D. G. Oka, 20 Franken. — Das ſind zuſammen über 300,000 rheiniſche Gulden in Einem Jahr; die Erträge der früheren und ſpäteren Jahre, vielleicht nicht minder bedeutend, kenne ich nicht.

Außerdem haben noch mehrere griechiſche Kaufleute in Bukareſt eine Collecte für den Bau eines griechiſchen Conſulatsgebäudes in dieſer Stadt veranſtaltet, und den Betrag der von ihrer Regierung dafür alljährlich

* 1 Drachme iſt ungefähr 25 Kreuzer nach unſerem Geld. Die Drachme hat 100 Lepta, 1 Lepta iſt alſo gleich ¼ Kreuzer.

Digitized by Google

zu entrichtenden Miethe (1200 Franken), ſo wie den Betrag des Miethertöſes aus dem im Erdgeſchoß befindlichen Magazinen ebenfalls der Univerſität als Jahresrente überwieſen. Was der Grieche Baron Georgios Sina, Bankier in Wien, der Stadt Athen an Geldgeſchenken zufließen ließ, iſt bekannt; auch hat er die neue Sternwarte daſelbſt gebaut, und in der Nähe derſelben wird ſich ſein Sohn jetzt ein anderes wiſſenſchaftliches Denkmal ſetzen in dem Bau einer Akademie der ſchönen Künſte. Zum Bau eines archäologiſchen Muſeums ſtiftete ferner der in Petersburg lebende Bernadaki aus Kandia 200,000 Drachmen (83,000 fl.); ſchon früher gab derſelbe 90,000 Drachmen (37,000 fl.) zur Errichtung eines Mädchenwaiſenhauſes. Auch iſt der Bau eines neugriechiſchen Nationaltheaters in Ausſicht geſtellt, und bis die jungen Dichter da ſind, mag man da Sophokles, Aeſchylos und Euripides in der Urſprache aufführen. *

Solche Gaben legten zum Theil auch den Grund zu den projektirten Bauten, die Athen bald zieren und dereinſt zu einer europäiſchen Hauptſtadt machen werden. In der That iſt die Baulnſt ſchrankenlos, nnd es wäre nur zu wünſchen, daß dabei regelrechtere Plane und ſyſtematiſchere Anlagen und Eintheilnngen befolgt würden, als ſeither der Fall geweſen zu ſeyn ſchien. Wo man die Schritte uud Augen hinwendet, wird gebaut, und dieſe uns überall in den Weg tretenden Gerüſte, Steine, Gruben ꝛc. tragen nicht wenig dazu bei, die Stadt augenblicklich zu verunzieren. Die Archäologen aber hätten die neue gern auf einen andern Fleck geſtellt, als wo ſie jetzt ſteht, auf der Stelle des claſſiſchen Atheus, um dafür hier Nachgrabungen nach antiken Kunſtſchätzen anzuſtellen, die nun leider wohl nie mehr das Licht des Tages erblicken werden. Aber der Fanatismus der „traditionell Nationalen“ und die öffentliche Meinung erklärten ſich mit ſtürmiſcher Begeiſterung für die claſſiſche Stelle und haben geſiegt.

* Ein ähnlicher Verſuch iſt vor einigen Jahren aus Chalke (Chalkis auf Euböa?) gemeldet worden, wo von den Schülern der Handelslehranſtalt im Frühjahr 1856 die „Hekuba“ des Euripides in altgriechiſcher Sprache und Kleidung mit Chören auf einer nach antiker Weiſe hergeſtellten Bühne zur Darſtellung gebracht wurde. Die Chöre wurden von zwölf Schülern vierſtimmig, unter Begleitung zweier Inſtrumente rhythmiſch geſungen. Es wird hervorgehoben, daß die anweſenden Griechen und Griechinnen der Darſtellung, mit Ausnahme der Chöre und einiger andern ſchwierigen Stellen, ſprachlich zu folgen vollkommen im Stande waren.

(Fortſetzung folgt.)

Die neu zu erwartende Sündfluth.

(Fortſetzung.)

Ich habe in der oben gegebenen Vorſtellung zuſammengeſetzte aſtronomiſche Vorgänge und Beobachtungen in ihren Hauptmomenten als ein Ganzes vorzuführen geſucht, ohne mich bei den Faktoren, aus welchen ſie zuſammengeſetzt werden, zu verweilen, und füge nur hinzu, daß die Periode dieſer Schwankung der Erdaxe zu 21 Jahrtauſenden berechnet worden iſt, ſo daß von dem einen Extrem bis zum andern die Hälfte dieſer Zeit, alſo 10,500 Jahre verfließen, die Wiederkehr deſſelben extremen Ausſchreitens aber jene 21 Jahrtauſende erfordern würde.

Um nun aber den Einfluß, den dieſe pendelartig ſchwingende Umlaufsbewegung auf das Leben der Erdoberfläche üben muß, verfolgen zu können, verſetzen wir den Erdkörper von der Oberfläche der Sonne, auf der wir ihn rollen ließen, in ſeine wahre Umlaufsbahn, nämlich zwanzig Millionen Meilen weitab von der Sonne, wo er im freien Aether, aber doch in der vorhin beſchriebenen Richtung ſeine größten Kreiſe um die Sonne zieht. Denkt man die Ebene des Sonnenäquators ringsum zwanzig Millionen Meilen weit ausgebreitet, ſo trifft nun ebenfalls die Felge des Erdrades dieſe Sonnenäquatorialebene in zwei Punkten, den Aequinoctien, und entfernt ſich von ihr am weiteſten in zwei andern Punkten, den Solſtitien, ſo daß dieſe vier Punkte, hier im freien Raume wie dort, ein periodiſches Vor- und Rückwärtsſchreiten zwiſchen ihrem Maximum und Minimum zeigen werden.

Nunmehr haben wir aber in Betracht zu ziehen, daß die Bahn der Erde um die Sonne keine vollkommene Kreislinie, sondern eine eiförmige Linie ist, und daß diese Thatsache für die Geschwindigkeit des Erdlaufs eine bestimmende und zwar ungleichmäßige Wirkung äußert. Die Eilinie oder Ellipse hat, wie man weiß, die Eigenschaft, statt Eines Mittelpunktes, wie ihn der Kreis hat, deren zwei, die sogenannten „Brennpunkte" aufzuweisen, und die Verbindungslinie dieser Brennpunkte, bis zu den Grenzen der Eilinie verlängert, gibt die größte Ausdehnung oder die „große Axe" der Ellipse; die Sonne aber, um welche die Erde sich bewegt, steht innerhalb dieser großen Axe in dem einen der beiden Brennpunkte, und man nennt denjenigen Endpunkt der großen Axe, welcher ihr der nächste ist, die Sonnennähe, den entgegengesetzten die Sonnenferne. Was nun die Bewegung des in der Eilinie um den Brennpunkt schwingenden Körpers betrifft, so dürfen wir — da alle Himmelsbewegung durch gegenseitige Anziehung hervorgebracht wird — nicht erwarten, daß sie, trotz der wechselnden Entfernung des schwingenden und des Mittelkörpers von einander, eine immer gleichmäßig schnelle bleibe. Die bei nahem Abstande stärker wirkende Anziehung wird einen schnelleren, die in weiterer Ferne geringere Anziehung einen langsameren Gang der Erde zur Folge haben, wie ja auch im Sonnensystem die der Sonne nächsten Planeten die schnellste, die entferntesten die langsamste Fortbewegung zeigen. In der That wissen wir, seit unser großer Landsmann Kepler die Eiform als die wahre Gestalt der bis dahin für eine Kreislinie gehaltenen Erdbewegung gefunden, daß die Geschwindigkeit der Erde gleichmäßig wächst in dem Maaße als die Erde dem Punkte der Sonnennähe sich nähert, und abnimmt in dem Maße, als sie dem Punkte der Sonnenferne nahe kommt, so daß sie in diesen beiden Endpunkten der großen Axe stets die größte und die geringste Schnelligkeit des Ganges hat.

Jetzt erinnern wir uns daran, daß die zwei Durchschnittspunkte der elliptischen Erdbahn mit der Aequatoriallinie, d. h. die beiden Nachtgleichenpunkte, jährlich sich ändern oder vorrücken; und das Fortrücken dieser Punkte auf der Linie der Erdbahn ergibt einen nothwendigen Wechsel der Entfernung derselben von den zwei äußersten Endpunkten der großen Axe, d. h. von jenen Punkten, deren Nähe oder Ferne maßgebend ist für das Wachsen und Abnehmen der Erdgeschwindigkeit. Nehmen wir z. B. an, daß beide Durchschnittspunkte in den mittleren Abstand von den Endpunkten der großen Axe fallen, so wird die Erde in dem Augenblick der Frühlingsnachtgleiche eine eben so große Geschwindigkeit haben wie in dem der Herbstnachtgleiche; wenn aber der eine Durchschnittspunkt mit der Sonnennähe, der andere mit der Sonnenferne zusammenträfe, so würde die Erde im Frühlingspunkte ihre allergrößte, im Herbstpunkte ihre geringste Geschwindigkeit haben. Wenn das Fortschreiten des Frühlings- und Herbstpunktes auf einer kreislinigen Erdbahn stattfände, so würde dadurch kein Unterschied in der Länge der Jahreszeiten hervorgebracht werden, weil es aber auf einer elliptischen Erdbahn stattfindet, so tritt, je mehr die Punkte in die Nähe der beiden Spitzen des Eies rücken, ein um so stärkerer Gegensatz der Erdgeschwindigkeit in den entgegengesetzten Jahreszeiten hervor. Da wir nun also innerhalb der vier, immer durch rechte Winkel getrennt bleibenden Nachtgleichen- und Wendepunkte der Erdbahn die vier Jahreszeiten so eingeschlossen wissen, daß jede Jahreszeit von dem Eintritt der Erde in einen jener Punkte bis zu ihrem Eintritt in den nächstfolgenden dauert, so ist leicht verständlich, daß bei dem Vorrücken dieser Eintrittspunkte gegen die Endpunkte der großen Erdbahnaxe die Dauer der Jahreszeiten, welche wir als eine immer gleiche zu betrachten gewohnt sind, nicht genau diese Gleichheit einhalten, sondern periodisch wechseln wird.

Um das Jahr 4000 vor Christus z. B. fiel die Herbstnachtgleiche zusammen mit der Sonnennähe des Erdkörpers, und es waren daher die diesem Nachtgleichenpunkte nächsten Jahreszeiten, der Sommer und der Herbst, kürzer, weil in ihrem Verlauf die Erde rascher sich fortbewegte, als im Winter und Frühling, welche dem Sonnenfernepunkte zunächst, also langsamer, verliefen; unter einander aber waren Sommer und Herbst, und wiederum Winter und Frühling gleich, weil jedes Paar genau durch einen Endpunkt der großen Erdbahnaxe getrennt war. Zur Zeit des griechischen Astronomen Hipparch, 140 Jahre vor Christus, betrug nach dessen Beobachtungen die Dauer des Frühlings 94½ Tage, die des Sommers dagegen nur 92½ Tage, und eben so war der Herbst kürzer als der Winter. Heutzutage findet das Gegentheil statt. Zur Zeit unsers großen Kaisers, Friedrich des Zweiten, um 1250 fiel die Wintersonnenwende zusammen mit der Sonnennähe; also war die Jahreszeit, welche bis zum Eintritt in die Sonnennähe dauerte, das ist der Herbst, völlig gleich derjenigen, welche mit diesem Eintritt begann, dem Winter; aber jede war kürzer als die wiederum gleichen Jahreszeiten des Frühlings und des Sommers. Damals erreichten Frühling und Sommer für uns ihr letztes Maximum, ihre höchste Dauer. Nach 4609 Jahren aber, um's Jahr 6470, wird der Frühlingsnachtgleichenpunkt in die Sonnennähe fallen, Winter

Digitized by Google

und Frühling werden die kürzeſten, Sommer und Herbſt die längſten Jahreszeiten ſeyn; und es wird dann gerade das Umgekehrte von dem ſtatthaben, was ich als das Verhältniß der Jahreszeiten um 4000 vor Chriſtus zuerſt erwähnte.

Der Hauptangelpunkt des Intereſſes für uns in dieſem Verſchieben der Jahreszeitendauer iſt nun aber die dadurch hervorgebrachte ungleiche Erwärmung der beiden Erdhalbkugeln; denn wenn ich von Frühling, Sommer u. ſ. w. geſprochen, ſo habe ich natürlich darunter Jahreszeiten unſerer, der nördlichen Hemiſphäre verſtanden. Man weiß aber, daß auf den beiden Hemiſphären die Jahreszeiten einander widerſprechen, ſo daß unſer Wintermond der Sommermond der ſüdlichen Halbkugel, unſer Frühlingsmond dort Herbſtmond iſt, und umgekehrt; und es iſt erſichtlich, daß diejenige Halbkugel, auf welcher die warmen Jahreszeiten länger, die kalten kürzer dauern, mehr Wärme empfängt von der Sonne, als die andere Halbkugel, auf welcher zu derſelben Zeit die kalten Jahreszeiten an Länge überwiegen, die warmen dagegen mit ihren langen Tagen und kurzen Nächten ſchneller enden.

Im gegenwärtigen Jahrhundert zählt unſer Frühling faſt 93 volle Tage, der Sommer faſt 94, der Herbſt faſt 90, der Winter 89; es ſind alſo Frühling und Sommer zuſammengenommen um nahe acht Tage im Vortheil gegen Herbſt und Winter auf unſerer Halbkugel, um eben ſo viel aber im Nachtheil auf der ſüdlichen Halbkugel; d. h. die nördliche Halbkugel empfängt in Jahresfriſt das Doppelte dieſes Unterſchiedes an Wärme mehr als die ſüdliche Halbkugel.

Mag nun das Reſultat dieſes Unterſchiedes immerhin klein erſcheinen, ſo nimmt es doch einen andern Charakter an, ſobald dieſer Wärmezuwachs ſich Jahr für Jahr durch Jahrtauſende hindurch wiederholt und alſo ſammelt und ſteigert; denn man weiß ja, daß die kleinſten Kräfte durch ſolche ſtetige Wiederkehr und Dauer ſich gerade als die gewaltigſten und tiefgreifendſten Revolutionsmächte der Schöpfung erweiſen.

Und ſomit wird man auf die großartigen Conſequenzen vorbereitet ſeyn, welche einige Gelehrte, insbeſondere der Franzoſe Adhémar aus dieſem periodiſch wachſenden Wärmeunterſchiede der beiden Erdhalbkugeln gezogen haben, und welche auf nichts Geringeres hinauslaufen, als auf die Verkündigung einer nochmaligen, ja periodiſch eintretenden, allgemeinen Sündfluth, der wir doch bisher meinten ein für alle mal in der Arche Noas entronnen zu ſeyn.

Wenn man den Schwerpunkt eines flüſſigen Körpers, z. B. des Waſſers in einer Schale, im geringſten verändert, ſo tritt ſofort eine allgemeine Verſchiebung ſeiner Theile ein, welche die Folge der bewirkten Verſchiebung des Schwerpunktes der Maſſe iſt; ein jedes Theilchen ſucht ſich mit dem neuen Schwerpunkte auszugleichen, und als Reſultat dieſer Ausgleichung erhalten wir eine veränderte Vertheilung des Waſſers in der Schale. Nun beſteht die Region des Erdkörpers, welche von den Menſchen bewohnt wird, nächſt den feſten Theilen, die wir mit dem Namen „Erde“ insbeſondere benennen, noch aus einer zwiefachen Hülle flüſſiger Körper, des Waſſers und der Luft, welche über einander gelagert ſind. Dieſe flüſſigen Körper aber werden mit derſelben Bereitwilligkeit, und Genauigkeit, wie das Waſſer in der Schale, jeder Verrückung des Schwerpunktes, um den ſie gelagert ſind, d. h. des Erdmittelpunktes folgen. Sollte derſelbe — etwa durch Belaſtung eines beſondern Punktes oder Theils der Oberfläche — nach irgend einer Seite hin vorrücken, ſo werden die genannten Flüſſigkeiten nach dieſer Seite hin in demſelben Maaße überfließen, in ſo fern ſie nämlich nicht von der Begrenzung ihrer Behälter hieran gehindert werden. Nun weiß man, daß die Polargegenden unſerer Erde, ſo weit wir ſie kennen, faſt ausſchließlich oder größtentheils mit Waſſer überdeckt ſind, ſo wie, daß dieſes Waſſer in jenen vom Sonnenſtrahl niemals ſenkrecht, ſondern faſt wagerecht, gleichſam nur vorbeiſtreifend getroffenen kalten Zonen in weiter Ausdehnung zu ewigem Eiſe erſtarrt.

Denkt man jetzt an die erwähnte ungleiche Erwärmung der beiden Erdhalbkugeln zurück, ſo wird es natürlich ſcheinen, daß auf der einen Halbkugel durch einen Zuwachs von Wärme das Klima des Polarkreiſes ſich mildert und das dort vorhandene Eis abſchmilzt, während auf der andern Halbkugel, welche durch eine Zugabe von Nachtſtunden an Wärme verliert, entſprechend größere Maſſen von Waſſer gefrieren, alſo feſte Geſtalt annehmen, um ſo mehr, als die vom Aequator ſich erhebenden und auf den Pol herabſtrömenden feuchten Luftſchichten ihr Waſſer jetzt ebenfalls leichter in feſter Form dort abgeben werden.

Läßt man dieſen Proceß nunmehr Jahr für Jahr, fortſchreitend, durch Jahrhunderte und durch Jahrtauſende hin, ſich vollziehen, ſo wird es am Ende geſchehen müſſen, daß der eine Pol ein merkliches Uebergewicht über den andern erhält und ſomit den Schwerpunkt des Erdkörpers verändert. Man hat eine ſolche allmählig angewachſene Eiskappe, als wirklich am Südpole vorhanden, bei einer Dicke von zwanzig Stunden auf eine Länge von tauſend Stunden veranſchlagt. Dieſe Schätzung erſcheint zwar aus mehreren Gründen übertrieben; und wenn man ſie mit der Behauptung hat rechtfertigen wollen, daß in gewiſſen Gegenden der

Alpen, unter dem 45ſten Grade nördlicher Breite, in einem gleichen Zeitraume ſich Eisſchichten von eilf Meilen Dicke bilden würden ohne das jährliche, vom Boden her entſtehende Abſchmelzen der Gletſcher, ſo iſt darauf zu erwidern, daß die hier vorhandene Grundbedingung einer nebel- und waſſergeſchwängerten Atmoſphäre keineswegs für die Polargegenden in gleichem Maaße vorhanden iſt.

Es genügt uns jedoch, zuzugeben, daß die Eisanſammlung am einen Pol den Erdſchwerpunkt fortdauernd zu demſelben herüberrücken wird, ſo lange das oben beſprochene Uebergewicht der kalten Jahreszeiten für dieſe Hemiſphäre überhaupt dauert. Dagegen wird von dem Zeitpunkte an, in welchem die Abkühlung dieſer Hemiſphäre ihr Maximum erreicht hat, eben ſo allmählig eine Umkehrung des angegebenen Verhältniſſes beginnen; die ungeheuern Eismaſſen werden, ſtatt zu wachſen, fortan abſchmelzen, am gegenüberſtehenden Pole dagegen werden die bisher verminderten Eisfelder zu wachſen beginnen; und im Maaße dieſes Vorgangs wird der Erdſchwerpunkt wiederum von jenem zu dieſem Pole rücken. Nun ſieht man leicht, daß, dieſem Herüber- und Hinüberrücken folgend, die Luft ſowohl wie die großen Waſſermaſſen der Erde ſtreben müſſen, ſich in ein anderes Niveau zu ſetzen, und von dem Pol, um welchen ſie bisher in ſtärkeren oder dickeren Schichten angeſammelt waren, abfließen werden, um dem entgegengeſetzten Pole zuzuſtrömen, welcher ſeinerſeits nunmehr bei wachſender Abkühlung die große Eiskappe aus Waſſer und Luft zu bilden begonnen hat.

Die Bewegung dieſer, von einer Hemiſphäre zur andern herüberfließenden Maſſen wird bei ihrer Langſamkeit anfangs unmerklich ſeyn und ſich zunächſt in Tiefenſtrömungen geltend machen; aber ſie wird, insbeſondere ſo weit ſie das Waſſer betrifft, durch die Hinderniſſe, welche ſie findet, ſo wie durch die fortwährende Anſammlung der Differenz, an Kraft wachſen; wärmere Waſſer- und Luftſtröme werden den von ſeiner Höhe ſinkenden Eispol erreichen, ſeine tiefen Eisblöcke durch die ungleiche Erwärmung ſpalten und zerklüften; die Gletſcherfelder werden mit Regen überſtrömt werden, der, in die Spalten dringend und dort gefrierend, ſie keilartig erweitert (da das Waſſer im Gefrieren ſich ausdehnt), ſo die Blöcke ſprengt und ſie einem leichteren Schmelzen ausſetzt, bis endlich ein allgemeiner Eisbruch erfolgen wird, ein Welteisgang, in welchem die aufgeſtauten Waſſer mit ihren Eisblöcken hervorbrechen und unaufhaltſam vom Pole der Kälte herab ſtrömen werden auf die andere Hemiſphäre hin, Gebirge, Inſeln und Continente durch ihr Abfließen dort aus dem Meere zu Tage fördernd, Gebirge, Inſeln und Continente hier, auf der andern Hemiſphäre, verſenkend durch ihr Ueberfluthen in das dunkle, nächtige Schweigen des Meeresbodens.

Man ſieht, hier haben wir völlig ausgebildet auf's Neue die Sündfluth der Bibel vor Augen, angekündigt dießmal durch Offenbarung der Wiſſenſchaft. Und es iſt nicht zu leugnen, dieſe Stimme der Wiſſenſchaft, wenn auch ihr letztes Urtheil noch lange nicht geſprochen iſt, hat gar manche überraſchende Thatſache und Analogie für ſich.

Nicht die Ueberlieferungen der Hebräer allein erwähnen ja jene erſte Sündfluth der altersgrauen Menſchengeſchichte; bei faſt ſämmtlichen Völkern des Alterthums, deren Geſchichte wir kennen, bei Chineſen, Juden, Chaldäern, Perſern, Griechen, den Ureinwohnern von Amerika und denen von Polyneſien ſind ähnliche, theils ſchriftliche, theils mündliche Ueberlieferungen aufbewahrt, welche ſelbſt zum Theil Spuren von der Vorausſagung einer Wiederholung jener Umwälzungen enthalten.

Die Moſaiſchen Bücher freilich ſprechen von einer Wiederkehr nicht; vielmehr empfindet nach ihnen Jehovah Reue nach der Sündfluth und ſetzt als Zeichen eines Bundes, daß keine zweite mehr kommen ſolle, den Regenbogen in die Wolken, damit er dadurch immerfort an ſeinen Bund erinnert werde. Allein die Schwierigkeit dieſes Einwurfs des Glaubens — natürlich nicht der Wiſſenſchaft — iſt vielleicht keine unüberwindliche, inſofern der Regenbogen, das Wahrzeichen des Bundes, jedenfalls vor der Sündfluth aus den Wolken verſchwinden und ſomit Jehovah ſein Pfand zurückziehen würde, da es außer Zweifel iſt, daß, ſollte je eine ſolche Fluth wieder eintreten, zu allererſt durch die von dem einen Pole zum andern herüberſtrömenden, waſſer- und nebelgetränkten Luftmaſſen der Regenbogen ſelbſt unmöglich werden würde. Dieſe vorſündfluthlichen Luftmaſſen würden uns zunächſt von den Sonnenſtrahlen abſchließen und in ihrer wachſend aufgeregten Miſchung uns ſodann mit einem Regen beſchenken, welcher mindeſtens wieder jene vierzig Tage des Noachiſchen Weltregens dauern würde, und in deſſen Gefolge erſt die wirklichen Fluthen heran kämen.

Ueberdieß glaubt man ja heutzutage die erſten Quellen jener Moſaiſchen Ueberlieferungen im chaldäiſchen Gottesdienſt und im Glauben des alten babyloniſchen Reiches aufgefunden zu haben; denn ihre weſentlichſten Momente, die Weltſchöpfung, die zehn Patriarchen, die Fluth, der Thurmbau, die ungeheure Zahl der Lebensjahre, welche allmählig abnimmt und dem menſchlichen Maaße ſich nähert — Alles findet ſich in jenen

viel älteren Ueberlieferungen, die man aus alten, von den Iſraeliten gänzlich unabhängigen Quellen geſammelt hat, in faſt gleicher Weiſe erzählt. Aus Erde läßt auch dort der Gott des Himmels mit göttlichem Blute den Teig kneten, aus dem Thiere und Menſchen gebildet werden. Dem letzten der zehn Patriarchen — dort Xiſuthros genannt — erſcheint nächtlicherweile der Himmelsgott und verkündigt ihm den Untergang der Menſchen durch eine große Fluth. Er ſolle alle heilige, bisher offenbarte Kunde aufzeichnen und dieſe Schriften vergraben, dann aber eine Arche erbauen, deren Maaße er freilich in viel höheren Zahlen, aber genau in denſelben Verhältniſſen angibt, ſo daß dieſe, ſo wie die ganze Bauart bei Noah nur ermäßigt, nicht verändert erſcheinen. Sein Geſchlecht, Speiſe und Trank und vierfüßige und geflügelte Thiere ſolle er zu ſich nehmen. Die Fluth des Xiſuthros dauert ein babyloniſches Sonnenjahr von 365 Tagen, die Fluth des Noah ein hebräiſches Mondjahr von 354 Tagen und noch eilf Tage, alſo wiederum 335 Tage. Xiſuthros läßt einen Vogel fliegen, der das erſte mal zurückkommt aus Mangel an Nahrung, das zweite mal mit Schlamm an den Füßen zurückkehrt, das dritte mal ausbleibt.

Doch genug hievon. — Da wir aber hiebei näher auf die Fluthſage eingegangen ſind, ſo will ich des intereſſanten Vergleichs halber auch die merkwürdigen Hauptzüge der nächſt wichtigſten unter den Fluthſagen, der chineſiſchen, vorführen. Denn an der indiſchen wäre nur etwa erwähnenswerth, daß die Rettung ebenfalls durch einen Schiffsbau, die Vorherverkündigung aber durch den Gott in der Geſtalt eines redenden Fiſches und die Fortpflanzung des Geſchlechts endlich durch Gebet geſchieht, da Manu, der Heilige, allein gerettet, durch Opfer, das er in's Waſſer ſchüttet, eine Tochter erzeugt und mit ihr, wiederum durch Gebet und Faſten, das Geſchlecht ihrer Nachkommen. Viel realer als alle andern, man könnte ſagen nüchtern mährchenhaft iſt die chineſiſche Erzählung.

An Noahs Namen erinnernd, wird zwar eine Kämpferin, Niu-wa, in ihr erwähnt, welche das Waſſer durch Holz bezwungen und das Gewölbe des Himmels mit einem Wunderſteine von fünf Farben — dem Regenbogen — geſchloſſen habe. Unter dem Siege des Holzes über das Waſſer aber iſt nicht, wie dort, nur der Schiffsbau, ſondern die Niederbrennung von weiten Waldungen, das Austrocknen von Sümpfen u. ſ. w. zu verſtehen; denn hier in China bricht die Fluth, welche, von Bergen umgeben, „bis an den Himmel“ ſteigt, in ein ſchon vielfach bevölkertes und cultivirtes Land, welches trotz derſelben und trotz des unſäglichen Elends, das ſie verbreitet, niemals aufhört regiert zu werden, und ſeine Cultur — die bereits den zweirädrigen Wagen für Pferde, den Kalender mit fünf Planeten, die künſtliche Himmelskugel, die Vorſtellung, daß die Erde im Himmelsgewölbe wie der Dotter in der Eiſchale ſchwimme, die Muſik, die Sonnenuhr und die Schrift, die Magnetnadel und die Seidenraupe beſaß — zu bewahren und fortzubilden. Die Erzählung des Fluthereigniſſes bildet daher nur einen Theil der ordentlichen Reichsrelationen; die Bekämpfung ihrer zerſtörenden Wirkungen zieht ſich durch die Regierung einer Reihe von Fürſten hin, deren letzte Yao, Schun und Yu ſind, und erſt dem letzteren gelang es, durch Gebirgsdurchbrechung und Kanäle die Fluthen wirkſam abzuleiten.

Ein beſonderes Intereſſe für unſern Gegenſtand enthält hiebei der Umſtand, daß in der Darſtellung der Waſſerableitung aus dem weiten Hochthale der Ordos — dieſer Erweiterung des ſüdlichen Gebirgſaumes der hohen Gobi — in den Hoanghofluß, nach Ritters, des berühmten Geographen, Urtheil, ein Zeugniß des Hereinbrechens der großen Fluth von Nordweſten her gegeben iſt, welche Richtung ſie in dem Falle allerdings haben mußte, daß ſie, nach unſerer Darſtellung, ein allgemeines Erdereigniß und aus einer von Pol zu Pol gehenden Bewegung der großen Meereswaſſer entſtanden war.

(Schluß folgt.)

Ein Emigrant.

(Fortſetzung.)

Die Häuſer von St. Geingolphe waren erreicht; auf das heftige Klopfen des Senators öffnete ſich die Thüre einer elenden Hütte und ein hagerer, junger Mann trat heraus und zeigte, in Erwartung einer reichlichen Belohnung, das Haus des Paſtors, wo die Haushälterin auch bereitwillig die ſchiffbrüchigen Reiſenden einließ. Der Herr Paſtor war nicht zu Hauſe, aber auf dem Herde in der großen Küche, mitten im Hauſe, brannte noch helles Feuer und der Keſſel mit kochendem Waſſer hing darüber.

„Wollen die Herrſchaften hier Platz nehmen und ſich wärmen, bis wir die Kleider trocknen?“ ſagte die gutmüthige Jungfer. „Drinnen im Zimmer iſt es freilich anſtändiger, aber hier am Feuer heimlicher.“

„Laßt uns hier, gute Frau oder Jungfer,“ ſagte der Senator, „und gebt uns irgend einen alten Rock, um dieſe naſſen Kleider abzuwerfen, etwas Brod und Wein, wenn Ihr könnt.“ — „Jungfer, zu dienen, Herr. Ich will ſehen, was ich für Euch auffinden kann.“

Und eilig lief die gute Seele und brachte Wein und Brod, dazu einen großen ledernen Lehnſtuhl und alle möglichen Kleider des Herrn Paſtor für den alten Herrn, dann Röcke aus ihrem Wandſchrank für Caroline und einen Anzug des Knechts für den Capitän.

Als Caroline mit Hülfe der Jungfer ihre Toilette im Putzzimmer des Hauſes gewechſelt hatte und die kleine Reiſegeſellſchaft ſich wieder am Feuer zuſammen fand, brach einſtimmig ein lautes Gelächter aus. Der Senator zeigte ſich in wollenen Socken und Schuhen, in ſchwarzem Beinkleid und langem Rock des Paſtors, deſſen Leibesbeſchaffenheit glücklicherweiſe ſeiner bedeutenden Corpulenz entſprechend war, Caroline im groben baumwollenen Rock und bunten Kattunmantel der Haushälterin, Boratowsky in Sonntagsjacke und Hoſe des Knechts. Sie ſchienen alle drei zur Comödie fertig coſtümirt zu ſeyn.

„Wem es am ſchwerſten würde, ſeinen plötzlich angenommenen Charakter durchzuführen, das weiß ich,“ rief Caroline fröhlich. — „Dem Herrn Senator, meinen Sie?“ ſagte Theodor. — „Thörichtes Geſchöpf!“ fiel der Oheim ein, „als ob ich nicht predigen könnte, die Menſchheit ermahnen könnte, ſo gut wie irgend ein Anderer! Ich will dir ſogleich einen Beweis davon geben.“ Dabei ſprang er auf, räuſperte ſich, hob ſeinen Arm in die Höhe und ſprach: „Geliebte Zuhörer! Mein Text, den mit mir zu verfolgen ich eure Andacht für jetzt in Anſpruch nehme, ſteht geſchrieben — ich weiß nicht wo: „Seyd enthaltſam!“ Von allen Geboten, die dem Menſchengeſchlecht von Gott dem Herrn auferlegt worden, iſt Enthaltſamkeit eines der ſchwerſten, mühſamſten, eines der am ſeltenſten befolgten. Adam ſollte enthaltſam ſeyn, vom Baume der Erkenntniß nicht eſſen; d. h. von Anbeginn der Welt ſehen wir unſere Gedanken in Schnürſtiefeln geſteckt, über die hinaus weder Ariſtoteles, Kant, Hegel, Schelling, noch Bruno Bauer und Feuerbach reichen durften. Da nun einmal der Gedanke in dieſe enge Grenze eingefangen war, verſuchte die Menſchheit ſich auf anderem Wege zu entſchädigen. Ein Alexander, Cäſar, Napoleon wollten die Welt beſiegen, da man den Himmel nicht ſtürmen konnte. Sie mußten begreifen lernen, daß Gott Enthaltſamkeit von ſeinem Menſchengeſchlecht verlangt. Da ſaßen in Rom, auf dem ſogenannten Stuhle Petri, eine Reihe ſeiner Köpfe, die meinten, Enthaltſamkeit ſey vom Herrn den Fürſten und Völkern geboten, ſie ſelbſt, als Ausnahme von der Regel, ſeyen darüber hinaus. Sie hantierten mit ihrem Chriſt und Antichriſt, um die Erde nach ihrem Sinne zurecht zu richten.“

„Gott im Himmel, der großen Sünde!“ rief die Jungfer Haushälterin. „Der Herr verſpottet den heiligen Vater in Rom ſelbſt! Wenn das der Herr Paſtor wüßte!“ — „Iſt ja alles nur Scherz, Jungfer!“ begütigte Boratowsky.

„Jungfer Veronika,“ fuhr der Senator fort, „laßt mich nur noch eine kleine Weile reden, damit meine Nichte und der junge Herr hier die Nutzanwendung meiner ſehr lehrreichen Predigt erfahren.“

„Jeſus, Maria,“ jammerte Veronika, „wenn der Herr Paſtor erführe, welch gottesläſterliche Dinge hier vorgehen!“ Und lautes Weinen und Schluchzen begleiteten dieſe Worte. — „Wir wollen ihr die Predigt ſchenken und den Jammer ſparen, lieber Oheim,“ ſagte Caroline, und ihre begütigenden, ſanften Worte, vor allen Dingen das Schweigen des alten Herrn, der durch die ſchlimme Wirkung ſeiner Rede halb verblüfft, halb ergötzt war, beruhigten die fromme Veronika; ſie

Digitized by Google

trocknete ihre Thränen und ſagte gutmüthig: „Ja, ja, ſo ſchlimm, wie ſich's anhört, wird's wohl nicht gemeint ſeyn, aber man ſoll ſich mit ſolchen Worten auch nicht verſündigen.“

Damit ſchenkte ſie den Herren heißen Wein ein, den ſie inzwiſchen auf dem Herde bereitet hatte. Als ſie dem Senator davon reichte, ſagte ſie: „Gott ſegne es Ihnen, Herr, und wende Ihr Herz der Gottesfurcht zu!“ — „Amen, Jungfer!“ rief der alte Herr.

Nun fing die Haushälterin an Seeabenteuer zu erzählen von Reiſenden, die, wie unſere Geſellſchaft, von Unwetter und Sturm auf dem Waſſer überfallen worden, von Fiſchern, die ertrunken, von ſolchen, die Reichthümer gefiſcht, dann ſich dem Böſen verkauft, und ſo fort. Ihre Zunge, einmal gelöst, konnte der Worte kein Ende finden.

Der Senator, von der ſchlimmen Waſſerfahrt ermüdet, ſchlief glücklich auf ſeinem Großvaterſtuhl ein. Caroline, in ihren bunten Mantel gehüllt, ſaß auf einem Schemel neben dem Oheim und verſuchte ihre langen Flechten zu ordnen, die der Wind arg mitgenommen. Theodor, ihr gegenüber am Herde, wandte ſein Auge von ihrer Geſtalt nur, um in Gedanken verloren in's Feuer zu blicken. Da ſchlug es auf dem alten Kirchthurm des Dorfes Mitternacht.

„Sie müſſen etwas ruhen, Fräulein Caroline,“ ſagte Boratowsky. — „Gewiß, Mademoiſelle, ſie müſſen ausruhen,“ rief Jungfer Veronika, die Mahnung des jungen Mannes bekräftigend. „Hier daneben, im Empfangzimmer des Herrn Pfarrers, ſteht ein Canapé, darauf können Sie ganz gut ſchlafen.“ Und ſie eilte in's Nebenzimmer, einige Vorbereitungen zu ſolchem Nachtlager zu treffen.

Caroline ſtand auf. „Es iſt ganz ſtill geworden,“ ſagte ſie, „der Donner rollt nur noch ganz ſchwach. Bitte, machen Sie einen Augenblick die Thüre auf, es iſt gewiß wunderſchön draußen und hier zum Erſticken heiß.“ Boratowsky öffnete die Thür, die auf den kleinen hölzernen Altan vor dem Hauſe führte. — „Ach, die erquickende Luft!“ rief Caroline, trat hinaus und ſetzte ſich auf eine kleine hölzerne Bank, dicht neben der Thür, einen Augenblick nieder.

Theodor ſtand neben ihr, ſo in der milden Nacht faſt ganz allein mit ihr. Sein Herz ſchlug heftig, zum Zerſpringen heftig, jeden Augenblick hätte er zu des Mädchens Füßen fallen mögen, ihr ſagen, wie unendlich er ſie liebe, wie die Liebe zu ihr ſein ganzes Weſen überſtröme. Aber ſie ſaß ſo ſorglos, ruhig und ſtill da, ganz Friede, Freude. —

„Wenn Jaroslaw an meiner Stelle wäre, würde ſie eben ſo ruhig, ſo ſorglos ſeyn?“ fragte er ſich und die Qual bitterer Eiferſucht durchzuckte von neuem ſein Herz.

Er ſprach kein Wort, um dem Mädchen den Sturm, der ſeine Bruſt zerriß, nicht zu verrathen, er wagte keinen Blick auf die holde, nur zu holde Geſtalt neben ſich.

„Wenn Mademoiſelle ſich jetzt niederlegen wollte,“ ſagte Jungfer Veronika; „es iſt alles auf dem Canapé zurecht gemacht, ſo gut es gehen wollte.“

Caroline folgte der Weiſung, ſie gab Theodor die Hand zur guten Nacht und verſchwand im Empfangzimmer des Herrn Paſtors.

Theodor blieb mit Erlaubniß der Jungfer vor dem Hauſe. Der Morgen graute beinahe ſchon. Ihn fröſtelte; er ging in die Küche zurück und ſchlief kurze Zeit auf einem hölzernen Stuhl, den Arm auf einen blank geſcheuerten Tiſch gelehnt. Dann weckten ihn aus ſeinen unruhigen Träumen die verſchiedenen ländlichen Inſtrumente, mit denen die Kühe, Schweine, vorzüglich die Ziegen des Ortes zuſammen gerufen wurden. Er ging wieder vor die Thüre. Der Morgen brach plötzlich an, abgekühlt, erfriſchend.

Vom Gewitter des geſtrigen Abends war nichts mehr zu ſpüren, als daß das Erdreich ſehr durchnäßt und hie und da große Furchen bis in den See gezogen waren, die der von den Bergen herabſtrömende Regen geriſſen hatte. Der See ſelbſt lag ſtill und glänzend da, wenige Schritte vor dem Hauſe des Pfarrers, das zwei große Maulbeerbäume beſchatteten, die wie zwei ſtattliche Schildwachen neben dem hölzernen Vorbau deſſelben aufgeſtellt waren. Links davon, auf einem kleinen Platz, mit Kaſtanienbäumen beſetzt, ſtand eine hölzerne Kirche, mit Schiefer gedeckt. Auf der breiten Landſtraße, den See entlang, folgte dann eine Reihe recht maleriſcher, aber recht elender Hütten, welche die Schiffer und Ziegenhirten, die einzigen Bewohner von St. Geingolphe, beherbergten.

Nicht lange hatte der Capitän auf der Bank unter dem Altan geſeſſen, als auch der Senator heraustrat, den ſein Schlaf auf dem Lehnſtuhl doch nicht ſehr erquickt haben mochte. Die Kleider der Herrn waren gut getrocknet, ſie wurden nach gewohnter Weiſe angethan; aber ihr ganzer Aufzug ſah doch etwas nach Zerſtörung aus, die Haare waren nicht gekämmt, das Schuhwerk nicht geputzt, die Kleider nicht gebürſtet.

„Wie ein Seladon ſind Sie ſo nicht anzuſchauen, Capitän,“ ſagte der alte Herr, nachdem er Theodor gemuſtert hatte, „nicht wie einer, der ausgeht, junger Mädchen loſe Herzen zu fangen.“

„Iſt auch nicht mein Fach, Senator.“ — „Weiß wohl,“ ſagte der alte Herr und drückte dem Capitän

herzlich die Hand, „gefällt mir auch viel beſſer, als ſo ein Schönheitsvogel, ſo ein Paris, wie da Ihr Vetter Jaroslaw. Wiſſen Sie, daß ich gar nicht damit zufrieden bin, daß wir ihn heute noch ſehen ſollen? Können Sie uns nicht von ſeiner Gegenwart befreien?“

„Nicht anders, als wenn ich Sie auch von der meinigen befreie. Wir reiſen zuſammen, machen gemeinſchaftlich die Tour durch die Schweiz.“

„Nein, das geht nicht, auf keinen Fall, Sie müſſen bei uns bleiben. Aber der Vetter hat ein ſo wunderbares Weſen meiner Nichte gegenüber. Ich weiß nicht, wie weit ſeine ſchönen Augen ihr gefallen, aber wenn zwei junge Leute einige Tage zuſammen reiſen, geſchieht gar oft allerlei, das beſſer nicht geſchähe.“

„Jaroslaw iſt der ehrenhafteſte, edelſte Charakter, den Sie finden können, Senator. Er iſt freilich ein Pole, ein Emigrant, und das ſind Leute, die aus Ihrer Geſellſchaft ausgeſtoßen ſind.“

„Laſſen wir das, Capitän, es iſt ein Thema, das ich nicht gerne mit Ihnen verhandle. — Ei, Jungfer Veronika, ſind Sie ſchon wach? Das iſt brav!“ rief der alte Herr der hagern Haushälterin entgegen, die ihr bleiches, überwachtes Geſicht zur Thüre herausſtreckte. „Wollen Sie uns etwas Frühſtück beſorgen, bis ich mit dem Herrn hier einen Spaziergang gemacht?“ — „Gleich ſoll der Kaffee kochen,“ antwortete die Jungfer.

Der Capitän und der Senator gingen die große Landſtraße den See entlang, den einzig gangbaren Weg, den es in St. Geingolphe gab, und kamen ungefähr nach einer Stunde zurück. Bald darauf ſaßen ſie mit Caroline, die roſig und friſch, wie die aufgehende Sonne ſelbſt anzuſehen war, beim ſchlechten Kaffee der Jungfer Veronika unter dem Altan des Pfarrhauſes.

Der Fiſcher von geſtern Abend war bereits mit ſeinem Nachen herbei gekommen, rauchte ſeine kurze Pfeife und wartete geduldig, bis es den Herrſchaften gefallen würde einzuſteigen, um über den See zurück zu fahren. Caroline mochte nicht fort, ſie fand es gar zu abſonderlich und reizend im Pfarrhauſe zu St. Geingolphe; der alte Herr aber trieb zur Abfahrt, und ſo mußte man folgen.

In anderthalb Stunden war man im Cygne am jenſeitigen Ufer des Sees. Theodor wagte während der ganzen Fahrt kaum einen Blick auf Caroline zu werfen, die in ihrer ſanften Lieblichkeit nur Luſt und Freude athmete. Er war krank, gebrochenen Herzens; ſollte doch der Tag Jaroslaw herbeiführen!

Im Cygne brachte man den heißen Tag mit Ausruhen zu. Gegen Mittag war Jaroslaw eingetroffen, gewandt, geſprächig, ſchön wie immer, recht das Gegentheil des Capitäns. Den alten Herrn unterhielt er beſonders von Italien, von der Bewegung der Carbonari und der öſterreichiſchen Politik ihnen gegenüber. Er hatte viel Verbindungen unter dem jungen Italien und unter der Geiſtlichkeit, die der Fortſchrittspartei Vorſchub leiſtete.

Den alten Herrn intereſſirte das Alles ausnehmend; aber Jaroslaw, während er ſo ſprach, war doch ganz Auge und Ohr für Caroline, und dieſe fühlte vom erſten Augenblick ſeiner Erſcheinung an, daß ſie wieder ſeiner Macht anheim gegeben ſey, einer Macht, der ſie ſich auf keine Weiſe zu entwinden vermochte.

Abends, da eine Spazierfahrt nach Chatelard unternommen war, verließ Jaroslaw das Mädchen keinen Augenblick; für ſie allein war er da, was ſonſt um ihn her vorging, war ihm gleichgültig. Caroline ſchien beängſtigt, wie in Marienbad; Röthe und Bläſſe wechſelten auf ihrem Antlitz, ihr ſonſt ſo natürliches, einfaches Weſen war befangen. Es war, als ſuchte ſie neben dem Oheim, neben dem Capitän Schutz gegen Jaroslaws ſchöne Augen, die ihr eine Welt von Träumen und Zärtlichkeiten vorführten.

„Suleika würde ich Sie nennen,“ ſagte er, da er mit dem jungen Mädchen neben Theodor einherging, „Suleika, nicht Caroline.“ — „Ei, kennen Sie den weſtöſtlichen Divan? kümmern Sie ſich ſo viel um Goethe?“ fragte Caroline. — „Ob ich ihn kenne!“ rief Jaroslaw und fing an:

„An des tuſt'gen Brunnens Rand,
Der in Waſſerfäden ſpielt,
Wußt' ich nicht, was feſt mich hielt;
Doch da war von deiner Hand
Meine Chiffer leis gezogen,
Nieder blickt' ich, dir gewogen.“

Theodor hörte zu; es war Gift, das er tropfenweiſe genoß, ſein ganzes Weſen damit zu zerſtören. Suleika hatte die Unterhaltung über Goethe weiter geführt. Der Senator war betroffen, wie genau die beiden Polen mit Goethe bekannt, ja überhaupt in deutſcher Literatur bewandert waren.

„Wir Polen kennen alles, wiſſen alles,“ ſcherzte Jaroslaw. — „Deßhalb ſind ſie auch ſo gefährliche Leute,“ rief der Senator.

„Am gefährlichſten nur für uns ſelbſt,“ bemerkte Theodor. „Dieſe ſtarke Begabung nach einzelnen Richtungen hin hat uns zuerſt an den Rand des Abgrundes geführt. Ganze Claſſen eilten der Bildung

des Volkes ſo weit voran, daß keine harmoniſche Entwicklung der Maſſe möglich wurde und unſer ſtaatliches Leben ein Unding erſchien, wie bei allen Völkern, bei denen die Cultur ſich nur halb Bahn bricht." — „Würde doch noch andere Gründe für den Verfall Polens anzuführen haben," meinte der Senator.

„Schöne Suleika, wir wollen nicht Politik treiben," ſagte Jaroslaw, zu Caroline gewandt. „Ich ſehe die Sonnenſtrahlen Ihre Flechten vergolden und ein Weinlaubkranz ruht darauf. Sie haben kleine goldene Becken in der Hand und ſchreiten tanzend, in leichtem, fliegendem Gewande, einer Schaar Knaben und Mädchen voran, die jubelnd um Sie ihren Reigen bilden."

„Ein anmuthig Bild, das Sie da erdenken, nur müßten Sie ſich eine andere Suleika dabei erfinden." — „O, Caroline, alle Träume, alle Gebilde von Lieblichkeit, Schönheit, die je Menſchen erfunden, erdacht, ſind in Ihnen verkörpert!" rief Jaroslaw leidenſchaftlich.

Caroline erröthete. Zum Glück kam ihr der Senator wieder zu Hülfe und meinte, man müſſe an den Heimweg denken. Er nahm ſeine Nichte unter den Arm und man ging auf reizenden Fußpfaden immer durch Weinberge, bei einzelnen im Grünen liegenden Gehöften vorüber, bis man nach Clarens und von da zum Schwanenhotel gelangte.

Andern Tags ſollte es nach Bex in's Rhonethal gehen, von wo aus man eine Tour nach Chamouny machen wollte; dann beabſichtigte ſich die kleine Geſellſchaft zu trennen. Dem Senator war das Weſen des Londoner Polen, wie er Jaroslaw nannte, ſeiner Nichte gegenüber unheimlich. Er wußte, daß die Sache nicht weiter ſo fort gehen könne, und war doch zu indolent, um einzuſchreiten, ſich plötzlich von den beiden jungen Leuten zu trennen.

Ganz Lebemann, bisher immer nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt, erſchien ihm die Sorge für die junge Nichte allzu beſchwerlich. Er hatte gemeint, der kleine Ausflug, den er mit ihr unternommen, ſollte ihnen beiden nur Vergnügen machen; daß ihm ernſte Schwierigkeiten, Sorge, Verantwortlichkeit daraus erwachſen könnten, war ihm nie in den Sinn gekommen.

„Schließlich, was kann geſchehen?" dachte er. „Man ſagt nein, und damit Punktum und Streuſand drauf! Wenn auch Carolinens Köpfchen eine Weile etwas geſteigert iſt, das gibt ſich wieder."

In Bex im Rhonethal iſt es ganz anders als am See, wild und großartig, ſo daß man ſchwer entſcheiden kann, wo es ſchöner iſt, hier oder dort. So ging's auch unſern Reiſenden. Nachdem man von der längeren Fahrt vom Cygne bis Bex, die in den kleinen, dort landesüblichen Wagen nicht zu bequem iſt, gehörig ausgeruht, ſtieg man in den Bergen umher, der Senator und Caroline zu Eſel. Ueberall wieder andere Berggruppen, andere Berggipfelungen, wilde Schluchten, weite Thäler. Immer wendet ſich der Blick der wilden Rhone, den ſtarren Gletſchern zu, welche die Scenerie neben den grauen Bergrieſen beherrſchen.

Ein Landhaus iſt nicht weit von Bex, einem Engländer zugehörend; man ſteigt dazu ziemlich lange und ſteil empor, dann liegt es auf einer Plattform, von der herab man die Rhone ſchäumend dahin ſtürzen ſieht. Ringsum iſt man ſonſt von ſchroffen Bergen umſchloſſen und darüber hinweg ſehen Col de Balme, die Tête noire und die Gletſcher ſo ernſt und düſter. Das Haus iſt einfach und behaglich mit ſeinem Blumengärtchen und den ſauber gepflegten Stallungen und kleinen wirthſchaftlichen Räumen. Es macht einen ganz wunderbaren Eindruck.

„Wer hier bleiben dürfte!" ſagte Caroline, die unter einem mächtigen Lerchenbaum auf einem vorſpringenden Felsſtück ſtand und nach dem rauſchenden ſchäumenden Waſſer der Rhone zu ihren Füßen blickte.

„Wer neben Ihnen hier bleiben dürfte!" rief Jaroslaw, der einen Augenblick allein neben ihr war, und lag zu ihren Füßen. Er ſprach Worte überſtrömender Liebe, wie ſie ein junges, heißglühendes Herz für ein reizendes Mädchen empfindet.

Caroline wußte nicht, wie ihr geſchah, ſie hörte betäubt zu. Was ihr Jaroslaw ſagte, es klang wie Muſik, unendlicher Zauber war in dem, was ſeinen Lippen entſtrömte.

Theodor, der in der kleinen Geſellſchaft, die von der Penſion aus zuſammen das Landhaus erſtiegen hatte, Caroline vermißte, ſuchte ſie; innere Pein und Unruhe trieb ihn dazu. Er ſuchte nicht lange: bald ſah er die Gruppe vor ſich, das liebliche Mädchen ſtill, verwirrt, den ſchönen Vetter, der in der heftigſten Leidenſchaft ſprach, zu ihren Füßen. Er wandte ſich raſch ab und hielt beide Hände vor ſein Geſicht; ihm ſchwindelte; was er ſeit mehreren Tagen jeden Moment erwartete, mit Beſtimmtheit erwarten mußte, er ſah es vor Augen und konnte es nicht ertragen. Er eilte fort, wohin, war ihm gleichviel. In die Berge hinein ging er, ging immer fort. Seine Stirn brannte wie Feuer. Plötzlich blieb er ſtehen, er ſchrie laut und heftig, ſo folterten ihn die Qualen, die Qualen der Eiferſucht. Seine Knie trugen ihn nicht weiter, er ſank zuſammen. Nach langer Zeit erwachten ſeine Lebensgeiſter wieder, er fing an ſich auf ſich ſelbſt zu beſinnen und kannte es doch nicht ertragen.

„Wer plötzlich wahnſinnig werden könnte!" rief er.

Digitized by Google

„Hier in der Stirn das Bild, das immer da ſteht, immer da ſtehen wird — wer mich davon erlöste!“

Und er blieb ſtill ſitzen auf einem Felsblock in der wildeſten Einöde und ſtarrte vor ſich hin. Da glitt eine große Thräne ihm langſam die Wange hinab, noch eine und noch eine. Seit er ein Knabe geweſen, ſeit er die Mutter im Schloß Boratowsky zum Erdbegräbniß begleitet, hatte er nicht geweint, nicht einmal über Polen, über die Schlacht von Warſchau, da alles verloren war; nur Wuth und Verzweiflung hatten ſein Herz damals zerriſſen. Jetzt weinte er um ein Weib! Sein Mund verzog ſich zum bittern Lächeln über ſich ſelbſt. Aber die Thränen hatten ihm wohl gethan, der wildeſte, jäheſte Schmerz war gebrochen, er fing an Herr ſeiner ſelbſt zu werden. Die guten Engel kehrten wieder bei ihm ein, die böſen zogen ſich langſam, langſam zurück.

„Ich will ihnen allen wohl thun, dann wird's auch mir ſo werden!“ rief er endlich und ſtand auf und wollte umkehren. Wie er den Weg zurück gefunden, iſt faſt unbegreiflich, aber er fand ihn.

Ganz ſpät am Abend hatte er die Penſion in Bex erreicht. Er wollte mit dem Senator ſprechen, ihm zwei Drittheile ſeines Vermögens für Jaroslaw anbieten, wenn dieſem dadurch die Möglichkeit würde, Caroline als Braut heimzuführen. — Was war ihm Reichthum? Und Jaroslaw war mittellos, man hatte ihm alle ſeine Güter in Polen eingezogen. Von dem Vetter, dem ſonſt ſo geliebten, wollte er Abſchied nehmen und dann gehen.

Er trat in ſein Zimmer und zündete Licht an; er war zweifelhaft, ob er dem Senator ſchreiben, oder mit ihm ſprechen ſolle. Da klopfte die Kellnerin an die Thüre und fragte, ob der Herr Thee befehle, da er unten bei Tiſche gefehlt? Dann habe das Fräulein von Nr. 17 ihr ein Billet für den Herrn gegeben, das ſie ihm, ſobald er zurückgekehrt wäre, einhändigen ſolle.

„Bringt Wein!“ ſagte Boratowsky und griff nach dem Zettel, der die Worte enthielt: „Kommen Sie auf einige Augenblicke zu mir, Capitän, ich bitte Sie. Ich habe dringend mit Ihnen zu ſprechen, Caroline.“

(Schluß folgt.)

Unterwegs.

Ausmarſch bei Regen.

„Gehet nur getroſt und munter,
Nur der Nebel muß herunter,
Gegen Mittag wird es licht!“
Alſo mir ein Mann verſpricht,
Dem ich heute früh begegnet,
Wo's in hellen Strömen regnet.

Ach, der Mittag iſt vorüber,
Und die vollen Wolkenzüber
Schütten fort noch Waſſer aus!
Säumeſt mir doch allzulange,
Wenn du heut noch willſt heraus,
Sonne! mir wird's um dich bange.

Aber ſchau! wie dort ein Schimmer
Durch ſich ringt und ruhet nimmer,
Bis er aus den Wolken bricht!
Immer drauf! du tapf'res Licht!
Ja, ſchon ſeh' ich dich's gewinnen
Und die Nebel all zerrinnen.

Am Waldesſaum.

„O fliehe nicht ſo ſchnelle,
Da kaum ich dich erſeh',
Zum Wald von dieſer Quelle,
Zurück, du ſcheues Reh!

Ich bin kein böſer Schütze,
Ich trag kein Mordgewehr;
Was wär' dein Tod mir nütze?
Was brächt' er mir für Ehr?

Nach Jägerkränzen ſtrebet
Ein froher Sänger nicht;
Ihn freuet, was da lebet,
Und lacht im Sonnenlicht.“ —

„So hab' ich erſt recht Eile,
Wenn Ihr ein Sänger ſeyd!
Und wenn ich länger weile,
Iſt mir der Tod bereit.

Digitized by Google

„Das thät mir jüngſt bedeuten,
Des Jägers Töchterlein:
Von allen ſchlimmen Leuten
Müßt ihr die ſchlimmſten ſeyn.

„Es traf ſie recht in's Herze
Des Sängers Blick und Ton,
Doch er mit leichtem Scherze
Sah, ſang — und zog davon!“

Vor einem Dorfe.

Schlankes Rößlein, haſt es gut!
Wie der Burſch, das treue Blut,
Traulich klopft dir auf den Rücken,
Sorglich wehrt dir ab die Mücken,
Gar ſo freundlich mit dir ſpricht,
Könnteſt's beſſer haben nicht!

Schmuckes Rindlein, haſt es gut!
Wie die Dirn dir zärtlich thut,
Sanft dich ſtreichelt an der Seite,
Auf die Stirn dich küßt, die breite,
Um den Hals dir ohne Harm
Schlingt den runden, braunen Arm!

Burſch und Dirn, ihr erſt habt's gut!
Wenn ihr von der Arbeit ruht,
Herzlich Arm in Arm verſchlinget,
Neckt und lachet, küßt und ſinget,
Eins ſich ganz dem Andern gibt,
Wie nur Menſch und Menſch ſich liebt!

Raſt in **.

Lieblich iſt dein Loos gefallen,
Sah's mit eignen Augen an:
Der ſich deiner freut als Mann,
Deiner werth iſt er vor Allen.

Sah ſie glänzen deine klaren,
Blauen Augen, mild und rein,
Konnte treulich drin gewahren
Vollen Glückes Widerſchein.

Haſt ſo freundlich mich empfangen,
Boteſt herzlich Gruß und Hand,
Da vor dir ich ſo befangen
Und vor deinem Gatten ſtand.

Warſt als Hausfrau ſo geſchäftig
Für den wandermüden Gaſt,
Friſch dein Trank und wunderkräftig
Weißes Brod und weiche Raſt.

Heiter haſt du, traulich, offen,
Alter Zeiten Bild erneut,
Nahmeſt Theil an meinem Hoffen,
Wo ein neues Ziel ſich beut.

Nein! es brach die alte Wunde
Nicht, wie ich gefürchtet, auf,
Legteſt mir in dieſer Stunde
Selbſt den beſten Balſam drauf!

Am Bodenſee.

Weiſe Männer hör' ich ſagen,
Daß die Menſchenſeelen wandern,
Abſchied nehmend jetzt mit Klagen
Bald in neuen, ewig andern,
Ewig wechſelnden Geſtalten
Sich zum Leben ſtets entfalten.

Will mit ihnen jetzt nicht ſtreiten,
Aber müßt' ich's wirklich glauben,
Wollt' ich fröhlich mich bereiten,
Ließe mir den Muth nicht rauben;
Preiſ' ich doch vor Allem eben
Juſt ein rechtes Wanderleben!

Freilich will ich Euch geſtehen,
Daß es mir bedenklich ſcheinet,
Alle Thierlein zu durchgehen,
So die Erde trägt vereinet.
Möchte doch am Pflug nicht ſchreiten,
Ließ' auch nicht gern auf mir reiten!

Doch als Fiſch möcht' ich mich baden
Hier in dieſes Waſſers Kühle,
Das mich mächtig eingeladen,
Nach des Tages Staub und Schwüle;
Thät' zur Tiefe ſtill mich ſenken,
Ruhn von allem Menſchendenken!

Oder möcht' als Vogel ſchwingen
Hoch mich auf zum blauen Himmel,
Meine frohen Lieder ſingen
Ueber dieſem Erdgewimmel,
Und im reinen Aether droben
Freies Sängerleben loben!

Digitized by Google

Rückſchau.

Ich hab den Weg doch ſtets gefunden,
Ob er auch auszugehen ſchien,
Und ſich ſo ſeltſam hat gewunden,
Daß ich oft kaum mehr ſah, wohin.

Da kam doch wieder eine Brücke,
Dort ging den Berg hinan ein Steg,
Und mußt' ich manchmal ſelbſt zurücke:
Ich fand doch immer einen Weg.

Ging da mit Dieſen, dort mit Andern,
Bald ganz gemach, bald raſchen Schritt,
Und wo ich einſam mußte wandern,
Da gingen meine Lieder mit.

Oft trof ich um und um vom Regen,
Oft ſchloß mich Nacht und Nebel ein,
Doch kam zuletzt mir ſtets entgegen,
Der treuen Sonne lieber Schein.

Will drum im Leben nie verzagen,
Wenn ich wo keck Valet geſagt,
Und meinen Weg hab' eingeſchlagen:
Ein ſchlechter Wanderer, der nicht wagt!

A. W.

Correſpondenz-Nachrichten.

München, Januar.

Literatur.

Seit ich zuletzt berichtet, haben wir uns im Gebiet des Staatslebens und der Wiſſenſchaft in einem Vorbereitungsſtadium bewegt; nur in der ſchönen Literatur hat ſich fruchtbare Thätigkeit entfaltet. Die Miniſterien der Juſtiz, des Innern und des Handels haben vollauf zu arbeiten, die Durchführung der von dem letzten Landtag beſchloſſenen Geſetze, — der Gerichtsorganiſation, des Notariats, des deutſchen Handelsgeſetzbuchs, der Umgeſtaltung des Gewerbeweſens im Sinne der Gewerbeordnung von 1825 ꝛc., — welche mit dem Sommer dieſes Jahres in's Leben treten ſollen, zu ermöglichen. Gleicherweiſe hat das Cultusminiſterium umfaſſende Veränderungen im Perſonalbeſtand unſerer Hochſchule vorzubereiten, indem man für die durch Laſſaulx Tod und Bluntſchlis Abgang entſtandenen Lücken — an Sybels Stelle wird mit nächſtem Semeſter der tüchtige Gieſebrecht treten — Profeſſor Brunn aus Rom und unſern Carriere, für das deutſche Recht Paul Roth aus Kiel zu gewinnen hofft und zugleich eine Reihe von jüngeren Kräften unſerer Univerſität (in Mathematik, deutſcher Rechtsgeſchichte und Kindertherapie) befördern will. Leider iſt es nicht gelungen Viſcher von Zürich hieher zu rufen, wo dieſer unvergleichlich bedeutendſte Aeſthetiker der Gegenwart das Feld einer reichen herrlichen Wirkſamkeit und für ſeine ganze Natur in politiſcher, geſelliger und akademiſcher Hinſicht bei manchem Conflikt die angemeſſenſte Atmoſphäre würde gefunden haben.

Von den literariſchen Erſcheinungen, auf welche ich im November Ihre Erwartung gelenkt, ſind mehrere bereits mit Glück in's Leben getreten. Zuvörderſt nenne ich die Bodenſtedt'ſche Ueberſetzung der Sonette Shakeſpeares, welche an Treue in Wiedergabe des Sinnes, an Correktheit der Texte, an Eleganz und Reiz der Sprache und endlich an Nachempfindung des Originals alle früheren Verſuche bei weitem überragt und wohl das Dankeswürdigſte iſt, was die hohe Ueberſetzungskunſt des Verfaſſers uns bis jetzt gebracht hat.

Würdig reiht ſich dieſer Leiſtung des bewährten Ueberſetzers das Unternehmen eines jüngeren Dichters an, provençaliſche und altfranzöſiſche Dichtungen uns zu vermitteln. Wilhelm Hertz, deſſen lyriſche Gedichte und treffliches Epos „Lancelot und Ginevra" mit der Kraft und Friſche der Empfindung und der klaren Form der Sprache großen und verdienten Beifall ſich erworben und der Schule Uhlands alle Ehre gemacht haben, hat das Rolandslied und die Dichtungen der Marie de France in einer deutſchen Ueberſetzung uns vorgeführt, die eine ebenſo vollendete Beherrſchung der beiden Sprachen als eine tiefpoetiſche Wiedergeburt der Originale auszeichnet.

Außer dieſen Ueberſetzungen habe ich der neueſten Leiſtungen unſerer Münchener Dichter in der proſaiſchen Erzählung, Novelle und Roman zu gedenken. Melchiar Meyr, deſſen vielſeitiges Talent ſich bereits im Drama und Lyrik, ja ſelbſt in ſpekulativer Philoſophie (Gott und

Digitized by Google

sein Reich. Stuttgart, 1860) mit Erfolg, am glücklichsten aber bisher in der Dorfgeschichte bewährt hatte, ist mit einem dreibändigen politischen Roman: „Vier Deutsche" in ein neues Gebiet eingetreten, und auch diese Leistung verdient volle warme Anerkennung. Der Vorzug des Romans liegt weniger in der ziemlich einfachen Fabel — es ist deren Leitfaden das Schicksal eines edeln Politikers und Gelehrten und dessen Kampf, Anfangs mit dem Bevormundungssystem des Vormärz, dann mit dem Radikalismus der Revolution und endlich mit der siegreichen Reaktion — als in der trefflichen Charakteristik der lebendigen und zum Theil ganz originellen Männer- und Frauengestalten und in den tiefen Erörterungen, welche in dialogischer Form über die wichtigsten Fragen unseres politischen, socialen, sittlichen und ästhetischen Treibens in den Gang der Handlung eingeflochten und überall von der gründlichen Geistesbildung und gründlichen Willenstüchtigkeit des Verfassers durchdrungen sind. Wenn im zweiten Bande das Didaktische vielleicht etwas zu viel ist, so wird durch einfache Kürzungen hier leicht zu helfen seyn. — Ein von Meyr's Art freilich sehr verschiedenes Talent, Paul Heyse, hat wenig später eine neue vierte Sammlung jener zierlichen Novellenkleeblätter herausgegeben (Berlin 1862), für welche er seit nunmehr bald zehn Jahren regelmäßigen Beifall findet. Die vier Novellen dieser Sammlung heißen: „Annina. Im Grafenschloß. Andrea Delfin. Auf der Alm." Die erste derselben ist wieder eines jener anmuthigen Bilder aus der Welt des italienischen Volkslebens, wie sie Heyse schon in der Rabbiata, dem Mädchen von Treppi ꝛc. mit bekannter Grazie und Virtuosität gezeichnet hat. Wenn wir in dem Versuch, oberbayerisches Gebirgswesen zu schildern, den der durch und durch norddeutsche Dichter in der kleinen Skizze „auf der Alm" gewagt hat, recht viel liebenswürdige Empfänglichkeit für diese ihm sehr fern stehende Stoffwelt und eine häufig recht feine Beobachtungsgabe freudig anerkennen, mag andererseits nicht verhehlt werden, daß er nicht in allen Dingen die große Kluft, die ihn von seinem Stoffe scheidet, auszufüllen vermochte, und daß in der Behandlung der Mundart nicht nur, sondern auch in der Charakteristik des Helden und der Heldin manche Unrichtigkeit mit untergelaufen ist. Uebergehen wir das weniger bedeutende Intriguenspiel in Andrea Delfin und wenden wir uns sofort zu der letzten der vier Erzählungen: „Im Grafenschloß," um in derselben mit höchster Anerkennung nicht bloß die Perle dieses Bandes, sondern die beste Leistung Heyses im Gebiet der Novelle, ja, neben den Sabinerinnen, seine beste Leistung überhaupt zu begrüßen. Schon der Stoff der Erzählung — ein edler Sohn nöthigt moralisch seinen hochbedeutenden Vater, ein Mädchen, das des Sohnes stille Jugendliebe gewesen und das er als Maitresse seines Vaters wieder findet, zu heirathen — ist höchst eigenartig; aber in der Behandlung dieses Stoffes hat Heyse — hier paßt ein viel mißbrauchtes Wort — sich buchstäblich selbst übertroffen. Die Nobiesse im Charakter des jungen Grafen, die Feinheit der Seelenbeobachtung, die Meisterschaft der Stimmungs- und Stillebensmalerei, die Wahrheit in der Zeichnung aller, auch der minder ausgeführten Gestalten, und endlich die künstlerische Vollendung in der Führung der Fabel — alles dieß ziert diese Novelle wie keine zweite Heyses, wenn auch diese Vorzüge an ihm nicht überraschen. Es ist aber ferner endlich einmal ein Etwas in dieser Arbeit, das wir in gar manchen kunstvollen und glatten Produkten seines feinen Talents oft vermißt haben, nämlich Wärme, Herz und Gemüth, nicht bloß Leidenschaft oder Phantasie, oder Temperament, oder andere kunstvolle Surrogate für Wärme, bei denen man eben doch friert. Hier spüren wir einmal den vollen Herzschlag der Empfindung und fühlen, daß der Dichter nicht mit kühler Superiorität *neben*, sondern mit ganzer Seele *in* seiner Darstellung steht. Heyse wird sehr wohl daran thun, den warmen Ton, den er hier angeschlagen, öfter klingen zu lassen; er wird ihm jene Herzen gewinnen, welche alle Grätte der Faem allein nicht zu gewinnen vermag, und diese sind Gottlob die Mehrzahl im deutschen Volk.

Lassen Sie mich meinen dießmaligen Bericht mit einer neuen, sehr erfreulichen Erscheinung schließen. Julius Große, dessen reich sprudelnde Phantasie sich in Epik und Lyrik mit großem Glück und auch im Drama mit Ehren entfaltet hat, ist nun mit einem Band Novellen (München 1862) auch als Erzähler aufgetreten und, wie nach der Eigenart seines Talents mit Sicherheit zu erwarten stand, mit glänzendem Erfolg. Große hat eine Kraft poetischen Erfindens, eine Fülle und Originalität der Phantasie und eine Innigkeit der Empfindung, wie wir sie seit Lenau nur etwa in Lingg in gleichem Maß zu bewundern haben. Wenn sich bei Große mit der Kraft und dem Reichthum des poetischen Inhalts die klare und ruhige Plastik der Form überall in gleichem Verhältniß verbände, so wäre Deutschland gewiß um einen bedeutenden Poeten reicher. Leider fehlt es nun aber häufig am festen Maß, an der unerbittlichen Strenge im Aufbau des Stoffes, an der architektonischen Nothwendigkeit der Ordnung; seine unerschöpflich zeugende Phantasie reißt ihn bald hie, bald da zur breiten Ausführung von Nebendingen fort, worüber dann wichtigere Punkte nicht genug hervorgehoben werden; seine Vorstellungsweise ist mehr eine malerisch musikalische, als eine plastisch architektonische; häufig finden wir, wo der Bau der Fabel einfache, gerade Linien fordert, reizende Arabesken, deren höchste Anmuth jedoch die Sicherheit eines einfachen Striches nicht ersetzen kann. Dadurch kommt etwas Unruhiges, Aufregendes in seine Produktion und man sehnt sich manchmal mitten in der reichsten Poesie nach etwas klarer Nüchternheit. Wenn dieses Uebersprudeln des Inhalts über die Form die volle Wirkung seiner Lyrik manchmal stört und der Mangel fester dramatischer Grundstriche den Erfolg seiner hochpoetischen „Yngilinger" auf der Bühne beeinträchtigt hat, so ist doch in seinen, im vorigen Jahr erschienenen epischen Dichtungen — wir erinnern an das herrliche „Mädchen von Capri" und den graziösen

Digitized by Google

„Farek Musa“ — dieſer Fehler bereits ſehr in den Hintergrund gedrängt und auch bei den Novellen ſtört er nur wenig. Zudem iſt er ihr einziger Fehler; dieſe Erzählungen bezeugen außer den bekannten neue Vorzüge des Dichters: eine im Gebiet des Geiſtes- wie des Naturlebens wunderbar ſcharfe Beobachtungsgabe, eine ſeltene Feinſinnigkeit für phyſiſches und natürliches Detail und einen höchſt originellen Humor. Die erſte Erzählung, „ein preußiſcher Miniſter,“ ſchildert mit größter Anſchaulichkeit das Leben und Treiben am Hofe Friedrichs des erſten Königs von Preußen; die Malerei von Coſtüm, Dekoration, Apparat, Sprache und Manier jener Rococozeit iſt meiſterhaft. Schade daß der Verfaſſer den reichen Stoff, der zu einem Roman mehr als ausgereicht hätte, in den allzu engen Rahmen einer Novelle drängte; in Folge davon ſind nur einzelne Scenen ausgeführt, die intereſſanteſten Charaktere nur angedeutet und eigentlich nur ein ausgezeichneter Stoff mitgetheilt, aus dem der Dichter erſt ein andermal etwas machen will oder doch ſollte. „Eine Stunde im weißen Schwanen“ iſt ein intereſſantes Capriccio aus dem Gebiet der novelliſtiſchen Pſychiatrie, mit der ganzen frappanten Originalität Großes ausgeführt. Die „drei Statuen“ behandeln ein höchſt bedeutſames Problem mit tiefer, warmer Empfindung. Die Braut eines armen Künſtlers opfert ſich und ihre Liebe dem Ruhm des Geliebten; ſie entſchließt ſich, einem Andern anzugehören, um dem Künſtler Protektion, Bildung, Carrière zu verſchaffen, eine Sünde gegen die Natur, welche ſich mit dem Unglück aller Betheiligten rächt. Dieſe Novelle iſt, abgeſehen von einigen Unklarheiten, an Tiefe der Conception die bedeutendſte und mit idealer Wahrheit durchdacht und durchgefühlt. In der Erzählung: an den „Himmelfahrtstagen,“ die beſonders in der Charakteriſtik vortrefflich iſt, hat der Verfaſſer den Fehler begangen, daß er uns am Schluß darüber irre machen will, ob ſeine Charakteriſtik gerecht und richtig gezeichnet ſey. Es geht wohl an, daß zwei gleich ausgeführte, dem Leſer gleich lieb gewordene Geſtalten über eine Frage verſchiedener Anſicht ſind, dem Leſer die Entſcheidung nach Andeutung des Dichters überlaſſend; aber wenn ganz am Schluß eine unbekannte Figur auftritt und der Anſchauung des Helden mit Wort oder That widerſpricht, ſo iſt das verwirrend. Die gelungenſte der fünf Novellen iſt die letzte, „für die Senſitiven,“ welche darſtellt, wie eine geſunde Menſchennatur durch eine Biographie aus dem Mittelalter, welche ſie zufällig findet und von deren körniger Gediegenheit ſie ergriffen wird, aus den Banden moderner Ueberbildung, theemäßiger Unnatur und äſthetiſchen Geiſtreichthums erlöst und zur Wahrheit des Lebens zurück bekehrt wird. Die Charakteriſtik iſt auch hier vortrefflich. Wenn uns an dieſen Novellen, wie geſagt, einzig und allein der Mangel an Architektonik hie und da ſtört, ſo iſt zu bedenken, daß ſie, laut beigedruckten Jahrzahlen, ſämmtlich ſchon vor acht bis zehn Jahren entſtanden ſind. Da nun der Verfaſſer ſeitdem, wie ſeine epiſchen Dichtungen beweiſen, an Klarheit und Plaſtik der Form ſehr bedeutend gewonnen hat, ſo wird zuverſichtlich der in Ausſicht geſtellte zweite Band der Novellen aus der neueren Periode von 1854 bis 1862 auch von jenem einzigen Mangel frei ſeyn und uns die Fortſchritte dieſes bedeutenden Talents an Ruhe und Maß bewähren.

Newyork, Januar.

Der Krieg. — Das Sklavenweſen. — Der Brand von Charleston. — Ein wichtiges Aktenſtück.

Die letzten Tage und Wochen des verfloſſenen Jahres waren nicht wenig durch die Beſorgniß eines Krieges mit England getrübt. Die Sanguiniſchſten ſahen ein, daß die Rebellion der Sklavenhalter mehr als hinreichend iſt, um alle Kräfte und Hülfsmittel der Nation vollſtändig in Anſpruch zu nehmen, und daß, ganz abgeſehen von der Unmöglichkeit, einem äußern Feind in dieſem Augenblick mit der nöthigen Kraft und mit Ausſicht auf Erfolg entgegenzutreten, ein ſolcher Krieg die Hoffnung, den rebelliſchen Süden dereinſt wieder zum Gehorſam zurückzuführen, bis auf den letzten Schatten vernichten würde. Die heimlichen Seceſſioniſten in unſerer Mitte wußten dieß auch ſehr wohl, und ſuchten ſowohl im Congreß als durch gehäſſige Artikel, welche ſie durch ihre Organe gegen England ſchleuderten, den Haß und Unwillen des Volkes anzufachen, um dadurch die Regierung mittelbar zu zwingen, eine herausfordernde Stellung anzunehmen. Dießmal ließen ſich jedoch die Maſſen nicht irre leiten, und als England peremptoriſch die Freilaſſung der beiden Commiſſäre Maſon und Slidell und ihrer Secretäre verlangt hatte, und unmittelbar darauf die Kunde ſich verbreitete, daß die Regierung mit der größten Bereitwilligkeit der Forderung nachgegeben, da athmete jeder erleichtert und wie von einer ſchweren Laſt befreit, wieder auf. Man beklagt wohl, daß die Verhältniſſe eine ſolche Nachgiebigkeit nothwendig gemacht, und ärgert ſich über die Parteilichkeit und Sympathie, welche

England ſeit dem Anfang dieſer Revolution für die ſüdlichen Rebellen an den Tag gelegt, um deren willen es in dieſer Frage alle ſeine früher aufgeſtellten Principien, alle ſeine eigenen Antecedentien verleugnet; aber niemanden fällt es ein, die unangenehme Nothwendigkeit ſelbſt in Zweifel zu ziehen.

Früher, wenn man die Vertheidiger der Sklaverei mit unwiderlegbaren Gründen in die Enge getrieben hatte, war ihr letztes Argument unabänderlich die Zufriedenheit und das Glück, deren die Sklaven nach ihrer Behauptung genoſſen, die menſchliche Behandlung, welche ihnen zu Theil werde, die Anhänglichkeit, mit der ſie ihren Herren ergeben ſeyn ſollten, und als Belege waren immer einige abgeſchmackte Geſchichten vorräthig von treuen Sklaven, welche aus reiner Liebe für ihre gütigen Herren und die Peitſche des Aufſehers die angebotene Freiheit nicht angenommen; von andern, die, nachdem ſie frei geworden, aus eigener Wahl wieder in die Sklaverei zurückgekehrt, und ähnliche Hiſtorien, welche, ſelbſt wenn ſie wahr wären, doch nur einzelne Ausnahmen zeigten, die im Ganzen nichts beweiſen und genügend durch die tauſende widerlegt ſind, welche alljährlich auf der ſogenannten unterirdiſchen Eiſenbahn dem Nordſtern und der Freiheit zueilten. Die, welche ſich die Mühe nahmen, tiefer in die Verhältniſſe einzudringen und jene glücklichen, zufriedenen Sklaven näher kennen zu lernen Gelegenheit hatten, kannten freilich leicht die Hohlheit derartiger Behauptungen beweiſen, allein bei einem großen Theil der gedankenloſen Maſſe hatten dieſelben nichtsdeſtoweniger Eingang gefunden und waren zur gangbaren Münze geworden. Es iſt ja ſo bequem, das Unrecht und das Elend, denen man nicht abhelfen will, zu ignoriren oder zu leugnen. — Die Ereigniſſe der letzten Zeit haben jedoch jenen Geſpenſtergeſchichten mit Einem Schlag ein Ende gemacht und jene glücklichen, anhänglichen Sklaven, welche nur Liebe für ihre Herren athmeten, auf einmal in die Categorie der Oger, Seejungfrauen, Vampyre, Drachen und Baſilisken verſetzt. Als unſere Truppen von der Inſel Beaufort bei Süd-Carolina Beſitz nahmen, wurden ſie von der zahlreichen Sklavenbevölkerung mit lautem Jubel als Befreier und Bundesgenoſſen bewillkommt. Die Pflanzer hatten beim Herannahen der Truppen ihr Heil in eiliger Flucht geſucht, aber vergebens hatten ſie ihre Sklaven zu vermögen geſucht ihnen zu folgen. Hiebe, ja ſelbſt Schüſſe zeigten ſich ſo fruchtlos als alle Künſte der Ueberredung. Selbſt die ſchrecklichen Räubergeſchichten, welche ſie ihnen erzählten, daß die „Yankees“ ſie maſſacriren, verſtümmeln oder nach Cuba verkaufen würden, wollten keinen Eindruck machen. Der Himmel weiß, wie dieſe unwiſſenden Menſchen, trotz aller Bemühungen, ſie über den Stand der Dinge im Dunkeln zu erhalten, zu ſolcher Kenntniß gekommen waren; gewiß iſt, daß ſie vom erſten Augenblick an die Yankees als Freunde und Erretter betrachteten. Zu tauſenden ſtrömen ſie aus dem Innern des Staates, oft mit Lebensgefahr, nach Beaufort und den benachbarten Inſeln und ſchweigen dort unter dem Schutze unſerer Kanonen in den Wonnen ihres erſten Freiheitsrauſches. Jene gerühmte Liebe und Hingebung für ihre Herren legten ſie dadurch an den Tag, daß ſie nach der Flucht derſelben deren Häuſer zerſtörten und die werthvollſten Gegenſtände, welche ſie darin fanden, nicht ſo häufig ſich aneigneten, als ſie zerſchlugen und zerſtörten, bis ihnen von den Soldaten Einhalt gethan wurde. Es war augenſcheinlich der tiefe, bittere, wohlbegründete Haß, welcher zum erſtenmal freien Lauf hatte, ein Haß, ſo mächtig und überwiegend, daß ſeine Befriedigung ſogar den Sieg über die natürliche Habgier davon trug. Viele jener ehemaligen Stücke beweglichen Eigenthums arbeiten jetzt im Tagelohn an den Werkſchanzungen, in den Baumwollenfeldern, wo dieſe nicht von den Pflanzern ſelbſt vor ihrer Flucht in Brand geſteckt wurden, und wo ſich ſonſt noch Arbeit für ſie findet, während die übrigen den Soldaten vom Ueberfluß an Geflügel, Gemüſen und Früchten verkaufen, welchen ſo viele verlaſſene Pflanzungen ihnen liefern. Dieſelben Zuſtände wiederholen ſich an andern Punkten der ſüdlichen Küſte, welche ſich im Beſitz der Vereinigten Staaten befinden. Ueberall erweiſen ſich die Neger als fleißige Arbeiter und treue zuverläſſige Bundesgenoſſen, und machen oft werthvolle Mittheilungen über die Bewegungen der Feinde. Unſere Soldaten, welche auf dieſe Weiſe in nähere Berührung mit dem Weſen der Sklaverei kommen, das die meiſten bis dahin nur vom Hörenſagen kannten, gelangen dadurch zur Einſicht über den Fluch des Landes und werden allmählig zu Abolitioniſten umgeſchaffen. Ich hege keinen Zweifel, daß das Volk des Nordens, welches noch vor einem Jahre die Verſammlungen der Abolitioniſten mit Gewalt ſtörte und verhinderte, heute der Regierung Beifall rufen würde, wenn dieſe endlich den Muth hätte, die vier Millionen ihrer natürlichen Verbündeten aufzurufen und die vollſtändige Emancipation der Sklaven zu verkündigen.

Ein Ereigniß, das in ruhigen Zeiten den Journalen wochenlang unerſchöpflichen Stoff zu Beſprechungen und Beſchreibungen geliefert haben würde, iſt das große Feuer in Charleſton. Da unſere Nachrichten aus den losgeriſſenen Staaten nur unvollſtändig ſind und vieles uns gefliſſentlich vorenthalten wird, fehlt es auch über dieſes Feuer an zuverläſſigen Angaben hinſichtlich der Einzelheiten. So viel iſt jedoch gewiß, daß das Feuer mehrere Tage brannte, und in ſeiner Ausdehnung und der Verheerung, welche es anrichtete, mag es ſich faſt mit dem Hamburger Brand vergleichen laſſen. Der älteſte und wichtigſte Theil der Stadt, der Mittelpunkt des Geſchäftstreibens, faſt alle öffentlichen Gebäude, mehrere Hotels, Kirchen und das Theater ſind in Aſche gelegt, viele Familien obdachlos und die größte Beſtürzung und Verwirrung ſcheinen zu herrſchen. Nur wenige können eine leiſe Schadenfreude unterdrücken, eine ſtille Befriedigung, daß gerade die Hauptſtadt von Süd-Carolina, der Schauplatz einer ſolchen Zerſtörung werden mußte, des Staates, der von jeher in der Union gleichſam die Rolle des ungerathenen Sohnes

und Störenfrieds gespielt hat. Als die Colonien für ihre Unabhängigkeit kämpften, war Charleston der Sitz der eingefleischtesten, leidenschaftlichsten Tories, und nur mit Widerstreben schloß sich Süd-Carolina der Union unter der gegenwärtigen Constitution an, und das schmähliche Zugeständniß, durch welches der afrikanische Sklavenhandel bis zum Jahr 1808 freigegeben worden, war die Lockspeise und der Preis, für den der Staat damals gewonnen wurde. Keine fünfzig Jahre waren jedoch verflossen, als Süd-Carolina sich zum erstenmal zum Umsturz der Regierung und der Union erhob. In jener Zeit scheiterte der Plan zum Theil an der Festigkeit, mit welcher Jackson, der damalige Präsident, die Rebellion unterdrückte, zum Theil auch weil sich damals in den übrigen Sklavenstaaten keine Bundesgenossen fanden; allein noch sind seitdem keine dreißig Jahre verflossen und abermals steht Süd-Carolina an der Spitze der Rebellion. Hier wurde die erste Lossreißungsakte erlassen und Maaate, ja Jahre hindurch wurde jede Gelegenheit ergriffen, jeder Augenblick wahrgenommen, um die bösartigen Leidenschaften des ganzen Südens zu entflammen und die übrigen Sklavenstaaten bis zu einem Punkt zu treiben, von dem keine Umkehr möglich war. Vor Charleston wurde der erste Schuß auf die ausgehungerte Besatzung von Fort Sumter abgefeuert als Signal zu einem Bürgerkrieg, dessen Ende sich noch nicht mit einem Schatten von Wahrscheinlichkeit voraussagen läßt. Man kann in Wahrheit ohne Uebertreibung behaupten, daß Süd-Carolina sich stets als der Feind der Union wie alles menschlichen Fortschritts, als ein Hemmschuh liberaler volksthümlicher Institutionen, als der Anhänger des Despotismus und der Gegner des Volkes erwiesen hat.

Man fragt, ob das Feuer durch Zufall entstanden sey? Niemand kann diese Frage jetzt genügend beantworten, wenn dieß überhaupt jemals möglich seyn sollte. Es gehen Gerüchte, es sey das Werk weißer und schwarzer Brandstifter gewesen. Außerdem spricht man von einer Verschwörung der Neger, von Waffen, die man in den Wohnungen der Sklaven versteckt gefunden. Es ist einleuchtend, daß wenn diese Gerüchte auf Thatsachen beruhen, man dieselben zu verheimlichen suchen würde, und es wäre keineswegs unwahrscheinlich oder befremdlich, wenn dergleichen sich wirklich zugetragen hätte. In Zeiten wie die gegenwärtigen, wo im Süden fast jeder Tag durch Gewaltthätigkeiten bezeichnet und das ganze Gebäude der socialen Einrichtungen aus den Fugen ist, bemächtigt sich der rohen Massen oft eine Art Wahnsinn, der Anblick der Schrecknisse, die sich täglich vor ihren Augen entrollen, versetzt sie in einen Rausch und treibt sie dieselben zu wiederholen. Die Ereignisse der letzten Zeit mögen einen solchen Einfluß auf die Sklaven geübt haben, welche außerdem noch die Ungerechtigkeiten und Mißhandlungen von zwei Jahrhunderten zu rächen haben, selbst wenn auch keine organisirte Verschwörung zum Grunde liegen sollte. Man weiß, daß mehrere Wochen die Küste von Süd-Carolina einem Feuermeer glich. Die Annäherung unserer Flotte hatte dort einen panischen Schrecken hervorgerufen. Die Pflanzer, welche vor einem Feind flohen, gegen den sie einen Haß hegen, der von der Bevölkerung des Nordens nur in geringem Grade erwiedert wird, steckten an vielen Orten ihre Baumwollenfelder selbst in Brand, und wo sie in ihrer Hast, zu entkommen, sich nicht die Zeit dazu nahmen, verbargen sie sich in den Sümpfen und Wäldern, bis sie Gelegenheit fanden, in der Stille der Nacht zurückzukehren und die verheerende Gluth von neuem zu entzünden. Sie schienen sich gelobt zu haben, das Land eher in eine Wildniß zu verwandeln, als seine Erzeugnisse eine Beute des Feindes werden zu sehen.

Ein höchst interessantes Aktenstück ist so eben in die Oeffentlichkeit gekommen, das einen neuen werthvollen Beitrag zu der Geschichte der südlichen Rebellion liefert. Bis jetzt gab es noch viele Demokraten, oberflächlich oder unehrlich genug, die Ursache der Revolution in der Wahl eines republikanischen Präsidenten suchen zu wollen, welche vielmehr nur als Vorwand benutzt wurde, um lang gehegte Pläne zur Ausführung zu bringen. Dergleichen Sophismen müssen durch die Auffindung des erwähnten Dokuments vollständig in nichts zerfallen, denn aus demselben ergibt sich klar und unwiderleglich, daß die Verschwörung der Sklavenhalter schon im Jahr 1850 vorbereitet wurde. Nach der Einnahme von Port Royal durch das Heer der Vereinigten Staaten besuchte einer der Kriegsdampfer die Stadt Beaufort zum erstenmal. Mehrere Offiziere gingen an's Land und besichtigten einige der verlassenen Häuser, welche, wie zuvor erwähnt, von den Sklaven verwüstet und geplündert worden waren. Unter andern kamen sie auch in die Amtsstube eines Advokaten, woselbst alle Schränke aufgebrochen und der Fußboden mit Papieren bedeckt war. Darunter befand sich auch ein Manuscript von etwa zwölf Foliobogen, in einem Umschlag von grünem Papier, auf dem geschrieben stand: „Cooperation Account Book. Federal Niggers.“ Sey es, daß dieses unansehnliche Manuscript der einzige Gegenstand in jener Amtsstube war, der des Aufhebens werth schien, oder ob der Titel Aufmerksamkeit erregte, kurz der Offizier, der es aufnahm und öffnete, sand zu seiner Verwunderung, daß er in Besitz der Archive der Southern Rights Association von St. Helena in Süd-Carolina gekommen war, des eigentlichen Samens, aus welchem der riesige Giftbaum der Lossreißung herangewachsen ist. — Wir haben hier jedenfalls ein kurzes, aber wichtiges Capitel in den Annalen unserer Geschichte. Jene Männer von Süd-Carolina, unter denen wir die Namen mehrerer der Anführer der Rebellion finden, hatten sich demnach schon im Jahr 1850 unter Fillmores Präsidentschaft, mehrere Jahre ehe die republikanische Partei nur einen Namen hatte, und ein Decennium ehe sie zur Macht gelangte, zum Umsturz der Regierung der Vereinigten Staaten und zur Errichtung einer südlichen Conföderation verbündet. Obgleich noch in demselben Jahre eine Spaltung über die Frage des Zusammenwirkens oder des unabhängigen Handelns der einzelnen Staaten unter

ihnen entſtand, waren und blieben ſie doch über den Hauptpunkt ſo einig, wie ſie es jetzt ſind. Sie waren entſchloſſen, die Union zu zerſtören, und diejenigen unter ihnen, welche mittlerweile einflußreiche Stellen in der Regierung der Vereinigten Staaten bekleidet haben, benutzen dieſelben, um ihre Plane zu fördern und die Ausführung derſelben um ſo ſicherer zu machen.

Aus Norddeutſchland, December.

(Schluß.)

Ein Tag in Bad Wildungen.

Dort im Süden bezeichnet eine hohe, graue, plötzlich abbrechende Schieferfelſenwand den Ausgang eines Gebirgsthales. Vor Jahren ſtürzte hier ein Geiſtlicher, der bei Nacht ſeinem neuen Beſtimmungsorte, dem dort auf der Bergwand liegenden Dorfe Obershauſen zueilend vom Wege abgekommen war, mehrere hundert Fuß hinab in den tiefen Thalgrund. Wunderbarerweiſe wurde nur er allein ein Opfer des entſetzlichen Sturzes, während Kutſcher und Pferde mit dem Leben davon kamen. Unweit der Stelle, wo ſeine Leiche gefunden ward, eine Viertelmeile von dem Curhauſe, entſpringt am Fuße der Felswand auf grüner Matte die neugefaßte, aber noch nicht wieder überdachte Helenenquelle. Es iſt ein heimlich ſtilles Plätzchen, wo der Blick nur auf der ſchmalen, blumigen Wieſenfläche weilt, die im Süden und Oſten von den wilden, klippigen Bergwänden, aus deren Spalten hier und da eine einzelne alte Buche ſich hervordrängt, im Norden von hohen, waldbedeckten Abhängen eingeſchloſſen iſt. Der einſame Wanderer, der am Rande der Quelle ausruht, vernimmt keinen Ton, als das Rauſchen des Baches, den Geſang des Vogels, den Schrei des Falken oder das eigenthümliche Geräuſch der aus der Erde hervordringenden und durch die Waſſerſäule des Brunnens aufſteigenden Blaſen kohlenſauren Gaſes. Folgt er dem Laufe des Baches weiter aufwärts, ſo rücken die Berge immer enger zuſammen, immer ſchmaler wird die grüne Thalfläche, bis ſie endlich ganz verſchwindet und der Bach, immer raſcheren Laufes, kaum Raum behält, um ſich zwiſchen und über den herabgerollten Steinblöcken rauſchend und brauſend ſeinen Weg in's Weite zu ſuchen. Läßt er ſich durch das beſchwerliche Klimmen über die aus dem Waſſer hervorragenden Steine und längs der ſteilen Uferhänge nicht abſchrecken, ſo kann er bis zu dem Punkte vordringen, wo der Bach wohl dreißig Fuß hoch über eine glatte Felsplatte herabſtürzt, bei hohem Waſſerſtande ein großartiger Anblick. Iſt er ohne Unfall wieder zwiſchen den feuchten, mit mannigfaltigen Farnkräutern, Laub- und Lebermooſen bedeckten Uferwänden bis zu der Stelle gelangt, wo die Schlucht ſich zum Thale erweitert, ſo ſieht er zur Linken einen zweiten Bach ſich zwiſchen den ſteilen Bergen hervordrängen. Vergeblich würde er verſuchen, in die Tiefe des düſtern Spaltes einzudringen, den der ſchäumende Bach vollſtändig ausfüllt, während die noch jäheren und höheren Uferwände das Klimmen längs derſelben unmöglich machen. Erſteigt er hingegen auf ſteilem Pfad die Bergwand des linken Ufers, ſo kann er, längs des mit Kieferwald bedeckten obern Randes deſſelben flußaufwärts wandernd, nicht nur ſein Auge an dem mannigfach wechſelnden Anblick der romantiſchen Felsſchlucht zu ſeinen Füßen weiden, ſondern auch, am Ende des Waldes angelangt, auf gewundenem Wege in die Tiefe hinabſteigen. Wo der Pfad die Thalſohle erreicht, entſpringt, jetzt ſeiner alten Holzeinfaſſung beraubt und unbenutzt, der Thalbrunnen, eine ſtarke Mineralquelle, deren bedeutenden Eiſengehalt der roſtgelbe Bodenſatz auf dem Grunde des kleinen Beckens und des abfließenden Waſſers verräth. Die maleriſche Umgebung führt oft Geſellſchaften aus dem nahen Bade oder der Stadt hierher, wo ſie ſich, um die Quelle gelagert, an dem ſchäumenden „Beauſer" (einer Miſchung von Zucker, Wein und dem kohlenſäurereichen Mineralwaſſer) erquicken. In der That bietet die Beegſchlucht, zumal demjenigen, der von Wildungen her über die kahlen, einförmigen Waldplätze kommend, ihrer plötzlich anſichtig wird, einen überraſchenden Anblick. Unten rauſcht der Bach unſichtbar zwiſchen dem Erlendickicht, während die ſteilen hohen Wände, mit vortretenden Grünſteinklippen gepanzert, zwiſchen denen zahlloſe buntfarbige Blumen ſich leuchtend von dem Hintergrunde des dunkeln Geſteins abheben, uns plötzlich aus dem Hügellande in das Innere des Hochgebirgs verſetzen.

Ein ſchmaler, verſumpfter Wieſengrund führt den Wanderer vom Thalbrunnen weiter aufwärts, bis er nach wenigen Minuten am Fuße der Bergwand, zwiſchen dichtem Erlengebüſch verſteckt, die Stahlquelle, den Bewohnern der Umgegend unter dem Namen des Brückenbrunnens bekannt, noch in patriarchaliſch einfacher hölzerner

Faſſung entdeckt. Die gleiche Richtung weiter verfolgend, erreicht er bald den Rand des Keſſelthales von Reinhardshauſen und kann, dem oben erwähnten einzigen Abfluß deſſelben folgend, bei dem Dorfe Reizenhagen die achte der in der Nähe des Hambergs entſpringenden Mineralquellen beſuchen, oder, wenn er noch Muth und Luſt hat, über den hohen Rücken im Norden in das Thal von Kleinern hinabſteigen, wo zwei weitere, reichlich ſprudelnde Brunnen den Kohlenſäure- und Eiſenreichthum der Umgegend von Wildungen documentiren. Wir aber folgen ihm hier nicht weiter, ſondern verlaſſen unſern erhabenen Standpunkt, weil unverkennbare Gefühle uns mahnen, daß Waldesgrün und Himmelsluft, Vogelſang und Blumenduft die gemeinen materiellen Bedürfniſſe eines hungrigen Magens nicht zum Schweigen zu bringen vermögen.

Unten in dem neuen einfachen Speiſeſaal finden wir eine ziemlich zahlreiche Geſellſchaft ſchon mit dem nur mäßigen Anſprüchen entſprechenden Diner beſchäftigt. Anders als in den meiſten Bädern überwiegt das ſtärkere Geſchlecht hier das ſchwächere um ein ſehr Bedeutendes, was wohl in der Eigenthümlichkeit der Leiden, für die man hier bisher faſt allein Heilung oder Erleichterung zu ſuchen pflegt, ſeine Erklärung findet. Die Unterhaltung iſt im Ganzen heiter und unbefangen, aber ruhig und gemäßigt, wie es ſich für ſolide Badegäſte ziemt, wenn nicht etwa einmal einige junge Leute von höherem Stande, die nicht das heilbringende Waſſer, ſondern das unheilbringende Hazardſpiel hierher gezogen und die ſich von der Anſtrengung des grünen Tiſches bei Champagner und Chateau la Roſe erholen, in cavalieremäßiger, wenn auch nicht immer ſehr zarter Weiſe etwas mehr Leben in die Geſellſchaft zu bringen bemüht ſind. Sie bleiben bald mit ihren Flaſchen allein, während der übrige Theil der Geſellſchaft ſich theils zur Sieſta auf die Zimmer zurückzieht, theils ſich zu dem vierfachen Genuſſe der Cigarre, des Kaffees, der friſchen Luft und der trefflichen Muſik der „Prager“ um die Tiſche im Schatten des Hauſes verſammelt. Eben werden die Zeitungen aus der Stadt gebracht, ein politiſches Geſpräch entſpinnt ſich, bei dem hier, wo die meiſten der großen Culturvölker durch einen oder den andern Repräſentanten vertreten ſind, wo der Bundestagegeſandte neben dem Demokraten vom reinſten Waſſer ſitzt und auf dem neutralen Gebiete der ſchwarz-roth-goldenen waldeckiſchen Fahne niemand ein Blatt vor den Mund zu nehmen für nöthig findet, die ergötzlichſten und pikanteſten Discuſſionen wie die heterogenſten Anſichten laut werden; Alles jedoch nur in dem Maße, wie es die diätetiſchen Vorſchriften des Brunnenarztes erfordern. Jetzt erſcheinen die Damen, die Geſellſchaft löst ſich in Gruppen auf, Partien zu Fuß oder zu Wagen werden verabredet (Reitpferde und Eſel ſind in Wildungen noch pia desideria). Wir ſchließen uns einer derſelben an, die das Reizenhagener Thal und die einſchließenden Berge zu ihrem Ziele gewählt hat. Der Badearzt, ein junger, kenntnißreicher Mann, allgemein beliebt bei Kranken und Geſunden, voll Feuer und Leben, ſtellt ſich an die Spitze des Zuges und führt uns unter den Felſen des Katzenſteins vorüber nordwärts auf ſteinigem Wege den kahlen Hügelrücken hinauf. Auf der Höhe angelangt, ſehen wir einen lieblichen grünen Thalgrund ſich öffnen, zwiſchen deſſen Pappel- und Erlengruppen weiße Mühlen und Gehöfte und die Hütten des Dörfchens Reizenhagen hervorblicken. Gegenüber ſteigen die kahlen, rothen Maſſen des Ziegenberges, mit ſcharfeckigen Kieſelſchieferfragmenten dicht beſetzt, gleich einem colaſſalen Reibeiſen ſteil aus dem Thale empor; weiter links erſcheinen noch höhere, kühn geformte, aber waldbedeckte Berge, aus denen hier und da gewaltige Grünſteinklippen hervorragen. Wir ſteigen das Thal hinab und wandern durch die einzige Straße des Dorfes thalaufwärts an dem wegen ſeines trüben Waſſers von den Umwohnern „Molkenſtoffel“ genannten Mineralbrunnen vorüber, bis wo eine auf einer kleinen Anhöhe gelegene Mühle den maleriſchſten Punkt des Thales bezeichnet. Die Müllerin kredenzt uns freundlich zu dem kräftigen Schwarzbrod ihren beſten Kaffee, der den Vortheil hat, unſere Nerven nicht zu beläſtigen, und an Quantität reichlich erſetzt, was ihm an Qualität etwa abgehen mag. Ungezwungener heiterer Scherz, wie zwiſchen alten Bekannten, würzt das frugale Mahl. Indeſſen hat die Sonne, an dem weſtlichen Ausgang der Thalſpalte zwiſchen den Bergen hervortretend, das vorher regendrohende Gewölk durchbrochen und beleuchtet die herrliche Landſchaft. Unmittelbar über uns ragt in ſenkrechtem Abſturz die rieſige Klippe des Bielſteins,* den grauen Leib mit großen Sträußen roſiger Nelken und ſchneeweißer Graslilien geſchmückt. Zur Rechten zieht ſich eine Reihe kahler, mannigfach geſtalteter Bergkuppen öſtlich, bis wo Stadt und Schloß von Alt-Wildungen, vom Abendſonnenſchein verklärt, die Landſchaft abſchließen. Zur Linken ſteigen nördlich die dunkeln Waldmaſſen der Wolfsſchur, ſüdlich die des Hombergs empor, beide ihre Gipfel wohl 900 Fuß hoch über die Thalſohle hinausſtreckend und immer enger zuſammentretend, bis wo ſie im Weſten ein Berggürtel ſattelartig zu verbinden ſcheint. Um uns her tanzen die Sonnenſtrahlen auf den Schaumwellen des geſchäftig dahin rauſchenden Gebirgsbaches und ſpielen im Abendwinde mit den Schatten der Obſtbaumzweige auf dem glänzend grünen Raſen. Es iſt ein Bild, das den ſtillen Zauber der Idylle mit den großartigen Schönheiten einer romantiſchen Gebirgsnatur verbindet.

Gern wären wir noch über den ſteilen Geröllhang hinaufgeſtiegen, bis wo die Sage die Trümmer eines alten Schloſſes zeigt, oder gar auf den Gipfel des Berges, wo ſich ein herrlicher Blick in Nähe und Ferne öffnet; wir hätten uns gern, auf der gewaltigen Klippe des Bielſteins lagernd, die ſeit vielen Jahren ein Uhupaar zu ſeinem Wohnſitz erkoren hat, die Sage von dem dort verborgenen Schatze

* Bielſtein, d. i. Hexenſtein, ein im mittleren und nördlichen Deutſchland häufiger Bergname.

Digitized by Google

erzählen laſſen, den nur ein Fürſt von Waldeck heben kann, der allein in der Chriſtnacht herkommt, ohne vorher die Eder paſſirt zu haben, oder die Wunderblume geſucht, die hier, wie auf der Rotheubneg in Thüringen, einſt einem Schäfer, der ſie gefunden, die weiße Jungfrau, die Hüterin des Schatzes, erſcheinen und die ſchimmernden Gewölbe öffnen ließ, aus denen er doch, weil er die blaue Blume in ſeiner gierigen Hoſt vergaß, nur als ein armſeliger Krüppel hervorging. Aber die ſpäte Stunde mahnte dringend zum Aufbruch.

Unterwegs beleichtet uns der Arzt von dem Klima und den Produkten der Gegend. Das erſtere iſt, wie nicht nur ſein und aller hier verweilenden Fremden Zeugniß, ſondern noch mehr der Reichthum verhältnißmäßig ſüdlicher Produkte und die frühe Reife der Feld- und Gartenfrüchte bekunden, ein für die Breite und hohe Lage (etwa 800 Fuß über der Nordſee) mildes und warmes. Wurde doch hier in früheren Jahren ſo viel Wein gebaut, daß jeder Bürger ſeinen Weinberg gehabt haben ſoll. Freilich, ob das Produkt beſſer geweſen ſey als der Grüneberger und Jenenſer, wird nicht geſagt. — Daß ein Punkt, wo die Bildungen der Grauwacken, Zechſtein- und Triasgruppe in einem Winkel zuſammenſtoßen, wo außerdem Dachſchiefer, Quarzfels, Hornſtein, Kieſelſchiefer, Gyps, verſchiedene Erze ꝛc. ſich in nächſter Nähe finden, für den Geognoſten und Mineralogen überhaupt von bedeutendem Intereſſe ſeyn muß, liegt auf der Hand. Der Botaniker und Entomolog finden an den warmen, blumigen Bergabhängen, wie in den ſchattigen Wäldern und tiefen Thalſchluchten nicht nur eine große Mannigfaltigkeit der Flora und Fauna, ſondern auch nicht wenige, zum Theil große und ſchöne Formen, die außerdem weit und breit in der Umgegend nicht wieder vorkommen und in deren Verbreitungsgrenze die Berge Wildungens mehr als *einmal* den nördlichſten Scheitelpunkt bezeichnen. Auch an Repräſentanten der höheren Thierklaſſen iſt kein Mangel. Die Gebirgsbäche ſind reich an ſchönen Steinforellen, während die Eder aus demſelben Geſchlecht häufig die Aeſche, die Lachsforelle und nicht ſelten den Lachs ſelbſt, daneben zahlreiche Hechte, Weißfiſche u. ſ. w. bietet. Von Amphibien begegnen uns, außer den überall gemeinen Arten, beſonders häufig große Exemplare der Ringelnatter (Tropidonotus natrix, Wagler).

Den Jagdliebhabern unter den Kurgäſten bietet der reiche Wildſtand und die Jagdfreiheit auf einem großen Revier Gelegenheit, manchen Rehbock auf dem Anſtand zu ſchießen. Hirſche und Wildſchweine ſind zwar ſeit 1848 ziemlich ausgerottet; aber es fehlt nicht an Dachſen und Füchſen in den Bergen, an Birk- und Auerhühnern in den Wäldern, an Haſen und Rebhühnern in den Feldern.

Mit der einbrechenden Dämmerung hat unſere Geſellſchaft das Haus wieder erreicht und verſammelt ſich, ohne vorher zu großer Toilette genöthigt zu ſeyn, nochmals zu einem frugalen Souper nach den Regeln der Brunnendiätetik, auf welche jedoch die jüngeren Aerzte bekanntlich kein großes Gewicht mehr legen, in dem Speiſeſaale. Dann folgt wohl noch ein kleines improviſirtes Concert, eine Vorleſung oder ein Abendſpaziergang bei Sternenlicht durch die Anlagen zwiſchen den duftenden Boskets und Blumenbeeten. Aber zu guter Zeit zieht ſich alles zur Ruhe zurück, denn ſchon vor ſechs Uhr beginnt der größere Theil der Badegäſte ſein Tagewerk am Brunnen. Auch wir ſchließen hiemit unſern Tag in Wildungen und nehmen von dem Leſer Abſchied, ſo gern wir ihn auch noch nach dem alten Stammſchloß der Fürſten von Waldeck, der Krone unter den Schönheiten der weiteren Umgebung des Bades, geführt hätten. Von der ehrwürdigen Burg, die ſich auf ſteilem Felſenberge 600 Fuß über dem Ederſpiegel erhebt, bietet ſich eine Ausſicht, der ganz Nord- und Mitteldeutſchland höchſt wenige an die Seite zu ſtellen hat. In Form eines rieſigen Hufelſens ſchlingt ſich dort, faſt ſenkrecht unter dem Beſchauer, der auf dem Altan des Schloſſes ſteht, der ſchimmernde Fluß durch die grüne Thalfläche, von einer hohen, halbkreisförmigen, in ein ſcharfes Vorgebirge ausſpringenden Bergwand begleitet. Jenſeits des Thales ſteigen mit prächtigem Hochwald bedeckte Berge zu kühnen, vielgeſtaltigen Gipfeln empor. Links folgt das Auge durch blühende Fluren mit zahlreichen Ortſchaften dem Laufe des Fluſſes, bis wo er im fernen Oſten zwiſchen den Bergen hervor in die weite Ebene tritt, während zur Rechten die zahlloſen Kuppen der ſauerländiſchen Gebirge den weiten Proſpekt ſchließen. Aber für heute iſt es zu ſpät geworden, und wir behalten uns vor, den Leſer, dem dieſe Schilderung gefallen, ſpäter zu einem Ausflug nach Schloß Waldeck einzuladen.

Verantwortlicher Redakteur: Houff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 8. 19. Februar 1862.

— You speak
Of one, that lov'd not wisely, but too well;
Of one, whose hand,
Like the base Judean, threw a pearl away,
Richer than all his tribe.

Shakespeare.

Ein Emigrant.

(Schluß.)

Theodor ſprang auf, klopfte an des Mädchens Zimmer und trat auf ihren Ruf hinein. — Durch die Seelenqualen, die er erlitten, war er ſo abgeſpannt, daß es war, als könnte ihn heute nichts mehr erregen, berühren, nicht einmal Carolinens Anblick.

„Was iſt Ihnen, Capitän?“ rief Caroline erſchrocken, als ſie Theodor vor ſich ſah. „Um Gotteswillen, Sie ſind ſehr krank.“

„Nicht doch,“ ſagte Boratowsky lächelnd. „Sie laſſen mir ſagen, ich ſolle zu Ihnen kommen; ich wäre von ſelbſt gekommen, um von Ihnen Abſchied zu nehmen und Sie zu bitten, Jaroslaw glücklich zu machen. Caroline!“ rief er und ſeine Stimme bebte, als er des Mädchens Hand ergriff. „Wollen Sie das thun?“

„Ich kann es nicht!“ ſagte ſie mit niedergeſchlagenen Augen; „eben deßhalb habe ich Sie gebeten, zu mir zu kommen. Sie ſollten mit Ihrem Vetter reden; er liebt Sie, und aus Ihrem Munde thut ihm nicht ſo weh, was er hören muß. Mein Oheim iſt herb in ſolchen Sachen, verſteht davon nichts. Ich könnte ihn nie wiederſehen.“ — „Und was ſoll ich Jaroslaw in Ihrem Namen ſagen?“

„Daß ich ihn nicht liebe, nie lieben werde,“ fuhr ſie in ſicherem Tone fort. „Ich war vom Zauber ſeines Weſens geblendet, verwirrt, man kann ſeiner Stimme, ſeinem Auge, dem Glanze von Poeſie und Anmuth, der ihn ſtets umgibt, nicht widerſtehen — aber man liebt ihn deßhalb nicht.“

Theodors Pulſe fingen an wieder heftig zu fliegen, ſein Herz ſchlug höher, Licht, helles Licht wollte in ſeine Seele einziehen. „Armer Jaroslaw!“ ſagte er. „Und doch hätte ich mit ihm geſchworen, Caroline liebe ihn.“

„Hätten Sie das?“ fragte ſie, lebhaft erröthend. „Wie ſchrecklich! Und doch habe ich Ihrem Vetter gegenüber nie etwas anderes als Unruhe, Befangenheit, Bewunderung, wenn Sie wollen, empfunden! Wenn man liebt,“ fuhr ſie fort, „dann iſt man glücklich, befriedigt, ganz Hingebung, unendliche Ruhe, unendliche Seligkeit!“

„Unendliche Ruhe, unendliche Seligkeit oder Tod, Verzweiflung, Wahnſinn! Caroline!“ rief Theodor und drückte des Mädchens Hand leidenſchaftlich an ſeine Bruſt. „Noch vor zwei Stunden rang ich ſo mit dem Wahnſinn, weil ich Caroline meinem Vetter nicht gönnte, ſie in ſeinen Armen nicht denken konnte. Es war entſetzlich, ganz entſetzlich!“ Und er bedeckte ſeine Stirn mit beiden Händen. „Und jetzt,“ fuhr er

Digitized by Google

plötzlich trocken und kalt, wieder gesammelt fort, „jetzt sagen Sie mir, daß Sie Jaroslaw nicht lieben, und nun reisen wir beide morgen früh ab und bitten Gott, daß er Sie glücklich mache.“

Caroline war bleich, wie eine Marmorstatue. „Sie wollen gehen?“ sagte sie leise. — „Morgen früh, Caroline.“ Boratowsky blieb eine Weile neben ihr stehen, die ihr Auge nicht zu ihm empor zu heben vermochte. Er sah sie an; die für einen Augenblick angenommene Ruhe schwand.

„Wenn ich dich nicht mehr sehen soll —“ rief er mit bebender Stimme, und rang beide Hände über seinem Haupte. Plötzlich drückte er Caroline in höchster Leidenschaft an sich. „O nur Einmal muß ich dich hier an meinem Herzen fühlen!“ rief er, wie außer sich; „nur Einmal in meinem Leben!“

Aber Caroline blieb in seinen Armen und lehnte den Kopf an seine Brust. „Theodor,“ sagte sie, „du wirst nicht gehen, dich liebe ich ja!“

Er hob ihren Kopf in die Höhe, sah ihr staunend, ungläubig, fast entsetzt in die Augen.

„Caroline!“ rief er, drückte sie noch einmal jauchzend an sein Herz, und sank dann still, lautlos zu ihren Füßen. Es war zu viel der wechselnden Gefühle, die sein Herz in wenig Stunden zu überstehen gehabt.

Die große Wanduhr im Corridor schlug eilf Uhr. Caroline erschrack. „Auf morgen früh, Theodor!“ sagte sie und legte die Hände auf das Haupt, das gebeugt vor ihr da lag. Und Theodor sprang auf.

„Morgen früh muß ich mit Jaroslaw sprechen! Hätte ich das überstanden!“ rief er schmerzlich.

„Er ist nicht Theodor,“ sagte Caroline. „Alle Frauen lieben ihn, sollte er nicht die einzige kleine Hamburgerin, die es nicht thun mochte, bald vergessen?“

„Ich weiß nicht, Caroline, wer kann dich vergessen?“ — „Wer nicht gerade Capitän Boratowsky ist. Aber gute Nacht, Theodor!“ sagte sie und gab ihm die Hand hin, die er zärtlich küßte; er wagte nicht die Geliebte noch einmal an sein Herz zu drücken.

Der andere Morgen, als Nachklang des vorhergehenden Abends, brachte wunderbare Bewegung in unsere Reisegesellschaft.

Der Capitän ging zum Senator, da dieser kaum die Augen geöffnet, noch zu Bette lag und eben nach frischem Wasser geschellt hatte. Der alte Herr war über die Eröffnungen, die ihm Boratowsky machte, Anfangs im höchsten Grade betroffen, erschrocken; je länger er aber den Capitän anhörte, je stiller wurde er. Die aufrichtige Liebe zu Caroline, die aus jeder Miene, aus jedem Worte Theodors unwiderleglich sprach, rührte ihn.

Endlich sagte er mit Thränen in den Augen: „Also eine Frau Seecapitänin will Caroline werden? Ein lustiges, unruhiges, oft einsames, unerquickliches Leben. Aber wenn sie es will, wenn sie Euch liebt — Gleich und Gleich gesellt sich gern — das Creolenvagabunden-Blut spukt doch noch in ihr. Zu Hause, im aufgeputzten Hause ihrer Frau Mutter wird dem Kinde nicht wohl und eine tüchtige Kaufmannsfrau hätte sie nie abgegeben. Wir wollen sehen, was wir mit der Frau Schwägerin anfangen können. An Widerreden wird's nicht fehlen, aber Geld habt Ihr ja anzubieten. Geben Sie nur Acht, wie Sie mit dem schönen Vetter fertig werden; ihm hätte ich Caroline nun und nimmer gegeben.“

„Wer weiß, wenn Caroline gewollt hatte?“ — „Und wenn sie es hundert mal gewollt hätte, ich würde es nie zugegeben haben.“

Theodor ging zu Jaroslaw und brachte ihm Carolinens Antwort. Von seinem Glücke sprach er nicht. Welche Aufgabe für ihn! Jaroslaw hörte ihn bleich und schweigend an, bleich und schweigend machte er seine Anstalten zur Abreise. Der Capitän war in der qualvollsten Angst um ihn. Seine Begleitung auf der Reise wollte der Vetter durchaus nicht annehmen.

„Bitte, laß mich allein gehen!“ sagte er, als Theodor in ihn drang, um nur zu wissen, wohin er seine Schritte wenden wollte. „Gleichviel, vielleicht nach Paris.“ — „Da willst du dich betäuben?“ — „Ja,“ sagte Jaroslaw, bitter lächelnd, „mit Spiel und schönen Weibern.“ — „Pfui!“ rief Theodor, „das willst du thun, nachdem du Caroline geliebt hast?“

Dunkle Röthe überflog einen Augenblick Jaroslaws schönes Gesicht. „Was soll uns Ausgestoßenen, Verbannten die Tugend? Glaube mir, je wilder, verworrener wir leben, je besser paßt das zu unserem ganzen Daseyn, dann ist Harmonie außen und innen.“ Nach einer Weile sagte er: „Die Lehre von der Prädestination soll man beherzigen.“

Theodor schüttelte den Kopf und sah seinen schönen, glänzenden Vetter voll Schmerz und Kummer an. Wenn er ihn retten, auf andere Wege bringen könnte! All seine große, sonst so innige Liebe zu Jaroslaw war erwacht, aber wie Mittel und Wege dazu finden?

Jaroslaw reiste allein ab, Theodor folgte ihm wenige Stunden darauf nach Paris, wo er sicher war ihn zu finden. Neben Caroline brachte er diese wenigen Stunden zu, aber nicht in voller Glückseligkeit. Die Sorge um Jaroslaw lastete auf ihm, er empfand es wie eine Schuld an ihm, wenn er die Geliebte an

ſein Herz drückte, ſich ſeines ganzen Glückes bewußt wurde, und Caroline verſtand das.

Die Zeit ging hin. Fünf Jahre waren verfloſſen, da finden wir gegen Ende des Sommers Graf Coroner mit ſeinem Neffen Popi Landolfi, dem Malteſer, auf einer Geſandtſchaftsmiſſion nach Petersburg begriffen, in Königsberg, der alten preußiſchen Reſidenz, wo er von der langen anſtrengenden Reiſe über Breslau und Warſchau einen Tag lang ausruhen wollte. Zu jener Zeit, wo es dort noch lange keine Eiſenbahnen gab, gehörte die Reiſe von Wien nach Petersburg wirklich zu den mühſamſten und unerfreulichſten, die man machen konnte. Poſthaus nach Poſthaus, Station nach Station wurde zurückgelegt und nichts war, was die Phantaſie beſchäftigen konnte. Nur Warſchau hatte ſeinen eigenthümlichen Eindruck nicht verfehlt: großartig, vornehm, und doch ſo traurig, von ſo viel Elend redend. Sonſt nur endloſe Ebenen mit ſparſamer Bevölkerung, einzelnen ſtattlichen Herrenſitzen und armſeligen Flecken. Allerdings ſchöne Wälder, durch die man aber Stunden um Stunden zu fahren hatte.

Graf Coroner war froh, Königsberg erreicht zu haben, jene halb hanſeatiſch kaufmänniſche, halb modern nüchterne Stadt, die faſt die äußerſte Grenzmark deutſcher Lande und deutſcher Cultur bildet.

Nachdem er im Gaſthof gehörig ausgeruht, ging er mit dem Neffen aus, Königsbergs Merkwürdigkeiten zu ſehen. Eben war er etwas gelangweilt vom Schloß, das die alten preußiſchen Herzoge erbaut, dem Moskowiter Saal, dem Dom, und was ſonſt der Lohndiener zu zeigen für nöthig fand, nach Hauſe gekommen, als er im weiten Vorſaal des Hotels einen Mann und eine junge Frau mit einem Kinde an der Hand ſtehen ſah.

Näher tretend, rief er: „Iſt's möglich, Capitän Boratowsky! Sie hier und Fräulein Caroline!“

Der Capitän wandte ſich um. „Lieber Graf, wie kommen Sie hieher? Aber Fräulein Caroline iſt meine Frau und Carol hier mein junger Sohn.“

Man ſchüttelte ſich die Hände und war herzlich erfreut, ſich in dieſer fernen, fremden Welt wiederzuſehen. Procop kam auch dazu und wurde mit neuem Jubel aufgenommen.

Weder dieſen Tag noch den folgenden Morgen trennten ſich die guten Bekannten, die ſich ſo ſeltſam zuſammen gefunden hatten, bis ihr Weg ſie von Tilſit ab auseinander gehen hieß. Graf Coroner und Procop verfolgten ihre Straße nach Norden gen Petersburg, Theodor und Caroline wandten ſich nach Nordoſt, dem Niemen zu, wo der Capitän endlich ſein Stammſchloß Boratowsky ſeiner Frau zeigen wollte. Der Capitän bat den Grafen, auf der Rückkehr von Petersburg, in vierzehn Tagen, höchſtens drei Wochen, bei ihm einzukehren und ſich einen alten polniſchen Herrenſitz anzuſehen. „Unſere Pferde erwarten Sie dann in Tilſit. Sie werden unſere polniſchen Pferde kennen lernen. Die zwölf, vierzehn Stunden, die Sie bis zu uns zu durchfahren haben, werden Sie durchfliegen.“

Wirklich holten des Capitäns polniſche Pferde nach vierzehn Tagen den Grafen und ſeinen Neffen von Tilſit ab. Mit einigen Relais, die man geſtellt hatte, flogen ſie wirklich mit Windeseile, erſt noch eine kurze Strecke durch das grüne, wieſenreiche Litthauen, dann durch ſandige Steppen und Nadelgehölz zur polniſchen Grenze, endlich den Niemen entlang, deſſen Ufer maleriſch und ſchön wären, wenn eine ſüdlichere Sonne ſie beleuchtete. Alles zeigt dort jene grauen Töne und Tinten, die uns auf alten Landſchaftsbildern entgegen treten, wo die friſcheren Farben mit der Zeit matt geworden ſind und dem haftenden Schwarz weichen müſſen. Selbſt in den heißeſten Tagen des Sommers, wie der, an dem der Graf mit ſeinem Begleiter den Niemen entlang fuhr, iſt Licht und Luft dort nicht durchſichtig, nicht von jenem Zauber und Schmelz, wie in den ſüdlicheren, ja nur in den gemäßigteren Strichen.

Boratowsky und Caroline kamen ihren Gäſten zu Pferde weit entgegen und führten ſie in ihr Schloß ein, in jenes Schloß, das Theodor einſt ſeiner Frau beſchrieben, da er ſie eben kennen gelernt hatte. In der That, ein ſtattlicher Herrenſitz, nur daß dauernde Abweſenheit der Beſitzer aller Orten Verfall und Zerſtörung hatte einreißen laſſen.

Vier ſtolze Thürme ſchirmten die vier Seiten des Gebäudes; aber ein Flügel davon war eingeſtürzt, und wenn man durch das große gewölbte Portal fuhr, ſah man überall auf dem gepflaſterten Hofe das Gras wachſen, der Röhrenbrunnen in der Mitte war verſiegt, alle Ställe und Wirthſchaftsräume, die den Hof umgaben, in arg verwittertem Zuſtande. Vor einer kleinen Thüre, dem großen Portal gegenüber, hielt der Wagen; Boratowsky war am Schlage und hieß ſeine Gäſte willkommen und half dann Carolinen vom Pferde, ein Dienſt, den er nie einem andern überließ. Der Graf gab der jungen Frau den Arm und man ſtieg auf mit Teppichen belegter Treppe in die obern Räume des Schloſſes, die, ziemlich verfallen, vom früheren Glanz und der Ueppigkeit der Familie zeugten. Venezianiſche Spiegel, ſchwere große Glaskronleuchter, perſiſche Teppiche, große marmorne Kamine, mit chineſiſchem Porzellan beſetzt, Tapeten von Seidendamaſt und Hautelisſe, die freilich von den Würmern hart mitgenommen

Digitized by Google

waren, und Möbeln, die zu all dieſer etwas verblichenen Herrlichkeit paßten.

Die Gäſte ruhten von ihrer langen Fahrt. Gegen Abend verſammelte man ſich, um zu ſpeiſen. Die Tafel, reich mit Silber beſetzt, war in einem der weiten Thürme gedeckt, aus dem man über den Park des Schloſſes hinaus den Niemen zwiſchen ſeinen üppigen Wieſen und Baumgruppen dahinſtrömen ſah. Auf dem jenſeitigen Ufer lag ein ſtattlicher Herrenſitz, darüber hinaus endloſe Waldungen.

Graf Coroner ſtand mit dem Capitän in einer Fenſterniſche und bewunderte die herrliche Ausſicht, als die Thüren geöffnet wurden und Caroline, die Wirthin des Hauſes, an Jaroslaws Arm herein trat.

Der Graf war überraſcht, betroffen von der Schönheit des eintretenden Paares, und doch war es wie ein greller Mißton, der ihm in der Seele erklang, da er Caroline am Arm des Londoner Vetters erblickte. Raſch geſammelt aber, wie immer, rief er heiter: „Ganz Marienbad, das ſich heute zuſammenfindet! Wie haben Sie das angefangen, Capitän?“ Er küßte Caroline noch einmal die Hand und bewillkommte den Vetter.

„Wirklich ganz Marienbad,“ lachte Theodor, an deſſen Glück heute nichts zu fehlen ſchien. „Jaroslaw hat nach tauſend Plackereien und Mühen endlich die Erlaubniß erhalten, wenigſtens beſuchsweiſe, nach Polen zu kommen. Sein erſter Beſuch mußte natürlich uns hier gelten. Es iſt gar zu ſchön, liebe Freunde und Verwandte am eigenen, vaterländiſchen Herde bewirthen zu dürfen.“ Dabei ſchenkte er dem Grafen Wein ein und ſah nach Caroline hinüber, voll inniger Freude und Zärtlichkeit.

„Wo aber hat unſere ſchöne Wirthin gelernt ſo trefflich Haus zu halten?“ fragte ſcherzend Coroner, indem er dem Braten, den man ihm vorgelegt hatte, weidlich zuſprach. „Auf Ihrem Wanderleben, bei Ihren Seefahrten, kann ſie darin keine große Erfahrungen gemacht haben.“

„Ei,“ ſagte Theodor, „meine Frau hat ihr Haus in Toulon und ihr Haus in Algier; ſie fliegt nur dann und wann mit mir aus, wenn die Fahrten nicht zu weit gehen. Die kleine Brut, den Jungen haben wir auch ſchon mit zur See gehabt. Müßten wir nicht ſo oft und lange getrennt ſeyn, wir führten ein wahres Feenleben.“

Und der Capitän fing an von ihrem bunten, wechſelnden Leben zu erzählen: wie herrlich es ſey, wenn Caroline eine Reiſe auf ſeiner Corvette mitmache, wenn er ſie nach langer Abweſenheit wieder treffe in Algier, wo er ihr ein kleines Zauberſchloß gebaut. Am liebſten bleibe ſie auf Corfu, weil es da ſo unendlich ſchön und wild ſey. Auch den Nil haben ſie ſchon zuſammen aufwärts bis Cairo befahren und ſeine Frau könne Wundergeſchichten von Pyramiden, egyptiſchen Gräbern, Tempeln und Säulen erzählen. Bei ſolchen Dingen ſey ſie ſo recht eigentlich zu Hauſe.

„Lieben Sie wirklich dieſe verfallenen Monſtroſitäten, ſchöne Frau?“ fragte Coroner. — „Gewiß liebe ich ſie,“ ſagte Caroline; „dieſe verfallenen Monſtroſitäten wiegen uns in eine ganze Welt von Zaubergeſchichten und Mährchen ein. Mir war dort, als erlebte ich all die herrlichen Dinge von Harun Alraſchid oder Haſſan, die ich in tauſend und einer Nacht als Kind mit ſolcher Begier geleſen. Dann war mir wieder, als würde ich plötzlich weiſe, ganz groß und weiſe, wenn ich zwiſchen der hingegangenen Herrlichkeit der Pharaonen des alten Egyptens einherging. Man begreift dort noch ganz anders als in Rom oder Athen, was Geſchichte unſeres armen Menſchengeſchlechts iſt.“

Caroline wurde roth, während ſie ſprach, wie gewöhnlich, wenn ſie allein redete und man ihr allein zuhörte. Im Laufe der Unterhaltung aber belebte ſie ſich raſch und war unbefangen und geſprächig. Auch heute erzählte ſie bald weiter vom Nil, von Cairo, dann von Corfu, wie ſie dort kürzlich ein halbes Jahr mit dem kleinen Carol ganz allein gelebt und auf Theodor gewartet. Sie war dabei ſo anmuthig und reizend, daß man ſich keine holdere Königin zu ſolchem Feenmährchenleben, wie ſie beſchrieb, denken konnte.

Jaroslaws Augen hafteten dunkel, zuweilen glühend an Carolinens Zügen. Graf Coroner bemerkte das einmal und konnte des unheimlichen Gefühls, das ihm des Vetters Weſen einflößte, nicht Herr werden. Theodor aber war und blieb heiter und ſorglos.

Nach Tiſch kam der kleine Carol. Es war wieder ein anmuthiges Bild, wie die junge Frau das Kind auf dem Schooß hielt, während die Männer im Zimmer umherſtanden, mit ihm ſpielte, ihm die langen blonden Haare aus dem Geſicht ſtrich und ſeinen roſigen Mund küßte.

Jaroslaw trat zu ihr heran, ſchenkte dem Kleinen Bonbons vom Deſſert und neckte ihn; dann vergaß er ſich ſelbſt und blieb neben Caroline ſtehen. — „Spielen Sie, Caroline,“ bat er, aber ſo leiſe und heftig, daß die junge Frau erſchrocken aufſah. — „Warum ſind Sie gekommen, Jaroslaw?“ ſagte ſie ſanft aber leiſe.

Der Vetter antwortete ihr mit düſterem Blick, Liebe und Haß ſchienen darin mit einander zu kämpfen. „Spielen Sie,“ bat er noch einmal.

Sie that, was er wünſchte. Sehr eigenthümlich war das Spiel der jungen Frau. Sie hatte bedeutende

Digitized by Google

muſikaliſche Anlage, zu Theodors Entzücken, der ihr oft Stunden lang zuhörte, wenn ſie auf dem Clavier phantaſirte. Heute ſpielte ſie auch ſchön, aber ſo traurig und ſüß, als wären es lauter Abſchiedslieder, die ſie erdachte.

„Spiele etwas Heiteres, Caroline,“ ſagte Theodor; „es klingt alles ſo melancholiſch, was du uns hören läßt.“ — „Ich kann eben nicht anders,“ antwortete die junge Frau.

Dann ging man hinab in den Garten, der in aller Eile für die Herrſchaften hergerichtet war; aber die Waſſer ſpielten nicht mehr und der kleine holländiſche Blumengarten wollte nichts mehr als Nelken und Monatroſen aufweiſen. Caroline ging am Arm ihres Mannes, der Graf neben ihnen. Sie ſchritten die langen, ſchattigen Gänge auf und nieder, die hie und da einen Durchblick auf den Niemen und ſeine friſchen Wieſen gewährten. Die Nacht wollte völlig hereinbrechen. Theodor pflückte von dem Nachtſchatten, den ſeine Mutter ſehr geliebt, und dachte an ſeinen erſten Spaziergang mit Caroline in Marienbad, wobei der Graf auch geweſen. Er gab die Blumen ſeiner Frau.

„Mein Sohn wird ſeiner Braut auch einen ſolchen Strauß ſchenken, wenn ich hier im Erbbegräbniß ruhe,“ ſagte ſie lächelnd.

Theodor ſah Caroline an. Ihre Melancholie hatte ihn nach und nach angeſteckt, der Graf war auch einſylbiger geworden und fing an Geſpenſtergeſchichten aus Böhmen zu erzählen, das wohl mit Polen Aehnlichkeit habe, nur daß es nicht ſo kalt dort ſey. Jaroslaw unterhielt den Malteſer, beide ſpielten dann mit zwei großen Hunden und dem kleinen Carol am Baſſin des Springbrunnens. Das Kind wollte durchaus nicht zu Bette gehen, trotzdem die Mutter der Wärterin mehrere male zugerufen, es zur Ruhe zu bringen.

Man ſetzte ſich endlich um den Theetiſch, als der Mond ſchon hoch über dem alten Schloſſe ſtand, das mit ſeinen grauen Mauern und Thürmen ſo ernſt durch die dicht belaubten Bäume ſchaute. Der Malteſer las eifrig in einem Reiſehandbuch und ſtudirte dazu eine Karte von Polen, die ihm der Capitän eben hervorgeſucht hatte. Theodor und der Graf ſpielten Schach und Caroline ſaß, den Arm aufgeſtützt, und ſah dem Spiele zu.

Jaroslaw, ihr gegenüber, hatte einen Haufen Zeitungen vor ſich und ſchien zu leſen, in Wahrheit aber beobachtete er Caroline. Einmal ſah ſie auf und erſchrack: wieder derſelbe unheimlich düſter glühende Blick, der ſie zu verzehren ſchien. Eine Unruhe bemächtigte ſich ihrer, die ſie nicht mehr bezwingen konnte; ſie ſtand auf und wollte nach dem Kleinen ſehen, ob er ruhig ſchlafe. Jaroslaw folgte ihr.

Etwa zehn Minuten darauf hörte man einen Schuß. Theodor ſprang auf. „Wer mag ſich ſo ſpät noch mit Piſtolenſchießen unterhalten?“ rief er und ging einige Schritte vorwärts. Noch ein Schuß. Er eilt durch den Garten dem Schloſſe zu. Da hört er Thüren werfen, hort Stimmen, Angſtrufe, er ſtürzt in das Haus.

Die Frauen kommen ihm bleich, entſetzt entgegen. „Um Gottes Willen, Herr!—“ — Theodor eilt weiter in das Zimmer ſeines Kindes. — Da liegt Caroline todt neben dem Bett des Kleinen. Eine Kugel hatte ſie mitten durch's Herz getroffen. Durch das offene Fenſter hatte man nach ihr geſchoſſen.

„Jaroslaw!“ ruft Theodor, drückt die blutende Geliebte an ſein Herz, trägt ſie auf das Bett, ſtürzt dann vor ihr zuſammen, ihre Hand feſt in der ſeinen haltend.

Draußen vor dem Schloſſe eilen Lichter hin und her, verworrenes Geſpräch, Gemurmel. Der zweite Schuß, den man gehört, hatte Jaroslaws Leben beſchloſſen.

Ein kleiner düſterer Zug hatte Abends den Körper des Grafen Jaroslaw Stalinsky auf ſeine ehemaligen Güter geführt; nur Diener des Schloſſes Boratowsky waren ihm mitgegeben. Den Morgen darauf geleiteten Theodor, ſeinen kleinen Knaben an der Hand, Graf Coroner und der Malteſer Carolinen zu ihrer letzten Ruheſtätte. Dann ſtieg der Capitän, Verzweiflung im Herzen, ſeinen Knaben auf dem Arm, in den Reiſewagen, um in der Fremde dieſes theure Kleinod zu hüten und zu bewachen.

„Ich allein will hier neben dir ruhen, Caroline,“ hatte er am Grabe ſeiner Frau geſagt; „dein Sohn ſoll nie die Schwelle dieſes unglückſeligen Hauſes betreten, er ſoll nur Pole ſeyn, wenn er für ſein Vaterland fechten und ſterben kann.“

Und er hielt Wort. Carol wurde, wie ſein Vater, in Frankreich erzogen, wie er zum Seefoldaten ausgebildet; aber der Geiſt ſeiner Mutter ruhte auf dem Knaben. Als Theodor ihn zum erſtenmal als Unterlieutenant auf ſeinem eigenen Schiffe mit hinausnehmen durfte und ſeine Augen mit gerechtem Stolze am herrlichen Jünglinge weidete, war er mit ſeinen düſtern Schickſalen ausgeſöhnt.

Die neu zu erwartende Sündfluth.

(Schluß.)

Unabhängig von allen Legenden findet Adhémars Theorie der periodiſchen Sündfluthen ihre weſentlichen Stützen in der jetzigen Geſtaltung der Erdoberfläche, und wir werden ſie erkennen, wenn wir die Folgen, welche eine Fluthung des Weltmeeres von Norden nach Süden nothwendig hervorbringen mußte, mit den vorhandenen Zuſtänden vergleichen.

Sieht jemand das Bild unſerer Erde zum erſtenmal auf einem Globus vor ſich, ſo wird er ſicher betroffen ſeyn von der ungleichen Vertheilung der Waſſermaſſen auf beiden Halbkugeln. Während das Meer etwa zwei Drittheile der ganzen Erdoberfläche auf dem Globus einnimmt, iſt dennoch die nördliche Halbkugel vorherrſchend Land, die ſüdliche vorherrſchend Meer. Die nördliche Hemiſphäre iſt es, welche die großen Continente von Europa und Aſien ungetheilt, Afrika und Amerika zu faſt zwei Drittheilen enthält; auf der ſüdlichen dagegen dehnt ſich unermeßlich das Meer, nur unterbrochen durch die vom Aequator herab ſich zuſpitzenden Ausläufer von Amerika und Afrika, und durch die Inſelgruppen Auſtraliens und Polyneſiens. Sehr wohl vermögen wir bei dieſem Anblick uns die ſüdliche Erdhälfte als vom Norden her überfluthet vorzuſtellen, da wir alles flachere Land vom Aequator abwärts zum Boden des Meeres geworden ſehen, aus welchem nur die, von hohen Gebirgsſtöcken umkränzten und getragenen Ausläufer der genannten Continente als Halbinſeln neben den Gebirgsrücken und Berggipfeln der Sundainſeln und Polyneſiens hervorragen, bis jenſeits, wo die Erdrinde wiederum zu einer größeren Hochebene aufſteigt, ſich Auſtralien zeigt.

Auf der nördlichen Hemiſphäre reichen die Continente bis über 70 und gegen 80 Breitengrade nach dem Pole hin, im Süden nur einige 40 Grade, und die ſüdlichen Meere zeigen im Allgemeinen eine viel größere Tiefe, als die nördlichen, 14, 27 und 46,000 Fuß, während man dem atlantiſchen Ocean nur 10 bis 12,000 gibt.

Hat ferner die nördliche Halbkugel ihre Waſſermaſſen auf die ſüdliche hinüber ergoſſen, ſo wird der trocken gelegte Boden, ſo weit er unverändert blieb, die Spuren des Meerwaſſers verrathen müſſen; und wir finden in der That die weiten Sandwüſten, in denen faſt kein Wachsthum den Boden zerſetzt, noch Waſſer ihn auflöst, mit dem Salz der Meere durchdrungen und incruſtirt; ſo die aſiatiſche Gobi, die afrikaniſche Sahara, die Salzwüſten und Steppen Syriens, der Euphratebene, Irans, die Pampas Amerikas. Auch dürfen die vielen Sümpfe und ſtehenden Waſſer uns auffallen, mit denen, im Gegenſatz zu der ſüdlichen Erdhälfte, der Norden bedeckt iſt, die nicht geringe Zahl von Binnenſeen mit Salzwaſſer, welche zum Theil, wie der Salzſee von Utah, mehrere Tauſende von Fußen über dem Spiegel des Weltmeers liegend, jährlich Millionen von Centnern Salz durch Verdunſten und Efflorescenz abgeben, und da ſie öfters ohne jeglichen Zufluß ſind, kaum anders entſtanden gedacht werden können, als in der Weiſe von Lachen, die nach einer Ueberſchwemmung zurück bleiben.

Eine merkwürdige Uebereinſtimmung mit der Theorie der periodiſchen Ueberſchwemmung von Pol zu Pol weiſt ferner die Erſcheinung der ſogenannten erratiſchen Blöcke auf. Es ſind dieß bekanntermaßen Felsſtücke von Granit, Gneis, Porphyr, Kalkſtein u. ſ. w., welche, oft auf den Ebenen flacher Länder, wie Fremdlinge inmitten der ſie umgebenden Natur lagern, von der ſie unmöglich abſtammen können, deren urſprünglichen Standort man aber in den einzelnen Fällen mit überzeugender Gewißheit in Gebirgen nachgewieſen hat, von welchen ſie viele Hunderte von Meilen ſich entfernt finden. Sie bedecken z. B. die norddeutſche Ebene, in Lehmboden oder Sand gebettet, oft eingebacken, wie etwa Roſinen in einen Pudding, nur fauſtgroß und in Mengen beiſammen; ihr größter Durchmeſſer ſteigt jedoch bis auf ſechzig Ellen und iſt gewöhnlich von Nordweſt nach Südoſt geſtellt. Der Denkſtein Guſtav Adolphs bei Lützen iſt z. B. ein erratiſcher Block, und zwar ſchwediſchen Urſprungs, ſo gut wie der größte Theil des alten Leipziger Straßenpflaſters.

Man hat für dieſe wunderlichen Gäſte in früherer Zeit allerhand, uns jetzt heiter erſcheinende Hypotheſen geſchaffen. Man ließ ſie durch Eruptionen am dritten Schöpfungstage als „Sprützlinge" des noch weichen Gebirgsmaterials über die Erde fliegen und ſtellte genaue Abbildungen ſolcher Ausbrüche her, z. B. aus den Jurabergen. Ein gewiſſer hannöoeriſcher Leibmedicus, Fiſcher, ließ ſie dagegen durch die noch üppige Schöpfungskraft der Erde wie Pilze aus dem Boden gewachſen ſeyn. Der Franzoſe Chabrier aber wollte, ſie ſeyen vom Himmel herabgekommen durch das Zerberſten

Digitized by Google

eines Planeten, wobei denn ebenfalls die Thiere und Menſchen, obwohl etwas malträtirt, herabgefallen wären, was weit möglicher ſey, als man gemeinhin denke, denn er ſelbſt ſey einſt aus dem zweiten Stock auf die Straße herabgefallen und ſey darüber 86 Jahre alt geworden. Seit Venetz, Charpentier, Agaſſiz ließ man ſie die weite Reiſe von ihrem Urſprungsorte bequem auf dem Rücken von Gletſchern machen, aber man mußte dazu wunderbare Veränderungen der klimatiſchen Verhältniſſe, ungeheure Vergletſcherungen der Gebirge und gewaltige Zeiträume annehmen. Mit größter Leichtigkeit jedoch konnte ſich der vielgedeutete Proceß ihrer Ueberſiedelung vollziehen in einer allgemeinen Sündfluth, welche mit ihrem gewaltigen Eisgang die abgeriſſenen Felsſtücke ſtrichweiſe von Norden nach Süden trug.

In der That finden wir die Ebenen von Deutſchland, Polen und Rußland mit Blöcken aus Schweden und Finnland bedeckt, und zwar, je weiter nach dem Norden hinauf, deſto häufiger, während ſie vor Gebirgen, wie das Erzgebirge und Rieſengebirge, ihre Grenze finden, die ſie nicht überſchreiten konnten. Ebenſo weiſt die Lombardei erratiſche Blöcke aus den deutſchen Alpen auf, Nordamerika aus den Polarregionen u. ſ. w. Je näher nach den Tropen zu, um ſo ſeltener werden ſie und hören nach dem 35ſten Parallelkreiſe ganz auf. Dazu kommt endlich, daß man auf der ſüdlichen Halbkugel ebenfalls erratiſche Blöcke findet; dieſe aber ſind von Südweſten her gekommen und reichen ebenfalls nur bis zur 35ſten Parallele ſüdlicher Breite herauf. Dieſe Blöcke müßten demnach als die Erzeugniſſe einer früheren — vorletzten — von Süden nach Norden gerichteten Sündfluth angeſehen werden.

Andere Zeugniſſe, wie die Knochenanhäufungen vorſündfluthlicher Thiere, wie die in Deutſchland unter Sandſchichten gefundenen Braunkohlenlager, will ich hier übergehen. Aber ein intereſſanteres Moment für die Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit periodiſcher Fluthen nach der Eisbildungstheorie liefert uns unſer himmliſcher Nachbar, der Planet Mars, welcher ſchon früher um unſere aſtronomiſche Erkenntniß ſich die größten Verdienſte erworben hat, da er es war, der unſern großen Kepler auf die Entdeckung ſeiner berühmten Geſetze von der elliptiſchen Bewegung der Planeten geführt, und der uns die Kenntniß von der wahren Ausdehnung unſeres Weltſyſtems an die Hand gegeben hat. Nicht umſonſt hat ihn ſomit der Inſtinkt der Alten „Mars“ getauft, den Eroberer, den Kriegsgott, der in blutiger Farbe uns das Schwert der Eroberung in den himmliſchen Räumen voranzutragen ſcheint, während zur andern Seite uns Venus, die Liebesgöttin, hell und mild ſtrahlend begleitet; denn zwiſchen Venus und Mars, wie man weiß, vollbringt unſere Erde ihren himmliſchen Lebensgang, ganz wie der Menſch auf ihr ſelbſt, getheilt zwiſchen Liebe und Kampf, ſeinen irdiſchen Lebensgang.

Mars nun zeigt an ſeinen beiden Polen blendend weiße runde Flecken, die jedoch nicht unveränderlich ſind, ſondern in ihrer Ausdehnung periodiſch und ſehr bedeutend wechſeln. Im Jahr 1781 z. B. beobachtete Herſchel den Lichtflecken des Südpols höchſt ausgedehnt zu einer Zeit, da dieſer Pol ſeinen langen, faſt zwölfmonatlichen Polarwinter gehabt hatte — denn das Jahr des Mars, obwohl ſein Tag nur etwa 24½ unſerer Erdſtunden enthält, beträgt faſt das Doppelte eines Erdenjahrs — während dagegen 1783, zu einer Zeit, da dieſer Pol faſt acht Monate lang der Sonne ausgeſetzt geweſen war, ſeine glänzende Fläche ſehr klein gefunden wurde. Man erräth es nun, dieſer auffallende Lichtfleck, welcher nach der langen Nacht des Polarwinters ſich ſo rund, ſo glänzend und ſtark zeigt, daß er ſelbſt über den Körper des Planeten hervorzutreten ſcheint, ſtellt uns die Polareiskuppe des Mars vor, aus mächtigen Eisbergen gebildet, welche unter den Sonnenſtrahlen des folgenden Sommers wieder auf ihr Minimum herabſchmilzt. Da die Abplattung des Mars größer iſt, ſo kann uns die Erſcheinung hier auffallender entgegen treten, und immer bleibt dieſe ein bedeutendes Moment für die Analogie ähnlicher Vorgänge auf unſerer Erde.

Doch genug von den Hinweiſungen auf eine vor der Hand unerweisliche Thatſache, für deren Beglaubigung wir die ruhige Entwicklung der Wiſſenſchaft abzuwarten glücklicherweiſe noch Zeit haben. Verweilen wir lieber noch einige Augenblicke bei dem Bilde des Erdenſchickſals, das durch die neue Theorie uns vorgeſtellt wird.

Faſſen wir den Zeitpunkt der präſumirten Fluth zunächſt in's Auge, ſo muß ich daran erinnern, daß im Jahr 1250, alſo vor ſechshundert Jahren etwa, jener Culminationspunkt größter Erwärmung für unſere nördliche Halbkugel eingetreten iſt, zu einer Zeit, wie man mit Intereſſe bemerkt, in der auch das Völkerleben, zumal unſeres Welttheils, auf einer excentriſchen Höhe der Erregung erſcheint, einer innern Erregung, welche der Erweckung eines neuen Geiſtes glich. Denn ſchon um das Jahr 1000 begonnen mit der Ankündigung und dem allgemeinen Glauben der Wiederkehr Chriſti und des hereinbrechenden jüngſten Gerichtes, trieb dieſe innere Erweckung einen aufgeregten Strom von Chriſten aller Länder nach dem heiligen Grabe, trieb Woge auf Woge des abendländiſchen Ritterthums, die Fürſten und Könige voran, ſtürmend gegen den

Orient hin, an deſſen gleicherweiſe im Islam neu aufgeregter Kraft und Begeiſterung — ich erinnere nur an die Erweckung der Haſchiſchim oder Aſſaſſinen — die brandenden Wogen freilich zerſchellten, aber nicht fruchtlos blieben; dann ausartend in die wilde Ketzerverfolgung der Waldenſer und Albigenſer, war ſie nunmehr zu einer Höhe geſtiegen, daß auch die zarte Kinderwelt Europas, von heiligem Wahne ergriffen, ſich auf den Weg machte, ſelbſtſtändig, unaufhaltſam zum Kreuzzuge nach dem Grabe des Erlöſers hin, und elend zu Hunderten umkam, ſo daß unſer Kaiſer Friedrich ein paar Kaufleute, welche Schiffe mit Kindern an die Sarazenen verkauft hatten, hängen ließ. Zuletzt aber geregeltere Bahnen annehmend, wurde dieſe Erregung zu einem neuen Geiſte im Leben, Dichten und Trachten der Völker, durchdrang Staat und Kirche, und gab uns die große Blüthenperiode der mittelalterlichen Dichtkunſt, unſere Helden- und Minnegeſänge.

Seit jener Culmination nun in der Erwärmung unſerer Halbkugel, ſeit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts alſo, gehen wir einer Umkehrung des Zuſtandes der beiden Pole entgegen. Die Eiskuppe des Südens hat begonnen zu ſchmelzen, die des Nordens ſich zu vergrößern. Die Hälfte jener halbirten Periode von 10,500 Jahren, in welcher durch das Vorrücken der Nachtgleichen eine Umkehrung in den Längenverhältniſſen der Jahreszeiten ſtattfinden ſoll, wäre nunmehr überſchritten, und wir hätten i. J. 1250 für den Nordpol daſſelbe Maximum der Wärme gehabt, welches vor jetzt 11,111 Jahren für den Südpol vorhanden war. Zwiſchen dieſen Grenzen alſo muß die Sündfluth unſerer Mythen gelegen haben. Vor 5861 Jahren, d. h. etwa 4000 Jahre vor unſerer Zeitrechnung, war die vereinigte Dauer der kalten Jahreszeiten, Herbſt und Winter, gleich geworden derjenigen der warmen, und es hätte ſomit die Schwankung des Erdſchwerpunktes wiederum ihre Mitte erreicht gehabt; und dieſelbe Mitte wird ſie daher in etwa 4640 Jahren auf's neue erreichen müſſen. Im Jahr 6500 chriſtlicher Zeitrechnung hätte man alſo die neue Sündfluth zu erwarten.

Man ſieht, für uns und unſere Familien, und ſelbſt für unſere Geſchlechtsnamen haben wir nichts zu fürchten; ſie werden vorausſichtlich untergehen ohne die Sündfluth. Sollte Einen indeſſen der Termin dennoch erſchrecken, ſo kann man vermittelſt einiger naheliegenden Betrachtungen leicht noch einige Jahrhunderte und ſelbſt Jahrtauſende an der Friſt zulegen. Denn gleichzeitig und unmittelbar mit der Ausgleichung der kalten und warmen Jahreszeiten auf beiden Hemiſphären kann die Schwingung der überfließenden Waſſer augenſcheinlich nicht erfolgen; ſie wird vielmehr auch dann nur fortfahren zu beginnen, und der wahre Losbruch des Adhémarſchen Welteisgangs kann erſt nach dem vollen Uebertritt des Schwerpunktes in die andere Hemiſphäre erfolgen, wie denn auch Adhémar ſelbſt die Sündfluth unſerer Väter nicht auf 4000 vor Chriſtus, ſondern ſehr beträchtlich ſpäter ſetzt.

Nichts deſto weniger verfolgt man aber bereits, als ob es wiederum nahe wäre, die Fährte des drohenden Ereigniſſes auf Steg und Weg, und ſucht ſeine Spuren in manchem charakteriſtiſchen Wechſel unſerer Zuſtände aufzufinden. Die Wand des Polareiſes z. B., welche in der nördlichen Polargegend bekanntlich bis über den 80ſten Grad hinaus durchbrochen worden iſt, fand Cook für den ſüdlichen Polarkreis ſchon mit 60 Grad geſchloſſen. Sechzig Jahre ſpäter jedoch konnten Roß und Dumont d'Urville bis zum 65ſten Parallelkreiſe vordringen und Victorialand, Adélle u. ſ. w. entdecken. Den Nordpolfahrten dagegen, die im letzten Jahrzehnt eine ſo große Ausdehnung gewonnen hatten, ſcheinen mit den Jahren immer engere Grenzen gezogen zu werden; und es iſt billig zu zweifeln, ob der wundervolle Anblick eines offenen Polarmeers, wie ihn Kanes Leute unter 82 Grad nördlicher Breite hatten, noch einmal dem Auge unſerer Generation ſich bieten werde, obwohl auch neuerdings wieder eine amerikaniſche Expedition ihn aufzuſuchen unternommen hat.

Die Franklinfahrer ferner haben unzweifelhafte Spuren früherer Cultur in Gegenden aufgefunden, welche jetzt ewiger Schnee deckt. Als Sloughby im ſechzehnten Jahrhundert Spitzbergen entdeckte, erzählten ſkandinaviſche Traditionen von weiten Ländern daſelbſt zwiſchen Grönland und dem Norden von Rußland hin; und daß die Normannen auf Island und Grönland ihre Fahrten ſo tief in die arktiſchen Gewäſſer erſtrecken konnten, geſchah kurz vor 1250, alſo gerade um jene Zeit der größten Erwärmung des Nordpols. Unzweifelhaft iſt es, daß ſeit zwei Jahrhunderten Grönland kälter wird. Vor Kurzem noch hat man einen wurzelnden Baumſtamm dort aufgegraben an einer Stelle, an der jetzt weder Baum noch Strauch gedeiht; und Prinz Napoleon, welcher der Welt ſchon ſo viel genützt hat, half, als er jüngſt eine Spazierfahrt in's Nordmeer machte, auf Island die Zeichen ſolcher Temperaturerniedrigung beobachten und verzeichnen. Island das im zehnten Jahrhundert ſehr bevölkert war, iſt jetzt in weiten Strecken, und beſonders nach Norden hin, unbewohnbar, und eine Eisbank trennt es jetzt von Grönland, von welcher keine Tradition der Alten dort weiß.

Wenn man in den Schweizer Alpen eine Römerbrücke unter ewigem Schnee aufgefunden hat, ſo iſt das

Digitized by Google

wohl lokalen Urſachen zuzuſchreiben; bemerkenswerther aber ſcheinen die von Jahr zu Jahr heftigeren Invaſionen des Meeres an der Nordküſte Europas, und ich erinnere daran, daß manche der niedrigeren Inſeln zwiſchen Weſer- und Emsmündung nur ſeit Menſchenaltern verſchwunden ſind, andere jährlich mehr untertauchen, während alte Sagen dort im Schwange gehen, welche von trockenen Verbindungswegen dieſer Inſeln, namentlich auch mit Schleswig, wiſſen.

Wie dem auch ſey, die Anzeichen, die Benachrichtigungen der Fluth, ehe ſie kommt, werden uns nicht fehlen, und es erſcheint überhaupt zweifelhaft, ob das ganze Phänomen, wenn auch die Fluth eine Wahrheit würde, einen ſo gewaltſamen Charakter tragen und nicht vielmehr ein allmähliges ſeyn würde, in welchem nur einzelne, theilweiſe und umgrenzte Erſcheinungen das Bild jener wild zerſtörenden, entfeſſelten Elemente bieten könnten, welches wir mit dem Namen der Sündfluth zu verbinden gewohnt ſind.

Jedenfalls aber hat eine ſolche Weltfluth vielfache Vorſtufen; das kälter und unbewohnbarer werdende Klima der Polargegenden — wofür allerdings auch ſchon heute das merkliche Zurückweichen der Eskimos aus den höheren Breitegraden ein weiteres Zeugniß zu geben ſcheint — das Wechſeln und Aendern der für uns bereits von großer Bedeutung gewordenen unterſeeiſchen warmen und kalten Strömungen des Weltmeers, die Bewegungen gleicher Weiſe des herüberſtrömenden und ungewohnte Näſſe mit ſich bringenden Luftmeeres, das allmählige, aber immer allgemeiner werdende Vordringen des Meeres gegen die flachen Küſten endlich und ſein Hereinbrechen an einzelnen ſchwach bewehrten Punkten in tiefer gelegene Binnenthäler: dies Alles und vielfach andere, noch nicht zu berechnende, aber ſicher zahlreiche Anzeichen würden uns zu rechter Zeit warnen und auf jegliche Aenderung unſeres Weltzuſtandes vorbereiten. Denn wenn die Patriarchen und Heiligen jener myſtiſchen Zeit der erſten Sündfluth der Offenbarung vom Himmel bedurften zum Schutze vor der Fluth, ſo war das ſicher nicht Schuld der Fluth oder der Natur überhaupt, welche niemals in Sprüngen vorſchreitet, ſondern derjenigen, welche, unerwachteren Geiſtes, die vorhandenen Zeichen nicht merkten und nicht verſtanden. Ihrem kindlichen Verſtändniß war noch die erhabene Sprache der Elemente nur ein göttliches Räthſel des Schreckens oder der Gnade; denn einſam, ohne Geſchichte und in kleinem Geſichtskreiſe abgeſchloſſen, kannten und lebten ſie nicht das Geiſtesleben, welches heute wie ein unſichtbarer, ununterbrochener Strom über Stadt und Land, von Ort zu Ort, von Volk zu Volk und von einem Welttheile zum andern in immer mächtiger werdenden Kreiſen webt und wirkt — ein Strom, der, aus ungezählten Tauſenden erkenntnißwacher Geiſter geſchöpft, auf jedem Punkte ungetheilt iſt, jedem Einzelnen, der ihn aufſucht, das Ganze bietet und ſo den Einzelgeiſt ausrüſtet mit der ganzen Lebensthat und Kraft ungezählter Menſchengeiſter. Solcher Art iſt ja das geiſtige Leben der Menſchen, der allgemeine Menſchengeiſt, unſichtbar und doch gegenwärtig. Wie die Erdwaſſer, ungeſehen, dennoch jedem den Brunnen füllen, der nach ihnen gräbt, ſo erfüllt auch dieſer Strom der Erkenntniß den einzelnen Menſchen im Maaße ſeiner Arbeit, und wie die räthſelhaften elektro-magnetiſchen Kräfte Geiſtern gleich den Erdleib beleben, ſo belebt und begeiſtert er allwirkend die Menſchheit. In ſeinem Lichte werden wir Jahrhunderte und Jahrtauſende vorausſehen und erkennen können, was der Menſchheit bevorſteht, denn er iſt *für uns* der Geiſt der Offenbarung geworden, der Geiſt eines gewiſſen und fortan ununterbrochenen Prophetenthums.

Und von dieſem Geiſte iſt es unmöglich anzunehmen, daß er ſich ſelbſt verlaſſen und verlieren könne, indem er etwa in der Mitte ſeiner Erkenntnißbahn, durch Naturgewalten überraſcht, ſich vernichten laſſe in ſeinem Träger, der Menſchheit, und plötzlich zu Grunde gehe.

Der Menſch iſt das letzte Geſchöpf der Erde, aber auch ihre höchſte Bildung, der Ausdruck ihrer Selbſterkenntniß. Sein Daſeyn kann kein flüchtiges, noch der Erde feindliches ſeyn. Sein Alter und ſein Leben läßt ſich mit der moſaiſch-chriſtlichen Schöpfungserzählung nicht mehr vereinen. Die Tage dieſer Schöpfungsgeſchichte ſind uns zu Zeitaltern geworden, zu Ewigkeiten ungezählter Jahrtauſende. Wenn vor den wenigen Jahrtauſenden, die Moſes ſetzt, die *Welt* erſchaffen wäre, ſo ſähen wir heute noch keine Sterne, ſähen allein die Sonne und die Planeten, am Himmel wandeln; denn die Weltkörper, welche unſern Nachthimmel erleuchten, bedurften bis zwei Millionen Jahre, allein um den geflügelten Boten, das Licht, bis auf die Erde, in unſer Auge zu ſenden, und 350 Millionen Jahre wären nach Lavaſtis Verſuchen nur zur Abkühlung der Erde in ihren feſten Zuſtand erforderlich, ehe die Geſtaltung und die Umwälzungen ihrer Oberfläche beginnen konnten; 600,000 Jahre berechnet Liebig allein für die Bildung einer Kohlenſchicht der Erddecke in Rheinpreußen. Mit Einem Wort, die Angabe, daß im Jahre vor Chriſtus 3949 die Welt erſchaffen ſey, friſtet ſich wohl noch im Kalender ein kümmerliches Daſeyn, aber aus den Büchern der Wiſſenſchaft iſt ſie geſtrichen und wir

beginnen die Welt nach Maaßen zu meſſen, welche bisher uns Ewigkeiten dünkten.

So tritt denn auch die Erſcheinung des Menſchen als Gliedes des Erdlebens mit immer größerer Beſtimmtheit aus Zeitaltern lange vor der Noachiſchen Sündfluth hervor. Wunderbare Entdeckungen der Neuzeit rücken ſein wahrſcheinliches Auftreten bis in die Dämmerung und das Chaos der Erdrevolutionen ſelber hinaus und laſſen uns jede ernſthafte Schätzung noch als voreilig erſcheinen. Nicht nur hat man Menſchenſkelette mit den Skeletten ausgeſtorbener Thiere vereint aufgefunden, nicht nur für den Fuß und die Kinnlade eines Menſchen nach ihrem Fundorte (in Florida) 10,000 Jahre berechnet, nicht nur nach Töpferſcherben, tief unter der Memphisſtatue, der ſogenannten Memnonsſäule, gefunden, 13,000 Jahre für die Cultur des Menſchen beanſprucht, nicht nur endlich einem Skelette der amerikaniſchen Race nach den Bodenſchichten, unter denen es gefunden ward, das ungeheure Alter von 57,600 Jahren nachgerechnet; man hat auch neuerdings innerhalb eines Geſteins, welches der tertiären Periode der Erdbildung angehört, in der man das Leben von Menſchen bisher für unmöglich hielt, wunderbare, aus Kieſelſtein gefertigte Inſtrumente gefunden, welche, meſſerartig oder wie Pfeilſpitzen, theils auch eirund oder mandelförmig mit ringsum ſchneidendem Rande, zuweilen mit einem Knopfe als Handhabe, bei aller Rohheit unzweifelhaft die Hand des Menſchen verrathen, dabei aber den bisher älteſten celtiſchen Geräthſchaften aus der ſogenannten Steinperiode der Menſchheit ſo ganz unähnlich ſind, daß ſie wie von einer andern Menſchenrace als der jetzt lebenden gefertigt erſcheinen.

Wenn wir ſomit über die Urſprungszeit des Menſchen noch keine Aufklärung haben, ſo müſſen wir doch ſeine Verbreitung zur Zeit der Sündfluth als eine bereits vielfache und theilweiſe ſchon mit bedeutender Cultur verbundene annehmen. Haben wir doch die Fluthſagen nicht bloß in der Moſaiſchen Tradition, ſondern faſt überall bei den älteſten Völkerſtämmen als lokale, gleichſam häusliche Sagen verbreitet gefunden. Auch Laplace, der große Aſtronom, hat es nicht verſchmäht, aus den Benennungen der Sternbilder des Thierkreiſes für die Zeit des Urſprungs dieſer Namen auf eine Epoche von dreizehn Jahrtauſenden vor Chriſtus zurückzuſchließen, und neuerdings hat man in den Negern und Papuas direkte lokale Ueberreſte der Lebensperiode vor dem letzten Diluvium erkennen wollen.

Wenn nun aber die Menſchheit *einmal* dieſe Fluth überſtanden hat, nicht durch ein vereinzeltes Wunder und nicht in *einem* Menſchen oder Menſchenpaare gleichſam zufällig gerettet, ſondern in Staaten und Geſellſchaften ſich bewahrend und ſelbſterhaltend, wie es die Ueberlieferungen aus dem Euphratthale, aus Indien, China, Amerika und Polyneſien berichten, mit welch anderer höherer Selbſtgewißheit darf er dann einer zweiten Fluth entgegen gehen in der geweckten Kraft ſeines Erkenntnißvermögens und ausgeſtattet mit der Wundermacht ſeiner Herrſchaft über die Elemente und über das Naturleben, mit welcher er ſchon heute Dinge vollbringt, die in unbefangeneren Zeiten als unmittelbare Handlungen und Kräfte der Gottheit allein empfunden wurden? Die alltäglich gewordenen Wunder unſerer Cultur — der Flug des Gedankens durch einen todt ſcheinenden Faden hin, die Selbſtbelebtheit und elementariſche Macht der Dampfroſſe zu Land und Meer, der ferntreffende Blitz aus der Menſchenhand und das Vorauswiſſen unſichtbar kommender Himmelsereigniſſe — erwecken, wo ſie auf den Naturmenſchen treffen, überall deſſen Anbetung und wahlloſe Unterwerfung wie vor göttlichem Weſen. Wie grauſig daher man ſich auch das Bild der allgemeinen Weltfluth vorſtellen möge — der Menſchengeiſt wird ihr gewachſen ſeyn.

Berechnen wir die Finſterniſſe und periodiſchen Erſcheinungen unſeres Himmelslebens voraus mit der Genauigkeit der Sekunde, ſo werden wir wohl nicht mit geringerer Genauigkeit oder Zuverläſſigkeit die Einzelheiten eines Aktes des periodiſchen Erdlebens voraus erkunden und uns dienſtbar machen. Käme alſo die Fluth wirklich, ſo würde es nicht mehr geſchehen, ohne daß wir ihre Zeitperioden wüßten und die Wege kennten, in denen ſie einher kommen ſoll. Wir würden vielleicht die Länder, Continente und Inſeln bereits ausgemeſſen haben, welche im Süden aus dem Meeresboden neu aufzutauchen hätten, und wiederum die Grenzen der Höhe kennen, bis zu welcher im Norden die Fluth Inſeln und Continente verſchlingen darf. Ich vermuthe ſogar, daß die Bodenflächen unſerer Heimath, welche fortan aus neuen Meeren das alte Antlitz erheben ſollen, wohlausgerechnet werden den Miniſterien des Innern überantwortet werden, damit dieſelben ſie an die Conſervativen vertheilen, welche durchaus den alten Zuſtand feſthalten und zurückbleiben wollen. Ja, wer weiß, ob nicht ein Völkercongreß, durch elektriſche, weltumſchlingende, oberirdiſche Drähte und unterſeeiſchen Kabel verkehrend, kurz vor dem Losbruche des welterſchütternden Eisgangs überhaupt die Weltvertheilung des Zeus erneuert, die unſer Schiller ſo poetiſch beſungen hat? Wer weiß, ob er nicht, geſtützt auf photographiſche Abbildungen der Zukunft, dann die neuen Marken feſtſtellt, die Grenzen zieht, die Adels-

Digitized by Google

entſchädigungen ausmacht, alle Rechte der Volksſtämme und der Einzelnen regelt, alle Mittel, Zeiten und Wege der großen Ueberſiedelung feſtſtellt, und vielleicht zu größerer Sicherheit alle Menſchen und Thiere zählt, oder ſie geſchlechterweiſe und familienweiſe photographirt? Solches alles kann dann jeglichem in ſeinem Paſſe für die andere Welt mitgegeben werden. Nicht den geringſten Zweifel aber habe ich, daß nicht Jahrhunderte voraus Buchhändler dieſe neue Welt verlegen, und Novelliſten und Romanſchriftſteller die Leiden und Freuden der Ueberfahrt, die Kämpfe der Eisblöcke mit Gebirgen und Wogenſtrudeln, die Thiere im Chaos der Elementenwelt, die Schickſale auf dem zukünftigen Welttheater und ſeine Reize und Wunder gegenüber der alten, immer unwirthbarer werdenden Heimath auf's lebhafteſte ſchildern und ausbeuten werden.

Doch auch ohne dieſe heitern Ausſichten dürfen wir nicht zweifeln an dem Siege des Menſchen über die neue Sündfluth, wenn dieſe zur Wahrheit werden ſollte; wir dürfen getroſt annehmen, daß der Menſch eher Macht gewinne, die Eisblöcke zu zertrümmern und aufzuhalten, die Fluthen zu bändigen und zu lenken, durch die Tiefe der Erde ſich neue Wege zu bahnen, oder, wenn Erde und Waſſer den Dienſt verſagen, in die Luft ſich zu heben zu neuen Wohnungen, als daß er unter der Macht unbeherrſchter Naturkräfte vernichtet werde, oder auch nur annähernd leide, wie zehn Jahrtauſende vorher.

Die berühmte Darwinſche Theorie von der Artenerzeugung hat neuerlich einen erſten wiſſenſchaftlichen Schritt gethan, um den Menſchen als natürliche Erdbildung aus den Stufen der drei Reiche hervorgehen zu laſſen, um ihn als höchſte organiſche Sammlung dieſes Erdlebens aufzufaſſen. Iſt die Menſchheit aber das vergeiſtigte Kind der Erde, ſo kann ſie durch den Erdgeiſt nicht vernichtet werden; und iſt ſie die Selbſterkenntniß der Erde, ſo kann ſie durch keine Gewaltthat ihres Lebens bezwungen werden. Die natürliche Entwicklung iſt ja vielmehr ein Enden in neuer Vollkommenheit höheren Weſens; und hat der Menſch einſt in ſeinem Anfang vom Baume der Erkenntniß gegeſſen, den die Gottheit ſich vorbehalten hatte, ſo mag er wohl auch in ſeinem Ende vom Baume des Lebens eſſen und unſterblich werden.

Dr. A. Dulk.

Das neue und das alte Athen.

(Fortſetzung.)

Es muß jedem Fremden auffallen, wie wenig Frauen er in Athen außer dem Hauſe zu ſehen bekommt. Die orientaliſche Zurückhaltung oder Indolenz ſcheint ſich auch auf die Griechinnen und Franco-Levantinerinnen zu erſtrecken. Iſt es Scheu oder iſt es Bequemlichkeit, die Schönen Athens und Smyrnas zeigen ſich wenig oder gar nicht auf der Straße, und von letzteren mindeſtens wird behauptet, ſie hätten das Tageslicht nicht zu ſcheuen. In der That ſollen die Inſelgriechinnen und die von Conſtantinopel und Smyrna die Bewohnerinnen des eigentlichen Griechenlands und alſo auch Athens an Schönheit und Anmuth übertreffen.

Ich kann mich aus den Tagen meines Athenſchen Aufenthalts keiner nur irgend bemerkenswerthen Frauenerſcheinung erinnern. Wenn ſolches Zurückgezogenſeyn dem häuslichen und Familienleben ausſchließlich zu gut käme, ſo ließe ſich dagegen nichts ſagen; aber die griechiſchen Schönen ſollen doch auch nicht ganz frei von Eitelkeit ſeyn, ja, man ſagt ihnen ſogar nach, daß ſie in ihren häuslichen Cirkeln Roth auflegen, und ziemlich dick, ein Vorwurf, den man indeß auch den bleichen, im Schatten des Gynäceums dahinlebenden Frauen des claſſiſchen Athens macht. Ein früherer geiſtreicher Touriſt und ſeiner Beobachter fand vor noch kaum fünfzehn oder zwanzig Jahren die ganze Bildung der Griechinnen beſtehend in „ein bischen Sticken, Laute ſpielen und die Romaika tanzen; Leſen und Schreiben können ſie nicht.“ Freilich ſetzt er hinzu, die neubegründeten Mädcheninſtitute Athens bereiten auch hier eine beſſere Zukunft vor und es zeigen ſich bereits bedeutende Spuren von Lernbegierde und Fähigkeit. Inzwiſchen hat ſich allerdings wohl vieles auch auf dem Felde der griechiſchen Jugenderziehung zum Beſſeren entwickelt. Ich aber enthalte mich, darüber zu berichten,

Digitized by Google

denn ich habe keine der modernen Helleninnen im Leſen, Schreiben, dem Einmaleins oder in irgend einer andern Disciplin examinirt. Gedenke ich aber der ſchönen Penelope aus Ithaka, die mit uns die Fahrt von Miſſolonghi nach Patras machte, ſo bekomme ich doch einen ziemlich hohen Begriff von der Bildung und Bildungsfähigkeit der Athenienſerinnen aus den beſſeren Ständen. Jene Penelope machte, obgleich nur ein einfaches Bürgermädchen aus der Provinz, dennoch den vollſtändigen Eindruck einer ſorgfältigen und nicht bloß auf ſpiegelfechteriſche Oberflächlichkeit hinauslaufenden Erziehung.

Das Wenige, was der Fremde, der in keine Atheniſche Familie eingeführt iſt, von Weibern dort zu ſehen bekommt, gehört meiſt zu den untern Ständen des Volks: reizloſe, oft abſtoßend häßliche, unſaubere und abgeriſſene Geſtalten, die entweder in ſchlappiger Haltung über die Gaſſe ſchlendern, oder in nicht immer graziöſer Weiſe vor der Thür ihres Hauſes ſitzen, die übergroßen Formen ihres Buſens nicht allzu ſorgfältig verhüllt. Ein friſches, jungfräuliches Kind wird man hier faſt nie gewahr; das beengende Decorum ſcheint auf den Mädchen noch weit feſſelnder zu laſten als auf den verheiratheten Frauen, und dieſe, frühreif und früh welkend wie alle Orientalinnen, „werden ſchon mit fünfundzwanzig Jahren fett, abgelebt und unſauber.“ (Ich citire hier ausdrücklich nochmals den oben erwähnten Reiſenden, um nicht den Zorn der griechiſchen Frauenwelt ob ſolcher Läſterung direkt auf mich zu laden.) Ein neuerer Reiſender aber behauptet, den Fremden werden in Athen von Seiten der Eltern zahlreiche Netze geſtellt, um ihn als gute Priſe für eine ihrer mannbaren Töchtern zu kapern. Man hält die Fremden meiſt für reich oder doch wohlhabend, und Eigennutz iſt der wahre griechiſche Eheſtifter. Schon die Verlobung gilt dem Griechen als ein feierlicher, religiöſer Akt, und faſt ſoll es leichter ſeyn, eine Eheſcheidung zu bewerkſtelligen, als ein Eheverſprechen rückgängig zu machen. Jenes geſchieht mit Hülfe eines Popen, der für Geld und gute Worte allerlei Formfehler ausklügelt, die das Bündniß null und nichtig machen. Die griechiſchen Ehen ſind meiſt mit großer Fruchtbarkeit geſegnet und ein Dutzend Sprößlinge Eines Schoßes iſt nichts Ungewöhnliches, indeß bei den Türkinnen ſchon das dritte Kind faſt vom Uebel iſt. Daher die auffallende Zunahme der Bevölkerung in Griechenland und dort die Abnahme, und erſtere würde ohne die Fieberepidemieen, welche den Nachwuchs decimiren, noch mehr in die Augen ſpringen. — Um Mißverſtändniſſe zu vermeiden, bemerke ich indeß, daß ich und mein Gefährte uns keineswegs rühmen dürfen, Gegenſtand der Nachſtellung von Seiten irgend welcher Mütter geweſen zu ſeyn, was übrigens auch bei unſerem kurzen Aufenthalt nicht gut möglich war.

Nur Einmal ſah ich eine Dame hoch zu Roß unter den Fenſtern unſeres Gaſthofs wie der Blitz vorüberfliegen, eine Dame, welche die drückenden Feſſeln der Convenienz für ihre Perſon abgeſtreift zu haben ſchien, freilich aber keine Griechin von Geburt, Königin Amalie. Im ſchwarzen, knappen Sammtkleide, den Hut mit den wallenden Federn auf dem Haupte, jagte ſie vorüber, ſo raſch, daß wir ihre Züge nicht zu erkennen und der glänzende Schweif ihres Gefolges es ihr kaum gleich zu thun vermochte. Man hat die Königin von Griechenland einſt die ſchönſte Frau ihres Landes genannt. Seitdem ſind Jahre vergangen, und auch Königinnen werden älter. Wie ſchlimm für Fürſtinnen, daß jeder ihr Alter aus dem erſten beſten Jahrgang des Gothaiſchen Kalenders bei Jahr und Tag berechnen kann und darüber keine Täuſchung möglich iſt, keine, als die Täuſchungen der Liebenswürdigkeit, welche man ſich ja ſo gerne gefallen läßt.

Ueber die Nationaltracht der griechiſchen Frauen iſt eigentlich wenig zu ſagen. Bei den höheren Ständen ſcheint ſie ganz durch die Pariſer Trachten, wie man ſie aus Modejournalen und den Geſandtenweibern abgeſehen, verdrängt, und an den untern Ständen kommt ſie, wo ſie ſich noch findet, vor Schmutz und Lumperei nicht recht zur Geltung. Weite Beinkleider, am Knöchel gebunden, darüber ein langes Frauengewand, an der Taille durch einen Gürtelſhawl zuſammengehalten, als weitere Hülfe noch ein kurzer, vorn offener Ueberzieher mit weiten Aermeln, über den langen Zöpfen ein zierliches Feſſi, bei verheiratheten Frauen aus dem Volke ein ſchmales, buntes Zeug, kronenartig um das Haar gelegt, bei alten Matronen und Sibyllen wohl auch ein im Turbanſtyl geordnetes Kopftuch, deſſen eines Ende vielleicht unter dem Kinn herum über die Schulter zurückgeworfen iſt — das möchten ungefähr die Urelemente der neugriechiſchen Frauentracht ſeyn, bei den jungen etwas knapper, bei den alten recht zwanglos weit. Man begegnet wohl hie und da noch den Ueberreſten dieſer Tracht, aber ſie hat doch für den Fremden weiter nichts Bemerkenswerthes, während die Nationaltracht der griechiſchen Männer im höchſten Grade auffällt.

Man weiß, daß die Tracht, welche man bei uns vorzugsweiſe die griechiſche nennt und die auch König Otto noch immer trägt, eigentlich die Tracht der Albaneſen und mit dieſen nach Griechenland herübergekommen iſt. Die eigentliche Griechentracht iſt jene, wie wir ſie bei den Inſelgriechen, auf Corfu, Hydra und

Digitized by Google

Syra finden: die blaue, weite Pluderhoſe iſt griechiſch, die weiße, vielfaltige Fuſtanella albaneſiſch. Man ſieht beide Trachten noch ſehr häufig in Athen, doch ſcheint es mir, als ob ſie die gebildetere Claſſe, vornehmlich die Gelehrten, Beamten und reicheren Kaufleute, bereits größtentheils abgelegt und mit der fränkiſchen vertauſcht hätten; wenigſtens ſah ich kein einziges Beiſpiel des Gegentheils, ſo daß man in Athen gewiß eben ſo vielen franzöſiſch als griechiſch-albaneſiſch Gekleideten begegnet. Und unter die fränkiſchen, albaneſiſchen und griechiſchen Geſtalten miſcht ſich nicht ſelten die maleriſch zerlumpte Geſtalt eines Geishirten aus den Bergen, in härenes Gewand und allerlei Fellwerk gekleidet, die Füße mit Lumpen umwickelt, ſtatt der Schuhe. Wer aber irgend längere Zeit im Ausland gelebt, hat dort auch die Tracht angenommen, die, alle Romantik und alle Originalität des Sonderthümlichen verwiſchend, mit geringen Abweichungen eigentlich die Tracht aller heutigen Culturvölker in allen Zonen iſt.

Die griechiſchen Beamten und Gelehrten ſind beim Ausland in die Schule gegangen, die griechiſchen Kaufleute ſind im Ausland reich geworden, und ſo hat ſich die albaneſiſche Kleidung hauptſächlich bei denen erhalten, die nie viel außer Landes gekommen ſind, oder die finden, daß ſie beſſer kleidet. Denn die Griechen ſind eine ſehr eitle Nation, und die Männer ſind es noch weit mehr als die Weiber. Ruhmredig und prahleriſch mit der Zunge, ſind ſie es auch in ihrem ganzen Gebahren und Auftreten, und dabei kommt den Ungebildeteren ihr buntes Coſtüm gegenüber dem Fremden trefflich zu ſtatten. In der That, man hat ſeine Freude an dieſen herrlichen, wahrhaft antiken Männergeſtalten, wie ſie, namentlich im Sonntagsputz, durch die Straßen Athens ſchreiten. In dieſer Hinſicht und was äußere Haltung betrifft, iſt jeder Grieche ein vollendeter Schauſpieler und mancher vom Fach könnte von ihnen lernen. Mit welcher unnachahmlichen Sicherheit und Grazie, mit welchem ſchwunghaften Rhythmus der Formen und Bewegungen, mit welch künſtleriſcher „Verve“ ſchreiten ſie dahin, die bunten Schleppärmel ihres Wammſes nicht ſelten über den ſchneeweißen banſchigen Hemdärmeln aufgeknöpft und zurückgeſchlagen, daß ſie wie ein Flügelpaar hinten nachwallen, das hohe Feſſi mit der blauen, oft golddurchſponnenen Seidentroddel kokett auf die dunkeln Locken geſetzt, die Kappa über die linke Schulter gehängt mit der Grandezza eines ſpaniſchen Mantelträgers, und mit dem Fuße ſo leicht und elaſtiſch die Erde von ſich ſtoßend, als ſchwebten ſie drüberhin auf der beſchwingten Sohle des Hermes. Ihr Gang iſt der des Hexameters, ſo würdevoll und voll Majeſtät. Man findet herrliche Männergeſtalten und griechiſche Jünglinge von einer Lieblichkeit und dunkelaugigen, ſeelenvollen Schwärmerei im Angeſicht, als hätte ſie der göttliche Urbiner gemalt. Beim Anblick ſo manches engelſchönen Griechenknaben lernt man einigermaßen verſtehen, wie unter dieſem Himmel die ungeheure Verirrung der Kinädie entſtehen konnte. Wahrlich, wenn das innere Weſen ſo mancher Griechen mit dem äußern in Einklang ſtände — ſie verdienten noch heute Hellenen zu heißen.

Jeder Grieche trägt einen Schnurrbart; mir iſt nie eine Ausnahme begegnet, ſelbſt nicht unter den ernſten Männern der Wiſſenſchaft und des Katheders, ſey es auch nur ein zollgroßer, dunkel punktirter Fleck über der Lippe, und der Bart ſcheint auch keinem Griechen auszubleiben. Nur an den weibiſchen Rock vermochte ich mich nicht zu gewöhnen, obgleich er zu dieſer Tracht gehört wie der Punkt auf das i. Dieſes ſtudirte Schlenkern des crinolineartig aufgeblähten Fuſtans, dieſe ſo abſichtsvollen, auf und nieder gehenden Hüftbewegnngen erſchienen mir nicht nur weibiſch, ſondern geradezu ballet- und ſeiltänzermäßig. Ob die albaneſiſch-griechiſche Kleidung praktiſch iſt, möchte ich ſchon wegen des unbequemen, leicht ſchmutzenden Fuſtans bezweifeln; aber gar vielfach hörte ich verſichern, daß ſie gewiß bald ganz der europäiſchen Tracht weichen würde, ſobald ſie nur erſt der König abgelegt hätte, der ſie ſeiner Zeit wohl nur angenommen, um dem ſpecifiſchen Griechenthum zu Gefallen zu ſeyn, dem ſie urſprünglich eigentlich gar nicht angehört.

Was auch nicht verfehlt, ſo überaus natürlich es auch zugeht, auf den Fremden einen höchſt wunderbaren Eindruck zu machen, das iſt Sprache und Schrift der Griechen, die wir gewohnt ſind zu den claſſiſchen und todten, gleich der lateiniſchen, zu zählen und der wir hier lebend unter Lebenden begegnen. Und iſt es nicht heute noch die Sprache Homers und Demoſthenes, und von dieſer wohl weniger verſchieden, als unſere moderne deutſche von der Sprache des Nibelungenliedes? Es ergeht einem da ähnlich wie jenem Michel, der ſich in Frankreich nicht genug darob verwundern konnte, daß hier ſelbſt die Kinder und Bettelbuben franzöſiſch ſprechen. In der That, in Griechenland den ungebildetſten Bauern griechiſch ſprechen zu hören, alle Bücher, Zeitungen und Aushängeſchilde in griechiſchen Krakelfüßen gedruckt und geſchrieben zu ſehen, die uns claſſiſchen Jungen ſo viel zu ſchaffen machten, ja ſelbſt deutſche, philiſtröſe Handwerker hier mit Lauten auf ος, ες, ά und ύ ſo gewandt um ſich werfen zu hören, wie ſie bei uns nur ein gelehrter Mann zu handhaben vermag, Laute und Formen, mit denen wir ſelbſt uns einſt ſo arg geplagt — das alles hat für uns um ſo

Digitized by Google

größeren Reiz, je mehr uns Buttmann, Roſt und Lobeck Bücher mit ſieben Siegeln geblieben oder wieder geworden ſind.

Aber bekanntlich ſind die Gelehrten ſelbſt nicht darüber einig, wie die alten Griechen ihre Worte ausgeſprochen haben, und ſchon im ſpätern Mittelalter trennten ſich jene in zwei große Lager. Die einen ſprachen dem Erasmus nach, die andern dem Johannes Reuchlin, im Großen und Ganzen aber ſprach man das Griechiſche, wie es geſchrieben wurde. Die Frage führte oft zu ſehr erbitterten Controverſen, und Heinrich VIII. blaubärtlichen Angedenkens ließ ſogar die Oxforder Profeſſoren einmal derb abprügeln, weil ſie ſich erdreiſteten, das Griechiſche anders auszuſprechen, als er. Der alte Streit iſt noch heute nicht geſchlichtet und wird es wohl nie werden. Die Ausſprache der antiken Hellenen iſt uns mit dieſen ſelbſt verloren gegangen, die Junghellenen aber ſprechen Reuchliniſch, während unſere Philologen ihren Homer Erasmiſch leſen, mit alleiniger Ausnahme wohl des ſeligen Profeſſors Thierſch, der dem Itacismus huldigte und die alten Dichter neugriechiſch las.

Mit der Ausſprache haben auch manche Schriftzeichen gewechſelt; einige Diphtonge ſind in Einen Buchſtaben verſchmolzen worden (ο ſtatt αι, ῑ ſtatt ει), viele Formen ſind auch wohl ganz geſchwunden (z. B. der Dualis), ſo daß die alten Claſſiker für die Neugriechen allerdings ihre Schwierigkeiten haben. Auch iſt das heutige Griechiſch keine reine und bei weitem keine ſo reiche Sprache mehr als das alte. Türkiſche, albaneſiſche und beſonders ſlaviſche Bildungen haben ſich maſſenhaft eingedrängt, und von vielen Dingen iſt den Hirten und Ackerbauern, welche bis zur griechiſchen Erhebung faſt allein die Bevölkerung des Landes ausmachten, der Name mit der Sache ſelbſt abhanden gekommen.

Die neugriechiſche Sprache wird von Kennern als höchſt arm geſchildert. Aber der friſche Aufſchwung von Wiſſenſchaft und Leben, den das Land und ſeine Bewohner in unſern Tagen genommen, wird ſich ſchon die Formen zurecht machen, in denen er Ausdruck gewinnen ſoll, und ſo gut wir uns für jede neueſte Erfindung gleich einen griechiſchen Namen bilden, ſo gut und noch um Einiges beſſer müſſen es doch die Neugriechen für jedes denkbare Ding wohl auch können. Und damit iſt zugleich der neugriechiſchen Literatur eine ihrer Hauptaufgaben geſteckt. Im gedruckten Wort des Schriftſtellers, Publiciſten, Dichters und Gelehrten, im geſprochenen der Kammer, des Senates, der Aula und des Tribunals wird ſich die griechiſche Sprache neu beleben und ihr urſprünglicher, nur verſchütteter Formenreichthum in Buch und Rede ſeine Auferſtehung feiern.

Mit dem ſprachlichen Streitpunkt auf's Innigſte verwachſen iſt ein anderer, über welchen bis in unſere Tage hinein unter den Philologen namentlich unſeres eigenen Vaterlandes auf's Lebhafteſte, ja auf's Erbittertſte geſtritten wurde, ohne bis auf dieſe Stunde, wenn auch nachgerade nach dem Abtreten des Hauptkämpen der einen Seite vom Schauplatz die Waffen ruhen, ſeine endgültige Erledigung gefunden zu haben, die Frage nach dem eigentlichen Urſprung der heutigen Griechen, die Nationalitätsfrage. Es iſt dieß ein äußerſt kitzlicher Punkt und die Neugriechen faſſen ihn ſo ſehr als Ehrenpunkt auf, daß ſie eine von ihrer Anſicht (und in dieſer Frage ſind ſie alle einig) abweichende Meinungsäußerung geradezu für eine der ganzen Nation angethane ſchimpfliche Beleidigung anſehen. Die Könige von Preußen können nicht feſter daran glauben, daß ſie ihre Krone von Gott empfangen haben, als die heutigen Griechen, daß ſie direkte, unverfälſchte Nachkommen jener Hellenen ſind, welche das Parthenon gebaut, den olympiſchen Zeus gebildet, die Antigone gedichtet und bei Salamis, Marathon und den Thermopylen geſiegt haben. Sie haben auch lange Zeit geradezu dafür gegolten, bis zuerſt der jetzt verewigte Fallmerayer in ſeiner „Geſchichte Moreas im Mittelalter" und dann weiter in einer langen Reihe glänzender Schriften und Controverſen in umfaſſender Weiſe dieſe helleniſche Abſtammung anfocht.

Fallmerayer und ſeine in dieſem Punkte nicht eben allzu vielen Anhänger ſtellen die Theſe auf, daß die Nachkommen der claſſiſchen Hellenen durch jahrhundertlange Kriege, wiederholte Eroberung des Landes, Einfälle räuberiſcher Nomadenvölker und unſägliche Drangſal bis etwa auf einen ganz kleinen Bruchtheil vertrieben und ausgerottet, ihre Städte zerſtört, ihr Land verwüſtet und verödet worden und die heutige Bevölkerung lediglich durch Einwanderung von Norden her in's Land gekommen, ihre eingebildete Abſtammung von dem alten Griechenvolke daher nichts mehr und nichts weniger als eine auf gewiſſe leicht erklärliche Lieblingswünſche begründete Marotte ſey, welche erſt durch die Phantaſien deutſcher Profeſſoren und Philhellenen ſo ſehr zum Dogma geworden, daß der leiſeſte Zweifel daran ſchon in den Verdacht der ſchlimmſten Ketzerei bringe. Man habe eben den heutigen Bewohnern von Griechenland ſo lange vorgeſagt, daß ſie helleniſches Blut in ihren Adern haben, bis ſie es endlich ſelber, und zwar mit Fanatismus, zu glauben angefangen. — Für dieſes ſein Dogma bringt dann der tiroliſche Profeſſor eine ganze Reihe, wie er glaubt,

Digitized by Google

unwiderleglicher, jedenfalls aber für den Laien blendender Argumente bei, die, wie wir voraussetzen müssen, den meisten im Allgemeinen bekannt sind.

Der arme Professor hat aber ob seiner Theorie viel zu leiden gehabt, und nicht bloß von der Ungnade seines Königs und von den Angriffen seiner verstockten deutschen Collegen und „Hellasschwärmer," sondern von dem glühenden Hasse der gesammten griechischen Nation selber. Und man wird dieser ihren Unmuth kaum verargen können. Was ihr von Fallmerayer widerfuhr, ist ungefähr gerade so, als ob man zu einem Fürstensohne spräche: „Du bist aus keinem edlen Hause, wie du glaubst und die Welt glaubt, bist untergeschoben und geringer Leute Kind!" Die wenigsten würden sich so leicht darein geben. In der That genießt Fallmerayer einer ganz erstaunlichen Unpopularität in Griechenland, und der Haß gegen den armen Bavaro wird fort und fort systematisch geschürt und unterhalten, durch Bücher, Zeitungen und von Kathedern herab in's Volk getragen.

Am fanatischsten loderte dieser Haß auf bei Gelegenheit seiner zweiten Anwesenheit in der Hauptstadt (1842), und in seiner liebenswürdig humoristischen Weise schildert er uns selbst „die Leiden des Fragmentisten in Athen," die er darum zu bestehen hatte, „weil er in den albanesischen Bauern von Attika und Böotien, besonders aber in den tapfern Männern von Hydra und den umliegenden Inseln etwas anderes als direkte und leibliche Descendenten der Marathonomachen, der Salamino- und Leuktromachen sehen und begrüßen" zu müssen glaubte. Die übertriebensten, lächerlichsten Gerüchte und Geschichten wurden in den griechischen Blättern über ihn in Umlauf gesetzt. Lastträger, hieß es, haben auf der Straße angehalten und mit Entrüstung einander zugerufen: „Du bist kein Hellene, du bist ein Slawe!" — „Der wegen seines glühenden Griechenhasses bekannte Fallmerayer ist in unsere Stadt gekommen," begann ein Journalartikel, worin der deutsche Gelehrte dem Hasse und der Verachtung der Nation preisgegeben wurde. Am wüthendsten waren Anfangs die Musensöhne, junge Brauseköpfe aus Epirus und von den jonischen Inseln. Ein griechischer Professor aber (die fanatischsten unter den griechischen Fanatikern im Punkt der Nationalitätsfrage; sie wollen alle von Plato und Aristoteles abstammen, die „witzigen Enkelsöhne des Aristophanes" seyn) sagte in einer Katheder-rede: der Urheber dieser verrückten Fabeln gehe jetzt wie ein Schlaftrunkener in den Straßen von Athen herum, und zum Schlusse meinte er: der Erzeuger solch abenteuerlicher Fabeln leide sicher an temporärer Versandung des Gehirns. Ein Vorübergehender sagte ihm auf der Straße: „N'est ce pas, κύριε, nous sommes des Slaves?" — „Σθλάβος! Σθλάβος!" rief man häufig aus Gruppen Zusammenstehender, wenn er Abends über die Gasse ging. „Ein Renegat und Arianer hätte unter dem gläubigen Griechenvolke keinen so allgemeinen Abscheu erregt, wie der verhaßte Slawenfragmentist."

Ja, ich glaube fast, man schreckt sogar die ungezogenen Kinder in Athen mit Fallmerayers Namen, wie einst bei uns mit dem Schweden und Großtürken. Und wie der Name des Berliner Aegyptologen Lepsius noch lange traditionell und vielleicht als unsterblicher Mythus unter den Arabern des Nilthales fortleben wird, die bei jeder Tempelruine, bei jedem im Interesse der Wissenschaft beraubten Grabe zu dem von ihnen umhergeführten Fremden „Lepsius" sagen, so wird auch des schlichten deutschen Professors aus Tirol Name in Neuhellas nicht so leicht vergessen, wird noch viel genannt und geschmäht werden und noch lange nach seinem Tode als griechenfressender Währwolf nächtlicherweile durch die Gassen von Athen spuken.

Was man hier zu Land und anderswo gegen Fallmerayers Theorie vorzubringen hat, versteht sich eigentlich von selbst. Die derselben widersprechenden Thesen liegen auf der Hand und der Beweis wird der anklägerischen Seite zugeschoben. Die „Philhellenen" sagen: Die Fallmerayerschen Theoreme, welche den modernen Griechen eine Abstammung, ja nur Verwandtschaft mit den alten Griechen gänzlich absprechen, werden heute, wenn sie überhaupt je von Urtheilsfähigen getheilt wurden, nur noch belächelt. Sie haben sich nie eigentliche Geltung zu verschaffen gewußt, haben nie „Schule gemacht," ihr Erzeuger stand immer sehr einsam und allein damit da. Die heutigen Griechen sind — mit geringen slawischen, albanesischen und walachischen Beimischungen, die sie aber mit merkwürdiger Zähigkeit hinuntergeschluckt und ohne Folgen für ihre nationale Constitution verdaut, mit Einem Wort, sich vollständig assimilirt haben — allerdings die direkten Nachkommen der alten Hellenen. Sie sind eine so autochthone Volksindividualität, als die meisten übrigen Völkerfamilien Europas auch. Alle modernen Völker sind, so lautet ein Hauptlehrsatz der Ethnologie, von mehr oder minder gemischtem Typus (am wenigsten wohl noch die Russen), und weichen im selben Grade von dem allgemeinen Typus ab, den die alten Schriftsteller als den ihrigen (und zwar namentlich bei den Germanen und Galliern) darstellen. Allmählige Mischung des Blutes ist ein hauptsächlicher, aber nicht der einzige Grund dieser Erscheinung. Die heutigen Griechen stehen in Körperbildung, Geistesrichtung und

Digitized by Google

Sprache den alten Hellenen thatſächlich eben ſo nahe, wenn nicht weit näher, als die heutigen Deutſchen ihren germaniſchen Altvordern, die heutigen Italiener den alten Römern, eine Erſcheinung, die zum Theil wohl, doch ſchwerlich zum größeren (wie dieß z. B. Gervinus behauptet) auf die Einflüſſe vom Boden und Klima zurückzuführen iſt.

Vereinzelte örtliche ſlawiſche Anſiedlungen und Vermiſchungen verſchwinden gegen den helleniſchen Grundſtock, ſind nur aufgepfropfte Reiſer auf den nie gänzlich ausgerotteten Stamm der alten Hellenen mit allerdings fühlbarer Einwirkung auf die Race. Die wiederholten Völkerfluthen und Barbarenhorden, die über die alte Hellas dahingerauſcht ſind, floſſen auch in gelegentlicher Rückfluth wieder ab, und die vertriebenen Griechen kehrten mit ihren ewig heimathſehnſüchtigen Herzen wieder zurück an die alten Sitze und den trauten Herd der Väter. Die albaneſiſche Tracht vollends iſt in keiner Weiſe maßgebend; oder ſollen die neuen Griechen etwa heute noch wie ihre claſſiſchen Vorfahren Chiton und Chlamys tragen? Haben nicht auch alle übrigen civiliſirten Stammvölker Europas im Lauf der Zeit ihre Tracht gar vielfach getauſcht, und ſind z. B. wir darum minder gute Deutſche, weil wir unſere Moden von Paris beziehen, wie die heutigen Feſtlandsgriechen weiland von Albanien? Hie und da haben ſich allerdings, beſonders im Peloponneſos, zerſtreute ſlawiſche Ortsnamen erhalten, aber ſie bilden entſchieden die Minderzahl, und beweiſen am Ende nur, daß hier einſt ſlawiſche Niederlaſſungen waren, was kein Menſch beſtreitet; in der neugriechiſchen Sprache dagegen findet ſich über alles Erwarten *wenig Slawiſches*.

Und die Sprache, ja, dieſe iſt im vorliegenden Falle entſcheidend! Die heutige Griechenſprache zeigt als Grundlage durchweg das altgriechiſche Idiom, dem ſie in der Schriftſprache ganz beſonders nahe tritt. Zwar der Reichthum der Bildungen, Formen und Wendungen iſt durch die lange Nacht, die auf dem Volke lag, gemindert; ſlawiſche, albaneſiſche, türkiſche, italieniſche (lingua franca) Worte haben ſich eingeſtohlen; aber dennoch ſteht das heutige Neugriechiſch dem Altgriechiſchen noch um vieles näher, als vergleichsweiſe die neuhochdeutſche der altgothiſchen, die romaniſchen Sprachen ihrer lateiniſchen Mutter.

Und der phyſiognomiſche Typus der heutigen Griechen? Iſt er etwa blond mit obligater Stumpfnaſe, wie bei der Mehrzahl der heutigen europäiſchen Slawen? Oder iſt die Complexion albaneſiſch? Bei den Albaneſen (und, ſeltſam genug, gerade bei den ſüdlicher wohnenden zumeiſt. — v. Hahn, Albaneſiſche Studien) * finden ſich blauaugige und blondlockige Menſchenkinder vorherrſchend; bei den heutigen Griechen iſt ein blaublondes, ſattelnaſiges Geſicht ein weißer Rabe, ein ſchwarzer Schwan. Entſchieden vorherrſchend unter den heutigen Griechen ſind die dunkelhaarigen und dunkelaugigen Individualitäten, viel ſeltener ſchon die ſogenannten griechiſchen Profile. **

Und nun gar der Geiſtestypus, der Nationalcharakter! Mag dieſer theilweiſe immerhin durch Boden und Klima mitbedingt ſeyn, ſo ruht er doch vorwiegend im *Stamme*. Daß der jahrhundertlange Druck, das unſägliche Elend auf Entartung und Demoraliſation des Volkscharakters hingewirkt, iſt bei den Griechen ſo natürlich, als es bei den Juden war; und ein Imperium von der ſittlichen Fäule des byzantiniſchen mußte auch das beſte Volk in das Verderbniß treiben. Inzwiſchen läßt ſich ſelbſt in den ſchlimmen Neigungen und Trieben dieſes hochbegabten Volkes der althelleniſche, ſpeciell der altatheniſche Geiſtestypus keineswegs verkennen. Auch die antiken Hellenen waren „geriebene“ Burſche, griechiſcher Leichtſinn und „griechiſche Treue“ waren ſchon bei den Alten verrufen. Im Punkt des Genußlebens hatten ſie Alle etwas von der genialen Libertinage eines Alcibiades, in der Politik bekundeten ſie prämacchiavelliſtiſche Tendenzen, und drunten in Sparta belohnten ſie ſogar den Diebſtahl officiell, vorausgeſetzt, daß das verhängnißvolle eilfte Gebot dabei nicht übertreten wurde. Freilich iſt die antike Liſt und Falſchheit eher gewachſen als gewichen in der vielhundertjährigen Sklaverei, und die Unehrlichkeit, als ächte Erbſünde der Griechen, auch auf ihre heutigen Descendenten übergegangen; aber ſo manche glänzende Seiten des althelleniſchen Nationalcharakters ſind doch ebenfalls, wenn auch nicht geſteigert, ſo doch in wunderbarer Weiſe *erhalten* worden bis auf die heutigen Epigonen. Der edeln Ahnen reger, leichtbeweglicher Geiſt, ihr als attiſch geprieſener Witz und ihre laugigte Schärfe, ihr auf das Schöne gerichteter Sinn (bei den heutigen Griechen freilich vorerſt nur noch empfänglich, nicht produktiv vorhanden), ihre Beredtſamkeit, ihre geiſtige und körperliche Gewandtheit, ihre überſchnelle Faſſungskraft, ihre merkantilen und commerciellen

---

* Die Albaneſen ſind überhaupt ein immer noch erſt nur verſuchsweiſe gelöstes Völkerräthſel.

** In Albanien ſah Hahn weit mehr helleniſche Frauentypen als im eigentlichen Griechenland. In Conſtantinopel findet man unter den dort zumeiſt als Dienſtboten und Handwerker (Schuſter, Tiſchler ꝛc.) lebenden Inſelgriechen von Tinos und Andros ächt griechiſche Schönheiten, die aber ſchon frühe welken.

Digitized by Google

Talente, die (allerdings durch die Natur ihnen angewiesene) Richtung auf das maritime Wesen („unser Meer," sagen die Griechen mit Selbstbewußtseyn) und ihre Tapferkeit: — das alles sind Eigenschaften, die auch als hervorstechende Elemente des heutigen griechischen Naturells und Charakters bezeichnet werden müssen.

Rougemont zieht von alledem das Facit wie folgt: „Die Neugriechen, welche bei weitem den größten Theil der Bevölkerung des Königreichs bilden (wohl im Gegensatz zu den rein albanesischen Bevölkerungstheilen aufgefaßt), bieten das in der Geschichte fast einzige Beispiel einer Nation dar, welche mehrere Revolutionen, viele feindliche Einfälle und eine lange Sklaverei überlebt hat. Obgleich zu öfteren malen mit fremden Völkern und namentlich mit Slawen vermischt, haben sie ihre Nationalität, ihre Sprache, ihre alten Sitten und die Hauptzüge ihres ursprünglichen Charakters behalten. Die Eintheilung ihrer Wohnungen und ihre Kleidung (?) sind noch heute wie ehemals. Das Familienleben hat sich wenig verändert; der Vater besitzt noch über seine Kinder eine Gewalt, welche weit ausgedehnter ist als bei irgend einem andern Volke; die Frau lebt in ihrem Gynäceum ohne Freiheit und entbehrt jeder Erziehung. Als ein kindliches (!) Volk lieben die Griechen Vergnügungen, Feste, Musik und Tanz (und bunte Farben) mit Leidenschaftlichkeit, und kein Mißgeschick kann ihren heitern Geist ersticken. Als ein poetisches Volk sprechen sie mit Leichtigkeit eine lebendige, bilderreiche Sprache, und ihre zahlreichen, mannigfaltigen Volkslieder sind voll Leben und Einbildungskraft. Im Handel zeigen sie einen thätigen, gewandten, erfinderischen Geist, welcher in Verschmitztheit und Unredlichkeit ausartet. Ihr schönes, reiches (?) Vaterland ist ihnen so lieb und werth, daß sie in der Fremde nicht glücklich leben können, und in den letzten Kriegen, wo sie um die Wiedererlangung ihrer Freiheit kämpften, gaben sie Beweise von Tapferkeit, welche der schönsten Zeit ihrer Vorfahren würdig waren; aber, wie ehemals, schwächen sie sich durch Uneinigkeit und Zwistigkeiten."

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Die Farbenharmonie in ihrer Anwendung auf die Damentoilette. (Von Rudolph Adams, Geschichts- und Bildnißmaler. Leipzig 1861).

Daß sich die Wissenschaft auf alle Gebiete des praktischen Lebens einläßt, und daß daraus Lehrbücher für alle möglichen Gewerbe und Künste entstehen, an die man noch vor einem Jahrzehnt nicht von ferne gedacht hätte, daran sind wir allmählig so gewöhnt worden, daß uns in dieser Hinsicht nicht so leicht mehr etwas befremdet. Und doch waren wir frappirt, als wir den oben stehenden Titel lasen, und suchten so bald wie möglich des Buches habhaft zu werden, um uns zu überzeugen, ob und in welcher Weise er das leiste, was man von dem Titel sich versprechen zu dürfen glaubt.

Das Buch ist entstanden auf Grund von Vorlesungen über die Farbenharmonie, für welche sich vorzugsweise auch Damen interessirten, so daß sich der Verfasser veranlaßt sah, dem theoretischen Theil einen praktischen hinzuzufügen, auf die wissenschaftlich begründete Theorie der Farbenharmonie die Anwendung derselben auf die Damentoilette folgen zu lassen. Er verhehlte sich nicht die Schwierigkeiten dieser Aufgabe, da auf keinem Gebiet der Aesthetik bisher noch so wenig geschehen sey als auf dem der Farben. Während die verwandte musikalische Kunst eine so ausgebildete Theorie besitze, entbehre die ihr so analoge Farbenkunst derselben gänzlich. Die wenigen darauf bezüglichen Grundsätze seyen ohne alle Grundlage und wissenschaftlichen Zusammenhang und beschränken sich überhaupt nur auf einige allgemeine Beobachtungen über den mehr oder weniger angenehmen Eindruck gewisser Farbencombinationen. Und selbst die, aus einem richtigen Gefühl hervorgegangenen spärlichen Ueberlieferungen bleiben meist noch unberücksichtigt, da es fast allgemeine Ansicht sey, daß die Behandlung der Farben lediglich Sache des individuellen Geschmacks bleibe. Im Gegensatz gegen diesen Dilettantismus hat Adams einen solchen Glauben an die ästhetische Kraft der Farben, daß er der Ansicht ist, wenn der Farbencomponist sich den durch die physische wie psychische Natur der Farben gegebenen Gesetzen unter-

werke, ſo müſſe er im Stande ſeyn, eben ſo die Empfindung durch Farben zu beherrſchen, wie der Tonkünſtler durch muſikaliſche Töne.

Hiemit hat er ſich in der That eine weite und hohe Aufgabe geſtellt, an deren Löſung er ſelbſt verzweifelt, indem er zugeben muß, daß die Theorie der muſikaliſchen und der Farbentöne, wenn ſie auch ſehr viel Analoges habe, doch keineswegs identiſch ſey. In einer Parallele beider, die zu dem Intereſſanteſten des Buchs gehört, gibt er den Unterſchied ſehr richtig an. Die muſikaliſchen Töne vermögen wir ſelbſt willkürlich zu erzeugen; ſie ſind der unmittelbare Ausdruck unſeres inneren pſychiſchen Lebens, das Ergebniß der Reaction unſerer Seele auf die Nerven, die dann durch das materielle Mittel der Luft ihre ſinnlich wahrnehmbare Geſtaltung für Andere gewinnen. Es iſt alſo leicht zu begreifen, warum die Sprache der Muſik einem jeden empfindenden Weſen in ihrer Allgemeinheit verſtändlich iſt. Ganz anders aber verhält es ſich mit den Farbentönen. Dieſe ſind nicht ſo innig mit unſerer phyſiſchen Natur verwandt; ſie ſind kein unmittelbares Ausdrucksmittel unſerer Gefühle und Empfindungen; ſie werden ſtets außer uns erzeugt und wirken deßhalb wie ein Fremdes auf uns ein, das erſt durch die Mittel des Verſtandes, der Reflexion, erkannt werden muß. Hierin findet der Verfaſſer ganz richtig auch den Grund, warum die Liebhaberei an der Muſik ſo viel allgemeiner iſt als die an Gemälden.

Ein weiterer großer Unterſchied iſt der, daß die Farbentöne nie ſelbſtſtändig auftreten können; ſie müſſen erſt eine concrete Geſtalt annehmen, an etwas Körperhaftes gebunden werden, ſey dieſes Körperhafte nun eine materielle Fläche, zur Darſtellung des Scheines der Wirklichkeit, wie in einem Gemälde, oder die Wirklichkeit, d. h. die Körper ſelbſt. Farben an und für ſich, d. h. losgelöst von aller Form, werden nie einen ähnlichen Eindruck auf die Empfindung hervorzubringen im Stande ſeyn wie muſikaliſche Töne. Es iſt daher eine ſchiefe und oberflächliche Auffaſſung der phyſiſchen wie pſychiſchen Natur beider Arten von Tönen, wenn man von einem Farbenclavier ſpricht, durch das ähnliche Wirkungen hervorgebracht werden ſollen, wie durch ein ſolches muſikaliſches Inſtrument.

Den muſikaliſchen Tönen gehört ferner die Zeit an, den Farbentönen, die ſtets an eine Oertlichkeit gebunden ſind, der Raum; jene wirken alſo nach einander oder tranſitoriſch, dieſe neben einander oder gleichzeitig.

Das Gebiet der Farbe rückſichtlich ihrer pſychiſchen Natur, aber ihren äſthetiſchen Wirkungskreis, grenzt Adams daher dahin ab, daß die Farbe immer nur allgemeine innere Zuſtände darzuſtellen vermöge, nicht aber beſtimmte Ideen oder Begriffe, da letztere erſt durch die Form, mit welcher die Farbe verbunden wird, zur Anſchauung gelangen. Hierin ſtände nun die Farbe gegen den Ton nicht zurück, denn der Verfaſſer wird ſchwerlich behaupten wollen, daß durch die Töne beſtimmte Ideen oder Begriffe ausgedrückt werden können. Auch die Muſik vermag bloß allgemeine innere Zuſtände und Stimmungen darzuſtellen, und die Farbe hat vermöge ihrer Gebundenheit an den Körper vor ihr voraus, daß ſie in dieſer Verbindung mit der Form allerdings ſehr beſtimmte Ideen in ſchärfſter plaſtiſcher Ausprägung zur Anſchauung zu bringen im Stande iſt. Hingegen iſt das ganz richtig: die Farben, da ſie ſich lediglich im Raume, nicht aber in der Zeit bewegen, können niemals rein tranſitoriſche Affekte, die als bedingende Momente Entſtehen, Wachſen und Vergehen einſchließen, darſtellen, ſondern nur Seelenzuſtände, die ihrer Natur nach dauernd ſind, im Gegenſatz zur Muſik, deren Aufgabe gerade in Schilderung des Tranſitoriſchen beſteht.

Eine Theorie und Harmonie der Farben iſt ſchwieriger als eine Theorie der Töne, ſchon aus dem Grunde, den der Verfaſſer richtig ausdrückt, wenn er ſagt: „Die Lichttöne liegen unſerer ſinnlichen Natur in demſelben Verhältniſſe ferner als die Schalltöne, wie erſtere, in Betreff des vermittelnden Mediums, des Lichtäthers, ätheriſcher ſind als letztere, deren Fortpflanzungsmittel, die Luft, ſogar noch andern körperlichen Sinnen, dem Gefühle, zugänglich iſt.“ Eine weitere Hauptſchwierigkeit liegt aber darin, daß die wiſſenſchaftliche Theorie es zunächſt immer nur mit den idealen prismatiſchen Farben zu thun hat, ſo daß durch ſie für die praktiſche Anwendung verhältnißmäßig wenig gewonnen ſeyn wird. Die Farben des Spectrums, deren Adams gegen das Herkommen nicht ſieben, ſondern nur ſechs zählt, laſſen ſich allerdings leicht zu einer Scala, zu Harmonie- und Accordbildungen verwenden. Auch über den Charakter der einzelnen Farben an ſich läßt ſich viel Schönes und Richtiges ſagen; der praktiſche Theil, die Anwendung auf die Toilette, muß dann aber doch wieder von vorn anfangen und von ganz neuen phyſiologiſchen und pſychologiſchen Geſichtspunkten ausgehen; und zuletzt wird die Hauptſache doch wieder dem Zufall, dem ſubjektiven Geſchmack überlaſſen bleiben.

Die Farbenſymbolik iſt ohne Zweifel immer etwas Anmuthiges; in unſerem Buche wird ſie um ſo intereſſanter dadurch, daß der Verfaſſer ſich fortwährend mit Goethe berührt, und zwar zum Theil zuſtimmend, eben ſo aber auch widerſprechend und in der ganzen Theorie der Farbenabſtufungen von ihm abweichend, indem er zwiſchen zwei Primärfarben immer drei Töne ſtellt, während Goethe deren nur zwei hat. Hauptſächlich in der Charakteriſirung des Violetten gehen ſie auseinander. Goethe, ſagt Adams, iſt offenbar über die äſthetiſche Natur des Violetten nicht zum vollen Bewußtſeyn gekommen. Doch ſcheint uns die Divergenz keineswegs ſo bedeutend, ſondern mehr nur ſcheinbar zu ſeyn. Nach Goethe „ſteigert ſich das Blaue im Violetten ſehr ſanft in's Rothe und erhält dadurch etwas Wirkſames, ob es ſich gleich auf der paſſiven Seite befindet. Sein Reiz iſt aber von ganz anderer Art als der des Rothgelben. Es belebt nicht ſowohl, als daß es unruhig macht. So wie die Steigerung ſelbſt unaufhaltſam, ſo wünſcht man auch mit dieſer Farbe immer fortzugehen, nicht aber, wie beim Rothgelben, um thätig

Digitized by Google

vorwärts zu ſchreiten, ſondern einen Punkt zu finden, wo man ausruhen könnte.“ Im Weſentlichen kommt aber doch auch Adams auf daſſelbe Ergebniß, wenn er van dieſer Farbe ſagt: „Ihre Complementärfarbe iſt Gelb und es offenbart ſich in ihr in der That auch der Mangel dieſer Farbe des Lichts und der Heiterkeit. Sie jammerte faſt nach dem Gelben, indem ſie unzufrieden zwiſchen Lebhaftigkeit (Roth) und Ruhe (Blau) ascillirt.“ Ihren pſychiſchen Charakter beſtimmt er daher als Unruhe, Traurigkeit, dumpfen Schmerz, Unzufriedenheit, Sehnſucht nach Erlöſung von den irdiſchen Banden, Ringen nach dem Unerreichbaren.

In Beziehung auf das Violette muß übrigens Blauviolett von Rothviolett ſcharf unterſchieden werden. Es iſt merkwürdig, wie entgegengeſetzt der Charakter zweier Farben werden kann, die nur um einen einzigen Ton von einander entfernt ſind. Die melancholiſche Ruhe und Zurückgezogenheit des Blauvioletten iſt dem Rothvioletten durchaus fremd. Die letztere Farbe tobt gleichſam in ihren Feſſeln und möchte ſie gewaltſam ſprengen. Sie hat die heitere Ungebundenheit, die ungetrübte Lebensluſt der von Fülle der Kraft ſtrotzenden rothen Farbe nicht, wohl aber ihre Heftigkeit, ihren Uebermuth, der hier zum Unmuth wird. Verletzender Stolz, Erhebungsſucht, Herrſchſucht, Gewaltſamkeit ſind ihr ausgeprägter Charakter. So ſpielt auch der Purpur, das Symbol der Herrſchaft, in dieſe Farbe. Sie kann ſogar zum Eindruck des Schrecklichen geſteigert werden. „Jene Unruhe des Rothblauen,“ ſagt unſer Goethe, „nimmt bei der weiter ſchreitenden Steigerung zu, und man kann wohl behaupten, daß eine Tapete van einem ganz reinen, geſättigten Blauroth eine Art von unerträglicher Gegenwart ſeyn müßte.“ — „Indem die hohe Geiſtlichkeit dieſe unruhige Farbe ſich angeeignet hat, ſo dürfte man wahl ſagen, daß ſie auf den unruhigen Staffein einer immer weiter vordringenden Steigerung unaufhaltſam bis zum Cardinalspurpur hinaufſtrebe.“

Hier haben wir bereits eine Beziehung der Farbenſymbolik zum wirklichen Leben; freilich nach ſehr unbeſtimmter, allgemeiner Art. Daß eine beſtimmte Farbe einem gegebenen Zuſtand, einer beſtimmten Stimmung entſpreche, darüber war man nie im Zweifel; wie iſt es aber, wenn verſchiedene Farben combinirt werden ſollen, und zwar nicht bloß nach ihrer phyſiſchen Harmonie, ſondern vorherrſchend nach ihrem pſychiſchen Charakter, mit Beziehung auf einen beſtimmten Individualitätstypus? Die phyſiſche und die pſychiſche Beziehung werden hier immer collidiren und alles ſchwankend und unſicher machen. Von dieſer Unſicherheit geht auch unſer Verfaſſer aus, indem er ſagt: daß gewiſſe Typen des Teints, die man nach der Haarfarbe beſtimmte, mit manchen Farben nicht zuſammengebracht werden dürfen, ohne daß daraus eine unangenehme Wirkung hervorgehe, wie z. B. Blond und Gelb, Schwarz und Roſa, ſey von jeher anerkannt und gewiſſermaßen zu einer Ueberlieferung geworden. Nichtsdeſtoweniger kommen Fälle vor, wo die genannten Typen ſich dennoch mit den im Allgemeinen feindlichen Farben nicht nur vertragen, ſondern oft ſogar ein reizender Effekt aus der Verbindung hervorgehe. Die überlieferte Regel habe demnach nur bedingt ihre Richtigkeit; ſie ſey ſehr unſicher, keinesfalls aber mit Gründen belegt und nur auf oberflächliche Beobachtung gegründet. Das kommt nun aber nach ſeiner Anſicht davon her, daß man bei Beſtimmung der Toilettenfarben das weniger Weſentliche zu viel, das eigentlich Weſentliche aber zu wenig oder gar nicht berückſichtigt habe. Man habe ſich nämlich bei der bisherigen Beſtimmung der Individualitätstypen auf zwei Hauptabtheilungen beſchränkt, nach der Farbe der Haare: blond und brunett, oder hell- und dunkelhaarig. Die Farbe der Haare ſey aber erſt in zweiter Linie von Bedeutung, und eben ſo wenig entſcheide die Farbe der Augen; in erſter Linie ſtehe der Teint, einmal als das Bedeutungsvollſte der ganzen Erſcheinung der Menſchen, dann weil die zarte Fleiſchfarbe am meiſten durch Farben der Umgebung beeinflußt werde. Da nun aber die Verſchiedenheiten des Teints nach der Meinung des Verfaſſers hauptſächlich durch das Temperament bedingt werden, ſo legt er ſeiner Theorie die pſychologiſche Unterſcheidung der vier Haupttemperamente zu Grunde. Dieſe Temperamente kommen indeß nie rein vor, und dürfen es auch nicht, wenn der Teint tadellos ſeyn ſoll, da jedes für ſich einen Mangel anzeigt. Die vollkommenſten Teints ſind daher gemiſchte: der ſanguiniſch-nervöſe, mit der roſig zarten, allgemein geſchätzten Geſichtsfarbe; der chaleriſch-ſanguiniſche, mit dem glühenden ſüdländiſchen, und der chaleriſch-ſanguiniſch-nervöſe, mit der kräftig blühenden Geſichtsfarbe. Sämmtliche vorkommende Teints führt er überhaupt auf acht Typen zurück, und behandelt dieſelben nun der Reihe nach, indem er jeden Typus wieder in drei Claſſen nach der Farbe der Haare eintheilt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Correſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Iterum Crispinus. — Muſik.

Ecce iterum Crispinus, oder auch: Monsieur About n'est pas à bout. Der Vater der unglücklichen Gaetana, die ſo jämmerlich zugerichtet worden, daß er ſich füglich damit begnügen konnte, hat ſich nach einem zweiten Skandal umgeſehen, und er iſt nach Wunſch bedient worden. Im grand théâtre zu Lyon iſt das Stück bei der erſten Vorſtellung ausgepfiffen worden und eine zweite machte dem Spaße definitiv ein Ende. Die Feierlichkeit begann mit einem Concert, welches die Lyoner Studenten aufführten. Der erſte Tenor krähte wie ein Hahn, der basso profundo bellte wie eine Dogge und ein leichter Tenor kläffte im Diskant wie ein King Charles. In der erſten Gallerie ſtand ein langer Geſelle, der blies wie toll auf dem Flageolet. „Silence!“ hieß es, „à bas les siffleurs! à bas les claqueurs!“ Das Flageolet aber blies immer toller. Zuletzt wurde im Parterre eine Art Teſtudo gebildet, ein „Römer“ kroch über das bewegliche Dach weg und wollte eben die Gallerie erſtürmen und das Flageolet am Kragen packen; da brach die „Schildkröte“ zuſammen und der ganze Knäuel fiel aus einander und rumpelte in's Parterre unter endloſem Gelächter. Nach dieſem Vorſpiel kann man ſich einen Begriff von der Vorſtellung machen. Beim Pfeifen und Pochen blieb es nicht; die Unbändigſten fielen einander in die Haare; es ſetzte Fauſtſchläge, die Parteien warfen ſich wechſelſeitig zur Thüre hinaus.

Es ſind ſchlechtere Stücke als Gaetana gut aufgenommen worden, und das Fiasco galt dem Verfaſſer, der das Unglück hat, zugleich von der clerikalen Partei wegen ſeiner Broſchüre Rome contemporaine gehaßt zu werden und der Fortſchrittspartei durch ſeine imperialiſtiſchen Broſchüren mißfallen zu haben. Die Moral dieſer Tragikomödie iſt, daß der Schriftſteller, der für's Theater ſchreiben will, ſich nicht in Parteihändel miſchen ſoll; il ne faut pas mettre le doigt entre l'enclume et le marteau. Ein Lyoner Bericht ſchließt mit den Worten: „Einen Schritt weiter und die blutigen Religionsſtreitigkeiten brechen von neuem im mittäglichen Frankreich aus. In dieſer ultramontanen Kabale, welche das Stück des Herrn About ausgepfeift, liegt eine heilſame Warnung für die Regierung. Gibt es außer Frankreich wohl ein zweites Land in der Welt, wo ein Melodram — denn das iſt im Grund Gaetana — ſolche politiſche Erſchütterungen hervorbringen kann?“

Die komiſche Oper, die Pariſer nämlich, iſt von finanziellen Erſchütterungen heimgeſucht worden. Der ſeitherige Direktor und Eigenthümer hat das Scepter niedergelegt und gibt das Kommando an ſeinen Vorgänger Perrin zurück. Alle Contrakte, welche 6000 Franken jährlich überſteigen, ſind aufgelöst. Roger hatte mit dem abgehenden Direktor einen Contrakt abgeſchloſſen, der ihm 100,000 Franken jährlich zuſicherte. Der Bankier Salamanca, der das Theater commandirt, ſoll eine halbe Million verloren haben. Das Theater der Opera comique iſt geſchloſſen und wird am erſten Februar wieder eröffnet. Im Odeon wird ein angeblich ungedrucktes Luſtſpiel von Voltaire aufgeführt; es befindet ſich aber bereits in einer Sammlung ungedruckter Werke deſſelben, welche ein Luſtſpiel enthält: Mademoiselle de la Cochonnière (ein appetitlicher Titel), das ſchon ſeit dreißig Jahren im Buchhandel bekannt iſt, eine Fortſetzung des Candide u. ſ. w. Nun geht zwar aus einer Correſpondenz des Marquis de la Valette hervor, daß Voltaire ſich nicht als Verfaſſer zu den angeführten Produkten bekannt hat, was aber freilich nicht viel beweiſt. An zwanzig Stellen ſeiner Correſpondenz ſtellt er ſich höchſt erzürnt gegen die Verleumder, die ihn als den Dichter der Pucelle bezeichnen. Der Titel „Mademoiselle de la Cochonnière“ iſt abgeändert. Das Stück heißt jetzt: „Le Comte Boursouffle.“

Die Börſe und die Bank machen dem Conſervatoire Concurrenz. Signor Delle Siede von der italieniſchen Oper iſt der Sohn eines Bankiers und war mit ſeinem Vater aſſoeiirt. Warot, Tenor an der komiſchen Oper, war früher Kaſſier in einem hieſigen Bankhauſe, und in der Mehulſchen Oper „Joſeph“ debütirte kürzlich der ehemalige Aſſocié eines Wechſelagenten unter dem Namen Giovanni; ſein eigentlicher Name iſt Buzin. Dieſes Debût ſcheint vor der Hand nicht ſehr glänzend ausgefallen zu ſeyn. „Joſeph und ſeine Brüder“ — ſo lautet der deutſche Titel — hat in Frankreich nie recht durchſchlagen wollen, und doch war man vor 55 Jahren noch nicht durch die Roſſiniſchen Cantilenen verwöhnt; Sacchini, Salieri, die Gluckſche Schule herrſchten noch. Das Libretto iſt undramatiſch, die Situation bleibt von Anfang bis zu Ende dieſelbe. Das Werk hat weit mehr den Charakter eines Oratoriums als einer Oper. Im Jahr 1851 tauchte das Stück wieder auf und verſchwand bald wieder von der Affiche. Nach Allem, was ich über den Erfolg des heurigen Verſuchs gehört, wird dieſer ebenfalls nicht ſehr nachhaltig ſeyn.

Dagegen haben die vollsthümlichen Concerte des Hrn. Wolfgang (Vasdeloup ſoll die Ueberſetzung ſeines urſprünglichen deutſchen Namens ſeyn) den beſten Fortgang.

Digitized by Google

Anfangs, als man an Erfolg zweifelte, nahm man zu dem gewöhnlichen Humbug seine Zuflucht. Einige mit Pasdeloup befreundete Philharmoniſten ſteckten ſich in blaue Blouſen und vertheilten ſich im Saale, damit man von allen Seiten ſich überzeugen könne, daß wirklich das populäre Element bei dieſen großen muſikaliſchen Solennitäten vertreten ſey. Jetzt haben die Herren den ſchwarzen Frack und Paletot wieder angezogen; an ächten Blouſen iſt aber kein Mangel. Sie ſtürmen maſſenweiſe jeden Sonntag in den Cirque Napoleon.

Die Wintervergnügungen im Gehölze von Boulogne haben ein tragiſches Ende genommen. Freund Hein hat ſie plötzlich unterbrochen. Es war ein ſchöner, ſonnenfunkelnder Tag; zahlreiche Geſellſchaften hatten ſich eingefunden auf den Seen des Gehölzes; man hatte lange Schleifen gezogen, man lief Schlittſchuhe, man ſchob Schlitten, man purzelte, Gelächter erſchallte von allen Seiten. Und wieder hörte man ein Gelächter, noch fröhlicher als das frühere: es war ein junger Mann in's Waſſer gefallen. Man eilte ihm zu Hülfe, das Eis brach zuſammen — das Gelächter verſtummte. Im Nu war der See geräumt. Das Tröſtliche bei ſolchen Cataſtrophen iſt, daß ſie immer zu Thaten heldenmüthiger Menſchenliebe anfeuern. Morius, ein Sauveteur, d. h. ein Mann, der gewiſſermaßen das Menſchenretten als Profeſſion trieb — leider trieb — tauchte viermal unter und entriß drei Perſonen dem ſichern Tode. Des andern Tages erlag er ſelbſt. Einige Stunden vor ſeinem Verſcheiden hatte ihm der Kaiſer durch einen Adjutanten das Ehrenkreuz überſenden laſſen.

Vernex-Montreux, Januar.

Montreux als klimatiſcher Curort.

Als einſt, wird erzählt, um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, der heilige Bernhard, der berühmte Abt von Clairvaux, einen ganzen Tag lang am Geſtade des Genfer Sees hingezogen war und Abends die Gefährten entzückt über die Reize der Gegend ſich äußern hörte, fragte er verwundert, wo denn der ſchöne See ſich befinde, deſſen Pracht ſie ſo ſehr eingenommen habe? Der heilige Mann war ſo tief in innern Betrachtungen verſunken geweſen, daß er von all den Wundern nichts bemerkt hatte, die den klaren Waſſerſpiegel des Leman umgeben. Heutzutage mag dergleichen nicht leicht vorkommen. Auch Calvin und Bonivard und andere Streiter der Reformationszeit ſcheinen ſo ſehr der Glaubens- und Gedankenwelt zugewandt geweſen zu ſeyn, daß ſie keinen Blick oder wenigſtens in ihren Werken keinen Raum für die Herrlichkeiten der ſie umgebenden Natur hatten; ſpäter aber und namentlich ſeitdem Rouſſeau und Byron an den Ufern des prächtigen Sees gewandelt und gedichtet haben, wird nicht leicht ein „Heiliger“ gefunden werden, der am geprieſenſten der Schweizer Seen vorübergegangen, ohne ſeiner Schönheiten gewahr geworden zu ſeyn.

Freilich fehlt es nicht an Nebeltagen, die weder die ewigen Schneegipfel noch die ragenden Felſenſpitzen der Alpenhörner ſehen laſſen, und wo ſelbſt die ſteilen Stufen der Weinberge ſo wenig ſonnig ſind, daß ſie in der Haſt und im Rauch der vorüberſauſenden Dampfwogen faſt unbemerkt bleiben. Allein ſolche Tage ſind doch nicht von langer Dauer, und ſelten werden die zahlreichen „Penſionen“ am Wege eine ſo geringe Anziehungskraft üben, daß nicht die Sonne darüber aufginge und ſo viel „ſchöne Gegend“ gewahren ließe, daß ſelbſt ein „gebildeter“ Berliner davon befriedigt ſeyn könnte. Wer kennt nicht die Namen Vevey, Clarens, Vernex, Montreux mit ihren täglich ſich mehrenden, das öſtliche Geſtade des Leman umkränzenden Gaſt- und Fremdenhäuſern? Wer weiß nicht, daß Clarens der Schauplatz der Nouvelle Héloïse iſt, die „Wiege der wahren Liebe,“ wie Byron im Childe Harold ſingt? Beſonders iſt es Montreux, welches ſeit einer Reihe von Jahren bekannt geworden iſt und namentlich deutſche Beſucher und deutſche und ruſſiſche Kranke angelockt hat.

Das Klima von Montreux iſt zwar gerade nicht beſſer als ſein Ruf; im Gegentheil ſcheinen viele Kranke oder wenigſtens deren Aerzte eine übertrieben gute Meinung davon gehabt zu haben; aber es iſt immerhin eigenthümlich genug, um eine mehr als gewöhnliche Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen. Um ſo auffallender muß es erſcheinen, daß noch niemand genaue Beobachtungen dieſerhalb angeſtellt hat. Weder Pfarrer, noch Aerzte, noch ſonſtige Gebildete ſcheinen es der Mühe werth geachtet oder Eifer und Ausdauer genug beſeſſen zu haben, um jahrelange Aufzeichnungen von Wind und Wetter oder auch nur von Barometer- und Thermometerſtänden vorzunehmen. * Niemand weiß die mittlere Jahres- oder

* Wie ich höre, wird der Arzt Dr. Roche in Montreux dem Gegenſtande künftig eine beſondere Aufmerkſamkeit widmen.

Digitized by Google

Wintertemperatur anzugeben, geſchweige denn, daß über Regenmenge, Windrichtung, Feuchtigkeit der Luft, Elektricität und dergleichen etwas feſtſtände. Fragt man nach den Kälte- und Wärmeverhältniſſen, ſo wiſſen ſelbſt die Aerzte nichts als allgemeine Verſicherungen zu geben: Schnee und Eis ſeyen ſelten, kalte Winde kenne man faſt nicht, im Ganzen ſey das Winterklima um drei bis vier Grad wärmer als in Genf und Baſel, und ſelbſt vor der Stadt Vevey habe Montreux und ſeine nächſte Umgebung noch einen bedeutenden Vorzug. Dabei wird auf mancherlei ſüdliche Gewächſe im Freien, namentlich auf Granat-, Lorbeer- und Feigenbäume, aufmerkſam gemacht; auch ſoll die Sterblichkeit im Kirchſpiel Montreux auffallend gering vor andern Gegenden ſeyn.

Ob aber auf alle dieſe Dinge ein ſolches Gewicht zu legen iſt, als hinſichtlich der Heilung oder Hinhaltung von Bruſtkranken meiſtens geſchieht, ſcheint ſehr zweifelhaft zu ſeyn. Gewiß iſt das Klima etwas milder als in den benachbarten Landſtrichen. Mächtige Feigenbäume und der prächtige, den ganzen Winter über dauernde Laubſchmuck mehrerer Lorbeerarten ſprechen unwiderleglich dafür. Herrliche Laureſtinusbüſche in den Gärten ſind jetzt über und über mit Knospendolden und ſelbſt mit einzelnen Blüthen bedeckt. Auch Oelbäume ſollen früher in Menge in dieſen Gegenden gezogen worden ſeyn; ſie gingen aber in einzelnen harten Wintern, ſo namentlich 1709, wo indeſſen auch die Provence nicht ganz verſchont blieb, zu Grunde, und es dauerte dann immer geraume Zeit, ehe man ſich zu neuen Verſuchen ermuthigte. Im Winter von 1829 auf 1830 verlor der jetzige Friedensrichter Viſinand, der zugleich eine der erſten „Penſionen" in Montreux eingerichtet hatte, ſeine Oelbäume und ſcheint ſeitdem keine neue Pflanzung verſucht zu haben, obwohl dieß bei einiger Vorſicht und Vorſorge im Winter gewiß möglich geweſen wäre.

Trotz alle dem glaube ich aber nicht, daß die klimatiſchen Verhältniſſe von der Art ſind, um Bruſtleidende, deren Uebel ſchon einen gewiſſen Grad erreicht hat, Heilung oder auch nur erhebliche Linderung gewähren zu können. Genf hat eine mittlere Jahreswärme von 8°,20 R., Baſel von 7,63; die mittlere Temperatur am letzteren Orte beträgt im December 1,57, im Januar — 0,74, im Februar 1,10. Die mittlere Wintertemperatur alſo 1°,13 R. Nehmen wir in Genf ungefähr ein gleiches Verhältniß und in Montreux eine mittlere Winterwärme von etwa vier bis fünf Grad Reaumur an, ſo wird man zugeben müſſen, daß darin noch keine beſondere Lockung für einen Bruſtkranken liegen kann. Rom hat doch wenigſtens 6,54, Neapel 6,93, Palermo 9,11, während Algier ſich einer mittleren Winterwärme von 9,91, Cairo von 11,78 und Funchal auf Madeira ſogar von 14,0 rühmen darf. Aber die Annahme von 4 bis 5 Grad iſt wahrſcheinlich noch bedeutend zu hoch. Der jetzige Winter wird gerade nicht für einen ſtrengen gehalten, und doch ſcheint die durchſchnittliche Temperatur erheblich unter jenem Maß zu bleiben. Wenigſtens habe ich in der Zeit vom 21. December bis 23. Januar, die allerdings die kälteſten Winterwochen umfaßt, bei dreimaliger täglicher Beobachtung (um 8 Uhr Morgens, 1 Uhr Mittags und 10 Uhr Abends), nur ein Mittel von etwas unter 0° gefunden. Darnach möchte ich glauben, daß die mittlere Winterwärme nur gegen 3 Grad beträgt, alſo nahezu gleich groß wie die von Edinburg und London, und um 2 Grad höher als die von Frankfurt am Main iſt, welches im December 0,9, im Januar — 0,24 und im Februar 2,08 hat. Darnach würde es denn den Anſchein gewinnen, als ſey es gar nicht der Mühe werth, von Frankfurt oder gar von England nach Montreux zu reiſen, um ein milderes Klima zu finden.

Indeſſen kommen doch einige Umſtände in Betracht, welche der Sache einen etwas andern Anſtrich geben. Namentlich gehört dahin die windgeſchützte Lage der geſuchteſten Ortſchaften und Wohnungen, ſo daß Oſt- und Nordwinde ſelten oder niemals fühlbar werden. Der öſtliche Winkel des Genfer Sees, welchen das Kirchſpiel Montreux mit ſeinen zahlreichen Weilern und terraſſenförmigen Weinbergen umſchließt, iſt gegen Oſten und Norden von ſo nahen und hohen Bergen umgeben, daß erhebliche Windſtöße oder gar Stürme von dorther gar nicht möglich ſind. Selbſt nach dem ſüdöſtlich gelegenen Rhonethal gewährt der Mont d'Arvel noch einen ſchirmenden Vorſprung, während die Gebirgszüge, zu denen die bekannte Dent de Jaman, und näher, bei Verner, der Cubly und andere Gipfel gehören, einen vollſtändigen Abſchluß nach Oſten bilden. Nach Norden, woher die gefürchtete, namentlich auch in Genf ſehr empfindliche Biſe weht, ſind die Höhenzüge zwar weniger bedeutend und weniger ſchirmend; allein ſie bieten doch immerhin Schutz genug, um die Bucht von Montreux zu decken, ſo daß jener Wind ſelten anders als durch die Aufregung auf dem weſtlichen Theile des Sees und den ſich fortpflanzenden Wellenlauf bemerkbar wird. Weiterhin, nach Nordweſten, iſt das Land mehr geöffnet. Zwar erhebt ſich dort der Jorat, ein getrennter Seitenaſt des Juragebirges; allein ſeine Entfernung iſt zu groß, als daß er nach erheblich wie ein Windſchirm dienen könnte. Im Gegentheil kommt von dorther zuweilen ein ziemlich empfindlicher Wind, der ebenfalls Jorat genannt wird, und faſt wie eine Art Miſtral, der bekanntlich im ſüdlichen Frankreich verrufen iſt, betrachtet werden kann. Noch weiter hin, nach Weſten zu, dehnt ſich der See in ſeiner ganzen gebogenen Länge. Erſt die Kette des Jura ſchließt dorthin den Geſichtskreis ab. Die Entfernung iſt aber ſo bedeutend, daß bei nebligem Wetter der Leman wie ein Meerbuſen ſich ausnimmt, was noch dadurch befördert wird, daß ſich oftmals Möven hier einſtellen; namentlich iſt im Herbſt und Winter das weſtliche Gebirge nur ſelten ſichtbar. Sogar ein anſehnlicher Theil der hart an das ſüdliche Geſtade des Sees herantretenden Savoyer Alpen, die Montreux gegenüber die ſchöne Gruppe der Dents d'Oches bilden und weiterhin, über dem Rhonethal, als Dent du Midi, als einer der Gipfel des großen Bernhard ꝛc.

Digitized by Google

auftauchen, kann häufig vor Wolken und Nebel nicht geſehen werden. Ja ſelbſt die nächſten jenſeitigen Ortſchaften, das Walliſer Vouvret und das halb ſchweizeriſche, halb ſavoyiſch-franzöſiſche St. Gingolphe, ſind zuweilen ganz verdeckt, obwohl die Breite des Sees hier kaum eine Stunde beträgt.

Unter ſolchen Verhältniſſen iſt es begreiflich, daß Montreux von kalten Winden nur wenig oder gar nicht zu leiden hat, und daß daher ſelbſt anhaltendes Froſtwetter in weit geringerem Grade empfunden wird, als anderswo. Ein zweiter Grund, warum das hieſige Klima ſelbſt an ſolchen Tagen, wo das Thermometer einen niedrigen Stand zeigt, als weich und milde bezeichnet zu werden pflegt, mag in der Feuchtigkeit und in ſonſtigen Verhältniſſen der Luft liegen. Auch auf magnetiſche Strömungen hat man hingewieſen, um die ungewöhnlichen Witterungserſcheinungen von Montreux zu erklären; namentlich geſchieht dieß, wie ich vernahm, von dem belgiſchen Genieofficier Brück. Indeſſen fehlt es in allen dieſen Beziehungen noch zu ſehr an genauen und ausreichenden Beobachtungen, als daß auch nur eine einigermaßen begründete Meinung ausgeſprochen werden könnte.

Bei der gewöhnlich ſtattfindenden Windſtille bringt die Sonne, falls ſie nur einige Zeit lang ſcheint, an den Weinbergterraſſen und an ſonſtigen Widerſcheinsſtellen eine ſehr erhebliche Wärme hervor. Beſonders bemerkenswerth ſind in dieſer Hinſicht die bedeckten, mit Glaswänden verſehenen „Gallerien," die ſich an den meiſten Koſthäuſern befinden; namentlich zeichnet ſich die kleine Penſion Razoux in Verner durch eine ſolche mit einem Bretterboden verſehene Gallerie aus. Ich weiß, daß in ihr mehrere male bei einer Sonnenwärme von 18 bis 20 Grad zu Mittag gegeſſen wurde, während das Thermometer an der Nordſeite des Hauſes zwei bis drei Grad unter Null ſtand.

Nach allem dieſem wird es klar ſeyn, daß die Gegend von Montreux in der Regel nur ſolchen Bruſtleidenden zu empfehlen ſteht, deren Uebel noch nicht weit vorgeſchritten iſt, und denen ein Wechſel der Luft und des Aufenthalts ſchon um deßwillen gerathen werden muß, weil ſie daheim nicht in der Lage ſind, dem Dunſt großer Städte, oder dem aufreibenden Treiben der Modegeſelligkeit ſich entziehen zu können. Auch als Uebergangsſtation zu wärmeren Gegenden, namentlich in den Monaten September und Oktober, darf Montreux empfohlen werden. Selbſt der November bietet gewöhnlich noch ein paar treffliche Wochen, obwohl zuweilen, ſo namentlich im vorigen Herbſt, die Temperatur einzelner Nächte unter Null ſinkt. Wer dagegen an einem Lungenübel leidet, das ſchon einen gewiſſen Grad erlangt hat, dem wird das hieſige Klima wenig förderlich ſeyn; die Beſchwerden der Reiſe und namentlich die Erkältungen bei dem häufigen Wagenwechſel auf den Schweizer Bahnhöfen, werden ihm mehr Schaden thun, als er hier den ganzen Winter über zu verwinden vermag. Auch ſolche, welche Selbſtbeherrſchung und Freiheit genug beſitzen, daheim ungefähr eben ſo zu leben wie hier, und denen es an Gelegenheit nicht fehlt, ſich einen ſonnigen, wahlgelüfteten Glasgang oder ſonſt ein windgeſchütztes Plätzchen im Widerſchein der Sonne zu beſchaffen, werden füglich eine Reiſe hieher unterlaſſen können. Daſſelbe ließe ſich freilich auch gar manchen ſagen, die mit großen Opfern nach Nizza, Mentone, Hyères ꝛc. reiſen, wie denn überhaupt die Rathſchläge und Anordnungen, welche hinſichtlich des Beſuchs klimatiſcher Curorte gegeben zu werden pflegen, noch vielfach von trauriger Unkunde in Betreff der einſchlagenden Verhältniſſe zeugen und deßhalb nicht ſelten von den übelſten Mißgriffen begleitet ſind. Tadelnswerth, ja mitunter wahrhaft gewiſſenlos erſcheint es jedenfalls, Kranke hieher oder an ähnliche Orte zu ſchicken, die einen höheren Wärmegrad gar nicht mehr entbehren können und daher faſt immer im Zimmer zubringen müſſen, ohne dabei nur irgend die Bequemlichkeiten und die Pflege zu finden, die ſie daheim haben könnten.

Eine beſondere Erwähnung verdienen dabei die Heizungsverhältniſſe. Allerdings ſind ſeit einigen Jahren, namentlich durch deutſchen Einfluß, in den meiſten Penſionen die Erwärmungseinrichtungen bedeutend verbeſſert worden. Man hat faſt überall Oefen, ſtatt der ſonſt üblichen Kamine; auch werden die für den gemeinſchaftlichen Gebrauch beſtimmten „Salons" in der Regel ziemlich gut geheizt. Allein für Kranke bleibt doch immerhin viel zu wünſchen übrig, namentlich in ſolchen Häuſern, wo faſt nur Geſunde wohnen, und insbeſondere, wo die an Kaminfeuer und offene Thüren gewöhnten Engländer im Salon und im Speiſezimmer vorherrſchen. An eine gewiſſe regelmäßige Wärme iſt kaum zu denken, theils wegen der Verſchiedenheit der Wünſche, theils wegen Ungeſchicks und Unachtſamkeit der Aufwartung. Eine Bedienung auf dem Zimmer der Einzelnen wird aber begreiflicherweiſe nur ungern gewährt; ja der Leidende wird nicht ſelten die mehr oder weniger deutliche Aeußerung vernehmen, daß man kein Krankenhaus halte, ſondern nur in Ausnahmefällen das Eſſen auf die Zimmer ſchicken könne u. ſ. w. Ja ſelbſt im eigenen Zimmer des Kranken ſteht eine ſo gleichmäßige Temperatur und ein ſo regelmäßiger Luftwechſel nur ſelten zu erreichen, als man daheim mit Leichtigkeit würde haben können. Wer nicht ungewöhnliche Preiſe, z. B. nicht mehr als täglich vier oder fünf Franken zahlt, hat meiſt nur ein kleines Gemach, häufig nach Norden oder Weſten oder unter dem Dach gelegen, das nicht ſelten von Außen geheizt wird und ſich daher der eigenen Fürſorge des Leidenden für gehörige Erwärmung faſt ganz entzieht. Dabei iſt die Bedienung meiſt mangelhaft und nicht ſelten ſchlecht, theils weil das Perſonal nicht ausreicht, theils weil die „freien" Schweizer Dienſtboten ſich etwas anders gehaben, als das Geſinde in andern Staaten. Auch die Preiſe der Feuerung kommen in Betracht, da Heizung und Beleuchtung der Einzelzimmer in den täglichen

Digitized by Google

Penſionsſätzen nicht mitbegriffen ſind. Das Waadtland hat zwar erhebliche Kahlenwerke, allein zur Heizung ſcheint man die Steinkohle noch wenig oder gar nicht zu verwenden. Das Holz aber iſt ſehr theuer. Bekanntlich liegt die Forſtwirthſchaft in der Schweiz überhaupt noch ſehr im Argen, und es wäre gewiß heilſam, wenn Mahnungen und Rathſchläge, wie die des unlängſt ermordeten Forſtmeiſters Stockar von Neuforn in Schaffhauſen, hinſichtlich der leichtfertigen Waldverwüſtungen in den Alpen bald Gehör fänden. Auch im Waadtlande könnte gewiß viel geſchehen, um die Waldkultur zu fördern. Jedenfalls iſt der Holzpreis hier ein unerhört hoher. Für einen „Korb" voll Holz, halb tannen, halb buchen, zuſammen etwas über einen Cubikfuß ausmachend, berechnet man in Gaſthäuſern zwei Franken aber ſechzehn Silbergroſchen, ſo daß an kalten Tagen, zumal bei Kaminfeuern, ganz bequem für einen Thaler täglich verbrannt werden kann. Bei längerem Aufenthalte ſorgen die Penſionshalter für größere Beträge, für eine ganze, halbe, oder viertel Moule, oder auch „pour une petite mesure." Die Moule gefägten und geſpaltenen Buchen- oder Ulmenholzes, theils in Scheitern, theils in Knüppeln, vier Fuß lang, ſechs Fuß breit und ſechs Fuß hoch, alſo 144 Cubikfuß, kammt dann mit dem Kleinmachen auf 70 Franken zu ſtehen; Tannenholz ꝛc., das zu Erleichterung des Feuermachens ſtets mit in Vorſchlag gebracht wird, auf 36 Franken. Wer Abends nicht heizt und bei Tag die Sonne hat, kann wöchentlich vier bis fünf Franken für Heizung rechnen, ſanſt aber ziemlich das Doppelte, wofern er anders eine Wärme von 14 bis 15 Grad R. begehrt.

(Schluß folgt.)

Zur Berichtigung.

Aus dem Artikel, welchen das Morgenblatt Nr. 5 über mein Buch: „Rede und Geberde," bringt, habe ich mit ſchmerzlichem Bedauern erſehen, daß der Verfaſſer deſſelben, aus ieriger Auffaſſung meiner Bekenntniſſe, Beſchuldigungen auf das Andenken eines verehrten Todten häufet, die derſelbe nicht verdient. Nirgend ſteht in dem oben genannten Buch, daß dem edlen Franz Kugler auch von dieſem literariſchen Verſuch das Manuſcript zur Durchſicht und Correction vorgelegt worden ſey. Leider war er ſchon Jahre lang dem Zeitlichen entrückt, bevor ich mich dazu entſchloß, dieſes Buch zu ſchreiben, und wenn ich als Frau es für rathſamer fand, zur Einkleidung der Belehrungen und für die Geſpräche junger Leute, lieber einen heitern als ernſten Ton zu wählen, ſo kann dafür der Verewigte eben ſo wenig, als für mein „Satzgefüge." Er, der nicht mit kleinlicher Splitterſucht ſich an das Kleine hing, um gelegentlich auch das Beſſere damit herabzuziehen, war vielleicht zu nachſichtsvoll gegen eine Frau, von der er keinen Profeſſorſtyl zu leſen verlangte, und daher unterließ ich es, das Buch einem Meiſter der deutſchen Sprache zur Correction aufzubürden, denkend, daß ſelbſt Profeſſoren ein größeres Wohlgefallen daran haben, wenn ſich eine Frau mit keinen, als mit fremden Federn herauspuzen läßt.

Von dem Inhalt des Buches kannte Herr Geheimerath Kugler nur die Bilder, welche ich ihm mit kurz abgefaßten Erläuterungen und einer Anzahl von jenen Notizen variegte, die ich mir während meiner Künſtlerperiode zum Selbſtunterricht geſammelt hatte. An dieſen Notizen konnte aber weder er, noch ich, irgend etwas von einer „grauen Theorie" entdecken. Ausſprüche, welche ſich auf Beobachtung der menſchlichen Natur, den Widerhall des ſeeliſchen und geiſtigen Lebens in Ton und Geberde beziehen, verdienen wohl einen würdigeren Namen. Ich kann nur wünſchen, daß ſtrebende Talente, die ſich mehr der Beſcheidenheit als des Eigendünkels befleißigen wollen, dieſe Ausſprüche claſſiſcher Lehrer recht aufmerkſam beherzigen; ſie werden alsdann weniger geneigt ſeyn, ſich mit Abſtractionen über die Fehler und Mängel Anderer abzumühen, die eignen Vorzüge dagegen um ſo würdiger nützen lernen. Der Eigendünkel aber, der die ehrwürdigen Ausſprüche der Alten mißachtet, wird leichter, als ich es kann, entzückt ſeyn über die eigene „grüne Weide," die Uhland mit den Worten beſingt:

Mutterkorn und andre Waare,
Die im Kopfe dämiſch macht,
Raben, Ruß, am meiſten aber
Schwindelhaber, Dippelhaber!

Zum Schluß möchte mir nur noch die Bemerkung geſtattet ſeyn, daß mein Buch weder eine „Dramaturgie," noch irgend etwas Anderes werden wollte, als das, was es iſt, ein anſpruchsloſes Buch, welches durch anregende Beiſpiele die Aufmerkſamkeit auf Rede und Geberde anſpornen ſollte.

Agnes Strauß, geb. Schebeſt.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 9. 26. Februar 1862.

— O Geiſtesfeſſel, du tauſendjähr'ger Bann!
Geheim, doch ſicher hat der Roſt genagt an deinem Ringe.
Nun wackelt er und fürchtet ſich vor jedes Knaben Klinge.
Annette von Droſte.

Ein Ausflug zur Beatenhöhle am Thunerſee.

Hinter dem Hotel Ritſchard am Höheweg zu Interlaken iſt ein trauliches Plätzchen, ganz dazu geſchaffen, nach genoſſener Table d'Hote ſeine Taſſe Kaffee zu ſchlürfen und den Rauch einer importirten Regalia den Federwölkchen nachzuſenden, die hoch oben gleich wandernden Schwänen ziehen. Es war an einem der herrlichſten jener herrlichen Septembertage des letztverfloſſenen Jahres. Zu drei ſaßen wir — ich will meine Reiſegenoſſen Oskar und Klärchen nennen — an einem runden Gartentiſchchen unter verſchlungenem Rankengewächs mitten zwiſchen blühenden, duftenden Sträuchern, Pelargonien, Hibiſken, gelbem und weißem Jasmin. Tags zuvor hatten wir gemeinſchaftlich die große Scheideck überſtiegen und ruhten behaglich aus von den Strapazen des Roſenlaui-Gletſchers und des kniebrechenden Weges, der vom „Zwirggi" zu den Reichenbachfällen hinunter führt.

Es war erſt drei Uhr; volle vier Stunden Tageshelle hatten wir noch vor uns. „Was fangen wir an?" Oskar ſchlug eine Wagen- oder Waſſerpartie vor. — „Warum nicht gar!" widerſprach Klärchen. „Sparen wir die Corſofahrten für Rom und die Gondelpromenaden für Venedig; allhier im Lande der Gemſen klettert man auf den Felſen herum." Der carminrothe Touriſtenführer nach „Interlaken und ſeinen Umgebungen," in welchen ich eben blätterte, inſpirirte mich zu einem vermittelnden Antrag: „Wißt ihr was? wir machen eine Wallfahrt zur St. Beatushöhle; dann haben wir Corſo, Gondelfahrt und Kletterpartie, Alles hübſch beiſammen."

Fünf Minuten ſpäter ſaßen wir in der Caleſche des Herrn Ritſchard, unſeres gefälligen Gaſtgebers, und fuhren im Schatten der Nußbäume den „Höheweg" entlang und muſterten die elegante Welt, die ſich zu beiden Seiten der Straße auf den Trottoirs drängte, oder die Krambuden umſtand, oder unter den Veranden der Penſionshäuſer ſaß. Wir bemühten uns, in dem Gewühle von Zuavenjacken, von Garribaldihemden, von grauen und braunen Paletots, von Panamas und ungariſchen Federhütchen nach Bekannten zu ſpähen. „Seht dort den ruſſiſchen Hofrath, mit welchem wir auf der Wengernalp Gemſenfleiſch gegeſſen." — „Da die beiden Berliner Kinder, die mit uns in der Grotte des Grindelwaldgletſchers zuſammentrafen." — „Hier unſere Platznachbarin bei der Gießbachbeleuchtung, welche fand, daß der Gegenſtand von den Maſchinſten der großen Oper in Paris doch noch beſſer gegeben werde." — „Wer grüßt von jener rebenbeſponnenen

Veranda her? Gewiß gute Bekannte. Halt!" Der Kutſcher hat's überhört; wir ſind vorbei, bevor wir die Grüßenden erkennen konnten.

Schon liegt Unterſeen hinter uns; wir fahren auf der ſtaubigen Chauſſee, die nach dem „Neuhaus" führt. Zur Rechten ſchaut der finſtere Harder grimmig auf uns herunter; zur Linken blickt die Jungfrau in lieblicher Herrlichkeit über die ſonnenbeſchienenen Weiden des Abendberges; vor uns dehnt ſich die leicht gekräuſelte Fläche des Thuner Sees, auf welcher glitzernde Reflexe mit tiefblauen Schatten wechſeln.

Eben war das Thuner Dampfboot beim Neuhaus angelangt. Welch Gedränge und Gewimmel! Der Britte mit dem buſchigen Backenbart und der glattraſirten Oberlippe, der zugeknöpfte Ruſſe, deutſche Docenten und Studenten, an den Brillen und Torniſtern leicht zu erkennen, kaiſerlich-napoleoniſche Franzoſen mit dem nie fehlenden rothen Bande im Knopfloch, und dann erſt all die becrinolinten Amazonen mit ihren „Damenkoffern," von denen jede einer Familie mit beſcheidenen Anſprüchen zur Wohnung dienen könnte, grand-monde und demi-monde bunt durcheinander. Alles drängt an's Land, um dort von den Omnibusconducteuren, den Droſchkenkutſchern, den Bergführern als willkommene Beute in Empfang genommen zu werden.

Aber es war uns keine lange Muße gegönnt, dieſem Spektakel zuzuſchauen und unſere ethnographiſchen Kenntniſſe zu bereichern. Unſer Roſſelenker hatte ſchon von weitem den müſſig umherlungernden Gondelführern ein Zeichen gegeben; kaum angelangt, wurden wir von einem verwitterten Schiffer eingeladen, ſeine Barke zu beſteigen; es ſey alles zur Abfahrt bereit. Nicht lange, ſo lag der Lärm, der Staub und das Gewimmel des Landungsplatzes hinter uns, wir fuhren über den klaren, glatten Spiegel des Sees. Schon ſtand das nordweſtliche Ufer, welchem entlang wir fuhren, im Schatten; dunkelgrau ſtreckte ſich die „Naſe" des Berges, jenes von den Schiffern bei ſtürmiſchem Wetter ſo ſehr gefürchtete Vorgebirge, in den See hinaus; ſtahlgrau erhoben ſich die Nalligſtöcke vor uns und warfen ihre Schatten auf den See; aber drüben am ſüdöſtlichen Geſtade badeten ſich noch die Dörfer, die Wieſen und Baumgärten im goldenen Sonnenſchein. Raſch und ſanft glitt unſere Barke von drei Rudern getrieben dahin; es war eine ganze Schifferfamilie, Vater, Mutter und Bube, die uns führten.

„Weiß man etwas Näheres vom heiligen Beatus, zu deſſen Höhle wir unſere Wallfahrt machen?" fragte Klärchen. — „Er gehörte zu jenen britiſchen Sendboten, zu den Genoſſen des heiligen Columban, Gallus und Fridolin, denen das Verdienſt gebührt, unſere Vorväter, die alten Helvetier, zum Chriſtenthum bekehrt zu haben. Er lebte im zweiten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung und ſoll, neunzig Jahre alt, in einer der Grotten dieſes waldbewachſenen Berges geſtorben ſeyn. So viel ſagt die Geſchichte; — die Legende weiß freilich noch manches Andere vom alten Heiligen, welcher in dieſer Gegend lange Zeit in ganz beſonderem Anſehen ſtand; vielleicht erfahren wir etwas davon durch unſere Schifferleute."

Der weibliche Beſtandtheil der Bemannung unſerer Barke gehörte zwar keineswegs unter die Kategorie der „ſchönen Schifferinnen;" die gute Frau war mit einem ziemlich dicken Hals bedacht und eine nicht unbedeutende Anzahl von Runzeln durchfurchten ihr ſonnegebräuntes Geſicht; dafür war ihre Zunge um ſo beſſer eingehängt. Sie war bald bereit, uns ihre Weisheit auszukramen.

„Beatus," ſo erzählte ſie, „war ein frommer Einſiedler, von Haus aus reicher Leute Kind aus England. In ſeiner Jugend machte er eine Reiſe nach Rom und lernte dort den Apoſtel Petrus kennen, der ihn aparte ausſchickte, die alten Schweizer, die damals noch blinde Heiden waren, zum rechten Glauben zu führen. Zuerſt kam er in's Aargau und Luzernerbiet, lehrte und predigte und friſtete ſein Leben, indem er Weidenkörbe und Fiſchreuſen flocht. Von dort ging er in's Unterwaldnerland und endlich führte ihn ſein Weg auch über den Brünig und bis nach Interlaken, wo damals nur arme Fiſcher und Geißhirten wohnten. Da hörte er, daß in einer Höhle am Berg, welcher ſich in den Thuner See ſenkt, ein wilder Drache hauſe, der dem Lande vielen Schaden zufüge. Der Heilige beſchloß, den ſchädlichen Wurm zu vertreiben und ſich ſelber in deſſen Wohnung niederzulaſſen. Er machte ſich auf den Weg und kletterte dem See entlang und den Berg hinan, bis er zur Höhle kam. Der Drache mochte ſein Neſt nicht gutwillig verlaſſen und einem andern einräumen, ſondern rollte die Augen, die ſo groß wie Pflugräder waren, ſpie Rauch und Flammen und wetzte ſeine Krallen; aber Beatus fürchtete ſich nicht, ſondern begann mit lauter Stimme zu beten. Das vermochte das hölliſche Unthier nicht lange auszuhalten; es breitete ſeine Flügel aus und entfloh unter gräßlichem Geheul, um ſich anderswo eine Unterkunft zu ſuchen. Der Heilige reinigte die Höhle und richtete ſich darin häuslich ein, um hier in der Wildniß Gott zu dienen, den Leib zu kaſteien und von Wurzeln und Kräutern zu leben. Dem böſen Feind war der fromme Mann ein rechter Dorn im Auge, weßhalb er von ihm allerlei Anfechtungen zu erleiden hatte. Faſt jedesmal, wenn Beatus ſeine

Digitized by Google

Höhle verlaſſen wollte, um dem Volk das Evangelium zu verkünden, ließ der Böſe ein fürchterliches Unwetter ausbrechen; da gewährte der liebe Gott dem Heiligen eine beſondere Gnade: er ſchenkte ihm einen Mantel. Wollte der fromme Heidenbote in's Thal hinunter, ſo brauchte er nur ſeinen Mantel vor der Höhle auszubreiten und ſich darauf zu ſetzen; ein ſanftes Lüftchen hob ihn dann empor und trug ihn, wohin er begehrte."

Als die Frau ſah, daß wir ihrer Erzählung mit Ernſt und Aufmerkſamkeit zuhörten, fuhr ſie mit um ſo größerer Zuverſicht fort: „Weiter unten am See, am andern Ufer iſt ein Ort. Der heißt Einigen. Dort bauten fromme Chriſten in jener frühen Zeit ein Kirchlein; es war dem heiligen Erzengel Michael geweiht, und ein Gefährte des Beatus, Bruder Achates, mußte dort den Gottesdienſt verſehen. Einſt am heiligen Oſterfeſt breitete Beatus ſeinen Mantel aus, um in jenem Kirchlein die Predigt zu hören; der Mantel trug ihn hinüber; nach ſeiner Gewohnheit nahm er ganz hinten in der Kirche Platz. Da wurde er zu ſeinem Schrecken gewahr, daß faſt die ganze Gemeinde ſich vom Schlaf hatte übermannen laſſen; dicht unter der Kanzel ſaß der leibhafte Böſe und ſchrieb mit hölliſcher Schadenfreude die Namen der Schläfer auf eine Bockshaut auf. Betrübten Herzens ſah der fromme Mann ſo viele Seelen ihr Heil verſcherzen; den Gottesdienſt zu ſtören wäre jedoch eine Todſünde geweſen. Da wurden zuletzt der Schläfer ſo viele, daß ihre Namen auf der Bockshaut nicht mehr Platz fanden. Der Teufel faßte das Fell mit den Zähnen und Krallen, um es aus einander zu ziehen; er ſtrengte alle ſeine Kräfte an, da riß es plötzlich mitten entzwei und der Böſe ſchlug mit dem Kopf unter gewaltigem Gepolter an die Kanzel. Darüber ward Sanct Beat ſo vergnügt, daß er in ein lautes Gelächter ausbrach. Bei ſolchem Lärm und Lachen erwachten die Gläubigen, noch bevor der Prediger Amen geſagt hatte; ihre Seelen waren gerettet und der Teufel floh beſchämt davon. Als aber der Heilige nach ſeiner Höhle zurückkehren wollte und ſeinen Mantel ausbreitete, blieb derſelbe, wie ein ganz gewöhnlicher Mantel, auf der Erde liegen; er mußte von nun an wieder zu Fuß die mühſamen Pfade nach ſeiner Einöde zurücklegen. Dieß war die gelinde Strafe dafür, daß er durch ſein Lachen in der Kirche den Gottesdienſt geſtört hatte."

„Wo habt Ihr dieſe hübſchen Geſchichten her?" fragte ich. „Man erzählt ſich dieſelben ohne Zweifel Winters bei den Schnitzelbänken. Iſt aber auch Alles wahr, was Ihr uns erzählt habt?"

Die Frau warf mir einen ſchlauen Blick zu und lachte dann. „Wißt Ihr, Herr, wir ſind reformirt hier zu Land, wir wiſſen nicht mehr viel von den Heiligen. Aber ein ſtudirter Herr von Interlaken hat die Geſchichte des frommen Waldbruders, der dort oben im Drachenloch wohnte, in den alten Chroniken gefunden und zur Kurzweil der fremden Reiſenden in einem Buche drucken laſſen. Da wird's wohl wahr ſeyn."

Alſo eine Volksſage, wie ſo viele andere, welche vom Volk unter die Gelehrten kam und nun von den Gelehrten allmählig wieder in's Volk übergeht.

Wir näherten uns dem Ufer. Eine kleine ſchattige Bucht nahm unſer Fahrzeug auf und wir ſtießen an's Land. „Dieſer Fußweg wird euch nach der Leerau führen; dort wird man euch dann ſchon weiter weiſen." Mit dieſen Worten nahm die redſelige Schifferin ihr Strickzeug hervor, der alte Schiffer dagegen und der Bube lagerten ſich in's Gras, während wir dem Pfade folgten, der uns den grünen Abhang hinan führte.

Eine Lichtung öffnet ſich, das Aroma friſch gedörrten Heues duftet uns entgegen, wir treten auf ein ſonniges Wieſenplateau und erblicken im Hintergrund deſſelben eine ihrem Zerfall entgegen gehende Villa mit geſchloſſenen Fenſterladen, die Leerau, leer, öde und ungemüthlich wie ihr Name. Ein Knabe in Hemdärmeln und baarfuß kommt uns entgegen. „Wünſchen die Herrſchaften zur Beatenhöhle hinaufzuſteigen?" — „Ja, mein Kind." Ungeheißen läuft der Bube in die hinter Bäumen verſteckte Pächterwohnung und kommt bald wieder, mit einigen Kienfackeln und ein paar Zündhölzchen verſehen, zurück, um mit uns den Berg hinan zu ſteigen.

„Hör' mal, Junge, wem gehört denn eigentlich dieſe troſtloſe Leerau?" — „Unſerem Pachtherrn," war die lakoniſche Antwort. — „Kommt er nicht zuweilen, hier zu wohnen?" Der Bube ſchaute ſich um und maß mich mit einem mißtrauiſchen Blick. — „Ja." — „Dann ſieht's in dieſer Menſchenwohnung wohl freundlicher aus, als eben jetzt, da ſie ſich vor der goldenen Sonne und der blauen Himmelsluft mittelſt dicker Fenſterladen abgeſchloſſen hält?" — „Nein," lautete der kurze Beſcheid. Ein Mehreres war nicht aus dem Buben herauszubringen, Grund genug, unſere Neugierde noch mehr zu reizen. Als wolle er ferneren Fragen ausweichen, eilte der barfüßige Cicerone geflügelten Schrittes bergan; wir andern folgten im Schweiße unſeres Angeſichts.

Der Fußpfad führt durch ſchattigen Buchen- und Tannwald quer den Berghang hinan. Eine Viertelſtunde lungenerprobendes Steigen, dann ein Bach, über welchen ein gebrechlicher Steg führt, unter uns hinter Dickicht verſteckt ein toſender Waſſerſturz, dann noch einiges Klettern über rauhes Felsgeſtein, und wir ſtanden

Digitized by Google

am Eingang einer geräumigen Höhle, aus welcher der Bach floß, den wir eben überschritten und deſſen Sturz wir gehört hatten.

„Dieß war alſo die Wohnung des heiligen Einſiedlers?“ Der barfüßige Führer ſchüttelte verneinend den Kopf. „Dieſe untere Höhle wird zuweilen vom angeſchwollenen Bache ganz ausgefüllt. Sanct Beat hat ſich weiter oben ein trockeneres Quartier ausgewählt. Hier geht es aber viel tiefer in den Berg hinein.“ — „Wie tief denn?“ fragte ich, um die Wahrheitsliebe des Cicerone auf die Probe zu ſtellen. „In zwei Tagen käme man nicht bis an's Ende und wieder zurück.“ — „Du möchteſt uns gern einen Bären aufbinden, Freund; es ſteht gedruckt zu leſen, daß die Höhle in ihrer größten Ausdehnung nicht mehr als 665 Fuß mißt.“

Der Junge ſchaute mich mit ſeinen dunkelbraunen Augen mehr ſpöttiſch als verlegen an. „Das weiß ich beſſer als die Bücherſchreiber,“ erwiederte er. „Ich bin ſchon gar manchen Sonn- und Feiertag in dem Loch herumgekrochen. Winters, wenn's draußen recht kalt iſt, da gehen wir Buben hinein, uns zu wärmen. Aber bis ganz hinten iſt noch keiner von uns geweſen; dort ſoll ein großer Gletſcher ſeyn, aus dem dieſer Bach entſpringt.“

Ich erlaubte mir, etwas ungläubig den Kopf zu ſchütteln. „Wenn mir die Herrſchaften nicht glauben wollen, können ſie ſelbſt nachſehen,“ ſagte der Bube, zündete eine ſeiner Kienfackeln an und trat, uns zum Nachfolgen einladend, in die Höhle.

Wir ſtanden ſchon nach ein paar Dutzend Schritten in der dichteſten Finſterniß, die nur ſpärlich von der röthlichen Flamme des Kienholzes erleuchtet wurde. Die Wände traten näher zuſammen, die Decke ſenkte ſich, neben dem rauſchenden Bach blieb nur ein ſchmaler ſchlüpfriger Rand, auf welchem wir vorwärts ſchreiten ſollten. „Bis hieher und nicht weiter!“

Der Bube mit der Fackel that, als hörte er nicht; gleichſam zum Trotze verfolgte er ſeinen Weg in die Tiefe des Berges. Freund Oskar, der nächſte hinter ihm, folgte mit dem Leichtſinn der Jugend. Wir beiden andern zurückbleibenden befanden uns bald in der ſtockfinſterſten Dunkelheit. Die Situation war nicht beſonders gemüthlich. Wir waren auf der Stelle, wo wir ſtehen geblieben, feſtgebannt; bei jedem Schritt vorwärts, rückwärts oder zur Seite ſtanden wir in Gefahr auszugleiten und in den zu unſern Füßen rauſchenden Bach zu ſtürzen. Da war nichts zu thun, als ſich in Geduld zu faſſen und unbeweglich ſtehen zu bleiben, bis es jenen gefiel, mit den Fackeln aus den Eingeweiden des Berges zurückzukehren.

„Haſt du auch ſchon von den Erdmännlein gehört, Klärchen?“ — „Ja freilich, wie ſollt' ich nicht!“ — „Weißt du noch, wie die kleinen grauen Burſche in den Tiefen der Erde Goldkörner ſammeln und in ihren Höhlen zuſammentragen, und wenn ſie beleidigt oder belauſcht werden, den Menſchen allerlei Streiche ſpielen?“ — „Davon waren ja meine Mährchenbücher angefüllt, die ich als kleines Mädchen mit ſolcher Gier verſchlang.“

„Hörſt du nicht ein leiſes Flüſtern? War's nicht, als ob ein grauer Schatten dort hinten durch die Finſterniß huſchte?“

Sonderbar rauſchte der Bach durch die mannigfachen Windungen der Höhle. Die Tropfen, die da und dort von der feuchten Decke hinunter fielen, gaben einen ſo hellen Klang, als ob in unſerer Nähe heimlich Dukaten gezählt würden. Dann waren es langgezogene Töne, die der Zugwind in den vielfach gewundenen Gängen hervorrief, bald wie das leiſe Klagen einer menſchlichen Stimme, bald wie die verklingenden Accorde einer Windharmonika.

„Jetzt wollt' ich doch, ſie kämen bald wieder mit der Fackel,“ ſagte Klärchen und hielt ſich feſter an meinem Arm. Aber noch immer blieb es ſtockfinſter in der Richtung, wo unſer Gefährte mit ſeinem Führer verſchwunden war.

„Sieh, ſieh dorthin!“ Es war, als ob eine der Felswände der Höhle allmählig zu erglühen begänne. Ueber das dunkelgraue Geſtein verbreitete ſich ein röthlicher Schimmer und der Berg ſchien durchſichtig zu werden. Eine wunderliche Geſtalt, auf allen Vieren kriechend, bewegte ſich langſam in der dunkelglühenden Maſſe. „Ein leibhaftes Bergmännchen!“

Jetzt kam plötzlich die Kienfackel zum Vorſchein. Wir brachen beide in ein ſchallendes Gelächter aus. Im Bergmännchen erkannten wir unſern Freund Oskar, welcher ſeinen Rückzug aus dem Bauche des Berges größerer Sicherheit wegen auf Händen und Füßen bewerkſtelligte; hinter ihm her ſchritt der kleine zündende Kobold. Die beiden improviſirten Bergknappen hatten nicht für gut befunden, ihre Entdeckungsreiſe bis zum ſagenhaften unterirdiſchen Gletſcher auszudehnen, und waren durch einen von uns unbeachtet gebliebenen Seitengang zurückgekehrt. Nun waren auch wir beiden Zurückgebliebenen glücklich erlöst. Nur noch wenige Minuten, und wir entſtiegen dem unheimlichen Schooß der Erde und freuten uns, wie Schillers Taucher, wieder des roſigen Lichtes.

Der Weg, welcher von der untern Höhle bis zum Eingang der obern führt, iſt nur kurz, aber rauh und ſteil. In dieſer obern Höhle wohnte zuerſt der Drache und dann der Heilige. Sie iſt lange nicht ſo tief als

Digitized by Google

die untere, aber ziemlich geräumig und trocken. Die Spuren alten Mauerwerks ſind vor ihrem Eingang ſichtbar. Wir erkundigten uns bei unſerem jungen Führer, ob er über die Bedeutung deſſelben einigen Aufſchluß zu geben vermöge.

„Seht, Herr, als Sanct Beat in ſeinem hohen Alter geſtorben und hier vor ſeiner Höhle begraben worden war, ſtieg ſein Anſehen ſchier noch höher als zu ſeinen Lebzeiten. Es kamen Wallfahrer von allen Enden her, denn es geſchahen Zeichen und Wunder auf ſeinem Grabe. Als aber der neue Glauben im Oberland eingeführt und das Land reformirt wurde, da verordneten die Herren zu Bern, daß die Gebeine des frommen Mannes ausgegraben und bei der Kirche zu Interlaken beigeſetzt werden ſollten. Nichts deſto weniger kamen die Pilger noch immer zu ganzen Schaaren, insbeſondere aus dem Unterwaldnerland, dem Luzernerbiet und dem Wallis, die Höhle zu beſuchen, ſich darin auf die Knie zu werfen und zu beten. Dieß zu hindern, ließ der Herr Landvogt von Interlaken vor dem Eingang der Höhle eine Mauer aufführen, welche jedoch von den Wallfahrern nach kurzer Zeit wieder zuſammengeriſſen wurde. Von da her rühren die Ueberreſte, die annoch hier vorhanden ſind."

Der Knabe hatte dieſe Rede ſehr geläufig und in jenem Apotheker- oder Schulmeiſterdeutſch hergeſagt, in welchem die Leute dieſer Gegend ſich den Touriſten, mit welchen ſie in Berührung kommen, verſtändlich zu machen pflegen. „Das haſt du nicht aus dir ſelbſt," ſagte ich. „Das haſt du aus einem Buche gelernt." — Der kleine Oberländer warf mir einen ſchlauen Seitenblick zu: „Hätt' ich's erſonnen und erlogen, ſo wär's ja eine Sünde."

„Kommen jetzt auch noch Wallfahrer, um hier zu beten?" — „Nein, nur Engländer, manchmal auch Wälſche und recht viele Dütſchländer, aber ſie beten nicht. Die Mutter hat geſagt, vor fünfzehn oder zwanzig Jahren ſey einmal ein Waldbruder in einer braunen Kutte aus dem Wallis herübergekommen und habe in dieſer Höhle ſeine Wohnung aufgeſchlagen, um wie der Sanct Beat ein Heiliger zu werden. Es muß ihm nicht beſonders gefallen haben; nach kurzer Zeit ſey er wieder verſchwunden, man wiſſe nicht wohin."

Vor dem Eingang der Höhle befindet ſich ein kleiner ebener Vorplatz, — ein glorioſes Fleckchen Erde. Tief unten der blaue See, jenſeits das ſonnenbeglänzte Ufer, rings grüner Wald, Sturzbachrauſchen, Droſſelſchlag und Tannennadelnduft. Von hier aus ſchaute der fromme Einſiedler auf die eitle Welt hinunter; hier breitete er ſeinen Mantel aus, wenn es ihn gelüſtete, unter die Menſchen zu gehen. Was würde er ſagen, ſtände er jetzt wieder hier und ſchaute auf das „Bödeli" hinunter und nach dem Höheweg, und ſähe ſtatt ſeiner frommen einfachen Hirten das Gewimmel blaſirter Menſchen aus aller Herren Ländern, und ſtatt der ärmlichen Hütten die prächtigen Penſionshäuſer und Hotels? Er würde ein Kreuz ſchlagen und ſeinen Mantel ausbreiten und gleich ſeinem Vorgänger, dem Drachen, auf und davon fliegen, um in einer fernen Einöde eine andere Höhle zu ſuchen, zu welcher noch kein Bädecker den Touriſten den Weg gewieſen hat.

Es wollte Abend werden. Schon warfen die Ralligſtöcke ihre langen Schatten bis nach dem Rugen hinüber. Da uns der Mantel des Heiligen nicht zu Gebot ſtand, um auf bequemſte Weiſe nach dem Hotel Ritſchard zurückzukehren, ſo mußten wir uns entſchließen, den Rückweg bis zum Schiff, das unſer am Ufer harrte, zu Fuß anzutreten.

Drunten vor dem Pächterhaus der öden Leerau hatte unterdeſſen die Mutter unſeres jungen Führers einen kleinen Kramladen von Tropfſteingebilden, wie man ſie in den Tiefen der Höhle findet, aufgeſtellt. Zum Andenken an den heutigen Ausflug kauften wir uns einige Kleinigkeiten; zugleich ſuchte ich die Gelegenheit zu benutzen, um einige Auskunft über den räthſelhaften Beſitzer der unheimlichen Villa zu erhalten. Aber die Mutter war in dieſem Punkte nicht minder zurückhaltend als der Sohn. Eben ſchickte ich mich an, eine direkte Frage zu ſtellen, als die Schiffleute am Ufer ein lautes Halloh erſchallen ließen, welches uns mahnen ſollte, daß es Zeit ſey, ſich wieder einzuſchiffen.

Bald glitten wir wieder über den See, in welchem ſich das Abendroth prächtig ſpiegelte, während die Schneegipfel und Gletſcher allmählig zu erglühen begannen und das nahe Waldgebirge ſchon ſein dunkles Nachtgewand angezogen hatte.

Von der geſchwätzigen Schifferin ließ ſich vielleicht etwas Näheres über die geheimnißvolle Leerau und ihren Herrn erfahren. „Es iſt Schade," warf ich hin, „daß der herrlich gelegene Landſitz da oben nicht jemanden gehört, der ihn beſſer in Ehren zu halten wüßte." — „Ja, der iſt ein kurioſer Heiliger," ſagte die Frau und ließ das Ruder ſinken, als ob ſie ſich's zum Erzählen bequem machen wollte. Da gab ihr der Alte mit den Augen einen bedeutſamen Wink. Seufzend griff ſie wieder nach der Ruderſtange und ſagte dann: „Wer 's Geld hat und ſchon auf dieſer Welt ein Leben führen könnte wie im Himmel, den laſſen die Grillen ſeines Glückes nicht froh werden, und unſereins muß ſich ſchinden und plagen, nur um ſein Stückchen tägliches Brod zu erwerben."

Um den Faden des Geſprächs nicht ausgehen zu

Digitized by Google

laſſen, erwiederte ich: „Es iſt gewiß nicht Euer Ernſt, wenn Ihr klagt. Das Geld träufelt ja hier zu Lande ſo zu ſagen vom Himmel, wie den Iſraeliten in der Wüſte das Manna. Ihr braucht Euch nur zu bücken und es aufzuheben.“

„Für die reichen Wirthe regnet's Geld, nicht für uns. Es ſtrömt immer wieder zum großen Haufen. Das Rudern iſt eine ſchwere Arbeit, Herr; es koſtet manchen Tropfen Schweiß, bis man ſeine paar Franken erworben hat, und dazu ſetzt man jeden Tag ſein Leben auf's Spiel.“

Mit ungläubigem Lächeln blickte ich auf die glatte Fläche. „Ihr mögt mir's glauben,“ fuhr jene fort. „Nicht immer iſt der See ſo ruhig wie heute. Hier in den Bergen läßt ſich dem Wind und Wetter niemals trauen. Wer weiß, ob's nicht ſchon in einer Stunde ſtürmt; wäret Ihr dann noch auf dieſem Schiff und müßtet dort bei der Felſennaſe vorbeifahren, wo der Berg ſo gäh in den See hinunter fällt, Ihr gäbet viel, auf feſtem Grund zu ſtehen.“ — „Seht, Herr,“ fügte der Alte bei, „da unten in der Tiefe hat gar mancher Schiffer ſein Grab.“ — „Wie kommt's denn, daß Ihr dieſes gefährliche und mühſame Gewerbe ergriffen habt?“

Der Schiffer ſchwieg, das Wort ſeiner redſeligeren Ehehälfte überlaſſend. Dieſe deutete nach dem nahen Ufer, wo ein im Geröll eines Gebirgsbaches halb begrabenes Dörfchen ſtand. „Seht, Herr, dieß iſt Sundlauenen, dort ſind wir zu Hauſe, gerade zwiſcheninnen, zwiſchen Berg und Waſſer. Aber der Berg iſt zuweilen noch ſchlimmer als der See. Wir hatten dort eine ſchöne Matte und ein paar Dutzend Apfel-, Birn- und Nußbäume ſtanden darauf, die uns jedes Jahr manchen ſchönen Batzen eintrugen. Da gab's vor drei Jahren ein ſchrecklich Unwetter in den höheren Thälern; wie ein wildes Unthier kam der Bach von den Bergen hinunter; wir glaubten, der jüngſte Tag ſey gekommen. Mit dem Leben kamen wir freilich davon, als es aber nach der ſchrecklichen Nacht wieder heller Tag wurde, ſahen wir unſere Matte mannshoch mit Trümmern und Steinblöcken überdeckt und unſere Obſtbäume fanden wir verſchüttet oder über der Wurzel abgedreht. Seither iſt der See unſer Acker und das Schiff unſer Pflug. Die Herrſchaften wiſſen es freilich nicht, wie es zur Winterszeit, oder wenn im Frühjahr der Föhn regiert, zwiſchen den Bergen ausſieht; ſie kommen nur zur luſtigen Sommerszeit zu uns.“

Wir ſtießen an's Land. Ohne zu markten, bezahlten wir den Schiffern ihren Lohn und beſtiegen unſern Wagen, der ſchon beſpannt am Ufer wartete, um uns nach Interlaken zurückzuführen. Ueber Berg und Thal hatte ſich die Dämmerung geſenkt, nur noch Jungfrau und Mönch leuchteten hinter dem dunkeln Rugen hervor wie glühendes Eiſen. Auf dem Höheweg drängte ſich die elegante Welt und freute ſich des lauen herrlichen Septemberabends. „Es iſt zu ſchön und mild,“ ſagte der Kutſcher; „noch dieſe Nacht kann es Unwetter geben.“ Der Bach fiel mir ein, der bei Unwetter unverſehens wie ein brüllend Unthier von den Bergen herunterſtürzt. „Gott behüte die armen Schiffer von Sundlauenen!“

Der erleuchtete Speiſeſaal des Hotel Ritſchard ſtrahlte uns von weitem ſchon freundlich zum Eintritt einladend entgegen. Drinnen brodelten traulich auf den langen Tiſchen die Theemaſchinen. Goldgelbe Butter, allerlei leckere kalte Küche ſtand bereit, unſerem von der Spazierfahrt friſch geſtählten Appetit ein Genüge zu leiſten.

Uns gegenüber am Tiſch ſaß ein engliſcher Reverend in ſchwarzem Rock, geſteifter weißer Halsbinde und mit glattraſirtem Kinn. Es war eine Freude zuzuſchauen, wie trefflich er ſich die Abendmahlzeit behagen ließ.

Andere Zeiten, andere Sitten! Vor ſechzehn Jahrhunderten kamen aus England die Sendboten des Chriſtenthums in härenen Kutten; heute tragen ſie ſeidene Weſten und feine Battiſthemden; damals logirten die Reverends in Höhlen auf ſelbſtgeſammeltem Moos, heute in Penſionshäuſern auf Federmatratzen; damals nährten ſie ſich von Kräutern, Wurzeln und Quellwaſſer, heute von Roſtbeef, Buttertoaſts und Thee, welch letzterem ſie bisweilen pale-ale oder Portwein ſubſtituiren; damals predigten ſie armen Hirten und bekehrten Heiden, heute vertheilen ſie Tractätchen und ſetzen bei den Gaſtwirthen die Verlagsartikel der Londoner Bibelgeſellſchaft ab.

So viel ſteht feſt: für das „Bödeli“ iſt die Zeit der Heiligen, der Drachen und der Bergmännlein vorbei.

Alfred Hartmann.

Digitized by Google

Das neue und das alte Athen.

(Fortsetzung.)

So in Kurzem die, welche den heutigen modernen Griechen das Zeugniß ihrer Abstammung von den alten Hellenen ausstellen und die Fallmerayer'schen Thesen als nichtig und abgethan bezeichnen.

Und wir? Müßten wir denn um jeden Preis eine Meinung abgeben, so wäre es kurz diese.

Als ächte Justemilianer sagen wir: Ihr Streitenden, reicht euch die Hände! Es ist so vieles in euern beiderseitigen Anschauungen, worin ihr euch begegnet; und wenn auch nicht ihr Professoren, Philologen, Ethnologen und „Hellasschwärmer," und du, Volk der Junghellenen, so kannst doch du, verehrtes Publikum, dich füglich bei der Annahme beruhigen: Die heutigen Griechen sind keine unvermischten, aber es sind im Ganzen und Allgemeinen doch wohl allerdings Nachkommen der alten Hellenen. Und findet diese kurz und gut formulirte Meinung auch nicht den Beifall der Gelehrten, so wird sie sich mit dem der Laien begnügen. Die Griechen selber aber könnten füglich Ja und Amen dazu sagen. Das heutige Griechenvolk ist ein frisches Reis, auf einen altehrwürdigen, aber vermorschten Stamm gepfropft. Wie bei den Thieren, so mag sich auch in gewissen Verhältnissen bei den Völkern die Kreuzung der Racen als verjüngendes, belebendes, auffrischendes Elixir empfehlen. Wo sind überhaupt heutzutage noch die „reinen Nationalitäten?" Am „reinsten" in dieser Beziehung sind noch die Russen. Engländer und Yankees hören es freilich auch nicht gern, daß sie ein gallo-germanisches Bastardvolk sind. Hindert sie das aber etwa, ein tüchtiges politisches Volk zu seyn, trotzdem sich das Blut der Pikten und Scoten längst im sajo-normännischen verloren hat? Jeder kann am Ende den folgenden Ausspruch des Fragmentisten unterschreiben, der in der That „der Weisheit letzter Schluß" genannt zu werden verdient: „Wenn Griechenland tüchtig gedeiht, dann wird man im Abendland an ein Hellas mit eigener Seele glauben, mögen die Antecedentien seyn wie sie wollen."

Wir kehren nach Athen zurück, um zunächst das historische Geschick der Stadt und die Geschichte ihrer Denkmäler flüchtig zu überblicken.

Als die römischen Heere zuerst in Griechenland erschienen, ging man in Bezug auf Plünderung und Raub von Kunstwerken noch sehr schonend zu Werk; denn der römische Senat war noch mit einer gewissen scheuen Ehrfurcht erfüllt für ein Volk, das mit dem eigenen die religiösen Anschauungen gemeinsam hatte, das diesem an Bildung weit überlegen, in allen Wissenschaften und Künsten ihm ein leuchtendes Vorbild war, und das man sich gerne wohlgeneigt gemacht hätte. Vornehmlich die Tempel wurden daher anfangs von den römischen Eroberern geschont, — die Tempel, wo die auserlesensten Werke des bildenden Genius der Griechen als Weihgeschenke aufgestellt waren.

Nicht lange aber währte dieses Zartgefühl, und die Anfangs verhaltene Plünderung brach um so rücksichtsloser über Klein- und Großgriechenland wie über die griechischen Colonien Joniens herein. Die Eroberung von Syrakus durch Marcellus gab gleichsam das Signal zu einer ganzen Reihe weiterer Eroberungen im eigentlichen Hellas, in deren Verfolg, und um den Triumph des Siegers damit zu schmücken, die Perlen der griechischen Kunst in die große, alles verschlingende Weltstadt an der Tiber übertragen wurden. Aemilius Paulus der Jüngere und Cäcilius Metellus brachten aus Macedonien eine Unzahl Statuen nach Rom; Mummius, der Zerstörer des schönen Korinth, erfüllte die ewige Stadt mit ehernen Statuen, die er aus Achaja, Lukullus mit solchen, die er aus Asien entführt.

Der Raub wurde sofort in den eroberten Provinzen, oft in der Form von Zwangsankäufen und dergleichen, durch die römischen Statthalter in immer größeren Dimensionen vollzogen, vielfach mehr aus dem ungezügelten Trieb nach Luxus, denn aus eigentlicher Kunstliebe, oft freilich mit der entschiedenen Mißbilligung der einsichtigen Römer selbst, und natürlich zum höchsten Unwillen der Griechen. Ein Ausfluß dieses Gefühls war es auch, daß man die ekelhafte Krankheit, an der Sulla starb, einem Tempelraub zuschrieb, den er im Heiligthum der Athene zu Alalkomenä verübt hatte, indem er die elfenbeinerne Statue der Göttin daraus entführte.

Sullas Heer war denn auch das erste, welches eine Razzia nach Kunstwerken in Athen unternahm, das, so wie die ganze Provinz Attika, bis dahin verhältnißmäßig am wenigsten unter diesen Plünderungen

zu leiden gehabt hatte. Denn noch immer übte Athen seinen geistigen Zauber auf Rom aus, und die Blüthe der vornehmen römischen Jünglinge hielt zum Abschluß ihrer Bildung einen längeren Aufenthalt in Athen für nothwendig, um dort den schönen Wissenschaften und der Weltweisheit obzuliegen. Mächtige Römer beschenkten die Stadt mit Geldsummen und schmückenden Bauten; selbst Egyptens König, der wissenschaftliebende Ptolemäus Philadelphus, erbaute ein neues großes Gymnasium zu Athen; manche entführte Statue wurde sogar ihrem Tempel zurückgegeben, und seit Augustus wurde dem Kunstraube strenge Einhalt gethan (die dankbaren Athener errichteten ihm und der Roma einen Tempel auf der Akropolis), so daß nur die Kaiser selbst ihn ferner verüben konnten. Dieß thaten mit unerschöpflicher Gier Caligula und Nero (im ersten Jahrhundert nach Christus); ersterer, um den gestohlenen Statuen in Rom seinen eigenen Kopf aufzusetzen, letzterer, der allein aus Delphi fünfhundert eherne Statuen weggeschleppt haben soll, in wahrhaft unersättlichem, fast krankhaftem Gelüste, indem er sogar eigene Agenten dafür in den verschiedenen Provinzen anstellte. Nur Athen scheint auch hiebei wieder am glücklichsten weggekommen zu seyn, wie denn dieser schöngeisternde Tyrann überhaupt eine gewisse Vorliebe für Griechenland affektirte. Wie Plinius berichtet, sollen nach Neros Plünderung noch immerhin dreitausend Statuen zu Athen und eben so viele in Olympia und Delphi, den heiligsten Stätten Griechenlands, verblieben seyn, und Pausanias, der um 170 nach Christus Griechenland bereiste, bezeugt uns ausdrücklich durch seine Schilderung, daß die Heiligkeit vieler Tempel in Städten und geweihten Hainen immer noch den zahlreichen Werken eines Onatas, Kalamis, Alkamenes, Phidias, Myron, Polyklet, Praxiteles, Lysippos und anderer hochberühmter Bildner hinreichenden Schutz verlieh. Die Götter walteten noch immer vielfach schützend über dem von ihnen einst so hoch begünstigten Hellas.

Die beweglichen Bilderschätze des Landes waren indeß um diese Zeit schon meist in römische Sammlungen übergegangen, und was zu Pausanias Zeit von Gemälden eines Mikon, Polygnot, Apelles, Nikias und sonstiger großen Meister in Griechenland noch vorhanden, waren großentheils Freskogemälde an öffentlichen Gebäuden. Bekanntlich ist uns von griechischer Malerei fast gar nichts mehr erhalten, und wir kennen die Werke des hellenischen Pinsels nur aus der bewundernden Beschreibung zeitgenössischer Schriftsteller.

Noch einmal kam Athen, nachdem ihm bereits um 150 nach Christus ein trefflicher Mäcen in Herodes Attikus aus Marathon erschienen war, eine Periode hohen und späten Glanzes unter dem weisen, gebildeten und kunstsinnigen Kaiser Hadrian (117—138), der selbst mehrere Jahre in der Stadt residirte und sie, die er noch immer als Mutter der römischen Bildung ehrte, in jeder Hinsicht auszeichnete, wofür ihm die Athener verschiedene Statuen errichteten und ihn sogar mit dem Beinamen des „Olympischen" ehrten (den vor ihm nur Perikles geführt), vermuthlich weil sein glänzendstes Werk die endliche Vollendung des colossalen Tempels des Zeus Olympios war. Weitere Bauten von ihm waren eine prächtige Stoa, eine Bibliothek, ein Gymnasium. Noch bot Athen damals in baulicher Hinsicht einen glänzenden und entzückenden Anblick. Noch strahlten neben den prachtvollen Architekturwerken der letzten Epoche die Wunderbauten des perikleischen Zeitalters in, wie Plutarch versichert, wahrhaft jugendlicher Frische und im Glanze voller Schönheit. Dieser göttliche Schimmer verblieb der Stadt auch noch unter der folgenden Regierung der beiden Antonine (bis 170), so wie des Septimius Severus (193—211). Dieser und Marc Aurel besuchten die Stadt selbst und ließen sich, wie schon früher Augustus, in die eleusinischen Mysterien einweihen. *

Das Abendroth der griechischen Götterreligion war auch das Abendroth Athens, der Stadt der Freiheit und der Menschlichkeit, dem eine lange, lange Nacht und erst ein später neuer Morgen folgte, ein Morgen, der freilich nur noch die kargen Trümmer der einstigen zerstörten Herrlichkeit beleuchten sollte.

Mit dem allmähligen Erlöschen des alten Götterglaubens erlosch auch eine Kunst, deren Inhalt jener Glaube gewesen. Der Geschmack sank; christliche Eiferer, nachdem Constantin das Christenthum zur Staatsreligion des römischen Reichs erhoben, begannen die rohe, zerstörende Hand an die glorreichen Werke des Heidenthums zu legen; Einfälle der Barbaren begannen und Constantinopel, die neue Hauptstadt des Reichs und Rivalin Roms, fing jetzt seinerseits an, die noch vorhandenen Antiken hinwegzuschleppen und die hellenischen Städte, besonders Asiens, zu plündern. Aber noch trat Constantin nicht geradezu verfolgend gegen eine Religion auf, mit der ihn noch so manche Faser

* Anderes meldet freilich der zeitgenössische Redner Dio Chrysostomus († 117 nach Christus), der, wenn dieß nicht etwa eine bloße rhetorisch-threnodische Phrase seyn soll, vom damaligen Athen berichtet, daß man bereits innerhalb der Mauern säe und selbst auf der Agora (doch wohl nur der alten) Heerden weiden lasse, ja sogar im Gymnasium zuweilen das hochgewachsene Korn die Bildsäulen der Götter und Heroen verdecke.

Digitized by Google

ſeines eigenen Weſens verknüpfte, und Griechenland, beſonders Athen, begünſtigte er ſogar mehrfach, wofür auch ihm die Ehre einer Statue zuerkannt wurde, für die er ſich wiederum durch eine jährliche Getreideſchenkung dankbar erwies. Noch wurden zu ſeiner Zeit auch die iſthmiſchen, pythiſchen und nemeiſchen Spiele gefeiert und die römiſche Colonie zu Korinth weidete ſich noch an den heidniſchen Thiergefechten in der Arena. Die Tempel ſtanden noch bis zur Regierung Theodoſius I. (379—95) dem Cultus der alten Götter offen. Das zähelebige Heidenthum ſtarb in Griechenland, wo es ſeines reinſten Glanzes höchſte Fülle geſehen, eines langſamen, im Ganzen aber ſanften Todes.

Eine letzte Nachblüthe feierte dann Athen unter Kaiſer Julians, des Apoſtaten, kurzer Regierung (361—363). Die Philoſophenſchulen von Athen lebten noch einmal in vollem Glanze auf, doch nur im Glanze einer Epigonenzeit. Waren um's Jahr 267 die Gothen von Athen bald wieder vertrieben worden, ſo ſoll es eine Erſcheinung des Achilles geweſen ſeyn, die den im Jahr 396 durch die Thermopylen mit ſeinen Weſtgothen über Attika hereingebrochenen Alarich von einem Angriff auf die Mauern des Aſty zurückſchreckte, und nachdem der Furchtbare „als Freund" in Athen eingezogen war, trat ihm auf der Akropolis Athene Promachos mit Schild und Speer dräuend entgegen, ihr Heiligthum vor den Barbaren zu ſchützen. Noch waren die Götter und Heroen ſtark genug, ihre Stadt zu ſchirmen, und das war gut. Denn der erſt kurz zuvor zum Chriſtenthum bekehrte Gothenkönig zog einher, umgeben von einem Haufen fanatiſcher Mönche, und chriſtlicher Zelotismus, im Bunde mit gothiſcher Barbarei, ließ für die Denkmale Athens das Schlimmſte befürchten. Wollten wir das Wunder der Minervenerſcheinung rationaliſtiſch deuten, ſo müßten wir annehmen, der gewaltige Anblick des zu jener Zeit noch auf der Burg zu Athen höher denn der Parthenon * ragenden Rieſenerzbildes der Pallas Athene habe ſo erſchütternd auf Alarich gewirkt, daß er ſofort ſich zur Umkehr wandte.

Inzwiſchen ergingen vom kaiſerlichen Hof in Conſtantinopel Edikte in zweierlei Richtung, gegen heidniſche Opfer in den alten Tempeln, vornehmlich Griechenlands, und gegen die Zerſtörung claſſiſcher Kunſtdenkmäler durch die Chriſten, vornehmlich in Aſien. Nichtsdeſtoweniger wurden beide Gebote noch vielfach übertreten, dieſes in öffentlichem Wüthen, jenes im ſtill verborgenen Cultus. Viele herrliche Erzbilder wurden um des Metallwerthes willen von Chriſten und Heiden eingeſchmolzen, marmorne von chriſtlicher Hand zerſchlagen, viele auch von den verfolgten Heiden in der Hoffnung auf die Wiederkehr von Tagen, die für immer hinab waren, an verborgener Stätte eingegraben, wo ſie hundertfach noch heute einer Auferſtehung harren, die ihnen vielleicht nie mehr zu Theil wird. Es iſt kläglich zu überdenken, was uns alles ſo oder ſo unerſetzlich verloren gegangen iſt.

Die heidniſchen Tempel wurden nach und nach vom chriſtlichen Cultus in Beſchlag genommen; nur in Athen, dem Lieblingsſitz der in's Fabelland heimkehrenden Gottheiten, kam das Chriſtenthum, die werdende Religion des neuen Zeitalters, nur ſehr langſam zum Gedeihen. Schon frühe hatte es hier am Altar des „unbekannten Gottes" in Paulus den beredteſten Apoſtel gefunden; aber Athen, die Stadt der Duldung aller Religionen, auch der chriſtlichen, ließ dieſe weniger energiſch zum Durchbruch kommen als Rom, das ſie mit Feuer und Schwert verfolgte. Der chriſtliche Gedanke, zu ſchlicht, um das glänzende Heidenthum auf Einen Hieb zu fällen, und von blinden Eiferern jämmerlich entſtellt, kam nur ſehr langſam auf gegen die heidniſchen Philoſophenſchulen, die noch immer zu Athen den erſten Rang behaupteten. Da es nicht im Geiſte dieſer, von der kaiſerlichen Regierung überdieß auch nur noch geduldeten Philoſophie lag, gegen die Chriſten Athens mit äußerer Gewalt vorzugehen, die atheniſchen Chriſten aber zu ſchwach waren, zu ähnlichen Mitteln gegen die Heiden zu greifen, um für ihre Lehre Propaganda zu machen, ſo vereinigte ſich Alles, der heidniſchen Philoſophie einen allmähligen und friedlichen Untergang zu ſichern, und die letzte Götterdämmerung brach wirklich wie eine ſanfte, ſtille Abendröthe über die Stadt herein, welche einſt den vollſten, hellſten Tag des Polytheismus geſehen.

Der eigentliche geſchichtliche Abſchluß des Heidenthums kam Griechenland erſt durch Juſtinian (527 bis 565). Und als ob auch jetzt noch der Uebergang ein friedlicher, allmähliger ſeyn ſollte, wurde der Partheuon um jene Zeit in eine Kirche derſelben „Ajia Sophia" oder göttlichen Weisheit umgewandelt, deren Verperſönlichung ja auch die jungfräuliche Pallas Athene geweſen war, und erſt einer ſpäteren Zeit war es vorbehalten, die concretere „heilige Jungfrau," die Panagia oder Allheilige, an die Stelle der abſtrakten „Weisheit" zu ſetzen. Der altatheniſche Volksheros Theſeus dagegen mußte ſein Haus dem neuchriſtlichen Helden Georg von Kappadocien räumen. Die heidniſchen Philoſophenſchulen ſchloß Juſtinian; die chriſtliche

* Nicht „das Parthenon," wie die Vulgärſprache will; eben ſo heißt es nicht der, ſondern „die Styx," und, ſtreng genommen, „die Peloponneſos."

Weisheit thronte ja jetzt auf der Akropolis selber. Viele im Verfall begriffene Bauten des Alterthums wurden in Griechenland gänzlich abgetragen, um als Material zu den zahlreichen Neubauten zu dienen, die Justinian in allen Theilen seines Reiches aufführte, und aus Athen soll er Säulen in die Ajia Sophia nach Constantinopel verpflanzt haben. Aber Justinian nahm nicht nur, er wußte auch zu geben. Er gab Griechenland einen neuen Culturzweig. Die Kunst, den Seidenwurm zu ziehen und sein Produkt zu weben, welche aus dem Orient kam und von Justinian nach Griechenland verpflanzt wurde, blühte dort mehrere Jahrhunderte, und kam erst im zwölften von hier nach Italien, und dann in die übrigen Länder Südeuropas. Theben, Athen und Korinth waren die Hauptsitze der neuen Industrie.

Nach der Unterdrückung der hohen Schulen zu Athen und der Zerstreuung ihrer Meister und Schüler blieb die byzantinisch-griechische Literatur auf Constantinopolis und Thessalonich beschränkt, oder flüchtete sich in die Klöster. Hier wurde sie, ein Funke unter der Asche, vor gänzlichem Erlöschen bewahrt während der vier finstern und öden Jahrhunderte, die auf den Tod des Kaisers Heraklius (641) folgten, unter dem das romanische Reich Mesopotamien, Syrien und Egypten an die siegreichen Araber verlor. Athens Name meldet aus jener düstern Zeit kein Lied, kein Heldenbuch, und von dem zur kleinen Provinzialhauptstadt herabgesunkenen, alles höheren Schwunges baaren ehemaligen Sitze der Musen und Mittelpunkt so großer Weltereignisse schweigt die Geschichte gänzlich.

Bereits zu Anfang des sechsten Jahrhunderts, besonders aber unter Justinian, waren die skythischen Slawen über Hellas hereingebrochen, und erst in der vorderen Hälfte des zehnten Jahrhunderts wälzte sich die letzte Slawenhorde über den Isthmus von Korinth. Was von beweglichen Kunstwerken ein vergleichsweise noch günstiges Geschick nicht unter Trümmern begraben oder im Schooß der Erde geborgen hatte, das fiel unter den mörderischen Streichen der Barbaren, wenn es von Stein, das schmolzen sie zu Geld und Waffen um, wenn es Broncen waren. Auch die Periode, welche der Errichtung des lateinischen Kaiserthums und der Theilung des Reichs unter die Kreuzfahrer nach ihrer Einnahme Constantinopels (1204) folgte, und während welcher dritthalb Jahrhunderte lang fränkische Fürsten Anfangs ganz, später theilweise über das zerstückelte Griechenland herrschten, war für die Erhaltung der Denkmale, welche Athen noch besaß, nichts weniger als günstig. Während nach der Vertreibung der Latiner und der Wiederaufrichtung des byzantinischen Reichs (1261) ganz Südmorea wieder in die Hände griechischer Fürsten überging, war es Athen beschieden, ein fränkisches Fürstenthum zu bleiben, bis es in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts mit dem ganzen übrigen Griechenland vom jungen osmanischen Weltreich verschlungen wurde. Im Juni 1456 nahm der Feldherr Muhameds II., Omar, Athen in Besitz.

Athen war auf dem äußersten Punkt seiner Erniedrigung angekommen. Nicht genug, daß es in die Hände orientalischer Barbaren gefallen war, der alte Sitz der Humanität und der Weltweisheit, der Freiheit, der Gesittung und aller schönen Künste wurde jetzt unter den speciellen Schutz des schwarzen Kislar-Aga, des Obersten der Verschnittenen Sr. Ottomanischen Majestät gestellt! Und diese ganz aparte Ehre, diese vielbeneidete Gunst verdankte Athen der unvergleichlichen Gnade des Sultans, der bei einem Besuche der Stadt (1459, als er von der Eroberung Moreas zurück kam), so entzückt war über ihre schöne Lage, die Pracht der alten Bauwerke, die Stärke der Festung und die trefflichen Häfen, daß er die ganze Landschaft für würdig erklärte, eine Apanage seines Harems zu werden.

So weit war es also mit der Minervenstadt gekommen! Jene Anerkennung jedoch, welche der Türkensultan über Athen aussprach, scheint immerhin zu beweisen, daß sich die Stadt aus dem früheren Zerfall und der langen Nacht wieder allgemach etwas erhoben und sich sogar eines gewissen äußeren Glanzes und materiellen Wohlstandes zu erfreuen hatte. Von nun an aber ging es auf's neue stark abwärts; denn was kann unter dem Türken gedeihen? Von den Zinnen der Akropolis ward das griechische Kreuz herabgenommen und der Halbmond aufgesteckt. Der Parthenon, einst der Tempel der jungfräulichen Göttin, sodann der göttlichen Jungfrau, der Panagia, wurde zur Moskee umgewandelt, an der südwestlichen Ecke ein Minaret errichtet und im Propyläum, dem großen Vorhof, ein Munitionsmagazin angelegt. Aber schlimmer als alles dieß war, daß eine endlich auch in Griechenland sich zeigende Regung christlicher Wissenschaft und Gesittung durch die türkische Eroberung wieder gelähmt und Hellas zum jammervollsten Stillstand verurtheilt wurde, während das übrige Europa sich fortschreitend entwickelte. Das herrliche, erhabene Bild im Anfang von Byrons „Giaur," wo er Griechenland mit einem eben entseelten schönen Weibe vergleicht — es paßte auf jene Tage. Der Name Athens, obgleich dieser Stadt, die ihn einst so berühmt gemacht hat, niemals verloren gegangen, wird in jenen Tagen nicht mehr genannt und

Digitized by Google

iſt nur noch denen unter den Zeitgenoſſen kein fremder, die ihn aus der Geſchichte kennen. Die Stadt, welche zur Zeit ihres höchſten Glanzes eine freie Bevölkerung von gegen 100,000 Seelen und mehr als eben ſo viele Sklaven beſeſſen hatte, war jetzt kaum noch von 8—10,000 Menſchen bewohnt. Ihre Armuth und Verborgenheit hatte jedoch auch Vortheile für ſie im Gefolge. Die Entfernung der Stadt von der Küſte und die Stärke der Burg ſchützten Athen vor den Gefahren der Seeräuberei, dieſem „natürlichen Fluch der levantiniſchen Gewäſſer," vor den Ueberfällen türkiſcher, venetianiſcher, genueſiſcher Korſaren, die unaufhörlich das ägäiſche Meer beunruhigten und ſeine Küſten heimſuchten.

Um ſo ſchwerer war die Heimſuchung, welche die Venetianer Athen bereiteten, als ſie unter ihrem Feldherrn, dem nachmaligen Dogen Francesco Moroſini, die Eroberung Moreas vollzogen. In der Abſicht, von dort gegen Euböa vorzudringen, lief im Jahr 1687 die venetianiſche Flotte, wegen bereits vorgerückter Jahreszeit, den Piräeus an, hier Winterquartiere zu nehmen. Um dieſe gegen die Türken ſicher zu ſtellen und zugleich, um für die Herbſtzeit noch eine paſſende Beſchäftigung zu haben, beſchloß Moroſini, Athen zu nehmen. Die Häupter der atheniſch-griechiſchen Gemeinde begaben ſich auf die Nachricht ſeiner Landung nach dem Piräeus, boten ihre Unterwerfung an und benachrichtigten den Feldherrn, daß die Türken ſich zur Vertheidigung in die wohlbefeſtigte Akropolis zurückgezogen hätten.

Am 21. und 22. September wurde die Landmacht Moroſinis, die, 8000 Mann Fußvolk und 870 Reiter ſtark, unter dem Befehl des ſchwediſchen Grafen Königsmark ſtand, gelandet. Die beiden folgenden Tage rückten ſie gegen Athen vor und bemächtigten ſich der Stadt, die nur noch von den Griechen bewohnt war, da ſich die Ottomanen mit Weib und Kind in die Veſte zurückgezogen hatten. Zur Uebergabe aufgefordert, verweigerten ſie dieſe, und ſo begann man denn am 25. Batterien gegen die Burg aufzuwerfen, die mit vier großen Mörſern und acht ſchweren Geſchützen armirt wurden, deren einige auf den Höhen weſtlich vom Areopag, die andern ſüdlich und öſtlich von der Akropolis aufgeſtellt wurden. Den 26. wurde das Feuer eröffnet, und die Geſchütze der allerchriſtlichſten Republik begannen aus einer Entfernung von nur 16—1900 Fuß gegen die griechiſche Götterburg zu ſpielen.

Das Bombardement richtete ſich hauptſächlich gegen den Parthenon, als den hervorragendſten Theil der obern Plattform. Gleich am erſten Tage der Beſchießung wurde ein Theil der türkiſchen Munition in Brand geſchoſſen, was ſchon großen Schrecken in den Reihen der Belagerten hervorrief; am 27. wurden die Trancheen eröffnet. Am 28. gegen Abend ſchlug eine Bombe in die Mitte des Parthenon und entzündete das dort aufgehäufte Schießpulver. * Die Wirkung dieſer unglückſeligen Bombe war entſetzlich. Der ganze öſtliche Theil der Cella ſtürzte zuſammen, die benachbarten Seitenſäulen des Periſtyls, ſo wie alle des Pronaos, mit Ausnahme einer einzigen, wurden niedergeſchmettert. Feuer ergriff die Häuſer der Burg und wüthete die ganze Nacht hindurch, und als eine andere Bombe nun gar noch den Paſcha und ſeinen Sohn tödtete, verbreitete ſich Entſetzen und lautes Jammergeſchrei unter den Belagerten, die mit ihren Familien und ihrem auf der Burg aufgehäuften Hab und Gut ein Raub der Flammen zu werden fürchteten, ſo daß ſie am 29. die weiße Fahne aufſteckten und Capitulation anboten. Die Bedingungen derſelben lauteten dahin, daß ſie innerhalb fünf Tagen mit Gepäck, jedoch ohne Waffen, den Platz zu räumen, alle ihre Sklaven und Gefangenen freizugeben und auf eigene Koſten mit ihren Familien nach Smyrna oder ſonſt wohin ſich zu begeben hätten.

Aber, als walteten die alten Götter, wenn auch nicht mehr ſchützend, ſo doch noch rächend über ihrer Veſte, ſo ſollte bald auch dieſe Eindringlinge in's Heiligthum das blaſſe Entſetzen packen. Unter der venetianiſchen Beſatzung der Akropolis brach die Peſt aus. Und da Moroſini denn auch bald — zu ſpät Angeſichts ſeines Heroſtratenwerks — die baare Nutzloſigkeit ſeiner Eroberung einſah, beſchloß er, ſie wieder aufzugeben, vorher aber die Werke der Akropolis zu demontiren. Umſonſt erboten ſich die Griechen, welche nach dem Abzug der Venetianer die Rache der rückkehrenden Turken wegen ihrer ſchnellen Unterwerfung fürchteten, 20,000 Dukaten baar zu zahlen und außerdem die Beſatzung zu unterhalten, wenn ſie bleiben wollten (was doch immerhin einen gewiſſen Grad von Wohlſtand auch im damaligen Athen beweiſt): am 4. April 1688 zogen ſich die Venetianer aus Stadt und Burg nach

---

* Die Aufhäufung von Zündſtoffen in verſchiedenen Theilen der Burg durch die Türken wurde ſchon früher den antiken Bauten verhängnißvoll, die außerdem in ihrer außerordentlichen Feſtigkeit den Geſchützen der Venetianer wohl Trotz geboten hätten. Schon um's Jahr 1656 hatte eine Pulverniederlage, die vermuthlich ein Blitzſtrahl entzündet, den öſtlichen Säulengang der Propyläen in Trümmer gelegt, und einer ähnlichen Kataſtrophe iſt wohl auch die Zerſtörung des gleich am Eingang, noch vor den Propyläen befindlichen Niketempels zuzuſchreiben, der ebenfalls eine Zeit lang den Türken als Pulvermagazin diente.

Digitized by Google

dem Piräeus zurück, von wo ſie ſich bereits drei Tage ſpäter nach Euböa einſchifften. Aber auch die griechiſche Bevölkerung hatte, aus Furcht vor den Türken, Athen verlaſſen und war mit Sack und Pack nach dem Piräeus ausgezogen, ſich bitter beklagend, daß die angebliche Freundſchaft ihrer Mitchriſten keinen andern Erfolg für ſie habe, als den Verluſt von Heimath und Herd, Haus und Hof. Doch nahmen ſich die Venetianer der Flüchtigen inſofern an, als ſie ſie auf venetianiſchen Fahrzeugen nach verſchiedenen Inſeln des ägäiſchen Meeres, vornehmlich Salamis und Aegina, andere nach Korinth und Nauplia bringen ließen, wo ihnen der Senat von Venedig theils Wohnſitze und Ländereien zu neuer Seßhaftmachung anwies, theils jährliche Unterſtützungen in Geld zuwendete. Der größere Theil der Ausgewanderten wurde jedoch ſchon in den nächſten Jahren unter Zuſicherung ſtraffreier Rückkehr von den Türken vermocht, die alten Laren und Penaten ihrer attiſchen Heimath wieder aufzuſuchen.

Solches war der Verlauf und das Ende der an ſich eben ſo unnützen und zweckloſen, als in ihren Folgen beklagenswerthen Belagerung der Akropolis durch die Venetianer. In drei Tagen erlitten die perikleiſchen Bauten durch die Bomben eines Volkes, das ſich ſelbſt ſeiner hohen Kunſtblüthe rühmte, mehr Zerſtörung, als an ihnen eine ganze Reihe von Jahrhunderten der Unwiſſenheit und Rohheit anzurichten vermocht hatte. Denn die Reiſenden Spon und Wheler, ſo wie der Maler Carrey, die 1674 und 76, alſo ganz kurz vor der Moroſiniſchen Kataſtrophe, Athen beſucht hatten, geben uns in ihren Schilderungen und Zeichnungen einen Begriff, in welchem Grade damals die antiken Bauwerke der Pallasſtadt noch erhalten waren. Die Propyläen hatten noch ihren Giebel; der Tempel der Nike war noch unverletzt, eben ſo der Parthenon bis auf eine beſchädigte Stelle im Dach und einige Figuren der Giebelfelder, im Erechtheion war ſogar ein türkiſcher Harem angeſiedelt. Hat die Beſchießung und deren direkte Folge auch nicht völlig den kläglichen Zuſtand herbeigeführt, in der uns heute die Plattform der alten Götterveſte erſcheint, ſo war doch der Schaden, den ſie damals erlitt, Urſache all der Zerſtörung, welche ſpäter über dieſe herrlichen Bauwerke kam, und die theilweiſe Fortſchaffung der umherliegenden Trümmer nach Weſteuropa — vornehmlich Lord Elgins vielbelobte und vielgeſcholtene That — war noch das beſte Schutzmittel gegen ihre völlige Vernichtung.

Moroſini, mit deſſen Name ſich auf ewig dieſe Zerſtörung des Parthenon verknüpft, war keineswegs völlig unempfindlich dagegen; im Briefe einer Dame aus dem Gefolge der Gräfin Königsmark an ihren Bruder heißt es: „Es widerſtrebte Sr. Excellenz, den ſchönen Tempel zu zerſtören, aber umſonſt: die Bomben thaten ihre Wirkung. Nie mehr wird der Tempel herzuſtellen ſeyn!“ Auch die venetianiſche Regierung mochte wünſchen, die Folgen dieſer Expedition in ihrer wahren Geſtalt dem Auge Europas zu verſchleiern; im officiellen Bericht derſelben über die Belagerung der Burg von Athen wird die ganze Kataſtrophe vom Abend des 28. September nur als „ein zweites großes Feuer“ (das erſte brach am 26. aus) dargeſtellt, das „Häuſer und Güter der Feinde verzehrte;“ von dem Ruin der Tempelbauten verlautet kein Wort; man gedachte ihn todtzuſchweigen. Aber nicht zufrieden mit der durch die Beſchießung der Akropolis angerichteten Zerſtörung, begann Moroſini die Statuen vom weſtlichen Giebel des Parthenon, die ſelbſt die Exploſion nicht zu verrücken vermocht hatte, herabzunehmen, um mit dem coloſſalen, roſſebeſpannten Wagen der Siegesgöttin (er war von ſo bewunderungswerther Arbeit, daß ſogar die venetianiſchen Krieger von Staunen und Bedauern ergriffen wurden) ſeinen eigenen Siegeseinzug in Venedig zu ſchmücken. Aber es waltete ein eigenes Geſchick über dieſen alten Göttern. Wie ſpäter ein ganzes Schiff, beladen mit dem beſten Theil von Lord Elgins Raub, bei Cerigo in's Meer verſank und die marmornen Götter und Heroen auf ewig hinabſtiegen in Poſeidons kühles Reich, ſo ſollte auch Moroſini keine Beute der Akropolis nach Hauſe bringen. Durch die Ungeſchicklichkeit der Venetianer fiel die ganze Gruppe herab und wurde, nach dem Bericht eines Augenzeugen, zu Staub zertrümmert. So mußte ſich denn Moroſini mit den drei Marmorlöwen als Trophäen ſeiner zweifelhaften attiſchen Triumphe begnügen, mit jenen Löwen, die, wie wir ſchon früher bemerkt, jetzt den Eingang des Arſenals in Venedig zieren.

Bis zur Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts war es im weſtlichen Europa ſo gut wie ganz unbekannt, daß Athen noch Denkmalreſte des Alterthums bewahre, ja ſogar, daß es eine von Menſchen bewohnte Stadt dieſes Namens überhaupt noch gebe. Athen war dem gebildeten Europa jener Zeit vollſtändig zur Mythe geworden. Erſt die Wiederaufnahme des Studiums der Alten erzeugte immer dringender den Wunſch, den Schleier endlich zu lüften, der für Weſteuropa ganz Griechenland und vor Allem Athen verbarg, und der es ſeit der türkiſchen Eroberung faſt mehr noch zu einer terra incognita machte, als es die neu entdeckte Welt jenſeits des Oceans war. Aber erſt von der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts an erfolgte jene Reihe von Reiſen europäiſcher Gelehrten nach Athen, die ſpeciell den Zweck hatten, ſichere Kunde von den

Reſten des Alterthums nach dem Abendland zu bringen. Unter dieſen Entdeckungsreiſen nach Athen ſind die bemerkenswertheſten die des Malers Jacques Carrey (Schüler Lebruns), 1674, die des franzöſiſchen Arztes und Alterthumsforſchers Spon zu Lyon und des Engländers Sir George Wheler 1676. Ihren Beſchreibungen und den Zeichnungen Carreys verdanken wir die einzige verläſſige Kenntniß (andere Berichte ſind durchaus ungenau, oder gar abſichtlich romanhaft gefärbt, z. B. die Reiſe La Guillotières vom Jahr 1669) vom Zuſtand der alten Denkmale Athens vor der venetianiſchen Belagerung.

Erſt neunzig Jahre nach dem Erſcheinen der Spon-Wheler'ſchen Reiſewerke, 1751, wurde Athen abermals das Ziel einer bemerkenswerthen Forſchungsreiſe. Der engliſche Künſtler Stuart und der engliſche Architekt Revett beſchäftigten ſich drei Jahre mit dem Studium der claſſiſchen Ruinen und legten die Ergebniſſe ihrer Forſchungen in gründlichen Werken nieder. Im Jahr 1764 ward Revett abermals veranlaßt, nach Griechenland zu gehen, dießmal in Begleitung des geſchickten Zeichners Pars und des gelehrten Dr. Chandler; auch dieſe artiſtiſch-wiſſenſchaftliche Expedition lieferte die reichſte Ausbeute.

Die höchſt dankenswerthen Ergebniſſe der ſorgfältigen Forſchungen eines Spon, Wheler, Stuart und Chandler, deren Mittelpunkt immer Athen war, lichteten allmählig das Dunkel, welches ſo lange über dieſer Stadt, dem erloſchenen Lichte der Welt, gebreitet lag. Indeſſen ſind ſie keineswegs frei von Mißverſtändniſſen und Irrthümern. Das Verdienſt einer gründlichen kritiſchen Sichtung aller ſeitherigen Ergebniſſe an der Hand der alten Schriftſteller und Periegeten Griechenlands, beſonders des bedeutendſten von allen, des Pauſanias, verdanken wir wieder einem Engländer, dem gelehrten William Martin Leake, der 1804—1809 Griechenland bereiſte und eine ganze Reihe von Werken darüber veröffentlichte, die ſämmtlich auf den gewiſſenhafteſten Studien ruhen, und kein Beſucher Athens, der nicht gedankenlos über deſſen glorreiche Trümmerwelt dahinſtolpern will, ſollte verſäumen, ſich des ausgezeichneten Archäologen „Topographie von Athen" zum zuverläſſigſten Führer zu wählen.

(Fortſetzung folgt.)

Prunk- und Schaufeſtlichkeiten in Belgien.

Wohl kein Volk hat eine ſo lebhafte Neigung zu prunkenden Feſtzügen und Schauſtellungen als die Belgier. Seit vielen Jahrhunderten tritt dieſer Hang in reger Wechſelwirkung mit dem mannigfachen Vereinsleben, namentlich in den Städten, hervor. Die zahlreichen alten Jahrbücher des Landes ſind voll von Mittheilungen über die Wettkämpfe, Preisſchießen, Bühnenvorſtellungen, kirchlichen und weltlichen Umzüge u. ſ. w., welche von Zeit zu Zeit von den uralten Armbruſt- und Bogenſchützen-, von den Schwertkämpfer-, Dichter-, Schauſpiel- und ſonſtigen Vereinen in Stadt und Land veranſtaltet wurden. Die Nachrichten darüber ſind bis jetzt noch wenig ausgebeutet worden.

Ich habe vor einiger Zeit verſucht, verſchiedene Vorgänge der Art, namentlich in Gent, Brügge, Mecheln ꝛc. kurz zu ſchildern und den ungeheuern Aufwand anzudeuten, der in der Blüthe, ja noch in der erſten Verfallzeit des belgiſchen Gemeinde- und Vereinslebens dabei gemacht wurde. Ein beſonderer Anlaß zu dergleichen Aufzügen und Schauſtellungen waren die blyde inkomsten, d. h. die fröhlichen Ein- und Umzüge (joyeuses entrées), welche die ehemaligen Herrſcher des Landes als Herzoge von Brabant und Grafen von Flandern, Hennegau ꝛc. in den verſchiedenen Hauptſtädten hielten und dabei die alten Freiheiten und Vorrechte der betreffenden Stände, Städte und Körperſchaften beſtätigten und beſchworen. Die Feſtlichkeiten und Förmlichkeiten bei dieſen Gelegenheiten waren ſo ſehr mit dem Volksleben und mit der Landesverfaſſung verwachſen, daß die Freiheitsurkunden, welche natürlich die Grundlage des ganzen öffentlichen Rechtes bildeten, ſelbſt „blyde inkomsten" genannt wurden.

Der erſte Einzug fand in Löwen, der ehemaligen Hauptſtadt von Brabant, ſtatt; erſt dann kam Brüſſel an die Reihe, wo der Eidſchwur im freien Felde und dann weiter in der Gudulakirche geleiſtet wurde. Noch

Digitized by Google

im siebzehnten Jahrhundert und später ward dieß streng beobachtet. Die neuesten Zeiten haben dieß natürlich geändert. König Leopold zog 1831 zunächst in Brüssel ein und beschwur auf dem Königsplatze, in der Mitte der Volksvertreter, die neue Verfassung. Im übrigen aber hat sich vieles bewahrt und gar manche der alten Bräuche und Genossenschaften sind von neuem in's Leben getreten. Es gibt Vereine, z. B. in Gent, welche, mit kurzen Unterbrechungen, einen vierhundertjährigen Bestand in Anspruch nehmen. Noch jetzt bestehen in Brügge und andern Städten die uralten Armbrust- und Bogenschützenhöfe; noch jetzt hat in Gent der Schwertkämpferverein sein altes sehenswerthes Uebungshaus in der Nähe des berühmten Belfried. Neue Genossenschaften der mannigfaltigsten Art sind hinzugetreten; ja es gibt nicht leicht irgend einen Gegenstand des Gewerbelebens und der Vergnügung, der Kunst und der Wissenschaft, der nicht zur Bildung von Gesellschaften und Vereinen geführt hätte.

Auch die Neigung für Festlichkeiten und Schaugepränge hat sich nicht verloren. Das letzte Jahrzehnt, namentlich die Feierlichkeiten und Umzüge, welche 1853 bei der Vermählung des Herzogs von Brabant, und 1856 beim fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum des Königs veranstaltet wurden, haben gezeigt, daß der alte Hang und das alte Geschick in dieser Hinsicht noch nicht erstorben sind. Besonders gehören die Jubiläumsfestlichkeiten zu dem Großartigsten und Glänzendsten, was wohl jemals in dieser Art geleistet worden ist. Vornehmlich waren die Beleuchtung am 22. und der große Umzug am 23. Juli ausgezeichnet. Ich will versuchen eine kurze Schilderung davon zu geben.

An dem Zuge hatte sich das ganze Land betheiligt. Jede Provinz hatte einen gewaltigen Wagen gesandt, oder einen Aufzug zu Pferde oder zu Fuß, wodurch ein Gegenstand ihrer Geschichte oder ihres eigenthümlichen Lebens vergegenwärtigt wurde. Andere Wagen mit verschiedenen Darstellungen von einzelnen Städten schlossen sich an, so daß der ganze Zug eine beträchtliche Ausdehnung hatte und zum Vorbeiziehen weit über eine Stunde bedurfte. Ich will die einzelnen Bestandtheile nur in ihren Hauptbedeutungen etwas näher angeben; es wird das genügen, um ein allgemeines Bild von der merkwürdigen Schaustellung zu liefern. Die Einzelnheiten zur Ausschmückung und zur Erweiterung und Ausmalung der Grundgedanken, die Fahnen, Standarten, Wappenschilde, Leibfarben, Sinnsprüche, die alterthümlichen Kleidungen und Waffenstücke, die Geräthe und Schmucksachen, die Verzierungen und Inschriften, die ganze Mannichfaltigkeit in Formen und Farben, muß man sich hinzudenken; eine erschöpfende Beschreibung würde ein ganzes Buch erfordern.

Aus dem Limburgischen kam ein Wagen, der die fränkische Zeit vergegenwärtigte. Voran zogen Krieger in alten Anzügen und Rüstungen, hinterher acht rothbraune Ochsen von gewaltiger Größe, als Zugabe eines Wanderzuges.

Luxemburg, das Vaterland des heiligen Hubertus, hatte einen glänzenden Jagdwagen gesandt, dessen Vordertheil in einen riesigen Hirschkopf auslief; an den Seiten waren Schildereien aus der Geschichte des Landes, z. B. die Krönung Kaiser Heinrichs VII. angebracht. Das Obertheil bildete eine Kapelle auf einem Felsen, ringsum ragten Köpfe wilder Thiere, die Pferde waren prachtvoll geschmückt und mit den Wappen des Kaiserreichs und des Landes Luxemburg, so wie mit dem des Königreichs Jerusalem behangen. Voran zog eine Meute von zahlreichen Jagdhunden; hinterher kam Gottfried von Bouillon mit seinen Rittern und seinem Hofe, alle im Costüm des ersten Kreuzzuges.

Weniger glücklich hatte Namur gewählt. Von der Commission war diesem Landestheile die Darstellung der Zeit der Aduatiker, die Cäsar als Nachkommen der Teutonen bezeichnet, zugedacht worden. Allein das mochte den Leitern in der Provinz doch allzu wild und allzu einfach erschienen seyn. Man hatte diesen Gegenstand nur zu einem Theil eines aus drei Hauptgruppen bestehenden Zuges gemacht, und daneben einen Wagen ausgerüstet, der in Personen, Bildern, Wappenschildern, Fahnen, Inschriften und sonstigen Zuthaten die Provinz mit ihren hauptsächlichsten Städten, Männern und Begebenheiten vergegenwärtigen sollte. Dadurch war aber eine Fülle, ja eine Verworrenheit entstanden, die den Gesammteindruck und das Verständniß sehr beeinträchtigte. Unter den Personen war die heilige Begga, Mutter Philipps von Heristal, als Gründerin des Klosters Andenne, später Patronin der Beginenhöfe. Der Zug ward eröffnet durch einen aduatikischen Häuptling mit einigen Genossen; den Schluß bildete eine ansprechende Rotte Wallonen aus dem dreißigjährigen Kriege.

Einen mächtigen Eindruck machte der riesige Wagen von Ostflandern, der den Glanzpunkt des städtischen Gemeindelebens darstellte. Vier Standbilder auf den Ecken des Wagens vergegenwärtigten in zwei Schöffen, in einem Deken der Gewerke und in einem Anführer der berühmten Waffengilden die Haupthebel der städtischen Kraft und Freiheitslust des vierzehnten Jahrhunderts. In der Mitte erhob sich mit dem Banner von Flandern die gewaltige Gestalt Jakobs van Artevelde, des mächtigen Ruwaerts, der Gent und mit ihm Flandern auf den Gipfel des Ansehens, der Freiheit und

Digitized by Google

des Wohlſtandes erhoben. Trompeter zu Pferde zogen voraus; die berühmteſten und verdienteſten Männer des vierzehnten Jahrhunderts im Coſtüm der Zeit begleiteten den Wagen.

Dann folgte der Zug von Brügge für Weſtflandern, der glänzendſte und einer der gelungenſten von allen. Er ſtellte die Zeit Philipps des Guten mit deſſen prächtiger Hofhaltung dar, und war gebildet wie folgt: Ein Bannerträger, ſechs Trompeter, ein Paukenſchläger, 24 Wappenherolde, ein Wappenmeiſter (heraut d'armes greffier), ein Schatzmeiſter, zwei Bannerträger, 24 Ritter vom goldenen Vließ mit ihren Pagen, ein Ritter mit der Standarte des Herzogs, vier Ritter mit der Krone, dem Scepter, dem Schwert ꝛc., zwei Pagen, Herzog Philipp der Gute, zwölf Hofleute, Bogenſchützen, Hellebardiere ꝛc.; die letzten, wie die Pagen ꝛc. waren zu Fuß, die übrigen, und zwar achtzig an der Zahl, zu Pferd.

Hennegau hatte die Verherrlichung der Zeit Balduins und des flandriſch-lateiniſchen Kaiſerreichs zu Conſtantinopel gewählt. Der Wagen ward von zwölf glänzend geſchirrten Roſſen, die von eben ſo viel Fußknechten geführt wurden, gezogen. Der Kaiſer ſaß in vollem Schmuck, Scepter und Weltkugel in den Händen, auf dem Throne; zur Seite ſein Bruder, ringsum die tapferſten und angeſehenſten Kriegs- und Hofmänner des Reichs. Sechzig Meneſtrels mit ihren Inſtrumenten, einen Wappenherold und vier Trompeter an der Spitze, zogen dem Wagen voraus.

Der Wagen von Brabant, in Geſtalt eines Schiffes erbaut, ſtellte die Zeit Karls V. dar. Der Kaiſer mit Margaretha von Oeſterreich, Margaretha von Parma, Philipp II. und einigen Herren bildeten die Hauptgruppe; eine andere beſtand aus den berühmteſten Niederländern jener Zeit: Veſale, Dodonäus, Mercator, Ortelius, Plantin, Franz Floris, Quentin Metſys u. a. Fahnen, Wappenſchilde, Siegeszeichen ꝛc. fehlten natürlich nicht. Auf dem Hintergrunde ſtellten vier Frauen die vier Erdtheile, in denen die Beſitzungen des Kaiſers lagen, dar.

Antwerpen hatte die Zeit von Albert und Iſabella gewählt. Sein prachtvoller Wagen trug, neben den Erzherzogen und ihrer glänzenden Umgebung von geiſtlichen und weltlichen Würdenträgern, die Geſtalten von Rubens, Otto Venius, Jordaens, Van Dyck, Duquesnoy, Juſtus Lipſius u. a.

Dann kam ein Wagen der Stadt Nivelle, vielleicht der anziehendſte von allen. Er war der Darſtellung und Verherrlichung des Ackerbaus gewidmet, in Geſtalt eines rieſigen Pflugs erbaut, überall vergoldet, und ſinnreich mit Aehrengewinden und Feldblumen geſchmückt, mit verſchiedenen Gruppen von thätigen Arbeitern beſetzt, und den Sinnſpruch der Stadt emporhaltend: Le travail anobli. Leider fehlte es auch an den Allanzereien einer Ceres, Phöbe und dergleichen Spuk aus den vorigen Jahrhunderten nicht. Aber das ward reichlich ausgeglichen durch die Beſpannung und durch die Reihen von ländlichen Arbeitern, welche mit allerlei landwirthſchaftlichen Werkzeugen zu Pferd und zu Fuß dem Wagen folgten. Das Geſpann beſtand aus nicht weniger als 48 Pferden, zu vier und vier geſchirrt, alle der ſchwerſten flandriſchen Art angehörend; ſie wurden von jungen Landleuten in blauen Kitteln geführt und brachten einen wahrhaft überwältigenden Eindruck hervor.

Die Löwener hatten ſich erinnert, daß das „erſte Element" ihrer Stadt, und der Belgier überhaupt, das Bier iſt; ihr Wagen war hauptſächlich der Verherrlichung der uralten Braukunſt Löwens gewidmet.

Lüttich war durch zwei Wagen, welche die vornehmſten Erwerbszweige der Provinz, namentlich die Waffenerzeugung darſtellten, vertreten. Den anziehendſten und ergreifendſten Anblick aber gewährte ein Arbeiterzug, welcher aus jenem Landestheile herbeigekommen war. Mehr als eilfhundert Werkleute aller Art, in eigenthümlichen Anzügen und mit verſchiedenen Arbeitsgeräthen verſehen, folgten in wohlgeordneten Reihen dem Wagen; ſelbſt die hotteresses, die Kiepen- oder Kötzenträgerinnen, fehlten nicht.

Auch Hennegau hatte einen zweiten Wagen in Form einer Locomotive mit zahlreichen Arbeitern geſandt, eben ſo war die Genter Blumenzucht noch beſonders vertreten: Zwölf mit Laub- und Blumengewinden reich geſchmückte Pferde zogen den rieſigen Wagen voll prachtvollſter Blumen und Gewächſe.

Den Schluß bildete der Wagen Brüſſels, die Gegenwart darſtellend. Junge reizende Mädchen verſinnbildlichten das Land, die Provinzen, die Künſte, die Wiſſenſchaften ꝛc.; über allen ſchwebte das Bildniß des Königs, des gefeierten Schöpfers und Schirmers der „Früchte von 25 Friedensjahren."

Der ganze Umzug dauerte gegen ſechs Stunden, was in der Julihitze für die verſchiedenen Majeſtäten und Würdenträger, die fortwährend eine angemeſſene Stellung zu wahren hatten, eben keine Kleinigkeit war. Die Straßen, durch welche der Zug ging, waren beſonders ausgewählt worden, denn nicht alle waren breit und kein bedeckter Thorweg hoch genug, um die mächtigen Fahrzeuge durchzulaſſen.

Aehnliche Umzüge wurden ſpäter noch in Brügge, Gent und an andern Orten veranſtaltet. In Gent nahmen über fünfzig Vereine und Tauſende von

Digitized by Google

Fabrikarbeitern daran Theil; der Zug der Maschinenbauer zählte etwa 1000, die Gesammtheit der Baumwollenarbeiter, in fünf Abtheilungen auftretend, über 5000 Köpfe.

Ein anderer Glanzpunkt der Brüsseler Feste war die Beleuchtung am 22. Juli. Sie beschränkte sich nicht allein auf das Innere der Stadt, wo Behörden und Vereine und Einzelne mit einander wetteiferten, und wo besonders der große Platz und das Stadthaus fesselnde Anblicke gewährten. Die Hauptsache war die Erleuchtung der Boulevards, vom Namurer Thor bis zum Eingange der Allée verte. Diese ganze Strecke, also eine Länge von dreiviertel Stunden Gehens, war mit farbigen Lichtern und Laternen in reichster Fülle übersäet. Einiges war steif, manches überladen; man hatte mehr auf Glanz und Reichthum, als auf anmuthigen Wechsel und überraschende Einzelnheiten, wozu die vierfachen Baumreihen wohl Anlaß geboten hätten, gesehen. Wahrhaft feenhaft aber und von hinreißender Schönheit war der Anblick, den die Wallstraße am botanischen Garten in ihrer mählichen Absenkung bis zur grünen Allee darbot. Hier schadete die einförmige Länge und Geradheit nicht; man sah, wie von einer Erhöhung, in einen mit Guirlanden und Blumenkronen geschmückten, in schimmernder Ferne sich verliereuden Gang, so fein und zierlich zogen sich die Lichtfäden gleich anmuthigen Blumengewinden von einer Baumreihe zur andern, so leicht schwebten die leuchtenden Kränze und Kronen über der wallenden Menge.

Ziemlich geschmacklos und verfehlt war die Erleuchtung des Parkumfangs, welche am 21. Juli stattfand. Mit der Hälfte der aufgewendeten Summen hätte man weit Schöneres erreichen können, wenn man die Gebüsche und Baumwipfel benutzt hätte. Ueberhaupt ließ sich der ganzen Jubelfeier der Vorwurf machen, daß mehr Fülle als Geschmack sich zeigte. Für die zur Verherrlichung ausgeschriebenen Dichterpreiskämpfe in französischer und vlamischer Sprache war sogar ausdrücklich zur Bedingung gemacht worden, daß keiner weniger als 150 Verse liefern dürfe, gerade wie man 1859 zur Feier des Eisenbahnjubiläums mindestens 200 Verse verlangte. Es schien vielfach außer Acht geblieben zu seyn, daß des Guten auch zu viel geschehen kann. Auf dem kleinen Königsplatz standen allein drei riesige Triumphbogen und Erinnerungsbaue, von denen einer den andern beeinträchtigte. Und wie viel war noch anderwärts in Latten und Brettern, in Pappe und Papier geleistet!

Sonderbar, daß man nicht wenigstens einen Theil der ungeheuren Summen dazu bestimmt hat, irgend etwas Bleibendes, etwas Werthvolles zum Gedächtniß zu stiften. Wie ist es zu begreifen und zu billigen, daß ein Land, das für seine Kunstausstellungen und Festlichkeiten Bretterfäle aufschlagen muß, daß Städte, in denen bis auf den heutigen Tag tausend und aber tausend Kinder wegen Mangels an Schulanstalten ohne allen und jeden Unterricht bleiben, daß ein solches Land, daß solche Städte Hunderttausende für Dinge verwenden, die nach wenigen Tagen wie Spreu vor dem Winde zerstoben sind. Würde etwa Europa weniger gestaunt, würde König Leopold minder als das Muster eines verfassungstreuen, volksgeliebten, hochgefeierten Fürsten dagestanden haben, würden die Künstler verkürzt, die Arbeiter ohne Verdienst, das Volk ohne Schaulust geblieben seyn, wenn man statt der Bretterbauten das Gerüst zu einem bleibenden Denkmal, zu einem Bau für Kunstleben oder Volksbildung aufgeschlagen hätte? In der That, die Erscheinung wäre nicht zu fassen, wenn nicht die Geschichte des Volks den Schlüssel dazu böte; die Gewinnsucht und die Leichtfertigkeit Einzelner, von denen so oft die Rede gewesen ist und an denen es allerdings nicht gefehlt haben mag, würde dazu nicht ausreichen.

Die Belgier haben 1853 und 1856 (abgesehen von der Würdigung der Festanlässe) eben nur gethan, was die Väter auch thaten, nicht mehr und nicht weniger. Das ist so zweifellos, daß sich die Centralcommission für Anordnung der Festlichkeiten von 1856 gewissermaßen mit Bewußtseyn auf den geschichtlichen Standpunkt gestellt hatte — de précédents dont il ne lui a guère été possible de trop s'écarter. Man kann daher nicht sonder einigen Vorbehalt in all die himmelhohen Lobpreisungen, welche in und außer Belgien über jene Festlichkeiten gelesen und gehört worden sind, einstimmen. Die Commission selbst meinte, als sie ihr Programm einsandte, nach Hinweisung auf die alten „Ueberlieferungen“: „Le jubilé sera un acte, qui confirmera les nations étrangères dans la bonne opinion qu'elles ont conçue de nous. Dans le témoignage unanime et solenuel de la reconnaissance nationale, offert par le pays à son Roi, elles verront la preuve que la Belgique apprécie la haute valeur de ses institutions, et que, si elle est digne de les posséder, elle est aussi jalouse de les maintenir.“

Darin ist gewiß viel Wahrheit, doch wird man auch nicht übersehen dürfen, daß Land und Städte häufig im verderblichsten Sinken waren, wenn sie den meisten Festflitter entfalteten. Nie stand es um Dichtung und Sprachbildung schlechter, als in den Prunkzeiten der Rederykers, nie waren die wissenschaftlichen Leistungen nichtiger, als da man den „primus von

Digitized by Google

Löwen“ wie einen Triumphator durch's Land führte. Zu derſelben Zeit, wo man Tauſende, ja Hunderttauſende für Proceſſionen und Feſtzüge verſchwendete, wimmelten die Städte von Bettlern und nichtsnutzigem Geſindel, und ſchlug man an Kirchen und Stadthäuſern die alten Meiſterwerke in Stücke, damit ſie nicht unverſehens den Leuten auf die Köpfe fielen. Und ſelbſt die alten Freiheiten und Gelöbniſſe, wann wurden ſie mehr verletzt als in jenen Zeiten, wo man die lauteſten „fröhlichen Einzüge“ feierte?

Fr. O.

Literatur.

Die Farbenharmonie in ihrer Anwendung auf die Damentoilette. (Von Rudolph Adams, Geſchichts- und Bildnißmaler. Leipzig 1861.)

(Schluß.)

So ergibt ſich nun allerdings ein bequemer und ſtreng wiſſenſchaftlich ſcheinender Schematismus; es fragt ſich aber ſehr, ob damit irgend ein praktiſches Reſultat gewonnen werden kann. Vor allem wird man nicht behaupten können, daß das Temperament in ſo hohem Grad den Teint bedinge, ſo daß alſo die ganze Eintheilung nach Temperamentstypen problematiſch, wo nicht ganz hinfällig wird. Die Beziehung der ſymboliſchen Farbencharaktere auf die individuellen Temperamentstypen iſt mehr ſinnreich als von praktiſchem Werth; bei der Anwendung, fürchten wir, zeigt ſie ſich als eine bloße Illuſion. Der Teint, die Hautfarbe, wird natürlich immer von der höchſten Bedeutung für die Farbe des zu wählenden Stoffes ſeyn; aber ſie iſt doch nicht das einzige Moment. Es geht mit der Farbe der Haut wie mit der Haarfarbe; es kann ſeyn, daß ein Teint mit einer im Allgemeinen ihm feindlich geltenden Farbe ſich nicht nur verträgt, ſondern daß oft ſogar ein reizender Effekt aus der Verbindung hervorgeht. Das Pikante, das reizend Kokette iſt ein ſehr wichtiges und wohl zuläſſiges Moment für die Toilette. Man kann freilich ſagen: das ſind Ausnahmen von der Regel; aber an der Regel ſelbſt bleibt, näher betrachtet, nichts anderes, als daß zu einem beſtimmten Teint gewiſſe Farben „ſtehen,“ andere aber nicht. Und damit ſtünden wir nach bei der alten empiriſchen Beobachtung von den Blonden und Brünetten und der für beide paſſenden Farben. Wenn eine ſchöne Leſerin etwa das Buch zur Hand nimmt in der Erwartung, ganz beſondere Geheimniſſe zu erfahren und nach denſelben ſogleich auch ihre Toilette arrangiren zu können, ſo wird ſie ſich daher nicht wenig getäuſcht finden. Wenn ſie auch über ihren individuellen Typus, über Temperament und dieſem entſprechenden Teint in's Klare kommt, ſo wird ſie darum mit den Farbenoctaven, mit den Drei-, Vier- und Sechstönen des Verfaſſers um nichts weniger in Verlegenheit ſeyn. Es ſind zwei transſcendente Theorien, die nie wirklich und wahrhaftig zuſammengehen, ſondern nur in ſcheinbarer Affinität, in illuſoriſcher Wechſelwirkung neben einander ſtehen.

Offenbar ſchlägt der Verfaſſer auch die Bedeutung des Conventionellen zu gering an. Er erklärt es für eine Ungereimtheit, daß die Mode ſich auch des Farbengebiets bemächtigt habe und auf dieſem ihre deſpotiſche Gewalt ausübe. Das mag wohl ſeyn; vernünftigerweiſe iſt die willkürliche Beſtimmung von allgemein gültigen Farben allerdings etwas unſtatthaftes. So lange die Mode nicht im Stande iſt, die Individualität umzuwandeln, ſo lange wird die letztere ſtets an gewiſſe Farben gebunden ſeyn. Höchſtens dürfte die Mode aus den für jede Individualität paſſenden Farben und Farbenaccorden einige auswählen und für eine gewiſſe Zeit gutheißen, was ihr denn doch wohl zu mühſam und ſchwierig werden dürfte.

Abgeſehen davon, daß die Mode eben keine Raiſon annimmt und ſich nach keiner Theorie richtet, findet hier daſſelbe Verkennen des Unterſchiedes von idealen und wirklichen Farben ſtatt, auf den wir früher ſchon aufmerkſam gemacht haben. Allerdings ſchreibt die Mode zuweilen auch eine Farbe ganz willkürlich und tyranniſch vor; es iſt unmöglich einen Grund zu finden, warum dieſes aber jenes vorzugsweiſe und allgemein „getragen“ wird. In der Regel aber richtet ſie ſich doch nach einem „wirklichen Bedürfniß,“ nämlich nach dem jeweiligen Stand der Farbenchemie, ſo daß alſo nicht die Mode eine Farbe beſtimmt, ſondern umgekehrt die neue Farbe eine neue Mode in's Leben ruft. Hat man eine neue Farbennüance herausgebracht, ſo iſt es ganz natürlich, daß ſich die Mode derſelben bemächtigt, bis ſie „ausgepeitſcht“ iſt und von einer

Digitized by Google

neueren chemiſchen oder techniſchen Erfindung verdrängt wird. So war es vor etwa zehn Jahren mit dem bekannten Neugrün und ſo iſt es mit allen ſogenannten Mißfarben, d. h. denjenigen, die nicht eine primäre Farbe zu ihrem Grundton haben, ſondern aus dem Grauen in die verſchiedenen bläulichen, grünlichen, gelblichen und andern Nuancen ſpielen. Bei der Wahl der Toilettefarben hat man es eigentlich nie mit reinen Farben zu thun, wie ſie in der Farbenſcala ſich neben einander gruppiren. Es iſt daher eine Abſtraktion und Täuſchung, wenn man die prismatiſchen Farben und ihre Harmonie zu Grunde legt, wo es ſich um ganz anderes handelt. Die reinen, vollen Farben, das ſtarke Roth, Grün, Blau, Gelb, kommen bei uns in Wirklichkeit gar nicht mehr vor; höchſtens ſpielen ſie eine untergeordnete dekorative Rolle. Aus der männlichen Kleidung ſind ſie ohnehin verbannt; aber auch an der weiblichen Toilette finden wir die volle Farbe ſogleich zu grell; ihre Anwendung zeigt nach unſern Begriffen immer eine untergeordnete Culturſtufe an, wir denken dabei alsbald an die Wilden, an das Roth und Blau der Indianer.

Nach allem dieſem müſſen wir wiederholen, daß wir der Farbenharmonie in ihrer Anwendung auf die Damentoilette nur einen ſehr zweifelhaften Werth zugeſtehen können. Die pſychologiſchen Temperamentstypen ſelbſt, ſind ſie denn nicht etwas durchaus willkürliches? Nach unſerer Anſicht kann man die Individuen nicht einmal innerlich darnach eintheilen. Bei der äußeren Erſcheinung aber kommt wohl noch vor dem Teint der Ausdruck der ganzen Perſönlichkeit in Blick und Geberden in Betracht. Von einer Reihe von Individuen, welche alle denſelben Teint haben, können die Einzelnen nach Lebhaftigkeit des Auges, der Mienen und Geberden ſo ganz von einander verſchieden ſeyn, daß ſie einander ungleich ferner ſtehen als Perſonen von einem ganz entgegengeſetzten Typus, daß dem einen gut anſteht, was für das andere ſich durchaus nicht paſſen würde. Der Verfaſſer ſelbſt verfährt in ſeiner Praxis bald nach homöopathiſchen, bald nach allopathiſchen Grundſätzen, d. h. er entſcheidet ſich das einemal für einen Farbenton mit Rückſicht auf die Affinität der Hautfarbe, um einen harmoniſchen Eindruck hervorzubringen; ein andermal folgt er dem Geſetz des Gegenſatzes, er will durch die Farbe des Gewandes einen Contraſt gegen den Teint hervorbringen, ſey es einen verſtärkenden, hebenden oder einen dämpfenden und abſchwächenden. Was alſo für dieſelbe Perſon nach der einen Rückſicht gar nicht angeht, das kann ihr nach der andern ganz gut ſtehen. Es gibt, wie Adams wohl weiß, Perſonen, denen alles ſteht, und andere, von denen man ſagt, daß ihnen gar nichts ſtehe, was aber von jener Geſammtheit des individuellen Ausdrucks herkommt und mit dem Teint zunächſt nichts zu ſchaffen hat.

Adams gibt in einem Anhang eigentliche Farbenrecepte für die Toilette ſeiner verſchiedenen Typen. Wir ſetzen die für den erſten Typus hieher, für einen nervöſen aber zartweißen, blutarmen, durchſichtigen Teint, und zwar für die erſte Claſſe deſſelben mit lichteren Haararten: Gelbblond, Hellaſchblond, Hell- oder Nußbraun und Blondroth.

1. Vortheilhafte Farben.

(Alle Farben, welche bei dieſer Claſſe des Typus zur Anwendung kommen, müſſen den leichteren oder durch Grau gedämpften Stufen angehören.)

a. Einzelne Töne oder Tonarten.

1) Blau, die ſpecifiſche Farbe oder Tonart dieſer Claſſe.
2) Grün, und zwar alle Nüancen des Blaugrünen.
3) Weiß.
4) Grau (bläuliches und grünliches Grau einer nicht zu lichten Stufe.)

b. Symmetriſche Accorde.

(Von den, bei den Accorden genannten Tönen iſt der erſte, geſperrt gedruckte, ſtets als Grundton oder Hauptmaſſe zu nehmen, und nächſt dieſem hat man die Complementärfarbe am meiſten vorherrſchen zu laſſen, und am beſten dem Kopfputz als Hauptfarbe zuzutheilen, um ein Gegenſatzverhältniß herbeizuführen.)

Zweitöne.

1) Blau und Orange.
2) Grün und Roth.
3) Weiß mit einer der genannten Farben (Blau und Grün).
4) Grau mit eben dieſen Farben.

Dreitöne.

1) Blau, Roth und Gelb.
2) Grün, Orange und Violett.
3) Blau, Orange und Weiß.
4) Blau, Orange und Grau.
5) Grün, Roth und Weiß.
6) Grün, Roth und Grau.
7) Weiß, Blau und Orange.
8) Weiß, Grün und Roth.
9) Grau, Blau und Orange.
10) Grau, Grün und Roth.

Es ſind zwar häufig dieſelben Farben; durch den veränderten Grundton gewinnt die Zuſammenſtellung jedoch einen ganz andern Charakter.

Viertöne.

1) Blau, Orange, Rothviolett und Grüngelb.
2) Grün, Roth, Blauviolett und Gelborange.
3) Weiß und der Dreiton: Blau, Roth, Gelb.
4) Weiß und der Dreiton: Grün, Violett, Orange.
5) Grau und der Dreiton von Blau.
6) . . . . . Grün.

Es können auch die Grundtöne dieſer Dreitöne, Blau und Grün, zur Hauptmaſſe, und Weiß und Grau decorativ genommen werden. — Die Sechs- und Achttöne ſind ihres Farbenreichthums halber bei dieſem Typus zu meiden. —

An dieſer Probe mag es genügen; die feindlichen Farben und die unſymmetriſchen Accorde werden wir nicht beizuſetzen brauchen. Die Dame mit nervöſem, durchſich-

Digitized by Google

tigem Teint, die ſich nach dieſen Formularen orientiren wollte, wird ohne Zweifel ſchon bei den ſymmetriſchen und vortheilhaften nicht mehr wiſſen, wo ihr der Kopf ſteht. Daß es überhaupt feindliche und vortheilhafte Farben gibt, ſteht feſt, und daß der Verfaſſer dieſelben meiſtens mit richtigem Blick angegeben hat, wollen wir nicht läugnen. Schon hiebei aber iſt der Individualität der weiteſte Spielraum eröffnet, und was darüber hinaus geht, ſcheint uns abſolut willkürlich, eine ſich ſelbſt täuſchende theoretiſche Spielerei.

Müſſen wir aber den ſyſtematiſchen Theil des Buches für willkürlich erklären, ſo finden wir in dem empiriſchen dagegen einen wiſſenſchaftlichen Blick; die Abſchnitte, die nicht zur Theorie gehören: über Anordnung der Toilette und die Toilette als Theil eines größeren Ganzen, enthalten ſo viele richtige Bemerkungen im Einzelnen, wie ſie nur einem Manne zu Gebot ſtehen, der über das Ganze im Zuſammenhang mit wiſſenſchaftlichem und künſtleriſchem Geiſt nachgedacht hat.

Eine ſchöne Verbindung von Theorie und Praxis finden wir hier in dem über Coiffüren Geſagten. Der Verfaſſer will der Meinung begegnen, als ob die Farben der Kopfbekleidung auf den Teint reflektirten. Dieß erklärt er für eine optiſche Unmöglichkeit, namentlich bei der ſchon länger herrſchenden Mode, nach welcher die Farben des Kopfputzes hinter dem Geſicht liegen. Es wäre nur denkbar, wo die Farben ſich vor dem Geſicht befänden, wie bei der älteren Mode, wo der Kopf tief in der Kopfbekleidung ſteckte. Bei der neuen Mode kann nur durchgelaſſenes farbiges Licht den Teint bei herabgelaſſenem Schleier treffen. Die Farben der Nachbarſchaft können nur auf dreierlei Weiſe auf den Teint einwirken: entweder ſtehen ſie im Gegenſatzverhältniß zu denſelben, d. h. ſie ſind ihm complementär und rufen demgemäß ihre Gegenſatzfarbe noch mehr im Teint hervor, als ſie ſchon darin enthalten, oder ſie ſtehen in einer verwandtſchaftlichen Beziehung zu demſelben und verdrängen die ſchwächer vertretene Farbe aus ihm, oder ſie wirken übertragend auf den Teint, d. h. es iſt die Eigenſchaft lebhafter Farben, auf eine weniger kräftige ihrer Nachbarſchaft, die in Helligkeit nicht ſehr von jenen verſchieden und nicht complementär oder annähernd complementär zu denſelben iſt, ihren eigenen Ton zu übertragen. Der letztere Fall kann nur ſelten in der Anwendung vorkommen, da nur Eine Farbe vortheilhaft in dieſer Art wirkt, nämlich ein warmes Roſa, und zwar nur bei den weniger zarten, nervöſen Teints, die nichts Gelbliches haben. Denn ein ſolches Roſa würde bei blutarmer, mehr gelblicher Geſichtsfarbe die entgegengeſetzte Wirkung herbeiführen, da ſelbſt das wärmſte Roſa einen Stich in's Violette beſitzt oder als Blaßroth violettroth auftritt, welches ſich alſo ſchon in einem Gegenſatzverhältniß zu Gelb befindet, dieſes mithin im Teint noch mehr fordern würde.

In dieſer Stelle iſt nach unſerem Dafürhalten die praktiſche Quinteſſenz der Theorie des Verfaſſers enthalten, weßwegen wir ſie hier auch ausführlich wiedergegeben haben. Neben derſelben ſind hauptſächlich zu beherzigen die Bemerkungen über die „optiſche Wirkung heller und dunkler Farben, ſo wie deſſinirter Stoffe," wo die vielfach gemachte Beobachtung, daß dunkle Farben den Körper kleiner, namentlich ſchmäler und ſchlanker erſcheinen laſſen, lichte aber und namentlich Weiß, größer, auf die Irradiation zurückgeführt wird, daß nämlich das Helle ſich ſcheinbar über ſeine Grenzen ausdehnt, während das Dunkle, ſeiner geringeren Lichtintenſität halber, kaum ſeine Grenzen erreicht, da die lichtere Umgebung ſich auf ſeine Koſten breit macht. Eben ſo über die „Wirkung der künſtlichen oder Abendbeleuchtung auf die Farben."

Nach ſeiner Entwicklung, meint der Verfaſſer, werde es nicht ſchwer ſeyn, für jede beabſichtigte Stimmung, wie für jeden pſychiſchen Ausdruck ein entſprechendes Farbenſymbol zu finden. Für die, welchen eine ſolche Ausdehnung des äſthetiſchen Wirkungskreiſes der Farbentöne übertrieben, ja vielleicht komiſch erſcheine, bemerkt er noch beſonders, daß man ſehen ſo gut lernen muß als hören, und wenn unſer Farbenſinn noch nicht zu der zarten Empfindlichkeit herangebildet iſt, wie unſer muſikaliſcher Sinn, der Grund nicht im Mangel an äſthetiſcher Kraft der Farbe liegt, ſondern darin, daß Farben nie als ſelbſtſtändiges Ausdrucksmittel, wie die muſikaliſchen Töne, auftreten, ſondern immer nur als Zugabe zu andern äſthetiſchen Faktoren, ſo daß ſie nur zu leicht in ihrem wahren Weſen und in ihrer Bedeutung überſehen und deßhalb vernachläſſigt werden konnten.

Das halten wir für vollſtändig gegründet und wünſchen, daß das Buch den Sinn für die Farbe und das äſthetiſche Verſtändniß derſelben fördern möge, wozu es unſtreitig geeignet iſt, wenn es auch die Abſicht, die es ſich zunächſt vorgeſetzt hat, nicht vollſtändig erreichen ſollte.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Witterung. — Dumolard. — Wahl in der Akademie. — Offenbach. — Mürger. — Philippon.

In meinem heutigen Berichte wird es, so fürchte ich, etwas drunter und drüber gehen, wie am Himmel, aber besser, wie in der Temperatur. Vor wenigen Tagen war es so warm, daß man vor den Oefen und Kaminen floh, und bei offenem Fenster um die Mittagsstunde ganz behaglich im Zimmer sich fühlte. Da wirbelte plötzlich ein Schneegestöber über Paris her wie auf dem Schreckhorn; der Schnee bleibt aber hier nie liegen. Paris „duldet nichts Weißes," wie die Sonne im Frühjahr: es ist die Farbe der Unschuld und der legitimistischen Lilien, die bekanntlich unter Ludwig XV. im Parc aux cerfs florirten in Gestalt junger Mädchen. Dann kam eine Kälte von sechs bis acht Grad, worauf unmittelbar wieder Schnee und Thauwetter sich einstellten, und zwar gestern Abend, und diesen Morgen hatten wir wieder um sieben Uhr sechs Grad unter Null.

Auf Dumolard ist eine „Complainte" gedichtet worden; so nennt man tragikomische Lieder von fünfzig Couplets und mehr auf große Verbrecher. Die bekannteste ist die auf den Proceß Fualdes. Ich muß gestehen, mir wäre es nicht möglich, die geringste Komik aus der Geschichte dieses Menschthiers zu pressen, das von unaufhaltsamem Instinkte getrieben mordete, fast ohne Nutzen für sich, aus reiner Lust. Dumolard hatte, wie sein Vertheidiger behauptete, seinen Vater lebendig durch die Oesterreicher rädern sehen, er war wild aufgewachsen wie ein Paria; die Zerstörungswuth, welche die Natur in seinem Innern entzündet hatte, riß ihn mit ungehemmter Gewalt zur Befriedigung hin, wie sie das Raubthier auf seine Beute hetzt. Zuletzt rief der Advokat Victor Hugo zu Hülfe und protestirte gegen die Todesstrafe überhaupt. Victor Hugo schrieb bekanntlich le dernier jour d'un condamné, nämlich eines „zum Tod" Verurtheilten. Darin werden all die psychischen Leiden des armen Sünders beschrieben, der sogar ganz genau angibt, was er empfindet, als er das Schaffot besteigt und auf das fatale Brett gespannt wird, ich glaube sogar, als ihm das Beil durch die Gurgel fährt. Ich kenne bis jetzt nur Einen Scribenten, der noch nach seinem Tode die Feder geführt; das war der spanische Heilige, dessen Name mir entfallen ist, der die Vergünstigung erhielt, drei Abende hinter einander in seine Zelle zurückzukehren, um eine Schrift zu vollenden. Bei jedem Processe auf Leben und Tod wird die Hugosche Schrift zu Hülfe gerufen, wenn der Vertheidiger an der Rettung seines Schützlings verzweifelt. Dumolard ist guter Dinge, freut sich des Essens und Trinkens, und fürchtet die Zugluft. Er hat Cassation nachgesucht. Erst nach der Hinrichtung soll die Complainte im Druck erscheinen. Die Polizei hat wohlweislich den Verkauf der Bildnisse berüchtigter Verbrecher verboten; warum gestattet sie den Verkauf der Parodien auf Gräuelthaten, wie die Procedur gegen Dumolard sie enthüllt hat?

Wir gehen jetzt aus dem Kerker eines Verurtheilten in die Académie française. Hier geht es ebenfalls drunter und drüber. Vorgestern waren die Herren beisammen, um den Fauteuil des Monsieur Scribe zu besetzen. Fauteuil ist eine Redensart; die Akademiker sitzen wie die Studenten auf Bänken. Bei der Ballottage waren ihrer 28 beisammen, und sie hatten unter sechs Candidaten zu wählen, worunter drei dramatische Dichter: 1) Mazeres, ein Veteran, der vor dreißig Jahren mit Picard gearbeitet. „Le jeune mari" ist eins seiner besseren Produkte. Später verließ er die Theatercarrière und ward Unterpräfekt in St. Denis. Der gute Mann ist etwas obsolet geworden. 2) Camille Doucet, nicht ohne Talent, sein größtes aber besteht darin, daß er Büreauchef im Departement der schönen Künste im Staatsministerium ist. 3) Octave Feuillet, der Verfasser des Stückes: „Un gentilhomme pauvre." 4) Autran, ein Marseiller, der Gedichte auf das Landleben und auf das Meer geschrieben. 5) Cuvillier, der bekannte Publicist und Kritiker am Journal des Débats, früher Hofmeister einer der Söhne Louis Philipps. Endlich Géruzez, Professor an der Sorbonne. Dreizehnmal wurde ballottirt, und der Wahlkampf ist noch nicht zu Ende. Autran erhielt zuletzt dreizehn Stimmen, Camille Doucet vierzehn, die absolute Mehrheit ist fünfzehn. Diese Wahlen sind wirkliche Ereignisse, die über das literarische Gebiet hinaus in die politischen Regionen reichen. Autran wurde durch die clericale Partei getragen, der sich Thiers und Mignet anschlossen; beide sind, wie Autran, im Süden geboren. Camille Doucet ist der officielle Candidat. Die Liberalen, an ihrer Spitze Villemain, stimmten für Cuvillier, Fleury oder Octave Feuillet. Die definitive Wahl ist auf den 6. April verschoben worden. Zum Troste der Candidaten ist dieser Tage der gute Biot gestorben, der durch seine Arbeiten im Gebiete der Sternkunde und Physik einen europäischen Ruf sich erworben hat; er war auch Mitglied der Académie française. Es ist schon gar lange her, da concurrirte Biot mit Villmain, dem damals noch unbekannten angehenden Schriftsteller, um den Preis der Beredtsamkeit, Biots Elegie auf Montaigne erhielt eine ehrenvolle Erwähnung; der Preis wurde Villemain

Digitized by Google

zugesprochen. Auf Grund dieser ziemlich unbedeutenden Arbeit erwies man dem allgemein geachteten und geliebten alten Herrn den Freundschaftsdienst, ihn in die Akademie aufzunehmen.

Offenbach hat die Direktion der bouffes parisiens niedergelegt; es ist daran gar nicht zu zweifeln, er selbst erklärt es in einem Schreiben an ein hiesiges Blatt. Als Theaterdirektor und Componist hat Offenbach, wie man sagt, die Kerze an beiden Enden angezündet. Ihm blieb die Wahl, entweder der Geschäftsführung seiner Anstalt oder seiner Kunst zu entsagen. Als ein ächter Jünger der Musen bleibt er diesen getreu und gibt das Geschäft auf, indem er sich vorbehält, vier Opern des Jahrs für sein ehemaliges Theater zu schreiben. Als sein Nachfolger wird ein Monsieur Varney genannt. Offenbach macht sich anheischig, vor Ablauf von vier Jahren keine anderweitige Theaterdirektion zu übernehmen.

Ich hätte beinahe vergessen zu erwähnen, daß man dem genialen Mürger, über den ich seiner Zeit berichtet, ein Monument errichtet hat. Die Göttin der Jugend steht gesenkten Hauptes auf ihrem Sockel und läßt Blumen aus der geöffneten Hand auf das Grab fallen. Auf den Marmorplatten, die es bedecken, sind einige zerknitterte Rosen eingehauen. Das ist zart gedacht, weich und lieblich in der Ausführung, und es liegt eine tiefe Wahrheit im Gedanken. Mürgers Jugend ist zerknittert worden in den wilden Aufregungen eines zerfahrenen Lebens, wo auf die üppigste Verschwendung Noth, Hunger, Obdachlosigkeit folgten. Es liegt den oft hinreißenden Schilderungen in seiner vie de Bohême eine idealisirte Liederlichkeit zum Grunde, vor der sich junge Gemüther in Acht zu nehmen haben. Am Ende führt auch in der Kunstwelt, in den poetischen Regionen die regelmäßige Arbeit, das Unterordnen unter gewisse Forderungen der socialen Disciplin und die haemonisch fortschreitende Veredlung der angeborenen Kräfte sicherer zum Ziele, und zu einem glorreichen Ziele.

Noch habe ich schließlich eines Todten zu erwähnen, der in seinem Leben vielen Leuten lange Zeit Spaß gemacht hat durch eigenes Talent und mit Hülfe fremder Kräfte. Es ist Philippon, der Gründer der Journale la Caricature und Charivari. Seinem muthwilligen Griffel verdankt man unter anderem die famose Birne, die unter Louis Philipps Regierung in den Witzen der kleinen Blätter und in den Caricaturen eine so große Rolle gespielt hat.

Berner-Montreux, Januar.

Montreux als klimatischer Curort. — Vevey. — Geschichtliches.

(Fortsetzung.)

Es leuchtet ein, daß solche Verhältnisse nicht unerheblich sind. Gleichwohl soll Montreux in dieser Hinsicht noch Lob und Vorzug vor vielen andern klimatischen Curorten verdienen. Wenigstens wissen die Pensionsbesitzer von zahlreichen Fällen zu erzählen, wo mitten im Winter aus Nizza und andern Küstenplätzen des Mittelmeers Fremde hier angekommen, um besseren Schutz vor der Kälte zu finden. Auch im Laufe dieses Winters ist dergleichen, wie behauptet wird, vorgekommen. Ich selbst kenne weder Nizza noch Hyères, weiß aber aus zuverlässigen Briefen und andern Nachrichten, daß beide Orte und eben so Rom und Algier in den letzten Monaten ihre Schattenseiten gehabt haben. In Rom fiel das Thermometer unter Null, in Algier zeigte es häufig nur 8—11 Grad, am 16. Januar Morgens acht Uhr nur 6,8 und am 17. Januar um dieselbe Zeit gar nur 4,4 Grad R. In Hyères war der Stand des Thermometers regelmäßig noch geringer und kam selbst in ungeheizten Zimmern bis auf einige Grad herab. Im nahen Toulon hatte man am 16. Januar Morgens acht Uhr nur + 4°,8, eben so viel in Cherbourg am Kanal, während hier in Berner das Thermometer — 1,9, dagegen gleichzeitig in Dünkerken, nicht weit von Ostende, + 2,3 zeigte. Am 7. Januar hatte man zu derselben Morgenstunde in Rom — 0,6, in Algier + 8,2, in Nizza + 5,6, in Toulon und Hyères + 4, in Leipzig — 8,2, in Dünkerken dagegen + 4 und hier in Berner — 4,5; am 11. in derselben Stunde in Algier + 10,5, in Nizza + 6, in Toulon + 4,8, in Leipzig + 2,9, in Dünkerken + 7,7 und in Berner + 5; am 19. Januar in Algier + 6,7, in Nizza + 4,0, in Toulon 0,0, in Marseille — 2,7; am 20. Januar stand in Nizza das Thermometer auf Null und in Toulon hatte man dieselbe Kälte wie in Berner, nämlich — 4,0 u. s. w. Berücksichtigt man dabei, daß an allen diesen letztgenannten Orten und eben so in Rom die Heizungsvorrichtungen sehr mangelhaft und im ganzen südlichen Frankreich die Fußböden von Backsteinen sind, während man in Montreux ꝛc. neben doppelten Fenstern nur gedielte und

häufig parkettirt findet, so läßt ſich's erklären, daß wohl ſchon manchee nach dem Geſtade des Leman ſich zurückgeſehnt hat. Zudem iſt es kein Geheimniß, wie an vielen Orten, z. B. in Algier, über Wind und Staub und Schmutz geklagt wird; in Hyères und ſonſt wo ſtürmte der Miſtral, „daß die Schornſteine von den Dächern fielen," und ſelbſt von Lauſanne und Vevey erſchallten Klagen über Wind und Wetter, während bei Verner ſich kaum die durchſichtigen Fluthen des Sees bewegten. Einem Deutſchen in Hyères ward es im December erſt behaglich, nachdem er ſich einen kleinen „Kanonenofen" hatte ſetzen laſſen.

Wenn von Montreux die Rede iſt, ſo wird darunter bald ein ganzes Kirchſpiel, bald der nächſte Kreis von Häuſern und Weilern in der Nähe dee Kirche verſtanden. Eine eigentliche Ortsgemeinde, ein Dorf oder einen Flecken Montreux gibt es dagegen, genau genommen, gar nicht. Montreux iſt vielmehr der amtliche Name eines Kirchſpiels, welches zugleich einen Friedensgerichtſprengel bildet und aus drei Communen oder bürgerlichen Gemeinden mit zuſammen etwa zwanzig Dörfern und Weilern beſteht. Die drei Gemeinden, deaen je ein Syndic vorſteht, heißen Châtelard, les Planches und Veytaux. Die Grenzen werden durch Gebirgsbäche ꝛc. gebildet. Der Bach zwiſchen Châtelard, ſo geaannt von einer maleriſch gelegenen Burg aus der Feudalzeit, und les Planches heißt Baie de Montreux und ſtrömt, eine tiefe Schlucht bildend, mitten durch den Häuſerkreis, welche wie ein zuſammeagehöriger Flecken ſich ausnimmt und gewöhnlich Montreux, wobei an das Muſtriacum der Römer erinnert worden iſt, genannt wird. Der Theil links heißt les Planches, der Theil rechts Sales; beide ſtehen in keinerlei gemeinheitlichem Verbande, wie auch die einzelnen Dörfer und Weiler nur in ſofern eine gewiſſe Gemeinſamkeit bilden, als ſie auf gemeinſchaftliche Koſten Waſſerleitungea, Brunnenanlagen oder dergleichen gemacht haben. Als eigentliche Körperſchaften kommen nur die nach franzöſiſcher Art gebildeten Communen in Betracht. Ueber die erwähnte Schlucht führt eine ſteinerne, etwa achtzig Fuß hohe Brücke, oberhalb welcher der Gebirgsbach, nachdem er eben ein paar am Felſen hängende gebrechliche Mühlenräder getrieben, einen hübſchen Waſſerfall bildet. Weiterhin treibt er noch ein Schmiede- und Hammerwerk und fällt dann, einige Minuten unterhalb dee Brücke, in den See. — Die Kirche liegt auf der linken Seite, alſo innerhalb der Gemeinde les Planches, und iſt bis zur Spitze des ſchlanken, weithin ſichtbaren Thurmes aus Stein gebaut. Ihr Standort hat durch bedeutende Strebemauern geſchützt werden müſſen; der dadurch gebildete Kirchhof, mit einer kleinen Kapelle zur Seite, bietet eine der reizendſten Ausſichten auf den Leman. Die etwas wunderliche Lage des Gotteshauſes wird wohl durch die daneben ſprudelnde ſtarke Quelle, welche auch Sales mit Waſſer verſieht, erklärlich, indem wahrſcheialich eine uralte Kapelle, vielleicht im Anſchluß an ein heidniſches Heiligthum, an der Stelle ſich befunden hat. — Uebrigens iſt neuerdings noch ein zweites Gotteshaus, die ſogenannte Egliee libre erbaut worden, nachdem ſich viele Pfarrangehörige von der unter dem Kantonalregiment ſtehenden „Nationalkirche" losgeſagt hatten. Dieſe Kapelle liegt unterhalb des Orts, im Felde, und wird auch von den meiſten Fremden beſucht.

Der Punkt der Pfarrkirche mag an zweihundeet Fuß höher ſeyn als der Spiegel des Sees. Auch die meiſten Häuſer der beidea Ortsabtheilnngen liegen bedeutend höher, während die Weiler Verner, Clarens, Teeritet zum Theil an der großen Heerſtraße liegen, welche von Vevey bis Villeneuve an den Buchten des Leman ſich hinſchlängelt. Etwas höher als die Straße läuft die kürzlich vollendete Eiſenbahn von Lauſanne nach Sitten; ſie hat hier, der zahlreichen Fremdenhäuſer wegen, drei nahe gelegene Haltplätze, von denen der von Verner-Montreux der hauptſächlichſte iſt. Er liegt dicht bei Verner und etwa zehn Minuten von Montreux, wohin ein leidlicher Fahrweg führt. In Verner, nahe beim Bahngebäude, befindet ſich auch die Briefpoſt und das Telegraphenbureaux, ſo wie dee beſte Gaſthof der Gegend, der Schwaa, deßgleichen die Apotheke, nebſt einem kleinen Leſekabinet, wo man für einen Franken monatlich einige Zeitungen, darunter die Augsburger Allgemeine, einſehen kann. Für mehrere der neueſten Bauten und Gartenanlagen hat man das Terrain dem See durch Abdämmung und Ausfüllung abgewonnen, ſo namentlich bei den Peaſtaaen Razoux, Lorius, Clareatia u. ſ. w. Die Lage derſelben, unmittelbar am Waſſerſpiegel, zum Theil mit Vorrichtungen zum Baden, zu Bootsfahrten ꝛc., iſt daher eine ſehr reizeade. Auch behaupten viele, daß es hier wärmer ſey, als in dem bedeutend höher gelegenen Theile von Montreux, was natürlich die dortigen Penſionsinhaber nachdrücklichſt beſtreiten und ihrerſeits eine wärmere und geſchütztere Lagere vor dem „kothigen und wiadigen" Verner in Anſpruch nehmen, während dem fünf Minnten weiter nördlich gelegenen Clarens, ſowohl von Verner als Montreux aus, die volle Gleichberechtigung abgeſtritten wird. Wo hier die Wahrheit liegt, muß ſo lange unentſchieden bleiben, als nicht gewiſſenhafte und andauernde Beobachtungen gemacht ſind. Für die Zeit meines Hierſeyns jedoch, und zwar namentlich für die vier erſten Winterwochen, kann ich nicht umhin, der Behauptung von Montreux, insbeſondere der Penſion Viſnand auf der rechten Bachſeite, beizupflichten, obwohl der Unterſchied allerdings nur unbedeutend iſt. Eine gleichzeitig von mir und einem Freunde vorgenommene Beobachtung ergab für die Penſion Viſnand Morgens acht Uhr eine mittlere Temperatur von — 0,9, für die Penſion Razoux in Verner — 1,23, alſo ein Unterſchied von $^1/_3$ Grad. An einzelnen Tagen, z. B. am 1. und 2. Januar, betrug der Unterſchied faſt 2 Grad. Nur an zwei oder drei Tagen war es in Montreux kälter als in Verner. Der tiefſte Thermometerſtand war in Verner — 6°, nämlich am 18. Januar, der höchſte, am 11. Januar, + 5°; in Montreux ſtand das Thermometer um acht Uhr Morgens

ebenfalls am 11. Januar am höchſten, nämlich + 5,5. Schnee lag an beiden Orten ziemlich gleichmäßig, und zwar vom 4. bis 10. Januar und dann wieder vom 19. bis 21., beide male ¼ bis ½ Fuß hoch.

Der hienach ſich ergebende Vorzug der Penſion Viſinand wird indeſſen durch den Mangel einer Glasgallerie, welche jedoch leicht herzuſtellen wäre, aufgewogen. Eine neuangelegte, mit Kies bedeckte Gartenterraſſe bietet dafür keinen genügenden Erſatz; ebenſo wenig das flache, eine herrliche Ausſicht auf den See gewährende Dach eines Nebengebäudes. Im Uebrigen aber gehört das Gaſthaus des Herrn Viſinand, der zugleich Friedensrichter des Bezirkes iſt und als ſolcher auch Beglaubigungen von Unterſchriften und dergleichen vornimmt, zu den beſten und geſuchteſten der ganzen Gegend. Die wirthſchaftlichen Verhältniſſe werden von der Tochter des Hauſes, Mademoiſelle Roſalie, zu großer Zufriedenheit geleitet. Im Salon befindet ſich nebſt einem guten Piano eine kleine Bücherſammlung, etwas Tagesliteratur ꝛc. Der Tiſch iſt vortrefflich, für Leidende oft zu mannigfaltig; auch hat Herr Viſinand, deſſen Keller von einem reichen Weinbau zeugt, die alte Sitte, Wein à discrétion vorzuſetzen, ohne dafür etwas Beſonderes zu berechnen, fortwährend beibehalten, während andere Penſionen dies längſt eingeſtellt haben. Ueberhaupt macht das ganze Haus und Hauswesen, von den dicken Wänden bis zu den dicken Weinfäſſern, den Eindruck einer ſichern und Vertrauen einflößenden Fülle und Solidität.

Auf der andern Seite der Schlucht von Montreux iſt beſonders die große Penſion von Boutier, die oft gegen 40—50 Bewohner zählt, bekannt. In der Nähe wohnen die Aerzte Dr. Roche und der Chirurg M. Buenzod, von denen der erſtere zugleich Orthopäd und Heilturner iſt. In Soleil, auf der rechten Seite, wohnt kein Arzt, wohl aber ein guter Barbier und Haarſchneider, der mit ſeinem Steifzuße gegen gute Bezahlung auch nach Verner wandert, wo ein ſolcher Künſtler noch vergebens geſucht wird. Zu Montreux gehört ferner die vielgerühmte, dicht am See gelegene Penſion Ketterer, von einem Deutſchen gehalten und vorzugsweiſe von Deutſchen beſucht. In Territet iſt das Hôtel des Alpes, in Veytaux die Penſion Maſſon, in Glarens die Penſion Perret, vorzugsweiſe von Engländern bewohnt, ſowie die Penſion Mury mit ungewöhnlich billigen Preiſen, bekannt. Vor ein paar Jahren iſt auf Glion, einer über Montreux gelegenen, etwa tauſend Fuß hohen Bergkuppe, eine große Penſion mit Gaſtwirthſchaft angelegt worden, die namentlich im Sommer und Herbſt ſehr beliebt iſt; doch klingt ihr Nome Rigi Vaudois etwas anmaßlich. Auch zu Ver im Rhonethal, in Villeneuve am Eingange deſſelben und in Vevey, deſſen Entfernung von Montreux etwa eine Stunde beträgt, befinden ſich anſehnliche Penſionen; indeſſen wird man keinen dieſer Orte als Winteraufenthalt für Bruſtkranke empfehlen können.

Für die Bewohner der verſchiedenen Penſionen beſteht ein gemeinſamer Einigungspunkt bis jetzt nicht. Der Verkehr beſchränkt ſich in der Regel auf Beſuche und Spaziergänge, wie ſie durch frühere Bekanntſchaften oder durch zufälliges Zuſammentreffen veranlaßt werden. Seit einigen Jahren hat man jedoch verſucht, größere Zuſammenkünfte und Abendgeſellſchaften zu veranſtalten; namentlich hat ſich ein junger Deutſcher, ein Herr v. H., in dieſer Hinſicht mit erfolgreichem Eifer verdient gemacht. Eine Hauptſchwierigkeit beſteht in dem Mangel eines paſſend gelegenen größeren Saales, da Vevey, wo es an geeigneten Räumlichkeiten am wenigſten fehlen würde, von den übrigen Ortſchaften zu entfernt liegt. Wie es heißt, ſoll bei einem neuen Bahnhofgebäude zu Verner-Montreux, auf dieſen Punkt Bedacht genommen werden. Einſtweilen hat man ſich durch eine der Glasgallerien des Gaſthofes au Cygne zu heilen geſucht.

Vevey, das Vibiscum der Römer, die bekannte unerſchöpfliche Pflanzſchule der Bonnen für Deutſchland und Rußland, iſt der Sitz der Präfektur und zugleich die nächſte Stadt der Gegend von einiger Bedeutung, weßhalb ſie häufig beſucht wird, da es ſich oft genug um Befriedigung von Bedürfniſſen handelt, für welche die kleinen Kramläden von Verner und Montreux nicht ausreichen. Andere Städte des Waadtlandes, und zwar alle am nördlichen Geſtade des Leman gelegen, ſind Cullý, Lutry, Morges, Nyon ꝛc.; die Hauptſtadt des Kantons dagegen, Lauſanne, liegt nicht unmittelbar am See, ſondern hat in Ouchy ihren Hafen. Vor Vollendung der Eiſenbahn fand zwiſchen den zahlreichen Ortſchaften des Geſtades, namentlich von Genf aus, ein lebhafter Dampfſchiffverkehr ſtatt; es ſcheint aber, als könne derſelbe den Wettlauf mit den Dampfwägen, namentlich zur Winterzeit, nicht beſtehen, denn ſchon ſeit Monaten haben die Fahrten in hieſiger Gegend aufgehört. Das ſüdliche, jetzt zu Frankreich gehörige Ufer des Sees iſt wegen der ſchroff herantretenden Gebirgsmaſſen weit weniger bevölkert als das nördliche; indeſſen hat es doch mehrere intereſſante Punkte und iſt an ſchönen Herbſt- und Sommertagen das Ziel mancher Ausflüge. Zwiſchen Meillerie und dem ſchon erwähnten St. Gingolph, welches durch den wilden Gebirgsbach Morge in eine franzöſiſche und eine ſchweizeriſche Hälfte getheilt wird, bei dem Weiler Bret, wird die Stelle vermuthet, wo im Jahr 563 das alte Tauretunum durch einen furchtbaren Bergſturz vernichtet worden iſt. Gregor von Tours erzählt die Verwüſtung und das Entſetzen, welche dadurch herbeigeführt wurden; der ganze See ſcheint in Aufruhr geſetzt worden zu ſeyn, denn mehrere Dörfer wurden überſchwemmt und zu Genf die Rhonebrücke weggeriſſen. Auch an ſonſtigen Naturereigniſſen und geſchichtlichen Erinnerungen fehlt es in der Nähe des Leman nicht. Von Divico, der 107 vor Chriſtus im Rhonethal die Römer ſchlug, bis zu Necker und Frau von Staël, die in Coppet begraben liegen, hat ſich gar manches begeben, das der Aufbewahrung werth erſchienen iſt und zu weiteren Nachforſchungen veranlaßt hat. Wer denkt nicht an die furchtbare Reiſe, welche Kaiſer Heinrich IV. mit ſeiner Gemahlin Bertha von Savoyen mitten im Winter von 1076 auf 1077 durch das Rhone-

Digitized by Google

thal über den großen St. Bernhard machte, um wie ein Büßer vor Gregor VII. zu erscheinen? Ganz Deutschland war damals vom 26. Oktober bis 25. März mit Schnee bedeckt. Da die Gegner des Kaisers alle Alpenpässe, bis auf den schwierigsten, für unzugänglich gehaltenen, besetzt hatten, so blieb dem bedrängten Herrscher keine Wahl. Nachdem er sich von seiner eigenen Schwiegermutter und seinem Schwager, die er in Vevey traf, mit schweren Opfern den Durchzug erkauft hatte, wurde die mühselige Bergreise angetreten und nach furchtbaren Anstrengungen und Leiden, wobei mehrere Menschen und die meisten Saumthiere umkamen, Aosta erreicht. Die Kaiserin soll in den warmen Häuten ausgeweideter Stiere fortgezogen worden seyn.

Von besonderer Bedeutung war seit langen Jahrhunderten die Burg Chillon. Auf einem abgerissenen Felsen im See, zwischen Montreux und Villeneuve, an der Hauptverbindung des Waadtlandes mit dem Rhonethal gelegen, mußte diese Veste früherhin von höchster Wichtigkeit seyn. Auch haben die Grafen von Savoyen, welche sich seit Heinrichs IV. Zugeständnissen in diesen Gegenden mehr und mehr auszubreiten suchten, fortwährend eine besondere Aufmerksamkeit darauf gerichtet. Namentlich machte Peter von Savoyen, „fier, hardi et terrible comme un lion, si preux qu'on l'appelait le second Charles Maygne," in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die auf alten Trümmern erbaute Burg zum Stützpunkt für seine Besitzungen und zum Ausgangspunkt für neue Eroberungen. In späteren Zeiten wird das Schloß wiederholt als Aufenthaltsort wichtiger Staatsgefangenen genannt. Auch hat man den abgerissenen Felsen für den „weltentlegenen Ort" genommen, wohin unter Ludwig dem Frommen um 830 der Abt von Corvei, Graf Wala, abgeführt wurde, um für den Rath zu büßen, den er in den Streitigkeiten der Söhne des Kaisers unter sich und mit dem Vater ertheilt hatte — in quadam, longissimo terrarum spatio, altissimâ et artissimâ specu, quo nullus erat accessus, divino nutu ducente judicio, nisi angelicus.

Am bekanntesten ist Chillon durch die Gefangenschaft Franz Bonivards, eines der hauptsächlichsten politischen und religiösen Freiheitsmänner Genfs, geworden. Zur Zeit der Reformation, 1530, durch Treulosigkeit in die Hände des Herzogs von Savoyen gerathen, ward derselbe sechs Jahre lang daselbst in Haft gehalten, nachdem er schon um 1520 zwei Jahre in den Fesseln des Herzogs zugebracht hatte. In den ersten beiden Jahren der zweiten Gefangenschaft scheint er durch das Wohlwollen des Befehlshabers eine milde und rücksichtsvolle Behandlung genossen zu haben; dann aber, nach einem Besuche des Herzogs auf der Veste, ward er in eines der unterirdischen Gefängnisse gesperrt. „Alors," so erzählt er selbst, „le capitaine me fourra en une crocte, plus bas que le lac, où je demeurai quatre ans... Je sais bien, que j'ais alors si bon loysir de me pourmener que j'empreignis en la roche, qui était le pavement de l'éans, un vionnet, soit un petit sentier, comme si on l'eust fait avec un martel." Byron singt:

'T was trod,
Until his very steps have left a trace,
Worn, as if thy cold pavement were a sod,
By Bonivard! May none those marks efface!
For they appeal from tyranny to God.

Die Annahme, daß die Gefängnißgewölbe tiefer als der See gelegen, ist wahrscheinlich nicht richtig, wenigstens haben neuere Messungen ergeben, daß der höchste Wasserstand des Leman, welcher dicht am Felsen die ungeheure Tiefe von anderthalbhundert Klaftern haben soll, noch acht Fuß unter dem Fußboden der Gewölbe bleibt. Allein der Aufenthaltsort des Verfolgten war darum nicht minder schauderhaft, wenn auch viele Erzählungen und Vermuthungen, welche den neugierigen Besuchern in unsern Tagen mitgetheilt werden, wenig gegründet seyn mögen. Auch die Einzelnheiten, womit Byron seinen 1816 im Anker zu Ouchy gedichteten Prisoner of Chillon so lebendig ausgestattet hat, z. B. die Mitgefangenschaft und das ergreifend geschilderte Hinsterben der Brüder, entspricht der Geschichte Bonivards nicht.

Am 1. Februar 1536 setzten die Berner sechstausend Mann in Bewegung, um den Genfern die oft angerufene Hülfe gegen den Herzog von Savoyen zu gewähren. In Genf vergaß man dabei den Gefangenen von Chillon nicht. Eine Flotte ward ausgerüstet und das Volk rief beim Absegeln: „Allez et sauvez Bonivard." Am Morgen des 29. März donnerten die Geschütze der Genfer von der See-, der Berner- und der Landseite, und schon Mittags übergab sich die Veste. Man suchte nach dem Gefangenen: „Bonivard, tu es libre!" — „Et Genève?" — „L'est aussi."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 10. **5. März 1862.**

— So may Angelo,
In all his dressings, charact, titles, forms,
Be an arch-villain.

Shakespeare.

Johanna d'Arc.

(S. Nr. 27. 1861.)

Der Proceß.

Das Vorverfahren, die ſogenannte Inſtruction.

Wir ſind in der Geſchichte der Jungfrau an dem Punkte angelangt, wo ihr Märtyrthum beginnt. Wir haben geſehen, wie von ihren Feinden der Proceß gegen ſie vorbereitet wurde. Unſere Aufgabe iſt jetzt, zu zeigen, wie die Schandſäule, die man der Jungfrau aufzurichten gedachte, zum Tempel der Ehren für ſie geworden iſt. — Die Worte, mit denen wie den vorigen Artikel geſchloſſen, mögen hier wiederholt ſeyn. Die Urkunden des Proceſſes zeigen in Johanna's Benehmen einen Frauencharakter von ſolcher Reinheit, von ſo naturwüchſiger Geſundheit und ſittlicher Erhabenheit, daß beim Blick darauf die Stimme des Verleumders verſtummen muß; und die Wärme chriſtlicher Glaubensinnigkeit, von welchee die Bekenntniſſe dieſes einfachen Dorfkindes durchhaucht ſind, bildet mit dem Heldenmuth gottgeweihter Vaterlandsliebe ein Zwillingspaar von Tugenden, deren geradezu einziger Verein in einer Weiberſeele dieſe als eine providentielle Erſcheinung ankündigt und ihr das Siegel eines weltiſtoriſchen Berufes auf die Stirne prägt. — Die Akten des Proceſſes weben einen Heiligenſchein um die unſchuldig Gemaeterte, wie keiner glänzender das Haupt eines Märtyrers umſtrahlt.

Dee Proceß zu Rouen iſt abee überhaupt eines der merkwüedigſten und lehereichſten Schauſpiele, das religiöſer und politiſcher Fanatismus jemals aufgefühet, und wie ſind überzeugt, daß uns die Leſer in dieſem letzten Akt des ergeeifenden Stücks Hiſtorie mit doppelter Theilnahme folgen werden.

* * *

Mit guter Zuverſicht begann Peter Cauchon das Höllenwerk ſeiner Rache. „Wir haben einen hübſchen Proceß vor," ſagte er zu Manchon, als er ihn zum Protokollführer erkor. Und in der That ſchien alles danach angethan, dem Prälaten einen vollſtändigen Triumph zu verbürgen. Wer war die Beklagte? Ein junges Mädchen von neunzehn Jahren, begabt mit dem hellſten Verſtande, aber jeder Bildung bar, am wenigſten des Rechtes kundig; ein Herz, ſo voll Glaubens, wie keines mehr, aber eben ſo unbekannt mit den Schulausdrücken und ſpitzfindigen Unterſcheidungen der Zeittheologie. Der Verkehr mit der Geiſterwelt des Paradieſes, die Miſſion aus Gottes Hand waren für Johanna Lebensthatſachen, von denen laſſen ihr nicht weniger bedeutete, als von ihrem eigenen Ich, ja von Gott ſelber ſcheiden. Engel und Heilige, die ſie mit Augen geſehen, hatten ihr mit klaren Worten vorgezeichnet, was ſie zu Gottes Ehre für das Reich ſeiner

Digitized by Google

Liebe thun ſollte. Der Wille des Herrn hatte in ihren Thaten äußern Beſtand gewonnen, König und Vaterland waren gerettet. Wollte Johanna nicht aufhören, ſie ſelbſt zu ſeyn, wollte ſie nicht der Wirklichkeit geradezu in's Geſicht ſchlagen, ſo war Verleugnen für ſie eine Unmöglichkeit.

Daß Johanna ſo dachte, daß ſie daneben den Muth ihrer Ueberzeugung beſaß, wußte Peter Cauchon, und wenn er es nicht wußte, ſo genügte eine kurze Unterredung, um ihn darüber zu belehren. Mehr aber als jene Geſinnung und dieſen Bekennermuth brauchte er von Seiten der Jungfrau nicht, um ſie der Klippe entgegenzuſteuern, an der ſie zu Grunde gehen ſollte. Dieſelbe Einfalt und Felſenſtärke des Glaubens, die ihr im Schlachtenkampf den Sieg gegeben, mußten ihr in dem Glaubensgericht das Verderben bringen. Bekannte ſie ſich mit rückhaltloſer Entſchiedenheit zu ihrem Umgang mit Geiſtern des Himmels und zu dem göttlichen Urſprung ihrer Miſſion, führte ſie alles, was ſie zum Heile Frankreichs gewirkt, unbedingt auf göttlichen Befehl zurück, ſo war ſie eben damit in den Augen feindſeliger Richter ſchon zur Irrgläubigen und Gotteslästerin geſtempelt, und mochte ſie dann bloß dem Inquiſitionstribunal in Rouen oder jeder Kirchen- und Erdenmacht überhaupt das Recht endgültiger Entſcheidung in Betreff ihrer heiligen Sache weigern, auf die eine wie auf die andere Art war ſie des Abfalls von der Kirche und der Ketzerei überwieſen.

Weſentlichen Vorſchub leiſteten dem Biſchof bei ſeinem ſchwarzen Vorhaben die Ausnahmsregeln des Inquiſitionsrechtes. „Letzteres beſtand aus einem verworrenen Gemiſch von Sätzen des gemeinen Rechtes, von Specialdecreten und unter den Dominicanern ſich fortpflanzenden Gewohnheiten. So viel es dem gemeinen Rechte entlehnte, in den Grundſätzen war es ganz und gar von demſelben verſchieden. So gab die Decretale über die Ketzer den Richtern die Erlaubniß, einfach und direkt ohne den Lärm der Sachwalter und ohne gerichtliche Form zu verfahren. So hatte Nicolaus Eymericus, das Orakel der Inquiſitoren, entſchieden, daß der Biſchof und der Inquiſitionsrichter, wenn ſie im Einvernehmen handelten, eine hinreichende Autorität beſäßen, um das Geſetz auszulegen.“ Peter Cauchon, der Meiſter des canoniſchen Rechtes, verſtand ſich auf die Ausnahmen des inquiſitoriſchen Verfahrens von den gemeinrechtlichen Regeln, und er war der Mann dazu, ſich derſelben zu ſeinem Vortheil zu bedienen. Kaum hatte er dabei Widerſpruch, vielmehr Förderung von ſeinem Mitrichter und den Beiſitzern zu gewärtigen. Dieſe wählte er ſelbſt, und wer kannte ſeine Leute beſſer als Peter Cauchon? Jener, der Viceinquiſitor für die Diöceſe Rouen, Johann Lemaitre, Prior des Dominicanerkloſters St. Jakob daſelbſt, war ein ſchwacher, furchtſamer Mönch, ganz das Gegentheil deſſen, was ſein ſchauerliches Amt zu erfordern ſchien. Ein ſolcher College aber kam dem Biſchof gerade recht, denn je ſchwächer der Charakter, deſto tauglicher als Werkzeug. Und was verlangte Peter Cauchon mehr von dem Inquiſitor, als deſſen Autorität für ſein Werk, unter dem Urtheilsſpruch deſſen Namen neben dem ſeinigen?

Den Hintergrund ſeiner Zuverſicht bildete für Peter Cauchon der Machteinfluß Englands. Wohl hatte die engliſche Regierung von Anbeginn eine große Mäßigung vor der Welt zur Schau getragen; ſorgfältig hatte ſie jeden Verdacht einer Initiative von ſich fern zu halten geſucht, zuletzt noch in der Urkunde vom 3. Januar ſich den Anſtrich gegeben, als willfahre ſie nur dem Andringen der Univerſität und des Biſchofs, indem ſie die Gefangene vor das Glaubensgericht ſtelle. Wer aber glaubte ſolchem Lügenſpiel? England hatte die Jungfrau den Burgundern abgekauft, abgekauft zum Gericht. England gab ſie den Mordklauen der Inquiſition preis. England bezahlte die Koſten des Proceſſes, England legte das Schickſal ſeiner Erzfeindin in die Hand eines Rachſüchtigen. Wer ſah nicht in jeder dieſer Handlungen die Rache brütende Argliſt Englands? wer nicht in Peter Cauchon das auserwählte Rüſtzeug der engliſchen Regierung? Wer mußte ſich demnach nicht ſagen, daß wider den Biſchof auftreten, gegen die Regierung angehen heiße? Und wer verſpürte wohl Luſt, es mit der Regierung zu verderben? Dem Feigling graute bei dem Gedanken, daß die Regierung trotz aller ſcheinbaren Zurückhaltung nöthigenfalls gewiß nicht verfehlen werde, einem Manne, dem ſie ihre wichtigſten Intereſſen anvertraut hatte, auch den wirkſamſten Beiſtand zu leihen. Peter Cauchon war ſich alles deſſen mit Vergnügen bewußt, da er auf dieſe Weiſe ſeinen Einfluß auf die Mitglieder und die Verhandlungen des Gerichtes außerordentlich gehoben ſah. Er begriff, was der Beſitz der Macht bedeutet, ſo lange es eine Feigheit und eine Selbſtſucht auf Erden gibt. Aber nicht bloß als Schreckgeſpenſt ſollte ihm die Macht Englands zu ſtatten kommen, auch in ihrer Schutz verheißenden Geſtalt wußte er ſie ſeinen Zwecken dienſtbar zu machen. Er ließ ſich nämlich von der engliſchen Regierung Sicherheitsbriefe verſprechen, worin der König den Richtern, Beiſitzern, überhaupt allen bei dem Proceß Betheiligten Hülfe und Vertheidigung für den Fall zuſichern ſollte, daß ſie vor dem Papſte, vor dem allgemeinen Concil oder irgend ſonſt belangt werden möchten.

Digitized by Google

Dieſelbe Schlangenklugheit offenbarte Peter Cauchon bei der Bildung des Gerichtshofes. Die Wege dazu waren ihm von allen Seiten geöffnet. Mit dem Rechte, den Proceß in Rouen zu führen, hatte das Capitel dem Biſchof die geſammte Geiſtlichkeit des Erzbisthums zur Verfügung geſtellt. Die Univerſität Paris hatte die Sache von Anfang an ſo ganz und gar zu der ihrigen gemacht, daß ſie ſich zur Durchführung derſelben moraliſch verbunden fühlte. Außerdem durfte der Prälat der Unterſtützung des Clerus allenthalben ſicher ſeyn, ſo weit Englands Herrſchaft über Frankreich ſich erſtreckte. Die Grundſätze, welche ihn bei der Auswahl der Perſonen leiteten, entnahm er der Wichtigkeit des Proceſſes. Europa ſchaute auf das Tribunal in Rouen, vor der Welt ſtand Peter Cauchon verantwortlich da für den Urtheilſpruch. Deßhalb mußte es ſeine Hauptſorge ſeyn, dem Gerichte das möglichſt größte Anſehen und die höchſte Würde zu verleihen. Einen Ehrfurcht gebietenden Charakter aber konnte das Gericht nur durch die Zahl ſeiner Mitglieder und namentlich durch die Achtung gewinnen, welche dieſe als Gelehrte und Menſchen genoſſen. Aus dieſem Grunde ließ Peter Cauchon jene beiden Geſichtspunkte bei der Wahl der Gerichtsherrn entſchieden vorwalten, ohne darüber manche Nebenrückſichten zu vergeſſen. Es wurden damals gerade in Frankreich die Vertreter für das Concil zu Baſel gewählt. Auf dieſe Sterne der Kirche richtete Peter Cauchon ſofort ſein Augenmerk. Er berief deren ſechs: Dionyſius von Sabeuvras, Thomas Fievé, Wilhelm Erard, Johann Beaupère, Peter Morice, Thomas von Courcelles. Sämmtlich waren ſie, außer Fievé, Rectoren der Univerſität geweſen; Beaupère verſah ſeit ſeinem Rectorat (1413) die Geſchäfte des Kanzlers in Abweſenheit Gerſons; Thomas von Courcelles, kaum dreißig Jahre alt, wurde in Baſel der Vater der galicaniſchen Freiheiten und ſtand in dem Rufe des erſten Theologen von Frankreich. Mit den Genannten verband Peter Cauchon eine große Menge von Profeſſoren, Doctoren und Licentiaten der Theologie, meiſt jüngere Leute, eben ſo glänzend in der Weisheit der Schule, als unerfahren in Dingen der Welt. Unter ihnen zeichneten ſich beſonders die Dominicaner Iſambard de la Pierre und Martin Ladvenu als edle, für das Seelenheil der Jungfrau aufrichtig beſorgte Menſchen aus. Im Ganzen betrug die Zahl der Beiſitzer, welche ſich nach und nach zuſammenfanden, gegen hundert. Rechnet man die Gelehrten und Körperſchaften hinzu, von denen, wie von dem Domkapitel zu Rouen und der Pariſer Univerſität, Gutachten eingeholt wurden, ſo ergibt ſich, daß durch Peter Cauchons ſchlaues Verfahren „das ganze gelehrte Frankreich, ſo weit es auf Seiten der Engländer ſtand, für den Ausgang des Proceſſes verantwortlich gemacht war.“

Natürlich gehörten ſämmtliche Beiſitzer des Gerichtes der engliſch-burgundiſchen Partei an, aber ſie waren, ſagt Quicherat, vielmehr gemäßigt, als ſonſt etwas, und findet den Beweis dafür in mehreren Thatſachen, die er aus dem Leben des W. Erard, N. Midi und Th. von Courcelles beigebracht hat, deren Theilnahme an dem Proceß für Johanna ſo verhängnißvoll war. Ließe ſich das Gleiche von allen Beiſitzern darthun, ſo würde dieſer Umſtand ein neuer Beleg für das Bemühen des Prälaten, ſein Tribunal in den Augen von Europa mit allen Bürgſchaften der Gerechtigkeit zu umgeben. Indeſſen ſchließt die politiſche Mäßigung nicht nothwendig die religiöſe Duldſamkeit mit ein, und in der Ernennung des Johann von Eſtivet, ſeines Mitverbannten, zum Ankläger der Jungfrau hat Peter Cauchon auf empörende Weiſe gezeigt, daß er die politiſchen Fanatiker keineswegs bei ſeinem Gerichtshofe verſchmähte. Was die Stellung der Beiſitzer in dem Gerichte betrifft, ſo war dieſelbe eine mittlere zwiſchen ſachkundigen Rathgebern und Geſchworenen. Sie hatten zwar das Recht, der Beklagten im Verhöre Fragen vorzulegen, aber bloß berathende, keine entſcheidende Stimme. Dieſe kam nur den beiden Richtern zu. Doch waren letztere an den Ausſpruch der Mehrheit moraliſch gebunden, ſo daß ſie nicht ohne Vorwurf ſich über denſelben hinwegſetzen konnten. Eine Abſicht der Art lag offenbar Peter Cauchon durchaus fern. Im Gegentheil ging ſein Beſtreben dahin, ſich durch das Anſehen der Beiſitzer wie mit einem Schilde zu decken. Die Akten liefern dafür den vollgültigſten Beweis. Was für Anſichten Parteigenoſſen ausſprechen, was für Urtheile Gleichgeſinnte fällen würden, darüber konnte bei ihm natürlich kein Zweifel obwalten, um ſo weniger, als die Engländer recht anſtändige Tagegelder verwilligten und auch ſonſt an dem Proceſſe nichts ſparten.

Einen andern Anſtrich würde die Sache gewinnen, wenn es begründet wäre, was der Reviſionsproceß darzuthun ſucht, daß die Beiſitzer, eben ſo wie die Richter, von den Engländern durch Zwang und Einſchüchterung zur Theilnahme am Proceſſe vermocht worden ſeyen. Dem aber iſt nicht ſo. Nicht ein einziges vollwichtiges Zeugniß hat dafür beigebracht werden können; die wenigen Ausſagen, welche dahin lauten, halten ſich innerhalb der Grenze von Vermuthungen oder finden anderweitig ihre Berichtigung. Nicht in einem von der engliſchen Regierung geübten Terrorismus, durch welchen dieſe in den ſchroffſten Widerſtreit mit ihrer bisherigen Haltung gerathen wäre, haben wir die Urſache

Digitized by Google

zu ſuchen, weßhalb die Beiſitzer in ſolcher Menge dem Rufe des Beſchofs folgten. Die wirklichen Urſachen ſind ganz andere. Erſtlich und vor allem der ausgeprägte Parteiſtandpunkt der Berufenen, oder, wie die Zeugen ſich ausdrücken, die Liebe für die Engländer und der Haß gegen Karl VII. ſammt ſeinem ganzen Anhang. Selbſt die Gemäßigtſten folgten ſeit Jahren der Strömung dieſes Parteigeiſtes, der an der Univerſität ſeine eifrigſte Pflegerin fand und von Rouen aus die Normandie durchdrang. Mit den politiſchen Sympathien und Antipathien gingen bekanntlich die religiöſen Vorurtheile Hand in Hand. Johanna ſtand in der Meinung ihrer politiſchen Widerſacher von Anfang an als Ketzerin und Zauberin da. Und gerade dieſe Befangenheit des religiöſen Vorurtheils war es, welche im Verein mit der politiſchen Verblendung die Geiſtlichen zu bereitwilligen Theilnehmern an dem Glaubensgericht machte. Ueberhob nicht ſchon die Allgemeinheit ſolcher Geſinnung die Engländer der Verlegenheit, aus ihrer zurückhaltenden Stellung herauszutreten und zu ſchreckenden Maßregeln ihre Zuflucht zu nehmen?

Nicht beſſer beſchaffen ſind die Vorwürfe, welche über das Verhalten der engliſchen Regierung *während der Dauer des Proceſſes* erhoben worden. Alle Ausſagen, welche beſtreiten, daß bei der Wahl der Beiſitzer Zwang und Einſchüchterung ſtattgefunden, gelten auch hier. Wenn einige Zeugen behaupten, die Beiſitzer hätten nicht ihre volle Freiheit gehabt, ſo iſt das in zweifacher Beziehung allerdings richtig: zunächſt, inſofern als Peter Cauchon keinem der Anweſenden geſtattete, ſich auch nur ein Haarbreit von den angenommenen Grundſätzen zu entfernen und durch Handlungen, welche denſelben zuwider liefen, den Gang des Proceſſes ſelbſtſtändig zu beſtimmen; richtig auch deßhalb, weil die Rückſicht auf die Engländer, als deren Schleppträger man den Biſchof betrachtete, wohl manchen, der keinen Ueberfluß an Mannesmuth und Aufopferungsgeiſt beſaß, zu einer unwürdigen Fügſamkeit verleitete. Nicht recht aber iſt es, die vereinzelten Ausbrüche der Leidenſchaft, zu welchen der Biſchof oder engliſche Unterbeamte ſich haben hinreißen laſſen, der Regierung zur Laſt zu legen und Ausnahmsfälle zu einem förmlichen Syſtem des Terrorismus auszuweiten. Mag es ſeyn, daß der heißblütige Lord Staffort einen Ungenannten wegen einer mißliebigen Aeußerung über Johanna mit gezücktem Schwerte verfolgt hat; mag Maſſieu, weil er dem Vorſänger der königlichen Kapelle auf die Frage: „Was dünkt dich über Johanna?“ die Antwort gegeben: „Bis hieher habe ich nur Gutes und Ehrenvolles an ihr wahrgenommen,“ von Peter Cauchon hart bedroht worden ſeyn; mag der letztere einige Beiſitzer, welche der Jungfrau vorgelegte Fragen als zu ſchwer tadelten, barſch angefahren haben; mag er gegen andere, deren Gutachten ihm nicht behagten, in Heftigkeit ausgebrochen ſeyn und den Arzt de la Chambre, der als Nichttheologe ſich der Unterzeichnung des Proceſſes weigerte, durch Drohworte zur Unterſchrift genöthigt haben; mag ſogar Johann von Eſtivet über den abweſenden Biſchof von Avranches, weil er in ſeinem Gutachten dem Papſt oder dem allgemeinen Concil die Entſcheidung über Glaubensſachen vorbehielt, in giftigen Zorn aufgeflammt ſeyn: was hat mit allen dieſen Aufwallungen der Leidenſchaft die engliſche Regierung zu ſchaffen, und was beweiſen ſie vollends für einen ſyſtematiſchen Terrorismus? Auch dazu kann die Regierung nichts, daß mancher Heißſporn von Engländer ſich in Scheltworten gegen die Richter ausließ, weil ſie dem Proceß nicht ſchneller ein Ende machten. Wir glauben Manchon, daß den Engländern ſein redliches, pflichttreues Benehmen als Gerichtſchreiber ein Dorn im Auge war, und verzeihen Migiet, daß er, als Gönner der Jungfrau verdächtigt, ſich bei dem Cardinal von Wincheſter ängſtlich entſchuldigte; wenn er aber von Furcht vor körperlicher Strafe redet, ſo legen wir darauf nicht mehr Werth als auf die ähnlichen Beſorgniſſe anderer, welche durch keine That gerechtfertigt worden ſind. Man vergeſſe ja nicht, daß dergleichen bei dem Reſtitutionsproceſſe gern gehört ward, um es begreiflich zu finden, daß die Zeugen die Farben nicht zu ſchwach aufgetragen haben.

Wie wenig Gefallen die Regierung an Gewaltthätigkeiten fand, welche ihr den Verdacht des Terroriſirens hätten vor der Welt eintragen können, erſieht man aus mehreren Beiſpielen. Wir erinnern daran, wie im Gefängniß Graf Warwick den Lord Staffort in die Schranken wies, wie derſelbe Graf die Wächter, welche ſich Rohheiten gegen die Jungfrau erlaubt hatten, ſcharf bedrohte und ſie ſofort abzulöſen befahl. Als der Promotor die Jungfrau während ihrer Krankheit gröblichſt beſchimpft hatte, gebot ihm Warwick ſtreng, ſich künftig dergleichen Kränkungen zu unterlaſſen. Eben ſo wenig duldete der Cardinal von Wincheſter Gewaltſamkeiten in Wort oder That. Er gab ſeinem Caplan, als dieſer dem Biſchof zu große Milde gegen Johanna vorwarf, einen derben Verweis und hieß ihn ſchweigen. Kurz, Schreckmittel hat die Regierung auch während des Proceſſes nicht angewandt. Sowohl Peter Cauchons dienſtwillige Ergebenheit, als die politiſche Parteifarbe und das religiöſe Vorurtheil der übrigen Herrn bürgte ihr für den Ausgang. Gleicher Haß und gleiche Liebe haben die meiſten der Beiſitzer zu Werkzeugen Peter Cauchons, wie dieſen zum Handlanger der Engländer

gemacht und letzteren damit die Genugthuung bereitet, dem Schand- und Schauerstück, welches im Namen der Kirche in Scene gesetzt wurde, scheinbar als bloße Zuschauer beizuwohnen. So die Sache betrachtet, werden die Engländer leider nicht besser und die Franzosen wahrlich nicht schlechter. Unter allen Umständen aber steht es fest: Wäre Johanna nicht die Feindin Englands gewesen, man würde nicht so mit ihr verfahren seyn, eine Wahrheit, welche ein englischer Großer, der die Jungfrau vor Gericht hatte reden hören, mit naiver Offenherzigkeit in den Ausruf faßte: „Fürwahr ein herrliches Weib! Wäre sie doch eine Engländerin!"

Daß Richter solches Schlages kein gerechtes Gericht halten konnten, versteht sich von selbst. Der Haß thut nie, was recht ist, gerecht kann nur die Liebe seyn. Wohl kann der Haß die Formen des Rechtes beobachten, der Geist des Rechtes aber bleibt ihm ewig fremd. Das größte Recht wird unter den Händen geistig unfreier Richter zum größten Unrecht, das Einhalten der Formen rettet höchstens den Schein des Rechts. Daß dieser gute Schein möglichst gewahrt werde, darauf mußten sowohl die Engländer als Peter Cauchon eifrig bedacht seyn. Und sie haben ihn gewahrt, gewahrt aus Eigenliebe, um ihrerseits vor dem Richterstuhl der Christenheit zu bestehen, das Recht im höheren Sinn aber haben sie schmählich mit Füßen getreten. Den wahren Sachverhalt sprich der ehrliche Isambard de la Pierre mit den Worten aus: „Die Richter befolgten hinlänglich die Ordnung des Rechtes, was dagegen ihre Gesinnung betrifft, so verfuhren sie mit der Scheelsucht der Rache." Keiner der andern Zeugen hat sich zu dieser Klarheit, der Einsicht und Unbefangenheit des Urtheils empor geschwungen. Die Form, will Isambard sagen, haben sie eingehalten, das Wesen verleugnet. Und das ist eine Anklage, nach unserem Gefühle so schwer, wie es die Beschuldigung grober Rechtsverletzung nicht ist, welche der Revisionsproceß zu beurkunden strebte. Wir finden das unheimlich Dämonische des Processes eben in der heimtückischen Bosheit, welche sich hinter der rechtlichen Außenseite versteckt und die Formen bloß zum Mittel nimmt, um durch den bestechenden Schein derselben die abscheulichsten Ungerechtigkeiten zu beschönigen.

Das Recht heischte, daß der Jungfrau, als einer Feindin durch die Politik, aber nicht durch die Religion, von denen, welche ihren Glauben prüfen wollten, Gelegenheit gegeben werde, die guten Zeugnisse geltend zu machen, welche ein anderer Theil der französischen Geistlichkeit bereits über sie ausgesprochen hatte. Das war einer der Haupteinwürfe, welche Lohier und Houppeville gegen den Proceß vorbrachten, und Peter Cauchon gerieth darüber in üble Laune. Sein Verdruß bekundet jedoch nicht, daß er den Rechtsgrundsatz selbst bestritten hätte; was ihm an dem Vorhalt nicht behagte, war vielmehr die Weise der Ausführung, welche beide Geistliche der Idee gemäß beanspruchten. Ihm fiel es nicht ein, sein Tribunal eben so wohl aus Anhängern der französischen als der englischen Partei zusammenzusetzen, was jene Ehrenmänner wollten, was auch Johanna am Tage vor dem ersten Verhör verlangte, und er hatte sehr scheinbare Gründe, jede dahin zielende Forderung abzulehnen. Er konnte sagen: da der Streit auf das neutrale Gebiet der Religion gebracht und der Gerichtshof nicht mehr der einer Partei, sondern der ganzen Christenheit sey, so liege es denen ob, welche das günstige Vorurtheil hegten, ihre Gründe beizubringen. Er konnte noch weiter gehen und behaupten, daß die Geistlichkeit Karls VII., zu Anfang irre geführt, später von ihrer Täuschung zurückgekommen sey; denn wie solle man es sonst begreifen, daß keine Mittheilung von ihrer oder des Königs Seite eingetroffen, während Reguauld von Chartres, der erste Reichsbeamte, zugleich in dem Richter- und dem geistlichen Stande, gerade derjenige sey, welcher als das Organ der Behörde von Poitiers zum Vortheil der Jungfrau ausgesagt habe, und überdieß durch seine Stellung als Erzbischof von Reims Metropolitan des Bischofs von Beauvais sey? Selbst angenommen, die französische Regierung besäße einen unüberwindlichen Widerwillen, Verhandlungen mit einer feindlichen Macht anzuknüpfen, wie wolle man es erklären, daß sie nicht von Seiten Roms Schwierigkeiten erregt habe bei einem Kirchenproceß, der seit sieben Monaten angekündigt, mit einem Aufsehen und mit einer Langsamkeit sonder Gleichen begonnen worden? Unstreitig war Peter Cauchon der Mann, diese und andere Gründe geltend zu machen, wenn man ihm zumuthete, aus seiner abwartenden Stellung herauszutreten und einleitende Schritte bei der französischen Geistlichkeit zu thun. Gleichwohl ergriff er, um scheinbar selbst dem Buchstaben des Gesetzes nichts schuldig zu bleiben, gegen Ende des Processes die Initiative und that somit am Schluß, was am Anfang begehrt worden war. Zweimal fragte er die Jungfrau (am 2. und 9. Mai), ob sie in Betreff des Zeichens, womit sie dem König Karl ihre göttliche Sendung beglaubigt habe, sich auf den Erzbischof von Reims oder andere dabei Gegenwärtige berufen wolle. Da der Bischof in seiner Schalkheit einen Fall ausgesucht hatte, der für Johanna bedenklich war, so gab sie die ausweichende Antwort: „Gebt mir einen Boten und ich will ihnen über den ganzen Proceß schreiben." In der Voraussicht, einen ähnlichen Bescheid zu

Digitized by Google

erhalten, richtete darauf Peter Cauchon an Johanna die weitere Frage, ob für den Fall, daß drei oder vier Geiſtliche ihrer Partei nach Rouen berufen würden, ſie dieſen das Urtheil über ihre Erſcheinungen und den ganzen Inhalt des Proceſſes anheim geben wolle. „Laßt ſie kommen, darnach werde ich euch antworten," verſetzte die Jungfrau. Nunmehr konnte der Prälat ſeinen höchſten Trumpf ausſpielen und der Beklagten die Unterwerfung unter die ganze Kirche von Poitiers anbieten. Schlug ſie den Antrag aus, ſo hatte er, oberflächlich betrachtet, dem Recht im höchſten Maße ein Genüge gethan, ging ſie auf das Anerbieten ein, ſo war die Einheit der Kirche von ihr verleugnet. Johanna zerhieb den Fallſtrick mit dem ſchneidenden Vorwurf: „Glaubt ihr mich auf dieſe Weiſe zu fangen und mich dadurch an euch zu ziehen?" Peter Cauchon aber durfte im Stillen frohlocken; der Schein war ja gerettet, die Wahrheit verhöhnt.

Bekanntlich hatte nach den Begriffen jenes Zeitalters der Teufel keine Gewalt über eine keuſche Jungfrau. Bei viſionären Zuſtänden war daher die unbefleckte Jungfräulichkeit ein Zeichen von höchſter Bedeutung. Demgemäß hatte ſich Karl VII. über dieſen Punkt durch die höchſten Frauen ſeines Hofes Gewißheit verſchafft. In Rouen fand alsbald nach Johannas Ankunft eine gleiche Unterſuchung ſtatt, und zwar im Auftrage der Herzogin von Betford, welche zwei verſtändige Hebammen zu dem Zweck auserwählte. Letztere beſtätigten das Urtheil, welches die Damen des franzöſiſchen Hofes früher gefällt hatten, und die edle Herzogin ließ den Wachen Johannas auf's ſtrengſte einſchärfen, ſich jeder Ungebühr gegen dieſelbe zu enthalten. Ueber alles dieß leſen wir in den Akten von Rouen gar nichts; wie viel aber würden wir darin leſen, wenn Johanna die Probe nicht beſtanden hätte! Und liegt nicht der Gedanke ſehr nahe, daß die Herzogin nicht aus eigener Seele, ſondern auf Anſtiften des Biſchofs gehandelt hat? So behielt Peter Cauchon freie Hand, je nach Befinden der Umſtände entweder nachträglich von Gerichts wegen das Geeignete zu verfügen, oder die Sache ganz auf ſich beruhen zu laſſen. Ein Recht beugte er auf dieſe Weiſe nicht, wo aber blieb die Billigkeit?

(Fortſetzung folgt.)

Briefe Wielands.

Wir theilen einige Briefe Wielands mit, die uns der Aufbewahrung werth ſcheinen. Die Briefe liegen uns, mit Ausnahme des erſten, im Original vor, und ſind uns unter Umſtänden zugekommen, die uns dafür bürgen, daß ſie noch nicht bekannt ſind. Den erſten dagegen, von dem wir nicht zu ermitteln vermochten, an wen er gerichtet iſt, können wir nur nach einer alten Abſchrift geben, und es iſt möglich, wenn auch unwahrſcheinlich, daß er irgendwo bereits veröffentlicht worden. Jedenfalls findet er ſich in keiner der Wielandſchen Briefſammlungen.

* * *

1.

An N.

Erfurt, den 26. des Heumonats 1771.

Hochedelgeborner Hochgeehrteſter Herr Profeſſor.

Ich befand mich zu Coblenz, als mir ein Schreiben von Ew. Hochedelgeboren zugeſchickt wurde. Eine Reiſe von ſechs Wochen und eine Menge Verrichtungen, welche bei meiner Zurückkunft auf mich warteten, verzögerten meine Antwort, und nun finde ich mich unverhofft mit einem zweiten Schreiben von Ew. Hochedelgeboren beehrt, deſſen hauptſächlicher Inhalt mir beinahe eben ſo wenig angenehm iſt, als Ihnen ſelbſt.

Es ſind ſieben bis acht Monate, ſeit ich kein Blatt von der hieſigen Zeitung anders als etwan zufallsweiſe bei einem dritten zu Geſichte bekam. Ich habe weder direkter noch indirekter Weiſe Antheil an derſelben, und es iſt ſchon lange, daß ich mit dem ehemaligen Profeſſor Herrn Riedel außer allem nähern Verhältniß bin. Dieſe Umſtände können Ihnen begreiflich machen, was zwar an ſich wenig wahrſcheinlich, aber nichts deſto minder ſehr wahr iſt, nämlich daß mir die Recenſion Ihrer Tabellariſchen Literar-Hiſtorie gänzlich unbekannt war.

Urtheilen Sie über mein Erſtaunen, da ich den ſo betitelten Beytrag zu Verbeſſerung derſelben,

Digitized by Google

den Sie mir in duplo zuzufertigen beliebt haben, überlas, und aus der äußerſt bittern und anzüglichen Art, womit Sie darin Ihrem hieſigen Recenſenten begegnen, nicht anders als ſchließen konnte, die Ihnen zugefügte Beleidigung müßte ganz außerordentlich geweſen ſeyn, da ſie fähig war, Sie alles vergeſſen zu machen, was ein Gelehrter dem Publico und ſich ſelbſt ſchuldig iſt. Eilends ließ ich mir das zwölfte Stück der hieſigen gelehrten Zeitung, worüber Sie ſo aufgebracht ſind, holen; ich durchlas es, und verglich, und erſtaunte mehr als jemals, da ich (zwei oder drei Ausdrücke, welche der Eigenliebe eines Autors freilich empfindlich ſeyn mußten, ausgenommen) in der ganzen Recenſion nichts fand, was den ausnehmend anzüglichen und in unſern Tagen beinahe unerhörten Ton Ihrer Vertheidigung nur einigermaßen rechtfertigen könnte. Leid, herzlich leid war es mir für Ew. Hochwohlgeboren, aber bedenken Sie ſelbſt, ob es nunmehr, nachdem Sie durch den Ton Ihrer Antwort ſich ſelbſt bei dem Publico unwiederbringlichen Schaden gethan, und Ihren Recenſenten (wie mich däucht, ſehr unnöthiger Weiſe) gereizt, ja gewiſſermaaßen genöthigt haben, Ihnen nach Erforderniß der Sache zu antworten, ob es da in meiner Gewalt ſtehe, zu verhindern, daß Ihnen nicht neues und vielleicht noch empfindlicheres Mißvergnügen aus dieſer Sache zuwachſe? Ich habe dermalen ganz und gar keinen Einfluß in die hieſige gelehrte Zeitung, und keinerlei Art von Gerichtsbarkeit über die Verfaſſer derſelben. Ich kenne zwar den Verfaſſer der Recenſion, der auf mein Nachfragen keinen Anſtand gefunden hat, ſich mir zu entdecken; es iſt nicht Herrn Riedel; es iſt ein Mann, dem Ew. Hochwohlgeboren völlig unbekannt ſind, der keinen Schatten einer Abſicht hatte, Sie perſönlich zu beleidigen, und der durch ſeine Recenſion bloß den Pflichten eines Beurtheilers genug zu thun glaubte; aber auch zugleich behauptet, daß er bei einer noch ſchärferen Prüfung ungleich mehr auszuſetzen gefunden haben würde. Alles alſo, was ich, bei ſolcher Bewandtniß, von ihm erhalten konnte, war, in der Recenſion, welche dem Beitrag bevorſtehet, ſo gelaſſen und höflich zu ſeyn, als nur immer möglich; eine allgemeine Pflicht gelehrter Richter, welche er, vermuthlich auch ohne mein Zureden, beobachtet haben würde. Wollte der Himmel, daß es in meiner Macht geſtanden hätte, dieſe ganze Sache zu verhindern! Hätte ich etwas von Ihrem Buche, oder daß es hier recenſirt werden würde, gewußt, ſo würde ich den Recenſenten erſucht haben, ſo gelinde zu verfahren als möglich. Nun, da das Geſchehene nicht geändert werden kann, und Sie durch den Ton Ihrer Antwort ſich ſelbſt in die Gewalt Ihres Recenſenten geliefert haben, iſt ein unfruchtbares Bedauern alles, was ich bei dieſer Gelegenheit unſerer Landsmannſchaft und der Achtung, welche ich Ew. Hochedelgeboren ſchuldig bin, zum Opfer bringen kann.

Wenn Ew. Hochedelgeboren durch die hiemit zurückfolgende Kritik des erſten Theils der Geſchichte des Fräulein von Sternheim Ihr Urtheil von dem Verfaſſer derſelben haben rechtfertigen woaen, ſo haben Sie Ihre Abſicht vollkommen erreicht; und wenn es mit dem Geſchmäck zu **** ſo weit gekommen iſt, daß, nach Ihrem Ausdruck, nichts was wahr oder kühn iſt, bei Ihren Kennern für ſchön gelten kann, ſo bleibt einem Fremden, dem dieß alles ſehr gleichgültig iſt, wohl nichts weiter übrig, als zu wünſchen, daß es denen, welche ſo denken, wohl bekommen möge, ſo zu denken.

Ich habe die Ehre mit der aufrichtigſten Hochachtung zu ſeyn

Ew. Hochedelgeboren gehorſamer Diener
Wieland.

2.

An ſeine Mutter.

Weimar, den 5. Oktober 1772.

Meine allerliebſte Mama.

Mit welchen Bewegungen ich den Brief des Herrn Abendpredigers und den rührenden Einſchluß von meiner theuren, innerſt geliebten Mama geleſen habe, dieß können Sie ſich leichter vorſtellen, als ich es beſchreiben könnte. Indeſſen muß ich doch ſagen, daß meine Thränen nicht bloß Thränen der Wehmuth und des Schmerzens waren. Sie waren mit innigſtem Dank gegen Gott, der mir einen ſo vortrefflichen, ſo würdigen Vater gegeben, und doch gleichwohl ſo lange gegönnet, und mit dem heißen Wunſche vermiſcht, daß dereinſt mein Ende ſeyn möge, wie das Ende dieſes Gerechten. Ewig ſey die göttliche Barmherzigkeit geprieſen, daß ſie, da nun einmal das Ziel ſeines theuren Lebens geſetzt war, ſeinen Leiden ein ſo glückliches und ſeinem, etwan geplagteſten Leben ein ſo erbauliches, ſo rührendes, ſo ſchönes Ende gemacht hat!

Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie ſehr meine ganze Seele davon bewegt iſt. Der Tod meines theuren, nun zur Ruhe und Freude ſeines Herrn eingegangenen Vaters iſt in meinen Augen ein beſſerer Beweis der Göttlichkeit unſerer Religion als zwanzig dicke Bände in Folio.

Noch einmal, liebſte Mama, was können wir denen, die wir am zärtlichſten lieben, was können wir

Digitized by Google

uns ſelbſt beſſeres wünſchen, als einſt ſo zu ſterben, wie dieſer fromme, redliche, verehrungswürdige Diener Gottes!

Ihnen, liebſte Mama, hat Gott bewundernswürdige Stärke der Seele bei dieſer ſchweren Prüfung verliehen. Ich bin außerordentlich davon gerührt und wünſche nur ſehnlich, daß Ihre theure Geſundheit nicht darunter gelitten haben möge. Nun, meine beſte Mutter, eilen Sie, ſo bald es möglich zu machen iſt, in die offenen Arme Ihrer Kinder. Unſere liebſte, angelegenſte Sorge ſoll ſeyn, Ihnen die ſchmerzliche Trennung von unſerem ewig geliebten Vater zu erleichtern und Ruhe und Zufriedenheit über den koſtbaren Reſt Ihres Lebens auszubreiten.

Meine Liebſte, die unſern Seligen wie eine leibliche Tochter beweint, vereinigt ſich mit mir, Sie zärtlichſt zu uns einzuladen und Ihnen mit mir unverbrüchliche, dankvolle Liebe und Verehrung anzugeloben. Inzwiſchen disponiren Sie in allem über mich! Niemals werde ich meiner theuren, geliebten Mutter wieder vergelten, genugſam vergelten können, was Sie an mir gethan.

Ich muß ſchließen; mit nächſter Poſt antworte ich dem lieben Herrn Abendprediger, dem ich inzwiſchen vor ſeine tröſtende, liebereiche Zuſchrift verbundenſt danke. Adieu, Gott der Allmächtige ſegne, tröſte, ſtärke und erhalte Sie.

Ich bin, ſo lang ich leben werde,
Meiner geliebteſten Mama
ganz eigener, einziger, getreuer Sohn
C. M. Wieland.

4.

An Muſikdirektor Knecht in Biberach.

Ich ſchäme mich, lieber Herr, Landsmann und Freund, daß ich Ihnen meinen Dank für Ihren (ſo viel ich nach der Partitur urtheilen kann) vortrefflichen Pſalm ſo lange ſchuldig geblieben. Aber meine Tage gehen vorbei, als flögen ſie davon, und ſelten iſt einer, worin ich nur die Hälfte deſſen gethan habe, was ich thun wollte. Ich weiß nicht (und zweifle beinahe daran), ob ich das Vergnügen haben werde, Ihren Pſalm hier aufgeführt zu hören. Die Zahl der ächten Liebhaber der zu ihrem edelſten und erhabenſten Zweck angewandten Muſenkunſt iſt hier ſo geringe wie überall, und vollends an einem Hofe! — Indeſſen wäre doch vielleicht was zu thun, wenn Sie ſich entſchließen könnten, ſich nächſter Tagen hinzuſetzen und an unſern Herrn Kapellmeiſter Wolf (welchen Sie, soit dit en passant, in Ihrem Briefe Wohlgeboren zu ſchelten nicht vergeſſen müſſen) einen hübſchen Brief zu ſchreiben, worin Sie ihm als einem der größten Tonkünſtler und muſikaliſchen Autoren unſerer Nation und Zeit huldigen und ihm melden, daß er deſſen zum Zeichen ein Exemplar Ihres Pſalms durch mich erhalten werde, worüber Sie ſich ſeine belehrende Beurtheilung ausbäten; ſich ſehr glücklich ſchätzend, wenn Sie ſeinen Beifall, der Ihnen über alles Gold von Peru wäre, erhalten könnten, und noch glücklicher, wenn beſagter Pſalm unter ſeinem Schutze und ſeiner Aufſicht durch die hieſige Hofkapelle in bevorſtehender Faſtenzeit etwa aufgeführt würde ꝛc. Herr Wolf iſt ein ſehr ehr- und lobgeitziger Mann: aber unſtreitig ein großer Theoriſt, Harmoniſt und Meiſter in der Setzkunſt, der auch beinahe alles, was er iſt, ſich ſelbſt zu danken hat; aber freilich viel Gelegenheit gehabt hat, ſich zu formiren. Eine beifällige Recenſion von ihm im Merkur würde Ihnen nicht unnützlich ſeyn; aber damit er dazu recht Luſt bekomme, müſſen Sie ihm ſelbſt ſchreiben. Schicken Sie mir den Brief an ihn, ich will dann mein Exemplar des Pſalms, als für ihn beſtimmt, beilegen. Sie können mir gelegenheitlich ja ein anderes geben, wiewohl es wirklich bei mir verſchwendet iſt, weil ich's nicht brauchen kann.

Ihre große Sinfonie iſt angekündigt, wie Sie nun geſehen haben werden. Leider habe ich dato erſt drei Subſcribenten. Das Publikum iſt der Subſcriptionen, womit es von allen Seiten tagtäglich beſtürmt wird, ſo ſatt, daß man ſich mit nichts übler empfehlen kann als mit einem Subſcriptionsplan. Ihren Wunſch, etwas von mir zu componiren zu haben, wünſchte ich, um Ihnen ein Zeichen meiner recht herzlichen und gefühlten Hochachtung zu geben, erfüllen zu können. Aber ich habe nichts, was Sie brauchen könnten. Das lyriſche Fach iſt nie das meinige geweſen. Verſprechen mag ich auch nicht gerne, was ich nicht gewiß leiſten kann. Indeſſen will ich ſehen, ob etwa aus Pandora etwas einer für Sie brauchbaren Operette ähnliches zu machen iſt. Mahnen Sie mich nur fleißig. Der Himmel weiß, wie gern ich Sie aus dem leidigen Biberach ziehen, oder doch wenigſtens etwas dazu beitragen möchte. Kirchenmuſik, lieber Knecht, iſt freilich allein kein Mittel dazu: indeſſen glaube ich, daß Ihr Pſalm in Niederſachſen, dem wahren Antipodenlande der Oberſachſen, fortun machen wird. Aber eine einzige hübſche Operette, in einem geiſt- und phantaſiereichen Geſchmack geſetzt, mit angenehm in's Ohr fallenden, leicht ſingbaren und doch mit Grazie der Neuheit begabten Arietten, würde Ihnen ganz gewiß einen reliefk geben. Verſäumen Sie ja nicht die angebotene Gelegenheit, an

Digitized by Google

dem muſikaliſchen Magazin Theil zu nehmen. Vielleicht fände einmal irgend ein kleiner Aufſatz von Ihnen über einen gemein intereſſanten muſikaliſchen Gegenſtand auch im Merkur einen ſchicklichen Platz, für welchen man NB. auch nicht umſonſt arbeitet. So viel für dießmal, lieber Freund. Laſſen Sie nur den Muth nicht ſinken und glauben an ſich ſelbſt und an — Oberon. Es kann noch alles beſſer werden. Bin ich doch auch, ohne zu wiſſen wie, aus B. erlöst worden! Grüßen Sie mir Ihre liebe Frau und glauben, daß ich nie aufhören werde, einer Ihrer warmen Freunde und ein eifriger Verehrer Ihrer Muſe zu ſeyn.

Weimar, den 14. Februar 1784.

Wieland.

4.

An denſelben.

Weimar, den 8. Auguſt 1784.

Mein werthester Herr und Freund!

Ich erſtatte Ihnen meinen lebhafteſten Dank für die mitgetheilte Probe Ihrer Geſänge aus dem Oberon. Sie hat meinen ganzen Beifall; ich begreife, nach dem Eindruck, den dieſe Compoſition an meinem Forte piano auf mich gemacht, was der Vortrag derſelben von dem Meiſter ſelbſt auf Ihren jungen Mönch zu Schußenried würken mußte, aber eben um dieſer Würkung willen möchte ich, ſo ſchön dieſe Muſik iſt, beinahe wünſchen, daß ſie nicht in die zum Druck beſtimmte Sammlung Oberoniſcher Geſänge käme. Es kommt bei dergleichen Eindrücken ſo viel auf plus und minus an! Das Gemälde des Dichters von dieſer Scene war in dem Plan des Gedichtes nothwendig, und man kann es, im Zuſammenhang, auch in Gegenwart der unſchuldigſten Jungfrauen, einer Geſellſchaft vorleſen. Aber wenn ich mir vorſtelle, daß der Eindruck der Worte durch einen ſo rührenden und zaubriſchen Geſang wenigſtens triplirt wird, und denke mir dann ein junges Mädchen, das dieſe Stanzen beim Clavier ſingt, und von einem jungen Herrn, dem ſie gefällt und der juſt kein heiliger Robert von Arbrißel iſt, mit der Violine dabei accompagnirt wird, dann, ich geſtehe es, wird mir angſt und bange über den Effekt, den unſere vereinigte virtù auf die guten jungen Leutchen machen möchte.

Doch vielleicht wird der Effekt durch das Vorgehende und Nachfolgende ſo modificirt, daß das Risico nicht ſo groß iſt? Conſultiren Sie ſelbſt darüber mit Ihrem guten Genius und thun Sie, was er Ihnen ſagt. Wenn Sie Sich entſchließen können, das ganze Morceau von der 10ten Stanze an bis zur 29ſten inclus. zu componiren, ſo glaube ich, daß der Effekt des Ganzen alsdann die Würkung einiger einzelnen Stellen in das gehörige Gleichgewicht ſetzen wird und daß wir es alsdann ohne Bedenken wagen können, es der vorhabenden Sammlung einzuverleiben. Bei den Morceaux, die ich Ihnen aus dem neunten, zehnten und eilften Geſang vorgeſchlagen habe, iſt nichts dergleichen zu beſorgen, oder vielmehr werden ſie unfehlbar die beſten Eindrücke auf Seelen, die nicht ohne alles Gefühl ſind, machen.

Aber, mein Beſter, werden Sie mich nicht für impertinent halten, daß ich es wage, meinen ſtärkſten und gefühlteſten Beifall mit einem paar Erinneruugen zu begleiten? Ich verſtehe nicht einmal ſo viel von Ihrer göttlichen Kunſt, daß ich für einen gelehrten Dilettanten paſſiren kann, geſchweige für einen Kenner. Ich wage es alſo auch nur furchtſam, Ihnen zu ſagen, daß ich in beiden Stanzen den Schluß ein wenig verändert zu ſehen wünſchte. In beiden will mir die Wiederholung der Schlußzeilen — die glühnden Lippen ſaugen mit heißem Durſt den Thau der Liebe auf — und kröut Amor ihren Bund — nicht recht gefallen. Meine Gründe wären leichter mündlich, als ſchriftlich vorzutragen. Ihr feines Gefühl wird dieſen Abgang leicht erſetzen. Es ſind juſt die Stellen, deren Eindruck ich durch die Muſik am wenigſten verſtärkt wiſſen möchte; meinem Gefühl nach iſt der Ausdruck der Worte mit heißem Durſt im 28ten Takt zu heiß; auch gehört die Stimme einer Todi dazu, um dieſe fünf Noten rinforzando ſchön und rein zu ſingen; und ſolche Stimmen dürfen wir in dem ſingenden Publiko, für welches man doch eigentlich ſchreibt, nicht vorausſetzen. Ich würde unmaßgeblich die Wiederholung weglaſſen, bei dem Worte auf, zu Anfang des 26. Takts, den Baß in a ausweichen laſſen, und ſolchergeſtalt gleich mit dem 30ten Takt fortfahren. Ebenſo wünſchte ich am Schluß der zweiten Stanze, bei den Worten: an Hymens Statt kröut Amor ihren Bund, weniger Colorirnng, einen weniger wollüſtigen Ausdruck. Könnte dieß nicht am beſten erhalten werden, wenn nach den Worten „an Hymens Statt“ eine kleine Pauſe erfolgte, und dann das übrige ſo ſimpel und recitativmäßig als möglich, gleich als ob die Göttin der Scham plötzlich ihren Mantel darauf würfe, abgethan würde? Der Componiſt muß, däucht mir, hier eben ſo zurückhaltend ſeyn, als der Dichter, und anſtatt den Geſang ſich in ein leiſes wollüſtiges Girren verlieren zu laſſen, ihn lieber, ſo zu ſagen, auf einmal erſticken.

Ueberhaupt, Liebſter Freund, möchte ich wünſchen,

daß dasjenige, was Sie in dieſen zwei Stanzen in Abſicht der Colorirung geleiſtet haben, das non plus ultra bei dieſer Arbeit ſeyn möchte. Geſänge dieſer Art können, um populär, das iſt den gewöhnlichſten Fähigkeiten angemeſſen zu ſeyn, faſt nicht leicht und ſimpel genug ſeyn; und das chromatiſche muß alſo nur ſparſam, gleich einer ſtarken Würze angebracht werden. Aus eben dem Grunde wünſche ich auch, daß Sie nach dem Beiſpiel des Kapellmeiſters Schulz in Berlin und unſres Orpheus Gluck ſelbſt, und in Rückſicht auf den gewöhnlich ziemlich eingeſchränkten Umfang der meiſten Stimmen, die Töne über dem g ſoviel ohne Nachtheil möglich iſt, vermeiden, oder wenigſtens von Modulationen innerhalb der Töne f und c, wobei mehrere Worte auszuſprechen ſind, ſich ganz enthalten möchten. Ich glaube oft bemerkt zu haben, daß die Chorden innerhalb a und f diejenigen ſind, womit die Menſchenſtimme, wie ſie gewöhnlich iſt, den meiſten Effekt auf das Herz macht. Von den Gabrielen, Mara's und Todi's iſt hier nicht die Rede; das ſind Wunderkehlen, die alles mit uns machen, was ſie wollen. Kurz, Sie verſtehen mich, und verzeihen mir auch, wie ich gewiß hoffe, die Freiheit, die — Apelles ſeinem Schuſter ſo übel nahm.

Machen Sie mit meiner Anmerkung, was Ihnen wohlgefällt; ich unterwerfe ſie gänzlich Ihrem Urtheil, und wünſche übrigens mit Ungeduld, daß dieſe Arbeit Reiz genug für Sie haben möge, um die beſten Stunden, die Ihnen Ihr leidiger Beruf übrig läßt, darauf zu verwenden. Ich halte mich für gewiß, daß ſie keine gemeine Senſation auf das Publikum machen wird. Inzwiſchen leben Sie wohl und verſichern ſich der wärmſten Hochachtung und Wohlmeinung Ihres ganz ergebenſten Dr. und Fr.

Wieland.

Das neue und das alte Athen.

(Fortſetzung.)

Die Zerſtörung der alten Kunſtwerke iſt den Türken, als den letzten Beſitzern des Landes, keineswegs vorzugsweiſe zur Laſt zu ſchreiben. Ihr in der religiöſen Anſchauung begründeter Bilderhaß wurde zwar manchem Skulpturwerk verderblich; aber die gleichzeitigen griechiſchen Bewohner des Landes ſtanden ihnen in ihrer Gedankenloſigkeit würdig zur Seite: die Steinquader alter Bauten waren ihnen ein treffliches und bequemes Material zu ihren eigenen, und die feineren Marmorſkulpturen lieferten einen ausgezeichneten Mörtel dazu. Reiſende thaten auch redlich das Ihrige zur allgemeinen Zerſtörung, und was ſie nicht mitnehmen konnten, das ruinirten ſie oft völlig aus Uebermuth oder Ungeſchick. Und doch gibt es zahlreiche Punkte in Griechenland, wo noch Alterthümer aus der allgemeinen Sündfluth der Verwüſtung im ſicheren Schooß der Erde geborgen ruhen; und wie der Bergmann die Stellen kennt, wo ſich auf das Vorkommen dieſes oder jenes Geſteins oder Metalls im Erdboden „muthen“ läßt, ſo hat der Archäolog ſeine „Muthungen“ auf Antiken in Griechenland. Es ſind die Stätten, wo im Alterthum große Gemeinweſen beſtanden, die frühe verlaſſen wurden und noch heute verödet liegen; aber vorzugsweiſe ſind es die von menſchlichen Wohnungen meiſt fern, bisweilen in einſamen Thälern oder bergigen Einöden gelegenen, daher von Plünderungszügen mehr verſchont gebliebenen heiligen Haine. Und gerade hier waren die Werke berühmter Meiſter am zahlreichſten verſammelt. Wer ein Kröſus wäre, daß er hier könnte ſchürfen und graben laſſen nach jenen koſtbarſten Schätzen der Menſchheit! Neben dem reinſten Genuß und der weihevollſten Befriedigung könnte er ſich noch nebenbei den Dank der Mit- und Nachwelt verdienen. Hier ſollten „culturtragende“ Staaten den Spaten anſetzen; das arme Griechenland hat dazu noch kein Geld.

Mit welch unſäglicher Fülle von Kunſtwerken hat doch dieſes winzige Griechenland im Lauf weniger Jahrhunderte die Menſchheit beſchenkt! Von den Bauten und den völlig zerſtörten antiken Gemälden ganz abgeſehen, wie viel iſt uns noch immer nur an Statuen geblieben, nachdem doch gewiß die weitaus größte Mehrzahl der Vernichtung anheimgefallen, noch genug, um hundert Muſeen damit zu ſchmücken und die fernſte

Digitized by Google

Nachwelt ihren Geiſt daran ſich läutern, ihr Gefühl ſich erheben zu laſſen. Dieſes marmorne Griechenland wird nie untergehen. Das Problem iſt noch nicht gelöst und wird ſchwerlich je zu löſen ſeyn, wie es nur möglich war, zu „jener Vollkommenheit zu gelangen, welche die Griechen in den ſchönen Künſten erreicht, und wie dieſe unter ihnen während mehrerer Jahrhunderte eine ſo weite Verbreitung finden konnten.“

(Leake.)

Obgleich nun Athen ein wahrſcheinlich nie gänzlich unbewohnter, meiſt vielmehr der beoölkertſte Ort Griechenlands war und blieb, ſo ſcheinen doch umfaſſende und gründlich in die Tiefe gehende Nachgrabungen gerade hier noch die reichſte Ausbeute zu verheißen, und keineswegs nur an Inſchriften und dergleichen, obgleich jedes hier gefundene Bruchſtück unter der Hand des Forſchers neues Licht über die Vergangenheit dieſes hochbegabten Volkes verbreitet. Leider aber, da das neue Athen zu einem großen Theil die Stelle des alten einnimmt, bleibt dieſe Stätte wohl ewig unerforſcht, mindeſtens ſo lange, als Neuathen nicht ſelbſt wieder in Trümmer fällt. Aber noch ſtehen weite Bezirke den Ausgrabungen offen: der ganze ſüdliche und weſtliche Theil des Aſty (der alten Stadt), alſo die Hügelpartie des Areopagos und ſeiner Umgebung, und der äußere Kerameikos; ferner die Gartenvorſtädte und Agrä, der Stadttheil ſüdöſtlich des Iliſſos, endlich die Stadt der langen Mauern und der ganze Piräeus. Würden auch ſolche Ausgrabungen durch die bedeutende Mächtigkeit des durch den allmähligen Einſturz des Alten aufgehäuften Schuttes theilweiſe bedeutend erſchwert, ſo liegt dagegen gerade in dieſem Umſtand die ſicherſte Bürgſchaft für die Wahrſcheinlichkeit großer Erfolge.

Wir kehren nach dieſer Abſchweifung in die Geſchichte nach Neuathen zurück.

Zu den Bildungsanſtalten Athens gehört auch das Theater, das indeſſen zur Zeit unſeres Aufenthaltes noch vorwiegend, wenn nicht ausſchließlich nur der Oper diente; für das griechiſche Schauſpiel iſt ein beſonderer Bau in Ausſicht genommen. Wir beſuchten die Oper eines Abends, wie man auf Reiſen meiſt die Oper beſucht, mehr um zu ſehen, als um zu hören. Das Gebäude liegt außerhalb des Nordendes der Aeolusſtraße und, ſoviel ich in der rabenſchwarzen Dunkelheit gewahren konnte, ganz iſolirt auf einem freien, damals noch unbebauten Platze. Um dahin zu gelangen, mußten wir ein Stück öder Sandwüſte zurücklegen, und hatten alle Vorſicht nöthig, nicht in eines jener zahlloſen Löcher zu gerathen, wie ſie ſich hier auf Weg und Steg finden und eine nächtliche Wanderung durch das laternenloſe Athen ſo gefährlich machen. Vom Aeußern des Hauſes konnte ich wenig erkennen.

Schon am Eingang ſchallte uns rauſchende Muſik entgegen. Man gab Roſſini's „Semiramide.“ Der Zettel enthielt das Programm gleichzeitig in griechiſcher und italieniſcher Sprache. Bei jener ſtand das Datum nach dem griechiſchen, bei dieſer nach dem gregorianiſchen Kalender: 21. October und 2. November, das erſtemal für die Inländer, das anderemal für die Fremden. Es war überhaupt ein intereſſantes Stück Papier, dieſer ſchwefelgelbe Zettel in Quart, und ich habe mir ihn ſorgfältig bewahrt. Ueber dem Perſonenverzeichniß ſtand „Proſopa.“ — Athen wird, wie Corfu, Conſtantinopel, Smyrna und Alexandrien, jeden Winter mit den Abfällen italieniſcher Künſtlerſchaft beglückt, und wer zu ſehr abgeſungen iſt, um in der Scala von Mailand, im Fenicetheater zu Venedig oder in der Oper von San Carlo zu Neapel noch Glück zu machen, der zieht gewöhnlich zur Stagione mit einer Impreſa nach der Levante. Man findet darunter oft ganz routinirte Kehlen mit allen Coloraturen der italieniſchen Schule, aber die Tage der Blüthe haben ſie meiſt hinter ſich, und der friſche Duft der Jugend iſt verflogen. Was der Stimme an natürlicher Vollkraft abgeht, wird dann durch forcirtes Schreien erſetzt; das Alles hindert aber nicht, daß die Primedonnen und Primo Amoroſo's ſolcher italieniſchen Truppen, nachdem der Occident für ſie abgethan, den Orient noch gewaltig bewegen, ihr „Trema Bisanzia!“ dort mit wahrhaft erſchütternder Stimmgewalt ertönen laſſen, und vielleicht gar aus ihrem früheren Staud der Halbgötter und Halbgöttinnen noch zum Olymp der Ganzgötter emporſteigen. Freilich aber endet auch hier die göttliche Komödie nur zu oft mit einer Farce, und das luſtige Volk der Hiſtrionen verleugnet auch hier ſeinen angeborenen Charakter in keiner Weiſe. Es ſind die alten Theatergeſchichten, die ſich mit geringen Variationen auch dort alljährlich auf's Neue abſpielen, wo abgeſungene Italiener ſich am Iliſſus, Bosporus oder Nil ſpäte Lorbeeren pflücken.

Und auch hier iſt es Verdi's verweichlichende, entnervende Muſe, die mit ihrer Kaninchenfruchtbarkeit alle Bühnen verſorgt und beherrſcht. Indem wir ſo von Ort zu Ort, ſeit Trieſt, Venedig und Corfu, und nun auch in Athen immer und ewig Verdi fanden, hatte ſich uns dieſes ſtete „Wieder Verdi!“ allmählig in den Calembourg „Widerwärtig“ umgebildet. Heute aber ſollte uns wenigſtens der Schwan von Peſaro ſeine bunten Melodien entfalten, der alte Maeſtro Roſſini.

Das Theater fängt nach italieniſchem Styl um

Digitized by Google

acht Uhr an und dauert bis gegen Mitternacht. Durch einen dunkeln, über den nackten Erdboden hinführenden Gang, ganz ähnlich denen, wie sie sich in Reiterbuden unter dem Amphitheater hinziehen, gelangten wir, uns schließlich durch eine kleine Oeffnung hindurch zwängend, in das von Uniformen aller Art starrende Parterre. In der That scheint dieses zunächst dem Militär zu gehören und sah einem Kriegslager ähnlicher denn einem friedlichen Schauspiele. Es war dieß wohl der Platz, welcher auf dem Zettel als „Eisiterion stratiotikon" (Militärplatz) figurirte. Die griechischen Uniformen, den hellblauen bayerischen bekanntlich getreu nachgebildet, hatten die vordere rechte Seite ausschließlich inne, links saßen unter Civilmenschen einige französische Officiere und der ganze Hintergrund glänzte im Zinnober der englischen Uniformjacken, beide, Franzosen wie Briten, vom Piräeus herübergekommen.

Wir waren, ziemlich spät anlangend, ganz unter die Engländer gerathen. Vergeblich bemühten wir uns, die numerirten Plätze ausfindig zu machen, auf die unsere Billets lauteten, und so mußten wir denn endlich mit den letzten Stühlen vorlieb nehmen, die im Mittelpunkt des englischen Lagers noch nicht occupirt waren. Rohe Holzbänke und ordinäre Stühle schienen damals noch die einzigen Parterremobilien des Hoftheaters von Athen zu bilden. Nur Ein Mann neben uns, ein schöner, imposanter Mann in reicher Griechentracht, erfreute sich des Vorrechts eines bequemen Lehnsessels. Jedoch schien er der Vorstellung selbst gar keine Aufmerksamkeit zu schenken; er schaute mit durchdringendem Adlerblick fortwährend in das Publikum, und nicht zum freundlichsten, wie mir schien, auf die ausländischen Uniformen. Nach den ersten Akten verschwand er. Auf meine Erkundigung sagte man mir, es sey der Polizeidirektor von Athen.

Vom Parterre abgesehen war das mäßig große Haus ganz anständig. Die Logen waren nur schwach besetzt und besondere Schönheiten konnte ich nicht in ihren Rahmen entdecken. In der herrschaftlichen Proscheniumsloge befand sich die Königin, die, schon aus politischen Rücksichten, eine sehr regelmäßige Theaterbesucherin seyn soll; aber ich vermochte, so ungünstig situirt, den ganzen Abend leider nichts von ihrer Majestät zu sehen, als zeitweilig höchstdero Nasenspitze. In den Zwischenakten lief das ganze Parterre zu der kleinen Thüre dicht bei uns hinaus und später, die meisten natürlich erst nach Wiederaufgang des Vorhangs, unter großem Geräusche wieder herein. Die Masse dieser ewig Vorbeistreifenden rieb mir an diesem Abend fast die Knie wund, von der übrigen dadurch verursachten Störung ganz zu schweigen. Dieß und ein gewisser sehr fataler Kasernengeruch aus meiner englischen Umgebung (meistens Unterofficiere, die, auf ihre Stöcke gelehnt, mit unerschütterlichem Gleichmuth, wie dazu commandirt, und ohne einen Blick von der Bühne zu verwenden, das Feuer Rossini'scher Tonmassen aushielten), dieß Alles verleidete mir schließlich recht sehr meine beengten Verhältnisse. Da entdeckten wir plötzlich in seiner Loge Petros Metaxas, unsern liebenswürdigen Reisegefährten und Freund. Wir hatten ihn seit der Trennung im Piräeus nicht wieder gesehen, und besuchten ihn jetzt in seiner Loge. Der freundlichste Empfang ward uns hier zu Theil, und gleichzeitig die Bekanntschaft seines Bruders, eines feinen Diplomaten, der verschiedenen auswärtigen Gesandtschaften attachirt gewesen, und in seinen stechenden Augen und in jeder Miene den schlauen, gewandten Griechen verrieth, auch durchaus nicht, trotz aller Höflichkeit und weltmännischen Wesens, den angenehmen, gewinnenden Eindruck machte, wie sein schlichter Bruder. Auch sprach er kein Wort deutsch, und so wurde denn die Conversation in der diplomatischen und Allerweltssprache geführt. Die erste Frage der Gebrüder Metaxas war natürlich, wie es uns in Athen gefalle? Wir lobten, was zu loben war, und unterdrückten allenfallsige Bedenken. Von der Loge der Metaxas aus ließ sich dem bunten Spiel auf den Brettern da unten schon behaglicher zuschauen, und unsere früheren Genossen vom Unterhaus gewahrten mit Erstaunen unsere plötzliche Rangerhöhung.

Eigenthümlich aber bewegte es mich, auf derselben Erde, wo einst die unsterblichen Meisterwerke der althellenischen Tragiker in Scene gegangen, jetzt wieder Helden und Chöre, und auch in antiker Gewandung, mit goldenen Helmen, in Chiton und Chlamys zu sehen, so wie Tempel, Dekorationen mit korinthischen und jonischen Säulen auf einem Boden, dem sie einst wirklich entsproßt, und in Momenten, wo das moderne Wesen nicht allzu störend hervor trat, hatte dieses Gefühl etwas Ueberwältigendes für mich. Die große Zeit der Götter und Heroen stieg lebendig vor mir auf und die uralte Vergangenheit dieses Volkes war mir auf Augenblicke helle Gegenwart. Aber ein Blick in das Parterre, eine schrille Cadenz, ein moderner Operneffekt — und der Zauber war im Nu zerstoben. Ueber die Aufführung selbst, die in allen einzelnen Theilen, in Soli, Chor, Scenirung und Maschinerie, nicht besser und nicht schlechter war als alles der Art, schweige ich. Noch vor Schluß der Vorstellung sagten wir dem Theater und den Gebrüdern Metaxas Lebewohl und haben sie nicht wieder gesehen.

Digitized by Google

Athen hat, wie andere Städte des Oſtens, und vornehmlich Conſtantinopel, auch eine deutſche geſchloſſene Geſellſchaft, eine Art bürgerliches Caſino. Nennt ſich die zu Stambul „Teutonia," ſo die zu Athen „Philadelphia." Die deutſche Colonie in Athen iſt noch immer ziemlich anſehnlich, und trotz der Vertreibung der „Straſbayern" aus Griechenland im Jahr 1837 ſind es doch noch hauptſächlich des Königs Landsleute, die ſich aus Deutſchland hier dauernd angeſiedelt haben. Obgleich die griechiſche Mißgunſt manchen verdienten Deutſchen aus Amt und Würden hinausgebiſſen und ihm den längeren Aufenthalt in dieſem Lande verleidet hat, ſo finden ſich unter Beamten und Angeſtellten, ſo wie unter den Perſonen des Hofhaltes ꝛc. doch noch viele deutſche Namen. Die königliche Hofapotheke nächſt dem Schloſſe wurde z. B. zu jener Zeit von drei Deutſchen ausſchließlich geleitet, unter denen der joviale und liebenswürdige, auch in weiteren Kreiſen gekannte X. Landerer, zugleich Profeſſor der Chemie an der Univerſität, obenan ſteht. So iſt denn eine Empfehlung an die Herren von der Hofapotheke für einen deutſchen Reiſenden viel werth, und wer keine aufzuweiſen hat, dem ſteht die Pforte des Aeskulapiustempels dennoch jederzeit offen.

Die „Philadelphia" beſteht größtentheils nur aus einfachen Bürgersleuten, Handwerkern ꝛc., und wer nicht mit zu großen Anſprüchen herkommt, wird ſich hier im Kreiſe ſeiner Landsleute ganz gut unterhalten. Man findet da griechiſche Zuſtände und griechiſches Leben einmal aus andern Geſichtspunkten beurtheilt als den ſonſt herkömmlichen. Da hält ſich Alles an die wirklich vorhandenen Realitäten, an die Dinge, wie ſie nun einmal ſind, und die Geſchichte Athens fängt für dieſe Leute erſt mit dem Tage ihres eigenen Eintreffens daſelbſt an. Nach Wein von Santorin und Naxos, nach Malvaſier und Cypermuskat, hymettiſchem Honig und claſſiſchem Käſe vom Parnaß würdeſt du hier freilich vergeblich rufen; dagegen findeſt du da ein Glas ſehr bittern bayeriſchen Biers und dazu die Augsburger Allgemeine. Herz, was willſt du mehr? Wie England ſeine Bürgerfreiheit und ſeine Beefſteaks, ſo tragen die Bayern ihr Bier mit in alle Welt, und es iſt für manche Leute ſehr bezeichnend, daß beide Worte, Bayer und Bier, mit demſelben Buchſtaben anfangen, mit demſelben ſchließen. Man erkennt darin eine höhere Ordnung der Dinge, einen leitenden Grundgedanken in der Weltgeſchichte. Meinte doch Einer, wenn Diogenes in einer Biertonne en chambre garnie gewohnt, ſo habe er damit ſchon frühe ſymboliſch ausgedrückt, daß einſt die Bayern nach Griechenland kommen würden. So ward denn Neuathen nicht nur mit deutſchem Geiſte, ſondern auch mit deutſchem Gerſtenſaft getränkt, und im Gefolge König Ottos hielt auch König Gambrinus hier ſeinen Einzug. Die einwandernden Bawaren haben den Beweis geführt, daß an den modernen Griechen durchaus noch nicht, wie viele wähnen, „Hopfen und Malz verloren" ſey, und was für dieſe die Gründung der Univerſität, war allermindeſtens für jene die Gründung der erſten Brauerei auf national bayeriſchem Fuße. Eine ſolche Bierfabrik wiegt Manchem die Akropolis auf mitſammt dem Parthenon, und wie unter eines kunſtſinnigen Königs Hand ein anderes Athen am Iſarſtrande erblühte, ſo trugen ſchlichte deutſche Bürger den braunen Nektar der Münchner Unſterblichen von ihrem Iſarathen nach dem Vaterlande des Bacchus und Anakreon, und Bier nach Athen, und damit doch auch „Cultur nach Oſten tragen," war ihnen ganz was Anderes als den Alten „Eulen nach Athen tragen." — Doch zurück zur Philadelphia.

Ich hatte mich eines Abends aufgemacht nach dem ſchönen neuen Geſellſchaftshäuschen meiner wackern Landsleute und ohne weiteres Ceremoniel landsmänniſchen Einlaß begehrt, der mir auch in freundlichſter Weiſe zu Theil ward. Der einſtockige Bau enthält außer der Wohnung des Geſellſchaftsdieners und ſeiner küchenbeherrſchenden Ehehälfte einige kleine, einfach, aber ſauber hergerichtete Spiel- und Trinkzimmer, ein Sälchen für die winterlichen Tanzbeluſtigungen, mit den bayeriſchen und griechiſchen Wappen und Fahnen und den lithographirten Bildniſſen des Heerſcherpaares loyal dekorirt; ein kleines Gärtchen mit einer Kegelbahn bietet Sommers die Reſſource im Freien. Das Ganze muthete mich recht deutſch-heimlich-kneipenhaft an, und nächſt dem Verlangen nach deutſchen Zeitungen hatte mich der patriotiſche Drang hergeführt, einmal ein Stück deutſcher Einigkeit, die ſich ja ſo ſelten in der Welt findet, mit anzuſehen und meine Landsleute in der Zerſtreuung zu begrüßen. Bei deutſchem Bier und Tabak ſitzen da äußerſt gemüthliche und harmloſe, zum Theil auch recht verſtändige Leute auf Bänken um die langen Schenktiſche, Gevatter Schneider und Handſchuhmacher, Hofſattler und Hofſchuſter, kannegießernd, Solo und Sechsundſechzig ſpielend und die Augsburgerin ſtudirend, daß es eine Luſt iſt, und ich ſaß einen langen Abend recht behaglich mitten unter ihnen, erzählte vom alten Vaterland und ließ mir von ihrem neuen „verzählen." Ich hörte da manches, was ich anderswo noch nicht gehört und hintendrein ganz richtig gefunden. Einige Species des ächten deutſchen Urphiliſters haben ſich auch hier im claſſiſchen Land erhalten. Ueberhaupt waren die Leute ächt conſervativ und gut königlich geſinnt. In einer Ecke ſaß, in einen dicken dunkeln

Digitized by Google

Mantel gehüllt, den großen dreieckigen Hut quer auf dem Kopf, der Frau Königin Leibkutscher, der sie vorhin zum Theater gefahren und nun hier der Stunde wartete, da er sie wieder abholen sollte. Doch „Brutus ist ein ehrenwerther Mann," und ist sich seines wichtigen Amtes jeden Augenblick bewußt geblieben.

Auf dem späten Heimweg aus der Philadelphia gab mir einer der Herrn das Geleit, was ich noch heute dankbarst anerkenne. Wenn ich auch gerade nicht einen räuberischen Anfall innerhalb der Stadt selbst fürchtete (obgleich auch dieß in Athen keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehören soll), so lief ich doch Gefahr, mich in jenen weitläufigen, nächtlich öden Quartieren der nordöstlichen Neustadt, in deren äußersten Ausläufern, wie mir schien, „Philadelphia" lag, dergestalt zu verirren, daß ich endlich weder aus noch ein gewußt hätte. Keine Seele regte sich mehr in den finstern stillen Gassen, die ich um Weg und Richtung hätte ansprechen können, und hätte sich ein Sterblicher gefunden, ich hätte mich ihm schwerlich verständlich machen können. Nur hie und da rief uns eine einzelne Schildwache vor dem Marstall, der Münze und ähnlichen Gebäuden an, und ohne meinen Begleiter wäre ich auch hier in arge Verlegenheit gerathen, da ich nicht auf griechisch „Gut Freund!" hätte antworten können. Vergeblich hatte ich mir auf dem Hinweg alle Biegungen und Ecken der Straßen genau gemerkt; ich war völlig außer Stande mich zu orientiren. Da gings quer über halbwüste, erst im Entstehen begriffene Plätze, durch Straßen, von denen erst Eine Häuserreihe vollendet war, und deren andere Seite gegen das Feld offen war; es ging über neu gezogene, noch nicht vermauerte Canäle und Abzugsgräben hin, an tiefen Sandgruben und frisch aufgeschütteten Bausteinen vorüber — ein Weg, ohne sichere Führung schon an und für sich schwierig und gefährlich genug in der dunkeln, sternlosen Nacht. Denn der Himmel hatte sich mit dicken Wolken umzogen, ein heftiger Wind pfiff durch die Gassen und trieb uns den Sand der Straße massenhaft in's Angesicht, und bald schien der von ganz Griechenland so heiß ersehnte Regen eine Wirklichkeit werden zu wollen. Endlich, beim Einbiegen in die Aeolusstraße, konnte ich mich wieder zurechtfinden, und mit einem deutschen Händedruck schied ich von meinem gütigen Begleiter.

Wenn wir oben sagten, daß die griechischen Soldaten, nach Abschaffung der unzweckmäßigen Palikarentracht und Einführung des europäischen Soldatenrocks nach bayerischem Schnitt, mit den Bayern selbst die größte Aehnlichkeit haben, so ist dieß nicht allzu wörtlich zu nehmen. Die neue Uniform scheint vielen doch noch nicht so recht zu sitzen, und die prächtige, knappe Haltung der Griechen in albanesischer Tracht scheint sich nicht auf die bayerischen Waffenröcke übertragen zu haben. Die Haltung der neuuniformirten Griechen hat vielmehr oft etwas Saloppes und Schlotteriges. Ueberdieß scheint man nicht allzu pedantisch die persönliche Liebhaberei des Einzelnen zu beschränken. So sah ich Offiziere in den verschiedensten Mänteln, bald im grauen europäischen Militärpaletot, bald im langhaarigen griechischen Kaputzburnus. Uebrigens habe ich von sachverständigen Leuten die natürliche Anlage des Griechen zum Soldaten rühmen hören; die schnelle Auffassungsgabe und ein gewisser esprit de corps, welche diesem Volke eigen sind, kommen auch beim Einexerciren der Rekruten zu statten. Den Grund zur heutigen Militärverfassung haben, wie zu so vielem in Junghellas, ebenfalls deutsche Hände gelegt, und die Namen des Generals Heidegger und des vormaligen Kriegsministers Lefuire glänzen in den Annalen des neugriechischen Heerwesens. Die griechischen Militärmusiken, auch ein deutsches Werk, sollen ihre Defilir- und Geschwindmärsche, so wie beliebte italienische Opernmelodien schon recht flott aufspielen; ich hörte sie nur aus der Ferne eines Sonntags, wo sie bei der Parade und in den Gärten beim königlichen Schlosse sich öffentlich produciren. Durch diese Musikbanden und die Oper soll das musikalische Talent der Griechen, welches man früher noch unter das der Engländer stellte (ihr nationaler Gesang z. B. ist ein barbarischer Nasalgesang, und höchst unmelodisch), sich bereits bedeutend gehoben haben.

In Einer Beziehung aber hatten hier die organisirenden Kräfte mit bedeutenden Schwierigkeiten, die ebenfalls im griechischen Charakter begründet sind, zu kämpfen: mit dem Unabhängigkeitssinn des Griechen, der aller Disciplin, aller strengen Zucht, allem Kasernenwesen eben so abhold ist, als dem Gegentheil davon, der wilden Regellosigkeit und einem ungezügelten, freien Leben zugethan. Das, was wir in der deutschen Militärsprache so bezeichnend „Drillen" nennen, widerstrebt dem Griechen auf's Aeußerste, und jene Organisatoren hatten daher allerdings einen schwierigen Stand. Des Griechen höchste Lust ist das ungebundene Räuberleben, ein Guerillaskrieg in den Bergen, der kleine Krieg auf eigene Hand mit dem Gesetz daheim und mit dem Türken an der Grenze. Es war wahrlich keine kleine Aufgabe, aus diesen Räubern reguläre Truppen zu bilden. Und Räuber waren sie fast ohne Ausnahme, der kriegerische Rumeliote auf offener Straße mit Kampf auf Leben und Tod, der Bauer der Morea mit feigem, hinterrücks ausgeführtem Meuchelmord.

Aus den brauchbaren Elementen der Palikaren

nahm man die Grundbeſtandtheile des regulären Heeres, und ſie behielten anfänglich ihre nationale Kleidung noch bei, bis ſie, wie erwähnt, nach bayeriſchem Fuße gemodelt wurden. Auch ſieht man wohl noch heute einzelne ſolcher bewaffneter Palikaren, die als unregelmäßige Truppen das Land durchſtreifen oder die Grenzen decken. *

Es iſt kaum glaublich, welche Noth die junge Regierung mit dieſen loſen Banden und ihren Chefs hatte, als es galt, ſie zu brauchbaren Gliedern der neuen ſocialen Geſtaltung der Dinge zu verwerthen. Es hielt unendlich ſchwer, die Geiſter, die man mit leichter Mühe entbunden hatte, wieder in einen geſetzlichen Kreis zu bannen, das freie Feld- und Lagerleben, welches ſie von Jugend auf zu führen gewohnt waren, in ein Kaſernen- und Paradeleben zu verwandeln; denn die Palikaren traten oft ſchon als Knaben von zehn bis vierzehn Jahren unter die Waffen, ihr Capitän war ihr Vater, die Freiheit, richtiger die Zügelloſigkeit, ihre Mutter. Das große Gefühl für das Vaterland, welches früher die hitzigen Köpfe erfüllt und geleitet, hatte ſpäter dem kleinlichſten und erbittertſten Parteiweſen Platz gemacht. Man diente nicht mehr dem Vaterland, man diente nur noch ſeiner Partei. Viele der alten Bandenchefs ließen ſich nun zwar als Offiziere des in der Neubildung begriffenen Heereskörpers anwerben, andere aber capitulirten erſt mit der Regierung, nachdem ſie dieſer lange genug in den Provinzen ſchlimme Concurrenz gemacht, und die letzten Ueberbleibſel des griechiſchen Klephtenthums ſcheinen nun doch auch endlich am längſt verdienten Ziele angelangt — dem Galgen, der hier ſo dicht neben dem Pantheon ſteht. Aber aus ſo manchem halben Räuberhauptmann war jetzt ein Hauptmann in der Armee geworden, ** handfeſte und tapfere Leute zwar, aber zugleich verwilderte, rohe, unwiſſende Naturen, und mit ihnen war auch in die Reihen der Heerführer jene Unredlichkeit und Beſtechlichkeit gekommen, die leider den faulen Fleck des geſammten griechiſchen Staatsweſens bildet und den griechiſchen Namen ſo lange ſchänden muß, bis ein neues, beſſer erzogenes Geſchlecht einſt über den Gräbern ſeiner vielfach in Sünde ergrauten Väter herrſchen wird.

Bevor wir die Trümmer aufſuchen, die uns vom alten Athen erhalten ſind, haben wir erſt noch die zwei ſchönſten Bauten des neuen zu betrachten, das königliche Schloß und die Otto-Univerſität.

Im Oſten der Stadt, da wo die Hermesſtraße in Gartenland und größtentheils noch unangebaut leer liegendes Terrain verläuft, erhebt ſich am ſüdweſtlichen Fuße des Lykabettos das neue Palais, die junge Königsburg Attikas in edler Schöne, in einfacher Pracht; und in kaum minder edlem Style tritt uns die elegante Marmorfront des Panepiſtemions, der Univerſität entgegen, die ſich mit ihrem zierlichen Säulenporticus in den neueren Stadttheilen erhebt, welche ſich nordweſtlich vom Reſidenzſchloſſe nach der Straße der Winde hinüber ziehen.

Dieſer neu-antike, in breiter, aber niederer Façade gehaltene Bau kann nicht verfehlen einen wunderbaren Eindruck gerade hier hervorzubringen, auf dieſem Boden und auf einem von modernen Häuſern umgebenen Platze. Wenn in unſern nordiſchen Städten der ideale Geiſt der griechiſchen Antike uns in zahlreichen Bauten anſpricht, ſo iſt ſie doch immer nur eine exotiſche, eine Treibhauspflanze unter unſerem Himmel; aber hier in Griechenland ſelbſt, in Athen, wo man einſt wirklich das Gebälk des Hauſes von ſolchen Architraven, ſolche Architrave von ſolchen Kapitälen tragen ließ, hier, auf einem Boden, dem einſt wirklich ſolche Säulen in organiſcher Geſtaltung entſproßten, da redet das Alles eine ganz andere Sprache. So wie dieſe Akademie möchten wir uns etwa auch die Akademie des Plato oder die Hallen der Stoa denken, und jene in den offenen Marmorkorridoren zu beiden Seiten des Porticus umherwandelnden Muſenſöhne mahnen an die peripatetiſche Schule des Ariſtoteles. Die Phantaſie klammert ſich ja ſo gerne an jede Gegenwart in Griechenland, die nur irgend der Vergangenheit würdig iſt, und umrankt ſie mit dem Epheugrün der Erinnerung, der Tradition, des Mythus.

Der Univerſitätsbau iſt das ſchöne Werk des däniſchen Architekten Hanſen und 1837 gegründet. Die Zahl der im Jahre 1855—56 hier Studirenden betrug 590 (jetzt zwiſchen 6 und 700), worunter 315 Eingeborene und 275 aus den türkiſchen Provinzen und von den joniſchen Inſeln. Von dieſen Studirenden wurden im gedachten Jahr 37 zu Doctoren der Medicin und 11 zu Doctoren der Rechte promovirt.

Der Bau ſcheint ſeiner Beſtimmung ſehr gut zu

---

* Wenn inzwiſchen Berichte aus Griechenland die nunmehr vollendete Auflöſung der irregulären Grenzwachen melden, ſo ſind damit vermuthlich die letzten Reſte der alten Palikaren und Arnauten gemeint. Laut denſelben Berichten beſteht die jetzige griechiſche Infanterie nach der Umgeſtaltung vom Jahr 1854 aus ſechs Bataillonen Linie und drei Bataillonen Jäger.

** Ganz ähnlich wie unter den letzten Bourbons in Neapel. Der General Sarzano z. B. war früher ein ſehr berüchtigter Räuber und Mordbrenner.

entſprechen; er enthält eine Aula, verſchiedene Hörſäle, ein anatomiſches Theater und eine ſchon recht anſehnliche Bibliothek, nebſt Leſezimmer. Der Porticus, zu dem mehrere Stufen hinanführen, iſt von pentelikſchem Marmor, der eine meerſchaumartige, röthlich gelbe Farbe hat und mit der Zeit noch dunkelt und ins Roſtfarbene übergeht, und die Corridore gewähren den jungen Akademikern einen vor Sonne und Regen geſchützten, kühlen und ſchattigen Gang. Es macht einen eigenen Eindruck, die griechiſchen Studenten nicht mit Cerevistappe und Corpsband, ſondern faſt durchweg mit Feſſi und Fuſtanella, keine Mappen, ſondern ihre Hefte in ſehr claſſiſch ausſchauender Rollenform tragend, aus- und eingehen zu ſehen.

Die Univerſität zu Athen wird mit Recht von jedem gebildeten Griechen als die Wiege ſeiner neugeborenen Bildung, als das wahre „Panhellenion" des junggriechiſchen Geiſteslebens betrachtet, und wir haben oben, mit gerechter Anerkennung des patriotiſchen Sinnes dieſes Volks, die reichen Gaben gewürdigt, mit denen es dieſe Wiege des Neugeborenen liebevoll geſchmückt. Athen iſt wieder berufen, das zu werden, was es nach dem Wort des Perikles zu ſeiner Zeit geweſen: die „Bildnerin Griechenlands." Erwähnen wir denn hier auch noch, daß die Bibliothek der griechiſchen Hochſchule in dieſem Augenblick bereits nahe an 100,000 Bände zählt, und Jahr für Jahr durch reiche Schenkungen faſt aller gebildeten Nationen, die italieniſche und deutſche obenan, anſehnlich vermehrt wird. Jene gab 1854—55 646 Nummern, dieſe 391 (Oeſterreich nichts). Der Zuwachs im folgenden Jahre betrug an 3000 Nummern, und erſt vor wenigen Jahren las man in den Zeitungen, Antonius Kapodiſtrias, der Neffe und einzige Abkömmling des vormaligen Präſidenten von Griechenland, habe der königl. Bibliothek zu Athen 2000 Bände als Geſchenk übermacht.

Wie ſich die meiſten Gelehrten Junggriechenlands ihre Bildung auf deutſchen Hochſchulen erwarben, und beſonders begabte Jünglinge noch heute auf Koſten der Regierung im Auslande ſtudiren, ſo ſind auch noch mehrere deutſche Profeſſoren bei der atheniſchen Univerſität angeſtellt. Wohl beachtenswerth aber iſt das anſehnliche Contingent, welches die noch unter türkiſcher Herrſchaft, beſonders im patriotiſchen Epiros lebenden und die Griechen von den Sieben Inſeln der atheniſchen Univerſität an Studirenden ſtellen, und das nach der obigen Angabe faſt die Hälfte der Geſammtſtudirenden ausmacht. Dieſe jungen, feurigen Gemüther tragen, eine verjüngte Hetärie, den Samen neugriechiſcher Bildung, moderner Wiſſenſchaft und die nationale Idee des griechiſchen Einheitsſtaates, des Panhellenismus, zurück in die Heimath, die nach der Vereinigung mit dem Mutterlande ſchmachtet; dieſes Contingent ſchürt und nährt den Geiſt der Unzufriedenheit mit der beſtehenden Ordnung daheim, und wird ſo ein viel gefährlicheres Freicorps wider die Türken, als je die Armatolen und Palikaren der Berge geweſen. Und die freie griechiſche Preſſe ſchleudert Feuerbrand auf Feuerbrand in die leicht entzündlichen Gemüther. Aber es iſt doch nicht recht abzuſehen, wo hinaus die Flamme züngeln wird, wenn ſie vielleicht einſt wiederum zu heller Lohe angefacht iſt, und ob ſie nicht das eigene Haus in Schutt und Aſche legt, wenn ein böſer Wind dareinfährt. — Auch Doſios war mit der Milch der atheniſchen Hochſchule genährt, auch Doſios war griechiſcher Student, und ſein phantaſtiſches Ideal war der Königsmord.

Wir lenken nun unſere Schritte von der Univerſität rechts hinüber aus der Stadt hinaus in's Freie zur griechiſchen Königsburg.

Da ſteht ſie auf dem Hintergrund ſchön geſchweifter Bergformen, da grüßt ſie uns majeſtätiſch entgegen mit ihrer Marmorfront aus den Brüchen von Pentelikon — Jungathens ſchönſter Bau. Sey auch mir gegrüßt, du Königshaus, du Haus der Hoffnung für ein ganzes Volk! Iſt auch aus dir noch kein neues Königsgeſchlecht hervorgegangen und weiß gleich niemand zu ſagen, wer in dieſem Land und dieſem Hauſe herrſchen wird nach den Tagen König Ottos, ſo lege ich doch den heißen Wunſch an deiner Schwelle nieder: möge es eine lange Reihe ſtarker und gerechter Herrſcher ſeyn, die in Weisheit und Güte regieren von hier aus über Attika und alles Volk griechiſcher Zunge!

Als der junge König ſeine Reſidenz von Nauplia, dem Wunſche ſeines Volks und wohl auch dem Zug des eigenen Herzens folgend, hinüber verlegt hatte nach Athen, da wurde er und ſein Hofſtaat in einer Anzahl eilig aufgeführter, theilweiſe nur proviſoriſcher Bauten untergebracht, die jetzt meiſt andern Zwecken dienen. Aber das Volk begehrte für ſeinen König und König Ludwig für ſeinen Sohn ein Haus, das ihrer aller würdig wäre. Ueber den zu wählenden Standort des neuen Schloſſes (allerdings ein wichtiger Punkt, weil zu erwarten war, daß ſich um ihn der elegantere Stadttheil kryſtalliſiren würde) konnte man lang nicht einig werden. Die Königsreſidenz im Piräeus aufzuſchlagen, wie einige meinten, hatte man mit Recht bald aufgegeben. Deutſchlands größte Baumeiſter wurden um Rath befragt, aber die Anſichten gingen weit auseinander. Klenze ſchlug als Standort die Plattform unterhalb des Areopags in der Nachbarſchaft des Theſeustempels auf den nordweſtlichen Ausläufern des Akropolis-

Digitized by Google

felsens vor, aber sein Plan war, eben des Standorts halber, zu kostspielig und der junge Staat hatte alle Ursache, mit seinen Mitteln Haus zu halten. Schinkels idealer Traum, die neue Königsburg auf den Felsen der Minerva zu setzen, unterlag doch zu vielen ästhetischen und praktischen Bedenken. Sollte der König dort oben nicht unter eitel Schutt und Trümmern wohnen, so mußte das marmorne Chaos erst säuberlich geordnet und aufgeräumt werden, aber damit hätte es zu sehr den Reiz des Ehrwürdigen und Ruinenhaften verloren; die hehren Räume hätten ihre feierliche Stille mit dem lauten Geräusch eines modernen Fürstenhofs vertauschen müssen und die harmonische Einheit ihres heiligen Bezirks wäre einem Zwitterwesen aus alter und neuer Art gewichen. Und wer hätte auch wagen dürfen, neben den Parthenon einen andern, jungen Bau zu stellen, hier eine steinerne Ilias post Homerum zu singen und das Urtheil zu gefährlichen Vergleichen herauszufordern, und wäre es auch ein Schinkel gewesen? Gewiß, wenn auch der Standort an und für sich der schönste der Welt war — der Fels des Kekrops mußte fürder unbewohnt bleiben.

Gärtner aus München wurde der Erbauer der neuen Königsburg, und man kann ihm die Anerkennung nicht versagen, daß er seine Aufgabe mit Verstand und Gefühl erfaßt und mit Geschmack gelöst hat. Das Werk lobt seinen Meister; mindestens die äußere Erscheinung ist sehr ansprechend. Von allen Seiten freistehend, erhebt sich auf fast quadratischer Basis der schöne Bau zu zwei Stockwerken. Das Steinviereck der vier Fronten umschließt im Innern mehrere Höfe; das flache Dach des Palastes verbirgt sich dem Blick von unten, aber die Zinnen sind mit eleganter Einfassung geziert. Glatt und ruhig ist die Westfaçade gehalten, nur über der Treppe springt aus der Fronte heraus ein Marmorportikus mit dorischem Gesäul, dessen Decke oben einen massiv steinernen Altan trägt. Eine Rampenauffahrt führt von beiden Seiten, von vorn führen einige Treppenstufen zu dieser Eingangshalle hinauf, und über dem Altan tragen, über einander gesetzt, zwei correspondirende Reihen von Säulen und Pilastern einen Giebel, der die Mitte der Façade krönt. Das blasse, rahmfarbige Gelb des pentelischen Marmors, der an dem Bau nicht gespart ist, gibt ihm einen ansprechenden, charaktervollen Ton, eine Art Politur von mattem, sanftem Glanze.

In das Innere des Palastes bin ich nicht eingedrungen. Als ich ihn, gleich am Tage nach unserer Ankunft, von außen betrachtete, fehlte mir der freundliche Führer in die Innern Räume, und als ich diesen später haben konnte, überlegte ich mir, daß es in Athen bei einem so kurzen Aufenthalt doch noch andere Dinge zu sehen gebe, als Paläste und Schlösser. Die Gemächer des königlichen Schlosses zu Athen sollen im modernen Münchener Style gehalten, alle sehr comfortabel und viele prachtvoll eingerichtet, ihre Wände zum Theil mit werthvollen bildlichen Darstellungen aus der Geschichte und Natur Griechenlands geschmückt seyn. König Ludwig hatte den Platz für den Bau gewählt, hatte den Grundstein gelegt und später wohl auch für die würdige innere Ausschmückung es an der nachhelfenden Hand nicht fehlen lassen. Am Palast ist von 1836—1843 gebaut worden. Die Schloßkapelle, zunächst für den Privatgottesdienst der protestantischen Königin bestimmt, soll von großer Zierlichkeit und Eleganz seyn. Sonntags findet hier deutscher Gottesdienst nach protestantischem und katholischem Ritus statt.

In der nächsten Nähe des Palastes befand sich damals von andern Gebäulichkeiten fast nur die königliche Hofapotheke, ein nicht eben großes, aber recht freundliches, ebenfalls neues Haus, in dem der deutsche Reisende, auch wenn er nicht für ein paar Lephta Heftpflaster oder Kamillenthee verlangt, doch allzeit freundliche Aufnahme und deutschen Gruß und Handschlag findet. In den letzten Jahren soll sich die Baulust in dieser Gegend lebhaft geregt haben und hier eine junge Othonopolis um das neue Königsschloß aus der Erde gewachsen seyn. Damals waren die Umgebungen des Schlosses noch ziemlich kahl und auch die versuchten Anpflanzungen gediehen nur langsam. Eine üppige Vegetation ist auch nie Sache des attischen Bodens gewesen. Die schönen Bergformen, welche den malerischen Hintergrund des Palastes bilden, sind kaum mit einem leisen Anflug von Heidekraut bedeckt, und den nackten Gipfel des Lykabettos krönt nur ein graues, zerfallenes Kapellchen, das des griechischen Heiligen St. Georg. Großartig schön mag freilich die Aussicht seyn, die man vom flachen Dach des Hauses genießt, wo der Blick frei hinüber zum nachbarlichen Fels der Akropolis schweift, all die Bergzüge Attikas überfliegt und bis zum Piräeus hinunter reicht, hinter dem sich der Spiegel des saronischen Golfs im Sonnenglanze dehnt.

Auch sehr menschenleinsam war es damals um das königliche Haus her, vielleicht in jenen Tagen, wo der König fern war, mehr als sonst. Keine glänzenden Equipagen, in Athen damals überhaupt noch eine Seltenheit, fuhren hier aus und ein, kein Lakaiengesindel sonnte sich müßig vor den Thoren. Wie ausgestorben, wie Dornröschens Zauberschloß, drin Alles schläft, lag das griechische Königshaus. Nur Einmal sah ich eine baufchige Fustanella durch die Säulenhalle des Portales schweben, und als ich mich dem Eingang auf Schußweite näherte, rief mir die Schildwache, die hier wie

auf verlorenem Posten stand, etwas auf Griechisch zu, von dem ich nur soviel begriff, daß es keine Einladung war, hereinzukommen. Bewachst du so eifersüchtig deine Königin, Athener? Und bewachst du ihre Ruhe oder ihre Sorgen? Nicht immer ist die äußere Ruhe ein Symptom, daß auch der Puls des innern Lebens leise geht, und gewiß ist's, daß dieses Haus schon bewegtere Tage gesehen, als diesen. Wie manche Hof- und Palastintrigue, von fremden Diplomaten ersonnen und gesponnen, von ihren griechischen Parteigängern in dieses Schloß getragen und effektvoll in Scene gesetzt, hat hier schon gespielt, und war's nicht gerade da, auf dem freien, gänzlich unbebauten Platze, der, einem Stück Wüste jetzt noch ziemlich ähnlich, in sanfter Steigung zum Schloß hinanführt, wo in der Nacht vom 15. September 1843 jener Aufstand des Obersten Kalergis stattfand, in Folge dessen die letzten deutschen Civil- und Militärbeamten aus der Umgebung des Königs entfernt und ihren früheren Collegen und den bayerischen Truppen in die Heimath nachgesandt wurden und das junge Königreich eine Verfassung nach französisch-belgischem Muster erhielt? So ward dieser Palast auch die Wiege der neugriechischen Constitution. Wir wollen die Frucht jenes Herbstes des Jahres 1843 nicht eine faule nennen, wollen nicht das Kind mit dem Bade ausschütten, indem wir es, wie so viele andere, als eine Früh-, Fehl- und Mißgeburt bezeichnen; ja wir wollen sogar an dieser Stätte die Hoffnung aussprechen, daß jenes Kind einst noch zum schönen, kräftigen Manne empor blühen werde; aber bis heute, was ist die griechische Verfassung anders gewesen, als ein Tummelplatz der Parteien, ein willkommenes Werkzeug in der Hand einiger übermüthigen, selbstsüchtigen Schreier, um König und Volk gleichmäßig zu bedrücken und sich selbst an's Ruder des Staates zu bringen? Auch das Dosiosattentat auf Königin Amalie vom vorigen Herbst ward vor diesem Portale in Scene gesetzt.

Da, wo der Palast nach Süden blickt, trägt eine lange Säulenkolonnade eine Galerie, die, mit Blumen und Gewächsen reich besetzt, vor der Fensterreihe des ersten Stockwerkes herläuft, und über der sich in ihrer ganzen Länge ein Dach von buntem Stoffe spannt, um die Galerie zu überschatten, wenn die südliche Sonne allzu glühende Strahlen entsendet. Auf diese Blumengalerie öffnen sich die königlichen Gemächer, und unterhalb derselben ziehen sich weite, eingehegte Gartenanlagen eine ziemliche Strecke gen Süden. Diese und einige riesige Stauden von Aloe und stachlichten Cacteen, die den freien Platz vor der Façade des Schlosses einfassen, sind bis jetzt auch die einzigen Versuche geblieben, die sterile Kahlheit der nächsten Umgebung der Residenz einigermaßen zu verdecken. Aber in den Tagen, wo ich sie sah, und wo das Land unter mondelanger Dürre schmachtete, bot diese ganze Vegetation das traurigste Bild. Fingerdick lag der Staub auf den massiven, fleischigten Blättern der Aloen und kleidete alles frische Grün des Lebens in eine Kruste von trostlosem Grau.

Am Palais des Königs dicht vorüber zieht in nordöstlicher Richtung die große Straße, welche, etwa zehn Minuten hinter dem Schlosse, zunächst an dem Orte vorüberführt, wo Antisthenes, der Stifter der cynischen Schule, seine wohlfeile Weisheit auskramte, am Hügel Kynosarges, sich sodann in einiger Entfernung von der Stadt in zwei Arme theilt, deren rechter (östlicher) dem Pentelikon zuläuft, während der nördliche gen Marathon und Negroponte (Euböa) führt. Der Weg dahin geht eine Strecke durch ein Olivengehölz, an dessen Ende, mehrere Stunden von Athen, er das Dorf Kephissia berührt, wo der König einen Landsitz hat, den er gewöhnlich Sommers bezieht, um welche Zeit Athen wegen Hitze und Staub unerträglich wird, während dort die Oelbäume in ihren Schatten laden und der nahe Pentelikon kühlere Lüfte entsendet. Es mag ein recht idyllischer Aufenthalt seyn, dieses Kephissia. An seiner Stelle soll einst die Villa jenes Herodes Attikus gestanden haben, wo der sprachgewandte und reiche Marathoner, den seine Zeit, vielleicht allzu euphemistisch und mehr in Anbetracht seines „goldenen Mundes", „die Zunge der Hellenen" und den „König der Beredtsamkeit" genannt hat, wo dieser von irdischen Geschäften und Ehren zur beschaulichen Muße Epikurs zurückgezogene Weise den Wissenschaften lebte, fern vom Geräusche der Welt und Athens, das er, sowie auch Rom, durch seine Prachtbauten verschönert hat. Eine Grotte in der Nachbarschaft des Dorfes macht die schmückende Lokalsage zu einer Wohnung der Nymphen. Solche Nymphengrotten und Nymphenhügel (Nympheia) finden sich übrigens zu Dutzenden um Athen.

Unser Weg aber liegt nicht auf der Straße nach Pentelikon oder Marathon, sondern in fast entgegengesetzter südlicher Richtung vom Schloß des Königs. Und damit beginnt unsere eigentliche Wallfahrt zu den Resten des alten Athen.

(Schluß der Abschnitte.)

Digitized by Google

Literatur.

Saul. Ein Drama von J. G. Fiſcher. Stuttgart 1862.

Als die lyriſchen Gedichte des Verfaſſers bei ihrem erſten Erſcheinen von der Kritik wie von dem Publikum mit ſo warmem Beifall aufgenommen wurden, warf erſtere auch die Frage auf: zu was ſie den Dichter, wenn er ſich einmal einen größeren Stoff wählte, mehr ermuntern ſolle, für was er vorzüglicher angelegt ſey, für das Epos oder das Drama? Das läßt ſich nun meines Erachtens noch einer Sammlung lyriſcher Gedichte, ſelbſt wenn ſie bedeutende Stücke der „lyriſch-epiſchen Gattung“ enthält, nicht ſo zuverſichtlich beſtimmen. Wir meinen jetzt wohl, aus den Gedichten Schillers und Goethes deduciren zu können, daß der eine mehr eine dramatiſche, der andere vorzugsweiſe eine epiſche Natur geweſen ſey; das iſt aber heute ein vaticinium post eventum; beim erſten Erſcheinen ihrer Gedichte, ehe noch die ganze Entwicklung beider vor Augen lag, hätte es wohl ſchwerlich jemand mit Sicherheit zu ſagen gewußt. Nur das kann jeder, der überhaupt poetiſches Verſtändniß hat, bei Leſung lyriſcher Gedichte ſagen, ob der Dichter überhaupt tiefer angelegt ſey, ob er pſychologiſch-dialektiſchen und hiſtoriſchen Sinn zeige, oder ob ſeine Lyrica leichte, oberflächliche Waare ſeyen, die mit dem Blühen der Veilchen und dem Murmeln der Quellen verrauſche. Dieſe tiefere poetiſche Anlage ließ ſich aber bei Fiſcher deutlich erkennen. Die Kritik hob an ihm mit ſeltener Einſtimmigkeit die ſcheinbar entgegengeſetzten, in Wahrheit aber ſo eng zuſammenhängenden Eigenſchaften hervor: friſche Unmittelbarkeit und Objektivität der poetiſchen Anſchauung, und andererſeits das ideale Pathos, einen hohen ethiſchen Ernſt, einen ſchönen hiſtoriſchen Schwung. In ſo fern konnte man allerdings ein größeres poetiſches Werk, ſey es nun dramatiſcher oder epiſcher Art, von ihm erwarten, man mußte es von ihm fordern.

Wer ſeinen Bildungsgang näher kannte, mußte allerdings zuerſt auf ein Drama rathen; und ſelbſt die Wahl eines bibliſchen Stoffes konnte in dieſem Fall nicht befremden, ſondern mußte natürlich, faſt nothwendig erſcheinen. Neben Schiller verdankte Fiſcher ſeine erſte poetiſche Anregung weſentlich der Bibel und dem Kirchenlied. Und dieſe Anregung blieb nicht eine jugendlich vorübergehende, die ſich bei fortſchreitender Geſchmacksbildung verloren hätte. Der Reſpekt vor dieſer gewaltigen Poeſie, die Luſt an ihr iſt bei ihm keine künſtlich romantiſche, ſondern aus dem unmittelbarſten Eindruck hervorgegangene; aber ſie iſt geblieben und hat ſich noch geſteigert mit der das hiſtoriſche und dichteriſche Intereſſe immer reiner herausſtellenden äſthetiſch philoſophiſchen Entwicklung. So war für ihn der bibliſche Stoff der nächſtliegende und vertrauteſte; er ſuchte ihn nicht, wie es die meiſten modernen Dichter thun würden, als etwas Abſonderliches und Pikantes, ſondern er fiel ihm als etwas von jeher Werthgehaltenes und am Herzen Liegendes von ſelbſt in die Hand.

Damit fielen für ihn auch zum voraus die Hauptſchwierigkeiten weg, welche mit der Wahl eines ſolchen Stoffes verbunden zu ſeyn pflegen. Wir haben ja zu demſelben nicht mehr die indifferente, conventionelle Stellung wie zu Roelues Zeiten. Man ſollte meinen, in das Zeitalter Ludwigs XIV., unter die höfiſchen Reifröcke und römiſch antiken Togen habe eine iſraelitiſche Königin am allerwenigſten gepaßt und die Maintenonſche Frömmigkeit hätte ihr den Weg auf die Bühne vor allem verſchließen ſollen. Das conventionelle Regiement war aber damals ſo ſtreng, daß vor ihm aller Unterſchied der Zeiten und Charaktere verſchwand, daß Semiramis und Phädra und Athalja, die römiſchen Republikanerinnen und Kaiſerinnen in gleicher Weiſe wie tugendhafte franzöſiſche Prinzeſſinnen auftreten konnten. Dieſe Unbefangenheit hat bekanntlich in der modernen Zeit den entgegengeſetzteſten Vorurtheilen weichen müſſen. Die Frage, inwiefern ein bibliſches Stück auf das heutige Theater paſſe oder nicht, verdiente wohl eine nähere Erörterung; ohne Zweifel würden die meiſten es unzuläſſig finden, und zwar aus ganz entgegenſtehenden Gründen. Auf dieſe Frage will ich aber hier nicht weiter eingehen, ſondern nur darauf aufmerkſam machen, daß aus dieſer entgegengeſetzten Anſchauung des Publikums ſich derſelbe Zwieſpalt auch für die Auffaſſung des Dichters ergeben muß. Daß ſie eine hiſtoriſche ſeyn ſoll, verſteht ſich von ſelbſt; aber dieſe Forderung der rein hiſtoriſchen Auffaſſung iſt eben eine aprioriſche; hinterher wird ſich unwillkürlich die dogmatiſche, theatraliſch politiſche, oder die modern rationaliſirende und pragmatiſirende Tendenz geltend machen. Dieß kann zwar mit jedem hiſtoriſchen Stoff geſchehen, für einen bibliſch religiöſen aber liegt die Gefahr unſtreitig doppelt nahe. Dieß zeigt ſich uns ja gerade auf's deutlichſte am Beiſpiel Sauls, d. h. an denen, die vor Fiſcher dieſen zur dramatiſchen Behandlung ſo ſehr einladenden Stoff bearbeitet haben. So hat Gutzkow fehl gegriffen, wenn er Samuel die Rolle eines Hildebrand ſpielen läßt, nach dem Typus, welchen rhetoriſche Geſchichtſchreiber für dieſen gewaltigen Papſt ſtehend gemacht haben, und Saul gegen ihn ankämpft wie ein großer Ketzer des Mittelalters.

Vor ſolchen Mißgriffen blieb Fiſcher bewahrt durch den aufrichtigen Reſpekt vor bibliſcher Poeſie und Geſchichte und die darauf beruhende Objektivität der Auffaſſung, mit Einem Wort: durch ein tieferes hiſtoriſches Verſtändniß.

Darum blieben aber der Schwierigkeiten für die Behandlung eines ſolchen Stoffs immer noch genug. Man denkt, es müſſe nichts einfacher und leichter ſeyn, als dieſen ſo klar und anſchaulich in den bibliſchen Urkunden gezeichneten Conflikt darzuſtellen. Man wird es aber alsbald anders finden, wenn man ſelbſt Hand anlegt. Eine Hauptfrage iſt die nach Haltung und Ton des Ganzen. In welcher Sprache will man die altteſtamentlichen Helden und Prieſter reden laſſen, damit der Gebildete, d. h. hier der Bibelkundige, der Kenner der Originalurkunden, der den Geiſt der hebräiſchen Geſchichte, Sprache und Poeſie verſteht, nicht abgeſtoßen werde? Dieſen Ton zu finden iſt viel ſchwerer als bei hiſtoriſchen Stoffen aus dem claſſiſchen Alterthum. Für dieſe hat ſich eine allgemein recipirte Sprache, eine Vermittlung des antilen mit dem modernen Sprachgebrauch längſt gebildet; claſſiſche und moderne Anſchauung und Sprache ſind durch die verſchiedenartigſten philologiſchen und poetiſchen Beſtrebungen in einen Guß zuſammengefloſſen wie das korinthiſche Erz. Das Bibliſche ſteht nun zwar von der einen Seite unſerer Anſchauung noch viel näher, wir ſind damit weit allgemeiner bekannt, d. h. derer, die ſich in dieſe Vorſtellungs- und Ausdrucksweiſe eingelebt haben, ſind ungleich mehr als der wirklichen Kenner des claſſiſchen Alterthums. Andererſeits aber ſteht das Bibliſche unſerer philoſophiſchen und äſthetiſchen Bildung auch wieder unläugbar viel ferner; die zwiſchen beiden vermittelnde Brücke iſt für viel wenigere geſchlagen als die ſo viel leichtere und allgemeiner zugängliche Verbindung der modernen Denkweiſe mit einem gewiſſen antiken Luſtre, einem oberflächlich täuſchenden Schein. In welchem Ton alſo ſollen Saul und Samuel ſprechen, um weder gegen die hiſtoriſche Treue noch gegen den allgemeinen Geſchmack zu verſtoßen? Am nächſten läge der bibliſche Ton ſelbſt, die Sprache des Alten Teſtaments, die ſich ſo vortrefflich für den erſchütternden Ernſt des Drama zu eignen ſcheint. Dieſe Sprache der Könige und Seher, mit ihren kühnen Bildern und ihrem gedrungenen, prägnanten Satzbau, iſt an ſich ſelbſt poetiſch, ſo daß man denken ſollte, ſie werde ſich dem modernen Dichter, ohne daß er viel dazu zu thun brauche, auch für ſeine Zwecke fügen. Man verſuche es aber einmal, ein ganzes Stück in ſtreng bibliſcher Sprache zu ſchreiben; man wird finden, daß dieß ganz unmöglich iſt, wenn man nicht affektirt und manierirt, gezwungen und langweilig werden will. Es handelt ſich nicht um einen chronikartigen Auszug aus den Büchern Samuels und der Könige, wie er etwa für eine bibliſche Geſchichte als Lehrbuch für höhere oder niedere Schulen ſich eignen würde, ſondern um eine hiſtoriſch poetiſche, um eine dramatiſche Behandlung, welche bei aller Objektivität doch weſentlich auch den hiſtoriſchen Gehalt in ſubjektiver Vermittlung herausſtellen, die Berechtigung oder Nichtberechtigung der Exiſtenzen und Perſonen nach beiden Seiten mit gerechter Wage abwägen ſoll. Da müßte ſich denn nothwendig bald der ſchreiendſte Widerſpruch, die widerwärtigſte Abwechslung, ein Durcheinander von alter Naivetät und moderner Reflexion, von Objektivität und Subjektivität ergeben, den unſer hiſtoriſches und äſthetiſches Bewußtſeyn auf die Länge gar nicht vertragen würde.

(Schluß folgt.)

Correſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

Das Geheimerathsviertel. — Die Judenſtadt. — Das Köpenicker Feld. — Blick in den Adreßkalender.

△ Ehidher, der ewig junge, kommt alle fünfhundert Jahre deſſelben Weges gefahren und beſchreibt die Veränderungen, die mit einem beſtimmten Orte während der Zeit vor ſich gegangen ſind. Ich bin kein Ehidher, kein ewiger Jude, kann alſo auch nicht alle paar Jahrhunderte eine Correſpondenz über eine totale Umwandelung Berlins einſenden; vielmehr iſt der Zeitraum, der verfloſſen iſt, ſeit ich das Aeußere Berlins beſchrieb, bis jetzt, da ich wiederkehre, nur ein kurzer zu nennen und es können folglich auch die Wandelungen nicht ſo totaler Natur ſeyn. Aber erſtaunlich ſind ſie dennoch im Vergleich zu der kurzen Zeitſpanne. Einſt ſchrieb ich Ihnen — irre ich nicht, war es im Januar 1830 — von einem „Schwindelviertel“; jetzt heißt es das „Geheimerathsviertel“ und iſt einer der eleganteſten Stadttheile geworden. Es liegt, wenn Ihnen die Localitäten noch ſo weit erinnerlich ſind, außerhalb der Stadtmauer, zwiſchen dem Potsdamer und dem Anhaltſchen Thore, von der Mauer getrennt durch die Hirſchelſtraße, während andererſeits die Stadt, d. h. die Friedrichsſtadt, die auch kaum erſt anderthalbhundert Jahre alt

Digitized by Google

iſt, von dieſer Mauer durch einen Schienenweg getrennt iſt, der die verſchiedenrn Eiſenbahnhöfe mit einander verbindet. Dem Ohre des Berliners mag dieſe Bemerkung trivial klingen: er denkt, das Viertei ſteht da von jeher und wird da ewig ſtehen bleiben. Denn ſchlecht iſt es beſtellt in dieſer Beziehung mit dem hiſtoriſchen Gedächtniſſe der Friedrichsſtadt und des Geheimerathsviertels. Es wohnen da meiſt nur Leute, deren Aufenthalt in der Hauptſtadt ein temporärer iſt, die ſich eine „gute Wohnung“ ſuchen und ſich im Uebrigen wenig um den Lauf der Dinge kümmern. Die Straßen, die von der Stadt aus bis zum Kanal des „Geheimerathsviertels“ — ſo genannt, weil dort vorzugsweiſe die Ariſtokratie des Beamtenthums ihre Wohnungen hat — gehen, ſind: die Bellevueſtraße, die Potsdamerſtraße, die Linkſtraße, Käthenerſtraße, Deſſanerſtraße und Schönebergerſtraße; Querſtraßen ſind die Bernburgerſtraße und Eichhornſtraße. Van der Schöneberger- bis zur Köthenerſtraße ſind die Häuſer kaſernenartig grbaut; nur das Eckhans an der Deſſauerſtraße und der längs des Kanals laufenden Grabenſtraße macht davon eine rühmliche Ausnahme. Es iſt im mauriſchen Style aufgeführt. Friedrich Wilhelm IV. ſall den ahnehin reichen Erbauer mit einigen hunderttauſend Thalern unterſtützt haben; man ſagt wenigſtens ſo, ſicher iſt jedoch, daß er ſich noch während der letzten Zeit ſriner Regierung ſehr für den Bau intereſſirt hat; Ich habe es ſelbſt geſehen, wie er denſelben von ſeinem Wagen aus an einem Sommernachmittag beſichtigte. Schön iſt der Palaſt, das läßt ſich nicht leugnen; aber um als ſolcher ſich dem Auge vollſtändig darzubieten und dem Beſchauer zu impaniren, müßte er frei ſtehen, etwa von einem angemeſſenen Park umgeben, während er jetzt an zwei Seiten van kaſernenartigen Häuſern eingeklemmt iſt. Weniger kaſernenartigen Charakter tragen die Häuſer der Bellevue- und der Potsdamerſtraße. Wohlhabende Leute haben ſich die Häuſer gebaut, nicht um ſie zu vermiethen, ſondern um ſelbſt darin zu wahnen, allerliebſte Villen, zum Theil im griechiſchen Styl aufgeführt, von der Straße durch Gärten getrennt. Kaum ſind die Bauplätze des Geheimerathsviertels bis auf wenige beſetzt, ſo erhebt ſich auch ſchan eine Fartſetzung dieſes Viertels nach dem Thiergarten hin, zwiſchen der Thiergartenſtraße und der Grabenſtraße und auch links des Kanals. Man wird dieſes Viertel künftig die Thiergartenſtadt nennen können, wenn man nicht die Bezeichnung Judenſtadt wählen will. Ich würde „Judenſtadt“ vorziehen, weil die meiſten und anmuthigſten Villen im Beſitze van Juden ſind; was ſage ich, „die meiſten“: alle, mit vereinzelten Ausnahmen. Von den Landhäuſern der Thiergartenſtraße gehören ſagar nur drei bis vier chriſtlichen Bewahnern; ein Gleiches wird wohl auch van der Victoriaſtraße zu ſagen ſeyn, der erſten Querſtraße zwiſchen der Thiergarten- und Grabenſtraße. Sie iſt nicht lang, ſie iſt nicht gerade, ſie iſt auch kaum erſt bis zur Hälfte bebaut, aber ſchon jetzt würde der Fremde, der Berlin beſucht, thöricht handeln, wenn er ſich dieſelbe nicht anſähe. Palaſt reiht ſich an Palaſt; ſelbſt der franzöſiſche Louvre iſt hier in würdiger Weiſe vertreten. Auch an den übrigen Querſtraßen zwiſchen Thier- und Grabenſtraße (am Ende derſelben erbaut ſich jetzt der Miniſter von der Heydt ein Landhaus) entſtehen von Zeit zu Zeit ſchöne Bauten, Häuſer im gothiſchen Styl, mit gothiſchen Verzierungen van — Blech: eine ungeheurr Lüge, daß Blech etwas anderes vorſtellen ſoll, als es iſt, nicht Blech, ſandern Stein. Indeß das Allermerkwürdigſte dieſer künftigen Judenſtadt dürfte vielleicht künftig das ſeyn, daß ſich mitten in derſelben eine chriſtliche Colanie befinden wird; denn an einer andern Querſtraße, der Matthäikirchſtraße, liegt die Kirche des Apoſtels Matthäus, und die Gemeinde, die ſich allſonntäglich in derſelben verſammelt, trägt einen ſtreng lutheriſchen Charakter.

Ad vocem „Judenſtadt.“ Es iſt merkwürdig, in welchem Maße die jüdiſche Bevölkerung hier zunimmt, merkwürdig ferner, wie ſie aus den ſüdöſtlichen Theilen der Stadt nach den nardweſtlichen wandert, aus den eng gebauten alten in die luftig gebauten neuen Quartiere. Einſt auf die Judenſtraße beſchränkt, nehmen die Juden jetzt ſchon Beſitz von den Linden, wohnen ſie neben den Paläſten des Königs, des Kranprinzen, des Kaiſers von Rußland, der Grafen Redern, Arnim-Boytzenburg u. a. Etwas Aehnliches habe ich vor einigen Jahren auch in Prag bemerkt. Das Indenviertel wird dort van den Juden verlaſſen und hinein ziehen die ärmeren Chriſten der Stadt. Die Anzahl der jüdiſchen Bewahner Berlins mag ſich augenblicklich auf 25,000 belaufen, dergeſtalt, daß auf zwanzig Einwohner ein Jude kammt; ich glaube, es lirgt die Zeit nicht fern, wo auf zehn Einwohner ein Jnde kommen wird. Was den jüdiſchen Einfluß auf dir Stadt anlangt, ſo iſt das Faktum bemerkenswerth, daß bei den letzten Wahlen van acht aus den Urwahlen hervorgegangenen Wahlmännern einer ein Jude war. Kein Wunder, die hieſige Preſſe liegt zu zwei Drittheilen in den Händen von Juden, und die „Volkszeitung“, das am meiſten geleſene Blatt Preußens — ſie mag etwa 28,000 Abonnenten zählen — wird nur von Jnden redigirt und geſchrieben. Ich ſchreibe nicht gegen die Juden, ich referire blaß. Ich referire drßhalb weiter, daß die eifrigſten Mitglieder der „Nationalpartei“ Juden ſind, daß ſir gerade am meiſten auf ein einiges Deutſchland nnter Preußens Führung dringen. Seltſame Ironie, daß gerade diejenigen, die nichts wiſſen wollen van Preußen, weil ſie nicht verwachſen ſind mit drn Tradltionen dieſes Königreichs, nun ein einiges Deutſchland wollen, das ſie als Kosmopolliten nicht wünſchen können! Ein Napoleoniſches Weltreich, ja das wäre etwas anderes! Und genan betrachtet, iſt es auch nichts anderes, was ihr van aller Wirklichkeit abgelöster Liberalismus aber Radikalismus erſtrebt, wenn auch hier und da gegen eine vereinzelte Maßregel Napoleans palemiſirt wird. Das Lob Napaleons überwiegt entſchieden den Tadel. Es darf Sie nicht wundern, wenn bei ſothanen Verhältniſſen auch die Oppaſitian gegen die Juden

Digitized by Google

im Wachſen iſt. Die Kreuzzeitungspartei hat von jeher gegen dieſelben geſchrieben; jetzt fängt man auch im Lager der Radikalen an gegen ſie zu ſchreiben. „Die Juden und der deutſche Staat," eine kleine, vier oder fünf Bogen ſtarke Broſchüre, von der bereits drei Auflagen vergriffen ſind und die vierte im Druck iſt, iſt vom Feuerbach'ſchen Standpunkte aus geſchrieben, oder nach richtiger: vom rein naturwiſſenſchaftlichen, und wohl noch niemals iſt etwas gegen die Juden Geſchriebenes eifriger geleſen worden, noch nie eine Schrift von grimmigerem Haſſe gegen die Juden diktirt worden.

Es ſind etwa 70,000 Einwohner, um die ſich Berlin ſeit dem Eingangs erwähnten Schreiben vermehrt hat. Eine hübſche Anzahl von Menſchen, groß genug, um ſchon allein die Bevölkerung für eine reſpektable Stadt abzugeben. Auf die beiden erwähnten Vorſtädte fällt davon ein verhältnißmäßig geringes Contingent; um die große Mehrzahl beherbergen zu können, hat ſich Berlin vorzugsweiſe nach einer andern Seite hin ausgedehnt. Es iſt das ſogenannte Köpenicker Feld auf der Südſeite der Stadt, deſſen vollſtändige Bebauung nicht lange mehr auf ſich warten laſſen wird. Ein rieſiges Stadtviertel wird dann Berlin vom Anhalt'ſchen Thore bis zum Köpenicker umlagern, beſtehend aus langen, breiten und meiſt geraden Straßen, und aus durchgängig drei- bis vierſtockig gebauten Kaſernen. Es wird ein troſtloſes Stadtviertel werden, ein Gewirre von Straßen, in dem ſich der Fremde nur ſchwer wird finden können. Friedrich Wilhelm IV. hat offenbar die Anlage der Straßen keiner ſonderlichen Reviſion mehr unterworfen, wenn auch Namen wie Mantenffelſtraße, Adelbertſtraße u. a. darauf hinzudeuten ſcheinen; denn nirgends iſt in dieſem Straßenlabyrinth ein Platz zu finden, der einen Theil des Viertels zum Abſchluß brächte, um den ſich, ſo zu ſagen, eine kleinere Einheit organiſch gruppirte. Wie viel vernünftiger iſt man in dieſer Beziehung in den beiden vorigen Jahrhunderten zu Werke gegangen! Die Friedrichsſtadt hat zuerſt ihren Dönhofsplatz, auf deſſen Viereck von allen Seiten Straßen münden; ſie hat ferner zwiſchen der Mohren- und der franzöſiſchen Straße einer- und der Markgrafen- und Charlottenſtraße andererſeits den Gendarmenmarkt mit ſeinen beiden Kirchen und dem Schauſpielhauſe in der Mitte; ferner den Zietheuplatz mit den Denkmalen der Helden des ſiebenjährigen Krieges und dem Blicke auf die Paläſte des Prinzen Karl, des Grafen Paß-Buch und des Handelsminiſteriums; ferner an den Thoren den Askaniſchen und Pariſer Platz; endlich ſind die Linden mit dem Opernplatze und dem Luſtgarten eigentlich nichts denn ein einziger ungeheurer Verkehrsplatz, umgeben von den glänzendſten Paläſten und Denkmalen der Stadt. Von allen ſolchen Dingen wird in der neuen Köpenicker Stadt niemals die Rede ſeyn können; ſelbſt die Kirchen, vielleicht mit Einer nennenswerthen Ausnahme, werden von dem Häuſermeer umfluthet werden. Und weßhalb ein ſo unvernünftiges Verfahren? Ja, das kann ich Ihnen ganz genau ſagen, das weiß ich nicht. Man könnte Sparſamkeit dahinter vermuthen; dagegen ſpricht aber zweierlei: erſtens hat Berlin Raum genug, um ſich unbehindert auch ferner nach allen Seiten hin ausdehnen zu können, ſodann würden die Bauſtellen an einem größeren öffentlichen Platze in dem Maße werthvoller ſeyn, daß dadurch die Koſten für Herſtellung des Platzes vollſtändig gedeckt werden würden. Es liegt hier mithin ein Geheimniß vor, das noch ausſchließlich den Vätern der Stadt gehört. Wäre ich Miniſter des Innern, ich würde hiegegen vorgehen aus Rückſicht auf die Geſundheit; wäre ich Cultusminiſter, würde ich daſſelbe thun aus Rückſicht auf die Jugend. Denn gerade die weniger bemittelte Bevölkerung iſt es, die auf dem Köpenicker Felde zuſammen gedrängt wird. Wo ſollen nun die Kinder bleiben, wenn ſie aus der engen Wohnung hinaus kommen, um friſche Luft zu ſchöpfen? Auf die Straße können ſie nicht geſchickt werden, da iſt kein Raum für ſie; die Entfernung von den Thoren iſt vielleicht eine halbe Stunde, und dort iſt, wenn ſie nicht unter elterlicher Aufſicht in den Garten einer Wirthſchaft geführt werden, auch kein Raum für ſie. Sie ſind alſo gezwungen, fortwährend in der engen Wohnung zu bleiben.

Ueber andere Bauten ein anderes mal; für heute ſchließe ich mit einem flüchtigen Blick auf den Berliner Adreßkalender für das Jahr 1862. Es iſt über denſelben vor kurzem im Saale des hieſigen Schauſpielhauſes ein beſonderer Vortrag gehalten und dieſer Vortrag auch gedruckt worden; ich habe ihn weder gehört noch geleſen, und will deßhalb nur einige Notizen, nach früherer Weiſe zuſammengeſtellt, geben. — Die Zahl derer, die mit dem Namen Schulze in dem goldenen Buche verzeichnet ſtehen, beträgt reichlich 1200; doch iſt dabei zu bemerken, daß die Schreibart variirt zwiſchen Schulz, Schulze, Schultz und Schultze, und daß außerdem die Scholzen nicht zu vergeſſen ſind. Rechnen wir nun, daß dieſe 1200 Schulzen alle einen ſelbſtſtändigen Hausſtand haben (ſonſt würden ſie in der Regel nicht im goldenen Buche ſtehen), ferner daß die meiſten Schulzen Schulzinnen haben werden, ſehr viele endlich Nachkommen, die denſelben Namen tragen, ſo können Sie ſich einen ungefähren Begriff davon machen, wie viele „Seelen" hier auf den Namen „Schulze" hören. Aber damit iſt die Sache noch nicht zu Ende. „Chambregarniſten" und ſolche, die bloß eine Schlafſtelle haben, werden nicht minder und in nicht viel geringerer Anzahl Anſpruch auf Verwandtſchaft mit dem weitverbreiteten Geſchlechte der Schulzen machen, ſo daß die Schulzen zuſammen eine anſehnliche Stadt für ſich bilden würden. Auf die Schulzen folgen die Müller und Schmidt. Die erſteren ſind im Adreßkalender durch etwa 830, die letzteren durch etwa 700 Namen vertreten. Von den jüdiſchen Namen finde ich Cohn am meiſten vertreten; der Kalender zählt etwa 180 Cohns. — Der erſte Theil des Kalenders enthält die Namen der Einwohner auf 592 Seiten; der zweite die Straßen, Häuſer u. ſ. f. mit den Namen der Bewohner auf 171 Seiten; der dritte auf 290 Seiten einen Nach-

Digitized by Google

weis ſämmtlicher Geſchäfts- und Gewerbtreibenden. Dieſem dritten Theile entnehme ich folgende Notizen. Berlin hat nicht weniger denn 712 Aerzte, 500 Bäcker, 230 Conditoren, 570 Barbiere, nahe an 300 Bildhauer, 216 Buchhändler (genau gezählt), 630 Cafétiers, 180 Deſtillateure, 2100 Schenkwirthe, nahe an 500 Goldſchmiede, 1800 Maler, 160 Photographen, 280 Puppenfabrikanten, 700 Schlächter (darunter 3 Roßſchlächter), nahe an 4000 Schneider, 3700 Schuhmacher, 600 Tabakshändler, 2200 Tiſchler und 360 Bankiers. Champagnerfabriken finde ich nur 3 aufgeführt, Accordianfabrikanten nur 19; die Friſeure ſind mit 115 Namen vertreten, die Glockengießer mit 6, die Haarwuchsölfabrikanten mit 4, die Heilgehülfen mit 130, die Magnetiſeure mit 5 u. ſ. w. Sie mögen aus dieſen wenigen Angaben ſchließen, wie bunt ſich hier das Verkehrsleben geſtaltet; es wird immer ſchwerer, aus eigener Erfahrung einigermaßen einen Ueberblick über daſſelbe zu bewahren; man wird ohne Adreßkalender nicht mehr fertig. Aehnliches gilt von den fortwährend in der Bildung begriffenen neuen Straßen. Sechs Jahre habe ich auf dem Köpenicker Felde gewohnt, erſt ſeit zwei Jahren wohne ich in der Friedrichsſtadt, und gleichwohl iſt mir das Köpenicker Feld bereits ſo zu ſagen aus der Kunde gewachſen.

So viel im Allgemeinen über Berlin im Anfang des Jahres 1862; miſchen wir uns im nächſten Briefe unter das Treiben und Wogen der Bevölkerung.

Vevey-Montreux, Januar.

(Schluß.)

Volkscharakter. — Verein zum Loskaufen von Sklaven. — Aus der Ritterzeit.

Von der Zeit an waren die Herren von Bern auch die Herrſcher des Waadtlandes, bis mit dem Einziehen der franzöſiſchen „Freiheitsgedanken“ das ſtolze Gebäude des mächtigen ariſtokratiſchen Freiſtaats zu ſchwanken begann. Zwar wurden die Bewegungsmänner von 1792, Raſſet und Müller de la Mothe, ergriffen und in Chillon eingeſperrt; man verurtheilte ſie zu 25jähriger Haft, und ein anderer ward ſogar zum Tode verurtheilt; allein 1797 brach der Waadtländer Aufſtand mit mehr Erfolg aus. Montreux pflanzte den erſten Freiheitsbaum, Chillon ward erobert und Müller de la Mothe deſſen Befehlshaber, und unter dem Beiſtande der franzöſiſchen Heere ging das Ariſtokratenregiment überall zu Ende.

Die rege Theilnahme der Bewohner von Montreux an den Landesangelegenheiten hat ſich, wie es ſcheint, noch öfter kund gegeben und zum Theil bis auf den heutigen Tag erhalten. Ueberhaupt muß in dem Kirchſpiel, wenn man den Verſicherungen des früheren Pfarrers Ch. Wulliemaz glauben darf, ein eigenthümlicher Geiſt geherrſcht haben und noch herrſchen. „L'habitant de Montreux,“ ſagt er in einem 1850 erſchienenen, etwas wunderlich hochtrabendem Abſchiedsworte, „tient en quelque sorte à tous les pays du continent. — Vous y trouvez la luxure et les débordements de la France parisienne, les froide et avares calculs de l'Allemagne et de la Chine, la fierté meprisante Anglo-Saxonne, les fureurs espagnoles et les trahisons de l'Italie .. Les haines sont presque comme en Corse, elles survivent à la mort; les joies sont délirantes comme en Sicile, les préjugés sont tenaces comme le temps ... A Montreux l'esprit sardonique de Voltaire et les doutes de Rousseau ont pénétré jusque dans la chambre du pauvre.“ Ich laſſe dahin geſtellt ſeyn, in wie weit bei dieſen Sätzen eine redneriſche Uebertreibung vorwaltet. Jedenfalls drückt ſich der jetzige Prediger, Bechet, der früher Pfarrer zu Roſſinière war, etwas anders über ſeine neue Heerde aus. Es iſt dieß derſelbe Geiſtliche, der von ſeinem vorigen, im Gebirg verſteckten Wohnorte aus einen ſchon bedeutſam gewordenen Verein zur Befreiung von Negerſklaven gegründet hat. Es iſt ein ſogenannter Kreuzer- oder Fünfrappen“-Verein, „Association du sou par semaine en faveur des esclaves,“ welcher in der erſten kurzen Zeit ſeines Beſtehens, vom 16. Oktober 1858 bis zum 20. December 1860, ſchon über mehr als 30,000 Franken verfügen konnte und ſeitdem noch bedeutend gewachſen iſt. Der Verein, dem Bechet noch fortwährend vorſteht, iſt von ähnlichen amerikaniſchen Geſellſchaften unabhängig, hat hauptſächlich die Loskaufung von Sklaven zum Zweck und unterhält in dieſer Hinſicht ſeine eigenen Agenten in Nordamerika. Als im September vorigen Jahrs zu Genf eine Verſammlung evangeliſcher Chriſten aus allen Ländern tagte, nahmen auch viele Freunde der Sklavenbefreiung lebhaften Antheil daran und der Verein erhielt durch folgenden Beſchluß erneuten Aufſchwung:

„Der im September 1861 zu Genf verſammelte Verein evangeliſcher Chriſten aller Länder bezeigt ſeinen Brüdern in den Vereinigten Staaten Amerikas ſeine lebhafte Theilnahme bei der in ihrem Lande ausgebrochenen fürchterlichen

Kriſis. Die Mitglieder dieſer Verſammlung wünſchen inbrünſtig dafür zu beten, daß dieſe bedauernswerthen Ereigniſſe zur Förderung des Wohles der Menſchheit, der Freiheit und des Reiches Gottes ausſchlagen mögen. In der Ueberzeugung, daß die Urſache dieſes Krieges im Vorhandenſeyn der Sklaverei zu ſuchen ſey, bittet der Verein den Herrn, die Herzen ſeiner Kinder in Amerika ſo zu neigen, daß ſie durch weiſe und chriſtliche Mittel und Wege die Abſchaffung dieſer Anſtalt einleiten, die dem Geiſte des Evangeliums nicht weniger als dem Frieden, der Wohlfahrt und dem Fortſchritt dieſer großen Nation widerſtrebt. Und da unſere Brüder aus den Vereinigten Staaten Donnerſtag den 26. laufenden Monats beſonders ausgewählt haben zu einem mit Demüthigung und Beten zu begehenden Feiertag, ſo fordert der Verein die Chriſten der verſchiedenen Länder auf, vor dem Throne der Gnade zuſammenzutreten, um mit dieſen ſchwer heimgeſuchten Brüdern zu beten, bedenkend, daß, wenn ein Glied leidet, alle mitleiden."

Außer Chillon und dem oben erwähnten Schloſſe Châtelard finden ſich in der Nähe von Montreux noch mancherlei Bauten und ſonſtige Ueberbleibſel, welche an die Feudalzeit und an die Beziehungen zu Savoyen erinnern. Zu den bemerkenswertheſten gehört die Burg Blonay unweit Vevey, welche nicht ſelten das Ziel eifrigee Spaziergänger von hier iſt. Es knüpft ſich daran folgendes, für die letzten Zeiten des mittelalterlichen Ritter- und Hoflebens ungemein bezeichnender Vorgang.

Bei einem Bankett Herzogs Karl III. ſtritt man über die Tapferkeit der Verheiratheten und Unverheiratheten, über den Werth der Frauen und Jungfrauen. Simon von Blonay, weil oder obwohl vermählt, ſprach ſich laut für die Verheiratheten aus, erkläete les dames mariées aussi dignes de loz et de renom que l'étaient les demoiselles, und erbot ſich, dieß mit Lanze und Schwert zu beweiſen. Alsbald trat Sire de Corſant du Pays de Breſſe für die Fräulein auf und der Herzog geſtattete den Kampf — deux courses de lances, au fer émoulu, et le jeu de l'épée, jusques au nombre de quinze coups. Der Beſiegte hatte mehrere Bedingungen zu erfüllen, namentlich, wenn es Herr de Corſant ſeyn ſollte, die Gattin Blonays kniend um Verzeihung zu bitten. Der Kampf fand am 12. Mai 1504 vor dem Schloſſe zu Turin ſtatt. Beim erſten Rennen zerſplitterten beide Lanzen, beim zweiten traf Herr de Blonay ſo gut, daß es Vielen um den zu Boden geworfenen Gegner gethan zu ſeyn ſchien; doch erhob ſich dieſer ſogleich und griff zum Schwert. Blonay, plein de grâce et de noblesse, geſtattete ihm, wieder zu Pferd zu ſteigen, und der Kampf ward ſo hitzig fortgeſetzt, daß der Herzog ſie endlich trennen ließ und Herrn von Blonay für den Sieger erklärte, aber zugleich ausſprach, daß auch der Champion der Unvermählten tapfer „ſeine Schuldigkeit" gethan habe.

„Nach den Kampfbedingungen," ſagt die alte Erzählung weiter, „Corsant, après s'est un peu reposé, s'en fust arier mercy à deux genouils, devant très-redoutée madame de Savoie. Et fist de même, un genoul en terre, à toutes les autres dames mariées du palais." Dann fragte er, wo ſich Frau von Blonay befinde. „Loyal et preux champion," erwiederte der Gatte, „trop ne saurois bonnement vous dire, où se trouve pour le présent ma dame et amie, laquelle ai laissée en couches par delà les monts." Aber entweder, meinte er, befindet ſie ſich im Chablais im Schloſſe Saint-Pol de Meillerie oder im Waadtland auf dem Schloſſe Blonay. Was war zu thun? So weit und gefahrvoll der Weg erſchien, Herr Corſant beſtieg ſofort einen guten Klepper und ritt in aller Haſt über's Gebirge. Zuerſt zog er nach Meillerie, auf dem ſüdlichen Geſtade des Leman, allein „Dame Catherine" war nicht dort. Trotz einbrechender Nacht und ſtürmiſchen Wetters nahm er alsbald ein Fiſcherboot und erreichte andern Morgens Vevey. Von da begab er ſich, ohne zu ruhen, geradewegs nach Blonay, ſank vor Catharine auf's Knie und rief: Verzeihung! Man kann ſich denken, wie die gute Dame — gerade allaictant son beau petit poupon — erſtaunt war. Aber ſie wußte ſich zu faſſen und ſagte mit lieblicher Stimme: „Seigneur champion des nonmariées, loyal et franc chevalyer estes au demeurant, et certes nul n'y contradira."

Gleichwohl durfte er nicht über Nacht bleiben, ſondern mußte nach Vevey zurück; denn, meinte ſie, „il ne convient à dame sage et discrette, restée seulette en son manoir, de vous hébergee." Andern Tags aber lud Catharine die Freunde und Nachbarn, die Herren von Gryère, Aubanne, Châtelard, Vuilsdauz ꝛc. zu einem prächtigen Mahle ein, woran auch Yolande de Vilette, ihre Baſe, Theil nahm. Da erklärte Ritter Corſant, die Geſundheit der Schloßfrau ausbringend, daß ihm der Gedanke gekommen ſey, er müſſe ſich verheirathen und künftig die Sache der Vermählten beſſer als jetzt der Unvermählten vertreten. „Et ce disant, se tournoit bellement vers Yolande de Vilette," welche, eine mittelloſe Waiſe, für's Kloſter beſtimmt war; und „soudain que le chevalyer l'eust ung petit regardée, la pauvrette deving rouge comme escarlatte et ne dit rien que faire ung long soupir." Kurz, es gab bald eine Hochzeit auf Schloß Blonay, und es iſt anzunehmen, daß Corſant auch als Ehemann „ſeine Schuldigkeit" gethan hat.

Fr.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 11. 12. März 1862.

Ein offenbar Geheimniß, wohl verwahrt,
Und wird nur jetzt den Völkern offenbart.
Goethe.

Das dynamische Pendel.

„Der Mensch," sagt Vischer, „ist der feine, aber abgeschwächte Auszug aller Kräfte des Thierreichs." — „Der Mensch und sein Organismus," so schließt Professor Bär seine dynamischen Untersuchungen, „bietet das sicherste Maaß für die Beurtheilung aller Naturphänomene." Man kann hinzufügen, daß, wenn dieses Maaß das sicherste ist, es zugleich das bisher am meisten angefochtene war, und daß es mit Recht nur einer sehr eingeschränkten Glaubwürdigkeit werth gehalten wurde, so lange für jenen „feinen Auszug" keine zuverlässige Handhabe gefunden war. Dieser Fund scheint in der That nunmehr gelungen zu seyn; auf welche Weise und unter welchen vielverheißenden Aussichten, das wollen wir hier in Kürze darzustellen versuchen.

Es ist bekannt, daß wir sämmtlich gewissen Einwirkungen der über den Erdball verstreuten Kräfte preisgegeben sind, Einwirkungen, welche bei dem Einen stärker, bei dem Andern schwächer hervortreten, die aber, wenn wir sie in der rohesten Formel — Licht und Schatten, Hitze und Kälte u. s. w. — ausdrücken, auch ohne die Vorbedingungen der sogenannten Sensitivität unserem Organismus wahrnehmbar werden. Solcher Art ist der menschliche Körper ein Instrument, das eine Menge erklärter und eine Menge unerklärter Natureigenheiten ununterbrochen abspielt, und das in seiner feinen Zusammensetzung wie kein anderes im ganzen Weltall befähigt scheint, auf richtig gestellte Fragen über jeden auf ihm angeschlagenen Ton Rechenschaft zu geben.

Aber wie die Fragen stellen? Lange ehe Anaxagoras die Sonne für einen glühenden Eisenklumpen erklärte, hat die Menschheit sich über das, was ihr die Welt ihrer Umgebung an Empfindungsräthseln täglich und stündlich vorlegte, den Kopf zerbrochen, ohne doch für das wunderliche Uhrwerk, das sie in sich selber darstellt, das richtige Zifferblatt zu finden. Dennoch schien die unverkennbare Gesetzmäßigkeit aller Stimmen und Taktmaaße jenes absonderlichen Getriebes immer von neuem den Menschengeist zum Nachdenken über diesen unverstandenen Chronometer anregen zu wollen.

Natürlich suchte der Forscher vor Allem diejenigen Persönlichkeiten herauszufinden, welche vorzugsweise mit Sensibilität gesegnet waren. Die Menschheit theilte sich — so ordnete man sein Material — in Sensitive und Nichtsensitive, in Leute, welchen das Liegen auf der linken Seite Krämpfe verursacht, und solche, denen selbst ein strohgelber Männerhut aus Pappe, wie ihn

Digitized by Google

die Weiber im Schwarzwalde tragen, keinerlei peinliche Empfindungen bereitete. Man bewies, daß Steingut, Kupfergeschirr und hundert andere häusliche Nachbarn auf den einen schädlich einwirkten, während der andere sich ihrer wohl gar freute. Und man drang schließlich bis zu einem förmlichen System durch, welches — mag man die Autorität der Sensitiven nun gelten lassen oder nicht — jedenfalls bis heute für diese geheimnißvolle Welt von Naturerscheinungen die einzige Erklärungsmethode bietet.

Aber indem alle Wahrheit solcher Art der Hut eines Menschheitbruchtheils anvertraut schien, den selbst Reichenbach nicht für völlig gesund erklären wollte, lehnte sich gar bald der ganze Rest der Erdgeborenen, als seiner vorzugsweisen Zurechnungsfähigkeit sich bewußt, gegen alles so zu Tage Geförderte auf, und statt sich der gewonnenen Ermittelungen zu freuen, suchte man ihrer, als habe sich eine Seuche unversehens eingeschmuggelt, rasch möglichst wieder los zu werden.

In der That ist der Brunnen denn auch glücklich verschüttet worden. Die Glocke auf Schloß Reisenstein, die man eine Zeitlang so weithin läuten hörte, wird nicht mehr vernommen. Der einsame Freiherr hat seinen blauen Ueberrock zugeknöpft, und wenn noch etwa hin und wieder eine seiner Sensitiven von der Untersuchung eines Scheintodten heimkommt, über dessen Einsargung man sich im Wiener Krankenhause nicht zu verständigen vermag, da lächelt er wohl ironisch vor sich hin und gönnt den lieben Leuten die selbstverschuldeten Kopfschmerzen.

Inzwischen gab es aber Grübler, welche neben dem Entdecker des Ods ihren eigenen Weg zu finden suchten. Es war augenscheinlich ein ungeheurer Vortheil über alle Vorurtheile gewonnen, wenn die Sensitivität ferner nicht mehr ausschließlich zur Allwissenheit berechtigte, wenn alle Welt Rede stehen konnte. Aber wie ihr die Pfingstflamme auf den Scheitel setzen? Es muß ein Mittel gefunden werden, um z. B. das, was ich bei dem Handdruck eines guten Freundes empfinde, wie an den Ziffern einer Decimalwage abzulesen.

Man fürchte nicht, daß unsere Darstellung in's Irrereden geräth. Die Sache ist ganz ernsthaft gemeint, und was mehr sagen will, wir haben mit eigenen Augen schon die Lösung des abenteuerlichen Problems geschaut. Sie ist gelungen. Wir kommen gleich zu den bezüglichen Einzelnheiten.

Freilich lege man seiner Einbildungskraft einen Zügel an! Weder der Grad der Freundschaft, noch die Innigkeit des in uns selber geweckten Gefühls soll dem Gebiete seelischer Vorstellung entrückt und dem materiellen Probirsteine preisgegeben werden. Es handelt sich einzig um die Frage der polaren Gegensätze, und auf diese Frage gibt mir ein bezifferter Kreis mittelst eines frei hängenden Pendels in Wahrheit eine völlig kategorische Antwort.

Fügen wir gleich hinzu, was es mit diesem Pendel auf sich hat. Wir sagen: wenn unsere Linke von einer männlichen fremden Hand berührt wird, so entströmt unserer Rechten ein gewisses Etwas — nennen wir's Fluidum — welches eben so gut eine Sprache zu erlernen fähig ist, wie z. B. der elektrische Strom eines Telegraphen, und welches, bei dem jetzigen Stand seines sprachlichen Wissens, uns bereits zuverlässigen Bescheid gibt, ob jene fremde Hand eine Rechte oder eine Linke ist.

Um dieses Fluidum, das seit so vielen Jahrtausenden nur die Sprache des Gefühls zu stammeln wußte, wissenschaftlich zu schulen, galt es dasselbe irgend wo zu fassen. Auf dem Wege in die leere Luft fing man es daher mittelst eines seidenen Fadens ein, und zwar folgendermaßen. Man legte den Zeigefinger auf einen mit weißem Papier umklebten Stock, welcher, wie das Schenkenzeichen eines rheinischen Wirthshauses oder wie das Bugspriet eines Kanonenboots frei in's Leere hinausdeutete und welchem nur durch ein Holzgestell von etwa drei bis vier Fuß Höhe hinreichende Basis geboten war, um nicht zu schwanken. An das frei hängende Ende dieses Stabes hängte man mittelst eines seidenen Fadens den hölzernen, mit Metall gefüllten Pendel, ließ denselben bis nahe auf das am Boden liegende papierene Zifferblatt hinab und beobachtete nun, in welchen der 360 Winkel des Kreises der Pendel zeigen würde.

Wir wollen uns hier nicht auf die Beschreibung aller einzelnen Bedingungen einlassen, welche weiter zu beachten sind. Wir müßten sehr umständlich werden, da neben der Stellung des Experimentirenden — Rücken nach Norden — noch unzählige Dinge zu erwähnen wären, welche, wenn nicht genau genommen, die Probe in Frage stellen. Wer sich für das ganze Verfahren interessirt, wird unter dem Abschnitt: „Beschreibung des dynamischen Experiments," im dritten Heft des von Professor Bär unlängst veröffentlichten „dynamischen Kreises" eingehende Erörterungen finden und darnach mit Leichtigkeit selbst experimentiren können. — Es kam uns nur auf die Thatsache an, daß ein Fluidum, stark genug um einen Pendel in wahrnehmbaren Richtungen zu bewegen, unsern Händen entströmt, und daß dieses Fluidum in gesetzmäßiger Regelrichtigkeit von irgend einer fremden Einwirkung Rechenschaft zu

Digitized by Google

geben vermag. Wir erwähnten einer fremden Hand, welche in dem Augenblick, wo ſie unſere Linke berührt, den Pendel in ſeiner Richtung alterirt. Forſchen wir weiter.

Auf dem Kreiſe iſt der Winkel, wohin der Pendel bei jener Berührung ablenkte, durch uns beachtet worden. Wir laſſen nun ſtatt der männlichen Hand eine weibliche die unſere berühren, eine Linke etwa, wie jene männliche. Und ſiehe da! der Pendel verändert ſeine Richtung und deutet nach einigem Suchen auf die gerade entgegengeſetzte Seite. Wir laſſen uns ſtatt der weiblichen Linken eine weibliche Rechte reichen und nun deutet der Pendel wieder auf den Winkel, wohin ihn vorhin die männliche Linke trieb. Der polare Gegenſatz der beiden Geſchlechter liegt zum erſtenmal auf einem bezifferten Blatt lesbar vor unſern Augen.

Aber wir ſtehen erſt im ABC unſeres Frage- und Antwortſpiels; wir ſuchen weiter. Iſt unſer Körper ein ſo trefflicher Leiter, was wird er uns über die andern organiſchen und über die anorganiſchen Körper berichten, die rings um uns verſtreut ſind? Wir holen den rothen Magnet, das Gold, hervor, legen einen Friedrichsd'or in die Mitte des Kreiſes, gerade unter den Pendel, ſtellen uns mit dem Rücken nach Norden und beobachten nun, was für eine Beziehung zwiſchen uns, den Behältern Gott weiß welches telluriſchen Stromes, und dem glänzenden Mammon dort am Boden zu ermitteln iſt. Kaum haben wir unſern rechten Zeigefinger mit dem Stabe in Berührung gebracht, ſo beginnt der Pendel ſchon wieder zu ſchwatzen. Die Richtung lenkt nach Norden hinüber, wo der Kreis mit dem Nullpunkt ſeine Radien eröffnet und mit dem 360ſten Grad ſchließt. Gerade auf den Nullpunkt ſteuert der Pendel zu, und wie lange wir ihm auch zum Beſinnen Zeit laſſen, er bleibt bei dieſer zweideutigen Werthbeſtimmung.

Jetzt haben wir nicht mehr mit dem Verhältniß von Menſch zu Menſch zu thun, ſo anziehend es uns auch erſchienen ſeyn mag; es bietet ſich uns das ganze Reich der Körperwelt, und „der feine Auszug der Thierwelt" vermittelt zwiſchen dem Erdgeiſt, der durch unſere Sohlen bis in unſere Fingerſpitzen dringt, und zwiſchen allem, was da lebt und nicht lebt.

Zuerſt gehen wir die Reihe der Metalle durch. Wir fanden Gold auf den Nullpunkt taxirt und müſſen wider den Sprachgebrauch den Nullpunkt hiernach wohl als den höchſten Werthſatz gelten laſſen, von welchem unſer Pendel weiß. Gerade 45 Grad weiter nach Weſten kommt die Qualität des Silbers zu ſtehen. Palladium ſtellt ſich auf 90 Grad, Kupfer auf 112½ Grad, Zinn auf 125 Grad, Platin auf (nur) 135 Grad, der neue Eindringling Aluminium kurz zuvor auf 130 Grad, Blei 150 Grad, Eiſen 157½ Grad.

Das wäre etwa die weſtliche Hälfte des Kreiſes. Wir probiren, um die Grenzen zu markiren, noch einige Elementarſtoffe. Arſenik führt unſern Pendel über den Werthſtand des Eiſens hinaus; es feſſelt den Zeiger auf 167½ Grad, Phosphor ſtellt ſich dicht daneben auf 175 Grad, und Schwefel endlich verräth ſich durch ſeine enge Beziehung zu dem 180ten Grad als den entſchiedenſten Antagoniſten des Goldes: dort 0 Grad, hier 180 Grad, dort der Nordpol, hier der Südpol.

Aber noch iſt die ganze rechte Kreishälfte leer geblieben. Wir ſuchen weiter. Wohin hat ſich der Ueberall und Nirgends der Metalle, das Queckſilber, verkrochen? Ein ganzes Kreisviertel jenſeits des Schwefels entdecken wir feinen Schlupfwinkel juſt auf dem 270. Grad, wo ſich's Schulter an Schulter mit dem Stickſtoff bequem gemacht hat. Noch höher hinauf nimmt Jod ſeinen Platz, auf dem 310. Grad, Brom auf dem 355., Chlor auf dem 357½, Sauerſtoff endlich auf dem letzten, dem 360ſten Grad dieſer negativen Seite, unmittelbar an der Grenze des ſtärkſt Poſitiven, alſo des Goldes, zu dem ſich bei näherer Prüfung jetzt auch noch Waſſerſtoff geſellt.

Nehmen wir nun ein Lehrbuch der Phyſik zur Hand, um zu vergleichen. Wir finden daſelbſt eine ſogenannte electro-chemiſche Reihe der Elemente, von den poſitivſten anhebend, eine Eintheilung, welcher Profeſſor Snell freilich ſchon den Mangel vorgeworfen, daß in ihr „die vollkommenſten Ausbildungen des Weſens der Metallität, wie Gold und Platin, als die ohnmächtigſten und zweideutigſten Produkte erſcheinen," welche aber doch die bis jetzt einzig gültige iſt. Es ergibt ſich folgende intereſſante Parallele.

Electro-chemiſche Reihe.	Beſtimmungen nach dem dynamiſchen Pendel.
Nr. 1. Kalinm	110 Grad
7. Magneſium	60 „
10. Aluminium	130 „
15. Zink	67½ „
16. Eiſen	157½ „
20. Blei	150 „
21. Zinn	125 „
24. Kupfer	112½ „
25. Silber	45 „
27. Palladium	90 „
29. Platin	135 „
32. Gold	0 „

Digitized by Google

Nr. 33.	Waſſerſtoff	0 Grad
44.	Chrom	162½ „
45.	Arſenik	167½ „
46.	Phosphor	175 „
52.	Stickſtoff	270 „
53.	Schwefel	180 „
54.	Sauerſtoff	360 „

Um uns zu vergewiſſern, ob die dynamiſche Reihenfolge eine tiefere Berechtigung hat, vergleichen wir noch einige Oxyde mit den ihnen entſprechenden Metallen, z. B. Eiſen mit Eiſenoxyd. Das Eine ſteht, wie wir wiſſen, auf 157½, das andere ſtellt ſich ihm antagoniſtiſch gegenüber, alſo gerade am entgegengeſetzten Buge des Kreiſes, 180 Grad negativer, auf den 337½ Grad. Den nämlichen Abſtand ergibt Goldoxyd. Gold ſteht auf 0 Grad, Goldoxyd auf 180 Grad, Blei auf 150 Grad, Bleioxyd auf 330 Grad, Uran auf 100 Grad, Uranoxyd auf 280 Grad.

Aber laſſen wir die fremden Gäſte bei Seite und nehmen wir Gegenſtände vor, welche uns alltäglicher ſind. Es gibt deren, welche unſern Erdball ſchmücken, andere welche ihn entſtellen; es gibt z. B. angenehm duftende Stoffe, es gibt übelriechende bis zu den verpeſtenden hinauf. Hat unſer Gradmeſſer auch für ſie Sympathie und Antipathie wie wir? Schon Dr. Grauvogel in Nürnberg macht irgendwo die Bemerkung: „Alle übelriechenden Stoffe ſind poſitiv elektriſch, d. h. ſüdpolar, alle wohlriechenden nordpolar,“ und bezieht ſich dabei auf die am Coconfaden ſchwebende Magnetnadel. Unſer Pendel iſt vollkommen derſelben Meinung. Im poſitivſten Kreisviertel weiſt er dem Roſenöl aus Schiras den Ehrenplatz an; Orangenöl nicht weit davon zeigt 22½ Grad, Citronenöl 67½ Grad, Campheröl 90 Grad, Terpentinöl 140 Grad, Baldrianöl, der Stänker par excellence, 170 Grad, und Fuſelöl gar 225 Grad. Uebrigens werden viele dieſer Stoffe, wie auch ſchon Grauvogel betont, durch den Zutritt verſchiedener Elektricitäten verändert, und ſo findet keine durchgehends nach den Riechnerven abgeſtufte Rangordnung ſtatt, wogegen die Abſtufung von poſitiv nach negativ, oder das Steigen der Grade wiederum einen höchſt augenfälligen Uebergang vom Lebengebenden und Ernährenden zum Leben Zerſtörenden erkennen läßt. Alle Keime, nämlich alle Embryonen-Nahrungsmittel, Blüthen, Antheren und Piſtille nehmen das poſitivſte Kreisviertel ein, Eidotter die gerade Mitte deſſelben, 45 Grad. Alle Cerealien, Stärke, Kleber, Butter, Milch, Zucker u. ſ. w. folgen im nächſten Viertel, in deſſen Mitte Eiweiß aufmarſchirt, 135 Grad. Jenſeits dieſer lebenzeugenden und erhaltenden Grenze begrüßen uns Salze, Spirituoſen, Tabak, brenzlige Oele und ähnlich zweifelhafte Geſellen, bis wir endlich auf dem Wege zum verzehrenden Sauerſtoffe die ganze Kohorte der organiſchen und unorganiſchen Gifte auf der Lauer finden, üble Gerüche, und was ſie erzeugt, in ihrer verdächtigen Genoſſenſchaft.

Da man bisher für Gifte kein anderes Erkennungszeichen als ihre Wirkung auf den thieriſchen Organismus kannte, ſo tritt hier der Werth des viel verrathenen Pendels beſonders deutlich zu Tage.

Streifen wir noch im Fluge die Unterſchiede, welcher es zwiſchen Waſſer und Waſſer, zwiſchen Farbe und Farbe macht.

Zuerſt das Waſſer. „Die Kraftäußerung des Quellwaſſers,“ ſagt der Verfaſſer, „zeigte ſich bei meinen Verſuchen nicht allein nach den Tagesſtunden, ſondern auch nach der Jahreszeit verſchieden.“ Während das Regenwaſſer und eben ſo das deſtillirte Waſſer ſeinen ihm auf dem Kreiſe angewieſenen Grad unverändert inne hielt — 180 Grad, als Antagoniſt des Waſſerſtoffgaſes, gewiſſermaſſen ſein Oxyd — während deſſen ſchien beim Quellwaſſer außer dem telluriſchen Einfluſſe noch eine andere, ſtets ihren Schwerpunkt verſchiebende kosmiſche Kraft wahrnehmbar, aller Wahrſcheinlichkeit nach die Sonne ſelbſt. „Um die Regeln aufzufinden,“ fährt der Verfaſſer fort, „nach denen das Quellwaſſer in ſeiner dynamiſchen Kraftäußerung zu verſchiedener Tages- und Jahreszeit verändert wird, ſetzte ich die Prüfung während zweier Jahre fort. — Der Wechſel in jenen Kraftäußerungen erfolgt plötzlich und unvermittelt, Vormittags ungefähr alle ſechzig Minuten; er beſteht in einer Ablenkung der Pendeloſcillation um 22½ Grad nach der poſitiven Seite.“ Zeigt das über dem Waſſer ſchwebende Pendel z. B. um ſechs Uhr Morgens eine Oscillation, welche 22½ Grad nach rechts vom magnetiſchen Aequator abweicht, ſo beträgt der Abſtand um ſieben Uhr 45 Grad, ohne daß in der Zwiſchenzeit eine Veränderung ſtattgefunden hatte. „Das Poſitiverwerden ſetzt ſich bis in die erſten Nachmittagsſtunden fort, wo eine anderweitige Veränderung eintritt. Alsdann wird nämlich das Centrum der flüſſigen Maſſe latent: das Pendel bleibt über der Mitte bewegungslos, wogegen am Rande des Gefäſſes verſchiedenartige Oscillationen ſichtbar werden, die ungefähr 2½ Stunden fortdauern und nach deren Verſchwinden wieder die Thätigkeit in der Mitte der Flüſſigkeit auflebt und das Pendel auf's neue in Oscillationen verſetzt. Dieſe aber ſind um 45 Grad negativer als die zuletzt über der Mitte beobachteten und werden ſtündlich um 45 Grad nach der negativen Seite abgelenkt, bis ungefähr 1½ Stunden vor Sonnenuntergang, wo ſich wieder nur am Rande Oscillationen

Digitized by Google

zeigen. Dieſe Erſcheinung erinnert an die Veränderungen des Queckſilbers im Barometer, die man unter dem Aequator auf dem Meere beobachtet hat." Es werden dann die Abweichungen feſtgeſtellt, welche jeder Tag mit ſich bringt, und es ergibt ſich hierbei für den längſten Tag ein poſitives Fortrücken um 180 Grad, wogegen die Spannung am kürzeſten Tage nur in einem Bogen von 90 Grad beſteht.

Wir kommen zu den Farben und ihrer Bedingung, das Licht. Wenn ein indifferenter Stoff, z. B. weißes Papier von der Sonne beleuchtet wird, ſo gibt dieſer Stoff dem Pendel die nämliche auf den Nordpunkt deutende Richtung, welche Gold und Waſſerſtoff ihm gaben. Neben Gold und Waſſerſtoff kommt alſo auch das Sonnenlicht auf den Nullpunkt zu ſtehen, d. h. auf die höchſte Staffel der poſitiven Fülle, wohin wir auch ſchon den Lebenskeim der Pflanze, die Piſtille, weiſen ſahen, während 22½ Grad minder poſitiv die Antheren ihren Platz fanden. Es hat ſomit neben dem vollkommenſten todten Stoffe, ferner neben dem eigentlich plaſtiſchen und fortbildenden Elemente der vegetabiliſchen Erzeugniſſe, und endlich neben dem höchſt entwickelten Organe der Pflanzenwelt nun auch das Allbelebende, das Licht der Sonne, im dynamiſchen Kreiſe ſeine Stelle eingenommen, und dieſes Zuſammenfinden bringt die analogen Beziehungen, welche unter dieſen Höchſtgraduirten beſtehen, zu einer beſonders deutlichen Anſchaulichkeit.

Das Reflexlicht der Sonne und das Mondlicht als ſolches ſteht dem Nullpunkt des Kreiſes gerade gegenüber, auf 180 Grad, der richtige Platz für ſeine antagoniſtiſche Beziehung zum direkten Sonnenlichte.

Was nun die Farben betrifft, ſo mag hier mit der Erwähnung genug geſchehen, daß ſich das dynamiſche Pendel als ein intereſſanter Zeuge in Sachen Goethes, Schopenhauers und Graevells gegen Newton ausweiſt. In der That berichtigt es die Hypotheſe Schopenhauers, wie er ſie in ſeiner Schrift „über das Sehen und die Farben" aufſtellt, aber dieſe Berichtigung ändert nur an einigen Bruchtheilen, um das Ganze deſto beſſer zu beſtätigen. So erhalten wir denn als Reihenfolge der dynamiſchen Werthbeſtimmung die in Kreisachteln ſich ſchließende Eintheilung der ſechs phyſikaliſchen Farben, und zwar dem Sonnenlicht (als Nullpunkt) in weſtlicher Richtung zunächſt

auf dem erſten Kreisachtel Gelb 45 Grad
„ „ zweiten „ Orange 90 „
„ „ dritten „ Roth 135 „

Zwiſchen dieſem und der nächſten Schattenfarbe, dem Grün, ſteht auf dem 180ſten Grad das Reflexlicht und trennt beide ſomit um zwei Kreisachtel. Dem Grün (225 Grad) zunächſt, auf dem ſechsten Kreisachtel, finden wir das Blau (270 Grad) und endlich auf dem letzten negativen Achtel das ſchwermüthige Violett, 315 Grad.

Wir haben uns bemüht, dieſes ganze verwunderliche Feld möglichſt aus der Vogelperſpektive überſehbar darzuſtellen, um nicht den Eindruck der Ueberraſchung, mit welchem wir ſelbſt beim erſten Anknüpfen mit dieſer Materie zu kämpfen hatten, bei unſern Leſern in Verwirrung übergehen zu laſſen. Die Zahl der angeſtellten Unterſuchungen umfaßt ſchon jetzt dritthalb tauſend verſchiedene Gegenſtände, und das Werk, in welchem Profeſſor Bär ſeine Ermittelungen der allgemeinen Prüfung anheimgab, iſt zu einem Quartbande von 246 Seiten angewachſen, ohne bis jetzt auch nur die letzte Vervollkommnung ſeines Inſtruments zu enthalten. Das letztere ſteht übrigens, ungeachtet jener Verbeſſerungen, noch im Stadium großer Mangelhaftigkeit und wird erſt zu allgemeiner Verwerthung gelangen, wenn einmal ein vorwiegend mechaniſches Talent ſich ſeiner annimmt.

Was endlich die Untrüglichkeit der bis jetzt ausgeſprochenen Erfahrungsſätze betrifft, ſo weiß man, daß die Lampe im Dom zu Piſa dem neunzehnjährigen Scholaren Galilei zwar durch ihre Schwingungen die Geſetze des Pendels verrieth, daß es aber erſt ſeinem Sohne vergönnt war, die Idee der Pendelanwendung weiter auszubilden, und daß erſt Huygens die Pendeluhren erfand. Eine jede Entdeckung will ihre Kinderkrankheiten durchmachen, und man darf, wie die Erfahrung lehrt, zufrieden ſeyn, wenn ſie nur nicht ganz in dieſen Wehen verloren geht.

Digitized by Google

Johanna d'Arc.

(Fortſetzung.)

Zu der erſten Sitzung vereinigte Peter Cauchon am 9. Januar 1431 acht Geiſtliche in dem Saal des königlichen Rathes. Zuvörderſt ſetzte er ihnen den Stand der Sache auseinander. Ein Weib, Namens Johanna, insgemein die Jungfrau genannt, ſey innerhalb der Grenzen ſeines Sprengels und ſeiner Gerichtsbarkeit zur Kriegsgefangenen gemacht. Alle weibliche Scham verleugnend habe ſie Mannskleider getragen und dem Gerüchte zufolge den katholiſchen Glauben vielfältig verletzt. Auf die Kunde davon habe ſofort die Univerſität Paris und die Inquiſition, dann er ſelbſt und der König den Herzog von Burgund wie den Herrn von Luxemburg aufgefordert, die der Ketzerei Verdächtige ihm als dem zuſtändigen Richter auszuliefern. Endlich ſey dieſelbe von den burgundiſchen Herrſchaften dem König verabfolgt worden, worauf dieſer aus feuriger Liebe für den rechten Glauben ſie ihm zum Gericht überlaſſen und das Capitel zu Rouen ihm die Vollmacht verliehen habe, ihren Proceß innerhalb des erzbiſthümlichen Bereiches zu führen. Nachdem Peter Cauchon dieſe Darſtellung mit den betreffenden Urkunden belegt hatte, erſuchte er die Verſammelten um ihren Rath rückſichtlich des Verfahrens, welches nunmehr einzuleiten ſey. Die Herrn waren der Meinung, der Anfang müſſe mit Erkundigungen über die Thaten und Reden der Jungfrau gemacht werden. Der Biſchof, welcher ſolche bereits eingezogen hatte, beſchloß dieſelben durch neue zu vervollſtändigen und den geſammten Stoff an einem ſpäteren Tage dem Beirath zu weiterer Beſchlußnahme zu unterbreiten. Ueberdieß ernannte er, gleichfalls auf Gutachten der Anweſenden, die nothwendigen Gerichtsbeamten. Johann von Eſtivet, ſeinen Schickſalsgefährten, wählte er zum Anwalt der Kirche (Promotor, Ankläger), Johann von la Fontaine zu ſeinem Stellvertreter bei dem vorbereitenden Unterſuchungsverfahren, zu Gerichtsſchreibern (Notaren) Wilhelm Colles oder Boisguillaume und Wilhelm Manchon, zum Gerichtsboten Johann Maſſieu.

Drei Tage darnach (13. Januar) berief Peter Cauchon zu einer zweiten Sitzung ſechs Geiſtliche in ſeine Wohnung. Er theilte ihnen die Erkundigungen mit, welche in der Heimath Johannas und in mehreren andern Gegenden eingezogen worden, nebſt etlichen einſchlagenden Schriftſtücken. Man kam überein, die ganze Vorlage in eine Anzahl von Artikeln zu verarbeiten, damit Ordnung und Ueberſicht in den Stoff gebracht und die Entſcheidung erleichtert werde, ob hinreichender Anlaß zu einer gerichtlichen Klage vorhanden ſey. Mit dieſem Geſchäft wurden außer den Gerichtsſchreibern mehrere ausgezeichnete Kenner des göttlichen und menſchlichen Rechts beauftragt. In der folgenden Sitzung (23. Januar) ließ der Biſchof die angefertigten Artikel vorleſen. Die ſechs gegenwärtigen Beiſitzer fanden dieſe mit der Rechtsvorſchrift übereinſtimmend und zur Grundlage der Verhöre geeignet. Demgemäß forderten ſie Peter Cauchon auf, zu der informatio praeparatoria zu ſchreiten, d. h. die förmliche Inſtruktion zum Behuf der Verhöre abzufaſſen. Dieſes Werk überwies der Prälat, angeblich wegen anderweitiger Geſchäfte, ſeinem Stellvertreter Johann von la Fontaine.

Geraume Zeit verfloß bis zur nächſten Zuſammenkunft des 13. Februar, welcher zum erſten mal die Pariſer Theologen, im Ganzen zwölf Geiſtliche, beiwohnten. Wie die glänzendſte unter den bisherigen, ſo war dieſe Sitzung die inhaltloſeſte von allen, denn ſie wurde bloß mit der Eidesleiſtung der Gerichtsbeamten ausgefüllt. La Fontaine hatte ſein Inſtruktionswerk noch nicht einmal begonnen. Woher dieſe Saumſeligkeit? Hat man die koſtbare Zeit ungenützt verſtreichen laſſen? Unſtreitig hat man ſie zu weiteren Erkundigungen über Johannas Leben und Wandel verwandt, ja leider zu etwas weit ſchlimmerem, um die Fragſtücke der Inſtruktion zu bereichern.

Die Inquiſition hat bis zu ihrem Untergang an dem Grundſatz feſtgehalten, der ſich bereits in der Schrift über die Ketzerei der Albigenſer vorfindet: „Niemand nahe dem Ketzer, es ſey denn von Zeit zu Zeit zwei treue und gewandte Leute, welche ihn mit Behutſamkeit, und als hätten ſie Mitleid mit ihm, vermahnen, ſich durch Bekenntniß ſeiner Irrthümer vor dem Tode zu ſchützen, und die ihm verſprechen, daß er, ſo er dieß thue, werde der Feuerſtrafe entrinnen können; denn die Furcht vor dem Sterben und die Ausſicht zu leben erweichen oft ein Herz, das ſich auf keine andere Weiſe hätte mürbe machen laſſen.“ Auch dieſen Grundſatz wußte Peter Cauchon geſchickt auszubeuten, um mit dem Buchſtaben des Rechts ein ſchreiendes Unrecht zu bedecken, eine Schandthat mit der Hülle des Geſetzes zu verſchleiern. Für dieſes Bubenſtück gewann er gleich Anfangs der Sitzungen einen der Aſſeſſoren, Nic.

Digitized by Google

Loiſelleur, Domherrn von Rouen, und erwirkte ihm beim Grafen Warwick freien Zutritt zu dem Kerker, ſo wie die Erlaubniß, ſich ohne Beiſeyn der Wachen mit der Jungfrau zu unterreden. Als Weltlicher gekleidet, begab ſich Loiſſelleur in das Gefängniß und verſicherte Johanna, er ſey ihr Landsmann, aus Lothringen gebürtig, treuer Anhänger des Königs Karl und wie ſie im Kampfe gefangen. Darauf erzählte er ihr allerhand erfreuliche Neuigkeiten, gab ihr guten Rath und ſuchte ſich auf dieſe Art in ihr Vertrauen einzuſchleichen. Johanna, welche keinen Betrug ahnte, lieh dem Verräther geneigtes Ohr und offenbarte ihm auf ſeine Fragen über ihre Engels- und Heiligenerſcheinungen vieles, was ihn in Verwunderung ſetzte. Ermuthigt durch den glücklichen Erfolg, gab er ſich als Prieſter zu erkennen, in der Abſicht, ſein Anſehen und ihr Zutrauen zu mehren, und bot ſich ihr zum Beichtvater an. Für Johanna, der die Beichte alles galt, war dieß ein Licht in dunkler Nacht, für Loiſelleur die Beichte das Mittel, ihre geheimſten Herzensgedanken zu erforſchen. Natürlich ſetzte er den Biſchof ſofort von dem Gelingen der Hinterliſt in Kenntniß, und letzterer that ſein Möglichſtes, Johannas Geſtändniſſe in amtlicher Form zu erlangen. Er ſchickte die beiden Notare ſammt Zeugen in ein Seitengemach des Gefängniſſes und ertheilte ihnen den Auftrag, alles ſein ſäuberlich zu Protokoll zu nehmen, was Johanna ihrem vermeinten Leidensgefährten ſagen oder beichten werde. In der Zwiſchenwand war eigens zu dem Zwecke ein Loch angebracht, mittelſt deſſen man jedes Wort erlauſchen konnte. Uebrigens beſchränkte ſich Loiſelleurs Aufgabe nicht allein darauf, der Jungfrau ihre Geheimniſſe abzulocken, auch Rathſchläge ſollte er ihr ertheilen, die auf ihr Verderben berechnet waren. Dem Plane des Biſchofs gemäß, Johanna durch ihre eigenen Ausſagen zu richten, liefen die Rathſchläge auf zwei Hauptpunkte hinaus: rückſichtsloſes Sichbekennen Johannas zu ihrem göttlichen Beruf, insbeſondere zu ihren Viſionen, und beharrliches Feſthalten an beidem wider die Autorität der Kirche, welche ihr in den Richtern gegenüber ſtand. Dazu waren jedoch Loiſelleurs Einflüſterungen durchaus nicht vonnöthen. Ueberhaupt bezweifeln wir, daß der Jungfrau die ganze Verrätherei zu weſentlichem Schaden gereicht hat, glauben auch daran nicht, daß ihr die Lüge lange verborgen geblieben iſt. — In derſelben Art, wie Loiſelleur, hat nach Angabe des Notars Colles auch der Ankläger d'Eſtivet die Jungfrau einmal zu täuſchen geſucht.

Nachdem auf ſolche und andere Weiſe Stoff zu der Inſtruktion in Menge beſchafft war, legte J. von La Fontaine mit den Schreibern Hand an's Werk und machte daſſelbe von Mittwoch dem 14. bis Sonnabend den 17. Februar zur Vorlage fertig. Gleich auf den folgenden Montag (19. Februar) beſtellte der Biſchof die fünfte Sitzung. Darin wurde zunächſt die Inſtruktion vorgeleſen, d. h. die Artikel ſammt den Zeugenausſagen, aus denen die erſteren gezogen waren. Alsdann fand eine längere Berathung der zwölf Beiſitzer ſtatt, auf Grund deren Peter Cauchon entſchied, es ſey genügender Anlaß vorhanden, Johanna in Sachen des Glaubens vor Gericht zu fordern, ſie ſolle demnach vorgeladen werden, um über gewiſſe Fragen Antwort zu geben. Damit waren denn die Verhöre beſchloſſen.

Sonderbar genug iſt die Inſtruktion ſelbſt, auf welcher jener Beſchluß beruhte, in den Proceßacten nicht vorhanden. Dieſer Umſtand hat die Sachwalter des Reviſionsproceſſes zu der ſchweren Anklage gegen Peter Cauchon veranlaßt, daß er gar keine Erkundigungen über Johanna veranſtaltet habe, daß demnach die Erwähnung derſelben in den Sitzungsprotokollen eine plumpe Lüge ſey. Der Vorwurf iſt jedoch durchaus unhaltbar. Die im Jahr 1455 befragten Landsleute der Jungfrau erinnerten ſich noch, daß durch Beauftragte der engliſchen Regierung, durch Mönche ꝛc. in Domremy, wie in den benachbarten Ortſchaften dergleichen Erkundigungen erfolgt ſeyen. Der Zeuge Joh. Moreau, aus der Nähe von Domremy gebürtig, hatte in Rouen, wohin er vor dem Anfang des Proceſſes übergeſiedelt war, von einem angeſehenen Landsmann erfahren, er habe dem Biſchof die Erkundigungen überbracht, welche er auf Befehl der engliſchen Regierung in der Heimath Johannas eingezogen. Seine Erwartungen, für Mühe und Unkoſten entſchädigt zu werden, ſeyen jedoch bitter getäuſcht worden; der Biſchof habe ihn einen Verräther und ſchlechten Menſchen geſcholten, der ſeine Schuldigkeit nicht gethan, denn die Nachrichten ſeyen zu nichts nütze. „Ich habe nämlich," ſetzte er erläuternd hinzu, „nichts über Johanna gehört, was ich nicht gern über meine eigene Schweſter hören würde, obwohl ich außer in dem Dorfe Domremy in fünf bis ſechs benachbarten Kirchſpielen meine Erkundigungen eingezogen." Ja es lebte 1455 noch einer der Beauftragten, Nic. Bailly von Andelot, welcher eidlich bezeugte, Joh. von Tercenai, Amtmann von Chaumont für Heinrich VI., habe ihn angewieſen, mit dem Schultheißen von Andelot, Gerard Petit, Erkundigungen über Johanna anzuſtellen. Durch zwölf bis fünfzehn Zeugen hätten ſie dieſelben gerichtlich beglaubigen laſſen, für ihre Sorgfalt aber von dem Amtmann, dem die Nachrichten ſchlecht gefielen, den Vorwurf geerntet, ſie ſeyen heimliche Armagnaken. Auf Grund der angeführten Ausſagen iſt die Thatſache, daß Erkundigungen

ſtattgefunden haben, über allen Zweifel erhoben. Der Promotor des Reviſionsproceſſes, vorſichtiger als die Anwälte, geſteht dieß zu, ſtellt dagegen die Vermuthung auf, die Erkundigungen ſeyen bei Seite geſchafft worden, weil ſie für die Jungfrau zu vortheilhaft geweſen. Allein auch dieſe Annahme trifft in keiner Hinſicht das Rechte. Was zunächſt die Beſchaffenheit der Erkundigungen anlangt, ſo iſt allerdings nicht in Abrede zu ſtellen, daß unter der Maſſe viele für Johanna günſtige geweſen ſind, eben ſo gewiß aber iſt es, daß ſich dieß nicht von allen, wahrſcheinlich nicht einmal von der Mehrzahl behaupten läßt. Zwar hat Peter Cauchon dem Anſchein nach ſeine Nachrichten vorzugsweiſe in franzöſiſchen Gebietstheilen eingeſammelt, um auch in dieſem Stücke dem Buchſtaben des Geſetzes zu willfahren, welches die Anzeige von Hauptfeinden anzunehmen verbot; wer aber begreift nicht, daß in dieſem Verfahren noch keine Bürgſchaft gegeben iſt auch nur für die Unparteilichkeit der Befragten? Gab es nicht in den treueſten Landſtrichen von Frankreich offene und heimliche Parteigänger der Engländer in Menge? Lieferten nicht die Kinder von Domremy denen des nachbarlichen Maxey förmliche Parteiſchlachten? War nicht ſelbſt in Johannas Heimathsdorf ein burgundiſch Geſinnter? Und was ſoll man von den Landſtrichen ſagen, welche Johannas Heldenarm erſt jüngſt den Feinden abgerungen? Ueberall laute und ſtille Anhänger Englands, ſo daß man ſich's keinen Heller koſten zu laſſen brauchte, um auf franzöſiſchem Boden ein ganzes Heer von Verleumdungen und Abgeſchmacktheiten wider Johanna zuſammenzubringen. Das hat man denn auch weidlich gethan. Den unumſtößlichen Beweis dafür haben wir in den ſiebzig Anklageſtücken, welche Joh. von Eſtivet als Anwalt der Kirche nach Abſchluß der Verhöre aufgeſtellt hat. Da ſehen wir z. B. (Art. 4 — 12) eine ganze Fluth von Zaubergeſchichten und Schlechtigkeiten, womit das Jugendleben der Jungfrau bis zum Aufbruch von Vaucouleurs übergoſſen iſt. Kein Zweifel, daß alle dieſe Klatſchereien und Albernheiten aus der Heimathgegend Johannas ſtammen. Welche Vorſtellungen von Johannas göttlichem Beruf ſelbſt in ihrem Geburtsort herrſchten, zeigt die Thatſache auf überraſchende Weiſe, daß die Leute allgemein glaubten, bei dem Feenbaum habe ſie ihre Sendung empfangen. Wir erfahren das aus Johannas Munde, Gewährsmann iſt ihr eigener Bruder, welcher der Schweſter davon in Chinon Kunde gegeben hat. Wenn ſo dummes Geſchwätz in Domremy umlief, was ſoll man von andern Orten erwarten? Kurz, die Erkundigungen ſprachen bei weitem nicht alle zum Vortheil Johannas, und es hat Peter Cauchon nicht an hinreichendem Stoff zu einer Inſtruktion nach ſeinem Geſchmack gefehlt. Seiner Tücke blieb auch hier ein weiter Spielraum; er konnte eine Auswahl treffen, die guten Zeugniſſe den Augen der Beiſitzer verbergen.

Um ſo mehr befremdet der Mangel der Inſtruktion nebſt den Erkundigungen in den Akten. Um ſo ſchwerer ſcheinen auf den erſten Blick die Ausſagen mehrerer der beſtunterrichteten Beiſitzer in's Gewicht zu fallen und den Sachwaltern des Reviſionsproceſſes eine ſtarke Stütze zu gewähren. Aber gerade aus dieſen ſcheinbar mißlichen Ausſagen hat Quicherats Scharfſinn das wirkliche Sachverhältniß unſerer Streitfrage erſchloſſen. Die Urkunden der Inſtruktion ſind vorgebracht, aber nicht eingereiht worden. Darin liegt allein die Unregelmäßigkeit. Ehe wir nach dem Warum fragen, wollen wir eine Thatſache feſtſtellen, welche bisher allen Forſchern entgangen iſt, daß nämlich die fragliche Inſtruktion, welche für vernichtet gilt, uns größtentheils erhalten iſt in dem Requiſitorium von ſiebzig Artikeln, welches der Promotor d'Eſtivet überreicht hat. Da finden ſich weitläufig die Punkte ausgeſprochen, auf denen die Verhöre beruhten. Warum nun iſt die Inſtruktion dem Proceſſe nicht einverleibt worden?

Der Fall der Johanna gehörte zu denen, welche durch die öffentliche Meinung zur Anzeige gebracht werden. Das Inquiſitionsverfahren hob in Fällen dieſer Art die Inſtruktion faſt ganz auf. Streng genommen genügten drei oder vier Leute, welche von dem allgemeinen Gerüchte Zeugniß ablegten. Indeſſen hatte der Richter die Pflicht, dieſe Zeugen vorzuladen, um ihre Ausſagen, die er von ſeinen Beauftragten erhalten hatte, ihnen noch einmal vorzuhalten. Im Widerſpruch mit dieſen Vorſchriften ließ der Biſchof viele Zeugen fragen und forderte keinen vor ſich. Aber würden wohl die Franzoſen aus den Landen Karls VII., welche die Schlechtigkeit begingen, wider die Jungfrau auszuſagen, die Stirn gehabt haben, nach Rouen zu gehen, um ihre verhaßte Rolle durchzuführen? Tauſend Unmöglichkeiten mußten ſie anführen, um der Vorladung zu entgehen, und da das Inquiſitionsrecht die Ermächtigung gab, die Zeugen geheim zu halten, da ferner in dem gegenwärtigen Falle ſie vorzuladen ſo viel geweſen wäre, als das Geheimniß unmöglich machen wegen der Reiſe, wegen der vorgängigen Genehmigung der beiden Regierungen ꝛc., ſo hatte Peter Cauchon gute Gründe, um die Beiſitzer dahin zu beſtimmen, daß ſie von der Vorladung Abſtand nahmen.

Man verſetze ſich nun in Gedanken in den Augenblick, wo der Proceß revidirt wurde. Johanna war todt. Der gegen ſie gefällte Richterſpruch hatte ſich

Digitized by Google

nicht auf die Aussagen der Zeugen, sondern allein auf die Worte gegründet, welche man im Laufe der Verhandlungen ihrem Munde entlockt hatte. Weil die Instruktion gewissermaßen mit den Debatten verschmolzen war, wozu sollte es dienen, damit das Proceßinstrument zu überladen? War sie da, so verlangte sie häkelige Erörterungen, um den Mangel der Vorladungen zu rechtfertigen; war sie nicht da, so schwächte sie nicht die Kraft der freiwillig von der Angeklagten gemachten Geständnisse und folglich stieß sie das nach diesen Geständnissen fortgesetzte Verfahren nicht um.

In der Sitzung vom 19. Februar faßte Peter Cauchon nach Erachten seines Beiraths noch einen zweiten Beschluß, welcher mit dem ersten in unmittelbarem Zusammenhang stand, nämlich: aus Ehrfurcht vor dem heiligen apostolischen Stuhle den Großinquisitor von Frankreich, Joh. Graverent, und in dessen Abwesenheit seinen Stellvertreter für Rouen, Johann Lemaitre, einzuladen, sich bei dem Processe als Mitrichter zu betheiligen. Die Sitzung wurde bis Nachmittags vier Uhr aufgehoben, wo J. Lemaitre sich einfand. Ein schwacher Mann, wie er war, hätte er am liebsten gleich Pilatus seine Hände in Unschuld gewaschen, ohne sein Blut für die Unschuld einzusetzen; er äußerte aber, wenn er sich auch so lange, bis der Großinquisitor ihm bestimmte Verhaltungsbefehle übersandt habe, um des Gewissens willen nicht auf den Proceß einlassen könne, so sey er doch damit einverstanden, daß Peter Cauchon denselben vorläufig allein weiter fortführe. Der Bischof, zufrieden mit diesem Zugeständniß, erbot sich, ihm alles mitzutheilen, was bisher in der Sache geschehen sey und in's künftige geschehen werde, ein Anerbieten, wodurch er ihm jeden Einwand für die Folge abschnitt. Darauf setzte er im Einvernehmen mit seinem Beirath das erste Verhör Johannas auf den folgenden Tag, Mittwoch den 21. Februar, fest.

Die vorbereitenden Sitzungen waren somit beendigt. Unverweilt schrieb Peter Cauchon (22. Februar) in der fraglichen Angelegenheit an den Großinquisitor, Joh. Graverent, und dieser fertigte dabei für Lemaitre die Vollmacht aus, an seiner Statt sich an dem Processe zu betheiligen. Der Beschluß kam Peter Cauchon am 11. März zu Handen. Tags darauf ließ er den Inquisitor vor sich laden und forderte ihn auf Grund des Beschlusses im Beisein von vier Assessoren auf, sich nunmehr als Mitrichter ihm beizugesellen. Lemaitre bat sich sowohl die Vollmacht als die Proceßakten aus, welche ihm sofort zugestellt wurden, und trat nach genommener Einsicht am 13. März sein Amt an.

Bevor wir nun zu den Verhören selbst übergehen, müssen wir einen Blick auf die Proceßakten und die Weise ihrer Ueberlieferung werfen. Drei Notare waren dem Gerichte beigeordnet, Manchon, Colles, genannt Bolsguillaume, und Taquel, der erstere für den Bischof von Beauvais, der andere für den König von England, der dritte für den Inquisitor. Unter ihnen war Manchon weitaus der rührigste und geschickteste. Er sah seine Aufzeichnungen am Nachmittag oder Abend nach jeder Sitzung mit seinen Amtsgenossen durch, und diese dergestalt durchgesehene Arbeit bildete unter dem Namen notula oder minuta processus in gallico (minute française du procès) die Grundlage der Schlußredaktion. Die Fragen und Antworten der Verhöre sind nämlich, wie dieß nicht anders seyn konnte, in französischer Sprache niedergeschrieben, die protokollarischen Bemerkungen dagegen in lateinischer. Einige Zeit nach dem Tode der Jungfrau gaben Th. von Courcelles und Manchon dem Processe seine authentische Form; sie übersetzten die Verhöre in's Lateinische, vervollständigten die Protokolle und brachten die Gesammtakten in die Gestalt eines offenen Briefes (literae patentes) unter Peter Cauchons und des Inquisitors Namen. Hinter den Urtheilspruch setzten die Notare ihre Unterschriften, die Richter ihre Siegel. Auf diese folgte ein nicht beglaubigter Anhang, bestehend erstens aus einem acht Tage nach Johannas Hinrichtung aufgenommenen Zeugenbericht über einige Bekenntnisse der Jungfrau in den letzten Stunden ihres Lebens, und zweitens aus etlichen außergerichtlichen Schriftstücken von jüngerem Datum. Fünf wörtlich gleichlautende Exemplare fertigten die Notare aus, Manchon drei mit eigener Hand; alle fünf wurden mit Ausschluß des Anhangs von den Notaren unterzeichnet und von den Richtern untersiegelt. Drei von diesen kostbaren Urkunden befinden sich in den Bibliotheken von Paris, außerdem haben sich zahlreiche Abschriften erhalten, verschieden an Alter und Werth.

Die Vergleichung der Reste, die uns von der französischen Urschrift übergeblieben sind, mit dem lateinischen Texte hat außer Zweifel gestellt, daß die Anklage der Untreue, welche der Promotor und die Sachwalter des Revisionsprocesses 1452 und 1455 gegen die Uebersetzung erhoben, vollkommen unbegründet ist, wenn man nicht einige unerhebliche Mißverständnisse und die „unvermeidliche Verwischung manches Naturlautes" über Gebühr betonen will. Im ganzen genommen ist die Uebersetzung das treue, wenn auch nicht immer wörtliche Gegenbild des Originals.

Wie aber steht es mit der Urschrift selbst? Gibt sie die Aussagen der Jungfrau in unverfälschter Treue und Vollständigkeit wieder? Hören wir darüber

zuvörderſt Manchon ſelbſt. Als dieſer bei dem Reſtitutionsproceſſe die franzöſiſche Urſchrift vorzeigte, fragte man ihn, wozu die vielen Nota dienten, welche am Rande ſtänden. „Bei den Fragen," erwiederte Manchon, „welche am erſten Verhörstage in der Schloßkapelle an Johanna gerichtet wurden, herrſchte ein großer Lärm; man unterbrach ſie faſt bei jedem Worte, wenn ſie von ihren Erſcheinungen ſprach. Es waren da zwei oder drei Geheimſchreiber des Königs von England, welche Johannas Ausſagen aufzeichneten, wie es ihnen beliebte, indem ſie wegließen, was zu Johannas Entſchuldigung diente. Ich beklagte mich darüber und erklärte, daß, wenn man keine andere Ordnung einführe; ich die Feder niederlegen werde. Deßhalb änderte man Tags darauf den Ort und verſammelte ſich in einem Saale des Schloſſes, welcher an den großen Saal ſtößt. Zwei Engländer hielten Wache an der Thür. Und da ſich manchmal Schwierigkeit erhob über Johannas Antworten, und manche behaupteten, ſie habe nicht ſo geſagt, wie ich geſchrieben, ſo bezeichnete ich die Stelle, worüber Streit war, durch ein Nota am Rande, damit Johanna nochmals gefragt und auf dieſe Weiſe die Schwierigkeit beſeitigt werde." Dieſe Angaben Manchons werden durch ſeine anderweitigen Berichte über denſelben Gegenſtand in weſentlichen Stücken erläutert und vervollſtändigt. Nicht bloß am erſten Tage der Verhöre, ſondern während der erſten fünf oder ſechs Tage machten, wie Manchon erzählt, Beiſitzer und ſelbſt Peter Cauchon den Verſuch, ihn zum Verfälſchen der Ausſagen Johannas zu bewegen, indem ſie auf Lateiniſch (die Jungfrau ſollte es nicht verſtehen) ihm zuredeten, durch eine veränderte Faſſung den Sinn von Johannas Worten zu entſtellen und ſo zu ſchreiben, wie es ihrer feindſeligen Geſinnung entſprach. Brachte die Jungfrau etwas vor, was ihnen nicht gefiel, ſo verboten ſie ihm geradezu, dieß in's Protokoll einzutragen. Manchon aber ließ ſich nicht in ſeiner Pflicht beirren. Cauchon ſelbſt war es, auf deſſen Befehl jene königlichen Geheimſchreiber aufzeichneten, was zur Belaſtung, und ausließen, was zur Entlaſtung Johannas gereichte. Hinter einem Fenſter, welches durch einen Vorhang verdeckt war, damit niemand ſie bemerken konnte, hatte Cauchon ihnen den Platz angewieſen. Dieſe Leute lieferten ihr gewiſſenloſes Machwerk dem Biſchof ein, und letzterer that mit gewohnter Niederträchtigkeit ſein Mögliches, um daſſelbe bei der Durchſicht des Protokolls, welche nach jedem Verhör in ſeinem Hauſe ſtattfand, für ſeine ſchwarzen Zwecke zu verwerthen. Er beauftragte nämlich mehrere Beiſitzer, auf deren Ergebenheit er zählen konnte, dem Geſchäfte der Reviſion beizuwohnen und mit allem Eifer dahin zu wirken, um Manchon zum Aendern ſeines Protokolls im Sinne jener Geheimſchreiber zu vermögen. Manchon jedoch weigerte ſich, wie er verſichert, ſtandhaft, gegen ſein Gewiſſen zu handeln, und machte nur bei den Worten, welche zwiſchen ihm und den beſagten Schreibern ſtreitig waren, ein Nota. Dafür erntete er die Genugthuung, die Wahrhaftigkeit ſeines Protokolls in der folgenden Sitzung von der Jungfrau beſtätigt zu ſehen, aber auch den Schmerz mußte er erfahren, daß der Biſchof ihm ſeine Ehrlichkeit und Treue mit dem giftigſten Zorne vergalt. Wir verſtehen Cauchons Wuth, denn wir begreifen den Nutzen, der ihm aus einem Verſtümmeln und Verfälſchen der Protokolle erwachſen wäre. Hätten ſich die Notare zu ſolchem Schanddienſt mißbrauchen laſſen, ſo wäre ihm in den Augen der unkundigen Welt gelungen, was ohne Gefahr weder durch Einſchüchtern der Beiſitzer, noch durch Verletzen der Rechtsformen zu erreichen ſtand.

Wie aber? dürfen wir Manchon, der ſeine Pflichttreue in jeder Hinſicht und bei jeder Gelegenheit auf das Nachdrücklichſte behauptet, unbedingtes Vertrauen ſchenken? War es nicht ſein eigenſtes Intereſſe, ſich vor jedem Verdachte der Unredlichkeit in ſeinem Berufe zu reinigen? Und hat er nicht ſelbſt das Geſtändniß abgelegt, daß er das Amt des Protokollführers wider Willen übernommen, weil es ihm an Muth gefehlt habe, dem Biſchof eine abſchlägige Antwort zu geben? Wie leicht alſo könnte er ſchwach genug geweſen ſeyn, wenigſtens in einzelnen Fällen dem Andrängen des Böſen ſich zu fügen und dann und wann den Worten Johannas etwas ab- oder zuzuthun, ſey es auch nur, eine Wendung des Ausdrucks aufzunehmen, welche den Gedankengehalt weſentlich beeinträchtigte! So ſcheinbar dieſer Argwohn, ſo ſpricht doch zweierlei ſchon im allgemeinen dagegen: erſtlich die Thatſache, daß Manchon eine grundehrliche Seele war, und zweitens der Umſtand, daß wir nicht zu viel Gewicht auf das Furchtgeſchwätz der Beiſitzer legen dürfen. Insbeſondere aber erhält das Selbſtzeugniß Manchons eine ſtarke Stütze durch die beſtätigenden Ausſprüche ſowohl ſeiner Amtsbrüder Colles und Taquel als vieler Beiſitzer, welche ſich zu einem Urtheil über dieſen Punkt für befugt erachten durften. Mehrere der letzteren wiſſen ſehr wohl, daß Peter Cauchon die Notare heftig angeherrſcht hat, wenn ſie ſeinen Anmuthungen ſich nicht bequemen wollten, und daß bisweilen ſtürmiſche Auftritte darüber erfolgt ſind; aber feſt ſteht ihre Ueberzeugung, daß jene ihre Schuldigkeit in vollem Maße gethan haben. Kein einziger Zeuge wagt in dieſer Hinſicht auch nur den leiſeſten Zweifel laut werden zu laſſen. Und doch, was wäre den Richtern des Reſtitutionsproceſſes lieber

geweſen, als durch bündige Zeugniſſe die Fälſchung der Acten zu erhärten? Der Nachweis einer ſolchen mußte für den Reſtitutionsproceß ſowohl überhaupt als namentlich bei der Unterſuchung, ob Johanna ſich dem Urtheil der Kirche unterworfen habe, von außerordentlicher Tragweite ſeyn. Daher enthalten die Fragſtücke außer der allgemeinen Anklage über Verderbniß der Acten noch die beſondere Beſchuldigung, die Notare ſeyen gezwungen worden, die Unterwerfung Johannas unter die Kirche nicht in das Protokoll einzutragen, ſondern ſtatt deren falſche Antworten niederzuſchreiben. Faſt durchgängig behaupten die Zeugen, nichts darüber zu wiſſen; nur Taquel ſagt, er entſinne ſich nicht, daß die Notare gehindert worden, etwas aufzuzeichnen, das zum Proceſſe gehörte, wohl aber einiges, was nach ſeinem Urtheil mit der Sache nichts zu thun gehabt habe. Wie Taquel dieß meinte, erklärt vielleicht ein von Iſambard erzählter Fall, der überhaupt als das einzige Beiſpiel einer Auslaſſung daſteht, welches von den Zeugen beigebracht iſt. Der Biſchof fragte einſtmals Johanna, ob ſie ſich der Kirche unterwerfen wolle. „Was iſt die Kirche?“ antwortete Johanna. „Eurem Urtheil will ich mich nicht unterwerfen, denn ihr ſeyd mein Erzfeind.“ Iſambard redete ihr darauf zu, ſich dem Generalconcil zu unterwerfen, welches gerade in Baſel verſammelt und von eben ſo vielen Geiſtlichen der königlich franzöſiſchen wie der engliſchen Partei beſucht ſey. „O!“ jauchzte Johanna, „da dort Leute unſerer Partei ſind, ſo will ich mich gern dahin begeben und dem Concil unterwerfen.“ Erbost fuhr der Biſchof gegen Iſambard auf: „Schweigt in des Teufels Namen!“ Manchon fragte, ob er dieſe Unterwerfung aufzeichnen ſolle. „Nein,“ entgegnete Peter Cauchon, „das iſt nicht nöthig.“ Da rief die Jungfrau: „Hal Ihr ſchreibt, was gegen mich ſpricht, und wollt nicht ſchreiben, was für mich ſpricht!“ Wie wir auch über dieſen Fall urtheilen mögen, ein Verſtoß gegen die Form liegt unſtreitig vor, Zwang aber ſcheint den Notaren nicht angethan zu ſeyn. Manchon iſt offenbar ſehr zweifelhaft geweſen, ob dieſe Art der Unterwerfung, aus dieſem Grunde geſchehen und auf dieſe Weiſe zu Stande gebracht, eine wirkliche Unterwerfung ſey und in das Protokoll gehöre, denn warum hätte er ſonſt gefragt? Eben ſo, nur noch entſchiedener, mag Taquel gedacht haben. Wir kommen ſpäter auf die Sache ſelbſt zurück und bemerken für jetzt nur ſo viel, daß die Unterwerfung unter die Kirche damals weder zuerſt noch zuletzt von der Jungfrau gefordert worden iſt.

Außerdem dürfen wir, wenn es ſich um die Glaubwürdigkeit der Protokolle handelt, nicht außer Acht laſſen, daß dieſelben ſammt und ſonders ſieben Tage nach Schluß der Verhöre der Jungfrau vorgeleſen und von letzterer als richtig und ſachgetreu anerkannt worden ſind. Den ſtärkſten Beweis ihrer Aechtheit aber entnehmen wir dem Inhalt der Aufzeichnungen ſelber. Ueberſchauen wir dieſelben als Ganzes, in der That, ſie machen nicht den Eindruck eines zuſammengewürfelten Allerlei, in welchem ein Widerſpruch den andern drängte und das Charakterbild der Beklagten durch tauſend unvereinbare Züge bis zur Unkenntlichkeit entſtellt wäre. Das aber würde der Fall ſeyn, wenn die Acten mit oder ohne Vorſatz wären verdorben worden. Unter allen Schlangenwindungen der abgefeimteſten Bosheit und berechnetſten Sophiſtik, womit die Feinde ihr Opfer zu umſtricken trachten, leuchtet vielmehr die unverwüſtliche Kernnatur einer von Grund aus in ſich einigen, feſt in ſich geſchloſſenen Perſönlichkeit hindurch. So vielfach zerriſſen und zerbröckelt der Unterſuchungsſtoff an die von allen Seiten Bedrängte herangebracht worden iſt, kein zerfahrenes, unfaßbares Weſen verbirgt ſich in ihren Antworten, ſondern ein Urganzes ſteht vor uns, deſſen gleichartige Beſtandtheile, ob auch in die entlegenſten Punkte und Verſtecke zerſtreut, ſich mit Leichtigkeit zu dem Gliederbau einer gußfeſten Kraftgeſtalt zuſammenfügen, von einem Geiſte beſeelt, von einem Leben durchglüht. Kurz, die Ausſagen der Jungfrau, wie ſie die Verhöracten überliefern, ſind ſo ſehr die Abbilder eines einheitlichen Geiſtes, daß, Kleinigkeiten etwa abgerechnet, welche dem Ganzen keinen weſentlichen Abbruch thun, ſelbſt die ängſtlichſte Kritik keinen Anſtand nehmen darf, dieſelben als zuverläſſig und unverfälſcht anzuerkennen.

Daß wir in Johannas Bekenntniſſen den reinen Spiegel ihres Geiſtes und Charakters beſitzen, dafür haben wir noch eine beſondere Gewähr. Sie hat nämlich erwieſenermaßen während der Verhöre keinen Anwalt oder ſonſtigen Beirath gehabt. Ob ſie, wie Maſſieu und Ladvenn beſtimmt behaupten, auch Grouchet wenigſtens glaubt, zu Anfang des Proceſſes um einen Rechtsbeiſtand gebeten habe, aber abſchlägig beſchieden ſey, mag um ſo mehr dahin geſtellt bleiben, je weniger eine ſolche Bitte zu dem Mißtrauen ſtimmt, wovon die Jungfrau von Anbeginn gegen das ganze Gerichtsperſonal erfüllt war. Sey dem wie ihm wolle, keiner von den vielen Doctoren des bürgerlichen und kanoniſchen Rechts hat ihr als Berather zur Seite geſtanden. Mit eiſerner Strenge wachte Peter Cauchon darüber, daß keiner der Beiſitzer ſich ohne beſondere Erlaubniß unterſtand, Johanna im Verhör zu leiten oder zu belehren, und wenn gleichwohl bei ſchwierigen Fragen der eine oder der andere durch eine Rührung der

Digitized by Google

Menſchlichkeit ſich bewogen fühlte, der Bedrängten einen Wink zu geben, ſo wurde er von dem Biſchof derb abgefertigt und als Gönner der Jungfrau angemerkt. Die Schärfe dieſes Verfahrens begreift ſich von ſelbſt: Peter Cauchon hatte den Entſchluß gefaßt, die Beklagte durch ihre eigenen Geſtändniſſe zu vernichten. Sie ſelbſt ſollte ihm die Waffen liefern zu ihrem Verderben. Sein Abſehen mußte demzufolge vor allem darauf gerichtet ſeyn, volle und ganze Antworten von der Jungfrau zu erlangen, den Anklageſtoff ſomit unverkümmert und frei von abſchwächenden Zuthaten zu gewinnen. Mit dieſem Plane wäre ein Rechtsbeiſtand unverträglich geweſen, der die Jungfrau über die Weiſe des Ausdrucks unterrichtet hätte, welche die Kirche jedem Gläubigen gebot, ihrer Autorität gegenüber einzuhalten. Einen ſolchen Beirath, meinte Lohier, als er den Verlauf andeutete, den der Proceß muthmaßlich nehmen werde: „Man wird ſie wo möglich bei ihren Worten faſſen, nämlich an Aeußerungen: Ich weiß gewiß, was die Erſcheinungen betrifft. Spräche ſie: Es ſcheint mir, ſtatt ich weiß gewiß, ſo bin ich überzeugt, niemand würde ſie verurtheilen können.“ Es iſt wirklich geſchehen, wie Lohier voraus geſagt hat, ob indeſſen ſeine Auskunft die Unglückliche gerettet hätte; dieß zu unterſuchen, mag für eine ſpätere Stelle aufbehalten bleiben. Blieb aber der Biſchof auf dem Boden des Rechtes, indem er der Jungfrau keinen Anwalt beiordnete? Dieſe Frage iſt nach dem Buchſtaben des Inquiſitionsverfahrens zu bejahen, und Lohier iſt in einem doppelten Irrthum, wenn er das Fehlen des Anwalts als Nichtigkeitsgrund des Proceſſes darſtellte und zudem dem Anwalt einen Einfluß auf die Antworten des Ketzers einräumen wollte.

So bereitwillig Johanna in ihren peinlichen Bedrängniſſen auf Menſchenhülfe verzichtete, um ſich deſto unbedingter der Führung ihrer Schutzgeiſter zu überlaſſen, ſo ſchmerzlich empfand ſie die Strenge der Richter, welche ihr unerbittlich alles verſagten, was die chriſtliche Kirche zum Troſt, zur Erbauung und Stärkung ihrer Angehörigen darbietet. Für die Jungfrau war dieſe Entbehrung um ſo empfindlicher, je mehr ſie von früher Jugend an Kirche und Altar als ihre geiſtigen Heimathſtätten geliebt und geſucht hatte. Meſſe, Beichte, Abendmahl, ſo oft während des Proceſſes erfleht, wurden ihr bis kurz vor dem Tode verweigert; nur ein Loiſeleur durfte anfangs wohl ihre Beichte hören, um in die tiefſten Gründe ihrer Seele einzuſchauen und ihres Herzens Geheimniſſe zu erlauſchen. Die Richter wollten Johanna natürlich gleich von vorn herein als eine von der Kirche abtrünnige und deßhalb von jeder chriſtlichen Gemeinſchaft ausgeſchloſſene Ketzerin betrachtet wiſſen.

Wir haben früher einmal ausgeführt, daß die Lebensaufgabe der Jungfrau einen zwiefachen Kampf in ſich trug, einen Schlachtenkampf mit dem Feinde und einen Glaubenskampf mit dem Unglauben von Freund und Feind. Der letztere, gewaltiger und ergreifender als der Waffenkampf, hat ſeinen Anfang ſchon in Domremy genommen, hat ſich in Vaucouleurs, Chinon, Poitiers in größerem Maßſtabe fortgeſetzt, und da der Unglaube Karls VII. und ſeiner Großen durch kein Thatenwunder zu überwinden war, die Heldin durch alle Stufen ihrer Kriegerbahn begleitet. In Rouen erreicht dieſer Geiſteskampf den Höhepunkt ſeiner erſchütternden Furchtbarkeit. Verlaſſen von ihrem Könige, ihrem Volke, ohne menſchlichen Rath und menſchliche Stütze, geiſtig wie leiblich gemartert durch ſchweres Kerkerleid, ausgeſchloſſen von den Tröſtungen der Kirche, ſteht hier das neunzehnjährige Dorfmädchen, das weder leſen noch ſchreiben gelernt, das kaum ſein Ave Maria und Vater Noſter herzuſagen weiß, einer auserwählten Schaar der gelehrteſten Theologen und gefeiertſten Rechtskenner Frankreichs gegenüber, welche vom Wahnwitz hellloſer Vorurtheile beherrſcht, alle Liſten und Schliche anwenden, um die Unſchuldige der Ketzerei zu überführen! Ja man darf in gewiſſem Sinne ſagen: der Doppelkampf, den Johanna ſeither mit getrennten Gegnern, mit dem Unglauben in dem königlichen Cabinette und dem politiſchen Parteihaß auf dem Schlachtfelde geführt, gipfelt ſich in Rouen zum Einheitskampf mit beiden verbundenen Gegnern; denn der Feind, mit dem Johanna hier in die Schranken tritt, fordert Rechenſchaft nicht bloß von ihrem Glauben, ſondern auch von ihrem politiſchen Thatenleben; und er iſt ihr Feind nicht allein durch Unglauben oder durch die Politik, ſondern durch beides zumal. Der Ausgang des Rieſenkampfes, wie konnte er zweifelhaft ſeyn? Gegen die Mächte des Haſſes und des Vorurtheils kämpfen Glaube und Vernunft vergeblich. Unterliegen mußte die Jungfrau, aber im Unterliegen hat ſie geſiegt. Gab ihr die Mitwelt den Flammentod, die Nachwelt reicht ihr die Siegerkrone, welche ſie in ihren Bekenntniſſen ſich ſelbſt gewunden. Ihr größter Kampf war ihr herrlichſter Sieg.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Poeſie des Mittelalters und die Frauen.

Eine Skizze.

Die höheren Stände unſerer Nation haben des deutſchen Sanges lange entbehrt. In der alten heidniſchen Zeit mögen auch ſie des Singens und Sagens ſich gefreut und dem Lobgeſang auf einen Armin und andere Helden ſich nicht entzogen haben. Von ihren Hochzeiten wenigſtens wird berichtet, daß, während alles guter Dinge war, die Freundinnen der ſcheidenden Braut in wehklagenden Liedern ihrem Harm Ausdruck gaben. Aber in der chriſtlichen Zeit verſtummt das deutſche Lied für lange Jahre unter den Gebildeten. Als fühlten ſie ſelbſt ſich den Lehrjahren noch nicht entwachſen, und wohl auch weil es bequemer war, die gebildete fremde Form anzunehmen, als die noch ungeſchlachte Sprache der Heimath zu veredeln, blieben ſie lange hängen in der fremden Form und Art. An den Höfen wurde, wie in den Klöſtern, nur lateiniſch geſungen, und nur der Stoff war da und dort ein heimiſcher. Das Volk dagegen ließ ſich ſeinen deutſchen Geſang, der ſo alt iſt als die deutſche Geſchichte, nicht nehmen, und brachte die Lieder aus dem alten Sagenkreiſe, vom Helden Dieterich und Andern wohl ſelbſt an die Höfe.

Dort legten freilich die Herren und Damen nicht ſelten ihre Geringſchätzung gegen den Volksgeſang offen an den Tag. Während an Heinrichs des Erſten Hofe deutſche Lieder noch gegolten hatten, wollte ſeine Gemahlin Mathilde, da er geſtorben war, keine mehr hören. Bei Heinrichs des Dritten Vermählungsfeſt zu Ingelheim i. J. 1043 waren große Schaaren von Gauklern, Poſſenreißern, Spielleuten und Bänkelſängern zuſammengeſtrömt, um das Feſt durch ihre Künſte zu verherrlichen und ſich klingenden Lohn zu verdienen. Aber der König fragte wenig nach der Gunſt dieſer loſen Geſellen; ſo freigebig er ſonſt war, ließ er ſie unbelohnt und ſchmollend von dannen ziehen. Und der Erzieher ſeines Sohnes, Heinrichs des Vierten, Erzbiſchof Adelbert von Bremen, ließ derlei Künſtler wenigſtens ſelten genug vor.

Es iſt deutlich, ſollte die deutſche Dichtkunſt ſich zur Ebenbürtigkeit mit der Poeſie der Nachbarvölker erheben, ſo mußten auch die höheren Kreiſe der Geſellſchaft ſich ihr zuwenden und zugleich dem Volk mit ſeiner Fülle von Kraft, Frohſinn und Gemüthlichkeit wieder näher treten. Dieß geſchah nun im zwölften Jahrhundert, im Zeitalter der Kreuzzüge. „Mit Kreuzpredigt und Kreuzgeſang, welche deutſch ſeyn mußten, mit friſchem Eifer des Glaubens und der Liebe trat nun die Geiſtlichkeit wieder mitten in das Leben des Volkes hinein. Und mitten aus dem Volke, geweckt durch das Beiſpiel der franzöſiſchen und flandriſchen Ritterſchaft, erhob ſich nun auch der deutſche Adel mit feinerer Sitten- und Geiſtesbildung. Fortan galt nicht mehr allein die rohe Kraft; durch die Turniere wurde das Waffenhandwerk eine Kunſt, ein Gottes- und Frauendienſt. Und auch die Kunſt der Rede im Dienſte der Frauen war dieſſeits wie jenſeits des Rheins ein vorzüglicher Schmuck des Edelmanns geworden.“ (Wackernagel.)

Und wie die Deutſchen unter ſich, ſo traten durch die Kreuzzüge die Nationen unter einander ſich näher, nicht allein zu den heiligen Wanderungen, ſondern auch in rüſtigem Wettſtreit, die rein menſchlichen und die volksthümlichen Güter des Geiſtes reiner und reicher zu Tage zu fördern. Unläugbar haben wir Deutſche auch damals noch mehr empfangen, als mitgetheilt. Wenn die Gemahlin Heinrichs des Löwen, Mathilde, am Hofe zu Braunſchweig Poeten um ſich ſammelte und ihnen epiſche Stoffe (Roland, Triſtan u. ſ. w.) zur Bearbeitung anwies, ſo hatte ſie die Neigung dafür und mancherlei Hülfsmittel ſchon von ihrer Heimath her mitgebracht (1068). War doch ihre Mutter, Heinrichs des Zweiten von England Gemahlin, die von den Troubadours vielbeſungene Eleonore von Poitou.

Ueberhaupt durchdrang der fremdländiſche, beſonders franzöſiſche Einfluß Sitte und Bildung der höheren Stände jetzt mehr und mehr. Kleider, Speiſen, Spiele, Tänze, Formen und Stoffe der Dichtkunſt, und ſelbſt die Erzieher vornehmer Kinder kamen aus Frankreich. Und doch iſt unſere Poeſie deutſch geblieben und ein kerndeutſcher, wenn auch nicht immer muſterhafter Geſang hat ſich raſch über alle Gaue des Vaterlandes ausgebreitet. Fahrende Sänger und Spielleute, unter denen auch das weibliche Geſchlecht vertreten war, zogen durch die Lande, und fehlten namentlich bei keinem Hoffeſte, wo ein milder Fürſt das Klingen und Singen duldete. Barbaroſſas Siege in Italien fanden faſt auf dem Schlachtfelde noch die Weihe des Geſangs.

Viel Rohheit in Kunſt und Sitte wird wohl bei

Digitized by Google

diesen „Fahrenden“ und „Begehrenden“ mit untergelaufen seyn; aber weitere Verbreitung konnte bei der Armuth an Büchern und der Schwierigkeit schriftlichen Verkehrs das „Singen und Sagen“ nur auf diesem Wege finden. Dichter von besserer Herkunft und Bildung, besonders Adelige und Geistliche, sahen sich auf ihren Wanderungen leicht an den Höfen festgehalten und fanden hier Muße auch zu größeren Arbeiten.

So begann Heinrich von Veldeke seine deutsche Aeneide am Hof zu Cleve und vollendete sie, als die Gräfin von Cleve den Markgrafen Ludwig von Thüringen ehlichte, am Hofe des letzteren (zwischen 1180 und 1190). Aus dem Geschlechte der Hohenstaufen sollen die Könige Heinrich VI. und Konradin deutsche Lieder, Friedrich II. sicilische Canzonen gedichtet haben, während des letzteren Sohn, der lebenslustige Heinrich VII. (1220—35) seinen Hof durch einen Dichterkreis erheiterte. Ja er galt selbst für so gesangesfroh, daß ihn die Sage noch in seinen Banden singen läßt, als ihn der Kaiser, sein Vater, wegen offener Empörung die Rüstung ausziehen ließ.

Glücklich, wer so hohe Gönner fand; denn im Herrendienst fremdes Brod zu essen, waren die Dichter großentheils von Hause aus angewiesen. Sie suchten es aber besonders mittelst des Frauendienstes, als Minnesänger. Und wen die Noth hiezu nicht zwang, der folgte freier Neigung. Selbst Geistliche, wie der Abt Wilhelm von Sanct Gallen, ein Graf von Montfort,* der Bischof Heinrich von Constanz und der Pfarrer Rost von Sarnen verließen den Gottesdienst und dichteten im Dienste der Frauen weltliche Lieder.

Umgekehrt haben die größeren der damaligen Lyriker, ein Hartmann von Aue, Gottfried von Straßburg, Walther von der Vogelweide mit ihrem Gesang lieber Gott und der Menschheit, der Sitte und dem Vaterland gedient, als in Minneluſt und Minneleid sich verzehrt.

„Sie sangen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie sangen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.
(Uhland.)

während die meisten andern ihre zum Theil bedeutende Kraft an einen oft schwächlichen, öfter zweideutigen** Minnesang verschwendeten.

So hat der Frauendienst dieser Poeten, voran Ulrichs von Lichtenstein, einen nicht geringen Antheil an der Schwärmerei, der Thorheit und selbst der Unsittlichkeit ihrer Zeit, wenn man nicht lieber sagen will, daß er so recht das Kind seiner Zeit gewesen sey. Denn wie viel oder wenig von dieser Verirrung des urdeutschen und ursprünglich so reinen Minnedienstes erst diese Zeit durch fremde Einflüsse verschuldet, ist schwer zu bestimmen. Wer will die Kanäle ergründen, durch welche das französische und britische Beispiel in Liedern und Romanen, der südländische schwärmerische Marienkult, der Einfluß des Orients auf die Kreuzfahrer sich eingeschlichen haben? Eines haben unsere Dichter damals unbestritten draußen gelernt: die Form bei den Franzosen, wogegen die Stoffe und jedenfalls der Gehalt in dieser Zeit noch dem deutschen Gemüth und Leben angehören.

Ein frohes geselliges Leben bei Hofe, durch der Frauen Theilnahme geschmückt, hatte ja schon der alte Germane geliebt; der Pflicht, beim fröhlichen Mahle dem Herrn und seinen Gästen das große Trinkhorn zu reichen, hatten selbst Königinnen sich nicht entzogen. Jetzt aber waren die Frauen selbst der beherrschende Mittelpunkt des geselligen Lebens geworden. Der Tanz mit den Frauen, das Turnier um ihren Dank, daß „die Frauen dem Ritter ein Lob sungen,“ wie die Kaiserchronik sagt, der Preis ihrer Schönheit und Milde durch Gesang und Saitenspiel — das war dem Adel nunmehr der liebste Zeitvertreib. Die ganze Kunstpoesie war eine höfische, von Leuten am Hofe geübt und dem Hofe gewidmet. Sie sollte den Hof, besonders nach Tisch, durch Vortrag eigener und fremder, ernster und possenhafter Gesänge im Bunde mit Musik*** unterhalten, dem Dichter aber, der in der Regel dem wenig begüterten niedern Adel angehörte, des Hofes Gunst und Gold verdienen. Das Nibelungenlied hat seinen Hofdichter Volker; Steinbot von Dürn nennt sich den Dichter des Herzogs und der Herzogin von Bayern; der große Walther von der Vogelweide streicht gar bei Hof zum Tanze die Geige. Andere sind mit der Erziehung und Unterweisung der fürstlichen und adeligen Jugend betraut; denn Gesang und Saiten-

* Ihm galt die Frage eines Meistersängers:

Wem sollte das nicht wohlgefallen,
Daß ein Abt gar von Sanct Gallen
Taglied macht so rechte schön?

Tagelieder aber hießen jene Lieder, worin der Wächter, welcher den Tag aneuft, als Warner der Liebenden erscheint.

** Es ist lediglich eine Ausnahme, daß Wolfram von Eichenbach u. a. das eigene Eheweib besingen.

*** Man hatte bereits so ziemlich alle jetzt geläufigen Tongeräthe. Bei Hofe jedoch pflegte nur das Saitenspiel, Geige, Fiedel, Leier und Harfe zu ertönen.

ſpiel und die Kunſt der dichteriſchen Rede gehörten mit zu dem Unterricht der letzteren.

Welchen Antheil an allem dem die Frauen nahmen, liegt auf der Hand. Von aktiver Betheiligung iſt allerdings nicht viel die Rede. Doch mag das Beiſpiel Iſoldens, die von einem Spielmann auf der Harfe, der Leyer und der welſchen Fiedel unterrichtet, die Töne behende zu führen und ſüß und wohl dazu zu ſingen weiß, nicht vereinzelt geſtanden haben. Bald genug wenigſtens hatte der Franziskanerprediger Berthold unter andern Untugenden der Frauen auch die zu rügen, daß ſie „mit dem Wohlſingen hochfärtig thaten.“ Jedenfalls aber waren es die Frauen, welche, wenn ſie auch ſelbſt nicht ſangen und dichteten, von den Männern die Lieder verlangten oder unverlangt erhielten und ſie immer wieder zu Liedern begeiſterten, ſo daß jene „für ihren Habedank Roſen und Lilien ihnen aus den Wangen ſcheinen ließen.“ War es manchem Ritter nicht zu viel, auf Geheiß und im Dienſte einer geliebten Frau nach Paläſtina zu ziehen, warum ſollten die Poeten nicht wenigſtens ihre Kunſt den Damen widmen? Bei manchen lagen die Motive überdieß auch äußerlich nahe. Viele Edle, wie ſelbſt einige von den bedeutendſten Dichtern des Mittelalters, ein Wolfram von Eſchenbach, Ulrich von Lichtenſtein u. a. konnten weder leſen noch ſchreiben, ſo daß Ulrich einmal, da gerade ſein Schreiber abweſend war, eine Zuſchrift ſeiner Herrin zehn Tage lang ungeleſen laſſen mußte, Andere, nicht aus Vornehmheit, ſondern aus eitler Noth auf Bildern, z. B. der Pariſer Minneliederhandſchrift, ſtatt ſchreibend diktirend erſcheinen.

Dagegen ſehen wir die Frauen meiſt im Beſitz der edeln Schreib- und Leſekunſt und darum auch der Bücher. Die geiſtlichen Bücher wenigſtens rechnete das alte deutſche Recht im Sachſen- und Schwabenſpiegel zum Weibergut. So konnte Ulrich von Lichtenſtein ſeiner Herrin einmal eine „Botſchaft“ unter der Hülle eines Gebetbüchleins in die Hände ſpielen. Das Amt des Vorleſens bei Hofe verſah in der Regel ein Mädchen des Hofſtaates. Da mußte in der That den Dichtern alles daran liegen, die Frauenwelt für ihre literariſche Thätigkeit zu intereſſiren. Und ſo rechneten denn auch Dichter, wie Wolfram von Eſchenbach, obgleich er ein andermal nicht als Dichter, ſondern als Ritter beim Turnier von den Frauen geliebt ſeyn will, ausdrücklich auf ein weibliches Leſepublikum. Veldekes Aeneide las und verlor, ehe er ſie vollendet hatte, die Gräfin von Cleve; in Hartmanns Iwein lieſt eine Jungfrau ihren Eltern aus einem welſchen Buch, eine andere im Wigalois Herrn Wirnts von Gravenberg ihrer Herrin von Trojas Zerſtörung, von Dido und Aeneas vor; dem von Lichtenſtein ſendet eine Frau vier Büchlein mit epiſchen Gedichten.

Ganz beſonders aber belehrt uns über die Lektüre der Damen des dreizehnten Jahrhunderts eine Stelle in dem deutſchen Lehrgedicht: „der welſche Gaſt,“ (d. h. der Fremdling aus Italien), welches ein friaulſcher Edelmann, Thomaſin von Hirclar, in den Jahren 1215 und 16 geſchrieben hat. Weil

Böſe Bilder verkehren ſehr
Gute Zucht und gute Lehr,

räth der Dichter davon ab, die Geſchichte der Helena den Mädchen in die Hand zu geben. Weil aber,

Wer ſie nicht kennt, auch weiß nicht wohl,
Wovor er ſich bewahren ſoll,

ſo mögen die Frauen die Geſchichte jener Königin,

Der ihre Schönheit brachi große Schand,
Weil Schöne ohne Sinn (Geiſt) ein ſchwaches Pfand,

immerhin leſen. Die Jungfrauen dagegen

— — ſollen gern vernehmen
Andromache, davon ſie nehmen
Mögen Bild und gute Lehre,
Deß haben ſie beides, Nutz und Ehre.
Sie ſollen auch Penelope,
Der Herrin, folgen und Oenone,
Galjena auch und Blanſcheflor,
Lavinien und Sordamor. *
Sind ſie nicht alle Königinne(n),
Sie mögen es ſeyn an edlem Sinne.

Doch in reiferen Jahren, räth der geſtrenge Herr, ſollen die Mädchen von den „Aventiuren, den Spielen, die nicht wahr ſind,“ zu ernſteren Stoffen geführt werden. Und an ſolchen ließ es jene Zeit keineswegs fehlen. Der „welſche Gaſt“ ſelbſt iſt nur eines von vielen Lehrgedichten, welche ſich damals Jungen und Alten, Männern und Frauen als Führer zu einem tugendhaften Leben, beſonders zu höfiſcher Zucht und Sitte anboten. Auch hier ging die Minne allem voran. Sie war zur beherrſchenden Macht des höfiſchen Lebens geworden, drang raſch ſelbſt in die Kinderſtube und Kinderſchule ein.

Das zeigt am deutlichſten die ſeitdem vielbearbeitete Geſchichte von dem Jugendleben und der Jugendliebe der beiden Kinder Flore und Blanſcheflur, wie ſie um das Jahr 1230 zu erſtenmal der Schwabe Konrad

* Griechiſche, römiſche und franzöſiſche Frauenbilder, durch einheimiſche Dichter des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts auch in Deutſchland bekannt.

Fleck in deutſche Art und Form übertragen hat. Da „gehen die artigen Kinder Hand in Hand mit einander zur Schule, verſtehen ſich ſchon im fünften Jahre ſehr wohl unter einander, herzen ſich und küſſen ſich, leſen der Minne Bücher zuſammen, und lernen der Liebe Art kennen, wie ſie dem Menſchen wechſelnd Luſt und Leid bringt. Aus der Schule gekommen unterhalten ſie ſich im Baumgarten von der Liebe wie die Alten, dichten und leſen zuſammen, ſchreiben auf Täfelein von Elfenbein mit goldenen Griffeln von den Blumen, wie ſie aufgehen, von den Vögeln, wie ſie ſingen, von Minne viel und von Anderem nichts. Als ſie nachher getrennt werden ſollen, geräth der Knabe in Verzweiflung und fällt in Ohnmacht, das Mädchen gar will ſich mit ihrem Griffel erſtechen."

Wie viel beſſer doch als ſolch maßloſe Apologie der Minne ertragen wir es, wenn in dem gleichzeitigen Gedicht „der Winsbeke" ein greiſer Vater ſeinem Sohne die beſten Ermahnungen in der beſten Form mit auf den Lebensweg gibt und beſonders über Frauenliebe und häusliches Glück mit rührender Zartheit und Innigkeit ſpricht! So gediegen und gefällig iſt freilich kein anderer der zahlreichen „Spiegel," welche den Müttern und der Jugend beider Geſchlechter im ſpäteren Mittelalter immer wieder gewidmet worden ſind, nicht die „Winsbekin" (Geſpräch einer Mutter mit ihrer Tochter), nicht „der Segen des Tobias," die „Lehren des Königs Tyrol," ein „Spiegel der Tugend und Ehrbarkeit" u. ſ. ſ.

Wir ſehen, der Büchertiſch der Damen trug bereits eine reiche Auswahl poetiſcher Werke. Da waren Lyrik und Epik und gar die didactiſche Poeſie gleicherweiſe vertreten; nur die dramatiſche Muſe hatte die gebildeten Kreiſe der Nation noch keines Beſuches gewürdigt. Und wie ſchön war es für die Frauen, nicht nur die Dichtungen in den für ſie beſonders zierlich geſchriebenen und ausgemalten Handſchriften, ſondern die Dichter ſelbſt bei ſich zu begrüßen und die Tugend der „Milde" gegen ſie zu üben, ſie zu bewirthen, zu beſchenken, weiter zu empfehlen! Hochgeprieſen um ſolcher Milde willen waren beſonders Thüringen, ſchon damals wie ſpäter im achtzehnten Jahrhundert der Mittelpunkt deutſcher Muſenpflege, Oeſterreich unter den edlen Babenbergern, Schwaben, das Land der Weibertreue, frühe ſchon die Heimath vieler Dichter.

Und allerdings hatten die Frauen Grund, milde zu ſeyn — nicht umſonſt ward der Meiſterſänger Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, als er in Mainz ſtarb, von Frauen zu Grabe getragen (1318). Den Frauen galt ja der Sang der Zeit; um ſie ſchaarten ſich die Dichter und hoben ihre Stellung in der Geſellſchaft. Reizlos war im Grunde das Leben der germaniſchen Frauen in der alten Zeit dahingegangen, bis jene „Nachtigallen — wie Gottfried von Straßburg rühmt — ihre ſüße Sommerweiſe mit lauter Stimme ſangen. Sie erſt haben das Herz mit Wonne gefüllt und der Welt hohen Muth gegeben, die alles Reizes entblößt und ſich ſelbſt läſtig wäre, wenn nicht der liebe Geſang dem Menſchen, dem ja nach Liebe ſein Herz ſtand, die Freude und Wonne und die mancherlei Luſt in's Herz riefe, welche edle Herzen beſeligt; denn freundlichen Muth und innigliche Gedanken weckt es, wenn der ſüße Geſang der Welt ihre Freude zu ſagen beginnt."

Das eben iſt die culturgeſchichtliche Bedeutung des deutſchen Minnegeſangs, wie ſelbſt Gervinus, der als Kunſtkritiker ihn hart genug beurtheilt, es anerkennt: „Erſt das ritterliche Leben und die Ritterpoeſie habe dem Verhältniß von Mann und Weib bei uns ſeine Blüthe gegeben, ſo wie hernach die folgende Zeit des bürgerlichen Hausſtandes erſt die Reiſe hinzugab. Die Minne, welche ein rauhes Geſchlecht von Männern bereit machen konnte, von dem edleren Geſchlechte, welchem Zucht und Sitte eigener ſind, Sitte und Zucht zu lernen, milderte damals die Rohheit des Lebens, und es iſt eine herrliche Seite unſeres deutſchen Lebens und unſerer Kunſt, daß die Freude des Frauenverkehrs hier nicht zu oberflächlicher Luſt allein mißbraucht, ſondern innerlich bei den Edleren auf die Reinigung der Seele bezogen ward, wodurch das ſüße Leid, von dem die Minnelieder ewig klagen, eine ſo ſchöne ethiſche Bedeutung gewinnt."

Darum dürfen wir uns auch freuen, daß die edle Sangeskunſt keineswegs auf die Höfe und die Kreiſe des Adels beſchränkt blieb, ſondern frei und ungehemmt ſich durch das ganze Volk verbreitete. Als die Ritter verſtummten, ſingen die Bürger ihr zunft- und ſchulmäßiges Singen, den ehrbaren Meiſtergeſang an, wanderten wohl auch, von ihres Gleichen milde unterſtützt, auf ihre Kunſt. Freilich die Blüthezeit der Dichter und ihrer Kunſt war vorüber und jene ſuchten, was ihnen an Urſprünglichkeit und Kraft abging, durch Menge und Umfang der Leiſtungen, bald auch durch myſtiſche und allegoriſche Dunkelheit oder durch Gelehrſamkeit zu erſetzen. Das Ganze geht, ſtatt in die Höhe und in die Tiefe, vorwiegend in die Breite. Drang doch die Poeſie damals ſelbſt in das Alltagsleben ein, der Art, daß die Mütter ihre Kinder nach den berühmten Helden der alten Sage benannten, ja ganze Geſchlechter ſich ſolche Namen zueigneten; daß man nicht bloß die Wände der Wohnungen und der Kirchen mit gemalter, gemeißelter und gewirkter Darſtellung von Gedichtſtoffen zierte,

ſondern die Kunſt der Frauen auch die Kleider mit denſelben ſchmückte, gereimte Inſchriften ſelbſt auf Gewändern anbrachte. *

Aber wie konnten die Gaben der Muſen ſich alſo verbreiten? Im Grunde ſehr einfach. Zunächſt ſang der Dichter ſelbſt ſeine Lieder und trug ſelbſt ſeine Verſe vor, ſchrieb ſie bisweilen auch nieder oder dictirte ſie einem Schreiber; den Geſang aber begleitete er entweder auch ſelbſt, oder ward er von andern begleitet mit Saitenſpiel. Und wenn der Herr, die Frau, denen das Gedicht gewidmet war, an einem fernen Orte weilten, ſo ſang ein kundiger Bote, am liebſten ein Spielmann, ſtatt des Dichters ſelbſt.

So und auf anderem Wege waren die Geſänge berühmter Meiſter bald im Munde der Fahrenden und durch ſie unter der Menge des Volks; ſo wurde Walther von der Vogelweide in aufgeregter Zeit der Dolmetſch für die Stimmung von Tauſenden dieſſeits und jenſeits der Alpen. Die Minnelieder aber, in welchen eben darum der Name der Geliebten ſtets zu verſchweigen oder ein erſonnener zu wählen war, ſangen beſonders die Frauen nach und da und dort wandte wohl auch ein Anderer das fremde Lied auf ſeine Frau an und dichtete nach Vermögen Eigenes hinzu.

Um ſo ſpärlicher, freilich auch wegen der Muſik ſchwieriger war die ſchriftliche Aufzeichnung, wiewohl „Briefe" der Minneſänger an ihre Damen nichts ſeltenes waren. Wenn dennoch, von einzelnen Aufzeichnungen abgeſehen, ſogar mehrere zum Theil reich mit Bildern gezierte Sammlungen lyriſcher Gedichte ſich erhalten haben, darunter eine von einem Weibe, Clara Hätzlerin, zu Augsburg geſchriebene größere und werthvollere zu Stuttgart, Heidelberg, Paris ꝛc., ſo verdanken wir dieß, neben dem Bedürfniß der fahrenden Sänger und Muſikanten, hauptſächlich der Leſeluſt und Kunſtliebe vornehmer Frauen. Sie ſammelten ſeit dem vierzehnten Jahrhundert gerne die alten Lieder und Ritterbücher; die Erzherzogin Mathilde von Oeſterreich, geborene Pfalzgräfin von Heidelberg, brachte um 1450 auf ihrem Wittwenſitz zu Rotenburg am Neckar einen Schatz von vierundneunzig mittelalterlichen Dichterwerken zuſammen. Von ihr und andern Gönnerinnen und Pflegerinnen der Wiſſenſchaft und Kunſt am Ausgang des Mittelalters vielleicht ein andermal.

* So ſteht auf einem Kleide der Vers:

Mein Lieb mir liebet immer,
Dem brech ich Treue nimmer.

Aehnliches auf Fahnen, Roßdecken, Halsbändern von Hunden u. dgl.

Literatur.

Saul. Ein Drama von J. G. Fiſcher. Stuttgart 1862.

(Schluß.)

Es bleibt alſo nur die allgemeine dramatiſche Sprache, und die Aufgabe iſt, in dieſe ſo viel von dem bibliſchen Ton aufzunehmen, daß das Ganze dadurch eine ſpecifiſche Haltung gewinnt, ohne doch mit dem geltenden Geſchmack und Sprachgebrauch in Widerſpruch zu kommen. Dieß iſt nun nach meiner Anſicht in dem gegebenen Drama meiſt glücklich erreicht. Die ſtrenger an das hebräiſche Vorbild ſich anſchließenden Stücke, wie der dem Hohelied nachgebildete Wechſelgeſang zwiſchen Michal und David oder der Prieſterchor, haben eine ſpecifiſche Färbung, ohne doch ſtörend zu wirken. Namentlich aber athmen Samuels Reden ganz den altteſtamentlichen Prophetenton; er iſt ein würdiger Prieſter des Herrn. Saul und noch mehr Abner ſind allerdings moderner gehalten und müſſen es ſeyn, da ſie die rationaliſtiſch oppoſitionelle Seite vertreten. Dieſe moderne Haltung betrifft aber doch mehr nur die Form, die äußere Haltung ihrer Rede, als deren Gedankeninhalt. Abner mit ſeinen kecken, draſtiſchen Worten iſt mehr nach Shakeſpeareſchen Muſtern gearbeitet als nach den Büchern Samuels; der Widerwille des ſtörrigen Kriegsmanns gegen das Prieſterthum und ſeine „ſummenden Geſänge" iſt aber ein natürlicher, wie er auch den theokratiſchen Blüthezeiten nicht widerſpricht. Die ſchönſte Vereinigung des Modernen und Altteſtamentlichen aber iſt in David. Hier iſt auch das lyriſche Element wohl berechtigt und der Dichter bringt es auf's trefflichſte zur Anwendung. Man leſe einmal die letzte Scene des vierten Aktes, den Monolog des auf das Meer hinausſchauenden David. Läßt

ſich die Idioſyncraſie ſeines geiſtig ſinnlichen Charakters treffender ausdrücken als in den Worten:

Du ſiehſt, wie zwiſchen Gut und Böſe ſtrauchelnd
Mein Fuß nach deinem Heiligthume ſtrebt.
Ich trinke Liebesgluthen meines Weibes —
Und fühle dich, bin ich von Liebe trunken!

Der innerſte Nerv ſeines ganzen Weſens iſt uns hier ſo caneret zur Anſchauung gebracht, daß wir dieſe pſychologiſche Enthüllung einer ſich enger an die Pſalmen anſchließenden Paraphraſe unbedingt vorziehen. So ſehr wir auch auf hiſtoriſche Objektivität dringen, und zwar hinſichtlich der Form der Darſtellung eben ſo wie in Beziehung auf die ganze hiſtoriſche Auffaſſung, ſo ſind wir doch weit entfernt von jenem romantiſchen Realismus, welcher den ächten hiſtoriſchen Luſtre in den einzelnen Worten und Zügen, in der Ausbreitung archäologiſcher Kleinigkeitskrämerei ſucht. Wenn uns dieſes ſchon an der gegenwärtigen ſogenannten „heiligen Poeſie“ zuwider iſt, ſo würde es in einem Drama aus der heiligen Geſchichte noch widerwärtiger ſeyn. Daher finden wir es wohlgethan, daß die ſpecifiſchen Lokaltöne mit weiſer Sparſamkeit angebracht ſind, während andererſeits der Verfaſſer eine genaue Bekanntſchaft mit der bibliſchen Geſchichte zeigt und nirgends gegen ihren Geiſt verſtößt.

Das Bisherige iſt aber mehr eine dramaturgiſche Vorleſung als Kritik eines beſtimmt vorliegenden Werks. Es wird daher angezeigt ſeyn, daß wir ſpecieller an das Drama und den Kern deſſelben kommen, nämlich an den Charakter Sauls und Samuels. Daß hier Alles darauf ankommt, die hiſtoriſche Berechtigung beider einander gegenüber ſtehender Geſtalten in's rechte Licht zu ſetzen, verſteht ſich von ſelbſt und iſt auch bereits ausdrücklich geſagt worden. Der moderne Dichter, auch wenn er den rationaliſtiſch liberalen Ideen nicht gerade einſeitig huldigt, wird immer geneigt ſeyn, zu viel davon in dieſen Urtypus des ewigen Kampfes zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Macht hinein zu tragen. Saul wird dadurch ein eben ſo intereſſantes wie ein ganz beſonders ſchwieriges Thema. Der Gegenſatz iſt vorhanden in ſeinen unmittelbaren, faſt noch unbewußten Anfängen und zugleich in ſeiner ſchärfſten tragiſchen Zuſpitzung. Der Vorzug des Fiſcher'ſchen Stücks liegt nun hauptſächlich in der hiſtoriſchen Gerechtigkeit, mit welcher er Schatten und Licht an die beiden Charaktere vertheilt. Hierin iſt er ſeinen Vorgängern entſchieden überlegen.

Wenn es aber die erſte Aufgabe der Tragödie iſt, ihren Helden in der unbeſtimmten Mitte zwiſchen Schuld und Unſchuld, zwiſchen dem objektiven Geſetz des hiſtoriſchen Fatums und den Folgen der eigenen ſubjektiven That erſcheinen zu laſſen, ſo iſt damit keineswegs geſagt, daß dieſe Unbeſtimmtheit die kalte Unparteilichkeit der hiſtoriſchen Reflexion ſeyn, und daß das unmittelbare Gefühl des Zuſchauers im Zweifel gelaſſen werden ſoll, nach welcher Seite es ſich mit ſeinen Sympathien zu wenden hat. Das Gefühl ſoll zwiſchen Grauen und Mitleid ſchweben; das letztere aber iſt immer das wärmere und überwiegende. Dieſe rechte Mitte, die doch immer einen Ueberſchuß nach der einen Seite haben muß, zu treffen, iſt das tragiſche Myſterium, für welches theoretiſche Regeln niemals zureichen, das immer der Genialität, dem glücklichen Inſtinkt des Dichters überlaſſen bleiben muß. Der Conflikt der hiſtoriſchen Gerechtigkeit und des tragiſchen Mitleids, dieſer beiden gleich berechtigten Faktoren, iſt hier die Hauptklippe, an welcher die Conception zu ſcheitern Gefahr läuft.

Hier könnte es nun ſcheinen, als ſey Fiſcher in dem einen zu weit gegangen, ſo daß das poetiſche Intereſſe von dem der hiſtoriſchen Gerechtigkeit überwogen werde. Sein Hauptvorzug droht in dieſer Beziehung zu ſeinem Nachtheil auszuſchlagen. Man kann nicht ohne einiges Recht ſagen: Sauls Untergang ſey zu ſtark objektiv motivirt; man begreife zu deutlich, daß er fallen müſſe; die Sympathie ſchwanke zu unſicher zwiſchen ihm und Samuel, ſo ſehr, daß das Stück den einen Namen eben ſo gut führen könnte wie den andern. Ja, der eigentliche Held, der Mann, dem die Zukunft gehört, iſt eigentlich keiner von beiden, das iſt David. Daher kommt auch das Drama zu keinem abſoluten Abſchluß, ſondern weiſt über ſich ſelbſt hinaus. Der durch den Tod der beiden Hauptkämpfer zur augenblicklichen Ruhe gekommene Conflikt glimmt unter der Aſche fort; dem David wird derſelbe Pfahl in's Fleiſch gedrückt, der dem Saul das Herz abgeſtoßen hat; eine unabſehbare Perſpektive unendlicher Kämpfe, von denen einer immer aus dem andern herauswächst, wird uns eröffnet.

Das iſt nun freilich an ſich ſchon eben ſo ſehr ein Lob als ein Tadel. So weit aber der letztere wirkliche Berechtigung hat, hängt er damit zuſammen, daß Saul und Samuel neben ihrer individuell perſönlichen immer auch eine typiſche Bedeutung haben. Bei jeder tieferen Auffaſſung greifen ſie nothwendig über ſich ſelbſt hinaus. Dieſen Charakter hat zwar der wirkliche tragiſche Held immer und überall; ſein Schickſal repräſentirt ſtets auch etwas Allgemeines, eine Idee. Die wahre Tragödie hat immer etwas Prophetiſches; ſie läßt nicht bloß ein ſchweres Geſchick erfüllt ſeyn, ſondern eröffnet uns zugleich einen ahnungsvollen Blick in das Künftige, in den dunkeln Schooß des Schickſals, in die unerforſchlichen Wege und Gerichte des Weltgeiſtes überhaupt. In ganz beſonderem Grade findet dieſes aber ſtatt da, wo dieſe geheimnißvollen Rathſchlüſſe erfüllt werden ſollen an dem erſten König und dem erſten Prieſter, d. h. an den erſten, welche in wirklich hiſtoriſch ausgeprägter Geſtalt, nicht bloß als mythiſche Perſonifikationen, einander gegenüberſtehen, und die doch auch wieder einen gewiſſen ſymboliſchen, man wird ſagen dürfen geheiligten, Charakter an ſich tragen.

Wegen dieſer ihrer allgemeinen Bedeutung ſtehen ſich nun freilich Saul und Samuel mit ſo gleichem Recht gegenüber, daß das Zünglein der Wage zwiſchen ihnen faſt ſtille zu ſtehen ſcheint, und wo die Berechtigung mehr auf

Digitized by Google

der Seite des erſtern iſt, da wird er andererſeits von dem gewaltigen, wie mit göttlichem Siegel verſchloſſenen Charakter des andern ſo ſehr überragt, daß man ſich wohl verſucht fühlen könnte, der Tragödie lieber den Namen des Prieſters als des Königs zu geben, ſie nach Samuel anſtatt nach Saul zu benennen. Die Hauptfrage wird nun aber die bleiben, ob die Idee, welche dieſe beiden erſten Repräſentanten derſelben verfechten, auch ihrem hiſtoriſchen und individuellen Charakter gemäß ausgedrückt iſt. Was haben Saul und Samuel gegen einander? Das glaubt jeder zu wiſſen, und doch wird es ſehr ſchwer auszuſprechen ſeyn. Der Gegenſatz von Weltlich und Geiſtlich, von König und Prieſter iſt natürlich ſogleich zur Hand; aber er iſt viel zu oberflächlich, er reicht bei weitem nicht aus. Was hat dieſen erſten iſraelitiſchen König, der noch nicht die lange Reihe gnelfiſch-ghibelliniſcher Traditionen vor ſich hatte, der ein Königreich fand, als er ſeines Vaters Eſel ſuchte, was hat ihn zur Auflehnung gebracht gegen den Prieſter, von dem er die Salbung empfangen, der nach der ganzen Anſchauung des Volks zu ſeinem Leiter und Vormünder beſtimmt ſchien? Welche allgemeine Idee hat ſich mit ſeinem natürlichen Unabhängigkeitsſtreben verbunden? Hier iſt das hic Rhodus, hic salta des dramatiſchen Bearbeiters.

Dieſe allgemeine, religiös politiſche Idee hat nun, wie mich bedünkt, der Dichter ſehr glücklich ausgedrückt, indem er, an das hiſtoriſch Gegebene ſich anſchließend, dieſes nur erweiterte, es aus einem Zufälligen zu einem Allgemeinen machte. Das Zerwürfniß Sauls mit Samuel ſchreibt ſich bekanntlich hauptſächlich von dem Sieg des erſteren über Amalek her; es brach darüber aus, daß der ſiegreiche König die gemachte Beute mit den Kriegsgefangenen nicht „verbannen,“ nicht Jehovah zu Ehren vertilgen wollte. Der Weigerung, dieſem angeblich göttlichen, in Wahrheit aber jedes menſchliche Gefühl empörenden, theokratiſch barbariſchen Befehl zu gehorchen, legt nun Fiſcher eine allgemeine Bedeutung, eine Idee unter, die vielleicht mit ſolcher Klarheit in Sauls Geiſt noch nicht aufgegangen war, die aber ſeinem hiſtoriſchen Charakter durchaus nicht widerſpricht, die er wohl haben konnte und ohne Zweifel auch hatte, wenn auch, wie geſagt, nicht in dieſer beſtimmten und klar bewußten Form. Akt II, Scene 3, läßt er ihn ſagen:

Verbannen ſollt' ich ſie? — Nein, Samuel,
So konnteſt du's, ſo kann's dein Gott nicht meinen;
Und könnteſt du's, ich will es anders halten.
Und loben ſollſt du mich, ſoll mich das Volk,
Daß ich nicht that als wie ein Hordenführer,
Der, ſchrecklich allen Völkern um ſich her,
Als wie ein Raubthier ſeine Pfade zeichnet.
Ich will ihn größer meinen Gott! Jehovah
Sey aller Völker Gott, nicht nur des meinen.
Als König unter Königen will ich
Ein Beiſpiel ſteh'n von Kraft und hellem Sinn.
Ein neuer Tag ſoll aufgeh'n allen Landen
Aus meinem Volk, und ich will es ſelbſt
Zum zweitenmal aus ſeiner Knechtſchaft führen.

Nicht in ewigem aufreibendem Kampf, wie die Horden der Wüſte, will er mit den Nachbarvölkern leben, ſondern eine Art von politiſchem Syſtem ſtrebt er an, Verkehr und Austauſch, damit eine politiſche Schöpfung, ein Staat und Reich neben dem andern ſtehe, und Iſrael als das reichſte und mächtigſte unter ihnen allen. Daher

Verbinden möcht' ich mir dieß Volk. Was unſer
Geſegnet Land an Früchten, Oel und Wein
Und Heerden zeugt, es ſtrömte in die Welt,
Den Völkern unſern Ueberfluß zu zeigen.
Und heim von ihren Märkten brächten wir,
Was die gen Abend und gen Mitternacht,
An Schätzen und an Wundern zugerichtet;
Daß mitten unter all die ſtolzen Lande
Wir träten, ein Geſchlecht dem andern zeigte,
Was dort und hier die Menſchen Großes können.

Das iſt ſchon ein König, der an der Spitze der Civiliſation gehen will. Natürlich iſt auch dieſes ſchon moderniſirt; aber das iſt ja eben die Aufgabe, die antike Vorſtellung auszulegen und ſie unſerer Anſchauung näher zu bringen. Wenn dieſer Vorſtellung nur nicht Gedanken untergeſchoben werden, die ihr nach Zeit und Umſtänden nothwendig ferne ſeyn mußten, und das iſt nicht der Fall. Ein König von Iſrael, ein Mann „von Kraft und hellem Sinn,“ konnte wohl auf den Gedanken kommen, ja er mußte darauf kommen, über die engen Schranken der theokratiſchen Stammesgemeinſchaft, über die primitiven Zuſtände einer wandernden Horde, die noch keinen bleibenden Mittelpunkt ihres politiſchen, nicht einmal ihres religiöſen Lebens hatte, hinaus zu ſtreben nach einem Staat, einem wirklichen Reich mit einer Hauptſtadt und einem Tempel Jehovahs, zu dem alle Völker wallfahrten könnten. Die Starrheit des religiöſen wie des politiſchen Partikularismus ſollte zugleich überwunden werden. Und dieſes Ziel wird ja auch wirklich erreicht. Saul ſieht ſie nimmer, die Saat, die aus ſeinem Blute aufgeſchoſſen, aber David erntet, was der todte Saul geſäet. In dem Augenblick, da durch ſeinen Tod die Herrſchaft an David übergeht, kommen die Boten, welche von dem König von Tyrus das gewünſchte Bündniß bringen, den Eintritt Iſraels in den Völkerverkehr, die Quelle ſeiner Macht und Blüthe. Das Davidiſche und Salomoniſche Zeitalter bricht an, während deſſen Iſrael wirklich von den phöniciſchen Häfen aus bis an die Enden der damals bekannten Erde ſchiffte.

Nun, Iſrael, iſt's eine Luſt zu leben!
Die Schmach iſt aus, die dein Geſchlecht bedeckt.
Ihr eigner Schüler bricht die Macht der Prieſter,
Die Volk und Volk durch Haß und Blut entzweit
Und zum Tyrannen ihren Gott gemacht.
Zerriſſen iſt die Scheidewand, und über
Den Trümmern reichen Völker ſich die Hände.

Digitized by Google

Das war der nothwendige Gang der Geſchichte, den auch eine ſo gewaltige Perſönlichkeit wie die Samuels nicht aufzuhalten im Stande war. Aber auch der Prieſter ſpricht ein nicht minder nothwendiges Recht und Geſetz aus, und die Geſchichte hat ihm eben ſo Recht gegeben, wenn er den kosmopolitiſchen Saul warnt, wenn er von ſeinem theokratiſchen Standpunkt aus ihm vorherſagt, durch dieſe Humanitätsidee werde die alte Stammeseigenthümlichkeit, die monotheiſtiſche Kraft des Volkes gebrochen und Auflöſung und Zerfall über Iſrael gebracht werden.

Du Heuchler! wohnt Jehovah in den Häuſern,
Von Menſchenhand gemacht? Und iſt die Scholle,
Drauf er dich bildete, dein Reichthum nicht?
— — — — — — —
Doch auf Kameelen und auf Schiffen langt
Das Unheil an, womit der Feind dich blendet,
Und ſeine Würze, ſeiner Weiberkleider
Geräuſch verſengt und trocknet deine Säfte.
— — — — — — —
Wo käm' die Welt hin, riſſe jeder König
Ein Stück der Grenzmark aus, die Gott gebaut?
Die altergrauen Steine nur ſind heilig,
Und weil ſie heilig, halten ſie die Welt.
Bräch einer los, und jegliches Verderben
Dringt mächtig ein und immer Neues nach,
Und jedes Wort, das du vom Feinde lernſt,
Sein Kleid, ſein Vieh, ſein Sklave reißen dir
Ein Stück von deinem Gott aus deiner Bruſt,
Und Götzendienerei iſt Feindesſchändung.

Das iſt nicht leere Rhetorik, ſondern eigentlich hiſtoriſche Hermeneutik, poetiſche Auslegung und Veranſchaulichung der Geſchichte. Samuel iſt nicht ein Pfaffe nach der abſtrakten Schablone, und Saul iſt kein liberaler Phraſenheld. Im Gegentheil, es ſteckt noch viel mehr vom alttheokratiſchen Sinn, vom Reſpekt vor den hergebrachten Einrichtungen, dem väterlichen Geſetz und vor allem vor dem Prieſterwort und ſeiner Autarität in Saul. Es iſt ein Dualismus, ein Zwieſpalt in ſeinem Innern; er kann ſich nicht entſcheiden, immer reißt es ihn wieder zurück, wenn er ſich ermannt hat und ganz er ſelbſt, ganz Saul ſeyn will, ſo verfällt er bald wieder in den alten Zweifel, an dem er zuletzt halb wahnſinnig und verzweifelnd zu Grunde geht. Dieſer innere Widerſpruch mit ſich ſelbſt macht ihn erſt recht zum tragiſchen Helden. Saul iſt im Grund viel aufrichtiger und waheer fromm als David, dieſer Romantiker auf dem Throne Zions. An dieſem zwiſchen dem alten einfachen Glauben der Väter und dem ihm neu aufgegangenen Civiliſations- und Humanitätsgedanken hin und her ſchwankenden Saul ſchürt nun der keine Prieſterfurcht kennende Abner, der nüchtern praktiſche Rationaliſt, der „das Grade, das Verſtändige ſucht, was Menſchen mit geſunden Sinnen faſſen, was Boden hat, woron man ſagen kann: ſieh' her, greif' zu und nimm und halte feſt!" Mit ſcharfer Dialektik ſucht er den auf ſein Gewiſſen und deſſen natürliche Pietät ſich berufenden König aus dem letzten Schlupfwinkel ſeiner unentſchloſſenen Halbheit herauszutreiben. Die dreizehnte Scene des I. Akts enthält einen hieher gehörenden Dialog, der eben ſo tief gedacht als ſcharf pointirt iſt. Hier ſagt Abner ganz richtig:

Dein Kopf biſt du, und dein Gewiſſen haſt
Du ſelbſt gemacht, und handelſt du nach beiden,
So thuſt und unterläſſeſt du genau,
Was dir gefällt und nicht gefällt, und zwingſt
Den Gott, daß er ſich's auch gefallen laſſe.
Ganz oder halb — ein Freigeiſt biſt du doch,
Und mit den Prieſtern hältſt du keinen Bund.

Dieſer Abner, von dem Saul zweifelnd ſagt: „Biſt du mein guter oder böſer Geiſt? — Verdammen ſollt' ich dich, und wie ein Däman treibt es mich nach deinem Willen," — dieſer Jago des Stücks, er iſt die bei weitem maderniſte Figur deſſelben. Bei ihm hauptſächlich erhebt ſich die Frage, ob die Haltung nicht aus dem von der Zeit und dem Ort der Begebenheit gebotenen Ton zu ſehr heraus falle? Allerdings iſt Abner in jedem Wort ein ganz anderer als der Feldhauptmann Sauls, wie ihn die bibliſchen Bücher ſprechen laſſen. Aber hier insbeſondere iſt zu ſagen: nur die Form iſt eine moderne, der Inhalt entſpricht vollſtändig der hiſtoriſchen Situation; denn das, was Abner ausſpricht, ſind nicht Mode- und Zeitphraſen, ſondern bleibende Wahrheiten.

Das dialektiſche Triebwerk iſt ſomit im beſten Gang, die verſchiedenartigſten Momente wie Standpunkte ſind gegen einander in Bewegung geſetzt; denn auch Samuel fehlt es nicht an Secundanten, an jungen Prieſterhelden, die noch viel ſchärfer und ſtrenger ſind als die alten und die Sache überall auf die Spitze, zum Bruch zu treiben ſuchen. So dialektiſch aber das Drama iſt und vermöge der in ihm zur Entwicklung kommenden Idee ſeyn muß, ſo iſt es doch keineswegs ein abſtrakter Schematismus. Wie lebendig und draſtiſch, wie wahrhaft poetiſch und concret die Sprache iſt, haben wir aus den mitgetheilten Proben hinreichend erſehen; aber auch an mannigfaltiger lebendiger Handlung fehlt es nicht. Die ſechste Scene des II. Akts iſt im Grund ſchon die entſcheidende.

So,
Wie dieſes Kleid zerreißt, ſo hat der Herr
Das Amt des Königs heut von dir geriſſen . . .

Alles Spätere iſt nicht ſowohl Steigerung, ſondern Folgerung; der hier geſchehene Riß geht durch alle Verhältniſſe und Situationen hindurch. Dieß liegt aber im Stoff, in der einfachen Großartigkeit der Fabel, die überdieß, wie wir ſchon geſehen haben, einen gewiſſen allgemein typiſchen und ſymboliſchen Charakter an ſich trägt. Das Subjektive tritt daher immer gegen die objektive Beſtimmtheit, gegen die hiſtoriſche und ideale Prädeſtination zurück. Das iſt eben das Weſen des Antiken, des bibliſchen eben ſo wie

des claſſiſchen. Claſſiſche Stücke haben wir mehr als genug, ſo daß uns dieſe Anſchauung und Form nach allen Seiten bekannt iſt und uns daran nichts mehr neu und befremdend entgegen treten kann. Bibliſche Stoffe ſind ungleich ſeltener und darum für den ſchaffenden Dichter, wie für das aufnehmende Publikum um ſo ſchwieriger. Nach der hier gegebenen Analyſe des Fiſcher'ſchen Drama aber muß daſſelbe als ein eben ſo originaler als gelungener Verſuch erſcheinen, das bibliſch Antike mit der modernen Anſchauung zu vermitteln. Wir denken hiebei an die claſſiſchen Dramen Shakeſpeares, der ſeine Römer auch vielfach die Sprache einer viel ſpäteren Zeit reden läßt und doch den Hauch des antiken Geiſtes in ſeinen Stücken viel urkräftiger wehen läßt, als wenn er Reden und Perſonen mit höchſter archäologiſcher Genauigkeit copirt hätte.

Correſpondenz-Nachrichten.

Genf, Februar.

Berichtigende Ergänzungen zu der Beſprechung von de Candolles Memoiren. Das Verhältniß der Theorien Goethes und de Candolles.

In meinem literariſchen Bericht über die kürzlich erſchienenen Memoiren de Candolles hat ſich — ſehr wider Willen — ein Irrthum eingeſchlichen, welchen ich zu berichtigen mich um ſo mehr beeile, als ich von ſachkundigſter Hand darauf aufmerkſam gemacht werde. Es wurde dort nämlich, als von der intereſſanten Verwandtſchaft zwiſchen einigen Anſchauungen und Ideen de Candolles und Goethes die Rede war, eine franzöſiſche Ueberſetzung der Gaetheſchen Pflanzenmetamorphoſe von Fr. Soret in das Jahr 1790 verlegt, in dem bekanntlich das Originalwerk zuerſt erſchien. Meine Quelle war K. Gödekes „Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Dichtung," wo ſich obige Angabe im zweiten Bande, S. 888, findet. Der geehrte Herausgeber der Memoiren, Profeſſor Alphonſe de Candolle, der würdige Sohn und Nachfolger des großen Genfer Botanikers, hat nun die Güte gehabt, mir hinſichtlich jener irrigen Notiz nachfolgende berichtigende Mittheilungen zugehen zu laſſen.

Die erſte Ueberſetzung der Goetheſchen Pflanzenmetamorphoſe iſt die von Herrn v. Gingins im Jahr 1829 auf Veranlaſſung de Candolles ſelbſt in Genf veranſtaltete. Sie führt den Titel: „J. W. de Goethe, essai sur la métamorphose des plantes, traduit de l'allemand par Fréd. de Gingins-Lassarraz, Genève, chez Barbezat 1829" (87 S. in 8.) Eine zweite Ueberſetzung gab 1831 Friedrich Soret aus Genf, und damals in Weimar in genaueren Beziehungen zu Goethe lebend, heraus. Es iſt vielmehr eine deutſche und franzöſiſche Ausgabe; der franzöſiſche Text war von Goethe ſelbſt durchgeſehen und geſchichtliche Entwicklungen über Urſprung und Verbreitung ſeiner botaniſchen Ideen hinzugefügt. Der Titel dieſer Ueberſetzung (welchen übrigens auch Gödeke vollkommen richtig anführt) lautet: „J. W. von Goethe, Verſuch über die Metamorphoſe der Pflanzen, überſetzt von Friedrich Soret, nebſt geſchichtlichen Nachträgen, Stuttgart 1831" (8. 239 S.). Eine dritte Ueberſetzung erſchien 1837. Sie enthält faſt dieſelben Entwicklungen und führt den Titel: „Oeuvres d'histoire naturelle de Goethe, comprenant divers mémoires d'anatomie comparée, de botanique et de géologie, traduits et annotés par Ch. F. Martins," 468 S. in 8., mit einem Atlas in Folio von Turpin. Das Werk und der Atlas erſchienen in Genf und Paris bei Cherbuliez.

Dieß iſt der berichtigende und vervollſtändigende Beitrag zur Bibliographie der Ueberſetzungen des Goetheſchen Werkes, welchen ich der Gefälligkeit des Herrn Profeſſor Alphonſe de Candolle verdanke. Daß es ſich überhaupt um eine Prioritätsfrage hinſichtlich der analogen Anſchauungen der beiden großen Männer nicht handelt, geht aus einer ſchon in meinem Bericht citirten Stelle aus den Noten zu de Candolles Memoiren (Seite 573) hervor, wonach der letztere erſt im Jahr 1823 Kenntniß von der Goetheſchen Schrift erhielt. Beide, der Dichter und der Botaniker, gelangten auf eigenen, von einander unabhängigen Wegen zu verwandten Reſultaten. Für die Beurtheilung aller ähnlichen Fälle gilt, was der Engländer G. H. Lewes in ſeiner berühmten Biographie unſeres großen deutſchen Dichters gelegentlich des von Goethe ſelbſt erſt ſpäter entdeckten Vorgängers in den bezüglichen Studien, Kaspar Friedrich Wolff, ſagt: „Durch den Nachweis, daß ſchon Wolff die Identität der Pflanzentheile erkannt habe, ſetzen wir den Werth von Goethes naturwiſſenſchaftlichen Verdienſten ſo wenig herab, wie es dem Ruhm des Columbus Eintrag thut, daß ſchon fünfhundert Jahre vor ſeiner Entdeckung der neuen Welt normänniſche Seefahrer dieſelben Küſten oft berührt haben." Goethe ſelbſt hatte noch in

Digitized by Google

ſeinen ſpäten Lebensjahren Kenntniß von de Candolles Forſchungen und Entdeckungen erhalten, und wußte, daß der Genfer Gelehrte auf durchaus ſelbſtſtändigem Wege zu den mit den ſeinigen verwandten Reſultaten gelangt war, welche de Candolle zuerſt 1813 in der Théorie élémentaire veröffentlicht hatte. Goethe hat uns davon ein ausdrückliches Zeugniß hinterlaſſen, wenn er in dem Aufſatz „Wirkung meiner Schrift: die Metamorphoſe der Pflanzen, und weitere Entfaltung der darin vorgetragenen Idee," welcher ſich im 36ſten Bande der Geſammtausgabe findet und worin er ſich über verſchiedene gleichzeitige botaniſche Werke und Studien ausſpricht, Seite 182 anmerkt: „A. P. de Candolle, Organographie végétale. 2 Tomes. 1827. Paris.— Von dem Einſchreiten dieſes vorzüglichen Mannes zu ſprechen, bedienen wir uns lieber einiger Stellen aus andern Autoren; unſer Ueberſetzer de Gingins-Laſſaraz drückt ſich in ſeinem hiſtoriſchen Vorwort zu unſerer Metamorphaſe folgendermaßen aus: „In der Zwiſchenzeit ergriff ein berühmter Botaniker, ohne Goethes Werk zu kennen, die Angelegenheit auf ſeine eigene Weiſe, und geleitet durch ein vorzügliches Talent, deſſen ganzen Werth ich nicht zu ſchätzen wage, geſtützt auf ein tiefes Studium des Pflanzenreichs, auf eine höchſt bedeutende Maſſe von Erfahrung und Beobachtung, trug er im Jahr 1813 in ſeiner Elementartheorie die Principien der Symmetrie der Organe und die Geſchichte ihrer Metamorphaſen vor, welche er Degeneresecnzen nannte. Dieſe Theorie, auf ſo ſoliden Grundlagen, hatte nicht das Schickſal des Goetheſchen Werkes zu befürchten; ſie machte zahlreiche und ſchnelle Fortſchritte in der natürlichen und philoſophiſchen Behandlung der Vegetabilien, und ward vollendet durch die Organographie der Vegetabilien, welche alle unſere Kenntniſſe hierüber zuſammenfaßt."

Indem wir hier unſere ergänzenden und berichtigenden Bemerkungen ſchließen und für das Weitere auf de Candolles Memoiren und Goethe (im 36ſten Bande ſeiner Werke) verweiſen, machen wir auf den intereſſanten Umſtand aufmerkſam, daß, während ein Genfer Naturforſcher zuerſt unter den franzöſiſchen Gelehrten eine wiſſenſchaftliche Idee ausſprach und in der Wiſſenſchaft einbürgerte, wie ſie auch der Geiſt des deutſchen Dichters geſchaffen hatte, es wieder zuerſt Genfer waren, welche das Goetheſche Werk durch Ueberſetzung den Franzoſen in weiteren Kreiſen zugänglich machten. Auch hier wieder zeigt ſich Genf in ſeiner Vermittleerolle zwiſchen deutſchem und franzöſiſchem Geiſtesleben.

W. L.

Paris, Februar.

Oeffentliche Zuſtände. — Proletariat. — Ammenweſen.

× In Gegenwart der Calamität der zweiten Hauptſtadt Frankreichs und St. Etiennes, in welchen beiden Städten gegenwärtig 50,000 Arbeiter brodlos ſind, denkt man mit Schaudern daran, was aus Paris werden ſollte, wenn ſich aus Mangel an Mitteln, das nun einmal angefangene Demolirungs- und Wiederaufbauungsſyſtem fortzuſetzen, plötzlich ſeine hundert Tauſende von Arbeitern verdienſt- und daher brodlos befänden. Zu dieſer in Ausſicht ſtehenden Kataſtrophe geſellt ſich noch der Umſtand, daß in Frankreich wenigr Arbeiterhaushaltungen vom Verdienſte des Mannes allein leben; Weiber und Mädchen betreiben beinahe immer irgend ein erlerntes Handwerk, welches durch eine ſchrankenloſe Concurrenz im Verdienſte ſo herabgewürdigt worden iſt, daß es in der franzöſiſchen Kaiſerſtadt unglückliche Frauensperſonen gibt, welche für eine vierzehnſtündige Arbeit nur ſechs Sous verdienen. Dieſer Zuſtand iſt ein erſchrecklicher: Sardanapalismus in den höheren, Paraſitismus in den mittleren, Unwiſſenheit und bitteres Elend in den unterſten Schichten der modernen Geſellſchaft; unermeßliche Reichthümer, unerſchöpfliche Quellen, laſterhafte, blinde Verſchwendung, ein ſonderbares Gemiſch von Luxus und Dürftigkeit, von Luxus, der ſich unverſchämt breit macht, und von Elend, das ſich verkriecht!

Man baut Privat- und öffentliche Paläſte in Menge und hat kaum Schulen in vielen Städten; die wenigen, welche beſtehen, ſind ſcheußliche Kaſernen; man leidet Mangel an Waſſer, Luft und an geſunden Wohnungen für die Arbeiterklaſſen. Man hat ſeit zwei Jahren 232 Millionen für die Expeditionen nach China, Cochinchina und Syrien ausgegeben, man wird vielleicht 30 Millionen opfern, um nach Mexico zu gehen und dort Gott weiß was zu thun; die Beſetzung Roms hat bis jetzt 180 Millionen verſchlungen, aber man kann keine ſechs Millionen aufbringen, um die elenden Beſoldungen der Elementarlehrer aufzubeſſern, Eiſenbahnen zu vollenden und Waldungen anzulegen. Man ſchwelgt in Ueberfluß und leidet Mangel am Nöthigſten, Unentbehrlichſten; man trägt

ſammtene Kleider, koſtbare Spitzen, und entbehrt der Hemden. Man muß ſich geſtehen, daß das Ganze der Lage höchſt ſchwierig iſt. Das weibliche Geſchlecht will ſich bisher männlicher Arbeitszweige bemächtigen; man will in einigen Buchdruckereien die Setzer mit Setzerinnen vertauſchen; die Männer wehren ſich dagegen, die Weiber wollen leben, die Männer fürchten ihre ohnehin unzulängliche Stellung durch eine hungrige Concurrenz noch mehr beeinträchtigt zu ſehen, woraus denn traurige Kämpfe, leidenſchaftliche Rivalitäten entſtehen, die einen Blick in tiefe Wunden aufthun und ganz dazu gemacht ſind, den berauſchenden Stolz zu dämpfen, welcher beim Anblick des glänzenden Scheins der Pariſer Geſellſchaft Einem zu Kopf ſteigen möchte.

Nach vorhergegangenem milden Wetter tritt der Winter ſeit einigen Tagen mit hier ungewohnter Strenge auf und die Noth bei den arbeitenden Klaſſen ſteigert ſich im Maße, als die Kälte zu- und die öffentlichen Arbeiten abnehmen. — Wenn der Kaiſer in ſeiner jüngſten Kammereröffnungsrede geſagt hat: „Das Volk, in ſeiner Gerechtigkeit, macht mich nicht verantwortlich für ſeine Leiden, weil es weiß, daß alle meine Gedanken, alle meine Anſtrengungen, alle meine Handlungen unaufhörlich darauf abzielen, ſein Loos zu verbeſſern,“ ſo hat er eben nicht Gelegenheit, wie ich, dem „Volke“ nahe genug zu kommen, um das Murren zu vernehmen, welches aus den untern Schichten ſich dumpf, aber drohend nach oben erhebt. In einem Augenblicke, wo der Staat nicht die Mittel herbeizuſchaffen vermag, um den ſchreiendſten Bedürfniſſen von Tauſenden und aber Tauſenden abzuhelfen, muß es die nothleidenden Maſſen um ſo mehr kränken, wenn man einerſeits durch hätſchelnde Lobreden ſie einzuſchläfern ſucht, während man andererſeits auf leichtſinnig prahlende Weiſe beweiſen möchte, daß Frankreich reich genug ſey „pour payer toutes ses gloires.“

Wenn die Regierung der wachſenden Armuth der untern Klaſſen nicht zu Hülfe kommen kann, ſo iſt ſie dagegen väterlich beſorgt, die geiſtige Armuth der mittlern Klaſſen nach Kräften zu unterſtützen, indem ſie durch die ſogenannte „Commission de colportage“ dieſelben vor dem ſchädlichen Genuſſe gedruckten Giftes zu bewahren ſucht. Dieſe Commiſſion, welche im Miniſterium des Innern tagt, beſteht, wie wir — Dank den Enthüllungen des amtlichen Blattes — wiſſen, aus Männern von „gediegenen Kenntniſſen und hervorragender Stellung.“ Dieſe Herren haben es zweifelsohne ihrer „hervorragenden Stellung“ zu verdanken, daß ihre mit einem Jahresgehalte von je 7000 Franken verbundene Sineenre bei dem allgemeinen Eisgang, welcher zu Anfang des vorigen Jahrs aus dem Miniſterium Perſigny das ganze Preßbureau und alle ſeine Beamten hinwegſchwemmte, nicht ebenfalls mit fortgeriſſen worden iſt. Die Rudera des Preßbureaus, alias „de sureté publique“ (deſſen Aufgabe es war, alle nach Paris geſandten ausländiſchen und meiſtens für Fremde beſtimmten Zeitungen einer wahren Feuerprobe zu unterziehen) hat ſeitdem die Agentur Havas gegen eine jährliche vom Staate bewilligte Subvention aufgenommen. Die „Commission de colportage“ aber fährt fort mit Anſtand und Würde ihre Funktionen einer intellektuellen Pflegemutter zu verrichten, indem ſie die geiſtige Nahrung, welche ſie als zuträglich für ihre Schutzbefohlenen erachtet, ausſucht und mit einem billigenden Stempel verſieht, während alles ſchädlich Scheinende ſorgfältig ausgemerzt wird. Dieſe Herren kennen das leſende Publikum beſſer, als es ſich ſelbſt kennt, und ſie mißtrauen ſeiner Schwäche. Obwohl es leicht begreiflich iſt, daß alle Stempel der Welt eine Spekulation mit verbotenen Früchten nicht zu verhindern im Stande ſind, ſo handelt man dennoch im heutigen Frankreich, dem Herde ſo vieler Revolutionen, als ob es nicht ſchon Geſetze und Strafen genug gäbe für Schriftſteller, Drucker und Buchhändler, und ſich die öffentliche Moral als vollkommen geſchützt betrachten könnte, ohne daß man das leſende Publikum zu erniedrigen und am Gängelbande zu führen brauchte. Der Conſtitutionnel iſt der natürliche Verfechter dieſer Volksbevormundungen und ſucht auf väterlich ermahnende Weiſe darzuthun, daß die Freiheit in Frankreich nicht ſo illuſoriſch ſey, als ſich die Gegner der Regierung einbilden. In der That iſt jeder franzöſiſche Staatsbürger frei, vorausgeſetzt, daß er dem Geſetze über: Conſcription, Volkszählung, Straßenreinigung, Expropriation, Paßweſen, Erlaubniß zur Tragung von Waffen, Truppeneinquartierung, Domicilserwählung, Schwurgericht, Nationalgarde, Impfung, Baccalaureat, Hundeſteuer, Colportage u. ſ. w. Genüge leiſtet, und hat, ſobald dieſes geſchehen, niemanden über ſein Thun und Laſſen Rechenſchaft zu geben — als der Obrigkeit.

Man macht ſich in Deutſchland, wo ſo ziemlich jede Mutter ſtolz darauf iſt, ihren Säugling an der eigenen Bruſt zu nähren, keinen Begriff davon, wie ſehr die herzloſe Mode, neugeborene Kinder entweder zu einer Säugamme auf das Land zu geben, oder eine ſolche in's Haus zu nehmen, in Paris um ſich gegriffen hat. In neuerer Zeit, wo keine Pariſerin mehr ihr Kind ſelbſt ſäugen will, ſind viele mißbilligende und warnende Stimmen über dieſes Ammenunweſen laut geworden, und ein Arzt, welcher ausſchließlich Kinderkrankheiten behandelt, hat unumwunden ſeine Anſicht öffentlich dahin ausgeſprochen, „daß Mütter, welche ihre Kinder entfernt wohnenden Säugammen anvertrauen, dieſelben freiwillig dem Tode entgegen ſchicken, und daß es nur eine beſondere Gnade Gottes ſey, wenn ſie lebend wiederkehren.“

Wenn es auch, wie es gewiß iſt, gute Ammen gibt, die mit Liebe und Sorgfalt über die ihnen anvertrauten Säuglinge wachen, ſo kann man doch im Allgemeinen annehmen, daß ein franzöſiſches Bauernweib einen ſolchen nur als einen Erwerbszweig betrachtet, der ihrem Geize ſo viel als möglich einbringen ſoll. Sie ſelbſt haben alle auf dem Lande nur die rauhe Erziehung der Armuth erhalten; kaum konnten ſie ſich ihrer Arme und Beine bedienen, mußten ſie auf's Feld und in den Wald gehen,

wa man ihren Rücken mit Karn oder Holz beind; ſie wurden mager ernährt und reichlich beahrfeigt, ſo daß ſich ihr Herz und ihr Körper zugleich abhärteten. Sie haben ſich daran gewöhnt, in einem eigenen Kinde nur ein Arbeitswerkzeug zu ſehen, deſſen Verluſt, wenn es nicht gut iſt, nicht hoch angeſchlagen wird.

Somit iſt es leicht begreiflich, daß ſie die Kinder Anderer nicht beſſer als ihre eigenen behandeln; der Reiz des Gewinns ſteigert nach ihre natürliche Gefühlloſigkeit, und das Geld hat auf dem Lande, wo ſo wenig davon in Umlauf iſt, einen außerordentlichen Werth. Sie denken nicht daran, daß das kleine Weſen, welches in ſeiner Wiege ſchreit, ein menſchliches Geſchöpf ſey, das eine Seele hat, und worauf eine Familie ihre Hoffnungen gründet; ſolche Gedanken laſſen ſie gänzlich unberührt; ſie berechnen bloß, was ſie am Ende des Monats erhalten und wie ſie es anſtellen ſollen, um das Ganze für ſich allein zu behalten. Wenn ſie je gewußt haben, was es heißt, Mutter zu ſeyn, ſo vergeſſen ſie es, um nur an den Gewinn zu denken, welchen ſie in die Taſche ſtecken können; ihr Herz überzieht ſich, wie ihre Hände, nach und nach mit harter Haut. Zwei Weiber begegnen ſich im Dorfe: „Horch," ſagt die eine, „man läutet ja in der Kirche; warum denn?" — „O, es iſt nichts," erwiedert die andere, „heute Morgen iſt ein kleiner „Städter" geſtorben." So bezeichnet man die Säuglinge aus Paris. — Häufig kann man bei ſolchen Gelegenheiten die ſchrecklich philoſophiſche Aeußerung hören: „Es ſterben ja ſo viele, es kommen andere nach!"

So viel iſt gewiß, daß in den Dörfern, wohin man Säuglinge ſendet, die Sterblichkeit erſchrecklich groß iſt. In einer Gemeinde von nicht 1800 Einwohnern ſind im Durchſchnitt jährlich eilf Kinder aus Verwahrloſung geſtorben. In der Rue de Provence in Paris gibt es ein eigenes „Bureau des nourrices." Daſſelbe, wo man ſich zu jeder Stunde eine Säugamme holen kann, verſieht die Eltern auch mit Mittelsperſonen (intermédiaires), welche es über ſich nehmen, ihnen Nachricht von ihren Kindern zu bringen. Dieſe Perſonen beiderlei Geſchlechts nennt man meneurs oder meneuses, weil ihr Gewerbe darin beſteht, fünf bis ſechs Säugammen auf einmal nach Paris und wieder zurück auf ihr Dorf zu führen. Selbſtverſtändlich iſt das Zeugniß ſolcher Leute kein glaubwürdiges, da ihre ganze Induſtrie darauf abzielt, ſo viel Trinkgelder als möglich zu erpreſſen, ſowohl von der Säugamme, welche ſie durch Drohungen einſchüchtern, als von der Mutter des Kindes, deren Gefühl ſie durch angenehme Nachrichten ſchmeicheln.

Außer den Ammen, welche die Säuglinge in ihr Dorf mitnehmen, gibt es andere, die bei den Eltern in Paris bleiben und die man „nourrices sur lieu" nennt. Im Departement der Nièvre in Burgund und in der Normandie, welche Provinzen die meiſten nourrices sur lieu liefern, hat dieſes „Handwerk" buchſtäblich einige Gemeinden zu Grunde gerichtet. Der Mann faullenzt zu Hauſe, während ihm das Weib in Paris Geld verdient. Letztere ſelbſt ſieht ſich aus Dürftigkeit in ein reichliches Leben verſetzt, wo man ſie hätſchelt und ihr alle Launen hingehen läßt.

Die kleinen Kinder, welche die Säugammen, als Muſter ihrer Milch, vom Lande mit hereinbringen, ſind immer friſch und dick, und hat eine Amme ein abgemagertes Kind, ſo miethet ſie ein anderes im Dorfe, womit ſie Ehre einzulegen hofft. Hiefür zahlt man als fixen Preis im Departement der Nièvre 30 Franken. Hat die Säugamme einen Platz gefunden, ſo tritt ſie ihn ſogleich an und ſchickt ihr eigenes Kind mit der „meneuse" zurück auf's Land in der dritten Eiſenbahnklaſſe, das Wetter mag ſeyn wie es will. Eine ſolche Meneuſe hat oft drei oder vier Wickelkinder auf einmal bei ſich, und um die kleinen Weſen, welche vor Kälte, Hunger oder aus ſonſtigem Mangel weinen und ungeſtüm ſind, zum Schweigen zu bringen, ſtillen ſie ſie mit einem Trank, dem ſie einige Tropfen Landanum beimengen, ein Gebrauch, der auf dem Lande ſehr verbreitet iſt, und durch ſo zu ſagen tägliche Vergiftung für das ganze Leben der Kinder ſchädliche Folgen nach ſich zieht. In der Heimath angekommen, verwechſeln dieſe Weiber oft Kinder einerlei Geſchlechts beim Zurückgeben derſelben an die Väter. Aber was thut das? Auf dem Lande ſieht man nicht ſo genau darauf; ein Kind aber ein anderes, es bleibt ja doch immer dieſelbe Koſt.

Zwei Bauern, welche ihre in Lumpen gehüllten Sprößlinge deſſelben Geſchlechts nicht beſtimmt von einander zu unterſcheiden im Stande waren, kamen überein zu looſen, wer das eine oder das andere der Mädchen haben ſollte. „C'est toujours une fille," ſagte der eine. — „Top," ſagte der andere. Wer das längſte Stroh zieht, ſoll wählen. Soll man da noch an die Stimme des Blutes glauben?

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 12. 19. März 1862.

Vers l'immortalité je fais les premiers pas!
Autre espoir . . .
«Chimérique.»
Une fille adorable,
Rare, célèbre, unique, habile, incomparable . .
— «De cette incomparable, après, qu'espérez-vous?» —
Aujourd'hui triomphant, demain j'en suis l'époux.
Piron.
Métromanie.

Die zweite Liebhaberin.

Von Melchior Mayr.

Erſter Abſchnitt.

1.

An einem ſchönen Septemberabend fuhr der Perſonenzug in den Bahnhof der Reſidenz, um unter dem prächtigen Dache des Hauptgebäudes Halt zu machen. Die Wagen entleerten ſich und ein bunter Menſchenſtrom wogte an der Mauer hin, die einen zum Ausgang, wo die Erwarteten von Bekannten und Verwandten begrüßt wurden, andere zum Packwagen, wo man das „Paſſagiergut" zurück erhielt.

Unter den letzteren befand ſich ein junger Mann von ungefähr achtundzwanzig Jahren, ſtattlich gewachſen, in der vollen Kraft geſunder Jugend. Eine elegante Reiſetaſche, etwa größer als gewöhnlich, hing an ſeiner Schulter und das Haupt deckte ein hellbrauner Sommerhut, unter welchem dunkelblonde Haare, die vielleicht um ihrer Schönheit willen etwas länger wachſen durften, den Hinterhals beſchatteten. In anſtändig modiſcher Kleidung, die ihm gut, faſt möchte ich ſagen flott ſtand, bewegte er ſich ruhig und ſicher im Gedräng weiter, beſorgte ſein Gepäck in den Wagen des Gaſthofs, wo er zu wohnen gedachte, und ſchickte ſich an, zu Fuß nachzugehen.

Der Bahnhof lag am äußerſten Ende der Vorſtadt und der mildſonnige Abend hatte eine ungewöhnliche Zahl Spaziergänger auf die Straße und auf den ſchönen Platz vor dem Hauptbau gelockt. Der Ankömmling ſchritt durch ſie hindurch, mit frohen Augen Alles betrachtend, was ſich ihm darbot. Ihn ſchien Alles gleich lebhaft zu intereſſiren: die neuen Häuſer der Vorſtadt und die zierlichen Gärtchen, die davor oder dazwiſchen lagen, die Menge, die ſich hin und her bewegte, und die einzelnen Figuren, die ſich ihm vorübergehend bemerklich machten. Er faßte mit demſelben heitern Antheil das ſchmucke Dienſtmädchen in's Auge, das mit einem Korb am runden Arme munter dahin ſchritt, und die feine Dame, die im eleganten offenen Wagen neben Gemahl oder Papa nachläſſig hingegoſſen ſaß, den Proletarier, der mit freiem Hals und nicht ganz reinlichem Hemd behaglich eine Cigarre rauchte, und den Offizier, der mit angenehmem Kriegerbewußtſeyn ein Racepferd durch die Straße lenkte. Ja, wenn er hie und da zurückſchaute, warf er auch in den leicht aufgewirbelten, von der Sonne vergoldeten Staub, der allerdings die ſchöne Abendlichkeit des Bildes mit vollenden half, einen vergnügten Blick, um gemüthlich ſeinen Weg fortzuſetzen.

Ein ſo lebendiges Gefallen an den Außendingen

ſetzt eine wohlwollende Seele und gleicherweiſe ein begnügtes, zuverſichtliches Herz voraus. In der That hätte ſich dem ſchärferen Beobachter auch dieſes in dem hübſchen Geſicht gar wohl bemerklich gemacht. Mit der gutmüthigen Freude, die es zunächſt verſchönte, ſah auch ein tiefes Selbſtgefühl aus ihm, und zuweilen ging ein Stolz in ihm auf, mit dem er lächelnd auf die Menſchen ſah, die für ihn wieder zu einer „Maſſe" zuſammengefloſſen waren.

Der Grund dieſer Zuverſicht war ein ſehr triftiger, und der Leſer wird ihn gewiß mit Vergnügen erfahren. In der Reiſetaſche des jungen Mannes befand ſich nicht nur eine Anzahl von Kaſſenſcheinen, womit einen Winter anſtändig zu leben war, ſondern neben andern unſchätzbaren Papieren auch das ſtattliche Manuſcript eines Trauerſpiels, das in ſeiner Heimath die günſtigſten Urtheile erfahren hatte und das er nun auf der Hofbühne geben zu laſſen gedachte, um ſich mit einemmal den gefeiertſten Namen der gegenwärtigen Dramatik angereiht zu ſehen. Die Wirkung, die er beim Vorleſen des Stückes erzielt hatte, war ſo entſchieden, die Lobſprüche, die er von Männern und Frauen erhalten, waren ſo empfindungsvoll betont, daß er einen durchſchlagenden Effekt auf dem Theater mit vollkommener Sicherheit erwarten zu dürfen glaubte. Manchmal, wenn er auf der Herfahrt, in die Ecke des Coupés gelehnt, über ſein Vorhaben nachdachte, hatten ihn allerdings auch wohl Zweifel angewandelt und ſein Herz in eine nicht unbedeutende Gährung verſetzt; allein das Ueberdenken der ergreifenden Scenen, womit das Spiel ausgeſtattet war, hatte ihn wieder völlig beruhigt; und wie er nun an dem ſonnigen Abend gegen die Reſidenz herfuhr, die ihm durch das Seitenfenſter in all ihrer Gebäudepracht entgegenglänzte, da nahm das reinſte Vertrauen in ſeiner Seele Platz.

Bei dem tief heitern Blick, den er über die Spaziergänger hingleiten ließ, ſchien er nun zu denken: „Ihr laßt mich jetzt unbeachtet vorübergehen, ihr guten Leute; ich bin euch nichts — ein junger Menſch wie jeder andere. Aber ihr werdet mich ſchon anſehen, wenn ich unter allgemeinem Applaus und Zurufen meines Namens auf die Bühne trete und euch für den Beifall danke, den ich euch durch die Gewalt meiner Tragödie entriſſen habe. Dann werde ich ein Geſicht haben für euch und den Weg des literariſchen Ruhmes fortſetzen können unter den herzerfreuenden, ermuthigenden Zeichen der Achtung meiner Nation."

Wenn er dieſe Gedanken nicht wörtlich hatte, ſo gewannen ſeine Züge doch mehr und mehr einen Ausdruck, der ihnen entſprach. Er ſtrahlte in einer Miſchung von Zuverſicht und Selbſtgefühl, die von Selbſtgefälligkeit nicht mehr zu unterſcheiden war. Doch mit einemmal, nach einer Reflexion, wie es ſchien, gewann das Geſicht einen ernſteren, löblicheren Ausdruck: er ſah aus wie einer, der ſich freut um der Freude willen, die er geliebten Andern zu bereiten hofft.

In die Stadt ſelbſt eingetreten ſetzte er ſeine Beobachtungen fort. Der Anblick, der ſich ihm bot, war ihm nicht ganz neu, denn er hatte vor einem Jahrzehnt ſchon ein paar Tage hier verbracht, wirkte aber wegen verſchönerter Häuſer und Läden mit allem Reiz der Neuheit auf ihn. Da man ihn als Poeten kennt, ſo begreift man den Sinn für charakteriſtiſche Gegenſtände, die er in ſeiner Auffaſſung gleich idealiſirte und dichteriſch empfand, indem ihn inſtinktmäßig dabei der Gedanke leitete, das ſo Geſchaute als Zierde in einem ſeiner Werke verwenden zu können. Aus dieſem Grund — um die Phyſiognomie der Reſidenz rein in ſich aufzunehmen — hatte er den Weg vom Bahnhof eben zu Fuß gemacht; und die Bilder in ihrer Erfreulichkeit waren ihm nicht nur werthvoll an ſich, er nahm ſie auch behaglich als günſtige Vorbedeutung. Auf einmal blieb er ſtehen und beſann ſich. Die Lage des ihm empfohlenen neuen Gaſthofs hatte er ſich zu Hauſe beſchreiben laſſen, wußte aber jetzt doch nicht, wie er dahin gelangen könne. Eben kamen indeß zwei Damen gegen ihn heran, und er beſchloß, die ältere zu fragen.

Es waren feine Geſtalten und feine Geſichter, und die Familienähnlichkeit verrieth ihm ſogleich, daß er Mutter und Tochter vor ſich habe. Sie waren es in der That und auch abgeſehen von ſeinem Anliegen gar ſehr der Beachtung werth. Die Mutter hatte einen bräunlichen Teint und ihre Wangen erſchienen ziemlich abgemagert; ſie machte aber den Eindruck völligen Wohlbefindens und ihr braunes Aug zeigte anmuthig heitern Geiſt und alle Wärme der Herzensgüte. Das Antlitz der Tochter glänzte in geſunder Bläſſe, die ein klein wenig in's Bräunliche ſpielte und auf den Wangen nur von ſehr zartem Roth überflogen war. Aus ihrem gleichfalls braunen Auge leuchtete noch mehr und ſchöneres Feuer, und der ganze Ausdruck des Geſichts war eine reizende Miſchung von Gutmüthigkeit, froher Ueberlegenheit und Schalkheit.

Während unſer junger Mann die Aeltere fragte, den Weg ſich bezeichnen ließ, wieder fragte, um eine nähere Explikation zu erlangen, ſah ihn die Tochter mit großer Unbefangenheit an, und bald verſchönte ein ſchelmiſches Lächeln ihren Mund. Unſer Poet verrieth den Mann der Provinz, der ſeine geſellige Bildung in einer mittleren Handelsſtadt und zwei kleinen Univerſitätsſtädten erlangt hatte, nicht nur durch den Dialekt, der aus ſeinem Hochdeutſch ſehr merklich herausklang,

ſondern er ſtand auch vor der Mutter mit einer gewiſſen Verlegenheit, in der ſein gutmüthiges Weſen ſo ziemlich den Charakter der Unbeholfenheit annahm. Gewandt und leicht auftretend, wenn er unter guten Bekannten oder unerkannt unter den Menſchen ſich bewegte, konnte er die ſchöne Sicherheit gar wohl verlieren, wenn er ſich im geſelligen Verkehr eine beſtimmte Haltung zur Pflicht machen ſollte; und das war ihm jetzt ſichtlich begegnet. Der jungen Dame kam nun insbeſondere noch das ergötzlich vor, daß der Fragende ſteif an dem Angeſicht der Mutter hing und auf ſie ſelber auch nicht einen Blick zu werfen ſich getraute. Dieß verrieth ihr den Ungewohnten noch mehr als alles Bisherige, und der junge Mann begann ſie zu intereſſiren.

Wenn ſie glaubte, daß er in dieſer ungalanten Theilnahmloſigkeit verharrend ſich empfehlen werde, that ſie ihm doch Unrecht. Sobald er hinlänglich unterrichtet war, ſah er nach warm accentuirtem Danke raſch auf die jugendliche Geſtalt; ihre Blicke begegneten ſich, und da ſie doch fühlte, daß ſie ihn eigentlich auslächelte, ſo erröthete ſie ein wenig; indeß erheiterte ſie ſich gleich wieder und dankte auf die Abſchiedsverbeugung mit einer Freundlichkeit, die eben ſo viel Theilnahme wie Herablaſſung verrieth.

Geſchmack und Galanterie des Dramatikers waren gerettet, wenn auch die Tournüre noch vieles zu wünſchen übrig ließ. Hätte ſie übrigens gewußt, wie reizend ſie ihm erſchienen war, ſo hätte ſie mit einem noch günſtigeren Begriff ihre Promenade fortgeſetzt. Unſer Poet wurde durch Geſtalt und Miene — trotz einer entfernten Ahnung der Bedeutung ihres Lächelns — ſo lieblich getroffen, daß der Eindruck vielleicht ein tieferer geworden wäre, hätte nicht ein übermächtiges Bild von innen entgegengewirkt. Aber auf ihn konnte weibliche Liebenswürdigkeit nur mehr einen leichten, flüchtig angenehmen Effekt machen; denn in ſeinem Herzen thronte eine Königin, zu der er mit aller Verehrung eines Liebenden und Dichters empor ſah und der allein zu huldigen das Glück und der Stolz ſeines Lebens war.

Im Gaſthof erhielt er ein kleines Zimmer im dritten Stock und auf den Hof, was ihm gerade recht war. Er hätte allenfalls noch in's Theater gehen können; aber man gab eine Oper von einem Meiſter zweiten Rangs, die ihn nicht reizen konnte, und er wußte ſich zu Hauſe ſchöner zu unterhalten. Nachdem er einen leichten Hausrock angezogen hatte, ſetzte er ſich auf das Sopha, öffnete die auf den Tiſch gelegte Reiſetaſche und zog nicht nur das Bühnenmanuſcript hervor, ſondern auch eine Anzahl Briefe, mit denen eine noch nicht ganz getrocknete, halb offene Roſe herausfiel. Sein blaues Auge leuchtete, als er dieſe theuren Gegenſtände erblickte. Er ſog den Duft der welken Roſe ein und drückte ſie an ſeine Lippen. Dann nahm er einen Brief, las, lächelte und las weiter, bis ſein Geſicht in einem innig glücklichen Schein erglänzte.

Deutſch ausdrucksvolle, wohlgebildete Züge; mit einer nur wenig gebogenen Naſe, gerade aufwärts gehender Stirn und ſtark ausgeprägtem Vorderkopf ähnelte er dem Bild Albrecht Dürers, wie es der Meiſter ſelbſt gefertigt, nur daß aus ſeinem Geſicht eine ſubjektivere, weltlichere Seele hervor ſah. Der Treuherzigkeit und Gutmüthigkeit, die den Grundton bildete, geſellte ſich ein modern ſchwärmeriſches Gefühl, worin er zwar die ganze Welt liebend umfangen konnte, mit ſpecifiſcher Luſt aber doch an ſich ſelber, ſeinen eigenſten Angelegenheiten und Ausſichten hing.

Wer mochte es ihm verdenken, wenn er dermalen, in Ihren Briefen leſend, nur Sie vor Augen hatte und nur die Eine Hoffnung, als erfolggekrönter Autor vor ihre Eltern treten, ihre Hand erhalten und ſie heimführen zu können? War er doch mit ihr ſo gut wie verlobt und bedurfte es zu ſeinem höchſten Glück nichts als des Beweiſes, daß er der Mann war, ſie als glückliche, gefeierte, beneidenswerthe Frau durch's Leben zu führen. Dieſen Beweis hoffte er aber zu liefern; er hoffte ſich zu legitimiren als Dramatiker, als productiver Geiſt, dem auch bei den dermaligen Verhältniſſen im deutſchen Vaterlande Ruhm und Wohlfahrt genügend, wo nicht überflüſſig in Ausſicht ſtänden und dem kein verſtändiger Vater, keine gütige Mutter ihr Kind würde verſagen wollen, um wie viel weniger mehrjährig befreundete Verwandte die geliebte und liebende Tochter. Die Erkorene war nämlich ſeine Couſine, und dieſer Umſtand brachte etwas Eigenthümliches in das Verhältniß, über das der Leſer ohne Zweifel näher unterrichtet zu werden wünſcht.

Heinrich Born war der Sohn eines braven Mannes, dem nach mühſeligem Ringen und Streben nicht nur die Stelle eines Oberlehrers in einem Städtchen, ſondern auch eine nicht ganz unbedeutende Erbſchaft zufiel, ſo daß er dem ſchönſten Wunſch ſeines Herzens nachkommen und den einzigen begabten Sohn ſtudiren laſſen konnte. Die Preiſe, die derſelbe auf dem Gymnaſium davon trug, erfreuten ihn außerordentlich; er ſchüttelte aber ſehr bedenklich den Kopf, als ihm der Studioſus im dritten Semeſter erklärte, die begonnene Theologie unmöglich abſolviren zu können, ſondern ſein Leben und ſeine Geiſteskraft der Literatur — der Dichtkunſt widmen zu wollen. Er machte alle Einwendungen eines praktiſchen Mannes; dem Jüngling ſtand aber in

Digitized by Google

unbedingtem Selbſtvertrauen eine unerſchöpfliche Menge von Gegengründen zu Gebote, und als zu dieſen noch Betheurungen und dringende Bitten hinzukamen, als der junge Poet die Unwiderſtehlichkeit des Triebes hervorhob, deſſen Nichtbefriedigung ihn zur Verzweiflung bringen würde, da gab der gute Vater nach und verſöhnte ſich, dem Talente des Einzigen ſelber vertrauend, endlich mit dem gewagten Lebensplan, indem die poetiſchen Verſuche, die jener ihm mittheilte, die allenfalls geſunkene Hoffnung ſtets neu wieder anfachten.

Die dichteriſche Seele hatte unſer Heinrich nicht von dieſem ſchlichten Manne, ſondern von der Mutter, der er auch viel ähnlicher ſah und die ihn mit ihrer zärtlichen Liebe zum Poeten verderben half. Ihrer Beiſtimmung gewiß, konnte er ſeinen Weg nicht nur ungehindert, ſondern auch immer wohl unterſtützt fortſetzen, indem ſie bei den ehelichen Berathungen über den „Wechſel“ immer einer verhältnißmäßigen Zulage das Wort redete. Er nährte ſich nun von den Wiſſenſchaften, die ihn reizten, machte Verſe und Entwürfe zu Tragödien, die er zum Theil ausführte, und imponirte zuletzt auch dem Vater noch ganz ernſtlich, indem er nach dem fünften Univerſitätsjahr mit dem Diplom eines Doktors der Philoſophie heimkehrte.

Schon als Gymnaſiſt und angehender Student pflegte er in den Ferien einen Verwandten zu beſuchen — Geſchwiſterkind ſeiner Mutter — der in einer nahe gelegenen größeren Stadt Kaufmann war. Die bemittelte Familie, die ſich als ſolche fühlte, nahm den jungen hübſchen Vetter um ſo lieber auf, als das poetiſche Gemüth ſich für die erwieſenen Freundlichkeiten immer ſehr empfänglich und dankbar zeigte und nach Kräften zur Unterhaltung beitrug. Er war für einen Theil der Herbſtferien regelmäßig geladen, und wenn er einmal nicht kam, ſo erwartete man ihn um ſo beſtimmter im folgenden Jahr. Bald ehrte er aber die Einladung des gaſtfreien Hauſes, ſo weit es ſchicklicherweiſe nur immer anging; denn unterdeß war die älteſte Tochter, die ſechs Jahre weniger zählte als er, zu einer ſo auffallenden Schönheit herangeblüht, daß ſie beim erſten Wiederſehen ſein Herz völlig in Beſitz nahm und er das Loos ſeines Lebens für entſchieden halten mußte.

Auguſte Werthlieb war von ſtattlichem Wuchs, die Geſtalt in allen Verhältniſſen untadelig, das Geſicht regelmäßig ſchön und die Wangen ſanft geröthet; Augen wie Haare ſchwarzbraun, und Hals, Nacken und Arme nicht von jener gerühmten „blendenden Weiße,“ ſondern wie von einem ätheriſchen Goldton angehaucht, der ihnen eine holde Wärme gab und ihren Verehrern über alles bezaubernd erſchien. Den Ausdruck der Züge konnte man ſowohl vornehm als edel nennen. In ihrem Weſen lag etwas natürlich Selbſtbewußtes, Sicheres und zum Herrſchen Geneigtes; und da ſie bald im Hauſe und in der Stadt gefeiert wurde, ſo gewöhnte ſie ſich etwas ruhig Gebietendes an und lernte die Artigkeiten entgegennehmen, als ob ſie ſich von ſelber verſtänden. Vor dem Mißbrauch der ſo raſch erlangten Macht ſchützte ſie aber ein angeborener geſunder Sinn und klarer Blick in's Leben, ein durch ihr Temperament begünſtigter Gleichmuth der Seele, mit dem ſie immer auch bedachte, was die andern wünſchen mochten. Wenn ihre Thätigkeit im Hauſe eine mehr anordnende als dienende war, ſo ſprach ſie ihre Willensmeinung doch immer ſo freundlich aus, daß man ihr immer gern nachkam; und wenn ſie von ihren Verehrern, alten und jungen, ſich huldigen ließ wie eine Fürſtin, ſo erwiederte ſie die geleiſteten Dienſte mit ſo anmuthigem Dank, daß ſich jeder belohnt, wenn auch nicht eben vor andern ausgezeichnet fühlte.

Ein alter Verwandter, der eine Zeitlang als Gaſt im Hauſe war und ſie mit Intereſſe beobachtet hatte, ſagte dem Vater, als er von ihm Abſchied nahm: „Zu deiner Auguſte kann ich dir nur gratuliren. Sie iſt nicht nur ſehr ſchön — und, nebenbei geſagt, von einer dauerhaften Schönheit — ſondern eines der verſtändigſten Mädchen, die mir vorgekommen ſind. Die laß nur immer gehen, und wenn's zum Heirathen kommt, ſelber wählen! Ich verbürge mich dafür, ſie trifft die beſte Wahl, für ſich und für dich.“

Heinrich hatte ſich mit dem kleinen Bäschen von ihrer erſten Bekanntſchaft an geduzt und außerdem herablaſſend mit ihr geſpielt, wie ſich dieß bei einem um ſo viel älteren Jüngling von ſelber verſteht. Noch beim letzten Abſchied von der eben Sechzehnjährigen, obwohl er für den Reiz der werdenden Schönheit nicht ganz unempfindlich war, blieb er ruhig und fühlte ſich ſelbſt als die höhere Perſönlichkeit. Wie er ſie aber nach einem Jahr in dem Glanz vollendeter jungfräulicher Schönheit wieder ſah, da war's um ihn geſchehen. Er erſchrack förmlich, als ſie ihm den Willkomm bot; der Ausdruck ihres Geſichts hatte für ihn etwas ſo Ernſtes und Feierliches, daß ihm die frühere Leichtigkeit der Begrüßung unmöglich wurde; ſeine Gedanken verwirrten ſich, und erſt nach einigen ungeſchickten Verſicherungen, die auf den Geſichtern der Anweſenden ein Lächeln hervorriefen, und nach erduldeter Beſchämung ſtellte ſich der alte Ton wieder bei ihm ein.

Er war gefangen, bezaubert, und hatte nun zu dem Einen Ziel ein zweites, das er mit jenem zuſammen erreichen mußte. In dem Verkehr mit ihr, der

Digitized by Google

sich weiterhin in heiterer Gemüthlichkeit herstellte, ward es ihm klar, daß sie die Seine werden müsse, werden sollte, daß er nur im Bunde mit ihr den Lorbeer erreichen könnte, nach dem seine Hand sich streckte. Sie war freundlich, ja herzlich gegen ihn, und wenn er nicht erwarten durfte, daß sie ihn vor andern merkbar auszeichnen würde, so glaubte er doch ihr mehr als irgend ein anderer zu seyn und die völlige Gewinnung ihrer Liebe hoffen zu dürfen. Er wollte ihr dienen und sie verdienen auf seine Weise. War doch auch das jetzige Glück in ihrem Umgang schon unendlich; gingen doch die süßesten Gefühle durch sein Herz und gaben seinen poetischen Phantasien einen Glanz, der ihn selber entzückte. Er fühlte sich wie in einem Garten voll der mannigfaltigsten Blumen, die ihn in frischester Blüthe magisch anleuchteten und deren Wohlgerüche stromgleich in ihn einzogen. Es war eine Fülle des Lebens, der Lust und der Poesie, daß er nur bedauerte, den wunderreichen Gehalt nicht sogleich in die rechte Form bringen zu können, er hätte sich damit gewiß den ersten Dichtern an die Seite gestellt. Indessen was jetzt nicht möglich war, das geschah später — und am Ende noch besser als jetzt. Jetzt wollte er leben, lieben, der Wonne sich hingeben, die Zauberbilder des Liebelebens in sich aufnehmen, um sie später in reinen Kunstwerken zu unwiderstehlicher Wirkung vorzuführen.

Einen ganz besondern Reiz hatte es für ihn, aller Vorzüge, welche die Geliebte zierten, sich bewußt zu werden und sie in Versen und Prosa für sich wiederzugeben. Wie ein Künstler seine Geliebte immer wieder zeichnet und malt, so wurde er nicht müde, die Erwählte in ihrer Erscheinung, ihrem Benehmen, in dem gesteigerten Zauber besonders holder Momente wieder und wieder zu beschreiben. Er fühlte alles an ihr poetisch; jede Linie ihrer Gestalt, jeder Blick, jede Bewegung entzückte ihn. Die ruhige Anmuth ihres Benehmens erschien ihm edel im schönsten Sinne des Worts, das höhere Bewußtseyn, das nicht selten aus ihren Zügen sprach, für eine von der Natur so verschwenderisch ausgestattete Jungfrau durchaus geziemend; der sichere Takt und der Verstand, den sie im Gespräch mit ihm zeigte, verrieth ihm einen geradezu genialen Geist. Sie herrschte in ihrem Hause — das gebührte ihr. Nach Geist und Charakter war sie geartet, als Fürstin ein Volk zu regieren; und wenn ihr dieses Loos nicht zufallen konnte, so war es am Ende auch schön, als Gattin eines Dichters durch's Leben zu gehen und als Urbild seiner schönsten Gestalten von einer Nation gefeiert zu werden.

Daß er zum Dichter bestimmt war im vollsten Sinne, konnte das eine Frage seyn? Wenn er bisher keine Gewißheit hatte, jetzt war sie gegeben: mit dem glühenden Gefühl, mit dem phantasievollen, hochstrebenden Geist, den er sich zusprechen durfte, hatte er Sie gefunden, die alle seine Kräfte belebte, steigerte, auf die höchsten Ziele lenkte, an der er die herrlichsten Eigenschaften des Weibes anschaute und die ihm zugleich die ausdauerndste Anstrengung, den reinsten Kunstfleiß zur frohen Pflicht machte, weil die Früchte davon sie erquicken sollten. Jetzt hatte das Schicksal seine Hoffnung, seinen Glauben feierlich bestätigt, ihm die Richtung und das Ziel seines Lebens im hellsten Sonnenlicht gezeigt. Alles stimmte zusammen. Zu der Leidenschaft und dem glühenden Ehrgeiz des Dichters kamen die lieblichsten Geschenke der Welt und der Natur; gute Geister halfen ihm und bereiteten ihm die Wege; ja es sollte in ihm wieder einmal ein Poet ausreifen, der, in eigenster Seele glücklich, auch die andern beglückte und den himmlischen Glanz der Liebe und Freude in die Seelen ergoß.

Jahre gingen hin. Das Verhältniß gedieh weiter, indem die beiden Herzen vertrauter und in Momenten schöner Erregung die liebenden Blicke des Dichters gar warm und hold erwiedert wurden; aber zur förmlichen Erklärung und zum festen Beschluß kam es dennoch nicht. Der Grund lag in der Zurückhaltung Auguste's, die in ihrer Freundlichkeit, auch bei lebhafterer Wallung des Herzens, ein gewisses Maß nicht überschritt und auch den Liebenden in den Schranken des Verehrers zu halten oder doch wieder in sie zurückzuführen wußte. Außerdem war Heinrich so glücklich, sie immer wieder sehen, mit ihr verkehren und ihr die Aufmerksamkeit der Liebe erweisen zu können, daß er eine Aenderung, wäre es auch eine glückerhöhende gewesen, kaum wünschte. Was er hatte, war so hold, so voller Duft und Poesie! Und das Andere mußte ja kommen — in schönster Weise kommen, wenn sein Ruhm als Dichter nicht eine bloße Verheißung, sondern eine vollendete Thatsache war!

Die Liebe macht jedes Wesen klug und — nach Möglichkeit — praktisch, sogar den poetischen Idealisten. Heinrich sah wohl, daß die Verwandten ihre Tochter nur einem wohlsituirten Manne geben würden; und wenn er sich nun durch Vorlesen klassischer Dichtungen und eigener Arbeiten angenehm und interessant machte; wenn er bei Gelegenheit ein wirksames, die betreffenden Personen schmeichelhaft berührendes Lied sang; wenn er hie und da auch eine der Kritiken mittheilte, die er in Journale zu liefern begann, so versäumte er nicht, bei natürlichen Anlässen die Vortheile jetzt lebender Schriftsteller vor ihren ehemaligen Genossen in's Licht zu setzen und nachzuweisen, daß ein Mann der Feder, wenn er thätig sey, durch bloße

Digitized by Google

Zeitungsartikel sich ein Einkommen zu beschaffen im Stande sey, das dem eines gut besoldeten Staatsdieners gleich komme, ganz abgesehen von den möglichen Erfolgen als Lyriker und Erzähler, und nun gar als dramatischer Dichter, der erst von den deutschen Bühnen und dann von dem Verleger stattliche Ehrensolde zu erlangen vermöge.

Da es galt, eine Kaufmannsfamilie zu überzeugen, so rechnete er genau vor, was man durch Lieferung so und so vieler Bogen in politische und literarische Journale sich erwerben könne, was Bücher einbringen, die Auflagen erleben, und was namentlich an Tantièmen und Honorar ein Stück abwerfe, das den Siegeszug über die Bühnen Deutschlands mache — der wackere Jüngling, der, während er diese Möglichkeiten sich und Andern vorhielt, auch von der ersten einen nur äußerst mäßigen Gebrauch machte und es für ehrenvoller und natürlicher hielt, seine Bezüge fortgehenden Anstrengungen des Vaters zu danken. Der Vetter indeß hörte die Darlegung mit Antheil, gewann von dem merkantilischen Sinn des Poeten einen vortheilhaften Begriff und sprach einmal seine ernstliche Freude darüber aus, daß nun doch auch die Schriftsteller und Dichter wie solide Menschen zu leben vermöchten. „Freilich," setzte er lächelnd hinzu, „müssen ihre Gedanken auch durchgehen!" Der Jüngling, in seiner vollkommenen Sicherheit, stimmte mit so heiterer Miene bei, daß der Alte freundlich hinzufügte: „Nun, bei dir hoffen wir das Beste, nach den schönen Sachen, die du uns schon vorgelesen hast. . . ."

Die instinktmäßige Beschwichtigung eines rechnenden, in Literaturverhältnissen aber nicht eben bewanderten Mannes diente dem jungen Mann nachhaltig. Seine dichterischen Arbeiten wurden mit größerem Antheil gehört, und als er am Geburtstag der Mutter ein kleines Festspiel aufführen ließ, in welchem Auguste die Hauptrolle gab und das einen sehr anmuthigen, deßgleichen rührenden Eindruck machte, gratulirte man ihm auf's wärmste; Auguste dankte ihm zärtlich, die Eltern glaubten auch auf die dramatischen Projekte des Poeten Vertrauen setzen zu können und sagten sich, daß er am Ende doch der Mann wäre, ihre Tochter glücklich zu machen. Unser Musensohn durfte unter den Verehrern der gefeierten Schönheit nicht nur ungestört sich bemerklich machen, sondern es wurde in dem Kreise allmählich auch angenommen, daß er der Bevorzugte, der Erwählte sey, und daß man eines schönen Morgens die Verlobungsanzeige lesen könnte.

Während einer längeren Abwesenheit nach jenem poetischen Sieg drohte seinen Hoffnungen indeß einen Moment große Gefahr. Ein Anbeter Augustens bewarb sich um ihre Hand. Es war ein Beamter, der eine bedeutende Stelle inne hatte, noch in guten Jahren stand und sich einer ansehnlichen Gestalt erfreute. Die Eltern, geschmeichelt, wußten die Ehre sehr zu schätzen, gaben aber die Entscheidung der Tochter anheim; diese, in höflichen Ausdrücken, ertheilte dem Bewerber einen Korb. Heinrich war unendlich erfreut, als ihm das Ereigniß von einem Bekannten gemeldet wurde. Nun hatte er den vollen Beweis, daß ihr Herz ihm gehörte, auf ewig gehörte! Und nun wollte auch er nicht länger säumen, sondern in muthigem Anlauf sein Glück versuchen, um die Hauptentscheidung seines Lebens herbeizuführen.

Er hatte eine historisch romantische Tragödie begonnen, die ihn bald vor allen andern Arbeiten anzog, und wenn er sich an sie hingab, ihn anmuthete wie eine erhabene poetische Waldlandschaft. Der Kern der Handlung war ihm durch die sagenhafte Geschichte einer fürstlichen Familie gegeben, die wirksamsten Momente hatte er aber selber erfunden, indem er die Hauptpersonen zu gleicher Zeit romantisch idealisirte und den Sinn der historischen Vorgänge vertiefte. Jeder Act schien ihm Scenen zu enthalten, die, gut gespielt, auf die Zuschauer ergreifende, erschütternde Eindrücke hervorbringen mußten. Es gibt eine Poesie der Situation und der Sprache, der sich niemand entziehen kann; und diese Poesie schien ihm in den fertigen Theilen so gelungen, daß er über die gleichmäßige Hinausführung des Ganzen nicht mehr in Sorge zu seyn brauchte. Denn bei poetischen Kunstwerken kommt es auf den Entwurf und das richtige, farbensatte Treffen des Anfangs an; dieser führt dann zum entsprechenden Fortgang und Ende mit Nothwendigkeit, indem das Oberflächliche und Matte, das in schwächeren Augenblicken in das Gemälde kommt, von dem überwiegend Großen und Mächtigen immer selbst wieder ausgestoßen wird.

Reines Glück der jugendlichen Dichterseele, wenn ein wundersames, reiches, romantisch holdes und großes Bild vor ihr steht und sie dasselbe Zug für Zug, ja noch farbiger und mannigfaltiger, als sie es anschaut, auf's Papier bringen zu können hofft! wenn die Verse dem liebenden Sinn leuchten, würzig duften und das Herz an Alles, was erhaben, schaurig und süß in der Welt ist, dabei erinnert wird! In den beglücktesten Momenten ist es keinem zu verdenken, wenn er glaubt, etwas Hamlet- und Faustähnliches hervorgebracht zu haben. Und wenn das nun, prächtig ausgestattet, von ausgezeichneten Schauspielern dargestellt, auf die Herzen der Zuschauer eindringt? — Der Sieg ist unvermeidlich und die Ueberwundenen müssen Beifall jubeln!

Digitized by Google

Ein Jahr etwa vor den Beginn unſerer Erzählung brachte Heinrich das Stück zu Ende. Er ging es kritiſch genau durch und opferte manchen Vers, der ihm an ſich poetiſch, aber den Gang der Handlung aufhaltend erſchien, ſo wie er ſich überhaupt immer fragte, welchen Effekt die weſentlichſten Scenen auf der Bühne zu machen im Stande wären. Durch Erfahrung belehrt, wie ſehr Autoren ſich täuſchen können, theilte er das reingeſchriebene Manuſcript nacheinander zweien Freunden mit und ließ ſich von dieſen zu nicht unbedeutenden Aenderungen und Streichungen beſtimmen. Endlich glaubte er einſtweilen ſicher zu ſeyn und wollte das Werk eine erſte Probe beſtehen laſſen, indem er es im Hauſe der Geliebten vorlas.

An einem ſchönen Sommerabend, vor einer gewählten Verſammlung, die den runden Theetiſch im Gartenhaus umſaß, machte er den Verſuch, der über Erwarten gelang. Die Einleitung, die er voranſchicken zu müſſen glaubte, wurde noch etwas befangen gegeben, aber die Verſe weckten den Muth des Autors, und bald las er mit einer Wärme, die ſich nach und nach zur Begeiſterung ſteigerte. Er fand den Ton der Liebe, des innigen Ernſtes, des pathetiſchen Schwunges, des ſchlagenden, zermalmenden Ausbruchs. Die Zuhörer, erſt ruhig und ſchweigſam, dann erfreut, gerührt und nach den effektvollſten Stellen mit ihrem Beifall nicht karg, waren am Schluß höchlichſt erregt, und die bei den letzten Acten nöthig gewordenen Lampen beleuchteten ernſt ergriffene, gehobene, glückliche Geſichter. Am glücklichſten war freilich der Autor. Er empfing — wie das nach einem derartigen Sieg der Fall zu ſeyn pflegt — von allen Seiten Lobſprüche, die noch um ein Gutes mehr beſagten, als es die Anerkennenden am andern Tag wohl gutgeheißen hätten; ſein Antlitz, mitten im Fluß beſcheidener Ablehnungen, ſtrahlte in beinahe mädchenhafter Wonne; und als er endlich einen Moment allein gelaſſen wurde, geſtand er ſich, wie viel von dieſen Beifallsworten auch abgehen möchte, ein würdiger Erfolg ſeines Stücks auf der Bühne ſey doch wohl ganz geſichert. „Ein würdiger Erfolg?“ rief eine Stimme aus den Tiefen ſeiner Seele. „Das iſt nicht genug! Ein durchſchlagender, ein hinreißender muß es ſeyn!“

Nach der Entfernung der Geladenen ſahen ihn Eltern und Geliebte mit vertrauensvolleren Blicken an, als je. Man gratulirte nochmals, der Vater namentlich mit bedeutungsvoller Miene, und endlich wünſchte man ſich mit einer ſo ruhigen Freude und Zufriedenheit Gutenacht, als ob ſchon Alles gewonnen, der Bund ſchon geſchloſſen wäre.

Andern Tages reiste der Glückliche nach Hauſe, um durch Schilderung ſeines Triumphs die Mutter zu entzücken, den Vater im Glauben zu ſtärken und ihn zu einer freilich bedeutenden, aber jetzt unzweifelhaft letzten Spendung zu vermögen. Der brave Herr, mit hoffendem Lächeln, aber auch wieder mit bedenklicher Miene, ſorgte für das bereits erwähnte Päckchen Papiergeld, das dem Sohn Muße gab, den Bühnenerfolg an entſcheidender Stelle vorzubereiten und gründlich zu erkämpfen. Mit dem elterlichen Segen ging dieſer wieder zum Vetter zurück, um allerlei Einkäufe zu machen, ein paar Tage in der Familie zu verleben und dann auf Poſtwagen und Eiſenbahn dem Wahlplatz zuzueilen.

Die Verwandten halfen ihm bei ſeinen Beſorgungen mit heiterer Traulichkeit und einem Ausdruck von Achtung, der dem Dichter ganz beſonders wohlthat. Am Abend wußte er die Geliebte allein im Garten und eilte, ſie aufzuſuchen.

Nach etwelchen alltäglichen Fragen und Antworten begann er mit einem gewiſſen Lächeln: „Morgen alſo, liebe Auguſte, geht's fort — in's Feld.“ — „Ich wünſche dir alles Glück dazu, Heinrich,“ erwiederte ſie mit ernſter Empfindung; „von ganzem Herzen.“ — „Es gehört viel Muth zu dem Unternehmen,“ fuhr der junge Mann fort, indem er ſie bedeutſam anſah; „denn für mich ſteht nicht weniger als Alles auf dem Spiel.“

Das Mädchen, zu Boden ſehend, verſetzte: „Mögeſt du gewinnen — Alles gewinnen — das iſt mein Wunſch und meine Hoffnung!“ — Sie ſchaute auf, ihm in's Auge; es war ein Blick der freundſchaftlichſten Theilnahme — der Liebe, der ihn traf und entzückte.

Raſch faßte er ihre Hand und rief, ſie zärtlich drückend, mit überwallender Herzlichkeit: „Ich danke dir, Auguſte — und gehe getroſt. Es muß mir ja gelingen — wenn nicht um meinetwillen, ſo doch um deinetwillen, da du ſo lieb und ſo gut biſt, es zu wünſchen. Wenn nur,“ ſetzte er mit einem eigenen Ausdruck von Sorge und Hoffnung hinzu, „die Prinzeſſin gut geſpielt wird!“

Auguſte lächelte. Sie hatte wohl gemerkt, daß zu dieſer Figur ſie geſeſſen und der Dichter alles aufgeboten hatte, ſie darin zu verherrlichen. „Wie mir der Doktor ſagte,“ bemerkte ſie, „haben ſie in der Reſidenz gerade für dieſe Rolle eine ſehr gute Schauſpielerin.“ — „In Gottes Namen,“ verſetzte der Autor. „Mir,“ fügte er halb lächelnd hinzu, „wird ſie freilich nicht ganz genügen können, wie gut ſie's auch machen mag, aber dafür kann ſie nicht! Wenn ſie nur das Publikum ergreift und hinreißt; denn dieſe Rolle muß entſcheiden. Nun, und wenn ich dann wiederkehre — mit dem Lorbeer wiederkehre —?“

Auguſte war zu einem Strauch getreten, um eine

Digitized by Google

eben aufbrechende Roſe zu pflücken. Indem ſie ihm dieſelbe bot, ſagte ſie, mit einem leiſen Hauch von Verlegenheit, gütig: „Zum Andenken — an unſern Garten, wo wir ſo ſchöne Stunden verlebten. Möge ſie dir Glück, alles Glück bedeuten!“

Heinrich ſah auf die Roſe und die roſig Blühende, und wäre dieſer gern um den Hals gefallen, wenn es auf dem häuſer- und fenſterumgebenen Platz nur irgend hätte gewagt werden können. Dafür ergriff er ihre Hand, preßte ſie zärtlich und rief: „Dieſer Roſe wird der Kranz folgen, nach dem ich trachtete von Jugend auf; und dann, dann hoff' ich auf deinem Haupt einen noch ſchöneren zu ſehen —“ — Das Mädchen, unwillkürlich, erwiederte den Druck der Hand, erröthete tiefer und ſah den ſchönen und liebenden Dichter mit dem reinſten Wohlwollen an. — —

Wird der Leſer nun begreifen, daß Heinrich den erſten Abend in der Reſidenz ganz dem Cultus der Geliebten widmete? Er hatte ihr lange gedient, und ihr eigenartiges Weſen, ihr jungfräulicher Stolz hatte ihn in ihrer Neigung ſichtlich nur langſame Fortſchritte machen laſſen; aber endlich hatte er das geliebte Herz gewonnen — gewonnen für Zeit und Ewigkeit.

Die Briefe, die er von ihr erhalten, waren aus verſchiedenen Jahren. Er hatte den erſten, den ihm die noch nicht erwachſene Couſine ſchrieb, glücklicherweiſe nicht verloren und beſaß alſo jede Zeile, die ſie, anfragend oder antwortend, an ihn gerichtet hatte. Auch dieſe ihre Aeußerungen charakteriſirte im Ganzen eine gewiſſe ruhige Zurückhaltung; in denen aus der letzten Zeit herrſchte aber ein wärmerer Ton, und wenn die freundlichſten Stellen an hingebender Empfindung auch nicht den entſprechenden in ſeinen Briefen gleichkamen, ſo übten ſie doch auch jetzt wieder eine beſeligende Wirkung auf ihn. Im übrigen war ihm alles koſtlich, was er las; alles war bezeichnend für ſie und rief ihm ihr himmliſches Bild vor die Seele.

Er ging ſo ziemlich wieder alle ihre Briefe durch, indem er das ſchwindende Tageslicht durch Kerzenlicht erſetzte. Ein Ausſpruch, auf den er traf, erinnerte ihn an eine Stelle in ſeiner Tragödie; er ſchlug ſie auf und las, indem er vorwärts und rückwärts ging. Wieder konnte er nicht umhin, die Dichtung von Herzen zu approbiren. — Endlich legte er das Manuſcript weg. Es waren ihm Ideen gekommen, die er ſich nicht entgehen laſſen durfte; er nahm ein Heft mit der Aufſchrift: „Gedanken und Entwürfe,“ ſchrieb, ſann weiter nach, ſchrieb wieder, und blickte zuletzt mit eben ſo innig als ſelbſtzufriedenen Mienen in dem kerzenhellen Zimmer umher.

Der Dichter, wie wir hier bemerken müſſen, cultivirte eine Art Aberglauben; nicht ernſtlich, vielmehr ſpielend und ſich gelegentlich ſelbſt darüber beluſtigend, ohne indeß den angenommenen Vorzeichen alle Einwirkung auf ſein Gemüth rauben zu wollen. Früh ſchon wurde er ſich mit angenehmer Empfindung ſeines Namens „Born“ bewußt, da er ihm in ſeiner Kunſt eine unerſchöpflich quellende Friſche zu verheißen ſchien; und auch mit ſeinem Vornamen, den ſo gewaltige Männer, unter andern der größte deutſche Kaiſer getragen, war er ſehr zufrieden. Denn im Grunde, ſollte im nomen nicht dennoch ein omen gegeben ſeyn können? Daß jedes Zeichen, dem eine Bedeutung beigelegt wird, in der That etwas bedeute, konnte man freilich nicht behaupten; aber das war auch noch nicht erwieſen, daß hier immer der blinde Zufall waltete. Vielleicht gefallen ſich höhere Mächte doch darin, gewiſſe bevorzugte Naturen durch entſprechende ſinnliche Erſcheinungen auf ernſtere Ereigniſſe vorzubereiten und zum Abwarten zu ermuthigen — wer weiß es?

Dermalen vergegenwärtigte ſich nun der gute Freund unwillkürlich ſeinen Eintritt in die Reſidenz, den heitern Abend und die in ihm angeregten frohen Gefühle; die intereſſante und anziehende Begegnung der beiden Damen; das traute Zimmer im Gaſthof und die ſeligen Eindrücke, welche Geſchenk und Briefe der Geliebten auf ihn gemacht; die Blicke in ſeine Tragödie, die ihm unwiderſtehlich wieder imponirte, und endlich eine Fülle neuer, ſchöner Ideen. Aber noch blieb etwas übrig.

Er ſchlug einen kleinen Kalender auf, den er bei ſich führte, ſuchte die Namen des heutigen Tages, und las auf der katholiſchen Seite „Juſtinian,“ auf der proteſtantiſchen, zu ſeinem großen Vergnügen, „Herkules.“ Herkules! welch glorioſer Patron! Und noch dazu bei wachſendem Mond! Der folgende Tag war bezeichnet durch „Magnus,“ der dritte durch „Regina;“ beſſere Tage zum Einzug in die Stadt, wo die große Entſcheidung fallen ſollte, hätte er ſich offenbar nicht wünſchen können.

Wunderſam erheitert und kaum über ſich ſelbſt lächelnd, erhob er ſich, um in's Speiſezimmer hinunterzugehen; denn bei der idealiſtiſchen Beſchäftigung hatten ſich endlich doch Hunger und Durſt ſehr merkbar eingeſtellt. Er vollendete nun die guten Auſpicien, indem er eine bedeutende Portion Braten verzehrte, eine Flaſche vom Beſten ausſtach, wobei er das erſte Glas für ſich auf das Wohl der Geliebten leerte, und endlich zu Bette gegangen raſch in tiefen Schlaf ſank.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Johanna d'Arc.

(Fortſetzung.)

Vom 21. Februar bis zum 17. März hatte Johanna fünfzehn Verhöre zu beſtehen, welche meiſt Morgens abgehalten wurden und wohl drei bis vier Stunden dauerten. An einigen Tagen fand noch dazu Nachmittags eine Sitzung ſtatt, ſo daß ſelbſt die Beiſitzer ermüdeten. Wie viel mehr mußten Johannas Kräfte erſchöpft werden, da die Anſtrengung, welche man ihr auferlegte, nicht bloß in leiblicher, ſondern vornehmlich in geiſtiger Hinſicht eine ungleich größere war! Denn wie ging es in den Verhören zu? Wir wollen nicht von der erſten Sitzung reden, die zu einem wirklichen Skandal ausartete, indem die Jungfrau faſt bei jedem Worte unterbrochen wurde, als ſie von ihren Erſcheinungen ſprach. Auch in den weiteren Verhören folgten die Fragen einander Schlag auf Schlag, die Frage des Einen drängte die des Andern, und oftmals war Johanna mit einer Antwort noch nicht zu Ende, als von anderer Seite ſchon eine neue begehrt wurde. Wo blieb die Zeit zu ruhigem Nachdenken? „Schöne Herrn," erinnerte ſie dann wohl, „ſprecht einer nach dem andern!" oder bat, man möge ſie hübſch mit einem oder zweien fertig werden laſſen. Mit ſchlauer Berechnung hielt man ſich nicht lange bei Einem Gegenſtande auf, ſondern ging raſch zu einem andern über, der mit jenem in gar keinem Zuſammenhange ſtand. Indem man ſo die Dinge bunt durch einander warf, ſuchte man den Geiſt der Jungfrau zu zerſtreuen und auf dieſem Wege widerſprechende Ausſagen von ihr zu erhaſchen. Außerdem wurden alle Künſte der verſchlagenſten Sophiſtik aufgeboten, um die Einfalt des ſchlichten Mädchens, das ſich weder auf die Feinheiten der Glaubenslehre noch auf die Spitzfindigkeiten des kanoniſchen Rechtes verſtand, „in die Schlingen der ſchwierigſten Probleme zu verſtricken" und auf ketzeriſchen Irrwegen zu ertappen. Die Zeugen behaupten und die Acten bewahrheiten es, die Fragen ſeyen für eine Perſon dieſes Alters, dieſes Standes und Geſchlechtes vielfach zu ſchwierig, zu ſpitzfindig und verfänglich geweſen, dergeſtalt daß ſelbſt die gebildetſten Theologen und gediegenſten Männer der Wiſſenſchaft durch dieſelben würden in Verlegenheit gerathen ſeyn. Eine ſo ſchreiende Rückſichtsloſigkeit erregte den Unwillen der Beſſeren unter den Beiſitzern. Johann von Chatillon erklärte ſich laut gegen die Ungehörigkeit des Verfahrens, wurde aber dafür von mehreren Handlangern Peter Cauchons mit Vorwürfen überhäuft, und als er ſich gegen dieſe mit den Worten erhob: „Ich muß mein Gewiſſen ſtillen," von dem Biſchof ſelbſt dahin bedeutet, er ſolle ſchweigen und die Richter reden laſſen. Das Gleiche widerfuhr bei einer ähnlichen Gelegenheit dem Johann Lefebvre. Man legte nämlich der Jungfrau die eben ſo ſchwierige als gefährliche Frage vor, ob ſie im Stande der Gnade ſey. Da trat Lefebvre auf und ſagte: „Das iſt eine Frage, ſo groß, daß ſie für ein ſolches Mädchen nicht paßt. Johanna iſt nicht gehalten, darauf zu antworten." — „Es wäre Euch beſſer geweſen," eiferte Peter Cauchon, „Ihr hättet geſchwiegen."

Und wie nun hat ſie geantwortet? Wie erſcheint ihr Bild in dieſer höchſten Noth? Iſt ſie dieſelbe noch, die ſie einſtens war? Oder haben Gram und Gefängniß ihr die Kraft des Leibes und der Seele gebrochen? Wie auch Kerkerluft und Kerkerleid an dem Marke ihres Körperlebens gezehrt haben mögen, ihre Seele iſt jetzt noch, was ſie vormals geweſen. Dieſelbe Feinheit des Urtheils und Schärfe des Verſtandes, dieſelbe Schwungkraft der Phantaſie und eiſerne Willensſtärke, dieſelbe Geiſtesgegenwart und rüſtige Schlagfertigkeit, dabei die gleiche Wärme des Gefühls und Tiefe des Gemüthes, kurz eine Geſundheit, eine Friſche und Spannkraft des Geiſtes, ganz wie die, welche wir ehedem an ihr bewundert. Bald ſpricht ſie mit der Einfalt und Unſchuld des Kindes, bald mit der Vorſicht und Bedächtigkeit der gereifteſten Erfahrung; in ruhiger Würde und überzeugender Klarheit fließt ihre Rede dahin, ſo lange es ſich um einfache Thatſachen handelt, erhebt ſich aber der Gegenſtand in ein höheres Gebiet, dann nehmen auch Gedanken und Worte der Jungfrau einen wahrhaft erhabenen Flug, ohne je das Gepräge prunkloſer Natürlichkeit zu verlieren. Funken einer göttlichen Begeiſterung leuchten oft wie Sterne aus ihren Bekenntniſſen auf, und während ſie mit den Blitzen des Genies ſelbſt die Augen ihrer Richter blendet, ſpielt nicht ſelten ein Zug feiner Ironie ihr um den Mund, der ſich bisweilen zum Ausdruck fühlbarer Verachtung ſteigert. Denn wie ſie vor Gott lautere Demuth und Ergebung iſt, ſo bewahrt ſie Menſchen gegenüber ſtets das edelſte Selbſtgefühl; je tiefer ſie vor ihrem Gott ſich beugt, deſto höher erhebt ſie ihr Haupt wider die Ungerechtigkeit der Welt.

Eine wahre Luſt iſt es, zu ſehen, wie die Jungfrau

den weiſen Herrn die verborgenſten Hintergedanken aus der Seele lieſt und dann ſowohl die Fallſtricke der verfänglichſten politiſchen Fragen mit angeborenem Scharfſinn durchſchneidet, als die Netze der ſchwierigſten religiöſen Probleme durch die Gewalt ihres ſchlichten Glaubens zerreißt. Die Geradheit ihres natürlichen Verſtandes offenbart ſich um ſo herrlicher im Gegenſatz zu den Schleichwegen ihrer argliſtigen Gegner und je ſchwärzer die Plane der Richter hervortreten, deſto heller erglänzt die Lauterkeit des Herzens, die einfache Frömmigkeit, die moraliſche Kraft der Jungfrau. Alles, was das Bewußtſeyn einer gerechten Sache im Verein mit der Naturgabe eines klaren Kopfes und dem Glauben an eine höhere Erleuchtung zu leiſten vermag, hat Johanna geleiſtet. Auch die Beiſitzer, deren Urtheil, beiläufig geſagt, gerade hier nicht in allen Stücken maßgebend ſeyn kann, treffen in vieler Hinſicht das Rechte. Sie laſſen ihrer Geiſtesgegenwart, ihrem kühnen und beharrlichen Muthe alle Gerechtigkeit widerfahren, ſie rühmen ihre trefflichen Verſtandesgaben, wie die Stärke ihres Gedächtniſſes und bewundern ihre klugen, behutſamen Antworten um ſo lebhafter, je mehr ſie daneben ihre Einfalt und den Mangel an poſitiven Kenntniſſen hervorheben. Der Eine behauptet, Johanna habe Wunder gethan in ihren Antworten, der Andere, ſie habe ſo weiſe geredet, wie der beſte Klerikker; ein dritter glaubt, mancher der Herrn Doctoren würde an Johannas Stelle ſeine Sache ſchwerlich ſo gut gemacht haben. Ja Manchon erklärt geradezu, *ohne höhere Eingebung* habe ſie ſich gegen ſo große Gelehrte gar nicht vertheidigen können, was Lefebvre in ſeiner Weiſe ſo ausdrückt: „Ueberaus klug antwortete ſie auf die Fragen, abgeſehen von den göttlichen Offenbarungen, ſo daß ich drei Wochen lang dachte, ſie ſey *inſpirirt*.“ In demſelben Sinne ſagt Iſambard: „So oft ſie vom Reiche und vom Kriege ſprach, ſchien ſie *vom heiligen Geiſte ergriffen*, redete ſie aber von ihrer Perſon, ſo erdichtete ſie mehreres.“ Houppeville endlich theilt mit: „Die Standhaftigkeit Johannas brachte *viele* auf den Gedanken, ſie habe eine *Hülfe von oben* aus dem Geiſterreich (spirituale juvamen).“ In ſo fern Iſambard an Johannas Viſionen denkt, darf es nicht befremden, wenn er Erdichtung nennt, wofür ihm wie ſämmtlichen Beiſitzern Glaube und Verſtändniß fehlt. Um ſo mehr iſt die erſte Hälfte ſeines Ausſpruchs ein deutlicher Beweis für die wirkliche Geiſtesgröße der Jungfrau. Das Staunen über dieſelbe machte ſich mitunter ſogar in den Verhören Luft, wenn Johanna gerade mit der Schwertesſchärfe ihres Geiſtes den Knoten einer verwickelten Frage zerhieb. Dann hörte man wohl von mehreren Seiten den Ausruf: „Ihr redet gut, Johanna!“ Engländer ſelbſt wurden hingeriſſen und fingen an von ihrer Erzfeindin groß zu denken. „Seyd Ihr je an einem Orte geweſen,“ fragte Jakob von Touraine, „wo Engländer getödtet worden ſind?“ — „Im Namen Gottes,“ erwiederte ſie, „wie zart drückt Ihr Euch aus! Weßhalb zogen ſie nicht aus Frankreich weg und gingen in ihr Vaterland?“ Ergriffen von dieſen Worten, that ein hoher Herr aus England zu ſeinen Nachbarn die bereits erwähnte Aeußerung: „Wahrlich, das iſt ein herrliches Weib. Wäre ſie doch eine Engländerin!“

Wenn gleichwohl die Zeugen behaupten, Johanna ſey nicht vermögend geweſen, ſo großen Gelehrten die Spitze zu bieten, ſo haben ſie inſofern allerdings Recht, als die Jungfrau mit den Subtilitäten der Theologie und Jurisprudenz durchaus nicht vertraut und demnach völlig außer Stande war, die tauſend Fineſſen, Kniffe und Pfiffe der Richter ſämmtlich zu durchſchauen, geſchweige denn ihnen klüglich auszuweichen oder mit überlegenen Waffen entgegenzutreten; auf der andern Seite aber laſſen die Akten keinen Zweifel darüber, daß, wenn der Kampf ſich lediglich auf dem Boden der Wahrheit und Gerechtigkeit bewegt hätte, Johanna dem ganzen Gerichtsperſonal eben ſo gewachſen geweſen wäre, wie weiland der zahlreichen Prüfungsbehörde zu Poitiers. Eben der Umſtand, daß der Proceß von vorn herein eine Lüge war, hat es der Jungfrau unmöglich gemacht, ſich mit völliger Unbefangenheit über ihre geheimſten Erlebniſſe auszuſprechen. „Sie ſchwankt,“ wie Sickel richtig ſagt, „zwiſchen kühner, freudiger Offenheit und wohlberechtigter Zurückhaltung.“ Johanna kennt das arge Ziel, auf welches ihre Richter mit unverwandtem Blicke losſteuern. Ihre Miſſion ſoll als Trug des Satans erwieſen, ihrem König die Schmach angethan werden, ſeine Krone nicht von Gott, ſondern vom Teufel zu haben. Damit iſt ihr die Haltung vorgezeichnet, welche ſie im Kampfe mit ſolchen Widerſachern beobachten zu müſſen glaubt. Aeußerſt behutſam iſt ſie demnach erſtlich in ihren Ausſagen über die Viſionen. Der Bosheit und dem Hohne der Verächter gegenüber betrachtet ſie ſich als Inhaberin und Bewahrerin heiliger Geheimniſſe; nur was Gott erlaubt, nur was ihm gefällt, will und darf ſie antworten. So oft ſie daher fürchten muß, der Argliſt eine Handhabe zu ſophiſtiſcher Entſtellung oder dem Unglauben Gelegenheit zu herabwürdigender Deutelei zu geben, kurz, wo ſie beſorgt, ihre Stimmen irgendwie in den Augen der Richter bloßzuſtellen, da verweigert ſie die Antwort entweder ein für allemal oder verſchiebt ſie auf eine ſpätere Zeit, um ſich zuvor mit ihren Heiligen zu

Digitized by Google

berathen. So ſteht der Jungfrau die Rückſicht auf die heilige Sache, als deren Trägerin ſie ſich weiß, durchgängig im Vordergrund, ihre eigene Perſon kommt, wenn überhaupt, erſt in zweiter Linie in Betracht.

Die gleiche Behutſamkeit beobachtet ſie hinſichtlich der Offenbarungen, welche die Perſon des Königs betreffen. Mit einem Edelſinn, der auf's grellſte gegen die Undankbarkeit Karls VII. abſticht, verſagt ſie jede Auskunft über dieſelben, inſonderheit über das Wunderzeichen, wodurch ſie dem König ihre göttliche Sendung dargethan, und wenn ſie zuletzt, durch die unendliche Dränguiß ermüdet, auf die ihr entgegengebrachte Engelsfiktion eingeht, ſo weiß man nicht, ob man mehr ihre Schwachheit bedauern, oder die Niederträchtigkeit der Richter verachten ſoll. Uebrigens iſt dieſer durch die Verhältniſſe ſehr entſchuldbare Fall auch der einzige, wo Johanna die Wahrheit hinter einem allegoriſchen Bilde verbirgt, das ſie obendrein nicht ſelbſt erſunden, ſondern erſt nach langem Sträuben in ihre Phantaſie aufgenommen hat.

Am 20. Februar begab ſich der Gerichtsbote Joh. Maſſieu kraft ſchriftlichen Auftrags von Peter Cauchon in Johannas Gefängniß und forderte dieſelbe auf, am folgenden Tag acht Uhr Morgens in der königlichen Schloßkapelle zu erſcheinen, um in Sachen des Glaubens dem Biſchof Rede zu ſtehen. In der Sitzung des 21. wandte ſich Cauchon an die Beklagte zunächſt mit der „liebreichen" Ermahnung, die Fragen, welche man in Sachen des Glaubens an ſie richten werde, der vollen Wahrheit, gemäß ohne Ausflüchte oder Winkelzüge zu beantworten, und forderte ſie ſodann „von Gerichts wegen" auf, daß ſie durch einen feierlichen Eid auf das Evangelium ſich verpflichte, die Wahrheit zu ſagen über das (d. h. alles), was man ſie fragen werde. Johanna merkte die Hinterliſt und entgegnete: „Ich weiß nicht, worüber ihr mich befragen wollt. Möglicher Weiſe könnt ihr mich über Dinge fragen, die ich euch nicht ſagen werde." Und da der Biſchof erklärte: „Ihr werdet ſchwören, die Wahrheit zu ſagen über das, was man in Anſehung des Glaubens Euch fragen wird, und was Ihr wißt," ſo machte ſie den Vorbehalt: „Was Vater, Mutter und das betrifft, was ich ſeit meiner Reiſe nach Frankreich gethan, ſo will ich gern ſchwören; aber die Offenbarungen von Seiten Gottes habe ich nie jemand geſagt oder enthüllt, denn nur meinem König Karl, und ich werde ſie nicht enthüllen, ſollte mir auch der Kopf abgehauen werden, dieweil die Erſcheinungen oder mein geheimer Rath mir dieß verboten haben. Innerhalb acht Tagen werde ich wiſſen, ob ich das entdecken darf." Darauf hin wiederholte Peter Cauchon mehrmals ſeine letzte Forderung, und Johanna that auf den Knieen, beide Hände auf ein Meßbuch gelegt, den Schwur: „die Wahrheit zu ſagen über das, was man ſie in Sachen des Glaubens fragen werde, (nämlich) was ſie wiſſe."

Nunmehr begonn Peter Cauchon das erſte Verhör, welches nur geringfügige Dinge umfaßte, Fragen über der Jungfrau und ihrer Eltern Namen, über Geburtsort, Alter (ungefähr neunzehn Jahre), Taufe ꝛc. Ueber ihren Religionsunterricht äußerte ſie: „Meine Mutter hat mich das Paternoſter, Ave Maria und Credo gelehrt, und von niemand ſonſt, als meiner Mutter, habe ich den Glauben gelernt." Hatte Johanna zuvor wie ein Kind geredet, ſo richtete ſie ſich mit kühnem Geiſte empor, als der Biſchof von ihrem letzten Geſtändniß Anlaß nahm, ſie zum Aufſagen des „Unſer Vater" anzuhalten. „Höret mich in der Beichte," gab ſie zur Antwort, „und ich will es Euch gern ſagen." Erneute Aufforderung wies ſie eben ſo entſchieden zurück. Zuletzt bot ihr Peter Cauchon zu dem Behufe einen oder zwei angeſehene Männer franzöſiſcher Zunge an. „Auch denen ſage ich es nicht," beharrte Johanna, „wenn ſie mir nicht die Beichte abnehmen."

Zum Schluſſe gebot ihr der Biſchof, das Gefängniß nicht ohne ſeine Erloubniß zu verlaſſen, bei Strafe, der Ketzerei überführt zu ſeyn. „Ich nehme das Verbot nicht an," rief Johanna; „entkomme ich, ſo kann niemand mir vorwerfen, ich habe mein Wort gebrochen, denn ich habe es nie jemanden gegeben." Ihre Beſchwerde darüber, daß man ſie in Banden und eiſernen Fußfeſſeln halte, fertigte Peter Cauchon mit dem Bemerken ab, ſie habe früher ſchon mehrmals aus ihrem Kerker zu entſpringen geſucht (Beaulieu, Beaurevoir), deßhalb lege man ihr Eiſenbanden an, um ſie ſicherer zu bewachen. „Es iſt wahr," erwiederte ſie mit holder Naivität, „ich habe ſonſt gewünſcht und wünſchte (auch jetzt noch) zu fliehen, wie das jedem Eingeſperrten oder Gefangenen erlaubt iſt."

Zu der zweiten Verhörsſitzung vom 22. Februar fanden ſich ſechs neue Beiſitzer ein, ſo daß deren Zahl auf 48 ſtieg. Peter Cauchon führte den Vorſitz, das Verhör ſelbſt aber trat er nach einigen Vorfragen an Joh. Beaupère ab, ein Verfahren, welches er auch in den beiden folgenden Sitzungen beobachtete. Letztere fanden am 24. Februar im Beiſeyn von 62 und am 27. Februar in Anweſenheit von 54 Beiſitzern ſtatt. Die fünfte Sitzung vom 1. März, an welcher 58, und die ſechste Sitzung vom 3. März, woran 41 Beiſitzer Theil nahmen, ſchloſſen die erſte Reihe der Verhöre. Nachdem Johanna in das Gefängniß zurückgeführt war, eröffnete Peter Cauchon den Anweſenden, er wolle

Digitized by Google

nunmehr einigen Doctoren und Rechtsgelehrten das Geschäft übertragen, die Bekenntnisse Johannas zusammenzustellen, so weit sie des Zusammenstellens bedürften. Ergebe sich auf diese Weise bei genauer Prüfung die Nothwendigkeit, die Beklagte über einzelne Punkte noch weiter zu vernehmen, so werde er dieß durch etliche Beauftragte thun lassen, ohne die ganze Versammlung der Beisitzer zu belästigen. Alles solle schriftlich aufgezeichnet werden, damit die Herrn in den Stand gesetzt würden, so oft sie es für gut fänden, darüber zu Rathe zu gehen. Schon jetzt aber möchten sie auf Grund dessen, was sie bereits gehört, sich eine Ansicht über das weiter einzuschlagende Verfahren bilden. Endlich bedeutete er alle und jeden, vor Ende des Processes Rouen nicht zu verlassen, es sey denn mit seiner Zustimmung. Demgemäß ernannte Peter Cauchon zu Mitgliedern der angekündigten Commission seine erpichtesten Helfershelfer, den gewissenlosen Loiseleur und die Pariser Doctoren Joh. Beaupère, Jakob von Touraine, Nicolaus Midi, Peter Merice, Th. von Courcelles, welche sich vom 4. bis 9. März täglich in seiner Wohnung vereinigten. Aus den Protokollen, welche Manchon mittheilte, machten jene ihre Zusammenstellungen und Auszüge und gewannen dergestalt den Stoff zu einer neuen Reihe von Verhören, welche um so schwieriger werden mußten, je mehr sie in's Einzelne gehen und die häkligsten Punkte in's Auge fassen sollten. Am 9. März beschloß der Bischof auf Gutachten der Commission, Johanna des weiteren vernehmen zu lassen und übergab das Amt seinem Stellvertreter Joh. von La Fontaine.

Diese zweite Hälfte des großen Verhördramas spielte vom 13. bis 17. März in neun Sitzungsacten. Als Scene diente der spärliche Raum des Gefängnißzimmers. Erst im Endverhör am Nachmittag des 17. März erschien der Bischof selbst dabei und gab dem ganzen Schauspiel dadurch einen angemessenen Abschluß, daß er auch in eigener Person Fragen an Johanna stellte. Warum hielt Peter Cauchon die große Masse der Beisitzer von diesem Haupttheile der Verhöre fern? Da ein triftiger, wirklich haltbarer Grund sich in der That nicht absehen läßt, so können wir es nur eine unverzeihliche Willkür nennen, daß er die Männer, auf deren Urtheil er den Gang des Proceßverfahrens zu bauen vorschützte, von der unmittelbaren Kenntnißnahme so wichtiger Verhandlungen ausschloß und lediglich auf die mittelbare der protokollarischen Aufzeichnung vertröstete. Fehlte er auch hiebei gegen keine ausdrückliche Rechtsvorschrift, eine moralische Versündigung ist nicht abzustreiten, die ihn vor der Rechtsidee zum Schuldigen macht.

Indem wir uns nunmehr anschicken, einen Ueberblick über die Verhöre zu geben, beabsichtigen wir weder den Inhalt derselben zu erschöpfen, noch ihre Form in aller widerwärtigen Breite und wohlüberlegten Regellosigkeit beizubehalten. Das erstere können wir nicht, ohne Bekanntes zu wiederholen, da unsere Lebensbeschreibung der Jungfrau in ihren Grundzügen auf deren Selbstbekenntnissen beruht; das andere verbietet uns die Besorgniß, sowohl die Grenzen geschichtlicher Darstellung zu überschreiten, als die Leser durch den Wust eines scheinbar ungestalten Durcheinander zu ermüden. Es soll vielmehr unsere Aufgabe seyn, im Ganzen wie im Einzelnen den leitenden Grundgedanken nachzuspüren, welche die Verhöre durchziehen, demgemäß die verworrene Stoffmasse zu einem wohlgegliederten Ganzen zu ordnen und auf diese Weise den rechten Unterbau für den eigentlichen Proceß zu gewinnen. Dabei werden wir die Jungfrau, so weit thunlich, selbst reden lassen und namentlich alle diejenigen ihrer Geständnisse, welche vorzuführen wir noch keine Gelegenheit gehabt haben, aus ihrem eigenen Munde wieder geben.

Seit ihrem Auftreten hatte sich Johanna als Gottgesandte angekündigt, berufen von Gott durch seine Engel und Heiligen zu dem hohen Dienst, Karl VII. als rechtmäßigen Reichserben auf den Thron seiner Väter zu setzen und die Engländer aus ganz Frankreich zu verjagen. Die Richter, von dem Ungrunde alles dessen überzeugt, sahen im Gegensatze ihre Aufgabe darin, Johannas Vorgeben entweder als Blendwerk der Hölle oder als gottlose Heuchelei eines im Hochmuth verdorbenen Herzens, sie selbst demnach als vom Teufel Besessene oder als ungläubige Betrügerin und Verführerin des Königs wie des Volkes darzustellen. Zu dem Ende bedurften sie ein unumwundenes Bekenntniß Johannas zu ihrer göttlichen Sendung und zu ihrem Verkehr mit überirdischen Wesen, und zwar beides nicht bloß im Allgemeinen, sondern auch im Besonderen und Einzelnen. In Hinsicht auf die Visionen war es für sie von der größten Wichtigkeit, der Jungfrau eine ausführliche und deutliche Beschreibung ihrer Schutzgeister zu entlocken und das Verhältniß, worin Johanna zu denselben zu stehen sich bewußt war, im weitesten Umfange zu ergründen. Rücksichtlich der göttlichen Mission hatten die Richter wo möglich das Geständniß von der Jungfrau zu erwirken, daß sie alle ihre Werke im Namen Gottes, auf Befehl und nach Auftrag jener Ueberirdischen vollbracht habe, und im Blick darauf das ganze Leben und Wirken der Jungfrau in Untersuchung zu ziehen, insoweit dasselbe Anhalts- und Angriffspunkte für ihre beabsichtigte Beweis-

Digitized by Google

führung darzubieten ſchien. Auf dieſem Wege mußte ſich das Widergöttliche und Glaubenswidrige herausſtellen, das die Richter in Johannas Viſionen und Thaten von vorn herein vorausſetzten, und es war damit der nöthige Stoff und die ganze Grundlage gewonnen, um die Beklagte aus ihren eigenen Bekenntniſſen der heilloſeſten Ketzerei zu überführen. Es hatten ſich Ober- und Unterſatz zu der einfachen Schlußfolge ergeben, daß der angebliche Auftrag der Jungfrau nicht von Gott, letztere vielmehr in ſchwere Sünde verfallen ſey. Demnächſt trat die Frage in den Vordergrund, ob ſie dem Urtheilsſpruch der Kirche ſich unterwerfen wolle oder nicht. Somit gliedert ſich der geſammte Inhalt der Verhöre der Natur der Sache nach in drei Haupttheile oder Gruppen, in welche ſich alles einzelne mit Leichtigkeit einfügt: 1) Johannas göttliche Sendung und ihre Geiſtererſcheinungen; 2) ihr Leben und Wirken in Wort und That; 3) ihr Verhältniß zur Kirche.

Wir haben geſagt, daß es der Wille der Richter war, die Beklagte nicht durch Zeugenausſagen, ſondern aus ihren eigenen Worten zu richten. Es war dieß, wie ſich von ſelbſt verſteht, die wirkſamſte Weiſe, wie ſie den vernichtenden Schlag wider ihr Opfer führen konnten. Um ſo mehr mußte ihnen daran gelegen ſeyn, einen Eid ohne allen Vorbehalt von der Jungfrau zu erlangen. Wohl einſehend, daß der im erſten Verhör von ihr geleiſtete kein ſolcher ſey, bot der Biſchof, um ſeinen Zweck zu erreichen, zu Anfang der ſieben folgenden Sitzungen jedes Mittel, jeden Kunſtgriff auf. Im zweiten Verhöre (22. Febr.) forderte er von ihr bei Strafe des Rechts, den Eid vom geſtrigen Tage zu erneuern, mit dem Zuſatze, ſie ſolle einfach und unbedingt ſchwören, die Wahrheit zu ſagen über das, was man ſie über den Klagepunkt fragen werde. „Geſtern," erwiederte Johanna, „habe ich einen Eid abgelegt, und das muß genügen." Cauchon hielt ihr vor, ein jeder, ſelbſt ein Fürſt, werde er in Glaubensſachen vernommen, könne ſich der Eidesleiſtung nicht weigern. Johanna beharrte bei ihrer Antwort und legte ſchließlich mit der Klage: „Ihr beläſtigt mich allzuſehr," den Eid ab, die Wahrheit zu ſagen über das, was den Glauben betreffe. Beanpère, der nun das Verhör übernahm, machte den Verſuch, ſie durch Liſt zu fangen, indem er ſie freundlich ermahnte, auf die Fragen die Wahrheit zu antworten, wie ſie geſchworen. Johanna, die Argliſt durchſchauend, entgegnete: „Ihr könntet mich Dinge fragen, worüber ich Euch die Wahrheit antwortete, über andere werde ich nicht antworten," und fügte bedeutſam hinzu: „Wäret ihr wohl unterrichtet über mich, ihr müßtet wünſchen, daß ich aus euren Händen wäre. Ich habe nichts gethan, als durch Offenbarung." Der Biſchof verdoppelte ſein Bemühen in der dritten Sitzung (24. Febr.). Dreimal ſtellte er das Begehren an ſie, einfach und unbedingt zu ſchwören, daß ſie die ihr vorzulegenden Fragen der Wahrheit gemäß beantworten wolle, ohne allen und jeden Vorbehalt. „Erlaubt mir zu reden," erwiederte Johanna. „Bei meiner Treue, Ihr könntet mich fragen, was ich Euch nicht ſagte. Möglicherweiſe würde ich Euch über vieles, was Ihr mich fragen könntet, die Wahrheit nicht ſagen, ſo z. B. über die Offenbarungen. Denn vielleicht könntet Ihr mich drängen, etwas zu entdecken, was ich geſchworen habe, zu verſchweigen. So wäre ich meineidig, was Ihr nicht wollen dürftet. Ich ſage Euch, denkt wohl darüber nach, daß Ihr behauptet, Ihr wäret meine Richter, denn Ihr nehmt eine große Laſt auf Euch und quälet mich zu ſehr."

Wahrſcheintich hatte Peter Cauchon ſein Recht als geſetzlicher Richter geltend gemacht. Auch ließ er ſich durch Johannas kühne Rede von einem weiteren Verſuche nicht abſchrecken. „Ihr könnt es nunmehr gut ſeyn laſſen," ſprach Johanna mit einem Anflug von Entrüſtung; „genug habe ich zu zweien Malen geſchworen. Die ganze Geiſtlichkeit von Rouen oder Paris kann mich nicht verurtheilen, es ſey denn mit Unrecht. Ueber mein Kommen nach Frankreich will ich gern ſagen, was wahr iſt, jedoch nicht alles; ein Zeitraum von acht Tagen würde dazu nicht ausreichen." Der Biſchof bot ihr einen Beirath aus der Mitte der Beiſitzer an, um zu erwägen, ob es ihre Pflicht ſey oder nicht, den Schwur zu leiſten. Johanna wiederholte mit Nachdruck ihre letzten Worte und ſuchte den Gegenſtand durch die Widerrede abzubrechen: „Es iſt nicht nöthig, weiter mit mir davon zu ſprechen." Allein Peter Cauchon verfolgte ſein Ziel mit neuen Gründen und Warnungen. „Ihr macht Euch verdächtig, ſofern Ihr nicht ſchwören wollt, die Wahrheit zu ſagen." Johanna blieb ſtandhaft. Nochmals gedrängt, verſetzte ſie: „Gern will ich ſagen, was ich weiß, und zwar für jetzt nicht alles. Von Gott bin ich gekommen und habe hier gar nichts zu ſchaffen; ſchickt mich zurück zu Gott, von dem ich gekommen bin." Es wurde ihr darauf für den Fall fernerer Weigerung von dem Richter die Strafe angedroht, deſſen ſchuldig erkannt zu werden, weſſen man ſie bezichtigte. Mit einem kurzen „Gehet weiter" wies ſie die Drohung ab.

Da Peter Cauchon einſah, daß er der Jungfrau dermalen keinen bedingungsloſen Eid abzwingen werde, ſo veränderte er die Clauſel: „Was den Glauben betrifft," in die umfaſſendere Formel: „Was den Proceß angeht,"

Digitized by Google

und machte Johanna mehrmals darauf aufmerksam, daß sie sich durch ihr hartnäckiges Ablehnen großer Gefahr aussetze. Johanna leistete den Schwur unter jenem Vorbehalt. In dem vierten Verhör (27. Febr.) gab sie demselben den schärfsten Ausdruck: „Gern will ich schwören, die Wahrheit zu sagen über das, was den Proceß angeht, und nicht über alles, was ich weiß.“ Kraft dieses Vorbehalts hat sie denn eine Menge von Fragen, besonders solchen, welche sich auf ihre Stimmen und das dem König gegebene Zeichen beziehen, entweder geradezu zurückgewiesen, oder die Antwort auf eine spätere Frist vertagt, um zuvor den Rath ihrer Heiligen einzuholen. Einige Stellen, welche einen tiefen Blick in die unausfüllbare Kluft eröffnen, welche ihren Standpunkt von dem der Richter scheidet, dürfen wir der Betrachtung nicht vorenthalten.

„Was hat Euch die Stimme gesagt, nachdem sie Euch aufgeweckt?“ — „Ich begehrte Rath von der Stimme, was ich antworten sollte. Und sie sagte mir, ich solle kühnlich antworten, Gott werde mir beistehen. Ihr behauptet, daß Ihr meine Richter seyd; habt Acht, was Ihr thut, denn in Wahrheit bin ich von Gott gesandt und Ihr setzt Euch selbst großer Gefahr aus!“ — „Verhindert Euch die Stimme, alles zu sagen, worüber man Euch fragt?“ — „Darauf werde ich Euch nicht antworten. Ich habe Offenbarungen, die sich auf den König beziehen, welche ich Euch nicht sagen werde.“ — „Hält Euch die Stimme ab, diese Offenbarungen mitzutheilen?“ — „Ich bin darüber nicht berathen; gebt mir vierzehn Tage Frist und ich will Euch darauf antworten. Wenn die Stimme mich gehindert hat, was wollt Ihr davon sagen? Glaubt mir, Menschen haben mir's nicht verwehrt. Heute werde ich nicht antworten; ich weiß nicht, ob ich es sagen darf oder nicht, bis es mir offenbart ist.“ — „Ist die Stimme ein Engel, oder kommt sie unmittelbar von Gott, oder ist sie die Stimme eines oder einer Heiligen?“ — „Jene Stimme kommt von Gott und ich glaube, daß ich Euch nicht ohne weiteres das sagen werde, was ich weiß. Denn ich fürchte mich mehr, dadurch zu fehlen, daß ich etwas sage, was jener Stimme mißfallen könnte, als ich mich fürchte, Euch zu antworten. Was diese Frage betrifft, so begehre ich Aufschub.“ — „Mißfällt es Gott, daß die Wahrheit gesagt werde?“ — „Die Stimmen haben mir geboten, einiges dem Könige zu sagen, nicht Euch.“

(Fortsetzung folgt.)

Genfer Skizzen.

I.

Der Sonntag Septuagesimä war in Genf seiner äußern Erscheinung, seinem Sonnenschein und seinen linden Lüften nach ein anticipirter Osterfonntag. Die bunte, durch die Straßen wogende, zu den Thoren hinausströmende Menge war eine lebendige Illustration zu der Scene „vor dem Thor“ im Faust. Wenn Goethe in dieser Schilderung wie im ganzen Spaziergang vielleicht zunächst das Bild seiner altreichsstädtischen Heimath und ihrer nächsten Umgebung vor der Seele gehabt haben mag, so hat er doch mit der vollendeten Kunst des Meisters auch hier so sehr das allgemein Charakteristische einer solchen Scene herausgehoben, daß man nun zu seinem Bild überall die Aehnlichkeiten findet. Mich wenigstens hat die französische Sprache, die vielfach verschiedenen Sitten der Spaziergänger an gedachtem Sonntag nicht im geringsten gehindert, beim Anblick dieses Treibens an Goethes Bild zu denken, in welchem das allgemein Menschliche und Naturwahre aufgefaßt und wiedergegeben ist, wie es sich überall wiederholt. Ich weiß nichts Besseres zu thun, um heute einige Skizzen aus dem Genfer Leben zu liefern, als daß ich den Leser einlade, diesem bunten Menschenstrom mit mir zu folgen.

Er führt uns freilich zunächst nicht vor's Thor in die freie Natur, sondern hinunter an die Ufer des Sees und der Rhone, zu „unserer neuen Brücke.“ Die Bewohner der beiden Stadttheile oder von Großgenf und Kleingenf, wie man im sechzehnten Jahrhundert nach Münsters Kosmographie diese durch die Rhone getrennten beiden Theile nannte, scheinen an den sie verbindenden sieben Brücken noch nicht genug gehabt zu haben, und der Stadtrath hat deßhalb den Bau einer achten beschlossen. Diese wird oberhalb des Pont des Bergues errichtet und demnach, da das Bett des Sees sich erst allmählich zu dem der Rhone verengt, die längste werden. Sie beginnt am westlichen

Digitized by Google

Ende des englischen Gartens, am sogenannten Grand-Quai, auf dem linken Ufer und geht in gerader Richtung auf den Quai du Montblanc, wo die große Rue du Montblanc auf denselben ausmündet.

Am genannten Sonntag war eben die Rothbrücke für die Bauarbeiter fertig geworden und dem Publikum geöffnet. Das Genfer Volk, das in Neugierde und Schaulust seinen französischen Stammverwandten nichts nachgibt, machte sich denn auch die Gelegenheit eifrig zu Nutze, und viele tausend festäglich geputzte Spaziergänger aus allen Ständen ließen es sich nicht nehmen, schon am ersten Tag das neue Uebergangsmittel einer kritischen Realprüfung zu unterwerfen. Ein buntes Gedränge pries die Fürsorglichkeit der Väter der Stadt, welche es nun den Genfern möglich macht, trockenen Fußes in kürzester Linie aus der obern Stadt über den See zum Bahnhof zu gelangen, der am Ende der aufwärts steigenden Rue du Montblanc weithin sichtbar sich erhebt. In der That schneidet die neue Brücke einen ziemlichen Umweg ab, welcher für die Bewohner der östlichen Stadttheile auf dem linken Ufer bestand, um in die neuen Stadttheile auf dem rechten Ufer zu gelangen, und umgekehrt. Aber die neue Brücke schneidet auch die berühmte Rousseauinsel, dieses Kleinod unter den Genfer Naturobservatorien, von seinem natürlichen Element, dem freien See, unerbittlich ab. Die Rousseauinsel liegt jetzt in einem eingeschlossenen Bassin, zwischen dem Pont des Bergues, der neuen Brücke und den beiden Kais. Die herrliche Aussicht geht zwar dadurch nicht völlig verloren, wird aber sehr beeinträchtigt. Allein was fragt das materielle Interesse nach solchen romantischen Rücksichten?

Die neue Brücke wird den Namen Pont du Montblanc erhalten und denselben auch wegen der herrlichen Aussicht auf das Gebirg verdienen. Aber nach solch lieblichen Ruheplätzen wie auf den Bänken unter den schattigen Bäumen der Rousseauinsel wird man sich zwischen dem Gedränge auf der Brücke, unter diesem geschäftigen Hin- und Herrennen der speculirenden und commerciellen Welt, unter dem Rasseln der Omnibus und Droschken vergebens umsehen. Tod der Romantik! es lebe der Dampf! Aber auch dieser hat sich von der neuen Brücke müssen etwas gefallen lassen. Die Dampfboote sind nämlich genöthigt, ihren alten Landungsplatz am Grand-Quai, der sogleich in den Mittelpunkt der Stadt führte, aufzugeben, um an dem noch im Entstehen begriffenen Quai des eaux vives anzulegen. Dieser neue Kai, welcher die gleichnamige Vorstadt vom See abschneidet und in gerader Linie bis an die berühmte Campagne la Grange des Herrn Favre auf der Straße nach Cologny führt, hat jedenfalls eine große Zukunft und dürfte dereinst, mit Palästen geschmückt, zu den schönsten Stadttheilen zählen. Jetzt erheben sich freilich erst wenige Gebäude an der Stelle, wo der neue Kai in einem stumpfen Winkel seine Richtung nordostwärts nimmt, die Aussicht auf die malerischen Höhen von Cologny und über den See nach dem nördlichen mit Villen reich besetzten Ufer öffnend.

Haben wir uns an dem bunten Gedränge und Treiben auf „unserer neuen Brücke" satt genug gesehen, so ruhen wir einen Augenblick und treten in ein Kaffeehaus. Die Kaffeehäuser und Schenkstuben der Stadt sind an dem schönen Sonntagnachmittage, trotz des zu Ausflügen einladenden Wetters, immer noch gefüllt genug, um uns auch dort ein Bild des Volkslebens im Vorbeigehen erhaschen zu lassen. Wählen wir nicht lange unter den Localen, die Kaffeehäuser ersten Ranges gleichen sich alle in Genf in ihrer innern Einrichtung wie ein Ei dem andern. Ab uno disce omnes! Also treten wir in das bekannteste, uns hier am Grand-Quai auch am nächsten gelegene, das Café du Nord.

Bevor wir aber eintreten, bitten wir den Leser, alle Erinnerungen an die gepriesene Gemüthlichkeit deutscher Wirthschaftslocale, wie sie selbst solchen eleganten, nach französischem Styl errichteten Etablissements deutscher Großstädte in höherem oder geringerem Grade noch immer innewohnt, völlig von sich abzuschütteln; hier wird er nichts der Art finden. Das diese Gemüthlichkeit bedingende Grundelement, der biedere deutsche Stammgast, der seine bestimmte Physiognomie und seinen charakteristischen Stempel selbst dem ganz nach Pariser Art eingerichteten Local aufzudrücken vermöchte, fehlt eben hier, wenn schon das Stammgastwesen in der äußern Form des regelmäßigen Besuchs in den Genfer Kaffeehäusern wie überall in der Welt besteht.

Das Café du Nord besteht aus einem einzigen langen, das Erdgeschoß eines großen Hauses bildenden Saal, in welchen man von drei Seiten unmittelbar von der Straße aus, ohne erst einen Gang zu passieren, eintritt. Das Innere füllen mehrere Reihen kleiner Marmortischchen, um welche eine so große Anzahl Stühle gestellt sind, daß der Raum zwar sehr vortheilhaft für das Geschäft, aber nicht allzubequem für Leute, welche sich gern frei bewegen, ausgenutzt ist, wie man denn überhaupt in Genf mit dem Raum wie mit der Zeit sehr haushälterisch umzugehen weiß. Behagliches Vergnügen, wie es der deutsche Wirthshausgast sucht, scheint übrigens bei den gewöhnlichen Kaffeehausbesuchern in Genf Nebensache. Diese bestehen aus Zeitungslesern, aus Leuten, welche mit einem Freund ein Rendezvous haben, aus Kaufleuten, Handwerkern und sonstigen Negocianten, welche nach abgemachtem Geschäft

Digitized by Google

ſich entſchloſſen haben, „noch einen Schluck drauf zu ſetzen," was in der glatten franzöſiſchen Sprache prendre un petit verre lautet. Der letztere Brauch erinnert noch lebhaft an die Zeit, welcher der bekannte Liqueur Rataſia (rata fiat!), der in der That auch noch heute in keinem Genfer Kaffeehaus fehlt, ſeinen Namen verdankt. Doch iſt im gewöhnlichen Gebrauch an ſeine Stelle der Wermuth, der Abſinth getreten. Wie dieſes bittere, ſtark nach Kräutern duftende Getränk, welches auch in Frankreich ſo allgemein verbreitet iſt, Liebhaber finden kann, iſt mir immer ein Räthſel geweſen. Und doch hat es ſeine leidenſchaftlichen Verehrer, welche ihrem Gotte, der nicht in Geſtalt des rebenbekränzten Bacchus, ſondern in der gekrümmten Figur einer alten rothäugigen Kräuterhexe auftritt, Geſundheit und Leben opfern. In Genf wie in Frankreich gibt es Leute, welche, früh Morgens beginnend, von einem Kaffeehaus zum andern ziehen und ein Glas nach dem andern des einem Uneingeweihten ſtets widerlich ſchmeckenden, grünlichen Getränks vertilgen. Sie hören nicht auf die Sage, daß die alte Kräuterhexe für ein jedes Glas ihres Zaubertranks wenigſtens Einen Tag vom Leben ihrer Sklaven als Opfer verlangt.

Die oben genannten Claſſen der Kaffeehausbeſucher finden ſich ziemlich zu allen Tageszeiten ein. Dazu kommt noch das große Heer der jungen Kauf- und Geſchäftsleute, Bureaumenſchen, Uhrmacher und Goldarbeiter höherer Gattung und dergleichen gewöhnlich dem edeln Junggeſellenſtande angehörendes Volk, welches von 1 bis 2 Uhr Nachmittags und Abends von 8 bis 11 Uhr die Kaffeehäuſer regelmäßig füllt. Auch heute, an einem Sonntagnachmittag, drängen ſie ſich in dem in Dampfwolken von Granſon- und Veveycigarren eingehüllten Local. Da ſitzen ſie zu zweien, dreien und vieren ſtarr und ſtumm über die jetzt mit groben Wollenteppichen bedeckten Marmortiſchchen gebeugt; die Welt exiſtirt für ſie nicht, ſie bekümmern ſich nur um das, was auf dieſen kleinen Tiſchen vorgeht. Man könnte glauben, hier ſey der Ort „elfhundert Meilen hinter den Huronen" gefunden, von dem uns Lichtwers Fabel von den „ſeltſamen Menſchen" erzählt; denn auch dieſe hier ſpielen, ſpielen am ſchönen Sonntagnachmittag, ſpielen an den Wochentagen in den kurzen Zwiſchenzeiten, welche ihnen Mittags und Abends zwiſchen ihren Arbeitsſtunden im Bureau oder Kaufladen übrig bleiben, ſpielen jahraus, jahrein, und zwar eines der geiſtloſeſten Spiele, welche es gibt, Pinocle genannt, unter welchem komiſch plumpen Namen ein Kartenſpiel verſtanden wird, in dem das nackte Zahlenelement, womit ſich ja jene jungen Leute in ihrem Berufsgeſchäft ohnedieß allzuviel herumzuſchlagen haben, die einzige bewegende Kraft ausmacht. Das Pinocleſpiel iſt der Krebsſchaden am Leben dieſer jungen Leute; nicht daß hohe Verluſte nachtheiligen Einfluß äußerten; das Spiel wird gewöhnlich niedrig geſpielt, ſo daß ſelbſt der ein jugendliches Gemüth ſo leicht anziehende Reiz des Wagens und Gewinnens wegfällt. Aber dieſe Beſchäftigung, welche den Namen einer Zerſtreuung ſchwerlich in Anſpruch nehmen kann, trocknet die Seelen der jungen Leute aus, tödtet ihren Geiſt, ſtumpft ihr Gemüth ab, macht ſie, noch ehe einmal der Jugendmuth und die friſche Lebensluſt des Jünglings ſich entfaltet haben, zu dürren Philiſterſeelen, in welchen der Sinn für frohe, heitere Geſelligkeit, für Natur und Genuß des Schönen abſtirbt, noch ehe er zur Blüthe gediehen iſt.

Das iſt die gewöhnliche Bevölkerung der Genfer Kaffeehäuſer im Winter. Sie liefert ein ziemlich einförmiges, mattes Bild, dem es ſehr an Lebendigkeit gebrechen würde, wenn nicht manche charakteriſtiſcheren Geſtalten ihre Schlagſchatten hineinwürfen. Dahin gehören z. B. die auch im Winter in Genf wohnenden Fremden, dann diejenigen, welche täglich die Eiſenbahn aus Frankreich, der Schweiz und Italien herbeiführt. Im Sommer geſtaltet ſich ohnedieß durch den Fremdenverkehr das Kaffeehausleben weit bunter und mannichfaltiger. Die meiſten Reiſenden pflegen die größeren Häuſer dieſer Art zu beſuchen. Vor denſelben iſt gewöhnlich ein Abſchnitt des Trottoirs mit Oleandern und ſonſtigen ſchattenreichen Zierpflanzen in großen Holzkäſten wie mit einer natürlichen Hecke umgeben und allerdings etwas uſurpatoriſch zum Territorium der Wirthſchaft geſchlagen. Ueber dieſer Laube ſpannt ſich ein weites Zeltdach, unter welchem beſonders Damen, Engländerinnen und Amerikanerinnen, ſo gut wie die Töchter Frankreichs und Rußlands Eis und andere Erfriſchungen ſchlürfen und die Vorübergehenden muſtern oder ſich von ihnen beäugeln laſſen.

Eine Gattung ausgeprägter Geſtalten, welche früher in den meiſten Genfer Kaffeehäuſern auffielen, iſt jetzt ganz verſchwunden oder unkenntlich geworden. Wir meinen die politiſchen Flüchtlinge aus Frankreich, Deutſchland, Italien, Ungarn, Polen, welche bei einem Glaſe Bier oder Wein ihrer Thaten ſich erinnerten, Zukunftspläne ſchmiedeten, das Vaterland und ihre Ideale nicht vergeſſen konnten, hofften und harrten, bis ſie endlich, dem Sprichwort folgend, wirkliche politiſche Narren und von einer wohllöblichen Bundespolizei auf freundnachbarliche Erinnerung aus der Schweiz hinausgemaßregelt wurden. Die Italiener, Ungarn und Polen ſind ſeitdem größtentheils ſehr praktiſche Leute geworden, haben

Digitized by Google

aus der Revolution ein Geschäft gemacht und Dienste bei Victor Emanuel, Garibaldi oder dem Prinzen Napoleon genommen und helfen noch „Geschichte machen" in ihrer Art. Die Exilirten anderer Nationen sind größtentheils zu der Ueberzeugung gelangt, daß es vernünftiger sey, ein neues bürgerliches Leben anzufangen, als abstrakten Idealen nachzujagen, und so ist denn allmählig die ächte Flüchtlingsgattung ausgestorben. In Genf sind schon seit einigen Jahren auch die „letzten Mohikans" verschwunden.

Seit der napoleonischen Restauration, dem Zeitalter der materiellen Interessen, des Börsenschwindels und der sittlichen Verkommenheit ist dagegen das Element der socialen Flüchtlinge, der Bankerottirer, Gauner, Abenteurer und Schwindler aller Art in Genf bedeutend angewachsen. Man hat diese Leute oft mit einer Nachsicht aufgenommen, welche mit wahrer Humanität nichts gemein hat und mit der vielgerühmten Genfer Sittenstrenge in auffallendem Gegensatz steht. Genf ist eben durch und durch Großstadt geworden. Die Genfer Moralität aber war mehr kleinstädtischer Art, es genügte, daß die Stadtmauern und Wälle fielen, um auch sie zum Wanken zu bringen.

In Deutschland hat jede Stadt unter den Stammgästen ihrer Wirthslokale ihre bestimmten Originale, gewissermaßen die Würze unter dem Gemenge der übrigen Gäste. Auch in Genf haben wir uns darnach umgesehen und wenigstens einige allgemeine Typen entdeckt. Der des „Zeitungsverschlingers" ist zum Nachtheil der übrigen Lesewelt mehrfach, ja sogar in einigen Prachtexemplaren vertreten. Da kennen wir z. B. einen alten Herrn, der, nicht zufrieden, die Times unter einem Arm, das Journal des Débats unter dem andern, den Constitutionnel in der rechten, die Allgemeine Zeitung in der linken Hand zu halten und vor sich auf dem Tisch die Presse, unter welcher er noch einiges kleine Journalgeflügel, wie die Henne die Küchlein unter den Fittichen, verbirgt, liegen zu haben, auch noch auf einem Haufen anderer Blätter, welche damit aufhören öffentliche zu seyn, sitzt, wahrscheinlich um noch einige nicht flügge gewordene Zeitungsentlein auszubrüten. Ihn stören in diesem Geschäft nicht die grimmigen Blicke anderer Zeitungsleser; kaum gelingt es einmal einem der Kellner, ihm eines seiner Brüteier abzujagen. Eine liebenswürdigere Species ist das Geschlecht der kleinen Rentiers, deren es in Genf, wie in jeder größeren gewerbtreibenden Stadt, nicht wenige gibt. Diese größtentheils älteren Herrn sind die Repräsentanten des heitern, aber mäßigen Lebensgenusses. Ihre rundlichen Bäuchlein und reinliche Kleidung deuten auf Behäbigkeit, ihre Redseligkeit beim Schoppen — die nationale Picholette verschwindet seit Einführung des eidgenössischen Maßes mehr und mehr — auf Fröhlichkeit und Lebenslust. Jedes Kaffeehaus von Genf hat einen solchen Kreis von Stammgästen, der gewöhnlich zusammenhält, aufzuweisen; doch suchen sie mehr die kleinen, noch bestimmter einheimisch gefärbten, als die größeren kosmopolitischen Häuser auf.

In diese kleineren Kaffeehäuser und Weinschenken, welche mehr in den Straßen der innern Stadt als an den eleganten Kais zu suchen sind, können wir heute jenen fröhlichen Lebemännern nicht folgen, obwohl wir dort schon eher ein „gemüthliches Eckchen" zu finden hoffen dürften. Wir möchten aber den Leser — es ist ja noch früh am Tage — noch in eine andere Gattung öffentlicher Lokale führen, wo das Volksleben sich an Sonn- und Festtagen und unter den Wochentagen am Donnerstag, welchen die Genfer ihren petit-dimanche nennen, in buntester und mannigfaltigster Gestalt zeigt, in eine oder die andere der großen Bierwirthschaften der Vorstädte.

Der Genuß des Biers, wenigstens des nach deutscher Art gebrauten, ist in Genf eine importirte Sitte. Noch vor dreißig Jahren kannte man in Genf kein anderes Bier als ein süßliches, dünnes, gewöhnlich in Krüge gefülltes und stark mousirendes Gebräu, wie es noch heute in den benachbarten französischen Städten fabricirt und getrunken wird. Das nach deutschen Grundsätzen gebraute Bier wurde zuerst durch einen Badener Brauer, Namens Treiber, in Genf eingeführt. Sein aus kleinen Anfängen hervorgegangenes, nach verschiedenen Krisen endlich großartig aufgeblühtes Geschäft ist noch heute im Besitz seiner Erben. Seit jener Zeit aber haben sich noch fünf bis sechs andere großartige Bierbrauereien aufgethan, welche alle ihre gute Nahrung zu haben scheinen. So hat der germanische Gambrinus seinen Weg gemacht, und während man vor drei Decennien seinen Namen kaum kannte, ist er heute unter die Zahl der heimischen Götter aufgenommen und der lemanische Bacchus muß ihn als Rivalen neben sich dulden.

Bis vor zwei Jahren bestanden diese großen Bierwirthschaften nur in den Vorstädten, seitdem aber sind auch einige Bierhäuser in der Stadt selbst eröffnet. In mehreren Lokalen wird sogar importirtes bayerisches Bier ausgeschenkt und auch die Genfer Trinker lernen dieses allmählig von den geringeren Sorten der hiesigen Brauereien unterscheiden, was nicht ohne ersprießliche Rückwirkung geblieben ist. Denn durch die Uncultur und Urtheilslosigkeit der Genfer Zungen verführt, hatten manche Brauer nach und nach einen Stoff geliefert, von welchem man nicht mehr sagen konnte, ob sie dabei Kiritzer

Digitized by Google

Mordundtodtſchlag, oder Eislebener Krabbelandiewand, oder gar Wernigeroder Lumpenbier zum Muſter genommen hatten; Bayeriſches war wenigſtens an den Genfer Bieren nicht viel zu verſpüren. Die Concurrenz äußert jedoch bereits ihren wohlthätigen Einfluß.

Wenn wir uns nun einen Begriff von dem Leben und Treiben des Volks in den Genfer Bierwirthſchaften verſchaffen wollen, ſo iſt es auch für dieſen Zweck ziemlich gleichgültig, welche wir wählen; auch ſie gleichen ſich alle wie ein Tropfen Waſſer dem andern, hätte ich bald geſagt, wenn das nicht zu anzüglich lautete. Ob der „Stoff" hier oder dort beſſer ſey, was ein ächter Münchener ſtets in ſorgſamſte Erwägung zieht, das kümmert uns zunächſt weniger. Andererſeits gehören wir nicht zu denen, welchen „das Fiedeln, Schreien, Kegelſchieben ein gar verhaßter Klang" iſt; wir nehmen keinen Anſtand, in „des Volkes wahren Himmel" einzutreten, ſelbſt auf die Gefahr, daß ſtatt Nektar und Ambroſia Bier und Tabak uns entgegen duften.

So finden wir es z. B., wenn wir in die Treiberſche Braſſerie in der Vorſtadt Terraſſière an der bekannten Straße nach Chamouny einen Blick werfen. Von der Straße aus treten wir wieder unmittelbar in einen langen, breiten und verhältnißmäßig hohen Saal, der auch hier mit einer unzähligen Menge kleiner Marmortiſchchen beſetzt iſt, um welche ſich ſtets eine mehr als entſprechende Anzahl Stühle reiht. Der Thür gegenüber iſt das Allerheiligſte, der unerläßliche „Pupitre," worauf irgend eine Dame des Hauſes thront. Sie dirigirt und muſtert das geſchäftige Treiben einer großen Kellnerſchaar, welche ohne Unterlaß von mehreren gleichfalls auf dem „Pupitre" poſtirten Gehülfen gefüllte Biergläſer in Empfang nehmen und leere abliefern, um die rauſchende, ſchwirrende, babyloniſch durcheinander ſchreiende Menge der Gäſte zu befriedigen. Die in der deutſchen Schweiz ziemlich verbreitete Sitte der weiblichen Bedienung in den Schenkwirthſchaften beſteht in Genf nirgends; die Moralität mag dadurch gewinnen, ob auch die Anmuthigkeit des Wirthshauslebens, iſt ein andere Frage. Am Ende des Saals iſt eine erhöhte Eſtrade angebracht, von welcher dreimal in der Woche, in gewiſſen Perioden des Jahrs auch allabendlich, gewöhnlich eine deutſche Muſikbande aufſpielt oder Sänger und Sängerinnen ſich hören laſſen. Daß dieſe gewöhnlich als erſte Baſſiſten, Tenoriſten und Primadonnen berühmter Theater Frankreichs in den Affichen angekündigt werden, verſteht ſich von ſelbſt. So iſt es in allen Braſſerien Genfs; die Muſik iſt hier ein unerläßliches Requiſit aller ſolcher Vergnügungsorte.

Betrachten wir uns nun das Publikum. Den Kern bildet hier der kleine Gewerbs- und wohlhabende Handwerkerſtand. Namentlich iſt die ſämmtliche deutſche Arbeitercolonie, wie nicht anders zu erwarten, vom Meiſter Schuſter und Schneider (Marchand-tailleur nennt er ſich hier, wie in Paris) bis zum ſelbſtbewußten „Gehülfen", ſonſt Geſellen genannt, und dem ſich verſtohlen in eine Ecke drückenden Lehrburſchen reichlich vertreten. Eben ſo wenig fehlt auch der junge Kaufmannsſtand, der wieder zahlreiche deutſche Mitglieder zählt. Das unſelige Pinocleſpiel iſt hier glücklicherweiſe nicht üblich, die jungen Leute geben ſich einer fröhlichen, ihren Jahren angemeſſenen Unterhaltung hin. Hie und da bemerken wir auch eine Gruppe Akademiker, kenntlich an ihrer der deutſchen Studentenkappe nachgebildeten buntfarbigen Kopfbedeckung. Im Allgemeinen aber verſchwindet die ſtudierende Jugend unter dem profanum vulgus, wie leider der wiſſenſchaftlich gebildete Stand in Genf im öffentlichen Leben überhaupt etwas zurücktritt.

Bei den Genfer verheiratheten Handwerkern, beſonders den Uhrmachern, herrſcht die Sitte, Frau und Töchter an den Wirthshausvergnügungen des Eheherrn theilnehmen zu laſſen, welchen Brauch auch die Deutſchen angenommen haben. So ſieht man denn manche achtbare bürgerliche Matrone und manches friſche Mädchengeſicht wie Mond und Sterne aus den Tabakswolken dieſer Hallen hervortauchen. Die Lebhaftigkeit der Unterhaltung wird durch die Anweſenheit der Frauen, welche an Sonntagen oft ſo zahlreich ſind wie die Männer, nicht wenig erhöht. Schweigt einmal die Muſik, ſo glaubt man das Brauſen des Meeres zu hören.

Setzen wir uns an eines der Tiſchchen, um noch im Fluge etwas von der in dieſen Kreiſen geführten Unterhaltung zu erhaſchen. Wir ſind in einer demokratiſchen Republik, da wird uns die Politik auch im Bierhauſe nicht in Ruhe laſſen. Im gegenwärtigen Augenblick iſt freilich ein anderes Thema im Gange, die Schauergeſchichte, welche ſich neulich vor den Aſſiſen in der benachbarten franzöſiſchen Stadt Bourg entrollte. Einige kleine Colporteurs, welche ſich zwiſchen der Menge durchdrängen und mit ſchreiender Stimme den Proceß Dumolard, des „tueur des servantes", oder des „modernen Blaubart," oder eine „Complainte nach der Weiſe des Jualdes" auf dieſelbe Geſchichte ausbieten, ſorgen dafür, das ſie nicht in Vergeſſenheit geräth. Dieſer Criminalfall iſt in der That ungeheuer und ſchauerlich genug, um noch nach Jahrhunderten in den Sammlungen ſchrecklicher Verbrechergeſchichten eine Stelle zu verdienen. Hier erregt es beſonders Erſtaunen, wie in Frankreich, welches ſich ja der beſten Polizei in Europa rühmt, faſt ein Jahrzehent lang auf verhältnißmäßig kleinem Raume dieſe Menge entſetzlicher, ſtets

gleichartiger Verbrechen begangen werden konnte, ohne daß man den Thäter entdeckte. Ein ſolcher Fall iſt kaum in den finſterſten Zeiten des Mittelalters denkbar oder in ſonſt verwilderten Epochen, in welchen alle ſociale Ordnung untergraben war. Wo ſolche Dinge möglich ſind, da muß etwas faul ſeyn im Staate.

Während in der Hauptſtadt unſeres Nachbardepartements ſich dieſes entſetzliche Bild vor der Jury entfaltete, gelang der im vorigen Jahr von der Pariſer Preſſe ſo arg geſchmähten Genfer Polizei ein wichtiger Fang, welchen ſich die Franzoſen in ihrer neuen ſavoyiſchen Provinz hatten entgehen laſſen. Es wurde nämlich in einer hieſigen abgelegenen Herberge eine weitverzweigte und wohlorganiſirte Falſchmünzerbande abgefaßt, welche ihr Weſen hauptſächlich in Savoyen und der Schweiz bis nach Bern hin getrieben hatte. Die Polizei entwickelt überhaupt eine lobenswerthe Thätigkeit, wie ſie wirklich früher in Genf in vieler Hinſicht vermißt wurde. Da wären wir denn bei dem richtigen Wirthshausgeſpräch, beim „neuen Bürgermeiſter," d. h. hier dem neuen Staatsrath Polizeidirektor angelangt. „Nun, da er's iſt, wird er nur täglich dreiſter," heißt's auch hier, allein, ein ſeltener Fall, die große Mehrzahl des Volks iſt damit ſehr zufrieden. So haben z. B. die ſtrengeren geſundheitspolizeilichen Maßregeln, wie die gegen einige Weinfälſcher ausgeführten Razzias allgemeinen Beifall geerntet. Die confiscirte Waare wurde ſtets unter großem Volkszulauf auf der Place Bel-Air in die Rhone gegoſſen, eine in ihrer etwas mittelalterlichen Unmittelbarkeit ſehr zweckmäßige Exekution. Gegenwärtig liegt derſelben Polizeidirektion ein ſchwierigerer Fall vor, eine zahlreich unterzeichnete Petition gegen den vielberufenen Cercle des étrangers im Palais Fazy. Die Angelegenheit hat bekanntlich ſchon ſeit Jahr und Tag eine heftige Agitation in der Preſſe unterhalten, welche weſentlich auf das politiſche Gebiet hinübergreift und unter Umſtänden noch fruchtbar an Sturm und Hader ſeyn könnte.

W. L.

Correſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

Fortſetzung der Varnhagenſchen Tagebücher. — Die Kammern. — Wintervergnügungen. — Das Schickſal der Amazone. — „Wilhelm von Oranien," von zu Puttlitz.

△ So wenig ich gewohnt bin, Ihnen von Politik zu ſprechen in meinen Berichten, ſo unmöglich erſcheint es in dieſem Augenblick, aus Berlin zu ſchreiben, ohne die Politik zu erwähnen, die ſich nicht allein in das geſellige Treiben, ſondern auch in Kunſt und Literatur hineinzieht, oder doch darin geſucht wird. Nichts geſchieht, ohne daß man ſeine Folgen wie ſeine Quelle mit der politiſchen Stimmung in Beziehung findet; alles hat Tendenz und wird Demonſtration. Es trägt das, offen geſagt, nicht zur allgemeinen Annehmlichkeit bei; jeder empfindet das, alle klagen darüber und niemand kann ſich davon frei machen. Wenn ſonſt ein neues Stück, ein harmloſer Roman von irgend einem beliebten Schriftſteller das Thema der Unterhaltung ausmachte, ſo ſind es jetzt die politiſchen Broſchüren oder die tendenziöſen Flugſchriften, die beſprochen werden, und deren Inhalt jedes andere Intereſſe überwuchert.

Einen wahren Sturm der Entrüſtung rief in dieſer Beziehung die Fortſetzung der Varnhagenſchen Tagebücher hervor, deren dritter und vierter Band den beiden erſten unvermuthet ſchnell folgten. Nicht zu läugnen iſt es, daß dieſe beiden letzten Bände viel ſchärfer und empfindlicher treffen, als die erſten, und nach allen Seiten hin ihre Bosheit auslaſſen. Dieß liegt nicht allein darin, daß der Verfaſſer, in der gekränkten Eitelkeit wegen ſeiner Suspenſion als Staatsdiener, immer verbitterter und boshafter wurde, ſondern auch darin, daß ſeine Beſprechungen mehr in unſere Tage hinein ragen, noch lebende Perſonen und halb beſtehende Zuſtände treffen; denn wenn dieſe Bände auch mit dem April 1848 abſchließen, ſo leben wir doch noch inmitten der Perſonen; die bei jener politiſchen Kataſtrophe mitwirkten oder mitlitten. Selbſt der König und die Königin werden in ſchonungsloſeſter Weiſe beſprochen. Ich will mein Urtheil über das Buch und die Veröffentlichung, über die ich ſchon in meinem vorigen Berichte meine Meinung geäußert, nicht wiederholen, um ſo weniger, als das abſolut Verwerfliche und Verächtliche in ſeiner Beſprechung eine Ausdrucksweiſe

hervorzurufen droht, deren ſich die anſtändige Kritik zu enthalten hat. Das aber will ich ausſprechen, daß dieſem Buche, meiner Ueberzeugung nach, ſelbſt von den am empfindlichſten Betroffenen eine viel zu große Bedeutung beigelegt wird. In unſerer ſchnell ſtuthenden Zeit, die die Ereigniſſe der ganzen civiliſirten Welt zugleich in ihre Intereſſen zieht, ſind dergleichen Bücher lokalen und begrenzten Inhalts ſchnell vergeſſen und aus der Beſprechung verdrängt. Das Buch, das jetzt in vielen tauſenden von Exemplaren verbreitet iſt, wird ſchnell genug der Makulatur anheim fallen, und ſich nur hie und da als Curioſum in eine Bücherſammlung flüchten, in der es dann ungeleſen verſtaubt. Dafür ſorgt ſchon der allzu geringe geiſtige Werth. Als einziger Bodenſatz bleibt die Mißachtung gegen den Verfaſſer zurück, der nicht ſcharf, vorurtheilsfrei und gründlich genug, um ein Hiſtoriker zu werden, zu phantaſielos und zu unproduktiv, um ein Dichter zu ſeyn, mit glattem Styl das Publikum blendete, und lange genug eine Stelle unter den deutſchen Schriftſtellern einnahm, die er nicht verdiente, und von der ihn dieſe Tagebuchblätter mitleidslos fortrücken. „Der Kreis geiſtreicher Leute, der ſich um Rahel verſammelte, hat Varnhagen zum Schriftſteller gemacht," ſagte eine Dame aus jener Zeit, „und wie Rahel für ſich das „Geiſtreichſeyn" erfunden hatte, ſo erfand Varnhagen für ſich die Reclame, die freilich damals noch keinen Namen hatte." Heinrich Heine behauptete: „Varnhagen ließ ſich von Rahel ſo viel geiſtige Hörner aufſetzen als möglich, um ſich an jedes einen kleinen papierenen Lorbeerkranz zu hängen, der doch von Weitem ausſah wie ein ächter." Komiſch für die Leute, die mit ihnen lebten, und deren ſind noch viele, war immer die Oſtentation, mit der Varnhagen von Rahel ſprach; denn es iſt ein Faktum, daß die Ehe nichts weniger als eine glückliche war, und daß Rahel mehr als einmal in ihrer originell derben Weiſe von einer Trennung ſprach, wobei ſie den Gatten ganz anders charakteriſirte, als er der Geſellſchaft ihrer Freunde in ſeinen höflich glatten Formen erſchien. Eine hieſige Zeitung erinnerte beim Erſcheinen der erſten Bände der Tagebücher an die Geſchichte eines Mannes, der ſeine todte Frau in's Waſſer geworfen und an ihrer Leiche Krebſe fing. So habe auch Varnhagen Zeitlebens mit Rahel gekrebst, und Ludmilla Aſſing krebſe jetzt mit ihm. So unäſthetiſch der Vergleich iſt, iſt er doch populär geworden, und „Ludmilla hat wieder gekrebst," iſt die Parole für die neuen Bände.

„Ja," hat man mir erwiedert, wenn ich die Bedeutung des Buches in Abrede ſtellte, „das gedruckte Wort bleibt, und in ſpäterer Zeit werden dieſe Tagebuchblätter hiſtoriſche Quellen, und ſo eine ſchiefe Beurtheilung der Zeiten und Menſchen hervorrufen." Auch dieſe Befürchtung kann ich nicht zugeben. Früher, als man wenig ſchrieb und noch weniger druckte, waren Memoiren unſchätzbare, aber auch gefährliche Quellen für die Hiſtoriker, und wir wiſſen alle, daß die unkindlichen und erbitterten Memoiren der Markgräfin von Baireuth, der Schweſter Friedrichs des Großen, lange eine falſche Beurtheilung Friedrich Wilhelms I. hervorriefen, und daß ein halbes Jahrhundert und die gründliche und vorurtheilsfreie Forſchung eines Schloſſer dazu gehörte, den Charakter dieſes Monarchen in anderes, richtigeres Licht zu ſtellen. Jetzt aber iſt das anders, wo die Zeitungen dem ſpäteren Geſchichtsforſcher ausreichendes Material zuführen, und kein halbwegs einſichtiger und gründlicher Hiſtoriker wird das Varnhagenſche Buch überhaupt für eine hiſtoriſche Quelle, ſicher aber, nach dem erſten Blick, nicht mehr für eine zuverläſſige anſehen.

Die Stellung der Kammer in geſellſchaftlicher Beziehung iſt eine weſentlich andere als in früheren Jahren. Dadurch, daß die Ariſtokratie ſo gut als gar nicht in ihr vertreten iſt, fehlt die unmittelbare Beziehung zu dieſem immerhin großen Theil der Berliner Geſellſchaft; ja ſelbſt bei den Hoffeſten bekommen die Abgeordneten dadurch eine iſolirtere Stellung. Ihre Stellung in der öffentlichen Meinung dagegen iſt wunderlich genug. Nach den Erregungen der Wahlkämpfe, wobei ſich das Volk immer für die liberalſte Richtung entſchied, hätte man annehmen ſollen, dieſe Seite der dreijährigen Kammer müſſe ſich einer beſondern Popularität und breiteſter Theilnahme bei der Bevölkerung erfreuen. Dem aber iſt nicht ſo. Schon hört man laut den Vorwurf, die Kammern verſchwendeten ihre Zeit mit äußerer Politik und ſchafften nichts, was uns nahe liege. Jedem Einzelnen freilich liegt die Erledigung ſeiner eigenen Petition mehr am Herzen als die diplomatiſchen Beziehungen zum Auslande. Die kecken Worte von der Tribüne nach dieſer Richtung haben längſt ihr Pikantes und ihren Werth verloren. Man weiß, daß es eben doch nur Worte ſind, und daß ſie zwiſchen dem Rauſchen der diplomatiſchen Akten verklingen. Man will Reelleres geſchafft ſehen für das Haus; ſo wenigſtens urtheilt die hausbackene Vernunft, der die nüchterne Menge nach dem Rauſche der Wahlaufregungen mehr als je anhängt. So fängt die Fortſchrittspartei in der Kammer an nicht mehr das Schooßkind der allgemeinen Meinung zu ſeyn. Die Fraktion Grabow dagegen, die früher die äußerſte Linke repräſentirte, und ſich jetzt auf die miniſterielle äußerſte Rechte geſchoben ſieht, fühlt ſich nicht recht behaglich in dieſer Poſition, etwa wie ein erprobter Fußkämpfer, den man plötzlich auf das Roß wirft, der ſamit die alten Waffen nicht mehr brauchen kann und die neuen noch nicht zu brauchen verſteht. Da fliegt dann mancher Hieb in die Luft, und die Herren ſehen ein, daß ein Defenſivkampf ſchwieriger iſt, und doch weniger Ruhm damit zu ernten, als im Angriffskriege, der ſeine Tirailleurs nach allen Seiten willkürlich ausſchwärmen läßt. Wie ſchon ſeit mehreren Jahren bleibt aber die Militärfrage und die Bewilligung des Militärbudgets das Heft, an dem die Kammern die Regierung halten, und die Zügel, mit dem ſie das Miniſterium lenken. Dieſe Frage aber wird immer für die letzten Tage der jedesmaligen Sitzungsperiode

aufgespart, und so werden auch diese erst darüber entscheiden, ob Ministerium und Kammern in Gutem scheiden, oder eines dem andern weichen muß. Daß das Herrenhaus jetzt weniger als je gewillt ist, sich dem Hause der Abgeordneten zu nähern, bedarf keiner weiteren Erklärung. Das Ministerium schwebt zwischen beiden, und darüber wird es klar geworden seyn, daß es in beiden Häusern gleich wenig auf eine Majorität zu rechnen hat. Daß eine so scharf gesonderte und isolirte Stellung jedes der drei Faktoren der Gesetzgebung keine befriedigenden Resultate geben wird, ist außer Zweifel, aber die scharfe Sonderung sondert auch die gesellschaftlichen Kreise, und zu dem „hie Welf, hie Waiblingen" müßte man noch eine dritte Bezeichnung finden, um die Dreitheiligkeit auszudrücken. So sind durch das Gesondertseyn die kleinen politischen Reibungen der Gesellschaft freilich mehr und mehr verschwunden, jeder bleibt unter den Seinigen, aber politisch ist die Gesellschaft darum doch, und mehr als je.

Es wird viel getanzt in diesem Winter, fast als wollte man dieses, durch die Trauer des vergangenen Jahres versäumte Vergnügen doppelt nachholen. Die Subscriptionsbälle im Opernhause, bei denen der Hof zugegen ist, sind besuchter und glänzender als je. Dagegen wollen die Tanzfeste im Victoriatheater nicht recht in Aufnahme kommen. Es ist, als wenn dieses Vergnügungslokal, das schon im Bau vielmals bankerott wurde, dieses Schicksal auf alles ausdehnen müsse, was es ergreift. Direktionen und Gesellschaften wechseln unaufhörlich, aber alle gehen kläglich zu Ende, am kläglichsten freilich die Lariniſche italienische Oper, die, vor drei Jahren das Schooßkind der Mode, in diesem Jahre nur wenig Tage bestehen konnte. Und doch ist das Lokal für Massenfeste besonders geeignet und auch besonders dazu gebaut. Die beiden colossalen und äußerst eleganten Zuschauerräume des Winter- und Sommertheaters, die durch die gemeinsame Bühne getrennt werden, bilden mit dieser verbunden einen Riesensaal, wie kaum ein zweiter zu finden seyn wird. Berlin ist aber nicht der Ort für Maskenbälle, deren Humor dem norddeutschen Charakter fern steht, und so fallen diese Feste sofort in die Hand des demi monde, während sich die gebildete Gesellschaft schon aus anerzogener Exclusivität fern hält. Ist auch daran die Politik Schuld? kann man fragen. Vielleicht. Eine harmlose Vermischung aller Kreise der Gesellschaft war früher noch möglich, jetzt ist sie kaum denkbar. Aber auch in kleineren Privatcirkeln wird viel getanzt in diesem Winter, und hier können wir mit Bestimmtheit annehmen, daß meist nur politisch Gleichgesinnte sich in einem Salon zusammenfinden, und es würde uns nicht wundern, wenn eine junge Dame einen Tänzer zurückwiese, weil sie erfahren hätte, daß er in Bezug auf Grundsteuer oder Ministerverantwortlichkeitsgesetz mit ihr von verschiedener Farbe sey. Die Hoffeste, bei denen diese politische Sonderung natürlich nicht statt haben kann, eben so wenig als auf den officiellen Routs in den Ministerhotels, haben durch das Fernbleiben der Kronprinzessin und ihrer Umgebungen einen Theil ihres Reizes verloren, und unverkennbar weht auch durch sie die schneidende Luft politischer Erregtheit. Alles wird beobachtet, jedes Wort der königlichen Herrschaften gedeutet, jede Freundlichkeit hier oder dorthin mit einer politischen Combination in Verbindung gebracht, und das Harmloseste, die unbedeutendste Zufälligkeit gewinnt so eine tendenziöse Bedeutung. Eines aber ist sicher unpolitisch — der in's Unglaubliche gesteigerte Luxus der Toiletten. In dieser Beziehung haben wir Berlin niemals so glänzend gesehen als in dieser Saison.

Einen immer noch schmerzlichen Nachklang ließ das Schicksal der „Amazone" zurück. Die Marineverwaltung ist vielfach wegen der Unvorsichtigkeit angegriffen worden, dieses nicht besonders seetüchtige Schiff mit dem ganzen jungen Nachwuchs unserer Marine zu ungünstigster Zeit in See gehen zu lassen. Die Beschuldigungen sind vielleicht übertrieben, wenn auch durch den tragischen Ausgang gerechtfertigt; so viel aber steht fest, daß der Führer des Schiffes mehrmals, jedoch vergebens, gegen die Fahrt protestirt hat, und daß viele der jungen Seecadetten bereits in der Aussicht nicht wiederzukommen an die Ihrigen geschrieben haben. Einen peinlichen Eindruck machte vor einigen Tagen die Todesanzeige eines Seecadetten, der auf der Amazone seinen Untergang fand. Darin war deutlich diese Beschuldigung und die Ueberzeugung des jungen Mannes, auf diesem Schiffe untergehen zu müssen, ausgesprochen. Das gemeinsame Leid hat nun die hinterbliebenen Familien näher zusammengeführt, und es hat sich so ein kleiner Trauerkreis inmitten der glänzenden, vergnügungsreichen Gesellschaft gebildet, der eben auch einen politischen Eindruck macht.

Aber auch in das heitere Gebiet der Kunst greift die Politik ein, und das nicht allein da, wo man sie absichtlich hineingelegt hat, wie in die Couplets unserer Lokalpossen, sondern man überträgt sie auch dahin, wo es sicher nicht beabsichtigt wurde. So hatten wir vor einigen Tagen die erste Aufführung eines Schauspiels von Gustav zu Putlitz, „Wilhelm von Oranien in Whitehall," keinenfalls eines der besseren Stücke des Verfassers, das auch bei seiner ersten Aufführung eine ehrende, aber nichts weniger als glänzende Aufnahme fand. Aber man suchte Tendenz in dem Stück, und weil man sie suchte, fand man sie. Man applaudirt unbedeutende Stellen, weil man eine Tagesfrage anklingen hört; man applaudirt den dramatischen Effekt nicht, weil Karl II. von England gegen die Stimme seines Parlaments ein Bündniß mit Frankreich schließt. Der arme Schauspieler, der auf einen Hervorruf gerechnet hatte, muß ohne Applaus davonschreiten. Wilhelm von Oranien mahnt Karl II. daran, daß er von Gott nicht auf den Thron gesetzt sey, um Einen zu beglücken, sondern zum Heile seines gesammten Volkes. „Von Gott eingesetzt!" sagt das Publikum, also von Gottesgnaden, und das politische Für und Wider ist da und wird sogar von der Kritik aufge-

Digitized by Google

nammen. Das Reſultat iſt, daß das Stück übervolle Häuſer macht, nach allen Seiten beſprochen wird und unverdienter Weiſe zu einer Bedeutung kammt, die das harmloſe Stück ſicher nicht erſtrebt hatte.

Sollen wir noch von andern Geſtalten erzählen, die verhüllt mit der Maske durch dieſen politiſchen Carneval huſchen? Auch ihr Aſchermittwoch wird kommen und dann wird genug von ihnen zu berichten ſeyn.

Paris, Februar.

Auf dem Kirchhof Montmartre. — Lamartine. — Todesfälle. — Carneval. — Franzöſiſche Academie.

Kürzlich beſuchte ich den Kirchhof Montmartre an einem jener weichen, lauen und blauen Tage, die uns in der Regel der Februar beſcheert. Im dünnen Nebel, der in der Mittagsſonne wie ein goldener Flor ſchwebte, nahmen ſich die Grabſteine, die träumenden ſteinernen Geſtalten, die ſich an die Urnen lehnen, die Kreuze, Obelisken und Pyramiden wie eine Operndecoration im bengaliſchen Feuer aus. Es war Alles gar heiter und anmuthig. Die erſten Veilchen dufteten, die Vögel zwitſcherten, die Natur erwachte zum Leben im Luſtgarten der Verweſung, und die Statue, die kürzlich auf Mürgers Grab geſtellt wurde, lächelte gar lieblich und ließ Roſen — marmorne — auf die Marmorplatte fallen, unter welcher er ruht. Sie iſt von Aimé Millet. Seine Ariadne, ein Prachtſtück der modernen Pariſer Skulptur, iſt auf ein Knie geſunken und hält ſich die Hand vor die Augen; ſie weint ſtill für ſich hin; man ſieht ihre Thränen nicht, ſie könnte für die Muſe gelten, welche den ſinnigen, feinfühlenden Künſtler inſpirirt. Das junge Mädchen auf des Dichters Grab läßt eine milde, temperirte Rührung blicken, welche das Ebenmaß der Züge im Gleichgewicht hält; es iſt der Genius der Jugend. Man hat das Werk hier und da bekrittelt; der Neid, als Kritik maskirt, hat, wie gewöhnlich, ſein Amt verrichtet. Auch findet man — vielleicht nicht ganz mit Unrecht — dieß alles zu ſplendid für den armen Bahémien (Bohémien iſt am Ende nichts anderes als unſer Lumpacivagabundus). Delavigne und Muſſet hat man mit einer ſimpeln Büſte abgefunden, und das ſind doch Geiſter von ganz anderem Kaliber als Mimi's Geliebter. Uns will überhaupt bedünken, als nähme man ſich der Todten zu eifrig und der Lebenden nicht genug an. Das liebe Brod iſt nothwendiger als die Unſterblichkeit. Bei uns in Deutſchland iſt das noch ärger. Faſt jedes Jahr erliegt irgendwo ein Talent im Kampfe mit den Heiſchungen des materiellen Lebens. Dann wird ſubſcribirt, lamentirt und bankettirt zu Ehren des Dichters oder Künſtlers, den man hat verkümmern laſſen.

Dieß gilt durchaus nicht von Monſieur de Lamartine — unter der Republik blieb das „de“ weg. Er hat ſich ſchweres Geld mit ſeinem Talent verdient, und es war in der That nicht zu viel, denn der Himmel hat ihn begabt wie wenige. Und nachdem er hundert Tauſende und wieder hundert Tauſende eingeſtrichen viele Jahre lang, hat er jetzt kürzlich wieder einen „Pump“ eröffnet. Der Mann hört nicht auf mit der Büchſe zu raſſeln wie die Blinden am Wege, die den Vorübergehenden zurufen: „La charité, s'il vous plaît!“ Zweimal hat Lamartine den Ausweg einer Nationalſubſcription vergebens verſucht, möge die Anleihe ergiebiger ausfallen. „Es iſt, ſcheint's, im Rathe der Götter beſchloſſen,“ ſagte mir einmal H. Heine, auf ſeiner Matratzengruft ſich herum wälzend vor Schmerzen, „daß die Dichter auf Erden gepeinigt werden müſſen. In der Regel ſind's arme Schlucker, und hat einmal Einer etwas, ſo bannt ihn die Krankheit auf's Faiterbett.“

Kürzlich iſt wieder ſo ein prädeſtinirter Muſenſohn ſeinem Schickſale erlegen. Er nannte ſich Edmand Roche. Sie hören ſeinen Namen wohl hier zum erſten mal. Es hat ihn in der letzten Zeit ein doppeltes Unglück betroffen; erſtens wurde er dazu erſehen, den Wagner'ſchen Text zum Tannhäuſer zu franzöſiren und der Muſik anzupaſſen. Wer je verſucht hat, dieſelbe Operation mit einem Liedertexte vorzunehmen, kann ſich einen Begriff machen von der Geiſtestortur, die man bei Bearbeitung von drei oder fünf Akten zu erdulden hat. Und zweitens iſt ſeine Ueberſetzung entweder nicht angenammen worden, oder durchgefallen und der Mann darüber in einen Proceß verwickelt worden. Man kündigt das Erſcheinen ſeiner hinterlaſſenen Gedichte an.

Wir haben einige nekrologiſche Notizen aufgezeichnet, die hier ihre Stelle finden mögen. Kürzlich iſt der Romanſchreiber Dinocaurt mit Tod abgegangen. Im Jahr 1846 hatte er bereits 170 Bände fabricirt. Es iſt vielleicht nicht überflüſſig zu bemerken, daß die meiſten ſeiner

Schriften aus der Periode herrühren, wo das Romanfeuilleton noch nicht im Schwunge war, wo ein Roman stets in zwei oder drei Bänden erschien, die für die Lesekabinette und Leihbibliothen bestimmt und so weitschichtig gedruckt waren, daß auf dreißig Zeilen zuweilen kaum hundert Worte kamen. Dinocourt war ein Meister im Schrecklichen, er hatte sich Miß Anna Radcliff zum Muster genommen. Die vorzüglichsten seiner Werke in dieser Richtung sind: „l'homme des ruines," und „le luth mystérieux." Ueberhaupt verstand sich Dinocourt trefflich darauf, eine Intrigue zu schürzen, spannende Episoden durcheinander zu schlingen, die Handlung in ihrem Gange aufzuhalten, ohne die Geduld der Leser zu ermüden, und hätte er nur Genie gehabt, so hätte er es weit gebracht. Die Darstellung ist korrekt, verständig, elegant; allein sie blüht nie unter dem belebenden Hauche der Phantasie und entzündet sich nie unter dem Wetterleuchten der Leidenschaft. — Ferner ist ein ehemaliger Büreauchef im Finanzministerium, Albert Montément, verschieden. Er war ein Vielschreiber, der sich in allem möglichen versucht hat und für einen Franzosen eine sehr umfassende Belesenheit besaß. Man verdankt ihm unter andern eine populäre Darstellung der Astronomie, die aber freilich durch Aragos Astronomie populaire sehr in den Schatten gestellt worden ist.

Aber wir vergessen, daß wir im Carneval sind. Legen wir das Obituarium bei Seite und gehen wir hinaus in's Leben. Da hängt der Himmel voll Baßgeigen. Wo ein Fiedler aufzutreiben ist, wird er geholt, um aufzuspielen. Man stampft die Courrée in der Auvergnatenkneipe beim Schnarren der Leyer (vielle). Von dem Höllenlärm einer solchen Soirorello kann man sich kaum einen Begriff machen. — Ein Auvergnate, der sich Schuhe bestellte, empfahl dem Schuster, sie ja dicht mit Nägeln zu beschlagen: c'est pour danser à la noche (noces). Man tobt den Cancan auf mehreren tausend Tanzplätzen, und man tanzt Polka und Schottisch in den reichen Hotels. Oeffentliche Bälle sind in der großen Oper, Porte Saint Martin, Salle Valentine, Salle Barthélemy, im Casino, in demselben Hotel, wo die Freimaurer ihre Geheimnisse celebriren. Der Schleier, der diese Mysterien den Blicken der Profanen entziehen soll, muß sehr transparent seyn; neulich nahm ein hiesiges Blatt keinen Anstand, darüber des Langen zu berichten. Man wird mit zugebundenen Augen eingeführt. Der Meister vom Stuhle fragt: „Welches sind die Pflichten eines Eingeweihten?" — Antwort: „Gehorsam, Arbeitsamkeit, Schweigen." Die Binde wird abgenommen; der Neophyt befindet sich inmitten der Brüder, die im Kreise herumstehen und ihre Schwerter über seinem Haupte kreuzen; er schwört, die Geheimnisse des Ordens treu zu bewahren unter Androhung, widrigenfalls „durch das Schwert des Würgengels in Stücke gehauen zu werden." Nach geleistetem Eide offenbart der Großmeister dem Neophyten das Erkennungszeichen (geste de reconnaissance) und das Losungswort, das da heißt: Feik-Fost u. s. w.

In der Académie française ist Albert de Broglie, ein Enkel der Frau von Staël, an die Stelle des Pater Lacordaire erwählt worden. Albert de Broglie hat ein Buch über Kirchengeschichte geschrieben, um wählbar zu seyn, wie vor ihm der Marquis de Noailles sein allerdings bedeutendes Werk über Frau von Maintenon. Albert de Broglie erhielt von 29 Stimmen 22; die übrigen Stimmzettel waren weiß geblieben. Ueber Scribes Nachfolger konnten sich bekanntlich die Herren nicht verständigen. Sie wissen, daß die gelehrte Gesellschaft in zwei Parteien zerfällt, die imperialistische und die andere, die ich nicht näher bezeichnen mag. Die Imperialisten wollten Comille Doucet in der Akademie haben, und hätten die Wahl auch durchgesetzt; die Gegner ließen aber in aller Eile Monsieur Autran aus Marseille kommen. Das ist einmal ein reicher Poet; er gibt seine Verse auf eigene Kosten heraus. Man wünschte ihn hier zu haben. Der Sieg blieb zwischen Autran und Comille Doucet unentschieden; die Wahl ist bekanntlich vertagt worden.

In der Opéra comique ist eine aufgewärmte Oper von Grisar als Neuigkeit aufgetischt worden. Sie wurde vor vierundzwanzig Jahren unter dem Titel: „Lady Melvil" im Théâtre de la renaissance gegeben. Die Titelrolle sang damals eine schöne Engländerin, Miß Anna Thillon, die so allerliebst mit ihrem britischen Accent sagte: „je vô aimé." Das Stück heißt jetzt: „Le bijoutier de Saint James." Es ist eine alte Geschichte, doch ist sie dießmal nicht neu. Lady Melvil heißt jetzt Lady Richmond; die Rolle singt Mademoiselle Monrose, die noch weit schöner ist als Anno Thillon, und eben so anmuthig und im korrektesten Pariser Accent sagt: „je vous aime."

Paris, Februar 1862.

(Schluß.)

Armenweſen. — Das deutſche Paris.

× Nach einem zwölf bis fünfzehnmonatlichen Aufenthalt in Paris, in einem Hauſe, wo man gut ißt und trinkt und alle Bequemlichkeiten hat, freut ſich eine Amme natürlich keineswegs darauf, zu dem Elend und harten Leben zurückzukehren, das ſie ſchon ſo lang verlaſſen hat. Kehrt ſie auf ausdrücklichen Befehl ihres Mannes zurück, ſo hat ſie keinen andern Wunſch auf der Welt, als wieder nach Paris zu kommen. Sie ſehnt ſich wieder Mutter zu werden, nicht des Mutterglücks wegen; ſie hat ihre andern Kinder nicht aufgezogen, ſie kennt ſie nicht, ſie erinnern ſie nur an ihr Elend. Nein, ſie will nur wieder Säugamme werden, und alle Familienbande werden nach und nach zerriſſen. Oftmals findet die Amme ein anderes Unterkommen in Paris; ſie wird z. B. Stubenmagd und ſucht dann ihren Mann durch ſchöne Verſprechungen ebenfalls nach der großen Stadt zu ziehen; er ſelbſt wird dann Bedienter. Der Bedientenſtand iſt ja ſo ſchön und leicht, eine Faullenzerprofeſſion. Die Auswanderung der Säugammen iſt eine der Haupturſachen der Entvölkerung auf dem Lande. Die Weiber bringen von Paris abſcheuliche Gewohnheiten, ja ſelbſt Laſter mit, welche ſie um ſich her verbreiten. Der Mann hat ſich in der Zwiſchenzeit dem Trunke ergeben, und wenn das Weib zurückkehrt, befindet er ſich oft ſchon auf dem Stroh. Die heranwachſenden Söhne ſehen das ſchlechte Beiſpiel ihrer Eltern, ſie verſchwinden aus ihrer Geburtsgegend, und man findet ſie in Paris auf den Bänken des Zuchtpolizeigerichts wieder. Was die Mädchen betrifft, ſo iſt es unnöthig beizufügen, was aus ihnen wird.

Zu dem vorige Woche, in den Sälen des „Hôtel du Louvre“ gegebenen Ball zum Beſten der Armen des deutſchen Hülfsvereins hatte das ganze deutſche Paris Vertreter geſandt. Die Geſandten Bayerns, Württembergs, Sachſens, Preußens, Badens und Heſſen-Darmſtadts waren anweſend; Fürſt Metternich war wegen Trauer nicht gegenwärtig. Außer den Gemahlinnen mehrerer obengenannten Diplomaten bemerkte man die Frau Baronin James v. Rothſchild und zwei Gräfinnen von Henkel-Dannersmack aus Breslau. Den Ball eröffnete Frau v. Seebach-Neſſelrode mit dem Präſidenten der Ballcommiſſion, Hrn. Immerwahr, und die Tänze dauerten bis vier Uhr Morgens luſtig fort. Ein ſolches Feſt hat für uns Deutſche den beſondern Reiz, daß wir uns auf Augenblicke in unſer Vaterland zurück verſetzt wähnen können, und wenn auch die Unordnungen im Cotillon zuweilen daran erinnern, daß Viele dieſen in Deutſchland ſo beliebten Tanz vergeſſen, Manche ihn vielleicht gar nicht gekannt haben, ſo kann man ſich doch, wenn man ſeiner Phantaſie freien Lauf läßt, auf den Caſinoball einer deutſchen Reſidenzſtadt verſetzt glauben.

Die Vortheile der Erleichterung des internationalen Verkehrs machen ſich ſtets zuerſt auf dem materiellen, ſpäter erſt auf dem geiſtigen Gebiete bemerkbar. Durch die Eiſenbahnen iſt das deutſche Bier, über deſſen Genuß der Franzoſe noch vor kaum 20 Jahren die Naſe rümpfte, in der Weltſtadt Paris ſo einheimiſch geworden, daß kein Café, auch nicht das vornehmſte, ohne daſſelbe mehr beſtehen kann. Der franzöſiſche Witz, der ſich darin gefiel, uns als „Biertrinker“ und „Sauerkrauteſſer“ lächerlich zu machen, iſt bereits zur Hälfte eingeſchrumpft und der noch übrige Reſt ſteht in Gefahr ebenfalls zu verſchwinden. Täglich entſtehen neue, nach deutſcher Art geführte Wirthſchaften, welche deutſches geſalzenes und geräuchertes Fleiſch, deutſchen Käſe und Sauerkraut in Menge abſetzen. Geht dieß noch einige Zeit ſo fort, ſo verliert der alte franzöſiſche Witz völlig ſeine Grundlage.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 13. 26. März 1862.

The existence of Spain has been one long crusade.
Macaulay.
Essays.

Aus dem Romancero des letzten ſpaniſch-afrikaniſchen Kriegs.

„Romancero des afrikaniſchen Kriegs, gewidmet der Königin Donna Iſabel II. und dem König, ihrem erlauchten Gemahl, von dem Marques de Molins, gedruckt auf Befehl und Koſten JJ. MM.“ — Dieſes in glänzender Ausſtattung im Jahr 1860 zu Madrid erſchienene Werk, aus welchem wir im Folgenden einen hervorragenden Abſchnitt in der Ueberſetzung von Paul Heyſe mittheilen, beſingt den marokkaniſchen Feldzug von 1859 und 1860 und beſteht nächſt der Widmung an die Majeſtäten aus zweiundzwanzig Romanzen und vier Anhängen von nicht weniger als zweiundzwanzig lebenden Dichtern. Unter denſelben befinden ſich die glänzendſten Namen der jüngſten ſpaniſchen Literatur. Derjenige, welcher das lebensvolle Bild der Ueberfahrt der ſpaniſchen Flotte und des Beginns der Feindſeligkeiten auf afrikaniſchem Boden, das wir unſern Leſern vorführen, entworfen hat, Don Pedro de Madrazo, iſt einer von fünf Brüdern, deren längſt verſtorbener Vater aus den erſten Decennien dieſes Jahrhunderts in ſeiner Heimath gleich ſehr als Patriot wie als Künſtler unvergeſſen iſt, und von welchen Federico und Luis als Hiſtorienmaler, Juan als Architekt, Pedro als Dichter in verdientem Anſehen ſtehen. Die deutſchen Aſſonanzen, friſch und fließend, wie man es von den früheren Uebertragungen des deutſchen Dichters aus dem Gebiete der älteren romaniſchen Sprache und Poeſie gewohnt iſt, erzeigen gleichwohl dem Original eine große Treue. An ein paar Stellen ſind etliche Strophen ausgelaſſen, wodurch der epiſche Verlauf in ſeinem Eindruck auf deutſche Leſer nur gewonnen haben dürfte.

Siebente Romanze.

Nachdem das Meer ſich beruhigt hat, bewerkſtelligen O'Donnell, Prim mit der Reſerve und der größte Theil des Corps von Zabala die Ueberfahrt. — Neue Stürme verzögern die Einſchiffung des Corps von Ros in Malaga. — Glorreiche Kämpfe in der Zwiſchenzeit — Das dritte Corps geht unter Segel. — Revue im Lager. — Ein Regenat meldet ſich am 13. December (dem Tag von Santa Lucia) und kündigt dem General en chef für den 15. den Angriff eines mächtigen Heeres an. — Todtenmeſſe für die in den früheren Gefechten Gefallenen und plötzlicher Ueberfall der Maurea, bei welchem zum erſtenmal ihre Cavallerie ſich betheiligt.

I.

Abfahrten und Stürme.

Traun, ein Bündniß mit der Hölle
Hat die rauhe See geſtiftet;
Immer, wenn das Kreuz ſich einſchifft,
Rauſcht ſie auf, es zu verſchlingen.

Digitized by Google

Doch des Meeres wildes Toben
Wird durch Chriſti Licht beſchwichtet,
Wenn der Schiffer mit Sanct Petrus
Gläubig ruft: Herr, komm zu Hilfe!

Dann zertheilen ſich die Stürme,
Die umtobt die heil'ge Kirche;
Nicht ob ihrer Flotten Scheitern
Soll der Heide triumphiren.

Vor des Tapfern kühnem Wagniß
Sinkt die Tücke machtlos nieder.
Stiller wird der Zorn der Wogen,
Und die günſt'ge Stunde winket.

Alle Truppen, die in Cadiz
Lagern, heiß nach Ruhm begierig,
Rüſten ſich zu ſchneller Abfahrt,
Junge Mannſchaft, raſche Krieger.

Graf Paredes führt dieß tapfre
Fußvolk, glücklich, zu gebieten
Einer Heerſchaar, der Albuera's
Hoher Name dient zum Schilde.

Seine Thaten kennt Navarra:
Jenſeit dort am Ebro ſingen
Sie die Basken und berichten
Kunden, die mit Blut geſchrieben.

Doch wir weilen nicht auf Blättern
Aus dem Buch der Bruderzwiſte,
Deren Schrift durch Freudenthränen
In Bergara ſich verwiſcht hat.

Neues Spanien, neue Heere,
Neue Thaten harren ihrer;
Ihre Generale ſollen
Neue, reine Bahn beginnen.

Noch im Trocadero bleiben
Pferde und Geſchütz dahinten,
Schwere Laſten auf der Meerfahrt,
Und ein eilig Segeln gilt es.

Doch indeß ein rührig Treiben
Ueberall im Grenzbezirke
Sich erhebt, ein eifrig Rüſten,
Lärmend Durcheinanderſchwirren,

Sieh, wie einſt Graf de Lucena,
Deſſen Glück und Feldherrnblicke
Iſabella's hohe Enklin
Anvertraut die heil'ge Kriegsfahrt,

Wie er des beſchloſſ'nen Zuges
Wechſelfälle wägt im Innern,
Mit der ſtoiſch kühlen Seele
Ueber ſeinem Plane ſinnend!

Was er ſorgend wägt im Geiſte —
Wen'ge dürfen darum wiſſen;
Standhaft harrt er ſeiner Stunde
Und der günſtigen Geſtirnung.

Doch der Meerese nge Fluthen,
Eingelullt und ſanft befriedet
Und gekoſt von friſchen Lüften,
Schäumen an den ſchlanken Kielen.

Nicht gezaudert! Stoßt vom Strande!
Horch — da künden Jubelſtimmen
Auf den Hügeln des Serrallo
Botſchaft unverhofften Sieges.

Das iſt jener Braven Stimme,
Die dem tapfern Feldherrn bieten
Ihre Freundeshand. Vor Freuden
Glänzt es feucht an ſeiner Wimper.

Das iſt Jubelruf der Männer,
Die ſich nun gerettet wiſſen,
Wonne, die die Herzen ſprengt,
Daß die Lippen überfließen.

Waren ſie doch ſchon die Beute
Jenes tückiſchen Gelichters,
Das, wie ein Gewölk ſich ballt,
Sich geſchaart im Bergesdickicht.

Und noch mehr des Heldenblutes
Soll das Hochgebirge trinken;
Fruchtlos nicht; denn Helden werden
Dieſem blut'gen Thau entſprießen.

Wem gehören jene Schiffe,
Die dort unbemannt ſich wiegen?
Prim's Soldaten. Wie elektriſch
Läuft der Name durch die Glieder.

Pfeilen gleich in's Weite ziehn ſie,
Als die Nachhut; doch ſie fliegen
Weit voraus. Kaum fühlt das Meer
Sich gefurcht von ihren Kielen.

Drüben erſt mit ſeinem Heere
Wird ſie de Paredes finden,
Afrika's Geſtad beherrſchend,
Um als Wachen ihm zu dienen.

Jener ſtolze Leoparde
Von Britannien, der unnahbar
Lauert gleich der Sphinx von Delphi
Auf dem ſchwarzen Gipfel Calpe's

Und von dort mit nie geſchloſſnen
Wächteraugen ſcharf herabſpäht
Auf die Flotten, die aus Spaniens
Buchten ziehn auf Kriegesfahrten,

Der, voll Furcht ſelbſt nach Triumphen —
Solche Früchte trägt die Argliſt —
An den Schiffer nach der Zukunft
Spaniens ſtellt die Räthſelfrage —

Ein Gebrüll in jener Nacht
Stieß er aus, das am Geſtade
Weit der Wiederhall hinaustrug
Bis zum fernen Hang des Atlas.

Heulend weckt' er auf des Meeres
Alten Groll, der kaum entſchlafen.
Andre Schiff' und Truppen birgt
Malaga in ſeinem Hafen.

Turon und Queſada führen
Ihre glänzenden Geſchwader,
Und der Graf de la Almina
Iſt ihr Haupt, der Kriegserfahrne.

Weh, wenn ſie in's Meer ſich wagen!
Denn mit neuer Wuth gewaltſam
Schwillt es auf, verbündet peitſchen
Südwind und Südweſt die Maſten,

Daß die Segelſtangen ſplittern,
Daß die Schiff' im Wirbeltanze
Krachend an einander ſchmettern
Und der Strudel ſie hinabſchlingt.

Nach den böſen Stürmen werden
Wiederkehren heitre Tage.
Unſre Hoffnung ſey der Herr,
Der da herrſcht ob Wind und Waſſern.

Und die Winde ſind beſänftigt.
Ihre purpurgrünen Tiefen
Schließt die See, und blau und ruhig
Nach dem wilden Aufruhr liegt ſie.

„Meeresſtille! Auf nach Ceuta!"
Dringt des Heeres Ruf gen Himmel.
Lockend rauſcht der Schaum der Wellen,
Die den Hafendamm beſpritzen.

Hoch am Gibralfar die Fahne
Winkt dem Heer, ſich einzuſchiffen,
Und im Flug von allen Thürmen
Hallen es die Glocken wieder.

Tücher und Gardinen zittern
Luſtig an den Fenſterſimſen,
Doch es zittern mehr die Herzen
Schöner Malageſerinnen.

In der weiten Alameda
Ward ein Altar aufgerichtet.
Ueber fünfzehntauſend Tapfern
Breitet aus der würd'ge Prieſter

Weinend ſeine frommen Hände,
Während dampfend ſchon die Schiffe
Harren des geweihten Heeres
Und die Pfeife ruft, die ſchrille.

Wehe, weh der armen Mütter,
Die den Sohn zu Schiffe bringen!
Weh der armen jungen Frauen
Und der hülflos kleinen Kinder!

Schmetternd trennen jetzt die rauhen
Hörner ſie von ihren Lieben.
Gott mit dir! ruft's ihnen nach,
Ruft zurück: Schütz' euch Maria!

Andre, während ſie dem lieben
Sohne den Torniſter ſpicken,
Hängen ihm mit hundert Küſſen
Um geweihte Scapuliere.

In den Segeln, in den Flaggen
Spielt die muntre Hafenbriſe.
Rüſtig ſchafft das luſt'ge Schiffsvolk,
Den Proviant an Bord zu ſchichten,

Pulverfäſſer zu verladen,
Pferd' und Maulthier' einzuſchiffen;
Von den Laſten ſchwankt das Tauwerk
Und es knarrt die Ankerwinde.

Dröhnend rollen die Geſchütze
An den Brückenſteg der Schiffe;
Auf dem Quai der Alameda
Reihen truppweis ſich die Krieger.

Eilend tragen Adjutanten
Die Befehle hin und wieder,
Und den Lärmen übertoſ't
Unermeßlich Trommelwirbeln.

Weinen hier und Abſchiedsſeufzer,
Lachen dort und Jubelſtimmen,
Hier ein letztes Glas vor'm Scheiden,
Dort der Prahler kecke Witze,

Die Rondeñas von der Mancha,
Die Muñeiras von Galizien,
Aragoniens muntre Jotas,
Cañas von Andalucia,

Hundertfach zur ſelben Stunde
Hörſt du ſie zuſammenklingen
Mit dem donnernden Getöſe
Der begeiſtert lauten Viva's.

Maulthier' ſcharren dort die Erde,
Ungeduld'ge Roſſe wiehern,
Hie und da verſtohlne Gaben,
Angedenken flücht'ger Liebe.

Welch Gewühl von Schmerz und Freude,
Welch ein mährchenhaft Gewimmel,
Unentwirrbar dem Gehör
Und unfaßbar jedem Blicke!

Einzig zu vergleichen wär' es
Mit dem Taumel jäher Bilder,
Die erfinderiſch das Fieber
Vormalt den erhitzten Sinnen.

(Schluß folgt.)

Johanna d'Arc.

(Fortſetzung.)

„Seht Ihr zugleich mit der Stimme irgend etwas?" — „Ich ſage Euch nicht alles, ich habe dazu keine Erlaubniß, auch geht das meinen Eid nichts an. Die Stimme ſelbſt iſt gut und würdig, und ich bin nicht gehalten, darauf zu antworten. Gebt mir die Punkte ſchriftlich, worauf ich jetzt nicht antworte." — „Hat die Stimme, bei der Ihr Euch Raths erholt, Geſicht und Augen?" — „Für dießmal werdet Ihr das nicht von mir erfahren. Es gibt ein Sprichwort kleiner Kinder, daß manchmal Menſchen gehangen werden, dieweil ſie die Wahrheit ſagen." — „Die Stimme iſt die der heiligen Katharina und Margaretha. Die Geſtalten derſelben ſind gekrönt... Das zu ſagen, iſt mir von dem Herrn erlaubt. Und wenn Ihr daran zweifelt, ſo ſchickt nach Poitiers, wo ich vormals befragt worden bin." — „Habt Ihr noch etwas anderes an ihnen geſehen, als das Geſicht?" — „Ich habe Euch alles das geſagt, was ich darüber weiß (d. h. alſo: zu ſagen die Erlaubniß habe), und ehe ich alles das ſagte, was ich weiß (im eigentlichen Sinne des Worts), wollte ich lieber, daß Ihr mir den Hals abſchneiden ließet."

So viel mag genug ſeyn, um ſchon bei der Eidesfrage den grundſpaltenden Riß aufzudecken, welcher die Jungfrau von ihren Richtern trennt. Sie beſteht darauf, Alles, was ſie vollbracht habe, ſey geſchehen auf Gottes Gebot. „Nach Vorſchrift meiner Stimmen habe ich alles gethan, was ich Gutes gethan." Es folgt daraus mit Nothwendigkeit, daß nur Gott allein ihr Richter ſeyn kann, denn nur er kann richten, was er

auf ſo außerordentliche Weiſe gebietet. Alles dieß beruht im letzten Grund darauf, daß die Stimme von Gott kommt. In dieſer Ueberzeugung haftet wie in ſeinem Ankergrunde Johannas ganzes Daſeyn. Oft genug und in den ſtärkſten Ausdrücken gibt ſie dieſen Glauben kund. „Ich glaube," ſagte ſie, „feſt und ſo feſt, wie ich an die Lehre Chriſti glaube, und daß Gott uns von den Höllenqualen erlöſet hat, daß dieſe Stimme von Gott kommt und auf ſeinen Befehl." Die Erzengel Michael und Gabriel, ſo wie vorzugsweiſe die heiligen Katharina und Margareta ſind die Träger der göttlichen Offenbarung. Und woher weiß Johanna das? Welche Zeichen hat ſie dafür? „Die erſte Stimme, welche zu mir kam, als ich ungefähr dreizehn Jahre zählte, war der heilige Michael, *den ich vor meinen Augen geſehen habe*. Und er war nicht allein, ſondern wohl begleitet von Engeln des Himmels." — „Saht ihr Sanct Michael und jene Engel leibhaftig und wirklich?" — „Ich habe ſie mit meinen leiblichen Augen und ſo deutlich geſehen, wie ich Euch ſehe. *Ich erkannte Michael an ſeiner Sprache und an der eigenthümlichen Redeweiſe der Engel*; feſt glaube ich, daß es Engel waren. Sehr ſchnell habe ich das geglaubt *und habe den Willen gehabt, es zu glauben*." — „Bei der erſten Erſcheinung Michaels war ich ein junges Mädchen und hatte Furcht, ſeitdem hat er mich ſo viel gelehrt und mir ſo viel gezeigt, daß ich gewiß glaube, er iſt es."

„Wenn der Teufel ſich in die Geſtalt eines guten Engels kleidete, wie würdet Ihr erkennen, daß er ein guter oder böſer Engel ſey?" — „Sehr wohl würde ich unterſcheiden, ob es Michael ſey oder ein ihn nachäffendes Weſen." — „In welcher Geſtalt, Größe, Bekleidung iſt Michael zu Euch gekommen?" — „Er war in der Geſtalt eines wahrhaft frommen Mannes." — „Hat Gott Michael und Gabriel in der Weiſe und Geſtalt gebildet, wie Ihr ſie ſaht?" — „Allerdings." — „War Michael nackt?" — „Glaubt Ihr, Gott habe nichts, ihn zu bekleiden?" — „Hatte er Haare?" — „Warum ſollten ſie ihm abgeſchnitten ſeyn?"

„Wie wißt Ihr, daß die beiden Heiligen Katharina und Margaretha ſind? unterſcheidet Ihr die eine von der andern?" — „Ich erkenne ſie an dem Gruße, den ſie mir machen, und daran, daß ſie ſich mir nennen." — „Wie wißt Ihr, daß die Erſcheinung Mann oder Weib iſt?" — „Ich weiß und erkenne das an ihren Stimmen, und weil ſie es mir offenbart haben. Sie ſprechen ſehr gut und ſchön, und ich verſtehe ſie recht wohl." — „Ich habe St. Michael und jene Heiligen ſo genau geſehen, wie ich genau weiß, daß ſie Heilige ſind im Paradieſe." — „Sie erſcheinen (oder doch nur ſelten) nicht ohne Licht." — „Bei dem Namen der Stimme (d. h. wenn die Heiligen ſich nennen) kommt die Klarheit." — „Dieſe Klarheit iſt von der Seite her, wo die Stimme ſich hören läßt." — „(Dann) erblicke ich *ein Geſicht*." — „Die Geſtalten der Heiligen ſind gekrönt mit ſchönen Kronen, ſehr reich und ſehr koſtbar." — „Immer ſehe ich ſie unter derſelben Geſtalt." — „Als jener Ring (den mir die Burgunder abgenommen) noch an meinem Finger war, habe ich damit die heilige Katharina berührt."

„Habt Ihr je Katharina oder Margaretha geküßt oder umarmt?" — „Ich habe beide umarmt." — „Hatten ſie einen guten Geruch?" — „Das lohnt ſich zu wiſſen, ſie hatten beide einen guten Geruch." — „Fühltet Ihr bei dem Umfangen eine Wärme oder ſonſt etwas?" — „Ich konnte ſie nicht umfangen, ohne ſie zu fühlen oder zu berühren." — „An welcher Stelle umfaßtet Ihr ſie, oben oder unten?" — „Es ziemt ſich beſſer, ſie unten zu umfaſſen, als oben." — „Ob ſie etwas wie Arme haben oder andere Gliedmaßen, weiß ich nicht." — „Wie aber können ſie ſprechen, da ſie keine Glieder haben?" — „Das ſtelle ich Gott anheim." — „Die Stimme iſt ſchön, ſanft und demüthig, ſie ſpricht Franzöſiſch." — „Redet Margaretha Engliſch?" — „Wie ſollte ſie Engliſch reden, da ſie nicht auf Seiten der Engländer iſt." — „Daß die Stimmen gute Geiſter ſind, dafür iſt (auch) das ein Beweis: was ich je verrichtet in meinen ſchweren Arbeiten, ſie haben mir ſtets Beiſtand geleiſtet, immer mich wohl behütet." — „Nie bin ich verwundet worden, ohne daß ich große Hülfe und Stärkung von Gott und den Heiligen erhalten hätte." — „Längſt wäre ich geſtorben, wäre nicht die Offenbarung, die mich täglich ſtärkt. Dieſe Stärkung kommt von der heiligen Katharina und Margaretha." — „Geſtern und heute habe ich die Stimme gehört, geſtern zu dreien malen, und zwar einmal am Morgen, ein andermal während der Veſper und das dritte mal, als man Abends zum Ave Maria läutete. *Es vergeht kein Tag*, wo ich ſie nicht höre, und *viel häufiger höre ich ſie, als ich es ſage*." — „Ruft Ihr die Heiligen oder kommen ſie ungerufen?" — „Oft kommen ſie ungerufen, andernfalls, wenn ſie nicht bald kämen, würde ich Gott bitten, daß er ſie ſende." — „Doch nicht ohne Noth bitte ich Gott darum." — „Noch nie habe ich ihrer bedurft, ohne daß ſie gekommen wären. — „Ich begehre Rath von der Stimme, indem ich ſie erſuche, von Gott Rath zu begehren." — „Sobald ich etwas von Katharina begehre, begehrt ſie und Margaretha es von Gott, und auf Gottes Befehl geben ſie mir dann Antwort." — „Verlangen die Stimmen Aufſchub von Euch, um zu antworten?" —

„Katharina antwortet mir jedesmal, und bisweilen kann ich ſie nicht verſtehen, wegen des Getöſes in dem Gefängniß und wegen des Lärmens meiner Wächter.“ — „Habt Ihr die Stimme am verfloſſenen Sonnabend in dieſem Saale gehört, worin man Euch befragte?“ — „Ja, ich habe ſie gehört, ich konnte ſie aber nicht recht verſtehen (wegen des vielen Geräuſches), bis ich in meine (Kerker-) Kammer zurückgekehrt war.“ — „Sprechen die Heiligen zugleich, oder eine nach der andern?“ — „Immer habe ich von ihnen beiden Rath erhalten.“ — „Hat die Stimme manchmal ihren Rath geändert?“ — „Niemals habe ich ſie auf einem Widerſpruch betroffen.“

„Das erſtemal, wo ich die Stimme hörte, gelobte ich meine Jungfräulichkeit zu bewahren, ſo lange es Gott gefiele; ich war damals etwa dreizehn Jahre alt.“ — „Redetet Ihr ſelbſt mit Gott, als Ihr ihm Eure Jungfrauſchaft zu bewahren verſprachet?“ — „Es genügte, das denen zu verſprechen, welche von Gott ſelbſt geſchickt waren, nämlich der heiligen Katharina und Margaretha.“ — „Was haben Euch die Heiligen verſprochen?“ — „Kein Verſprechen haben ſie mir gemacht ohne Gottes Erlaubniß.“ — „Was ſind das für Verſprechungen, die ſie Euch gemacht?“ — „Sie haben mir verſprochen, mich in das Paradies zu führen, und darum habe ich ſie gebeten.“ — „Niemals habe ich die Stimme um einen andern Lohn gebeten, als um das Heil meiner Seele am Ende (des Lebens).“ — „Und ich glaube feſt, was die Stimme mir geſagt hat, nämlich daß ich des Heiles theilhaftig werde, und ſo feſt (glaube ich das), als wäre ich ſchon im Himmelreich, ſofern ich nur meinen Eid und mein Gelübde halte, das ich Gott gethan, eine Jungfrau zu bleiben nach Leib und Seele.“

Seines Heiles vollkommen ſicher zu ſeyn, geſtattete bekanntlich die kirchliche Dogmatik keinem Gläubigen. Den Richtern gab daher Johanna's Bekenntniß den Anknüpfungspunkt zu der Frage: „Glaubt Ihr nach jener Offenbarung, daß Ihr in keine Todſünde verfallen könnt?“ — „Davon weiß ich nichts, ſondern verlaſſe mich ganz und gar auf Gott.“ — „Bedürft Ihr noch der Beichte, nachdem die Stimmen Euch des Heiles verſichert haben?“ — „Ich glaube, man kann ſein Gewiſſen nicht genug reinigen. Ich bin mir keiner Todſünde bewußt, und glaube nicht, Werke der Art gethan zu haben. Verhüte es Gott, daß ich Werke thue oder gethan habe, durch die meine Seele beſchwert ſey. Ob ich eine Todſünde begangen, darüber hat Gott zu entſcheiden und der Prieſter in der Beichte. Stände ich in einer Todſünde, ich bin überzeugt, die heilige Katharina und Margaretha würden mich augenblicklich verlaſſen. Groß iſt meine Freude, wenn ich St. Michael ſehe, und ich meine, wenn ich ihn ſehe, ich ſey nicht in einer Todſünde.“ Für Johanna Rechtfertigung und Beweiſes genug, aber auch für die Richter auf *ihrem* Standpunkte?

Eng verwandt mit dieſer Frage war eine andere, welche Beaupère bei einem früheren Anlaß ausklügelte. Johanna hatte den ſchönen Ausſpruch gethan: „Wäre nicht die Gnade Gottes, ich wüßte nichts zu thun.“ Im Sinne des Schriftwortes: Ohne mich könnt ihr nichts thun, hatte Johanna geſagt, daß, wie ihre Sendung, ſo all ihr Thun aus Gnaden ſey. Für Beaupère ward das goldene Wort der Demuth die Handhabe zu der zweiſchneidigen Frage: „Wißt Ihr, daß Ihr bei Gott in Gnaden ſteht?“ Verneinte Johanna, wie konnte ſie Trägerin übernatürlicher Gnaden ſeyn? Bejahte ſie, ſo war ſie ein Ausbund von Hoffahrt, und wie konnte ſie ſich eine Geſandte *des* Gottes nennen, der den Hoffährtigen widerſteht und nur den Demüthigen Gnade gibt? Auf dieſe Weiſe war Johanna in ein förmliches Kreuzfeuer genommen. Das war doch ſelbſt für manche der Beiſitzer zu viel. Lefebore ſchlug ſich in's Mittel und erhob Einſprache. Wie ſchonungslos er von Peter Cauchon abgefertigt ward, wiſſen wir. „Wenn ich,“ hob Johanna nach dieſem Zwiſchenauftritt an, „nicht im Stande der Gnade bin, ſo wolle Gott mich darein verſetzen, und bin ich darin, ſo wolle Gott mich darin bewahren. Ich wäre das unglücklichſte Geſchöpf von der Welt, wenn ich wüßte, daß ich nicht in der Gnade Gottes wäre, und wollte lieber ſterben, als nicht ſeyn in der Liebe Gottes. Wäre ich in der Sünde, ich glaube, die Stimme käme nicht zu mir, und ich wünſchte, es verſtände (ſie) jeder ſo gut, wie ich.“ So hatte Johanna mit der Scylla zugleich die Charybdis vermieden und den Giftpfeil zuletzt auf den Schützen zurück geſchnellt. Erſtaunen ergriff die Verſammelten, erſt nach einer längeren Weile ward das Verhör fortgeſetzt.

Ueberzeugende Kraft hatten die Worte der Jungfrau für die Richter natürlich nicht. Hätten ſie ſowohl der Vaterlandsliebe als der Glaubensinnigkeit des Heldenmädcheus Gerechtigkeit widerfahren laſſen können und überdieß, wie die heutige Wiſſenſchaft, den Schlüſſel zum Verſtändniß der Viſionen gehabt, ſie würden im Hinblick auf den ächt chriſtlichen Grund über manches Bedenkliche, was auf demſelben gewachſen war, gelinder geurtheilt haben. Oder war nicht des Bedenklichen *für die Richter* genug vorhanden? Wie erſchien doch Johanna im Lichte ihrer Miſſion? Als ein Heiland, ein Meſſias, von Gott geſandt! Schon während ihres Pilgertaufs iſt ſie der Paradieſesherrlichkeit verſichert, mehr dem

Himmelreich als der Erdenwelt gehört ſie an, mehr der feiernden als der ſtreitenden Gemeinde. Als wäre ſie heimiſch im Himmelreich, ſo kennt ſie die Stimmen der Engel und Heiligen. Dieſe dienen ihr, ſie bringen Botſchaft von Gott, und Johanna braucht nur zu bitten, ſo ſteigen ſie vom Himmel nieder. Darum iſt auch alles, was Johanna thut, Gottes That. Wer hat das je von ſich behauptet, außer dem Herrn der Herrlichkeit ſelber? Und wie viel Anſtößiges fand ſich außerdem für die Richter im Weſen und Thun jener Paradieſesgeiſter, ſo wie in Johannas Verhalten gegen dieſelben! Hatte nicht Johanna, um von anderem zu ſchweigen, die Heiligen körperlich betaſtet, umarmt? Grenzte nicht ihre Ehrfurcht ganz nahe an Anbetung? Was ſollten die Vertreter der Kirche zu der unbedingten Selbſtgewißheit ſagen, womit Johanna die Göttlichkeit ihrer Stimmen behauptete? Stets hatte die Kirche das Recht, über Viſionen endgültig zu entſcheiden, ſich allein vorbehalten und ihren Angehörigen die Pflicht auferlegt, vorkommenden Falls die Seelſorger zu Rathe zu ziehen. Auch das war von der Jungfrau verabſäumt worden. Wo blieb nun der Gehorſam, der die eigene Ueberzeugung willig der kirchlichen Autorität unterordnet? Und waren es nicht gerade die Stimmen, welche der Jungfrau geboten, dem Gerichte der Kirche einen Theil der Wahrheit vorzuenthalten? Hatten ihr nicht die Stimmen im Widerſpruch mit der Kirchenlehre die Bürgſchaft des Seelenheils gegeben? Wie konnten ſie alſo Sendboten Gottes ſeyn, der ſeiner Kirche durch den heiligen Geiſt Unfehlbarkeit verliehen? Und was für Thaten waren es vollends, zu denen die vereinten Engel und Heiligen die Jungfrau trieben? Thaten des Blutes! Thaten der Männer, unter Männern, in Männertracht!

Daß der mit ſo vielen einzelnen Umſtänden ertheilte Auftrag, Frankreich zu befreien, einem Weibe nicht durch Engel und Heilige gegeben ſeyn könne, darüber waltete, auch abgeſehen von den anderweitigen Gegenbeweiſen, wohl nur bei wenigen der Richter ein Zweifel. War alſo das ganze Vorgeben nicht eitel Lug und Trug, wogegen die ungeheuren Kriegserfolge doch ſehr deutlich zeugten, ſo mußten die Viſionen von böſen Geiſtern herrühren. Letzteres vorausgeſetzt, ließen ſich wieder zwei Möglichkeiten denken: erſtens, daß die Idee, des Vaterlandes Retterin zu werden, aus dem eigenen Innern des Mädchens entſprungen war, und daß der Teufel die Schwärmerin erſt nachträglich durch Höllengeiſter berückt hatte; zweitens, daß der Befreiungsgedanke urſprünglich von außen her an die Jungfrau herangebracht, und zwar durch den Teufel in Geſtalt eines Lichtengels in ihre Seele gepflanzt worden war. Einen Anhalt für die letztere Auffaſſung gewährte beſonders die Feenſage nebſt dem mancherlei Zubehör von Zauberei, womit man ſich in der Heimath des Mädchens trug.

Ueber den Feenbaum befragt, äußerte ſich Johanna folgendermaßen: „Ziemlich nahe bei Domremy ſteht ein Baum, der Baum der Herrinnen, von andern der Feen genannt. Neben ihm fließt eine Quelle, aus welcher, wie ich habe ſagen hören, Fieberkranke trinken und von ihrem Waſſer holen, um geſund zu werden. Das habe ich geſehen, weiß aber nicht, ob ſie geſund werden oder nicht. Gehört habe ich, daß die Kranken, wenn ſie aufſtehen können, ſich nach dem Baum begeben, um ſpazieren zu gehen. Es iſt ein großer Buchenbaum, weßhalb er auch Schönmai heißt. Er gehörte dem Ritter Peter von Bourlemont. Manchmal ging ich mit andern Mädchen dahin ſpazieren und flecht bei dem Baume Kränze für das Bild der heiligen Maria von Domremy. Zum öftern haben mir alte Leute, die aber nicht zu meiner Verwandtſchaft gehörten, erzählt, daß die Feen dahin gingen. Von einer Frau, Namens Johanna, der Gattin des Bürgermeiſters Aubery aus dem Dorfe, welche meine Pathin war, habe ich vernommen, daß ſie die Feen daſelbſt geſehen, weiß aber nicht, ob das wahr iſt oder nicht. Ich für mein Theil habe die Feen nie bei dem Baume geſehen, ſo viel ich weiß; ob ich ſie anderswo geſehen oder nicht, davon weiß ich nichts. Kränze habe ich von jungen Mädchen an die Aeſte des Baumes aufhängen ſehen und habe ſelbſt manchmal welche aufgehängt mit andern Mädchen; bisweilen nahmen ſie dieſelben (in's Dorf) mit, bisweilen ließen ſie dieſelben dort. Sobald ich wußte, daß ich nach Frankreich gehen mußte, nahm ich wenig Theil an den Beluſtigungen und Spielen, ſo wenig als ich konnte. Ich weiß nicht, daß ich bei dem Baume getanzt habe, ſeit ich in's verſtändige Alter trat. Wohl könnte ich manchmal da mit Kindern getanzt haben. mehr aber habe ich geſungen als getanzt. Es gibt dort einen Eichenwald, den man von dem Hauſe meines Vaters aus ſieht; die Entfernung beträgt nicht eine halbe Meile. Ich weiß nicht und habe nie gehört, daß ihn die Feen beſuchten, aber von meinem Bruder vernommen, daß man in der Heimath ſage, es ſey mir meine Sendung bei dem Feenbaum geworden. Dem iſt nicht ſo, ich ſtelle das durchaus in Abrede. Als ich zu meinem König kam, fragten mich einige, ob es in meiner Heimath einen Wald gebe, das Eichenholz genannt, weil Prophezeiungen verkündeten, es ſolle von dieſem Holze eine Jungfrau kommen, die wunderbare Dinge verrichten werde. Ich habe aber nicht daran geglaubt."

„Haben die heilige Katharina und Margareta mit Euch unter dem Baume geredet?“ — „Davon iſt mir nichts bekannt.“ — „Haben die Heiligen bei der Quelle, die ſich neben dem Baum befindet, mit Euch geredet?“ — „Ja, und ich habe ſie daſelbſt gehört, was ſie mir aber damals ſagten, weiß ich nicht.“ — „Glaubtet Ihr vor dem heutigen Tage, die Feen ſeyen böſe Geiſter?“ — „Ich weiß darüber nichts.“ — „Als Ihr die Kränze an den Baum hinget, thatet Ihr das zu Ehren der Heiligen, die Euch erſchienen?“ — „Nein.“ — „Wißt Ihr etwas von denen, welche umgehen mit den Feen (vont en l'erre)?“ — „Ich habe das nicht gethan und weiß nichts davon, aber wohl habe ich es ſagen hören, und daß man am Donnerſtag umgehe, indeſſen glaube ich nicht daran und bin überzeugt, daß es bloßer Hexenkram iſt.“ — „Was habt Ihr mit Eurer Alraunwurzel gemacht?“* — „Ich habe keine Alraunwurzel und habe nie eine gehabt, aber ich habe erzählen hören, es gebe in der Nähe meines Dorfes eine ſolche, geſehen habe ich jedoch nie eine. Man ſagte mir, es ſey gefährlich und ſündhaft, eine zu beſitzen, und ich weiß nicht, wozu ſie dienen ſoll.“ — „An welchem Platze befindet ſich jene Zauberwurzel, wovon Ihr habt reden hören?“ — „Ich habe gehört, ſie ſtecke in der Erde nebeu jenem Baume, doch kenne ich den Platz nicht. Es ſoll eine Haſelſtaude über ihr ſeyn.“ — „Wozu habt Ihr gehört, daß die Wurzel diene?“ — „Man könne ſich Geld damit verſchaffen, doch glaube ich nichts davon. Meine Stimmen haben mir nie etwas darüber geſagt.“

So beſtimmt ſich die Jungfrau gegen jede perſönliche Beziehung zu dem Feen- und Zauberweſen verwahrte, das Vorurtheil entſchiedener Widerſacher mußte in dem Verhältniß Johannas zu einer Pathin, welche die Feen ſelbſt geſehen haben wollte, ferner in der Thatſache, daß ſie weder das Daſeyn der Feen beſtritt noch dieſelben geradezu böſe Geiſter nannte und die Luſtbarkeiten unter dem Baume mitgemacht hatte, ganz beſonders aber in dem Zugeſtändniß, daß ſie ihre Heiligen an der Heilquelle gehört, Grund genug finden zu der Annahme, der Vater aller Zauberei und Ketzerei habe ſich jenes ketzeriſchen Irrſaals als Angriffswaffe auf das unbehütete Mädchenherz bedient. Weislich haben ſie jedoch nicht unterlaſſen, auch nach anderem Sündengreuel zu ſpüren, welcher dem Satan den Zugang zu der Kindesſeele hätte bereiten können. Schlechte Jugenderziehung und unſittlicher Lebenswandel, maßloſer Parteihaß, wurzelnd in natürlicher Liebloſigkeit, vor allem vermeſſener Hochmuth und freches Verkennen der weiblichen Berufsſchranken konnten eben ſo gut wie der Feenſpuck dem Urfeinde und Verführer der Menſchheit frühzeitig eine ſolche Macht über die Verwahrloſte verſchafft haben, daß es ihm ein Leichtes ward, ſie durch ſcheinheilige Geſichte auf die Blutbahn eitlen Weltruhms hinzulenken. Ja es lag nicht außer dem Gebiet der Möglichkeit, daß eben jene Sünden ſogar die Geburtsſtätte der Befreiungsidee geworden, und daß erſt ſeit dem Durchbruch der letzteren die Geiſter des Abgrundes der Verirrten erſchienen waren.

Es galt bei den Richtern als ausgemachte Thatſache, Johanna ſey in ihrer Kindheit von alten Weibern, wie jene Pathin und andere, in Hexen- und Wahrſagekünſten unterrichtet worden, während ſie vom chriſtlichen Glauben nicht einmal die Anfangsgründe erlernt habe. Bekanntlich hatte ſich Johanna im erſten Verhör geweigert, das Unſer Vater herzuſagen, ſofern man ſie nicht zur Beichte zulaſſe, und als man ſpäter (27. März) das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß von ihr verlangte, wies ſie das Begehren mit den ſcharfen Worten ab: „Fraget meinen Beichtvater, dem habe ich's geſagt.“ Die Richter hielten nicht ſowohl das Beichtverlangen, als vielmehr Unvermögen für die wahre Urſache der Weigerung, und Ladvenus Ausſage, Johanna ſey ſo einfältig geweſen, daß ſie mit knapper Noth das Unſer Vater und „Gegrüßt ſeyſt du Maria“ gewußt habe, iſt unſtreitig vollkommen ernſt gemeint und nicht bloß ſeine eigene Meinung. Und in dieſer Annahme hat weder Ladvenu noch haben die andern Gerichtsherrn ſich durch die Verſicherung beirren laſſen, welche Johanna dem Promotor gab: „Ich habe meinen Glauben gelernt und bin gehörig unterwieſen worden, zu handeln, wie ein gutes Kind handeln ſoll.“ Wie aber? war nicht Johannas häufiger Beſuch der Meſſe während ihres Kriegslebens, ihr vieles Beichten und Genießen des heiligen Abendmahls, trotz des viſionären Irrſals und anderer Dinge, ein deutliches Merkmal wenigſtens für ein ächt chriſtliches Bedürfniß? Für einen Mißbrauch vielmehr, für eine Geringſchätzung der Gottesdienſte und Sacramente, da ſie die letzteren ungewöhnlich oft, und zwar im Waffenrock gefeiert hatte, ja bis zur Stunde lieber auf dieſelben verzichten, als das Kriegskleid ein für allemal ablegen wollte.

„Habt Ihr in Eurer Jugend eine Geſchicklichkeit

---

* Die Alraunwurzel, hübſch in Seide oder Linnen eingewickelt, diente nach dem Aberglauben jenes Zeitalters als eine Art von Amulet und galt insbeſondere für ein Schutzmittel gegen Armuth. Quicherat I, 88. Note. Der VII. Artikel des Promotors beſchuldigt Johanna, manchmal eine derartige Wurzel auf der Bruſt getragen zu haben, um reich zu werden an irdiſchen Gütern. Johanna ſtellte dieß ganz und gar in Abrede.

gelernt?" — „Ja, Linnen ſpinnen und nähen, und ich fürchte mich in dieſer Hinſicht vor keiner Frau in Rouen. Aus Furcht vor den Burgundern verließ ich das Elternhaus und ging nach Neuſchateau zu einer Frau Namens la Rouſſe, bei der ich ungefähr vierzehn Tage blieb. So lange ich im Elternhauſe war, beſchäftigte ich mich mit dem Hausweſen und ging nicht auf die Triften mit Schafen und andern Thieren." — „Machtet Ihr in Eurer Jugend mit andern Mädchen Spaziergänge nach den Weideplätzen?" — „Wohl bin ich manchmal dahin gegangen, weiß aber nicht, in welchem Alter." — „Führtet Ihr das Vieh auf die Weideplätze?" — „Ich habe darauf ſchon früher geantwortet. Nachdem ich größer geworden und in das verſtändige Alter getreten war, hütete ich die Thiere nicht für gewöhnlich, aber wohl half ich ſie nach den Wieſen treiben und nach dem ſogenannten Inſelſchloß, wenn Bewaffnete zu fürchten waren. Ob ich in meinen Kinderjahren gehütet habe oder nicht, das weiß ich nicht mehr." * — „Was bewog Euch, einen Mann nach Toul vorladen zu laſſen in einer Heirathsangelegenheit?" — „Ich habe ihn nicht belangt; er war es, der mich vorfordern ließ, und da habe ich vor dem Richter geſchworen, die Wahrheit zu ſagen. Ich hatte dem Menſchen kein Eheverſprechen gegeben. Das erſte mal, wo ich meine Stimmen hörte, gelobte ich, Jungfrau zu bleiben, ſo lange es Gott gefalle. Meine Stimmen verſicherten mir, ich werde meinen Proceß gewinnen. In allen Stücken habe ich meinen Eltern gehorcht außer in dieſem Heirathsproceß."

Um zu ſehen, daß die Bezichtigung ſchlechten Wandels im Hintergrunde aller dieſer Fragen lag, muß man die Fragſtücke VIII und IX des Promotors, Quicherat I, 214 sq., vergleichen. Der achte Artikel lautet: „Johanna ging, etwa zwanzig Jahre alt, aus eigenem Antrieb und ohne Erlaubniß von Vater und Mutter, nach Neuſchateau und diente hier einige Zeit bei einer Gaſtwirthin Namens la Rouſſe, wo beſtändig mehrere unkeuſche Weibsleute ſich aufhalten und auch für gewöhnlich Soldaten ihre Herberge haben. In dieſem Gaſthaus nun verkehrte Johanna theils mit jenen Weibsleuten, theils führte ſie die Schafe auf die Triften, theils die Pferde zur Tränke, auf die Wieſen und Weiden. Da lernte ſie reiten und mit Waffen umgehen." Der neunte Artikel: „Während Johanna in beſagtem Dienſte ſtand, machte ſie in Toul eine Heirathsklage gegen einen jungen Mann anhängig, ging mehrmals nach Toul und gab bei dieſer Gelegenheit ſo ziemlich alles preis, was ſie hatte. Der junge Mann, welcher um ihren Verkehr mit jenen Weibern wußte, weigerte ſich der Heirath und ging davon, während der Proceß noch ſchwebte. Deßhalb trat Johanna vor Unwillen aus dem Dienſte." Man verbinde mit dieſem Lügengeklatſch noch den 54ſten Artikel des Promotors: „Johanna ging ohne Scham mit Männern um, indem ſie ſich weigerte, Weiber zur Geſellſchaft und Bedienung zu haben, und bloß Männer zu ihren geheimen Kammerdienſten verlangte. So etwas iſt nie von einer züchtigen und frommen Frau geſehen oder gehört worden." — „Mein Hausweſen," entgegnete Johanna, „wurde von Männern geleitet, was aber mein Quartier und Nachtlager betrifft, ſo hatte ich zumeiſt eine Frau bei mir. Und wenn ich im Kriege war, ſchlief ich angekleidet und bewaffnet, wofern ich keine Frauen bekommen konnte. Den Schluß des Artikels anlangend, ſo beziehe ich mich auf den Herrn." Bekanntlich erfrechte ſich der Promotor ſogar der roheſten und gemeinſten Schimpfreden gegen Johanna.

Wie tief reichte der Parteihaß ſchon in die Seele des Kindes hinab? Das war ein weiterer Gegenſtand des Forſchens für die Richter. Hielten es die Bewohner von Domremy mit den Burgundern oder mit der Gegenpartei? „Ich kannte daſelbſt bloß Einen Burgunder und hätte gewünſcht, es wäre ihm der Kopf abgehauen worden, jedoch nur, wenn es Gott gefallen hätte." — „Waren die von Maxey burgundiſch oder Gegner der Burgunder?" — „Sie waren Burgunder." — „Hat Euch die Stimme geſagt, als Ihr noch jung waret, „Ihr ſolltet die Burgunder haſſen?" — „Sobald ich einſah, die Stimmen ſeyen für den König von Frankreich, habe ich die Burgunder nicht lieb gehabt. Krieg werden die Burgunder haben, wo ſie nicht thun, was ſie ſollen, und das weiß ich durch die Stimme." — „Hat Euch in Eurer Kindheit die Stimme offenbart, die Engländer würden nach Frankreich kommen?" — „Die Engländer waren bereits in Frankreich, als die Stimmen mich zu beſuchen anfingen." — „Waret Ihr je mit kleinen Kindern, welche für Eure Partei kämpften?" — „Nicht daß ich mich erinnerte, aber wohl habe ich geſehen, daß einige von Domremy, welche ſich mit denen von Maxey geſchlagen hatten, manchmal daher kamen, ſtark verwundet und blutend." — „Habt Ihr in Eurer Jugend große Luſt gehabt, den Burgundern zu ſchaden?" — „Groß war mein Wunſch und Verlangen, daß mein König ſein Reich erhalten möge." — „Hättet Ihr wohl gewünſcht, ein Mann zu ſeyn, als Ihr nach Frankreich

* Man erinnere ſich, daß auf den Weideplätzen junge Leute beiderlei Geſchlechts zuſammentrafen, damit die Abſicht des Fragſtellers, unſittlichen Umgang und Geſellſchaft zu erhärten, ſofort klar werde.

kommen ſollte?“ — „Darauf habe ich bei anderer Gelegenheit geantwortet.“ — „Um drei Dinge habe ich meine Stimmen gebeten. Das erſte war meine Heerfahrt; das zweite war, daß Gott den Franzoſen helfen und die Städte ihrer Herrſchaft wohl behüten wolle; das dritte war das Heil meiner Seele.“

Auf die Frage, ob Margaretha engliſch ſpreche, hatte Johanna bekanntlich entgegnet: „Wie ſollte ſie engliſch ſprechen, da ſie nicht auf Seiten der Engländer ſteht?“ Am letzten Verhörstage ward wieder auf dieſen Punkt zurückgelenkt. „Wißt Ihr, daß Katharina und Margaretha die Engländer haſſen?“ — „Sie lieben, was Gott liebt, und haſſen, was Gott haßt.“ — „Haßt Gott die Engländer?“ — „Von der Liebe oder dem Haſſe, den Gott gegen die Engländer hegt, oder was er ihnen thun wird der Seele nach, weiß ich nichts, aber wohl weiß ich, daß ſie aus Frankreich verjagt werden, mit Ausſchluß deren, welche hier ſterben. Gott wird den Franzoſen Sieg verleihen gegen die Engländer.“ — „War Gott für die Engländer, als ſie Glück hatten in Frankreich?“ — „Ich weiß nicht, ob Gott die Franzoſen haßte, glaube aber, daß er ſie wollte züchtigen laſſen für ihre Sünden, wenn ſie in ſolchen waren.“ — „Glaubt Ihr feſt, daß Euer König wohl gethan hat, den Herzog (Johann) von Burgund zu tödten?“ — „Das war ein großes Unglück für Frankreich, aber, was auch zwiſchen den beiden Fürſten ſeyn mochte, Gott hat mich dem König von Frankreich zu Hülfe geſandt.“

Wie konnten die kalten Richterherzen für ſolche Naturlaute des wärmſten Vaterlandsgefühls Ohr und Auge haben! Sie ſahen in allem dem das Teufelswerk eines wuthvollen Parteihaſſes und Blutdurſtes.

Stand Johanna unter dem Einfluß des Teufels, ſo mußte ſie vor allen die Grund- und Urſünden an ſich tragen, welcher der Verſucher den Stammeltern des Menſchengeſchlechts ſchon im Paradieſe eingeimpft hat: den Hochmuth und den Ungehorſam, mochten dieſe nun dem Satan die Bahn gebrochen, oder mochte er ſie dem Kindesherzen eingeflößt haben, oder zu dem einen das andere gekommen ſeyn. Johannas ganze Miſſion war für die Richter eine Auszeburt der Hölle, weil ein Werk der Auflehnung wider Gottes Ordnung und Geſetz. In dem ſataniſchen Dünkel, etwas Abſonderliches zu ſeyn und zu werden vor den andern Menſchenkindern, mußte der heilloſe Wahn ſeine Hauptwurzel haben.

„Habt Ihr über die Viſionen mit Eurem Pfarrer oder einem andern Manne der Kirche geſprochen?“ — „Nein, ſondern allein mit Robert von Baudricourt und meinem König. Die Stimmen haben mich nicht gezwungen, ihre Erſcheinung zu verheimlichen, aber ich fürchtete mich ſehr, ſie zu offenbaren, aus Angſt, die Burgunder würden mich an der Reiſe hindern, und ganz beſonders war ich in Furcht, mein Vater möchte mich daran hindern.“ — Alſo Ungehorſam gegen das Kirchengebot und Hoffahrt im Verein! Zumal die letztere zuſammengedacht mit der Anmaßung, gute und böſe Geiſter unfehlbar zu unterſcheiden! — „War es um Eures Verdienſtes willen, daß Gott ſeinen Engel an Euch ſandte?“ — „Der Engel kam für eine große Sache ... um den guten Leuten von Orleans Hülfe zu bringen, und wegen der Verdienſte meines Königs, wie des guten Herzogs von Orleans.“ — „Warum ſeyd Ihr deſſen vor allen andern gewürdigt worden?“ — „Es hat Gott gefallen, ſo zu thun durch ein einfältiges Mädchen, um die Gegner des Königs zu vertreiben.“ Welch ein Blitz von Erleuchtung über das tiefſte Weſen ihrer Miſſion!

„Haben die Stimmen Euch Tochter Gottes, Tochter der Kirche, Tochter vom großen Herzen genannt?“ — „Seit der Befreiung von Orleans und ſpäter alle Tage, wenn ſie mit mir geredet, haben ſie mich oft: Johanna die Jungfrau, Tochter Gottes genannt.“ — „Iſt Euch nicht offenbart worden, daß Ihr mit Eurer Jungfrauſchaft zugleich Euer Glück verlieren und daß Eure Stimmen nicht ferner zu Euch kommen würden?“ — „Das iſt mir nicht offenbart worden.“ — „Wenn Ihr Euch verheirathet hättet, glaubt Ihr nicht, daß die Stimmen zu Euch kommen würden?“ — „Das weiß ich nicht, es ſteht bei Gott.“

„Ihr werdet ſeyn wie Gott,“ mit dieſen Worten hatte der Erzfeind im Paradieſe den Hochmuth entzündet und dadurch das erſte Menſchenpaar zu Falle gebracht. Alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit will ich dir geben: das war das Angebot, womit der Fürſt der Finſterniß den Heiland der Welt in ſeinen Dienſt zu locken geſucht. Groß zu werden in Zeit und Ewigkeit, das mußte der Preis ſeyn, womit der Böſe um das Herz der Jungfrau geworben. — „Was haben Euch die Heiligen verſprochen?“ iſt eine Lieblingsfrage der Richter, die in verſchiedenen Geſtalten wiederkehrt. Wir kennen Johannas immer gleiche Antwort: „Um das Heil meiner Seele und ſonſt weiter nichts habe ich gebeten; die Heiligen haben mir das Paradies zugeſichert, einen andern Lohn erwarte ich nicht.“ Nichts kennzeichnet das falſche Prophetenthum ſo ſehr, als das Haſchen nach irdiſchem Vortheil und das Trachten nach zeitlicher Herrlichkeit.

„Hattet Ihr ein Adelsſchild im Wappen?“ — „Nie habe ich es gehabt (d. h. geführt), aber der König

gab meinen Brüdern Wappen, nämlich einen blauen Schild, worauf zwei goldene Lilien und ein Schwert in der Mitte. In hieſiger Stadt habe ich das Wappen einem Maler beſchrieben, weil er mich fragte, welches Wappen ich führe. Der König gab es meinen Brüdern ohne meine Fürbitte und ohne Offenbarung." — „Hattet Ihr ein Pferd, als Ihr gefangen wurdet, einen Renner oder Paßgänger?" — „Ich war zu Pferd und es war ein Halbrenner, auf dem ich gefangen wurde." — „Wer hatte Euch das Pferd gegeben?" — „Mein König oder deſſen Leute vom Gelde des Königs, und ich hatte fünf Renner von königlichem Gelde ohne die Traber, deren mehr als ſieben waren." — „Beſaßet Ihr je andere Reichthümer von Eurem König, als jene Pferde?" — „Ich bat meinen König um nichts als gute Waffen, gute Pferde und Geld, um die Leute meines Hausſtandes zu bezahlen." — „Hattet Ihr einen Schatz?" — „Ich hatte 10 bis 12,000 im Werth. Das war kein großer Schatz, um den Krieg zu führen, es war wenig ꝛc. Meine Brüder haben meine Habe, Pferde, Schwert, wie ich glaube, und anderes, was mehr als 12,000 Thaler werth iſt." — „Welche Begleitung gab Euch der König, als er Euch in Thätigkeit ſetzte?" — „Zehn bis zwölftauſend Mann."

Man las ihr eine Abſchrift des Briefes vor, welchen ſie an die Engländer vor Orleans gerichtet. Die Richter glaubten in dieſem Actenſtück den unumſtößlichen Beleg für die teufliſche Hoffahrt der Jungfrau zu beſitzen. Es fanden ſich unter andern darin die Worte: „Uebergebt der Jungfrau," „Oberhaupt des Krieges" und „Leib gegen Leib." Johanna behauptete, in der Urſchrift habe nicht ſo geſtanden, und ſetzte ſpäter den bezüglichen Artikeln XXI. und XXII. des Promotors die Erklärung entgegen: „Meine Briefe habe ich nicht aus Stolz oder Vermeſſenheit verfaßt, ſondern auf den Befehl unſeres Herrn. Hätten die Engländer meinen Briefen Glauben geſchenkt, ſo hätten ſie klug daran gethan; ehe ſieben Jahre vergehen, werden ſie zur Einſicht gelangen über das, was ich ihnen geſchrieben." Die weitere Anklage des LIII. Artikels, Johanna habe ſich der Vorſchrift Gottes zuwider die Herrſchaft über Männer hochmüthig angemaßt und ſich zum Oberfeldherrn eines zahlreichen Kriegsheeres aufgeworfen, worin Fürſten, Barone und viele Adelsherrn gedient, fertigte ſie mit dem ſchwertſcharfen Heldenwort ab: „Bin ich Oberhaupt des Kriegs geweſen, ſo war ich es, um die Engländer zu ſchlagen." Was wollten die Richter mehr? Den koſtbarſten Fund aber, um Johanna förmlicher Hochmuthstollheit zu zeihen, glaubten ſie in der läſterlich lächerlichen Klatſcherei zu beſitzen, welche der Promotor zu einem beſonderen Fragſtück verarbeitete: Johanna hat bei Baudricourt geprahlt, ſie werde nach Erfüllung alles deſſen, was ihr Gott durch Offenbarung vorgezeichnet, vom heiligen Geiſte drei Söhne bekommen, deren erſter Papſt, der zweite Kaiſer, der dritte König ſeyn werde. Mit heiliger Ruhe ſtraft die Jungfrau ſolchen Abſchaum von Verleumdung Lügen: „Ich habe mich deſſen nicht gerühmt."

(Schluß des Abſchnitts.)

Die zweite Liebhaberin.

(Fortſetzung.)

II.

Es gibt nicht leicht ein angenehmeres Gefühl, als wenn ein phantaſiebegabter Menſch nach geſundem Schlaf in einem Zimmer erwacht, das dem überraſchten Auge fremd erſcheint und auf das er ſich erſt wieder beſinnen muß. Sagt er ſich dann auch, wo er iſt, ſo wirkt der Zauber der Neuheit doch fort, und ein poetiſcher Dämmer webt vor ſeinen Blicken. Das iſt recht die Zeit der wachen Träume, der beglückenden Vorſtellungen, die dem hoffenden Gemüth in der wachſenden Morgenhelle wunderſam, ungleich muthiger und friſcher gelingen, als Abends zuvor.

Heinrich machte davon die lieblichſte Erfahrung. Der Tag ließ ſich ſo heiter an wie der geſtrige. Ein goldener Reflex der Wetterfahne, die er von ſeinem

Digitized by Google

Bett aus erblickte, verkündigte dem Liegenden die aufgegangene Sonne, und nun ließ es ihn doch nicht länger ruhen. Denn nicht zum Phantasiren und Träumen, sondern vielmehr zum klaren Ueberlegen und Handeln war er in die Residenz gekommen.

Er erhob sich, kleidete sich an und bestellte das Frühstück. Im Sopha zurückgelehnt überdachte er die Aufgaben des Tages. Er hatte ein Empfehlungsschreiben von einem Universitätsfreund an einen Schriftsteller, ein zweites von einem älteren Schauspieler, den er in der letzten Zeit kennen gelernt, an eine junge Kunstgenossin, Mitglied der hiesigen Hofbühne, und eine Karte von einem Schulrektor der Handelsstadt on einen Gymnasialprofessor und nomhaften Gelehrten. Sein Beschluß war, die Gänge gleich den Vormittag zu machen. Er wollte zuerst den Schriftsteller, dann den Professor und zu guter Letzt die Künstlerin aufsuchen.

Nach gemüthlichem Schlendern und Betrachten der Houptstroßen und Plätze, wobei er sich am längsten vor dem Kunsttempel aufhielt, in dessen Innern die für ihn so wichtige Entscheidung fallen sollte, begab er sich in die Wohnung des Autors, der sich besonders in den Fächern der Erzählnng und der Kritik bekannt gemacht hatte.

Er fand einen untersetzten, wohlgenährten, ruhig blickenden Mann im mittleren Alter. Betroffen sah er ihn an; denn noch dem Feuer und der blühenden Sprache einer seiner Novellen hatte er sich ihn ganz anders vorgestellt. Dr. Willmann — so hieß der Schriftsteller — nohm das Empfehlungsschreiben, las es, warf auf den Empfohlenen einen prüfenden Blick und fagte dann: „Sie sind, wie ich aus dem Brief abnehme, Literat?“ — Man kennt den Begriff, den Heinrich von sich selbst erlangt hatte. Er trachtete nach der Wirksamkeit eines Dichters im hohen Styl, konnte sich eine ehrenvollere und segensreichere nicht denken, und wollte darum als Dichter auch gelten. Nun war aber für die Männer der Feder die Bezeichnung „Literat“ im Gebrauch, allgemein genug, um die besten und die schlechtesten in sich zu begreifen, und darum den Behörden und dem Publikum sehr handlich, dagegen für den Ehrgeizigen und Hochstrebenden, der so den schlimmsten seiner Metiergenossen gleichgestellt wurde, sehr übel anzuhören. An sich ein Ehrentitel, hotte der Name durch allzuweite Ausdehnung auf Solche, die sich mit literis fast nur im materiellsten Sinne zu thun machten, eine Zweideutigkeit erlongt, daß er auf gewisse Nerven geradezu peinlich wirkte; und zu diesen gehörten die Heinrichs. Das konnte jetzt freilich nichts helfen; nach einer augenblicklichen unangenehmen Empfindung und momentanem Zucken fühlte er, daß er in den sauern Apfel beißen müsse, und sogte dann, ohne indeß ein gewisses vornehmes Lächeln unterdrücken zu können: „Wenn Sie wollen, ja. Die Aufgabe meines Lebens ist aber die Poesie, und ich hoffe mit der Zeit das Prädikat eines Dichters verdienen zu können!“

Der Erfahrene lächelte. „Um so besser,“ erwiederte er. „Sie hoben bis jetzt noch nichts Größeres veröffentlicht?“ — „Noch nicht. Allein ich will hier —“ — „Ein Stück aufführen lassen — das steht im Brief. Ist es ein Schauspiel? — ein Lustspiel?“

Heinrich schüttelte den Kopf, als ob er sogen wollte: „Bah!“ — „Eine historisch-romantische Tragödie!“ erwiederte er. — „Ah!“ rief der Andere, und heiter setzte er hinzu: „In Versen?“ — „Das meiste; einzelne Scenen in Prosa.“ — „Wo Volk spricht — shakespearisch! — Ich bitte Sie, Platz zu nehmen.“

Heinrich setzte sich und theilte dem neuen Bekannten auf dessen Befragen Gegenstand und Verlauf des Stücks im Allgemeinen mit. Willmonn horchte — bald mit Interesse. Wenn auch bei gewissen Versicherungen des Poeten, wie er dieß und jenes ausgeführt zu haben glaube, ein Schein von ironischer Beistimmung in dem runden Gesicht aufging, so verfehlte doch die ehrlich überzeugte, nach und nach begeisterte Art der Darstellung nicht, einen gewissen Eindruck ouf ihn zu mochen. Er fühlte, daß der junge Mann Talent hobe — guten Willen obendrein — und im Grund verdiene, damit auf den rechten Weg gewiesen zu werden.“

„Sehr interessant!“ rief er, nachdem Heinrich dos Referat geschlossen; „und wenn das Alles gut und schön motivirt ist — darauf kommt freilich Alles on — dann kann's auf der Bühne schon eine Wirkung machen. Indessen, mein lieber Herr Doctor, Trauerspiele sind eigentlich nicht mehr zeitgemäß. Man will heutzutag erheitert, unterhalten seyn und wohlthuende Eindrücke erhalten, und man liebt daher vor ollem den sogenannten guten Ausgang.“ — „Mog seyn,“ versetzte der Poet noch einem unwillkürlichen Mundverziehen. „Aber zur Abwechslung wird doch wohl auch eine Tragödie, wenn sie wirklich poetisch ist —“ — „Ihr Publikum finden?“ ergänzte der Andere; „allerdings; aber ein kleines und minder treues,“ fügte er lächelnd hinzu. „Sicherer werden Sie immer gehen, wenn Sie das Lustspiel und Schauspiel cultiviren und darin houptsächlich moderne Gegenstände behandeln.“

„Am sichersten,“ versetzte Heinrich mit selbstgewissem Lächeln, „geht der Dichter, wenn er seinem Genius folgt. Das hab' ich bei diesem Stück gethan, und ich hoffe, es wird sich rechtfertigen.“ — „À la bonne heure,“ erwiederte der Doctor erheitert. „Wenn dos ist, dann haben Sie freilich gewonnen und können

Ihren Weg gehen nach Belieben. Der Erfolg entſcheidet. Indeſſen," fuhr er nach momentanem Schweigen fort, „wie ſehr er durch die Güte der Arbeit verbürgt ſeyn mag, der Erfolg auf der Bühne muß doch auch ſonſt noch vorbereitet werden. — Haben Sie das Stück ſchon eingereicht?" — „Noch nicht. Ich möchte vorher noch eine Copie — der Sicherheit wegen —" — „Ich begreife. Nun, wenn es die Intendanz hat, rathe ich Ihnen, die Herrn Regiſſeure zu beſuchen. Es ſind meine Freunde, und Sie können ſich bei jedem auf mich berufen." — „Sehr dankbar." — „Und dann — unnütz wär's nicht, wenn Sie auch die perſönliche Bekanntſchaft der hieſigen Theaterkritiker bald zu machen ſuchten. Es iſt immer beſſer, ſich ihnen empfohlen zu haben."

Hier ſah ihn der Dramatiker zweifelnd an und ſagte nach einigem Zögern: „Herr Doctor, wenn ich offen reden ſoll, das widerſteht mir einigermaßen, und ich meine, ich kann's überhaupt unterlaſſen. Macht mein Stück die Wirkung, die ich hoffe, dann werden die Kritiker ſchon gezwungen ſeyn —" — „Es zu loben, meinen Sie? Da ſind Sie doch wohl im Irrthum. Kritiker laſſen ſich zu nichts zwingen, am wenigſten zur Anerkennung. Ihr Urtheil ſteht mit dem des Publikums oft im direkteſten Widerſpruch." — „Womit ſie ſich dann aber nur ſelber ſchaden!" verſetzte der Poet mit dem Nachdruck eines Richters.

Doctor Willmann zuckte die Achſeln und ſchwieg. Nach einer Pauſe erhoben ſich beide und jener ſagte: „Mein lieber Herr College, Sie ſind mir von einem guten Freund empfohlen und ich glaubte Sie darum auf Alles aufmerkſam machen zu müſſen, was Ihnen nützlich ſeyn kann. Was Sie thun wollen, iſt natürlich ganz Ihre Sache. Sollte ich Ihnen aber künftig in etwas dienen können, ſo bitte ich Sie, wenden Sie ſich an mich. Unter allen Umſtänden iſt es mir ſehr angenehm, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben."

Heinrich verließ den Schriftſteller mit gemiſchter Empfindung. Eine gewiſſe Höflichkeit in den Formen konnte er ihm nicht abſprechen; indeſſen von einer höheren Geſinnung hatte er nicht ſehr viel wahrgenommen und das gelegentliche ſarkaſtiſche Lächeln, das ihm nicht entgangen war, konnte ihm nicht gefallen. „Ein Freund," ſagte er ſich, „wird das nicht werden, das iſt klar. Allein dienſtfertig ſcheint er doch zu ſeyn, und am Ende muß man jeden nehmen, wie er iſt."

Nach kurzem Luftſchöpfen begab er ſich zum Profeſſor. Durch ein Dienſtmädchen, dem er die Empfehlungskarte übergeben hatte, angemeldet, wurde er in der Wohnſtube von der Frau empfangen, die ihm ſagte, ihr Mann arbeite noch, werde aber bald fertig ſeyn und freue ſich, den Herrn Doctor kennen zu lernen. Sie fragte ihn nach der Familie des Schulrektors, die ſie kannte, ließ ſich von ihm über ſeine Herfahrt und die erſten Eindrücke der Reſidenz berichten und ſchaute ihn bald mit offenem Wohlwollen an. Ein etwa ſiebzehnjähriges hageres und ziemlich bleichſüchtiges Mädchen trat von einem Seitenzimmer ein und wurde von der Frau als ihre älteſte Tochter vorgeſtellt. Da ſie mit der behaglich ausſehenden Dame faſt gar keine Aehnlichkeit hatte, ſo glaubte Heinrich von ihr einen Schluß auf den Vater ziehen zu können. Auch ſie thaute bald auf und warf auf den ſtattlichen jungen Gelehrten, wofür ſie ihn hielt, nach einer Weile, da er ſich zur Mutter gewendet, verſtohlenerweiſe einen ſehr beifälligen Blick. Endlich wurden in dem entgegengeſetzten Seitenzimmer Schritte hörbar, die Thüre ging auf und eine lange, hagere Figur mit gelblich braunem Geſicht rief: „Herr Doctor, darf ich bitten?"

Heinrich verfügte ſich in das Studirzimmer, ſtellte ſich vor und betrachtete die Züge, die er ſchon einigermaßen errathen hatte, während der erſten Begrüßungsreden mit Intereſſe. Profeſſor Sartorius war Lehrer der oberſten Gymnaſialklaſſe und ein ſo leidenſchaftlicher Pfleger der claſſiſchen Philologie, daß es ihn ſchwer ankam, diejenigen, die in der Sphäre derſelben nicht heimiſch waren, ernſtlich zu ſchätzen. Er hatte ſich durch zwei ſcharfſinnige Werke voll kühner Hypotheſen einen Namen und Gegner gemacht, und dieß erfüllte ihn mit einem galligen Stolz, der, für gewöhnlich mit richterlicher Strenge gepaart, aus ſeinem raubvogelähnlichen Geſicht hervorſah. Freundlichkeit war ihm eine ſchwierige Sache; er mußte dazu ein gewichtiges Motiv haben oder einen beſondern Anlauf nehmen. Dießmal war ſie aber doch, nach Möglichkeit, vorhanden, und die eigenthümlichen Züge, welche lächelten, erſchienen unſerem jungen Mann ſehr charakteriſtiſch.

Die Antworten, die ihm Heinrich auf ſeine erſten Fragen gab, mußten ihm gefallen, denn er ſah dieſen mit dem humanſten Blick an, deſſen er fähig war, und ſagte: „Ich irre mich wohl nicht, Sie wollen ſich gleichfalls dem Lehrfach widmen?" Heinrich ſah ihn überraſcht an. — „Sind Sie nicht Philolog?" fuhr jener fort. — „Nein," verſetzte Heinrich. „Ich habe —" — „Ah ſo," fiel der Profeſſor ein; „ein anderes Fach. Nun, und was für eines? — Geſchichte — Mathematik — Naturwiſſenſchaft — Philoſophie?"

Bei dieſen ſchwerwiegenden Namen ſchüttelte unſer Poet den Kopf, erwiederte aber, mit ahnender Seele, zögernd: „Ich habe — ich bin — Dichter." — „Dichter!" wiederholte der Gelehrte, indem er ihn mit einer Betroffenheit anſah, die einem ruhigen Beobachter komiſch erſchienen wäre. „Dichter! — Und ſonſt nichts?"

Digitized by Google

Durch dieſe Frage, die dem Gelehrten unwillkürlich aus dem Munde kam, fühlte ſich nun aber begreiflicherweiſe der Poet verletzt. „Ich meine, das wäre genug," entgegnete er mit einer gewiſſen Schärfe. „Wenn man's recht iſt —" — „Allerdings," verſetzte der Profeſſor mit einem Ausdruck, der bezeugte, daß er den jungen Mann bereits völlig aufgegeben habe. Dieſer ſah, wie er mit dem Herrn daran war, und ſann auf eine Form, hinwegzukommen. Aber der Schulmann ſammelte ſich wieder, da er bedachte, ein von ſeinem Collegen ihm Empfohlener müſſe doch irgend eine Bedeutung haben; und indem er ſeinem Geſicht mit Anſtrengung einen gewiſſen Schein von Höflichkeit zu geben ſuchte, fuhr er fort: „Ohne Zweifel haben Sie ſchon dichteriſche Werke der Oeffentlichkeit übergeben? Ich bin in der neueſten deutſchen Literatur nicht ſehr bewandert, wie ich Ihnen bekennen muß. Berufsgeſchäfte und Fachſtudien —"

„O," verſetzte Heinrich, „wenn Sie die neueſten Werke auch alle angeſehen hätten, von mir würden Sie doch keines darunter getroffen haben; denn ich habe bis jetzt noch keines herausgegeben." — „So?" erwiederte der Profeſſor, dem ſein College immer unbegreiflicher wurde. — „Ich habe aber," fuhr Heinrich trotz allem wieder mit einem gewiſſen Bewußtſeyn fort, „ein größeres Werk vollendet, eine hiſtoriſch-romantiſche Tragödie, die ich bei dem hieſigen Hoftheater einreichen will."

Der Profeſſor nickte mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck. Heinrich, in ſeiner Zuverſicht, fügte hinzu: „Wenn es gegeben wird, und Sie der Aufführung beiwohnen —" — Nun war aber die Geduld des Mannes zu Ende. Mit offenſter Geringſchätzung und gereizt ſcharfem Ton erwiederte er: „Ich gehe nie in's Theater! — finde keine Zeit dazu, Herr Doctor," ſetzte er etwas milder hinzu, indem er den gelehrten Titel ironiſch accentuirte, „und muß alſo ſchon bedauern —"

Heinrich begriff die vollkommene Zweckloſigkeit weitern Hierſeyns, glaubte alſo „die koſtbare Zeit des Herrn Profeſſors nicht länger in Anſpruch nehmen zu dürfen," und empfahl ſich mit dem ernſten Stolz eines Verletzten. Die Miene des Gelehrten, der ſich einer Laſt überhoben ſah, erhellte ſich wieder einigermaßen; er trug dem Abgehenden ſeltſam lächelnd einen Gruß an den Schulrektor auf, geleitete ihn und zeigte ihm die Gangthüre, indem er ſagte: „Wenn ich Ihnen ſonſt in etwas dienen kann —" — Heinrich, ſeinerſeits ironiſch, verbeugte ſich tief und entfernte ſich.

Dem Rückkehrenden trat die Frau neugierig entgegen. „Nun," rief ſie, „wie hat dir der junge Mann gefallen? Iſt er wirklich —?" — „Ein Literat!" fiel der Gatte ein, indem er ſeiner Verachtung freien Lauf ließ; „ein Menſch, der noch nicht einmal Literat iſt! Ich begreife nicht, wie mir der alte Krug ſo einen Geſellen in's Haus ſchicken konnte. Es ſieht beinahe aus, als ob er mich damit ärgern wollte. Nun," ſetzte er mit einem ſelbſtzufrieden grimmigen Lächeln hinzu, „er wird ſo bald nicht wiederkommen." — Die Frau ſtand überraſcht, ja betrübt, und ſagte endlich mit wahrem Bedauern: „Schade!"

Heinrich ging mit ſehr ernſtem Geſicht auf der Straße weiter. „Ein fataler Menſch!" ſagte er ſich endlich, „und kein gutes Omen! Dieſer Pedant, der ſeine Weisheit aus Büchern gezogen hat, glaubt ein großer Geiſt zu ſeyn, brüſtet ſich mit Verachtung der Kunſt, und weiß nicht, daß er vor Gott und Menſchen eine widerliche Figur iſt. Ah, bah!"

Entſchloſſen zog er den Hut auf die Stirn, lächelte über ſich ſelber und ſchritt mit erneutem Muthe weiter. Körperlich fühlte er ſich aber ziemlich ermattet und folgte daher der Einladung eines Schildes, der ihm eine Auffriſchung verſprach. Er ließ einen guten Jahrgang kommen, trank mit Bedacht und konnte nicht umhin, dankbar auf das Gewächs zu ſehen, das es ſo gut mit ihm meinte und ſo poetiſch duftete, während ihm die Menſchen proſaiſch erſchienen oder gar ernſtlich unangenehm wurden.

Der Wein verſetzte ihn trotz allem bald in die Stimmung, ſeinen dritten und wichtigſten Gang zu unternehmen; und ein gewiſſes Gefühl ſagte ihm, daß er damit beſſer fahren werde. Eine Schauſpielerin konnte einen Dichter, der ihr Rollen zu ſchreiben verhieß, unmöglich anders als liebenswürdig empfangen; und ſein Freund, der alte Schauſpieler, hatte ihm die Betreffende zwar etwas zum Necken geneigt, ſonſt aber als durchaus verſtändig, edeldenkend und gutartig geſchildert. Er machte ſich auf den Weg und ſtand bald im zweiten Stock eines hübſchen Hauſes vor der geſuchten Thüre. Auf ſein kräftiges Klingeln erſchien eine alte Magd; er übergab ihr das Schreiben, nannte ſeinen Namen und wurde von der Wiederkehrenden in einen kleinen Salon geleitet: Fräulein Roſa werde ſogleich erſcheinen.

Heinrich, allein gelaſſen, ſchaute umher und mußte ſich ſagen, daß er nicht leicht ein reizender eingerichtetes Zimmer geſehen. Die Vertheilung der Möbeln, Wandbilder und ſonſtigen Zierden war ſo geſchmackvoll, daß ſich die Augen unmittelbar wohlthuend berührt fühlten, und eine kleine Epheulaube in der Ecke ſah überaus traulich her. Die Bilder waren zum Theil Porträts berühmter Schauſpielerinnen, und unſer

Dramatiker, der die wenigſten davon geſehen, begann ſie zu muſtern. Eben betrachtete er den genialen Kopf einer großen noch lebenden Tragödin, als die Thüre aufging und ein Kleid rauſchte. Er ſah hin und ſtand auf's lebhafteſte betroffen: es war die junge Dame von geſtern. Auch ſie hatte ihn erkannt. „Ah," rief ſie nach momentan überraſchtem Blick mit heiterer Freundlichkeit, „das iſt ja ein alter Bekannter! Nun," fuhr ſie fort, indem ſie auf ihn zuging und ihm die Hand bot, „willkommen in der Reſidenz, willkommen im Namen des Theaters!"

Heinrich, etwas erröthet, drückte die zierliche Hand ſtärker, als er's im Sinne gehabt, und dankte für den gütigen Empfang mit der Miene eines Glücklichen. Ein paar Minuten ſpäter ſaßen ſie beiſammen auf der Rohrbank in der Laube.

„Ein dramatiſcher Dichter!" begann Roſa, indem ſie ihn lächelnd anſah. „Etwas Poetiſches hab' ich in Ihnen geſtern vermuthet; aber daß Sie dramatiſche Werke ſchreiben, für uns arbeiten, das hätte ich nicht zu hoffen gewagt. Nun, um ſo beſſer," fuhr ſie fort. „Wir ſehnen uns Alle wieder nach einem guten, effektvollen Stück; ich für meine Perſon wünſchte dringend, eine neue hübſche Rolle zu bekommen, und würde mich ſehr freuen, wenn in Ihrer Dichtung eine für mich vorkäme."

Heinrich ſah ſie an, überlegte, und ſchaute zweifelhaft. Die Schauſpielerin errieth ihn ſogleich. „Ihr Stück hat keine Rolle für mich?" entgegnete ſie. — „Ich fürchte —" — „Ah," rief ſie bedauernd, „das iſt ja ein Mangel! Was iſt es denn aber für eine Gattung? Freund Holler hat mir darüber nichts geſchrieben." — „Eine hiſtoriſch romantiſche Tragödie," verſetzte der Poet. — „Eine hiſtoriſch romantiſche Tragödie!" wiederholte ſie. Und indem ſie ihn anſah, fügte ſie mit einem gutmüthigen, aber noch mehr ſchelmiſchen Lächeln hinzu: „Das hätt' ich mir denken ſollen."

Heinrich, dem der Sinn dieſer Rede nicht entging, wurde verlegen, oder, wie er meinte, ärgerlich. „Alſo die dritte Oppoſition gegen mein Streben!" rief's in ihm; „erneuerter Unglaube, und ein neuer unnützer Beſuch!"

Die Künſtlerin, ſeine Gedanken ahnend, fuhr fort: „Ja, ja ſo machen es uns die ehrgeizigen Dichter heutiger Zeit! Nur das Erhabenſte und Größte ſoll von ihnen über die Bretter gehen, damit ſie ſich gleich den erſten Claſſikern an die Seite ſtellen! Recht ſchön, aber es gibt ein Publikum, das auch etwas Anderes ſehen, und Schauſpieler, die etwas Anderes ſpielen wollen." Sie ſchwieg und betrachtete den Schweigenden. Dann, mit anmuthiger Laune, fuhr ſie fort: „Alſo nicht einmal eine hübſche Nebenfigur haben Sie für mich? So eine Vertraute, z. B. munter, fröhlich, ſchalkhaft, und doch vollkommen treu und anhänglich, ein leichteres, irdiſches Weſen, das ſich aber neben der idealen Hauptheldin noch recht gut ausnehmen kann?"

Der Poet, halb erheitert, ſchüttelte den Kopf. — „Wie!" rief ſie, „gar nichts?" — „Leider!" erwiederte der Poet. „Wie ich's auch überlege, ich finde keine Rolle darin, die Ihrer würdig wäre. Die Hauptfigur iſt Heroine, heroiſche Liebhaberin —" — „Das begreift ſich," warf die Schauſpielerin dazwiſchen. — „Und von den übrigen keine ſo bedeutend, daß ich ſie Ihnen anbieten könnte; abgeſehen davon, daß alle weſentlich ernſthafter Natur ſind." — „Alſo die reine Tragödie! Gar kein Humor —?" — „Ausgenommen in den Volksſcenen, denen ich eine naturwahre Derbheit zu geben ſuchte, die vielleicht beluſtigend wirkt."

Die Künſtlerin ſchwieg, dann ſagte ſie: „Wiſſen Sie, verehrter Herr Doctor, daß Sie im Grunde genommen ſehr naiv ſind? Sie wollen ein Stück aufführen laſſen, in dem ich keine Rolle habe, und bringen mir einen Brief mit der Aufforderung, Ihnen dabei behülflich zu ſeyn! Kennen Sie das Theater? Kennen Sie die Leute vom Theater? Glauben Sie, daß eine zweite Liebhaberin — welches zu ſeyn ich die Ehre habe — ſich berufen ſehen kann, der erſten zu einem Triumph zu verhelfen? Wiſſen Sie, was Künſtlereiferſucht iſt? — Ach, mein beſter Herr, Sie ſind Dichter und kennen das menſchliche Herz im Allgemeinen gewiß vortrefflich, aber die Schauſpielerherzen im Beſondern haben Sie noch nicht kennen gelernt!"

Sie hatte das Letzte mit ſo ernſt reſignirtem Tone geſagt, daß der Poet faſt wieder irre wurde. Jedenfalls nahm er ſich zuſammen und entgegnete: „Unter dieſen Umſtänden muß ich dann freilich um Verzeihung bitten und meinen Wunſch zurücknehmen. Eigentlich hat aber den Fehler doch Herr Holler gemacht. Er, obwohl er mein Stück ſo weit kannte, hat mir Sie genannt —" — „Weil er mich kennt," fiel Roſa heiter ein; „weil er weiß, daß ich ein gutes Herz habe, das ſogar uneigennützig ſeyn kann." Und mit ernſterem Tone fuhr ſie fort: „Keine Sorge, Herr Doctor, wir Schauſpieler ſind nicht ſo ſchlimm, wie man uns macht; wenigſtens lange nicht alle. Eiferſucht und Neid können wir allerdings fühlen, und ich wollte Ihnen große Künſtler nennen, die auch darin nicht klein ſind. Wir mögen auch wohl mehr Anfälle davon erleiden, als andere Sterbliche: das liegt im Handwerk; aber in der Regel bleiben ſie auf der Oberfläche und ſind bald wieder verflogen. Eigentlich und für gewöhnlich ſind

Digitized by Google

wir ein gutmüthiges Völkchen; wir versöhnen uns außerordentlich leicht, und wenn wir uns schön thun, sind wir dabei so ehrlich wie andere gebildete Menschen."

Der Poet, mit befreiter Seele, ließ auf die letzte Bemerkung ein bescheidenes Lachen hören, und die Schauspielerin fuhr fort: „Was mich betrifft, so kommt Ihnen eine Tugend zu statten, die ich habe, wenn Sie's nicht lieber einen Mangel nennen wollen. Ich besitze keinen Ehrgeiz. Natürlich, wenn man, wie ich, seit Jahren zweite Liebhaberin ist und meist für Nebenfiguren lodern muß, da wird man nach und nach bescheiden und das bischen höheres Streben, das man in seine Stellung noch mitgebracht hat, verfliegt einem gänzlich. In der Regel haben wir die Aufgabe, der hochgesinnten und tief fühlenden ersten Liebhaberin, die sich natürlich nicht zu rathen und zu helfen weiß, freundlichen Beistand zu leisten, und das gewöhnt man sich zuletzt förmlich an, so daß man sich auch außer dem Theater ein Vergnügen daraus macht, zu helfen, wenn's eben geht. Sie sehen, so gar übel sind Sie bei mir doch nicht angekommen, und ich wünsche nur, daß es auch in meiner Macht steht, etwas für Sie zu thun."

Die letzten Worte hatten einen verbindlichen, ja herzlichen Klang, in welchen die Künstlerin von dem scherzenden mit Anmuth übergegangen war; und Heinrich konnte nicht umhin, ihre Hand zu fassen und ihr mit Wärme zu danken. Sie antwortete mit einem Blick, der fast lauter Güte war und durch ein flüchtiges Licht von Schalkheit nur um so reizender wurde. Dem Poeten, unter dem Strahl desselben, ging das Herz auf; er ahnte, daß er verstanden wurde, empfand einen Drang, gegen die fühlende Seele sich vertrauensvoll über sein Streben auszusprechen, und sagte: „Es ist mir sehr lieb, verehrtes Fräulein, daß es Ihnen mit der Verwerfung der höheren dramatischen Poesie nicht Ernst war. Ich bin nicht gegen das Schauspiel und die Darstellung des gewöhnlichen Lebens auf dem Theater; im Gegentheil, es können da recht gute Sachen entstehen, rührende und erheiternde, und man kann auch eine schöne poetische Wirkung herausbringen; aber die Hauptsache bleibt doch immer die Tragödie, die Tragödie, die uns in die tiefsten Abgründe des Herzens hinabführt, um uns zu den höchsten Höhen der Menschheit emporzutragen. Der Dichter soll uns über die gemeine Wirklichkeit hinwegheben und die Welt des Ungewöhnlichen, des Außerordentlichen erschließen. Wir wollen mit ihm eintreten in das Reich der Poesie, wo wir Alles, was wir im gewöhnlichen Leben entbehren, in erquickendster Schönheit und Fülle haben. Und dazu muß er sich den rechten Stoff wählen und den rechten Schauplatz der dramatischen Handlung. Die Menschen, die er schildert, müssen außerordentlich seyn *dürfen* — er muß durch sie nicht nur nicht gehindert, sondern selbst emporgehoben werden. Da sind nun Stoffe, die auf dem Grenzgebiet der Geschichte und der Sage liegen, besonders günstig; der Dichter hat volle Freiheit zum höchsten poetischen Ton und kann Alles herausgeben, was an Größe, Tiefsinn und romantischem Gefühl in ihm liegt. — Wolle Gott," setzte er mit herzlichem Ernst hinzu, „daß es mir mit meinem Versuch gelungen wäre! Ich würde gewiß das Publikum ergreifen, begeistern — und Sie, mein Fräulein, wie ich zuversichtlich hoffe — bekehren."

Die Schauspielerin hatte mit wirklicher Theilnahme zugehört und erwiederte nun auf die artig betonten Schlußworte: „Sie haben nicht weit mehr dazu. Wer so gut über eine Sache reden kann und sie so lebendig vor Augen hat, dem muß es mit ihr auch gelingen. Und nehmen Sie das in vollem Ernst: Ihr Erfolg würde mir große Freude machen, denn ich sehe, Sie meinen es ehrlich mit Ihrer Kunst."

Diese Worte erfüllten den Poeten mit tiefer Genugthuung. Seine Augen glänzten und sein männlich schönes Gesicht gewann so sehr den Ausdruck eines Dichters, daß es den von ihm geäußerten Hoffnungen förmlich zur Bestätigung diente. Die Künstlerin betrachtete ihn, und über ihre Wange floß eine Röthe froher Anerkennung. Heinrich, von ihrem Anblick seinerseits bewegt, rief: „Mein Fräulein, Sie werden nicht immer zweite Liebhaberin bleiben und nicht immer die bloß muntern oder bürgerlich rührenden Partien spielen! In Ihnen lebt ein höherer Geist, ein dichterisches Gemüth! Sie dürfen nur wollen, und Sie werden uns die poesievollsten Gestalten vor Augen stellen! Ja, je mehr ich Sie ansehe —"

Rosa hatte diese Rede betroffen angehört; nach den letzten Worten erheiterten sich indeß ihre Mienen plötzlich und der gemüthlich schelmische Ausdruck erlangte wieder die Oberhand. „Nicht weiter, mein begeisterter Freund!" entgegnete sie; „es könnte Sie gereuen! Wollen Sie mir nicht gar Ihre Heroine antragen und gleich zum Einstand einen Rollenstreit veranlassen? Nein, mein lieber Herr: jedem das Seine, das ist ein guter Spruch. Ich bleibe, was ich bin; und wenn in der That einige Anlagen zum „Höheren" in mir liegen, so will ich sie hervorsuchen, pflegen und ausbilden, um nach und nach einer passenden Rolle in einem Ihrer *künftigen* Stücke zuzureifen."

Heinrich, auf eine galante Antwort sinnend, schwieg, und seine Miene hatte bereits eine kleine Wendung zur Verlegenheit gemacht, als man die äußere Thüre gehen

Digitized by Google

hörte. Die junge Dame ſah erheitert auf, und gleich nachher trat die Mutter in das Zimmer. Der Poet erhob ſich raſch. Jene, die ihn erkannte, ſah ihn verwundert, aber vergnügt an.

„Unſere geſtrige Begegnung," rief die Tochter, zu ihr tretend. „Herr Doctor Born, dramatiſcher Dichter, der mir durch Freund Holler empfohlen iſt und ein fertiges Stück mitgebracht hat." — „Ah," rief die Frau mit einem ſo wohlwollenden als feinen Lächeln; „ſeyen Sie doppelt willkommen!" Sie reichte ihm die Hand, und der Poet ſchüttelte ſie kräftig. — „Du ſiehſt," bemerkte Roſa zu ihr, „wir haben geſtern nicht weit davon gerathen: ein ſchöner Geiſt, Schriftſteller oder Maler, der in die Reſidenz kommt, um hier den Erfolg und die Ehren zu finden, die ihm gebühren."

Die Mutter, nach einem freundlich verweiſenden Blick auf ſie, erkundigte ſich bei dem jungen Mann theilnehmend nach ſeinem Vorhaben und der mitgebrachten Dichtung. Man ſetzte ſich nochmal zuſammen, und Heinrich gab den beiden Damen alle gewünſchte Aufklärung. Unter Anleitung der Erfahrenen nahm das Geſpräch eine praktiſche Wendung. Was iſt zu thun? Was kann zur Annahme des Stücks beitragen? Dieß war die Frage, die man erwog. In ſeinem Vorſatz, die Regiſſeure zu beſuchen, wurde Heinrich im Lauf der Unterredung beſtärkt; ſeine erklärte Abneigung, den Herrn Kritikern ſich zu empfehlen, hatte dagegen lächelndes Kopfſchütteln zur Folge. „Vor der Aufführung," ſagte Roſa, „ſollten Sie doch mit einigen bekannt ſeyn. Aber die Sache geht ja ganz einfach, wofür habt ihr Herrn denn das Wirthshaus?"

„Es iſt wahr," verſetzte der Poet. „Und einen literariſchen Fachgenoſſen, den man bei einem Glas Wein kennen gelernt hat, kann man am Ende beſuchen." — „Ich ſollt's meinen," entgegnete die Schauſpielerin, nicht ohne ein ſpöttiſches Mundrümpfen.

Die Mutter ſah ihn lächelnd an, dann ſagte ſie: „Was nun aber die Annahme betrifft —" — „Ich hab' einen Gedanken," rief hier die Tochter. „Da Sie uns," fuhr ſie zu dem Autor gewendet fort, „das Stück zu leſen geben wollen —" — „Sobald die Abſchrift fertig iſt." — „Und ich vorausſetze, daß außer unſerer Heroine auch unſer heroiſcher Liebhaber, unſer Heldenvater und unſer Charakterſpieler dankbare, ſehr dankbare Rollen darin haben werden —" — Heinrich, nach einem Moment der Erwägung, erwiederte zuverſichtlich: „Ich meine." — „So will ich gelegentlich gegen dieſe Herrſchaften ein Wort fallen laſſen über das Stück, was ſie ruhig vernehmen, dann über die verſchiedenen Rollen und die Möglichkeit eines Triumphes, was ſie mit großem Intereſſe hören werden. Sie können das Manuſcript auch ihnen mittheilen; und wenn namentlich unſere Heroine gegen den Herrn Intendanten recht lebhaft den Wunſch ausſpräche, die Rolle zu ſpielen, dann hätten wir Ausſicht."

Der Autor nickte vergnügt und dankte für die gütige Theilnahme und die freundlichen Rathſchläge aufs wärmſte. Die Stockuhr belehrte ihn aber, daß die Eſſenszeit heran nahte, und er empfahl ſich, indem er mit der Copie bald möglichſt wiederzukommen verſprach.

Durch den herzlichen Antheil, den ihm die beiden Frauen zugewendet, fühlte er ſich in tiefſter Seele ermuthigt; er ſah die Angelegenheit in beſter Einleitung begriffen und kehrte durchaus zufrieden in den Gaſthof zurück.

Noch am ſelben Tag ſchrieb er an die Geliebte. Aus dem langen Brief heben wir folgende Stellen aus: „Die perſönliche Bekanntſchaft mit Friedrich Willmann hat mich über dieſen Autor einigermaßen enttäuſcht. Im Grunde hat er mich gut aufgenommen und ſcheint mir nützlich werden zu wollen. In ſeiner Art liegt aber etwas Ironiſches, das mir nicht recht gefallen kann. Er iſt ein großer Verehrer der Klugheit — mehr als es ſich für einen Dichter geziemen will — und ſcheint mir bei ſeinen Arbeiten doch hauptſächlich auf die Vortheile zu ſehen, die ſie ihm bringen ſollen. — Mir iſt die Poeſie eine heilige Sache. Ich liebe ſie um ihrer ſelbſt und des Glückes willen, das man fühlenden Herzen damit bereiten kann. Wenn je noch eine ihrer Folgen mich locken und reizend vor meiner Seele ſtehen mag, ſo iſt es der Ruhm — der Lorbeer, der die Schläfe des Siegers krönen ſoll. An Weiteres denk' ich kaum, wie ich dir, edle und große Seele, frei bekennen will. Aber der wahre Dichter ſteht unter dem Schutze der Götter und er hat die Verheißung, daß ihm alles Uebrige zufallen wird."

„Unſerem Rektor kannſt du ſagen, daß er mich an einen ſonderbaren Kauz empfohlen hat. Ich meinte bisher, die Stockphilologen im ſchlimmen Sinn ſeyen ausgeſtorben und die Männer der Erudition trachten darnach, dem Studium der Humaniora einige Humanität im wirklichen Leben beizugeſellen; allein es gibt doch noch einzelne Exemplare und ich bin hier auf eines geſtoßen. Ein Menſch, der ſich ſein gelerntes Wiſſen mühſelig erworben hat, kann freilich einen andern, der ſich das ſeine fröhlich ſelber producirt, nur geringſchätzen. — Ich hab' mich aber doch geärgert, als der Pedant ſeine Empfindung ſo deutlich merken ließ und ſich mit der groben Ungerechtigkeit ſeines Vorurtheils ſogar noch etwas zu wiſſen ſchien. Das Gute iſt, daß nicht nur dem Gottſeligen, ſondern auch dem Poeten Alles zum Beſten dienen muß. Jetzt, wo ich dieß

ſchreibe, ſteht der Mann als ein Original vor meiner Seele, das mich ergötzt, und es wird höchſtens ſo viel Groll in mir bleiben, daß ich ihn gelegentlich einmal ſatiriſch verwenden kann."

„Ich bin vergnügt, meine geliebte Auguſte, denn mein dritter Beſuch — der eigentlich bedeutſame — iſt über Erwarten gut ausgefallen. In der Schauſpielerin, an die ich, wie du weißt, ein Schreiben hatte, und in ihrer Mutter, die ebenfalls beim Theater war, habe ich zwei außerordentlich theilnehmende, liebenswürdige Perſonen kennen lernen, und ich darf wohl ſagen, Freundinnen gewonnen. Die junge Dame iſt hübſch und könnte manchem Andern gefährlich werden — ich freilich bin gefeit und in mein Herz dringt kein anderes Bild, als das der Einen, die allmächtig in ihm regiert. Ein Weſen von heiterem Humor und einem Trieb, neckiſch mit den Menſchen zu ſpielen, aber dabei ein freundliches Gemüth, das es nicht beim bloßen Wünſchen läßt, ſondern für Andere auch zu handeln vermag. Der Weg des Stückes zur Bühne wird geebnet, und wenn nur dieſes erſte Ziel erreicht, die Annahme erfolgt iſt, dann bin ich außer Sorge."

„Die Hauptrolle wird in ſehr gute Hände gelangen, das hab' ich ſchon erkundet, und wenn ſie der Künſtlerin, die das Stück leſen wird, einleuchtet, ſo wird dieß auch bei der Frage der Annahme von großem Gewicht ſeyn. — Du ſiehſt, es läßt ſich wirklich Alles gut an, und meine Zuverſicht iſt keine Thorheit."

„Wie unendlich geſpannt bin ich darauf, das herrlichſte Gebilde meiner Phantaſie, das gleichwohl nur ein ſchwaches Nachbild der geliebteſten Wirklichkeit iſt, auf der Bühne verwirklicht zu ſehen! Wie höchſt ſeltſam wird mir dabei zu Muthe ſeyn! — Zauberei! Blick in eine Welt voll unausſprechlicher, magiſcher Erſcheinungen! O Auguſte! — ich hab' immer nur dich vor Augen, ich beziehe Alles, was ich erfahre, ſchaue, denke, auf dich, und wenn dein Bild vor mir aufleuchtet, ſcheint mir alle Kraft und Kunſt nur gegeben zu ſeyn, daß ich dich verherrliche und dir ein Leben der Ehre und Wonne bereite! — O Liebe — Poeſie der Poeſie! Das liebende Auge ſieht nicht nur die Geliebte in wunderholdem Licht; von dem Glanz, den es in ſich aufgenommen, bleibt auch ſo viel zurück, daß es die ganze Welt verklärt und jeden Winkel der Erde in ſüßem Scheine malt!"

„Laßt mir's gelingen, gute Geiſter! laßt mich den Sieg erſtreiten, nur um der Einen Luſt willen, Ihr ihn zu vielden! Ich wollte ja gern entſagend warten und ausdauern in Verkanntheit und Undank der Welt! Aber um deinetwillen darf's nicht ſeyn — um deinetwillen muß es, wird es glücken!"

„Lebe wohl, Theuerſte! Wenn du nur ein Tauſendtheil der Freude empfindeſt, dieſes zu leſen, die ich fühle, es zu ſchreiben, ſo bin ich glücklich!"

(Fortſetzung folgt.)

Literatur.

Altfranzöſiſche Poeſie in deutſcher Ueberſetzung.

Das Rolandslied, das älteſte franzöſiſche Epos, überſetzt von Wilhelm Hertz.
Marie de France, poetiſche Erzählungen nach altbretoniſchen Liebesſagen, überſetzt von demſelben.

M.C. Wie die normanniſche Reimchronik von Richard Wace erzählt, und darnach Uhland in ſeiner Ballade Taillefer wiederholt, ſang dieſer in der Schlacht von Haſtings vor Wilhelm dem Eroberer das Rolandslied van der Schlacht van Ronceval. Ein ſolches iſt bekanntlich aus dem eilften Jahrhundert in verſchiedenen Faſſungen erhalten, jede Handſchrift hat ihr Eigenthümliches, in jeder kommen ſchon längere Stellen vor, die das Nämliche beſagen, nur mit andern Worten, und darauf hinweiſen, wie das Epos aus dem Munde der Sänger allmählig zuſammenwuchs und zuſammengetragen ward. Heinrich der Löwe ließ es durch den Pfaffen Konrad deutſch bearbeiten; der Gang der Handlung, die Zeichnung der Charaktere, der ſtraffe, feſte, heldenhafte Ton, der chriſtliche Geiſt iſt treu bewahrt, und durch Heranziehen bibliſcher Sprüche oder durch dichteriſche Bilder erweitert und belebt; aber der vaterländiſche Hauch iſt ſtärker im Original, der Ausdruck des franzöſiſchen Nationalgefühls, der ſtets innig

Digitized by Google

hervorbricht, wo immer „des ſüßen Frankreichs“ gedacht wird. Die italieniſchen Dichter, welche die Karl- und Rolandsſage zu künſtleriſchem Abſchluß brachten, Boſardo und der feinere Arioſto, haben leider das Große und Urſprüngliche der Heldenſage kaum als Rahmen genommen, in den ſie die bunten Bilder einer abenteuerlichen Ritterwelt einfügten; der raſende Roland mit ſeiner ſchalkhaften Anmuth ſteht deßhalb wohl an der Spitze der Unterhaltungsliteratur, aber indem das Weltgeſchichtliche vor dem Novelliſtiſchen verſchwand, ging die höhere Weihe ernſter Poeſie verloren. Das alte Lied iſt das ganz charakteriſtiſche Zeugniß für den Geiſt der erſten Kreuzzüge, ihre religiöſe Begeiſterung, ihren Muth, ihre Vereinigung des kriegeriſchen und frommen Sinnes. Do haut Erzbiſchof Turpin einen Saracenen van einer Rippe zur andern, und die Franken finden, daß hier der Krummſtab in gor guten Händen ſey; da fallen jene gewaltigen Hiebe, die den Gegner bis auf den Sattel ſpalten; aber zugleich demüthigen ſich die Tapfern vor Gott und wollen durch den Märtyrertod in der Schlacht ſich in die Blumen des Paradieſes betten. Die Zeichnung der Charaktere iſt mehr von großartiger Anlage als reicher Durchbildung; der Verräther Ganelan iſt vielleicht am gelungenſten. Roland will, als er den Ueberfall kommen ſieht, nicht in das Horn ſtoßen, um König Karl herbeizurufen, ſondern mit Oliver allein die Schlacht ſchlagen, von der man ein gutes Lied ſingen ſoll; der Dichter faßt das als einen Uebermuth, den ſie büßen müſſen, wenn der Held endlich den Hülferuf thut, damit Karl komme, um die Leichen aus den Händen der Feinde zu retten. Ergreifend iſt Rolands Schmerz bei Olivers Tod. Er ſelbſt lagert ſich auf ſpaniſche Erde, um als Eroberer zu ſterben. Als Einzelnes hebe ich noch hervor, daß ſchon im Rolandslied blau, weiß und roth das fränkiſche Streitpanier iſt, und das mag wohl das älteſte Zeugniß für die Tricolore ſeyn.

Herz hat das Gedicht kräftig, einfach und fließend überſetzt, und den Ton des Originals in den zehnſylbigen reimloſen Verſen eben ſo gut getroffen wie in den achtſylbigen Reimpaaren, in denen ſich die Erzählungen der franzöſiſchen Dichterin bewegen, die in England unter Heinrich III. vor der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts altbretoniſche Liebesſagen gar reizend vortrug. Ich glaube, daß wir den Antheil des Keltenthums an der Poeſie des Mittelalters in einer reichen und glänzenden Stofferfindung zu ſuchen und ihm dieſen Ruhm zuzuſprechen haben. Auf ihr innerliches Sinnen zurückgedrängt, haben die Kelten ihre mythologiſchen Erinnerungen mit den Bildern des Ritterthums verwoben und eine Vorzeit, von der man nichts wußte, mit den Geſtalten und Abenteuern der Einbildungskraft angefüllt. Die Sagen von Artus und der Tafelrunde, von Triſtan und vom Gral ſind dem Stoff nach keltiſch, haben durch den Formſinn der Franzoſen ihr künſtleriſches Gepräge gewonnen und ſind dann durch die tiefſinnige Auffaſſung Walfroms von Eſchenbach und durch die pſychologiſche Motivirung, die Seelenmalerei Gottfrieds von Straßburg in Deutſchland eingebürgert und vollendet worden. Das Verhältniß dieſer Dichter zu ihren franzöſiſchen Vorgängern gleicht dem des Kölner Doms zu den Münſtern von Amiens und Rheims. Styl und Plan iſt franzöſiſch, die organiſche Durchbildung in einem neuen Werk iſt deutſch. Eugen Sues in abenteuerlichen Erfindungen ſchwelgende Romanphantaſie ſcheint mir noch in unſern Tagen ein Nachklang jenes keltiſchen Geiſtes in ſeiner faſſerzeugenden, überwuchernden Kraft, die aber des Maßes und der Klarheit der Idee zur Vollendung ermangelt.

Was der höfiſchen Epik des Mittelalters durchgängig fehlt, iſt die Organiſation des Stoffs in einer perſpektiviſchen Gliederung, durch welche das ideal Bedeutende und Gehaltvolle in den Vordergrund geſtellt und ausführlich durchgebildet, das minder Wichtige im Mittel- und Hintergrunde leichter behandelt und in kleinerem Maße dargeſtellt wird. Jene Dichter aber erzählen alles auf die gleiche Weiſe, und daher ermüdet ihre Breite bei Nebendingen und läßt uns ihre Kürze bei der Hauptſache unbefriedigt. Wie wenig kannt doch ſelbſt im Pareeval van dem Gral und von dem Seelenkampf des Helden vor! Hier wünſchten wir die breite volle Ausführung des Vordergrundes, während vieles Andere ſehr zuſammengezogen werden könnte. Dieſer Mangel tritt bei kleinen Erzählungen weniger hervor, und mehrere der hier van Herz überſetzten Dichtungen leſen wir mit reinem Behagen. Von ihren Lais ſagt der Ueberſetzer: „Das Wort lai oder ley (iriſch laidh mit ſtummem dh) bedeutet urſprünglich Lied, Gedicht, und zwar ſpeciell Volksgeſang, epiſches Volkslied; weiterhin aber wurde die Bezeichnung auf diejenigen Produkte der Kunſtpoeſie ausgedehnt, welche Volkslieder zur Quelle aber zum Muſter hatten, und im letzteren Sinne findet das Wort auf die poetiſchen Erzählungen von Marie de France Anwendung. Marie verfaßte dieſelben, wie ſie ſelbſt geſteht, „nach Liedern im Bretonenmund.“ Die Auswahl, die ſie dabei getroffen, macht ihrem dichteriſchen Gefühl alle Ehre; denn bis auf wenige, mit denen ſie den Wunderlichkeiten des Zeitgeſchmacks ihren Tribut zollte, zeichnen ſich ihre Stoffe durch einheitliche Handlung, durch anmuthige oder merkwürdige Begebenheiten, durch ein tiefergehendes pſychologiſches Intereſſe vortheilhaft aus. Daß Marie dieſe Quellen nicht einfach aus dem Bretoniſchen in das Normanniſche überſetzte, liegt in der Natur der Sache. Denn während es dem Volkslied und der ſchlichten Volksſprache überhaupt charakteriſtiſch iſt, mehr zu erzählen als zu erklären, die Ereigniſſe mit wenigen kecken unvermittelten Zügen vorzuführen, die aus dem Gemüth hervorgehenden Handlungen ſchlechthin als etwas Fertiges hinzuſtellen, aber ihre innern Gründe höchſtens in kurzen lyriſchen Tönen anklingen zu laſſen, finden wir bei Marie eine künſtleriſche Durchbildung des Stoffes, welche keine Lücken, keine Räthſel duldet, eine liebevolle Verſenkung in die Gemüthswelt, eine feine Dialektik der Leidenſchaft, ein epiſches Behagen der

Digitized by Google

Erzählung ohne Geſchwätzigkeit, eine Klarheit und Gewandtheit der Sprache, alles Eigenſchaften, welche ihren Werken den Werth ſelbſtſtändiger Schöpfungen ſichern. Dabei hat ſie aber die Friſche und Wahrheit der Empfindung, die Naivetät der Darſtellung keineswegs eingebüßt, und mit modernen Augen angeſehen wird ihre Erzählungsweiſe gar manchem mit der des Volks in Sage und Mährchen zuſammenfallen. Mag man ſie immerhin in dieſem Sinne genießen, und wenn man ſich an dem kindlich einfachen Ton erfreut, auch die kindliche Freiheit manches Ausdrucks mit nachſichtigem Lächeln in den Kauf nehmen.

Correſpondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Kohlengruben-Unfälle. — Arbeitsloſigkeit. — Weihnachtspantomimen. — Theater.

Misfortune never comes alone, ſagt auch ein engliſches Sprüchwort, und leider iſt es ein wahres Wort. Das Unglück kommt nie allein; gleich dem Verbrechen ſcheint es eine anſteckende Kraft zu beſitzen, und hat es ſich einmal eingeſtellt, ſo können wir ſicher ſeyn, daß ſeine Doppelgänger nicht ferne ſind und ihm bald Geſellſchaft leiſten werden. Als vor einigen Wochen in der Hartley-Kohlenmine die männliche Bevölkerung eines ganzen Dorfes aus den Reihen der Lebenden geriſſen ward, wer ahnte da, daß ſich binnen Kurzem eine ähnliche Kataſtrophe ereignen ſollte, die zwar nicht eben ſo viele Opfer koſtete („bloß“ fünfzig Menſchen kamen um), aber immerhin nicht weniger tödtlich war als ein blutiges Vorpoſtengefecht. Die 215 Männer und Knaben von Hartley mußten langſam erſticken, weil die Eigenthümer der ungeheuren Grube aus Gründen der Sparſamkeit nur einen einzigen Schacht errichtet hatten; die fünfzig Männer und Knaben von Gethin (in Wales), wo der letzte „Unfall“ ſich ereignete, wurden durch eine Exploſion getödtet, die unmöglich geweſen wäre, wenn der Eigenthümer jenes Kohlenbergwerks für genügende Lüftung geſorgt hätte. Ich ſchrieb „der letzte Unfall.“ Das war ein Verſehen. Es iſt nicht der letzte. Kaum ſechs Tage ſind ſeitdem verſtrichen und ſchon haben uns die Zeitungen drei neuere „Unfälle“ dieſer Art gemeldet, die zuſammen neun Menſchen des Lebens beraubten. Doch wir ſind verwöhnt und ſolche „kleine“ Unfälle ziehen unſere Aufmerkſamkeit nicht mehr auf ſich. Ueber den fünfzig Leichen von Gethin ſitzt jetzt eine Jury, die ohne Zweifel aus durchaus ehrlichen Leuten beſteht, aber weder die Todten erwecken, noch die für den „Unfall“ verantwortlichen Perſonen zur Strafe bringen wird. Auch über den Leichen von Hartley ſaß eine Jury, und was hat ſie geleiſtet? Hat ſie die Eigenthümer des Bergwerks, denen zu wiederholten malen von Sachverſtändigen der Bau eines zweiten Schachtes anempfohlen worden, als des Todtſchlags moraliſch ſchuldig, der Juſtiz überliefert? Gott behüte! Die Jury erklärte es für rathſam, daß künftighin in allen großen Bergwerken das „Zweiſchachtſyſtem“ eingeführt werde, und dabei hatte die Sache ihr Bewenden. Die Wittwen und Waiſen der Umgekommenen werden von dem mildthätigen Publikum unterſtützt und die Eigenthümer der Hartleymine warten nur, bis die Trümmer weggeräumt ſind, um friſche „Hände“ zu miethen. Friſche Hände ſind leicht zu haben und für die faulenden Hände, deren Platz auszufüllen iſt, braucht ja nichts bezahlt zu werden. An den Pferden, an dem Material, das zu Grunde gegangen, haben die Eigenthümer einen Theil ihres Kapitals verloren; an den „Händen“ haben ſie *nichts* verloren. Menſchen ſind eben die billigſte Waare. — Die Unterſuchung in Gethin wird ſich ebenfalls im Sand verlaufen; es wäre ein Wunder, wenn ſie anders endete.

Allein haben wir auch auf die Hoffnung einer Sühne zu verzichten, ſo dürften die Kataſtrophen von Hartley und von Gethin doch nicht ohne gute Folgen bleiben. Die „öffentliche Meinung“ fordert gebieteriſch, das Parlament ſolle kräftige Maßregeln zum Schutz der Kohlenarbeiter ergreifen. Die Zeitungen weiſen darauf hin, daß die Kataſtrophen von Hartley und Gethin nicht vereinzelt daſtehen, daß vom Jahr 1851 bis zum Jahr 1861, alſo binnen zehn Jahren, achttauſend vierhundert und ſechsundſechzig „Hände,“ d. h. ungefähr achthundert das Jahr, in den engliſchen Kohlenminen umgekommen ſind, daß die Zahl der Opfer, ſtatt abzunehmen, jährlich zunimmt, und daß die vorhandenen Geſetze ſonach ihren Zweck nicht erfüllen. Das Parlament ſcheint auch geſonnen, etwas zu thun; aber leider iſt ſehr viel zu thun. Es iſt nicht bloß nöthig, die vorhandenen Geſetze ſtrenger zu formuliren und zu vervollſtändigen, ſondern — und das iſt der weſentlichſte Punkt — es iſt auch nöthig, eine neue Maſchinerie zur Vollſtreckung der betreffenden Geſetze zu ſchaffen. Die Leichenſchau-Juries ſind bei Kohlengruben-

Digitized by Google

unfällen nicht unparteiisch. Wo es sich um ein gemeines, faßbares Verbrechen handelt, sind sie trefflich, und ferne sey es von mir, der Anstalt des Schwurgerichts zu nahe zu treten; aber wo es gilt, eine unterdrückte Klasse gegen eine herrschende Klasse in Schutz zu nehmen und einem Machtmißbrauch der letzteren zu steuern, da ist von einer Jury, die dieser angehört, oder doch von ihr beeinflußt wird, keine Gerechtigkeit zu erwarten. Und die Leichenschau-Juries, die nach Unfällen in Kohlenminen versammelt werden, bestehen durchweg aus Freunden oder Werkzeugen der Mineneigenthümer und haben ein Interesse, dieselben zu schirmen. Hat das Parlament die ernste Absicht, das Uebel mit der Wurzel auszurotten und den massenhaften Opfern auf dem Altare Mammons ein Ziel zu stecken, so muß es entweder Sorge tragen, daß die Leichenschau-Juries aus unparteiischen Männern bestehen, oder es muß einen unabhängigen Ausschuß ernennen, der die Untersuchung zu führen hat. Geschieht das nicht, so sind die besten Gesetze zum Schutz der Kohlenminenarbeiter ein todter Buchstabe, ein Stück Papier.

Die Sammlungen für Hartley haben ein außerordentlich günstiges Resultat geliefert. Das Comité hat bereits an 50,000 Pfund Sterling in Händen und täglich wächst die Summe. Da 20,000 Pfund Sterling für die Unterstützung der Wittwen und Waisen ausreichen, so gedenkt man aus dem Ueberschuß einen allgemeinen Fonds zur Unterstützung der Familien verunglückter Kohlenarbeiter zu bilden. Der Plan ist nur zu billigen, aber wir dürfen nicht vergessen, daß es die Pflicht des Staates ist, die Mineneigenthümer zur Versorgung der Familien aller Arbeiter, die ohne eigenes Verschulden in den Gruben umgekommen sind, anzuhalten, und daß wahre Mildthätigkeit blaß da auszuüben ist, wo *rechtliche* Ansprüche auf Hülfe fehlen. Mildthätigkeit ist gut, aber Recht ist besser.

Aus den Fabrikbezirken erhalten wir nach wie vor die niederschlagendsten Berichte. Namentlich in Lancashire sieht es trübe aus. An 400,000 „Hände" sind entweder gar nicht, oder ungenügend beschäftigt, und so tief eingewurzelt auch die Abneigung gegen die Workhäuser ist, der Zudrang zu diesen „Bastillen der Armuth" ist so stark, daß nicht alle Hülfesuchenden untergebracht werden können. Gleichzeitig füllen sich die Gefängnisse mit verdienstlosen Arbeitern, die in ihrer Verzweiflung irgend ein Gesetz übertreten und den Polizeidiener, der sie verhaftet, als einen rettenden Engel begrüßen. Und die, welche im Gefängniß Obdach und Nahrung finden, sind bei weitem günstiger gestellt, als ihre Kameraden im Workhaus. In den englischen Gefängnissen ist die Behandlung und Verpflegung entschieden besser als in den englischen Workhäusern, die man absichtlich so eingerichtet hat, daß sie dem Armen Grauen einflößen, und wir sollten demnach glauben, hier zu Lande gelte die Armuth für ein Verbrechen, für ein Vergehen, das strafwürdiger ist wie Diebstahl und Betrug.

Doch wenden wir uns von diesen düstern Bildern ab. Während die Bevölkerung von Manchester und den umliegenden Fabrikstädten mit dem bittersten Elend zu kämpfen hat, bereitet sich London auf die nahende Saison vor, von der die Cockneys die glänzendsten Erwartungen hegen. Wird nicht der Industriepalast am ersten Mai geöffnet und werden nicht Millionen von „Gästen" herströmen, die natürlich runde Geldbeutel mitbringen und ihre Goldstücke in der verführerischen Metropolis las zu werden wünschen? So viel ist gewiß, London ist jetzt verführerischer, als es zur Zeit der ersten Industrieausstellung war, und die Gäste mögen auf ihrer Hut seyn. — In den Theatern werden noch allabendlich die Weihnachtspantamimen aufgetischt. Sie sind heuer, wie sie jedes Jahr sind, nicht besser und nicht schlechter, aber das Publikum scheint mehr Geschmack daran zu finden als je. Wenigstens wird behauptet, die Manager der Theater haben nie so gute Geschäfte gemacht. Neben den Pantamimen werden „Sensationsstücke" gespielt, und in diesem Artikel sucht ein Theater das andere zu überbieten. Die neueste Neuigkeit im Sensationsgenre ist der „Engel der Mitternacht," welcher auf den Brettern des Princeßtheaters die Muse Shakespeares für den Moment in den Hintergrund gedrängt hat. Der „Engel der Mitternacht" ist französischen Ursprungs und vereinigt englische Geschmacklasigkeit mit krankhafter französischer Sentimentalität; aber ein solches Gebräu hat Anziehungskraft. Nächsten Monat wird Fechter wieder im Princeß auftreten, und zwar in der Rolle des Jago, die er mit einem der berühmtesten — Kanzelredner Englands einstudirt, mit dem Pfarrer Bellew. Ein Kanzelredner der Lehrer eines Schauspielers! Warum nicht? In England sind die berühmten Kanzelredner sämmtlich treffliche Schauspieler; außer Bellew z. B. Cumming und Spurgeon, und wenn wir an diesen Schauspieler-Predigern etwas auszusetzen haben, so ist es höchstens, daß sie nicht Schauspieler von Profession geworden sind, und statt die Kirchen in Schauspielhäuser zu verwandeln, sich nicht wirkliche Theater zur Entwicklung ihrer Talente gewählt haben. Doch ländlich sittlich. — Kean gibt seit vierzehn Tagen in Drurylane Gastrollen. Seine zahlreichen Bewunderer werden ihm am 21. März in St. James Hall ein prächtiges Silberservice überreichen, das über zweitausend Pfund Sterling werth ist, ohne die Arbeitskosten zu rechnen. Kean ist in der That ein glücklicher Mann. Seine Kunst ist nicht gerade von der ächten Art, aber sie schüttelt ihm ächtes Gold und Silber in den Schooß. Seine Kunst ist, genau genommen, blaß Handwerk, und *deßhalb* bringt sie ihm vermuthlich so viel ein, Handwerk hat ja einen goldenen Boden, was sich von der Kunst, wie männiglich bekannt, nicht sagen läßt. — Wir werden im Sommer doch nicht mehr als zwei italienische Opern haben, in Drurylane und in Coventgarden. Der tollkühne Spanier — nach andern war es eine Spanierin; jedenfalls ist die betreffende Person, ob nun männlichen oder weiblichen

Geſchlechts, in der Nähe der Mancha zu Haus — der tollkühne Spanier, der die Idee hatte, Her Majeſty's Theater zu miethen, hat die nöthigen tollkühnen Geldverleiher nicht entdeckt, und ſo iſt der Plan zu Waſſer geworden.

Daß Windham von der Jury für geiſtig geſund erklärt worden iſt, brauche ich nicht zu melden. Die Unterſuchung, die ſich in zwei Tagen hätte abmachen laſſen, dauerte ſechs Wochen und verſchlang 37,000 Pfund Sterling, die Windham zu bezahlen hat. Hätten ſeine zärtlichen Verwandten Recht gehabt und wäre er wirklich wahnſinnig, ſo hätte er dieſe Summe in ſechs Wochen nicht verſchleudern können. Er hält ſich gegenwärtig auf ſeinem Gut in Narfalk auf und lebt ſehr eingezogen. Leute, die ihn kennen, ſchildern ihn als einen freundlichen, gutmüthigen und verſtändigen jungen Mann.

Newyork, Februar.

Die Sklaverei und die Unionsregierung. — Verhältniß des weiblichen Geſchlechts zur Sklaverei. — Reguläre und Freiwillige. — Armeelieferanten.

Faſt jedermann im Norden der Vereinigten Staaten, mit dem man zuſammentrifft und ſich über die gegenwärtigen Zuſtände unterhält, wird ſeine Ueberzeugung ausſprechen, daß die Sklaverei in dieſem Welttheil den Anfang ihres Endes erreicht habe, daß das Maß der Nichtswürdigkeit voll ſey, und wir, noch ehe die Kriegswolken ſich völlig verzogen haben, alle Sklavenketten zerbrochen, alle jene ſchwarzen Flecken in unſerer Geſetzgebung, welche zum Schutz des lange gehegten und gepflegten Scheuſals dieſelbe bis jetzt verunziert haben, ausgelöſcht finden, und die Grundſätze wahrhaft republikaniſcher Freiheit von den Grenzen von Canada bis zum Meerbuſen von Mexico, vom atlantiſchen Meer bis zum ſtillen Weltmeer verwirklicht ſehen werden. Dieſe ſo allgemein ausgeſprochene Anſicht zeigt, daß das Volk für den großen Schritt reif iſt, von welchem Gegenwart und Zukunft der Republik abhängen, und kein Menſch kann vernünftigerweiſe nach den geringſten Zweifel hegen, daß die Proklamation, durch welche der alte Fluch endlich vernichtet würde, von der großen Mehrzahl des Volkes im Norden mit Jubel begrüßt werden würde. Täglich laufen beim Congreß Petitionen zu dieſem Zweck ein; allein bis zu dieſem Augenblick iſt weder im Congreß, noch im Cabinet, noch im Felde irgend ein entſchiedener, ehrlicher und offener Schritt zur Aufhebung der Sklaverei geſchehen. Im Gegentheil, obgleich jedermann zugibt, daß die Sklaverei einſt aufhören und mit der Unterdrückung der Rebellion ihr Ende erreichen müſſe, wagen doch nur einige wenige Congreßmitglieder mit Entſchiedenheit für eine ſolche Maßregel aufzutreten; und höchſtens wird angerathen, die Sklaven erklärter Rebellen für frei zu erklären, ohne daß man jedoch ſelbſt in dieſem Punkt ein Reſultat erreicht hätte. Während, Dank der Sklaverei, in dieſem Augenblick alle Verhältniſſe zerrüttet, der Wohlſtand des Landes zu Grunde gerichtet, Hunderttauſende von Bürgern aus ihrem Beruf geriſſen und gezwungen ſind, ihr Leben für die Erhaltung der Nation und der Regierung auf's Spiel zu ſetzen, während zahlloſe Familien in Trauer und Beſorgniß verſetzt ſind und die rebelliſchen Sklavenhalter die verzweifeltſten Anſtrengungen machen, um im Ausland Hülfe und Beiſtand für die ſchändlichſte Sache zu finden, um derenwillen jemals der Frieden eines Landes geſtört wurde, ſcheint die Regierung in Waſhington die Sklaverei dennoch für eine geheiligtere, unangreifbarere Inſtitution anzuſehen, als jede andere Art von Eigenthumsrecht oder geſellſchaftlichen Verträgen.

Jede abolitioniſtiſche Regung iſt bis jetzt ſogleich ſorgfältig unterdrückt worden; kein Menſch im Congreß oder im Heer darf hoffen, das Vertrauen und die Anerkennung der Adminiſtration zu genießen, der nicht entſchloſſen iſt, ſeine Kräfte eben ſo ſehr der Aufrechthaltung der Sklaverei als der Aufrechthaltung der Union zu widmen, und die meiſten unſerer Generale haben weniger Lorbeeren durch Siege über den Feind geerntet, als ſie durch das Ausliefern flüchtiger Sklaven Schande auf ſich geladen haben. Dieſe zarte Rückſicht gegen die Sklaverei zeigt ſich in den geringſten Einzelheiten. Erſt in dieſen Tagen hatte man einen ſchlagenden Beweis davon in einem Ereigniß, das zwar an ſich von keiner Wichtigkeit, doch wegen der Folgerungen, die ſich daran knüpfen, vielfach beſprochen wird. Die Brüder Hutchinſon, die ſchon ſeit vielen Jahren durch den Vortrag volksthümlicher Lieder allgemein bekannt und beliebt ſind, hatten eine Excurſion zu dem Heer am Potomac unternommen und ſangen dort zur Unterhaltung der Soldaten. Unter ihren Geſängen befanden ſich auch einige abolitioniſtiſche Lieder, welche zwar den Beifall der Soldaten, aber nicht den der Commandirenden erhielten, vielmehr ſolchen Anſtoß erregten, daß nicht nur ihre Wiederholung unterſagt, ſondern die Brüder Hutchinſon ein für allemal aus dem Lager am Potomac verwieſen wurden.

Was iſt das Geheimniß dieſer Unterwürfigkeit gegen

Digitized by Google

die Sklaverei? Alle Welt weiß, daß sie allein die Ursache der Rebellion ist, und die Congreßmitglieder aus dem Norden und Westen sprechen dieß unverholen aus; allein die Schwierigkeit liegt darin, daß der Präsident und sein Cabinet die entschiedenste Abneigung gegen jede Maßregel zeigen, welche die Existenz der gebeiligten Institution bedroht. Der Einfluß der wenigen Sklavenstaaten, welche bis jetzt noch der Union treu geblieben sind, ist in dieser Richtung mächtiger als der laut ausgesprochene Wunsch des gesammten Nordens. Jene Grenzstaaten wiederholen jetzt dasselbe Spiel, welches im Anfang der Revolution so verderbliche Früchte trug. Sie bilden den Damm gegen den Abolitionismus, welcher in den Massen zum Bewußtseyn gekommen ist, der, wenn ihm freier Spielraum vergönnt wäre, bald die ganze ungeheure Rebellion bis auf die letzten Spuren auslöschen würde. Jene Staaten bilden heute, wie sie vor einem Jahr thaten, unter der Maske der Loyalität das festeste Bollwerk der Rebellion. Es geschieht der Grenzstaaten wegen, wenn unsere Soldaten noch immer zu dem entwürdigenden Handwerk von Sklavenfängern erniedrigt werden, ihretwegen, daß bis jetzt die Sklaverei in dem Bezirk von Washington, dem Distrikt Columbia aufrecht erhalten wird, ihretwegen, daß die besten, fähigsten Männer ihrer Stellung in der Armee entsetzt werden, sobald sie ihre Abneigung gegen die Sklaverei durch irgend eine eingreifende Maßregel an den Tag legen, und daß die Regierung ihnen regelmäßig Nachfolger gibt, deren Loyalität keinem Zweifel unterliegt.

Unter denjenigen, welche zu der Unterdrückung der Rebellion verbündet sind, kann man drei verschiedene Schattirungen wahrnehmen. Zu der ersten, die während der verflossenen Wochen am meisten gewachsen ist, gehören diejenigen, welche die Sklaverei für die Ursache und ihre Abschaffung für das Mittel zur Bekämpfung des Südens ansehen. Zu der zweiten gehören viele der ehemaligen nördlichen Demokraten, welche zwar die Rebellion auf jede Weise und unter jeder Bedingung unterdrückt wissen wollen, jedoch nur im äußersten Nothfall durch Abschaffung der Sklaverei, während die dritte aus denjenigen besteht, die gern Frieden und Ordnung hergestellt sehen möchten, vorausgesetzt, daß dieß ohne Beeinträchtigung des Sklavereisystems geschehen kann. Letztere Schattirung hat ihre Repräsentanten größtentheils in den Grenzstaaten; sie sind es, welche im Namen der Constitution, durch eine willkürliche Auslegung, die sie ihr geben, Himmel und Erde in Bewegung setzen, um die Regierung von jedem entschlossenen, kräftigen Schritt zurückzuhalten, und so lang sie ihren Einfluß üben, kann man sich keiner gegründeten Hoffnung auf einen besseren Zustand der Dinge hingeben.

Uebrigens haben die Einsicht in diese Verhältnisse und die Unzufriedenheit über das herrschende System der Halbheit sich schon so weit verbreitet, daß sie sogar einen Theil der Einwohner von Washington erreicht und dort eine förmliche Revolution bewirkt haben. Männer wie Horace Greeley, der Redakteur der „Tribune," welcher seit einiger Zeit als der offene Verfechter der Emancipation der Sklaven aufgetreten ist, Cheever und selbst Wendell Phillips, die früher dort kein Wort hätten öffentlich vorbringen dürfen, werden jetzt von Vereinen und literarischen Gesellschaften aufgefordert, Vorlesungen zu halten, die mit höchster Anerkennung aufgenommen werden. Auch Fremont, der sich dort vor dem Untersuchungscomité befindet, um über sein Verhalten in Missouri Rechenschaft zu geben, wird überall, wo er sich öffentlich zeigt, von Soldaten und Bürgern mit freudigem Zuruf begrüßt und umringt, während M'Clellan, der Befehlshaber der großen Armee am Potomac, kein solches Zeichen der Anerkennung zu erringen vermag.

Während auf der einen Seite der Instinkt des Volks demnach endlich sogar in Washington zum Durchbruch gekommen ist, befindet sich dort ebenfalls der eigentliche Herd der Verrätherei, und es gibt viele Angestellte in allen möglichen Zweigen der Regierung, die sich kaum die Mühe geben, ihre Sympathie für die Sklavenhalter zu verbergen. Neuerlich hat der Congreß sich dieser Sache angenommen, und das mit der Untersuchung beauftragte Comité hat in diesen Tagen seinen Bericht abgestattet, aus dem sich ergibt, daß mehrere hundert Beamte der Regierung mehr oder weniger compromittirt sind und den Rebellen mittelbaren und unmittelbaren Vorschub geleistet haben. Was Wunder, daß mit der Hülfe solcher Spione, die so recht eigentlich an der Quelle saßen, die Feinde von jeder militärischen Bewegung, die man beobsichtigte, zuvor in Kenntniß gesetzt wurden und ihre Vorkehrungen demgemäß treffen konnten! Die wüthendsten Secessionisten, die thätigsten Spione findet man jedoch unter den Frauen. In Wahrheit, wenn es kein anderes Argument gegen die Sklaverei gäbe, der demoralisirende Einfluß, welchen sie auf die weißen Weiber übt, wäre allein hinreichend, sie für den größten Fluch zu erklären, der auf einem Lande lasten kann. Sitte, Anstand, Rechtlichkeit, Ehre und Menschlichkeit werden von diesen offenen und heimlichen Secessionistinnen aufgeopfert; vor keiner Erniedrigung, keinem Verbrechen schrecken sie zurück. Welche Künste aufgeboten werden, um Leuten, die man mit den Planen der Regierung bekannt glaubt, ihre Geheimnisse abzulocken, kann man sich leichter denken als erzählen. Frauen sind die Briefträger, welche die verrätherischen Correspondenzen befördern, und mehrere wurden auf frischer That ergriffen, deren Kleidungsstücke buchstäblich mit Briefen wattirt waren. Diejenigen, welche nicht Gelegenheit haben, eine solche Thätigkeit zu entwickeln, legen ihren Haß gegen den Norden und die Unionisten in Aeußerungen der Wuth an den Tag, wie sie nur dem ärgsten männlichen Rowdy zu Gebote stehen. In St. Louis kann sich kein Offizier der Unionsarmee auf der Straße sehen lassen, ohne von jenem weiblichen Pöbel durch Worte und Geberden insultirt zu werden, die, wenn ein Mann sie sich erlauben wollte, sofort zu seiner Verhaftung führen würden. Man darf übrigens keineswegs denken, daß es die Weiber aus

Digitized by Google

den untern Claſſen ſeyen, von denen ſolche Demonſtrationen vorzugsweiſe gemacht werden; nein, es ſind vielmehr Damen der ſogenannten guten Geſellſchaft, Frauen und Töchter angeſehener Sklavenhalter, die einander in der Frechheit zu überbieten ſuchen.

Ein anderer Unfug, deſſen Wirkungen auf die Kriegführung vielleicht noch verderblicher ſind als ſelbſt das Spionenweſen, iſt der ungebührende Einfluß, welchen die Offiziere der regulären Armee ausüben. Dieſe hegen gegen die Freiwilligen einen Neid, eine Eiferſucht, welche ſich in den kleinlichſten Intriguen, den gemeinſten Verleumdungen und den bitterſten Feindſeligkeiten kund geben. Vollbringt ein Offizier, welcher nicht in der Militärſchule zu Weſt-Point graduirt hat, eine glänzende Waffenthat, ſo kann man ſich darauf verlaſſen, daß er binnen Kurzem die Zielſcheibe der wüthendſten Angriffe wird, und der Chikanen und Nichtswürdigkeiten iſt kein Ende, bis er entweder ſeines Commandos entſetzt iſt, oder der Kränkungen und des Aergers müde, freiwillig reſignirt. Unter den Freiwilligen-Offizieren gibt es viele Deutſche, welche ſchon daheim eine militäriſche Laufbahn durchgemacht haben und mit den theoretiſchen Kenntniſſen eine Erfahrung vereinigen, die ſich anzueignen die Zöglinge von Weſt-Point in einer langen Reihe von Friedensjahren freilich keine Gelegenheit hatten. In ſolchen Fällen iſt der Haß um ſo wüthender; dummer, aufgeblaſener Nativismus tritt hinzu und thut das Uebrige. Ein ſchlagendes Beiſpiel dieſer Art liefert die Behandlung, welche Franz Siegel zu Theil geworden iſt, welchem die Regierung vielleicht mehr als irgend einem andern Menſchen dafür verpflichtet iſt, daß der Staat Miſſouri nicht ſchon längſt zu den losgeriſſenen Staaten gehört. Vom Ausbruch des Krieges an entwickelte Siegel nicht allein bewundernswürdige Thätigkeit und Kühnheit, ſondern auch wahrhaftes Talent, und die Erfolge, die er errungen, gehören in Betracht der Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, zu den glänzendſten.

„Was kann man von einem Volke erwarten, das keine Bürgertugend beſitzt?“ ſagte ein Bekannter zu mir, als wir über die Dummheiten und Schlechtigkeiten ſprachen, welche die ſtümperhafteſte und dilettantenmäßigſte Kriegführung unſeres Zeitalters charakteriſiren. Wenn dieſer Ausſpruch, auf die Maſſe des Volks in den freien Staaten im Allgemeinen angewandt, auch zu hart iſt, ſo trifft er doch im vollſten Maaße die Hunderte und Tauſende, welche den Krieg als eine Gelegenheit zum Reichwerden betrachten, die ſie auf jede Weiſe ausbeuten müſſen. Dieß ſind die Armeelieferanten und die Agenten, welche die Ankäufe der Regierung vermitteln. Auf dieſem Feld tritt die Betrügerei mit einer Dreiſtigkeit auf, die ſelbſt die Maske der Rechtlichkeit verſchmäht. Uniformen, die den Soldaten nach vierzehn Tagen in Lumpen vom Leibe fallen, Lebensmittel, nur zum Wegwerfen gut, und halbtodte Pferde, die gerade den Augenblick erlebten, in dem ſie der Regierung überliefert wurden, ſind die Beweiſe, durch welche jene Ehrenmänner ihren Patriotismus an den Tag legen. Keiner unter allen hat jedoch in dieſem Geſchäftszweig wohl mit größerem Erfolg gearbeitet als ein Schwager des Marineminiſters Welles, der von dieſem beauftragt war, Schiffe anzukaufen, und für jedes Fahrzeug mit ſeinem Wiſſen und ſeiner Zuſtimmung den artigen kleinen Vortheil von 2½ Procent für ſich nahm und auf dieſe Weiſe in zwei bis drei Monaten über 70,000 Dollars erübrigte. Dieſer erbauliche Handel wurde kürzlich von Congreß wegen unterſucht und zur öffentlichen Kunde gebracht. Laut und allgemein wird Morgan, der patriotiſche Schiffsagent, aufgefordert, das Geld zurückzugeben, wozu er indeſſen noch keine Anſtalt getroffen hat. Nach ſolchen Erfahrungen fängt es an aller Welt klar zu werden, daß der Krieg, welcher das Land täglich zwei Millionen koſtet, für höchſtens die Hälfte geführt werden könnte, wenn nur halbwegs rechtlich dabei verfahren würde.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 14. 2. April 1862.

— Here's a large mouth, indeed,
That spits forth death, and mountains, rocks, and seas!
What cannoneer begot this lusty blood!
He speaks plain cannon, fire, and smoke, and bounce,
He gives the bastinado with his tongue,
Our ears are cudgel'd.

Shakespeare.

Von Lyon nach Genua.

Ein Autor auf Reiſen.

Mit dem erſten Frühzuge verließ ich Lyon. Es war urſprünglich meine Abſicht geweſen, mit dem Rhonedampfer nach Avignon zu gehen; und dieſe Partie bleibt gewiß lohnend, wenn man ſich günſtigen Wetters erfreut und mit der Zeit nicht zu geizen braucht. Der Wechſel des Wilden und Maleriſchen, die Klarheit, Fülle und Ruhe der ſüdlichen Scenerie und Vegetation ſoll unbeſchreiblich anmuthig ſeyn. Nur darf man nicht hoffen, in fünf Stunden die Fahrt zu beendigen (wie das Berliner Coursbuch mit unbeſchreiblicher Hartnäckigkeit in jeder Ausgabe wiederholt), man braucht volle zwölf Stunden. Leider gehen die Dampfboote nur drei mal in der Woche und an dem Tage meiner Abfahrt von Lyon gerade nicht; überdieß war das Wetter ſehr unſicher und zur Beſichtigung Avignons hätte ich faſt einen vollen Tag mehr gebrauchen müſſen. Eine merkwürdige Bekanntſchaft wäre mir dabei entgangen.

In Valence hielt nämlich der Zug eine ſtarke Viertelſtunde. Wir ſtiegen aus und eilten, des Regens wegen, in das Stationshaus. In der Thüre ſtehend, unterhalte ich mich mit einem Schweizer Kaufmann, in deſſen Gemeinſchaft ich mein Hotel zu Lyon bewohnt und verlaſſen hatte. Bei den Klängen der deutſchen Sprache merkte ein ältlicher Herr auf, der dicht vor uns ſaß, und unterbrach mich bald mit den Worten: „Wie, mein Herr? Sie ſind ein Deutſcher?“ — „Gewiß.“ — „Und Sie gehen nach Avignon?“ — „Ja wohl, und auch weiter über Nimes nach Marſeille.“ — „Sie reiſen vielleicht in Geſchäften?“ — „Mein einziges Geſchäft iſt Erholung und Vergnügen.“ — „Ei, das iſt ja prächtig! Wir müſſen zuſammen reiſen! Ich mache ganz dieſelbe Tour. Gott ſey Dank, daß man wieder ein vernünftiges Wort deutſch reden kann! Man muß umkommen, wenn man ſich nicht friſchweg von der Leber ausredet.“

Ich fixirte ihn einen Augenblick; die Erſcheinung war bedeutend. So unſcheinbar die alte Mütze war, die ſein ſtarkes graues Haar bedeckte, ſo nachläſſig der alte Mantel um die Schultern hing, ſo anziehend waren die Züge. Hohe, ausgebreitete, breite Stirne, prächtige, kühn, aber nicht ſcharf geſchnittene Naſe, ein feiner Mund mit äußerſt beweglichen Lippen, ein wohlgerundetes Kinn und zwei hellblaue, aber jeden Augenblick Funken ſprühende Augen. Alle Geſichtsmuskeln ſpielten, wenn er ſprach, die Arme geſtikulirten, der ganze Körper bebte bei der geringſten Erregung. Er ſchien es zu merken, daß ich von dem neuen Reiſegefährten heimlich einen Steckbrief nahm, und fuhr fort:

Digitized by Google

„Sie müſſen wiſſen, ich reiſe auch zum Vergnügen und zur Belehrung; ich bin ein nicht unbeliebter Schriftſteller, mein Name iſt * * *; vielleicht haben Sie denſelben ſchon nennen hören." — „O mehr als dieß!" erwiederte ich ſchnell; „ich habe mit vielem Vergnügen Ihr Buch * * * geleſen und von den andern Werken ſo weit Notiz genommen, als es meine beſchränkte Zeit geſtattete und die Gelegenheit ſich darbot. Außerdem freut es mich, in Ihnen einen Landsmann, wenigſtens aus derſelben Provinz anzutreffen."

Dieſe Worte ſchmolzen völlig auch die letzte dünne Eisrinde von ſeinem Herzen, das ich plötzlich gewonnen hatte. Mein Name, ſo wie einige meiner Verwandten waren ihm bekannt, und ſeine Freude ſteigerte ſich, als er in mir „einen wiſſenſchaftlich gebildeten Mann" entdeckte, der ihn zu verſtehen im Stande ſey. Als der Zug abging, mußte ich in ſein Coupé überſiedeln. Nun ließ er ſeiner Lebendigkeit den Zügel ſchießen, und unaufhaltſam ergoß ſich der lange aufgeſtaute Strom ſeiner Rede, während die übrigen Inſaſſen des Wagens verwundert den Alten anblickten. Es war eine Fülle geiſtvoller Beobachtungen und Betrachtungen, oft ſchielend, öfter den Nagel auf den Kopf treffend, bald philoſophiſch zugeſpitzt und in ſeiner Abſtraktion, bald ſo plaſtiſch concret, ſo bilderreich und phantaſtiſch bizarr, einmal voll gewichtigen Ernſtes, dann wieder ſprühend von carrikirender Laune, die von Witz, Humor, Satire funkelte. Dieſen Charakter trug überhaupt ſeine Unterhaltung.

Anfangs bemühte ich mich, die kurzen Pauſen mit eigenen Bemerkungen ergänzender oder beſtätigender Art auszufüllen; aber bald gewahrte ich, daß dieſe Mühe mir wenig gedankt wurde, daß er, wie alle übermäßig lebendigen Individualitäten, nur eines Adreſſaten für ſeine Monologen bedurfte, ohne nach der Anſicht anderer zu fragen. Ein Diſput mit ihm war unmöglich; auch wenn er einen zu Worte kommen ließ, ſo bejahte er entweder mit Ungeduld die Reſtriktionen, die man einſchaltete, oder er überhörte ſie. Dieß grell Leidenſchaftliche äußerte ſich überhaupt faſt nur paradox, und meiſtens mußte eine Entgegnung philiſterhaft und pedantiſch klingen. Es lag immer etwas Wahres in ſeinen Behauptungen; an ein Abwiegen des Ausdrucks, an ein Hervorheben anderer Seiten zu denken erſchien mir vergeblich, und Angeſichts ſeiner alles niederwerfenden Apodiktik ſelbſt lächerlich. So ſpielte ich denn meiſt den ruhigen Zuhörer, lachte herzlich bei ſeinen Expectorationen und ließ das Bild dieſer originellen Eigenthümlichkeit vor meinen Augen ſich ruhig entfalten. Dieſe Ruhe erſchien dem Alten als beſondere Liebenswürdigkeit; ich fühlte mehr und mehr, daß meine Geſellſchaft ihm beinahe unentbehrlich zu werden drohte; dadurch mußte meine eigene Freiheit, die ich auf Reiſen faſt rigoriſtiſch mir zu bewahren ſuche, fühlbare Beſchränkungen erleiden.

Um halb drei waren wir in Avignon. Ein Omnibus, in den wir auf gut Glück einſtiegen, führte uns durch ſchmale Straßen zwiſchen hohen Mauern und Häuſern hindurch in das Hotel St. Yves, wo uns ein großes freundliches Zimmer angewieſen wurde. Bald aber machten wir uns auf den Weg, denn der Autor wollte ſein Mittagsmahl zu ſich nehmen. Nach langem Suchen fanden wir den bedeutendſten Reſtaurant, der uns als ſolcher genannt war; allein abſchreckend wie ſein äußerer Anblick, ohne Comfort, ſelbſt ohne alle franzöſiſche Eleganz, war auch die innere Ausſtattung. Um ſo höher waren die Preiſe. Mein guter Autor gerieth in Entſetzen, als er die ſchriftliche Rechnung auf einem unſaubern Teller entgegen nahm. Für ein wenig Suppe, Braten und gewöhnlichen Wein ſollte er mehr als drei Franken entrichten. Sein urdeutſches Gemüth, das ohnehin durchaus keine Sympathie mit den Franzmännern fühlte, ward bis zur Berſerkerwuth erregt und ergoß ſich in Vergleichen und Kraftausdrücken voll des tollſten Humors. Trotz ſeines ſoliden Aergers hielt ich ein herzliches Lachen nicht zurück und dieſes ſchien ihn nach und nach zu beſänftigen. Aber noch lange hallten die Verwünſchungen nach über dieſes elende Gezücht, das man viehiſch nennen möchte, wenn man nicht mit ſolchem Vergleich dem lieben Vieh ſelber ein ſchmähliches Unrecht anthäte, über dieſe jammervolle Brut von Beutelſchneidern, wie rollender Donner; ihre Intenſität hätte jedem egyptiſchen Eſeltreiber in Kahira Ehre gemacht.

Ich glaubte, er würde nun nicht mehr Luſt haben, dieſes ſchändliche Avignon eines muſternden Blickes zu würdigen. Allein kaum waren wir aus dem Hauſe, ſo trieb er mich zur Eile. „Wir wiſſen nicht, was uns bevorſteht," bemerkte er. „Das Schloß kann uns Eindrücke bedeutender Art zurücklaſſen, voll unerſetzlichen Werthes." Und in der That, mein Autor war ein dankbarer Touriſt. Noch nie habe ich einen Menſchen geſehen, vollends in ſeinem Alter (er hat ſeine ſechs Decennien ſchon hinter ſich), der ſo überaus ſenſibel, ſo ungemein leicht erregbar iſt für bedeutende Erſcheinungen der Natur. Schon dieß allein drückt ihm das Gepräge einer ſeltenen Originalität auf. Keine Stimmung konnte ungünſtiger für Enthuſiasmus ſeyn, als die war, in der er ſich jetzt befand; aber die Macht des Geſchauten, die Energie und gewaltige Tiefe, mit der ſich die großen Objekte ſchnell und mächtig in ſeine Seele hineindrückten, überwältigten jede Stimmung.

Die Stadt ſelbſt macht einen unheimlichen, düſtern Eindruck. Die Gaſſen meiſt ſehr enge, kaum breit genug für zwei Wagen, die Rinnſteine in der Mitte; an den Seiten Häuſer, für deren Zierde ſeit langen Jahren nichts geſchehen war; die alterthümlicheren hatten überdieß bisweilen ſehr wenige, oft ſtark vergitterte Fenſter, welche das Innere äußerſt unwohnlich und düſter machen mußten. Mir fiel die große Zahl ſolcher Gebäude auf, die augenſcheinlich ſeit langer Zeit nicht bewohnt waren. Alles athmete Lebloſigkeit, Ruin, Dumpfheit des Geiſtes.

Wir kamen auf den Platz vor dem Hotel de Ville und athmeten freier. Es iſt das einzige ſtattliche Gebäude, wenn ich das Theater und einige der neueren Hotels ausnehme. Da faßte mich plötzlich mein Begleiter am Arme. „Nun ſehen Sie doch, liebſter Herr, oben an der Uhr jene gräuliche Puppe! Da ſtellt man nun ſolch ein Weibsbild hin, das ſoll ſchön ſeyn. Nicht genug, man behängt ſie gar noch mit ganz wirklichen Lappen, mit Plunder von altem bunten Kattun. Ein paar kräftige Regengüſſe machen die Kleider zu elenden Fetzen, die um den ſchönen Stadtgenius herumflattern. Köſtlich! Ganz das rechte Symbol dieſer „koddrigen“ Franzoſen, das ſchönſte Sinnbild für das berühmte Neſt Avignon!“ Und dieſe gerechte Verhöhnung bornirter Geſchmackloſigkeit ward denn auch mit ſeiner ſignificanten Lieblingsgeſtikulation begleitet, indem er mit zitternder Bewegung die Finger ſeiner rechten Hand, kreisförmig zuſammengeſtellt, gegen ſeine Stirne hinbewegte, als ob er ſich über der Naſenwurzel einen Schröpfkopf ſetzen wollte.

Bald waren wir am päpſtlichen Schloß, das mit ſeinen altersgrauen Mauern und 150 Fuß hohen Thürmen an dem ſanften Hügel, an dem es liegt, großartig und düſter empor ſteigt. Um dieſen Aufenthalt ſind die heiligen Väter gewiß nicht zu beneiden geweſen. Durch die Zeitungen war das Gerücht gegangen, daß das Schloß von neuem eingerichtet werden ſolle, um dem Papſt, falls er Rom freiwillig oder gezwungen verlaſſe, zum Aſyl zu dienen; doch wollte man hier nichts von dergleichen wiſſen, wie uns der Offizier der Thorwache ſagte.

Wir ſtiegen die breiten Stufen der terraſſirten Anhöhe hinan und ſtanden bald vor der Statue Althens, der ſich durch die Einführung des Krapp ein bedeutendes Verdienſt um die Hebung der Volkswirthſchaft erworben hat. Allein kaum mochten wir dieſelbe eines Blickes würdigen, ſo mächtig war das Auge durch die Ausſicht gefeſſelt, die hier in einziger Schöne ſich entfaltete. Zu unſern Füßen links Avignon, rechts die Durance in mehrfachen Windungen, drüben der Rhone. Die glänzenden Streifen des Waſſers bekränzte das dunkle Grün der Cypreſſen, der Weinberge, das ſilberhelle Laub der Oelbäume, das friſche ſaftige Blätterwerk der Maulbeerbäume; doch überwog die dunkle Schattirung. Dicht vor uns ſtieg amphitheatraliſch das Fort Villeneuve an den jenſeitigen Hügeln hinauf, dahinter die Ebene, hie und da kleine Weiler, einzelne Häuſer, aus Cypreſſen und Weiden hervorlugend; am Horizonte lange Reihen ſanftwelliger Bergreihen; ſcharf hervorlugend in tiefblauer Färbung. Hinter uns auch Ebenen bis nach dem Thale, wo Petrarca an der Fontaine de Vaucluſe ein Grabmal gefunden hat, auch hier Bergreihen, in mannigfachem Farbenwechſel über einander terraſſenförmig emporſteigend. Aber die Scenerie gewann einen wahrhaft großartigen Charakter durch die Wolkengebilde. Im Oſten über dem Berge Ventoux war der Himmel licht und blau, ſonſt düſter bedeckt; über den weſtlichen Höhenzügen lagerten rieſige Maſſen von ſchwarzgrauen Haufenwolken. Der Donner grollte von ferne herüber; der Wind heulte durch das nahe Schloß hindurch; in jenen Wolkenlagen zuckten unaufhörlich Blitze hin und wieder. Auf der Terraſſe erhebt ſich ein gewaltiges Crucifix, von mehr als zwanzig Fuß Höhe. Und wie ich auf daſſelbe ſchaue, dahinter dieſe ſprühenden Blitze, da durchzuckt mich der Gedanke an Golgatha. In der That, ein wunderbar ergreifendes Bild! Alle Momente zu der erhabenſten, getreueſten Studie waren vereinigt. Dort unten der Kidron; um den ſterbenden Erlöſer die immer dichter werdende grauſige Finſterniß; ringsum düſteres Todesſchweigen, das nur die Windsbraut in heulenden Stößen unterbricht; und drüben die weißlich grauen Mauern und Gebäude und Kuppen von Villeneuve, das in täuſchendſter Weiſe den Eindruck einer orientaliſchen Stadt macht — ein Bild Jeruſalems.

Schweigend ließ ich dieſe erhabene Größe des Panoramas auf mich einwirken; aber der Autor kannte für ſein Entzücken keine Grenzen. In ſtrömender Rede wies er auf all dieß Große und Wunderbare in Scenerie und Beleuchtung hin, überall redende Zeugen vergangener Herrlichkeit, überall ſchweigende Trauer, oder kaum verhaltener Zorn über Lüge nnd ſchuldvollen Irrthum, überall reiche Symbole, die ihm aus immer neuen Beobachtungen überwältigend entgegenquollen. Seine begeiſterte Verzückung war ſelbſt eine Staffage tiefſinnigſter Art. Wie ich ihn daſtehen ſah, voll ſprühenden Eifers und höchſter Ergriffenheit, das edle, ſchön geſchnittene Antlitz unverwandt auf das große Bild gerichtet, tiefen Ernſt in den Zügen, die Augen voll verzehrender Gluth — wahrlich, ein alter Prophet in Iſrael, ein Amos von Thekoa, ein Ezechiel

hätte kein bedeutsameres Bild gegeben. Prophetisch war ja sein Reden, abgebrochen, überströmend, wie mit Gewalt getrieben, immer aus tiefster Empfindung heraus; prophetisch sein ganzes Wirken, ja sein geheimes Ideal in seinen schriftstellerischen Arbeiten, prophetisch sein geheimer Schmerz über die geringe Wirkung, die er auf sein Volk bisher ausgeübt hatte.

Nur das steigende Unwetter vertrieb uns von der Terrasse; bald goß der Regen in Strömen nieder und nöthigte uns, im Portale des Schlosses Schutz zu suchen. Dieß gewährte uns Muße, das Innere ein wenig in Augenschein zu nehmen. Einen düstern Eindruck macht die Salle brulée, eine umfangreiche Halle, in die man auf einer durch kühne Wölbungen und reiche Verzierungen ausgezeichnete Treppe gelangt. Den Namen hat der Saal daher, weil hier der päpstliche Legat Pierre de Lude im Jahre 1411 die eben darin versammelten Edlen von Avignon in die Luft sprengen ließ, um die Ermordung seines Neffen an ihnen zu rächen. Die Chapelle du Saint Office, von geringem Umfang, bietet wenig Merkwürdiges. Die Reste von Giottos Frescomalereien, ohnehin dürftig, waren der Dunkelheit wegen fast völlig unkenntlich; dicht daran stößt die Marterkammer mit einigen Ueberbleibseln des Ofens, in welchem die Folterwerkzeuge glühend gemacht wurden. Hier wurden auch die Opfer der Revolution 1791 vom Thurme der Glacière in einen düstern Abgrund geschleudert. Ueberhaupt wüthete das terroristische Regiment in Avignon wie in wenig andern Städten des Südens. Von den sechzig Kirchen, die es früher zählte, sind nur achtzehn übrig geblieben. Auch die noch übrige, 1512 erbaute Peterskirche, sonst ein stattlicher Bau mit schöner Façade, liegt zum Theil in Trümmern.

Jenem erhabenen Schauspiel sollte indeß die Komik nicht fehlen, den Schluß jener großen Naturtragödie bildete ein sehr christliches Satyrspiel. Schon als wir auf jener Terrasse umher gingen, gesellte sich zu uns ein nicht mehr junger Mann, der mit Erstaunen auf die Exclamationen des Autors lauschte. Auf dem Rückwege knüpfte er eine Unterhaltung an, deren wunderliches Deutsch, halb gebrochen und doch ohne allen französischen Accent, ich oft kaum zu verstehen vermochte. Bei jeder Aeußerung, die das religiöse Gebiet streifte, fiel er sogleich zustimmend ein mit stark protestantischer Betonung und mit pietistischen Phrasen reinsten Wassers. Seine Karte, die er uns aufdrang, wies ihn als einen in Lyon ansäßigen Schneider aus, der, seit dreißig Jahren in Frankreich, das Land der Erbweisheit, Mecklenburg, als die Stätte seiner Wiege nannte. Mit hoch naiver Zudringlichkeit suchte er den Autor zu überreden, seine herrlichen Redetalente im Dienste des Reiches Gottes zu verwerthen und auf Kosten der französischen Evangelisationsgesellschaft den wahren Glauben reisepredigend zu verkünden. Eine so schöne Inscenesetzung von Faust und Wagner hatte ich noch nicht erlebt. Der erstere schüttelte aber den frommen Schneider mit einigen herben kühlen Worten ab, die indeß wenig verfingen; ich erbarmte mich meines Begleiters und trug bald allein die Kosten der freilich sehr einseitigen Unterhaltung.

Weder der Autor noch ich waren ächte Museumsläufer, beide ohnehin längst übersättigt. Indeß hätte ich dießmal mit dem Museum in der Rue Calade gerne eine Ausnahme gemacht, wenn ich von dem Reichthum an egyptischen Alterthümern und Erinnerungen aus der päpstlichen Zeit etwas gewußt hätte. Allein ich hatte mich in der Heimath vergebens nach einem Guide durch's südliche Frankreich umgesehen; mein Begleiter aber, der glücklicher gewesen, hielt sein Handbuch annoch in seinem Koffer verschlossen.

Meine ursprüngliche Absicht, nach der Fontaine de Vaucluse zu wallfahren und bei dem Dorfe l'Isle das geschmacklose Monument Petrarcas schauend über die wunderbaren Wege nachzudenken, welche einem Manne zum großen Ruhme verhelfen — diese Absicht ward durch das entschiedene Widerstreben des Autors vereitelt. Ueberdieß war das Wetter zu schwankend, als daß man viel von diesem Ausfluge erwarten konnte. Auch schwebte mir noch die calamitätenreiche Erzählung von Johanna Schopenhauer vor Augen, die sehr wider Willen den sentimentalen Wallungen ihrer Begleiterinnen hatte nachgeben müssen. Mußte ich doch dem Autor meine arge Ketzerei in Betreff der klangreichen, aber gefühl- und inhaltsarmen Sonette des gekrönten Dichters offen eingestehen, wobei ich freilich in ihm den tiefen, hochverdienten Kenner des classischen Alterthums desto mehr anerkannte.

In reich bewegter Unterhaltung gelangten wir in unser Hotel. Ich fühlte, wie der Autor immer mehr Behagen an mir fand; das stärkste sympathetische Cement bildeten aber meine gelegentlichen Widersprüche gegen landläufige Meinungen, solche bei kundigeren Deutschen häufige Ketzereien, wie ich sie eben über Petrarca angedeutet. Er war in heiterer Stimmung; der Genuß jenes Anblicks hatte ihn mit Avignon vollständig ausgesöhnt. Tiefer und tiefer weihte er mich in seine schriftstellerischen Zwecke, Wünsche und Täuschungen ein. „So habe ich Jahrzehende meines Lebens nur in Studien dahingebracht, habe den größten Theil meines Vermögens geopfert, nur um als Schriftsteller meinem Volke Etwas werden zu können. Und was ist der Erfolg? Zwölf Bände liegen vor; darf ich mir

wirklich ſchmeicheln, einen nachhaltigen Eindruck gemacht zu haben? Man lieſt es, man amüſirt ſich, man lacht, man ärgert ſich gründlich (was noch das Erfreulichſte), aber wirkt es, ſchlägt es durch? Nur mein erſtes Buch, das ich im 46ſten Lebensjahre vor fünfzehn Jahren herausgab, hat eine zweite Auflage erlebt, auch mein vorletztes, weil es das pikanteſte war. Und nun ſehen Sie einmal mein Leben an: dort in dem kleinen, elenden Weichſelneſte, umgeben von Philiſtern, deren Phlegma, Dünkel, Stupidität, Bosheit geradezu abgründlich ſind; — wenige, ſehr wenige Menſchen um mich her, die mich annähernd verſtehen, ja die nur Notiz nehmen von meinen Arbeiten.“ Doch bald verlief ſich dieſe tragiſche Stimmung und er fuhr zornig, aber humoriſtiſch fort: „Nun, ſie haben's gekriegt, dieſe Philiſter. Leſen Sie mein neueſtes Bilderbuch voll ächten ſpaniſchen Pfeffers. Anmuthig, ſchön, lieblich — nichts davon! Ich kann auch glatt und geleckt ſchreiben wie eine aufgezogene Spieluhr — aber ich will's nicht: kräftig dreinſchlagen, mit dicken Pinſelſtrichen malen — das iſt die Hauptſache, das iſt meine Art! In dieſem Buche habe ich endlich alle meine Bosheit herausgeſchäumt, die ich ſeit vierzig Jahren in mir angeſammelt; an den Pranger habe ich ſie geſtellt, alle dieſe lebendigen, leibhaftigen Carrikaturen, voll gräulicher Hohlheit und ungeheurer, raſender Bornirtheit, aber voll noch größeren Dünkels, daß man ſchier an der Menſchheit verzweifeln möchte. Sie alle werden vorgenommen, die Naturaliſten groben und feinen Calibers, Gelehrte und Ungelehrte, Phantaſten und Philiſter, Juden und Judengenoſſen. Hier iſt's mir völlig gleich, ob es wirkt: ich mußte es ſchreiben, ſonſt wär' ich vor verhaltener Wuth am Ende geborſten.“

Ich lag gemächlich in einem Fauteuil, während der Autor heftig perorirend das Zimmer durchſchritt. Köſtlich gelungen waren die Schilderungen, welche er nun mit ſeiner ſprudelnden Lebhaftigkeit entwarf, voll der feinſten Beobachtungen und des grandioſeſten Sarkasmus. Was ich früherhin bei der Lectüre ſeiner Schriften für künſtliche Manier, outrirte Bizarrerie genommen hatte, das erſchien mir plötzlich völlig naturwüchſig, ohne Spur von geſuchter Künſtelei: er ſpricht und ſchreibt ſein eigenſtes Weſen. Aber ein wehmüthiges Gefühl konnte ich nicht unterdrücken, und je länger ich ſeiner Geſellſchaft genoß, um ſo ſtärker ward daſſelbe. Dieſer Humor hatte etwas Wildes, denn er war zu ernſt gemeint, voll wirklichen Pathos. Immer deutlicher geſtaltete ſich mir ſeine Prophetennatur, die des rechten Weges verfehlend zu Ironie, Spott, Sarkasmus ihre Zuflucht nimmt. Es fehlte der Schwerpunkt ſeines Weſens: eine Geiſteskraft und Bildung, welche weit hinausragte über ſeine Kreiſe, in denen er lebte, ja ſelbſt über ſeine Schriften — und dennoch in Allem ein gewiſſer kleinſtädtiſcher Erdgeſchmack. Wenn er philoſophirte, mußte man alle Gedanken, alle Erinnerungen an Kant und Hegel zuſammennehmen; ein Geſichtskreis, durch Reiſen, durch ungemeſſene Lectüre ausgeweitet — und doch fehlte ihm zur irgendwie abgerundeten Lebensanſchauung, daß er nicht in ſeiner Jugend in völlig fremden, ächt kosmopolitiſchen Verhältniſſen gelebt hatte, in der ſchönen Zeit, da der Charakter noch flüſſig, da die ganze Individualität noch gefügig und bildſam iſt, da die Verhältniſſe in unbarmherziger Weiſe alle Naturecken, alle Vorurtheile abſtoßen und ausmeißeln. Hatte ich doch ſelbſt von ganz ähnlichen Grundzügen nationaler Individualität aus einen Bildungsgang durchmachen müſſen, deſſen Segen ich jetzt, dem günſtigen Geſchicke dankend, augenſcheinlich bemerkte, deſſen Mangel an dem kräftigen Greiſe mir der Schlüſſel ward für die ganze bizarre Natur, die vergebens an den ſchon eingewachſenen Ketten rüttelte. Vom Nordoſten in den Südweſten des deutſchen Vaterlandes verſchlagen, hatte ich hier das Geheimniß, das Evangelium der äſthetiſchen Form kennen gelernt, die zweite Bedingung aller Wirkſamkeit durch Rede und Schrift. Sollte ich dem Autor dieß andeuten? oder ihn fragen nach dem andern bedenklichen Mangel, nach dem wirklichen geiſtigen Inhalt, wenn er ſo viel von idealem Sinn, von Symbolik, von Myſterien, von ſublimem Inhalt redete? ihn fragen nach dem Ding an ſich hinter der Ueberfülle ſeiner zerſtörenden oder zeichnenden Kritik? Aber ſein graues Haupt, ſeine längſt feſt gewordenen markigen Züge rieſen mir nur zu laut das trübe: zu ſpät! entgegen. Was half denn all dieß Charakteriſiren der oft ſo unendlich lumpigen Objektivität, wenn er nicht ein feſtes, klares, befriedigendes Evangelium zu bringen hatte? Jeder Prophet muß ja ein ſolches bringen, ſonſt wirkt ſein Zorn, ſein Eifer, wirkt auch das lauterſte und geiſtvollſte Pathos, die gediegendſte Kraft nichts, und jeder Schriftſteller höherer Art iſt ein Prophet, oder will es, ſoll es ſeyn, wenn er's ernſtlich meint.

Die ſternenhelle Nacht verſprach einen ſchönen Morgen und hielt dießmal getreulich Wort. In aller Frühe — es war ein Sonntag — entledigten wir uns unſeres Hotels. In dieſen franzöſiſchen Gaſthöfen im Süden fühlt man ſich ſo unbequem, ſo uncomfortabel, wie in einem alten, zu enge gewordenen Regenrock, in den man ſich nur bei gräulichem Wetter hineinzwängt. Mein Autor, mit dem ich daſſelbe Zimmer bewohnte, war friſch und fröhlich. „Gott ſey Dank,“ rief er aus, als wir endlich wohlgeborgen im Waggon ſaßen,

„mehr als fünf Dutzend Jahre hab' ich auf dem Rücken, aber immer gesund wie ein Knecht! Unglaublich mag es Ihnen scheinen, doch ists wahrhaftig so: fast an jedem Morgen fühl' ich mich wie neugeboren, mir ist so, als wenn ich eben erst zu leben anfinge. Oft möchte ich rasend werden, wenn ich daran denke, daß ich existire, daß überhaupt Etwas wirklich ist. Die ganze Natur erdrückt mich fast, alles, was ich sehe, starrt für mich von Wundern und Mysterien, die ich nicht durchschauen, nicht überwältigen kann. Und wenn ich dieß nun zu andern äußere und sie gucken mich so verdutzt und dumm „grieslachend" an, dann weiß ich wirklich nicht: bin ich blödsinnig oder sind es die andern? Wie kann man sich überhaupt alt fühlen! da doch jeden Augenblick all das Gewimmel von Leben und Seyn in seiner unabsehbaren Mannigfaltigkeit wie ein prächtiger Ocean um einen herumfluthet und mich oft so mächtig packt, daß ich das bischen Brett, das man Vernunft nennt, kräftig anfassen muß, um nicht unterzugehen!"

Die Gegend ward eigenthümlicher, und sobald er den Blick auf die weiten Ebenen der Provence, durch die wir fuhren, schweifen ließ, sah ich diesen Proceß vor Augen: Alles kam ihm so neu, so wunderbar, so eigenthümlich vor, daß er des Erstaunens und geistvollen Ausdeutens nicht müde wurde. Es regte sich das elektrische Wechselspiel mit zuckenden Gedankenblitzen, das Spiel zwischen den polaren Enden seines Geistes, der lebhaften ungemeinen Eindrucksfähigkeit für alles Sinnliche und der abstrahirenden Reflexion, die dem ächten Nordostpreußen — wie soll ich sagen? — eine erhabene Mitgabe der Natur oder ein Pfahl im Fleische ist.

Ich schaute zum linken Wagenfenster hinaus. Ein reizender Anblick! Weithin dehnte sich die Ebene aus, voll jener niedrigen, in regelmäßigen Reihen stehenden Olivenbäume, fast wie gebückte Greise mit silberhellem Laube, dazwischen hochragend die schönste landschaftliche Zierde des Südens, die Cypresse, in einzelnen Gruppen, zum Schutze gegen Stürme, hie und da wohl auch Linien von kleinen Maulbeerbäumen, so klein, mit runder Krone und hellem saftigem Grün, gleich frischen muntern Kinderköpfen; drüben bläuliche Höhenzüge, und alles beschienen von der hellen Morgensonne, überbaut vom durchsichtigen Firmament. Ich ließ das heitere Bild in seiner ganzen Schönheit in mich einziehen und sog mich gleichsam mit den Augen und allen Fühlfäden der Seele daran fest. Da weckte mich der Autor ungestüm aus süßem Morgentraum. „Aber, liebster Herr," rief er fast zornig aus der andern Wagenecke herüber, „Sie sehen ja gar nichts! Hierher müssen Sie kommen: schauen Sie doch diese krüppelhafte, öde Vegetation, diese Steinmassen, die so grell und hart hervortreten, dahinter diese trostlosen Flächen, und nun die dunkeln Wolkenstreifen darüber; wie wundervoll charakteristisch!" Schweigend ließ ich den Blick über die in der That höchst verschiedene Landschaft hingleiten. — „Aber so reden Sie doch, Liebster; das ist ja eine rasende Geschichte! das haben wir ja alles nicht bei uns!" * Kaum unterdrückte ich die wohlfeile Antwort, darum sey ich ja eben hierher gereist, um andere Dinge zu sehen, als die, welche die Heimath biete, und nur auffallende Aehnlichkeiten, aber nicht Unterschiede würden mich zum Erstaunen nöthigen.

Wir erreichten Tarascon, den alten Sitz des Königs René, den Mittelpunkt der Troubadours und der Galanterie. Dicht am Ufer des Rhone, welchen eine schöne, von vier Pfeilern getragene Drahtbrücke leicht und gefällig überspannt, erhebt sich das röthlich schimmernde pittoreske Schloß der alten Könige der Provence. Mächtige achteckige Thürme deuten aber mehr auf kriegerischen Geist der Gründer, als auf zartes Schäfer- und Minnespiel. Von Heinrich II. 1400 angelegt, von René vollendet, dient das massive, wohl erhaltene Gebäude jetzt zum Gefängniß. Im Volke sollen sich noch alte Gebräuche, als dürftige Erinnerungen an die alten Feste und sangreichen Tage, erhalten haben. Einige Stunden von Tarascon entfernt liegt das Dorf St. Remy, früher eine bedeutende römische Colonie, jetzt durch seine Lage am Eingang eines wilden Thales, in üppig fruchtbarer Gegend, auch durch römische Alterthümer ausgezeichnet; der Archäolog findet hier das Grabmal des berühmten Astrologen Nostradamus. — Tarascon gegenüber liegt Beaucaire, an einer Anhöhe emporsteigend, welche eine alterthümliche, auf steilem Felsen erbaute Burg krönt. Es ist wichtig durch seine große Messe im Juli, zu welcher wohl hunderttausend Kaufleute aus Frankreich, Spanien, Italien, Portugal, selbst aus den Barbareskenstaaten, aus Türkei und Griechenland zusammenströmen. Als Stadt aber ist es unbedeutend; überhaupt trägt die ganze Gegend den Typus des Schattenhaften, des Abgelebten, der durch den Mangel jeder kräftigen, großen Waldung noch gesteigert wird.

Um neun Uhr stiegen wir in Nimes aus, dem Ziele unserer heutigen Wanderung. In einem Café, in der Nähe des Bahnhofes, legten wir unsere kleinen Taschen ab und begannen nach kurzer Erfrischung die Besichtigung des alten Nemausus, das jetzt, blühend und gewerbfleißig, noch immer 50,000 Einwohner zählt.

---

* Sic!

Gleich die breite, mit Alleen bepflanzte Straße, die vom Stationshauſe in die Stadt führt, trägt den Charakter moderner Wohlhabenheit. Ueberraſchend war der Anblick einer Fontäne, auf einem großen Platze, in den jene Straße mündete. Hoch ragt die Figur der Cybele mit der Mauerkrone (oder, wenn man will, der heiligen Jungfrau) auf einem Piedeſtal empor, das von vier ſitzenden Figuren, zwei männlichen und zwei weiblichen, geſtützt wird, alle ausdrucksvoll, weich und lebendig, aus ſchönſtem, ſchneeweißem Marmor. Aus den Urnen, welche dieſe Figuren halten, ſtrömt das Waſſer in ein großes buntes Marmorbecken, das rings die Gruppe umgibt.

(Schluß folgt.)

Aus dem Romancero des letzten ſpaniſch-afrikaniſchen Kriegs.

(Schluß.)

II.

Das Lager.

Bluttauf' unterdeß empfingen,
Edle Taufe, voller Jubel
Prims Soldaten. In den Bannern
Von Anghera ſpielt der Lufthauch.

Auf der Sierra de Bullones,
Frecher Räuber ſichrem Schlupfort,
Zieht ſich Gaſſets Schaar zuſammen,
Schläf' und Stirn von Lorbeer blutig.

Zabala mit ſeinem Fußvolk,
Kampfesfroh und glaubensmuthig,
Rückt zum Lager vor von Tetuan,
Alle Straßen unterſuchend.

Setzt ſich Keiner hier zur Wehre?
Dort am Hügel krönt der Ruhm euch;
Stürmt ihn, Arapiles' Tapfre!
Zum Oterol auf, im Sturmſchritt!

Dort entlud ſich das Gewölk
Ueberm Schanzenwall der Unſern;
Dort ward der Barbaren Angriff
Nieder in den Staub gerungen.

Enrique O'Donnell, Garcia,
Orazco, Rubin — wie ruhmvoll
Sproſſen dort auf Libyens Erde
Erſte Lorbeern euren Truppen!

Blut'ger Fleck im grünen Thale,
Wo die nackten Todten ruhen;
Rother Thau an allen Büſchen —
Mehr der Opfer heiſcht die Zukunft.

Afrikas und Spaniens Zweikampf
Hat ſein Vorſpiel erſt gefunden,
Und der Flug der Leichenraben
Soll die Sonne noch verdunkeln!

Wie? Ein Renegat? Weh Allen,
Die den Herrn verleugnen konnten!
Wie ein reuevoller Judas,
In dem dunkeln Jaik verborgen,

Schleicht er durch die nächt'gen Schatten
— Sein Gewiſſen ſcheut die Sonne —
Zu des Generals Gezelte
Bangen Schrittes und verſtohlen.

— „Halt! Wen ſuchſt du hier, Verruchter?" —
„Graf Lucena." — „Hund, zu morden
Kommſt du ihn!" — „Ich war ein Chriſt
Einſt, wie du; ich bringe Botſchaft

An den Grafen. Fort die Waffe,
Die ſo thöricht mich bedrohn will!
Wichtig iſt ihm meine Kunde;
Nicht hab' ich Verrath geſponnen."

Digitized by Google

Und der Graf tritt aus dem Zelte,
Da das Wort zu ſeinem Ohr drang.
Doch der Renegat hebt an:
„General, von ferne komm' ich.

„Zu dem Vaterland, das leider
Ich verſcherzt durch Sünd' und Thorheit,
Kehr' ich mit Gefahr des Lebens —
Gnade dem verlornen Sohne!

„Einen großen Handſtreich rüſten
Drin im Feindesland die Horden.
Sicher wirſt du überfallen,
Wenn getagt die zweite Sonne.

„Denn ich ſah's, in Waffen furchtbar
Hat das Reich ſich jetzt erhoben.
Dieſes Haupt zum Pfaud, o Herr,
Setz' ich, daß ich wahr geſprochen.

„Heil'gen Krieg in den Moſcheeen
Pred'gen ſie; und rings vom hohen
Minaret in die vier Winde
Ruft hinaus die blut'ge Loſung.

„Morabiten, heil'ge Mönche,
Wanderſtämme, Stadtbewohner
Strömen zu, den alten Haß
Schürend zwiſchen Chriſt und Moslem.

„Arm' und Reiche, Alt' und Junge
Stellen ſich dem Aufgebote,
Alle, die von Tangers Waſſern
Bis zum Saum der Wüſte wohnen.

„Dieſe kommen auf Kameelen,
Jene auf den flinken Roſſen;
Lanzen ſchmieden ſie und Spieße,
Gießen Kugeln, ſchleifen Dolche,

„Nehmen von der Wand das Riemzeug,
Die Musketen, die Piſtolen,
Und die Weiber flehn in Faſten
Und Gebet zu ihrem Gotte.

„Muley-Abbas, der des Sultans
Bruder iſt, befehligt dorten
Fünfzehntauſend Mann — was ſag' ich!
Fünfzehntauſend Beſtien kommen

„Auf den zähen, dauerhaften,
Flinken Berberiskenroſſen,
Die ſo ſchnell entfliehn, als wären
Sie vom flücht'gen Wind geboren.

„Schimmernde Jineten * führt er,
Die, Centauren gleich der Vorzeit,
Mit verhängtem Zügel jagen,
Ihrem Thier wie angegoſſen.

„Euch zu morden, wenn ſie heimlich
Unentrinnbar euch umſchloſſen,
Oder ſämmtlich hier zu ſterben,
Haben ſie ſich zugeſchworen.

„Gebe dir Santa Lucia
Helle Augen, Herr!" — „So hoff' ich.
Laß ſie kommen!" — „Erſt am Tag
San Euſebio's, übermorgen."

— „Helf' uns dann der Heil'ge ſiegen!" —
„Da wird großer Jammer kommen" —
„Dem Propheten." — „Geb' es Gott!
Ich indeß ſteh' zu Gebot dir."

Wohlbedacht hat de Lucena
Schutz und Abwehr angeordnet.
Mundvorrath wird aufgeſpeichert,
Cadiz ſendet Hohlgeſchoſſe.

Zum Serrallo, zum Otero
Schafft man Pulver und Kanonen,
Und geſchanzt wird unermüdet
An den neuen Baſtionen,

„Iſabel," „Principe Alfonſo,"
„Francisco de Aſis" — kein Zollbreit
Lands vor unſerm Feuer ſicher
Von dem Hacho bis Bullones.

Jedem Corps ertheilt der Feldherr
In dem Kampfſpiel ſeine Rolle,
Und die leichten Lagerzelte
Decken Hügel, Thal und Hohlweg.

Auf den Höhen ſteht Zabala,
Und, wie es gebührt dem hohen
Muth Echague's, iſt das brave
Erſte Corps der Schirm der Vorhut.

---

* Leichte Reiterei.

Auf der Linken bis an's Meer
Steht Almina, Prims erprobtes
Heer im Centrum. Den Serrallo
Deckt das Hauptquartier mit Glorie.

Unterdeſſen bahnt die Art
Mit dem Feu'r als Bundsgenoſſen
Bis nach Tetuan eine Straße
Durch die wild verwachsnen Forſten.

III.

Die Meſſe und der Angriff.

Welch ein Bild! Treu dem Gelübde,
Abgelegt dort in Clavijo,
Vor dem ſchlichten Feldaltare
Liegt das Lager auf den Knieen.

Den Altar trägt nun der Felsgrund,
Drauf der Herr die Veſte bildet',
Und vom Himmel fliehn die Wolken —
Fehlt es noch am Baldachine?

Fehlt's am Teppich? — Wer entbehrt ihn,
Wo die Sonne farbenblitzend
Ueberblümt den Grund mit Kräutern,
Sanft bewegt vom Morgenwinde?

Andachtsvoll in tiefem Schweigen,
Auf den nächſten Halden knieend,
Hört das Heer die heil'ge Meſſe
Ringsum in geſchloſſ'nen Gliedern.

Und der Meerfluth dumpfes Murmeln
Will von fern zuſammenklingen
Mit dem Meer des heil'gen Zorns,
Das durchwogt die Bruſt der Krieger.

Schwarz iſt der Ornat, darin
Meſſe lieſ't der würd'ge Prieſter,
Schwarz das Kleid der Miniſtranten,
Die am Altar ihn bedienen.

Für die Tapfern, die ihr Leben
Gott und Spanien treu gewidmet,
Hört man Pſalm und Antiphone
Demuthsvoll gedämpft erklingen.

„Vater," rufen tauſend Herzen,
— Nur das Herz hört ihre Bitte —
„Der du hältſt die Schlachtenwage,
Siegen gibſt und Unterliegen,

„Hilf uns dieſe Heiden bänd'gen,
Die verſtockt in arger Blindheit!
Hilf uns den Koran entwaffnen,
Der dem Heiland Fehde bietet!

„Gib im Kampf uns milde Herzen,
Sänft'ge unſern Grimm im Siege;
Laß uns als Gerechte fallen,
Wenn zu fallen uns beſtimmt iſt!"

Er, der ſich im Brod des Lebens
Gab der Welt aus ew'ger Liebe,
Stieg in ſeines Dieners Hände
Jetzt herab vom hohen Himmel.

Schmetternde Drommeten künden
Seine Nähe, alle Stirnen
Neigen ſich, die blanken Waffen
Senken ſich zur Erde nieder.

„Heiliger, Gerechter, Ew'ger,
Du wirſt mit uns ſeyn!" ſo riefen
Zwanzigtauſend Eines Mundes.
„Heil'ges Opfer, für uns littſt du!

„Sündlos deinen heil'gen Zorn
Opferſt du, der Sünder willen! —
Soll dir nicht den ungerechten
Zorn der Wurm zum Opfer bringen?"

Waſſer quellen im Gebete,
Spülen aus des Herzens Tiefen
Alle Schlacken, und der Menſch
Stählet ſeine Kraft in ihnen.

Zögen jetzt ſie in die Feldſchlacht,
Wie gewaltig wär' ihr Ringen!
Denn der Makkabäerlöwe
Lieh ſein Mark dem von Caſtilien.

Ferne Flintenſchüſſe klangen
In die feierliche Stille
Dieſes Augenblicks. Soldaten
Sahn ſich an und Offiziere.

Dieß iſt San Euſebio's Tag
Und zwei Sonnen ſind verblichen:
Jenes Ueberläufers Kunde
Hat als Wahrheit ſich erwieſen.

Eben iſt vollbracht das Opfer,
Und ſchon in der Runde ſieht man
Alle Bergeshäupter ſtarren
Von den feindlichen Kabilen.

Heulend wie die Wölfe nah'n ſie,
Stürzen ſich auf unſre Linke,
Zahllos auf den Berberroſſen
Die Jineten gleich den Bienen.

Muley-Abbas, ſchlecht die Stunde
Wähltеſt du zu deinen Liſten,
Denn am Altar hat der Spanier
Eben ſich das Schwert geſchliffen.

Ihn verſtört kein dunkles Omen,
Und kein blinder Haß erhitzt ihn;
Heiter, demuthsvoll, gehorſam
Kommt er, dir den Tod zu bieten.

Lang und furchtbar war der Anprall,
Und die Reiter, die geprieſnen?
Seht ſie dort; ſie gleichen Hirſchen,
Die vor ihren Treibern fliehen.

Groß iſt unſer Herr und ſchrecklich,
Er hat uns die Macht verliehen;
Ruhm ſey Gott, dem Herrn der Heere!
Er half ſeinen Streitern ſiegen.

Pedro de Madrazo.

Die zweite Liebhaberin.

(Fortſetzung.)

III.

Die Tragödie wurde einem Copiſten übergeben, der langſam ſchrieb, aber eine deutliche, charaktervolle Hand nachgewieſen hatte. Der Autor wartete indeß zum Wiederbeſuch ſeiner Gönnerinnen die Vollendung der Copie nicht ab. Man führte im Hoftheater Minna von Barnhelm auf und Roſa gab darin die Franziska. Es war eine ihrer beſten Rollen und ſie übertraf ſich dießmal ſelber darin. Das Publikum war hingeriſſen und unſer Poet außerordentlich erfreut. Zum erſtenmal erkannte er die eigenthümliche Bedeutung eines wahren Schauſpiels oder Luſtſpiels, wenn er auch den Mangel der Gattung und das Einſeitige des Leſſingſchen Stücks (was er dafür halten mußte) nicht überſah. Hauptſächlich überzeugte er ſich aber, was in einer Partie wie Franziska geleiſtet werden kann, wenn die Schauſpielerin mit reizender Laune ſie völlig wieder zu beleben wußte, und er eilte daher gleich am andern Vormittag zu der Künſtlerin, um ihr ſeine Freude, ſeinen Dank mit Enthuſiasmus auszuſprechen.

Roſa lächelte befriedigt, glücklich und antwortete von ihrer Seite mit dankendem Blick. Die Mutter trat aus dem Seitenzimmer und ſie rief ihr heiter entgegen: „Ich hab' ihm geſtern gefallen, dem Tragödiendichter! und er iſt gekommen, ein wahres Füllhorn des Lobes vor mir auszugießen!"

Vergnügt erwiederte die Frau: „Das iſt freundlich. Aber du haſt die Rolle geſtern wirklich gut geſpielt; ich habe ſie noch nicht ſo von dir geſehen." — „Gott weiß, warum," entgegnete die Künſtlerin. „Zuweilen iſt man eben voller Luſt und Uebermuth — und das iſt die Hauptſache bei der Schauſpielkunſt." — „Bei jeder Kunſt," verſetzte Heinrich.

Die Schauſpielerin ſah für ſich hin. „Nun," bemerkte ſie dann etwas ſcheinheilig, „Sie haben ſich alſo überzeugt, daß man in einer Rolle, die aus dem gewöhnlichen Leben genommen iſt, doch auch eine Wirkung machen kann?" — „Das habe ich nie bezweifelt," entgegnete Heinrich, „aber in dieſer Ausdehnung allerdings nicht für möglich gehalten. Es war eben ein non plus

Digitized by Google

ultra," fügte er lächelnd hinzu, „und die reißen immer hin."

Die Künſtlerin wiegte den Kopf. „Sie geben alſo zu, daß es auch gar keine ſo ſchlechte Aufgabe wäre, ein Schauſpiel zu ſchreiben?" — „Um ſo lieber," verſetzte der Poet, „als ich's nie geläugnet habe. Das Schauſpiel in Proſa hat ſeine Vorzüge und ſeine Vortheile, obſchon —" — „Es natürlich tief unter der Tragödie in Verſen ſteht," ergänzte Roſa, „das iſt klar! Aber wenn es nun ſo ausfiele, wie Minna von Barnhelm —?" — „Dieſes Stück," erwiederte Heinrich nach einigem Beſinnen ernſthaft, „iſt vortrefflich in ſeiner Art; aber im Grunde iſt doch zu viel bürgerliche Moral und Tugend darin, wodurch es einen etwas hausbackenen Charakter erhält, und die Sphäre, in die wir blicken, hat etwas Enges, ja hie und da Gequältes. — Das poetiſche Drama, die Schöpfung der idealiſirenden Phantaſie, die uns in eine große, weite, farbenreiche Welt führt, iſt doch was ganz anderes."

Die Schauſpielerin, durch die Sicherheit, womit Heinrich dieſes Urtheil fällte, betroffen, ja gereizt, ſchüttelte unwillkürlich den Kopf. „Ei, ei," entgegnete ſie, „das heißt leicht fertig werden mit einem Stück, das eine Probe beſtanden hat, wie ſie nicht viele beſtehen! Dieſe Minna von Barnhelm iſt ſeit ihrer erſten Aufführung überall auf dem Repertoire geblieben, und das muß doch ſeinen Grund in einem Werth haben, den wenige Dramatiker zu erreichen ſich ſchmeicheln dürfen."

Der Poet ſchwieg und die Mutter trat mit einer Querfrage dazwiſchen, um ihm über eine angehende Verlegenheit hinwegzuhelfen, die vielleicht eine empfindliche Replik zur Folge gehabt hätte. Während der Beantwortung ſammelte ſich der Getroffene und fühlte nun, daß er etwas gut zu machen habe. Er kam auf die Leſſingſche Komödie zurück, rühmte mit dem Ausdruck wahrer Achtung die Charakteriſtik, den eben ſo kernigen wie zierlichen Dialog, und namentlich das Zuhauſeſeyn in den Regionen der Ethik und Aeſthetik, die Geiſtesbildung des Dichters, vermöge deren er dem bürgerlichen Spiel einen ewigen Gehalt zu verleihen gewußt habe. Roſa hörte mit Vergnügen zu, und als er zum Schluß wieder auf die Franziska zu reden kam und über ihre Auffaſſung und Durchführung beſtimmte äſthetiſche Urtheile fällte, die faſt noch ſchmeichelhafter klangen als die Ausdrücke allgemeiner Bewunderung, da ſah völlig wieder hergeſtelltes Vertrauen aus den braunen Augen.

Nach einer Weile begann ſie: „Wann bekommen wir aber Ihre Schöpfung, die Tragödie zu leſen?" — Der Poet verſetzte: „In einer Woche ſoll ich die Abſchrift erhalten. Dieſe wird in's Bureau der Intendanz wandern, mein eigenes Manuſcript werde ich Ihnen zu Füßen legen." — „Sehr viel Ehre," erwiederte ſie heiter. — „Aber," fuhr ſie nach einigem Beſinnen fort, „können Sie uns nicht einſtweilen andere Produkte mittheilen — oder ſelbſt vorleſen? — Sie haben gewiß lyriſche Gedichte gemacht." — „Allerdings." — „Liebeslieder!" — „Auch ſolche," verſetzte der Poet lächelnd. — „Natürlich," rief ſie, indem ſie ihn vergnügt anſah. „Nun, wiſſen Sie was? Kommen Sie übermorgen, wo ich frei bin, Abends zu uns und bringen Sie Ihre Gedichte mit. Wir lernen Sie dadurch näher kennen, auch als Vorleſer, und wenn Sie hier die Probe beſtehen, dann können Sie der Schauſpielerin vielleicht Ihr Stück ſelber vorleſen, was unter Umſtänden ſehr nützlich ſeyn kann."

Die Mutter ſtimmte bei, und Heinrich ſagte mit Vergnügen zu. Man ſchied im beſten Einvernehmen und geſteigerter wechſelſeitiger Theilnahme.

Als der Poet die Stube verlaſſen hatte, ſagte Roſa zur Mutter: „Vornehm iſt er ſehr, ich meine poetiſch vornehm, im Grund aber doch ein guter Menſch!" — „Das erſte," verſetzte die Mutter, „haſt du ihn vorhin beinahe zu deutlich fühlen laſſen." — „Konnte nicht ſchaden," erwiederte ſie. Und lächelnd fuhr ſie fort: „Auf ſeine Liebesgedichte bin ich begierig; wird wohl viel Einbildungskraft dabei ſeyn." — „Wer weiß!" bemerkte die Mutter. „Es iſt ein hübſcher Mann, und die Poeten —" — „Phantaſiren und idealiſiren. Nun, wenn es nur ſchön herauskommt, dann ſoll er doch Lob haben."

Der Dichter machte mit allerlei Gedanken, aber im Grunde vergnügt den Gang in die kleine Wohnung, die er ſich nicht allzuweit vom Theater gemiethet hatte. „Sie hat Recht," ſagte er zu ſich, „wenn ſie das Stück von Leſſing hochhält; aber ich hab' auch Recht. Wie geiſtreich und fein die Comödie ſeyn mag, das eigentliche Aroma der Poeſie iſt doch nicht darin. Und hier allein liegt der wahre Zauber, das überſchwängliche holde Leben, und wir können uns baden in einem Meer von Wohlgerüchen."

Am Abend des zweiten Tages ſtellte er ſich bei den Damen mit zwei Heften ein, in die er ſeine Gedichte eingeſchrieben hatte. Man ſetzte ſich um den runden Tiſch, auf welchem bald die Theekanne brodelte. Das Getränk durchduftete die Stube, und Heinrich, von Roſa ermuntert, begann zu leſen. Er hatte die Hefte vorher durchgegangen und genau beſtimmt, was und in welcher Folge er vortragen wollte. Trotz der geiſtigen Zuverſicht, die er mitgebracht, fing er nun doch mit unſicherer Stimme und rothem, ziemlich

befangenem Geſicht an zu leſen. Glücklicherweiſe hatte er zum Eingang Lieder gewählt, die eben ſo anſpruchslos wie hübſch waren; der aufrichtige Beifall der Hörerinnen entband ihn und gab auch ſeinen Sprachwerkzeugen die nöthige Freiheit. Bald war er in der höheren Stimmung, wo man im Schwunge des Gefühls gar nicht mehr weiß, daß es eine Befangenheit gibt.

Die Frauen konnten die Gedichte nicht immer gelungen finden. An den einen widerſprachen Uebertreibungen ihrem Geſchmack, an andern vermißten ſie den wahrhaft ſchließenden Schluß. Der Dichter, jetzt durch herzliches Lob erfreut, mußte ſich ein andermal mit einem ernſten Geſicht, das mehr Tadel zurückhalten als Anerkennung ausdrücken ſollte, oder mit einem Ausruf begnügen, der etwa bedeutete: „Nun ja, laſſen wir's paſſiren!“ — In ſeinem Eifer machte er ſich aber nicht viel daraus, wenn er's auch richtig deutete, und im Ganzen war die Lobernte doch überwiegend. Endlich, beim Aufſchlagen eines neuen Gedichts, wurde ſeine Miene ernſt bis zur Feierlichkeit; er nahm eine entſprechende Haltung an und begann mit herz- und klangvollem Ton zu leſen. Es war eine begeiſterte Schilderung der Geliebten und eine leidenſchaftliche Erklärung völlig und ewig ſich hingebender Liebe.

„Sehr ſchön!“ rief die Mutter unwillkürlich, als er geendet hatte; und Roſa bemerkte mit Ernſt: „Bei weitem das ſchönſte! Das innigſte Gefühl, edler Schwung, der wahrſte, herzlichſte Ausdruck! Das,“ ſetzte ſie mit einem leiſen Lächeln hinzu, „das iſt Poeſie!“ — Heinrich antwortete auf dieſe Anerkennung mit dem Ausdruck einer ernſten Freude. Er ſah dann auf den Tiſch und ſagte: „Wenn mir dieſes Gedicht gelungen iſt, ſo iſt's auch nicht zu verwundern: es iſt einfach aus meinem Herzen abgeſchrieben, und an das Mädchen gerichtet, mit der ich verlobt bin.“

Mutter und Tochter fuhren bei dieſem Geſtändniß unwillkürlich zuſammen und ſahen ſich an. Auf dem Geſicht Roſas folgte einer leichten Bläſſe raſch eine tiefere Röthe; aber ſchnell ſich faſſend rief ſie mit der Miene und Stimme herzlicher Theilnahme: „Sie haben eine Braut? Und davon haben Sie uns noch nichts geſagt?“ — „Es fand ſich noch kein Anlaß dazu,“ erwiederte Heinrich. — „Nun,“ rief das Mädchen, die ſich völlig wieder in ihre Gewalt bekommen hatte, „davon müſſen Sie uns mehr erzählen! — Das Idealbild,“ fuhr ſie nach kurzem Innehalten mit Lächeln fort, „haben wir aus dem Gedicht kennen gelernt. Aber wer iſt ſie? Weihen Sie uns ein; das Original erweckt in uns noch viel größern Antheil.“

Heinrich befriedigte die erſte Neugierde und gab dann Antworten auf weitere Fragen. Da die beiden Frauen das lebendigſte Intereſſe zeigten, ſo glaubte er mit genauem Bericht über Entſtehung und Gang des Verhältniſſes und namentlich mit freudigem Lob Auguſtes ihnen eben die größte Freude zu machen, und that ſich nun Genüge nach dem Bedürfniß eines Liebenden, ohne zu ahnen, welche Eindrücke er damit auf das geheime Innere der jungen Hörerin hervorbrachte.

Es wäre für den, der in dieſes Innere zu ſchauen vermocht hätte, ein eigenes Schauſpiel geweſen, das Mädchen zu beobachten, deren Herz, mehr als ſie ſelber geahnt, ſich dem jungen Mann zugewendet hatte. Die menſchliche Seele iſt reicher an Fähigkeiten und Affekten, als die meiſten Menſchen gewahr werden, und gute und ſchlimme Gedanken, liebe und leide Gefühle können in ihr ſo raſch wechſeln, daß man an ein förmliches Zugleichſeyn glauben möchte. In Roſa ſpielten ſie wunderbar durcheinander, als der Poet ſein Liebesleben ſchilderte, ſein Glück ausmalte und ſeine Hoffnungen ausſprach. Und ſie ließ nicht nach mit Fragen, als ob es jetzt für ſie nichts Süßeres gäbe, als die Antworten zu vernehmen. Doch ein geübter Wille und geübte Kunſt ſtanden ihr bei, und mit ihnen gelang es ihr, die Theilnahme einer Freundin zu beweiſen, in nichts zu verrathen, daß ſie den Verlobten der Andern liebgewonnen hatte, ſondern zu thun, was ihr der Stolz des Weibes und ein im tiefſten Grunde zartes Gefühl eingab.

Als Heinrich ſeine Bekenntniſſe geſchloſſen hatte, ſagte die Mutter: „Unter dieſen Umſtänden muß es Ihnen freilich doppelt lieb ſeyn, mit einem ausgezeichneten Erfolg heimzukehren, und wir müſſen über alles wünſchen, daß Sie ihn erringen.“ — „Allerdings,“ fügte Roſa hinzu, die ihn von der Seite mit einem Blick angeſehen, wie man einen kindlich Glücklichen betrachtet; „und unſere Pflicht, Beiſtand zu leiſten, wird immer ernſthafter. Hören Sie meinen Vorſchlag! Sie können, was nicht von jedem Poeten zu ſagen iſt, Ihre eigenen Gedichte gut vorleſen: wenn Sie nämlich drein kommen, und Sie kommen, wie es ſcheint, gerne drein, wenn gute Menſchen Ihnen Vertrauen einflößen. Machen Sie nun, daß wir Ihre Tragödie erhalten. Wir laden dann die Darſteller der Hauptrollen ein, und Sie leſen ihnen das Stück. Tragen Sie es vor, wie Ihr letztes Gedicht, dann wird man die Rollen um ſo richtiger auffaſſen, um ſo lieber lernen und um ſo beſſer ſpielen.“

Heinrich dankte mit Herzlichkeit, indem in ſeiner natürlichen und poetiſch eingenommenen Seele nun faſt eine Ahnung aufſtieg, daß die Schauſpielerin ihm doch eine beſondere Freundlichkeit zuwendete. Den eigentlichen Zuſtand ihres Herzens errieth er freilich nicht,

und verließ darum das Haus mit vollkommen ruhigem, glücklichem Gemüth.

Mutter und Tochter, als sie allein waren, gingen schweigend hin und her. Die letztere that eine häusliche Frage und horchte auf die gewissenhafte Beantwortung mit halbgeschlossenen Augen und einem ernsten Schein von Aufmerksamkeit. Dann suchte sie eine ihrer Rollen hervor, setzte sich damit zur Lampe und fing an zu lesen. Unwillkürliche Zeichen von Ungeduld und Abwesenheit verriethen der Mutter deutlich, von welchen Gefühlen sie beherrscht war.

Rosa war sechs Jahre beim Theater und hatte ihr zweiundzwanzigstes Jahr hinter sich, ohne daß sie in eine ernstliche Herzensbeziehung wäre verflochten worden. Vor leichtsinnigem Vertrauen schützte sie nicht nur eine erfahrene, sorgsame Mutter, sondern ihr eigener heiter verständiger Sinn. Sie war durch Natur und Erziehung, was die Franzosen sage nennen, und ließ sich nun wohl huldigen, trat aber vor gewissen Annäherungen immer einen Schritt zurück, was dann die Folge hatte, daß sie als „kalt" verschrieen wurde. Eigentlich war sie aber nur so klar, hinter gewissen Betheurungen die egoistische Absicht wahrzunehmen und darüber die entsprechende Geringschätzung zu empfinden. Sie sammelte sich daher in dieser Hinsicht keine „Erinnerungen," und ließ sich an ihrem Beruf, an geselligem Verkehr, an unterhaltender, unterrichtender Lektüre genügen. Auf der Bühne traf sie gleichwohl nicht nur den Ton einer fröhlichen und schalkhaften Liebhaberin, der ihr unmittelbar von Herzen ging, sondern auch den Ausdruck tieferer Neigung, worüber sich nur diejenigen wundern können, denen die Schöpferkraft der wahren Künstlernatur unbekannt ist. Um Liebe darzustellen, muß man nicht, was man sagt, geliebt haben, so daß man darnach seine eigenen Erfahrungen spielt, es genügt die Liebefähigkeit. Und diese besaß die Künstlerin, mächtiger als sie bis jetzt sich zugetraut hatte, wie sie nun zu ihrem Leide erfuhr.

Heinrich hatte schon einen freundlichen Eindruck in ihr hinterlassen nach der ersten Begegnung auf der Straße. Davon war die Ursache nicht nur seine jugendlich männliche Schönheit, sondern der Schein des Genius in seinem Gesicht und die Treuherzigkeit seines Wesens, der das lächelnerregende gelinde Ungeschick eher nützte als schadete. Als sie in dem ihr Empfohlenen den jungen Mann erkannte, der ihr so schnell interessant geworden war, hatte sie die angenehmste Empfindung, und die erste Unterredung ließ geradezu eine Neigung in ihr aufkeimen, wobei Streben und Vorhaben des Poeten heitere Bilder der Hoffnung vor ihre Seele riefen. Sein begeistertes Lob ihrer Franziska klang ihr um so wohlthuender, als sie darin ein Entgegenkommen sehen zu können glaubte; und wenn sie ihm bei zu geringer Schätzung des classischen Stücks mit einer empfindlichen Mahnung entgegen trat, so lag der Grund eben in der näheren Theilnahme, der an dem Liebgewordenen eine Schwäche ärgerlich war. Die leichten Lieder, die er heute gelesen, auch die ersten erotischen, aus denen kein natürlicher Ernst hervorsah, stimmten zu ihrer Hoffnung; und nun mußte die Erklärung des Verlobten die zarte Maienblüthe ihres Glücks mit einemmal hinfällen!

Die Mutter, als Rosa sich endlich in's Lesen zu finden schien, ging in die Küche. Nach einer Weile kam sie wieder und jene, das Heft weglegend, bemerkte: „Da hab' ich nächstens ziemlich geschraubte Dinge zu sagen. Was doch die Poeten manchmal für Reden drechseln, die wir dann natürlich und zierlich vortragen sollen, mit einem Ernst, als ob sie uns just aus dem Herzen kämen!" Die Mutter, ernst lächelnd, erwiederte: „Es wird so arg nicht seyn. Uebrigens gehört das eben zum Komödiespielen. Wenn die guten Dichter uns helfen, so müssen wir dagegen den mittelmäßigen beistehen." — „Eine Pflicht, die zuweilen lästig werden kann," erwiederte Rosa mit einem Seufzer. Sie fuhr über ihre Stirn und sagte: „Ich bin müde und mein Kopf ist eingenommen. Am Ende," fuhr sie mit halbem Lächeln fort, „ist's der Duft der Poesie, die wir heute vernommen haben. — Sey's was es wolle, ich geh' zu Bette." Sie reichte der Mutter die Hand und sagte mit weicher Stimme: „Gute Nacht, Mutter!"

Die gute Frau nahm sie in ihre Arme, küßte sie auf die Stirn und erwiederte herzlich: „Schlafe wohl, mein Kind!" Beide sahen sich an und der feuchte Glanz ihrer Augen ließ sie wechselseits in ihren Herzen lesen. Die Mutter nickte mit dem Ausdruck ernsten Bedauerns. Da hob Rosa den Kopf empor, lächelte und rief: „Dummes Zeug! Gute Nacht, Mutter!"

Als sie das Zimmer verlassen hatte, stand die Frau eine Weile nachdenkend und sagte dann: „Ich hoffe, es wird vorüber gehen. Allerdings ist's ihre erste Neigung und sie geht tiefer, als sie selber zu wissen scheint. Aber das Mädchen ist verständig und hat Charakter — sie wird's überwinden."

Nach Verfluß einiger Tage sah die wackere Frau den Liebling in einer Stimmung, die sie in ihrer Hoffnung bestärkte. Am andern Morgen nach jenem aufklärenden Abend hatte sie über Kopfweh geklagt und endlich unterbrochenen Schlaf bekannt; aber am folgenden zeigte sie ein heiteres Gesicht, scherzte zärtlich mit der Mutter und benahm sich fast ganz wie ehedem. Die Rolle, über deren Unnatur sie geklagt hatte, spielte

Digitized by Google

ſie mit mehr Leben und Beifall als früher, lächelte darnach über ſich ſelber und kehrte mit zufriedenem Gemüth nach Hauſe.

Als Heinrich einen Tag ſpäter mit der Tragödie kam, wurde er von Mutter und Tochter ſo heiter wie freundlich empfangen und das Manuſcript von der Künſtlerin mit einem Ausruf des Vergnügens begrüßt. „Endlich," rief ſie, indem ſie es mit beiden Händen faßte, „haben wir es! — Und das andere?" fuhr ſie nach einem Moment fort, „haben Sie's eingereicht?" — „Heute," erwiederte der Poet. „Der Herr Intendant war nicht zu ſprechen, ich hatte mich aber vorgeſehen, das Manuſcript mit einem Schreiben eingeſiegelt —" „Gut," rief die Künſtlerin. „Mögen unſere Geſchicke ſich nun erfüllen! — Ich bin ſehr neugierig, beſonders nach der Andeutung, die Ihnen letzthin entſchlüpft iſt — auf die Heldin."

Heinrich lächelte mit einer gewiſſen Unruhe. „Ich bitte nur," ſagte er dann, „das Stück im Zuſammenhang, Scene für Scene, und da es denn doch eine Tragödie iſt, mit ernſter Hingebung leſen zu wollen." — „Mit dem günſtigſten Vorurtheil, mit Liebe werde ich's leſen," erwiederte Roſa lächelnd. — „Um ſo beſſer," verſetzte Heinrich. „Eine Dichtung kann nur wirken, wenn ihr der Leſer mit Vertrauen und Neigung entgegen kommt. Es iſt natürlich, die Gaben des Poeten ſind eine Art von Speiſe, die nur munden kann unter Vorausſetzung des entſprechenden Appetits." — „Da haben Sie's bei mir eben getroffen," verſetzte die Schauſpielerin. „Was ich von Ihrem poetiſchen Mahl fühle, iſt nicht nur Appetit, ſondern geradezu Hunger zu nennen. Das iſt aber bekanntlich der beſte Koch und kann auch —" Sie unterbrach ſich ſelbſt und fuhr mit zurückgehaltener, nur leiſe durchſcheinender Laune wohlwollender fort: „Genug, ich glaube nicht nur in beſter Stimmung zu ſeyn, Ihre Dichtung zu würdigen, ſondern ich verſpreche Ihnen auch, mit allem Ernſt an die Lectüre zu gehen und mit aller Andacht dabei auszuharren." — „Und ich," verſetzte der Poet mit glänzenden Augen, „glaube Ihnen und ſage Ihnen dafür den beſten Dank."

Er ſah von der Tochter auf die Mutter und fuhr fort: „Es iſt ein großes Glück für mich, daß ich ſo liebenswürdige Gönnerinnen gefunden habe. Ich weiß es aber auch zu ſchätzen. Laſſen Sie mir's nur auch ferner angedeihen! Entziehen Sie mir Ihr Wohlwollen nicht! Ich werde Ihres Rathes und Ihrer Hülfe nur immer mehr bedürfen — und ſie mit der dankbarſten Verehrung erwidern."

Auf dieſe mit Herzlichkeit geſprochenen Worte verſetzte die Mutter: „Rechnen Sie auf jeden Dienſt, den wir Ihnen leiſten können. Sie ſind uns von einem braven Mann und bewährten Freund empfohlen, und in der kurzen Zeit, wo wir Sie kennen, haben wir Sie liebgewonnen, erwarten von Ihnen das Beſte —" — „Nun," rief die Tochter mit gütigem Blick, „und wenn es Sie beruhigen kann — laſſen Sie uns Freundſchaft ſchließen, treue Freundſchaft! —" Sie bot ihm die Hand, Heinrich ergriff und drückte ſie, indem ein Strahl des Dankes ihm aus dem Auge ging.

„Sie ſind verlobt und glücklich," fuhr das Mädchen mit edlem Ausdruck fort, „und wenn der Erfolg hinzu kommt, haben Sie kaum noch etwas zu wünſchen. Aber eine Freundin beim Theater kann einem Dramatiker immer noch nützlich ſeyn, denn hier findet ſich immer was zu thun." — Sie hielt ein wenig inne, und indem ihre Miene ſich anmuthig aufheiterte, fügte ſie hinzu: „Nun, und für alle Dienſte, die ich Ihnen zu erweiſen gedenke, verlange ich nichts, als daß Sie mir gelegentlich eine hübſche Rolle ſchreiben."

„Oh," rief Heinrich, „mit dem größten Vergnügen! Seit ich Sie als Franziska geſehen, iſt mir ein Licht aufgegangen über den bezaubernden Reiz einer ächten Luſtſpielfigur, und ich ſage mir, wie ſchön es wäre, wenn mir auch auf dieſem Felde etwas gelänge. Aber laſſen wir den Vortheil; ich verehre Sie, mein Fräulein — Ihre Kunſt, Ihren Charakter, Ihre Herzensgüte, und wenn ich Ihnen etwas zu Danke machen könnte, würde ich mich unendlich glücklich ſchätzen."

Dieß war mit einer Wärme geſprochen, daß Roſa, beglückt, gerührt, ihm nochmal die Hand gab, und die ernſtfreundliche Mutter deßgleichen.

Nachdem der Poet ſich empfohlen und entfernt hatte, ſagte Roſa zur Mutter: „Ich wünſche von Herzen, daß das Stück ſich bewährt und auf dem Theater etwas macht. Es iſt wirklich ein braver Menſch, voll des beſten Willens und kein Falſch in ihm. Eine rührende Miſchung von Geſchick und Ungeſchick, Verſtand und Naivität — von einer Naivität, die andere vielleicht Blindheit nennen möchten —" — „Ein Dichter," fiel die Mutter mit dem halb ironiſchen Lächeln des Wohlwollens ein, „der mehr in einer Welt der Träume als in der wirklichen zu Hauſe iſt. Die Erfahrung wird ihn ſchon klüger machen, obwohl ich ſehe, daß er auch ſchon mit ſeiner Naivität gar ſehr zu wirken und die Herzen für ſich zu gewinnen vermag." — „Vielleicht," erwiederte Roſa, die nachdenklich dageſtanden, „hilft ſie ihm auch beim Publikum durch — es gelingt der erſte Wurf, und wir haben einen Glücklichen mehr."

Die Künſtlerin hatte ſich von dem erſten Schmerz, welcher nach dem plötzlichen Verſinken einer lieblichen Hoffnung ihr Herz angefallen, in Wahrheit erholt. Es

Digitized by Google

war ſtill geworden in ihr, nachdem ſie mit ausdauerndem Wollen den letzten Unmuth der Enttäuſchung überwunden hatte, und da ſie dem jungen Mann, für den eine Neigung in ihr entſtanden war, doch eigentlich keinen Vorwurf machen konnte, ſo glaubte ſie in dem erhebenden Gefühl der Geneſung ganz zu ſeiner Freundin, ſeiner uneigennützigen Freundin geeignet zu ſeyn.

Nun mußte ſie aber doch erfahren, daß eine Neigung, die, wie raſch immer, ſich einmal in's Herz geſenkt hat, nicht ſo leicht wieder vergeht oder in ein anderes Gefühl ſich wandeln läßt. Das Bild des jungen Mannes ſtellte ſich ihr vor die Seele, ſie fühlte mehr und mehr einen Zug zu ihm hin, ein Hangen und Wohlgefallen, welches nicht das der Freundſchaft war. Konnte ſie nicht mehr hoffen, ſo war es doch immer noch Liebe, was ſie empfand, und dieſe hatte nur einen andern Charakter. Es war die Liebe, die ſich aus ſich ſelber nährt und aus der ſtillen tiefen Freude an dem Geliebten; die Liebe, die ſich mit Großmuth paart und im Bunde mit ihr auch die Entſagung verſüßen kann. Es iſt auch eine ſchöne Flamme, die heimlich im Herzen lodert und deren Strahlen geiſtig hold um den Geliebten ſpielen. Wenn ſie unerwiedert bleibt, ſo liegt eben darin ihr Erſatz; die liebende Seele kann ſich dann des reinen Schenkens und Gebens bewußt ſeyn. Und wenn Geben, von Empfangen belohnt, ſeliger iſt, Geben ohne Lohn iſt edler und größer.

Roſa, der ſchmeichelnden Einladung nachgebend, wurde in einen Strom von Empfindungen getaucht, die ihr gänzlich neu waren und deren Schauer ſie mit Staunen erfüllten. Wie oft hatte ſie die Liebe ſchon geſpielt, und mit Leben, ja mit Leidenſchaft geſpielt! Aber es war doch nur eine Leidenſchaft der Phantaſie, wobei das Herz nur in gewiſſem Sinn mitwirkte. Die Gefühle, die jetzt in ihr erſtanden, waren That und Wahrheit, von Natur getränkt, und übten auf ſie eine unwiderſtehliche Anziehungskraft.

In dieſen Tagen einer verhängnißvoll ſich entwickelnden Neigung war das Mädchen durch ein Zuſammentreffen von Umſtänden an der Bühne nicht beſchäftigt. Sie brachte die meiſte Zeit daheim zu, verkehrte mit der Mutter in alter Gemüthlichkeit, die jetzt nur einen ſtilleren, ſanfteren Charakter hatte, und die Mutter konnte wohl an eine vollendete Heilung glauben. Aber die Krankheit war eine Liebe, die vielmehr gepflegt und genährt wurde.

Zuweilen, wenn die Neigung in der Liebenden zum Verlangen wurde und ſich plötzlich die Hoffnungsloſigkeit vor ſie ſtellte, begann es freilich in ihr zu beben und zu glühen, und ſie fühlte: wenn das dauerte, wär' ich verloren! Aber ſie riß ſich heraus aus dieſen Empfindungen, die Kraft der Entſagung überwog, ihr natürlich friſcher Sinn half, und es blieb von dem Leidgefühl nichts zurück, als eine milde Trauer, die ſie gleichfalls in ſich zu verſchließen wußte.

Sonderbare Gedanken gingen durch ihren Kopf. „Was ich jetzt habe," ſagte ſie ſich einmal, „iſt mir doch lieber, als meine frühere leichte Fröhlichkeit. Ich würde mir's nicht mehr nehmen laſſen! — Wer weiß? Vielleicht iſt das eben recht für eine Schauſpielerin! Die Andere iſt glücklich in der Wirklichkeit, ich im Bilde, und vielleicht ſpielt nur die Entſagung mit wahrer Innigkeit und Leidenſchaft, und ich gewinne an Ruhm auf dem Theater, was ich an Glück im Leben verliere."

Eine Woche ging hin, ohne daß ſie zum Leſen der Tragödie gekommen wäre. Wie ſtark erſt ihre Neugierde geweſen, es erhob ſich in ihr eine Scheu, das Manuſcript anzuſehen, die mächtiger wurde und ſie immer wieder zögern ließ. War es die Beſorgniß, die Dichtung möchte nicht gelungen ſeyn, der Geliebte möchte ſich nicht rechtfertigen als dramatiſcher Poet und ſie in die Lage kommen, ihn beklagen, mit ihm leiden zu müſſen? Oder war es ein Zagen vor der Heldin, deren Urbild der Autor hatte errathen laſſen? Die Furcht, ſie möchte dieſem Idealbild allzu unähnlich ſeyn, allzu tief unter ihm ſtehen, und ſchmerzlicher Demüthigung, unwiderſtehlicher Eiferſucht überliefert werden? Vielleicht beides. Nachdem ſie dieſem Gefühl indeß wieder und wieder nachgegeben, kam zu der innern Mahnung, ihr Verſprechen zu halten, größeres Vertrauen zu dem Dichter und zu ſich ſelber. Eines Abends, wo die Mutter ausgegangen war, nahm ſie das Heft vor und las.

Das Verzeichniß der Perſonen mit den Namen und Titeln alter Zeiten ermangelte nicht, ein gewiſſes romantiſches Verlangen in ihr zu erregen. Sie ging die erſte, zweite, dritte Scene durch und fühlte ſich angezogen. Warme Situationen, und ein warmer, inniger Ton, dem die Ueberſchwänglichkeit, zu welcher ſich einzelne Worte und Zeilen verſtiegen, nicht eigentlich ſchadete; glühende, tiefe Liebe zweier Perſonen, die für einander geſchaffen und einander werth waren; heroiſche, opferfreudige Kraft, mit feindlichen Mächten in Kampf zu treten und zu ſiegen, in Triumph oder Untergang.

Die Schauſpielerin, ſich ſelbſt vergeſſend, las weiter. Die geahnten, gefürchteten Wolken ſteigen am Horizont der ſonnebeglänzten Landſchaft, in welche das Liebespaar geſtellt iſt, raſch empor und entfalten ſich drohend. Ein erſter Zuſammenſtoß erfolgt, und die Liebe, die Treue ſiegt. Aber andere Menſchen mit andern Leidenſchaften und Zwecken treten auf, nähern ſich der feindlichen Gewalt, ſehen ſich von ihr angezogen,

Digitized by Google

beredet, und in Verflechtung ſelbſtiſcher Intereſſen knüpft ſich ein Bund, welcher dem Neid, der Eiferſucht und dem giftigen Groll unwiderſtehlich dienen zu können ſcheint.

Der erſte Akt iſt zu Ende. Für die Aufführung allerdings zu lang und einzelne Scenen in der zweiten Hälfte nicht klar, nicht ſchlagend genug. Aber beiden Uebelſtänden kann durch Streichen und theilweiſes Umarbeiten abgeholfen werden. Dann wird er nicht nur als Expoſition ſeine Schuldigkeit thun, ſondern bereits wirklich ergreifen, einen großen romantiſchen Proſpekt eröffnen und durch die eigenthümliche dichteriſche Sprache das Publikum anziehen und erheben.

Die Künſtlerin, die über ihre bisherige Rollenſphäre hinaus begabt war, fühlte ſich zufrieden und wahrhaft glücklich. Sie freute ſich im Namen des Poeten, der ſich als dramatiſchen, als Bühnendichter bewieſen; ſie freute ſich der Poeſie, die aus dem Buch in ihre Seele ſtrömte; und — ſie freute ſich über ſich ſelber, daß die ihr allerdings nicht ähnliche Heldin, mit der ſie aber dennoch fühlen konnte, ihr vielmehr lieb geworden war. Die Poeſie iſt heilig und heiligend. Wenn die Seele zu ſich ihr erhoben hat, ſchweigen die irdiſchen Gefühle und Leidenſchaften, und bewußt oder unbewußt ſieht der Geiſt die Wirklichkeit vom Geſichtspunkt des Ewigen.

Roſa, wie gerührt ſie war und wie ſehr ſie auf das Kommende ſich freute, wollte für jetzt doch nicht weiter gehen. Sie fühlte ſich durch das Bisherige ſchon eingenommen und gewiſſermaßen geſättigt. Es war ein guter, ein ſehr guter Anfang; an ihm wollte ſie ſich ergötzen, ihn wollte ſie in der Seele tragen und den Genuß des verheißenen guten Fortgangs auf die folgenden Tage ſparen. War ihre Liebe zu dem Manne doch ſchon jetzt vertieft und erhöht — durch die Achtung, die er ihr eingeflößt! Wie ſchön, wenn er durchdrang mit ſeiner erſten Dichtung, um ihr immer bedeutendere, reifere nachfolgen zu laſſen!“ Sie ſtand auf, ernſt und gehoben, mit dem Ausdruck eines guten und gut ſeyn wollenden Gemüths.

Unterdeſſen hatte ſich Heinrich weiter in der Reſidenz umgeſehen, neue Bekanntſchaften gemacht und, da er nicht feiern konnte, ſogar eine neue dramatiſche Arbeit begonnen — wieder ein Trauerſpiel. Dieſes freilich nicht aus Trotz gegen die Rathſchläge der Klugheit und auf ſeinen Genius pochend, ſondern einfach, weil er nur dazu einen Entwurf beſaß und nicht zu einem Schauſpiel oder Luſtſpiel. Er trat aber darin dem Schauſpiel bereits etwas näher, und ſehr ſchmeichelte ihm nun der Gedanke, die Vorzüge der Tragödie und des Dramas in der neuen Dichtung vereinigen und beide Parteien zufrieden ſtellen zu können. Das allein ſchien ihm auch die ſeiner in der That würdige Aufgabe, während er ſich, ein Schauſpiel fertigend, wie man es wünſchte, von der Höhe, zu der er ſich berufen halten mußte, doch einigermaßen herabzuſteigen ſchien.

Doctor Willmann hatte ihm einen Gegenbeſuch gemacht; er ſuchte ihn wieder auf, benahm ſich ſchon freier, kameradſchaftlicher gegen ihn, und der Schriftſteller nahm ihn eines Abends in eine Geſellſchaft mit, die ſich in einem Bierlokal zu verſammeln pflegte. Es waren meiſt jüngere Männer, Beamte, Aerzte, ein paar Offiziere und mit Willmann drei Literaten. Heinrich wurde von ſeinem Einführer als Dramatiker vorgeſtellt und dann beſonders mit einem der Schriftſteller bekannt gemacht, der ungefähr ſeine Jahre hatte. Doctor Dorn — ſo hieß derſelbe — bot ihm einen Stuhl neben ſich, und es zeigte ſich bald, daß er, unter anderem, auch Theaterkritiker war. Als Heinrich dieß vernommen, konnte er nicht umhin, ſeine Freude darüber auszuſprechen und in ſeiner Miene eben ſo viel Achtung wie Vergnügen an den Tag zu legen. Dem Kritiker gefiel dieß; er erkundigte ſich nach dem Stück, und auf unſern Poeten hatte die Reſidenzluft ſchon ſo gut gewirkt, daß er unwillkürlich über die Aufgabe mit Wärme, über die Leiſtung aber beſcheiden ſich ausdrückte und dem andern dadurch als ein Menſch erſchien, dem man ſeiner Bravheit wegen unter die Arme greifen könne. Das Bier, das man in dem Lokal erhielt, war ſchmackhaft, die neuen Bekannten ſtießen wiederholt an, tranken nach Durſt und gingen um Mitternacht faſt als gute Freunde nach Hauſe, indem ſie unter dem dunkeln Nachthimmel mit Köpfen hinwandelten, die durch Getränk und Geſprächsluſt hell erleuchtet waren.

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Carneval. — Bälle. — Theater.

Der große Pan iſt todt nnd mit dem boeuf gras iſt es gleichfalls zu Ende. Es gibt deren jetzt ſechs. Auch auf dieſe Alleinherrſchaft war man neidiſch und man hat ſelbſt die Ochſen demokratiſirt. Mich dauerte die gehörnte Herrſchaft, die am Dienſtag durch die Straßen watſchelte; ſonſt war dieß der Held der Faſtnachtstage, jetzt iſt er weiter nichts mehr als der primus inter pares. In ſeinem Gefolge befanden ſich Chineſen. Die Söhne des himmliſchen Reiches würden ſich nicht wenig gewundert haben, wenn ſie dieſes Facſimile ihrer Nationalität erblickt hätten. Feiſte Rücken, kurze Stierhälſe, roſig blühendes Fleiſch, derbe Züge nnd trotzig blitzende Augen, in denen alles mögliche zu leſen war, nur nicht chineſiſche Höflichkeit. Beinahe wäre ich um das Vergnügen gekommen, dieſe Pſeudochineſen nnd die wie eine Klatſchroſe glühende Venus nebſt den übrigen traditionellen Gottheiten, welche Saturnus auf der koloſſalen Quadriga kutſchirt, an mir vorbei defiliren zu laſſen, hätte mir nicht, als ich auf dem Wege nach den Tuilerien war, wo der Zug nach altem Herkommen am Dienſtag einkehrt, Monſieur Prud'homme — Sie kennen ihn ja, den Typus der philiſterhaften Bourgeoiſie, der, als man ihn mit einem Ehrenſäbel geſchmückt hatte, ausrief: dieſer Säbel iſt der ſchönſte Tag meines Lebens — mit einer myſteriöſen Miene in's Ohr geflüſtert: „Es iſt Contreordre gekommen, der boeuf gras war ſchon am Sonntag im Schloſſe. Warum? da liegt's eben! Man redet ſo viel, ich könnte Ihnen manches ſagen, aber“ — Da legte er den Finger auf den Mund und empfahl ſich mit einem bedeutenden Blicke.

Auch auf den Maskenbällen ſieht man Chineſen, ſonſt iſt alles beim Alten geblieben. Debardeurs nnd Bébés bilden die Mehrzahl. Die furia francese gibt ſich auch im Tanze knnd; es iſt unglaublich, welch unermüdliche Schnellkraft in dieſen Leuten iſt, die weder von hoher Statur noch von anſcheinend kräftigem Gliederbau ſind. Dabei herrſcht im Ganzen Nüchternheit; mit ein paar Flaſchen Bier iſt's gethan für die ganze Nacht. Im Allgemeinen iſt die Quadrille der Lieblingstanz geblieben. Er läßt mehr Freiheit; die Figuren, die ſämmtlichen Tanzenden geläufig ſind, dienen als Zeichnung oder als Umriß, den ein jeder nach Belieben färbt nnd oft mit höchſt originellen Variationen ausfüllt, die nicht immer anſtändig ſind, leider!

In den höheren Regionen hat man coſtumirte Bälle. Im Staatsminiſterium fanden kurz nach einander zwei ſolche ſplendide Tanzfeſte ſtatt, wo alles, was zum Pariſer high life gehört, ſich im reichſten Putze gezeigt hat. Die Salons im Staatsminiſterium ſollen jetzt die prachtvollſten in der Welt ſeyn; das thut man einmal hier nicht anders; die aber ſo etwas ausſchreien, haben in der Regel ſich nirgends umgeſehen. Früher galten die Säle im Hotel de Ville dafür. Was beiden Lokalitäten fehlt, iſt Würde nnd imponirende Größe; Eleganz nnd Grazie ſind ihnen nicht abzuſprechen. Die Heldin des Feſtes war die als Zigeunerin angezogene Gräfin Walewska und der Held war nicht ſowohl Graf Demidoff, als der große Diamant an ſeinem Turban. Er hat, wie alle Notabilitäten dieſer Art, einen Namen nnd heißt Le Sancy; er hat aber auch eine Biographie, oder richtiger, eine Geſchichte. Er ſtammt aus Oſtindien nnd gehörte dem Herzog von Burgnnd, Karl dem Kühnen, der ihn trug in der Schlacht bei Nancy. Ein Schweizer Soldat hatte das Glück, ihn zu finden, nnd verhandelte ihn um einen Gulden. Hoffentlich hat der arme Gebirgsſohn nie erfahren, daß das Schickſal ihn zum reichen Mann machen wollte. Wem fällt hier nicht Leſſings Fabel von den beiden Goldſtangen ein? Später gelangte der Stein in den Beſitz des Königs von Portugal, der, aus ſeinen Staaten vertrieben, denſelben an den Schatzmeiſter von Frankreich, Harlay de Sancy, für 100,000 Franken verkaufte (1580). Die Odyſſee des berühmte Juwels führte es durch allerlei Abenteuer, die wir übergehen; der Sancy gelangte zuletzt in den Beſitz Ludwigs XIV. und machte einen Theil der Kronjuwelen aus, die in der Revolution abhanden gekommen ſind.

Das „Coſtüm“ wird auf dieſen Bällen nur von jungen Leuten getragen. Aeltere Herrn, d. h. welche die Dreißig überſchritten, tragen den venezianiſchen Mantel, der den Domino erſetzt; im übrigen Hoftracht, kurze Beinkleider, ſchwarz oder weiß, ſchwarzer Frack ꝛc.

Auf den Theatern herrſcht mehr und mehr der Materialismus. Wer mags den Bühnenvorſtehern verdenken? Sie machen bei dieſem Syſtem gute Geſchäfte; mit der reinen Poeſie, mit dem Ideale und dergleichen würden ſie zu Grunde gehen, nnd die Dichter obendrein. Es iſt darum nicht gut, die Dichter aufzumuntern. Ich habe mich ſchon oft gefragt: wozu auf der Univerſität Profeſſoren der Dichtkunſt, die niemand mehr will? — Kaum iſt der Cirque impérial mit ſeiner Erſtürmung von Peking zu Ende, ſo greift er nach Rotomago, nnd der Inhalt bleibt derſelbe. Rotomago iſt ein Zauberer und Herenmeiſter, ein Fauſt oder Merlin für die Kinder, die ihn längſt auf dem

Puppenſpieltheater Séraphin haben kennen lernen, wo er früher ſchon ihre Eltern beluſtigte. Titel und Stoff ſind alſo mit Geſchick gewählt. Die meiſten Zuſchauer treffen in Rotomago einen Bekannten und ſind begierig zu ſehen, was er für Hokuspokus treibt. Im Stücke der d'Ennery, Clairville und Monnier hat Rotomago einen Sohn, dem eine Fee einen Talisman gibt. Dieß iſt eine Uhr; wer ſie beſitzt, braucht nur zu wünſchen, und was er verlangt, wird ihm gewährt. Unglücklicherweiſe verliert der kleine Rotomago ſeinen Talisman in einem Kornfelde, wo ihn ein Bauer findet. Blaiſinet, ſo heißt dieſer, macht die ſcharfſinnige Bemerkung, der Eigenthümer müſſe ein Gutsbeſitzer ſeyn, da er ſeine Uhr im Felde verloren, und habe demnach Mittel, ſich eine andere Taſchenuhr zu kaufen, und ſteckt ſie getroſt ein. — Die Fee (la fée rageuse) wollte den jungen Rotomago mit der Prinzeſſin Miranda vermählen; der Fant aber verliebt ſich in Mamſelle Bruyère. Die Fee Rageuſe iſt außer ſich vor Wuth. Sie entdeckt dem jungen Blaiſinet die Wunderkraft ſeiner Uhr, die er aber aufziehen muß beim erſten Glockenſchlage. Wenn er dieß während ſechs Stunden verſäumt, ſo kehrt die Uhr von ſelbſt zu ihrem erſten Beſitzer zurück. Dieſer ruft ſeinerſeits die Horen zu Hülfe, welche Blaiſinet zu verhindern ſuchen, die Uhr aufzuziehen. So oft dieſer auf dem Punkte ſteht, es zu vergeſſen, erhält er von der Hand der Fee eine Maulſchelle. Rotomago und Blaiſinet bekämpfen einander mit allen möglichen Zauberkünſten, welche Verwandlungen, Erſcheinungen und Hexereien ohne Ende herbeiführen. Blaiſinet verliebt ſich in die Prinzeſſin Miranda und gibt ihr zu Ehren ein großes Feſt im Spitzenſaal: vielleicht das reichſte, prachtvollſte, feenhafteſte Schauſpiel, das Paris je geſehen. Die verſchiedenen Spitzenſorten: point d'Espagne, point de Venise, point d'Alençon, point d'Angleterre etc. werden durch verſchiedene entſprechende Balletcorps vertreten. Nach dem Feſte thut ſich der Hintergrund auf, und man ſchaut in eine von unzähligen Lüſtern erleuchtete Galerie u. ſ. w. Das Stück ſpannt an und für ſich, mehr als es z. B. bei den Teufelsvillen der Fall iſt oder war. An guten Einfällen iſt kein Mangel; doch kommen auch allzuwohlfeile Witze zum Vorſchein. Blaiſinet will ſchlafen gehen und ſpricht: „je souhaiterais un lit plus commode," und das Bett verwandelt ſich in eine — Kommode. O geiſtreichſte Nation der Welt! Den Schluß führt eine ſentimentale Frömmelei herbei; die Stunde des Gebetes bekehrt Monſieur Blaiſinet, der allen ſündigen Gedanken entſagt. Der Erfolg des Stückes iſt ein ungeheurer; im Théâtre français kann man die Zuſchauer zählen.

Die Königin von Saba ſchreitet in feierlicher Langeweile über die Bretter der großen Oper, die ſo große Opfer gebracht, um ſie ihrem Range gemäß zu empfangen. Könnte die Direktion nur auf Paris rechnen, ſo erlitte ſie eine empfindliche Schlappe mit dieſem koſtſpieligen Stücke; allein die Neugierde wird es halten, bis der Sommer kommt und die Einwanderungen aus den Provinzen und dem Auslande beginnen.

Aus Frankreich, Februar.

Das Theaterjahr. — Abouts Cactana.

≏ Das verfloſſene Theaterjahr hat in Frankreich, d. i. in Paris, nichts hervorgebracht als Gelegenheitseffekte, Nothbehelfe und eine ungeheure Maſſe ſchlechten Zeugs. Von dem immer blutiger werdenden Melodram, von dem in der Zote verſinkenden Vaudeville kann man gar nicht mehr reden, und das Luſtſpiel leidet an einem wachſenden Eindringen der Verwicklungen und Spannungen des Intriguenſtücks in die natürliche Einfachheit der Charakter- und Sittencomödie. Daraus entſteht denn nichts als ein mehraktiges, mehr oder weniger geiſtreiches Geſchwätz, nicht aber ein Stück mit einer Handlung, und einer Hauptperſon, und einem Intereſſe, und Anfang, Mitte und Ende. Man kann ein ſolches Elaborat ganz gut von hinten nach vorn ſehen oder vielmehr leſen, wie von vorn nach hinten, ohne etwas dabei zu verlieren, oder nach einem beliebigen Akte aufhören, ohne ſich zu fragen, ob noch etwas und was noch zu kommen habe. Fügen nun die Autoren hiezu noch tragiſche Conflikte und Motive, z. B. die des Ehebruchs (der freilich bei den Franzoſen meiſt mehr für komiſch gehalten worden iſt), ſo entſteht eine dramatiſche Olla Potrida, von deren Genuß man ohne Katzenjammer nicht davon kommt.

Dieß iſt ſo ziemlich der Typus ſelbſt der beſten und erfolgreichſten Stücke, die wir ſeit vielen Monaten geſehen haben, und ein ſolches Reſultat iſt ein trauriges. Die in allen dieſen Stücken herrſchende Gattungsverwirrung verhindert ſie natürlicherweiſe, einen Mittelpunkt in Einer Perſon, in Einer Handlung zu finden. Unſer Intereſſe ſchließt ſich an niemanden und an nichts an, wir kommen uns unter vielen Thoren vor wie in einem Narrenhauſe,

und die ſtändige Rolle des einzigen vernünftigen Menſchen, den der Dichter ſprechen läßt wie eine Art von Chor und einen Theil des Publikums, bleibt allzuſehr Nebenperſon, um den leeren Raum für ſich in Anſpruch nehmen zu können.

Ich habe auch einer der bis jetzt ſeltenen ungeſtörten Aufführungen von Abants Drama angewohnt und gefunden, daß es für daſſelbe auf Eins herauskommt, ob man am Anfang oder am Ende pfeift. Das allergewöhnlichſte Erzeugniß des Boulevard du Crime verdient nicht mehr nach minder Aufmerkſamkeit als dieſes Stück. Der neue Redakteur des Conſtitutionnel weicht von ſeinen Collegen nur in Einem Punkte ab, nämlich darin, daß er nicht wie dieſe die Lebenden, ſondern die Todten zu Mitarbeitern hat. Nachdem ihm ſchon für ſeine erſte Novelle, Talla, ein literariſches Plagiat nachgewieſen worden war, begegnen wir hier einer gleichen Thatſache. Dießmal heißt ſein unwillkürlicher Mitarbeiter: Calderon; das Vorbild Gaetanas iſt: „Der Arzt ſeiner Ehre," und das nicht allein für die Grundidee und den Gedankengang, ſondern auch für einzelne, beſtimmte Stellen des Stücks. Nur behalten am Ende die compromittirte Gattin und ihr Liebhaber Recht, und der bejahrte und gekränkte Gatte ſtirbt rechtzeitig mit dem naiven Geſtändniß, Liebe zu erwerben habe er nicht verſtanden, was man allerdings dieſem blutdürſtigen Wütherich ſchon von dem erſten Akte an vorausſagen konnte. Abant iſt ein guter Styliſt und Publiciſt, vielleicht auch Romancier, aber kein Dramatiker. Wo er pathetiſch ſeyn will, müſſen wir herzlich lachen, und komiſch iſt er nur in Wortwitzen à la Charivari. Daß er mehr geleſen hat als die meiſten Franzoſen, iſt ſicher, aber dieſer Vortheil führt ihn nur zum Plagiat, ſtatt ſeinen Geſchmack zu bilden, deſſen Unkultur ihn alle dramatiſchen Gattungen in einer grauenhaften Weiſe verwechſeln läßt. Ein Mann von Geiſt, wie er, ſollte ſich ſelbſt beſſer kennen. Oder genügt es ihm, durch einen Skandal berühmt zu werden, weil Voltaire und Beaumarchais trotz des Skandals berühmt geworden ſind? Gewiß iſt es ihm gelungen, ſeinen Namen in jedermanns Mund zu bringen, aber einen dramatiſchen Dichter wird ihn darum weder die Mit- noch die Nachwelt nennen. Was wir bei einem Spanier des ſiebzehnten Jahrhunderts bewundern, läßt uns in einem franzöſiſchen Abklatſch aus dem neunzehnten durchaus kalt, und die Franzoſen lachen, wenn ein galantes Abenteuer ſelbſt in Neapel einen Juſtizmord motiviren ſoll.

Aus der Schweiz, März.

Carneval in Freiburg, Luzern und Solothurn.

Das Wort, welches alljährlich den Menſchenkindern zu Gemüthe führt, daß ſie „Staub und Aſche" ſind, iſt verkündet worden und hat die rauſchenden Tanzweiſen verſtummen laſſen. Auch bei uns hat die Mitternachtsglocke des „fetten Dienſtags" den grellen Uebergang vom Faſching zur Faſtenzeit angezeigt. Sie vergönnen mir wohl, einen kurzen Rückblick auf die ſchweizeriſche Faſtnacht zu werfen.

Genau genommen haben — in der Schweiz und anderswo — nur die katholiſchen Orte einen eigentlichen Carneval. Nur dort, wo Luſt, Fröhlichkeit und kecker Uebermuth ſich ſeit Jahrhunderten angewöhnt haben, ihr Regiment auf den kurzen Zeitraum beſtimmter Wochen und Tage einzuſchränken, iſt ihre Herrſchaft eine unbeſtrittene. Nur dort gibt es naturwüchſige, volksthümliche Maskenzüge, Maskenbälle und Maskenwitze. Seitdem die puritaniſchen Grundſätze und Anſchauungen nicht mehr in den Rathſälen maßgebend ſind, hat man auch in reformirten Städten, z. B. in Bern und Baſel, verſucht, die Faſchingsfreuden einzubürgern, aber mit wenig Glück, da dort die ungewohnte Faſtnachtsluſt und Maskenfreiheit bald in Ausgelaſſenheit und zügelloſe Rohheit auszuarten drohte. So kommt es, daß nur die drei katholiſchen Städte, Luzern, Solothurn und Freiburg, ſich eines eigentlichen Carnevals erfreuen, während die andern zwar auch ihre Tanzvergnügungen haben, die ſich aber durch den ganzen langen Winter hinſchleppen, zuweilen ſich ſogar bis zu einem Maskenball verſteigen, auf welchem jedoch kein ehrbares Frauenzimmer ſich blicken laſſen darf.

Im üchtländiſchen Freiburg ſoll die dießjährige Faſchingsluſt in Form einer maskirten Cavalcade der jungen ſtädtiſchen Gentry öffentlich zu Tage getreten ſeyn; ich kann nichts davon verrathen, da ich weder derſelben beigewohnt, noch etwas davon in den öffentlichen Blättern geleſen habe. Die ſchweren Eiſenbahnſchulden, welche ſich dieſer Kanton auf den Hals geladen hat, wirkten vielleicht als Dämpfer einer allzu „ungeheuren Heiterkeit."

Der ehemalige „katholiſche Vorort" Luzern erfreute ſich von jeher des Rufes einer unverwüſtlichen Faſtnachtsfröhlichkeit. Der Humor wurzelt da in hiſtoriſchem Boden und hat ſich gewiſſermaßen perſonificirt. Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts lebte nämlich ein Luzerner Bürger Namens Fritſchi, welcher ſich das ganze Jahr des

Wandels eines ſoliden Hausvaters zu befleißen pflegte, dann aber jedesmal am „fetten Donnerſtag“ auf ſeiner Zunft „zum Safran“ erſchien und ſich dort durch ſeine Munterkeit, ſeinen Witz und ſeine verſchwenderiſche Freigebigkeit auszeichnete. Bruder Fritſchi war ein angeſehener Mann, der in ſeiner Jugend die glorreichen Kriege gegen Karl den Kühnen von Burgund mitgemacht hatte. Sein Humor machte ihn zum Mittelpunkt der luzerniſchen Faſtnachtfreuden, und bald verbreitete ſich ſein Ruf durch die ganze Eidgenoſſenſchaft. Er mochte ſchon bei Jahren ſeyn — es war um das Jahr 1508 — als Rath und Bürger der Stadt Baſel ſich entſchloſſen, ihre Eidgenoſſen von Luzern und den Waldſtädten zu einem fröhlichen Feſte zu laden. Zu dieſem Zwecke erhielt ein Bürger von Baſel, Heinrich zum Haſen genanat, vom Rath den Auftrag, den Bruder Fritſchi wegzufangen. Als dieſes glücklich gelungen und der Gefangene nach Baſel gebracht worden war, erließ ein hoher Rath an die Luzerner die Aufforderung, mit ihren Freunden aufzubrechen, um ihren entführten Mitbürger auszuldſen und heimzuholen. Folgte ein ſpaßhafter Notenwechſel zwiſchen beiden Städten, nach welchem die Luzerner, hundertfünfzig Mann ſtark, nach Baſel zogen, von Bürgermeiſter und Rath auf's Beſte bewirthet wurden und endlich „nach vielem Weinvergießen und Stahelwetzen, Halsabwürgen und Hühnerſtechen“ ihren Mitbürger im Triumph wieder nach Hauſe führten. — Bruder Fritſchi ſchenkte vor ſeinem Abſterben ſeiner Zunft nebſt andern Gaben einen köſtlichen Becher mit der Bedingung, daß alljährlich am fetten Donnerſtag ſein Andenken gefeiert werde. Einer der Zunftbrüder ſollte unter ſeiner Maske durch die Straßen der Stadt ziehen, von muſicirenden Spielleuten geleitet, vorans Einer mit dem Becher, der jedem Begegnenden, ob reich oder arm, einen Trunk zu bieten verpflichtet war. Hinten ſollten dann die Zunftbrüder ſämmtlich in blanken Harniſchen und wohlbewaffnet folgen. Mit der Zeit wurde dieſer ſtattliche Fritſchiumzug zu einer förmlichen Maskerade, an deren Spitze jedoch Bruder Fritſchi, ſeine Frau und das „Fritſchikind“ ſämmtlich in die Stadtfarben, weiß und blau, gekleidet, niemals fehlen dürfen. Noch heutzutag wird alljährlich ein „Fritſchivater“ bezeichnet, welcher ſämmtliche Faſchingsangelegenheiten zu leiten und zu ordnen hat.

Ihr Berichterſtatter wüßte Ihnen nicht zu melden, aus welchen Gründen der „Fritſchivater“ verfügte, daß dieſes Jahr der „Fritſchiumzug“ unterbleiben ſolle. Dieſer Umſtand war die Veranlaſſung eines Zwiſchenfalls, der zwar im vollen Ernſte abgeſpielt wurde, aber trotzdem eine reiche Doſis Faſchingshumor als Beimiſchung hat. Ganz proſaiſch und freudelos wollte der „Fritſchivater“ den Carneval doch nicht vorbeigehen laſſen. Er ſchrieb deßhalb einen maskirten Kinderball aus, zum großen Jubel der kleinen Herren und Fräulein von der Schulbank. Wahrſcheinlich aus höheren pädagogiſchen Gründen fanden die Schulbehörden für gut, dagegen einzuſchreiten. Fritſchivater appellirte an die Regierung, welche jedoch das griesgrämliche ſcholarchiſche Veto beſtätigte. Nun Petitionsſturm der männlichen und weiblichen Schuljugend, meuteriſche Zuſammenrottungen der ABCſchützen vor dem Regierungsgebäude, revolutionäres Geſchrei, drohende Barrikaden. Sollte die bewaffnete Macht einſchreiten, der Belagerungszuſtand über die Stadt Luzern verhängt und einige der Rädelsführer ſtandrechtlich abgewandelt werden? Nein! Eine republikaniſche Regierung fügt ſich dem Volkswillen. Der gefaßte Beſchluß wurde zurückgenommen, der Kinderball fand ſtatt. Bruder Fritſchi hätte kaum einen beſſeren Faſtnachtswitz erſinnen können.

Ich kann nicht unterlaſſen, auch eines andern eigenthümlichen Faſchingsinſtituts der Stadt Luzern kurze Erwähnung zu thun; es ſind dieß die Bälle der „Waldbrüder.“ Sie dürfen ſich unter dieſen „Waldbrüdern“ keine bärtigen aſcetiſchen Eremiten vorſtellen, welche von Wurzeln und Kräntern leben; es iſt ganz was anderes. Während jedes Winters finden einige Bälle ſtatt, auf denen die Herren unmaskirt zu erſcheinen verpflichtet ſind, denen die Damen jedoch nicht anders als maskirt beiwohnen. Die beliebteſte Maske iſt der ſogenannte „Waldbruder,“ eine Art Domino, welcher die darunter ſteckende Schöne ganz unkenntlich macht. Es iſt ein Hauptſpaß der luzerniſchen Damen, bei dieſen Gelegenheiten ihren geſchliffenen Zungen freien Lauf zu laſſen und die Herren, die als wehrloſe Schlachtopfer daſtehen, auf's grauſamſte zu intriguiren. Schon manche junge Frau hat dabei ihren Mann, ſchon manche Braut ihren Bräutigam in ihrer undurchdringlichen Vermummung auf gefährliches Glatteis geführt.

Hat ſich in Freiburg der dießjährige Carneval auf eine Parade zu Pferd beſchränkt, iſt in Luzern der Fritſchizug unterblieben, ſo iſt dagegen in der dritten unſerer katholiſchen Schweizerſtädte, in Solothurn, dem Faſching ſein volles Recht geworden. Die „honoluleſiſche Narrenzunft“ (ſo nennt ſie ſich zu Ehren ihrer Antipoden) gab am „fetten Donnerſtag“ einen großartigen Maskenzug zum Beſten, der ſich am „fetten Dienſtag“ auf allgemeines Verlangen wiederholte. Soll ich Ihnen verrathen, wie in unſerem kleinbürgerlichen republikaniſchen Gemeinweſen ſolche Dinge ſich machen? Etwa drei Wochen vor Faſching tritt das „Narrencomité“ zuſammen und ſetzt in allgemeinen Umriſſen den Gegenſtand des Maskenzuges feſt; dann wird eine Volksverſammlung ſämmtlicher „Narren“ zuſammenberufen. Jeder hat ſich zu erklären, welche Rolle er zu übernehmen geneigt iſt; für jede einzelne Gruppe des Zugs wird ein Sectionschef bezeichnet. Unterdeſſen haben ſich die faſchingfreundlichen Bürger freiwillig beſteuert und eine anſehnliche Summe zur Beſtreitung der Koſten zuſammengebracht. Nun fieberhafte Thätigkeit bei allen Schneidern, Nähterinnen, Haarkünſtlern, Malern, Decorateuren, Geſtellmachern ꝛc. der Stadt. Alle andere Arbeit wird bis zur Faſtenzeit verſchoben. Der junge Beamte iſt nicht mehr auf ſeinem Bureau, der Handelsmann nicht mehr in ſeinem Comptoir, der Handwerker nicht in ſeiner Werkſtatt zu finden, denn der „fette Donnerſtag“ rückt furchtbar ſchnell

Digitized by Google

herau und es iſt noch ſo viel vorzubereiten. Was gelingt nicht der unermüdlichen Energie! Zur beſtimmten Stunde ſind alle Vorbereitungen vollendet, der Faſchingszug kann beginnen.

Das „Narrencomité“ hatte für ſeine dießjährige Maskerade einige brennende Fragen aus unſerem öffentlichen Leben herausgegriffen. Sie mögen ſich vielleicht erinnern, daß während der vorletzten Sitzungsperiode unſerer eidgenöſſiſchen Räthe die Abſendung einer Geſandtſchaft nach Japan zur Sprache kam, um mit dieſem fernen Inſelreiche einen Handelsvertrag abzuſchließen; eine bedeutende Summe wurde bewilligt, um die Geſandtſchaft glänzend auszuſtatten und dem japaneſiſchen Kaiſer eine Reihe von Geſchenken zu überreichen, welche demſelben eine vortheilhafte Meinung von der ſchweizeriſchen Induſtrie beibringen ſollten. Als inzwiſchen Nachrichten anlangten, daß ſich die Japaneſen etwas widerborſtig erzeigten, wurde, in Betracht wir leider außer Stande wären, unſern Commis Voyageurs in Japan mittelſt Kanonen Eingang und Gehör zu verſchaffen, die Geſandtſchaft auf günſtigere Zeiten vertagt. Was vor der Peaſa des kühlen Verſtandes nicht beſtehen machte, deſſen bemächtigte ſich der Faſchingshumor.

Wir ſahen den Kaiſer von Japan in eigener Perſon auf reich geſchmücktem Thronwagen, umgeben von einem zahlreichen Gefolge von Prieſtern, Mandarinen, Schirmträgern, Garden zu Pferd und zu Fuß, wundercliche gelbbraune Burſche, nach neueſter japaneſiſcher Mode gekleidet und ausgerüſtet. Ihm folgte in einer eidgenöſſiſchen Poſtkaleſche der helvetiſche Geſandte im alpenroſengeſtickten Diplomatenfrack, begleitet von Schreiber, Weibel und übrigem Perſonal. Hinter ihm kamen die Geſchenke mit ihren Trägern, unter welchen der Senne mit dem gewaltigen Emmenthalerkäs und die Sennerin mit den goldgelben Butterballen begreiflicherweiſe nicht fehlen durften. Eine kolaſſale Uhr lief auf eigenen Beinen nebenher; Pique-Dame und Carо-Bub gingen Arm in Arm als Repräſentanten der Spielkartenindustrie; die europäiſche Mode war durch etliche grasgrüne Laubfröſche vertreten, welche das bekannte unausweichliche Stahlreifgeſtelle ohne weitere Umhüllung um die ſchmalen Hüften trugen. Den würdigen Abſchluß dieſer Gruppe bildete das Ding, welches dem Carneval den Namen gab, der carrus navalis, eine der „Dampffregatten“ der eidgenöſſiſchen Flottille, welche die Schweiz ſeit dem italieniſchen Kriege auf dem Langenſee beſitzt, ſtattlich bemannt mit eidgenöſſiſchen Matroſen und Marineſoldaten und hoch beachtet mit ferneren ſchweizeriſchen Induſtrieprodukten, als da ſind die verſchiedenen Gebildbrode, ächter Varinasknaſter und Havanna-Cigaren aus Mutterkraut, Cichorienkaffee, diverſe Biere und Schnäpſe ꝛc.

Ein anderes Bild! In einem eleganten Phaeton ſehen wir den Erdiktator Genfs, James Fazy, kenntlich an ſeiner ſcharf gebogenen Habichtsnaſe; an ſeiner Seite im rothen Garibaldihemd die ſchöne Hamburgerin, die ſeit einigen Monaten in der Calvinsſtadt die Rolle der Lola Montez ſpielt. Folgt ein gewaltiger Wagen mit der Ueberſchrift: „Cercle des étrangers.“ Auf demſelben macht ſich eine Spielhölle mit allem Zubehör breit: grüner Tiſch mit Bankhalter und Croupiers und Gimpeln aller Nationen, die ſich rupfen laſſen, als engliſche Lords, ſpaniſche Hidalgos, pelzverbrämte Ruſſen, untermiſcht mit einer Anzahl von Camelliendamen aus Paris. Auf dem grünen Tiſch liegt Gold und Silber in blanken Haufen; es ſind eigens geprägte Rechenpfennige. Auf dem Avers iſt das wohlgetroffene Bildniß des Eigenthümers des berühmten Hotels an der Ecke des Quai du Montblanc zu ſehen mit der Umſchrift: „Adieu pour toujours,“ auf dem Revers als Rundſchrift: „Cercle des étrangers,“ und in der Mitte die Worte „trente et quarante.“

Ich will Ihre Geduld nicht durch Aufzählung der andern Gruppen des Maskenzuges ermüden, die ſpecifiſch lokaler Natur waren. Sie mögen aus dem Vorſtehenden erſehen, daß der Faſching in der Schweiz ſeine ſatiriſche Geißel ziemlich ungenirt zu ſchwingen verſteht. Es iſt jedoch nicht zu verſchweigen, daß die in Genf erſcheinende „Nation Suisse,“ das publiciſtiſche Organ des Herrn Fazy, ein gewaltiges Halloh über die Frechheit erhob, einen ſo großen Staatsmann zu perſifliren, insbeſondere nachdem er durch die Intriguen der Genfer Reactionäre geſtürzt worden ſey. Die Nation Suisse ließ ſogar durchblicken, der Maskenzug in Solothurn ſey nur durch das Geld der Genfer Ariſtokratie zu Stande gebracht worden. Zur Entſchuldigung des „honoriuleſiſchen Narrencomités“ ließe ſich vielleicht ſagen, daß ein ſo arger Lügner, welcher heute mit Namensunterſchrift öffentlich behauptet, der cercle des étrangers ſey kein öffentliches Spielhaus, während geſtern ſein Spielpächter Blas in allen Journalen ebenfalls öffentlich ſein Etabliſſement als ein ſolches anpries, welches die gleichen oder größere Chancen biete als die Spielbanken von Homburg und Baden, daß ein ſo arger Lügner, ſag' ich, öffentlich gebrandmarkt zu werden verdiene. Es ließe ſich noch beifügen, daß die Spielhölle im Hauſe eines Mannes, der erſt noch unumſchränkter Leiter ſeiner Vaterſtadt geweſen und jetzt noch auf den Bänken der höchſten Räthe der Eidgenoſſenſchaft ſeinen Sitz habe, ein öffentlicher Skandal ſey, der mit allen Waffen des Hohnes, des Spottes und Sarkasmus bekämpft werden müſſe. Uebrigens iſt die Maskenfreiheit des fetten Donnerſtages und Dienſtages ein Geundrecht, welches ſich die „honoriuleſiſche Narrenzunft“ ſchwerlich wird ſchmälern laſſen.

Es bleibt mir nun noch übrig, Ihnen über eine Faſchingsluſtbarkeit der Landbevölkerung zu referiren, welche in ſehr verſchiedenen Theilen der Schweiz mehr und mehr Platz greift und in der möglicherweiſe ein Keim ſteckt, welcher ſich zu etwas Erfreulichem und Erſprießlichem entwickeln dürfte; ich meine die theatraliſchen Darſtellungen hervorſtechender Ereigniſſe unſerer Geſchichte. — Werfen wir einen Blick auf die nächſten beſten Lokalblätter der letzt verfloſſenen Wochen. Von den „Jünglingen von Horiwi“ werden die „Freunde ländlicher Vergnügen“ freundſchaftlich

eingeladen, die „Schlacht bei Morgarten, ein dramatiſches Schauſpiel in vier Akten“ mitanzuſehen. Von der „Jugend von Subingen“ wird „der Tag bei Laupen, vaterländiſch-hiſtoriſches Schauſpiel in fünf Akten“ aufgeführt. Die „Schuljugend von Unterraufern“ gibt ſogar den „Wilhelm Tell nach Schiller, ſieben Scenen,“ zum Beſten und ladet die „Jugendfreunde“ höflichſt ein. Im St. Galliſchen Rheinthal wird „die Schlacht am Stoß“ agirt; am Züricher See „Hans Waldmann.“ Der Schauplatz dieſer dramatiſchen Aufführungen iſt häufig eine leere Scheuer oder ein geräumiger Tanzſaal; zum öftern jedoch finden dieſelben im Freien ſtatt. Die Fenſter eines ländlichen Wirthshauſes bilden dann die Zuſchauerlogen und Sperrſitze, der Platz vor demſelben das Parterre; auf einer improviſirten Bühne, wozu man nicht ſelten den mit Brettern bedeckten und mit Tanneureiſern bekleideten ſtattlichen Düngerſtock benutzt, werden jene Scenen agirt, welche in geſchloſſenem Raum ſpielen; die Aufzüge, die Gefechte finden auf der Straße und den umliegenden Wieſen und Baumgärten ſtatt. Dieſe Comödien haben freilich viel Bäuriſches, Rüpelhaftes an ſich. Wer wollte ſich eines Lächelns erwehren, wenn Geßler hoch zu Roß in der rothen Uniform eines ehemaligen Schweizergardiſten auftritt, mit Epaulettes und einem Drogonerhelm von neueſter Façon? Gewöhnlich haben die ländlichen Schauſpieler ihre Rollen vortrefflich memorirt und bedürfen keines überlauten Souffleurs; um ſo ſchlimmer ſteht es mit der Declamation, die ſich nicht über jenes monotone Ablelern erhebt, welches die „Jünglinge“ vom Katechismusaufſagen her innehaben. Am meiſten macht die Schriftſprache den rohen ländlichen Kehlen zu ſchaffen; es geht ſo holperig, als ob der Theſpiskarren über eine mit fauſtgroßen Kieſeln beſchotterte Dorfgaſſe führe. Es ſind eben die erſten rohen Uranfänge der edeln Schauſpielkunſt.

Und dennoch! Iſt nicht zu erwarten, daß da und dort unter der Dorfjugend ein angeborenes Schauſpielertalent auftauchen wird, deſſen Rollendarſtellung für die andern zum Vorbild, zum Typus werden kann? Läßt ſich nicht ein Volksſchauſpiel denken, in welchem dem Dialekt ſein Recht belaſſen würde? Ihr Berichterſtatter glaubt, gerade ſolche theatraliſchen Darſtellungen im Freien ſeyen beſonders dazu angethan, die glorreichen kriegeriſchen Ereigniſſe unſerer Geſchichte dem Volke dramatiſch vorzuführen. Auf einer gewöhnlichen Bühne läßt ſich eine Schlacht nicht wiedergeben; im Freien, wo große Maſſen Raum finden, wo Straße, Bach, Wald, Hügel als natürliche Scenerie dienen können, iſt es ein anderes. Es würde ſich daraus freilich eine ganz neue Gattung dramatiſcher Poeſie entwickeln, welche die Aufgabe hätte, den Pomp des koſtümirten Aufzugs mit lebendiger, ſpannender Handlung zu verbinden. Wir haben ein Beiſpiel ſolcher naturwüchſiger Volksdramen an den „Paſſionsſpielen“ im Oberammergau. Warum ſollten nicht weltliche Seitenſtücke zu dieſen Paſſionsſpielen, der Landesgeſchichte entnommen, mit gleichem Erfolge zur Darſtellung gebracht werden können?

Literatur.

Geſchichte der Tanzkunſt. Von Albert Czerwinski. Leipzig 1862.

Der Titel eines Buchs iſt oft intereſſanter als dieſes ſelbſt. Das will ich von der vorliegenden Geſchichte der Tanzkunſt nicht gerade geſagt haben; ich komme darauf vermöge einer allgemeinen und doch ſpeciellen Erfahrung. Es iſt mir nämlich in der letzten Zeit eine Reihe von Büchertiteln aufgefallen, die mir die intereſſanteſte Lektüre namentlich für „gebildete Leſerinnen“ verſprachen, ſo daß ich mir vornahm, dieſelben nach und nach in dieſen Blättern zu beſprechen und dadurch eine Art kurze Encyclopädie aller ſchönen Künſte zu liefern. Von allen dieſen Titeln und Büchern — die Geſchichte der Tanzkunſt iſt allerdings auch darunter — hat mir nun keiner gehalten, was er mir zu verſprechen ſchien; ich fand mich, das Buch mochte ſonſt vielleicht ganz recht und gut ſeyn, doch immer in den Erwartungen und Vorſtellungen, die ich mir gemacht hatte, getäuſcht.

Welcher Art waren dieſe Schriften? Sie hatten ſämmtlich die Verbindung der Wiſſenſchaft, ſey es der hiſtoriſchen oder der phyſiſch-techniſchen, mit einem beſtimmten Gebiet des höheren ſocialen Lebens zum Gegenſtand; alſo eine beſondere Gattung populärer Schriften, die moderne Wiſſenſchaft in praktiſcher Nutzanwendung, wie die Farbenharmonie mit Anwendung auf die Dameutoilette oder unſere Geſchichte der Tanzkunſt. Dort mußten wir den ingeniöſen Einfall bewundern, Phyſik und Optik in ſo ganz detaillirte Beziehung zu einem dem unmittelbarſten Leben angehörenden Gegenſtand zu bringen; hier freuen wir uns, daß eine ſociale Freikunſt und Lebens-

erregung in den Kreis der hiſtoriſchen Betrachtung herein gezogen wird. Wenn dieſes auch nicht ganz ſo geſchieht, wie wir es gewünſcht und uns vorgeſtellt hatten, wenn die Auffaſſung und Behandlung nicht völlig unſerer wiſſenſchaftlichen Praxis oder praktiſch ſocialen Theorie entſpricht, ſo bleibt die Erſcheinung ſolcher populär wiſſenſchaftlicher Schriften deßwegen um nichts weniger intereſſant.

Daß die Culturgeſchichte auch an die Geſchichte der Tanzkunſt kammt, können wir nicht im mindeſten auffallend finden. Die ſogenannte phyſiologiſche Geſchichtsbetrachtung hat den Pulsſchlag des ſocialen Lebens an zahlreichen Erſcheinungen von weit weniger allgemeiner Bedeutung, als die Tanzkunſt unſtreitig hat, zu belauſchen geſucht. Eine culturhiſtoriſche Behandlung des Tanzes iſt alſo ganz in der Ordnung; man kann ſagen: eine ſolche Geſchichte iſt durchaus zeitgemäß, ſie iſt ein allgemein gefühltes Bedürfniß. Die Geſchichte einer Kunſt fängt man an zu ſchreiben, wenn dieſe Kunſt ſelbſt in das Stadium des Verfalls überzugehen beginnt, wenn ihr unmittelbares, natürlich friſches Leben unaufhaltſam entſchwindet und die Reflexion über ihren Torſo ſich hermacht. Derartige Geſchichten haben immer eine reſtaurative Tendenz, ſie ſind Belebungsverſuche; was man früher inſtinktiv, mit unmittelbarer Luſt und Freude getrieben hatte, das ſoll man jetzt mit Bewußtſeyn thun, weil man eingeſehen hat, in welchem engen Zuſammenhang auch dieſe Lebensäußerung mit dem ganzen Culturleben, mit dem Höchſten in Kunſt und Wiſſenſchaft ſteht. Dieſer Naturnachlaß, das Erkalten der unmittelbaren Luſt und Begeiſterung iſt aber, ſo unbegreiflich es auch ſcheinen mag, für den Tanz — oder ſagen wir beſſer: für das Tanzen? — augenſcheinlich eingetreten; und dieſer Nachlaß iſt für die Tanzkunſt um ſo bedenklicher, da ſie, wie keine andere, den Menſchen ſelbſt als Material hat, und zunächſt nichts anders iſt als „der inſtinktive Ausdruck der Freude am Leben.“ Die ſteigende aber ſinkende Tanzluſt iſt alſo eines der ſicherſten Anzeichen, ein eigentlicher Höhenmeſſer für die Lebenskraft und Lebensluſt des menſchlichen Geſchlechts. Aus dieſer Rückſicht wüßte ich kein Phänomen, das mehr Bedeutung für die Culturgeſchichte hätte als die Nachricht, die wir vor einigen Jahren von Paris erhielten, daß dort die „Löwen“ nicht mehr ſelbſt tanzen, ſondern die Damen durch gemiethete Arbeiter in der Tanzkunſt betanzen laſſen. Sollte dieß allgemeine Sitte werden und nicht bloß augenblickliche Extravaganz des Bontan, ſo wäre es ohne allen Zweifel die ungeheuerſte, die tiefgehendſte Revolution, welche das Menſchengeſchlecht je betroffen hat; der Sturz des zweiten Kaiſerthums wäre eine wahre Bagatelle dagegen. Etwas ähnliches haben wir allerdings in Deutſchland noch nicht bemerkt; die Franzoſen ſind uns immer um einige Pas voraus; wohl aber fehlt es, wenn wir von der Höhe unſeres culturhiſtoriſchen Standpunkts herab nicht falſch geſehen haben, auch bei uns nicht an Symptomen, welche auf einen Nachlaß der Tanzluſt und im Zuſammenhang damit auf ein Schwinden der Lebensluſt, auf einen allgemeinen Marasmus hindeuten. Daher glaube ich, daß es höchſt zeitgemäß und verdienſtlich wäre, eine Geſchichte der Tanzkunſt zu ſchreiben, welche dazu beitrüge, die Würde und ſittliche Bedeutung dieſer Kunſt wieder in's Bewußtſeyn zurückzurufen, dadurch die Luſt und Liebe zu ihr neu zu beleben und ſo an der Verjüngung und Auffriſchung des herabgekommenen Geſchlechts, dem Hände und Füße in Folge einer leiblichen und geiſtigen tabes dorsalis eingeſchlafen ſind, zu arbeiten. Pikant geſchrieben wäre eine ſolche Geſchichte nicht weniger verdienſtlich als die zu feinſter Lüſternheit aufreizenden Reiſeſchilderungen des Herrn von Thümmel, die wohl verdienten unter die deutſchen Claſſiker geſetzt zu werden, da ſie von dem Verfaſſer in der wahrhaft menſchenfreundlichen Abſicht geſchrieben wurden, der erotiſchen Blaſirtheit und Abgeſtumpftheit, die er als die Quelle aller Impotenz ſeines Zeitalters anſah, mit ſeiner blühenden Phantaſie unter die Arme zu greifen. Die unbegreifliche Unſchuld eines Clärchens von Avignon ſoll der leidenden Menſchheit dieſelben Dienſte leiſten, für welche ein anderer Wohlthäter unſeres Geſchlechts, der engliſche Doctar der Megalanthropogeneſie, die Reize der Helena ihrer Zeit, der berühmten Emma Hamilton, in Anſpruch nahm.

Hat ſich nun der Verfaſſer unſerer Geſchichte der Tanzkunſt ein ähnliches Verdienſt erworben? Seine Aufgabe war allerdings eine ſchwierigere als die eines erotiſchen Stimulators, da er ungleich weniger Vorarbeiter hatte und eine unmittelbare praktiſche Wirkung nur erreichen konnte, wenn er Hüons Horn beſaß. Eine neue, alles fortreißende Walzermelodie wird hier beſſere Dienſte thun, als die Geſchichte ſämmtlicher Nationaltänze. Der Tanz läßt ſich nicht beſchreiben, kaum ſehen; man kann nicht durch die Phantaſie auf die Bewegung wirken, ſondern der Tanz iſt eben die Bewegung des Körpers, welche auf die Phantaſie wirkt. Es iſt nicht wie in der Erotik, wo eine lüſterne Schilderung ihren Reiz für Jahrhunderte und Jahrtauſende behält und die Phantaſie von Unzähligen in Bewegung ſetzt. Ohne aber dieſe Schwierigkeiten im mindeſten zu verkennen, müſſen wir doch geſtehen, daß wir mehr erwartet hätten. Dieſe Geſchichte hat nämlich nach unſerer Anſicht viel zu wenig Culturhiſtoriſches, es fehlt ihr die Philoſophie. Was iſt der Tanz, aus welchen Trieben und Kräften des menſchlichen Weſens entſpringt er, wie hängt er mit den übrigen geiſtig-ſinnlichen Funktionen zuſammen, welchen Geſetzen der Entwicklung folgt er, kurz: in welcher Verbindung ſteht er mit der ganzen Culturgeſchichte? Das wären die Fragen, die wir vor allem genauer erörtert wünſchten. Dieſe philoſophiſche Grundlage fehlt, und darum iſt auch die wiſſenſchaftlich hiſtoriſche Methode eine mangelhafte. Der Verfaſſer folgt bald der chronologiſchen, bald der ethnographiſchen Ordnung. Das erſte Kapitel umfaßt die Tänze der alten Welt, von den Aegyptern bis zu den Römern; das zweite das ganze Mittelalter bis zu den neueren italieniſchen Tänzen; das dritte, vierte und fünfte iſt der Geſchichte

Digitized by Google

der Tanzkunſt von Spanien, Frankreich und Deutſchland gewidmet. Soweit wäre der hiſtoriſche Gang richtig, wenn auch nicht vollſtändig eingehalten. Nun folgt aber ein ſechstes und ſiebentes mit den Tänzen der nordiſch-germaniſch-ſkandinaviſchen und der ſlaviſch-ruſſiſchen Völker, bis auf die Neugriechen und Neuägypter. Hiemit wird die chronologiſche Ordnung und damit auch der kulturhiſtoriſche Zuſammenhang durchbrochen. Die Tänze der Neugriechen und Neuägypter ſind nicht moderner als die der weſtlichen Culturvölker; ſie gehören in das zweite Kapitel, oder ſtammen eigentlich noch aus viel primitiveren Zuſtänden her, als die des Mittelalters ſind. Mit Deutſchland mußte der Verfaſſer ſchließen; in Deutſchland erreichen alle philoſophiſchen und künſtleriſchen Disciplinen, und ſo auch der Tanz, ihre äußerſte ſubjektive Entwicklung. Gerade an der Geſchichte der Tanzkunſt wäre am beſten nachzuweiſen geweſen, wie ſie von der ſtreng objektiven Haltung der alten Welt, von der Gebundenheit an fremde, vor allem religiöſe Zwecke allmälig zu ſocialer Selbſtſtändigkeit ſich emancipirte (Frankreich), bis ſie im deutſchen Walzer ihre äußerſte ſubjektive Spitze erreichte, eine Autonomie, ſo ſchrankenlos, wie unſere Philoſophie und Poeſie. Dieſe höchſte Spitze iſt natürlich auch der Punkt, von welchem aus der Verfall beginnt, und es wäre nun nahe gelegen zu zeigen, wie der Tanz, gleich allen übrigen menſchlichen Regungen, welche Gegenſtand der Culturgeſchichte ſind, von dieſer ſubjektiven Ausgelaſſenheit wieder unter ein objektives Geſetz, unter eine ſtrengere Form der künſtleriſchen Darſtellung zurückgebracht werden müſſe.

Man wundere ſich nicht darüber, daß wir es mit einer Geſchichte der Tanzkunſt, welche doch ein paar Sprünge wohl zu geſtatten ſcheint, ſo ernſt und ſtreng methodiſch nehmen. Wenn die Ausartung und der Verfall des Tanzes, wie wir oben geſehen haben, eines der eclatanteſten Symptome der ſocialen Auflöſung iſt, ſo muß eine Reſtauration der edlen Tanzkunſt in dem gleichen Maße auch zur Rettung und Neubelebung der Geſellſchaft beitragen. Eine gründliche philoſophiſche und culturhiſtoriſche Behandlung derſelben iſt daher eine Sache von nicht gering anzuſchlagender Wichtigkeit, ſo daß wir es nicht für überflüſſig halten, die Ausführung des Verfaſſers mit unſern eigenen Gedanken zu ergänzen.

Der Tanz — ſagt Czerwinski — iſt zunächſt der inſtinktive Ausdruck der Freude am Leben. Die Tanzkunſt iſt die älteſte unter allen Künſten. Bevor man noch daran denken konnte, die Materie zu formen, den Ton zu erzeugen und harmoniſch zu verbinden, ja ehe man das Wort zu dem abbildenden Ausdruck des Gefühls verwendete, drückte man durch die Bewegung des Körpers die des Gemüthes aus. Der in ſolcher Bewegung an ſich liegende Reiz entging den Naturvölkern eben ſo wenig, ja weniger als der des Tons — ſie tanzten und ſangen. Jedes Volk auf den erſten Anfängen zur Cultur, erfreute ſich daher zuerſt am Naturtanz, ſpäter an lyriſcher (Natur-) Poeſie. So muß alſo der heitere Tanz als die Baſis der Künſte angeſehen werden; er iſt die natürliche, der tragiſche (feriöſe) Tanz aber die künſtliche Entwicklung der Bewegung. Aus dem feriöſen Tanz erſt entſprang die Plaſtik. Sie bildet das räumlich Feſtgeſetzte, das Ruhende, gleichſam die Ruhe der Bewegung, und in ihr liegt, als letzter Hintergedanke, die Erinnerung an den Tod, der unlösbaren Aufhebung der Bewegung des menſchlichen Körpers verborgen. Die Tanzkunſt iſt daher naiv, die Plaſtik ſentimental.

Das iſt im Weſentlichen die Philoſophie der Tanzkunſt, wie ſie Czerwinski gibt, der ſich in dieſem einleitenden Kapitel viel zu kurz faßt. Daß die Plaſtik ſentimental, die Tanzkunſt dagegen naiv ſey, laſſen wir dahin geſtellt; nach unſern Begriffen wäre eher das Umgekehrte richtig. Der Hauptirrthum liegt aber darin, daß er der Meinung iſt, der heitere Tanz habe ſich zuerſt entwickelt und ſpäter erſt ſey der feriöſe hinzugekommen. Seine eigene hiſtoriſche Ausführung widerſpricht dem vollſtändig; alle Tänze des Alterthums, bei den Aegyptern, Griechen und Römern waren feriöſer, meiſt religiöſer Art. Dieſer Irrthum hängt aber mit der andern ebenſo falſchen Annahme zuſammen, als wäre die erſte Poeſie lyriſch geweſen, lyriſche Naturpoeſie. Die lyriſche Poeſie, darüber kann kein Streit ſeyn, iſt die letzte poetiſche Gattung, die ſich ſelbſtſtändig ausgebildet hat. Der Grund hievon iſt darin zu ſuchen, daß der Menſch ſich ſelbſt, die innere Welt ſeiner Gefühle zuletzt kennen lernt, ſich in ihnen beſpiegelt und ſie aus ſich herauszuſtellen ſucht. Von allen Nuancen der Lyrik iſt aber wieder die Naturpoeſie — wir werden den Verfaſſer doch recht verſtanden haben, wenn wir annehmen, er meine eine Poeſie, welche die Natur zu ihrem Objekt hat — die allerletzte. Die ſentimentale Reflexion muß ſchon ſehr weit gekommen ſeyn, bis ſie ihre Gefühle und Stimmungen in die Natur verlegt und ihr ein inneres individuelles Leben verleiht. Die Poeſie iſt bei allen Völkern zunächſt eine epiſche und dramatiſche, und das iſt ganz natürlich, da dem Menſchen zuvörderſt die äußere gegenſtändliche Welt, das Geſchehende in die Augen fällt und er dieſes vor allem darzuſtellen ſucht. Der Lyrik muß ſchon eine lange Periode der Kultur, eine vielſeitige geiſtige Vermittlung und Herausbildung der verſchiedenartigſten Bewußtſeynsformen vorangegangen ſeyn. Die Lyrik im engeren Sinn, die ſubjektive Gefühlslyrik, hat ein ſelbſtſtändiges Daſeyn eigentlich erſt ſeit dem achtzehnten Jahrhundert gewonnen, dann aber auch ſo überwiegend, daß ſie die ganze Poeſie verſchlungen hat und die übrigen Gattungen, Epos und Drama, nur aus ihr wieder hervorgehen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 15. 9. April 1862.

Le noir pressentiment, le repentir, l'effroi,
Les présages fâcheux valent autant de moi.
Je ne suis plus le même enfin depuis deux heures.
Ma pièce auparavant me semblait des meilleures,
Maintenant je n'y vois que d'horribles défauts.

Piron.

Die zweite Liebhaberin.

(Fortſetzung.)

Zwei Tage darauf las man in einer Zeitung, deren Feuilleton hauptſächlich der Feder Dorns offen ſtand: „An der hieſigen Hofbühne iſt eine neue Tragödie eingereicht, welche durch effektvolle Scenen und durch eine edle, ſchwungvolle Diction große Hoffnungen erweckt. Der Dichter, Heinrich Born, dem literariſchen Publikum durch geiſtreiche Aufſätze und Kritiken bekannt, weilt hier und iſt bereits wieder mit einem neuen Stück beſchäftigt.“ — Heinrich, der das Blatt in einem Speiſehaus arglos zur Hand genommen hatte, fühlte ſich durch die öffentliche Hervorhebung ſo betroffen, daß er ordentlich zurückfuhr. Nach der erſten Ueberraſchung wog aber das Vergnügen, mit ſo viel Ehren genannt zu ſeyn, als es zunächſt irgend möglich erſchien, doch bei weitem vor; er las die Notiz wiederholt, überlegte den wahrſcheinlichen Effekt auf Publikum und Intendanz und verließ die Reſtauration mit den angenehmſten Empfindungen.

Zufällig kam ihm auf der Straße Willmann entgegen. Mit einem Lächeln, worin Bonhomie und gemüthliche Satire bis zur Liebenswürdigkeit gemiſcht waren, rief dieſer: „Nun, ich gratulire! Sie haben doch geleſen?“ — „So eben,“ erwiederte Heinrich, indem er ihm die Hand reichte. „Es freut mich, und ich muß Ihnen für die Bekanntſchaft nochmal herzlich danken.“

Der Doctor zuckte ablehnend die Achſel und bemerkte: „Er muß ſehr für Sie eingenommen ſeyn; ſonſt iſt er mit Lob und Empfehlung nicht ſo raſch bei der Hand.“ Heiter für ſich hinſehend ſchwieg er einen Moment. „Apropos,“ ſetzte er dann hinzu, „haben Sie die beiden Herrn ſchon beſucht?“ — „Beſucht wohl,“ erwiederte der Dramatiker, gleich die Regiſſeure verſtehend, „aber nicht zu Hauſe getroffen.“ — „Ich habe vorgeſtern,“ ſagte der Andere, „mit ihnen geſprochen. Gehen Sie morgen früh zu ihnen, beide werden zu Hauſe ſeyn.“

Sie trennten ſich händeſchüttelnd, und Heinrich ſagte ſich im Weitergehen, daß er, mit Ausnahme eines Einzigen, bis jetzt eigentlich doch lauter freundliche, liebenswürdige Leute hier getroffen habe und alles nur immer beſſer ſich anlaſſe.

Andern Tages machte er ſich bald auf den Weg und beſuchte zuerſt den Regiſſeur des ernſten Dramas. Er fand einen ſtattlichen Mann von reifem Alter, deſſen bedeutendes, mit einigen Runzeln verſehenes Geſicht eben ſo viel Würde als Wohlwollen ausdrückte. Man ſah ihm an, und fühlte auch durch ſeine Höflichkeit

Digitized by Google

hindurch, daß er seit Jahren Heldenväter spielte und eben so auf dem Schlachtfeld wie im Thronsaal oder auf dem Throne selbst an seinem Platze war. Nach dem ersten Willkomm gestand er dem jungen Dramatiker, daß er sein Stück nur dem Titel und den Personen nach kenne, sich aber freuen würde, eine Tragödie im höheren Styl darin zu finden, die er zur Aufführung befürworten könnte. Denn man möge sagen, was man wolle, das Trauerspiel bleibt immer die Hauptsache für das Theater und müsse namentlich an Hofbühnen, wie die hiesige, gepflegt werden.

Heinrich war damit freudig einverstanden und drückte die Hoffnung aus, daß seine Tragödie, für deren höhere Haltung er einstehen könne, auch als wirksames Theaterstück sich erproben möchte. Nur zu lang würde sie wohl noch seyn.

Der Regisseur, der bis jetzt ernst dagestanden, zeigte in seinem Gesicht den Ausdruck heiterer Ueberlegenheit. „Wenn das Stück nur sonst gut gebaut ist," sagte er dann, „den Uebelstand der Länge wollen wir schon beseitigen." Der Poet nickte begreifend, mit einem Lächeln, in das die Ahnung eines mörderischen Einbruchs in seine Verse einen leisen Zug von Schmerz und Verlegenheit brachte. Der Heldenvater, dieß gewahrend, fuhr fort: „Ich weiß wohl, daß wir den Herrn Dichtern an's Herz greifen, wenn wir ihnen Stellen herausstreichen, die sie gern für ihre schönsten zu halten pflegen. Aber es geschieht doch nur zu ihrem Besten, und ich würde Ihnen rathen —"

Heinrich, nach einer heroischen Anstrengung, entgegnete: „Herr Regisseur, ich stelle Ihnen meine Tragödie zur Verfügung. Verfahren Sie damit ganz, wie es Ihnen gut dünkt; denn ich weiß, ein Künstler wie Sie, streicht nur das Ueberflüssige und wirklich Schädliche, damit das Aechte, Schöne und Reine um so besser wirke." — „Darauf," erwiederte der Regisseur, „können Sie sich verlassen! Das Theater und der Dichter haben Ein Interesse, und wir werden nichts aufgeben, womit man auf die Zuschauer Effekt machen kann. Ein Stück zum Lesen und ein Stück zum Aufführen ist zweierlei. Was beim Lesen charmant seyn kann, wird auf der Bühne, wenn es die Handlung aufhält, unangenehm, sehr unangenehm, und ohne die Streichfeder der Regie würden die meisten deutschen Bühnendichtungen an ihrer eigenen Poesie zu Grunde gehen. — Vertrauen Sie," fuhr er lächelnd fort, „in dieser Beziehung ganz den Schauspielern. Wenn Ihr Stück angenommen wird, so dürfen Sie später auch den Vorschlägen der einzelnen Darsteller unbedenklich folgen und noch mehr aufopfern; denn womit einer etwas machen kann, das läßt sich keiner nehmen."

Unser Poet, die Skrupel, die in ihm aufgestiegen waren, unterdrückend, gab seine Zustimmung mit Ernst und in so guter Manier, daß der Künstler geradezu für ihn eingenommen wurde. Er eignete sich für das Stück ein günstiges Vorurtheil hauptsächlich wegen der Einsicht an, die der junge Mann bewies, und sagte endlich, indem er ihm die Hand gab: „Was ich für Sie thun kann — natürlich in Uebereinstimmung mit den Interessen der Bühne — das geschieht, verlassen Sie sich darauf! Es sollte mir sehr lieb seyn, wenn wir aus Ihrer Dichtung mit einander ein rechtes Theaterstück herausarbeiten könnten. Ich bin jetzt um so neugieriger darauf und hoffe, ich werde es bald vornehmen können."

Mit großer Beruhigung verließ Heinrich den einflußreichen Mann. Er fühlte, wie sich ihm der Boden unter den Füßen zusehends consolidirte, und freute sich nun auf den Besuch bei dem zweiten Regisseur, obwohl er in Folge der ihm gewordenen Charakteristik eine gewisse Scheu vor ihm empfunden hatte. Unmittelbar verfügte er sich zu ihm.

Eingetreten in eine Stube, die eine ziemlich malerische Unordnung verrieth, wurde er von einem länglichen, hageren Mann willkommen geheißen, in dessen Gesicht und Accent ein sarkastischer Ausdruck stehend geworden war, so daß nun auch die Versicherung seiner Freude, den Autor des eingegangenen Theaterstücks kennen zu lernen, einen unverkennbaren ironischen Klang hatte. Heinrich, dem sich dieß aufdrängte, fühlte sich etwas aus der Fassung gebracht, und es wurde ihm noch unheimlicher, als der Regisseur ihn mit einer Miene betrachtete, welche, durch alle äußere Freundlichkeit hindurch, zu sagen schien: „Der sieht mir auch aus, als ob er uns Zeug brächte, das niemand genießen kann!"

Seiner anderweitigen Protektionen gedenkend, faßte sich aber der Poet und empfahl seine Dichtung mit Würde, indem er hinzufügte: die Urtheile, die er schon darüber vernommen, berechtigen ihn zu der Hoffnung, daß sie auch dem Herrn Regisseur nicht ganz mißfallen werde. — „O," rief dieser mit Emphase, „davon bin ich überzeugt! Auch die Presse," fuhr er nach einem Schweigen mit bedeutsamem Blick fort, „hat auf das Stück bereits aufmerksam gemacht —" — „Aber ohne daß ich dazu Veranlassung gegeben," fiel Heinrich rasch ein. „Ich wurde selber davon überrascht."

Mit einem Gesicht, welches vergnügten Unglauben ausdrückte, entgegnete der Schauspieler: „Fällt mir nicht ein, das anzunehmen! Man kennt ja die Herrn Feuilletonisten und ihre Art voreilig zu protegiren, um hinterdrein — Nun, ich bin auf Ihre Dichtung gespannt und zweifle nicht, daß sie vortrefflich seyn

Digitized by Google

wird. Aber ich muß Ihnen doch gestehen: Tragödien sind eigentlich nicht mein Fach, und, um Alles zu sagen — auch nicht meine Passion. Sie sind schwierig zu lernen, kostspielig in Scene zu setzen und lohnen sich selten."

„Wenn aber eine einschlägt," warf Heinrich ein, „dürfte sie doch —" — „Ein Gewinn seyn?" ergänzte der Andere, indem er ihn heiter fixirte, „ja. Und wenn ich das der Ihrigen ansehe, ist Ihnen meine Empfehlung gewiß."

„Tragödien," fuhr der Poet nach leichtem Kopfneigen mit halbem Lächeln fort, „können am Ende doch nicht ganz vom Repertoire ausgeschlossen werden." — „Natürlich nicht," erwiederte der Regisseur. „Was würden wir da mit unsern Tragikern — unsern Heldenspielern und Heroinen anfangen? Und sogar das Publikum will hie und da noch ein neues Trauerspiel sehen." — „Zur Abwechslung," setzte der Poet hinzu, der auf die Manier des Maunes einzugehen anfing. — „Ja wohl," versetzte der Andere, „und am Ende aus alter Gewohnheit. Aber sie müssen selten kommen — immer seltener —" — „Bis sie endlich ganz verschwinden können!" setzte der Poet halb fragend hinzu. — „Ich meinerseits," entgegnete der Schauspieler, „würde mich zu trösten wissen."

Heinrich, der im Regisseur nun deutlich die lustige Person erkannte, lachte und jener schien das wohl aufzunehmen. Er sah den Poeten freundlicher an und fuhr dann mit einer gewissen Bonhomie fort: „Sie dürfen diese Aeußerungen nicht so schlimm aufnehmen, Herr Doktor. Jeder liebt am Ende, was er kann und womit er Ehre einzulegen hofft, und meine Sphäre ist die Komödie, das Conversationsstück, und was so drum herum liegt. In Tragödien kommt höchstens einmal ein Bösewicht an mich, der mehr drolligter Schuft als erhabener Verbrecher ist, und größere Ansprüche kann ich auch nicht erheben. Abgesehen davon, daß das Erhabene nicht mein Fach ist, so besitzen wir hier für die große Gattung einen Mimen, der schon durch sein Auftreten und den Schauerblick seines rollenden Auges dem Publikum Grauen einflößt, und wenn dieser in Ihrem Stück eine Rolle hat, gratulire ich Ihnen im voraus. Eine edle, tugendhafte Partie in einem Trauerspiel ist aber für mich geradezu ein saurer Apfel, in den ich nur beiße, wenn's eben nicht anders geht. So ist mir der Sinn für die Tragödie, den ich in meiner Jugend wohl auch gehabt habe, fast gänzlich entschwunden, und ich fühle leider, daß ich auch die hochpoetischen nicht ganz so schätzen kann, wie sie's verdienen. Indessen," fügte er mit einer Miene hinzu, die es fast ganz bis zum Ernst brachte, „meine Pflicht verlangt, den ehrenvollen Ruf und den Vortheil der Bühne im Auge zu haben, und wenn sich dieß mit Ihren Wünschen vereinigen läßt — zählen Sie auf mich!"

Der Dramatiker, durch das launige Bekenntniß ergötzt und die ernstliche Zusage ermuthigt, reichte dem Künstler dankend die Hand und beide schieden mit beinahe freundlichen Empfindungen, jedenfalls unter cordialen Betheurungen.

„Auch das," sagte der Poet auf der Straße zu sich, „ist besser gegangen, als es zuerst das Aussehen hatte. Nun, der Poesie kann am Ende niemand widerstehen, und wenn er sich dem Stück hingibt —" Er sah gerade aus und seine Miene erhellte sich froh: in einer jungen Dame, die auf ihn zukam, hatte er Rosa erkannt. Grüßend trat er zu ihr und betrachtete sie verwundert. Aus ihrem Gesicht sprach eine Freude und eine Güte, die es glänzend verschönten, und zugleich ein höherer Ernst, als er je an ihr wahrgenommen hatte.

„Es freut mich sehr," antwortete sie auf den Gruß, „daß ich Sie treffe! Ich hab' Ihre Tragödie gelesen — anderthalb Acte —" — „Nun?" rief Heinrich, dessen Herz zu pochen anfing. — „Ich wünsche Ihnen Glück von ganzem Herzen! Was ich bis jetzt kenne, hat mich außerordentlich angezogen; es ist ein förmlicher Zauber, und wenn das so fortgeht —" — „O," rief Heinrich, an weitere Scenen denkend, mit inniger Ueberzeugung, „es muß noch besser kommen!" — „Nun," versetzte sie, „dann kann ich wenigstens nur an einen vollständigen Erfolg auf dem Theater glauben." — „Ah," rief der Autor, dem ein Strom der Wonne durch die Brust ging, „das ist heute ein glücklicher Tag!"

Er berichtete ihr in Kürze über seine Besuche und ließ deren Ergebniß unbewußt im besten Licht erscheinen. Rosas Gesicht erheiterte sich und sie rief: „Das geht ja gut über Erwarten! Vor Berger (so hieß der Regisseur des Lustspiels) brauchen Sie nicht bange zu seyn. Wenn ein Trauerspiel wirklich ergreift und fortreißt, hat auch er Respekt davor, und überhaupt ist er nicht so schlimm, wie er aussieht. Ich gestehe Ihnen, ich freue mich außerordentlich, das Stück zu Ende zu lesen und dann mit Ihnen darüber zu sprechen. Diese Woche bin ich freilich sehr beschäftigt, aber in der nächsten hoffe ich damit fertig zu werden." Sie grüßte den Autor mit dem Blick einer Schwester und ging dem Theater zu, wohin sie eine Probe rief.

Heinrich sah ihr nach und wandte sich nur zögernd um. „Eine wahre Freundin!" rief er weitergehend. „Sie nimmt wirklichen Antheil an mir und meinem Schicksal. Wie schön, daß ich sie gefunden habe!"

Das Glück des Poeten war aber heute im Zug

Digitized by Google

und die Fülle ſeiner Gaben noch nicht erſchöpft. Als er nach Hauſe kam, fand er ein Schreiben von Auguſte. Er erbrach es mit haſtigem Finger, las und ſeine Mienen ſagten: das iſt mehr, als ich verdiene! Die Stellen, die ihn am meiſten erfreuten, lauteten:

„Auf deinen lieben, ſchönen, poetiſchen Brief hätt' ich dir ſchon früher geantwortet, wenn ich nicht mit der Mutter acht Tage auf Beſuch bei Vetter Kronfeld geweſen wäre, der, wie du weißt, ſeine Fabrik eine halbe Tagereiſe von uns hat. Die Leute ſind reich, gaſtfrei und waren gegen uns beſonders freundlich. Der alte Herr, der mich längere Zeit nicht ſah, hat mich förmlich in Affection genommen und ich mußte ihm beim Abſchied verſprechen, nächſtes Frühjahr auf längere Zeit wiederzukehren, um, wie er ſich ausdrückte, ſeiner Tochter (die der Mutter nachſchlägt und etwas in ſich gekehrt und kopfhängeriſch iſt) zum Vorbild zu dienen. Wie viel Vergnügen wir aber dort hatten, ich bin jetzt doch auch wieder herzlich froh, zu Hauſe zu ſeyn, und benutze die erſte freie Stunde, um dir zu ſchreiben."

„O Heinreich, du biſt gut, und ich wünſche über Alles, daß es dir auch gut gehe und du für dein Streben, deinen Fleiß und deine Ausdauer nach Verdienſt belohnt werdeſt. Gewiß, niemand in der Welt kann ſich mehr über dein Fortkommen und das Gelingen deiner Plane freuen. Wie ſchön wäre es, wenn du unſern rechnenden Kaufleuten beweiſen könnteſt, daß man ſich auch durch poetiſche Arbeiten eine ehrenvolle Exiſtenz zu ſchaffen vermag — von dem Ruhm des Namens zu ſchweigen. Und warum ſollte es nicht möglich ſeyn? Dir trau' ich zu, daß du alle Zweifler beſchämen wirſt."

„Die Schilderung der Bekanntſchaften, die du gemacht haſt, war von großem Intereſſe für mich; das Benehmen des Profeſſors hat mich aber in deinem Namen recht geärgert. Unſer guter Rektor, dem ich's vorhielt, lachte und ſagte zu ſeiner Entſchuldigung nur: „Ich meinte, er hätte ſich gebeſſert; nun ſcheint es aber nach den Angriffen, die ſein letztes Buch erfahren hat, mit ihm noch ärger geworden zu ſeyn. Es ſchadet nichts. Unſer Dichter wird Freunde genug finden und den Zopf entbehren können."

„Daß ſich die Schauſpielerin für dich intereſſirt, iſt ſehr gut. Mache dir nur Freunde und cultivire alle Bekanntſchaften, die dir nützlich werden können, denn der Werth der Leiſtungen reicht allein noch nicht aus, man muß auch die Gunſt der Menſchen dazu gewinnen, und da darf uns kein Gang und keine Artigkeit reuen. Aber, aber! — die ſchöne Künſtlerin, die „einem andern gefährlich werden könnte," läßt mich doch auch für dich nicht ganz ohne Sorge! Wirſt du immer ſo „gefeit" ſeyn, wie du mir ſchreibſt? Biſt du deines poetiſchen Herzens ſo ganz ſicher? Doch, es iſt mir eigentlich nicht Ernſt mit dieſen Reden. Du biſt die treueſte, ehrlichſte Seele, ich kenne dich und ich vertraue dir. Lebe wohl! Verſäume nichts, was deinem Unternehmen dienlich ſeyn kann. Dein Stück, wenn es nur gegeben wird, muß dem Publikum gefallen. Schreibe mir bald wieder."

Die nächſten Tage verfloſſen unſerem Dichter auf's angenehmſte. Es iſt gar ſchön, auf ein Ziel hinzublicken, das uns, nicht allzufern, in reizendem Lichte winkt und deſſen Erreichen vernünftigerweiſe nicht mehr bezweifelt werden kann. Das Verlangen darnach wird ruhiger und in Ruhe lieblicher als vor erweckter Zuverſicht: die Freude des Gelingens wird im ſichern Herzen voraus empfunden.

Heinrich füllte ſeine Stunden mit Arbeit und Genuß in wohlthuendem Verhältniß. Die Kunſtſchätze der Reſidenz hatte er bisher nur theilweiſe und flüchtig geſehen; jetzt widmete er ihnen eine ernſtere Betrachtung und erhielt unter Ergötzungen aller Art eine Fülle poetiſcher Anregungen. Das Theater, in das ihm der Intendant freien Eintritt gewährt hatte, beſuchte er faſt regelmäßig, und während er ſich dem Vergnügen hingab, das die Handlung in ihm erweckte, lernte er immer mehr einſehen, worauf es hier eigentlich ankam. Gewöhnlich war er ganz Empfänglichkeit und der Kritik völlig unfähig beim Beginn eines Stückes; er freute ſich ſchon, daß es nur das gab, was ihm geboten wurde. Nach und nach trat aber das Urtheil in ihm hervor und wurde nur um ſo ſtrenger und kühner. Er ſah manches, was ihm vorbildlich erſchien, noch mehr aber, was ihm unrichtig und ſchwach dünkte und was er beſſer zu machen den Beruf hatte.

Sehr anziehend war es für ihn, die Darſteller zu beobachten, welchen er die Hauptrollen in ſeinem eigenen Werke zudachte. Mit dem Heldenvater und dem Charakterſpieler war er ſehr zufrieden. Der letztere ſchien ihm zwar an die Grenze des äſthetiſch Erlaubten zu gehen; allein die dämoniſche Perſönlichkeit in ſeinem Stück war auch ungewöhnlich ſcharf gezeichnet und eine frappante Entfaltung mimiſcher Kräfte vielleicht eben in ſeinem Intereſſe. — Die heroiſche Liebhaberin, die ihm ſchon als Maria Stuart imponirt hatte, ſah er auch als Jungfrau von Orleans, und nach beiden Rollen mußte er ſie für ſeine Heldin wie geſchaffen halten, da dieſe mit den Schillerſchen Charakteren eine gewiſſe Verwandtſchaft hatte, obwohl ſie durch eine Reinheit und Hoheit, womit ſie alle Prüfungen beſtand, über beide hinausragte. Bei dem Applaus, den die Künſtlerin

Digitized by Google

errang, konnte er nicht umhin, kräftig mitzuwirken und nebenbei an denjenigen zu denken, den er bescheiden hinzunehmen hatte.

Sein neues Drama rückte vor. Der Entwurf war genau und erlaubte ihm stetiges Fortarbeiten. Die fertigen Auftritte schienen ihm anziehend und spannend, er freute sich von einem Tag zum andern auf die Fortsetzung, und ein Gefühl sagte ihm: es muß werden!

Eine Mahnung des Dankes bewog ihn, Doctor Dorn zu besuchen. Er wurde freundlich empfangen und die Art, wie er seine Erkenntlichkeit ausdrückte, heiter vernommen. Nach einer Weile fragte ihn der Journalist, welche Blätter ihm dermalen offen ständen. Als Heinrich ihm bekannte, daß er in Journale seit längerer Zeit nichts geschrieben, weil er ganz und gar von seinen dramatischen Arbeiten in Anspruch genommen werde, schüttelte Dorn mißbilligend den Kopf und sagte: „Da haben Sie sehr unrecht gethan, mein lieber Freund! Zeitungen müssen einem immer zur Verfügung stehen, damit man Freundlichkeiten nicht nur in Empfang nehmen, sondern auch erwiedern kann. Wenn Sie als Dichter bekannt werden wollen, müssen Sie nothwendig auch als Referent und Kritiker thätig seyn; denn wer seine Hand nicht in einigen Blättern hat, also weder nützen noch schaden kann, auf den wird man bald keine Rücksicht mehr nehmen."

Heinrich konnte die Bündigkeit des Schlusses nicht läugnen — unter gewöhnlichen Verhältnissen. Daß er aber sein Streben und sein Talent für eine Ausnahme hielt, die solcher Vorsorge gar nicht nöthig haben würde, durfte er dem Andern doch auch nicht gestehen. Er nickte daher bedeutsam, lächelte ein wenig und schien die gute Lehre begriffen zu haben.

Dorn betrachtete ihn mit Vergnügen und mit einem schelmischen Zug um den Mund, wie einen, den man auf den rechten Weg zu leiten im Begriff ist. Nach etwelchen Fragen, die sich auf Heinrichs jüngste Erfahrungen bezogen, legte er diesem ein broschirtes Buch vor und fragte ihn, ob er es schon gelesen habe. Jener verneinte es und setzte hinzu, daß ihm auch der Name des Autors noch nicht vorgekommen sey.

Dorn schmunzelte. „Das ist nicht zu wundern," sagte er. „Das Buch ist von mir. Ich wollte aber in einem satirischen Roman ganz ungenirt seyn, und so hab' ich's pseudonym herausgegeben." — „Ah," rief unser Poet, „das muß pikant seyn!" — „Ich meine schon," erwiederte der Autor mit gemüthlicher Selbstgefälligkeit. „Aber bis jetzt hat es doch noch nicht die Beachtung gefunden, die ich mir versprochen habe. Es ist freilich noch nicht lang heraus und muß eigentlich erst bekannt werden. — Interessirt Sie's?" fuhr er nach einem Moment fort, „wollen Sie's lesen?" — „Wäre mir allerdings sehr lieb —" — „So nehmen Sie's mit nach Hause."

Heinrich fühlte wohl, daß er damit eine Verpflichtung auf sich nahm. Allein er konnte schicklicherweise nicht zurück, steckte das Buch ein und verließ den guten Freund mit dem Entschluß, das Opus zu lesen, und wenn es irgend anging, in einem Journal zu empfehlen.

Im Theater war ihm eine eigene Genugthuung vorbehalten. Rosa trat in einem neuen Familienstück auf und führte die Partie eines Mädchens, die mit aller Munterkeit eines fröhlichen Herzens auftrat, aber nach hereingebrochenem Ungück unerwartete, rührende Festigkeit und Hingebung bewies, in so ergreifender Weise durch, daß sie in den letzten Akten den rauschendsten Beifall erntete. Die Theaterkenner schauten sich verwundert an und gestanden sich, daß sie ihr das nicht zugetraut hätten; Heinrich, dem Thränen in die Augen getreten waren, fühlte sich überaus glücklich und namentlich auch dadurch befriedigt, daß er ihr Talent so richtig begriffen, sie auf die besondere Fähigkeit schon aufmerksam gemacht hatte.

Am andern Tag trieb es ihn zu ihr, um zu gratuliren und ihr sein früheres Wort in's Gedächtniß zurückzurufen. Das letztere gerieth ihm etwas mentorartig und die Künstlerin zuckte unwillkürlich die Achseln. „Nun," sagte sie, „ich muß am Ende doch daran glauben, daß noch etwas mehr in mir steckt, als ich bis jetzt selber gedacht habe. Wenn das Publikum mit seinem Beifall sich irren kann, so geben mir doch Kenner und Aesthetiker, wie Sie, die vollste Bürgschaft. Eigentlich," fuhr sie nach kurzem Innehalten leichter und gutmüthiger fort, „kommt es wohl nur auf die Rolle an, die man erhält. Der Dichter schreibt vor, wir müssen ausführen, und — es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken."

Heinrich erwiderte, dieser Schillersche Spruch sey allerdings richtig, aber das Wachsen setze die Kraft selber voraus, und die Freundin thäte wohl daran, von der gestern Abend glänzend erwiesenen Gabe der Rührung und Erhebung öfteren und umfassenderen Gebrauch zu machen. Die freundschaftliche Besorgtheit um ihr Talent und dessen Ausbildung zog dem Poeten einen Blick zu, den er zu deuten nicht in der Lage war, obwohl ihn ein neues Achselzucken begleitete. Seine Vermuthung ging auf eine geringere Schätzung eben dieser Gabe von Seiten der Künstlerin, und er suchte nun zu beweisen, wie sehr sie durch die entsprechende Pflege derselben sich steigern, ergänzen, und welch vollkommene Genugthuung sie dann empfinden würde.

Digitized by Google

Rosa hörte stumm zu. Als er mit seiner Argumentation fertig war, sagte sie: „In Ihrer Tragödie hab' ich noch nicht weiter lesen können; ich muß dazu ganz ruhig und gesammelt seyn." — „Ich dränge durchaus nicht," erwiederte Heinrich. — „Das ist mir lieb. Auch für die nächsten Tage geht's noch nicht. Sie wissen, das Theater ist unberechenbar, und ich soll übermorgen gegen alles Erwarten eine Rolle spielen, die ich fast ganz vergessen habe." — „Das verträgt sich allerdings nicht mit der Lektüre meines Stücks," versetzte der Poet, „und ich würde selber bitten, daß Sie sich von jetzt an möglichst im Zusammenhang erhalten möchten."

Es wurde ausgemacht, daß Rosa, wenn sie fertig wäre — in acht, höchstens zehn Tagen glaubte sie es zu seyn — den Dichter zu sich bitten lasse. Heinrich meinte lächelnd: es sey vielleicht gut, wenn er sich noch etliche Zeit in süßer Täuschung wiegen könne, und empfahl sich, „des Rufes gewärtig."

Acht Tage vergingen, ohne daß dieser erfolgte. Der Poet brachte den ersten Act seines neuen Stücks zu Ende und machte sich rüstig an den zweiten. Im Eifer des Schaffens kam die Neugierde, das Urtheil der Künstlerin zu vernehmen, so wenig empor, daß er drei fernere Tage ruhig hingehen ließ. Als aber noch zwei verstrichen, ohne daß Botschaft an ihn ergangen wäre, da fing er doch an bedenklich zu werden; eine dumpfe Aufregung störte sein Denken und Schaffen, und er beschloß, unaufgefordert anzufragen. Im Grunde war Verschiedenes möglich, er brauchte noch gar nichts Uebles zu fürchten bei einer so geringen Hinausschiebung, die ein kleiner Zwischenfall beim Theater erklärte; aber eben darum wollte er nachsehen, um durch Kenntniß des wirklichen Motivs den Gedanken ein Ende zu machen, die ihn zu beängstigen anfingen.

Es war ein Operntag; Heinrich begab sich in die ihm so trauliche Wohnung, die er nun doch mit Herzklopfen betrat, gegen Abend und wurde von den beiden Frauen, obschon er sie ernster als gewöhnlich traf, so herzlich, so gütig empfangen, daß er sofort leichter zu athmen begann.

Nach einer Weile sagte Rosa: „Sie kommen heute gelegen; ich hätte Sie morgen zu uns eingeladen." — „Sie sind also fertig?" entgegnete der Poet lebhaft. — „Seit gestern, obwohl ich manche Scenen wiederholt gelesen habe."

Heinrich, dankend, sah die Künstlerin an. Aus ihrer gehaltenen Miene war ihr Urtheil nicht abzunehmen, obwohl dem Autor so viel klar wurde, daß er unbedingte Beistimmung, wie die ersten Acte sie gefunden, in Bezug auf das Ganze nicht wohl erwarten durfte. Etwas zögernd fragte er daher: „Und Ihre Ansicht?"

Rosa schwieg einen Moment, dann sagte sie: „Ich habe das ganze Stück mit dem größten Interesse gelesen." Heinrich nickte, indem seine Miene unwillkürliches Bedenken verrieth. „Und die Poesie, die Sie in den ersten Acten fanden," fragte er dann, „ist sie Ihnen auch in den folgenden erschienen?" — „O, allerdings," erwiederte sie. „Es sind reizende Scenen darin, ergreifende, erschütternde Momente!" — „Nun," versetzte der Autor, wieder beruhigt, „das ist schon etwas! Wie lautet aber Ihr Urtheil im Ganzen? und namentlich, was hab' ich auf der Bühne zu hoffen?"

Das Mädchen sah ihn an und schien über die Antwort nicht mit sich in's Reine zu kommen; dann, mit einer gewissen Entschlossenheit, aber doch zugleich bescheidener Zurückhaltung im Ton, versetzte sie: „Was den Bühnenerfolg betrifft, so getrau' ich mir, offen gestanden, nicht, Ihnen etwas Bestimmtes vorherzusagen."

Der Poet war betroffen, ja bestürzt. „Ah," rief er, „das hätt' ich nicht erwartet! — Sie glauben also, daß es auf der Bühne keine Wirkung machen wird?" — „Das ist nicht meine Meinung," entgegnete Rosa lebhaft, indem sie eine gewisse Verwirrung nicht verbergen konnte.

Die Mutter, die bisher still vor einer weiblichen Arbeit gesessen hatte, bemerkte nun: „Rosa will nichts weiter sagen, als daß sie Ihnen einen Erfolg, wie wir ihn alle wünschen, nur nicht verbürgen kann. Die Möglichkeit will sie keineswegs bestreiten." — „Durchaus nicht!" fuhr die Schauspielerin fort. „Bei einer gewagten Handlung, und die Ihrige ist gewagt, kommt's auf eine Linie an. Wird das, was man den Zuschauern bietet, ihnen eben noch recht, oder wird es ihnen schon zu viel, zu stark seyn? Das ist die Frage, auf die sich namentlich bei Tragödien vor der Aufführung niemand eine sichere Antwort gestatten wird."

Der Dichter war sehr betreten. Nach der schönen und reinen Anerkennung der ersten Akte hatte er eine Ausdehnung dieses Urtheils auf das Ganze um so mehr erwartet, als nach seiner Meinung das Hauptgewicht der Handlung durchaus in der zweiten Hälfte lag. Zuletzt etwas bedenklich geworden hatte er sich doch höchstens auf Beanstandung einer und der andern Einzelheit gefaßt gemacht. Daß das Ganze, die scenische Wirksamkeit der Tragödie überhaupt, eine Frage werden könnte, das hatte er nicht für möglich gehalten; es überraschte ihn schmerzlich, er konnte noch nicht daran glauben.

„Aber," begann er, indem sein verdüstertes Gesicht

Digitized by Google

ſich wieder zu einem Ausdruck von Selbſtgefühl erhob, „die Sprache, wie Sie ſelber zugeben, iſt doch poetiſch, die Handlung anziehend, feſſelnd, und in allen Akten, beſonders in den letzten, kommen Auftritte vor, von denen Andere gemeint haben, daß ſie bedeutenden Effekt machen müßten.“ — „Gerade über dieſe Auftritte in den letzten Akten,“ entgegnete die Künſtlerin, „und über die Wirkung derſelben auf's Publikum traue ich mir kein beſtimmtes Urtheil zu. Effektvoll ſind ſie, das iſt keine Frage. Aber wenn ſie nun — wehe thäten?“ — „Sie meinen, daß ſie vielmehr peinlich als tragiſch wirken könnten? Aber meine Hauptperſonen ſind durch ihren Geiſt und Charakter innerlich ſo reich und ſo erhaben, ſie triumphiren im Leid, gewinnen im Untergang —“ — „Das iſt Ihre Abſicht mit ihnen geweſen,“ verſetzte Roſa, „man ſieht das wohl. Nun, und in Rückſicht darauf möcht' ich allerdings das Gelingen für eben ſo möglich halten.“

„Meine Tochter,“ begann die Frau wieder, „iſt nur ſo ehrlich, Ihnen keine Hoffnung machen zu wollen, die ſich nachher nicht erfüllen könnte; und darin, mein lieber Herr Doctor, muß ich ihr Recht geben. Ich habe Ihre Dichtung auch geleſen und ſtimme mit Roſa darin überein, daß ſie große Vorzüge beſitzt und großes Talent verräth; wenn aber die letzten Auftritte, worauf Sie alles angelegt haben, nicht den beabſichtigten Effekt machen, dann kann doch, trotz aller Schönheiten, der Erfolg nicht ſo ganz herauskommen, wie Ihre Freunde ihn wünſchen, und niemand herzlicher als wir.“

Heinrich ſah von einer auf die andere, nickte wie einer, der zu begreifen anfängt, und ſagte mit trauriger Miene: „Das iſt ſchlimm! Das Vertrauen, das ich auf dieſe Tragödie geſetzt habe, iſt durch dieſe Urtheile erſchüttert; ich kann nicht mehr daran glauben, und bin in großer Verlegenheit!“

Die Schauſpielerin, die einen Blick herzlichen Bedauerns auf ihn geworfen, ſagte nun: „An dem iſt es noch nicht, mein lieber Freund! Wir haben Ihre Dichtung als Theaterſtück beurtheilt in ihrer jetzigen Geſtalt, aber die braucht ſie ja nicht zu behalten. Sie können ja ändern und was bedenklich erſcheint, herausbringen.“ — Das Geſicht des Autors erhellte ſich wieder und er erwiderte: „Das iſt wahr.“

Roſa, mit einem gutmüthigen Lächeln, fuhr fort: „Laſſen Sie nur erſt die Regiſſeure drüber kommen und das Stück „einrichten!“ So eine Einrichtung hat ſchon oft Wunder gethan, und wie ſollte ſie nicht einem Stück zu Gute kommen können, das an Schönheiten ſo reich iſt? Vielleicht ſchlägt man Ihnen auch vor, einzelne Partien ganz umzuarbeiten —“

Heinrich ſtand nachdenklich. „Und dazu,“ ſagte er dann, „müßte ich mich wohl verſtehen?“ — „Gewiß,“ rief das Mädchen. „Ein Theaterſtück iſt noch ganz was anderes, als eine dramatiſche Dichtung; und wohl dem Autor, wenn man aus einer ſolchen überhaupt ein wirkſames Stück herausſchneiden kann! Es lohnt ſich darum ſchon der Mühe, noch ein paar Wochen daran zu ſetzen.“

Heinrich lächelte mit Ergebung. „Ich ſehe ſchon,“ erwiederte er, „ich muß wieder von vorn anfangen!“ — „Theilweiſe,“ verſetzte Roſa, „und das thut nichts! Hören Sie überhaupt erſt das Urtheil der Regiſſeure. Ich muß Ihnen bekennen, ich habe mich Ihrer Dichtung gegenüber auf etwas eingelaſſen, dem ich doch eigentlich nicht gewachſen bin. Einer im höheren Styl gearbeiteten Tragödie es anzuſehen, welchen Erfolg ſie auf der Bühne haben werde, mein lieber Freund, das iſt ſehr ſchwer, und da können noch ganz andere Leute daneben treffen, als eine junge Schauſpielerin, die in dieſem Fach wirklich nicht zu Hauſe iſt. Nun,“ fuhr ſie nach einem Moment fort, „zuletzt muß man's eben darauf ankommen laſſen. Ich weiß, daß Stücke, denen noch auf der Leſeprobe der beſte Erfolg prophezeit wurde, ſo ziemlich durchgefallen ſind, während andere, über die man die Achſeln zuckte, angeſprochen haben. Auf den Brettern ändern ſich die Verhältniſſe oft ganz unerwartet, und wir Schauſpieler bringen mit einander heraus, was wir vorher ſelber nicht wiſſen können. Das Publikum, das die Eindrücke empfängt, hat zu urtheilen, und urtheilt auch. Bei ihm iſt der letzte und entſcheidende Spruch, und darauf hin muß man's wagen.“ — „In Gottes Namen!“ rief Heinrich; „wagen wir's! Und wenn Männer von Einſicht vorher Aenderungen verlangen — ändern wir!“

Nach dieſen kräftig betonten Worten erheiterten ſich die Mienen. Man war zu einem Reſultat gekommen und ließ die Sache für jetzt auf ſich beruhen, indem Heinrich ſich vorbehielt, an einem der nächſten Tage mit den Freundinnen über Einzelheiten des Stücks zu berathen. Eine Unterhaltung über andere Gegenſtände konnte nicht lang dauern. Die Frauen waren ausgebeten, und Heinrich verabſchiedete ſich. Er hatte zu ſeinem Opus wieder Vertrauen gewonnen und war entſchloſſen, es auf das „Glück der Schlachten“ ankommen zu laſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Von Lyon nach Genua.

(Schluß.)

Nur wenige Schritte links, neben einer Menge unſchöner Buden vorbei — und wir ſchauten zu den rieſigen Bogen des Amphitheaters empor, hier les Arènes genannt. Der ungeheure Bau iſt 437 Fuß lang, 332 Fuß breit und 70 Fuß hoch; 60 Arkaden ziehen ſich herum in zwei Stockwerken. Der Eindruck, den es von außen macht, iſt eben ſo majeſtätiſch wie der des Amphitheaters von Verona, nur daß das letztere noch freier liegt. Wie dieſes faßte es 20,000 Zuſchauer, die ſämmtlich bequem ſitzen konnten. Obgleich im Mittelalter als Fort gebraucht, iſt es im Allgemeinen noch wohl erhalten. Ob es von Antoninus Pius oder Titus oder Hadrian erbaut iſt, läßt ſich ſchwer angeben. — So oft ich größere Römerbauten, vollends ſolche, die nur zum Vergnügen dienen ſollten, dieſe Theater und Amphitheater, die Thermen in Trier oder die Reſte eines Jagdſchloſſes in der Eifel ſehe, überkommt mich eine ſtaunende Ehrfurcht vor dem kühnen, ungeheuern Selbſtvertrauen dieſes Volkes, das, wo es zu bauen beginnt, gleich für Jahrtauſende ſeine feſten, mächtigen Quadern gründete und fügte. Man begreift die unbeſiegbare, titanenmäßige Willenskraft, mit welcher ihr gewaltiger Ernſt die Tafeln der Geſchichte beſchrieben hat, wenn ſolche Bauten nur ein Spiel waren.

Der Concierge führte uns nun in das Innere. Ich weiß nicht, ob ich die Reſtauration, welche man immer von neuem mit der Veroneſer Arena vorgenommen hat, dem Zuſtande der Nemauſiſchen vorziehen ſoll. Dort fehlen nirgend die mächtigen Marmorquadern zu den Sitzen, auf denen man um das ganze Theater gehen kann; hier ſieht man ſie nur auf Einer Seite ziemlich, doch auch lediglich bruchſtückweiſe erhalten. Offenbar hat man die Sitze in früheren Jahrhunderten ausgebrochen und zu Bauſtücken anderweitig verwendet. Allein der Eindruck des Alterthümlichen, des aus cyklopiſcher Vorzeit Herüberragenden bleibt dadurch ungetrübt; jeder Anhauch des Modernen fehlt. Zweiunddreißig Reihen Stufen lieferten die Sitzplätze für die Zuſchauer; drei Reihen von Gängen leiteten auf bequemen Treppen zu den Sitzen hinauf. Glücklicherweiſe war die Arena in ihrer ganzen Ausdehnung frei, weder mit elenden Brettergerüſten für ein Sommertheater bedeckt, wie ich es früher in Verona ſah, noch auch voll Hütten, in denen fünfzig arme Familien ihr Obdach aufgeſchlagen hatten, wie zur Zeit, als Johanna Schopenhauer daſſelbe beſichtigte. Von den Verzierungen an den großen Pfeilern ſind noch einige wohl erhalten, ſo an einem die hervorſpringende Abbildung zweier Stiere, an einem andern die ſäugende Wölfin mit Romulus und Remus, an einem dritten Pilaſter die Abbildung zweier Fechter.

Unfern dieſes mächtigen Baus, der vielfach Spuren des Verfalls zeigt, ſteht die berühmte Maison carrée, völlig erhalten, in faſt wunderbarer Unverſehrtheit, voll ſchöner Anmuth, wie von einem Hauche altgriechiſchen Geiſtes durchweht. Dreißig prächtig cannelirte korinthiſche Säulen, deren Kapitäle Olivenblätter bilden, umgeben den innern Tempel, ein längliches Viereck. Da der Boden ſich allgemein erhöht hat, ſo hat man wohl gethan, in angemeſſener Weite ringsum denſelben aufzugraben, ſo daß der ganze Bau ſich ſchön präſentirt. Wunderliche Schickſale hat dieſer Bau gehabt. Urſprünglich ein Tempel zu Ehren der Söhne des Auguſtus, ward derſelbe ſpäter eine chriſtliche Kirche, im eilften Jahrhundert eine Art Rathhaus, dann ein Stall, wobei die Knäufe der mittleren Säulen abgeſchlagen wurden, ſpäter Grabgewölbe eines Auguſtiner-Kloſters, während der Revolution Sitz eines Gerichtshofes, endlich ein Kornſpeicher. Gegenwärtig iſt der Bau vollſtändig renovirt und dient als kleines Muſeum für eine Menge mehr oder minder gelungener Copien berühmter Gemälde. Das Bild von Paul Delaroche, Cromwell am Sarge Karls des Erſten, ſo wie eine Statue der Poeſie (in etwas gezierter Haltung, mit einer geſchmacklos vergoldeten Gewandung) ſind Originale. Eine mäßige Sammlung gelungener Gypsabgüſſe, welche die Mitte des Raumes völlig frei gelaſſen hätte, wäre angemeſſener geweſen und hätte die antike, plaſtiſche Reinheit des Eindrucks geſteigert.

Den Boulevard entlang, deſſen Bäume, trotz des auch hier ſehr feuchten Sommers, Spuren der Dürre zeigten, kamen wir auf die Place de la Bouquerie. Ein weites Baſſin, von mächtigen Marmorquadern eingefaßt, diente früher zu einem römiſchen Frauenbade, jetzt zur Spülſtation für Wäſcherinnen. Wir verfolgten den Canal, der das Baſſin ſpeiſt, weiter hinauf, mitten unter dem ſchützenden Laube hoher Platanen wandelnd, und gelangten endlich in den ſchönen öffentlichen Garten, den Stolz der Nimeſer. In der Mitte deſſelben iſt der Nymphenbrunnen, aus dem jener Canal ſein

Waſſer erhält. Die Quelle ſelbſt iſt von einer Colonnade umgeben, welche aber in die Erde hinein gemauert ſcheint, ſo ſehr hat ſich rings umher der Boden erhöht. Dicht daneben ſtehen die Ruinen eines alten Hauſes, das früher ein Dianentempel geweſen ſeyn ſoll. — Rechts führen breite Terraſſen und gewundene ſchattige Wege zu einem wunderlichen Denkmal aus vorrömiſcher Zeit, Tourmagne genannt. Von koniſcher Geſtalt, halb verfallen, aus rohen Bruchſteinen zuſammen gefügt, mag es ein Grab oder ein Druidentempel geweſen ſeyn. Von der Spitze aus, wohin eine Treppe führt, ſchweift der Blick frei über die Ebenen und ſanften Hügel der Provence, bedeutend weiter als von der oberſten Sitzreihe des Amphitheaters, welche gleichfalls eine impoſante Umſicht gewährt.

Der Nachmittag brachte uns ein Schauſpiel, welches uns an die Nähe der ſpaniſchen Grenze erinnerte. Große Affichen an den Straßenecken zeigten an, daß um vier Uhr in der Arena ein Stiergefecht vor ſich gehen ſolle. Wir fanden uns zeitig ein. Den weſtlichen Theil des Amphitheaters, der um dieſe Zeit bereits im Schatten lag, hatte man mit Bretterverſchlägen, Stühlen und Bänken verſehen und forderte hier für einen Platz 1½ bis drei Franken; das Eintrittsgeld für den übrigen Theil des Circus betrug einen halben Franken. Die unabſehbare Menge von geputzten Menſchen, welche alle ſonnenfreien Stellen von oben an bis unten bedeckte, ſtehend und ſitzend, gewährte einen hübſchen Anblick. Nach mäßiger Schätzung mögen 8 bis 9000 Menſchen anweſend geweſen ſeyn.

Noch hatte es nicht vier Uhr geſchlagen, da öffnete ſich das den Sperrſitzen gegenüber liegende Thor des mit rothem Bretterzaune eingefaßten Circus und heraus ſchritten ſechs Chulos * in reich beſetzten Jacken, ſchwarzen Turbans, rothen, innen gelb oder grün gefütterten Mänteln, alles prächtige Geſtalten, mit ächt ſpaniſchem Anſtande. Eine wahre Schönheit war der voranſchreitende Eſpada in goldgeſtickter Jacke, größer als die übrigen. Nach mehrfachen Verbeugungen nahmen ſie ihre Mäntel ab und hingen dieſelben über den Arm. Wir wußten, daß die Regierung das Tödten der Stiere nicht geſtattet: ſo mußten wir uns mit einer Stierhatze (ferrade) begnügen, dem immerhin intereſſanten Anfang eines wirklichen Stiergefechts. Um auch hier das Nationalgefühl mit aufzuſtacheln und für die mangelnde Kataſtrophe einigen Erſatz zu bieten, ſollte nach dem Anſchlagezettel ſtets ein franzöſiſcher mit einem ſpaniſchen Stiere wechſeln.

Nach wenigen Minuten öffnet ſich drüben das Thor und mit wilden Sätzen rennt ein braunrother junger Stier in die Arena. Die rothen Mäntel erzürnen ihn, er ſtürzt auf die Chulos ein, welche ſchnell auseinander ſtieben. Einen Augenblick hält er an und beſchaut die bunte, laut rufende Menge auf den Abhängen des Theaters. Dann blickt er nach den Seiten: da breitet ein Kämpfer ſeinen Mantel ſorgfältig aus, der Stier ſtürzt, den Kopf nach unten geneigt, auf ihn los und droht ihn mit ſeinen ſpitzen Hörnern an den nahen Zaun zu ſpießen. Aber raſch ſetzt der Spanier den linken Fuß auf einen kleinen Tritt, den rechten oben auf den Rand des Zaunes, und wie ein Blitz ſchwingt er ſich hinüber. Dem Stiere iſt die Beute entgangen, unmuthig dreht er ſich nach der andern Seite; da ſpringt ein Chulo verwegen dicht an ihm vorüber und ſchlägt ihm mit dem Mantel auf's Geſicht. Von neuem wendet er ſich gegen dieſen, aber ein geſchickter Sprung nach der Seite bringt ihn aus dem Bereiche der gefährlichen Hörner. Doch der Mantel iſt dem Spanier entfallen; auf ihn ſtürzt das zornige Thier, zertritt ihn mit den Vorderfüßen, während die Hinterfüße den Staub hoch in die Luft werfen. Aber ſein Zorn weicht dem Verdruß; ſchon ſucht er, der Neckereien müde, den Ausgang zu gewinnen; aber das Thor iſt verſchloſſen, vergeblich ſind ſeine Bemühungen, den Bretterzaun zu überſpringen. Die Knechte treiben ihn mit Stangen zurück. Die Chulos werden immer kühner, bleiben wenige Schritte vor ihm ſtehen und ſchütteln die rothen Mäntel; wenn er ergrimmt losſtürzt, weichen ſie zur Seite oder wiederholen mit kühnem Schwung die prächtigen Voltigen über den Zaun, wenn ihnen kein Ausweg übrig bleibt. Nur der vorderſte der Kämpfer, der Eſpada Valdemoro, macht von dieſem Zufluchtsmittel faſt nie Gebrauch.

Die Spannung der Zuſchauer ſcheint nachzulaſſen, obgleich ſie dieß nicht laut an den Tag legen. Da öffnet ſich das Thor und in etwas geſchmackloſer Weiſe läßt man einen Knecht den Stier mit langer Stange zurücktreiben. Kaum iſt er verſchwunden, ſo ſtürzt ein zweiter hervor, und die Hetze beginnt von neuem. Sobald ein Kämpfer einen kühnen Anlauf genommen, begrüßt ihn weithin ſchallendes Jubelgeſchrei. Nach und nach ermüdet der Stier, er geht an den Zaun und guckt hinüber. Die zunächſt Sitzenden ziehen rothe Taſchentücher hervor, andere drohen ihm mit Stöcken, werfen ihn mit Steinen. Da rennt der Eſpada hervor und ſchlägt dem faulen Thiere mit zuſammengefaltetem

* So heißen diejenigen, welche den Stier mit ihren Mänteln reizen; die Picadoren ſind ſtets zu Pferde und begegnen den Angriffen des Thieres mit langen Speeren, die Banderilleros ſetzen demſelben Nadeln und Bremſen auf. Hier figurirten nur Chulos und der Eſpada.

Mantel über's Maul. Das verſteht den Scherz übel; wüthend wendet es ſich um und erhält neue Hiebe. Kaum einen Schritt ſpringt der behende Kämpfer jetzt zur Rechten, dann zur Linken, ohne die drohenden Hörner zu achten. Da wird auch dieſem Stiere die Zeit zu lang; es trabt nach dem Ausgange zu und unter ſpottendem Jauchzen der Menge gelingt es ihm nach einigen verunglückten Verſuchen, den Zaun zu überſpringen und in ſeine Behauſung zurückzueilen.

Gleich darauf jagt mit wilden Sätzen ein dritter Stier in die Arena. Hierhin und dorthin ſtieben die Chulos auseinander, Staub und Sand wirbelt hoch auf, ſo wühlt das Thier im Boden. Einige Augenblicke wildes Toben und Rennen. Die Kämpfer kennen ihren neuen Gegner wohl; rechts und links fliegen ſie wie Federbälle über die Schranken. Plötzlich ſpringt der Eſpada dicht an den Stier, den Mantel um die Schulter geworfen, und reißt ihn an den Hörnern. Das ergrimmte Thier wendet ſich gegen ihn, er ſpringt nicht zur Seite, der Tollkühne wagt mit flatterndem rothen Gewande dicht vor demſelben durch die Arena mit Blitzesſchnelle herzulaufen. Ein banger Schrei entfährt den Zuſchauern; die ſpitzen Hörner berühren ſchon den Mantel — nur eine Secunde Zögerung und der Spanier liegt mit aufgeriſſenem Körper am Boden. Doch da iſt er glücklich an der Schranke, raſch wirft er den Mantel dem Thiere über's Geſicht, in demſelben Augenblick fliegt er ſiegreich über die Brüſtung. Das Wagſtück iſt gelungen; endloſer Jubel durchrauſcht das weite Theater.

Ein anderer Stier ſprengt von der entgegengeſetzten Seite her in die Arena, kleiner, aber von Ebenholzſchwärze und wuthſprühenden Augen. Dieſelben kühnen Läufe und Wendungen, dieſelbe Wuth des Thieres, die erſt nach und nach ſchwächer wird. Da wirft einer der Kämpfer ſeinen ſchützenden Mantel zur Erde; ohne allen Schutz rennt er mehrmal am Thiere vorüber und faßt es an den Hörnern. Aber wie die Wuth anfänglich größer war, ſo ſchwindet ſie auch bald; unmuthig ſucht es den Ausgang oder ſteht verdroſſen in der Mitte der Arena.

Im Gefühle, daß die im Allgemeinen gleiche Art der Hetzjagd die Zuſchauer ermüden müſſe, hatte man weislich dafür geſorgt, daß die Kühnheit und Wildheit der nach einander auftretenden Stiere ſich ſteigerte. In gleichem Grade wuchs auch die Verwegenheit der Kämpfer. Bei dem ſechsten Thiere, dem letzten, ſetzte der Eſpada bei jedem Vorbeilauf demſelben Bremſen zwiſchen die Hörner — Nadeln mit bunten Schleifen. Gar zu bedenklich mußten ſie nicht ſeyn, denn erſt allmählig merkte der Stier eine unangenehme Empfindung und bewegte den Kopf auf und nieder, um der ſtörenden Gefühle los zu werden. Nach und nach ſchien ihm der Urſprung derſelben klar zu werden; denn jede Annäherung eines Kämpfers verſetzte ihn in geſteigerte Wuth und mit ungewohnter Hartnäckigkeit verfolgte er ſeine läſtigen Feinde.

Beinahe zwei Stunden hatte das Schauſpiel gedauert und nirgend ließ die Menge Ermüdung merken. Die kleinen Pauſen füllte ein Muſikchor mit rauſchenden Stücken aus. Schon lag das ganze Amphitheater im Schatten, das mahnte zum Aufbruch. Befriedigt verließ ich daſſelbe, da ich die haarſträubenden blutigen Zerfetzungen von Menſchen und Thieren nicht vermißte. Mein guter Autor aber kritiſirte immer herzhaft fort über dieſe „elende Parodie eines Stiergefechts.“ Parodie immerhin, aber kann dieſe nicht auch poetiſch, intereſſant, ergötzlich ſeyn? Und preiswürdig war ſie ohnedieß für die wenigen Franken.

Die Alterthümer von Nimes hatten wir hinlänglich geſehen; die Moſailböden, welche man früher hie und da bei Privaten aufzuſuchen genöthigt war, entzückten unſer Auge in ſchöner Vereinigung und geſchmackvoller Ergänzung in der Maiſon carrée. Da überdieß bei uns beiden Südfrankreich nicht das Ziel, nur den Anfang einer Reiſe bilden ſollte, beſtiegen wir den Abendzug, der uns nach Arles führen ſollte.

Wie der Morgen und der ganze Tag, ſo war auch der Abend von allen Reizen des Südens umgeben. Dieſe wundervolle lichte Klarheit über den Ebenen und ſanften Hügeln der reichen Landſchaft gereicht zu unaufhörlicher Erquickung, und mit immer neuem Behagen ſchlürft man die warme weiche Abendluft, und das Auge ſieht ſich nimmer ſatt an dem Schmelz der Formen und duftigen Farben.

Das bleiche Abendroth verglomm im Weſten; der volle Mond war ſchon emporgeſtiegen, als wir Arles erreichten. Durch matt erleuchtete enge Straßen ſchlängelte ſich der Weg, bis der Omnibus uns auf einem freien Platze am Hotel du Nord ausſetzte, mit uns einen jungen Mann mit freundlichen, liebenswürdigen Zügen, auch einen Deutſchen. Er erwies ſich als der Sohn eines reichen Hotelbeſitzers in Dresden, ſeines Zeichens Architekt. Bereits ein Jahr lang auf Reiſen in Belgien und Frankreich, hatte er ſchon vor einigen Wochen dieſe Route gemacht und wollte gleichfalls nach Marſeille. Nichts konnte uns erwünſchter kommen als dieſe Begleitung. Er ſprach fertiger franzöſiſch als wir beide; denn wenn der Autor mit einem Landeskinde in ein lebendiges Geſpräch kam, ſo fauste die Rede daher wie ein ſchweres Geſchütz im Galopp über Sturzacker. Die Courage erſetzte bei ihm umfangreiche Lücken in

Digitized by Google

Grammatik und Vocabulaire; mein eigenes Franzöſiſch rieſelte mit ängſtlicher Schüchternheit wie ein Wieſenbächlein nebenher und reichte zu den Reiſezwecken eben hin.

An der Abendtafel ward das Triumvirat beſiegelt; aber noch konnten wir nicht zur Ruhe gehen; der köſtliche Mondſchein lockte hinaus. Der Architekt ſpielte ſchon hier den kundigen Führer. Auf der Place royale bewunderten wir den Obelisken, der bei der bleichen Mondbeleuchtung einen ungleich würdigeren Eindruck machte als bei Tage. Der Sage nach galliſchen Urſprungs, aus grauem Granit gehauen, auf vier Löwen ruhend, faſt fünfzig Fuß hoch, ward er im Jahr 1676 aus dem Rhone hervorgezogen und hier aufgeſtellt. Wahren Genuß gewährte uns aber ein Gang auf die Schiffbrücke, welche die Vorſtadt Trinquetaille mit der eigentlichen Stadt verbindet. Die heitere Stimmung des Autors ſorgte auch für eine reich gewürzte Unterhaltung voll der übermüthigſten Laune.

Arles iſt wegen der Schönheit ſeiner alten Monumente und ſeiner jungen Frauen berühmt, ſo lautete der Spruch unſeres Reiſebuchs. „Mithin werden wir," entſchied der Autor, „zuerſt die eine, dann die andere beſichtigen," als wir am nächſten Morgen unſere Wanderung begannen. Auch hier findet ſich ein prachtvolles Amphitheater, größer als das zu Nimes, aber weniger gut erhalten. Es hat fünf Gänge, 43 Reihen Sitze, und mag früher mehr als 25,000 Zuſchauer gefaßt haben. Zwei Stockwerke von je ſechzig Bogen thürmen ſich über einander, alles durch und durch maſſiv. Den untern Theil, ſo wie die daran ſtoßenden viereckigen Thürme zieren ſchöne Marmorfliesen. Die Pfeiler, unten doriſch, oben korinthiſch, ſind nur roh ausgeführt, imponiren aber durch die Wuchtigkeit ihrer Maſſen. Das Ganze trägt eine grauliche düſtere Färbung, die Arena von Nimes zeigt mehr ein röthliches Colorit. Von einer genaueren Anſicht des Innern konnten wir uns nicht viel neues verſprechen, noch weniger von der Ausſicht, die man von den Thürmen haben ſoll; denn den Himmel trübten Wolken und die Atmoſphäre ſteigende Morgennebel. Die engen Gaſſen, mit der Goſſe in der Mitte, erinnerten wenig an die ehemalige Hauptſtadt des Burgundenreichs, Arelate; doch hatten uns mannigfache Erfahrungen gelehrt, uns aller Rückſchlüſſe von heutigen Hauptſtädten auf die des Mittelalters gründlich zu enthalten. Zuerſt und am ſtärkſten war mir dieſe Einſicht aufgegangen, als ich, noch Student, das rheiniſche Städtchen Rhenſe, der Lahnmündung gegenüber, durchwanderte, erſtaunt über die traurige Dürftigkeit eines Ortes, wo vor Zeiten häufig die Mehrzahl der deutſchen Kurfürſten folgenſchwere Berathungen gepflogen hatte.

Des Weges nicht ganz kundig, fragten wir einen kleinen patzigen Abbé, der eben vorüber ſchritt, nach dem römiſchen Theater. Mit freundlichſter Bereitwilligkeit zeigte er uns nicht nur den Weg, ſondern machte auch mit ſicherer Kenntniß einen Cicerone, wie wir ihn nicht beſſer hätten wünſchen können. Durch einen ſchönen doriſchen Thorweg mit reichen Bildhauerarbeiten an Fries und Architrav traten wir ein. Leider hat das Ganze im Mittelalter ſehr gelitten, iſt auch verhältnißmäßig ſpät ausgegraben worden. Dieſes Theater muß zur Römerzeit ungemein ſchön und prachtvoll geweſen ſeyn; die Maſſe von Marmorblöcken, mit Bildwerken und Verzierungen aller Art, aus weißem feſtem Geſtein, ſind die ſtummen Zeugen der geſunkenen Schönheit. Eine hier gefundene Statue, die Venus von Arles genannt, ſchmückt heute das Louvre. Nur wenige Reihen von Zuſchauerſitzen ſind erhalten. Vor denſelben iſt ein Raum mit Marmorfliesen belegt; eine längliche Vertiefung, die ihn begrenzt, nahm die hohen Maſtbäume auf, an welchen Tücher, zum Schutz gegen die brennenden Sonnenſtrahlen, ausgeſpannt wurden. Ein breiter Raum, auch vertieft, vielleicht Orcheſter, ſchied die Zuſchauer von der erhöhten Bühne. Zwei hochragende korinthiſche Säulen ſchloſſen dieſe ein; freilich ein ſehr enger Raum für die gigantiſchen Maaße des ganzen Baus, ſelbſt eng genug, wenn man die geringe Zahl der in der antiken Tragödie auftretenden Perſonen erwägt, jedenfalls zu klein, wenn man an die römiſche Comödie denkt. Der gute Autor wollte ſich nicht begnügen, ſich eine genaue Anſchauung des Vorhandenen zu verſchaffen; er begehrte auch ein genügendes Verſtändniß und machte dem erklärenden Abbé unaufhörlich Einwendungen, in einem Tone, der ſehr geeignet war, die Geduld des freundlichen Führers auf eine harte Probe zu ſtellen. Ich überließ daher den kritiſchen Alten dem Architekten und ſuchte, mich näher an den Abbé anſchließend, meinen Fragen eine um ſo größere Höflichkeit zu geben.

Freilich erheiſchte die geiſtliche Führung, daß wir nun auch die aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts herrührende Kathedrale der Stadt in Augenſchein nahmen, obgleich wir ſie eigentlich zu überſchlagen gewillt waren. In ihr ruhen die Gebeine des heiligen Trophimus, des bekannten Begleiters des heiligen Paulus, der hier miſſionirt haben ſoll. Durch einen merkwürdigen vorſpringenden Porticus, wenig chriſtlicher Art, der auf ſechs von Löwen getragenen Pfeilern ruht, traten wir in das Innere, wandten uns aber

zunächſt nach dem wohlerhaltenen Kreuzgange. Das Intereſſanteſte in demſelben waren die Capitäle der Säulen. Sie zeigten, freilich in roher Arbeit, die Hauptſcenen aus der bibliſchen und der Kirchengeſchichte. Vom Sündenfalle an, wo, wie auch in andern altfranzöſiſchen Kirchen, die Schlange mit zwei Menſchenköpfen (für Adam ein Weiber-, für Eva ein Männerkopf) ſich emporringelt, hindurch durch alle typiſchen und nicht typiſchen Hauptſcenen bis zur Geburt Chriſti, fügte ſich Bild an Bild, die Figuren wunderlich verſchlungen mit den tragenden Ornamenten, bald ganz, bald halb aus dem Sandſtein hervortretend. Am reichlichſten war das Leben Chriſti und der Hauptapoſtel Paulus und Petrus bedacht; ſelbſtverſtändlich fehlte der Märtyrertod des heiligen Trophimus nicht. Am meiſten zogen mich die Bildniſſe aus dem alten Teſtament an. In ihnen vorzüglich läßt ſich, was wenigſtens die Malerei betrifft, eine ziemlich feſte Tradition erkennen, wie ſie ſich in den Klöſtern und Kirchen des Berges Athos nicht nur erhalten hat, ſondern ſich auch, mit Zugrundelegung eines alten Lehrbuchs ſolcher kirchlichen Malerei, bis auf den heutigen Tag forterbt. Leider hatte ich nicht Zeit, mir die gewählten Scenen zu notiren (da vor Allem der Autor weiter trieb), um ſie mit den ſonſtigen Traditionen des Morgen- und Abendlandes zu vergleichen. Eigenthümliches fiel mir ſofort auf: Bileam mit ſeiner Eſelin, Simſon und Delila waren zu ſchauen, während Jonas mit dem Wallfiſche (ein conſtantes bibliſches Sinnbild der Auferſtehung Chriſti) fehlte. Denn die Kunſttradition des Abendlandes wählt ſonſt nur eigentliche Typen und ſymboliſche Erzählungen aus dem alten Teſtamente, während die der morgenländiſchen, griechiſchen Kirche den geſchichtlichen Stoff deſſelben weit ſelbſtſtändiger ergreift und die Auswahl nicht ſo ſtreng bedingt ſeyn läßt durch die Verwandtſchaft mit dem neuen Teſtament. Auffallend war mir die große Unbefangenheit, mit welcher unſere Ciceroni, der Sakriſtan wie der Abbé, bei der Erklärung der in der That gar drolligen Geſtalten häufig die „naïveté“ derſelben hervorhoben. Schwerlich hätte das ein deutſcher Prieſter gethan. Sehenswerthes boten auch die im Gemäuer noch vorhandenen Quadern mit altrömiſchen Symbolen, die aus dem Venustempel ſtammten, welcher hier früher geſtanden haben ſoll, ähnlich wie man im Kreuzgange der Kirche di San Ambrogio in Mailand noch die rohen Gebilde von Weintrauben, Reſte des heidniſchen Bachustempels, auf den Mauerſtücken wahrnehmen kann. Die Kirche ſelbſt bot weniger Merkwürdiges dar; außer mehreren Fresken, die dem Leben des Ortsheiligen entnommen waren, mag ein ſehr wohlerhaltener Marmorfries, urſprünglich an einem Sarkophage, erwähnt werden, den Kampf der Lapithen nnd Centauren darſtellend.

Als wir aus der Kirche heraus traten, ließ der kleine Abbé uns nicht los; obgleich der Autor ſchon etwas ermüdet war, erweckte ihm doch die rühmende Schilderung des ſchwarzen Cicerone neue Luſt. Denn nun ging es auf den merkwürdigen Kirchhof von Arles, Altscamps genannt, wie man ſagt, eine Abkürzung von Elysii campi. Wir kamen vor die Stadt, durchſchritten das Gerüſt des Triumphbogens, durch welchen der Kaiſer in derſelben Woche hindurch kommen ſollte, und bald bogen wir links in die Straße ein, welche unmittelbar auf den Friedhof führte. Hier verabſchiedete ſich der Abbé; als wir unſere Karten tauſchten, ergab ſich, daß wir argen Ketzer einen missionnaire apostolique zum Führer gehabt hatten.

An den Seiten des etwas wüſten Weges ſieht man viele ſteinerne Sarkophage ſtehen, oder vielmehr eigentliche Särge; der obere Theil kann leicht entfernt werden. Die Mitte des Deckels iſt erhöht der ganzen Länge nach, ſo daß derſelbe einem Prisma gleichen würde, wenn nicht an den vier Ecken wulſtartige Erhöhnngen vorhanden wären. In einem Häuschen in der Nähe wohnt der Concierge, der ſich ungerufen meldete und durch ſeine Erläuterungen nns beträchtlich förderte. Ich übergehe die Einzelnheiten; die Gebäulichkeiten ſtammen zum Theil aus den beiden erſten, zum Theil aus dem ſechsten Jahrhundert. Die oft wunderlichen Rundbogen und Wölbungen weckten vorzüglich das Intereſſe des blonden Architekten. Auch lagen einige rohe Särge aus Eichenholz da, von ſchwerer Arbeit, die den alten Burgundionen angehören ſollten, oder wohl auch den Galliern. Ihr Inhalt beſtand aus ächten Menſchenknochen; einen Gefühlvolleren mochte es dabei altersgrau überrieſeln bei dem Gedanken, das Gebein eines alten Römers oder Celten mit den Händen zu betaſten.

Es war noch eine Merkwürdigkeit übrig, die beſonders dem Autor, der ſtark in Ethnographie „macht,“ ein geſpanntes Intereſſe einflößte — der weibliche Theil der Bevölkerung. Die Arleſerinnen gelten bekanntlich für ſehr ſchön. Eine Wanderung durch die Stadt konnte uns von der Wahrheit dieſes Ruſes unterrichten, zumal in den Mittagsſtunden die Weiber gemächlich vor oder in den geöffneten Thüren ſitzen. Unſere bisherigen flüchtigen Beobachtungen ließen nämlich noch manchem Zweifel Raum. Wie wir ſo gemächlich dahin flanirten, bedurfte es kaum einer geſteigerten nnd ſichtbaren Aufmerkſamkeit auf die ſchönere Hälfte der Bevölkerung, um derſelben faſt ſtets ein Lächeln auf die vollen Lippen und den feinen Mund zu nöthigen. Der biedere Autor legte auch ſeiner Neugierde gar keine

Schranken an; wozu ſollte man dieſelbe maskiren? War es ihm doch zur ſtehenden Gewohnheit geworden, in ſtark preußiſchem Accente jeder erkundigenden Frage die wichtige Notiz vorauszuſchicken: „Monsieur, nous sommes Allemands, nous sommes étrangers!“ Jene Weiber beobachteten eine ruhige, ſiegesgewiſſe Haltung; ſie wußten, daß ſie ſchön, daß ſie ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit für die Fremden ſeyen, und nahmen dieſen ſtillen Tribut, den unſer Auge ihnen zolle, ohne Scham und ohne Notiz hin. Und ſie durften es wohl. Die Figur meiſt hoch und ſtattlich, die Taille fein, die Büſte merkwürdig ſtark und voll gebildet — ein ſteter Gegenſtand der immer neuen Bewunderung des Autors — der Kopf im ſchönen Oval, die Naſe ächt griechiſch, die Stirne mäßig hoch, aber fein gewölbt, das Kinn klein und zierlich, das Auge dunkel, ſtark bewimpert, aber nicht ſo feurig, wie man es bei Provençalen erwartet — kurz, alles trug das Gepräge ſchöner griechiſcher Formen. Ueberall Modelle zu einer Pallas und Hera, ſeltener zu einer Aphrodite, aber freilich auch nur zu marmornen Statuen, nicht zu Gemälden! Keine Spur zeigte ſich von dem Gemüth, der edlen Sinnigkeit deutſcher Frauen, nirgends jene heitere Lieblichkeit, die oft den angelſächſiſchen Typus ſo vortheilhaft charakteriſirt. In dieſen ſchönen Körpern ſchien weder Geiſt noch Seele zu wohnen. Und recht auffallend trat mir dieſer Mangel bei den Südländerinnen entgegen, als ich nach einigen Wochen von Oberitalien aus nach Tirol kam. Wie viel ſchöner erſchien da jedes einigermaßen regelmäßig geſchnittene Geſicht, jede feinere Figur, verglichen mit dieſen geiſtloſen Marmorſchönheiten, die nur durch unedle Leidenſchaften Leben gewinnen!

Um vier Uhr Nachmittags begaben wir uns auf die Eiſenbahn. Die Bahn durchſchneidet zunächſt eine weite Ebene, welche aus Sand- und Sumpfboden, theilweiſe aus Salzmarſchland beſteht. Man ſagt, daß ſie ſowohl in ihren eigenthümlichen Thierarten wie in den Luftſpiegelungen mehr einer afrikaniſchen Wüſte gleiche als einer europäiſchen Landſchaft. Ueber einen trefflich angelegten langen Viaduct fuhren wir nach St. Chamas, einer merkwürdigen Stadt, welche auf einem in zwei Theile getrennten Hügelrücken liegt und bewohnte Höhlen enthalten ſoll. Nicht weit von ihr ſteht eine römiſche Brücke, Pont Flavien genannt, mit ſchönem Triumphbogen. Von Chamas ab durchſchneidet die Eiſenbahn die dreifache Bergkette, welche Marſeille von dieſer Seite umgibt. Viel Intereſſe boten die mächtigen Tunnel, vorzüglich der, welcher die Höhen de la Nerthe durchbricht. Er iſt eine halbe deutſche Meile lang, mindeſtens eben ſo lang wie der größte Tunnel unweit Bellegarde (auf der Bahn von Genf nach Culoz) bedeutend länger als der Hauenſteiner bei Olten. Wir brauchten volle acht Minuten, um ihn zu durchfahren.

Allmählig ward das Meer ſichtbar. Herrliche Schatten warf die untergehende Sonne, um ſo greller, da der ganze Himmel mit finſtern Wolken bedeckt war. Als wir uns Marſeille näherten, war ſie untergegangen und der Regen goß in wahrhaft tropiſchen Strömen hernieder. Der Architekt und ich begaben uns ſogleich auf den Weg, um einen Fiaker ausfindig zu machen, während der Autor auf ſeinen Koffer Jagd machte. Nachdem wir durch wahre Bergſtröme gewatet waren, fanden wir endlich ein unbeſetztes Gefährt, das uns aufnahm. Der Autor war auf dem Culminationspunkt der Verzweiflung; bei der Gepäckausgabe hatte ihn ein Weib ſogar beſchuldigt, aus ihrem Korbe etwas entwendet zu haben. „Und dabei ſagte ſie fortwährend: de côté. — Sagen Sie, meine Herren, was in aller Welt bedeutet das? Dieſes abſcheuliche Wort, das mir ein Räthſel bleibt, verfolgt mich überall; auch dieſe verdammten Franzoſen gebrauchen es jeden Augenblick.“ Unſere beſcheidene Vermuthung, es möge die Bitte involviren, auf die Seite zu gehen, ſtellte er die entſchiedenſte Abweiſung entgegen und dem Bekenntniſſe, wir hätten die unglückliche Phraſe noch nie vernommen, ein ungläubiges Erſtaunen.

Der Architekt hatte eine Woche zuvor mehrere Tage in Marſeille zugebracht und dirigirte uns daher gleich in ſein Hotel, das, obgleich nur Hotel garni und Reſtaurant, doch ſehr zu empfehlen ſey. Wir konnten wohl zufrieden ſeyn, wiewohl uns jedes flüchtige Dejeuner eben ſo wie das ausführlichſte Diner als repas zu gleichem Preiſe angerechnet wurde. Bald gehörig inſtallirt und getrocknet lebten wir wieder auf und bei dem guten Souper kam die Unterhaltung in lebendigen Fluß.

Der Autor hatte im Waggon eine deutſche Frau getroffen, welche, verheirathet an einen Beamten, ſchon oft nach Algier gereiſt war. Sie ſchilderte ihm Ueberfahrt und Aufenthalt als angenehm und billig, ſo daß derſelbe ſeinen urſprünglichen Plan, dorthin zu gehen, den er faſt hatte fallen laſſen, mit der ganzen Lebendigkeit ſeines Weſens wieder aufgriff. Nicht genug, daß er ſelbſt „in's heiße Afrika“ wandern wollte, er ſuchte mit allen Mitteln der Ueberredung uns zu bewegen, das gleiche zu thun. Freilich hatte dieſer Vorſchlag viel Verlockendes. Konnten wir auch nur eine Woche dort zubringen, ſo belohnte die lebendige Anſchauung der afrikaniſchen Natur, des arabiſchen Treibens, des Atlasgebirges, der Wüſte reichlich für alle Anſtrengung und allen Zeitaufwand. Dazu kam die Nähe des merk-

Digitized by Google

würdigen Continents — kaum drei Tage braucht man von Marſeille nach Algier, — die Geſellſchaft eines Mannes, der bereits den Orient kannte und mit den Eigenthümlichkeiten des arabiſchen Weſens vertraut war, endlich gar die Ausſicht, dort den Kaiſer zu treffen und bei den Revuen die wilden Wüſtenſöhne in ihrem Glanze zu ſchauen. Doch war mein Reiſeplan ſchon zu feſt; ich hätte einige ſehr intereſſante Abſtecher in Norditalien aufgeben müſſen, hätte einen längſt zugeſagten Beſuch in Norddeutſchland nicht machen können; kurz, nach einigem Schwanken gab ich eine abſchlägige Antwort, zumal auch der Architekt uns nicht begleiten wollte. Und ich geſtehe, ich fürchtete auch die dauernde Gemeinſchaft mit dem Autor, deſſen eigenthümliches Weſen die perſönliche Freiheit, deren ich auf Reiſen in faſt fanatiſcher Weiſe zu genießen gewohnt bin, in oft peinlichem Grade zu beſchränken begann. Sehr charakteriſtiſch für ihn war der oft wiederholte draſtiſche Ausruf: „Wir müſſen zuſammen gehen! denn das kommt ja unendlich ſelten vor, daß drei Deutſche faſt eine Woche zuſammen reiſen und ſich noch nicht an den Köpfen gekriegt haben.“

Der Abend mußte noch benutzt werden. Wir verfügten uns in ein prachtvolles Café chantant, in welchem allabendlich je drei Vorſtellungen mit Geſang, Mimik und Tanz gegeben werden. Das mangelnde Entrée erſetzten die etwas erhöhten Preiſe für Speiſen und Getränke. Bei den Vaudeville- und Buffoſcenen mußte ein deutſcher Kopf billig erſtaunen über das geringe Maaß von Witz, welches man den Zuſchauern bot. Eine Scene war jedoch von Intereſſe, da ſie gewiſſermaßen den Kampf des Publikums mit der geſtrengen Polizei vorführte. Auf den gedruckten Programmen war vermerkt, daß nur die auf dem Programm angegebenen Stücke vorgetragen werden dürften. Unter rauſchendem Applaus hatte eben eine ſehr beliebte Sängerin aus Paris, Mademoiſelle Riſette, eine ächt franzöſiſche Chanſonnette geſungen, * bei deren Refrain das Publikum ſtets einfiel. Da fordert man ſtürmiſch ein anderes Lied. Die Sängerin beginnt die letzte Strophe des eben geſungenen von neuem. Ein betäubender Lärm unterbricht ſie; ſie tritt von der Bühne ab. Der Direktor erſcheint; nach mehreren vergeblichen Verſuchen iſt es ihm möglich die Entſchuldigung vorzubringen, die man ohnehin auch gedruckt leſen konnte. Auf neuen Hervorruf tritt die Dame auf, wiederholt zwar jene frühere Strophe, aber mit einer ſtark accentuirten Aenderung, welche freudigen Jubel veranlaßt und die unruhigen Gemüther zufriedenſtellt.

Ich unterlaſſe es, eine Schilderung des Hafens, wie ſie unzählig oft gegeben worden, zu wiederholen. Das Treiben am Kai findet man in jeder größeren Seeſtadt; in Marſeille gewinnt es aber einen ewig neuen Reiz durch den Blick auf das Mittelmeer, auf die grauliſch weißen Bergketten, welche das Meer zu umgürten ſcheinen, durch das klare ſüdliche Blau des Himmels, durch die mannigfachen Trachten, die an die Nähe Italiens und des Orients erinnern. Auch will ich meine Feder nicht vergeblich ermüden, um den Eindruck zu ſchildern, den die entzückende Ausſicht von dem Hügel hinter Notre Dame de la Garde in unvergeßlicher Weiſe auf jeden Beſchauer mit maleriſchem Auge zurück läßt. Solche große Geſammtblicke bleiben ein unverlierbares köſtliches Eigenthum, aber ſie tragen auch, als ſubjektive Reflexe, ein individuelles Gepräge an ſich, und in dieſem unbeſchreiblichen Etwas liegt gerade das Geheimniß des Reizes, vergleichbar dem wunderbaren Lichtſchimmer auf einer Landſchaft, den der geübteſte Pinſel des genialſten Malers nur annähernd wiederzugeben vermag. Um ſo mehr muß jede Beſchreibung in Worten, die doch ſtets verallgemeinern, das Schönſte verwiſchen oder übergehen. Die zerpflückte Blume iſt keine Blume mehr.

Einige Tage ſchwelgten wir im Genuſſe dieſer prächtigen großartigen Stadt und ihrer reizenden Umgebungen. Wunderlich, wie der Deutſche ſeine berühmte, neuerdings oft bezweifelte „Gemüthlichkeit“ überall wieder findet. Neulich ſprach ich einen biedern Arzt, der Marſeille „gemüthlich“ gefunden hatte, und das gleiche Urtheil hörte ich aus dem Munde eines Theologen über — Avignon. Bei dieſer ungeheuren Dehnbarkeit jenes Prädikats überrieſelte denn doch meinen ſonſt ſehr abgehärteten logiſchen Menſchen ein gelindes Entſetzen.

Die Zeit der Abfahrt war gekommen. Nach herzlichem Abſchied von dem Autor ſtiegen wir, der Architekt und ich, auf den neuen prächtigen Schraubendampfer Algerie und ſteuerten, von einer friſchen, kühlenden Briſe geſchaukelt, aus dem Hafen. Nach und nach ſchwand vor den Blicken der Maſtenwald des Hafens, die umliegenden Höhen umzog bläulicher Duft der Ferne; ein mächtiger grauer Inſelfelſen nach dem andern tauchte auf und verſank am weſtlichen Horizont. Aber einen bleibenden Reiz gewährte der Blick in das Waſſer, ſo wundervoll amethyſtblau, wie ich es nur im Gardaſee — auf einer unvergeßlichen Fahrt in der Sonntagsfrühe eines hellſonnigen Septembermorgens —

* Sie enthielt einen beißenden Vorwurf an Lamoricière, der zuerſt der Freiheit gehuldigt, aber dann ſich dem römiſchen Stuhle verkauft habe. Jede Strophe ſchließt mit dem Wortſpiele: Qu'as tu fait là, Maurice, hier?

Digitized by Google

einmal beobachtet hatte. Auch dieſe Fahrt war köſtlich. Kaum merklich wogte die See, nachdem der Wind ſich gelegt, und auf der weiten blauen Fläche zeichneten ſich zierliche leichte Schaumſtreifen. Die Küſte des Feſtlandes verloren wir nie aus den Augen. Als am Abend die Sonne ſich im Weſten in's Meer getaucht, ging drüben der volle Mond auf. Kaum konnten wir uns entſchließen, das Lager aufzuſuchen, wobei wir über eine beträchtliche Anzahl ſchlafender Matroſenbeine ſtrauchelten.

Nach ſechsundzwanzigſtündiger Fahrt hob ſich das weiße Genua terraſſenförmig aus dem Meere. Eine Stunde darauf trug uns ein leichter Nachen an das Geſtade Italiens.

Joh. Ernſt.

Diſtichen.

Die du mit zündender Kraft erſcheinſt und den Tag dir eroberſt,
Tönende Phraſe, wie ſchnell ſchwindet dein blendender Glanz!
Geſtern des Zeitideals begeiſterter Ausſpruch, und morgen
Völlig verbraucht ſchon und hohl für die ernüchterte Welt!

Den nenn' ich conſervativ, der klug am Beſtehenden fortbaut
Und im hiſtoriſchen Recht ſieht das Entwicklungsgeſetz;
Denn die Epoche erzeugt ihr Eignes, und ſicher zur Geltung
Kommt durch die innere Kraft, was als Bedürfniß erſcheint.

Klar in das Menſchliche löst dein Wort mir das Göttlich-geglaubte,
Und mit ergriffenem Geiſt fühl' ich der Wahrheit Gewalt,
Aber gehoben durch ſie; denn nur zu erhöhter Bewund'rung
Regt mich das Göttliche an, da ich's als menſchlich erkannt.

Streitende Meiſter, genug! Ihr ſucht nach der richtigen Form noch,
Während zum Guſſe bereit längſt ſchon die Maſſen im Fluß.
Stunde an Stunde verſtreicht, und eher nicht ſehn wir euch einig,
Bis ſich der kochende Strom ſelber den Ausweg geſucht.

Frieden, du lieblichſter Freund der Menſchen, o ſage, wohin doch
Hat dich das Waffengeräuſch rüſtender Völker geſcheucht?
„Von der Parteien Gezänk verſchüchtert, bot einzig Aſyl mir
Nur noch die Zunge des Manns, der die Franzoſen beglückt."

Bäumt ſich die donnernde See empört in des Sturmgotts Umarmung,
Zeigt ſich der ächte Pilot doppelt beherzt; denn er weiß:
Nur in Gefahren allein bewährt ſich die Kraft, und in Ehren
Hält man die Flagge zumeiſt, die ſich im Kampfe erprobt.

Digitized by Google

Schweigſame Lippen, auf euch ſah ſtaunend die Welt und ſie lauſchte,
Wenn ihr euch langſam bewegt, auf das verkündende Wort;
Aber der Vorhang zerriß, dahinter der Gaukler agirte,
Und als ein Lügner erſcheint uns nun der delphiſche Gott.

Preußen das Schwert, und der Schild ſey Oeſtreich, das undeutſch geſinnte?
Solche Gedanken gebiert nur ein Poetengehirn!
Uns, die wir nüchtern und kühl und voll von politiſchem Scharfblick,
Däucht, es genüge das Schwert — aber nach Innen gezückt.

„Hell in den Schlachtlärm hinein, in's Rollen der ehernen Würfel
Tönte der Nachtigall Sang.“ — So, ihr verbitterten Herrn
Politikaſter, vergönnt dem Lyriker, daß er die Herzen
Rührt mit bewegendem Lied mitten im Kampfe der Zeit.

Frei auf dich ſelbſt nur geſtellt, verlangſt du gebührende Geltung?
Gern nenn' ich's männlichen Stolz, aber das Richtige nicht.
Induſtriell iſt die Zeit und alles iſt Waare geworden,
Selber der Menſch, und er gilt, wie er verwerthet ſich ſelbſt.

In das boruſſiſche Sieb die römiſch-germaniſchen Kaiſer
Wirfſt du und rüttelſt empor Wolken hiſtoriſchen Staubs.
Keinen behielt das Geflecht, hindurch haſt du alle geſchüttelt —
Deutſchlands Krone allein blieb in dem ſchwarzweißen Sieb.

Drängt euch nur immer herzu und ſchreit es der Welt in die Ohren,
Daß ihr noch da ſeyd und lebt — aber ein Leben des Scheins.
Nimmer zum ſonnigen Licht erhebt ſich, zu freier Entfaltung,
Was das Geſetz der Natur einmal in Schatten geſtellt.

Feodor Löwe.

Correſpondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Der ritterliche Orden St. Johannis vom Spital zu Jeruſalem.

△ Geſtatten Sie mir, daß ich Ihnen, bevor ich, in Verfolg meines letzten Berichts, fortfahre über das hinfällige Treiben des Tages zu berichten, getrennt davon ein friedliches Blatt überſende, das ſich mit einem würdigeren, unvergänglicheren Gegenſtand beſchäftigt und der eben dieſer Eigenſchaften wegen von der Tagespreſſe in der Regel unbeachtet bleibt. Ich überſandte Ihnen — irre ich nicht, ſo war es im September 1857 — einen Bericht über die Thätigkeit der durch Friedrich Wilhelm IV. im Jahr 1852 wieder aufgerichteten Ballei Brandenburg des ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jeruſalem. Die Zeilen gingen in die Allgemeine Zeitung über und aus dieſer in die hieſigen Zeitungen, zum Beweiſe, daß man hier zu ſehr mit Phraſenmacherei beſchäftigt iſt, um ſich um die Wirklichkeit kümmern zu können. Seit der Zeit ſind nun mehrere Jahre verfloſſen, der Orden hat auch außerhalb Preußens feſten Fuß gefaßt und iſt in ein brüderliches Verhältniß zu dem katholiſch gebliebenen Stock des Ordens getreten, deſſen ſtellvertretender Großmeiſter in Rom reſidirt. Es wird Ihnen, es wird allen Leſern dieſes Blattes deßhalb wohl nicht unerwünſcht ſeyn, wenn ich meine damals gegebenen Mittheilungen über die Wirkſamkeit der Johanniter heute vervollſtändige. Es iſt Manches ſeit der Zeit geſchehen; hat doch ſelbſt in Ihrem Stuttgart der Orden Wurzel geſchlagen. Aus Berlin datire ich aber dieſe Zeilen, weil ich auch das früher Gebrachte in der Form einer Correſpondenz gegeben habe.

Der Orden der Johanniter hat ſeit 1857 drei außerpreußiſche Genoſſenſchaften erhalten, nämlich eine in Württemberg, eine zweite in Mecklenburg und eine dritte im Großherzogthum Heſſen. Ich theile deßhalb nachträglich das Gelübde mit, das ein Rechtsritter der Ballei Brandenburg bei ſeiner Aufnahme abzulegen hat. „Wer," heißt es in dieſer Beziehung, „in die evangeliſche Ballei des ritterlichen Ordens des heiligen Johannes vom Spital zu Jeruſalem als Ritter aufgenommen wird und die Zeichen des Ordens angenommen hat, der hat öffentlich in der Verſammlung der Ritter vor Gott zu bekennen und zu geloben: 1) Daß er der chriſtlichen Religion, insbeſondere dem Bekenntniſſe der evangeliſchen Kirche, mit treuem Herzen anhangen, das Ordenskreuz auf der Bruſt als Zeichen ſeiner Erlöſung tragen, des Evangeliums von Jeſu Chriſto ſich nirgends ſchämen, daſſelbe vielmehr durch Wort und That bekennen, gegen die Angriffe des Unglaubens muthig und ritterlich vertheidigen und einen dieſem Bekenntniß würdigen Wandel in Gottesfurcht, Wahrheit, Gerechtigkeit, züchtiger Sitte und Treue führen wolle. 2) Insbeſondere hat er zu bekennen: daß er den Kampf gegen den Unglauben, den Dienſt und die Pflege der Kranken als Zweck des Johanniterordens anerkennt, und demgemäß zu geloben, daß er gegen die Feinde der Kirche Chriſti und gegen die Verſtörer göttlicher und menſchlicher Ordnungen überall einen guten und ritterlichen Kampf kämpfen, ſo wie nach beſten Kräften die chriſtliche Krankenpflege des Ordens begünſtigen, fördern und verbreiten wolle. 3) Hat er zu bekennen und zu geloben, daß er Seiner königlichen Majeſtät von Preußen, dem Landesherrn und hohen Patron dieſer Ballei, ſtets und unter allen Umſtänden getreu, gewärtig und gehorſam ſeyn, die Wohlfahrt und das Beſte des Vaterlandes ſuchen und anſtreben und mit Daranwagung Leibes und Lebens für den König und das Vaterland muthig und unerſchrocken ſtreiten wolle. Für Ausländer tritt ad 3 das Folgende ein: 3) Hat er zu bekennen und zu geloben, daß er Seiner königlichen Majeſtät von Preußen, dem hohen Patron, in Ordensſachen treu, hold und gewärtig ſeyn und zugleich durch ſein Beiſpiel in Unterthanentreue gegen ſeinen angeſtammten Souverän vorleuchten und dem Orden Ehre machen wolle. 4) Er hat zu bekennen und zu geloben, daß er die drei Schläge, welche er mit dem Schwerte von dem Herrenmeiſter (entſtanden aus Herr und Meiſter) empfangen hat, für ſein Letztes gehalten und gelitten haben will. 5) Endlich hat er zu bekennen und zu geloben, daß er die Ehre des Ordens überall wahren, ſein Beſtes befördern und den Oberen im Orden, beſonders einem jeden regierenden Meiſter in dieſem Meiſterthum, nach den Statuten des Ordens, ſtets willigen Gehorſam mit aller Treue und Ehrerbietung leiſten, auch in allen Stücken und an allen Orten, daheim und öffentlich, in eigenen und fremden Sachen ſich, wie es einem chriſtlichen Ritter geziemt, halten und erweiſen wolle."

Ueber die Organiſation des Ordens, die Unterſcheidung zwiſchen Rechts- und Ehrenrittern, ſo wie über die Bedingungen für die Aufnahme iſt bereits früher das Nöthige mitgetheilt worden. Die Zahl der Ritter iſt ſeitdem gewachſen, die der Ehrenritter beträgt 1318, die der Rechtsritter 156.

Was die Thätigkeit der Ballei und der Genoſſenſchaften anlangt, ſo ergänze ich die früheren Mittheilungen durch Folgendes.

Ballei Brandenburg. Das Kranken- und Siechenhaus zu Sonnenburg iſt vollendet, am 29. September

1858 eingeweiht und am 1. Oktober deſſelben Jahres eröffnet warden. Es enthält 48 Betten (36 Kranke, 12 Siecke), die Kinderſtatian eingeſchloſſen; Bau nnd Ausſtattung haben 46,000 Thie. gekoſtet; die Pflege wird duech Dinconiſſinnen ausgeübt. Das Haus iſt im gothiſchen Styl aufgeführt. Eine allgemein freie Aufnnhme der Kranken findet grundſätzlich deßhalb nicht ſtatt, weil den Gemeinden und Privatperſanen, welche Verpflichtungen zue Armenpflege haben, ſoiche nicht nbgenommen, ſondern nue erleichtert werden ſallen.

Das Vermögen der Stiftung zu Bukreſt, die nuch von Männern anderer Religionen eifeig unterſtützt worden iſt, iſt jetzt nuf 46,000 Thnler herangewachſen. Im Jahe 1858 iſt ein Haus nngekanft und zu einer evangeliſchen Töchterſchule nebſt Penſianat eingerichtet woeden. Das Haſpitnl iſt vollendet; es iſt berechnet auf 30 öffentliche Betten nnd 11 Privatkrankenzimmer.

Bei Jeruſalem iſt ein kleines Grundſtück zu Liſta nngekauft, um Schweſtern und Reconvaleſcenten einen geſunden Aufenthalt während der heißen Sommermonate zu verſchaffen. Es iſt derſelbe Ort, van weichem aus Gottfried von Bouillan mit dem Heer der Kreuzfahrer am 7. Jnni 1099 zum erſtenmal die Zinnen dee heiligen Stadt erblickte, nnd das Haus iſt deßhalb zum Andenken „Gottfriedshöhe“ genanut worden. In der Nähe der Kiecke des heiligen Grnbes nnd der Ruinen des Johanniterpalaſtes iſt ein kleines Hoſpiz erworben, in welchem nuf Koſten der Ballei arme reiſende Handwerker und Pilger für die Dauer von vierzehn Tagen nnentgeitlich aufgenommen und verpflegt werden. Außerdem befinden fich in demſelben einige Zimmer, in welchen wohlhabende Reiſende gegen Vergütigung der baaren Auslagen Aufnahme finden. In Gladbach hat die Ballei eine Heilanſtalt tüe Cretins mit begründet und unterſtützt dieſelbe ferner alljährlich mit 300 Thalern.

Was die Genaſſenſchaften nnlangt, ſo iſt in Preußen nunmehr dee Bau von zwei Johanniter-Hoſpitälern, zu Pr. Holland und Gerdauen, in Angriff genommen. In Brandenbueg ſind neben den erwähnten Keankenhäuſern nnch zwei Stiftungen entſtnnden. Die eine iſt nusgegangen von dem Commendnae von Rochow („um,“ wie es in dee Stiftungsnekunde heißt, „einen, wenn anch nur geringen Theil ſeiner nls Ritter und Commendator des Johannniterordens gelobten Verpflichtungen zu erfüllen“) und beſteht in einem Capitnl von 2000 Thnlern, von weichem die Zinieu zue Hälfte ſür Verpflegung ganz unbemittelter Kranken verwandt, die nndere dagegen ſo lange zum Capitnl geſchlagen werden ſoll, bis die Zinſen derſelben 1000 Thnler betragen. Eine ähnliche Stiftung iſt von dem verſtorbenen General-Adjutanten von Gerlach anf Wunſch ſeiner ſterbenden Gemahlin nnsgegangen; ſie beträgt 2400 Thlr. In Schieſien ſind die Keankenhäuſer zn Erdmansdaef und Reichenbach erworben worden. In Paſen ſind nußer den erwähnten Krankenbäuſern zn Tirſchtiegel und Pinne noch die Keankenhäuſer zu Frauſtadt (1858 eeöffnet) und zu Mnravana-Goslin (1858) entſtanden.

Die ſächſiſche Genaſſenſchaft hat nunmehe in der alten Lutherſtadt Mansfeld ein Kranken- nud Siechenhaus gegründet. Das Kranken- nud Siechenhaus in dem alten Schiaſſe der Grnſen von der Mark bei Alteua in Weſtphalen nimmt ſeit ſeiner Gröffnung im Jahr 1857 immer größere Dimenſianen an.

Von dee wüeutembergiſchen Genoſſenſchaft der Ballei weiß ich nach den vorliegenden Materinlieu nichts weitee zn ſngen, nls daß ſie nus dem Ehren-Commendatae Oberſthafmeiſter Freiherrn vom Hoiß zu Stuttgart nls Leiteudem und aus etlichen und zwanzig Ehrenrittern beſteht; ſie bezweckte bis jetzt vorzugsweiſe Pflege derjenigeu Keanken, die nicht in Stuttgart eingebürgeet ſind und deßhalb keine Anſprüche haben in den ſtädtiſchen Anſtalten verpflegt zu werden, hat aber nunmehr einen Spinl zu Plochingen gegründet, der noch im Laufe dieſes Jahres eeöffnet werden ſoll.

In Mecklenbueg begnügt mnn ſich noch damit, die Krankenpflege in doeligen Krankenhäuſern zu unterſtützen. Die heſſiſche Genoſſenſchaft iſt wahrſcheinlich noch zu jung, um ſchon Stiftnngen iu Angriff genommen zu haben.

So viel für heute; ein nnderes mal Weiteees. Sie ſehen, die Stiftung dee Kaufleute van Amalfi vam Jahr 1048 iſt von neuem wieder aufgelebt. Die Zeiten haben ſich geändert; an die Stelle eines Mönchsordens iſt ein ritterliches Orden getreten, an die Stelle des erſten Oedensmeiſters Gérard ein preußiſcher Prinz; nn die Stelle der „Saldaten Chriſti“ des zweiten Ordensmeiſters Raymond Streitee, die mit geiſtigen Waffen gegen die Ungläubigen im eigenen Lande kämpfen ſollen; die Tendenzen ſind nber im Allgemeinen dieſelben geblieben. Einen weltlichen Staat, wie einſt das mächtige Rhodos war, werden die Johnnniter nicht wieder bilden, aber deſto mehr wieken im Verboegenen, wo keine weltliche Macht ſie hindern wird.

Digitized by Google

London, März.

Witterung. — Die Geſchäfte. — Fechter. — Zur Phyſiognomik. — Das Denkmal für den Prinzen Albert. — Peabodys Stiftung. — Liberalität des Lord Kammerherrn.

Endlich hat es den Anſchein, als ob es Frühling werden wollte; ſeit einigen Tagen iſt es faſt ſommerlich warm und die lang zurückgedrängte Vegetation entwickelt ſich mit wunderbarer Schnelligkeit. Der heurige Winter war zwar nicht ſo kalt, wie der vorjährige, aber wegen des häufigen Witterungswechſels war er höchſt ungeſund, und es wird ziemlich lange dauern, ehe die ſchlimmen Wirkungen überwunden ſind. Fieber aller Art, namentlich Typhus — in dem gut bewäſſerten und trocken gelegten London ein äußerſt ſeltener Gaſt — graſſiren in den dichter bevölkerten Stadttheilen; die Hoſpitäler ſind überfüllt und die Zahl der Todesfälle überſteigt beträchtlich den Durchſchnitt.

Von der Seaſon iſt noch nichts zu verſpüren; die Landesfrauen heumt den Strom des Vergnügens, und die in ihren Erwartungen getäuſchten Shopkeeper klammern ſich jetzt mit ihren Hoffnungen an die nahende Induſtrieausſtellung. Uebrigens haben ſich die Geſchäfte doch ein wenig erholt, und bei der günſtigen Wendung der Dinge in Amerika iſt anzunehmen, daß Handel und Gewerbe ſich bald wieder kräftig emporſchwingen werden. Wie wird man in den Fabrikdiſtrikten jubeln, wenn die heiß erſehnte Friedenspoſt aus den Vereinigten Staaten anlangt! Die amerikaniſche Regierung hat ſich bereit erklärt, gemeinſchaftlich mit der engliſchen Regierung die Zinſen des nöthigen Kapitals zur Legung eines unterſeeiſchen Telegraphenkabels zwiſchen England und Amerika zu garantiren, und da die engliſche Regierung keinen vernünftigen Grund hat, das Anerbieten abzulehnen, ſo wird die telegraphiſche Verbindung der alten mit der neuen Welt vielleicht ſchon im Lauf dieſes Jahrs bewerkſtelligt werden.

Berühmt *werden* iſt heutzutage leicht; aber berühmt *bleiben*, iſt noch immer ſchwierig. Wie viel berühmte Schriftſteller, berühmte Schauſpieler, berühmte Sänger und Sängerinnen bringt nicht jedes Jahr hervor, aber wie viele der Schifflein, die mit ausgeſpannten, windgeblähten Segeln der Unſterblichkeit zuſchießen, gehen nach kurzer Fahrt vor unſern Augen unter, weil ſie zu gebrechlich, zu ſchwach beladen waren für die ungeheure Segelmaſſe, welche der moderne Humbug erfordert! Gar wenige Schifflein halten ſich auf der See und trotzen dem Sturm und den Wellen; und ſonderbarerweiſe ſind es gewöhnlich gerade ſolche, die mit feindlichen Winden zu kämpfen haben. Aber ſie ſind eben ſtark gebaut, und haben eine gewichtige Fracht, die ſie am Umſchlagen hindert.

In einem dieſer feſten, ſeetüchtigen Boote ſehen wir unſern Landsmann *Fechter* einher fahren; er ſteuert ſicher, und wir vertrauen daher auf ſeinen Stern. Als Fechter vor zwei Jahren nach London kam, ging ihm allerdings ein guter Ruf voraus, aber obgleich es ihm hier nicht an Freunden und Gönnern fehlte, die zum Theil auch Humbug zu machen wußten, ſo hatte er doch zahl- und einflußreichen Gegnern die Stirne zu bieten. Namentlich hatte er die engliſchen Theaterkritiker und Schauſpieler gegen ſich, welche die Vorurtheile des Publikums ausbeuteten. „Für die franzöſiſche Bühne mag er paſſen, aber wie kann *er*, der Fremdling, ſich unterfangen, uns Engländern die Schöpfungen des nationalſten unſerer Dichter vorzuführen? Der ausländiſche Accent iſt allein ſchon ein unüberſteigliches Hinderniß.“ Aber Fechter ließ ſich nicht abſchrecken; er dachte, ein Shakeſpeare habe nicht für England, ſondern für die Welt gedichtet, lebte ſich in den Geiſt des „unſterblichen Barden“ hinein, und wie um die Kritiker zu verhöhnen, trat er zuerſt in der ſchwierigſten, weil das tiefſte Studium erfordernden Rolle Shakeſpeares auf, in der Rolle des Hamlet. Er ſpielte und ſiegte. Sein Hamlet war nicht der Hamlet der engliſchen Theatertradition, aber es war der Hamlet Shakeſpeares. Kleine Detailfehler verſchwanden im großen Ganzen. Das Publikum, von der Macht der ächten Kunſt hingeriſſen, zollte verdiente Bewunderung; die Kritiker hatten mit dem Strom zu ſchwimmen, und die Schauſpieler mußten ſich beſchämt ſagen, daß ſie in dem „Fremdling“ ihren Meiſter gefunden. Nach dieſem Triumph wählte Fechter den Charakter des Othello, den er während der verfloſſenen Saiſon darſtellte. In dieſer Rolle erntete er eben ſo viel Bewunderung, wie als Hamlet, aber weniger Beifall. Er ſpielte ſie etwas zu polemiſch, wenn mir das Wort erlaubt iſt, ich meine in etwas zu ſchraffem Gegenſatz zu der Bühnenüberlieferung. Mit Recht die hergebrachten Stichworte und Effekthaſchereien verachtend, fiel er in das andere Extrem und ſpielte, außer in den leidenſchaftlichen Scenen, mit einer ruhigen Gefaßtheit, welche in einer griechiſchen Tragödie am Platz geweſen wäre, aber ſich mit dem Charakter des heißblütigen Mohren nicht ganz vertrug. Deſſen ungeachtet war ſein Othello ein Kunſtwerk, das von tiefem Studium zeugte, und dem ſelbſt in ſeinen Mängeln der Stempel des Genies aufgedruckt war. Für das laufende Jahr hat Fechter ſich die Rolle des Jago erleſen, und ſeit voriger Woche führt er ſie uns auf den

Brettern des Prinzeßtheaters vor. Seine neueſte Leiſtung übertrifft die früheren als Ganzes und im Einzelnen. Sogar der Tadel, den ein paar galligte Kritiker ausſprachen, iſt im Grund genommen das höchſte Lob, welches ſie dem Künſtler ſpenden konnten. Denn was iſt es, das ſie ihm vorwerfen? „Man ſehe ſeinem Jago nicht den Schurken an.“ Aber ſeit wann ſieht man es den Schurken an, daß ſie Schurken ſind? Wäre dem ſo, wir dürften uns glücklich preiſen. Ein Schurke, dem man die Schurkerei anmerkte, wäre harmlos. Eine Galgenphyſiognomie verdammt den Eigenthümer zur Ehrlichkeit, wie die Häßlichkeit eine Frau unter Umſtänden zur Tugend verdammt. Der Dieb muß ein ehrliches, der Ränkeſchmied ein offenes Geſicht haben, oder der eine macht ſo ſchlechte Geſchäfte wie der andere.

Es erinnert mich das an ein kleines Abenteuer, welches mir jüngſt hier begegnete. Ich fuhr in einem Omnibus — ein Regenſchauer hatte mich überraſcht, und ich konnte mich deßhalb meiner Gewohnheit nach nicht neben den Kutſcher auf den Bock ſetzen — und fand mich einer Dame gegenüber, die durch ihr obſtoßendes Aeußere und ihre ſchielenden Seitenblicke meinen Wagengenoſſen und Genoſſinnen das lebhafteſte Mißtrauen einzuflößen ſchien. Um den Argwohn noch zu ſteigern, war ſie von einem ungeheuern Reifrock umwallt, und Reifröcke, welche die Operationen der langen Finger verdecken, ſind weſentliche Arbeitsinſtrumente der Diebinnen, beſonders der Omnibusdiebinnen. Kaum waren wir einige hundert Schritte weit gefahren, ſo vermißte eine Frau ihre Börſe. Sie zeigte es dem Conducteur mit aufgeregter Stimme an, der Omnibus hielt, und es gab einen Auftritt. Jedermann war natürlich feſt davon überzeugt, die Dame mit den ſchielenden Seitenblicken ſey die Diebin. Sie betheuerte ihre Unſchuld, niemand glaubte ihr. Sie ließ ſich durchſuchen, die Börſe war nicht zu finden. Mittlerweile hatte ſich ein Conſtabler durch den Menſchenhaufen, der uns umringte, hindurchgedrängt. Schnell von der Sachlage unterrichtet, muſterte er mit Kennermiene ſämmtliche Paſſagiere und ergriff plötzlich ein junges, hübſches Mädchen, deſſen naives Heiligengeſicht einem Kirchenmaler zum Modell hätte dienen können. „Ah, it is you? Are you at your old tricks again?“ Dieſe proſaiſchen Worte, und noch mehr die Handlung, welche ſie begleitete, erregten die Entrüſtung eines ältlichen, menſchenfreundlichen Herrn, der offenbar auf die Phyſiognomik einen hohen Werth legte. Das hübſche, naiv ausſehende Mädchen wechſelte die Farbe und ihr Antlitz verlor, wie durch Zauberei, den Heiligenausdruck. Sie ſtotterte, der Conſtabler irre ſich, allein er hob mit triumphirendem Lächeln das Corpus delicti vor ihren Füßen auf, bezeichnete ſie uns als eine der geſchickteſten Omnibusdiebinnen Londons und brachte ſie nach dem nächſten Polizeihof. Sie hat jetzt im Correktionshaus hinlängliche Muße, ſich über die bürgerlichen Begriffe vom Mein und Dein zu belehren. Was die Dame mit den ſchielenden Seitenblicken angeht, ſo habe ich ſeitdem gehört, daß ſie die reſpektable Gattin eines reſpektablen Citykaufmanns iſt und verſchiedenen Wohlthätigkeitsanſtalten, Suppenküchen und Zufluchtsſtätten für obdachloſe Menſchen und Hunde vorſteht. Die Moral der Geſchichte iſt: Diebe haben keine Galgenphyſiognomien, und Schurken ſehen wo möglich noch ehrlicher aus, als ehrliche Leute.

Auf der Bühne begreift man leider nur zu häufig dieſe Moral nicht. Der handwerksmäßige Routinenſchauſpieler ſtellt den Schurken als ein moraliſches und phyſiſches Ungeheuer dar, das wie ein Gorilla die Zähne fletſcht, die Augen verdreht und boshaft grinſt und gleich einer Klapperſchlange mit Geräuſch ankündigt, daß es etwas Böſes im Schilde führt. Fechter hat auch in dieſem Punkt die Tradition überwunden. Wie die beſten unſerer deutſchen Schauſpieler den Mephiſtopheles zu vermenſchlichen und der albernen Teufelsattribute zu entkleiden pflegen, ſo führt uns Fechter den Jago als einen glatten Weltmann vor, der ſeine Tücke hinter einem anſtändigen, den Verdacht einſchläfernden Aeußern verbirgt und ſeine Ränke ſo klug und verſtohlen ſpinnt, daß wir es erklärlich finden, wie er ſein Ziel erreicht, und nicht gezwungen ſind, Othello für einen dummen Tölpel zu halten, was doch gewiß nicht im Plane Shakeſpeares lag. Kurz, Fechter ſpielt Jago ſo, wie Jago, hätte er gelebt, ſeine Schurkenrolle geſpielt haben würde, oder wenigſtens geſpielt haben könnte.

Von den Schauſpielern, die neben Fechter auftreten, iſt nicht viel Gutes zu ſagen. Mit dem Prinzeßtheater iſt es wie mit jedem andern Londoner Theater: es hat Einen Schauſpieler, der das Publikum anzieht; der Reſt ſind Nullen, nur mit dem Unterſchied: der Zugſchauſpieler des Prinzeßtheaters iſt ein Künſtler, während die Zugſchauſpieler der übrigen Theater meiſtens von der Kunſt auch nicht die entfernteſte Idee haben. Daß die hieſigen Theater je bloß Einen Zugſchauſpieler beſitzen, hat beiläufig ſeinen Grund zum Theil in der Seltenheit von Talenten, zum Theil in der Eiferſucht der Zugſchauſpieler, die gewöhnlich ſelbſt Manager ſind und ſich nicht gern verdunkeln laſſen wollen.

Boucicault, der Autor der glücklichen Coleen Bawn, und der unglücklichen (obgleich von den Todten erweckten) Octoroon, hat ein drittes Senſationsſtück angefertigt, welches den Gönnern des Adelphitheaters allabendlich aufgetiſcht wird. Es iſt betitelt: „Das Leben einer Schauſpielerin,“ wohl nach dem Princip des lucus a non lucendo, denn vom Schauſpielerleben iſt nichts darin zu entdecken, und überhaupt nichts vom Leben. So erbärmlich das Machwerk iſt, wäre es doch wohl von den Kritikern aus alter Freundſchaft für den Verfaſſer ziemlich gelinde behandelt worden, aber in einem unbewachten Moment brachte er im Stück mehrere indiskrete Aeußerungen über die Preſſe vor, die ihm ſämmtliche Zeitungen auf den Hals gezogen haben. So läßt er z. B. einen Komödianten ausrufen: „Ich muß mich mit untergeordneten Rollen begnügen, weil ich keine adeligen Protektoren habe und

die Preſſe nicht bezahlen kann.“ Freilich eine unverſchämte Bemerkung, und um ſo beleidigender, da ſie nicht allen Grundes entbehrt.

Die „wunderbare Geſchichte“ Bulwers neigt ſich in Dickens „All the year round“ dem Ende zu und Wilkie Collins, der Verfaſſer „der Frau in Weiß“ hat geſtern in der nämlichen Wochenſchrift einen neuen Roman: „Ohne Namen,“ begonnen. Hoffentlich gelingt es Collins, die Leſer dieſes Blattes, denen die „wunderbare Geſchichte“ das Hirn verrückt hat, aus dem Geiſterreich auf die Erde zurückzuführen und vor dem Narrenhaus zu bewahren.

Das Denkmal des verſtorbenen Prinzen Albert, für das bis jetzt gegen 40,000 Pfund Sterling zuſammengeſteuert ſind, wird auf den Wunſch der Königin Wittwe, der natürlich Geſetz iſt, aus einem koloſſalen Obelisken auf der Stätte der Weltausſtellung von 1851 beſtehen. Vielleicht hätte ſich Beſſeres thun laſſen. Jedenfalls findet der Plan keinen rechten Anklang, ſonſt würden die Beiträge weit reichlicher fließen ſeyn. Unter andern hatte Herr Peabody, der amerikaniſche Bankier, ſich erboten, 100,000 Pfund Sterling für das Denkmal zu geben, falls daſſelbe aus einer wohlthätigen Stiftung beſtehen ſollte. Dieſe Summe hat er nun zur Errichtung von Arbeiterwohnungen beſtimmt und ſich obendrein bereit erklärt, im erſten Jahr, wo das Kapital vermuthlich geringen Profit abwirft, 5000 Pfund Sterling Zinſen zu zahlen. Ein derartiges Unternehmen iſt nun ſo zeitgemäßer, da es gegenwärtig in Folge des Abbruchs einer Menge von alten Häuſern ſehr an billigen, für Arbeiter paſſenden Wohnungen fehlt. Peabody, der ſich in London, wie es heißt, ein jährliches Einkommen von 70,000 Pfund Sterling erworben hat und dieſen Sommer nach Amerika zurückzukehren gedenkt, ſagt in der Stiftungsurkunde, das Werk, zu dem er die Mittel geliefert, ſey ein Tribut der Dankbarkeit und Liebe, die er für England hege. Ehre dem menſchenfreundlichen Mann, und möge die Großmuth, welche er den Söhnen eines fremden Landes erweiſt, zur Ausrottung der in England noch immer üppig wuchernden Nationaleiferſucht beitragen!

Der Lord Kammerherr, der über die Londoner Bühne bekanntlich eine mit der ſonſt herrſchenden Preßfreiheit nicht leicht in Einklang zu bringende Cenſur ausübt, hat dem Zeitgeiſt neuerdings eine kleine Conceſſion gemacht und Theatervorſtellungen während der Charwoche, wo ſie früher bei ſtrenger Strafe verboten waren, erlaubt. In den Provinzen, über die ſich die Macht des Lord Kammerherrn nicht erſtreckt, durften die Theater ſchon lange in der Charwoche ſpielen. Obgleich demnach die Londoner Theater nur auf gleichen Fuß mit den Provinzialtheatern geſetzt worden ſind, hat der Schritt des Lord Kammerherrn doch die Entrüſtung der hohen Geiſtlichkeit erregt und einen frommen Petitionsſturm hervorgerufen, dem die „gottloſe“ Maßregel bis jetzt ſiegreich widerſtanden hat.

Literatur.

Geſchichte der Tanzkunſt. Von Albert Czerwinski. Leipzig 1862.

(Schluß.)

Das iſt Alles ſo bekannt, daß wir es hier nicht zu wiederholen gebraucht hätten, wenn nicht die Tanzkunſt demſelben natürlichen Geſetz der Entwicklung gefolgt und vom Dramatiſchen, welches ihr allgemeiner Charakter im Alterthum wie im Mittelalter war, in der neueſten Zeit erſt beim Lyriſchen angekommen wäre. Der älteſte Tanz, ſobald er von der unmittelbarſten roheſten Aeußerung ſinnlicher Lebensluſt zu gebildeterer künſtlicher Darſtellung gelangte, war dramatiſch, und iſt es heute noch bei allen Völkern, deren Culturzuſtände noch mehr primitiver Art ſind, ſelbſt bei den Wilden. Man will nicht dem ſubjektiven Gefühl einen Ausdruck geben, ſondern etwas Objektives darſtellen, es aufführen. Dieſen allgemeinen, objektiven Charakter hat der Tanz von der einfachſten, rohſten Pantomime bis zum kunſtreichſten Ballet. Da ſich das Leben mit allen ſeinen Funktionen urſprünglich auf die

Digitized by Google

Religion bezog und an dieſe gebunden war, ſo mußten auch alle früheren Tänze religiöſer Natur ſeyn. Als das weltliche Element ſich ſelbſtſtändiger emancipirte, zog es die äußeren Formen der religiöſen Aufzüge und Darſtellungen zu ſich herüber und legte ihnen nur einen andern Sinn und Text unter. Eines der intereſſanteſten Beiſpiele hiefür, auf welches wir ſpäter zurückkommen werden, ſind die weltlichen Tänze der Böhmen, bei welchen bis auf die neueſte Zeit die andächtigſten Lieder geſungen wurden. Sämmtliche Tänze, von denen die Geſchichte der Tanzkunſt zu berichten weiß, bis auf das achtzehnte Jahrhundert herab, ſind im Grund nichts als mimiſche Darſtellungen, von einer einzelnen Perſon aber von ganzen Geſellſchaften, Chören, Quadrillen aufgeführt.

Erſt im franzöſiſchen Geſellſchaftstanz wurde von allen dieſen äußern Beziehungen abſtrahirt. Der Menuet mit ſeinen unzähligen Variationen war der erſte ſelbſtſtändige Tanz, d. h. ein Tanz um ſeiner ſelbſt willen, nicht um etwas darzuſtellen, ſondern um in der Bewegung ſich zu vergnügen und körperliche Grazie zu entfalten. Alle dieſe franzöſiſchen Tänze haben aber doch immer noch weſentlich den Charakter der Quadrille, des vis-à-vis; es ſind Tourentänze, die in beſtimmten Figuren ausgeführt werden. Den vollkommen ſubjektiven, rein lyriſchen Charakter erhielt der Tanz erſt durch das ſich geltend machende deutſche Element. Die Allemande und der Walzer verholten ſich zu dem Menuet wie die Innigkeit des Volksliedes zu dem ſteifen franzöſiſchen Alexandriner, wie die Naturwahrheit des Shakespeare'ſchen Drama zu den Ariſtoteliſchen Einheiten. Die Allemande wurde aus dem Elſaß nach Frankreich verpflanzt, um von da wieder den Rückweg nach Deutſchland zu machen. Ihre Einführung am Hofe Ludwigs XIV., ſagt unſer Hiſtoriker, ſollte eine Art von künſtleriſcher Einverleibung der neuerworbenen deutſchen Provinzen ſeyn. Die Allemande mit ihrer wiegenden, melodienreichen Muſik, in der Einfachheit des Tanzſchrittes, in der Verſchlingung und Entwicklung der Arme und in dem langſamen Walzertempo, ſtellt allerdings den Charakter der deutſchen Nation dar, aber nur noch der einen Seite. Sie repräſentirt die deutſche Innigkeit, den Schmelz der Empfindung, das ruhig beſonnene, ſolide Weſen, nicht aber ebenſo die alle Schranken durchbrechende Kühnheit der rein auf ſich ſelbſt geſtellten germaniſchen Subjektivität. Dieſe offenbart ſich in dem Walzer und den ſeinem Charakter nachgebildeten und angepaßten Tanzweiſen. Der Walzer kam über den zierlichen franzöſiſchen Contretanz und durchbrach ſeine conventionelle Künſtlichkeit mit der Naturkraft ſeiner hinreißenden Umſchlingungen. Während früher die Deutſchen noch Paris gekommen waren, um nach der franzöſiſchen Pfeife erſt recht tanzen zu lernen, traten ſie jetzt mit ihrem Tanz als die Eroberer auf, als die herrſchende Race, wie einſt die Franken gegenüber den alten Galliern. Dieſes Eindringen der deutſchen Weiſe unter dem erſten Kaiſerthum nennt der Verfaſſer mit Recht eine unerhörte Veränderung und Umwälzung. Der deutſche Tanz, der deutſche Walzer hat dem Einfluß des deutſchen Geiſtes, der deutſchen Philoſophie und Poeſie, unſerer ganzen kosmopolitiſchen Subjektivität zuerſt Bahn gebrochen.

Ueber den Charakter dieſes Tanzes und der ihm entſprechenden Tanzmuſik führt der Verfaſſer die geiſtreichen Bemerkungen Riehls an. In verſchiedenen Perioden ſprachen die Tänze verſchiedene Stimmungen aus, Stimmungen der Geſellſchaft, die dann auch in der Muſik wiederklangen. So tönt uns im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die gemeſſene Würde, die Grovität, die ſchäferliche Spielerei, der barocke Humor der Ballſäle aus den Sorabanden, Gavotten, Muſetten, Menuetten entgegen. Im Anfang unſeres Jahrhunderts war man zu einer kindlichen, oft kindiſchen Heiterkeit, ſchalkhaft naiven Sentimentalität u. dgl. herabgeſtiegen. Die Tanzweiſen waren klein geworden, blaß, charakterlos. Weber ſchlug ſtatt deſſen den feurigen, vornehmen, chevalereskeu Ton an. Sein Tanz ſchwebt einher zwiſchen energiſchem Aufbrauſen, ſüßem Träumen, ſchmachtendem Wiegen, zwiſchen glänzender Koketterie und wallender Leidenſchaft, zwiſchen ſentimentalem Tändeln und Seufzen, und das Alles wird zuſammengeſtimmt in einen feurigen, vornehmen, glänzenden Geſammtton. Es iſt unſtreitig das Pathos der Liebe, welches der Componiſt andeuten wollte und zu welchem alle ſeine Stimmungstinten vortrefflich paſſen. Man hatte früher die Etikette, den Glanz, die Würde im Ballſaale muſikaliſch verſinnbildlicht; dann die Heiterkeit, den Scherz, das ſimple Vergnügen; warum nicht auch einmal die Liebe? Eine ſolche affektvolle, träumeriſche und doch kecke und chevalereske Tanzmuſik mußte in den Herzen der Jugend zünden wie nie vorher; die Muſiker geigten Tänzer und Tänzerinnen in die nächſte und natürlichſte Leidenſchaft eines Ballſaales hinein, und gegenüber dieſer verliebten Tanzmuſik mußten natürlich alle die alten Tänze wie ein Entrepeur von Perücke und Reifrack erſcheinen.

Der Walzer und ſeine Muſik drücken das univerſellſte, das unerſchöpflichſte und mannigfaltigſte aller Gefühle aus. Alle möglichen Stimmungen laſſen ſich hiezu verwenden, wenn ſie nur auf dieſes Gefühl ſich beziehen. Wie die lyriſche Poeſie unerſchöpflich iſt in den tauſendfachen Modulationen, die ſie ihm zu geben weiß, in der mannigfaltigſten Staffage, die ſie ihm als Folie unterlegt, ebenſo dieſer Tanz und ſeine Muſik. „Die ſchwärzeſte Mall-Melancholie," ſagt Riehl, „erſcheint uns tanzbar, wenn ſie nur energiſch in Rhythmus und Modulation gehalten iſt; dagegen taugt eine rein luſtige Weiſe nur noch für die Bauernkirmeß; denn die Liebe kann wohl melancholiſch ſeyn, aber niemals rein luſtig." In dieſem Sinn haben wir den modernen Tanz den ſubjektiven und lyriſchen genannt; er geht Hand in Hand mit unſerer Poeſie, mit ihrem überſinnlich ſinnlichen Weſen, ihrem durch die Zerriſſenheit des Weltſchmerzes nur um ſo brennenderen ſinnlichen Feuer. So mußte es kommen; es war der natürliche und nothwendige Gang, daß der Tanz

Digitized by Google

nach aller objektiven Künſtlichkeit wieder bei dem natürlichen Ausdruck der ſubjektivſten Lebens- und Liebeskunſt ankam, aber in durchaus reflektirter und ſentimentaler Geſtalt, erfüllt mit den widerſprechendſten Gefühlen und Stimmungen einer überfeinerten und blaſirten Cultur.

Daher kam es, daß dieſe Höhe des freien, feſſelloſen, nur auf ſich ſelbſt bezogenen Tanzes zugleich auch der Wendepunkt ſeines Verfalls und ſeiner Auflöſung wurde. Die feſſelloſe, abſolute Subjektivität geht in ſich ſelbſt zu Grund. Mochte die Erfindung der Componiſten noch ſo unerſchöpflich ſeyn, ſie hatten zuletzt doch früher, als man dachte, den Kreis des durch Muſik und Tanz Ausdrückbaren umſchrieben; der Zauber ihrer Melodien ließ nach, und Abſpannung, blaſirte Apathie trat an die Stelle der früheren Begeiſterung. Je ſublimirter die Liebe von der einen Seite wurde, deſto materialiſtiſcher wurde ſie von der andern. Die jungen Lebemänner unſerer Zeit ſind ſo alt, ſie haben ſo bald Alles erfahren und erſchöpft, daß ſie es viel zu langweilig und mühſelig finden, ihren erotiſchen Gefühlen im Tanz Ausdruck zu geben, oder auch nur ihn zum Vermittler und Gelegenheitsmacher derſelben zu benützen. Die Pariſer Herren miethen ſich die „Damen", daher müſſen ſich die „andern" Damen die Tänzer fürs Geld kommen laſſen. Wenn es bei uns auch noch nicht ſo weit iſt, ſo hat doch unſtreitig auch in Deutſchland die Tanzluſt um vieles nachgelaſſen, auf den Walzertaumel iſt eine Abſpannung gefolgt, welcher man durch allerlei Reſtaurations- und Reizmittel wieder aufzuhelfen ſucht. Der Tanz ſtrebt zu gemeſſeneren, künſtlicheren Formen zurück, er will wieder objektivere Geſtalt, Figuren, Contre, vis-à-vis gewinnen. Der Rundtanz, bei welchem das Individuum ſich nur um ſich ſelbſt dreht, auf niemand außer und neben ſich achtet — denn die Tänzerin iſt mit dem Tänzer gleichſam Eins; er nähert ſich ihr nicht und zieht ſich wieder zurück, er faßt ſie nicht an den Fingerſpitzen, ſondern hält ſie umſchlungen, ſie ruhen an- und in einander in aufgelöſter Hingebung — dieſer ſo ganz individuelle Tanz, wenn er auch noch keineswegs verdrängt iſt, macht doch mehr und mehr wieder dem Contre- und Tourentanz, dem Menuet und der Française Platz. Die Reaktion iſt eine nothwendige, zugleich aber auch eine künſtliche und romantiſche, wie alle reſtaurative Reaktion. Man ſucht durch kleinliche Mittel und Erfindungen nachzuhelfen, die Entwicklung in eine andere Bahn zu leiten, und bringt nur ein künſtliches Rococo, ſtatt wirkliches Leben heraus. So verſpricht ſich unſer Verfaſſer ſehr viel von einem neuen, in Paris durch den berühmten Laborde erfundenen Tanz, der Quadrille des Lanciers, welche in Berlin von den Mitgliedern des königlichen Ballets unter dem Namen Quadrille à la Cour eingeführt worden ſey. Es ſoll ihr ein Tanz zu Grund liegen, der bei den Siegesfeſten der kriegeriſchen Urvölker Britanniens zu Ehren ihrer Heerführer getanzt wurde, und bei welchem die Tänzer mit Lanzen bewaffnet, nach rauher Muſik, verſchiedene Schwenkungen gegen die vier Himmelsgegenden ausführten. Wir müſſen ſagen: dieſe „Idee" kommt uns ſo unrococohaft vor, daß wir uns von der Quadrille des Lanciers oder à la Cour ſehr wenig für die Reſtauration der Tanzkunſt verſprechen. Da halten wir noch weit mehr auf den vom Verfaſſer ſo geringſchätzig angeſehenen Cotillon. Wohl mögen ſeine Touren oft etwas Läppiſches, „Pfänderſpielartiges" gehabt haben; das iſt aber nur zufällig; im Ganzen läßt er gewiß eine Verbindung des ſubjektiven und objektiven Elements am beſten zu; die mannigfaltigſten Touren laſſen ſich in ihm mit dem lyriſchen Rundtanz verbinden. Das ſind jedoch Hypotheſen, die ganz dem ſubjektiven Geſchmack angehören. Auch vom Tanz läßt ſich nicht vorausſagen, von welcher Seite ihm die rettende That kommen wird; das bleibt immer Sache der Genialität, der Inſpiration. In Beziehung auf das anzuſtrebende Ziel aber bin ich mit dem Verfaſſer ganz einverſtanden: „es ſoll der Tanz wieder zur Grazie und Harmonie, die mit dem Menuet aus unſerer geſellſchaftlichen Tanzkunſt verſchwunden war, zurückgeführt werden."

Sollte aber dieſes Ziel nicht am beſten erreicht werden durch die Geſchichte der Tanzkunſt ſelbſt, beſſer auf jeden Fall als durch irgend eine einzelne Tour und Quadrille? Dieſe Geſchichte beweiſt ja auch dem Ungläubigen, dem der Tanz überhaupt eine Thorheit und ein Aergerniß iſt, daß er eine vernünftige, culturhiſtoriſche Bedeutung habe, daß er mit der ganzen geiſtigen Entwicklung des Menſchen aufs engſte zuſammenhänge. Dadurch könnten auch Leute, die ſich über alles Intereſſe an dieſer ſchönen Kunſt weit erhaben dünken, ſich reizen laſſen, anmuthig zu werden und die Schönheit ihrer gebildeten Seele in der rhythmiſchen Bewegung des Leibes zu offenbaren. Eine etwas philoſophiſchere Behandlung von Seite des Verfaſſers wäre für dieſen Zweck freilich zu wünſchen geweſen; er thut aber auch ſo Vieles hiefür, indem er zahlreiche Schilderungen einzelner Tänze und mit Tanz verbundener mimiſcher Darſtellungen aus allen Zeiten und von den verſchiedenſten Völkern gibt. Sollten nicht auch die Vorurtheile der ernſteſten und frömmſten Leute gegen das Tanzen ſchwinden, wenn ſie leſen, wie man am Hofe Carls IX. von Frankreich die damals üblichen, „niedrigen Tänze" (dances basses, ſo genannt, weil man die Füße dabei faſt nicht vom Boden brachte) nach der Melodie der Pſalmen tanzte? Des Königs Lieblingstanz ging nach der Melodie des 129. Pſalms: „Sie haben mich oft gedrängt von meiner Jugend auf; aber ſie haben mich nicht übermocht." Selbſt auf dem Tridentiniſchen Concil wurde Philipp II. von Spanien zu Ehren ein Ball gegeben, welchen der Cardinal Herkules von Mantua, einer der berühmteſten Tänzer ſeiner Zeit, eröffnete, und wo alle hohe und höchſte Geiſtlichkeit, die zu dieſem großen Concil verſammelt war, Cardinäle und Biſchöfe, Aebte und Prälaten, mit Würde und Hoheit tanzten.

Das Buch iſt natürlich reich an Curioſitäten aus alter und neuer Zeit; wir verzichten darauf, eine Aehrenleſe daraus zu geben, und heben nur Eines aus, das mehr

ernſthafter Natur iſt und eines eigenthümlichen Eindrucks auf den Leſer nicht verfehlen wird. Von den zahlreichen Tänzen der Böhmen ſtammten mehrere, deren Namen wenigſtens noch fortlebt, aus der Huſſitenzeit; es waren Waffentänze und ihre Weiſe iſt jetzt völlig unbekannt. Dagegen lebt noch heute in der Nähe von Ziska's Geburtsort ein alter Geiger, der von ſeinen Vorfahren, ebenfalls Muſikanten, ein altes Notenbuch beſitzt, in welchem zwanzig Liederweiſen handſchriftlich aufgezeichnet ſind, die von dieſen gar häufig im Wirthshaus zum Tanz aufgeſpielt wurden. Dieſe Lieder haben eine wunderbare Verwandtſchaft mit den Geſängen der Böhmiſchen Brüder. Sie ſind durchweg in Moll geſetzt, die tiefſte Frömmigkeit, die düſterſte Melancholie weht aus jeder Note, und das Anhören derſelben iſt von ergreifender Wirkung. Dabei ſtehen die Texte den Melodien diametral entgegen, ſie ſind nichts weniger als geiſtlicher Art, ſondern rein weltliche Geſänge, die ſich von andern böhmiſchen Tanzliedertexten wenig unterſcheiden. Zu dieſen Charaktmelodien, die einen Charakter geiſtlicher Kraft, demüthiger Ergebung und moraliſcher Herrlichkeit an ſich tragen ſollen, wie man ihn ſelten irgendwo ſo wiederfinde, wird z. B. geſungen:

Dort auf unſrem Dorfplatz
Steht ein Baum, gar hoch —
Schlüge in die Liebe
Drein der Donner doch!
Ja, er hat's gethan,
Schlug entzwei das Herz,
Daß es nie mit treuer
Liebe treibe Scherz.

Das iſt allerdings weltlich, aber darum nicht weniger tief ergreifend. Der Geſang ſpielte überhaupt früher bei dem Tanz eine bedeutende Rolle und hat ſie bei allen den Völkern, deren volksthümliche Tradition nicht ganz von einer vornehmeren Bildung überwuchert iſt, beibehalten. Der Tanz ſchließt ſich hier unmittelbar an die Poeſie an, und zwar an die epiſch lyriſche, an die Ballade. Wir können freilich nicht erwarten, daß er zu dieſer Weiſe einer früheren einfachen Zeit zurückkehre, vielmehr macht er ſich auch da, wo er bisher allein noch einen gewiſſen Zuſammenhang mit dem Geſang hatte, bei dem Landvolk, ſeit ein paar Decennien immer mehr davon los. Die Herrſchaft der Inſtrumentalmuſik wird immer ausſchließlicher; ſie weiß die Vokalmuſik dadurch am beſten zu verdrängen, daß ſie dieſelbe erſetzt, daß ſie ſelbſt die ſchwermüthigſte Weiſe eines melancholiſchen Volksliedes zu einer Tanzmelodie zu verwenden weiß. Ich weiß nicht, ob es unter den tauſenderlei Walzern und Galopps, deren Namen ſchon ihren ſo unendlich verſchiedenen Charakter anzeigen, nicht auch einen Bußwalzer gegeben hat; auf jeden Fall läge es nicht ferner als manches andere Thema, die Pſalmen oder das Kirchenlied hiefür zu verwenden, wie am Hofe des hyperkatholiſchen Karls IX. oder in dem Lande der Huſſiten. Auf jeden Fall erſehen wir hieraus, daß der Tanz nichts weniger als gedankenlos iſt, daß er vielmehr die mannigfaltigſten Nuancen des intimſten Gefühls ausdrücken will. Man tanzt immer „etwas", eine beſtimmte Idee. Dieſes ſubjektive Element kann und darf man ihm auch nicht nehmen; es iſt natürlich und nothwendig, daß er immer lyriſcher wird; die Aufgabe kann nur die ſeyn, ihn vor ſubjektiver Auflöſung zu bewahren, dadurch daß man ihn wieder an eine ſtrengere Kunſtform bindet und ihm einen objektiven Inhalt gibt, d. h. die hiſtoriſchen und dramatiſch mimiſchen Beziehungen wieder herſtellt. Die rechte Verbindung des ſubjektiven und objektiven, des lyriſchen und dramatiſchen Elements, des einfach volksthümlichen deutſchen Walzer- und Rundtanzes mit dem mehr künſtleriſchen franzöſiſchen Figuren- und Coatretanz iſt für die Tanzkunſt die große Zukunftsfrage.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 16. **16. April 1862.**

What trash is Rome, what rubbish, when it serves
For the base matter to illuminate
So vile a thing!

Shakespeare.

Die franzöſiſche Revolution und das claſſiſche Alterthum.

Ein Vortrag.

Ueber zwei Menſchenalter ſind verfloſſen, ſeit bei unſern weſtlichen Nachbarn jene Bewegung ihren Anfang genommen, welche die Satzungen des europäiſchen Staatsrechts völlig umgekehrt, die Phyſiognomie zweier Welttheile weſentlich geändert, allerwärts aber die Geiſter auf's tiefſte erregt hat. Auf wenige hochbetagte Häupter iſt die Zahl derjenigen zuſammengeſchmolzen, welche die Zeiten der franzöſiſchen Revolution in allen ihren Wandlungen mit klarem Bewußtſeyn und innerer Betheiligung durchlebt haben.

Da ſchwärmte man erſt für die hohen Ideale, für Menſchenrecht, Freiheit und Gleichheit:

Denn wer leugnet es wohl, daß hoch ſich das Herz ihm erhoben,
Daß ihm die freiere Bruſt mit reineren Pulſen geſchlagen,
Da man hörte vom Rechte der Menſchen, das allen gemein ſey,
Von der begeiſternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit?
Wuchs nicht jeglichem Menſchen der Muth und der Geiſt und die Sprache?

Bald wandte man ſich aber mit Entſetzen ab von dem wahnſinnigen, blutdürſtigen Treiben der Parteien, einſtimmend in das Wort:

Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie ſtrahlt ihm nicht, ſie kann nur zünden,
Und äſchert Städt' und Länder ein.

Weiterhin lauſchte man mit innerer Bewegung dem Chorus derer, die Napoleon dem Erſten, der den Krater der Revolution geſchloſſen, ihre Huldigung darbrachten, ihm, an welchem, wie ſie ſagten, „jeder Zoll ein Gott" war. Zuletzt fiel man begeiſtert ein in Lützows wilde verwegene Jagd,

„Die wilde Jagd und die deutſche Jagd
Auf Henkers Blut und Tyrannen!

Dieſes Geſchlecht von lebendigen Zeugen, ausgeſtattet, wie nicht leicht ein anderes, mit einem reichen Schatze der koſtbarſten Erinnerungen, iſt nun beinahe ausgeſtorben. Zwei der kräftigſten und bewußteſten Geiſter, die das alles mit erlebt, E. M. Arndt und F. C. Schloſſer, der das Erlebte und Angeſchaute mit Meiſterhand beſchrieben und beurtheilt, ſind vor kurzem zu ihren Vätern verſammelt worden. Hie und da erſcheint noch faſt wie ein Geſpenſt in den öffentlichen Blättern der Name eines Conventsmitglieds, eines Veteranen

von den Pyramiden oder von Marengo, der bis zu uns seine Tage gefristet.

Aber wenn auch das Grab sich geschlossen über allen denen, welche diese außerordentlichste aller Epochen der Geschichte durchlebt haben — die Bewegung selbst, welcher in ihrem Entstehen der Spruch geworden, sie werde ihre Reise um die Erde machen, ist noch nicht zum Abschluß gekommen; sie zittert noch heute in vernehmbaren Schwingungen nach und hat in den letzten Jahren auch durch gewaltige Schläge ihr Gedächtniß wieder erneuert. Wir aber, die Epigonen, die Kinder dieses nun bald verschwundenen Geschlechts, sind vielleicht zu einem richtigen Urtheil über jene großen Begebenheiten befähigter als die Zeitgenossen selbst, sofern wir, wie den Ereignissen, so auch den Leidenschaften ferner stehen, welche die Ereignisse begleiteten und so sehr geeiguet sind, das Urtheil irre zu leiten. Weil wir so jene Begebenheiten, wie einst der große römische Geschichtschreiber eine ihm nahe, jedoch nicht gleich liegende Zeit, mehr sine ira et studio, ohne Haß und Vorliebe, wozu uns die Gründe ferne liegen, betrachten, so fassen wir, jeder nach seinem Standpunkte, auch manche Seiten und Eigenthümlichkeiten derselben auf, welche sich jetzt der ruhigeren Beobachtung nahe legen, während sie im Sturme der Bewegung selbst weniger beachtet blieben.

Von dieser Art nun ist der Gegenstand, für welchen ich die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen möchte. Es ist meine Absicht, die französische Revolution in gewissen Beziehungen zum classischen Alterthum in's Auge zu fassen, insbesondere das moderne französische Kaiserthum in Parallele zu stellen mit dem altrömischen Cäsarismus.

Zweierlei Bemerkungen aber sind es, die ich hier vorausschicken muß. Erstlich bleibt hiebei keineswegs vergessen, daß die Einwirkung des classischen Alterthums auf die französische Literatur und Bildung von früherem Datum ist. Sodann ist in Betreff der Parallelen, welche wir zu ziehen veranlaßt sind, zu beachten, daß die Aeußerungen des antiken Geistes in den modernen Franzosen theils unwillkürliche Kundgebungen natürlicher Wahlverwandtschaft, nationaler Eitelkeit oder methodischer Schulbildung sind, theils aber als bewußte Nachahmung und Reproduktion antiker Namen, Sachen, Einrichtungen angesehen werden müssen.

Betrachten wir zunächst übersichtlich den ganzen Verlauf der französischen Staatsumwälzung in Beziehung auf die Regierungsform, den Uebergang vom Königthum zur Republik und von der Republik zum Kaiserthum, so wickelt sich die römische Geschichte in dieser Hinsicht in gleicher Weise ab. Wir haben auch dort Könige, Consuln, Cäsaren. Der zuerst wohlthätige, später unerträgliche kaiserliche Despotismus wird zuletzt auf beiden Gebieten durch die Schläge der außerhalb des Reichs stehenden Völker zu Boden geworfen. Aber freilich, was in Rom sich auf etwa zehn Jahrhunderte verbreitet, sehen wir in Frankreich auf den engen Raum von einem Vierteljahrhundert zusammengedrängt. Wir haben hier einen sehr beschleunigten Proceß vor uns. Der enge Rahmen von 25 Jahren umfaßt auf den ersten Anblick fast so viel Geschichte als das weite Gebiet von 1000 Jahren.

Doch verweilen wir uns nicht bei diesem äußerlichen, an sich minder wichtigen Umstand. Richten wir unser Augenmerk auf die Entwicklung der innern Verhältnisse, und zwar zuerst der religiösen. — Es ist bekannt, daß in Frankreich während der Zeit der Republik die christliche Religion fast ein Jahrzehent lang durch Regierungsbeschluß, abgeschafft, die Kirchen geschlossen, die öffentlichen, sogar theilweise die geheimen Uebungen des Gottesdienstes verboten, die Geistlichen verfolgt, deportirt und getödtet, die Güter der Kirche eingezogen wurden. Es ist ferner bekannt, daß diese Verfügungen vornämlich es waren, die in vielen Theilen des Landes Aufstände, in der Vendée, in Bretagne, Poitou einen langwierigen Krieg hervorriefen, der nur mit äußerster Anstrengung von der Regierung nach einer Reihe von Jahren gedämpft werden konnte. Es wird aber weniger beachtet, daß diese Anordnungen, erzeugt in den bis zum Wahnwitz erhitzten Köpfen der am Ruder befindlichen atheistisch gesinnten Minderheit, bei der unermeßlichen Mehrheit des französischen Volks keinen Anklang fanden, daß die Bürger und Bauern sich zwar dabei gerne beruhigten, keinen geistlichen Zehnten mehr zu bezahlen, daß sie aber „das Sacrament sich nicht nehmen lassen wollten." Die sogenannte Religion der Vernunft, welche der Convent dem französischen Volk octroyirte, fand nirgends im Lande einen Boden, auf dem sie gedeihen konnte, und das ganze Land, mit Ausnahme der in der Atmosphäre der Revolution herangewachsenen Kreise der Regierenden und des Abschaums der Bevölkerung in den größeren Städten, begrüßte mit freudiger Zustimmung das Concordat, welches der erste Consul im Jahr 1801 mit dem Papste schloß, und in welchem der alte christliche Gottesdienst auf freisinnigen Grundlagen wieder aufgerichtet wurde.

Das alles ist, freilich vertheilt auf einen Zeitraum von anderthalb Jahrhunderten und ohne den Beigeschmack der Gewalt und des Fanatismus, in den Zeiten der römischen Republik und ihres Uebergangs in das Kaiserthum bereits dagewesen. Eine Religion der Philosophen oder der Gebildeten hatte im Gegensatz zum

Volksglauben seit Ennius in Rom Boden gewonnen, wovon uns sprechende Zeugnisse in der Literatur des Alterthums vorliegen. Ich stelle einige derselben zusammen mit dem, was im französischen Convent 1793 und in den folgenden Jahren vorgegangen ist.

Bei der ersten Feier zu Ehren der neu geschaffenen Göttin Vernunft wurde eine schöne Frau zweideutigen Rufs in anstößiger Gewandung unter Lobgesängen und Räucherungen in den Convent getragen und dort mit folgenden Worten begrüßt: „Gesetzgeber! der Fanatismus ist davon gelaufen, weil sein schielendes Auge das Licht der Wahrheit nicht länger ertrug. Zum erstenmal haben wir heute der Freiheit, der Gleichheit, der Natur geopfert. — Sterbliche, höret auf zu zittern vor den ohnmächtigen Blitzen eines Gottes, den eure Einbildung erschuf, erkennet keine andere Gottheit mehr an als die Vernunft, deren edelstes und reinstes Bild ich euch hier vorhalte!" * Am 20. Nov. 1793 rückte eine Section in den Conventssaal, deren Sprecher die Gesetzgeber also anredete: „Eine Religion voll Irrthum und Blut ist nun vernichtet. Die Kreuzzüge, die Kriege der Albigenser, die sicilianische Vesper, die Bartholomäusnacht, das sind ihre Werke, ihre Trophäen. So verschwinde sie von der Oberfläche der Erde, und die Menschen werden nur noch ein Volk von Brüdern seyn! Muse der Geschichte, zerbrich deine Griffel! Bis auf diesen Tag hattest du nur Verbrechen darzustellen, künftig nur Tugenden!" Der Präsident antwortete: „Bürger, in einem Augenblick laßt ihr achtzehn Jahrhunderte von Irrthum in das Nichts zurückkehren."

Der römische Dichter T. Lucretius Carus, ein Zeitgenosse des Cäsar und Pompejus, Cicero und Varro, lehrt in seinem, einem vornehmen Römer gewidmeten Gedicht „über die Natur der Dinge," im Anschluß an seinen von ihm hoch gepriesenen Meister Epicur: das Glück und die Zufriedenheit des Menschen liege in der Erforschung der Natur und im Gebrauche der Vernunft, aber das Unglück, der Schrecken und die Angst des Menschengeschlechts habe einzig seinen Grund in der Religion, in dem Glauben an Götter, welche sich um die Angelegenheiten der Menschen bekümmern, welche außerhalb der Gesetze der Natur stehen und den Menschen durch Blitz und Donner und allerlei Schreckniſſe Angst und Furcht einjagen. Er will

von dem Banne der Religion befreien die Geister. **

Die Religion hat so oft

„Gottloses erzeugt und frevelnde Thaten,
Wie denn die Ersten des Volks, die erwählten Danaerfürsten,
Einstens mit Iphigeneias Blut der jungfräulichen Göttin
Heiligen Altar in schmählichem Thun befleckten zu Aulis."

Darauf schließt er die rührend ausgemalte Erzählung von dem Opfer der unschuldigen Iphigeneia, „vor der Schwelle der bräutlichen Kammer," mit dem emphatischen Ausruf:

„Das ist die Religion, die solches Unheil gestiftet!"

Daß das menschliche Individuum im Tode aufhöre zu seyn, daß die Annahme einer jenseitigen Vergeltung eitel Trug und Wahn sey, das war bei den Terroristen des Convents eine ausgemachte Sache. „Meine Wohnung wird nun bald im Nichts seyn," ruft Danton auf dem Weg zur Guillotine; „das Daseyn ist mir eine Last, von der ich befreit zu werden wünsche!"

Der römische Geschichtschreiber Sallustius legt seinem Gönner und Freunde Julius Cäsar in einer zu Gunsten verhafteter Verschwörer gehaltenen Rede über die Todesstrafe die Worte in den Mund: „im Zustand der Trauer und des Unglücks sey der Tod ein Ausruhen von Beschwerden und keine Strafe; er erlöse die Sterblichen von allen Leiden, jenseits des Grabes könne von Lust oder Unlust nicht mehr die Rede seyn." * Sein Gegner Cato gibt dann in seiner Rede seine abweichende Ansicht dahin zu erkennen: „daß nach dem Tode die Wege der Bösen und Guten aus einander gehen und jene an garstigen, unsaubern, Ekel und Schauder erregenden Stätten verweilen."

Dadurch daß Robespierre später die Anerkennung eines höchsten Wesens und der Unsterblichkeit der Seele aussprechen ließ, wurde im Wesentlichen nichts geändert. Diese abstrakten Ausdrücke standen dem Volksglauben eben so ferne, als die Namen Vernunft und Natur. Noch im Jahr 1795 bei Einführung des Direktoriums entwickelte das moderne Heidenthum seinen vollen Glanz. „Zwischen Götterbildern der Griechen und Römer zogen die Direktoren nach dem Marsfeld; von Horen umtanzt bewegte sich der Sonnenwagen im Kreise umher, Vestalinnen schürten das heilige Feuer am Altar des Vaterlands."

Wie verbreitet diese Ansichten in den Kreisen der Gebildeten und der Regierenden waren, und wie tief man sich in solche Anschauungen eingelebt hatte, die, wenn auch verschieden nuancirt, doch in ihrer Abkehr

* Nach den Sitzungsberichten des Moniteur vom Jahr 1793.

** I, 932. Religionum animum nodis exsolvere pergo.

* Sall. Catilina 51.

vom poſitiven Chriſtenthum zuſammentrafen, das kam noch einmal bei der erſten kirchlichen Feier zu Tage, welche Napoleon im Jahr 1802 den 17. April nach Abſchluß des Concordats veranſtalten ließ. Die Offiziere aus dem Gefolge des erſten Conſuls mußten zum Theil durch Motive des militäriſchen Gehorſams zum Beſuch des Hochamts in der Kirche Notre Dame genöthigt werden, gaben aber, beſonders der junge General Lannes, ihren Hohn und ihre Mißachtung während der heiligen Handlung ſelbſt in der anſtößigſten Weiſe durch Mienen und Gebärden zu erkennen. *

Es war ein Beweis von dem richtigen Takt und dem ſtaatsmänniſchen Blick Napoleons, daß er das franzöſiſche Volk durch Abſchluß des Concordats im Jahr 1801 von dieſem Anachranismus zurück brachte. Für die alte Religion hatten Tauſende ihr Vaterland verlaſſen, ihr Blut verſpritzt, ihr Leben geopfert, für die neue republikaniſche Religion erhob ſich kein Arm. Ohne Widerſtand, ja faſt ohne Widerſpruch wurden Kirchen wieder hergeſtellt, Biſchöfe, Geiſtliche wieder eingeſetzt, die Kirche vom Staate dotirt; chriſtlicher Gottesdienſt, chriſtliche Uebungen traten wieder an ihre alte Stelle im Leben des Volks. Man konnte damals (im Jahr 1802 nach dem Frieden von Amiens — pace terra marique parta) in doppeltem Sinne ſagen: der Tempel des Janus ſey geſchloſſen.

Auch in dieſer Beziehung begegnet uns auf römiſchem Gebiet eine ganz analoge Reſtauration durch Auguſtus, wiewohl zu bemerken iſt, daß hier überall die Dinge einen mehr allmähligen und langſamen Verlauf nahmen, die Meinungen und Uebungen nicht ſo entſchieden und ausgeſprochen ſich gegenüber ſtanden, die Uebergänge keineswegs ſo ſchroff und raſch erfolgten, wie in der franzöſiſchen Revolution. Nachdem Auguſtus die Alleinherrſchaft erkämpft hatte, mußte er die durch vieljährige Bürgerkriege tief zerrütteten öffentlichen Verhältniſſe wieder in eine feſte Ordnung zu bringen bemüht ſeyn. Als das beſte Mittel hiezu betrachtete er die Wiederbelebung des religiöſen Sinnes, die Erneuerung und Verſchönerung des alten Gottesdienſtes, weßhalb er und ſeine Staatsmänner prachtvolle Tempel erbauten, neue Culte und Prieſterſchaften einführten, alte wieder in neuem Glanze erſtehen ließen. Dahin gehört die ſechste Horaziſche Ode des dritten Buchs:

Unſchuldig büßen wirſt du der Väter Schuld,
O Römer, bis du Tempel und ſtürzende
Kapellen und der Götter Bilder,
Schnöde vom Rauche geſchwärzt, erneuerſt.

Du führſt die Herrſchaft, weil du den Göttern dienſt;
Das war dein Anfang, ſuche das Ende dort!
Verſchmähte. Götter ſandten oftmals
Ueber Heſperien Noth und Trübſal.

Die ſo reſtaurirte Religion blieb noch durch drei Jahrhunderte die Staatsreligion der Bürger des römiſchen Reichs.

In naher Berührung mit dem religiöſen Glauben und Leben ſteht faſt überall und zu allen Zeiten die Zeitrechnung der Völker. Das Ziel, von welchem die Zeitrechnung ausgeht, bezeichnet häufig ein religiöſes Moment, wie bei den Iſraeliten die Schöpfung der Welt, bei den Chriſten die Geburt Chriſti, bei den Muhamedanern die Flucht Muhameds, bei den Griechen die Olympiaden. Neueſtens hat Mommſen auch bei den Römern, welche ja ſpäter von dem Gründungsjahr ihrer Stadt ausgehen, einen religiöſen Anfangspunkt nachzuweiſen verſucht in der Weihe des capitoliniſchen Tempels. Eben ſo hängt die Benennung und Eintheilung der Monate, Wochen und Tage vielfach mit religiöſen Anſchauungen zuſammen.

Die römiſche Republik begann in früheren Zeiten ihre Aera mit ihrer Gründung, der Vertreibung der Könige, der Einſetzung von Conſuln. Jedenfalls gewinnt man von da an durch die geregelte Verzeichnung der das Jahr benennenden Beamten für die Geſchichte einen wenn auch nicht immer zuverläſſigen Rahmen. Als durch die willkürliche Behandlung der Einſchaltungen von Seiten der Machthaber und Prieſter im Laufe der Zeit die Zeitrechnung in große Verwirrung gerathen war, brachte der Schöpfer des julianiſchen Kalenders und der Vorläufer des römiſchen Cäſarenthums, Julius Cäſar, die Sache auf dem Wege wiſſenſchaftlicher Forſchung wieder in Ordnung, in eine Ordnung, welche über anderthalb Jahrtauſende bei den civiliſirten Völkern gegolten hat und in Rußland, deſſen oſtrömiſche Anſprüche bekannt ſind, noch gilt.

Die franzöſiſche Republik beginnt ebenfalls ihre neue Zeitrechnung mit dem Tage ihrer Gründung, dem 22. September 1792, wobei ſie zugleich eine mit eintretende aſtronomiſche Erſcheinung, nämlich die Herbſttag- und Nachtgleiche, beachtete, eben ſo wie die Ordnung des Jahrs in Athen bei dem Beginnen deſſelben das Eintreten der Sommerſonnenwende in Betracht zog. Als aber im Laufe der Jahre dieſe von den andern Völkern abweichende, der Kirche ſtets anſtößige Zeitrechnung mancherlei Confuſionen und bedeutende Unbequemlichkeiten mit ſich brachte, ordnete Napoleon das Jahr wiederum neu, indem er zuerſt die Sonntagsfeier und die alte Benennung der Wochentage wieder einführte, ſodann ſpäter (1806) die Zählung

* Nach Thiers.

Digitized by Google

nach Jahren der ohnehin verſchwundenen Republik aufhob und dafür die Rechnung nach Jahren ſeit Chriſti Geburt wieder geſetzlich machte.

Der republikaniſche Kalender der Franzoſen hat zwar für die Monate neue Namen geſchöpft. Es iſt jedoch ſchon hier zu beachten, welchen eigenthümlichen Eindruck für ein an claſſiſche Laute gewöhntes Ohr Wortbildungen machen müſſen, wie fructidor, messidor, welche zur Hälfte dem römiſchen, zur Hälfte dem griechiſchen Idiom entnommen ſind. Die Eintheilung des Monats aber in drei Dekaden entſpricht der Monatseintheilung bei den Athenern vollkommen. Daß auch die Römer die Dreitheilung des Monats beim Datiren zum Grunde legten, iſt bekannt. Die franzöſiſche Woche beſteht, analog den römiſchen nundinae und gleich der attiſchen Woche, aus zehn Tagen. Die Tage innerhalb der Woche ſind einfach nach der Zahlenfolge, primidi, duodi etc., decadi benannt, ähnlich wie die Römer den größeren Theil ihrer Monate einfach nach der Zahlenfolge — Quinctilis-December — benannten, und wie auch in Attika die Tage innerhalb der Dekaden gerechnet wurden.

Die Feſte aber, welche im franzöſiſchen Kalender an die Stelle der chriſtlichen treten, ein Feſt der Republik, des Genie, der Arbeit, der ſchönen Handlungen, der Belohnungen, der öffentlichen Meinung, der Dankbarkeit, des Ackerbaus, der Freiheit, des Alters, der Gatten ꝛc. erinnern, ſobald wir nur die Namen hören, an ganz entſprechende Culte des römiſchen Kalenders, die denſelben oder ähnlichen Begriffen gewidmet waren, z. B. dem Genius, dem Glück der Männer, Frauen, Ritter, dem Glück, Frieden, Heil, der Hoffnung, Eintracht, Treue, Frömmigkeit, Jugend, Ehre und Mannhaftigkeit, Freiheit, Flora u. a.

Und weil wir gerade an den Tagen ſind, ſo mag noch an eine ebenfalls auf dem Gebiete des religiöſen Lebens liegende Erſcheinung erinnert werden, nämlich die Tagewählerei, welche nach dem Vorgange der Alten die beiden Kaiſer aus dem Hauſe Napoleon hoch in Ehren hielten und halten. Die Alten unterſchieden nämlich nicht bloß, wie wir, zwiſchen Feier- und Werktagen, ſondern ſie hielten auch beſtimmte Tage, theils weil eine unglückliche Erinnerung daran haftete, theils aus andern Gründen für Unglückstage, ſo wie ſie überhaupt eine Anzahl ſolcher Tage im Kalender ausdrücklich bezeichnet hatten, an welchen öffentliche oder Privatgeſchäfte zu unternehmen von übler Vorbedeutung war (dies nefasti), ungefähr ſo wie auch in unſerer Zeit der Volksglaube gewiſſe Wochentage als mißlich für Unternehmung von Geſchäften, für Reiſen u. dgl. bezeichnet. Dieſe Auszeichnung der Tage war von ſo überwiegender Bedeutung für das Leben des Römers, daß von dieſen Tagen (fasti) der Kalender überhaupt ſeinen Namen hatte.

Nun iſt intereſſant zu bemerken, welche Wichtigkeit dem Datum einzelner Tage von Napoleon ſowohl dem Oheim als dem Neffen beigelegt wird, ſey es, weil ſie ſelbſt von einem dunkeln fataliſtiſchen Drang zu dieſem Glauben geführt werden, oder weil ſie dabei die Vorurtheile des Volks ausbeuten. Es iſt bekannt, welche Rolle in der Geſchichte der Napoleone der zweite December ſpielt, der Tag der Krönung des erſten Napoleon, der Sonne von Auſterlitz, der Schilderhebung des dritten Napoleon. Eine Proklamation Napoleons I. nach der Schlacht von Friedland den 14. Juni 1807 erinnert daran, daß es der Jahrestag der Schlacht von Marengo ſey.

Oeffentliche Blätter haben im Jahr 1859 Napoleon III. nachgerechnet, wie ängſtlich er ſich bei Eröffnung des italieniſchen Feldzugs nach dem Geſchichtskalender Napoleons I. im Jahr 1800 gerichtet hat. Napoleon I. verläßt Paris am 10. Mai 1800, ebenſo Napoleon III. am 10. Mai 1859. Napoleon I. hält in Montereau an, um zu ſpeiſen, Napoleon III. nimmt eben daſelbſt ein Diner ein. Am 14. Mai beginnt Napoleon I. den Feldzug, am 14. Mai rückt Napoleon III. in's Hauptquartier. Im Krimmfeldzug hatte Napoleon III. die Erſtürmung des Malakoff auf den 18. Juni beſtimmt, um dieſen durch die Schlacht von Waterloo bezeichneten Tag zu rehabilitiren. Der Sturm gelang aber erſt einige Tage ſpäter.

Wenden wir uns von der religiöſen zu der politiſchen und ſocialen Seite des Volkslebens. In den erſten Jahren der franzöſiſchen Republik beherrſchte die Stadt Paris das franzöſiſche Reich. Der Convent — die achthalbhundert Tyrannen nannte ſie Dumouriez — war beherrſcht vom Pariſer Gemeinderath, und dieſer hatte ſeine Stütze in den Verſammlungen der Clubs und in dem Aufgebot der Sektionen, d. h. im Pöbel. Eine der ſchwierigſten Fragen für dieſe Regierung war aber die, wie ſie die Bevölkerung der Hauptſtadt, die erfüllt war von gährenden Elementen aller Art, in einer zufriedenen, der Regierung geneigten Stimmung erhalten möchte. Es geſchah dieß, indem man theils der Eitelkeit der Nation ſchmeichelte durch das Schaugepränge republikaniſcher Feſte, theils und beſonders durch Fürſorge für billige Preiſe der unentbehrlichen Lebensbedürfniſſe, durch Verſorgung der Stadt Paris mit Getreide, Fleiſch, Mehl ꝛc. Man beſtimmte einen höchſten Preis (Maximum) für die Lebensmittel und ſetzte am Ende ſelbſt die Bevölkerung

auf bestimmte Nationen. Damit aber die Bäcker, Müller, Fleischer ꝛc. im Stande waren, die Bedürfnisse zu diesen bestimmten Preisen zu liefern, mußte die Stadt ihnen zu Hülfe kommen, und damit die Stadt dieses leisten konnte, wurden enorme Summen aus den Einnahmen des Staats ihr zur Verfügung gestellt. In zwanzig Monaten mußte der Staat für die Stadt Paris etwa neunzig Millionen Franken zu diesem Zweck aufbringen. * Auch Napoleon III. bringt dieses System für die Verforgung und Zufriedenstellung der Stadt Paris in Anwendung.

So lange die römische Republik bestand, wurde das römische Reich regiert von der Stadt Rom. Die Urversammlungen der römischen Stadtbürger wählten die Beamten, aus welchen sich der Senat regelmäßig ergänzte, der das Reich im Verein mit den Beamten und Bürgern regierte. Außerhalb Roms war die Zahl der Stadtbürger theils klein, theils, als sie größer wurde, waren sie doch meist nicht in der Lage, den römischen Volksversammlungen anzuwohnen. Eine der schwierigsten Aufgaben für die römische Regierung bestand aber darin, den süßen Pöbel bei guter Laune zu erhalten. Zu Erreichung dieses Zwecks finden wir dieselben Hebel in Bewegung gesetzt, in Rom wie in Paris, panem et circenses, Brod und Spiele. Um das souveräne Volk, die regierende Stadt — eine Höhle von Wölfen nannte sie ein Samniter — zu unterhalten, werden kostbare, interessante Unterhaltungen, Schauspiele, Thierhatzen, Gefechte zu Land und zu Wasser, Wettrennen im Circus gegeben, werden die Kräfte des Reichs aufgeboten. Die Provinzen Sicilien und Sardinien, später Afrika und Egypten liefern auf Rechnung des Staats Massen von Getreide nach Rom, welches zuerst zu einem Gnadenpreise, später unentgeltlich an sämmtliche, in den Tribus verzeichnete Bürger, ausgenommen die Senatoren und Ritter, abgegeben wurde. Ungeachtet die Kaiser die Zahl der Empfänger fixirten, steigerte sich doch die jährliche Ausgabe, welche die Staatskasse für die Residenz zu machen hatte, bis auf eine Summe von etwa sieben Millionen Gulden. Dabei wurden freilich auch, wie ähnliches in Paris geschah, andere Lebensbedürfnisse, wie Fleisch, Oel und dergleichen, theils zu ermäßigten Preisen, theils unentgeltlich vertheilt.

Die Wirkungen auf den Ackerbau waren in beiden Fällen ganz die gleichen. Die römischen Bauern waren nicht im Stande, das Getreide zu dem Preise zu liefern, zu welchem es der Staat loskschlug oder abgab, der es aus den Provinzen bezog, wo es auf den Staatsdomänen zum Theil durch massenhafte Sklavenarbeit im Uebermaß erzeugt wurde. Somit zerfiel der Ackerbau, die Landleute verarmten und wanderten nach Rom, um dort die Bevölkerung zu vermehren, um sich belustigen und abfüttern zu lassen. In Frankreich stockte zuerst aller Handel und Verkehr, da die Regierung die Preise für die Lebensmittel und andere Bedürfnisse bestimmte, um das Volk, wie man sagte, aus den Händen der Wucherer und der Reichen zu retten. Es wurde nichts mehr auf den Markt gebracht. Bald aber bauten die Bauern das Feld nicht mehr und die Regierung sah sich genöthigt, in vielen Gegenden durch Gewalt das Landvolk zu zwingen, daß man die Hand wieder an den Pflug legte.

* Sybel. Geschichte der Revolutionszeit. I. Seite 240.

(Schluß folgt.)

Die zweite Liebhaberin.

(Fortsetzung.)

IV.

Wenn Heinrich die Erklärungen der beiden Schauspielerinnen überdachte und eins in's andere rechnete, brauchte er den Muth in der That noch nicht zu verlieren. Der Geschmack beider neigte sich zum Genre, zum Angenehmen und Reizenden, zur leichten Rührung. Das Große, das Erschütternde und eigentlich Tragische war ihnen — zu stark. Darum das enthusiastische Lob des ersten Drittheils seines Stücks, das in milder und höchstens ahnungsvoller Beleuchtung stand, und das zweifelnde Zurückscheuen vor den Schlägen des endlich sich entladenden Gewitters. Männer, zumal solche, deren Fach die Tragödie war, mußten nothwendig anders

urtheilen und gaben wohl umgekehrt der zweiten Hälfte den Vorzug vor der erſten.

Unter ſolchen Gedanken kam er nach Hauſe. Als er in ſeine Stube eintrat, ſah er, trotz des nächtlichen Dunkels, auf ſeinem Schreibtiſch ein Paket liegen, das er mit einem zufriedenen Ausruf begrüßte. Er hatte ſeinen Vater um Ueberſendung eines Collegienheftes gebeten, das er zu Hauſe gelaſſen, freute ſich nun der ſchnellen Beſorgung, deßgleichen auf Nachrichten von Hauſe, und machte eilig Licht. Im Scheln der brennenden Kerze warf er einen Blick auf die Adreſſe: die Hand war fremd. Er betrachtete das Siegel und ein Schauer überlief ihn: die Sendung kam von der Intendanz, es war die Abſchrift ſeiner Tragödie.

In der That enthüllte ſich dieſe aus dem aufgeriſſenen Umſchlag. Ein beigelegtes Schreiben, das der Poet mit einer heftigen Bewegung entfaltete, lautete kurz:

„Ew. Wohlgeboren ſtelle ich das eingereichte Manuſcript Ihrer hiſtoriſch romantiſchen Tragödie hiemit ergebenſt wieder zurück, indem ich lebhaft bedaure, daß dieſelbe zur Darſtellung auf hieſiger Hofbühne nicht geeignet befunden wurde. Mit Hochachtung — von Dachburg.“

Heinrich, nachdem er das Blatt auf den Tiſch fallen laſſen, ſtand hörbar athmend und rang mit der Verzweiflung, die unaufhaltſam in ihm empor drang. Nun war Alles verloren — Alles! Wenn die erſte Bühne ſeines Landes — ſie, die vor allen berufen war, höherer Dichtung entgegen zu kommen, ihm ein Werk, das er mit ſeinem Herzblut geſchrieben, ſo verachtungsvoll zurückſchicken konnte, dann hatte er bisher im Traum eines Thoren gelebt; er hatte ſich über die Welt und ſich ſelber gänzlich getäuſcht — er war Nichts! Der Grund, auf dem er vorwärts zu gehen meinte, wich, und er ſank unmittelbar in's Bodenloſe!

Welche Liebe hatte er ſeiner Dichtung zugewendet! welch liebenden Fleiß, Jahre hindurch! — Was hatte er in ſie hineln gearbeitet an edlen Gedanken, holden Gefühlen, großen Vorſtellungen, erhabenen Phantaſiebildern! Wie hatte er ſich gefreut, wenn ihm das Unausſprechliche doch auszuſprechen gelungen war und es in wohllautendem Vers, in blühendem Bild ihm ſelber wohlgefallen mußte! Und nun war Alles nichts — Alles umſonſt! Mit tödtlich kühler Phraſe wies man die Frucht ausdauernder Begeiſterung von der Schwelle des Lebens und rief ihm zu: „Fort in die Finſterniß — und verzweifle!“ Nicht einmal einen Verſuch machen mit einer Schöpfung, deren poetiſcher Gehalt über allen Zweifel erhaben war! Nicht einmal einen Vorſchlag, die Fülle des Schönen darin für die Bühne zu retten! Verworfen ohne Weiteres!

So kurzer Proceß wird mit dem ernſten und groß Angelegten gemacht, während man das Seichte, das kindiſch Ergötzliche begierig ergreift, ja ſogar dem Verderblichen die Hallen des Kunſttempels öffnet! Wahr iſt alſo, was geklagt wird: die Poeſie iſt in die Acht erklärt! Die Menge will das Gemeine, und das Theater bietet es ihr, um für die hingeworfene Ehre das Geld in Empfang zu nehmen!

Und nun, was ſoll geſchehen? Er dachte an Auguſte, an ihre, an ſeine Eltern — und es war ihm, als ob eiſige Meſſer ihm die Bruſt zerſchnitten. An derſelben Vorſtellung aber, die ihm noch die bitterſte Qual verurſachte, erhob er ſich wieder. Es iſt eine Prüfung für uns — Auguſte wird ſie beſtehen — und ich muß ſie auch beſtehen! Die Meinigen müſſen ſich ergeben! Was daraus werden mag — genug der Verzweiflung!

Er nahm das Manuſcript nebſt dem Schreiben der Intendanz und verſchloß es in ſeinen Schrank. Dann ſchlug er ein äſthetiſches Werk auf, an dem er eben ſtudirte, las und ſuchte ſich mit Gewalt in den Inhalt zu vertiefen. Was aber ſchon ſo mancher erfuhr, der in ähnlicher Lage war, das mußte nun auch Heinrich erfahren. Die ſchmerzlich getroffene Seele kann, ſo lange die Wunde brennt, ſich nicht in der Faſſung erhalten, die ſie ſich auferlegt. In demſelben Augenblick, in dem der kämpfende Wille ſchon geſiegt zu haben meint, bricht die Leidenſchaft wieder durch und vernichtet mit Einem Aufſturm die mühſam errungene ſtolze Haltung. Die Motive des Zorns und der Verzweiflung dringen gegen die Gründe des Troſtes an, vertreiben ſie mit unwiderſtehlicher Gewalt und behaupten das Feld, das arme, gepeinigte Menſchenherz!

Heinrich, matt an Leib und Seele, warf ſich endlich auf's Lager und ſuchte die erlöſende Wohlthat des Schlafes; aber vergeblich. In erneuerter Aufregung und neuem Kampf dagegen, in tief ödem Gefühl, der Frucht klarſter Anſchauung ſeiner Niederlage und wüſtem Durcheinander wehet Empfindungen genug — langſam genug — Stunde um Stunde dahin, und erſt gegen Morgen ließ ihn die Erſchöpfung in einen dumpfen Schlummer ſinken.

Wie kurz dieſer währte und wie unruhig er war, der rüſtige junge Mann fühlte ſich beim Erwachen doch wieder gekräftigt. Die Pflege des Leibes erwies ſich auch für ihn als abziehend von den Leiden der Seele. Durch ein ſubſtantielles Frühſtück wurde die Reſtauration ſo weit geführt, daß wieder förmlicher Unternehmungsgeiſt in ihm aufkam. Er eilte zu

Digitized by Google

Willmann, ihm ſein Unglück mitzutheilen und wo möglich etwas Näheres über die Gründe der Ablehnung zu erfahren, wonach er jetzt die größte Neugier empfand.

Der praktiſche Literat empfing ihn mit ernſtem Geſicht, in dem nur ein viel feinerer Beobachter, als unſer Poet jetzt war, auch noch den Ausdruck einer gewiſſen Zurückhaltung hätte bemerken können. Wie Heinrich den Bericht anfangen wollte, entgegnete er ihm: „Ich weiß ſchon, was Sie zu mir führt. Die Intendanz hat Ihnen die Tragödie zurückgeſchickt —“ — „Mit den geringſten Umſtänden von der Welt! Und ich habe nun das Vergnügen, für die Ausſaat des Beſten, was ich beſaß, und für die treueſte Pflege deſſelben Verdruß und Schmach zu ernten!“

Der Doctor nickte mit Ernſt. „Ich kenne dieſe Empfindungen aus eigener Erfahrung,“ erwiederte er dann, „und bedaure Sie von Herzen. Zu thun iſt aber nichts mehr in dieſer Sache, denn beide Regiſſeure haben ſich gegen die Aufführung erklärt.“ — „Beide!“ rief Heinrich, indem eine leichte Bläſſe über ſeine Wangen flog. „Aber,“ fuhr er nach einer Pauſe ſich wieder ermannend fort, „was haben ſie denn für Gründe, das Stück für ganz und gar unbrauchbar zu erklären? Ich reſignire natürlich, das verſteht ſich von ſelbſt; aber dieſe Gründe kennen zu lernen, hab' ich wirklich ein unendliches Verlangen.“

„Dieſes,“ verſetzte Willmann, „glaube ich befriedigen zu können. Ich habe mit den Herrn geſprochen. Es thut beiden leid, daß ſie das Stück nicht zur Annahme empfehlen konnten — ja, ja, auch dem Komiker, er hat mir's wenigſtens ernſtlich verſichert — und ich glaube nun, daß es ihnen ſelber lieb ſeyn wird, die Motive, die ſie zu ihrem Votum beſtimmt haben, Ihnen bekannt werden zu laſſen. Vielleicht kann ich Ihnen die Abſchriften heute noch zuſchicken.“ Heinrich ergriff ſeine Hand und rief: „Sie würden mich außerordentlich verbinden! Da ich nun doch einmal nichts kann, ſo möcht' ich wenigſtens erfahren, woran's liegt, um allenfalls, wenn's unvermeidlich wird, bei Zeiten mich auf ein anderes Metier zu werfen.“

Willmann ſchüttelte den Kopf. „Nicht ſo deſperat, mein Freund!“ entgegnete er. „Ich kenne Ihr Stück nicht und kann alſo eigentlich über Ihr Talent nicht urtheilen; aber zum Aufgeben Ihrer Beſtrebungen ſcheint mir noch durchaus kein Grund vorhanden. Leſen Sie zunächſt die Urtheile der Regiſſeure, die ich ſelbſt noch nicht kenne und auf die ich ebenfalls gehörig neugierig bin.“

Als unſer Poet Abends in ſeiner Stube brütend ſaß, kam die zugeſagte Sendung an. Mit begreiflicher Haſt öffnete er das Couvert, nahm die Papiere heraus und griff zuerſt nach dem Votum des tragiſchen Künſtlers. Daſſelbe lautete:

„Das hiſtoriſch romantiſche Trauerſpiel iſt ein Erſtlingswerk und erweckt als ſolches ſchöne Hoffnungen für die Zukunft. Der Dichter gebietet über einen nicht gewöhnlichen Schatz von Empfindung und Phantaſie, beſitzt auch einen natürlichen poetiſchen Takt, und wo dieſe mit einander ausreichen, wie in den erſten Akten, da gelingen ihm anziehende und darſtellbare Scenen. Noch im dritten Akt glaubte ich das Stück zur Annahme vorſchlagen zu können, aber gegen das Ende deſſelben zeigt ſich ein Mangel an Klarheit des Baus und an Motivirung, der in den letzten Acten immer fühlbarer wird, ſo daß wir von dem Ganzen einen wüſten und peinlichen Eindruck mit hinwegnehmen. Der Dichter malt zu ſehr in extremen Farben, und nicht nur die böſen, ſondern auch die edlen Charaktere des Stücks machen endlich den Eindruck von Carrikaturen. Das Liebespaar drängt ſich ordentlich zum Märtyrthum, unter übertriebenen und prunkenden Deklamationen; wo aber nicht mehr natürlich und menſchlich empfunden wird, da können wir nicht mitfühlen und finden daher auch keine Befriedigung. Ich habe reiflich erwogen, ob dem Stück nicht durch Streichen zu helfen wäre, aber bald geſehen, daß es einer völligen Umarbeitung bedürfte. Die Tragödie iſt trotz des poetiſchen Talents, das der Verfaſſer in allen Akten beweiſt, als Theaterſtück verfehlt, und die Aufführung in ſeinem eigenen Intereſſe nicht zu wünſchen.“

Heinrich hatte die Lektüre mit einem gewiſſen Trotz begonnen und glaubte mit ihm das Schlimmſte beſtehen zu können; aber der Trank, den er zu verſchlucken bekam, wurde doch gar zu bitter; unter unwillkürlichem Schaudern leerte er den Kelch und empfand auf's neue die ganze Pein der Niederlage. Für den einſeitigen Beifall, den ihm gute Freunde geſpendet und den er ſich ſelber zugeſprochen hatte, mußte er nun in der That grauſam büßen. Mit einem Lächeln, welches die Gefaßtheit auf eine noch ſtärkere und abſchmeckendere Mixtur ausdrückte, nahm er das zweite Blatt zur Hand und las:

„Das fünfaktige Trauerſpiel von Heinrich Born habe ich mit großem Intereſſe geleſen; zur Darſtellung auf unſerer Hofbühne könnte ich es aber mit dem beſten Willen nicht empfehlen. Die Schwärmerei der Liebe, die im erſten Akt und theilweiſe noch im zweiten herrſcht, iſt zwar noch recht jugendlich; aber wenn der Dialog gehörig beſchnitten würde, möchte ſich unſer Publikum davon doch erwärmt und erbaut fühlen. Die Ausſicht, die uns durch die Expoſition eröffnet wird, iſt ahnungsvoll; indem wir aber geſpannt in eine großartige

Digitized by Google

Scenerie vorschreiten wollen, versinken wir plötzlich in Moorgrund. Von dem dritten Akt an bietet uns das Stück ein Interesse, das der Autor gewiß nicht beabsichtigt hat. Daß uns hier überlange pathetische Reden Seufzer auspressen, dort eine Reihe kleiner Scenen wie Hagelschauer auf uns herstürzen, bemerke ich nur beiläufig; obwohl dieß, und wie Tugend und Laster meistens consequent nach Vorschrift sich aussprechen, eines komischen Eindrucks nicht verfehlen würde. Das Schlimmste ist aber die Verletzung der poetischen Gerechtigkeit im Ausgang. Die Hauptpersonen erliegen im Kampf und finden den Tod, obwohl sie ihn in keiner Art verdient haben. Uebertriebenes Pathos und ein auf die Länge schwer zu ertragender Adel der Gesinnung muß ihnen freilich zur Last gelegt werden; aber wie streng dieß auch der gelangweilte Zuschauer beurtheilen mag, als Todsünden können sie am Ende doch nicht gelten; und so würde sich das schwergeprüfte Publikum zuletzt auch noch darüber ärgern müssen, daß das überedle Paar untergeht, während von den Missethätern nur Einer mit in den Abgrund gerissen wird und die übrigen, die auch noch erkleckliche Böswichter sind, aus ihrer Betäubung sich wieder erholen und ihr Metier fortsetzen können. — Sey mir zum Schluß noch erlaubt zu bemerken, daß der junge Dichter, trotz aller dieser Mißgriffe, nicht nur poetische, sondern auch dramatische Begabung verräth und darum in aller Weise verdient, daß die Hofbühne durch Nichtaufführung dieser seiner Tragödie ihm eine große Beschämung erspart."

Es gibt ein gewisses Maß von Widerwärtigkeit, das die menschliche Seele in sich aufnehmen kann; was darüber in sie eindringen will, das findet sie entweder fühllos oder entschlossen zur vollkommenen Entsagung, kann daher nicht mehr auf sie wirken. Unser Poet hatte zur Verurtheilung eines Werkes, das er mit aller Begeisterung der Liebe geschaffen und das ihm theuer, ja heilig geworden war, jetzt auch noch den Hohn zu kosten bekommen. Was konnte weiter geschehen? Welche Anklage, welche Schande gab es noch für ihn? Vorderhand schien der Köcher des Unheils erschöpft zu seyn.

Ruhiger las er die beiden Absprüche wieder. Ihm fiel jetzt namentlich die Rücksichtslosigkeit auf, womit die Herrn ihren Tadel ausdrückten. Von der Achtung, die nach seiner Ansicht ein Dichter unter allen Umständen ansprechen konnte, war in diesen Erklärungen sehr wenig zu bemerken, ja es ließ sich nicht läugnen, daß die zweite das Gegentheil davon recht vergnüglich zur Schau trug.

Er war bereit, Vorschläge zu Streichungen und Aenderungen, wie weit sie gehen mochten, anzunehmen und auszuführen. Und wenn dieß geschah, wie sollte eine Dichtung, die schon beim Vorlesen Begeisterung erweckt hatte, von der Bühne herab nicht vielmehr noch gewaltiger ergreifen? Aber freilich: gespielt mußte sie werden, und dazu mußte sie verstanden seyn! Die Hauptcharaktere mußten Darsteller finden, welche den Adel derselben als Natur erscheinen ließen; und auf diese Bedingung scheint man im Gefühl der Ohnmacht hier stillschweigend verzichtet zu haben! Den Seelenadel zu verspotten, war freilich leichter!

Nun war aber in der That alles aus. Das Gebilde, das hier zum wahren Leben gelangen sollte, war hingetilgt und auch als Schatten vernichtet. Der Autor, welcher Märtyrer der höchsten menschlichen Tugenden geschildert hatte, war selbst Märtyrer seines Strebens; er erlag den Streichen, die — ein Philister und ein Spaßmacher gegen ihn geführt hatten! Der Unmuth, den er über die Ungerechtigkeit empfand, und der Stolz, der sich in ihm regte, erhoben ihn wieder zur vollen Kraft des Trotzes gegen die Welt; und dieses Gefühl gab ihm endlich auch die Stimmung zu einem Bericht seines Mißgeschicks an die Geliebte. Er setzte sich an den Pult, überlegte, wie sie und ihre Eltern das Erlebniß auffassen müßten, und schrieb:

„In meiner Tragödie hab' ich große Seelen geschildert, welche den Prüfungen des Lebens unbeugsamen Muth entgegenstellen und, vom wahren Standpunkt angesehen, aus allen siegreich hervorgehen. Nun, meine geliebte Auguste, mir selber ist jetzt eine Prüfung auferlegt, die ich zu bestehen habe. Aus Gründen, die ich durchaus unstatthaft finden muß, hat die hiesige Intendanz die Annahme meines Stückes verweigert. Man gesteht mir poetische und speciell dramatisch poetische Begabung zu, man findet Anmuth und Schönheit in dem Werke; aber man behauptet, die Effekte in den letzten Akten wären zu stark, könnten eher den gegentheiligen als den beabsichtigten Eindruck machen, und glaubt nun die Aufführung nicht wagen zu dürfen. Ich kann das in keiner Art zugeben, bin vielmehr überzeugt, daß durch gewisse Kürzungen und Abänderungen eben das wirksamste Bühnenstück daraus zu machen wäre. Allein die Ablehnung ist nun einmal erfolgt, und ich halte es unter meiner Würde, mich damit wieder aufzudrängen. Der Ersatz und Trost ist jedoch schon da. Ich arbeite an einem neuen Stück, worin das, was man am ersten getadelt hat, aus allen Gründen gar nicht vorkommen kann; ich bin schon im zweiten Akt, und hoffe mit ihm noch entschiedener zu erreichen, was mit unserer Tragödie anzustreben mir versagt wird, indem ich mir vorbehalte, auch diese noch zu den Ehren durchgreifender Bühnenwirkung zu bringen.

Digitized by Google

Der Erfolg, den zu holen ich hieher gekommen bin, iſt nur vertagt."

„Sehr verdrießlich iſt mir dieſe Erfahrung dennoch, und im erſten Moment, wie ich nicht läugnen will, übte ſie eine entmuthigende Wirkung auf mich. Ich beſann mich aber wieder auf meinen Beruf, meine Kraft, und halte den Kopf oben. Laß mich du nun die Stimme der Liebe hören, die Troſtworte einer edeln und gütigen Seele! Mein Selbſtgefühl und meine Thatkroft hab' ich wieder; aber dein liebender Zuruf wird mir auch die Freude, die ſchöne Begeiſterung wieder bringen, womit die Poeſie von ſelbſt aus der Seele fließt. Ich verlange ſehnlich nach einem Wort von dir. Grüße die Eltern und laß ihnen die Sache in einem Licht erſcheinen, das ſie am wenigſten verletzt. Schreibe mir bald, liebe Auguſte, ſobald als möglich!"

Heinrich trug dieſen Brief ſelber auf die Poſt. Nachdem dieß aber geſchehen, fühlte er ſich matt an Leib und Seele, nnd da er in der gegenwärtigen Situation durchaus kein Intereſſe hatte, mit Bekannten zuſammenzutreffen, ſo begab er ſich in ein Gaſthaus. Das preiswürdige Getränk durch die Kehle gießend, empfand er bald ſeine zugleich ſtärkende uud beſänftigende Wirkung. Es war eine eigene, in ihrer Art auch poetiſche Luſt, nach der eben ſo großen als unerwarteten Niederlage melancholiſch den Gaumen zu erquicken und im Herzen allgemach die Hoffnung wieder aufleben zu laſſen; ein wunderſames Durcheinander von Gefühlen. Nachdem er dem gewöhnlichen Maß des Abendtrunkes noch einen Zuſatz gegeben, fand er die Kraft in ſich, die beiden Regiſſeure mit ſammt der Theaterintendanz tief unter ſich zu erblicken und ihnen mit allem Vergnügen die Titel zn geben, die ſie nach ſeiner Anſicht gründlich verdient hatten. Schlag gegen Schlag und Hohn gegen Hohn — das thut der männlichen Seele wohl, und der Geiſt erhebt ſich wieder zu der ihm gebührenden Höhe.

Es war Mitternacht, als Heinrich nach Hauſe kam. Die Schmähmonologe laut fortſetzend und damit ſein Herz inniglich ergötzend, legte er ſich zu Bette und fiel bald in tiefen Schlaf.

V.

Heinrich, als Dichter, war ſehr empfindlich für üble Eindrücke; aber wie tief ſie im erſten Moment gehen mochten, ihre Dauer war kurz, da ſeine elaſtiſche, vorwärts gehende Natur ſich nach Möglichkeit immer wieder davon befreite. Am folgenden Morgen, nach einem Schlummer, in welchem er das in voriger Nacht Verſäumte gründlich hereinbrachte, hatte er ſeine Gefaßtheit wieder und genoß einer wohlthuenden Stille des Herzens. Freudlos war er allerdings und nicht gehoben durch das ſchöne Leben der Hoffnung, aber doch vorläufig getröſtet. Im tiefſten Innern war noch ein unerſchütterlicher Reſt von Zuverſicht, und mit ihm gedachte er das gefallene Gebäude ſeines Glücks aufzurichten.

Als er in der warmen Stube hin und her wandelte, ging ein humoriſtiſches Licht über ſeine Züge. Er nahm den Kalender, ſuchte den Tag, an welchem die Intendanz ihm ſeine Tragödie zurückgeſchickt hatte und lächelte ſeltſam. Er las den Namen Jonas. — Konnte es (wenn es nicht am Ende mehr war) ein auffallenderes Spiel des Zufalls geben? Ein aus dem Bauch eines Wallfiſches an's Land geſpuckter Prophet! Welche Aehnlichkeit mit ſeinem Fall, wenn man, wie das bei Vergleichungen geſchehen muß, von der Unähnlichkeit Umgang nahm! Unſer Poet ſah ſich in ſeiner Anſicht beſtärkt, daß man hier als ungenießbar ausgeworfen habe, was für den betreffenden Rachen nur viel zn gut, weil viel zu hoch war; und man findet nun gewiß natürlich, daß er auf das Erlebniß Reflexionen gründete, die ganz darnach angethan waren, ihn weiter zu beruhigen.

Ein Widerwärtigkeit, auch wenn das Aergſte überſtanden iſt, hat aber doch immer noch ihre Folgen. Am nächſten Tage ſtand in dem verbreitetſten Blatte der Reſidenz folgender Paſſus: „Die hiſtoriſch romantiſche Tragödie, die nach der pomphaften Ankündigung eines hieſigen Jonrnals ganz ungewöhnliche Hoffnungen erregen ſollte, iſt dem Autor, Heinrich Born, von der Intendanz als für die Darſtellung unbrauchbar wieder zugeſtellt worden. So hat alſo auch dießmal voreiliges Lob einem jungen ſogenannten Talent nicht zum Fortkommen, ſondern nur zur Beſchämung verholfen!"

Heinrich, als er dieſe Zeilen beim Mittageſſen, und zwar gänzlich unvorbereitet las, fuhr zurück, wie von einer Schlouge gebiſſen: er fühlte in dem Einen Stich alle Pein literariſchen Prangerſtehens. Haſtig ſah er in dem Lokol ſich um und pries ſein Geſchick, daß wenigſtens kein Bekannter da war, der ihn hätte beobachten können. Welche Beſchimpfung! Welcher jämmerliche Beginn des öffentlichen Genanntwerden, nach dem er ſo großes Verlangen getragen und das er ſich ſo ſchön vorgeſtellt hatte! — Der Appetit war ihm verdorben; er eilte fertig zu werden, da immerhin Ein und der Andere eintreten mochte, dem er bekannt war, und verließ die Reſtauration in kürzeſter Zeit.

Aber niemand entgeht ſeinem Schickſal. Als er durch eine Straße wandelte, in der die Möglichkeit einer gefürchteten Begegnung ſehr gering war, ſah er, nach

Digitized by Google

einigen Minuten genoſſener Sicherheit, plötzlich eine Figur auf ſich zukommen, der er jetzt vor allen am wenigſten ſich darſtellen mochte — den Profeſſor Sartorius. Ausweichen konnte er nicht mehr, es wäre auch feige geweſen, und ſo ging er gerade vorwärts, zog inſtinktmäßig den Hut und rief mit allem Ausdruck ſocialer Achtung den Gruß des Tages. Der Profeſſor lüpfte ſeinen Hut ſchweigend, ſah mit einem Geſicht für ſich hin, das in Spott und Schadenfreude die feinſte Genugthuung verrieth, und ging an ihm vorüber. Er hatte den Paſſus nicht nur auch geleſen, ſondern ihn ſeiner Frau gezeigt und ihr die Anerkennung abgenöthigt, wie gänzlich er ſeinen Mann gleich beim erſten Geſpräch erkannt habe.

Als der Poet ſechs Schritte über ihn hinaus war, drehte er ſich um und ſah ihm nach. „Vermaledeiter Pedant! verwünſchtes Mißgeſchick!“ rief er für ſich, knirſchte mit den Zähnen und ſetzte innerlich murrend ſeinen Weg fort.

Eine halbe Stunde unbehelligt, hatte er doch noch ein Zuſammentreffen zu beſtehen. Um eine Ecke biegend, ſtand er vor Doctor Dorn, der einen leichten Ausruf der Ueberraſchung hören ließ und ihn dann mit einem höchſt eigenthümlichen Lächeln begrüßte. Es war eine Complication von Schadenfreude, eigene Beſchämung und trotziger Geringſchätzung derſelben, wozu noch ein Zug ſpottender Anklage kam. „Nun,“ fragte er den gleichfalls Ueberraſchten und ziemlich Verlegenen, „haben Sie ſchon geleſen?“ Der Poet machte eine Bewegung des Bedauerns, die zugleich verachtende Erhebung über den Unfall ausdrücken ſollte.

„Da haben wir uns eine ſaubere Geſchichte eingebrockt!“ fuhr jener fort. „Ich habe Ihr Stück nach Ihrem Referat und nach den Verſen, die Sie mir vordeklamirten, empfohlen, und bin nun im Grund mit Ihnen blamirt!“ — Heinrich zuckte die Achſel. „Es thut mir leid,“ entgegnete er. „Indeſſen,“ ſetzte er etwas ſpöttiſch hinzu, „Sie werden es wohl verſchmerzen.“

Dorn ſtrich ſich mit der Miene eines erprobten Kämpfers den Bart. „Nun,“ verſetzte er, „das hoff' ich auch. Morgen iſt der Bettel vergeſſen! — Für Sie,“ fuhr er ſpielend fort, „iſt die Sache etwas unangenehmer; aber bilden Sie ſich darum noch keinen Kummer ein! Solche kleine Unglücksfälle kommen ſo oft vor, daß ſie eigentlich gar nicht der Rede werth ſind. Auch ſchaden ſie nichts; im Gegentheil: ein von Vielen gelobter und Vielen geſchmähter Mann iſt eben eine Celebrität; und was kann man ſich beſſeres wünſchen?“

Der Poet antwortete auf dieſe richtige, aber mitten im Verdruß des Bloßgeſtelltſeyns doch nicht völlig tröſtende Bemerkung mit einem nur halb erheiterten Geſicht. „Dieſe Veröffentlichung einer Niederlage,“ ſagte er dann, „und der Ton, worin ſie gehalten iſt, verräth doch eigentlich eine große Feindſeligkeit. Was hat das Blatt gegen mich?“

„Das Blatt hat nichts gegen Sie,“ verſetzte Dorn. „Aber der Feuilletoniſt — Emil Schliſ — iſt Autor von zwei Stücken, die hier mit Glanz durchgefallen ſind. Die Hervorhebung Ihrer Tragödie hat ihn geärgert, das wirkliche Reüſſiren derſelben hätte ihn mit giftigem Neid erfüllt; was iſt alſo natürlicher, als daß er bei Ihrem Unglück einiges Vergnügen empfindet und ſich die Freude macht, es an die große Glocke zu hängen?“ — „Verächtlich!“ rief Heinrich.

„Begreiflich,“ entgegnete Dorn, „und ſehr gewöhnlich!“ Er ſchwieg, ſah ihn freundlich an und ſagte: „Wie ſteht's mit Ihrem neuen Stück? Rückt's vor?“

„Der zweite Akt iſt zur Hälfte gediehen, und ich hoffe darin alles vermeiden zu können, was man am erſten Drama gerügt hat.“ — „Bravo! Nur immer luſtig vorwärts!“ Nach kurzem Innehalten ſah er ihn von der Seite an und fuhr fort: „Haben Sie zufällig auch ſchon Zeit gefunden, einen Blick in mein Buch zu werfen?“ — „Noch nicht. Die Aufregung und der Verdruß der letzten Tage —“ — „Natürlich,“ fiel Dorn ein. „Aber nehmen Sie's nun doch gelegentlich zur Hand! Sie werden manches darin finden, was Ihnen eben jetzt wohlthut — auch über Theater und Theaterleute.“ — „Ah,“ rief der Poet, „dafür hätt' ich gegenwärtig allerdings die Stimmung!“ — „So leſen Sie,“ erwiederte der Autor, indem er ihm die Hand reichte; „amüſiren Sie ſich und ſpitzen Sie Ihre Feder! Es wird alles noch gut werden.“

Unſer Dichter hatte wiederholt die Mahnung empfunden, ſeine Freundinnen zu beſuchen, aber nicht die Scheu bezwingen können, jetzt vor ſie zu treten. Er war gar zu ſehr gedemüthigt, und der Gedanke, den Frauen, denen er Achtung abgewonnen hatte, jetzt ein Gegenſtand des Mitleids und vielleicht gar einer Art von Geringſchätzung zu werden, hatte etwas außerordentlich Unangenehmes für ihn. Endlich aber faßte er ſich doch; er wollte auch dieſes Verhältniß in's Reine bringen, wenn auch um den Preis eines vielleicht ſehr fatalen Moments, und begab ſich ſtehenden Fußes zu ihnen.

Mutter und Tochter begrüßten ihn ſehr herzlich. Roſa ergriff ſeine Hand, ſprach ihr Bedauern in ernſter, achtungsvoller Art aus und fügte die ſachgemäßen Tröſtungen ſo freundlich hinzu, daß ſie wahrhaft erquickend wirkten. Heinrich, ſich ſelbſt wieder gegeben, verſetzte:

„Seyn Sie außer Sorge! Ich bin noch immer ein Poet, und hänge nicht von Einem Stück ab.“

„Bravo!“ rief das Mädchen erfreut, und die Mutter ſetzte hinzu: „Ein Unglück beim Anfang iſt oft eher ein Glück; man hat um ſo mehr Hoffnung, mit Glück aufzuhören.“ — „Wenn man's erlebt!“ erwiederte der Poet mit etwas bitterem Humor. „Indeſſen, das hängt nicht von uns ab. Thun wir das unſere und erwarten wir die Folgen!“

Roſa, die aus dem Accent und der Miene Heinrichs abnahm, daß er im Innern von ſeinem Mißgeſchick doch noch ſehr bedrückt war, ſagte für ſich hinſehend: „Wer weiß, ob dieſe Zurückſendung Ihrer Tragödie nicht ſchon ſelber ein Glück war!“

Der Autor, der ſie augenblicklich verſtand, entgegnete: „Sie meinen, daß mir dieſes kleine Unglück das noch viel größere eines eclatanten Falles erſpart haben könnte?“ — Roſa, leicht erröthend, machte eine Bewegung mit den Armen, welche die Möglichkeit nicht läugnen wollte. — „Alſo auch Sie!“ fuhr Heinrich mit einem Ausdruck von Anklage und Kümmerniß fort, „auch Sie geben das Stück unrettbar verloren!“ Er ſah ſie an und brach unwillkürlich in die Frage aus: „Iſt es denn aber ſo gar ſchlecht?“

Die Frauen konnten ſich bei der Naivetät dieſes Ausrufs einer Anwandlung von Lachen nicht erwehren und Roſa beeilte ſich zu erwidern: „Durchaus nicht — an ſich ſelbſt, aber für die Aufführungen höchſt bedenklich!“ — „Höchſt bedenklich!“ wiederholte der Poet, wie einer, der betroffen die Stärke eines Ausdrucks erwägt. „Und das ſogenannte Einrichten konnte dem nicht abhelfen?“ — „Vielleicht,“ erwiederte Roſa. „Aber es gab ſo viel Kopfzerbrechens und ſo viel Arbeit, daß Sie leichter und ſicherer ein neues Stück ausführten.“

Der Poet, nach momentanem Beſinnen, machte eine entſchloſſene Bewegung und rief: „In Gottes Namen! Das neue Stück, wie Sie wiſſen, iſt angefangen, und ich werde es zu Ende bringen. Die Luſt, zu ſchaffen, iſt noch die alte, und der Muth deßgleichen!“ — Die Künſtlerin ſchwieg und ihre Miene verrieth keine Zuſtimmung. — „Sie zweifeln am Gelingen?“ rief Heinrich. „Wie! Haben Sie gar kein Vertrauen zu mir?“ — „Zu Ihnen,“ erwiederte Roſa mit herzlichem Ernſt, „alles, zu Ihrem neuen Stück wenig. Es iſt wieder ein Trauerſpiel!“

„Nun,“ verſetzte Heinrich nicht ohne Unmuth, „das iſt doch wohl an ſich kein Verbrechen! Oder ſoll das Trauerſpiel ganz in die Acht erklärt ſeyn? Darf jetzt überhaupt keines mehr geſchrieben werden?“ — „Das,“ verſetzte Roſa, „will ich durchaus nicht ſagen. Aber der Gegenſtand Ihres neuen Stücks hat ſeine Gefahren; ich wünſche Ihnen ſicheren und wo möglich allgemeinen Erfolg, und der iſt jetzt nur mit einem gelungenen Schauſpiel oder Luſtſpiel zu hoffen.“

Heinrich, durch die freundſchaftliche Theilnahme begütigt, entgegnete: „Es mag ſeyn; ein rein realiſtiſches Drama kann, wie der Geſchmack jetzt iſt, am ſicherſten durchſchlagen. Aber was hilft mich das? Ich habe keinen Entwurf. Mir einen abzuquälen, iſt nicht meine Art und würde auch zu nichts führen. Es mag ein Unglück ſeyn, aber es iſt nun einmal ſo.“

Roſa hatte bei dieſer Entgegnung für ſich hingeſehen. Jetzt, mit Lächeln den Kopf erhebend, fragte ſie: „Würden Sie ein's ausführen, wenn man Ihnen den Stoff dazu gäbe?“ Heinrich, nachdem er ſie forſchend betrachtet, erwiederte: „Das kommt darauf an. Wenn mich die Aufgabe in die Seele träfe, Liebe und Leidenſchaft in mir erweckte —“

Während dem hatte die Mutter den Kopf geſchüttelt und einen Blick der Verwunderung auf die Tochter geworfen, der ſich aber bald in einen Blick der Zärtlichkeit wandelte. Roſa, mit einem Ausdruck ernſter Freude, entgegnete dem Poeten: „Nun, ich glaube einen ſolchen Stoff zu haben und will ihn an Sie abtreten!“

Heinrich ſchaute betroffen, faſt gerührt auf ſie. „Iſt's möglich?“ rief er. — „Ja, ja,“ verſetzte die Mutter. „Sie hat nicht nur einen Stoff, ſondern einen genauen Plan, und ſchon einzelne ausgeführte Scenen!“

Heinrich wußte nicht, was er ſagen ſollte. Sein Auge hing an der Künſtlerin, die erröthet war, und mit einem Ton liebenden Intereſſes rief er endlich: „Wie! Sie ſind dramatiſche Dichterin? — Und das erfahr' ich erſt jetzt?“ — „Ein gutes Sujet,“ erwiederte das Mädchen, „und ein harmloſer Verſuch, es zu dramatiſiren, macht noch lange keine Poetin. Ich hab' im Gegentheil bei der Ausführung gefunden, daß mir juſt die Poeſie abgeht, und da ich den Gegenſtand für ſehr günſtig halte und ganz dafür eingenommen bin, ſo würden Sie mich geradezu glücklich machen, wenn Sie ſich ſeiner annehmen wollten.“

Heinrich ſchüttelte den Kopf mit einer Miene des Widerſtrebens. „Das geht nicht,“ rief er, „das darf ich nicht! Ich Sie berauben? Unmöglich!“ — „Wenn ich mich nun aber berauben laſſen will?“ entgegnete das Mädchen nicht ohne Ungeduld. „Soll man Ihnen nicht einmal etwas ſchenken dürfen, Sie großartigſter aller Sterblichen? Seyen Sie doch nicht gar zu gewiſſenhaft! Es kleidet niemand gut, am wenigſten die Poeten!“ Nach einer Pauſe, in der ſie ihn lächelnd anſah, fuhr ſie fort: „Nun? — Sie thun mir wirklich einen Gefallen. Ich bin der Aufgabe nicht gewachſen und würde Gott weiß wie lang daran herum arbeiten;

aber Sie können etwas daraus machen. Ich gönne Ihnen den Stoff, und meinem Stoff den Poeten." — Das Geſicht Heinrichs klärte ſich auf. „Nun," rief er, „wenn es Ihnen ernſt iſt —" — „Vollkommen! Hier meine Hand und meinen Dank."

Der Poet ſchüttelte die dargebotene Rechte und Roſa fuhr mit wahrer Genugthuung fort: „Der Handel iſt abgeſchloſſen. Ich will die Blätter nochmal durchgehen und Ihnen das Ganze dann ſäuberlich vorlegen. Prüfen Sie und machen Sie daraus, was Sie wollen."

Der Poet war von dieſem Beweis theilnehmendſter Güte wahrhaft gerührt. Er dankte und pries das Glück, eine ſo treffliche Freundin gefunden zu haben, in ſo warmen Ausdrücken, daß ihn beim Abſchied auch die Mutter bewegt lächelnd und mit einer Miene anſah, als ob ſie entſchloſſen wäre, ſich in etwas Unvermeidliches zu fügen.

Heinrich war von der neuen Aufgabe — obwohl ſie ihm noch eine bloß allgemeine war — ſofort ergriffen. Er brachte die nächſten zwei Tage in Ueberlegungen und Phantaſien zu, die ſich faſt alle auf ſie bezogen, verſetzte ſich in moderne bürgerliche Menſchen, rief ſich die Erfahrungen in's Gedächtniß, die er ſelber gemacht, und ſuchte Reden und Geſprächsfragmente auszudenken, die zugleich richtig und pikant waren. Er bildete ein förmliches Schauſpielwollen in ſich aus und kam zu den Freundinnen am dritten Tag voller Begierde, auf dieſem Feld einen Verſuch zu machen.

Roſa theilte ihm das Sujet in Kürze mit, las ihm dann ihren Plan und endlich, von ihm ermuthigt, ſogar die ausgeführten Scenen vor.

Die Handlung gründete ſich auf ein thatſächliches Ereigniß in einem früheren Bekanntenkreiſe der beiden Künſtlerinnen, was dem Conflikt und dem Ausgang etwas lebendig Eigenthümliches gab. Im Weſentlichen eine „alte Geſchichte," aber durch die neuen Beziehungen, in welchen ſie verlief, neu und charakteriſtiſch für die gegenwärtige Zeit. Menſchliche Charaktere; die guten mit Schwächen und natürlichen Beweggründen, ihre Gegner neben begreiflicher Selbſtſucht mit henetten Elementen ausgeſtattet; der Zuſammenſtoß und der Gang der Intrigue von der Art, daß die Hauptperſonen die verſchiedenen Seiten ihres Weſens herauswenden konnten, die edleren Charaktere im Moment der Entſcheidung ſiegreich die beſſere Wahl trafen, ſich erprobten und ſteigerten, die Vertreter der Intrigue, der Lockung anfänglichen Gelingens nachgebend, ſich verſtrickten und ſelber fingen, um zuletzt der Beſchämung überliefert, zur Entſagung und Unterwerfung gezwungen zu werden. Alles das verlief im Plane ſo natürlich zuſammenhängend, daß die Organiſation im Weſentlichen gegeben war nnd die Phantaſie nur auf poetiſche Begründung und Bereicherung zu denken hatte.

In Heinrich, als er den Entwurf überſah und die Anſchauung, was man daraus machen könnte, ihn erhob, regte ſich die erfindende Kraft. Was jenes Votum des erſten Regiſſeurs an ihm als natürlichen poetiſchen Takt gerühmt hatte, das zeigte er jetzt auf eine die Künſtlerin angenehm überraſchende Weiſe, indem er mit Sicherheit die Punkte markirte, wo Angelegtes wirkſamer entwickelt, neue Effekte angebracht und mit dem Vorhandenen lebendig verbunden werden konnten. Sogar für ein paar komiſche Auftritte erſah er den Platz und mehrte die Zahl der Perſonen durch die Figur eines drolligen Geſellen, den er auf der Univerſität kennen gelernt hatte und jetzt der Freundin als Einlage ſehr plauſibel zu machen wußte.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Obſtdorf im „Alten Lande."

Von J. G. Kohl.

Jedes unſerer nordweſtdeutſchen Marſchländer datirt den Anfang ſeiner Geſchichte von der erſten Eindeichung, wie unſerer Städte Exiſtenz mit ihrer erſten Ummauerung beginnt. Vor dem Bau des Deiches iſt die Marſch ein Chaos, ein Tummelplatz der wüſten Wogen, der Fiſche und Fröſche geweſen.

Die Aufwerfung des Deiches iſt das große gemeinſame Werk, an dem ſich alle betheiligen müſſen, das von vorn herein ihre bürgerlichen Angelegenheiten begründet und ordnet, wodurch das Land ſeine Faſſung und Verfaſſung bekommt, wie das Buch die ſeinige im Einbande, das Bild im Rahmen, der Wein zwiſchen

Digitized by Google

den Tonnenbändern. In jedem Marschlande ist es daher eine Hauptfrage und Aufgabe der Historiker, mit ihren Untersuchungen bis zu dem Zeitpunkte vorzudringen, wo das Land zuerst eingedeicht wurde, wie es für Rom so wichtig ist, zu wissen, wann Romulus und Remus zuerst ihre Mauern zogen.

Vom „Alten Lande" behauptet man, daß seine Bedeichung älter sey, als die irgend eines andern Landes an der Elbe und Weser. Manche sagen, daß sie schon kurz vor Erbauung der Stadt Stade, die am Nordende dieses Landes liegt, ausgeführt worden sey; und da die Stader Chronisten mit der Gründung ihrer Stadt bis auf das Jahr 320 vor Christi Geburt zurückgehen, so verdiente denn, wenn diese Angabe ihre völlige Richtigkeit hätte, das Alte Land seinen ehrwürdigen Namen mit allem Rechte. Es wird schon in den ältesten lateinischen Urkunden jener Gegenden „Terra antiqua," „Terra vetus" oder auch „Palaeogea" genannt. Noch älter aber als diese Namen mag der „Palus Stadensis" (der Stader Sumpf) seyn, da derselbe sogar noch auf die Zustände vor der Existenz des Deichs hinzudeuten scheint. — Die Landeskinder selbst kennen natürlich diese schönen griechischen und lateinischen Titularen, welche die Chronisten ihrer Heimath gaben, nicht. Sie nenuen dieselbe schlicht plattdeutsch „dat Ole Land" und sich selbst „Olenlander" (kurz ausgesprochen Olander).

Wie unzählige andere Colouien in den weiten Ebenen unseres nordwestlichen Deutschlands, so leiten auch diese „Olander" ihren Ursprung aus den Niederlanden her. Die Erzbischöfe von Bremen, die einst zwischen Elbe und Weser gewaltig waren, sollen Bauern von der Schelde und vom Niederrhein hieher verpflanzt haben, um sich ihrer Tüchtigkeit und Erfahrung im Deichbau bei der Urbarmachung des Landes zu bedienen. Von der Art und Weise ihrer Einwanderung und von der speciellen Urheimath in den weiten Niederlanden haben sich aber alle Nachrichten verloren. Doch glauben einige, daß dieselbe in Flandern in der Nähe von Gent zu suchen sey. Dort soll sich manches von den Besonderheiten der Altenländer in Verfassung, Kleidung, Hauseinrichtung und Familiengewohnheiten wiederfinden.

Es ist merkwürdig, wie eigenthümlich in allen diesen Beziehungen die Altenländer bis auf den heutigen Tag geblieben sind. Obwohl sie von ihren Nachbarn durch nichts als durch einen künstlichen Damm, über den ein guter Springer allenfalls mit einem Satze hinweg hüpft, getrennt werden, so sind sie dennoch so verschieden von ihnen, sowohl von denen auf der „hohen Geest," als von denen in den andern Marschländern, als wären sie von alten Zeiten her durch unübersteigliche Gebirgsmauern von ihnen abgesondert gewesen.

Sie bedienen sich eines ganz nationalen und alterthümlichen Costüms, von dem sie bis auf die Neuzeit nicht abgelassen haben. Sie bauen ihre Wohnungen anders, als jene. Sie haben auf dem Giebel ihrer Häuser nicht das alte sächsische Nationalzeichen des doppelten Pferdekopfs, statt dessen vielmehr zwei aus Holz geschnitzte sogenannte „Schwanenköpfe," oder vielleicht — wie ich vermuthen möchte — Pelikane, die man sonst in Deutschland nirgends wieder findet, und von denen der treffliche Marschenschilderer Allmers glaubt, daß sie aus Flandern stammen.

Und um die Absonderlichkeit und Alterthümlichkeit ihrer politischen Verfassung zu erkennen, braucht man nur Notiz zu nehmen von den altgermanischen Titeln und Benennungen ihrer Behörden, Gerichts- nnd Landesvorsteher, von ihrem „Land-Gräfding" oder „Obersten Guding" (Appellationsgericht), ihren Yarten- und Jättentagen" (Gerichtstagen), ihren „Göhdingsgerichten"), ihren „Findungsmännern" und ihren „Bodenbotting," Namen und Dinge, von denen man sonst in Deutschland, außer in unseren ältesten Chroniken, nichts mehr vernimmt, die aber hier noch immer, bis auf die letzten Jahrzehnte herab, in ihrer ganzen altgothischen Pracht oder Zopfigkeit bestanden.

Auch die vielen technischen Ausdrücke und Unterschiede, die in Bezug auf Verbrechen im Alten Lande im Schwunge sind, schmecken noch so recht nach der Faustrechtszeit, oder führen die Phantasie sogar in noch ältere Zeit hinauf. Die Personalinjurien z. B. classificiren sie in bloße „trockene Schläge" und in „Blutwunden," und bei diesen letzteren unterscheiden sie wieder solche, die sie „openbare" (offenbare) nennen, von „denen, welche sich mit den Kleidern bedecken lassen." Unter jenen verstehen sie klaffende Wunden, die kunstmäßig verbunden werden müssen, und über die man die Kleider nicht gleich wieder überziehen kann.

Die meisten unserer nordwestlichen Fluß- und Seemarschen, und nicht bloß sie, sondern auch viele unserer Marken im Innern und Osten von Deutschland haben zu verschiedenen Zeiten Colonien aus Holland empfangen, die Mark Brandenburg z. B. sehr bedeutende, sogar noch unter dem Großen Kurfürsten vor kaum zweihundert Jahren. Es ist interessant, daß während das niederländische Wesen unter diesen viel neueren holländischen und flämischen Colonien längst verloren und verwischt ist, es sich in einer der allerältesten, unserem „Alten Lande" ausnahmsweise so vollständig erhalten hat. Und zwar ist dieß um so auffallender, da diese Leute nichts weniger als in einem

Digitized by Google

Verſtecke oder abgelegenen Winkel, vielmehr, ſo zu ſagen recht an der offenbaren Heerſtraße hauſen. Sie ſitzen der großen von allerlei Sitten und Völkern wimmelnden Handelsſtadt Hamburg gegenüber, in deren Verkehr ſie faſt wie Vorſtadtgärtner verflochten ſind. Ihre Dörfer und Fluren ſtrecken ſich längs der breiten Elbe oder, wie die Altenländer immer ſagen, des „Elbeſtroms," der ſie mit allen andern Ländern in Verbindung ſetzt. Auch haben die Altenländer durchaus nicht hinter dem Berge gehalten. Vielmehr ſind ſie als eifrige Schiffer immer fleißig in die Welt hinaus geſegelt und ſind mit der Weſer-, mit der Ems-, mit der Rheinmündung ſo gut vertraut, wie mit der Elbe. Und dennoch weiß man überall, wo ſie ſich zeigen, ſogleich den „Obländer" an Kleidung, Sprache, Benehmen und Sitte zu erkennen und von allen andern auszuſcheiden, als wäre er eine beſondere Gattung von Kloſterbrüdern.

Sogar in der geographiſchen Abtheilung ihres Landes ſind ſie auf ganz eigenthümliche Ideen und Ausdrücke gerathen. Weil ihr Land ſich lang und ſchmal an der Elbe hinzieht und durch mehrere kleine Nebenflüſſe, die Eſte, die Luhe, die Schwinge, die alle gleich weit, nämlich etwa eine Meile von einander entfernt ſind, in gleich große Stücke zerlegt wird, ſo zählen ſie dieſe Stücke wie die Sproſſen einer Leiter und nennen ſie „die erſte Meile," „die zweite Meile," „die dritte Meile." Dieſe „Meilen" ſind ihre Hauptprovinzen, was man anderswo etwa „Nieder-," „Mittel-" und „Obergau" nennen würde. Jede „Meile" zerfällt wieder in ihre „Hauptmannſchaften" und „Vogteien," deren eine den wunderlichen Namen „die vierzig Stücke" trägt, während einer andern der eben ſo abſonderliche als großartige Name „das Königreich" zu Theil geworden iſt. Es iſt wohl das kleinſte Königreich auf Erden.

Wie in allen dieſen Dingen, ſo iſt das Alte Land namentlich auch in ſeiner Bodencultur und in Folge deſſen in ſeinem landſchaftlichen Charakter und Ausſehen von allen übrigen Marſchländern grundverſchieden. Manche Marſchländer, z. B. das „Land Oſterſtade" und das „Butjadinger Land" an der Weſer ſehen aus wie eine üppige große, mit Vieh beſtreute Wieſe. Andere, z. B. das „Land Wurſten" und das „Land Hadeln," gleichen einem einzigen großen und etwas einförmigen Korn- und Rapsſaatacker.

Das Alte Land gewährt dagegen den bunteſten Anblick von der Welt. Seine Culturen ſind aus verſchiedenen Urſachen ſehr mannichfaltig, zum Theil wohl weil ſie ſchon ſehr alt ſind, zum Theil vielleicht wegen der Nähe der großen Stadt Hamburg, die ſo vielerlei bedarf, vornehmlich indeß wegen der geographiſchen Lage und des dadurch vortheilhaft beeinflußten Klimas. Die andern mehr nördlichen und weſtlichen Marſchen ſind dem in dieſen Gegenden ſo verderblichen und ſo gewöhnlich herrſchenden Anhauche des Nordweſtwindes ſehr ausgeſetzt. * In manchen von ihnen kann daher kaum etwas anderes als niedriger Gras- und Kornwuchs aufkommen. Das Alte Land iſt durch den hohen, waldreichen Geeſtrücken, den es im Weſten hinter ſich hat, gegen jenen baumzerſtörenden Wind geſchützt, kehrt dagegen ſein Antlitz gegen den Oſten, deſſen milden und ſanften Winde es in ſeinem Schaoße empfängt. Es hat auch gegen Norden das hohe halſteiniſche Grasland zum Schutze und kann daher gewiſſermaßen als ein breites Thal, ein Elblandſtück zwiſchen zwei Geeſtrücken betrachtet werden. Es hat von allen deutſchen Marſchen das mildeſte Klima, und iſt daher dem Baumwuchs und namentlich dem Obſtbau günſtiger, als ſie alle.

In den mehr nördlichen und weſtlichen Marſchländern an der Weſer und untern Elbe läßt der anhaltende Nordweſtwind faſt gar keinen Baumwuchs und Obſtbau aufkommen. Die Länder Wurſten und Hadeln ſind faſt ganz baum- und obſtlos. Im Lande Kehdingen, dem nächſten Nachbar, der dem Alten Lande die Hand reicht, fängt ſchon der Obſtbau an. Je weiter man nach Südoſten kommt, deſto bedeutender wird er, und das Alteland endlich ſelbſt bildet einen einzigen zuſammenhängenden Obſtgarten.

Sein fetter, humusreicher, fruchtbarer Boden wäre zwar zur Producirung unvergleichlicher Wieſen und ſchwerer Raps- und Getreideäcker eben ſo geeignet, wie der Boden anderer reicher Marſchen. Und in der That findet man auch im Alten Lande neben den Obſtbäumen etwas Ackerbau, etwas Vieh- und etwas Pferdezucht. Hätten die andern Marſchen auch ein wenig Obſt- und Gartenbau, ſo würde ſich alles ausgeglichen haben und das Alte Land würde wie ſie ausſehen. Weil aber in der ganzen Nachbarſchaft weit und breit kein Obſtbau möglich war, ſo iſt das Alte Land faſt ganz in dieſe Cultur hineingetrieben, und hat ſich darin an die Spitze geſtellt, um die Mängel ſeiner Nachbarn zu ergänzen.

Es iſt auf dieſe Weiſe ein weit berühmtes Kirſchen-, Apfel- und Pflaumenmagazin für halb Nordweſtdeutſchland geworden. Es ſtellt ſich als unſere norddeutſche Bergſtraße dar. Wie dort in jenem blühenden Berggelände der Pfalz, ſo liegt auch hier an

* S. über den Einfluß des Nordweſtwindes auf Klima und Cultur der Nordſeeküſten den Artikel in Nr. 47. 1861.

Digitized by Google

dieſem altländiſchen Elbeufer Dorf an Dorf da, im Frühling unter Blüthen begraben, im Herbſt von Fruchtfülle überſchüttet. Weiter nordwärts gibt es in Europa keinen zweiten von Pomona ſo wohl ausgeſtatteten Landſtrich mehr. Ein Frühlingsſpaziergang durch dieſes reiche, glückliche, freundliche Land, wenn alles umher von Hoffnung grünt und blumt, und die Landſchaft, ſo weit man ſchauen kann, von einem weißen Blüthenteppich bedeckt iſt, oder eine Herbſtfahrt, wenn in allen Gebüſchen und Dickichten die Bäume mit lachenden Aepfeln und mit glänzenden Kirſchen wie mit Millionen großen Thautropfen behangen ſind, gehört zu den anmuthigſten Reiſen, die man in Norddeutſchland unternehmen kann. Ich bin zu beiden Jahreszeiten in jenem kleinen Paradieſe geweſen; ich wanderte einmal in einem längſt entſchwundenen Jahre am Eſteſluß unter Blüthen hinab, und ein anderes mal in einem kürzlich verfloſſenen Herbſt am Lubebach unter ſchwer behangenen Zweigen hinauf.

Längs dieſer beiden Hauptflüſſe des Landes an beiden Ufern liegt Haus an Haus, Garten an Garten, deren Doppelreihen gleich anfangen, ſo wie man ſich von der öden und ſchwach bewohnten Geeſt mit den Flüſſen in die Marſch hinab läßt, und die da enden, wo die Flüſſe in die Elbe ausmünden. Auch längs des Elbeufers und am Fuße ſeines Deiches erſtreckt ſich meilenweit eine ſolche faſt ununterbrochene Gärten- und Häuſerkette hin, ſo daß man ſagen kann, das ganze Lande habe im Grunde nur drei Dörfer, zwei längs der beiden genannten kleinen Flüſſe und eines längs der Elbe. Die niedrigen Flächen, die dazwiſchen liegen, ſind lauter Aecker, Wieſen, Obſtwald ohne Wohnungen und Dörfer. Allerdings gibt es davon einige Ausnahmen.

Natürlich ſind die kleinen Flüſſe, in die auch Fluth und Ebbe eindringen, eben ſo gut wie die große Elbe auf beiden Seiten mit Deichen gepanzert. Auf dem Rücken dieſer Deiche ziehen ſich die Fußpfade, die Reiſewege hin. Sie ſind meiſtens mit Sand und Grand beſtreut und wie Gartenwege in gutem Stande gehalten und fördern geläufig des Wanderers Schritte. Die Scenen zu beiden Seiten des Weges ſind von der überraſchendſten Mannichfaltigkeit und von nicht geringer Eigenthümlichkeit. Am Fuße des Deiches hat man auf der einen Seite den Fluß, auf der andern landeinwärts liegen die freundlichen Häuſer und Gehöfte. Ihr Beſitzthum erſtreckt ſich aber auch über den Deich- und Reiſeweg und geht bis an den Rand des Fluſſes. Die Hecken und Grenzſcheiden laufen daher quer über den Deich hinauf und hinab. Wo der Reiſeweg durchgeht, ſind kleine Pforten angebracht und man hat deren alle zwanzig Schritte eine zu öffnen, was manchem langweilig ſeyn mag. Ich fand es aber nicht ſo; denn bei jeder Pforte, die man öffnet, wird die Erwartung von neuem geſpannt. Man tritt jedes mal in ein neues Beſitzthum, in eine andere kleine Welt, in der ein anderes Individuum haust, ſich auf ſeine Weiſe eingerichtet hat.

Der Fluß, obgleich er in der Ebene fließt, iſt doch nichts weniger als geradlinigt, vielmehr mäandriſirt er einher wie in dem ſchönſten Gebirge und beſchreibt maleriſche Krümmungen und Schlangenlinien bis zur Elbe hinab. Weil der Kirſchbaum hier der Stab und Stecken, die milchende Kuh des Landes iſt, ſo hat man ihn überall hingepflanzt, wo nur ein freies Plätzchen war. Dieſe wohlgefälligen und nützlichen Bäume wuchern daher hier wie Unkraut. Sie halten ſich nicht innerhalb der Umzäunung ihrer eigentlichen Pflanzſtätten oder Gärten, ſondern ſie marſchiren auch an der Böſchung des Deiches hinauf und ſtehen auf dem Deiche. Sie drängen ſich auch auf der andern Seite nicht ſelten bis zum Fluß hinab, wo ſie bei Fluthzeit oft tief im Waſſer ſtehen, ſo daß ſie das ganze Thal und jede Flußkrümmung, jeden Deichvorſprung, jedes Häuschen, jede Werkſtätte, jede Rindviehgruppe, auch jedes Schiff in erfreuliche Kirſchenzweige einfaſſen und maleriſch einrahmen, wie die dichten Frucht- und Blumenkränze auf den Gemälden niederländiſcher Maler wohl eine Madonna umcirkeln. Auch die Kirchthürme ſtecken bis an das Dach im Kirſchenwalde. Wenn man einmal an einer erhöhten Stelle einen weiten Blick in's Land gewinnt, ſieht man ſie wie Leuchtthürme aus dem Obſt- und Buſchmeer emporſtreben. Und wie die Kirchthürme, ſo ragen auch hie und da einige groß gewachſene Eſchen über dieſe Kirſchenfluth heraus.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Lessing. Schiller. Goethe. Jean Paul. Vier Denkreden auf deutsche Dichter. Von Moriz Carriere. Gießen, 1862.

Die vier Poeten, die der Aesthetiker und Literarhistoriker nach einander bespricht, gehören mehr zusammen, als mancher vielleicht glauben möchte. Die drei ersten werden jetzt wohl allgemeiner aufeinander bezogen, indem Lessing wieder mehr in den Vordergrund getreten ist und neben Goethe und Schiller in seiner eigenthümlichen Größe wirkt. Aber Jean Paul ist bei Seite gesetzt; und doch muß er gleichfalls hieher gestellt werden. Wenn er, der seine Zeit der Wirkung gehabt hat, jetzt, so zu sagen, aus der Mode gekommen ist und nur wenig mehr gelesen wird, so liegt das in der Form seiner Darstellung. Sachlich hat er zu den Erwerbungen der drei ersten etwas Neues hinzugefügt; er hat von Goethe und Schiller aus einen Schritt weiter gethan, hat eine Sphäre geöffnet, die wir nicht mehr verlassen können. Damit hat er sich den Ehrenplatz verdient, den ihm Carriere wieder einräumt, indem er sein Anrecht dazu aus den Vorzügen seiner Werke beweist.

Carriere ist recht eigentlich geartet, die vier deutschen Autoren auf eine jetzt ersprießliche Weise zu beleuchten. Er hat den Willen und die Fähigkeit, jedem das Seine zu geben; und eben dieß wollen wir, und dieß kann uns jetzt auch allein gedeihlich werden. Nichts Widerlicheres, als einen Goethe- oder Schiller-Enthusiasten zu hören, wie er seinen Liebling mit Götzendienerei auf Kosten des Andern erhebt! Es war dafür gesorgt, daß auch von diesen Bäumen keiner in den Himmel gewachsen ist, wie herrliche Früchte jeder getragen hat. Die Früchte zu erkennen, zu unterscheiden und uns nutzbar zu machen im Hinblick auf die Zielpunkte der gegenwärtigen Epoche, das ist unser Beruf; und wenn wir ihn erfüllen, können wir uns sagen, daß wir damit allein auch jedem ihrer Träger die größte Ehre anthun.

Zum Anfang der Charakteristik Lessings bemerkt Carriere treffend, daß dieser Schriftsteller „einer der Herolde eines Reiches des Geistes war, wo der Gedanke den Thaten nicht mehr bloß nachfolgt und das Bewußtwerden über einen Weltzustand seine Auflösung ankündigt, sondern wo die erkannte Wahrheit den Willen leitet, ein neues Leben zu führen und zu begründen." Und erläuternd fügt er hinzu: „Im Alterthum erschien die Poetik des Aristoteles nach Homers und Sophokles Gesängen, und niemand hatte einem Raphael und Michel Angelo das Wesen des malerisch Schönen erörtert; im achtzehnten Jahrhundert aber haben Lessing, Kant und Winkelmann das Licht angezündet, bei dessen Scheine dann Goethe, Schiller, Thorwaldsen ihre Werke schufen. Nehmen wir hinzu, welche Bedeutung die Theorie, die Wissenschaft für das religiöse wie für das praktische Leben gewonnen, das namentlich auch durch die Entdeckungen der Naturforschung eine ganz andere Gestalt angenommen hat, so können wir nicht zweifeln, daß die Dämmerung, in der nach Hegels Wort die Eule der Minerva fliegt, dießmal nicht der Einbruch der Nacht, sondern der Morgen eines neuen Weltages war."

Der Grund dieses Unterschiedes liegt in der Besonderheit der Aufgaben, die der jetzigen Epoche im Gegensatz zu früheren gestellt sind. Soll die Menschheit in ihren späteren Produktionen nicht nur die früheren wiederholen, nicht zurück-, sondern vorwärtskommen, so muß sie den Fortschritt machen, der ihr allein übrig gelassen ist: den Fortschritt in Erhöhung des Bewußtseyns. — Auf dem Gebiete der Kunst also den Fortschritt zu bewußterem Produciren. Bewußtes Produciren setzt aber eine Erleuchtung zur Praxis durch Theorie voraus; daher eben dieser Beginn mit überwiegender Kritik und Wissenschaft, und diese Fortsetzung mit überwiegender Kunstthätigkeit.

Lessing, wie bewundernswürdig seine letzten Dramen seyn mögen, ist mehr Kritiker und Mann der Wissenschaft, als Dichter. Goethe beginnt als Dichter vorzugsweise und bleibt es in allen Phasen seiner Entwicklung; aber wie wäre diese möglich gewesen ohne die vorausgegangene und begleitende, von dem Dichter ausgebeutete und selbst gepflegte Wissenschaft? Sein großer Freund ergänzte ihn. Nachdem er selber das Banner der Natur hochgehalten, predigte Schiller das Evangelium der Freiheit. Nachdem in ihm die Natur und eine Bildung, die in allen Stadien den Naturcharakter bewahrt, zu Poesie geworden, machte der später Geborene den Aufschwung des Geistes zu Poesie. Auch Schiller ist vorzugsweise Poet, ruht aber ebenfalls auf Wissenschaft, betheiligt sich selbst an ihr und leistet als Dichter nur in Folge davon, was er geleistet hat. — Und Jean Paul? — Er findet uns den Humor und läßt ihn leuchten und funkeln — den deutschen Humor, der eine gleichmäßige Pflege des Geistes und der Natur, des Verstandes und der Phantasie zur Bedingung hat und in einem Spiel des Geistes mit der Natur und mit sich selber, in einer neckischen Vergleichung des Idealen und Realen, in einem wohlwollenden Hervorheben des Mangels jeder Einseitigkeit besteht. Ist der Bringer solchen Humors nicht sehr begreiflich nach dem Verherrlicher der Natur und dem Sänger des Geistes? — Lasse man den reichbegabten Autor nicht allzusehr entgelten, daß er es nicht zu künstlerisch reinen Formen gebracht hat! Dafür enthalten seine Werke

Digitized by Google

Partien von bezaubernder Originalität, Naturwahrheit und Laune; und es dürfte eine Zeit kommen, wo analog begabte Talente, ſich von ihm wieder vorzugsweiſe anregen und befruchten laſſen werden.

Wir folgen dem Buch Carrieres nicht in Specialurtheile. Indem er ſich bemüht, jeden der vier Dichter in ſeinen eigenthümlichen Vorzügen erſcheinen zu laſſen, weiſt er immer wieder auf den Zuſammenhang ihrer poetiſchen Thätigkeit mit wiſſenſchaftlicher Bildung hin, wodurch ſie allein den Gehalt ſich angeeignet haben, vermöge deſſen ſie unvergängliche Sprecher ihrer Zeit geworden ſind. Die Eigenſchaften, die ſeine „Aeſthetik“ zu einem ſo reichen und lebensvoll aufklärenden Werke machen, zeigt Carriere hier in Betrachtung von Perſönlichkeiten, die er verehrt und liebt, und die er Andere mit Einſicht lieben lehrt.

Correſpondenz-Nachrichten.

Paris, März.

La garde montante. — Der Baum des 20. März. — Die Apollogallerie.

Jeden Morgen um eilf Uhr defiliren im Hofe der Tuilerien die Truppen, welche die Wachpoſten beziehen; das nennt man la garde montante. Die eigentliche Parade iſt mit der Tragödie verſchwunden, die eine dramatiſche Parade war. Auch der Paradeſchritt iſt abgeſchafft; das hängt alles zuſammen, wie der Menuet, der Haarbeutel, der Zopf mit Einem Wort. Ehe ſie in den Schloßhof rückt, muß jede Truppenabtheilung am Guichet halten, wie vor den Thoren einer Feſtung. Ein Unteraffizier mit vier Mann tritt hinaus mit geſpanntem Hahn und ruft: „qui vive?“ Erſt wenn dieſe Frage beantwortet iſt, werden die neuen Ankömmlinge eingelaſſen. Die Vorſicht hat etwas Befremdendes, Beängſtigendes; es iſt, als befände man ſich in Feindesland. Ein im Kamaſchendienſt herangebildeter Offizier müßte ſich bedeutend ärgern über die Ungenirtheit, mit der ſich der franzöſiſche Soldat unter den Waffen bewegt. Die Richtung der Frontlinie, zumal bei Schwenkungen, läßt zu Zeiten viel zu wünſchen übrig. Die Offiziere ſcheinen es nicht ſo genau zu nehmen. Was die Symmetrie der Aufſtellung dadurch verliert, das gewinnt der Soldat an Selbſtſtändigkeit und an Selbſtgefühl. Im übrigen iſt ja eine aufziehende Wache eine langweilige Geſchichte. Was die Menge an das Gitter des Carrouſſelplatzes lockt, das iſt das Muſikcorps, das ſich unter den Fenſtern der Kaiſerin aufſtellt und Märſche, Ouverturen ꝛc. aufſpielt. Sofort belebt ſich das Schauſpiel, und wie die Heerpauke dauert und die Poſaunen und die „saxhorn“ — das Wort iſt franzöſiſch — ſchmettern, bevölkert ſich allmählig der Raum mit phantaſtiſchen Geſtalten. Da rücken die Heiden von Italien und Egypten vor, die Grognards, denen der Oberſt im Gefecht zurief: „L'ancien vous regarde, je ne vous dis que ça,“ und die hier ſo oft in dieſem Hofe von ihrem kleinem Carporal gemuſtert, belobt, belohnt und angefeuert worden, bis ſie hier zum letzten male 1815 ihm ihr morituri te salutant zuriefen und auszogen, um nicht wieder zu kehren. Mit dem letzten Trommelſchlag ſtiebt der Spuk auseinander. — Louis Napoleon erſcheint hier nur bei großen Revuen, ſo wie neulich, als die Pupillen der Garde, les enfants de troupe, manövrirten, unter ihnen der kaiſerliche Prinz als Carporal bei den Grenadieren. Er war Sergeant, wurde aber kaſſirt wegen Inſubordination. Zuweilen begleitet er den Papa auf ſeinem Pony und bleibt nicht hinter ihm zurück. Bekanntlich iſt der Kaiſer ein verwegener Reiter. Das Volk ergötzt ſich an dergleichen, und da der Prinz ein netter Junge iſt und ſo keck auf ſeinem Pferdchen galoppirt, ſo iſt man ihm ſehr gewogen und erzählt ſich mancherlei von ihm.

Ich war aber nicht gekommen, um „Soldatenſpielen“ zu ſehen, ſondern um mich in der Apollogallerie umzuſchauen, die allmählig ihrer Vollendung entgegen geht. Vorher, da ich einmal an Ort und Stelle war, nahm ich — es war am 16. März — den Baum des 20. März in Augenſchein. Er iſt pünktlich dieſes Jahr, wie immer, und hat ſich wieder ſtattlich mit friſchen Laubkränzen behängt, gleichſam um den nahenden Frühling zu empfangen. Er hatte freilich gutes Wetter, der alte Maronnier: einmal achtzehn Grad über Null und zwei oder drei Gewitter, die extra für Paris waren; Blitz und Knall faſt gleichzeitig. „Orage en mars, peu de fruits, rixe et noise,“ ſagt Mathieu Laensberg.

Jeder Saal im Louvre hat ſeine hiſtoriſche Bedeutung. Das geſchichtliche Intereſſe der Apollogallerie erſtreckt ſich von Karl IX. bis auf die Gegenwart. Der junge Monarch mit dem finſtern, pockennarbigen Geſicht ſoll vom Balkon aus, am nördlichſten Ende der

Gallerie, auf die Hugenatten in der Bartholomäusnacht geſchoſſen haben. Die es in Abrede ſtellen, behaupten, der Balkan ſey damals noch nicht vorhanden geweſen. Jedenfalls war die Terraſſe hergeſtellt, das iſt Thatſache; denn hier erging ſich, um friſche Luft zu ſchöpfen, der königliche Freund Ronſards, der ſelbſt dichtete, und von der Terraſſe aus konnte er ſeinen heiligen Eifer für die Sache des Glaubens bethätigen nach Herzensluſt. An der Stelle dieſer Terraſſe erhebt ſich die Gallerie. Heinrich IV. ließ ſie bauen; auch ein Hugenatte, ein bekehrter; ein Hugenotte, der die Meſſe hörte. Das kam an den Tag, als unter Ludwig XIV. hier eine Feuersbrunſt ausbrach; es war 1661. Man löſchte, ſo viel man konnte, aber es half wenig. Da ließ der König in der Angſt aus der gegenüber liegenden Kirche St. Germain l'Auxerrais das Viaticum holen; beide Majeſtäten gingen ihm bis an die Thore des Louvre entgegen, und da erlebte man ein Mirakel. „Es wendete der Wind ab und hielt die Flammen auf," ſagt Félibien in ſeiner Geſchichte von Paris. Das Werk eines Ketzers konnte nur durch das Sanctiſſimum gerettet werden, das war in der Ordnung. Der König, die Königin, die Marſchälle von Frankreich, der geſammte Hof begleiteten den Prieſter bis in die Kirche zurück. Dieß geſchah 1661. Zweihundert Jahre ſpäter hielt Favre die gottloſen Reden in der Kammer.

Wir überſpringen ohne weiteres dieſe zweihundert Jahre und ſpazieren vorläufig auf's Gerathewohl inmitten der Herrlichkeiten umher, die in der faſt zweihundert Fuß langen und verhältnißmäßig breiten Halle angehäuft und zuſammengedrängt ſind und faſt bis zur Unbequemlichkeit Einen bei jedem Schritt aufhalten. Wirft die Sonne gerade durch die zwölf hohen und breiten Fenſter ihre goldenen Strahlen in dieſen Gang, wo, den Fußboden ausgenommen, und ſelbſtverſtändlich die Malerei, alles Gold iſt, von oben bis unten, Gold an den Wänden, an der Fenſtervertiefung, am Fries, an Fenſter- und Thürrahmen, an Arabesken, an gemalten und geſchnitzten Ornamenten, ſo ſchimmert's und flimmert's und blitzt's und funkelts von allen Seiten, daß das geblendete Auge ſich unwillkürlich ſchließt vor dem überwältigenden Glanze. Eine wahre Erholung gewähren die Deckengemälde, zum Theil von Lebrun, zum Theil von neuen Meiſtern, darunter Eugene Delacroix. Ludwig XIV. hatte bekanntlich die Sonne zu ſeinem Sinnbilde gewählt mit der Legende: nec pluribus impar. Lebrun, der mit der Dekoration der Gallerie beauftragt war, ſchmeichelte dem Herrn, indem er Apolla zum Mittelpunkte der Halle machte, Phöbus Apollo, den Gott der ewigen Schönheit und der ewigen Jugend, den Beſieger der Schlange Pytho. Dieſe That hat Delacroix im mittleren größten Deckenbilde verherrlicht; kühne Bewegungen, lodernde Leben, blühende Farbenpracht, wie bei den beſten Sachen des Meiſters; in der Ferne verſchwimmen die nicht immer correkten Linien. Delacroix iſt eigentlich ein Dekorationsmaler, er iſt der heutige Lebrun mit reicherer Phantaſie und einer üppigen Palette. Nordwärts, d. h. nach dem Quai zu, hat Müller die Aurora, die gänzlich verwiſcht war, nach einem Kupferſtiche mit Geſchick und unendlicher Grazie und Weichheit der Farben hergeſtellt. Ich nenne hier bloß die modernen und, wie mir dünkt, beſſeren Gemälde. In das Getäfel der Wände ſind die Bildniſſe der Architekten und Bildhauer eingerahmt, die für das Louvre gearbeitet haben. Von großer Schönheit iſt der Kopf des genialen Bildhauers Jean Goujon, dem man den Hauptflügel des Louvre verdankt, ächt franzöſiſch, vom feinſten Schnitt. Was hätte er nicht geleiſtet, hätte ihn nicht die Bluthochzeit aus ſeiner Werkſtatt geriſſen!

Doch wir müſſen abbrechen. Kaum bleibt mir noch Raum, um zu berichten, daß die Königin von Saba ſich von ihrem Falle nicht erholt hat, im Gegentheil, daß die große Oper „Pierre de Medici" vom Fürſten Poniatowski wieder hervorgeſucht, und daß Mamſell Bockholz-Falconi im italieniſchen Theater debütirt hat.

Digitized by Google

Berlin, März.

Straßenleben. — Oeffentliche Lokale. — Zeitungen.

△ Wie das Aeußere Berlins in den letzten Jahren eine ganz andere Physiognomie erhalten hat, namentlich durch die beiden an die Friedrichsstadt sich anlehnenden Stadtviertel, deren ich in meinem letzten Briefe erwähnte, so ist auch das Leben und Treiben innerhalb der Stadt ein viel regeres geworden; ja, es hat in mehreren Straßen sogar einen widerwärtigen Grad der Höhe erreicht. Es liegt das zunächst in der Vermehrung der Bevölkerung. Eine halbe Million und 50,000 Einwohner ist schon ein hübscher Menschenkehricht; nun kommt aber hinzu, daß gewisse Straßen vorzugsweise oft die einzigen Canäle sind, wodurch verschiedene Stadttheile in Verbindung stehen. Die Königsstraße kann man den ganzen Tag über nicht ungehindert passiren; nimmt man einen Wagen, so ist man erst recht übel daran, weil alle Augenblicke eine Stauung eintritt. Die Commandantenstraße ist in den Mittags- und Abendstunden ebenso belebt; sie vorzugsweise verbindet nämlich die Friedrichsstadt mit der Luisenstadt und ist deßhalb um die angegebene Zeit die Passage der Arbeiter und Arbeiterinnen und der Geschäftsleute überhaupt, die den Tag über in der Friedrichsstadt zu thun haben. Doch ganz verschieden ist die Physiognomie der Gesichter, die man in diesen beiden Straßen sieht. Während in der Königsstraße ganz entschieden der orientalische Typus vorherrscht, gewahrt man in der Commandantenstraße nur selten einen Israeliten; es gilt ein gleiches natürlich auch von allen öffentlichen Lokalen der Luisenstadt und der Königsstadt. Weitere Ursachen, weßhalb sich die Lebhaftigkeit in den Straßen so sehr gesteigert hat, liegen in dem Institut der Omnibus und zum geringeren Theil auch in dem Institut der Dienstmannschaft. Bisher hatte Berlin 1200 Droschken und einige Hauptlinien für Omnibusse; seit einem halben Jahre ist aber die Zahl der letzteren so gewachsen und wächst noch täglich so, daß man auf Schritt und Tritt einen Omnibus sieht. Keine nennenswerthe Straße, kein nennenswerther Platz, der nicht durch Omnibuslinien mit allen möglichen Stadttheilen in Verbindung gebracht wäre. Die „Dienstmänner," die modernen Nachfolger der alten Eckensteher, lungern zu Tausenden auf den Straßen umher.

Und nicht allein am Tage hat Berlin eine andere Physiognomie erhalten, es gilt dieß auch vom Abend und der Nacht. Ging man früher unter Hinkeldeys Polizeipräsidium um eilf oder zwölf Uhr Abends, oder auch nach später oder früher durch die Straßen, so waren sie zwar belebt, wie jetzt, waren die meisten Bierhäuser noch erleuchtet, wie jetzt; aber Zweierlei fand damals nicht statt: es schallte aus diesen öffentlichen Lokalen keine Musik und kein Gesang auf die Straße und in den Lokalen wartete kein weibliches Personal auf. Merkwürdig, wie sich das seit einem Jahre geändert hat! Früher war ein reger Wetteifer unter den Besitzern öffentlicher Lokale, Gäste durch Frauenzimmer anzuziehen. Der eine verschrieb sich Mädchen aus Böhmen, der andere aus Oesterreich, der dritte aus Bayern u. s. f.; der eine suchte durch schöne, der andere durch auffällige Mädchen zum Ziele zu gelangen; der eine costümirte seine Mädchen, der andere nicht. Hinkeldey machte dem Unfug mit Einem Schlag ein Ende; seit einiger Zeit taucht indeß die weibliche Bedienung wieder auf; es fehlt nur noch, daß sie den Bachussaft im Costüm, die Reitpeitsche in der Hand, verabreicht. Doch das wird vielleicht auch noch kommen. Die zweite neue Erscheinung sind die sogenannten „Damenkapellen." Bierlokale, die nicht so recht aufkommen können, halten sich solche Kapellen, deren Mitglieder von sieben Uhr Abends bis in den folgenden Morgen hinein singen und musiciren, oft in herzzerreißender Weise. Ich schreibe Beispiels halber folgende Annoncen aus dem vor mir liegenden Intelligenzblatt nieder: Sonnabend: „Humoristische Vorträge einer Damenkapelle;" „Musikalische Soirée und Auftreten des kleinen berühmten Komikers Reinhold;" „große musikalische Abendunterhaltung der Geschwister Köhler aus Böhmen;" „Auftreten der höchst liebenswürdigen Damenkapelle;" „Concert einer polnischen Sängergesellschaft;" „Skandinavische Sängerinnen" u. s. f. Die Nationalität spielt dabei, wie Sie sehen, auch eine Rolle; wo Polinnen singen, stellen sich sicher zahlreiche Polen ein und erfreuen sich an dem nationalen Costüm ihrer, wie soll ich sagen? Landsmännionen. Dasselbe gilt von den skandinavischen Sängerinnen.

Ich habe früher ab und zu die hiesige Presse besprochen. Auch hier verspürt man eine größere Rührigkeit, namentlich indem auf den Skandal spekulirt wird. Die Zahl der hier erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften betrug beim Beginn dieses Jahres 199, darunter 42 Zeitungen politischen und socialen Inhalts, 108 Zeitschriften für Wissenschaft, kirchliches Leben, Kunst und Unterhaltung, und 49 Zeitschriften für Landwirthschaft, Handel und Gewerbe und Anzeigeblätter. Wir begegnen unter den beiden letzteren Kategorien außerordentlich speciellen

Titeln, wie z. B.: „Blätter für Pferde und Jagd," „Statiſtiſche Chronik der Alkohol-Vergiftung," „der Gedanke" (enthaltend die philoſophiſchen Abſurditäten des bekannten Michelet), „die Poſaune Deutſchlands," „Zeitſchrift für Geſangvereine," „Zeitſchrift für Völkerpſychologie," „Gerberzeitung," „deutſche Seidenbauzeitung," und wie die Blätter ſonſt alle heißen mögen. Officielle Zeitung iſt zur Stunde noch die preußiſche Sternzeitung; ſie wird ſehr ſchlecht redigirt. Mit dem 1. Januar dieſes Jahrs erſcheint täglich die „Berliner Allgemeine Zeitung," redigirt von Dr. Julian Schmidt, ein Organ der ſtreng conſtitutionell Liberalen, der „Grabowiten" (d. h. der Fraktion Grabow im letzten Hauſe der Abgeordneten); eine Charakteriſtik derſelben iſt überflüſſig, ſie trägt den Charakter ihrer Partei und dieſe kennt man in deutſchen Landen zur Genüge. Nahe an ein halbes Jahr alt iſt die von Dr. Braß (früher Flüchtling in der Schweiz) redigirte „Norddeutſche Allgemeine Zeitung;" ſie iſt demokratiſch und großdeutſch; ſie will die deutſche Einheit in der Freiheit, d. h. darin, daß überall das Unterſte zu oberſt gekehrt wird. Als radikale Blätter ſind noch zu nennen die „Berliner Montagszeitung" von Glaßbrenner (nicht zu verwechſeln mit der von Koſſak redigirten „Montagspoſt") und die „Berliner Reform" des Dr. Meyen. An Gerichtszeitungen zählt Berlin drei, an Theaterzeitungen acht. Wie viel Theater wir haben, weiß ich im Augenblick nicht; ich werde mich darnach erkunden und Ihnen alsdann einen getreuen Bericht darüber zugehen laſſen. Schließlich erwähne ich hier, was von der Preſſe die Rede iſt, eines großen Unternehmens, dem man im Beginn vielfach einen ſchnellen Untergang prophezeit. Es iſt das „Staats- und Geſellſchafts-Lexicon" des Juſtizraths Wagener, früheren Redakteurs der Kreuzzeitung. Daſſelbe iſt nunmehr bereits bis zum neunten Bande vorgeſchritten, und man mag einer Partei angehören, welcher man wolle, das wird man einräumen müſſen, das Werk wird, wenn es ja weiter redigirt werden wird, wie es bisher redigirt worden iſt, das gründlichſte Staatslexicon und das gründlichſte Converſationslexicon werden, das wir bis jetzt in deutſcher Sprache beſitzen.

Noch Eines zur Preſſe! Ich ſagte, man ſpekulire hier vielfach auf den Skandal. Sie kennen den Varnhagenſchen Briefwechſel und die Ludmilla Aſſing. Der Faden ſcheint ſich noch weiter ſpinnen zu wollen. Die Berliner Revue von dieſer Woche beſpricht einen Briefwechſel zwiſchen Varnhagen und einer hier im Zuchthauſe geſtorbenen Gaunerin und theilt einen langen Brief Varnhagens an dieſelbe mit, deſſen Original, wie die Redaktion bemerkt, ſich in ihren Händen befinde. Die Menſchenkenntniß Varnhagens, ſchließt die Revue, könne nicht weit her geweſen ſeyn. Gegen die Aſſing iſt, wie ich höre, von dem früheren Polizeidirektor Duncker eine Denunciation wegen Verleumdung beim Staatsanwalt erhoben worden.

Dieſen Winter ſind wir hier vollſtändig überſchüttet worden mit den verſchiedenſten Vorleſungen über die verſchiedenſten Dinge, mit „weltgeſchichtlichen Vorträgen," mit Vorleſungen über Shakeſpeare, über „die Wunder der Hochgebirgswelt," mit kosmographiſchen Vorleſungen, ja ſogar mit Vorleſungen über die Bauchrednerkunſt. Die letzteren wurden in den Zeitungen namentlich den Schülern der oberen Klaſſen höherer Schulen" empfohlen, vermuthlich, um die Schüler in den Stand zu ſetzen, dem Lehrer ein X für ein U vormachen zu können. Maskenbälle, Subſcriptionsbälle, und was weiß ich ſonſt noch für Bälle haben dieſen Winter den tanzluſtigen Theil der Bevölkerung förmlich außer Athem gebracht. Die Kammern haben dagegen die Aufmerkſamkeit weniger auf ſich gezogen. Das Haus der Abgeordneten hat während der langen Zeit ſeines Zuſammenſeyns nur wenige öffentliche Sitzungen gehalten und es ſind nur wenige Reden von Belang gehalten worden. Das Haus hat ſich, in Verfolg der Principien der „neuen Aera," vorzugsweiſe mit der Executive, namentlich mit den auswärtigen Angelegenheiten beſchäftigt, mit der deutſchen Frage, mit Schleswig-Holſtein, mit Kurheſſen, mit Italien u. d. m., bis endlich am 18. März, dem Jahrestag der Berliner Revolution, die neue Aera zu Grabe getragen worden iſt. Das jetzige Miniſterium iſt zwar kein Miniſterium der Kreuzzeitungspartei, aber es iſt das konſervativſte, das wir ſeit 1848 gehabt haben. Das aufgelöste Haus war ein Haus von Kreisrichtern, von Juriſten, vorausſichtlich wird das neue kein anderes werden. Wir ſtecken noch zu ſehr in den politiſchen Kinderſchuhen, um einſehen zu können, daß der der beſte Volksvertreter iſt, der die Wirklichkeit und ihre Bedürfniſſe kennt, d. h. zu verwalten verſteht, nicht aber der, der ſeine Bildung vom grünen Tiſche her hat, d. h. Verfaſſungen zu machen verſteht, die denn doch am Ende nirgends paſſen. Ein vernünftiger Mann ſagt: Freiheit iſt Selbſtregierung, und Selbſtregierung iſt Selbſtthun; in Preußen ſagt man, wie in Frankreich: Freiheit iſt Wählen.

Ein klarer, ſonniger Himmel ſpannt ſich ſeit mehreren Tagen über Berlin; die Bevölkerung ſtrömt an den Nachmittagen vor die Thore, erfreut ſich der milden Frühlingsluft und des Bieres, das ſie im Freien ſitzend genießen kann. Wenn die nächſten Wochen keinen argen Strich durch die Rechnung machen, ſo werden die Sommerlokale wohl allgemein geöffnet werden, die heirathsluſtigen Damen werden von ihren Müttern noch Moritzhof geführt werden und das Heirathsbureau iſt wieder in vollem Gange. Was werden ſich Mutter und Tochter freuen!

Newyork, März.

Umſchwung der Dinge. — Die ſüdliche Ritterſchaft. — Hinrichtung eines Sklavenhändlers.

Ein neuer Zeitabſchnitt in der Geſchichte unſeres inneren Krieges hat angefangen. Statt der Niedergeſchlagenheit, der Verſtimmung und der düſtern Beſorgniſſe, mit denen man vor wenig Wochen in die Zukunft ſah, ſprechen ſich überall Muth und Zuverſicht aus. Es möchte ſchwer fallen, zu entſcheiden, ob die glänzenden Siege der Unionstruppen in Nord-Carolina, Kentucky und Teneſſee dieſen gänzlichen Umſchwung mehr durch die materiellen Reſultate bewirkt haben, die damit verknüpft ſind, oder ob der moraliſche Einfluß derſelben hier ſowohl als im Süden nicht noch mächtiger iſt. Der ganze Norden iſt von freudiger Aufregung erfüllt und ſelbſt die ſchwärzeſten Unglückspropheten haben aufgehört, die „Unmöglichkeit“ der Unterdrückung der Rebellion zu demonſtriren, während die Anführer derſelben ihre Sache ſelbſt der That nach für verloren geben, wenn ſie auch nicht ehrlich genug ſind, dieß einzugeſtehen, und ihren Anhängern fürerſt noch durch alle möglichen, ſich ſelbſt widerſprechenden Sophismen Sand in die Augen zu ſtreuen ſuchen. — Ein anderer Geiſt gibt ſich in der Regierung kund. Statt der Politik der halben Maßregeln, des Schwankens und Zögerns, der Zugeſtändniſſe und Inconſequenzen zeigt ſich der Entſchluß, der nichtswürdigſten Rebellion, welche jemals die Geſchichte irgend einer Nation befleckt hat, auf jede Weiſe und unter allen Umſtänden ſo ſchnell wie möglich ein Ende zu machen. In der Preſſe wie im Publikum beſchäftigt man ſich mit Vermuthungen und Erklärungen über den Einfluß, welcher dieſe Veränderung hervorgerufen hat. Manche ſchreiben ihn der Energie und Thätigkeit des neuen Kriegsminiſter Stanton zu, während andere, ohne deſſen Verdienſte in Abrede zu ſtellen, auf die Thatſache hinweiſen, daß General M'Clellon, welcher bis vor Kurzem dem Namen wie der That nach alleiniger Oberbefehlshaber der Armee war, gegenwärtig auf das Heer unter ſeinem unmittelbaren Commando am Potamoe beſchränkt iſt und deßhalb nicht mehr, wie früher, die Macht beſitzt, alle andern Generale in Unthätigkeit zu erhalten, aber die Errungenſchaften jedes entſchloſſenen Schrittes, der einmal irgendwo gewagt wurde, durch den Befehl zu einem ſchimpflichen Rückzug wieder zu vernichten. Sey es, daß hier nur Neid und Eiferſucht zum Grunde lagen und er nicht ſehen wollte, wie zum Beiſpiel Fremont in Miſſouri in wenig Wochen den Staat gänzlich von Rebellen geſäubert hätte, wenn ihm nur freie Hand gelaſſen worden wäre, während er ſelbſt ſeit Monaten mit einer ungeheuren Armee unthätig am Potamae ſteht, oder daß ſeine erwieſene Sympathie für die Vertreter der Sklaverei ihn ein- für allemal abgeneigt macht, ſeinen ehemaligen Genoſſen im Ernſt weh zu thun, und er dadurch ein halber Verräther wurde, ſo viel iſt gewiß, daß M'Clellon ſich bis jetzt als der beſte Feind erwieſen hat, den die Rebellen ſich nur wünſchen konnten, und daß alle diejenigen ſeine lauteſten Lobredner ſind, welche, ſo lange es halbwegs mit Anſtand ging, die Partei der Sklavenhalter nahmen und von „den Rechten des Südens“ ſprachen. Gewiß war es hohe Zeit, daß endlich andern und beſſern Kräften freierer Spielraum verſtattet wurde. Unter den Deutſchen erzählt man ſich, daß unſer Landsmann Carl Schurz, der vor mehreren Wochen von ſeinem Botſchafterpaſten in Spanien auf einige Zeit zurückgekehrt iſt, ſehr viel in der Geſellſchaft des Präſidenten ſey und einen überwiegenden Einfluß auf ihn ausübe. Unter den nächſten Folgen dieſes Einfluſſes bezeichnet man auch das ſeit Kurzem veränderte Verhalten der Regierung gegen Fremont, der, wie es heißt, nächſtens wieder ein wichtiges Commando im Weſten erhalten wird, ferner die verheißene Beförderung Siegels, deſſen Talente allen Intriguen zum Trotz nun doch hoffentlich dem Lande erhalten bleiben werden. Uebrigens theilt man ſich die Kunde von dieſer deutſchen Einwirkung gegenwärtig nur noch unter der Hand mit, flüſtert ſie ſich gleichſam in's Ohr, und vermeidet ſo viel als möglich, ſie in die Oeffentlichkeit gelangen zu laſſen, um nicht die offenen und verſteckten Feindſeligkeiten des haßhaften, bornirten Nativismus herauszufordern.

Der 22. Februar, Waſhingtons Geburtstag, der alljährlich feſtlich begangen wird, wurde dießmal zudem auserſehen, die Siege der letzten Zeit zu feiern. In den Straßen prangte die dreifarbige Fahne wie im vorigen Frühling, als die Einnahme des Forts Sumter das Signal zum Kriege gegeben hatte. Paraden, Verſammlungen, Reden, Mahlzeiten und am Abend einige verunglückte Illuminationen füllten den Tag, der von der Maſſe des Volkes gewiß mit größerer Freude begangen wurde, als irgend ein anderer Feiertag ſeit der Gründung der Republik. Beluſtigend war es, die großen Fahnen, die rieſigen Adler und die Ausdrücke von Patriotismus in denjenigen Tagesblättern zu ſehen, welche noch vor einem Jahr offen für die Seceſſioniſten Partei nahmen und ſelbſt

ſo weit gingen, das Volk im Norden zum Umſturz der Regierung und zur Annahme der ſüdlichrn Canſtitution aufzuforderu, bis die allgemeine Empörung ſie zwang, andere Saiten aufzuziehen. Der Newyork Herald, in deſſen Redaktionsbüreau man damals die Seceſſionsfahne entfaltet ſehen konnte, entwickelt in dieſer Richtung eine wahrhaft ergötzliche Frechheit, eine ſo vollkommene Gleichgültigkeit gegen den leiſeſten Anſchein von Geſinnung und Anſtand, wie ſchwerlich ſonſt jemals öffentlich zur Schau getragen worden iſt. Trotz aller Ormanſtrationen von Patriotismus verrathen dieſe Ueberzeugungsbelden doch alle Augenblicke, welcher Partei ſie im Grunde dienen, namentlich gerade jetzt, wa ſie, nachdem eben die erſten erfolgreichen Streiche gegen die Rebellion geführt worden ſind, ſchon anfangen von Amneſtie, Waffenſtillſtand und verſöhnlichen Moßregeln zu ſprechen. Tollere Widerſprüche und Ungereimtheiten laſſen ſich in der Welt nicht auftreiben, als dir, mit welchen jene heimlichen Freunde der Rebellen und der Sklaverei das Urtheil der Maſſe durch ihre Organe zu verwirren ſuchen. In einem und demſelben Athem erzählen ſie ihren Leſern, die Sklavenhalter haben zwar gänzlich unrecht, ſeien im Grunde aber doch im Recht; ſie ſeien mit Gewalt beſiegt und ſollten durch verſöhnliche Schritte gewonnen werden, und wir brauchten nur einen blutigen Vernichtungskrieg zu führen, um bald wieder brüderlich vereinigt zu ſeyn. Man muß zugeben, daß die ſüdlichen Rebellen ſich wenigſtens dieſer Albernheiten nicht ſchuldig machen. Vor mir liegt ein Auszug aus einer virginiſchen Zeitung, in welchem die Niederlagen der Rebellen mit aller Bitterkeit des tiefſten Haſſes und der Wuth der Verzweiflung beſprochen werden, und die Ueberzeugung ausgedrückt iſt, daß die Pflanzer eher ſich ſelbſt, ihre Frauen, Kinder und Sklaven tödten, ihre Städte und ihre Baumwollenernte in Brand ſtecken und ihre Felder mit Salz bedecken, als in die verhaßte Union zurückkehren würden.

Es war eine beſondere Ironie des Schickſals, daß die Sonne deſſelben 22. Februar, an welchem die freien Staaten ihre erſten großen Siege feierten und zum erſtenmal ſeit vielen Monaten die Blicke Aller wieder mit einiger Zuverſicht in die Zukunft gerichtet waren, in Richmond in Virginien die Inſtallation von Jefferſon Davis als Präſident der ſogenannten „Verbündeten Staaten“ auf ſechs Jahre beſchien. Bei der gegenwärtigen mißlichen Lage der Rebellen, bedrängt wie ſie von der Seeſeite ſowohl als auf dem Lande ſind, ohne Ausſicht, van irgend riner auswärtigen Macht unter ſo bewandten Umſtänden anerkannt zu werden, van Unzufriedenheit und Gährung unter den Maſſen bedroht, welchr van drn Anführern durch falſche Vorſpiegelungen und Verſprechungen in die nichtswürdigſte Revolution verſtrickt wurden, muß dieſen Anführern ſelbſt die ganze Feierlichkeit eher wie ein Poſſenſpiel oder wie ein Leichenſchmaus erſchienen ſeyn, als wie der Anbruch irgend einrr verheißenden Zukunft. Die ganzr Canföderatian, durch keine innere Nothwendigkrit in's Leben gerufrn, ohne irgend rin ſittliches, allgemein menſchliches Princip als Grundlage, nur auf das barbariſche, verderbliche Syſtem der Sklaverei geſtützt, iſt im Grunde nur eine geſchminkte und herausgeputzte Leiche, an welcher die granenhaften Spuren der Verweſung nachgerade ſelbſt den Kurzſichtigſten offenbar werden. Verbrecheriſch und ruchlos, wir dieſe Verſchwörung in ihrem erſten Entſtehen war, lange ehe ſie an's Tageslicht trat, wird doch das Verbrechen noch von der Hinterliſt und Gemeinheit überboten, welchr uns in der Ausführung entgegen triti. Grmeinheit iſt in der That der charakteriſtiſchſte Zug, durch den ſie ſich von allen Verſchwörungrn unterſcheidet, welchen wir in der Geſchichte anderer Völker begegnen. Zu allen Zeiten gab es ehrliche Revolutionen, Verſchwörungen, die entweder durch wirkliches aber eingebildrtes Unrecht hervargerufen waren. Bald war es rin unterdrücktes, mißhandeltes Volk, das die Sklavenkettrn zu zerbrechen ſich erhob, oder es waren rinige wenige ehrgeizige Menſchen aber eine ganzr Claſſe derſelben, welche ſich in ihren Rechten beeinträchtigt glaubten und ſich zum Sturz einer beſtehrnden Regierung verbanden. Aber noch keine Verſchwörung hatte man bis jetzt geſehen, deren Leiter alle, mit Ausnahme riniger wenigen, ſich im Beſitz irgend einer hohen, einflußreichen Stellung entweder in der Regierung aber in drr Armee der Vereinigten Staaten befanden, die ſie — manchr van ihnen viele Jahre lang — benutzten, um am Umſturz derſelben Regirrung zu arbeiten, während ſie fortfuhren ihr dem Namen nach zu dienen. James Buchonan, der Expräſident, welcher, ſelbſt dem Norden angehörig und ohne den Wunſch oder dir Ausſicht, in der ſüdlichen Herrſchaft eine Stelle einzunehmen, aus eigenſter inwohnrnder Verkehrtheit den Verſchwörern jeden möglichen Vorſchub leiſtete und mit Willen zu allen Verräthereien, welche um ihn herum vorgingen, die Augen ſchloß; Jahn Breckenridge, der ehemalige Vicepräſident und Präſident des Senats, einer der Rädelsführer, der faſt unmittelbar, nachdem die Zeit ſeiner Amtsführung abgelaufen war, ohne alle Umſtände zu den Rebellen überging; Floyd, der Dieb, der als Kriegsminiſter wenigſtens ein Jahr vor dem Ausbruch der Unruhen dir Kanonen und Gewehre aus allen Zeughäuſern der Vereinigten Staaten maſſenweiſe nach dem Süden ſchaffen, andere als altes Eiſen verkaufen ließ, um dir Regierung im kritiſchen Augenblick von Waffen zu entblößen, und der ſchließlich ſechs bis acht Millionen ſtahl; der Marineminiſter, welcher alle Kriegsſchiffe, dir ſich unter dem Commando lovaler Offiziere befanden, in ferne Gewäſſer geſchickt hatte, wo der Befehl zur Rückkehr ſie nur nach Wachen, wenn nicht Monaten erreichen konnte, ſo daß die Regierung beim Ausbruch des Krieges über Ein Kriegsſchiff und einige Kanonenbootr verfügen kannte; ferner die große Zahl der Land- und Seeoffizirre, welche Feſtungen nnd Kriegsſchiffe geradezu den Rebellen überlieferten und in ihre Dienſte traten; ferner Jefferſon Davis,

Alexander Stephens, der Vicepräſident der losgeriſſenen Staaten, Maſon, Slidell und noch ſo viele andere, welche ihre Stellung im Laufe ſo vieler Jahre lang zum Verderben des Landes benutzten, als die Losreißung längſt unter ihnen beſchloſſen und im Werke war — dieß ſind die Gründer der ſüdlichen Conföderation und ihre Gehülfen, die edle ſüdliche Ritterſchaft, welche die Arbeiter im Norden als die „Miſthaufen der Geſellſchaft“ zu bezeichnen pflegte. Eben ſo ehrenhafte Eigenthümlichkeiten charakteriſiren ihre Kriegführung. Grauſam und barbariſch, wo ſie ſich in ſolcher Ueberzahl befinden, daß ſie nicht die kleinſte Gefahr zu fürchten haben, zeigen ſie die äußerſte Verzagtheit, ſobald ſie ſich von einer gleichen Macht bedroht ſehen, und greifen in ihrer ohnmächtigen Wuth zu allen möglichen Mitteln der Hinterliſt, ſelbſt zum Gift, wie vor wenigen Tagen in Arkanſas, wo ſie, von den Unioniſten verfolgt, die Vorräthe vergifteten, welche ſie auf ihrer eiligen Flucht zurücklaſſen mußten, und mehrere Offiziere und Soldaten in Folge davon ſtarben. — Es gab eine Zeit, wo die Großthuerei der Südländer dem Norden vorgeſpielt imponirt hatte, daß man in allem Ernſt an ihre Tapferkeit glaubte; ja es gab viele, die es für unmöglich hielten, daß der Norden die rebelliſchen Sklavenhalter bezwingen könnte. Der paniſche Schrecken, welchen der Aufſtand John Browns und ſeiner zwanzig Gefährten in allen Sklavenſtaaten verbreitete, zeigte jedoch ſchon damals, was man von ſüdlicher Tapferkeit zu erwarten hatte. Ein paar Millionen Menſchen zitterten um die Wette und in Südcarolina fürchtete man ſich vor dem heroiſchen Fanatiker, als er ſchon in Virginien hinter Schloß und Riegel verwahrt war. Was anders als blaſſe Furcht verhinderte die Rebellen, ſich im vorigen Frühling Waſhingtons zu bemächtigen? Alle Welt, im Süden wie im Norden, wußte, daß die Stadt damals gänzlich unbeſchützt, hülflos und von aller Verbindung abgeſchnitten war; eine Handvoll kühner Abenteurer hätte ſie nehmen können. Der moraliſche Eindruck einer ſolchen That im Ausland wie daheim wäre unermeßlich, überwältigend geweſen und hätte die Ausſicht auf die Anerkennung der ſüdlichen Staaten tauſendfältig erhöht; die Anführer ſelbſt hatten ſchon im voraus damit groß gethan und ſie dem Volk als das nächſte große Ereigniß verſprochen; aber kein Verſuch wurde gemacht, die Gelegenheit ging vorüber, und noch hat die Geſchichte des Krieges nicht einen einzigen Zug jenes gerühmten ſüdlichen Heldenmuths zu berichten; im Gegentheil ſehen wir ganze Regimenter bei der bloßen Annäherung des Feindes ohne Kampf die Waffen niederlegen oder davonlaufen, und bei der Einnahme des Forts Donelſon in Teneſſee machten unſere Truppen nicht weniger als fünfzehntauſend Kriegsgefangene, weil die Beſatzung nicht den Muth hatte, ſich durchzuſchlagen, ſo leicht dieß auch unter den obwaltenden Umſtänden geweſen wäre.

Seit mehr als fünfzig Jahren, ſeit 1808, wird der afrikaniſche Sklavenhandel zwar als Seeräuberei betrachtet, worauf dem Geſetz nach der Tod ſteht, und ſeit Jahren laufen alljährlich wohl über hundert Schiffe aus den verſchiedenen Hafenplätzen der Vereinigten Staaten auf ſolche Expeditionen aus, von denen ebenfalls alljährlich mehrere auf friſcher That ergriffen wurden; aber jetzt zum erſten mal iſt der Capitän eines Sklavenſchiffes verurtheilt und in Newyork wirklich hingerichtet worden. Es war dieß Nathaniel Gordon, der Capitän des Erie, eines beeüchtigten Sklavenſchiffes, ein Verbrecher der ärgſten Art, zu deſſen Gunſten der geſchickteſte Advokat keine mildernden Umſtände geltend machen konnte, zumal die Unterſuchung herausſtellte, daß die Fahrt, auf der er ergriffen wurde, ſchon ſeine vierte Sklavenexpedition war, ohne frühere zu rechnen, für welche die Beweiſe fehlten. Trotzdem gab ſich in einem gewiſſen Kreiſe „ehrenwerther Geſchäftsleute“ eine äußerſt lebhafte Sympathie für ihn kund; ja es gibt Manche, die ſich nicht ſcheuen, ſeine Hinrichtung als einen Mord zu bezeichnen. Die größten Anſtrengungen wurden gemacht, um unter dem Vorwand irgend eines Formfehlers eine neue Unterſuchung zu erlangen, und als dieß fehlſchlug, den Präſidenten zu einer Umwandlung der Strafe zu bewegen. Es war augenſcheinlich weniger das Individuum, um das es ſich handelte, als die Frage, ob der Sklavenhandel nach wie vor ungeſtraft von Newyork oder Boſton aus betrieben werden könne, und die Hinrichtung des Sklavenhändlers iſt demnach der erſte Streich, welcher dem Handel ſelbſt in dieſem Lande verſetzt worden iſt.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 17. **23. April 1862.**

Je devrais tout l'éclat, le bonheur de ma vie,
Ma première couronne, à ma meilleure amie!
Delavigne.
Les comédiens.

Die zweite Liebhaberin.

(Fortsetzung.)

Nachdem man, unter Assistenz der Mutter, ein paar Stunden lang erwogen, debattirt und sich verständigt hatte, konnte man sich rühmen, einen Plan zu besitzen, den man für höchst versprechend halten mußte. Heinrich war voller Freude. Das Thema begann vor seiner Seele zu leuchten, und er sehnte sich innig nach der Gestaltung.

Eines erschien ihm daran besonders reizend. Die Heldin, die im Plan Rosas Antonie hieß, zeigte eine nicht zu verkennende Aehnlichkeit mit Auguste. Wie diese mußte er Antonie sich vorstellen, und gleich Antonie würde Auguste gehandelt haben, wenn sie durch Schickungen in dieselbe Lage gekommen wäre. Einer Freundin dagegen war in einer Weise gedacht, daß er bei Zeichnung des Bildes mit Glück Züge von Rosa selber verwenden konnte, unter welcher Voraussetzung er einen sehr anmuthigen Charakter zu schaffen gewiß war. — Welche Lust nun, in Ausführung dieser Gestalten seiner Zärtlichkeit als Liebender und Freund zu gleicher Zeit genügen, die Geliebte verherrlichen, der edeln Freundin aber eine Rolle schreiben zu können, worin sie den Lohn des reichsten, beglückendsten Beifalls ernten mußte!

Dieser Gedanke entzückte ihn so sehr, daß er dem lieben Mädchen zum Abschied mit einer Herzlichkeit und Innigkeit in's Auge sah und die Hand drückte, daß seine Haltung von der eines Liebenden kaum mehr zu unterscheiden war. Hätte sie bei der wohlwollenden Ueberlassung an Lohn gedacht, in diesem Moment hätte sie ihn erhalten.

„Das muß gelingen!" rief der Poet noch mit frohem Pathos. „Ich werde das Meinige — das Meinigste thun, Sie werden helfen, verbessern, zurechtweisen — und mit einander werden wir ein Werk hervorbringen, das dem Publikum Thränen entlocken und es zu begeistertem Dank hinreißen soll! Adieu für jetzt! In acht Tagen sehen Sie den ersten Akt!"

Mit strahlenden Blicken empfahl er sich, um selbstbewußt und stattlich seiner Wohnung zuzuwandern.

Er war voller Zuversicht, er anticipirte den Sieg, und hatte doch das Gefühl, daß er dadurch nicht die Nemesis reizte. Der Erfolg lag dießmal in der Sache. Charaktere, Beziehungen, Conflikt und Lösung, Alles war natürlich, menschlich ansprechend und befriedigend. Die ehrenwerthen Personen hatten so viel Schwäche, daß man an ihre Tugend glaubte und sich ihrer freute, die andern so viel Gutes, daß man ihr Vergehen begriff und ertrug. In dichterischer Ausführung konnte er für alle interessiren, und der Schluß mußte nothwendig

beglückend, erhebend wirken. Die Lebenswahrheit, die freundliche Mäßigung und die labende Frische der Natur, das war es, was dem neuen Gemälde die Herzen gewinnen mußte. Er stellte sich's recht lebhaft vor und erquickte sich innig an diesen Eigenschaften.

Auf einmal zuckte er, wie erschreckt. Eine peinliche Empfindung malte sich auf seinen Zügen und das schöne Roth der Freude wandelte sich in das Düsterdunkle der Scham. Er hatte an seine Tragödie gedacht, mit dem klaren Blick des Moments die Gestalten derselben prüfend überschaut: und wie durch einen Zauberschlag war der täuschende Flor gefallen, durch den er sie bis jetzt gesehen; sie standen vor ihm in all ihrer Einseitigkeit, Unnatur, Uebertreibung, und Qualgefühle gingen durch sein Inneres.

So vollzieht sich der Fortschritt in gewissen Naturen. Man denkt Ideale, prägt sie mit Lust aus und sieht die Bilder mit aller Liebe und Freude des Schöpfers. Der untersuchende Verstand Anderer entdeckt die Gebrechen daran und hebt sie hervor; man ist dagegen gewaffnet. Das Mißurtheil hat Mangel an Auffassung oder böser Wille gefällt; es wäre Thorheit, ja Verrath, sich ihm zu unterwerfen! — Neue, schärfere Angriffe rütteln an dem Werk und dringen schmerzend in das Herz des Urhebers. Die Stimme der Freundschaft spricht das Wort der Rüge und wirkt Bedenken, Zweifel. Zweifel! Das Herz wird beunruhigt, aber noch lebt in ihm die Hoffnung. Da sieht der Geist in reiner Gestalt das Aechte, Gute, wenn auch bescheiden Gute; er ist genöthigt, es als Maßstab anzulegen an die so hochgehaltenen Gebilde; und wie in der Sage Zauberinnen, welche durch eine magische Zierrath als Musterbilder der Schönheit die Sinne bestrickten, nach Hinwegnahme derselben plötzlich durch eben so große Häßlichkeit erschrecken, so grinst den Unglücklichen die Kehrseite des Bildes in aller Grellheit an; er sieht, im Innersten verwirrt, nur die Ungestalt und diese noch übertrieben, er gesellt sich zu den Feinden seines Produkts und tobt gegen sich selber.

Noch vor einer Stunde hatte die Freundin die Personen ihres Entwurfs mit Seitenblicken auf die Figuren der abgewiesenen Tragödie charakterisirt und den Autor an diesen den Mangel an Natur und Wahrheit fühlen lassen. Aber dadurch wurde er noch nicht besiegt. Die Schauspielfiguren hatten vor jenen Idealen allerdings etwas voraus, aber diese noch mehr vor jenen; beide hatten ihren Werth, ihre Schönheit, ihre Sphäre des Wirkens. Jetzt aber, nachdem es ihm wie Schuppen vom Auge gefallen, wurde er selbst Richter, um nicht zu sagen Rächer; die Angriffe der Andern, die er früher abgewiesen, verbanden sich mit ihm und drangen mit ihm vereint gegen das Werk an, und es ging in Trümmer.

Es war ein sehr schmerzliches Gefühl, das völlige Aufgebenmüssen einer so unendlich geliebten und unwillkürlich bewunderten Schöpfung! Die Selbstverdammung gab dem Urheber eine Art Genugthuung, verlief sich aber in tiefe Oede des Herzens, und die Verzweiflung begann ihre schwarzen Fittige wieder um sein Haupt zu schlagen.

Doch jetzt konnte sie ihn wohl anfallen, nicht bezwingen. Gottlob, gottlob! sein Werk lag zu Boden, er selber stand! Der Ersatz für den schmerzlichen Verlust war gegeben, er täuschte sich nicht. Die neue Dichtung mußte gelingen und ihm halten, was er sich von jener allzuhoch gespannten nur trügerisch versprochen hatte. War es doch auch eine schlichte Aufgabe, die er ergriff, der er sich fügte! Uebte er doch in der That, wenn er ihr sich hingab, die Tugend der Selbstbezwingung und Selbstbescheidung! Er hatte durch die Sirenenstimme der Einbildung sich verlocken lassen zur Selbstüberschätzung, Selbstüberhebung. Aber er war vollauf gestraft, er kannte sein Unrecht, er wollte das Bessere — und nun mußte es ihm auch gelingen.

Die neue Arbeit stand vor ihm in täuschungsloser Klarheit. Denn freilich seit Langem kannte er die Aufgabe der Dichtung: die Natur zu verklären, die Menschen aufzufassen, wie sie sind, und sie mit ihren wirklichen Eigenschaften zu idealisiren. Wie oft hatte er sich das gesagt! Auch geschrieben hatte er's und drucken lassen für Andere! Dennoch ließ er sich auf einen Irrweg verlocken, weil ihn eben der Wahn blendete, in reinen Musterbildern des Guten und Bösen, deren jedes leidenschaftlich und in diesem Sinn auch lebensvoll nach seinem Ziele ging, das überschwänglich Poetische zu leisten. Nun aber, nachdem er den Wahn als Wahn erkannt, war ihm jenes natürliche Ideal der Dichtung nicht mehr bloßer Gedanke, sondern historisch erprobte, durch Erfahrung bestätigte Wahrheit. Nun hatte er's im Wollen, und nun mußte er's auch haben im Vollbringen!

Unter diesen Gedanken war er nach Hause gekommen. Er trat in seine Stube als ein verwandelter Mensch: gedemüthigt, aber auch wieder erhoben und festen, freudigen Sinnes. Auf dem Tisch lag ein Schreiben: es war von Auguste. Der Liebende erbrach es mit dem Vorgefühl, daß es herzlich Gewünschtes bringen werde — und er täuschte sich nicht. Das Schreiben lautete:

„Mit dem größten Leidwesen, mein lieber, guter Heinrich, hab' ich deine letzte Meldung gelesen. Ist es denn möglich? Eine Dichtung, die uns Alle begeisterte,

Digitized by Google

von der wir noch lange nachher mit Bewunderung geſprochen haben, ſie ſoll nicht einmal der Aufführung werth ſeyn? Man ſchickt ſie dir wieder zurück, als wäre ſie ein ſchlechtes Machwerk! O wie unendlich bedaure ich dich! Ich kann an meiner eigenen Entrüſtung abnehmen, wie groß die deine geweſen iſt, und bewundere jetzt deine Faſſung und deinen neuen Muth. Das Genie und die Liebe und der Fleiß, den du auf dieſe Dichtung gewendet haſt, Alles ſoll vergebens geweſen ſeyn? Biſt du denn nicht verzweifelt?"

„Ich muß mir dein poetiſches Talent recht vergegenwärtigen und lebhaft daran denken, daß man eben ſo eigene und ungewöhnliche Zwecke, wie du ſie haſt, in dieſer Welt nicht auf den erſten Anlauf erreicht, wenn ich nicht ſelbſt verzweifeln ſoll. Wie ſchwierig iſt es — ich hab' es ja von dir gehört und mit dir erlebt! — ein dramatiſches Werk zu ſchreiben! Damit iſt aber noch nichts gethan. Nun ſoll es die Prüfung beſtehen von Menſchen, die vielleicht gar nicht gerecht urtheilen mögen, und wenn es dieſe beſtanden hat, dann ſoll es auf der Bühne nach dem Geſchmack des Publikums ſeyn, den man nicht berechnen kann. Welche Gefahren, welche Sorgen liegen auf dieſem Weg! Ja wahrlich, die Ehren und das Glück, die man im günſtigen Fall gewinnt, dürfen ſehr groß ſeyn, wenn ſie dieſe Anſtrengungen und Aufregungen irgend belohnen ſollen!"

„Stelle ich mir dein Talent, deine Begeiſterung und deine Ausdauer vor, dann glaube ich, trotz allem, doch wieder an dich und hoffe auf's neue. Gib dir nur Mühe, in deinem zweiten Werk die Fehler zu vermeiden, die man am erſten getadelt hat. Mache Bekanntſchaft mit Schauſpielern und mit Dichtern, die ſchon effektvolle Werke geſchrieben haben, und laß dir von ihnen rathen. Richte dich nach der jetzigen Stimmung des Publikums, die du im Theater doch ſtudiren kannſt, und trachte in deinem Stück nach Scenen, die du am meiſten auf die Herzen wirken ſiehſt. Wenn du das alles recht beobachteſt, dann wirſt du mit deinem Talent ganz gewiß durchdringen."

„Den Eltern dein Mißgeſchick recht vorzuſtellen, iſt mir ſehr ſchwer geworden. Bei ihrem großen Vertrauen auf dich wollten ſie die Nachricht zuerſt gar nicht glauben. Als ich nun die Stellen aus deinem Schreiben vorlas, wurden ſie verſtimmt, verlegen, und dem Vater entſchlüpfte das Wort: es iſt doch ein unſicheres Handwerk! Ich nahm mich aber deiner an, und mein herzlicher Eifer gab mir Gedanken und Gründe für deine Beſtrebungen ein, daß ſie mir zuletzt nichts mehr entgegnen konnten. Aber das rechte Vertrauen iſt noch nicht wiedergekehrt."

„Ein übles Nachſpiel gab's, als die Zeitung eintraf, die deine Abweiſung ſo hämiſch bekannt gemacht hat. Auf die Fragen zu antworten, die man jetzt von allen Seiten an mich richtete, iſt mir auch gar nicht leicht und angenehm geweſen; ich hab' es aber in meiner Liebe zu dir gethan, ſo gut ich konnte. Die Einen ſprachen ihr herzliches Bedauern aus, und darunter der brave Rektor, der mir ſagte: dein Brief ſey ihm Bürge, daß es dir mit dem nächſten Verſuch um ſo beſſer glücken werde. Andere konnten aber ihre Schadenfreude nicht zurückhalten und ihre Reden wurden durch ihre Mienen ſo auffallend Lügen geſtraft, daß ich mich über beide ſehr geärgert habe. Ich bin den Menſchen förmlich böſe geworden."

„Dieſe Nachrichten, mein lieber Heinrich, ſollen dich nicht entmuthigen, ſondern vielmehr anfeuern. Biete jetzt nur alle deine Kräfte auf und erfreue mich bald mit einer guten Nachricht, die den Glauben der Eltern ſtärken und die böſen Zungen, die bereits über dich ziſcheln, verſtummen machen kann. Vertraue auf meine unwandelbare innige Theilnahme an Allem, was du unternimmſt; ſchreibe mir Alles, was dir irgend bedeutendes widerfährt! Ich weiß, daß du zur Vollendung des neuen Werkes noch eine gute Zeit brauchen wirſt, und harre in Hoffnung; aber dann melde mir endlich einen Erfolg, der Alles wieder gut macht und die treueſten deiner Freunde am glücklichſten!"

Die eben ſo klare und verſtändige wie herzliche Erwiderung erfreute und erhob den Liebenden im Innerſten, und muthig blickte ſein Auge, als er die letzten Zeilen geleſen. Ein Erfolg, ein naher, gewiſſer Erfolg war gefordert, aber jetzt, Gott ſey Dank, auch ſicher! Das Geſchenk eines unfehlbar zum Gelingen führenden Entwurfs war eine Fügung, berechnet auf das dringendſte Bedürfniß ſeiner Lage. Hülfe in der Noth, doppelt und dreifach willkommen! Er fühlte das wunderbare Zuſammentreffen mit tiefem Dank gegen die Vorſehung und gegen die liebe Freundin, die ihr ſichtlich als Werkzeug gedient hatte.

Am andern Morgen griff er die Arbeit an und die erſten Scenen gelangen ihm nach ſeinem Gefühl munter, friſch — um nicht zu ſagen keck. Als er zu Tiſche ging, begegnete er Willmann. In der Freude ſeines Herzens trat er auf ihn zu, faßte ihn bei der Hand und theilte ihm unter dem Siegel der Verſchwiegenheit ſeinen Fund, ſeine Hoffnung mit. Der Doctor war ernſtlich erfreut. Mit einem Blick, der einen faſt zärtlich ſchelmiſchen Glanz hatte, rief er: „Alſo bekehrt! Einer von den Unſern! — So raſch iſt der Plan —" Er hielt inne, ſchüttelte ihm die Hand und ſetzte hinzu: „Nehmen Sie meinen herzlichen Glückwunſch! Jetzt ſind

Digitized by Google

Sie im rechten Fahrwaſſer! Vorwärts mit dem Genius des Jahrhunderts, und vogue la galère!

VI.

Der Kampf des Realismus mit dem Idealismus, der hauptſächlich unſere Epoche bezeichnet und auf allen Gebieten mit wechſelndem Glücke geführt wird, mußte nothwendig auch in der Sphäre der Dichtung hervortreten. Daß ein Streit ſo berechtigter Gegenſätze am Ende nur zur Ausgleichung führen kann, braucht ſinnigen Leſern wohl nicht mehr geſagt zu werden. Aber wie ſoll dieſe erfolgen? Durch die leidenſchaftlichen Vertreter der Gegenſätze, welche ſich, „des langen Haders müde," zuletzt die Hand reichen werden? Schwerlich. Der Kampf wird dazu dienen, die Akten ſpruchreif zu machen; aber die gedeihende Harmonie wird das Werk ſeyn derjenigen Geiſter, die, zu beiden Richtungen begabt, den Streit in ſich ſelber durchkämpfen und der Ausgleichung fähig werden in der gerecht unterſcheidenden, gerecht urtheilenden Liebe zu beiden. Sie, denen der Sieg gelingt im Kleinen, können das Vorbild liefern und zuſammenwirken für den Sieg im Großen, der ſich, wenn es Gott gefällt, nach und nach wird erſtreiten laſſen.

Zu den Geiſtern ſolch doppelter Begabung gehörte in gewiſſem Sinn auch der Dichter, deſſen Schickſale hier dargeſtellt werden ſollen. Er hatte ein Auge für die wirkliche Welt, er lebte und liebte in ihr, er fühlte die Poeſie des Lebens und ſuchte ſie auszuſprechen in verſchiedenen dichteriſchen Formen. Aber zugleich folgte er einem unwiderſtehlichen Hang zu idealen Gebilden der Phantaſie, und glaubte in ihnen eben das Größte, das Erhabenſte leiſten zu können. Im Schwunge des idealiſirenden Geiſtes ging er über die Wirklichkeit hinaus, und ſogar ihre Poeſie ſtand vor ihm in kleinem, unſcheinbarem Licht. Seinen Hauptberuf erblickte er jenſeits der Schranken des Endlichen, und auf ihn warf er ſich daher mit aller Leidenſchaft muthiger Jugend.

Der erſte durchgeführte Flug hatte ſich ihm indeß übel gelohnt. Gleich Phaeton war er herabgeſtürzt aus den überirdiſchen Höhen: gewaltig erſchüttert, aber glücklicherweiſe doch nicht zerſchmettert und kein tragiſches Opfer der Unternehmung. Sich wieder erhebend, ſah er ſich auf der Erde und fand, unter freundlicher Aufmunterung, daß ſie lieblich anzuſchauen war und ihm anſpruchlosere, aber erreichbare Schönheit zum Erſatze bot. Dankbaren Sinnes erblickte er dieſe im beſten Licht und freute ſich über Alles, nachdem ihm das Große nicht gelungen war, um ſo beſſer das traulich anſprechende Kleinere zu leiſten.

Im Grunde: was iſt Poeſie? Das durch den liebenden Geiſt verklärte Leben. Der Geiſt kann alles verklären, was er liebt; nicht nur das Große, ſondern auch das Kleine, das auch erlöst ſeyn will von den Banden der Proſa, und wie die Geſchichte aller Künſte zeigt, auch erlöst werden ſollte und ſoll. Die Malerei hat Götter und Heroen dargeſtellt, aber auch den Schmetterling, den Käfer und den Apfel wiederzugeben nicht verſchmäht. Und wer, der ſich ein offenes Herz bewahrt hat, wird ſich nicht auch ſolcher Abbildungen freuen, wenn ſie nämlich gelungen ſind!

Gedanken dieſer Art gingen durch den Kopf des Poeten, als er ſein Drama weiter führte. Seine Liebe zu dem Stoff hielt aus und gewann, indem ſie ruhiger wurde, vielmehr an Innigkeit. Allerdings kam zuweilen mitten in der Freude über die gelingenden Figuren ein Schamgefühl über ihn, wenn er der Vornehmheit gedachte, womit er auf ſolche Arbeiten früher herabgeſehen hatte. Er büßte die Ueberhebung, die ihm ſo ſchlimm bekommen war, nachträglich noch wiederholt, fühlte aber auch, daß die Buße heilſam war für ihn und ſeine Arbeit.

Als er den erſten Akt zu Ende gebracht hatte (er brauchte denn doch länger dazu, als acht Tage), begab er ſich zu den Freundinnen. Unter guten Erwartungen las er ihnen die Reinſchrift vor und wurde, hinſichtlich des Ganzen, mit herzlicher Beiſtimmung erfreut. Im Einzelnen hatten beide zu tadeln; die Ausſtellungen gründeten ſich aber auf Erfahrung und natürlichen Takt, wurden ihm einleuchtend gemacht, und er änderte mit Vergnügen. Hatte er doch ſchon ſelbſt über ſich zu Gerichte geſeſſen und ſich vielfach die Luſt des Verbeſſerns gegönnt. Jetzt ſetzte er's nur fort und freute ſich der wachſenden Reinheit.

Nachdem er den letzten Einwand auf kurzes Bedenken hin als richtig zugeſtanden hatte, ſah ihn Roſa lächelnd an und ſagte: „Mein lieber Freund, Sie haben einen großen Fortſchritt gemacht. Sollte man nicht glauben, der Tadel wäre Ihnen jetzt lieb? Statt daß Sie empfindlich werden und ihre Lesart heftig vertheidigen, erkennen Sie die unſere an und laſſen ſie gelten. Das iſt ein Zug, der bei deutſchen Dramatikern nicht ſehr häufig vorkommen ſoll."

„Mir," entgegnete Heinrich mit Heiterkeit, „hat ihn auch erſt ein Kraftmittel beigebracht. Jetzt freilich gehört er zu mir und ich gedenke ihn zu behalten." — „Immer zu!" rief die Mutter lächelnd. — „Im Grunde," fuhr der Poet fort, „kommt es auch hier nur darauf an, was man eigentlich will: die Sache, die Kunſt, oder ſich ſelber. Wer die Kunſt will, der hat ein Ideal der Vollendung vor Augen, und er ruht

Digitized by Google

nicht, bis ſein Werk dieſem ſo nah als möglich kommt. Wer ſich will, der gibt etwas von ſich und hält es für das realiſirte Ideal, weil es von ihm iſt. Natürlich wird ſo Einem der Widerſpruch als perſönliche Beleidigung erſcheinen, während er jenem, als zur Verbeſſerung der Sache dienend, lieb nnd willkommen iſt."

„Weislich erklärt," entgegnete Roſa mit Lächeln. „Nun, unſern Widerſpruch können Sie ſchon gelten laſſen; er kommt weder aus einem tadelſüchtigen noch frivolen Gemüth und hat nichts als die Schönheit Ihres Werkes im Sinn." — „Das weiß ich," erwiederte Heinrich, „und darum hör' ich ihn mit Freuden und bitte um die Fortſetzung."

Wir können nicht gemeint ſeyn, den Poeten in ſeiner Thätigkeit und ſeinem Verkehr mit den beiden Frauen Schritt für Schritt zu begleiten. Er arbeitete ſtetig jeden Tag, und wenn das Drama langſam vorrückte, weil nach und nach die Schwierigkeiten mehr hervortraten und wiederholte Verſuche nöthig machten, ſo wuchs es doch und nährte die Begierde des Autors zum Weitergang.

Die fertigen Partien (auch kleinere, wenn ſie an ſich bedeutend oder gewagt erſchienen) las er an freien Abenden den Damen vor, hörte Lob und Tadel und änderte nach gewonnener Ueberzeugung Einzelheiten und ganze Scenen. Für einen theilnehmenden Beobachter wäre es intereſſant geweſen, zu ſehen, wie Dichter und Schauſpielerin dabei ſich ergänzten. Heinrich ſtrebte nach Gehalt, Geiſt, höherem Ausdruck, und vielfach gerieth es ihm damit. Nicht ſelten wurde der Dialog aber zu ſchwer, zu gefüllt, oder gewann einen verſtiegenen Charakter; nnd ſo wurde er von Roſa bekämpft, bis der Poet ſich fügte. Die Künſtlerin hatte vorzugsweiſe den Effekt im Auge, drängte in dieſem Sinn die rührenden Scenen auszubeuten und beſonders draſtiſche Abgänge herzuſtellen. Hier überſchritt ſie aber ein paarmal die Linie, ſchlug Reden vor, die ſich nicht natürlich mit aus der Situation ergaben, und mußte ſich von dem Dichter widerlegt ſehen, dem die poetiſche Wahrheit über alles ging. Wenn die Forderungen der Wahrheit und der Wirkung einander entgegen traten, ging es nicht ohne Conflikt ab; allein man vereinigte ſich wieder, indem von beiden Seiten eingeräumt wurde, daß in einem Bühnenſtück eben die Wahrheit wirkungsvoll ſeyn müſſe, und Heinrich, wenn er die unmittelbaren Forderungen Roſas ablehnte, folgte ihr doch in ſo fern, als er dann für naturgemäße Kraftentwicklung Sorge trug.

Im Ganzen bewies unſer Poet, daß er das menſchliche Herz im Guten und Schlimmen, ſo wie die Leiden und Freuden der bürgerlichen Sphäre gar wohl kannte und über ſein abgelauſchte Züge des realen Lebens zu gebieten wußte. Er erprobte ſich als Poeten, indem er wirkliche, lebendige Menſchen zeichnete, die in natürlicher Entfaltung ihres Innern Sympathie zu gewinnen vermochten. Das wurde den Freundinnen immer deutlicher, und Roſa empfand darüber das reinſte Vergnügen.

Der Verkehr der drei Leute hatte etwas ſo ungezwungen Trauliches und unter Umſtänden Heiteres, daß ein Beſucher, auf den erſten Blick hin, ſich geſagt hätte: die ſind glücklich und machen ſich glücklich. In der That unterhält nichts anziehender und ſchöner, als gleiches Intereſſe bei einem gemeinſamen Unternehmen. Roſa konnte das Drama ſo gut anſprechen wie Heinrich, und jedenfalls lag ihr das Gelingen um nichts weniger am Herzen, als ihm. Ihr ſchönes braunes Auge glänzte Genugthuung, wenn ſie etwas für gut erklären mußte, beſonders wenn dieß nach einer zweiten Bearbeitung der Fall war, die ſie gefordert hatte. Da rühmte ſie den Autor, daß er ihren Rath befolgt, es gleich ſo richtig getroffen und ſich dadurch als wahren Dichter bewieſen habe, ſo warm, ſo froh, daß er beglückt lächelte und auch über das Geſicht der Mutter ein Schein der Freude ging.

Die jungen Leute erſchienen zuweilen faſt wie Verlobte, die es ſchon längere Zeit waren und darum in ruhiger Freundlichkeit ſich gefielen. Bei näherer Betrachtung zeigte ſich freilich, daß der Poet an der Liebenswürdigkeit des Mädchens ſein Vergnügen hatte und ſich unwillkürlich dem Reiz ihres Umgangs hingab, aber doch nur in Gefühlen der Freundſchaft ſich bewegte, während aus ihrem Auge zuweilen Blicke kamen, die ihre tiefe Leidenſchaft verriethen — ein ſüß und ſchmerzlich erregtes inneres Leben, das nur durch Willenskraft verſchloſſen gehalten wurde.

Man fragt vielleicht, wie es möglich war, daß der junge Mann dieſen Zuſtand ihrer Seele nicht endlich doch erkannte und nun mit ſich zu Rathe ging über das unter ſolchen Verhältniſſen ihm gebotene Benehmen? Daran war aber theils die Naivetät, die recht eigentlich unſchuldige Natur Heinrichs, theils die Kunſt des Mädchens Schuld, die ſich ſelbſt ſo ſehr in der Gewalt hatte, daß ſie den Ausdruck einer tieferen Empfindung raſch wieder in Scherz verkehren und damit auslöſchen konnte. Ihr zärtlicher Antheil an ihm und ſeinem Vorhaben entging Heinrich freilich nicht; allein er nahm ihn für den Beweis einer Freundſchaft, die auch er gegen ſie empfand, für die natürliche Sympathie der Künſtlerin mit dem Dichter, und endlich — warum nicht? — für den Ausdruck eines Wohlgefallens an ſeiner Perſon, das er ebenfalls reichlich wieder

Digitized by Google

vergalt. Wußte ſie doch, daß er verlobt war und an der Geliebten mit unverbrüchlicher Treue hing; wie hätte er denken ſollen, daß ſie eine Glut in ihrem Herzen nährte, die nur in Auguſte gerechtfertigt war? Ihm blieb daher die Geliebte die Geliebte, die Freundin die Freundin, und darum genoß von den dreien nur er allein eines reinen, ungetrübten Glücks.

Die Wirklichkeit hatte auch dießmal rückſichtslos ihren eigenen Weg genommen. Der dramatiſche Dichter und die ſeinſinnige, reizende Künſtlerin ſchienen für einander geboren. Aber während ſie ihn liebte und in dieſes Gefühl ſich immer mehr vertiefte, hing er nicht nur mit leidenſchaftlicher Innigkeit an der Jugendgeliebten, ſondern umgab ſie, die Schöne, nur um ſo eifriger mit den Zaubern einer verſchönernden Einbildungskraft. Sie war ihm die edle, die hohe Geſtalt, die Königin ſeiner Gedanken, zu der emporzuſtreben ihn mit der ſüßeſten Luſt erfüllte. Alle Eigenſchaften an ihr waren liebenswerth über Alles, und ſie endlich ſein zu nennen und ſie mit allen an's Herz zu drücken, eine nicht zu faſſende Wonne. Die ſchöpferiſche Phantaſie, die große Künſtlerin, durchleuchtete das Bild und ließ es in Farben erglänzen, daß neben ihnen auch die lieblichſten wirklichen ihr Licht verlieren mußten. Wenn die Freundin ſich um ihn verdient machte und ihm zur Erreichung ſeines Zweckes half, ſo erwiederte er dieß mit herzlichem Dank. Aber den Zweck wollte er nur erreichen, um die Erwählte durch ſeinen Triumph zu erfreuen und triumphirend heimzuführen.

Roſa, wie reſignirt ſie war und wie ſehr ihr liebendes Gemüth ſchon durch den großmüthigen Beiſtand ſich beglückt fühlte, hatte doch eine ſchmerzlich bittere Empfindung, als dieſe Geſinnung Heinrichs einmal ſo recht offen hervortrat. Sie kämpfte dagegen, hielt ſie nieder, und dieß gelang ihr ſo ſehr, daß ſie ſich mit ihm an der Vorſtellung ſeines endlichen Glückes ſelber zu weiden ſchien. Dadurch wurde aber Heinrich nur um ſo ſicherer gemacht, und wenn er erſt noch eine gewiſſe Scheu gefühlt hatte, die Geliebte vor der Freundin zu preiſen und der Freude ſeines Herzens Worte zu geben, ſo folgte er jetzt dem Drange deſſelben um ſo rückhaltloſer, weil er dadurch der Theilnehmenden ſelber Freude zu machen glaubte.

Mit all ihren Fähigkeiten, ſich über ſich ſelber zu erheben, wurde Roſa jetzt doch auf harte Proben geſtellt. Ein Liebender findet ſo viele Gelegenheit, von der Geliebten zu reden! Eine allgemeine Frage nach ihr gibt ihm Anlaß zu ausgeführtem Bericht, wobei er weit mehr ſein eigenes Bedürfniß, als das der Hörer zu Rathe zieht. Eine Erkundigung nach einem Bezug, der nur ihn ſelber betrifft, läßt ihn in die Antwort einflechten, was ſie vorher oder nachher, in oft ſehr entferntem Zuſammenhange, geſagt oder gethan hat u. ſ. w. Heinrich, um der bewieſenen Theilnahme durch eben ſo großes Vertrauen entgegen zu kommen, theilte die ſchönſten Stellen aus den Briefen mit, die er von Auguſte erhielt; er las Gedichte vor, die er ihr gelegentlich zum Ruhme ſang, und gab dazu Commentare, die oft noch viel poetiſcher waren als die Gedichte ſelbſt. Wenn man bedenkt, daß Roſa dem allen gegenüber die einmal angenommene Haltung zu bewahren hatte, ſo ahnt man, was ſie dabei litt.

Ein eigenes Gefühl regte die dramatiſche Arbeit ſelber in ihr an. Der Poet hatte den Gedanken, in den beiden Mädchengeſtalten ſowohl die Geliebte als die Freundin zu ſchildern, gewiſſenhaft ausgeführt; und es begreift ſich, daß im Vergleich zur erſten die zweite Figur in all ihrer Artigkeit als Mond neben der Sonne und recht eigentlich ſecundär erſchien. Die Künſtlerin hielt bei der erſten Wahrnehmung mit Mühe ihren Unmuth zurück, um erſt in der Einſamkeit ihr Herz zu entlaſten. Sie war nicht nur perſönlich gekränkt, ſondern auch äſthetiſch verletzt. Denn eben jene erſte Figur drückte ſich in der Arbeit zu hoch und zu koſtbar aus, ſo daß es den Effekt des Ganzen nothwendig beeinträchtigen mußte. Roſa, nachdem ſie mit ſich zu Rathe gegangen, trat den Uebertreibungen in dieſem Bilde ſo geſchickt als möglich entgegen, mußte aber doch länger kämpfen, indem der Poet endlich nur nachgab, als ſie ihm bewies, daß eine natürlichere und ruhigere Sprache die Liebhaberin auch herzgewinnender erſcheinen ließe. Bei der andern Geſtalt hatte ſie dagegen Vorſchläge zu machen zu beſſerer Ausſtattung an Gemüth und an Witz. Sie zeigte indeß klar, daß auch dieß im Intereſſe der Dichtung ſey, und der Poet, hier innerlich erheitert, gehorchte.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Obſtdorf im „Alten Lande.“

(Schluß.)

Zuweilen, wenn ich unterwegs eine Bekanntſchaft gemacht hatte oder auch mich einer freundlich einlud, ging ich vom Deich herab, ruhte in einem Hauſe aus und durchforſchte mit dem gefälligen Beſitzer die Gärten, oder, wie ſie hier ſagen, die „Baumhöfe.“ Dieſe Baumhöfe dehnen ſich weit und breit hinter den Wohnungen aus, wie anderswo die Kornfelder. Kleine ſchmale Flußarme und Gräben zur Bewäſſerung laufen überall zwiſchen ihnen herum. Da entdeckt man wieder gar mannigfaltige Scenen. Manche Baumhöfe ſind ſchon ſehr alt, Jahrhunderte alte Pflanzungen. Da ſieht man Bäume, die von Krankheit und Wetterunbill ſchon halb zerſtört, überall mit Moos bedeckt ſind. Ihre morſchen Zweige und Gliedmaßen wollen faſt aus einander fallen. So lange ſie aber noch ein wenig Lebenskraft in ſich haben und wenigſtens ſtellenweiſe Früchte produciren, ſtützt und flickt ſie der Bauer, hält ſie mit Strohſtricken und Querbalken zuſammen, legt ihnen auch Pflaſter auf und umdüngt ſie alle Jahre. Gepflaſtert, mit einem tüchtigen Theerpflaſter verſehen, ſind hier faſt alle Bäume, damit die Ameiſen und andere wandernden Inſekten von unten nicht hinaufſteigen können. Zum Düngen der Bäume hält ſich jeder Baumhofsbeſitzer ein Paar Kühe und Schweine. Der Pferde- und Schafdünger iſt ihnen zu hitzig.

Ihr Hauptobſt ſind Kirſchen, obwohl auch der Aepfel und Pflaumen nicht wenige vorhanden ſind. Die Gattungen ihrer Kirſchen ſind ſehr zahlreich und die Namen, die ſie dafür haben, eben ſo wie die oben angeführten Namen ihrer „Gräſdinge“ und „Richter“ ſo particulariſtiſch, daß man bei Grimms und Graſs allgemeinen deutſchen Sprachſchätzen vergebens Auskunft darüber ſucht. Eine Sorte kleiner ſchwarzer Kirſchen z. B. nennen ſie „Mettentwiſſeln,“ eine andere Sorte „dicke Twiſſeln.“ Viel erzählten ſie mir auch von den rothen „Blaulehnern.“ Ich will der Herkunft dieſer und anderer Ausdrücke nicht weiter nachforſchen. Kirſchen im Allgemeinen nennen ſie „Kaffebeeren“ (Kirſchbeeren). Und unter dieſem Rufe: „Kaffebeern! Kaffebeern!“ bieten ſie ihre Waare, gravitätiſch und langſam unter der ſüßen Laſt in ihren weiten, manchesternen Hoſen einherſchreitend, in den norddeutſchen Städten aus.

Sie ſagten mir, ſie haben in der Regel auf einer Quadratruthe (die Ruthe zu 16 Fuß) etwa vier Bäume ſtehen. Und ein ſolcher Baum gibt in guten Jahren wohl 300, ja bis 500 Pfund Kirſchen, im Durchſchnitt zwar nur 100. Dieß gäbe alſo etwa vier Centner Kirſchen auf die Quadratruthe. Weder an Gewicht, noch an Werth würde ſo viel aus einer mit Getreide beſäeten Quadratruthe herauszubringen ſeyn. Einige Bauern haben mehr als tauſend Bäume, verkaufen auch wohl für 1000 Thaler Obſt im Jahre. Nichts deſto weniger iſt aber doch auch in dieſem Obſtlande nicht der „Baumhofbeſitzer,“ ſondern der Getreideland-Eigenthümer und Viehzüchter der reiche Mann. Entweder haben von vorn herein die kleinen Leute ſich dem Obſtbau mehr gewidmet, und der große Grundbeſitz iſt in den Händen der wenigen Kornbauern geblieben, oder der Obſtbau hat es wie der Weinbau in ſeiner Natur, daß er mehr kleine Leute und Beſitzthümer erzeugt, als das Kornfeld.

Wie nach dem, was ich oben geſagt, in ihren Gebräuchen, Sitten und Coſtümen, ſo ſteckt auch in der innern Einrichtung der Häuſer der Altenländer noch viel Alterthümliches und Holländiſches. Ihre Möbeln, Tiſche, Stühle und Kleiderſchränke prangen noch oft in alter Solidität und Zierrathenfülle. Sie haben, wie ihre Vorväter, die Holländer, eine charakteriſtiſche Vorliebe für das Bunte, für Farbenfriſche, für Moſaik und Holzſchnitzwerk aller Art. Wie der Boden ihrer Hausfluren und ſelbſt die Wege in ihren Gärten mit allerlei höchſt phantaſtiſchen Muſchel- und Steinmoſaiken ausgelegt ſind, ſo ſind ſogar die Mauern ihrer Häuſer nicht proſaiſch Stein auf Stein aufgebaut, ſondern aus lauter bunten, höchſt mühſamen Ziegelſteinmoſaiken zuſammengeſetzt. Sie beſtehen aus einer Menge von eingerahmten Quadraten, und innerhalb jedes Quadrats liegen die Steine nach einem andern Muſter und bilden die verſchiedenartigſten Figuren, wie Bilder in einem Kaleidoſkop. Im einen bilden ſie Kreuze, im andern Zickzacklinien, im dritten kleine ſich einſchließende Vierecke oder Kreiſe, im vierten ſind ſie ſchräg von der Rechten zur Linken, und im fünften von der Linken zur Rechten aufgeſchichtet. Zuweilen haben ſie auch kleine Bilder, z. B. von Tiſchen oder Häuſern, aus den Steinen zuſammengelegt. So ein Haus ſieht daher aus, als wäre es aus lauter

Schnörkeln zuſammen geſetzt, wie ein altes kalligraphiſches Kanzleiaktenſtück.

In derſelben buntſcheckigen Weiſe ſind die Wände ihrer Zimmer tapezirt, nämlich mit ſogenannten „Fließen," d. h. mit kleinen flachen viereckigen Fayenceplatten, die eine neben der andern in die Wand gepflaſtert ſind. Jedes Plättchen iſt mit einem in Blau auf Weiß ausgeführten ſkizzenhaften Bildchen verſehen. Das eine ſtellt eine holländiſche Windmühle dar, oder ſonſt eine landſchaftliche Scene, das andere einen kleinen Hafen mit einem Schiffe, das nächſte Moſes vor dem brennenden Buſch, das folgende die heiligen drei Könige, das darüber einen Bauer mit einer Kuh am Strick, und das darunter die drei Engel vor Abraham. Es iſt eine ganz unterhaltende Galerie von zahlloſen Miniaturbildern, und es ſieht ſo aus, als hätte man lauter bemalte Theetaſſen in die Wand gemauert. Dieſe in Holland noch ſehr gebräuchliche Wandausſchmückung kommt zwar im Alten Lande jetzt etwas in Abnahme. Doch, ſo ſagten ſie mir, ſetzen ſie auch noch jetzt bei einem Neubau gern wenigſtens ein Zimmer mit Fließen aus. Da die glaſirten Fließen wenig Schmutz annehmen und leicht gereinigt werden können, ſo ſehen dieſe Zimmer immer wie lakirt aus.

Die Altenländer ſind nicht nur die Producenten ihrer Waare, ſondern ſie verhandeln, verſchiffen, verfahren und verſchleißen ſie auch ſelbſt in die Welt und behalten ſie, ſo zu ſagen, ſo lange in der Hand, bis ſie in den Mund des Conſumenten gelangen, indem ſie alle Proviſionen als Fuhrleute, Krämer und Herumträger dabei ſelbſt in die Taſche ſtecken. Bei weitem das meiſte ihres Obſtes verführen ſie auf dem Waſſer. Nur wenn große Gefahr im Verzug iſt, und zu Orten, wohin die Landwege ſehr viel kürzer als die Waſſerwege ſind, bedienen ſie ſich der erſteren. In neuer Zeit haben ſie ſich ſchöne auf Federn geſetzte Frachtwagen gebaut, auf denen ſie ihre mit Kirſchen gefüllten Körbe durch Schnellfahrten nach ziemlich entlegenen Städten transportiren. Auch kommt jetzt ihr Obſt durch die Eiſenbahn bis nach Berlin und weiter in's Innere von Deutſchland.

Viel weiter aber gelangen ſie damit, namentlich mit ihren Aepfeln, die ſich länger halten, auf dem naſſen Wege. Sie ſegeln mit ihnen nach faſt allen Hauptſtädten des Nordens, nach London, Kopenhagen, Stockholm, ſogar nach Petersburg. Ihr Hauptgebiet bleibt freilich das Königreich Hannover, die Weſer- und Emsgegend bis nach Holland hin. Dort ſieht man im Herbſt in den Städten Bremen, Bremerhaven, Emden, Amſterdam, wo ſie ſeit alten Zeiten ihre beſtimmten hergebrachten Anlegeplätze haben, und wo ſie, der eine hier, der andere dort, vom Großvater her „de grooten Madams" (die wohlhabenden Hausfrauen) am beſten kennen, ihre mit Obſt gefüllten Schiffe in Reihe und Glied neben einander liegen und ſich mit ihrer rothwanglgen, wohlgefälligen Waare gegenſeitig überbieten.

Keineswegs ſind alle unſere an Meeren und Flüſſen liegenden Marſchbewohner auch als tüchtige Seeleute ausgezeichnet, z. B. nicht die Viehzüchter von Butjadingen und Oſterſtade oder die reichen Rapsbauern vom Lande Wurſten. Es gibt viele arme Geeſt- und Moorgegenden, aus denen unſere norddeutſche Flotte weit tüchtigere Seeleute bezieht. Das Alteland dagegen iſt darin vor vielen andern Marſchen ausgezeichnet und durch ſeine kühnen Schiffer auf der Nord-, wie auf der Oſtſee berühmt. Ohllander findet man überall auf der Flotte der Hamburger und Bremer, und auch viele hannöverſche Schiffsführer und Capitäne ſind aus dieſer alten Marſch gebürtig. Die Schifffahrt iſt neben der Obſtbaumzucht ein Hauptgewerbe des Landes geworden, und die hannöverſche Regierung hat daher auch neuerdings eine ihrer Navigationsſchulen mitten unter den Kirſchbäumen des Alten Landes in dem Dorfe Grünendeich begründet.

So wenig Zuſammenhang auf den erſten Blick auch die friedliche Beſchäftigung eines Gärtners und Baumzüchters mit dem ſtürmiſchen Gewerbe des kühnen Seefahrers zu haben ſcheint, ſo iſt doch, glaube ich, dieſes unmittelbar aus jenem hervorgewachſen und durch daſſelbe erzeugt worden. Faſt alle Gartenprodukte der Altländer ſind nämlich zart und leicht verderblich. Sie müſſen dieſelben alſo *geſchickt* und *ſchnell* verführen. Wollen ſie hohen Gewinn machen, ſo müſſen ſie auch *weit* damit ſegeln, denn die großen Prämien winken nur in der Ferne. Sie lernten daher in *Folge* ihres Gartenbaus kleine, ſchnellſegelnde Fahrzeuge bauen und mit dieſen, unter Benutzung aller Vortheile, raſch über die Sandbänke und Watten dahin ſtreifen. Sie erwarben ſich auf dieſe Weiſe eine genaue Kenntniß der Schifffahrt aller Küſten weſtwärts bis nach Holland und England, und oſtwärts über Dänemark hinaus bis nach Mecklenburg und Pommern und weiter. Sie nennen dieß „de lütje Fahrt" (die kleine Fahrt). Aus dieſer „kleinen Fahrt" erwachſen dann mit der Zeit die Neigungen und Talente für die „große Fahrt;" ich meine die Steuerleute und Capitäne für den Weltverkehr und die Erdumſegelungen. — Die andern Marſchen, welche Getreide und andere dauerhaftere Produkte liefern, und denen das Feuer nicht ſo auf dem Nagel brennt, mögen zum Theil deßwegen langſam geworden und in Schiffertüchkeit zurückgeblieben ſeyn.

Ueberall mitten zwiſchen ihren blühenden Obſtgärten an der Luhe und Eſte findet man Schiffsbauplätze, wo ſie ihre kleinen „Smacks“ und „Ewer“ und „Jollen“ zuſammenzimmern, theeren und ausmalen. Auch ſieht man, faſt vor jedem Beſitzthume einen kleinen Hafen, in welchem die rundlich, prallig und feſt gebauten und recht keck und unternehmend ausſehenden „Fiduzias“ oder „Vigilantias,“ oder wie das Schiffchen eben heißt, vor Anker ſchaukeln, indem ſie mit ihren Maſten und Raaen die fruchtbedeckten Zweige der alten knorrigen Bäume berühren und ihre Wimpel zwiſchen den Kirſchen herum flattern laſſen. Wie viele hübſche Bilder ſieht man da, die noch niemanden gemalt hat!

Im Herbſte ſtecken alle Bäume voll von „Theerjacken,“ welche die Früchte pflücken, zu den Schiffen heran ſchleppen und dann munter in die Maſten klettern, um die Segel aufzuhiſſen und im Fluge dieſen leicht verderbenden Segen durch die Welt zu verfahren.

Weil die „Kaffebeeren“ bei weitem die Hauptfrucht des Landes ſind, ſo nennt man das Alte Land auch wohl das „Kirſchenland.“ Ich ſagte aber ſchon, daß ſie auch viele ſchöne Aepfel und andere Früchte, auch verſchiedene Gemüſearten erzeugen und gleichfalls weithin transportiren. Unter den Gemüſen iſt eines der dem Alten Lande eigenthümlichſten Erzeugniſſe der Meerrettig, oder, wie ſie ihn ſelbſt nennen, „Marretik“ und abgekürzt „Marrek.“ Die Altenländer haben auch das faſt ausſchließliche Privilegium, Hamburg, Bremen und andere norddeutſche Städte mit Meerrettig zu verſehen. Und zu der Zeit, wo es keine Kirſchen zu verſchleppen gibt, ſieht und hört man ſie überall in den Straßen jener Städte ihren „Marrek! Marrek!“ ausrufen.

Bedeutend hat in neuerer Zeit auch die Zwetſchen- und Pflaumencultur zugenommen, und zwar insbeſondere durch die Nachfrage der Engländer, die jetzt angefangen haben, für ihr großes, nimmerſattes London unſere Marſchäcker, Viehtriften, Gemüſegärten und Kirſchenländer an der Weſer und Elbe auszubeuten, und jetzt von da geräuchertes Fleiſch, ganze Heerden gemäſteter Ochſen, Butter, Meerrettig und andere Nahrungsmittel beziehen und uns dadurch weit in Deutſchland hinein die Preiſe vertheuern. Die Engländer kaufen nun auch die Zwetſchen und Pflaumen des Alten Landes auf. „Und zwar will der Engliſchmann unſere Pflaumen, kurios zu ſagen, immer grün, bevor ſie nur einen blauen Flecken an ſich haben,“ ſagte mir eine Altländerin, die ich antraf, wie ſie dieſe unreifen Früchte von ihren Bäumen holte. „De Engliſchmann het dit Jor en Breef herdol ſchreven, dat ſe ſe alle uplopen ſchölt.“ (Der Engländer hat dieſes Jahr einen Brief herunter geſchrieben, daß ſie ſie alle aufkaufen ſollen.) Und er ſagt dazu, ſie mögen koſten was ſie wollen. Nun reißen wir alle unſere grünen Pflaumen ab, wenn ſie kaum aus den Blüthen gekrochen ſind, ſchütten ſie in die Schiffe und ſchiffen ſie nach Hamburg. Dort werden ſie in Tonnen verpackt und gehen nach England. Was die Engländer damit machen, das wiſſen wir nicht.“

„Ich wußte es auch erſt nicht,“ ſagte mir ſpäter ein vielgereiſter Altländer Seekapitän, den ich darum befragte, „bis ich anfing nach Oſtindien und China zu fahren, wo ich meine unreifen Altländer Pflaumen wieder fand. Dort kennt und genießt man ſie überall. Wenn ich in Batavia oder Calcutta oder meinetwegen in Hongkong mein Frühſtück beſtelle und einen „Zugebiß“ dazu verlange, ſo bekomme ich regelmäßig ein elegantes Töpfchen Altländer Pflaumen und habe zwei Rupien dafür zu zahlen. Der Engländer kauft ſie von unſern Leuten maſſenweiſe zu Spottpreiſen, kocht ſie dann zwei mal mit Zucker auf, thut ſie in elegante Büchſen, ſchreibt was darauf und nennt es „Sweet Pickles,“ und, wie geſagt, wenn ich in Hongkong frage, was ich dafür zu zahlen habe, ſo heißt es: zwei Rupien. Wenn den Altenländern alles theure Geld zu gute käme, was in Petersburg, London und Oſtindien für ihre an Ort und Stelle ſo wohlfeilen Landesprodukte bezahlt wird, ſie wären bald lauter Kapitaliſten.“

Unter ſolchen Geſprächen und Scenen wanderte ich auf dem Rücken des Deiches an der Luhe hinauf, hunderte von Pforten vor mir öffnend und hinter mir ſchließend, und eben ſo viele Gärten und Gehöfte durchpilgernd, vom Dorfe Grünendeich nach Steinkirchen, und von Steinkirchen nach Mittelkirchen und endlich nach Neuenkirchen und Horneburg. Es iſt aber trotz dieſer vielen Namen Alles, wie ich ſagte, nur ein einziges prächtiges, mehrere Stunden langes und höchſt amuſantes Dorf, das ich das Lühedorf nennen möchte.

Bei Horneburg hat dieſes lange Dorf und zugleich auch das Alte Land ſein Ende. Dort ſchließt der „Achter Dyk“ (der Hinterdeich) die Provinz ab. Dieſer Hinterdeich iſt ein ſolches Schutzwerk gegen die von der hohen Geeſt herabkommenden Gewäſſer, wie jedes Marſchland ein ſolches beſitzt und bedarf. Hinterdeiche ziehen ſich im Rücken aller Marſchländer eben ſo meilenweit hin, wie die großen mächtigen Seedeiche in der Front des Landes gegen das Meer. Sie dienen dazu, die Schneeſchmelze und die Frühlingsgewäſſer, welche aus dem Innern des Landes herabfallen und ſich in

die Marſchen ergießen, abzuhalten oder in ihrem Laufe zu reguliren. Sie haben daher auch wie die großen Frontdeiche gegen die See Durchläſſe und Schleuſen und Kanäle. Es ſind dieſe Hinterdeiche faſt eben ſo wichtige und in hiſtoriſcher Hinſicht wohl noch intereſſantere Werke, als die Seedeiche, denn ſie waren von Anfang herein nicht nur gegen die Elemente gerichtet, ſondern ſtellen auch immer Völkerſcheiden vor. Sie grenzten die ganz anders gearteten Marſchbewohner von den alten Geeſtvölkern ab und beide fochten oft unter einander am „Hinterdeiche" ihre Grenzſtreitigkeiten aus. Vielleicht daher tragen die Hinterdeiche zuweilen den Namen „Landwehren." So heißt z. B. der lange Hinterdeich des Landes Kedingen die „Kedingenſche Landwehr." Zwiſchen Kedingen und Hadeln läuft ein Grenzdeich, der „die Landmark" genannt wird. Die Bewohner des Landes Wurſten nennen ihren Hinterdeich „den grauen Wall." An dieſen „grauen Wällen" und „Landwehren" iſt in alten Zeiten ſowohl viel Blut als Waſſer gefloſſen.

So wie man aus dem Hinterdeich des Alten Landes hinaus tritt und ſich auf den wenige Ellen hohen Rand der Geeſt hinauf hebt, wo man ſtatt der klebrigen Marſchkleie den Sand unter den Füßen fühlt, tritt man in eine andere Welt. Die von Frucht- und Blüthenfülle ſtrotzenden Obſtgärten haben da ein Ende und eben ſo die bunten Flieſenhäuſer mit dem Pelikanzeichen, und dazu die gefälligen Coſtüme der hübſchen Altländerinnen. Keine Seefluth und keine Seeſchiffe ſteigen da mehr hinauf, und keine Kanalſchiffe ſchlüpfen mehr auf den ſtillen Marſchkanälen dahin. Dagegen vernimmt man den poiternden Poſtwagen, der den Reiſenden in die öden Haidelandſchaften und zu den Torf- und Moorbauern entführt.

Die franzöſiſche Revolution und das claſſiſche Alterthum.

(Schluß.)

Nichts deſto weniger ergingen ſich die Gewalthaber in ihren confuſen Träumen mit Vorliebe in der Idee einer Bauernrepublik wie Rom und Sparta. Das in den Schulen vorgehaltene, auch neueſtens für Garibaldi bereit gehaltene Bild des Cincinnatus, der vom Pflug zur Dictatur berufen wird und von der Dictatur zum Pfluge zurückkehrt, ſchwebte den Menſchen vor, die alles eher waren, als Cincinnatuſe. Der ächte Republikaner, meinte St. Juſt, ſollte eigentlich keine Kunſt treiben, als die des Ackerbaus. Dabei gefiel man ſich noch in manchen andern und gerade den paradoxeſten Ideen und Einrichtungen des Alterthums. In Frankreich ſollte, nach dem Vorgang von Sparta, eine Münze eingeführt werden, welche im Ausland nie Cours gewinnen könnte. Dieſer Gedanke realiſirte ſich in überraſchender Weiſe durch die Aſſignaten, welche nicht nur im Ausland, ſondern auch im Inland zuletzt gar keinen Cours mehr hatten. Befehle zur Vertreibung der Fremden aus Paris, den Seehäfen und Grenzorten wurden wiederholt erlaſſen nach dem Muſter der Fremdenaustreibungen, welche von Zeit zu Zeit in Sparta ſtatt fanden. In Betreff der Erziehung ſollte die franzöſiſche Republik ſich Lycurg und Plato zum Muſter nehmen. Die Kinder ſollten vom ſiebten Jahr an den Eltern entführt und in Kaſernenzucht zu Spartanern erzogen werden. Ehen ſollten nur gelten, wenn ſie fruchtbar wären.

Im gewöhnlichen Leben wurde nach dem Umgangston der Alten das Duzen eingeführt. (Moniteur. An. II. Nr. 52.) Der Name „Bürger" (citoyen), als ehrende Anrede an die Stelle des ariſtokratiſchen „Herr" getreten, erinnert an die Bedeutung und den Glanz, welche in den blühenden Zeiten des römiſchen Reichs den Namen eines römiſchen Bürgers (civis romanus) umgaben. Einer der ſocialiſtiſchen Führer, François Noël Baboeuf, der eine förmliche Güterverthei-lung vorſchlug und ein Journal „der Volkstribun" redigirte, nannte ſich Cajus Gracchus Baboeuf. Individuen änderten ihre chriſtlichen Taufnamen in römiſche um und nannten ſich Brutus. Eine Gemeinde erſcheint vor der Barre des Convents (1793), erklärt ihre Entrüſtung darüber, daß ſie nach einem Heiligen benannt ſey, und nimmt den Namen Brutus an. Selbſt die Mode wurde römiſch. Die Amtskleidung der Magiſtrate und der Volksrepräſentanten war das Kleid des römiſchen Bürgers, die Toga. Die Frauen kleideten

Digitized by Google

ſich in römiſche Tuniken und trugen Sandalen; ſie trugen Gewänder von ſo leichtem Stoff, als wäre auch in Beziehung auf die Temperatur zwiſchen Rom und Paris kein Unterſchied. Zur Herſtellung ſolcher Zuſtände aber, das ſah man ein, bedurfte man außerordentlicher Werkzeuge. Man glaubte daher zur Rettung des Staats bald eines „tugendhaften Cenſors," bald eines „Militärtribunen," bald eines „Dictators" benöthigt zu ſeyn. Und in der That, der Republik iſt ein Dictator zu Theil geworden. Der erſte „Conſul" hat ihnen einen „Senat" mit „Senatsconſulten," ein „Tribunat" und noch anderes gebracht, was freilich mehr dazu diente, die alten Bräuche wieder in Gang zu bringen, als den neuen Anſchauungen einen Boden zu ſichern.

Dieß führt uns zum Kaiſerthum. * Das Kaiſerthum in Paris wie in Rom iſt ein zwitterhaftes Erzeugniß, hervorgegangen aus einer Verbindung, welche die Demokratie mit dem Abſolutismus eingegangen hat. Julius Cäſar, das Haupt der demokratiſchen Partei, führte ſeine Legionen gegen den Senat und ſtürzte eine Regierung, welche unmöglich geworden war, wie ſich nach ſeinem gewaltſamen Tod deutlich zeigte. Napoleon Bonaparte, in den Kreiſen der Jacobiner aufgewachſen und von ihnen begünſtigt, führte ſeine Grenadiere am 18. Brumaire gegen das Direktorium und ſtürzte mit leichter Mühe eine allgemein verachtete nichtswürdige Regierung. Dieſe Fuſion liegt auch in den Namen, welche die Sache in den modernen Sprachen führt. Von ſeinem Eigennamen Cäſar, griechiſch *Καῖσαρ*, kommt der in den modernen Sprachen zum Theil eingebürgerte Titel „Kaiſer," welcher nach dieſem ſeinen Urſprung die in der Perſon, dem Inhaber liegende Berechtigung eben ſo ausdrückt, wie der zweite in andere Sprachen übergegangene Titel, imperatore, empereur, eine republikaniſche Ueberlieferung, noch eine Reminiscenz an das demokratiſche Element der Uebertragung in ſich ſchließt. Ein Cäſar wird geboren, der Imperator wird proclamirt.

Als der Neffe des Oheims, C. Jul. Cäſar Octavianus Auguſtus, mit welchem die Continuität der römiſchen Kaiſer beginnt, ſich in den Beſitz der Alleinherrſchaft geſetzt, verſchmähte er den Titel König oder Dictator, welcher gehäſſige Erinnerungen weckte. Auguſtus ließ ſich die höchſte Gewalt von zehn zu zehn Jahren vom Senat übertragen, wie ſeine Nachfolger auf Lebenszeit. Der Senat hat dieſes Recht bis auf die Zeit Diocletians immer in Anſpruch genommen, wenn auch nicht immer faktiſch geübt. Die übrigen republikaniſchen Gewalten, insbeſondere die Volksverſammlungen mit ihren Wahlen, die Gerichte, die Magiſtraturen * ließ Auguſtus vorerſt beſtehen und verſuchte die Parteien durch Maßregeln der Milde zu verſöhnen.

Auch der erſte Conſul der franzöſiſchen Republik war zuerſt nur auf zehn Jahre erwählt. Als es ſich davon handelte, die Republik in eine erbliche Monarchie zu verwandeln, wurde, wie Thiers berichtet, der Titel König für das Oberhaupt ebenfalls darum verſchmäht, weil das Königthum durchaus unpopulär geworden war, wohl auch darum, weil dem erſten Conſul längſt die Idee einer Erneuerung des abendländiſchen Kaiſerthums vorſchwebte. Es wurde auch der Gedanke erwogen, ob man nicht neben dem Kaiſer die beiden bisherigen Collegen im Conſulat belaſſen wolle, „wie in Rom zur Zeit der Cäſaren neben dem Imperator auch die Conſuln beſtanden." Dieſer Plan wurde jedoch aufgegeben. Als Conſul und als Kaiſer unterſtellte Napoleon I. ſein Recht der Abſtimmung des Volks. Der Recurs an das Volk ſollte die Quelle ſeiner Macht heiligen. Auch Napoleon III. iſt hierin in die Fußſtapfen des Erſten getreten, und man weiß, welche Bedeutung indeſſen im europäiſchen Staatsrecht das suffrage univerſel erlangt hat. Die republikaniſchen Namen, Einrichtungen, Behörden, der republikaniſche Kalender, die Volksrepräſentation, das Tribunat, die Liſten der Notabeln, die Grundſätze religiöſer Freiheit, der Gleichheit vor dem Geſetz, die Geſchwornengerichte wurden anfangs beibehalten, und auch Bonaparte ſuchte als erſter Conſul durch Maßregeln der Verſöhnung gegenüber von Emigrirten, Prieſtern und Jacobinern die Parteien auszugleichen. So finden wir demokratiſche Züge zum Theil von weſentlichem Charakter in das Bild des römiſchen und des franzöſiſchen Kaiſerthums eingewoben. **

Auf der andern Seite trägt daſſelbe eben ſo das Gepräge einer in ihm ſelbſt liegenden Berechtigung, des abſoluten Rechts, der Legitimität, einer Herrſchaft, die unter einer höheren Weihe ſteht, eines Kaiſerthums von Gottes Gnaden. Denn was anders liegt in dem Namen Auguſtus, welchen der erſte römiſche Kaiſer, bald nachdem er die Gewalt ſich errungen, annahm, in dem Prädicat sacrosanctus, welches er von dem

* Vergl. v. Wietersheim. Geſchichte der Völkerwanderung. Bd. I, 3 u. 4. Becker römiſche Alterthümer. II, 3. p. 292 ff.

* Eadem magistratuum vocabula. Tacit. Ann. I, 3.

** Schloſſer Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts. Vierte Ausgabe. VII, p. 291. VIII, p. 8.

Tribunat ſich beilegte, als daß er, heilig und unverletzlich, über ſein Geſchlecht erhaben, eine Ausnahmeſtellung unter den Sterblichen einnehme, weßhalb den römiſchen Kaiſern noch bei Lebzeiten göttliche Ehre erwieſen wurde durch Erbauung von Tempeln, Einrichtung von Feſten und Prieſterſchaften, ſo wie nach ihrem Tode ihre Vergötterung erfolgte. Hieher gehört auch, wenn Auguſtus, wie alle ſeine Nachfolger, die höchſte geiſtliche Gewalt als pontifex maximus ſich beilegte.

Auch Napoleon I. hat ſich mit der Majeſtät, dem Pomp und Ceremoniell der alten Monarchie umgeben;* er hat einen großen Werth darauf gelegt, ſich und ſeine Familie mit den alten legitimen Herrſcherhäuſern zu verſchwägern; er hat ſeine Krone von dem Haupte der katholiſchen Chriſtenheit, vom Papſt, weihen laſſen. Der Neffe, Napoleon III., hat, was die beiden letzten Punkte betrifft, es bei Verſuchen müſſen bewenden laſſen. Als Napoleon I. am 26. Mai 1805 im Dom zu Mailand ſich die eiſerne Krone der Lombarden aufſetzte, that er es mit den Worten: „Gott gibt ſie mir, wehe dem, der ſie antaſtet!“ In dem erſten Dekret, an deſſen Spitze der Name des Kaiſers ſteht, nennt er ſich: „Napoleon von Gottes Gnaden und durch die Conſtitutionen der Republik“ (ſ. Moniteur vom 20. Mai 1804 und 4. Juni 1805). Der Titel Napoleons III. iſt: Napoléon par la grace de Dieu et la volonté nationale empereur des Français.

Auch in Beziehung auf die Vererbung des Thrones hatte man ſich, ſo lange Napoleon I. noch keinen legitimen Erben hatte, das römiſche Verfahren in der beſten Zeit der Kaiſer vorgehalten. Der erſte Conſul ſchon hatte ſich das Recht, ſeinen Nachfolger zu wählen, zuerkennen laſſen. Die Adoption eines Nachfolgers, „wie in den Zeiten der Antonine,“ ſchien die beſte Bürgſchaft für das Wohl des Reichs zu geben.

Das Kriegsweſen iſt ein Gebiet, auf welchem die Neuzeit gegenüber von dem Alterthum am eheſten ſich den Ruhm der Originalität, neuer ſchöpferiſchen Gedanken wird beilegen dürfen. Vor allem ja aber iſt Napoleon ſelbſt einer der größten und genialſten Kriegsmeiſter, welche die Geſchichte kennt. Dennoch treffen wir auch auf dieſem Gebiet zahlreiche Beziehungen zum claſſiſchen Alterthum, Nachklänge aus der römiſchen Geſchichte, aus der Lectüre Plutarchs, aus den Erinnerungen der Schule.

Wir greifen noch einmal zurück auf das Gebiet der Republik. Als dieſe ihre ſiegreichen Waffen in die benachbarten Länder trug, ſchuf ſie für die Töchterrepubliken, womit ſie ſich umgürtete, lauter antike Namen. Es entſtehen cis- und transpadaniſche, cisalpiniſche, liguriſche, römiſche, parthenopäiſche, helvetiſche, bataviſche Republiken. Ausnahmsweiſe erhebt ſich auch ein Königreich unter dem antiken Namen Etrurien. Die Eroberungen ſelbſt aber werden von den Generalen und Beamten der Republik ausgebeutet im Style der römiſchen Proconſuln, welche die eroberten Provinzen nach Ciceros naivem Ausdruck als Landgüter des römiſchen Volks (praedia populi romani) betrachten durften. Lieferungen aller Art, namentlich auch von literariſchen Schätzen und Kunſtwerken, auch von Reliquien werden theils für die Regierung ausgeſchrieben, theils von den Führern ſelbſt auf eigene Fauſt und für ihren Vortheil verlangt. — „Wir lieben alle Völker,“ ſagt Obergeneral Bonaparte in einer Proklamation vom Mai 1796, „vor allen aber die Enkel des Brutus und Scipio; wir werden das Capitol wieder aufrichten und das Volk der Römer wieder erwecken.“

Als der erſte Conſul Ehrenauszeichnungen für verdiente Krieger ſchuf, waren es nach dem Muſter der Römer zuerſt Ehrenwaffen, Ehrenſäbel, Ehrenflinten, Ehrengranaden u. ſ. w.; ſodann ſchuf er die légion d'honneur mit einem antiken Namen, indem er den mittelalterlichen Namen „Orden“ umging. Die Mitglieder hießen Legionnaire, die Abtheilungen Cohorten.

Eine andere Art der Auszeichnung, ebenfalls dem römiſchen Leben entlehnt, iſt die Verleihung von Titeln an verdiente Generale, die an den Schauplatz ihrer militäriſchen Thaten erinnern. Wie die Römer ihren Africanus, Aſiaticus, Numidicus, Macedonicus, Creticus, Allobrogicus ꝛc. hatten, ſo ſehen wir Herzoge von Montebello, von Treviſo, von Novigo, von Elchingen, Auerſtädt, Fürſten von der Moskwa, Wagram, von Eckmühl, Eßling, und bei dem dritten Napoleon Herzoge von Magenta, Malakoff ꝛc. Die Feldzeichen der Regimenter waren nach römiſchem Muſter Adler, deren Austheilung — neueſtens von Napoleon III. in zweiter Auflage auf dem Marsfeld wiederholt — mit großer Feierlichkeit im Lager von Boulogne ſtatt fand. Nach einem Dekret vom 18. Februar 1808 trug ſich der Kaiſer Napoleon mit der Idee, die franzöſiſchen Regimenter in Legionen zu verwandeln.

Nach dem Vorbild der römiſchen Prätorianer hielt ſich der erſte Conſul eine Garde mit hohem Solde; in ſeinem Gefolge befanden ſich ſeit dem egyptiſchen Feldzug Mameluken, wie die römiſchen Cäſaren ſich mit Germanen umgaben. Der dritte Napoleon hat ſich Zuaven und Turkos beigeſellt.

* Schloſſer Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts. VII, p. 294 ff. VIII, p. 3 ff. VI, p. 475. Eine würdige Parallele dafür bietet eigentlich nur das byzantiniſche Reich.

Der Gedanke, an den Grenzen der eroberten Länder, z. B. in Piemont und am Rhein, wie die Römer thaten, Militärcolonien zu gründen, bewegte nach dem Bericht von Thiers eine zeitlang das Genie des ersten Consuls. Als derselbe in den Tuilerien seine Wohnung nahm, ließ er dort unter andern die Büsten von Alexander, Hannibal, Scipio, Brutus, Cicero, Cato, Cäsar aufstellen. Soll überhaupt von der antik gefärbten kriegerischen Sprache Napoleons selbst, sodann der unter seinem Einfluß stehenden Zeitgenossen und Geschichtschreiber die Rede seyn, so erinnern wir an die Proklamation vor der Schlacht bei den Pyramiden: „Vierzig Jahrhunderte schauen auf euch herab." Bei der Landung in Alexandrien hatte er den Soldaten verheißen, ihre Namen in die dortige Pompejussäule eingraben zu lassen. In einem Armeebefehl vom Jahr 1800 wird Massena angewiesen, sich um jeden Preis auf den Apenninen zu halten, „als stände er bei den Thermopylen."

Eine stehende Phrase ist die Vergleichung Bonapartes mit Cäsar, wobei aber meist Cäsar zurück steht, eben so mit Alexander, viel seltener mit Carl dem Großen. Die Republikaner nennen ihn wohl auch einen Nero, oder bemerken, daß die Cäsars Männer wie Brutus hervorrufen. Auch der moderne Hannibal heißt er, weil er die Alpen in kühnster Weise überstiegen und gangbar gemacht. In Boulogne befand sich im Lager eine Division italienischer Cürassiere. In einem Tagesbefehl an diese sagt er: „Wir wollen den Engländern zeigen, daß sie seit Cäsar keine Italiener mehr (?) auf ihrer Insel gesehen haben."

Thiers stellt Napoleon I. Murat an die Seite als seinen Magister equitum. Er nennt den ersten Consul irgendwo einen Kriegsmann wie Cäsar, einen Staatsmann wie Augustus, einen Tugendhelden wie Marc Aurel. Von einer Schwester des Kaisers sagt er, schön wie eine antike Venus, habe sie sich den Vergnügungen hingegeben, wie eine Prinzessin aus dem Hause der Cäsaren. Die Belagerung und Einnahme von Saragossa wird mit der von Sagunt, Numantia, Jerusalem zusammengestellt. Auf einer diplomatischen Sendung an die Höfe von Madrid und Lissabon erscheint sich der Marschall Lannes wie ein römischer Gesandter bei einem bithynischen König; derselbe nennt im Jahr 1809, in welchem ihn bei Aspern der Tod ereilte, die Oesterreicher Darier, die man in die Donau werfen müßte, um einen Triumph wie Trajan zu feiern. Im Jahr 1807 schreibt Napoleon nach der Schlacht von Eilau seinem Bruder Joseph: „Wir schlagen uns gegen die Völkerstämme des Nordens, die einst das römische Reich überschwemmten." In einer Proklamation nach der Einnahme von Ulm von 21. Oktober 1805 spricht Napoleon von der russischen Armee, wie Cicero von den Heeren des Mithridates oder den Siegen des Pompejus, als von einer Armee, die hergeführt werde von den äußersten Grenzen der Welt (transportée des extrémités de l'univers).

Um die Geduld der Leser nicht länger zu ermüden, führe ich nur noch zwei, aus dem Alterthum gegriffene Worte Napoleons an, deren er sich am Schlusse seiner Laufbahn bediente. Das eine ist eine Reminiscenz aus Homer. Bei seiner Abreise aus Paris in den Winterfeldzug 1814 hinterließ er seinem Bruder und Stellvertreter Joseph eine Urkunde, worin er befiehlt, im Fall einer Bedrohung der Hauptstadt durch den Feind seinen Sohn, den König von Rom, zu flüchten. Denn „das Loos des Astyanax in griechischer Gefangenschaft ist mir immer als das unglücklichste in der Geschichte erschienen." Das andere ist eine Reminiscenz aus Cornelius Nepos, Thucydides und Plutarch. Als er im Juli 1815 sich den Engländern auslieferte, richtete er an den Prinzregenten ein Schreiben, in welchem sich die Worte finden: „Ich komme wie Themistocles, mich an dem Herd des britischen Volks niederzulassen." *

Begeben wir uns in die Regionen des Friedens, indem wir noch einen flüchtigen Blick werfen auf die Gebiete des Rechts und der Verwaltung, der Erziehung und des Unterrichts, der Literatur und Kunst. Eines der größten Verdienste Napoleons besteht in der Abfassung der großen Gesetzbücher ** für Frankreich, welche, unter dem Namen des Code Napoléon bekannt, ihre praktische Bedeutung auch über die Grenzen Frankreich hinausgetragen haben und in wissenschaftlicher Beziehung unter den Schöpfungen des menschlichen Geistes immer eine der ersten Stellen einnehmen werden. Hierin steht das französische Kaiserthum würdig dem römischen zur Seite. Die Sammlung der Rechtsurkunden, der Gesetze, Edikte, Verordnungen, eben so wie die wissenschaftliche Begründung des Rechts sind das bleibende Verdienst der römischen Kaiserperiode. Die civilisirte Menschheit hat bis zu unsern Tagen von ihren Hervorbringungen gezehrt, und es wird nie eine Zeit kommen, in welcher die wissenschaftliche Forschung,

---

* Vergl. Béranger, ma biographie (oeuvres posthumes, Paris, Pérrotin 1858) S. 398 ff. Schlosser a. a. O. VIII, 547. Plutarch. Themist. 28.

** „Eine Gerichtsverfassung und ein Gesetzbuch, wie es in keinem der vom Alter morschen, am historischen Recht und an der byzantinischen Gelehrsamkeit der Juristen kränkelnden Staaten möglich war." Schlosser VI, 259.

davon wird Umgang nehmen können. — Als Napoleon die Verwaltung Frankreichs ordnete, hob er die Collegialräthe der Departements auf und ſtellte an die Spitze derſelben je einen Beamten. Dieſe erhielten den Titel Präfekten, ein Namen, der in römiſcher Kaiſerzeit für eine Reihe von Beamten üblich war. Wer kennt nicht den Einfluß und die hohe Stellung des Stadtpräfekten, des Präfekten der Prätorianer in Rom, der Präfekten in den Zeiten der Conſtantine? Daneben hören wir noch von einem Präfekten Egyptens, von Präfekten des Schatzes, des Getreideweſens, von Präfekten in Municipien und Colonien. Auch den Titel Subpräfekt findet man auf römiſchen Inſchriften.

Aehnliche Erinnerungen an das Alterthum treten uns in der Einrichtung der höheren Unterrichtsanſtalten entgegen. Napoleon errichtete Anſtalten, in welchen die Kinder verdienter Männer auf öffentliche Koſten erzogen werden ſollten. Er nannte ſie mit einem griechiſchen Namen Prytaneen. * An die Stelle der früheren königlichen Colléges traten Lyceen, ein Name, der, wie Thiers ausdrücklich bemerkt, dem Alterthum entlehnt war. In dieſen Lyceen ſollten die alten Sprachen wieder die Stelle einnehmen, aus der ſie durch die Naturwiſſenſchaften und die modernen Sprachen in den vom Conoent errichteten Centralſchulen verdrängt worden waren. ** In dem Vorzug, welcher dem Latein hiebei vor dem Griechiſchen zugewieſen wurde, zeigt ſich die römiſche Inclination des Napoleoniſchen Kaiſerthums. Napoleon III., der die kaiſerlichen Lyceen wieder in's Daſeyn gerufen, theilt vollkommen dieſe Vorliebe, *** wie wir auf dem Gebiet der Geſchichte nachweiſen können. Das Hauptſtudium ſoll neben der nationalen Geſchichte auf die an ſie ſich anreihende römiſche Geſchichte verwendet werden. Die Geſchichte anderer europäiſchen Völker erſcheint nur ſubſidiariſch neben der nationalen und ihrer ebenbürtigen Vorgängerin, der römiſchen Geſchichte. Es beſteht die Anweiſung, zu zeigen, wie es das Ziel der Prooidenz geweſen, ein römiſches Staatsmuſter zur Zeit des Heidenthums, ein franzöſiſches Staatsmuſter zur Zeit des Chriſtenthums zu bilden. Ich habe kürzlich irgendwo die Notiz gefunden, der Kaiſer habe beabſichtigt, ſeinen Sohn, den König von Rom, in Trier erziehen zu laſſen. Dieſe alte Metropole des ſinkenden römiſchen Reichs, die kaiſerlich römiſche Reſidenz von Frankreich, Spanien und Britannien, die Nebenbuhlerin Roms und Conſtantinopels, ein zweites heidniſches und chriſtliches Rom, ſchien ihm für dieſen Zweck beſonders geeignet.

Fragen wir weiter, von welcherlei Gedanken, Erinnerungen und Beiſpielen die Köpfe in den Zeiten der Republik und des Kaiſerthums in Frankreich erfüllt waren, welches der Geiſt war, der Literatur und Kunſt durchwehte, ſo ſtoßen wir hier wiederum vorzugsweiſe auf den Einfluß des claſſiſchen Alterthums. Eine eigenthümliche Literatur hatte zwar weder die Republik noch das Kaiſerreich; eine um ſo größere Rolle ſpielt nun aber das Nachgeahmte und Fremde, von andern Zeiten und Völkern Entlehnte. Beranger in ſeiner Biographie * nennt Bonaparte nach dem Vorgang von Paoli einen Schulhelden (homme de collége), einen héros à la Plutarque, den letzten und vielleicht größten Mann der alten Welt, die er nachzuahmen liebte. Vom General Kleber, der in Egypten als das Opfer eines Meuchelmords fiel, wird berichtet, Curtius und Plutarch ſeyen ſeine Lieblingslektüre geweſen.

Die berühmte Madame Roland hatte aus Plutarchs Biographien ausſchließlich ihre Kenntniß des Alterthums geſchöpft. Sie blieb daher hinſichtlich der Politik Bewundererin eines utopiſchen Rom, Athen, Sparta. Die alten Helden erſchienen ihr nicht, wie ſie waren, ſondern wie ſie Plutarch dargeſtellt hat (Schloſſer VII, S. 95). General Pichegru las im Gefängniß vor ſeinem freiwilligen Ende den Seneca, wie Cato in Utica den Phädon Platos. Man fand nach ſeinem Tode eine Stelle über den Selbſtmord aufgeſchlagen.

Die franzöſiſche Republik hat drei bekanntere lyriſche Dichter. Den erſten Rouget, den Verfaſſer der Marſeillaiſe, lieben die Franzoſen als ihren Tyrtäus zu bezeichnen. Den zweiten, Lebrun, den Verfaſſer berühmter Oden, bezeichnet Chénier als einen zweiten Pindar. Der dritte, Marie Joſeph Chénier, Verfaſſer des von Mehut componirten chant du départ, und mit Lebrun der patriotiſche Feſt- und Hymnendichter der republikaniſchen Zeit, iſt auch als Dramatiker bekannt. Sein erſtes, vor der Reoolution geſchriebenes Drama, Carl IX., machte ungeheuern Effekt und hat nach dem Ausdruck

* Prytanée militaire heißt noch die Offizierbildungsſchule in Saint-Cyr. S. Revue de l'instruction publique 1862. 9 Janvier. p. 647.

** In einer ſolchen Schule war der berühmte Dichter Beranger erzogen worden. Er hat daher nie Latein gelernt. S. Critiques et portraits littéraires par Sainte Beuve, II. p. 81 und 108. Beranger a. a. O. ma biographie, p. 262.

*** Zur Aufnahme in die Militärſchulen in Frankreich, ſo wie in die Seeſchulen wird verlangt eine version latine. Vergl. Revue de l'instruction publique, 9 Janvier 1862. p. 647, 653.

* A. a. O. S. 262 und 298 ff.

Digitized by Google

von Labitte, tué la royauté. Es gehört aber nicht hieher. Deſto mehr müſſen wir die zwei andern Stücke erwähnen. Das eine, „für ein Parterre von Jacobinern und Cordeliers geſchrieben," führt den bezeichnenden Titel C. Gracchus und athmet den Geiſt eines römiſchen Demagogen. Das dritte ſollte die Brücke werden in den Napoleoniſchen Senat. Der Name Cyrus, den es führte, ſollte die Perſon des erſten Conſuls, die auf dem Theater vollzogene Krönung des Cyrus die zu erwartende Kaiſerkrönung Bonapartes andeuten. Das Stück mißfiel aber wegen ſeiner Schmeicheleien und ſeines hofmeiſternden Tones dem Publikum und dem Gewalthaber ſelbſt (Schloſſer a. a. O. VII, S. 989—94). Beranger trug ſich um das Jahr 1803 mit der Idee eines großen Epos „Clovis." Lucian Bonaparte ſuchte ihm dieſes Sujet als ein barbariſches auszureden und rieth ihm als Thema „Cäſar oder der Tod des Nero." *

Mit beſonderer Salbung redet Thiers von Napoleon ſelbſt als dem hervorragendſten Schriftſteller ſeiner Zeit, indem er ihn mit Cäſar zuſammenſtellt. „Jenes Zeitalter," ſagt er, „hatte einen unſterblichen Schriftſteller, unſterblich wie Cäſar. Das war der Souverän ſelbſt." Man weiß, daß Napoleon III. dem Erſten hierin nacheifert, indem er nicht bloß Schriften militäriſchen, volkswirthſchaftlichen und politiſchen Inhalts geſchrieben hat, ſondern auch auf dem Gebiete der Alterthumskunde ſich verſucht und zum Gegenſtand gerade Julius Cäſar ausgewählt hat, den Schriftſteller, Krieger und Staatsmann, den ſich dieſe Napoleons vorzugsweiſe zum Muſter genommen.

Noch machen wir einen kurzen Ausflug auf das Gebiet der Kunſt. Zwar iſt auch hier von Eigenthümlichem nichts zu berichten; doch darum iſt es uns ja auch nicht zu thun, da wir auf Antikes Jagd machen. Der Kunſt konnten auch die Vandalen des Convents nicht ganz entrathen, war es auch nur, um die republikaniſchen Feſte zu arrangiren, Münzen zu prägen, der patriotiſchen Begeiſterung in Poeſie und Muſik einen Ausdruck zu geben, oder ſich ſelbſt auf den Brettern zu ſchauen.

Nehmen wir eine Münze aus den Zeiten der franzöſiſchen Republik zur Hand. Embleme des Alterthums, ſymboliſche Figuren und Handlungen, Kraft, Einheit, Freiheit darſtellend, ſind auf den Thalerſtücken der erſten und zweiten Republik ausgeprägt. Später finden wir darauf den Kopf des erſten Conſuls, des Kaiſers. Auf den älteren Stücken iſt der Kopf Napoleons noch naturgetreu, die Haare über die Stirn hereingekämmt. Der Hals ſteckt in dem Kragen der militäriſchen Uniform. Die Thaler der Jahre 1810 bis 1814 aber zeigen den Kopf eines römiſchen Imperators. Ergänzt man ſich den Körper dazu, ſo würde man einen ſolchen Kopf ſich denken, ſtolz getragen von den kräftigen, breiten Schultern eines hochgewachſenen, ſchlanken, ernſten und ruhigen Mannes, mit Einem Wort eines Mannes von römiſcher Gravität. In der That aber war es der etwas zwiſchen den Schultern ſteckende Kopf eines kleinen, beleibten Mannes von heftigen Bewegungen und unruhigem Weſen, erfüllt von glühender Phantaſie und tückiſcher Leidenſchaft.

Eine Medaille vom Jahr 1805 zum Andenken der Schlacht von Auſterlitz und des Preßburger Friedens trägt die cäſariſche Umſchrift: veni, vidi, vici.

Die Muſik der franzöſiſchen Republik bietet uns keinen Stoff zu beſondern Bemerkungen. Die Melodie der Marſeillaiſe ſoll einer alten Kirchenmuſik entnommen ſeyn. * Die obligaten Muſiker, welche die patriotiſchen Lieder von Lebrun und Chénier in Muſik ſetzten, waren Mehul und Cherubini, beide ſehr wenig berührt von dem Geiſte jener Zeit. Doch darf nicht vergeſſen werden, daß das Meiſterſtück Cherubinis, die Medea (componirt 1797), einen antiken Gegenſtand behandelt. Von Mehul habe ich jüngſt geleſen, ſeine Melodien würden ſo geworden ſeyn, wie ſie geworden, ob er für Louis XIV., XVI. oder Napoleon oder für die Republik componirte.

Dagegen iſt unter Napoleon I. Spontini, dieſer „muſikaliſche Feldmarſchall Napoleons," wie ihn Riehl nennt, ** zu beachten. Als Spontini, „nach Geburt und Geiſt ein Römer," im Jahr 1804 nach Paris kam, erfreute er ſich bald der hohen Gunſt des Kaiſers und der Kaiſerin Joſephine. Ueberwältigt vom Fanatismus des Napoleoniſchen Römerthums, *** von dem Eindruck dieſer Imperatorengröße, wurde er der muſikaliſche Repräſentant des kriegeriſchen Pomps und der fürſtlichen Pracht jener Jahre. Die unter dieſem Eindruck entſtandene, ſo zu ſagen officiell kaiſerliche Oper iſt die Veſtalin, mit welcher Spontini 1807 einen muſikaliſchen Preis von 10,000 Livres gewann, und welche er der Kaiſerin Joſephine widmen durfte. Dieſe Oper — ein tragiſch erhabenes, römiſch ernſtes, zugleich höchſt leidenſchaftliches Sujet — hatte einen für jene Zeiten beſonders glücklich gewählten Text. Da finden

* St. Beuve a. a. O. S. 88.

* Die vollſtändige Muſik der Marſeillaiſe findet ſich in dem Credo einer Meſſe vom pfälziſchen Hofkapellmeiſter Holtzmann in der Kirchenmuſikſammlung der Stadtkirche zu Meersburg. Das Manuſcript trägt die Jahrszahl 1776.

** Muſikaliſche Charakterköpfe. I, p. 186.

*** Riehl a. a. O. p. 170 und 176.

wir die ſtolzen Krieger und Feldherrn, die frommen Veſtalinnen, die gefühlloſen Prieſter, das ſelbſtbewußte Volk der Römer, das Ganze eine Apotheoſe des neuen Triumphators Napoleon * und der neuen Römer, der Franzoſen, die eben, wie die alten, im höchſten Kriegsruhm ſtrahlten und ſich die Welt unterworfen hatten. Wer konnte die Beziehung verkennen, wenn Licinius beim Triumphzuge angeredet wird: „Mars hat unſere Schritte geleitet, unſere Fahnen triumphiren auf den Gefilden des Siegs, die Römer ſind, wie immer, die Kinder des Ruhms, die Ehre der Nationen, der Schrecken der Tyrannen!“ Dieſe Männer der Republik Rom ſingen wie ächt kaiſerliche Franzoſen. ** Im Rhythmus, in der Melodie, im ganzen Styl der Oper liegt etwas Militäriſches, Impoſantes, Kaiſerliches. Wenn man den berühmten Marſch aus dieſer römiſchen Oper hört, ſo wird man im Geiſte zu einer jener glänzenden Paraden auf dem Marsfelde in Paris getragen; man ſieht unter den Klängen dieſer Muſik die Colonnen der alten Garde an ſich vorüberziehen.

Einen berühmten Namen als Maler hatte während der Republik und unter Napoleon der Freund Robespierres, das Conventsmitglied Jacques Louis David. Er verfolgte in der Malerei eine ähnliche Richtung wie Spontini in der Muſik; er wollte „das Römerthum der franzöſiſchen Republikaner künſtleriſch ſymboliſiren.“ *** Die Anordnung, Ausführung, Decoration bei den republikaniſchen Feſten wurde regelmäßig von ihm beſorgt. Mit Vorliebe verſnchte er ſeine Kunſt an antiken Gegenſtänden aus dem Gebiet der Mythologie, der griechiſchen und römiſchen Geſchichte. Zu ſeinen berühmteſten Werken gehört ein Brutus, ein Leonidas, ein Mars von Venus entwaffnet, der Tod des Sokrates, der Schwur der Horatier, der Raub der Sabinerinnen. Eine Ausſtellung des letzteren Gemäldes im Jahr 1799 ertrug dem Künſtler in kurzer Zeit die Summe von 60,000 Franken.

Ein Namensvetter dieſes „fürchterlichen Malers,“ wie ihn Schloſſer nennt, der Bildhauer Jean Pierre David erhielt im Jahr 1811, als das Geſtirn Napoleons culminirte, einen Preis mit einem Kunſtwerk, deſſen Gegenſtand aus der Geſchichte entnommen iſt: der Tod des Epaminondas. Wie weit man aber in dieſer Nachäffung des Antiken ging, wie unnatürlich man wurde in dieſem Zurückgehen auf die Natur, ergibt ſich aus folgendem Zug. „Als es galt dem General Déſaix (der in der Schlacht bei Marengo gefallen) ein ehernes Standbild auf öffentlichem Markt zu errichten, ſtellte der Künſtler den Mann, der eben noch unter ſeinen Mitbürgern gewandelt, völlig unbekleidet dar; nur einen antiken Mantel trug er über den Arm geworfen.“ *

Für die Baukunſt dürfen wir keine Hoffnung hegen, wenn wir hören, wie in den Zeiten des Convents beim gänzlichen Darniederliegen des Handels und Verkehrs die Straßen und Canäle in Frankreich in einen Zuſtand der Vernachläſſigung und des Verfalls geriethen, der faſt beiſpiellos iſt, wenn wir hören, wie in Straßburg ein Commiſſär des Convents die Pyramide des Münſters abheben laſſen wollte, um auch dieſen ſtolzen Bau auf das Niveau der übrigen bürgerlichen Dächer zurückzuführen. Zu derſelben Zeit wurde, freilich aus andern Gründen, die in ſchönem gothiſchen Styl erbaute Kirche in Waiblingen als Fruchtmagazin, die prachtvolle Vorhalle der im romaniſchen Styl angelegten Kirche des Ciſterzienſerkloſters Maulbronn als Dreſchtenne benutzt, und etwas ſpäter wurden die ſchönen ſpitzbogigen Fenſter des dortigen Parlatorium mit rothen Jalouſieläden verſehen, welche bis auf die neueſte Zeit zu ſehen waren. Auch hatte man, um die excentriſchen Spitzbogenfenſter auf das Niveau der gewöhnlichen Fenſter herabzudrücken, die Füllungen derſelben mit Backſteinen ſorgfältig ausgemauert. Indeſſen hat die Baukunſt unter dem erſten Conſul und Kaiſer Napoleon wieder einen bemerkenswerthen Aufſchwung genommen, freilich auch in ganz antiker und ſpeciell in ganz antik-römiſcher Richtung.

Napoleon hatte die Mittel wohl in's Auge gefaßt, wodurch die römiſche Republik ihre Eroberungen zu ſichern verſtanden hatte, die Militärcolonien und die Militärſtraßen. Von dem Gedanken der Militärcolonien haben wir ſchon oben geſprochen. Die flüchtigen Jahre ſeiner Herrſchaft reichten für Napoleon nicht zu, um in dieſer Richtung vorzugehen. Einige Analogie bieten die Beſatzungen, die er in den Feſtungen und Hauptplätzen der beſiegten und verbündeten Länder, wie in Danzig, Hamburg, Braunau ꝛc. ſtehen ließ. Um ſo raſcher und energiſcher ging er mit dem andern Mittel, der Erbauung großer Militärſtraßen vorwärts. Es genügen hier wenige Worte. Er hat die Straße über den Simplon und den Mont Cenis erbaut. Die Alpen haben ſich vor ihm, wie Bignon ſagt, wie vor Hannibal, Pompejus, Cäſar geneigt. Er hat Oberitalien mit einem Netze der trefflichſten Heerſtraßen überzogen, und es iſt nicht zu verwundern, daß

* Fliegende Blätter für Muſik. I, 1855. p. 34—52.

** Riehl a. a. O. p. 179.

*** Riehl a. a. O. p. 186.

* Culturſtudien aus drei Jahrhunderten von Riehl.

Digitized by Google

die Bewohner dieſer Gegenden ihm lange ein dankbares Andenken bewahrt haben. Als ich vor bald dreißig Jahren die Ebenen der Lombardei und Piemonts durchreiste, fand ich auch in kleineren Orten in den Gasthäuſern überall faſt Bilder des Kaiſers Napoleon.

Einer der großen Plane Julius Cäſars, an deren Durchführung ihn ſein gewaltſamer Tod hinderte, war die Durchſtechung der Landenge von Corinth. Ob Napoleon I. ſchon beim egyptiſchen Feldzug den Plan, die Landenge von Suez zu durchſtechen, gehegt hat, iſt mir nicht bekannt. Abenteuerliche Plane, wie Cäſar, hat er jedenfalls gehegt. Cäſar wollte die Parthee am Euphrat bekriegen und durch Scythien und Germanien zurückkehren; Napoleon wollte von Egypten aus Tippo Saib die Hand bieten und die Macht ſeiner Erzfeinde, der Engländer, in Oſtindien in ihree Wurzel angreifen.* Aber Napoleon III. iſt es, der den Plan der Durchſtechung der Landenge von Suez nun wirklich in Angriff genommen hat.

Julius Cäſar hat die Stadt Rom mit einer Reihe öffentlicher Bauten geſchmückt, die er theils vollendet, theils im Bau begriffen hinterlaſſen hat. Napoleon I. hat eben ſo in Paris und beſonders auch in Mailand Bauten theils begonnen, theils vollendet, welche dieſen Städten ein ganz neues Anſehen gegeben haben. Die Napoleoniſchen Bauten ſind aber faſt alle römiſchen Muſteen nachgebildet. Das Marsfeld zwar in Paris und die elyſäiſchen Felder ſind älter als die Republik, und das Pantheon in ſeiner Eigenſchaft als Ruhmeshalle für alle großen Männer Frankreichs, nach dem Pantheon des Agrippa in Rom benannt, iſt eine Schöpfung der Republik. Aber die prachtvollen Triumphbögen in Paris und Mailand ſind Nachbildungen der in ihren Trümmern noch vorhandenen antiken Bögen in Rom und einigen Städten des alten römiſchen Reichs. Die Vendômeſäule in Paris iſt ein Abbild der Trajansſäule in Rom, und Napoleon ſelbſt ſtellt die Kirche Madelaine in Paris in einem Brief an den Miniſter dar als „semblable au parthénon.“ **

In Mailand ließ Napoleon auf dem Foro Bonaparte einen Circus nach römiſcher Art *** bauen, den ich 1833 ſelbſt noch wohlerhalten geſehen habe. Die äußere Wand beſteht aus einer Mauer mit mehreren Aufgängen; die Sitze im Innern von Raſen beſtehen aus zwölf Reihen und faſſen gegen 30,000 Menſchen. An der einen Breitſeite ſteht ein ſchönes Gebäude mit einer prächtigen Colonnade, in der Breite des Gebäudes laufen ſteinerne Sitze in den Circus hinab. Die Arena kann, wie der römiſche Circus Maximus, unter Waſſer geſetzt werden. Zur Zeit der Krönung Napoleons zum König von Italien wurden dort bei freiem Eintritt die ehemaligen römiſchen Spiele (circenses) wieder aufgelegt, Wettrennen zu Fuß und zu Pferd in römiſchem Coſtüm, Wagenrennen mit zweirädrigen römiſchen Wagen, zuletzt der Triumphzug, eröffnet von Muſikanten in römiſcher Tracht; ein großer Triumphwagen trug die Ringer. Die Coſtüme der Menſchen und Thiere waren gut gewählt. Man konnte Augenblicke lang, hätte man nicht Märſche aus modernen Opern gehört, ſich in die Zeiten der Römer zurück verſetzt ſehen. * Louis Spohr hat die Wiederholung eines gleichen Feſtes an derſelben Stelle im Jahr 1815 mit angeſehen. **

Nero ließ (wie ſeine Zeitgenoſſen glaubten) die Stadt Rom in Brand ſtecken, um ſie großaetiger und prachtvoller wieder aufzubauen; er erſtrebte dabei den Ruhm, die Stadt neu zu gründen. *** Napoleon III. hat zwar die Stadt Paris nicht in Brand geſteckt, aber er läßt fortwährend ganze Quartiere aufkaufen und einreißen, um weite und ſchöne Straßen, Plätze, Boulevards herzuſtellen und der Stadt ein großartigeres und prachtvolleres Anſehen zu geben.

Werfen wir noch einen Blick auf das Theater. Die ſogenannten claſſiſchen Tragödien der Franzoſen ſtammen aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. Ihr Gegenſtand iſt meiſt dem claſſiſchen Alterthum entnommen. Er iſt aber bezeichnend für das napoleoniſche Zeitalter, daß damals gerade dieſe antik gefärbten Stücke, eine Phädra, Andromache, Iphigenia, Berenice, ein Mithridates, Britannicus, Cinna, Oedipus, und wie ſie alle heißen, vorzugsweiſe über die Bühne gingen. Es iſt beſonders charakteriſtiſch, daß die Hauptrollen geſpielt wurden von einem Manne wie Talma, dem kaiſerlichen Schauſpieler in eben ſo eminentem Sinne, wie Spontini der kaiſerliche Tondichter war. Dieſer Talma, welcher im Jahr 1808 in ſolchen Rollen zu Erfurt

* Schloſſer. VI, p. 88.

** Thiers, hist. de l'empire. II, p. 252.

*** La construction du cirque était exactement prise des anciens modèles qui nous restent. ſ. Moniteue vom 4. Juni 1805.

* Vergl. Moniteue vom 4. Juni 1805: (15 prairial XIII.) Les Italiens viennent d'offrir au grand Napoléon ce même spectacle que leurs ancêtres ont offert à Marc-Aurèle et à Trajan. Rien n'était plus magnifique et plus propre à réveiller les hautes idées grecques et romaines.

** Louis Spohrs Selbſtbiographie. I. p. 286.

*** Tacit. Ann. 15, 38—40. Videbatur condendae urbis novae gloriam quaerere.

das Parterre von Königen oder, wie er ſelbſt ſagte, Könige parterre, amüſiren mußte, ein geborener Pariſer, hatte ſich am Ende bis auf die Geſichtszüge antikiſirt. Er hat die Nachahmung der römiſchen Welt im franzöſiſchen Drama auf die Spitze getrieben und durch ſeine pathetiſche Kunſt das Publikum für „die eiſige Würde“ dieſer Stücke zu intereſſiren gewußt. In ſeine Fußſtapfen ſind die Lecouvreur und die Rahel getreten; mit dieſer aber iſt dieſe Phaſe der franzöſiſchen Mimik in's Grab geſtiegen.

Ja, in's Grab geſtiegen iſt wieder das meiſte von dieſen Bildern und Geſtaltungen aus dem Alterthum; denn ſo vieles ſollte nur die eigene Blöße decken, ſo vieles war eitel Comödie, ſoldatiſche Renommage, leichtfertige Spielerei und lauteres Kokettiren. Aber in vielem lag auch ein furchtbarer tragiſcher Ernſt — wir haben es zu fühlen bekommen — antiker Stoff vom ſchwerſten Caliber. Aengſtliche Politiker und Pädagogen haben die Beſorgniß ausgeſprochen, die Beſchäftigung mit dem Alterthum ziehe Republikaner. Man ſieht aus dem Vorſtehenden, daß auch der Deſpotismus im Alterthum ſeine Vorbilder findet. Man ſieht, wie viel einer der gewaltigſten und genialſten Deſpoten aus dem Alterthum ſich zu Nutzen machen konnte.

Eine Wahrheit aber muß ſich jedem aufmerkſamen Beobachter hier am Schluſſe aufdrängen. Der Faden natürlicher Entwicklung wird nicht ungeſtraft abgeriſſen, der Boden der Geſchichte wird nicht ungerächt verlaſſen, ſey es, daß man träge hinter der Gegenwart zurück bleibt oder ihr ungeduldig voranellt. Man hatte einen Sprung über das Mittelalter machen, man hatte wieder auf die Sitte, das Recht, die Religion des Alterthums zurückgreifen wollen; aber Thatſachen laſſen ſich nicht durch Federſtriche und Decrete ungeſchehen machen. Gedächtniß, Verhältniſſe, Sitten ſind ſtärker als Theorien und Ideen, ſie ſind weſentliche Factoren in dem Entwicklungsgange der Völker. Es iſt wohl ein erfolgloſes Bemühen, den alten Flitter und die verbrauchten Geräthe aus den Rüſtkammern vergangener Jahrhunderte wieder hervorzuholen, das dem Tode unwiederbringlich Verfallene wieder in's Leben einführen zu wollen. Aber man wird auch Pyramiden, wie deren eine den Straßburger Münſter krönt, nicht ſo leichthin abheben, man kann achtzehn Jahrhunderte nicht in das Nichts zurück werfen. Wehe dem, der dieſe Wahrheit nicht beachtet! Da beginnt derſelbe Kreislauf wieder von neuem, der Kreislauf derer, die nichts gelernt und nichts vergeſſen haben. Dieſe Lehre predigt in Frankreich das alte Regime und die Reſtauration, die erſte und die zweite Republik, das erſte und das zweite Kaiſerthum. Möge ſie uns Deutſchen nicht verloren ſeyn!

Hirzel.

Literatur.

Kaulbach-Album. Thierfabeln, Geſchichten und Mährchen in Bildern. Nach Originalzeichnungen von Wilhelm von Kaulbach in Holz geſchnitten von J. G. Flegel. Text von Dr. Julius Große.

MC. Kaulbach iſt ein vortrefflicher Federzeichner, die Hand folgt mit erſtaunlicher Sicherheit der ſchaffenden Phantaſie, welche das innere Bild mit großer Beſtimmtheit und Klarheit entwirft. So ſind denn Abends im Kreis der Familie um die gemeinſame Lampe gar manche Bilder zu Ereigniſſen des Tages, zu Liedern, die die Kinder gelernt, zu Mährchen, an denen ſie beſonderes Wohlgefallen hatten, leicht und ſpielend entſtanden, und die ſchönſten allmählich in einem Album geſammelt worden. Aus dieſem hat nun Bruckmann, der Unternehmer der Goethegallerie, eine Auswahl in Holzſchnitten veröffentlicht. Die einzelnen Blätter lagen wieder vor einem geiſtreichen und humoriſtiſchen Poeten, Julius Große, der unbekümmert um die urſprünglichen Motive ſeine Einbildungskraft ſich frei ergehen ließ und neue Dichtungen an die Zeichnungen knüpfte. Nach meiner Anſicht iſt es nun aber ein Verſehen, daß der Herausgeber nur dieſe ſpäteren Deutungen, nicht aber den anfänglichen Text abdrucken ließ. Es reizt uns gerade, zu erkennen: was hat den Maler zur Compoſition veranlaßt? wie hat er das Motiv geſtaltet? und dann leſen wir mit friſchem Intereſſe, was einem begabten Dichter bei der Betrachtung der Holzſchnitte alles eingefallen iſt. Ich ſchlage daher geradezu vor, daß der Verleger zur nothwendigen Ergänzung auf ein paar

Digitized by Google

Blättern auch die Fabeln von Leſſing oder die Gedichte aus der Liederfibel von Rochaltz abdrucken laſſe, die Kaulbach im Auge hatte, und ſie dem Album anfüge. Da ſehen wir z. B. Ochs und Eſel um den Thron des Löwen, eine Compoſition, die ſich dem Gelungenſten im Reineke Fuchs an die Seite ſtellt; ſie illuſtriren die Pfeffel'ſche Fabel, nach welcher jene beiden ſich um den Preis der Weisheit zanken, der Löwe aber ſie beide für Narren erklärt. Nach Große jedoch ſteckt in der Löwenhaut des großen Heldenkaiſers ein ſchlauer Fuchs, und Ochſen und Eſel ſind diejenigen, welche ihn nicht durchſchauen, welche ſich Rath und Hülfe ſuchend an ihn wenden und ihm ſelber zur Beute werden. Da iſt das Bübchen der Goetheſchen Ballade, das ſtatt in die Kirche ins Feld gegangen, und dem nun die Glocke nachwackelt. Es ſind bei Kaulbach zwei prächtig bewegte Glocken, deren Knäufe als Menſchenköpfe gebildet ſind und von den Seilen wie von Locken umflogen werden. Große aber reiht daran den Traum eines Philiſters, daß ihm zwei Glocken nachgelaufen ſeyen, und ſein Vetter deutet ſie auf die Glocken Goethes und Schillers, die ſich zwar freuen, daß eine ſchöne Summe in der Schillerſtiftung zuſammengekammen,

Daß es nun den armen Muſenſöhnen
Freundlicher auf Erden ſoll ergehen;

aber daß es des Reizes zu gewinnen erſt bedurft hat, daß das Geld durch eine Lotterie zuſammenkam, daß der Philiſter auf ein Gartenhaus, auf Cigarren, Regenſchirme oder wollene Strümpfe für ſeine Thaler hoffte, das gereicht ihm nicht zum Ruhm, deßhalb zürnen ihm die Heldenſchatten!

Die genialſte Compoſition iſt Dornbuſch und Weidenbaum. „Aber ſage mir doch," fragte die Weide den Dornbuſch, „warum du nach den Kleidern des vorbeigehenden Menſchen ſo begierig biſt? Was willſt du damit? Was können ſie dir helfen?" — „Nichts!" ſagte der Dornbuſch. „Ich will ſie ihm auch nicht nehmen, ich will ſie ihm nur zerreißen." Da ſteht der gutmüthige Weidenbaum, innen hohl, auf zwei Wurzeln wie auf zwei Beinen, knorrige Aeſte ſind wie Arme über ein Bäuchlein gekreuzt, unter dem Gipfel blickt das Geſicht hervor, und ihm gegenüber hockt der zackige Dornbuſch wie ein böſes altes Weib, Gewandfetzen in den Krallen; ein Affende zeigt die ſpitze Naſe, den grinſenden Mund. Die Pflanzenformen ſind wie anderwärts die Thiere beibehalten, und mit wenigen Strichen iſt das Menſchliche, deſſen Symbal ſie ſind, an ihnen ausgeprägt. Auch hier hat Graße ein neues Zwiegeſpräch gedichtet, das aber den Leſſing'ſchen Text nicht erſetzt.

Vortrefflich ſind die Elegien, die Graße dem lautenſchlagenden Eſel in den Mund legt; Kaulbach dachte an die Verſe von Claudius: des Eſels Troſt:

Hab' nichts, mich dran zu freuen,
Bin dumm und ungeſtalt,
Muß Stroh und Diſteln käuen,
Werd' unter Säcken alt.
Ach die Natur ſchuf mich im Grimme,
Sie gab mir nichts als eine ſchöne Stimme.

Ein liebliches Bildchen zeigt den Knaben, am Bach ſitzend, wie er dem Gänschen die Schuhe und Strümpfe entgegenhält, nach einem harmloſen Kinderliedchen von Hey; hier hat Große ſehr glücklich die Sache ausgeſponnen und ein Märchen daran gereiht, wie Anderſen keines ſinniger erzählt hat. Bei ein paar andern Bildern ſollten die Rückert'ſchen Gedichte nicht fehlen, wenn die Großeſchen nachträglich auch pikanter fand. Zu wieder andern lag kein Text vor, und da hat die Große'ſche Phantaſie vollends freies Spiel gehabt. So bei der Predigt, die der Geiſt des Untersbergs den Kindern hält, mit patriotiſchem Ernſt im leichten Gewand des Scherzes, oder bei der Auslegung des Kampfs der Fröſche und Störche. Große ſieht darin nicht bloß das Original zum Kampf der Griechen und Perſer in der Wirklichkeit wie im Kaulbach'ſchen Gemälde, und ſpottet der Aegyptologen, die alles vom Nil herleiten und den Semiten wie den Ariern gar keine eigenen Gedanken laſſen wollen:

So ſtehts in den Hieroglyphen echt
Und leſerlich geſchrieben.
Was ſpäter geſchah auf Marathons Flur,
Gehört zu den Plagiaten;
Es war ein blaſſer Abglanz nur
Von ältern Heldenthaten.

Graße gibt auch folgende Moral der Fabel:

Dir aber, deutſches Volk, wünſch' ich,
Der Ehre zu gehorchen,
Ein Heer ſo männlich ritterlich,
Ein Heer von ſolchen Storchen,
Um jene Fröſche der Oſtſee bald
Tief in den Grund zu bohren,
Ein Ende zu machen jeder Gewalt,
Die gegen euch verſchworen.
Hört ihr ſie quacken kühn und keck
Vom „Landſoldaten, dem tapfern"?
Ihr müßt nicht auf ihr Brekekekek
Erſt lange Reden klapperni
Ihr ſeyd doch ſonſt den Störchen gleich
Ein Volk von Philoſophen,
Drum ſchirmt mit Thaten euer Reich,
Dann ſing' ich andre Strophen!

Correſpondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Der vervollkommnete Zinkguß. — Molins Gruppe. — Miniſterwechſel. — Aus der vornehmen Geſellſchaft. — Heigels Marfa.

< Unter den Erzeugniſſen heimiſcher Induſtrie, die, für die Londoner Ausſtellung beſtimmt, in den letzten Wochen vielfach ausgeſtellt und bewundert wurden, verdient eines eine beſondere Beſprechung, da es nicht allein von der techniſchen Vollendung unſerer Fabrikate Zeugniß gibt, ſondern auch einen noch unbekannten Meiſter plaſtiſcher Kunſt in die Oeffentlichkeit einführt, wenn wir auch freilich nur nach der erſten Seite hin das Heimathsrecht für uns in Anſpruch nehmen können. Es iſt das der Zinkguß einer überlebensgroßen Gruppe zweier nackter Ringer, auf deren Kunſtwerth wir weiterhin zurückkommen. Seitdem es dem unermüdlichen Beſtreben unſeres Landsmannes Geiß gelungen, den aus ſeiner Fabrik hervorgehenden Zinkgüſſen vollkommen Farbe und Ton der Bronzegüſſe zu geben, iſt für die Plaſtik ein unberechenbarer Fortſchritt entſtanden; nicht nur dadurch, daß das weichere Material die Formen des Modells treuer wiedergibt, und den bei Bronzen unumgänglich nothwendigen corrigirenden Grabſtichel entbehrlich macht, ſondern auch durch die kaum auf ein Sechstel ſich herausſtellenden Herſtellungskoſten der Kunſtwerke, zeigen ſich die augenfälligen Vortheile des Zinkguſſes im Verhältniß zum Bronceguß. Während früher die Bildhauer mit der Bronze- oder Marmorausführung ihrer Modelle auf den kleinen Kreis reicher Mäcene angewieſen waren, ja während dieſe den weniger berühmten Meiſtern durchaus unmöglich gemacht war, werden durch den Zinkguß auch minder Begüterten die plaſtiſchen Kunſtwerke zugänglich gemacht, und ſo erblüht durch dieſe Erfindung und ihre Vervollkommnung der bildenden Kunſt ein unberechenbarer Aufſchwung, wie ihn bereits die architektoniſche Verzierung genommen. Das Kunſtwerk, von dem wir ſprechen, das, eben zur Verpackung für den Transport noch London bereit, vielfach beſucht und bewundert wurde, hat uns aufs Neue bewieſen, wie unſere Zinkguß- und Ciſelirfabrik von Geiß in ihrer Vervollkommnung vorgeſchritten iſt, wie die techniſche Vollendung der Kunſtproduktion die Hand reicht, und ſchon ſehen wir im Geiſte die Säle und Parkanlagen von Privatleuten mit plaſtiſchen Kunſtwerken verziert, denen wir ſonſt nur in Schlöſſern, fürſtlichen Gärten oder auf öffentlichen Plätzen begegneten.

Doch wir gehen zu dem Werke ſelbſt über, mit dem der ſchwediſche Bildhauer Molin zuerſt in die Oeffentlichkeit tritt, und das ſeinem Namen eine ſchnelle Berühmtheit verſpricht. Laſſen wir die Geſchichte des plaſtiſchen Vorwurfs vorangehen, der ein epiſches Gedicht von Heiberg zu Grunde liegt. Zwei Helden, Björn und Ragnar, ſind, durch treue Freundſchaft verbunden, auf Thaten ausgezogen und ruhmgekrönt zurückgekehrt. Ragnar, der jüngere, ladet ſeinen älteren Freund auf des Vaters Hof und rühmt ihm die Schönheit ſeiner Braut Gerta. Björn ſolgt ihm, prahlend, daß er nur Eine Braut kenne: die Gefahr! Aber ſchon als ihm die ſchöne Gerta das Trinkhorn mit Meth gefüllt reicht, entbrennt er in Liebe, und obgleich die Braut ſeine ungeſtüme Bewerbung zurückweiſt, kommt es doch zum Zerwürfniß, endlich zum Zweikampf zwiſchen den Freunden, in dem beide fallen, wo dann der ſterbende Ragnar die Braut bittet, ihn mit dem Waffengefährten unter einem Runenſteine zu beſtatten. Vier Reliefs auf dem Piedeſtal erläutern dieſen Hergang, während die Hauptgruppe uns den Kampf ſelbſt zeigt. Dieſen Reliefs können wir nur die vollſte Anerkennung zollen. Einfach, klar und ruhig erſchöpfen ſie, jedes einzeln, die Situation. Auf dem erſten ſitzen die Freunde am Schenktiſch. Gerta, an der Seite des Bräutigams, reicht dem älteren Kampfgenoſſen das Trinkhorn. Eine diskrete Andeutung von Gefallſucht in des Mädchens Zügen bezeichnet ihre tragiſche Schuld. Schon zeigt ſich Begierde in den Mienen des Gaſtes und Mißtrauen und Eiferſucht in denen des Bräutigams; eine vortreffliche Expoſition. Weniger gelungen erſcheinen die beiden folgenden Reliefs, die dringendere Bewerbung Björns, Ragnars Zorn, der ausbrechende Kampf, in den ſich das Mädchen vergebens wirft. Deſto ſchöner iſt das letzte. Gerta kniet trauernd an dem Runenſtein, der die Leichen der beiden Recken deckt. Einfach, rührend ohne Sentimentalität iſt Schmerz und Reue in der ganzen Geſtalt des Mädchens ausgedrückt, das Hinwelken nach der Erfüllung des Geſchicks. Die Runen, die das Relief umſchließen, bedeuten: „Einſam bin ich geblieben wie die Eiche im Walde, arm an Freuden wie die Föhre an Zweigen.“

Die Gruppe der beiden Kämpfer iſt im höchſten Grade originell. Nach alter nordiſcher Sitte ſind die Gegner mit breitem Ledergurt über den Hüften zuſammengeſchnallt, nackt und mit kurzen Meſſern bewaffnet. Dadurch ſind beſonders die Oberkörper, die von einander drängen, zu voller Gewalt der Muskulatur erhoben. Aber auch hier iſt der Charakter der beiden Kämpfenden klar und beſtimmt feſtgehalten und ausgeprägt: die ruhige Beſonnenheit bei dem älteren Mann, der leidenſchaftliche Zorn bei dem jüngeren. Man ſieht, es geht auf Tod und Leben, aber der eine will den Nebenbuhler aus dem Wege räumen,

Digitized by Google

der andere will nur Rache und achtet nicht das eigene Leben. Noch sehen wir keine Entscheidung, noch ringt in beiden volle, ungebrochene Kraft gegen einander. Die Ausbildung der Muskulatur, die Vermeidung alles Unschönen in der gewagten Gruppe verräth großen plastischen Takt und erinnert lebhaft an die Ringer in Florenz und an den Laokoon in Rom. Mit vollem Bewußtseyn stellen wir das Werk in Vergleich mit den berühmten Vorbildern der Antike und sind überzeugt, daß es auf der Weltausstellung in London dem Künstler den Ruhm eintragen wird, der seinen Namen, bisher unbekannt, zu denen der ersten Künstler der Gegenwart stellt.

Vom Kunstwerk zur Tagesgeschichte übergehend, könnte man das jüngst gesprengte Ministerium der Ringergruppe, die wie eben beschrieben, vergleichen. Durch einen Gürtel zusammengehalten, stand es doch scharf gespalten, kämpfend wer Herr bleibe der Position. Der Ausgang des Kampfes freilich war ein durchaus abweichender: der Gürtel riß, die Kämpfer fielen auseinander, und vorläufig wird nicht ein und derselbe Runenstein die Gefallenen decken, und die Runen, die ihren Fall bezeichnen, vermögen wir noch nicht zu entziffern. Mögen die Politiker ihre Spalten mit dem Nachruf an die geschiedenen Staatslenker, mit den Commentaren der Wirksamkeit der neuen Minister füllen, wir, die wir über die Gesellschaft berichten, müssen constatiren, daß weder die Auflösung der Kammern, noch die Bildung des neuen Ministeriums in der Physiognomie der Stadt, ihrer Geselligkeit, ihren Vergnügungen eine merkliche Veränderung hervorgerufen hat. Man tanzte weiter in die Fasten hinein, wenn auch der Hof seine Festlichkeiten einstellte; die Damen ließen ihre Schleppkleider flattern, der Luxus herrschte fort unter der neuen Aera. Der Triumph der conservativen Partei, die so hartnäckig die geschiedenen Minister bekämpfte, scheint aber ein schüchterner zu seyn, und jetzt scheint sie geneigter, sich mit den Constitutionellen gegen den gemeinsamen Gegner, der sich unter der Fahne des Fortschritts schaart, zu verbünden. Durch das Land weilen die Wahlagitationen, die kaum zu Ende waren, und der Frühling, der sonst die Volksvertreter zu ihrem Herde zurückschickte, wird sie dießmal in heißen Sälen und glühenden Stroßen der Residenz sammeln.

Der Geburtstag des Königs, der dießmal mit dem Ereigniß des Ministerwechsels zusammenfiel, verlief mit seinen officiellen und Privatdiners, mit seinen Festreden in den Theatern, seinen erleuchteten Fenstern, wie gewöhnlich, und wer eine Kundgebung irgend einer Art gefürchtet oder erwartet hatte, sah sich beruhigt oder getäuscht. Gratulationen und Paraden, alles in gewohnter Weise, und in den geschmackvollen Räumen des königlichen Palais hatte sich ein kleines, anmuthiges Fest bereitet. Ein Saal war zum Theater umgestaltet; eine Fülle schönster Blumen trennte die kleine Bühne von dem glänzend geschmückten Zuschauerkreis; ein kleines deutsches Lustspiel, von den Mitgliedern des Hoftheaters dargestellt, Opernscenen, in denen Frl. Artôt glänzte, endlich ein italienisches Lustspiel, von der Ristori vorgeführt, bildeten das unterhaltende Programm, das den Gästen geboten wurde. Die Theatervorstellungen am Berliner Hofe sind eine alte Tradition, die von Friedrich II. herstammt, die unter Friedrich Wilhelm III. zur Gewohnheit wurde, und so weht uns aus ihrer modernen Wiederbelebung die Erinnerung der Vergangenheit an, die uns freundlich berührt. An deutsche Schauspieler dachte freilich der große Friedrich nicht, so wenig als der Enkel seines Bruders an ein italienisches Lustspiel; die Damen aber, die in ihren Reifröcken und den wunderlichen Coiffuren dem Spiele zuschauten, konnten uns zurückversetzen in die alte Zeit, die der weltgeschichtliche Krückstock regierte.

Statt des Spiels der Künstler von Fach war uns, wie wir hören, eigentlich eine Darstellung von Dilettanten aus der Gesellschaft zugedacht gewesen, und schon hatte in diesem Winter der Salon eines unserer Diplomaten mehrfach durch vortreffliche Dilettantenkomödie geglänzt. Wer kennt aber die Hindernisse nicht, an denen die Repertoires scheitern, und wie viel mehr droht den Liebhabertheatern Gefahr! und wir wollen nicht über die Launen conjekturiren, denen auch diese Projekte zum Opfer fielen, die Launen des Geschicks nämlich, nicht der Darstellerinnen, wie man uns ungalanter Weise das Wort auslegen könnte. Aber die Lust zum Dilettiren ergreift von Zeit zu Zeit die vornehme Gesellschaft, und wenn sich ihr die Bühne nicht erschließt, so sucht sie sich einen andern Boden. Das haben wir auch hier in den letzten Tagen erfahren. Die Wohlthätigkeit ist der Zweck, nicht der Vorwand, wie böse Zungen, zu denen wir uns nicht zählen möchten, behaupten wollten. Nachdem man so viel gekauft hatte, wollte man auch einmal das Vergnügen des Verkaufens genießen, und die Anmuth hinter dem Ladentisch probiren. Eine große Ausstellung von Damenarbeiten für die Diaconissenanstalt in Kaiserswerth machte den Anfang. Dieselbe kehrt in jedem Jahr wieder, und wir hatten Gelegenheit, nicht allein den Fleiß, sondern auch die künstlerische Vervollkommnung unserer Damen zu bewundern, die sich namentlich in vollendeten Aquarellen und in schön und mit künstlerischer Erfindung gemalten Marmorsachen, Tischplatten, Kästchen, Schalen und Briefbeschwerern kund gaben. Daß die Käufer diese Erzeugnisse eigenen Fleißes und eigener Produktion aus den schönen Händen, aus denen sie hervorgegangen, selbst erstehen konnten, vermehrte nur den Reiz und hatte seine Berechtigung. Aber man ging weiter. Ein Kreis von Damen, an der Spitze die Vertreterinnen der auswärtigen Höfe, baute einen glänzenden Bazar im Saale des Schauspielhauses auf, und stellte in ihm die Erzeugnisse des Auslandes nebst heimatlichen Geschenken zur Schau und zum Kauf. Bestimmt war der Ertrag für katholische Stiftungen. Der Anblick des Saales war ein wahrhaft glänzender. Der Eingangsthür gegenüber eine lockende Tombola, und zu beiden Seiten reich besetzte Büffets. Geschmackvoll gebaute und

Digitized by Google

ebenſo gefüllte Verkaufsbuden reihten ſich an den drei andern Seiten des Saals an einander. Da fehlten nicht die koſtbarſten Sträuße natürlicher Blumen, nichts, was Toilette, Schmuck und Luxus Zierliches fordert und erſinnt, Handarbeiten, Malereien, Schnitzwerke, Glas- und Porcellanſachen, und hinter den Büffets und in den Verkaufsbuden die vornehmſten Damen der Geſellſchaft in anmuthigſter Pariſer Toilette. Wer hätte widerſtehen können, ſich von den ſchönen Händen Weine, Liqueure, Chocolade kredenzen zu laſſen, wenn auch die Karte mit ihren Preiſen die gewahrten Grenzen der Speiſekartentaxe nicht einhielt! Die nothwendige Galanterie kam zu Hülfe, wo die Kaufluſt nicht ausreichte, und die liebenswürdigen Verkäuferinnen forderten ihren Tribut im Namen der Wohlthätigkeit und der Höflichkeit. Dazu tauchten von der Gallerie die vollen Klänge eines vortrefflichen Orcheſters in lockenden Tanzweiſen. Es war wie ein eleganter Tanzſaal, der ſich plötzlich zum Bazar gewandelt hatte, wie eine glänzende Maskerade, auf der man Verkäufer und Käufer ſpielte, und in deren Rauſch alle Welt zum Verſchwender wurde und die beſonnene Etatsberechnung vergaß, mit der jeder gute Hauswirth die letzten Tage des ohnehin koſtbarſten Winterviertelſahres ſchließt. Es war ein buntes, anmuthiges, heiter wechſelndes Bild, und wir bekennen, daß wir die Wohlthätigkeit über dem Amüſement vergaßen, wollen aber gern annehmen, daß wir zu den Wenigen zählten, die ſich dieſes Vergeſſens ſchuldig machten. Auch hier mußten wir, wie an jenem Theaterabend, der Vergangenheit gedenken und verſetzten uns zurück auf jene Feſte zur Zeit des großen Churfürſten und des erſten Königs, die unter dem Namen der „Wirthſchaften“ die ganze Geſellſchaft in einen Jahrmarkt verwandelten, auf dem das Loos jedem ſeine Rolle zutheilte, und deren mitunter etwas derbe Späſſe uns zum Theil noch in den Verſen des Herrn v. Conitz aufbewahrt ſind. Später hatte ein Petit Trianon im Garten von Verſailles die jugendlich heitere Marie Antoinette denſelben Gedanken auf ländlichen Boden verpflanzt und den Kreis ihrer Umgebung in Müller, Wirthe, Gärtner u. ſ. w. metamorphoſirt. Aber unſere Gedanken ſchweifen vielleicht zu weit ab vom Damenbazar im Schauſpielhausſaal, und die ſchönen Unternehmerinnen mögen es uns vergeben, wenn wir ihr frommes Werk immer wieder mit einer Maskerade vergleichen.

Zwei Namen, die wir ſchon oben nannten, die der Artôt und der Riſtori, erinnern uns, zum Schluß auch des Theaters zu erwähnen, dießmal des wirklichen, nicht des Dilettantenſpiels. Jene Namen bedürfen unſerer Feder nicht, um ihren Ruhm bekannt zu machen; wie wir aber zu Anfang unſeres Berichtes einen, wenigſtens uns noch unbekannten plaſtiſchen Künſtler eingeführet, ſo wollen wir mit einem gleichfalls zum erſtenmal in die Oeffentlichkeit tretenden talentvollen Dramatiker ſchließen, mit dem jungen Münchener Dichter Carl Heigel, der uns in ſeiner Tragödie Marfa, die am königlichen Theater zum erſtenmal zur Aufführung kam, einen Beweis ungewöhnlichſter poetiſcher Begabung und für ein Erſtlingswerk überraſchendſter Bühnentechnik abgelegt hat. In der Anerkennung dieſer beiden Vorzüge ſtimmte das Publikum mit der geſammten Kritik überein, und wir laſſen es uns genügen, auf dieſes junge, vielverſprechende Talent aufmerkſam gemacht zu haben, das von dem Berliner kritiſchen und nicht leicht erregbaren Publikum mit reichem Beifall und mehrfachem Hervorruf ausgezeichnet wurde.

London, März.

Ausſichten auf die Ausſtellung. — Das Denkmal für Prinz Albert. — Engliſche Juſtiz. — Thackeray.

Obgleich es nicht an Unglückspropheten mangelt, die, auf gewiſſe Vorgänge in Italien und in Frankreich geſtützt, den baldigen Ausbruch eines europäiſchen Kriegs ankündigen, der natürlich das Herſtrömen der erwarteten Gäſte vom Continent verhindern würde, ſo nährt das Publikum doch im Allgemeinen die Hoffnung, die kommende Induſtrieausſtellung werde außerordentlich glänzend ausfallen und die von 1851 entſchieden verdunkeln. Dieſe Hoffnung dürfte ſich nun freilich wohl kaum in ihrem ganzen Umfang verwirklichen, ſelbſt wenn der Weltfriede ungeſtört bleiben ſollte. Während die Ausſtellung von 1851 in eine Zeit fiel, wo in Folge der californiſchen

Digitized by Google

und auſtraliſchen Goldentdeckungen Handel und Gewerbe in allen civiliſirten Ländern ſich einer beiſpielloſen Proſperität erfreuten, wo Geld im Ueberfluß vorhanden und die Profite der Bürger und die Löhne der Arbeiter ungewöhnlich hoch waren, wo nirgends ein Wölkchen den Himmel trübte und wo jedermann mit Vertrauen in die Zukunft blickte, ſehen wir jetzt überall die Geſchäfte darnieder liegen, den Handel ſtocken, geſchloſſene Fabriken, feiernde Arbeiter, Verdienſtloſigkeit, Unſicherheit, Mißtrauen. Das Bild iſt traurig, aber es iſt wahrheitsgetreu. Allein neben dieſen ungünſtigen Bedingungen müſſen wir nicht außer Acht laſſen, daß in den letzten eilf Jahren ſich ungeheure Kapitalien aufgeſammelt, die Induſtrie rieſenhafte Fortſchritte gemacht, der menſchliche Geiſt ſich ausgedehnte, früher nicht geahnte Gebiete erobert hat, und daß die nahende Ausſtellung dieſe Fortſchritte der Induſtrie, dieſe neuen Eroberungen des menſchlichen Geiſtes uns encyclopädiſch vor die Augen führen wird. In *dieſem* Sinn wird ſie ihren Zweck jedenfalls erfüllen. Daß ſie aber London die Vortheile bringen wird, welche die ſanguiniſchen Cockneys ſich von ihr verſprechen, iſt nach nüchterner Abwägung des Für und Wider nicht zu erwarten. Bleibt es Frieden, ſo werden ohne Frage viele Beſucher vom Continent eintreffen, aber ſchwerlich ſo viele, als man ſich einbildet. Die Eiſenbahn- und Dampfſchifffahrtverbindung mit dem Continent iſt ſeit 1851 zwar vollſtändiger, das Reiſen billiger geworden, allein auf der andern Seite iſt zu bedenken, daß die Zahl derer, denen ihre Mittel eine Reiſe nach England erlauben, kleiner iſt als 1851. Daſſelbe gilt von England, abſchon in geringerem Grade; und ich glaube deßhalb, die Londoner Logisvermiether, Gaſtwirthe und Shopkeeper werden ſich in ihren überſchwänglichen Berechnungen *getäuſcht* finden. Sogar 1851, als Alles ihnen günſtig war, hatten ſie die Rechnung ohne den Wirth gemacht, geſchweige denn jetzt, wo ſo viele ſtörende Einflüſſe thätig ſind. Nichts deſtoweniger werden wir unzweifelhaft eine wunderbar belebte und intereſſante Season bekommen. Indem ich mir weitere, in's Einzelne eingehende Bemerkungen über die Induſtrieausſtellung für einen ſpäteren Brief vorbehalte, will ich mich heute auf ein paar kurze Notizen beſchränken.

Der Induſtriepalaſt eilt mit überraſchender Schnelligkeit der Vollendung entgegen, und iſt er auch gerade nicht ein architektoniſches Meiſterſtück, ſo läßt er doch vom Geſichtspunkt der Nützlichkeit und Zweckdienlichkeit aus wenig oder nichts zu wünſchen übrig. Die innere Einrichtung iſt bereits ziemlich weit gediehen und jeden Tag langen Sendungen aus allen Erdtheilen an. Aus Deutſchland ſind ſchon zahlreiche Beiträge da, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird unſere Induſtrie würdig repräſentirt ſeyn. Die hie und da geäußerte Befürchtung, die Ausſtellung werde nicht, wie urſprünglich feſtgeſetzt, am erſten Mai eröffnet werden, iſt durch die Publikation des auf Befehl der Königin ausgearbeiteten Eröffnungsdekrets zerſtreut worden. Da Ihre Majeſtät der Feier nicht ſelbſt beiwohnen kann, ſo hat ſie den Herzog von Cambridge, den Erzbiſchof von Canterbury, den Lordkanzler, den Grafen Derby und Lord Palmerſton beauftragt, die Ceremonie zu leiten und überhaupt bei dieſer Gelegenheit als Stellvertreter der Krone aufzutreten.

Die Sammlungen für das Albertdenkmal gehen nicht recht vorwärts, einmal, weil viele Leute die Aufſtellung eines Obelisken mißbilligen, und dann, weil die Art der Sammlung bisher gänzlich unpraktiſch war. Um letzterem Mangel abzuhelfen, wird man von nun an eine zweckmäßigere Methode befolgen und in Werkſtätten, Schulen u. ſ. w. Collekten veranſtalten, bei denen auch die kleinſten Spenden angenommen werden, und ich bin überzeugt, die Pence und Schillinge der Armen werden eine größere Geſammtſumme liefern, als die Hundertguineengaben der Geburts- und Finanzariſtokratie, an die man urſprünglich allein gedacht hatte. Daß das Geſchenk Peabodys, welches beiläufig nicht in 100,000, ſondern in 150,000 Pfund Sterling beſteht, nicht für das Albertdenkmal verwendet wird, iſt beiläufig in der Ordnung, da das Denkmal ſonſt mehr ein Denkmal des edelherzigen amerikaniſchen Bankiers, als des Prinzen Albert geworden wäre.

Die Leſer haben gewiß die beiden furchtbaren Eiſenbahnunglücke nicht vergeſſen, die vorigen Herbſt England in Aufregung verſetzten und das Bedürfniß einer beſſeren Verwaltung des Eiſenbahnweſens lebhaft fühlbar machten. Wie wir jetzt in Folge der jüngſten Kohlenminenkataſtrophen den Schutz des Parlaments für die Kohlengräber anrufen hören, ſo erging damals an das Parlament die dringende Aufforderung, die engliſchen Eiſenbahngeſellſchaften unter eine ſtrenge Aufſicht zu ſtellen. Aber das Parlament iſt der Aufforderung leider nicht nachgekommen; und das Syſtem, welches die gräßlichen Auftritte im Clayton Tunnel und in Camden Town herbeiführte, dauert ungehindert fort. Es iſt wahr, die erwähnten „Unfälle“ wurden unterſucht und die Leichenſchaujuries erklärten zwei Eiſenbahnbeamte des „Todtſchlags“ ſchuldig; aber die Anklage gegen den Einen ward ſofort aufgegeben, und die gegen den Andern iſt nun vor einigen Tagen auch beſeitigt worden. Was die betreffenden Eiſenbahngeſellſchaften anlangt, ſo haben ſie den Verletzten, ſo wie den Familien der Getödteten *je nach dem Rang und den Vermögensverhältniſſen derſelben* mehr oder weniger hohe Entſchädigungsſummen zu bezahlen. Das iſt Alles. Und abgeſehen davon, daß es unſeres Zeitalters unwürdig iſt, nach altbarbariſcher Sitte Menſchenleben und menſchliche Gliedmaßen in Geld abzuſchätzen, hat die erzwungene Zahlung dieſer Entſchädigungsſummen nicht einmal den Vortheil, die Eiſenbahngeſellſchaften zur Ergreifung der nöthigen Vorſichtsmaßregeln zu beſtimmen; denn bei dem gegenwärtigen Stand der Geſetzgebung finden die Eiſenbahngeſellſchaften es in ihrem Intereſſe, lieber einen „Unfall“ zu riskiren, als durch Anſtellung eines genügenden Beamtenperſonals und durch vernünftige Verwaltung allen Unfällen, ſo weit es möglich iſt, vorzubeugen.

Thackeray hat die Redaktion des Cornhill Magazine niedergelegt; er wird aber fortfahren Beiträge für dieſe Monatsſchrift zu liefern, die unter ſeiner Leitung, trotz der ſchorfen Concuerenz — ſeit der Stiftung des Carnhill ſind hier nicht weniger ols ſechs neue „Magazine“ in's Leben getreten — einen merkwürdigen Aufſchwuug genommen hat und über hunderttauſend regelmäßige Käufer zählt. Die Gründe, welche Thackeray zu dieſem Entſchluß veranlaßt, ſind einfach: er plauderte ſo viel mit ſeinen Leſeru, daß ſeine Leſer auch mit ihm plaudeen wallten. Sie überſchwemmten ihn nicht blaß mit den unvermeidlichen Manuſcripten, ſondern auch mit vertraulichen Briefen, die den unglücklichen Redakteur überall hin, ſelbſt in ſeine Privatwohnung verfolgten, bis er zuletzt keine Rettung mehr ſah, ols in eiliger Flucht. Er ſchildert ſeiae Nath humariſtiſch in der jüngſten Nummer des Cornhill:

„An Mitarbeiter und Coreſpondenten.

Meine Dameu und Heereu, die Sie ungeachtet wiedeeholter Abmahnung dabei beharren, Manuſcripte und Briefe in die Privatwohnung des Redakteurs zu ſenden, vielleicht werden Sie den Briefträger künftighin an eine ondere Adreſſe ſchicken, wenn Sie hören, daß der Redakteur des Carnhill nicht mehr in meinem Hauſe wohnt. Mein verehrtee Nachfolger wohnt Nr. — —, aber ich will den armen Mann nicht ſeiner kurzen Ruheſtunden berauben. Er wied genug Qualen auf dem darnengepolſterten Redaktionsſtuhl zu erdulden haben. In unſerer erſten Nummer, meine Damen und Herren, verglich ſich Ihr gehorſamer Diener mit dem Kapitän eines Schiffs, dem ich eine glückliche Reiſe wünſchte. Eine glückliche Reiſe! Wer auf einem Schiff geweſen iſt, weiß, wos für ein ſorgengeplagter, gehetztee, geplackter Mann der Kapitän iſt. Unterbrochene Mahlzeiten, keine Raſt, der Schlummer geſtört — das iſt das Loos dee Schiffskapitäne. Unſer Kapitän gibt ſeinen Poſten auf. Ich habe lieber ein ruhiges Leben, als Goldſtickereien und Epauletten, und ich ſchieudere mein Sprachrahr von mir. Auf einer Reiſe nach Amerika traf ich einſt mit einem Seekapitän zuſammen, der als Paſſagier auf dem nämlichen Schiff reiste, das er früher befehligt hotte. Niemand konnte leichtherziger, fröhlicher, glücklicher ſeyn als er. Er fuhr durch den Sturm mit dem heiterſten Vertrauen auf das Schiff und deu Kapitän; er betrochtete den Sturm ais die Sache eines andern Manns, und es machte ihm das größte Vergnügen, zur Wachzeit ongerufen zu werden, den Küchenjungen, der ihn weckte, zu ſegnen, ſich in ſeiner Krippe herumzudrehen und — weiter zu ſchlafen. Mäge mein Nachfolger dos Cornhill kammandiren und mir immer eine Paſſage an Bord des Schiffs geben, und wenn der Druckerjunge früh Margens meine Klingel zieht, mit der Botſchoft, doß drei Seiten fehlen, aber vier zu viel da ſind, ſo werde ich den Segen des Himmels auf deu Druckerjungen herabrufen und eine halbe Stunde länger ſchlummern. Obgleich ich nicht mehr Redakteur bin, ſa haſſe ich doch noch lange Mitorbeiter des Cornhill zu bleiben. Ich glaube, meine Leſer werden finden, daß meine Bücher nicht darunter leiden, wenn ich der Mühe, die Werke onderer Leute zu leſen, anzunehmen, abzuweiſen, zu verlieren uud zu ſuchen, überhoben bin. Nein zu ſogen, hat mir manchen Morgen verdarben, mich manches Tagewerk gekoſtet. Ich zittere nach var der überſtondenen Angſt. O dieſe Stunden des Wahnſinus, die ich über der Jagd nach Louiſens verlegten Verſen auf ihren todten Dampfaffen, oder nach Rhadſch Senobſchs verlorener Abhandlung über irgend eine ſociale Frage zuzubringen hatte! Ich erkläre nun zum letzten mol, daß der (Er) Redakteur für keine zurückgewieſenen Mauuſcripte verantwortlich iſt, und ſende hiermit den Redakteurſtuhl weg ſammt dem Briefkaſten, der mit falch unheilvollen Papierlaſten gefüllt war.“

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 18. **30. April 1862.**

— Our scene must for the battle fly,
Where (o for pity!) we shall much disgrace
The name of Agincourt: yet, sit and see,
Minding true things, by what their mockeries be.
Shakespeare.

Die Schlacht am Stoß, 17. Juni 1405,

dargeſtellt in Altſtädten, Cantons St. Gallen, am Faſtnacht-Dienſtag dieſes Jahrs.

Wir haben vor einiger Zeit einen Artikel mitgetheilt, in dem Gedanken über die künftige culturgeſchichtliche Geſtaltung des Schauſpiels entwickelt werden. * Dieſe Anſichten und Ausſichten müſſen wohl gerade denjenigen Leſern, welche mit der Geſchichte und dem Weſen unſeres Theaters am meiſten vertraut ſind, am wenigſten wie eine bloße geiſtreiche Viſion vorgekommen ſeyn. Dem jetzt lebenden Geſchlecht kommt es immer klarer zum Bewußtſeyn, daß der gegenwärtige Verfall des Theaters, wie es ſich aus der Bildung der letzten Jahrhunderte heraus entwickelt hat, keine vorübergehende Erſcheinung, daß vielmehr dieſes Theater ein abſterbendes Geiſtesgewächs iſt, das ſeiner völligen Auflöſung mit hiſtoriſcher Nothwendigkeit raſchen Schrittes entgegengeht. Dieſe Fatalität ſpricht ſich weniger darin aus, daß die mannigfachen Verſuche, der Bühne „aufzuhelfen," überhaupt nicht gelingen wollen, als in der Art und Weiſe, wie ſie mißlingen. Beſonders bezeichnend iſt der Umſtand, daß das Mißverhältniß zwiſchen der Krankheit und den verſuchten Heilmitteln in der Regel um ſo auffallender hervortritt, je bedeutender die dichtenden und die bühnenleitenden Talente ſind, welche die ſo oft mißglückte Cur immer von neuem unternehmen. Die alten dramatiſchen Schläuche halten überall nur noch das Waſſer am poetiſchen Wein, aber ſchon lange nicht mehr den Geiſt. Dieſer ſoll, ſo ſcheint es, mit der Zeit in ganz neue Formen gegoſſen werden. Eine künftige neue Blüthe der dramatiſchen Poeſie ſcheint nur dadurch möglich, daß ſie im Boden der neuen Cultur friſch aus dem Somen gezogen wird und faſt unbemerkt aufwächſt, während der gealterte Baum fortfährt alljährlich ſeine tauben Früchte zu verſtreuen. Ob und wo Anſätze zu ſolcher Neubildung ſchon jetzt wahrzunehmen ſind, darüber werden in der genannten Abhandlung, wie uns ſcheint, ſehr gute Gedanken vorgebracht, und aus dieſem Geſichtspunkt erſcheinen Volksſpiele, wie das im Folgenden beſchriebene, doppelt bemerkenswerth. Warum ſollte nicht aus vorerſt noch formloſen patriotiſchen Luſtbarkeiten mit der Zeit eine Bühne erwachſen, der man einſt ihren Urſprung ſo wenig anſehen mag, als die religiöſe Quelle dem gegenwärtigen Theater, das, urkundlich aus Myſterien und Moralitäten entſprungen, längſt weder myſtiſch noch moraliſch iſt?

* * *

Die Sitte, am Ende des Faſchings oder am Oſtermontag Begebenheiten aus der vaterländiſchen Geſchichte im Freien darzuſtellen, iſt hier zu Lande eine ſehr alte. Begreiflich geſchieht dieß, da die Schauſpieler durchweg

* ſ. Am Mythenſtein. 14. 15. 1861.

Dilettanten sind, meist mit sehr wenig Geschick, und in einer solchen Auffassung der Begebenheiten, welche meistens ein würdiges Seitenspiel zu Till Eulenspiegels Kunstmalerei bildet. So sah ich vor zwanzig Jahren die Aufführung eines Hexenprocesses sammt der Verbrennung der Hexe, wobei das Pulversäcklein bei seiner Explosion den lodernden Scheiterhaufen dergestalt auseinander warf, daß eine Menge der Zuschauer nicht wenig beschädigt wurden und ein nahe stehendes Holzhaus Feuer fing. Indeß gibt es auch rühmliche Ausnahmen, die sich den besten Darstellungen, welche oft mit großen Kosten veranstaltet werden, würdig anreihen. Seit einigen Jahren haben diese öffentlichen Volksschauspiele erstaunlich zugenommen, als wollte der Volksgeist gegenüber der Alles verflachenden Centralisation eine wohlthätige Reaktion durch lebendiges Vorhalten einer ruhmvollen Vergangenheit einleiten.

Unter diesen Aufführungen darf die am letzten Faßnachtdienstag im St. Gallischen uralten Städtchen Altstädten gegebene Vorstellung der Schlacht am Stoß laut einstimmigem Zeugniß von Kennern und vielen Tausenden von Zuschauern als eine der gelungensten angeführt werden. Ich will es versuchen, hier eine kurze Beschreibung derselben zu geben. Da aber vielen Lesern die Einzelnheiten jener denkwürdigen Tage nicht bekannt oder gegenwärtig seyn dürften, so mag hier eine gedrängte geschichtliche Einleitung voran gehen.

Der Flecken Appenzell (Abbatis cella), gegründet im Jahr 1034 vom Abt Norbert von Stoffeln, gehörte mit der umliegenden Gegend, ungefähr in der Ausdehnung, welche der gegenwärtige Canton hat, zur Fürstabtei St. Gallen. Der Abt bestellte die Beamten, dieselben mußten aber Landleute seyn, Ritter oder Freie, er bezog die Steuern und Gefälle. Das Volk war außerdem zum Kriegsdienste verpflichtet, wählte jedoch den Feldhauptmann, den Bannerherrn und die Rottenmeister selber. In diesem Lande wohnten dreierlei Klassen von Leuten, freie Reichsangehörige, Klosterleute und Leibeigene einzelner Herren. — Durch viele Fehden, schlechte Wirthschaft und ausgelassene Sitten war die einst so blühende und weltberühmte Abtei in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts so tief herabgekommen, daß eine Menge ihrer besten Aemter, Burgen und Besitzungen verpfändet werden mußten. Unter solchen schwierigen Verhältnissen trat Kuno von Stoffeln, fast gezwungen, die Abtei im Jahr 1379 an, und suchte die zerrütteten ökonomischen Verhältnisse durch strenges Eintreiben der Steuern, Zinse, Gefälle und karge Besoldung seiner Amtleute, die er auf die Bußen verwies, zu verbessern. Er selbst war hochfahrend, herzlos und lasterhaft, wie seine drei Kapitularen (mehr hatte damals das Stift nicht mehr), der Probst, Hans von Busnang, Jörg von Enne, der Küster, und Heinrich von Gundelfingen, der Pförtner. Eine Reimchronik von einem Zeitgenossen, gegenwärtig in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen, sagt unter anderem vom Treiben des Abtes Kuno und seiner Kapitularen:

„Der Abt hett aln husfrowen,
ließ sie im Münster schowen,
das doch nie mehr was geschehen,
hort ich bidertüte jehen."

Und von den Kapitularen:

Sie hatten je ihr Hus
und lebten damit im Brus,
han mit gesungen und gelesen ꝛc.

Durch die Strenge seiner Oekonomie und die Willkürlichkeit seiner Amtleute zog sich nun der Abt den Haß des Volkes zu, welches bisher eine milde Behandlung gewöhnt gewesen war, durch seine und der Kapitularen Sittenlosigkeit machte er sich verächtlich. Noch andere Umstände bereiteten die folgenden Ereignisse, die Rebellion und den Verlust des Landes Appenzell vor. Schon 1378 wußte die Stadt St. Gallen von Kaiser Wenzel in Prag solche Vorrechte zu erlangen, daß sie fast ganz unabhängig von der Abtei wurde. Daß eine solche Stellung etwas Verlockendes für die mit der Stadt in beständigem Verkehr lebenden Landleute von Appenzell haben mußte, liegt auf der Hand, und schon 1383 ließen sich die Aemter Appenzell, Hundwyl, Urnäschen und Teufen ohne Wissen des Abtes in den schwäbischen Städtebund aufnehmen; auch schlossen sie ein Bündniß mit der Stadt St. Gallen, und der Ammann des Abtes, Ulrich Häch, stand selbst an der Spitze der Unzufriedenen. — Diese Bündnisse wurden allerdings durch ein Schiedsgericht zu Ravensburg als nichtig erklärt, allein man kehrte sich wenig an den Spruch. — Noch mehr wirkte die Nachricht der siegreichen Schlachten von Sempach 1386, 9. Juli, und Näfels 1388, 9. April, auf die leicht entflammbaren Gemüther. An Aufstachelungen von Schwyz, Glaris, später sogar von Werdenberg, aus mangelte es keineswegs.

So ging es bis zum 17. Januar 1401, wo die Appenzeller in offener Landsgemeinde ihr Bündniß mit der Stadt St. Gallen erneuerten und dem Abte den Gehorsam kündeten. Sie nahmen Schwyzer in Sold, so viel sie deren bekommen konnten, und nun begann die Fehde, welche weiter nichts zu Tage förderte, als gegenseitige kleinere Raub- und Verheerungszüge. Die Schwyzer Hülfsmannschaft war bis 600 Mann gut

Digitized by Google

bewaffneter Krieger angewachsen, welche ein gewisser Löri Loppacher befehligte, den ihnen der Landammann Ital von Reding von Schwyz nebst einem gewissen Kupferschmied gesendet hatte; ersteren, damit er ihnen das Kriegswesen, letzteren, daß er ihnen das Staatsregiment einrichten helfe. Auch waren bei 200 Glarner angeworben. Die unterdessen über sie verhängte Reichsacht sammt Kirchenbann kümmerte sie nicht im Geringsten; die Priester, welche nicht Messe lesen wollten, wurden erschlagen. Außer dem besagten Loppacher sind in den Chroniken als Hauptleute noch genannt ein Baumgartner, Studer und Geriner. Loppacher ließ alle Päße nach dem waldumkränzten Appenzellerlande mit ausgedehnten Schanzen (Letzinen) befestigen, deren Spuren man theilweise jetzt noch sieht.

Die beständigen Raubzüge, das Niederbrennen so mancher Burgen und Dörfer durch die Appenzeller ließ endlich den schwäbischen Städtebund sich ermannen, und es gelang außerdem dem Abte die Stadt St. Gallen vom Appenzeller Bündniß zu trennen. Graf Friedrich VI. von Toggenburg, dem Abte persönlich feind, nahm keinen Antheil an der Bekriegung dieses Völkleins; im Gegentheil scheint er im Einverständniß mit seinem Freunde, dem Landammann Reding von Schwyz, im Geheimen die Appenzeller aufgestachelt zu haben. Der Abt konnte aber mit Hülfe des Städtebundes über 6000 Mann verfügen und begann den Krieg. Am 15. Mai 1403 fand bei Tagesanbruch die Schlacht am Speicher statt, wo die Aebtischen jämmerlich geschlagen wurden. Die Hauptschuld lag am unvorsichtigen planlosen Vordringen und an der Unbehülflichkeit der Reiterei in den steilen engen Hohlwegen.

Nun kannte der Uebermuth der Sieger keine Grenzen mehr. Die Appenzellische Partei in der Stadt St. Gallen bekam die Oberhand, das alte Schutz- und Trutzbündniß wurde sofort wieder erneuert. Weithin verbreiteten die Appenzeller den Schrecken ihres Namens. Loppacher war indessen in Folge einer Verwundung gestorben, nach seinem Wunsch in einen Sack geschoben, auf ein Pferd geladen und in seiner Heimath, zu Maria Einsiedeln, begraben worden. Man suchte nun zu vermitteln, allein der geschlagene Abt, der, von seinen Bundesgenossen verlassen, auf seine eigene Macht beschränkt war, wollte so wenig von einem Frieden wissen, wie seine ehemaligen Unterthanen, die an ihren Raub- und Verwüstungszügen immer mehr Lust fanden und deren Verwegenheit mit ihrer Kriegskunst zu wachsen schien.

Abt Kuno hatte im Geheimen die Zusicherung der Hülfe des mächtigen, gefürchteten Herzogs Friedrich von Oesterreich erhalten, dessen Besitzungen die Appenzeller auf ihren Zügen nach dem Thurgau nicht schonten. Um dieselbe Zeit schon mochte sich Graf Rudolf von Werdenberg-Heiligenberg-Rheinegg, dem der Herzog seine Besitzungen im Rheinthal und im Werdenbergischen genommen, grollend ob der verlorenen Schlacht von Näfels, wo der alte und junge Werdenberger mit 1500 Mann Hülfstruppen auf's bloße Zuschauen und absichtliches zu spätes Eintreffen sich beschränkt hatten, bereits zu den Appenzellern geflüchtet haben, sie mit seinem Rath und seiner Kriegserfahrenheit unterstützend. Er lebte bei denselben ganz wie einer der Ihrigen, in gewöhnlicher Hirtentracht, als ein Bauer, er, der Besitzer der berühmten Handschrift altdeutscher Gedichte, des Parcival, der Nibelungen, Karls und Wilhelms von Oranse, geschrieben um 1230. Dieses Manuscript bildet einen der kostbarsten Schätze der Stiftsbibliothek von St. Gallen. Die geschriebene Chronik (Stiftsbibliothek St. Gallen, Nr. 645, S. 222) sagt über seinen Aufenthalt: „Er was by den Appenzellern und luff och mit Inen als ain andrer Pur, won sy wottent nit, das er ain Wappenrock oder üţ anderes trug." — Gegenwärtig zeigt man unter den Seltenheiten des Staatsschatzes von Appenzell-Innerrhoden drei alte silberne, theilweise vergoldete Becher, von denen die Sage geht, daß sie ein Geschenk des Werdenbergers, seine letzte Habe gewesen, und daß die Helden der Schlacht am Stoß ein paar Tage vorher daraus den Communionwein getrunken. Zwei dieser Becher sind vergoldet, in Traubenform, und dieß ist das uralte Wappen der Grafschaft Rheinthal, einer stellt ein Käuzlein vor, das Wappen der benachbarten Freiherrn von Brandis zu Vaduz.

Herzog Friedrich von Oesterreich zog bekanntlich, ohne die Mannschaft des Abtes zu rechnen, mit einem Heere von 6000 Mann demselben zu Hülfe. Die Appenzeller belagerten mit Geschütz, das sie von der Stadt St. Gallen erhalten hatten, gerade des Herzogs Veste oberhalb Altstädten, als die Hauptmacht desselben vom Bodensee her nach dem Rheinthal vorrückte. Er selber war St. Gallen zugezogen, um diese Stadt wegen ihres Bündnisses mit den geächteten Rebellen zu züchtigen. Er fand sie aber in so guter Verfassung und die Wälle „so fein mit Donnerbüchsen gewapnet," daß er vorzog, ohne einen Sturm zu wagen, den Erfolg seines Heeres, das den Auftrag hatte, über den Stoßpaß oberhalb Altstädten ins Gebiet der Appenzeller einzudringen, vorher noch abzuwarten.

Die Appenzeller hatten von Schwyz und Glaris zahlreiche freiwillige Zuzüger erhalten, wenigstens 800 Mann; sie selber waren gut bewaffnet, nicht etwa harmlose Hirten, wie der idyllische Blödsinn so mancher romantischen Geschichtenerzähler ohne Urkundenstudium nieder-

Digitized by Google

ſchrieb. So befanden ſich nach einem noch vorhandenen Verzeichniß aus damaliger Zeit — d. h. vor dem Kriege — in der Rhode Appenzell 414 Familien, und bei denſelben 290 vollſtändige Panzer, außerdem 299 „Bekelhauben," 290 Helbarten ꝛc. ꝛc.; in gleichem Verhältniſſe war die Bewaffnung in den andern Rhoden. Wenn wir die Mannſchaft der Appenzeller mit den Zuzügern auf 2400 Mann annehmen, die ſich allerdings nach zwei und drei Seiten hin zu vertheilen hatten, wird man der Wahrheit ziemlich nahe kommen.

Mit mehr als 3000 Mann rückten die Oeſterreicher am 17. Juni 1405, an einem regneriſchen Tage, bei Altſtädten vorbei die ſteile enge Stoßſtraße hinauf, Reiterei, Fußvolk, Bogen- und Büchſenſchützen, dem Appenzeller Lande zu. Der Feind ließ ſie ohne Widerſtand die Letzinen (Schanzen) durchbrechen und erwartete ſie oben auf der Bergſcheide, wo jetzt die Stoßkapelle ſteht. — Der Erfolg iſt allgemein bekannt. Die ſchwerfälligen, ungelenken, geharniſchten, zuſammengedrängten Truppen des Herzogs, die zudem durch die ſchweren Geſchoße der Appenzeller (Donnerbüchſen), ſowie durch herabgerollte Steine und Holzblöcke in Verwirrung gebracht wurden, unterlagen, wie ein Jahr vorher die Aebtiſchen am Spiecher, den wohlberechneten, gut geleiteten Angriffen der leichtbeweglichen Feinde, welche keine Panzer tragen durften. Die Schwyzer kannten überhaupt ſchon längſt den Werth eines leichtbeweglichen Fußvolks, und daher würde gewiß auch ohne einen Winkelried der Sieg bei Sempach über die ſchwergeharniſchten Ritter errungen worden ſeyn, denen ihr Paradeſtehen von ſelbſt verleidet wäre, wenn man ſie nur einige Stunden an der Sonne hätte braten laſſen. Die weiteren Erfolge der Appenzeller bis zu ihrer Niedertage im Jahre 1408 bei Bregenz ſind jedem Geſchichtsfreunde bekannt; wir übergehen ſie daher, und wenden uns nach dieſer geſchichtlichen Einleitung zur Beſchreibung der Darſtellung, wie ſie in und bei Altſtädten im Rheinthal, am Fuße des Stoßberges, gegeben wurde.

Das gewerbſame Städtchen Altſtädten, Hauptort des St. Galliſchen Bezirkes Oberrheinthal, liegt am Fuße des Stoßberges, auf den eine alte und eine neu hergeſtellte Straße nach den bekannten Kurorten Gais, Gonten und Weißbad führen. Oben auf dieſem Berge wurde nun im Jahre 1405 jene denkwürdige Schlacht geſchlagen, zu deren Andenken die katholiſchen Appenzeller alljährlich am Bonifaciustage bis zum rheinthaliſchen Dorfe Marbach bewaffnet eine Wallfahrt machen, bei welchem Anlaſſe in früheren Zeiten, wo ihnen die Grafſchaft Rheinthal noch als Unterthanenland zugehörte, der Landesſäckelmeiſter Geld auswerfen mußte, was zur Erhöhung des Vergnügens der oberherrlichen Wallfahrer nicht wenig beitrug, indem es dabei unter den Aufleſenden jedesmal zu ergötzlichen Katzbalgereien kam.

Am Fuße des Berges wählte man eine geeignete Stelle, ähnlich derjenigen, wo die Schlacht wirklich ſtattgefunden, zu deren Darſtellung aus. Der Faſtnachtdienſtag war der zur Aufführung des Volksſchauſpiels beſtimmte Tag. Die Vorbereitungen, die man zu einer würdigen Feier getroffen, waren für ein ſo kleines Landſtädtchen ſtaunenswerth. Gegen 900 Spielende hatte das Feſtcomité zuſammengebracht. Aus allen Ecken wurden alte Originalwaffen und Harniſche zuſammengeſucht; ein Alterthumskenner hätte dabei keine geringe Ausbeute gefunden. In Appenzell ſelber wurden an den alten, in dieſer Schlacht und während der folgenden Raubzüge der ſiegreichen Appenzeller erbeuteten Trophäen die Wappen und Farben der verſchiedenen Beſtandtheile des öſterreichiſchen Heeres ſtudirt und abgezeichnet. Unter dieſen erbeuteten Trophäen iſt das merkwürdigſte Stück ein Fähnlein, welches bei Imſt im Tirol erobert wurde, ein Teufelchen als Symbol, darunter die jetzt noch ganz gut leſerliche Inſchrift: „Hundert tuſend Tüfel müßt unſer walten." — Soweit die Originalwaffen und Harniſche ausreichten, nahm man ſolche, das Uebrige wurde aus Holz und Pappe nachgeformt. Die Ritterſchaft wurde aus der Reiterei der Landmilizen geſchaffen. Für Verpflegung der Truppen, für Sicherheitspolizei, ſogar für den Krankendienſt bei allfälligen Unglücksfällen war vortrefflich vom Feſtcomité geſorgt. Geld- und Naturalienbeiträge wurden durch ein eigenes „Eynattendepartement" beſchafft. Für die Contribution des Moſtes und Weins — denn man wollte nicht in den Hauptfehler der Schlacht von Solferino fallen, um ein günſtiges Ergebniß zu erzielen — gebrauchten die zwei Chefs des Verpflegungsausſchuſſes, Doctor Th. und Schneidermeiſter S., ein buckliger, origineller, witzreicher Kauz, folgende Liſt. Die Spießbürger ſind in der ganzen Welt ein wenig zähe, um ſo mehr bei uns in der Schweiz, ſeitdem wir durch den Fortſchritt einſtweilen (hoffentlich wird es ſchon wieder beſſer kommen) aufs Baumwollſpinnen angewieſen ſind, haben aber immerhin ein Bischen point d'honneur, wenn man ſie am rechten Fleck zu packen weiß. Der Kleiderkünſtler kleidete ſich in die Tracht eines Commiſſärs des franzöſiſchen Nationalconvents und ließ einen Leiterwagen voll leerer Fäſſer kleineren und größeren Kalibers vierſpännig durch das Städtlein fahren, auf demſelben er und ſeine dienſtbaren Geiſter vom Eynattendepartement. Der unumgängliche Aktuar oder Protokollführer nebſt dem luſtigen Küfer St., einem nahen

Digitized by Google

Verwandten des katholiſchen Generalvikars von Schweden und Norwegen, als Weinkenner waren ſelbſtverſtändlich auch dabei. Voraus ritt ein Herold in mittelalterlicher Tracht, welcher die lieben, frommen, biderben, ehrenfeſten Bürger zu Beiträgen für das große Vorhaben aufforderte. Alle Gaben wurden genau notirt und unter Trompetenſchall publicirt. Das Ergebniß an Beiträgen von Wein und Moſt, Würſten, geräuchertem Fleiſch und Broden fiel über Erwartung gut aus, denn der republikaniſche Handſchuhmacher wollte dem eidgenöſſiſchen Nachbar Uhrmacher an Patriotismus nicht nachſtehen. Kurz, die geworbene Mannſchaft hatte auf den kommenden Tag kein Traktement à la 1812 in Rußland zu beſorgen.

Der Vorabend verging in Erwartung der Ereigniſſe des folgenden Tages ohne intereſſante Abenteuer, wie ein ganz gewöhnlicher Tag des Herrn, ohne Mirakel oder ſonſtige Naturwunder; aber um ſchönes Wetter flehten zu Unſerer Lieben Frau und andern guten Gewalten alle hochbuſigen, ſehnſuchtblickenden, tauſendwöchigen Kinder. Aber die Witterung ſchien ſich leider gar nicht freundlich anlaſſen zu wollen; der alte gute Kamor hatte, wie vor Zeiten, wo ihn Erzherzog Johann von Oeſterreich mit ſeinen Freunden Johannes Müller von Schaffhauſen und dem Landammann Müller von Friedberg beſtiegen, in übler Laune ſeine Nebelkappe tief über die Ohren herabgezogen, und blickte ganz mürriſch auf ſeinen alten Kameraden den Rhein und Dr. Weders Rheincorrektion herunter. — Das Feſtcomité, dreißig Mann ſtark, war andern Morgens ſchon um die fünfte Stunde verſammelt, unſchlüſſig bei der zweifelhaften Miene der Himmliſchen, ob man Alles abſtellen oder friſch wagen ſolle, ſelbſt auf die Gefahr, daß es nachher ringsum heiße: der liebe Herrgott hat ſeine Rheinthaler Stockfiſche wieder einmal gewäſſert. Wie der Feſtſenat, die Feldoberſten, Hauptleute, Bannerherren und Rottenmeiſter unſchlüſſig im Saale zur Sonne das Wetter beobachteten, tönte plötzlich vom Kirchthurm eine erheiternde Morgenmuſik: „Allons enfants de la patrie!“ und als ſollten nun alle Beſorgniſſe weichen, zerriß der ſiegreiche Nord die ſüdlichen Gewitterwolken und die lieben Sternlein wünſchten Allen einen guten Tag. Doch bald überzog ſich wieder der Himmel und ein leichter Regen rieſelte kalt darnieder. Man beſchloß deſſen ungeachtet, die Darſtellung vor ſich gehen zu laſſen, und einige Böllerſchüſſe verkündeten der Bevölkerung dieſen Beſchluß.

Nicht lange darauf zogen verſchiedene Muſikbanden durch die Straßen, deßgleichen Trommler und Pfeifer in alter Tracht, alte Choralweiſen zur Tageswacht ſpielend. Die Bahnzüge von Chur und St. Gallen brachten eine Maſſe fremder Gäſte zum Feſte. Das Wetter beſſerte, die Straßen bevölkerten ſich; da und dort ſah man zahlreiche Gruppen morgenſternbewaffneter Appenzeller, Schwyzer und Glarner in Landestracht, während die Muſikbanden an verſchiedenen Orten ſpielten.

Immer ſtärker wuchs die Volksmenge an; da ertönten auf einmal aus der Ferne dumpfe Hörnerklänge, untermiſcht mit wildem Jauchzen und Singen. Die Hülfe leiſtenden Freiſchaaren aus Schwyz und Glaris, ihre Banner an der Spitze, zogen in ungeordneten Haufen durch die Straßen der Stadt; ihnen geſellte ſich eine Maſſe bewaffneter Appenzeller zu. „Abi mit dem Pfauenrad, Pfauenſchwanz und Pfaffenwanſt!“ tönte es aus den ergrimmten Haufen. Da erklang auf einmal aus der Ferne eine ungemein liebliche, ſanfte Weiſe; Alles drängte der Gegend zu, woher die Töne erſchollen. „L'enfant vient!“ — Ein Zug von etwa hundert kleinen Kindern, in die niedliche Appenzellertracht gekleidet, je ein Knabe und ein Mädchen, inmitten von zwei Reihen bewaffneter langbärtiger grimmer Appenzeller, die ſchmucke Cadettenmuſik der Realſchule an der Spitze, bewegte ſich durch die Straßen; ein äußerſt wohlthuender Anblick.

Inzwiſchen war es auch außer der Stadt im öſterreichiſchen Lager lebendig geworden. Die verſchiedenen Banner ſammelten ihre Krieger um ſich, und dieſe theilten ſich wieder in Fähnlein und Rotten. Stolz zu Pferd in ſchimmernder Rüſtung, wallende Federn auf den Helmen ritten die Feldoberſten und Hauptleute an den zahlreichen Schaaren des in Reih und Glied ſtehenden Fußvolkes und der unweit davon aufgeſtellten Reiterei auf und nieder. Man ſah da die Herren von Roſenberg, von Berwang, von Hohenems, von Montfort, von Gachnang, von Giel, den Comthur von St. Johann, die Schultheißen von Rapperswyl, Wyl, Winterthur, Schaffhauſen, Bregenz, Feldkirch, den Landammann aus dem Bregenzerwald, den aus dem Montafun und viele Andere. Wohl Mancher dieſer Edlen, welcher nähere Kunde vom kriegeriſchen Geiſte dieſes trotzigen Bergvolks, ſowie von der Kriegserfahrenheit ihrer Anführer und der ſchwyzeriſchen Feldhauptleute hatte, ſchaute in düſterer Ahnung ſchweigend nach den nebelumwölkten Bergen hinauf, nicht achtend der ausgelaſſenen Späſſe und des ſchallenden Gelächters, welches aus den Marketenderbuden erſcholl, wo luſtige Dirnen, ausgelaſſene Feldſcherer und Troßknechte ihr Weſen trieben. Aber keine Sylbe macht ihre Gedanken kund; der Seelenſtolz läßt ſie ſchweigend dem Verhängniß entgegen ziehen. Doch kehren wir zurück in das Lager der Rebellen!

Da iſt Alles ſchon im beſten Zuge, das Volk ſtrömt nach der Breite (einem großen freien Platze), wo die entſcheidende Landsgemeinde gehalten werden ſoll. Die bewaffneten Appenzeller, Schwyzer und Glarner umſtehen redend, lärmend, jauchzend den Landesſtuhl, eine mit den Landesfarben, ſchwarz und weiß, behangene geräumige Tribüne. Die Landsgemeinde iſt beiſammen; Alles wartet nur noch auf die Obrigkeit und die Ehrengäſte. Plötzlich geht eine allgemeine Aufregung durch die Verſammlung, der laute Lärm verſtummt, Alles ſchweigt voll Erwartung. Die nachläſſig gehaltenen Waffen ſtarren auf einmal gleich einem Fichtenwald in die Höhe, Morgenſterne, Hellbarten, Lanzen, zweihändige Schlachtſchwerter. Ein feierlich ernſter Feſtmarſch verkündet die Ankunft der Erwarteten, welche vom Rathhauſe her dem Gemeindeplatz zuſchreiten. Voran denſelben marſchiren Trommler und Pfeifer, alte Weiſen ſpielend, in damaliger Tracht, mit runden, breitkrämpigen, ſpitzigen Hüten mit langen wallenden Federn, kurzem Rock und geſchlitzten Pluderhoſen; ihnen nach drei Landeswaibel, angethan mit langen weiten Mänteln, der von Appenzell halbweiß, halbſchwarz, der von Glaris roth, weiß und blau, der von Schwyz ganz roth, nur auf der linken Bruſtſeite das kleine weiße Kreuz; alle mit ähnlichen Hüten wie Trommler und Pfeifer; auf der Schulter trug jeder ein gewaltiges zweihändiges Schlachtſchwert, Originale aus Zeughäuſern. Dann in ſchwarzer Tracht mit rundem zugeſpitztem Bauernhute, geſchmückt mit trotzigen rothen Federn, der Landammann von Appenzell, eine kräftige breitſchultrige Mannesgeſtalt mit ſtarkem üppigem Barte; ihm zur Seite die befreundeten Boten (Geſandten) von Schwyz und Glaris in feſtlichem Ritterſchmuck; hierauf zwei ſchöngerüſtete Knappen des Grafen von Werdenberg, ihnen nach in goldenem gekröntem Helmſchmuck, Panzer und Rittermantel der Graf von Werdenberg ſelber, eine imponirende ſchickſalstrotzige Männergeſtalt in den kräftigſten Lebensjahren. Nach demſelben kam der alte ehrwürdige Bannerherr mit weißen Haaren und Bart, ihm zur Rechten der Landſchreiber, zur Linken der Säckelmeiſter, alle drei mit Schwertern bewehrt und in damaliger Amtstracht. Den Schluß bildete eine Rotte von Hellebardiren als Ehrengeleite.

Lauter, ſtürmiſcher Jubel begrüßte die Ankommenden, Morgenſterne und Schwerter ſchlugen wild zuſammen, während die Muſikbanden, die Trommeln und Pfeifen abwechſelnd ihre Feſtweiſen ſpielten. Indeſſen wird der Landesſtuhl von den Angekommenen, mit Ausnahme Werdenbergs und ſeiner Knappen, beſtiegen. Der Landammann gebietet Stille; lautlos horcht die Gemeinde. In ernſter, jedermann vernehmbarer Rede, unter der Anſprache: „Biderbe Mannen! tapfere Streiter!“ wird die hohe Wichtigkeit des heutigen Tages auseinander geſetzt, dem Volk Muth und Vertrauen auf ſeine Sache eingeflößt, die Hülfe von Glaris und Schwyz durch freiwillige Zuzüger zugeſichert, wenn ſchon letzteres im Landfrieden ſtehe, der mit Oeſterreich abgeſchloſſen worden, und dann abgeſtimmt: ob Krieg oder ſchmachvolle Unterwerfung? Wild fuhren bei erſterer Abſtimmung Schwerter, Morgenſterne, Hellbarten und Spieße empor, lauter Jubel beſtätigte das „Mehr.“ Sodann fragte der Landammann die Landsgemeinde: Wen man zum Feldoberſten küren wolle? Ein wackerer Landmann, der grimmige Uli Rotach, verlangte das Wort, beſtieg den Landesſtuhl und empfahl in warmer Rede den durch die Oeſterreicher ſeiner Beſitzungen beraubten Werdenberger, der ſchon lange unter ihnen weile, den ſie ja Alle ſeit Jahren als einen dem Volke befreundeten Herrn kennen. Einen kriegskundigen Feldoberſten müſſe man haben, und einen beſſeren gebe es weit und breit nicht als den edeln Herrn von Werdenberg. Man ſchreitet zur Abſtimmung, mit lautem Jubel fahren alle Waffen in die Höhe, einſtimmig wird derſelbe zum Feldoberſten ernannt. Während der Graf, ſeine Knappen voran, ebenfalls den Landesſtuhl beſteigt, ſpielt ein feierlicher Feſtmarſch; dann lautloſe Stille ringsum. Rudolf von Werdenberg hält ſeine Anſprache an das Volk mit einer wahren Commandoſtimme, das letzte wie das erſte Wort weithin gleich deutlich vernehmbar. Er bemerkt der Verſammlung, wie er keln Fremder unter ihnen ſey, wie ihn die meiſten ſchon ſeit manchen Jahren kennen, wenn er auf den Gräthen des Säntis, des Kamor oder des Femern die Gemſe und den Steinbock gejagt oder den Aar in ſeinem ſtolzen Flug mit dem tödtenden Bolz aus den Lüften herabgeholt, und dann ermüdet in den Hütten der Sennen übernachtet, und ihnen erzählt, wie Alles da laufe und zugehe draußen in der großen Welt. Ein gleiches Geſchick verbinde ihn nun mit dem tapfern Bergvolke, ſeinen getreuen lieben Nachbarn; ihr, wie ſein künftiges Schickſal liege in der eigenen Hand, von ihrem Muth, von ihrer Tapferkeit und Ausdauer in der Schlacht hänge nun Alles ab: ein ehrenvolles, unabhängiges, freies Leben, wenn ſie ſiegten, — unerträgliche Schmach, Verachtung und Leibeigenſchaft, woferne ſie ein elendes Daſeyn dem Ehrentode vorzögen. Aber er kenne ſie; ſchon vor vier Jahren haben ſie in der Schlacht am Spiecher, und dann in unzähligen Gefechten bewieſen, daß ſie Männer ſeyen, die dem Tod, der Acht und dem Banne zu trotzen wüßten. Er ſey ſtolz darauf, der Führer ſolcher Helden zu ſeyn. Sie ſollen nur

Digitized by Google

genau ſeine Befehle befolgen, und er zweifle dann nicht, daß die Oeſterreicher, wie vor einigen Jahren bei Sempach und Näfels, der wuchtigen Kraft des Bergvolkes erliegen werden. Indeſſen ſollen ſie getroſt nach Hauſe gehen, daſſelbe wohl beſtellen, aber unverzüglich hieher auf den Landesplatz aus allen Rhoden eilen, wenn die Harſthörner von Poſten zu Poſten zum Aufbruch mahnten und die Harzpfannen auf den bekannten Höhen empor loheten. Bis dahin werde er mit den herbeigeeilten Freiſchaaren aus Schwyz und Glaris gegen etwaige kleine Ueberfälle ſchon getreue Landeswache halten und durch Kundſchafter erforſchen laſſen, wann und von woher der Gewalthaufen der Feinde einzubrechen verſuche. — Sofort legte der Graf ſeinen goldenen Helm und Panzer ab, ſetzte eine lederne Sennenkappe auf, zog die übliche Hirtenjacke (Futterhemd) an, und „er was als ein Pur," ſagt die Chronik.

Unendlicher Beifall, ſtürmiſches Zuſammenſchlagen der Waffen und wildes Jauchzen war das tauſendſtimmige Echo dieſer Kriegsrede. Noch einmal nahm dann der Landammann das Wort, ſprach, ergriffen von der hohen Bedeutung der heutigen Beſchlüſſe, vor der Gemeinde ein kurzes Gebet, in welchem er den Segen Gottes für die Waffen ſeines Volkes erflehte, alle Anweſenden auffordernd, gemeinſam mit ihm zu beten; dann, vom Geiſte der Ahnung erfüllt, ſchloß er mit der Prophezeiung, wie in wenig Tagen das Samenkorn der Freiheit in blutgedüngte Erde gelegt werden, aber in Folge der Zeiten zu einem mächtigen Baume emporwachſen werde, deſſen Wurzeln tief und weit in der Erde haften, in deſſen Schatten ganze Geſchlechter ruhen, während durch die himmelhohen Wipfel die Stimme des Zeitgeiſtes rauſcht. Hierauf entließ er die Gemeinde. Die Appenzeller brachen ſodann auf nach dem Stoß, dem Schlachtfelde zu.

Kaum waren die Appenzeller abgezogen und die Weiſen ihrer Pfeifen verhallt, ſo rückten ſchon die Oeſterreicher in ſchön geſchloſſenen Reihen zu Pferd und zu Fuß, ſechs Mann hoch, mit ihren ſtolzen Bannern heran, einen zahlreichen Troß von Proviantfuhren, luſtigen Dirnen und Luſtigmachern mit ſich führend. Den Schluß bildete ein Zug langhorniger Ungarochſen, von braunen Croaten und Zigeunern geführt. Auf demſelben Platze, wo die Landsgemeinde gehalten worden, ſchlugen ſie ein Lager und bivouakirten. Da ging es luſtig zu, Trank und Speiſe waren in Hülle und Fülle vorhanden, um die Marketenderzelte brannten bald zahlreiche Feuer, an welchen die Speiſen luſtig brodelten, während mehrere Muſikbanden den tanzenden Soldaten abwechſelnd aufſpielten. Schlag ein Uhr aber ließ der Feldoberſt das übermüthige Heer nach dem Stoß aufbrechen.

Viele Tauſende von Zuſchauern hatten ſich bereits in der Nähe der Anhöhe geſammelt, wo die Schlacht geſpielt werden ſollte. Die Oeſterreicher ſtellten ſich am Fuße des Berges auf; dann rückten deren Bogen- und Luntenbüchſenſchützen langſam vor bis zur Letze (den Schanzen) der Appenzeller, um die Aufſtellung derſelben auszukundſchaften. Sie fanden die Schanzen ohne alle Beſatzung. Bald war eine ziemlich große Oeffnung in den weit ausgedehnten Wall und Verhau gebrochen. Das Gros des Heeres rückte hierauf langſam nach und weiter den Berg hinan. Vom Feinde ſah man noch keine Spur; derſelbe lagerte hinter einer ſteilen Anhöhe verſteckt. Wohlgemuth ſtieg das prächtige Heer hinan, da zeigte ſich plötzlich auf der Höhe der Werdenberger mit ſeinem blitzenden zweihändigen langen Schlachtſchwert und rief mit gewaltiger Stimme: „Banner Appenzell, Banner Glaris und Schwyz vor!" Die Banner und Fähnlein mit ihren Mannen wurden nun auf einmal ſichtbar; dumpf ertönten durch die etwas gelichtete Waldung die Schlachthörner, hell ſchrillten dazwiſchen die Pfeifen, die Trommeln raſſelten, wild brüllte das Kampfgeſchrei, Verderben ſchleuderten die großen Donnerbüchſen, ungeheure Blöcke und Steine rollten von den Anhöhen in die dicht gedrängten Reihen Oeſterreichs, ihnen nach die Krieger von den Bergen. Tapfer hielten indeſſen Ritter und Lanzknechte Stand; immer wilder hin und her wogte die Schlacht. Da entfernte ſich Uli Rotach im Gewühl von den Seinigen, und zwölf Streiter ſtanden ihm gegenüber, der im Rücken durch eine kleine Sennhütte gedeckt war. Bereits hatte er fünf derſelben mit ſeinem gewaltigen Morgenſtern erſchlagen; da ſteckten ſeine Dränger die Hütte in Brand, und Uli Rotach, als er bereits aus vielen Wunden blutete, ſtürzte ſich in's Feuer, den Flammentod der Ergebung vorziehend. Ein leiſer Weſtwind trieb die Rauchwolken dem wilden Schlachtgewühle zu, wodurch, als die Sonnenſtrahlen darauf fielen, das Ganze eine magiſche Beleuchtung erhielt. Man ſah im Rauch nur unbeſtimmt die Streitenden durch einander wogen, die Waffen blitzen und vernahm ein Mark und Bein durchdringendes Geſchrei. Die Täuſchung war vollkommen.

Da drang eine ſtarke Abtheilung des linken Flügels der Oeſterreicher aufwärts vor und ſuchte die Appenzeller zu umgehen. Letztere wurden ſchon ein wenig zurückgedrängt, als plötzlich aus dem Walde neue Hülfsvölker der Appenzeller erſchienen und mit lautem Geſchrei die Höhen herabſtürmten. Es waren die treuen Weiber und Töchter des Bergvolks. Ein paniſcher Schrecken ergriff plötzlich das öſterreichiſche Heer, der

Ruf: „Wir ſind umgangen! Rette Oeſterreich!“ wälzte ſich von Rotte zu Rotte, von Banner zu Banner. Verwirrung und Angſt bemächtigten ſich des ganzeu Heeres. Bald wurde die Flucht allgemein; die Oeffnung bei der Letzine konnte die Fliehenden nicht faſſen, ein entſetzliches Gedränge fand daſelbſt ſtatt, die Reiter überritten die Fußknechte, und hinterher wütheten Morgenſtern, Keule, Schwert und Hellbarte der ergrimmten Bergbewohner. Banner um Banuer des am Morgen noch ſo zuverſichtlichen, ſtolzen Heeres ſah mau zuſammenſinken und mit ihnen deren treue, tapfere Träger, um niemals wieder aufzuſtehen. Zu Hunderten ſanken Roß und Reiter in den frühen Tod. Die düſtere Ahnung ſo vieler wackerer Helden hatte ſich nur zu ſehr erwahrt. Aber endlos war der Jubel und das Rachegeſchrei der nachſtürmenden Sieger; bis weit unter das den Appenzellern befreundete Städtchen Altſtädten, welches fünf Jahre nachher (1410) Herzog Friedrich zerſtörte, wurde das öſterreichiſche Heer unter beſtändigem Gemetzel verfolgt.

Die ganze Darſtellung war wider Erwarten gut gelungen. Hierauf gab es noch einen allgemeinen Umzug, an welchem Sieger und Beſiegte Theil nahmen. Den langen Reihen eröffnete die Cadettenmuſik, ihnen folgten die Kinderpaare in Appenzeller Landestracht, dann kamen die Appenzeller Trommeln und Pfeifen, die Obrigkeit des Landes, die Standeswaibel mit den langen Schlachtſchwertern, die Standesboten von Schwyz und Glaris, endlich der Gewalthaufe der ſiegreichen Appenzeller, Glarner und Schwyzer, allen voran der Graf von Werdenberg in Bauerntracht, ſeinen gewaltigen Flammberg über der Schulter, neben ihm der wiedererſtandene Held Uli Rotach, bei ſämmtlichen Truppen ihre Banuer und Fähnlein, zuletzt die heldenmüthigen Weiber. Sodann die Muſik der Herrn und Ritter hoch zu Roß, fröhliche Weiſen ſpielend, und ſo nach und nach alle Heeresabtheilungen mit ihren Feldmuſiken. Alle Spielende ſammelten ſich dann um den Landesſtuhl, wo der Präſident des Feſtcomités, der geniale Wirth zur Felſenburg, einen der uralten Becher in der Rechten, welche die Regierung von Innerrhoden ſo freundlich war zur Verfügung zu ſtellen, eine meiſterhafte Abdankungsrede hielt. Zum Schluß wurde die ſchöne Choralmelodie des Nationalliedes: „Ruft du, mein Vaterland,“ von den verſchiedenen Muſikbanden geſpielt; Spielende und Zuſchauer fielen in den Geſang ein und das ſchöne Feſt war beendet, wie eine wunderbare Mähre aus alter Zeit.

C. Sch.

Die zweite Liebhaberin.

(Fortſetzung.)

Wenn die muthige Führerin nun Leid und Mühe genug hatte, ſo war ihr doch auch eiu Erſatz geboten. Ihre Mühe trug Früchte. Unter ihrer Beihülfe gedieh das Werk und klärte und bildete ſich der Autor ſelber. Drang er durch zum vollen Gebrauch ſeines Talents, erreichte er ſchon etwas mit dem erſten Werk, ſo konnte ſie ſich ſagen, daß ſie Miturheberin, ja eigentliche Stifterin ſeines Glückes war. Er ſelbſt war gewiſſermaßen ihr Werk, der von ihr Gelenkte, Beſchenkte, und ſie hatte ihm gegenüber das Gefühl des Künſtlers vor einer gedeihenden Schöpfung. Freilich, ihre Natur war nicht zu bloßer Geduldübung geſchaffen, und ihr weibliches Herz forderte ſeine Rechte. Eben nach längerer Zurückhaltung, in der Müdigkeit, welche ſtete Selbſtüberwindung zu hinterlaſſen pflegt, brachen ihre Gefühle nur um ſo gewaltſamer hervor, um ſie ſchmerzlich zu erſchüttern.

Einmal, nach einem eben ſo argloſen wie groben Rückfall Heinrichs in die Ausſchließlichkeit der Leidenſchaft, ſtellte ſich ihr in der Einſamkeit ſein Benehmen vor die Seele und ein wahrer Unwille erſtand in ihr. Sie ſah ihn in den Widerſprüchen ſeiner Natur, in ſeinen anziehenden und abſtoßenden Eigenſchaften, und dieſe letzteren erſchienen ihr in grellem Licht. Da ſie ſich nun doch zu ihm hingezogen fühlte, ſo war ſie entrüſtet über ſich ſelber, klagte ſich an und empfand dieſe Bekanntſchaft als ein unſeliges Verhängniß. Eine Frage erſtand in ihr, deren Erwägung ihr Qualen verurſachte. War es die Verlobte werth, daß ſie ihr weichen mußte? Die Stellen, die Heinrich aus ihren Briefen mitgetheilt, hatten ihr keinen ſo guten Begriff beigebracht, daß ſie den Lobeserhebungen des Liebenden hätte Glauben ſchenken können. Der Gedanke ſtellte ſich ihr dar, daß dieſer auch hier ſich täuſchen und da,

wo er einen Engel erwartete, nur ein gewöhnliches Weib finden könnte, die ſich ſeinem poetiſchen Wollen und Streben vielmehr entgegen ſetzte. Sie fühlte, daß ſie, die Künſtlerin, ihn fördern, ergänzen, glücklich machen könnte. Sie dachte ſich, wie ſchön und fröhlich ſie mit einander zu leben, wie reizend ſie ihre zuſammenſtimmenden Berufe zu treiben vermöchten, und ein Schmerz, eine förmliche Indignation durchdrang ſie, daß die Welt und das Geſchick es anders beſchloſſen, daß das eben ſo Schöne, wie Vernünftige nicht ſeyn ſollte. Sonderbar! Die Möglichkeit trat vor ihre Seele, ihn trotz allem durch ein anderes Benehmen gegen ihn zu gewinnen, mit der Abweſenden zu kämpfen und — zu ſiegen. Aber ſie verwarf den Gedanken, wie er gekommen war. „Nein," rief ſie nicht ohne das Pathos des Stolzes, „ich will keinen Mann erobern, der mich nicht liebend ſucht! Eben weil ich eine Schauſpielerin bin, darf ich nicht thun, was bei den ehrſamen Müttern und Töchtern der guten Geſellſchaft Regel iſt. Sie ſoll ihn haben — und ich, ich werde mich tröſten!"

Nicht immer gelang es ihr, über ihr Leid auf dieſe Art ſich endlich zu erheben. Zuweilen verſank ſie in ſtille, tiefe Trauer und erſchien wie krank, wofür ſie ſich dann auch ausgab. Einmal ging ihr eine Aeußerung des Poeten über das Glück, dem er entgegen ſah, ſo zu Herzen, daß ſie in ihrem Stübchen vor Zorn weinte und unter reichlich fließenden Thränen ihr Geſchick verklagte, das ſie mit dieſem Manne belaſtet und den Frieden ihres Herzens durch eine ſinnloſe Leidenſchaft vergiftet habe.

Der Mutter konnte ſolche ſchmerzvolle Aufregung nicht immer verborgen bleiben. Sie ſchüttelte den Kopf und warf auf die Tochter Blicke, die, ihr Innerſtes durchdringend, ſie erröthen machten. An einem Abend, wo ſie ihr beſonders niedergedrückt erſchien, fragte ſie, was ihr ſey, und das Mädchen ſprach ihren Verdruß darüber aus, eine Rolle nicht erhalten zu haben, die ihr zukäme und auf die ſie ſich ſchon lange gefreut habe. Die Züge der Mutter wurden ernſt, vorwurfsvoll, und ſie rief: „Geh, und mach mir nichts weiß! Du hängſt an dieſem Menſchen und verſtrickſt dich immer tiefer in deine unſelige Leidenſchaft! Das Stück, das ihr mit einander ausarbeitet, iſt dein Unglück, und ich erkläre mir nun die fatale Empfindung, die ich hatte, als du es an ihn abtrateſt. Je mehr er dich kränkt, deſto mehr liebſt du ihn. Deine Gedanken kommen nicht von ihm los, du ſorgſt und arbeiteſt für ihn, und dein Lohn iſt Herzeleid!"

Roſa hatte ſich während dieſer Rede gefaßt. „Du übertreibſt, liebe Mutter," entgegnete ſie mit der Ueberlegenheit einer Seele, die an ihrem Loos trotz allem feſthält. „Wenn du aber auch Recht hätteſt, was thät' es? Ein bischen unglückliche Liebe ſchadet nicht, am wenigſten einer Schauſpielerin. Man macht damit neue Erfahrungen, neue Sphären menſchlicher Gefühle ſchließen ſich auf, und man ſpielt beſſer. Ja, ja," fuhr ſie mit einem Blick auf die achſelzuckende Mutter fort, „für mich insbeſondere iſt dieſes Unglück ein wahres Glück. Ich habe mich bis jetzt offenbar zu einſeitig auf die muntere Seite gelegt, und das geht wohl eine Zeit lang, wird aber nach und nach langweilig und ſchädlich. Das Herzeleid führt in die Tiefe, macht uns ganz — allerdings, liebe Mutter! — und wir gelangen zur wahren künſtleriſchen Ausbildung."

Die Frau, mit einem Zug des Tadels um den Mund, hatte den Kopf geſchüttelt. „Du rufſt den Humor zu Hülfe!" entgegnete ſie. „Wird er immer vorhalten?" — „Es iſt mein Ernſt," verſetzte Roſa mit Ergebung. „Dieſer Poet iſt in unſer Haus gekommen und wir haben uns für ihn intereſſirt. Das Theater, von dem er alles erwartete, hat ihn abgewieſen und recht eigentlich in Verzweiflung geſtürzt; ich konnte ihm die rettende Hand bieten, und ich bot ſie ihm. Bei alledem hab' ich mir nichts vorzuwerfen. Kommt mehr Unglück dabei für mich heraus, als mir lieb iſt, ſo muß ich's tragen. Aber ſey nur ruhig, ich bin nicht ſo ſchwach, und werde ſchon damit fertig werden."

Die Augen der Frau waren naß geworden. „Du biſt ein gutes Kind," rief ſie, „ein edles Herz. Du hätteſt ein beſſeres Loos verdient!" — „Ach, Mutter," verſetzte das Mädchen, „man kann in dieſer Welt nicht alles haben und muß ſich genügen laſſen! Mir iſt dieſes Unglück im Grunde doch lieber, als das ehemalige Glück, und ich würde es nicht dafür hergeben, wenn ſich's mir in der letzten Zeit auch ein wenig ſtark aufgelegt hat. Ich hab' nun einmal meine Freude dran! Laß mir's, bis mich's von ſelber verläßt!"

Die Mutter, gerührt, umfaßte die Tochter, ſchloß ſie an ihre Bruſt und drückte einen zärtlichen Kuß auf ihre Stirn. „Wann wird das aber geſchehen?" entgegnete ſie. „Die Arbeit, die euch immer wieder zuſammenführt, wird noch eine gute Zeit dauern. Kann ſie die Krankheit nicht ſo verſchlimmern, daß ſie unheilbar wird?" — „Im Gegentheil," verſetzte das Mädchen; „eben dieſe Arbeit, wenn ſie gelingt, wird mich heilen; und wenn ich mich ſo eifrig darum annehme, ſorg' ich eigentlich nur für mich ſelbſt."

Die Mutter ſchaute ſie zweifelnd an. — „Ganz einfach," erwiederte die Tochter. „Wenn das Stück geräth und gut aufgenommen wird, iſt der Poet ein gemachter Mann. Denn Talent hat er, das haben wir nun geſehen, und wenn er einmal erfährt, wie er's

am beſten verwenden kann, wird er den Weg, auf den wir ihn gebracht haben, nicht mehr verlaſſen. Er kann um ſeine Auguſte anhalten und wird ſie heirathen — und ich werde mich beruhigen; denn ſo kindiſch bin ich nicht, daß ich einen weiblichen Werther ſpielen werde. Iſt der Poet ein Ehemann und ſehen wir uns wenig oder gar nicht mehr, dann wird es in meinem Herzen wieder ſtill werden und nur der Nutzen der Erfahrung wird übrig bleiben." — Die Frau ſah ihr in's Auge und lächelte mitleidig. „Sehr gut berechnet," entgegnete ſie. „Alſo für jetzt glaubſt du dich deinem ſogenannten Glück noch ruhig überlaſſen zu können?" Das Mädchen ſah für ſich hin und über ihr wehmüthiges Geſicht ging ein Schein von Lächeln, das nicht ohne Schelmerei war. „Nun," fuhr die Mutter fort, „ich kann's nicht ändern. Du willſt es haben — ſieh nun auch, wie du die Folgen trägſt!"

Tage, Wochen gingen hin, die Arbeit näherte ſich ihrem Ende. Sey es die Einrichtung der Natur, zufolge welcher nach einer Zeit ſtürmiſcher Erregung immer wieder eine Zeit der Ruhe kommt — ſey es der Einfluß, den der gute Fortgang des Stücks auf ihr Gemüth übte, genug, Roſa wurde ſchon in dieſer Zeit heiterer geſtimmt und erfreute die Mutter durch einen Ausdruck ernſter Zufriedenheit. Der Poet hatte aber auch den Takt oder das Glück, ihr faſt nie mehr durch Naivitäten wehe zu thun. In der Freude ſeines Herzens über das Gelingen der Arbeit wurde er dankbarer gegen die Spenderin, unwillkürlich zarter, und ließ keinen guten Anlaß vorübergehen, ihr Lob zu ſagen. Der letzte Akt brachte ſo das Ende gut, Alles gut nicht nur für die Perſonen des Stücks, ſondern auch für die Erfinderin, die eine große Genugthuung empfand, wobei das Bewußtſeyn gelungener Hülfe die Melancholie der Entſagung weit überwog.

Heinrich fühlte ſich im Innerſten glücklich. Viel Mühe hatte er ſich gegeben; aber nun durchdrang ihn eine Sicherheit, wie er ſie in ſolcher Klarheit nie empfunden hatte. Sein eigenes Urtheil ſtimmte mit dem der Freundinnen — eine Täuſchung war unmöglich.

Als er an einem ſonnigen Wintermorgen die letzten Auftritte ſkizzirt hatte und die Schönheit des Wetters ihn auf die Straße lockte, begegnete ihm Willmann. Sie begrüßten ſich und der Novelliſt ſagte: „Nun, ich gratulire. Ihr Schauſpiel ſoll gut — ſehr gut werden." — „Woher wiſſen Sie das?" fragte Heinrich. — „Ich weiß es," entgegnete der Andere behaglich.

Der Poet nickte begreifend und ſagte dann: „Ich meine freilich ſelber, daß es mir geräth; und ich hoffe nun, den beiden Herrn, die mich wegen meiner Tragödie ſo ſchmählich heruntergemacht haben, beweiſen zu können, daß ich auch etwas zu liefern vermag, wofür ſie mir Dank wiſſen müſſen." — „Dem," verſetzte Willmann, „ſehen ſie mit Freuden entgegen; denn Jeder freut ſich, wenn er ein Projekt gelingen ſieht."

„Wie muß ich das verſtehen?" rief Heinrich. — „Nun," erwiederte der Doktor, „am Ende muß es ja doch heraus, ich will's Ihnen alſo geſtehen, daß wir Ihnen einen Streich geſpielt haben, einen Streich zu Ihrem Beſten. In Ihrer Tragödie waren Sie auf einer Straße des Verderbens, zeigten aber trotz Allem eine nicht gewöhnliche Befähigung zum Dramatiker — darüber waren die Regiſſeure einig. Wie dieſe Befähigung nun von jenem Pfad abziehen? Wir kamen zuſammen, beriethen uns, und es wurde beſchloſſen, eine energiſche Kur anzuwenden. Ihr Verlangen, die Urtheile kennen zu lernen, ſetzte man voraus, und redigirte ſie für den Autor beſonders. Der Trank wurde verſchluckt und wirkte gründlich."

„Ah," rief Heinrich mit einem Ausdruck von Empfindlichkeit. „So habt ihr alſo mit mir geſpielt?" „Aus Antheil an Ihnen," fuhr Willmann begütigend fort, „aus Achtung vor Ihrem Talent! Es galt, Sie von Ihrer tragiſchen Ueberſchwänglichkeit par force wegzubringen, und in dieſem Sinn hat Freund Berger allerdings vortrefflich gearbeitet. Genug, es iſt geglückt. Sie haben ſich nicht nur auf die rechte Wahlſtatt begeben, ſondern nach allem, was ich höre, darauf auch ſchon einen Sieg erkämpft."

Unſer Poet entrang ſich doch nur mit Mühe der demüthigenden Empfindung, geführt, wenn auch zu ſeinem Beſten geführt zu ſeyn. „Es iſt geglückt," begann er nach einer Pauſe; „aber nicht durch euch, ihr Herrn, ſondern durch ein liebenswürdiges Geſchöpf, das mich freundlich aufgeklärt und mir das Beſſere an die Hand gegeben hat."

„Wohl," verſetzte der Andere; „aber dieſer Freundlichkeit mußte vorgearbeitet ſeyn, wenn ſie bei einem ſo verſtockten Idealiſten durchdringen ſollte. Die Heilung iſt methodiſch vor ſich gegangen. Nach der Erſchütterung durch Donner und einſchlagenden Blitz kam der Sonnenſchein und that das Uebrige." — „Die Hauptſache!" warf Heinrich ein. — „Die Hauptſache," wiederholte der Schriftſteller, „zugegeben!" Er ſchwieg einen Moment und fuhr dann lächelnd fort: „Für Sie kann man wirklich gute Hoffnungen hegen. Ein junger Mann, der notoriſch verlobt iſt, gewinnt noch andere Frauenherzen, ſo ſehr, daß ſie ſogar Opfer bringen für ihn. Mein lieber College, Sie kommen durch die Welt, darauf können Sie ſich verlaſſen. Und eins ins

Digitized by Google

andere gerechnet, ſind Sie nun doch eigentlich mit einem ſehr gnädigen Lehrgeld davon gekommen."

Während dieſes Geſprächs waren ſie unvermerkt in die Nähe des Theaters gelangt. Willmann richtete ſeinen Blick auf das ſtattliche Gebäude und ſein Geſicht erheiterte ſich. Zwei Männer waren aus einem Seitenthor getreten und kamen gegen ſie her; es waren die Regiſſeure. Heinrich konnte nicht umhin, mit Willmann vorwärts zu gehen, obwohl er vor der Begegnung eine erklärliche Scheu empfand. Er hatte die Herrn nach der Lektüre ihrer Urtheile nicht nur nicht wieder beſucht, ſondern auch auf der Straße glücklich vermieden, ſo daß für ihn jetzt eine Art Eis zu brechen war. Indeſſen zeigte ſich, daß er die Zeit her doch viel Welt in ſich aufgenommen hatte; denn er bezwang ſich und es gelang ihm, die Begrüßung möglichſt unbefangen abzumachen.

Hallfeld (ſo hieß der ältere der beiden Schauſpieler) dankte freundlich und ſagte: „Wir haben uns lange nicht geſehen. Wie ich aber höre, ſind Sie die Zeit her fleißig geweſen und werden bald etwas Schönes fertig haben." — „Fertig," entgegnete Heinrich, „wird es bald ſeyn. Ob es etwas Schönes iſt, werden Sie zu entſcheiden haben."

Der Komiker und Intrigant hatte unterdeß einen Blick auf ihn geworfen, in welchem Spott und Wohlwollen ſehr ergötzlich gemiſcht waren. „Sie haben ſich," bemerkte er mit höflichem Kopfneigen, „herabgelaſſen, einen Stoff aus dem gewöhnlichen bürgerlichen Leben zu behandeln und ein Schauſpiel zu ſchreiben?" Heinrich ſah ihn an und zuckte unwillkürlich die Achſel. „Sie ſoll gelungen ſeyn," fuhr jener fort, „die Frucht Ihrer Condeſcendenz." — „Die Freundin," warf Hallfeld ein, „hat mit uns darüber geſprochen. Demnach wäre am Erfolg nicht zu zweifeln, und ich hoffe, daß wir es bald zu leſen bekommen werden."

„Ich freue mich ſehr auf den Intrigant," verſetzte Berger, „der recht eine Rolle für mich ſeyn ſoll. Mir ſagen nämlich ganz beſonders gemiſchte Charaktere zu — Menſchen, die mit reſpektabler Schlechtigkeit eine Art von Gutmüthigkeit, ja Biederkeit verbinden. So Einer, wie ich aus den gegebenen Andeutungen ſchließen möchte, kommt in Ihrem Stück vor." — „Und ſoll," entgegnete Heinrich mit eingehender Laune, „wenn das Stück angenommen wird, auch dem Künſtler zufallen, den die Natur geſchaffen zu haben ſcheint, Charaktere dieſer Art congenial zu verſinnlichen." — „Charmant!" rief der Komiker, während die Andern lächelten.

„Ich geſtehe," begann Willmann, „ich freue mich ſehr auf die Vorſtellung, an der ich nicht mehr zweifle. Sie haben," fuhr er auf Heinrich blickend fort, „durch Ihre erſte Arbeit ernſtlichen Antheil erregt." — „Allerdings," bemerkte der Heldenvater mit Würde. — „Unbedingt," ſetzte der Komiker hinzu. — „Und da Sie ſich in der Zeit der Calamität ſo ritterlich gehalten haben, ſo gönnen wir Ihnen von ganzem Herzen einen öffentlichen Erfolg." — „Und den bekannten Lorbeer," ergänzte Berger — „zu beliebigem Gebrauch." Nach weiterem Austauſch von Höflichkeiten dieſer Art ſchied man erheitert und mit den beſten Wünſchen. Heinrich ging nach der Wiederanknüpfung mit den Kunſtverwandten eines hin und wieder doch läſtig empfundenen Druckes entledigt nach Hauſe. Behaglich fühlte er, wie ſich der Weg für ihn mehr und mehr ebnete und ein günſtiges Zeichen nach dem andern hervortrat.

An demſelben Tag ſchrieb er einen längeren Brief an Auguſte. Die Geliebte hatte ihm auf die Meldung, daß er auch das zweite Trauerſpiel einſtweilen liegen gelaſſen und nun an einem Schauſpiel arbeite, nach längerem Schweigen eine Antwort geſandt, welche die zärtlichſte Beſorgniß für ihn an den Tag legte, indem nach den bisherigen Erfahrungen leider nicht mit Gewißheit angenommen werden könne, daß er bei dieſer neuen Arbeit ausharren werde. Darauf hatte der Verlobte ſie durch Verſicherungen beruhigt, die, wenn ſie nicht Ueberzeugung bewirkten, doch Glauben fanden. Jetzt konnte er nicht nur die Vollendung, ſondern gleich auch die Gelungenheit des Stücks anzeigen — und mit welch gerechtem Selbſtgefühl that er es!

„Ja, meine Theure," ſchloß der Bericht, „meine Prüfungszeit iſt vorüber und der Lohn der Ausdauer ſo gewiß, daß ich ihn ſchon in der Hand zu haben glaube. Endlich, endlich iſt mir's gelungen! Nicht nur die Annahme des Stücks, auch die Wirkung auf der Bühne und das Verbleiben auf dem Repertoire iſt mir verbürgt — durch das Urtheil von Kennern. In vierzehn Tagen iſt die Arbeit fertig, revidirt, bühnengemäß hergeſtellt; der raſchen Annahme wird die raſche Darſtellung folgen, und dann heißt's: Auf Wiederſehen! auf glückſeliges Wiederſehen!"

Dem Brief war eine Nachſchrift beigefügt, die alſo lautete: „Die frühere Aeußerung über Doctor Willmann muß ich zurücknehmen. Hinter einer allerdings etwas gewöhnlichen Außenſeite verbirgt dieſer Schriftſteller ein tieferes Herz, und an mir und meinem Schickſal nimmt er wahren Antheil. Theilt er nicht alle meine Ideen, ſo iſt er doch ein Mitſtrebender und Literat im beſten Sinne des Worts, eine redliche, neidloſe Seele, ein Freund, auf den ich rechnen kann."

Digitized by Google

VII.

Die letzten Scenen wurden ausgeführt, in dem kleinen Kreiſe berathen und nach wenigen Aenderungen gebilligt. Das Stück war fertig.

Für die nächſten Tage hatte der Autor nun den Genuß, das vollendete Werk nochmal zu übergehen und im Einzelnen durchzubilden. Es gehört dieß, wenn der Organismus im Weſentlichen gelungen iſt, zu den angenehmſten Arbeiten, und Heinrich ſchlürfte denn auch die Neige der Schöpferfreuden con amore. Wie aber auf Erden kein Glück rein bleiben ſoll, ſo wurde auch in den ſüßen Trank dieſer Tage ein bitterer Tropfen geworfen, der ihn ärgerlich vergällte.

Unſer Poet hatte den ſatiriſchen Roman ſeines guten Freundes Dorn ſchon vor Monaten zu leſen begonnen, aber ſich nicht damit befreunden können. Er fand den Witz vielfach gezwungen und die Bosheit des Autors, auch wo ſie das Schlechte geißelte, zu direkt und gehäſſig, als daß er mit ihr hätte ſympathiſiren können. Der Geiſt, der das Opus eingegeben hatte (dieß erkannte er aus den erſten Kapiteln), war der Geiſt der Rache und der Schadenfreude, blinder Leidenſchaften, denen nichts Wohlthuendes gelingen kann. Einzelne Treffer ergötzten ihn freilich, die Neugier wurde rege erhalten, aber das Geleſene hinterließ keinen guten Eindruck und das Buch erzeugte in Heinrich zuletzt einen förmlichen Widerwillen, ſo daß er es, noch nicht in die Mitte gekommen, bei Seite warf.

Als Dorn ſich gelegentlich einmal darnach erkundigte, fühlte der etwas Befangene die Nöthigung, eben ſo den guten Bekannten wie die Wahrheit zu ſchonen, und ſagte darum: er habe ſich mit großem Intereſſe hineingeleſen, könne aber einen ſo ſtark gewürzten Trank nur in kleineren Doſen zu ſich nehmen, und müſſe ſich noch eine Friſt ausbitten. Der Autor, durch dieſe Erklärung nicht übermäßig zufriedengeſtellt, machte doch gute Miene, und man trennte ſich unter kameradſchaftlichen Verſicherungen.

Nach der Vollendung ſeines Dramas erkannte der Poet, daß er das Beißen in den ſauern Apfel nicht länger verſchieben könne; er nahm das Buch eines Abends vor und verſchluckte den Reſt heroiſch. Aber er konnte das frühere Urtheil nur beſtätigen. Ergötzlich im Einzelnen — aber nicht allzuhäufig — unerquicklich im Ganzen; von der Schneide des Hohnes Rügenswerthes, Verwerfliches, aber auch Gutes, ja Großes getroffen, das der Schreiber nur nicht begriff; ein Buch, das in einem Sinne zu beſprechen, wie der Autor es wünſchte, für Heinrich ganz und gar unmöglich war.

Kurz nach Gewinnung dieſer Anſicht traf er wieder mit Dorn zuſammen. Er theilte ihm auf Befragen das Neueſte über ſein Stück und ſeine Hoffnungen mit, und der Feuilletoniſt gratulirte mit ſichtlicher Zurückhaltung; dann ſagte er: „Wie haben wir's aber mit unſerem Roman? Jetzt werden Sie ihn doch wohl geleſen haben!“ — „Freilich,“ erwiederte Heinrich mit einer gewiſſen Haſt. „Er hat mich intereſſirt bis zu Ende. Sie haben darin Hiebe ausgetheilt, die ich den Getroffenen von Herzen gegönnt habe. Läugnen will ich aber nicht, daß ich auch auf Angriffe geſtoßen bin, die ich durchaus nicht unterſchreiben möchte.“ — „So?“ entgegnete der Andere. — „Nun,“ fuhr er nach kurzem Schweigen fort, „im Grunde iſt das natürlich, man kann nicht in allen Stücken gleich denken. Ihr Urtheil im Ganzen iſt alſo?“ — „Daß das Buch von dem Publikum, für das es geſchrieben iſt, mit Nutzen und Vergnügen geleſen werden kann.“

Dieſes bedingte Zugeſtändniß war an ſich nicht darnach angethan, eine Autorſeele zu befriedigen. Unſer Poet aber, der ſich bewußt war, daß der Roman eben ſo gut mit Schaden und Mißvergnügen geleſen werden könne, hatte es zum Ueberfluß mit einer gewiſſen Verlegenheit ausgeſprochen, ſo daß die eingeſchränkte Beiſtimmung noch dazu als abgenöthigt erſchien. Dorn, dem ſich dieß aufdrängte, betrachtete ihn mit verdächtigen Blicken. Er ging auf einen andern Gegenſtand über, machte ſeinem Herzen in ſcharfen Bemerkungen über Abweſende Luft, und ſagte zuletzt mit einem Lächeln „Guten Tag,“ das nichts Gutes zu bedeuten ſchien.

Heinrich gehörte zu den Menſchen, die nicht gern eine Schuld unbezahlt laſſen, und er überlegte daher ernſtlich, ob nicht eine Form auszudenken wäre, in der er, ohne der Gerechtigkeit eben in's Angeſicht zu ſchlagen, dem Autor, der ihn öffentlich gelobt hatte, doch auch einen Dienſt erweiſen könnte. Allein er fand keine, und dieß beunruhigte ihn ſehr und trübte das Glück der ſchönen Tage. Endlich rief er: „Zum Henker mit dieſer Affaire! Gehen wir auf die Hauptſache los, und wenn ſie erreicht, dem Kritikus Reſpekt eingeflößt iſt, dann wird ihn eine Gefälligkeit zufrieden ſtellen, die ich ihm ohne Gewiſſensbiſſe erweiſen kann!“

Im Nachklang dieſes heroiſchen Entſchluſſes vollendete Heinrich die Reviſion und ſtellte ein reinliches Manuſcript her.

Als er den Freundinnen ankündigte, daß er das Stück ſofort einreichen könne, ſchüttelte Roſa den Kopf. „Vorher,“ ſagte ſie, „muß noch was Anderes geſchehen. Die Regiſſeure und Doctor Willmann ſind Ihnen wahrhaft zugethan. Wir wollen dieſe Herrn zum Thee

Digitized by Google

einladen, und Sie tragen ihnen dann Ihr Stück vor. Gut geleſen wird es nicht nur einen gewinnenden Eindruck machen, ſondern auch zu Bemerkungen Anlaß geben, die Ihnen weiter nützlich werden können." — Heinrich, über die conſequent liebevolle Sorgfalt erfreut, erklärte ſeine Zuſtimmung unter Worten des Dankes.

Am nächſten Sonnabend war die Geſellſchaft in dem traulichen Zimmer verſammelt. Man hatte ſich cordial begrüßt, und unter dem Schlürfen des feinen Getränks nahmen bald gute Geiſter die Seelen ein. Der Poet hatte offenbar eine günſtige Poſition. Konnten ihn nicht alle, wie er jetzt war, gewiſſermaßen als ihre Schöpfung anſprechen, und mußten ſie ſich daher nicht über alles ihm Gelungene freuen, als ob es von ihnen wäre? Er fühlte das auch, und der letzte Reſt von Befangenheit wich aus ſeiner Seele.

Willmann, ihn betrachtend, ſagte: „Hat unſer Dramatiker in der letzten Zeit nicht geradezu ein anderes Ausſehen bekommen? Sein Blick iſt jetzt ſo menſchlich, ſein ganzes Weſen ſo vertrauenerweckend —"

„Sehr natürlich," fiel Berger ein. „Er iſt herabgeſtiegen aus den ätheriſchen Höhen und Menſch geworden, indem er ſich in wirkliche Menſchen verſetzte, und — menſchlich geſinnt auch für uns Theaterleute — Rollen geſchrieben hat, die man wirklich ſpielen kann — wie ich höre."

„Die Welt," fuhr der Novelliſt heiter fort, „wird geſund, man kann nicht mehr daran zweifeln. Der Realismus erſtarkt und macht eine bedeutſame Erwerbung nach der andern." — „Leben und Lebenlaſſen," rief der Regiſſeur, „das iſt die Parole des Jahrhunderts! Sogar auf dem Theater, wo man ſonſt mit wohlklingenden Verſen im Mund ſich dem Tod in die Arme warf, daß die Bühne ſich endlich mit Leichen bedeckte, wird es mehr und mehr Sitte, in ſchlichter Proſa zu guter Letzt ſich um den Hals zu fallen und dem Publikum das wohlthuende Schauſpiel verſtändiger Gemüther zu geben, die dem Glück entgegen gehen." Mit einem Blick auf Hallfeld, der launig den Mund rümpfte, fuhr er fort: „Der Herr College ſcheinen nicht ganz einverſtanden zu ſeyn?"

„Doch," verſetzte dieſer. „Aber in eurem eigenen Intereſſe möcht' ich euch Herrn rathen: übertreibt's nicht mit eurer Proſa und eurem Lebenlaſſen! Denn ſonſt möchte das Publikum am Ende auch das genug kriegen und ihr könntet einen Rückfall erleben." — „O," rief Berger, „mir iſt nicht bange!" — „Man kann für nichts einſtehen," erwiederte der Andere. Der Komiker ſah ihn an, und da er, beſonders vor einem Auditorium, zu necken und zu ſtreiten liebte, fuhr er fort: „Sie kämpfen für Ihr ſcheinbares Gebiet, lieber College, aber Sie thun ſich ſelber Unrecht. Ihr Spiel iſt im Proſadialog ſo vorzüglich wie in der Verſetragödie und für mich und Meinesgleichen noch viel erquickender. Es herrſcht darin eine Natur, eine Friſche—" — „Bitte!" rief Hallfeld. — „Alſo davon abgeſehen! Sagen Sie mir nun in allem Ernſt: was hat man eigentlich an einer verſificirten Tragödie?"

„In allem Ernſt?" fragte Hallfeld erheitert. „Wollen Sie etwas Ernſthaftes hören?" — „Oh," rief Berger mit einem Ton des Vorwurfs, „von Ihnen mit Freuden! Und gewiß alle hier Anweſenden?" — „Ja wohl, ja wohl," riefen Heinrich und Roſa. — „Alſo, kurz geſprochen, was hat man davon?" — Hallfeld erwiederte mit ruhigem Nachdruck: „Die Kunſt." — „Die Kunſt!!" wiederholte der Andere. „Sie meinen die Kunſt im aparten Sinne, wo ſie über die natürlichen Formen des wirklichen Lebens hinaus geht?" — „Die Kunſt in dem Sinn, wo ſie über die Kleinheit, Gewöhnlichkeit und Dürftigkeit des wirklichen Lebens ſich erhebt," entgegnete Hallfeld. „Die Kunſt, die in eine Welt verſetzt, wo das höhere Maß in der Ordnung iſt und die Verſe ſo natürlich klingen, wie im gewöhnlichen Leben die Proſa."

(Fortſetzung folgt.)

Goethes dichterischer Entwicklungsgang.

(Nach einem mündlichen Vortrag.)

Die Erinnerungen und Nachwirkungen unserer großen Dichterperiode sind allmählig fast das Einzige, was in unserer ganz von einzelnen praktischen Fragen, von Industrie und Technik, von bürgerlichen und nationalen Aufgaben beherrschten Zeit noch ein menschlich ideales Element und einen unmittelbaren Zusammenhang mit jener früheren noch vorherrschend literarischen Periode erhält. Denn die Philosophie, zumal gerade die zunächst vorausgegangenen Formen und Erscheinungen derselben, hat derzeit mit einer solchen Abneigung und Gleichgültigkeit zu kämpfen, daß sie nur mittelbar, soweit ihre Anschauungen in die übrigen Wissenschaften und in das allgemeinere Zeitbewußtseyn übergegangen sind, noch einen Einfluß übt.

Wird nun dagegen die Nation alle die Biographien und Literaturgeschichten, die sich auf jene dichterische Periode beziehen, noch heute nicht müde, sondern empfindet sie eben in ihrem jetzigen rein reellen Streben ein Bedürfniß, wenigstens von jener Seite her eine gewisse Ergänzung und Auffrischung zu suchen, so wird man wohl um so eher auch einen Abriß, wie den nachfolgenden, aufzunehmen geneigt seyn, der von den innern Entwicklungsphasen der Goethe'schen Dichtung, wie von ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, besonders auch gegenüber von Schiller, bei aller Uebersichtlichkeit und Kürze doch eine ungleich bestimmtere und schärfere Anschauung zu geben hofft, als sie bis jetzt in Werken jener Art zu finden ist. Muß auch hiebei die Charakteristik der einzelnen Dichtungen selbst eine höchst kurze und zusammenfassende werden, so wird dieß doch dem Zwecke eines übersichtlich klaren Gesammtbildes nur um so mehr zu gute kommen. Und wo wäre denn ein solches nöthiger als bei dem Dichter, der ebenso durch die Länge und Vielseitigkeit seiner geistigen Entwicklungsgeschichte vor allen sich auszeichnet, wie er (im Unterschiede von Schiller) doch für die Nation immer der verhältnißmäßig fremdere und weniger verstandene bleiben wird.

* * *

Als der vierundzwanzigjährige Goethe im Frühjahr 1773 mit seiner ersten bedeutenderen Dichtung, dem Götz von Berlichingen, vor die Nation trat, da schien dieser Anfang Dinge ganz anderer Art in Aussicht zu stellen, als jenen Entwicklungsgang, den der Dichter wirklich genommen. Es war ein deutsch nationaler Stoff, der in dieser Form nicht bloß bei den jugendlichen poetischen Geistern jener Zeit, sondern selbst bei einem so besonnenen und gediegenen Patrioten, wie dem Osnabrücker Justus Möser, lauten Anklang und Begeisterung weckte. Es war ferner ein Werk, das in seinem derbkräftigen Naturton, in der stürmisch erregten Zeitstimmung, die es wiederspiegelte, stark und lebendig auch zu der großen Masse der Leser sprach und eine Zeit gährender Umwälzung auf dichterischem Gebiete eröffnete. Und doch ist dieß wieder derselbe Dichter, dem man später am meisten den Mangel an deutsch notionalem Sinne vorgeworfen; es ist derselbe, der in seinen späteren Werken, einem Tasso, einer Iphigenie und andern, am weitesten von der Sinnesweise und den Bahnen der großen Masse der Nation sich entfernte, und über dessen vornehm aristokratische Kälte und Abgeschlossenheit gerade in seinen gereifteren Jahren so vielfach die Klage ging.

Anders freilich, so offen auch jener Gegensatz gegen spätere Zeiten zu Tage liegt, erscheint uns dieß Alles, wenn wir in die inneren dichterischen Motive hineinsehen, die schon jenem ersten Werke zu Grunde lagen. Wohl gehörte hiezu auch das deutsch patriotische Gefühl. War doch die Klopstock'sche Schule mit ihrem hohen idealen Schwung und ihrer Gefühlsinnerlichkeit auch eben hierin zuerst wieder deutscher Eigenthümlichkeit und Tiefe sich bewußt geworden, und wie Lessing unser Drama von der Herrschaft französischen Musters befreit hatte, so war dann durch Herders Anschauung und Lehre vom ächt volks- und naturmäßigen Ursprung wahrer Poesie, als eines ungekünstelten natürlichen Ausdrucks des innersten Lebens und Strebens einer Nation, jenes Bewußtseyn noch weiter gefördert worden. Und darum sehen wir auch ungefähr gleichzeitig mit der Entstehung des Götz in der kleinen Schrift „von deutscher Baukunst" den jungen Dichter begeistert die Herrlichkeit altdeutscher Kunst, wie sie ihm bei seinem Straßburger Aufenthalt am dortigen Münster zuerst aufging, gegen langhergebrachte schmähliche Verkennung und Herrschaft französischen Geschmacks vertheidigen. Und so hatte er jetzt auch im Götz das kräftige Leben deutscher Vorzeit in einer ganz andern, greifbar anschaulichen Weise dem Geiste seiner Zeit näher gebracht, als es in dem unerquicklich nebelhaften

Digitized by Google

Barden- und Skaldenweſen der Klopſtock'ſchen Schule, in ihren urdeutſchen Hermanns- und Thuiskonsgeſängen geſchehen war.

Allein ungleich mehr als dieß Nationale war es doch eine andere rein menſchliche Seite, die den Dichter zu dem Götz von Berlichingen hinzog. Es war im Gegenſatz gegen die enge und dumpfe Unnatur der umgebenden bürgerlichen und geſellſchaftlichen Formen, eines kleinlich beſchränkten ſchmiegſamen Bürgerthums, eines in der Luft der Höfe verkommenen Adels, die Geſtalt des derbkräftigen Selbſthelfers in roher anarchiſcher Zeit, die der Dichter ſeinem Zeitalter hinſtellen wollte, die Geſtalt eines Mannes, in welchem die Natur noch frei und kräftig ſich Luft macht und in die Welt hinausgreift, um ohne ängſtliche Rückſicht nöthigenfalls ſelbſt Recht zu ſchaffen. Und dieſes Gefühl nun für die unverkümmerte kräftige Natur im Menſchen, die in geſunder Fülle nach außen ſich Bahn bricht, dieß iſt der Grundzug, der wie mit der friſchen Empfindung eines neuentdeckten Gutes den Götz durchdringt. Denn dieß iſt ja überhaupt das eigenthümliche Streben der ganzen zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, daß es überall in Religion und Sittlichkeit, in Staat und Geſellſchaft, in Wiſſenſchaft und Kunſt, mitten aus Zopf- und Perrückenthum, aus Abſolutismus und pedantiſcher Regel heraus, das Recht des frei Natürlichen und Menſchlichen anſtrebt, daß es ſo in weit bewußterer und ſtärkerer Weiſe denſelben Geiſteszug erneuert, der ſchon dem Uebergang aus dem Mittelalter in die Neuzeit, dem Ende des fünfzehnten und dem Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts eigen iſt. Und ſo wenig auch hier die verſchiedenen Seiten verfolgt werden können, nach denen ſich dieſes Streben in den Hauptträgern unſerer Literatur darſtellt, ſo viel läßt ſich doch kurz ſagen, daß es in Goethe und Schiller ſeinen vollſten dichteriſchen Ausdruck gefunden hat.

Eben dieſe vorhin bezeichnete Grundanſchauung nun, die unverkümmerte ächte Natur im Menſchen iſt es, die auch den übrigen Figuren im Götz ihr Gepräge gibt. Sie iſt es, die z. B. ſchon in Georg, dem treuherzig tapfern Jungen, mit ſo ſichtlicher Liebe dargeſtellt wird, die ferner, wenn auch verwildert, in dem Streben und Treiben des aufgeregten Bauernvolks, wie in den rohen Naturſöhnen ſelbſt, den Zigeunern, zur Erſcheinung kommen ſoll; ſie iſt es, die aus der Geſtalt des Bruders Martin ſpricht, der aus der Unnatur des Kloſterzwanges nach vollem menſchlichem Daſeyn ſich ſehnt, wie er es an Götz anſchaut und bewundert, ein Zug, durch den Luthers Weſen freilich ganz in Goethe'ſchem Sinne umgeſchaffen iſt. Denn Luther, ſo ſehr er im Verhältniß zu ſeiner Zeit, auch die Natur im Menſchen zu ihrem Recht und Behagen kommen ließ, hat doch mit ganz andern, in die innerſte religiöſe Tiefe gehenden Seelenkämpfen begonnen, als jener Goethe'ſche Martin. Daſſelbe poetiſche Intereſſe endlich für das volle menſchlich natürliche Empfindungsleben und deſſen Erſcheinung hat auch die Geſtalten der Adelheid und des Franz und deren Liebesverhältniß geſchaffen; ja es iſt nach dem Obigen charakteriſtiſch genug, daß nach dem eigenen Bekenntniß des Dichters eben dieſe Figuren ſein Hauptintereſſe an ſich zu reißen drohten und nur ſein Sinn für einheitlich poetiſche Geſtaltung die hieher gehörigen überwuchernden Auswüchſe beſchnitt.

Strebt nun alſo die ganze Dichtung dahin, die volle kräftige Natur im Menſchen zur lebendigen Erſcheinung zu bringen, und hat ſie gerade deßhalb zu dem Bilde einer noch derben und zugleich ſtürmiſch erregten Zeit gegriffen, ſo erklärt ſich nun auch von ſelbſt, warum nicht ſowohl innerlich dramatiſche Entwicklung und Kraft, als vielmehr epiſche Anſchaulichkeit im Auftreten der einzelnen Perſonen den Götz charakteriſirt und ihn ſo bei allem Einfluſſe Shakeſpeare'ſcher Dichtung doch ſo tief von dieſer unterſcheidet. Iſt doch nicht weniger auch die Sprache Goethes in ihrer einfachen Natürlichkeit von Shakeſpeares draſtiſch bilderreicher, vom drangvollen Nerv des Wollens und Handelns geſchwellter Sprache weſentlich verſchieden.

Doch ein ganz anderer und für die Erkenntniß von Goethes Weſen viel eindringenderer Gegenſatz liegt uns hier nahe, der des Goethe'ſchen Erſtlingswerks zu dem Schiller'ſchen, zu den Räubern. Als Räuber muß ja auch Götz von ſeinen Feinden ſich hinſtellen laſſen, zu den Zigeunern des Waldes muß er ſich flüchten; „Kaiſer, Kaiſer," ruft er, „Räuber ſchützen deine Kinder, die wilden Kerls, ſtarr und treu!" Aber wie harmlos dichteriſch erſcheint nun auch hier jenes Goethe'ſche Streben nach lebendiger Erſcheinungsform der vollen Naturſeite des Menſchen, während in dem Schiller'ſchen Stücke die allgemein praktiſchen, gegen all das Faule in Staat und Geſellſchaft anſtürmenden Ideen mit ſo ganz anderer Gewalt und Kühnheit vordringen, aber auch freilich eben deßhalb in poetiſcher Hinſicht zunächſt nur ungeheuerliche Phantaſiehelden geſchaffen haben, gegenüber von welchen ſchon das Erſtlingswerk Goethes eben ſo durch die Wahl ſeines hiſtoriſchen Stoffes wie durch die Behandlung als ein objektiv dichteriſches Bild erſcheint.

Denn darin, um es gleich hier und mit Einem male zu ſagen, läßt ſich überhaupt der ganze unendliche Unterſchied dieſer beiden Geiſter, wie ihre innere Uebereinſtimmung zuſammenfaſſen, daß für Goethe die Naturſeite des menſchlich Schönen, Alles, was

zur schönen Ausbildung der geistigen, wie der sinnlichen Natur im Menschen gehört, den Ausgangspunkt seines Strebens bildete, und daß er so die Seite vertritt, die unserem bisherigen religiösen und sittlichen Bewußtseyn noch ferner liegt, Schiller dagegen umgekehrt die ihm näher liegende und verwandtere, die frei thätige, innerlich praktische Seite des menschlich Schönen, so daß also jeder gegenüber von dem andern vom entgegengesetzten Pole, Goethe vom realen und gegenständlichen, Schiller vom frei subjektiven und idealen aus, nach demselben Ziele hinstrebt. So ist denn der Grundzug des Goetheschen Wesens die mächtige Empfänglichkeit, wie das urkräftige Behagen eines heitern, nach allen Seiten für freudigen Genuß und Schönheit des Daseyns offenen Naturmenschen, der eben so in Länge und Reichthum seines Lebens, wie in seiner äußern Erscheinung, in den Zügen des Antlitzes schon und im machtvollen Spiegel des feurig offenen Auges, diese antike, plastisch markige und gesunde Naturgewalt in sich darstellt und bis an die äußerste Grenze seines Daseyns erhalten hat, während Schiller der nach innen gerichtete, durch scharfen Kampf des frei begrifflichen und des natürlichen Menschen hindurchgegangene Dichter ist, in welchem eben deßhalb die innerliche Flamme vor der Zeit die leibliche Hülle aufgezehrt hat. Und so ist denn nur Goethe der ganz und rein dichterische Geist, der in unmittelbarer naiver Weise von Anfang auf die volle schöne Natürlichkeit und Erscheinung gerichtet ist, der Glückliche, um mit Schiller zu reden, dem von der Geburt an schon Zeus das Siegel der Macht auf die Stirne gedrückt, während Schiller in seinem frei innerlichen Aufflüge wohl eine noch männlichere Kraft vertritt und der kraftvollere dramatische Dichter geworden ist, aber doch es nie zu jener reinen und ungebrochenen dichterischen Einheit bringen konnte.

Und dieser innerste Unterschied beider Dichter zeigt sich schon in ihren Anfängen. Auch das wild geniale Treiben des jugendlichen Goethe ist doch nichts als ein Ueberschäumen jenes frischen Naturbewußtseyns, einer gesunden dichterischen Naturkraft, während Schillers Jugend das von Ideen und Idealen erhitzte, ungeheuerliche Drängen und Gähren kennzeichnet. Schon an dem Reichthum der kleineren lyrisch epischen Erzeugnisse ließe sich, wenn es hier möglich wäre, jener Unterschied beider Dichter vollkommen darthun. Die Liebe vor allem ist es, die eben so in den Gedichten, wie in dem eigenen Leben Goethes eine ganz andere Rolle spielt, als bei Schiller, nicht wie bei diesem als eine Quelle hoch idealer Gefühle und Entwürfe, sondern einfach und unmittelbar als diese höchste und schönste Fülle natürlicher Empfindung, die daher in heiterer Unbefangenheit auch wohl der sinnlichen Seite ihren Ausdruck läßt. Und der gleiche Grundton tiefer und kräftiger Empfindung für die volle und schöne Naturseite menschlichen Lebens und ihrer mannigfachen Erscheinung klingt darum auch in allen Liedern und Balladen durch. Denn selbst der König von Thule z. B., mit seiner Empfindungstiefe und Innerlichkeit, verherrlicht ja doch nur jene mächtigste aller natürlichen Empfindungen, die selbst das längst Abgeschiedene noch, bis zum letzten Augenblick, durch eine Welt der Erinnerung verklärt. Und so ist z. B. in dem allbekannten „Was hör' ich draußen vor dem Thor," das heiter empfängliche und in sich selbst befriedigte Leben und Treiben des Sängers geschildert, im „Schatzgräber" wiederum die einfache Lebensweisheit des unbefangen natürlichen und heitern Menschen (Tages Arbeit, Abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste, sey dein künftig Zauberwort), im Erlkönig wiederum die phantastischen Natureindrücke einer kindlichen Einbildungskraft mit ihrer unheimlich ergreifenden Gewalt, ähnliches wiederum in der wandelnden Glocke und dem Todtentanze, Gedichte, die freilich in ihrer kunstreicheren, rein objektiven Anschaulichkeit schon einem ungleich späteren Alter angehören. Wie ganz verschieden erscheinen nun gegen das Alles Schillers Balladen, der selbst in seinem Taucher, wo er noch am meisten große Natureindrücke gibt, doch wieder als Hauptgegenstand die ideale Macht frei ritterlichen Strebens und begeisterter Liebe feiert!

Nur noch Ein schlagendes und anschauliches Beispiel für den Gegensatz beider Dichter. Schiller besingt die Freude, einen innerlichen Begriff, eine Abstraktion, und schwingt sich an ihr in schwärmender Verzückung zu den Sternen, zu dem Bilde eines idealen Menschheitsbundes empor, faßt in Einem Gedanken Cherub und Wurm, die unendliche Stufenleiter der Wesen zusammen. Er singt:

Unser Schuldbuch sey vernichtet,
Ausgesöhnt die ganze Welt! — —
Brüder, fliegt von euren Sitzen, wenn der volle Römer kreist,
Laßt den Schaum zum Himmel spritzen, dieses Glas dem guten Geist!

Und nun hören wir dagegen den derb behaglichen Realisten Goethe:

Mich ergreift, ich weiß nicht wie, himmlisches Behagen,
Will mich's etwa gar hinauf zu den Sternen tragen?
Nein, ich bleibe lieber hier, kann ich redlich sagen,
Beim Gesang und Glase Wein auf den Tisch zu schlagen.

Digitized by Google

Ja ſelbſt, wo dieſes ſein geſundes Wohlgefühl ſich ſchließlich bis zum Wohlwollen gegen alle Welt erweitert, wie derb reell und gegenüber von Schillers Aufflug faſt proſaiſch und gewöhnlich will uns auch da noch der Ausdruck erſcheinen:

Von der Quelle bis an's Meer mahlet manche Mühle,
Und das Wohl der ganzen Welt iſt's, worauf ich ziele.

In dieſem einfachen Gegenſatz zweier aus analoger Stimmung hervorgegangener Lieder haben wir die ganze unendliche Verſchiedenheit beider Dichter vor Augen. Aber wenn auch bei dieſem zufällig herausgegriffenen Vergleiche Goethe etwas zu kurz kommt und Schiller uns großartiger erſcheinen will, das iſt doch für jeden Einſichtigen klar, daß nur aus dem Goethe'ſchen Liede die reine Dichternatur ſpricht, aus dem Schiller'ſchen nicht der reine Dichter, ſondern zugleich der ideale Begriffsmenſch. — Und nun zurück zu unſerem nächſten Gegenſtand.

Hat nach dem Früheren ſchon der Götz von Berlichingen mit all dem Revolutionären, was in ihm gährt, doch nur das harmloſe Ziel einer dichteriſchen Entfeſſelung der vollen Naturſeite menſchlichen Weſens, ſo kann es um ſo weniger auffallen, wenn nun auf den derben Ritter mit der eiſernen Hand ſo kurz nachher der ſchwärmende, weiche Gefühlsheld, der in geſteigertem Empfindungsleben mit der umgebenden Geſellſchaft und ſich ſelbſt zerfallene Werther tritt, und wenn wir an dieſem ſtofflich ſo ganz entgegengeſetzten, aber der Tendenz nach ſo verwandten und dem eigenen innern Streben des Dichters ſo viel näher liegenden Gegenſtand eben deßhalb auch ſeine poetiſche Kraft noch entſchiedener und mächtiger aufflammen ſehen als an jenem national geſchichtlichen Stoffe. Jene kräftige Geſtalt deutſcher Vorzeit iſt dem Dichter nichts als ein Durchgangspunkt, in welchem ſein eigenes Streben noch unter der mittelbaren geſchichtlichen Hülle zum Durchbruch kommt, bald aber in ſeinem eigenſten unmittelbar innerlichen Weſen im Werther hervortritt. Ein mächtig erregtes Gefühl für wahre und urſprüngliche Natur in allen Erſcheinungen des Menſchenlebens, im Gegenſatz gegen alle Verbildung, all das Kleinliche und Dumpfe damaliger Geſellſchaftsformen, ein Sinn, der eben deßhalb am liebſten zu einfach patriarchaliſchen Lebensformen und Anſchauungen, oder zu dem ungezwungenen, harmloſen Treiben der Kindheit ſich flüchtet, ohne um das Naſerümpfen einer ſteif geſetzten und pedantiſch altklugen Welt ſich zu kümmern, ein Geiſt endlich, der in der freien, einſamen Natur oder bei der einfachen kindlichen Größe Homers ſich am wohlſten fühlt und dagegen durch all das Abgeſchmackte und Widernatürliche in ſeiner Umgebung, durch verknöcherten kleinlichen Kaſtengeiſt des Adels und der höheren Stände und dergleichen Dinge immer ſtärker abgeſtoßen und in ſich zurückgetrieben wird, und dem nun vollends das, was für ihn der Gipfel ächt menſchlichen Fühlens und Lebens iſt, die Liebe zu ſeiner Lotte, zu einem hoffnungsloſen innern Conflikt mit den beſtehenden Schranken und Geſetzen der Geſellſchaft wird — dieß iſt der Stoff, den der Dichter mit der ganzen Gluth und Gewalt ſelbſt durchlebter, wenn auch ſchon überwundener Empfindung und Anſchauung im Werther dargeſtellt hat.

Und deßhalb, weil alſo nicht etwa in Schillerſcher Weiſe allgemein praktiſche und die innerlich ſittliche Freiheit anſpannende, bürgerliche und politiſche Menſchheitsideen, ſondern vielmehr das dichteriſch empfängliche und für jede Erſcheinung ächt menſchlicher Natur offene Empfindungsleben das Herrſchende in Goethe's Weſen iſt, deßhalb auch jene ſo häufig bei ihm wiederkehrenden weich empfänglichen und unſelbſtſtändig durch fremde Einflüſſe beſtimmbaren Naturen: außer Werther ſelbſt jene Geſtalten eines Weislingen, eines Clavigo, eines Ferdinand in der Stella; ja ſelbſt an Götz, namentlich gegen den Schluß, tritt dieſes weich empfängliche Element hervor, und in ſpäterer Zeit vor Allem noch in Taſſo und in gewiſſem Sinne ſelbſt in Egmont. Ja auch da, wo die freie Selbſtſtändigkeit und Selbſtberechtigung unverkümmert natürlichen und menſchlichen Daſeyns zum Gegenſtande gemacht wird und ſich ſo gegenüber von religiöſer Unfreiheit zum Ausdruck freier gewaltiger Kraft erhebt, wie in der Geſtalt des Prometheus, jenes Menſchenbildners des altgriechiſchen Mythus, dieſem für Goethe's Streben gleichfalls ſo tief charakteriſtiſchen Stücke, ſelbſt da ſind es doch wieder nur die harmloſen Regungen menſchlicher Natur, ihre ungeſchminkten Freuden und Leiden, Sorgen und Triebe, was der Dichter darſtellt und in ſeinen Schutz nimmt.

Wie nun aber auch hier wieder der überſchäumende Naturton der unmittelbaren Empfindung herrſcht, ſo überhaupt in dieſer ganzen erſten Periode, die wir daher ihrer ganzen Richtung zufolge noch die naturaliſtiſche nennen können. Als ſolche zeigt ſie ſich namentlich auch in all den derb ſatiriſchen Ergüſſen aus jener Zeit, z. B. Götter, Helden und Wieland, dem Jahrmarkt von Plundersweilern, dem Pater Brey und Satyros u. ſ. w., oder in allen jenen, die auf den Gegenſatz warmen und lebendigen Künſtlertriebes und andererſeits kalten und pedantiſchen Kennerthums und dergl. ſich beziehen. Allein neben dieſem derb überſprudelnden Elemente, das ſo vielfach auch in der ungenirt hingeworfenen knittelverſartigen Form und dem Hans Sachſiſchen Volkstone ſich kund gibt, iſt es

ja ebenſo ſehr ein ganz entgegengeſetztes, das jener Periode weſentlich iſt, jenes noch unbefriedigte und trübe innerliche Sehnen nach wahrhafter Natur, das nicht nur die Grundſtimmung des Werther, ſondern auch der Anfänge des Fauſt bildet. Und dieſe beiden ſcheinbar ganz widerſprechenden Züge hängen doch unmittelbar mit einander zuſammen; beide zeigen ja nur nach entgegengeſetzter Seite, in einem zu viel und einem zu wenig, daß die wahre ruhig befriedigte Natur und Schönheit noch nicht erreicht, daß es vielmehr noch ein unruhig wogender Gährungsproceß iſt.

Denn überhaupt nicht in der vollen und unverkürzten Natur allein liegt das letzte Wort und Ziel dieſes ganzen Strebens: um ein Höheres handelt es ſich, um die reine, menſchlich ſchöne Form und Bildung dieſer Natur, um die harmoniſche, Ruhe und Befriedigung gewährende Anſchauung und Geſtaltung, in welcher jenes innere Ringen zugleich des Menſchen und des Dichters ſeinen Abſchluß finden ſoll. Und ſo nimmt nun daſſelbe Streben, das zuerſt noch in unreifer und widerſprechender Weiſe zu den rauhen und derben Formen einer halb mittelalterlichen Zeit gegriffen, und dann in die trübe und unbefriedigte Sehnſucht eines mit der Welt zerfallenen Geiſtes ſich gekleidet hat, das alſo bis dahin noch den ächt nordiſchen Charakter trägt, jetzt allmählig eine ganz andere Richtung; es wendet ſich immer mehr aus jener verhältnißmäßig noch unbefriedigten, noch innerlich gährenden und trüben nordiſchen Form, die es anfangs getragen hat, vielmehr der heitern Formenſchönheit des Südens, der ruhigen und maßvollen Klarheit antiker Kunſt zu, wobei aber freilich, wie es in der Natur der Sache liegt, dieſe zweite höhere Periode an Tiefe und Innerlichkeit gegen Einzelnes aus der erſten, wie z. B. die früheſten Parthien des Fauſt, theilweiſe zurückſtehen muß.

(Schluß folgt.)

Correſpondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Aufrühreriſche Plakate. — Neue Synagogen. — Die Katakomben; ihre Photographie. — Eine Balletſcene und Auber.

× Im Laufe voriger Woche kam es hier in einigen der bevölkertſten Arbeitervorſtädte zu Straßenaufläufen, welche die Polizei alsbald verſprengte. An manchen Plätzen nämlich fand man einen anſcheinend gedruckten Maueranſchlag mit der Inſchrift: „On demande un homme robuste, de bonne volonté, poue balayer la cour et les deux chambres.“ Obwohl dieſe Worte aus gedruckten Buchſtaben beſtanden, waren ſie nicht unmittelbar auf das Plakat ſelbſt abgedruckt, ſondern beſtanden aus aufgeklebten Papiertheilchen, welche aus einer Zeitung ſorgfältig ausgeſchnitten und aneinander gereiht worden waren. — Die drohende Gefahr, von der ich vor einiger Zeit geſprochen, iſt übrigens abermals augenblicklich abgewendet. Bei den Lyoner Fabriken ſind endlich wieder maſſenhafte Beſtellungen eingelaufen, und Paris fährt fort, beim Eintritt einer gelinderen Jahreszeit ſich ſyſtematiſch und ſtrategiſch zu verſchönern und zu verbeſſern. Verſchönerung hier, Verſchönerung da, Verſchönerung überall!

Das geldariſtokratiſche Iſrael der franzöſiſchen Hauptſtadt, welches bis jetzt hinter dieſem allgemeinen Fortſchritt zurückgeblieben war, wurde auf einmal aus ſeiner Lethargie emporgerüttelt, als bei Gelegenheit der Verehelichung des Herrn Paul Fould mit Fräulein Mathilde Günzburg eine Reihe prächtigſter Equipagen eine große Anzahl ihres Beaumonde vor der Synagoge in der Rue Notre Dame de Nazareth abſetzte, einer Synagoge, wie ſie die ärmſte iſraelitiſche Gemeinde nirgends häßlicher und geſchmackloſer aufzuweiſen hat. Dieſes Gebäude, welches der reichen hieſigen Judenſchaft ſo wenig würdig iſt, wird nun durch zwei neue Tempel erſetzt werden, wovon der eine für den „vornehmen“ Theil der maſaiſchen Bevölkerung in der Rue de la Victoire, der andere für das gewöhnliche Hochwild Iſraels im Marais errichtet werden ſoll. Die Grundankaufs- und Baukoſten ſind auf drei Millionen Franken veranſchlagt, und während den Ankauf des Grunds die Stadt Paris übernimmt, werden die Baukoſten mittelſt Obligationen gedeckt, für welche in Einer Sitzung bereits 500,000 Franken gezeichnet worden ſind, und zwar von Rothſchild allein 200,000 und vom Hauſe Kann 45,000 Franken. Als Vorbild zur Architektur des einen dieſer Gebäude hat man die Frankfurter Synagoge vorgeſchlagen.

Durch die Ausdehnung, an welcher Paris täglich gewinnt, werden die unterirdischen Gänge, welche unter dem Namen Katakomben allgemein bekannt sind, immer mehr und mehr ausgefüllt. Diese Katakomben sind an gewissen Stellen das eigentliche Knochenhaus der Stadt Paris, wo seit Ende des vorigen Jahrhunderts die Gebeine aufbewahrt wurden, welche von den nach und nach aufgehobenen Gottesäckern herrührten. Von 1814, zu welcher Zeit die Umleerung des Inhalts von etwa zwanzig Pfarrkirchhöfen beendet worden, bis 1859 hatte indessen das Pariser Knochenhaus eigentlich keinen neuen Zuwachs von menschlichen Ueberresten erhalten. Bei dem Durchbruch großer neuer Verbindungsstraßen mußte aber manchmal tief in den Grund gegraben werden, wodurch in den letzten Jahren eine so große Masse von Gebeinen zu Tage gefördert wurde, daß die Wiedereröffnung der Necropolis geboten schien. In den jüngsten Tagen hat dieselbe wieder einige hundert Cubikmetres, das heißt die Gebeine von etwa 40 bis 50,000 Individuen in sich aufgenommen; denn man kann annehmen, daß ein Cubikmeter etwa hundert Individuen verschiedenen Geschlechts und Alters enthält.

Das Knochenhaus in den Katakomben, welches einen Flächenraum von 11,000 Quadratmeeres einnimmt, schließt die Ueberreste von mehr als drei Millionen Parisern ein. Man geht da in Galerien herum, deren Wände aus menschlichen Gebeinen aufgebaut sind. Inschriften auf steinernen Platten bezeichnen den Ursprung der von verschiedenen Punkten der Stadt herrührenden Knochen, z. B.: Gemetzel in den Gefängnissen im Jahr 1793, 18. Brumaire, die Kirchhöfe für Aussätzige u. s. w.

Bisher sind alle Versuche der Zeichner, die wahrhaft malerische und ergreifende Wirkung dieser seltsamen unterirdischen, niedrigen, aber weiten Gänge auf dem Papier wiederzugeben, fruchtlos geblieben. Da kamen die Ingenieure im Dienste der Stadt auf den Gedanken, sich deßhalb an die unfehlbare Photographie in Verbindung mit elektrischem Lichte zu wenden, und beauftragten mit dieser unterirdischen Arbeit den bekannten Photographen Nadar, der sich trotz der großen und vielartigen technischen Schwierigkeiten sogleich ans Werk machte. Man erklärt sich in der That kaum, wie es möglich ist, ohne Raum, ohne Distanz, mit Produkten, welche durch die Ausdünstung verdorben werden, unter diesen gedrückten Gewölben photographisch zu operiren, und doch ist es Nadar gelungen, trotz aller dieser Schwierigkeiten, welche mehrere seiner Mitarbeiter ohnmächtig machten, einige zwanzig vollkommen gelungene Abbildungen zu erhalten. Nadar verfolgt sein Werk mit Eifer und Ausdauer, und in Kurzem wird er diese mühsame Arbeit vollendet und das Material zu einer der merkwürdigsten Veröffentlichungen gesammelt haben.

Es dürfte nicht allgemein bekannt seyn, daß der alte Meister Auber unter Mitwirkung des verstorbenen Scribe eine dreiaktige komische Oper, betitelt: „la fiancée du roi de Garbe" componirt hat, deren Partitur er hartnäckig nicht aus seinem Portefeuille geben wollte, trotz der dringenden Bitten seiner Bewunderer. Eine kleine Episode, welche sich auf einem der letzten Bälle beim Grafen Morny zugetragen, veranlaßte Auber zum Versprechen, das Stück zur Aufführung kommen zu lassen.

Ein eleganter Damendomino, strengstens maskirt, schob seinen Arm unter den Aubers, unterhielt sich mit dem liebenswürdigen achtzigjährigen Meister zehn Minuten lang flüsternd aufs Geistreichste und verließ dann auf einmal den großen Tonsetzer, der vom Gehörten ebenso entzückt, als intriguirt war. „Sie wünschen zu wissen, wer ich bin?" sagte ihm die maskirte Dame, bevor sie sich in der Menge verlor. „Lassen Sie Ihre „fiancée du roi de Garbe" aufführen, und Sie sollen mich kennen lernen. Am Vorabend der ersten Aufführung werde ich Ihnen ein Billet senden mit der Unterschrift: „der schwarze Domino," und mir von Ihnen eine Loge für diese so lebhaft gewünschte Feierlichkeit erbitten. Merken Sie sich die Nummer der Loge und beehren Sie mich daselbst mit einem Besuche. Ich werde mich glücklich schätzen, die Erste zu seyn, Ihnen zu Ihrem neuen Erfolge Glück zu wünschen." Auber gab seine Zusage, und der neue Direktor der komischen Oper, sowie das Publikum sind dieser maskirten Vorsehung zu großem Danke verpflichtet.

Berlin, April.

Die Wahlen. — Stadtangelegenheiten. — Stadtneuigkeiten. — Die Presse. — Brand des Gesellschaftshauses.

△ Wählen, urtheilt man hier zu Lande, ist Freiheit, und da die Freiheit sonder Zweifel ein hohes Gut ist, so beschäftigt man sich Abends in den Wirthshäusern mit nichts anderem, als mit den Ende dieses Monats bevorstehenden Wahlen. Und nicht allein in den Wirthshäusern, auch außerhalb derselben wird eine große Thätigkeit entwickelt. Zahlreiche Wahlvereine haben sich gebildet und senden fuderweise Flugschriften von hier aus

Digitized by Google

in das Land, dergeſtalt, daß der Bauer in den bevorſtehenden Oſtertagen nicht wiſſen wird, wo er mit der vielen, ihm in das Haus geſandten Lectüre bleiben ſoll. Er muß ſich über den Eifer, ihn zu belehren, gar ſonderbare Gedanken machen, zumal bei der Alternative, die ihm geſtellt wird. Die conſervativen Wahlvereine ſchicken ihm Flugſchriften mit dem Wahlſpruch: königliche oder Parteiregierung; die demokratiſchen dagegen ſpekuliren auf ſeine materielle Seite, verſprechen Herabſetzung der Steuern, billigeres Heerweſen u. dgl. m. Nun ſteht es aber feſt, daß der Bauer gut königlich geſinnt iſt, ſich auch verzweifelt wenig darum kümmern würde, wenn der König die ganze Verfaſſung über den Haufen würfe, aber andererſeits lacht ihm die Verminderung der Steuern entgegen und ſtellt ihn gleich dem Thier des Buridan vor eine Alternative, bei der ihm der Entſchluß ſchwer werden muß, wenn er es nicht vorzieht, überhaupt nicht zu wählen. Vollends außer ſich iſt die demokratiſche Preſſe; es gilt, Skandal zu machen, und wer den beſten Skandal machen kann, der gewinnt ſicher die meiſten Leſer und Abonnenten. Das ſind die Folgen der in Berlin ſo rieſenhaft anwachſenden Bevölkerung, die durch nichts gegliedert iſt, durch kein Selbſtregiment abgehalten wird, ſich direkt mit der Staatsverfaſſung zu beſchäftigen. Wenn dem nicht bei Zeiten durch eine weiſe und ſchöpferiſche Verwaltung abgeholfen wird, ſo wird Berlin dereinſt eine Stellung in Preußen einnehmen, wie Paris in Frankreich, und das Ende vom Liede wird ein Säbelregiment ſeyn.

Städtiſche Angelegenheiten nehmen das allgemeine Intereſſe wenig in Anſpruch; wie ſollte das auch anders ſeyn bei einer Bevölkerung, die gleich einem Sandhaufen zuſammengewürfelt iſt? Erfreulich iſt indeß doch, daß man endlich beginnt, für die Geſundheit der Bevölkerung zu ſorgen. Spekulanten haben kürzlich den Magiſtrat erſucht, den Döhnhofplatz herzugeben, um ihn mit einer rieſigen Dachkuppel zu überwölben und für Kaufläden zu verwenden; dießmal hat denn doch aber der Magiſtrat, der ſich ſonſt um die Anlegung öffentlicher Plätze nicht kümmert, das Geſuch abgeſchlagen. Sodann hebe ich hervor, daß das Intereſſe für die hier ſchon ſeit Jahren beſtehende und in den Händen einer engliſchen Actiengeſellſchaft ſich befindende Waſſerleitung ſehr im Wachſen iſt. Die Privatleute haben ſich lange geſträubt, die Waſſerröhren derſelben in ihe Haus ziehen und von Stockwerk zu Stockwerk weiter führen zu laſſen, endlich hat die gute Sache doch den Sieg davon getragen. Bereits 1860 wurden 80,000 Thaler Waſſermiethe an die engliſche Geſellſchaft gezahlt; im vorigen Jahr hat dieſelbe bereits die Höhe von 100,000 Thaler erreicht; wenn das noch zehn Jahre ſo fort geht, ſo haben wir über die Bewäſſerung der Hauptſtadt nicht zu klagen. Anders ſteht es nach mit der Entwäſſerung, oder beſſer Entkothung der Stadt. Seit Jahren iſt darüber geplant worden; jetzt hat die Regierung die Sache in die Hände genommen. Sie hat Sachverſtändige nach Paris, nach den größeren Städten Englands und nach Hamburg geſchickt, um in dieſer Beziehung an Ort und Stelle Erfahrungen zu ſammeln; die Ergebniſſe dieſer Beobachtungen ſind in einem hier kürzlich erſchienenen Buche (herausgegeben von Wiebe) niedergelegt worden und man muß nun abwarten, was weiter in der Sache geſchehen wird. Hier nur noch die Notiz, daß die erwähnten Sachverſtändigen die Entwäſſerung der Städte Köln und Paris tadeln; von Köln wird noch ungefähr daſſelbe gerühmt, was ältere engliſche Reiſende von ihr rühmen, daß man nämlich in den verſchiedenen Straßen ganz genau ſiebenundzwanzig verſchiedene Geſtänke unterſcheiden könne; dagegen werden die engliſchen Städte in Bezug auf Entwäſſerung ſehr gerühmt und der Beachtung empfohlen, eben ſo unſer benachbartes Hamburg.

Mehr Intereſſe als die Stadtangelegenheiten erregen jedoch die Stadtneuigkeiten; mehrere Zeitungen, die ſich damit vorzugsweiſe beſchäftigen, werden Haus bei Haus geleſen. Vor allen ragt der „Publiciſt“ unter dieſen Blättern hervor. Da vergeht kein Tag, an dem dieſes Blatt nicht eine Menge ſchnurriger Anekdoten, Räuber- und Mordgeſchichten brächte; fehlts an ſolchen Geſchichten, ſo werden ſie friſchweg erſonnen und in die Welt geſchickt. Den meiſten Stoff liefern die Säle des Criminalgerichts, heitern wie ernſten. „Wat ick mir davor kaufe?“ (was ich mir dafür kaufe?) iſt eine Redensart, die der Berliner ſtündlich braucht, wenn er die Geringfügigkeit einer Sache oder ſeine Unzufriedenheit mit derſelben ausdrücken will. „Lieber Mann, wieg einmal das Kind,“ ſpricht die Frau. „Wat ick mir davor kaufe?“ antwortet dieſer, ſtülpt ſeinen Hut auf und begibt ſich in das Wirthshaus. Da iſt es nun vor kurzem geſchehen, daß ein Schutzmann einem zweideutigen Mädchen im Namen der Sittenpolizei gebietet, die Straße zu verlaſſen; dieſe, eine richtige Berlinerin, antwortet: „Die Sittenpolizei? Wat ick mir davor koofe?“ Der Schutzmann hat indeß die Sache anhängig gemacht und das Gericht hat entſchieden, daß die Redensart „wat ick mir davor koofe?“ eine Verachtung ausdrücke, und demgemäß das Mädchen zu einer kurzen Gefängnißſtrafe verurtheilt. Nun wiſſen wir doch, wie wir daran ſind. Es tragen ſich in Berlin indeß auch andere Dinge zu, als ſolche Schnurren, und namentlich hat der Fremde, der mit den hieſigen Verhältniſſen nicht vertraut iſt, auf ſeiner Hut zu ſeyn. Gleich auf den Bahnhöfen warten ſeiner die Taſchendiebe. Geht er zu Fuß in die Stadt, ſo geſellt ſich bald ein freundlicher Mann zu ihm, der die Gefälligkeit ſelbſt iſt; ſie begeben ſich in ein Wirthshaus, um ein Glas Bier zu trinken; allmählig finden ſich noch andere Gäſte hinzu, plaudern eine Zeit lang harmlos und kommen endlich auf den Gedanken, ein Spielchen zu machen, natürlich um die Langeweile zu vertreiben. Es wird um eine Kleinigkeit geſpielt; der Fremde gewinnt, verliert auch wohl einmal, aber im Allgemeinen iſt ihm das Glück hold, bis er ſchließlich in die Falle geht und ſein Geld verliert. „Schlepper,“ „Spieler“ und „Bauern-

Digitized by Google

fänger" nennt man dieſe Art von Leuten, deren Anzahl trotz aller Polizei in Berlin eine ſehr große iſt. Aber auch wenn der Fremde in die Stadt fährt, muß er auf ſeiner Hut ſeyn und ſich zum mindeſten die Nummer der Droſchke merken, die er beſteigt. Eine ruſſiſche Kaufmannsfrau hat das neulich nicht gethan; der Kutſcher hat ſie durch die Stadt geführt, ſie in dunkler Nacht außerhalb derſelben beraubt und für todt in einem Graben liegen laſſen. Zwar iſt ſie nachher daſelbſt gefunden worden und auch wieder zu ſich gekommen, aber der Kutſcher iſt noch heute nicht ermittelt, obwohl die Polizei auf die Entdeckung deſſelben eine Prämie von 500 Thlr. geſetzt hat. Solche und ähnliche Dinge kommen täglich vor, ſo daß jeder, namentlich wenn er in die Vorſtädte geht, gut thut, unter allen Umſtänden auf ſeiner Hut zu ſeyn.

Ich ſchrieb kürzlich, daß in Berlin bei Beginn dieſes Jahres 199 Zeitungen und Zeitſchriften erſchienen ſeyen. Dieſe Zahl hat ſich zur ungewöhnlichen Jahreszeit, Anfangs April, um zwei vermehrt, nämlich um die „illuſtrirte Zeit" und um den „Fortſchritt." Das erſtere Blatt iſt ein Gegenſtück zur Leipziger Illuſtrirten Zeitung. Die erſte Nummer, die mir zu Geſicht gekommen iſt, war ſehr ſplendid ausgeſtattet. Der „Fortſchritt" iſt ein Wochenblatt und wird von Waisbrode (Cohn) redigirt; was ich bis dahin darin geleſen habe, iſt politiſch unreife Salbaderei. „Wie weit auch ein Culturvolk gehen mag, nimmer überſtürzt es ſich; ſelbſt Revolutionen ſind keine Ueberſtürzungen;" ſolche und ähnliche Phraſen füllen das Blatt. In England würde ſich um ſolche abſtrakte Behauptungen kein Menſch kümmern, hier ſtaunt man in denſelben den „Mannesmuth des Fortſchritts" an. Ueberhaupt kann ich hier nur wiederholen, was ich bereits früher geſagt, daß die Berliner Preſſe mit geringen Ausnahmen in den Händen der Juden liegt und dieſe täglich als das höchſte Evangelium die nationale Einigung Deutſchlands zu Einem Staate verkündigen. Dabei iſt der Ton ekelhaft und widerwärtig; ungezogene Straßenjungen können ſich nicht roher betragen. So, um ein Beiſpiel anzuführen, ſpricht die Dunker'ſche, von drei Juden redigirte „Volkszeitung" von den Beamten der officiellen Preſſe nie anders, als daß ſie dieſelben „Saldjungen" nennt. Der jetzige Cultusminiſter hat in ſeiner Jugend als flotter Königsberger Student das hübſche Lied „Grad aus dem Wirthshaus komm ich heraus" gedichtet und das Lied iſt ein Volkslied im beſten Sinne des Wortes geworden. Was thut nun die demokratiſche Preſſe? Jeden Tag, den Gott kommen läßt, muß jenes Lied herhalten, um den Cultusminiſter bei dem großen Haufen lächerlich und verächtlich zu machen. Ueberhaupt wird hier ein Pöbel erzogen, von dem Sie gar keine Ahnung haben können, und der in Zukunft noch ſehr viel von ſich reden machen wird. Freiheit der Preſſe iſt eine ſchöne Sache; wenn ſie aber benutzt wird, um den Pöbel aufzuwiegeln, ſtatt zu belehren, ſo führt ſie zum Böſen.

Geſtern Morgen kurz nach Mitternacht iſt das hieſige Geſellſchaftshaus ein Raub der Flammen geworden. Es klingt das verwunderlich, wenn man berichtet, daß nur die Außenwände von demſelben ſtehen geblieben ſind, und doch iſt dem alſo. Ich erinnere mich lebhaft eines Geſprächs, das ich vor einigen Jahren mit einem Naturforſcher hatte, deſſen philoſophiſche Anſchauungen aus der Schule Feuerbachs herſtammen. Er war, als ich zu ihm in's Zimmer trat, gerade damit beſchäftigt, ſeine Jungen durchzuprügeln, und obwohl dieſelben auf's Heiligſte ihre Unſchuld betheuerten, ließ er ſich doch in ſeinem Geſchäfte nicht irre machen. Als daſſelbe beendet und die Knaben fortgeſchickt waren, wandte er ſich mit der Aeußerung an mich: „Wenn die Knaben auch ohne Grund geprügelt werden, ſo ſchadet das nichts; ſie bekommen dadurch frühzeitig eine Idee vom Schickſal." Schickſal: wie ſehr iſt die Idee deſſelben kurzſichtigen Menſchen in unſerer Zeit abhanden gekommen, in der alles verſichert wird, Leben wie Eigenthum, in der das Leben wieder, wie einſt zur Zeit des Wehrgeldes, nach Thalern abgeſchätzt wird! Vollends das Abbrennen eines großen maſſiven Hauſes bei dem ausgezeichneten Löſchweſen Berlins, wie abnorm hört ſich die Erzählung hiervon an! Demnach iſt das Geſellſchaftshaus vollſtändig abgebrannt und die Urſache war das Zerplatzen des Hauptgaſometers. In den Räumen des Hauſes befanden ſich gerade ſehr viele Menſchen, indem ein großer Ball ſtattfand und zwei Hochzeiten gefeiert wurden; demnach ſind die vielen Hunderte von Menſchen ſammt und ſonders über die außerhalb des Hauſes liegende Treppe glücklich davon gekommen. Das Schickſal hat nur gedroht, ihnen aber nicht den Lebensfaden in jäher Weiſe abgeſchnitten. Summa: durch die Feuerwehr ſind wir zwar vor den Feuersbrünſten früherer Zeiten geſichert, aber durch die Gasbeleuchtung ſind wieder Gefahren entſtanden, welche die Feuerwehr nicht zu bewältigen vermag. Vielleicht iſt es mithin dennoch gut, wenn den Kindern frühzeitig die Idee vom Schickſal eingebläut wird.

Schließlich noch die Bemerkung, daß wir in Preußen noch immer keinen Handelsminiſter haben. Schadet auch nicht: das jetzige Miniſterium befindet ſich zur Zeit in einer ſo gemüthlichen Anarchie, daß es doch in kurzem nicht an Principien, wohl aber an Principloſigkeit zu Grunde gehen muß. V. d. Heydt hat zwar aus England die Maxime importirt, daß ein conſervatives Miniſterium liberal regieren müſſe, aber der Mann hat dabei ganz überſehen, daß England und Preußen zwei ganz verſchiedene Staaten ſind. Es klingt unglaublich, wenn verſichert wird, daß der von v. d. Heydt importirte Gedanke in ſehr vornehmen Kreiſen äußerſt geiſtreich gefunden worden ſey. Aber was iſt heutzutage nicht alles möglich! Es iſt hohe Zeit, ſich mit der Idee des Schickſals vertraut zu machen.

London, März.

(Schluß.)

Keanfeier. — Theater und Kritik. — Engliſche Juſtiz.

Am Samſtag vor acht Tagen hatte die „Keanfeier“ in St. James' Hall ſtatt, und wurde das koſtbare Silberſervice in Gegenwart einer zahlreichen und „faſhionabeln“ Verſammlung vom redekundigen Schatzkanzler Gladſtone überreicht. Kean, dem ein begeiſterter Empfang zu Theil ward, dankte in wohlgeſetzten, aber etwas ſchwülſtigen Worten, und ohne einen unangenehmen Zwiſchenfall wäre die Sache ganz vortrefflich abgelaufen. Aber der Zwiſchenfall, der freilich den meiſten Anweſenden erſt am folgenden Tage zur Kenntniß kam, warf einen Schatten auf die Feſtlichkeit. Derſelbe beſtand darin, daß der Berichterſtatter des Morning Star, welcher das journaliſtiſche Recht des Zutritts beanſpruchte, an den Thoren abgewieſen wurde. Und weßhalb? Weil er einige Tage vorher in ſeinem Blatt eine Vergleichung zwiſchen Fechter und Kean angeſtellt hatte, die nicht gerade zu Gunſten des letzteren lautete, allein in keiner Hinſicht die Schranken ehrlicher Kritik überſchritt. Die Abweiſung geſchah auf ausdrückliches Verlangen Keans; und es iſt dieß eine kleinliche Rache, die uns im Verdacht beſtärken muß, daß Kean ſelbſt innerlich an dem Genie zweifelt, welches ſeine Lobhudler ihm bei jeder Gelegenheit — ob paſſend oder nicht — zuzuerkennen pflegen. Das wahre Genie achtet die Kritik und ſucht ſie eben ſo wenig einzuſchüchtern als zu beſtechen, aber das falſche Genie kann die Kritik nicht vertragen, denn es weiß, daß es durch ſie aufgelöst und verflüchtigt wird. Außer mit Kean hatte der Star, wohl das unabhängigſte und unparteiiſchſte der engliſchen Tageblätter, neuerdings auch noch mit Boucicault vom Adelphitheater einen Strauß auszufechten. Der Star erachtete es nämlich für Pflicht, die unkünſtleriſche Grundlage des von Boucicault vertretenen Senſationsdramas, das bloß auf Nervenreiz ausgeht, aufzudecken und dieſe Dramen mit den halsbrechenden Seiltänzereien Blondins auf Eine Stufe zu ſtellen. Zur Strafe für ein ſo gräuliches Verbrechen entzog Boucicault dem Star die Anzeigen, ſowie die Freibillette für das Adelphitheater. Der Star ließ ſich jedoch dadurch nicht ſchrecken, ſondern machte ſich in einem humoriſtiſchen Artikel über Boucicault luſtig, deſſen dichteriſche Prätenſionen er auf das Unbarmherzigſte verhöhnte, und dem er überdieß, ohne ſich aber in das Allerheiligſte des Privatlebens zu verſteigen, außer den äſthetiſchen auch mehrere moraliſche Sünden vorhielt, u. A. daß er eines ſeiner Stücke, in dem eine Sklavin die Hauptperſon iſt, bei den Aufführungen im Süden Amerika's mit einer ſklavereifreundlichen, bei den Aufführungen im Norden aber mit einer abolitioniſtiſchen Moral ausſtaffirt habe, ferner daß er die jüngſte Vollsaufregung gegen die Vereinigten Staaten finanziell auszubeuten geſucht und zu einer Demonſtration für die Sonderbündler benutzt habe, deren Fahne er ein paar Wochen lang über ſeinem Theater wehen ließ, bis der Wind ſich drehte, und ſo fort. Boucicault hätte beſſer gethan, die Kritik ruhig hinzunehmen.

Schon zu wiederholten malen fand ich mich veranlaßt, darauf hinzuweiſen, daß die Juſtiz in England nur zu oft mit zweierlei Maß mißt, mit einem Maß für die Reichen und einem Maß für die Armen, und daß ſie den Reichen gegenüber gern ein Auge, zur Noth beide Augen zudrückt, während ſie die Armen mit unerbittlicher, nicht ſelten ungerechter Strenge behandelt, und bei ihnen gar leicht aus der Mücke einen Elephanten macht. Zwei „Fälle,“ welche dieſer Tage von den Zeitungen gemeldet wurden, mögen als neue Belege dienen. Vergangene Woche ſtanden vor den Aſſiſen zu York drei Arbeiter, angeklagt, im Auftrage einer Handwerkergeſellſchaft (Trades Union) der ſie angehörten, das Haus eines bei den Arbeitern verhaßten Meiſters in die Luft geſprengt zu haben. Es traten zwei Belaſtungszeugen auf: ein Mädchen, welches ausſagte, es habe die drei Angeklagten unmittelbar nach der Exploſion vom Schauplatz des Verbrechens weglaufen ſehen, und ein Arbeiter, der ſchwor, einer der Angeklagten habe Drohungen gegen den Beſitzer des zerſtörten Hauſes ausgeſtoßen. Gegen dieſe zwei Zeugen erhoben ſich ſiebzehn Entlaſtungszeugen, ſämmtlich unbeſcholtene Leute, die eidlich erklärten, zur Zeit, wo das Verbrechen verübt wurden, hätten ſich die drei Angeklagten an einem vleeunddreißig Meilen vom Schauplatz der That entfernten Ort befunden; und es wurde weiter feſtgeſtellt, daß die Nacht, in der das Verbrechen ſtatt hatte, ſtockfinſter war, und daß das Mädchen, auf deſſen Zeugniß die Anklage weſentlich fußte, folglich Niemanden, der raſch vorbeigelaufen, habe erkennen können. Aber das Alles half nichts. Die Geſchwornen, die als gute Bürger die Handwerkergeſellſchaften verabſcheuen und ein Exempel zu ſtatuiren wünſchten, verurtheilten die drei Angeklagten ohne Skrupel zu je dreijähriger Zuchthausſtrafe. — Ein anderes Bild. Guineß Hill, der einer der reichſten Familien Englands angehört und mit einer ebenſo reichen Familie verſchwägert iſt, wurde, wie die Leſer ſich erinnern werden, vor ungefähr einem halben Jahr auf die Klage ſeiner Frau hin verhaftet, weil er ein Taufregiſter gefälſcht und ſein neugebornes Söhnlein einer Londoner Straßenbettlerin überliefert hatte, die es in Schmutz und Elend aufwachſen ließ. In der Sache war Manches unklar,

Digitized by Google

aber daß Hill ein unmenſchliches Verbrechen begangen, das war nicht zu bezweifeln. Höchſtens war zweifelhaft, ob die Frau ihre Zuſtimmung gegeben, oder nicht. Heute vor acht Tagen ſollte nun der Proceß gegen Hill vor den Aſſiſen in Warwick zur Verhandlung kommen. Der Advokat für die Anklage wurde aufgerufen, aber ſtatt in die Einzelnheiten einzugehen, erklärte er, Frau Hill habe die Anklage zurückgezogen, und darauf hin ordnete der Richter die ſofortige Freilaſſung Hills an, der ſomit ſtraflos bleibt.

Aus Tirol, April.

Sommerfriſche und Traubenkur in Obermais.

Beim Herannahen des Hochſommers, wenn eine Gluthhitze über dem Etſchthale brütet, und nur die Invalliden unter den Kurgäſten, welche außer Stande ſind, die höheren Bergregionen aufzuſuchen, unter den „Lauben“ umherſchleichen, wird es recht ſtill und öde im Städtchen Meran. Seine „Gurkenzeit,“ wie man dieſe Periode des Stillſtandes alles Verdienſtes in Schwaben nennt, wird dazu angewendet, die Miethzimmer und Betten zu lüften, zu tünchen und zu ſcheuern, während Frauen und Kinder in's Gebirge flüchten, wo die räumigen Bauernhäuſern ihnen ein Unterkommen darbieten. Die mittleren Bergſtufen um die Städte des Etſchlandes nehmen alsdann ganze Schaaren dieſer Auswanderer auf; aber auch Obermais, nur wenig höher gelegen als Meran, iſt um dieſe Zeit von manchen Familien bewohnt, welche durch ihren Beruf in die Nähe gebunden ſind, indem von hier aus wenigſtens Hausväter und Söhne ihren Hantierungen in Kramladen und Schreibſtube nachgehen, und auch Mütter und Töchter bei der geringen Entfernung manchmal nach dem „Rechten“ ſehen können.“

Da wird denn mit Sack und Pack nach irgend einem der alten Herrnhäuſer, aus denen der Flecken zumeiſt beſteht, „geplündert,“ wie man im Lande Tirol das Umziehen (von „Plunder“) nennt, und für die heiße Zeit, in welcher ohnehin die Schulen, bis zum Oktober, geſchloſſen bleiben, ein ganzes Stockwerk mit Küche und Keller in Beſitz genommen, ſo daß ſich auch die zahlreichſte Familie im Raume nicht beengt fühlt und in den weiten hohen Vorplätzen, mit den Ahnenbildern früherer adeligen Beſitzer ausgeſchmückt, Schatten und Kühle findet.

Seltſamerweiſe werden die Bauern, welche ſolche Edelſitze an ſich gebracht haben, ſtets mit dem Namen und Titel der früheren Eigenthümer beehrt, was zu lächerlichen Mißverſtändniſſen Anlaß gibt, wenn ein Graf von Lebenberg ſeinen Gäſten ein Seidel Wein vorſetzt, oder der Herr von Rolandin hinter dem Pfluge geht, und Junker von Leys die Kühe zur Tränke treibt. Der ehedem in dieſen Gegenden ſo zahlreiche Adel iſt nur noch in wenigen alten Geſchlechtern vertreten und meiſtens verarmt. Eine Ausnahme macht Graf von Trautmannsdorf, welcher den größten Theil ſeiner Stammgüter wieder an ſich gekauft und die Burg ſeiner Vorfahren nach ihrer früheren Anlage hergeſtellt hat. Am ſüdlichſten Ende von Obermais gegen die Etſch hin gelegen, bietet ſie auf ihrem Felshügel, an einem Vorſprung der Freiberge, mit ihren Zinnen und Thürmen einen äußerſt maleriſchen Anblick dar, dem die innere Einrichtung in ihrem Reichthum an ſeltenen Geräthen, künſtlichen Holzſchnitzereien, Metallarbeiten, Waffen und Gemälden, auf's ſinnigſte in Gemächern und Vorhallen vertheilt, vollkommen entſpricht und von dem Geſchmack und der Einſicht des Beſitzers Kunde gibt. Von der neu aufgebauten gothiſchen Kapelle mit einem wunderſchönen geſchnitzten Altare bis zum kleinſten Cloſet findet ſich nichts in dem edeln Baue, was nicht ganz dem Geiſt und Charakter des ſpätern Mittelalters angepaßt wäre; ja die hohe, ritterliche Geſtalt des Burgherrn, der unter dieſen Schätzen in otio cum dignitate den Reſt eines vielfach bewegten Lebens hinbringt, könnte keinen würdigeren Rahmen finden, als dieſes Zauberſchloß, in welchem nur die Burgfrau vermißt wird. Auf der ſüdlichen Terraſſe wachſen Granaten und Oelbäume in ungemeiner Ueppigkeit, und ringsum ziehen ſich Parkanlagen, welche leider durch einen Ausbruch der wilden Naif vor einigen Jahren in weitem Umkreiſe verheert wurden.

Unfern von Trautmannsdorf, unterhalb den Schlöſſern Labers und Rametz, erhebt ſich das alte Rubein, von „Rovina,“ Bergſturz, ſeinen Namen entlehnend, ein Beſitzthum der Grafen von Schneeburg, das an einen Valen vermiethet iſt. Dieſe Burg, eine der ausgedehnteſten und wohlerhaltenſten, zeigt in ihrer Anlage noch ganz den kriegeriſchen Geiſt früherer Jahrhunderte, wo das Haus nicht nur gegen Wind und Wetter ſchützen mußte, ſondern daſtand, als eine feſte Abwehr gegen feindlichen Anlauf. Der jetzige Bewohner hat die altersgrauen Mauern mit Roſenſpalieren umzogen und dadurch den düſtern Eindruck dieſer hohen von wenigen Fenſteröffnungen durchbrochenen Steinmaſſen gemildert, zu denen jedoch die dunkeln

Digitized by Google

Cypreſſen ſtimmen, welche wie Burghüter der Reihe nach ſeit undenklicher Zeit daſtehen und von weit her in der Gegend ſichtbar ſind.

Die Schlöſſer Rottenſtein und Roſenſtein, von Rundeck und Erlach umgeben, haben vielfach ihre Beſitzer gewechſelt, und durch das Verweilen des letztverſtorbenen Königs von Preußen, der in ſeiner Geiſtesumnachtung zwei Winter in dieſen Räumen zubrachte, eine hiſtoriſche Bedeutung erlangt. Dieſes ſchöne Beſitzthum, mit ganz modernem Auspuz, wird jezt im Zwangswege verkauft, da der lezte Eigenthümer, ein Graf Steenbok, inſolvent geſtorben iſt. Schade daß es zerſchlagen wird, und zuerſt das Inventar und dann Gebäude und Grundſtücke verkauft werden ſollen. Am eheſten hätte es ſich mit dem Mobiliar und den reich ausgeſtatteten Treibhäuſern, den Oekonomiegebäuden und ausgedehnten Gütercomplexen für einen Spekulanten geeignet, um hier eine großartige Penſion anzulegen, wie ſie den Anforderungen der Reichen und Vornehmen genügen könnte, denen die beiden Anſtalten dieſer Art, die gegenwärtig vorhanden ſind, keineswegs zu entſprechen vermögen, da ſie in Küche und Zimmereinrichtung nicht über das einfachſte Bedürfniß hinausreichen.

Knillenburg und Schloß Winkel, Schlöſſer aus dem ſechzehnten Jahrhundert, liegen etwas tiefer neben der neuen Villa Haller und ſind aus adeliger Hand ebenfalls in bürgerlichen Beſitz übergegangen. Ihre weiten Räumlichkeiten nehmen meiſt größere Familien auf, welche eigene Küche führen oder in den Penſionen ſich ſpeiſen laſſen.

Alle dieſe Edelſitze und die bäuerlichen Beſitzungen ſind mit Rebgütern und Maulbeerpflanzungen umgeben und breiten ſich über den ganzen Abhang aus, wo die alte Maja ſeit beinahe zwölf Jahrhunderten unter Schutt und Graus begraben liegt. An ihrem äußerſten Ende gegen Oſten findet ſich Waſſerheilanſtalt und Penſion eines Homöopathen, äußerſt vortheilhaft an einem Waſſerſprung gegen die Paſſer gelegen, von der kühlen Luftſtrömung der Oezthal-Feener und friſcher Waſſeradern begünſtigt. Leider iſt deren Schöpfer und Gründer ein wunderlicher Kauz, von der Bauwuth beſeſſen, welche ihn ſtets zu neuen Unternehmungen anreizt, bevor das Begonnene vollendet iſt, wodurch das ganze ausgedehnte Anweſen den Stempel des Unfertigen, vor der Zeit Verfallenden trägt. Dieſes war ehedem ein Bauerngut geweſen, deſſen altes Haus mit moosſchem Schindeldach in einen Seitenflügel des Hauptgebäudes eingefügt iſt, das von ungleicher Firſthöhe drei Seiten des Gartens umſchließt und von der zahlreichen Familie des Beſitzers bewohnt wird. Stallungen und Scheunen finden ſich in den untern Räumen, wie auch einige Kabinette für warme Bäder, während der dritte Flügel dieſes ſeltſamen Bauwerkes, noch dachlos, ſeit langem der Vollendung harrt.

Bei der Anlage dieſer Bauten wird von dem alten „Dottore," der ſein eigener Architekt iſt, ganz planlos verfahren, und die Richtung gewöhnlich nur mit einem ſpitzen Stabe in den Baugrund gezeichnet, ohne zu beachten, ob die Fundamente auch die Laſt zu tragen vermögen, welche dreiſtöckig von einigen welſchen Maurern nach und nach zuſammengekittet wird. Material, und zwar vom edelſten Porphyr und Granitgeſtein, findet ſich allenthalben und wird nach Bedarf aus dem lockern Grunde gewühlt. Ein zweites Haus, zu Aufnahme der Kurgäſte beſtimmt, ſteht, von einer neuangelegten Pflanzung umgeben, in einiger Entfernung gegen den Flecken zu, und iſt ebenſo mangelhaft gebaut, indem unter Anderem der Zugang des Speiſeſaals durch die Küche führt, wo, wie allenthalben in Südtirol, nicht am ſäuberlichſten hantiert wird und ſich nicht einmal ein Schüttſtein für das Abwaſſer findet, das Tage lang für die „Facken" (Schweine) ſtehen bleibt oder auf den Weg vor dem Eingange ausgegoſſen wird, während Rauch und Dampf zu den Balkonen emporſteigen, wo im erſten und zweiten Stockwerke die Kranken ſich aufhalten.

Douche und Wellenbad ſind in einer alten Mühle mit zerfallendem Dache eingerichtet, deren Kanal einen mächtigen Waſſerſtrahl liefert, der ſich dann brauſend in ein Baſſin ſtürzt, das unbedeckt und mit ſteinigem Grunde dem Badenden wenig Schuz gewährt. Eine Waſſerleitung aus der Paſſer, welche ſeit alter Zeit zwei Stunden weit hergeführt iſt, deren Temperatur niemals 15 bis 16 Grad überſteigt, wurde zu dieſer Anſtalt benuzt, die überdieß den Uebelſtand hat, bei Ueberſchwemmungen, welche den Kanal zerſtören, oder wenn weiter oben im Thale gewäſſert wird, gänzlich trocken zu liegen.

Die hohe freie Lage der Wohnhäuſer gewährt einen weiten Ueberblick von Berg und Thal, während die ländliche Stille, die patriarchaliſche Verfaſſung des innern Haushaltes, in welchem ein Freiherr als Hausknecht und ein Baron als Gartenjunge dient, nicht wenig zum Behagen der Kurgäſte beiträgt, welche ſelbſt im heißen Sommer hier ausdauern und im dolce far niente hindämmern. Dabei bieten die Schattenpartien an der Waſſerleitung, der Abhang gegen die Paſſer, welche ſich hier ſchäumend und brauſend zwiſchen den Gneisfelſen der alten Zenoburg und ungeheuern Granitblöcken durchdrängt, Gelegenheit zu den lohnendſten Spaziergängen, zum Verweilen in völliger Gebirgseinſamkeit und dem Naturkundigen eine Fülle von ſeltenen Kryptogamen, welche mit der Flora der Voralpen in dieſen kühlen Gründen Bach und Geſtein umziehen und einfaſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 19. 7. Mai 1862.

Fortuna et mores antiquae plebis.
Horat.

Die Mark und märkische Kriegsobersten zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs.

Ich möchte vor den Lesern ein Bild der Mark Brandenburg entrollen, wie dieselbe während des zweiten Drittels des siebzehnten Jahrhunderts, also ungefähr vom Erscheinen des großen Schwedenkönigs an bis zum Schluß des Krieges, beschaffen war, und beginne mit dem Fundamentalsatz, daß „Land und Leute" damals so ziemlich in allen und jedem das Gegentheil von dem waren, was wir heute um uns her erblicken.

Die Mark war ein Land der Uncultur. Eine Reise in's Brandenburgische erschien damals einem Deutschen aus dem Reich, wie uns jetzt eine Reise in's Polnische erscheint. Völlerei war an der Tagesordnung, und von Künsten und Wissenschaften, die in den Reichsstädten Mitteldeutschlands seit länger als einem Jahrhundert blühten, waren hier kaum die ersten Spuren zu finden. Was da war, war importirt, nicht Landesprodukt; alle Erscheinungen und Bethätigungen des Lebens, auch die guten, waren Erzeugniß bloßer Instinkte; Geist und Gemüth waren roh und neben dem ständischen Recht und der bürgerlichen Freiheit, diesen zwei Erbschätzen des deutschen Mittelalters, besaß die Bevölkerung wenig oder nichts, dessen sie sich hätte rühmen können. Der Adel war schlagfertig und kriegerisch; aber es fehlte das Edle, das der kriegerischen Gesinnung erst die Weihe gibt.

In den vorstehenden Sätzen habe ich das Thema, den Grundton anzugeben versucht, der durch die Details meiner Schilderungen immer wieder hindurch klingen wird. Das Resultat aber fasse ich schon hier in die Worte zusammen: wenig ist verloren gegangen und viel ist gewonnen.

Zuerst vom Lande selbst. Das viel citirte Wort „von des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse" war damals schwerlich schon in Cours und konnte es nicht seyn, denn die Mark, ehe die Wälder ausgerodet und gewisse Sanddistrikte Sachsens und der Lausitz ihr zugeschlagen waren, machte in ihren alten Haupttheilen weniger den Eindruck einer Sandwüste, als vielmehr den eines weitgestreckten Wald- und Sumpflandes. Der Untergrund, auf dem die ausgedehnten Waldungen sich erhoben, war freilich vielfach Sand, aber eine Humusschichte überzog ihn und verdeckte das verrätherische Gelb. Wollen wir uns vergegenwärtigen, wie die märkische Landschaft vor zwei oder drei Jahrhunderten beschaffen war, so genügt ein kurzer Ausflug vor die Thore Berlins, bis etwa in das Waldrevier der Müggel- und Kranichsberge. Von der höchsten

Digitized by Google

Kuppe der Müggelsberge aus sieht man noch jetzt auf Quadratmeilen hin nur Wasser und Wald. Die Spree zur Linken zieht den Müggelsee wie einen breiten Spiegelkrystall an ihrem blauen Bande auf, und der Dahmefluß zur Rechten, auch die wendische Spree geheißen, buchtet sich immer weiter und breiter landeinwärts und schafft Inseln und Halbinseln, so weit das Auge reicht. Nichts was an die Hand der Cultur erinnerte, nicht Dorf, nicht Stadt, nicht Weg, nicht Steg; keine andere Fahrstraße sichtbar als See und Fluß, die ihr verwirrendes Netz durch die weiten Waldreviere ziehen; kein Hüttenrauch steigt auf, keine Heerde weidet an den Sumpfufern entlang, nur eine Fischmöve schwebt satt und langsam über dem See — so ist die Müggellandschaft bis auf diesen Tag. Vielleicht noch charakterischer sind die Kranichberge, zumal wenn die Sonne eben unter ist und die ersten leisen Schleier der Dämmerung heraufziehen. Halb wie Gespenster und halb wie rothbraune Zigeuner, die hier ein Lager bezogen haben, so dehnt sich die Kiefernwaldung aus; Urahne, Kind und Kindeskind finden sich zusammen, die einen knorrig und halberstorben, die andern schlank und stolz, die dritten jung noch, im vollgrünen Schmuck der Jugend; so stehen sie da, und über dem Ganzen, so einförmig und so abwechslungsreich, webt und webt der braune Ton der Heide.

Sehr ähnlich nun haben wir uns die Wald- und Heidegegenden jener früheren Epoche zu denken. Aber nicht alles war Wald; weite Sumpfstrecken unterbrachen das Heideland und schufen Bilder, von denen wir uns etwa einen Begriff machen können, wenn wir auch jetzt noch, vom Rauner oder Spandauer Kirchthurm aus, in die alten Havellandschaften hinein blicken. Diese Sumpfstrecken waren die „Luche“ und die „Brücher.“ Jetzt, wo man die einen wie die andern trocken gelegt hat, unterscheiden sich beide sehr wesentlich von einander. Wo Bruch war, sind fruchtbare, reich cultivirte Aecker emporgewachsen, wo die alten Luche sich ausdehnten, ist Weide- und Torfland entstanden, und die Rapsfelder des Oderbruchs einerseits, die Torfpyramiden der Limuner Gegend andererseits zeigen auch dem flüchtigsten Blick, wie verschiedenartiges aus Bruchland und Luchland geworden ist. Aber damals, in jenen Jahrzehnten, die der Regierungsepoche des großen Kurfürsten vorausgingen, war noch kein Unterschied zwischen Luch und Bruch, die Verschiedenartigkeit des Bodens hatte sich noch nicht geltend machen können, Sumpfland war das eine wie das andere, und vor dem Auge des Beschauers lagen beide als gleiche Landschaftsbilder da.

Eine alte Luchlandschaft ist nie anschaulicher geschildert worden als durch v. Klöden. „Die märkischen Luche,“ so erzählt er, „waren im Sommer ein ausgetrocknetes, festes, tennenartiges Sumpfland, auf dem eine quadratmeilengroße, zusammengefilzte Wurzeldecke von bräunlich grüner Farbe lag, etwa wie eine dicke wollene Decke auf einer harten Matraze liegt. So war es im Sommer. Im Frühjahr aber quoll der Boden durch das hervordringende Grundwasser auf, die Rasendecke hob sich in die Höhe und bildete eine schwimmende, elastische Fläche, welche bei jedem Schritt unter den Füßen einsank.“

Die umliegenden Ortschaften versuchten es, dem Luche dadurch einigen Nutzen abzugewinnen, daß sie ihre Kühe darin weiden ließen, aber oftmals blieben diese im Moraste stecken und wurden erst nach unsäglichen Mühen wieder herausgebracht, oder, wenn dieß zu schwer hielt, an dem Orte, wo sie versunken waren, geschlachtet und zerstückt herausgetragen. So wenig nutzbar das Luch damals für den Menschen war, so vortrefflich war es für das Wild geeignet. In früheren Zeiten hausten hier selbst Luchse, Bären und Wölfe. Besonders aber waren es die Sumpfvögel, Kraniche und Störche, welche hochbeinig in diesem Paradiese der Frösche einherstolzirten, und mit ihnen bewohnte die Wasser ein unendliches Heer von Enten aller Art, nebst einer Unzahl anderer Wasservögel. Kibitze, Rohrsänger, Birkhähne, alles war da, und in den Flüssen fanden sich Schildkröten, wie allerhand Schlangen in den dichten Waldpartien.

So waren die Luche in der Mark und solcher Luche gab es außerordentlich viele. Sie fanden sich nicht bloß im Havelländischen und Ruppinschen, wo fast die Hälfte des Bodens aus Luch bestand, sie fanden sich auch in andern Landestheilen, wie noch eine Menge Dorf- und Städtenamen deutlich zeigen. Die Stadt Dobrilug bedeutet „gutes Luch“ und selbst Luckenwalde bei Berlin, das uns nach sprachlicher Ableitung zunächst als Luke oder Lücke im Wald erscheinen möchte, entpuppt sich schließlich als „Luch im Wald.“

Noch einmal, die Mark war ein Wald- und Sumpfland; der Sand, wo er überhaupt war, lag unter Moos und Tannennadeln versteckt, und nur hier und da unterbrachen einzelne Fruchtfelder das weite Einerlei, das (in kleineren Verhältnissen) halb Prairie, halb Urwald war. Diese wenigen Fruchtfelder lagen in unmittelbarer Nähe der Dörfer und Städte, und so wenden wir uns denn nunmehr der Frage zu, wie waren damals Dörfer und Städte, und wie waren die Menschen, die beide bewohnten?

Die Dörfer waren armselig, Lehmkaten, von ungeschickten Händen aufgeführt und die Dorfgasse ein-

ſaſſend, nicht viel beſſer wie eine Bibercolonie. Natürlich iſt keine dieſer hinfälligen Lehm- und Erdhütten auf unſere Zeit gekommen, um leibhaftig als Zeuge und Beweis für die dörfiſche Armuth damaliger Zeit auftreten zu können, aber Bilder und Beſchreibungen, wenn auch unvollkommene, haben ſich erhalten, und wenn ſelbſt dieſe fehlten, ſo würde man aus der Beſchaffenheit der Herrenhäuſer jener Zeit kaum fehlgreifende Schlüſſe auf die Beſchaffenheit der damaligen Bauernhäuſer ziehen können.

Die Herrenhäuſer jener Epoche beſtanden aus zwei Stockwerke hohen Fachwerkhäuſern, wie man ihnen jetzt noch in armen Landſtädtchen begegnet, zumal in ſolchen, in denen eine Feuersbrunſt verſäumt hat, für Neues und Beſſeres Platz zu ſchaffen. Hölzerne Doppeltreppen führten zur hochgelegenen Hausthür; hier und dort lief entweder ein Gang, eine Gallerie am erſten Stockwerk hin, oder lehnte ſich ein ſchwerfälliger Flügel an den Frontbau an, aber im Uebrigen herrſchte äußerſte Schlichtheit; nirgends ein Schmuck, ein Zierath, höchſtens eine Inſchrift, ein Bibelſpruch, den man nach alter Väterſitte in den großen Mittelbalken des Hauſes eingeſchnitten hatte. In unſern Dörfern, auch in der Umgegend Berlins (ich nenne Löwenbruch und Blankenfelde) begegnet man nicht eben ſelten ſolchen ehemaligen, jetzt meiſt zu Wirthſchaftszwecken dienenden Herrenhäuſern, und Angeſichts derſelben, die alle durch ihre äußerſte Schlichtheit überraſchen, läßt ſich ohne Schwierigkeit ein Bild entwerfen, wie die Wohnungen der Bauern und Hörigen zu jener Zeit geweſen ſeyn müſſen.

Nur wenige Adelsfamilien, meiſt ſolche, die ſchon in alter Zeit geblüht hatten und einen wachſenden Reichthum aus einem Jahrhundert in das andere mit herüber genommen hatten, bewohnten auch um dieſe Zeit noch wirkliche Schlöſſer, wie etwa die Bredows und Rochows, die Arnims und die Saldern. Einzelne dieſer Schlöſſer machten nach außen hin durchaus den Eindruck des Stattlichen, Reichen, Vornehmen; aber im Innern herrſchte eine Einfachheit, die uns heute in Staunen verſetzen würde. Es liegt uns, mit Hülfe eines glücklichen Ohngefährs, eine Schilderung vor, wie die Zimmereinrichtung, um die Zeit des dreißigjährigen Krieges, in Schloß Boitzenburg war, und um das Bild zu vervollſtändigen, das ich von den Aeußerlichkeiten der damaligen Zeit geben möchte, laſſe ich dieſelbe hier folgen.

In einer der Stuben befanden ſich 37 Rehköpfe mit Geweihen und ein vier- und ein fünfarmiger meſſingner Kronleuchter; an der Wand hingen verſchiedene Bilder: das jüngſte Gericht, der Baum des Lebens, Jagdſtücke und heidniſche Darſtellungen. Die Tiſche und Bänke waren weiß, d. h. ohne Anſtrich und Politur. In der ſogenannten blanken Stube befanden ſich dreizehn fürſtliche und churfürſtliche Conterfeis, ferner die ſpaniſche Inquiſition und der Gekreuzigte. Die Wände waren mit dunkeln Gobelintapeten bekleidet, in die mit grüner Seide allerhand Darſtellungen eingewirkt waren. Auch war hier ein guter eiſerner Ofen, dabei aber Tiſche und Bänke wiederum von rohem Holz. Die Wahnſtube war ohne allen Schmuck. Man ſah darin einen ſehr alten Kachelofen, einen alten Stuhl mit grünem Tuch beſchlagen, einen kleinen Schiefertiſch, einen einfachen Holztiſch, eine Bank und ein verſchloſſenes Spind.

Man ſieht an den Gobelins, an den Kronleuchtern und der großen Zahl der Bilder, daß es keineswegs an Reichthum, vielleicht auch nicht einmal an Kunſtſinn gebrach; aber alles das fehlte, was man als die kleine Münze der Kunſt und des Luxus bezeichnen könnte. Völlig fehlte der Sinn für Natur und landſchaftliche Schönheit; von Blumen an den Fenſtern exiſtirte nichts, als was der Winter an die Scheiben malte, und die Jagdluſt, die mit langem Speer und klaffender Meute durch die Wälder zog, freute ſich des Waldes, wie ſich der Hirſch des Waldes freut. Die Friſche labte, nicht die Schönheit.

So ſah es auf den Dörfern und Edelhöfen aus. Was das Leben angeht, das die alten Familien in ihren Schlöſſern und Herrenhäuſern führten, ſo war es dem des Stadtpatriziats durchaus verwandt, nur vielleicht eine Potenzirung deſſelben. Ich ſpreche deßhalb erſt bei den Städten davon, und dieſen wenden wir uns jetzt zu.

Die märkiſchen Städte damals ließen viel zu wünſchen übrig und ſtanden ſo ziemlich auf der niedrigſten Stufe in Deutſchland. Nehmen wir Berlin, das damals die beſſeren märkiſchen Städte zwar wenig überragte, aber doch auch ſicherlich nicht hinter ihnen zurückblieb, ſo läßt ſich mit Leichtigkeit der Beweis führen, daß die kurfürſtlich brandenburgiſche Reſidenz unter allen kurfürſtlichen Reſidenzen jener Zeit die kümmerlichſte war und weder mit München und Dresden, noch mit Mainz und Köln verglichen werden konnte. Trat es gegen dieſe Städte in den Schatten, ſo blieb es ebenſo ſehr hinter den freien Reichsſtädten im ſüdweſtlichen Deutſchland, wie hinter den Hanſa- und Handelsſtädten im Norden zurück. Das damalige Berlin beſaß außer der durch ihre Schönheit bekannten kleinen Kloſterkirche in der Kloſterſtraße nur drei Gotteshäuſer: die Marien-, die Nikolai- und die Petrikirche, ſehr anſehnliche Gebäude, die aber doch, damals wie jetzt, an

innerem Schmuck wie in äußerer Erſcheinung keinen Vergleich aushielten mit den Kathedralen von Bamberg und Ulm, von Freiburg und Regensburg. Neben den genannten vier Kirchen hatte Berlin noch ſein Rathhaus, das wir in unſern Tagen endlich haben verſchwinden ſehen, den Palaſt der Biſchöfe von Lebus, das alte kurfürſtliche Schloß in der Kloſterſtraße und endlich das Schloß zu Köln an der Spree, das, mit Thurm und Giebel nach der Burgſtraße hinaus gelegen, bekanntlich jetzt den älteſten Theil des gegenwärtigen Königsſchloſſes bildet. Hiezu geſellten ſich einige Kloſtergebäude, vielleicht auch ſonſt noch das Wohnhaus eines einzelnen Würdenträgers der Stadt, des Staats oder der Kirche; aber wir irren ſchwerlich, wenn wir die Zahl der anſehnlichen Gebäude, die damals neben den vier Kirchen eine verhältnißmäßige Zierde Berlins bildeten, auf höchſtens acht bis zehn Häuſer angeben.

Es konnte auch kaum anders ſeyn. Berlin hatte 1630, alſo genau in dem Jahre, in dem Guſtav Adolf in Deutſchland auftrat, nur 8000 Einwohner, war alſo kleiner als gegenwärtig das benachbarte Spandau. Nach 1680 betrug die Einwohnerzahl Berlins nicht voll 10,000, zu denen ſich bald darauf, nach Aufhebung des Edikts von Nantes, über 5000 franzöſiſche Refugiés geſellten, ſo daß damals jeder dritte Menſch in Berlin ein Franzoſe war. Dieß mag die Erſcheinung erklären, daß ſo vieles im Berlinerthum bis dieſen Tag an franzöſiſches Weſen, ja oft mehr an franzöſiſche als deutſche Eigenart erinnert; es erklärt auch ferner den Umſtand, daß die ſogenannte franzöſiſche Colonie bis zu Anfang dieſes Jahrhunderts, alſo ohngefähr 120 Jahre hindurch, ihre Sprache und Sitte in einer nominell deutſchen Stadt ſiegreich bewahren konnte.

Die Wohnhäuſer der Bürger, vielleicht achthundert an der Zahl, waren Fachwerkbauten, meiſt eng, lichtlos, ſchmutzig, gemeinhin eingefaßt von Pfützen und Düngerhaufen. Nur in Wintertagen, wo der große Ofen und das große Himmelbett einen geſteigerten Werth hatten, mochte, auch mit unſern Augen angeſehen, ein gewiſſer Grad von Behaglichkeit in dieſen Häuſern zu finden ſeyn; aber unter allen Umſtänden waren ſie arm an allem, was den Sinnen gefällt oder die Geiſter erhebt.

So war es in der Reſidenzſtadt und natürlich in den Provinzialſtädten nicht beſſer. Stendal und Tangermünde, Brandenburg und Ruppin, Prenzlau und Frankfurt hatten ſchönere Kirchen und vielleicht im Einzelnen ein ſchöneres Rathhaus, ein älteres Schloß, aber im Großen und Ganzen blieben ſie ſelbſtverſtändlich, auch damals ſchon, hinter der Reſidenz zurück und hatten günſtigſtenfalls jene Fachwerkhäuſer mit ihr gemein, an denen Giebel und Vorbau, überhaupt das *Maleriſche*, bei weitem das Beſte war.

Wir fragen nun nach dem *Leben*. Das Leben, das in dieſen dunkeln, feuchten, ungeſunden Höhlen geführt wurde, in denen nichts ſo ſelten anzutreffen war, als friſche erquickende Luft, war eine ſeltſame Miſchung von kirchlichem Sinn und Aberglauben, von Charakterſtarrheit und Geiſtesſchwäche, von Nichtbildung und klugem Erkennen des eignen Vortheils, von Einfachheit der Bedürfniſſe und wüſter Völlerei, von Unſauberkeit und Putzſucht, von Trotz und Muth und Schwäche und Feigheit. Der Luxus, ein rein äußerliches, geſchmackloſes Ding, der zur Zeit des zweiten Joachim und gegen Ende des ſechzehnten Jahrhunderts einen ſolchen Höhengrad erreicht hatte, daß, wie gegen eine herrſchende Geiſteskrankheit, mit Predigt und Gewalt dagegen eingeſchritten werden mußte, hatte ſich in den erſten Jahrzehnten des ſiebzehnten Jahrhunderts gemindert, aber noch immer exiſtirte Unglaubliches davon. In den Kleidertrachten, ſo erzählt ein Bericht aus jener Zeit, beging man ſo viel Ausſchweifungen, daß kein Handwerker von einem Edelmann und kein Edelmann von einem Fürſten unterſchieden werden konnte. Statt der wollenen Kleider wurden ſeidene getragen; dieſe ſeidenen Stoffe wurden mit Gold geſtickt und der Schnitt der Kleider alle vier Wochen nach neueſter Façon geändert. Die Weiber und Töchter, ſo klagt der Berichterſtatter weiter, gingen in ihrer Vanität ſo weit, daß ſie mit der natürlichen Geſtalt und Farbe, ſo ihnen Gott gegeben, nicht zufrieden waren, ſondern um weißer und ſchöner zu erſcheinen, ſich mit wohlriechenden Waſſern wuſchen, ſich ſchminkten, Poudre de Cypre in's Haar ſtreuten und hohe Sturmhauben trugen. Mit dem Gottesdienſt, ſo fährt er fort, ſah es traurig aus. Die Bürger und ihre Frauen und Töchter gingen Sonntags zweimal in die Kirche, aber nur von Gewohnheit wegen und um ihren neuen Putz zu zeigen; darnach gab es bis in die Nacht hinein ein Spielen und Zechen, ein Banquettiren und Baliren (d. h. zu Ball gehen). Alle Gaſthöfe, Schenken, Wein- und Bierkeller waren voll und unter Trommel-, Pfeifen- und Geigenſpiel ließ man ſich's wohl ſeyn. Oft, nach geendigter Predigt, traten in der *Kirche ſelber* Comödianten und Fechtmeiſter, Springer, Tanzmeiſter, Bären- und Affenführer auf, und die weiſen Herrn vom Rath, ja die Geiſtlichkeit ſelber blieben in der Kirche und ſoigten den Schauſpielen mit ſichtlichem Ergötzen.

Hatte das Leben in den Städten ſchon an Sonntagen ein ſolches Gepräge lauter Luſt und zur Schau

getragener Ueppigkeit (über das Leben an Werkeltagen iſt es ſchwer ſich ein beſtimmtes Bild zu machen), ſo mag man ſich vorſtellen, welcher Luxus bei großen Familienfeſten, bei Hochzeiten, Taufen und ſelbſt bei Begräbniſſen getrieben wurde. Es war nicht ſelten, daß junge Eheleute all ihr Mitgebrachtes daran ſetzten, um es an Hochzeitsglanz einem Nachbar oder einem Verwandten gleich zu thun, ſo daß die jungen Eheleute, nachdem der Hochzeitsrauſch vorüber war, als Bettler in das neue gemeinſame Leben eintraten.

Noch ſchlimmer nahmen ſich dieſe Dinge bei den großen Begräbniſſen aus. Es kam vor, daß Adelige auf dem Lande, die in Geldverlegenheit waren, und doch ſich ſowohl wie dem Todten eine große Feierlichkeit ſchuldig zu ſeyn glaubten, die Leiche ein Jahr lang unbegraben ſtehen ließen, um dann endlich das erſehnte Feſt in Scene ſetzen zu können. Es dauerte dann natürlich drei Tage lang; Zechen, Lärmen und jede Art der Völlerei füllte die Stunden aus, und Händel, Mord und Todtſchlag endeten nicht ſelten die kannibaliſche Luſt. Alle dieſe Schmauſereien, gleichviel ob bei Hochzeit oder Begräbniß, wurden mit Raffinement vorbereitet, und ein Verzeichniß von Vorräthen, Spezerei- und Colonialwaaren, welche z. B. Berlin Anfang Auguſt 1626 nach Cottbus zu liefern hatte, wo eben damals Wallenſtein als ziemlich unwillkommener, aber nicht abzuweiſender Gaſt eingetroffen war, zeigt zur Genüge, daß unſere Vorfahren keineswegs mehr im Stadium des Hirſebreis nnd des gebratenen Ochſen lebten. Außer fünfzehn Eimern Rheinwein nämlich hatte man von feinen Gewürzen Pfeffer, Zimmt, Muskatnüſſe, Jngwer und namentlich viel Saffran zu ſchicken, den man nach altdeutſcher Sitte an alle möglichen Speiſen that, ferner Reis und Zucker, Roſinen und Mandeln, Capern, Oliven, Kirſchmus, Prünellen, endlich Confekt, Citronat, Nürnberger Kuchen und ſpaniſche Pretzeln.

Ich habe dieſe Dinge aufgezählt, um zu zeigen, daß nicht nur wüſte Schwelgerei, ſondern auch ein gewiſſes Raffinement bereits im Schwunge war, und daß die Zunge wenigſtens anfing ſich eines feineren Geſchmacks zu erfreuen. Daß Berlin dieſe Dinge, auf einen plötzlichen Befehl hin, überhaupt liefern konnte, zeigt zur Genüge, daß Leckereien, wie Prünellen, Citronat und Nürnberger Kuchen, mit zum alltäglichen Gebrauch, wenigſtens der Reichen und Vornehmen, gehörten. Ja, eine gewiſſe, feinere Geſchmacksbildung der Sinne hatte begonnen, aber durchaus keine Geſchmacksbildung des Geiſtes. Wohl gab es Maler, Baumeiſter, Muſiker und Dichter, aber alle ſtanden entweder auf der niedrigſten Stufe oder waren Fremde, Jtaliener, Franzoſen, Niederländer, Süddeutſche, wenn irgend etwas Anſprechendes von ihnen geleiſtet wurde. Von heimiſcher Kunſt und Kunſtpflege war keine Rede. Schwulſt galt für Redekunſt, Reimerei und Unverſtändlichkeit für Dichtung, was bunt war, hieß ein Bild, und Trommel und Trompete genügten dem muſikaliſchen Bedürfniß. Dazu waren die Städte ſelber (wie ſich nach der gegebenen Häuſerbeſchreibung erwarten läßt) ein bloßes Gewirre ſchmutziger Gaſſen, die alle Sinne zu gleicher Zeit beleidigten; eine Polizeiverwaltung gab es nicht, und der bäuriſche Sinn der Bevölkerung nahm nicht Anſtoß am wüſten Durcheinander von Koth, Holz, Torf, Miſt, Müll und Steingeröll, das überall die Straßen bedeckte.

Ich ſage der bäuriſche Sinn der Bevölkerung, und bezeichne damit das, was die Bürger unſerer damaligen Städte eigentlich waren. Sie waren nicht Bürger, wie in den reichen Städten des Reichs und der Hanſa, ſie waren Ackerbürger, ſie waren Bauern.

(Schluß folgt.)

Goethes dichteriſcher Entwicklungsgang.

(Fortſetzung.)

Ein ſo gewaltiger Umſchwung, wenn er auch ſchon in dem anfänglichen Streben ſelbſt mitbegründet iſt, konnte freilich nicht ſo ſchnell und mit einem mal ſich vollziehen. Zwiſchen hinein fällt daher jene, ein volles Jahrzehnt ausfüllende Uebergangsperiode, in welcher der Dichter in einer auch äußerlich gehobeneren und auf feinere und edlere Form hinwirkenden Stellung, an der Seite eines jüngeren fürſtlichen Freundes, wie er noch

Digitized by Google

nicht leicht einem Dichter zu Theil geworden war, allmählig zu einer ruhigeren, inneren Abklärung gelangte und mitten unter all den Geschäften wie den Zerstreuungen eines geistreichen Hofes, während welcher seine dichterische Produktionskraft fast ganz zu ruhen schien, doch den Grund zu jenen Werken legte, die in ihrer classischen Formvollendung und reicheren und gesättigteren Lebensanschauung seine mittlere Periode bezeichnen, und die längst im Stillen vorbereitet, endlich durch die italienische Reise der Jahre 1787 und 1788 zur vollen Reife gezeitigt wurden.

Ein deutliches Zeichen jener eintretenden ruhigeren Selbstbesinnung des Dichters, seines allmähligen sich Klarwerdens über sein letztes eigentliches Ziel sind die gleichfalls in jene Uebergangszeit fallenden Anfänge jenes Romans, in welchen der Dichter ein gutes Theil seines eigenen jugendlich umhertastenden Strebens und der mannigfachen und reichen Einflüsse, die auf seinen so vorzugsweise empfänglichen Geist wirkten, in dem Bild seines Wilhelm Meister dargestellt hat; wenn auch freilich nur die unselbstständig schwächere, die weich empfängliche und bildsame Seite seiner Natur, nicht, wie im Faust, auch die selbstständig machtvolle darin abgespiegelt ist. Jene Eindrücke zeugen von der Größe und Gewalt Shakespeare'scher Dichtung, von dem bildenden und auf sichereres und feineres Formbewußtseyn hinwirkenden Einfluß des höheren Gesellschaftslebens, das dem Dichter vor Allem am Weimarer Hofe aufging. Dieß, wie so manches andere, ist in die Lehrjahre hinein verwoben. Hier ist es auch die immer stärker herangewachsene Sehnsucht nach Italiens Boden, die ihm in Mignons geheimnißvoller Gestalt, in jenem Liede vor Allem sich verkörpert hat, das ewig, gleich keinem andern, als die höchste Verschmelzung südlich classischen Zaubers und seiner ruhig heiteren Formvollendung mit dem Geiste nordisch romantischen Sehnens wird gelten müssen. Und wie wir hier im engen Raume eines Liedes schon die vollendete Schönheit finden, so hat auch sonst der Dichter in kleineren Schöpfungen bereits auf dieser Uebergangsstufe der achtziger Jahre die höchste Vollendung erreicht, wie z. B. in der hieher fallenden Ballade vom Fischer, die in der herrlich klaren Ruhe und Anschaulichkeit, mit der sie den Reiz des „feucht verklärten" Elements schildert, auch so unmittelbar in den innersten Geist Goethe'scher Dichtung hineiu führt. Denn gerade so, möchte man sagen, ist ja auch die Goethe'sche Dichtung selbst gegenüber von Schillers Feuergeiste dem tiefen und klaren Quell zu vergleichen, der, je länger er strömt, desto mehr als ruhig majestätischer Spiegel dahin wogt.

In einem anderen Sinne wieder, zufolge des eigenthümlichen Geistes, den der Dichter in seinen Stoff gelegt hat, erscheint der Egmont, der ihn schon von der zweiten Hälfte der siebziger Jahre an beschäftigte, als einer der inneren Uebergänge zur zweiten Periode. Ganz im Gegensatz zu Werther, der in steigender, krankhafter Verdüsterung immer mehr das Abstoßende in der ihn umgebenden Menschenwelt hervor kehrt, ist es in Egmont der heitere, allem Schönen und Erfreulichen des Lebens, allem harmlos Menschlichen und Natürlichen zugewendete Sinn, der lieber gar nicht leben, als mit Sorgen und Bedenklichkeiten das Leben erkaufen will, und dem der schon todt dünkt, der nur um seiner Sicherheit willen lebt. Indem der Dichter gerade einer solchen lebensfrohen und glänzenden Erscheinung sich zugewendet hat und sie auf dem düstern Hintergrund jener Zeit, unter wild erregter religiöser und politischer Leidenschaft und finstern Planen spanischen Despotismus, nur um so heller hervortreten läßt, indem er den geschichtlichen Egmont, den prosaischen Familienvater vollends zu dieser jugendlichen und Goethe'scher Geistesweise entsprechenderen Gestalt, zum Geliebten Klärchens idealisirt hat, zeigt sich auch in diesem Werk, das gleich andern erst in Italien seinen Abschluß fand, jenes Hinstreben zu einer versöhnteren und ihres Zieles versicherteren Anschauung und Stimmung; es zeigt sich aber auch freilich an diesem Egmont, der schon von Albas Beil bedroht, noch Abends zu seinem Klärchen schleicht, der ganze Gegensatz Goethe'scher und Schiller'scher Auffassung jener Zeit, der Gegensatz zu einem Don Carlos und Marquis Posa.

Doch in nichts liegt nun jener innerlich vorbereitete Uebergang deutlicher am Tage, als darin, daß dieselben Dramen, welche zufolge ihres harmonischen Formcharakters die zweite rein classische Periode so vorzugsweise unterscheiden, nämlich die Iphigenie und der Tasso, ursprünglich in einer unausgebildeteren Form, in Prosa abgefaßt waren und in Italien erst vollends die reine Kunstform metrischer Rede erhielten. Für jene erste naturalistische Periode, die nur erst den vollen, unverkürzten Ausdruck der Natur anstrebte, ist die Prosaform noch wesentlich; jene Dramen der zweiten Periode können ihrem eigenthümlichen Geiste nach die ideale Kunstform nicht mehr entbehren. Müßten wir uns hier nicht auf die rein dichterische Seite Goethes beschränken, könnten wir ihn nach seinem ganzen umfassenden Wesen betrachten, so wäre freilich auch das noch hervorzuheben, daß er eben in jener Uebergangsperiode, von 1780 an, auch den Naturwissenschaften sich immer ernstlich zugewendet hatte und so auch nach dieser Seite hin den ruhigen, gegenständlich beschaulichen Sinn, der dem stürmisch aufgewühlten Wesen seiner

Digitized by Google

erſten Periode noch fehlte, in ſich auszubilden begann und damit abermals ein Element, das auch auf ſein dichteriſches Streben entſprechend zurückwirken mußte.

Fragen wir nun aber, was denn jene vorhin genannten Dramen der rein claſſiſchen Periode von den früheren, ſo wie noch viel mehr von den übrigen Erzeugniſſen unſerer Literatur bis zu jener Zeit hin ſo weſentlich unterſcheidet, ſo iſt es vor Allem das, daß überall, ſelbſt über den Wogen der heftigſten Gemüthserregung und Leidenſchaft, als mildernde und beherrſchende Macht das Streben nach harmoniſch edler, ächt menſchlicher Form ſchwebt. So wie in Werken der Antike, in der Geſtalt einer Niobe und andern ſelbſt die tiefſte Erregung, das unendliche Weh, doch in den Schranken der reinen und edlen Form bleibt und ſo ſtatt gemeiner, unſchön verzerrter Wirklichkeit ſelbſt zu idealer Höhe gehoben wird, ſo athmet auch in jenen Werken der Goethe'ſchen Muſe jene verſöhnte Ruhe, die ſelbſt bei der tiefſten Erregung doch nicht von der Bewegung ihres Gegenſtandes ſich übermeiſtern läßt, ſondern kraft ihres letzten Zweckes, der Anſchauung des rein Schönen, ſich geſtaltend und beherrſchend über derſelben erhält. Und dieſer Geiſt iſt es, der eben ſo auf die Wahl des ganzen Stoffes und den eigenthümlichen Gehalt jener Dramen, wie auf die ganze Art der Behandlung den beſtimmenden Einfluß geübt hat, ſo daß überall wieder jenes ſpecifiſch Goethe'ſche Streben nach ſchöner Erſcheinung der Naturſeite im Menſchen als Grundzug hervortritt.

So iſt zunächſt in der Geſtalt der Iphigenie das maßvoll Edle nicht etwa Sache eines reflektirten, hochſittlichen Pathos, ſondern es iſt unmittelbares Geſetz und Ausdruck einer ächt weiblichen Natur. Sie iſt es, die eben ſo gegenüber von den befreundeten Männern und ihrem rückſichtslos durchgreifenden, nur auf die gemeinſame Rettung bedachten Sinne es nicht über ſich bringen kann, das lautere und edle Verhältniß zu ihrem bisherigen Beſchützer zu zerſtören, wie ſie andererſeits des Thoas Grimm und tief verletztes Selbſtgefühl zur ruhigen Beſinnung und endlich zum edlen, wenn auch wehmüthigen, widerwilligen Verzichte auf die eigenen Wünſche hinlenkt und ſo Alles der gleichmäßig verſöhnenden Wendung zuführt. Denn indem in der Frau die Freiheit und ſtrebende Selbſtthätigkeit nicht in ſo ſcharfer Weiſe für ſich hervortritt, wie in dem Manne, ſo iſt auch in ihr das unmittelbare Gefühl für das in der Natur ſelbſt liegende Geſetz des Wollens und Handelns, die Empfänglichkeit für dieſe bedingende natürliche Ordnung, ungleich feiner und ſtärker vorhanden. Und aus dieſem Bewußtſeyn heraus, das uns auch am Schluſſe des Fauſt noch ſo bedeutungsvoll entgegen treten wird, heißt es darum auch im Taſſo:

„Willſt du genau erfahren, was ſich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.
— Nach Freiheit ſtrebt der Mann, das Weib nach Sitte."

Hier im Taſſo tritt ja überhaupt jener Geiſt der rein claſſiſchen Periode Goethes noch klarer und bewußter hervor; hier iſt es theils unmittelbar eine ihrem ganzen Weſen nach dem Schönen zugewendete, allem Rohen und grell Gehäſſigen abgeneigte Dichternatur, theils iſt es wieder die ausgebildete edle Weiblichkeit der beiden Leonoren, theils endlich überhaupt die feine Sitte und Form eines kunſtliebenden Hofes, die dem Ganzen ſeinen Charakter geben, und die auch über all das leidenſchaftlich Bittere und Düſtere, das im Verlaufe herauf zieht, ja ſelbſt noch über die Qual eines zertrümmerten und durch eigene Schuld zerſtörten Glückes doch den lindernden und beſänftigenden Zauber harmoniſcher Form ausbreiten, ſo daß das Ganze endlich wie von ſelbſt mit der Verherrlichung dieſer ewigen Macht der Kunſt abſchließt:

„Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefſte Fülle meiner Noth zu klagen,
Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott, zu ſagen, wie ich leide."

Darum ſind auch dem Dichter vor Allem jene Stellen am vollkommenſten gelungen, in welchen die Macht eines feindlichen Geſchickes ihren herbſten Stachel ſchon verloren hat, wo es, dem abziehenden Gewitter gleich, nur noch fernher ſich vernehmen läßt und ſeine letzte Spur in wohlthätigen Schauern niederſtrömt, dann,

„Wenn in den Tropfen friſch erquickter Blätter
Die neue Sonne tauſendfach ſich ſpiegelt,
Und Iris freundlich bunt mit leichter Hand
Den grauen Flor der letzten Wolken trennt. —
— — Es löſet ſich der Fluch,

(ſo ruft Oreſt)

Die Eumeniden ziehn, ich höre ſie,
Zum Tartarus, und ſchlagen hinter ſich
Die ehrnen Thore fernab donnernd zu."

Gewiß, je mehr wir in dieſen Geiſt der rein claſſiſchen Periode Goethe's eindringen, deſto mehr müſſen wir uns ſagen, daß hier eine reinere, verſöhntere Form des Schönen erreicht ſey, von der das Shakeſpeare'ſche Drama mit all ſeiner Macht noch ebenſo weit entfernt iſt, als es mit ſeiner noch weit ſchärferen und rauheren, dem Geiſt und Weſen des Mittelalters noch ſoviel näher ſtehenden Weltanſchauung von dem klaren und heitern rein menſchlichen Bewußtſeyn Goethe'ſcher Dichtung abſteht, und daß ſo für alle Zukunft unſerer Dichtung ein Ziel geſteckt iſt,

für welches auch die erſchütterndſte und mächtigſte Dichtung Shakeſpeare's, auch ſeine reichſte und treffendſte Charakteriſtik doch nicht mehr als ein vollkommen ausreichendes Muſter wird gelten können.

Allein um ſo weniger können wir uns freilich andererſeits verbergen, welche Schwäche eben in jenem Vorzuge mit enthalten iſt, wie ſehr es gerade im Zuſammenhang mit demſelben jenen Dramen an Kraft und Größe der Handlung, ja ſelbſt an Macht und Fülle der Charakteriſtik fehlt. Wie weit hat ſich hier der Dichter von den Spuren jenes Geiſtes entfernt, der in ſeiner Jugend ihn mit allen Kräften an ſich zog, in deſſen Dramen er einſt die aufgeſchlagenen ungeheuren Bücher des Schickſals ſelbſt zu ſehen glaubte, in denen der Sturmwind mächtigſten Lebens ſauſt und ſie mit Gewalt hin und wieder blättert! Denn eben weil Geiſt und Bewußtſeyn des Dichters noch ganz und ausſchließend von jenem neuen Streben erfüllt war, den vollen und reinen Ausdruck menſchlich ſchöner Natürlichkeit herauszuarbeiten, gegen welche ihm die ganze vorausgegangene Entwicklung noch halb barbariſch erſcheinen mußte, und ſo in neuer vertiefterer Form den idealen Charakter der antiken Kunſt zu erneuen, mit Einem Worte alſo, weil er trotz allen rein dichteriſchen Strebens doch in ächt deutſcher Weiſe noch ganz und ausſchließend von dieſem neuen allgemein menſchlichen Principe beherrſcht war, mußte es geſchehen, daß dieſes noch einſeitig den ganzen Charakter und Stoff ſeiner Dichtung beſtimmte und ihr jene einſeitige undramatiſche Weichheit gab. Nur von hier aus erklärt es ſich, wie im Taſſo dieſer holde Schwächling und ſeine ſelbſtquäleriſchen Phantaſien und Empfindungen zum Gegenſtand eines Drama gemacht werden oder wie das weibliche Element ſo beherrſchend in den Vordergrund treten konnte, wie dieß in jenen beiden Dramen geſchieht. Jenes äſthetiſche Princip ſelbſt, auch in der vollendeten und reinen Form, wie es in Goethe lebte und vor Allem ſeine ganze italieniſche Reiſe beherrſcht, iſt für ſich allein unfähig, die Kraft und Größe zu ſchaffen, die das Drama fordert; es iſt und bleibt für ſich ſelbſt nothwendig ſchwächlich, ſo lange es nicht aus dem Boden eines auch ſonſt kräftigen, bürgerlichen und nationalen Daſeyns Nerv und Thatkraft entnimmt. Und ſo konnte denn auch der Taſſo nichts Größeres werden als ein Spiegelbild deſſen, was damals wirklich das Größte in Deutſchland war, ein Abglanz des äußerlich kleinen und beſcheidenen, nur durch menſchlich ideale Bildung großen Hofes zu Weimar.

Das iſt ja überhaupt der innerſte durchgreifende Mangel, wie andererſeits das eigenthümlich Deutſche und menſchlich Große jener Literaturperiode unſerer Nation, daß auch ſie, in all ihren verſchiedenen Hauptträgern, nur erſt das geiſtige Princip jenes wahrhaft menſchlichen und frei natürlichen Bewußtſeyns herausgearbeitet, deſſen ſchöne Naturſeite am umfaſſendſten und muſtergültigſten in Goethe vertreten iſt. Wenn alſo in Schiller das dramatiſche Element mit ungleich größerer Kraft und Gewalt hervorgetreten iſt, ſo iſt es doch nur deßhalb, weil ſein Geiſt nicht in jener rein äſthetiſchen und beſchaulich ſchaffenden Weiſe des Goetheſchen angelegt war, ſondern mit ganz anderer innerlich praktiſcher Kraft auch die ſittlich bürgerliche Seite jenes menſchlichen Princips erfaßte und zum Gegenſtand ſeiner Dichtung machte. Und ſo hat es ſich denn in merkwürdiger Verſchränkung jenes Gegenſatzes, der zwiſchen beiden Dichtern beſteht, eben durch den noch einſeitig innerlichen und ideellen Charakter unſerer damaligen Entwicklung ſo gefügt, daß gerade der Dichter, deſſen Streben doch von Haus aus auf die anſchauliche, objektive Natur- und Erſcheinungsſeite des Menſchlichen ging, dennoch ſeinen Stoffen nach am meiſten innerhalb des eigenen ſubjektiv dichteriſchen Strebens und Empfindens geblieben iſt, ſo im Werther, im Taſſo, im Wilhelm Meiſter, in den Wahlverwandtſchaften und ſelbſt im Fauſt, und daß er alſo auch aus dieſem Grunde nie in der Weiſe populär werden kann, wie ſein Genoſſe, während umgekehrt Schiller, der ideale und innerliche, es ſeyn mußte, der den Stoff gewaltiger That und freien äußeren Lebens verarbeitet hat, wie in ſeinen Jugendwerken ſchon, ſo auch im Wallenſtein, in der Jungfrau, im Wilhelm Tell. Und doch iſt auch er an Reichthum und Fülle gewaltiger draſtiſcher Wirklichkeit nicht mit dem großen Briten zu vergleichen, weil ja auch er noch innerhalb des bloßen geiſtigen Princips ſich bewegte, nicht in einer ſchon davon durchdrungenen und erfüllten Welt und Wirklichkeit, zu welcher das kläglich geſunkene Reich deutſcher Nation vielmehr nur den traurigſten Gegenſatz bot.

Erkennen wir nun, wie in Goethe nur erſt jenes rein beſchauliche Princip vollendeter menſchlich ſchöner Natürlichkeit lebte, ohne daß es auch in einer entſprechenden Gegenwart ſich wiedergefunden und dargeſtellt hätte, ſo begreifen wir auch erſt ganz, wie und warum er gerade auf der italieniſchen Reiſe ſich ſo einſeitig in die antike Kunſt, als wäre ſie ſchon der ganze und vollendete Ausdruck menſchlicher Natur, ſich hineinleben mußte, wie er außer ihr und dem Studium der formenden Natur ſelbſt, das ihn zur Metamorphoſe der Pflanzen, zur Anatomie, zur Farbenlehre, wie zu Mineralogie und Geologie hinzog, von allem andern

einſeitig ſich abwandte und zunächſt nach ſeiner Rückkehr in den vaterländiſchen Norden mit Verſtimmung und Widerwillen gegen dieſe ſo ganz verſchiedene Umgebung in ſeine eigene Welt ſich einſpann. Er, der einſt mit ſolchem Feuer von der Herrlichkeit altdeutſcher Kunſt geſprochen, er hatte jetzt ſchon von Venedig aus bei dem Anblick eines antiken Säulenkapitäls geſchrieben: „Das iſt freilich etwas anderes als unſere kauzenden, auf Kragſteinlein über einander geſchichteten Heiligen der gothiſchen Zierweiſe, etwas anderes als unſere Tabakspfeifenſäulen, ſpitzen Thürmlein und Blumenzacken; dieſe bin ich nun, Gott ſey Dank, auf ewig los.“ Ja ſelbſt in der Sprache der eigenen Nation, die er, wie noch kein anderer, zu Herrlichkeit und Ehren gebracht hatte, ſah er wohl in ſolcher Stimmung nur das nordiſch rauhe und trübe, natürlicher Formſchönheit baare Idiom:

„Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meiſterſchaft nah:
Deutſch zu ſchreiben; und ſo verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem ſchlechteſten Stoff leider nun Leben und Kunſt.“

Wie viel mehr mußte ſich ſeine Abneigung gegen die religiöſe Anſchauung ſelbſt kehren, ſo weit ſie in überwiegender Innerlichkeit und Jenſeitigkeit dem heitern menſchlich ſchönen Daſeyn, deſſen Princip *ihm* aufgegangen war, noch feindlich ſchien! Aus ſolcher Anſchauung und Stimmung iſt ja noch die, wenn auch etwas ſpätere „Braut von Korinth“ und deren Seitenſtück „der Gott und die Bajadere“ hervorgegangen. Und nun, um nur noch in Einem Beiſpiel den ganzen Unterſchied der bisher betrachteten zwei Perioden des Dichters anſchaulich zu machen, welch ein Gegenſatz innerhalb ein und deſſelben dichteriſchen Stoffes ſtellt ſich uns dar, wenn wir die *römiſchen Elegien* vor uns nehmen, mit ihrer rein ſüdlichen Heiterkeit und antik plaſtiſchen Schönheit, und andererſeits den König von Thule, der in die erſte Periode fallend durch ſeinen Titel ſchon ſo bezeichnend auf nordiſche Tiefe und Innerlichkeit hinweiſt!

Doch das einſeitig claſſiſche, vom Vaterland abgewendete Streben hat ſich an dem Dichter gerächt. Die römiſchen Elegien mit all ihrer claſſiſchen Meiſterſchaft ſind doch nur für eine kleine Zahl von Gebildeten da; der König von Thule iſt dem deutſchen *Volke* an's Herz gewachſen, iſt ihm ein unerſchöpfter Schatz deutſcher Innerlichkeit und deutſchen Gemüths. Und doch iſt es ein und derſelbe Dichtergeiſt, der in beiden Werken ſich ſpiegelt, es iſt *eine* im höchſten Sinn deutſche, d. h. menſchlich univerſelle Natur und eben damit, wenn auch nur erſt auf dichteriſchem Gebiete, ein herrliches Zeugniß, daß nicht bloß Innerlichkeit und Tiefe ein Eigenthum deutſchen Geiſtes bleiben, ſondern daß ſein Reichthum auch noch zu voller und mächtiger äußerer Geſtaltung und Anſchauung heraustreten wird.

So widerwillig nun übrigens der Dichter ſelbſt ſich von ſeiner Gegenwart abkehrte, ſo wenig ließ ſie ihm ihrerſeits Ruhe; in ſtürmiſch gewaltſamer Weiſe drang ſie in den Erſcheinungen der Revolution auf ihn ein, zog ihn ſelbſt im Geleite ſeines Fürſten in das Getümmel des Lager- und Kriegslebens im unglücklich verfehlten Feldzug in der Champagne. Und je mehr nun das Loſungswort des frei menſchlichen und natürlichen Rechts, das die Revolution geltend machte, mit dem eigenen innern Entwicklungsgang und Streben des Dichters etwas Gemeinſames hatte, deſto mehr mußte all das roh Zerſtörende, das innerlich Unreife, häßlich Grelle und Niedrige, das der Bewegung anhaftete, ihn im Innerſten abſtoßen. Kein Wunder, wenn in einer ſolchen Stimmung auch ſein oft ſchon erprobtes Mittel, durch dichteriſche Vergegenſtändlichung ſich ſolche Dinge vom Leibe zu ſchaffen und innerlich ihrer los zu werden, keine erfreuliche Frucht tragen konnte. All das Unerquickliche, was die ſo entſtandenen Stücke, der Großkophtha, der Bürgergeneral, die Aufgeregten, an ſich tragen, und wegen deſſen ſie, wie der Dichter ſelbſt geſteht, gleich nach ihrer Entſtehung ſchon ſo wenig Anklang fanden, erklärt ſich von ſelbſt, wenn man weiß, daß ſie im Grunde Erzeugniſſe einer widerwilligen, mit quälenden und furchtbaren Erſcheinungen ſich abringenden Muſe ſind. Flüchtete er doch, gleichſam um ſich für all dieß Widerwärtige der umgebenden Menſchenwelt innerlich zu rächen und ſchadlos zu halten, zu dem ironiſchen Spiegelbild, das ihm die Thierwelt des Reineke Fuchs mit ihren Ränken und ihrem Getriebe zu bieten ſchien. So einſeitig erſcheint hier Goethe gegenüber von einer der gewaltigſten Erſcheinungen der neuern Geſchichte, und zwar eben *zufolge* deſſen, was ihn ſonſt zu dieſem Großen und Einzigen macht, nämlich jenes noch rein äſthetiſchen Princips ſchöner Menſchlichkeit, das ihn erfüllte.

Doch eben hier, auf dieſem gefährlichen Punkte, wo der ſeines Zieles ganz bewußt gewordene, innerlich gereifte Dichter vereinſamt einer abſtoßenden, hemmenden Wirklichkeit gegenüberſtand, die mitten auf ſeinem Höhepunkte die dichteriſche Ader in ihm zu verlrocknen drohte, hier war es der Genius unſerer Nation, der ihm in Schiller endlich den Genoſſen zuführte, welcher ihn gerade durch den ergänzenden Gegenſatz ſeiner Geiſtesweiſe zu neuer verjüngter Wirkſamkeit anregte und erweckte. Denn ihm, auf den die Natur keineswegs mit ſo voller und rückhaltloſer Hand ihre Gaben

Digitized by Google

ausgeſtreut hatte, dem ſie nicht jene rein dichteriſche und mit ſo naiver Urſprünglichkeit zum rein Schönen dringende Empfänglichkeit verliehen, dem nicht Italiens Himmel gelächelt hatte, ſondern der eben ſo unter äußerer Bedrängniß, wie in tiefer innerlich philoſophiſcher Arbeit die Klarheit und das Maß hatte erringen müſſen, das für Goethe ganz umgekehrt in der unmittelbaren Anſchauung antiker Kunſt und Natur gereift war, ihm war doch eben das eigen, was Goethes reiner Dichternatur fehlte, und was ihn auch da, wo dieſer ſich nur abgeſtoßen fühlte, in innerlich kräftigendem und ſtählendem Zuſammenhang mit der übrigen Zeitentwicklung erhielt, daß er nämlich von den frei praktiſchen, menſchlich bürgerlichen Idealen der Zeit aus dem gleichen Ziel des vollendeten menſchlich Schönen zuſtrebte, das von der unmittelbar natürlichen und dichteriſchen Seite her auch Goethe verfolgte.

Und ſo ſehen wir denn dieſen jetzt erſt, im fördernden Wetteifer mit Schiller, auch jene einſeitig claſſiſche Periode eben ſo überwinden, wie er ſchon früher die naturaliſtiſche überwunden hatte; wir ſehen ihn in die letzte und reifſte eintreten, in welcher er mit dem errungenen hohen Princip jener claſſiſchen Periode doch wieder der Gegenwart und umgebenden Wirklichkeit in ſchaffender Weiſe näher trat, wo es ihm gelang, ſelbſt aus dem Stoff, der ihm früher ſo furchtbar und widerwärtig geweſen, eines ſeiner vollendetſten Werke zu ſchaffen, und gerade gegenüber von dem drohenden Hintergrunde der Revolution die Geſtalten ſeines Hermann und ſeiner Dorothea durch ernſte und gefaßte innerliche Kraft zur Weihe epiſcher Größe und Würde zu erheben. Wohl iſt es auch hier, gegenüber von Schillers Art und Geiſt, für Goethe charakteriſtiſch genug, daß es auch da nur der Geiſt männlich gefaßter Abwehr und kräftigen Widerſtandes iſt, zu welchem er die Geſtalten ſeines kleinen Epos gegenüber von der gewaltigen Zeiterſcheinung ſich erheben läßt. Allein in welch ganz anderer Weiſe iſt doch hier, gegenüber von dem früheren einſeitig claſſiſchen Streben, ein in das unmittelbarſte Leben hineingreifender, ſeiner Natur nach ſo widerſtrebender und ungünſtiger Stoff, wie die kleinlich engen Verhältniſſe damaligen deutſchen Bürgerthums, die ſchon bei den bloßen Namen des Löwenwirths und Apothekers uns unwillkürlich lächeln machen wollen, dennoch mit Geiſt und Größe des antiken Epos durchdrungen!

(Schluß folgt.)

Die zweite Liebhaberin.

(Fortſetzung.)

„Das klingt ſehr ſchön," erwiederte Berger, „und" (ſetzte er lächelnd hinzu) „ungefähr ſo ſagt's der Herr Profeſſor auch. Aber ich, als ein verſtockter Realiſt, ſtelle mir die Sache ſelbſt vor und muß Ihnen die Wirkung, die faktiſch ſo oft mit angeſehene Wirkung entgegen halten. Erlauben Sie mir eine kleine Charakteriſtik. Wir geben alſo eine verificirte Tragödie (denn um die Tragödie handelt ſich's) — was iſt, kurz und bündig geſagt, der Effekt? Das Publikum — in nicht allzugroßer Zahl — ſitzt erwartungsvoll, und die pathetiſchen Verſe beginnen. Irgend eine Gräuelthat iſt ſchon verübt oder wird verübt; zunächſt mit glücklichem Erfolg. „Triumph" ruft das Verbrechen, „Rache" die Tugend. Man ſtreitet, man tobt, man rast, wobei nicht ſelten das nervenerſchütternde Spiel noch durch einen gräulichen Lärm hinter den Couliſſen verſtärkt wird. Der Frevler, unter dem Beiſtand hölliſcher Dämonen, wehrt ſich verzweifelt. Endlich, krach, trifft ihn der Blitz, die Exekution gelingt, der Tod heimst ein, und der Vorhang fällt. Die Zuſchauer, wenn ſie mit ihren Gedanken nicht ſchon lange daheim oder im Wirthshauſe ſind und die ganze, meiſt drei bis vier Stunden dauernde Handlung mitgeduldet haben, fühlen ſich geſchüttelt und gerüttelt, in dumpfe Verwirrung geſetzt, und gehen mit zerſchlagenen Gliedern weg, trotz der Verſe, und trotzdem, daß ſie zu der grauſigen Aktion ſehr natürlich geklungen haben."

Die Geſellſchaft, von der draſtiſch gezeichneten Carrikatur ergötzt, lachte, Hallfeld mit eingeſchloſſen. Nach kurzem Schweigen erwiederte dieſer: „Darf ich nun auch eine Tragödie aufführen?" — „Immer zu!" rief Berger.

Digitized by Google

Hallfeld begann: „Alſo — das Publikum ſitzt in ernſter Erwartung und der Vorhang geht auf. Schon durch den Klang der Verſe wird der Hörer der Atmoſphäre des Alltaglebens entrückt und in eine höhere, feierliche Stimmung verſetzt. Eine große, gewaltige Kraft, deren Leidenſchaft uns mit Staunen erfüllt, wird zum tragiſchen Uebermuth, zum Verbrechen hingeriſſen, und die Göttin, die dadurch verletzt iſt, bereitet die Strafe; ihre Organe ſetzen ſich in Aktion und ein Kampf beginnt, den wir mit erhabener Spannung begleiten. Wir fordern den Untergang des Frevlers, indem wir ſeinen dämoniſchen Geiſt bewundern, und er ſinkt endlich unter den Schlägen der Gerechtigkeit. Der Zuſchauer, um mit einem Heros der tragiſchen Dichtung zu reden, iſt zermalmt, aber zugleich erhoben; und nachdem er in eine Welt Blicke gethan hat, die ebenfalls Natur und Wahrheit, aber Natur und Wahrheit oberſter Art iſt, nachdem er Blicke gethan hat in's Jenſeits und in die Ewigkeit, verläßt er das Theater, wie man einen Tempel verläßt. Und ein Tempel — ein Tempel der Kunſt — ſoll's ja auch ſeyn, das Theater, nicht ein Haus, wie man's zu Hauſe auch und am Ende noch beſſer hat."

Der tragiſche Künſtler hatte dieſe Entgegnung ſpielend, wenn auch mit Würde ſpielend, begonnen, aber nach und nach zu einem Ernſt ſich erhoben, der ſeines Eindrucks nicht verfehlen konnte. Heinrich rief ein ſo lebhaftes Bravo, daß Willmann ihm bedeutſam drohte; die Wirthinnen nickten beifällig und Berger ſah ſchweigend auf den Tiſch. Plötzlich aufſehend und den Redner betrachtend, entgegnete der Komiker: „Ihre Schilderung iſt ſo pathetiſch poetiſch gerathen, daß ſie eigentlich in fünffüßigen Jamben hätte gegeben werden ſollen, und ich ſehe dadurch meinen alten Verdacht beſtätigt, daß Sie im Geheimen dergleichen anfertigen."

„Wäre heutzutage weder eine Kunſt noch ein Verbrechen," erwiederte Hallfeld. — „Gewiß nicht," entgegnete Berger, „namentlich das Erſte nicht. Nun, um Ihnen meine aufrichtige Meinung zu ſagen: ſchön geſprochen haben Sie; wenn's nur eben ſo wahr wäre! Gut, gut," rief er, als Hallfeld zu reden ſich anſchickte, „ich weiß, was Sie ſagen wollen. Die claſſiſchen Stücke, claſſiſch aufgeführt, wirken ſo. Zugegeben. Aber claſſiſche Stücke haben wir nicht viel, und wenn wir's ehrlich bekennen wollen, ſind auch unter den claſſiſchen welche, die vielmehr den von mir geſchilderten Effekt machen. Neue Stücke, die ſich den claſſiſchen unter den claſſiſchen anreihen — mit aller Achtung vor den lebenden Talenten ſey es geſagt — dürften uns nicht in allzugroßer Anzahl geliefert werden; alſo wäre es gewiß ein billiger, allen Verhältniſſen Rechnung tragender Vorſchlag: das Theater in ſo fern als Tempel zu behandeln, als wir einmal in der Woche die Prieſter der Tragödie darin fungiren laſſen, an den übrigen Tagen aber es als ein Haus zu benutzen, was es trotz alle dem viel mehr iſt, als ein Tempel. Denn ein Tempel iſt es doch nur in poetiſcher Anſchauung und metaphoriſch; dem unbeſtochenen Auge bleibt es eben das Schauſpielhaus, das Haus, worin vorzugsweiſe gegeben werden ſollen Schauſpiele, incluſive Luſtſpiele."

Die Hörer ſchienen den Vorſchlag zur Güte heiter aufzunehmen und der ermunterte Komiker fuhr fort: „Ermeſſen wir dabei unſere Kräfte, vielleicht auch die Kräfte des Zeitalters! Mir ſcheint ein Wink der Geſchichte in der unbeſtreitbaren Thatſache zu liegen, daß wir im genreartigen Drama — wenn Sie den Ausdruck erlauben wollen — auch beſſer ſpielen, als in der hochſtyliſirten Tragödie. Zum lebensgroßen Bild reicht unſere Natur hin, zum überlebensgroßen müſſen wir uns ſchon verteufelt ſtrecken, und das kommt gar nicht immer ſchön heraus. Talente, mit einem Geiſt, einer Figur und — einer Stimme, wie wir ſie an unſerem Heldenvater bewundern, ſind ſelten und werden immer ſeltener. Wir Andern bewegen uns im luſtigen, gemüthlichen, pikanten Kreis, bewirken Lachen und nebenbei Rührung und geben dem Publikum das, was es doch eigentlich am öfteſten begehrt und wofür es auch am dankbarſten ſich zeigt durch Ausfüllung des Hauſes und durch Füllung der Kaſſe."

„Das," fügte Willmann mit einem Blick auf Hallfeld hinzu, „iſt doch wohl auch ſehr zu bedenken. Das Publikum ſieht ſich jetzt am liebſten ſelber auf der Bühne, namentlich in wohlwollender Zeichnung und gewinnendem Bilde. Da wir aber dergleichen jetzt auch beſſer machen, beſſer ſpielen, ſo ſind wir am Ende aus allen Gründen gemahnt, den Zuſchauern vorzugsweiſe zu bieten, was ſie vorzugsweiſe zu wünſchen ſo freundlich ſind."

„Gut geſagt!" rief Berger. „Und wie viel iſt hier noch zu thun! Welche Schätze warten noch der Hebung! Welch köſtliche Narren, Philiſter und Böſewichter können die Poeten noch herauf bringen! Alſo vorwärts auf dieſer Straße! Richten wir uns in Vorführung von Schauſpielen und Tragödien nach dem Verhältniß der Werkeltage und Feſttage — und es wird wohl ſtehen im Lande!"

Hallfeld lächelte, als einer, der den Streit zu beenden wünſcht. „Damit," ſagte er, „könnte ich mich am Ende zufrieden erklären. Feſttage! Dazu gehören auch die Feiertage der Woche!" Berger, nach einigem Beſinnen, rief: „Meinetwegen! Ich will nicht knauſerig

ſeyn. Aber, wohlgemerkt, nach dem proteſtantiſchen Kalender! Dann: Soyons amis!“ Er reichte ihm die Hand und der Anwalt des Trauerſpiels, mit einer Freundlichkeit, die nicht ganz ohne Herablaſſung war, ſchüttelte ſie.

Unſer Poet hatte während der letzten Verhandlung mit einer Miene dageſeſſen, die den Frauen und endlich auch Willmann aufgefallen war. Ein Ernſt ſprach aus ſeinem Geſicht, der ſich von dem des Heldenſpielers weſentlich unterſchied, indem er einen poetiſch feierlichen Charakter hatte. „Was iſt Ihnen?“ rief ihm der Schriftſteller zu. „Sie ſcheinen in höheren Sphären zu ſeyn!“ — „Ich habe eine Idee,“ verſetzte der Angeredete, „eine Idee, die mir Freude macht!“ — „Nun?“ rief Willmann, während die Andern auf Heinrich ſchauten. „Ich hoffe nicht, daß Sie eine Idee haben, die Sie abtrünnig werden läßt. Ihr Ausſehen —“ — „Verkündet Frieden — Harmonie!“ rief der Poet. — „Das laß ich mir gefallen!“ entgegnete jener. „Sie unterſchreiben alſo die Capitulation zwiſchen der Comödie und der Tragödie?“ — „Mit einer Modifikation, die ſich auf unſer Metier bezieht.“ — „Ah ſo! — Nun?“

Der Poet begann unter allgemeiner Aufmerkſamkeit: „Leben und Lebenlaſſen iſt ein guter Spruch. Ich glaube, daß wir ihn eben jetzt auf unſere Fahne ſchreiben, und unſerem großen Dichter folgend, das „Gedenke zu ſterben“ in „Gedenke zu leben“ umwandeln müſſen.“ — „Ah, bravo!“ rief der Vertreter der Comödie, der an dem Redner mit humoriſtiſcher Aufmerkſamkeit hing. — „Wir müſſen zwar alle ſterben,“ fuhr Heinrich fort, „und es wird gut ſeyn, auch daran zu denken. Aber bevor es zu Ende geht, müſſen wir leben, das Leben gründlich benützen, und dürfen uns in dieſem edeln Beruf nicht durch Todesgedanken ſtören laſſen.“ — „Recht geſprochen!“ rief Berger. — „Alſo lob' ich die Richtung in der Kunſt, die das Leben, in dem wir thatſächlich ſtehen, zeichnet, aufhellt und auf Ziele weiſt, damit dieſes Leben nicht bleibe, wie es iſt, ſondern ſelbſt immer ſchöner und erfreuender werde.“ — Der Komiker blickte zweifelnd.

„Die dramatiſche Poeſie,“ fuhr Heinrich fort, „laſſe Streit und Verwirrung entſtehen, um ſie zu löſen, ſie führe Irrthum und Schuld vor, um davon zu heilen.“ — „Ja wohl,“ fiel Berger nun ein; „aber das darf nicht ſchulmeiſterlich, tendenziös —“ — „Nein,“ verſetzte Heinrich, „ſondern nur poetiſch geſchehen! Der Dichter ſehe das wirkliche Leben mit den Augen der Liebe, er ſehe es, wie es in der That iſt, reorganiſire es liebevoll und zeige es im Bilde wahr und ſchön. Er ſey Realiſt, er ergreife die Wirklichkeit in ihrer Fülle, ihrer Eigenthümlichkeit und eigenthümlichen Schönheit, und bereichere die poetiſche Literatur, die dramatiſche Literatur mit neuen und neuſchönen Gemälden.“

„Ganz gut,“ rief der Komiker. „Dieſe dürfen aber nur nicht gar zu ſchön —“ — „Das ſind ſie nie, wenn ſie wahr ſind!“ — „A la bonne heure!“ — „Und weil es denn,“ fuhr Heinrich fort, „an der Zeit iſt und alle Forderungen darauf hinweiſen, ſo cultivire der Dichter jetzt vor allem dieſe Poeſie des wirklichen Lebens und liefere auch dem Theater Stücke, die mit dem Vorſatz und der Möglichkeit, ſchön zu leben, ſchließen!“

„Bravo!“ rief Willmann. — „Dieſe Thätigkeit,“ fuhr der Poet fort, „ſey ihm aber zugleich eine Schule, eine Vorſchule für die wahre Tragödie.“ — „Ah ſo!“ riefen Willmann und Berger zugleich, während Hallfeld erheitert aufhorchte und die Frauen lächelten. — „Für eine neue Tragödie,“ rief der Poet, „für die Tragödie der Zukunft!“ — „Hört, hört!“ rief Hallfeld, indem er den Collegen anſah.

„Der Dichter unſerer Zeit, indem er die friſche, kernige, treffende Sprache des wirklichen Lebens redet, lerne eine neue poetiſche Diction ſchaffen, in der nicht der Ton unſerer großen Poeten mehr oder minder wiederklingt, ſondern ein neuer ertönt, worin jene friſche, kernige, treffende Sprache geadelt, verklärt erſcheint.“ — „Hm!“ erwiederte der Anwalt des Luſtſpiels. — „Er lerne, indem er das Leben glorificirt im Schauſpiel, das Leben glorificiren in der Tragödie!“

„In der Tragödie — das Leben?“ wandte Berger ein. — „Er lerne,“ fuhr Heinrich nickend fort, „indem er einen troſtreichen Schluß herbeiführt im Schauſpiel, einen troſtreichen Schluß herbeiführen in der Tragödie. Er erſchüttere die Herzen durch das flammende Gemälde der Schuld und Sühnung, aber er öffne mehr und ſchöner, als es bis jetzt geſchehen iſt, die Sphäre der Ewigkeit und erhebe über das Grauen des zeitlichen Todes durch die Anſchauung ewigen Lebens! Er lerne in der Abſpiegelung irdiſch guten Ausgangs die tragiſch poetiſche Hinweiſung auf den himmliſch guten Ausgang, den wir alle fordern, der kommen muß und kommen wird, auf Grund ewiger Gerechtigkeit und Schönheit!“

Willmanns Geſicht war bei dieſer Wendung auffallend bedenklich geworden, und Berger rief: „Aber lieber Freund —!“ — „Laſſen Sie mich alles ſagen,“ entgegnete Heinrich, „ich werde gleich fertig ſeyn! Der Dichter alſo ſtudire das wirkliche Leben in ſeiner Eigenthümlichkeit; er erfülle ſich mit der Kraft der Natur und ſchildere Menſchen und Verhältniſſe, wie ſie ſind! Indem er aber die Wunder der Wirklichkeit, die Wunder

der Natur wieder erkennt und tiefer erfaßt, als je zuvor, lerne er die Art der Natur gebrauchen zum Bilden von Idealen, die in höherer Sphäre wieder Natur sind!"

Hallfeld drückte seine Beistimmung durch lebhaftes Zunicken aus; der Poet fuhr fort: „Wir wollen die Menschen nicht nur vorgeführt sehen, wie sie sind, sondern auch wie sie seyn sollen. Auch darauf ist unser tiefes Verlangen — die Neugierde unseres Geistes gerichtet. Diese Menschen, wie sie seyn sollen, müssen aber so natürlich, so motivirt aus ihrem eigensten Wesen heraus handeln, wie die realen Menschen, und darum ist das Genre für die höhere Kunst, das reale Schauspiel für die stylisirt ideale Tragödie Vorbild schon in dieser Beziehung; aber eben so in der andern eines befriedigenden Schlusses durch den Sieg des Lebens. Die Tragödiendichtung kann nicht aufhören, denn es gibt tragische, hochtragische Persönlichkeiten nicht nur in der Mythologie und der Sage, sondern auch in der wirklichen Geschichte; also auch die Forderung des Realisten, daß die Menschen geschildert werden müssen, wie sie sind, führt zur Tragödie. Aber die Tragödie wird unerträglich, wenn der Dichter nicht naturwahre, aus innerster Nothwendigkeit handelnde und zugleich erhöhte Menschen vorführt, die dem strengen Gericht, das die tragische Nemesis hält, auch gewachsen sind durch die Größe des Geistes und Sinnes, wenn er nicht die ganze Handlung in eine höhere Sphäre rückt und die Zuschauer zwingt, sie vom Standpunkt der Ewigkeit aus zu betrachten. Sie wird insbesondere für uns unerträglich, wenn der Dichter auf den himmlischen Ausgang der Dinge nicht wenigstens hinzeigt und im irdischen Ausgang nicht das Heil, d. h. die Rettung für die Ewigkeit fühlbar macht. Ich verlange also das natur- und lebenswahre, durch seinen Ausgang erfreuliche Schauspiel; ich verlange die natur- und lebenswahre, durch ihren Ausgang über das Leid der Erde triumphiren machende, wahrhaft erhebende Tragödie, und ich glaube, daß wir durch jenes zu dieser gelangen müssen und werden. — Das ist mein Bekenntniß."

„Das ich unterschreibe," rief Hallfeld mit einem Eifer und zugleich mit einem Ausdruck von Achtung, wie er sie dem Poeten gegenüber noch nicht an den Tag gelegt hatte, „Sie haben mir aus der Seele geredet und es besser ausgedrückt, als ich's gekonnt hätte! — Den Teufel auch," setzte er lächelnd hinzu, „wo haben Sie diese Sachen her?"

Der Poet sah ihn heiter an. „Das fragen Sie," rief er, „einen Doktor der Philosophie und Aesthetiker, der eine verfehlte Tragödie geschrieben hat und durch ein Schauspiel sich zu rehabilitiren hofft? Ach, mein Freund, das Sagenkönnen ist heutzutage nicht schwer — das Machenkönnen ist's! und darauf werden wir, fürcht' ich, in Ansehung der Tragödie noch einige Zeit warten müssen."

„Weise gesprochen!" rief hier der Regisseur der Comödie, „oder vielmehr klug gesprochen nach imponirendem Weisesprechen! Schwer mag die Tragödie seyn, die Sie in Aussicht gestellt haben — sehr schwer — wenn am Ende nicht gar unmöglich. Darum soll mich's freuen, wenn Ihnen zunächst Ihr Schauspiel so gut gelungen ist, wie sich's bei solchen dramaturgischen Anschauungen allerdings nicht anders erwarten läßt."

„Und dieses Schauspiel," setzte Willmann hinzu, „wollen wir jetzt hören. Ihre Ausgleichung, lieber Freund, ist billig, und ich kann mich damit recht gut einverstanden erklären. Sie weisen das reale Drama in die Gegenwart, die neue realideale Tragödie in die Zukunft — das ist ein Vorschlag. Ueberlassen wir die Tragödie nun getrost unsern Nachkommen; wir unsererseits wollen um so fröhlicher das Drama und die Comödie cultiviren, spielen und genießen."

„Das," versetzte Heinrich, „ist nicht ganz meine Meinung. Der Faden der tragischen Dichtung darf und wird nie abreißen; und ich stehe nicht gut dafür, daß ich selber —" „Ah," rief Willmann auf die Thüre blickend, „unsere verehrte Wirthin mit der Bowle! Jetzt, mein Bester, hat die Discussion ein Ende. Was von dem Abend noch übrig ist, sey dem Genusse des Tranks und des Schauspiels geweiht!"

Die dampfende Bowle wurde von der Mutter auf den Tisch gesetzt und Rosa füllte die Gläser. Der Punsch, auf Männer berechnet, wurde versucht, ausgezeichnet befunden und gepriesen. Stärke, Süßigkeit und Duft übten ihre Wirkung und erweckten alsbald jenes poetische Gefühl, das die letzten Reste stattgehabter Differenz auslöschte. Der Dramatiker holte sein Manuscript herbei, setzte sich damit zurecht und las das Personenverzeichniß.

Das eigenthümlichste Bild unter den Hörenden gewährte nun die junge Künstlerin. Rosa war dem Gespräch der Gäste mit Aufmerksamkeit gefolgt und hatte an der Art, wie Heinrich zuletzt seine Sätze aussprach und verfocht, eine eigene, tiefe Freude gehabt. Der Poet, den der Geist, der über ihn kam, Ueberzeugungen und Ahnungen klar aussprechen lehrte, hatte auch sie belehrt, und seine Worte waren ihr so einleuchtend erschienen, daß sie für ihn auch als tragischen Dichter neue Hoffnungen faßte. Wie er nun vor Kennern die erste Prüfung bestehen sollte, war ihre Seele nur Interesse und Sorge für ihn. Ihr Gesicht, etwas

Digitized by Google

bläſſer als gewöhnlich, hatte einen Glanz, der es geiſtiger und bedeutender erſcheinen ließ, und Hallfeld, der ſie betrachtete, konnte nicht umhin, die Verwandlung in ihr erkennend, einen Theil der Wahrheit zu ahnen.

Heinrich, ſinnlich und geiſtig gehoben, fand im Text bald den richtigen Ton und las den erſten Akt mit einer Lebendigkeit, einer Wahrheit, daß die beiden Schauſpieler wiederholt beifällig nickten. Auch über den Inhalt drückten die Mienen Beiſtimmung aus.

„Gut," rief Hallfeld, „klar angelegt und eingeleitet! Ich habe kaum etwas dagegen zu bemerken." — „Der Akt," bemerkte Willmann, „löst ſeine Aufgabe. Der Conflikt, der vorbereitet und angekündigt iſt, reizt, und wir begehren die Fortſetzung." — „Die erſten Akte," meinte Berger, „ſind heutzutag meiſtens gut. Haben Sie die Güte und leſen Sie weiter."

Der Poet las den zweiten Akt, in welchem ſich hauptſächlich der Intrigant entwickelte. Sein artiſtiſcher Vertreter lächelte bei den dialogiſchen und monologiſchen Aeußerungen, warf einen Blick auf den Poeten, als ob er ſich über ſeine Fähigkeit, derartige Charaktere zu ſchaffen, wunderte, und rief am Schluß: „Nicht übel! Hübſch! Daraus läßt ſich was machen!"

Der Poet, erfreut, entgegnete: „Sonſt aber, was haben Sie einzuwenden?" — „Nun," verſetzte der Schauſpieler, „allerlei. Aber im Weſentlichen bin ich zufrieden, und das Uebrige nach der Lektüre!"

Der dritte Akt war der ernſt- und inhaltreichſte. Er brachte den wirklichen Zuſammenſtoß, die Bewährung der Hauptperſonen und, nach charakteriſtiſch erheiternden, die rührendſten, erhebendſten Scenen. Heinrich, wiſſend, um was es ſich handelte, las die ernſten Auftritte mit aller Kraft und Innigkeit, deren er fähig war, und der Effekt war bedeutend, um nicht zu ſagen hinreißend.

„Bravo!" riefen Hallfeld und Willmann wie aus Einem Munde, während ihre Blicke eine bewegte Seele verriethen. Die Augen der Wirthinnen waren feucht geworden. Roſa hatte ihrer Rührung und ihres Glückes kein Hehl, und auch Berger nickte mit ernſthaftem Geſicht.

„Dieſer Akt," ſagte Hallfeld, „entſcheidet. Die Wirkung auf dem Theater wird durchſchlagend ſeyn, oder Alles müßte mich täuſchen. Und jetzt," fügte er lächelnd hinzu, „zweifle ich nicht mehr, daß auch die beiden letzten Akte gut ſeyn werden. Handlung und Dialog bleiben bei der Klinge — ein ſchützender Genius muß über dem Ganzen gewacht haben."

Heinrich, mit einem Blick auf Roſa deutend, erwiderte: „Hier ſitzt er in der Geſtalt unſerer edeln und liebenswürdigen Freundin!"

„Das," rief Berger, „hab' ich mir freilich ſchon lange gedacht! Alle Achtung vor Ihrem Talent, mein Herr Poet! Aber der Schritt vom offenbaren Un— d. h. von offenbarer Ueberphantaſie zu Verſtand, Sinn und Grazie macht man von ſelber nicht ſo ſchnell. Eine gütige Fee mußte ihnen helfen; und wie ich ſehe, hat ſie Ihnen geholfen, vielleicht mehr, als wir jetzt noch denken."

„Sie thun dem Dichter Unrecht," entgegnete Roſa mit ernſtlichem Verweiſen. „Mein Antheil an dem Stück iſt ſehr gemeſſen. Wenn Sie wollen, hab' ich im Kriegsrath meine Stimme abgegeben, die Schlacht aber hat er gewonnen." — „Die Schlacht," verſetzte Berger, das Haupt wiegend, „iſt eigentlich noch im Gange, und obwohl die Zeichen auf Sieg deuten, ſo iſt doch noch Alles möglich."

Der Dramatiker las den vierten Akt. Während der erſten Hälfte ſchüttelte Berger ein paarmal den Kopf, wie einer, der ungeduldig wird, und ſah dann mit halbgeſchloſſenen Augen für ſich hin; bei der zweiten dagegen hellten ſeine Mienen ſich auf und am Schluß ergriff er zuerſt das Wort. „Die Wendung der Intrigue gegen den Anſpinner," ſagte er, „hat — ich kann's nicht anders ſagen — etwas Feines, und die Scene zwiſchen Anna und dem alten Studenten iſt geradezu luſtig. Ueberhaupt, die Anna gefällt mir, und," ſetzte er mit einem fein bedeutſamen Blick auf Roſa hinzu, „ich habe allen Grund, zu vermuthen, daß ſie auch dem Publikum gefallen wird. Ich wittere hier etwas wie einen Triumph." — Die Geſichter erheiterten ſich, und Roſa dachte bei ſich: Das iſt nicht ohne Mühe geweſen!

„Nun," rief Willmann dem Poeten zu, „leſen Sie ſchnell den letzten Akt! Wir ſind im Zuge! Fängt doch ſogar Mephiſtopheles an zu loben!" — Berger drohte mit dem Zeigefinger und der Doktor lächelte.

Heinrich las weiter. Die Hörer, zu guter Letzt, nahmen ſich ernſtlicher zuſammen, und da auch der Inhalt vorherrſchend ernſt war, ſaßen ſie mit beinahe feierlichen Mienen da. Jeder war in ſich gekehrt, und nur ein ſcharfes Auge hätte die Andeutung beſondern Wohlgefallens an dieſer und jener Einzelheit bemerken können. Der Schluß — ein zierlich erhebendes Wort des Glücklichen, der die gerettete Antonie heimführte — entfeſſelte aber Herzen und Zungen, und in den Seelen Heinrichs und Roſas weckten herzlich lebhafte Rufe der Anerkennung Schauer der Freude.

„Die Schlacht iſt gewonnen!" rief Hallfeld mit pathetiſchem Beifall. „Was man im Einzelnen auch

noch einwenden kann, das Ganze dringt in's Herz und gewinnt es!" — „Und das iſt die Hauptſache," fuhr Willmann zum Poeten gewendet fort. „Ich kann's nicht verſchweigen, ich fühle eine gewiſſe Verwunderung, daß es Ihnen ſo gut gerathen iſt, aber — um ſo beſſer! Jetzt ſind Sie über'm Berg!"

Heinrich, nachdem er beiden mit Händeſchütteln gedankt, ſchaute auf den Komiker, der nach einem allgemeinen Ausruf der Billigung ſtumm dageſeſſen hatte und nun ein Geſicht machte, als ob ihm des Lobes viel zu viel wäre. „Und Sie?" fragte der Poet. „Laſſen Sie die Kritik hören, die Sie verſprochen haben! Ich bin gefaßt — gerüſtet!"

„Nun," erwiederte der Schauſpieler mit einem gewiſſen Behagen, „dießmal wird es gnädig abgehen. Im Ganzen halt' ich das Drama für einen guten Wurf und zweifle nicht, daß wir es mit Glück aufführen können, falls nämlich darin gewiſſe unerläßliche Aenderungen vorgenommen werden." — „Und die ſind? Ich höre, mein Herr Regiſſeur!" — „Sie haben," fuhr jener fort, „immer noch zwei Neigungen, die ich als Schauſpieler, dem einige Erfahrung zur Seite ſteht, ſehr bedenklich finden muß, weil Sie in den Dialog etwas fatal Aufhaltendes und Lähmendes bringen." — Heinrich, ernſter geworden, ſah ihn fragend an. — „Zunächſt einen Hang zu einer gewiſſen Umſtändlichkeit in der Entwicklung der Gedanken und einer allzu gründlichen Motivirung. Man kann auch zu viel motiviren, werther Herr; ja, man kann ſogar etwas zu Tode motiviren."

Dieſer Spruch, der die andern erheiterte, traf den Poeten bis zur Verlegenheit. Berger, nachdem er ſich daran geweidet, fuhr fort: „Lebendige Menſchen, die wir Schauſpieler ja doch vorſtellen, müſſen aus ihrem Charakter heraus handeln und dürfen nicht jeden Entſchluß, den ſie faſſen, durch eine lange Demonſtration einleiten. Sie haben aber im zweiten, am Anfang des dritten, namentlich aber in der erſten Hälfte des vierten Aktes Entwicklungen beliebt von wahrhaft phyſiologiſcher Gründlichkeit. Wenn ich bedenke, daß ich ſchon beim Leſen davon chokirt worden bin, ſo kann ich von der Bühne herab nur eine geradezu unangenehme Wirkung prophezeien."

„Das iſt wahr," bemerkte Hallfeld ernſthaft, „und das muß allerdings geändert werden." — „Sodann," fuhr der Andere fort, „zeigen Sie immer noch eine Tendenz zu einem Pathos, das ich, ohne Sie damit beleidigen zu wollen, hochtrabend nennen möchte. Ich will Ihnen zwar bekennen, ich wundere mich, daß der Verfaſſer der hiſtoriſch romantiſchen Tragödie darin nicht noch viel mehr geleiſtet hat, und mache Ihnen über die Bekehrung mein aufrichtiges Compliment. Aber es finden ſich doch noch einige ſtarke Proben in dem Stück, und wie begreiflich, ſind es gerade die edeln Liebenden, die ſich dadurch hervorthun. An wenigſtens vier Stellen wünſch' ich eine tüchtige Beſchneidung."

„Wenn es ſeyn muß—" verſetzte Heinrich zögernd. — „Es muß ſeyn," entgegnete der Regiſſeur mit Nachdruck; „für die Aufführung unter allen Umſtänden! Ueberhaupt," fuhr er nach einem Moment lächelnd fort, „kann ich Ihnen nicht verhalten, daß mir Ihre Anna um ein Gutes beſſer gefällt als Ihre Antonie. Dieſe ſoll zwar viel bedeutender, hochgeſinnter und tiefföhlender ſeyn, das ſieht man wohl, und verwandten Seelen mag ſie auch ſo vorkommen. Für mich hat ſie aber eine Art von Prätenſion, die mir nicht recht munden will. Die andere iſt beſcheidener, aber eben darum anſprechender, wohlthuender. Kurz geſagt: die Antonie (vorausgeſetzt, daß ihr noch einige hochgehende Reden geſtrichen werden) iſt mir intereſſant, aber die Anna lieb' ich."

Heinrich, durch dieſe vergleichende Würdigung in's Herz getroffen, war plötzlich erröthet, um den Mund Roſas zuckte dagegen ein Lächeln, das unter dem Schleier des Ernſtes eine innige Genugthuung verrieth. Hallfeld, der das Erröthen Heinrichs aus der Verletztheit des Poeten ableitete, glaubte ſich in's Mittel ſchlagen zu müſſen. „Ich denke nicht ganz ſo wie Freund Berger," verſetzte er. „Die Anna iſt reizend, aber die Antonie hat ihre eigenen Vorzüge, und ſo viel ſie weniger gefällt, impanirt ſie mehr." — „Die Geſchmäcke," bemerkte Berger, „ſind verſchieden. Ich halte aber dießmal den meinen für beſſer und habe Sie ſtark in Verdocht, daß Sie ihn im Stillen theilen. Doch davon iſt nicht weiter zu reden."

„Zur Sache denn!" fuhr Hallfeld fort. „Das Stück wird nicht über drei Stunden ſpielen; für ein Schauſpiel iſt das aber doch zu lang und der Dichter wird daher noch etwelche Striche zu dulden haben." — „Immer zu!" rief der Poet. — „Es wird ſo arg nicht werden," entgegnete Hallfeld. „Eigentlich iſt das Stück ſchon geſtrichen und man ſieht auch daraus, daß nicht nur Kennerinnen, ſondern Künſtlerinnen die feine Hand im Spiele gehabt haben." — „Gott vergell's ihnen!" rief Heinrich mit Laune.

„Reichen Sie nun," fuhr der Regiſſeur fort, „das Stück ohne Weiteres ein. An der Annahme iſt nicht zu zweifeln; die Intendanz wird nach einem verſprechenden Schauſpiel, in dem noch dazu nichts Anſtößiges vorkommt, mit beiden Händen greifen, und das Uebrige iſt unſere Sache." — „So möge es denn," rief Berger, „eingehen in's Fegfeuer der Regie, um, nach

glücklichem Beſtehen deſſelben, auf dem Repertoire zum ewigen Leben zu gelangen!"

Man ſtieß an, trank und ſpann nach Abmachung der Hauptſache, trotz der vorgerückten Zeit, ein zwangloſes Geſpräch fort, worin man gleichwohl immer wieder auf das Stück zurückkam und namentlich unter allerlei pikanten Bemerkungen die Rollen beſetzte. Endlich, als durch eine nochmalige Füllung der Gläſer die Bowle erſchöpft war, erhob ſich Willmann, der zuletzt überlegend dageſeſſen hatte, mit einer Art humoriſtiſcher Feierlichkeit in ſeinem Geſicht, und ſprach:

„Meine Damen und Herrn! Wir haben heut einem Akte beigewohnt, den man, genau genommen, einen weltgeſchichtlichen nennen müßte. Der unvermeidliche Schritt vom Idealismus zum Realismus, von deſpotiſch eigenmächtiger Phantaſie zur Natur und Naturwahrheit, der die Eine Aufgabe der Gegenwart bezeichnet, iſt vollzogen von einem Manne, der noch vor Kurzem mit germaniſcher Innigkeit und Leidenſchaft an der großen Zauberin und Männerverlockerin hing. Freuen wir uns dieſer That auf der einen, dieſer Eroberung auf der andern Seite! Freuen wir uns als wohlwollende Herzen, daß es dem begabten Freunde gelungen iſt, von dem Dämon, der ihn im Kreis herumgeführt hat, ſich loszureißen und der ſchönen grünen Weide froh zu werden! Er iſt angekommen auf dem heitern Plan, wo muntere Geſellſchaft in offenen Gezelten tafelt und denjenigen, der ihr Vergnügen erhöht, königlich zu beſchenken willig iſt. Die Welt, meine Freunde, iſt nicht undankbar. Wer ſie erquickt, den erquickt ſie wieder; ihr Dank entſpricht der Gabe und dem realen Spender kommt realer Segen in's Haus. Klar zu reden: was verlangt die Welt eigentlich von uns, den heutigen Schriftſtellern? Daß wir ihr Menſchen zeichnen. Wer aber Menſchen zeichnet, der zeichnet nicht nur Leidenſchaft und Natur, ſondern auch Gemüth und Geiſt und alle Tugenden, die in Menſchen ſich finden. Und wer's verſteht, der rundet ſein Gemälde, daß es anzieht, feſſelt und die reizende Wirkung eines Kunſtwerks macht. Wir Realiſten laſſen es uns nicht nehmen, daß wir im Grunde auch die rechten Idealiſten ſind. Haben wir nicht eben von einer ſolchen Verbindung den Beweis erlangt? Sind wir nicht erhoben worden in höhere Regionen durch den Aufſchwung edler Seelen, und ſind uns nicht Thränen idealer Ergriffenheit in's Auge gedrungen? Ja fürwahr, unſer Freund hat nicht nur einen Schritt, er hat einen Sprung gemacht, und wie ein Löwe vom alten Standpunkt auf den neuen ſich ſtürzend, ein Werk vollbracht, dem gegenüber die Läſterungen und Verleumdungen der Zurückgebliebenen ſchmählich zu Boden fallen werden. Hat ihm dabei eine holde Fee liebevoll geholfen — preiſen wir ihn glücklich und benedeien wir die Fee! Wir können nichts ohne Feen! Wohl uns, daß, nachdem die fabelhaften ſich uns entzogen haben, die realen, die beſſeren uns geblieben ſind! Der Schutzgeiſt unſeres Dramas, die Grazie des Theaters, die liebenswürdigſte aller Feen, um ſo liebenswürdiger, je wirklicher ſie iſt, ſie lebe hoch!"

Alle erhoben ſich; unter freudigen Hoch- und Bravorufen der Männer ſtieß man an, trank, trank aus und ſchüttelte ſich mit glänzenden Mienen die Hände. Der Moment des Scheidens war gekommen, und man trennte ſich in der heiterſten Stimmung.

Wenn der Dramatiker eine tiefe Befriedigung mit nach Hauſe nahm, ſo war das Gefühl, das die Seele der Künſtlerin durchdrang, nicht minder beglückend und hatte einen edleren, größeren Charakter. Der Zweck, den ihr liebendes Gemüth ſich geſetzt, war erreicht. Heinrich hatte nicht nur ein Drama zu Stande gebracht, deſſen Erfolg über jeden Zweifel erhaben ſchien, er hatte als Bühnendichter die fördernden Einſichten erlangt, ſich gebildet, ſeine Fähigkeiten in ſeine Gewalt bekommen, und was er nun fernerhin unternahm, das konnte ihm nicht anders als gerathen. Der Grund ſeines Lebensglücks war gelegt, durch ſie gelegt! Dieſer Gedanke erfüllte ſie und erhob ſie dergeſtalt über ſich ſelbſt, daß in dem ſüßen Stolz der Großmuth auch die Vorſtellung, wie die Früchte des durch ſie möglich gemachten Siegs einer Andern zu Gute kamen, nichts Betrübendes für ſie hatte, ſondern vielmehr etwas Wohlthuendes. Die Entſagende gönnte der Beſitzenden nicht nur ihr Glück, ſie war ſicher, daß ſie es ruhig, ja freudig mit Augen ſehen werde.

(Schluß des erſten Abſchnitts.)

Digitized by Google

Correſpondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die Charwoche. — La comédie de paravent. — Le cotillon. — Les volontaires de 1814. — Ein Medium. — Der zehnjährige dramatiſche Preis.

Die Charwoche hat begonnen, aber man merkt's kaum. Die Fiakerpferde ſind mit Palmenbüſcheln geſchmückt und die Kirchen ſchwarz ausgeſchlagen; ſonſt iſt Alles wie gewöhnlich. In den Hallen thürmen ſich die Fiſche zu Pyramiden auf, oder auf dem Boulevard Bourdon iſt Schinkenmarkt und zwiſchen der Place du Trône und den Feſtungswerken iſt Lebkuchenmarkt. Die Theater ſpielen fort; heute Abend wohnen die Japaneſen einer Vorſtellung der Oper: „Pierre de Medicis," vom Prinzen Poniatowski bei. Wenn die ſchiefaugigen Gäſte wieder nach Hauſe kommen, werden ſie berichten, hier zu Lande ſeyen die Fürſten Muſikanten. In der großen Welt hat man zwar des Tanzens ſich endlich begeben, allein der Teufel verliert nichts dabei, wie das Sprüchwort ſagt. Man gibt große Gaſtereien mit orthodoxen Leckerbiſſen und improviſirt Charaden und ſpielt Komödie; ſtatt der Dekorationen hat man eine ſpaniſche Wand. Das nennt man „la comédie de paravent," und dieſe hat ganz andere Gefahren und Lockungen als Polka und Cotillon. Da werden zuerſt die Stücke mit einander geleſen; man wählt die Rollen, man ſieht ſich täglich, man überhört einander, ob man gut memorirt hat; dann kommen die Proben, und da kommt unausbleiblich eine Scene vor, wo man ſich ewige Liebe ſchwört. Ich glaube, der Teufel gewinnt dabei. Graf Morny hat einige Theaterabende gegeben; er iſt Literat, ja Poet. In den höheren Regionen iſt die Literatur ſtets willkommen, als geiſtiges Spielwerk. Morny ſchreibt Librettos für Salonsopern, gleichfalls ein neues Produkt. Sein Haus- und Hofpoet iſt ein Monſieur Saint Rémy. Dieſer hat Geſchick zu ſolchen ariſtokratiſchen Genrebildern, die mit Silberſtift auf parfümirtes Roſapapier hingeworfen werden. Zum Glück dauert die Saiſon dieſer Treibhauspflanzen nicht lange; es iſt ungeſundes Gewächs. Die Pariſer dramatiſche Literatur muß ſich vor den Minauderien und den Boudoirskünſten hüten, wovon ſie ſich glücklich losgemacht hat. Auffallenderweiſe zeigen die großen Herrn und Damen, die ſich in der Salonskomödie hervorthun, eine ganz beſondere Neigung zu Rollen aus den niederſten Ständen. So iſt Graf Raymond de Choiſeul ein unübertrefflicher Bedienter, und es iſt hier wohl kaum eine Schauſpielerin von Profeſſion, welche die Müllerin von Marly mit ſo derber Laune und Diſinvolture geben würde, wie die Gräfin Löwenthal. Wovor ſich übrigens die Dilettanten in der Schauſpielkunſt ganz beſonders hüten müſſen, das iſt, die Leute von Metier nachzuahmen; das Theater hat Traditionen, Gebräuche und Manieren, die ſich mit dem Tone der großen Welt durchaus nicht vertragen.

Der Sturm im Vaudevilletheater hat ſich wieder gelegt; es war wahrlich kein Sturm in einem Glaſe Waſſer. Die Darſtellungen des allerliebſten Luſtſpiels: „Les petits oiseaux" gehen in monotoner Ruhe von ſtatten, allein die Ruhe hat erkauft werden müſſen: die Direktion hat ihr le cotillon aufopfern müſſen. Was hat den Krawall veranlaßt? Hat ſich eine Schauſpielerin geweigert, als Ballerina aufzutreten, und hat ſich ihr Protektor gerächt, weil die Direktion ſie gezwungen zu tanzen? Hat eine hochgeſtellte Perſon einem ebenbürtigen Großwürdenträger, der für den Verfaſſer gilt, einen Streich ſpielen wollen? Es läßt ſich darüber nichts Beſtimmtes ermitteln, und es kommt am Ende wenig darauf an. Die Thatſache beſteht, daß man der Direktion und der höheren Behörde moraliſch Gewalt angethan und daß ſie das Feld geräumt. Die Agitation hat ſich im Parterre feſtgeſetzt und es ſteht in keines Menſchen Macht, ſie daraus zu vertreiben. Die ſeit vier Wochen und daneben angekündigte erſte Vorſtellung des Dramas von Séjour: „Les volontaires de 1814," iſt geſtern zum fünften oder ſechsten mal aufgeſchoben worden. Man war einem Complotte auf die Spur gekommen. Das Stück ſollte bis zu Napoleons I. Abdankung ruhig und in größter Stille angehört werden; dann aber ſollte ein donnerndes Da Capo durch den Saal brauſen. Die Theaterkommiſſion iſt in der größten Verlegenheit, ſie weiß nicht mehr, was ſie dulden oder ſtreichen ſoll.

Es iſt wieder ein „Medium" aufgetaucht. Das Wort ſelbſt tauchte bekanntlich zur Zeit der drehenden Tiſche und der Klopfgeiſter auf. Ein Medium iſt ein Empiriker, ein Hexenmeiſter, einer der zahlreichen Nachfolger Caglioſtros; ſie haben deſſen Technik, aber nicht ſein Genie. Der Tauſendkünſtler heißt Girodd und iſt ein Amerikaner von Geburt. Er parlirt wie Boſco, nur ſpricht er das Franzöſiſche verzweifelt correkt, während das Kauderwelſch des gewandten Italieners nicht minder ergötzte als ſeine Kunſtſtücke. Girodd iſt kein Charlatan, bei Leibe nicht. Die Somnambülen, die Leute, die durch einen Verband mit dem Schnupftuch um den Augen einen Brief leſen, die auf ein Haar berichten, was eine Stunde von da vorgeht, das ſind Betrüger, und das zweite Geſicht iſt eine Albernheit. Girodd beſitzt die Gabe, ſeine Gedanken mitzutheilen, ohne ſich des Wortes und der Geberden zu

bedienen. Seiner Willenskraft gehorchen ſelbſt leblaſe Gegenſtände. Er ſtellt ſich vor eine Pendüle und gebietet ihr ſtill zu ſtehen, und der Perpendikel regt ſich nicht; er befiehlt ihm, ſich zu bewegen und die Uhr iſt wieder im Gange. Folgendes Experiment ſetzt wirklich in Erſtaunen. Ein Arzt fühlt einer jungen Frau den Puls: er findet 65—70 Schläge, ein zweiter findet 120, und ein dritter gleich darauf 20, zum großen Ergötzen der Zuſchauer. Durch die Kraft ſeines Willens, durch die myſteriöſe Transmiſſion ſeiner Gedanken beſchleunigt oder hemmt der Herrenmeiſter den Blutumlauf des Subjekts.

Seit dreißig Jahren vertheilt die Académie française einen ſogenannten Decennalpreis für die beſte dramatiſche Arbeit, die im Laufe der letzten zehn Jahre erſchienen iſt; der Preis iſt bedeutend, er beträgt 10,000 Franken. Im Jahr 1842 wurde er Ponſard für ſeine Tragödie Lucrèce zuerkannt, das einzige moderne Pariſer Trauerſpiel, das ſich auf dem Repertoire erhalten und bis jetzt noch immer das beſte iſt, was der wackere Dichter geſchrieben. Zehn Jahre ſpäter theilten ſich Autean (la fille d'Eschyle) und Madame Emile de Girardin (Gnbrielle) in die 10,000 Franken. Dieſes Jahr ſind dieſelben unter drei vertheilt worden und eine Ueberſetzung hat allein 6000 Franken davon getragen, freilich eine Ueberſetzung des Oedipus Tyrannus von Sophokles, doch immerhin eine Ueberſetzung. Es liegt in dieſer Thatſache ein literariſches Glaubensbekenntniß von Seiten der Académie française, das wenig Erfreuliches hat. Die niten Herrn ſtellen die Phraſe über die Idee, die Raffinerien der Rhetorik über die poetiſche Erfindung, Virgil über Homer, und das Nachbeten der Alten über die originalen Beſtrebungen des modernen Geiſtes. Es ſind eben die alten Herrn, Paſquier, der Expräſident der Pairskammer unter Ludwig Philipp, hat von dem Jahrhundeete, das er ſchier erlebt — er iſt 96 Jahre alt — wohl den wenigſten Theil den literariſchen Studien zugewendet; Monſieur Flaurens iſt ein achtzigjähriger Mann, der ſich's eifrigſt angelegen ſeyn läßt, ſeine Theorie über die Dauer des menſchlichen Lebens, das er auf hundert Jahre feſtſetzt, an ſich ſelbſt zu verwirklichen. Einer der jüngſten Akademiker, oder gar der jüngſte, iſt Emile Augier; er hat das zweiundvierzigſte Jahr überſchritten. Die Freiſinnigen unter den vierzig ſind in der Minorität, Victor Hugo lebt in der Fremde, Lamartine hat zu ſehr mit ſeiner Geldnoth zu kämpfen. Die reſtirenden 4000 Franken ſind unter die Herrn Bouilhet und Rolland vertheilt worden (Helène Peyron, les vacances du Docteur). Keiner von den drei Gekrönten iſt populär geworden; ihr Name iſt nicht über die Feſtungswerke von Paris gedrungen. Die Departements haben nie von ihnen gehört. Ein Provinzblatt ſagte: „Unſere Akademie hat ſich einen Jux gemacht.“ Die Académie française iſt nichts mehr als „une machine pour distribuer des prix.“

Zum Schluſſe eine Anekdote über Dumollard. Sein Vertheidiger, Advokat Lardières, ſagte einem ſeiner Bekannten, der ihn um einige Auskunft über den ſchrecklichen Menſchen bat: „Dieſer Unglückliche, was man auch ſagen mag, war ein geſcheiter Kerl; nur Eines wollte ihm nicht in den Kopf, daß es verboten ſey, ſeinen Nächſten todt zu ſchlagen.“

In der großen Oper wird die „Jüdin“ von Halevy nächſtens wieder in Scene gehen. Warum ließ man ihn vorher ſterben?

Berlin, April.

Die letzte Saiſon des königlichen Schauſpiels.

△ Erlauben Sie mir, Sie in meinem heutigen Berichte, zwiſchen den Wahlagitationen, die alle Gemüther in Aufregung beingen, und die wir mit der Ueberſchrift: „Wieder-Wahl oder Wieder-Wahl der Fortſchrittsmänner“ bezeichnen können, auf ein ganz neutrales Gebiet, auf das der Kunſt zu führen und Ihnen einen Rückblick auf die Schauſpielleiſtungen unſeres Hoftheaters zu ſenden. Wenn nun eine Vertretung des Lokalintereſſes für meinen Bericht auch durchaus gerechtfertigt wäre, ſo glaube ich doch mit dieſem Thema auf die Theilnahme aller derer rechnen zu dürfen, denen die moderne deutſche Bühne, ihr Beſtehen, ihr Wachſen und ihr Einfluß auf Geſellſchaft und Bildung am Herzen liegt; denn wenn auch nicht ſo centraliſirend wie Paris für Frankreich, ſo doch immer in gewiſſer Beziehung maßgebend und von großem Einfluß, namentlich für Norddeutſchland, bleibt Berlin für die Kunſt der Bühne, für Kritik und Entwicklung dramatiſcher und dramaturgiſcher Talente. Das liegt zu ſehr auf der Hand, um eines weiteren Beweiſes zu bedürfen. Die größte Stadt, die reichſt dotirte Bühne, unterſtützt von der Beiſteuer einer großen und reichen Geſellſchaft und in Maſſen zuſammenſtrömender Fremden, iſt in den Stand geſetzt, mit möglichſt beſten und bedeutenden künſtleriſchen Kräften nicht nur das Gute am befriedigendſten zu bringen, ſondern auch das

Gewagte zu verſuchen, ohne Rückſicht auf den materiellen Vortheil, von dem die Exiſtenz kleinerer Bühnen abhängt. So werden die Schwächen einer, in dieſer Weiſe begünſtigten Bühne zugleich die Schwächen unſerer geſammten deutſchen dramatiſchen Zuſtände nachweiſen. Die Mängel der Leitung und Organiſation wirken zurück auf die Bühnen außerhalb der Reſidenz und treffen namentlich die Vertreter der dramatiſchen Literatur, die ganz beſonders auf dieſes bevorzugte Kunſtinſtitut angewieſen ſind.

Faſſen wir kurz die Aufgabe der königlichen Bühne zuſammen; ſehen wir, wie ſie ihr genügt, und zeigen wir, wo nach unſerer Meinung gefehlt wird, und wo nachgeholfen werden kann. Nur dadurch erſcheint die große Munificenz, mit der die königliche Chatulle das Theater unterſtützt, gerechtfertigt, daß ſie ein Inſtitut der Bildung, nicht allein für die Reſidenz, ſondern auch für das ganze Land werden ſoll. Dazu muß ſie uns die Blüthen der dramatiſchen Poeſie aller Zeiten, aller Länder, wenn auch vornehmlich der heimiſchen Literatur, vorführen. Sie ſoll dem Publikum im Gedächtniß wach halten, was ſeit einem Jahrhundert für die Bühne geſchaffen iſt und von dauerndem Werthe blieb. Sie ſoll ferner den Produktionen unſerer Tage, denen ſie die Schätze der Vergangenheit als Muſter vorführt, eine Stätte bereiten, ſoll ſie ermuntern und entwickeln, und vor allen Dingen, wenn ſie deſſen würdig, ſie bewahren und nicht in den Strudel der ephemeren Waare verſinken laſſen. Sie ſoll ferner claſſiſches wie modernes Repertoire in würdigſter Weiſe und möglichſter Vollendung vorführen.

Am genügendſten erfüllt die königliche Bühne die erſte Anforderung. Shakeſpeare, Leſſing, Schiller und Goethe ſind auf dem Repertoire vertreten, eben ſo Molière, und die „folle journée“ des Beaumarchais, in der Dingelſtedtſchen Bearbeitung, ſteht uns noch in dieſem Frühjahr bevor. Von den Spaniern haben wir „das Leben ein Traum“ und Donna Diana, die wir in der vortrefflichen Bearbeitung freilich zum Theil zu unſerer deutſchen Literatur zählen können. Auch mit dem „Stern von Sevilla“ wurde in dieſem Winter ein, wenn auch nicht genügender und durchgreifender Verſuch gemacht. Aber wie viele Schätze ſind noch bei den Spaniern, ja ſelbſt bei dem großen Briten zu heben!

Weniger einverſtanden können wir uns mit der Art und Weiſe erklären, mit der man ſich der modernen dramatiſchen Literatur gegenüber ſtellt. Geben wir auch zu, daß die meiſten Erzeugniſſe von irgend welcher Bedeutung auf dieſem Felde, von irgend einem Erfolge auf andern Bühnen, uns nicht vorenthalten werden, ja erkennen wir es freudig an, daß gerade in dieſem Winter die königliche Bühne mit der Vorführung einzelner Werke noch unbekannter Dichter voranging, wie mit dem Haruſchen Luſtſpiel „Unter dem Reichskammergericht,“ den Liebesdiplomaten, dem Haus Eberhard, und mit dem Trauerſpiel Marfa von Karl Heigel, ſo ſpricht ſich doch in der Annahme der Werke neueſten Datums immer eine gewiſſe Zaghaftigkeit, eine Scheu vor dem mangelnden Kaſſenerfolge aus, auf den gerade dieſe Bühne am wenigſten Rückſicht zu nehmen hat. Wir unſererſeits werden immer auch den mißlingenden Verſuch, eine junge dramatiſche Kraft dem Urtheil des Publikums und der Feuerprobe der Aufführung auszuſetzen, mit großem Danke anerkennen, und meinen, daß zehn Stücke zweifelhaften Erfolgs der Intendanz zu höherer Ehre gereichen als zehn zurückgewieſene; gewiß aber iſt, daß die dramatiſche Literatur bei jenen mehr gewinnt. Die Schlacht bildet den Soldaten und die Aufführung ſeines Stückes den dramatiſchen Dichter, und wie es keinen guten Reiter gibt, der nicht ſo und ſo oft geſtürzt iſt, wird auch kein genialer Bühnendichter große und durchgreifende Erfolge aufzuweiſen haben, die er nicht mit kleinen Niederlagen erkauft hat. Dieſe Verſuche ſind nicht die angenehme Seite der Wirkſamkeit des Kunſtinſtituts, aber ſie ſind die dankenswertheſten. Vor allen Dingen vermiſſen wir aber das Geſchick, die Werke der modernen dramatiſchen Literatur, denen ein Erfolg zur Seite ſtand, auf dem Repertoire zu erhalten. Es iſt die Praxis eingeführt, die Stücke ſo oft, mit geringer Unterbrechung, zu wiederholen, als ſie Anziehungskraft auf das Publikum ausüben und Vortheil für die Kaſſe verſprechen, und ſie dann ſchnell durch neue Erſcheinungen zu verdrängen. Dieſes Princip, ganz paſſend für die Eintagspflanzen der Poſſe, die eben nur an den Tagesereigniſſen emporwuchern, iſt ein Todesſtoß für die moderne dramatiſche Literatur. Werke, die eine längere Dauer auf dem Repertoire verdient hätten, die, in nicht zu häufiger Wiederkehr, immer noch Anziehungskraft bewahrt haben würden, verſchwinden, und verſchwinden auf immer, gleich dem Werthloſeſten, und nur die Zahl der Wiederholungen macht einen Unterſchied. Selten friſtet ein Stück ſo ſein Leben bis in die nächſte Saiſon hinüber; was vor drei und vier Jahren glänzte, iſt längſt vergeſſen, was weiter zurückliegt, kehrt nicht wieder an das Licht der Lampen. Daher kommt es, daß auf unſerem Repertoire oft jahrelang Namen wie Gutzkow, Laube, Halm, Grillparzer, Hebbel vergebens geſucht würden, und es iſt daher doppelt anzuerkennen, daß in dieſem Winter nach langer Unterbrechung „Uriel Akoſta,“ „Eſſex,“ „Bürgerlich und romantiſch“ und „die Lebensmüden“ uns wieder vorgeführt wurden, ja mit einem weniger bekannten Stücke der Wittwe Rudolph: „Noch iſt es Zeit,“ ein durch guten Erfolg belohnter Wiederbelebungsverſuch gemacht wurde. Das Wiederbeleben aber iſt mißlicher als das Erhalten, und dieſes, glauben wir, würde bei vielen Stücken durch ein ökonomiſcheres Vertheilen auf das Repertoire zu erreichen ſeyn.

Kommen wir nun auf die Frage, wie uns die Stücke vorgeführt werden, ſo können wir nach einer Seite hin mit unbegrenzter Anerkennung für die jetzige Verwaltung beginnen — nach der Seite der Ausſtattung. Wir glauben nicht zu viel zu ſagen, wenn wir behaupten, daß in

Digitized by Google

Bezug auf Dekorationen und Coſtüme, auf Zierlichkeit und Elegonz der Requiſiten, die königliche Bühne in Berlin olle übrigen deutſchen Theoter, vielleicht ſogar die Pariſer, um vieles überragt. Weniger genügend ſind die künſtleriſchen Darſtellungen ſelbſt. Wenn unſerer Bühne auch noch hervorragende Talente zu Gebot ſtehen und wir mitunter Einzelnvorſtellungen erleben, die zu dem Bedeutendſten der modernen Darſtellungskunſt zu zählen ſind, ſo zeigt unſer Perſonal doch gerade in den wichtigſten Fächern ſo fühlbare Lücken, daß wir dieß bei den Geſammtdarſtellungen oft ſtörend empfinden müſſen. Wir ſind weit davon entfernt, daraus der Oberleitung des Theaters einen Vorwurf zu machen, müſſen ſogar anerkennen, daß ſie ſtets bemüht iſt, durch neue Engagements dem Mangel obzuheifen, aber ſie hot kein Glück im Finden und kein Geſchick im Bilden von Talenten. Freilich ſtehen ihr die geſammten Zuſtände unſeres heutigen Theaters mit ihrem ausgebildeten ambulanten Virtuoſenthum hemmend entgegen. Es ſteht entgegen, daß es uns überhaupt on einer Schule für die Darſteller fehlt, Alles zu früh reift, ja wir müßten die ganze Misère unſerer modernen Bühnenzuſtände aufdecken, wollten wir die Gründe erſchöpfend darlegen. Bleiben wir bei dem unerfreulichen Reſultat ſtehen — es fehlt den Darſtellungen an unſerer Bühne das Einheitliche und ſomit die volle und vollkommene Weihe des Kunſtwerks.

Faſſen wir nun den Rückſchlag auf das Publikum, ſeine Wechſelwirkung mit den Beſtrebungen des Theaters in's Auge, ſo müſſen wir das Berliner Publikum als ein gutes und intelligentes bezeichnen. Hier haben wir vor allen Dingen das Publikum der erſten Vorſtellungen und das des laufenden Repertoires zu ſcheiden. Für erſteres iſt eine erſte Aufführung immer noch ein Ereigniß, das Haus iſt jedesmal ausverkauft und eine Verſammlung voll Intereſſe und Verſtändniß für die Literatur, voll ſcharfer Kritik und lebhaften Urtheils ſtellt ſich ein. Wer durch eine Reihe von Jahren zu den Habitués der erſten Aufführungen gehört hat, findet ſich immer wieder in derſelben Geſellſchaft, ja er wird einzelne Erſcheinungen auf denſelben Plätzen wieder finden. Bei ſcharfer Beobachtung dieſes Publikums wird dem Eingeweihten der Eindruck des Stücks und die Nachhaltigkeit ſeiner Wirkung vollkommen klar werden, ſo ſehr auch die Claque und eine kleine Schaar Uebelwollender, die ſich immer einſtellt, das Urtheil zu verwiſchen ſuchen werden. Das große Publikum gibt weder Zeichen des Beifalls noch des Mißfallens — das überläßt es den gedungenen Handarbeitern, oder mehr oder weniger geſchickten Freunden oder Widerſachern; aber es gibt ſich dem Eindruck und der Beurtheilung durchaus ernſt hin und die Spannung oder Erſchlaffung iſt ſehr deutlich wahrzunehmen. Am gefährlichſten für das Werk iſt es, wenn die Erſchlaffung ſich an dem Kleingewehrfeuer der Bonmots zu erfriſchen anfängt, mit denen man in Berlin ſo ſchnell bei der Hand iſt und die in den Zwiſchenakten durch die gedrängten Foyers blitzen und ſich dann ſchnell durch den ganzen Zuſchauerraum verbreiten. Wie manches Stück iſt in Berlin ſchon an einem zündenden Witz des erſten Abends geſcheitert!

Für die laufenden Theaterabende iſt es zu bedauern, daß wir hier kein ſtehendes Publikum haben. Das iſt ein großer Nachtheil für die Bühne, und vielleicht wäre ihm durch ein erweitertes Abonnement abzuheifen. So ſind die Zuſchauerräume, namentlich während der beſten Saiſon, größtentheils durch Fremde beſetzt, und bei beſonders beliebten Vorſtellungen ſind wir Einheimiſchen oft genöthigt, bei den Commiſſionärs der Hotels Billette zu ſuchen, die die Kaſſe nicht mehr zu liefern vermag. Damit iſt nun alle Wechſelwirkung und der Vortheil, den ſie bringt, ſo eigentlich das feinere Verſtändniß aufgehoben. Nicht mehr der Werth der Kunſtleiſtungen, die Laune der Mode lenkt den Strom der Zuſchauer. Erkennen wir es dankbar an, daß im verfloſſenen Winter dieſe Laune ſich den königlichen Theatern zuwandte und daß wir hier faſt immer gefüllten Bänken begegneten, während ſich in den verfloſſenen Jahren das Publikum entſchieden von dieſem Inſtitute abzuwenden ſchien. Soviel hat ſich herausgeſtellt, daß die Theater zweiten Rangs, und wir haben deren zur Genüge in Berlin, weder mit Schauſpiel noch mit feinerem Luſtſpiel dem königlichen Theater Concurrenz zu machen im Stande ſind, und daß ſie alle zu ihrer Exiſtenz der Poſſe bedürfen. Wir müſſen uns das gefallen laſſen, wenn uns auch eine gewiſſe Concurrenz der zweiten Bühnen, als Sporn für die erſte, ganz willkommen geweſen wäre. Dieſe iſt nur durch Gaſtſpiele zu bewirken, unter denen Dawiſon auch in dieſem Winter ſich immer noch überaus wirkſam bewieſen hat, während andere, z. B. die Bärndorf, bereits ihre Anziehungskraft verloren haben. Das iſt aber immer nur eine Kaſſenconcurrenz, keine künſtleriſche, denn von Enſemble, ja von irgend ausreichender Unterſtützung durch heimiſche Mitglieder iſt bei einem derartigen Gaſtrollenſyſtem keine Rede.

Faſſen wir die Neuigkeiten der Saiſon zuſammen und laſſen wir ſie an unſerem Gedächtniß vorüber gehen, ſo müſſen wir leider voranſchicken, daß keine einzige ſich über das Niveau des Mittelmäßigen erhebt, keine einzige längere Daner auf dem Repertoire verſpricht. Da ſind zuerſt zwei Trauerſpiele, Johanna Gray von Roderich Anſchütz und Marſa von Karl Heigel. Für die Vorführung beider Stücke müſſen wir der Intendanz dankbar ſeyn; beide bekunden ungewöhnliches Talent der Dichter, wenn wir ſie auch beide noch für Anfänge und noch nicht für anhaltend lebensfähig auf der Bühne erklären müſſen. An beide Stücke knüpfen ſich Hoffnungen für die Zukunft. Wenn Anſchütz ſich durch Reife der Charakteriſtik auszeichnet und ihm namentlich die Ungunſt des Stoffes Eintrag thut (Johanna Gray, wie Konradin, die beide einem tragiſchen Verhängniß erliegen ohne tragiſche eigene Schuld, werden niemals wirkſame Träger einer Tragödie), ſo zeichnet ſich Karl Heigel durch überraſchende Kenntniß der Bühnentechnik und ſchwungvolle Ausdrucksweiſe aus, während ihm ſcharfe Motivirung der Charakteriſtik und der Uebergänge der

Handlung noch fehlt. Ueber die einzige Schauſpielnovität, Wilhelm von Oranien in Whiteball, von G. Zu Putlitz, ſprach ich ſchon in anderer Beziehung. Als Drama iſt es beſonnen gebaut, bekundet den gereiften Bühnenpraktiker, der im Gegenſatz zu den beiden erſtgenannten Dichtern aus kargerem Stoff und einfacherer Situation mehr zu machen weiß als die Anfänger; es iſt nicht ganz der Poeſie baar, bewegt ſich in angemeſſener und fließender Diction, aber der Dichter mog uns vergeben, wenn wir dem Stück einen größeren Werth als den einer ganz praktiſchen Bühnenarbeit nicht zuzuſprechen vermögen. Daß es nichts deſto weniger ſein Publikum gefunden und gefeſſelt hat, liegt vielleicht in andern Gründen als in ſeinem dramatiſchen Werthe, Geünde, die wir in einem früheren Berichte berührten, die aber nicht hierher gehören.

Ungefähr daſſelbe läßt ſich auf ſeinem Felde vom Benedix'ſchen „Störenfried“ ſagen, nur daß dieſes Werk des bekannten Bühnenpraktikees einen noch breiteren Boden im großen Publikum und unter den Darſtellern der kleineren Bühnen ſtuden wird und bereits gefunden hat. Beſondern Werth hat das hausbackene Luſtſpiel nicht. Zwei kleine Stückchen, „Er experimentirt“ und „die Liebesdiplomaten,“ letzteres von einem jungen, ſtrebſamen Schauſpieler am Wallnertheater, erfreuten ſich gleichfalls der Gunſt des Publikums, die bei letztgenanntem, einer feinen, in Weiſe der Franzoſen ausgeführten Bluette, eine durchaus verdiente war. Dogegen fiel ein anderes Luſtſpiel, das pſeudonym erſchienene „Haus Eberhard“ entſchieden ab, obgleich es weder große Anerkennung noch die Abweiſung verdient hätte. „Unter dem Reichskammergericht,“ von G. Hoen, iſt eine nicht unwirkſame Charge. Daß das Publikum den beiden als Novitäten erſchienenen Ueberſetzungen keine Theilnahme ſchenkte, liegt wohl hauptſächlich in der für deutſche Schauſpieler ſchwierigen Darſtellung. Ueber den Werth des „Sterns von Sevilla,“ von Lope de Vega, und des feinſten Scribe'ſchen Salonſtücks, „la camaraderie“ iſt kein Wort zu verlieren.

Noch hätten wir zweier Gaſtſpiele zu erwähnen, ſchon weil ſie zu den Seltenheiten auf dee königlichen Bühne gehöeen. Die Intendanz hat gewiß Recht, wenn ſie die ambulanten Virtuoſen an die zweiten Bühnen verweiſt, und daß ſie ihre Hallen der Goßmonn öffnete, die zur Zeit noch mit gewohntem Beifall in bekannten Rollen, ihren gewohnten Parodepferden, am königlichen Theater gaſtirt, geſchah, wie verlautet, auf höheren Wunſch. Wo kennte man die Dame nicht mit ihree Grille und ihren Grillen! Wozu alſo zur, ohnehin für ſie ſehr thätigen Reliame noch etwas hinzufügen? Dem Genre können wir keine Bedeutung zuſchreiben, der Act, wie die jedenfalls ſelbſtſtändige Künſtlerin es ausfüllt und ausbeutet, müſſen wir unſere Bewunderung ſchenken. Um einen Nachklang, eine bleibende Erinnerung zurückzulaſſen, iſt das Repertoire, welches die Künſtlerin uns vorführt, zu werthlos.

Von weit eingreifenderer Bedeutung war das Gaſtſpiel der Frau Jachmann, die als Johonna Wagner längere Jahre die erſte dramatiſche Stütze unſerer Oper war. Ob der Verſuch eines Uebergangs von der Oper zum recitirenden Schauſpiel gelingen würde, darüber wurde vor dem Gaſtſpiel vielfach debattirt, ob er gelungen iſt, wird jetzt eben ſo für und wider verhandelt, nachdem die Künſtlerin uns als Iphigenia, Milfort, Orſina, Pompadour, Lady Macbeth, Eliſabeth und Maria Stuart entgegen getreten iſt. Unſere Anſicht in zwei Worten iſt die: der Verſuch iſt noch nicht gelungen, aber ee wird gelingen, und Johanna Wagner, die gewiß die Energie hat, alle die vielfachen Schwierigkeiten, die ihr heute noch entgegen ſtehen, zu überwinden, wird vielleicht niemals eine Schauſpielerin von durchgreifender tragiſcher Leidenſchaft werden, dazu fehlt ihr das Dämoniſche, aber ſie kann eine der edelſten Darſtellerinnen heroiſcher Frauencharaktere werden. Sie iſt vielleicht ſchon heute die intereſſanteſte Lady Macbeth, die die deutſche Bühne aufzuweiſen hat, und die plaſtiſch vollendetſte Iphigenia. Noch ſteht ihr der Rhythmus des Verſes mehr zu Gebot als die Proſa, weßhalb ihre Orſina und demnächſt die Milfort ihre ſchwächſten Leiſtungen waren, noch ſtehen ihr die verſchiedenen unausgeglichenen Regiſter des Organs für die Rede im Wege, die uns oft, ſtatt des ſcharfen Aceentes, einen zur Unverſtändlichkeit verſchwimmenden Ton geben; aber wir hoffen, und zwar mit Beſtimmtheit, daß ſie das überwinden, hoffen es um ſo mehr, als das fünfzigjährige Jubiläum der Crelinger, das uns in den erſten Tagen des Mai bevorſteht, uns daran mahnt, daß die Bühne noch immer keinen, auch nur annähernden Erſatz für das Fach dieſer großen Künſtlerin herangezogen hat. Johanna Wagner würde ſchon jetzt in einen Theil der verwaiſten Rollen einrücken können, würde neben der Meiſterin noch zu reifen vermögen und uns eine Lücke ausfüllen, die von Jahr zu Jahr fühlbarer wird.

Blicken wir alſo zurück auf den verfloſſenen Winter unſerer eeſten Berliner Bühne für das recitirende Drama, ſo können wir aus ihm wohlgegründete Hoffnungen für die Zukunft entnehmen, ſowohl wegen der zunehmenden, wiedergewonnenen Theilnahme des Publikums, zu der auch noch die freundlichere Beziehung der Kritik tritt (wohl das Verdienſt eines geachteten langjährigen Kritikers, Titus Ulrich, der in das Beamtenperſonal der königlichen Bühne eingetreten), als auch durch die noch ungekannten, hoffnungsbeeechtigten Dichternamen, die uns vorgeführt worden. Mögen die Hoffnungen ſich erfüllen!

Aus Tirol, April.

(Fortsetzung.)

Sommerfrische und Traubenkur in Obermais.

Mit dem Eintreffen der Traubengäste, Mitte August, wurde die Pension, wo, nebenbei gesagt, die fixen Preise nicht immer eingehalten werden, und der „dottore“ in seiner Eigenschaft als geriebener Vinschgauer, der seine Studien in Wälschland gemacht, mancherlei verdrießliche items den Rechnungen beizusetzen versteht, allmählig belebter und von der fröhlichen Gesellschaft, welche sich aus allen europäischen Ländern des Nordens und Ostens zusammen gefunden hatte, mancher Ausflug in die Umgegend unternommen. Manche wagten sich auch nach weiter, das Etschthal hinauf in die Schluchten am Oertler, eine kleine Reise, welche zu den lohnendsten gehört, die in den Tiroler Alpen unternommen werden können, und auf kurzer Wegstrecke die mannigfaltigsten Ansichten gewährt. Vor allem herrlich ist der Anblick des Meraner Thalkessels, der von der Töll herab, einer römischen Zollstätte des Drusus, zur Seite der Etschjälle sich darbietet, wo der ganze Reichthum dieser zauberischen Gelände in ihrem Rahmen von hohen Gebirgszacken und waldigen Vorbergen sich entfaltet. Diese Barre einmal überschritten, findet sich der Wanderer plötzlich in ein grünes Alpenthal versetzt, zu beiden Seiten von wilden Höhen eingefaßt, über welche Schneegipfel herein schauen, wo an den Südabhängen noch der Weinstock gedeiht und Obstbäume die Häuser beschatten, welche in ziemlicher Entfernung von dem im flachen Bette sich hinwälzenden, damals durch die Schneeschmelze hoch angeschwollenen Strome weit auseinander liegen. Der Eingang in die Seitenschluchten ist mit Hochwachten und stattlichen Burgen besetzt, welche meist den Grafen von Trapp, Wolkenstein und andern alten tirolischen Geschlechtern angehören und theilweise noch bewohnt sind.

Bei Schlanders nimmt der Weinbau ein Ende, mit dem Betreten einer höheren Thalstufe, welche durch das Geschiebe aus dem Martellthale entstanden ist, in dessen Gebirgsflanken sich die Marmorbrüche finden, deren feinkörniges, blendend weißes Gestein 6000 Fuß über dem Meer durch einen bayerischen Unternehmer ausgebeutet und nach ganz Deutschland versendet wird. Der Charakter des Thales bleibt sich noch einige Stunden weit ziemlich gleich. Gegen Norden ist es von den Graubündner Bergen wie von einer Mauer umschlossen; dann zweigt oberhalb Eyers die Straße sich westlich ab gegen Prad, das erste Dorf am Trafoibache, der verheerend aus der Tholschlucht herab die Fläche, von Schlössern, Städtchen und Dörfern eingefaßt, mit unfruchtbarem Geschiebe überschüttet. Hier beginnt sogleich das Ansteigen des Straßenzuges über das Stilfser Joch in schmalem Tiefgrunde, zwischen gleichförmigen und meist kahlen Gebirgswänden, die nur bei dem hochgelegenen, über die Berglehne ausgestreuten Dorfe Stilfs und am Eingange des Suldenthales, das hinter dem Oertler herabsteigt, etwas aus einander weichen. Je höher man in der Thalschlucht aufwärts kommt, in welcher die Straße nur drei mal von einer Seite zur andern hinüber wechselt, desto mächtiger zeigt sich die Schneekuppe des Riesenberges, welcher wie ein Wächter über den südlichen Alpen thront. Heftiger Windzug, zwischen Gluthwärme und eisiger Kälte wechselnd, blies aus den Schründen, die durch die neuerbaute Veste Gomagoi versperrt sind, von wo die Straße im Zickzack nach Trafoi hinauf führt. Der Sonne zugekehrt, liegt dieses Alpendorf gerade der Oertlergruppe gegenüber, von der sich drei Gletscherarme in die Tiefe senken, deren Abfluß den Trafoibach bildet.

Das seit Aufhören der Eilwagenverbindung mit Bormio überflüssige Posthaus wimmelte demnach von Menschen, die durch das günstige Wetter des vergangenen Sommers manche in diese Gegenden verlockt wurden, die seit dem italienischen Kriege wenig besucht waren. Mit Mühe konnte ein Obdach erlangt werden für ein paar Stunden der Ruhe, da mein Begleiter sich mit Anbruch des Tages über die piemontesische Grenze nach dem bündtnerischen Münsterthale aufmachen wollte. Als k. k. Offizier mußte er sich in bürgerliche Kleidung vermummen und einen Paß als Handelsmann mit sich führen, dessen Signalement aber dem etwas exorbitanten Schnurrbart und der militärischen Haltung nicht recht entsprach und vielfaches Gelächter bei seinen Gefährten hervorrief. An der Grenze wurde jedoch der kleinen Caravane, der sich noch einige Forstleute angeschlossen hatten, von der sardinischen Zollwache keinerlei Ausweis abverlangt; ja die Zollwächter selber, welche ihnen nach dem bündtnerischen Santa Maria gefolgt waren, sagten ihnen, sie hätten sogleich die österreichischen Offiziere in ihnen erkannt, da sie selbst jenem Heere angehört, mit dem Zusatze, „sie wollten dort jetzt noch lieber acht Jahre, als nur Ein Jahr weiter unter dem Ré Galantuomo dienen.“

Als die von Trafoi aus sichtbare vordere Spitze des Oertler von der Frühsonne vergoldet wurde, brach auch ich auf nach der Franzenshöhe, die unter dem eigentlichen Hochpasse liegt und in drei Stunden erstiegen werden kann. Ich wanderte ganz allein die vielfachen Windungen der Straße hinan, in völliger Vereinsamkeit, da die

Digitized by Google

meiſten der Uebernachtenden ſchon früher oder abwärts ihren Weg fortgeſetzt hatten, und konnte mein Auge ungeſtört ſättigen an dem großartigen Alpenbilde, in deſſen Einzelnheiten ich mehr und mehr einzudringen vermochte, deſſen Umriſſe an dem klaren Sonnentag in blendendſter Schneehülle immer gewaltiger an dem blauen Himmel ſich abhaben, während es im Gletſcher mir zur Seite toste und brauste und jene Schauer über mich kamen, welche das ſchwache Menſchenkind der ewigen Natur gegenüber empfindet, wenn es an ſein ephemeres Daſeyn gemahnt und zugleich mit Wonne erfüllt wird, daß es allein unter allen Geſchöpfen auf Erden ein Bewußtſeyn beſitzt, das ihm in ihre Höhen und Tiefen einzudringen geſtattet.

Bis Trafoi wird die Straße von der öſterreichiſchen Regierung unterhalten, höher hinauf aber nichts mehr für dieſes Rieſenwerk gethan, das ſchon 1848 theilweiſe zerſtört und dann wieder nothdürftig hergeſtellt wurde. Ein verbranntes Zufluchtshaus, Holzſtöße von demolirten Galerien, ſind die traurigen Reſte aus jener unheilvollen Zeit, während von den ſpäteren Zerſtörungen durch die Gewalt des Waſſers und der Lawinen weichende Stützmauern und Geröllanhäufungen zeugen, welche die Fahrbahn bald für Reiſewagen gänzlich verſperren werden. Auch der Madaſchgletſcher, der vom Monte Criſtallo herabreicht, bedrohte vor einigen Jahren dieſelbe durch ſein raſches Anwachſen, hat aber in letzter Zeit um achtzig Fuß abgenommen. Auf der verlaſſenen Franzenshöhe, wo das Paſthaus geſchloſſen iſt und die Nebengebäude verbrannt ſind, fand ich einen Schafhirten aus Paſſeyer, vor deſſen Sennhütte ich mich an die Sonne ſetzte und nun erſt auch die hintere und höhere Ortlerſpitze, und zugleich den letzten Jochübergang, deſſen unzählige Windungen, den Lawinen ausgeſetzt, durch Galerien geſchützt werden mußten, in das Auge faſſen konnte. Dieſer oberſte Thalkeſſel war ehedem augenſcheinlich von Eis und Schnee angefüllt, da deutliche Spuren an den Gletſcherwänden, welche wie glänzende Rieſenmauern daſtehen, von ungeheuern Brüchen zeugen.

Ich wollte nun von hier aus am Gletſcher zu den heiligen Brunnen hinabſteigen, welche, ein kleiner Wallfahrtsort, dicht am Fuße des Ortler ſtehen, aber mein ehrlicher Schafhüter weigerte ſich, mir den Weg zu weiſen, der außer dem Uebergang des gefährlichen Gletſcherbachs äußerſt ſchwierige Stellen an dem faſt ſenkrechten Berghange darbietet; auch erzählte er mir viel von einem Bären, der dort unten hauſe und manchmal ſeiner Heerde einen Beſuch abſtatte. So kehrte ich auf demſelben Pfade wieder zurück, von dem Donner der Lawinen begleitet, welche gegen die Mittagsſtunde ſich von den Firnen ablöſen. Nach kurzer Raſt bei der Mahlzeit im Paſthauſe pilgerte ich nun über grüne Matten und durch einen herrlichen Fichtenwald nach dem Gletſchertobel hinab, in deſſen Hintergrunde die kleine Wallfahrtskirche ſteht. Der Weg wird erſt ſchwierig, wenn man zu den alten Moränen gelangt, durch welche die drei Gletſcherbäche ſich Bahn gebrochen haben, die auf Stegen der primitivſten Art überſchritten werden. Auf unſichern Widerlagen ruhen ein paar rohe Tannenſtämme und darunter wälzt ſich der angeſchwollene Bach, große Rollſteine mit ſich fortſpülend.

Endlich iſt auch das letzte Wildwaſſer hinter uns und vor uns die „tres fontes,“ welche Trafoi ſeinen Namen gegeben haben ſollen. Unfern des Kirchleins ſteht ein hölzerner Schuppen, worin geſchnitzte Bilder von Jeſus, Maria und Johannes aufgeſtellt ſind, jegliches von einer eiſernen Brunnenröhre durchbohrt, aus welchen der heilige Born quillt, deſſen Wunderkraft bei einer Temperatur von fünf Grad in der Gletſchernähe etwas erkältend wirkt. Von hier aus wird gewöhnlich der Ortler erſtiegen, auf den in der vorhergehenden Nacht ſich zwei Engländer mit eben ſo vielen Führern gewagt hatten, und bevor ſie den Gipfel erreichten, von einem der heftigſten Nordſtürme erfaßt wurden, wie ſie im vorigen Sommer oft bei faſt heiterem Himmel über das Gebirg fegten; die kühnen Wanderer mußten die ganze Nacht an einen Felſen gedrängt aufrecht ausharren und vermochten erſt nach drei Tagen wieder zurückzukehren. Der Pflanzenwuchs, Tannen und Arven, die knieholzartig den ehemaligen Gletſchergrund überziehen, während darunter Erica herbacea wuchert, drängt ſich bis an das Sandbett der Bäche und hoch an den Bergwänden hinauf, über welche die ewigen Firnen in dieſe Gebirgswildniß herein leuchten, wohin ſelten ein menſchlicher Laut dringt. Nur an Wallfahrtstagen eilen Schaaren von Landvolk herbei, für die zu ſolcher Zeit in einem Häuschen neben der Kirche eine Wirthſchaft ſich auftut.

Ohne weitere Gefährde, als jenen abendlichen Sturm, der auch mich unterwegs ereilte, war ich den andern Morgen wieder in Meran zurück, nicht ohne Sehnſucht nach der kühleren Bergluft, die ich mit vollen Zügen eingeathmet hatte, und ein engliſches Ehepaar beneidend, das ſich als Sommerfriſche einen Aufenthalt in dem Paſthauſe zu Trafoi erwählt hatte.

Am achten September war Kirchtag in Lana, bei welchem Feſte, unſerer Kirchweihe entſprechend, eine feierliche Proceſſion ſtattfand, zu welcher das Landvolk aus allen umliegenden Bergen und Thälern herbei ſtrömte. Die Luft war ſchon etwas herbſtlich abgekühlt und ſo die Wanderung nach dem zwei Stunden entfernten Flecken ein wahres Luſtwandeln. Schon von ferne ſchallte uns feierlicher Glockenklang entgegen, und als wir die erſten Häuſer erreichten, wehten allenthalben Flaggen, ſtand ein Altar aufgerichtet und grüne Feſtgewinde und Ehrenpforten ſchmückten den ganzen Weg, den der heilige Zug einſchlagen ſollte. Wir ſtellten uns auf hohen Bretterſchichten auf, die in der Nähe lagen, und ſahen ſo, ohne vom Gedränge beläſtigt zu werden, einen Theil der heiligen Handlung mit an. Solche Feſte geben zu einer Art von Wettſtreit Anlaß, wobei jeder Ort den Ruhm größten Prunks vor dem andern voraus haben will. Dießmal beſonders, wo noch die Proteſtantenfrage im Hintergrunde lauerte, ſuchten Geiſtlichkeit und Gemeindebehörden die

Feier mit allem Glanze zu umgeben, der dir Frommen bestärken, die Gleichgültigen aber blenden konnte, und hatten deßhalb mit großen Kosten sogar die Regimentsmusik von Botzen herbei kommen lassen. Der Zug war wenig von den früher zu Meron gesehenen verschieden; nur die Doestellungen der heiligen Familie und Schutzpatrone zeigten sich hier etwas grotesker, die wunderthätigen Marienbilder im Schmucke künstlicher Haartouren und St. Urban in einer ertragenden Laube von Rebgewinden, mit reifen Trauben behangen. Auch die alterthümlichen Costüme fehlten nicht, und bei den Schulkindern, die Mädchen alle weiß gekleidet, mit fliegenden Haaren, machten sich einige kleine Knaben bemerklich, zu Engeln und Heiligen aufgeputzt. Mit der Militärbande, welche einer Compagnie der Garnison voraus schritt, wechselte eine dörfliche Musikantenschaar ab, welche Kirchenmelodien spielte und einen Gegensatz zu den weltlichen, mehr kriegerischen Weisen der Weißröcke bot. Als der Zug sich über die Brücke der Wallfahrtskirche zu bewegte, erdröhnte ein Lauffeuer von Böllern, welches in den nahen Bergen des Ultenthales unendlichen Widerhall weckte. Hier war das Gedränge so groß, daß es fester Schultern bedurfte, um durch die stämmigen Hirten aus Pawigl und Ilsens sich hindurch zu winden, welche in ihren dichten, schafwollenen Bekleidung des hellen Sonnenscheins zu spotten schienen.

Nachmittags spielte die Musik auf dem Platze vor dem Wirthshause, wo ringsum die Häuser bis unter das Dach mit Menschen besetzt waren und unten Kopf an Kopf stand, um die Ceremonie des Fahnenschwenkens mit anzusehen, eine Art von Abdankung, an die Festgäste gerichtet. Als die Musik geendigt hatte, bei deren Tanzweisen wohl Mancher sich seliger Zeiten erinnern mochte, wo keine Kirchweih ohne Tanz vorüber ging, ehe der Jesuitismus, der in Tirol in unheilvoller Blüthe steht, durch seine fanatische Herrschaft den Frohsinn im Volke ausgetilgt hatte, bildete sich ein weiter Kreis, in den ein Fahnenträger mit dem stolzen hellgrünen Hute der alten Landestracht eintrat. Er machte die zierlichsten Schritte und schwierigsten Wendungen, um die schwere Standarte mehr als ein Dutzend mal nach allen Richtungen zu schwenken, ohne daß er aus dem Gleichgewichte kam, zur großen Befriedigung seiner Zuschauer, welche sich nun nach allen Seiten entfernten, erfüllt von dem, was sie gesehen und gehört hatten.

Ueber dem Thale von Lana, in der „Vill“ geheißen, wo die wilde Falschauer aus einer Felsschlucht herabschäumt, welche den Eingang des Ultenthals bildet, steht die Veste Freundsberg, an welche sich eine Sage knüpft, ähnlich der niederländischen Genovefa-Legende. „Ein Burgherr war im zwölften Jahrhundert mit den Kreuzfahrern ausgezogen und hatte sein junges Gemahl in der Obhut des Schloßvogts zurückgelassen. Als die Kunde von dem Ritter ausblieb, begann der ungetreue Knecht um die Liebe der Edelfrau zu werben, ohne von dieser erhört zu werden. Endlich wollte er mit Gewalt erringen, was sie ihm nicht freiwillig gab, und entwand ihr ein Kleinod, das sie an der Hand trug, mit welchem er dem heimkehrenden Eheherrn entgegen eilte, als Zeichen ihrer Untreue. Als sie sich so fälschlich angeklagt sah, faßte sie Verzweiflung, und die Unschuldige stürzte sich von hohem Söller in die schaudervolle Tiefe des wilden Bergwassers. Aber siehe da, Engel des Himmels beschützten sie und trugen sie sänftiglich nieder in die Büsche und Sträuche, die den Fels umwuchsen und in deren Zweigen sie sich verfing. Durch das Wunder gerührt, schloß der Ritter sie an sein Herz und nahm sie wieder auf als sein Gemahl, während der böse Schloßvogt, von seinem Gewissen getrieben, sich in denselben Felsschlund stürzte und elendiglich zerschellte. Die wieder vereinten Gatten vergabten zum Dank gegen den Himmel all ihr Hab und Gut an das Kloster Weingarten und beschlossen dort in stiller Zelle ein Leben voll Frömmigkeit und guter Werke.“ In der Kapelle der zerfallenden Burg, eben so zu Lana in der ehemaligen Behausung des Statthalters jener Abtei, hängen Bilder, leider aus später Zeit, welche sich auf diese Volkssage beziehen. Außer Weingarten, dessen Stiftungsbrief von Herzog Welf zahlreiche Vergabungen im Etschlande aufweist, besaßen auch andere deutsche Stifter und Klöster Güter in diesen gesegneten Marken, deren Kirchen und Kapellen in ihrem Schutze standen, wie heute noch die Pfarre von Untermais von Kloster Stams aus verwaltet wird, das herrliche Rebgüter um St. Valentin besitzt, aus dem Erbe der Mutter des unglücklichen Konradin von Schwaben, welche jenes Stift zum Andenken seines grausamen Todes gegründet hat.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Houff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 20. **14. Mai 1862.**

Quantum statuarum, quantum columnarum est nihil sustinentium, quantum aquarum per gradus cum fragore labentium! — —
Quid mihi cum istis calentibus stagnis? quid cum sudatorio, in quo sicco vapor corpora exhaustaturus includitur? Omnis sudor per laborem exeat!

Seneca.

Das türkiſche oder altgriechiſche und römiſche Schwitzbad und deſſen Wiederauferſtehen in unſern Städten.

Dem Orient und Aſien insbeſondere dankt der Occident, dankt Europa ſeit jeher gar vieles, wie im Gebiet des höheren geiſtigen Lebens, der Religion, der Wiſſenſchaft und Kunſt, wie an materiellen Genuſſen, an Comfort und Wohlſeyn aller Art. War der Orient, dieſe erſte Wiege unſerer Civiliſation, immerdar die wahre Heimath tiefer, innerlicher Anſchauung und der Phantaſie, der Anbetung und Gottesverehrung, der Wunder ſo gut als der höchſten und ernſteſten aller Wiſſenſchaften, der Mathematik und Aſtronomie, ſo kamen auch Perlen und Rubinen vom Orient, Kirſchen und Pflaumen von Perſien zu uns, den Nachkommen nordiſcher Barbaren. Kaffee, Alcohol ſind arabiſche Worte; Alcohol wurde dort zuerſt deſtillirt, Brod mit Sauerleig zuerſt aus Gangeswaſſer bereitet, die Seide aber ſollten wir gar den langen Fingern gewiſſer Miſſionäre bei den Chineſen zu danken haben. Und kamen dort im heißen, waſſerarmen Orient die Vornehmen, die Reichen zuerſt auf den herrlichen Gedanken, dem armen Volke nicht bloß fromme Moſcheen, ſondern auch öffentliche Brunnenhäuſer zu ſpenden, ſo iſt z. B. aus den Papuſchen, der orientaliſchen Fußbekleidung, auch der Pantoffel hervorgegangen, jenes niedliche Ding, in ſchöner gewandter Hand faſt mächtiger als ein Scepter.

Kein Zweifel freilich, der Orient iſt großentheils ſtehen geblieben, wo derſelbe ſchon vor Jahrhunderten ſtand, während der Occident und ſeine Söhne raſchen Schritts vorwärts gingen. Trotzdem kann der Orient auch in unſern Tagen keineswegs nur als der paſſive, geduldige Schauplatz jener mehr und mehr ſich ſteigernden Agitation und Einwirkung ſeitens ſeiner chriſtlichen Nachbarn von Nord und Oſten her gelten, für deren Politik und Diplomatie, wie für ihren Handel, ihre Induſtrie. Vielmehr übt derſelbe auf den Occident gleichfalls in mehr als einer Hinſicht ſeine Rückwirkung aus, ſo gut als vordem auf die alten Griechen und Römer, dann auf die Handelsvölker Italiens, auf die Kreuzfahrer, bis herab auf unſere Zeit mit all ihren Induſtriellen, Touriſten und Commis Voyageurs. Tauſcht der Orient noch heutzutage, wie ſchon vor Jahrhunderten ſeine Produkte, ſeine Waaren gegen die unſrigen aus, ſo verbreitet er nicht minder gar manche Ideen, manche Sitten und Gebräuche, und zwar zunächſt unter den Tauſenden von Europäern, welche dort einen bleibenden oder nur vorübergehenden Aufenthalt genommen,

welche mit ihrer Heimath meist in beständigem Verkehr bleiben und oft wieder dahin zurückkehren.

Doch unter all den Ideen, Gebräuchen und Einrichtungen, welche so von Osten her dem Occident beständig zuströmen, soll hier einzig und allein von einer scheinbar ziemlich trivialen Sache die Rede seyn, die jedoch für manchen Leser gerade jetzt nicht ohne Interesse seyn dürfte. Es ist dieß jenes sogenannte türkische oder trocken warme Luft- und Schwitzbad, wie es längst in den Chammams oder Hammams, d. h. in den öffentlichen Badeanstalten der Muselmänner in der ganzen Levante, in der Türkei und Berberei, in Egypten, Persien in Gebrauch stand, wesentlich in derselben Art und Weise, nach demselben System wie bereits im alten classischen Griechenland, im alten Rom sammt all seinen Provinzen, hier wie dort in Verbindung mit noch anderweitigen Badeproceduren, mit Bassin-, Dampfbädern, Waschungen. Denn gerade jene eigenthümliche Art und Weise sich zu baden oder vielmehr zu schwitzen, kommt jetzt nachgerade auch bei uns in Europa mehr und mehr in Aufnahme, und zwar zunächst vom Orient, von der Levante aus, mehr als Nachahmung des sogenannten türkischen, als des altgriechischen und römischen Luft- oder Schwitzbades. Eigens dazu hergestellte Anstalten und Einrichtungen finden wir bereits in gar mancher europäischen Stadt, in größeren Mineralwasser- und Seebädern. Die weiteste Verbreitung haben aber solche bis jetzt in Großbritannien und Irland gefunden. Ja, diese Art des Luft- oder Schwitzbades ist dort die letzten Jahre her in raschem Fluge eine Sache der Fashion, der Mode geworden, und zwar in solcher Ausdehnung, daß sich derselben nicht bloß die höheren, reicheren Stände, sondern auch die Mittelklassen der Bevölkerung und selbst die so zahlreichen Arbeiterklassen immer häufiger zu bedienen pflegen.

Zweifelsohne findet sie auch bei uns auf dem Continent noch mehr Eingang als bisher, so gut als andere Modeartikel, und weil einmal jene trocken warmen Luft- oder Schwitzbäder gar manches Eigenthümliche sowohl hinsichtlich der Einrichtung der Badeanstalten selbst, als auch in ihren Wirkungen auf den Menschen haben, weil ihnen ihre besondern Nutzeffekte wie ihre besondern Nachtheile und Gefahren zukommen, schien es passend, mit einigen Worten auch das Interesse unserer Leser dafür in Anspruch zu nehmen. Ein solches ist ihnen wenigstens in allen Ländern, wo man sich lebhaft genug für derartige praktische Bedürfnisse und Anstalten zu interessiren pflegt, in reichem Maße zu Theil geworden, und bereits gibt es sogar eine eigene Literatur darüber. Die technischen Einrichtungen wie die Gebrauchsweise dieser trockenen Schwitzbäder standen aber von jeher und überall, bei den alten Griechen und Römern, wie bei Mohamedanern und jetzt bei unsern christlichen Völkern in allzu inniger Verbindung mit den Badeanstalten, zumal öffentlichen, überhaupt und mit all den mannigfachen Proceduren darin, als daß wir sie durchaus gesondert von diesen letzteren den Lesern vorführen könnten.

Spricht man im gewöhnlichen Leben von Bädern, so pflegen wir nur an das Baden im Wasser oder etwa in Mineralquellen, Salzsoolen und dergleichen zu denken. Ja wir erinnern uns vielleicht nicht einmal z. B. an jenes andere Bad, worin sich doch jeder vom ersten Augenblick seiner Geburt, seines Eintritts in die Welt an befindet, welches auf uns den mächtigsten Einfluß ausübt, an jenes Bad in der atmosphärischen Luft nämlich, die uns umgibt, und ohne deren Beistand wir keine Minute zu leben vermöchten. Auch bei jener besondern Art des Badens nun, von welcher hier die Rede seyn soll, ist jedenfalls die Vorstellung, als könnte man einzig und allein im Wasser und überhaupt in tropfbaren Flüssigkeiten baden, sofort ganz zu verbannen. Wir können vielmehr unser Bad so gut als in Wasser, in Flüssen oder Bassins u. s. s. auch in gas- und dampfförmigen Körpern nehmen, zunächst in der atmosphärischen Luft, und zwar in einfach erwärmter Luft, z. B. in künstlich geheizten Zimmern, in warmen Ländern oder in einer künstlich comprimirten, verdichteten Luft, wie in einer mit Gasen oder mit heißem Wasserdampf geschwängerten Luft, d. h. in einem Dampfbad. Auch besteht am Ende das Wesentliche jenes sogenannten türkischen oder trockenen Luft- und Schwitzbades gerade nur darin, daß sich dabei der Badende einfach in bald mehr, bald weniger stark geheizten Räumen aufhält, um so eine gewisse Zeit hindurch in mehr oder weniger starke Transpiration zu gerathen und zu schwitzen.

Was somit in derartigen Bädern auf uns einwirkt, ist einzig und allein die Wärme, und zwar nicht leicht unter + 45 bis 48 Grad R., auch selten kürzer als eine halbe oder ganze Stunde hindurch. Für einen mit diesen Dingen minder Vertrauten hat es vielleicht auf den ersten Anblick etwas Ueberraschendes, daß sich Menschen freiwillig einer so großen Hitze aussetzen mögen und sogar dabei behaglich fühlen, während uns doch schon ein Wasserbad von nur 30 Grad R. heiß genug erscheint. Dieß erklärt sich einfach genug schon aus dem Umstand, daß die sogenannte Wärmecapacität der Luft bedeutend geringer ist als diejenige des Wassers, d. h., daß Luft, so wie Wasserdampf die Wärme viel weniger annehmen und leiten als Wasser, während andererseits durch die starke Wasserverdunstung

Digitized by Google

unſeres Körpers bei ſolcher Hitze viel Wärme gebunden oder „latent“ wird und verloren geht. Wir begreifen ſo, warum Tauſende von Menſchen, namentlich ſogenannte Feuerarbeiter, Kattundrucker, Heizer oder Maſchiniſten Tag für Tag in einer Hitze von 40, ſelbſt 50 Grad und mehr aushalten können, warum Menſchen auf kürzere Zeit ſogar eine Hitze von 100 Grad zu ertragen im Stande ſind, z. B. in Backöfen, wo Brod gebacken und Beefſteaks gebraten werden.

Noch ungleich weniger beläſtigt und bedroht uns aber die verhältnißmäßig viel geringere Temperatur jenes trockenen Schwitzbades. Vielmehr wird dabei ſo gut als z. B. an einem ſchwülen Sommertag, bei einem Marſch in der Sonnenhitze nur vor allem die Tranſpiration oder Waſſerverdunſtung durch unſere Haut und Lungen in hohem Grade geſteigert. Auch pflegt außerdem, zumal Anfangs und bei Ungewohnten, oder bei empfindlicheren Perſonen eine gewiſſe allgemeine Anfregung, ſelbſt eine Art leichten Fiebers einzutreten, und ſchon bei verhältnißmäßig ziemlich geringen Wärmegraden des Baderaums, z. B. bei + 25—35 Grad R. kommt es zu reichlichem Schweiß. Weil aber die oberſten Luftſchichten der Badezimmer um ein Beträchtliches wärmer ſind als die untern, ſteht man ſelten darin aufrecht, pflegt vielmehr ſo gut als in Dampfbädern zu ſitzen oder vielmehr auf Feldbetten, Ottomanen, auch Teppichen hingeſtreckt zu liegen und den Schweiß abzuwarten.

Von den ſonſtigen Proceduren bei und nach dieſem Schwitzbad wird ſogleich des Weiteren die Rede ſeyn. Immer und überall gilt als Hauptregel, welche nur mit großer Gefahr für unſer Wohlbefinden vernachläſſigt werden könnte, daß man die heißeſten Räume oder Badezimmer nur allmählig betritt und eben ſo vorſichtig wieder verläßt, um ſchließlich erſt nach völliger Abkühlung des Körpers in's Freie zu treten. Denn nur auf ſolche Weiſe vermögen wir uns eher gegen die Gefahr ſowohl einer allzuraſchen und übermäßigen Erhitzung unſeres Körpers als umgekehrt einer Erkältung nach dem Schwitzbad zu ſchützen.

Daß nun jene ganze Art und Weiſe, ſich der Wärme in künſtlich geheizten Räumen behufs eines Schwitzbades zu bedienen, ihre beſondern Vortheile haben und Nützliches genug leiſten könne, mindeſtens unter gewiſſen Umſtänden, erhellt wohl ſchon aus ihrem täglichen Gebrauch bei den verſchiedenſten Völkern, zumal des claſſiſchen Alterthums, bei den alten Griechen und Römern ſo gut als bei Orientalen, Mahomedanern und andern, bis auf dieſen Tag. Deßgleichen beſitzen wir über die Einrichtungen jenes Luft- oder Schwitzbades, welche auch ſpäterhin und ſogar bis auf dieſe Stunde im Orient, ſo gut als neuerdings in den Städten Europas und zumal Britanniens und Irlands, weſentlich dieſelben blieben, die erſten genaueren Berichte von den Griechen, wie über öffentliche Badeanſtalten überhaupt. Bedienten ſich doch dieſe Alten der Bäder in einer Ausdehnung und Häufigkeit, wovon wir gar keinen Begriff mehr haben. Ja ſogar Bäder in öffentlichen und eigens dazu beſtimmten Anſtalten ſtanden zweifelsohne im Orient ſeit den älteſten Zeiten in Gebrauch; von Aſien gingen ſie aber nach Griechenland über, von da nach Italien u. ſ. f. Schon Homer ſpricht in der Odyſſee von warmen Bädern als von einer allgemeinen und täglichen Sitte. Ja das erſte, was man ſeinem Gaſt, einem fremden Ankömmling überall zu bieten pflegte, war ein Bad. Auch wußten dieſe Helden und Leute des claſſiſchen, viel geprieſenen Alterthums gar wohl warum. Ihre Wohnungen, ihre Kleidung und Leibwäſche waren ja gewiß ſchmutzig genug. Sie hatten keine Mittel ſich zu Haus zu reinigen, keine Linnen-, keine Baumwollenindüſtrie, ſo wenig als Meſſer und Gabeln, und es ſteht ſehr zu befürchten, daß ſogar die bewunderſten Schönen des Alterthums in all dieſen Beziehungen kaum viel beſſer daran waren, als noch heutigen Tages die Frauen bei Neger- und Indianervölkern, oder als die heutigen Türken und Araber, trotz all ihrer Bäder, ihrer Waſchungen. Auch jene beim erſten Anblick ſo auffallende Erſcheinung, daß warme Bäder im Waſſer wie in der Luft gerade im Orient und in warmen Ländern von jeher allgemein benützt wurden, und nicht vielmehr in kälteren Ländern, erklärt ſich wohl aus demſelben Umſtand, weiterhin aus der viel früheren Culturentwicklung des Orients, wie endlich aus der großen Empfindlichkeit aller Bewohner wärmerer Länder für Kälte und jeden Temperaturwechſel.

Schon damals ſtanden indeß bei den Griechen auch kühle oder kalte Bäder nach warmen in allgemeinem Gebrauch, deßgleichen umgekehrt warme Bäder nach kalten, zunächſt in Flüſſen, in der See, und zwar diejenigen in öffentlichen Anſtalten gewöhnlich in Verbindung mit den damaligen Gymnaſien und Paläſtras, mit den Ring- und Kampfplätzen. Nachdem ſich die Jugend im Laufen, Ringen, Kämpfen oder im geiſtigen Unterricht geübt hatte, ſollte ſie auch Gelegenheit finden zu baden. Die Spartaner aber, die erſten Gründer und Förderer jener Gymnaſien, badeten nur im Fluß; denn ſie verachteten alle warmen Bäder als verzärtelnd und weibiſch. Statt der letzteren mußten ihnen einfach durch Feuerherde oder Oefen geheizte Zimmer dienen, mit andern Worten eben jene trockenen Luft- oder Schwitzbäder, von denen hier die Rede iſt. Und von

Sparta aus verbreitete ſich deren Gebrauch erſt aufs übrige Griechenland, ſpäterhin nach Rom.

Auch hier war man darauf bedacht, den Campus martius, das für gymnaſtiſche und kriegeriſche Uebungen beſtimmte Marsfeld nahe der Tiber anzulegen, eigens zu dem Zweck, um nachher eine bequeme Gelegenheit zum Baden zu finden. Etwas aber, was den Gymnaſien Griechenlands in ihrem ſpäteren Entwicklungsſtadium glich, gab es niemals in Rom zu Zeiten der Republik. Denn dort bei den Griechen waren daraus allmählig wahre Akademien entſtanden, wo ſich alles vereinigte, was zur Entwicklung des Geiſtes wie zur Geſundheit und Kräftigung des Körpers dienen konnte. Sie waren vielmehr, wie unter andern Vitruv berichtet, ganze Conglomerate vieler unter ſich zuſammenhängender Gebäude geworden, mit Raum für Tauſende, geziert mit Statuen, Altären u. ſ. ſ. Eben ſo wenig ſtanden in Rom Jahrhunderte durch warme Bäder oder gar Schwitzbäder und dergleichen in allgemeinem Gebrauch. Anſtalten dazu fanden ſich damals nur in den Privatwohnungen der Reichen, der Vornehmen. Indeſſen beſaß Rom ſchon zu Ciceros Zeiten auch öffentliche Badeanſtalten, wo man in Piscinen mit kaltem und warmem Waſſer, ſo gut als in warmer Luft oder in Waſſerdampf ſein Bad nehmen konnte.

Erſt mit den Cäſaren, mit Beginn der Kaiſerzeit ſollte hierin, wie in ſo vielem ſonſt, ein ungeheurer Wechſel eintreten. Schon unter Kaiſer Auguſt und wohl vor Allem durch Begünſtigung ſeiner griechiſchen Aerzte, eines Muſa u. a. wurden warme Bäder, trockene Luft- oder Schwitzbäder gar bald Modeſache. Ja man pflegte in raſcher Aufeinanderfolge nach warmen Bädern kalte zu benützen, oder umgekehrt warme nach kalten, und in Rom war es allgemeine Sitte, vom ſogenannten Caldarium in's Frigidarium, wie von dieſem in jenes zu gehen. Schlimme Folgen dieſer etwas unvorſichtigen Mode konnten indeß nicht ausbleiben; manche gingen ſogar durch die kalten Waſſerbäder unmittelbar nach warmen zu Grunde, und Muſa ſelbſt wurde angeklagt, den Marcellus dadurch getödtet zu haben. So kam es denn bald zu größerer Umſicht; aus der freien Luft trat man z. B. nicht mehr ſofort in ſtark geheizte Räume, noch weniger unmittelbar aus dieſen in kalte Piscinen und Waſſerbaſſins oder in's Freie, benutzte vielmehr hier wie dort eine gewiſſe laue Mittel- oder Uebergangstemperatur in zwiſchenliegenden Räumen (das ſogenannte Tepidarium). Dieß erforderte aber wiederum gar manche eigenthümliche Einrichtungen der ganzen Badeanſtalt, und weil ſolche im Weſentlichen dieſelben waren wie ſchon bei den Griechen, weil ſich die Römer für deren verſchiedene Abtheilungen oft ſogar griechiſcher Namen bedienten, vereinigen wir hier deren Schilderung zu Einem Bild. Zudem beſitzen wir gerade über die römiſchen Thermen oder öffentlichen Bäder noch die genaueſten Schilderungen und Kenntniſſe. Haben ſich doch trotz koloſſaler Verwüſtungen und Plünderungen Reſte genug jener prachtvollen, ja ungeheuren Gebäude erhalten, welche zumal die einſtige Hauptſtadt der Welt geziert. Auf Frescogemälden, z. B. an den Mauern der Thermen des Titus, kann man noch heutigen Tages ihr Inneres, ihre Einrichtung dargeſtellt ſehen, und in Pompeji, in Otricola u. a. wurden ſogar jene Thermen noch in ganz gutem Zuſtand erhalten aufgefunden.

Als mit der Dauer der üppigen, verweichlicht corrumpirten Kaiſerzeit auch Ausdehnung und Pracht jener Thermen mehr und mehr geſtiegen waren, vereinigte ſich allmählig in deren Räumen alles, was zum leiblichen Wohlſeyn und Genuß, zur Erholung wie zum Vergnügen der Bevölkerung und des Armen ſo gut als des Reichen dienen konnte. Außer den Baderäumen fanden ſich da Räumlichkeiten und Säle nicht bloß für gymnaſtiſche Uebungen, ſondern auch für Spiel und Converſation, dazu Promenaden, Bibliotheken, Leſeſäle u. ſ. ſ., etwa wie in unſern heutigen Muſeen oder Clubhäuſern. Jene Thermen näherten ſich jetzt den griechiſchen Gymnaſien. Hier waren jedoch die Bäder nur ein untergeordneter Anhängſel der Gymnaſien, in Rom dagegen bildeten umgekehrt dieſe letzteren ein bloßes Beiwerk der Bäder oder eigentlichen Thermen. Ja man kann ſagen, daß bei den Römern das Gymnaſium ſchließlich in den Thermen unterging, ſo gut als etwa in den modernen Gymnaſien unſerer Zeit deren urſprünglicher Hauptzweck, Uebung und Kräftigung des Körpers, im geiſtigen Unterricht ganz und gar verloren ging.

Das eigentliche Badegebäude jener Thermen, meiſt länglich geſtaltet, zerfiel immer in zwei geſonderte Hauptabtheilungen für Männer und Frauen und hatte deßhalb zwei Haupteingänge, oft mit prachtvollen Periſtylen. In jeder dieſer Abtheilungen befanden ſich geſonderte Räume und Zimmer für warme, laue und kalte Waſſerbäder, wie für's trockene Luft- oder Schwitzbad, ſämmtlich gewölbt, von oben erhellt, und als das Baden zur Nachtzeit Sitte wurde, durch Lampen, prachtvolle Kandelaber und Kryſtallkugeln erleuchtet; weiterhin mit ausgemauerten Baſſins oder Piscinen in der Mitte, zu welchem oft Stufen hinabführten, ferner Kabinete mit Badewannen aus Marmor und ähnlichem koſtbarem Material. Die warmen Bäder beider Abtheilungen ſtießen aneinander, lagen ſomit in der Mitte des Gebäudes, um ſie gemeinſchaftlich heizen zu können.

Digitized by Google

Immer geſchah dieſe Heizung in einem Raum unter dem Boden, im Kellergeſchoß (ſogenanntes Hypocauſtum), welcher ſich längs der Mitte des ganzen Gebäudes unter ſämmtlichen, zu warmen Bädern dienenden Gemächern hinzog. Oben war derſelbe mit einer Flur aus Ziegelplatten bedeckt, welche auf vielen niedern Säulchen aus Backſtein oder Thon ruhte. Durch die Hitze, welche vom Hypocauſtum aber dem Heizraum ausſtrahlte, wurde nicht allein das Badewaſſer in einem über jenem angebrachten Raum erwärmt, ſondern auch ſämmtliche Baderäume, welche zunächſt an ihn angrenzten, ſo beſonders das trockene Luft- oder Schwitzbad. Von den Reſervoirs oder Keſſeln über dem Heizraum, in welchen das Waſſer erhitzt worden war, floß heißes, lauwarmes und ſogar kaltes Waſſer durch beſondere Röhrenleitungen in die einzelnen Baderäume, während der Abgang beſtändig und in ununterbrochenem Strome aus einem großen Waſſerreſervoir erſetzt wurde.

So verſchieden ſich nun auch die weitere Anordnung und Zahl der eigentlichen Baderäume, je nach der Größe der Thermen, wie nach Phantaſie und Willkür ihrer Erbauer oder Beſitzer, geſtalten mochten, immer enthielt doch eine vollſtändige Badeanſtalt außer dem Heizraum oder Hypocauſtum folgende Gemächer und Räume:

1. Zunächſt der Heizkammer für's warme Waſſer und im Vordertheil des Gebäudes lag zu beiden Seiten das warme Bad oder Balneum, deſſen man ſich am häufigſten zu bedienen pflegte. Auch war es deßhalb höchſt geräumig, in der Mitte mit einem Baſſin für warmes Waſſer (ſogenannte Piscina) verſehen, weiterhin mit Galerien, auch Marmorſitzen für die Wartenden. Statt im Baſſin nahm man aber ſein Bad häufig in Badewannen, ſo beſonders in Privathäuſern und Villas.

2. Unmittelbar an's vorige ſtieß rückwärts das trockene Schwitzbad oder Sudatorium, das Calidarium der Römer, faſt noch häufiger Balneum Laconicum, auch kurzweg Lacanicum genannt, weil es von Lacedämon oder Laconien herſtammte. Seine Beſtimmung war, die ſtärkſten Schweiße bei den Badenden zu erregen; auch lag es deßhalb noch ganz über dem Heizraum und war außerdem mit einem beſondern Ofen verſehen, welcher vom Hypocauſtum darunter bald ſtärker, bald ſchwächer geheizt werden konnte. Rings umher befanden ſich Niſchen in den Wänden für die Badenden, auch Stufen und Sitze, meiſt aus Marmor, auf welchen hingeſtreckt ſie lagen oder ſaßen, um ihren Schweiß abzuwarten.

3. Auf dieſes folgte das ſogenannte Tepidarium, jener ſchon oben erwähnte Raum, meiſt ein Gemach, öfters auch eine lange Paſſage oder ein Gang, welcher nur eine mäßige, lauwarme Temperatur hatte und zum Vorbereiten des Körpers vor dem Eintritt in's warme Waſſer- oder Luftbad (Laconicum), wie zum kurzen Aufenthalt für die aus letzteren Zurückkehrenden diente. Dieſes Tepidarium lag demzufolge ganz paſſend zwiſchen dem vorigen und dem folgenden kälteren Raum; ſeine gelinde Wärme aber erhielt es vom anſtoßenden Schwitzbad oder Laconicum mitgetheilt.

4. Endlich ſchloß das ſogenannte Frigidarium oder kalte Badegemach die Reihe. Seine Beſtimmung war einzig und allein, zur völligen, aber ſachten Abkühlung des Körpers Gelegenheit zu geben, auch zum Ankleiden. Faſt immer lag es gegen Norden, während alle warmen Bäder und Säle gegen Süd oder Südweſt lagen. Häufig befanden ſich darin noch große Waſſerbaſſins für kalte Tauchbäder, auch zum Schwimmen. Doch diente das Frigidarium wie das Tepidarium im Ganzen nur ſelten zu Bädern, noch am häufigſten nach dem trockenen Luft- oder Schwitzbad; meiſt ging man vielmehr nur langſamen Schritts durch dieſe Räume, und was man darin ſuchte, war nicht Waſſer, ſondern eine ganz allmählig kühler werdende Temperatur der Luft.

Außer dieſen weſentlichen und überall angebrachten Räumen enthielten größere Thermen immer noch 5) ein beſonderes Auskleidezimmer, das ſogenannte Spoliatorium oder Apodyterium, wo Diener die Kleidungsſtücke der Badenden in Empfang nahmen; ſtatt ſeiner diente oft das Frigidarium; endlich 6) ein Zimmer, das ſogenannte Unctuarium oder Elaeotheſium, wo die Badenden beim Austritt aus dem Bade, zuweilen auch beim Eintritt eingeſalbt und parfümirt wurden. Ringer, Fechter, Athleten aber ließen ſich hier die Haut mit feinſtem afrikaniſchem Sand einreiben. Exemplare jener Gefäſſe oder ſogenannten Ampullae, worin dieſer Sand aufbewahrt wurde, kann man noch heute z. B. im brittiſchen Muſeum zu London ſehen. Das Unctuarium ſelbſt endlich war ſo placirt, daß es vom untern Heizraum viel Wärme erhielt. *

(Schluß folgt.)

* Ziemlich dieſelben Räume und Einrichtungen hatten ſchon die Badeanſtalten in den Gymnaſien Griechenlands, ſo wie ſie z. B. Vitruv ſchildert. In einer Ecke des Periſtyls war das kalte Bad, neben dieſem das Frigidarium, von welchem ein Gang (das Tepidarium der Römer) zum Propigneum oder warmen Bad führte. Dieſem gegenüber, in einer Ecke des Porticus, lag das Laconicum, ein gewölbtes Zimmer. Coryceum hieß das Zimmer zum Ankleiden, Raſiren.

Digitized by Google

Goethes dichterischer Entwicklungsgang.

(Schluß.)

Freilich haben wir hier sogleich das Größte und Reinste genannt, was diese reifste Periode hervorgebracht hat, und Einiges im Faust, was in dieser Zeit entstanden, und kleinere Gedichte, vor allem einige Balladen abgerechnet, reicht das Uebrige zu dieser Vollendung nicht hinan. Die Kluft, die, wie wir sahen, zwischen Goethes Lebensziel und der damaligen umgebenden Welt bestand, war zu tief, als daß die Quelle großer poetischer Schöpfungen in ungestörtem Reichthum hätte fließen können. Wie weit liegt darum von Hermann und Dorothea jene andere, nur wenig spätere und gleichfalls auf die Revolutionszeit hinzielende Dichtung ab, die natürliche Tochter! Und in welchem Gegensatz steht all die Heimlichkeit, all die höfische Verstecktheit dieses unpopulärsten unter den bedeutenderen Dramen Goethes zu der freien und derben Offenheit und Natürlichkeit, mit welcher er einst im Götz unter dem lauten Beifall der Nation begonnen hatte! Und dennoch ist es nur dieselbe Dichternatur, die in Hermann und Dorothea in ihrer ganzen Größe und hier wiederum in ihrer Schwäche gegenüber von den großen Weltverhältnissen zum Vorschein kommt, nämlich eben die empfänglich beschauliche Anlage, der es für sich selbst an der frei praktischen Spannkraft des Schillerschen Ideals fehlt, und die so in der natürlichen Tochter vielmehr zum einseitigen sich Beugen unter die Macht der Realität, unter den, wenn auch noch so ungerechten Druck höherer politischer Verhältnisse und Rücksichten wird. Und dieß ist es daher, was mit erkältender Macht sich über das Ganze legt, was ihm statt der innerlich warmen und lebensvollen Form der Iphigenie und des Tasso so vielfach nur einseitige und unheimliche Marmorglätte und etwas von ermüdender Breite gibt. Aber dennoch sehen wir selbst hier, statt jenes früheren, nur unwillig abwehrenden Verhaltens gegenüber von den Zeitverhältnissen, eine positiv schaffende Beziehung, und so zeigt sich auch da, wo die dichterische Kraft sich nicht zu gleicher Höhe hebt, wie in Hermann und Dorothea, doch wenigstens dieselbe männlich reifere und mit der umgebenden Welt und ihren Aufgaben geeinigtere Sinnes- und Anschauungsweise.

In den späteren Theilen der Lehrjahre, die hieher gehören, hat zwar der Reiz und die Fülle poetischer Anschaulichkeit sichtlich abgenommen, und die kühlere Reflexion ist es, die in der ganzen Behandlung hervortritt; allein andererseits wird der Held hier schon aus der einseitig idealen Welt der Bühne und eines bloß ästhetischen Strebens zu dem reelleren Ziele voller persönlicher Ausbildung und wirkenden und menschlich erziehenden Berufes hinübergeführt.

Und wenn wir jenen Roman nehmen, den der Dichter schon gegen den Beginn seines Alters schrieb, die Wahlverwandtschaften, so ist es ja auch hier ächt deutsches Leben, wenn gleich eines schon ausgewählteren Gesellschaftsgebietes, das zwar nicht mehr mit der Frische und Kraft jugendlichen Feuers, doch um so mehr zu einem durchsichtig planvollen und ergreifenden Kunstwerke durchgearbeitet ist. Zwar tritt auch hier, so stark als nur irgendwo, die ganze Eigenthümlichkeit des Dichters, vor Allem gegenüber von Schiller, hervor. Statt der frei kämpfenden Macht des sittlichen Lebens ist es ja auch hier in ausgesprochenster Weise nur der Zug der Natur (der natürlichen Gemüths- und Geistesanlage), der ausdrücklich mit den chemischen Gesetzen in bildliche Analogie gesetzt, auch innerhalb des gesellschaftlichen und sittlichen Lebens mit Vorliebe zum Gegenstande gemacht ist; und dieß vor allem ist es, was so viele Gemüther verletzt hat, und worin unläugbar eine Schwäche der Dichtung beruht. Allein wenn auch von diesem ganz entgegengesetzten Pole aus, führt ja der Verlauf der Dichtung doch zu derselben sittlichen Wahrheit hin, und selbst der Schluß, den man dem Dichter so verübelt hat, und der vom künftigen beseligten Wiedererwachen der im Tode vereinigten Opfer spricht, ist nichts als der versinnlichte poetische Ausdruck dessen, was als das versöhnende geistige Resultat über dem Ganzen schwebt, der Idee eines von jener sittlichen Schwäche, wie von menschlicher Kurzsichtigkeit geläuterten und harmonisch an der innern Verwandtschaft und Zusammenstimmung der Naturen sich erfreuenden Daseyns.

Freilich über das Gebiet innerer Herzensgeschichte und gesellschaftlicher Privatverhältnisse kommen wir auch hier nicht hinaus, wir haben auch hier nur ein Bild aus der eigenen innern Geschichte des Dichters, und

Digitized by Google

die Zeit der Kämpfe gegen Napoleon und des beginnenden höheren Alters vermochten am wenigſten in dieſer Hinſicht an dem Dichter noch etwas zu ändern und ihn für große geſchichtliche Stoffe empfänglich zu machen. Vielmehr kann nach allem Früheren nichts natürlicher erſcheinen, als daß er aus den Stürmen des tief erſchütterten Weſtens ſich in die Lüfte des patriarchaliſchen, ruhig beſchaulichen Oſtens flüchtete und in ſeinem weſtöſtlichen Divan auch nach dieſer Seite hin den eigenthümlich univerſellen Charakter ſeiner letzten Periode bekundet, die auch über mittelalterliche Kunſt und das Recht der Romantik in ganz anderer Weiſe, als in der einſeitig claſſiſchen Periode, urtheilen gelernt hatte und zugleich in der lebendigen, allſeitigen Empfänglichkeit für die Literaturerzeugniſſe fremder Nationen ſich kund gibt. Denn je mehr mit dem Alter die ſelbſtſtändig ſchaffende Dichterkraft abnehmen mußte, deſto mehr trat an ihre Stelle das reiche geiſtige Verarbeiten gegebenen Stoffes, und ſo iſt denn für dieſe Zeit vor allem der umfaſſende geſchichtliche Rückblick auf jene gährende Culturepoche der eigenen Jugendentwicklung, wie er ſie in Dichtung und Wahrheit dargeſtellt hat, das vorzugsweiſe charakteriſtiſche Werk, in welchem wir freilich die glühende und überſchäumende Jugend des Dichters nur noch durch den Schleier hindurch erblicken, den die Reflexion und Beſchaulichkeit des Alters darüber gebreitet hat.

Doch ein Geiſt, der mit ſolcher Macht und Gewalt das letzte Ziel der Neuzeit, die vollendete menſchlich ſchöne Natürlichkeit, erfaßt und ſich durch ſo entgegengeſetzte Phaſen hindurch bewegt hatte, er konnte ſelbſt da, wo nach den Geſetzen menſchlicher Natur die reine Dichterkraft abſterben mußte, doch wenigſtens dem Gehalt ſeiner ganzen Weltanſchauung nach nicht anders als vorwärts ſchreiten, und ſo ſehen wir denn endlich den Dichter in jenen beiden Werken, in denen er am vollſtändigſten ſeine eigene Entwicklung dargelegt hat, in der Fortſetzung des Wilhelm Meiſter und im Fauſt, eben ſo dem Gehalte nach über die humaniſtiſche und menſchlich ideale Periode, der er ſelbſt angehört, hinaustreten und prophetiſch in eine ganz andere, die der praktiſch bürgerlichen und ſocialen Aufgaben hinübergreifen, wie andererſeits der Form nach die allgemeinen Ideen jetzt immer mehr die unzureichende poetiſche Hülle als eine bloß ſymboliſche durchbrechen.

Je weniger nämlich die letzte Fortſetzung des Wilhelm Meiſter, die Wanderjahre, die erſt in den zwanziger Jahren vollendet wurden, ſchon ihrer ganzen Entſtehung nach den rein poetiſchen Maßſtab aushalten, je mehr ſie vielmehr als eine loſe verbundene Anhäufung ganz verſchiedener Beſtandtheile von ungleichſtem Werthe erſcheinen, deſto mehr fordern ſie ſelbſt auf, im Unterſchied von dem novelliſtiſchen und romanhaften Elemente, das ſich hauptſächlich in den epiſodiſchen Erzählungen abgelagert hat, ein ganz anderes, nämlich die Ideen auszuſondern, die auf Erziehung, auf berufsmäßige Ausbildung und Beſtimmung ſich beziehen. Nur in dieſen liegt die freilich nicht mehr poetiſche, aber doch der Idee nach weiter geführte Fortſetzung der Lehrjahre, und hier erſt zeigt ſich nun, welcher gewaltige Umſchwung allmählig in Geiſt und Anſchauung des Dichters vor ſich gegangen iſt.

Menſchlich harmoniſche Ausbildung der eigenen Perſönlichkeit, dieſes noch ganz ideale Ziel, iſt es, das Wilhelm in den Lehrjahren verfolgt, und ſcharf und beſtimmt ſpricht er dieß vor allem in dem Briefe an ſeinen Freund Werner aus, dirſes erklärte Gegenbild von ihm, das den gewöhnlichen, auf äußern Erwerb und Genuß gerichteten Menſchen darſtellt. Gegenüber von ihm veranſchaulicht Wilhelm ſein Streben durch den Gegenſatz des Edelmanns, der unter den damals beſtehenden Verhältniſſen eigentlich allein zu ſolcher Ausbildung der eigenen Perſönlichkeit befähigt ſey und durch ſeine Perſönlichkeit alles gebe, und andererſeits des Bürgers, der nur einzelne Fähigkeiten ausbilde, um brauchbar zu werden, und deſſen Weſen keine Harmonie zulaſſe, weil er, um ſich auf eine Weiſe brauchbar zu machen, alles übrige vernachläſſigen müſſe. Wie ganz entgegengeſetzt lautet nun zu dem Allem die Anſchauungsweiſe der Wanderjahre! „Narrenspoſſen," ſagt dort Jarno, „ſind eure allgemeine Bildung und alle Anſtalten dazu. Daß ein Menſch etwas ganz entſchieden verſtehe, vorzüglich leiſte, wie nicht leicht ein Anderer in der nächſten Umgebung, darauf kommt es an." Hier wird alſo eben jene Ausbildung einer einzelnen bürgerlichen Fähigkeit in den Vordergrund geſtellt. „Jetzt iſt die Zeit der Einſeitigkeiten," heißt es; „wohl dem, der es begreift, für ſich und Andere in dieſem Sinne wirkt." Und in dieſem Geiſte iſt denn auch wirklich die ganze Anlage des Bundes gehalten, in welchem auch Wilhelm ein nützliches Mitglied zu werden ſtrebt. Derſelbe Roman, der in Mignons Geſtalt und Liedern mit dem ganzen Reize geheimnißvoll dichteriſchen Zaubers begonnen hatte, verläuft ſich ſo in ſeiner letzten Fortſetzung in ganz und gar entgegengeſetzte Gebiete, in lang gedehnte techniſche Schilderungen aus dem Gebiete der Garnſpinnerei und Weberei, in Figuren eines „Geratter Schirrfaſſers" und Garnboten (worin Goethe ſchweizeriſche Induſtrieeindrücke verarbeitet hat). Jarno wird zum Montan (zum Bergmann), woran ein bekanntes Lieblingsthema des gealterten Dichters, der Streit der neptuniſtiſchen und

Digitized by Google

oulkaniſtiſchen Theorie angeknüpft wird, ja ſelbſt Philine, dieſe heiterſte und leichteſte, aller Geſchäftsproſa fremdeſte Geſtalt poetiſcher Laune, muß ſich zur Schneidermamſell umwandeln laſſen, die überall nach Stoff für ihre Scheere ſucht; und Wilhelm ſelbſt, der Held des Ganzen, wird durch das Andenken, das ihn an ſein erſtes romantiſches Zuſammentreffen mit dem Ideal ſeines Herzens erinnert, hinüber geführt zu ſolidem wundärztlichem Streben und ergeht ſich in Erörterungen über Knochen- und Bänderlehre und künſtliche anatomiſche Präparate.

Wer ſieht hier nicht unmittelbar das innere Abſterben des Dichtergeiſtes, die fortſchreitende proſaiſche Verknöcherung des Alters? Aber wie gänzlich ungerecht wäre es, nur dieß darin ſehen zu wollen, wo vielmehr mit den allerdeutlichſten, unverkennbarſten Zügen die eigene Entwicklungsgeſchichte der ganzen Nation, das Bild unſerer eigenen Gegenwart uns entgegenſchaut! Denn ſo proſaiſch hölzern, ſo reell techniſch und induſtriell iſt ja unſere ganze Zeit geworden gegenüber von jener früheren, harmlos menſchlichen und idealen Begeiſterung. Und doch, wie weit iſt ſie ſelbſt noch von dem Ziele entfernt, das der Dichter in jenem Werke ſeines Alters uns vor Augen ſtellt! Denn das berufsmäßige Wirken für den Zweck der Gemeinſchaft, in welchem jeder eine beſtimmte organiſch eingreifende Bedeutung auszufüllen hat, nicht aber der Geiſt des bloßen Erwerbs iſt es, was den Dichter bei jener Hervorhebung ſach- und berufsmäßiger Beſtimmung und Wirkſamkeit Aller geleitet hat. Der Berufszweck iſt es, der den Einzelnen aus ſeinem bloßen Privat- und Erwerbsſtreben herausheben ſoll, was darum auch unter dem Symbole des Wanderns und Entſagens, d. h. eben des Heraustretens aus dem bloß perſönlichen Streben, dargeſtellt wird. Der Berufszweck iſt es eben ſo, der jene Form eines gegliederten Bundes und eines denſelben zuſammenhaltenden verkörperten „Bandes“ hervorruft, die in den Wanderjahren ſo eigenthümlich hervortritt und als eine der höchſten dichteriſchen Ahnungen von der ſocialen Aufgabe der Neuzeit und vor Allem unſerer Nation erkannt werden muß. Denn wir dürfen ja nur dieſelbe Wahrheit, die bei dem Dichter noch bloß als menſchlich ſittliche Form erſcheint, zugleich in ihrer vollen Rechtsbedeutung, als ein wahrhaftes Rechtsgeſetz organiſcher Berufsarbeit Aller und einer hierauf gegründeten freien Gliederung der ganzen Staatsordnung denken, ſo iſt dieß durchaus daſſelbe, was ſich als Ziel der ganzen bürgerlichen Entwicklung ſeit dem Mittelalter auffaſſen läßt. Die volle organiſche Berufsordnung erſt, als Grundlage des politiſchen Daſeyns, wird uns aus der Beſchränktheit ſelbſtiſcher Privatexiſtenz, aus unfrei bureaukratiſcher Staatsform, wie endlich aus dem Elend kleinſtaatlichen Partikularismus herausbringen und unſern rechtlich menſchlichen Beruf unter den Nationen begründen. Und aus welchem andern Grund iſt es gerade Goethe, dem eine Ahnung dieſes ſocialen Zieles aufgegangen iſt, als deßhalb, weil ja von Anfang an ſein Streben auf die vollen natürlichen und gegenſtändlichen Bedingungen ächt menſchlichen Daſeyns hingegangen iſt?

Was nun in den Wanderjahren in klarer und deutlicher Proſa entwickelt iſt, aber freilich ſeiner letzten rechtlichen Conſequenz nach erſt dem fortſchreitenden Geiſte der Zeit ganz verſtändlich werden kann, das bildet, nur in einer mehr dichteriſch ſymboliſchen Form, auch den Abſchluß des Fauſt, an deſſen Hand wir nun nochmals, nur in ungleich engerem und kürzerem Raume, die ganze durch mehr als ein halbes Jahrhundert ſich hindurchziehende Entwicklung des Dichters und in ihr unſerer Nation ſelbſt durchlaufen.

Auch der Fauſt beginnt, wie ſeiner zeitlichen Entſtehung, ſo ſeinem innern Charakter nach, mit dem Geiſt jener Periode, die durch den Götz und Werther bezeichnet iſt. Er enthält daher neben dem geſchichtlichen, durch die Fauſtſage ſelbſt an die Hand gegebenen Motiv, nämlich dem ungemeſſenen Wiſſensdrang, zugleich ein weſentlich anderes, ganz dem Dichter und ſeiner Zeit angehöriges Motiv, nämlich jenes Sehnen nach wahrhafter, voller Natur und Menſchlichkeit im Gegenſatz gegen die dumpfe und beengende Unnatur der ganzen Umgebung und des Lebens, in dem er bis jetzt ſich findet. Deßhalb war es auch urſprünglich, wie jetzt noch verſchiedene Spuren zeigen, nicht, wie in der Sage, der Böſe, ſondern der Geiſt der gewaltig wirkenden Natur ſelbſt, der Erdgeiſt, der in Mephiſtopheles Fauſt den Führer und Geſellen zuſendet; und wie es für den Dichter ſelbſt vor Allem die Liebe iſt, in der ihm die Macht und Herrlichkeit menſchlich natürlicher Empfindung und ihres frei wogenden Lebens aufgeht, ſo iſt es auch demgemäß Gretchens Geſtalt, dieſe reinſte, naivſte Erſcheinung harmlos menſchlicher Natur und Weiblichkeit, in welcher für Fauſt, ganz ähnlich wie für Werther, zuerſt jenes geſuchte neue Leben entgegen tritt und mit ihm die Kraft, auch Geiſt und Leben der Natur im Ganzen zu fühlen und zu genießen.

Doch dieſer Fauſt, der mit dem Erdgeiſt noch im Bunde ſteht und nur das gewaltigere, dem Weſen des Dichters vollſtändiger entſprechende Seitenbild des Werther iſt, vertritt eben deßhalb zu ſehr nur den Geiſt jener erſten naturaliſtiſchen Periode, als daß er nicht mit der ſpäteren gereifteren Entwicklung des

Dichters einem höheren, umfaſſenderen Plan hätte weichen müſſen. Nur dadurch, daß im Einklang mit der alten Sage wieder der Vertrag mit dem Böſen an die Stelle des Erdgeiſtes trat, daß ſo beſonders auch das Verhältniß zu Gretchen nicht bloß ein ſeiner Natur nach vorübergehendes und in ſchmerzlicher Weiſe wieder gelöstes, ſondern vielmehr im ſittlichen Sinne ein tief und furchtbar tragiſches wurde, konnte die Dichtung ſich zu jenem unverfallen Plan erheben, den der ſpäter gedichtete Prolog im Himmel vorzeichnet und zufolge deſſen Fauſt nun das geſammte Gebiet höchſten menſchlich natürlichen Strebens durchläuft. Freilich, die Grundabweichung von der alten Sage, nämlich das verſöhnte Ende der Dichtung, war ſchon von Anfang dadurch gegeben, daß das bewußte frei natürliche und menſchliche Streben des Dichters und ſeiner Zeit zur Grundlage gemacht war, nicht mehr jenes halb mittelalterliche und unfreie, aus dem die Fauſtſage ſelbſt noch entſprungen iſt, und welchem jedes ſelbſtſtändige höhere Streben des Menſchengeiſtes in Wiſſenſchaft und Kunſt noch als ein magiſch übernatürliches, als frevles Ueberſpringen der menſchlichen Schranken erſchien.

So wendet ſich denn alſo Fauſt, nachdem jene erſte Periode unmittelbaren Naturdranges vorüber iſt und Gretchens tragiſcher Untergang ihn mit ſchmerzlichem Stachel zu höherem, kräftig beſonnenerem Streben angeſpornt hat, im zweiten Theil, analog wie der Dichter ſelbſt, aus der trüben Innerlichkeit des Nordens hinweg und zur Herrlichkeit voller menſchlich ſchöner Erſcheinung hin, wie ſie in Kunſt und Leben des claſſiſchen Alterthums ihm vor Augen ſchwebt. Helena, als der leibhafte Inbegriff dieſer Schönheit der altgriechiſchen Welt, iſt es, die für Fauſt zum höchſten Ziel ſeines Strebens wird, ſo daß der Dichter auch hiebei zwar an die alte Form der Fauſtſage und des Puppenſpiels anknüpft, aber im ſpäteren Verlauf dieſe Helena freilich zum allgemeinen Symbol griechiſch antiken Weſens und ſeiner Schönheit verwendet hat.

Alles, was voraus geht und zwiſchen jene beiden großen Wendepunkte hineinfällt, der großartigere und prächtigere Schauplatz am kaiſerlichen Hofe und das Treiben an demſelben, iſt ſichtlich nur ein Uebergang zu jenem Höhepunkte, daher auch Fauſt erſt, wo es dieſem zugeht, aus ſeiner mehr paſſiven und zuſchauenden Rolle heraustritt und in neuer kräftiger Weiſe einzugreifen anfängt. Allein ſo wenig der Dichter ſelbſt einſt ſeine rein claſſiſche Periode, jene einſeitige Verſenkung in den Geiſt antiker Kunſt und Schönheit, auf die Dauer feſtzuhalten vermochte, ſo wenig kann auch für Fauſt dieſe Vereinigung mit Helena eine dauernde, ein Letztes und Bleibendes ſeyn. Schon ihrem Urſprunge nach iſt ja dieſe Wiedererweckung des Antiken nur eine künſtliche, durch gelehrte geſchichtliche Bildung vermittelte, nicht ein unmittelbar naturwüchſiges Bewußtſeyn und Leben, was daher der Dichter in ironiſcher Weiſe durch den künſtlich hervorgebrachten Homunculus, der den Führer auf dem claſſiſchen Boden machen muß, verſinnbildlicht hat, und eben ſo vermag auch der Geiſt der Neuzeit mit ſeiner Innerlichkeit unmöglich auf dauernde Weiſe in der Antike ſchon die ganze Fülle des menſchlich Natürlichen zu finden. Fauſt und Helena müſſen ſich wieder trennen, ſo wie auch die gemeinſame Frucht ihrer Ehe, Euphorion, das aus widerſprechenden Naturen zuſammengeſetzte claſſiſch romantiſche Wunderkind (das eine freilich wenig paſſende Anſpielung auf Byron, den Dichter und Philhellenen, enthält), vor der Zeit wieder dahin geht.

Und nun erſt, bereichert mit dem unverlierbaren Gewinne, den er aus jener Vertiefung in die antike Welt ſich errungen hat, kehrt Fauſt, gleich dem Dichter ſelbſt, in die nordiſche Heimath und auf den Boden der eigenen Gegenwart zurück, um endlich hier, im raſtlos ſchaffenden Umgeſtalten der umgebenden Wirklichkeit und Natur ſein verſöhntes Ziel zu finden. Doch während der Dichter für ſich ſelbſt dieſes Ziel eben nur in ideeller dichteriſcher Weiſe erreicht hat, geht er dagegen in Fauſt über ſeine eigene Zeit und Perſon gänzlich hinaus und erhebt ſich zum Bilde frei ſchaffenden praktiſch bürgerlichen Gemeingeiſtes, in deſſen höchſter Ahnung Fauſt ſeine Laufbahn beſchließt.

Doch auch in dieſem Schluſſe noch verläugnet ſich nicht der rein Goetheſche Geiſt. Zur wahrhaften Natur hat Fauſt von Anfang an hingeſtrebt, und zu ihr kehrt er am Schluſſe endlich in verſöhnter Weiſe zurück. Jetzt erſt, wo er endlich in der Gegenwart ganz zu Hauſe wird, jetzt erſt geht es ihm auf, wie er in widerſinniger Verkehrung der Wahrheit die Natur in magiſcher Unnatur angeſtrebt hat, ſtatt im harmlos Heitern und Menſchlichen vielmehr

— „im Düſtern ſuchte,
Mit Frevelwort ſich und die Welt verfluchte,“

und dieſe Erkenntniß wird ihm zum letzten bewußten Hinwegſterben von dem Geſellen, den er ſelbſt an ſich gekettet hat.

„Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zauberſprüche ganz und gar verlernen,
Stünd' ich vor dir Natur ein Mann allein,
Da wär's der Mühe werth ein Menſch zu ſeyn.“

Und auch in jener gemeinnützig ſchaffenden Thätigkeit Fauſts iſt es nicht die Seite der Freiheit ſelbſt und

Digitized by Google

ihrer ſubjektiven Kraft und Würde, nicht die des freien Rechtsverkehrs mit gleichgeſtellten Genoſſen, ſondern es iſt analog, wie wir es ſchon bei den Wanderjahren geſehen, die des gegenſtändlichen Schaffens, die Herſtellung der wohlthätigen vollen Naturbedingungen menſchlichen Daſeyns, die im Kampf mit feindlicher Naturkraft ihn auf den Gedanken freien Gemeindrangs, freier Volksgemeinſchaft auf freiem Grunde hinüberführt. Wie könnte vollends die letzte verklärende Schlußſcene und ihr bildlich allegoriſcher Inhalt mit etwas anderem endigen als mit jenem Grundgedanken Goetheſchen Weſens? Nicht die überwindende Kraft geiſtig ſittlicher Freiheit iſt es, die zum Schluſſe gefeiert wird, ſondern auch hier wieder wird der entgegengeſetzte Pol an der ſittlichen Wahrheit hervorgekehrt: die wahrhafte Natur in ihrem höchſten Sinn iſt es, die mit ihrem Geſetze den Verirrten ſchließlich emporzieht, ſie, deren Bild einſt in Gretchen zuerſt ihm entgegentrat, und die ja immer dem Dichter am nächſten und unmittelbarſten im ächt weiblichen Weſen zur Anſchauung kam. In gewaltſam übernatürlichem Streben, mit der Losreißung von den menſchlichen Schranken hat Fauſt begonnen und ſtellt darin das volle einſeitige Freiheitsſtreben des Mannes dar; doch zur ewigen, in der Natur ſelbſt wurzelnden Ordnung, zu ihr, die am unmittelbarſten im demüthigen und hingebenden Gefühle des Weibes lebt, kehrt er zurück. „Das ewig Weibliche," heißt es, „zieht uns hinan;" und ſo muß die mittelalterlich gothiſche Symbolik dieſes Schluſſes einem Gedanken dienen, der ſeinem letzten Inhalt nach ihr gänzlich entgegengeſetzt iſt; ja der ganze Schluß des Fauſt wird, ohne daß der Dichter es unmittelbar will, zu einem Symbole des weltgeſchichtlichen Ganges ſelbſt, der gleichfalls, wie die ganze Neuzeit lehrt, aus mittelalterlicher Jenſeitigkeit und Losreißung von der Natur zu deren vollem Geſetze und klar erkannten Bedingungen zurückkehren ſoll.

Wir haben hier in möglichſter Zuſammendrängung nur die weſentlichen Entwicklungsſtufen bezeichnet, die Fauſt, analog mit dem Dichter ſelbſt, und in denen er eben damit zugleich den innern Entwicklungsgang des deutſchen Geiſtes ſelbſt darſtellt. Für den, welcher die innere Entſtehungsgeſchichte des Fauſt im Näheren und Einzelnen zu verfolgen und zugleich für all das Erklärungsbedürftige des zweiten Theils einen Schlüſſel wünſcht, ohne doch durch einen ermüdenden Commentar ſich hindurchwinden zu müſſen, iſt wohl jetzt vor allem die Köſtlin'ſche * Schrift zu empfehlen, die insbeſondere auch gegen die frühere einſeitig philoſophiſche Deutungsweiſe möglichſt das urſprüngliche Streben und den Sinn des Dichters feſtzuhalten ſucht. Was wir an derſelben noch zu wünſchen hätten, wäre nur das, daß ſie eben jene Aufgabe in einer noch vollſtändigeren und beſtimmteren Weiſe ſich geſtellt und das ſpecifiſch Goetheſche des Fauſt, mit Anſchluß an die verſchiedenen Entwicklungsphaſen, denen ſeine einzelnen Theile angehören, mehr hervorgehoben, z. B. alſo die Anfänge deſſelben mit Beziehung auf die naturaliſtiſche Periode des Werther und das eigenthümlich Goetheſche hierin, beſtimmter beſprochen hätte. Dabei wäre freilich der Umfang der Aufgabe, die der Verfaſſer ſich geſetzt, etwas überſchritten worden, wie denn namentlich auch die Bezugnahme auf den Gegenſatz zu Schiller nicht zu vermeiden geweſen wäre. Allein es liegt nun einmal in der Natur der Sache, daß vor allem der Fauſt mit ſeinen Tiefen und Dunkelheiten nur im Zuſammenhang mit dem übrigen Weſen und Streben des Dichters in ſeiner vollen Eigenthümlichkeit dargeſtellt werden kann. Was wir unter dem eigenthümlich Goetheſchen verſtehen, darauf iſt ja in allem Obigen, und, wenn gleich ganz kurz, auch noch an einzelnen Hauptpunkten des Fauſt, zur Genüge hingewieſen.

Zu dem vielen Treffenden aber, was die Köſtlinſche Schrift zu Gunſten einer billigeren Beurtheilung des zweiten Theils geltend macht, fügen wir hier noch einen Geſichtspunkt anderer Art hinzu, mit dem freilich die rein äſthetiſche Beurtheilung aufgegeben iſt, der aber eben die Nothwendigkeit einer allgemein geſchichtlichen Betrachtungsweiſe im Gegenſatz gegen das Einſeitige und Unzureichende, was hier die bloß poetiſche Beurtheilung hat, darthun mag. So tiefgreifend nämlich die Mängel ſind, an denen der zweite Theil des Fauſt, theils zufolge des überwiegend Symboliſchen und Allegoriſchen, theils überhaupt der ungünſtigen Einwirkungen des Alters, leidet — ſollte denn nicht ſo viel allmählig klar geworden und insbeſondere durch die oben erörterten Grundlagen und Entwicklungsformen der Goetheſchen Dichtung dargethan ſeyn, daß eben die eigene innerſte Natur dieſes Werkes, das gleich keinem andern den ganzen Verlauf jener humaniſtiſch dichteriſchen und philoſophiſchen Geiſtesperiode in ſich zuſammenfaßt, es auch mit ſich brachte, daß es nicht als rein dichteriſches Werk mehr ſchließen konnte, daß vielmehr, wie wir es eben an dem gealterten Goethe ſehen, die rein dichteriſche Blüthe ſchon abgefallen ſeyn, ihre Zeit ſchon vorüber ſeyn mußte, damit das reine Princip, das ihr von Anfang zu Grunde lag und das vor allem eben im Fauſt ſeinen Ausdruck fand, in ſeiner bewußten Reife und Vollendung hervortreten konnte?

* K. Köſtlin, Goethes Fauſt, ſeine Kritiker und Ausleger. 1861.

Der ganze Entwicklungsgang Fauſt's beſteht ja darin, daß er im Gegenſatz gegen das bloß menſchlich ideale und äſthetiſche Streben, das er noch mit dem Dichter ſelbſt gemeinſam hat, endlich bei dem praktiſch realen und bürgerlichen anlangt. Sein anfängliches Streben nach Fülle der Natur und kräftigen Weltlebens iſt doch nur in jenem früher charakteriſirten menſchlich idealen und poetiſchen Sinne des Dichters, und auch die Vereinigung mit Helena gehört noch dieſer beſchaulichen und äſthetiſch genießenden Periode an, wie theils die Sache ſelbſt, theils die innere Parallele mit der eigenen rein claſſiſchen Periode des Dichters zeigt. Wie hätte nun die vollendete Durcharbeitung und Ausführung des Fauſt im Sinne jenes Entwicklungsganges in eine andere Zeit fallen können, als in die, in welcher auch der Dichter durch ſein Alter wie durch ſeine innere Entwicklung über die Periode des rein dichteriſchen und humaniſtiſchen Strebens hinausſchritt und (wie wir ja auch in den Wanderjahren ſehen) zum Bewußtſeyn der praktiſch ſocialen Aufgabe überging? Gerade dadurch alſo, daß zufolge des ganzen Weſens jener Literaturperiode unſerer Nation auch im Fauſt der allgemein geiſtige Kern über die Zeit der rein poetiſchen Periode hinauswachſen, daß er zum Schluſſe die Hülle der rein dichteriſchen Form zerſprengen mußte, gerade dadurch erſt iſt der Fauſt dieß abſchließende, ewig großartige Denkmal jener nach außen noch ſo unſcheinbaren und ſchwachen, an menſchlich idealem Gehalte aber ſo großen Epoche unſerer Nation. Ein noch rein und ganz poetiſcher Fauſt wäre dieß nicht.

So verſchmerze man alſo endlich dieſen Mangel an einer rein poetiſchen Durchführung des Fauſt und halte ſich daran ſchadlos, daß er ein um ſo eindringenderes und bezeichnenderes Denkmal jener ganzen Periode, ſo wie der Goethe'ſchen Entwicklung ſelbſt iſt. Daß dieß letztere namentlich auch von dem Schluſſe des Fauſt gelte, dieß hat wohl nicht bloß im Obigen ſich gezeigt, ſondern es erhellt auch aus einer, wie es uns ſcheint, bis jetzt noch zu wenig benützten Parallele, einem der ſchönſten kleineren Gedichte Goethes, dem „Schatzgräber.“ Dieſer nämlich ſpricht für den einfachen Geſichtskreis des gewöhnlichen Menſchen ganz dieſelbe Goetheſche Anſchauungsweiſe und Lehre aus, die der Fauſt im Großen und in Beziehung auf die allgemein geſchichtlichen Probleme gibt. Auch der Schatzgräber nimmt, wie Fauſt, in ſeiner Noth endlich zu Zauber und Beſchwörung ſeine Zuflucht, „meine Seele ſollſt du haben, ſchrieb ich hin mit eignem Blut,“ und auch er wird, wie ſchließlich Fauſt, von ſolcher Unnatur hinweg zur unbefangenen natürlichen Ordnung hingewieſen, zu Arbeit und menſchlich heiterem Genuß. Dieſe Parallele zeigt wieder deutlich genug, wie nothwendig es für Goethes Anſchauungsweiſe war, den Fauſt mit einem Bilde befriedigenden, ächt natürlichen und gegenſtändlichen Schaffens zu ſchließen, und wie wenig deßhalb jener Vorſchlag in ſeinem Sinn geweſen wäre, der als praktiſch bürgerliches Feld für Fauſt (anſchließend an deſſen eigene Zeit) eine Betheiligung deſſelben am Bauernkriege empfiehlt. Denn ein ſolcher Stoff, bei welchem es ſich um das wild aufgeregte Bewußtſeyn des eigenen ſubjektiven Rechtes handelt, würde gewiß am wenigſten zu dem paſſen, was Goethe ſeiner ganzen geiſtigen Natur nach wollte, zum Bilde eines poſitiven gegenſtändlichen Schaffens. Dieſes aber in dem oben bezeichneten Sinne der Wanderjahre auszuführen, hätte viel zu ſehr in die beſtimmteren praktiſch ſocialen Ideen ſelbſt hinein geführt und eine viel weitläufigere Anlage erfordert.

Daß aber das Uebergewicht der Ideen und eben damit des Allegoriſchen im zweiten Theile ihn um ſo mehr zu einem Ausdruck des ganzen Geiſtes und der geſchichtlichen Bedeutung jener dichteriſchen Periode macht, dieß wird niemand läugnen, der ſich überhaupt klar gemacht hat, daß das innerſte Weſen derſelben ein principielles, menſchlich ideales iſt, und daß ſie eben deßhalb der unmittelbare Vorläufer der Philoſophie war. Iſt nun dieß der Grund von der ideellen Einſeitigkeit, an welcher in irgend einer Weiſe alle größeren Erzeugniſſe unſerer Dichterperiode leiden, wie hätte gerade das principielſte derſelben, das zugleich ihre Entwicklung über ſich ſelbſt hinaus darzuſtellen hat, einen befriedigenden, rein dichteriſchen Abſchluß erhalten können?

Um ſo weniger darf man gegen die Fülle von Ideen und eindringenden geſchichtlichen Anſchauungen ſich verſchließen. Um hiebei von allem Andern, von dem vielen auch dichteriſch Großartigen des zweiten Theiles zu ſchweigen und nur noch an Eines zu erinnern, was auch zu dem in rein poetiſcher Hinſicht Verfehlten gehört, nämlich an jenes Sinnbild des Homunculus, wie treffend und eindringend iſt doch hierin das ganze geſchichtliche Weſen der philologiſchen Alterthumswiſſenſchaft und ihres Humanismus ſeit dem Ende des Mittelalters vor Augen geſtellt, dieſes künſtlich gepflegte, vom Mark einer fernen Vergangenheit zehrende, gegenüber von der leibhaften Wirklichkeit aber, trotz allen beſſeren Wiſſens, aller geiſtigen Bildung, doch ſo kraftloſe und unmächtige Geſchöpf! Ja, noch heute iſt unſere ganze philologiſch humaniſtiſche Bildung ein ſolches kümmerliches Homunculusweſen, ein künſtliches Surrogat des wahren und leibhaften Menſchenthums, eingeengt

Digitized by Google

in die Wände der Stubengelehrſamkeit, wie der Homunculus in die Phiole, ein Zwitterding zwiſchen Mittelalter und frei menſchlicher Natur, gleich der nun längſt verſchwundenen Alchymie, mittelſt welcher der Dichter in ſo ſchlagender Ironie ſeinen Homunculus entſpringen läßt.

Doch freilich, was iſt es denn am Ende viel Anderes auch mit jener reinſten und ſchönſten Blüthezeit unſeres Humanismus, mit jener großen Dichterperiode ſelbſt, die jetzt hinter uns liegt? Iſt doch auch ſie nur die ideale, jünglingsartige Vorahnung deſſen, was die reiſe männlich praktiſche Beſtimmung unſerer Nation und durch ſie der Menſchheit ſelbſt ſeyn ſoll. Erſt muß der volle Tag der bürgerlichen Arbeit angebrochen ſeyn, ehe auch der des menſchlich Schönen kommen kann, von dem Goethe und Schiller einſt geträumt. Aber ſo gewiß dieß iſt, ſo gewiß auch das andere, daß kein bürgerliches und politiſches Streben uns je zum Ziele führen, keines auch nur unſere nationale Einheit und Größe je begründen wird, als ein ſolches, das zugleich den vollen ächt menſchlichen Gehalt jener humaniſtiſchen Periode zum rechtlich bürgerlichen Ausdruck bringt. Unſere Zeit iſt von dem Einen wie von dem Andern gleich weit entfernt, ſie iſt jener unſelige Zwiſchenzuſtand, wo die Nation mit Recht jenen bloßen Humanismus ausgezogen und doch das andere, das wahrhaft reelle, ächt bürgerliche und rechtliche Gegenbild deſſelben noch nicht ergriffen hat. Dem Knaben und Jüngling gleich, der in der Stille des Hauſes und der Schule an einer idealen Welt ſich genährt hat, fern von dem praktiſchen Weltſchauplatz, auf dem andere längſt ſich herumgetrieben, und der nun endlich dieſer Unmündigkeit des Hauſes und der Schule für immer ſich entwachſen fühlt, ſo wirft jetzt unſere Nation auf einmal, was ihr früher das Höchſte war, einſeitig von ſich weg, will auf einmal ganz und rein praktiſch ſeyn. Weil ſie ſo lange nur im menſchlich Ideellen lebte, ſo will ſie jetzt ein ganz und rein nationales Ziel; weil ſie auf Koſten ihrer materiellen Volkskraft ſo lange von den geiſtigen Gütern zehrte, ſo will ſie jetzt nichts als Erwerbliches, Induſtrielles, Techniſches; weil ihre Wiſſenſchaft in einſeitiger Gedankenabſtraktion gefangen war, ſo will ſie jetzt nichts als die Thatſachen naturwiſſenſchaftlicher und geſchichtlicher Empirie.

Aber wie viel ſie auch mit dieſer jetzigen reellen und praktiſchen Weisheit ſich wiſſen mag, der Fluch der Begeiſterungsloſigkeit, der Stumpfheit und Mattigkeit laſtet auf ihr, und während ringsum große und kleine Nationen das Haupt gegen ſie erheben, fehlt ihr ſelbſt das Höchſte, wahrhaft Deutſche, das einigende und erhebende Bewußtſeyn eines höheren rechtlich menſchlichen Berufsgeſetzes gegenüber von Selbſtſucht und Beſchränktheit des bloß Nationalen; ja indem ſie ſelbſt vorerſt noch nichts als das nationale Ziel weiß, als ob je das Räthſel deutſcher Geſchichte auf bloß nationalem Wege ſich löſen ließe, und indem ſie ſich ſo nur in eine Reihe mit allen andern Nationen ſtellt, arbeitet ſie ſelbſt dem in die Hände, der in höhniſchem Spiel alle gegen einander benützen möchte, um alle zu beherrſchen. Doch erkennen wird ſie einſt, daß ſie zugleich mit den Ideen und Idealen auch die eigene höchſte Kraft weggeworfen, daß dieſes jetzige rein reelle, rein dem Einzelnen zugewendete Streben noch nicht ihr letztes Ziel geweſen, ſondern nur ihr letzter Irrthum, daß über dem allem erſt das bleibende Ziel winkt, in welchem die menſchlich ideale Wahrheit ihrer Jünglingszeit zum ſichern und männlichen rechtlich bürgerlichen Ausdruck und Beſtehen kommen und die ſelbſtiſch nationale Maſſe des jetzigen Völkerlebens mit neuem geiſtigem Sauerteig durchſäuern, mit Kraft und Weihe ächt menſchlichen Rechtsberufs durchdringen ſoll.

Und daß wir dieſem Ziele zugehen, daß auch der jetzige dunkel verworrene Drang ſich löſen, und was wir an Fauſt, an dem dichteriſchen Abbild ſehen, auch an unſerer Nation ſich noch erfüllen werde, welch kräftigere Bürgſchaft könnte es dafür geben, als wenn ſelbſt der, der vor allen andern den bloß beſchaulichen, von praktiſchen Zielen abgewandten Zug des deutſchen Geiſtes vertreten hat, der einem ſich ſelbſt genügenden Gotte gleich ſich in das Reich der reinen Form und ruhig klarer Naturbetrachtung zurückzog, wenn ſelbſt er mit allem Reichthum, aller Geiſtesfülle eines Lebens ohne Gleichen doch nur um ſo entſchiedener bei dem Ziel angelangt iſt, daß das wahrhaft Natürliche und Menſchliche nur in gegenſeitig zuſammenwirkender und ſich ergänzender Berufsbildung und Berufsthätigkeit liegt, nur im organiſch verbundenen, organiſch zuſammenſtehenden Schaffen ächt bürgerlichen Gemeingeiſtes?

Die Mark und märkiſche Kriegsoberſten zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs.

(Fortſetzung.)

Wollen wie uns eine ziemlich klare Vorſtellung davon machen, wie es damals in den märkiſchen Städten ausſah, und vor allem, wie die ſogenannten Bürger in ihren Städten lebten, ſo können wir uns, was das Lokal angeht, vielleicht in den älteſten Stadttheilen von Salzwedel am beſten unterrichten; was aber die Lebensweiſe angeht, ſo dürfen wir nach Vergleichen nicht in den heutigen Städten, auch nicht in den ärmſten und älteſten ſuchen, ſondern müſſen uns auf's platte Land begeben, am beſten in neu entſtandene Dörfer, die nie eine Gutsherrſchaft hatten und den fruchtbaren Boden ihrer Aecker vielleicht erſt vor 100 oder 150 Jahren dem Sumpf und dem Bruchland abgewonnen. Solche Dörfer ſieht man vortrefflich in dem Berlin benachbarten Oderbruch. Wer das Oderbruch bereist und die reichen, ſtädtiſch ausſtaffirten, oft mehrere tauſend Einwohnee zählenden Dörfer näher kennen gelernt hat, dem wird es auf Einen Blick klar geworden ſeyn, welcher Art wohl die in bäuriſches Weſen getauchten märkiſchen Städte zur Zeit Guſtav Adolfs geweſen ſeyn müſſen. Das Leben in ſolchen Dörfern zeigt noch jetzt dieſelbe Miſchung von Fleiß und Trägheit, von Sparſamkeit und Verſchwendung, von Kirchlichkeit und Aberglauben, von Geſchmackloſigkeit und Luxus, von Ehrbarkeit und Sittenverderbniß, und zwar oft in denſelben Individuen, wenigſtens in denſelben Haushaltungen, wie ſie, dem Chroniſten zufolge, damals in unſern märkiſchen Städten heimiſch waren. Der Bauer ſchreitet im langen Rock, ein paar weiße Handſchuhe an den Händen, langſam und gravitätiſch nach der Kirche; aber er ſitzt am Abend oder Nachmittag deſſelben Tages (einige beginnen gleich nach der Kirche) im „Gaſthof" des Dorfes — der Krug iſt für die Knechte — und vergnügt ſich bei Spiel und Wein. Die Würfel rollen über das Brett, der ſogenannte Tempel wird mit Kreide auf den Tiſch gemalt, vingt un und „blüchern" löſen ſich ab, und um hundert Thaler ärmer oder reicher, wüſt im Kopfe, geht es weit nach Mitternacht nach Haus.

Derſelbe Gegenſatz findet ſich im Haushalt. Einfachheit und kraſſer Luxus löſen ſich ab. Tritt man in ein ſolches Haus (und je reicher und vornehmer es ſeyn will, deſto mehr trifft meine Beſchreibung zu), ſo überraſcht den Eintretenden der völlige Mangel an allem, was das Auge erfreut, die Sinne labt, der Mangel oder eine verkehrte Anwendung von all dem, was der Engländer mit „Comfort" bezeichnet, jene Reihenfolge von Dingen, die darauf angelegt und erfunden ſind, eine Menge kleiner Freuden zu ſchaffen, eine Menge kleiner Bedürfniſſe zu befriedigen, und nach deren Vorhandenſeyn oder Nichtvorhandenſeyn man mit einer Art von Sicherheit nicht den Civiliſationszuſtand des Einzelnen, aber den der Geſammtheit beurtheilen kann. In ſolchem halb cultivirten Bauernhaushalt jagen ſich die Gegenſätze. Die Mahlzeiten ſind reichlich, aber auch nichts weiter als das. Niemand im ganzen Hauſe hat eine Idee davon, wie man ein Stück Fleiſch gefällig füe Aug' und Sinne auf den Tiſch bringt; die Teller ſind von verſchiedenem Stoff und verſchiedener Form; die Meſſer und Gabeln ſind abgewaſchen, aber nicht blank geputzt und die Meſſerſchalen faſſen ſich an wie Fett. So iſt es Alltags und Sonntags nicht viel beſſer. Findet aber ein Feſt ſtatt, eine Taufe, eine Hochzeit, ſo tritt ein kraſſer Luxus an die Stelle der Alltagsſchlichtheit und Wirth und Gäſte wetteifern in jeder Art von Staat. Wagen auf Wagen fährt vor, Chaiſen mit niedergeſchlagenem Verdeck, die wohlgenährten, geſtriegelten Pferde tragen Geſchirre, mit Silber reich beſchlagen, der Kutſcher iſt in Livrée und die Damen, die ausſteigen, ſind in Sammt und Seide gekleidet. Muſiker ſpielen und die Tiſche brechen unter der Laſt der Speiſen. Die Champagnerpfropfen knallen, der Flur iſt, wie aus den reichſten Gegenden berichtet wird, mit Zucker beſtreut, um die Fliegen von den tafelnden Gäſten möglichſt fern zu halten; Spiel und Tanz, wildes Jauchzen, Lichter, halb erſtickt in Tabaksqualm, Geſchrei und Lärm und ein Fauſtſchlag auf den Tiſch machen den Schluß. So pflegen jetzt Bauernhochzeiten in reichen Gegenden zu ſeyn, wenn nicht immer, ſo doch oft. In ſolchen Gegenſätzen bewegt ſich das bäuerliſche Leben. Sehen wir es uns darauf an, ſo finden wir alle Züge wieder, die nach Schilderung des Chroniſten das Leben der damaligen märkiſchen Städte ausmachten. Wir finden auch das Gute wieder: ein feſtes Stehen in der Sitte, das Fehlen aller Sentimentalität, die Abneigung gegen die Phraſe, und vor allem all die Kräfte, die aus einem geſunden

Digitized by Google

Egoismus, aus richtigen Inſtinkten hervorgehen, aus jener klugen Beſchränktheit, die, weil ſie eine nahgeſteckte Linie nicht überſchreitet, auch nicht in Gefahr kommt ſich zu verirren oder gar lächerlich zu werden.

Gutes und Schlechtes zuſammengefaßt, ſo ſind dieß die uralten Zuſtände einer Viertel- und Halbcultur, Zuſtände, wie ſie ſich immer wieder da vorfinden, wo in noch völlig rohe und barbariſche Gemeinſchaften, ohne Zuthun, ohne Mitwirkung, ohne rechte Theilnahme daran, ein Stück Cultur von außen her in die Uncultur hineingetragen wird. So ſind heutzutage unſere reicheren Dörfer und ſo waren dazumal unſere wohlhabenden Städte. Das Weſen dieſer Art von Exiſtenzen iſt die Disharmonie, der Mißklang, der Widerſtreit. Die Tochter lieſt in der Jungfrau von Orleans und unterbricht ſich mit einem plattdeutſchen Kraftwort, weil der jüngſte Bruder ſie in den Rücken gepufft hat; der Kupferſtich an der Wand hängt völlig ſchief, und kein Auge ſieht es; das Glas des andern Bildes iſt mitten durchgeſprungen, und niemand denkt daran, es zu erſetzen; Gold und Juwelen ſelbſt, wo ſie ſich finden, ſind nichts anderes wie die Glaskoralle bei den Wilden — man behängt ſich damit, aber man ſchmückt ſich nicht damit, denn der Begriff vom Schönen iſt noch nicht aufgegangen. Zwei Dinge ſind es, die fehlen: Idealität und Verſtändniß für die Schönheit. Vieles iſt gegen unſere jetzigen kleinen Städte zu ſagen, vieles iſt namhaft zu machen, was ihnen, beſonders nach der Seite des Reichthums und der Repräſentation, eine tiefere Stufe als den Bauerndörfern reicher Gegenden anzuweiſen ſcheint; aber was dieſe kleinen Städte, auch die ärmſten unter ihnen, vor den reichen Dörfern der Jetztzeit oder vor den märkiſchen Städten jener früheren Epoche voraus haben, das iſt die Möglichkeit der Begeiſterung, das ſind die Anfänge ideellen Lebens. Es exiſtirt jetzt keine kleine Stadt, in der nicht irgend ein Geiſtiges, irgend ein Schönes mit größerer oder geringerer Kraft gepflegt würde; die hundert Dinge der Cultur werden nicht nur eingeführt, die kleine Stadt nimmt dieſe Dinge nicht nur paſſiv hin, ſie ſteht ſelber aktiv innerhalb derſelben und wirkt mit am geiſtigen Leben der Nation. Lieder entſtehen, die Wiſſenſchaften werden gepflegt und weit über die Fragen und Bedürfniſſe des nackten Egoismus hinaus nimmt die kleine Stadt Antheil am ſelbſtſuchtslos Allgemeinen und an den geiſtigen Kämpfen, die die Welt bewegen. Das war vor zweihundert Jahren in den märkiſchen Städten anders, es intereſſirte nur das, was die „Intereſſen“ berührte. Ein einziges Geiſtiges beſchäftigte die Gemüther — die religiöſe Frage; aber wenn wir den Berichten aus jener Zeit Glauben ſchenken dürfen, ſo war auch dieſe Betheiligung eine verhältnißmäßig flüchtige und aufopferungsloſe. Die Geiſter waren todt.

Mark Brandenburg war damals der wenigſt glänzende Edelſtein in der deutſchen Krone; wir beſaßen weder Schönheit der Natur noch Hoheit der Sitten, weder Hervorbringungen der Kunſt, noch Liebenswürdigkeit der Menſchen; nichts hatten wir, auch nicht einen Mann, durch den wir für Geſammtdeutſchland ein Glück, ein Segen, ein Muſter geweſen wären. Mark Brandenburg war der Letzte in der Klaſſe: unmanierlich, malpropre, faul. Aber derſelbe dreißigjährige Krieg, der die Marken ſo geiſtig nichtig vorfand und ſie verarmt und verwüſtet hinterließ, dieſer ſelbe ſchreckliche Krieg, der ein roh und unvollkommen entwickeltes Leben völlig todtſchlug, ſtreute auch zugleich die Samenkörner für die Zukunft aus. Brandenburg, an den Kämpfen jener Zeit vielfach Antheil nehmend, trat zum erſtenmal auf den allgemeinen Ringplatz hinaus, und gleich ſein erſtes Debut war in gewiſſem Sinne ein glänzendes.

Je kläglicher ſich die politiſche Geſammthaltung des Landes (was auch immer zur Entſchuldigung dieſer Haltung geſagt werden mag) erwies, deſto entſchiedener trat die Schlagfertigkeit der Individuen hervor. Brandenburg ſtellte mehr Kriegsoberſten in's Feld, als irgend eine andere deutſche Provinz; dieſe brandenburgiſchen Oberſten fochten hüben und drüben, aber der Umſtand, daß ſie bei Schweden und Kaiſerlichen dienten, bewies nur viel gegen die Machtſtellung des Landes, aber nichts gegen die Kriegstüchtigkeit ſeiner Bewohner.

Ich laſſe hier, nach den deutſchen und öſterreichiſchen Stämmen geordnet, ein kurzes Verzeichniß der damaligen Kriegsoberſten folgen. Kinsky, Terzky, Schlick waren Böhmen; Tiefenbach, Derfflinger, Scherffenberg und Lichtenſtein waren aus Oeſterreich, Iſolani war Croat, Colloredo war aus Friaul, Gallas aus Trient, Holk aus Schleswig (von der Inſel Alſen), Tilly aus Bayern, Pappenheim aus Schwaben, Trupadell aus Altenburg. Aus Mark Brandenburg aber waren ihrer ſechs: Illo und Götz, Sparr und Goertzke, Arnim und Königsmark. Von dieſen ſechſen fochten vier auf kaiſerlicher, zwei auf ſchwediſcher Seite. Alle, mit Ausnahme des Grafen Königsmark, der aus der Priegnitz ſtammte, waren im Lande Barnim, oder doch unmittelbar an der Grenze deſſelben geboren.

Wir ſprechen zuerſt vom Feldmarſchall Illo. Das Intereſſanteſte, was über dieſen rückſichtsloſeſten und allergetreueſten Diener ſeines Herrn, des Friedländers, an dieſer Stelle beizubringen ſeyn mag, iſt das, daß er überhaupt ein Märker war. Viele werden ſich mit

mir (wenigſtens in jungen Jahren, bei erſter Bekanntſchaft mit dem Schillerſchen Wallenſtein) in dem Irrthum befunden haben, daß er ein Croat oder ein Böhme geweſen ſey; es ſteht aber jetzt feſt, daß er nicht Illo, ſondern Ilow hieß, und daß er der Familie von Ilow angehörte, die bis gegen Mitte oder Ausgang des vorigen Jahrhunderts in Barnim, im Lebuſiſchen und in der Neumark (zumal im Lande Sternberg) angeſeſſen war. Welchem Zweige dieſer Familie Illo angehörte, wird ſich ſchwerlich noch ermitteln laſſen. In der Regel hört man die Güter in der Neumark als muthmaßlichen Geburtsort Illos nennen; doch fehlt dafür, ſo viel ich weiß, jeder Beweis. Das Dorf Ihlow, das der Familie den Namen gab, liegt an der Grenze von Barnim und Lebus, inmitten der großen Eckardtſteinſchen und Itzenplitzſchen Güter, alſo zwiſchen Prötzel-Präditow auf der einen und Friedland-Cunersdorf auf der andern Seite.

Für eine Charakteriſtik Illos hat Schiller ein für allemal geſorgt; ein derber Soldat, der alles rückſichtslos auf Eine Karte ſetzte und ſich durch eine Miſchung von Rohheit und Treue empor arbeitete, eine Corporalsnatur, durch Zeitengunſt zum General-Feldmarſchall geworden. Wallenſtein wußte auch ihn durch Anwendung ſeiner üblichen Praktiken feſter an ſich zu feſſeln. Er ſchickte ihn nach Wien und gab ihm ein Schreiben mit, worin er ihn zur Grafenwürde dringend empfahl; aber ſchon vorher hatte er's einzuleiten gewußt, daß das Geſuch abgeſchlagen werden mußte. Er that dieß nicht etwa verrätheriſcherweiſe gegen Illo, ſondern nur um ſich der Treue eines treuen Dieners dadurch noch feſter zu verſichern. Bekanntlich hat Schiller dieſen Zug benutzt, aber in etwas veränderter Geſtalt auf Buttler übertragen.

Illo war treu und tapfer. Noch in der Mordnacht im Schloſſe zu Eger (am 25. Februar 1634) war er der einzige, der bis zu ſeinem Degen gelangte und ſich wie ein Verzweifelter wehrte, bis er hinterrücks erſtochen wurde. Die Märker haben ſich ſeiner nicht ſonderlich zu rühmen, aber doch iſt er immerhin bedeutend genug, um ihrerſeits aus Böhmen oder Croatien (wohin man ihn früher verlegt) im Geiſte reklamirt zu werden, ſo oft ſie das wohlbekannte: „Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt," von der Bühne her mit heiſerer Baßſtimme erklingen hören.

Hans von Götz, ſpäter Graf und kaiſerlicher General-Feldmarſchall, war auf Zehlendorf, einem alten Götze'ſchen Gut, eine halbe Meile von Oranienburg, dem damaligen Bötzow, geboren. Schiller läßt auch ihn in den „Piccolomini" auftreten und legt ihm einige harmloſe Worte in den Mund, wie z. B.: „Herr Graf, erlaubt mir, daß ich mich empfehle," und gleich darauf, als Terzky ihn zum weitertrinken auffordert: „Bin's nicht im Stand —" eine Aeußerung, die, wenn das, was wir über die Trinker jener Epoche, z. B. über Illo und Kurt von Burgsdorf wiſſen, nur einigermaßen richtig iſt, ſchwerlich über die Lippen unſeres tapfern Landsmanns gekommen wäre. „Bin's nicht im Stand," wäre ihm muthmaßlich wie ein Geſtändniß der Feigheit und Unmännlichkeit erſchienen; wenigſtens heißt es in ſeiner Biographie: „Er war tapfer, grauſam und der Völlerei ergeben, ähnlich wie Illo und Gallas." Dem Illo ſcheint er an Feldherrngaben bedeutend überlegen geweſen zu ſeyn; dafür ſpricht unter andern der Tag von Nördlingen, wo er den rechten Flügel der Kaiſerlichen zum Siege führte und zuerſt den Zauber brach, der bis dahin die ſchwediſchen Waffen begleitet hatte. Er beſaß wirkliche militäriſche Talente und bewies ſie mehrfach, wie gegen Bernhard von Weimar, ſo gegen Türenne; aber rohe Thaten, Mord und Brand, verdunkelten ſeinen Stern, und ſchon 1630, nachdem er Rügen verwüſtet und der Stadt Paſewalk das Schickſal Magdeburgs bereitet hatte, nannte man ſeinen Namen, wie den Namen Tillys, mit Angſt und Grauen. Bekanntlich ſind die Parteiberichte aus jener Zeit mit großer Vorſicht aufzunehmen, aber es ſcheint doch richtig, daß er den Namen des „wilden Götz" nicht ohne Grund führte. In der Schlacht bei Jankau in Böhmen, die die Kaiſerlichen 1645 gegen Torſtenſon verloren, ward Götz durch eine Falkonetkugel getödtet, der einzige von den genannten ſechs brandenburgiſchen Kriegsoberſten, der in offener Feldſchlacht fiel. Er wurde zu Prag begraben. In Böhmen aber hat ſich bis dieſen Tag die ſprüchwörtliche Redensart für geſcheiterte Unternehmungen erhalten: „Der hat ſo viel ausgerichtet wie Götz bei Jankau."

Wir wenden uns nun Sparr und Goertzke zu. Beide, wiewohl der erſtere ſeine Kriegsſchule bei den Kaiſerlichen, der andere von Anfang an bei den Schweden durchmachte, haben, wie die Nachbarſchaft der beiden Güter, auf denen ſie geboren wurden, ſo auch das mit einander gemein, daß der dreißigjährige Krieg eigentlich nur Schule für ſie war, und daß die Zeit ihres Ruhms und ihrer Bedeutung für die Mark bei dem einen zwanzig, bei dem andern ſogar vierzig Jahre ſpäter fällt, als die Zeit Guſtav Adolfs. Als dieſer die Marken betrat, waren beide kaum dreißig Jahre alt und Sparr machte die Schlacht bei Lützen als kaiſerlicher Oberſt, Goertzke dieſelbe Schlacht als Adjutant des Schwedenkönigs mit. Dennoch iſt hier der Platz, ihrer als hervorragender Männer jener Epoche zu gedenken.

Die Bedeutung Sparrs iſt nicht leicht zu überſchätzen. Im Jahr 1651 trat er aus kaiſerlichem Dienſt in den Dienſt ſeines eigentlichen Landesherrn über, war einer der Organiſatoren einer brandenburgiſchen Armee (ein Ding, das bis dahin nicht exiſtirt hatte) und entſchied wenige Jahre ſpäter durch einen glänzenden, klug berechneten Angriff die dreitägige Schlacht bei Warſchau. Dieß war der erſte Sieg Brandenburgs. An Sparrs Namen und Auftreten knüpft ſich überhaupt all das Intereſſe, das wir immer da empfinden, wo wir einem Neuen, einem eben Gewordenen begegnen, all das Intereſſe, das wir empfinden, wo einer als Erſter etwas thut, oder auch nur als erſter etwas wird. All ſolchen Perſonen haftet etwas von dem Reiz an, mit dem wir völlig berechtigt auf Erfinder und Entdecker blicken. Sparr ſtand an der Spitze eines erſten brandenburgiſchen Heeres und war der erſte, der dieſe Armee zum Siege führte; er war der erſte brandenburgiſche Feldmarſchall, der erſte, der ein Held und Liebling des Volkes wurde, der erſte, deſſen ſich Sage und Poeſie bemächtigten, der erſte, der ſich Güter und Vermögen durch glänzende, treu geleiſtete Kriegsdienſte erwarb, und der erſte (und ſo Gott will auch der letzte), der dennoch in Armuth und Bedrängniß ſtarb, weil er in frommer Verſchwendung ſein Vermögen an Kirchen und Stiftungen hingegeben hatte. Nach den Zerſtörungsgräueln des dreißigjährigen Krieges trug er die Sehnſucht im Herzen, Gotteshäuſer zu bauen, Glocken und Glasmalereien zu ſchenken, eine Sehnſucht, die das ſchönſte Licht auf den Charakter des Mannes wirft, der es wie eine Pflicht empfand, wieder aufzubauen, nachdem ſo viel zerſtört worden war. Er that es bis zur Aufopferung ſeiner ſelbſt.

Die Stadt Berlin namentlich verdankt ihm außerordentlich viel, und zwar eben ſo viel ſeiner Klugheit und Geiſtesgegenwart, wie ſeinem frommen Eifer. Im Jahr 1660 gerieth der Thurm der Marienkirche in Brand; die Beſorgniß war außerordentlich groß, daß die ſchöne Kirche ſelbſt ein Raub der Flammen werden möchte; niemand wußte zu helfen, nur Sparr. Er ließ Kanonen auffahren und den Thurm in Mittelhöhe ſo geſchickt einſchießen, daß die brennende Thurmſpitze in den ſteinernen Unterbau des Thurmes wie in einen Schlot herabfiel und nun glimmend und brennend an der Erde liegend ohne beſondere Mühe gelöſcht werden konnte. Die Marienkirche verdankt ihm aber noch mehr, und zwar, außer Schenkungen aller Art, auch die Erbauung einer Familiengruft, die, bis dieſen Tag noch exiſtirend, den Namen des Sparr'ſchen Erbbegräbniſſes führt. Dort ruht er mit ſeinem Vetter Ernſt Georg und andern Mitgliedern der Familie, die ſich ſämmtlich in den Kriegen jener Epoche, zumal in den Türkenkriegen, hervorgethan haben. Der Eingang in die Gruft iſt ein kaminartiges Thor, über dem ſich ein großes Marmordenkmal erhebt, das jetzt noch in unſerer an Skulpturwerken ſo reichen Hauptſtadt einen höchſt ehrenvollen Platz einnimmt. Gegenüber dieſem Denkmal, an der andern Seite des hohen Chors, befinden ſich lebensgroße Bilder verſchiedener Sparre's, darunter auch das Porträt unſeres erſten Feldmarſchalls. Er bewohnte in Berlin ein Haus in der Spandauer Straße, das jetzt dem großen Poſtgebäude mit zugehört, und auf dem dritten Poſthofe, von der Königsſtraße aus gerechnet, befindet ſich zwiſchen zwei Fenſtern des erſten Stockwerks bis dieſen Tag ein Medaillonporträt des alten Helden, lorbeerumkränzt und klar erkennbar, wohl ſo ziemlich das älteſte nennenswerthe Skulpturwerk, das Berlin beſitzt.

(Schluß folgt.)

Kunſt.

B. Genelli's Hercules bei der Königin Omphale.

Dieſes ausgezeichnete Bild iſt als Compoſition wohl nicht wenigen Kunſtfreunden aus einer Umrißzeichnung bekannt geworden, die das poetiſche Spiel einer ächt künſtleriſchen Phantaſie genugſam erkennen ließ. Aber keiner konnte doch dem Entwurfe den Grad von Leben und Schönheit abſehen, der nun aus ſeiner Ausbildung in einem Oelgemälde von zehn Fuß Länge und ſechs Fuß Höhe den zuſtrömenden Beſuchern von Genelli's Atelier zu Weimar im verwichenen Monat entgegen trat und jetzt und künftig in München jeden erfreuen wird, der dieſes große Malerwerk im Hauſe ſeines geſchmackvollen Beſitzers, des Herrn von Schack, zu ſehen bekommt. Wer es mit offenem Auge ſchaut, wird unwillkürlich nach einem Ausdruck für ſeine Bewegung ſuchen, und wenn ihm das Gebiet der Kunſt nicht fremd iſt, für ſeine verwunderungsvolle Freude, durch eine Leiſtung, dergleichen nur auf ſeltenen Höhen entlegener glücklicher Epochen glänzen, unſere Gegenwart ausgezeichnet zu ſehen. Es gebührt ihr, wenn irgend einer, verkündigt, allgemein bekannt, öffentlich gewürdigt zu werden. Schweigen kann man nicht; aber wie ſoll man mit Worten einem Reichthum genügen, der im Anſchauen ſo einfach iſt, wie im Reden dieſe Einfachheit bewahren, die im Bilde ſo reich iſt! Die Sprache hat Begriffsausdrücke, keine Geſtalten, Gruppen wenigſtens für den Leſer dann nicht, wenn ſie mit der Familie der ihm gewohnten ſo wenig gemein haben. Genelli iſt zwar kein Neuling, Zeichnungen von ihm ſind weit verbreitet, Compoſitionen längſt vervielfältigt, ſeine Kunſtgenoſſen in München wiſſen wohl, was ihm eigen iſt, es gibt Meiſter, die aus ſeiner Darſtellung ein Studium gemacht. Sie ſind allerdings im Stande, ſich etwas zu denken bei benennenden und beſchreibenden Worten, aber ſelbſt unter dieſen Eingeweihten muß denjenigen, welche dießmal die Anſchauung ſelbſt nicht hinzufügen können, bemerkt werden, daß ſie hier Zeichnung und Colorit über ihre nicht niedrig geſpannte Erwartung finden würden. Ich ſpreche das Urtheil gewiegter, mit Genelli's Werken lang vertrauter Künſtler aus.

Selbſt kein Künſtler, nur ein aufrichtiger Kunſtfreund bin ich ſeit Jahren vor ſo manchen Blättern Genellis von den originellen Gedanken ergriffen worden, und während ſie in verſchiedenem Sinn großen Reiz auf mich übten, traf ich gleichwohl in Motiven und Formen auch Beſonderes, das ich weniger als Natur zu empfinden vermochte, denn als Eigenheit; Andern war es noch entſchiedener befremdlich. Wie es ſich nun damit verhalte, nichts der Art iſt eingefloſſen in die Behandlung dieſes großen Bildes. Bei der ganzen Selbſtſtändigkeit der Phantaſie Genelli's, mocht es in allen Theilen ſeiner Zeichnung einen gleich ſichern Eindruck von Wahrheit wie von Schönheit, von Natürlichkeit wie von Geiſt. Und dieſelben, die bei früheren Compoſitionen von abſichtlicher Kühnheit des Motivs, von dieſer aber jener eigenſinnigen Linie ſprachen, waren hier von einer ionischen Anmuth des Ganzen und Einzelnen hingenommen.

Das Gleiche trifft die maleriſche Seite der Ausführung. Wenn ſchon von Genelli's Aquarellzeichnungen nicht wenige für ſeinen kräftigen und feinen Farbenſinn Zeugniß gaben, auch ſein großes Oelbild, „Raub der Europa," lebhafte Anerkennung gefunden hat, ſo zweifle ich doch, ob Genelli als der Meiſter des Colorits bekannt iſt, den dieſes neueſte Gemälde bewundernswürdig darſtellt. Die Schönheit der Linien, die volle Plaſtik der Form iſt hier ganz Eins mit der maleriſchen Erſcheinung, und die Ruhe und Harmonie der Töne geben Reinheit und Leichtigkeit des Eindrucks einer Scene, deren Gruppen und Figuren reizende Friſche und hohe Wärme haben. Auch muß ich, wenn ich nun etwas näher auf die beſtimmte Darſtellung eingehen ſoll, gleich zuerſt den Geſchmack der Faſſung und Gründung, der ornamentalen Einrahmung hervorheben, der mit derjenigen maleriſchen Feldereintheilung und Umſchließung wetteifert, worin die Blüthezeit der römiſchen Schule ſo Köſtliches hinterlaſſen hat.

Unter einer Korvatidenlaube mit Durchſicht in's Freie gruppirt ſich das Hauptbild. Darunter, durch ein Ornamentband geſondert, macht ein gruppenreicher Bacchuszug, grau in grau gemalt, die Predelle, am Fuß abgeſchloſſen durch einen braunen Saum mit Mäanderverzierung. So iſt auch an ſeinen Seiten das Hauptbild geſäumt von Bändern, die von demſelben Braun wie der Sockelſaum, aber breiter, zwiſchen Ornamentblumen Medaillons, jedes mit einer grau in grau gemalten Gruppe, enthalten. Nach oben ſondert vom Hauptgemälde eine leichte architektoniſche Gliederung die krönenden Bilder. Hier wölben ſich über fünf Lünetten fünf Spitzbogen; die kleinen Lünettenbogen und die Kanten der Spitzbogen ſind von gebundenen Pflanzen- und Fruchtgewinden gebildet. Die Bilder hier ſind, wie auch die Gewinde, in Naturfarbe (nicht als Relief) gemalt: in den Lünetten fünf mal Amor in verſchiedenen Motiven; in den vier Räumen, welche die fünf laubigen Spitzbogen zwiſchen ſich laſſen, vier Gruppen, Ganymeds Leben unter den Göttern vorſtellend, verhältnißmäßig groß, vollwarm

gemalt und mit ſchwungvollen Motiven im blauen Luftgrund ſich hebend. Dieſes oben herrſchende heitere Blau, aus dem über Wolken olympiſche Formen quellen, wiederholt ſich in dem weichen Blau, das als Meer und als Luft mit röthlichen Streifen den Grund des geſtaltenreichen Hauptbildes macht, und wiederkehrend an beiden Seiten in den Medaillons der braunen Rahmenfelder der einfach blaue Ton als Grund und der gleiche unterhalb entlang als Grund des bewegungsvollen Bacchuszuges ergibt eine verbindende Wirkung, ſo angenehm abſchließend, als das Verhältniß der Felder nach Größen und Maſſen ſich angenehm zum Gleichgewicht einigt. So iſt ſchon ſeiner Planfaſſung nach dieſes epiſche Malergedicht ein Muſter ornamentaler Architektonik zu nennen. Das plaſtiſche Leben des Inhalts ruht und ſchwebt in einer leicht empfundenen Sicherheit.

Ein Reigen von Schönheit in einem Moment genußreicher Feier öffnet ſich uns im Hauptbilde. Vier Karyatiden von weißem Stein, Sommer und Winter, Herbſt und Frühling vorſtellend, tragen das hölzerne Fächerdach über Steinſitzen, wo Götter und Halbgötter ſich zuſammen gefunden haben. Rechts ſitzt Omphale hingelehnt, einen kleinen Amor im Rücken, der über ihre Schulter flüſtert; gegenüber der göttliche Jüngling Bacchus, der vor ſich einen Amorknaben ſtehen hat und ihm die Hand auf den Kopf legt; in der Mitte der Laube hebt ſich ein Becken mit einem Springbrunnen, und Herkules, angelehnt an die Schale, halb ſitzend auf ihrem Rande, hält in der Linken über dem Schooße die Leier, die Rechte mit dem Plektrum ausgebogen, und das mäßig gehobene Antlitz mit ſinnendem Ausblicke wendend, ſingt er ſeine Thaten. Ihm lauſcht Omphale, und der kleine Gott an ihrem Ohr miſcht zu den bewegenden Klängen die Regungen ihres weiblichen Ehrgeizes. Weiter vorn auf ihrer Seite ſteht am Eingang der Laube ein bacchiſcher Jüngling, der, ſeinen Stab vor ſich geſtemmt, den Kopf aufrichtet und das Faunenohr ſpitzt, dem Heros zuzuhören. Einwärts von Omphale hat auf den Steinſitz nächſt dem ihrigen Zephyrus den Fuß geſetzt, der mit geöffneten Fittigen ihr Kühle fächelt. Unter ſeiner rechten Schwinge zeigt ſich im Halbſchatten der vorgebeugt ſitzende Pan, der vom Haine jenſeits der Laube ſorglich herein und herüber auf Omphale blickt, da ſie lange ſchon ihn mächtig anzog. Daneben, über dem Springbrunnen, hebt ſich aus dem Stamm ihres Baums die Dryade, vom Geſang herausgelockt, und höher im Gezweig ſitzt der geflügelte Knabe Komus, der Begünſtiger geſelliger Luſt. Dieſe Gruppe, ſchattig im Grün, ſchließt in der Mitte die Halle und theilt die Ausſicht auf See und Himmel. Auf der Brunnenſchale aber, nahe dem ſingenden Helden, ſitzt ein lichter Flügelknabe mit Farbenſchein um's Haupt, der zauberiſche, Geſängen holde Phantaſus. Hier neigt ſich von der Seite ein glänzender Pfauenwedel vom Arm einer königlichen Dienerin herein, deren Bruſt und Geſicht, uns zugekehrt, bei dem Knie und rothen Gewande eines erhöhteren ſchönen Weibes vorſteht, einer aufmerkſam Zuhörenden, deren lieblich edles Profil aus zurückwallendem Blondhaar ſich hebt, deren ſchöner Arm, aufgebogen unter die Wange, auf's Knie geſtützt iſt, indem ſie, wie gegenüber Zephyr, auf den Sitz getreten iſt. Vor ihrem Gewande ſitzt der Weingott, ſein Lockenhaupt mit der Mitra jenem Amor zuneigend, der ſo kindlich an ſeinen Knieen ſteht, aber den ſachten Blick wendet nach den zwei Bacchantinnen, die hier auf dem vorderſten, mit ihren Gewanden behangenen Steinſitz, in bewegter Ruhe dicht an einander geſchmiegt, die Gruppe ſchließen, die eine im Profil geſehen, vom Rücken die vordere, die ſie umſchlingend, gehoben vom Geſange, ſich innig an ſie drückt. Außen an der Laube, geſondert von den Genannten durch die Karyatide, und mit der Welle der Gruppe durch Motiv und Ausdruck verbunden, ſteht in Vorderſicht eine Centaurin vom Gefolge des Gottes. Sie tritt leiſe an, indeß vom Arm ihr Gewand zum Boden niederhängt; den Buſen aufrichtend, das bekränzte Geſicht ſtill wendend, lauſcht auch ſie den verkündigten Heldenkämpfen. So entwickelt ſich in eben ſo dichter Fülle als anmuthiger Befreiung die Gruppe dieſer Seite nach außen. Einwärts aber nach der Mitte zu iſt ſie nächſt dem Bacchantinnenpaare durch eine unbekleidet am Boden vor der Brunnenſchale knieende Dienerin gerundet, deren ſchlanker Körper, vom Rücken geſehen, in der ſogenannten Venus accroupie ähnliches Motiv bietet, während ihre Hand mit großen ſaftigen Früchten auf der Erde neben ihr beſchäftigt iſt. In die Farben dieſer Früchte klingen von links die Gewändertöne, vom Vorgrund rechts die röthlichen Schimmer der Pfeilfedern ein, die ſich aus Amors hingeworfenem Köcher hervorſchieben. Der junge Gott ſelbſt liegt in völliger, wenn auch trüglichen Ruhe am Boden bei einem bacchiſchen Pantherthier, das hier unter jenem aufhorchend vorgebeugten Faun die Gruppe der rechten Seite nach vorn abſchließt.

Dieß iſt der Kreis, in deſſen Mitte die hohe, in Manneskraft blühende Jugendgeſtalt des Helden, nervig geſtreckt und doch bequem gelehnt, und hingegeben ſeiner Genüthsbewegung, ſich auszeichnet. Er iſt ſanft umſchlungen vom Zauberring des Genuſſes; ſchon werden ſeine harten Abenteuer, ſeine ſchweißvollen Kämpfe ihm zu behaglich hinſchwebenden Bildern in melodiſchem Erguß, und bald wird ſeine Mannheit, ſtatt des Widerſtandes vor Ungetümen, die Macht der Liebe und die Wolluſt des Lebens erdulden. Vorbedeutend ſeinem Dienſte bei Omphale zeigen uns die Bogen über der Laube den kleinſten und wildeſten der Götter in ſeinen üppigen Launen. Im erſten Bogen links iſt er durſtig hingegoſſen an die Zitzen einer Löwin, ihre Milch und ihre Grauſamkeit ſaugend, während ſie ihr unſterbliches Milchkind mit mütterlich ſchmeichelnder Zunge leckt. Im Bogen daneben ſitzt er am Spinnrocken, wie der Held unter ihm die Spindel der Omphale nehmen und ihr ſeine Löwenhaut laſſen wird. Im dritten Bogen liegt Amor, auf das Löwenfell zurückgeſunken, den Arm vom Becher auf den Boden gezogen, trunken da. Dann

Digitized by Google

ſehen wir ihn wieder in ſanftem Spiel mit der Leier ſitzen, und im letzten Bogen ruht er träumeriſch, das Haupt zum Schlummer neigend.

Darüber ſtellt im Götterleben des Lieblingsknaben Ganymed ſich dar, wie die Macht des Genuſſes Olymp und Erde verbindet. Auf dem Gewinde des erſten Spitzbogens ſitzt Jupiter in der ganzen Milde ſeiner ewig jungen Vatergöttlichkeit. Auf ſeinen Knieen halbſitzend ſtreckt ſich Ganymedes nektartrunken und hält die Schale hoch über Amor, der, auf den Zehen ſtehend, Hals und Lippen vergebens empor ſtreckt. Im zweiten blühenden Zwickel hebt ſich auf Gewölk die Gruppe der beiſammenſitzenden Grazien. Die links drängt ſich theilnehmend an die Schweſter, die über Ganymed ſich vorbeugt, der in ihrem Schooße, mit der Wange auf ihrer Hand ruhend, eingeſchlafen iſt; die rechts, vom Rücken geſehen, hütet die Füße des Schläfers, während ſie ſeinen Dienſt verſehend nach ihrer rechten Seite ſich wendet und mit erhobenem Arm die Ambroſiaſchale dem Jupiteradler hinſtellt, der, mit hoben Flügeln über ſich, auf ſeine Koſt vorgebückt iſt. Im nächſten Raum ſchlummert Jupiter mit an's Haupt gelegten Händen, und ſchläft an ſeine Bruſt geſchmiegt Ganymed. Hinter den Ruhenden iſt der Wagen der Juno vorgefahren; die ſtolze Göttin hält ſtill; den Schleier zurückgeſchoben, den Arm vor die Bruſt geſchloſſen, blickt ſie eiferſüchtig zürnend auf ſie zurück. Hiezu iſt im letzten dieſer Räume die Antiſtrophe. Hier iſt Jupiter herangefahren, ſchüttelt überſchwebend ſein Lockenhaupt und zückt den Arm, indeß vor ſeinen Füßen der Blitzadler ſich zornig ſträubt über den Junopfauen, die ſeinem Angriff entgegenkreiſchen. Aber furchtlos ſitzt, von uns im Rücken geſehen, die Götterkönigin, mit der ausgeſtreckten Rechten ihren Schleier breitend, hinter den geflüchtet Ganymed mit niedergebeugtem Kopf ſich zuſammenduckt, auch Amor ſich unruhig bewegt.

Wenn dieſe vier dramatiſch gemalten Idylle die Wallungen der Leidenſchaft bis in den Aether des Olymps erſtrecken, enthalten unten die Seitenmedaillons kleine terreſtre Epiſoden vom gefährlichen Spiele der Neigung. Dieſe humoriſtiſchen Gemmenbilder ſind beidemal Täuſchungen des abenteuernden Pan. Rechterſeits, wo er ſich ſeiner Schönen glaubt nahe geſchlichen zu haben, entdeckt die Laterne einen ſchlafenden Hermophroditen. Linkerſeits hat er ſich in Omphales Gemach gewagt; ihr Gewand erfaſſend iſt er über einen Weinkrug geſtolpert, und ſieht ſich nun von der vermeintlichen Omphale, die Hercules iſt, am Barte gefaßt, und von drüben ſchaut Omphale, gedeckt mit den Löwenexuvien des Helden, ſeine Verlegenheit beim Lichte der herangebrachten Fackel, die ihm entgegengeſtreckt wird. In ähnlichem Hochrelief, und größer, entwickelt uns die Predelle das Bacchusfeſt, in deſſen Geleite Hercules herankommt; denn dieſer Zug hat ihn zu jenem Luſtgarten der Omphale geführt, der die Scene des Hauptbildes iſt.

Beginnen wir zur rechten Hand in der Predelle, ſo wirft hier die Arme mit Thyrſus und Kürbisflaſche, und das Haupt mit bacchantiſchem Entzücken eine Centaurin empor, der ſich ein Satyrjüngling von der Seite anhängt, beide Hände und den Kopf an ihren Rücken drückend, um hinanzukommen oder ſich mitſchwingen zu laſſen. Ihren Schweif hat ein Panisk mit beiden Händen gefaßt, der, während ſie hoch ausſchlägt, Rücken und Kopf krümmt und ſeine Ziegenbeine ſenkrecht empor ſtreckt. Am Boden liegt ein Weingefäß und ein Panther öffnet aufwärts blickend den lechzenden Rachen. Die nächſte Gruppe nach linkshin bildet ſich um einen alten Centaur, der im Taumel hingefallen iſt. Vorn greift ihm ein junger Satyr, mit aller Anſtrengung gegen ſeine Bruſt geſtemmt, unter die Arme, ein anderer zieht hinten an ſeinem Pferdeſchwanz, vorausblickend, ob es gelinge, und von innen wendet ein rückgelehnter Silen den Fußtritt der Ermunterung an. Am Hügel darüber ſitzt ein Flußgott, und voran ſtrebt ein Centaurenpaar, Pokal und Handtrammel ſchwingend. Der eine trägt den jugendlichen Herkules, der rückwärts gekehrt, mit beiden Beinen auf einer Seite, bequem das bekränzte Haupt geneigt, auf ſeinem Löwenfell ſitzt. Dieſen voraus iſt Amor und neben Ariadnen Bacchus auf ſeinem Triumphwagen, welchen vier Centauren neben einander ziehen, Trinkhörner und Palmen in Händen, Begeiſterung in den Rhythmen ihrer Glieder. Vor dieſem Geſpann des Gottes ſchweben in der Luft in zwei Gruppen die Muſen, erſt drei aneinandergeſchloſſen in hoher Haltung, vor ihnen lebhafter ſich vorneigend und wiegend ſechs andere, unter welchen die Muſenmutter ſich aufrichtet. Zuvorderſt endlich jagen zwei Centauren und zwei Satyrn trachtrn, am Schwanze ſich haltend, mit. Auf beiden ſtürmenden Halbroſſen aber ſteht Komus als voranreitender Akrobat.

So treffend in den Motiven ſind die beſondern Gruppen dieſes Dionyſos-Triumphs, ſo ausgeſprochen im Relief, daß man jede herausgreifen und einem antiken Steinſchneider zum ausgeſuchten Muſter geben könnte. So bilden ſie, Perle an Perle, die ſchwungvollſte Kette. Gleich groß iſt das Leben, das feierlicher blüht im Tag des Gemäldes und im Olymp darüber. Gibt es im ganzen Reiche der Erſcheinungen nichts, was in ſeinem bloßen Daſeyn ſo inhaltsvoll, in den ſtetigen Bewegungen und zarten Lichtſpielen ſeiner Oberfläche, ſo beſeelt wäre als die natürliche menſchliche Geſtalt, ſo iſt es dieſe edelſte Sprache der Schöpfung, die hier in der herrlichen Geſtaltenfamilie reizvoll zum Auge und zur gehobenen Empfindung redet. Ueber dem dunkelhellen Panther und dem bräunlichen Faun die lichten Glieder der Königin — unter des Hercules in Ton und Formen männlich ſtarkem Leibe hier der hingelagerte, weichglänzende des Amor, daneben der blendende Nacken des knieenden ſchlanken Weibes — um das anmuthige Leben des Dionyſos her neben den Maemoeformen der Laubenpfeiler und mäßigen Maſſen farbiger Gewänder die Gruppe weiblicher Schönheit in dieſem rhythmiſchen Wechſel der Anſicht, dieſer feinen Stimmung des Incarnats

bis zu der blühenden Wärme des Fleisches im ausdrucksvollen Motiv der beiden Aneinandergeschmiegten — es ist überall die volle Reife der Erscheinung, die im dichterischen Zusammenklang sich steigert. Oben das fließende Leben in den leibhaftigen Göttern, der Schwung in den Adlerflügeln und im aufzückenden Zeus, diese jungfräulichen Grazien, dieser prächtige, blutwarme, edelschlanke Rücken der Götterkönigin — womit soll ich sie vergleichen? Wenn nicht bloß mit sich selbst, mit dem Gelungensten von energisch heiterer Malerpoesie der Cinquecentisten.

A. S.

Correspondenz-Nachrichten.

München, April.

Neue Organisationen. — Sybel und Ficker. — Die bayerische Zeitung. — Das Buch der Münchner Dichter. — Kunst.

Wenn dießmal eine längere Unterbrechung in meinen Berichten über unsere bayerischen und Münchener Dinge eingetreten ist, so hat dieß zum Theil seinen Grund in dem horrenden, interimistischen Zustand, in welchem wir uns in wichtigen Gebieten des inneren Staatslebens dermalen befinden. Erst mit dem nächsten Juli werden die umfassenden Reformen des ganzen Gerichts- und Verwaltungssystems in's Leben treten, welche, so lang schon vorbereitet, von den letzten Kommern zum Beschluß gebracht worden. Die Ministerien der Justiz und des Innern hatten in diesen Monaten schwere Arbeit, die Organisationen so weit zu fördern, daß jener etwas kurz anberaumte Termin eingehalten werden konnte; aber das Ziel ist erreicht und der letzte nach Nizza abgegangene Kabinetscourier hat die Liste der zu bestellenden Notare und den Plan der Einrichtung und Besetzung der „Bezirksämter" zur Einholung der königlichen Genehmigung mitnehmen können.

Halb von politischer, halb von wissenschaftlicher Natur ist das Interesse, mit welchem wir die ursprünglich zwischen Sybel und Ficker entbrannte, nunmehr auch von andern Kämpfern aufgenommene Fehde verfolgen und deren Erisapfel in München ausgeworfen worden ist. Sie kennen den literarischen Stand der Dinge. Es war im November 1859, kurz nach dem Ende des italienischen Kriegs, als Sybel in einer akademischen Festrede „über die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit" (München 1860) die bisherige Anschauung, welche in dem deutschen Kaiserthum den Glanzpunkt unserer Vergangenheit sah, mit specieller Beziehung auf deren jüngste Vertretung durch Giesebrecht scharf anfocht und in den italienischen Kriegen der deutschen Könige den letzten Grund des unglücklichen Verlaufs unserer Reichsgeschichte finden wollte. Mit nachträglich eingeflochtener gelegentlicher Polemik gegen die neue Auffassung veröffentlichte darauf Professor Ficker in Innsbruck, der rühmlich bekannte Entdecker des „Spiegels deutscher Leute," einen Cyclus von Vorlesungen „über das deutsche Kaiserreich in seinen universalen und nationalen Beziehungen," welche lange vor der Sybel'schen Rede gehalten worden (Innsbruck 1860). Auf diese Exception replicirte nun Sybel in einer scheinbaren, glänzend geschriebenen Abhandlung, „die deutsche Nation und das Kaiserreich" (Düsseldorf 1862), welche die in der Festrede aufgestellten Sätze mit seiner gewohnten Energie aufrecht hielt und den „königlich kaiserlichen Hofhistoriographen zu Innsbruck," wie er ihn nannte, mit einer, wie es schien, unwiderstehlichen Schärfe angriff. Aber siehe da, der angeblich vernichtete Gegner duplicirte mit einer Widerlegung, „deutsches Königthum und Kaiserthum" (Innsbruck 1862), welche in ihrer Ruhe, Gediegenheit, Gründlichkeit und Würde einen sehr starken und sehr vortheilhaften Gegensatz bildet zu der funkensprühenden, überredenden, aber etwas petulanten und hastig hingeworfenen Streitschrift Sybels. Denn nur aus einer solchen Hastigkeit und aus der Aufregung seiner Uebersiedelung von München nach Bonn lassen sich bei einem Gelehrten wie Sybel die argen Verstöße gegen die Quellen und die noch schlimmeren gegen die Gesetze ächt wissenschaftlicher Polemik erklären, welche jedem unbefangenen Sachverständigen, so wie er gegenüber der blendenden Cascade von glänzendem Esprit in der Sybel'schen Brochüre sein gesundes Sehvermögen wieder erlangt hat, sofort auffallen müssen und welche Ficker unwidersprechlich vorlegt. Fickers schwere Sprache und trockene Darstellung ist seinem höchst formgewandten Gegner bei weitem nicht gewachsen und es wird deßhalb bei dem großen Publikum Sybel vielfach die Meinung für sich gewinnen und behaupten; wer aber den Gehalt von der Form zu trennen vermag, wird in der Hauptsache am völligen Siege des so sehr von oben herab behandelten „k. k. Hofhistoriographen" nicht einen Augenblick zweifeln können. Wenn Sybel seinem Gegner unterschiebt, er verherrliche die Zeiten Gregors VII. und

Digitized by Google

Innocenz III., alſo den Höhepunkt päpſtlicher Uebermacht, als die Periode des normalen Gleichgewichts zwiſchen Staat und Kirche, während Ficker die Zeit zwiſchen dieſen beiden Päpſten meint und ausdrücklich und wiederholt bezeichnet, alſo die Zeit Heinrichs V., Konrads III. und Friedrichs I., ſo iſt das nicht fair play, und wenn Sybel die Macht des deutſchen Königthums unter Barbaroſſa als bereits völlig gelähmt darſtellt, ſo widerſpricht dieß auf's Befremdlichſte allen Zeugniſſen der Quellen. Wir ſind dabei keineswegs blind für die Gebiete, auf denen Ficker offenbar Unrecht hat, wenn er z. B. den Fall der Hohenſtaufen und das Erliegen der Centralgewalt gegenüber den Fürſten zum größten Theil aus der ſalliſchen Erbſchaft ableitet; aber in der geſchichtlich wiſſenſchaftlichen Hauptfrage können wir Sybels Auffaſſung und Beweisführung in keiner Weiſe billigen. Daſſelbe Urtheil iſt gefällt worden von Männern, welche Sybels politiſche wie perſönliche Freunde ſind, wie Georg Waitz, und erſt neuerlich hat ſich Staatsrath Wydenbrugk in München in einer ſehr beachtenswerthen Arbeit (ſie führt den gleichen Titel wie die Sybel'ſche) in demſelben Sinne ausgeſprochen. Es iſt einzuräumen, daß die Ideen des römiſch deutſchen Kaiſerthums und die dadurch auferlegten Pflichten der Kirchenreform, der Kirchenvertheidigung und der Romfahrten in politiſcher Beziehung verderblich für Deutſchland gewirkt haben, da ſie die Kräfte der Könige und des Volks vielfach von der Niederhaltung der Dynaſtenpolitik abzogen, aber dieſe Verbindungen mit der römiſchen Kirche und Italien haben in culturgeſchichtlicher Hinſicht höchſt ſegensreich gewirkt, und — vor Allem — iſt die italieniſche Politik der deutſchen Herrſcher von Karl dem Großen ab nicht lediglich das Produkt ſubjektiver Willkür und launiſcher Eroberungsſucht, ſie war eine in den geſchichtlichen Vorausſetzungen jener Zeiten vorgezeichnete, nothwendige, und ein Hiſtoriker ſollte nicht die Handlungen und Ereigniſſe des neunten bis dreizehnten Jahrhunderts nach dem Maßſtab ſeiner Parteipolitik im neunzehnten Jahrhundert, z. B. nach ſeinen Sympathien mit Italien beurtheilen. Aber genug hier von dieſem Thema, das wir an einem andern Orte wieder aufnehmen und ausführlicher erörtern wollen.

Ein in mancher Hinſicht erfreuliches Ereigniß iſt die in dieſen Tagen vollzogene Umwandlung der „Neuen Münchener Zeitung“ in die „bayeriſche Zeitung.“ Die neue Münchener Zeitung als politiſches Blatt hatte die ungünſtige Zwitterſtellung eines de jure unabhängigen, de facto gleichwohl halb officiöſen Organs, das Freund und Feind, trotz aller Verſicherungen des Gegentheils, immer als ganz „inſpirirt,“ als den Ausdruck des Willens und der Ueberzeugung der bayeriſchen Regierung anſah. Jetzt iſt dieſer Schiefheit ein Ende gemacht und das Blatt ex profeſſo als officielles bezeichnet. Die Redaktion des politiſchen Theils, der fortan täglich als Abendblott erſcheinen und einen ganzen ſtatt wie bisher einen halben Bogen ausfüllen ſoll, wurde durch Beiziehung des Dr. Pohlmann, bisherigen Herausgebers der Würzburger Zeitung, verſtärkt. Der literariſche Theil aber wird nunmehr die von dem bisherigen „Abendblatt“ verfolgte Aufgabe in einem höheren Sinn zu löſen ſuchen. Schon längſt iſt das Bedürfniß lebhaft empfunden, das rege wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Leben Münchens in einem größeren literariſchen Organ zu ſpiegeln, und zu wiederholten malen ſind Verſuche, dieſem Mangel abzuhelfen, angeſtellt und immer alsbald wieder aufgegeben worden. Die Schwierigkeit der Sache liegt darin, daß unſere Stadt zwar kunſtſinnig und gebildet, aber nicht wohlhabend genug iſt, ein ſolches Unternehmen, welches, wenn es floriren ſoll, zahlreiche und gute Mitarbeiter und alſo ſtarke Honorare vorausſetzt, durch das Abonnement allein zu decken. Eine vornehmere literariſche Zeitung findet in den Kreiſen, wo ſie Geld antrifft, zu wenig Intereſſe, und wo ſie Intereſſe fände, zu wenig Geld. Man hat nun dieſem Uebelſtand dadurch abzuhelfen geſucht, daß man jenes Literaturblatt mit dem officiellen politiſchen Organ verband und ſo die Zuſchüſſe und andere Begünſtigungen, deren ſich dieſes erfreute, zum Theil auch erſterem zuwendete. Allein bald zeigte ſich das Mißliche dieſer Auskunft. Tüchtige Kräfte, welche nichts von dem jeweiligen Regierungsſyſtem wiſſen wollten, hielten ſich auch von der Beilage ſeines Organs fern, und andererſeits mußte die Redaktion häufig Anſtand nehmen, Mittheilungen abzudrucken, welche in jedem andern als in einem autoritativen Blatt recht gut erſcheinen konnten. Auch dießmal hat man jene wenig glückliche Verbindung nicht aufgeben können, aber in Dr. Julius Große einen in jeder Hinſicht geeigneten Redakteur des Literaturblatts gewannen, unter deſſen Leitung daſſelbe einen ſchönen Aufſchwung erwarten darf. Die ſo eben erſchienene erſte Nummer brachte eine treffliche Kritik des Fiſcher'ſchen „Saul“ vom Redakteur und ein ſehr ſchönes Gedicht „Attila“ von Lingg, ein Bruchſtück aus deſſen „Völkerwanderung,“ deren erſte zwölf Geſänge nunmehr nach vielfachen Umarbeitungen in Bälde veröffentlicht werden ſollen.

Eine andere literariſche Erſcheinung, welche demnächſt von hier ausgehen und gewiß vielfaches Intereſſe erwecken wird, iſt das „Buch Münchener Dichter,“ eine Sammlung von lyriſchen und kleineren epiſchen Gedichten hieſiger Poeten, welche Geibel im Auftrag ſeiner Freunde herausgibt. So viel verlautet, wird Geibel ſelbſt eine Reihe von neuen und zu ſeinen ſchönſten Sachen zählenden „Gedichten aus Griechenland“ dazu geben; außerdem nennt man folgende, theils ſchon bekannte, theils zum erſtenmal auftauchende Namen als vorzugsweiſe vertreten: Beilhack, Bodenſtedt, Carriere, Dahn, Graße, Hertz, Heyſe, Hopfen, Lanthold, Lichtenſtein, Lingg, Lutzow, Melchior Meyr, Schack, Scheffel, Hermann Schmid, Schrott ꝛc.

Unſere Bühne wird noch den Oſterferien als erſte Neuigkeit das Schauſpiel „Ludwig der Baier“ von Paul Heyſe bringen. Die Urtheile über daſſelbe ſind getheilt; während Einige behaupten, der Dichter habe die Schwierigkeiten des trockenen und ihm nicht recht ſympathiſchen Stoffes nicht ganz überwunden, erblicken Andere darin ſein

Digitized by Google

reifſtes Werk. Beſtätigt der Erfolg der Aufführung die letztere Anſicht, ſo wäre wohl möglich, daß der noch ausſtehende Preis für das beſte Drama aus der bayeriſchen Geſchichte dem bereits gekrönten Verfaſſer der Sabinerinnen zuerkannt würde. Freilich wird der König ſelbſt den erſten Vorſtellungen nicht beiwohnen.

Laſſen Sie mich ſchließlich noch einiger Leiſtungen der bildenden Kunſt erwähnen, welche gegenwärtig in unſerer Stadt hohe Anerkennung finden und verdienen. Das erſte iſt ein großes Bild von dem genialen Genelli, den München nicht hätte an Weimar abtreten ſollen: „Herakles der Omphale ſeine Abenteuer erzählend," das außer den beiden Hauptfiguren in reicher Compoſition eine Fülle von mythologiſchen Geſtalten vorführt und des Meiſters kühne und originelle Erfindungskraft ſo lebendig wie kaum eines ſeiner früheren Werke entfaltet. Es iſt eine Zierde des Hauſes des kunſtſinnigen Freiherrn von Schack, der ſich um orientaliſche und ſpaniſche Poeſie bekannte Verdienſte erworben. Ferner hat Bernhard Fries ſeit einer Woche im Glaspalaſt einen Cyclus von vierzehn italieniſchen Landſchaften ausgeſtellt, welche mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurden und täglich eine Menge von Beſchauern anziehen. Sie ſtellen die Natur des Südens in reichſter Mannichfaltigkeit dar und zeichnen ſich durch poeſievolle, eigenartige Auffaſſung und — bei meiſterhafter Behandlung der Perſpektive — beſonders durch mächtige Fernwirkung aus. Die Merkmale neigt im Gegenſatz zu den modernen Realiſten, welche ihre Stärke in dem ſorgfältigen Detail ſuchen, zu kühnen raſchen Strichen und erzielt dadurch höchſt impoſante Totaleindrücke. Die Bilder ſollen die Runde durch alle größeren Städte Deutſchlands machen und der Ertrag der Ausſtellungen wird dem von der deutſchen Künſtlergenoſſenſchaft vor vier Jahren gegründeten „Albrecht-Dürer-Verein zur Unterſtützung hülfsbedürftiger Künſtler" eine reiche Einnahme zuführen.

Aus Tirol, April.

(Schluß.)

Sommerfriſche und Traubenkur in Obermais.

Ein merkwürdiger Unterſchied zeigt ſich zwiſchen den Frühlings- und Herbſtgäſten zu Meran; während erſtere in allen Stadien der Schwindſucht auftreten, weiſen letztere meiſt den grämlichen Typus von Leberkranken auf, für welche der Traubengenuß eben ſo heilſam, als für phthiſiſche Leiden verderblich wird. Ungeachtet des heißen Sommers ſchritt die Reife der edeln Frucht nur ſehr langſam vor, da die Dürre ſie zurückhielt. Bei der geſteigerten Ausfuhr ſeiner Obſtarten wird es den Traubengäſten ſchwer, auf dem nur mit ausgeſchoſſenen Waare verſehenen Markte das nöthige Quantum dieſes Heilmittels in gehöriger Reife aufzubringen, wobei ſie allein auf die Zuverläſſigkeit der Verkäufer angewieſen ſind, da eine löbliche „Kurvorſtehung" weit eher darauf bedacht iſt, die beträchtlichen Taxen einzuziehen, als für die Fremden zu ſorgen, was dem Orte nur Schaden bringen kann, der durch die Concurrenz anderer Traubengelände bedroht iſt.

Zur Zeit der Traubenreife werden die Rebgüter ſorgfältig gegen fremden Einbruch verwahrt und die Pfade geſperrt, welche unter den überhängenden Weinranken hindurchführen und ein Schattendach gewähren. Dann tritt auch der „Saltner" ſein Amt an, der Weinberghüter, ein Menſchenkind von abenteuerlichſtem Ausſehen und bis an die Zähne gewappnet. Als ich zum erſtenmal an einem Kreuzpfade, der in das Bereich eines ſolchen Feldſchützen gehört, den ſeltſamen Kopfſchmuck auftauchen ſah, der in einem Offiziershute beſteht, deſſen äußere Umriſſe unter einer Maſſe von Federn, ausgeſtopften Eichhörnchen und Fuchsſchwänzen, die zu allen Seiten niederhängen, verſchwanden, glaubte ich, es ſey eine Vogelſcheuche, bis die Geſtalt zu wandeln begann und in ihrer ganzen mittelalterlichen Erſcheinung vor mir ſtand. Um einen Tabakkreuzer angeſprochen, ließ ich mich nicht lange bitten, dieſer beſcheidenen Anforderung zu genügen, und beſah mir dann nach Muße dieſen Ueberreſt aus früheren Tagen, in ſeinem geſchwärzten Lederkoller mit einer Panzerkette, an der ein Dutzend Eberzähne hängen, mit den Arm- und Beinſchienen, welche mit Lederriemen zugeneſtelt ſind, und der hellebardenähnlichen Waffe, welche er gravitätiſch wie ein päpſtlicher Thürhüter im Arme hält. Ein Engländer, der einſt einem ſolchen Wegelagerer begegnete und um das gewöhnliche „Bakſchiſch" angeſprochen wurde, hielt ihn für einen Banditen und warf ihm ſeine volle Börſe zu, woraus der eheliche Tiroler ganz gemüthlich ſeinen „Tabakkreuzer" herausklaubte und dem verblüfften Gentleman die Goldſtücke zurückgab. Dieſe irokeſenähnlichen Geſtalten

ſind die einzige Poeſie, welche in dieſen Geländen mit der Weinleſe zuſammenhängt, die ganz ſtill und freudlos vor ſich geht, ohne Feuerwerk und Böllerſchießen, und wie von unſichtbarer Hand vollbracht wird, indem die bedeckten Rebladen unter ihrer Blätterfülle die Winzer verbergen. Die Leute erfreuen ſich nicht einmal an ihrem ſüßen Moſt, der aus dem Bottich, worin die Trauben mit hölzernen Stämpfeln ausgepreßt werden, ſogleich mit den Trebern in die Fäſſer gefüllt, wo er bis zum Frühling gährt und dann abgelaſſen und getrunken wird. Seitdem durch die Zollverhältniſſe der Wein nicht mehr zur Ausfuhr kömmt, und die Gewohnheit des Bewäſſerns der Reben allgemein geworden, hat ſich die Qualität des ehedem in guten Jahren naturſüßen Produktes bedeutend vermindert, wozu auch die Traubenkrankheit und das nothwendige Schwefeln vieles beiträgt. Einſichtigere Rebenbeſitzer beginnen in ſteilen Halden, wo unter den Weinſtöcken die Cultur ſchwierig iſt, mit dem weit wohlfeileren Pfahlbau, da bei der üblichen Anlage das Holz der Gerüſte allein für einen Morgen auf 700 fl. zu ſtehen kömmt.

Vor einigen Jahren wurde für die Kurgäſte von der Stadt ein großartiges Herbſtfeſt auf Zenaburg veranſtaltet, deſſen Koſten heute noch nicht gedeckt ſind, was die Wiederholung deſſelben verhinderte; dagegen ſpielte die Schützenbande wöchentlich zwei mal eine Stunde auf dem Schießplatze, wo die Fremden wenigſtens das Vergnügen hatten, ſich im Vorüberwandeln beſchauen zu können, da es ſonſt keinen Vereinigungspunkt gibt und man nur ſeine Hausgenoſſen kennen lernt.

Deßhalb iſt für diejenigen, die gerne unter Menſchen verweilen, der Aufenthalt in den Penſionen vorzuziehen, wo wie in einem Schattenſpiel die verſchiedenſten Perſönlichkeiten in raſchem Wechſel auf einander folgen, und wo das ſtete Beiſammenſeyn tauſenderlei Beziehungen hervorruft, die bald erfreulicher, bald widriger Art, dennoch etwas unendlich Anregendes haben, und nicht ſelten durch düſtere Epiſoden, wenn Einen aus ſolchem Kreiſe die Hand des Todes berührt, unterbrochen werden. Wie Manchen ſieht man einem ſolchen Leichenzuge folgen, dem ſelber ſeine Tage gezählt ſind! Wie Mancher friſtet ſein ſchwaches Leben nur durch beſtändigen Aufenthalt in dieſer reinen dünnen Luft, die, wenn ſie auch nicht die Geſundheit wiedergeben kann, doch geeignet iſt, das Flämmchen nicht ſo bald erlöſchen zu laſſen! Ein preußiſcher Gardeoffizier, der in früher Jugend nach Meran kam, verweilte zwölf Jahre hier; anfänglich kehrte er Sommers nach ſeiner nordiſchen Heimath zurück; bald vermochte er auch das nicht mehr und verfiel letztes Frühjahr in eine ſchwere Krankheit, von welcher er in der Sommerwärme wieder etwas auflebte, bis die erſten Herbſtſtürme ſein Daſeyn beendeten. Er hatte ſich in den letzten Jahren einen Grundbeſitz erworben und einen Hausbau begonnen, der noch nicht unter Dach gelangt iſt. Nach ſeinen letztwilligen Verfügungen wird dieſer Bau vollendet und zu einem Haſpiz für preußiſche Offiziere eingerichtet, während die untern Räume einen Betſaal und die Wohnung eines proteſtantiſchen Geiſtlichen enthalten ſollen; auch der neu anzulegende proteſtantiſche Friedhof iſt eine Vergabung dieſes edeln Mannes, der unter den Einwohnern des Städtchens allgemein gekannt und beliebt war. Seine lange Muße in den Wintertagen hat er dazu angewendet, ein Buch über Meran und ſeine Heilkraft zu ſchreiben, das Alles enthält, was einem Kranken zum Fingerzeig dienen und ihm den Aufenthalt erleichtern kann. Thila von Tſchirsky war eine ausgezeichnete Perſönlichkeit, vom feinſten Anſtande, ein würdiger Repräſentant des Adels ſeines Landes, und bis zum letzten Athemzuge voll Ritterlichkeit und Hingebung gegen ſeine Freunde.

Auffallend war im verfloſſenen Jahre das ſeltenere Eintreffen norddeutſcher Kurgäſte, wogegen ſich viele aus den ruſſiſchen Oſtſeeländern, Polen, Ungarn und den Donaufürſtenthümern einfanden. Sollte nicht der fanatiſche Ton einiger Tiroler Blätter in der Proteſtantenfrage etwas Schuld daran tragen, welcher indeß weniger gegen auswärts als gegen die Regierung gerichtet iſt und offenbaren Aufruhr predigt? Daß man das Unweſen gewähren läßt, iſt noch das Klügſte, denn die Schreier überſtürzen ſich und werden allen Vernünftigen zum Ekel. Aber daß in Meran ſelber Einige, und gerade ſolche, welche mit vielem Behagen Andersgläubigen ihr Geld abnehmen, in dieſe Lärmpoſaune ſtoßen, iſt beinahe ſelbſtmörderiſch, und wird nicht dazu dienen, ihren zerfallenden Wohlſtand wieder aufzurichten. Im Volke verfängt dieß alles wenig: demſelben fehlt es an einem regeren Bewußtſeyn, das erſt im Zuſammentreffen mit fremden Elementen erwachen kann, denn der Tiroler iſt langſamen Sinnes und ſcheut ſich vor Allem, was außer ſeinem Wege liegt. Nur im Geldverkehr zeigen die Leute an der Etſch eine gewiſſe Schlauheit und Zähigkeit, die ſie ihren Vortheil wahren läßt, wenn auch die Ehrenhaftigkeit manchmal darunter leiden muß; doch haben ſie es darin noch nicht ſo weit gebracht, wie ihre wälſchen Nachbaen, welche auch den verdrießlichſten Handel, wobei ſie mehr als einmal „birbone“ geſchalten werden, mit größter Höflichkeit zu Ende zu führen wiſſen und mitunter auch rauben und ſtehlen, was der Deutſchtiroler nicht thut. So mußte vor etwa zwanzig Jahren an der Straße nach Botzen eine Waldſtrecke ausgeeadet werden, wo ſich wälſches Geſindel aus den nächſten Dörfern in eine Räuberbande zuſammengethan hatte, um verſpätete Reiſe- und Fruchtwägen zu plündern, deren Führer und Inſaſſen ohne Weiteres in die Etſch geworfen wurden. Wenn in alter Zeit das deutſche Element das romaniſche verdrängt hat, ſo findet gegenwärtig das umgekehrte Verhältniß ſtatt, indem von den Nonsbergen herab und an der Etſch herauf ſich die Wälſchen ſammt ihrer Sprache immer mehr einniſten und Alles an ſich kaufen, was ihre ſorgloſen Nachbarn in Leichtſinn und Genußſucht verſchleudern. Wie in unſern Gegenden ein Aufenthalt in der wälſchen Schweiz oder in Frankreich für eine Schule feinerer Sitte gilt, werden hier die Kinder

Digitized by Google

mit ſolchen aus den ſüdtiroliſchen Städten ausgewechſelt, welche Deutſch lernen ſollen, was ebenfalls dazu beiträgt, italieniſches Weſen zu verbreiten, das in manchen Sitten und Gebräuchen, in manchen Benennungen aufteitt. So wird der Schoenſteinfeger ſtets ſpäz genannt, nach dem italieniſchen spazza camino, Mais- und Heidekornmehl weißer und ſchwarzer Plenten, polenta. Dabei finden ſich abee auch manche unſeeer uliſchwäbiſchen Ausdrücke in der Volksſpeache, nur in veränderter, wohl früherer Bedeutung; ſo heißt „greinen“ ſchwäbiſch „weinen,“ dort ausſcheiten.

In Bazen mit ſeiner Vorſtadt Gries hat ſich für Meran ein bedeutende Cancurrenz aufgethan für die Traubenkur ſawahl als das Ueberwintern der Bruſtkranken, weiche dart manche Erheiterung und Bequemlichkeit finden, die ſie hier entbehren müſſen. Zudem ſind auch die Umgebungen jener uiten Handelsſtadt äußerſt reizend und die anziehendſten Punkte leicht zu Fuß und zu Wagen zu erreichen. Einen der lohnendſten Ausflüge bietet die kurze Wegſtrecke nach Schiaß Rungelſtein, ehemals im Beſitze der geieheten Vintler, deren Geſchlecht nach in ſeinem lezten Zweig zu Merun fortblüht. Dieſes Schloß liegt über St. Antonien hinaus, am Eingange des Saenthales, das hinter Batzen ſich wunderſchön parallei mit dem vordern Paſſeyer hinzieht. Jezt wied wenig mehr für die Erhaltung dieſes denkwürdigen Baues gethan, in deſſen unteen Stockwerken eine Bauernfamilie haust, während ein Theil deſſelben dachlos dem Zerfall preisgegeben iſt. Im Hintergrunde des räumigen Burghafes führt eine ſteiurne Treppe zu den Mauerzinnen empor und längs denſelben nach einer Loggia, die mit Fresken aus der früheren Landesgeſchichte bemait iſt, die aus dem vierzehnten aber fünfzehnten Jahrhundert ſtammen. Aus derſelben eritt man in ein Gemach, wo grau in grau Durſtelluagen aus Triſtan und Iſalde die Wände ſchmücken, wohi von demſelben Pinſei geſchaffen, der die Maieeelen im alten Fürſtenbau zu Meean ausgeführet hat. Daneben öffnet ſich ein weiter gewölbter Saal, ebenfalls bemait mit Allegorien und Bildern aus der heiligen Geſchichte, und ein Erkervorſprung bietet einen herrlichen Ueberblick des wechſeinden Thalgruudes, dee an ſeinea Abhängen weit hinauſ mit einzeinen Kirchen, Burgen, Wachtthürmen und Gehöften beſetzt iſt. In einem Gemache über den Bauernwohnungen im Vordergebäude, das ähnliche Spuren van Fresken aufweiſt, werden alte Rüſtungen und Waffen aufbewahet, nebſt einigen römiſchen Alterthümern, die in der Nähe aufgefunden woeden. Das Feedinandeum zu Inebruck hut eine ausführliche Beſchreibung dieſes denkwürdigen mittelalterlichen Ueberreſtes herausgegeben mit getreuen Abbildungen des reichen Gemäldeſchmuckes dieſer moeſchen Mueen, welche ullenthalben zerklüftet und zerriſſen, nicht lange mehr Stürmen und Unwetter zu teotzen vermögen. Botzen ſelbſt beſitzt in ſeiner Hauptkirche einen merkwürdigen Bau, in welchem die ramaniſche Anlage plötzlich in den Fenſtern und dem Thurme in gothiſche Formen übergeht, wäheend die Façade mit ihrem Rundbogen und den Löwenwächtern an der Barhalle gunz dem älteren Bauſtyie angehört. Wird einmal das Schienengeleiſe, deſſen Ausſteckung beiaahe vollendet iſt, über den Brenner gelegt, ſa ſind wir jenen ſüdlichen Zaubeegäeten um Bedeutendes näher gerückt und können mühelos erreichen, was jezt nur Wenigen zu ſchauen vergönnt iſt. In drei Juhren ſall dieſes Werk vollbracht ſeyn, das bei dem zerklüfteten Terrain des Eiſakthales ſo ſchwieeig ſchien, daß ein Projekt den Uebergang über den Jaufen vorſchlug, der jedoch weit gräßere Kaſten verurſacht hätte. Nach den neueſten Unterſuchungen der Ingenieuee, weiche die Bahn ausſteckten, wurde dieſee Varſchiug definitiv aufgegeben und auf dem kürzeſten Weg dee Bau beſchloſſen, weichee in beiden Richtungen des Bergübergangs zugleich in Angeiff genommen wird. Durch eigene Zufälligkeiten war ich im Laufe des Jahees gezwungen, dieſen Weg viermai zurückzulegen, der mir jezt ſo veertaut iſt, daß ich ſelbſt in dunkler Nacht mich zu orientiren wüßte; aber jedesmul, wenn ich bergan fahrend Brixen im Rücken hatte, fühlte ich mich wie von einem eiſigen Hauch angeweht; der Süden mit ſeiuer Herrlichkeit lug hinter mie und vor mie dee Norden mit ſeinem Ernſte, ſeiner Mahnung an Arbeit nad Vorſoege.

P. v. S.

Veeuutwortlicher Redukteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 21. 21. Mai 1862.

lustar veris enim vultus ibi tuus
Adfulsit populo!

Horat.

An Ludwig Uhlands fünfundsiebzigstem Geburtstage.

26. April 1862.

O leuchtender Aprilentag, —
Maitag, der sich verfrühte!
Und wo das Auge schweifen mag,
Da sieht es Apfelblüthe!

Baum neben Baum, und Reis an Reis,
So viel sie können tragen,
All weiß und roth, und roth und weiß,
Die Pracht ist nicht zu sagen!

Und war doch gestern all die Pracht
Versteckt noch und verborgen: —
Wie kam sie nur in Einer Nacht?
Und grad für diesen Morgen?

Das macht, daß allerorten still,
Wo Apfelbäume wehen,
Den sechsundzwanzigsten April
Als Festtag sie begehen.

Sie wissen es: geboren ward
Ihr liebster Gastfreund heute,
Dem einst auf froher Jugendfahrt
Ihr Stammherr Schatten streute;

Ob dessen Haupte, kühl und grün,
Der Alte schwang den Wipfel,
Und der dafür gesegnet ihn
Von der Wurzel bis zum Gipfel.

O Lied vom Wirthe wundermild,
Wie bist du frisch erklungen,
Als blank im Dichterwald sein Schild
Der Apfelbaum geschwungen!

O Sängergreis, wohl bliebst du werth
Seitdem den Apfelbäumen!
Alljährlich, wenn dein Festtag kehrt,
Will keiner, keiner säumen!

Sie werfen um ihr Feierkleid,
Sie blühn an allen Wegen,
Und möchten alle weit und breit
Auf's Haupt dir Kränze legen,

Digitized by Google

Zum Dichterlorbeer voll und ganz,
Zum Kranz des Patrioten
Den leichten, losen Blüthenkranz,
Den weißen und den rothen!

O, sink' er auf dein weißes Haar
Noch viele, viele Lenze!
O, daß er dir noch manches Jahr,
Die heil'gen Schläfe kränze!

Ferdinand Freiligrath.

Die zweite Liebhaberin.

Von Melchior Meyr.

Zweiter Abschnitt.

VIII.

Nach wenigen Tagen war Heinrich im Stande, das nochmal durchgesehene Stück dem Theater zu übergeben. Er verfügte sich mit dem Manuscript zum Intendanten und wurde mit einer Freundlichkeit empfangen, die ihn gleich in die beste Stimmung versetzte.

Baron von Dachburg, ein stattlicher Herr in den Fünfzigen, nahm das Manuscript artig in Empfang. „Ich habe," bemerkte er mit dem Wohlwollen eines Hochgestellten, „von dem Werk schon viel Gutes gehört und freue mich sehr, es kennen zu lernen. Bedenkliches," fügte er mit lächelnder Miene hinzu, „politisch Anzügliches ist nicht darin?" — „Durchaus nicht," erwiederte der Autor. „Es bewegt sich rein in der gebildeten bürgerlichen Sphäre." — „Das ist gut," versetzte jener. „Solche Stücke sieht man jetzt gern und sie halten sich! Nun — soll mir sehr lieb seyn, wenn wir es geben können und damit Glück machen. Sie werden dann mehr für's Theater schreiben?"

„Die dramatische Poesie," erwiederte Heinrich, „wird das Hauptgeschäft meines Lebens seyn. Ich habe schon jetzt neue Entwürfe, und kann die Zeit kaum erwarten, wo ich wieder einen in Angriff nehmen kann." — „Vortrefflich!" bemerkte der Intendant mit Freundlichkeit. „Sie haben sich," fuhr er lächelnd fort, „von Ihrem Unfall schnell erholt und gleich ein gutes Werk darauf gesetzt. So ist's recht! So kommt man vorwärts! Ich muß Ihnen gestehen, ich habe mit Schriftstellern auch Erfahrungen gemacht, die nicht ganz angenehm sind. Mehr als einer, wenn wir ihm ein Stück nicht aufgeführt haben, weil damit nichts anzufangen war, hat sich hingesetzt und unsere Anstalt in Journalen heruntergezogen. Sie haben die Ablehnung nicht übel genommen und sich vielmehr bestrebt, uns ein neues wirksames Stück zu verschaffen, Sie sind ein Dichter, ein Mann von Ehre, und es soll mir eine große Freude seyn, wenn wir Ihnen jetzt auch den wohlverdienten Erfolg verschaffen können."

Unserem Poeten ging bei diesen Worten des Intendanten das Herz auf und es wandelte ihn fast eine Rührung an. Das Glück — das Ja, die Hoffnung auf das Ja — macht auf den, der unter schmerzlichen Empfindungen das Nein erduldet hat, immer eine liebliche Wirkung; die Zustimmung dringt wie Musik in's Ohr des Verlangenden, und der, welcher sie ertheilt, gewinnt in seinen Augen selber ein verklärtes Aussehen. Indem Heinrich von solchen Gefühlen durchdrungen war, darin seinen Dank aussprach und dem Intendanten gleichsam entgegen glänzte, machte er auch auf diesen einen immer bessern Eindruck; das Gefallen war gegenseitig, und man schied endlich unter wechselseitigen Höflichkeiten, wobei das eigentlich seynsollende Verhältniß zwischen zwei Gleichberechtigkeiten, die ein gemeinschaftliches Unternehmen besprechen, fast schon erreicht war.

Als der Poet mit freuderothem Gesicht in's Vorzimmer trat, stand Berger vor ihm. Man grüßte sich und der Regisseur betrachtete den Glücklichen mit forschendem Blick. „Sie kommen vom Herrn Intendanten? sind charmant empfangen worden?" — „Allerdings!" rief Heinrich. — „Beneidenswerther Dramatiker! Jetzt, wenn Sie Flügel hätten, würden Sie doch wohl direkt zur Sonne fliegen?" Der Poet zuckte die Achsel. „In Ermanglung derselben werde ich mich direkt in's Weinhaus begeben. Adieu!"

Berger sah ihm nach und sagte für sich: „Er ist

Digitized by Google

mir gar zu glücklich, dee junge Mann! Ich fürchte, ich flechte, das Schickſal hat noch eine Prüfung für ihn aufgeſpaet!"

Zunächſt ſah es aber nicht darnach aus, als ob dieſe Beſorgniß in Erfüllung gehen ſollte. Wenige Tage nachher bekam Heinrich von der Intendanz ein Schreiben zugeſandt, worin ihm nicht nue die Annahme ſeines Dramas gemeldet, ſondern hinzugefügt war, daß die Vorſtellung noch in dieſer Saiſon ſtatthaben und möglichſt beſchleunigt werden ſolle.

Köſtliche Eröffnung füe einen Poeten, der bis jetzt viel, ſehe viel geſtrebt, aber ſehe wenig Reales erreicht hatte! Und wie reizend es geweſen, Sieg und Ruhm im Geiſte vorauszunehmen, da beide noch als bloße Fordeerungen exiſtieten — der Hinblick auf eine Entſcheidung in nächſtee Nähe, deren glücklichee Ausfall garantirt ſchien, war doch etwas ganz anderes; eine markig poetiſche Vorſtellung, dem wirklichen Erleben am ähnlichſten, und für ihn, der in dieſer Beziehung nur in Phantaſien gelebt hatte, ein ganz neues Gefühl.

Ein Verlangen, das er längere Zeit nicht empfunden, rief ein Lächeln auf ſein Geſicht. Er nahm den Kalender, der auf ſeinem Schreibtiſch lag, ſuchte den heutigen Tag auf und ein heiteree Ausruf entfuhr ihm. Der Name war: „Felicitas." — Felicitas! Das konnte nicht bloß die Annahme ſeines Stückes bedeuten, das freilich an ſich ſchon ein Glück war, der ganze Sinn mußte vielmehr ſeyn, daß Annahme und Aufführung das Glück ſeines Lebens begründen würden.

In dee Freude ſeines Herzens eilte er zu den beiden Freundinnen. Die günſtige Entſcheidung war für ſie freilich keine Neuigkeit mehr, Roſa hatte ſie ſchon mit nach Hauſe gebracht, aber die Verbriefung wuede doch mit Jubel aufgenommen. Der gute Poet wae ſo voll Glück und Dank, daß ihn eine Art von Taumel anwandelte; er verwickelte ſich in den Artigkeiten, die er noch einmal ſpenden zu müſſen glaubte, aus Ueberfülle ſeines Herzens deegeſtalt, daß Woete aus ſeinem Munde kamen, die faſt den Eindruck einer Liebeserklärung machten. Jedenfalls war es eine Freundſchaftserklärung der wärmſten Art, die er an die Künſtlerin richtete, und ein Händedruck begleitete ſie, von einer Zärtlichkeit, welche auf die Wangen der Empfängerin Roſen und auf die Lippen ein ſüßglückliches Lächeln rief.

Als er fort war, ſagte die Tochter zur Muttee: „Es iſt doch eine grundgute Seele, unſer Dichter! Der immee wiederholte Dank könnte einem läſtig werden; aber man ſieht daeans eben, daß ee wirklich dankbar iſt und nicht mit Einer Erklärung den Dienſt für abbezahlt hält, und das freut mich doch auch wieder."

Die Mutter ſchaute ſie an, lächelte und ſeufzte. „Ach," verſetzte Roſa, „laß das, gute Mutter! Man muß ſich nicht immer heirathen, wenn man ſich lieb hat. Im Gegentheil. Manche ſind der Meinung —" — „Geh!" rief die Mutter. „Stelle dich nicht luſtiger als du biſt!" — „Nun," fuhr das Mädchen eenſter fort, „das mag ſeyn wie es will. Dee Umgang mit dieſem Bräutigam hat mir Freude gemacht und ich habe Augenblicke, in denen ich vollkommen glücklich bin. Sind es nue Broſamen, die von des Herren Tiſche fallen — ich bin damit zufrieden, und damit gut!"

Ob die Zufeiedenheit Roſas wohl keine Störung erlitten hätte, wenn ſie erfuhr, welche Gedanken in dieſem Moment den Dichter bewegten? Ein anderer Zug hatte ſein Herz eegriffen, eine andeee Strömung ging Alles überfluthend durch ſein Inneees. Der Moment, den Liebe und Ehrgeiz mit gleichem Glutverlangen herbeigeſehnt hatten, wae endlich erſchienen: ee konnte dee Geliebten jetzt nicht nur das günſtige Urtheil von Kennern, ſondern die wirkliche Annahme ſeines Stücks und die baldige Aufführung melden — Thatſachen, welche die letzten Bedenken im Herzen der Ettern niederſchlagen und, durch den Eefolg auf dee Bühne gekrönt, ihm die Braut in die Arme führen mußten. Sobald er zu Hauſe war, ſchrieb er in dieſem Sinn und ergoß die Fülle ſeines Heezens in einem Bericht, welcher die Glut und den Schwung einer Dichtung hatte.

Man geſteht, daß Heineich ein Recht hatte, ſich glücklich zu fühlen. Freundſchaft und Liebe begeiſterten ihn. Ausſichten auf Erfüllungeu, deren Duft ihm berauſchend entgegen ſtrömte, hatten ſich ihm eröffnet, und zunächſt erwarteten ihn Vorbereitungen des großen Unternehmens, die ihm ſchon als völlig neue Geſchäfte überaus reizend erſcheinen mußten.

Eines derſelben, die Leſeprobe ſeines Dramas, fand in der folgenden Woche ſtatt. Wenn er ſich davon einen beſondern, odee gae einen künſtleriſchen Genuß veeſprochen hatte, mußte er ſich ſeeilich getäuſcht ſehen. Im Grunde machten die Rollenleſer das Schauſpiet für ſich zur Komödie, laſen nach Laune ſcherzodee eenſthaft, laut oder murmelnd, oerſuchten hie und da einen traveſtieenden Ton und benützten jeden Anlaß, um Heiteeeit an den Tag zu legen. Berger hatte als fungirender Regiſſeue, der mit dem Autor die Lektüee teitete, die größte Mühe, ſich gegen ſeinen eigenen Muthwillen in der Würde ſeines Amtes zu erhalten, konnte abee doch nicht umhin, durch ein paar komiſche Vorleſungen allgemeines Lachen hervorzurufen.

Von einer Wirkung des Stücks als eines deamatiſchen Ganzeu konnte nicht die Rede ſeyn. Auch in dieſer Beziehung wae es gut, daß der Autor ſich durch

Digitized by Google

eigenes Vorleſen hierüber Gewißheit verſchafft hatte, denn ſonſt wären ihm Anwandlungen peinlichen Zweifels wohl nicht erſpart worden. Jetzt fand er ſich darein und lachte, zum Theil auf ſeine Koſten, herzlich mit.

In die nächſten Toge fielen Beſuche, die Heinrich bei ſeiner Antonie und ſeinem Robert (dem Liebhaber) zu machen hatte. Die Künſtlerin war nicht mehr ganz jung, aber noch immer von ſtattlicher Schönheit, darum auf dem Theater, bei der Regelmäßigkeit ihrer deutſchen Züge, eine glänzende Erſcheinung. Sie hatte die Rolle ſehr an's Herz genommen, erklärte dem Autor ihre Freude darüber und las ihm eine ihr beſonders liebe Rede aus dem dritten Akt mit einer Innigkeit, daß der Hingeriſſene ſie unwillkürlich wie etwas ganz Neues ſelber bewunderte. Auch der Liebhaber war mit ſeiner Partie ganz zufrieden, konnte pathetiſch Uebertriebenes mit nichten darin finden und bemerkte dem Dichter lächelnd, er ſolle ihn nur machen laſſen.

Heinrich überlegte auf dem Heimweg die Erfahrungen der letzten Zeit mit Behagen. Er mußte ſich geſtehen, daß der Verein von Bildung, Leichtigkeit, froher Laune und gutmüthigem Weſen den Schauſpielern etwas eigen Anziehendes und dem Verkehr mit ihnen einen ganz beſondern Reiz gab. Daß dieſer Verkehr nur in dem gemeinſchaftlichen Unternehmen eine praktiſche Baſis hatte und für den Dramatiker, der fort producirte, überhaupt niemals abriß, war ihm ein ſehr erfreulicher Gedanke.

Nicht lange, ſo wurde er zur erſten Theaterprobe gerufen. Als ihn der Fuß zum erſtenmal durch die Couliſſen auf die Bühne trug, empfand er mit einem gewiſſen Schauer die ganze Größe des Moments, der ihn in die nächſte Nähe einer Lebensentſcheidung verſetzte. Von Berger und Roſa gebeten, vorläufig nur zu beobachten, nahm er an dem Tiſche des Regiſſeurs im Vordergrund Platz und ſah wie träumend auf die erſten Inſcenirungsverſuche.

Die ſchwache Beleuchtung gab dem ganzen Treiben etwas Geheimnißvolles, Nächtliches — um nicht zu ſagen Unterirdiſches — das auf den Autor einen wunderſeltſamen Eindruck machte. Es war ihm, als ob Gnomen ihm ſein Werk abgenommen hätten, um nun auf eigene Weiſe damit zu wirthſchaften und ſich eine Unterhaltung daraus zu machen.

Der Zuſchauerraum, wenn der Blick ſich dahin richtete, gähnte ihn in ſeiner abſoluten Leerheit fragenvoll an. Wird er am Tage der Entſcheidung ſich füllen? Werden die Geſichter freudig ſchauen und die Hände mit gefühlkräftigem Zuſammenſchlagen jenes gewaltige Rauſchen bewirken, das als entzückende Harmonie in die Ohren der Schauſpieler — des Dichters dringt?

Große Frage! Mächtiges Anliegen! Aber der Raum antwortete nicht und ſah in ſeinem braunen Dunkel auf ihn her — ein Symbol myſtiſcher Allmöglichkeit. War doch auch die Handlung, die dem Publikum vorgeführt werden ſollte, noch äußerſt im Werden — ein Kommen und Gehen, ein Verſuchen und Wiederverſuchen, ein Recitiren, wobei der Souffleur allgegenwärtig helfen und wieder helfen mußte, um oft nur ſchlechten Dank dafür zu ernten.

Man hatte ſehr Recht gehabt, dem Autor dieſes erſte Experiment in Bezug auf Wirkung als nichts beweiſend zu charakteriſiren. Darüber unterrichtet wurde es ihm nach und nach geradezu heimlich zu Muthe. Er ſah ſich in das wunderſame Treiben verflochten, eingeſponnen, und die zweite Hälfte ſchien ihm nun bereits auch mehr Façon zu bekommen. Die erſte Liebhaberin und Roſa waren ihrer Partien ſchon faſt ganz mächtig, wurden in einzelnen Auftritten zu förmlichem Spiel erwärmt und erquickten den Poeten durch den reinen kräftigen Herzensklang der Rede. Er ſelber faßte den praktiſchen Zweck in's Auge und machte Vorſchläge zu Stellungen, die ein paarmal ſogar befolgt wurden.

Die verhältnißmäßige Befriedigung, die er zuletzt empfand, wurde übrigens getrübt durch eine hingeworfene Bemerkung Bergers. „Das Stück," ſagte dieſer, als ſie zuſammen das Theater verließen, „iſt doch noch zu lang. Uebermorgen werden wir hierüber klar ſehen, und dann müſſen Sie unter Umſtänden noch ein paar tüchtige Schnitte machen."

Die zweite Probe begann auf eine für den Dichter ſehr anziehende Weiſe. Die Rollen waren unvergleichlich beſſer gelernt und die Reden gingen ſo raſch vom Munde, daß ſie bereits im Zuſammenhang auf ihn zu wirken begannen. Die Wahrnehmung der beginnenden Organiſation, des lebendigen Zuſammengreifens, erquickte und hob ſeine Seele. Welch ein Gefühl, den Dialog, den er in einſamer Stube geſchaffen, hier zu vernehmen aus dem Munde von Künſtlern, die alle den ihnen angewieſenen Theil zur eigenſten Sache machten! Welche Luſt, die Geſtalten, die er nur als Bilder des Geiſtes beſaß, durch ſie verkörpert und die vorzüglichſten eine Innigkeit, Kraft und Leidenſchaft offenbaren zu ſehen, daß Entſchlüſſe und Worte mit Nothwendigkeit in ihnen ſich erzeugt zu haben ſchienen! Es war von ihm, was er hörte und ſah, und doch etwas Anderes: gefärbt, gemodelt durch die Individualität des Schauſpielers, neu geworden durch eigenthümliche Natur und Kunſt

Digitized by Google

und zum Theil in einer Weiſe potenzirt, daß er, der Autor, es ſelber zu beklatſchen große Luſt empfand.

Ein tiefes Bewußtſeyn der Macht durchdrang ihn. Er war ein Urheber dieſer Aktion, die ſich zum Kunſtwerk vollenden wollte! Er war das Princip, das mittelſt liebevoller Organe die Gebilde ſeiner Phantaſie in die Sinnenwelt treten ſah! Freilich erlangten die Ideen erſt ihre Vollendung durch die Organe, die das aus ſich hinzugaben, was jenen noch fehlte: die ſinnliche Realität. Allein in dem Bunde des Dichters mit dem Künſtler war jener doch die erfindende, anordnende, vorſchreibende, dieſer die reproducirende, ausführende Macht. Nicht ſo — das fühlte er natürlich — als ob die Kunſt des Schauſpielers überhaupt keiner Erfindung bedürfte, die im Gegentheil auf's dringendſte gefordert war; aber die Kraft des Poeten war eine Kraft zur Schöpfung, die Kraft des Schauſpielers eine Kraft zur ſchönen Aeußerung des bereits Geſchaffenen und verhielt ſich mithin zu jener als weibliche zur männlichen.

Wenn er daraus nicht von ſelber den Schluß zog, daß der Dichter gegen Schauſpieler überhaupt — auch gegen die männlichen — galant zu ſeyn habe, ſo wurde es ihm durch Erfahrung beigebracht.

Der erſte Liebhaber, der heute förmlich zu ſpielen begann, machte einmal einen Accentfehler, und der Poet rief ihm das hervorzuhebende Wort mit der Lebhaftigkeit eines Verletzten zu. Die Folge war ein ſehr markirter Verdruß auf dem Geſicht des Künſtlers, der ſolche Einhülfe nicht gewohnt zu ſeyn ſchien. Heinrich fühlte, daß die Oeffentlichkeit der Correktur nicht angebracht ſey, verhielt ſich bei einem zweiten Fehlgriff ſchweigend, und benutzte eine kräftige Schlußrede des Herrn, um durch lauten Beifall ſein Geſicht wieder aufzuhellen. Dann ging er mit ihm auf die Seite und ſchlug die richtige Accentuirung vor. Der Schauſpieler nickte lächelnd, und Heinrich gab in ſeinem Innern dem geheimen Verfahren den Vorzug.

Als er in der Seele vergnügt auf die Bühne zurückkehrte, trat ihm Berger entgegen und ſagte: „Es thut mir leid, Ihnen eine doch vielleicht unangenehme Bemerkung zu machen. Der ſo ſchöne dritte Akt hat einen großen Fehler: er iſt zu lang. Im fünften und ſechsten Auftritt kommen Reden vor, die nicht eigentlich zur Sache gehören, ſie müſſen heraus!"

„Aber, lieber Freund," rief Heinrich nach einem Moment der Ueberlegung, „das ſind ja gerade die ſchönſten Stellen!" — „Thut nichts! Sie müſſen heraus!"

„Ah," rief der Poet, „Spiele des Geiſtes — Lichter, die einige Minuten in Anſpruch nehmen!" — „Sie müſſen heraus, ſag' ich Ihnen!" — „Wenn ich ſie nun aber nicht ſtreiche?" — „Das iſt etwas Anderes," entgegnete der Regiſſeur. „Dann waſch' ich meine Hände in Unſchuld."

Der Poet, mit humoriſtiſchem Unmuth, der aber einen guten Theil Ernſt enthielt, ſtampfte den Boden. Der Regiſſeur betrachtete ihn vergnügt, zuckte die Achſeln und ſagte: „Probiren wir die letzten Akte! Mir ſchwant ſogar noch etwas." — „Was!" rief der Poet, „noch etwas?" — „Ich vermuthe ſehr," entgegnete der Andere. Und indem er ihn mit väterlicher Freundſchaft anſah, fuhr er fort: „Ja, ja, mein Beſter! Das Fegfeuer, von dem ich neulich ſprach, iſt keine bloße Floskel! Man muß wirklich hindurch und die Flecken müſſen weg, ſonſt kommt man nicht — Doch da naht Vater Hallfeld mit dem Liebespaar, hören wir ſie!"

Der vierte Akt ging ſehr gut vorüber. Berger that hier, wie ſchon im zweiten, ſein Beſtes, wirkte ſogar auf die Schauſpieler ergötzlich und fand nun, daß an dieſem Akt, obwohl er Zeit genug in Anſpruch nahm, doch nichts zu ſtreichen ſey. Beim Beginn des fünften ſah er auf die Uhr. Er ließ ihn ruhig ſpielen, agirte ſeine Partie zu Ende, nickte aber bei den letzten Scenen mit einem Ernſt, der etwas Drohendes hatte.

Als das letzte Wort geſprochen war, holte er zu der Gruppe der noch Anweſenden den Poeten herbei und ſagte: „Die Probe iſt gut gegangen; wir haben ſogar wunderbarerweiſe keine Scenen wiederholen müſſen und können mithin ſagen, wie lang das Stück ſpielen wird. Ueber drei Stunden immer noch, und das iſt ſo lang, daß es dem Stück den Untergang bereiten kann."

„Ueber drei Stunden?" rief Hallfeld ungläubig. — „Ueber drei Stunden," erwiederte Berger, „mit dem erſten und dritten Zwiſchenakt, die wegen zweier Umkleidungen eine längere Zeit beanſpruchen." — „Das iſt wahr," verſetzte Hallfeld nach einem Moment des Erwägens.

Roſa ſchaute beſorgt auf den Dichter. „Da muß noch geſtrichen werden!" rief ſie. — „Meine Anſicht und mein Antrag," verſetzte Berger. — „Herr Dichter, ich kann Ihnen nicht helfen! Sie müſſen aus dem dritten Akt herausbringen, was ich Ihnen ſchon geſagt habe, außerdem aber die letzten Scenen des Stücks kürzen, umarbeiten, wie Sie wollen, ſo daß ſie Schlag auf Schlag gehen. Wenn der Zuſchauer auf das Ende hinſieht, dann hat er keinen Sinn mehr für nebenläufige Intereſſen und für ſchöne Reden, die nicht abſolut zur Handlung gehören. Wie der Blitz muß es herabfahren, nichts darf aufhalten! Ihre letzten Scenen halten auf, bringen Sentenzen, Beleuchtungen, die auf dem Theater überflüſſig ſind. Aendern Sie! Wir haben noch zwei Proben — es geht noch!"

Digitized by Google

Die Schauſpieler ohne Ausnahme ſtimmten zu, und der Poet gab ſich. Berger lobte ihn; dann, zu Hallfeld und Roſa gewendet, fuhr er fort: „Meine Herrn und Damen, wir haben uns eben wieder einmal getäuſcht. Wenn auch unſer altbewährter Spruch, daß Alles, was beim Thee oder Punſch gelobt wird, nichts tauge, dießmal glücklicherweiſe keine Anwendung findet, ſo iſt uns doch in der ſüßen Betäubung des Getränks und der Freundſchaft bei den letzten Scenen die Schlange hinter Blumen entgangen — mir ſogar, der ich mich noch am meiſten des kritiſchen Umherſpähens befliſſen habe. Freuen wir uns, daß wir es noch in der eilften Stunde gemerkt haben und laſſen wir uns nun das wohlverdiente Mittagbrod ſchmecken!“

Wer der letzten Aufforderung am wenigſten nachkommen konnte, war der Poet. Er aß in ſeinem Speiſelokal mit Haſt, begab ſich nach kurzem Gang in laulicher Luft heim und machte ſich entſchloſſen an die Arbeit. Die beanſtandeten Zierlichkeiten im dritten Akt ſtrich er ſeufzend. „Dieſer Einfälle,“ ſagte er ſich, „hab' ich mich gefreut, ſie ſind unläugbar fein und ſchön, und nun müſſen ſie weg!“ Die neue Verbindung, nachdem er ſie fertig gebracht, ſchien ihm lange nicht ſo elegant, wie die geſtrichene. „Aber was thut's?“ rief er ironiſch. „Sie hat ja einen Vorzug, der alle aufwiegt: ſie iſt kurz!“

Die zweite Operation war ungleich ſchwieriger. Hier, wenn auch manches aus den vorliegenden Scenen zu brauchen war, galt es eine völlige Umarbeitung, und wie ſollte ihm dieſe jetzt gelingen? Wie ſollte er ohne Freiheit, ohne Behagen, ohne Begeiſterung eben das Beſte, das Ende gut Alles gut auf's Papier werfen?

Er erfuhr nun aber, was wir Alle ſchon erfahren haben: daß der Drang der Nothwendigkeit die Initiative des Genius erſetzen kann. Das Unumgängliche glüht wie Feuer auf uns her, die Gefahr erregt, erhitzt uns, eine ſtille Wuth gedeiht zu förmlicher Begeiſterung: der Sprung wird gewagt — und er glückt.

Drei Stunden waren vorübergegangen, als die Aenderungen vor ihm lagen; aber ſie freuten ihn ſelbſt. Schlag auf Schlag! Der verwünſchte Regiſſeur hatte Recht: ſo war's beſſer! Nun mußte er die Aenderungen noch in die verſchiedenen Rollen einſchreiben, die er mitgenommen hatte. Er that auch dieß, und beſorgte dann die Rollen an ihre Inhaber, zum Theil in eigener Perſon. Todmüde kam er nach Hauſe, und überlegte, auf das Sopha geſtreckt, wie groß der Erfolg ſeiner Arbeit ſeyn müſſe, um ihn für die Aufregungen und Strapazen dieſer Tage nur einigermaßen zu entſchädigen.

Einen Lohn brachte ihm doch ſchon die dritte Probe. Berger, nachdem er die Aenderungen geleſen, rühmte ihn und drückte ihm die Hand. „Er hat weh gethan,“ ſagte er dann, „der Schnitt in's Fleiſch? Was? Aber 's iſt beſſer ſo! Beim Teufel, gut haben Sie's gemacht! Famos!“ Lächelnd trat er einen Schritt näher und ſich heiter feierlich neigend, ſetzte er hinzu: „Succès complet!“

Die Wangen des Poeten, die von Mühen und Sorgen etwas gebleicht waren, überzogen ſich bei dieſer Zuſtimmung mit Röthe. Die Probe begann, und er folgte ihr mit Freude. Zum drittenmal hörte er nun ſeine Worte; aber ſie klangen nur um ſo traulicher zu ihm her, beſonders aus dem Munde der anmuthigen Schauſpielerinnen, die ihnen die ſchönſte Seele einzuhauchen wußten. Der Dialog überhaupt ging flüſſig, und die Effektmomente traten als ſolche deutlich hervor.

Die nächtliche Scenerie des Lokals, die ihn zuerſt ſo ſeltſam angemuthet hatte, machte nun in ihrer Heimlichkeit einen vergnüglichen Eindruck auf ihn. Es lag in dem Thun und Treiben ein Reiz, wie ihn das verborgene Schmieden eines Complottes haben mag, das zum Sieg der Betheiligten führen ſoll. In Puppenhülle geſchah die Vorbereitung des Schmetterlings, der an's Licht treten und in prachtvoller Entwicklung alle Welt erfreuen ſollte.

Die neuen letzten Scenen erprobten ſich vollſtändig. Man gratulirte dem Poeten von allen Seiten, und Roſa nickte mit geſenkter Wimper ſelig lächelnd. „Das hat Mühe gekoſtet,“ rief ſie ihm zu, „nicht wahr? Aber es iſt der Mühe werth geweſen!“ — „Das mein' ich auch,“ rief Berger. „Was wollen Sie? Wir haben wieder einmal ein Stück, und damit Punktum!“

Als Heinrich mit auffallend heiterem Geſicht in das Speiſehaus trat, das er ſeit Wochen regelmäßig beſuchte, ließen ſich die dortigen Bekannten Bericht erſtatten, drückten ihr großes Verlangen aus, das Stück zu ſehen, und die gutgelaunten übten ſich einſtweilen im Klatſchen. Der Poet, überall von wohlthuenden Wellen umſpült, aß mit Luſt und gründlichem Appetit. Nach einem tüchtigen Spaziergang ſuchte er die Ruhe ſeiner Stube und fand ein Schreiben von Auguſte. Mit begreiflicher Haſt, denn er hatte lange darauf gewartet, erbrach, mit ernſtem Geſicht las er es.

Es war die lebendigſte, wärmſte Theilnahme, die ſich darin für ihn ergoß, aber durch einen dunkeln Ton der Sorge, um nicht zu ſagen der Wehmuth, überſchattet war. Die Geliebte, die freilich nur aus der Ferne zu ſehen vermochte, ſchien den Hoffnungen, die er an ſeine letzten Erfahrungen geknüpft hatte, keinen vollen Glauben ſchenken zu können. Um ſo inniger und feuriger waren ihre Wünſche für ihn, um

ſo dringender ihre Ermahnungen. Eine faſt mütterliche Zärtlichkeit ſprach aus dem Brief. „Ach, lieber Heinrich," rief ſie ihm zu, „du machſt dir keine Vorſtellung, wie dein Glück der Gedanke meines Herzens iſt, wie mich die Sorge für dich zittern macht! Dein Lebensplan iſt ungewöhnlich und begeiſternd, aber umgeben von Gefahr, Sorgen und ſchweren Mühen. Ach, wohl müſſen die Dichter ihre Befriedigung finden in ihrer Arbeit ſelber, denn wie gering iſt eigentlich ihr Lohn, und wie gehäſſig wird ihnen auch der geringe noch ſtreitig gemacht! Wie müſſen ſie alle Kräfte des Geiſtes und Herzens anſtrengen und den höchſten Fleiß anwenden Jahre hindurch, um endlich zu haben, was Andere ſpielend, im Vorbeigehen erwerben! Und doch, wenn der Erwerb auch Nebenſache iſt, ſo gehört er doch nothwendig zum Leben. Das Schaffen, wie göttlich es an ſich iſt, muß ſich doch, leider, auch irdiſch lohnen. Ich ſehe dich nun Jahre lang ſtreben und ringen und von einer Arbeit zur andern gehen; und mich ergreift eben jetzt, wo du mir ſo ſicher den Erfolg ankündigſt, eine Furcht, die mich verzagen macht. Möge es dir gut gehen, theurer Heinrich! Mögeſt du Glück, alles Glück erlangen! Dieß iſt der brennende Wunſch meiner Seele, der meinem Herzen ausgepreßte Ruf, den ich an dich aus der Ferne richte!"

Heinrich legte den Brief ſtill aus der Hand. Die Geliebte hatte ſich noch nie mit ſo leidenſchaftlicher Innigkeit, aber auch noch nie ſo geängſtigt, ſo gedrückt gegen ihn ausgeſprochen. War die Stimmung in ihrer Familie gegen ihn eine zweifelnde, ſchlimmere geworden? Hatte ſie von den Eltern zu leiden? Nach einem Schweigen aufathmend, rief er: „Wahrlich, ein Erfolg thut mir jetzt noth! Ich ſehe, daß die Familie einen greiflichen Beweis meiner Kunſt verlangt, und im Grunde hat ſie dazu auch das Recht. Gott ſey Dank, daß ich nur noch einen Tag vor der Entſcheidung ſtehe!"

Eingangs hatte Auguſte gemeldet, daß ſie ihm ſchreibe vor ihrer Abreiſe zu Kronfelds, deren dringender Einladung ſie nicht länger habe widerſtehen können. Ihm war es nun tröſtlich, daß ſie hier Zerſtreuung finden würde, bis er ſelber kam und durch die glückſelige Botſchaft alle Sorgen zerſtreute. Denn das wollte er thun. Was die Zeitungen bekannt machten, das konnte er nicht hindern; aber er ſelbſt wollte brieflich nichts melden, ſondern in Perſon den Bericht erſtatten und den Lohn aller Anſtrengungen: die Wirkung genießen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Mark und märkiſche Kriegsoberſten zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs.

(Schluß.)

Joachim Ernſt von Goertzke, dem wir uns jetzt zuwenden, war der jüngſte von all den Brandenburgern, auf die wir unſer Auge richten. Er war Page bei der brandenburgiſchen Prinzeſſin Marie Eleonore, der Schweſter des Kurfürſten Georg Wilhelm, und begleitete die Prinzeſſin nach Stockholm, nachdem ihre Vermählung mit Guſtav Adolph ſtattgefunden hatte. Er trat bald in die ſchwediſche Armee, war bei Lützen als Adjutant an der Seite des Königs und wurde ſchwer am Schenkel verwundet, ſo daß er ſeitdem einen zu kurzen Fuß hatte und eine dicke Holzſohle tragen mußte. Der dreißigjährige Krieg, den er ohne Schwanken auf Seiten Schwedens mitmachte, ſcheint ihm keine Gelegenheit zu beſonderer Auszeichnung gegeben zu haben, wenigſtens hören wir erſt wieder von ihm um die Mitte des Jahrhunderts, wo er den ſchwediſchen Dienſt quittirt, um, ziemlich gleichzeitig mit Sparr und Derfflinger, in die Kriegsdienſte ſeines eigentlichen Landesherren einzutreten. Wir begegnen ihm von da ab beſtändig neben Derfflinger, oder unter dem Obercommando deſſelben. Bei Fehrbellin war er, neben Froben, Derfflinger und dem Prinzen von Heſſen Homburg, unter den beſondern Helden des Tages, und wie der Bauernſohn, der ſchlichte Oberſt Hennig, ſich an jenem Tage den adeligen Namen Hennig von Treffenfeld eroberte, ſo eroberte ſich unſer Goertzke den ſtolzen Namen eines Paladins. So nannte ihn der Kurfürſt ſeit jenem Tage. Er ſtand bei ſeinem Kriegsherrn in hoher Gunſt, und ſowohl dieſe Gunſt, wie eine begüterte Frau, die er nahm, machten ihn zu einem reichen Manne. Er ſtarb auch reich, denn mehr proſaiſch tüchtig als tief und ſchwärmeriſch, verfiel er nicht in die fromme Verſchwendung, in die hochherzigen Fehler, die den alten Sparr, dieſe, nach Art der alten

Digitized by Google

deutſchen Kaiſer, völlig auf's Ideal gerichtete Natur, an den Bettelſtab gebracht hatten. Goertzke war praktiſchen Sinnes, baute zerſtörte Dörfer wieder auf, aber es genügte ihm, die Lehmhütten vertriebener Bauern neu entſtehen zu ſehen, und eine Reihe warmer Strohdächer labten ſein Auge mehr, als der Anblick hoher Chorfenſter, die Sparrs Freude waren, wenn ihre ſatten Farben ein gedämpftes Licht in das Kirchenſchiff und auf die Köpfe frommer Beter warfen.

Goertzke war noch gut brandenburgiſch aus der alten Schule und der Sinn für die Künſte war ihm noch nicht aufgegangen. Folgender kleiner Zug mag zeigen, wie er über Kunſt und Künſtler dachte. In ſeinen letzten Lebensjahren (er lebte zu Friedersdorff im Lande Lebus, einem jetzt v. d. Marwitz'ſchen Gute) beſchloß er ſich malen zu laſſen, und zwar überlebensgroß. Der Maler, muthmaßlich ein ſtrenger Realiſt, blickte mit Vergnügen auf den charakteriſtiſch verkürzten Fuß des alten Generallieutenants und malte ihn derart, daß, neben dem langen Haar und dem weißen Spitzenkragen, die dicke, fünf Zoll hohe Sohle des kurzen Fußes vorzugsweiſe in die Augen fallen mußte. Was Kunſtrichtung war, nahm aber der alte Goertzke für perſönliche Beleidigung, für groben Hinweis auf ſein Gebrechen, und jagte den Maler zum Hauſe hinaus. Noch empfindlicher vielleicht beſtrafte er ihn dadurch, daß er das Bild behielt, aber die Bezahlung verweigerte. Da haben es die heutigen Porträtmaler beſſer. Das Bild hängt noch in der großen Halle des Friedersdorffer Schloſſes.

Im Leben Goertzkes iſt noch das ein hübſches Spiel des Zufalls, daß ſein Vater die in der Nähe der Rüdersdorffer Kalkberge gelegenen Güter Fredersdorff und Vollersdorff beſaß, in deren letztgenanntem (in Vollersdorff) er geboren wurde. Beide Güter gingen ihm und der Familie während des dreißigjährigen Kriegs verloren. Die Güter, die er dann vierzig oder fünfzig Jahre ſpäter durch Kauf und Erbſchaft in ſeinen Beſitz brachte, waren zwar nicht dieſelben, führten aber, mit leiſer Variation, dieſelben Namen, nämlich Friedersdorff und Vollensdorff, ein Umſtand, der in den Biographien, die über ihn exiſtiren, zu unendlichen Verwirrungen Veranlaſſung gegeben hat.

Die beiden letzten aus der Reihe der hier genannten Brandenburger gehören jener Epoche in eminentem Sinne an und ſtehen als Feldherrn, der eine auch als Politiker und Diplomat, in allererſter Reihe. Es ſind dieß Feldmarſchall Hans Georg von Arnim und Feldmarſchall Königsmark.

Hans Georg von Arnim iſt neben Wallenſtein — natürlich König Guſtav Adolph, den Kurfürſten Maximilian von Bayern und Bernhard von Weimar ausgenommen — vielleicht die hervorragendſte Erſcheinung des ganzen Krieges, und wenn er neben Tilly und Pappenheim einerſeits, neben Banner, Torſtenſon und Wrangel andererſeits in den Schatten tritt, ſo beweiſt das nur den alten Satz, daß in kriegeriſchen Zeiten dem endgültigen diplomatiſchen Geſchick, der Gedankenarbeit ein ſehr kleiner Theil des Ruhmes zufällt, während dem ſiegreichen Reiterſturm eines alten Haudegens alle Völker entgegen jubeln. Es war in der germaniſchen Welt immer ſo und wird muthmaßlich ſo bleiben. Feldmarſchall Arnim war ein zu feiner Kopf, um es zu eigentlicher Popularität bringen zu können.

Hans Georg von Arnim wurde 1581 auf Schloß Boitzenburg geboren. Er trat verhältnißmäßig ſpät in Kriegsdienſte, nämlich erſt 1611, und verdiente ſich ſeine Sporen unter dem damals noch jugendlichen Guſtao Adolph. Von da ab ſtand er, kürzere Zwiſchenräume abgerechnet, dreißig Jahre lang im Felde, und in dieſer langen Kriegsthätigkeit unterſcheiden wir vier ganz verſchiedene Epochen: 1) ſein Dienen im ſchwediſchen Heere unter und für Guſtav Adolph, 2) ſein Dienen im kaiſerlichen Heere * gegen Guſtao Adolph, 3) ſein Dienen im ſächſiſchen Heere gegen den Kaiſer, und 4) ſein Dienen im ſächſiſchen Heere gegen die Schweden.

Die beiden erſten Dienſtzeiten, erſt ſchwediſch, dann kaiſerlich, fallen in die Zeit vor dem Erſcheinen Guſtav Adolphs in Deutſchland und ſind ohne Belang, wenn man nicht etwa darauf Gewicht legen will, daß Arnim es war, der 1629 im Reiterſcharmützel bei Stum in Polen, den König Guſtav Adolph zurückwarf und dem kaum der Gefangenſchaft entgangenen König die bekannt gewordenen Worte abnöthigte: „Das waren alſo kaiſerliche Reiter; ich muß bekennen, nie heißer gebadet zu haben."

Auch die vierte und letzte Epoche Arnims, wo er als ſächſiſcher und zugleich als kaiſerlicher Feldmarſchall in's Feld rückt, um ſich an Schweden, wegen langer und ſchwerer Unbill zu rächen, ** iſt in ſo weit

---

* In dieſe Zeit (er war damals, 1627, Oberſt) fällt ſeine ausgeſprochene Vertrauensſtellung zu Wallenſtein. Im Archive zu Boitzenburg befinden ſich noch ſiebzig eigenhändige Briefe des „Friedländers" aus dieſer und der nächſtfolgenden Zeit, die, anderer Aufſchlüſſe zu geſchweigen, das beſondere Vertrauen Wallenſteins zu Arnim klar dartegen.

** Oxenſtiern, mit oder ohne Grund, von dem Verdacht gegen Arnim erfüllt, daß dieſer, damals — außer

bedeutungslos, als der Tod sich in's Mittel legte und ihn eher abrief, als Entschiedenes geschehen war; aber wie wenig Gewicht wir auf den Anfang und das Ende seiner kriegerischen Laufbahn legen mögen, vom höchsten Belang ist die dritte Epoche von 1631—35, wo wir ihn als Oberstcommandirenden der sächsischen Truppen, als Verbündeten der Schweden sehen. Die Schlachten, die er in dieser Zeit geschlagen (worunter wenigstens eine, die er selbstständig schlug und glänzend gewann), die Provinzen und Städte, die er im Fluge fortnahm, alles ist von verhältnißmäßig untergeordneter Wichtigkeit; seine Bedeutung für diese Epoche ist keine militärische, sondern eine diplomatisch-politische und es ist höchst wahrscheinlich, um nicht zu sagen gewiß, daß er aus Liebe zum Vaterlande auf entschiedenere Siege und glänzenderen Kriegsruhm patriotischen Herzens verzichtete. Das Bündniß, das Kurbrandenburg und Kursachsen mit Schweden geschlossen, hatte eben so viel vom Zwang wie von Freiwilligkeit und die Empfindung, mit der man die Schweden im Lande sah, hielt genau die Mitte zwischen Liebe und Haß, zwischen Freude und Furcht. Die Schweden waren willkommen als Protestanten, sie waren höchst unwillkommen als Schweden; als Protestanten waren sie Glaubensschutz, als Schweden waren sie Landesgefahr. So schwankten damals die Empfindungen in den protestantischen Ländern Norddeutschlands und die Politik, die Sachsen und Brandenburg verfolgen mußten, konnte kaum eine andere seyn als die, den Kaiser durch die Schweden, und die Schweden durch den Kaiser im Schach zu halten. Der Sieg der einen Partei wie der andern war gleich unbequem, gleich gefährlich. Der Macher und Durchführer, wenn nicht auch der Urheber dieser Politik, der man Weisheit und hohe Vaterlandsliebe nicht absprechen wird, war Arnim. Er stand auf schwedischer Seite und unterhielt doch die intimsten Beziehungen zu Wallenstein und den Kaiserlichen, und trotz dieser Beziehungen zu Wallenstein und den Kaiserlichen, schlug er doch eben diese Kaiserlichen mehrfach im Dienst und Interesse Schwedens. Wie die ganze Politik eine zweideutige war, so mußte es, bis zu einem gewissen Grade, auch der Mann werden, der sich zum vorzüglichsten Träger dieser Politik machte; aber wir dürfen, nach allem, was wir sonst über Arnim wissen, mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß er, durchaus abgeneigt einem hohlen Intriguenspiel, seine Person dran gab im Dienst der Sache. Es ist ein schöner Zug in der Menschennatur, daß sie, wo sie lieben soll, klar Spiel verlangt, aber in Zeiten wie jene — und wir haben ähnliche erlebt — bleibt das Wort Piccolominis ewig wahr:

— „Es ist nicht immer möglich,
Im Leben sich so kinderrein zu halten,
Wie's uns die Stimme lehrt im Innersten.
In steter Nothwehr gegen aege List
Bleibt auch das redliche Gemüth nicht wahr.

Nicht um seiner selbst, um großer und allgemeiner Güter willen handelte Arnim im Einklang mit der Wahrheit dieses Satzes. Was er wollte, war ja im Wesentlichen auch das, was endlich als Resultat endloser Kämpfe errungen wurde: Unabhängigkeit des protestantischen Norddeutschlands, religiöse Unabhängigkeit von Oesterreich, politische Unabhängigkeit von Schweden. Unter allen Brandenburgern jener Epoche haben wir muthmaßlich auf ihn am stolzesten zu seyn. Hans Georg von Arnim war eine geistige Kraft und überragte seine Landsleute. Wir sehen in ihm die Zusammenfassung aller der hohen Gaben, die seitdem, durch zwei Jahrhunderte hin, diese Familie in Krieg und Frieden ausgezeichnet haben: Glaubenstreue und Vaterlandsliebe, Muth und militärisches Geschick, Sinn für die Kunst und vor allem jenes Auge, um verwirrte Fragen zu durchdringen, und jene moralische Festigkeit, um den aufgefundenen Weg fest und unbeirrt zu verfolgen.

Es bleibt uns noch Graf Königsmark übrig, der erste in jener Reihe von Königsmarks, die durch drei Generationen, vom Anfang bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts die Welt mit ihrem Kriegsruhm füllten. Unser Königsmark war der Großvater jener berühmten Aurora, die, wenn sie den goldenen Apfel über den Rasengrund hinrollte, die entzückten Zuschauer des Hofes ausrufen machte „Atalante!" und war auch der Großvater jenes Philipp Christoph, der in den dunkeln Gängen des Schlosses zu Hannover ein Opfer schnöder Rache und Eifersucht unter gedungenen Mörderhänden fiel; vor allem war er er selbst, vielleicht nicht die glänzendste

---

Dienst — auf seinem Schlosse Boitzenburg, nach andern in der Stadt Wittstock lebend, damit umgehe, die Dänen zu einem Kriege gegen Schweden aufzuwiegeln, ließ ihn durch ein schwedisches Commando überfallen und nach Stockholm in festen Gewahrsam bringen. Er saß hier anderthalb Jahre und befreite sich endlich selbst mit eben so viel Muth wie Geschick. Er hatte sich vorher eine Feile, Stricke, einen Degen und zwei Pässe verschafft, die letzteren für zwei Diener, die er vorgab nach Deutschland zurückschicken zu wollen. In einer Nacht, als, zu Begehung eines Festes, auf dem Schlosse übermäßig gezecht wurde, durchsägte er die Eisenstäbe, ließ sich an einer Steckleiter herab und bewerkstelligte, als Diener verkleidet und natürlich nur von Einem Diener begleitet, seine Flucht.

Erſcheinung unter den Königsmarks jener Epoche, vielleicht auch nicht der größte an kriegeriſchem Genie, aber jedenfalls der gewichtigſte, dem, halb durch Verdienſt, halb durch glückliches Ohngefähr, das Loos zufiel, die letzten Waffengänge des dreißigjährigen Krieges glücklich zu führen und dadurch dem Proteſtantismus zu dem beſcheidenen Siege endlicher Anerkennung zu verhelfen. Den Gang ſeines früheren Lebens aber ſuche ich in wenig Strichen zu zeichnen.

Hans Chriſtoph Graf von Königsmark wurde im Jahr 1600 auf dem väterlichen Schloſſe Kötzlin in der Prignitz geboren. Erſt Page am braunſchweigſchen Hofe, trat er bald in kaiſerlichen Dienſt und focht mit Auszeichnung in Italien, bis die wachſende Macht Oeſterreichs und der ſichtlich niedergeworfene Proteſtantismus ihn aus dem kaiſerlichen Dienſt treten ließ. Er zog ſich, in ſeinem Gewiſſen dazu getrieben, in ſein ſtilles Prignitzdorf zurück, denn unter all den brandenburgiſchen Kriegsoberſten jener Epoche war und blieb er der einzige, der das eigentliche Ziel dieſes Krieges nie aus dem Auge verlor und ſelbſt in den Jahren der Entartung, wo die politiſche, um nicht zu ſagen die räuberiſche Seite des Kampfes die eigentliche Urſache deſſelben faſt vergeſſen gemacht hatte, ſelbſt in jener Epoche der Entartung war und blieb dieſer Kampf dem Grafen Königsmark ein Glaubenskampf, ein Kampf um die Exiſtenz des Proteſtantismus, und im Einklang mit dieſer Anſchauung nahm er von Anfang an gewiſſenhaft und von Einflüſterungen unbeirrt, ſeinen Stand. Illo, Götz, Sparr, geborene Proteſtanten, ſtanden nichts deſtoweniger auf katholiſch kaiſerlicher Seite, die Macht der Fahne, vielleicht auch ein Reſt Vaſallentreue waren ſtärker als die Macht des Glaubens; Goertzke focht auf ſchwediſcher Seite, aber die Glaubensſeite des Kampfes ſchierte ihn wenig; Arnim endlich war ſtrenger und bewußter Proteſtant wie Königsmark, aber der Politiker warf ein Gegengewicht in die Wage, und klugen Sinnes weigerte er ſich, die Parität des Proteſtantismus mit der Zerſtückelung und politiſchen Schwächung Deutſchlands zu erkaufen. Graf Königsmark, im Gegenſatz zu ihnen allen, war nur Proteſtant und ordnete dem Siege deſſen, was ihm Gewiſſensſache war, jede andere Rückſicht unter. In dieſer Geſinnung hielt er aus von Anfang bis Ende. Bald nachdem Guſtav Adolph den Boden der Mark betreten hatte, trat er in ſchwediſchen Dienſt. Als Obriſtwachtmeiſter focht er bei Lützen, ſtieg von Stufe zu Stufe, führte in der zweiten Schlacht bei Leipzig (unter Torſtenſon) den ſchwediſchen rechten Flügel, hatte die Ehre des erſten Angriffs und entſchied den Tag.

Aber erſt in das letzte, das dreißigſte Kriegsjahr des großen Kampfes fällt ſeine eigentliche Bedeutung. Königsmark ſtand damals mit einem kleinen Heeresreſt in Heſſen und Weſtphalen, alſo in unmittelbarer Nähe von Münſter und Osnabrück, wo ſeit Jahr und Tag endlos hin und her berathen wurde und das erlöſende Friedenswort nicht gefunden werden konnte. Je größer die Zänkereien der Proteſtanten und je zahlreicher die einzelnen kleinen Vortheile wurden, die gerade damals von kaiſerlichen Generalen erfochten worden waren, deſto höher ſpannten die kaiſerlichen Congreßgeſandten ihre Forderungen und der Krieg hätte ſchimpflich geendet, wenn Königsmark nicht geweſen wäre. Gerade in dieſer allerkritiſchſten Zeit, mit geringen Streitkräften, reihte er Sieg an Sieg, und wenn keiner auch hervorragend genug war, um eine raſche Entſcheidung zu bringen, ſo war andererſeits doch ſehr wohl wahrzunehmen, wie nach jedem Eintreffen eines Königsmark'ſchen Boten die kaiſerlichen Congreßgeſandten milder in ihren Forderungen wurden. Endlich wandte ſich Königsmark nach Böhmen, eroberte die Kleinſeite von Prag und beſchoß die Altſtadt; das entſchied. Der Friede war geſchloſſen, die Sache des Proteſtantismus gerettet. An derſelben Stelle, wo der dreißigjährige Krieg ſeinen Anfang genommen hatte, endigte er, und er, deſſen Sieg den Frieden brachte und die Sache der Glaubensfreiheit endlich ſicher ſtellte, war, deutungsreich, der einzige vielleicht unter allen Feldherrn jener Epoche, der ohne Wanken und Schwanken der idealen Seite des Kampfes, dem Proteſtantismus und nur ihm gedient hatte.

Illo, Götz, Sparr, Goertzke, Arnim, Königsmark, das waren die ſechs Brandenburger, die ſich auf den Schlachtfeldern jener Epoche, hüben und drüben, umher tummelten; Männer, deren Namen in den Jahrbüchern unſerer Geſchichte zum Theil viel glänzender daſtehen würden, wenn wir damals überhaupt eine eigene, eine ſelbſtſtändige Geſchichte gehabt hätten und für die Kräfte des Landes die Möglichkeit da geweſen wäre, mit Liebe und Vertrauen im Dienſt der engeren Heimath zu ſtehen. So aber kommen ihre Thaten zunächſt und unmittelbar für uns zu keiner Geſammtwirkung und wir ſehen bei Nennung dieſer und anderer Namen nicht eine lange Reihe zuſammenhängender, einem Lande und einer Sache zu gute kommender Siege an uns vorüber ziehen, wie doch geſchieht, wenn wir die Namen Guſtav Adolph und Banner, Torſtenſon und Wrangel, wie die Ueberſchriften einer Epopöe, an uns vorüber klingen hören. Brandenburg damals war wie Triebſand, den die wechſelnden Fluthen auch an wechſelnde Küſten warfen, und alles, was einen Drang hatte, feſt zu ſtehen, das ſtellte ſich nicht

Digitized by Google

auf den Triebſand, ſondern auf die Küſte hüben und drüben.

So müſſen wir uns die Siege unſerer Brandenburger von damals in verſchiedenen Lagern zuſammen ſuchen, müſſen umſtändlich addiren und ſubtrahiren, um überhaupt zu einem Reſultat zu kommen. Wollen wir aber die Mühe eines ſolchen Exempels nicht ſcheuen, um auf dem langſamen Wege der Berechnung an Herz und Phantaſie heranzukommen, ſo werden wir in unſerem Herzen plötzlich von der Wahrnehmung überraſcht werden, daß die Mark Brandenburg, oder wenigſtens der Adel der Mark, vielleicht zu keiner Zeit glänzender, militäriſch hervorragender auf den Schlachtfeldern Europas aufgetreten iſt, als im Laufe des ſiebzehnten Jahrhunderts. Die hier genannten Namen bilden ohnehin nur einen mäßigen Bruchtheil, zumal wenn wir die Türkenkämpfe gegen Ausgang des Jahrhunderts mit in Rechnung bringen, und wir dürfen uns der Wahrnehmung nicht verſchließen, daß die märkiſchen Familien während der beiden ſpäteren großen Epochen unſerer Geſchichte, alſo während der Zeit der drei ſchleſiſchen und während der Napoleoniſchen Kriege, ein weit geringeres Contingent an berühmt gewordenen Namen* geſtellt haben.

Die politiſche Rolle, die die Mark als ein Ganzes während des dreißigjährigen Krieges ſpielte, war eine ruhmloſe, aber die Einzelnen, denen ſich heut unſere Aufmerkſamkeit zugewendet, legten ein gutes Fundament für den preußiſch brandenburgiſchen Kriegsruhm und für das Gedeihen des Landes überhaupt. Denn es geht durch das Leben aller Völker wie ein Geſetz hindurch, daß überall da, wo Tüchtiges und Dauerbares ſich bilden ſoll, der Stamm oder der Staat, der in die Geſchichte eintritt, zunächſt ſeine phyſiſche Kraft beweiſen und mit ausgeſtreckter Fauſt ſich Reſpekt verſchaffen muß. Alles andere findet ſich nachher, die Kraft aber iſt erſte Bedingung des Lebens.

Das Fundament lag da; die es legten, ahnten nicht, daß es ein ſolches ſeyn werde, noch weniger ahnten ſie, daß ihnen zur Seite bereits der Mann ſtand (damals noch ein Kind), der berufen war, auf dieſem Fundamente ein glänzendes Gebäude aufzuführen. In dem eingeſchüchterten Kurprinzen, den die Kriegswirren aus einer Provinz des Landes in die andere trieben, ahnte niemand den „großen Kurfürſten" der Zukunft. Und doch war er es. Wenn die Deviſe ſeines Vaters geheißen hatte: „Niemand iſt verpflichtet, ein großer Mann zu ſeyn," ſo hieß die ſeine von Anfang an: „Ich fühle dieſe Pflicht." Und als kaum ein halbes Jahrhundert ſpäter dieſer wunderbare Mann vom Schauplatz abtrat, was alles war da aus dem Lande geworden, das er in jeder Beziehung als eine Wüſte empfangen hatte!

Unſere Geſchichte hatte ihren Anfang genommen; auf den erſten Blättern ſtanden die Namen Warſchau und Fehrbellin und die Künſte folgten in freier Huldigung dem neuen Siegesglanze nach. Ein geiſtiges Leben war erwacht, Brandenburg war der Schauplatz kirchlicher Kämpfe und doch zugleich der Schauplatz kirchlicher Duldung geworden. Franzöſiſche Refugiés hatten eine Zufluchtsſtätte gefunden und ihre Sitte, ihr Kunſtfleiß begannen der alten Mark plötzlich ein neues Anſehen, ein helleres Licht zu geben, als habe das dunkle alte Tannenland über Nacht ſein Kleid gewechſelt. Brandenburgiſche Schiffe fuhren auf hohem Meer, Simon Dach, der Dichter des ſchönen Liedes „Aennchen von Tharau," kam als gekrönter Dichter an den Hof und Kanitz, der Poet, dichtete, faſt vor den Thoren Berlins, in der Zurückgezogenheit des ſchönen Blumberg ſeine erſten Lieder. Das Zeughaus, Schlüters geniale Schöpfung, ſtieg empor und die Orgelklänge des älteren Bach fanden ein geneigtes und hier und da ein verſtändnißvolles Ohr. Ein Mann hatte das Alles gewirkt und geſchaffen. Aber daß er es konnte, dazu hatten die vorausgegangenen Thaten derer mitgewirkt, die den ſchöpferiſchen Fürſten mit Vertrauen zu dem Material, zu dem kernigen Rohſtoff des Landes erfüllt hatten.

Die alte Mark Brandenburg, wie das Jahr 1630 ſie geſehen hatte, verſank mehr und mehr und ein Land neuer Sitte und Geſittung ſtieg herauf. Wir leben in ſeinem Licht; freuen wir uns des vollen Segens, aber bewahren wir die Namen derer in unſerem Gedächtniß, die bewußt oder unbewußt die Fundamente legten, auf denen der neue Bau glänzend emporſteigen konnte!

Th. Fontane.

---

* Auffallend iſt auch das, daß ſelbſt diejenigen Familien, die von Jahrhundert zu Jahrhundert blühend fortgelebt haben, faſt in keinem einzigen Falle zweimal auf der politiſch militäriſchen Bühne des Landes ruhmreich oder als Träger einer beſondern Popularität aufgetreten ſind. Unter dem großen Kurfürſten die oben genannten ſechs Namen; unter dem großen König: Schwerin, Deſſau, Zieten, Seydlitz, Winterfeldt ꝛc.; unter Friedrich Wilhelm III.: Blücher, Scharnhorſt, Gneiſenau (alle drei keine geborenen Preußen), Yark, Bülow, Schill, Lützow ꝛc.

Digitized by Google

Das türkiſche oder altgriechiſche und römiſche Schwitzbad und deſſen Wiederauferſtehen in unſern Städten.

(Schluß.)

Betreten wir nun in Gedanken eine ſolche Therme, z. B. diejenige des Hippias, von welcher uns Lucian eine ſo genaue und plaſtiſche Schilderung hinterlaſſen hat.

Nachdem wir den Eingang und die großartige Vorhalle durchſchritten, dann eine Halle für die auf ihre Herren wartenden Diener oder Sklaven, gelangen wir links in ein Zimmer, das ſchönſte und angenehmſte von allen, wohin ſich die Badenden zurückziehen können, bevor ſie das Bad verlaſſen. Weiterhin treten wir in's kalte Badegemach oder Frigidarium für die Reichen und Vornehmen. Daſſelbe iſt ſehr geräumig und luftig, von oben ſchön erhellt, und enthält drei Kaltwaſſerbaſſins in der Mitte. Alles iſt hier mit Marmor belegt und überhaupt die höchſte Pracht entfaltet, und zwar nicht auf Koſten des Comfort.

Von da kommen wir durch einen gewölbten Gang, von welchem an die Temperatur durch's ganze Gebäude nach innen oder hinten zu immer höher, doch ſachte ſteigt, rechts in eine Halle, welche zugleich nach der Paläſtra oder dem zu Leibesübungen, zum Fechten und dergleichen beſtimmten Platze führt. In dieſer Halle befinden ſich duftende Oele, Salben, Eſſenzen. Der zunächſt anſtoßende Saal dient zum Auf- und Abgehen, zur Converſation; er iſt der prächtigſte von allen, und Decken, Wände glänzen da von phrygiſchem Marmor. Von ihm führt ein langer Gang, mäßig erwärmt, zur Halle oder zum kreisrunden Saal mit den warmen Bädern. Um ihn aber zu verlaſſen, brauchen wir nicht denſelben Weg zurück zu machen, denn ein kürzerer Weg führt uns durch's lauwarme Zimmer oder Tepidarium zu den kalten Bädern im Vordertheil des Gebäudes. Der Badende iſt ſo vom Frigidarium, wo er das Oberkleid abgab, auch ein kaltes Bad nehmen konnte, durch die lauwarme Paſſage zum Unctuarium, und von da in den Promenade- odee Converſationsſaal (ſogenanntes Sphericterium), oder zur Paläſtra gelangt. Hatte er da ſeine gymnaſtiſchen Uebungen und dergleichen beendet, ſo konnte er ſich durch den nur mäßig erwärmten Gang zu den warmen Bädern begeben, und von dieſen durch ein mäßig kühles Zimmer (Tepidarium) in's Frigidarium, um hier wieder ſeine Kleider in Empfang zu nehmen.

Immer bildeten ſo Frigidarium, Tepidarium und Calidarium die drei Haupttheile jeder Therme. Sie alle lagen in der Achſe oder Mitte des Gebäudes von vorne nach hinten zu, und um ſie herum gruppirten ſich jene weiteren Räumlichkeiten, welche nur untergeordneteren Zwecken zu dienen beſtimmt waren. In den großen Thermen, z. B. in denen des Caracalla, welche man am genaueſten ſtudirt hat (Blouet und Andere), war das coloſſale kalte Bad mit Schwimmbaſſin nach oben unbedeckt und offen; denn Baden in kaltem Waſſer iſt in geſchloſſenen Räumen immer ungeſund. Die große Rotunde des Calidarium aber lag großentheils außerhalb des Plans des Hauptgebäudes, um ſo den ganzen Tag durch die Strahlen der Sonne erwärmt zu werden; zugleich war es von einem ſehr hohen Kuppeldach überwölbt, um die Waſſerdämpfe der warmen Baſſinbäder möglichſt zu verdünnen und deren Verdichtung oder Concentration nach unten zu hindern. Sämmtliche Haupt- und Seitenpforten des Gebäudes endlich waren der Art geordnet, daß die eintretenden Badegäſte durch die weggehenden nicht im geringſten geſtört werden konnten.

Schon das Angeführte mag hier genügen, uns das Großartige und zugleich ſo fein Berechnete jener Thermen ahnen zu laſſen. Auch gehören ja letztere zu den anerkannt merkwürdigſten und prachtvollſten Denkmälern römiſcher Architektur, ſo vor allen die des Caracalla und des Diocletian in Rom. Ueberall und auch als Privatmann, namentlich in ſeinen Villa's, liebte ja der Römer, ſich wo möglich mit allem zu umgeben, was einmal ſein materielles, wie ſein geiſtiges Leben bildete, was ihm Bedürfniß war und deßhalb in ſeiner Wohnung ſo wenig fehlen durfte, als in einer Stadt. So waren denn auch ſeine Thermen in ihrer Art ein faſt ebenſo umfaſſendes Enſemble als eine ganze Stadt, und da ſie gar vieles zu leiſten hatten, forderten ſie nicht bloß große Räume, ſondern auch ganz beſondere Dispoſitionen und Einrichtungen. Die Peterskirche in Rom zeigt noch heutigen Tages in ihrem Plan, in ihren Sälen ſo ziemlich die Architektur jener großen Thermen. Dieſe glichen mehr weit ausgedehnten Paläſten und halben Städten als unſern Badeanſtalten, und in manchem derſelben ſtehen jetzt Kirchen, Klöſter und

Digitized by Google

ſonſtige Gebäude. In denen des Diocletian fanden nicht weniger als 18,000 Badeluſtige auf einmal Raum, und in denen Caracalla's umfaßte nur die Hauptabtheilung fünfzig gewölbte Zimmer oder Säle, in deren größtem (Balneum) tauſend Menſchen zugleich baden konnten; auch hat man hier allein gegen 1600 Marmorſitze gefunden. Zu einer Zeit beſaß aber Rom über achthundert öffentliche Badeanſtalten oder Thermen; und während man dieſe anfangs nur beſcheiden aus Brunnen oder aus der Tiber ſpeiste, wurden Rom ſpäterhin in ebenſo kunſtvollen als koſtſpieligen Aquäduften über zwanzig Millionen Eimer Waſſer täglich zugeführt.

Auch machte faſt nichts den Gelehrten, den Fachmännern ſo viel zu ſchaffen, als die Art und Weiſe, wie ſolch coloſſalen Bädern das erforderliche Waſſer zugeleitet und dazu für alle Baſſins derſelben, für Schwimmbäder, Piscinen und ſo ferner erwärmt werden mochte. Brauchte z. B. jeder Badende im Mittel gegen acht Cubikfuß oder 580 bis 600 Pfund warmes Waſſer, ſo waren für 18,000 Menſchen etwa 144,000 Cubikfuß oder nahezu 60,000 Eimer Waſſer erforderlich. Um nun dieſe enorme Maſſe Waſſers zu erwärmen, dienten z. B. in Caracalla's Thermen 28 gewölbte Kammern, in zwei Reihen über dem Heizraum oder Hypocauſtum angebracht, alle mit einander communicirend, und über dieſen noch 28 weitere Kammern, von welchen nur eine einzige mit den untern in Verbindung ſtand, ſo daß alſo das Waſſer nur ganz langſam von oben nach den untern Kammern abfloß, und von dieſen in beſondern Röhrenleitungen nach den Badebaſſins. Noch bevor es indeß überhaupt in jene unterirdiſchen Räume eintrat, war man darauf bedacht, das Waſſer in großen Reſervoirs durch die Sonne gut erwärmen zu laſſen, und die warme Temperatur des Calidarium hinderte andererſeits ſeine raſchere Abkühlung.

Einfacher konnte natürlich das alles in kleinen Badeanſtalten und Privathäuſern geſchehen. Hier pflegte man das Waſſer z. B. in Keſſeln zu erhitzen, oder (wie unter andern Seneca berichtet) in hohen engen Gefäßen, oft in Form von Drachen und dergleichen, durch welche Röhren aus Kupferblech in Spiralen liefen. Jede unmittelbare Berührung dieſer Röhre mit dem Feuer war ſo verhindert, und während das erwärmte Waſſer nach unten abfloß, ſtrömte kaltes von oben in die Spiralröhre.

Ueberall nun, wohin die Römer ihre Waffen trugen, brachten ſie auch dieſe Einrichtung ihrer Bäder mit, jene Legionen, auf deren Banner geſchrieben ſtand: „Romani sedendo vincunt.“ Ja, ſie blieben ſitzen, wo ſie einmal waren, und verdankten dieſem Grundſatz ihre beſten, weil bleibendſten Erfolge; denn nur wer ſich zum Sitzenbleiben einrichtet, nur der Coloniſt erobert auf die Dauer. Reſte jener Bäder finden wir ſo in allen alten römiſchen Provinzen, in Frankreich und Britannien z. B., in der Schweiz ſo gut als bei uns, in Deutſchland vielleicht die am vollſtändigſten erhaltenen in Badenweiler. In London ſahen wir ſelbſt die Reſte eines altrömiſchen Privatbades, im ſogenannten Strand-lane, in einem jener merkwürdigen Gäßchen oder Lanes, welche von der City, vom „Strand“ zur Themſe abwärts gehen; die klare Quelle fließt noch heute wie ſchon vor mehr denn tauſend Jahren hinein, und dient noch heute zu denſelben Zwecken.

Dem Orient jedoch, wo ſich der Gebrauch warmer Bäder in die vorhiſtoriſchen Zeiten des Alterthums verliert, brauchten die Römer ihre Thermen nicht erſt zuzuführen; auch erhielt ſich hier deren Gebrauch bis auf dieſen Tag, und wird dort nach Jahrhunderten noch fortbeſtehen wie heute. Weil zumal Muhamedaner kluger und nützlicher Weiſe ſchon durch ihre Religion zu täglichen Waſchungen, zu Bädern verpflichtet ſind, finden wir in der Türkei, in Aegypten und Perſien, ſelbſt in der Berberei in jeder Stadt öffentliche wie private Bäder. Außer gewöhnlichen warmen und Dampfbädern enthalten dieſelben gewöhnlich auch jenes trockene Luft- oder Schwitzbad, das Laconicum der alten Griechen und Römer, wie denn überhaupt ihre Einrichtung und Gebrauchsweiſe weſentlich dieſelben ſind wie bei den Alten.*

Die öffentlichen Badeanſtalten oder Hammams der Moslims und anderer Orientalen ſind faſt durchweg maſſiv aus Stein aufgeführte Gebäude, die Wände mit Gyps überzogen, und enthalten oft eine Vorhalle oder eine Art Vorhaus, wo die Badegäſte halb entkleidet erſt ausruhen. Der eigentliche Baderaum iſt meiſt von doppelten Mauern umgeben, und beſteht aus zwei Zimmern, welchen das Licht von oben, etwa durch Dachfenſter zukommt; ihr Fußboden iſt mit Quadern oder Marmorplatten gepflaſtert und hohl, indem ſich unter ihm der Heizraum (das alte Hypocauſtum) befindet. Außerdem werden jene Zimmer oder Baderäume oft durch Heizungsröhren unter dem Boden wie in den Seitenwänden erwärmt, und zwar das äußere (Soukluk der Türken, entſprechend dem Tepidarium der Römer) weniger als das innere (Halvet der Türken, entſprechend dem Calidarium und beziehungsweiſe dem Sudatorium oder Laconicum der Römer). Während ſo die Temperatur des äußern Badezimmers nur etliche

* Eine ausgezeichnete Nachahmung dieſer orientaliſchen Bäder findet ſich unſeres Wiſſens in der königlichen Villa „Wilhelma“ zu Cannſtatt bei Stuttgart.

30° R. zu seyn pflegt, erreicht sie im innern oft 40° und drüber, doch ohne für gewöhnlich 48° R. zu übersteigen. Um aber endlich auch ein Dampfbad herzustellen, so wie es in den Hammams der Türkei sehr allgemein benützt wird, verdampft Wasser im Heizraum oder aus einem Behälter über dem Ofen; der Wasserdampf verbreitet sich so vorerst unter dem Fußboden, dringt dann in die hohlen Zwischenräume der Seitenmauern, und von hier endlich durch besondere Oeffnungen in's innere Zimmer. In den Ecken dieses letztern liefern meist Fontainen, aus einem großen Reservoir gespeist, warmes und kaltes Wasser.

Beim Gebrauch tritt der Badende ganz entkleidet und nur in Teppiche eingewickelt hinein, mit hölzernen Sandalen an den Füßen, um diese gegen die Hitze des Bodens zu schützen, und streckt sich auf sein Lager, auf Teppiche oder Divans. Ist er in starken Schweiß gerathen, so begießt ihn der Badediener mit warmem Wasser, reibt die Haut mit Seifenschaum, mit Natronseife und Bast oder rauher Seide, während die eigenen Hände des Dieners selbst in Handschuhen aus Roßhaar und dergleichen stecken, knetet und massirt den ganzen Körper, bis der Badende genug hat und ihm Halt zuruft. Von hier begibt sich der Badende in's äußere kühlere Zimmer, wird da vollends getrocknet, in warme Tücher oder Servietten gehüllt, und geht dann in's Vorzimmer, um auf einer Ottomanne gelagert auszuruhen, und während er eine Pfeife raucht, gänzlich abzukühlen. Schließlich kleidet er sich an und verläßt die Anstalt. Fast täglich pflegen so die Männer und noch häufiger die Frauen einige Stunden in ihren Bädern zuzubringen.

Ganz dieselbe Art des Badens, und zwar ausschließlich im trocken warmen Luft- oder Schwitzbad, also mit Ausschluß allen Wasserdampfes, kam nun in den letzten Jahren, wie bereits erwähnt, auch in unsern nordeuropäischen Städten mehr und mehr in Aufnahme; so vor allen seitens der Briten, erst durch Urquhart, dann durch Evans, Witt u. a., Anfangs nur in den Privathäusern einzelner Vornehmen und Reichen, dann in öffentlichen und eigens dazu hergerichteten Badeanstalten. Mehrere dieser letzteren finden sich bereits in London (z. B. in Pimlico, Bellestreet, Goldensquare, Somersetstreet), auch in Manchester, Brandford, Sheffield, Dublin u. a., deßgleichen in Deutschland, z. B. in Marienbad, in Ruderedorf bei Wittenberg.

Ihre Einrichtung wechselt natürlich je nach Größe und Bedürfniß der ganzen Anstalt. In Privathäusern bestehen sie öfters nur aus einem Schwitzzimmer oder Calidarium (Sudatorium, Laconicum), worin die Badenden ganz entkleidet auf unten durchlöcherten Sitzen, auf Divans oder Feldbetten hingestreckt, bald liegen, bald sitzen; weiterhin aus dem Frigidarium, während oft aus Mangel eines dritten Zimmers kein Tepidarium vorhanden ist. Oeffentliche Badeanstalten dagegen von neuester Construktion pflegen all die gewöhnlichen Baderäume in einer gewissen Reihefolge zu enthalten, Entkleidezimmer, Tepidarium, ein behufs des Schwitzens stärker erwärmtes, oft dunkles Zimmer (Sudatorium), auch ein mit (unsichtbarem) Wasserdampf gefülltes zu Dampfbädern, weiterhin gewöhnlich Räume mit Wasserbädern, Piscinen oder Bassins. Nach dem Schwitzen kommen aber oft Regenbäder, kühle und kalte Begießungen, Douchen in Gebrauch, auch Kneten oder Massiren und Reibungen des Körpers, Einsalben und Einölen der Haut, ganz wie in den Hammams des Orients. Die Heizung, zumal größerer Badesäle, geschieht jetzt gleichfalls meist durch Feuerherde unter dem Boden oder durch Heißwasserröhren. Die Temperatur des äußern Zimmers (Tepidarium) wird auf etlichen 30 bis 40 Grad R. erhalten, während sie im innern Badezimmer oder Sudatorium auf + 48 Grad, öfters sogar auf 54 Grad und darüber steigt. Auch ist jetzt gewöhnlich durch ein möglichst gutes und wirksames Ventilationssystem für die so nothwendige Reinigung der Luft von Dampf und Ausdünstungsstoffen der Schwitzenden gesorgt.

Sämmtliche Anstalten dieser Art scheinen sich eines zahlreichen Besuches zu erfreuen; ja in Britannien und in Irland bedienen sich nicht bloß die wohlhabenderen und höheren Klassen der Bevölkerung, sondern auch die arbeitenden, die ärmeren immer häufiger jenes trockenen Schwitzbades. Vielleicht daß letzteres seinen Eingang auch bei uns noch mehr findet als bisher, und die Frage dürfte so nicht ganz ohne Interesse seyn, auch für's größere Publikum, ob sich wohl von derartigen Schwitzbädern ein besonderer Nutzen erwarten läßt, und unter welchen Umständen? Ob sie nicht vielleicht auch ihre besondern Nachtheile und Gefahren mit sich bringen können?

Halten wir uns vorerst an deren thatsächlichen Einfluß auf uns und unsern Körper, so unterliegt keinem Zweifel, daß dieses Luft- und Schwitzbad seinen Namen gar wohl verdient, indem dabei viel leichter und noch ungleich reichlichere Schweiße zu entstehen pflegen als sogar im Dampfbad, schon bei einer Temperatur von 30 Grad, noch mehr bei 40 Grad und darüber. Auch geben ihm gerade deßhalb viele, auch die Arbeiterklassen den Vorzug vor jedem andern Bad; denn durch die reichlich fließenden Schweiße wird, wie sie glauben, ihre Haut am schnellsten und gründlichsten von allen unreinen, schmutzigen Stoffen gesäubert.

Digitized by Google

Daß andererſeits ein übermäßiges und längeres Schwitzen ſolcher Art kein ſogenannter phyſiologiſcher Akt iſt, d. h. keine Funktion oder Leiſtung, welche unſern Körpern in geſundem Zuſtand nnd nnter normalen gewöhnlichen Verhällniſſen auszuführen zukommt, unterliegt eben ſo wenig einem Zweifel; vielmehr muß ein ſolches Schwitzen als ein Vorgang gelten, welcher gar nicht möglich iſt, ohne mehr oder weniger tief greifende Aenderungen in Kreislauf, Ausſcheidungen, Athmen und ſogar im Nervenſyſtem. Weſentlich daſſelbe gilt ja bekanntlich von den Wirkungen jeder höheren Temperatur auf nns, und jeder weiß, wie ſchon das Ertragen oder Ausgleichen der Hitze eines Sommertages für die meiſten eine ziemlich angreifende und erſchöpfende Sache iſt. Kein Wunder daher, wenn man in Folge allzn hoher Steigerung der Hitze bei jenen Schwitzbädern oder bei ungebührlich langem Verweilen in denſelben, etwa über eine halbe Stunde, bald dieſe, bald jene Geſundheitsſtörungen eintreten ſah, wie Schwindel, Bruſtbeklemmung und Athemnoth, ſelbſt Ohnmacht, ja Schlagfluß mit tödtlichem Ausgang. Noch ungleich beachtenswerther, weil häufiger, iſt indeß eine ganz andere Gefahr, welche mit jedem längeren nnd gewohnheitsmäßigen Gebrauch ſolcher Schwitzbäder faſt nothwendig gegeben zu ſeyn ſcheint. Wir meinen jene Verweichlichung nnd Erſchlaffung, jene übergroße Empfindlichkeit des Körpers für Kälte und Luftzug, für jeden Temperatur- und Witterungswechſel, welche dadurch früher oder ſpäter zu entſtehen pflegt, hiemit aber die Gefahr von Erkältungen ſammt all ihren oft ſo ſchlimmen Folgen.

Dieß ſehen wir nirgends deutlicher als bei den Bewohnern warmer Länder, die ja beſtändig in einer Art warmen Luftbades leben. Niemand erkältet ſich trotz der Wärme des Climas häufiger und gefährlicher als gerade ſie. Auch erklärt dieß wohl theilweiſe wiederum den ſo verbreiteten Gebrauch warmer Waſſer- und Schwitzbäder in den Tropen, im Orient, obgleich ſich durch deren Hülfe ſicherlich noch eher die Folgen einer Erkältung wieder beſeitigen oder lindern, als die Erkältungen ſelbſt verhüten laſſen. Doch in unſern Climaten vollends, mit ihren ſo großen Temperaturdifferenzen und Sprüngen oft im Laufe eines Tages, ſcheint ſich kaum eine gewagtere Badeprocedur denken zu laſſen, als eben jenes trockene Schwitzbad, ſobald es von Geſunden ohne gehörige Sachkenntniß, ohne Unterſcheidung der einzelnen Perſönlichkeiten und vor allem der Gewohnheit häufiger benützt wird. Denn während ſonſt jeder darauf bedacht iſt, ſich möglichſt durch Kleidung und dnrch ſein Obdach gegen alle bedrohlichen Extreme und Wechſel der Temperatur zu ſchützen, ſetzt gerade dieſes Schwitzbad ſeinen Körper den größten Temperaturextremen aus, welche wir kennen. Hiemit iſt aber immerhin ein ziemlich gewaltſames Eingreifen in viele der wichtigſten Funktionen unſeres Körpers gegeben, deſſen Folgen ſich nicht immer vorherſehen laſſen, und leicht können dieſe, wenigſtens bei Einzelnen, z. B. bei Vollblütigen, Reizbaren, Schwächlichen, ſchlimm genug ausfallen.

Kurz, die Möglichkeit ihres ſchädlichen Einflnſſes iſt jedenfalls mit größerer Sicherheit nachgewieſen als ihr Nutzen für Geſunde. Was ſie dieſen viel Beſſeres ſollten leiſten können als ein warmes Waſſerbad oder etwa ein Dampfbad, läßt ſich kaum abſehen, mag auch Mode und Begeiſterung für alles Neue ihren Nutzen ungleich größer erſcheinen laſſen, als er in Wirklichkeit iſt. Selbſt in England, wo ſich die reichlichſte Gelegenheit zu Erfahrungen hierüber bietet, fehlt es bereits keineswegs an gewichtigen Stimmen, welche vor jenem modernen Schwitz- und Luxusbad warnen. Denn hier pflegt man ſich deſſelben mit beſonderer Vorliebe bei gewiſſen Indiſpoſitionen und Leiden zu bedienen, welche noch häufiger die Folgen einer zu gnten, wo nicht ſchwelgeriſchen Lebensweiſe als des Gegentheils ſeyn mögen. Wer z. B. ſein Leben durch gewöhnt war, ungleich mehr zu eſſen, als er braucht und verdauen kann; wer in Folge dieſer unglaublichen Kraftanſtrengung ſeines Magens — vielleicht der einzigen, welche er ſich je zugemnthet — ſeinen Appetit verloren, ſeine ſonſt treffliche Verdauung geſtört hat; wer von Jugend auf Mittel und Gelegenheit gefunden, an ſeiner Tafel etwas gar zu üppig zu ſeyn, ſich vorzugsweiſe an thieriſche Koſt, an feines Fleiſchwerk, Wildpret, Auſtern und dergleichen zu halten, an feine nnd ſtarke Weine; wer dabei ein paſſives, müheloſes Leben geführt, ohne die in beſtändigem Uebermaß in ſeinen Körper eingeführten Stoffe je zu tüchtigen, ergiebigen Kraftäußerungen zu verbrauchen, und jetzt vielleicht an allgemeinem Unwohlſeyn und Mißbehagen leidet, oder mit Verdauungsbeſchwerden, Gicht, Fettſucht geplagt iſt — Perſonen dieſer Art ſind überall die beſten Kunden jenes modernen Schwitzbades. Gar zu gerne möchten ſie wieder wegſchwitzen, was ſich im Magazin ihres Körpers in allzureichlichem Maße aufgeſpeichert, und die Haut ſoll büßen, was der Magen geſündigt hat. Kurz, dieſes trockene Luft- oder Schwitzbad iſt mehr ariſtokratiſcher als demokratiſcher Art, und mag es auch unter oben angedeutelen Umſtänden öfters Gntes leiſten, noch ungleich gewiſſer iſt, daß es ſich im Allgemeinen am wenigſten für die entgegengeſetzten Schichten unſerer Geſellſchaft eignet, alſo für Arme, ſchlecht Genährte, dnrch Mangel, Arbeit, Noth Erſchöpfte.

Digitized by Google

Anders pflegt es sich dagegen bei gar vielen Krankheiten zu verhalten, so vor allen bei Erkältungskrankheiten, wie Rheumatismus und Schmerzen aller Art, bei Catarrhen und Wechselfieber, so gut als bei Wassersucht, Gicht, Lähmungen. Hier überall sind ja Wärme und Schwitzen die ältesten wie die besten Volksmittel bis auf diesen Tag. Schon ein gewisser Instinkt mag fast alle Völker der Erde zu wesentlich denselben, freilich oft etwas rohen Proceduren geführt haben, in Rußland so gut als im Orient, und der Indianer Californiens wie der gemeine Irländer und der Landmann fast überall bedient sich gerne kleiner, aber stark geheizter Räume als Sudatorium, sey es ein Backofen, eine Köhlergrube oder das bienenkorbartige Schwitzhäuschen Irlands, um darin tüchtig zu schwitzen.

Auch in Griechenland, in Sparta, in Rom bedienten sich lange Zeit hindurch wohl Kranke und Altersschwache, nicht aber Gesunde des trockenen Schwitzbades. Erst als auch Gesunde immer häufiger dasselbe benutzten und oft halbe Tage, wo nicht ihr halbes Leben in den Thermen zubrachten, vielleicht nur um sich mehr Appetit zu machen, sollte eine an sich gute Sache in Mißbrauch ausarten. Weniger den Interessen der Gesundheit mußten jetzt jene Thermen, jene Schwitzbäder dienen, als Zwecken des Luxus und schwelgerischer Sinnlichkeit, wo nicht des Lasters. Wie anders war es in den besten Zeiten der Republik und der Freiheit gewesen, wo man noch männliches, thatkräftiges Wesen, öffentliche wie private Tugenden und Patriotismus höher zu schätzen wußte, als all jene Verfeinerungen des Luxus, wo man es noch für ein Zeichen weibischer Verweichlichung ansah, sein Bad vor dem Abend zu nehmen! Auch unterläßt z. B. Seneca, bekanntlich ein Stoiker und Millionär in Einer Person, und der noch sogar mitten im Winter in kaltem Wasser badete, keineswegs, zwischen seiner Zeit und damals eine ziemlich bittere Parallele zu ziehen. „Viele," meint er, „halten Scipio (Africanus) für sehr unfein und unglücklich, weil er an seinem waraten Bad keine großen Fenster hatte, weil sein Bad klein und dunkel war, weil er nicht immer in ganz krystallhellem Wasser baden konnte, er, der Schrecken Carthagos! Unsere Füße wollen nur auf Mosaik und kostbarem Marmor wandeln, Krystall strahlt das Licht zurück, aus silbernen Röhren fließt das Wasser in die Bassins, und dieß ist nur für's Volk! Wie wäre es erst, wollte ich gar die Bäder der Vornehmen, der Patricier schildern, mit all ihren Statuen, ihrer Unzahl von Säulen, welche nichts tragen, nur zieren sollen, und da stehen, weil sie so kostbar sind!"

All dieß ist nun zweifelsohne eben so wahr als traurig. Daß aber gerade durch jenen verschwenderischen Luxus, jene Ueppigkeit, oder gar durch den Mißbrauch warmer Bäder und Schwitzbäder der Verfall Roms so wesentlich sollte gefördert worden seyn, wie manche glauben, ist doch mehr als zweifelhaft, wo nicht eine Verwechslung der Ursache mit der Wirkung. Mit ungleich größerer Wahrscheinlichkeit mag wohl jenes schlaffe, üppige Wesen und so auch der Mißbrauch warmer Bäder als ein Zeichen oder eine Wirkung des bereits weit genug geschrittenen Verfalls gelten, so gut als z. B. Orientalen, Türken nicht gerade deßhalb apathisch und schlaff sind, weil sie warm baden oder viel rauchen, sondern warm baden und rauchen, weil sie einmal apathisch und träge sind. Auch in Rom begann freilich jener Mißbrauch erst recht mit Eintritt seines Verfalls, mit der Kaiserzeit; doch mit dieser war ja schon das allmählige Erlöschen aller Freiheit, der alten sittlichen wie geistigen Energie des Römers gleichfalls nothwendig gegeben. Und die Civilisationen des Alterthums gingen unter, weil es kein Volk in unserem Sinne, sondern nur Herrn und Sklaven gab. Sollten uns je ähnliche Gefahren drohen, etwa von Seiten unserer wachsenden Armuth, des immer furchtbarer wuchernden Proletariats? Oder weil wir vielleicht etwas besser und oft üppiger leben als unsere Vorfahren? Täglich hört man ja Klagen und Befürchtungen genug, und wie die Welt immer schlechter werde, oft vielleicht einfach deßhalb, weil wir unsere Uebel besser kennen als die vergangenen; und nie fehlte es an Männern, welche in dieser Beziehung in denselben Irrthum verfielen wie schon Horaz, wenn er klagt (C. III. 6):

> Aetas parentum, pejor avis, tulit
> Nos noxiores, mox daturos
> Progeniem vitiosiorem.

Halbwegs gesunde und kräftige Generationen werden sich jedenfalls nie selbst in solchen Grade verachten, und ob z. B. wir, ob unsere Völker derartige Aussprüche oder Befürchtungen verdienen, wird die Zukunft lehren. Unsere Civilisation, vielleicht sogar unser Jahrhundert haben ihr letztes Wort noch nicht gesprochen.

Sehen wir aber die Trümmer und Ruinen jener alten Thermen, so überschleicht wohl jeden ein gewisses bitteres Gefühl, daß es sogar in unsern hochcivilisirten und dichtbevölkerten Städten meist so ganz an Anstalten gebricht, wo jeder, auch der Arme, der Arbeiter mindestens den ersten Forderungen der Gesundheit und eines reinlichen Wesens zu genügen vermöchte. Jene großartigen Thermen, jene Gymnasien beweisen uns, daß Pflege des Körpers und der öffentlichen Gesundheit bei jenen Völkern des Alterthums ohne Zweifel eine höhere Stufe erreicht hatte als jetzt bei gar manchen unserer

Digitized by Google

civiliſirteſten und wohlhabendſten Völker. Wir wären ja ſchon zufrieden, fänden ſich nur überall, wo nöthig, beſcheidene Anſtalten für warme und kalte Bäder, für's Waſchen, und ſolche ließen ſich überall herſtellen, ſobald man nur wollte.

Etwas traurig und drückend iſt es doch, zu ſehen, wie weit wir oft noch hierin hinter alten Griechen und Römern, ja ſogar hinter Orientalen, Türken und den Zeiten unſeres eigenen Mittelalters zurück ſtehen! Kein Zweifel freilich, Unreinlichkeit zu Haus, Mangel an Leibwäſche und Kleidung, kurz Mängel jeder Art mögen dort überall Bäder und Waſchungen noch mehr zu einem ſo allgemeinen, ja täglichen Bedürfniß gemacht haben. Daß es aber auch bei uns, und zumal im Haus des Aermeren, ſelbſt des Handwerkers, des Bauern, und in größeren Manufakturorten keineswegs an ähnlichen Uebeln fehlt, daß durch wirkliche öffentliche, d. h. wohlfeile und allen zugängliche Badeanſtalten die Geſundheit wie das ſittliche Weſen höchſt bedeutend gewinnen müßten, wird kaum noch Einer bezweifeln wollen, und die Erfahrung in gar mancher Stadt hat dieß bereits auf's Schlagendſte dargethan.

Literatur.

Ludwig der Bayer. Vaterländiſches Schauſpiel in ſechs Aufzügen von Paul Heyſe.

Dieſes neueſte Werk des gefeierten Dichters, welches jüngſt bei der erſtmaligen Darſtellung auf der Münchener Bühne nicht ohne den Erfolg der Achtung blieb — die Träger der Hauptrollen wurden am Schluß von drei Akten gerufen — verdient ſchon wegen der Wahl des Stoffes und wegen einiger intereſſanter dramatiſcher Principienfragen eine ausführlichere Würdigung in dieſen Blättern.

Der Bau des Stücks zeichnet ſich mit wenigen Grundlinien. Im erſten Akt finden wir den ritterlich edeln, aber weichen, ſchwankenden, leicht erregbaren Friedrich den Schönen auf ſeinem Schloß zu Salzburg in Erwartung des Bayernherzogs Ludwig, ſeines traulen Jugendfreundes, mit welchem er zwar über die Mundſchaft der niederbayeriſchen Herzogswaiſen neuerlich Fehde gehabt, aber jetzt, bei Gemmelsdorf geſchlagen, ſich ausgeſöhnt hat. Seine ſtolze Gattin, Iſabella von Aragon, und ſein leidenſchaftlicher, aber ihm auch leidenſchaftlich ergebener Bruder Leupold ſind empört über dieſe Ausſöhnung; ſie wollen ihn zu neuem Kampfe treiben und vor Ludwigs Falſchheit, der die Erinnerungen der Jugendfreundſchaft nur argliſtig ausbeute, warnen. Friedrich aber iſt glücklich, den Freund wieder gewonnen zu haben, und empfängt Ludwig mit wärmſter Liebe, welche dieſer voll erwiedert. Die beiden freuen ſich des Andenkens der alten Zeit und geloben ſich treues Zuſammenſtehen für die Zukunft. Friedrich geht, eine Urkunde auszuſtellen über ſeinen Verzicht auf die Pflege Niederbayerns, nachdem Ludwig ihm zu ſeinen Ausſichten auf die deutſche Königskrone Glück gewünſcht, ſeinen Beiſtand verſprochen und auf die Frage des Freundes, ob er denn nicht ſelbſt auch dieſer Krone trachte, lachend erwidert, das könne ihm bei ſeiner geringen Hausmacht nie einfallen. Gleich nachdem Friedrich abgegangen, bringt Grieſenbeck, der Bürgermeiſter von München, dem Herzog Ludwig die Nachricht, daß er zu Frankfurt von fünf der ſieben Kurfürſten zum deutſchen König gewählt ſey, und den Rath, ſofort aus dem Schloß zu fliehen, da auch Leupold dieſe Botſchaft erhalten und Arges im Sinne habe. Zur Beſtätigung erſcheint eine Schaar Gewaffneter, von Leupold geſendet, angeblich als Ehrenwache; da ſäumt Ludwig nicht, ſpornſtreichs aus dem Schloß zu fliehen. Friedrich, mit der Verzichtsurkunde wieder kommend, findet nur Bruder und Gattin, welche ihm die Königswahl und die raſche und heimliche Flucht Ludwigs verkünden. Mit tiefſtem Schmerz ſieht Friedrich darin den Sieg der Falſchheit und des Verraths, und er muß jenen beiden einräumen, daß der Bayer Treue, Freundſchaft und Biederkeit nur heuchle.

Im zweiten Akt finden wir die beiden Gegenkönige vor Frankfurt. Friedrich, nur von zwei Stimmen gewählt und von der Stadt ausgeſchloſſen, iſt gedrückt, der Verrath Ludwigs nagt an ihm. Da erſcheint dieſer mit den fünf Kurfürſten ſeines Anhangs in des Gegners Zelt und will ihn durch Berufung auf ihre Freundſchaft und des Reiches Wohl zur Unterwerfung bewegen. Während Friedrich ringend ſchweigt, überſchütten Iſabella und Leupold den König mit Schmähungen, bis endlich Friedrich ſeinen Feind zum Gottesurtheil des Zweikampfs fordert. Ehe Antwort erfolgen kann, läuten in Frankfurt die Glocken zur Königsweihe, und Ludwig, von der Stadt zum feierlichen Einzug geladen, erklärt, ſich als deutſcher

Digitized by Google

König auf keine Ritterstückleln einlassen zu können. Er ladet Friedrich zur Huldigung noch Aachen bei Strafe der Reichsacht.

Den Mittelpunkt des dritten und vierten Akts bildet die Schlacht von Mühldorf. Im dritten finden wir Ludwig in großer Bedrängniß: der Zuzug seiner Städte droht auszubleiben, er will zurück nach München; endlich erhält er zuerst durch einen aufgefangenen Brief Nachricht, daß Leupold in drei Tagen seinen Bruder verstärken werde; darauf kommen die Contingente der Städte und es geht zum Angriff. Der vierte Akt schildert die Kampfesfreude und Siegeszuversicht Friedrichs und Isabellens. Umsonst warnen die Heerführer vor des alten Schweppermann Kriegskunst; mit ritterlicher Begeisterung stürmt Friedrich in die Schlacht. Aber bald kommen seiner im Lager zurückgebliebenen Gattin Boten über Boten, welche seine Niederlage, ja seinen Tod verkünden. Isabella empfängt den siegreich in ihrem Lager einziehenden Ludwig mit ihren Flüchen und wird halb ohnmächtig abgeführt. Ludwig selbst erklärt, der Tod Friedrichs nehme dem Sieg alle seine Freude; gleich darauf wird Friedrich gefangen eingebracht, der König verbindet eigenhändig seine Wunden.

Im fünften Akt weist Ludwig die Anmaßung des päpstlichen Legaten, der unter Androhung des Bannes Unterwerfung unter seinen Schiedsspruch heischt, zurück. Aber die Stände Bayerns fordern jetzt des gefangenen Friedrichs Tod, auf daß endlich der furchtbare Bürgerkrieg, den des Gefangenen Brüder, Leupold und Albrecht, fortführen, im Blut des Schuldigen erstickt werde. Statt dessen beschließt Ludwig, seinen Gegner in der Trausnitz aufzusuchen und ihn durch Güte zu gewinnen. Er findet Friedrich, der von jener Forderung vernommen, bereit zu sterben. Aber der König bietet ihm die Freiheit und bringt ihn dadurch auf seine Seite, daß er ihm einen Vertrag Leupolds mit Frankreich zeigt, in welchem dieser um den Preis der Vernichtung des Wittelsbachers den König von Frankreich als deutschen König anerkennt. Da entheißt Friedrich, indem er Ludwig huldigt, entweder jenen Vertrag zu verhindern und die Brüder mit dem König zu versöhnen, oder sich freiwillig an einem bestimmten Tag zu München in seine Haft zurück zu stellen.

Der sechste Akt schildert das Wiedersehen Friedrichs mit seiner in Schmerzestränen halb erblindeten Gattin und seinem sterbenden Bruder Leupold zu Salzburg, der auch im Tode noch von seinem Haß gegen den Bayern nicht lassen will. Die letzten Scenen spielen in München; die Stände, welche Geld zur Romfahrt bewilligen sollen, zürnen, daß der König seinen Gefangenen in leichtsinnigem Vertrauen frei gelassen, und jammern, daß von Salzburg her ein österreichisch Heer zur Rache gegen die Stadt heranrücke. Ludwig aber läßt sich in seinem Vertrauen auf Friedrichs Treue nicht irren, selbst dann noch nicht, als der Thürmer von St. Peter statt der als Zeichen von Friedrichs Ankunft verabredeten weißen Fahne das Blutbanner aushängt, weil statt Friedrichs Albrecht mit seinen Oesterreichern schon auf den Höhen von Sendling sich zeigt. Da kommt im letzten Augenblick Friedrich mit seiner Gattin; er stellt sich wieder, da er Leupold, der grollend gestorben, nicht hat versöhnen können, Albrecht aber komme bloß, um Ludwig zu huldigen. Da ernennt der König seinen Freund zum Mitregenten und in seiner Abwesenheit zum Reichsverweser, und das Stück schließt mit dem Bild des wieder einigen und deßhalb unantastbar mächtigen deutschen Reichs.

Das Stück hat große Vorzüge, welche wir um so gewissenhafter anführen, als wir uns durch einen Grundfehler im Bau und manche Bedenken gegen die Ausführung im Detail verhindert sehen, dem Kunstwerk als Ganzem den Kranz vollster Gelungenheit zuzusprechen. Das Beste an dem Drama ist wohl die Charakteristik; sie ist, mit sehr geringfügiger Ausnahme, tadellos. Es war nicht leicht, den König Ludwig, welcher vor den Augen der Zuschauer nicht viel Großes vollbringt, würdig und kraftvoll hinzustellen. Dieß ist aber doch völlig gelungen. Seine schlichte Biederkeit, seine ruhige Größe imponirt: er ist ein Mann und ein König, und der Dichter hat hier eine sehr schwere Aufgabe schön gelöst. Nur etwas allzu gefühlig ist es, wie der Sieger von Mühldorf unmittelbar nach der Schlacht in dem Schmerz um den angeblich erschlagenen Gegenkönig Sieg und Reich und Politik völlig vergißt; der weiche Jüngling Friedrich dürfte das, bei dem männlich festen König geht die Schwäche fast zu weit.

Eine edel empfundene Gestalt ist jener ritterliche Jüngling; wir sympathisiren mit seinem Unglück aufrichtig, wenn wir ihn auch nicht der Krone fähig halten. Heyse wollte diese Wirkung und hat sie völlig erreicht. Sehr poetisch und schön gedacht ist, wie er im ersten Akt die Entstehung seiner verehrungsvollen Liebe für den älteren Freund schildert; während ihn alle verhätscheiten, zeigte ihm Ludwig seine ernste Achtung darin, daß er ihn nicht wie ein verwöhntes Wunderkind behandelte. Die einzigen Bedenken, welche gegen diese wohlgelungene Gestalt zu äußern wären, liegen mehr in der Sprache und dem Bau des Stücks, wovon wir später sprechen. Die Scene vor der Versöhnung mit Ludwig im fünften Akt dürfte die Stimmung des Gefangenen poetischer, mächtiger hervorheben; seine Worte haben hier etwas Conventionelles.

Sehr glücklich ist die Figur Leupolds, vielleicht die gelungenste von allen. Dieser leidenschaftliche und von seiner blinden Liebe für den Bruder, von seinem blinden Haß gegen den Bayer über das Maß des Rechts und der Ehre fortgerissene Heißsporn, der seinem schönen Friedrich die Sterne vom Himmel zum Schmuck herunterholen möchte, der alle Liebe, welche andere an Weib und Kind hängen, an dieses Bruderhaupt verschwendet, der nicht anders glaubt, als daß unser Herrgott selbst den Bayer hasse, und, wenn dieß nicht der Fall, von seinem Himmel nichts wissen will, der seinen tödtlichen Haß nach in's Grab nimmt, ist eine zwar im Stoff vorgezeichnete, aber auch vom Dichter markig und sehr geschickt ausgeführte Charakterstudie.

Digitized by Google

Weniger gelungen iſt die Gattin Friedrichs; wir kommen auf die Mängel dieſer Geſtalt unten zurück. Es ſtimmt wenig zu ihrem ſonſtigen Auftreten und Weſen, daß ſie im letzten Akt ebenfalls die Kniee vor Ludwig beugt. Es iſt dieß nicht nöthig, nicht wahrſcheinlich und doch nicht, was wohl die Abſicht war, geeignet, uns für dieſe Erſcheinung zu gewinnen. Auch die Benützung des hiſtoriſchen Faktums ihrer Erblindung ſcheint uns nicht glücklich. Einmal weiß der Zuſchauer nicht, wie es damit ſteht: ihr erſtes Erſcheinen an der Hand einer Führerin läßt völliges Erblinden annehmen, dann ſpricht ſie von einem „Flor," durch welchen ſie ihren Gatten erkennt, und im letzten Akt ſieht ſie wieder ganz gut, wie es ſcheint. Aber auch die innerliche Begründung fehlt: ſoll die Erblindung, wie eines ihres Worte andeutet, Strafe ſeyn für ihre blinde, ehrgeizige Liebe zu Friedrich? Das wäre doch allzuhart! Oder ſollen wir es als bloßen Zufall nehmen? Auch das iſt verletzend. Der Zug iſt eben *epiſch*, nicht dramatiſch.

Mehr befriedigen die Nebenfiguren dritten Ranges: der derbe, aber ehrenfeſte Schweppermann vor Allen, auch der Bürgermeiſter von München. Recht fein iſt die Skizze eines Adeligen, der für Friedrich fechtend bei Mühldorf fällt; er zeigt, wie auf des Habsburgers Seite die Ritterſchaft gegen den Bürgerkönig ſtreitet; er beklagt den Untergang der Ariſtokratie ſeit den Siegen der Schweizer Bauern über die Herren, ſtirbt aber freudig, mit einer Huldigung gegen die ſchöne Herzogin auf den Lippen.

Wir verweilen gern auch bei dieſen kleinſten und feinſten Vorzügen und wenden uns zögernd zu den Mängeln des Stücks.

Wir vermögen es nicht, wie manche Stimmen wollen, ſchon in der Wahl dieſes Stoffes, in der Behandlung deſſelben als Schauſpiel einen Fehler zu finden. Man hat geſagt, das Weſen des Schauſpiels im Gegenſatz zur Tragödie liege darin: in letzterer ruht die Schuld einſeitig auf Seite des Helden, das Recht ſteht ihm in der ſittlichen Weltordnung gegenüber; ſeine Schuld muß dabei eine ſo ſchwere, der Bruch des Ethos ein ſo gewaltiger ſeyn, daß wir den Untergang des Helden als nothwendig erkennen; nur ſein Tod kann die geſtörte Harmonie herſtellen, ſo ſchmerzlich wir den Untergang ſolch edler Kraft und Größe empfinden; ſo z. B. im Wallenſtein, im Macbeth. Das Schauſpiel dagegen ſetzt einen Conflikt voraus, in welchem Recht und Unrecht auf *beiden Seiten* gemiſcht ſind; *deßhalb* wird der Bruch der ſittlichen Ordnung hier nicht ſo ſchwer, daß er nur durch den Tod des Schuldigen geſühnt werden könnte, ſondern nach Beſeitigung des Irrthums, nach Bekämpfung der noch nicht in unwiderruflichem Unheil entladenen Selbſtſucht iſt eine friedliche Löſung mit Erhaltung der beiden ringenden Mächte denkbar. Da nun aber bei dem Streit der beiden Freunde in unſerem Stück nach des Dichters Darſtellung keineswegs Recht und Unrecht auf beiden Seiten gemiſcht, ſondern Ludwig allein im vollen Recht, Friedrich allein im vollen Unrecht ſey, ſo bilde dieſer Stoff in ſolcher Auffaſſung keinen Gegenſtand für ein Schauſpiel.

Wir beſtreiten in dieſer ganzen Argumentation nur das Eine Wörtlein: „*deßhalb*". Richtig iſt, der Unterſchied des Schauſpiels von der Tragödie liegt in der Unſühnbarkeit der tragiſchen, in der Sühnbarkeit der dem Schauſpiel zu Grunde liegenden That. Unrichtig iſt aber, daß dieſer Unterſchied immer und nothwendig und ausſchließlich darin gründen *müſſe*, daß bei dem ſühnbaren Conflikt Schuld und Recht auf beiden Seiten gemiſcht ſey. Nur darauf kommt es an, daß der Conflikt friedlich lösbar; worin dieſe Lösbarkeit ihren Grund hat, iſt gleichgültig; ſie *kann* ihren Grund in jener Miſchung von Recht und Unrecht haben, aber ſie *kann* ihn auch in etwas ganz Anderem haben, in der Geringfügigkeit der ganzen Sache, um die es ſich handelt, in der frühen Beilegung des Streits, in der raſchen Aufklärung des Irrthums. Jenes Princip iſt aber ſchon deßhalb nicht richtig, weil auch bei offenbar tragiſchen Stoffen Recht und Unrecht auf beide Seiten vertheilt ſeyn kann, bis ſich auf der einen Seite das Unrecht zur unſühnbaren tragiſchen Schuld ſteigert; z. B. in Romeo und Julia iſt der verrannte Parteihaß der Eltern nicht minder unſittlich, als die verrannte überſtürzende Leidenſchaft des Liebespaares, aber nur bei letzterem ſteigert ſich das Pathos bis zur Unſühnbarkeit. — Wir behaupten alſo, Heyſe's Stoff iſt ein ganz berechtigter Schauſpielſtaff, obwohl Friedrich einſeitig Unrecht, Ludwig allein Recht hat.

Oder ſollte vielleicht der Dichter auch Ludwig eine Schuld beimeſſen, ſollte er in der überſtürzten, abſchiedloſen Flucht aus Salzburg eine Schuld erblicken, welche ihm die ſchwere Strafe des zerriſſenen Freundſchaftsbundes und des Bürgerkrieges auferlegt? Das iſt doch unmöglich; denn hier verhielten ſich Schuld und Strafe wie Minimum und Maximum. Aber freilich liegt hier ein Hauptgebrechen des Stückes, in ſeinem Bau. Es iſt befremdlich, daß während ſonſt in Heyſe's Arbeiten und vorab in ſeinen Dramen der geſchickte und correkte Bau (wir ſprechen dabei freilich nur von den gelungenen, d. h. von den Sabinerinnen und Eliſabeth Charlotte, und ſehen von der Franceſca von Rimini und den Pfälzern in Irland als erſten Verſuchen, aber auch von den Grafen von der Eichen völlig ab) ein Hauptvorzug iſt, während er gerade auf den Bau ſein Hauptaugenmerk und mit Recht das größte Gewicht legt — in dieſem Ludwig der mangelhafte, ja in Einem Punkt unbegreiflich achtloſe Bau den Hauptfehler, denjenigen Fehler bildet, welcher das ganze Stück, trotz der nicht unglücklichen Stoffwahl, und trotz der trefflichen Charakteriſtik, in ſeinem Werth als Kunſtwerk beeinträchtigt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Correſpondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Musée Napoleon III. — Der Banknotenfälſcher. — Les volontaires de 1814.

Karl X. bereicherte das Louvre mit dem egyptiſchen Muſeum, Louis Philipp gründete das hiſtoriſche Muſeum zu Verſailles; beide entſtanden nach und nach. Napaleon III., der im Grunde kein Kunſtliebhaber iſt und für deſſen Ungeduld das allmählige Entſtehen einer ſolchen Anſtalt nur eine zeitraubende Scherere geweſen wäre, kaufte ein Muſeum, das fix und fertig iſt und das den Namen Musée Napoleon III. führen wird. In Rom wurde es nach dem Namen ſeines Gründers Campana benannt, den die Juſtiz gebrandmarkt hat. Marcheſe Campana war reich. Als Direktor der Leihanſtalt machte er es ſich bequem und hatte wenig zu thun. Zum Zeitvertreib ward er Sammler. Für Leute, die ein Geſchäft daraus machen, iſt das Sammeln oft ſehr einträglich, Dilettanten gehen oft dabei zu Grunde. Bei Marcheſe Campana ward der Zeitvertreib zur Leidenſchaft, und die Leidenſchaft brachte ihn um Ehre und Vermögen. Als Vorſteher des Lombard hatte er große Summen in Händen; er verwendete ſie zum Ankauf von Göttern und Cäſaren, von römiſchen Matronen und Prieſterinnen, von antiken Vaſen ꝛc. Die Kunſtſchätze häuften ſich mit jedem Jahre in ſeinem Palaſte in der Straße del Babuino, dann füllten ſie ſeine Villa an, zuletzt wurden ſie in den Sälen des Pfandhauſes untergebracht. Fünf Jahre ſchwelgte er im Genuſſe, in dem ihn plötzlich die Strafe mit dem hinkenden Fuße erreichte. Der Marcheſe wurde zu zwanzigjähriger Einſperrung verurtheilt, ſeine theuren Sammlungen wurden unter Sequeſter geſtellt; ein harter Schlag für den Fanatiker! Lebt wohl, ihr alten Bilder, ihr alten Vaſen, ihr alten Statuen, ihr alten Büſten und Grabmäler! Denn nur das Alte hatte Reiz für ihn; zu Rom iſt die Alterthumsſucht epidemiſch; ewig jung iſt dem Römer die Antike. Sein Lebensglück, das Wohl ſeiner Familie, ſeinen guten Namen, Alles hatte der Mann den Herrlichkeiten geopfert, die jetzt in den Beſitz von andern wandern! Möge es dem alten Herrn, der Einen am Ende doch dauert, zum Troſte gereichen, daß die Schätze, die er geſammelt, nicht wieder zerſtreut werden, daß ſie in der Weltſtadt aufgeſtellt werden, wo Alterthümler, Künſtler, Gelehrte und Liebhaber zuſammenſtrömen, die das Alles wohl zu ſchätzen wiſſen und wo der Zutritt einem unentgeltlich geſtattet iſt, wie in allen Muſeen und öffentlichen Anſtalten.

Das Musée Napaleans III. — ſo werden wir fortan Campanas Sammlung bezeichnen — iſt vorläufig im Induſtriepalaſte aufgeſtellt, wo es achtzehn Säle der Nordſeite einnimmt. Von Kunſtſachen finden ſich da unter anderem Skulpturen aus dem fünfzehnten, ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert, Bilder aus der byzantiniſchen und aus Giotto's Periode; ferner aus dem ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert eine reichhaltige Bildерſammlung, wohl achthundert Stücke; doch ſcheinen keine Werke erſten Ranges darunter zu ſeyn. Von bekannten Meiſtern kommen vor: Ghirlandaja, Pinturichio, il Squarciane, Fra Bartolomea, Bellini, Claude Lorrain, Salvator Roſa. Im ſogenannten Salon Carré ſind Bruchſtücke altrömiſcher Malerei, Büſten, Bildſäulen, ein hetruriſcher Helm mit goldener Krone, ein römiſcher Soldatenhelm; in den übrigen Sälen zerſtreut hetruriſche Vaſen, Vaſen von Tarent, ein hetruriſches Grabmal, ein idyliſches Grabmal. Unter den Statuen ſind zu bemerken ein Claudius, ein Julius Cäſar. Am erſten Mai wird das Muſeum eröffnet, gleichzeitig mit der Londoner allgemeinen Ausſtellung; bis dahin wird wohl auch ein Katalog ausgegeben werden. Es lohnt ſich dann wohl, auf die großartige Sammlung zurückzukommen, wohl die vollſtändigſte in ihrer Art.

Einen andern Verbrecher, der gleichfalls lange Zeit ſein Weſen ungeſtraft getrieben, aber durchaus keine archäologiſchen Zwecke verfolgt, hat die Juſtiz nicht ſo gnädig behandelt, wie den römiſchen Marcheſe. Ich habe früher vom Banknotenfälſcher Giraud geſprochen, aber ſchon vor geraumer Zeit, und es wird noth thun, daß ich die bedeutenderen Momente dieſer cause célébre in kurzem wieder andeute. Ein gewandter Geſelle war dieſer Girand; die Banknoten machte er nach, daß ſie nur auf der Bank zu Paris ſelbſt für unächt erkannt wurden. Die Bank löſte ſie ein, um ihren Credit nicht zu gefährden. Auch wußte er ſich eine ſociale Stellung zu verſchaffen, die ihn vielleicht auf immer gegen allen Verdacht geſchützt, hätte ihn nicht das Glück übermüthig gemacht und hätte er ſeiner Verſchwendung Einhalt thun können. Nachdem er ſich Jahre lang in Amerika herumgetrieben, erſchien er eines Tages in ſeinem Geburtsort, im Departement der untern Charente. Hier gab er ſich für einen Handelsmann aus, der in Amerika ſich Vermögen erworben, und erhielt die Hand der Tochter eines Gutsbeſitzers, die ihm 5—6000 Franken jährliche Einkünfte als Mitgift zubrachte. Um die Rolle des reichen Negocianten fortzuführen, fertigte er falſche Banknoten. Die Bank hatte bereits durch ſeine

Industrie einen Verlust von 180,000 Franken erlitten, als es ihr gelang, den Thäter auszukundschaften. Girands übermäßiger Aufwand bestätigte den Verdacht, den man gegen ihn aus dem Umstande geschöpft hatte, daß die Filialbank von Angouleme den größten Theil der falschen Banknoten emittirte. Wohl um noch sicherer zu seyn, hatte der schlaue Betrüger den Polizeichef Tenaille — nomen et omen — zu seinem vertrauten Freund erwählt. Tenaille erhielt Befehl, denselben zu überwachen, und so kam die ganze Sache an den Tag. Giraud ist zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt worden. Wie oft hat er nicht den Gesetzartikel nachgestochen, der diese Strafe gegen den Fälscher ausspricht und auf jeder Banknote zu lesen ist!

Les volontaires de 1814 sind ein Tendenzstück, dessen Bedeutung zu nahe liegt, als daß sie sogleich erfaßt worden wäre; bei solchen Dingen greift man immer zuerst nach dem Entfernteren. Nur hie und da läßt der verletzte Nationalstolz einen Schmerzensschrei vernehmen. Der treffliche Theaterfeuilletonist des Temps scheint die Wahrheit zu wittern. Dieser Rivale Alexanders und Cäsars, der sich in Fontainebleau das Leben nehmen will, der im feierlichsten Augenblicke seines Geschickes krank wird, das ist wahrlich nicht der eherne Koloß, den das Volk gewohnt ist zu verehren. Ulbach hat sehr recht: es hat nicht viel gefehlt, so wäre der große Gefangene der Coalition ausgetrommelt worden. Jeanne, d. i. der Genius Frankreichs, der seinem Helden und Fürsten treu geblieben, holt ihn ab ans Elba, um ihn nach Waterloo und nach St. Helena zu führen. Auch werden die Gelüste nach dem Rhein wieder rege; eine darauf bezügliche Scene wurde gestrichen, und es wird dem Verfasser sehr verdacht, daß er sein Stück hat verstümmeln lassen. Das Feuilleton der Patrie gibt mancherlei interessante historische Details. Volontaires gab es 1814 nicht in den Städten, bloß auf dem Lande. Ohne die Bauern hätte sich Napoleon nicht vier Wochen gehalten; er hatte auf das Landvolk gezählt. „Die armen Bauern sind mehr werth als die Pariser!“ sagte er öfters. Das Corps unter Macdonald zu Meaux bestand aus lauter Nationalgarde. In Bray-sur-Seine hielten sie ganz allein den Fürsten Schwarzenberg auf. Jede Hütte lieferte einen Soldaten, aus jedem Busche feuerte ein Tirailleur. Auf seinem Marsche gegen Champaubert wäre Napoleon mit seinen Soldaten in den Sümpfen von Saint-Gond stecken geblieben, hätten ihm die Bauern nicht den Weg gezeigt. Daß im Stück nebst Jeanne fortwährend ein Bauer den Kaiser begleitet, ist demnach historisch begründet; nur wußten die Bauern in der Champagne nichts von den ellenlangen patriotischen Phrasen, die der Gefähete Napoleons auf der Bühne abhaspelt. Als er abdankte, soll der Kaiser vor sich hin gemurmelt haben: „Wenn wir wollten, wir schlügen sie dennoch!“ Er zählte dabei auf die Bauern. An der Tendenz des Stückes ist wohl nicht zu zweifeln. Es beginnt mit der Leipziger Völkerschlacht, die Napoleons Macht auf immer gebrochen, und in der Schlußscene sieht Napoleon im Traum die Schlacht von Solferino. Schließlich muß ich noch eines Adjutanten des Herzogs von Enghien, der in Vincennes erschossen wurde, erwähnen. Herr von Gouault, so hieß er, pflanzte während des Feldzugs in der Champagne die weiße Fahne auf; Napoleon ließ ihn erschießen. Jeanne ist aber eine Tochter Gouaults und reicht am Schlusse einem Herrn von Maureon, dem Neffen Gouaults, ihre Hand. Was mag wohl der Faubourg St. Germain zu einem solchen ehelichen Arrangement sagen?

London, 1. Mai.

Eröffnung der Industrieausstellung. — Der internationale Faustkampf. — Processe. — Oeffentliche Noth. — Abnahme der Trunksucht.

Wie man sich denken kann, spricht jetzt niemand hier von etwas anderem, als der heutigen Eröffnung der Industrieausstellung, und wahrlich, es sey fern von mir, die Leute deßhalb zu tadeln, denn die bevorstehende Ausstellung ist unbestreitbar ein wichtiges Ereigniß und verdient zum mindesten eben so viel Aufmerksamkeit, wie die politischen Haupt- und Staatsaktionen, welche die Gemüther in letzter Zeit so sehr beschäftigt und leider von nützlicheren Gegenständen abgelenkt haben. Daß die heurige Ausstellung ihren Zweck erfüllen und ein übersichtliches Bild der industriellen Entwicklung in den verschiedenen Ländern geben wird, das unterliegt keinem Zweifel mehr; die eingesandten Produkte sind nicht bloß weit zahlreicher, sondern auch durchschnittlich besser gearbeitet und werthvoller, als im Jahr 1851, und sie liefern ein glänzendes Zeugniß für die seitdem gemachten Fortschritte. Außer den Gewerben sind dießmal ferner die Künste vertreten, was 1851 bekanntlich bloß in höchst unvollkommener Weise der Fall war.

Der Verkauf der Seasontickets ging über Erwarten gut von statten; die Orte, wo sie zu haben sind, waren förmlich belagert, und man hofft, der Erlös aus dieser Quelle werde den des Jahrs 1851 um das Doppelte übersteigen. Uebrigens, so imposant die Eröffnungsfeier an sich seyn wird, in Einer Beziehung, und zwar einer sehr wesentlichen, werden die glücklichen Besitzer von Seasontickets, die allein der Eröffnung beiwohnen dürfen, sich heute getäuscht finden; der größten Anstrengungen ungeachtet ist es nämlich nicht gelungen, die nöthigen

Digitized by Google

Vorbereitungen im Innern des Palastes zu beendigen, und verschiedene Ausstellungsdepartements, z. B. das französische, müssen einstweilen noch abgesperrt bleiben, und auch von den andern Departements ist noch kein einziges ganz fertig. Vor Ende der nächsten Woche ist an keinen Gesammtüberblick zu denken.

Die Ausstellungskataloge haben die Presse verlassen; die beiden Schillingskataloge (der eine für die Industrie, der andere für die Kunstabtheilung) sind trefflich geordnet; sie genügen allen billigen Anforderungen, und die Nachfrage ist so außerordentlich, daß die 250,000 gedruckten Exemplare ziemlich bald vergriffen seyn dürften. Das letzte Manuscript gelangte erst am Montag in die Hände der Drucker, die dreizehn Dampf- und zwölf Handpressen anzuwenden hatten, um ihren Contrakt mit den Ausstellungscommissären einhalten zu können. Trotz ihrer Billigkeit werfen die Schillingskataloge einen bedeutenden Profit ab; reichen doch die Summen, welche gewisse Spekulanten für das Recht, ihre Anzeigen auf den Umschlagblättern zu veröffentlichen, bezahlt haben, beinahe zur Deckung der Kosten aus. So hat z. B. ein hiesiger Uhrmacher — in seinem Fach ein Talent, im Humbug ein Genie — für eine der Umschlagseiten 1000 Pfund Sterling, und ein muthiger Weinhändler für den Rücken des Umschlags (wo bei gebundenen Büchern der Titel aufgedruckt ist) 400 Pfund Sterling gegeben.

Mittlerweile hat sich London mit Macht auf die „Ausstellungszeit" gerüstet. Gleich einer Kokette, die Herzen und Gold erobern will, steckt es sich in Staat und klebt Schönpflästerchen auf. Die Häuser werden frisch angestrichen, die Gingpäste geschmackvoll verziert, alte Baracken niedergerissen, enge Straßen erweitert. Kurz, die Metropolis entfaltet ihre Reize und verbirgt ihre Runzeln, damit sie den „Gästen" im günstigsten Licht erscheine. Mögen die Gäste auf der Hut seyn und sich die Worte, welche sie hier häufig hören werden, wohl hinter die Ohren schreiben: Mind your pockets! zu Deutsch: Paßt auf eure Taschen auf! Freilich das ist leichter gesagt, als gethan. Es sind dem „Fremdling" so viele Fallen gestellt, und mit solchem Geschick! Manche Fallenstellee haben so lockende Manieren! Sie wissen dem Fremdling so einschmeichelnd zu erklären, daß sie seine Interessen im Auge haben, daß sie ihn vor Betrügern und Schwindlern zu schützen wünschen. Das sind gerade die Schlimmsten, und wehe dem, der ihnen in die Finger geräth. Die deutsche Londoner Zeitung „Hermann" hat bereits mehrere dieser Fallensteller entlarvt und verspricht weitere Enthüllungen. Jedenfalls rathe ich meinen Landsleuten, gleich nach ihrer Ankunft eine Wohnung in einem von Brompton etwas abliegenden Stadttheil zu miethen, und sich keinem Agenten, Führee oder Dolmetscher anzuvertrauen, der ihnen nicht gut empfohlen ist. Den deutschen Arbeitern, die herzureisen beabsichtigen, rathe ich aber, sich sofort an die hiesigen deutschen Arbeitervereine zu wenden. Sie werden dort Leute finden, die ihnen mit Vergnügen die erforderlichen Aufschlüsse geben. Außerdem ist unter der Leitung Blanchard Jerralds, eines Sohns des bekannten Schriftstellers Douglas Jerrold, ein Comité gebildet worden, welches zum Zweck hat, fremden Arbeitern für wohlfeile Wohnungen, Führer und Dolmetscher zu sorgen. Das Bureau dieses Comités ist 57 Pall Mall. Eine Gefahr, die ich zeigen, zu deren Vermeidung ich aber durch meinen Rath leider bloß in geringem Maße behülflich seyn kann, droht dem Fremdling, der zu Schiff anlangt, im Hafen von London: ich meine das scheußliche Erpressungssystem der sogenannten Watermen und der Lastträger. Die Watermen haben die Passagiere von den Schiffen an das Land zu führen, wenn die Schiffe, was oft geschieht, mitten in der Themse vor Anker gehen, und obgleich ihr gesetzliches Fahrgeld bloß einen Schilling beträgt, so fordern sie doch in der Regel fünf, ja zehn und fünfzehn Schilling, und wird das verweigert, so schüchtern sie ihre Opfer durch gewaltthätiges Wesen ein. Aehnlich treiben es die Lastträger, welche das Gepäck aus den Docks nach den Droschken zu schaffen haben, und die den Fremdling auf's Skandalöseste prellen. Neuerdings haben die Zeitungen diesen Mißstand aufgedeckt und die Behörden aufgefordert, Constabler an den Landungsplätzen und an Bord der ankommenden und abfahrenden Schiffe zu stationiren, allein bis jetzt ist noch alles beim Alten, und man sollte wirklich fast glauben, jenes Erpressungssystem erfreue sich obrigkeitlicher Patronage.

Zehn Uhr Vormittags. Früh Morgens regnete es, aber jetzt bricht die Sonne durch den Wolkenschleier, und alles verkündet einen prächtigen Tag. Die meisten Laden sind geschlossen; die Omnibuskutscher haben die Hüte und Peitschen mit bunten Bändern geschmückt; aus jedem Nebengäßchen eilen festlich geputzte Leute hervor, und durch die Hauptstraße, die ich von meinem Fenster übersehe, wogt ein dichter Menschenstrom Oxfordstreet zu, von wo er sich, verstärkt durch die Zuzüge aus dem Westend und dem Eastend, dem Industriepalast zuwälzen wird. Hier in der Vorstadt ist das Gedränge schon groß; wie muß es erst im Herzen der Stadt und gar in Brompton seyn!

Außer der internationalen Industrieausstellung werden wir allem Anschein nach diesen Sommer auch einen „internationalen Faustkampf" bekommen. Der Riese Heenan, der es nicht vergessen kann, daß ihn vor zwei Jahren die Parteilichkeit der englischen Preisrichter um die Früchte seines Siegs über Tom Sayers, den damaligen Boxerkönig, betrogen hatte, ist dieser Tage von Amerika hier angelangt, und hat dem gegenwärtigen Boxerkönig oder „Champion" von England — ich glaube er heißt Mace — eine Herausforderung zugeschickt, die abzulehnen demselben kaum möglich seyn dürfte. Gleichzeitig hat Heenan die weniger ritterliche, aber doch reiterliche Absicht, sich an eine Kunstreiterbande zu verdingen und sich in deren Circus für Geld sehen zu lassen, beiläufig eine Erwerbs-

Digitized by Google

quelle, auf die sein früherer Gegner Sayers schon seit Jahren verfallen ist. Die Kunst geht eben nach Brod, und es wäre nur zu wünschen, daß die übrigen Künste auf der Bradjagd so glücklich wären, wie die edle Borkunst. Es versteht sich, Heenan ist hier mit Begeisterung empfangen worden; man gibt ihm Zweckessen über Zweckessen, die Bänkelsänger besingen seine Thaten, und die Presse verherrlicht ihn. Nur der querköpfige Star hat einen kleinen Mißklang in die schöne Jubelharmonie gebracht; er meint nämlich, die Borerkunst könne nicht ganz so „männlich" seyn, als ihre Freunde behaupten, sonst würde Heenan, statt nach England zu reisen, in Amerika geblieben und dort, wo man kräftige Männer braucht, in die Freiheitsarmee Lincolns eingetreten seyn; der ruhmgekrönte Baxer Heenan sey ein erbärmlicher Feigling neben den nichtboxenden Amerikanern, die für die Abschaffung der Sklaverei und die Aufrechterhaltung der Union kämpfen und keine feindlichen Kugeln fürchten ꝛc. Nun, wir wollen das nicht zu genau betrachten. Der bevorstehende „internationale Faustkampf" ruft mir wieder meine alte Idee zurück, daß jedes Land sich einen „Champion" nach englischem Muster halten und etwaige Streitigkeiten mit andern Ländern durch ihn ausfechten lassen sollte. Erstens wäre das ein wahrhaft classisches Auskunftsmittel — wer erinnert sich nicht der Horatier und Curiatier? — und dann, wie viel Geld und wie viele Menschenleben würden nicht gespart werden! Ich setze das Geld vor die Menschenleben, weil es heutzutage ja mehr gilt. Besonders für die Engländer, deren Kriegsmacht hauptsächlich auf ihrer Flotte beruht, hätte der Plan große und einleuchtende Vortheile, denn die überraschenden Leistungen der amerikanischen Eisenschiffe Merrimac und Monitor (zu deutsch Mahner, ein ausdrucks- und bedeutungsvoller Name!) haben auf einmal den Beweis geliefert, daß die „hölzernen Wälle" Albions zum Seekrieg eben so wenig taugen, wie Eierschalen, und daß flugs *eiserne* Wälle mit ungeheuern Kosten angefertigt werden müssen. Da aber der menschliche Erfindungsgeist, der in unserem Jahrhundert der Aufklärung und des Fortschritts dieses Feld mit wunderbarer Vorliebe anbaut, die feinsten und sinnreichsten Mordmaschinen schnell zu überbieten und unbrauchbar zu machen weiß, so werden die civilisirten Völker, wenn sie anders nicht ihre Streitigkeiten auf gütlichem Wege schlichten lernen, bald keine Wahl haben, als zwischen internationalen Faustkämpfen oder einfachen Maschinenduellen, in denen das Volk, welches den tüchtigsten Boxer oder die tüchtigste Maschine erzeugt, den Sieg davon tragen wird. Obgleich beide Methoden relativ unblutig wären, so verdient doch die erstere, als die minder kostspielige unbedingt den Vorzug, und ich empfehle sie deßhalb dem nächsten europäischen Congreß zu ernster Berücksichtigung.

Eine cause célèbre, die sich der öffentlichen Aufmerksamkeit bereits unter mancherlei verschiednen Gestalten aufgedrängt hat, spielte verflossene Woche von Neuem vor den hiesigen Gerichten, und zwar in einer vermehrten und verbesserten Ausgabe. Ich spreche von dem „Swynfen-Proceß." Der Sachverhalt ist in Kurzem folgender. Ein Herr Swynfen, ein steinreicher alter Hagestolz, verliebte sich vor ungefähr zehn Jahren in seine hübsche Stubenmagd, heirathete sie, vermachte ihr sein ungeheures Vermögen und segnete das Zeitliche. Kaum hatte er die Augen geschlossen, so stürzten seine Verwandten wie heutegierige Geier herbei, um die fette Hinterlassenschaft unter sich zu vertheilen. Die Wittwe suchte sie durch das Testament wegzutreiben, aber sie wurden nicht eingeschüchtert, behaupteten, das Testament sey erschlichen, und leiteten einen Proceß ein. Das Glück schien ihnen zu lächeln. Der Anwalt der Frau Swynfen, Sir Frederik Thesiger (seitdem Lord Chelmsford), einer der berühmtesten Advokaten Englands, verrieth seine Klientin und ging mit den Verwandten einen Vergleich ein, welcher *ihnen* die Masse des Vermögens und der Wittwe blos eine, allerdings bedeutende Leibrente sicherte. Frau Swynfen war wie aus den Wolken gefallen; doch schnell gefaßt, wandte sie sich abermals an die Gerichte, in der Absicht, den Vergleich umzustoßen, zu dem sie keine Vollmacht gegeben zu haben behauptete. Für diesen Proceß erlas sie sich einen jungen noch wenig bekannten Advokaten, dessen ausgezeichnete Talente sie mit richtigem Instinkt entdeckt hatte. Kennedy, das ist sein Name, ward durch Ehrgeiz und wohl auch durch ein anderes Gefühl zu den höchsten Anstrengungen angefeuert, und nach unsäglicher Mühe gelang es ihm, seinen gewaltigen Gegner, der unterdessen Sollicitor General geworden war, zu überwinden, das Vergleichsinstrument über den Haufen zu werfen und der schönen Wittwe zum Besitz der ganzen Hinterlassenschaft des Herrn Swynfen zu verhelfen. So weit so gut. Kennedy hatte sich, abgesehen von fetten Sporteln, durch die Entfaltung seiner wirklich glänzenden Fähigkeiten den Ruf eines Advokaten ersten Rangs und damit den Schlüssel zu Reichthum und gesellschaftlicher Stellung erworben. Man sollte denken, das hätte ihn befriedigen können. Aber es genügte ihm nicht. Einige Wochen, nachdem er den Proceß gewannen, rückte er mit einer Forderung von 20,000 Pfund Sterling hervor, die ihm Frau Swynfen, unabhängig von seinem Honorar, für den Fall des Gelingens versprochen habe. Frau Swynfen, die sich mittlerweile einen zweiten Mann, einen Hrn. Braun angeschafft hatte, leugnete das Versprechen ab; Kennedy beharrte auf seiner Forderung und das Ende vom Lied war ein neuer Proceß, der vorige Woche zur Verhandlung kam und der Skandalchronik ein paar erbauliche Seiten zufügte. Kennedy sagte nämlich vor den Geschworenen aus, zwischen ihm und seiner ehemaligen Clientin habe ein Liebesverhältniß bestanden, sie habe ihn, den verheiratheten Mann, durch ihre Reize umstrickt und ihm einst in einer Schäferstunde das erwähnte Versprechen gegeben. Die Frau stellte natürlich Alles in Abrede, allein er theilte Briefe von ihr mit, die allerdings sehr sentimental lauten, und trieb sie durch unzarte Fragen arg in die Enge. Als der Richter die Evidenz zusammenstellte, fand

Digitized by Google

er ſich zu der Aeußerung gedrungen, es ſey ihm in ſeiner langjährigen Praxis noch nie vorgekommen, daß ein reſpektabler, feingebildeter Mann ſich ſo ehr- und ſchamlos benommen habe, wie Kennedy gethan; aber die Geſchworenen beantworteten die Frage, ob Frau Swynfen-Broun das Verſprechen gegeben, mit Ja und erkannten dem Kläger die 20,000 Pfund Sterling zu. Uebrigens wird ihm das Brandmal, welches er ſich angeheftet, ſchwerlich je durch die erſtrebte Summe übergoldet werden. Madame Swynfen-Broun iſt eine entſchloſſene Frau; ſie hat geſchworen, lieber ihren letzten Pfennig zu verproceſſiren, als die 20,000 Pfund Sterling auszuzahlen, und Kennedy dürfte ſomit zu der Tantalusqual verdammt ſeyn, die ſaftigen Aepfel vor Augen zu haben, aber nicht ergreifen zu können.

Im Kanzleihof wurde dieſer Tage ein würdiges Nachſpiel zu dem berüchtigten Windhamproceß aufgeführt. Nachdem die Jury ihr Verdikt abgegeben hatte, wandte ſich der junge Windham an den Kanzleihof mit dem Geſuch, die Kläger zur Zahlung der ungeheuren, 40,000 Pfund Sterling überſteigenden Koſten zu verurtheilen. Die Verhandlungen über dieſes Geſuch dehnten ſich abermals ſehr aus, den Advokaten eine reiche Ernte bietend, bis endlich verfloſſene Woche der Hof zu einer Entſcheidung kam. Das Geſuch wurde abgewieſen, und zwar „weil die Kläger gute Gründe zur Einleitung des Proceſſes gehabt hätten.“ Das iſt allerdings ein gar ſonderbarer Entſcheid, denn das Geſuch Windhams fußte gerade darauf, daß die Jury erklärt hatte, die Kläger hätten keine guten Gründe zur Einleitung des Proceſſes gehabt. Wäre ſie der entgegengeſetzten Anſicht geweſen, ſo würde Windham Junior ja ohne Gnade in ein Irrenhaus eingeſperrt worden ſeyn. Da nun der jüngſte Entſcheid des Kanzleihofs, der ſeit der wohlverdienten Züchtigung durch Dickens „reformirt,“ aber nicht gebeſſert worden, offenbar dem Urtheil der Geſchworenen zuwider läuft, ſogar einen unberufenen Angriff auf daſſelbe einſchließt, ſo wird er ſicherlich von den Herren Advokaten als Untergeſtell für einen neuen Proceß benutzt werden.

Wie ſich die Leſer gewiß noch erinnern, ſtand vor mehreren Jahren ein Dr. Smethurſt vor Gericht, unter der Anklage, eine alte Jungfer, Namens Bankes, vergiftet zu haben, die er, obgleich bereits ſeit Jahren verheirathet, zu einer Scheinehe verlockt hatte, und die kurz nach der Hochzeit und einen Tag nach Aufſetzung eines Teſtaments zu ſeinen Gunſten unter den verdächtigſten Umſtänden geſtorben war. Aus Mangel an Beweiſen ſprach das Gericht ihn damals von der Anklage der Giftmiſcherei frei, allein es verurtheilte ihn wegen Bigamie zu einer mehrjährigen Gefängnißſtrafe. Vor wenigen Monaten wurde Smethurſt aus dem Gefängniß entlaſſen, und kaum war er frei, ſo leitete er einen Proceß ein, um ſich die Erbſchaft der Miß Bankes zu ſichern. Seine Bemühungen wurden auch mit dem beſten Erfolge gekrönt. Am Samſtag erklärte der Teſtamentshof (court of Probate) das Teſtament für gültig und der ehrſame Doctor kann jetzt das Urtheil der Welt verlachen.

Das Elend in den Fabrikdiſtrikten hat einen ſo furchtbaren Grad erreicht, daß Maßregeln zur Abhülfe, ſo weit davon die Rede ſeyn kann, nicht länger hinausgeſchoben ſind. Die Maſchinerie der Armenunterſtützung, ohnedieß wenig werth, erweiſt ſich völlig ungenügend, und auch von den Geldſammlungen, die hier und in andern Städten begonnen haben, iſt nicht viel zu erwarten. Unter dieſen Verhältniſſen iſt es nur zu billigen, daß die parlamentariſchen Vertreter der Fabrikdiſtrikte den Entſchluß gefaßt haben, die Noth der Arbeiter vor das Unterhaus zu bringen und die Bewilligung eines Unterſtützungsfonds zu beantragen. Da das Parlament ſich vor dreizehn Jahren zu einer ähnlichen Maßregel den verhungernden Irländern gegenüber verſtand, wird es wohl keine formellen Einwendungen zu machen haben.

In ſeiner letzten Budgetrede hatte der Schatzkanzler Gladſtone anzuzeigen, die Acciſe für geiſtige Getränke habe während des verfloſſenen Jahres weit weniger abgeworfen, als voraus veranſchlagt worden, und er ſchrieb dieß weſentlich der Abnahme der Trunkſucht zu. Es iſt das der einzige erfreuliche Punkt im ganzen Budget. Daß die Völlerei in England abnimmt, iſt eine Thatſache, die niemand beſtreiten kann, der längere Zeit hier gelebt hat, und ſie wird überdieß durch die Statiſtik über jeden Zweifel erhoben. Der Hauptgrund iſt in dem moraliſchen Fortſchritt der ſogenannten untern Klaſſen, oder genauer der Arbeiterklaſſe zu ſuchen, die ſich, ohne jedoch in das abgeſchmackte Extrem der Mäßigkeitsfanatiker überzuſpringen, nachgerade von den furchtbaren Uebeln der Völlerei überzeugt hat und mehr und mehr Geſchmack an intellektuellen Genüſſen gewinnt. Die Arbeiterinſtitute und Muſeen, die Pennypreſſe, die billige Literatur, die Muſikhallen, die zwar noch manches zu wünſchen übrig laſſen, aber den Ginpaläſten immerhin unendlich vorzuziehen ſind, dieß alles hat zur Erhebung der untern Klaſſen beigetragen und trägt fortwährend dazu bei. Ferner wirkt auch die Herabſetzung des Weinzolles mit. Leichte Weine ſind anerkanntermaßen das beſte Gegenmittel gegen Trunkſucht. Und hat ſich auch der, durch ſcharfe, beißende Getränke verdorbene Gaumen der Engländer noch nicht recht an die deutſchen und franzöſiſchen Weine gewöhnt, ſo bürgern ſie ſich doch allmählig ein und werden nach Verlauf weniger Jahre den Schnaps in die niederſten Regionen des Mob verbannt haben.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 22. 28. Mai 1862.

Zudringlich ſchließt ſich Chor an Chor.
Herein, hinaus, nur unverdroſſen!

Goethe.

Der Pariſer Polyphonismus und deſſen Tummelplätze.

Wer ſich einige Jahre beobachtend in dem claſſiſchen Gewühl bewegt, das den charakteriſtiſchen Stempel der franzöſiſchen Hauptſtadt bildet, der muß mit mir die Ueberzeugung theilen, daß Paris in mancher Beziehung ſeines Gleichen ſucht, in einer aber gewiß von keiner andern europäiſchen oder außereuropäiſchen Stadt übertroffen wird. Dieſes Eine läßt ſich auf den erſten Blick gar nicht großartig an; es ſcheint uns ſogar höchſt einſeitig, ja dürftig zu ſeyn. Gehen wir aber der Sache auf den Grund — und dieß kann nur durch langes, aufmerkſames Beobachten geſchehen — ſo ſtaunen wir über die rieſigen Verhältniſſe.

Der Titel dieſes Aufſatzes beſagt, was wir meinen. Pariſer Polyphonismus iſt unſerer Anſicht nach der beſte Ausdruck für jene umfaſſende Skala, die ſich vom Pont des Arts — dem Sitz des blinden Muſikanten — bis in die Tuilerien — das Schloß des franzöſiſchen Imperators — durch alle Schichten der bürgerlichen Geſellſchaft verzweigt. Denn was iſt mannichfaltiger als die Art und Weiſe, in der — ſey es getrieben von Durſt nach Ruhm und Ehre, oder aber vom Stachel der Miſère — der excellirende oder vegetirende Pariſer Tonkünſtler ſeiner Kunſt den allgemein verſtändlichen Ausdruck gibt? Tag und Nacht, Schwarz und Weiß treiben auf dieſer rieſigen Stufenleiter ihr Weſen in allen möglichen Nüancen und Schattirungen.

Es gibt der Tummelplätze muſikaliſcher Kunſt in Paris ſo viele und alle ſind ſo ſehr von einander unterſchieden, daß uns nichts Anderes übrig bleibt, als ſie dem Leſer nach Maßgabe ihres Werthes der Reihe nach vorzuführen.

Was die Eintheilung derſelben betrifft, ſo zerfallen ſie überhaupt in claſſiſche und nichtclaſſiſche Tummelplätze. Zu den claſſiſchen rechnen wir: die Opernbühne, den Privatſalon, den Concertſalon, den Salon für claſſiſche Kirchenmuſik, das Vereinslokal für deutſchen oder franzöſiſchen Männergeſang, den öffentlichen Wirkungskreis der Militärmuſik. Zu den nichtclaſſiſchen gehören: das Theater, das Café-Concert, das Café chantant, das Caveau, die Guinguette, die Kaffee- und Bierwirthſchaft, der Tanzſaal, der Hof, die Straße, die Brücke. Dabei iſt nur zu bemerken, daß die claſſiſchen oft nichtclaſſiſch, die nichtclaſſiſchen oft claſſiſch, alle aber in ihrer Art exclaſſiſch ſind.

Obenan ſtehen ſomit das italieniſche Theater, die große Oper, die komiſche Oper und das Théâtre lyrique.

Das ſind ausgezeichnete Tummelplätze, namentlich die Grand-Opera, wenn man Franzoſen darüber hört. Deutſche Muſikkenner laſſen das Epitheton „ausgezeichnet“ gewöhnlich weg und haben Recht. Ein Franzoſe aus der Provinz, der in Paris war und die große Oper nicht beſucht hat, gilt daheim für ein Phänomen, iſt ein verlorener Mann. Der weniger bemittelte Franzoſe, dem unverhofft eine Eintrittskarte für die große Oper zu Theil wird, betrachtet den Tag, an dem er dieſes Theater beſucht, als einen Feſttag. Nach Claqueurſtellen unter dem unſterblichen David, oder wie er heißen mag, ſind unter Umſtänden ſogar Leute lüſtern, die im bürgerlichen Leben eine ziemlich bedeutende Stellung einnehmen. Allerdings ſind die Banden dieſer „Römer“ in vielen Pariſer Theatern bunt genug zuſammengeſetzt, und mancher Korreſpondent mag ſich dadurch haben verleiten laſſen, auch der großen Oper eine derartige Bande zuzuſprechen; was wir aber vorigen Sommer, bei Gelegenheit der erſtmaligen Aufführung des „Tannhäuſer,“ in dieſer Beziehung zu leſen bekommen haben, war doch hin und wieder ein wenig zu ſtark.

Der Unterſchied, welcher zwiſchen dem italieniſchen Theater und der großen Oper beſteht, iſt nicht ſowohl in der Art und Weiſe der Ausführung, in der größeren oder geringeren Tüchtigkeit des Perſonals, als vielmehr — und zwar lediglich — in der Zuſammenſetzung des beſuchenden Publikums zu ſuchen. Beide Bühnen beſitzen ungefähr gleich tüchtige Kräfte: gut eingeübte Muſiker, wohlgeſchulte Sänger, ſehr gewandte Ballet- und Solotänzer. In beiden Zuſchauerräumen herrſcht an Spielabenden der nämliche Schmuck- und Toilettenreichthum. Allein die Trägerinnen ſind nicht von demſelben Schrot und Korn; während in der italieniſchen Oper das alte ariſtokratiſche Element, wie es im Faubourg St. Germain wohnt, vorherrſchend iſt, glänzt in der großen Oper mehr der neuere Adel und die Geldariſtokratie, wie ſie ſich um die verſchiedenen Glieder der bonapartiſchen Familie ſchaart, dann aber auch ein gut Theil jenes Demi-Monde, deſſen äußeres glänzendes Decorum oft ſo ſchlecht mit ſeinen kaum aus dem Groben herausgetretenen geiſtigen Eigenſchaften harmonirt. Uebrigens muß hier bemerkt werden, daß der angedeutete Unterſchied in der neueren Zeit weniger bedeutend geworden.

Betreffs der Produktionen dieſer beiden Bühnen wiſſen wir, daß erſtere ſich hauptſächlich mit der Aufführung claſſiſcher italieniſcher, oder wenigſtens italiſirter Opern befaßt, letztere hingegen ausſchließlich claſſiſche Stücke mit franzöſiſchem Libretto zur Aufführung bringt. In anderer Beziehung iſt es freilich merkwürdig und von muſikhiſtoriſcher Bedeutung, daß im Theater italien, das heißt dem Hauptſammelplatze jener Muſik, für die in Paris zu Glucks und Mozarts Zeiten Alles ſchwärmte, die als leichtes italieniſches Element das gehaltvollere Deutſche nicht anerkennen wollte und als ein Machwerk von Barbaren verſchrie, daß in dieſem Theater Italia und Germania Hand in Hand gehen, letztere freilich ſtets unter einem italiſirten Namen.

Abgeſehen von den Dramen, die hier über die Bretter gehen; abgeſehen von den großartigen Parteigängerſchlachten, die hier, im Angeſicht der ſich producirenden muſikaliſchen und mimiſchen Kunſt, bei jeder erſtmaligen Vorſtellung geliefert werden; abgeſehen endlich von den Kniffen und Ränken, die hier — wir erinnern nur an Richard Wagners „Tannhäuſer,“ an Roſſinis „Wilhelm Tell“ — ihre verrätheriſchen Waffen ſchwingen, abgeſehen von allem dem fallen hier Geſchichten vor der wunderlichſten Art, wie Mährchen aus 1001 Nacht, wahre Abenteuer à la Caſanova. Hunderte von betrachtenden und beobachtenden Geiſtern, Diplomaten, Hofſchranzen, Miniſter, Journaliſten, Schriftſteller, Gelehrte, Muſiklehrer, Muſikfreunde, Muſiknarren, Componiſten, Muſiker, Sänger; — im Allgemeinen Epikuräer und Sybariten, Freunde plaſtiſcher Kunſt und Freunde plaſtiſcher Formen, Kritiker und ſolche, die es ſeyn wollen, der vielen Rangſtufen im Gros des ſchönen Geſchlechts gar nicht zu gedenken. — Alle haben in einer Beziehung daſſelbe Ziel vor Augen, und doch geht jeder von dieſen vielen ſpähenden Geiſtern wiederum ſeinen eigenen Weg, zieht jeder ſeine eigenen Schlüſſe, überläßt ſich jeder ſeinen eigenen Betrachtungen.

Der beſternte Diplomat muſtert die Bühnenvorgänge durch das Prisma ſeiner Würde, d. h. mit Kälte und Gemeſſenheit; für ihn iſt die Oper Nebenſache, das ariſtokratiſche, und hierunter namentlich das ſtaatsmänniſche Zuhörerelement die Hauptſache — aus Gründen: „une seule oeillade négligée par un diplomate peut mettre en danger l'équilibre européen.“ Der Miniſter dagegen beſchäftigt ſich aus derſelben Urſache mit hervorragenden diplomatiſchen Perſönlichkeiten. Ganz ſeinem Charakter gemäß bewegt ſich der geſchmeidige Hofſchranze; er grüßt in den Zwiſchenpauſen nach rechts und links, wo nur etwas Einflußreiches ſichtbar wird, zieht eben ſo oft einen Katzenbuckel, nickt gnädig und blinzelt durch das Lorgnon, wenn ihm eine Stelle gefällt, und legt ſeine Stirn in Falten, zupft mit der Linken an der weißen Halsbinde, während die Rechte am Naſenklemmer rückt, wenn ein Paſſus kommt, der über ſeinen Horizont geht.

Digitized by Google

Der Schriftſteller zieht ſeine Schlüſſe betreffs der Muſik aus dem Sinn des Textes und dem dieſem gegebenen Ausdruck; der eigentliche Journaliſt nimmt es in den meiſten Fällen nicht ſo genau, geht mehr techniſch zu Werke und haſcht nach Schönheiten oder Ungeheuerlichkeiten, je nachdem ſich dieß mit dem Weſen ſeines Artikellagers verträgt; der Gelehrte wühlt in dem Schatz ſeiner claſſiſchen Kenntniſſe, um vergleichend den von ſeinem Trommelfell aufgefangenen Tönen einen paſſenden Platz darin anzuweiſen. Der hagere Mann dort mit der Glatze und der weißen Cravatte iſt ein Muſiklehrer. Er verfolgt die Oper von Anfang bis zu Ende mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit; bei jeder Arie, die ſich aus dem Chaos des Ganzen abhebt, durchläuft ſeine Geſichtsmuskeln ein convulſiviſches Zucken, umſpielt ſeinen Mund ein behagliches Schmunzeln, das Schmunzeln der Lüſternheit: es fällt ihm dabei einer ſeiner Schüler ein, für den die Arie paſſend geſetzt ſeyn dürfte. Seht dagegen jenen Mann mit dem joviaten Geſicht! La bonne figure franchot Der beobachtet und fühlt. Ein ſchmelzendes Adagio macht ſein Auge feucht; ein fröhliches Allegro bringt es zum Blitzen. Jeder neue Charakterwechſel im Spiel macht auf ihn einen beſondern, mächtigen Eindruck; beim plötzlichen Lautwerden einer Diſſonanz zuckt er zuſammen, als ob ihn eine Natter geſtochen hätte. Das iſt der Muſikfreund. Wer aber iſt jenes verkommene Weſen mit den beweglichen Zügen, dem geſpitzten Munde und den rollenden Augen, der in Einem fort Hände und Füße bewegt, mit dem Kopfe dazu nickt und in Abſätzen ein kurzathmiges „Bravo! bravo!“ ausſtößt. Die Muſik ſcheint auf ihn die Wirkung der Elektricität auszuüben. Zeitweiſe wird ſein Eifer zum Paroxysmus. Das iſt der Muſiknarr.

Ein ganz eigenes Element — das der Suffiſance — bilden die zuhörenden Componiſten, Muſiker und Sänger. Die Leute muß man haben urtheilen hören, um ſie beurtheilen zu können. Vor dem Ausſpruch eines ſolchen Pariſer Kunſtjüngers muß man den Hut abnehmen, wenn man nicht Gefahr laufen will, ihn unfreiwillig vom Kopf zu verlieren. Einen ähnlich ausgeprägten Fanatismus habe ich nur unter dem orthodoxen Landvolk im Kanton Luzern in der Schweiz angetroffen. Der mehr oder minder ariſtokratiſche Jokeiclub liefert zu dieſem Opernpublikum das Contingent der Epikuräer und Sybariten, denen es mehr auf die Schönheit der gefrorenen Muſik eines wohldreſſirten Ballettänzercorps als auf die Schönheit des aufgeführten Stücks ſelbſt ankommt. Das war ja auch eines von den Uebeln, welche dem „Tannhäuſer“ dahier den Sieg entriſſen haben: nur zwei Ballette von recht draſtiſcher Wirkung mehr, und Richard Wagner wäre wohl noch in Paris.

Faſſen wir die ganze ſpekulirende, intriguirende, converſirende Maſſe genauer in's Auge, ſo tritt uns gleichwohl überall ein kritiſirendes Weſen entgegen, das ſich unter zwei Rubriken: die der Kritik und die der Pſeudokritik, faſſen läßt.

Die eigentliche muſikaliſche Kritik, vom Standpunkte der Aeſthetik aus betrachtet, hat hier zu Lande nur äußerſt wenige wahre Vertreter. Zumal was die claſſiſchen Werke unſerer deutſchen Meiſter — namentlich Glucks, Mozarts und Carl Maria von Webers — anbelangt, läßt ſich die Zahl der wahren Kritiker auf einige wenige zurückführen, unter denen Hector Berlioz, Stephan de la Madeleine nebſt einigen Deutſchen obenan ſtehen. Die Zahl der Pſeudokritiker aber iſt Legion. All der bunte Miſchmaſch da im Saale, vom klatſchenden Römer bis zum Beifall nickenden Staatsmann hinauf, gehört bis auf einen kleinen Bruchtheil dieſer Rubrik an. Um ſich davon zu überzeugen, darf man nur der erſtmaligen Aufführung einer neuen Oper beiwohnen, Tags darauf einen Salon betreten, die verſchiedenen Recenſionen in den Journalen leſen und Vergleiche zwiſchen dem Geſehenen, Gehörten und Geleſenen anſtellen. Das iſt auch der beſte Weg, um in der Rückſicht die Ueberlegenheit des hieſigen deutſchen Geiſtes kennen zu lernen.

Der Eindruck, den der Fremde, wenigſtens der Deutſche, aus der Großen Oper mit fortnimmt, iſt gewöhnlich ein guter. In den meiſten Fällen iſt dieſer Eindruck jedoch mehr den großartigen Dekorationen, den Leiſtungen der Ballet- und Solotänzer und des Orcheſters, als der Vorſtellung überhaupt zuzuſchreiben.

Das Orcheſter iſt wirklich gut. Die Mitglieder desſelben ſind meiſt preisgekrönte Zöglinge des Conſervatoriums und, ſelbſt genau genommen, wohl ſämmtlich Künſtler, und dieſer Umſtand iſt es, dem Richard Wagner hauptſächlich ſeine hier erlittene Schlappe zu verdanken hat. Wenn zu Mozarts Zeiten Oeſterreichs Kaiſer ein Wiener Orcheſterperſonal mit der Drohung bedenken konnte, er werde ſie en masse in's carcere duro ſchicken, im Fall ſie nicht ordentlich ſpielten, * wenn in unſern Tagen noch ein deutſcher Duodezmonarch das Perſonal ſeines Hoftheaters chikaniren darf, ſo iſt es in Frankreich damit längſt vorbei, zumal in der Pariſer Großen Oper, wo im Gegentheil das

* Bei der erſtmaligen Aufführung von Mozarts „Hochzeit des Figaro.“

mindeſte ſchroffe Auftreten eines Componiſten dem Orcheſterperſonal gegenüber für erſteren die Folgen haben muß, welche Richard Wagners Niederlage bildeten. Da wußte unſer Maeſtro Meyerbeer mit den Herren vom Orcheſter beſſer umzugehen — und er hat es nicht zu bereuen gehabt.

Iſt der Unterſchied zwiſchen der italieniſchen und der großen Oper in Anſehung des Bühnen- und Orcheſterperſonals wie des beſuchenden Publikums unbedeutend, ſo iſt dagegen der Abſtand jener zwei Operuhäuſer von der Opera comique ſchon ein ſtärkerer. Die ariſtokratiſche Verſammlung in den Sperrſitzen und erſten Rängen wird hier vom behäbigen Bürgerthum vertreten, auf den Sitzen zweiten Ranges zeigt ſich das Demi-Mondethum hier weit zahlreicher als dort, ſo wie überhaupt auch der Gewerbsmann und der Handwerker hier häufiger anzutreffen ſind als in der großen Oper oder im italieniſchen Theater, während auf der letzten Galerie, im Paradieſe oder im Hühnerſtall, wie der Franzoſe ſie nennt, ſchon der Janhagel ſein Weſen treibt, was dort nie — nicht einmal am 15. Auguſt, dem Tage des communiſtiſchen Theaterbeſuches — der Fall iſt. Unter den Mitgliedern des Orcheſters iſt das Virtuoſenthum lange nicht ſo ſtichhaltig; die Sänger ſind durchgängig ſchlechte Schauſpieler, obgleich nicht zu verkennen, daß einzelne tüchtige Kräfte auf dieſer Bühne theils gewirkt haben (Bataille, Tamberlick, Frau Stolz u. a.), theils noch wirken (Roger ꝛc.). Die Mehrzahl der Paris beſuchenden Deutſchen gewinnt den Leiſtungen dieſer Oper wenig Geſchmack ab, obgleich ihr Repertoire meiſt nichts als Werke bedeutenderer Tondichter (Meyerbeer, Roſſini, Boieldieu u. a.) enthält.

Wollt ihr ein Opernhaus beſuchen, wo in Allem guter Geſchmack herrſcht, wo tüchtige Muſiker vortrefflichen Soloſängern die Wagſchale halten, wo in gleich hohem Grade geübte Tänzer und Choriſten wirken, wo Coſtüme und Dekorationen um die Wette zu glänzen ſcheinen, ſo geht in's Théâtre lyrique. Dort trefft ihr, abgeſehen vom univerſellen Uebel der Claque, doch wenigſtens ein ſinniges Publikum, das, beſteht es auch nicht aus den Summitäten des Fettbürgerthums und der Ariſtokratie, doch manches Talent und zu Zeiten mehr gute Kritiker in ſeiner Mitte zählt als das ſtolze Haus in der Rue Lepelletier oder deſſen Rival am Platze Ventadour. Dann iſt dieß die deutſche Bühne par excellence, deren verdienſtvollem Direktor* wir es einzig und allein zu verdanken haben, daß die unſterblichen Werke eines Mozart, eines Gluck und eines Weber in Paris nicht in Vergeſſenheit gerathen und in neuerer Zeit die Würdigung gefunden haben, die ihnen gebührt. Kein Winter vergeht, in dem hier nicht wenigſtens einige mal „der Freiſchütz" (Robin des Bois), „Preciosa," „Euryanthe" und „Alceſte" zur Aufführung kämen, wobei jedoch keineswegs die neueſten Erſcheinungen im Gebiete der franzöſiſchen Kunſtſchöpfung vernachläſſigt werden. Deßhalb zählt dieſe Bühne auch verhältnißmäßig unter ſämmtlichen Pariſer Opern die meiſten Stammgäſte. Ja, viele ziehen ſie der großen Oper und dem italieniſchen Theater vor, aber gewiß nicht des niedrigeren Preiſes wegen.

Wenn das Théâtre lyrique vorzugsweiſe von Deutſchen beſucht wird, ſo läßt ſich von den Bouffes Pariſiens, die wir auch zu den Opernbühnen rechnen müſſen, faſt das Gegentheil ſagen. Jakob Offenbach hat ſich durch ſeine leicht geſchürzte Gaukelmuſik, die ja auch bei den gemüthlichen Wienern, ja ſogar bei den ernſten Berlinern Furore gemacht, bei den leichtblütigen Franzoſen in kurzer Zeit einen ſolchen Ruf zu verſchaffen gewußt, daß dieſe ihn — den Germanen — mindeſtens als ein eben ſo großes Naturwunder betrachten wie den ſeligen Heine — den ſie bekanntlich den „geiſtreichſten aller Deutſchen" zu nennen beliebten — und in Folge deſſen den Schauplatz ſeiner Dirigententhätigkeit regelmäßig en masse belagern.

Schrecklich ſieht es um die muſikaliſche Kunſt in den meiſten derjenigen Pariſer Theater aus, wo Singſpiele (Vaudevilles) gegeben werden (Théâtre des variétés, Gymnase u. ſ. w.). Abgeſehen von der durchgängig ganz erbärmlichen Singerei iſt das Orcheſter ſo zuſammengeſetzt, daß es entweder durch Trompeten- und Poſaunenſchall die magere Stimme des Sängers übertönt, oder aber — ſtatt für letztere eine Grundlage zu bilden — dieſe mit ſeinen einzelnen Schrilltönen umringt. Nichts beſſeres läßt ſich in der Beziehung von den Theatern am „Boulevard du Crime," ja nicht einmal von den claſſiſchen Bühnen des Théâtre français und des Odeon berichten. In erſteren beſteht das Wirken Polyhymnias in vierſtimmig geſetzten Ouverturen im Andanteſtyl, mit denen regelmäßig ſämmtliche Aufzüge jener haarſträubenden Rühr- und Spektakelſtücke eingeleitet werden, die den Troſt der Pariſer Epiciers und Arbeiter bilden. In letzteren producirt ſich das armſelig beſetzte Orcheſter nur in den Zwiſchenakten durch Ausführung fünfminutenlanger Sätze. Hierin unterſcheidet ſich überhaupt die Orcheſterwirkſamkeit in einem Pariſer Theater von der in einem deutſchen, und wir wären faſt verſucht, dieſen Umſtand einem charakteriſtiſchen Zuge der Franzoſen, ihrer Plauderſucht

* Wir meinen hier Carvalho, den jetzigen Direktor des italieniſchen Theaters.

Digitized by Google

zuzuſchreiben, die allerdings mit Fug und Recht ein Viertelſtündchen mündlichen Gedankenaustauſches dem Anhören einer ſtümperhaft vorgetragenen Fanfare oder Arie vorziehen mag.

Einen anſehnlichen Tummelplatz des Pariſer Polyphonismus bildet der Privatſalon mit ſeinen Soirées, die, vom mittleren Bürgerſtande an aufwärts zur Winterszeit jetzt in allen Pariſer Bevölkerungsſchichten gäng und gäbe geworden ſind. Die unendliche Stufenleiter derſelben durchzugehen und dem Leſer in ihren einzelnen Theilen vorzuführen, kann uns nicht einfallen, zumal — mit Ausnahme einiger bevorzugter Häuſer (das der Frau Viardot, des Herrn Stephen de la Madelaine, der Frau Claus-Szarvady, des Herrn Demcke z. B.) — überall ungefähr das nämliche pſeudokünſtleriſche Treiben herrſcht. Aber ein kleines Bild einer ſolchen Soirée wollen wir entwerfen, wäre es auch nur, um zu zeigen, was man von dem vielgerühmten Pariſer Salonweſen zu halten hat.

Wir haben von der Gräfin H., deren Familie wir empfohlen worden, eine Einladung zu einer Soirée erhalten. En passant hat uns ein Hausfreund der Gräfin geſteckt, es werde ſich am betreffenden Abend bon nombre der erſten Künſtlerberühmtheiten bei ihr einfinden. Wir haben, eben angekommen, kaum einen Blick in einen Pariſer Salon gethan; die Sache erſcheint uns alſo möglicherweiſe pikant, kurz, wir laſſen uns bereden und gehen hin. Nachdem wir angemeldet worden und uns vorgeſtellt haben, ſetzen wir uns und warten der Dinge, die da kommen ſollen. Allgemach werden die Reihen der rings umher ſitzenden Damen und Herren dichter. Der Thürhüter annoncirt: die pompöſeſten, aber auch ganz einfach klingende Namen werden genannt; der eine oder der andere erinnert uns vielleicht dunkel an unſern Sommeraufenthalt in Baden-Baden oder in Spaa, aber von bekannten, geſchweige berühmten Künſtlern keine Spur. Doch wir ſind noch nicht lange in Paris, und die franzöſiſche Hauptſtadt iſt der Centralpunkt der Künſte und Wiſſenſchaften, ſo gut wie Berlin die Stadt der Intelligenz; folglich kann es nicht Wunder nehmen, daß ſie in ihren Mauern Celebritäten birgt, deren Namen deutſchen Ohren noch ein Mythus ſind.

So laſſen wir uns denn einſtweilen vom erwähnten Hausfreund der Gräfin einzelne von den anweſenden Perſönlichkeiten näher bezeichnen. Da heißt es denn hinſichtlich der Herren: Baron Hunz, ein vortrefflicher Liedercomponiſt; Viromte Runz, ein ſeltener Kunſtmäcen; Graf von Punz, der ſcharfſinnigſte Kritiker von Paris und Redakteur einer der geleſenſten Muſikzeitungen; Fürſt von Pump, ein Tonſetzer, der privatim ſchon mehrere der gelungenſten Opern componirt; Herr Tagiton, nach Franz Liszt der erſte Pianofortespieler von Europa; Herr Taſtenſchläger, das Conterfei des berühmten Schulhoff; Monſieur Racleur, der Protégé des Vicomte, ein Violiniſt trotz einem Vieuxtemps; Herr Timidius, auf dem Violonell der kühnſte Virtuoſe, den es je gegeben u. ſ. w.; hinſichtlich der Damen: Gräfin Roſa, die großmüthigſte Beſchützerin der Künſte und Wiſſenſchaften; die Marquiſe Blanca, eine ſehr leidenſchaftliche Muſikfreundin; Fräulein Orga, eine hochberühmte Organiſtin; Mademoiſelle Pimpernelle, eine Pianiſtin mit dem feinſten „doigté," natürlich preisgekrönt; Baronin Sansſouci, ein Mirakel von artiſtiſcher Beurtheilungskraft; Madame Sansfaçon, die ſtimmbegabteſte Salonſängerin; Fräulein Klatſch, die beſcheidenſte und talentvollſte Harfeniſtin; Fräulein Patſch, eine Cantatrice vom wohlthuendſten Takt ꝛc.

Ordentlich beſchämt ob dem leiſen Mißtrauen, das wir anfangs in Betreff der anweſenden Künſtlergrößen in uns wach werden fühlten, blicken wir jetzt mit einer gewiſſen ehrfurchtsvollen Scheu zu einem jungen Menſchen mit künſtleriſch wallenden Ringellocken und ausdrucksloſen Zügen auf, den unſer Cicerone als einen andern Vieuxtemps und den Protégé des Vicomte bezeichnet hat, und der nun mit Anſtand daran geht, ſeinen Geigenkaſten aufzuſchließen und ihm die Geige zu entnehmen. Aber bald weicht unſere ehrfurchtsvolle Scheu einem geiſtigen Mißbehagen, das ſeinen Ausgangspunkt in den Ohren hat, und das erſt als ein allgemeiner Klatſchapplaus den jungen Kunſtjünger für die abgeleierte Notencascade belohnt, wieder verſchwindet, um einem Erſtaunen Platz zu machen, von dem wir nicht wiſſen, ob wir es dem Herrn Rarleur oder der verſammelten Zuhörerſchaft bezeigen ſollen.

Indeſſen wir haben uns noch nicht beſonnen, ſo producirt ſich ſchon eine andere Berühmtheit. Es iſt dieß Herr Timidius, der verwegene Violoncelliſt:

> Als Menſch gar jung an Jahren,
> Als Künſtler ein Gigant.

Er ſpielt Variationen über eine Arie des Baron Hunz, die, fortwährend aus den tiefſten Lagen in die höchſten überſpringend, von der Salonkritik mit Entzücken begrüßt und von Herrn Timidius mit ſolcher Bravour attaquirt wird, daß uns noch beim Beginn des nächſten Stückes die Ohren davon brummen. Ein Zwiſchenfall bewahrt uns einſtweilen noch vor dem Sturze von der Leiter, die wir vor und nach unſerem Eintritt hinangeſtiegen waren. Herr Tapotin wird aufgefordert, ſich mit einer von ſeinen gefühlteſten Claovierdichtungen

Digitized by Google

zu produciren. Aber Herr Tapotin ſieht blaß und angegriffen aus. Es thut ihm unendlich weh, den Herrſchaften das hehre Vergnügen nicht bereiten zu können: das ſagt er nicht, aber er ſcheint es zu fühlen; ſeine Worte lauten dahin, daß ſein Leibarzt ihm des delikaten Zuſtandes ſeiner Bruſt wegen das Spielen für den Abend durchaus unterſagt habe. Nun wird Herr Taſtenſchläger aufgefordert, ſich hören zu laſſen. Dieß iſt ein wahrer Hüne mit breiten Schultern, ſtarkgewölbter Bruſt und Händen, die eher für den Pflug oder den Pallaſch gemacht ſcheinen, als für Claviertaſten. Aber auch der entſchuldigt ſich mit einem Bruſtübel, worauf uns unſer Bekannter über den „beklagenswerthen Doppelfall“ folgenden bündigen Aufſchluß gibt. Die beiden Herren ſind in der Kunſt und der Gunſt des Publikums Nebenbuhler; beide erfreuen ſich eines gleich guten Rufes, und um ſich denſelben ungeſchmälert zu erhalten, vermeiden ſie es, ſich einer in des andern Gegenwart zu produciren.

Haben wir nun noch etwas von Herrn von Pumps berühmten, leider nur uns unbekannten Operndichtungen vortragen hören, von Fräulein Orgas zartem Orgelſpiel Ohrenweh bekommen, Mademoiſelle Pimpernelles ſtarken Taſten- und ſchwachen Notenaplomb bewundert, mit einem unverkennbaren Verlangen nach Baumwolle der Frau Sansfaçon Sphärengeſange gelauſcht, der Fräulein Klatſch Greiftalent auf der Harfe bewundert, der Mademoiſelle Patſch neroniſches Singtalent verflucht, ſchließlich einige Brocken von dem kritiſchen Urtheil des Grafen von Pump oder der Marquiſe Blanca aufgefangen und dadurch unſerem Stand auf bewußter Leiter den Gnadenſtoß gegeben, ſo danken wir Gott, wenn Herr Taſtenſchläger nach dem Abgange des Herrn Tapotin ſich an's Klavier ſetzt und zum Tanz herunterhämmert, daß uns Hören und Sehen vergeht, wobei wir dennoch im Tanzen und Vergeſſen des Gehörten die zufällige Wahrnehmung machen können, daß der junge Apoll Timidius und die leidenſchaftliche Muſikfreundin Marquiſe Blanca, ſo wie der ſcharfſinnige Kritiker Graf von Pump und die reizende Salonſängerin Madame Sansfaçon zwei ganz hübſche Pärchen bilden, die im conſequenten Tanzen mindeſtens eben ſo unermüdlich ſind wie im Anwenden ihrer reſpektiven Talente.

Wollen wir noch intereſſantere, noch erſtaunlichere Dinge als die eben beſchriebenen wahrnehmen und zugleich eine klarere Einſicht in die Pariſer Künſtlerverhältniſſe bekommen, ſo verſäumen wir nicht, in eines jener zahlloſen Concerte zu gehen, wie ſie während der Winterſaiſon in den Sälen Pleyel-Wolff, Herz, Beethoven, Erard und andern nach dem Aufſchlagzettel von Künſtlern gegeben werden, die mindeſtens ſo berühmt ſind wie Roſſini und Conſorten. Uebrigens wird Herr Timidius, oder Herr Tapotin, oder Herr Taſtenſchläger — deſſen können wir ſicher ſeyn — uns bald mit dem Schlüſſel zu einem ſolchen, mit einer Eintrittskarte, auf den Hals rücken, die wir natürlich nicht von der Hand weiſen mögen, zumal ſie nur die Kleinigkeit von zehn Franken koſtet.

(Fortſetzung folgt.)

Die zweite Liebhaberin.

(Fortſetzung.)

Die vierte und letzte Probe — am Tage der Aufführung ſelber — ging ſo glatt wie eine Vorſtellung. Heinrich mußte glauben, was ihm von mehreren verſichert wurde, daß die Rollen auffallend gut gelernt ſeyen. Berger, der die Bemerkung auch machte, fügte hinzu: „Das iſt der Vortheil des Schauſpiels und der natürlichen Proſa. Verſe würden ſie heute noch ſtottern und unter Kunſtpauſen vom Souffleur heraufangen müſſen.“

Obwohl ihm ſchließlich von Allen das Beſte prophezeit worden war, ſo hatte der Autor gegen Abend auf ſeiner einſamen Stube doch eine ſonderbare Empfindung. Der Tag war trüb und es begann fein zu regnen; günſtiges Wetter in Einem Betracht, das aber doch einen grauen Flor über ſeine Seele warf. Er hatte ſich ſo lange ritterlich gehalten, unſer Dramatiker; nun, in thatenloſer Stille, kamen ihm wieder Gedanken, und mit den Gedanken Zweifel. Sein Herz

Digitized by Google

fing zu ſeiner eigenen Ueberraſchung wieder an zu klopfen, und ein leichter Schauer ging ihm über den Leib. Er konnte ſich's nicht wegläugnen, er bekam, was man eine Gänſehaut zu nennen pflegt, und aller gute Muth, aller Trotz, der in ihm lag, war nöthig, die Bängniß einigermaßen zurückzudrängen und darüber zu lächeln.

Unſtreitig, für ihn handelte ſich's um keine gewöhnliche Entſcheidung. Auch derjenige, bei dem an ſolchem Tag nicht das ganze Lebensglück, ſondern nur ein beſcheidener Theil davon auf dem Spiele ſteht, kann doch, wenn Alles gethan und feſt beſtimmt iſt, mit empfindlichem Unbehagen die letzten Stunden des Harrens verbringen. Eben die Muße, die ihn zur Paſſivität verurtheilt, macht ihn zum bloßen Inſtrument, worauf nun beunruhigende Geiſter nach Luſt und Laune ſpielen können. Bei Heinrich erhielt aber in Folge ſeiner beſondern Verhältniſſe und einer ihm eigenen Feinfühligkeit Alles das eine abnorme Steigerung. Am Morgen ſchon, als er zur Probe ging, waren ſeine Augen durch die Theaterzettel erſchreckt worden, die ihm von den Straßenecken entgegen ſchauten und zuzurufen ſchienen: „Unwiderruflich!“ Es war ihm geweſen, als ob man es ihm anſehen müßte, daß Er der Heinrich Born ſey, der mit ſo fetter Schrift auf dem Zettel prangte, und er hatte ſich darum an dem erſten ſachte vorbeigeſchlichen. Die Glückwünſche bei Tiſch hatten für ihn heute einen Klang gehabt, in den etwas dämoniſch Gefahrdrohendes eingemiſcht war. Die ſcherzhafte Laune von geſtern hatte ſich auch bei den munterſten Tiſchgenoſſen in Ernſt verwandelt und keiner von ihnen hatte ihm ein beluſtigendes Wort mit nach Hauſe gegeben. Nun ſaß er da, völlig allein, ſah die Friſt kleiner und kleiner werden, die ihn von dem Ereigniß trennte, und dieſes trat ihm in rieſiger Bedeutung vor die Seele. Er dachte an das Tribunal, vor das er ſich zu ſtellen hatte, an die Neigung, die Stimmung des Publikums, auf die Alles ankam und die gleichwohl unberechenbar war; an mögliche Zwiſchenfälle, die ſtörend, ja verderblich werden konnten; an das Handgreifliche der Niederlage vor einer öffentlichen Verſammlung, die ſich ablehnend verhielt oder gar mit entrüſtetem Lärm verdammte — und trotz Allem ſchien er einen Wurf wagen zu müſſen, oder ſchien man (denn die Sache war ihm ja bereits ganz aus der Hand genommen) einen Wurf zu wagen in ſeinem Namen, der ganz eben ſo gut Alles verlieren wie gewinnen konnte.

Aus dem Sturm der Gefühle, welche dieſe Gedanken in ihm erregten, erhob er ſich gewaltſam. Er kleidete ſich an — in ſein beſtes Gewand, denn war er zum Opfer beſtimmt, ſo wollte er als Opfer wenigſtens auch geſchmückt ſeyn. Die Uhr des nächſten Thurmes ſchlug ſechs; er hüllte ſich in ſeinen Mantel, ſetzte den Hut auf und ging gegen die Thüre.

Auf einmal ſtand er und kehrte ſich um. Mit einem Ausdruck, als ob er eine förmliche Thorheit beginge, die er aber doch nicht zu laſſen vermöchte, trat er zum Schreibtiſch, nahm den Kalender zur Hand und ſuchte den Patron des Tages. Er las: „Emanuel.“ Ernſte, aber gute Vorbedeutung. Beruhigter machte er ſich auf den Weg zum Theater.

In dem Kunſttempel, der heute für ihn die Bedeutung einer Arena hatte, angekommen, begab er ſich auf die Bühne, wo er zunächſt nur einige Diener traf, die den mechaniſchen Theil der Vorſtellung zu beſorgen hatten. Der Gedanke des complicirten, ſtufenmäßigen Zuſammenwirkens bei einer ſolchen ging ihm durch den Kopf. Wie vieler Kräfte bedurfte es dazu, von dem Dichter an, der das Werk ſchuf, bis hinunter zu dem unterſten Gehülfen, der die Couliſſe ſchob oder am Strange des Vorhangs zog! Das Publikum ſagte ſich das aber nicht, ja ließ ſich am Ende das Produkt ſo vieler Anſtrengungen gar nicht einmal gefallen.

Allmählig regte ſich's draußen im Zuſchauerraum. Der Poet ſah durch die kleine Oeffnung des Vorhangs, die man ihm bezeichnet hatte, und ward erfreut durch ein ſchon ziemlich gefülltes Parterre und durch verſprechend beſetzte Punkte der numerirten Plätze. Was auch kommen mochte, die vertrauende Theilnahme des Publikums war doch ſchmeichelhaft und wirkte ermuthigend auf ſeine Seele.

Die Schauſpieler, einer um den andern, kamen auf die Scene. Der Poet ſtarrte die erſten, den Liebhaber und die beiden Regiſſeure, die durch Coſtüm, Schminke und „Maske“ unkenntlich gemacht waren, einen Moment an, um, ſie erkennend, die dargereichten Hände zu ſchütteln.

Immer näher rückte der Moment, immer feſtlich ernſter wurde die Zurüſtung. Pochte das Herz des Autors auch ungleich lebhafter als gewöhnlich, ſo war es doch eine feierliche Unruhe, die ihn bewegte; es war eine „bange Wonne,“ die ihn ergriff —

„Wie einen König bei der Thronbeſteigung.“

Zuletzt traten die beiden Damen herein, die das Stück mit zu beginnen hatten, und kamen auf die Gruppe zu — in blendender Schönheit. Der Poet begrüßte ſie mit dem Blick eines Bezauberten, und im Entzücken des Anſchauens verlor ſich der letzte Reſt von Angſt aus ſeinem Herzen. Die Freundin betrachtete ihn verklärt lächelnd mit einem unmerklich ſüßen Schein von Wehmuth um die Lippen; dann ſchwebte ſie zum

Vorhang und rief, ſich umſehend, mit gedämpfter Stimme: „Ah, ganz ſchwarz! Kommen Sie!“ Heinrich eilte hin, ſah hinaus, erblickte ringsum gefüllte Räume, und ein Gefühl der Macht über die Maſſen ging wie ein ſüßer Gluthſtrahl durch ſein Herz.

Die Ouvertüre begann. Die freundlichen Töne hätten ihn nothwendig in der frohen Stimmung erhalten müſſen; aber ſie bezeichneten die allerletzte Friſt vor Seyn oder Nichtſeyn und klangen in das Ohr des Bedenkenden wie von einem tragiſchen Hauch umbebt. Still begab er ſich zur Seite, einen etwas erhöhten Sitz zwiſchen den vorderſten Couliſſen einzunehmen. Der Vorhang wurde aufgezogen und das Spiel nahm ſeinen Anfang.

Und nun? Ergriff den Autor eine Beſorgtheit um den Ausgang, eine Spannung, ein Sturm der Gefühle, die Geiſt und Sinne zu überwältigen drohten? Nichts von alledem! Sobald die Handlung begonnen hatte, fühlte er ſich durchaus ruhig, war nur Zuſchauer und ganz Aufmerkſamkeit auf das Spiel. Es ging, wie er es gewollt, das Publikum lauſchte, die große Stille verrieth ſein Intereſſe, froh gehoben nickte er für ſich hin. Er war ſo ganz angezogen von der Entwicklung, ſo zufrieden mit der Darſtellung, daß er es gar nicht merkte, wie das Publikum den Akt ſchließen und den Vorhang fallen ließ, ohne irgend ein Zeichen des Beifalls zu geben.

Im zweiten Akt rief Berger, der ſeine Rolle mit feinſter Charakteriſirung gab, ein paarmal Heiterkeit mit Bravos hervor, und ein Wehen der Theilnahme ging durch das Haus; am Schluß wurde aber doch nur wenig und kurz applaudirt.

Im Zwiſchenakt trat der erſte Liebhaber zu dem Poeten und ſagte: „Sie ſind heute wieder recht faul da draußen! Zuſehen können ſie, wenn ſie nur die Hände nicht rühren dürfen! Aber haben Sie keine Sorge; die Hauptwirkung Ihres Stücks liegt im dritten Akt, jetzt werden ſie wohl losbrechen müſſen.“ — „Warten wir!“ verſetzte der Poet.

Die erſten Scenen des Hauptaktes, die nicht auf Effekt angelegt waren, verliefen ruhig. Als die ergreifenden kamen, herrſchte im Haus zuerſt eine feierliche Stille, die für den Kenner feineren Beifall ausdrückt, als der Applaus der Hände. Dann, bei gipfelnden Reden, kamen aber auch dieſe wiederholt in Thätigkeit, und unzweideutige Zeichen der Rührung gelangten zur Wahrnehmung des Poeten. Glaubte das Publikum damit genug gethan zu haben? Oder war die Bewegung, in die es verſetzt erſchien, zu ernſter Natur? Oder endlich, fand es den Schluß doch nicht ſo draſtiſch wie die freundlichen Hörer bei der Vorleſung? Genug, der Applaus war nicht ſo durchgreifend, wie ihn die Schauſpieler eben hier erwartet hatten; und da man auch den Vorhang nicht ſchnell genug aufzog, ſo verhallte er wieder, ohne daß es zum Hervorruf kam. Der entſcheidende Effekt war verfehlt.

Heinrich, nach der auch für ihn höchſt unerwarteten Enttäuſchung, erhob ſich von ſeinem Sitz und trat zu den Schauſpielern, die ſich an der Couliſſe geſammelt hatten. „Nun?“ rief er, eine Gährung in ſeinem Innern unterdrückend, mit Faſſung, „das ſieht aus wie eine Niederlage!“

Der erſte Liebhaber, der mit der Heldin des Stücks auf einen Hervorruf gerechnet hatte, zuckte verdroſſen und ſchon mit einer Spur von Geringſchätzung die Achſel; die andern blieben ſtumm; Hallfeld aber entgegnete mit dem Ton würdevoller Tröſtung: „Das nicht, Herr Doctor. Das Publikum nimmt Antheil, das Stück wirkt.“ — „Aber lange nicht ſo,“ verſetzte der Poet, „wie wir's uns vorgeſtellt haben. Geht's ſo fort und wird der Beifall, wie zu fürchten iſt, noch ſchwächer, dann haben wir einen succès d'estime, d. h. auf gut deutſch: das Stück fällt durch!“

„Nein, ſag' ich Ihnen!“ entgegnete der Regiſſeur energiſcher. „Man hat bei dieſem Akt weniger applaudirt, als er's verdient; Ihr Stück iſt aber gut und endet anſprechend, alſo wird man's hereinbringen. Ruhig Blut! Noch iſt nichts verloren!“

„Das mein' ich auch,“ rief Berger, der eben herzugetreten war. „Dieſer Akt wird entſcheiden. Erſt der Ernſt, dann der Humor; — wir wollen ſie ſchon weich machen, die hartgeſottenen Sünder!“ — „Es ſind Blöcke!“ rief hier der alte Student, der bei einer kurzen, aber ſchlagenden Rede auch auf Beifall gehofft zu haben ſchien, mit humoriſtiſchem Unmuth.

Die Geſichter erheiterten ſich bei dieſem Ausruf, der für jetzt ohne Widerſpruch blieb. Die Muſik des Zwiſchenaktes ging zu Ende, die Schauſpieler traten hinter die Couliſſen und Heinrich nahm ſeinen Platz wieder ein.

Als der vierte Akt begann, wunderte ſich der Poet ſelbſt über ſeine Stimmung. Von ängſtlicher Aufregung war keine Spur mehr in ihm! Dagegen hatte ſich ein Quell heroiſchen Muthes in ihm erſchloſſen und durchſtrömte ſein Herz, daß er trotzig, ja ſtolz der Dinge harrte, die da kommen ſollten.

Er war ſich der Güte des Stückes bewußt geworden und erkannte, das Seine vollauf gethan zu haben. Zeigte ſich das Publikum ſpröde, kalt, nur oberflächlich und flüchtig erregt, dann that es ihm Unrecht. Dem Unrecht aber konnte er gerechte Indignation und männliches Selbſtgefühl entgegenſetzen. Er ſollte glücklicher-

weise nicht in die Lage kommen, seine Ausdauer in dieser Stimmung darzuthun.

Die Zuschauer, just als fühlten sie wirklich, daß sie etwas gut zu machen hatten, benutzten gleich die erste Gelegenheit zum Applaus und befriedigten damit die edeln Liebenden, die alle beide einer Ermunterung sehr benöthigt waren. Berger leistete als Fallensteller, dessen Situation tragisch zu werden anfängt, sein Vorzüglichstes, entwickelte eine geradezu geniale Naturwahrheit und wurde auf offener Scene gerufen. Anna in der Scene mit dem alten Studenten rief Ausbrüche des Vergnügens hervor, und am Schluß wurden alle dreie gerufen.

Der Poet, der sich geweigert hatte, mit auf die Bühne zu gehen, weil er seinen Namen nicht gehört, war doch hoch erfreut, und gegen die drei, als der Vorhang herab gelassen war, mit Lobsprüchen nicht eben karg. Die Darsteller des Liebespaars, welche den fünften Akt zu beginnen hatten, kamen mit heitern Mienen auf die Scene: sie wußten, das Publikum war im Zuge, und nun würden auch sie ihre Ernte halten.

So kam es denn auch. — In den ersten Auftritten eine ernste, schöne Aufmerksamkeit, dann lebhafter Applaus, am Schluß, nachdem die letzten Scenen wirklich Schlag auf Schlag gegangen waren, rauschender, langanhaltender Beifall; Rufe nach dem Liebespaar, der Anna und — dem Dichter.

Der Vorhang wurde aufgezogen. Heinrich, während die Mitgerufenen im Hintergrund erschienen, trat auf das Proscenium und dankte. Er sah das ganze Haus lebendig, klatschend und rufend, sah die Blicke von allen Seiten auf sich, den Helden des Abends, gerichtet, sah huldvolles Nicken und Applaudiren auch aus der Loge des Landesherrn und seiner Familie: seine kühnsten Hoffnungen waren erfüllt, seine stolzesten Phantasien durch die Wirklichkeit erreicht, übertroffen!

Als er nicht ohne heroische Haltung nach gefallenem Vorhang sich umwendete, trat ihm Hallfeld entgegen und rief mit einem Wohlwollen, das etwas Feierliches hatte: „Doktor Born, schlafen Sie ruhig auf Ihren Lorbeeren!“ Der zweite Regisseur, der sich genähert hatte, nickte vergnügt. „Nun,“ sagte er, „hab' ich mein Versprechen gehalten? Und,“ setzte er mit schelmischem Blinzeln hinzu, „bin ich nicht im Grunde ein *guter* Mensch?“ — „Ein Engel!“ rief der Poet lachend. „Aber Adieu für heute! Auf Wiedersehen!“

Ihn rief eine süße Pflicht hinweg. Flüchtigen Fußes eilte er auf die andere Seite, die beiden Schauspielerinnen zu erhaschen, und traf sie, die gegen ihre Gewohnheit etwas gezögert hatten, glücklich noch auf dem Weg zum Garderobezimmer. Mit aller Galanterie der Freude küßte er der ersten Liebhaberin, welche vor Zufriedenheit glänzte, die Hand; dann, während jene sich entfernte, ergriff er die Hand Rosa's. In der Brust des Glücklichen drang das Gefühl des unendlichen Dankes, den er der lieben Freundin schuldete, mit einemmal übermächtig empor, sein Herz begann zu schmelzen. Während er die zarten Finger küßte, fiel beinahe eine Thräne darauf, und nur mit Mühe fand er einige Worte des Dankes. Das Mädchen sah die feuchten Augen, die tiefe Bewegung, faßte seine Hand, um sie zu schütteln, und rief: „Wenn Sie glücklich sind, lieber Freund — mehr als ich können Sie's nicht seyn! Gute Nacht!“

IX.

Heinrich, nach einem Imbiß, den er in Gesellschaft des treuen Willmann zu sich nahm, hatte sich nach Hause begeben und die Nacht war ihm in jeder Hinsicht eine gute gewesen. Geraume Zeit freilich konnte er nicht einschlummern; als es ihm aber gelang, war der Schlaf so gründlich, daß er andern Tags mit einem Wohlgefühl die Augen aufschlug, wie er's lange nicht mehr empfunden hatte. Blinzelnd sah er umher, erinnerte sich und rief: „Darf ich's wirklich glauben? Hab' ich gestern das Residenzpublikum erobert?“ — „'S ist so,“ antwortete er mit Humor sich selbst, „der Traum ist Leben geworden!“

In der heitersten Stimmung erhob er sich, kleidete sich an und setzte sich zum Frühstück. Sonnige Gedanken zogen durch seinen Kopf und zum Ueberfluß schien die Sonne der ersten Frühlingswoche durch's Fenster. Eine natürliche Sitte gebot ihm, den Darstellern der Hauptrollen seinen Besuch abzustatten, und er folgte ihr mit größtem Vergnügen.

Zunächst begab er sich zum Liebhaber. Da er selber spät aufgestanden war, traf er diesen schon in vollendeter Morgentoilette und wurde sehr zuvorkommend empfangen. Haltung und Blicke des hübschen, beliebten und eben so verwöhnten jungen Mannes sprachen während der Unterhaltung nicht nur Höflichkeit, sondern eine unwillkürliche Hochachtung aus, die ihm sehr wohl anstand und vom Poeten mit Genugthuung wahrgenommen wurde. Dieser, an die Miene sich erinnernd, die ihm sein Robert gestern nach dem dritten Akt gezeigt, konnte nicht umhin, sich innerlich zu fragen: wie er wohl aussehen möchte, wenn die Geschicke einen andern Lauf genommen hätten.

Der zweite Besuch galt der heroischen Liebhaberin. Nach einigem Warten vorgelassen, sah er sich liebenswürdig begrüßt, huldvoll angelächelt. Die Schauspielerin

hatte ihr Vergnügen nicht nur an dem Dichter, der ihr eine dankbare Rolle geschrieben, sondern auch an dem Manne, der ihr so stattlich bis jetzt nicht erschienen war. Das blaue Auge gewann eine gewisse poetische Zärtlichkeit, die ihr sehr anziehend ließ. Der Dank des Poeten für ihre gestrige Leistung fiel unter diesen Umständen wärmer aus, als es sonst wohl geschehen wäre, und die Künstlerin nahm ihn um so freudiger hin.

In diesem Leben, das so viel Ungemach und Verdruß mit sich führt, gibt es doch glücklicherweise nicht nur die eigentlichen Honigwochen, sondern auch uneigentliche Honigmomente, die von großem Werthe sind. Zu ihnen gehört das erste Wiedersehen nach einem gemeinschaftlich erkämpften Sieg. Die Gemüther sind da so froh, so geneigt, ja gedrängt zur Anerkennung, daß eine gegenseitige Steigerung des Glücks und eine schöne Annäherung der Seelen unvermeidlich ist. — „In ihr hab' ich auch eine Freundin," sagte sich der Poet, als er wieder auf der Straße war. „Freilich," setzte er mit Laune hinzu, „muß ich fortfahren, ihr Gelegenheit zu ausgezeichnetem Spiel zu geben. Aber das ist ja meine Absicht und ich wünsche mir nichts Besseres, als ihre volle Zufriedenheit."

Mit beschleunigten Schritten ging er zu den altbewährten Freundinnen. Er traf sie in einer Stimmung, die wohl zu den schönsten gehört, deren wir uns im Leben erfreuen können. Sie waren glücklich alle beide; der Ausdruck ihrer Mienen hatte aber etwas Gehobenes, das der Freude des Herzens eine ernste Weihe gab. Das Licht derselben wirkte magisch auf den Dichter, und Alles, was er sagte, hatte den Charakter eines Ernstes, mit welchem verglichen auch der Ton der wärmsten Galanterie noch profan erscheint.

Heinrich war für die Anmuth Rosas nie unempfindlich gewesen; heute aber kam sie ihm schön vor — schön im edelsten Sinne des Worts. Da die Schönheit vorzugsweise aus der Seele kommt, so war dieß begreiflich. In dem Mädchen lebte ein Gefühl, das durch ihre Gesinnung in Schönheit verklärt wurde. Zu der Liebe ihres Herzens, zum Bewußtseyn ihrer Großmuth war jetzt ein großer äußerer Erfolg hinzu gekommen, der ihr die Erfüllung der liebevollsten Absicht und damit ihre eigene innere Vollendung brachte. Es wird immer eine Frage bleiben, ob das wirkliche Lebensglück in der That werthvoller ist, als die Entsagung unter solchen Verhältnissen.

Als Heinrich zu gehen sich anschickte, bemerkte Rosa: „Sie haben bis jetzt nur Schönes über Ihr Stück gehört. Erlauben Sie mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß das nicht so fortgehen wird. Sie werden auch Tadel, scharfen Tadel hören, namentlich aber lesen."

Der Poet sah sie an. „Was will man denn aber," fragte er dann, „im Grunde tadeln an dem Stück? Es ist doch offenbar gut; hat auch entschieden gefallen— "

Die Künstlerin konnte nicht umhin zu lächeln. „Das ist ja eben der größte Fehler in den Augen gewisser Kritiker!" entgegnete sie. „Lassen Sie sich dadurch aber nicht böse machen; auch nicht, wenn allenfalls in Gesellschaften die Nase darüber gerümpft wird. Manche Leute sind nun einmal so, daß sie nur Gescheidtheit zu beweisen meinen, wenn sie absprechen. Aber das Wort verhallt, das Schmähblatt verweht der Wind; darum behalten Sie guten Muth!"

Heinrich versprach es ihr lächelnd und nahm Abschied, um sich zum Intendanten zu begeben. Im Theater angekommen, wurde er sogleich vorgelassen. Mit einer Munterkeit, die ihm ordentlich etwas Jugendliches gab, rief der würdige Bühnenchef: „Ah, da kommt ein glücklicher Dramatiker! — Nun," setzte er Heinrichs Hand ergreifend hinzu, „hat mich sehr gefreut — in Ihrem Namen und in unserem! Das Publikum, anfangs ein bischen spröde, hat sich sehr gut benommen." — „Ausgezeichnet," erwiederte der Autor. — Der Intendant nickte heiter. „Mit der Darstellung," fragte er dann, „sind Sie zufrieden?" — „Vollkommen," rief der Poet mit großer Wärme. — „Das hör' ich selten von den Herrn Dichtern," erwiederte der Intendant lächelnd. „Und es ist im Grund mehr, als ich zugeben könnte. Sie waren im Ganzen recht brav; aber eins und das andere kann noch viel besser werden. Nun, das wird kommen! Was sagen Sie aber dazu, daß wir das Stück übermorgen schon wieder geben?"

Heinrich sah ihn froh überrascht an. „Meine Zustimmung," entgegnete er, „haben Sie durchaus." — „Das glaub' ich," versetzte der Intendant erheitert, „an einem Feiertag! Das Haus wird voller werden, als das erstemal." — „Ich bin Ihnen zum größten Danke verpflichtet!" rief der Glückliche. — Der Herr, ihn ansehend, fuhr fort: „Es wird eine zweite Probe seyn, vor einem neuen Publikum; aber Ihr Stück wird sie bestehen. Also es hat mich von Herzen gefreut, und ich gratulire nochmals." Der Poet empfahl sich.

Als er im Vorzimmer den Ueberrock anzog, traten die beiden Regisseure herein. Heinrich, sie grüßend, zeigte ein Gesicht, welches nicht nur den Sarkastischen, sondern auch den Ernsten zum Lächeln reizte.

„Sie blühen ja wie eine Rose!" rief Hallseid. — „Austausch des Vergnügens zwischen Theatervorstand und Dichter!" erklärte Berger. „Anwartschaft auf

ungezählte künftige Triumphe!" — „Der Herr," bemerkte Hallfeld, „will Ihnen in der That sehr wohl."

„Er liebt die Bescheidenheit," fuhr der Andere fort, „die Dankbarkeit, das gute Herz." — „Verbunden mit der Kunst, ein Stück zu schreiben, das volle Häuser macht," ergänzte Hallfeld. — „Also übermorgen? in der großen Halle?" — Heinrich, den Besuch auf der Bühne zusagend, verabschiedete sich.

Sonst war dieser Tag der Besuche noch durch ein zufälliges Treffen bezeichnet, das der Poet im Grund herbeigewünscht hatte. Nachmittags, als er in der besten Laune die Hauptstraße hinabspazierte, kam Professor Sartorius gegen ihn heran. War das nicht eine vom Geschick ihm zugewendete Genugthuung? Sich instinktmäßig zusammennehmend ging er dem Gelehrten entgegen, grüßte mit der edeln Freundlichkeit eines Mannes, der wohlverdiente Achtung ansprechen kann, und erwartete nun in dem Gesicht des Widerlegten etwas davon zu sehen. Das war freilich eine Täuschung. Der Begrüßte dankte mit einem Ausdruck von Aerger und Spott, wie über jemand, der auf zufälliges Glück unangenehme Ansprüche gründen will, und ging vorüber.

Wir können verrathen, daß das Benehmen des Ehrenmannes eine Frucht häuslichen Verdrusses war. Ein jüngerer Professor der Anstalt, der Heinrichs Drama gesehen, war nach Tisch bei der Familie gewesen, hatte über den Erfolg berichtet und die Arbeit gerühmt. Als er wieder fort war, sagte die Frau mit stillem Vorwurf zum Gemahl: „Wir hätten diesen Born doch einmal einladen sollen!" — „Warum?" fragte jener mit Stirnrunzeln. — „Weil er ein talentvoller Mann ist," versetzte die Gattin; „viel mehr, als du's ihm angesehen hast." — „Pah!" rief der Professor; „er hat ein Rührstück verfaßt, das den Unwissenden gefällt." — „So?" rief die Frau, „gehört Professor Holm zu den Unwissenden?" — „Holm ist ein guter Mensch, aber auch so eine Art von Schöngeist," entgegnete der Mann. — „Holm —" wollte die Gattin fortfahren; aber jener fiel aufgebracht ein: „Geh! Laß mich ungeschoren mit deinen Belletristen!" Sehr verdrießlich ging er in sein Studierzimmer zurück, wo sich die Stimmung gegen einen Menschen, der ihm Verlegenheit bereitet hatte, begreiflicherweise nicht verbessern konnte. Aber auch ihm sollte eine Freude, eine Genugthuung werden, und der Poet sollte seine Ansicht über die Natur der Menschen vervollständigen.

Am andern Morgen faßte Heinrich zunächst einen Bericht an seine Eltern ab, worin er seine baldige Ankunft meldete. Er that seinem Herzen recht Genüge und malte alles, wovon er wußte, daß es die liebenden Seelen erquicken und für die bewiesene Ausdauer belohnen würde, mit glänzenden Farben. Dann, nach Erholung trachtend, ging er an dem schönen Morgen in eine Restauration.

Er saß behaglich in einer Ecke, als ihn eine Neugier überkam, ob die Blätter noch keine Kritiken seines Dramas enthielten. Rasch ging er die im Lokal vorhandenen durch; zwei Besprechungen waren da, von Emil Schilf und von Dorn.

Da er von dem erstern mit Recht nicht viel Gutes erwarten konnte, nahm er die Auslassung des Befreundeten vor. Bei der dritten Zeile schon verdunkelte sich sein Antlitz bis zu tiefem Roth. Er las weiter, starrte auf die Buchstaben, wie einer, der zu träumen glaubt, schüttelte zornig den Kopf und warf endlich das Blatt mit dem Rufe weg: „Das ist ja eine wahre Bestie!"

Die Kritik, die so übel auf ihn wirkte, lautete: „Wer noch daran gezweifelt hätte, daß Theater und Drama bei uns immer größerem Verfall entgegen gehen, der konnte vorgestern in unserem Hoftheater den Beweis davon erlangen. Das Publikum (allerdings, wie leicht zu sehen war, unter Anführung einer wohlvertheilten Claque) hat ein Schauspiel mit Beifall aufgenommen, das wir zu den geistlosesten Produkten rechnen müssen, womit wir in den letzten Jahren gestraft worden sind. Das Thema so abgedroschen als möglich, der Dialog von der plattesten Art; edel seynsollende Personen, die im gewöhnlichen Verkehr langweilig, in Rührscenen durch Prätension widerlich und lächerlich sind; ein schlechter Geselle, der nur dazu erfunden ist, damit jene in Edelsinn machen können; und ein Ausgang wörtlich nach Schiller:

Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

Der Gang der Handlung ist kürzlich der (folgt nun eine nähere Inhaltsangabe, die zu dem Gesagten den Beweis liefern soll, also ganz in demselben Styl gehalten ist. Dann fährt der Kritiker fort): „Wie war es möglich, daß ein solches Machwerk Beifall erlangte? Man könnte sagen, auch der Applaus war gemacht, und zum großen Theil ist er's offenbar auch gewesen. Man könnte den Succeß auf Rechnung der Schauspieler bringen, die in der That alles Mögliche leisteten, den hölzernen Figuren Blut und Leben einzugießen. Allein es läßt sich nicht in Abrede stellen, auch das Stück selber, mindestens in der zweiten Hälfte, fand Anklang. Der Geschmack ist also wirklich bereits auf eine Stufe gesunken, wo er mit Abhub vorlieb nimmt! Weiter kann's nicht gehen!"

„Der Autor des Stücks hat früher eine Tragödie geschrieben, die für ihn und seine Laufbahn als Dramatiker Hoffnungen erwecken konnte. Als Theaterstück

verfehlt und zur Aufführung nicht brauchbar, verrieth sie doch eine höhere Tendenz und enthielt Poesie. Warum ist Herr Born in dieser Richtung nicht fortgegangen? Warum hat er sich nicht bemüht, seine dichterische Fähigkeit, so viel die Natur ihm verliehen hat, in einer zugleich höher gehaltenen und bühnengemäßen Arbeit zu verwerthen? Warum ist er zum Feind geworden seiner eigenen Begabung? Die Antwort gibt sich jeder selbst. Das ist eben der Fluch unserer Zeit, daß man die Aufgaben, deren Lösung Fleiß und Anstrengung erfordert, umgeht, um — nach Gewinn zu langen." — „Nun, der wird dem Verfasser nicht entgehen. Solche dramatisirte Gemeinplätze sind recht ein Futter für unsere Bühnen, wie sie gegenwärtig sind, und wir prophezeihen dem spekulativen Schreiber in dieser Beziehung eine recht schöne Ernte. Dem Gewinn an Honorar (sic) wird aber ein tödtlicher Verlust an Dichterehre zur Seite gehen. Herr Born, indem er den Geschmack des Publikums herunterbringen hilft, wird sich aufhelfen. Aber Alles in der Welt hat seine Grenzen, und endlich wird auch bei uns der Messias erscheinen, der ihn und seinesgleichen aus dem Tempel der Kunst austreiben wird."

Der Poet, so schmählich behandelt in einem vielgelesenen Journal, hatte eine Empfindung des Grimms und des Verdrusses, die für den ersten Moment das höchste Glücksgefühl der letzten Tage aufwog. Dämonisch angezogen, ergriff er das Blatt noch einmal, überflog es und schüttelte den Kopf als über etwas völlig Unbegreifliches. Wie konnte ein Mensch, mit dem er freundlich verkehrt hatte, gegen ihn diesen Ton anstimmen? Aus Rache, weil er nicht dazu gekommen war, sein Buch zu loben? Aber er hatte ja das Beste darüber gesagt, was er irgend vermochte, und die Zögerung, sein Urtheil über die verwünschte Satire öffentlich auszusprechen, wenn sie als Kränkung aufgefaßt wurde, stand doch mit einer solchen Beschimpfung seines Werks und Charakters im ungeheuersten Mißverhältniß. Die Schmähkritik verdammte ein Stück, das den reinsten und ehrlichsten Sieg errungen; sie verdammte den Geschmack eines Publikums, zu welchem die gebildetsten Männer und Frauen der Residenz gehörten; sie hatte nur Worte des gröbsten Tadels und der Verleumdung, wo feine Seelen mit Vergnügen und Achtung anerkannten: woher kam dem Verfasser nur der Muth, der Wahrheit und der öffentlichen Meinung dermaßen in's Gesicht zu schlagen? Wie kommt man überhaupt dazu, absichtlich ungerecht zu seyn? — Heinrich versuchte sich in einen Menschen hineinzudenken, der unter Voraussetzungen, wie sie hier gegeben waren, einen solchen Artikel zu schreiben vermochte, es gelang ihm nicht. Mit Staunen betrachtete er die Höhe der Gemeinheit, um beschämt vor ihr die Blicke zu senken.

Man kann sich irren, das begriff er. Man kann in der Leidenschaft übertreiben, das begriff er auch. Wie aber ein Wesen, das den Namen Mensch beansprucht, Wahrheit und Gerechtigkeit völlig umkehren und den Urheber eines guten Produkts wie einen Verbrecher zu behandeln im Stande war, und zwar öffentlich, dem öffentlichen Urtheil sich preisgebend, das begriff er nicht.

Was sollte er nun aber thun? Sollte er die Lästerkritik ungeahndet hingehen lassen, oder gegen den Schreiber auftreten? Und wenn dieß, mit welchen Waffen? Diese Frage beschäftigte ihn eine Zeitlang, er kam aber zu keinem Beschluß und wollte darüber Sachverständige hören.

Mit einem Lächeln der Geringschätzung nahm er das andere Journal zur Hand; denn wie boshaft der Exdramatiker sich aussprechen mochte, den Exfreund konnte er nicht erreichen, überbieten auf keinen Fall.

In der That blieb dem letzteren die Palme, da jener nur das Werk verdammte und im Autor bloß gänzliche Talentlosigkeit nachzuweisen suchte. Dieß that er freilich mit so frohem Eifer, er zauste und rupfte das Stück mit einem so glückseligen Gefühl der Machtvollkommenheit, daß er, wie ergötzlich er auf unbetheiligte Leser wirken mochte, dem Getroffenen doch die Hand jucken machte. Allein im Vergleich zur ersten war die zweite Kritik dennoch harmlos und Heinrich machte endlich eine Bewegung wie über die Expektoration eines Tollkopfs.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das „Bülzenbett," eines der größten Heldengräber in Nordweſtdeutſchland.

Von J. G. Kohl.

Bekanntlich finden ſich in einem großen Striche des Nordens von Europa, im nördlichen Frankreich, in Großbritannien, in Dänemark und im ſüdlichen Skandinavien, und ſo namentlich auch in der Ebene unſeres nördlichen Deutſchlands zahlreiche Steinmonumente, die einer längſt entſchwundenen Vergangenheit angehören, gleichſam „als Wegweiſer in eine dunkle Vorzeit hinein ſtarren" und als ſtumme Zeugen früheſter Begebenheiten und Verhältniſſe uns eben ſo intereſſant als leider noch vielfach räthſelhaft ſind.

In unſerer norddeutſchen Ebene haben zu dieſen Monumenten vorzugsweiſe die großen Granitblöcke Veranlaſſung gegeben, welche das Eis des Diluvialmeeres aus den zertrümmerten Gebirgen Skandinaviens herangeführt haben ſoll, und mit denen dieſe Ebene weit und breit bis an den Saum des mitteldeutſchen Gebirgsgürtels bedeckt wurde. Faſt alle unſere Steindenkmäler * beſtehen aus dieſen Granitblöcken, die in den Augen unſerer unwiſſenden Vorfahren, wenn ſie ſie mitten in ihren Haiden fanden, als unerklärliche Phänomene ſchon von vornherein etwas Myſteriöſes und Heiliges haben mochten, und die ſich ihnen daher ganz natürlich als Altäre und zur Conſtruirung von Monumenten, Gräbern, Opferſtätten oder Tempeln darboten.

Wie längſt entſchwundene Generationen Jahrhunderte lang an der Zuſammenſchleppung dieſer Steine, an der Conſtruirung jener Monumente und ihrer Erhaltung geſchaffen haben, ſo hat das ſpätere Geſchlecht ſeit der Einführung des Chriſtenthums zu Karls des Großen Zeit eben ſo Jahrhunderte lang an ihrer Zerſtörung und Verſtreuung gearbeitet. Als die chriſtlichen Prieſter den heidniſchen Glauben vernichteten, fielen auch dieſe geweihten Steine in die Kategorie gemeiner erratiſcher Blöcke zurück und ſie ſind ſeitdem wieder eben ſo wie dieſe zu vielen profanen Zwecken verwendet worden. Da unſere ſandigen Ebenen kein anderes Steinmaterial beſitzen, ſo wurden die alten Steinmonumente der Vorzeit als Steinbrüche benutzt. Man hat die Heldengräber auseinander geriſſen, zerbröckelt und vielfach in die Häuſer und Feldmauern verbaut.

Viele ſchöne Denkpfeiler ſind von ihren Poſtamenten genommen und von unſern Schiffern und den Bewohnern unſerer Handelsſtädte in das Meer verſenkt, um da den Flußtonnen und andern Marken, mit denen ſie an den Mündungen der Elbe, Weſer und Ems ihre Waſſerpfade bezeichneten, als Anker zu dienen. Viele heidniſche Steinaltäre gingen in die Kirchenmauern unſerer völlig ſteinloſen Marſchen über. Das ganz ſelſenloſe Holland, das immer ſehr begierig nach Steinen war, betrieb mit den Bewohnern unſerer Haiden und Sandländer wohl ſchon ſeit alten Zeiten einen blühenden Handel mit Steinen (von den Denkmälern), „der," wie ein Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts ſagt, * „vieles Geld in's Land gebracht hat."

In neueſter Zeit iſt es bei der ſich ausdehnenden Landescultur, bei der geſteigerten Nachfrage nach Steinen für den um ſich greifenden Straßenbau faſt noch ſchlimmer geworden. Die Chauſſeen und Eiſenbahnen haben eine Menge Denkmäler verſchlungen, und wahrſcheinlich werden dieſe, trotz dem, daß ſie in den allerletzten Jahren von einigen Regierungen im Namen der Wiſſenſchaft, und gewöhnlich auf Anregung einiger hiſtoriſchen Vereine und antiquariſcher Geſellſchaften unter den Staatsſchutz geſtellt ſind, allmählig ganz verſchwinden.

Glücklicherweiſe iſt dieß bisher aus verſchiedenen Urſachen ein langſamer Proceß geweſen. Einige Monumente beſtehen aus ſo coloſſalen Steinmaſſen, daß ihre Zertrümmerung und Fortſchaffung viel zu koſtſpielig ſeyn würde, und dieſe ſind durch ſich ſelbſt geſchützt. Sehr viele liegen abſeits von den Wegen und Wohnorten der Jetztzeit in einſamen Gebüſchen, Wäldern und Mooren. Von andern hielt wohl eine noch immer unter dem Volke nicht ganz ausgeſtorbene Scheu oder doch der Aberglaube zurück.

Es iſt daher für den Liebhaber der Vorzeit einigermaßen tröſtlich, daß trotz alles Wegebaus und trotz jenes profilabeln Monumentenhandels mit Holland noch immer die Anzahl dieſer Denkſteine überraſchend groß iſt. Ein hannöverſcher Gelehrter, der höchſtverdiente

* In der Nähe des mitteldeutſchen Gebirgsſaumes gibt es einige aus Conglomerat, Sandſtein ꝛc.

* Pratje in ſeinem Werke: „Die Herzogthümer Bremen und Verden."

von Eſtorf, hat vor einigen Jahren (1846) einen Heidediſtrikt des Königreichs Hannover, die Umgegend von Uelzen und Lüneburg, einen Flächenraum von ungefähr dreißig Quadratmeilen unterſucht und auf dieſem Raume nicht weniger als „7000 deutſche Denkmäler und in alterthümlicher Hinſicht merkwürdige Orte vorchriſtlicher Zeit, und darunter 300 mehr oder weniger gut erhaltene Hünenbetten oder Heldengräber gezählt.“ *

Dieſes Faktum allein reicht hin, um eine Vorſtellung von dem hohen Grade des hiſtoriſchen Intereſſes zu geben, welches unſere Haiden noch jetzt darbieten. In früheren Zeiten mögen ſie überall mit Denkmälern dicht beſäet geweſen ſeyn. Beides, ſowohl die noch exiſtirende große Anzahl dieſer Monumente, als auch ihr zunehmendes Verſchwinden machen die Sache einer fortwährenden Aufmerkſamkeit werth. Eine vollſtändige Statiſtik ** derſelben in Norddeutſchland und eine überſichtliche Karte über ihre Verbreitung, ihre Gruppen und vornehmſten Fundplätze wäre wohl eines der intereſſanteſten, freilich auch ſchwierigſten Werke, mit dem ein norddeutſcher Antiquar unſere Geſchichtsforſcher beſchenken könnte.

Eines der intereſſanteſten und größten der vielen tauſend cyklopiſchen Werke unſerer Vorfahren befindet ſich im nördlichen Zipfel des großen Halbinſellandes zwiſchen Weſer und Elbe, unfern der Weſermündung im Norden von Bremerhafen, und iſt in der Gegend weit und breit unter dem Namen des „Bülzenbettes“ berühmt. Es liegt auf einem Vorſprunge oder einer Landzunge der hohen Geeſt, die ſich in die Marſchen des Landes Wurſten hinaus erſtreckt, früher wahrſcheinlich einmal vom Meere umgeben war, einſt vielleicht die Weſermündung beherrſchte und wohl eben daher als ein geographiſch merkwürdiger Punkt mit Alterthümern faſt ganz bedeckt iſt.

Man findet auf dieſer merkwürdigen Landzunge die ſogenannte „Pipinsburg“ und eine andere Verſchanzung, vom Volke „die Heidenſtadt“ genannt, die beide der Zeit Karls des Großen zugeſchrieben werden, ferner eine Menge „Tumuli“ oder künſtliche Erd- und Grabhügel, von denen eine Gruppe den Namen „die Hünenſtadt“ trägt, weiter noch ein kleines, halbzerſtörtes Hünengrab, vom Volke bloß als „der Steinhauſen“ bezeichnet, und endlich mitten unter allen dieſen „Monumentis Gigantum,“ wie unſere Chroniſten dieſe Ueberbleibſel aus der Heidenzeit nennen, ſowohl durch ſeine Größe, ſein Alter, ſeine Bedeutung, als auch durch ſeine ziemlich vollſtändige Erhaltung hervorragend, das „Bülzenbett.“

Auch die andern Denkmäler der bezeichneten Geeſthalbinſel wären ohne Zweifel einer genaueren Schilderung und eingehenderen Unterſuchung werth, als ihnen bisher zu Theil geworden iſt. Da mich dieß hier aber zu weit führen würde, ſo will ich mich einſtweilen darauf beſchränken, das merkwürdigſte unter ihnen allen hervorzuheben und die Leſer auf daſſelbe aufmerkſam zu machen.

Das „Bülzenbett“ iſt wahrſcheinlich das großartigſte Denkmal ſeiner Art im Königreich Hannover, vielleicht im ganzen nordweſtlichen Deutſchland. Es beſteht in der Hauptſache aus drei coloſſalen, unförmlichen Granitblöcken, die als Deckſteine von andern kleinen Steinen oder ſogenannten „Trägern“ getragen und in der Schwebe erhalten werden. Das Ganze bildet eine längliche Figur und wird außerdem noch von einem Kreiſe oder Oval von etwa 35 bis 40 wie Pfeiler in den Boden gepflanzter Blöcke (ſogenannten „Kreisſteinen“) umgeben.

Das ganze Oval hat ungefähr 140 Schritt im Umkreiſe, und etwa 15 bis 20 Schritt in der Breite, und iſt wie, nach Worſaae, die meiſten Hünengräber Jütlands mit ſeiner Hauptlänge von Oſten nach Weſten geſtreckt. Die Kreis- oder Umfaſſungsſteine, die ungefähr eben ſo daſtehen, wie die freilich weit größeren Kreisſteine bei Stonehenge in England, ſind etwa fünf bis ſechs Fuß hoch. Einige derſelben ſind umgeſtürzt. Auch ſcheint früher ihre Anzahl größer geweſen zu ſeyn, da man einige Lücken in dem rohen Periſtyl wahrnimmt.

Innerhalb dieſes Pfeilerzauns liegt das Hauptmonument, eben jene großen Deckſteine auf ihren Trägern. Sie bilden zuſammen einen Blockhaufen von etwa 35 Fuß Länge, 12 Fuß Breite und nicht ganz 10 Fuß Höhe. Die Deckſteine ſind, wie es bei faſt allen Monumenten dieſer Art der Fall iſt, auf der untern Seite flach, wie es ſcheint, künſtlich abgeplattet, auf der äußeren oder oberen Seite aber roh, unbearbeitet und etwas gewölbt oder gerundet. Unter den Deckſteinen iſt ein hohler Raum oder ſogenannter „Hünenkeller“ (das eigentliche Grab), in den man hineinkriechen kann. Die drei Deckſteine ſollen zuſammen etwas über 6000 Centner wiegen und beinahe 1500 Cubikfuß Inhalt haben. * Es kämen alſo auf jeden Stein etwa 2000

* Siehe darüber Mittheilungen des hiſtoriſchen Vereins in Osnabrück. Jahrgang 1853.

** Die Statiſtik dieſer Art für das Königreich Hannover vom Forſtrath Wächter wäre ein ſchöner Bauſtein zu einem ſolchen Werke.

* Nach Oberſteuerinſpektor Otto Grote in Mittheilungen des hiſtoriſchen Vereins von Osnabrück. 1853.

Centner, und dieß gibt viel größere Massen, als sonst bei andern Hünengräbern unserer Gegenden vorkommen.

Als das allergrößte und auch historisch bedeutendste derselben galt bisher das große Hünengrab bei Osnabrück, der sogenannte „Karlsstein." Ein Vergleich der Dimensionen seiner drei Deckſteine mit den dreien unseres Bülzenbettes zeigt aber, daß er bedeutend hinter diesem zurücksteht. Sowohl in Dicke, als Länge und Breite werden jene von diesen um einige Fuß übertroffen.

Einen genauen Vergleich dieser Dimensionen hat der Obersteuerinspektor Grote in seiner Abhandlung über den Karlsstein angestellt, aus der ich bloß die Vergleichung der beiden mittleren Deckſteine, welche bei beiden Monumenten die größten sind, hervorheben will. Beim Karlssteine hat der mittlere Deckſtein eine Länge von 14½, eine Breite von 5½, eine Dicke von 2½ Fuß. Bei unserem Bülzenbette dagegen betragen diese Dimensionen 18, 9 und 4 Fuß.

Bei beiden Monumenten sind indeß die großen Mittelsteine jetzt nicht mehr ganz, sondern durch einen Riß in zwei Theile gespalten. Beim Karlssteine schreibt man diese Zerstörung Karl dem Großen zu. Die poetische Sage des Volks hat diese Tradition noch dahin ausgebildet, daß der mächtige Kaiser sein Schwert, nach andern Versionen seine Reitpeitsche geschwungen und damit den Stein gespalten habe. Nach der Meinung einiger Gelehrten hat er die Spaltung dadurch zu Wege gebracht, daß er ein großes Feuer unter dem Steine unterhielt, ihn erhitzte und dann mit kaltem Wasser begießen ließ. Jedenfalls hat der Karlsstein davon seinen Namen erhalten.

Karl der Große, der Begründer des Christenthums in Nordwestdeutschland, der auch die hölzernen „Irminsäulen" (oder Wodansbilder) der alten Sachsen umstürzen ließ, wird mehrfach von unserer Sage als der Zerstörer heidnischer Monumente und Opferstätten bezeichnet. Es gibt im Königreich Hannover noch andere Hünengräber, die eben einen solchen Kaiser Karl zugeschriebenen Riß in ihren Deckſteinen haben.

Im hannöverschen Amte Moisburg zum Beispiel, nicht weit von Harburg, bei einem herrschaftlichen Forsthause, „Rosengarten" genannt, kommt ein gespaltener Stein dieser Art vor, der außer durch einen Riß auch noch durch vier hufeisenförmige Figuren gekennzeichnet ist. Er heißt wie jenes Monument bei Osnabrück, „der Karlsstein," und wird wie dieses von der Sage mit den Feldzügen und Thaten Karls in Verbindung gesetzt. Einer dort unter dem Volke gangbaren Tradition zufolge soll der Kaiser vor einem Zusammentreffen mit den Sachsen, um einen Beweis seiner Kraft und ein Zeichen seines Siegesmuthes von sich zu geben, auf seinem Schlachtroß über diesen Stein hinweggesetzt und im Sprunge ihn dann mit dem Schwerte gespalten haben. Sein Pferd aber soll dabei mit seinen vier Hufen den Block gestreift und ihm die Hufeisenzeichen eingedrückt haben. *

Seit Karls des Großen Zeiten sollen dann diese gespaltenen Monumente, die zugleich die Schauplätze gräßlicher Menschenopfer waren, in ihrer Verstümmlung liegen geblieben seyn, als Denkmäler des vernichteten Heidenthums, und den Anfangspunkt des Christenthums bezeichnend.

Von der Sprengung unseres Bülzenbettes behauptet eine Ueberlieferung, daß sie vom Teufel bewirkt sey. Man mag übrigens bemerken, daß es noch viele erratische Blöcke in unsern Haiden gibt, die nie zu heidnischen Monumenten zusammengestellt wurden und an denen daher als an unschuldigen Naturkindern weder ein Karl der Große, noch sonst jemand ein Aergerniß nehmen konnte, und die dennoch in der Mitte zerrissen sind. Auch in Nordamerika habe ich auf meinen Reisen bemerkt, daß fast alle großen erratischen Blöcke, und gerade die schönsten und größten am häufigsten, einen Spalt haben. Es ist daher wohl natürlich, dabei an Naturgewalten zu denken. Die gewöhnliche Volksmeinung schreibt die meisten dieser Risse diesseits wie jenseits des Oceans der Wirkung des Blitzes zu. Auch beim Bülzenbette gibt es eine Tradition, die behauptet, daß seine größten Steine nicht vom Teufel, sondern vom Blitz, oder wie ein Laie sich gegen mich ausdrückte, „vom Donner" zerschlagen seyen. Vielleicht sind aber noch häufiger als der Blitz eingedrungenes Wasser und der Frost dabei thätig gewesen, was ich hier nicht weiter ausführen will.

Als historisches Faktum erscheint die Erzählung von Karls des Großen Steinzersplitterung als sehr unwahrscheinlich. Wenn er sich die Mühe geben wollte, diese heidnischen Denkmäler zu vernichten, so standen ihm dazu wohl ganz andere und weit gründlichere Mittel zu Gebote. Konnten die alten Heiden diese Steine zusammenschleppen und auf einander setzen, so hatte der große Kaiser auch wohl Kraft genug in Händen, sie ganz auseinander zu reißen und sie in alle Winde zu zerstreuen. Oder vermochte er dieß nicht, so konnte er sie ja, wenn er sie den Augen des Publikums entziehen wollte, mit Erde bedecken und völlig vergraben lassen. Er mochte auch Gräben um sie herum ziehen,

* Siehe das Nähere über diese Sage bei Wächter, Statistik der Heidendenkmäler im Königreich Hannover. Hannover 1841.

den Grund unter ihnen ausheben und ſie ſo in den Boden ſinken laſſen. Sein angebliches Verfahren mit dem Feueranmachen und dem Waſſeraufſchütten will mir ſehr wenig zweckmäßig erſcheinen. Auch iſt es ſonderbar, daß Karl ſich bei ſeiner Zerſtörungswuth damit begnügt haben ſollte, gerade immer nur einen Riß in dem größten Steine hervorgebracht zu haben.

Unter dem Volke der Umgegend meinen einige, das Bülzenbett habe die Wohn- und Schlafſtätte (das Bett) eines Rieſen oder Hünen gebildet; andere ſetzen hinzu, es ſey ein großer Fürſt der Heiden geweſen, welcher „Bülze, Bülſe, Bülſing, Bilſe, Bilſo oder Bulds geheißen." * Von dieſer Meinung iſt die erſte Hälfte immerhin ſehr wahrſcheinlich. Daß dieſe „Hünengräber" wirkliche Grabſtätten waren, iſt längſt durch die unter ihnen gefundenen Skelette, Aſchenkrüge, Schmuckſachen, Urnen und andere Umſtände erwieſen, und daß die größten und prächtigſten unter ihnen den Königen und Heroen unſerer alten Vorväter galten, iſt eben ſo wenig zweifelhaft. Es geht daraus mithin die allerdings nicht wenig intereſſante Thatſache hervor, daß jene alten Barbaren, die ſie bauten, ſchon heldenmüthige, patriotiſche und der Bewunderung werthe Thaten verrichteten, daß ſie große und verehrte Männer unter ſich beſaßen, und daß ſie auch bedeutende Anſtrengungen machten, die Tüchtigkeit und Tugend zu ehren und vor der Nachwelt zu verherrlichen.

Recht hübſch wäre es auch, wenn wir uns denken könnten, daß in dem Namen „Bülzenbett" aus uralter Zeit uns noch wenigſtens der Name eines dieſer Urheroen aufbehalten ſey. Es wäre wohl eine der merkwürdigſten und älteſten Namensüberlieferungen in Deutſchland.

Hie und da möchte man in der That beim Anblick der Benennungen, welche das Volk den Hünengräbern noch jetzt gibt, an eine ſolche Ueberlieferung der Namen verſchollener Helden glauben. So exiſtirt z. B. unweit Meppen, im Hügelrücken „Humling," im ſogenannten Börgerwalde, ein Hünengrab, welches die Leute „Surbolds Huus" (Domus Surboldi) ** nennen. Es iſt ſeit 1822 völlig zerſtört, ſoll aber bis dahin die natürlich nicht ſehr alte Inſchrift gehabt haben:

„Hier ligt begraven Cunntnk Suurboldt
In eener goldenen Hushold."

Wäre es nicht möglich, daß dieſes „Surbold" auf einen altgermaniſchen Helden oder Halbgott deutete? * Bei unſerem Bülzenbette ſcheint uns aber leider eine Unterſuchung der wahrſcheinlichſten Ableitung des Wortes „Bülze" auf eine ganz verſchiedene Bedeutung und Anwendung deſſelben zu führen.

Schon andere, die ſich nicht entſchließen konnten, an einen Helden Bülze oder Bilſo zu glauben, haben eine abweichende Deutung verſucht. Einige haben z. B. gemeint, der Name hänge mit dem deutſchen Wort „Bühel" (Hügel) zuſammen, und das Grab ſey deßwegen ſo genannt, „weil es auf einem erhabenen Hügel liege," oder auch, weil es ſelbſt einen kleinen Steinhügel, einen „Bühel" bilde. Dieſe Ableitung ſcheint zwar auf den erſten Blick etwas für ſich zu haben, da das Wort „Bühel" in der That in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands zur Bezeichnung von Tumulis oder Grabhügeln gebraucht wird. Allein dieß iſt nur in Oberdeutſchland der Fall. Sämmtliche ſehr zahlreiche Ortsnamen, die mit „Bühel" zuſammengeſetzt ſind, kommen in Bayern, Oeſterreich und Schwaben vor. Das Wort Bühel iſt bei unſern Niederſachſen gar nicht bekannt, weder zur Bezeichnung von Hügel überhaupt, noch zur Bezeichnung von Grabhügeln insbeſondere. Außerdem wäre kaum abzuſehen, wie Bühel ſich in Bülze verwandelt haben könnte und warum es mit „Bett" zuſammengeſetzt ſeyn ſollte.

Viel wahrſcheinlicher erſcheint mir der Zuſammenhang des Namens mit einer andern Wortreihe, die auf die Form „Bülz" für „Pilz" zurückführt. „Bülzen" oder „unterbülzen" iſt nach Grimm ein altes deutſches Wort, das ſo viel als „unterſtützen" (suffulcire = auf Stützen ſtellen) bedeutet. Die Formen „Bilz" oder „Bülß" oder „Bülßt" für „Pilz" kommen in vielen deutſchen Dialekten vor. Auch hängt dieſes Wort wahrſcheinlich auf der einen Seite mit „Pfahl," „Pfeiler" (Plattdeutſch: „Pohl," „Pieler") ꝛc. und auf der andern mit „Bülte," „Bulten" ꝛc. (Haufen) zuſammen. „Bülzenbett" wäre demnach ſo viel, als „Pilzenbett" oder „Pfeilerbett," d. h. ein auf Pfeilern geſtütztes (unterbülztes) Steinmonument. Wer die den Agaſſizſchen „Gletſchertiſchen" ſo ähnlichen Hünengräber in unſern Haiden hat ſtehen ſehen, wird wohl den Vergleich mit großen Pilzen ſehr natürlich finden, in der

* Siehe Johann Vogts Abhandlung über die Pipinsburg in: Pratje, Altes und Neues aus Bremen und Verden. Band 8.

** Siehe darüber Lodtmann Monumenta Osnabrugensia. Helmstadiae. 1753.

* Auch in Dänemark gibt es Steinmonumente und Grabhügel, deren heutige Namen auf alte Helden oder Könige zu deuten ſcheinen; z. B. der ſogenannte „Frodhügel" und der „Ullershüget" in Seeland auf die Könige Frode und Uller, der Röddingerhügel in Mön auf einen Helden Rödding.

Digitized by Google

That so natürlich, daß man sich fast wundern muß, daß der Name nicht ein ganz allgemeines Appellativum geworden ist. In gewissem Grade scheint er dieß indeß wirklich zu seyn; denn es gibt außer dem uns beschäftigenden auch noch einige andere Hünengräber, die ihn führen. Und Wächter in seiner Statistik der heidnischen Denkmäler des Königreichs Hannover gebraucht den Namen daher ganz als Appellativum, indem er von den Riesen-, Hünen- oder Bülzenbetten spricht.

Wir haben auch in Niederdeutschland mehrere Ortschaften und Lokalitäten, die ihre Namen aus derselben Quelle entlehnt haben, z. B. Bülsburg und Bülsstedt bei Stade, Bülse bei Münster, Bülsdorf bei Köln, Bülzig bei Merseburg ꝛc. Ob aber diese Orte ihre Namen von gewissen Pfeiler- oder Bülzenbetten in ihrer Nähe oder von naturwüchsigen Pilzen erhielten, vermag ich nicht zu entscheiden.

Allgemeine Bewunderung und Beachtung unseres Bülzenbettes von Seiten der Gelehrten und Künstler ist schon sehr alt. Bereits vor dreihundert Jahren hat ein alter Historiker der Stadt Bremen, Dilichius, dasselbe freilich sehr unvollkommen abgezeichnet und auf einer seiner Landkarten der Wesergegenden ein Bild davon abdrucken lassen. *

* Dilichius, Urbis Bremae Typus etc. Tabula IX.

Seit Dilichius Zeiten haben viele Autoren in ihren Schriften des Grabes Erwähnung gethan und es ebenfalls nicht viel besser als der alte Dilichius abbilden lassen. Aber alle diese Abbildungen bleiben weit hinter dem Interesse zurück, welches das Monument in Wirklichkeit gewährt, und es wäre wohl der Mühe werth, daß ein geschickter Maler sich einmal die Mühe gäbe, die alten Steinmassen und ihre Umgebung so poetisch und naturgetreu darzustellen, wie sie in der That sind. Eben so sind auch alle sogenannten Abhandlungen über das Bülzenbett außerordentlich unvollkommen, meist nichts als zusammengestoppelte Notizen. Es lohnte sich wohl der Arbeit, daß einmal ein tüchtiger Gelehrter die ganze Umgegend studirte, sämmtliche Nachrichten und Sagen über dieses größte unserer norddeutschen Gräber sammelte, die Dimensionen und Proportionen der Steine genau aufnähme und das Ganze im Zusammenhang mit den übrigen Gräbern darstellte.

Leider war mein Aufenthalt an Ort und Stelle viel zu kurz, als daß ich daran denken konnte, diese Lücke in der erforderlichen Weise auszufüllen. Eine solche Arbeit könnte auch nur ein Einheimischer übernehmen. Sonderbar genug ist es, daß sich der rechte Mann nicht längst gefunden hat.

Literatur.

Ludwig der Bayer. Vaterländisches Schauspiel in sechs Aufzügen von Paul Heyse.

(Schluß.)

Eigentlich ist die Fabel des Stückes, so wie sie uns vorgeführt wird, unmöglich: die Schürzung des Knotens ist keine nothwendige, das Factum, aus dem der ganze Verlauf der letzten fünf Akte entspringen soll, kann so nicht geschehen. Sowie nämlich Ludwig durch den Bürgermeister von München die Nachricht von seiner Wahl zu Frankfurt und die Warnung vor Leupold erhält, kann er gar nichts anderes thun, als Friedrich, der ihn so eben in wärmster Liebe verlassen hat, aufsuchen, ihm sagen, welche Botschaft er empfangen, und von ihm, dem Herrn des Schlosses, Schutz gegen Leupold fordern. Dann ist freilich das ganze Stück nicht möglich, aber das kann nichts helfen. Die Handlung, aus welcher der dramatische Conflikt entspringen soll, muß uns als begreiflich, ja als nothwendig dargestellt werden, sonst steht das ganze Stück in der Luft. Statt aber jenen für jeden Vernünftigen, und zumal für den ruhig besonnenen, männlich klaren Charakter dieses Ludwig ausschließlich betretbaren Weg einzuschlagen, eilt der König ohne Umsehen, ohne Abschied auf und davon. Ebenso undenkbar aber ist, daß die „Ehrenwache," die etliche zwanzig Gewaffneten, welche Leupold sendet, um jeden Schritt des Feindes zu bewachen, sich seiner Person zu versichern, zumal jeden Fluchtversuch zu verhindern, und welche mit Schwert und Speer den Ausgang sperren, Ludwig mit höchstem Respekt mitten hindurch schreiten lassen, als er gerade das thut, was zu hindern sie bestellt sind.

Dieser Fehler im Bau ist nun zwar der größte, aber

Digitized by Google

nicht der einzige. Man muß nie auf der Scene Klage führen lassen über ein Ereigniß, von welchem das Publikum weiß, daß es nicht geschehen ist und im nächsten Augenblick als nicht geschehen zu Tage kommen muß. Heyse läßt einen großen Theil des vierten Akts durch die Klagen Isabellens und Ludwigs um Friedrichs Tod ausfüllen, während das Publikum weiß, daß der Todtgeglaubte gar nicht todt ist. Deßhalb lassen diese Klagen ganz kalt; wir sympathisiren im Theater nicht mit einer Verzweiflung, welche auf einem alsbald sich lösenden Mißverständniß beruht. Ferner, man muß nie auf der Scene spannende Erwartung eines den Handelnden ungewissen künftigen Ereignisses darstellen, von dessen gewissem Eintreffen das Publikum überzeugt ist. Die letzte Hälfte des sechsten Aktes wird ausgefüllt von der Erwartung, ob Friedrich Wort halten, ob die weiße Fahne ausgehängt, oder ob München von den Oesterreichern überfallen werde. Der Dichter hat offenbar durch allerlei Mittel auch das Publikum in jene Spannung hineinziehen wollen (z. B. läßt er dreimal nach der weißen Fahne fragen und schließlich die rothe Blutfahne aushängen), aber ohne den mindesten andern Erfolg, als den der Ermüdung; denn das Publikum läßt sich natürlich so wenig wie Ludwig irre machen in seinem Vertrauen auf Friedrichs Worthalten, und theilt deßhalb mit nichten die Spannung der Schauspieler auf der Scene.

Gerne heben wir zwei Punkte hervor, in welchen sich die sonstige Geschicklichkeit des Verfassers im Bauen seiner Stoffe zeigt. Es ist sehr schön und sehr wirksam, wie am Schluß des zweiten Aktes, da man durch den von Friedrich hingeworfenen Handschuh in ängstliche Spannung gerathen ist, Ludwig mit wahrhaft königlicher Hoheit sich auf das Gottesurtheil des bereits erworbenen Königthums beruft und den Gegenkönig ganz einfach zur Lehenshuldigung nach Aachen entbietet. Und es ist sehr geschickt, wie nach dem Sieg von Mühldorf durch das Verlangen der Stände nach Friedrichs Haupt die schwierige Aufgabe des vierten Aktes, ein neues Interesse, eine neue Phase des Conflikts vorzuführen, gelöst wird. Daß dieß nach der bei der Aufführung beliebten Eintheilung der fünfte Akt ist, kann daran natürlich nichts ändern. Doch möchten wir dem Verfasser rathen, die Sechstheilung bei künftigen Aufführungen nicht zu wiederholen, sondern die normalen und von ihm selbst ursprünglich eingehaltenen fünf Akte beizuhalten; nicht bloß deßhalb, weil viele Leute ein sechsaktiges Drama als einen allzureichen Segen betrachten, vielmehr noch deßhalb, weil in unserem Fall die Schlacht von Mühldorf zwei Akte füllt. Das Fallen des Vorhangs indicirt aber einen größeren Zeitzwischenraum, und man ist sehr erstaunt, daß, nachdem der dritte Akt mit dem Angriffszeichen zur Schlacht von Mühldorf geschlossen hat, dieselbe bei Anfang des vierten noch immer nicht geschlagen, ja noch gar nicht begannen ist. Das Stück ist überhaupt zu lang und deßhalb, aber nicht deßhalb allein, würden wir rathen, den ganzen sechsten Akt, ohnehin den schwächsten, zu streichen und mit der Versöhnung auf der Trausnitz zu schließen, bei welcher nur noch deutlicher die Perspektive auf das Folgende hervorgehoben zu werden braucht. Denn wir glauben und wissen ohnehin, daß Friedrich Wort halten wird. An der Scene zwischen Friedrich und Isabella im letzten Akt ist nicht viel verloren und an der Scene Ludwigs mit den Ständen noch weniger. Anders freilich ist es mit der letzten Scene Leupolds, in welcher große Schönheiten liegen. Aber nachdem dieser Gute Deutschland an Frankreich verrathen hat, ist unser Interesse an ihm sehr abgekühlt. Und wie schmerzlich der Dichter und das Publikum manchen poesievollen Zug dieser Scene vermissen würden, der Vortheil, einen ganzen Akt streichen zu können, wiegt viel auf; um so mehr, als einem doch auch in dieser Scene neben hoch poetischen sehr verletzende Stellen begegnen. Es ist überhaupt in dem Ton des Stücks, besonders wo Witz und Humor wirken sollen, häufig etwas Stylwidriges, das unangenehm berührt. Wenn Leupold auf das Wort Friedrichs, daß er dem König gehuldigt, erwiedert: „er ist toll, Arzt, gib ihm ein Sturzbad," so ist das sehr störend, nicht minder die nicht immer glücklichen Witze, mit denen das Münchener und bayerische Spießbürgerthum verspottet wird, und Aehnliches. Auch die maßlosen Schmähungen, welche Isabella zweimal auf Ludwig häuft, sind wohl nicht am Platz; nicht den hundertsten Theil davon läßt sich ein deutscher König von einem Weibe sagen.

Ferner möchten wir rathen, die Aeußerungen eines etwas angestrengten Patriotismus für Wittelsbach und Bayern, welche aus dem Mund des durch und durch unbayerischen Dichters seltsam anmuthen, bei Aufführungen außerhalb München zu modifiziren; sie haben auch auf hiesiger Bühne nicht günstig gewirkt. Auch die ziemlich conventionelle Schlußphrase von der Einheit und Herrlichkeit Deutschlands dürfte der geschmackvolle Verfasser füglich fallen lassen.

Eine überraschende Bemerkung, die kein Tadel, nur eine Constatirung seyn soll, hat sich uns gleich im ersten Akt aufgedrängt. Von einer politischen Tendenz des Stückes kann keine Rede seyn; der feine Kunstsinn Heyses schließt dieß von vorn herein aus. Aber merkwürdig ist es immerhin, wie die neueste Sybel'sche Auffassung der deutschen Kaisergeschichte uns nun schon von der Bühne herab gelehrt und aus der Sprache unserer Dramen vernommen wird, wenn auch das Stück deßhalb noch lange nicht ein „gothaisches Schauspiel," wie wir es bezeichnen hörten, zu nennen ist. Im ersten Akt entfalten Friedrich und Ludwig ihre abweichenden Ansichten von der Aufgabe des deutschen Königthums. Der ritterlich begeisterte, aber allzu jugendliche Friedrich will als Schirmvogt der Christenheit der Hohenstaufen Kaiserherrlichkeit wieder aufrichten, Abendland und Morgenland fallen in ihm das weltliche Schwert, das Gott neben dem päpstlich geistlichen über alles Erdreich gesetzt, erkennen und verehren, kaum Jerusalem würde seiner Herrschaft Schranke. Ludwig dagegen, der nüchtern

Digitized by Google

klare, männliche Fürſt, der überlegene Herrſchergeiſt, ruft: „Das ſind große Dinge, Fritz!“ Er will, ganz nach der Weiſe Heinrichs des Erſten, jenes Königs nach dem Herzen Heinrichs von Sybel, maßvoll und beſonnen erſt im eigenen Hauſe Ordnung ſchaffen; die Chriſtenheit, meint er, kommt dann ſchon nach. Auch im weiteren Verlauf des Stücks wird ſowohl des Strebens der Habsburger, die Kaiſerkrone in ihrem Hauſe erblich zu machen, als der „Heidenvölker, der Ungarn und Slaven“ gedacht, welche Oeſterreich gegen die reindeutſchen Stämme in den Kampf hetzt, und bei der Art von Rheinbund, welchen Leupold mit Frankreich ſchließt, wird emphatiſch ausgerufen: „Und Habsburg (Leupald) nimmt die Lehen zu Paris!“ Wenn bei dieſer Gelegenheit Friedrich meint: „Lieber (als daß die Franzoſen in Deutſchland herrſchen) ſeh' ich Habsburgs Aar im engſten Taubenſchlag verhungern,“ ſo iſt das zwar in ſeinem Munde etwas ſtark, aber ſchön, und allen Arten von Adlern zur Nachahmung ſehr zu empfehlen.

Faſſen wir unſer Urtheil zuſammen, ſo werden wir zwar das Stück wegen weſentlicher Schwächen im Bau und mancher ſtörenden Nebendinge den Sabinerinnen und Eliſabeth Charlotten nicht gleich ſtellen können, aber in ſeiner vortrefflichen Charakteriſtik einen neuen Beleg des dramatiſchen Talents Heyſes erkennen, welchem wir für ſeine nächſte Arbeit einen mehr ſympathiſchen, ſeiner poetiſchen Eigenthümlichkeit mehr entſprechenden Stoff von Herzen wünſchen.

Correſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

Die Wahlen. — Das Kraut wider den Tod. — Auguſte Crelinger. — Denkmalswuth. — Balgereien.

▽ Ich beginne meinen Brief mit einigen Notizen politiſcher Natur, und glaube dieß damit entſchuldigen zu können, daß in dieſen Tagen in Preußen, folglich auch in Berlin, ein neues Abgeordnetenhaus gewählt worden iſt. Unbeſchreiblich ſeltſam haben ſich hier die Dinge geſtaltet; der Geſchichtſchreiber, der ſich in ſpäterer Zukunft mit Preußens Vergangenheit beſchäftigen wird, wird nicht wiſſen, wie er aus dem Jahre 1862 klug werden ſoll. Ein liberales Miniſterium bietet alles auf, was in ſeinen Kräften ſteht, um eine liberale Kammer zu erhalten; nachdem dieſelbe ſich conſtituirt, erklärt es, mit einer ſolchen Kammer nicht regieren zu können, und ſchickt dieſelbe nach Hauſe; wenige Tage ſpäter, und das Miniſterium wird der Kammer nachgeſchickt; ein ſogenanntes conſervatives Miniſterium wird berufen und dieſes beeilt ſich, auszuführen, was die aufgelöste Kammer verlangt hat. Nun frage ich allen Ernſtes, iſt das nicht die vollkommenſte Confuſion? Natürlich wiederholt ſich die Confuſion im Großen auch im Kleinen. Die neuen Miniſter ſchicken grimmige Wahlerlaſſe in das Land, um ſie nach wenigen Tagen zu widerrufen; der Cultusminiſter inſtruirt die Univerſitäten, und kaum beeilen ſich dieſe zu widerſprechen und für die Inſtruktion zu danken, als auch er ſofort ſich beeilt, die Erklärung abzugeben, man habe ihn mißverſtanden. Was der Miniſter wohl für eine Sprache reden mag, fragen die naſeweiſen Berliner, daß ihn nicht einmal die gelehrten Sprachforſcher der Univerſitäten verſtehen können? Natürlich iſt heute ganz entſchieden demokratiſch gewählt worden. Das Miniſterium hat nirgends eine feſte Stütze, die conſervative Partei meidet es wie den Gottſeybeiuns, die Büreaukratie will von demſelben nichts wiſſen, weil es aus lauter Emporkömmlingen beſteht; die conſtitutionelle Partei endlich, die ſchon das frühere Miniſterium nicht ſtützen konnte oder wollte, wird noch viel weniger das gegenwärtige ſtützen können oder wollen. Summa: wir befinden uns zur Zeit in einem äußerſt komiſchen Wirrwarr, aus dem uns der nächſte Landtag noch lange nicht herausbringen wird. „Denn nicht, lieber Mann; es maß ja nicht ſeyn,“ iſt die ſtehende Berliner Redensart für ſolchen Fall.

Auf eine äußerſt wichtige Nachricht glaube ich Sie ſchon heute vorbereiten zu müſſen, obwohl ich Ihnen dieſelbe vielleicht erſt nach Wochen zukommen laſſen kann; es wird dieſe Nachricht aber keine geringere ſeyn, als die, daß man in Berlin endlich das Kraut entdeckt hat, das gegen den Tod gewachſen iſt. Wer die Annoncen der Berliner Zeitungen aufmerkſam durchlieſt, wird nicht den mindeſten Zweifel hegen, daß dieſe Entdeckung nahe bevorſteht. Da leſen wir mit großen Lettern gedruckt: „Keine Schwindſucht mehr!“ „keine Hämorrhoiden mehr!“ „keine Kahlköpfigkeit mehr!“ „kein Bandwurm, keine Hühneraugen, keine Alterskrunzeln mehr“ u. ſ. f. Ich frage, was bleibt endlich noch für ein Gebrechen übrig, das dem menſchlichen

Digitized by Google

Leben den Garaus machen könnte? Haare können ſchlechterdings nicht mehr ausfallen, wenn man ſich des Waterſonſchen Balſams bedient, aber auch für die Jugend iſt geſorgt durch denſelben Balſam, daß ſie ſchon im zarten Alter friſche, volle Bärte erhält. In einer Reclame ſchreibt ein Herr aus Kiel, daß durch den Gebrauch des Balſams ſein Haupthaar wieder vollſtändig hergeſtellt ſey und er deßhalb — der Schlaukopf! — noch um Zuſendung fernerer ſechs Flaſchen bitte. Daß Zahnſchmerzen und ähnliche untergeordnete Uebel und Unannehmlichkeiten des Lebens hier ſchan längſt in das Gebiet der Sage verwieſen ſind, verſteht ſich ganz von ſelbſt; es fehlt, ſo weit ich ſehe, nur noch, wie angedeutet, daß auch der Tad in dieſes Gebiet verwieſen wird. Von den Univerſalmitteln, die täglich angeprieſen werden, ſcheinen übrigens die Getränke die zu ſeyn, die beim Publikum die beliebteſten und geſuchteſten ſind. Vor einigen Jahren war es der Apfelwein von Petſch, der Wunderdinge verrichtete. Durch den Apfel, deducirte Petſch, iſt die Sünde in die Welt gekammen und mit der Sünde die Krankheit; durch den Apfel wird die Krankheit wieder van der Menſchheit genommen werden. Aber Petſch hat einem neuen Geſtirne weichen müſſen; er bat Berlin verlaſſen und ſich nach Frankfurt a. M. übergeſiedelt. Die neue Medicin aber, die probat iſt gegen alle Gebrechen der „leidenden Menſchheit," hat Hoff erfunden, und dieſe iſt nicht Wein, ſondern Gerſtenſaft, „Malzextract." Noch vor wenigen Jahren war Haff ein blutarmer Mann, jetzt wohnt er in der Wilhelmsſtraße, in einer der varnehmſten Straßen der Stadt, und geht nicht mehr als Schacherjude zu Fuß, ſandern fährt in ſtolzer Equipage. Seit einem Jahre habe ich kein Berliner Blatt mehr in Händen gehabt, in welchem ſich nicht eine ellenlange Reelame des Heern Hoff befunden hätte; man ſagt, er bezahle jährlich bei 50,000 Thaler für Inſerate. Die „leidende Menſchheit," ſalgere ich hieraus, muß ihrem Wohlthäter ſehr dankbar ſeyn. Es lebe der „Fortſchritt!"

Am vorigen Sonnabend (3. Mai) iſt im hieſigen Opernhauſe znm Beneſiz der Frau Crelinger Gaethes Iphigenia aufgeführt warden; zum letztenmal iſt die berühmte Künſtlerin als Iphigenie aufgetreten, um nach fünfzigjähriger Wirkſamkeit an der hieſigen Bühne den Reſt ihrer Tage in Ruhe und Abgeſchiedenheit zu verleben. Es iſt das ein Creigniß für die hieſige Theaterwelt, weßhalb ich dasſelbe nicht unerwähnt laſſen kann. Auguſte Düring iſt gebaren in Berlin am 7. Oktaber 1795 und betrat zuerſt die Bühne des damals ſagenannten „Nationaltheaters" in der Ralle der Margaretha in Iffland's „Hageſtolzen" am 4. Mal 1812. Sie fand Beifall nnd dieſer ſteigerte ſich von Jahr zu Jahr dergeſtalt, daß ihr bald niemand mehr den Ruhm der erſten Künſtlerin ſtreitig machte. In Berlin wie in Wien, in Paris wie in Petersburg, überall, wo ſie auftrat, wußte ſie das Publikum zu rauſchendem Beifall hinzureißen. Den erwarbenen Ruhm hat ſie ungetrübt bis heute zu erhalten vermocht; nach am Sonnabend ſpielte ſie mit jugendlicher Friſche die Rolle der Iphigenia. Die, welche ſie ſeit fünfzig Jahren kennen, ſahen ſie in den ſchönſten Frauengeſtalten der Dichter, als Julia, Ophelia, als Clärchen und Johanna, als Danna Diana, Maria Stnart, als Sappho, Griſeldis, als Gräfin Terzka, Iſabella von Meſſina u. ſ. f. Am 4. Mai fand ihr zu Ehren im Cancertſaale des Schauſpielhauſes ein Feſtmahl ſtatt, an dem bei dreihundert Perſanen Theil nahmen. Van dem, was dort geſchehen und geſprochen, hebe ich hier nur aus der Anſprache des Geueralintendanten von Hülſen einige Sätze hervor, die zugleich charakteriſtiſch für das Theater der Gegenwart ſind. „Der Jubilarin," äußerte derſelbe unter anderem, „war es vergönnt, mit dem herrlichen Talent, welches ihr verliehen, Schillers, Goethes, Leſſings, Shakeſpeares Frauengeſtalten mit zuerſt zu beleben. Wie ſie es gethan und was ſie ſonſt geſtaltet, davan zeugen Tauſende und aber Tauſende; ihre Leiſtungen gehören der Kunſtgeſchichte an nnd bedürfen hier nicht des Lobes. Aber nicht genng kann es anerkannt und muß von geeigneter Stelle und bei paſſender Gelegenheit, wie der heutigen, ausgeſprochen werden, daß Augnſte Crelinger ſtets und immer an ihre Aufgaben mit heiligem Ernſt herangetreten iſt. Es muß ausgeſprochen werden in einer Zeit, wa die modernen Virtnoſen der dramatiſchen Kunſt dieſen Weg mit induſtrieller Virtuaſität vermeiden, edlem nnd wahrem Streben entgegen, nur ſich und nicht der Sache dienen, ja ſelbſt die unkünſtleriſchſten Mittel nicht verſchmähen, um von der großen Maſſe angeſchrieen zu werden und — den Säckel zu füllen. Dieſer verderblichen Richtung gegenüber ſteht Auguſte Crelinger als eine Prieſterin der wahren Kunſt da."

Berlin wird wieder um ein Denkmal reicher werden, nnd zwar um das des im Jahre 1850 geſtarbenen Grafen Brandenburg. Schon lange beſtand der Plan zn demſelben, aber erſt var wenigen Tagen iſt dazu auf dem Leipziger Plaze der Grundſtein gelegt warden. Der Akt ging in aller Stille vor ſich. Der Chef des Navemberminiſteriums iſt längſt von der Maſſe vergeſſen. Auch dem tapfern Schill iſt in den letzten Tagen in Stralſund ein Denkmal geſetzt worden, ein etwa neun Fuß hoher Monolith aus ſchwediſchem Granit mit einem ſchänen lebensgroßen Branzemedaillon Schills von Holbein. Ich habe gegen beide Denkmäler nicht das Mindeſte zn ſagen, aber gleichwahl kann ich nicht verbergen, daß mir die Denkmalswuth unſerer Zeit nachgerade ſehr bedenklich erſcheint. Sie iſt ein Zeichen der Dankbarkeit und als ſolches gewiß nicht hach genug anzuſchlagen; ſie iſt aber auch, wie mir ſcheinen will, ein Beweis, daß unſer Geſchlecht im Altern begriffen iſt. Es gleicht dem Greiſe, der fort und fort der Vergangenheit gedenkt und aus dieſer nicht den Weg zur Gegenwart zu finden vermag. Dafür zeugt nicht nur die Denkmalswuth, dafür zeugen die Beſtrebungen auf den verſchiedenſten geiſtigen Lebensgebieten. Man ſchreibt deutſche Rechtsgeſchichten und rühmt und preiſt deutſches Recht in einer Zeit, in der man gerade beſchäftigt iſt, die letzten

Digitized by Google

Reste deutschen Rechtes zu beseitigen, man durchforscht die deutsche Kaisergeschichte, während man damit beschäftigt ist, den letzten Ueberrest des deutschen Reichs, den deutschen Bund, zu zertrümmern; man sammelt deutsche Sagen, Mährchen und Lieder, während das Volk gerade im Begriff ist, alle diese Sachen gründlich zu vergessen. Kurz, man sammelt abgefallene Blätter und heimst sie für den Winter ein. Hoffen wir mit dem Dichter:

„Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wenn neu auflebet der Frühling."

Das Leben in Berlin fängt an stille zu werden; ein großer Theil der Bevölkerung schickt sich an, Sommerwohnungen zu beziehen. Der König hat seine Residenz nach Babelsberg bei Potsdam verlegt, die Königin ist nach Baden-Baden abgereist, der Kronprinz nach London u. s. f., so daß von dem Hofe hier wenig mehr zu sehen ist. Auch Renz hat sich von hier nach Leipzig mit seinen Pferden begeben, und damit ist wenig verloren. Im Renzschen Circus haben wir in den letzten Wochen seltsame Dinge sehen müssen; der Berliner hat dort nicht die Geschicklichkeit der Thierwelt bewundert, sondern die Balgereien von Menschen. Ein rheinischer Athlet, Namens Lüttgen, hat dazu den Anstoß gegeben. Die Balgerei hob an in der Walhalla; Lüttgen wurde von einem hiesigen Dienstmann „regelrecht geworfen." Die Lorbeeren des Dienstmannes ließen bald andere nicht schlafen, und da die Polizei fernere Balgereien in der Walhalla nicht dulden wollte, so pflanzten sich dieselben nach dem Renzschen Circus fort. Das zuschauende Publikum war geradezu außer sich vor Wollust; die Stierkämpfe Spaniens können keine größere Anregung hervorrufen, als diese Balgereien hier hervorriefen. Die Sache endete damit, daß Renz, um den zahlreichen Besuch seines Circus zu bewahren, die größten Balger an einander hetzte, indem er Preise für den stärksten bestimmte. Da begibt es sich nun eines Tages, daß zwei Balger sich gegenseitig nichts anhaben können, und Renz den Preis zwischen beiden vertheilt. Und was geschieht nun? Die Balger kommen überein, sich fortan nicht mehr zu werfen, vielmehr den ausgesetzten Preis in Frieden zu theilen. Darob unbeschreibliche Wuth im Publikum, das schlechterdings einen Balger als Opfer fallen sehen will, und Abreise des Herrn Renz nach Leipzig zur Messe. Das die kurze Geschichte der modernen Gladiatorenkämpfe in Berlin im Jahr 1862. Die Balgerei hat aufgehört, aber darum noch nicht die „Keilerei," die vielmehr in den Vergnügungslokalen der Umgegend Berlins mit dem kommenden Sommer erst recht anhebt. Am nächsten Sonntag gibt's in der Hasenheide „Keilerei mit Tanzvergnügen," pflegt der Berliner zu sagen und freut sich auf diese „Keilerei mit Tanzvergnügen," wie sich ein Mensch nur auf etwas freuen kann.

Zum Schluß meines heutigen Briefes noch die Notiz, daß auch ein Theil der Gefangenen der hiesigen Stadtvoigtei (Gefängniß der Polizei und des Stadtgerichts; das Gefängniß des Kreisgerichts ist die Hausvoigtei) in diesen Tagen in Sommerwohnungen übergesiedelt werden wird. Die Stadtvoigtei kann nämlich nicht mehr denn tausend Gefangene auf einmal beherbergen, und daher ist es gekommen, daß seit dem Juli vorigen Jahres gegen achthundert Verurtheilte in der Stadt umherlaufen, die bis heute vergebens auf ihre Inhaftirung harren. Diesen Leuten soll nun geholfen werden, indem man in Rummelsburg am Stralauer See ein Filial der Stadtvoigtei anlegt. Besser, man schickte nach Rummelsburg bloß die Untersuchungsgefangenen und sonderte diese auf solche Weise von den wirklich Verurtheilten; aber zu dieser Idee scheint sich unsere fortschrittliche Zeit noch nicht erheben zu können.

Paris, Mai.

Das Fest der Jungfrau. — Die Königin der Niederlande. — Said Pascha. — Vanderburch †.

Die französische Tragödie hat nie mit der Jungfrau von Orleans zurecht kommen können. Für's Erste hält es schwer, ein Bauernmädchen in das Prachtgewand der Alexandriner zu kleiden, und selbst Schillers pathetische Jamben wollen ihm nicht immer so recht passen. Die Hauptsache aber ist das Mysteriöse der Erscheinung; der positive, durchaus heidnische Sinn der Franzosen sträubt sich gegen alles Uebernatürliche. Eine zweite Pucelle ist hier nicht mehr möglich; allein über das fromme Kind, das seine Keuschheit bewahrt, wird der Pariser Satyr immer lächeln. Nur der Patriotismus, die kriegerische Tüchtigkeit hat das arme Mädchen vor gänzlicher Vergessenheit geschützt. So wurde wieder am 8. Mai nach altem Brauche zu Orleans das Jahresgedächtniß des Tages gefeiert, wo vor 435 Jahren so unverhofft die Retterin der Stadt erschien, welche die Hauptschanzen den Truppen Suffalks und Salisburys entriß. Am Abend vorher ließ Monsignenr Dupanloup die „Perser" des Aeschylus durch die Schüler des kleinen Seminars aufführen, und zwar in der Sprache des Originals. Ich wittere hier eine kleine Neckerei von Seiten des geist-

Digitized by Google

reichen Prälaten, der ein- für allemal dem Geschrei der liberalen Presse über die Unwissenheit der clerikalen Lehrer und Schüler ein Ende machen wollte, und dann vielleicht auch eine kleine Demonstration. In dieser Ansicht bestärkt mich die Anwesenheit bei der Feier der Herrn St. Marc Girardin und Legouvé, die beide nicht für das zweite Kaiserthum schwärmen, und dann haben Montalembert und Berryer ihr Ausbleiben entschuldigen lassen, und endlich sind der Appellhof und das Gericht erster Instanz weggeblieben und haben sich nicht entschuldigen lassen. Die Demonstration dürfte in der Erscheinung des Schattens des Königs Darius liegen, der da sagt: „Große Heere reichen nicht aus, um Alles niederzuwerfen, um Alle zu besiegen. Mein Sohn kämpfte gegen die Götter; er konnte nicht hoffen zu siegen!“ Die Worte sind so transparent, daß alle Beleuchtung überflüssig wäre. Und da man nun heutzutage kein Fest feiern kann ohne Musik, da selbst die kleinsten Bühnen wenigstens ein paar Lieder für ihre neue Stücke componiren lassen, so wollte man auch die Chöre in den „Persern“ singen, und da man eben niemand zur Hand hatte, der eine würdige Notation dazu hätte schreiben können, so paßte man die Musik zur Antigone den „Persern“ an, und es ging. Hätte man die Chöre zur Athalie genommen, es wäre auch gegangen. Das Stück des Aeschylus hat bis jetzt drei Vorstellungen erlebt; die erste fand zu Athen statt, acht Jahre nach der Schlacht von Salamis, die zweite zu Syracus zur Zeit des Hiera; bei den beiden war der Autor zugegen. Was hätte er wohl zu der dritten gesagt, wo das Stück am Vorabend des Festes der Jungfrau von Orleans durch künstige Abbés unter der Leitung eines katholischen Bischofs gespielt ward? Aeschylus hätte die jungen Herrn schwerlich verstanden, die da sprechen: „Akilleos“ und „Odysseos.“ Die Franzosen behaupten frischweg, diese dritte Vorstellung sey der beiden ersten nicht unwürdig, die sie nicht gesehen.

Wie gewöhnlich wurde die Fahne der Jungfrau, das heißt ein Facsimile davon, das auf dem Stadthause bewahrt wird, vom Bischof gesegnet, wobei immer die hohen schweren Thürme der Kirche illuminirt werden, al giorno, wie die Peterskuppel in Rom. Andern Tags wurde die Lobrede (panégyrique) der Heldin des Festes gesprochen, und die drei Tage über machte man sich den Spaß, in den mit den alten Königslilien geschmückten Straßen zu spazieren.

Heute Mittag, als ich am Palais Royal, nämlich an dem vom Prinzen Napoleon bewohnten Gebäude vorüber ging, hatte sich eine Menge Menschen vor dem Gitter des Hofes versammelt. Sie warteten auf die Königin von Holland, die beim Prinzen auf Besuch war. Als der Wagen aus dem Thore fuhr, trat die Wache in's Gewehr und machte die Honneurs und die Umstehenden zogen höflichst den Hut ab. Ich erwähne absichtlich dieses Umstandes; die Pariser sind in diesen Dingen nicht sehr absequias, und wie manche Kutsche mit der grünen und goldenen Livrée fährt vorüber, ohne daß man sich darnach umsieht! Die erlauchte Frau steht hier allgemein in großer Achtung. Die Journale sind ihres Lobes voll; ihr Bildniß hängt an allen Schaufenstern bei den Bilder- und Kupferstichhändlern, und wo man ein illustrirtes Blatt aufschlägt, schaut Einen die Dame mit ihren klugen Augen und ihrem milden Ernste an. Die „Illustration“ berichtet: „Eine der gelehrtesten Personen Europas hält sich gegenwärtig hier auf und gar viele Leute ahnen nichts davon. Der Moniteur hat sich nicht einmal die Mühe genommen, uns davon zu benachtigen; diese erlauchte Frau ist die Königin von Holland. Ihre niederländische Majestät ist in der Chemie zu Hause wie Dumas (nicht Alexander), und in der Physik nimmt sie's mit Pouillet auf (Professor an der hiesigen Faculté des Sciences); aber das Wunderbarste ist, daß sie die Heilkunde allen übrigen Wissenschaften vorzieht und daß die berühmtesten Aerzte über ihre Gelehrsamkeit in diesem Fache oft erstaunen.“ Der Sport ist bekanntlich das Blatt nicht allein des „turf,“ sondern des „highlife,“ des guten Geschmacks, der Eleganz, der Fashion. „Die Königin von Holland,“ sagt der Sport, „hat distinguirte Manieren, sie ist noch schön, in ihren regelmäßigen Zügen herrscht eine würdevolle Güte und eine Ruhe, welche fesselt und die Herzen gewinnt. Die Königin hat, scheint es uns, die Pariser Moden nicht ungenommen u. s. w.“ Folgt hier eine sehr pikante Beschreibung ihrer Toilette und ihres Aeußern, die jedenfalls beweist, wie sehr man sich mit der hohen Frau beschäftigt, wozu eben so wohl ihre äußere Erscheinung als ihre Geistesfähigkeiten beitragen. Das Talent wird hier über Alles hoch gehalten, und der große Künstler und der begabte Dichter sind hoffähig so gut wie der Marschall von Frankreich.

Mit nächstem wird hier eine andere hohe Person erwartet, Said Pascho, Vicekönig von Egypten. Am 24. April ist er von Alexandrien abgereist. Said Pascha ist der vierte Sohn des gewaltigen Mehemed Ali, der ihn ausdrücklich für die Marine bestimmte. Der Tod seines Neffen bahnte ihm den Weg zum Throne, den er im Jahr 1854 in Besitz nahm. Unter seiner Anregung wurde der Durchstich der Landenge von Suez begonnen — unter wessen Auspicien wird er beendet werden? Sein Bildniß zeigt einen runden fleischigen Kopf mit geschwellten Lippen und runden blitzenden Augen. Von seinen Zügen sind nur letztere und die Nase sichtbar zwischen einem Wuste von Haaren und einem üppig wuchernden Barte. Der Vicekönig wird gegen den 20. Mai hier eintreffen und den Pavillon bewohnen, den gegenwärtig die niederländischen Majestäten inne haben. Ein Kammerherr und ein Ordonnanzoffizier des Kaisers werden Seine Hoheit in Toulon erwarten.

Ich habe vergessen, seiner Zeit das Absterben des dramatischen Dichters Vanderburch zu berichten, des Verfassers, aber doch des Hauptverfassers — denn es waren ihrer zwei — des Gamin de Paris. Vanderburch hatte lange mit bitterer Noth zu kämpfen; er dirigirte eine Zeitlang ein Puppenspiel, für das er selbst die Stücke

Digitized by Google

ſchrieb, und machte zuletzt ſchlechte Geſchäfte. Dann trat er mit dem berühmten Taſchenſpieler Comte in Verbindung, der ſeine Kunſtſtücke bei Seite gelegt und ein Kindertheater gegründet hatte, das Vanderburch mit einer Menge Stücke verſah, die alle ſehr gefielen. Dann finden wir ihn mit Cöve-Weimars aſſociirt. Beide gaben zuſammen höchſt originelle Erzählungen heraus unter dem Pſeudonym einer Vicamteſſe de Chamilly. Der Ertrag des Gamin de Paris war ſo bedeutend, daß er den bis dahin dürftigen Dichter verhältnißmäßig zum reichen Mann machte. Er kaufte ſich ein kleines Landgut zu Rueil, wo er vor ungefähr ſechs Wochen oder zwei Monaten mit Tod abgegangen iſt.

Man kündigt ein Werk mit einem vielverſprechenden Titel an: „Mystères de l'échafaud, mémoires de sept générations d'exécuteurs.“

Rom, Mai.

Civita Vecchia. — Gregorovius.

Die Conturen eines melancholiſchen, triſten Hafenbildes und der welligen Campagna muß ich flüchtig auf's Papier werfen, ehe ich es unternehme, die claſſiſchen Linien Roms zu zeichnen.

Ringsum dampft die See und der Scirocco treibt graue, bleiſchwere Wolken vor ſich her, die ſich träge an die niedern Hügel hängen. Es ſind die Höhen hinter Civita Vecchia, welche am Strande emportauchen. Farblos und ohne jene ſtylvollen Umriſſe, durch welche der Süden ausgezeichnet iſt, umſchwimmt ſie das neblige Gewölk; monochromatiſch iſt die Vedute der Ufer und Wogen. An dieſer Küſte iſt eine Stadt eingeſchlummert, deren vom Hafen in's Innere ihrer todtſtillen Straßen führendes Thor die kreuzweis über einander gelegten Schlüſſel Petri als Symbol trägt. Civita Vecchia ſchläft ſanft und wird ſobald nicht erwachen; länger als Epimenides ruht es ſchon in den Armen des Schlummergottes und verſucht vielleicht nimmer, die Augen dem Strahl des Tages zu öffnen. Wenn in der Frühe oder beim dämmernden Ave Maria ſeine monotonen Glocken müde tönen, nicken die Häuſer traumbefangen und die Portale gähnen einander an. Aus dem kleinen Hafen ſchleicht manchmal ein Fiſcherboot auf Fang; ab und zu kommt auch ein Handelsſchiff, paſſirt geräuſchlos die runden, caſemattirten Vertheidigungsthürme, läßt vorſichtig die Ankerkette in den Grund, löſcht die Fracht aber nimmt einige Fäſſer Oel an Bord und ſegelt ſtill, wie es gekommen, wieder aus dieſem verſchlafenen Geiſterhafen. Selbſt die Dampfer, welche die nach Rom Reiſenden hier an's Land ſetzen, verweilen nicht länger, als eben nothwendig iſt; die zur Metropole des Papſtes Wallfahrenden ſprechen leiſe unter einander oder ſind ganz ſtumm, und dieß macht, glaube ich, die feierliche Nähe der ewigen Stadt. Stumm auch bemächtigen ſich die Immigen Lazzaroni eurer Habe und ſchleppen ſie nach der Dogana, wo der Beamte, auch er ſtumm wie ein Fiſch, in euern Büchern wühlt. Den verſänglichen Niccolo Machiavelli durchblätternd, entſchließt er ſich endlich zur Frage: „La storia di Roma, Signore?“ Und ihr nickt gravitätiſch: „Si, Signore.“

In Civita Vecchia ſtehen, nicht fern vom Meere, zwei Palmen unter Schutt und Scherben; es waren die erſten, welche ich ſeit Jahren erblickte; von den letzten hatte ich Abſchied genommen zu Athen, am Tempel des Theſeus, um deſſen Marmorſäulen goldſtaubig die griechiſche Sonne flimmerte. Jetzt wurde mir klar, warum mein Herz nicht in ſehnſüchtiger Ungeduld Rom entgegen ſchlug. Die Palme iſt der Baum des Friedens, und wenn der Wind durch ihre Blätter ſäuſelt, überſtrömt den Nordländer wahlliges Behagen; der ganze Zauber des Südens faßt ihn an, er vergißt der Heimath, und ſo beruhigend wirkt ihre erſte Erſcheinung auf unſere Sehnſucht, daß ſelbſt Rom, welches hinter den nahen Campagnahöhen ruht, unſere Schritte kaum zu größerer Eile anſpornen kann.

Die wellige Hügelöde der Campagna iſt vollkommen geſchaffen, uns auf die Trümmerwelt Roms vorzubereiten. Sanft erheben ſich ihre Berge über das Niveau der See; viele derſelben ſind ganz kahl und mit weißen Steinmaſſen an den Abhängen überſät, welche täuſchend weidenden Lämmerheerden gleichen. Andere wiederum kränzt der Schmuck der Eichen; an ihrem Fuße ſchmarotzt dann um den ſchlanken Stamm des Lorbeers dunkler Epheu, der ſich auch um wilde Oliven windet oder niedrig am Boden hinkriecht. In den muldenförmigen Einſattlungen der Berge blüht die Camille und das Tauſendſchön oder rauſcht im brambeerüberrankten Bett ſchmutziggelbes Waſſer. Dann wechſeln in der Niederung hart am Strande Stoppelfelder mit den Halmen der jungen Saat, und darin treibt das ſchwarze Volk der Raben und der unruhigen Kiebitze ihr flatterhaftes Weſen. Zu den langen Waſſertrögen, in welche durch Röhren das Waſſer geleitet wird, kommen durſtige Büffel. Sie weiden hier in großen Heerden und können Fuecht einſtößen durch ihre rieſigen gekrümmten

Hörner und ihren wilden, dämoniſchen Blick. Zu Rom zwingt man ihren ſtarken Nacken in's Joch und ſo müſſen ſie die ſchwerſten Laſten ziehen. Die Sonne, welche lange mit den Sciræcowolken gekämpft, brach endlich ſiegend durch den ſie verhüllenden Dunſtſchleier und es begann die effektvollſte Beleuchtung der Campagna. Aufgeſcheucht durch die erwärmenden Strahlen, begann das Wolkenheer zu wandeln; hügelauf, hügelab wagte der Dunſt, enthüllte ferne einſame Menſchenwohnungen, in denen der Campagnole haust, zeigte verlaſſene Gehöfte und nebenanſtehende kegelförmige Schober voll Futter. Manche fremdartige Figur wurde ſichtbar im Rahmen dieſes Tableaus. Mühſam arbeiten ſich kleine, zähe Pferde, den Hals vorgeſtreckt, durch das Ericageſtrüpp der Heide, unabläſſig geſpannt von ihrem verwilderten Reiter, deſſen ſpitzer, niedergekrempter Hut, durchlöcherter Mantel und hoch getragene Pike, mit welcher er den tückiſchen Stier bändigt, ihn zu einer ritterlichen, poetiſchen Geſtalt ſtempeln. Da kommen hochgeſchürzte Weiber, ihr Haupt mit Linnen belaſtet, das ſie am nahen Bache gewaſchen und jetzt ihrer armſeligen Hütte zutragen. Am Damm der Eiſenbahn liegen träge Arbeiter in den natürlichſten Stellungen, bedeckt mit Lumpen, grünen und blauen, rothen und grauen, ſchwarzen und gelben; man könnte die Nationalfarben aller Völker aus ihnen zuſammen ſtellen. In den Thalfalten und an den Hügelböſchungen hängt immer noch flatternder Nebel, indeß die ferneren, höheren Berge im lichten Gold der Sonne glänzen. Da meint man nun zu ſehen prächtige Villen, zerſtörte Schlöſſer, antike Waſſerleitungen, Reſte von Bauten der Vorzeit, die ſämmtlich nichts anderes ſind als eigenthümlich geformte Felsmaſſen. — Bei der Station Pala verlaſſen wir das Meer, welches von Civita Vecchia ab zu unſerer Seite blinkte. Die letzten Möven flattern zaghaft über die Lokomotive, die nun bis Rom nicht mehr raſtet. Hin und wieder beugen wir den Kopf aus dem Waggon, ob wir nicht die Kuppel einer römiſchen Kirche entdecken, vielleicht gar St. Peter; immer wölbt ſich noch keine vor uns, was uns nicht ungeduldiger macht, denn einen Beſitz, der uns mit ſolcher Sicherheit garantirt iſt, können wir mit Ruhe erwarten. Die Bahnlinie iſt auf dieſer Strecke oft tief eingeſchnitten in den Tuffſtein der Campagna und die Bewohner haben ſich in dieſer weichen Steinmaſſe eingeniſtet, indem ſie Grotten und Kammern aushöhlten. Ein freundliches Gärtchen vor einer ſolchen Klauſe verſchönt den an und für ſich pittoresken Anblick und gibt dem Ganzen ein blumenhaftes Behagen. Wellig und terraſſirt anſteigend ſtreichen dann wieder die Hügel hin und die Nähe der großen, vielbedürftigen Stadt verkünden jetzt weitläufige Gemüſepflanzungen. „San Pietro!“ ruft da eine Stimme. Das elektriſirt doch jeden. Alles drängt ſich um die Wagenfenſter. Wirklich, dort ſteigt die Rieſenkuppel empor, ruhig, groß, himmelanſtrebend; ihr Kreuz ſchimmert verklärt von Licht im Aether. Durch Porta Portese betreten wir die Stadt; lieber wären wir an der Porta del Popolo angekommen, da hätten uns die Worte: „felici faustoque ingressui!“ bewillkommt. Doch ſey auch ſo unſer Eingang geſegnet!

Kurz vor Ave Maria lenken wir unſere Schritte nach einem hohen Hauſe in der Nähe des Pincio. Dort wohnt ein deutſcher Poet, der in Dichtung und demnach in reeler Wahrheit, getränkt mit dem Geiſt des Alterthums, ſeinen Landsleuten die ganze Poeſie Italiens zu eigen gegeben. Wie es dem ächten Dichter ziemt, verklärt er jedes Objekt durch den Idealismus, welchen die Götter in ſeine Bruſt gepflanzt, und wer mit ihm als Führer durch Sicilien, Sicilien aber Rom gewandert iſt, dem ergeht es, wie Allen, welche aus den Kryſtallfluthen der Fontana Trevi getrunken; unabläſſige Sehnſucht zieht ſie nach jenen claſſiſchen Landen. Ferdinand Gregorovius heißt dieſer Dichter, der mir nun entgegentrat und freundlich die Hand zum Gruße bot. Dann ſprachen wir von der Heimath, von Rom und ſeinem Rieſenwerke: „die Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter,“ welches ihn ſchon ſeit Jahren unermüdlich beſchäftigt und noch lange Jahre ſeine ganze bedeutende Kraft in Anſpruch nehmen wird.

„Ich ſchwimme wie in einem Ocean und ſehe kein Land!“ rief er, als wir die Mühe des Quellenſuchens beſprachen, und ſo manches Hinderniß, welches ihm bei ſeiner Arbeit in den Weg geworfen wird. Als ich beim Fortgehen an's Fenſter trat, die vor dem Niedergang noch einmal blitzend durch den Wolkenflor brechende Sonne zu betrachten, und nun mein ſtaunender Blick freudig und ſelig über dieſes göttliche Panorama irrte, ſagte mein neuer Freund lächelnd: „Ganz Rom liegt zu meinen Füßen.“ Ich aber ging an jenem Abend noch lange unter dem wolkenverhangenen Himmel und war im Tiefſten der Seele beglückt, daß auch ich Rom vor mir liegen ſehen durfte; und ich machte meiner überfließenden Dankbarkeit Luft, indem ich den Vers Virgils ſprach: „Deus nobis haec otia fecit!“ Ein ſtarkes Gewitter entlud ſich in der Nacht über Roms ſieben Hügeln, und als aus Abend und Morgen der erſte Tag meines römiſchen Aufenthalts geworden, erwachte ich unter rollendem Donner und zackigen Blitzen.

(Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 23. 4. Juni 1862.

The best in this kind are but shadows, and the worst are no worse, if imagination amend them.

Shakespeare.

Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Uns fegt Natur, so muß die Kunst entweichen.

Schiller.

Marburgische Dramaturgie.

Erstes Stück.

Am 12. Januar wurde im Casino zu Marburg zwischen dem Tanzen die komische Tragödie „Pyramus und Thisbe" aus Shakespeares Sommernachtstraum von Studenten im offenen Tanzsaale dargestellt; voraus gingen die Scenen, in welchen sich die Rüpel über die vorzubereitende Aufführung berathen, und ein Theil der Randglossen wurde von den Zuschauern geliefert.

Dieses Stückchen aus einem bekannten classischen Werke eignet sich auch sehr wohl zur Eröffnung eines vielleicht sehr gewagten Versuchs, mit den unzureichendsten Kräften und Hülfsmitteln doch einige gebildeter Zuschauer würdige Eindrücke zu machen. Denn es enthält die Antwort des größten dramatischen Genies auf die Frage, um die es sich bei einem solchen Versuche zuerst handelt: ob ein künstlerischer Eindruck einer theatralischen Vorstellung möglich ist, auch wo man von vorn herein darauf rechnen kann, daß die Ausführung derselben im Einzelnen viel zu wünschen übrig lassen wird, oder, allgemeiner ausgedrückt, ob auf die Vollkommenheit schöner und reicher Illusionen der Phantasie überhaupt bei dem Totaleindruck des Dramas so viel ankommt, wie der blasirte Geschmack der Gegenwart annimmt.

Es gibt nach Schiller zwei Arten der Poesie, naive und sentimentale. Die erste ist die ursprüngliche, es ist die treue Abspiegelung des unendlichen Reichthums von Bildern, mit denen die Wirklichkeit der Natur die menschliche Phantasie erfüllt. In der Wirklichkeit wechseln Stimmungen und Neigungen mit voller Freiheit und Zufälligkeit. Die naive Seele des Menschen, der sich ihnen ungebunden hingibt, braucht keine abstrakten Begriffe und Grenzen im Spiele des Lebens. So ist es auch in der naiven Poesie. Das nennt man episch, objektiv, realistisch. Viele halten nur dieß für Poesie. Wenn aber der Mensch in sich zurücktritt und in den Stimmungen seiner Brust nicht mehr nur die Bilder der Dinge sieht, deren Eindrücke sie erregt haben, sondern das Leben eines Wesens eigener Art mit festen Formen des Denkens, Empfindens und Wollens, so zieht er von dem unendlichen Reichthum der Eindrücke, die das äußere Leben ihm darbietet, seine eigenen immer wiederkehrenden Erregungen ab und knüpft sie nur an einzelne hervorragende Eindrücke oder faßt sie ganz als allgemeine Begriffe. So ist es auch in der sentimentalen Poesie. Das nennt man pathetisch, subjektiv, idealistisch. Viele halten dieß erst wirklich für Kunst.

Die naive Poesie ist unbegrenzt und von unendlichem

Digitized by Google

Reichthum des Inhalts, den ſie der Phantaſie gibt; ſie macht immer Eindruck, ſo gut wie die Natur, aber oft verſchiedene Arten von Eindrücken nach einander oder auch zugleich in verſchiedenen Gemüthern. Die ſentimentale Poeſie iſt ſcharf begrenzt und oft arm an Bildern von Eindrücken, welche die Phantaſie beleben; ſie kann ihren Eindruck verfehlen, wie jede Ausgeburt des menſchlichen Geiſtes; erreicht ſie ihn aber, ſo iſt es auch immer ein ganz beſtimmter, bei jedem, der ihn hat. Daß eines nie ganz ohne das andere ſeyn kann, wo größere poetiſche Kunſtwerke zu Stande kommen ſollen, iſt unbezweifelt. Welche von beiden Richtungen aber die vorherrſchende ſeyn muß, iſt die große Streitfrage.

Shakeſpeare ſtellt im Sommernachtstraum Menſchen dar, die ſich von allen abſtrakten Geſetzen, die der menſchliche Geiſt dem geſelligen Leben gegeben hat, losſagen und auf das freie Gebiet der Natur begeben, wo ſie mit der Willkür der Phantaſie dem Spiel der Laune, die aus ihren äußeren Eindrücken geboren iſt, ſich hingeben können. Hier herrſcht keine klare Norm moraliſcher Principien des menſchlichen Geiſtes, ſondern die dunkle Macht fabelhafter Weſen, die das machen, wovon kein Menſch einen vernünftigen Grund anzugeben weiß. Gervinus hat treffend ausgeführt, wie ſchön Shakeſpeare dieß dargeſtellt und an die alte Sage vom Reiche der Feen angeknüpft hat, wie er dieſe deßhalb als reine, ſinnlich reizende Weſen dargeſtellt hat, „Weſen ohne feineres Gefühl und ohne Moralität," „Weſen ferner ohne höhere Intellectualität," „daß ihnen nirgends Reflexion geliehen iſt," und „von einer Betrachtung, einer Gefühlsäußerung keine Spur." Er fügt dann eben ſo treffend hinzu, daß „das Stück der Rüpel gleichſam das Gegenſtück zu des Dichters eigener Arbeit" ſey — oder er hätte wohl genauer nur geſagt, zu dem Spiel der Elfen (denn zu des Dichters eigener Arbeit gehört das eine eben ſo gut wie das andere) — daß beide „in Extremen ſich entgegengeſetzt" ſeyen. Nur das verſtehe ich nicht ganz, wie er dazu kommt, dieſen Gegenſatz näher dadurch zu bezeichnen, daß er das Werk der Rüpel als das „Materielle," als „das Reale" jener Feenwelt entgegenhält, in dem der einbildenden Kraft des Zuſchauers gar nichts zugetraut ſey, während ſie dort ganz in Anſpruch genommen iſt.

Ich will verſuchen, meine Begriffe davon möglichſt zu ordnen. Gervinus ſetzt hier das Reale dem Spiel der Phantaſie entgegen. Iſt dieß aber äſthetiſch ein bedeutender Gegenſatz und nicht vielleicht nur pſychologiſch oder logiſch? Ich meine, kommt das Reale nicht überhaupt äſthetiſch erſt dann in Betracht, wenn die Phantaſie es aufgenommen und nachgebildet hat? und iſt nicht der Gegenſatz dieſes Abbildes der Eindrücke des Realen im Spiele der Phantaſie vielmehr das Ideale, das, was der Geiſt nicht vom Realen nur abbildet, ſondern von ſeiner Art, dadurch erregt zu werden, ſelbſtthätig abgezogen hat? Dafür, daß in dieſem Zuſammenhange die Phantaſie und das Reale die Gegenſätze nicht ſeyn können, die ſich gegen einander abheben ſollen, dafür ſcheint wenigſtens das zu ſprechen, was Gervinus auch klar ausführt, daß es dem Zuſchauer ganz freigelaſſen und nicht beſtimmt vorgeſchrieben iſt, wie weit er, was im Walde geſchieht, als Traum oder Wahrheit anſehen will.

Was ferner den Gegenſatz angeht, der in der verſchiedenen Art, wie die Einbildungskraft des Zuſchauers den Elfen und Rüpeln gegenüber ſtehen muß, liegen ſoll, ſo iſt es wohl richtig, daß der Dichter ſie durch erſtere ſehr in Anſpruch nehmen läßt, aber nur um ſie mit Leichtigkeit bis obenan voll lieblicher Bilder zu ſchütten, wobei ſie ſich ſelbſt nicht viel anzuſtrengen braucht. Was auf der andern Seite das Rüpelſtück angeht, ſo hebt Gervinus ſelbſt hervor, daß der richtige Geſchmack des Theſeus die Einbildungskraft hinzubringen heißt. Wie kann er, wenn dieß nöthig iſt, ſagen, daß ihr hier zu wenig, oder gar nichts zugetraut ſey? Im Gegentheil viel zu viel. Die Rüpel beſorgen nicht, daß es den Zuſchauern zu ſchwer werden wird, ſich vorzuſtellen, daß ein Löwe da iſt, ſondern daß die Illuſion ſie zu lebendig überwältigen wird, und laſſen ihn deßhalb in einer eigenen Rede ſagen, daß es Schnock der Schreiner iſt. Die Reden der Wand und des Mondſcheins helfen allerdings der Phantaſie nach, indem ſie ſagen, was man ſich unter ihnen denken ſoll. Sonſt möchte ich aber auch wiſſen, wie ſelbſt die kühnſte Phantaſie zu der Vorſtellung käme; es iſt ſchon ſo ſchwer genug.

Wie der Apparat, ſo iſt auch der Text der Tragödie. Was die Illuſion der Phantaſie fördern könnte, fehlt, alle naive Erwähnung ſinnlicher und individueller Einzelheiten. Nichts, als was zur dürren Geſchichte gehört, iſt da, und allgemeine Gefühlsausdrücke, angeknüpft an die trivialſten Gemeinplätze von Bildern für ſie, wie Nacht, Mond, Furien, Seele, Herz, Tod. Ich begreife alſo nicht, wo „das Reale" ſteckt, „das ganz „„Nichts"" geworden iſt," ſondern ſehe vielmehr nur das ideale Nichts der Abſtraktion, dem es nicht gelingt, ſcheinbar real zu werden. Das bezweifelt niemand, daß die Rüpel real ſind. Ihr Stück „Pyramus und Thisbe" iſt aber gerade das Gegentheil von ihnen ſelbſt, hohes Pathos, und bei ihnen zugleich hohles Pathos, und dieſer Gegenſatz iſt es eben, der ihre Aufführung einer

Tragödie lächerlich und zum Gegenstand einer wohl componirten Comödie geeignet macht.

Also können wir uns den dargestellten Gegensatz wohl leichter verständlich machen, wenn wir sagen: Die Menschen im Stücke werden von den Elfen im Reiche der Träume, der bunt wechselnden Bilder, wie Natur und Phantasie sie reichlich produciren, lustig umhergetrieben und dann von den Rüpeln plötzlich mit der phantasielosen Armuth des abstrakten Bildes der menschlichen Leidenschaft als solcher angestiert. Will man nach dem Treiben der ersteren eine Poesie machen, oder dergleichen, wie Freiligrath, einfach selbst gleich Poesie nennen, so ist es naive Poesie. Die Tragödie der letzteren dagegen ist sentimentale Poesie, und zwar in ihrer äußersten Einseitigkeit und Entkleidung vom Naiven, wo das Abstrakte in das Triviale übergeht. Das Triviale ist ja nur das ärmlichste Abstrakte, welches das Reale noch nicht als überwunden hinter sich hat. Das ist aber die Schranke der künstlerischen Begabung bei den Rüpeln; sie stecken selbst noch so tief im Realen, daß sie die Phantasie und die Wirklichkeit noch gar nicht unterscheiden, beide gleich sehr als gegeben voraussetzen und in der Kunst nur das Abstrakte suchen, also sogleich zu einer Aufgabe hineilen, die naturgemäß erst einem Geiste sich mit Erfolg eröffnen kann, der das naive Wiedergeben der Natur schon hinter sich hat. Da aber im Grunde auch bei dem Gebildetsten das Suchen nach einer vollkommen entsprechenden äußeren Darstellung des an sich Innerlichen der abstrakten Empfindung stets unzulänglich bleibt, so können sie immerhin als Repräsentanten dieser Richtung der Poesie dem ursprünglich natürlichen naiven Spiele der Phantasie gegenüber gefaßt und Shakespeares Meinung von derselben in dem Erfolge, den er ihrem Spiele gibt, erkannt werden.

Hier höre ich nun Neunzig von Hundert unserer Aesthetiker der Gegenwart ausrufen: „Nun, da haben wir's ja! Shakespeare, der große Realist, der Mann der Natur, die Natur selbst, verhöhnt und vernichtet die Kunst, die den Zusammenhang mit der Natur verloren hat und die Einbildungskraft der Zuschauer mit nichts mehr zu füllen weiß, weil die Worte, die von abstrakten Empfindungen reden, dazu nicht im Stande sind! Da kommt der Idealismus hin! Eine Tragödie, bei der man sich zu Tode lacht!"

Das ist in seiner Art wohl richtig; aber ob es erschöpfend ist, möchte ich wohl fragen. Oder wie kommt es, daß Theseus, der König, der unstreitig als der Repräsentant einer richtigen Welt- und Kunstanschauung im Stücke dasteht, sich gerade diesen Kunstgenuß aussucht „an seinem herrlichsten Feste?" Die gütige Rücksicht auf die treuen Unterthanen genügt wohl schwerlich als Erklärung; denn die andern Stücke sind doch wohl auch von solchen hergerichtet, und die Musen, die Centauren, die Bacchanalen, das alles wäre wohl mehr im freien Geschmacke genialer Entfaltung reicher Phantasie gewesen und hätte wenigstens als Gegenstück und Erholung vom langweiligen Pathos einige Berücksichtigung verdient, wenn Shakespeare dieses nur recht hätte in Schatten stellen wollen. Der blasirte Höfling Philostrat und auch die verwöhnte Braut werden freilich mit der gütigen Nachsicht, die man dem guten Willen der Leute schuldig sey, beschwichtigt, daneben stehen aber auch schon Andeutungen, daß dem Werke der Einfalt wahrer Werth beizulegen sey.

Doch dem sey vorerst wie ihm wolle. Sehen wir das Stück selbst an. Die schwachen und die lächerlichen Seiten sind zur Genüge bekannt und belacht, auch von Schlegel in abscheulichen Alexandrinern und vielen einzelnen Zusätzen von Bombast gehörig noch auf's gröbste überkarrikirt. Es verlohnt sich aber zu untersuchen, ob das Stück nicht auch seine guten Eigenschaften hat, und wenn das, ob diese so ganz Nebensache sind.

Die Rüpel sind Philister, aber Philister von Athen, und so auch der Verfasser ihres Stücks, wenn sie es nicht selber gemacht haben. Sollte er denn gar keine Ader von seinem großen Landsmann Euripides haben? Eines hat er, wenn wir von vorne anfangen, gleich mit diesem gemein, den Prolog, in dem die ganze Geschichte im voraus erzählt und also der Effekt der Ueberraschung eben so gründlich zerstört wird, wie durch den Mondschein der der Illusion. Nun ist dieß freilich auch schon an Euripides oft genug getadelt worden, aber von Lessing so glänzend vertheidigt, daß ich nichts hinzuzufügen habe; nur daran darf ich erinnern, daß ein solcher Prolog hier doppelt nöthig ist, wo so manche Einzelnheit leicht unverständlich werden könnte, wenn man nicht von vorn herein wüßte, wie Alles gemeint ist. Nach dem Prolog beginnt die Feststellung der wirklichen Situation möglichst unbeholfen mit der Auseinandersetzung der Wand. Dann setzt mit dem ersten Monolog des Pyramus die erste Darstellung der tragischen Stimmung ein. Dürr, wie sie rhetorisch eingekleidet ist, ist sie doch in den einfachen Grundzügen ihrer Motivirung vollkommen dem entsprechend, was den Anfang jeder guten Tragödie macht. Das Gefühl des Helden ist in einer ernsten Spannung, die von dem ordinärsten Eindrucke der Nacht als von einem verwandten Aeußeren angesprochen und durch die Sorge um Thisbes Ausbleiben wirksam genährt wird. Nachdem durch diese Vorbereitung das Zusammentreffen der Liebenden schon

als etwas Bedenkliches im voraus bezeichnet ist, wickelt sich der Dialog mit großer Dürftigkeit ab und gelangt bald zum entscheidenden Resultat der verhängnißvollen Verabredung, „sey's lebend oder todt" zu kommen, und so ist die Aufgabe des ersten Aktes kurz und bündig gelöst, der tragische Knoten geschürzt.

Der zweite Akt, die objektive Ueberführung der im ersten eingeleiteten Verwicklung in die im dritten zum Ausbruch kommende Krisis ist noch einfacher, da das Verhängniß in der rohen Gestalt des Löwen ohne psychologische Motivirung nur zu erscheinen braucht, während der Mond die Aufgabe hat, die feierliche Stimmung zu erhalten, was er freilich auch bei dem geneigtesten Zuschauer verfehlen wird zu erreichen.

Doch das ist nur ein Uebergang. Es folgt nun der Gipfel der tragischen Krisis, eingeleitet, wie in jeder guten Tragödie, z. B. in dem Monolog „Eilende Wolken, Segler der Lüfte," durch eine vorhergehende erhobene Stimmung, mit der der Held, ohne zu ahnen, was der Zuschauer schon kommen sieht, seinem Verhängnisse entgegen geht. Die Anrede an den Mond, wäre sie auch im Original wirklich so albern, wie sie Schlegel gemacht hat, indem er die Sonnenstrahlen des Mondes die Erde bemalen läßt, bezeichnet doch richtig eine arglose Beschaulichkeit und freudige Erwartung. Wird nun diese durch die Erkennung des zerrissenen Mantels plötzlich in ihr Gegentheil, in die Ueberzeugung des unrettbar zerstörten Glückes der Liebe umgesetzt, so ist dieß unstreitig eine vollkommen richtig herbeigeführte große tragische Krisis, ein entscheidender Wendepunkt des Ganzen, der dem Eindruck desselben durch die nothwendige Gipfelung in der Mitte Einheit verschafft. Unmittelbar nach einem solchen wird denn auch die wüste Rednerei am wenigsten stören; denn nach einer solchen Erschütterung hält auch der gebildetste keine wohlgesetzten Reden. In den besten Tragödien machen dieselben an dieser Stelle einfach rohen Ergießungen Platz.

Ich will deßhalb auch nicht davon reden, daß Schlegel auch hier das Uebermaß der Albernheit erst noch hinzuthut, indem er auf eigene Kosten die Furien „im Trab" ankommen läßt; nur eine Kleinigkeit, wollte ich wünschen, hätte er nicht unterdrückt, nämlich den Gedankenstrich nach den Worten: „Doch halt —". Der Gipfel der Krisis in einer Tragödie drückt sich lebendig nicht in Worten aus, sondern, wie bei Laokoon, in der Erstarrung eines stummen Seufzers, die mit der Erkennung des Verhängnisses eintritt, und diese Stelle pflegen die Dichter, welche das stumme Spiel nicht auszumalen haben, mit einem Gedankenstriche anzudeuten. Der Schauspieler muß dann wissen, was er zu thun hat, und er kann es auch bei geringer Bildung nicht verfehlen, wenn ihm nur die plötzlich seine Situation verändernde Bedeutung des Momentes klar ist. In diesem Ausdruck der unendlichen Pause, die nach dem Gedanken „Unwiederbringlich —" wie bei Karl Moor, auch nach dem Worte einsetzt, sind sich alle gebildeten und ungebildeten Menschen gleich. Jeder reißt dann die Brauen in die Höhe, ballt die Hände krampfhaft zusammen und rührt sich nicht.

Von dieser Höhe fällt die Fortsetzung der Geschichte wieder jählings ab. Das nächste Resultat des Eindrucks, der Selbstmord, ist etwas mangelhaft motivirt, weil er so eilig geschehen muß, wenn er nicht durch Aufklärung des Irrthums verhindert werden soll. Genug aber, er wird nicht verhindert, und mit der Klage der Vereinsamten und ihrer Gesellung zum Tode ist die Verwicklung richtig zu Ende gebracht; aus Furcht und Entsetzen ist reine Trauer der Auflösung hergestellt.

Also, wenn wir die Summe des Ganzen ziehen, so hat das Stück Anfang, Mitte und Ende; es mag so dürftig im Einzelnen ausgeführt seyn, wie es will, es ist im Ganzen richtig componirt, und wenn Aristoteles noch lebte, der das in der Tragödie für die Hauptsache hielt, so wäre es in der Hauptsache eine gute Tragödie. Heutzutage weiß man das freilich besser.

Kehren wir zu Shakespeare zurück, oder vielmehr zunächst zu Theseus. Er ist am wenigsten blind gegen die Schwachheiten des Spiels der Rüpel. Er macht die feinsten satirischen Randglossen darüber. Die Witze der Höflinge, die zuvor im Walde so naturalistisch naiv poetisch gelebt haben, erscheinen dagegen sehr gesucht. Aber scharfe Beobachtung und reine Empfindung schließen sich keineswegs aus. Dieß macht Theseus glänzend geltend. Seine fein gebildete Braut will gleich am Ende des ersten Akts über die ganze erbärmliche Aufführung den Stab brechen. Mit ernster Entschiedenheit stellt er dem entgegen den Satz, welchen damit der Dichter offenbar als Thema der Betrachtungen aufstellt, die wir über die Tragödie anstellen sollen: „Das Beste in dieser Art ist nur Schattenspiel, und das Schlechteste ist nichts schlechteres, wenn die Einbildungskraft nachhilft." Im zweiten Akte bei der Selbsterläuterung des Mondes reißt auch ihm die Geduld, und als der Löwe brüllt und Thisbe läuft, ist allgemeine Heiterkeit entschieden. Nun aber kommt die Höhe der Krisis, wo der Menschheit ganzer Jammer den Unglücklichen erfaßt, „das große gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt," und wenn ihn auch ein Rüpel vorstellt. Was sagt Theseus zu diesem Pathos? „Dieses und der Tod eines werthen Freundes könne wohl

Digitized by Google

hinreichen, einen Menſchen traurig zu ſtimmen.“ Das iſt die Anwendung von der vorhergegangenen allgemeinen Bemerkung. An und für ſich hält es ſchwer, durch dieſen Jammer ſich ganz hinreißen zu laſſen; aber wenn verwandte Erinnerungen eigener Erfahrungen die Phantaſie befähigen, die dargeſtellte Erſchütterung in der Vorſtellung lebendig zu machen, ſo iſt der Anſtoß hinreichend. Wer das für Ironie nehmen will, muß auch die obige Sentenz wegläugnen.

Und was ſagt Hippolyta? „Verwünſcht mein Herz, aber der Mann thut mir leid!“ Die Gewohnheit des guten Tons, nur das gut Durchgeführte zu goutiren, ſträubt ſich, und doch kann ſie das Erwachen einer unverdorbenen Rührbarkeit nicht unterdrücken. Im entſcheidenden Momente iſt der Zweck der Tragödie erreicht, das Mitleid erregt.

Soll nun Shakeſpeare die Kunſt, die dieß leiſtet, haben nur verſpotten wollen? Nein. Wie Götz von Berlichingen das Bild des Kaiſers im geſudelſten Conterfei verehrt, ſo ſollen wir hier die erhabene Größe der Kunſt verehren, welche in der erbärmlichſten Verkümmerung noch dieſen edelſten Eindruck auf jedes nicht bis zur Erſtorbenheit blaſirte Herz hervorzubringen nicht verfehlen kann.

Dieß war auch bei dem gebildeten Publikum im Caſino zu Marburg nicht zu verkennen. So wenig in der Erbärmlichkeit der Ausſtattung geſpart war, ſo allgemein der Student im Bärenfelle als Löwe ſich geberdend belacht wurde, ſo trat doch eine Art von ernſter Stille ein, als Pyramus, wenn auch mit gehöriger Uebertreibung, ſeinen Monolog vor dem Mantel herunterriß. So hätte es der Bemerkungen des Theſeus und der Hippolyta, die auch nicht als ſolche, ſondern als Mitzuſchauer im Ballcoſtüm das Wort führten, kaum bedurft.

Bei einer vollſtändigen Aufführung des Sommernachtstraumes iſt das etwas Anderes. Da ſind die Zuſchauer nicht Zuſchauer der Tragödie, ſondern Zuſchauer der Zuſchauer. Die im kritiſchen Momente erreichte Rührung braucht ſich nicht bis auf ſie zu erſtrecken, was auch zum Effekt einer Komödie durchaus nicht paſſen würde. Sie ſehen nur mit Heiterkeit zergliedert, wie dieß bei den Menſchen des Stückes möglich wird, ſie ſehen den Rüpeln hinter die Couliſſen und den Zuſchauern der Rüpel in's Herz und erkennen dort recht abſichtlich das Spiel der Eindrücke und Störungen, wovon ſie ſelbſt ein ander mal, wenn ſie ſelbſt Zuſchauer einer Tragödie ſeyn werden, ſich vornehmen ſollen mit Fleiß zu abſtrahiren.

Auch bei der Hochzeitgeſellſchaft in Athen dringt der Affekt nicht allzu tief. Faſt zu leicht gelingt dem Schluſſe des Stücks ſeine Aufgabe, aus der hohen pathetiſchen Spannung in die Ruhe des Zeitvertreibs wieder zurückzulenken. Indeſſen das ſoll ja auch immer das Ende ſeyn. Die Täuſchung ſoll nicht auf eine wirkliche Vermiſchung der eigenen Stimmung mit der mitempfundenen auslaufen. Das Stück hat ſeine Schuldigkeit gethan, wenn es richtig zu Ende geführt iſt, mag auch manches einzelne verfehlt geweſen ſeyn. Theſeus ſagt: „Wenn der, der es geſchrieben, den Pyramus geſpielt und ſich an Thisbes Strumpfband aufgehängt hätte, wäre es eine ſchöne Tragödie geweſen, und das war es auch.“ Wäre es auch noch alberner durchgeführt, ſo war doch die Tendenz eine richtige. „Wage du zu irren und zu träumen; tiefer Ernſt liegt oft im kindiſchen Spiel.“

Wenn ich alſo Shakeſpeare recht verſtehe, ſo hat er durch die Anknüpfung dieſer ſteif pathetiſchen Darſtellung an die launige Heiterkeit des Naturlebens im Sommernachtstraum gezeigt, daß, wenn auch im Leben die unbefangene Hingabe an die Laune der Eindrücke des Augenblicks, der holde Leichtſinn die Menſchen leiten mag, in der Kunſt dieſe bequeme Ausbreitung in die Unendlichkeit des zufällig Geſchehenden außer uns zurücktreten muß gegen die Unendlichkeit des nothwendig Empfundenen in uns, für die ein ſehr eng begrenztes Stück vorgeſtellter Wirklichkeit den Stoff gibt.

Dingelſtedt hat neulich über Gutzkow bei Beurtheilung des „Zauberers von Rom“ die Bemerkung gemacht, die, wie es ſcheint, zur Rechtfertigung genügen ſoll: „Er kann mit ſich, mit ſeinem Stoffe nicht fertig werden. Iſt es denn aber das Leben?“ Gewiß nicht; aber dadurch ſoll ſich eben die Kunſt vom Leben unterſcheiden, daß ſie im Kleinen eine Totalität herzuſtellen im Stande iſt. Es iſt wohl ſchade, wenn ſie darüber gar zu viel von der ſinnlichen Lebendigkeit und Natürlichkeit verloren gehen läßt, die ſie bei naiverem ſich gehen laſſen ſo leicht der Wirklichkeit abſehen könnte, aber dann nicht, wenn ſie nur immer ihre ſelbſterdachten Stimmungsphaſen im Auge hat. Soll einmal eines von beiden vernachläſſigt ſeyn, ſo iſt es immer noch viel eher vom Zuſchauer zu erwarten, daß er die Lebendigkeit der Vorſtellung des nur in ſeinen Hauptzügen Angedeuteten mit der Phantaſie hinzubringt, als daß er ſich aus einem unverarbeiteten Reichthum von Eindrücken erſt ſelbſt etwas herausordnen ſoll. Denn wenn er das will, ſo braucht er die Kunſt nicht, ſo kann er ſich, wie jene im Walde unter den Elfen, nur den Eindrücken des vollen Menſchenlebens unmittelbar hingeben. „Warum entflieht ihr euch, wenn ihr euch ſelber nur ſucht?“ Und wenn auch die Aufgabe der Mühe werth wäre, mit Hülfe der Kunſt möglichſt

Digitized by Google

vollkommene Illuſion der gegenwärtigen Fülle wahren Lebens zu ſuchen, ſo wäre ſie ja doch unerreichbar.

Oder hat nicht Shakeſpeare ſelbſt zur Genüge ſich ſelber verhöhnt, wenn er die Triumphe ſeiner Nation mit ein Paar elenden Klingen auf der engen Galerie ſeiner Bühne nachahmen ließ, um zu zeigen, daß ihm auf naturwahre Darſtellung äußerlicher Dinge gar nichts beim Drama ankam? Was ſind aber die lächerlichen Anſtalten der Rüpel anders als Uebertreibungen der Mängel ſeiner eigenen ernſten Leiſtungen, woran er zeigt, daß trotz alle dem edle Eindrücke möglich ſind, wenn der Zuſchauer nur an die Hauptſache zu denken im Stande iſt? Was iſt dagegen das Princip dramatiſcher Compoſition, das in dieſer Nacktheit noch triumphirt, anders, als was er ſelbſt ohne dieſelbe zu derſelben Zeit, als er dieſe Parodie ſchrieb, im Begriffe ſtand in Romeo und Julie zu verwirklichen? Da fehlt es freilich auch nicht an reicher Fülle ſchöner Bilder des Lebens, aber ſie iſt der ſtrengen Compoſition der pathetiſchen Momente vollkommen untergeordnet; und wenn Julie, während wir die grimmigſte Enttäuſchung ſchon über ſie hereinbrechen ſehen, in ſpitzfindiger Contemplation über die ſchwarze Nacht ihre erwartungsvolle Verzückung zergliedert, und wenn ſie dann aus dem argen Strudel der Schreckensnachrichten ſich das Eine Wort: „Romeo iſt verbannt!“ zur todtenſtarren Vermählung mit dem Schickſal erkoren auf die Bruſt ſetzt, was iſt das im Grunde anders als rein ſentimentale Poeſie, von aller lyriſchen Naivetät ſo weit entfernt als das Pathos des Pyramus?

Sollte es wohl der Schatten dieſes Rieſen ſeinem gelehrten Interpreten viel Dank wiſſen, daß er in kritiſcher Beleuchtung der Darſtellung des Sommernachtstraums in Berlin die Geſchmacksſpitzung vertritt, welche heutzutage faſt zur Anſtandsregel aller feinen Leute erklärt zu ſeyn ſcheint, wonach man ein gutes Stück lieber gar nicht ſieht, als mangelhaft dargeſtellt? Kommt wohl, wenn dieſes Stück in ſeinem Hauptheile darauf angelegt iſt, das Leben in phantaſtiſcher Naturlaune anſchaulich zu machen, auf den Unterſchied, ob Oberon einen Bart hat oder eine Balletdame iſt, mehr an, als darauf, ob Zettel den Pyramus im ſtrohgelben oder im carmoiſinrothen Bart ſpielt? Nein. Wenn heute am Tage ein Mann in unſerem Volke aufſtünde im Geiſte und der Kraft des großen Briten, ſo würde er in den beſcheidenen Anſprüchen, die das luſtige Völkchen im Caſino zu Marburg an ein Theater macht, mehr von dem Geiſte erkennen, auf welchen er wirken könnte, als in dieſer Detailkennerſchaft, die das einfach Große lieber ganz verloren gehen läßt, wenn es nicht mit archäologiſcher Eleganz zugeſchüſſelt iſt. „Die Erſchütterung der Menſchenbruſt durch das Schickſal hängt nicht davon ab, ob die Menſchenbeine des Schauſpielers in jedem Augenblick richtig geſetzt worden ſind. Theſeus ſagt: „Wenn alle Schauſpieler todt ſind, braucht man keinen mehr zu tadeln.“ H.

Der Pariſer Polyphonismus und deſſen Tummelplätze.

(Fortſetzung.)

Wir finden uns alſo zu dem Concerte ein. Was hören wir? Vor Allem viel Geplauder und Geſchwätz, eine Menge Schnickſchnack ohne Saft und Kraft auf der verfeinerten Trommel, kaum hie und da eine, durch Variationen des tappenden Compoſiteurs noch dazu entſtellte Kleinigkeit von einem bekannten Tondichter; ferner ein Quantum von einer ehemaligen Schülerin des Conſervatoriums vorgetragener Rouladen und Trillſtücke, endlich einige Liedervorträge im Tenor- oder Baßſchlüſſel, oder aber etliche, gewöhnlich leichte und ſeichte Duos für Geige und Clavier, Violoncell und Orgel. Von claſſiſchem Vortrage keine Spur. Und weßhalb das? Weil all die berühmten Künſtler, wie ſie da einherſtolziren, zu eingebildet ſind — nicht auf ihr Spiel, das wollten wir noch hingehen laſſen — nein, auf ihr Talent als Tondichter, um etwas anderes vorzutragen als ihre eigenen Expektorationen. Und was ſehen wir? In dem halbleeren Salon eine Menge Bekannte haarſträubenden Andenkens, wie den Kunſtmäcen Runz, den Liedercomponiſten Hunz, die Beſchützerin der Künſte Gräfin Blanca u. a. m. Außerdem eine Anzahl mehr oder weniger aufgeputzter Dämchen und Herrn, einen ganz intimen Miſchmaſch von Pariſer Kunſtfreunden, Kunſtmäceen und Journaliſten,

Digitized by Google

unter denen sich die am Concert betheiligten und nicht betheiligten Jünger der musikalischen Kunst bewegen wie „Söhne vom Hause.“ Kurz, was wir im Privatsalon der Gräfin X. wahrgenommen haben, sehen wir hier, nur in einem etwas weitläuftigeren Maßstabe wieder; die nämlichen berühmten Talente, die nämlichen nicht berühmten Persönlichkeiten; dieselbe unbegreifliche Nonchalance in Spiel und Geberde, dieselbe kriechende Unterwürfigkeit und widerliche Familiarität. Aber beim Schluß der Abendunterhaltung können wir uns doch vorstellen, wie viel Mühe, wie manchen Weg, welch unendliche Anzahl von Katzenbuckeln es den Concertgeber gekostet haben muß, um die spärliche Versammlung zusammenzutrommeln; wie oft er bei Journalisten und Korrespondenten von der sonst ziemlich verführerischen Spende eines halben Dutzend Eintrittskarten hat Gebrauch machen müssen, um nur einige von diesen Vasallen der Presse in das Bereich seines momentanen Kunstgebiets zu ziehen.

Etwas Anderes ist es nun freilich, gehen wir in ein Damcke'sches, Krüger'sches oder Schulhoff'sches Concert. Da ist doch wenigstens künstlerische Produktivität; dafür sind aber auch die Concertgeber Deutsche und wirklich berühmte Künstler. Die Musard'schen und Strauß'schen Einfrankenconcerte sind allenfalls auch genießbar.

Den wohlthuendsten Eindruck macht es, betritt man nach dem Besuch eines Concerts wie des obigen eine jener Räumlichkeiten, in denen zu Paris ausschließlich dem Männergesang gehuldigt wird. Der Männergesang ist seit einem Jahrzehend überhaupt in Frankreich so in Aufnahme gekommen, die schönen Quartettsätze eines Methfessel, Krüger, Kücken, Abt, Faißt und anderer deutschen Liedercomponisten haben dabei so kräftigst mitgewirkt, des häufigen Wettsingen im Sommer, die Monstreconcerte im Pariser und im Londoner Industriepalast haben der Sache im Allgemeinen ein solches Relief verliehen, daß es jetzt in Frankreich fast keine Stadt dritten oder vierten Ranges mehr gibt, in der nicht mindestens ein Männergesangverein bestände.

In Paris selbst floriren mehrere mit rein französischem Charakter: „l'Orphéon,“ „les Enfants de Lutèce,“ „les Enfants de Gutenberg“ u. a. Zu erstgenanntem gehören Leute aus allen möglichen Provinzen und Ständen, vorzugsweise junge Kaufleute und Handlungsgehülfen. Die „Kinder Lutetiens“ bestehen und ergänzen sich meist aus geborenen Parisern diversen Standes, während die „Kinder Gutenbergs,“ die aus der Officin des Herrn Paul Dupont hervorgegangen, wie schon ihr Name besagt, lauter Buchdruckergehülfen sind.

Ein französischer Verein, dem noch ein besonderes Princip, das der Ziffermethode, zu Grunde liegt, ist der von dem früheren Arzt Emil Chevé in's Leben gerufene, welcher sich hauptsächlich, vermuthlich des einfacheren Satzes wegen, mit dem Choralgesang beschäftigt und alljährlich, unter der Patronage hoher und allerhöchster Herrschaften (des Prinzen Napoleon, Grafen Morny u. a.) — die nun einmal, kraft ihrer Stellung, in Allem den Ausschlag geben wollen — im Circus Napoleon ein halbes Dutzend Kirchenconcerte veranstaltet. Wie immer ist auch hiebei das Neue nicht neu — „weil schon vor Jahren auf deutschen Dorfschulen gelehrt“ (Worte eines hiesigen Deutschen) und — das Gute nicht gut, weil die liebe Dame Routine zu sehr in ihren alten Schlendrian verliebt ist, um überhaupt noch Sinn für etwas Besseres zu haben.

Einen Uebergang von den rein französischen zu den rein deutschen Vereinen bilden in Paris die gemischten Gesellschaften, wozu einerseits die „Société alsacienne,“ andererseits die „Germania“ gehören. Die „Germania“ eine gemischte Gesellschaft? fragen Sie. Allerdings. Und noch auffallender ist, daß die „Elsässer“ — deren heimathlicher Boden doch längst zu Frankreich geschlagen — im Gesange am liebsten in der deutschen Muttersprache sich ergehen, während die deutschen Mitglieder der „Germania,“ die noch dazu unter der Führung eines deutschen Musikers steht, durchgehends französisch zu singen belieben. Ich bitte Sie, welches Amusement für junge Leute, die vielleicht kaum im Stande sind, die schwierige Aussprache des Französischen im Sprechen zu würdigen, geschweige im Singen, von Patriotismus gar nicht zu reden!

Dieß führt uns von selbst auf das norddeutsche Element, das Element pur sang, wie es der wahre Deutsche in der Fremde liebt: die ungemischt deutschen Gesangvereine. Dieselben stammen meist aus der kurzen Periode, die mit jenem allgewaltigen Ruck begonnen hat, in dem der Drang des Moments einen so welterschütternden Ausdruck gefunden. Es sind ihrer drei: „Teutonia,“ „Liedertafel“ und „Liederkranz,“ wozu noch ein gemischter (Herrn- und Damen-) Chor kommt, der, kaum seit einem Jahr bestehend, schon recht Tüchtiges leistet und den Parisern wieder einmal darthut, was ihnen noch ganz und gar abgeht. Auch ein Schweizerverein ist dazu zu zählen, da auch in diesem meist Deutsch gesungen wird.

Unter den drei erstgenannten Gesellschaften, die vereinigt ein hübsches Bild deutscher Einheit vorstellen würden, leider aber durch ziemlich scharf gezogene Grenzen von einander geschieden sind, nimmt die unter Offenbachs Leitung stehende „Teutonia,“ was Mitglieder-

Digitized by Google

zahl, geiſtige Lebendigkeit und namentlich Geſangskräfte anbetrifft, unſtreitig den erſten Rang ein. Dieſelbe zählt etwa hundert Mitglieder, theils Handwerker und Kaufleute, theils Künſtler und Literaten. Allwöchentlich finden im Vereinslokal zwei geſellige Zuſammenkünfte ſtatt, zu denen ſich namentlich die „aktiven“ (ſingenden) Mitglieder — etwa ſechzig an der Zahl — regelmäßig einfinden. Der hier herrſchende deutſchgemüthliche Ton, das ungebundene Weſen der Unterhaltung, der ſchöne deutſche Männergeſang, untermiſcht mit ernſten und heitern Vorträgen in der heimathlichen Mundart — alles das macht dieſen Cirkel für den Deutſchen zu einem Aufenthalt von ſo angenehmen Verhältniſſen, wie ſie in dem aller Gemüthlichkeit baaren Frankreich überhaupt möglich ſind. Im Winter gibt die „Teutonia“ Concerte, in denen es gewöhnlich nicht an guten muſikaliſchen Kräften und anerkennenswerthen Leiſtungen gebricht. Im Sommer werden Ausflüge auf's Land, auch wohl größere in einen deutſchen Grenzſtaat unternommen behufs der Theilnahme an Preisſingen und Sängerfeſten; manch erſter Preis iſt ihr dabei ſchon zu Theil geworden. Zu Weihnachten, Oſtern, Pfingſten, wie am Sylveſterabend und am Stiftungstage des Vereins werden ſinnige Feſte begangen. Gar viele Deutſche, die ſich hier zu irgend einem Zwecke kurze Zeit aufhalten, Künſtler, Lehrer, Gelehrte haben aus der Teutonia die angenehmſten Erinnerungen mit heimgenommen. Wir reden hier aus eigener Erfahrung.

Die von dem Mainzer Muſiklehrer Endres geleitete „Liedertafel“ iſt von den genannten Vereinen der kleinſte, wiewohl lange nicht der am wenigſten gemüthliche. Ausſchließlich aus Arbeitern beſtehend, bildet dieſe Geſellſchaft — was beſonders in einer ſo großen Stadt anerkennenswerth iſt — als Schülerin in allen ihren Zuſammenkünften ein Muſter beſonnener Ruhe, als Feſtgeberin bei all ihren Feſtlichkeiten ein Muſter der ausgezeichnetſten Ordnungsliebe. Die vierzig und etliche Mitglieder verſtehen ſich ſo gut mit einander, in dem, was ſie unternehmen, wird mit ſo viel Einheitsſinn vorgegangen, daß eine Störung ſo gut wie unmöglich iſt. Rückt das ſchöne Weihnachtsfeſt heran, dann wird die Lichtertanne geſchmückt. Am heiligen Abend vereinigen ſich ſämmtliche Mitglieder mit ihren Angehörigen im feſtlich geſchmückten Saale. Der Tiſch iſt gedeckt, die Kerzen am Chriſtbaum entzünden ſich. Nach dem Feſtmahl, bei dem es ſehr anſtändig hergeht, nimmt, dem einen dieß, dem andern das beſcheerend, eine Lotterie ihren Verlauf. Dann werden gewählte deutſche Lieder geſungen, heimiſche Weiſen, ſey es auf der Geige oder auf einem ſanftigen Inſtrument vorgetragen. Es wird geplaudert, gelacht, geſcherzt, alles in alter ehrbarer deutſcher Weiſe, natürlich auch in Ehren gezecht, auf jeden Fall getanzt bis in den hellen Morgen hinein. Das iſt der gewöhnliche Verlauf eines Feſtes der „Liedertafel“ im Winter. Iſt mit der ſchönen Jahreszeit das liebliche Pfingſtfeſt erſchienen, ſo beginnen die Sommerfeſte. Am Sonntag Morgen in aller Frühe beſteigen die Liedertäfler in Corpore einen Waggon; das Dampfroß bringt ſie in eine nahe oder ferne Provinzialſtadt, wo es für die deutſche Kunſt Lorbeeren zu erringen gibt. Mit offenen Armen empfangen, tritt die „Liedertafel“ in die Schranken, ſingt, ſiegt meiſtens, zieht jubelnd unter Sang und Klang auf die Sommerkneipe und begibt ſich am ſpäten Abend wieder in den Schutz des Dampfrieſen zur Rückbeförderung in die zweite Heimath. Wie Sie ſehen, iſt trotz Allem auch hier noch ein gut Theil von jenem Geiſte unverfälſcht geblieben, der drüben im deutſchen Vaterland alle Gauen durchweht.

Eine Stufe weiter abwärts ſtoßen wir auf den „Liederkranz“ unter der Direktion des Herrn Ehmant. Das ſind meiſt ſehr anſtändig gekleidete noble Leute, faſt alle dem Kaufmannsſtande, einige wenige dem Künſtlerſtande angehörig und im Durchſchnitt ſämmtlich mehr aber weniger geſegnet mit zeitlichem Gut. Sie amüſiren ſich auch ganz gehörig, laſſen zur Noth Champagnerſtöpſel knallen, ſingen freilich nur in der Minorität, klimpern dafür aber jeder in ſeiner Weiſe und veranſtalten im großen Saal des Hotel du Louvre, des modernen Privatrivalen der alten fürſtlichen Säle nebenan, ganz charmante Stiftungsfeſte, die um ſo eigenthümlicher — nicht gemüthlicher — ſind, als dabei dem ſchönen Geſchlecht der Zutritt unterſagt iſt und der Männerlaune der weiteſte Spielraum gelaſſen wird. Ein Concert macht bei ſolchen Feſtlichkeiten den Anfang, dann folgt ein ſplendides Bankett, an dem nicht ſelten einige Caryphäen aus der Kaſte der Diplomatie Theil nehmen, und während deſſen diejenigen Mitglieder, die der Himmel mit einem Organ zum „Speech“ begabt hat, ihren gehobenen Gefühlen freien Lauf laſſen und ſich gegenſeitig Toaſte ausbringen. Vom Champagner- und Kaffeenachtiſch wird, mit der brennenden Havannah im Munde, in weichgepolſterten Lehnſeſſeln vor die improviſirte Schaubühne gerückt, aus dem großen Haufen ſondert ſich ein Streichquartett aus, eine Ouvertüre wird geſpielt, und es beginnen mimiſch plaſtiſche oder burlesk oratoriſche Vorſtellungen im Genre des „Nante Strumpf“ oder der traveſtirten Aeneide von Blumauer, mit obligater Geißelung der Pariſer Sitten und Zuſtände, abwechſelnd mit komiſchen und humoriſtiſchen Vorträgen, bis gegen die Morgenzeit ein univerſeller Tanz der jüngeren Mitglieder das Ganze beſchließt.

Aus dem „Liederkranz“ ging in neuerer Zeit das Princip einer „Orchestergesellschaft“ hervor, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, classische deutsche Musik zu pflegen, über deren Wirken aber noch nichts mit Bestimmtheit gesagt werden kann, da sie gleichsam noch im Werden begriffen ist. Einige tüchtige Kräfte zählt sie in ihrer Mitte, so viel ist ausgemacht; ob sie es aber je zur Meisterschaft bringen wird, das müssen wir dahin gestellt seyn lassen. Hoffen wir's!

Außer diesen rein musikalischen Vereinen besteht in Paris noch eine deutsche Genossenschaft, die der „Ritter von der grünen Insel,“ deren Grundprincip bei ausschließlicher Anwendung auf das rein deutsche Element dem größten und durchdachtesten Orden der Welt entlehnt worden. Es ist diese Genossenschaft hier um so mehr anzuführen, als sie es sich zum Grundsatz gemacht hat, deutscher Sprache und Sitte in ihrer Mitte die ursprüngliche Reinheit zu bewahren, und überhaupt die geistigen Anlagen und Fähigkeiten eines jeden ihrer Mitglieder durch anspornende Motive zur Entwicklung und Geltung zu bringen. Nach dem Vorbilde des in Wien unter dem Vorsitze Castellis und Grillparzers bestehenden Geselligkeitsvereins im August vorigen Jahrs hier von Dr. B. in's Leben gerufen, ist die Genossenschaft noch jung, aber vielversprechend. In ihrem Cirkel, der in einem der ersten Cafés im Palais Royal seinen Sitz hat, herrscht eine Gemüthlichkeit, wie sie reiner und naturwüchsiger kaum im Herzen von Deutschland besteht, und der durch die Formen des Ritterwesens, in die sich der Verein kleidet, noch ein ganz besonderer Reiz verliehen wird. Ein recht gelungenes Bild vom Wesen der Genossenschaft und dem sie beseelenden Geist bot der verwichene Neujahrsabend, an dem auf der glänzend erleuchteten „Burg,“ in dem mit Panzern, Schwertern, Wappenschilden, kurz den Emblemen des Ritterthums herrlich geschmückten Festsaale Pilger, Troßbuben, Knappen und Ritter in großer Anzahl, mit dem Großmeister an der Spitze, das Fest eines vierfältigen Ritterschlags begingen. Ein Deutscher, der dem Körper einverleibt zu werden wünscht, wird von einem Genossen, der für dessen Ehrenhaftigkeit bürgt, in den Kreis eingeführt, muß dreimal einem Kapitel beiwohnen und tritt dann als Troßbube ein. Hat er sich als solcher, sey es durch literarische, wissenschaftliche oder musikalische Vorträge um die Genossenschaft ein Verdienst erworben, so erhält er die Knappenwürde, nachher auf dem gleichen Wege die Würde eines Ritters und damit das Recht des Stimmens bei Aufnahme von Ehrenmitgliedern und dergleichen mehr. Hier den ganzen Organismus dieses Körpers zu zergliedern erlaubt uns der Raum nicht. Es sey nur noch bemerkt, daß wir demselben, so wie er jetzt besteht, mit seinen Troßbuben (darunter Minnesänger und Büttel), Knappen, Rittern und Ritterwürdenträgern (Festordner, Kanzler, Schatzmeister, Anwalt, Schriftführer und Burgpfaff) ein günstiges Prognostikon stellen können und von ganzem Herzen als einer Anstalt ein kräftiges Gedeihen wünschen, die dem in Paris weilenden Deutschen nicht bloß zum Troste, sondern auch zum Stolze gereichen muß.

Aus der dumpfigen Salonluft sey es uns erlaubt, einen Abstecher auf einige Tummelplätze des Polyphonismus im Freien zu machen. — Wenn den Parisern während der schönen Jahreszeit auf der einen Seite Tivolitheater und Biergärten mit Orchestermusik abgehen, so haben sie dafür auf der andern Seite das Vergnügen, an regenfreien Sommerabenden auf ihren öffentlichen Plätzen eine Stunde lang gratis ihre Militärmusik bewundern zu können. Palais Royal, Luxembourggarten, Tuileriengarten, Place Vendôme und Place Royale sind die Orte, wo dem Publikum im Sommer derartige Ohrenschmäuse geboten werden. Dasselbe findet sich denn auch zahlreich genug dazu ein, bewundert häufig von Franzosen executirte deutsche Musik, klatscht überhaupt leicht tüchtig in die Hände und geht mit der Ueberzeugung wieder nach Hause, kein Volk der Erde besitze eine bessere Militärmusik als das französische. Nun weiß aber ein jeder, der diesen öffentlichen Produktionen nur einige Aufmerksamkeit geschenkt hat, daß die Musik der französischen Linieninfanterieregimenter, mit einigen seltenen Ausnahmen, schlecht ist, daß nur die der Guiden, die der Gendarmerie und die der Pariser Garden einen Vergleich mit einem ähnlichen deutschen Musikcorps aushalten können, und daß die Cavalleriemusik es bis jetzt auf ihren Blechinstrumenten kaum zu einer Fertigkeit gebracht hat, die der Ausführung einiger leichter Märsche gewachsen ist. Nichts desto weniger sind jene musikalischen Abendunterhaltungen im Freien für den Fremden höchst amüsant, nicht sowohl wegen der Betrachtungen, die er als Kunstkritiker anstellen kann, als vielmehr, weil ihm damit Gelegenheit geboten ist, das größere französische Publikum als Kunstrichter auftreten und gewisse es charakterisirende Ansichten und geistige Eigenschaften offenbaren zu sehen.

Betreten wir an einem Augustabende das Palais Royal. Es ist drei Viertel auf fünf Uhr. Zwischen dem Bassin des Springbrunnens und dem eingefriedigten Gärtchen mit der Sonnenkanone stehen, einen Kreis bildend, zwei Reihen halbverwitterter Gartenstühle; es sind die Sitze für die erwarteten Musiker. Zu beiden Seiten derselben dehnt sich noch ein ganzes

Digitized by Google

Heer von verwandten Seſſeln für dasjenige zuhörende Publikum aus, dem an einer Kleinigkeit von zwei oder vier Sous weniger gelegen iſt, als an der Bequemlichkeit. Auf dem Rande des Baſſins ſitzen in buntem Miſchmaſch, außer Pariſer Straßenjungen und Pariſer Müſſiggängern, eine Menge Kindermädchen und Soldaten, erſtere mit den ihrer Obhut anvertrauten Kleinen, letztere mit den erſteren äugelnd. Im Schatten der Bäume rechts und links vom Springbrunnen ſchaukeln ſich Bummler mit gedrehtem Schnurr- und Knebelbart, die Cigarre nachläſſig zwiſchen den Zähnen, das ſpaniſche Rohr zwiſchen den Füßen haltend und der vorüberſpazierenden ſchönen Welt lautloſe Lazzis mit den Augen nachſendend. Hie und da hat ſich eine ganze Familie niedergelaſſen. In Abſtänden ſitzen einſame Schönen mit ſpekulirendem Blick und herausfordernder Haltung, in Erwartung der Dinge mit ihrem Fächer oder Sonnenſchirm tändelnd oder in einem Buche leſend. Rings an der eiſernen Einfriedigung des Gartens lehnen einige Dutzend Zeitungsleſer, in ihre Lektüre mindeſtens eben ſo vertieft wie die ſitzenden Schönen, und in und vor den Alleen wandelt eine dicht gedrängte Menge, plaudernd, lachend, ſcherzend, auch in ernſtem Geſpräch begriffen, ſehr bunt zuſammengeſetzt aus Arbeitern und Künſtlern, „Frauen“ und Damen, Soldaten und Offiziere. Letztere ſind in der Minderzahl.

Plötzlich durchläuft die irregulären Reihen dieſer Menge ein einförmig ſummendes Geräuſch. Die Schöne ſieht von ihrem Buch auf oder läßt ihren Fächer ſinken; der Bummler wendet nachläſſig den Kopf und faßt zwiſchen Zeigefinger nud Daumen das eine Ende ſeines Schnurrbartes, die Gruppen unterbrechen ihre Converſation, die Zeitungsleſer entſagen auf Augenblicke ihrem Genuß, überall im dickſten Gewühl aber heißt's: „Sie kommen, ſie kommen!“ und von demſelben Magnet angezogen, ergehen ſich Aller Augen in derſelben Richtung. En effet, les voilà! Es iſt die Regimentsmuſik der Garde.

Dieſelbe läßt ſich am Springbrunnen im Kreiſe nieder; um ſie her ſchaart ſich die Zuhörerſchaft, theils auf den Pachtſtühlen, theils durch ein halbes Dutzend unbewaffnete Soldaten (keine Polizeiknechte) davon getrennt ſtehend, theils endlich auf und an dem Rande des Beckens — und das Concert nimmt ſeinen Anfang.

Sofort herrſcht die tiefſte Stille. Nehmen wir an, ein Potpourri von öſterreichiſchen Tanz- und Singweiſen, wie ſie hier ſeit dem italieniſchen Kriege häufig geſpielt werden, bilde die Einleitung. Das Auditorium iſt ganz Ohr; allein die in manchen der ihm unbekannten reizenden Weiſen liegende wieneriſche Gemüthlichkeit, die andere durchwehende ländlich naturwüchſige Fröhlichkeit des Tirolers ſind ihm böhmiſche Dörfer; die Muſik macht einen ganz angenehmen Eindruck auf daſſelbe, über die eigentliche Urſache dieſes Eindrucks jedoch weiß es ſich keine Rechenſchaft zu geben. Nur bei einigen Ländlern gewinnt das angenehme Gefühl mehr Conſiſtenz, weil der von den Franzoſen über Alles reſpektirte Walzer durchſchimmert. Deutlich tritt dann auf allen Geſichtern das innerliche Behagen hervor, welches ſich am Schluß in reichlichem Applaus Luft macht.

Das zweite Stück iſt, nehmen wir an, die niederländiſche Nationalhymne „Neerlands Bloed,“ hier zu Lande „Partant pour la Syrie“ etc. Das ſitzt, das ſchlägt ein, das entzündet die Herzen. Jeder Gliederſatz der kriegeriſchen Weiſe, deren Verwandtſchaft mit der Marſeillaiſe nicht zu verkennen, facht das Feuer der Begeiſterung zu hellen Flammen an, bis ein fanatiſcher Beifallsſturm die Muſiker lohnt. Unwillkürlich fällt uns in ſolchen Augenblicken der Moment ein, wo dieſer nämliche Hof den Herd einer großen Völkerbewegung bildete. Oder es wird eine Quadrille geſpielt, was gewöhnlich zu guter Letzt der Fall iſt. Welche Bewegung dann in die Maſſen kommt! Seht das Wogen, welches den Kreis durchläuft; Ammen heben ihre Säuglinge, Kinder ihre Puppen nach dem Takte der Muſik, Füße, Arme, Köpfe bewegen ſich im Rhythmus der Töne; kurz man ſieht, wäre das Palais Royal ſo gut ein Tanzſaal wie ein öffentlicher Spazierplatz, Alles würde bald in langen Colonnen ſich jenem unbegreiflichen Vergnügen überlaſſen, das den Franzmann ſo genau in ſeinem ganzen Weſen kennzeichnet.

Das zuhörende Publikum glänzt an allen fünf genannten Orten durch die es bildenden heterogenen Elemente, am wenigſten jedoch im Luxembourg- und im Tuileriengarten, wo eine ariſtokratiſche Majorität herrſcht.

Einmal im Tuileriengarten, gehen wir noch etwas weiter hinaus und betreten eine jener Anſtalten in den Champs Elyſées,

„Wo Bier und Wein ſo ſchlecht und theuer
Als das Vergnügen ungeheuer.“

Scherz bei Seite, ſo ein Café-Concert iſt namentlich für den Fremden, der des Franzöſiſchen mächtig iſt, gar kein unintereſſanter Ort, ja ein Ort, wo ihm Gelegenheit geboten wird, mit Muße den franzöſiſchen Volkscharakter zu ſtudiren. Der Leſer ſtelle ſich ein mit einem hölzernen Staket eingefriedigtes großes Viereck vor, das an dem einen Ende von einem eleganten Kaffeehauſe, am andern von einem halbrunden Pavillon mit einer etwas höher gelegenen unverhängten Bühne

Digitized by Google

nebſt überdachten Orcheſterſitzen davor begrenzt wird. Vor dem Pavillon und rechts und links vom Orcheſter bis zur Bühnenlinie ſitzt das Publikum eng zuſammen gedrängt auf niedrigen Strohtabourets vor ſchmalen, unanſehnlichen Holztiſchen. In dieſen Kreis treten wir ein, erobern mit knapper Noth einen Sitz in der Nähe der Bühne, laſſen uns vom Kellner — beiläufig gegen Entrichtung von 1 Frank 20 Centimen — ein Glas „Soda“ geben, ſtecken eine Cigarre an und betrachten einſtweilen unſere nächſte Umgebung. Was ſehen wir? Auf allen Seiten eine Menge Volks im Sonntagsſtaat, jenſeits der Einfriedigung einen bunteren Haufen Neugieriger, im Hintergrunde der Bühne aber, auf drei bis vier dicht an der Wand ſtehenden Seſſeln eben ſo viele geſchminkte und geſchmückte Dämchen (vulgo Sängerinnen), die, mit dem Fächer in der Linken ſich Kühlung zuwehend, die Rechte müſſig im Schooß ruhen laſſen, dafür aber das Haupt mit der koketten Haltung und dem loſen Augenpaar um ſo ſchelmiſcher wiegen und privatim, d. h. unter ſich, die Mauler gehen laſſen trotz einer Klappermühle.

Nachdem die Verſammlung durch zehn Minuten langes Warten in die rechte Stimmung gekommen, geht das ziemlich vollſtändige Orcheſter wacker mit einer Ouvertüre vor, die, nicht übel ausgeführt, wirklich auch nicht übel beklatſcht wird. Nun gilt es, Sänger und Zuhörer zugleich zu beobachten und unſere Schlüſſe zu ziehen.

Die uns zuerſt ein Lied ſingt, iſt eine dicke, eine koloſſale Perſon in roſenfarbenem Kleide. Sie ſingt, oder krächzt vielmehr eines jener zweideutigen Lieder, wie man ſie nur in Frankreich kennt, wie ſie nur dem ſchlüpfrigen Genius der ſo calembourreichen franzöſiſchen Sprache entſpringen: ſchmutziger Sinn unter brillanter Worthülle, runzelige Haut unter glänzender Schminke. Seht, wie die Hälſe der Zuhörer ſich recken! Aller Züge tragen den Stempel innerſten Behagens. Wüthend kaut jener hagere Vertreter des Franzoſenthums an ſeiner Cigarre; mit ſataniſchem Schmunzeln blinzelt er durch ſein Lorgnon und horcht; mit niedergeſchlagenen Augen, den Mund doch umſpielt von einem kaum merklichen, ſprechenden Lächeln, ſitzt jene franzöſiſche Schöne und lauſcht. Donnernder Beifallruf und homeriſches Gelächter geben uns am Schluß einen Begriff von des Franzoſen Frivolität.

Ein junges Mädchen tritt auf, das der vergiftende Hauch des Pariſer Komödiantenlebens noch kaum berührt zu haben ſcheint. Was ſie ſingt, gleicht einer Romanze. Es ſind Worte, die ein in See gehender Matroſe zum Abſchied an ſeine Geliebte richtet. Der Text iſt rührend, die Melodie angemeſſen und der Vortrag ein ruhiger. Und die Verſammlung? Sie bleibt eben ſo ruhig wie der Vortrag. Kaum daß beim Abtreten der jungen Sängerin eine Gruppe alter Wüſtlinge die Hand zum Applauſe erhebt. Wie kann man auch das Publikum mit einer Seemanns-„complainte“ behelligen! Der Franzoſe liebt den Geſang, aber den erheiternden, kecken, friſchen, nicht den melancholiſch ſtimmenden, an das Unangenehme im Leben erinnernden, zumal wenn dieſer eine Epiſode aus dem Seemannsleben zum Gegenſtande hat. Somit trat hier der, übrigens keineswegs univerſelle franzöſiſche Leichtſinn zu Tage.

Seht jetzt die beiden Männer in dem lächerlichen Aufzuge. Ihr ganzes Ausſehen verkündet uns einen Auftritt komiſcher, poſſenreißeriſcher Art, und ich wette von vorn herein, das Publikum ſchreit „da capo.“ Die Bühne ſtellt einen Hof vor. Von den zwei Helden iſt der eine ein junger Edelmann, der ſeiner Geliebten, einer alten Marquiſe, ein Ständchen bringt, der andere ein Bänkelſänger, der für Geld Romanzen zum Beſten gibt. Beide ſingen um die Wette, bis der Knoten des Dramas ſich dahin löſt, daß dem Edelmann ein Soufflück, dem Bettler ein Taſchentuch mit einem Billetdoux von der Marquiſe zu Theil wird und Letzterer den Erſteren, der ſich nicht zufrieden geben will, unbeſchadet ſeiner Schlappe noch mit einer Tracht Prügel traktirt. Das iſt ächt franzöſiſch, weßhalb auch die entzückte Meage ihr „Bis! bis!“ ſchreit, daß einem die Ohren davon gellen; aber es iſt nicht minder ein bündiger Beleg für den Gleichheitsſinn des franzöſiſchen Volks und deſſen Ariſtokratenliebe.

Der Sinn des Franzoſen für das Militäriſche und die ihm eigene Gutmüthigkeit offenbaren ſich während des Vortrags einer Arie, die den Titel führt: „Abſchied des Rekruten.“ Ja, ihr könnt nun in manchem Frauenauge eine Thräne ſchimmern ſehen. Dieſe Stimmung dauert jedoch nicht lange. Dafür ſorgt auch der Leiter des Unternehmens. Die nächſte Piece iſt „die Erſtürmung von Sebaſtopol,“ geſungen von einer Marketenderin. Glühende Leidenſchaft paart ſich darin mit nicht zu bändigender Kampfgier. Stellenweiſe von einem kriegeriſch humoriſtiſchen Hauche durchweht, iſt das Ganze ein Bild mit ſtark, doch harmoniſch aufgetragenen Farben, das in der That keinen ſchlechten Eindruck macht. Seht aber den in geſpannter Erwartung lauſchenden Franzoſen! Das handgreifliche Wohlgefallen malt ſich in ſeinen Zügen; das eigenthümliche Blitzen der Augen verräth das erſte Stadium der zum Ausbruch gelangenden Kampfesbegeiſterung. Ein Beifall wie der Marketenderin ward noch keinem. Allein das Blatt wendet ſich, keineswegs was den Beifall betrifft — der wird in

Digitized by Google

faſt noch reichlicherem Maße geſpendet — nur in Hinſicht auf die Stimmung, die aus dem Feuerhimmel kriegeriſchen Enthuſiasmus plötzlich in das Eismeer ſarkaſtiſchen Hohns herab ſinkt. Die Sache iſt die: Ein Komiker, den Mutter Natur mit einem wahren Kautſchukorgan verſehen hat, ſtellt einen Franzöſiſch radebrechenden Engländer vor und modulirt ſeinen, reichlich auf Koſten der engliſchen Nation mit Calembours geſpickten Monolog in ſo draſtiſcher Weiſe, daß ein paar daſitzende Söhne Albions es für gerathen halten, das Weite zu ſuchen, und das Publikum in ein wieherndes Gelächter ausbricht. Das iſt der tiefgewurzelte Haß des Franzoſen gegen den Engländer. Den Urſachen dieſes Haſſes nachzugehen, gehört hier nicht zu unſerer Aufgabe; aber es iſt eine ausgemachte Sache, daß die Flamme deſſelben — namentlich in den Caſés-Concerts und Caſés chantants — angefacht wird, wo ſich nur die Gelegenheit dazu bietet und wenn es nur die Zuſammenſetzung des Programms erlaubt, obſchon dem Vorſteher eines ſolchen Muſiktempels dadurch manche Gäſte, d. h. die Engländer, für immer verloren gehen.

Indeſſen die Uhr unſerer „Conſommation“ iſt abgelaufen, d. h. der Kellner geht herum und mahnt die Gäſte, neue Erfriſchungen kommen zu laſſen oder den Platz zu räumen. Wir müſſen fort, wenn wir nicht vorziehen, noch einmal Bekanntſchaft mit einem theuern und ſchlechten Grog zu machen, und begeben uns auf einen Augenblick in ein Café chantant, das ſich vom Café-Concert nur inſofern unterſcheidet, als es überhaupt nicht ſo tüchtige Kräfte aufzuweiſen hat und deßhalb oft das Aufführen kleiner Poſſen ꝛc. ganz bei Seite laſſen muß, auch nur über ein ſehr wenig vollzähliges Orcheſterperſonal verfügt. Nicht zu verkennen iſt der Nutzen dieſer Etabliſſements in Bezug auf die Opernbühne, von deren Pflanzſchule ſie gewiſſermaßen den volksthümlichen Theil bilden. Sind auch die darin auftretenden Sänger lange nicht alle Künſtler, beſitzen auch nicht alle bedeutende Anlagen, ſo geht doch im Laufe der Zeit aus ihrer Mitte ein hübſches Contingent von Kräften für größere Bühnen hervor. Auf der andern Seite darf denn freilich wieder nicht verkannt werden, daß die Caſés chantants vom moraliſchen Standpunkt aus eben nicht viel Empfehlenswerthes beſitzen, außer etwa für ſolche, denen es nicht ſowohl auf ſchönen Geſang als vielmehr auf ein huldvolles Lächeln von ſchönen Sängerinnen ankommt. Gleichwohl ſind manche Caſés chantants ein höchſt amüſanter Aufenthalt, wo ſich inmitten der dort en famille Verſammelten manchmal ſogar ein Fünkchen der unter den Franzoſen mehr als ſeltenen Gemüthlichkeit zeigt.

Einen bedeutend höheren Grad erreicht dieſe franzöſiſche Gemüthlichkeit in den ſogenannten Caveaux, welche eine ziemlich große Aehnlichkeit mit der Genoſſenſchaft der „Ritter von der Grünen Inſel“ und inſofern eine große Bedeutung haben, als ſie Volksdichter wie Béranger, Deſaugiers, Panard u. a. zu ihren Mitgliedern zählten. Die Caveaux datiren aus dem vorigen Jahrhundert, blieben zur Zeit der erſten franzöſiſchen Revolution einige Jahre geſchloſſen und ſetzten dann ihr Wirken fort, dem das franzöſiſche Volk neben manchem Mittelmäßigen und Schalen auch vieles Gute und Schöne verdankt. Jetzt beſtehen dieſelben zum größten Theil aus behäbigen Bürgersleuten, Schriftſtellern und Poeten, welche quand même den Pegaſus beſteigen und das Gefertigte in den regelmäßig ſich wiederholenden Verſammlungen vorleſen, worauf die Chanſons — je nach dem Gutachten einer eigens ernannten Jury — gedruckt werden oder nicht, um im erſteren Falle in einer neuen Folge der ſeit Jahren von dieſer Dichtergenoſſenſchaft veröffentlichten Liederſammlung in's Publikum zu gelangen, im Verein aber bei beſondern Gelegenheiten geſungen zu werden.

Weniger dichteriſch, aber mehr muſikaliſch geht es in den Guinguetten her, von denen die meiſten im Laufe der letzten Jahre auf obrigkeitliche Verordnung geſchloſſen worden ſind, vermuthlich weil das freiſinnige Element darin zu vorherrſchend war. Schauſpieler, Maler und Arbeiter bilden den großen Haufen, in dem das ſchwächere Geſchlecht faſt eben ſo ſtark vertreten iſt als das ſtärkere. In dem Stammquartier der Geſellſchaft, das gewöhnlich in dem Revier eines Weinwirthes liegt, blüht während des geſelligen Zuſammenſeyns der lauterſte Frohſinn; ein Mitglied nach dem andern läßt etwas vom Stapel, ſey es nun ein Trink- oder Liebeslied oder einen humoriſtiſchen Vortrag mit eingeflochtenen Couplets, oder aber es ſingt das ganze Corps ein Lied von Béranger, wobei munter der Becher in der Runde geht und keineswegs ein ungemüthlicher Geiſt herrſcht.

(Schluß folgt.)

Die zweite Liebhaberin.

(Fortſetzung.)

Sonderbare Erfahrungen! Der Genuß des Süßeſten und des Bitterſten auf zwei Tage zuſammengedrängt! Der Gegenſtand der herzlichſten Zuſtimmung ein Gegenſtand der gehäſſigſten Anfeindung! Hier die Liebe, die lieblich ſchenkt, dort der Haß, der die reizenden Gaben zu beſudeln giftig herbei bringt! — „Harpyen!“ rief der Poet, „wortwörtlich! Einladende Speiſen zu beſchmutzen, mit blinder Gier erfüllt! Welch ein Tiefſinn der mythologiſchen Phantaſie!“

Etwas gehoben durch ſeinen gerechten Groll, verließ er das Haus doch noch mit ſehr gemiſchten Empfindungen. Er fühlte eine wahre Sehnſucht, einen braven Menſchen zu ſehen, und ſuchte daher Willmann auf, von dem er wußte, daß er ſich um dieſe Zeit öfters auf dem Weg zur Redaktion eines Unterhaltungsblatts treffen ließ. Zum Glück ſah er ihn bald und ging eilig auf ihn zu. Der Erfahrene, nach einem Blick auf ihn, ſagte beſcheiden lächelnd: „Sie ſcheinen von einem Dorn geſtochen zu ſeyn?“

„Allerdings,“ erwiederte Heinrich mit entſprechendem Mundverziehen. „Eben hab' ich ſie mir aus dem Fleiſch gezogen, die giftige Spitze. Was ſagen Sie dazu?“ — „Es iſt ſtark,“ verſetzte Willmann, „ſehr ſtark.“ — „Ein non plus ultra in jeder Hinſicht!“ rief der Gekränkte. „Was ſoll ich dagegen thun?“ — „Nichts,“ erwiederte der Andere mit ruhigem Nachdruck.

Heinrich ſah ihn an. „Sie meinen, der Artikel richtet ſich ſelbſt? und die Verachtung, womit man ihn leſen wird, kann mir Rache genug ſeyn?“ Willmann ſah ihn erheitert an. „Nichts weniger als das!“ rief er. „Der Artikel, fürcht' ich, wird mit großem Vergnügen geleſen werden.“ — „Wie!“ rief der Poet. „Iſt nicht das Publikum mit beſchimpft? und wird es ſich das gefallen laſſen?“

„O,“ verſetzte Willmann, „recht gern!“ Und indem er ihn prüfend anſah, fuhr er fort: „Sind Sie in der That ſo kindlich, daß Sie nicht wiſſen, was Schadenfreude iſt? Das Publikum, mein lieber Freund, will ſich amuſiren. Hat es ſich nun poſitiv amuſirt an einem ſchönen und guten Stück, dann will es ſich auch negativ amuſiren an der Durchhechelung, ja an der Zerrupfung eben deſſelben Stücks. Der menſchliche Geiſt, mein Freund, iſt reicher und ſeine Bedürfniſſe ſind mannigfaltiger, als Sie anzunehmen ſcheinen.“ — „Das glaub' ich nicht!“ rief Heinrich in edlem Eifer.

Willmann ſchüttelte den Kopf. „Ihre realiſtiſche Durchbildung,“ ſagte er, „iſt noch lange nicht vollendet. Der Umſtand, daß ſolche Artikel geſchrieben werden, und zwar viel häufiger, als Sie zu wiſſen ſcheinen, beweiſt ja gerade ihre Beliebtheit, ihre Beliebtheit bei der großen Majorität der Leſer. Schläge ſind freilich ſehr unangenehm für den, der ſie bekommt; aber für den Zuſchauer? Intereſſant, wo nicht gar beglückend. Ich bin feſt überzeugt, daß nicht nur unſere Biedermänner in Stadt und Land, ſondern auch manche vom zarten Geſchlecht, wie ich's kenne, den Artikel mit Vergnügen leſen werden.“

„Und trotzdem ſoll ich —?“ — „Nichts dagegen thun — allerdings! Und zwar darum nicht, weil auch das vorübergeht, wie der Wind.“ — „Indeſſen,“ verſetzte der Poet, „hat dieſer Menſch nicht nur mein Stück, ſondern auch meinen Charakter angegriffen!“ — „Das ändert gar nichts,“ entgegnete Willmann. „Im Gegentheil, es kommt eben Ihnen zu Gute und ſchadet dem Kritikus, weil das Publikum ſich dieſen Vorwurf nur aus Neid erklären wird. Hätten Sie,“ fuhr er ihn heiter anſehend fort, „wohl gar Luſt, Händel anzufangen, weil man Ihnen vorgeworfen hat, daß Sie lieber Stücke ſchreiben, die gefallen und Geld eintragen? Im Namen der Preßfreiheit verlang' ich, daß Sie's gedruckt ſeyn laſſen!“

Heinrich wollte eben antworten, als nahende Tritte beide umſehen machten. Sie erblickten den Profeſſor Sartorius, den der Heimweg vom Gymnaſium an ihnen vorüberführte. Willmann kannte und grüßte ihn und Heinrich mußte folgen. Der Geehrte, während des Gegengrußes, ſah nun auf den Poeten mit einer ſo ſtechend vergnügten Miene, daß dieſer ſich augenblicklich ſagte: „Er hat's geleſen — und iſt glücklich darüber!“

In der That, ſo war es! Nicht nur hatte der häuslich Beſchämte die Kritik mit großem Vergnügen entdeckt und genoſſen — er hatte ſie in der Taſche, und freute ſich nun herzlich, damit ſeinerſeits die Frau zu beſchämen. Bei dieſer Gelegenheit machte er natürlich auch eine kleine Ausnahme von der Regel; der Feuilletoniſt und Literat (eine Gattung, von der ſonſt eben er am ſchlechteſten zu denken pflegte) war hier ein durchaus zuverläſſiger Mann und eine unumſtößliche Autorität gegen den Poeten.

In der Seele des Nachſchauenden kam ein gewiſſer

Digitized by Google

Humor auf, und ſein Angeſicht ward heiter. „Sie haben Recht!“ ſagte er zu dem Freund. „Laßt ſie ſchimpfen und am Schimpf ſich erquicken! Ueber ein Kleines, dann ſind wir wieder oben!“

Zunächſt ſchien ſich das feindliche Prinzip gegen den Dramatiker wirklich erſchöpft zu haben. In den nachfolgenden Kritiken waren Lob und Tadel auf eine für den Autor ehrenvolle Weiſe gemiſcht, und dieſer konnte das Gift durch das Gegengift unſchädlich gemacht ſehen. Der Theateragent der Reſidenz ſtattete ihm einen Beſuch ab, erbot ſich, das als Manuſcript zu druckende Schauſpiel gegen eine mäßige Tantième zu verſenden, zu protegiren, und man traf eine Verabredung zu beiderſeitiger Zufriedenheit. Die Hauptſache war aber, daß die Wiederholung des Stücks an dem Feiertag noch mehr Glück machte, als die erſte Aufführung. Das überfüllte Haus gerieth ſchon beim zweiten Akt in eine ſehr erfreuliche Bewegung, um dann im dritten mit einem Sturm loszubrechen, der die kühnſten Prophezeihungen des erſten Leſeabends verwirklichte. Der Dichter, im Hintergrund einer Loge unerkannt und unbeachtet, genoß ſein Werk zum erſtenmal rein, fühlte ſich in den brauſenden Wellen des ſich ſelbſt höher hinauftreibenden Applauſes unendlich wohl, eilte zum Schluß der Vorſtellung auf die Bühne, und unter Händedrücken und Umarmungen war eitel Freundſchaft und Seligkeit.

In der ſichern Vorausſicht, daß es wieder „gut gehen“ würde, hatte Willmann ein kleines Souper in einem beſondern Zimmer des nächſten Gaſthauſes veranſtaltet. Theaterfreunde und Schauſpieler, darunter die beiden Regiſſeure, kamen nach der Aufführung zuſammen, ſpeiſten und ergaben ſich bei nachfolgendem Weinpunſch fröhlichem Geſpräch. Es war natürlich, daß das Gelag den Charakter einer Ovation für den Poeten annahm. Der Regiſſeur der Tragödie ſtand auf, ſchilderte mit elegantem Lob das Beſtreben und Verhalten des Freundes, hob namentlich die Ausdauer hervor, die ihn endlich zum wohlverdienten Triumph geführt habe, und ſprach den Wunſch aus, daß die Verbindung des Dichters mit dem Theater, insbeſondere mit der hieſigen Bühne, keine vorübergehende, ſondern eine dauernde ſeyn möge.

Heinrich, durch die lauten und herzlichen Zurufe der Verſammlung gerührt, begeiſtert, erwiederte: „Meine Freunde! Auf den ehrenden Wunſch, den ein Kenner und Künſtler erſten Ranges an mich gerichtet hat, muß ich erklären, daß die Verbindung meiner poetiſchen Thätigkeit mit dem wirklichen deutſchen Theater das Ziel meines Lebens iſt und immer bleiben wird. Dramatiſche Dichtung und Darſtellung müſſen Hand in Hand gehen, wie Freund und Freund, ja ich möchte faſt ſagen, wie Mann und Frau! Sie ſind geſchaffen, ſich wechſelſeitig zu hegen, zu fördern, und nur im engſten Bunde kann jede ihrer eigenſten Vollendung entgegen gehen. Das dichteriſche Werk, das in beſtimmtem Hinblick auf die ſceniſche Darſtellung und ihre Geſetze hervorgebracht wird, erlangt nicht nur größere Bühnenwirkſamkeit, ſondern auch höheren Werth an Poeſie, an dramatiſcher Poeſie. Die dramatiſche Poeſie iſt es aber doch unſtreitig, auf die es beim Drama vor allem ankommt. Wir wollen hier nicht den Reiz der Erzählung und nicht den Zauber des Liedes auf Koſten des dramatiſchen Lebens: wenn dieſe beiden zugelaſſen werden, dürfen ſie nur Elemente — Zierden bilden zum Vortheil der Handlung. Die Bühne weiſt den dramatiſchen Dichter auf dieſes höchſte Ziel immer wieder hin, ſie zieht ihn von den Abſchweifungen in die Gebiete des Epos und der Lyrik immer wieder zurück, und darum wird es in der Zukunft ſeyn, wie es in Wahrheit immer geweſen iſt: die reinſte Entfaltung der Dramatik auch als Poeſie wird abhängen von dem lebendigen Verkehr der Dichter mit dem Theater und von der Erfüllung der Anſprüche, welche an das Drama durch den Zweck bühnengemäßer Wirkung geſtellt werden.“

„Die Dichtung, die ſolchen Bund eingeht mit dem Theater, muß aber in dieſem Bund allerdings frei ſeyn und jene Forderungen des Theaters vollkommen ſelbſtſtändig erfüllen: durch Poeſie — durch Wahrheit und Schönheit. Ein poetiſches Drama, das einen einſeitig epiſchen oder lyriſchen Charakter hat, iſt kein Bühnenſtück, aber immer noch ein dichteriſches Werk; ein Drama, das nur Bühnenſtück iſt, ſinkt aus der Sphäre der Poeſie überhaupt in die Region der Machwerke und Surrogate. Fern ſey es von mir, den Kreis der Poeſie verengern zu wollen! Schönheit iſt möglich auch in Abſpiegelung des wirklichen, des oft ſogenannten proſaiſchen Lebens, und wie weit ich ſelber in meinem erſten Verſuch hinter dem Ideal zurückgeblieben ſeyn mag, Kunſtverſtändige geben mir zu, daß ſie gleichwohl poetiſche Ergötzung in ihm gefunden haben. Schönheit iſt möglich gegenüber von allen Stoffen, denn die Schönheit kommt aus dem liebevollen Geiſt, der die Stoffe kunſtgemäß bildet; aber da muß ſie ſeyn, wo mit dem Anſpruch der Kunſt aufgetreten wird. Das Drama, das den Forderungen der Darſtellung entgegen kommt in und mit Poeſie, ſteigert, erhebt, adelt die Darſtellung. Das Bühnenſtück aber, das jene Forderungen täuſchend erfüllt durch ſinnlich wirkende Effekte, degradirt die Bühne und entwürdigt die Kunſt zum proſaiſchen Gewerbe.“

Digitized by Google

„Es gibt einen wahren und einen falſchen Bund der dramatiſchen Dichtung mit der Bühne. Der wahre Bund zweier gleichmäßig freien, in wechſelſeitiger Liebe freien Künſte, die ſich einander ganz machen und gebend und empfangend mit einander das höchſte aller Kunſtwerke hervorbringen, die ſceniſche Darſtellung des dramatiſchen Gedichts — dieſer Bund der Ehren und des ehrenhaften Vortheils — er lebe hoch!“

Großer Applaus folgte der mit Schwung vorgetragenen Rede, und unter nachträglichen Bravos ſtießen Alle mit dem Poeten an. Berger konnte aber nicht umhin zu bemerken: „Treffliche Grundſätze und ſehr gut ausgeſprochen! Aber nehmen Sie ſich in Acht!“ — „Handeln Sie darnach,“ rief Hallfeld pathetiſch dagegen, „und laſſen Sie ſich nicht irre machen! Wenn dem Theater auch dieſe Zumuthungen zu viel ſind, dann haben wir kein Recht mehr, uns Künſtler zu nennen.“

Der kräftige Spruch des Heldenvaters rief Widerſpruch und eine Discuſſion hervor, die unter Anleitung Willmanns die Frage mehr und mehr in Erwägung praktiſcher Fälle beleuchtete nnd bis nach Mitternacht währte. Die endlich geleerte zweite Bowle brachte unter den Streitenden eine Art Verſöhnung zu Stande, indem die ideatere Partei zugab, daß unter Umſtänden auch poetiſch bedeutungsloſe Dramen wirklich künſtleriſche Bühnenleiſtungen mögtich machten, und man ging endlich in guter Freundſchaft ans einander.

Als Heinrich am andern Morgen erwachte, fühlte er ſich, trotz des reichtichen Genuſſes alles Guten, doch vollkommen heiter und kräftig. Aber das Glück der Seele hat eben auch die ſchöne Eigenſchaft, daß es die Nahruug des Leibes möglichſt wohl bekommen macht, und nicht nur geſunde Männer, wie Heinrich, ſondern auch Hypochondriſten können wir nach einem Triumph, den ſie während eines anſtrengenden Schmauſes gefeiert haben, oft zu holdſeliger Jugend erblüht ſehen.

Die letzten Pflichten, die den Dichter in der Reſidenz gehalten hatten, waren erfüllt, der Tag der Abreiſe zur Geliebten gekommen. Er wollte heute noch fort, packte einen kleinen Koffer mit Kleidungsſtücken, legte die Theaterzettel der beiden Aufführungen mit den guten Recenſionen dazu und machte ſich dann auf zu den Freundinnen, um Abſchied zu nehmen.

Es war doch ein eigenes Gefühl, als er die Treppe hinan ſtieg, um zweien Weſen Lebewohl zu ſagen, mit denen er ſo lange und ſo herzlich verkehrt, von denen er ſo viel Liebes erfahren hatte. „Wie wird es Roſa aufnehmen?“ rief's unwillkürtich in ihm. „Keine Einbildung!“ antwortete er ſich ſelbſt, uud zog entſchloſſen die Klingel.

Die junge Künſtlerin war allein zu Hauſe. Mit ſanft heiterer Miene grüßte ſie ihn; aber die Ahnung, was ihn herführe, gab ihrem Geſicht alsbald einen Schein von Wehmuth. Heinrich betrachtete ſie, ein Ernſt überkam ihn und ſteigerte ſein Gefühl zur Verlegenheit. Ein kleines Geſpräch über den geſtrigen Abend, das den erſten Erkundigungen und Antworten folgte, hielt nicht lange vor. In dem Schweigen, das eintrat, nahm ſich aber der Poet endlich zuſammen, lächelte durch den Ernſt uud ſagte: „Ich bin gekommen, um Abſchied zu nehmen.“

Roſa, obwohl ſie das erwartet, fühlte ſich durch die Thatſache doch ſo getroffen, daß ſie unwillkürtich auffuhr: „Ah!“ rief ſie, indem eine leichte Bläſſe über ihr Geſicht flog. Aber ſchnell, mit Lächein, ſetzte ſie hinzu: „Ich begreife!“ — „Ich reiſe zu den Meinigen,“ fuhr Heinrich fort, „die guten Nachrichten ſelber zu überbringen —“ — „Freilich, freilich!“ rief die Künſtlerin mit lebhaftem Nicken. Wie ſchmerzlich ſie den Stich in ihrem Herzen empfand, ſie erkannte die Nothwendigkeit, ihn zu verbergen, und es mußte ihr gelingen.

Mit einer Theitnahme, wie man ſie einem kindlich Glücklichen zuwendet, und mit einer gewiſſen Laune im Ton, fuhr ſie fort: „Da wird große Freude ſeyn im Lande! Ein Dichter, der auszog mit Manuſcripten nnd Projekten und heimkehrt mit einem Lorbeerkranz! Gefeiert vom Publikum, angegriffen vom Neid, gerühmt von dramaturgiſcher Weisheit! Was können die Verwandten und die liebende Braut ſich Beſſeres wünſchen? Das Talent, an das man glaubte, iſt bewieſen, glänzend bewieſen, und der öffentliche Erfolg in der Reſidenz muß dem Sieger die Huldigung der Provinz eintragen! Mit Stolz werden die Eltern die Hand der Geliebten in die ſeine legen, der Bund wird geſchloſſen werden und die Freunde werden glücklich ſeyn — die hieſigen, das mögen Sie glauben, nicht am wenigſten!“

Die Liebende hatte ſich während dieſer Rede innerlich ſo befreit, daß ihre Miene bei den letzten Worten das reinſte Wohtwollen ausdrückte. Der Schein deſſelben wirkte nun aber auch befreiend auf den Poeten. Ja, es war liebevolle Freundſchaft, was ſie beſeelte — nicht mehrt Sie war ihm gut, ſie hing an ihm als ihrem Zögling und wollte ſein Beſtes; aber ſie lebte in einer Sonnenſphäre der Kunſt und der Seelengüte, von wo ſie nur mit freudigem Antheil auf ſein Glück hernieder ſah. Gewiſſe Gedanken, die er ſich gemacht, Vermuthungen, die er gehegt, waren grundlos. Er beſaß in ihr einen guten Engel, einen Schutzgeiſt; von ihr geleitet, gefördert zu werden, hatte ſein günſtiges Geſchick ihn zu ihr geführt, und ihr konnte er nun auch, wie immer, traulich ſein ganzes Herz öffnen.

„Ja,“ rief er mit dem Glücksgefühl eines Liebenden,

Digitized by Google

„ſo hoffe ich, wird es kommen! Ich will Ihnen ehrlich geſtehen, dieſer Erfolg hat mir auch noth gethan. Wie ſehr Auguſte an mich glaubt, ſie hat Eltern und Verwandte, die ſehen wollen, um zu glauben. Aber jetzt, wenn ich heimkehre, werden ſie befriedigt ſeyn und Augen machen wie Kinder vor dem brennenden Chriſtbaum. Der Erfolg, wie ich ihn berichten kann, wird auf ſie den größten Effekt machen; ſie werden mich höher ſtellen, meinen Zuſagen überhaupt und völlig glauben, und ſie können es auch. Nachdem ich — mit Ihrer Hülfe, liebſte Freundin — meine Kraft erprobt habe, iſt mir's, als ob mir Alles gelingen müßte. Es liegt mir in den Fingern und ich meine es nur auf's Papier werfen zu dürfen. Ja, ich führe Auguſte einem geſicherten Loos entgegen, ich bin davon überzeugt, und werde daher mit aller Zuverſicht vor die Eltern treten."

Roſa, nachdem ſie mit einem ſchwer zu beſchreibenden Blick beigeſtimmt hatte, ſagte: „Wann wollen Sie reiſen?" — „Heute noch, in einer Stunde," erwiederte Heinrich. „Es iſt auch die höchſte Zeit. Ich habe nichts an Auguſte geſchrieben, weil ich mir den Genuß verſchaffen wollte, die Erlebniſſe der letzten Tage vollſtändig mündlich zu ſchildern."

„Ich verſtehe," rief das Mädchen. Mit einem Lächeln der Trauer, das aber ſogleich in ein Lächeln der Liebe überging, reichte ſie ihm die Hand und ſagte: „Reiſen Sie mit Gott! und finden Sie alles Glück, das Ihr Herz ſich wünſcht! Aber — vergeſſen Sie dabei nicht ganz ihre hieſigen Freunde!"

„O," rief Heinrich, „von niemand wird in unſern Unterhaltungen öfter und ehrenvoller die Rede ſeyn, als von Ihnen! Ihr Lob wird von allen Lippen erſchallen, und wenn ich dann mit Auguſte zurückkehre, wird unſer erſter Gang zu Ihnen ſeyn!" — Roſa nickte dankend. „Empfehlen Sie mich," fuhr Heinrich fort, „der lieben Mutter, es iſt mir leider unmöglich, ſie zu erwarten. Und nun — leben Sie wohl!"

Er war näher getreten und gab ihr die Hand. Sie, mit edler Freundlichkeit, ſagte: „Die herzlichſten Wünſche nochmals, und auf Wiederſehen!" — „Auf Wiederſehen, unbedingt!" entgegnete Heinrich, nickte mit einem Blick des Dankes und verließ die Stube. — Roſa begleitete ihn vor die Thüre und rief ihm noch heiter nach: „Grüßen Sie die Braut von der Freundin!"

Dann kehrte ſie raſch in die Stube zurück. Das Möglichſte war geleiſtet, ihre Kraft aber zu Ende. — Erſchöpft, von tiefſter Trauer bezwungen, warf ſie ſich auf's Sopha.

Sie hatte entſagt, wiederholt entſagt. Sie hatte ihr Leid beſiegt und die erhabene Freude der Großmuth empfunden. Aber dabei hatte ſich doch wieder eine Art Hoffnung erhoben, die ja in einem Leben, wo alles veränderlich und das Unwahrſcheinlichſte noch immer möglich iſt, auch nicht ganz und gar ohne Grund war. Jetzt aber, wo der Geliebte nach erreichtem Zweck unmittelbar zu der Andern eilte, um das Band mit ihr unauflöslich zu knüpfen, jetzt war ihr der letzte Schimmer von Hoffnung genommen. Er war dahin für ſie! Und wer konnte ihr verbürgen, daß er als Gatte der Andern ihr auch nur als Freund bleiben werde?

Ihre Einbildungskraft führte ſie ihm nach und den Ereigniſſen voraus. Sie ſah ihn in die Arme der Verlobten ſinken und dieſer, was ſie ſelbſt vergeblich erſehnt hatte und erſehnte, alles, alles allein zu Theil werden. Ein Gefühl der Eiferſucht erhob ſich in ihr und ſtürmte über ihr Wollen und Denken hin gleich einer Springfluth. Jener war alles gegeben, ihr war alles genommen: unſelig wehvolles, grauſames Geſchick! Und wieder die Eine Frage, die ſich ſo oft in ihr erhoben: Konnte Auguſte ihm ſeyn, was ſie ihm hätte ſeyn können? — „Nein!" mußte ſie ſelber entſcheiden. Denn welche Vorzüge ſie haben mochte, ſie liebte ihn nicht wie ſie! Sie hatte ihn nicht erkannt, ſah nicht in ſein gutes, fühlendes, reiches Herz wie ſie, war nicht bezaubert von dem ſchöpferiſchen Genius und der lebenswarmen Phantaſie, von dem Weitblick des Geiſtes und der Beſchränktheit des kindlichen Sinnes! Für ſie hatte die Natur ihn werden laſſen! Denn ſie bewunderte ſein Talent und ſie trat ein, wo es zu gut war, um ſich mit der Welt abzukämpfen! Seine Schwächen waren ihr lieb, ſo lieb wie die Gaben, womit Gott und Natur ihn ausgeſtattet! Sie konnte ihn beglücken, ſie konnte glücklich ſeyn mit ihm!

Hatte ſie nicht ſo mancher Verſuchung widerſtanden und ſich mitten in einer Welt des Leichtſinns, der oft ſo reizend iſt, rein erhalten für ihn? So ſehr, daß auch ihr Herz — ihr ſo oft kalt genanntes Herz — jungfräulich war, und ihre Liebe zu ihm ihre erſte Liebe? Und alles das nur, um das Liebſte zu entbehren und für ihr ganzes Leben beraubt und elend zu ſeyn?

Ihre Lippe zuckte bei dieſem Gedanken und das Antlitz drückte ein Gefühl tiefſter Gekränktheit aus. Ihr Inneres zerfloß. Thränen ſtürzten ihr in die Augen und rollten die Wangen herab; ſie gab ſich ihrer Leidenſchaft hin und weinte wie ein Kind.

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Die Eröffnung der zweiten Londoner Weltausſtellung.

Als England vor zwölf Jahren auf Anregung des edlen Fürſten, deſſen frühzeitigen Tod es jetzt betrauert, an die Völker der Erde die Herausforderung zu einem Friedenstourniee ergehen ließ, wurde der Handſchuh überall mit Begeiſterung aufgenommen und zur anberaumten Friſt ſchickte jede im Kreis des Weltverkehrs befindliche Nation ihre Vertreter nach London, um in dem Feenpalaſt, der ſich mit zauberhafter Schnelle im Hydepark erhaben hatte, um die Ehrenpreiſe der Induſtrie zu kämpfen. Es war eine glückliche Zeit; den blutigen Wogen einer Revolution entronnen, athmete Europa wieder frei auf, und wie berauſcht von dem ſüßen Bewußtſeyn der neu gewonnenen Ruhe und Sicherheit, baute es ſich goldene Luftſchlöſſer. Den Palaſt im Hydepark verwandelte die trunkene Phantaſie in einen Tempel des Friedens, wo die Völker der Welt, aller Feindſchaft und Eiferſucht vergeſſend, ſich zu dem unauflöslichen Bund der Brüderlichkeit vereinigten; das Schwert des Kriegsgottes war zerbrochen und ſtatt auf leichenbedeckten Schlachtfeldern ſollten die Nationen künftig in edlem Wetteifer auf dem fruchtbaren Gebiete der Gewerbe und des Handels ringen.

Der Traum war ſchön, aber es war ein Traum. Wahl erfüllte die damalige Ausſtellung nach Einer Seite hin ihren Zweck. Sieger wie Beſiegte lernten, der Geiſt richtete ſich auf nützliche Beſtrebungen, manches abgeſchmackte Vorurtheil wurde abgerieben. Namentlich die Engländer, und beſonders die Bewohner der Hauptſtadt, wurden von vielerlei Vorurtheilen geheilt; ſie entdeckten, daß ſie die „Fremden“ bisher ungerechterweiſe über die Achſel angeſehen, daß nicht alles Engliſche gut und nicht alles Fremde ſchlecht ſey, und die nothwendige Folge dieſer Entdeckung war eine erfreuliche Milderung harter Sitte, das Abſchleifen ſcharfer Kanten, mit Einem Wort, die Untergrabung jenes chineſiſchen, farrnwerknöchernen Weſens in Manieren und Anſchauungen, das die Engländer ihrer Inſellage verdanken und das ſie ſo unduldſam und ſo lächerlich gemacht hat. Niemanden, der ſeit dem Anfang der fünfziger Jahre hier gelebt hat, kann dieſe Umgeſtaltung entgangen ſeyn. Es iſt wahr, noch bleibt viel zu wünſchen übrig. Das ſtarre, hochmüthige John Bullthum iſt noch nicht völlig ausgerottet und äußert ſich dann und wann noch in Macdonaldgeſchichten, aber ein Volk zieht nicht wie eine Schlange über Nacht eine neue Haut an. Gut Ding braucht Weile, und in England, das ſo zäh am Alten, Hergebrachten hängt, mehr als anderswo.

So wohlthätig aber die Ausſtellung von 1851 in den bezeichneten Richtungen gewirkt hat, das tauſendjährige Reich des Weltfriedens hat ſie nicht begründet. Im Gegentheil, ſie ſcheint den Kriegsgott durch Bedrohung ſeines Einfluſſes und ſeiner Macht nur erzürnt und zu außerordentlichen Anſtrengungen aufgeſtachelt zu haben. Kaum war der Palaſt im Hydepark geſchloſſen, ſo ſchreckte die Kanonenkanonnade von Paris uns aus den Friedensträumen auf und dem Blutbad an der Seine folgten Schlag auf Schlag der ruſſiſche Krieg, der indiſche Verzweiflungskampf, der italieniſche Krieg, der Bürgerkrieg in Amerika, und wer zählt alle die „kleinen Kriege“ auf, die gleich Zwiſchenſpielen zwiſchen den „großen Kriegen“ aufgeführt wurden, Kriege mit China, mit Marocco, mit Mexiko und andern mehr oder weniger barbariſchen Ländern? Und welchen Anblick bietet jetzt die ſogenannte „civiliſirte“ Welt? Die Vereinigten Staaten von Amerika Ein ungeheures Schlachtfeld, und unſer „gebildetes“ Europa Ein gewaltiges Heerlager. Weit entfernt, das Schwert des Kriegsgottes zerbrochen zu haben, iſt die Induſtrie dem Krieg dienſtbar geworden und muß ihm furchtbare Mordmaſchinen ſchmieden. Freilich, die Sklavin von heute wird die Herrin von morgen ſeyn; aber wie lange werden wir auf dieſes „morgen“ zu warten haben? wie lange wird es dauern, bis die hamerſche Mythe ſich verwirklicht und es dem kunſtreichen Vulkan gelingt, dem rahen Mars das Stahlnetz umzuwerfen? Genug, wir haben in dem letzten Jahrzehnt Erfahrungen gemacht (keine guten, aber die häßlichſten Erfahrungen ſind immerhin beſſer als die bezaubernden Illuſionen) und die zweite Londoner Induſtrieausſtellung findet uns nüchtern. Die Phantaſie läuft uns nicht mit dem Verſtand fort. Wir haben keine überſchwänglichen Hoffnungen und ſetzen uns darum keinen grauſamen Täuſchungen aus. Wie die erſte Ausſtellung wohlthätig gewirkt hat, und auf demſelben Gebiete, ſo wird auch die zweite wohlthätig wirken. Sie wird die Induſtrie befördern und zur Ausrottung jener nationalen Vorurtheile beitragen, welche die Völker von einander ſcheiden und der Eroberungsluſt zur Hauptgrundlage dienen. Und damit wollen wir zufrieden ſeyn.

Doch nun einige Worte über die Eröffnungsfeier des 1. Mai. Sie wurde vom prächtigſten Wetter begünſtigt. Früh Morgens regnete es, aber der Himmel klärte ſich bald auf, und gegen zehn Uhr war das letzte Wölkchen verſchwunden. Die Ausſtellungscommiſſäre hatten mir zwar, gleich den übrigen ausländiſchen Zeitungscorreſpondenten, den freien Eintritt in das Induſtriegebäude

verweigert — den englischen Berichterstattern war er ohne Anstand bewilligt worden — * aber Dank der Güte eines deutschen Commissärs konnte ich mich über diese Illiberalität hinwegsetzen, und um zehn Uhr bestieg ich einen Omnibus, der mich nach Choringcroß brachte. Welches Gewimmel auf den Straßen! Aus den Nebengäßchen ergossen sich die Menschenbäche in den immer mehr anschwellenden Strom der breiten Straße, durch welche wir hinfuhren. Und als wir Oxfordstreet erreichten, wo wir die aus dem Osteude heranwogenden Massen zu durchkreuzen hatten, bedurfte es der vereinigten Bemühungen eines Dutzend Constabler, um unserem Wagen eine Passage zu eröffnen. Von Charingcraß ging ich zu Fuß durch den Jamespark und Greenpark, die im frischen Frühlingsschmuck prangten, und bog in Kensington-Road ein. Dort war das Gedränge so dicht, daß auch nicht eine Haselnuß hätte zu Boden fallen können. Aber zum Glück waren die Leute in der besten Laune. Bei gutem Wetter ist der Londoner überhaupt immer guter Laune, und Dr. Johnson, der da sagt, das Wetter habe keinen Einfluß auf den menschlichen Geist, muß mit den Londonern wenig in Berührung gekommen seyn, obgleich er lange genug unter ihnen gelebt hat. Aber der gelehrte und diktatorische Doctor war so kurzsichtig. Also die Leute waren im besten Humor, und außer wo die Taschendiebe eine künstliche Panik erzeugten, wurde das Gedränge nirgends beschwerlich. Sogar die Costermonger, die Stühle und Bänke vermietheten, legten eine ungewöhnliche Höflichkeit an den Tag und schonten Hüte und Hühneraugen, was sie sonst nicht zu thun pflegen. Am Albertgate merkte man, daß man sich dem Industriepalast näherte. Die Fenster waren mit Fahnen und Laubguirlanden geziert. Englische und lateinische Inschriften bewillkommten die „Gäste." Ein enthusiastischer Bierwirth, der sich (zahlende) Gäste aus „allen Nationen" wünscht, hatte eine Fahne ausgehängt mit einem riesigen: Welcome to all nations. Ein anderer Bierwirth, der seine Gelehrsamkeit zeigen wollte, hatte eine Fahne mit den Worten: „Exhibition of 1851. Exhibition of 1862. Semper vivat in gloria!" Bloß die jetzige Ausstellung soll ewig leben; die alte kann ihm ja nichts einbringen. Schiebend und geschoben, oder mehr geschoben als schiebend, gelangte ich endlich an den Industriepalast. Vor dem Hauptportal war eine Campagnie Leibgarde und eine Compagnie Grenadiere mit Musik zum Empfang der Eröffnungscommissäre aufgepflanzt, und die Besitzer der benachbarten Häuser hatten Tribünen errichten lassen, auf denen der Platz 1—5 Schillinge kostete. Ehe ich mich versah, war ich von der einströmenden Menge in das Innere des Tempels geschwemmt.

Ich war im Hafen, aber ich war nicht gelandet. Jeder Platz, von dem aus die Einweihungsfeierlichkeit beobachtet werden konnte, hatte seinen Besitzer oder seine Besitzerin, und es blieb mir daher nichts übrig, als mich in's Unvermeidliche zu schicken und mit einem Eckchen zu begnügen, das mir wenigstens ein paar Quadratfuß der Fläche zu übersehen gestattete, welche die Procession dem Programm gemäß zu durchschreiten hatte. Ein französischer Journalist, den der Zufall neben mich geworfen, vertrieb mir die Zeit durch seine curiosen Bemerkungen. Er war erst zwei Tage in London, aber er hatte schon über alles in der Ausstellung, in London und in England sein Urtheil fix und fertig. „Die Ausstellung, bah! in Paris macht man solche Dinge tausendmal besser; die Franzosen verstehen das Organisiren, die Engländer verstehen es nicht. Betrachten Sie dort die chaotische Unordnung! (und er deutete auf die uns zunächst befindlichen Abtheilungen der Ausstellung, die freilich nicht in bester Ordnung waren.) Ist es nicht eine Schande? Was haben die Commissäre denn eigentlich gethan? Nichts; sie haben alles gehen lassen, wie es eben gehen wollte. Ja, in Paris —" — Hier unterbrach ich ihn mit der Frage, wie ihm London gefalle? — „London, mein Herr, ist durch und durch vulgär. Kein Vergleich mit Paris. Und dieses London nennt sich die erste Stadt der Welt! Es ist gar keine Großstadt, es ist eine ungeheure, unförmliche, unnatürliche Sammlung von häßlichen Dörfern, in die sich ein paar Paläste verirrt haben. Die Einwohner ermangeln der ächten Bildung, des ächten Geschmacks. Welchen Trachten begegnet man auf der Straße! Kein Rock sitzt, die Hüte sind wie Ofenröhren (der meines Leidensgefährten glich einer Sanduhr, mit einer Wespentaille in der Mitte). Und die Damen sind in ihrer Tracht eben so geschmacklos wie die Männer; die rothen Unterröcke, die sie so gern zeigen (darin mußte ich ihm recht geben), lassen sie bäurisch erscheinen. Aber die Engländerinnen sind schön. Hätten sie den Geschmack, die Grazie und den Witz unserer Französinnen, sie wären unwiderstehlich. Doch ihre Schönheit versteckt in einem gewissen Grade diese Lücken. Die Engländer dagegen sind einfach lächerlich, und hätten sie sich nicht neuerdings durch die Berührung mit Frankreich ein bischen civilisirt (d. h. wie er sich später näher erklärte, das Rasirmesser abgeschafft), so wären sie noch lächerlicher. John Bull ist gut dazu, Maschinen zu bauen und Kattun zu machen, allein sonst taugt er zu nichts, und seine vielgerühmte Constitution ist ein Humbug, um mich eines englischen Ausdrucks zu bedienen. (Er sprach das Wort Ombock aus, war aber offenbar sehr stolz darauf, mir diesen glänzenden Beweis seiner Kenntniß der „barbarischen" englischen Sprache geliefert zu haben)."

Trompetengeschmetter, das draußen ertönte und den Anzug der Commissäre verkündete, setzte den charakteristischen Ergüssen meines Nachbars ein plötzliches Ziel. Einige Momente der Erwartung, ein dumpfes Stimmengesumme, das von unten heraufdrang (wir hatten auf einer Galerie Posto gefaßt), und die Procession begann. Voran marschirten die goldbetreßten Trompeter der Leibgarde, ihnen folgten die Beamten der Ausstellung, die Commissäre der Ausstellung von

* Seitdem haben auch die ausländischen Correspondenten freie Eintrittskarten erhalten.

Digitized by Google

1851 und die hohen Staatsdiener, Minister ꝛc. Hinter diesen kam die Eröffnungscommission, bestehend aus dem Herzog von Cambridge, dem Erzbischof von Canterbury, dem Reichskanzler Lord Westbury, dem Lord Kämmerling Graf Sidney, Lord Palmerston, dem Grafen Derby und dem Sprecher (so genannt, weil er nicht zu sprechen hat) des Hauses der Gemeinen; dann der Kronprinz von Preußen und Prinz Oscar von Schweden. Den Schluß bildeten Kammerherrn und die Sackpfeifer der schottischen Füsiliergarde. Imposant war die Procession nicht; sie bewegte sich keineswegs im Takt, und das sonderbare Gemisch von Uniformen, diplomatischen Fräcken, Galaanzügen und plebejischen Paletots verlieh ihr einen buntscheckigen, nichts weniger als würdevollen Charakter. Ueber die Eröffnungscommission erlaubte sich mein französischer Freund die unehrerbietigsten Witze, und er hatte Ursache. Minister, Soldaten, Parlamentsbeamte und Kämmerlinge sind sicher nicht die passendsten Leute, um eine Industrieausstellung einzuweihen, und es hätte sich sicher eine bessere Wahl treffen lassen. Abgesehen hievon, litten drei Mitglieder der Einweihungscommission an der Gicht und mußten, in Watte eingehüllt, elendiglich dahin hinken: Lord Palmerston, Lord Derby und der Herzog von Cambridge. Ersterer strengte sich an, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, aber die Schmerzen verwandelten sein Lächeln in ein Grinsen; die beiden andern nahmen sich nicht die Mühe, ihre Pein zu verbergen, und blickten gar sauertöpfisch und übellaunisch drein.

Auf ihrem Wege durch die Windungen des Schiffs wurde die Procession von der versammelten Menge — der Elite der englischen Gesellschaft — lebhaft begrüßt; die Männer cheerten und die Damen schwenkten die Taschentücher. Sobald die Einweihungscommission nebst den fürstlichen Personen unter dem Baldachin angelangt waren und die übrigen Mitglieder der Procession ihre Plätze ringsum eingenommen hatten, stimmten 2300 Kehlen das „God save the Queen“ an, zur unbeschreiblichen Bestürzung des Grafen Granville, der in einer Anwandlung von Geistesabwesenheit die Verlesung seiner Adresse an die Commissäre zu früh begonnen hatte. Nun, niemand bedauerte es, daß die langweilige Adresse in der herrlichen Melodie verloren ging, niemand, außer allenfalls Graf Granville selbst, der für ziemlich eitel gilt und die Adresse selber angefertigt hat. Nach Verlesung der Adresse antwortete der Herzog von Cambridge, indem er kurz die Bedeutung der Ausstellung hervorhob und des Todes des Prinzen Albert und der Abwesenheit der (den Tag zuvor nach Schottland abgereisten) Königin gedachte, die aber, wenn auch fern, dem Unternehmen doch ihre vollste Theilnahme schenke. Hierauf erfolgte die Uebergabe des Industriepalastschlüssels, eines wahren Meisterwerks der Schlosserkunst. Die Procession setzte sich dann wieder in Bewegung, um vor dem Orchester unter dem östlichen Dome ihr Endziel zu finden.

Meyerbeers prachtvoller Marsch eröffnete den musikalischen Theil der Feier, und der Tonkünstler, welcher zugegen war, erntete den begeistertsten Beifall. Dr. Sterndale Bennetts Ode, zu der Tennyson bekanntlich den Text geliefert, Aubers Marsch und Händels Halleluja schlossen die Aufführung.

Ich bin über die Eröffnungsfeier flüchtig hinweggeeilt, und zwar aus zwei Gründen. Erstens sah und hörte ich sehr wenig, und zweitens haben die Einzelnheiten kein Interesse.

Nach Beendigung der Orchesteraufführung verließen die Zuschauer und Zuhörer ihre Plätze, um in dem Industriepalast herumzuschlendern, und ich stieg von der Galerie herab und mischte mich in das Gewühl. Im Ganzen fand ich die Ausstellung fertiger (wenn mir dieser gewagte Comparativ erlaubt ist), als ich bei einem Besuch zwei Tage vorher erwartet hatte. Freilich viele Räume waren noch leer und in andern herrschte die gräulichste Confusion (vor Anfang des nächsten Monats wird die Ausstellung schwerlich ihren Glanzpunkt erreicht haben); aber der Anblick war immerhin prächtig, obgleich nicht mit dem zu vergleichen, welchen das Innere des Glaspalastes am 1. Mai 1851 bot. Doch das ist die Schuld des gegenwärtigen Gebäudes, welches der einfachen Größe und der zauberischen Beleuchtung des Krystallpalastes entbehrt und außerdem dem Auge keine so weite Aussicht gewährt. Mein französischer Freund, der bis zum Abend nicht von meiner Seite wich, meinte, der Industriepalast, der, nebenbei bemerkt, genau dreimal so viel gekostet hat wie der alte Glaspalast, eigne sich besser zu einem kolossalen Pferdestall, als für eine Industrieausstellung, und zu den Kuppeln, welche Capitän Fowke, der Baumeister, auf dem Dach angebracht hat, sey von einer Crinolinenmacherin das Modell geliefert worden — eine Behauptung, die allerdings Manches für sich hat.

Auf meiner Wanderung durch die verschiedenen „Höfe“ und Departements erfuhr ich von einem Aussteller, daß um ein Haar keine Ausstellung zu eröffnen gewesen wäre. Am Tage vorher hatten nämlich sämmtliche Aussteller, englische sowohl wie ausländische, den Commissären kategorisch erklärt, wenn man ihnen den freien Zutritt nicht gestatte, würden sie ihre Waaren am Eröffnungstage mit Packtuch bedecken. Die Commissäre weigerten sich Anfangs, aber schließlich mußten sie in den sauren Apfel beißen.

Die Gegenstände, welche das fashionable Publikum am meisten anzogen, waren die Juwelen (darunter der berühmte Kohinur, der jetzt umgeschliffen ist und den Namen des „Lichtbergs“ in der That verdient) und die Gemäldesammlung, in die ich vergebens einzudringen suchte. Ich hätte die japanesischen Gesandten mit aufgezählt, aber wir dürfen sie doch nicht unter die „Gegenstände“ werfen. Die japanesischen Gesandten bildeten jedenfalls den anziehendsten Theil der Ausstellung. Wohin sie gingen, folgte ihnen die gaffende Menge, aber da sie sich die Horazische Maxime, sich über nichts zu wundern, angeeignet zu haben scheinen, drückten sie in ihren Mienen nicht das geringste Erstaunen über dieses unanständige Benehmen aus. Doch werden sie

Digitized by Google

wohl kaum hohe Begriffe von europäiſcher Lebensart bekommen haben.

Um vier Uhr leerten ſich plötzlich die Gänge und die feinen Damen und Herren ſtürzten in ungeſtümer Haſt nach den Seitenpaſſagen. Ich dachte erſt, es ſey Feuer ausgebrochen, allein dem war nicht ſo. Die bis dahin verſchloſſenen Erfriſchungshallen waren geöffnet worden und die feinen Damen und Herren hatten Hunger. Nun, ich will den Kampf um Speiſe und Trank nicht ſchildern. Für viele war es ein Kampf ohne Sieg, und mehr als Einer Dame wurde das Glas mit Eis von einem Herrn „aus der Welt“ vor dem Munde weggeriſſen. Hätte ich es nicht ſelbſt geſehen, ich würde es niemals geglaubt haben. Apropos, in den Erfriſchungsſälen fand eine denkwürdige Revolution ſtatt. Die Vorſteher hatten den Aufwärterinnen bei Strafe der Entlaſſung das Tragen der Reifröcke verboten und eine kleine Armee von Conſtablern aufgeſtellt, die das Verbot (ich weiß nicht wie) aufrecht erhalten ſollten. Eitle Maßregel! Die Aufwärterinnen ſpotteten des Verbots; ſie gelobten ſich, den Umfang ihrer Reifröcke zu verdoppeln, und der Schwur wurde von Keiner gebrochen. Sie kamen, wurden geſehen und ſiegten. Die Vorſteher waren wie vom Donner gerührt, die Conſtabler erkannten ihre Machtloſigkeit, der Reifrock triumphirte. Einige Tage zuvor war der Induſtriepalaſt der Schauplatz einer andern, aber nicht ſo erfolgreichen Revolution geweſen. Ein Verbot gegen das Rauchen hatte die Arbeiter in Harniſch gebracht; ſie rotteten ſich zuſammen und vertheidigten die Pfeife gegen die Angriffe der Conſtabler. Aber die Arbeiter erlagen und die Pfeifen wurden verbannt. Dieſe beiden Revolutionen mit ihrem verſchiedenen Ausgang liefern einen neuen Beweis dafür, daß das zarte Geſchlecht eine durch nichts zu überwindende Widerſtandskraft beſitzt und mit dieſer Widerſtandskraft ſtärker iſt als das „ſtarke Geſchlecht.“

Ueber die Ausſtellung ſelbſt ſchreibe ich heute nicht. Ich muß ſie erſt mehrere mal beſuche haben, ehe ich dem Leſer ein klares Bild entwerfen kann. Nächſte Woche hoffe ich aber meine Berichte zu beginnen.

Vom Mittelrhein, Mai.

Reſtaurationen am Rhein.

Nicht mit Unrecht erheben Männer wie Profeſſor Lübke und andere ihre Stimmen gegen das Reſtaurationsfieber, an welchem unſere Zeit bezüglich älterer Architekturwerke laborirt. Nicht als ob es ein ſchlimmes Zeichen wäre, daß allenthalben Reſtaurationsarbeiten unternommen und ausgeführt werden, nur dem Uebermaße gilt die Warnung. Wer ſollte ſich nicht darüber freuen, daß das vielbeſchäftigte Geſchlecht unſerer Tage bei all ſeinen materiellen Tendenzen noch Auge und Sinn hat für die Werke älterer Kunſt und für deren Erhaltung jene Pietät, welche auch die Hand opferwillig macht? Wer ſich noch erinnert, wie unverantwortlich man noch vor einem Menſchenalter mit ſo manchen alten Bauten umgegangen iſt, wie man vandaliſch raſirt und verſtand- und geſchmacklos reparirt hat, der kann die Beſtrebungen unſerer Tage, das Alte zu erhalten und es möglichſt in ſeiner urſprünglichen Geſtalt wieder herzuſtellen, nur mit lebhafter Freude begrüßen. Aber das olte ne quid nimis behält auch hier ſein Recht, wie in allen andern Dingen. Es gehört auch Pietät dazu, nicht zu viel zu entfernen, nicht zu prunkvoll zu reſtauriren und namentlich da nicht zu ändern, wo ſcheinbar Unpaſſendes ein hiſtoriſches Recht erworben, ohne das äſthetiſche Gefühl geradezu zu verletzen. Man kann im Reſtaurationseifer Geſchichte und Poeſie zugleich wegwiſchen, ohne etwas anderes zu gewinnen als den kühlen Ruhm ſtrengſter Stylgerechtigkeit, oder das zweifelhafte Lob erhöhter Pracht. Ja man kann ſogar die landſchaftliche Schönheit einer geprieſenen Gegend verderben, wenn man das Reſtauriren übertreibt.

An dergleichen Fehlgriffe bin ich im verwichenen Herbſte bei einer Rheinreiſe mehrfältig erinnert worden, an den letztgenannten am lebhafteſten in dieſem Winter, als ich Wolfgang Müllers Plaudereien auf der Eiſenbahn in der Illuſtrirten Zeitung las. In ſeiner bekannten Weiſe plaudert da der fröhliche Dichter von Königswinter über alle die Schönheiten ſeiner rheiniſchen Heimath, und ich bin ihm mit Vergnügen auf ſeiner Fahrt gefolgt. Daß er ſich auch der wieder aufgebauten Burgen freut, finde ich ganz natürlich, aber als ich an den Ausruf kam: „Möchten doch noch recht viele andere alte Burgruinen ein neues Leben gewinnen!“ da mußte ich unwillkürlich ausrufen: „Um's Himmelswillen nicht!“ Wir freuen uns mit Recht darüber, daß einzelne der zahlreichen Burgen des reizenden Rheinthals, wie Klopp, Rheinſtein, Soneck, Stolzenfels, Lahnſtein, Argenfels und Rheineck ihre verſtändigen Wiederherſteller gefunden haben. Sie ſind in ſolcher Weiſe recht intereſſante Zierden der Gegend geworden, aber ſchade wär' es doch, wenn ihre Zahl ſich häufte, wenn die alten Ruinen am Ende gar verſchwänden und ſtatt ihrer gebrochenen Mauern neue Zinnen und Thürme ſich erhöben. Dieſe würden nur den bisherigen Charakter der Landſchaftsbilder alteriren, nicht aber den Reiz erſetzen, welchen gerade die Ruinen denſelben verleihen. Wer möchte z. B. die Reſte

der Burg Rolandseck mit dem bekannten hohen Bogen verschwinden und durch ein modernes antikes Bergschloß ersetzt sehen?

„Maß zu halten ist gut," sagt der alte Kleobulos von Lindos. Das gilt auch hier. Ich will hier nur an den alten bekannten Mäusethurm bei Bingen erinnern. Beinahe entsetzt habe ich mich, als ich sah, daß sie auch den restaurirt haben, und andern Leuten, die mit mir auf dem Dampfschiffe fuhren, ist ähnlich zu Muth gewesen. Das ist Bischof Hattos alter Thurm nicht mehr. Die Erhöhung durch eine Mauerkrone, der fahle Anstrich und das Wappen mit dem schwarzen Adler sind mir vorgekommen wie eine Versündigung gegen das historische Recht, welches das Rheingau seit Jahrhunderten auf das alte Aussehen des Mäusethurms gehabt. Selbst die Sage von Hattos schauerlichem Ende will zu dem restaurirten Werke kaum mehr passen.

Ich lobe mir die neue, im besten gothischen Styl gehaltene Apollinariskirche auf der Höhe bei Remagen, durch deren Erbauung der edle Fürst von Fürstenberg den vielen Juwelen des Rheinthals ein neues, und zwar eines der schönsten hinzugefügt hat; aber Wolfgang Müllers Wunsch, die Wernerskirche bei Bacharach wieder hergestellt zu sehen, kann ich unmöglich theilen. Diese schöne Ruine mit ihren leichten, luftigen gothischen Bögen ist just so dem Kunstfreunde am interessantesten und verleiht der Landschaft einen malerischen Reiz, wie es die gelungenste Herstellung nicht vermöchte. Eine solche würde nur das eigenthümliche Gepräge, so zu sagen das Relief derselben verwischen. Hier lohnt sorgsames Erhalten, nicht restaurirendes Aufbauen.

Etwas anderes ist es um die Restauration von Kirchen und sonstigen Gebäuden, die nicht bloß vor dem Untergange bewahrt, sondern auch für den Gebrauch erhalten werden sollen; aber auch da liegt die Versuchung nahe, eher zu viel als zu wenig zu thun. Namentlich wird der modernen Vorliebe für ornamentalen und polychromen Prunk nicht selten zu viel eingeräumt. Ich erinnere hier nur an den Dom zu Speier, der ein schimmerndes Prachtwerk geworden ist, das wohl Bewunderung fordern darf, aber seine Pracht doch zum Theil auf Kosten der alten edeln und erhabenen Einfachheit gewonnen hat.

Den ganzen Rhein entlang von Basel bis Köln und Bonn hinab geht seit einer Reihe von Jahren das Restaurationswerk ununterbrochen fort, und man darf wohl sagen, daß es meist mit Verstand und Maaß betrieben worden ist. Köln allein hat in dieser Beziehung schon Staunenswerthes geleistet. Abgesehen von der Riesenarbeit des gesammten deutschen Volkes an seinem Dome, die ich an Quer- und Langhaus vollendet sah, zeugt noch ein volles Dutzend alter Pfarrkirchen sammt dem Görzenich und dem neuen Museum Richartz von dem eifrigen Bestreben, das gute Alte zu erhalten und in angemessener Form herzustellen. Die ihrer Vollendung nahe Minoritenkirche, an die das Museum, ihr ehemaliges Kloster, sich anlehnt, hat mich in dieser Beziehung vorzugsweise interessirt. Von ihr geht die Sage, die Arbeiter des Doms hätten sie einst in den Feierstunden gebaut. Zum Jahre ihrer Einweihung (1260) verflossen aber deren noch 62, bis das Domchor vollendet war. Jetzt bauen sie wieder rüstig am Dome und zwischen hinein ersteht die alte Minoritenkirche wieder aus dem traurigen Zustande des Verfalls auf das Wort eines einzigen Kölner Bürgers, desselben seligen Richartz, dem die Stadt das neue Museum verdankt. Ich habe mich dieses kleineren Werkes neben dem großen des Domes um so herzlicher gefreut, da uns in dieser Minoritenkirche mit ihren dienstbesetzten Rundpfeilern und den abgeschrägten Scheidbögen ein sehr werthvolles Muster des einfachen frühgothischen Styls erhalten wird, wie es deren nicht allzuviele mehr gibt. Die ganze Art der Restauration scheint mir auch dafür zu bürgen, daß man dem Inneren keine Zierrathen geben wird, welche die Wirkung des klaren, einfachen Systems und der schönen Verhältnisse beeinträchtigen könnten.

Von Köln bis Mainz steht rechts und links des Stromes eine große Zahl alter Kirchen, von denen die meisten in neuerer Zeit entsprechend hergestellt worden sind. Als ein Muster nenne ich unter vielen nur die Kirche zu Niederich, diese köstliche Perle der gothischen Spätzeit (1449), die in trefflicher Weise dem Verfall entrissen worden ist.

Mainz selbst hat aus alter Zeit verhältnißmäßig nur wenig mehr übrig, und dieß wenige wird in neuerer Zeit sorgfältig zu erhalten gesucht. Einen der uralten gebrochenen Ostthürme des Doms sah ich im verwichenen Herbste bereits ausgebaut, der andere wird ihm folgen. Sonst ist an dem Dome wenig zu machen. Stylwidriges zu entfernen, geht hier am wenigsten an, denn es ist dessen zu viel vorhanden. Und wer wollte es z. B. wagen, Hand an alle die gothischen Anbauten zu legen und mit ihnen Theile zu entfernen, welche, wie die prachtvollen Fenster der nördlichen Seitenkapellen, zu dem Trefflichsten gehören, was die Gothik des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts hervorgebracht hat? Unrecht wäre es sogar, wollte man aus dem Innern dieses Domes alle die Grabdenkmale und Altäre aus der Renaissance- und Zopfzeit entfernen, um sie durch romanische oder gothische zu ersetzen. Sie haben ihr historisches Recht, sie verderben den architektonischen Totaleindruck der Hallen nicht und wirken durch den Wechsel der Formen nicht selten zur Hervorbringung malerischer Effekte mit. Kurz, wir haben hier ein Beispiel dafür, daß strenge stylistische Puristicatinnen nicht selten ganz unberechtigt und übel angebracht wären.

Ein frisch restaurirtes und als solches wohlgelungenes Bauwerk ist die hoch gelegene Stephanskirche in Mainz. Die bekannte Pulverexplosion am 18. Januar 1858 schien ihr in hohem Grade verderblich geworden zu seyn, aber es ist ihr ergangen wie dem ganzen alten Stadttheil da draußen: der Schaden ist in Vortheil umgeschlagen. Gerade die erheblichen Beschädigungen, die sie erlitten, haben zu einer umfassenden Restauration geführt, die hier um so schätzbarer ist, als sie uns wieder ein namhaftes Werk der frühgothischen Architekturperiode in würdigster Weise erhält. Diese Stephanskirche ist zwar etwas jünger als die erwähnte

Minoritenkirche in Köln, erſt im Jahre 1317 begonnen, aber ihre Formen ſind noch rein und einfach ſchön und die nahe Verwandtſchaft mit dem heſſiſchen Syſtem, das die Eliſabethkirche zu Marburg ſo glänzend repräſentirt, tritt klar in's Auge; dies beſonders an den drei gleich hohen Schiffen mit je vier hohen und kräftigen Rundpfeilern, die nach vier Seiten mit Dreiviertelſäulen als Dienſten beſetzt und mit zierlichen Laubcapitälen gekrönt ſind. — Was mich aber ſtörte, war der nachgemachte Himmel an den Gewölben mit ſeiner blauen Farbe und den goldenen Sternen, ſo wie die Vergoldung des Laubwerks der Capitäle. Geht es denn gar nicht mehr ohne dieſe chromiſtiſchen Zuthaten, die eine reine Architektur nur beeinträchtigen und das Leben ſchön ſculpirter Glieder faſt immer ertödten?

An der herrlichen Katharinenkirche zu Oppenheim gehe ich dießmal ſchweigend vorüber, da ich mich erinnere, daß von ihrer Reſtauration ſchon vor nahezu zehn Jahren in dieſen Blättern die Rede war. Es iſt mittlerweile wenig oder nichts mehr an ihr geſchehen, obgleich noch manches zu thun wäre. In Worms aber haben ſie auch Hand an's Werk gelegt, früher ſchon in abgeſchmackteſter Weiſe im Innern der gothiſchen Liebfrauenkirche, vor mehreren Jahren verſtändiger an der alten Kirche zu St. Paul, deren Thürme, Vorhalle und Chor uns drei verſchiedene Entwicklungsſtufen des romaniſchen Styls vergegenwärtigen. Leider iſt es auch hier nicht ohne Tünche abgegangen, die dem altersgrauen Verputz der Thürme zwiſchen den Quaderliſſenen und Bogenfrieſen bis hinauf zu den ſtumpfen gemauerten Helmen ein etwas gefälligeres Kleid umwerfen ſollte. — Im verfloſſenen Sommer iſt der Dom, dieſes dritte Hauptſtück romaniſcher Architektur in deutſchen Landen, in Angriff genommen worden. Ich ſah indeß nur an dem baufällig gewordenen Dache des Langhauſes arbeiten. Seine Erneuerung wird eine ſchöne Summe verſchlingen. Ob dann noch etwas weiter gethan werden kann und ſoll, weiß ich nicht. Zum Glück bedarf der Wormſer Dom nicht ſo weſentlicher Reſtaurationen am Mauerwerke; durch Entfernung des ſchönen gothiſchen Südportals wird ſich auch der fanatiſchſte Puriſt nicht verſündigen wollen, und wenn man das Innere in ſeiner ſchmuckloſen, imponirenden Einfachheit erhält, höchſtens einige Albernheiten, wie die weißen Striche auf den Quaderfugen, und den unpaſſenden Altarzopf beſeitigt, ſo iſt auf lange Jahre hinaus genügendes geleiſtet.

Rom, Mai.

(Schluß.)

Die ſpaniſche Treppe. — Monte Pincio.

Wollt ihr euch heute noch nicht in die Labyrinthgänge des modernen Rom wagen, ſo folgt mir nach den herrlichen Anlagen des Monte Pincio, von wo wir dieſes unnennbar ſchöne Städtebild vor uns ausgebreitet ſehen. Dieſer Hügel, welcher ſich im Nordoſt der Weltſtadt von der heutigen Piazza Barberina bis zur Porta del Popolo erſtreckt, in alter Zeit jedoch nicht zu den hiſtoriſchen „ſieben Hügeln“ gerechnet wurde, verdient noch heute ſeinen ehemaligen Namen Collis hortorum, den man ihm beilegte, weil die Prachtgärten des Lucullus, Pompejus und theilweiſe des Salluſt ihn bedeckten. Später erbaute dort das Geſchlecht der Pincier einen Palaſt und daher ſtammt ſeine jetzige Benennung. Es führen nach dem Pincio zwei Zugänge; der eine, für Wagen und Fußgänger eingerichtet, ſteigt von Piazza del Popolo empor, den andern mühſameren bildet die ſpaniſche Treppe. Am Fuße derſelben murmelt auf der Piazza di Spagna ein waſſerreicher Brunnen, und von dort beginnen wir unſere Wanderung. Wir haben jedoch noch nicht den erſten Abſatz der breiten Scala erreicht, als uns ſchon Gruppen römiſcher Männer, Weiber und Kinder feſſeln, die an den Stufen kauern. Sie ſind eigentlich alte Bekannte, erinnern wir uns ja, ſie ſchon draußen in Deutſchland auf Bildern geſehen zu haben, welche die in Rom weilenden Maler auf die Leinwand geworfen. Trotzdem ſind dieſe Gruppen zu ſchön, als daß wir achtlos an ihnen vorübergingen. Hier ſitzen den ganzen Tag bis zum Sonnenuntergang Weiber aus dem Volk, ihr ſchwarzblaues Haar mit dem weißen Fazzoletto bedeckt, und ſäugen ihren wimmernden Bambino; ihr rothes Mieder, das ſchneeige, an den Hals ſchließende Hemd, die blumendurchwirkte Schürze, der Schmuck großer Ohrringe und Korallen wirken zu fremdartig, als daß wir nicht gerne vor dem Bild verweilten. Neben dieſen Weibern lagern alte und junge Männer, Sandalen an den Füßen, ſchmutzige, ſchön gefarmte Hüte auf dem Kopf. Ihr Haar und ihr Bart iſt verwildert, doch darum nur um ſo maleriſcher; ihr brauner Mantel, durchlöchert und voll Flicken, wirft die anmuthigſten Falten und dieſe laſſen das Ebenmaß der Glieder errathen. Man ſieht dieſe Römer nie arbeiten und nie betteln, und ich glaube, ſie nähren ſich von der Sonne, die ſie den lieben langen Tag in ihren Magen ſcheinen laſſen. An der ſpaniſchen Treppe ſieht man auch oft, obwohl nicht immer, denn er kommt zu den eben geſchilderten Figuren nur auf Beſuch, einen Jüngling in gleich zerlumpter und unreinlicher Tracht, der mir in der Darſtellung das Urbild des Antinous war. Die römiſchen Künſtler kennen ihn alle, abſonderlich die, welche in der Via Siſtina und Felice wohnen, denn er muß um dieſe

Digitized by Google

Gegend herum hausen. Wenn der Fremdling ihn verwundert anstaunt, betroffen von solcher männlichen, an's Weibliche grenzenden Schönheit, spielt um seine edelgeformten, fein geschwungenen Lippen ein bewußtes Lächeln. Solch wriches, geringeltes Haar, eine so offene, wohlgebildete Stirn sieht man im Leben selten, und nur hier hat sich dieser edle Typus reiner Menschenform noch erhalten. Dieser herrliche Jüngling im ausdrucksvollen Schmuck seiner kühnen, dunkeln Brauen, seiner langen Wimpern, die mild und warm das herrlich geschnittene Auge befranzen, flößte mir immer den Wunsch ein, ein großer Bildhauer oder Maler zu seyn, damit ich ihn in Stein und Farbe verewigen könnte. Lehnt er an der Mauer eines der die spanische Treppe begrenzenden Häuser, die Füße leicht gekreuzt, das Haupt geneigt und mit dem feuchten Auge in die Weite blickend, so ist er die wunderbarste antike Statue, welche je aus einer Meisterhand hervorgegangen. — Wir sind jetzt bis zum ersten Absatz der Treppe gelangt. Erblickten wir eben den edeln Achillens, so kommt nun einer aus dem Geschlecht des Therſites an die Reihe der Betrachtung. Es ist Peppo, der weltbekannte Bettler von der spanischen Treppe. Mutter Natur, welche doch nicht immer liebreich ist, ließ Peppo ohne Füße geboren werden und statt der Beine stattete sie ihn stiefmütterlich mit dünnen knöchernen Stangen aus. Auf diesem Nicht-Piedestal ruht nun ein schwerer, fetter Körper mit feistem Vollmondsgesicht. Ein weißer Filzhut und eine rothe Livréeweste sammt einem Sammtwamms vollenden die äußere Erscheinung. Peppo gebraucht seine musculösen Arme als Mittel der Bewegung; zum Schutz der Hände bewaffnet er dieselben mit einer Art hölzernen Sohle, die er an Riemen um das Gelenk befestigt, und die Kalee sind gepanzert mit schweren Lederstücken. Kommt nun ein Forestiere, dessen Vaterland Peppa jedem an der Nase ansieht, die Treppe herauf, so fährt er wie eine Spinne und mit erstaunlicher Schnelligkeit auf seine Beute los und entlockt ihr einige Tropfen Blut in Gestalt von ein paar Bajocchi. Peppo ist immer fröhlich und fühlt, ganz mit Recht, seine Bettelei durch seine Verstümmelung, wie durch jahrelanges Herkommen sanctionirt. Immer, wenn er die Hand nach einer Gabe ausstreckt, liest man in seinem Gesicht die Worte: „Wißt, Signore, ich bin ja der in der ganzen gebildeten Welt bekannte Bettler der spanischen Treppe!“ Dieser Therſites spielt nicht nur in Rom seine Bettlerrolle, er figurirt auch in einem Roman, nämlich im „Improvisator“ des dänischen Dichters Hans Christian Andersen. Hat nun Peppa schon unzählig vielen Menschen Mitleid eingeflößt, so ist doch unter allen Sterblichen nur Einer, den er auch in Furcht gejagt, und dieser ist der erwähnte Poet. Der seit einiger Zeit hier anwesende norwegischr Schriftsteller Björnstjerne Björnson, den Deutschen vortheilhaft bekannt durch seine lieblichen Novellen „Arne“ und „Schön Synnöv,“ pflegte dem jüngst auch hier weilenden Andersen zu versichern, Peppo habe ihm den Tod geschworen, weil er vieleriel aus seinem geheimen Leben der Oeffentlichkeit preisgegeben. Und zaghaft erwiederte der furchtsame und liebenswürdige Mährchenerzähler: „Herr Gott, ich habe doch nichts Schlechtes über ihn gesagt!“ Peppo übrigens ist reich und hat seiner Tochter einige tausend Scudi als Mitgift gegeben; auch reitet er jetzt zu seiner täglichen Beschäftigung auf einem Esel.

Am Ende der Scala di Spagna erheben sich die beiden Glockenthürme der Kirche Trinita de' Monti und vor ihrer Freitreppe ließ Papst Pius VI. durch den Baumeister Antenori einen in den Gärten des Sallust gefundenen Obelisken errichten. Wir wenden uns nun links und sind da genöthigt, förmlich Spießruthen zu laufen. Lahme und Blinde, Taube und Stumme, Fieberkranke und Gesunde, die irgend welche Krankheit simuliren, bestürmen uns an. Auch reizende Kinder sind unter den um eine Gabe Flehenden. Mit den reizendsten Gazellenaugen schauen uns diese bettelnden Mädchen an. „Signor, datemi un mezzo Bajocc oggi!“ bittet eine kleine schmucke Römerin. In ihrem Ton liegt ein so lieblicher Wohlklang, eine so bezwingende Mahnung zum Wohlthun, daß wir ihr schon den halben Bajocc geben müssen; aber man müßte eine Million Bajocchi besitzen, um alle zu befriedigen. Vielleicht hat dieses Bettelvolk auch schon den Leser zu sehr molestirt. Nun gut, so verspreche ich, wir wollen uns in Rom nie wieder anbetteln lassen.

Die immergrünen Steineichen vor der Villa Medici, nun in die französische Akademie verwandelt, eröffnen den Eingang zu der Passeggiata des Pincio. Bereits ist Mezzo Giorno vorüber, als wir auf dem ebenen Hügelkamme des Monte Pincio anlangen. Wie haben feuchten, warmen Scirocco-himmel und das phantastische Heer der Wolken wandelt über Rom in drückenden Massen. Hier aber gedeihen wuchern üppig alle Sorten exotischer Pflanzen: feingefiederte Palmen, stachlige Agaven, schlingenähnliche Cacteen und Aloen. Heimisch ist ferner in diesem Boden die Olive, Quercus Ilex mit ihren spitzen gebräunten Früchten, die Stechpalme und der duftige Lorbeer, dessen Zweige die rings aufgestellten Büsten berühmter Männer Italiens umkränzen. In stillen, durch Taxus- und Magnolienhecken abgesonderten Räumen umstehen saftige Iris und bescheiden blühendes Immergrün leise wallende Fontainen, über welche hoch ein hieroglyphischer Obelisk empor steigt. Durch die Luft weht ein warmes, die Brust erweiterndes Arom von Buchsbaumblättern und Palmenduft. Tief athmend schlürft man diesen wollüstigen Aethertrank. Pius VII. und Napoleon I. verdankt das moderne Rom diese entzückende Passeggiata, welche sich gegen vier Uhr mit der schönen Welt füllt, die zwischen den Tropengewächsen lustwandelt oder in ihren Carossen dahinrollt. An der nördlichen, der Villa Borghese zugekehrten Seite stützt sich der Abhang des Monte Pincio auf eine colossale Umfassungsmauer, die mit einer Reihe tiefer Nischen gebaut ist, welche als Pfeiler dienen. In der Ferne ragen über die entlaubten Acazienwipfel und trauernden Cypressen der Villa Borghese die schönen Linien des Albaner und weiterhin des Sabiner

Digitized by Google

Gebirges, blau umduftet und den Scheitel mit Schnee verſilbert.

Wir wollen jetzt aber einen Blick werfen auf Rom und lehnen uns an die Geländerbrüſtung, welche die der Piazza del Popolo zugekehrte Seite einfaßt. Wahrlich, es gibt keine Stadt, deren Anblick uns ſo mit Ruhe und heiligem Frieden durchwärmt, als Rom, und wenn auch ein Gefühl melancholiſcher Trauer leiſe unſere Seele berührt, weil ſo unendlich viel Großes und Schönes hier in Trümmer geſunken, ſo erheben unſer Gemüth doch ſelbſt dieſe Ruinen, weil ſie uns ſagen, daß beſchränkte Weſen, wie wir, Denkmäler geſchaffen, die noch in ihrer heutigen Verſtümmelung wie aus der Hand des Schöpfers hervorgegangene Werke erſcheinen. Dieß gilt nicht nur von den Ruinen der antiken Welt, welche ihren Gipfelpunkt im Colaſſeum erreichen, ſondern auch von den Monumenten der chriſtlichen Jahrhunderte. Siehe, dort ragt die Kuppel der Peterskirche! Es iſt ein Werk für die Ewigkeit und weder unſer Auge, noch unſer Geiſt können es würdigen und faſſen. Und dennoch erdrückt uns dieſe erhabene Größe nicht; ſie zieht empor in lichte, klare Regionen, und frohlockend ſchwebt unſere Seele in der Höhe.

Rom wirkt ſo beruhigend, weil es nicht die Tiefe der Verſtandeskräfte erregt, ſondern nur zu unſerer Empfindung ſpricht. Es iſt das claſſiſche Grab des Alterthums, und an Grüften pflegen wir nicht zu grübeln, ſondern uns am Gedanken der Unſterblichkeit aufzurichten. Hier liegen ſie nun neben einander, die offenen Todtengewölbe des claſſiſchen Heidenthums und die lebensheitere Wiege des Chriſtenthums, welches aus ihm erſtanden und von ihm ſeinen ſoliden Pomp entlehnt hat. Solidität und eiſerner Beſtand ſind Roms Fundamente; wir ſtoßen auf ſie im Heiden-, Juden- und Chriſtenthum. Letzteres hat das erſtere in ſich transſubſtanziirt, und wie man auch rüttelt am Felſen, auf welchem Petrus ſeine Kirche baute, er wird nur erſchüttert. Das Judenthum aber hat ſich trotz aller Unterdrückung und Erniedrigung nirgends reiner, urſprünglicher und kräftiger erhalten, als in der Metropole der katholiſchen Chriſtenheit.

Doch fort mit der Reflexion! Prägen wir uns lieber, ſo weit man überhaupt nach ſtundenlangem Anſchauen etwas ſo Gewaltiges bezwingen kann, Roms Bild in die Seele. Niedere, gewellte Campagnahügel zu unſerer Rechten, aus dem duftigen, azurnen Ton der Ferne übergehend in's graubraune Colorit der Nähe — dieß iſt der erſte einförmige Eindruck. Der gelbe Tiber zu unſern Füßen, deſſen Fluth indeß nur eine kurze Strecke ſichtbar iſt und der dann zwiſchen ſeinen niedern Ufern dahin ſtrömt, bringt ſchon etwas wogende Bewegung in die ſtarre Oede, welche durch die ſanft geſchwungenen Linien des Monte Mario vollends vernichtet wird. Gewiß, der Monte Mario iſt Roms ſchönſter Hügel; ſeine ſtolzen Cypreſſen und die auf ſchlankem Stamm ruhenden Baldachine ſeiner Pinien, die ſtille Heimlichkeit ſeiner Villen, ſeine gelblichen Vignenhäuſer ſind ein wahres Idyll. An ihn ſchließen ſich die vatikaniſchen Höhen und an deren Fuß ſtrecken ſich die Bauten des Vatikans hin, lange, winklige Fronten, die einen ganzen Stadttheil bilden. Aus dem Gewirr dieſer Gebäude ſteigt der vatikaniſche Palaſt auf, vielfenſterig, hoch und heiter; zumal die Galerien der Loggien des Raphael ſind ein Stück Mährchenpoeſie. Zwiſchen dieſem Quartier und dem Fluß liegt ſtill und fruchtbar reiches Gartenland voll blätterleerer Maulbeerbäume und niederer Oliven, die, von unſerer Höhe geſehen, wie düſtere Leichenſteine erſcheinen. Ueber dem Vatikan ſchwebt die Kuppel der Peterskirche, vor ihrer Façade ragt der Rieſenobelisk empor und die den Petersplatz umfaſſenden Colonnaden tragen eine wahre Volksverſammlung von Statuen. Den ganzen weſtlichen Horizont umzieht dann der lang gedehnte Janiculus, der mit dem Monte Mario wetteifern darf. Die Sonne durchbricht heute nicht die tief hängenden Wolken, dennoch umfließt den Janiculus ein hier lichtgelber, dort blauer Schein, und auf dieſem Hintergrunde zeichnen ſich die maleriſchen Formen der Pinien ab; an den Abhängen des Berges klettern Gärten, Landhäuſer, Klöſter und Kirchen empor; am deutlichſten markiren ſich von letzteren St. Onofrio und Pietro in Montorio. Wo der Janiculus und Aventin gegen den Tiber auslaufen, ſtrömt der Fluß der Ebene zu und dieſe liegt unſerem weit ſpähenden Blicke faſt bis an's blaue Meer offen. An den Aventin ſchließen ſich nach dem Oſten der Stadt der Palatin mit ſeinen Kaiſerpalaſten, der Eſquilin, der Viminal und Quirinal. Innerhalb dieſer Circumvallation ragen über die platten Dächer Kuppeln und Thürme, Bogenhallen und Säulen, mächtige Palaſtfaçaden und ſtumme Kloſtermauern, Terraſſen und Gärten, eine ſeltene Palme und rothſtämmige Piniengruppen. Unter dem Thurme des Capitols geben wir uns Mühe von den Ruinen des Forums etwas zu erkennen, hoffen wenigſtens den Kraterrand des Coloſſeums zu entdecken, aber dieſe Trümmerwelt liegt zu tief und gar zu viele Kirchen und Kuppeln verdecken ſie. — Früher als ſonſt beginnt heute die Dämmerung, denn die Wolken wollen nicht zerfließen. In den Thau des Abends ſteigen die Säulen des Trajan, Antonin und die der Maria Immaculata vor dem Collegio di Propaganda Fide; die Obelisken und Kuppeln der Kirche von San Carlo und del Geſu, der bizarre Glockenthurm von St. Andrea della Valle ſtehen kalt und grau im beginnenden Dunkel. Während wir nun hinunterſchreiten vom Pincio, dießmal den Weg nach Piazza del Popolo einſchlagend, läuten alle Glocken der heiligen Stadt das Ave Maria, und ſo ſey für heute unſer beſchauendes Tagewerk geſchloſſen.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 24. 11. Juni 1862.

Die Geschichte gibt uns eine unzählbare Menge Beyspiele von solchen Damen an, welche durch die Größe ihres Geistes in Behandlung von Staats-Geschäfften sich hervor gethan haben und vor welchen Männer, die in Cabinets-Händeln grau geworden, annoch die Segel streichen müssen. Da aber gleichwohl der Welt-Gebrauch ihnen ordentlicher Weise Sitz und Stimme in dem Ministerio abspricht, so ist ein sehr seltener Fall, eine Dame als das Haupt einer eigentlichen Gesandtschafft zu sehen.

Fr. C. v. Moser.
1732.

Gesandtinnen und Gesandtenfrauen.

Der Cardinal Mazarin, welcher sich der Frauen bekanntlich häufig zur Ausführung seiner politischen Plane bediente, hat den Ausspruch gethan: „Les femmes sont dignes de régir un royaume.“ Und in der That, die Frauen haben bisweilen regiert wie ein Mann, mit fester sicherer Hand die Zügel der Regierung haltend, und große Gedanken und große Thaten wird ihnen eine gerechte Geschichte nicht absprechen. Die Regierungsperioden der Königin Elisabeth von England, der Kaiserinnen Maria Theresia und Katharina II. gehören zu den glänzendsten ihrer Reiche. Das sind aber allerdings Ausnahmen von der Regel. Die Frau ist nicht zum Herrschen geschaffen, und strenge Gerechtigkeit widerstrebt ihrer subjektiven Natur eben so sehr, wie von ihren geistigen Fähigkeiten ein tieferes Erkennen und überhaupt ernstere Verstandesthätigkeit ausgeschlossen zu seyn pflegt. Im Allgemeinen zeichnen sich daher auch die Regierungen der Frauen durch einen zu übereilten und gewaltsamen Unternehmungen leicht hinneigenden, namentlich aber durch einen kriegslustigen Geist aus. Das Herz wird in die Politik verflochten, mit allen seinen Wallungen und Reizbarkeiten, die weniger rechnen als begehren; und dazu kommt fast ohne Ausnahme die Herrschaft von Günstlingen, welche zu ihren einflußreichen Stellungen durch das launenhafte Herz der Frau, aber nicht nach ihren Talenten und Verdiensten berufen worden. An einer dieser Klippen sind die Regierungen fast sämmtlicher Frauen, die hervorragendsten darunter nicht ausgenommen, gescheitert, und so glänzend dieselben daher auch hin und wieder für den Augenblick seyn mochten, so haben die Nachwehen doch in den meisten Fällen nicht lange auf sich warten lassen. Demgemäß regierten die spanische Isabella, Margaretha von Dänemark, die englischen Elisabeth und Anna, die österreichische Kaiserin Maria Theresia und die russischen Kaiserinnen, und so glänzend die Regierungen derselben auch eine Zeit lang erschienen, so suchen wir doch bei den meisten derselben vergeblich nach Thaten und Einrichtungen, welche vor dem Urtheil der Geschichte sich später als heilsam bewährt hätten.

In einer aristokratischen Republik, wie man das heutige England nicht mit Unrecht genannt hat, kann allerdings ohne Bedenken die Krone auch auf das Haupt einer Frau gesetzt werden, da von einer persönlichen Einwirkung des Souveräns auf die Regierung des Landes dort in keiner Weise die Rede ist, und die Regierung Victorias liefert den Beweis dafür, daß eine

Digitized by Google

Frau leichter im Stande iſt, die Erfüllung ihrer Regentenpflichten ausſchließlich in der Erfüllung ihrer Familienpflichten zu erblicken, als ein Mann, deſſen Beſtreben doch immer darauf gerichtet ſeyn würde, auch in den öffentlichen Angelegenheiten ſeinen perſönlichen Einfluß mehr oder weniger zu bethätigen. Die mit Recht geprieſene Regierung der Königin Victoria kann daher am wenigſten als ein Beweis dafür angeführt werden, daß die Frauen zum Herrſchen berufen und befähigt ſeyen, da die Aufgabe eines engliſchen Königs, wie die politiſchen Verhältniſſe Englands nun einmal ſich entwickelt haben, nur darin beſteht, ſich des Herrſchens zu enthalten.

Wir beabſichtigen indeß dem ſchönen Geſchlecht keineswegs zu nahe zu treten, wenn wir ihm den Beruf abſprechen, die Herrſchaft über ein Land zu führen. Wir wünſchen demſelben dafür einen um ſo größeren Einfluß innerhalb der Familie und über ihre Männer, ſobald dieſe das Hauskleid angezogen haben. Mögen ſich die Leſerinnen damit tröſten, daß wenn wir ihnen den Beruf zum Herrſchen und überhaupt zu jeder politiſchen Wirkſamkeit abſprechen, dabei ihr indirekter Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten unerſchüttert bleibt. Sie werden dem zum Herrſchen berufenen ſtärkeren Geſchlecht doch den Beweis nach wie vor liefern, daß dieſes nur ihren ſchönen Augen unterthan und genöthigt iſt, nicht ſelten auch außerhalb des Hauſes ihren Willen zur Ausführung zu bringen.

Wollte man den Frauen in den Angelegenheiten der Politik und des Staates eine Stelle neben den Männern einräumen, wollte man hier auch nur ihrem indirekten Einfluß einen zu weiten Spielraum vergönnen, ſo würden ſie nur der Familie entfremdet, und es würde dadurch, wie die Geſchichte ſo häufig mit warnender Stimme gelehrt hat, der ſocialen, ſo wie auch der politiſchen Ordnung der Dinge eine unheilbare Wunde geſchlagen. Ein treffenderes Beiſpiel, als Frankreich, läßt ſich für dieſe Behauptung wohl nicht anführen. Dort haben ja von jeher die Frauen ihre Wirkſamkeit außerhalb der Kreiſe der Familie geſucht, und ein bekanntes Schlagwort ſagt noch jetzt, daß dieſe daſelbſt die eigentlichen Männer ſeyen. In welchem andern Lande Europas ſind aber auch die Grundlagen der ſocialen, ſo wie der politiſchen Ordnung in gleicher Weiſe erſchüttert? Fromme und kluge Frauen haben daher von jeher ſelbſt erkannt, daß ihre Aufgabe nicht darin beſtehe, in den Angelegenheiten der Politik thätig zu ſeyn.

Einen merkwürdigen Fall dieſer Art theilt Macaulay in ſeiner engliſchen Geſchichte ausführlich mit. Als König Jakob II. vor der Revolution nach England geflohen war, erklärte das Parlament bekanntlich durch eine Fiction den Thron für erledigt, und die Tochter des Königs, die Gemahlin des Prinzen von Oranien, wurde auf Befehl des Parlaments vom Biſchof Burnet davon in Kenntniß geſetzt, daß nach den Geſetzen Englands ſie die nächſte Erbin des Thrones ihres Vaters ſey. Die Prinzeſſin Marie begab ſich darauf zu ihrem Gemahl, dem Prinzen von Oranien, indem ſie folgende Worte an denſelben richtete: „Ich habe nicht eher als geſtern erfahren, daß eine ſolche Verſchiedenheit zwiſchen den Geſetzen Englands und zwiſchen den Geſetzen Gottes beſteht; aber ich verſpreche Ihnen jetzt, daß Sie jederzeit das Regiment führen ſollen, und zur Erwiederung bitte ich nur darum, daß, wie ich das Gebot beobachten werde, welches den Frauen vorſchreibt, ihren Gatten zu gehorchen, Sie das beobachten wollen, das den Gatten vorſchreibt, ihre Frauen zu lieben.“ Der Prinz von Oranien wurde bekanntlich bald darauf zum Mitregenten der Königin Marie ernannt, und dieſe hat das Verſprechen, daß ihr Gemahl „jederzeit das Regiment führen ſolle,“ vollſtändig gehalten.

Das Succeſſionsrecht der Frauen auf einzelne Throne Europas ſchreibt ſich meiſtens aus einer Zeit her, wo die Herrſchaft über Land und Leute als ein reines Privatrecht betrachtet und auch nach dieſen Grundſätzen vererbt wurde. In den germaniſchen Staaten ſchloß zwar das Saliſche Geſetz die Frauen urſprünglich von der Succeſſion aus, ſpäter jedoch, nach der Aufnahme des römiſchen Rechts, welches auch an unbeweglichen Gütern den Frauen gleiches Erbrecht, wie den Männern, beilegt, behaupteten die Juriſten, daß auch die Throne nicht minder wie die Stammgüter ohne Rückſicht auf das Geſchlecht vererbt werden müßten. Dieſer Grundſatz fand auch in den meiſten derjenigen germaniſchen Staaten, in welchen ſich die regierenden Familien nicht durch ausdrückliche Beſtimmungen ihrer Hausgeſetze wider denſelben ſchützten, Anerkennung, und wir begegnen daher noch heute in den meiſten Compendien des Staatsrechts der Aeußerung, daß zur Thronfolge überall da, wo nicht durch Specialgeſetze oder beſonderes Herkommen das Gegentheil feſtſtehe, Männer und Frauen gleichmäßig berufen ſeyen. Dieſe Aeußerungen dürfen uns nach den mitgetheilten geſchichtlichen Notizen nicht auffallen. Das den Frauen verliehene Thronfolgerecht ſollte nicht die Löſung eines philoſophiſchen Problems über die ſociale Stellung der Frauen enthalten, ſondern ging aus ganz beſtimmten privatrechtlichen Anſchauungen und den daraus gezogenen Conſequenzen hervor.

Anders verhält es ſich mit einem andern officiellen

Digitized by Google

Charakter, welchen Frauen nach der einstimmigen Ansicht fast sämmtlicher Autoritäten des Staats- und Völkerrechts sollen bekleiden können, mit dem gesandtschaftlichen. Es galt bis vor kurzem im Völkerrecht als ein ganz unbestrittener Grundsatz, daß die Ernennung eines Gesandten ganz unabhängig von dem Geschlechte desselben sey. Schon Friedrich Carl von Moser erklärt in seinem Werke: „L'ambassadrice et ses droits," es sey ein alter Aberglaube, daß nur Männer zu diplomatischen Sendungen tauglich seyen, die Geschichte lehre aber vielmehr, daß die politischen Angelegenheiten, bei welchen Frauen ihre Hand im Spiele gehabt, viel geschickter geordnet worden seyen als alle andern, und deßhalb tritt dieser Schriftsteller ausdrücklich für den angeblichen Brauch des Völkerrechts, auch Frauen zu Gesandten zu ernennen, in die Schranken. — Eben so erklärt der berühmte Jurist Leyser in seiner Schrift de foro legatorum, daß den Frauen die Zulassung zu einer diplomatischen Thätigkeit nicht versagt werden könne, wenn schon ihnen alle übrigen öffentlichen Aemter allerdings verschlossen bleiben müßten. Noch in neuerer Zeit haben berühmte Publicisten, wie Friedrich von Martens, Klüber und in den älteren Ausgaben seines Völkerrechts auch Heffter diese Ansicht ausgesprochen; und die rechtliche Grundlage, auf welche dieselbe von diesen und den meisten übrigen Schriftstellern über Völker- und Gesandtschaftsrecht gestützt wird, ist die Praxis. Es soll von jeher Sitte gewesen seyn, daß von den Souveränen Europas auch Frauen zu diplomatischen Sendungen verwandt wurden, so daß dadurch ein Gewohnheitsrecht sich gebildet habe, und keinem Fürsten das Recht zustehe, einer an ihn geschickten Gesandtin die Anerkennung zu versagen. — Sehen wir nun, wie es mit dieser vielgerühmten Praxis des Völkerrechts in Wirklichkeit beschaffen ist.

Als ein ältestes Beispiel von dem einer Frau übertragenen gesandtschaftlichen Charakter wird in der Regel die im Jahre 1525 erfolgte Sendung der Prinzessin Margarethe von Frankreich und Wittwe des Herzogs von Alençon nach Madrid angeführt, um die Befreiung ihres gefangenen Bruders, Königs Franz I., von Kaiser Karl V. zu erwirken. Die Mutter des Königs, welche in dessen Abwesenheit die Regentschaft führte, hatte diese Tochter freilich mit ausdrücklichen Aufträgen, welche den erwähnten Zweck verfolgen sollten, an den Kaiser geschickt, sie hatte ihr jedoch durchaus keinen officiellen Charakter verliehen. In noch frühere Zeit fällt die diplomatische Thätigkeit der Tochter Kaiser Maximilians I., Margarethe, welche im Jahr 1508, wo sie bereits Wittwe des Herzogs Philibert von Savoyen war, die bekannte Ligue von Cambray abschloß. Sie führte die Unterhandlungen nicht bloß im Namen ihres kaiserlichen Vaters, sondern auch im Namen König Ferdinands von Spanien. Für den König von Frankreich und den Papst negociirte der Cardinal Amboise. Es gelang der Gewandtheit Margarethens, diesen für Venedig so verderblichen Vertrag zu Stande zu bringen.

Einige Jahre später, im Jahre 1529, wurde zu Cambray ein Frieden abgeschlossen, welcher unter dem Namen der Damenfrieden in der Geschichte bekannt ist, weil als Unterhändlerinnen in demselben zwei Damen auftraten, die Mutter König Franz I. von Frankreich und die Tante und Erzieherin Kaiser Karls V. Schlosser erzählt über die Begründung dieses für König Franz so nachtheiligen Friedens folgende Einzelnheiten. Die beiden erlauchten Frauen, Louise von Savoyen und Margarethe von Burgund, hätten in zwei an einander stoßenden Gebäuden gewohnt und die Zwischenwand derselben durchbrechen lassen, um einen ununterbrochenen Verkehr haben zu können. Louise habe eben so das Vertrauen ihres Sohnes, wie Margarethe das ihres Neffen besessen, und beide haben lange Zeit die Leitung der Staatsgeschäfte für ihre Zöglinge besorgt. Der Friedensvertrag, über den beide Damen zu Cambray überein kamen, würde übrigens in Bezug auf den französischen König unbegreiflich seyn, wenn es nicht bekannt wäre, daß dieser seine beiden Söhne, die in Madrid von dem Kaiser gefangen gehalten wurden, um jeden Preis zu befreien suchte.

Aehnliche Beispiele einer officiellen diplomatischen Thätigkeit fürstlicher Frauen ließen sich namentlich aus jener Zeit noch mehrere beibringen. So erzählt Wicquefort in seinem bekannten Werke „l'ambassadeur et ses fonctions" von der diplomatischen Thätigkeit der Königin Eleonore von Frankreich und der Königin Marie von Ungarn, welche im Auftrag Franz I. und Karls V. im Jahre 1537 zu Bommy einen Waffenstillstand auf drei Monate abschlossen, und allgemein bekannt ist in dieser Beziehung namentlich noch die Wirksamkeit der Königin Henriette von Frankreich. Doch macht bereits Moser in seinem erwähnten Werke darauf aufmerksam, daß man Fürstinnen nicht zu den Gesandtinnen zählen könne, zumal ihnen auch niemals gesandtschaftliche Creditive, sondern nur gewöhnliche Vollmachten zum Zweck ihrer Negotiationen ertheilt seyen. Diesem richtigen Fingerzeige sind denn auch viele späteren Schriftsteller über Völker- und Gesandtschaftsrecht gefolgt, indem sie nach Mosers Vorgange zwei andere Damen als Beispiel dafür anführen, daß Frauen zu Gesandten ernannt werden könnten. Diese sind die bekannte Gräfin Aurora von Königsmark, welche August der Starke an Karl XII. von

Digitized by Google

Schweden ſandte, und eine Geſandtin Ludwigs XIV., die Marſchallin von Guebriant.

Gräfin Marie Aurora van Königsmark war 1666 auf der Agathenburg bei Stade geboren. Dieſe durch Schönheit und Geiſt ſa ausgezeichnete Frau ſtand bekanntlich eine Reihe von Jahren hindurch zu König Auguſt in einem innigen Liebesverhältniß und wurde in ſpäterer Zeit zur Aebtiſſin der gefürſteten Reichsabtei Quedlinburg ernannt. Während ſie bereits in Quedlinburg lebte, wurde König Auguſt vom Schwedenkönig hart bedrängt, und es fehlte ihm an allen Mitteln, demſelben die Spitze zu bieten, namentlich an Geld, die geringe Anzahl van Saldaten zu bezahlen, welche er noch beſaß. — Auf die Nachricht van der ſchweren Bedrängniß, in welcher ſich der von ihr immer noch geliebte König befand, eilte Gräfin Königsmark nach Dresden, um ſeine Thatkraft anzufeuern und inſanderheit die Pflichten ſeiner hohen Stellung ihm varzuhalten, welche er unter Ueppigkeit und Schwelgereien aller Art immer mehr vergaß. — Sie redete zu ihm vom alten Glanz und Ruhm ſeines Namens, begeiſtert, wie eine Frau zum geliebten Manne zu reden vermag, aber Auguſts Energie war dahin; er ließ ſich zu muthigen und entſchiedenen Schritten nicht mehr beſtimmen. Da entſchloß ſich die ſchöne Frau, ſelbſt zu Karl XII. zu reiſen, deſſen Stolz und Uebermuth Auguſt ſa empfindlich fühlen mußte. Sie erhielt eine geheime Miſſian an den Schwedenkönig, der ſich aber hartnäckig weigerte, die Gräfin zu empfangen. Er haßte die Weiber und ſuchte etwas darin, dieſen Haß auch der ſchönſten und liebenswürdigſten Zeitgenoſſin gegenüber zu bethätigen. Nach langen Bemühungen gelang es der Gräfin, den König im Lager anzutreffen. Sie ſtieg aus ihrem Wagen und hielt eine Anrede; der König beantwartete dieſelbe aber nicht, grüßte kalt und ritt weiter. Endlich wußte der Miniſter Graf Piper die Erlaubniß zu erwirken, daß ſie zu einem Haſſeſte geladen werde. Gräfin Aurora verlangte aber als deutſche Reichsfürſtin — der Rang einer ſalchen gebührte ihr als Aebtiſſin des Kloſters zu Quedlinburg — einen beſondern Platz an der Abendtaſel. Karl befahl, ſie unter alle übrigen Damen zu ſetzen, und als Graf Piper erſtaunt nach dem Grunde fragte, erwiederte der König, ſie habe als ehemalige Maitreſſe keinen Anſpruch auf einen beſſeren Platz. Alle Vorſtellungen des Miniſters blieben erſalglos und Aurara erſchien bei dem Feſte nicht. Ihre Miſſion war geſcheitert, ſie kehrte in ihr Kloſter zurück. An dem König rächte ſie ſich durch ein beißendes Spottgedicht, welches dieſer wahrſcheinlich niemals zu Geſicht bekommen hat.

Es fragt ſich nun, ab dieſe ſchöne und auch geiſtig ſehr begabte Frau als eine Geſandtin im eigentlichen Sinne zu betrachten iſt, wie das von Seiten der meiſten Schriftſteller geſchieht? Das weſentliche Erforderniß für die Begründung des geſandtſchaftlichen Charakters iſt das Creditiv, welches den Geſandten bei dem fremden Sauverän beglaubigt. Ein ſalches Creditiv aber beſaß Gräfin Aurora nicht. Real in ſeinem bekannten Werke, „science du gouvernement," und Voltaire in ſeiner Geſchichte Karls XII. machen ausdrücklich auf dieſen Umſtand aufmerkſam; andere ſehr zuverläſſige Schriftſteller, z. B. Wicquefort und v. Martens in ſeinem manuel diplomatique unter dem Worte „ambassadrice" thun dieß wenigſtens indirekt, indem ſie anführen, daß es nur eine wirkliche Geſandtin gegeben habe, die Marſchallin von Guebriant.

Wenden wir uns jetzt zu dieſer merkwürdigen Dame, welcher van allen denjenigen, die über Geſandtſchaftsrecht geſchrieben haben, ſtets beſandere Aufmerkſamkeit geſchenkt wurde.

Als König Ladislans IV. von Polen im März 1644 ſeine erſte Gemahlin, Cecilia Renata von Oeſterreich, durch den Tad verlaren hatte, ſchritt er bald darauf zur zweiten Ehe mit der Tochter des verſtarbenen Herzogs van Mantua, Marie von Gonzaga, Herzogin von Nevers. Der Heirathsvertrag wurde am 26. September 1645 von Ludwig XIV. zu Fontainebleau unterzeichnet und am 6. November deſſelben Jahrs fand die Trauung in der Kapelle des Palais Royal ſtatt, bei welcher der König von Polen durch ſeinen Geſandten vertreten war. Auf ihrer Reiſe nach Polen gab ihr Ludwig die Marſchallin von Guebriant zur Begleiterin und ernannte dieſe zu dem Zwecke ausdrücklich zu ſeiner Ambaſſadrice bei dem König Ladislaus. In den Creditivbriefen, welche ſie erhielt, wurde ſie, wie Plaſſan in ſeiner „histoire de la diplomatique française" anführt, ausdrücklich von dem Könige „ambassadrice extraordinaire et surintendante de la conduite de la reine de Pologne" genannt. Sie hieß mit ihrem Geburtsnamen Renata von Beck und war die Wittwe des Marſchalls Guebriant, der 1643 zu Rottweil den Tod gefunden hatte. Alle Schriftſteller kommen darin überein, die Klugheit und graße Gewandtheit dieſer Dame in diplamatiſchen Unterhandlungen rühmend hervarzuheben. Sie hatte auch bei dieſer Miſſian hinreichende Gelegenheit, von beiden Eigenſchaften Gebrauch zu machen. Die Prinzeſſin, welche ſie begleitete, galt für eine der ſchönſten Fürſtinnen damaliger Zeit und war auch wahl galanten Abenteuern, nicht ganz fern geblieben. Dieſe waren dem Könige in einer jedenfalls übertriebenen Weiſe dargeſtellt warden, und Verleumdungen aller Art hatten es dahin gebracht, daß, als die Prinzeſſin den polniſchen Boden betreten hatte, er

Digitized by Google

ſich auf's entſchiedenſte weigerte, die Trauung mit ihr zu vollziehen. Er ſchützte vielmehr ſeinen immer ſchwächer gewordenen körperlichen Zuſtand vor und beſtand darauf, daß dieſelbe nach Frankreich zurückkehre. Jetzt aber entfaltete Frau von Guebriant ihr wirklich bedeutendes diplomatiſches Talent. Sie verſtand es, alle Schwierigkeiten, welche ihr am polniſchen Hofe bereitet wurden, glücklich zu überwinden und endlich auch dem Könige eine ſo feſte Ueberzeugung von der Tugend ſeiner künftigen Gemahlin beizubringen, daß er nicht länger Anſtand nahm, ſich mit ihr trauen zu laſſen, ſo ſehr man ſich auch von den einflußreichſten Seiten bemühte, ihn in ſeiner anfänglichen Meinung zu beſtärken. Bei dieſer Gelegenheit hatte ſich die Geſandtin in ſo hohem Grade die Gunſt des polniſchen Königs erworben, daß dieſer den Befehl ertheilte, ſie ſolle an ſeinem Hofe ganz mit denſelben Ehren behandelt werden, wie vorher die öſterreichiſche Erzherzogin, die Schweſter des Großherzogs von Toscana, als ſie ihre Tochter, des Königs erſte Gemahlin, an den polniſchen Hof begleitet hatte. Frau von Guebriant hielt auch darauf, daß ihr dieſe Ehren überall vollſtändig zu Theil wurden, und ſie verlangte ſogar den Vorrang vor dem Bruder des Königs, dem Prinzen Karl. Daraus entſtand ein Streit, welcher endlich zu Gunſten der Frau von Guebriant vom Könige entſchieden wurde. Auch auf ihrer Reiſe nach Polen hatte ſie in den Ländern, welche ſie berührte, überall die einem Botſchafter gebührenden Auszeichnungen verlangt und erhalten.

Ludwig XIV. verwandte bekanntlich ſehr häufig Frauen in Angelegenheiten ſeiner auswärtigen Politik. So erzählt Macaulay ausführlich, wie es ihm auf dieſe Weiſe gelang, auf die Politik König Karls II. von England einen nicht unbedeutenden Einfluß zu üben. Er ſandte nämlich an dieſen König, um ihn recht gründlich in die Netze, welche die franzöſiſche Politik ihm gelegt hatte, zu verwickeln, die verſchlagene, leichtfertige Louiſe von Querouaille, Madame Carwell, wie ſie in der Volksſprache jener Zeit genannt wurde. Ludwig hatte jedoch dieſer Dame keineswegs den officiellen Charakter einer Geſandtin beigelegt, ſondern ihre Sendung war im Gegentheil eine rein confidentielle, und zwar ſo confidentiell, daß Frau von Querouaille ſehr bald die Maitreſſe des Königs wurde und in dieſer Eigenſchaft auch ihren Einfluß auf denſelben dergeſtalt geltend machte, daß ſie ihre ſämmtlichen Nebenbuhlerinnen, deren Zahl nicht gering war, verdrängte. Dadurch aber gelang es ihr, ſich einen Wirkungskreis zu eröffnen, welcher vollſtändig den Erwartungen entſprach, die der franzöſiſche König auf ihre Reize und ihre Gewandtheit gebaut hatte.

Ein intereſſantes Beiſpiel von der diplomatiſchen Thätigkeit einer orientaliſchen Fürſtin erzählt noch Fallmerayer in ſeiner Geſchichte des Kaiſerreichs von Trapezunt. Im Jahr 1460 brach Sultan Mahomed mit großen Heeresmaſſen gegen David, den letzten Komnenen des trapezuntiſchen Reiches, der mit dem Fürſten der Turkomanen, Urſun, verbündet war, auf, um ihn ſeiner Herrſchaft zu entſetzen. Sein nächſter Angriff war gegen Urſun gerichtet. Sara Chatun aber, die Mutter des Fürſten, verſtand es, zu Urſinga einen Frieden mit Mahomed zu vermitteln, worin ſie ihrem Sohne ſein Reich ſicherte, dafür aber ihren Bundesgenoſſen verrieth. Dann ließ ſie den Osmanenfürſten auf verborgenen Wegen, auf welchen er durch ihre Veranſtaltung nirgendwo Widerſtand fand, mitten in das Gebiet des Komnenen hineinführen. Unvorbereitet, wie er war, vermochte dieſer ſeinem Feinde keinen Widerſtand entgegen zu ſtellen, und Mahomed nahm ſofort von der Hauptſtadt Beſitz. Aus dem Schatze, welchen er hier vorfand, erhielt Sara Chatun einen reichen Lohn an Gold und Edelſteinen für die Dienſte, welche ſie ihm geleiſtet hatte. Das alte ehrwürdige Reich von Trapezunt fand ſomit ſeinen Untergang zunächſt durch die treuloſen Ränke und die ſchlaue Unterhandlungskunſt dieſer Fürſtin.

Noch müſſen wir hier des Chevalier d'Eon gedenken, jenes geheimnißvollen Weſens, das in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich lenkte. Alle Welt hielt ihn für eine Frau, und gleichwohl hatte er als Soldat und Diplomat mit großer Auszeichnung gedient. Noch ſehr jung trat er in das Heer Ludwigs XV., wo er ſich in mehreren Schlachten durch Tapferkeit hervorthat. Sehr bald wandte er ſich indeß der diplomatiſchen Laufbahn zu und wurde Anfangs der franzöſiſchen Geſandtſchaft in Petersburg attachirt. Später wurde er als geheimer Agent des Königs nach London geſchickt, und erwarb ſich durch die Geſchicklichkeit, mit welcher er die ihm anvertrauten ſchwierigen Geſchäfte betrieb, ſo ſehr die Zufriedenheit deſſelben, daß ihm das Ludwigskreuz verliehen wurde. Dann wurde er als Legationsſecretär bei der Geſandtſchaft in London angeſtellt. Schon damals hielt man ihn allgemein für eine Frau; die engliſchen Großen gingen hohe Wetten über ſein Geſchlecht ein, der Chevalier aber zog ſich in Schweigen und Geheimniß zurück. Inzwiſchen veröffentlichte er ſeine Memoiren. Die franzöſiſche Regierung gab ihm Schuld, Thatſachen darin entſtellt, andere indiscret der Oeffentlichkeit übergeben zu haben, er wurde daher ſeiner Stelle entſetzt. Ludwig XVI. verlieh ihm darauf in Anbetracht ſeiner früheren Verdienſte eine jährliche

Digitized by Google

Rente von 12,000 Livres, unter der Bedingung jedoch, ſich öffentlich nur in Frauenkleidern zu zeigen. Der Chevalier begab ſich zunächſt nach Paris, und man ſah ihn dort nur in ſolchen Kleidern, das Ludwigskreuz auf der Bruſt. Später kehrte er nach London zurück, und auch hier erſchien er jetzt als Frau. Abermals wurden große Wetten eingegangen, aber alle Bemühungen, vom Chevalier eine beſtimmte Erklärung über ſein Geſchlecht zu erhalten, waren vergeblich. Im Jahr 1810 ſtarb er zu London. Der Tod ſcheint die Zweifel über ſein Geſchlecht gelöst zu haben, wenigſtens wird er auf dem Grabſtein als Mann genannt. Auf demſelben befindet ſich die Inſchrift: Charles Geneviève Louis Auguste Thimothée d'Eon de Beaumont, né le 16. Octobre 1727, mort le 21. Mai 1810.

Nach alledem ſcheint ſich die Annahme zu beſtätigen, daß die Marſchallin von Guebriant die einzige wirkliche Geſandtin iſt, welche aufgewieſen werden kann; die übrigen diplomatiſchen Damen, welche wir aufgeführt (von denjenigen, welche auf die politiſchen Verhältniſſe nur einen indirekten Einfluß geäußert, iſt ſelbſtverſtändlich gar nicht die Rede geweſen) haben nur die Geſchäfte eines Geſandten geführt, aber nicht den officiellen Charakter deſſelben beſeſſen. Real erwähnt im genannten Werke freilich noch einer perſiſchen Botſchafterin; aus ſeinen allgemeinen Mittheilungen läßt ſich aber nicht entnehmen, ob die Dame wirklich auf dieſen Titel Anſpruch hat, was bei der Stellung, welche der Islam den Frauen zuweiſt, wohl mit Recht bezweifelt werden kann. Die von Wicquefort bereits gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts ausgeſprochene Vermuthung, daß Frau von Guebriant auch für die Zukunft wohl die einzige Geſandtin bleiben werde, hat ſich, wie dieß namentlich Geßner in ſeiner 1851 erſchienenen Schrift: de jure uxoris legati atque legatae, nachweiſt, bis in die neueſte Zeit bewährt, und der von den Völkerrechtslehrern ohne genauere Prüfung in der Regel aufgeſtellte Satz, daß die Wahl eines Geſandten ganz unabhängig von ſeinem Geſchlechte ſey, ſteht deßhalb auf äußerſt ſchwachen Füßen. Dieß deutet übrigens auch Heffter in ſeiner neueſten, vor einigen Jahren erſchienenen Ausgabe ſeines Völkerrechts an, und in Zukunft wird man wohl allgemein, nach dem Grundſatze, daß eine Schwalbe keinen Sommer macht, die Sendung der Marſchallin von Guebriant als das, was ſie wirklich iſt, als ein völkerrechtliches Curioſum, aber nicht mehr als eine allgemeine Norm betrachten. Wir müſſen daher, ſo leid uns dieß thut, auch den Leſerinnen das Recht abſprechen, Geſandtinnen zu werden, wenigſtens in dem Sinne, in welchem wir dieſes Wort bisher gebraucht haben. Dagegen wollen wir ihnen, in ſo fern ſie nämlich unverheirathet ſind, von Herzen wünſchen, daß ſie Geſandtinnen in einem andern Sinne, nämlich Gemahlinnen eines Geſandten werden. Um über die alsdann ihnen zuſtehenden Vorzüge und Privilegien ihnen keinen Zweifel zu laſſen, wollen wir daher im Folgenden von den Rechten der Geſandtenfrau ſprechen.

(Schluß folgt.)

Der Pariſer Polyphonismus und deſſen Tummelplätze.

(Schluß.)

Wird auf den zuletzt erwähnten Tummelplätzen des Polyphonismus vorzugsweiſe der ſchlichten Muſe des Geſanges gehuldigt, ſo herrſcht in den Bier- und Kaffeehäuſern, ſo wie in den Winkelcafés mehr eine vagabundirende Muſe, die bald auf den Saiten einer ſchlecht geſtimmten Geige, bald in den mehr oder weniger reinen Klängen eines Accordeons, bald in dem Geklimper einer altmodiſchen Harfe, bald im Geraſſel einer abgenützten Guitarre, bald endlich in den ſchlecht accentuirten Tönen einer Straßenſängerkehle ſich ergeht. Auch in dieſem muſikaliſchen Wirthshaustreiben ſpiegelt ſich der franzöſiſche Volksgeiſt wieder, ſo gut wie ſich im Treiben in ähnlichen Etabliſſements zu London der Geiſt des engliſchen Volks wiederſpiegelt. In einem Londoner Beer-house tritt vor die verſammelte Menge oft eine ernſte Geſtalt und recitirt eine ſchaurige Ballade, in einer Pariſer Brasserie ſpielen Savoyardenjungen undeutbare Phantaſieſtücke, ſpielt und ſingt

Digitized by Google

Männlich und Weiblich die frivolſten Weiſen und Lieder. Dort lauſcht die biertrinkende Verſammlung mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit, hier kümmert ſich kein Menſch um den Vortrag, auch wenn er — was freilich ſehr ſelten der Fall — des Anhörens werth iſt; im Gegentheil, das Geklapper der Würfel, das Geklirr der Gläſer, das Geplauder der verſchiedenen Tiſchgruppen wird in einem ſolchen Augenblick nur um ſo toller. Deutſch-Paris macht hier allerdings wieder eine Ausnahme. In den deutſchen Bierwirthſchaften produciren ſich aber auch vorzugsweiſe deutſche Kräfte, die, ſie mögen ſo mittelmäßig ſeyn wie ſie wollen, wäre es auch nur durch ein Lied, das an die theure Heimath erinnert, den Deutſchen immer feſſeln.

Geht man an einem Sonntag Morgen in die Rue du Petit-Carreau, ſo bemerkt man vor dem Hauſe eines Weinwirths einen Haufen Männer von mehr oder minder ſauberem Ausſehen. Es iſt dieß die Reſerve der Armee der Pariſer Spielleute, aus der ſämmtliche Orcheſterdirigenten öffentlicher und ſonſtiger Tanzanſtalten der Weltſtadt ihr defektes Perſonal ergänzen oder überhaupt für Sonntag- und Montag Abend ein ſolches Perſonal bilden. Nehmen wir als Ausgangspunkt auf dieſem Gebiet des Pariſer Polyphonismus die obſcure Tanzkneipe „zu den drei Ratten" am Pont neuf, ſo baut ſich bis zum brillanten Tanzſalon Mabille eine Stufenleiter vor uns auf, über die man Bände ſchreiben könnte, während wir uns mit einigen Andeutungen begnügen müſſen.

Es iſt acht Uhr Abends. Wir befinden uns in der Rue Sainte-Foi, am Ausgang der Paſſage du Caire. Plötzlich dringt der ſummende Ton eines Dudelſacks (musette) in Begleitung von kurzen dumpfen Lauten in unſer Ohr. Wir folgen dem Schalle und betreten den Laden eines Weinhändlers, gleich darauf ein ſpärlich erleuchtetes Gaſtzimmer. In einem Winkel deſſelben ſteht ein Mann mit dem Inſtrument, deſſen Töne uns hergeführt, und bläst aus Leibeskräften. Rings an den nackten Wänden ſitzen Männer und Weiber mit hochrothen Wangen, ſchwarzem Haar und dunkeln Augen. Auf der „Diele" — um einen norddeutſchen Ausdruck zu gebrauchen — ſtampft ein halbes Dutzend männlicher und weiblicher Gäſte nach dem Takt einen Tanz. Das ſind Kinder der Auvergne, welche ihren Lieblingstanz — la Labourée — ausführen. An hundert andern Orten florirt genau daſſelbe Divertiſſement.

Wir nehmen einen Wagen und fahren zur weiland Barrière Poiſſonnière hinaus. Vor einem hohen Hauſe halten wir. Aus einem hellerleuchteten, langen, ſchmalen Gange quillt uns eine dumpfige, heiße Atmoſphäre, ſchallt uns Muſik und ein chaotiſches Gemiſch von Stimmen entgegen. Wir wagen uns hinein, werden von einem wacheſtehenden Invalden angehalten, entrichten fünf Sous Entrée, geben unſern Stock in's Veſtiaire und betreten einen Pfad, auf dem wir uns Schritt für Schritt einen Weg in's Innere erkämpfen müſſen, ſo gedrängt voll iſt er von Menſchen. Nachdem wir die Ellenbogen zur Genüge haben ſpielen laſſen, haben wir es endlich zu einem Sitz und einem knappen Ueberblick gebracht. Unſer Sitz iſt eine ſchmale Bank mit ſchmalem, unbehobeltem Tiſch davor, und wir ſehen uns in einem runden Saal, den eine obere Galerie umgibt. Hinten auf dieſer letzteren ſitzt das Orcheſter, reichlich mit Pauken und Trompeten, Poſaunen und Contrebäſſen ausgeſtattet. Unmittelbar vor uns wogt eine bunte Menge, meiſt in ſchlichtem Aufzuge, dazwiſchen Soldaten aller Waffengattungen: rieſige Carabiniers und winzige Infanteriſten, das prächtige Coſtüm des Cent-Garden wie die einfache Uniform des berittenen Jägers. Die Muſik ſchweigt gerade. Auf einmal wird unter dem Kronleuchter eine rieſige weiße Karte mit dem fettgedruckten Worte Valſe ſichtbar. Im ſelben Moment erhebt eine gedrängte Geſtalt im ſchwarzen Tuchrock zwei mächtige Fäuſte, läßt ſie donnernd gegen einander klatſchen und brüllt: „Zum Walzer, ihr Herren Tänzer, zum Walzer!" Unmittelbar darauf fällt die Muſik ein mit einer Strauß'ſchen Tanzweiſe. Ein, zwei, drei, vier Paare ſtellen ſich zum Tanz und wirbeln durch den Saal, andere ſchließen ſich an; nach Verlauf von einer halben Minute iſt der Saal Ein lebendiger, ſich drehender Knäuel, erhebt ſich eine Staubwolke hoch bis zur gewölbten Decke. Aber plötzlich, gerade wie alles im beſten Zuge iſt, ſchweigt die Muſik wie durch Zauber. Der Dicke erhebt wieder ſein groboörniges Organ: „Fünf Sous, ihr Herren, fünf Sous!" und mit ihm ſelbſt machen ſich zwei ſchwarzgekleidete Damen an's Einſammeln des Tributs. Sobald dieſe Arbeit verrichtet iſt, beginnt der Sturm von neuem; noch vier-, fünfmal wird durch Staub und Dunſt der Umkreis des Saales durchmeſſen, dann ſchweigt die Muſik wieder und unter dem Kronleuchter erſcheint ſofort in Geſtalt des Wortes Quadrille oder Schottiſch die Mahnung für die Tänzer zu neuen Anſtrengungen.

Das war ein Lokal, das faſt ausſchließlich von deutſchen (Elſäſſer) Arbeitern, Handlungsgehülfen und Soldaten beſucht wird, die ſich dort oft, namentlich im Sommer, mit Weib und Kind einfinden, für dreißig Sous zu Abend eſſen und nachher bei einer Schüſſel Zuckerwein oder einer Taſſe „Schwarzen" entweder ſich am Tanzvergnügen betheiligen oder Zuſchauer bleiben;

Digitized by Google

das war, um die Firma zu nennen, „le Bal du Grand-Turc," mit andern Worten der neben einigen andern ähnlichen Lokalen mit beſonderer Vorliebe von den deutſchen Arbeitern in Paris aufgeſuchte Ballſaal „zum Sultan."

Nun weiter! „Kutſcher, zu Mabille!" Und über die äußern Boulevards geht's nach den Champs Elyſées. Da iſt Glanz und Schimmer, da iſt Comfort und äußere Pracht! Mesdames les femmes entretenues ſtolziren hier im rauſchenden Seidenkleide, mit gepuderten Schultern und geſchminkten Wangen am Arm eleganter Nabobs aus aller Herren Ländern. Ueppige Loretten ſitzen in Nebenräumen und ſchlürfen ihren Mocca beim Duft einer friſch angebrannten Cigarette, oder durchſchießen im Fluge die Colonnen der ſich abſpinnenden Quadrille. Müſſige Löwen und fauniſche Wüſtlinge ſpekuliren durch das Lorgnon auf den Fang für die kommenden Stunden. Scherz und Ernſt, Lächeln und Lachen, Wahrheit und Täuſchung, Ueberfluß und Elend gehen hier Hand in Hand, ohne ſich gegenſeitig zu kennen. — „Kellner, ein Glas Eis!" — „Kutſcher, zur Cloſerie des Lilas!"

Oben am Ende des Luxembourggartens betreten wir eine andere Sphäre — die der luſtigen Studenten. Hier ſind Loretten wie Griſetten an der Tagesordnung. Das promenirt, das zecht, raucht, koſt, ſcherzt, lacht, ſchwatzt. Doch da wird zur Quadrille geblaſen. Huſch! wie das luſtige Völkchen ſich ſtellt, ſich ſchaart und ordnet zu dem vorgeſchriebenen Reihen! Und nun der Tanz! Das fliegt und ſchwenkt, das geht und marſchirt, vorwärts, rückwärts, rechts herum, links herum, im Kreiſe, zu Paaren! — Doch ſeht dort den ernſten Municipalgardiſten! Kalt und düſter blickt er auf die tanzende Schaar, ſeine Stirn runzelt ſich, er tritt vor — was mag er wollen? Er wittert etwas. Seht dort den großen Studenten mit der verwegenen Miene; bemerkt ihr ſein häßliches Schlenkern mit Händen und Füßen? Seht jetzt ſeine Partnerin, das kleine Dings mit dem blonden, gekräuſelten Haupthaar und den zarten Zügen — bemerkt ihr der Kleinen ſoldatiſches Benehmen? „Gewehr auf die Schulter!" — Bei Gott, jetzt fallen ſie beide der Länge nach hin! Im Nu ſind ſie wieder auf den Füßen, aber im Nu iſt auch der Municipalgardiſt neben ihnen, öffnet ſeine Fäuſte und faßt das Paar, meint ihr? Nein, zwanzig Studentenarme hindern ihn daran. Im Moment entſteht ein fürchterlicher Tumult. Vergebens ſuchen ihn die Poſauniſten auf ihren Inſtrumenten zu übertönen; er wächst. Soldaten, Poliziſten finden ſich ein, beide Theile werden mit den Studenten handgemein; einige der letzteren werden verhaftet; die Muſik muß ſchweigen, der Saal wird geräumt. Das ein Stück aus dem Pariſer Studentenleben, das ſich ziemlich häufig wiederholt.

Nach dem Lokal, aus dem die berüchtigte Tänzerin Rigolboche ihren Sobriquet geholt, wollen wir keinen Ballſaal mehr betreten, weder die, wo zur Faſchingszeit glänzende Coſtüme und Masken ein aufmerkſames Theaterpublikum und ſpielende Schauſpieler ablöſen, noch den, wo der Pariſer deutſche Hülfsverein zum Beſten ſeiner Armen tanzt, noch endlich den, wo der kaiſerliche Hof Terpſichoren huldigt, ſondern ſchließlich denjenigen muſikaliſchen Erſcheinungen unſere Aufmerkſamkeit zuwenden, die in der franzöſiſchen Hauptſtadt, einzeln oder in Banden, unter freiem Himmel ihr Weſen treiben.

Die Haupttummelplätze des Pariſer Gaſſen-Polyphonismus ſind Hof, Straße und Brücke. Die Vertreter deſſelben theilen wir überhaupt in verſchämte, nichtverſchämte und unverſchämte Strich- und Zugvögel ein. Zu den Strichvögeln rechnen wir diejenigen „Künſtler," welche ſich permanent in dem nämlichen Stadttheile produciren, zu den Zugvögeln alle die, welche auf ihren Kreuz- und Querzügen durch Paris ſich nicht an ein beſtimmtes Quartier binden.

In den Höfen, wo der Gaſſen-Polyphonismus überhaupt zur Geltung kommen darf — in manchen iſt ſein Auftreten ſtreng verpönt — tritt derſelbe denn auch in der mannichfaltigſten Geſtalt und in den bunteſten Farben und Nüancen auf. Ziemlich regelmäßig jedoch gehen auf dieſem Schauplatze in jeder Woche die nämlichen Bilder in Scene, Bilder, die, wenn ſie ſelten dem Ohr, dem Auge faſt nie etwas Angenehmes bieten, dafür eine Maſſe des lehrreichſten und unterhaltendſten Stoffes liefern könnten. Unſer Fenſter geht nach einem ſolchen Hofe in einen der belebteſten Stadttheile von Paris. Will der geneigte Leſer ſich ein wenig zu uns ſetzen und mit uns hinaus ſehen? Alles, was wir uns dafür von ihm erbitten, iſt die Rolle eines Mentor.

Es iſt an einem Dienſtag Morgen früh. In dem von vier ſiebenſtockigen Mauern ziemlich eng umrahmten Hofe iſt außer einigen luſtigen Kellerratten keine lebendige Seele zu ſehen. Plötzlich dröhnen ſchwere Tritte in dem auf die Straße führenden Hausgange. Eine gebückte Geſtalt in Blouſe und Holzſchuhen tritt in den Hof. Vor dem Fenſter in der Portierloge bleibt ſie einen Augenblick wie fragend ſtehen, dann rückt ſie weiter in den Hof vor. „Cerberus" hat ihr den Eintritt gewährt. Was will der Mann? Er neſtelt einen Moment an ſeiner Blouſe, dann nimmt

er ein Instrument darunter hervor, eine Geige, sieht mit einem prüfenden Blicke zu den vielen Fenstern in der siebenstockigen Mauer hinauf und setzt ein. Im Anfang geht's ganz leidlich, trotz des Getrampels, mit dem der Mensch seine Hopser und Vettermichelweisen begleitet; als aber nach Verlauf von zwei Minuten kein fallendes Geldstück ihn für seine Kraxerei belohnt, vielmehr knarrend drei, vier Fenster in's Schloß fallen, zeigt er sich in seiner wahren Gestalt, faßt krampfhaft den Fiedelbogen mit der vollen Faust und rasselt ein solches Chaos von falschen Tönen herunter, daß einem das Trommelfell davon klingt und aus drei, vier Fenstern zugleich wie Kugeln dicke Zweisousstücke auf ihn herabregnen, deren Zweck kein anderer seyn kann, als den Unhold zum Weichen zu bringen, einen von der schlimmsten Sorte, einen jener fürchterlichen Musikanten, die — das Schrecken der Pariser Hofanwohner — geht's nicht anders, durch den Zwang ihr Ziel zu erreichen streben, und zu denen auch die „Stöhner" und „Brüller" gehören, die mit ihrem Stimmorgan so entsetzliche und widerliche Wehlaute erzeugen, daß man geneigt wäre, die Geschöpfe für vernunftlose Wesen zu halten. Die meisten von ihnen sind „unverschämte Zugvögel;" alle stehen sich im Allgemeinen besser als ihre „verschämten" und „nichtverschämten" Cameraden, indem sie in Folge ihres „passiven" Auftretens schon eher gezwungen sind, in ihrem Lebenswandel sich nicht ganz von der Ordnung loszusagen, da es denn doch auch Leute gibt, deren Trommelfell die abscheulichste Höllenmusik nichts anhaben kann, geschweige denn das Brüllen oder Dudeln eines vereinzelten Barmherzigkeits-Spekulanten.

Weniger gut stehen sich die, von denen wir jetzt ein Specimen in den Hof treten sehen. Der da gehört zu den „nichtverschämten Strichvögeln." Es ist ein großer, schlankgewachsener Mann mit jüdischen Zügen und dem Anstande eines Schauspielers. Als Zeichen seiner Strichvogeleigenschaft trägt er eine Guitarre am Bande, welches letztere er mit Würde um den Hals legt, um sich in die dem Vortrag angemessene Verfassung zu bringen. Einige rasche Griffe in die Saiten des Instruments bilden das Präludium; unmittelbar darauf beginnt der Gesang. Es ist eine Romanze, oder vielmehr eine Barcarole: „Amis, la mer est belle," etc. — wunderbar schön gedichtet und von der Tenorstimme des Sängers mit einem Gefühl vorgetragen, das uns in Erstaunen setzt. Leise knarrend öffnen sich in der hintern Hausfront fünf bis sechs Fenster, eben so viele Frauen- und Männerköpfe heraus lassend. Sogar die Frau des Cerberus, eine korpulente, folglich gute Alte, wird gerührt und öffnet den Logenschlag. Kurz, allgemeines Lauschen, das am Ende in einem wahren Münzenregen seine Unterbrechung findet.

Der Sänger hat noch ein Lied gesungen, als plötzlich im vierten Stock eine jugendliche Frauenstimme ruft: „Das Dichterlied, wenn's gefällig ist!" Sofort stimmt der Mann sein Instrument wieder, und kaum durchschallt den Hof die ernste Männerstimme, als, Anfangs leise, dann lauter und lauter, diverse männliche und weibliche Stimmen mit einfallen und das Lied bis zu Ende begleiten. Du weißt nun, lieber Leser, was das Wort „Strichvogel" sonst noch bedeutet: es ist ebenfalls der Inbegriff der Musikakademie in den Pariser Höfen, jener luftigen Schule, in der so manche niedliche Pariserin, die sonst nie an den Gesangsunterricht gedacht hätte, ein hübsches Repertoire von Liedern sich aneignet, die Freude ihrer Nachbarn und der Brennpunkt der Unterhaltung in den von ihr besuchten Gesellschaften.

Ein Gewächs derselben Gattung, nur anderer Art, betritt jetzt in jenem Mann mit dem umfangreichen Haupte den Hof. Dessen Hauptwirken liegt weniger im Gesange — er spricht sehr unklar aus — als in den gedruckten Liedern, die er nach Beendigung seines Gesangs den Hofbewohnern anpreist und die auch gewöhnlich guten Absatz finden.

Doch seht jenen langhaarigen Riesen im schäbigen Anzug, der nun, vor dem Concierge sich verneigend, die Erlaubniß erhält, sich im Hofe produciren zu dürfen. Der Zufall hat uns mit des Mannes einstigen und jetzigen Verhältnissen vertraut gemacht. Wir haben es hier keineswegs mit einem Hofsänger von Profession zu thun. Der Mann stammt aus einer der ersten Bürgerfamilien von Straßburg. Auf dem Gymnasium ward ihm eine classische Bildung zu Theil, da traf seinen Vater, der Kaufmann war, ein unerwarteter furchtbarer Schlag im Bankerot eines angesehenen Hauses, und die Familie gerieth in's Elend. Bald darauf steuerte der Sohn als Guitarrist und Sänger in die Welt hinaus, gab Unterricht, spielte und erwarb sich Geld und Ruhm, wann und wo er nur konnte, knüpfte dabei jedoch gefährliche Liaisons an und gerieth nach und nach auf den schlüpfrigen Abhang, der, von jugendlichem Leichtsinn geschaffen, zu guter Letzt an jene Schwelle führt, wovon der Dichter sagt: „Hier lasset all euer Hoffen!" Nunmehr gehört er zur Bande der „verschämten" Pariser „Zugmusikanten," verengert oder erweitert seine Kreisfahrten durch die Seinestadt je nach der Jahreszeit, und kommt nicht weiter, bringt es nicht einmal zur Eigenschaft eines „Strichsängers." Warum? erstens weil seine Stimme Tausende von Bier- und Tabaksatmosphären durchgemacht hat und rauh geworden,

Digitized by Google

und zweitens, weil ſeine Ausſprache des Franzöſiſchen keine reine, folglich keine angenehme und annehmbare, er alſo ſchlechterdings darauf beſchränkt iſt, deutſche Lieder vorzutragen, deren Melodie wohl alle Franzoſen bewundern, die aber keiner lernt, aus dem einfachen Grunde, weil er ſie nicht verſteht: „'s Mailüfterl," „ein Wiegenlied" u. a. Indeſſen fehlt es auch ihm nicht an Zuhörern und Gabenſpendern; wo wäre das Haus in Paris, das nicht mindeſtens Ein Kind deutſchen Namens beherbergte?

Aber wer holpert da in den Hof? Des gebückt einherwankenden Menſchen Glieder ſchlottern und zittern wie von Fieberfroſt; die Backenmuskeln hängen ſchlaff über die Kinnbacken, das Geſicht hat jede Spur von charakteriſtiſchem Ausdruck verloren; den Unglücklichen muß eine furchtbare Krankheit heimgeſucht haben. Seht! mit Mühe öffnet er den Mund, um ein Dutzend häßlicher Gutturaltöne auszuſtoßen. Gewiß eine partielle Lähmung. Da fällt ein Soustück, wieder eines, noch eines. Sonderbar! wir ſind verſucht zu glauben, ein Sackvoll ſolcher Münzen würde ihn radikal von ſeinem Uebel heilen; denn ſo oft ein Son ihm winkt, greift er ſo ſicher zu, als ob ihm nichts fehlte. Doch wohl Täuſchung! Eines möchten wir aber doch wiſſen: wie bahnt ſich das hülfloſe Geſchöpf einen Weg durch die ſich drängende und ſtoßende Menge auf der Straße? Geſchwind, er geht: ſehen wir ihm nach! An's andere Fenſter! Der Gichtbrüchige überſchreitet gerade die Schwelle der Hausthür. Aber ſeht doch! zehn Schritt weiter unten, welche Metamorphoſe! Iſt die Geſtalt mit der kerzengeraden Haltung wirklich der ſchlotternde Sanculotte aus dem Hofe? Und jenes Dämchen mit der ſeidenen Mantille, das ihm jetzt den Arm gibt? Ein entſetzlich ehrlicher „Zugvogel," auf keinen Fall ein „verſchämterl" Und doch treiben es hundert andere in eben derſelben Weiſe!

„Türlütütü, türlütütü!" Iſt das nicht die Pfeife von Mozarts Vogelfänger? Seht die dralle, geſetzte Geſtalt in der blauen Blouſe, mit dem kugelrunden Antlitz und der Pickelflöte, eine ſeltene Erſcheinung in einem Pariſer Hofe! Wenn der hier Geſchäfte zu machen glaubt, irrt er ſich auch. — So? — Ja, wenn es mit dem Pfeifen abgethan wäre! Aber in dem Burſchen ſteckt ein ganzer Hühnerhof mit dem, was drinnen und drüber fliegt an Tauben und Enten, an Raben und Krähen ꝛc.; ein completer Thierpark mit dem, was drunter und dran hängt an Pferden und Ziegen, Eſeln und Schweinen, an Ochſen und Schafen, Hunden und Katzen. Ihr zuckt ungläubig die Achſeln. — „Rrrrakgack-gack!" Hört ich die Henne? Der Hühnerhof iſt ſchon im Anzuge. „Kikeriki!" läßt ſich der ſultaniſche Hahn vernehmen. Dazwiſchen bellt der heiſere Kettenhund ſein kurzes „Wuff, wuff!" „Mianh!" erwiedert in langgezogenen Tönen die verliebte Katze. Jetzt ſchnattert die ſpießbürgerliche Ente, da unterbricht ſie der kollernde Puter. Nun ſetzt die ruchſende Taube ein; flugs unterbricht ſie der krächzende Rabe. So geht's weiter: der wiehernde Hengſt und die brüllende Kuh, der jahende Eſel und das blökende Schaf, die meckernde Ziege, alle dieſe häuslichen Begleiter des Menſchen bilden mit ihrer Ausdrucksweiſe im Munde Papagenos ein Potpourri, das ein kurzer Anlauf auf der Pickelflöte ſchnackiſch genug beſchließt. Mittlerweile iſt auf das Hofpflaſter, dicken Regentropfen gleich, manches Zweisousſtück nieder gefallen. Papageno rafft ſie wie eine Henne gackernd auf und entfernt ſich, gewiß innerlich erfreut und mit dem Vorſatze, ſich vom „Zugvogel" allgemach zum „Strichvirtuoſen" heranzubilden. Im Hofe aber wird's lauter und lauter; männlich und weiblich in den jüngeren Jahren übt ſich im Nachahmen der gehörten ungewohnten Töne, bis ein neuer Auftritt dieſen nachhaltigen Eindruck zum Schwinden bringt.

Vier Mann hoch rückt ein ganzes Corps in den Hof ein: Geige und Guitarre, Flöte und Harfe; lauter „Staatskerle" — um's auf gut Deutſch zu ſagen — mit Vatermördern und Seidehüten, theilweiſe im faſhionablen Frack ſogar, alle wohlgemäſtet und ausgeſtattet mit verſchmitzten Geſichtern und ſchmunzelnd lächelnden Mienen. Die ſtellen ſich im Kreiſe auf, ſtimmen ihre Inſtrumente, legen den Kopf in den Nacken, um forſchende Blicke in die Höhe zu ſenden, und „legen los." „Ti-rei-de-ri-di-i — ti-ti-rei-de-ri!" — Walzer von Strauß — hei! das geht! Aber oben rauſcht's auch ſchon faſt in demſelben Moment wie ſchwebender Rundſchritt auf gebohntem Parket. Die Pariſer Studentinnen haben ſo leichtes Blut. „Ti-rei-de-ri-di-i — ti-ti-rei-de-ri!" Dazwiſchen praſſeln die ſchweren Billonmünzen in den Hof — es geht doch nichts über das Handwerk eines Pariſer Stadtmuſikanten! Schaut hin! ſelbſt die corpulente Meiſterin des Hauſes ſammt dem rieſigen „Höllenhund" werden von den Tönen bezaubert. Beide verlaſſen ihre Wartburg und walzen auf gut Glück — trotz Rinnſtein und Aſperitäten — den ganzen Hof durch, zum großen Gaudium des nicht tanzenden Auditoriums, worunter wir. Nachher läßt das ambulirende Corps den Tänzern Zeit zum Verſchnaufen, führt Solos, Duette mit entſprechender Begleitung aus, bis zuletzt die Quelle der Spenden verſiegt und die Freude am Spiel erliegt. Das waren Stadt- und Quartiervirtuoſen („Zug- und Strichvögel" zugleich); dieſe ſind überall willkommen, in

Digitized by Google

den meiſten Stadttheilen den dienſtbaren Geiſtern, in den Arbeitervierteln den Griſetten, im Studentenviertel den Loretten und Studentinnen. Daher auch ihr nobles Anſehen.

Doch Zeit und Raum ſind uns knapp zugemeſſen. Werfen wir noch einen kurzen Blick auf jenen alten Lautenſchläger, der ſeinem Inſtrument ſo luſtige Weiſen entlockt; auf den Mann mit den zwei Blasinſtrumenten, der bald auf der Clarinette Polkas und Schottiſch in die Welt hinaus ſchickt, bald auf der Poſaune Jagdſtückchen und Fanfaren zum Beſten gibt, und beſchließen wir den Tag. Morgen iſt ja ein anderer.

Mittwochs, Donnerſtags, Freitags und Sonnabends wiederholen ſich ungefähr dieſelben Auftritte. Am Sonntag ſind die Bilder im Ganzen viel ſeltener und düſterer. Dann finden ſich die in der Woche Abgehaltenen ein, meiſt invalide oder blinde Arbeiter, geleitet von ihren Frauen, auch wohl Taglöhner, denen der Wochenlohn nicht genügt und die mit ihrer Kehle ergänzen, was Arme und Hände zu wenig errungen haben. Die mehr oder weniger profeſſionellen Kräfte der Woche laſſen ſich jedoch nicht blicken, und wer am Sonntag Morgen einzelne Splitter derſelben zu Geſicht bekommen wollte, der dürfte dieß am Ende nur am Eingange eines Sparkaſſenbureaus verwirklichen können; denn Leute, die in der Woche die Hofmuſikanten ſpielen, am Sonntag eine größere oder geringere Summe auf der Sparkaſſe deponiren zu ſehen, iſt in Paris nichts Seltenes. Ja, es kommen Fälle vor, daß derartige Induſtrielle mit einem male als Gutsbeſitzer daſtehen.

Montag iſt der einzige Tag in der Woche, an dem es in den Höfen ſtill bleibt. Der Montag iſt für die Pariſer Hofvirtuoſen ein Raſttag. Den Montag verlebt der luſtigere, leichtfertigere Theil des Völkleins an der Barrière bei Becherklang und Saitenſang, ganz romantiſch. Oder aber es werden in ihren Hotels — ſie wohnen wie die Lumpenſammler gern nach Zigeunerart beiſammen — Picknicks veranſtaltet, die von Samſtag Abend bis Dienſtag Mittag dauern, und wobei die errungenen und erſungenen Schätze natürlich bis auf den letzten Deut wieder verſchwinden.

Die eigentlichen Gaſſenvirtuoſen laſſen ſich eintheilen in wandernde und ſtändige. Zu den wandernden gehören Blinde, welche ſich, den Hut oder die Mütze in der Hand, von einem Kinde oder Hunde über die Straße leiten laſſen; alte invalide Soldaten, die, mit einem rieſigen Meſſingſchilde auf der Bruſt, eine jener, zum Theil von einem Klepper gezogenen mächtigen Orgeln drehen, deren Repertoire, charakteriſtiſch genug, meiſt der „weißen Dame“ oder „Wilhelm Tell“ entnommen iſt; ferner ein ganzes Regiment Abarten mit tragbaren Drehorgeln in allen Dimenſionen und Größen, die auch zu Zeiten Abſtecher in einen Hof hinein machen, hier aber durchgehends verpönt ſind; endlich jene umherziehenden Savoyardenfamilien, die auf öffentlichen Plätzen u. ſ. w. in ihrer Nationaltracht ihre nichts weniger als graziöſen Tänze ausführen und die Bewunderung der Pariſer Gaffer erregen.

Die Rubrik der ſtändigen Gaſſenvirtuoſen ſchließt ein ſehr wichtiges Element in ſich, das der Chanſon- und Chanſonnettenſänger nämlich. Dieſe haben ihren ſtetigen Standpunkt an einem beſtimmten Platz, an der Fleiſchhalle, an der alten Tuchhalle, auf dem Baſtillenplatz und an derlei Orten mehr. Zu zweien ſtellen ſie ſich ſchon früh am Morgen dort auf. Einer hat die Aufgabe, die Orgel zu drehen, der andere ſingt neu aufgetauchte Volkslieder und trägt die gedruckten Chanſons dem Publikum zum Kauf an. Es iſt dieß die wahre Pflanzſchule des franzöſiſchen Volksliedes. Bricht ſich ein Lied Bahn durch alle Schichten der Bevölkerung von Paris, ſo kann man dreiſt annehmen, es ſtammt aus dieſer Quelle.

Um zu begreifen, wie gewiſſe Chanſons, wie das „Oh hé les petits agneaux,“ das famoſe Stiefellied „Il a des bottes“ und das demnächſt aufgetauchte „Mirliton-Lied“ unter dem franzöſiſchen Volke eine ſolche Verbreitung erlangen konnten, muß man eine ſolche Singſchule à la belle étoile mit angeſehen haben, die in der That manchmal beim Sternenſchein noch nicht zu Ende iſt. Wenn in den franzöſiſchen Volksſchulen mit ſo viel Luſt und Liebe gelernt, beziehungsweiſe gelehrt würde, wie in dem eng gezogenen Kreiſe, der dieſe ſtändigen Sänger umſchließt, ſo ſähe es in Frankreich um die Schulbildung anders aus, dürfte jetzt ſchwerlich — wie das letzthin geſchehen — ein Fall vorkommen, wo von zweiundzwanzig Zeugen vor Gericht nur ein einziger ſeinen Namen zu ſchreiben im Stande war.

In dem Maße, als der Sänger im Abſingen ſeines Textes fortſchreitet, leſen diejenigen unter ſeinen Zuhörern, welche ſich um zwei bis vier Sous ein Exemplar erſtanden haben, ſorgfältig nach und üben ſich zugleich in der Melodie, indem ſie dieſelbe leiſe vor ſich hinſingen. Unter der übrigen Zuhörerſchaft herrſcht lautloſe Stille; jeder ſucht das Gehörte ſeinem Gedächtniß zu eigen zu machen, und ſo iſt es bei der dem Franzoſen angeborenen Empfänglichkeit für Liederweiſen nicht zu verwundern, wenn ein Lied, nota bene ein gefälliges Lied, binnen ganz kurzer Zeit in Aller Munde lebt.

Wir bemerken bei dieſer Gelegenheit noch, daß die Cenſur betreffs der Chanſons in Frankreich gewaltig

ſtreng iſt, daß in dieſer Hinſicht auch nicht im Mindeſten durch die Finger geſehen wird, und zwar, weil ein ſolches entſprechend gedichtetes Lied durch die Art und Weiſe, in der es ſeine Verbreitnng findet, leicht zu einem hell leuchtenden, zündenden Licht werden könnte. Hunderttauſende werden davon verſandt und abgeſetzt. Wir kennen perſönlich einen Verleger, der alljährlich viele Millionen Exemplare drucken läßt und den ſein Verlagsgeſchäft zum ſteinreichen Mann gemacht hat. Eine ganze Menge Pariſer Sortimentshandlungen verdanken überdieß faſt ausſchließlich dem Volksliede ihre Exiſtenz. Wollten wir alle diejenigen Perſonen zuſammenzählen, die in Paris nur vom Volksliede leben, ſo dürfte ſogar ein ganzes Heer herauskommen.

Das Privilegium, auf einer Pariſer Brücke Muſik machen zu dürfen, beſitzen nur einige Dutzend Perſönlichkeiten, die ſich alle mehr oder weniger durch ein Gebrechen, in der Mehrzahl aber durch ein Inſtrument und einen Vortrag auszeichnen, die auf den Vorübergehenden eine haarſträubende Wirkung hervorbringen. Hier quickt eine in den letzten Zuckungen liegende Orgel, dort eine verblaſene Clarinette; hier Schwindſucht im forte, dort Schwindſucht im piano, kurz, das prachtvollſte Einverſtändniß zwiſchen Künſtler und Inſtrument.

Nur ein einziger Fall macht eine Ausnahme. Der Held deſſelben, ein noch junger Blinder, hat ſeinen Sitz auf dem Pont des Arts. Gegen Sonnenſchein und Regen ſchützt denſelben ein über ihn ausgeſpannter Schirm, gegen den Weſtwind eine am Parapet hinter ihm angebrachte ſpaniſche Wand. Sein Inſtrument beſteht in einer ſogenannten Zugharmonika (franzöſiſch accordéon), das er mit Meiſterſchaft ſpielt. Der ihn umſtehende Zuhörerkreis iſt ſtets compakt und hinſichtlich der Zuſammenſetzung nicht mit jenen Kreiſen zu vergleichen, welche den Volksliederſänger umgeben. Reichlich fließen in die vor dem blinden Virtuoſen aufgepflanzte Büchſe die Spenden der Reichen, die ſich manchmal bis zum Golde verſteigen. Hie nnd da löst ſich auch wohl von der zuhörenden Menge ein vornehm Gekleideter ab, unterhält ſich zwei Sekunden lang mit dem Blinden und ladet ihn ein in den Kreis ſeiner Familie oder zu irgend einem obſcuren Feſte. Blinde Muſikanten ſind ja die diskreteſten von allen.

Ohne noch einen eindringlichen Blick auf das verſchuldete oder unverſchuldete Elend zu werfen, das dichtverhüllt an kalten Winterabenden im Schatten der Brückenlaternen leiſe unſer Mitleid anwimmert, ſchließen wir mit der Bemerkung, daß, wenn einerſeits ein berühmter Finanzminiſter auf den Gedanken kommen konnte, die 300,000 Pianos oder verfeinerten Trommeln, auf denen in Frankreich die Jugend herangebildet wird, mit einer Steuer zu belegen, ſich andererſeits die einzelnen „Tummelplätze des Pariſer Polyphonismus im figürlichen Sinne“ in einer Weiſe vergrößern, die eine ſolche Maßregel vollkommen gerechtfertigt erſcheinen laſſen.

F. L. Peterſen.

Die zweite Liebhaberin.

(Fortſetzung.)

X.

Während die Liebende ſich in Thränen zu erleichtern ſuchte, fuhr Heinrich auf die Eiſenbahn, nahm einen Platz in einem wenig beſetzten Coupé und ſah die letzten Bedenken, die ſich nach dem Abſchied noch in ihm erhoben hatten, bald durch die Reiſegefühle zerſtreut, die ſchmeichelnd ſeine Bruſt durchzogen. Es war Anfangs April, die Luft mild, der Himmel dünn überzogen, die Wälder ſchwärzlich braun, aber Saatfelder und Wieſen grün; und fort ging's in gewaltigem Rollen, dem Neuen und Neugewordenen entgegen. Da beſchäftigt die dichteriſch erregte Seele der Augenblick mit ſeinen Erſcheinungen, und wenn ſie darüber hinausgeht, ſo iſt's in die Zukunft, der man entgegen zieht; das Vergangene iſt verſchwunden.

Heinrich athmete froh am geöffneten Fenſter, ſah die Bilder der Landſchaft vorüberfliegen, ſah den Raum zwiſchen ſich und Ihr kleiner und kleiner werden, und es war ihm, als ob er einem Paradies entgegen zöge, das auch ſchon die zu ihm führenden Wege mit Poeſie zu durchhauchen vermochte. Sein Geiſt eilte voraus,

Digitized by Google

über die Gegenwart hinweg, um das Künftige zur Gegenwart zu machen.

Welch ein Moment, wenn er vor die Eltern trat und ſagte: „Hier bin ich! Ich hab' Alles gehalten, was ich verſprochen, und Alles erreicht, was ich mir vorgeſetzt! Anerkennung iſt mir geworden und verheißen, eine ſchöne, glückliche Zukunft mir und Auguſte verbürgt!“ Welch ein Triumph, wenn er ihre Seelen mit Liebe, mit Bewunderung erfüllte! wenn die Familie und die Freunde des Hauſes mit Blicken einer Achtung auf ihn ſahen, die nicht mehr erſchüttert werden konnte, und er endlich in der That als das vor ihnen galt, was er war!

Der Ruhm iſt ſüß, nirgends aber ſüßer als in der Heimath. Nach einem alten Worte gilt der Prophet nichts im Vaterlande; deßwegen muß er eben fort aus ihm und draußen Geltung und Ehre ſuchen. Hat er ſie aber gefunden, dann iſt ihm nichts reizender, als ihrer zu genießen in dem Winkel der Erde, der ihn leben und ſtreben ſah, unerkannt, ungeglaubt. Die Menſchen, denen bei allem perſönlichen Wohlwollen ſein Ideal ein Aergerniß oder eine Thorheit war, zu überführen durch die That, das iſt die Vollendung ſeines Werks, und wenn er dann die Mienen, deren Zweifel und Spott ihm wehegethan, im Lichte des Beifalls, ja der ſtolzen Mitfreude glänzen ſieht, dann iſt ſein letzter und feinſter Ehrgeiz geſtillt; — der Moment iſt gekommen, wo er befriedigt ruhen kann.

Heinrich war aber ein Dichter, deſſen Geiſt immer wieder zur Produktion ſich drängte. Mitten in den Viſionen des Glücks erzeugte er Gedanken und Entwürfe zu neuen, größeren und ſchöneren Werken. Ideale der dramatiſchen Poeſie traten vor ſeine Seele, lockend, erregend, und wieſen ihn auf die höchſten Ziele dichteriſcher Thätigkeit. Es waren dieß nicht Bilder, wie er ſie in dem Schauſpiel vorgeführt, ſondern in ſeiner Tragödie angeſtrebt hatte. Jene menſchlich intereſſanten und liebenswürdigen Figuren waren nicht das Höchſte; ſie konnten überſchritten, überglänzt werden durch Geſtalten, die den größeren Geiſt und Charakter, den höheren Schwung der Seele in der gemeſſen ſchönen Rede, der Muſik des Wortes, der Sprache der Götter ausdrückten. Das war und blieb der Gipfel der Kunſt, und ihn zu erſteigen, vielmehr zu erfliegen, glaubte er ſich vorzugsweiſe berufen. Das Schauſpiel, das in der Sprache des gewöhnlichen Lebens eben dieſes Leben malte, verdiente Anerkennung, wenn es mit ächten, ergötzenden Farben ausgeführt war; und falls ihm ſelber künftig anziehende Stoffe ſich boten, wollte er ſich ihnen nicht entziehen. Aber die eigentliche Aufgabe des dramatiſchen Dichters war doch das hochpoetiſche Drama, die Tragödie, die in göttlich und dämoniſch begabten Charakteren und im Zuſammenſtoß gewaltigſter Leidenſchaften die höchſt möglichen Erſcheinungen der Erde vor Augen ſtellte; und nur durch Arbeiten auf dieſem Feld konnte der lebende deutſche Dichter hoffen an die großen — die allein ſtehen gebliebenen Dramatiker alter und neuer Zeiten ſich würdig anzureihen. Ihn hatte es zu ſolchen Arbeiten gedrängt von Jugend auf, ſie waren ſeine erſte Liebe — ſie mußten auch ſeine letzte ſeyn. Nur ächtes Leben, Quell der Natur mußte die höheren Gebilde durchſtrömen, wie die beſcheidenen Bilder der Wirklichkeit. Vielmehr: noch wahrer mußten jene Gebilde ſeyn, als dieſe, weil ſie ſchöner ſeyn mußten, und in der edelſten Form nicht vergängliches Leben ausdrückten, ſondern ewiges. — Darin lag nun eben der Fortſchritt, den er in Abweichung von ſeinem erſten Wege gemacht, daß er nach der Erkenntniß der falſchen die wahre Idealiſirung ſich eingeprägt — daß er das Wollen in ſich aufgerufen hatte zum Vollbringen des gefunden Höchſten.

Die beſcheidene Arbeit, die ihm gelungen war, hatte ihm den Beifall des Publikums errungen. Die idealeren, die ihm gelingen mußten, ſollten ihm dieſen Beifall auch erringen, aber das Publikum zugleich in die Höhe hinanheben, die er ſelber erſtiegen — beglückend und wahrhaft fördernd, wahrhaft bildend zugleich ſich erweiſen.

Als er mit ſeinen Gedanken dahin gekommen war, ſah er für ſich hin, wie ſich erinnernd, und ein Lächeln verklärte ſein Angeſicht. Pretentiös hatte man die Reden ſeiner Schauſpielheldin gefunden? Allerdings nicht ganz ohne Grund; er hatte das auch eingeſehen und deßwegen herabgeſtimmt, wo er vermochte. In dem wahrhaft poetiſchen Drama, wie es ihm nun vorſchwebte, konnte er aber ſein Ideal des Weibes den höchſten Ton anſtimmen laſſen, und man fand es natürlich: denn in ſolche Sphäre gehörte dieſer Ton. — —

Der Zug ging langſamer; er fuhr in den Bahnhof eines größern Ortes, von welchem Heinrich ſeinen Weg mit der Poſt fortzuſetzen hatte. Sein Gepäck an ſich nehmend ſorgte der Reiſende für einen Platz und benützte die Zwiſchenzeit zu behaglichem Speiſen. — Der Wagen, der ihn aufnahm, war glücklicherweiſe nicht allzuvoll, und bald wiegte ihn das heimlichere, poetiſchere Fahren durch Ebenen und Waldthäler in ſüße Träumereien.

In derſelben Stunde, welche den Poeten ſeinem Reiſe- und Lebensziel entgegenbrachte, erging auch an die Zurückgelaſſene in der Reſidenz ein Ruf, den ſie für ihr Leben als epochemachend anſehen konnte.

Digitized by Google

Sie hatte ſich ausgeweint — recht von Herzen — und eine eigen wohlthuende Stille war in ſie gezogen: jener Friede der Geneſung, wo die Seele, von einer erdrückenden Laſt befreit, leiſe die Schwingen wieder erhebt und holde, tröſtende Stimmen ihr vom Himmel zu ertönen ſcheinen. Die Spuren des Thränenergueſſes ſuchte ſie nicht zu verbergen. Als die Mutter heimkehrte, trat ſie ihr mit feuchten, gerötheten Augen entgegen und erwiderte auf die Frage, was ihr wäre, mit einem Ton unverholener Trauer: „Er hat Abſchied genommen — und iſt fort!“ — Die Mutter nickte mit einem Blick liebenden Mitleids. Nach kurzem Schweigen ſagte ſie: „Um ſo beſſer!“

Zwei Stunden gingen vorüber. Der Gegenſtand war nicht mehr berührt, das Mädchen gefaßter worden, und der Schein einer ſtill gehobenen Seele klärte ihr Antlitz. Da kam ein Theaterdiener mit einem Schreiben von der Intendanz nebſt einer Rolle.

Roſa las, und ein froher Ausruf entfuhr ihrem Munde. Ein ſchon länger erſchienenes, von der Hofbühne aber ſeit Jahren nicht gegebenes Drama ſollte auf hohen Wunſch zur Aufführung kommen. Die Hauptperſon darin war eine Figur, die der zweiten Liebhaberin, nach den bisherigen Begriffen von ihr, immer noch zu hoch lag, für welche die erſte aber nicht mehr Jugend und Naivetät genug hatte. Es war das fein, ergreifend und ſchwungvoll ausgeführte Bild einer in ſchmerzlichen Lagen, in einer Steigerung von Leid ſich bewährenden treuen Liebe. — Die Intendanz, von jenem Wunſche gedrängt, fragte nun bei der jungen Künſtlerin an, ob ſie die Partie nicht doch zu übernehmen vermöchte. Jene, welche die Dichtung kannte, war ſofort entſchloſſen und antwortete mit einem dankbaren Ja.

Es war — das Ganze der Rolle angeſehen — ein Schritt auf eine neue und weſentlich höhere Stufe der Darſtellung, eine Aufgabe, bei der ſie ſich etwas zuzumuthen hatte, in ihrem jetzigen Gemüthszuſtand ein wahrer Segen für ſie.

Die Kunſt erſchien ihr, die das empfand, in erhebendſter Bedeutung. Sie war nicht nur ein Erſatz für das mangelnde Glück des Lebens, nicht nur auch ein Quell der Befriedigung, ſondern das höhere Leben, der größere Wirkungskreis. — Menſchen darzuſtellen mit allen Mitteln einer lebendigen Perſönlichkeit; ſeinen, fühlenden Seelen zu erſcheinen in den anmuthigſten, wohlthuendſten Offenbarungen des Gemüths; ihnen ſich einzuprägen in den edelſten Geſtalten und ihnen eine Freude zu ſeyn auch in der Erinnerung; das Beſte, was dichteriſche Phantaſie geſchaffen, am ſchönſten zu verwirklichen und dadurch nicht nur zu beglücken, ſondern Muſter zu werden für die Lebenden und mitzuarbeiten an dem großen Werke der Bildung, das unmerklich, aber dennoch weiter führt: — das iſt fürwahr eine Thätigkeit, die ein Menſchenleben ausfüllen, in der ein Menſchengeiſt ſich genügen kann.

Roſa, an dieſen Ideen und Möglichkeiten ſich erhebend, ſagte zu ſich ſelbſt: „Das Eine iſt mir genommen, das Andere gegeben; — ich muß zufrieden ſeyn. — Ich will dem Rufe folgen und ſuchen meinen Kreis zu erweitern, und meine faſt, daß es mir gelingen müſſe. — In Gottes Namen! Ich will nur Künſtlerin ſeyn, aber dieß ganz! Und wer weiß? Vielleicht hab' ich doch Recht, wenn ich glaube, daß die Sehnſucht beſſer ſpielt, als die Fülle des Glücks. Vielleicht erobert die entbehrende Seele das Leben der Liebe um ſo glühender auf der Bühne, und der Verluſt des Menſchenherzens wird ein Gewinn der Kunſt, ein Gewinn für ihre Freunde. — — Einerlei! Dieſe treu Liebende, die ein deutſches Dichterherz erfunden, rührend im Leid und groß in der Schmach, die ſie vernichten ſollte, dieſes ſchöne Bild will ich ſpielen und mir gütlich thun dabei. Ich will es aus mir herauslaſſen, was mich ſchmerzt und bedrängt, und wenn ich nur mein Herz erleichtere, ſollen ſie mich loben und rufen: es iſt eine Künſtlerin! Wahrlich unſereins darf nicht verzweifeln, ja kaum klagen! Eine Andere müßte ſich grämen und die Wunden von der Zeit heilen laſſen, die ſo langſam und ſo dürftig heilt; ich kann mein Herzeleid in andere Herzen ergießen, daß es rührt und wohlthut! — — Es iſt,“ ſetzte ſie nach einem Augenblick lächelnd hinzu, „ein wenig ideell, dieſes Glück der Schauſpielerin, das iſt nicht zu läugnen; aber es iſt ein Erſatz, und mir ſoll's genug ſeyn!“

Die Aufführung des Stücks war für die nächſte Woche beantragt. Roſa nahm die Rolle vor, erwog ſie nach ihrem Grundcharakter und ihren Wandelungen, vertiefte ſich in ſie und lebte ganz ihrer Aufgabe. —

Heinrich näherte ſich dem Ende ſeiner Fahrt. Nach einer Wendung um eine Anhöhe lag die Stadt vor ihm in Abendbeleuchtung, beſcheidener als die Reſidenz, aber heimlicher, und für den liebenden Dichter von einem bezaubernden romantiſchen Duft umfloſſen. Die Schornſteine rauchten, die hervorragenden Gebäude, die hohen Thürme ſchauten ſo freundlich bekannt und doch poetiſch anders her zu ihm, der ſelbſt ein Anderer geworden. Die Gärten am Zwinger umkränzten die Häuſermaſſen ſo traulich. Dort aber, in der Nähe der Hauptkirche, da lag es, das Heim ſeiner Seele, das Haus, das die Erwählte beherbergte. Der äußerſte Garten vor der Stadtmauer war erreicht, eine kurze Friſt noch, und er begrüßte ſie.

Der Wagen ging durch das Thor, durch die Hauptſtraße: das Herz des Liebenden begann zu klopfen, in Gefühlen zu klopfen, die ihn überraſchten. Die ſtolze Freude, womit er vor Auguſte und die Eltern zu treten gedachte, war noch in ihm; aber je näher er dem Hauſe kam, je mehr erhob ſich daneben eine Sorge, die ein unwillkürliches dumpfes Beben zur Folge hatte. Sahen die Eltern ſeine Erfolge und Hoffnungen mit ſeinen Augen an? Würdigten ſie die Bedeutung ſeines Talents in ihrer ganzen Ausdehnung? Legten ſie die Hand der Tochter in die ſeine mit dem ehrenden Vertrauen, das er fordern konnte, und das zu ſeinem Glück unentbehrlich war? Oder —

Unwillig ſchüttelte er den Kopf über Gedanken, welche den Moment des Wiederſehens trüben wollten — über einen Kleinmuth, der kränkend war für die braven Leute — kränkend auch für das Geſchick, das ihn bisher doch ſo freundlich geführt hatte.

Im nächſten Gaſthof ſtieg er ab, kleidete ſich um und eilte dem ſtattlichen Hauſe zu. In den untern Gang eingetreten erblickte er eine alte, ſeit Jahren zum Haushalt gehörende Magd, die ihn in der Dämmerung forſchend anſah, und als ſie ihn erkannte, einen Ausruf der Ueberraſchung hören ließ, der einen Klang des Bedauerns hatte.

Heinrich war nicht in der Verfaſſung, dieß zu bemerken und rief erfreut: „Hanna! — Wie ſtehts? Sind alle zu Hauſe?“ — „Ja, Herr Heinrich,“ war die Antwort. — „Alle?“

„Alle miteinander.“ — „Gut!“ rief der Glückliche, machte einen Schritt gegen die Treppe, hielt aber plötzlich an und ſagte zu der ernſt vor ihm Stehenden mit Lächeln: „Melde mich, Hanna!“

Die Alte ſtieg hinan, Heinrich ging auf und ab. Auf's neue begann ſein Herz bange zu pochen. Er ſchüttelte den Kopf über ſich ſelbſt und mühte ſich, die Unruhe niederzuhalten; aber das änderte nichts und bald gerieth ſein ganzes Weſen in Aufruhr.

Die Alte blieb ungewöhnlich lange aus. — Warum ließ man ihn warten? Was hatte das zu bedeuten? Niemals war ihm das begegnet in dieſem Hauſe! — Endlich erſchien ſie mit einem Licht und rief: „Sie ſind willkommen, Herr Born.“ Heinrich betrachtete ſie und ſagte: „Du biſt ſo ernſthaft, Hanna. — Es iſt doch nichts vorgefallen? Keinem ein Unglück begegnet?“ — „Durchaus nicht,“ erwiderte die Alte nicht ohne ein gewiſſes Mundverziehen. „Sie werden aber doch nicht mehr Alles ſo finden, wie's geweſen iſt!“ — „Was iſt geſchehen?“ rief Heinrich ſchnell. — „Gehen Sie nur hinauf!“ war die Antwort. „Sie ſind im großen Zimmer.“

Der Liebende, mit Vorgefühlen, die jetzt nur gar zu erklärlich waren, eilte die Treppe hinan, klopfte an die Thüre und trat auf das „Herein“ des Vetters in den Salon.

Er erblickte beim Schein einer Lampe die Eltern, nicht weit von ihnen Auguſte, und neben ihr einen ſtattlichen, elegant gekleideten Mann von ſeinem Alter, den er ſich nicht erinnerte früher geſehen zu haben. Der Unbekannte war größer und muskulöſer gebaut, als ſelbſt er, die Haare dunkel, die Geſichtsfarbe geſund und braun. Ausſehen und Haltung verriethen einen Mann, dem eine feſte Lebensbaſis und bewährte Fähigkeiten eine ungewöhnliche Ruhe und Sicherheit verleihen.

Dem Poeten entfielen bei dieſem Anblick die freudigen Ausrufungen, womit er den Verwandten in die Arme zu eilen gedacht hatte, ganz und gar. Da man auf ſeinen erſten Gruß auch noch ſehr förmlich antwortete, da Auguſte tief erröthet war und mit unwillkürlichem verlegenen Bedauern zu ihm herſah, befiel ihn mit einemmal die ſchlimmſte Ahnung, und eine unbeſchreibliche Verwirrung ergriff ihn.

Auguſte, mit plötzlicher Entſchloſſenheit und einer Haltung, deren ſich eine Heroine nicht zu ſchämen gehabt hätte, trat einen Schritt näher und ſagte, vorſtellend, zu Heinrich: „Herr Kronfeld, Sohn unſeres Verwandten, den Du kennſt — mein Bräutigam.“ Dann zu dieſem: „Doktor Born, unſer Vetter — der Dichter, deſſen Lob Du in den Zeitungen geleſen haſt.“

Der junge Kaufmann verneigte ſich und erklärte ſeine Freude, die Bekanntſchaft zu machen, nicht ohne einen merklichen Zug von Triumph in dem ruhig vornehmen Geſicht. Heinrich ſtarrte ihn an und dankte mechaniſch.

Das Wort „Bräutigam“ hatte ihn trotz ſeiner Ahnung wie ein Donnerkeil getroffen und auf einen Moment förmlich gelähmt. Ringend ſuchte er wieder eine Haltung zu gewinnen, inſtinktmäßig betrachtete er Auguſte und die Eltern, ob es nicht doch ein Scherz wäre, den ſie mit ihm vorhatten — eine Comödie, die ſie ſpielen wollten. — Aber die Mienen Aller widerſprachen dieſer Meinung ſtrengſtens. Das glühende Geſicht der Tochter verkündete einen unwiderruflich gefaßten Entſchluß; die Eltern ſahen verlegen und ſarkaſtiſch her, wie man auf einen Geopferten und Getäuſchten zu blicken pflegt.

Es war geſchehen! Der beiſpielloſe Verrath war begangen! Er war betrogen, geäfft, gehöhnt auf's Schnödeſte! Ein Abgrund von Treuloſigkeit that ſich vor ihm auf. Doch, ein unmännlich Jammerbild wollt' er den verrätheriſchen Seelen nicht geben. Die Falſche

Digitized by Google

war ſeiner Verzweiflung nicht werth, auch nicht ſeines Zorns und einer Scene, die erzürnte Vorwürfe herbeigeführt hätten. Die kalte Ruhe der Verachtung mußte er zeigen, den Hohn des Mannes, dem nur das verächtlich Werthloſeſte entzogen wird.

Trotz der beſten Vorſätze war es aber das nicht, was dem Dichter gelingen konnte, und auch in der That nur ſein erſter Gedanke. Ihm geziemte der Stolz der geiſtig ſittlichen Ueberlegenheit und des reinen Bewußtſeyns. Das war das Arſenal, aus dem er die Waffen holen mußte gegen die empörende Unbill. Durften ſie ſich nicht weiden an einem Geknickten, ſo war er doch zu gut, namentlich aber zu groß dazu, um Böſes mit Böſem zu vergelten. Er wollte zeigen, daß er nicht nur in ſeinen Poeſien hochſinnig dachte, ſondern auch in der That und Wahrheit. Er wollte ſie vernichten durch den Adel des wahren Dichters und durch die ſtolze Gleichgültigkeit, die damit Hand in Hand ging.

(Fortſetzung folgt.)

Anacreonticon.

Als liebend die Natur erſchaffen
Der Erde ganzes Weſenheer,
Da gab ſie Jedem ſeine Waffen
Zu Schutz und Trutz, zu Kampf und Wehr.

Geformt zu treffenden Geſchoſſen,
Gab ſie dem Stier das Hörnerpaar,
Dem Fiſche gab ſie ſeine Floſſen,
Den raſchen Stoß dem kühnen Aar.

Sie gab dem Leu zu Macht und Zierde
Den Gliederbau, des Sieges Pfand,
Sie gab dem Manne Ruhmbegierde
Und den erobernden Verſtand.

Doch ſieh, zum Liebesflug beſchwinget
Stand ſchüchtern dort das Weib allein.
„Ach," rief es aus, „wo Alles ringet
Soll ich nur unbewehret ſeyn?" —

„Nicht gab ich dir, was Andern nützet,"
Sprach die Natur, „doch dir allein
„Was mehr als Schild und Lanze ſchützet;
„Du kennſt es nicht, doch iſt es dein!"

Das war der Schönheit Himmelsgabe,
Der Schönheit wunderreicher Geiſt,
Der über alle Herzenshabe
Ein mächt'ger Herrſcher ſich erweiſt;

Der uns in ſeinen Zauberkreiſen
Gebannet hält an Seel' und Leib:
Ja, mächtiger als Gluth und Eiſen,
Allſiegend iſt ein ſchönes Weib!

A. Dulk.

Correspondenz-Nachrichten.

Wien, Mai.

Die Praterfahrt.

Wenn man über das Leben und Treiben der Wiener im Prater am ersten Tage des Wonnemondes schreibt, so ist es ein Stück Sittengeschichte, um was es sich dabei handelt, und wenn man die Phasen, welche dieses Volksfest seit dem Vormärz des Jahres 1848 bis heute durchgemacht, skizzirt, so gibt man damit einen Beitrag zur Erkenntniß der Entwicklungsstadien, durch welche die Bevölkerung der Residenz in Bezug auf ihre gegenseitige Stellung, ihre Interessen und ihren Wohlstand seither gegangen ist.

Als Spektakelstück für den unbetheiligten Beschauer betrachtet, hat der Zug am ersten Mai in den Prater seit dem Jahr 1848 viel von seinem glänzenden Gepräge verloren. Der Pomp, welchen die Häupter der reichen ungarischen und böhmischen Adelsgeschlechter einst bei diesem Anlaß entfaltet, deren kostbare Equipagen sich gleich reich verzierten Gondeln auf dem Strome der gewöhnlichen Menschenmenge wiegten, ist nun entweder verblaßt, oder er hat einer eleganten Einfachheit Platz gemacht, welche den nivellirenden Tendenzen unserer Zeit mehr entspricht und die Equipage des Adelsdynasten in dieselbe Kategorie stellt mit dem Gefährte des Geldmanns. Es sind nicht mehr die glanzvollen Züge der Lichtensteine, Schwarzenberge, Esterhazy u. s. w., mit den vergoldeten oder versilberten Phaëtons, à la Daumont bespannt, vorauf und hintennach Stallmeister und Piqueurs, auf welche sich, wie auf die Brennpunkte des Reichthums, des Ansehens und des Geschmacks, die aufmerksame Bewunderung der Kenner und der Nichtkenner concentrirt, von welchen Tagelang vorher und nachher kritisirend aber staunend gesprochen wird. Heute fließt der Equipagen- und Miethwagenstrom gleichmäßiger die Prateralleen hinunter, das Auge des Laien wird nicht durch die glanzvollen Lichtpunkte von ehedem, die für jedermann kenntlich aus den Wogenreihen hervorstachen, angezogen und geblendet; der Kenner höchstens kann nach aus dem Gewühle der einfachen Equipagen die Zusammenstellungen herausfinden, bei welchen Pferdekenntniß und guter Geschmack den Vorsitz geführt haben.

Vor dem Jahr 1848 war der erste Mai im Prater so zu sagen eine große, glänzende Schaustellung, welche die Glieder der bevorzugten Kreise dem staunenden Volke zum Besten gaben. Den Tag eröffnete der Wettlauf der herrschaftlichen Läufer, welcher schon zu früher Morgenstunde die schaulustige Menge in den Prater lockte. Gegen Mittag versammelte der Augarten alles, was Anspruch darauf machte, fashionabel zu seyn und zur exclusiven Gesellschaft zu gehören, zu einem Gabelfrühstück, und in den Nachmittags- und Abendstunden zwischen halb sieben und halb neun Uhr endlich wurden die neuen Gespanne, die neuen Livréen und die neuen Moden der elegenten Welt dem Publikum vorgeführt: die leichten phantastischen, glänzend geputzten Viergespanne der ungarischen Cavaliere, welche mit einer staunenswerthen und in Wien so populären und deßhalb auch angestaunten Kutschirvirtuosität sich durch die schwierigsten Passagen des Wogenstroms im scharfen Tempo hindurch wanden, dann die in englischem Geschmack montirten Gallazüge der Damen, und in der Reitallee die Blüthe des Adels in sorgfältiger „Dinertenue" mit dem eleganten Sitze zu Pferde kokettirend, welcher dem österreichischen Adel so schön anstand, bis die leidige Anglo- und Francomanie ihn die gute Haltung zu Pferde über Bord werfen ließ. Damals gab es noch einen Sondor, die populärste Reitfigur des Wiener Praters, welcher mit Reit- und Fahrkunststücken die Wiener an solchen Tagen ganz besonders entzückte, dessen Pferde jeder richtige Wiener beim Namen kannte, einen Kinsky und andere, die es nicht versäumt hätten, an diesem Tage dem Publikum zu zeigen, was sie Neues an Pferden angeschafft und an kühnen Künsten ersonnen. Das alles war populär gegeben und hatte den Anstrich jener Gemüthlichkeit von Seite der Schausteller und der Beschauenden, welche die Hauptfarbe in der Färbung des Wiener Lebens vor 1848 gewesen ist.

Doch was zieht dort wie mit einem Schlage alle Aufmerksamkeit auf einen Punkt? Jedermann nimmt den Hut ab, und freundlich gemüthlich, nicht knechtisch, sondern wohlwollend grüßend staut sich die Menschenwoge und drängt sich zusammen. Es ist der Hof, welcher im Kaisergarten en famille dinirt hat und nun mit den populär gewordenen Schimmel-Sechszügen, in schweren und kostbaren Wagen die Allee heraufführt und sich in den Wagenstrom mischt. Ja der Wiener stand damals auf gemüthlichem Fuß mit seinem Hofe, auf gemüthlichem Fuße mit den populären Figuren seines Adels und fast mit Jedermann, und der 1. Mai war so recht der Tag für ihn, sich dieser Gemüthlichkeit und dem andern Haupttrieb seines Wesens, dem Vergnügen am Schauen und materiellen Genießen hinzugeben.

Politik ist mir fern; aber mit Einem Striche lassen sich die Zerklüftungen und Verbitterungen andeuten, welche aus den Kämpfen des Jahres 1848 gefolgt sind. —

Digitized by Google

In den nächſten Jahren zog ſich der Adel grollend von den Praterfahrten zurück, die Klaſſe der Bürger und der nach und nach an Zahl und Gewicht zunehmenden Geldmänner machte erſt ſchüchterne Verſuche, den Praterfahrten ihr Gepräge aufzudrücken, und ſo zogen Jahre über die Baumkronen der Prateralleen, während welcher dieſelben ziemlich einſam daſtanden; die Wandeldekoration, welcher dieſe Alleen als Rahmen dienen, bot da wenig Stoffülle und Farbenfriſche und nur wenig beſtimmte Umriſſe.

Heute iſt die Wandlung ſo ziemlich vollzogen. Das Bild iſt wieder voll und beſtimmt, aber, wie geſagt, der Glanz der Farben, die grellen Lichtpunkte ſind verblaßt, eine nivellirende Einfachheit iſt der allgemeine Charakter. Die glänzenden Ungarn fehlen, und die, welche faſt die Hauptacteurs waren in dem prächtigen bewegten Schauſtücke, ſtehen heute als blaſirte Zuſchauer daneben und die ſonſt ſo empfängliche, für das Spektakel dankbare Menge geht kritiſirend und ermüdet ihren Weg. Die Quantität der Equipagen hat allerdings zugenommen, im Verhältniß als an der Qualität einzelner eingebüßt iſt. Ein großer weitverbreiteter Wohlſtand ſpricht aus den langen Wagenreihen zu uns und die Haltung der Zehntauſende von Spaziergängern zeigt uns, daß nüchterne Reflexion die Stelle der unbekümmerten Gemüthlichkeit eingenommen hat.

In ihrer Art war die letzte Praterfahrt eine glänzende. Eine doppelte und dreifache Equipageazeile ſtand in den Nachmittags- und Abendſtunden von der Ferdinandsbrücke bis zum Prater-Rondeau. Die Erzherzoge Wilhelm und Rainer, der Graf von Meran, der hohe Adel und die Geſchäftswelt nahmen zu Wagen und zu Pferde Theil an der Fahrt, vom herrlichſten Wetter begünſtigt; man ſah Equipagen, die trotz des geringeren Glanzes, mit dem ſie ausgeſtattet waren, doch noch immer ein lebhaftes Zeugniß geben für den unübertroffenen Geſchmack des Wieners in der Kunſt, ſein Gefährte nicht bloß ſchön, ſondern auch „horsemanlike“ zuſammenzuſtellen, einzuſpannen und zu führen, daneben auch einiges im franzöſiſchen Geſchmack mit den plumpen ſchlecht eingeſpannten und ſalopp dahertaumelnden Caroſſiers vor den glänzenden, umfangreichen Caroſſen — fremden Banquiers angehörend — und ziemlich viel engliſche Pferde in der Reitallee, deren Reiter leider faſt alle den Traditionen der Champs élysées mehr zu folgen ſcheinen, was ihre Haltung zu Pferde anbelangt, als denen des Wiener Praters.

Um halb 8 Uhr ſprengte der Kaiſer elegant und leicht durch die Reitallee auf einem ſehr ſchönen engliſchen Vollblutbraunen; an ſeiner Seite ritt der Großherzog von Toscana. Der Kaiſer wurde vom Publikum lebhaft und freudig empfangen. — Es war faſt 9 Uhr, bevor Menſchen, Reiter und Wagen ſich wieder nach den drei Hauptverkehrsſtrömen zertheilt hatten, die von der Wiener Stadt in das Becken des Praterſterns münden.

Paris, Mai.

Felicien Davids Oper. — Das Musée Napoléon III.

Ein Glücksſtern iſt über der komiſchen Oper aufgegangen; in der Geſtalt der Prinzeſſin von Delhi iſt eine Fee aus dem Morgenlande nach Paris gekommen und iſt dem Sänger der Wüſte im Traume erſchienen, und dieſen Traum hat er in Muſik geſetzt, und dieſe Muſik wird wohl den ganzen Sommer und auch den Herbſt hindurch, und jede Woche dreimal im Theater de l'opéra comique ſo lange geſpielt und geſungen werden, ohne Unterbrechung, als die Kräfte der darin beſchäftigten Künſtler ausreichen.

Ich laſſe mich, wie Sie ſehen, von der allgemeinen Begeiſterung des Publikums fortreißen. Der Pariſer geräth leicht außer ſich, wenn ihm das Liebliche, das Zarte und Hübſche in irgend einer Kunſtform geboten wird. Felicien David aber iſt der Carlo Dolce der Muſik, nur etwas träumeriſch dabei; die in ſeinem Innern knoſpende Tonpoeſie iſt in einer Oaſe der Wüſte aufgebrochen, unter duftigen Palmen, bald in einer Mondnacht, bald im Glanze der Morgenſonne. In die gewöhnliche Opernſchablone wollte ſich ſein exotiſches Talent nicht recht fügen. Bisher blieb die „Wüſte“ ſein beſtes Werk, es war aber rein lyriſcher Art; ſeitdem hat ſich der Componiſt im Dramatiſchen geübt, er hat ſich an die Bühne gewöhnt und gelernt große Tonmaſſen neben einander fortzuführen und Charaktere muſikaliſch zu ſchattiren.

Aus „Lalla Rookh,“ einer Art Mährchen aus Tauſend und einer Nacht, von Thomas Moore, haben die Verfaſſer des Textbuchs die Titelrolle und Einiges andere genommen. Aus dem Oberſten der Verſchnittenen haben ſie einen „Chambellan“ gemacht, und zwar einen verliebten. Was würde ein Türke ſagen zu einem ſolchen Verſtoße gegen die morgenländiſche Sitte? Ein Pariſer ſtößt ſich nicht im mindeſten daran; er hat ſeine Freude an dem verliebten Gecken — dem Seneſchall aus Johann von Paris — der hier Baskir heißt. Daß es Baskiren gibt, weiß jeder-

Digitized by Google

mann, aber iſt Baskir ein Eigenname, ſelbſt in Samarkand? Johann von Paris heißt Noureddin. Daß er ſich zuletzt als den Fürſten von Samarkand zu erkennen gibt, und daß ſeine Verkleidung weiter nichts bezweckte, als ſeine Zukünftige auf die Probe zu ſtellen, iſt zum voraus zu errathen; er wollte um ſeiner ſelbſt willen und nicht um ſeines Scepters und ſeiner Reichthümer willen geliebt ſeyn. Dergleichen Skrupel mögen wohl ſelten einen Padiſchah oder Chan anwandeln.

Es würde wenig frommen, wenn ich in's Detail einginge, wenn ich berichtete, daß gleich der erſte Chor: „C'est ici le pays des roses," ein duftendes Tonbouquet iſt, daß im zweiten Akte die Nocturne, welche Mirza und Lalla Rookh ſingen, die Perle der ganzen Partitur iſt. Sie werden dieß alles bald ſelbſt hören. Den allgemeinen Charakter der Muſik zu Lalla Rookh habe ich ſchon bezeichnet: ſie iſt überſüß, überzuckerig, wenn der Ausdruck erlaubt iſt, und gleichſam in Roſenhonig eingemacht. Sie wirkt wie F. Schulzes bezauberte Roſe, es iſt gleichſam eine Sprache ohne Conſonanten. Zum Glück hat die Oper nur zwei Akte; ein dritter Akt würde den Genuß ſtören. Als lever de rideau und zum Contraſt wird „Rose et Colas" von Monſigny gegeben; eine uralte Dorfgeſchichte, mit der die Muſe der franzöſiſchen komiſchen Oper ihre erſten Geſänge ſtammelte.

Zum Musée Napoléon III. iſt der zweite Catalog erſchienen. Er enthält die Gemälde, die Sculpturen der Renaiſſance und die Majolicas. Die Zahl der Bilder beläuft ſich auf ungefähr 700. Die Mehrzahl bietet mehr hiſtoriſches als äſthetiſches Intereſſe, Perugino, Maſſaccio, Fieſole und einige andere natürlich ausgenommen. Aus dem ſechzehnten Jahrhundert treten uns einige Sterne erſter Größe entgegen. Da iſt gleich rechts vom Eingang im vorletzten Saal eine heilige Katharina mit dem Rade. Haltung und Auffaſſung erinnern an Raphaels heilige Margaretha, mit minder ſchönen, aber andächtigeren Zügen, wie es einer Märtyrin ziemt. Sie iſt von Andrea del Sarto. Von dieſem trefflichen Meiſter ſind auch zwei Porträts da; das eine ſtellt ihn in ſeiner Jugend dar, ein Seitenſtück zu Raphaels bekanntem, von ihm ſelbſt gemalten Bildniſſe; geiſtvoll und charakteriſtiſch und im Colorit dem Sanzio überlegen; das andere Porträt zeigt uns den zum Manne gereiften Jüngling; zwei unſchätzbare Bilder. Nicht weit davon ein Porträt von Raſſo, der unter Franz I. in Fontainebleau beſchäftigt war. Nach zeigt man da einige ſeiner Werke. Eine heilige Familie von Andrea del Sarto ſtellen wir der belle jardinière an die Seite, und ich glaube, daß ſehr viele ſich nicht für Raphael ausſprechen würden. Der Kopf der Madonna zeigt uns die Jungfrau, die noch kurz vorher ein Kind war; nicht ſo abſtrakt und abſolut ſchön, wie die Raphaeliſchen Madonnen, aber menſchlicher, wahrer und frommer. Der Jeſusknabe, der ſich am Buſen der Mutter feſthält, dreht ſich mit einem unbeſchreiblich anmuthigen Lächeln nach dem heiligen Joſeph um. Die drei Köpfe befinden ſich ungefähr in gleicher Linie und bieten eine Harmonie in Linien und Farbe und in der Abſtufung des Ausdrucks dar, die den Meiſter als einen Virtuoſen in der Technik kennzeichnet. Das Bild macht viel Glück und gefällt zumal den Frauen; zahlreiche Gruppen löſen ſich vor demſelben ab, die ihre Bewunderung durch ſehr laute Exclamationen kund geben: „Comme c'est joli! Mais voyez donc! Mais c'est admirable! etc." In dem mit dieſem parallelen Zimmer habe ich beſonders ein Porträt des Tizian, von ihm ſelbſt gemalt, bewundert: ein Ideal männlicher Schönheit, ein wahrer Jupiterskopf, und was die Ausführung betrifft, ſo kennen Sie ja längſt den Meiſter. Ein würdiges Seitenſtück dazu iſt Leonardos Bildniß, ebenfalls von des dargeſtellten Künſtlers Hand.

Im letzten Saale: die heilige Katharina von Sieno, (in meinem letzten Berichte bezeichnete ich ſie als die heilige Thereſia) von Zurbaran. Eine Cäcilia iſt von Carlo Dolce. Einige Madonnen von Saſſa Ferrato gehören zu den beſten Sachen des Meiſters. Ferner verdienen noch erwähnt zu werden: eine heilige Familie von Van Dyk, den die Franzoſen Van Dik nennen; das Bild iſt nicht vollendet. Das Porträt des Philippe de Champagne, von ihm ſelbſt gemalt; eine Suſanna im Bade, von Rubens; ein Porträt Francias von des Künſtlers Hand. Die Annahme des Catalogs, es ſey daſſelbe, das Francia dem Raphael geſchickt, und wofür ihm dieſer dankt in einem Schreiben vom Monat September 1503, wird durch nichts begründet. Außer Tizians Bildniß, von dem oben die Rede war, führt der Catalog noch zwei Bilder von ihm an, die ich nicht habe finden können. Eines der intereſſanteſten Werke der ganzen Sammlung iſt eine Madonna mit dem Kinde, die Raphael in ſeinem zwölften Jahre gemalt haben ſoll; es wäre ſein älteſtes Gemälde; das geht aus einer Inſchrift hervor: Raphael S. Urb. MCDXCV, die ſich auf dem obern Theile des Bildes befindet.

Das Verzeichniß der Sculpturen enthält 94 Nummern. Unter den darin vertretenen Meiſtern verdienen erwähnt zu werden: Ghiberti, Donatello, Roſellino und Michel Angelo. Dieſer iſt durch ein Basrelief von weißem Marmor vertreten: die Jungfrau mit dem Jeſusknaben, der auf ihrem Schooße eingeſchlafen iſt; der heilige Johannes kniet vor ihr. Es wird als ein Werk aus der Jugend des großen Buonarotti angegeben. Michel Angelo, Donatello, Ghiberti ſind gewichtige Namen; ſind aber die Sculpturen und pietras-duras, die der Catalog den weltberühmten Meiſtern zuſchreibt, wirklich von ihnen? Ich will das keineswegs verbürgen. Ueber die Aechtheit der griechiſchen und hetruriſchen Vaſen ſind bereits Zweifel laut geworden, welche die nächſte Zukunft wohl beſtätigen oder widerlegen wird. Vorläufig bemerke ich nur, daß Campana, der frühere Eigenthümer der Sammlung, in Rom geboren, unter Alterthümern aufgewachſen, ſeine Sammlungen frühzeitig begonnen und in einer langjährigen Praxis ſein Auge hinlänglich geübt hatte, um ſich nicht durch apokryphe Fabrikate täuſchen zu laſſen, wie fremde Dilettanten.

Digitized by Google

Es iſt die Rede davon, das Musée Napoléon III. im Louvre aufzuſtellen, in den Sälen, wo ſich die Gemälde aus den verſchiedenen franzöſiſchen Schulen befinden; dieſe werden dann in den Räumen des neuen Louvre untergebracht werden.

Bekanntlich iſt der Pavillon de Flore und der Theil der Gallerie des Louvre abgeriſſen, der ſich von den Tuilerien bis zum Gitter erſtreckte, durch welches der Carouſſelplatz vom Napoleonsplatz geſchieden wird. Es iſt ſchon lange her und noch ſieht man nichts an der Stelle der demolirten Gebäude als einen langen Bretterverſchlag, und durch die Thore und die Lücken, die hier und da entſtanden, Mauerſteine und Balken am Rande eines fünfzig, ſechzig Fuß tiefen Grabens. So tief hat man wegen des nahen Seineſluſſes graben müſſen, um ſoliden Grund und Baden zu finden. Die Fundamente ſind demnach kaum begonnen. Der Neubau wird ganz im Style des alten Schloſſes aufgeführet werden. Im Tuilleriengarten werden die Statuen wieder auf ihre Sockel geſtellt. Der bekannte Spartacus (von Foyatier), der, mit dem Schwerte in der Hand und mit dem Ingrimm im Antlitz, gegen das Schloß gekehrt war und es gleichſam bedrohte, hat ſich nun gegen die Stadt Paris gewendet; dagegen ruht im reſervirten Garten die ſterbende Laïs — eine nackte Statue — in einer Lichtung des Gebüſches mit der Vorderſeite nach den Tuilerien, und zeigt den Vorübergehenden eine ſehr korpulente Hinterſeite.

Newyork, Mai.

Der Krieg. — Die Sklavenfrage. — Farbenvorurtheil. — Kunſtausſtellung.

Die Nachricht der Einnahme von New-Orleans durch die Unionstruppen, welche ſo eben eingetroffen iſt, erregt überall die freudigſte Aufregung. New-Orleans iſt die eigentliche Hauptſtadt des Südens und ihre Beſitznahme bezeichnet einen neuen Abſchnitt in der Geſchichte des Krieges. Trotz der allgemeinen Conſcription und aller übrigen Zwangsmaßregeln iſt die gänzliche Unterdrückung der rieſigen Verſchwörung in den Augen aller Welt nur noch eine Frage der Zeit. — Trotz aller Leiden, welche der Krieg über das Land gebracht hat, trotz des Blutvergießens und der Zerrüttung des Handels, trotz der ungeheuren Schuldenlaſt und der drückenden Abgaben, welche in Folge davon viele Jahre hindurch auf dem Volk ruhen werden, bedarf es doch keines großen Scharfblicks mehr, um vorauszuſehen, daß der Krieg auf die Zukunft des Landes fruchtbringend und wohlthätig gleich einem Gewitter im Sommer wirken müſſe, deſſen Einfluß nicht minder heilſam und belebend für die ganze Natur iſt, wenn auch einige Menſchen vom Blitz erſchlagen werden ſollten. Jeder, deſſen Gefühl für Menſchlichkeit und Gerechtigkeit nicht durch die Nationalſeuche, die Sklaverei, vergiftet iſt, muß einräumen, daß der blutigſte Krieg dem ſogenannten Frieden vorzuziehen iſt, deſſen man unter der Herrſchaft der Demokratie der Sklavenhalter „genoß," und daß er als das Heil und die Rettung der Nation betrachtet werden muß, wenn, wie ſich gegenwärtig aus allen Anzeichen ſchließen läßt, die Sklaverei darin den Todesſtoß erhält. Ein ſolches Reſultat muß die kühnſten Hoffnungen überbieten, denen der ſanguiniſchſte Abolitioniſt ſich noch vor zwei Jahren hinzugeben gewagt hätte. Man wußte zwar, daß es früher oder ſpäter zum offenen Kampfe zwiſchen den beiden Gegenſätzen kommen müſſe, allein bei der Demoraliſation, in welche der Norden durch die lange Gewöhnung an die Sklaverei und die Berührung des Südens verſunken war, mit dem alle ſeine Intereſſen ihn verknüpften, war kein Raum für die leiſeſte Hoffnung, daß die Sklavenhalter, denen Alles an der Aufrechthaltung der beſtehenden Verhältniſſe hätte liegen ſollen, den Kampf aus eigenem Antrieb eröffnen würden. Selbſt die Republikaner verwahrten ſich ängſtlich gegen den Verdacht des Abolitionismus und wagten ſich nur laut gegen die weitere Ausbreitung der Sklaverei in den Territorien zu erklären. „Keine Sklaverei außerhalb der beſtehenden Sklavenſtaaten!" war ihr Wahlſpruch, in Wahrheit doch eigentlich nur ein Zugeſtändniß, das keine Begeiſterung wecken, zu keinem kräftigen, entſchiedenen Handeln anſpornen konnte. Daß der Süden der angreifende Theil ſeyn, daß er ſich muthwillig ſeiner ſogenannten Rechte, des Schutzes begeben würde, deſſen die Sklaverei durch eine Maſſe der merkwürdigſten Geſetze und Verordnungen genoß, das erſchien zu wahnſinnig, zu phantaſtiſch, um jemals in den Berechnungen eines folgerecht denkenden Menſchen Raum zu finden. Wenn man auch zugab, daß Einzelne dort glauben möchten, Grund zum Selbſtmord zu haben, ſo würde man doch die bloße Vorausſetzung der Möglichkeit, daß ganze Staaten ohne Veranlaſſung die Hand gegen ſich ſelbſt kehren ſollten, für zu toll gehalten haben, um ihr irgendweiche Beachtung zu ſchenken, und ſelbſt als Süd-Carolina ſchon mit Losreißung drohte, fiel es Einem nicht ein, darin mehr als einen Schreckſchuß

Digitized by Google

zu ſehen. Wir ſind ſomit im eigentlichſten Sinne den Sklavenhaltern für dieſe Revolution verpflichtet, welche ſonſt wohl ſchwerlich in dieſem Jahrhundert zum Ausbruch gekommen wäre. Verſchieden von den Umwälzungen, welche andere Länder erſchüttert haben, iſt dieſe nicht durch die Reformatoren, ſondern durch die Repräſentanten der alten beſtehenden Mißbräuche beſchleunigt worden.

Eines der bedeutungsvollen Ereigniſſe, welche einen der großen Abſchnitte in dieſem Kampfe bilden, iſt die Abſchaffung der Sklaverei im Diſtrikt Columbia, welche trotz des wüthenden Widerſtandes der Abgeordneten der Grenzſklavenſtaaten und ihrer jetzt ſehr vereinzelten Freunde unter den nördlichen Demokraten mit großer Stimmenmehrheit durch beide Häuſer des Congreſſes ging und bereits vom Präſidenten unterzeichnet iſt. Die Zahl der Sklaven, die dadurch frei wurden, beträgt zwar nur an dreitauſend, allein in ihrer Bedeutung iſt die Maßregel darum nicht weniger folgenreich und eingreifend; denn der Diſtrikt Columbia ſteht unter der unmittelbaren Jurisdiktion des Congreſſes, und das Beſtehen der Sklaverei dort, in der Hauptſtadt der freien Bürger der größten Republik, war demnach ein Brandmal auf der Stirn der geſammten Nation. In früheren Jahren waren zwar von einigen entſchiedenen Freiheitsfreunden im Congreß ſonderbare Verſuche gemacht worden, dieſe Schmach auszulöſchen, welche jedoch von der damals herrſchenden Partei ohne weiteres niedergeſtimmt wurden, und der Revolution blieb es vorbehalten, das Werk zu vollbringen. Den bisherigen Sklaveneigenthümern wird eine Entſchädigung von durchſchnittlich dreihundert Dollars zu Theil, und dieſe Maßregel wird ſelbſt von den entſchiedenſten Gegnern der Sklaverei aus dem Grunde vertheidigt, daß eine Nation, die ſich ſo viele Jahre hindurch zur Mitſchuldigen und Helfershelferin des Unrechts herbeigelaſſen, nicht befugt ſey, das für Diebſtahl und Raub zu erklären, was ſie bis dahin als rechtmäßiges Eigenthum geſchützt hatte. Sklavenhalter, welche ſich des Verraths oder der Theilnahme an der Rebellion ſchuldig gemacht haben, ſind übrigens von dieſer Wohlthat ausgeſchloſſen, und man kann ſich leicht denken, daß viele, die früher mit ihren verrätheriſchen Plänen und Handlungen noch groß thaten, jetzt Himmel und Erde in Bewegung ſetzen, um ihre Loyalität zu beweiſen, während andere, welche wohl wußten, daß alle ihre Beſtrebungen und Eide ſie nicht rein waſchen würden, bei der erſten Nachricht vom Durchgehen der Emancipationsbill ihre Sklaven über Hals und Kopf aus dem Bezirk hinaus nach Maryland und Virginien entführten. Das gräßliche Geſetz, welches bis dahin im Diſtrikt ſowohl als in den Sklavenſtaaten beſtand, kraft deſſen die Ausſage eines Farbigen — gleichviel ob Sklave oder frei — vor Gericht keine rechtskräftige Gültigkeit hatte, falls ſie nicht durch das Zeugniß eines Weißen beſtätigt wurde, iſt durch eine Clauſel in der Emancipationsbill ebenfalls abgeſchafft, ſo daß die Farbigen im Diſtrikt dieſelben Rechte genießen, welche ſie in den meiſten der freien Staaten beſitzen, deren viele in ihren Conſtitutionen freilich auch noch viele barbariſche und unmenſchliche Geſetze hinſichtlich dieſer unglücklichen Race enthalten. Inzwiſchen wird auf der Inſel Port Royal an der Küſte von Südcarolina, welche vor mehreren Monaten von unſern Truppen in Beſitz genommen wurde, von den Negern, die von ihren von panicſchem Schrecken ergriffenen Herren dort zurückgelaſſen wurden und dadurch ihre Freiheit erlangten, eifrig Baumwolle und andere nothwendige Produkte gebaut. Die Berichte von daher lauten überaus günſtig und ermuthigend und liefern die ſchlagendſte Widerlegung des albernen und aus Bosheit oder Unwiſſenheit ſo oft wiederholten Märchens, daß der Neger nur gezwungen arbeite. Wenn dieſe durch Sklaverei und Mißhandlungen aller Art demoraliſirten Menſchen in der That in jene faſt ſprichwörtlich gewordene Trägheit und Apathie verſinnken wären, ſo könnte man ſich zwar nicht darüber wundern, und dieß keineswegs als ein Argument gegen ſie geltend machen; aber die Thätigkeit und Bereitwilligkeit, welche ſie nach der Ausſage aller Augenzeugen entfalten, iſt mehr, als man irgend zu hoffen und zu erwarten berechtigt war. Wenn man ſelbſt alle höheren Motive, alle Anſprüche der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit aus dem Spiel läßt, ſo ſpringt es in die Augen, daß das eigene Intereſſe gebieteriſch verlangt, daß man alle Sklaven, welche in Folge dieſer Revolution ihre Freiheit erlangen mögen, als nothwendige Arbeitskräfte den Regionen erhalte, wo ſie bisher gezwungen und unbelohnt gearbeitet haben, ja, daß ſie zur Auswanderung zu zwingen — ganz abgeſehen von der Grauſamkeit einer ſolchen Maßregel — ungefähr darauf herauskäme, als wenn man ſich ſelbſt des rechten Arms berauben wollte. Gleich der Sklaverei beſitzt jedoch auch das Farbenvorurtheil, ihr Sprößling, die Eigenſchaft, die Menſchen hinſichtlich ihres eigenen Vortheils mit Blindheit zu ſchlagen und ſie zu verleiten, auf die tollſte Art gegen ſich ſelbſt zu wüthen; es iſt daher nicht gerade zum Erſtaunen, daß die alten Coloniſationspläne von vielen beſchränkten, vorurtheilsvollen Köpfen im Norden und Süden wieder aufgewärmt werden, und keineswegs unwahrſcheinlich, daß einige Staaten ſie zu ihrem eigenen Unheil ausführen werden.

Unter den mehrfachen Zeichen des Fortſchritts, welche das Herannahen einer beſſeren Zeit verkünden, verdient auch die bevorſtehende Anerkennung der Republiken Haytl und Liberia von Seiten der Vereinigten Staaten, und demzufolge die Eröffnung diplomatiſcher Verbindungen mit denſelben, erwähnt zu werden. Vor einigen Tagen ging der Beſchluß mit großer Stimmenmehrheit durch den Senat, und die Beiſtimmung des Repräſentantenhauſes unterliegt keinem Zweifel. Dem vortrefflichen Charles Sumner, dem unermüdlichen Kämpfer für Freiheit, Gerechtigkeit und Fortſchritt, gebührt der Ruhm, die betreffende Bill zuerſt vor den Senat gebracht und mit unwiderleglichen Gründen unterſtützt zu haben. Bis dahin ſtand man zwar mit allen Staaten aller Zonen, den größten wie den winzigſten, von den europäiſchen Großmächten bis zu ſeiner Majeſtät

Tameah-Meah, dem König der Sandwichinseln, der Königin Pamare und allen möglichen Antheapaphagen in diplomatischer Verbindung; überall wurden Gesandte und Residenten höheren und niederen Ranges unterhalten; nur Hayti und Liberia existirten officiell nicht, des lieben amerikanischen Farbenvorurtheils wegen, obgleich der Handel mit beiden schon seit Jahren bedeutender und wichtiger geworden ist als selbst der mit Cuba. Die Gegner der Bill führten als Argument an, daß jene Staaten uns kohlschwarze Neger als Gesandte schicken würden, welche man dann als Ebenbürtige zu empfangen und gleich andern Mitgliedern des diplomatischen Corps zu behandeln hätte. So mächtig das Vorurtheil auch noch durch Generationen in den Massen bleiben wird, zeigte es sich doch nicht mehr stark genug, um in diesem Falle eine zweckmäßige und wünschenswerthe Maßregel zu vereiteln.

Die jährliche Kunstausstellung hat, wie gewöhnlich, im April ihren Anfang genommen und wird fleißig von der guten Gesellschaft besucht. In der Zahl der eingesandten Werke zeigt sich keine Abnahme, denn der Katalog enthält 555 Nummern; doch befindet sich verhältnißmäßig nur wenig darunter, wobei man mit Befriedigung verweilen könnte. Selbst die Zahl der guten Landschaften ist geringer als in den letzten Jahren, und wenn auch die meisten der guten hiesigen Landschaftsmaler wenigstens ein oder ein paar Werke geliefert haben, so sind es meist nicht gerade ihre besten Arbeiten und man findet kaum zwei bis drei Stücke, die man mehr als artig nennen könnte. Die vortrefflichen Genrebilder der Franzosen und Deutschen, welche in den letzten Jahren vielfach hier ausgestellt waren und sehr bewundert wurden, haben auch unter den amerikanischen Künstlern den Trieb geweckt, etwas auf diesem Gebiete zu leisten, das früher ganz im Argen lag. Die Absicht ist jedenfalls lobenswerth, und ich zweifle nicht, daß mit der Zeit erfreuliche Resultate daraus erwachsen werden; die jetzige Ausstellung zeigt indessen noch nicht viel Erfreuliches in dieser Richtung. Manche Künstler, mit Talent und tüchtiger Technik ausgerüstet, scheinen noch nicht zu der Einsicht gelangt zu seyn, daß die naturgetreue und richtige Darstellung irgend einer Scene aus dem täglichen Leben uns nicht mehr anspricht als diese selbst, wenn der Künstler nicht versteht, irgend eine poetische oder humoristische Idee hineinzulegen und darin zu veranschaulichen, und die Folge ist, daß wir hier so manche wohlausgeführte kleine Genrebilder sehen, zu denen wir gleichwohl nicht zum zweiten und dritten mal zurückkehren mögen. Was in aller Welt kann einen zum Beispiel an einer Hausthüre interessiren, in welche eine alte Frau und ein Kind eben einzutreten im Begriff sind, von deren Gesichtern man nicht den kleinsten Theil sieht, oder an einem Zimmer, in dem eine Frau auf den Knieen liegt und ihr Morgengebet verrichtet und uns dabei ebenfalls, ungezogen genug, nur den Rücken zukehrt! Außerdem gibt es eine große Masse ganz werthloser Plunders: gräßliche lebensgroße Porträts, steif wie Modebilder in vergrößertem Maßstab, Kinder, so leblos und hölzern, daß sie sich kaum von den Puppen unterscheiden, die sie in den Händen halten, einige schauerlich schlechte biblische Darstellungen, Landschaften, in denen eine große Feuersbrunst den Mittelpunkt zu bilden scheint, oder die aussehen, als wenn der rothe Ablauf aus einer Färberei darüber geflossen wäre, während einen der Katalog belehrt, daß man es mit keiner Feuersbrunst und keiner Färberlauge, sondern mit jedenfalls sehr neumodischen Sonnenuntergängen zu thun habe. Wenn man einige Stunden in diesen Sälen umhergewandert ist und all die angemalte Leinwand betrachtet hat, empfindet man dasselbe Gefühl von Leere und Nüchternheit, das langweilige Gesellschaft hervorzurufen pflegt, nachdem man einen ganzen Abend lang vergeblich auf einen Funken Geist oder Witz gewartet hat. — Reiche Befriedigung gewährt dagegen „das Innere der Anden," ein großes Bild von Church, dem ausgezeichnetsten und berühmtesten amerikanischen Landschaftsmaler, das in einer Kunsthandlung ausgestellt ist. Der ganze Reichthum, die Ueppigkeit und der Zauber südlicher Vegetation und des tropischen Himmels sind hier in ihrer vollen Pracht und Schönheit wiedergegeben. Unendliche Ruhe und Heiterkeit sind über das Bild ausgegossen und theilen sich dem Beschauer mit. Ein kleiner Fluß, dessen Krümmungen man verfolgt, bildet im Vordergrund einen Wasserfall, zu dessen beiden Seiten sich reich bewachsene Hügel erheben. Weiter oben, im Mittelgrunde, zieht sich ein Dorf, halb hinter Bäumen versteckt, am Ufer hin. Im Hintergrunde thürmen sich die Berge auf, unter denen einer, dessen Gipfel jedoch von andern verdeckt ist, sich durch den aufsteigenden Rauch als Vulkan kund gibt. Zur Linken sieht man, noch weiter entfernt, die Gletscher in ihrer kalten Majestät schimmern. Im Vordergrunde zeigt sich die volle Pracht tropischer Pflanzen, auf den Bäumen schaukeln sich buntgefiederte Vögel und an einem Kreuz, das an einem Abhang zur Erbauung der wenigen Reisenden errichtet ist, nimmt man zwei Personen wahr, die einzigen menschlichen Wesen in der bezaubernden Wildniß. Es ist ein Bild der Natur in ihrer schönsten Feiertagslaune, zu dem man sich flüchten kann von den Kämpfen und Widerwärtigkeiten des täglichen Lebens.

Digitized by Google

Rom, Mai.

Sanct Peter.

Für den profanen Blick ſcheint die Gewalt der Kirche in dieſen Tagen zuſammenzubrechen, und enthuſiaſtiſche Freigeiſter berechnen ihre Auflöſung nur noch nach Stunden. Wir haben uns nicht auf die Frage einzulaſſen, ob der philoſophiſche Geiſt der Jetztzeit und der folgenden Jahrhunderte nicht in Wirklichkeit den Felſen der Kirche unterminirt, ob nicht einſt der Tag kommen wird, wo die Emancipirung der Geiſter und die Befreiung von den clericalen Feſſeln eine vollſtändige ſeyn wird; aber ſo viel iſt gewiß, daß ſich die Zeitungsleſer ſehr irren, welche der Meinung ſind, das Italien unſerer Tage ſey nahe daran, das koſtbare Gut der „politiſchen Freiheit“ zu erringen. Ohne geiſtige und ſittliche Erhebung keine politiſche! Bei den Römern und insgeſammt bei den Italienern hat ſich in den letzten Jahren wohl ein inſtinctives Gefühl und ein dunkler Drang, aus der Finſterniß ihres geiſtigen Lebens herauszukommen, bemerklich gemacht, aber was der Kopf denkt, wird durch die Gewohnheit der Unterwerfung unter die Kirche neutraliſirt, und dieſer Dualismus läßt ſie nicht leben und nicht ſterben, ſondern bloß vegetiren.

Man glaube ja nicht, der Clerus zittere ernſtlich vor dem ihm drohenden Verderben. Er beſitzt eine felſenfeſte Zuverſicht, einen unerſchütterlichen Glauben an ſeinen ewigen Beſtand und tröſtet ſich mit größeren Drangſalen, welche die Kirche ſchon zu erleiden hatte und aus denen ſie ſiegreich hervorgegangen. Auch kennt ſie ihre Leute und wird täglich in der Kirche und im Beichtſtuhl belehrt, auf wie viele Seelen ſie noch zählen kann. Beträte die Kirche ſelber einmal den Weg der Reform, ſo grübe ſie ſich ihr Grab, und als der humane und milde Pius IX. am Anfang ſeines Pontificats nicht nur Fortſchrittsideen huldigte, ſondern ſie auch praktiſch werden laſſen wollte, begriff er nicht, daß ſolches Beginnen die Vernichtung des Papſtthums ſey. Später hat er ſeinen Fehler erkannt und ihn nach Kräften zu verbeſſern geſucht.

Betrachten wir uns nun einmal die Figuren, welche zu Rom im geiſtlichen Drama theils eine Rolle ſpielen, theils als Statiſten dienen. Der Schauplatz iſt die Peterskirche, und heute feiert die Chriſtenheit das Feſt der „Purificazione della Vergine Maria,“ auf deutſch, es iſt Mariä Lichtmeß. — Wir ſtehen auf dem ungeheuern Petersplatz, welchen zu beiden Seiten elliptiſch der ſteinerne Säulen- und Pfeilerwald einſchließt, durch deſſen Arkaden man in jene Gallerien gelangt, welche in die Nebenveſtibule des Doms führen. Bernini's Schüler haben nach den Zeichnungen ihres Meiſters die um die Arcaden laufende Balluſtrade mit einer ganzen Legion Heiliger geſchmückt. Unſtreitig würde in unmittelbarer Nähe der Rieſendom von Sanct Peter eben ſo imponirend wirken, wie er es thut, wenn man von einer der Rom umgebenden Anhöhen ſeine gewaltige Architektur zu erfaſſen verſucht; aber durch die Längenausdehnung des Gebäudes nach Oſten, welche der Baumeiſter Carlo Maderno, wie ſie ſchon früher nach Raphael beabſichtigte, in Wirklichkeit ausführte, tritt beim Näherkommen die himmelhohe Hauptkuppel immer mehr zurück und die beiden Nebenkuppeln verſchwinden gänzlich. Auch ſtört das planloſe Conglomerat der Vaticanbauten, welche mehr dem Monte Mario zugerückt ſeyn müßten. Dennoch wird niemand dieſem architektoniſchen Wunder nahen können, ohne von ſeiner Hoheit überwältigt zu werden. Schon der ungeheure Platz, den heute Tauſende von Menſchen füllen und der noch für aber Tauſende Raum läßt, ſtimmt ganz zu dieſem Dimensionen. Prächtig geſchirrte Pferde mit ſeltſam rothen Kopfbüſcheln ziehen die vergoldeten Caroſſen der Cardinäle, glänzende Equipagen römiſcher Principi rollen vorüber, hunderte von andern Wagen kommen und gehen, und trotzdem wird die Stille des Platzes nicht geſtört; auf dieſer weiten Fläche ſind alle dieſe Erſcheinungen vereinzelt. Das intenſive Licht der italiſchen Sonne überfluthet zudem Wärme ſpendend die großartige Scene und jeder Gegenſtand hebt ſich klar in ſeinen Umriſſen ab. Zwei Springbrunnen, die gewaltigſten Roms, ſchleudern praſſelnd ihre ſchäumenden Garben empor; mit ihren klaren Strahlen ſpielt der Wind, daß ſie ſtäubend und irisfarben in das untere Becken fallen. Schillers charakteriſtiſches Xenion:

Im Hexameter ſteigt des Springquells flüſſige Säule,
Im Pentameter drauf fällt ſie melodiſch herab,

findet auf dieſen raſtlos und ungeſtüm ſich neugebärenden Schwall keine Anwendung. Gleich Raketen ſchießen die blitzenden Waſſerſtrahlen in den leuchtenden Aether; weißſchäumend und gleichſam lachend ſinken ſie zur Erde hernieder. Doch darin pflichten wir unſerem großen Dichter bei, dem das neidiſche Schickſal die Sehnſucht nach dem blauen heſperiſchen und helleniſchen Himmel nie geſtillt hat, daß der Bettler am Thor der Peterskirche gegen den im Norden Geborenen und Weilenden glücklich zu preiſen iſt: er ſieht das ewige Rom. Hier, auf dieſem ſchönſten Platze der Welt, im Angeſicht des granitenen Obelisken, der einſt die Prieſter des Sonnengottes zu Heliopolis in die weiten Tempelhallen in prächtiger Proceſſion wandeln ſah, kommt jeder Fremde in Verſuchung, das Gelübde abzulegen, nie wieder aus dieſer „Stadt der Seele“ zu ſcheiden. In Rom exiſtirt kaum ein Denkmal heidniſcher Zeit, welches das Papſtthum nicht der Kirche geweiht hätte, damit ſeine weitreichende Macht bekundend. Auch jener Obelisk von Heliopolis, den einſt der wahnſinnige Caligula

im vaticaniſchen Circus errichten ließ, trägt auf ſeiner Spitze das eiſerne Zeichen des Kreuzes und Sixtus V., welcher ihm ſeinen jetzigen Standpunkt anwies, ließ auf das Poſtament unter andern Inſchriften die Worte ſetzen: Ecce Crux Domini, fugite partes adversae, vicit leo de Tribu Juda.

An der breiten Treppe, die zur Vorderſeite von Sanct Peter hinaufführt, ſtehen zwei uralte Bildſäulen der Apoſtel Paulus und Petrus, das Schwert und die Schlüſſel in ihren Händen; ſie bleiben uns zur Seite, wenn wir nach der Hauptfaçade des Domes gehen. Fünf Portale führen in's Veſtibul; über dem Hauptportale erblickt man die Loggia, von der herab am Oſterfeſt der Papſt das auf den Knieen liegende Volk ſegnet. Stets gewohnt, an Sanct Peter nur die wundervolle Kuppel anzuſtaunen, wird man ungerecht gegen die freilich weder edle, noch originelle Vorderfaçade; ſteht man nun aber am mittleren Portal, um noch einmal zurückzuſchauen auf den tief unter uns liegenden Platz, ſo erſcheint man ſich ganz pygmäenhaft im Vergleich zu allen architektoniſchen Verhältniſſen ringsum. Die Peripherie der Säulen bereitet uns darauf vor, jetzt alle Proportionen mit titoniſchem Maß zu meſſen. Und ſo treten wir denn ein in das lange, mit Marmor bekleidete Veſtibul und erblicken in der Nebenvorhalle zur Rechten Berninis Reiterſtatue Conſtantins des Großen, welcher mit dem Anblick des heiligen Kreuzes begnadigt iſt, vor deſſen Glanz das Roß bäumend erſchrickt, und zur Linken das Standbild Karls des Großen. Unwillkürlich jedoch und gleichſam magnetiſch zieht unſer Auge der gewölbte, mit goldenen Stuccaturen reich geſchmückte Plafond an, und über dem Hauptportal die Navicella des Giotto, jenes lebendige Moſaik, welches in grün und golden ſchillernden Farben allegoriſch die Anfechtungen der Kirche darſtellt in der Perſon Petri, der das von den Wogen bewegte Schiff der übrigen Jünger verlaſſen hat und im Sturme hinwandelt zu Chriſtus, dem Heiland. Wie frei und feſſellos fühlt ſich der Geiſt ſchon in dieſem Pronaos! So lange drückten uns die engen, niedern Räume nordiſcher Bauten, von deren laſtendem Druck uns nicht einmal die Dämmerhelle des gothiſchen Doms zu Köln am Rhein befreit! Nun neigen wir nimmer in gebeugter Demuth das Haupt, wir wenden es noch oben, von wo Licht ſtrömt und Erleuchtung.

Von den in's Innere führenden Eingängen ſind uns zwei verſchloſſen: die Porta Santa, mit Marmor vermauert und mit dem Zeichen des Kreuzes geſtempelt, welche nur alle Jubeljahre geöffnet wird, und die metallene, grün oxydirte und mit Reliefvorſtellungen geſchmückte Mittelpforte, die ihre Flügel nur an den höchſten Kirchenfeſten öffnet.

Nach einen Schritt, und wir ſind allem Irdiſchen entrückt. In den Rieſenräumen von Sanct Peter verlieren wir vollkommen den Begriff, daß Menſchenhände ſo Mächtiges geſchaffen, und da wir dennoch daran zu glauben gezwungen ſind, erkennt man hier in voller Stärke, wie viel Göttliches in uns Erdenſöhnen wohnt. Fürwahr, man wandelt unter dieſen Wölbungen wie unter dem Firmament; man fühlt ſich körperlos und emporgetragen in weitherzige Regionen. Kein von Menſchenhänden geſchaffenes Gotteshaus wirkt ſo erweiternd und wächst ſo an Großheit, als dieſes. Je mehr wir dieſe Rieſenmaaße ergründen, deſto mehr erſtaunen, deſto mehr bewundern wir. Fühlt unſere Seele ſich mit harmoniſchem Schönheitsgefühl getränkt, wenn wir den helleniſchen Wunderbau des Parthenon betrachten, ſo frohlockt ſie beim Hinaufſtarren in die Kuppel von Sanct Peter. Wir ſtehen tief unter ihr, begeiſtert himmelwärts blickend, wie einſt die Jünger, da ihnen der verklärte Meiſter entrückt wurde. Ja, der Heros Michel Angelo hat ſeinen Ausſpruch wahr gemacht, er wolle die Kuppel des Pantheon in die Wolken erheben. In allen Anlagen dieſes Urgeiſtes iſt etwas Titanenhaftes voll originellen, ſchöpferiſcher Kraft. Man ſehe ſein jüngſtes Gericht in der Sixtiniſchen Kapelle, ſeinen Moſes und dieſe Kuppel! Geſchwunden ſind die goldenen Wölbungen des Mittelſchiffs; wir ſtützen uns an die marmorne Balluſtrade der Confeſſion, des prächtigen Grabmals des Apoſtels Petrus, um welches 89 goldene, blättergezierte Lampen brennen, und es erweitert ſich der Blick im Schauen und dringt in nie geahnte Fernen. Vor Jahren ſtanden wir ſo auch, gleicher Bewunderung voll, unter Aja Sophia's Moſcheenkuppel. Dort zieren die Bogenwinkel über den Kuppelpfeilern rieſengroße Flügel, welche des Ewigen Allgegenwart bedeuten, und Sprüche aus dem Koran, „klug und blumenhaft verſchlungen," wuchern am Mauerwerk; hier thronen an gleicher Stätte die vier Evangeliſten und um die Peripherie des Trommelgeſimſes laufen die wie Poſaunen tönenden Worte: „Tu es Petrus, et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam, et tibi dabo claves regni caelorum!"

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 25. 18. Juni 1862.

La vie de Jeanne d'Arc est une des épisodes les plus émouvants de nos annales: c'est comme une légende au milieu de l'histoire; c'est un miracle placé au seuil des temps modernes comme ce défi à ceux qui veulent nier le merveilleux. Jamais matière ne parut plus digne de la haute poésie: elle réunit en soi les deux conditions de l'épopée, sujet national, action surnaturelle; mais jamais sujet ne tenta plus malheureusement nos poëtes.

Wallon.

Jeanne d'Arc in der Dichtung,

bei Chapelain, Shakeſpeare, Voltaire und Schiller.

Die Vergleichung iſt die Mutter aller menſchlichen Erkenntniß. Wie in den exacten Wiſſenſchaften, ſo hat ſie ſich ſelbſt auf einem ſo unſichern und ſchwankenden Gebiet wie dem der Aeſthetik heilſam und fruchtbar bewieſen, letzteres um ſo mehr, als es ihr hier in einer ſehr mannigfaltigen Weiſe aufzutreten frei ſteht. Denn man kann die oder jene Dichtercharaktere, man kann einzelne ihrer Werke, man kann die verſchiedenen, in dieſen dargeſtellten pſychologiſchen und andern Probleme unter einander vergleichen. Dann mag man noch einen Schritt weiter thun und zu der kunſtphiloſophiſchen Würdigung der Produkte ganzer Völker, ganzer Epochen, ganzer Kunſtgattungen gelangen.

Es bedarf kaum eines Beweiſes, daß die Erwägung aller dieſer möglichen Fragen der Begründung einer neuen Wiſſenſchaft, der der vergleichenden Literatur- und Kunſtgeſchichte, gleichkommen und mithin über die Kräfte eines Einzelnen hinausgehen würde. Dagegen kann ein Solcher wohl den beſondern Seiten beſondere Studien widmen, andere dadurch auf dieſelbe Bahn rufen und dem künftigen Forſcher ſein Material vorbereiten. Auch iſt dieß ſchon vielfach geſchehen, und ſehen wir uns nach Beiſpielen um, ſo überzeugen wir uns leicht, daß die ſämmtlichen angedeuteten Wege mehr oder weniger und meiſt mit Nutzen betreten worden ſind.

Vor allen war Eine dieſer Behandlungsweiſen, die äſthetiſche Parallele nämlich, wie z. B. die zwiſchen Homer, Dante und Milton, zwiſchen Titian und Rubens, zu allen Zeiten beliebt und gebräuchlich. Seltener iſt die zweite Gattung, zu der wir heute einen Beitrag liefern möchten, die nämlich, welche die verſchiedenartigen künſtleriſchen Beleuchtungen derſelben, mythologiſchen oder hiſtoriſchen, Begebenheit oder Perſon vorführt, wie den Laokoon der Sculptur und den Virgils, wie den Achill Homers dem bei Euripides und bei Racine gegenüber, wie den Teufel in der Göttlichen Comödie, im Befreiten Jeruſalem, im Wunderthätigen Magus, im Verlorenen Paradies, in der Meſſiade, im Fauſt und in Byrons Cain. Ferner mag man, wie es Saint Marc Girardin mit großem Glück gethan hat, nur die einzelnen Empfindungen der Seele ſelbſt, in ſo weit ſie in jenen Perſonen auftreten, z. B. den Gegenſtand der unerlaubten Liebe bei Rouſſeau, im Werther und bei George Sand (Jacques), unterſuchen. Die ſchließlich erwähnte, allgemeinere Seite dieſer Fragen endlich tritt in jeder Literatur- oder Kunſtgeſchichte, in jedem Handbuch der Aeſthetik

zu Tage, und kann ſich dort in der mannigfaltigſten Weiſe bald auf einzelne Völker, bald auf gleichzeitige Culturepochen, auf die und jene Gattung, ſagen wir z. B. eine Geſchichte des Romans, der Malerei, oder auf eine ſyſtematiſche Würdigung verſchiedener Zeitideen, wie bei Schiller über naive und ſentimentaliſche Dichtung u. ſ. w. erſtrecken.

In allen dieſen Zweigen ſind, wie erwähnt, Beiträge zur vergleichenden Kunſt- und Literaturgeſchichte geliefert worden, und wir hoffen, daß der Anbau dieſer Erfahrungswiſſenſchaft den ſpäteren Betrachtungen der eigentlichen Kunſtphiloſophie förderlich ſeyn möge.

Kommen wir auf die heute insbeſondere zu pflegende Gattung zurück, ſo haben wir ſchon in einem früheren Aufſatz, Shakeſpeare und Calderon als Tendenzdichter, beobachtet, wie der Künſtler geſchichtliche Ereigniſſe und Charaktere nicht immer nur künſtleriſch, ſondern nicht ſelten auch durch fremdartige Einmiſchungen einer Parteitendenz, z. B. der religiöſen oder der nationalen Geſinnung, modificirt. Dort ſahen wir, in der Darſtellung des Abfalls Englands von der römiſchen Kirche, auf der einen Seite den Proteſtanten und Briten, auf der andern den Rechtgläubigen und Spanier hervortreten. Bei unſerem heutigen Gegenſtande findet ähnliches, obwohl nicht in gleich hohem Grade ſtatt. Zwei franzöſiſche Dichter, Chapelain und Voltaire, wählen ihren beſten Nationalſtoff, der eine um ihn zu feiern, ihn mit Füßen zu treten der andere; neben ihnen erſcheinen zwei Fremde, von denen der erſte, in blindem Völkerhaß erglühend, dennoch ſich ſelbſt getreu bleibt und ſeinen Gegenſtand groß läßt, da er ſonſt nicht Shakeſpeare wäre, während der zweite, Schiller, eine ganz kosmopolitiſche und poetiſche Gerechtigkeit übt. Dem Epiker aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. iſt Jeanne d'Arc eine Heldin göttlicher Art; der engliſche Dramatiker ſieht in ihr die Erbfeindin, welche die Herrſchaft ſeines Volkes mit magiſchen Mitteln bekämpft; dem Deiſten des achtzehnten Jahrhunderts wird ſie zum Nadelkiſſen für ſeine Stiche auf den chriſtlichen Glauben und Aberglauben ſeiner Zeit; aber der deutſche Dichter des Ideals allein weiß die Anſprüche der Poeſie mit denen der Wahrheit zu verſöhnen. Wenn wir, nach ihm, von ſeinen überſetzenden franzöſiſchen Nachahmern wie P. Lebrun und A. Saumet ſchweigen, ſo haben dieſe Dramatiker nichts dabei zu verlieren.

Die hiſtoriſche Jungfrau von Orleans erfuhr neuerdings die ausführlichſten Studien und Bearbeitungen, und einer Ihrer Mitarbeiter hat in dieſen Blättern eine höchſt intereſſante Zuſammenſtellung der von Quicherat, Barante, Wallon und andern gewonnenen Reſultate geliefert. Thun wir zu viel, wenn wir an dieſes Geſchichtsbild eine Betrachtung der von den erwähnten Dichtern gezeichneten Geſtalt anſchließen?

Obwohl Chapelain (1595—1674) chronologiſch hinter Shakeſpeare ſteht und des letzteren Heinrich VI, I (1591) der Epopee des erſteren (1656) um mehr als ſechzig Jahre voraus liegt, ſo hätten wir doch Unrecht, wollten wir mit dem nur gelegentlichen Ausfall des Briten auf die „Hexe von Orleans" beginnen, ſtatt die nationale Tendenzdichtung eines der früheſten epiſchen Kunſtdichter der Franzoſen an die Spitze unſerer Vergleichung zu ſtellen. Eine etwaige literariſche Einwirkung des erſteren auf den letzteren iſt ja ohnehin nicht denkbar, und außerdem enthält Chapelains Epos ſo zu ſagen in nuce das ſeiner beiden Nachfolger. — Voltaires Pucelle geht von der Abſicht einer Traveſtie der des Akademikers aus, und bei dieſem kommen, mit ſtarker Betonung, einige Hauptmomente Schillers, wie die Verkennung der Jungfrau durch ihren König, wie die wichtige Rolle Talbots als Hauptſtütze der Engländer und anderes vor.

Was Chapelain ſelbſt angeht, ſo ſtimmen alle zeitgenöſſiſchen wie ſeitherigen Urtheile der Kritiker und Biographen dahin überein, daß er zwar ein guter Menſch, aber ein ſchlechter Muſikant, ein tüchtiger Gelehrter und braver Mann, aber ein erbärmlicher Dichter und außerdem ein großer Geizhals geweſen ſey. Nach Boileau und Voltaire hat er invita Minerva zwölfmal zwölfhundert ſchlechte Verſe geſchmiedet und Unrecht gehabt, ſich je über ſeine gute Proſa hinaus zu wagen. Nach Bouterwek iſt das geiſtloſe Reſultat ſeiner mühſeligen Anſtrengungen noch weit unter dem Chlodwig eines Desmareſt geblieben. Für Démogeot iſt ſein Werk nur eine unglückliche literarhiſtoriſche Curioſität, und Géruzez allein hat den Muth, neben einem gerechten Tadel gegen die proſaiſche Notariatsgenauigkeit mancher Beſchreibungen des Dichters anzuerkennen, daß derſelbe kräftige und bis zur Erhabenheit ſchwungvolle Stellen hat. Sind jene Vorwürfe auch zum Theil begründet, ſo begreift man dieſelben doch eher Angeſichts der Zeit, zu welcher ſie zuerſt erhoben wurden, als Seitens der Nach- und beſonders unſerer Mitwelt. Denn die äſthetiſche Stimmung der letzteren iſt von der jenes Zeitalters ſo grundverſchieden, daß man die Urtheile deſſelben nicht ohne weitere Prüfung nachſtereotypiren ſollte, wie dieß freilich alle Kritik nur allzugern vor den kleineren und weniger bekannten Lichtern in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes zu thun pflegt. Verſuchen wir es darum, einem viel geſchmähten

Digitized by Google

Autor gerecht zu werden, ohne ihn darum zum epischen Dichter stempeln zu wollen.

Classisch für den Anfang, war Chapelain nicht mehr classisch genug für das Ende des siebzehnten Jahrhunderts, und mußte dadurch nothwendigerweise einer der bevorzugten Prügelknaben Boileaus werden, der in ihm wie in manchen andern die Vorläufer seines eigenen Wesens verkannte. Aber man halte ihn darum nicht etwa für einen naiven Naturdichter! Er war vielmehr in einem gewissen Sinne selbst der Boileau und Gottsched seiner eigenen guten Tage. Wir sehen in ihm eines der Hauptglieder von Malherbes Puristenschule und einen der ersten Beisitzer der Akademie, welche bekanntlich in den kritischen Vereinigungen jenes Meisters mit seinen Vertrauten und dann der letzteren bei Conrard ihre Anfänge fand. So galt er denn schon frühzeitig für eine kritische Autorität und war namentlich in den Augen des Hotel Rambouillet ein großer Mann. Erfolgreiche Odenverfertigung, eine nicht gewöhnliche Gelehrsamkeit, eine gute Uebersetzung aus dem Spanischen, eine Vorrede zu Marinos Adonis, als derselbe in Frankreich erschien, die Gunst Richelieus und die Erlangung verschiedener Pensionen — Alles vereinigte sich, um von diesem Autor, wenn er nur einmal recht wolle, das Größte erwarten zu lassen. Wurde ja doch er, als Corneilles Cid erschien und, trotz der Ungnade des Cardinals, Gnade vor dem Publikum fand, von der Akademie mit der Redaktion ihres kritischen Gutachtens, an welches der hier ohnmächtige Machthaber appellirte, betraut! Und man weiß, daß er und seine Gesellschaft ihre Ansicht hinlänglich auf Schrauben zu stellen wußten, um nach oben nicht mißliebig noch vor der Nachwelt verächtlich zu werden. Späterhin wurde Chapelain beauftragt, die Listen der großen Männer des Geistes aus der Mitwelt, denen Ludwig XIV., als ein zweiter August und Medicäer, seine Freigebigkeiten spenden wollte, aufzustellen.

Als er nun, ein Vierteljahrhundert vor deren Erscheinen, den Plan zu seiner Pucelle faßte, warf ihm der Herzog von Longueville, dessen Haus sich von dem berühmten Bastard Dünols herleitete, eine Pension von dreitausend Franken aus, und zwar für die ganze Dauer seiner Arbeit, so daß vielleicht mit Recht behauptet wird, der geldgierige Chapelain habe gerade mit Rücksicht auf diesen Umstand die bekannten neun Jahre des Horaz in's Dreifache ausgedehnt. Aber eben dieses Zaudern wurde sein Verderben. Ein anderer Styl war mittlerweile aufgekommen, und was man vor zwanzig Jahren als neu bewundert hätte, das wurde nun als altmodisch verlacht. Zwar erschienen von den vierundzwanzig Gesängen, auf welche das Gedicht angelegt war, jetzt nur zwölf und später und überhaupt nur noch weitere sechs, und dennoch wurden in achtzehn Monaten sechs Auflagen gedruckt; aber mit diesem Erfolg gingen auch die stärksten Angriffe Hand in Hand. Binnen kurzem waren Chapelain und seine Anhänger in diesem literarischen Kampf unterlegen, ehe der damals erst zwanzigjährige Boileau noch den Mund aufgethan, und der Herzog von Longueville hatte Delikatesse genug, den Dichter durch eine Verdoppelung seiner bisherigen Pension bis an seines Lebens Ende zu trösten.

Hinsichtlich dieser Peripetie seines literarischen Rufs scheint uns Chapelain eine ähnliche Stellung einzunehmen wie Gottsched. Beide zur Geschmacks- und Sprachreform berufen und diesem Zweck mit Nutzen dienend, bleiben sie, als untergeordnete Geister, auf ihrem vormaligen, wichtigen, aber allmählig durch das Vorgehen der ganzen Armee überholten Vorposten stehen und gerathen unwillkürlich unter die Marodeurs. Ihr einstiges Classisch wird barbarisch vor den Augen einer späteren Welt, für welche das von Jenen verkündete Genie wirklich eingetroffen ist. Werfen wir, um gerade diesen Fall besser zu verstehen, einen Blick auf die Entstehungsgeschichte des französischen Classicismus.

Die übertriebene Nationaleitelkeit unserer Nachbarn, welche in allen Stücken aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. datirt, begann in der Literatur damit, alles dem Alterthum und dem eigenen Lande Fremdartige mit einem wahren Fanatismus auszuschließen. Kaum hatte man sich in der Lyrik an den Italienern, im Roman und Drama an den Spaniern gebildet, als man sich auch schon beeilte, seinen Lehrern mit Undank zu lohnen. Mag diese Richtung einem Racine, Molière, Boileau und andern auf das Trefflichste genützt haben, so begründet sich doch auch in ihr eine lange Reihe von Irrthümern, von Ungerechtigkeiten gegen die französische Dichtung des Mittelalters wie gegen das ganze Ausland, und Byron darf mit scharfem Spott einen Tasso an Boileau rächen, der bei diesem, dem reinen Gold eines Virgil gegenüber, nur eiteln Flitter sehen will.

Chapelain aber ist offenbar in seiner Pucelle ein Schüler der Italiener. Er schreitet auf den Bahnen bald Ariosts, bald Tassos dahin, und schon die Widmung seines Gedichtes an ein Fürstenhaus, das er in einem seiner Ahnen verherrlicht, erinnert an solche Muster und ihre prinzlichen Gönner. Neben jener plötzlichen Unliebsamkeit fremdländischen Einflusses nun erscheint die schnell entwickelte, geleckte Correktheit des „classischen Styls," welche neben, vor und nach sich

Digitized by Google

nichts anderes dulden will. Und nur von dieſem Geſichtspunkte aus wird jetzt auch die Pucelle betrachtet. Es iſt eine bloße Formfrage, wenn man Chapelains âpre et dure verve und ſeine douze fois douze cents méchants vers unerträglich findet, wenn, wie berichtet wird, Racine, Boileau und Laſontaine, ſobald ſie ſich auf einem Diktionsfehler ertappen, ſich die Strafe auferlegen, einige Seiten jener Epopee zu leſen. Börne ſagt ſehr richtig, ein franzöſiſcher Dichter könne keinen ihm eigenen Styl haben, da ſeine ganze Nationaldichtung ſchon einen ſolchen habe. Dieſen Styl oder vielmehr dieſe beſondere Mundart des Franzöſiſchen haben Boileau, Racine und Boſſuet erfunden, er gilt ſeitdem für den alleinſeligmachenden, allein iſt er es auch? Sind überhaupt Formen unwandelbar? und namentlich, haben ſie rückwirkende Geſetzeskraft für das, was vor ihnen vorhanden war?

Alle dieſe Fragen, welche aus der Betrachtung des einſeitigen Formencultus in dem ſogenannten großen Jahrhundert aufſteigen, vermag freilich der rein gegenſtändliche und empiriſche Geiſt des Franzoſen, für den es nur Fertigkeiten, aber keine Kenntniſſe, Thatſachen und Wirkungen, aber keine Principien gibt, nicht zu erwägen. Für uns dagegen haben jene Vorwürfe mit Gegenſtand und Inhalt des fraglichen Gedichtes nur in einer mittelbaren Weiſe etwas zu thun, und ein ſolches wird nicht gleich ſchlecht, wenn auch „der Hexameter holprig iſt.“ Dennoch wollen wir, wie geſagt, Chapelain hier nicht zum epiſchen Dichter ſtempeln. Was die Franzoſen, einmal auf dem Standpunkt der nüchternen Kunſt- und Verſtandespoeſie angelangt, auf dem Gebiete der ernſten Epopee überhaupt leiſten konnten, war an ſich nicht viel, und die Ehre dieſes Wenigen kommt Voltaire mit ſeiner mehr als billig verachteten Henriade zu. Dagegen müſſen wir unſerem Autor zugeſtehen, daß er, und zwar keineswegs unwiſſentlich, einen trefflichen Griff gethan hat in dem, was ſeinen Gegenſtand angeht.

Er ſagt in der Widmung ſeines Gedichts an den Herzog von Longueville: „Die göttliche Vorſehung ſelbſt hat hier einen ſo ſchönen und reichen Stoff bereitet, daß man, um ein epiſches Gedicht daraus zu machen, nur dem Faden ihres Gewebes zu folgen brauchte. Niemals hatte es ein Dichter weniger nöthig ſeine Götter anzurufen als bei dieſem Gegenſtand, der ſich ganz allein hinlänglich ſelbſt ſchmückt.“ Und in Gemäßheit dieſer glücklichen Wahl hat Chapelain überall, wo er der Geſchichte und ihrer poetiſchen Eingebung folgt, wenn auch nicht in claſſiſchem Styl, ſo doch mit jener „verve“ gedichtet, welche ihm ſelbſt ſeine Gegner nicht abſprechen. Wo er aber wirklich anzugreifen war und noch iſt, da hat ihn noch niemand getadelt, nämlich in der ſtellenweiſen Verballhornung ſeines trefflichen Objekts. Dieſe geht zum Theil von dem Bedürfniß der Schmeichelei gegen das Haus Longueville, zum Theil von den Subtilitäten und der Jagd nach geiſtreichen Antitheſen und Allegorien im Sinne des Hotel Rambouillet aus. Ueber beides brauchen wir nur ihn ſelbſt zu hören.

In der ſchon erwähnten Widmung ſagt er, daß die heroiſchen Thaten des Ahnherrn ſeines Gönners, des famoſen Baſtards Dünois, weit über die der Jungfrau von Orleans gehen. Dieſer ſey demnach der eigentliche Held der Epopee, und wenn Jeanne doch neben ihm zu Ehren und ſo gut beſtehen kann, daß ſie dem Gedicht ihren Namen gibt, ſo hat dieß ſeinen Grund nur in der außerordentlichen Dankbarkeit des Stoffes, in welchem das epiſche (hiſtoriſche?) Element und das Wunderbare ganz nahe bei einander liegen. Dennoch ſchadet dieſe platte Schmeichelei dem Werke nur in Einem Punkte, in der natürlichen Folge nämlich, daß ſich die Pucelle unter ſolchen Umſtänden in jenen unwiderſtehlichen Baſtard verlieben mußte. Uns kommt das höchſt lächerlich vor, und auch ſchon Voltaire hat dieſen Mißgriff ausgebeutet, während das „große Zeitalter,“ welchem Racine einen ſpröden Hippolyt nicht zu bieten wagte, hier gar nichts zu tadeln fand. Ohne einen verliebten Stutzer kann es nun einmal jenſeits des Rheins nicht abgehen, und ſo entſchuldigen wir dieſen Mißſtand, zumal da derſelbe nur äußerlich bleibt. Denn in Wirklichkeit iſt doch Jeanne und nicht Dünois der wahre Mittelpunkt der Handlung, und ſchon im Exordium ſtraft ſich Chapelain ſelbſt Lügen, indem er ſagt:

> Je chante la Pucelle et sa sainte vaillance,
> Qui dans le point fatal où périssait la France,
> Ranimant de son Roy la mourante vertu
> Releva son Estat sous l'Anglais abbattu.

Was den zweiten Punkt unſerer Ausſtellungen angeht, ſo erinnern wir daran, daß Chapelain in der Umgebung der beiden Scudery und anderer, beſonders weiblicher Schöngeiſter lebte, welche ſich ſchon Morgens in aller Frühe damit beſchäftigten, den Witz mit Gewalt und an den Haaren herbeizuziehen. Ihnen zulieb ſehen wir einen verſtändigen Mann und guten Proſaiſten in einer Vorrede unerhörte Anſtrengungen machen, um zu beweiſen, daß ſeine Heldin ein Held ſeyn kann. Zum Beleg der heroiſchen Natur des Weibes, gegenüber denen, welche demſelben eine Heldenrolle überhaupt nicht zukommen laſſen möchten, werden nicht

allein alle Kriegerinnen und Mannweiber des Alterthums, ſondern auch die ſo gefährlichen Weibchen der wilden Thiere angeführt und ferner erwähnt, daß das ſaliſche Geſetz nicht allgemein gültig ſey, ſondern daß in Spanien, England, Schottland und Schweden die Frauen Königinnen ſeyn können. Und dennoch ſteht dicht neben dieſen Abſurditäten ein trefflicher Satz, der nämlich, das Heroiſche liege nicht in der Größe der als Ziel zu erreichenden That, ſondern in der Größe des Geiſtes, der ſich zu deren Vollbringung kräftig und tüchtig fühle. Dann fallen wir wieder in den alten Schlendrian zurück und vernehmen, bei alle dem ſey ja auch die Pucelle nicht die Heldin des Gedichts, ſondern nur die Pallas, welche den Ulyſſes-Dünois leite, oder, beſſer und chriſtlicher geſagt, ſie ſey die Allegorie der göttlichen Gnade, welche ihn beſeele.

Auch über das Wunderbare hat Chapelain die trefflichſten Anſichten, ſetzt ſie aber in eine ſchlechte Anwendung. Mit einer gewiſſen romantiſchen Kühnheit, welche wohl Boileau, nicht aber neuere Kritiker überſehen durften, ſagt er in ſeiner Vorrede, für die Chriſten ſey die chriſtliche Wundermaſchinerie eben ſo viel und ſelbſt mehr werth als für die Heiden die heidniſche. Und nun verſchließt er mit Recht den Mächten des Olymp und den Schrecken des Tartarus den Eingang in ſein chriſtlich romantiſches Gedicht. Dann aber weiß er ſich nicht mit der natürlichen Wunderfülle deſſelben zu begnügen, ſondern bringt hölzerne Engel und Dämonen in's Spiel, erſtere um Jeanne im Anfang zu inſpiriren und in der Prüfungsſtunde der Folterqualen und der Todesſtrafe zu ſtärken und zu tröſten, letztere um die Engländer zu unterſtützen.

Außerdem hat er bei dem Ganzen eine, in der Ausführung glücklicherweiſe zurücktretende allegoriſche Tendenz von religiös moraliſcher Natur, welche wir nicht mit Stillſchweigen übergehen können, zumal dieſelbe durch die Vorrede unzweifelhaft wird. Es handelt ſich ihm hiernach bei ſeinem ganzen Gedicht, neben anderem, auch darum, ein lebendiges Bild aller guten und ſchlechten Eigenſchaften des Menſchen zu entwerfen, welche ſich abwechſelnd die Herrſchaft über ſeine Seele anmaßen und zuletzt durch die göttliche Gnade in Einklang unter einander gebracht werden. Frankreich ſelbſt iſt die Seele des Menſchen, der von innerem Zwieſpalt ergriffen wird; der König Karl erſcheint als der Wille, von Natur zum Guten geneigt, aber leicht zum Böſen hinüber gezogen; der Engländer und der Burgunder ſtellen die Ausbrüche des Zornmuthes vor; der Günſtling und Kuppler Amaury und die Maitreſſe Agnes ſind die verſchiedenen Regungen der ſinnlichen Begierden; in Dünois, dem Feldherrn, wird die Tugend, in Tannegui, dem Miniſter, der Verſtand perſonificirt; in der Pucelle ſelbſt endlich tritt die göttliche Gnade auf, welche die Tugend und den Verſtand mit dem verirrten Willen ausſöhnt, die ſinnlichen Neigungen bezähmt, den Zornmuth bezwingt und zuletzt der Seele, Frankreich nämlich, die Ruhe und den Frieden wieder gibt. Dieſe wunderlichen Abſichtlichkeiten gehören ganz in das Gebiet der Scudery'ſchen Romane und der Précieuses ridicules, ſind aber, wie erwähnt, an dem ſo geſunden und wohl geharniſchten Stoff ihres Erfinders faſt machtlos abgeprallt.

Faſſen wir nach dem Allen den Geſammteindruck von Chapelains Gedicht zuſammen, ſo ſind die ſeitherigen wegwerfenden Urtheile über daſſelbe auf den bloßen Form- und Styltadel einer literariſchen Coterie gegen eine andere zurückzuführen. Auf der andern Seite aber müſſen die Verwirrungen, welche des Dichters Schmeichelei gegen ſeine Gönner und ſeine Sucht nach Allegoriſirung in ſeinem Gegenſtand anrichten, getadelt werden. Im Ganzen hat ihn die Trefflichkeit des letzteren gerettet. Seine Pucelle erſcheint ſo, wie Schiller ſie rehabilitirt ſehen wollte und wie die neueſte Geſichtsforſchung ſie wirklich hingeſtellt hat: als eine treu ergebene, gläubige, vaterländiſche Heldin, bei deren Betrachtung es dem Dichter wie dem Leſer warm um's Herz wird.

Steigen wir von Chapelain zu Shakeſpeare zurück und empor, ſo haben wir uns bei der Perſönlichkeit des Dichters gar nicht und bei der Betrachtung ſeines Werkes als Ganzen kaum aufzuhalten, ſondern können ſogleich auf den hier in Rede ſtehenden Charakter eingehen. Die Jungfrau erſcheint unter dem Namen Joan la Pucelle, commonly called Joan of Arc, im erſten Theil von Heinrich VI., der in's Jahr 1591 zu ſetzen iſt. Was die Handlung des Stücks angeht, ſo erinnere man ſich, daß daſſelbe in zwei faſt vollſtändig getrennte Theile zerfällt, wovon der eine, in England vorgehend, die Entſtehung der Roſenparteien ſchildert, während in dem andern die Kriegsgeſchicke der Engländer in Frankreich vom Tode Heinrichs V. (1422) bis zur Hinrichtung Johannas (1431) in einer ſehr ſummariſchen Weiſe zur Darſtellung zuſammengezogen werden.

Obwohl unſere Heldin in all dieſem Tumult von Perſonen und Begebenheiten nur eine Erſcheinung von untergeordneter Wichtigkeit iſt, ſo hat ſie der Dichter doch mit ſeiner gewohnten Schärfe und Vollſtändigkeit gezeichnet, und ſie würde, durch andere weniger zurückgedrängt, den Hauptcharakter und Mittelpunkt eines ganzen Stücks ausmachen. Die nationale Antipathie

Digitized by Google

des Engländers hat ihr zwar ihre, doch so wohl bewiesene Reinheit und Unschuld, die ihr von vornherein den Namen la Pucelle im ganzen Volke sicherte, benommen, aber ihre ganze persönliche Heldengröße erhalten. Der Dichter macht eine Art von weiblichem Faust aus ihr, der wagt und trotzt bis an's Ende und uns, neben unserem Abscheu, durch die Bewunderung, die man ihm zollen muß, doch auch unsere Sympathie abgewinnt. Je weiter sich also sein Geschöpf von der gegebenen historischen Grundlage entfernt, ein desto näheres Eingehen auf seine Eigenthümlichkeiten sind wir ihm schuldig.

Shakespeare hat sich, gerade durch seine nationale Parteilichkeit, in einen wunderlichen Widerspruch festgefahren. Er stellt seine Engländer dar als bedrängt durch die Uebermacht, verkauft durch Verrath, in der Heimath über deren eigenen Wirren vergessen, und dann braucht den Franzosen, um ihnen den Sieg zu verschaffen, keine „Zauberei und Beschwörung" mehr zu Hülfe zu kommen. Dennoch sieht der Dichter die Sache so an, und um das Unwahrscheinliche wahrscheinlich zu machen, übertreibt er in's Maßlose die Heldenkraft seiner Landsleute, welche „die Mauern von Orleans eher mit ihren Zähnen niederreißen als die Belagerung aufgeben wollen," und den Muth und die Stärke eines Talbot, letzteres so sehr, daß diese große kriegerische Gestalt fast zur Hauptperson seines, doch mittelpunktlosen Stückes wird. Für die dramatische Bedeutung Johanna's aber entspringt hieraus der Vortheil, daß ihr Wagen und Thun um so viel größer erscheinen.

Wir knüpfen den, im Stück oft abreißenden Faden ihres Handelns hier in Eins zusammen. Johanna wird von Dünois an den Hof gebracht, nicht nach einer schon von ihr gewonnenen Schlacht, sondern wie vom Himmel gefallen, als eine heilige Maid, als eine Prophetin, „vor welcher die neun römischen Sibyllen zu erröthen haben." Daß etwas Uebernatürliches im Spiele ist, beweist sie sogleich, indem sie den König, der ihr verborgen wird, aus der Menge heraus erkennt und ihn dann in einem Probekampf besiegt. Was aber hier wie im ganzen Stück noch weit besser, treffender, überzeugender wirkt als ihr Schwert, das ist ihre Zunge, diese bald süß überredende, bald in bitterem Hohn schneidende, bald trotzig blasphemirende, aber immer wohlgeführte Zunge. Die Worte, mit welchen sie sich dem König als himmelgesandte Retterin kundgibt, klingen wie eine gelungene Uebertragung der ähnlichen Rede und des Monologs bei Schiller in's Dämonische. Ganz unübertrefflich ist Ein Zug, das Wort nämlich, daß sie, die vorher „schwarzbraun" gewesen, nun von der Mutter Gottes in die strahlende Schönheit, in der sie dastehe, eingekleidet worden sey. Die historische Jeanne d'Arc war bekanntlich häßlich. Auch verfehlt jener Umstand bei den galanten Franzosen seine Wirkung nicht. Karl, nachdem er sich, wie ein ächter Voltairianer, den Rücken gedeckt hat mit dem Wort:

Wer dir hilft, gilt mir gleich, hilft du nur mir,

beeilt sich ihr den Hof zu machen. In seinem Gefolge beginnen die Epigramme hin- und herzufliegen, und bald sieht man die beiden auf der äußersten Stufe der Vertraulichkeit angelangt. Alsbald ist die anfängliche Prophetin verschwunden, und an ihre Stelle tritt ein kluges, muthiges, kriegskundiges Weib, die im Einzelkampf selbst einen Talbot nicht scheut und auch im Wortstreit den Engländern, trotz des schweren Vorwurfs der Hexerei, nichts schuldig bleibt. Nun wechselt das Kriegsglück hin und her, nicht ohne für Jeanne Vorwürfe von dem König mitzubringen, so oft das Blatt sich wendet. Die Engländer gelangen sogar vorübergehend in den Besitz von Orleans, von wo Karl mit seiner Gesellin im Schutz der Dunkelheit entflieht, beide „Arm in Arm wie zwei Turteltauben, die bei Tag und bei Nacht unzertrennlich sind."

Bei allen diesen Gelegenheiten wird, wie bei Homer, nicht allein mit dem Schwert, sondern auch mit Epigrammen gefochten. Dann sehen wir die Kriegführenden erst vor Rouen wieder, welche Stadt Jeanne nicht durch offene Waffengewalt, sondern vermittelst ihrer Höllenkünste, in heimlichem Ueberfall, dem Talbot abgewinnt. Hier sind ihre Sarcasmen auf den sterbenden Bedford unvergleichlich, der ihr denn auch kein schmückenderes Beiwort als das einer „schmähenden Hekate" beizulegen weiß.

Nun folgt das merkwürdige Gespräch mit dem Herzog von Burgund, den sie mit „schöner, durch Zuckerworte gewürzter Ueberredung bezaubern" und wieder zu den Franzosen herüberziehen will. Und in der That, eine so rührende und beredte Berufung an das Vaterlandsgefühl eines Abtrünnigen, verbunden mit einer geschickten und klaren Auseinandersetzung der politischen Sachlage, findet sich selbst bei Schiller in der analogen Stelle nicht — nur daß bei beiden Dichtern die Rednerin in ihrem wahren Charakter, hier als Ueberzeugende, dort als Ueberzeugte, verbleibt. Auch fühlt sich der Herzog erst wie bis zur Rührung bezaubert und dann von der Wahrheit so betroffen wie „von dem Donner eines Kanonenschusses, so daß er vor der Rednerin in die Kniee sinken möchte." Darauf aber kann die letztere, freilich nur bei Seite, ihren Spott nicht unterdrücken:

Digitized by Google

„Done like a Frenchman, turn and turn again!“ Und der ſchon in die Geheimniſſe ihrer Perſon eingeweihte Herzog von Alençon, nach den Engländern ein „notoriſcher Machiavell,“ lächelt verſchmitzt über das treffliche Spiel der Pucelle und möchte ſie mit Gold krönen.

(Schluß folgt.)

Geſandtinnen und Geſandtenfrauen.

(Schluß.)

Dieſe Rechtsverhältniſſe waren namentlich bei den Publiciſten des achtzehnten Jahrhunderts Gegenſtand lebhafter Erörterungen. Der eigentliche Begründer der völkerrechtlichen Wiſſenſchaft (Hugo Grotius, welcher dafür in der Regel gilt, hat ſein völkerrechtliches Material vielmehr den Gewohnheiten der alten Griechen und Römer, als denen ſeiner Zeitgenoſſen entnommen), Johann Jakob Moſer, hat über dieſelben in ſeinen völkerrechtlichen Schriften eine Reihe von Notizen geſammelt, welche ſein Sohn, der Freiherr Friedrich Karl von Moſer, unter Hinzufügung eigener Forſchungen ſpäter zu einer ſehr gründlichen Abhandlung unter dem Titel: „l'ambassadrice et ses droits,“ verarbeitet hat, welche ſich mit einigen Abhandlungen auch in ſeinen „kleinen Schriften“ in deutſcher Sprache wiederfindet. Andere Publiciſten, wie Wicquefort, Leyſer, widmen dieſen Damen gleiche Sorgfalt. Die Schriftſteller der darauf folgenden Zeit waren weniger galant. Wir finden in den Werken über Völker- und Geſandtſchaftsrecht aus dieſem Jahrhundert die Rechte der Gemahlin eines Geſandten nur ziemlich flüchtig erwähnt. Das neueſte Geſandtſchaftsrecht, welches wir beſitzen, von Miruß, handelt über dieſe Rechte wieder ausführlicher, und außerdem iſt vor einigen Jahren eine neue Monographie über dieſen Gegenſtand von Geßner erſchienen.

Dieſe bis vor kurzem den Geſandtenfrauen von der Wiſſenſchaft zu Theil gewordene Vernachläſſigung hat allerdings wenigſtens zum Theil ihren Grund in einer zeitweiſe veränderten Praxis in Bezug auf den diplomatiſchen Verkehr überhaupt. Bis zum Congreß von Aachen ſandten die Großmächte, mit Ausnahme von Preußen, faſt nur Geſandte erſter Klaſſe, und gerade deren Gemahlinnen ſind es, welche auf Auszeichnungen und Ehrenrechte vorzugsweiſe Anſpruch haben. Seit dieſem Congreß wurden von ſämmtlichen Großmächten bis vor wenigen Jahren nur Geſandte zweiter Klaſſe verwendet, deren Gemahlinnen von jeher mit Privilegien weit weniger reichlich bedacht worden ſind. Erſt der gegenwärtige Kaiſer der Franzoſen hat mit der Sendung von Botſchaftern wieder den Anfang gemacht, und die übrigen Großmächte, mit Ausnahme Preußens, ſo wie Spanien und die Pforte ſind dieſem Beiſpiele gefolgt. Seitdem iſt auch wieder von den Rechten der Geſandtenfrauen die Rede. So theilten noch vor wenigen Wochen die Wiener Zeitungen einen Erlaß des öſterreichiſchen Kriegsminiſters mit, nach welchem bei angeſagten feierlichen Auffahrten von Gemahlinnen der Botſchafter fremder Mächte alle Wachen in und außerhalb der Reſidenz in's Gewehr treten und präſentiren ſollen. — Nach weiteren Mittheilungen ſoll dieſer Erlaß durch ein von dem franzöſiſchen Botſchafter Herzog von Grammont an den Miniſter des Aeußern, Grafen Rechberg, zu dieſem Zwecke gerichtetes Erſuchen veranlaßt worden ſeyn, welchem die Mittheilung beigefügt war, daß in Paris ſämmtlichen Botſchafterinnen, und alſo auch der Gemahlin des öſterreichiſchen Botſchafters, auf ausdrücklichen Befehl des Kaiſers, dieſelbe Ehrenbezeugung erwieſen werde. — Ueber die geſchichtliche Entwicklung der Rechtsverhältniſſe der Geſandtenfrauen geben wir zunächſt folgende Mittheilungen.

Von Geſandtenfrauen kann überhaupt erſt ſeit Einführung ſtändiger Geſandtſchaften die Rede ſeyn. Dieſes Inſtitut war dem Alterthum und dem Mittelalter völlig fremd und bildete ſich erſt im ſechzehnten Jahrhundert vollſtändig aus, weil erſt damals jenes Syſtem des politiſchen Gleichgewichts feſten Boden gewann, welches die Fürſten und Staaten Europas in immer nähere Berührung brachte. Die großartigen Erfindungen damaliger Zeit, die Ausbreitung, welche der Handel gewonnen, und viele andere Umſtände trugen zur Förderung dieſes Syſtems bei, deſſen Aufrechterhaltung allein durch Einführung ſtändiger Geſandtſchaften

Digitized by Google

ermöglicht wurde. Seitdem kam auch die Sitte auf, daß die Gesandten ihre Frauen mit an die fremden Höfe nahmen, was von den früheren außerordentlichen Gesandten nicht zu geschehen pflegte. Im Alterthum betrachtete man es, wie Tacitus in seinen Annalen berichtet, sogar geradezu für nachtheilig, wenn die Gesandten ihre Frauen mit sich führten. Noch im Jahr 1638 scheint diese Sitte nicht allgemein gewesen zu seyn, wenigstens erzählt Bynkershoek in seiner Schrift de foro legatorum, daß damals der französische Gesandte im Haag, als der spanische Gesandte mit seiner Gemahlin daselbst eingetroffen sey, scherzend ausgerufen habe: „que c'était une ambassade hermaphrodite."

Doch war der Anfang dieser Sitte bereits in weit früherer Zeit gemacht und sogar seit längerer Zeit bereits der Grund zu jenem officiellen Charakter der Gemahlin eines Botschafters gelegt worden, welcher für sie die Quelle so hervorragender Rechte geworden ist. Dieß geschah in Rom unter der Regierung des Papsts Sixtus V.

Am päpstlichen Hofe befand sich damals als spanischer Obedienzbotschafter der Graf Olivarez. Seine Gemahlin, welche ihn begleitet hatte, lebte Anfangs zu Rom in großer Zurückgezogenheit, nach ihrer Niederkunft jedoch erbat der Gesandte vom Papste die Vergünstigung, daß er ihr seinen Segen ertheilen, so wie auch sie zum Fußkuß zulassen wolle, welche Auszeichnung nur Damen von fürstlicher Geburt bei ihrem ersten Ausgange gewährt zu werden pflegte. Sixtus V. gab aber gleichwohl seine Zustimmung, weil ihm daran gelegen war, den spanischen Botschafter sich zu verpflichten. In der feierlichen Audienz, welche der Gräfin Olivarez zu diesem Zwecke ertheilt wurde, redete sie der Papst „Signora ambasciatrice" an. Das war in Rom bis dahin unerhört gewesen und setzte die gesammte vornehme Welt in Aufregung. Die nächste Folge aber war, daß man die Gräfin überall nur „Signora ambasciatrice" anredete. Diese Sitte wurde bald allgemein, und es schreibt sich daher der officielle Titel „ambassadrice," welcher noch heute der Gemahlin des Botschafters von allen Höfen Europas ertheilt wird. Dieser officielle Titel ist aber die erste Grundlage des officiellen Charakters geworden, welchen man diesen Damen beizulegen begann.

Die Gesandten erster Classe, die Botschafter, vertreten bekanntlich unmittelbar die Person ihres Souverains, und die Publicisten pflegen sich in der Regel so auszudrücken, daß die Botschafterin Theil habe an dem „caractère représentant" ihres Gemahls. Aus diesem Umstande erklären sich auch die umfangreichen Ceremonialrechte, welche einer Botschafterin zugestanden werden. Die Rechte der Gemahlinnen der Gesandten zweiter, dritter und vierter Classe (von diesen Gesandten pflegt man zu sagen, daß sie ihren Souverain nicht unmittelbar seiner Person nach, sondern nur in den Geschäften vertreten) erklären sich aus dem Umstande, daß sie als zum Gefolge des Gesandten gehörig betrachtet werden. Das Völkerrecht räumt ihnen alle die Privilegien ein, welche diesem Gefolge — zu dem außer den Kindern des Gesandten auch noch die Secretäre, Attachés und der Geistliche der Gesandtschaft, endlich sogar die Dienerschaften gezählt werden — zustehen.

Was nun die Ceremonialrechte der Botschafterin betrifft, so erhielten dieselben ihre höchste Ausbildung am französischen Hofe unter Ludwig XIV. Am wenigsten wurde dem officiellen Charakter der Ambassadrice am Hofe des deutschen Kaisers Rechnung getragen, und überhaupt fanden an den Höfen Europas von jeher in Betreff der Auszeichnungen, welche den Botschafterinnen gewährt wurden, nicht unbedeutende Verschiedenheiten statt. So viel aber kann wohl als Regel betrachtet werden, daß den Ambassadricen überall das Recht einer feierlichen und officiellen Antritts- und Abschiedsaudienz zusteht, welche mit gleichem Pomp wie für den Botschafter selbst eingerichtet zu werden pflegt. Eben so allgemein soll auch in früherer Zeit bereits denselben das Recht zugestanden haben, sich in den gesellschaftlichen Kreisen der Kaiserinnen und Königinnen zu setzen. Diese Angabe ist aber nicht ganz correct, da am englischen Hofe sowohl wie am Hofe des deutschen Kaisers dieses Recht ausdrücklich verweigert wurde.

Moser gibt eine ausführliche Beschreibung der Feierlichkeiten, wie sie an den verschiedenen Höfen Europas üblich waren. Am französischen Hofe wurde die Botschafterin von dem introducteur des ambassadeurs in königlichem Wagen zur Audienz bei der Königin abgeholt, in deren Zimmern sie auch den König traf, welcher sie auf die Stirn küßte. Bei der Einfahrt in den Palast mußten sämmtliche Wachen das Gewehr präsentiren, und wurde sie darauf zunächst in den Saal der Botschafter geführt. Daselbst traf sie eine Ehrendame der Königin, welche sich an ihre linke Seite stellte und sie sodann in die Gemächer der Königin begleitete. Bei dem Eintritt der Botschafterin erhob sich die Königin, die erstere nahm den Anschein, das Knie beugen zu wollen, woran aber die Königin sie hinderte und sie auf die Stirn küßte. Sie erhielt sodann in der Mitte der anwesenden Herzoginnen ein Tabouret zum Sitzen. Aehnlich waren die Feierlichkeiten bei der Abschiedsaudienz, und nach diesen Audienzen folgte in der Regel noch eine Bewirthung auf

königliche Kosten. In ähnlicher Weise wurden dann noch den königlichen Prinzessinnen, häufig sogar dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, feierliche Besuche von den Ambassadricen gemacht.

Dieselben Feierlichkeiten fanden am spanischen Hofe bei diesen Audienzen statt. Ludwig XIV. hatte sogar von diesem Hofe ausdrücklich die Reciprocität in Bezug auf das seinen Ambassadricen zu gewährende Ceremoniell sich zusichern lassen. Auch am englischen Hofe wurde ein ganz ähnliches Ceremoniell beobachtet, nur erhielt die Ambassadrice während der Audienz nicht die Erlaubniß sich zu setzen, wurde dagegen schon bei ihrer Ankunft, sobald sie der englischen Küste sich näherte, von königlichen Yachten abgeholt. Am russischen Hofe scheinen die officiellen Audienzen für die Ambassadricen erst seit 1762 eingeführt worden zu seyn. Besonders streng wurden diese Ceremonialrechte auch am päpstlichen Hofe gewahrt. Wenn ein fremder Botschafter seine Antrittsaudienz gehabt hatte, so ließ der Papst der Gemahlin desselben seinen Gruß und Segen überbringen, und bald darauf erhielt sie eine feierliche Audienz, bei welcher ihr drei Polsterkissen als Sitz angewiesen wurden. Die Einzelnheiten dieser Feierlichkeit waren auf das genaueste vorgeschrieben, wie ja überhaupt der römische Stuhl in allen Ceremonialien, welche er meistentheils als Erbschaft von dem durch seine übertriebenen und schwerfälligen Formen bekannten Hofe von Byzanz überkommen hatte, mit peinlicher Strenge zu verfahren pflegte.

Auf dem westphälischen Friedenscongresse erhielt das Ceremonialrecht der Gesandtinnen seine letzte Ausbildung. Moser sagt darüber in seinem bereits erwähnten Werke: „Die Gesandtinnen haben bei dieser großen Zusammenkunft mit großem Glanze sich sehen lassen und einige Anforderungen bei dieser Gelegenheit auf die Bahn gebracht, welche nach der Hand zu einer Regel in ihrem besondern Ceremonial gedient haben.“ Diese Anforderungen bezogen sich namentlich auf das Ceremoniell, welches die Botschafterinnen in ihrem gegenseitigen Verkehr beobachtet wissen wollten. Bei der langen Dauer dieses Congresses entstanden über Etikettefragen endlose Streitigkeiten, die in Ermangelung besserer Unterhaltung, welche in Münster und Osnabrück wohl nur sehr spärlich geboten wurde, häufig gewiß recht willkommen waren.

Zunächst wurde damals die auch später vielfach beibehaltene Sitte eingeführt, daß man bei der Ankunft einer Ambassadrice ganz dasselbe Ceremoniell beobachtete, wie bei der Ankunft eines Gesandten. Dieser erhielt sodann von seinen sämmtlichen Collegen, je nachdem sie derselben oder einer höheren Klasse angehörten, in Person oder mittelst einer Karte, die erste Visite; jeder kam, sobald es ihm möglich war, ohne daß dabei auf eine bestimmte Reihenfolge gesehen wurde. Diese aber mußte der neue Gesandte auf das strengste einhalten. Nun war aber die Rangfolge der Souveräne Europas niemals auf eine endgültige Weise geregelt worden, und so kam es denn, daß, wenn irgend ein Gesandter glaubte, ihm habe der Besuch vor einem andern, welcher ihn früher erhalten, gebührt, die hartnäckigsten Streitigkeiten entstanden, welche häufig damit endigten, daß die Feindseligkeit der Gesandten auf die beiderseitigen Länder überging.

Man braucht nur in Wicquefort, oder in Callières Werk: „de la manière de négocier avec les souverains,“ zu lesen, um sich einen Begriff von den zahllosen Streitigkeiten dieser Art zu verschaffen, die häufig Veranlassung zu den pikantesten Auftritten wurden. Die Päpste, namentlich Julius II., suchten bisweilen durch von ihnen entworfene Rangordnungen der Souveräne Europas diese Quelle so vieler Streitigkeiten zu verstopfen, aber es gelang ihnen nicht. Die Rangordnungen wurden nicht anerkannt. Nur dem Gesandten des deutschen Kaisers wurde unbestritten der erste Rang eingeräumt; aber die zweite Stelle war bereits sehr streitig. Frankreich, Spanien und auch England, später sogar Schweden, kämpften darum.

Diese Streitigkeiten der Gesandten wurden nun auf dem westphälischen Friedenscongreß auf die Ambassadricen übertragen, und diese betrieben die Sache noch weit hitziger und unversöhnlicher als ihre Männer. Gelegenheit genug bot sich dazu, denn es wurde streng darauf gehalten, daß eine neu angekommene Dame dieser Art die von ihren Colleginnen empfangenen Besuche genau in derselben Weise erwiedere, wie die Gesandten selbst dieß beanspruchten. Außerdem aber bot sich, da die Botschafter fast sämmtlich ihre Gemahlinnen mit sich nach Münster gebracht hatten, auf dem kleinen Raum, wo man so lange zusammengedrängt war, mehr wie irgend wo sonst Gelegenheit, über den Vorrang zu streiten.

Moser führt eine große Anzahl von Beispielen dieser Art an. Besonders aber scheint sich die Gemahlin des französischen Botschafters Servien durch Unverträglichkeit ausgezeichnet zu haben. Schon auf der Reise nach Münster hatte sie im Haag, wie Flassan in seiner Geschichte der französischen Diplomatie erzählt, mit der Prinzessin von Oranien einen Streit über die erste Visite; auf dem westphälischen Friedenscongreß setzte sie das fort. So geriethen z. B. sie und die Ambassadrice von Mantua, die Gräfin Sannazar, heftig aneinander, weil diese der Madame Brun, der spanischen Ambassadrice,

die erſte Viſite gemacht hatte. Einen gleichen Streit führte ihr Gemahl mit dem hanſeatiſchen Geſandten, weil auch dieſer dem ſpaniſchen Geſandten die erſte Viſite gemacht hatte. Gaſtmahle endigten auf dieſem Congreß in Folge ſolcher Streitigkeiten der Ambaſſadricen nicht ſelten mit blutigen Auftritten unter der gegenſeitigen Dienerſchaft. Aehnliche Streitigkeiten kamen auf dem Congreß von Nimwegen vor. So erzählt Moſer von einer ſolchen, welche bei dieſer Gelegenheit zwiſchen der franzöſiſchen und ſpaniſchen Ambaſſadrice entſtand, weil dieſe letztere von der Gemahlin des ſchwediſchen Geſandten, als dieſe nach ihrer Niederkunft den erſten Ausgang machte, den erſten Beſuch empfangen hatte.

Selbſt die Geſandten waren häufig nicht ſo galant, Streitigkeiten mit den Ambaſſadricen über den Vorrang zu vermeiden. Herr von Brenne erzählt einen ſolchen Fall zwiſchen dem franzöſiſchen Geſandten und der engliſchen Ambaſſadrice bei Gelegenheit der Vermählungsfeierlichkeiten König Karls II. von England mit der franzöſiſchen Prinzeſſin Henriette. Der Geſandte wollte der Gemahlin ſeines Collegen bei der Abreiſe des neuvermählten Paars nicht einen bevorzugten Platz in dem Wagen des Königs zugeſtehen. Als ſeine Beſchwerde bei dem König keinen Erfolg hatte, gab ſich der Geſandte zufrieden. Weniger galant noch benahm ſich im vorigen Jahrhundert ein preußiſcher Geſandter gegen eine däniſche Ambaſſadrice. Sie beanſpruchte den Vortritt, der preußiſche Geſandte drängte ſie aber ohne alle Umſtände zurück.

Durch den Wiener Congreß iſt den Streitigkeiten der Ambaſſadricen unter einander, ſo wie auch mit Geſandten die Gelegenheit entzogen worden. Der am 19. März 1815 daſelbſt geſchloſſene Vertrag über den Rang der diplomatiſchen Agenten beſtimmt in Artikel IV., daß der Rang der Geſandten an den verſchiedenen Höfen in jeder Klaſſe ſich nach dem Datum richten ſolle, an welchem ihre Ankunft dem Hofe officiell bekannt gemacht worden ſey. Durch dieſe ſehr einfache Regel, welche bis zu dieſem Augenblick auch an ſämmtlichen Höfen Europas zur Anwendung kommt, ſind die alten Rangſtreitigkeiten der Geſandten unter einander beſeitigt worden, und auch den Ambaſſadricen iſt ſeitdem nichts übrig geblieben, als ſich ebenfalls in dieſe neue Ordnung zu fügen. Freilich iſt über den Rang derſelben im Allgemeinen dadurch nichts beſtimmt worden, und deßhalb nach einer andern Richtung hin dieſen Rangſtreitigkeiten noch immer ein freier Spielraum gelaſſen worden. Früher gingen die Prätenſionen der Botſchafter und ihrer Gemahlinnen in Betreff ihres Rangverhältniſſes zu Perſonen von nicht geſandtſchaftlichem Charakter häufig ſehr weit. Es kam vor, daß dieſelben den Rang vor den Prinzen und Prinzeſſinnen des Hofes verlangten, bei welchem ſie accreditirt waren. Kaiſerliche und königliche Botſchafter beanſpruchten ſogar bisweilen den Rang vor den Kurfürſten und Fürſten, an welche ſie geſandt waren. Auch die Cardinäle ſollten ihnen weichen, und Moſer erzählt namentlich von einem derartigen Streit zwiſchen dem Cardinal Grimani und einer ſpaniſchen Botſchafterin aus dem Jahr 1702, bei dem es in Rom auf offener Straße zu den blutigſten Auftritten zwiſchen der beiderſeitigen Dienerſchaft kam. Ein päpſtliches Decret aus dem Jahr 1750 forderte indeß ausdrücklich den Rang für die Cardinäle. Es iſt bereits erwähnt worden, daß eine franzöſiſche Ambaſſadrice, als ſie mit ihrem Gemahl zu dem weſtphäliſchen Friedenscongreß reiſte, in Haag den Rang vor der Prinzeſſin von Oranien prätentirte.

Solche Fälle ſind indeß vereinzelt, meiſt verlangten die Ambaſſadricen nur unmittelbar hinter den Prinzeſſinnen von Geblüt rangirt zu werden. Am römiſchen Hofe führten dieſelben von alter Zeit her einen Rangſtreit mit den Fürſtinnen aus den Häuſern Colonna und Urſini. Derſelbe hatte bereits zur Zeit der erſten Ambaſſadrice, der Gräfin Olivarez, ſeinen Anfang genommen und tauchte dann immer wieder von neuem auf. Aehnliche Streitigkeiten zwiſchen den Ambaſſadricen und den Damen vom hohen Adel kamen auch vielfach in andern Ländern vor; ſo berichtet Wicquefort namentlich von einem ſolchen, welcher im Haag zwiſchen der ſchwediſchen Ambaſſadrice, Gräfin Lilienroth, und einer Gräfin Hoorn über den Vorrang ſtattfand und welcher die Veranlaſſung zu einem heftigen Notenwechſel zwiſchen dem ſchwediſchen Botſchafter und den Generalſtaaten wurde.

Beſtimmte Regeln über den Rang der Botſchafter und ihrer Gemahlinnen laſſen ſich nicht angeben, obwohl darüber häufig unter den Staaten förmliche Verträge geſchloſſen wurden. Viel Schwierigkeiten machten in der Regel die Rangverhältniſſe der Ambaſſadricen zu den Miniſtern der auswärtigen Angelegenheiten und deren Gemahlinnen. Am franzöſiſchen Hofe beſtand in dieſer Beziehung vollſtändige Parität, heutzutage ſcheint dieſen Miniſtern an den meiſten Höfen auch vor den Botſchaftern der Rang gegeben zu werden. — Am genaueſten iſt der Rang der Ambaſſadricen in England beſtimmt worden. Sie rangiren daſelbſt den Reihen des hohen Adels, aber erſt unmittelbar hinter den Gemahlinnen der Viscounts, denen in der Stufenleiter der Nobility die Dukes, Marquis und Earls noch voran gehen. Freilich haben ſie dadurch den Rang vor den Miniſtern, welche, inſofern ſie nicht Pairs ſind, hinter der Nobility ihren Platz haben.

Andere Ceremonialrechte der Ambaſſadricen wollen

wir noch kurz erwähnen. So ist es ihnen z. B. gestattet, mit sechs Pferden und mit Vorreitern zu Hofe zu fahren und den Excellenztitel zu führen. In Frankreich hatten sie schon zu Anfang der Regierung Heinrichs IV. das Recht, mit ihren Carrossen in den Louvre zu fahren. Die venetianische Botschafterin genoß an diesem Hofe noch das besondere Vorrecht, daß, wenn sie entbunden wurde, der König bei ihrem Kinde Pathenstelle übernahm, dasselbe selbst über die Taufe hielt und reichlich beschenkte. Auch pflegten ihnen, so wie auch den übrigen Gesandtenfrauen von den Souverainen nicht selten reiche Geschenke gemacht zu werden. Am päpstlichen Hofe bestanden dieselben meist in Reliquien oder auch in einem agnus dei; Geschenke, welche damals allerdings in den Augen dieser Damen wohl einen größeren Werth hatten, als dieß heutzutage der Fall seyn würde.

Den Gemahlinnen der Gesandten niederer Grade sind, wie bereits erwähnt, niemals Ceremonialrechte so hervorragender Art beigelegt worden. Indeß werden namentlich die Gemahlinnen der Gesandten zweiter Klasse überall an den Höfen mit besonderer Auszeichnung behandelt und auch den Gemahlinnen der Gesandten dritter Klasse, so wie der Legationssekretäre, wird, unabhängig von ihrer Geburt, der Zutritt bei Hofe niemals verweigert. Wegen schlechter Aufführung ist indeß sogar Ambassadricen bisweilen der Hof verboten worden. Auch in Folge von Mißhelligkeiten ist dieß bisweilen geschehen, wie z. B. im Jahre 1782 in Betreff der Gemahlin des österreichischen Botschafters in Stockholm. Dieselbe hatte sich, wie vorher bereits mehrere ihrer Colleginnen, geweigert, bei der Vorstellung der Königin die Hand zu küssen, falls diese ihr nicht, wie den Reichsräthinnen, einen Kuß auf die Wange gäbe. Die Vorstellung bei Hof war deßhalb unterblieben. Später fand sich die Gesandtin auf einem Balle im Stadthause ein, auf welchem auch die königliche Familie zugegen war. Es wurde ihr indeß vom Oberceremonienmeister bedeutet, daß, da sie nicht bei Hofe präsentirt sey, sie nicht mit der königlichen Familie in Gesellschaft bleiben könne. Der kaiserliche Hof fand darin eine Beleidigung, der Gesandte wurde abberufen und seine Stelle bis zum Jahre 1788 unbesetzt gelassen.

Es ist häufig noch die Frage aufgeworfen worden, ob Gesandtenfrauen, wenn sie einer andern Religion als ihr Gemahl angehören, auch ein Recht auf einen besondern Religionscultus haben, und diese Frage kann in Ländern wie Spanien, die Türkei u. s. w. noch von praktischer Wichtigkeit seyn. Der Ambassadrice wird fast von sämmtlichen Publicisten wegen ihres „caractère représentant“ dieses Privileg mit Recht zuerkannt, den übrigen Gesandtenfrauen wird es dagegen fast eben so einstimmig bestritten, und auch in dieser Auffassung läßt sich die juristische Consequenz nicht verkennen. Die Privilegien dieser letzteren haben ihre völkerrechtliche Grundlage ja nur in dem Umstande, daß sie zu dem Gefolge des Gesandten, ihres Gemahls, gehören, und nicht das gesandtschaftliche Gefolge, sondern nur der Gesandte selbst hat nach dem Völkerrecht einen Anspruch auf eigenen Hausgottesdienst auch in dem Falle, wenn seine Religionsverwandten weder an demselben Orte, noch in der Nähe das Recht der öffentlichen oder Privatreligionsübung besitzen.

Völlig gleichgestellt sind indeß die übrigen Gesandtenfrauen der Ambassadrice in Betreff ihrer *Unverletzlichkeit* und *Exemtion* von der Gerichtsbarkeit der Macht, bei welcher ihr Gemahl accreditirt ist. Einzelne Beispiele sind allerdings vorgekommen, daß dieses Recht nicht beachtet wurde. So wurde im vorigen Jahrhundert die Gemahlin eines spanischen Gesandten am Hofe des Herzogs von Savoyen wegen vieler Schulden auf den Antrag ihrer Gläubiger in Arrest gebracht. Sobald der Herzog davon Kunde erhielt, befahl er aber ihre Freilassung und entschuldigte sich außerdem bei dem spanischen Könige in eigenhändigem Schreiben. Eben so wurde die Gemahlin des kaiserlichen Gesandten Grafen Plettenberg im Jahr 1737 von Truppen des Erzbischofs von Köln bei Gelegenheit der Belagerung des Kastells Nordkirchen in rücksichtsloser Weise behandelt. Der Kaiser nahm die Sache sehr ernst und richtete an den Erzbischof so wie an die mit ihm verbündeten Kurfürsten von Brandenburg und der Pfalz sehr eindringliche Schreiben, in welchen er von ihnen die Befolgung der Grundsätze des Völkerrechts forderte.

Wir haben bereits der Rangstreitigkeiten zwischen der schwedischen Ambassadrice, Gräfin Lilienroth, und der Gräfin Hoorn Erwähnung gethan. Bei diesem Streite hatte sich die Gräfin Lilienroth verletzt gefühlt, weil die letztere an sie die Worte gerichtet: „Madame, vous êtes une impertinente,“ und ihr Gemahl führte deßhalb auch schwere Klage bei den Generalstaaten. Später glaubte sie sich von einem jungen Advokaten beleidigt, welcher sie angeredet hatte, als sie Abends zum Fenster hinaus sah. Beleidigende Worte hatte derselbe nicht gebraucht, und die Generalstaaten sahen sich daher auch nicht veranlaßt, die von dem Gesandten gewünschte Satisfaction zu geben. Dieser verlangte darauf seine Pässe und reiste in seine Heimath zurück. In der That, wir wünschen den Gesandten Frauen, welche auf ihre Privilegien nicht in so übertriebenem Grade eifersüchtig sind, wie die Gräfin Lilienroth, welche ihrem

Digitized by Google

armen Gemahl, den ſie völlig beherrſcht zu haben ſcheint, nicht wenig Noth und Sorgen gemacht haben mag.

Ein Vorfall, der ernſte Folgen hätte haben können, ereignete ſich zu Wien im Jahre 1730 mit der Gemahlin des preußiſchen Geſandten von Brandt. Dieſelbe fuhr mit ihrer Tochter an einer Proceſſion vorbei. Das Volk, welches von einem der anweſenden Geiſtlichen aufgereizt wurde, verlangte, daß die beiden Damen aus dem Wagen ſteigen ſollten, und als ſie ſich deſſen weigerten, wurden ſie von zwei Menſchen mit Gewalt herausgeriſſen. Die öſterreichiſche Regierung ließ dieſe ſofort in den Kerker werfen. Später mußten ſie in Ketten und auf den Knieen den Geſandten um Verzeihung bitten; der Geiſtliche dagegen kam ohne Strafe davon, weil die Regierung behauptete, ſie beſitze über denſelben keine Jurisdiction.

Eben ſo unbeſtritten wie die Unverletzlichkeit der Geſandtenfrauen iſt auch ihre Befreiung von der Jurisdiction des fremden Staates, und dieſe, ſo wie alle übrigen Privilegien derſelben bleiben auch nach dem Tode ihres Gemahls in voller Geltung. Die Praxis der verſchiedenen Staaten iſt in dieſer Beziehung eine ſtets gleichmäßige geweſen, wenn auch hier und da einzelne Publiciſten die ganz willkürliche Behauptung aufgeſtellt haben, daß durch den Tod des Geſandten ſeine Wittwe unmittelbar in den Privatſtand zurück verſetzt werde. Es beruht dieſe Auffaſſung auf einer Verwechslung zwiſchen den Functionen der Geſandtſchaft und den Privilegien derſelben und des geſandtſchaftlichen Gefolges. Die erſteren hören allerdings durch den Tod oder die Abberufung des Geſandten auf, aber nicht die letzteren. Sollen dieſe wegfallen, bevor der Geſandte oder ſein Gefolge in die Heimath zurückgekehrt ſind, ſo bedarf es dazu noch des Ablaufs einer beſtimmten Zeit, die entweder ein- für allemal durch Geſetze beſtimmt iſt, oder im einzelnen Falle von dem fremden Souverain peremtoriſch feſtgeſtellt wird.

Dieſe Grundſätze werden auf ſämmtliche Geſandtenfrauen, namentlich aber auf die Ambaſſadricen angewendet, die ja für ihre Privilegien, wie wir geſehen haben, einen noch ſelbſtſtändigeren Titel beſitzen als den, daß ſie zum Gefolge ihres Gemahls gehören. Johann Jakob Moſer hat eine eigene Abhandlung darüber geſchrieben: „Wie lange eines Geſandten Wittwe ſich ihres verſtorbenen Gemahls Gerechtſame zu erfreuen habe.“ Unter den daſelbſt aufgeführten Beiſpielen iſt namentlich eines von Intereſſe. Die Gemahlin eines fremden Geſandten am Wiener Hofe blieb auch als Wittwe daſelbſt zurück. Eine beſtimmte Friſt, bis zu welcher ſie in ihre Heimath zurückzukehren hätte, wenn ſie es vermeiden wollte, als Privatperſon und den Landesgeſetzen unterworfen betrachtet zu werden, war ihr nicht geſtellt worden; allgemeine Vorſchriften gab es in dieſer Beziehung am kaiſerlichen Hofe nicht, ſie befand ſich daher, als einige Jahre ſpäter ihr Tod erfolgte, noch im Vollbeſitze der geſandtſchaftlichen Privilegien, die auch während ihrer Lebenszeit niemals in Abrede geſtellt worden waren. Nach ihrem Tode wurde die Frage aufgeworfen, ob dieſe Privilegien auch auf ihr Teſtament und auf ihre Erbſchaft noch Anwendung fänden. Ein Erkenntniß des Reichshofraths verneinte dieß. Moſer führt die Willkürlichkeit dieſer Entſcheidung aus und hebt namentlich hervor, daß der Reichshofrath überhaupt incompetent geweſen ſey, über dieſe Frage zu entſcheiden, da die Dame bei ihren Lebzeiten der Gerichtsbarkeit deſſelben nicht unterworfen geweſen.

In der Regel iſt in den verſchiedenen Ländern für die Fortdauer der geſandtſchaftlichen Privilegien der Wittwe eines Geſandten eine beſtimmte Friſt, welche in den meiſten Fällen ein Jahr beträgt, durch ausdrückliche Vorſchriften feſtgeſetzt, welche auch zur Anwendung zu kommen pflegt, wenn die Geſandtin nach der Abberufung ihres Gemahls allein oder mit dieſem letzteren den bisherigen Aufenthalt in der fremden Reſidenz beibehält. Nach Ablauf dieſer Friſt wird die Geſandtenfrau wieder zur Privatperſon, ganz eben ſo wie wenn ſie nach Abberufung ihres Gemahls in ihre Heimath zurückgekehrt iſt.

Die zweite Liebhaberin.

(Fortſetzung.)

Indem es dem Dichter wirklich gelang, ſich zu faſſen, entgegnete er mit einer ironiſchen Artigkeit, die in der That ganz von oben kam: „Halten Sie es meiner Ueberraſchung zu gute, daß ich nicht gleich die rechten Worte gefunden, auf Ihre erfreuliche Mittheilung zu antworten. Sie kennen meine Geſinnung und wiſſen, welchen Antheil ich an Allem nehme, was Sie betrifft. Empfangen Sie nun meine beſten Wünſche, und möge dir, liebe Couſine, alles Glück zu Theil werden, das du verdienſt — und das der Mann deiner Wahl dir verbürgt!“

Dieſe Rede, trotz der Ironie, die namentlich der Braut ſehr fühlbar wurde, befreite die Gemüther gleichwohl: die Scene, die man fürchten mußte und fürchtete, obwohl man ſie zu beſtehen ſich entſchloſſen hatte, war vermieden, und man konnte die aufgeriſſene Kluft mit Verſicherungen überdecken. In der That zeigte ſich ein Schein von Erkenntlichkeit und Wohlwollen in allen Mienen. Der Vater ergriff das Wort und verſetzte mit großem Ernſt: „Ich danke dir, Heinrich! Wenn Leute, die ſich lieben und in jeder Beziehung für einander paſſen, Glück haben können in der Welt, ſo dürfen wir's für unſern Sohn und unſeree Tochter hoffen. Herr Kronfeld, der Jahre lang im Ausland geweſen und erſt vor wenig Wochen aus London zurückgekehrt iſt, wird die Fabrik ſeines Vaters übernehmen und von den Kenntniſſen, die er auswärts geſammelt hat, Gebrauch machen. Schon jetzt beſchäftigt er dreihundert Arbeiter —“

Heinrich verneigte ſich mit einer Anerkennung, aus der die ganze ſtill ſublime Geringſchätzung des Idealiſten herausſah. — „Es werden aber,“ fuhr jener mit einem Ausdruck fort, als ob die Verlobung der Tochter dadurch mehr als gerechtfertigt wäre, „mit der Zeit nochmal ſo viel werden.“ — „Das iſt in der That bedeutend!“ rief Heinrich. „Wie ich meine Couſine kenne, iſt das auch der rechte Wirkungskreis für ſie, das eigentliche Feld für ihren ausgezeichneten praktiſchen Sinn und ihren auf's Große gerichteten Geiſt. Ich wiederhole meine Glückwünſche — und freue mich, daß ſich Alles ſo ſchön gefügt hat.“

Mutter Werthlieb lächelte, halb über die Ironie, die ſie ihm gönnen mußte, halb über die Art, gute Miene zu machen, wofür ſie's nahm. In Folge eines inſtinktmäßigen Dranges, nun auch dem gleichwohl ſehr gekränkten Vetter etwas Angenehmes zu ſagen, begann ſie: „Laß uns jetzt aber auch von dir reden, lieber Heinrich! Du haſt Glück gemacht, dein Stück hat Beifall gefunden. Wir haben's gehört und geleſen.“

Heinrich zuckte unwillkürlich die Achſel und entgegnete mit einem Spiel von Geringſchätzung: „Was will das heißen? Eine Kleinigkeit!“ — „Nun,“ bemerkte der Vetter, der die Rede wörtlich zu nehmen den Takt hatte, „es hat mich doch ſehr gefreut. Auf der Hofbühne, eine ſolche Auszeichnung! Es iſt immer ein ſchöner Anfang.“

„Ja,“ fuhr Auguſte, deren Miene ſchwer bekämpftes Schamgefühl ausdrückte, mit einem Blick des Antheils fort, „es hat uns Alle außerordentlich gefreut —“ — „Und überraſcht?“ fiel Heinrich ein; „natürlich!“

Auguſte, erröthend, entgegnete: „Ich hab' es nicht anders von dir erwartet.“ — „Du ſchmeichelſt!“ verſetzte der Poet mit voller Ueberlegenheit. „Ich, wenn ich aufrichtig ſeyn ſoll, hätte dieſes Zutrauen nicht von dir erwartet.“

Die Mutter, der Tochter zu Hülfe kommend, fuhr fort: „Ein Bekannter von uns, der zufällig dort war, Stadtrath Weiß, hat die erſte Aufführung geſehen und uns genau erzählt, wie's gegangen iſt. Anfangs war er für dich ſehr in Sorge; aber dann wurde er ſtolz auf einen ſolchen Landsmann und hat ſich deiner Bekanntſchaft gerühmt. Uebrigens“ — fügte ſie lächelnd hinzu — „hat er gethan, was in ſeinen Kräften ſtand und dich mitgerufen.“ — Heinrich, lächelnd über die Naivetät dieſer Mittheilung, erwiederte: „Sagen Sie ihm gelegentlich meinen Dank.“

„Es muß ein eigenes Gefühl ſeyn,“ bemerkte nun der junge Fabrikbeſitzer mit der Miene eines über ſolche Triumphe glücklicherweiſe Erhabenen, „vor ein begeiſtertes Publikum zu treten und ſeinen Ruhm ſo handgreiflich in Empfang zu nehmen.“ — „Jedenfalls,“ erwiederte Heinrich, „fühlt man ſich dabei geehrter, als in mancher andern Situation.“

Der alte Herr lächelte unwillkürlich, er mußte dieſe Bemerkung gut finden. Im Grunde ſchien ihm jetzt nicht nur das Eis gebrochen, ſondern der fatale Handel ſo gut wie beigelegt, und nun kehrte der Geſchäftsmann, der in ſeiner Familie das Behagen liebte, ohne weiteres zur vetterlichen Traulichkeit und zur Bonhomie

Digitized by Google

des vieljährigen Gönners zurück. Er ſah den Poeten freundlich an und rief mit gemüthlicher Ermuthigung: „Du mußt uns das Stück vorleſen! Wir bitten eine Geſellſchaft zuſammen, Verwandte und Freunde, die du kennſt und die dich als Dichter verehren, und du feierſt dann auch hier deinen Triumph.“ — „Ach ja,“ rief die Gattin, „das wäre charmant!“

Dießmal konnte der Poet doch nicht umhin, einen ſtechenden Blick der Verachtung auf Menſchen zu werfen, die ſich's mit ihm ſo außerordentlich leicht machten. Er nahm ſich indeß zuſammen und verſetzte mit möglichſtem Ernſt: „Wird doch nicht gehen, Baſe. Ich will ſo bald als möglich zu meinen Eltern, die ſich nach mir ſehnen und deren treuer Liebe ich die Freude, die ich ihnen machen kann, nicht länger vorenthalten darf. Auch ich, wie Sie ſich denken mögen, ſehne mich darnach, ſie wieder zu ſehen.“ Und mit einem Ausdruck rückhaltloſer Superiorität, der vielleicht die beſte Rache iſt, ſetzte er hinzu: „Genießen Sie das Glück, das die rühmliche Verbindung Ihnen Allen verheißt! Die Geſinnung, die es geſchaffen hat, wird es auch erhalten; und mit aller Freude, die ein Freund darüber empfinden kann, ſcheid' ich nun! Leben Sie wohl!“

Er hatte bei den letzten Worten umhergeſehen und einen durchdringenden Blick auf Auguſte ruhen laſſen. Dieſe ſchlug die Augen nieder und machte eine Bewegung, als ob ſie in's Herz getroffen wäre. Heinrich, es gewahrend, verbeugte ſich und verließ das Zimmer.

Mit brennenden Wangen ging er die Treppe hinunter. Als er der Alten anſichtig ward, rief er: „Du haſt Recht gehabt, Hanna! — Gott ſey Dank! Das wär' überſtanden!“

Jene trat einen Schritt näher, und indem ſie ihr Geſicht in ſtrenge Falten legte, ſagte ſie mit gedämpfter Stimme: „Fräulein Auguſte hat ſehr Unrecht gegen Sie gehandelt. Ich kann Ihnen ſagen, das iſt nicht nur meine Meinung, ſondern gar viele denken ſo.“ — „Wirklich?“ rief der Poet mit dem Ton ironiſchen Verwunderns. — „Der Herr Rektor,“ fuhr Hanna fort, „hat ihr die Freundſchaft aufgekündigt und kommt nie mehr in unſer Haus.“

„Ein Ehrenmann,“ verſetzte Heinrich; „das iſt begreiflich! — Nun, Hanna, lebe wohl! Es thut mir gut, wenigſtens Eine treue Seele in dieſem Hauſe getroffen zu haben.“ Ernſt ergriff er ihre Hand, drückte ſie und ſagte herzlich: „Behalte mich in gutem Andenken!“ — „Oh,“ rief die Alte mit Thränen in den Augen, „Sie ſind gut, Herr Heinrich, und Sie werden auch noch glücklich ſeyn! Beſſer vorher als nachher! Machen Sie ſich keinen Kummer! Ein Herr wie Sie —“

Der junge Mann, trüb lächelnd, ſchüttelte den Kopf, machte eine Bewegung des Abſchieds und ging der Thüre zu. Auf einmal, von der Treppe herab, ertönte der dringende Ruf: „Heinrich!“ Er kam von Auguſte, die ſich alsbald zeigte und mit raſchen Tritten zu ihm herabſtieg.

Heinrich hatte ſich wieder umgewendet, befremdet ſah er ſie an und ſagte kalt: „Was wünſchen Sie von mir?“ — „Geh!“ verſetzte das Mädchen mit einem Blick des Vorwurfs in dem ſchuldbewußten Geſicht. „Stell' dich nicht fremd gegen mich! Wir ſind immer noch Verwandte und Jugendfreunde!“

Heinrich lächelte mit einem Ausdruck unverholener Geringſchätzung. Dann, nach einer Bewegung, die einen gefaßten Entſchluß anzeigte, entgegnete er: „Nun, alſo — was willſt du von mir?“ — „Ich muß mit dir reden,“ erwiederte das Mädchen. — „Wozu das, gute Couſine?“

„Du mußt mich hören!“ fuhr ſie leidenſchaftlicher fort. „Ich verlang' es von dir! — Ich bitte dich darum,“ ſetzte ſie weicher hinzu.

Heinrich, nach einem Blick auf ſie, nickte mit dem Ausdruck des Verſtehens. Sie ging ihm voran in ein Zimmer, das er ſelbſt, wenn er auf Beſuch hier war, zu bewohnen pflegte; er folgte mit der Miene glaubensloſer Neugier.

Jene, nachdem ſie die Thüre geſchloſſen, begann: „Ich weiß, Heinrich, daß du mich verdammſt. Du denkſt das Schlimmſte, das Niedrigſte von mir, weil du nicht weißt, wie Alles ſo gekommen iſt — und ich kann dich nicht ſo gehen laſſen! Was ich gethan habe, das iſt geſchehen nach genauer Ueberlegung; und ich hab' nur gethan, was ich für meine Pflicht hielt.“

Heinrich betrachtete ſie mit einem Blick des Mitleids. „Ich will's nicht beſtreiten,“ ſagte er dann. „Es gibt verſchiedene Anſichten über das, was man Pflicht nennt.“

„Der Entſchluß, zu dem ich endlich gekommen bin, hat mich einen großen Kampf gekoſtet,“ fuhr Auguſte mit Nachdruck fort. — „Das kann ich glauben,“ erwiederte jener. „Dem Verlobten die Treue zu brechen —“ — „Wir waren nicht verlobt!“ fiel Auguſte raſch ein.

„Förmlich nicht,“ verſetzte Heinrich — „allerdings! Wir hatten nicht Ringe gewechſelt und keine Verlobungskarten ausgegeben. Aber ich hab' das Verhältniß nie anders angeſehen, und du ſchienſt dich doch auch zu benehmen, als ob es eben dieſe Bedeutung hätte. Erinnerſt du dich vielleicht noch unſeres Abſchieds und was du mir dabei geſagt haſt? Erinnerſt du dich der Briefe, die du mir geſchrieben? Mir ſchienen das Betheurungen einer Liebenden, die treu ſeyn will. Und wie lang iſt's her, daß ich den letzten erhalten habe?“

Auguſte war tief erröthet. Nach einem Moment des Beſinnens entgegnete ſie, ohne die innere Bewegung verbergen zu können: „Ich will meine Briefe nicht verleugnen, ich will kein Wort verleugnen, das in ihnen ſteht. Wir ſind eben mit einander aufgewachſen; du haſt mich liebgewonnen und ich dich, und wir haben ſo fortgelebt wie in einem Traum. Aus der Freundſchaft naher Verwandter, die ſich duzten von Jugend auf, iſt ein Verhältniß entſtanden, das ernſter ſchien, als es war. Die hergebrachte Vertraulichkeit hat wenigſtens mich weiter geführt, als ich ſonſt gegangen wäre: ohne deine Baſe zu ſeyn, hätt' ich nie mit dir Briefe gewechſelt."

„Mag ſeyn," verſetzte Heinrich, indem ſeine Augen zu funkeln begannen. „Aber du haſt ſie nun einmal gewechſelt, haſt mein Gelöbniß der Liebe und Treue vernommen und wieder vernommen — haſt es erwiedert! Und wenn auch in deinen Briefen nicht die Wärme, die glühende Liebe herrſchte wie in den meinen — von der Jungfrau hab' ich das nicht verlangt — ſo ſind es doch Ergießungen einer Seele, die ſich für gebunden achtet, die ihr Loos an das des Geliebten geknüpft hält!"

„Ja," verſetzte Auguſte, „das iſt wahr — wahr von den Briefen, die ich dir bis zu einer gewiſſen Zeit geſchrieben habe! Damals, wenn du mich von meinen Eltern hätteſt verlangen können, wär' ich dir gefolgt, mit Freuden gefolgt!" — „Aber dann," verſetzte Heinrich, „kam ein Anderer und Beſſerer—" — „Nein!" unterbrach ihn das Mädchen. „Schon vorher änderte ſich meine Geſinnung — und mußte ſich ändern."

Der Poet ſah ſie erſtaunt, bitter befremdet an; Auguſte fuhr fort: „Erinnere dich, wie es dir ergangen iſt, und verſetze dich in meine Lage! Du biſt in die Reſidenz gereist mit einer Theaterdichtung, die wir hier alle für ausgezeichnet gehalten haben und von welcher du für deine Perſon dir Ehre, glänzenden Ruhm und die größten Vortheile verſprochen haſt. Du haſt ſie nicht einmal zur Aufführung bringen können. Und wie zornig du über den Unfall warſt, endlich haſt du doch ſelber zugeben müſſen, daß ſie für die Bühne ſich nicht eignete. Dann haſt du ein neues Stück angefangen und warſt deiner Sache ganz ſicher und haſt mir wieder die beſten und ſchönſten Erfolge prophezeit. Ich habe dir wieder geglaubt und meine Eltern, die höchſt bedenklich geworden waren, nochmal zum Glauben bewogen. Da, nach Wochen erneuerter Hoffnungen, ſchreibſt du mir: die zweite Arbeit ſey wieder aufgegeben und du habeſt eine dritte begonnen, wozu dir die Schauſpielerin den Stoff überlaſſen habe. Auf dieſe Nachricht, ich will es nicht leugnen, wankte auch mein Vertrauen." — „Zur unrechteſten Zeit!" fiel Heinrich ein.

Auguſte ſah ihn mit einem eigenen Blick an und ſagte: „Ich bin keine Dichterin, wenn ich auch Dichter verehre; ich kann mir die Dinge nicht durch Phantaſie verſchönern und muß ſie daher nehmen, wie ſie ſind. Ich habe dich geliebt und dir vertraut, und hätteſt du mein Vertrauen gerechtfertigt, ſo wär' ich die Deine geworden. Aber nachdem zwei deiner ſtolzeſten Verheißungen unerfüllt geblieben waren und ſich recht eigentlich in nichts aufgelöst hatten, wie wär' es mir möglich geweſen, ernſtlich an die dritte zu glauben? Wie konnte ich annehmen, daß dir mit dem fremden Entwurf gelingen werde, was dir mit deinen eigenen, die du ſo begeiſtert ausgedacht und ſo ſehr geprieſen hatteſt, nicht gelungen war? Ich mußte denken, daß du über dein Talent überhaupt in einer Täuſchung befangen warſt, daß deine Kräfte zu dieſer Art von Arbeiten nicht hinreichten, daß deine Bemühungen vergeblich ſeyn und bleiben würden — und daß du mich, wenn auch mit dem beſten Glauben von der Welt, hinhalten würdeſt und müßteſt, weil dir ein Plan um den andern fehlſchlug."

Heinrich wollte reden, aber das Mädchen ſchnitt ihm das Wort im Mund ab, indem ſie fortfuhr: „Sag ſelbſt, welch ein Schickſal erwartete mich unter dieſen Umſtänden? Wenn ich den Bitten, den dringenden Mahnungen meiner Eltern auch hätte widerſtehen können, ſo wurde ich älter; ein Jahr um's andere und mit ihm das bischen Jugendblüthe ging dahin; und wenn mir das in einer Art geſchah, wie es mancher geſchehen iſt — wer ſtand mir dafür gut, daß du nicht endlich ſelber dein Herz von mir abkehrteſt?"

„Oh!" rief Heinrich, indem er ſich unwillig wegwandte. — „Es wäre nicht das erſtemal," fuhr Auguſte fort, „daß ein glühender Liebhaber kalt würde und ſich zurückzöge! Poeten ſind wandelbar, und eine neue Liebe kann für ihr Herz gar leicht mehr Reize haben, als für die Pflicht der Treue. Genug, wenn ich mich nicht ſelbſt verbienden wollte, konnte ich jetzt in einem fortgeſetzten Verhältniß weder mehr auf mein Glück rechnen noch auf das deine. Mein Vater (wenn ich das auch ſonſt von ihm hätte erwarten dürfen) konnte unſere Erhaltung für ſich allein nicht beſtreiten, nicht *mehr* beſtreiten, mein guter Heinrich! Von dem Augenblick nun, wo ich das in aller Klarheit ſah, betrachtete ich mich nur noch als deine Verwandte, deine Freundin; und wenn du meinen letzten Brief nochmals anſehen magſt, wirſt du dich überzeugen, daß ſich in ihm nur die ſorgenvolle Theilnahme an deinem Schickſal ausſpricht, wie ſie eine Freundin empfindet. Kurze Zeit,

Digitized by Google

nachdem ich dieſen Brief geſchrieben, ſah ich den jungen Kronfeld, gewann ſein Herz, ganz ahnungslos von meiner Seite, und hörte ſeinen Antrag. Ich verbrachte trotz alledem Tage der größten Aufregung und der peinlichſten Zweifel, weil ich mir den Eindruck vorſtellte, den dieſer Schritt auf dich machen würde und eine Stimme in mir doch wieder für dich geſprochen hatte. Aber von dem ausgezeichneten jungen Mann, von meinen und ſeinen Eltern gedrängt, wiederholt und mit Gründen gedrängt, denen ich nichts mehr entgegenzuſetzen wußte, ſagte ich endlich Ja."

Heinrich nickte, wie zu der guten Vertheidigung einer ſchlechten Sache, und entgegnete bitter: „Das war zu derſelben Zeit, wo dein Geliebter und Verlobter ſein Wort zur Wahrheit machte und mit der Schöpfung ſeines Geiſtes einen Erfolg errang, der ihm eine rühmliche Zukunft, uns beiden eine geehrte Exiſtenz verbürgte!"

Auguſte konnte nicht umhin, nun einen flüchtigen Blick des Mitleids auf ihn zu werfen. „Heinrich," erwiederte ſie, „ich freue mich dieſes Glücks von ganzer Seele! Aber nach der Belehrung, die ich darüber erhalten habe, kann ich die Hoffnungen nicht mehr theilen, die du darauf zu bauen ſcheinſt. Wer iſt dir denn gut dafür, daß dieſes Stück auch anderswo ſo gefällt wie da, wo die Mitarbeiterin darin geſpielt und natürlich ihre Freunde und Verehrer hat? Wer iſt dir gut dafür, daß man es an andern Orten, wo keine Gönner helfen, auch nur gibt? Und wenn es gegeben würde und gefiele, wer verbürgt dir, daß deine neuen Arbeiten eben den Beifall erhalten wie dieſe, die unter ſo beſondern Verhältniſſen entſtanden iſt? Ein Theaterſtück, das hier und dort wohl aufgenommen wird, gründet noch nicht die Exiſtenz eines einzelnen Mannes, geſchweige denn einer Familie. Ich habe darüber im Hauſe meines Bräutigams von einem Schriftſteller, der in dieſen Dingen bewandert war, Aufklärungen erhalten, die mich in meinem Entſchluß nur beſtärken konnten. Darum will ich dir aber jetzt das Herz nicht ſchwer machen. Es iſt möglich, daß dir von nun an Alles über Erwarten gelingt, und niemand kann es inniger wünſchen als ich. Aber ich, in meinen Verhältniſſen, konnte an dieſe Möglichkeit — noch dazu in einer Zeit, wo ſie eine höchſt entfernte war — nicht das Schickſal meines ganzen Lebens knüpfen, während von anderer Seite mir und meinen Eltern das geſichertſte, ehrenvollſte Loos und ein Wirkungskreis geboten war, wie ich ihn mir immer gewünſcht habe."

Heinrich ſtand mit bebender Lippe. „Richtig!" entgegnete er; „richtig — und abſcheulich!" — Auguſte ſah ihn an wie eine Verletzte. — „Du haſt ſehr verſtändig gehandelt!" fuhr jener fort; „als ein wahres Muſter von Ueberlegung und praktiſchem Verſtand! Aber von Gemüth und von Würde der Geſinnung erblick' ich keine Spur in deinem Verhalten! Wenn dieſe Gründe gelten, dann kann man jede Treue brechen; denn immer kann man ſagen: ich habe zwar eine heilige Zuſage gegeben und unwandelbare Treue hoffen laſſen; aber dort bietet ſich mehr Vortheil, mehr Sicherheit! man lebt nur Einmal und muß vernünftig ſeyn! Alſo laßt uns abſagen und unſer Lebensglück begründen!"

„Heinrich!" rief das Mädchen, gegen dieſe Auslegung ſich wehrend, in einem Tone zugleich der Scham und der Entrüſtung. — „Geh," rief dieſer, „du kennſt die Liebe nicht! Die Liebe iſt eine Flamme, die mit wunderbarer Gewalt auflodert und über alle Rückſichten hinweggeht. Die Liebe will keine Sicherheit, ſie will das Wagniß und die Gefahr, und freut ſich ihrer! Denn nur der Gefahr und dem Unglauben der Welt gegenüber kann ſie zeigen, was in ihr und an ihr iſt! Nur in der Selbſtaufgebung und im Opfer genügt ſie ſich! Die Liebe ſcheut nicht zurück vor dem Gedanken des Leides, ja nicht des Untergangs! Die Liebe hofft Alles und geht Hand in Hand mit dem Glauben; aber ſie iſt auch bereit, Alles zu dulden, weil ſie weiß, daß jedem zeitlichen Verluſt ewiger Erſatz wird! Geh hin und ſtelle dich zu deines Gleichen! Du verlierſt mehr, als du gewinnſt! Ein einziger Augenblick einer edeln Seele, die göttlich denkt und handelt, iſt mehr werth als ein ganzes Leben ſolcher verſtändigen, klugen, herzloſen Figuren! Ich habe mich getäuſcht, ja; aber nicht über mich und mein Talent; denn in mir glüht eine Flamme, die nie erlöſchen und nur immer heller aufleuchten wird! Ueber dich hab' ich mich getäuſcht und über deine Geſinnung! In dir hab' ich eine Göttin erblickt und als eine Göttin hab' ich dich gefeiert, und ſehe nun, daß du nichts biſt, als ein Weib, und zwar ein gewöhnliches Weib, mit all dem trivialen Verſtand und dem offenen Auge für den Vortheil! Meinethalb! Ich bin beſchämt, und muß es tragen! Ich bin verſchmäht und weggeworfen, und ſoll meine Schmach nun auch noch für Recht erkennen und der Verächterin meinen Beifall zollen! Doch, Gott ſey Dank, es gibt noch Seelen in der Welt, die lieben und liebend wagen und opfern! Es gibt noch Seelen, die mir anhängen mit einer Liebe und Treue, die nichts wankend machen kann! Fort, fort zu ihnen! fort zu meinen Eltern! fort an das Herz der Mutter, die alles empfangen ſoll, was du verſchmähſt, und die es empfangen wird! — O," fuhr er mit Thränen in den Augen fort, „der Boden brennt

mir unter den Füßen — nie, nie werd' ich dieſes Haus mehr betreten!"

„Heinrich!" rief Auguſte erſchüttert, mit ſchmerzlichem Bedauern in dem glühenden Geſicht. Aber dieſer war fertig. „Fahr wohl!" rief er mit einem Stolz, der ſein Geſicht leuchten machte; „fahr wohl für dieſe Welt! Sey glücklich, wie du es vermagſt, und vergiß, daß meine Liebe jemals dir gehört hat! Sie war die Tochter des gröbſten Irrthums, ich bereue ſie — und ſie iſt dahin für immer!"

In größter Aufregung, aber dennoch mit ſtolz gemeſſenen Schritten verließ er Zimmer und Haus. Auguſte, ſich faſſend und wieder aufrichtend, ſah auf die offene Thüre. „Er ſtürmt fort," ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „mit Verachtung im Herzen! Aber es iſt mir doch lieb, daß ich ihn noch geſprochen habe. Er hat meine Gründe gehört, und wie ſchlecht ſie ihm jetzt vorkommen mögen, wenn er meinen Entſchluß ruhiger bedenkt, wird er mich und ſich ſelbſt beſſer beurtheilen. Ich hab' doch recht gethan, mich nicht für mein Leben an ihn zu feſſeln. Das erkenn' ich jetzt mehr als jemals. Und," ſetzte ſie mit einem Ausdruck voll Selbſtgefühl hinzu, „wie verächtlich mein Loos ihm erſcheinen mag, ich nehm' es an." —

Heinrich ging raſch in den Gaſthof zurück, eilte auf ſein Zimmer und ſchloß ſich ein. Es war Zeit. Sein Herz war unendlich gedrückt, von einem Strom der bitterſten Empfindung durchfluthet, und Thränen ſtürzten ihm aus den Augen, Thränen der Scham, des Wehs und des Zorns. „Welch ein Verrath!" rief er. „Welch ein Abgrund von Selbſtſucht! Iſt es möglich? Hab' ich mich ſo völlig getäuſcht? Unverzeihlich, unverzeihlich! Bei mir war Alles Ernſt, hoher, heiliger Ernſt, bei ihr Alles Schein, Phraſe, hohle Phraſe! Ewige Schmach für mich! Sie hab' ich angeſehen und dargeſtellt als das Ideal des Weibes! leuchtend in allen Tugenden, die ſie zu haben ſchien, mit jener diaboliſchen Magie des Weibes zu haben ſich anſtellte, und die doch keiner ferner waren als eben ihr! Doch — in Gottes Namen! Sey mein Irrthum der gröbſte geweſen, Liebe hat in mir geirrt und ein großmüthig fühlendes Herz! Mag ich der Dumme geweſen ſeyn, wenn ich nur nicht der Liebloſe war! Denn der Weltverſtand lernt ſich, die Liebe nimmermehr, und wo die Liebe fehlt, da fehlt das Heil und die Ehre des Menſchenthums!"

Schweigend ſaß er eine Zeitlang. Dann, mit ſchmerzlichem Ernſt nickend, fuhr er fort: „Unerhört iſt die Kränkung, die ich erfahren habe, und ich weiß es, ich werde von dem Gift, das mich peinigt, ſo ſchnell nicht geneſen; aber Etwas bleibt mir, das mich tröſten und endlich, ſo Gott will, auch heilen wird: das Herz meiner Eltern, das Herz edler Seelen, die mir Antheil bezeigt und mit liebevoll uneigennütziger Freundlichkeit und Güte mich gefördert haben."

Er hielt inne, und während die Thränen in ſeinen Augen verſiegten, ſtarrte er für ſich hin. Plötzlich fuhr er zuſammen. Eine dunkle Röthe ergoß ſich über ſeine Wangen, ſeine Bruſt arbeitete und die Züge, die nur Anklage und Leid ausgedrückt hatten, verriethen auf einmal Schuldgefühl, Scham und Sorge.

Mit der Hand über die Stirn fahrend, rief er aus: „Zu meinen Eltern! Sie ſollen meine Ehre, meine Schmach erfahren — ſie ſollen mir rathen und helfen! Das iſt ihr Amt, und ſie werden's erfüllen."

(Schluß folgt.)

Die Welt iſt glücklich.

Die Welt iſt glücklich. Der Mai hat ſeine Thaten
Gethan, hat mit kühnem Griff in die Welt geworfen
Ströme Geſangs und auf Leuchterarmen
Angezündet die grünen Feuer.

Die Welt iſt glücklich. Im kühlgewölbten Walde
Entſchlummert zur Mittagsruhe der Maienſänger
Flatterleichtes Geſchlecht. Im Thale
Streicheln Wellen das warme Ufer.

Die Welt iſt glücklich. In's traute Laub verſteckt ſich
Und reift willkommene Früchte der Strahl der Sonne;
Aber in ſchattende Mädchenlocken
Birgt die pulſende Stirn' der Jüngling.

Die Welt iſt glücklich. Ein ſcharfer Blitz nur zeichnet
Am fernen Hochgebirge den ſchwülen Himmel,
Und wie ein Geiſt des Schickſals langſam
Kreiſt der Weih im entlegnen Aether.

J. G. Fiſcher.

Literatur.

Saul. Drama von J. G. Fiſcher.*

Vor Kurzem ging zu Stuttgart J. G. Fiſchers ſchönes Drama Saul zum zweitenmal mit entſchiedenem Beifall über die Bühne. Der Dichter hat ſein Werk auf den Grund der Beobachtungen hin, die er bei der erſten Aufführung gemacht, einer gewiſſenhaften Ueberarbeitung unterworfen, und das Stück hat dadurch, wie ſich geſtern zeigte, entſchieden gewonnen. Die Charaktere Sauls und Davids, namentlich der letztere, treten in dieſer zweiten Auflage in klareren, ſchärferen Umriſſen hervor; durch Abkürzungen, „leiſe Sinnverbeſſerungsnachhülfen," durch Aufſetzen von Lichtern und Dämpfung einiger Schatten hat das Drama nun einen Grad der Vollendung erreicht, die ihm bleibende Geltung ſichert. Der hohe ethiſche Schwung, die hinreißende ideale Begeiſterung, die ein Hauptvorzug des lyriſchen Dichters J. G. Fiſcher ſind, ſie rollen auch in den Adern dieſes Dramas, in welchem zwei weltgeſchichtliche Potenzen, in würdigſter Form, ihre Kräfte mit einander meſſen. In dem tragiſchen Kampf, deſſen Entwicklung wir hier vor uns ſehen, handelt es ſich um dieſelben idealen Güter, um die wir heute noch ſtreiten und ringen, und dieſelben Mächte, dieſelben Geiſter platzen auf einander, heiße der Kampfplatz Rama oder Ramn. Saul ſteht zwiſchen den beiden ſchroffen Gegenſätzen, und dieſe Sympathien zermalmen ihn, der ſeine Feinde weder für ſich zu gewinnen noch zu vernichten verſteht, und eben ſo ſehr ein Opfer ſeiner Tugenden, wie ſeiner Fehler und Schwächen iſt. Der Mann, der die Sendung Samuels ſowohl, als Sauls als die ſeinige anſieht, der zwiſchen den Gegenſätzen nicht ſchwächliche Vermittelungsverſuche macht, ſondern ſie, den Stier bei den Hörnern packend, zu überwinden ſucht, dieſer Mann iſt nun, in der neuen Bearbeitung, David. Wie er als Flüchtling ein Aſyl in der Prophetenſchule Samuels findet, fühlt er wohl, daß dort ſeines Bleibens nicht ſeyn kann:

„Ich werd' auch hier nicht lange ſicher bleiben.
Was ſoll's auch hier? Mein Weg iſt doch ein andrer.
Und nicht zum Prieſterſklaven iſt geboren,
Wem einen eig'nen Weg ſein Gott gezeigt ...
Stirbt Samuel einſt, lebt Nichts mehr hier für mich,
Sein Born iſt ausgeſchöpft, und weiter wandelt
Auf breitern Bahnen der entlaſſ'ne Schüler ...
Du willſt mich tödten, Saul? Was grollſt du?
Erſchüttert war dein Thron, eh' wir uns ſahen.
Ich trete nur dazwiſchen, daß ihn nicht
Die Prieſter ganz vernichten, ...
Daſſelbe will ich nur, was du: den Gott,
Der mich erfüllt, erſt ganz vor meinem Volk
Aufthun, und dann zu allen Völkern tragen.
Doch, was nicht dir, dem Zweifelnden, gelang,
Muß ich erfüllen, — und ſo dien' ich nur
Dem Gottgedanken, der die Menſchen treibt."

Von Samuel aber ſagt David:

„Er lehrte mich
Die Gottesflamme und den Menſchengeiſt
In Eine Sonne ſtark zuſammenbinden,
In Einem Hoheprieſter ſeyn und König.
Ich will ihm folgen und ſein Werk vollenden.
Der Kern, den er mit kühner Kraft verſchloß
Im engen jüdiſchen Gefäß, iſt reif,
Noch eh' der ſtarke Pflanzer ſelbſt es weiß.
Sein Gott will wachſen und in's Weite ſtreben ...
Denn alle Welt iſt ſeines Geiſtes Diener.
Ihr Völker, kommt, es fällt die Scheidewand,
Und Iſrael reicht euch die erſte Hand.

Im ſchönſten, heiligſten Lichte ſteht zuletzt der fromme, volksthümliche, erleuchtete Herrſcher eines mit ſich und ſeinen Nachbarvölkern verſöhnten Volkes da, der geiſtige Erbe Sauls und Samuels, frei von ihren Einſeitigkeiten, aber ihre Ideen zum Beſten der Nation verwerthend.

Wie David, ſiegreich aus allen Kämpfen und Nöthen hervorgegangen, der Sohn des Volks, aus deſſen Tiefen er ſich, tapfer und klug, wie er iſt, herausgearbeitet, zum Volke tritt und den Aelteſten und den Bewaffneten die Hände reicht, da bricht der Dank und Jubel der Nation — „denn die Welt wird alt und wird wieder jung, doch immer hofft ſie Verbeſſerung" — in einen Hymnus aus, der dem „dritten Iſraeliten" in den Mund gelegt iſt, und von deſſen optimiſtiſcher Begeiſterung auch wir gerne uns hinreißen laſſen:

„Nun, Iſrael, iſt's eine Luſt zu leben;
Die Schmach iſt aus, die dein Geſchlecht bedeckt,
Die Welt iſt aufgethan, der Tag bringt ein,
Und wer ermißt, was Großes kommen mag?
Das iſt die Saat aus deinem Blute, Saul,
Und wo ein Herz für Wahrheit kämpft und bricht,
Sey ewig deines Opfertods gedacht."

Von dieſer Begeiſterung, die durch das ganze Drama weht, waren bei der zweiten Aufführung auch die Schauſpieler hingeriſſen. Das Stück wurde von den Trägern der Hauptrollen nicht nur, ſondern faſt von Allen, die darin beſchäftigt waren, muſterhaft gegeben. Die Herrn und die Damen — das weibliche Element iſt ebenfalls in

* ſ. d. Beſprechung des Dramas. Nr. 10 d. J.

der neuen Bearbeitung ungleich beſſer noch vertreten, als in der erſten — ſpielten mit Feuer, und das Publikum wurde warm. Wir ſind überzeugt, daß keine Bühnenleitung es bereuen wird, die — vorausgeſetzt, daß es ihr an den erforderlichen Kräften nicht mangelt — J. G. Fiſchers Saul ihrem Publikum vorführen wird. Das hieſige war ſehr dankbar für die erſte und noch mehr für die zweite Aufführung.

Correſpondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Die Induſtrieausſtellung. — Kindermord. — Mordepidemie.

„Was werden die fremden Beſucher von uns denken?“ fragte jüngſt ein hieſiges Blatt (die Illustrated Times) in einem Aufſatz über die Ausſtellung, und der Schreiber, der das John Bullthum offenbar abgeſtreift hat, beantwortete dieſe Frage in einer ſehr freimüthigen, vorurtheilsloſen Weiſe: „Sie werden vieles ſehen, was ſie mit Bewunderung erfüllt, und hohe Begriffe von unſerer gewerblichen Entwicklung, unſerem Reichthum und unſerer bürgerlichen Freiheit nach Haus zurücknehmen; allein ſie werden auch ſo gar manches ſehen, was ſie abſtoßen, was ihnen eine ungünſtige Idee von uns beibringen muß. Sie werden inmitten unſeres Reichthums ein Elend entdecken, wie es auf dem europäiſchen Feſtland unbekannt iſt; ſie werden durch Straßen kommen, in denen bloß Räuber und Diebe leben und durch die ſich nach Sonnenuntergang kein ehelicher Menſch wagen darf, außer in Begleitung eines Polizeidieners; ſie werden hören, daß Straßenraub mit Erdroſſlung (Garottirrn) ein Modeverbrechen bei uns iſt; ſie werden zu ihrem Erſtaunen lernen, daß London ein Findelhaus beſitzt, das keine Findelkinder beherbergt, und daß die Londoner Findelkinder der Regel nach mit einem Strick um den Hals in einer abgelegenen Gaſſe oder einem Park gefunden werden; ſie werden hier in einer Stunde mehr Trunkenbolden begegnen, als daheim in einem Jahre; ſie werden erfahren, daß eines unſerer faſhionabelſten Stadtviertel (Haymarket und Regentſtreet) bei Nacht einer Bande der verworfenſten Perſonen überliefert iſt und den Schauplatz Einer ungeheuern Orgie bildet.“

Ich will dem Verfaſſer nicht weiter folgen. Die Schattenſeiten, von denen er ſpricht, ſind vorhanden und noch viele andere, von denen er nicht ſpricht; aber ſie würden nicht ſo dunkel erſcheinen, wenn die Lichtſeiten nicht ſo glänzend wären, und wer Schatten- und Lichtſeiten zuſammen betrachtet, wird weder leichtfertig verdammen, wie die Franzoſen zu thun pflegen, noch in jene begeiſterten Lobhymnen ausbrechen, durch welche unſere Landsleute ſich ſo oft lächerlich machen, ſondern er wird, Gutes und Schlimmes abwägend, zu dem Schluß gelangen, daß England, obgleich es die Vorzüge und Mängel der modernen Civiliſation ſchärfer in die Augen ſpringen läßt, doch Alles in Allem nicht beſſer und nicht ſchlechter iſt, als andere Länder. Aber es iſt ſchwerer zu verſtehen, weil die Widerſprüche zahlreicher, die Verhältniſſe verſchlungener, die Gegenſätze ſchraffer ſind als irgendwo ſonſt, und wir dürfen daher die franzöſiſchen Journaliſten, die der Einweihung der Induſtrieausſtellung beigewohnt und ſo komiſche Berichte nach Paris geſchickt haben, nicht zu ſtreng beurtheilen. In ein paar Tagen bemeiſtert man nicht das engliſche Leben, nicht einmal in ein paar Jahren, und dieſe Herrchen hatten bloß ein paar Tage Ferien. Sie haben außerdem ihren Zweck erreicht und ihre franzöſiſchen und engliſchen Leſer erheitert, letztere ſicher noch mehr als die erſteren. So verkehrte und komiſche Anſichten übrigens die franzöſiſchen Korreſpondenten von London und England haben, was ſie über die Ausſtellung und die Eröffnungsfeier ſagen, iſt zum Theil wohl begründet. Freilich, die engliſche Preſſe hat daſſelbe und obendrein ſchlagender geſagt. Daß die Commiſſäre ihre Pflicht nur höchſt unvollkommen erfüllt und Fehler über Fehler begangen haben, iſt nicht zu leugnen. Statt den Ausſtellern behülflich zu ſeyn, haben ſie ihnen alle möglichen Hinderniſſe in den Weg geworfen und ſie mit einer bureaukratiſchen Unverſchämtheit behandelt, die böſes Blut erzeugen mußte. Fügen wir dazu das kleinliche Verfahren gegen die fremden Zeitungskarreſpondenten, die in den innern Anordnungen bewieſene Geſchmackloſigkeit, die traurige Verhunzung der Eröffnungsfeier und die beleidigende Ausſchließung der Arbeiter während des erſten Monats, ſo haben wir ein ziemlich langes Sündenregiſter. Die Ausſchließung der Arbeiter hat namentlich lebhafte Entrüſtung erregt; der Star verglich in einem trefflichen Leitartikel den „Snobbismus“ der Commiſſäre mit der Liberalität, welche die als deſpotiſch verſchrieenen Behörden des Continents bei ſolchen Gelegenheiten den unteren Claſſen gegenüber an

Digitized by Google

den Tag legen, und meinte, die Einweihungsproceſſion würde nicht ſo erbärmlich ausgefallen ſeyn, hätte man den Handwerkern, wie z. B. bei dem Königsberger Krönungszug, den gebührenden Platz eingeräumt.

Nun, ich habe mich keinen Augenblick über den engherzigen Kaſtengeiſt der Commiſſäre gewundert. England iſt trotz ſeiner gerühmten Freiheit in ſocialer Hinſicht das unliberalſte Land der Welt, und der „gemeine Mann“ wird hier von den höheren Ständen mit einer Verachtung angeſehen, von der wir in Deutſchland keine Vorſtellung haben.

Einer der Pariſer Zeitungskoreſpondenten behauptet, die Engländer verdanken ihre induſtrielle Superiorität den Talenten franzöſiſcher Arbeiter, die ſie in's Land gezogen haben, und er zählt eine Menge franzöſiſcher Arbeiter auf, welche als Maler, Zeichner und Modellirer in den beſten engliſchen Porcellanfabriken und Juweliergeſchäften angeſtellt ſeyen. Der Herr Koreſpondent, auf deſſen Liſte beiläufig auch deutſche Namen figuriren (die „Annexation“ unſeres Vaterlandes iſt in ſeinen Augen vermuthlich ſchon eine vollendete Thatſache), hat in Bezug auf die Luxusinduſtrie, in der ohne Zweifel viele ausländiſche Arbeiter beſchäftigt ſind, nicht ganz Unrecht, aber die Luxusinduſtrie ſpielt in England eine gar untergeordnete Rolle. Die engliſche Induſtrie iſt weſentlich eine Nützlichkeitsinduſtrie, und in ihren Hauptzweigen, der Baumwollen-, Wollen- und Eiſeninduſtrie iſt keine Spur von „fremden“ Elementen zu entdecken. Aber dieſe Franzoſen meſſen Alles nach ihrem Maßſtab, und weil in Frankreich — zu ſeinem Unglück — die Luxusinduſtrie auf dem Feld der Gewerbe den erſten Platz einnimmt, glauben ſie, es müſſe in andern Ländern eben ſo ſeyn.

Noch einige Worte über die Induſtrieausſtellung. Was ich bereits vor Monaten über die finanziellen Ausſichten des Unternehmens geſagt, hat ſich im vollſten Maße beſtätigt. Die Zahl der Beſucher iſt lange nicht ſo groß, wie ſie 1851 war. Vom 1. Mai bis zum 17. Mai dieſes Jahrs betrug ſie 187,834, gegen 326,622 im Jahr 1851. Aus den Seaſontickets ſind nach Abzug der Eintrittsgelder für die Gärten der Horticultural Society in runder Summe 71,000 Pfund Sterling gelöst worden, ungefähr 5000 Pfund Sterling mehr als 1851; aber die ſonſtige Einnahme von Beſuchern ohne Seaſontickets iſt um 12,600 Pfund Sterling, d. i. genau um die Hälfte geringer, und da jetzt keine Seaſontickets mehr verkauft werden und nächſte Woche die Zeit des Schillingseintritts beginnt, wo das Verhältniß ſich in Folge der gegenwärtig unter den Arbeitern herrſchenden Noth noch ungünſtiger geſtalten muß, ſo erſcheint die Befürchtung, die Koſten der Ausſtellung würden ſich nicht decken, durchaus nicht eitel.

Unter den ausſtellenden Ländern iſt, wie ſich denken läßt, England am zahlreichſten vertreten. Das eigentliche England liefert 5000, die Colonien 2000 Ausſteller. Im Jahr 1851 lieferte England faſt 7000 Ausſteller; man ſieht, an die damalige Ausſtellung knüpfte man hier höhere Hoffnungen, als an die dießjährige. Die fremden Länder dagegen liefern jetzt faſt dreimal ſo viel Ausſteller als 1851. Die Zahl der fremden Ausſteller beläuft ſich auf 15,944. Obenan ſteht Deutſchland mit 4222, die ſich aber, Dank der leidigen Zerſplitterung, in drei geſonderte Gruppen abtheilen, in 1509 Oeſterreicher, 2531 Zollvereinler und 182 Hanſeſtädter. Immer das alte Lied! Nach Deutſchland, d. i. dem von mir auf dem Papier geeinigten, kommt Frankreich nebſt ſeinen Colonien mit 3923. Hätte es nicht eine Unmaſſe von Nahrungsmitteln geſchickt, ſo würde es noch weiter hinter Deutſchland zurück ſeyn, das im Nahrungsmittelbepartement ſehr ſchwach vertreten iſt. Auf Frankreich folgt Italien mit 1342 Ausſtellern, dann Spanien und Portugal, das erſte mit 1133, das zweite mit 1132. Das coloſſale Rußland mit bloß 658 hinkt hinter dem winzigen Belgien daher, das 863 induſtrielle Repräſentanten hat, und wird auch von Schweden übertroffen, das (mit Norwegen) 742 Ausſteller ſendet. Aus der Schweiz ſind 387 da, aus den Niederlanden nebſt Java 354, aus Dänemark 299, aus Braſilien 230. Die Vereinigten Staaten, die 1851 ſo ſehr glänzten, haben dießmal zu viel Arbeit daheim und ſchicken nur 68 Ausſteller. Den mehr kurioſen als impoſanten Nachtrab bilden 25 Chineſen, 17 Japaneſen, 10 Siameſen und 13 Bürger von Madagascar.

In dem Anfangs meines Briefs gegebenen Auszug aus einem engliſchen Blatt war des Kindermords erwähnt, der in London allerdings furchtbar überhand nimmt. Nach einem kürzlich veröffentlichten Aktenſtück wurde hier im verfloſſenen Jahr über 1104 Kinder unter zwei Jahren eine Leichenſchau abgehalten. In 66 Fällen lautete das Verdict der Coroners-Jury auf Mord, in 5 auf Todtſchlag; in 141 „todt gefunden, ohne daß zu ermitteln, wodurch der Tod verurſacht worden;“ in 131 „erſtickt, aber ungewiß, ob abſichtlich, oder aus Zufall;“ in 147 „zufällig erſtickt,“ und in 205 Fällen „geſtorben in Folge von Vernachläſſigung, Noth oder Kälte.“ In dieſer furchtbaren Liſte ſpiegelt ſich unſere moderne Civiliſation, ich ſage unſere Civiliſation, denn die geſellſchaftlichen Mißſtände, aus denen der Kindermord hervorſpringt, finden ſich in allen civiliſirten Ländern und ſind von unſerer materialiſtiſchen, auf Genuß und Selbſtſucht beruhenden Cultur unzertrennlich. Daß ſie in England üppiger entfaltet ſind, als anderswo, iſt eine unwiderlegliche Thatſache; aber wäre dem nicht ſo, dann würde England auch nicht an der Spitze unſerer materialiſtiſchen Civiliſation ſtehen, eine Ehre, die wir ihm nicht ſtreitig machen können, um die wir es aber nicht beneiden ſollten.

Seit Kurzem herrſcht in England wieder eine förmliche Mordepidemie. Im Laufe weniger Tage haben die Zeitungen mindeſtens ein Dutzend der gräulichſten Mordthaten zu melden gehabt; in Irland, wo der Mord einen politiſchen Charakter trägt und als agrariſcher Mord auftritt, werden Gutsbeſitzer und Pächter von rachſüchtigen Bauern niedergemetzelt, und es ſcheint dort noch eine Art von Vehmgericht zu beſtehen, das in geheimer Sitzung das

Digitized by Google

Todesurtheil über verhaßte Personen ausspricht und willige Vollstrecker zur Verfügung hat. In England sind es nicht politische Motive, nicht die Leidenschaften einer unterdrückten Race, welche zum Verbrechen aufstacheln, sondern die gewöhnlichen Motive der Eifersucht und der Privatrache. Zum Wahnsinn gesteigerte Privatrache liegt der sogenannten „Manchester Tragödie“ zu Grunde, die durch ihre colossalen Dimensionen und ihr dramatisches Interesse den Namen einer Tragödie wirklich verdient, und die sie umringenden Blutthaten weit überragt. Ein kurzer Bericht wird dem Leser nicht unerwünscht seyn.

Am Freitag vor acht Tagen wurde Herr Meller, ein Hausagent in Manchester, vor der Thüre seines Geschäftsbüreaus von einem wohlgekleideten Mann überfallen, und mit Messerstichen umgebracht. Ein Bedienter, der ihm zur Hülfe eilte, erhielt im Handgemenge eine übrigens nicht gefährliche Schußwunde in den Arm; der Mörder ließ sich ruhig verhaften, und eine Dame, welche ihn begleitet hatte, und die, wie sich später heraus stellte, seine Frau ist, überlieferte sich freiwillig der Polizei. Der Mörder gestand sofort die That, gab seine Adresse und händigte den Constablern den Schlüssel zu seiner Wohnung ein, bemerkend, „sie würden dort etwas finden.“ Zwei Constabler gingen in das bezeichnete Haus, und in einem Schlafzimmer bot sich ihnen ein Anblick dar, der den starken, an Jammer und Schreckensscenen gewöhnten Männern Thränen entlockte. Auf dem Fußboden neben einander ausgestreckt lagen die Leichen dreier Kinder, zweier Mädchen und eines Knaben, sorgfältig gewaschen, das Haar gelockt, in frischen weißen Nachtkleidern. Die Constabler glaubten erst, sie schliefen, aber sie überzeugten sich bald von ihrem Irrthum. Jedes der Kinder hatte einen Zettel mit Namen und Alter und folgender Inschrift angesteckt: „Es sind unser sechs; aber eines liegt in Harpury (einem Kirchhof von Manchester), dahin bringt auch uns. Meller und Sohn sind unsere hartherzigen Mörder; allein Gott und unsere liebenden Eltern werden uns rächen. Hier ist das Reich der Liebe. Wir gehen Alle zu unserer Schwester, um sie nie mehr zu verlassen.“ In dieser Inschrift, so räthselhaft sie klingt, ist die Triebfeder der That enthüllt. Taylar, das ist der Name des unglücklichen Mörders, miethete vor drei viertel Jahren von Meller das Haus, in dem die Kinderleichen gefunden wurden. Vorigen Winter gerieth der Küchenkessel außer Ordnung, und Taylor forderte den Hausagenten auf, ihn repariren zu lassen. Eine Reparatur ward auch vorgenommen, aber sie war nicht genügend, und Taylor machte dem Agenten deßhalb Vorstellungen; dieser behauptete aber, alles Nöthige sey geschehen. Ein paar Tage später platzte der Kessel und tödtete ein Kind Taylors. Wäre Meller, der mit seinem ältesten Sohn in Compagnie ist, seiner Pflicht nachgekommen, so hätte die verhängnißvolle Explosion nicht statt gehabt. Taylor betrachtete ihn als den direkten Mörder seines Kindes und klagte ihn in einem Brief, den er ihm schrieb, als solchen an. Ein erbitterter Briefwechsel entspann sich, Taylor verweigerte die Miethe und wurde zweimal ausgepfändet. Dieß entflammte seine Leidenschaften vollends, und der Gedanke keimte in ihm auf, den Mann zu tödten, der ihm sein Kind gemordet und ihn abendrein bürgerlich ruinirt hatte. Seine Frau — die zweite Frau, nicht die Mutter der gemordeten Kinder — billigte den Entschluß und drängte zur Ausführung. Sey es nun, um auf Mellers Haupt eine noch größere Blutschuld zu wälzen, oder weil sie befürchteten, die drei übrigen Kinder würden später im Elend verkümmern, die halbwahnsinnigen Eltern beschlossen, auch die Kinder aus der Welt zu schaffen. Gedacht, gethan. Welche Mittel sie angewandt, ist noch nicht erwiesen. Die Untersuchung ist so elend geführt worden, daß man nicht einmal weiß, ob die Kinder vergiftet oder durch Kohlendampf erstickt wurden. Jedenfalls war es die Stiefmutter, welche die Leichen ankleidete und schmückte. Nach dem Zeugniß der Nachbarn liebte sie die Kinder zärtlich. Als die Kinder todt waren, ging Taylor am Donnerstag nach Mellers Bureau; doch der Muth entsank ihm und er kehrte in seine verödete Wohnung zurück, ohne das Werk der Rache verrichtet zu haben. An den Leichen seiner Kinder gewann er seine Entschlossenheit wieder, und den nächsten Tag suchte er in Begleitung seiner Frau, die ihn, ihrer eigenen Aussage nach, durch ihre Gegenwart anspornen wollte, seinen Feind auf, und dießmal entsank ihm der Muth nicht. Taylor und seine Frau bereuen die That nicht; sie bedauern blaß, daß es ihnen nicht gelungen, auch den Sohn Mellers umzubringen.

Bis jetzt hat die Ausstellung den Londoner Theaterbesitzern wenig genützt. Die Theater machen sämmtlich schlechte Geschäfte. Fechter hat das Princeßtheater verlassen und das Lyceum auf mehrere Jahre gemiethet. Im Princeß spielt wieder Kean, der seinen Plan, sich in's Privatleben zurückzuziehen, aufgegeben zu haben scheint. — Der Erbarer Sayers hat mit seiner Kunstreitertruppe eine Einladung nach Australien erhalten. Er empfängt für ein Jahr 86,000 Pfund Sterling, in deutschem Geld ausgedrückt, eine Million Gulden. Wahrlich, der Kunstprügelei fehlt es nicht an Anerkennung.

Digitized by Google

Rom, Mai.

(Schluß.)

Sanct Peter.

Die Haupttribüne des Doms, zu welcher zwei Porphyrſtufen führen, und über deren Altar die broncenen Figuren der Kirchenväter Auguſtinus, Ambraſius, Athanaſius und Johannes Chryſoſtomus die Cathedra oder den metallenen Biſchofsſtuhl des heiligen Petrus tragen, der in ſeinem Innern den traditionellen Originalſeſſel des Apoſtels birgt, iſt heute gleichſam von der kirchlichen Feier ausgeſchloſſen und durch einen Thronhimmel von violetter Seide vom übrigen Raum des Tempels getrennt. Ein weißer Atlasſeſſel ſteht unter dem prächtigen Baldachin für den Stellvertreter Chriſti auf Erden. Ueber den die Cathedra haltenden Kirchenvätern ſchwebt auf Glas gemalt die Taube des heiligen Geiſtes, umgeben von goldenen Engeln und rieſigen Strahlengarben. Mild dämmert das golden gefärbte Glas mit dem Bilde der Taube und verleiht der Haupttribüne einen friedvollen, heimlichen Zauber. Zwiſchen dem für den Papſt beſtimmten Thronſeſſel und dem Hauptaltar, der vor der Confeſſion und mitten unter der Hauptkuppel ſeine gewundenen ehernen Säulen emporreckt, ſind Sitze aufgeſchlagen. Seiner Heiligkeit zunächſt ſtehen die Seſſel für die Cardinäle, die hohen geiſtlichen Würdenträger, die Geſandten und Generale der franzöſiſchen und päpſtlichen Armee, die römiſchen Principi, die Nobelgarde und Kämmerer; an ſie ſchließen ſich reſervirte Tribünen für die Damenwelt. Alle Schönen, welchen innerhalb dieſes Raumes Plätze vorbehalten ſind, erſcheinen in ſchwarzen Sammt- oder Seidenkleidern, im Haar einen dunkeln Spitzenſchleier befeſtigt. Die goldvergitterte Loge der päpſtlichen Sänger, die dem Publikum unſichtbar bleiben, ſo daß ihr Geſang wie aus Himmelshöhen erſchallt, erhebt ſich an einem der Hauptknyppelpfeiler.

Bereits hat ſich der unendliche Raum gefüllt mit frommen Betern und neugierigen Fremden, welche das prächtige Schauſpiel, welches ſich bald entfalten wird, in die weiten Domhallen gelockt hat. Die Guardia Palatina, mit Gewehr und bedecktem Haupte, bildet vom Eingang bis zur von Ampeln umgebenen Confeſſion Spalier. Zu beiden Seiten des Hauptſchiffes harren die Verſammelten; einige liegen vor der Statue des heiligen Petrus, der an den beiden emporgeſtreckten Fingern der Rechten einen koſtbaren Brillantring trägt, und beten und küſſen ſeinen Fuß, andere ſitzen an den Baſen der Pfeiler, wieder andere wandeln in den Seitenſchiffen umher, die muſiviſchen Kuppeln derſelben bewundernd, oder die Bilder der Kapellen und Altäre. Nun erſcheint auch die päpſtliche Nobelgarde in ihrer eleganten blauen Uniform. Sie beſteht nur aus jüngeren Söhnen der vornehmſten römiſchen Familien und Jeder hat Offiziersrang. Ihre ſchweren Sporenſtiefeln klirren über das Marmorpflaſter; ſie machen förmlich Evolutionen innerhalb des von der Palatingarde gebildeten Spaliers, ſchwenken, marſchiren halb rechts, theilen ſich an der Confeſſion und begeben ſich nach den für ſie beſtimmten Wachpoſten. Auch Schweizer mit Hellebarden in der gelb-roth-ſchwarzen Lanzknechtstracht und den ſteifen Halskrauſen ſchildern an Pfeilern und Pilaſtern. Ungeſtört von dieſem geräuſchvollen Treiben wird in zwei oder drei Kapellen Gottesdienſt gehalten und an vielen Altären Meſſe geleſen. Vor denſelben liegen ſchöne, prachtvoll gekleidete Römerfrauen auf den Knieen, neben ihnen laſſen junge Lebemänner oder Greiſe mit ſchneeweißem Bart ihren Roſenkranz durch die Finger gleiten und arme Campagnalen ſtarren mit offenem Munde und weit aufgeriſſenen Augen die Wunderwelt an, die ſie umgibt. Der Geſang des funktionirenden Prieſters im reichen Meßgewand bricht ſich an den hohen Bogenwölbungen, die Miniſtrirknaben ſchwingen die dampfenden Rauchfäſſer, knieen und knixen und läuten mit ihren Handglocken, bevor das Allerheiligſte dem niederſinkenden Volke gezeigt wird. Durch die Domeingänge ſtrömen immer neue Menſchenwogen. Da wir uns nahe beim Hauptaltar aufgeſtellt haben, um recht im Mittelpunkt der Beobachtung zu ſeyn, ſind wir es nicht gewahr geworden, daß der Pontifex Maximus bereits in der Kapelle der Pietà, der erſten des rechten Seitenſchiffes, deren Inneres heute durch einen Teppich profanen Augen verhüllt bleibt, eingetroffen iſt und dort mit den heiligen Gewändern bekleidet wird. Jene Kapelle gilt mit Recht als eines der ſchönſten Marmorwerke der Peterskirche, welches der jugendliche Michel Angelo gemeißelt hat. Maria hält den todten Chriſtus im Schooß; mit himmliſcher Ergebung ſchaut ſie auf den göttlichen Dulder, welcher die irdiſchen Leiden glorreich überwunden hat; in ihren reſignirten Zügen ſpiegelt ſich trotz der friedvollen Ruhe jenes unnennbare Weh, welches ihr in den Worten verheißen war: „Es wird ein zweiſchneidig Schwert durch deine Seele gehen!“ Zu Füßen dieſer Marmorgruppe verrichtet der heilige Vater ein ſtilles Gebet, und nun werden die Teppichfalten auseinander geſchlagen und die in rothe Seide gekleideten Sediari tragen den hoheprieſterlichen Seſſel, von welchem Pius IX. Beſitz genommen, unter Vorantritt der vatikaniſchen Penitenzieri, reich gekleidetee Prälaten und des Crociſera, nach der Kapelle des heiligen Sakraments. Hier ſinkt das Oberhaupt der Kirche an den Altarſtufen nieder und betet die Hoſtie an, welche in dem vergoldeten, tempelähnlichen Ciborium, deſſen Säulen mit Lapislazuli ausgelegt ſind, enthalten iſt. Und jetzt beginnt jene feierliche Proceſſion nach dem Altar der

Digitized by Google

Confeſſion, die von allen prächtigen Aufzügen die prunkendſte genannt werden muß. Ein Kreuzträger eröffnet den ſchimmernden Zug; ihm folgen Capitane und Mönche in ihrer maleriſchen Ordenstracht, dann kammen langſamen, andächtigen Schrittes Prieſter, welche auf ſeidenen, geſtickten Kiſſen Biſchofsmützen und Attribute der hohenprieſterlichen Macht tragen, ferner die Biſchöfe und Erzbiſchöfe mit den Krummſtäben, die Cardinäle im Purpur und Hermelin, die geheimen Kämmerer in ſammtner ſpaniſcher Tracht, goldene Ketten unter den weißen Halskrauſen, und in der Mitte der Proceſſion thront hoch über Allen Seine Heiligkeit. Starke ſchöne Männer tragen den carmaſinrothen, mit goldenen Arabesken umſchlungenen Thronſeſſel auf ihren herculiſchen Schultern; geheime Kämmerer mit dem Flabello, dem weißſchimmernden Pfauenwedel, gehen nebenbei und an vergoldeten Stangen tragen vier Männer über dem Haupte des Papſtes den ſchimmernden Baldachin. Die weltliche Macht des Kirchenfürſten iſt perſonificirt in den den Hohenprieſter umgebenden Schweizern, die theils Hellebarden, theils geflammte Schwerter und Streitärte führen, und in den Nobelgarden, die jeden Augenblick bereit wären, ihr Blut für den Stellvertreter Chriſti zu verſpritzen. Die Spalier bildende Guardia Palatino präſentirt beim Nahen des Papſtes das Gewehr und läßt ſich auf's Knie nieder; eben ſo kniet, den Segen erwartend, die harrende Menge, welche längs des Mittelſchiffes gruppirt iſt. Am Altar der Confeſſion vorüber zieht die prunkende Proceſſion. Die Sänger der päpſtlichen Kapelle intoniren einen Lobgeſang, der aus der Kuppel hernieder zu tönen ſcheint. Auf dem mit Atlas ausgeſchlagenen Thronſeſſel läßt ſich Pius nieder, ſegnet die Wachskerzen und vertheilt ſie an die Cardinäle, die Generale, Geſandten, und wenn dieß geſchehen, ergreift er ſelber eine prachtvolle Kerze, und mit den brennenden Kerzen in den Händen ordnen ſich abermals all dieſe ſchimmernden Figuren zu einer zweiten Proceſſion durch die Räume der Baſilika. So zieht das flammende Lichtermeer wie eine Schlange an Gläubigen und Ungläubigen vorüber, und während die erſteren, niedergedrückt von der Pracht und Hoheit der Kirche, welche heut entfaltet wird, in den Staub ſinken und Gebete murmeln, ſtehen die letzteren aufrecht und verfolgen den glänzenden Zug. Des Papſtes ſilbern ſchimmerndes Haupt bedeckt eine matt goldene Mitra, ein weißſeidenes Untergewand wird von einem carmaſinrothen, goldverbrämten Mantel halb verhüllt, welchen eine koſtbare, funkelnde Agraffe zuſammenhält; die Linke ſtützt ſich auf die rieſige Wachskerze, die Rechte macht das Zeichen des Kreuzes, die Lippen liſpeln die Segensworte. So einhergetragen in fürſtlichem Pomp erſcheint der alternde Hoheprieſter wie eine glorioſe Viſion, und wir begreifen, wie die Menge von dieſem Zauber befangen wird, wie die aus einander fließenden, duftenden Weihrauchwolken ihre Sinne umnebeln.

In unſerer Nähe ſtaut ſich der farbenſchillernde Zug eine kurze Weile, und ſo iſt es uns erleichtert, einige dieſer Figuren, die faſt neugierig die Menge onſchauen und den Blick auf dem zarten Teint einer unſerer Landsmänninnen oder dem Hyacinthgelock einer jugendlichen Engländerin ruhen laſſen, zu muſtern. Jener dort, umgeben von den Signori des römiſchen Magiſtrats, iſt der Senator der ewigen Stadt, welcher auf dem Capitol reſidirt; er trägt einen braunen Mantel mit Gold verziert, darunter aber ein purpurnes köſtliches Kleid mit zarten Spitzen garnirt. Nicht fern von ihm halten die mit Ordensſternen beſäeten Franzoſen Gayon und Laralette ihre Wachskerzen und liſpeln einander in's Ohr; hinter ihnen iſt das diplomatiſche Corps poſtirt und dann folgen die Biſchöfe und Erzbiſchöfe, die fern von ihren Gemeinden den Glanz des päpſtlichen Hofs zu Rom vermehren. Man bemerkt unter ihnen würdige, weißbärtige Geſtalten, die an die Erzväter gemahnen und ihren Krummſtab als Stütze brauchen müſſen. Selbſt unter dieſer ſoliden Pracht zeichnen ſich die drei armeniſchen Biſchöfe durch ihre luxuriöſe Gewandung aus. Der erſte, ein ſtattlicher, feueraugiger Mann, trägt eine purpurſammtene Krone mit goldenen Reifen und Buckeln und ſein Cingulum zeigt ſchwarzſeidene geſtickte Kreuze; die beiden andern ſchmückt die Inkul und in ihre ſchwere Stola ſind rothe Roſen gewoben. Hinter ihnen ſtolziren die flamingobeinigen Cardinäle; kaum daß wir für irgend einen andern unter denſelben Aufmerkſamkeit haben, als für den unbeugſamen Kirchenfürſten Antonelli. Ein Mann von ächt ariſtokratiſchen Formen iſt dieſer Cardinal-Staatsſekretär; er iſt ſchlank, von mehr denn mittlerer Größe, und ſeine Glieder ſind ſo geſchmeidig, daß er ſie durch ein Nadelöhr zwängen könnte. Eben zieht er ſein ſeidenes Prieſtergewand mit einer Hand feſt um die Schulter und ſein Auge bohrt ſich in das Marmorpflaſter des Doms, als wollte er ſich der onfmerkſamen Betrachtung entziehen, und jetzt, wo die Proceſſion wieder voranſchreitet, wirft er keck das mit der Infal bedeckte Haupt in den Nacken und zieht zuverſichtlich und triumphirend ſeine Bahn. Sein feiner Kopf iſt wie der eines Fuchſes gebildet; das bereits grau geſprengte Haar kräuſelt ſich gleich Schlangen um die ſchmale, ſchlaue Stirn, die Flügel der langen feinen Naſe vibriren, der breit geſchlitzte Mund zeigt wiederholt und aus Angewöhnung köſtliche, ſpitzige Zähne, die ſich nicht leicht entreißen laſſen, was ſie einmal gefaßt haben, und um die Mundwinkel zuckt Hohn und Verachtung. Sein braunes Auge ſchließt er manchmal in ſcheinborer Unterwürfigkeit, wie jemand, der nur auf den Moment wartet, um zu antworten; öffnet er aber die Lider, ſo blitzt Feuer und Flamme darunter hervor. Die ſtarken, faſt zuſammengewachſenen Augenbrauen geben dem bleichen, blutleeren Antlitz eine ſtraffe Energie. Seine Wachskerze hält er nachläſſig mit zwei Fingern. Nichts ſcheint dem Steurer des von den hochgehenden Empörungswogen bedrohten Schiffes Petri Furcht zu erwecken; unerſchrocken und mit eherner Fauſt greift er in's Steuerrad.

So viel kirchlicher Pomp nun auch in dieſer Proceſſion, welche das Mittelſchiff entlang zieht und ſich dann wieder

Digitized by Google

dem Hauptaltare zuwendet, entfaltet wird, fehlt ihr doch ein wirklich andächtiges, frommes Gepräge. Wir bezweifeln fürwahr, daß bei ähnlichen Gelegenheiten die Priester des Alterthums so wenig Ernst gezeigt haben, als alle diese Prälaten und Canonici, die hinter dem Sessel des Papstes den Zug schließen. Sie lachen unter einander, scheinen sich von sehr profanen Dingen zu unterhalten und mögen wohl annehmen, die wahrhaft Gläubigen sehen von der Ueberzeugung erfüllt, desgleichen gehöre zum Ritus.

Nachdem der Papst wiederum seinen Atlassessel eingenommen und die Cardinäle und Monsignori sich um ihn gruppirt, liest Cardinal Baruaba am Altare der Confession die Messe und nach deren Beendigung lassen die Sänger der sixtinischen Kapelle das Te Deum erschallen aus Anlaß der wunderbaren Erhaltung der Stadt beim Erdbeben des Jahres 1703. Der Gesang macht hier unter der himmelhohen Kuppel einen sehr ergreifenden Eindruck; es ist, als käme er nicht von einem geschlossenen Chor, sondern als wären die Sänger vertheilt, oben an den Balkonen der Hauptpfeiler, an der Confession aber in den Nischen, welche die Monumente der Päpste beherbergen. Eine hohe Discantstimme scheint aus jener Ecke, eine andere von der Höhe der Tribünen des Querschiffes niederzutönen; die Stimmen verwischen sich, verhallen, das Echo gibt sie zurück, und so entsteht eine befremdende, geisterhafte Disharmonie.

Haben wir uns jetzt einige der Hauptfiguren betrachtet, so wollen wir auch noch eine Anzahl anderer Gestalten in's Auge fassen, die heute in Sanct Peter zu beobachten sind. Die geweihten Kerzen sind erloschen, Papst Pius ist in der Kapelle der Pietà wieder der heiligen Gewänder entkleidet worden und hat sich in den nahen Vatican zurückgezogen; Tausende sind aber in den marmornen Domhallen zurückgeblieben und wohnen der kirchlichen Feier bei, welche an einigen Altären stattfindet. Ermüdet haben wir uns am Grabmale Pius VII. von Thorwaldsen niedergelassen. Schräg gegenüber erhebt sich der Altar der Transfiguration, so benannt nach einem Mosaikbilde, einer Kopie des berühmten Raphael'schen Gemäldes. Der Altar ist eben noch frei und nur einige Bewunderer des herrlichen Bildes haben sich davor versammelt. Da kommt ein Ministrirknabe in seinem weißen Charhemd, in der Hand eine Wachskerze wagrecht haltend, so daß das Wachs auf den marmornen Fußboden tropft. Hinter ihm geht ein Priester, die Hände gefaltet, und diesem folgt wieder ein Chorknabe mit einem wirbelnden Rauchfaß. Der Priester geht die Stufen des Altars der Transfiguration hinan, beugt sich drei mal vor dem das Allerheiligste enthaltenden Tabernakel, verrichtet ein Gebet, und ehe er sich noch mit dem aufgeschlagenen Meßbuch umwendet, kniet schon die Menge um ihn herum. Malerisch genug sind diese Gruppen: neben starknackigen Römerweibern und braunwangigen Mädchen aus Trastevere, die heute allen ihren Goldschmuck angelegt haben, knien Zuaven und andere französische Soldaten; vornehme Frauen in Sammt und Spitzen lesen in ihren prächtig gebundenen Gebetbüchern, arme Mädchen aus den Abruzzen, an den Füßen Sandalen und das verwilderte Haar mit dem schneeigen, graciös gefalteten Kopftuch bedeckt, bekreuzen sich, und der bärtige Campagnole läßt seinen schmutzigen Hut durch beide Hände gleiten, als hielte er den Rosenkranz. Begüterte Römer, die eben hier am singenden Priester vorüber gehen, knieen flugs nieder und machen ihre Andacht ab, wie irgend ein anderes Geschäft. Und wie sie Alle hier liegen, der edel gebildete Nobile, das mit classischen Formen begnadigte Römerweib und jene armen Sandalenträger, die wie Faune und Satyrn mythologischer Urzeit aussehen, von religiöser Weihe, wahrer Andacht zeigen sie wenigstens in ihrer äußern Haltung wenige Spuren. Die hier Knieenden geben das deutlichste Bild, was der Gang der Geschichte aus einem mit den glücklichsten Naturanlagen ausgestatteten Volke gemacht hat.

Wir lieben Italien und wünschen, es möge einer freien, glücklichen, glorreichen Zukunft entgegen gehen; aber der Weg, den seine Söhne wandeln, führt nicht nach diesem hohen, schönen Ziel. Regenerirt muß vor Allem der Unterricht werden, und hat die Jugend des herrlichen Landes erst einmal denken gelernt, so wird ihr das Uebrige Alles zufallen.

Wie wir dem Ausgangthor der Peterskirche zuschritten, vorüber an Altären und Kapellen, trafen wir auf Laienbrüder, welche die Lichter auf den Altartischen löschten und selbige ihrer Teppiche wieder entkleideten. Sie knirten und bekreuzten sich und machten Mienen, als wäre ihnen die sauerste Arbeit zu Theil geworden. Uns fiel da der Monolog des Pater Timoteo ein, in welchem dieser würdige Geistliche den fünften Akt der „Mandragola" des Machiavelli einleitet: „Um die Zeit hinzubringen, unterhielt ich mich mit mehreren Dingen. Zuerst sagte ich das Frühgebet, las in der Lebensgeschichte der heiligen Väter, begab mich in die Kirche, wo ich eine Lampe anzündete, die verlöscht war, dann wechselte ich den Schleier einer Madonna, die Wunder verrichtet. Wie oft habe ich es nicht diesen Mönchen anempfahlen, sie reinlich und saubre zu halten! Und dann wundern sie sich nach, wenn die Andacht sich verliert! Ich erinnere mich der Zeit, wo wir mehr als fünfhundert Heiligenbilder hatten, und heute sind uns nicht zwanzig geblieben. Darüber dürfen wir uns aber nur selbst anklagen, denn wir verstanden es nicht, das Ansehen unseres Klosters aufrecht zu erhalten."

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 26. 25. Juni 1862.

— Furnos et balnea laudat,
Ut fortunatam plene praestantia vitam.
Horat.

Les hommes ne manqueront jamais aux idées, et jamais la force ne manquera aux hommes qui propageront des idées fortes.
Saint-Simon.

Ein Beſuch in den öffentlichen Bade- und Waſchanſtalten Britanniens und des Continents.

„Le monde contemporain mène une existence si prodigieusement active, il marche avec une telle précipitation, qu'on a quelque peine à la suivre sur tous les points à la fois.“ So meinte einmal die Revue des deux mondes, die nicht bloß eine, ſondern zwei Welten zu überwachen hat. Die Mühe aber, all dem Treiben und Vorwärtsdrängen um uns her auch nur in einer einzigen einigermaßen zu folgen, iſt in der That ſo groß, daß ſich am Ende leicht genug begreift, warum ihm manche lieber gar nicht folgen und ſtehen bleiben, wo ſie einmal ſind. Ich meinerſeits gehöre leider nicht zu dieſen Stabilen, dieſen Glücklichen, auch nicht auf Reiſen. Sterne hat bekanntlich ſeiner Zeit die Reiſenden hübſch in Klaſſen eingetheilt, und er hätte deren, wäre er ein beſſerer Zoologe oder Botaniker geweſen, noch viel mehr aufſtellen können. Er ſagt z. B. ſo gut wie nichts von den ſcrupulöſen, den gewiſſenhaften Reiſenden, denen unter andern auch ich anzugehören fürchte, und doch iſt vielleicht dieſe Klaſſe gerade eine der geplagteſten. Glücklich, wem der Himmel eine gewiſſe Elaſticität des Gewiſſens und dafür ein um ſo weniger elaſtiſches Phlegma oder doch möglichſt wenig Neugier beſchieden, nichts von jener Queckſilber- oder Vogelnatur, eher etwas von einem Amphibium! Mag ſeyn, daß ſein Leib mehr an Corpulenz gewinnt als ſein Geiſt; dafür lebt er aber gut und ruhig, alſo lange, und trifft er auf Reiſen ſeinen Comfort, ſein gutes Quartier und Eſſen, ſo pflegt ihn alles Uebrige nicht eben in große Unruhe zu verſetzen.

So glücklich bin ich, wie geſagt, nicht. Meine Neugier, dem Himmel ſey es geklagt, iſt einmal dafür zu groß. Gar zu vieles intereſſirt mich, die Wunder der Natur wie ihres verzogenen Lieblings, des Menſchen, ein Armen- und Krankenhaus ſo gut wie ein Muſeum der Künſte, und nichts natürlicher, als daß mir daraus nur Beunruhigungen und Mühen aller Art erwachſen. So ging es mir vor einigen Jahren in Berlin. Als mich dort mein Verhängniß in die eben eröffnete öffentliche Bade- und Waſchanſtalt führte, die erſte, welche ich in meinem Leben ſah, da war ich geradezu verblüfft, und zwar noch weniger über deren Eleganz und Pracht, als über die techniſche Vollendung aller Einrichtungen, über die Zweckmäßigkeit und den unendlichen Nutzen ſolcher Anſtalten für jede Bevölkerung.

„Parvae res leves capiunt animos,“ denkt da vielleicht ein Gelehrter mit mitleidigem Achſelzucken. Aber was iſt denn eigentlich klein und groß in dieſer

Welt? Kann man nicht ſogar die Peterskirche, den Montblanc auf einen Nagel malen oder auf ein Stückchen Papier, kaum größer als ein Stecknadelknopf, photographiren? Wer durch ein Mikroſcop ſieht, wird immerhin über Klein und Groß ganz andere Begriffe haben als ein Makroſcopiker des gewöhnlichen Schlages, und wer je eine öffentliche Bade- und Waſchanſtalt der beſten Art geſehen, wird ſie ſicherlich nicht mehr als eine Kleinigkeit betrachten. Mir wenigſtens erging es ſo. Unwillkürlich mußte ich jetzt der Sache mehr Aufmerkſamkeit widmen, als mir je zuvor in den Sinn gekommen — dieſen Anſtalten, die mir, offen geſtanden, ſelbſt vordem mindee intereſſant und wichtig geſchienen. Ja, ſie mögen klein und prunklos ſeyn im Vergleich zu jenen Prachtbauten, jenen Paläſten und Domen unſerer Hauptſtädte; aber wie Vieles ſetzen ſie voraus, ein gut Theil Einſicht, werkthätige und umſichtige Menſchenfreundlichkeit ſo gut als Geld, Kapital und vollendete Technik, kurz nicht weniger als unſere Civiliſation, unſere ganze Zeit. Jetzt mußte ich auch die erſten Mutter- und Muſteranſtalten dieſer Art drüben über dem Kanal, nämlich in Britannien ſelber ſehen, in der Heimath jener Menſchen, welche einmal, wie es ſcheint, die Vorſehung dazu beſtimmt hat, eine wahre Nation von Waſchern zu ſeyn, welche ſich nicht genug baden und waſchen können und doch dabei Muße genug finden, nicht allein die halbe Welt zu beherrſchen, ſondern auch dieſe wie die andere Hälfte dazu mit ihren Produkten, ihren Waaren zu überſchwemmen. Je näher ich aber jene Anſtalten von innen und außen kennen lernte, um ſo lebhafter intereſſirten ſie mich — Einrichtungen, Art und Weiſe ihrer Benützung, ihre Geſchichte wie ihre unendliche Bedeutung für unſere Zeit. Und was meine Aufmerkſamkeit in ſo hohem und mir ſelbſt ganz unerwarteten Grade zu feſſeln vermochte, dafür hoffe ich auch diejenige der Leſer wenigſtens auf eine Viertelſtunde zu gewinnen.

Freilich iſt Baden, Waſchen ſcheinbar ein gar kleines Ding, kaum geeignet, derartige Hoffnungen in Erfüllung gehen zu ſehen. Andererſeits gilt bekanntlich ſcrupulöſe Reinlichkeit, gilt ſeine Wäſche doch als die erſte Bedingung eines Gentleman wie einer Dame. Welch großes Herzeleid aber jene Reinigungsprocedur, welche man im gemeinen Leben Wäſche nennt, über uns bringen kann, das weiß zweifelsohne jeder Familienvater aus eigener, nur zu trauriger Erfahrung — eine Wäſche, welche, namentlich ſo ganz und gar von Wind und Wetter abhängt, während doch gerade dieſes Wetter ſo unzuverläſſig iſt, als Frauenherzen oft ſeyn ſollen. Kein Zweifel, nahezu vermeſſen wäre es, hier auch nur ein Wort über Reinlichkeit und Hautpflege verlieren oder ſolche gar nach Art eines Geſundheitstractätleins empfehlen zu wollen. Dieß hieße ja geradezu Eulen nach Athen tragen oder Milch und Käſe nach der Schweiz. Daß man aber da und dort in einer Stadt längſt jene ſogenannten öffentlichen Bäder und Waſchhäuſer errichtet hat, wem könnte dieß unbekannt geblieben ſeyn in unſerer allwiſſenden, in unſerer Zeitungen und Feuilletons verzehrenden Zeit?

Nur iſt bekanntlich auf der andern Seite doch ein kleiner Unterſchied zwiſchen Wiſſen und Wiſſen, zwiſchen Geleſenhaben und Sehen, Verſtehen. Auch fehlt es ja leider nicht ſo ganz und gar an allen ſchmutzigen und unreinen Leuten in unſerer aufgeklärten und hochciviliſirten Zeit, ja nicht einmal in unſern ſchmuckſten Reſidenzen mit all ihren Kaſernen, ihren großen Marſtällen und kleinen Schulen, daß eine nähere Kenntniß der Art und Weiſe, wie man ſich anderswo jener unanſtändigen Zuthat am beſten und wohlfeilſten zu entledigen weiß, ohne alles Intereſſe ſeyn könnte. Es will, ſollte man denken, doch ſchon etwas heißen, jedem, dem Armen wie dem Reichen, eine Gelegenheit zu verſchaffen, wo er im Winter ſo gut als im kurzen Sommer um einen Groſchen oder zwei recht gründlich ſich abwaſchen und baden, ja ſogar ſchwimmen kann; wo jede Hausfrau, auch die ärmſte, ihre Wäſche in ein paar Stunden fertig kriegen, d. h. waſchen, trocknen und plätten kann; und zwar all dieß für eine Bagatelle, dazu durchaus ſicher gegen Regen, Wind und Wetter wie gegen die oft noch gefährlichere Zunge ihrer Nachbarinnen. Fehlt es doch keineswegs an begeiſterten Köpfen, an Philanthropen, welchen Anſtalten dieſer Art kaum viel weniger nützlich dünken möchten als ſogar Schulen oder als die frömmſten Tractätlein, und in ihrer Art faſt ſo unentbehrlich wie das tägliche Brod.

Freilich mag es noch da und dort einen Gelehrten oder einen Philologen geben, welchem z. B. die Wäſche der Nauſikaa, jener litienarmigen Fäakin der Odyſſee, beinahe mehr am Herzen liegt als irgend ein modernes Waſch- und Badehaus, wie ſie, des hohen Alkinoos Tochter, mit ihren Jungfrauen dahin zog zu des Stroms anmuthigem Ufer,

Wo man gehöhlt Waſchgruben mit rinnender Fluth, die beſtändig
Klar durchhin ſich ergoß, die ſchmutzigſten Flecken zu ſäubern.

Aber gerade um dieſes eben ſo primitive als claſſiſche Waſchen und Baden im Strome iſt es eben einmal in unſern Städten eine höchſt ſchwierige Sache geworden, wie vielleicht da und dort die Haut oder das Hemd

Digitized by Google

ſelbſt eines Gelehrten nur zu ſichtlich zeigt. Sey dem jedoch wie ihm wolle, gar manches Volk preist ſich jetzt glücklich, daß es endlich jene Stufe der Civiliſation und des menſchenfreundlichen Schaffens erreicht hat, um öffentliche Bade- und Waſchanſtalten im wahren Sinn des Wortes zu beſitzen, d. h. hergerichtet durch öffentliche Autoritäten, durch Gemeinden oder Privaten, und zu einem ſolchen Preiſe abgegeben, daß auch der ärmſte Arbeiter, der Bettler mit keiner ſchmutzigen Hant oder Wäſche mehr umherlanſen muß. Denn leider leben wir einmal ſammt und ſonders nicht mehr in den Zeiten des claſſiſchen Alterthums, und fehlen uns zum Glück deſſen Sklaven, ſo haben wir dafür um ſo mehr Proletarier, Lumpen und Arme. Da ferner unſere Bevölkerungen mehr und mehr induſtriell geworden ſind, und zu Tauſenden in tauſenderlei Werkſtätten oder Fabriklokalen über und unter Gottes Erdboden ſtecken, ſo gerathen ſie auch mehr und mehr in die vertraulichſte Berührung mit Kohlenſtaub, Ruß und Schmutz jeglicher Art. Hiezu kommt endlich, daß der Arbeiter, der Arme bekanntlich zur Wohnung nehmen muß, was am wohlfeilſten zu haben iſt, oder von ſeinem Dienſt- und Brodherrn ihm gegeben wird, und derartige Lokale eignen ſich oft kaum recht zur Wohnſtätte eines Wilden, viel weniger zur Erhaltung einiger Reinlichkeit, zu einer halbwegs geſunden und erträglichen Exiſtenz; daß aber ihre nothgedrungenen Bewohner dadurch tauſendfache Noth leiden, und zwar von der erſten Stunde ihres unglückſeligen Lebens an, iſt nicht minder gewiß.

Um ſo nothwendiger, ſollte man denken, müſſen daher Anſtalten ſeyn, wo jene Arbeiter, jene Dienſtboten und Handwerker ſammt ihren Weibern, ihren Kindern, kurz wo alle minder Bemittelten die einmal nothwendige Reinlichkeit ihres Körpers wie ihrer Leibwäſche und Kleidung immer wieder herzuſtellen vermöchten. Denn zu Haus in der eigenen Wohnung iſt dieß den Wenigſten mehr möglich, und auf dem Lande faſt ſo wenig als in unſern übervölkertſten Städten, wo Tauſende von Familien wohl oder übel gezwungen ſind, in einem und demſelben engen, ſchmutzigen Lokale zu wohnen, zu kochen, zu eſſen, zu waſchen und zu ſchlafen. Was Wunder, wenn wir da jene Klaſſen, alſo die große Mehrzahl unſerer Bevölkerungen faſt durchweg minder reinlich finden, als in ihrem und unſerem Intereſſe zu wünſchen wäre? Auch tragen ſie zweifelsohne ſelbſt immerhin weniger Schuld daran als der Mangel an jeglicher ihnen zugänglichen Gelegenheit, dieſen wie ſo vielen andern Bedürfniſſen unſerer Civiliſation zu genügen.

Und gerade deßhalb können jene öffentlichen Bade- und Waſchanſtalten, wie ſie jetzt immer häufiger erſtehen, als eines der nützlichſten und zugleich intereſſanteſten Inſtitute unſeres Jahrhunderts gelten. Ja, mit ihrer Herſtellung beginnt gewiſſermaßen eine neue, eine glücklichere Epoche in der Geſchichte der Unreinlichkeit und der Armuth, vielleicht die traurigſte Geſchichte, die man ſich denken kann.

Vordem, als die Flüſſe und Bäche noch, auch in der Nähe größerer Städte, rein und zugänglich waren, hatte das Baden oder Waſchen darin weniger Schwierigkeiten als jetzt, wo dieſelben von Häuſern, Werkſtätten, Fabriken umgeben ſind, wo ſich gar manche dieſer Waſſer verloren haben oder verwandelt wurden in Kloake, in Abzugskanäle. Aber geſetzt auch, dem ſey nicht alſo, und es fehlte einer Stadt keineswegs an geeigneten Badeſtellen, ſo pflegen dieſe letzteren ſchon allzu entfernt von den bevölkertſten Quartieren zu liegen, um nicht eben damit faſt alle Bedeutung für jene arbeitenden und ſchmutzigſten Klaſſen zu verlieren. Noch wichtiger iſt jedoch, daß man einmal in unſern Ländern nur die wenigen Sommermonate über im Freien baden kann; und wie dann im übrigen Theile des Jahres helfen, wenn es am künſtlichen Erſatz durch Zuthun des Menſchen, d. h. an öffentlichen und wohlfeilen Bädern gebricht? Der Bemittelte weiß ſich freilich auch hier leicht zu helfen; fehlt es ihm doch ſelten an Badeanſtalten, nicht einmal an Dampfbädern und dergleichen. Was nützen aber ſolche jenen Tauſenden, denen man vielleicht ſchon den Zutritt ſchwerlich ſo leicht geſtatten würde, welche für ein Bad darin bereits den Werth eines ganzen Arbeitstages bezahlen müßten, und welche ſo häufig kaum ihrem Hunger zu genügen vermögen? Leicht begreift ſich ſo, warum ſelbſt in einer Metropole, wie Paris, wo man ſchon vor zwanzig Jahren über achtzig öffentliche Badeanſtalten mit dreitauſend Badewannen und drei Schwimmbaſſins mit achthundert Cabinetten zählte, auf je einen Einwohner dennoch kaum zwei Bäder im Laufe eines Jahres genommen werden, und ſeitens der ärmeren Klaſſen ſicherlich noch ungleich weniger. Wie mag es da erſt in kleineren Städten und auf dem Lande beſtellt ſeyn!

Daß unſerem Landmann ein gewiſſes Reinhalten und Waſchen bei ſeinem Vieh faſt noch mehr am Herzen zu liegen pflegt als bei ſich ſelber ſammt den Seinen, iſt ja männiglich bekannt. Andererſeits ſcheint einmal jene Zeit primitiv chriſtlicher Aſcetik längſt vorbei, deren Symbol das Mönchthum war und gründliche Verachtung des Leibes, aller materiellen Bedürfniſſe. Statt im Körper nur die armſelige, gebrechliche Hülſe um Geiſt oder Seele herum zu ſehen, lernte man deren gegenſeitige Abhängigkeit, ihre innigſte Wechſelwirkung

immer beſſer verſtehen, je tiefer man den Menſchen ſelbſt und ſein Weſen, ſeine Natur zu ergründen wußte. Fördert Reinlichkeit, dieſe Keuſchheit des Körpers, unſere leibliche Geſundheit und Friſche, ſo erwacht mit ihr der Menſch auch zu regerem Gefühl ſeiner eigenen Würde, und lernt ſich beſſer unterwerfen der Stimme der Pflicht wie der Vernunft. In Schmutz und Unſauberkeit dagegen kann Selbſtachtung kaum wohnen, und ſchon deßhalb auch ächte Tugend nicht. Schmutz des Körpers fördert vielmehr auch den der „Seele," und Unreinlichkeit, wie ein noch jetzt lebender Prälat Englands ſagte, muß faſt nothwendig zum Verluſt jener Empfänglichkeit für edlere Gefühle und Strebungen führen, welche doch allein den gemeineren Trieben unſerer Natur entgegen wirkt. Glücklich aber das Land, glücklich das Jahrhundert, wo ſelbſt Prälaten ſolche Wahrheiten öffentlich auszuſprechen wagen!

Bekanntlich fehlt es keineswegs an kritiſchen, wo nicht gar unzufriedenen Köpfen, welche Schatten und Uebel genug an unſerer armen Zeit zu entdecken wiſſen; auch braucht es dazu nicht einmal eines außerordentlich großen Scharfſinns oder Mißbehagens. Gelten ihr doch z. B. lange Ahnenreihen kaum mehr als das höchſte Verdienſt eines Menſchen, Kopfhängen nicht gerade als beſtes Zeichen der Geſundheit, und ſtatt des „Selig ſind die Armen im Geiſt" will ihr vielmehr oft Unwiſſenheit gerade als das größte Uebel erſcheinen. Mag man indeß von unſerer Zeit denken wie man will, das Verdienſt hat ſie unter anderem doch, daß ſie einmal — wenigſtens da und dort — einen ernſten Anlauf genommen, die ſo traurige Lage des Armen, des Arbeiters wirklich zu beſſern, und daß ſie hiezu als den erſten, ja weſentlichſten Schritt eine Beſſerung ihrer Lebensverhältniſſe ſchon hienieden erkannt hat.

So war es denn unſerer Zeit vorbehalten, auch wirkliche öffentliche Bade- und Waſchanſtalten im wahren Sinn des Wortes herzuſtellen, deren ſich der Arme ſo gut bedienen kann wie der Reiche. Man erkannte, daß wenn man jenen leidenden Klaſſen eine poſitive Hülfe zuwenden will, man ihnen vor allem die Mittel zu einer menſchenwürdigeren oder doch minder drückenden Exiſtenz zu verſchaffen ſuchen muß, und daß wiederum unter dieſen Mitteln Sorge für Reinlichkeit eines der wichtigſten iſt.

England hat, wie man ſagt, keinen einzigen Heiligen hervorgebracht, was wohl möglich. Dagegen ſollte auch jene Wahrheit, wie ſo manche praktiſche und gemeinnützige Dinge ſonſt, zuerſt und am lebhafteſten von Briten erkannt werden. Sie waren es, die in der Geſtalt wohlfeiler, oft ganz oder doch nahezu unentgeltlich abgegebener Bäder und Waſchanſtalten dem Armen eines der wohlthätigſten Geſchenke machten, wohlthätig nicht bloß und nicht gerade aus dem Grunde, weil ſie ihm dadurch zu reiner Haut, reiner Wäſche verhalfen, ſondern auch und noch mehr, weil ſie ihn ſo vor ſich ſelber wie vor andern erheben halfen, weil dadurch der Wunſch in ihm wach werden muß, ſich mit den Seinigen rein zu erhalten, reinlicher zu wohnen, und reinlicher ſich zu kleiden. Dort vielleicht zuerſt und am klarſten überzeugte man ſich von der Nothwendigkeit, die ſo traurigen Lebensverhältniſſe jener Kinder der Arbeit und der Armuth, wenn nicht zu heilen, ſo doch zu lindern, und überhaupt zu beſſern, ſo weit möglich. Auch war unter all den großen Verbeſſerungen und geſetzlichen Maßregeln, welche vom britiſchen Parlament die letzten zwanzig Jahre her im Intereſſe der Geſundheit ſeines Volkes ausgeführt wurden, das Fördern öffentlicher Bade- und Waſchanſtalten die erſte. Seine Aufmerkſamkeit wurde aber ganz beſonders durch eine freiwillige Aſſociation in London auf dieſen Punkt hingelenkt. Und ſtimmten doch alle, welche durch Beruf oder Wohlwollen und Menſchenfreundlichkeit in die Wohnungen der Armuth geführt wurden, darin überein, daß da ein Grad von Schmutz, von Unreinlichkeit herrſche, wobei Geſundheit des Körpers ſo wenig beſtehen könne als Geſundheit der Seele und der Sitten. Sofort beſchloß eine kleine Zahl praktiſcher und gut geſinnter Männer, ihr ſpecielles Augenmerk der Sache der perſönlichen wie häuslichen Reinlichkeit zuzuwenden. Von der abſoluten Unmöglichkeit überzeugt, daß hiefür der Arme, der Arbeiter ſelbſt die nöthige Sorge zu tragen, oder ſeine Leibwäſche, ſeine Kleidung in der eigenen Wohnung zu waſchen und zu trocknen vermöchte, wollten ſie ihm durch Herſtellung von Anſtalten zu Hülfe kommen, wo jeder mit aller Bequemlichkeit, dazu für eine Kleinigkeit ſein warmes oder kaltes Bad haben und ſeine Wäſche waſchen und trocknen könne. „Wo aber ein Wille iſt, da iſt auch ein Weg," ſagt der Engländer.

Um alſo den großen Zweck zu erreichen und vor allem den Nervus rerum, die nöthigen Geldmittel herbeizuſchaffen, d. h. um Kapitaliſten und Publikum lebhaft genug dafür zu intereſſiren, benützte man die gewöhnlichen Agitationsmittel, wußte überhaupt das ganze „Movement" höchſt praktiſch und umſichtig einzuleiten. Einem Volk wie die Briten, längſt an Selbſtregierung und Selbſthülfe gewöhnt, kann es ja nie an Hülfe fehlen, am wenigſten in ſo wichtigen und gemeinnützigen Dingen. Einflußreiche Meetings wurden abgehalten, ſogar unter dem Vorſitz des Lordmayor, ſchließlich eine Geſellſchaft zur Förderung der Reinlichkeit unter den Armen zu gründen beſchloſſen, und eine Subſcription

zu freiwilligen Beiträgen oder Aktienzeichnungen eröffnet.

Dieß geschah im September 1844, und schon im Mai des folgenden Jahres war die erste Anstalt dieser Art zu London vollendet, die sogenannten „Free Baths and Washhouses.“ Höchst passend hatte man sie in eines der dichtbevölkertsten und schmutzigsten Quartiere, in die Nähe der London Docks verlegt, hatte da ein altes Gebäude einfach mit Kesseln, Röhren, Wannen, Zubern und dergleichen versehen, und überhaupt alles so wohlfeil als möglich hergerichtet. Dafür wurden daselbst heißes und kaltes Wasser sammt Seife und Soda vorerst ganz kostenfrei abgegeben. Auch machten sich gleich im ersten Jahr nicht weniger als 28,000 Badende und 36,000 Waschерinnen die Sache zu Nutze, im folgenden Jahr zusammen gegen 85,000 Personen; ein Erfolg, welcher die gehegten Erwartungen noch weit übertraf. Und doch war die Anstalt in einem der schlechtesten Stadttheile, das Gebäude dem Zweck so wenig entsprechend, als ein Gebäude nur seyn konnte, seine innere Einrichtung höchst ordinär und einfach. Einzig und allein ihrem Nutzen hatte so die Anstalt jene überraschenden Erfolge zu danken. Eben damit zeigte sie aber, wenn es je eines solchen Beweises bedurfte, daß auch der Arme recht gerne sich badet und reinlich hält, sobald er nur die Mittel dazu findet. Ihr Erfolg endlich hat zu Maßregeln und Unternehmungen geführt, welche den ärmeren und arbeitenden Klassen nicht allein in gar mancher Stadt Großbritanniens und Irlands, sondern auch im übrigen Europa, ja durch die ganze civilisirte Welt zu so großem Nutzen gereichen sollten.

Bereits im Jahr 1846 erhielt dort ein Parlamentsbeschluß die königliche Genehmigung, wodurch Gemeinden zur Errichtung öffentlicher Bade- und Waschanstalten ermuntert und in der Aufnahme der hiefür nöthigen Geldmittel erleichtert wurden; denn ihre Herstellung, lauten die Worte jenes Aktes, sey höchst wünschenswerth im Interesse der öffentlichen Gesundheit und Wohlfahrt, vor allem in volkreicheren Städten. Jede Gemeindebehörde war jetzt gesetzlich ermächtigt, auf Nachsuchen von nur zehn Steuerpflichtigen einen Antrag auf Errichtung solcher Anstalten zu stellen, und dieselben bei Zustimmung von zwei Drittheilen der stimmfähigen Bürger auszuführen. Auch dort ließen sich natürlich nicht alle Gemeinderäthe so leicht dazu bringen, die Steuerlast ihrer Gemeinden einer Anstalt zu Liebe zu vergrößern, deren Bedeutung vielleicht nicht gleich in Aller Augen sprang. Dem ganzen System war indeß durch jenes Gesetz auf einmal ein sicherer Halt gegeben; in Einem Lande der Welt wenigstens konnte es jetzt als festgestellt gelten, und sogar kleinere Orte oder Boroughs unterließen nicht, sich ihrer Vollmacht in ausgedehnter Weise zu bedienen.

Rasch erhob sich eine Anstalt dieser Art nach der andern durch ganz Britannien und Irland, und kaum dürfte sich hier mehr eine halbwegs bedeutende Stadt finden, welche nicht eine oder mehrere derselben aufzuweisen hätte. In London allein findet sich jetzt über ein Dutzend, fast in jedem Quartier eine und mehrere, die meisten und besten in St. Giles, St. George, Endellstreet, High Holborn, Lambeth (Westminster Bridge Road), und alle durch Privatgesellschaften gegründet.

Auch blieb die Bewegung zu Gunsten dieser Anstalten keineswegs auf Britannien beschränkt. Behufs ihrer Prüfung schickte schon vor zwölf Jahren die französische Regierung eine eigene Commission nach England, und in Folge ihres günstigen Berichtes votirte die (letzte) Assemblée nationale, 600,000 Franken zur Unterstützung von Gemeinden, welche derartige Anstalten errichten wollten. In Berlin constituirte sich im Jahr 1853 auf Betrieb des damaligen General-Polizeidirektors von Hinkeldey eine Aktiengesellschaft zu demselben Zweck. Ihre erste und höchst elegante Musteranstalt (Schillingsgasse) erforderte gegen 90,000 Thaler Anlagekosten und wurde im Jahr 1856 eröffnet, eine zweite (Auguststraße) 1857. Demselben Beispiel folgten Wien, Brüssel, Amsterdam, Hamburg, München, Genf, Lausanne, Turin, Venedig, deßgleichen Lissabon, Kopenhagen, Christiania u. a., und es steht zu hoffen, daß sich mit der Zeit immer mehr Städte auch bei uns dieser Wohlthat erfreuen werden.

Sehen wir jetzt, durch welche Einrichtungen und Maßregeln jene Anstalten ihren so nützlichen Zweck zu erreichen suchten und was bis jetzt erreicht worden ist. Erstere verdienen aber zweifelsohne in hohem Grade das Interesse jedes Gebildeten und jedes Menschenfreundes. Sind doch öffentliche Bad- und Waschanstalten keineswegs ein so einfaches, selbstverständliches Ding, wie vielleicht mancher denken könnte, vielmehr eben so merkwürdige und künstlerisch vollendete als nützliche Produkte der Technik, der Baukunst. Ja sie setzten die Lösung vieler höchst schwieriger Probleme voraus, und gar mancher verwickelter Untersuchung, mancher kostspieligen Versuche bedurfte es, um sie auf die heutige Stufe ihrer Vollkommenheit zu erheben. Zudem hat man sich bei deren Betrieb ein gut Theil Menschenkenntniß erworben und letztere auch wieder angewandt zum Frommen gerade jener Klassen der Bevölkerung, welchen man besonders Hülfe schaffen wollte. Denn um diesen nach Kräften zu nützen, mußte man Bedürfnisse, Gewohnheiten und Ansichten derselben erst durch

Digitized by Google

Erfahrung genauer kennen lernen; man mußte ſich immer klarer werden über die Hauptbedingungen der Vortheile ſolcher Anſtalten für die Bevölkerung ſowohl als für ihre Unternehmer, die Kapitaliſten, deßgleichen über die beſten Mittel, dieſem allen zu genügen.

Sollen aber dieſe Anſtalten wirklich ihren vollen Nutzen bringen, und zwar ganz beſonders den Bedürftigeren, dem Arbeiter ſammt den Seinigen, ſo müſſen ſie vor Allem dieſen Klaſſen nahe und bequem genug liegen, ferner leicht zugänglich und möglichſt wohlfeil ſeyn; ſie müſſen ihre Bäder, ihre Waſchapparate zu einem Preiſe liefern, welcher die Mittel auch eines Tagearbeiters und eines Armen nicht überſteigt. Iſt man einmal nothgedrungen zu der Ueberzeugung gelangt, daß Anſtalten ſolcher Art geradezu unentbehrlich ſind für die Geſundheit und Wohlfahrt jeder Bevölkerung, und zwar der ärmeren Klaſſen noch unendlich mehr als der andern, ſo wird man auch dafür Sorge tragen müſſen, daß ihre Wohlthaten gerade dieſen letzteren Klaſſen in vollem Maaß zu gute kommen können. Nur dann werden ſie alſo ihren Hauptzweck erfüllen, wenn man darauf bedacht iſt, ſie der Art zu ſtellen und einzurichten, daß ihr Gebrauch auch dem wenig Bemittelten, dem Armen bequem genug gemacht wird, wenn dieſer Zeit und Mittel finden kann, jene herrliche Gabe der Menſchenfreundlichkeit aufzuſuchen und in Empfang zu nehmen.

Am beſten verlegt man daher öffentliche Bade- und Waſchanſtalten mitten in die dichtbevölkertſten Quartiere, da wo ſich die zahlreichſte Arbeiterbevölkerung, die meiſten Fabriken, Werkſtätten und Arme befinden, nicht aber an's Ende der Städte, oder gar vor dieſelben hinaus, wo zwar vielleicht Grund und Boden, auch Waſſer wohlfeiler zu bekommen, aber die Entfernung viel zu groß iſt. Erſt eine halbe oder ganze Stunde dahin zu gehen vermag der Arbeiter, der Aermere wie ſein Weib ſelten oder nie, jedenfalls nicht an Arbeits- und Wochentagen. Dieß hieße von ihnen ein Opfer an Zeit und Mühe fordern, welches die wenigſten bloß der Reinlichkeit zu Liebe bringen könnten, außer etwa an Sonn- und Feiertagen, oder am Sonnabend.

Den zweiten Hauptpunkt, vielleicht den weſentlichſten von allen, auch für die eigene Fortexiſtenz und Rentabilität dieſer Anſtalten, die Wohlfeilheit, hat man die letzten Jahre her in Folge mancher unangenehmen Erfahrungen immer beſſer in's Auge zu faſſen verſtanden. Will oder muß man aus irgend welchem Grunde für Benützung der Anſtalt auch von Aermeren wenigſtens eine kleine Gebühr erheben, ſo kann dieſe in der That nicht klein genug ſeyn, denn ſonſt wird die große Mehrzahl aller Armen ſie lieber ganz unbenützt laſſen. Wohlfeilheit iſt aber nur möglich bei ausreichend großen Geldmitteln, bei ſtarker Frequenz in Hauptſtädten, oder aber bei um ſo einfacherer und beſcheidenerer Einrichtung der Anſtalten in kleineren Orten, wo vielleicht Unternehmer oder Gemeinden am beſten gleich von vornherein auf jede Rentabilität derſelben oder gar auf Gewinn dabei verzichten. Als weitere Bedingung jener Wohlfeilheit muß endlich die Vereinigung öffentlicher Bäder mit öffentlichen Waſchanſtalten zu einem Ganzen gelten, wie man ſich bereits bei einer älteren Anſtalt dieſer Art in Liverpool (der erſten von allen) und nicht minder beim erſten Verſuch in London überzeugt hat. Iſt doch eine ſolche Verbindung beider nicht bloß ganz der Natur der Sache nach ſchon mit dem Weſen und Bedürfniß ſolcher Anſtalten gegeben, ſondern auch glücklicherweiſe der Art, daß dadurch beide, Bäder ſowohl als Waſchanſtalt billiger werden. Leicht begreift ſich ſo, warum man noch immer und überall beide zu vereinigen beſtrebt war.

Demgemäß zerfällt denn das Gebäude ſtets in zwei durchaus getrennte Abtheilungen für Bäder und Wäſche: in erſtere, meiſt nach vorne gelegen, mit geſonderten Räumen für Baſſins und Wannenbäder, für Männer, Frauen, Kinder; der Waſchſaal nach hinten, ſammt Trockenofen und ſonſtigen Anhängſeln. Auch hinſichtlich ihres allgemeinen Typus gleichen ſich dieſe Anſtalten in hohem Grade. Es ſind nette, freundliche Gebäude, in England faſt durchweg aus rothem Backſtein, mit einem luftigen Zug- oder Ventilationskamin, über dem Glasdach hervorragend, ohne ſonderliche Anſprüche auf Schönheit und Pracht, aber geräumig, Alles durchweg zweckmäßig und wohl geordnet, reinlich, oft ſogar elegant. Nichts erinnert da den Dürftigen und Bekümmerten an ſeine Noth, ſeine Bedrängniß, nicht einmal eine allzu ängſtliche Sparſamkeit; etwas geſpart wird da höchſtens an Waſſer, welches man, zumal in England, oft theuer genug bezahlen muß. Kurz, dieſe Anſtalten tragen ganz jenen Stempel ächter Menſchenfreundlichkeit, Hand in Hand mit eben ſo hübſcher und gefälliger, als techniſch vollendeter Einrichtung, der ſo manche Unternehmungen unſerer Zeit kennzeichnet. Sind ſie doch am Ende hervorgegangen aus jenem ſanfteren und lichteren Geiſt, wie er mehr und mehr die Welt durchdringt; aus der Ueberzeugung, daß nicht finſtere Ascetik, nicht Stehenbleiben beim Alten, ſondern Fortſchritt, Vermenſchlichung und vor Allem Erhebung der gedrückteſten Klaſſen die wahre Aufgabe unſerer Zeit iſt.

Ja dieſe Bad- und Waſchanſtalten können uns trotz all ihrer Beſcheidenheit als nicht unwürdige

Rivalen jener altrömiſchen Thermen * gelten, deren Trümmer wir noch heute bewundern. Sind ſie minder coloſſal und prächtig, ſo ſind ſie dafür um ſo nützlicher und jedenfalls unſern Bedürfniſſen, unſerer Zeit mindeſtens eben ſo entſprechend, wie es jene der ihrigen geweſen. An der Hauptſache, an Waſſer, Feuer und Luft fehlt es ihnen wahrlich ſo wenig als jenen alten Thermen. Seit man, Dank der jetzigen Civiliſation und einem beſſeren Verſtändniß der Geſundheitspflege, darauf bedacht war, auch unſern Städten mehr und mehr Waſſer zuzuführen, oft durch Mittel, wovon die Römer noch keine Ahnung hatten, weiß ſich jede Bade- und Waſchanſtalt Waſſer genug zu verſchaffen und daſſelbe aus den ſtädtiſchen Waſſerleitungen in ihre großen Behälter aus Eiſenblech oben unter dem Dach zu führen. Statt im alten, immerhin etwas plumpen Hypocauſtum erwärmt ſie das Waſſer in mächtigen Keſſeln, und ſo ökonomiſch, daß man jetzt z. B. in England das Waſſer für tauſend warme Bäder mit etwa zwei Tonnen Steinkohlen im Werth von 24 Schillingen zu erhitzen verſteht. Kleine Anſtalten aber, wie z. B. diejenigen von Chevalier und Saint-Leger in Frankreich, wiſſen ſich oft ſchon mit dem Condenſationswaſſer von Dampfmaſchinen und Dampfkeſſeln in Fabriken, Brauereien oder öffentlichen Gebäuden zu behelfen. Bauten die Römer coloſſale Rotonden und Plafonds über ihre Baſſins, ihre warmen Bäder, weil ſie den Boden ſo wenig zu ſparen brauchten als ihre Backſteine, ſo weiß man auch in unſern Anſtalten der Feuchtigkeit und Luftverderbniß darin durch geräumige, luftige Conſtruktion wie durch tüchtige Ventilationsſchachte oder Zugkamine im Dach zu wehren. Bei der innern Einrichtung aber iſt alles Holzwerk möglichſt gemieden. Selbſt das Dach ruht da auf eiſernen Sparren, wie der Fußboden auf eiſernen Trägern; die Treppen ſind aus Stein, aus Granit, die Scheidewände aller Bade- und Waſchzellen ſo gut als die Fußböden aus Schiefer, und nur galvaniſirtes, gegen Roſt geſichertes Eiſen kommt mit Waſſer, mit Waſſerdampf oder Wäſche in Berührung. Das Licht endlich kommt in unſern Anſtalten ſo gut von oben wie in jene altrömiſchen Thermen, und zwar durch ein elegantes Glasdach, und Nachts ſtrahlen da hunderte von Gasflammen.

Doch betreten wir einmal ſelbſt eine der größten und beſten dieſer Anſtalten, um einen Blick in deren Inneres zu werfen. Ein höflicher Aufſeher empfängt uns und führt ſeinen Beſuch durch's ganze Gebäude.

Das Badehaus, wohin wir zuerſt gelangen, beſteht aus zwei durchaus geſchiedenen Räumen oder Abtheilungen für Männer und Frauen, getrennt von einander durch Mauern, Corridore, oft durch große Waſſerbaſſins oder durch die Waſchzimmer. Haben wir von der Hauptpforte der männlichen Abtheilung aus die Galerie im Erdgeſchoß paſſirt, ſo erblicken wir vorerſt ein oder zwei große Baſſins oder Schwimmbäder, oft hundert Fuß lang und breit, fünf bis zehn Fuß tief, und überwölbt von einem hohen Glasdach, ſo daß wir uns im Freien zu befinden glauben. Das Waſſer blickt ganz verführeriſch klar und durchſichtig, ſtrömt beſtändig zu und ab, wird im Winter künſtlich erwärmt, und um ſeine Klarheit noch mehr hervorzuheben, um dem Baſſin überhaupt ein möglichſt gefälliges Ausſehen zu geben, iſt dieſes oft durchweg mit glaſirten, glänzend weißen Backſteinplatten ausgelegt. Rings herum befindet ſich eine Reihe kleiner Verſchläge aus Schiefer, zum Aus- und Ankleiden beſtimmt, nach hinten mit einer Thüre, vorne mit Vorhängen verſehen.

Zu beiden Seiten liegen die Badecabinete oder Zellen für Wannenbäder erſter und zweiter Klaſſe, je nach Größe der Anſtalt zwanzig bis vierzig, oft achtzig und hundert an der Zahl. Es ſind hohe, luftige Zimmer, durch große Fenſter von oben erleuchtet, Nachts durch Gas, und immer umſchloſſen von Wänden aus bemaltem Schiefer, was nicht wenig zur Nettigkeit ihres Ausſehens beiträgt. Diejenigen der zweiten Klaſſe unterſcheiden ſich von denen der erſten nur durch geringere Eleganz, entſprechend ihrem geringeren Preis. In den Cabineten der erſten Klaſſe wie auf der ganzen weiblichen Abtheilung ſehen wir die Schieferwände oft ſogar mit weißlich grünem Email überzogen, dazu Spiegel, Bodenteppiche, Stühle, Geſtelle zum Aufhängen der Kleidungsſtücke, und an jeder Thüre einen porcellanenen Knopf mit der Nummer darauf gemalt. Die Badewannen ſind in der zweiten Klaſſe aus emaillirtem Eiſen oder Zink, in der erſten Klaſſe aus Fayence, weiß glaſirter Steinmaſſe oder aus emaillirtem Stuckmarmor, mit Hahnen für warmes wie kaltes Waſſer verſehen, und öfters in den Boden eingelaſſen. Gefüllt und entleert wird die Wanne nur von unten, durch eine mittelſt einer Klappe, eines Ventils geſchloſſene Oeffnung, und die Zugſtange dazu läßt ſich bloß von außen dirigiren. Um einer übermäßigen Waſſerverſchwendung vorzubeugen, kann ſo der Badende ſein Waſſer nicht ſelber regulliren, ſondern nur der Badediener durch Oeffnen oder Schließen eben jener Klappen; ein Ruf genügt aber, um nach Belieben heißes oder kaltes Waſſer zugeführt zu erhalten. Nach jedem Bade wird die Wanne ſofort gereinigt, wie denn

* ſ. d. Artikel über antike und orientaliſche Bäder in Nr. 20 d. J.

überhaupt durchaus für größte Reinlichkeit geſorgt iſt. Um endlich allzugroße Feuchtigkeit und Luftverderbniß, wie ſie in derartigen Lokalen immer zu entſtehen droht, zu hindern, ſind ſämmtliche Badecabinete nach oben zu offen, ſo daß vom Luftſchacht oder Ventilationskamin auf dem Dache beſtändig ein friſcher Luftſtrom durch dieſelben dahin zieht. Auch ſucht man öfters dieſe Luftcirculation noch dadurch zu fördern, daß ſich zwiſchen den Wandungen der Badewanne und deren durchlöcherter Schieferbekleidung ein offener Zwiſchenraum befindet, durch welchen eine Luftſtrömung nach unten hin ſtattfindet.

Wohlfeiler und dazu comfortabler als hier kann man wohl nirgends baden. Denn ſelten überſteigt der Preis für ein Baſſin- oder Wannenbad ein bis zwei Groſchen, mag daſſelbe warm oder kalt ſeyn, und für diejenigen erſter Klaſſe etwa das Doppelte bis Dreifache dieſer Summe, während man ſonſt und in kleineren Städten noch jetzt für das ſchlechteſte warme Wannenbad oft zehn bis fünfzehn Groſchen bezahlen muß. Nur China mag hierin der Vorzug gebühren; der Arme kann dort ſogar für zwei Pfennige ſein warmes Bad haben, und erhält dafür noch eine Taſſe Thee ſammt einer Pfeife Tabak dazu.

(Schluß folgt.)

Die zweite Liebhaberin.

(Schluß.)

XI.

Vierzehn Tage waren hingegangen. Die Aufführung des Dramas, in welchem Roſa die Hauptrolle geben ſollte, hatte ſtattgefunden und ſie darin eine Kraft, Leidenſchaft und Kunſt entwickelt, daß die Kenner mit Staunen folgten und das Publikum den aufgeregteſten Beifall ſpendete. Der Sieg war vollkommen und bildete denn auch andern Tags den Hauptgegenſtand der Unterhaltung in den feineren Kreiſen der Stadt.

Roſa, indem ſie den früher ſchon gelungenen Verſuch in überraſchender Vollendung wiederholte, hatte ihre Begabung für die höhere Sphäre der ſtrengſten Kritik dargethan. Die Verwandlung ihres Herzens und Willens im Bunde mit der angeſammelten Erfahrung hatte neue Fähigkeiten in ihr zu Tage gebracht und nicht nur ihrer Geſtalt und Miene einen edleren, heroiſcheren Ausdruck, ihrem Spiel mehr Feuer, Innigkeit und Schwung verliehen, ſondern auch ihre Stimme umfangreicher und tönender erſcheinen laſſen. So wahr iſt es, daß die phyſiſchen Mittel abhängen vom Geiſt, ein erhöhtes Wollen auch ſie erhöhen und die unzureichend ſcheinenden zureichend machen kann.

Es war der Künſtlerin doch eine große Genugthuung. Ein ſüßes Gefühl der Macht durchdrang ſie, und am Abend während der Vorſtellung, am andern Tag bei Beſuchen glückwünſchender Verehrer empfand ſie die reinſte Freude. Sie hatte ſich's ausgedacht, alle ihre Kräfte aufgerufen und zuſammengenommen und das Bild ihrer Seele auf der Scene verwirklichen wollen; aber wer ſtand ihr gut dafür, daß ſie es auch konnte? Nun mußte ſie dem Beifall der Zuſchauer, der allgemeinen Stimme glauben und durfte die Leiſtung für gelungen halten.

Nach und nach ſank die bewegte Fluth, Ruhe kam in ihr Herz und die Befriedigung ihrer Seele gewann einen Charakter des Ernſtes, von dem ſich eine ſtille Melancholie nicht abhalten ließ. Die Grundempfindung war doch eine beglückende. Die innere Vertiefung wurde von ihr als ein Zuwachs ihres Weſens, als dauernder Gewinn empfunden.

Als ſie am dritten Morgen aus ihrem Stübchen in's Zimmer trat, fand ſie die Mutter eifrig leſend. Verſchiedene Zeitungen waren eingegangen, die ſämmtlich das Lob der Tochter verkündeten, und die gute Frau ſchwelgte eben in einem wahren Hymnus, in dem ſich die gefürchtete Feder Emil Schilfs ergoſſen hatte. Dieſer Gute konnte, wenn nicht höhere Motive entgegen traten, eben ſo tapfer preiſen wie ſchmähen, und dießmal, von dem Spiel Roſas bezwungen, hatte er ſein Feuilletongenie in einem Panegyrikus blitzen laſſen, daß die Mutter Edelſteine und Perlen zu leſen glaubte. Mit leuchtenden Augen ging ſie auf die Tochter zu, meldete ihr die Vollendung des Triumphs durch die

Digitized by Google

Preſſe und küßte ſie unter Thränen der Freude. Sie war über den Erfolg noch glücklicher, jedenfalls ſtolzer als Roſa, und ihre Mienen hatten zugleich etwas Geheimnißvolles, als ob aus dem umgedrehten Füllhorn noch eine Spendung zu erwarten wäre.

Zunächſt beſchäftigte ſie ein anderer Gedanke. Nach einem Moment des Beſinnens ernſt geworden, faßte ſie die Hand der Tochter und ſagte: „Du haſt Alles erreicht. Du haſt gezeigt, daß du eine Künſtlerin biſt; die ſchärfſten Kritiker ſetzen dich ſchon den berühmteſten Namen an die Seite. Schau nun aufwärts, mein Kind! Widerſtehe deiner Schwäche! Bezwing' eine Leidenſchaft, die an deinem Herzen zehrt! Vergiß ihn, der ohne Zweifel dich vergeſſen hat!"

Roſa hatte ernſthaft gehorcht. Bei den letzten Worten, ungläubig oder gegen den Gedanken ſich wehrend, ſchüttelte ſie den Kopf. — „Wie!" rief jene, mit einem Anflug von Unmuth; „du zweifelſt noch? Kommt er auch nur dazu, uns, die wir Alles für ihn gethan haben, ein paar Zeilen zu ſchreiben? Er denkt nicht an dich! Er lebt ſeiner Braut — oder ſeiner Frau. Er iſt aufgegangen in ſeinem Glück — und wem verdankt er's?"

„Du biſt ungerecht, Mutter," entgegnete die Tochter mit dem Humor eines melancholiſchen Herzens. „Wem verdanke denn ich mein Glück? — wem verdank' ich den Triumph, den ich gefeiert habe? Offenbar Ihm, wie du ſelber zugeben mußt, ſeiner Liebenswürdigkeit — was mir nämlich ſo vorkam — und ſeiner Liebloſigkeit! Beide mußten zuſammen kommen, um mich zu der Schauſpielerin zu machen, die nun vom Publikum und den Journalen gefeiert wird. „Geſtehen wir's uns jetzt," fuhr ſie nach einem Moment fort, indem ſie ihr launig in's Auge ſah, „ich war in der That ein oberflächliches Ding. Poſſen zu machen war meine Kunſt und mein Beſtreben. Die Soubrettenrollen hatten mir nach und nach eine Frivolität beigebracht, daß mir der ehrlichſte Ernſt bereits anfing pretentiös zu erſcheinen. Ich war leichtfertig und kalt — ja, auch kalt! In den beſten Momenten war's doch nur ſoſo, und nicht das Rechte. Nun iſt Alles anders geworden, und wenn ich wieder eine Rolle von der luſtigen Gattung bekomme, werde ich auch dieſe feiner und ſchöner ſpielen. Es war eine Schickung," fuhr ſie mit einem unterdrückten Seufzer fort, „und der Hauptvortheil iſt auf meiner Seite. Alſo keinen Seitenhieb auf ihn — das bewußtloſe Werkzeug meines guten Genius! Laß ihn das Glück genießen, das er um mich gar wohl verdient hat! Und wenn er uns dabei vergißt — dem Glücklichen, du weißt ja, ſchlägt keine Stunde."

Die Mutter ſchüttelte den Kopf, indem ihre Augen feucht wurden. „Ich würde dich," entgegnete ſie, „für das edelſte Geſchöpf der Welt erklären, obwohl du mein Kind biſt, wenn ich nicht wüßte, daß die Liebe in allen Geſchöpfen großmüthig iſt. Du ſprichſt zu ſeinen Gunſten? Du liebſt ihn alſo noch! — O Welt, o Welt!"

„Was haſt du nur dagegen?" verſetzte Roſa mit Lächeln. „Wenn die Liebe großmüthig und edel macht, dann iſt's ja genug, zu lieben und die Vortheile davon zu haben. Iſt edle Geſinnung nicht die Hauptſache? Und wenn zu ihr die bloße Liebe führt, wozu bedarf es da noch des Geliebtwerdens?" — „Geh!" rief die Mutter, halb gerührt, halb unwillig; „du biſt eine Thörin!" — „Das edelſte Geſchöpf," entgegnete Roſa, eine Thörin?" — „Allerdings," verſetzte die Mutter, „eine Schwärmerin, von der ich ſorgen muß, daß ſie ihr Lebensglück verſäumt, indem ſie ein unerwiedertes Gefühl wie ein Heiligthum pflegt. Doch, ich hoffe, die Zeit wird das Ihre thun. Du biſt noch jung, und was du dir auch einbilden magſt, ehe Monate dahingegangen ſind, wird dieſe Leidenſchaft dir erſcheinen wie ein Traum, über den man lächelt, wenn man erwacht. Du wirſt die Augen aufmachen und endlich den Mann finden, der dich wieder liebt."

Roſa, mit einer ablehnenden Bewegung, hemmte die Fortſetzung. „Es mag ſeyn," erwiederte ſie nach einem Moment. „Bis jetzt hab' ich aber nichts dergleichen im Sinn und das Träumen iſt mir noch lieber als das Wachen. Laſſen wir's und erwarten wir alles Uebrige von der Zeit! Ich bin wirklich zufrieden; ich habe meine Plane als Schauſpielerin und will die gute Gelegenheit benutzen, um noch einige Rollen zu ſpielen wie die ſo gut gelungene und ſo viel geprieſene. Ich werde ſie bekommen — was will ich mehr?"

Die Mutter nickte und ſchwieg. Sie trat auf die Seite, machte ſich an einem Schrank etwas zu thun und betrachtete dann die nachdenklich Daſtehende mit einer eigenthümlichen Miſchung von Trauer und Hoffnung, als plötzlich die Klingel ertönte und nach einigen Sekunden die Köchin mit einem Brief erſchien „an die gnädige Frau." Dieſe erbrach ihn, las und ihre Wangen rötheten ſich; mit Mühe hielt ſie eine triumphirende Empfindung nieder, die ſich auf ihrem Geſicht ausdrücken wollte, und ſagte zu Roſa mit Lächeln: „Ich muß ausgehen! Studire derweil die Blätter." — „Wohin gehſt du?" fragte Roſa. — „Vorderhand," erwiederte die Frau, „bleibt das mein Geheimniß." — „Ah!" rief jene, „du haſt Geheimniſſe vor mir? Das iſt etwas Neues!"

Mit einem liebevollen Blick entgegnete die Mutter: „Nicht gegen dich, mein Kind, wie du dir denken

kannſt, ſondern für dich! Für dein Glück — dein wahres Glück —" — „Nun," verſetzte Roſa mit einem Aufſchauen des Argwohns, „ich hoffe nicht —" — „Keine Sorge!" unterbrach ſie die Frau kopfſchüttelnd. „Deine Freiheit ſoll dabei nicht angetaſtet werden." — „Dann," erwiederte jene, „thue, was du vorhaſt, und mögen deine Bemühungen geſegnet ſeyn!"

Die Mutter verließ die Stube. Roſa trat zu dem runden Tiſch, nahm eine Zeitung nnd las. Ihre Züge erhellten ſich. „Es thut doch wohl, ausgezeichnet zu werden," ſagte ſie endlich; „zumal von einem, dem ſonſt nichts gut genug iſt und der lieber verwundet — um ſeinem Namen Ehre zu machen. Sonderbare Menſchen! Die beſten können die ſchlimmſten und die ſchlimmſten die beſten werden! Sogar auf die Bosheit kann man ſich heutzutag nicht mehr verlaſſen."

Sie ergriff ein anderes Blatt, und ſchon die erſten Zeilen entriſſen ihr einen Ausruf der Verwunderung. Es war der Preisgeſang von Schilf, der mit ſeinen humoriſtiſch pathetiſchen Sprüngen auf die klare Seele der Gefeierten nur einen ſonderbaren Eindruck machen konnte, aber ſie doch erheiterte und vergnügte. Sie ſchüttelte den Kopf und lächelte. „Welche Bekehrung!" rief ſie zuletzt; „und was iſt gegenwärtig nicht Alles möglich!"

Das Blatt weglegend, als ob ſie von Lob geſättigt wäre, ſuchte ſie unbewußt die Bank in der Laube auf. Ihr Herz verlangte zu träumen und gewiſſen Gedanken ſich hinzugeben. Eine Rede der Mutter hatte ſie getroffen. „Es iſt in der That auffallend," ſagte ſie ſich, „daß er nicht einmal ſchreibt — einige wenige Zeilen ſchreibt! — Hat er uns wirklich vergeſſen im Hauſe der Braut — oder der Frau? Undankbar iſt er doch ſonſt nicht geweſen; im Gegentheil, er konnte mit ſeinen Dankſagungen ordentlich zur Laſt fallen. Aber allerdings," fuhr ſie mit einem traurigen Lächeln fort, „aus den Augen, aus dem Sinn, das iſt ein bewährter Spruch. Das Glück entrückt den Geiſt, und das Erſte, was wir dabei vergeſſen, iſt die Pflicht, die leidige Pflicht." Innehaltend ſchaute ſie vor ſich hin. Dann ſagte ſie: „Oder wär's doch anders? Hätte ihn das Glück vielmehr belehrt und ihm die Augen geöffnet über mich und meine Gefühle? Hätte er hinterdrein erkannt, daß ich ihn liebe, leidenſchaftlich liebe, und wollte er mir durch eine Schilderung ſeliger Tage nur nicht wehe thun? Möglich auch das! und das ſtimmt mehr zu ſeinem Charakter!"

Sie ſchwieg und ſchien ſich in eine Vorſtellung zu vertiefen. Auf einmal erhob ſie den Kopf nnd rief: „Sachte, Phantaſie! Nach Glück ausſchauen heißt ſich Unglück holen! Machen wir aus der Noth eine Tugend!" fuhr ſie mit ruhiger Entſchloſſenheit fort. „Gönnen wir jenen ihr Glück und befaſſen wir uns mit der vielgerühmten Entſagung! Am Ende bleibt mir mein Geiſt — wie ich hoffe, auch mein Humor — und die Kunſt, das göttliche Gefäß, in das ich mein Herz, wenn es zu voll und zu ſchwer geworden, immer wieder ausſtrömen kann."

Sie ſtand auf und ſah auf die Thüre. Ein Verlangen, die Mutter zn ſehen, erhob ſich in ihr — eine Neugier, was ſie vorhaben möge. Auf einmal ertönte die Klingel, von kräftiger Hand gezogen. War das nicht ein Klingeln, wie —?. Ohne zu wiſſen, was ſie that, mit ſchauerndem Herzen, ging ſie zur Thüre und öffnete ſie, während die Magd eben die äußere aufmachte. Ein Schrei der Ueberraſchung entfuhr ihr. „Heinrich Born!" rief ſie laut. „Sie kommen ſelbſt?" — Heinrich, der eingetreten nnd auf den Ruf ſtill geſtanden war, grüßte mit einem Ernſt, den man feierlich nennen konnte, ging in's Zimmer und gab ihr die Hand.

Roſa, nach der Ueberzeugung, die ſie haben mußte, erkannte die Nothwendigkeit, ihn als liebende Freundin, als Schweſter zu empfangen; ſie raffte all ihre Kraft zuſammen, und ihr Herz, wie mächtig es klopfte, fügte ſich. „Nun," fragte ſie mit gutmüthigem Lächeln, „Sie ſind glücklich? Haben Alles nach Wunſch getroffen, und — Erzählen Sie mir! Sie wiſſen, welch innigen Antheil ich nehme."

Heinrich ſtand betreten, verdüſtert. Roſa, vergebens auf eine Antwort harrend, fuhr fort: „Was iſt Ihnen? Das Glück macht ernſt, ich weiß es — Aber Sie haben ein Ausſehen — — Sind Sie nicht glücklich?" — „Nein," erwiederte Heinrich mit traurigem Ton. — „Wie!" rief das Mädchen. „Sind Sie nicht mit Auguſte verheirathet? oder werden heirathen?"

„Nein," rief jener, indem er bitter den Mund verzog. „Das Verhältniß iſt gelöst. Sie hat für gut gefunden, einen Andern — einen Reichen zu beglücken und wird nächſtens —" — „Ah!" rief die Liebende, jäh beſtürmt von den widerſprechendſten Empfindungen, aber nach einem blitzähnlichen Gefühl der Freude doch mit einem Ernſt des Bedauerns in ihrem Geſicht. „Sie ſind betrogen — und unglücklich?" fuhr ſie mit dem Tone des Mitleids fort.

„Betrogen und unglücklich — ja," verſetzte Heinrich; „aber unglücklich nicht durch den Betrug, ſondern durch die unverantwortliche Selbſttäuſchung, in der ich befangen und ſo ſicher geweſen bin. Wie iſt es möglich, daß ein Menſch eine ſolche Zeit in ſolcher Verblendung lebt? Was kann ſo einer noch von ſich ſelber erwarten?"

Roſa, durch den bittern und traurigen Ton dieſer

Digitized by Google

Antwort getroffen und irre geführt, ſagte mit Ernſt: „Der Glaube an eine Liebe, die man Ihnen ſo lang und ſo gut geheuchelt hat, kann Sie nicht beſchimpfen. Er verräth nur ein liebendes, treues Herz, das auch Andere der Treue fähig hält, und das ehrt Sie und Sie können ſtolz darauf ſeyn. Tröſten Sie ſich!“ fuhr Sie mit Güte fort. „Wenn es nicht der Verluſt iſt, der Sie unglücklich macht, dann fangen Sie nur wieder mit neuem Muth an zu leben! Unternehmen Sie eine Arbeit! Sie gehören ja zu den Glücklichen, die in ihrer Kunſt den Balſam haben für die Wunden der Seele! Und wenn es ein Troſt für Sie ſeyn kann, meine — unſere Freundſchaft bleibt Ihnen. Wir ſind nach wie vor bereit, Ihnen zu dienen und zu helfen, wo wir können.“

Die freundlichen Worte hatten auf den Ermahnten einen wohlthuenden und rührenden Eindruck gemacht. Er wollte reden; aber plötzlich, wie von einem ſchmerzlich unmuthigen Gedanken getroffen, wandte er ſich heftig weg. Das Mädchen ſah ihn erſtaunt, beſtürzt an. „Was iſt Ihnen? rief ſie. „Hab' ich etwas geſagt, das Sie beleidigt?“ — „Nein, nein!“ rief Heinrich in tiefer Erregung. Er ſchwieg, faßte ſich wieder, und ſagte mit traurig entſchiedenem Ton: „Fragen Sie mich nicht! Ueberlaſſen Sie mich meinem! Schickſal. Mir iſt nicht mehr zu helfen!

„Alſo doch!“ erwiederte Roſa nach einem Moment des Schweigens, mit einem Ausdruck des Mitleids und der Betrübniß. „Sie verzweifeln, und können und wollen keinen Troſt annehmen! Aber Sie ſind ungerecht! Wenn Ihnen die Geliebte untreu geworden iſt, dürfen Sie deßwegen der Freundin untreu werden? Das finde ich nicht ſchön gehandelt!“

Heinrich, mit ſich ſelber kämpfend, ſtand ein Raub ſchmerzlich verwirrter Empfindungen. — „Ermannen Sie ſich!“ fuhr das Mädchen liebevoll mahnend, wie zu einem Kranken fort. „Verſuchen Sie, was eine neue Beſchäftigung und der Umgang mit treuen Freunden vermag! Ich weiß wohl,“ ſetzte ſie mit einem Schein traurigen Lächelns hinzu, „die Freundſchaft iſt kein Erſatz für verlorene Liebe; aber etwas ſollte die unſere, die ja nicht von geſtern iſt, doch vermögen. Wenn nicht das Glück, ſo ſollten Sie doch die Ruhe der Seele bei uns wieder finden können.“

Heinrich, mit unwillkürlichem Widerſpruch, ſchüttelte den Kopf. „Wie!“ rief das Mädchen, nicht ohne ein Gefühl der Kränkung ihrerſeits; „auch das nicht? Sie ſind alſo unheilbar? Sie wollen es ſeyn?“

Der ſo wunderbar Verkannte ſah ſie an. Eine Rührung übermannte ihn, und in ihr kam unaufhaltſam ein Schmerzensblick der Liebe aus ſeinem Auge. Obwohl er ihn ſo ſchnell als möglich in einen Blick des Bedauerns, der Bitte um Vergebung wandelte, ſo hatte ihn Roſa doch geſehen und ahnte die Wahrheit. Unmöglich war es ihr, von ihrem Antlitz einen Schein der Freude, von ihrem Blick ein Leuchten der Liebe zurückzuhalten. Aber noch war es nicht gewiß, noch war es nicht ausgeſprochen, und ſie konnte ſich irren. Mit ernſtem, herzlichem Ton fuhr ſie fort: „Ihr Benehmen iſt ſonderbar. Die kränkende Behandlung, die Sie erfahren haben, macht Sie nicht unglücklich, ſagen Sie? Und doch geberden Sie ſich wie einer, der es iſt. Sie geben ſich für verloren, unrettbar verloren; und wenn man Ihnen Troſt einſprechen will in der beſten Meinung, wenden Sie ſich wie beleidigt ab. Sie ſind alſo immer noch unglücklich! Warum?“

„Weil — weil —“ rief der Gedrängte, wie einer, der nicht länger an ſich halten will. Aber als ob ihm die Zunge plötzlich den Dienſt verſagte, ſchwieg er dennoch bebend. Dann, mit großer Anſtrengung den Tumult der Seele niederhaltend, erwiederte er: „Mein Fräulein, beſte Freundin! ich habe Sie nach meiner Rückkehr beſuchen und begrüßen wollen; aber ich ſehe, daß ich in einer unſinnigen Stimmung bin, daß ich mich vor Ihnen wie ein Thor benehme, und es iſt meine Pflicht, Sie von dieſem Anblick zu befreien. Ich bin zu Ihnen gekommen mit Vorſätzen, die ich nicht halten kann. Vergeben Sie mir, und leben Sie wohl!“

Er wandte ſich, um zu gehen; allein Roſa, die jetzt nicht mehr zweifeln konnte, erröthend, mit einem Ausdruck um die Lippen, deſſen Ernſt das Entzücken der Seele nur einigermaßen zu dämpfen vermochte, rief: „Bleiben Sie! Reden Sie! antworten Sie aufrichtig und ohne Rückhalt! Warum?“

„Weil,“ rief Heinrich, und ſtockte noch einmal. Aber nun antwortete beſſer, ſchöner und rührender ein Blick der Liebe und Verehrung, der aus der tiefſten Seele kam, und Thränen, die in ſeinen Augen glänzten.

„Weil Sie mich lieben!“ rief mit leuchtendem Antlitz das Mädchen. „Weil Sie mich lieben!“ wiederholte ſie, „und weil Sie glauben, ich hegte für Sie nur Gefühle der Freundſchaft! Iſt's nicht ſo?“

„Ja!“ rief Heinrich erſchüttert. „Ja, weil ich Sie liebe und Ihrer nicht werth bin! Das iſt der Grund! Und nun ſtrafen Sie mich für meine Anmaßung, verſchmähen Sie mich!“

Das Mädchen erwiederte lächelnd: „Das werd' ich nicht thun, lieber Freund! Ich freue mich allzuſehr über dieſe Bekehrung —“ — „Wie,“ rief Heinrich, „Sie könnten verzeihen?“ — „Ich habe Sie geliebt,“ erwiederte ſie, „vom erſten Tag an, wo ich Sie ſah.

Bei der erſten Begegnung ſchon regte ſich's in meinem Herzen."

Heinrich, der voll Entzücken gehorcht hatte, faßte ſie bei den Händen und drückte ſie zärtlich. Auf einmal rief er beſtürzt: „Himmel! und mit dieſer Geſinnung haben Sie die Lobpreiſungen der Andern gehört?" — „Nun," erwiederte ſie, „ich will's Ihnen nur geſtehen, böſer Mann: das hat mir auch wirklich manchmal Kummer gemacht." — „Und doch!" rief Heinrich ergriffen. „Sie ſind das liebenswürdigſte und beſte Geſchöpf, das mir auf dieſer Welt begegnet iſt! Gott ſey geprieſen, daß er mich Sie finden ließ! — Und Sie könnten — Sie wollten die Meine werden?"

Roſa, indem ein ſeliges Licht ihr Antlitz verklärte, erwiederte: „Da es nun doch einmal heraus iſt, ja! Und von Herzen gern!"

Nun hatte der Glückliche keine Worte mehr. Er umfing die Geliebte und küßte die Lippen, die ſo lieblich entſchieden hatten, mit dem Feuer der innigſten Leidenſchaft, mit Thränen der Rührung und der Freude. Roſa ſchauerte zuſammen. Endlich, endlich fühlte ſie die Seligkeit der Gegenliebe.

Aus dem Wonneraufch, in den ihr ganzes Weſen getaucht war, ſich erhebend und den Geliebten mit naſſen Augen zärtlich anſehend, rief ſie: „Wie ſchön iſt Alles gegangen! Ich würde mir nichts nehmen laſſen von dem, was ich erduldet habe! Zum glücklichen Leben bleibt uns noch Zeit genug, und es thut wahrhaftig gut, wenn man vorher etwas ausgeſtanden hat! Wie wird ſich die Mutter freuen! — die Mutter," ſetzte ſie horchend hinzu, „die, wie ich höre, ſo eben die Thüre aufſchließt!"

Einen Moment ſpäter erſchien die gute Frau, und zwar mit großer Genugthuung, im Zimmer und wollte eben reden, als ſie den Poeten erblickte und ihn überraſcht anſah. „Doctor Born!" rief ſie, „Sie ſind hier, mit Frau Gemahlin?"

Heinrich ſchüttelte erröthend, lächelnd den Kopf und ging auf ſie zu, ihre Hand zu faſſen. Roſa, mit anmuthiger Heiterkeit, antwortete für ihn: „So gut iſt's uns nicht geworden! Man hat ſich für einen Andern, einen Reichern entſchieden; als der Poet kam, war die ſchöne Hand vergeben und die geprieſenen Lippen der Angebeteten wünſchten ihm glückliche Reiſe. So iſt er nun wieder hier, ein armer Betrogener, mit wundem Herzen Troſt ſuchend bei ſeinen Freunden in der Reſidenz, welche ſich dießmal ausnahmsweiſe etwas herzlicher benommen haben, als die Leute draußen im Land, wo die Biederkeit zu Hauſe iſt."

Die Mutter ſah von einem auf's andere, ſah die Geſichter glücklich, die Augen ſtrahlend von Liebe, und ahnte, wußte die Wahrheit. Roſa nickte der gerührt Blickenden zu und ſagte: „Du errätſt es, liebe Mutter! Ja, er hat ſich bekehrt! er liebt mich, liebt mich ſo ſchön, wie man's nur wünſchen kann — und hat um meine Hand angehalten! — Werden wir ihm einen Korb geben?"

Die Frau lächelte und ſchwieg: „Was du thun wirſt," verſetzte ſie dann, „weiß ich nicht. „Ich für meine Perſon hab' einen Korb in Bereitſchaft." — „Wie!" rief Heinrich, einen Scherz erkennend, mit heiterer Frage. — „Den Korb mit dem Hochzeitsgeſchenk," erläuterte die Gute, indem ſie ein groß beſiegeltes Schreiben hervorzog. — „Ah!" rief die Tochter ahnend, „das iſt dein Geheimniß?" — „Allerdings," verſetzte jene, indem ſie ihr den Brief übergab. „Dein Erfolg von letzthin hat meine Bemühungen unterſtützt: du biſt aufgerückt und dein Gehalt beinahe verdoppelt!"

Roſa öffnete das Schreiben der einſichtsvollen Intendanz, überflog es und rief: „Tauſend mehr — das iſt ſtark! — Aber gut!" ſetzte ſie mit einem ſchelmiſchen Blick auf den Poeten hinzu, „vortrefflich! Wir werden es zu brauchen wiſſen."

Der Poet nickte erheitert, ſagte dann aber, indem er mit Laune den Verkannten ſpielte: „Ich ſehe, du meinſt, ich ſelber bringe nichts als meine Lieder und meine Liebe? Erlaube mir, daß ich noch eine kleine Rente hinzufüge, die meine guten Eltern mir ausgeworfen haben — für den Haushalt." — „Wie ſchön!" rief das Mädchen und faßte hold lächelnd ſeine Hand.

„Ich will es bekennen," fuhr Heinrich fort, „ich bin hierher gekommen mit einer Liebe, die ich zu verbergen entſchloſſen war; aber die Hoffnung ließ ich mir nicht völlig rauben. Ich wollte ſchweigen, aber ſchweigend die unendlich Geliebte zu verdienen, zu gewinnen ſuchen, wie lange es dauern mochte. Das hab' ich meinen Eltern geſtanden, und ſie, welche die edelſten Seelen aus meinen Schilderungen kannten, gaben mir ihren Segen dazu. „Verſuche dein Glück" ſagte die gute Mutter zum Abſchied; „eine beſſere Frau wirſt du in der ganzen Welt nicht finden." Und weil es denn doch noch eine Gnade gibt in der Welt, ſo hab' ich ſie gefunden und," ſetzte er mit liebendem Blick auf die Mutter hinzu, „zur beſten Frau die beſte Schwiegermutter!"

Dieſe gab ihm gerührt, mit thauenden Augen die Hand und Heinrich umarmte und liebkoſte ſie mit der Zärtlichkeit eines Sohnes. Die drei Glücklichen tauſchten Reden und Bezeigungen der Liebe, als die Klingel wieder ertönte und gleich darauf Männertritte ſich

Digitized by Google

hören ließen. Die Thüre ging auf und es zeigten ſich die beiden Regiſſeure mit Doctor Willmann.

„Gratulire, gratulire!“ rief der Heldenvater, der den Zug eröffnete. Als er bei den Damen auch den Poeten erblickte, ſetzte er überraſcht hinzu: „Sie ſchon wieder hier? Und mit einer Miene — — Was muß ich denken?“

Heinrich beſann ſich kurz, nahm die Geliebte bei der Hand und ſagte: „Meine Herrn, erlauben Sie mir eine Vorſtellung! Roſa Wendling, erſte Liebhaberin der Hofbühne — meine Braut!“

Rufe des Staunens und der Freude antworteten auf dieſe Eröffnung. Nachdem Heinrich in der kürzeſten Form erklärt hatte, wie es gekommen, folgten Glückwünſche unter frohem Beloben und Händeſchütteln.

„Nun,“ rief Berger dem Poeten zu, „nun ſind Sie fertig! Arm in Arm mit Ihr werden Sie das Jahrhundert in die Schranken fordern! Sie werden Schauſpiele ſchreiben, Luſtſpiele —“ — „Und Tragödien!“ fiel Hallfeld heiter ein. — „Dieſe letzteren,“ fuhr Berger fort, „wenn ſie unvermeidlich entſtehen, werden wir mit dem größten Intereſſe leſen.“ — „Und wenn ſie geleſen ſind und ſich erprobt haben — ſpielen,“ ſetzte Hallfeld hinzu.

Berger ſah Willmann an, der angenehm lächelte, und zuckte die Achſel. Heinrich verſetzte: „Meine Freunde, ich habe Erfahrungen gemacht, die mir auch zu dramatiſchen Arbeiten ſehr förderlich ſeyn werden. Alles, was Arbeit heißt, bleibt aber der Zukunft vorbehalten. Zunächſt will ich glücklich ſeyn und Hochzeit machen, wozu die Herrn freundlich geladen ſind.“

Jeanne d'Arc in der Dichtung,

bei Chapelain, Shakeſpeare, Voltaire und Schiller.

(Schluß.)

Mit Bedauern müſſen wir es uns verſagen, von den herrlichen, elegiſch heroiſchen Scenen des vierten Aktes, welche den Untergang der beiden Talbot darſtellen, anders als vorübergehend zu reden; denn Johanna kommt hier nur mittelbar ins Spiel. Der Dichter gönnt ihr es nicht, an Einem dieſer beiden Helden Ruhm zu erwerben. Nachdem ſie ſchon früher den alten Löwen ohne Erfolg bekämpft, kann ſie die Ehre eines Einzelſtreites mit dem Jüngling nicht erwerben. Beſchämt und mit Verdruß muß ſie berichten, wie ihr der in den ſichern Tod gehende Heldenſohn, auf ihre keckliche Herausforderung, mit Verachtung entgegnet, „einer Weibsperſon wie ihr ſey er als Beute zu gut,“ und ſich von ihr ab und ins Getümmel wendet. Jetzt, mit dem Tode ihres furchtbarſten Feindes, ſieht aber auch Johanna ihren Stern ſinken, nachdem ſich ihre Schlagzunge in wegwerfenden Reden noch an den Leichen ihrer Feinde geübt hat. Im ganzen fünften Akt iſt ſie dem kämpfend untergehenden Macbeth zu vergleichen, und daß ſie mit dem Dämon zu thun hat, tritt erſt hier klar zu Tage.

„Furcht iſt das ſchlimmſte aller Schandgefühle!“ ruft ſie aus, und wie ihr das Kriegsglück entſchieden entgegen iſt und bleibt, ſollen ihr die Zaubermittel und die gefälligen Geiſter aus den mächtigen unterirdiſchen Regionen, die ſie ſeither belehrten und über die Zukunft unterrichteten, zu Hülfe kommen. Die Dämonen erſcheinen zwar, aber ſie bleiben ſtumm und ſtarr. Umſonſt erinnert Johanna daran, daß ſie ihnen ihr Blut zur Nahrung gegeben hat, umſonſt bietet ſie ihnen erſt ein Stück ihres Körpers, dann ihren ganzen Leib, endlich ihre Seele an. Verzweifelt klagt ſie, das Alles könne die Hölle nicht beſtechen, Frankreich, deſſen Ruhm nun dahinſinken müſſe, über England triumphiren zu laſſen. Ihre alten Beſchwörungskünſte haben ihre Kraft verloren, und ſogleich nach dieſem vergeblichen Verſuch wird ſie von den Engländern gefangen genommen. Aber ſie kennt keinen Kleinmuth. Wüthende Schimpfworte, blutige, im Krieg der beiden Roſen nur allzubald erfüllte Fluchwünſche ſchleudert ſie den Todfeinden zu.

Wir möchten hier die Vermuthung aufſtellen, daß der Dichter dieſen, anfänglich nur wie al fresco und im Profil gezeichneten Charakter, im Verlaufe ſeiner Beſchäftigung mit demſelben, immer lieber gewonnen

Digitized by Google

und darum zuletzt ſo genau und faſt bis zum Mißverhältniß weit ausgeführt habe. Denn außer der ſchon erwähnten langen Scene mit den Dämonen und der Gefangennehmung erfolgt jetzt die Zuſammenkunft der ehemaligen Schäferin mit ihrem Vater, und hier enthüllt ſich ihr Charakter in ſeiner ganzen Vollſtändigkeit. Abermals tritt das Gegentheil der Schillerſchen Behandlungsweiſe ein — der Alte iſt weich, die Tochter hart. Er beklagt die Vorbereitungen zu ihrem Tode und will mit ihr ſterben — ſie kennt dieſen elenden Knecht gar nicht und ſtammt von einem edleren Blute als dem ſeinigen ab; nur um ſie ſchlecht zu machen, haben die Engländer den niedern Schäfer zur Beanſpruchung dieſer Vaterſchaft beſtochen. Da aber kommt der grobe Bauer zum Vorſchein. Der Vater verwünſcht und verflucht ſeine unnatürliche Brut und bittet die Feinde ſie zu verbrennen, da der Strick zu gut für ſie ſey. Doch ihr Trotz iſt immer noch ungebrochen. In einer feierlichen Deklamation erklärt ſie gegen York und Warwick, ſie ſey von alter, königlicher Abſtammung, tugendhaft und heilig, geſandt von Oben, und vor allem Jungfrau; ihr Blut werde zum Himmel ſchreien, und nur eine verderbte, räuberiſche, mordbefudelte Rotte, wie die dieſer Eroberer, könne ſie verkennen, weil ſie ein Wunder nicht anders als durch die Hülfe des Teufels zu erklären vermöge. Wie aber dieſe Rede gar keine Wirkung hervorbringt, ſo wendet Johanna in derſelben Minute das Blatt und bittet um Aufſchub mit Rückſicht auf das Kind, das ſie gebären müſſe. Hohngelächter und unziemliche Späſſe der kriegeriſchen Lords werden ihr zur Antwort. Nun bricht ihr Trotz zum letztenmale los in Worten, die wir hierher ſtellen müſſen:

„So führt mich fort! — ich laß euch meinen Fluch:
Mög' eures Heimatlandes Fluren nie
Der Sonne glorreich Licht mit Luſt beſtrahlen!
Nein! Finſterniß und trüber Todesſchatten
Umgeb' euch, bis in Unthat und Verzweiflung
Ihr euch den Hals brecht oder ſelbſt euch hängt!"

Hiermit geht ſie ab, und faſt unmittelbar darauf wird mit den Franzoſen Friede geſchloſſen, freilich nur unter der Bedingung, daß Karl die Lehnsoberherrlichkeit Englands anerkennt.

Wenn dieſer letztere Umſtand der nationalen Parteilichkeit Shakeſpeare's die Krone aufſetzt, ſo hat man vom äſthetiſchen Standpunkte aus faſt Luſt, unſerer Heldin Glück dazu zu wünſchen. Allerdings ſehen wir in dieſer damned sorceress weder die Jeanne d'Arc der Geſchichte, noch die der wahren Dichtung vor uns, wohl aber einen neuen Charakter von ſo trotziger Eigenthümlichkeit, als Shakeſpeare nur je einen geſchaffen hat. Stellt man ſeine Pucelle in die Reihe der Richard III., Jago, König und Lady Macbeth und anderer halb heroiſcher, halb dämoniſcher Geſtalten, ſo verliert ſie nichts bei dieſer Vergleichung. Das Gehäſſige eines Angriffs wie der Voltaire's verſchwindet bei dem Dichter, der in gutem Glauben die Feindin ſeines Nationalruhmes anfeindet. Daß er ſelbſt ſie für eine Hexe gehalten habe, iſt nicht glaublich. Aber die Hexerei war in dem Jahrhundert, das er beſchreibt, wie auf der Bühne, die er betrat, und in den Begriffen des Volks, unter welchem er lebte, ſo an der Tagesordnung, daß er ihre hier einmal beſtehende Tradition unmöglich ändern konnte. Der Patriotismus und die Tapferkeit, mit welchen er die Feindin ſchmückt, erheben ſie dennoch hinreichend nicht allein vor unſern Augen, ſondern auch ſelbſt vor denen des fanatiſchſten Engländers aus der Zeit der Eliſabeth.

Wenn Démogeot meint, daß Boileau die Pucelle nur allzuſehr an Chapelain gerächt habe, ſo kann man ein Gleiches von Schillers geharniſchten Strophen gegen Voltaire ſagen. Denn im Grunde handelt es ſich bei letzterem nicht ſo ſehr um das Beſtreben, „das edle Bild der Menſchheit zu verhöhnen," als um eine falſch angebrachte Parteitendenz, der zulieb die philoſophiſche Blaſirtheit und Gleichgültigkeit des vorigen Jahrhunderts allzuwenig ſorgſam in der Wahl ihres Stoffes war. Heutzutage weiß alle Welt oder kann wenigſtens alle Welt wiſſen, daß Voltaire nicht alle „Schätze des Herzens im tiefſten Staube wälzte," daß er ſeine Ideale ſo gut hatte und verfolgte als irgend Jemand, daß er, als Deiſt, das Erhabene weniger in den Schmutz zog als es von Beſchmutzung zu reinigen ſuchte, was freilich ohne „Staub" nicht abgehen konnte. Schiller ſelbſt würde, wenn er den wahren Standpunkt des Dichters der Pucelle gekannt hätte, wohl weniger ſtreng gegen denſelben geweſen ſeyn. Unübertrefflich dagegen iſt Ein Wort ſeiner Polemik, das von dem Witz:

„Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben!"

Denn hiemit iſt Voltaires ganzes Streben, im Allgemeinen wie in dieſer beſondern Frage, vollkommen gekennzeichnet. Ihm iſt ja Jeanne d'Arc perſönlich nicht mehr als Hekuba dem Heldenſpieler im Hamlet. Er braucht eine gute Gelegenheit, gegen den Aberglauben ſeiner Zeit, gegen die Unſitten des Clerus, gegen die Mißſtände einer abſoluten Monarchie, gegen die Langeweile, welche ihm die ſteifen Engländer während ſeines Aufenthalts jenſeits des Canals bereitet haben, gegen die vielen literariſchen Unarten um ihn her und gegen vieles Aehnliche zu Felde zu ziehen. Zu dieſem

Digitized by Google

Ende fällt es ihm nicht ein, den Glanz der historischen Nationalheldin mit böser Absicht zu schwärzen, sondern er travestirt ein zu seinem Zweck geeignetes Gedicht, in welchem sich jene Heldin durch einen, für sie unglücklichen Zufall vorfindet, und Jeanne und Chapelain werden nur nebenbei, fast ohne seinen Willen, seine Sündenböcke. Sein Werk ist mit Einem Worte eine aufklärerische Satire auf den Obscurantismus seiner Zeit, und die Vorredner zu der Kehler Ausgabe der Pucelle sagten mit Recht, sie hätten diese unter anderem „gegen die ernsthaften Leute zu vertheidigen, welche dem Voltaire sein Gelächter auf Kosten der Jungfrau weniger leicht verzeihen wollen als dem Peter Cauchon, Bischof von Beauvais, die Thatsache, sie lebendig verbrannt zu haben."

Wer hat der Voltaireschen Pucelle ihre wahrhaft teuflische Reputation gemacht? Zum Theil und aus Mißverstand Schiller, zum andern Theil dagegen die Dunkelmänner, welche um so lauter schrieen, je härter sie sich getroffen fühlten, aber darum doch nicht als künstlerische und selbst nicht als moralische Autoritäten angesehen werden dürfen. Und wenn bei ihnen nicht weniger Tendenz vorwaltete als bei Voltaire, so dürfte doch, in der hellen Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, die des letzteren relativ vorzuziehen seyn. „Reim, Erzählung und Bühnendarstellung," sagt Hettner in seiner „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts" über Voltaire, „werden von ihm besonders darum ergriffen, weil sie die faßlichste und gewinnendste Form sind, sein religiöses und politisches Denken in alle Kreise zu bringen." Und an einer weiteren Stelle bemerkt derselbe treffliche und unparteiische Kenner: „Unter all der arabeskenhaften Verkleidung (der Pucelle) bricht die tiefere Grundabsicht doch immer wieder unverlierbar hervor. Es genügt nicht einmal, daß König Ludwig (XV.) und Madame Pompadour, daß die ersten Staatsmänner des Reichs und die persönlichen Feinde des Dichters mit unerhörter Dreistigkeit verspottet und zermalmt werden; der geißelnde Spott greift vielmehr tiefer. Mit der Verhöhnung und Erniedrigung der nach der Volksmeinung mit göttlicher Sendung betrauten Jungfrau wurde auch der katholische Wunderglaube, ja die Weihe des angestammten Königthums, zu dessen Rettung sie gesendet war, verhöhnt und erniedrigt."

Wir werfen nur einige Blicke auf die Details des Gedichts, um festzustellen, wie sehr Jeanne und Chapelain Vorwand und Nebensache sind. Eine gute Hälfte desselben bezieht sich ausschließlich auf die gegenwärtigsten Wirklichkeiten des achtzehnten Jahrhunderts, und die Handlung des Ganzen hat nicht das mindeste historische Gepräge, sondern ist von einer aristischen Willkürlichkeit und abenteuerlichen Zerfahrenheit. Was in ersterer Hinsicht zunächst in die Augen springt, das sind die Ausfälle auf den Clerus, die Voltaire selbst, im Eingang, mit den Worten einleitet, er sey „nicht geboren, um die Heiligen zu verherrlichen." So ist denn der Benediktiner Grisbourdon z. B. in der ersten Hälfte des Gedichts eine wichtige und ausführlich behandelte Person. Der ganze dritte Gesang betrifft nur ihn und seine Fahrt in's Reich der Dummheit, in welchem angekommen er „noch in seinem Kloster zu seyn glaubt" und sich ganz wie zu Hause fühlt. Er „begreift nichts und bewundert alles" und versteht sich nur auf etwas, auf die richtige Werthschätzung robuster weiblicher Reize. „Und von solchen Leuten ist Frankreich bevölkert! Und darum kann in diesem Land der Unterrichtete nicht gedeihen! Und darum ist es dort so ersprießlich, an den Papst und die Hölle zu glauben und sich auf die Kenntniß des Paternosters zu beschränken!" Im fünften Gesang wird der Mönch, blutig und in der vollen Reife seiner Sünden, zur Hölle gesandt. Dort sieht sich der Dichter selbst um, und beklagt die dahin verdammten guten, aber ohne Beichte gestorbenen Alten. Doch gibt er sich die Genugthuung, auch einen Constantin und einen Chlodwig, trotz ihres Christenthums und trotz ihrer Beichte, nur um ihrer Schlechtigkeit willen, im Pfuhl vorzufinden. Bei der italienischen Episode lernen wir einen Erzbischof kennen, der das Abscheulichste zu treiben versucht, und da ihm dieß mißlingt, sein Opfer der Inquisition und dem Feuertode überliefert. Seitenstücke zu ihm sind der Bandit und Seeräuber voll treuer Ergebenheit gegen die Jungfrau und den Rosenkranz, und der wuchernde Jude, welcher seinen Gewinn mit den Heiligen theilt. Eine Hauptzielscheibe auf diesem Gebiet ist der Schutzpatron und erste Bischof von Paris, Saint Denis, „ein Heiliger, der seinen Kopf unter dem Arme herumträgt." Sein Antagonist, St. Georg, der Schutzpatron der Engländer, wirft ihm diesen letzteren Umstand mit einem bittern Sarcasmus vor, nicht ahnend, daß jener den ganzen Handel nur angezettelt hat, weil er den kommenden Abfall der stolzen Insulaner von der katholischen Kirche voraussieht und seine Franzosen nicht mit ihnen abfallen lassen will. Schließlich gerathen diese beiden himmlischen Autoritäten in einen Zweikampf, der das Handgemenge zwischen den Göttern bei Homer und das der Engel bei Milton parodirt. Der eine verliert die Nase, der andere ein Ohr, und nur durch die Dazwischenkunft des heiligen Petrus werden sie getrennt. Auch die heilige Magdalena wird nicht verschont, in so weit sie im

Digitized by Google

neunten Geſang noch ein gewiſſes unwillkürliches Mitgefühl für Leute ihres früheren Standes empfindet, denn

„n'est pas toujours femme de bien qui veut.“

Der zwanzigſte Geſang endlich ſchleudert wieder Pfeile gegen Milton, ſo wie gegen den Pentateuch. Der inſpirirte Eſel, welcher Johannen trägt und mit den Thieren Bileams, Silens und des Apulejus identiſch iſt, raunt ihr, während ſie ſchläft, verbotene Worte in's Ohr. Erſtaunt ruft Jeanne: „Mein Eſel ſpricht, und er ſpricht ſogar gut!“ u. ſ. w.

Kommen wir vom Geiſtlichen auf's Weltliche, ſo wurde auf die handgreifliche Aehnlichkeit zwiſchen Karl VII. und Ludwig XV., zwiſchen Agnes Sorel und der Pompadour ſchon hingewieſen. Hier gibt es die vortrefflichſten Hiebe auf die Kuppler- und Mätreſſenwirthſchaft des Hofes, auf die Verſchleuderung der öffentlichen Güter, auf die Vernachläſſigung aller nationalen Intereſſen durch den blinden Egoismus einer Autokratie, deren Vertreter an einem Unterrock hängt, während ſein Reich dem Erbfeind erliegt, und Aehnliches.

Mit dem Gegenſtande des Gedichtes noch weniger verträglich als dieß Alles iſt aber endlich die literariſche und gelehrte Satire, welche ſo reichlich darin vorkommt. Im eilften Geſang wird Descartes ein songe-creux und Newton ein noch größerer Träumer als jener genannt. Im ſechzehnten geht es über Rouſſeau her ob ſeiner Feindſchaft gegen die ſchönen Künſte. Den Schluß des ſechsten Geſangs bildet eine Satire auf die ganze literariſche Gegenwart. Im achtzehnten ſtellt ſich heraus, daß ein Theil der Galeerenſträflinge, welche Jeanne in einem Anfall von Donquixoterie befreit, die ſchimpflichſten, mit Recht verdammten Pamphletiſten des vorigen Jahrhunderts ſind. Der ſiebzehnte Geſang endlich eifert gegen den ſchlechten artiſtiſchen Geſchmack der Mitwelt. Dort hat die falſche Einbildungskraft in ihrem Gefolge den Galimathias, die Zweideutigkeit, das verfehlte Räthſel, das ſchlechte Wortſpiel und dergleichen. Die Sorbonne heißt die Heimath des Lärms; ſie iſt eine theologiſche Räuberhöhle, wo der Zwiſt und der Wirrwarr ihren verwünſchten Aufenthalt genommen haben und die Vernunft nie Zutritt erlangen konnte.

Wenn Voltaire an einer andern Stelle witzig fragt:

„De quoi sert un grand sabre en amours?“

ſo fragen wir uns hier, was das Alles vor dem hart belagerten Orleans ſoll? Die Antwort iſt die ſchon gegebene, daß die Befreierin jener Stadt nur Nebenſache des Gedichts iſt und mithin in demſelben nicht ſo ſchlecht wegkommt, als man gewöhnlich annimmt. Voltaire iſt weit entfernt, auf Jeanne perſönlich einen beſonderen Zahn zu haben. Wenn nach Schiller der Witz Krieg mit dem Schönen führt, ſo ſind es bei ihm die Schönen, welche Krieg führen. Er hat deren vier, nämlich die ſüße, ſanfte, nur in erotiſchen Händeln beherzte Agnes, die zärtlich hingegebene Dorothea, die ſtolze, kriegeriſche, nur bei Nacht zu bezähmende Engländerin, und endlich, auf dem Boden dieſer verſchiedenen repoussoirs ihrer Tugend und ihrer Thaten, die brave, einfache Jeanne. Sie wird mit einer gewiſſen Niederländerei gezeichnet als eine derbe, kernhafte, brünette Schenkdirne, tugendhaft aus Inſtinkt, tapfer über Alles, loyal gegen Freund und Feind, naiv und anſpruchslos, aber dabei nicht ohne gute, natürliche Witzeinfälle. Kein Engel, ſondern Dunois, der kluge Feldherr, der für ſeine Soldaten einer Herzerhebung, für ſeine Feinde eines Popanzes bedarf, verkündet ihr ihren Beruf, und die Engländer werden weniger vor dem ſtarken Arm dieſes Paares, als in Folge ihrer eigenen wundergläubigen Dummheit fliehen. Jeanne glaubt jenen erſt griechiſch ſprechen zu hören, dann aber wird ſie erleuchtet und nun zieht ſie aus mit „einem weiblichen Geſicht, aber dem ſtarken Muth eines Roland unter dem Corſet und dem Unterrock.“ Die Falten des letzteren bergen, allegoriſch, bis an's Ende des Gedichts, die Schlüſſel der belagerten Stadt, und Dunois, der ſie, wie bei Chapelain, liebt, weiß ſich, als ein ächter Held, mit Rückſicht auf das Nationalintereſſe, zu bezähmen. Ein perſönliches Schmähgedicht auf Jeanne d'Arc, als welches Voltaires Pucelle gewöhnlich bezeichnet und angeſehen wird, würde bei dieſer leichten Ironiſirung des Gegenſtands gewiß nicht ſtehen geblieben ſeyn.

Wir wollen hier den Dichter nicht mit Gewalt und dem Urtheil einer ganzen Welt entgegen weiß brennen, ſondern nur die wahre Abſicht ſeines Gedichts betonen. Dieſe war nicht, wie wir es dargethan zu haben wohl annehmen dürfen, eine Verhöhnung der Trägerin des franzöſiſchen Nationalruhms, ſondern ein ſatiriſcher Angriff auf den Aberglauben und andere Mißſtände der Zeit. Den Vorwand dazu hat Voltaire gut und ſchlecht zugleich gewählt: *gut*, inſoweit als in Chapelains Epos ſchon der ſeinem Zweck trefflich entſprechende Gegenſtand einer Traveſtie vorlag; *ſchlecht*, weil trotz dieſer Zweckmäßigkeit ein zartfühlender und patriotiſch geſinnter Geiſt einen ſolchen Stoff unwillkürlich gemieden hätte. Aber es ſcheint uns, als ſey Voltaire für dieſen letzteren Fehler durch den Fleck, welchen die Pucelle auf ſeinem literariſchen Namen zurückgelaſſen, hinlänglich und jedenfalls verhältnißmäßig mehr als jene *franzöſiſchen* Geiſtlichen und Richter, welche Jeanne nicht

Digitized by Google

verſpotteten, ſondern verbrannten, gezüchtigt worden. Und keinenfalls ſollte man hierüber die großen und zahlreichen Detailvorzüge des Werkes, die Anmuth und Leichtigkeit ſeiner Sprache, die vielen, rein ſchönen lyriſchen Stellen und den ächt galliſchen Witz, da, wo ihn kein Schmutz beſudelt, überſehen. Abgeſehen von der ſchlechten Wahl ihres Gegenſtandes, iſt die Pucelle eine der trefflichſten komiſchen Epopeen, welche exiſtiren.

Schiller iſt ſomit der Einzige unter den hier betrachteten vier Dichtern, welcher ſeinen Stoff mit Liebe und poetiſcher Gerechtigkeit behandelt hat, ohne doch deſſen hiſtoriſches Weſen im Allgemeinen zu verletzen. Der einzelnen äußern Thatſache oft eben ſo fremd als ſeine Vorgänger, erfaßt er den innern Sinn der Begebenheit und des Charakters auf's Vollſtändigſte und zeigt uns ſeine Johanna als das, was ſie wirklich war. Hierzu aber hilft ihm, dem unſere heutigen hiſtoriſchen Nachweiſe nicht zu Gebote ſtanden, ſein genialer Inſtinkt in einer merkwürdigen Weiſe. Man möchte glauben, er habe die neueſten ſorgfältigen Bearbeitungen und Vergleichungen, die den Quellenſchriftſtellern geworden ſind, gekannt und ſtudirt. Und nur von dieſer Seite her können wir auf eine Analyſe ſeines, unſern Leſern ja ſo vertrauten Werkes eingehen wollen.

Dich ſchuf das Herz!

ruft Schiller ſeiner Heldin mit einem unvergleichlich ſchönen Worte zu, welches in jeder Zeile ſeiner Tragödie zur Wahrheit gemacht wird. Von „kindlichem Geſchlechte," ein Sproß der Natur und des Volks, iſt dieſe Schäferin ein kriegeriſches Genie wie Alexander der Macedonier, wie Napoleon I. Der Grundzug ihres Weſens iſt das Gemüth, die Intuition. Wo der Schall der gebietenden Stimmen, welche ſie vernimmt, entſpringen mag — niemand weiß es. Iſt Johanna, wie Gervinus andeuten möchte, eine Somnambule, müſſen wir bei ihr an den elektriſchen und odiſchen Magnetismus unſerer heutigen Naturwiſſenſchaft denken; fällt es uns ein, daß Schiller hier mehr als irgend ſonſtwo ein Landsmann von Juſtinus Kerner iſt, ſo kommen wir dem Sinne des Räthſels näher, aber löſen können wir es nicht, denn der Supranaturalismus hat in der Kunſt unvergängliche Rechte, und ihn analyſiren wollen, heißt die poetiſche Wirkung des Wunderbaren ohne Noth und Nutzen zerſtören.

Jene Intuition, welche dem Vater Thibaut als eine „ſchwere Irrung der Natur" erſcheint, wird allenthalben von dem Dichter durch die meiſterhafteſten Details gekennzeichnet. Seine Johanna hat das beſondere Vorrecht des Hirten auf dem Felde, eine enge Vertrautheit mit der äußern Natur. Nicht umſonſt beruft der Dichter beſtändig die Schärfe ihrer Sinne. Sie „verſteht den Lauf der Sterne und der Wolken Zug, die verborgenen Quellen hört ſie rauſchen, ſie kennt alle Kräuter, alle Wurzeln, ſie kann das wilde Huhn im Fluge zählen und erſpäht den Falken in den höchſten Lüften." Was Andere fürchten, hat einen liebevollen Sinn für ihr Gemüth, wie die nächtliche Luft des Berges, wie das geheimnißvolle Säuſeln in den Zweigen des Druidenbaumes. Sie iſt, gleich jener celtiſchen Jeanne in einem der erſten und beſten Romane der George Sand, ein myſtiſch ſenſitives Weſen voll verborgenen Lebens, welches in gutem Glauben ſeine inneren Viſionen für eine ſichere Wahrnehmung der äußeren Sinnesthätigkeit nimmt.

Durch ihre Intuition endlich ſcheidet ſich Johanna von der großen Maſſe der martialiſchen und patriotiſch aufopfernden Frauen, welche zu allen Zeiten und bei allen Nationen erſchienen ſind. Ohne dieſelbe könnte man die verſchiedenen Heldinnen unſerer Befreiungskriege mit ihr vergleichen, und Jean Paul macht der Charlotte Corday ein allzugroßes Compliment, wenn er in ihr „eine zweite Jeanne d'Arc" ſieht. Schiller hat durch ſeine ſtete Hervorhebung dieſes Charakterzugs die glänzendſte Probe ſeines poetiſchen Scharfſinns gegeben. Sein Genie hat das ihrige unwillkürlich begriffen — ce qui se ressemble, s'assemble. Wie ſehr ihm die Geſchichte hierin Recht gibt, das haben die Leſer aus den vorjährigen Aufſätzen in dieſen Blättern, auf die ich hier nochmals verweiſe, erfahren. Wir ſehen dort Johanna nur ihren unmittelbaren Eingebungen und zwar mit Eigenſinn, folgen. Sie ſpottet des Rathes erfahrener Feldherrn und zwingt dieſelben, gegen ihren Willen, zu unerhörten Wagniſſen, welche ihr gelingen, weil ſie den Stier immer und überall bei den Hörnern packt. Sie prophezeit Unglaubliches mit Worten, die in den Ereigniſſen ihre Beſtätigung finden. Die Menge glaubt an ſie und ſiegt durch ihren Glauben, und der ſonſt weder beſcheidene noch leicht überzeugte Franzoſe ſchreibt ſeinen Erfolg nicht ſich, ſondern nur den Wundern und Geſichten zu.

So auch Schiller. Seine Johanna iſt zunächſt nur außergewöhnlich durch ihre Verſchloſſenheit. Aber ſie iſt verſchloſſen wie jene gewaltigen, abſonderlichen Naturen, welche die dröhnenden Erzpforten ihres Gemüths nur in der zwölften Stunde öffnen, dann aber auch ein Heer von weltbezwingenden Ideen und Handlungen daraus ergießen. Ein blödes Auge wie das des Vaters ſieht nichts als einen Haufen ſchwarzen Staubes da, wo nur ein Funke zu fallen braucht, damit das Firmament bebe. Der Funke fällt, und wie eine Mine platzt die Thatkraft Johannas los vor dem Symbole des Helmes und der Nachricht von der

Digitized by Google

äußerſten Noth. Ihre Intuition iſt erwacht, die Erretterin naht, ihr Falkenblick kennt den König und ſeine geheimſten Wünſche, ihr Mund hat die Stimme des Redners und das Wort des Weiſen, Hünenkraft lebt ihr im Arm."

Nur auf der Grundlage dieſer Betonung einer genialen Inſpiration wird die ſtarke Zumuthung des Schillerſchen Wunderapparats erträglich. Denn der Glaube verſetzt Berge, nicht allein für die flüchtigen Engländer, ſondern auch für den Zuſchauer der „romantiſchen Tragödie." Der Jungfrau Genie iſt es, was ſie zu einem „körperloſen Geiſt" macht, der „ſich an kein Geſchlecht der Menſchen anſchließt und unter ſeinem Panzer kein Herz trägt." Ihr Genie iſt das ganze Wunder, das die Ihrigen begeiſtert, und die Feinde vor der „Dirne der Armagnacs" weichen läßt. Das erkennen unter den letzteren die hellen Geiſter ſelbſt. Talbot und Iſabeau ſehen ſich nur „vom Teufel ihrer Narrheit" überwunden, ſie laſſen den Zauber der Prophetin nur in „dem Wahn und den feigen Herzen" der gedankenloſen Menge gelten. Aber welcher Meiſterzug iſt es hier wieder bei Schiller, daß er gerade durch dieſes natürliche Wunder die Heldin ſeiner Dichtung von den hiſtoriſchen Schwierigkeiten des Zauderns und Zweifelns am Hof und bei den Feldherrn befreit, daß er den Glauben auch hier unwiderſtehlich wirken läßt, daß ſein Dunois ruft:

„Stell' uns die Jungfrau an des Heeres Spitze,
Wir folgen blind, wohin die Göttliche
Uns führt; ihr Seherauge ſoll uns leiten!"

Dennoch wird dem Wunderbaren ſein Grundcharakter des Außergewöhnlichen bewahrt. Johannas Genie enthüllt ſich, wie erwähnt, nur in der zwölften Stunde. Sobald Noth und Drang vorbei ſind, wird ſie wieder zum einfachen Naturkinde, ohne göttliche Inſpiration, ohne Kenntniß des Zukünftigen. Von einer neugierig mißtrauiſchen Geiſtlichkeit um ihr eigenes Geſchick befragt, antwortet ſie ausweichend und doch mit Würde:

„Ich weiß noch nicht zu ſagen,
Was mir der Geiſt gebieten wird zu thun;
Doch wenn die Zeit kommt, wird mir ſeine Stimme
Gebieten und gehorchen werd' ich ihr."

Die letzte Conſequenz dieſer unübertrefflichen Charakterzeichnung iſt endlich die zugleich von der Oekonomie des Stückes erforderte, das menſchlich irrende Abweichen Johannas nämlich von ihrem Beruf, von der Bahn des Geiſtes. Ihr Herz, das heißt, eine perſönliche Angelegenheit, miſcht ſich in die Sache des Vaterlandes, und zwar einem Feinde und obendrein einer Nullität, wie Lionel, zulieb. Mit ihrem körperloſen, unfehlbaren Weſen iſt es nun vorbei. Sie ſteht eben ſo übel berathen da, wie der beſte Advokat, wenn er einen Proceß für ſich ſelbſt führen, wie der erleuchtetſte Aeſthetiker, der ſein eigenes Dichtwerk analyſiren ſoll.

Dieſer unſeres Erachtens unvergleichlichen Peripetie hat vor den Kritikern immer nur das unwillkürliche Hinüberblicken nach der Geſchichte geſchadet, zu dem ſie im Grunde doch gar nicht gehalten ſind, und z. B. Schlegel würde das „roſenfarb erheiterte Märtyrerthum" Johannas ſchwerlich getadelt haben, wenn dieſelbe eine mythologiſche oder ganz frei erfundene Perſon, oder wenn Schiller ein Mann von ſeiner Schule geweſen wäre. In jener Peripetie nun wird der Tribut bezahlt, den das Genie, gerade um ſeiner über alles hinausragenden Größe willen, dem Reſte der Menſchheit ſchuldig iſt. Hatte es ſich auf ſchlechte oder auch nur auf eigenſüchtige Zwecke gewandt, wie Wallenſtein und Fiesko, ſo muß es in der Kataſtrophe erliegend untergehen. Johanna aber ſiegt im Fall; denn ſie gehört zu den reinen, nur vorübergehend und nur leicht getrübten Charakteren. Sie hat nicht gefehlt, ſondern geirrt, und zur Sühnung ihres Irrthums bedürfen wir nur einer, von dem Dichter ſelbſt väterlich genannten Prüfung. Als Gefangene bezwingt ſie durch ihren Patriotismus ihre Liebe, und von dieſem Augenblick an kehrt die Intuition in ihr Gemüth zurück. Nun darf ſie mit Siegesgewißheit ihre heißen Flehenswünſche hinauf zum Himmel ſenden um den Sieg ihrer Sache. Centnerſchwere Bande, Thürme und Wächter halten ſie nicht, aber mit dem Sieg iſt auch ihre Miſſion vollbracht, eine Rückkehr zur gewöhnlichen Wirklichkeit iſt nicht mehr möglich, und nun reicht ihr die Dichtkunſt ihre Götterrechte, um ſie auf dem Flügelkleide des ſchweren Panzers zu den ewigen Sternen emporzutragen.

So erſcheint uns Schillers Jeanne d'Arc weniger wunderbar, als ſie andern und vielleicht ihrem Dichter ſelbſt vorgekommen ſeyn mag. Daß derſelbe im Einzelnen etwas mehr Realismus hätte haben können, geben wir gern zu, dagegen tritt auch in keinem ſeiner Werke die Wirklichkeit ſo nahe an den Flug ſeiner Idee heran als hier. Die Heldin kann den Wunderapparat, der ihr zu Hülfe kommt, wohl ertragen, ohne dadurch etwas von ihrer perſönlichen Größe und Würde zu verlieren. Die Glorie, mit welcher ſeine Dichtkunſt die Jungfrau umgibt, iſt für uns nur eine Allegorie, ein Symbol ihres genialen Inſtinkts. Sehen wir davon ab, ſo bleibt ihr hiſtoriſch getreuer Charakter wie eine Perle nach der Verdunſtung der ſie umgebenden Flüſſigkeit, unbeſchädigt in der herrlichen Schale zurück.

Digitized by Google

Daß Schillers artiſtiſche Schöpfung die ſeiner ſämmtlichen Vorgänger endlos überragt, iſt klar. An innerer hiſtoriſcher Treue kommt ſie der Chapelains gleich, um dieſe an poetiſchem Werth weit unter ſich zu laſſen. Shakeſpeare's nationale Parteilichkeit wird durch Schiller beſchämt und ausgeglichen. Mit Voltaire endlich iſt, nach der einmal feſtgeſtellten realiſtiſchen Tendenz des Gedichtes auf die Gegenwart des Dichters, kaum ein Vergleich möglich. Voltaire handelte wie der Deputirte des Convents, welcher die heilige Ampulla der Rheimſer Kathedrale auf dem Straßenpflaſter zerſchlug, damit in Frankreich kein König mehr gekrönt werden möge. Was das abſolute Königthum von Gottesgnaden, was der katholiſche Wunderglaube dabei verlieren mochten — Schiller hat es ihnen nicht wieder gegeben; nur der Perſon der edlen patriotiſchen Jungfrau, nur der hochpoetiſchen Begebenheit an ſich wollte er gerecht werden und iſt es geworden. Er verhält ſich zu jenem nicht wie ein Vertheidiger des göttlichen Rechts gegen einen politiſchen und kirchlichen Liberalen, ſondern wie eine höhere Kunſtgattung zu der niederern, wie der Kothurn zum Soccus:

„Den lauten Markt mag Momus unterhalten!
Ein edler Sinn liebt edlere Geſtalten.“

Soll der Deutſche bedauern, daß ſein nationalſter Dichter einen ſo herrlichen Stoff nicht bei ſich zu Hauſe, ſondern in der Fremde gefunden habe? Gewiß, wenn wir ſelbſt eine Jeanne d'Arc hätten — aber eine Erſcheinung wie dieſe iſt einzig in der Geſchichte! Und für den Dichter gilt derſelbe Satz wie für den Juriſten: „ubi rem meam invenio, ibi vindico;“ nach Moliere: „je prends mon bien où je le trouve.“

Treu und wahr, aber von untergeordnetem Talent und durch Allegorieſucht und das Bedürfniß der Schmeichelei beirrt, hat Chapelain den „von der Vorſehung ſelbſt bereiteten“ Stoff dem Dichter nur gezeigt, nicht aber ſelbſt zur künſtleriſchen Vollendung gebracht. — Durch Nationalgefühl und Parteitendenz verführt verändern ihn Shakeſpeare und Voltaire bis zur Unkenntlichkeit. Schiller, der Kosmopolit, Schiller, der Dichter des Ideals, der Freund der Bedrängten und Niedern — nur er hat die Erniedrigte zu ihrer rechten Höhe emporgehoben. Er ſieht ein Reich fallen vor den Streichen des auswärtigen Eroberers und des innern Verraths. Die Tapferkeit eiſerner Ritter, die Mauern und Zinnen treuer Städter vermögen den Sturz nicht aufzuhalten. Die Muthigſten verzagen, und der Zwieſpalt bringt mit der Verzweiflung unter die Beſiegten. Da, mit dem Nahen des letzten Schickſals, erhebt ſich, in der Perſon ſeiner edelſten Vertreterin, das niedergeworfene, unter einem tauſendfältigen Druck erſtickende Volk. Den Hirten und Demüthigen, nicht den Großen und Starken gnädig, ruft der Himmel die Retterin nicht aus den Burgen und Städten — vom Felde ruft er ſie herbei. Der Volkskrieg, der einen Napoleon von der Höhe ſeiner Macht ſtürzte, entbrennt gegen den Engländer, gegen den Burgunder; die Hirtin, nicht der Connetable trägt das Heerzeichen, und nun wendet ſich des Glückes Rad, nun ſchlägt, mit einem unvergleichlichen Bilde unſeres Dichters, der Schnitter die Feinde ſo nieder, wie er es bisher nur mit der Saat zu thun gewohnt war.

Der ſiegreiche Arm des Volks, bewehrt durch den Glauben und die Liebe des heimiſchen Bodens — das iſt die Johanna Schillers wie die der Geſchichte, denn

„Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.“

Alex. Büchner.

Kunſt.

Die Werke Pradiers in Genf.

Trotz der Genfer Malerſchule und einiger auch in andern Zweigen der Kunſt nicht unbedeutenden Namen iſt es dennoch niemals die Kunſt, die man in Genf ſucht; die Natur iſt da ſo überwältigend, ſo groß, die Harmonie des Alpenbildes, leuchtend aus dem dunkeln Rahmen der Vorberge ſich hebend, im See ſich ſpiegelnd, ſo voll Reiz, die Farbenpracht ſo glühend, unnachahmlich, daß ſelbſt das erhabenſte Werk aus Menſchenhand nur mit Mühe daneben ſich geltend macht. Daher kommt es denn, daß man da ausſchließlich an die Gebilde der Natur ſich hält, und nur wenn dichtes Regengewölk dieſe umhüllen, und auch dann nur im Vorbeigehen, ganz in zerſtreuter Weiſe, jene

Digitized by Google

andere Genüſſe ſucht. Die Sache iſt leicht begreiflich und verzeihlich, ſofern ſie mit Bewußtſeyn geſchieht. Oft aber wäre Mancher froh, einige Augenblicke auch andern Dingen widmen zu können, wenn er nur wüßte, wie deren würdige zu finden. Um nun denjenigen, welche dieſen Wunſch hegen, den Weg zu bahnen, ſoll hier eine kurze Beſchreibung derjenigen Werke Pradiers gegeben werden, welche in Genf, der Vaterſtadt des Künſtlers, geſammelt worden ſind, und die, trotzdem es meiſtentheils Nachbildungen ſind, dennoch durch Wahl wie Anzahl eine wenn auch nur unvollkommene Ueberſicht der Beſtrebungen dieſes bedeutenden Mannes geben. Es ſoll den Beſuchern Genfs nicht ergehen wie es dem durch ſeine Trivialität berühmten Beſucher Roms ergangen, der den Papſt nicht geſehen, aber jenem ehrlichen Pariſer Philiſter, der in der letzten Ausſtellung zu Genf, verzweiflungsvoll an der langen Gemäldereihe hingehend, wie man einſt bei der Kaiſerkrönung gerufen hatte: iſt kein Dalberg da? ausrief: „Iſt denn kein Calame da?“ Dieſer gute Pariſer, der wahrſcheinlich einmal gehört hatte, daß es in Genf einen Maler gebe Namens Calame, der es ſogar mit einigen der mittelmäßigeren zu Paris aufnehmen könne, wollte nur von ihm wiſſen, nur ihn kennen lernen, gerade wie in derſelben Ausſtellung die fanatiſchen Anhänger von Corot, Courbet und Conſorten nur die Gemälde dieſer Männer als wahre Kunſtwerke betrachteten und ſelbſt den von jenem Pariſer einzig Verehrten, der aber nichts in die Ausſtellung geliefert hatte, zum alten Eiſen warfen. Zum Glück für den Verfaſſer dieſer Skizze war ihm vergönnt, nachdem er die Urtheile jenes Pariſers ſo wie der Corot- und Courbetiſten angehört, auch einen Muſiker über beide zu hören, der kurzweg ſofort beide verdammte, die Malerkunſt überhaupt als einen untergeordneten Zweig der Kunſt betrachtend, während wiederum ein Maler von der Muſik als von einer Art ſinnberäubenden Duſels mit Verachtung ſprach. Man mag mir mit einigem Recht entgegen halten, daß ſolche Thorheiten nicht wiederzugeben ſind; aber es ſind nicht nur die Kleinſten, welche ſich dergleichen erlauben. Auch war dieß keine durchaus müßige Abſchweifung, denn in dem, was über Pradier geſagt werden wird, mag manche da und dort eine Ketzerei entdecken, und nur wenn er Manns genug iſt, auch an Calame und den Pariſer, an die Idealiſten und die Realiſten, an den Muſiker und den Maler zugleich zu denken, wird ihm ſeine Orthodoxie nicht unerſchütterlich erſcheinen und ihn zur Toleranz geneigter machen. Die Jahrhunderte allein ſprechen das Endurtheil.

Der Originalwerke Pradiers, welche ſich in Genf befinden, ſind nur fünf: Rouſſeaus kolaſſale Statue in Erz, die ehernen Büſten von de Candolle und Sismondi, endlich die Büſten von Rouſſeau und Carl Bonnet in Marmor. Alle andern Werke, die nicht in geringer Zahl in dem ſogenannten „Muſeum Rath“ vereinigt worden, ſind nur Nachbildungen in Gyps, die man aber dennoch, wenigſtens einige derſelben, trotz des unangenehm harten Tons dieſes Stoffs und der nicht immer reinen Ausführung, mit Vergnügen betrachten und mit Nutzen ſtudiren mag. Es ſind dieſe Werke meiſtens Figuren aus der griechiſchen Mythologie, beſonders dem Cyclus der homeriſchen Geſänge; endlich finden ſich auch einige Abgüſſe allegoriſcher Bilder darunter.

Wie einen, der ſich der Stadt Genf nähert, ſogleich der Gedanke an den großen Mann erfaßt, der hier geboren iſt, ſo wird ihm auch die Bildſäule deſſelben ſogleich beim Betreten der Stadt gleichſam entgegen getragen. Komme er vom Bahnhof herab oder über den See zum Hafen, ſo drängt die dunkle Maſſe des Rouſſeaumonuments, das in einer ſchönen Baumgruppe ſich halb verbirgt, ſich ſogleich jedem Beſchauer auf. Kein Monument der Welt hat vielleicht einen ſchöneren Standort. Hier am Ausfluſſe des Sees, wo Rouſſeau geboren ward, an deſſen Ufern er ſeine erſte Erziehung genoſſen, wo viele ſeiner Erinnerungen lebten, an dieſen Ufern, die ſein Genie noch in den ſpäteſten Jahrhunderten mit dem Reiz ſeiner Beſchreibungen und Schilderungen beleben wird, ſteht ſein Erzbild in einer Linden- und Pappelgruppe verſteckt, die Wellen des Sees zu ſeinen Füßen, die Stadt im Hintergrund und die Alpenkette. Noch vor einigen Jahren war die Statue, dem früheren engen Egoismus des Genferthums angemeſſen, mit dem Antlitz gegen die Stadt gewendet, die ihren größten Sohn bei ſeinen Lebzeiten verjagt hat; ſeit einem Jahrzehent aber, ſeitdem die alten Wälle niedergeriſſen werden und mit dem Sturz derſelben auch manche alten Vorurtheile ſchwinden, hat man das Bild gewendet, ſo daß es jetzt nicht mehr dahin blickt, wo der Geſellſchaftsvertrag und der Emil verbannt worden ſind, ſondern über den See hinweg, in das Freie, in die weite, offene Welt.

Auf einem Block pallirten Alpengranits, im römiſchen Mantel, ein Buch mit der linken Hand auf den Fuß ſtützend, mit der Rechten den Griffel erhebend, geſenkten, tiefſinnigen Hauptes, ſitzt Rouſſeau auf einem antiken Stuhle. Man hat dieſen römiſchen Aufputz des Bildwerks oft und heftig getadelt; aber, wenn irgendwo, kann derſelbe hier gerechtfertigt werden. Trotz ſeiner vielen Verbindungen mit der hohen Welt, den Frauen d'Epinay, Dupin, dem Herzog von Luxemburg und vielen andern, war ja Rouſſeau kein Salonmenſch, wie die Grimm, Diderot, Holbach, ſondern einer vielmehr, der ſein Lebtag gegen die kindiſchen Gewohnheiten jener proteſtirte und ſich gerade dadurch am meiſten ihre Feindſchaft zuzog; der nicht nur in der Theorie gewiſſe, freilich nur gewiſſe Seiten des alten Staats bewundert und wieder zur Anerkennung gebracht hat, ſondern der auch in der Praxis der Einfachheit der alten Sitten und Gewohnheiten nachzuleben ſuchte. Es iſt ferner gewiß, daß die orientaliſche Kleidung, die Rouſſeau im Val de Travers, ja ſchon in Montmorency getragen, es leichter macht, ihn ſich in dieſem langen Gewande vorzuſtellen, als dieß bei einem der Fall wäre, der ſich ſein Leben lang den Launen der Mode gefügt hat. Endlich iſt er hier in ſeinem Arbeits-

Digitized by Google

aufzug dargeſtellt, und auch in dieſer Beziehung iſt Pradiers Auffaſſung zu rechtfertigen; denn ſey es, daß Rouſſeau, ſich früh erhebend, um die während der Nacht mühſam erdachten Phraſen niederzuſchreiben, ſey es, daß er im Freien an einem jener verſteckten, einſamen Orte, die er zu bewohnen liebte, dargeſtellt werden ſollte, ſo war es auch dem gemeinen Verſtande, der mit keiner weiteren Kenntniß als der des Lebens und der Gewohnheiten Rouſſeaus ausgeſtattet iſt, möglich, ſich denſelben ohne Mühe ſo vorzuſtellen, wie ihn der Künſtler gedacht und ausgeführt hat. Ja, man könnte ſogar behaupten, daß gar kein anderer Aufputz für die in Rouſſeau darzuſtellende Idee hätte gefunden werden können, als der, welcher vom Künſtler gewählt worden iſt. Rouſſeau hat ja, wie ſchon mehrmals angedeutet worden und wie es bekannt genug iſt, gegen ſeine Geſellſchaft und ſeine Zeit ſtets proteſtirt, und es iſt daher ganz angemeſſen, daß er auch auf ſeinem Monument noch proteſtire.

Außerdem nun aber, d. h. außer dieſen ſpeciell Rouſſeau betreffenden Gründen, gibt es auch genug allgemeine, welche für das antike Gewand gegen das ſervile Conterfei des Seyenden oder Geweſenen anzuführen ſind. Die Realiſten, welche aber in vielen Dingen am allerwenigſten realiſtiſch ſind, glauben freilich, die Kunſt ſey die einfache Nachahmung der Natur. Als ob dadurch nicht alle Kunſt unmöglich würde!

In keinem Kunſtwerke war übrigens die Vereinigung der Natur und des Ideals, oder beſſer die Durchdringung der einen durch das andere, leichter darzuſtellen, als in der Geſtalt Rouſſeaus, deſſen ganzes Leben ſo zu ſagen ja nichts anderes als ein Vereinigen, Bekämpfen, Durchdringen der Natur und des Ideals war. Die künſtleriſche Darſtellung dieſes Charakters iſt dem Künſtler gerade durch die Wahl des antiken Aufputzes, ſo wie durch Stellung der Glieder und die Züge des Geſichts auf's beſte gelungen, was bei Pradier um ſo mehr zu verwundern iſt, da er, als Genfer mit wenig Einbildungskraft ausgeſtattet, viel lieber und leichter copirte als erfand. Er hat, wohl allein durch den Inſtinkt ſeines Genius geleitet, eine wahre, idealiſirte Geſtalt des großen Originals geliefert. Durch die Neigung des Hauptes des hoch Sitzenden tritt die Stirne mächtiger hervor und zeigt ſich breiter, höher, als ſie in der That war, während die Augen, obgleich ſie, wie man weiß, klein waren, tief liegend und von buſchigen Brauen beſchattet, die Bedeutung der Phyſiognomie noch erhöhen, ſo daß auf dieſe Weiſe der obere Theil des Geſichts mit der wohl etwas zu ſtarken Naſe den untern, zu ſinnlichen Theil gerade ſo viel in Schatten ſtellt, als es zum idealen Ausdruck des Ganzen dienlich iſt. Es iſt nicht nur der Urheber jener glühenden Ergüſſe in der Neuen Heloiſe und den Bekenntniſſen, den wir in dieſen Zügen erkennen mögen, es iſt auch der Mann, der die Umwälzungen unſerer Zeit, welche Unzähligen zu einer würdigeren Stellung verhelfen und die ganze europäiſche Menſchheit auf eine höhere Stufe der Bildung heben ſollten, vorausgeſehen und vorausbereitet hat. Dieſe glückliche Neigung, die der Künſtler dem Haupt gegeben, erkennt man erſt recht, wenn man daſſelbe mit Rouſſeaus Marmorbüſte vergleicht, wo der untere Theil des Geſichts den harmoniſchen Eindruck durchaus ſtört. Auch die ganze Haltung des Körpers, die Stellung der Glieder, iſt dazu angethan, den mächtigen Eindruck des monumentalen Bildwerks zu ſteigern; beſonders der mit dem Griffel erhobene rechte Arm iſt, trotz der Mächtigkeit, wundervoll leicht, in wahrer Lebendigkeit des Handelns ausgeführt.

Das Gewand wallt fließend herab und ſeine Leichtigkeit läßt, mit Ausnahme vielleicht der rechten Seite, wo es, Knie und Fuß bedeckend, etwas ſchwerfällig wird, über der ſchwungvollen Ausführung der Idee den Erzſtoff ganz vergeſſen; ja das Erz wird lebendig und läßt den Geiſt, der es belebt, gleichſam aus allen ſeinen Poren dringen.

Das im Jahr 1845 im botaniſchen Garten de Candolle geſetzte Monument, eine Coloſſalbüſte deſſelben, hat weit nicht denſelben Werth wie das Rouſſeaus: Schon das erſte Erforderniß einer guten Büſte, die Aehnlichkeit, ſoll, allen Urtheilen zufolge, nicht vorhanden ſeyn. Will man aber das überſehen, ſo iſt der Kopf allerdings ſchön aufgefaßt, den Gelehrten darſtellend wie den Genfer und den allzu glücklichen, daher etwas leichtfertigen Lebemann. De Candolle war ein Glückskind, wie es gewiß nicht viele auf Erden gibt, noch gab. Nicht nur gelang ihm alles, was er unternahm; alle Gaben des Glücks wurden ihm von der ſonſt ſo wankelmüthigen Göttin auf dem Präſentirteller dargereicht. Eine Anekdote, die er in ſeinen jüngſt erſchienenen Denkwürdigkeiten erzählt, mag hier als ein Bild ſeines Glücks wieder erzählt werden. Im Anfang des Jahrhunderts hatte er einmal mit dem kürzlich verſtorbenen Akademiker Biot und Bonpland, Humboldts Reiſebegleiter und langjährigem Wüſtenbewohner, eine Reiſe in die Alpen unternommen. Jenſeits derſelben angekommen, wollte die Geſellſchaft die Reiſe bis nach Turin ausdehnen und miethete daher einen Vetturin, der ſie dahin führen ſollte. Nun war aber deſſen Vehikel ſo ſchlecht und gebrechlich, daß man jeden Augenblick den Bruch eines der Räder erwarten mußte, über welchem jedoch de Candolle, ich weiß nicht mehr warum, gerade Platz nehmen mußte. Es war ſtaubig geweſen, dann regnete es. Man fuhr ſchneller, knack! ein Rad bricht, aber nicht das, über dem de Candolle ſitzt, ſondern das, wo ſeine Begleiter ſitzen, die beide in den Koth fallen, de Candolle auf ſie. So ging es ihm immer: fiel er einmal, ſo fiel er gewiß weich und oben auf. Dieſe Inſolenz des Glücks und die Eindrücke ſeiner Jünglings- und erſten Mannesjahre während des Direktoriums zu Paris haben ihm jenen Zug des Spottes und der Selbſtgenügſamkeit gegeben, der, beſonders um den großen Genfer Mund mit der ſchmalen Lippe, dann aber auch um die Augenwinkel ausgedrückt, uns den gleichen Mann auf ſeiner Büſte zeigt, wie er in ſeinen Denkwürdigkeiten ſelbſt ſich ſchildert. Von dem Fußgeſtell aber, das einem alten Ofen ähnlicher ſieht als irgend etwas anderem, ſey lieber ganz geſchwiegen. Die ſchwarzen eiſernen Blumen, die

Digitized by Google

da abgebildet ſind, mit dem fahlen Glanze, machen den jämmerlichſten Eindruck von der Welt.

Gerade dem Eingang des botaniſchen Gartens gegenüber iſt der Eingang in das Muſeum, das, von der Gründerin, oder den Gründerinnen, Fräulein Rath, den Namen trägt. Da, in dem Saale links, ſind einige Abgüſſe von Werken Pradiers, nebſt wenigen Originalwerken deſſelben aufgeſtellt.

Außer der Marmorbüſte Rouſſeaus iſt auch die Carl Bonnets da zu ſehen, ferner die Büſte von Simonde Sismondi in Erz. Der Naturphiloſoph Bonnet, obgleich einer ächten Genfer Familie entſproſſen, trägt nicht jene family likeness auf dem Antlitz, die man ſonſt überall an allen Genfer Köpfen erblickt. Sismondi dagegen iſt, auch der Phyſiognomie nach, der ächte Sohn der Mutter, der calviniſtiſchen Theologen- und Handelsrepublik, die den Handel wie die Theologie mit gleichem Gefolge anbaut. In den größeren, anſcheinend gröberen Zügen Bonnets liegt ein viel höherer Geiſt, als in dem pfiffig ausſchauenden Conterfei des Hiſtorikers; dagegen iſt der Kopf des letzteren charakteriſtiſcher, wahrer vielleicht, und ſo lebendig, daß man über dem Ausdruck des Geſichts nicht den Erzguß vor ſich zu haben meint, ſondern das lebende Antlitz des Originals, etwa wie er gerade zu dem berühmten Duell mit dem Baron von Grenus auszieht, das Töpffer in ſeinem Herrn Jabat verewigt hat.

Um die monumentale Bildnerei oder Bildnerkunſt, welchen Ausdruck wir Viſchern entnehmen, vollends abzumachen, ſey hier ſogleich noch von der Induſtrie und der Straßburg die Rede. Beides ſind ſitzende Frauengeſtalten. Straßburg, die deutſche Sklavin in den Händen des Franzthums, hat eine Art ſchwerfälliger Krone auf dem Haupte und eine Kanone unter den Füßen. Pradier hat der Geſtalt ein durchaus nichtsſagendes Geſicht gegeben, mit vollen Wangen, einem kaum mannbaren Mädchen ähnlich. Der Gedanke iſt jedenfalls ſonderbar, dieſe alte Stadt am Rhein, die ſchon zu Zeiten Julians des Abtrünnigen große Schlachten ſchlagen, große Entſcheidungen unter ihren Mauern hat fallen ſehen, mit ſolchen Zügen darzuſtellen. Wenn auch natürlich Pradier nicht die dem Buſen der Mutter entriſſene Tochter darſtellen konnte, noch wollte, wenn es ihm gleich um nichts anderes zu thun war, als das Bollwerk Frankreichs im Gebilde zur Anſchauung zu bringen, ſo war doch dieß allein ſchon hinreichend, für die Idee einen andern, würdigeren Ausdruck zu ſuchen, als den dieſer nichtsſagenden Jugend. Die Induſtrie iſt eine viel bedeutendere Schöpfung, die Stellung der Figur erhabener, der Faltenwurf des Gewandes reicher, vor allem das Antlitz ſchöner, ausdrucksvoller. Die Induſtrie iſt mit Recht als jugendliche Geſtalt aufgefaßt, denn ſie iſt ja jung; aber es iſt nicht mehr jene vollwangige, unſchuldige, unbewußte Jugend, ſondern die, welche bereits vom Baum der Erkenntniß genaſſen, welche das Glück kennt, aber auch den Kampf und den Schmerz. Das etwas erhabene Haupt ſcheint die Räthſel der Zukunft zu ahnen, der beinahe verächtliche, hochmüthige Ausdruck des dennoch ſchönen Mundes den gewiſſen Sieg über alle andern geſellſchaftlichen Mächte zu verkünden. Die ganze Geſtalt macht einen ſchönen, harmoniſchen Eindruck, der ein Beweis iſt, daß der Künſtler mit voller Seele die Idee erfaßt und mit genialer Meiſterſchaft verwirklicht hat.

(Schluß folgt.)

Correſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Die Fremdenliſte. — Sommervergnügen. — Statue des Grafen Brandenburg. — Die Fichtefeier und die Juden. — Die beiden Hofs. — Straßenfuhrwerk.

△ Halb Rußland ſcheint ſich auf die Reiſe begeben zu haben oder noch begeben zu wollen, und zwar ſowohl das aſiatiſche wie das europäiſche. Ich ſchließe das aus dem hieſigen Fremdenanzeiger, der am geſtrigen Abend unter den am vorgeſtrigen Tage Angekommenen allein 39 aus Petersburg, 16 aus Moskau aufführt, nicht zu gedenken aller derer, die aus den übrigen Orten des großen ruſſiſchen Reiches hier auf einmal an einem einzigen Tage angelangt ſind. Wenn das lange ſo fortgeht, ſo wird eine erkleckliche Summe Geldes aus dem Oſten Europas nach dem Weſten impartirt werden. Ueberhaupt iſt die Anzahl der hier jetzt täglich Ankommenden eine mir unbegreiflich große, weil ich den Grund dafür nicht einſehe, auch nicht weiß, ob das um dieſe Zeit in früheren Jahren auch ſo geweſen iſt. Es war nämlich zufällig, daß ich geſtern aufmerkſam die amtliche Fremdenliſte durchlas. Sämmtliche Länder Europas ſind da ſo ziemlich vertreten: außer Rußland namentlich die Donaufürſtenthümer, die Türkei, Süditalien (aus Neapel z. B. Rothſchild), Mittel- und Norditalien, die verſchiedenſten Länder Oeſterreichs,

Schweden, Dänemark, Norwegen, Holland, Belgien, Frankreich, England, Spanien u. ſ. ſ. bis auf den kleinſten deutſchen Bundesſtaat herab. Und nicht allein Europa iſt zahlreich vertreten, ſondern auch die übrigen Erdtheile mit Ausnahme Afrikas. Aus Schanghai iſt ein Kaufmann herbeigeeilt, aus Java ein Rentier; aus Newyork ſind auf einmal vier, aus Waſhington zwei Fremde angelangt. Merkwürdig, was alle dieſe Leute gerade jetzt in Berlin wollen! Unſer Parlament kann doch der Magnet nicht ſeyn, die Berliner mit ihren Vergnügungen auch nicht, denn dieſe haben ſich, ſofern die Verhältniſſe es geſtatteten, ſchon längſt aus dem Staube gemacht; der Haf iſt nicht hier: was bleibt denn da noch übrig? Ich vermuthe ſehr ſtark, daß ſich alle jene Leute einmal den Berliner Staub anſehen oder denſelben ſchlucken wollen. Praſte Mahlzeit! Staub iſt hier in fabelhaften Vorräthen vorhanden, dafür hat die Natur geſorgt, und unſere Waſſerleitung wird noch zu wenig in Anſpruch genommen, als daß der Natur weſentlich Abbruch gethan würde. So wird denn auch die japaneſiſche Geſandtſchaft, die hier nächſtens erwartet wird, nach dem Inſelreiche des öſtlichen Aſiens die Kunde tragen können, daß ſich Berlin durch Staub auszeichnet, wie Landau durch Nebel.

Wie angedeutet, jeder Berliner, deſſen Verhältniſſe darnach angethan ſind, hat ſich bereits aus dem Staube gemacht, ſey es, daß er eine Landwohnung — in der Umgebung von Berlin iſt bekanntlich viel Raum für „ſchöne Gegenden“ und Gurken ſind auch Campot — bezogen oder daß er ſich auf die Reiſe nach dem Harze, nach der ſächſiſchen Schweiz, nach dem Rieſengebirge, nach den Geſtaden der Oſtſee oder gar nach dem „Süden“ begeben hat, der äußerem Vernehmen nach gerade an dem nördlichſten Thore Nürnbergs ſeinen Anfang nimmt. Was ſich an Menſchenkindern noch hier befindet, amüſirt ſich ſo gut wie möglich. Ein Theil derſelben pflegt ſich nach dem Mittageſſen an Bord zu begeben, um auf den Gewäſſern der Spree zu kreuzen, namentlich oberhalb der Stadt, wo dieſer Fluß noch kein ſolcher Schweinigel iſt, wie unterhalb. Ein anderer Theil, aus Landratten beſtehend, begibt ſich in den Thiergarten, in die Haſenhaide zur „Keilerei mit Tanzvergnügen,“ nach Pankow, in den Friedrichshain, nach Charlottenburg oder in die Aktienbrauerei auf dem Kreuzberge, jenem merkwürdigen Berge, der ſich, wie ich nach den neueſten Meſſungen als ſicher mittheilen kann, 28000 Fuß über dem tiefſten Meeresgrund in die Wolken erhebt. Natürlich iſt unter Wolken hier zu Lande Staub zu verſtehen. Auch Landbaten ſah ich geſtern den Berg hinaufpilgern, und zwar, wie ich zu vermuthen Grüade habe, nicht aus Vergnügen, ſondern in offizieller Miſſion. Wenn nämlich, ſo munkelt man, das Miniſterium dem Hauſe der Abgeordneten nicht willfährig ſeyn will, ſo wird das Haus, wie einſt die Plebs in Rom, auf dieſen Berg auswandern, und dort bei leiblichem Biere abwarten, bis ſich das Miniſterium und das Herrenhaus fügen. Alſo eine zweite recessio plebis in montem sacrum. Dieſes Ereigniß, das allem Vermuthen nach in die „Sauergurkenzeit“ fallen muß, müßte viel Rumor in der Welt machen. Uebrigens bemerke ich noch bei dieſer Gelegenheit, daß auch der hieſige „Ochſenkopf“ mit den warmen Tagen ſehr entvölkert wird. Die obdachloſen Bummler und Vagabunden wandern nämlich am Abend nach dem Thiergarten oder nach dem Friedrichshain und ſchlafen, wie ſich die Berliner auszudrücken pflegen, „bei Mutter Grün,“ machen aber auch, vermuthlich wenn es mit dem Einſchlafen zu lange hapert, die Umgebung ihres nächtlichen Lagers unſicher. Letzteres mag denn auch den Grund dafür hergeben, daß die Polizei dann und wann in ſtiller Mitternachtsſtunde das Gehölz durchſtöbert und die Inſaßen direkt von „Mutter Grün“ nach dem „Ochſenkopfe“ bringt.

In der Mitte Mai's iſt das Denkmal des Grafen Braadenburg auf dem Leipziger Platz unter Leitung des Feldmarſchalls Wrangel und in Gegenwart des Königs und ſämmtlicher königlicher Prinzen enthüllt warden. Die linke Hand auf den Degen geſtützt, macht er mit der rechten eine abwehrende Bewegung: es iſt die Situation, wa er in der Kammer das weltbekannte „Niemals“ ausſprach, als man dem preußiſchen Könige die „Kaiſerkrone“ aufdringen wollte. Brandenburg war einer der berühmten vier Novemberminiſter (Brandenburg, Ladenberg, Manteuffel, Stratha), die im Jahre 1848 die Nationalverſammlung nach Brandenburg ſchickten und dann auflösten, während „Papa“ Wrangel in Berlin einmarſchirte und das „Rumpfparlament“ und die Bürgerwehr beſeitigte. Des letzteren Umſtandes kann man jetzt kaum gedenken, ohne daß man in eine heitere Stimmung verſetzt wird. Das Rumpfparlament tagte im Schauſpielhauſe und dieſes war zum Schutze der Abgeordneten von der Bürgerwehr umzingelt, als Wrangel kam und das Schauſpielhaus ſammt der Bürgerwehr umzingelte. In der Mitte dieſer beiden Heerſchaaren fand dann jenes humoriſtiſche Zwiegeſpräch zwiſchen Rimpler, dem Befehlshaber der Bürgerwehr, und Wrangel ſtatt, in welchem Rimpler auf Befragen erklärte, er ſey da mit der Bürgerwehr, um das Parlament zu ſchützen, Wrangel dagegen ſeinerſeits erwiederte, daß er da ſey, um Bürgerwehr und Parlament zu ſchützen; jeder, der ſich in dem von ihm eingeſchloſſenen Raume nicht mehr beſchützen laſſen wolle, könne gehen, aber hinein werde er in dieſen Raum keinen wieder laſſen. Alles verzog ſich bald, Bürgerwehrmänner wie Nationalvertreter; nur ein Abgeordneter blieb endlich übrig, der, gleich den Senatoren Roms beim Einzuge des Brennus, erklärte, er werde ſeinen Sitz nicht verlaſſen. Was thun gegen dieſe Hartnäckigkeit eines Einzelnen? Wrangel beauftragt zwei Grenadiere und dieſe tragen den Reutenten auf ſeinem Stuhle ſitzend aus dem Schauſpielhauſe, das darauf geſchloſſen wird. Der König hat ſpäter die vier Novemberminiſter mit einem blaß für ſie beſtimmten Orden (mit Krone und Scepter) geſchmückt, Privatleute aber haben das Geld zuſammengeſteuert, um dem Oberhaupte des Novembers-

miniſteriums das nun enthüllte Denkmal zu ſetzen. Daß unſere Demokratie auf daſſelbe ſchlecht zu ſprechen, iſt ihr nicht zu verargen.

Die Fichtefeier hat, wie Sie aus den Zeitungen erſehen haben, unſere Bevölkerung auf's lebhafteſte beſchäftigt, namentlich die Docenten der Univerſität, die Studenten, die Turner und den deutſchen Nationalverein. Nur die Feier des letzteren gibt mir zu einer Betrachtung Anlaß. Bekanntlich ſtehen an der Spitze dieſes Vereins Juden; mag das nun jemand für löblich oder nicht löblich halten, ſonderbar bleibt der Umſtand immer, daß es Juden geweſen ſind, die in ſchwungvollen Reden den großen Philoſophen gefeiert haben. Hat es je einen, und zwar in hohem Maße unbilligen Judenfeind gegeben, ſo iſt es ſicher Fichte geweſen, er, der für die Juden gar keinen Raum im deutſchen Staate und innerhalb des deutſchen Volkes ſehen konnte, vielmehr erklärte, man müſſe ihnen entweder über Nacht die Köpfe abſchneiden und neue aufſetzen, oder aber, da dieß nicht thunlich, für ſie ein Land erobern und ſie dorthin exportiren. Und dieſen Mann mit dem glühendſten Haß gegen die Juden, dieſen geſchworenen Feind alles kosmopolitiſchen Weſens, den feiern die Juden des deutſchen Nationalvereins als den Ihrigen! Was der Zufall mitunter für ein Spiel treibt! Als ich am 20. d. M. gerade die Rede Veit's auf Fichte geleſen hatte, wurde mir wurm aus der Preſſe die fünfte Auflage der von mir ſchon früher erwähnten Broſchüre „die Juden und der deutſche Staat“ geſchickt, in der ich einen neuen Abſchnitt finde, der mit Citaten aus Fichte gegen die Juden geſpickt iſt, mit ſolchen anhebt und mit ſolchen ſchließt. Das hat doch Sinn! Uebrigens werde ich Ihnen nächſtens dieſe merkwürdige Broſchüre unter Kreuzband zugehen laſſen, nicht weil ich mit dem Inhalte derſelben allewege übereinſtimmte, oder gar Ihre Zuſtimmung vorausſetzte, ſondern als ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, als einen Beleg für die Stimmung der Berliner Bevölkerung. Denn der Verfaſſer iſt nicht etwa ein Gelehrter, der ſich auf ſeinem Studirzimmer eine abſtrakte Theorie zuſammengeſtellt hätte, es iſt ein hieſiger Kaufmann, der ſeine Beobachtungen im täglichen Verkehr geſammelt hat. Auch abgeſehen vom Inhalt, wird Sie das Buch intereſſiren. Ich habe oft in dieſen Blättern Dinge über die Art und Weiſe eines „richtigen Berliner Jungen“ erzählt; aus dem Buche werden Sie erſehen, wie ein „echtiger Berliner“ ſchreibt, wenn er in ſeiner Jugend etwas Tüchtiges gelernt hat; denn darin werden Sie mit mir übereinſtimmen, daß ein ſolches Buch nur von einem Berliner, nicht aber von irgend einem andern Nord- oder Süddeutſchen geſchrieben ſeyn kann. Es hat einen Eckgeſchmack, einen Charakter, wie der Wein der rheiniſchen Rebe.

Eine ſchnurrige Geſchichte fällt mir da noch ein. Ich ſchrieb kürzlich von dem weltberühmten Johann Hoff, der, nachdem ſo viele andere Getränke als Univerſalmittel aus dem Verkehr der „leidenden Menſchheit“ verſchwunden ſind, die genniale Idee gehabt hat, das kosmopolitiſch gewordene bayeriſche Bier zu einem ſolchen Univerſalmittel gegen alle möglichen Krankheiten zu erheben. Der Mann war noch vor ein paar Jahren ein armer Teufel und jetzt iſt er von der Steuerbehörde mit einem jährlichen Einkommen von 100,000 Thalern veranſchlagt. Was geſchieht nun? Zwei andere Juden „kaufen“ ſich einen Hausknecht, der ebenfalls Johann Haff heißt, und verkaufen nun ebenfalls Hoff'ſches Bier. Johann Hoff der Aeltere hatte in ſeinen tauſenden von Inſeraten als Wohnung Nr. 1. der „Wilhelmsſtraße“ angegeben, während er in der obſcuren „neuen Wilhelmsſtraße“ wohnte; Hoff junior bezieht nun wirklich Nr. 1. der Wilhelmsſtraße, die nur ſchlechtweg die Wilhelmsſtraße genannt wird, und ſiehe da! ſeine Firma erhält ſofort eine blühende Kundſchaft. Was ſoll nun der ältere Hoff machen? Er ſieht ſich genöthigt, täglich, in der That täglich, in allen möglichen Blättern zu inſeriren, daß ſein Concurrent Johann Haff in der Wilhelmsſtraße Nr. 1. nicht der wahre Johann Hoff ſey, ſondern daß dieſer vielmehr in der neuen Wilhelmsſtraße Nr. 1. wohne, und dabei läßt er das Wort „Neuen“ mit Rieſenbuchſtaben drucken. Und was thut Haff junior ſeinerſeits dagegen? Der ſagt gar nichts, ſondern verkauft Bier und tröſtet ſich damit, daß die Berliner auf beide Arten Bier ihr übliches Sprüchwort umwenden, es ſey „Haſe wie Jacke“ oder „Mus wie Miue.“

Schließlich noch einige Notizen über das hieſige Straßenfuhrwerk. Daſſelbe hat nunmehr eine ganz andere Phyſiognamie angenommen, ſo daß ſich drei verſchiedene Arten von Wagen dem Range nach merklich unterſcheiden. Voran ſtehen die Zweiſpänner; mit ihnen fährt die Ariſtokratie der Stadt. Dann folgen die früher allgemein benutzten Droſchken, die nunmehr nur noch von den mittleren Ständen benutzt werden; die Zahl derſelben mag ſich auf 1200 belaufen. Drittens endlich kommt das Fuhrwerk der großen Maſſe, der Omnibus, in welchem man für einen aber zwei Silbergroſchen Gott weiß wie lange und wie weit fahren kann. In der Mitte Mais betrug die Anzahl der Omnibuſſe bereits 225 und alle Linien machten glänzende Geſchäfte; wie groß die Anzahl augenblicklich iſt, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß Paris zur Zeit nur 500 zählt. Daß über 225 Wagenungethüme, die ſich vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend raſtlos auf den Straßen hin und her bewegen, dieſen Straßen eine eigenthümliche Phyſiognomie geben müſſen, brauche ich kaum hervorzuheben. Ich bin neugierig, was die Berliner nächſtens für eine allgemeine Neuerung ausbrecken werden.

Verantwortlicher Redakteur: Honff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 27. 2. Juli 1862.

Stronus nos exercet inertia: navibus atque
Quadrigis petimus bene vivere. Quod petis, hic est,
Est Ulubris, animus si te non deficit aequus.

Horat:

Reisen und Reiseliteratur.

„They order this matter better in France“ — in Paris versteht man das besser — mit diesen Worten leitet bekanntlich Sterne seine „empfindsame Reise“ durch Frankreich und Italien ein; und gewiß hat er damit den Reisekitzel- und Stachel, gegen welchen viele Tausende lecken, vortrefflich bezeichnet. Man weiß Alles auswendig, was seit mehreren tausend Jahren nicht nur in Athen und Sparta, sondern auch in Paris und Venedig und London passirt ist, politische und Culturgeschichte, öffentliche und geheime Memoiren, die nicht jeder in die Hand kriegt, und nun kommt my gentleman, irgend ein einfältiger Bursche, der den Spaziergängern auf den Boulevards hat Cigarren verkaufen helfen, und reibt euch — „with the most civil triumph in the world“ — die impertinente Frage unter die Nase: „You have been in France? Sind Sie in Paris gewesen?“ Der Traum von unserer Ueberlegenheit, der „wissenschaftlichen Bildung,“ an welche das profanum vulgus nicht von weitem hinanreiche, ist mit einem male dahin und wir müssen vor einem lumpigen Elleuritter die Segel streichen. „Ich hätte sie mögen zusammenschmeißen, und konnte sie doch nicht Lügner heißen.“ „Strange, quoth I, that one and twenty mills sailing should give a man these rights.“ — Verdammt, daß für elende paar Louisdor jeder Laffe hinkommen kann, und ich bin noch nicht dort gewesen!

Und wenn ich noch so alt werde, ich werde es nie vergessen, wie ich vor mehr als dreißig Jahren — ich war ein armer Schlucker, der den ganzen Tag nicht aus seinem Klosterhof heraus durfte, außer von halb ein bis zwei Uhr, und sich Großes einbildete, wenn er ein paar heimliche Schoppen Bier hinunterstürzen konnte und eine geräucherte Wurst dazu unter die Zähne bekam — wie ich da einen solchen Pariser Löwen ein Gläschen Absynth trinken sah. „So trinkt man's in Paris,“ versicherte der impertineute Kerl mit einem hochmüthigen Selbstgefühl, als hätte er dem Chalifen von Bagdad die Backzähne ausgezogen. Und dabei goß er den grünen Schnaps, den ich zum erstenmal in meinem Leben sah, in ein Gläschen, dann stellte er das kleine Gläschen in ein großes Glas — „und in dem Loch war noch ein Loch, und dieses Loch war größer noch als obgedachtes Schießloch“ — dann un peu d'eau, und dann mehr Wasser, bis das kleine Gläschen in das große Glas überfloß, dann die kleinen Schlückchen mit den vornehm eingekniffenen Lippen, und endlich der große Hauptschluck, wupp! Ich hatte noch

nie einen größeren Mann geſehen. Und der Menſch war kaum drei Jahre älter als ich und hatte nicht griechiſch gelernt und kannte vom Henri quatre nichts als den Bart, geſchweige denn daß er hätte ſagen können, was der Admiral Coligny und der Cardinal von Lothringen und der Prinz von Condé für große Männer geweſen, oder was die Königin Mutter, die in eigener Perſon gegen die Hugenotten zu Felde zog, für ein Caliber führte, oder wie ſich Karls IX. Hofdamen am Morgen nach der Bartholomäusnacht bei den Leichen der proteſtantiſchen Edelleute ſchamlos aufgeführt haben. Ein ganz erbärmlicher Ignorant! aber er war in Paris geweſen und wußte, wie man dort ein Glas Abſynth trinkt. Er hat einen ewigen Stachel in meinem Herzen zurückgelaſſen.

Seitdem habe ich Vieles geſehen, von was ſich meine damalige Schulphiloſophie nicht träumen ließ; aber ich glaube kaum, daß mir jemals etwas ſo imponirt hat als das Gläschen Schnaps, das ich damals trinken ſah. Unter Anderem weiß ich jetzt, warum ich reiſe, und deſſen können ſich, wie ich glaube, unter den vielen Tauſenden von Reiſenden, die gegenwärtig in der Welt herum fahren, nur wenige rühmen. Ich weiß was ich weiß und laſſe mich nicht irre machen, wenn mich auch mein Vetter — es iſt ein leiblicher und kein poetiſcher wie der des Wandsbecker Boten — jedesmal, wenn ich von einem Ausflug zurückkomme, auslacht, daß ich nichts erzählen kann. Die gebildeten Leute, die alle eine Anlage zum inquisitive traveller zu haben glauben, meinen, man müſſe ſich auf Reiſen Wunder was für Kenntniſſe ſammeln. Iſt aber irgend eine Wahrſcheinlichkeit dafür, daß jeder, der reist, auch Weisheit lernen, daß er einen „stock of real improvement“ erwerben werde?

Das Wiſſen in faſt allen ſeinen Zweigen, „and in most affairs,“ wie Sterne ſagt, iſt wie eine italieniſche Straßenmuſik, die einer, der nichts zahlt, eben ſo gut hört. Das heißt: in unſerem erleuchteten Zeitalter, wo es keinen Winkel in Europa mehr gibt, der nicht in den Sehwinkel unſerer alles zuſammenfaſſenden Wiſſenſchaftlichkeit gerückt wäre, könnte ſich der vorwitzige Reiſende manchen falſchen Tritt erſparen, den er thut, um Dinge zu ſehen und Entdeckungen zu machen, die er im Schlafrock und in Hausſchuhen eben ſo gut hätte ſehen und machen können. Aber die meiſten wollen die Muſik nicht umſonſt hören, ſondern nehmen in vollem Ernſt, was der witzige Lichtenberg auf Philadelphias Anſchlagezettel drucken ließ: wer nichts zahlt, ſieht nichts. Kenntniſſe und Erfahrung kann man ſich unſtreitig erwerben, wenn man in dieſer löblichen Abſicht zu Waſſer und zu Land fährt. Ob es aber nützliche Kenntniſſe und ſolide Erfahrungen ſind, das iſt nach Sterne ein reines Glücksſpiel. Iſt der Reiſende auch glücklich in beidem, „even where the adventurer is successful,“ ſo bleibt noch die Hauptſache, daß er dieſen Schatz weiſe und vorſichtig zu benützen weiß, wenn er etwas profitiren will — „the acquired stock must be used with caution and sobriety, to turn to any profit.“ Und da viel mehr Wahrſcheinlichkeit für das Gegentheil iſt, „as the chances run prodigiously the other way,“ ſowohl was Erwerbung als was Anwendung betrifft, ſo wäre es wohl in den meiſten Fällen das geſcheiteſte, wenn Einer, ſtatt ſich um Kenntniſſe und Erfahrungen zu kümmern, die man angeblich auf Reiſen und in der Fremde ſammelt, ſein Bier ruhig zu Hauſe tränke, wie des Doktor Strauß Stabstrompeter. Jeden Abend trank dieſer Mann mit einer anima candida, wie ſie in unſerer vielgereiſten Zeit mit jedem Tage ſeltener wird, ſein Bier an ſeinem beſtimmten Ort, und dieſe Seßhaftigkeit hinderte ihn nicht im geringſten an ſeinem geiſtigen Fortſchritt. Eine beſondere Ehre war es ihm und den übrigen guten Leuten und ſchlechten Muſikanten ſeiner Geſellſchaft, als der große Doktor Strauß, dem man damals für ein halbes Jahr unfreiwillige Muße von ſeinen anſtrengenden chriſtologiſchen Unterſuchungen vergönnt und in das theologiſche Exil nach Ludwigsburg geſchickt hatte, auch ſein Bier mit ihnen zu trinken kam.

Herr Doktor, das iſt ſchön von euch,
Daß ihr uns heute nicht verſchmäht,
Und unter dieſes Volksgedräng',
Als ein ſo Hochgelahrter, geht.

Als der Doktor am nächſten Abend ausblieb, verſäumte unſer wohlmeinender Trompeter nicht, ihn am dritten zu fragen: „Wo ſind Sie geſtern geweſen, Herr Doktor?“ Und als der hochgelahrte Mann antwortete, wie er eben viel ſtudiren und ſchreiben müſſe und nicht jeden Abend ausgehen könne, beruhigte ſich jener in der wohlgemeinten Vorausſetzung: „Dann laſſen Sie aber doch Ihr Bier nach Haus kommen, Herr Doktor?“

Warum wollen die Leute nicht ihr Bier zu Hauſe trinken? Für was gibt man gegenwärtig Geld aus, um Sachen zu ſehen, die man in der Illuſtrirten Welt viel bequemer bei einander und ganz umſonſt hat? Was will denn einer ſehen, wenn er nicht wie ein engliſcher peregrine martyr ſich in rothe Leinwand mit Goldſchnitt binden läßt und reist wie der Apoſtel Petrus, dem prophezeit war: „Du wirſt deine Hände ausſtrecken, und ein anderer wird dich gürten und führen, wo du nicht hin willt;“ was unverkennbar auf Murray und Burkhardt geredet iſt, die den „travelling

delinguents“ die Hände binden und sie führen, wo sie nicht hin wollen und wo sie oft in ihrer Langeweile ein härteres Martyrium durchmachen als der Apostel, der den Kopf nach unten gekreuzigt wurde, was in Cöln (in welcher Kirche werden die am besten wissen, die es nicht gesehen haben) wunderbar gemalt ist, und was man am besten sieht, wenn der Beschauer seinen eigenen Kopf zwischen den Beinen durchsteckt.

Als ich vor dreißig Jahren meinen „ersten Ausflug in die Welt“ machte und vor dem schönen Park in Brüssel stand, an dessen Bäumen noch die Wunden zu sehen waren, die ihnen die liberalen Kugeln Anno dreißig geschlagen hatten, da trat auch einer jener Seelenverkäufer zu mir, die überall bereit stehen, dem infortunate and innocent traveller die Herrlichkeiten der Welt zu zeigen. Er wollte mich alles sehen lassen, was in jedem Guide oder Conversationslexicon steht: „le château du prince d'Orange?“ Non. „Le château du duc d'Aremberg?“ Non. Noch etwas wollte er mich sehen lassen, was zwar nicht im Bädecker zu finden ist, dem zulieb man aber am allerwenigsten eine Reise nach Brüssel nöthig hätte. Als auch darauf ein non erfolgte, sah mich der Kerl von Kopf bis zu Fuß an und fragte mit ungeheucheltem Erstaunen: „Was wollen Sie dann sehen?“ Das Entsetzen hatte ihm das Band der Zunge gelöst und er konnte mit einem mal gut Deutsch.

Unter diesem Gelichter findet man überhaupt die eigentlichen Zungenredner; Parther, Meder und Elamiter, ein jeglicher höret von ihnen seine Sprache. Besonders merkwürdig ist es, wie man in diesen Schichten überall Spuren des Deutschen findet. Die Schacherjuden sollen, wie man mich versichert hat, in der ganzen Welt deutsch können. Ich muß darin einen Beweis erblicken, daß das Deutsche die eigentliche vox humana, die lingua sacra, das Sanskrit der Menschheit ist. Französisch ist eine conventionelle und officielle Sprache, das allgemeine Idiom für Complimente und Bagatellsachen; kommt man aber an das, was den Menschen gemüthlich afficirt, will man von der Leber weg sprechen, dann fängt das Deutsche an. So ging es mir vor ein paar Jahren mit einem solchen Cicerone im Haag. Er bot mir seine bons offices auf holländisch, französisch und englisch an; unsere Conversation wollte aber in keiner Sprache recht in Fluß kommen, bis ich ihn zum Teufel wünschte. Da kam auch über diesen der Geist und er rief mit herzlicher Emphase, mit einer Gründlichkeit der Indignation, wie sie nur der Hinblick auf ein entgangenes Trinkgeld eingeben kann: „Gehen Sie selbst zum Teufel!“

Was ich aber auf dem Schloßplatz in Brüssel sehen wollte? Ich weiß es in der That selbst nicht. Die Bäume, die man verbunden hatte wie die abgeschossenen Arme und Füße der Freiheitskämpfer, die den prince d'Orange aus seinem Schloß herausgejagt hatten. Ich stand da wie Hamann auf der Londoner Börse, wo er, statt sich um die Kaufleute zu bekümmern, die Menschen und Bildsäulen bewunderte und sich übte, wie Demosthenes beim Geräusch der Wellen, englisch mit sich selbst zu reden. Mit mir selbst sprach ich bei dem Geräusch der Wellen, dem Gebrause der Stimmen und Sprachen, lebender und todter, das an mein Ohr schlug, französisch und vlämisch und spanisch, das der Kaiser Karl mit seinem Gott redete, und deutsch, das er zu seinen Pferden sprach. Natürlich hab' ich auch gesehen, was jeder sehen muß: die Kirchen und Museen, die Rubens und Vandyks in Antwerpen und die berühmte Kanzel mit Petri Fischzug in Holz geschnitten, und alle die alten Niederländer im Haag und in Amsterdam, die Kanäle und Parks, das Meer in Ostende und Scheveningen. Die Hauptsache bei allem aber, was ich sah, war mir doch immer, daß ich dabei das Selbstbewußtseyn des Dogen von Genua theilte, den man nach Paris gebracht hatte, wie einst die asiatischen und afrikanischen Könige nach Rom, um die Herrlichkeit der großen Nation und ihres großen Königs Louis quatorze zu sehen und vermehren zu helfen. Ein genuesischer Doge war es, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, und nicht ein venetianischer, den man also in Paris im Triumph aufführte, nicht in eisernen Ketten, aber belastet von den moralischen Fesseln der Dankbarkeit dafür, daß man seiner Vaterstadt die Freiheit — genommen hatte. Er war ein Landsmann der Nigra und Cavour und Ratazzi, die heutzutage ähnliche Triumphzüge zu dem großen Sultan der Franzosen machen; aber er hatte nicht viel königlich Italienisches, sondern ein altgenuesisches republikanisches, nicht ein Farinas-, sondern ein Berrinas-Herz. Nachdem man ihm Alles gezeigt hatte, was dieses patriotische Herz niederdrücken und den Schmerz über die verlorene Freiheit in ihm auffrischen konnte, und als man ihn dann fragte, was ihm am merkwürdigsten und wunderbarsten vorgekommen sey, da antwortete er wie ein alter Römer: „Das, mich hier zu sehen.“

In anderem Sinn als dieser Brutusseele ist den oberflächlichsten und frivolsten Menschen das interessanteste, daß sie auch dabei gewesen sind, daß sie sagen: ich habe es auch gesehen. Wenn die Sache auch nicht verdient, daß man ihr zulieb nur zum Fenster hinaus sieht, wenn man sich selbst auslacht, ihretwegen nur drei Schritte gegangen zu seyn: immer wäre es doch ärgerlich, es nicht gesehen zu haben; man meint, man

Digitized by Google

hätte die ganze Welt verſäumt. Manchem iſt der Berg, den er erſteigen muß, nur um droben geweſen zu ſeyn, ein wahres Golgatha; aber hinauf muß er und muß die ſchöne Ausſicht genießen, wenn er auch nichts davon ſieht. Bei uns, im ſchwäbiſchen Hügelland, gilt es für das Höchſte einer ausgedehnten Fernſicht, daß man ſagen kann: man ſieht die Vogeſen. Von allen bedeutenderen Punkten der ſchwäbiſchen Alp, von unſerer alten Stammburg Teck bis zum preußiſchen Hohenzollern, iſt pünktlich notirt: man ſieht unzählige Städte und Dörfer — bis zu den Vogeſen. Unzählige ſind ſchon hinauf geſtiegen, um alle die Städte und Dörfer und vor allem um die Vogeſen zu ſehen, ohne die das Ganze keinen Werth hätte und nicht der Mühe lohnte ſich müde Füße zu machen. Städte und Dörfer, lachende Gründe, Thäler und Hügel ſieht man, das iſt gewiß; ob aber jemand die Vogeſen geſehen hat, darüber bin ich noch immer im Zweifel. Und wenn er ſie geſehen hat, ſo iſt es, als hätte er ſie nicht geſehen. Unter den dämmerhaften Linien, in die der Horizont ausläuft, iſt eine, hinter welcher das Schloß des Grafen von Saverne und Fridolins Eiſenhammer liegt, aber welche? Wer kann ſie uns fixiren, daß wir gewiß ſind, wir haben die rechte? Man ſieht ſie nur bei hellem Wetter. Iſt es gerade hell genug? „Mein Sohn, es iſt ein Nebelſtreif.“ Und über dem Nebelſtreif verſäumen wir die Dörfer und Mühlen und Gehöfte, den ganzen pittoresken Vordergrund, der den wahren Reiz einer Anſicht ausmacht.

Es iſt alles Dunſt und blauer Nebel; nur daß nicht jeder ſo aufrichtig iſt, es zu bekennen, wie mein poetiſcher Freund, mit dem ich im Sommer vorigen Jahrs auf dem Schloßberg von Salzburg ſtand, um mir von ihm die unvergleichlichen Umgebungen der „ſchönſten Stadt Deutſchlands“ zeigen zu laſſen. Hiezu war er ſo ganz der rechte Mann, da er die ſchöne Stadt mit der herrlichen Gegend nicht nur von Jugend auf kannte, ſondern ſie auch von jeher mit den Augen des Dichters und Künſtlers angeſchaut hatte. „Denn,“ ſagte er, „ich bin ja eigentlich ein Maler, und dichten thu' ich nur, weil ich nicht malen thu'.“ Wir ſtanden alſo auf dem Schloßberge, da wo man die ſchönſte Ausſicht hat nach beiden Seiten des durch den wunderbar abgeriſſenen Rücken getrennten Thales, und da zeigte uns, meinem Freund Eugenius und mir, der Dichter, der nicht malen thut, den Geisberg und den Staufen und den geſpenſtiſchen Untersberg und alle die Berge bis zum Paß Lug, „wo's in's Tirol nein geht.“ Und dann ſprach der Maler, der dichten thut: „Do hoben's a Freud' an ſo nem Berg! So bin i nit! Wos is ſo na Berg? Dos iſt a Lümmel; do wächst nix. Dos is a Gegend! (Auf die Ebene der Salzach deutend.) Do wächst Woizen!“

Welch praktiſche Philoſophie aus ſo überſchwenglichem Munde! Denn nicht bloß in einſamen Stunden, in der Verborgenheit des poetiſchen Dachſtübchens, kommt unſerem Freunde oft durch Inſpiration der „Mutterreim,“ wie er es mit ſeiner geiſtiger Phyſiologie bezeichnet, an dem ſich dann ganze Strophen kryſtalliſiren, ſondern er hat es der Welt auch ſchon Schwarz auf Weiß bewieſen, zu welchen Flügen ihn ſeine Schwingen tragen. Und ein gütiges Geſchick hat ihm eine Freundin gegeben, die mitfliegt, wie hoch er ſich auch empor ſchwinge, ſo daß er, der den Schöpfer nicht loben kann, daß er die Berge feſtgeſetzt hat in ſeiner Macht, im dankbaren Gefühl ſeines Liebesglücks in die lobpreiſenden Worte ausbrach: „Du hoſt mer's geben, und i dank der, und i will's g'nießen!“ Wie er bei dieſen Worten mit bedeutungsvoller Symbolik die gehobenen Hände vom Himmel zur Erde ſenkte, da mußte ich der Worte in Goethe's venetianiſchen Epigrammen gedenken:

So ſang ein Dirnchen
Mir in Venedig, und nie hört' ich ein frommer Gebet.

Ein Tag oder zwei des ungeſtörten dolce far niente, mit herrlicher Ausſicht und köſtlichem Ofener oder Kloſter-Neuburger, das iſt eine Herzſtärkung und Geiſteserfriſchung auf einer Reiſe, wenn man ſolchen Freund dazu findet. Aber nicht jeder findet ſolchen Freund, und nicht jeder weiß ſeine Bekanntſchaft zu nützen „with caution and sobriety.“ Auch wer mit einiger poetiſchen oder literariſchen Prätenſion reist, hat damit noch keinen Freipaß, daß er gewiß auch poetiſche Bekanntſchaft finde.

Die ſchönſte Stadt Deutſchlands mit all ihren Bergen, mit ihrem Mozarteum und dem ſtolzen te saxa loquuntur, alles hätte mich unbefriedigt gelaſſen ohne die goldenen Worte, die ich in dieſem Salzburger Amphitheater ſo recht aus ſilberner Schale entgegen nahm. Ich war durch das bayeriſche Hochland gekommen, über das L. Steub die Perle aller Reiſebeſchreibungen geſchrieben hat, über Reichenhall durch die herrliche Ramsau mit ihren kräftigen Ahornbäumen nach Berchtesgaden, dieſer Perle der Alpen, über den „ſchönſten See Deutſchlands,“ auf dem ich keinen Lämmergeier ſah und kein Murmelthier hörte — gewiß eine ſchöne Reiſe, an der Herz und Sinne ein Genüge finden konnten; und doch, was iſt alle Herrlichkeit der Natur gegen die Offenbarungen des Geiſtes? Der ganze Sommer des Jahrs 1861 war mir gekrönt durch die Worte,

Digitized by Google

die ich auf dem Salzburger Schloßberg hörte, und durch den Commentar, den ſie auf unſern Wanderungen nach dem Schiamm- und Peterskeller und nach dem Friedhof erhielten, auf welchem die Gebeine von Mozarts Stanzel ruhen. Nie habe ich tiefere Blicke gethan in das gegenwärtige und das zukünftige Leben.

„Genieße, was dir Gott beſchieden, entbehre gern, was du nicht haſt“ — um dieſen Spruch nicht nur mit dem Munde zu bekennen, ſondern auch von Herzen daran zu glauben, lohnt es ſich wohl nach Salzburg zu fahren. Das halte ich für real improvement. Aber wie wenige lernen auf einer ſolchen Reiſe, welch großer Gewinn es iſt, „wer gottſelig iſt und läſſet ihm begnügen!“ Im Gegentheil, durch dieſe leidige Reiſeſucht kommen wir um alle Genügſamkeit und häusliche Tugend. Politiker ſpüren es bekanntlich im Großen, wie die allgemeine Unzufriedenheit auf eiſernen Schienen läuft und Revolutionen vom Ventil des Dampfkeſſels abhängen.

Und als ich damals von Salzburg heimkam, war die erſte Frage meines Vetters — deſſelben, der mich immer auslacht, daß ich nichts erzählen kann — dieſe: „Wie hat dir das Münchner Bier geſchmeckt?“ — „Gut,“ erwiederte ich, „beſonders das beim Spaten und Franciskaner, aber ein gutes Ulmer iſt auch nicht übel.“ Das ſagte ich aus einfältigem Herzen und doch auch zugleich mit guter Berechnung. Der Vetter iſt ein Ulmer, er feiert heuer ſeinen ſechzigſten Geburtstag und es iſt ihm, als wäre es erſt geſtern geweſen, daß man ihn über das Bombardement unter Mack in den Keller verſteckte. Nun weiß ich aber, von welchem gerechtem Stolz jeder Ulmer auf ſeine Vaterſtadt und ihr Bier erfüllt iſt, und wollte alſo meinem Vetter etwas Angenehmes erzeigen, indem ich ſagte: „Ein gutes Ulmer iſt auch nicht übel.“ Aber ich hatte mich verrechnet; der Reiſeſtolz überwog bei meinem Vetter den angeborenen Patriotismus. „Meine Frau,“ ſagte er, „kann das hieſige nicht mehr trinken.“ Nun iſt das hieſige allerdings nicht einmal ein Ulmer; aber doch haben wir, mein Vetter und ich, ſchon manche Maas mit einander getrunken und ſind dabei luſtig geweſen, und unſere Weiber und Kinder mit uns, wie denen zu Sichor das Waſſer aus dem Brunnen gut genug war, den ihr Vater Jakob hatte graben laſſen, und hat daraus getrunken und ſeine Kinder und ſein Vieh. Daher fragte ich: „Seit wann kann ſie denn das hieſige nicht mehr trinken? doch nicht ſeit der Münchner Reiſe?“ Das machte den Vetter ſtutzig; er faßte ſich aber ein Herz und antwortete doch zuletzt mit einem entſchiedenen Ja. Vor fünfzehn Jahren nämlich war er mit ſeiner Frau in München geweſen, und dieſe Reiſe iſt der eigentliche Höhe- und Glanzpunkt in ſeinem Leben. Ich gönne ihm die Freude von Herzen, aber ſie iſt theuer erkauft, wenn ſeine Frau ſeitdem das „hieſige“ Bier nicht mehr trinken kann. Zum Glück iſt das nur Bramarbaſerei von ihm und der guten Frau ſchmeckt, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, auch das hieſige noch immer vortrefflich. Der Vetter iſt ein ſo zufriedener und harmloſer Mann, wie nur der Apotheker in „Hermann und Dorothea“ geweſen ſeyn mag; und doch hat auch ihn die vornehme Modethorheit ergriffen und ſeiner Frau den Magen verdorben.

Ich bin froh, daß ich in Salzburg geweſen bin. Mein Vater kam nicht hin und wäre doch ſo gern dort geweſen; ich habe gleichſam die Schuld für ihn bezahlt. Es iſt mir auch, als wäre es heute, wie er ein Jahr vor ſeinem Tode zu unſerem Vetter (es war ebenfalls ein Ulmer, aber nicht der vorige) ſagte: nachdem er ſeinen Sohn in Cöln beſucht und den Rhein geſehen habe, möchte er nur noch Eine Reiſe machen: nach Salzburg. „Herr Vetter, reiſen Sie da über Heidelberg und Mannheim?“ fragte unſer Vetter. — „Ueber Günzburg oder Dillingen mit dem Stellwegen nach Augsburg,“ antwortete mein Vater.

Zur topographiſchen Orientirung ſey bemerkt, daß mein Vater an der Donau wohnte, etliche Stunden unterhalb Ulm. Demnach könnte man es befremdlich finden, daß unſer Vetter fragte, ob er nach Salzburg über Heidelberg und Mannheim reiſe. Allerdings zeigte er hiebei weniger exacte geographiſche Kenntniſſe, als von ihm zu erwarten geweſen wäre; aber er iſt zu entſchuldigen. Unſer ſchwäbiſcher Reiſehorizont ſtand vor fünfzehn bis zwanzig Jahren hauptſächlich nur nach zwei Richtungen offen: über Heidelberg und Mannheim nach Nordweſt und über Salzburg nach Südoſt. Das waren gleichſam unſere zwei einzigen Himmelsgegenden, die beiden Hauptpole, nach denen unſer Verlangen nach Naturſchönheit und unſer Reiſemagnet gravitirten. So wird man es begreiflich finden, daß in der Phantaſie unſeres Vetters die beiden Punkte, die einander räumlich eben ſo diametral entgegengeſetzt ſind, wie ſie ſächlich zuſammen gehörten, ſo unmittelbar zuſammen floſſen, daß er mit der höheren Wahrheit der naiven Unſchuld fragen konnte: „Herr Vetter, reiſen Sie über Heidelberg und Mannheim?“

Damals war ich unverſtändig und übermüthig genug, meinen Vetter wegen ſeiner confuſen Geographie auszulachen. Seitdem aber auch mir der höhere Sinn aufgegangen iſt, ſchäme ich mich dieſer jugendlichen Poliſſonnerie und habe den würdigen Mann in Gedanken ſchon tauſendmal um Verzeihung gebeten. Was wollte ich nicht geben, wenn ich dieſe Zeit der Unſchuld

Digitized by Google

zurückrufen könnte, in welcher die Reiſephantaſie noch in einem ſo roſigen Dämmer ſchwebte, daß Heidelberg und Salzburg als die Inbegriffe aller landſchaftlichen Schönheit, wie zwei himmliſche Nebelbilder, in einander floſſen! Jeder Laffe, der nicht werth iſt, daß er meinem Vetter die Schuhriemen auflöſe, wäre jetzt im Stand ihn zu belehren, daß man für ſieben Gulden neun Kreuzer von Stuttgart über Augsburg und München nach Salzburg fährt. Jeder hat die Reiſe längſt gemacht und hat Alles geſehen, was zu ſehen iſt, und Alles genoſſen, was zu genießen iſt; es iſt famos geweſen; was wir hierzulande haben, iſt nicht damit zu vergleichen, und doch iſt ihm Alles nur wie Pfifferlinge!

Ich wollte, mein Vater hätte ſtatt meiner nach Salzburg reiſen dürfen, er hätte ohne Zweifel mehr Genuß davon gehabt. Damals war es ſchon ein Großes und konnte das Selbſtgefühl eines Mannes mächtig erweitern, wenn er nach Nürnberg reiſte, um mit Pferdekraft nach Fürth zu fahren und ſagen zu können, er habe die erſte deutſche Eiſenbahn geſehen. In ſeiner ganzen Umgebung, auf viele Stunden weit, war er der einzige, der es geſehen hatte. Aber welche Freude kann es heute ſeyn, zu reiſen, da es bald keinen Winkel mehr gibt, von dem man ſagen kann: „ich bin dort geweſen," ohne daß die ganze Meute zuſammen ſchreit: „und wir auch, wir ſind noch hundert Stunden weiter gekommen!" Einem vernünftigen Mann iſt kaum mehr eine andere Wahl gelaſſen, als entweder ſogleich die Reiſe um die Welt zu machen, und alles auf einmal mitzunehmen, oder ruhig zu Hauſe zu bleiben und zu denken: ihr fahrt mir wohl! Vor zwanzig Jahren wußte jeder, der eine Reiſe machen wollte, genau wo hinaus; er reiste über Heidelberg und Mannheim nach Salzburg und dankte ſeinem Schöpfer aus einfachem Gemüth für alle „Wälder, Vieh, Menſchen, Städt' und Felder," die er ihn vor ſo vielen ſeiner Mitmenſchen, die ein gleiches Recht darauf hätten, habe ſchauen laſſen. Will jetzt einer „bei herannahender Saiſon" ausmachen, wohin er dießmal „zu ſeinem Vergnügen" zu reiſen habe, ſo iſt er genau in derſelben Verlegenheit wie ein Frauenzimmer, die ihren neuen Sommerhut wählen ſoll. Wie ſoll ſie, ehe es alle Welt trägt, wiſſen, was heuer das beliebteſte werden wird? Und eben ſo wenig kann der reiſeluſtige Mann wiſſen, was heuer das faſhionabelſte ſeyn, wohin der Strom der Reiſenden ſich wälzen wird. Für Gebirgstauren iſt das Berner Oberland längſt aus der Mode; in den letzten Jahren wurde Wallis und Engadin ſtark getragen; heuer aber wird Zermatt oder Piz Lingard kaum mehr gehen. Welche Verlegenheit, wenn man ſein Geld nicht ungeſchickt ausgeben will! Und dann möchte man zwar in der Mode bleiben, zugleich aber auch in der Freiheit ſeines individuellen Geſchmacks ſich über ſie erheben; mit dem Strom der Reiſenden ſchwimmen und ſich auch wieder davon abſondern, etwas extra haben, ein Plätzchen, das noch nicht jeder proſane Fuß betreten hat, wo man ſicher iſt, kein bekanntes Alltagsgeſicht ſehen zu müſſen. Reiſen war von jeher etwas Ariſtokratiſches. Die engliſchen Lords, die im vorigen Jahrhundert eine ſo edle Rolle in allen ſentimentalen Romanen ſpielten, waren lauter Miſanthropen, die vor Spleen und gähnendem Hochmuth keinen Menſchen ſehen machten. „As an Englishman does not travel to see Englishmen, i retired to my room." Da ein gebildeter Schwabe nicht reist, um am Bodenſee die gewohnten Stuttgarter Canzleigeſichter zu ſehen, ſo geht er in's Wallis oder in's Engadin, oder wohin ihn ſonſt ſeine geographiſchen Kenntniſſe „über Heidelberg und Mannheim nach Salzburg" führen wollen.

Ja, es kann eine wahre Pein, ein eigentlicher Sklavendienſt werden, dieſes Reiſen zum Vergnügen. Und einmal wenigſtens muß jeder halbwegs reſpektable Mann dieſer phyſiſch, moraliſch und pekuniär gleich zerrüttend wirkenden Mode ſeinen Tribut bezahlen. Will er von den Verwandten nicht krumm angeſehen werden, ſo muß er mit ſeiner Neuvermählten, zum Eintritt in ſeinen neuen Hausſtand, das Reiſchen machen. Später kommt man doch nicht mehr dazu; und iſt es nicht etwas Köſtliches, gerade in dieſen Flitterwochen, wo Herz und Sinne für alle Eindrücke beſonders offen ſtehen, mit der auserwählten Gefährtin ſo viel Schönes ſehen zu dürfen? Auf Reiſen lernt man einander am beſten kennen und nach ſo einem Ausflug von vierzehn Tagen kommt man zurück, als habe man ſchon ein halbes Menſchenalter mit einander gelebt. Wenn man nur einander nicht ſchon halb entleidet iſt und die intimſten Beziehungen von vorne herein proſaiſirt hat! Auf mich hat es immer einen empörenden Eindruck gemacht, wenn ich ſehen mußte, wie die Leute das Glück ihrer Flitterwochen dem Dampfwagen anvertrauen und die Myſterien der Liebe auf offenem Markte feiern, anſtatt ſich in den verborgenſten Winkel eines Campanerthals zurückzuziehen mit dem ſchamhaften Erröthen des bräutlichen Entzückens.

Reiche Kaufleute führen die Braut nach Paris, vielleicht um ihr den Schauplatz früherer Heldenthaten zu zeigen. Und „o du glückſel'ge Creatur!" rufen die Verwandten und Geſpielinnen, wenn der Engel, den man nach Sodom geführt hat, die Wunder von Lingerie und Parfümerie, von Coiffüre und Chauſſure heimbringt, mit denen der in die Pariſer Myſterien eingeweihte

Digitized by Google

Prieſter des Merkur und der Venus ſein Opfer geſchmückt hat. Nicht jeder kann nach Corinth reiſen; Leute, die viel Geld verſtudirt haben und mit ihrer Wiſſenſchaft wenig verdienen, ſtecken ſich das Ziel näher; aber reiſen müſſen alle, bis auf den ehrlichen Handwerker herab, der während ſeiner Wanderjahre die Welt hinlänglich ſehen konnte und dem eine häusliche Ruhe jetzt mehr von nöthen wäre. Von Rorſchach nach St. Gallen bin ich einmal mit einem ſolchen armen Hausſklaven gefahren, deſſen Bild mir immer gegenwärtig bleibt. Im Coupé ſaß ein vornehmer poetiſcher Geiſtlicher, der ſich eben erſt die dritte Himmelsbraut für dieſe Welt beigeſellt hatte und ſeine Taube ohne Zweifel über den Rigi an den Vierwaldſtätter See führen wollte, innen im Wagen, mir gegenüber, ein junges proſaiſches Ehepaar, das, wie ich gewiß wußte, von Canſtatt kam, dem Kleinparis der Oſtſchweizer. Der Mann ganz der Kleinbürger und Handwerker, ſchlechten Tabak rauchend und die Pfeife in die Bruſttaſche ſteckend, daß die Mundſpitze zwiſchen Rock und Weſte hervorſtach; ſeine Lady nach der neueſten Mode gekleidet, mit langer und ſchwerer goldener Kette, und einer Uhr daran; auf den plebejiſchen Mann mit Verachtung blickend und ſich ziemlich deutlich nach würdigerer Unterhaltung umſehend. Ein ächtes Bild einer „Schweizerfamilie“ und des häuslichen Lebens bei freien und handeltreibenden Nationen überhaupt, wo die geprieſene Hochſtellung und Freiheit des weiblichen Geſchlechts darin beſteht, daß der Mann arbeitet wie ein Brauerpferd, um ſeine faule Frau mit Seide und Gold zu behängen, weil er ſie als Schaufenſter für ſein Geſchäft anſieht; ein Gegen- und zugleich ein Seitenſtück zu der orientaliſchen Haremsſklaverei, gleich faul und corrupt und geiſtlos. Als wir in die Straßen von St. Gallen einfuhren, kamen die Nachbarn meines Mitpaſſagiers mit patriarchaliſcher Zutraulichkeit an den Wagen geſprungen und riefen ihm durch den Schlag herein beglückwünſchend zu: „Nun, Herr Roſſtkofer, iſt das Raisli g'machet?“ — „Jo, jetzt iſt es g'machet,“ gab ihnen ihr Mitbürger zurück, mit einem Ton, der halb triumphirend und halb wie ein Erlöſungsſeufzer klang, daß er jetzt der vornehmen Geſchichten mit ſeiner gebildeten Frau los werde und wieder an ſeine ordentliche Hantierung komme.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Beſuch in den öffentlichen Bade- und Waſchanſtalten Britanniens und des Continents.

(Schluß.)

Haben wir ſchon jene Baderäume nicht ohne ein Gefühl lebhafter Theilnahme und Bewunderung durchwandern können, ſo ſteigert ſich daſſelbe ſicherlich zu einem noch ungleich höheren Grad mit unſerem Eintritt in die zum Waſchen beſtimmten Räumlichkeiten. Iſt doch da Alles ſo ganz verſchieden von dem, was man ſonſt etwa in einem Waſchhaus zu ſehen gewöhnt war, und ſchon deßhalb um ſo intereſſanter. Wer z. B. je unglücklich oder romantiſch genug war, in eine ſolche Anſtalt alten Schlages zu gerathen, und dazu an einem Waſchtag, der ſchrack gewiß eben ſo ſchnell wieder zurück wie vor den Pforten der Hölle, vor all dem Dampf, Unrath, Lärm und wirren Durcheinander. Mitten in Nebel- und Dunſtwolken ſah er da Reihen von Waſchzubern oder Tubben, megärenartige Weiber daran, waſchend, reibend, ſeifend, keifend und kreiſchend, ein Hemd oder Leintuch ſchüttelnd, ſo daß er dem ſpritzenden Regenſchauer kaum noch zu entrinnen vermochte oder den Kopf anſtieß an aufgehängte Waſchſtücke, während er vergebens ſein Fußwerk gegen ſtrömendes Waſſer und ſeine Toilette gegen Seifenſchaum zu ſchützen ſuchte.

Wie ganz anders hier in einer modernen Waſchanſtalt! Gar kein oder nur ſehr wenig Dampf iſt da zu ſehen, kaum einiges Waſchen und Reiben, gar kein Ausringen der Wäſche, von aufgehängter, trocknender Wäſche keine Spur! Und was tauſendmal wunderbarer, man kann an manchen Wochentagen Dutzende von Weibern, von Wäſcherinnen erblicken, welche nicht keifen, ja nicht einmal ein Wort mit einander plaudern! Und doch hat man auch dieſes größte aller Wunder durch Mittel zu Stande gebracht, wie ſie kaum einfacher ſeyn könnten: jede Frau ſteht da nämlich in ihrer beſondern Zelle, durch hohe, ſolide Wände von der Nachbarin

Digitized by Google

hüben wie drüben geſchieden, und ſie darf um ſo weniger bezahlen, je ſchneller ſie fertig iſt.

Auch dieſe Abtheilung des Gebäudes hat meiſt ein elegantes Dach aus Eiſen, mit Glas- und Schieferplatten. Zu ebener Erde, längs der Mitte eines großen luſtigen Raumes liegen Reihen von Waſchzellen, etliche vierzig bis ſechzig, oft ſogar hundert an der Zahl, wo jede Frau für ſich oder mit Hülfe einer Magd ihre Wäſche reinigen kann. Es ſind kleine, geſonderte Abtheilungen oder Verſchläge, meiſt zwei und zwei neben einander, ohne Thüre und Decke, d. h. nur durch hohe Wände von geöltem Schiefer von einander getrennt und ſämmtlich numerirt. Unſer Führer bringt uns in eine dieſer Zellen, doch vielleicht mit einiger Mühe; denn die ganze Zelle iſt nur ſechs Fuß lang, drei und einen halben breit, und der Raum da wie im ganzen Gebäude offenbar nicht verſchwendet. Wir erblicken darin zwei bis drei hölzerne Zuber oder Käſten (Tubbe) hinter einander. In den vorderſten laſſen zwei Hahnen kaltes und warmes Waſſer ſtrömen, in den hintern Waſſerdampf und heißes Waſſer, während Klappen oder Ventile am Boden der Zuber das gebrauchte Waſſer abfließen laſſen. Jeder Waſchzuber hat ein ſogenanntes amerikaniſches Waſchbrett an der Seite, welches man brauchen kann oder nicht, deſſen ſich aber die meiſten gerne bedienen, indem dadurch viel Arbeit erſpart und die Wäſche geſchont werden ſoll. Vor dem Zuber iſt der Schieferboden mit einem durchlöcherten Standbrett bedeckt, zum Schutze des Bodens wie der Füße. Ferner ſehen wir da einen Keſſel, worin das Waſſer durch Zulaſſen von heißem Waſſerdampf blitzſchnell erhizt wird, und mehr oder weniger, je nach Belieben. Die Wäſcherin, die wir da rüſtig am Werke ſehen, kann ſo ihre Zuber mit ſiedend heißem, lauem oder kaltem Waſſer füllen und wieder entleeren, ohne ihren Platz zu verlaſſen und ohne weitere Mühe, als die Hahnen umzudrehen oder die Klappe unten zu öffnen. Nicht einmal Näſſe oder Dampf beläſtigt ſie ſonderlich, denn letzterer entweicht aus jeder Zelle ſofort nach oben und von da in's große Luft- oder Ventilationskamin.

An irgend einem paſſenden Ort des Waſchgebäudes ſehen wir ferner gewiſſe Maſchinen, die man erſt für eine ſonderbare Art von Winden oder Haſpel nehmen könnte; dieß iſt die Schwung- oder Ausringemaſchine. Denn nirgends wird da mehr die naſſe Wäſche mit den Händen ausgewunden und gerungen, wie es in unſern Haushaltungen nur noch allzuhäufig Sitte iſt, jeder Wäſcherin zu nicht geringer Laſt und der Wäſche noch gewiſſer zum Verderben. Hier wird durch blitzſchnelles Umdrehen jener Schwungmaſchine, alſo durch Schwung- oder Centrifugalkraft die Wäſche faſt von all ihrem Waſſer befreit, ſo daß auch das dickſte Leintuch in drei Minuten frei von Waſſer, d. h. nahezu ganz trocken iſt. Dieß wird aber durch jenen Apparat ſo einfach als ſinnreich erzielt. Derſelbe beſteht aus zwei Cylindern in einander, durch ein Räderwerk in ſchnelle Bewegung geſetzt. Der innere, eine Art breiter aber flacher Seiher aus Drahtgeflecht, dreht ſich hiebei mit höchſter Geſchwindigkeit um ſeine Axe, und einmal in Bewegung geſetzt, von ſelbſt. Hat ſo die Frau ihre Wäſche im Korb gewaſchen und ausgeſchwenkt, ſo bringt ſie dieſelbe in die Drahttrommel der Schwungmaſchine; in Folge der Centrifugalkraft beim raſchen Umſchwingen legen ſich die Stücke auf einmal rund um die Seitenwände der Trommel, ihr Waſſer wird in wenigen Minuten durch die Drahtmaſchen hindurch ausgepreßt und fließt durch eine Röhre ab. Eine Oeffnung unten an der Maſchine zeigt, wann das Waſſer zu fließen aufhört und ſomit das Ausringen beendet iſt. Jetzt genügt ein Druck auf einen eiſernen Hebel oder Arm, die Maſchine auf einmal zum Stillſtehen zu bringen; ein anderes Mittel hiezu gibt es nicht, und eine Frau, welche ſich, um den Schwungcylinder in ſeinem Flug zu hemmen, auf denſelben ſetzte, wurde dadurch ſo ſchwer verletzt, daß ſie daran ſtarb.

Nicht minder intereſſant iſt die Trockeneinrichtung, worin die Wäſche vollends ganz getrocknet wird, und zwar gleichfalls mit ſtaunenswerther Geſchwindigkeit. An einer Seite des Waſchſaales ſehen wir etwas, das faſt wie eine Reihe breiter, flacher Schieber oder ſenkrechter Schubladen über einander ausſieht, vorne mit einem knopfförmigen Handgriff daran. Dieß ſind die eiſernen Geſtelle oder Trockenſtänder, an welchen die Wäſche aufgehängt und in die Trocken- oder Heizkammer zurückgeſchoben wird. Letztere beſteht aus einer langen Kammer, geheizt durch die aus einem Ofen einſtrömende heiße Luft, und eingetheilt in viele kleinere Verſchläge oder Kammern, ſo daß jede Waſcherin mit ihrer Wäſche geſondert für ſich je eine dieſer Abtheilungen beſetzen kann. Die Frau zieht demgemäß gerade den Trockenſtänder, welcher die Nummer ihrer Waſchzelle trägt, heraus, hängt ihre Wäſche hinein und ſchiebt dann das Geſtell wieder an ſeinen Platz in die Trockenkammer zurück, in welcher nun daſſelbe, ſeine Oeffnung ſelbſt verſchließend, bleibt. Durch einen Hebel ſtellt ſie jetzt die Verbindung ihrer Kammer mit dem heißen Luftzug des Trockenofens her, und in etwa einer Viertelſtunde, oft ſchon nach fünf bis zehn Minuten iſt ihre Wäſche ſo trocken, als ſie nur ſeyn kann. Sogar eine große und ſchwere Bettdecke, welche ſonſt bei halbwegs ungünſtiger Witterung zwei Tage und drüber zum Trocknen gebraucht hätte, wird

Digitized by Google

da in fünfundzwanzig Minuten vollkommen getrocknet und enthält jetzt weniger Feuchtigkeit als zuvor in ihrem unreinen Zustand, als sie in die Wäsche kam. Der Dampf aber, in welchen sich das Wasser der nassen Wäsche rasch genug in der Hitze der Trockenkammer verwandeln mußte, entweicht vermöge seiner eigenen Elasticität durch eine Oeffnung in den gemeinschaftlichen Schacht. Auch behält die Trockenkammer, wenn geschlossen, ihre Hitze so lange, daß man selbst Nachts, wo der Ofen nicht gefeuert wird, Wäsche darin trocknen kann, ein Umstand, dessen sich die Familien in Berlin u. a. trefflich zu bedienen wissen, und den Tag darauf genügt schon eine schwache Feuerung, die Kammer wieder auf's schnellste in volle Wirksamkeit zu setzen.

Noch bequemer hat man die Trockeneinrichtung in manchen der neuesten Anstalten, namentlich in London, ausgeführt. Hier bildet jetzt eine kleine Trockenkammer einen Bestandtheil jeder einzelnen Waschzelle. Geheizt wird das Kämmerchen meist durch Heißwasserröhren, innen steckt sein eigenes Trockengestell aus galvanisirtem Eisen, und jede Frau kann so, während sie wascht, durch bloßes Umdrehen und Aufheben eines Schiebers nachsehen, ob die darin aufgehängten Stücke trocken sind oder nicht. Nicht minder hat sie oft ihr eigenes, mit Flanell überzogenes Brett zum Bügeln in ihrer Zelle; gewöhnlich jedoch findet sich ein langes Brett hiezu nur am Ende des Waschsaales, und noch besser pflegt man jetzt eigene Bügelzimmer in einem kleinen Nebengebäude des Waschhauses einzurichten, deßgleichen Apparate zum Mangen oder Rollen der Wäsche, ein Luxus, dessen man sich in den früheren Anstalten zu entschlagen wußte.

Der Preis nun, welchen das Publikum für Benützung solcher Waschanstalten entrichten muß, ist wahrlich gleichfalls klein genug. Er beträgt die winzige Summe von ein bis anderthalb Groschen oder drei bis fünf Kreuzer für die Stunde, da und dort, z. B. in Liverpool, sogar für sechs Stunden. Länger als eine bis zwei Stunden braucht aber, wie man gefunden hat, die rührige Frau eines Arbeiters nicht, um hier bei so trefflichen Einrichtungen uud Apparaten den ganzen wöchentlichen Wäschebedarf einer Familie von fünf bis acht Köpfen zu waschen und zu trocknen, und plätten kann sie dieselbe zu Haus oder für einen Groschen in der Anstalt. So brauchten in einer Waschanstalt Londons 50,200 Frauen zusammen nicht über 103,836 Stunden zu ihrer Wäsche. In der ersten Musteranstalt dort brauchten in einer Woche 1373 Wäscherinnen zum Waschen, Trocknen und Plätten von 36,844 Stücken aller Art, von Bettdecken, Leintüchern, Hemden, bis herab zu Jacken und Strümpfen, 2999½ Stunden, somit jede Wäscherin im Durchschnitt wenig über zwei Stunden und für das Stück nicht ganz fünf Minuten. Auch steigt der Preis in einen andern und zwar höheren Verhältniß als die Zeit, d. h. jede Stunde über jene ersten zwei Stunden kostet das Doppelte, also zwei bis drei Groschen. Und das hat seine gute Absicht. Nicht allein daß man dadurch Fleiß und Zeitersparniß jeder Wäscherin fördern und ein gar zu langes Anhäufen-lassen unreiner Wäsche in ihrem Haus verhindern wollte, auch dem Waschen großer Wäschen, z. B. von Wirthshäusern, Pensionen, wohlhabenden und kopfreichen Familien, sollte dadurch entgegen gewirkt werden.

Ueberhaupt darf da für gewöhnlich nicht für Andere und Fremde gewaschen werden, um so jedes ungebührliche Verdrängen des Armen, der Arbeiterfamilien durch Reichere oder durch Spekulation zu hintertreiben. Sonst müßten jene bei dem gewöhnlich sehr starken Zudrang von Waschlustigen oft Stunden lang, wo nicht Tage auf's Freiwerden einer Waschzelle warten. Deßhalb macht sich auch das Einhalten einer strengen Ordnung hier doppelt nothwendig. So gut als bei der Badeanstalt ist der Zutritt nur gegen Abgabe des an der Kasse gelösten Billets gestattet, und genau in der Reihenfolge, in welcher dieses gelöst wurde. Außerdem ist den Beamten und Aufsehern jede Annahme von Geschenken auf's Strengste untersagt, oft bei Strafe sofortiger Entlassung.

Der Nutzen aber, welchen diese Anstalten, Bäder sowohl als Waschhäuser, jeder Bevölkerung bringen müssen, und zwar vor allen den ärmeren Klassen, läßt sich wohl kaum hoch genug anschlagen. Durch die Wohlthat einer öffentlichen Badeanstalt wird der Arbeiter von der Nothwendigkeit erlöst, auch am Schluß der Woche wie an andern Tagen den Abend in seiner Kammer oder in einer schlechten Trink- und Bierstube zu verbringen. Er kann wenigstens, so bald er nur will, jede Woche hier eine und mehrere Stunden zubringen, in reinem Wasser, reiner Luft, fern vom Getöse und vom Gift seiner Werkstätte wie seiner Kameraden, und kann sich wohlfeilere, bessere Genüsse verschaffen als in Kneipen oder Schaubuden. Ja gerade für Menschen, sonst Tag für Tag massenweise in Fabriken, Werkstätten, und oft wie Maschinen unter Maschinen beschäftigt, in ewigem Einerlei Jahr aus Jahr ein, können wir wohl all den Nutzen solcher Zufluchtsorte für Körper wie Geist und Sitten noch gar nicht beurtheilen. Daß aber ihrerseits auch öffentliche Waschanstalten gerade diesen Klassen unserer Bevölkerung den segensreichsten Gewinn bringen müssen, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel. Während sonst ein Waschtag ein Tag der Störung und Widerwärtigkeit war für

die ganze Familie, und viel Zeit und für einen kleinen Geldbeutel viel Geld forderte, reichen jetzt ein paar Stunden zwiſchen Mittag und Abend aus. Ja der Mann braucht gar nichts mehr vom Stattfinden jener ſchauerlichen Procedur zu merken, außer, wenn dieſelbe vorüber iſt, an ihrem Reſultat, an ſeiner weißen Leibwäſche.

Leicht begreift ſich ſo der Erfolg, deſſen ſich dieſe Anſtalten zu erfreuen hatten; kein Wunder, wenn ſie überall äußerſt populär waren, von der erſten Stunde ihrer Geburt an, und oft über alles Erwarten. Immer und überall, in Britannien, Frankreich, Belgien wie in unſern Städten oder in Nordamerika ſtellte ſich heraus, daß auch der Soldat, der arme Arbeiter, Lehrling oder Dienſtbote ſehr gern einen Groſchen an ein Bad rückt, wenn er daſſelbe um ſolchen Preis haben kann. In mancher Anſtalt werden im Laufe eines Jahres 150,000 bis 200,000 Bäder genommen, zumal in London; täglich baden in jeder im Durchſchnitt zwei- bis dreihundert Perſonen, an manchem heißen Sommertag aber tauſend und ſogar dreitauſend. Schon im Jahr 1852 wurden in den eilf damals beſtehenden Anſtalten Londons über 800,000 Bäder genommen. Wie viele wären aber genommen worden, hätten Anſtalten ſolcher Art nicht exiſtirt, oder einen nur um die Hälfte höheren Eintrittspreis gefordert?

Der erſten und theuerſten Klaſſe pflegen ſich dort vorzugsweiſe Geſchäftsleute aller Art zu bedienen, auch im Winter, während die zweite Klaſſe Sommers unverhältnißmäßig ſtärker beſucht iſt als Winters, und zwar ganz beſonders an Sonnabenden. Hier kann man Abends oft ſo viele Badeluſtige treffen als an allen andern Wochentagen zuſammen, und gar mancher muß da warten, bis die Reihe an ihn kommt. Auch zeigt ſchon dieſer Umſtand, für welche Menſchenklaſſen jene Anſtalten den höchſten Werth und den größten Reiz haben. Am häufigſten werden ihre Baſſins, ihre Badewannen von Arbeitern, von Mechanikern, Lehrlingen und dergleichen aufgeſucht, welche da den Schmutz einer ganzen Woche abwaſchen und ſich erfriſchen wollen. Dagegen erfreuen ſich andere Bäder am Freitag der ſtärkſten Frequenz, weil in dieſem Quartier beſonders viele Iſraeliten wohnen.

Um aber endlich all die Wohlthaten eines Bades auch der Jugend recht zugänglich zu machen, iſt in England Regel, zwei Knaben unter acht Jahren alt um denſelben Preis zuzulaſſen wie einen Einzelnen. Doppelt gerne verbinden ſie ſich jetzt zum gemeinſchaftlichen Zweck, zumal an Feiertagen, „und wenn wir," wie ein Aufſeher ſagte, „nicht allzuſtrenge nach ihrem Alter fragen — vorausgeſetzt," wie er vorſichtig hinzufügte, „daß ihr Alter nicht gar zu ſichtbar über acht Jahre hinaus geht." Beſonders wo es größere Bade- und Schwimmbaſſins gibt, fehlt es nie an Knaben, an Lehrjungen, ſelbſt an Candidaten aus Armenſchulen, und viele ſind da bereits ganz regelmäßige tägliche Gäſte. Andere Beſucher und Fremde aber machen ſich gerne den Scherz, einen Penny in's Waſſer zu werfen, und es iſt poſſierlich genug, vielleicht ein Dutzend flinker Jungen darnach haſchen und untertauchen zu ſehen.

Derſelbe Erfolg, ja wenn möglich ein noch größerer, ſollte überall den Waſchanſtalten zu Theil werden. Als die in der Schillingsgaſſe zu Berlin im Februar 1856 eröffnet wurde, und zwar vorerſt unentgeltlich, war der Zudrang ſo maſſenhaft, daß ſchon nach wenigen Tagen der Tarif in Kraft treten konnte, ohne der Frequenz irgendwie zu ſchaden; ja vom December an mußte die Waſchabtheilung ſogar die Nacht über in Betrieb erhalten werden wegen des übergroßen Andrangs. Dieſer ſteigerte ſich aber das Jahr darauf zu einem noch höheren Grade, und ſchon in demſelben Jahr ſchritt man zur Eröffnung einer zweiten Anſtalt dieſer Art. In der erſten Muſteranſtalt Londons bedienten ſich derſelben gleich im erſten Jahr über 20,000 Wäſcherinnen, und einige Jahre ſpäter wurde dort in allen Waſchabtheilungen zuſammen die Wäſche von nicht weniger als anderthalb Millionen Weibern gewaſchen. Schon die conſtant ſich mehrende Zahl ſolcher Anſtalten, wie die Zunahme ihrer Frequenz liefern aber wohl den Beweis, daß dadurch einem dringenden Bedürfniß ſehr zahlreicher Bevölkerungsklaſſen Genüge geſchieht, und alle, die ſich dafür intereſſiren, ſprechen ſich für deren großen Nutzen aus. Auch hier ſind einzelne Tage ganz beſonders geſchäftig, namentlich Dienſtag, Donnerſtag, Freitag, während der Montag wie überall ein ſchlaffer oder „blauer" iſt. Mittags aber wird von Frauen am häufigſten gewaſchen, weil ſie Vormittags das Haus beſtellen und kochen müſſen.

Daß in ſolchen Anſtalten eine gewiſſe Aufſicht und Ordnung im Intereſſe aller unumgänglich nothwendig iſt, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Doch kennt man in den zahlreichen Anſtalten Britanniens, trotz der Ueberfüllung und des Gedränges an gewiſſen Tagen, kein Beiſpiel ernſtlicher Störung, von Streit oder Beſchädigungen darin, gewiß ein gutes Zeichen für die Anſtalten ſelbſt wie für ihre Gäſte. Nur in den Waſchabtheilungen ſcheint es da und dort zu Gezänke und Streitigkeiten zu kommen; denn, wie ein Aufſeher meinte, „Weiber laſſen ſich natürlich ſchwerer lenken als Männer, und Gründe, Reglements helfen da nicht viel."

Die Unternehmer jener so wohlthätigen Anstalten aber, die Capitalisten und Aktionäre, hatten sich selten genug über den Erfolg ihrer menschenfreundlichen Spekulationen zu beklagen. Sobald nur ihre Etablissements gehörig eingerichtet waren, und vor allem wohlfeil und bequem genug, gewannen sie dabei so viel wie das Publikum. Manche dieser Anstalten Londons ertrugen gleich im ersten Jahr über tausend Pfund Sterling reinen Gewinn, und rentiren überhaupt im Durchschnitt zu vier bis fünf Procent. In der ersten Musteranstalt zu Berlin, deren Anlagekosten in Folge ihrer Größe, ihrer Solidität und Eleganz, wie bereits erwähnt, gegen 90,000 Thaler betrugen, waren die Einnahmen gleich in den ersten zehn Monaten für 90,000 Bäder und 109,351 Waschstunden nahezu 15,000 Thaler, die Ausgaben 11,000, der Reinertrag also fast 4000 Thaler. Weil so diese Anstalten, wie sich mehr und mehr heraus stellte, nicht allein ihre Kosten selber decken, sondern auch gar wohl rentabel zu machen sind, und in mäßiger Zeit die Anlagekosten zurückzahlen, begreift sich, warum die Lust, neue zu unternehmen, fast überall in beständigem Wachsen ist.

Andererseits hat man da und dort Erfahrungen gemacht, deren Beherzigung wichtig genug scheint; das Licht sollte auch hier nicht ohne Schatten und der Erfolg kein durchweg ungetrübter seyn. Wer Gelegenheit gefunden, manche dieser Anstalten, sey es auf dem Continent oder in Britannien, zu besuchen, dem entging vielleicht ein Umstand nicht, wodurch der Nutzen wie die Frequenz derselben und somit auch deren Rentabilität mehr oder weniger beeinträchtigt werden müssen. Dieß ist eine gewisse Tendenz zu Concentration und Luxus, zumal bei neuen Anstalten dieser Art, und seit deren Errichtung immer mehr Sache des Spekulationsgeistes, der Industrie wurde. Auch in größeren und ausgedehnten Städten, deßgleichen in dichtbevölkerten Quartieren unserer Hauptmetropolen finden wir oft nur eine einzige öffentliche Bade- und Waschanstalt; diese pflegt dann freilich dafür um so großartiger und kostbarer zu seyn, aber Tausende und Abertausende hätten einen sehr weiten Weg dahin zu machen, und weil dieß vielen nahezu unmöglich ist, so bleiben sie gewöhnlich lieber weg. Hiezu kommt, daß Architekten und Techniker nur zu gerne Plane entwerfen, welche einmal für Anstalten, deren Hauptziel auf Linderung der Armuth und Noth gehen sollte, nicht passen. Indem diese letzteren da und dort immer luxuriöser wurden, zumal die Bäder erster Klasse, dazu die Betriebs- und Verwaltungskosten immer größer, mußte der Preis entsprechend erhöht werden, wenn man nicht geradezu verlieren wollte, und ein Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben wurde oft schließlich nur noch durch den Gewinn aus der ersten Klasse ermöglicht. Aber kaum die Hälfte jener Badecabinete und Wannen, jener Waschzellen, welche man mit den größten Kosten hergestellt, wurden jetzt benützt, und die Unternehmer, die Capitalisten selbst sahen sich nicht selten getäuscht in ihren Erwartungen.

Noch ungleich schlimmer jedoch war der weitere Uebelstand, daß so der ursprüngliche und wichtigste Zweck bei Gründung jener Anstalten oft nur sehr mangelhaft in Erfüllung ging. Erst hatte man sie ja ganz besonders zum Nutzen und Frommen der ärmsten Bevölkerungsklassen unternommen; man hatte diese letzteren sogar durch das Erlassen jeglicher Gebühr, durch Freikarten zu um so häufigerem Gebrauch derselben zu ermuntern gesucht, wenigstens Anfangs. Sie kamen aber nur zu häufig nicht mehr, als man einen oder zwei Groschen von ihnen forderte, und gerade das Gegentheil von demjenigen trat ein, was manche gehofft hatten. Man ging von der Ansicht aus, das Scham- und Selbstgefühl des Aermeren könnte durch ein Erlassen jeder Gebühr für den Gebrauch jener Anstalten verletzt werden, und so sollte derselbe mindestens eine Bagatelle bezahlen. Dieß sey besser, als dem Armen den Zutritt ganz umsonst zu gestatten, wodurch der zarter fühlende vielleicht ganz von der Benützung dieser Wohlthat ausgeschlossen werden könnte. Daß es nun da und dort noch arme und zartfühlende Menschenkinder dieser Art geben mag, wollen wir nicht im Geringsten in Zweifel ziehen; für die große Masse hingegen hat sich jene Ansicht so wenig bestätigt, daß vielmehr, wie bereits erwähnt, noch immer und überall gerade das Gegentheil sich ergeben hat. Warum auch vom Armen eine Scrupulosität, ein Zartgefühl erwarten, wie sie sich in keinem Kreise unserer Gesellschaft häufig finden dürfte? Sey dem jedoch wie ihm wolle, Thatsache ist, daß Tausende schon durch die Entfernung einer halben Stunde oder durch einen Groschen so gut als durch ihre eigene gewöhnliche Indifferenz und Apathie vom Gebrauch jener Anstalten abgehalten werden. Auch haben wir allen Grund zu befürchten, daß trotz dieser letzteren die Wohnung, die Leibwäsche und der Körper des Armen oft genug noch eben so schmutzig und unrein seyn werden wie zuvor.

Deßhalb scheint es aber ein Gegenstand ernster Betrachtung, Mittel und Wege ausfindig zu machen, wodurch die Benützung so wohlthätiger Anstalten auch den ärmsten Klassen erleichtert würde, so daß sich nicht mehr vorzugsweise andere und an Mitteln über diesen Stehende all der Vortheile, welche jene Anstalten bieten, zu bedienen wüßten. Auch dürften jene Mittel und

Digitized by Google

Wege ſchon in obigen Andeutungen enthalten ſeyn. Statt einer einzigen Bade- und Waſchanſtalt wird man oft beſſer mehrere herzuſtellen ſuchen, entſprechend der Größe und den Bedürfniſſen einer Stadt, eines Quartiers und ihrer Bevölkerung, und ſolche dafür um ſo ſchlichter und einfacher machen, wenigſtens die für die Armen beſtimmten. Bemitteltere, wo nicht Wohlhabende mögen ihre Bade- und Waſchgebühr zahlen, vielleicht ſogar mehr als bisher, denn ſie brauchen ſich keines öffentlichen Almoſens zu bemächtigen, und werden dieß nicht einmal ſelber wünſchen. Dem notoriſch Armen aber, welcher nichts für Benützung der Anſtalt geben kann oder will, ſollte dieſelbe unentgeldlich offen ſtehen, oder die Summe ganz ſeinem eigenen Belieben überlaſſen bleiben. Wohl möglich, daß hiebei Spekulationen weniger rentiren und oft vielleicht kaum recht beſtehen könnten; um ſo eher müßten dann Anſtalten für die armen und arbeitenden Klaſſen auf Gemeindekoſten hergeſtellt werden. So oder ſo müßte man eben darauf bedacht ſeyn, daß ſie auch denen zu gute kommen, denen ſie am unentbehrlichſten ſind und für welche ſie urſprünglich beſtimmt waren. Pflicht der anderen wäre aber, jene vom Nutzen der Reinlichkeit durch Belehrung wie Beiſpiel zu überzeugen, Allen, welche geneigt ſind, ſich ſelbſt zu helfen, die Gelegenheit zu bieten, und diejenigen, welche es nicht ſind, allmählig dazu zu bringen.

So ſieht man die Sache wenigſtens in manchem Lande an, während freilich in andern Civiliſation und Einſicht noch nicht zu dieſer Stufe vorgeſchritten zu ſeyn ſcheinen. Auch unſer Deutſchland, ja am Ende der ganze Continent ſollen hierin, wie manche finden, noch einigermaßen zurück ſeyn; und läßt man uns gerne die Ehre großer Gelehrſamkeit, ſo iſt zu bedenken, daß Gelehrte niemals im Geruch einer ſonderlichen Vorliebe für Reinlichkeit geſtanden haben. Etwas traurig iſt es immerhin, den Schmutz ſo vieler Tauſende ſogar mitten im Glanz und Luxus unſerer größten Städte zu ſehen, wenn wir einmal wiſſen, daß ihnen anderswo längſt die Mittel geboten ſind, ſich deſſelben um einen Groſchen gründlich zu entledigen. Ueber den wirklich abſcheulichen Zuſtand der Hautpflege und Reinlichkeit auf dem Lande vollends, in dieſem Paradies der Unſchuld und Simplicität, laſſen wir beſſer den Schleier chriſtlicher Blindheit fallen. Möge aber einmal Einer nachzählen und er wird vielleicht kaum in der Hälfte unſerer Landſtädtchen oder Marktflecken etwas wie ein warmes Bad finden; und findet er je eines, ſo wird es, Zehn gegen Eins gewettet, ſo ſchlecht und dazu ſo theuer ſeyn, daß es ſchon deßhalb kaum jemals benützt wird. Ja, ſogar in öffentlichen Anſtalten, wo vielleicht Hunderte zuſammengepfercht leben müſſen, durch welche Jahr für Jahr Hunderte der ſchmutzigſten Subjekte paſſiren, pflegt ſelten etwas wie eine Badewanne oder gar ein Baſſinbad zu exiſtiren, in unſern Kaſernen, ſelbſt in Penſionen oft ſo wenig als in unſern Strafanſtalten oder in ſogenannten Armen-, Siechen- und Pfründnerhäuſern. Gemeindebehörden wiſſen oft kaum etwas von der Exiſtenz öffentlicher Bad- und Waſchanſtalten, und andern, die einmal einen Zeitungsartikel darüber geleſen, gelten ſie vielleicht als eine Curioſität, welche ſie ganz und gar nicht berührt.

Ein ſolcher Grad von Indifferenz gegen die erſten Forderungen der Reinlichkeit ſcheint aber jetzt kaum mehr recht verträglich mit unſerer Civiliſation. Es könnte vielleicht einem unbefangenen Dritten immerhin etwas ſonderbar erſcheinen, daß das britiſche Parlament Muße genug fand, dieſe wie andere Fragen der öffentlichen Geſundheitspflege einer ſehr einläßlichen Prüfung zu unterwerfen und in deren Intereſſe eben ſo ſtrenge als wirkſame Geſetze zu beſchließen, während unſern Ständen und Kammern oft kaum ein Gedanke an etwas der Art zu kommen ſcheint. Sehen wir aber unſere Jugend, unſere jungen Rekruten, wie unſere Arbeiterklaſſen und Proletarier immer mehr verkommen, weil ſie kaum ſo leben können oder dürfen, wie es einmal die Menſchennatur fordert, ſo könnte in einem wohl der Gedanke an Hülfe auftauchen. Und je einſichtsvoller unſere gebildeteren Klaſſen, unſere Gemeindevorſtände und Behörden werden, um ſo mehr dürften ſie ſich überzeugen, daß die Mittel und Wege, auf welche ſie ſich bisher bei ihren Hülfeerſuchen zu beſchränken pflegten, nicht entfernt mehr ausreichen.

Wir haben es hier einzig und allein mit öffentlichen Bade- und Waſchanſtalten zu thun, und ſind einmal dieſelben in unſern Verhältniſſen als ein nahezu unentbehrliches Bedürfniß allerwärts anerkannt, ſo ſtellt ſich auch die Forderung, daß man auf deren Herſtellung überall wo nöthig und möglich mehr als bisher bedacht ſey, ob durch Privatunternehmungen oder durch Gemeinden, auf öffentliche Koſten. Dieſe letzteren dürften aber vielleicht ſelbſt kleinere Gemeinden weniger ſcheuen, wenn einmal feſt ſteht, daß beſcheidene und einfache Anſtalten dieſer Art wohlfeil genug herzuſtellen ſind, daß ſich dieſelben faſt allerwärts wohl rentiren würden, und daß man dadurch nicht wenig an Kranken- und Armenkoſten erſparen kann.

Noch ungleich intereſſanter als jene luxuriöſen Muſteranſtalten unſerer Hauptſtädte ſcheinen in dieſer Beziehung die Verſuche z. B. eines Chevalier und Saint-Leger, durch Benützung des heißen Condenſationswaſſers von Dampfmaſchinen ſolche Anſtalten ſo billig zu machen

Digitized by Google

als möglich. Schon im Jahr 1849 sammelte so Saint-Leger durch freiwillige Subscription gegen sechs- bis siebentausend Franken, miethete dann in Rouen ein kleines Haus sammt Hof, ließ Bäder und Waschein-richtungen darin herstellen, und führte dann das heiße Wasser, welches zwei benachbarte Dampfmaschinen ohne Unterbrechung lieferten, durch eine gußeiserne Röhre in sein kleines Etablissement. Dieses hat nicht mehr als fünf Badewannen aus Steinzeug, durch Scheide-wände von einander getrennt, drei erster und zwei zweiter Klasse, jene zum Preis von 25 Centimes, diese zu 10 Centimes (7 und 3 Kreuzer). Außerdem finden sich da zwei ausgemauerte Bassins zum Waschen der Wäsche, gegen zwölf Fuß lang, sechs breit und zwei Fuß tief. Die ganze Anstalt kostete die gewiß sehr mäßige Summe von dreitausend Franken; die Aus-gaben betrugen im Monat etliche sechzig, die Einnah-men aber alsbald achtzig Franken und darüber; denn nicht weniger als neunhundert Personen benützten gleich im ersten Jahr die Bäder, und gegen 22,000 Frauen die Waschbassins.

Absichtlich haben wir diese Angaben etwas aus-führlicher mitgetheilt, indem ja dadurch am besten die Ausführbarkeit solcher Anstalten auch mit kleinen Mit-teln und in beschränkten Verhältnissen dargethan wird. Ueberall wo Dampfkessel und Maschinen arbeiten, aus Fabriken, Brauereien, öffentlichen Gebäuden und der-gleichen, könnte man das erforderliche heiße Wasser leicht genug bekommen, und dessen Heizung auf dem Lande würde selbst die Kräfte kleinerer Ortschaften selten über-steigen, sobald man nur wollte. Techniker aber würden leicht die Kosten solcher kleinen Anstalten berechnen, und indem die Resultate derselben veröffentlicht würden, dürfte alsbald überall größere Lust zu deren Ausfüh-rung erwachen; denn die Leichtigkeit dieser letzteren wäre damit klar genug erwiesen.

Zugleich wäre dieß sicherlich eine der besten Arten, dem Aermeren sein Almosen zu geben; sie würde Un-endliches nützen, ohne den Empfänger zu entwürdigen, all die andern aber, welchen ein besseres Loos im Leben zugefallen, sie dürften sich sagen, daß sie durch För-dern solcher Anstalten in eben so prunkloser, als ächt menschenfreundlicher Weise dazu geholfen, daß auch den ärmsten und bedrängtesten Volksklassen eine Wohlthat unserer Civilisation zu Theil werde.

Die Porta Westphalica.

Von J. G. Kohl.

1.

Aus der großen Erhebungsmasse Mitteldeutschlands tritt gegen Nordwesten ein äußerster Hochlandsvorsprung, eine Art Gebirgsast hervor, der sich weit in die nord-deutsche Ebene gegen das Emsland hinauswirft. Gegen Süden und Norden hat dieser Vorsprung hohe Ränder, mit denen er gegen das Tiefland schroff und scharf abfällt. Im Norden ist es ein Gebirgswall, der in seinen verschiedenen Abtheilungen unter den Landes-kindern verschiedene Namen trägt. Weil die Weser ganz nahe an seinem südlichen Fuße hinfließt und ihn auch nach Norden durchbricht, pflegen die Geographen wohl den ganzen Wall mit dem Namen der „Weser-kette" zu bezeichnen.

Im Süden wird die Grenze durch eine Bergkette gebildet, deren verschiedene Abtheilungen die Namen „Egge," „der Lippische Wald" und „der Teutoburger Wald" tragen, und da dieser letzte Name der berühm-teste unter ihnen geworden ist, so mag man auch das Ganze wohl den Teutoburger Wald nennen. Derselbe zieht sich in ziemlich paralleler Richtung mit der Weserkette in einem Abstande von fünf bis herab zu drei Meilen hin.

Im Angesichte der Weserkette nach Norden erstreckt sich die Ebene der untern Weser und Ems ohne wei-tere beträchtliche Erhebungen bis an's Meer. Im Süden des Teutoburger Waldes ist ebenfalls eine weite Fläche, das sogenannte westphälische Tiefland, das einen Abschnitt oder Busen der großen norddeutschen Niederung bildet, in dessen Mitte die Stadt Münster liegt und das daher auch wohl „die Münstersche Bucht" genannt wird. Weiterhin im Süden ist diese Bucht von Zweigen des niederrheinischen Berglandes umgeben,

Digitized by Google

und namentlich von einem Gebirgszuge deſſelben, welcher der „Haarſtrang“ heißt, ſich an den Teutoburger Wald in dem Winkel bei der Egge anſchließt, uns aber hier weiter nichts angeht.

Die beiden genannten Bergwälle: die „Weſerkette“ und der „Teutoburger Wald,“ erheben ſich in ihren Hauptmaſſen bis zu einer Höhe von etwa 1000 bis 1200 Fuß, nehmen nach Weſten hin an Höhe ab, löſen ſich allmählig in ganz niedrige Hügelketten und Wälle auf und verlieren ſich ſchließlich gegen die großen Moore und Heidegegenden des Emsgebiets hin.

Während der geologiſchen Periode des Diluviums bildeten beide lang geſtreckten Bergketten mit dem zwiſchen ihnen liegenden Thale eine große Halbinſel, die auf drei Seiten von dem Diluvialmeer umbrandet war. — Damals und ſo lange die Seitenwälle dieſes Thales noch undurchbrochen waren, mochte die Weſer, die in ihren obern Partieen in den ältern Hochlanden Mitteldeutſchlands ſchon längſt ſo fertig war, wie ſie jetzt noch iſt, in ihrer untern Hälfte einen ganz andern Lauf haben. Sie floß vermuthlich zwiſchen den beiden Gebirgen inmitten der beſagten „Halbinſel“ hin, indem ſie vielleicht mehrere große Binnenſeen bildete und dann durch die jetzige Emsrinne beim heutigen Osnabrück hinaus das Meer erreichte.

Im Verlaufe der Jahrhunderte wurden aber die beiden Seitenwälle von verſchiedenen Naturkräften angegriffen und zerſägt. Der atmoſphäriſche Niederſchlag und die Quellen höhlten Querſchnitte aus. Das zuweilen hochfluthende Meer von außen und die Seen von innen fraßen auch in das Gebirge ein, und es entſtanden ſo mehrere Berglücken oder Thore, durch welche dann auch, als das Meer die norddeutſche Ebene verließ und ſich in ſeine jetzigen Grenzen zurückzog, mehrere Binnengewäſſer ihren Ausgang fanden.

In der nördlichen oder Weſerkette exiſtiren jetzt folgende Thore oder Querſchnitte dieſer Art: 1) ein Durchbruch bei dem Orte Bramſche, durch den der Fluß Haſe quer durch den Bergwall in die Ebene hinausſtrömt; 2) ein Bergſchnitt beim ſogenannten Kellenberge, durch den ſich der Fluß Hunte aus dem Innern herauswindet; 3) ein Riß etwas oſtwärts von dem letzteren, durch den die ſogenannte „große Aue“ hervorbricht; 4) ein Querthal beim Orte Lübbeke, „die Wallücke“ genannt; 5) eine Senkung bei dem Orte Bergkirchen, und endlich 6) die Porta Weſtphalica bei der Stadt Preußiſch-Minden.

Auch die ſüdliche Kette oder der Teutoburger Wald erhielt ähnliche Querſchnitte, durch welche aber keine Flüſſe gehen, und unter denen die wichtigſten ſind: das „Bergthor bei Bielefeld“ und die ſogenannte „Dörenſchlucht“ bei Detmold.

Von allen dieſen Bergthoren iſt bei weitem das für menſchliche Angelegenheiten einflußreichſte die berühmte Porta Weſtphalica, der ich hier vorzugsweiſe eine kurze Betrachtung widmen will.

Daß auch bei dieſer Pforte, eben ſo wie bei den übrigen, anfänglich das Gebirge zuſammenhängend und geſchloſſen war und daß es durch ſpätere Gewalten, namentlich Waſſerkraft, ausgeſpült wurde, erkennt man an der Beſchaffenheit der Thorpfeiler. Dieſelben haben auf beiden Seiten einen ganz gleichförmigen geologiſchen Bau. Die Steinſchichten, aus denen ſie beſtehen, ſind bei beiden ganz dieſelben, liegen in derſelben Reihenfolge, haben dieſelbe Mächtigkeit und paſſen an einander wie gegenſeitige Kanten zerriſſener Teppiche. Verwitterung, Regen, Froſt und Eis mochten die erſten Depreſſionen, Zerſprengungen und Ausſpülungen verurſachen. Daß dann das ſpätere Meer von außen her den entſtandenen Einſchnitt erweiterte, geht daraus hervor, daß ſich viele erratiſche Granitblöcke im Innern der Porta (im Süden ihres Gebirgszugs) eben ſo verſtreut finden wie im Norden auf dem Haideſtriche unſerer großen norddeutſchen Ebene. Dieſe Blöcke konnte nur das Meer auf ſeinen Eisſchollen durch die Porta brauſend landeinwärts führen. Man findet ſie im Innern da, wo kein Bergthor iſt, entweder gar nicht oder doch nicht ſo häufig.

Vermuthlich that wohl das Meer bei der Ausarbeitung des ganzen Loches die Hauptſache, und daſſelbe war vielleicht zu der Zeit, als der Meeresſpiegel ſich ſenkte und ſich zurückzog, ſchon ſo tief, daß es die Weſer gleich nach ſich zog, gewiſſermaßen abzapfte, zur Umbiegung nach Norden und zum Ausfluß aus dem Thore veranlaßte. Die Weſer ſetzte darauf das Werk der Erweiterung des Durchbruchs fort.

Wahrſcheinlich war die Pforte anfänglich, als die Weſer dieſe Arbeit begann, noch bedeutend enger und rauher als jetzt, und vielleicht ſtrömte der Fluß in einer wilden Schlucht mit reißender Stromſchnelle durch Felſentrümmer und Steinblöcke dahin. Allmählig wurden dieſe durch fortgeſetzte Benagung zertrümmert und fortgeſchwemmt.

Die Weſer hat dieſes Erweiterungswerk noch bis auf die jüngſten Zeiten fortgeſetzt. Für gewöhnlich ſtrömt ſie freilich in einem Bette, das im Verhältniß zu den coloſſalen Proportionen des Thores nur ſchmal und enge erſcheint. Bei Hochwaſſer aber im Frühling tritt ſie noch jetzt auf beiden Ufern aus und erfüllt die ganze Kluft bis an den Fuß der Thorpfeiler, die ſie benagt.

Digitized by Google

Nicht wenig haben ihr wohl bei dieſem Werke die Eismaſſen geholfen, welche ſie im Frühling mit ſich führte. Noch jetzt ſtaut ſie zuweilen die Schollen in mächtigen Barrikaden oberhalb der Pforte auf und wird, wenn der Eisdamm endlich bricht, mit Gewalt durch ſie hingeführt. In alten Zeiten mögen dieſe Eisphänomene noch viel großartiger geweſen ſeyn und die Eisſchollen im Laufe der Jahrhunderte ſehr viel Steinmaterial weggeſchliffen und abwärts geführt haben. Wenn im Frühling die Weſer aus ihren Ufern tritt ſo bildet ſie noch heutzutage vor der Pforte im Süden, derſelben einen großen Waſſerſpiegel, einen weiten See, durch den unſere Eiſenbahnen und Chauſſeen auf hohen Dämmen ſich hindurch ſchlängeln. Dieſer See iſt gewiſſermaßen ein Nachklang alter ſündfluthlicher Zuſtände.

Mit der Weſer hat auch der Menſch bis auf unſere Tage herab auf nicht unwirkſame Weiſe an der Erweiterung der Schlucht gearbeitet. Schon ſeit ſehr alten Zeiten hat man die Abhänge der Pforte auf Bauſteine ausgebeutet und mit zahlreichen Steinbrüchen durchbohrt, die im Laufe der Jahrhunderte eine Menge Material weggeſchafft haben, und von denen ich ſpäter noch mehr mittheilen werde. Eben ſo alt ſind ſchon die Wegbahnen durch die Pforte, die, wenn ſie auch erſt in neueſter Zeit zum Kunſtbau ſich erhoben haben, doch immerhin manche Unebenheit beſeitigt, manchen Block geſprengt haben mögen. In jetziger Eiſenbahnzeit ſind dieſe Sprengungeu nach einem ſehr großartigen Maßſtabe ausgeführt worden, und man hat, um für alle Wege, die ſich nun innerhalb der Pforte drängen, Raum zu ſchaffen, ganze dicke Felſenmauern von Hunderttauſenden von Cubikfußen bei Seite geſchafft.

Auf dieſe Weiſe ſtellt ſich denn heutzutage innerhalb des Thores eine Weitung dar, die auf der Thalſohle wohl ſechsmal ſo breit iſt, als das gewöhnliche Weſerbett. Sie bildet eine vollkommen flache und ebene Schwelle, auf der ſich zu beiden Seiten des Stromes die ſchönſten, freundlichſten Wieſen und Ackerfelder, ohne alles Geröll und ohne alle Spur von Felſen ausdehnen. Die völlige Ebenheit des Grundes, der, ſo zu ſagen, eine fette Marſch mitten im Bergthore darſtellt, mag wohl das Produkt einer ſpätern Arbeit der Weſer ſeyn, die bei ihrem häufigen Austreten alle urſprünglichen Unebenheiten mit Schlamm und andern Niederſchlägen überzogen, ausgeglichen und weggeſchliffen hat.

Nur ein Punkt iſt vom Ueberzug dieſes Schlammes und Detritus frei geblieben. Gerade im Centrum der Pforte, nämlich mitten im Bette der Weſer, findet ſich unter dem Waſſerſpiegel eine nackte Felſenplatte. Es ſind die letzten Reſte der hier niedergeworfenen Felſenmauern, gleichſam die innerſte Thürſchwelle des Thores Die Weſer fließt hier etwas ſchneller und mit geringerer Tiefe über die kahlen Köpfe der Steine hinweg. Vor und hinter dieſer Schwelle, wo die Gewäſſer vielleicht beſonders heftig gearbeitet, ſind zwanzig Fuß tiefe Löcher. Die Stelle iſt den Schiffern wohl bekannt und ſie haben dort einige Vorſicht zu beobachten.

Mit Ausnahme dieſes einen Punktes durchpilgert die Weſer das Thor jetzt in ſehr friedlicher und bequemlicher Weiſe. Ihr jetzt ſo ſtiller Lauf ſteht in einem auffallenden Contraſte zu der wilden Zerreißungsarbeit, von der die ſchroffen Felſen- und Bergabhänge umher zeugen. Man könnte ſagen, ſie gewähre das Bild eines Herkules, der nach vollendeter Arbeit auf ſeinen Lorbeeren ruht.

Da die Lücke bei der Porta Weſtphalica viel breiter iſt, als irgend einer der andern Einſchnitte des ſonſt ſehr wenig zerſägten Bergwalls, da ſie auch ganz bis auf das allgemeine Bodenniveau des Landes herabgeht, ſo bildet ſie in der Landſchaft einen ſehr auffallenden Gegenſtand. Man erblickt ſie z. B. deutlich als ein großes Loch vom Gipfel der acht Stunden entfernten kleinen Nehburger Berge am Steinhuder Meer aus. Man erkennt von da genau ihre Contouren, die beiden hohen Bergpfeiler zu den Seiten, in ihrer Mitte den ſilbernen Faden des Stromes und durch die Bergöffnung hindurch die andern im Hintergrunde liegenden Gebirge von bläulicher Nebelfarbe. Eben ſo fällt von allen andern Seiten her, wo man das Weſergebirge vor ſich hat, das Auge ſogleich in dieſe merkwürdige Kluft.

Von der Weſerbrücke der Stadt Minden aus kann man aber den beſten Ueberblick des Ganzen gewinnen. Dort bieten ſich in ihr zuweilen bei verſchiedenen Zuſtänden der Atmoſphäre äußerſt pittoreske Schauſpiele, namentlich im Herbſt, wenn Nebel am Gebirge hängen. Weitgeſtreckte Wolkenſchichten erfüllen dann mitunter das Innere des oberen Weſerthals, während die Ebene um Minden und weiter abwärts von ihnen frei iſt. Sie lagern ſich längs des ganzen Gebirgs hin und gehen nicht höher, als dieſes, ſo daß man deutlich ſeinen Verlauf und ſeine Geſtalt unter der Nebeldecke erkennt, die es wie ein Schleier einhüllt. In der Porta ſelbſt ſenkt ſich die Nebelhülle etwas herab, ſo daß dieſe Lücke auch dann ausgezeichnet iſt. Die Dunſtmaſſe geht wie eine Wand quer durch das Loch. Dabei hat wohl ein leiſer Luftzug ihre obere Partie nach vorne in Bewegung geſetzt und ſie über die untern Schichten wie eine Haube überkippen laſſen. Die neblichten Vorhänge und obern Dunſtergüſſe fallen weißſchimmernd über die dunkleren Unterlagen wie Cataraкten herab. Man glaubt

ein Bild aus der diluvianiſchen Zeit vor ſich zu haben. Es iſt, als ob ein Meer ſich durch die Porta ſtürzte und als ob dieſe ſpäten Herbſttage uns heute noch die Vorgänge bei der Bildung des großen Thores vorſtellen wollten.

Wie die Nebel und Winde durch die Porta aus- und einziehen, wie die Wetterphänomene durch dieſe Bergrücke modificirt werden, ſo mag auch die Verbreitung der Pflanzen aus den obern Gegenden der Weſer mehrfach durch ſie beſtimmt worden ſeyn. Wahrſcheinlich gibt es mehrere Pflanzen, die urſprünglich nur jenſeits der Porta im Innern der Weſerterraſſe zu Hauſe waren, deren Geſäme aber bei der Eröffnung der Porta mit der Weſer in die Ebene hinausſchwammen und dieſelbe jetzt weit hinaus in dieſe Ebene begleiten.

Endlich ſind auch die Wogen der menſchlichen Bevölkerung durch dieſes merkwürdige Thor aus- und eingefluthet und von demſelben in ihren Bewegungen vielfach beſtimmt worden, und ich gehe daher nun nach dieſer kurzen phyſikaliſchen Skizze der Weſerpforte zu der Betrachtung ihres Einfluſſes auf die umwohnenden Menſchen, zur Erwägung ihrer hiſtoriſchen, politiſchen, militäriſchen, commerciellen und induſtriellen Bedeutung über.

2.

Welche Rolle die Porta vor unſerer Zeitrechnung unter den alten Germanen geſpielt haben mag, wiſſen wir nicht, auch nicht, ob unſere Altvordern einen Namen für das ſo weit her ſichtbare Landesthor gehabt haben mögen. Tacitus, indem er den Marſch der römiſchen Legionen unter Germanicus vom Meere her längs der untern Weſer herauf (im Jahr ſechzehn nach Chriſti Geburt) beſchreibt, gibt zu verſtehen, die Deutſchen hätten das dortige Gebirge nach ihrem Hercules „den Herculeswald“ genannt, und der römiſche Geſchichtſchreiber ſelbſt nennt daſſelbe daher „Silva Herculis.“

Wer dieſer Herkules der Deutſchen geweſen ſey und warum gerade ihm das Gebirge geweiht geweſen, unterſucht Tacitus nicht weiter. Vermuthlich aber iſt niemand anders darunter zu verſtehen, als der alte deutſche Gott Wodan, der im Sturm daher fahrende Herr aller Luft-, Wetter- und Naturerſcheinungen, und wahrſcheinlich hatten die Deutſchen ſchon *damals* auf dem Gipfel des höchſten Berges neben der Porta eine ihrem Wodan geweihte Stätte. Daß *ſpäter*, zur Zeit der Sachſen und Karls des Großen, eine Wodansſäule auf einem der Pfeiler des Bergthores, auf dem Gipfel des Wittekindsberges, exiſtirte, erfahren wir durch die Traditionen und Berichte aus dieſer Zeit mit ziemlicher Beſtimmtheit. Sowohl den ganzen ſchroffen Bergwall, als namentlich auch den großen Bergdurchbruch ſelbſt mochten die Deutſchen ſeit alten Zeiten als ein Werk ihres Wodans betrachten.

Daß hiebei die Römer (die ſonſt unſern Wodan meiſtens ihrem Merkur vergleichen) an ihren Hercules gedacht haben, erſcheint ſehr natürlich. Dieſem großen Umgeſtalter der Schöpfung ſchrieben ſie ja das große Thor am Eingang des Mittelmeeres, die Straße von Gibraltar, und überhaupt ſo viele andere Titanenarbeiten der Naturgewalten zu. Dieſem nach wäre es *möglich*, daß wir „Wodanspforte“ oder „Porta Herculis“ oder etwas der Art als die älteſte Bezeichnung unſeres Bergthors betrachten müſſen.

Wie zuerſt ein Name, ſo tritt bei jenem Zuge des Germanicus auch die militäriſche und hiſtoriſche Bedeutung der Porta zum erſtenmal deutlich hervor. Wenn nicht etwa ſchon die Varusſchlachten ſich bis hierher gezogen, ſo lag doch jedenfalls das berühmte Schlachtfeld Idiſtaviſus, auf dem im Jahr 16 die Römer unter Germanicus und die Deutſchen unter Arminius kämpften, in der Nähe der Porta.

Wie die Meere, ſo branden auch die Heere der Völker an den Rändern der Gebirge und fallen daſelbſt in blutigen Cataraften über einander. Eine Bergöffnung, wie die Porta, im Angeſicht einer großen Ebene und mit einem ſchiffbaren Strome in ihrem Thore muß ſtets zu Befeſtigungen und Verſchanzungen aufgefordert haben. Eine Erdmauer, wie die Weſerkette mit ihren Waldungen, war in hohem Grade geeignet, den Rücken einer Armee zu decken, oder ihr zum Verſteck und zur Vertheidigungsbaſis zu dienen, um in einer geſicherten Stellung den Feind erwarten zu können. Auch die alten Germanen mochten daher hier ſchon ſeit den älteſten Zeiten wie die Winde und Fluthen auf einander geſtoßen ſeyn, und das Feld Idiſtaviſus bei der Hercules- oder Wodanspforte mag ſo einen uralten Rauf- und Kampfplatz für ſie dargeſtellt haben.

Bekanntlich iſt unter den Gelehrten viel Verſchiedenheit der Meinung darüber, *wo* zunächſt dieſes berühmte Feld gelegen habe. Einige glauben dafür einen flachen Thalſtrich *oberhalb* der Pforte bei Rinteln annehmen zu müſſen. Andere verlegen es *unterhalb* der Pforte bei Minden oder auch bis nach Petershagen hinunter. Sollte einer der Weſerforſcher bei ſeiner Deutung und Ableitung dieſes Namens Recht haben, ſo möchte man faſt glauben, es ſey damit der flache Raum innerhalb der Pforte *ſelber* bezeichnet worden. Piderit glaubt nämlich, der Name ſey aus „Id“ oder

Digitized by Google

„Ith" (Stein oder Felsen) und „sta" oder „stau" (von, stauen) und aus „Wiese" zusammengesetzt und bedeute daher so viel als die „Felsen-Stauwiese" (eine Wiese, bei der sich zwischen Felsen das Wasser aufstaut). Nach dem, was ich oben über den Anblick der schönen Marschwiese innerhalb der beiden Portapfeiler gesagt, könnte man, so scheint es, dieselbe nicht passender mit einem einzigen, alle ihre Verhältnisse schildernden Worte benennen.

Dem sey indeß wie ihm wolle; ich will und kann die Frage hier nicht entscheiden. Jedenfalls ist es gewiß, daß die blutigen Kämpfe der Römer und Deutschen bei und nach der Schlacht von Idistavisus sich um die Porta wie um ihren Angelpunkt drehten und daß wir sie daher als Portaschlachten bezeichnen können. Nach diesen Portaschlachten des Jahres 16, welche für das nördliche Deutschland Befreiungs- und Rettungskämpfe waren, sind die Römer nie wieder bis zu den Wesergegenden und bis in unsere norddeutschen Niederungen vorgedrungen.

Welche Rolle die Porta während der sieben- oder achthundert Jahre nach Germanicus und Arminius gespielt haben mag, wissen wir wieder nicht. Aber vermuthlich stuthelen in dieser aufgeregten und für den deutschen Historiker dunkeln Zeit, wo Alles in Deutschland in Bewegung war, durch ihr Thor wie ungezählte Weserwellen, so auch zahllose Schaaren der Thüringer oder Cherusker, der ihnen folgenden Catten oder Hessen und der Sachsen und Franken, lauter Völker, die sich gegenseitig in der Beherrschung des Wesergebietes ablösten, und es mag hier mancher in unsern Chroniken nicht beschriebene Zusammenstoß stattgehabt haben.

Wahrscheinlich wurde schon in dieser Periode im Angesicht der Pforte die Stadt Minden, deren erste Entstehungsgeschichte sich in das graueste Dunkel verliert, gegründet. Jedenfalls erblicken wir die Pforte zur Zeit Karls des Großen, wo wieder ein neues Licht auf diese Gegenden fällt, als einen bedeutsamen Mittel- und Knotenpunkt der Völkerbewegungen und kriegerischen Begebenheiten.

Karl und vielleicht vor ihm schon Pipin und Karl Martell mit ihren Franken zogen bei ihren Angriffen auf das nordwestliche Deutschland, wie die Römer, vom Rhein und von Cöln her durch den Münsterschen Busen, das Land der alten Bructerer, und dann durch die Bergthore von Bielefeld und der Weser in's Sachsenland hinaus, und bei beiden Bergpforten fanden Ereignisse und Schlachten statt, die an die Idistavisus- und Portaschlachten unter den Römern erinnern.

(Schluß folgt.)

Kunst.

Die Werke Pradiers in Genf.

(Schluß.)

Von zwei andern, kleineren Figuren, die wohl auch hieher gehören, der Beredtsamkeit und dem Frieden, obwohl beide nicht ohne Verdienst sind, sey hier weiter nichts gesagt, um vollends allen Raum für die Besprechung der Gestalten und Gruppen aus der griechischen Sage aufzubewahren.

Das Basrelief Neoptolem und Philoetet, ein seiner Vaterstadt gemachtes Geschenk des Künstlers, ist eines seiner frühesten Werke. Dasselbe stellt die bekannte Scene vor, in welcher Neoptolem dem durch den vergifteten Pfeil verwundeten und von dem nach Troja ziehenden Heer auf der Insel Lemnos zurückgelassenen Philoctet die Pfeile des Hercules entreißen will, durch deren Besitz allein, dem Spruch der Götter gemäß, die hohe Ilion zum Sturz zu bringen war. Auf Odysseus Rath war der Unglückliche so seinem Schicksal auf der wüsten Insel überlassen worden, damit er nicht durch sein Geschrei und den Pestgeruch seiner Wunde den Muth des Heeres wankend mache; nun aber, da man erkannt, daß man nicht siegen könne ohne ihn, bestimmt Odysseus den Neoptolem, des Achilleus Sohn, zu dem Unternehmen, den verwundeten Krieger mit Güte oder mit Gewalt seinem Gefängniß und Asyl zu entreißen.

Den kranken, im Knie gebogenen Fuß aufgestützt, einen der Pfeile, das kostbare Vermächtniß seines Freundes, in der Rechten rückwärts haltend, um ihn dem andrängenden Räuber nicht zu überlassen, steht Philoctet da, ein Bild des Schreckens und Entsetzens, nur mühsam mit

dem andern Arm den ernstlich, aber halb beschämt ihn bedrängenden Neoptolem abwehrend. Der Helm des letzteren ist zu Boden gefallen, das gelockte Haar des jugendlichen Helden wallt über seine Schläfe herab und läßt das edle, aber von Leidenschaft, Scham, beinahe Reue entstellte Gesicht ganz frei, auf dem sich alle Leidenschaften zeigen, die in der Seele des jungen Kriegers sich bekämpfen. Wie! er, der Sohn Achills, des Tapfersten der Hellenen, er nahte sich ungekannt, verstohlen, dem durch lange Krankheit geschwächten Krieger, um ihm seinen höchsten Schatz, das Andenken seines Freundes, die Bedingung seines Lebens, die Pfeile des Herakles, mit Gewalt zu entreißen! Aber die Interessen des Vaterlandes, die Ehre und der Ruhm des Heeres und der vielen Helden sind mächtiger als der Ruf der Menschlichkeit, der in seinem Herzen für den kranken Krieger spricht; die Gegenwart des Odysseus gibt ihm Muth: er ist auf den Wehrlosen zugestürzt, doch nicht ohne verzweifelnd sich mit der rechten Hand in's Haar zu fahren, während die linke nach dem Pfeile greift. Bei dieser That und beim Anblick des Ulyß, den er erkennt, in dem er den Urheber all seines Unglücks sieht, ist Philoctet vor Entsetzen, Schmerz und Haß gleichsam erstarrt.

Nicht nur die Gestalt des jugendlichen Helden Neoptolem, eine Art Schöpfung, die Pradier stets mit Vorliebe behandelt, und die seinem Genie schon ferner liegende Gestalt des Philoctet sind ihm gelungen; sondern auch die Köpfe der beiden Helden, was bei Pradier nicht so gewöhnlich ist, sind mit großer Sorgfalt studirt, entworfen, ausgeführt. Der Kopf des Philoctet drückt mit Macht das Entsetzen aus und den Haß, der ihn erfüllt, als er sich machtlos den Schlägen des Feindes gegenüber sieht, und wenn man auch vielleicht in diesem Kopf zu viel Erinnerung an die Antike erblicken wollte, so möchten wir uns darüber kaum beklagen. Es ist zwar bei den Werken Pradiers durchaus nicht wie bei vielen Büchern, in denen man mit Entzücken auf irgend ein Wort eines großen Mannes stößt, der uns den Wust, der es umgibt, vergessen läßt, sondern der Meister ist so sehr von seinem Gegenstand erfüllt, er hat so eifrig alle jene hohen Werke des Alterthums studirt und ihre Schönheiten erfaßt, sein Meißel ist so gewandt, dieselben wiederzugeben, daß auch das, was wir als ihm eigenthümlich betrachten dürfen, immerhin schön ist, obgleich vielleicht die Harmonie des Ganzen hie und da durch die Mischung des Studiums der Natur mit der Reminiscenz des Antiken leidet. Indessen ist in diesem Basrelief die Harmonie oder die Logik besser gewahrt als in vielen seiner andern Werke. Nur die Gestalt des Ulyß im Hintergrund, obgleich dieselbe allerdings hier nöthig war, will mir nicht gefallen; diese Gestalt, schief in das Basrelief eingelassen, so daß ihre rechte Seite sich von demselben mehr abhebt, während die linke in dem Grund vergraben ist, macht von überall her einen schlechten Eindruck, der nicht einmal durch die Ueberzeugung, daß der Blick des Philoctet vor der Gestalt Neoptolems vorübergleitend den Ulyß treffen soll, verbessert wird. Das Gebilde ist freilich ein jugendliches Werk, und die Meister mögen überhaupt manches daran entdecken, das besser seyn könnte und sollte; uns aber genügt es, hier den Gesammteindruck wiedergegeben und auf seine Hauptschönheiten aufmerksam gemacht zu haben.

Die andere Gruppe aus dem trojanischen Kriege, „Ulysses den Leib des todten Achill aus dem Getümmel tragend," obgleich man dieser wohl hauptsächlich den Mangel an Logik in der Ausführung vorwerfen kann, ist dennoch ein viel höheres, bedeutenderes Werk als das eben beschriebene. Ulysses schreitet kräftig dahin, den todten Helden, den er mit der Linken festhält, über der Schulter, die Rechte mit der Waffe hoch erhebend, das kühne Antlitz dräuend gegen den Feind gerichtet. Da, bei der Ausarbeitung des nackten Leibes des Sohnes der Thetis, hat sich der Künstler ganz dem Genius des Alterthums überlassen und so eine Gestalt geliefert, deren kalte Ruhe dem Gegenstand allerdings entspricht und durch ihre Schönheit entzückt, dagegen aber mit der moderneren Bearbeitung des lebenden Helden nicht im Einklang steht. Den Odysseus hat der Künstler mehr nach der Natur studirt und aufgefaßt, während bei Achill die Auffassung antik ist. Voll Harmonie und Schönheit sind die Glieder des jugendlichen Helden, aber so schwach, oder vielmehr so wenig ausgeprägt waren gewiß die Muskeln des wenn auch jungen Kriegers nicht, der schon so lange im Feld gelegen, so viele Kämpfe bestanden, so große Thaten verrichtet. Sein Antlitz ist der erhabensten Ruhe voll, wie sie allerdings im Tode oft auftritt, aber dennoch dem Charakter des Helden und der Todesart des Gefallenen nicht entspricht. Die Compasition des Ganzen ist aber wunderherrlich: die hoch aufgerichtete Gestalt des Ulyß, sein kräftig beflügelter Schritt, dann der gebrochene Leib des Tapfersten der Tapfern, dessen einst so schnellen Füße nun matt und schlaff über der rechten Hüfte des rettenden Freundes herniederhängen, während das nach behelmte Haupt links herab hängt; das Ganze vom Heldenantlitz und dem drohend erhobenen Arme des Odysseus überragt, der wenigstens den Leib des todten Freundes der Schmach entzieht.

Einer andern Gruppe, „Homer und sein Führer," sey hier nur kurz Erwähnung gethan, da dieselbe zu klein ist, um in der unvollkommenen Nachbildung recht geschaut und begriffen zu werden. Nur dieß sey übrigens gesagt, daß der Kopf des hohen Sängers kaum würdig aufgefaßt seyn kann; indessen, wie gesagt, trägt vielleicht die Natur des Stoffs, in dem die Gruppe nachgebildet worden, die Hauptschuld an dem ungünstigen Eindruck, den das Ganze macht.

Die Gruppe „Polyphem, der den Acis tödtet" gefällt mir, mit Ausnahme des Kopfes des Cyclopen, besser als die eben erwähnte. Die Aufgabe des Künstlers war da besonders in der Ausführung schwierig, da er den Cyclopen mit dem über dem Haupt erhobenen Fels, der wohl kaum anders als durch einen Stab gehalten werden konnte,

Digitized by Google

darſtellen wollte. Die einzelnen Theile der heftig erregten Geſtalt ſind gut ausgeführt, nur das Haupt, obgleich es einige Anklänge an das Haupt des Zeus aufweiſen mag und nicht ohne Charakter iſt, hat zu viel Breite, beſonders für ein Cyclopenhaupt, iſt ferner allzu flach gedrückt, um über dem Eindruck dieſer durchaus nicht nöthigen Häßlichkeiten ein anderes Gefühl als das der Unheimlichkeit, beinahe des Widerwillens, aufkommen zu laſſen. Der Gegenſtand war freilich einer der ſchwierigſten, dennoch aber hätte in den Beiſpielen des Alterthums wohl ein anziehenderes Vorbild gefunden werden können, wenn der Künſtler einmal, ſeinem eigenen Genius mißtrauend, aus dem Schatze ſeiner Studien ſchöpfen wollte. Dieß ſcheint allerdings bei Pradier, ſeinen Freunden und Schülern zufolge, der Fall geweſen zu ſeyn; allerdings wohl mißtraute er nicht geradezu ſeinem Genius, dieß iſt beinahe unmöglich, aber es ſcheint gewiß, daß er die Arbeit des Geiſtes, die Erfindung, bei ſeinem Schaffen für geringer anſchlug als die des Auges und der Hand, welche freilich bei ihm ſo geübt und zu der ſchwierigſten Aufgabe ſo geſchickt waren, daß man den theilweiſen Mangel jener andern, höheren Seite des künſtleriſchen Schaffens beinahe darüber vergeſſen machte.

Von den vier Frauengeſtalten, die ſich in der Sammlung befinden, einer Artemis, einer Flora, einer dem Bad entſteigenden Venus und endlich der berühmten Gruppe Venus und Amor, ſoll hier, mit Ausnahme dieſer letzteren, nur im Vorbeigehen die Rede ſeyn.

Pradier hat ſtets mit Vorliebe die weibliche Geſtalt behandelt, und in der That iſt ihm manche auch auf das Herrlichſte gelungen. Aber dieſe Vorliebe für die zarten, weicheren Formen wird hie und da über die Grenze des in der Kunſt Zuläſſigen hinausgetrieben, ſo daß dann nicht mehr der reine Genuß der Schönheit möglich iſt. Sogar auf männliche Figuren trug der Meiſter manchmal dieſe Manier über und ſtörte dann dadurch die ganze Harmonie eines vielleicht ſonſt äußerſt ſchönen Werks. So iſt gewiß der ſchon beſchriebene Leib des todten Achill viel zu weich, zu muskellos, zu weibiſch, das Antlitz zu knabenhaft für den im Kampf geſtählten, im Kampf gefallenen Helden. Ein ähnlicher Vorwurf trifft den Künſtler bei ſeiner Flora, nicht nur der allzu ſtarken Ausführung einiger Theile wegen, ſondern wegen der ganzen Stellung der Geſtalt überhaupt, die zu der auszuführenden Idee nicht in dem gebührenden Verhältniß ſteht.

Die Gruppe „Venus und Amor“ habe ich oft mit Vergnügen und Genuß betrachtet; kein anderes Werk der Modernen hat mir je einen größeren bereitet. Lange Zeit und oft hatte ich die Gruppe geſchaut, ohne nach dem Namen des Künſtlers zu fragen, der ſie geſchaffen, noch nach der Idee, die er hatte ausführen wollen, mich ganz allein an die unmittelbare Wirkung des Kunſtwerks haltend. Ich ſah nichts anderes darin als die Mutter und das Kind. Welche Mutter? was für ein Kind? Sterbliche oder Götter? Nicht einmal dieſe ſo einfachen Fragen kamen mir beim Anblick der holden jugendlichen Mutter mit dem ſchönen Knaben in den Sinn; nur das Weib ſah ich in dem Gebilde, niemals die unſterbliche Göttin. Allerdings nicht ganz ſo war es mit dem Knaben. Das war kein gewöhnliches Kind, kein Kind, dem man das gemeine Horoſcop des Menſchenlebens ſtellen konnte; es mußte ein junger Held ſeyn, ein Genie, ein Weſen, das zu großen Dingen beſtimmt iſt. Endlich las ich die Aufſchrift: „Venus und Amor; aber der Aufſchluß konnte nicht befriedigen. Amor wohl mochte dieß ſeyn, aber das Weib Venus? Guſtav Planche, der in der Kritik der plaſtiſchen Kunſt vielleicht noch bedeutender war als in der der Literatur, ſagt irgendwo, man könne das Vorbild auch zu dieſem Amor, gerade wie auch zu der Venus und zu noch vielen andern Pradier'ſchen Werken, an allen Amorn des Alterthums finden. Es iſt uns nicht möglich, ihm hierin Recht zu geben: es iſt dieß nicht jener Amor, dem man ſo häufig begegnet, nicht der vollwangige Pfeilſchütze, nicht der liebenswürdige, aber banale Knabe der Geſellſchaft und des Vaudevilles; es iſt der Weltbezwinger, der Gott des höchſten Schmerzes und der höchſten Luſt, der Gott, der die Geſetze der Natur in ſeinen Dienſt gezwungen. — Der Knabe iſt ſtehend dargeſtellt, von dem linken Arm der Mutter umſchlungen, deren Hand ihm zärtlich auf dem gelockten Haupte liegt; den rechten Arm und das rechte Knie ſtützt ſie auf die Erde, das liebliche Haupt vorneigend, um dem geliebten Knaben in das Antlitz zu ſchauen. Ein Bild voll keuſchen Reizes, voll zarteſter Lieblichkeit; die Mutter lächelt, im Anblick des ſchönen Kindes verloren, das ernſt, den Finger an die Lippe legend, nicht ſie anblickt, ſondern in die Ferne ſchaut, wie Kinder zu thun pflegen, gleichſam in tiefen, ſinnenden Träumen über die höchſten Räthſel des Daſeyns verſunken, die Zukunft erſpähend, des dunkeln Urſprungs ſich erinnernd. — Wie für den Knaben, hat man auch für die Mutter Vorbilder im Alterthum geſucht und geglaubt, in der ſich niederlaſſenden Venus eines zu finden. Man geht aber wohl auch hierin zu weit. Obwohl dieſe ebenfalls ein Knie auf die Erde ſetzt und ſo noch einige andere äußere Aehnlichkeiten gefunden werden mögen, ſo iſt doch die Grundidee des ganzen Gebildes zu verſchieden, als daß auf ſolche Aeußerlichkeiten ein beſonderes Gewicht zu legen wäre. Hiemit ſoll aber nicht geſagt ſeyn, daß der Künſtler bei dieſem Werke die Traditionen der Antike vergeſſen habe, nicht einmal, daß jenes eben erwähnte antike Werk ihm nicht etwa die erſte Idee zu dem ſeinigen gegeben habe. Nur für die Originalität der Gruppe wünſchten wir ein Wort einzulegen. Die Vorzüge wie die Mängel ſcheinen entſchieden dafür zu ſprechen. Die Auffaſſung des Gegenſtandes, wie die zarte Ausführung deſſelben iſt gewiß dem Genie des Künſtlers ganz gemäß, während der Mangel einer, vor aller Auffaſſung des künſtleriſchen Bildes ſtreng durchdachten Idee auch an dieſem ſonſt ſo ſchönen Werke erkenntlich iſt. Denn offenbar iſt der Knabe der wahre Gott der Liebe,

Digitized by Google

ein unſterbliches Weſen, während die Mutter ein ſchönes Weib, aber eben nur ein Weib iſt. Man erinnert ſich hiebei unwillkürlich verſchiedener anderer Werke der Modernen, bei denen es den Künſtlern eben ſo unmöglich geweſen iſt, eine Göttin zu ſchaffen. Dieſe Venus von Pradier iſt ein Weib von wunderherrlicher Schönheit, in deſſen regelmäßigen Zügen ſich die griechiſchen Vorbilder nicht verkennen laſſen, aber es iſt nicht ein Ideal des Weibes, ſondern der Mutter, der jugendlichen Mutter, ein Weſen, bei deſſen Anblick kein Herz kalt bleiben kann. Dieſe Wärme aber nun iſt es gerade, welche dem Gebilde einen menſchlichen Charakter gibt, und es fehlt dem Antlitz, damit es göttlich ſey, allerdings nicht die Würde des Weibes, aber es fehlt ihm jene Hoheit, die auf dem Antlitz der Venus von Mila thront, die nur die Stirne jener Weſen umſtrahlt, welche kein menſchlich Sehnen, ſondern das Vertiefen in die ewigen Räthſel allein erfüllt.

In all dieſen Werken erkennt man leicht nicht nur das eigenthümliche angeborene Genie des Künſtlers, ſondern auch die Einwirkungen ſeiner Erziehung, ſo wie Eigenthümlichkeiten ſeines Volksſtamms. Die Einbildungskraft fehlt dem Genfer, um ſo geſchickter aber iſt er mit der Hand. Rouſſeau und Töpffer ſind die einzigen Ausnahmen von dieſer Regel; alle andern bedeutenden Männer, welche die Republik je erzeugt, beſtätigen ſie. Pradier erkannte nicht einmal die Rolle der Einbildungskraft bei ſeinem Schaffen, alle ſeine Bekannten beſtätigen es; er zog dieſelbe nur im Vorbeigehen zu Rath, wenn ſie ſich gerade nicht abweiſen ließ. Er ſchien zu glauben, daß das Genie in der Hand ſeinen Sitz habe, und daß die Ausführung alles ſey, gerade wie der General, der mit dem Schwert ſeine Schlachten gewannen, die Schachzüge der Politik für müßiges Treiben hält. Daher waren Pradiers Werke niemals ganz durchdacht, niemals vollkommen aufgefaßt, ſondern ſtückweiſe, theilweiſe ſo, theilweiſe anders ausgeführt. Durch das Studium der Antike genährt, von ihrem Geiſt vielfach durchdrungen, ſchlug Pradier die Natur geringer an, als ſie angeſchlagen werden muß, und begnügte ſich oft mit einer Reminiscenz an die Antike, wo ihm die Natur ein Original hätte liefern können. Oft auch ſtudirte er die Natur nur für einen Theil ſeines Werks und wendete das Reſultat nur auf dieſen Theil an, während er den Reſt ſeiner andern Manier unterwarf. „Er ſuchte die Natur auf die Antike zu pflanzen," ſagt Guſtav Planche von ihm, der hier mit um ſo größerem Rechte anzuführen iſt, als er durch jahrelangen Umgang mit Pradier die Anſichten deſſelben über ſeine Kunſt genau kannte. Derſelbe behauptet unter anderem ferner, man habe Pradier oft ſagen hören, der Kopf, alſo gerade was den Geiſt zum Ausdruck bringt, ſey das Unwichtigſte an einer Statue. Iſt dieß wirklich immer ſeine Meinung geweſen? Wir können es kaum glauben. Es iſt gewiß, daß wenigſtens einige ſeiner Köpfe, ſo Philoctet, Ulyß, vor allen aber Venus und Amor, in der Ausführung nur wenig oder nichts zu wünſchen übrig laſſen; auch einige Büſten ſind gelungen. Andere Köpfe freilich können nicht befriedigen. Trotz dem aber, trotz mancher gerügten und nicht gerügten, aber vielleicht dennoch vorhandenen Mängel, gehören die Werke dieſes Künſtlers zu den bedeutenderen unſerer Zeit, und niemand wird es reuen, der Beſchauung derſelben einige Zeit zu widmen; und je länger er die Gebilde betrachtet, deſto mehr wird er die Wahrheit des Viſcherſchen Ausſpruchs anerkennen: „Die Liebe (zu dem Bildnerwerk) iſt eine ernſte; die Statue will wie eine charaktervolle und tiefe weibliche Natur erſt verſtanden ſeyn, ehe ſie geliebt wird; verſtehen muß man, was Gliederverhältniß, Rhythmus der Bildung und Bewegung, gewichtiger, durch den Leib ergoſſener Ausdruck iſt, ehe die warme Empfindung, die Kunſtfreude ſich einſtellt." Wir wagen es nur die Frage aufzuwerfen: iſt dieß nicht bei *jedem* Kunſtwerk ſo?

Correſpondenz-Nachrichten.

Rom, Juni.

Das Feſt der Canoniſation.

Die feierliche kirchliche Handlung, welche in dem gegenwärtig ſpielenden Akt der Geſchichte einen ſo merkwürdigen Auftritt bildet, wird vorüber ſeyn, wenn dieſe Zeilen zu Ihnen gelangen. Mir ſteht der große Akt noch bevor, ich ſehe aber Alles dazu vorbereitet, und mache mich daran, einige Notizen über diejenigen mitzutheilen, die bald „Novenſiles" ſeyn werden, und den Anblick der für das Schauſpiel zugerichteten Peterskirche zu beſchreiben. Die Canoniſation wird friedlichſt verlaufen und keine unmittelbaren Erſchütterungen im Gefolge haben, und ſo mag,

was ich gebe, für die Leſer auch post festum nicht ohne Intereſſe ſeyn.

Nach altem Gebrauch werden die Canoniſationen ſtets in der Baſilika van St. Peter vorgenommen, nur Benedict XIII. machte bei der Heiligſprechung Johanns von Nepamuk, und Clemens XII. bei der Canoniſation der Brüder Vincenz und Franceſco Regis und der Schweſtern Giuliana und Caterina Faleanieri eine Ausnahme; dieſelben erfolgten in St. Johann vom Lateran. Die im Jahr 1741 erlaſſene Bulle Benedicts XIV.: „Ad sepulcra Apostolorum“ beſtimmte dagegen für alle folgenden Heiligſprechungen die Peterskirche. Pius IX. hat befahlen, dieſen ſolennen Akt mit beſonderer Feierlichkeit zu begehen, und er hat die Kirchenfürſten des Abend- und Morgenlandes dazu eingeladen, um dem Feſt höheren Pamp und größere Weihe zu verleihen, aber nicht allein aus dieſem Grunde, oder um die japaniſchen Märtyrer vor ihren Leidensgenaſſen früherer Zeiten auszuzeichnen, ſondern weil das rings von Feinden bedrohte Papſtthum, welches deſſen Gegner als in den letzten Zügen liegend ſchildern, zeigen will, daß es noch immer auf den ſtarken Fels Petri gegründet ſey, daß ſich an den höchſten Würdenträgern der Kirche das Schriftwort: „Der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach“ nicht erfüllt. Und der Pontifex Maximus hat ſich nicht getäuſcht; das hoch van den empörten Wellen getragene Schiff der Kirche beſitzt noch ſtarken Ankergrund; der Nachfolger Chriſti iſt in den Tagen der Prüfungen, Gefahren und Leiden nicht verlaſſen und einſam; die Hirten der Gemeinden fliehen nicht zag, wie die Jünger am Oelberg, ſie verleugnen nicht ihren Herrn, wie Petrus, der es dreimal that, ehe der Hahn dreimal gekräht hatte. Sie halten feſt zuſammen, ſchaaren ſich um die römiſche Curie und zeigen der katholiſchen Chriſtenheit den einmüthigen Entſchluß, tapfer auszuhalten in allem Streit, in aller Anfechtung.

Es werden aber am Pfingſtſonntag des Jahres 1862 zu Heiligen erhaben: Michele de Sanctis, ein frommer Catalonier, der in den Orden der Barfüßer-Trinitarier trat, nachdem er ſich in der Einſamkeit kaſteit und gegeißelt, viele Converſionen vollbracht und ein dem Herrn wohlgefälliges Leben geführt. Dann Pierbattiſta vom Orden der Fratrum minorum St. Franciſci nebſt zweiundzwanzig ſeiner Gefährten, und endlich Paola Miki vam Orden der Geſellſchaft Jeſu, nebſt ſeinen beiden Genoſſen Giovanni Saan oder di Goto und Giacoma Chiſai. Die letztgenannten 26 frommen Männer und Miſſionäre wurden in Japan an's Kreuz geheftet. Die Kirche nennt den japaniſchen Kaiſer Taicoſama, welcher zuerſt den genannten Franciscanern und Jeſuiten bereitwillig das Predigen ihrer Lehre erlaubt, ja ihnen ſogar Klöſter und Anſiedlungen zu errichten geſtattet hatte, einen Barbaren, weil er plötzlich ſeinen Sinn änderte und zum Verfolger der Miſſionäre wurde. Karl Roſenkranz hat aber in einem Aufſatz über Japan, der uns leider nicht zur Hand iſt, geſtützt auf Siebald und ſonſtige Autoritäten, gezeigt, daß die Jeſuiten ſich vom Wege reiner Miſſion entfernten, indem ſie in den Thronſtreitigkeiten bald dieſe, bald jene Partei, die ihren Zwecken dienlich ſeyn konnte, unterſtützten und durch Intriguen für ſich zu gewinnen ſuchten, was denn die Ausrottung der eben ausgeſtreuten chriſtlichen Saat und die Verurtheilung vieler Miſſionäre zur Folge hatte. Wir haben es hier jedoch nicht mit dergleichen Unterſuchungen zu thun, ſondern berichten einfach das Factum, daß die erwähnten 26 Märtyrer nach Nangaſacki gebracht wurden und daß der Herr auf dem Wege dorthin ein Wunder that, indem Nachts den erſchöpften Pilgern ein Comet in Kreuzesgeſtalt erſchien, deſſen Anblick ſie kräftigte, mit neuer Zuverſicht allen ſie erwartenden Leiden und Qualen zu trotzen. In Nangaſacki angekommen, entſtand ein förmlicher Aufruhr unter der Bevölkerung; Männer und Weiber, Hohe und Niedere, Chriſten und Heiden, Eingebarene und Fremde, unter letzteren abſonderlich viele Spanier und Portugieſen, drängten ſich, die heiligen Männer zu ſehen, und obwohl der Gouverneur der Stadt alle Thore mit bewaffneten Schergen beſetzen laſſen, drängte das anſtürmende Volk dieſelben doch zurück, um nach dem Richtplatz zu gelangen. Es war am 5. Februar 1597, als die Märtyrer nach demſelben geführt wurden. Der zur Kreuzigung beſtimmte Ort war ein Hügel am Ufer des Meeres; ganz in der Nähe lag die Stadt Nangaſacki mit ihren ſeltſamen Pagoden und bizarren Häuſern. Die 26 Kreuzſtämme waren in Reihen hinter einander errichtet, einer vom andern drei bis vier Schritte entfernt. Um dieſes Golgatha ließ der Gouverneur einen Kreis von ſpeertragenden Männern ziehen, das zahlreich und neugierig verſammelte Volk abzuhalten. Die zur Hinrichtung Verurtheilten langten ſichern Schrittes und mit todesmuthiger Miene auf dieſer Schädelſtätte an. Erſt fielen ſie betend auf die Knie, ſtimmten das „Benedictus Dominus Deus Israel“ an und umaemten ſich mit den Worten: „Bald werden wir das Paradies ſchauen!“ In ihren Kutten wurden ſie dann van den Henkersknechten ergriffen und an die Kreuze befeſtigt, ein grauſamer und erſchütternder Anblick, der ſelbſt den verſammelten Heiden Thränen entlockte. Ergeben in den Rathſchluß des göttlichen Vaters und geſtärkt im Hinblick auf die Leiden des Erlöſers, erwarteten die Geopferten unter Vaternoſter- und Avebeten den Tod, der dadurch beſchleunigt wurde, daß ihnen die Henkersknechte die Seite mit einem Speer durchbohrten. Paola Miki ergab noch vom Kreuze herab ſeinen Feinden und prophezeite, daß durch den unſchuldigen Tod, den er und ſeine Gefährten erlitten, die Verbreitung des Chriſtenthums in Japan befördert werden würde. Mit den Schriftworten: „In manus tuas Domine commendo spiritum meum!“ verſchied er dann. — Selbſt der flüchtige Leſer wird finden, daß die ganze Procedur dieſer Kreuzigung ganz analog der iſt, welche einſt auf Golgatha ſtattfand. Die dem entſetzlichen Schauſpiel beiwohnenden Chriſten tauchten ihre Tücher in das van den Kreuzen rinnende Blut. Unter verſchiedenen Wundern, die ſich bei

dieſem Martyrium zutrugen und von denen wir noch weiter unten ſprechen, war das größte dieſes, daß ſich die Hoffnung Paola Mikis erfüllte, denn über die in Japan noch exiſtirenden Gläubigen kam ein glühender Bekehrungseifer und innerhalb dreier Jahre bekannten etwa hunderttauſend Eingeborene die neue Lehre. — Die Körper der Märtyrer blieben zwei Monate an den Kreuzſtämmen hängen, dann erſt wurden die heiligen Reliquien geſammelt, und zwar brachte man die der Franciscaner nach Monilla, die der Jeſuiten nach der dieſem Orden gehörenden Kirche zu Macao in China.

Da man in Rom ſehr viel auf altes Herkommen zu halten pflegt und bei den früheren Heiligſprechungen die Peterskirche durch darin angebrachte Dekorationen völlig umgewandelt wurde, ſo hat man dieſe Barbarei und Verballhornung auch dieſes mal für nöthig gehalten, obgleich man die Koſten dieſer Ausſchmückung auf 150,000 römiſche Thaler berechnet, die in einer Zeit, wo man für das beraubte Papſtthum in allen Erdwinkeln den Obolus eintreibt, keine zu große Summe befunden wurden. Pius IX. wird nachgerühmt, daß er ſich Anfangs dieſer Papierverpackung St. Peters widerſetzt habe; aber der päpſtliche Baumeiſter, Commendatore Luigi Poletti, habe entſchieden auf dem „alten und heiligen Gebrauch," der ihm etwa 10,000 profane Scudi abwerfen wird, beſtanden. Fromme Leute behaupten, dieſer Herr Luigi Poletti ſey ein „uomo di fertile ingegno, di gusto squisito, di atile castigato e puro." Wir bemerken, daß die auf dem Lilienkapitäl ſtehende Mutter Gottes des ſpaniſchen Platzes dem fruchtbaren Genius, ausgezeichneten Geſchmack und reinen Styl des Signore Poletti entſprungen, und daß derſelbe Baumeiſter ſich nicht geſchämt hat, die Stadt Rom durch eine unglaublich elende Fontaine und zwei der geſchmackloſeſten Häuſerfaçaden an der Piazza Pia zu verunſtalten.

Wollten wir aber über das nur Geſchmackloſe der Ausſchmückung von St. Peter ganz hinwegſehen und gerne glauben, daß durch etwa 10,000 angezündete Wachskerzen im Innern des Rieſentempels eine magiſche, feenhafte Wirkung erzielt werden wird, ſo können wir doch die Befürchtung nicht verſchweigen, daß der ganze Apparat ſehr feuergefährlich und daß ein umgeworfener Kronleuchter im Stande iſt, das Ganze in Brand zu ſtecken. Ferner verderbt man durch die Dekorationsarbeiten das ſchöne Innere der Kirche; ganze Stücke werden durch Befeſtigung der Taue, Einſchlagen rieſiger Nägel aus dem Geſims geriſſen und die qualmenden Wachskerzen müſſen nothwendig die reichen Goldſtuccaturen der Tribünen und des Innengewölbes ſchwärzen, wie wir dem Weihrauch und Kerzenqualm der Siſtina den theilweiſen Ruin von Michel Angelos jüngſtem Gericht verdanken.

Doch genug, da wir an der Sache nichts ändern können. Sehen wir uns alſo an, was der Commendatore Luigi Poletti aus dem Tempelinnern gemacht hat. Wir bemerken von vorn herein, daß nur das Mittelſchiff mit ſeiner Tribüne und das Querſchiff für die Ceremonien beſtimmt, die Seitenſchiffe mit ihren Kapellen von der Feier ausgeſchloſſen ſind.

Vor dem mittleren, in die Kirche führenden Hauptportal iſt eine Art Triumphbogen errichtet, der mit denen des Titus oder Conſtantin nicht die geringſte Aehnlichkeit hat. Hölzerne, papierumhüllte Säulen mit fabelhaftem Capitäl tragen einen Architrav, auf welchem ein Spruch zu leſen ſteht, der anfängt wie folgt:

Te. Petre. Vosque. Caelitum. Novensiles.
Supplex. Adorat. Rite. Gens. Fidelium.

Ueber dem Gebälk ſieht man die Engel der „Religion" und des „Martyrium" und das Ganze wird abgeſchloſſen durch das Wappen des Papſtes, welches eine Fahne überſchattet.

Wenden wir nun das Antlitz ab von dieſem papiernen Triumphthor und ſehen das Mittelſchiff hinab. Für diejenigen Leſer, denen der Grundriß des Petersdoms augenblicklich nicht gegenwärtig iſt, ſey erwähnt, daß ſich zu beiden Seiten des Mittelſchiffs vier große Bogen auf Pfeiler ſtützen und daß ſich an letzteren korinthiſche Pilaſter befinden, die zum Hauptgeſims hinauf reichen. In dieſe nach den Kapellen der Seitenſchiffe führenden Bogendurchgänge hat der Baumeiſter Poletti je zwei mit marmorirtem Papier beklebte Säulen eingefügt, die jedoch nicht ganz bis an die obere Spannung reichen, ſondern Raum übrig laſſen für eine Lünette, die ausgefüllt wird durch ein Dekorationstableau. Dieſe Tableaux ſtellen die betreffenden Heiligen in verſchiedenen Situationen und im Verkehr mit den Japaneſen dar, wobei es den Künſtlern vornehmlich darauf angekommen zu ſeyn ſcheint, die Japaneſen ſo barbariſch wie möglich zu bilden. Sie tragen auf dem Haupt jene ſonderbaren, unſern Barbierbecken ähnlichen Kopfbedeckungen, die auch mit einem kleinen metallenen Sonnenſchirm verglichen werden können; ihre Finger haben zollange Nägel und unter der Naſe hängen ihnen einige Zwirnfaden, welche den Schnurrbart bedeuten. Rieſige Vorhänge, theils aus violettem, goldbordirtem Sammt, theils aus gelber Leinwand, ſchließen den Raum unter den Lunetten; da die Vorhänge aber nicht ganz bis zum Marmorpflaſter niederhängen, ſo trennen ſie das Mittelſchiff nicht vollſtändig von den Seitenſchiffen, ſondern gewähren Raum für diejenigen, welche den Feierlichkeiten beiwohnen werden, und die Alle aufzunehmen der mittlere Schiffraum viel zu klein wäre. Die großen Marmorpfeiler mit den korinthiſchen Pilaſtern, die wir eben als Träger der Bogen bezeichneten, ſind nun vollſtändig mit Papier bekleiſtert, welches das Giallo antico nachahmt. Um das Hauptgeſims aber läuft eine papierene Guirlande, bemalt mit Engeln, welche Blumen halten, und damit die Feuersgefahr möglich groß ſey, hat man die Conturen des Geſimſes dicht mit Wachskerzen beſteckt. Schöne Kronleuchter hängen von der Baſis des Tonnengewölbes in zwei Etagen herab, Girandolen ſtrecken überall ihre kerzenreichen Arme hervor und auf dem Marmorparkett des Mittelſchiffs ſtehen zu beiden Seiten Rieſenkandelaber, mit Goldfarbe angeſtrichen,

und anzuſchauen wie hoch aufgerichtete goldene Aehrenbündel.

Begeben wir uns nun an die Hauptpfeiler, welche die Kuppel trogen. In ihren untern Niſchen ſtehen ſonſt die Coloſſalbildſäulen des heiligen Longinus und Andreas, der heiligen Veronika und Helena. Dieſe ſowohl, wie die Reliquienbalkone über denſelben ſind verborgen unter marmorirtem Papier und ſammtenen Teppichen, denn es ſind hier Altäre mit Medaillons errichtet, auf welchen natürlich die Leidensgeſchichte der japaneſiſchen Märtyrer vorgeſtellt iſt. Da dieſe Medaillons auf die Zeichen und Wunder hinweiſen, welche bei der Kreuzigung geſchahen, ſo wollen wir ſie uns etwas genauer anſehen. Das Medaillon über dem heiligen Andreas zeigt die Kreuzigungsſcene mit Flammen über den Häuptern der Märtyrer, die gleich einem Glorienſchein aus dem geöffneten Himmel zucken; das nächſtfolgende ſtellt die unglücklichen Opfer ſchon verblichen dar, und eine ganze Wolke von Raubvögeln umflattert die todten Glieder; dieſelben wagen es aber nicht, am heiligen Fleiſch zu picken. Auf dem dritten Medaillon kniet eine ſterbende japaniſche Frau zu Füßen des Kreuzes des Pierbattiſta. Durch ein Stück des Kreuzes, welches die Japaneſin gläubig berührt, wird ſie geheilt und der am Kreuz Hängende taufet ſie hierauf. Wie er dieſes Wunder vollbracht, erklärt die unter dem Bilde ſtehende lateiniſche Inſchrift nicht. Endlich heilt auf dem letzten dieſer Pfeilermedaillons derſelbe Pierbattiſta die Tochter des Coſimo Joya, eines Japaneſen, von der Elephantiaſis, während vom Himmel Feuer ſtrömt, das ſich um die Häupter der Anweſenden legt.

Es bliebe uns jetzt nur noch übrig, einen Blick in das Querſchiff und die Haupttribüne zu werfen. Was erſteres anbelangt, ſo ſey im Allgemeinen erwähnt, daß die reiche Ausſchmückung an Candelabern, Girandolen und Dekorationsbildern unweſentlich von den ſchon erwähnten Theilen der Baſiliko abweicht, und daß auch hier lateiniſche Inſchriften die Erklärung der Märtyrerbilder geben. Die große Haupttribüne endlich iſt auch dieſes mal, wie bei allen großen Kirchenfeſten mit einem prachtvollen Thronbau geſchloſſen. Ueber dem Thronſtuhl ſieht man ein Lunettenbild, den Heiland zwiſchen Petrus und Paulus darſtellend; der Architrav des Thronbaus, den mächtige, paplerbeklebte Säulen ſtützen, trägt die Statuen der Klugheit, Hoffnung, Reinheit und Buße; ein mit Rabien umgebenes Medaillon, auf welchem ſich die in Wolken verſammelten 27 Heiligen vor der Taube des heiligen Geiſtes neigen, ſchließt das Gerüſte ab.

Wie ſehr durch dieſe Art von Ausſchmückung das herrliche Innere des Tempels an Großheit verlieren, iſt nicht auszuſprechen. Jeder aber erwartet eine über alle Vorſtellung gehende Wirkung von den angezündeten Kerzen. Geſpannt auf dieſes Lichtphänomen erwarten denn auch wir hoffnungsvoll den Morgen der Canoniſation.

Paris, Juni.

Ferax monstris Africa. — Said Pascha. — Ingres. — Corneille.

„Es kommt ſtets etwas Neues aus Afrika," ſagten ſchon die alten Römer. Daſſelbe können heutzutage die Pariſer ſagen, die ſich eine Zeitung für die modernen Römer hielten. Bald kommen großgliederige und finſter ſchauende Kabylen, die trotzig den Blick abwenden, wenn ſie die kleinen unterſetzten Zouaven anſichtig werden, die ſie in ihren Gebirgen aufgeſucht und bezwungen. Oder es ſind fein gebaute Araberhäuptlinge, die in ihrem flatternden purpurrothen Burnus hinter dem großen Sultan her über das Marsfeld galoppiren und dabei das Haupt ſo ſtolz empor werfen, als ritten ſie an der Spitze ihres Stammes. Oder es ſind die civiliſirteren Mauren u. ſ. w. Kaum iſt Said Paſcha, der Egyptenfürſt, abgereiſt — er wird nächſtens wieder kommen — ſo tauchen die drei Touaregs auf. Der Name war uns bisher fremd, und ſelbſt Generol Daumas hat ſie in ſeinem für vollſtändig geltenden Werk nicht angeführt. Es iſt eine Völkerſchaft, die zwiſchen den Südgrenzen Algeriens und dem Flußgebiete des Niger wohnt oder vielmehr herumſchwärmt. Es ſind hohe, kräftige Geſtalten, in ſchwarz- und weißſeidene Gewänder gehüllt; den untern Theil des Geſichts bedeckt ein ſchwarzer Schleier, ein weißer Schleier fällt über die Stirn bis an die Augen. Alles ſchaute auf, als die drei unheimlichen Geſtalten auf dem Boulevard des Italiens erſchienen, bewaffnet mit einem langen Dolche, einem langen Säbel und einem langen Spieße; dieſer hat einen Widerhaken, womit ſie „dem verwundeten Feinde Alles aus dem Leibe ziehen, was er darin hat," erklärte einer dieſer kriegeriſchen Geſellen, die ſelbſt aus dem Armband eine Waffe geſchaffen. Daſſelbe iſt von Stein, und im Handgemenge ſuchen ſie das Haupt des Feindes mit dieſer ſchrecklichen Armverzierung zu verwunden. Sie werden mit vieler Aufmerkſamkeit behandelt; man zeigt ihnen die Wunder der Hauptſtadt, bei denen ſie, nach Art der Wilden, ſich höchſt gleichgültig ſtellen. Auch bei Hofe durften ſie ſich produciren und wurden den Majeſtäten vorgeſtellt. Was

Digitized by Google

iſt der Zweck ihrer Reiſe, die ſie jedenfalls nicht auf eigene Koſten gemacht? Daß man einen Handelsvertrag mit dem Stamme der Touaregs abſchließen wolle, iſt ſchwer zu glauben; ſie kennen kein anderes Gewerbe, als auf ihren Mahara's, einer Art ſehr ſchnellfüßiger Kameele, durch die Wüſte zu ſtreifen und den Caravanen aufzulauern, deren Schrecken ſie ſind.

Said Paſcha wird, wie ich bereits bemerkt, aus Landon zurückerwartet und eine Zeit lang in Neuilly wohnen. Das merkwürdige iſt nicht ſowohl, daß er ein Egypter, ſondern daß er kein Egypter mehr iſt, in mancher Beziehung wenigſtens. Der Nachfolger des Menes und des Seſoſtris hat ſich franzöſirt. Vor ſeiner Thronbeſteigung hat er ſich mehrmals zu Paris aufgehalten, das er ſehr genau kennt. Die abendländiſche Bildung kehrt allmählig zu ihrer Quelle zurück. Das Franzöſiſche ſpricht der Vicekönig ſo geläufig wie ein Pariſer; er macht Witze in dieſer Sprache, die aber immer etwas fremdartiges haben, wie die Witze der Ruſſen. An ſeiner Courtaiſie kann er es mit dem gewandteſten Hofmann aufnehmen. Bekanntlich gibt ſich Louis Napoleon viel mit Waffenkunde ab, und man verdankt ihm die gezogenen Kanonen. Da hat nun Said Paſcha ſeinerſeits eine neue Art Schießgewehr erfunden, das er dem Kaiſer vorgezeigt und ihn dabei um ſein Urtheil und ſeinen Rath gebeten. Auch hat er unter andern Koſtbarkeiten Sr. Majeſtät eine ſtählerne Kanone zum Präſent gemacht, die ſofort nach dem Luſtlager bei Châlons abgeſendet worden iſt. Aus den Blättern wiſſen Sie bereits, daß er im Pavillon Marſan den Kaiſer und die Kaiſerin zur Tafel gebeten. Es wurde nach egyptiſcher Sitte ſervirt. Tiſchzeug, Schüſſel, Teller, Tafelaufſätze u. ſ. w. waren aus Cairo nach Paris geſchafft worden. Die Deſſertteller ſind mit Edelſteinen beſetzt. Für ſeine Perſon lebt er ſehr mäßig. Um nicht durch fremde Gebräuche ſeine Unterthanen zu verletzen, ändert er oft ſeine Lebensart und ſpeiſt unter Zelten. An Paläſten fehlt es ihm nicht, an Sommerreſidenzen eben ſo wenig. Hier hat er eine Art Wintergarten aus Eiſenguß beſtellt, wahrſcheinlich um ihn in der Wüſte aufzuſtellen; die Koſten werden auf eine Million geſchätzt. Er muß ſehr reich ſeyn, denn zum Durchſtich der Landenge von Suez hat er achtzig Millionen Franken geſchoſſen. Ich zweifle ſehr, daß er ſich dadurch Englands Freundſchaft gewonnen. In ſeinem Gefolge befindet ſich Koenig Bey, ſein Secretär, und ein franzöſiſcher Offizier Namens Jacquier. Said Paſcha hat ſeinen Miniſter des Auswärtigen bei ſich, ſeinen Finanzminiſter, den Miniſter ſeines Hauſes, ſeinen Leibarzt, Ceremonienmeiſter u. ſ. w., was auf einen längeren Aufenthalt ſchließen läßt.

Auch mit Ingres hat ſich die öffentliche Aufmerkſamkeit in jüngſter Zeit vielfach beſchäftigt. Seine Erhebung zur Senatorswürde iſt günſtig vom Publikum aufgenommen worden, als verdiente Auszeichnung für ein langes, würdiges Leben, das ausſchließlich der Kunſt geweiht war. Sind auch manche Verſuche dieſes Künſtlers, dem es vor allem an der innern, ſelbſtſtändigen Produktionskraft fehlt, geſcheitert, ſo verrathen ſie doch immer ſchätzbare Eigenſchaften; ſein gewiſſenhaftes Talent hat nie gehudelt, man könnte eher ängſtliches Streben nach einer unerreichbaren Vollkommenheit an ihm rügen, und wenn man nun vollends ſein letztes Bild: Jeſus lehrt im Tempel (Jesus au milieu des docteues) als ein Meiſterſtück preiſt, wenn man behauptet, nie habe ſich ſein Styl reiner gezeigt, und das Werk ſey „ſchön wie ein Raphael, deſſen Nachfolger er ſey," ſo müſſen wir proteſtiren. Aus Pietät hat die Pariſer Kritik das muthmaßlich letzte Werk des Künſtlers mit Enthuſiasmus begrüßt; wer hätte es über's Herz bringen können, dem dreiundachtzigjährigen Greiſe die Binde von den Augen zu reißen? Der geniale Gros, ein Talent von anderem Kaliber als Ingres, ſtellte am Ende ſeiner Laufbahn ein Bild aus: „Ulyſſes und Diomedes, welche die Pferde des Rheſus rauben." Ein unerbittliches Gelächter erhob ſich beim Anblick dieſer Carrikaturen, in denen ſich das früher ſo großartige, majeſtätiſche Talent des Malers, dem man „die Peſtkranken zu Jaffa" verdankt, zum Fratzenhaften überhoben hatte. Gros konnte den Gram nicht verwinden, der ſich des ſieggewohnten Künſtlers bemächtigte, als er ſich in ſeinen alten Tagen alſo verſpottet und verhöhnt ſah; er ſtürzte ſich „aus Verzweiflung" in die Seine. Obgleich wohl der Altmeiſter Ingres dieſe Zeilen nicht zu leſen bekommt, wollen wir dennoch nicht in's Einzelne kritiſch eingehen. Wenn wir aber ſein letztes Bild nicht als ein Raphaelſches Meiſterſtück anerkennen, ſo wollen wir gerne zugeben, daß man es als das Erzeugniß eines achtzigjährigen Mannes ehren und ſchätzen muß. Was hat nicht ſelbſt der große Corneille im Alter für Tragödien geſchrieben! „Après Agésilas — hélas; après Attila — holà?" ſagt der biſſige Boileau in einem Epigramme.

Da wir eben Corneille genannt, ſo wollen wir ſchließlich noch der Gedächtnißfeier ſeines 256ten Geburtstags gedenken, die am 6. Juni im Théâtre français mit wahrer Pietät begangen wurde. Eduard Fournier hat dazu ein allerliebſtes Gelegenheitsgedicht geſchrieben: „Corneille sur la butte des Moulins." Auf dieſer Anhöhe, zu welcher heutzutage die Straße nach Argenteuil führt, wo Corneille geſtorben iſt, ſtanden dereinſt Windmühlen; daher der Name. Im Hofe des Hauſes ſieht man noch jetzt die Büſte des Dichters, die mit Blumen und Lorbeerkränzen geſchmückt iſt.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 28. 9. Juli 1862.

— Wie bequem geſellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt, —
Und wie er ſich in Rath und That ergoſſen,
Das haben wir erfahren und genoſſen.

Goethe.

Verkehr einer deutſchen Malerin mit Goethe.

Was wir im Folgenden mittheilen, rührt von der noch lebenden Schweſter der Künſtlerin her, von deren Verhältniß zu Goethe die Blätter handeln. Sie erregen zunächſt unſere Theilnahme durch das freundliche Bild, das ſie van Goethes Häuslichkeit geben; aber auch die kleinen Beiträge zur Kunſtgeſchichte ſcheinen uns der Aufbewahrung werth.

Um die Leſer mit der Künſtlerin, die Goethe ſeiner Aufmerkſamkeit und ſeines Wohlwollens würdigte, bekannt zu machen, ſetzen wir am beſten den betreffenden kurzen Artikel aus Naglers Neuem Künſtlerlexicon her.

Caroline Bardua, Malerin aus Ballenſtedt, bildete ſich unter Kügelgen in Dresden zur geſchickten Künſtlerin. Sie erwarb ſich durch verkleinerte Copien nach den anmuthigen Gemälden ihres Meiſters vorzüglichen Beifall, und in demſelben Grade ſpäter durch ihre höchſt ähnlichen Bildniſſe. Sie malte mehrere hohe Perſonen zur beſondern Zufriedenheit und ſtellte auch ganze Familien auf einem Bilde dar. — Beſonders gelungen iſt das Familienbild des Prinzen Wilhelm von Preußen, das ſie 1821 malte. Ueberdieß that ſie ſich auch durch eigene Compoſitionen hervor. Man erwähnt eine heilige Jungfrau mit dem Kinde (1812) und eine heilige Cäcilie (1814), worin der Ausdruck des Geſichts und die zarte Behandlung der Farben vorzüglich gefielen.

* * *

1805—1810.

Carolinens Aufenthalt in Weimar ward vorbereitet; die Mutter ſtattete ſie mit allem Nöthigen aus und ließ es an gar nichts fehlen, und als es ſich nun traf, daß die Kurfürſtin von Heſſen-Caſſel von einem Beſuch bei der herzoglichen Familie in Ballenſtedt nach Caſſel zurückkehrte, wurde für Carolinen ein Platz in deren Gefolge bis Gotha erbeten und gern bewilligt, und ſo trat ſie in gutem Schutz ihre erſte Kunſtwanderſchaft an.

Im herzoglichen Schloß zu Gotha glänzten die Kerzen durch die Nacht. Der Empfang der Kurfürſtin ſetzte alles in Bewegung; die Hofchargen eilten herbei, die Lakaien kamen mit Fackeln, die Kurfürſtin ſtieg aus, das Gefolge vertheilte ſich in den angewieſenen Zimmern. Caroline ſaß im Wagen, ſie hatte man vergeſſen. Das war das erſte Weh auf der Wanderſchaft. Indeſſen dauerte es nicht lange, bis man ſich des „Studentchens," wie die Kurfürſtin Carolinen nannte, erinnerte und ſie mit vielen freundlichen Entſchuldigungen auf's bequemſte unterbrachte.

Am andern Tag beim Thee der hohen Geſellſchaft, im Park, wurde Carolinens Geſangtalent in Anſpruch genommen. Sie trug ihre Lieder vor und begleitete

ſie mit der Guitarre und erntete großen Beifall. Die Kurfürſtin war voll Güte für ſie, und als Caroline ihre Reiſe nach Weimar fortſetzte, ſorgte ſie, daß ihrem Studentchen eine angemeſſene Begleitung mitgegeben wurde.

In Weimar fand ſie Wohnung im Hauſe des Kammerraths Riedel und Koſt bei dem Schauſpieler Oels, der bei Riedel wohnte und deſſen Frau einem Putzgeſchäft vorſtand und für den Hof arbeitete. Es war im Jahre 1805, Goethe noch in friſchem Lebensalter; er ſah viel Geſellſchaft in ſeinem Hauſe. Caroline mit einem Empfehlungsbrief von Wilhelm Körte ward wohlwollend von ihm aufgenommen und oft in ſeine Cirkel gezogen. Er intereſſirte ſich für ihre Studien und machte ſie mit Meyer bekannt.

Meyer, der Freund Goethes, ein ernſter, tief gelehrter Mann, deſſen theoretiſche Kenntniſſe in Kunſt und Alterthum von großer Bedeutung waren, wie in Goethes Schriften vielfach dargethan iſt, nahm ſich mit Freundlichkeit der jungen Schülerin an und bildete ihre erſten Kunſtbegriffe. Er erkannte bald in ihr das nicht gewöhnliche Talent, das indeſſen einer tüchtigen Grundlage noch ſehr bedurfte. Er ließ ſie ihre eigenen Wege gehen und ſprach mit geiſtvollem Eifer über alte und neue Kunſt, wobei ſie freilich im Dunkeln blieb, wie ein Finger richtig zu zeichnen ſey. Seiner Leitung folgend malte ſie friſchweg nach der Natur alles, was ihr vorkam, und indem der liebe alte Meiſter ihr dabei rathend zur Seite ſtand, pflegte er in ſeiner treuherzigen Schweizerſprache zu ſagen: und wenn ſie ihr Dintenfaß nach der Natur male, ſo ſey das mehr Gewinn wie alles, was ſie copire. Indeſſen hat ſie dieſe Lehrwege lebenslänglich beklagt.

Sie war überaus fleißig, und bald ſchickte ſie Kiſten voll von den Anfängen ihrer Oelmalerei in die Heimath. Das war eine große Freude für Eltern und Geſchwiſter. Mit Bewunderung wurden dieſe Zeugniſſe von Carolinens Fortſchritten ausgepackt, aufgeſtellt und, wenn gleich ohne Rahmen, zur großen Zierde in der obern Etage aufgehängt. Es waren meiſt Porträts bekannter und unbekannter Menſchen. Caroline war jedem dankbar, der ihr ſitzen mochte. Da kamen nach einander die Bildniſſe von Stephan Schütze, Fernow, Falk, Johanne Schopenhauer und andern. Das merkwürdigſte war das Bild Goethes; er war der erſte, der ihr ſaß. Das Bild hat ſich bis auf den heutigen Tag erhalten und ſoll ſehr ähnlich geweſen ſeyn. Goethe erſcheint mit noch dunkeln Haaren, in bloßem Hals, einen rothen Mantel um die Schultern geworfen. Im grünen Damaſt des Hintergrundes bildet ſich, wie zufällig, ein Lorbeerkranz um den Kopf. Man ſieht wohl, daß es das Bild eines Anfängers iſt; der Kopf erſcheint etwas coloſſal, aber majeſtätiſch wie eines Imperators. Oft hörte man Carolinens Vater den Freunden, welche kamen, das Bild zu ſehen, wiederholen, was Goethe geſagt habe: „Mit dieſem Bilde ſey er für die Nachwelt zufrieden.“

Eines kleinen Scherzes ſey hier gedacht, den Carolinens unſchuldiger Uebermuth um dieſe Zeit ausübte, und der den glücklichen Humor ihrer Jugend bezeichnet. Sie hatte eine lange Sitzung Goethes gehabt und ſich müde gearbeitet. In fröhlicher Stimmung über das Gelingen ihres Bildes ſteht ſie, nachdem Goethe ſie verlaſſen, von ihrer Staffelei auf und begibt ſich hinunter zu Madame Oels, um in geſelligem Plaudern ſich zu erholen. Madame Oels indeſſen, eine ſonſt freundliche, geſprächige Frau, ſitzt in ihrem Arbeitszimmer mit der Garnirung eines Hutes emſig beſchäftigt und hat zum Plaudern keine Zeit. Caroline muß ſich auf eigene Hand unterhalten, und da nun Madame Oels, in ihre Arbeit vertieft, nicht auf das Beginnen der jungen Malerin achtet, fängt dieſe an ſie herauszuputzen und aus dem Modekram, der umher liegt, die wunderlichſte Coiffure aufzurichten. Madame Oels läßt es geſchehen, und je weniger ſie es bemerkt, je komiſcher und toller baut ſich der Putz auf ihrem Kopfe auf, daß ſie zuletzt unter einem Thurm der ſeltſamſten und barockſten Zuſammenſtellung von Blumen, Federn, Flor und Bändern daſitzt, ohne es zu ahnen. Da fährt die Prinzeſſin Caroline mit Fräulein von Göchhauſen vor, um die neu angekommenen Putzgegenſtände zu ſehen. Caroline entſpringt durch eine Hinterthür und überläßt Madame Oels ihrem Schickſal, die nun, ihres Kopfputzes unbewußt, ganz ernſthaft und mit tiefer Reverenz den erſtaunten Damen entgegen tritt und einen Augenblick in den Verdacht geräth, es müſſe nicht ganz richtig mit ihr ſeyn.

Bald führte Carolinens Fleiß zu manchen erfreulichen Reſultaten. Als in einer Kirche zu Weimar wegen baulicher Reparatur das dort befindliche Bild Luthers von Lucas Cranach herunter genommen war, machte ſich Caroline daran, es zu copiren, und hatte das Glück, zwei Copien des Bildes ſogleich zu verkaufen, die eine für eine Kirche in der Nähe von Bernburg, die andere für die Kirche von Banſelde, einem Dorfe in der Herrſchaft des Grafen von der Aſſebnrg. Carolinens Talent wurde beſonders in der leichten und glücklichen Compoſition ihrer Gruppen erkannt. Ein Familienbild, das ſie auf die Ausſtellung gab, gewann ihr die ſilberne Medaille der Weimar'ſchen Kunſtakademie. Sie ſchickte ſie nach Hauſe; die Eltern waren ſtolz darauf. Die Medaille lag in einem rothen

Digitized by Google

Saffianetui, worauf in goldenen Buchſtaben Carolinens Name ſtand. Medaille nebſt Etui haben ſich im Laufe der Zeit verloren. Wie leichtſinnig iſt man in Bewahrung ſo werthvoller Erinnerungen aus der Jugend!

Caroline erhielt von Goethe ein ſchön gebundenes Exemplar ſeiner Farbenlehre; auch dieſes iſt nicht erhalten, ſondern bei irgend einer Gelegenheit wieder verſchenkt worden. Ueberhaupt beklagt Caroline, das Glück, in der Nähe Goethes zu leben, damals bei weitem nicht genug verſtanden und gewürdigt zu haben. Wie viele Züge ſeiner Perſönlichkeit im geſelligen und häuslichen Leben hätte ſie bewahren können! Das kleinſte Bild aus ſeinem Leben hat einen Werth. Welch unſchätzbaren Reichthum ſolcher Bilder müßten wir von ihm haben, hätte jeder, der in Goethes Nähe gelebt, nach dem Maaß ſeiner Gabe, treu ſeine Erinnerungen feſt gehalten, wie es Eckermann gethan! Das hatte Caroline leider verſäumt, und weſſen ſie ſpäter ſich erinnert, iſt wenig im Vergleich mit dem, weſſen ſie der Mittheilung Werthes hätte bewahren können.

Goethe ließ ſich oft und gern von Carolinen vorſingen; wenn ſie aber die Worte nicht deutlich ausſprach, war er ungehalten und fragte, ob das deutſch oder italieniſch ſey? Sie hatte viel natürliche Gabe für Harmonie und nahm Unterricht im Generalbaß bei Detouche. Eines Abends bei Goethe fiel es ihr ein, alle ihre Freunde und Bekannten aus Goethes Kreiſe, auf dem Fortepiano phantaſirend, zu charakteriſiren und nach der verſchiedenen Art ihrer Eigenthümlichkeit und in den entgegengeſetzteſten Stimmungen einen nach dem andern darzuſtellen. Wie z. B. Stephan Schütze vergnügt und wie er traurig iſt, wie er zornig, grob und wie er ſanft und höflich iſt, wie er liebt und wie er dichtet, wie er in eiligen Geſchäften iſt oder ſinnend ſpazieren geht, philoſophirt, raiſonnirt, lobt oder tadelt — das alles ſtellte ſie in ihrer Weiſe dar, unter lautem Beifall und Lachen der Zuhörer, unter denen die Originale ihrer muſikaliſchen Porträts oft anweſend waren.

Beſonders ergötzte ſich Goethe an dieſem Scherz und ließ ihn ſich öfters wiederholen. Von ſeinen Liedern hörte er namentlich gern: „Fülleſt wieder Buſch und Thal,“ und „Wenn die Reben wieder blühen.“ Caroline mußte ſie ihm oft vorſingen; beſonders war es das letzte, das ihn immer zu bewegen ſchien. Sinnend pflegte er dabei auf und ab zu gehen, indem er die großen Augen an der Decke wandern ließ.

Es waren oft große Theegeſellſchaften und Dejeuners in Goethes Hauſe, zu denen auch zuweilen Schauſpieler gezogen wurden, eine Ehre, die ſie wohl zu ſchätzen wußten, die aber auch manche eiferſüchtige Empfindung hervorrief. Eines Tages erkundigte ſich Oels nach einer Matinée bei Goethe, zu welcher Caroline eingeladen worden war, und fragte ſie, ob auch Schauſpieler da geweſen wären? „Gott bewahre!“ antwortete ſie in aller Unſchuld ihrer Weltignoranz. Nie hat ſie den Denkzettel, den ihr dieſe unbedachte Antwort vom ſtolzen Coryphäen des Theaters zuzog, vergeſſen.

Es fanden auch öfter dramatiſche Leſeproben bei Goethe ſtatt, bei denen die Schauſpieler ſich zuſammenzunehmen hatten, denn er war ſehr ſtreng in der Kritik ihres Vortrags und konnte es beſonders nicht vertragen, wenn ſie zu ſchläfrig waren. Eines Tags wurden die Mitſchuldigen geleſen. Der erſte Liebhaber las ſeine Rolle nicht nach Goethes Sinn; er ward heftig, warf das Buch auf den Tiſch, klagend, wie die Jugend doch ſo wenig Lebendigkeit und Enthuſiasmus habe, nahm es darauf wieder in die Hand und fing an ſelbſt zu leſen, und alles war hingeriſſen von dem Feuer ſeines herrlichen, jugendlichen Vortrags. Caroline durfte bei dieſen Vorleſungen öfter zugegen ſeyn. Eines Abends, mitten im Vortrag eines Dramas, wurde Goethe durch die lebhaften Ausbrüche einer häuslichen Kundgebung geſtört; er hielt inne, und da das Unwetter immer ſtürmiſcher herauf brauste, ward er verſtimmt und wandte ſich zu Carolinen: „Sie, ſtilles Kind, wären Sie wohl ſo gut hinunter zu gehen und in meinem Namen zu bitten, ob die Verhandlung nicht etwas weniger laut vor ſich gehen könnte?“

An Johanna Schopenhauer, die damals in Weimar lebte, gewann Caroline bald eine mütterliche Freundin und ward oft in ihre Kreiſe gezogen. Sie ſah die gewählteſte Geſellſchaft bei ſich und auch Goethe brachte gern ſeine Abende bei ihr zu. Er hatte da ſeinen beſondern Tiſch mit Zeichenapparat, Blättern, Broſchüren und allem, was in Kunſt und Literatur Neues erſcheinen mochte. Die Tagesblätter von Runge machten damals große Senſation. Goethe hatte viel Freude daran und machte in einer dieſer Abendgeſellſchaften die Beſchauer auf die ſinnreiche Compoſition des „Morgens“ aufmerkſam, hindeutend auf die Genien, wie ſie, aus den Blumenkelchen emporſteigend, den Tag verkündigen. „Am Abend kriechen ſie wohl wieder hinein?“ bemerkte Falks Frau, ſich ſchmeichelnd, da einen recht artigen Spaß zu machen. Goethes Stirn verfinſterte ſich. „Als der Frau eines Satirikers,“ erwiederte er, „mag Ihnen die Bemerkung verziehen ſeyn.“ — Während man um ihn herum ſich bewegte und unterhielt, ſaß er gern an ſeinem Tiſch und zeichnete; gewöhnlich mußte Caroline ſich zu ihm ſetzen, um ihn vor ſtörender Annäherung zu ſchützen.

Nach der Schlacht bei Jena war Johanna Schopen-

Digitized by Google

hauers Haus das einzige, welches fähig war Gäste zu empfangen. Sie mußte sich dazu verstehen, die Generale der feindlichen Armee zum Thee bei sich zu sehen, und bat Carolinen, in Ausübung dieser peinlichen Pflicht ihr beizustehen. In diesen Soiréen sah sie öfter Bernadotte, Ney und andere hohe Offiziere, die mit verwunderten Augen nach den schweren silbernen Armleuchtern zu blicken schienen, welche Johanna, trotz der allgemeinen Plünderung, noch erhalten hatte.

Weimar hatte furchtbare Tage bestanden. Weimar sey in einen Aschenhaufen verwandelt, hieß es. Diese Schreckensnachricht ward eines Morgens in Ballenstedt verbreitet und gelangte bald zu den Ohren der Mutter Carolinens, die weinend und trostlos im Hause umher ging, während ihr Vater den unberufenen Ueberbringer der fatalen Neuigkeit zum Kukuk wünschte. So schlimm war es nicht, doch wußte man mit Bestimmtheit, daß Weimar sehr gelitten hatte. Alle Briefcommunication war unterbrochen. Carolinens Eltern schwebten in peinlichster Sorge. Die Mutter suchte und fand endlich einen treuen Boten, der mit Briefen, Wäsche und Kleidern nach Weimar abgeschickt ward. Sie packte alles sorgfältig in einen großen kattunenen Beutel zusammen, der seit vielen Jahren an ihrem Arbeitsplatz gehangen hatte. Er solle nur, sagte sie dem Boten, wenn er zu ihrer Tochter komme, den Beutel zeigen und sie werde sogleich wissen, daß er von Zuhaus komme. Er that, wie ihm gesagt war, und das vertraute Erkennungszeichen hatte auch nicht verfehlt, die freudigste Ueberraschung hervorzurufen.

Lange wußte man nicht, ob der Bote glücklich durchgekommen war; die Eltern blieben ohne alle Nachricht, und die Mutter weinte Tag und Nacht. Sie hatte die traurigsten Träume und Ahnungen, und ihr Herz war tief bekümmert. Nach Verlauf etlicher Wochen saß sie, wie gewöhnlich, in der Abenddämmerung an ihrem Fenster, den Kopf auf die Hand gestützt, trübe sinnend, in das Grau des winterlichen Himmels hinaus blickend; da plötzlich sieht sie einen Mann, die französische Cokarde am Hut, unter ihrem Fenster der Haustreppe zueilen. Es ist der treue Bote; er kommt mit der Nachricht, daß Caroline lebt und gesund ist, und bringt Briefe von ihr. Mit dieser frohen Botschaft kehren Trost und Heiterkeit in das Haus zurück.

Während der bedrängtesten Tage war Caroline zu Wieland geflüchtet, hatte mit ihm und seiner Familie einen ganzen Tag im Keller zugebracht, um sich vor den feindlichen Kugeln zu schützen, und manche Noth und Gefahr mit ihnen getheilt. Unterdessen war ihre Wohnung rein ausgeplündert worden und nichts ihr geblieben, als ihr Malerwerkzeug und ihre Bilder und Studien, die sie in der Stube umher gestellt fand; ein Bild der Jungfrau von Orleans war bekränzt. Die Sendung der vorsorglichen Mutter war eine ersehnte Hülfe in der Noth. Alle Haushaltungen waren zerstört; selbst in Goethes Hause trat empfindlicher Mangel an Lebensmitteln ein. August, Goethes Sohn, damals 16 oder 17 Jahre alt, im Frohmuth der Jugend mit Michel im Wasserträger singend: „Himmel, laß meinen Plan gelingen," begibt sich eines Mittags, da Goethes Tisch knapp bedient war, hinunter in die Küche und erobert glücklich eine der gebratenen Enten, die man für das Diner der französischen Offiziere bereitet, und bringt sie triumphirend auf der Spitze eines Säbels an den väterlichen Tisch.

Caroline setzte ihre Studien fleißig fort. Meyer war sehr mit ihr zufrieden; doch erkannte er, daß es zu ihrer ferneren Ausbildung dienlich seyn würde, wenn sie eine Zeit lang nach Dresden ginge. Carolinens Eltern waren mit allem einverstanden, was zur Förderung ihrer Studien nothwendig gefunden ward; und wenn auch die geringe Einnahme, welche sie hatten, dazu nicht ausreichte und sie in der Lehrzeit der Kinder überhaupt oft ihre Zuflucht zum kleinen Capital nehmen mußten, das sie besaßen, so scheuten sie doch kein Opfer und wußten, daß das Beste, was man den Kindern für's Leben mitgeben könne, möglichste Ausbildung ihrer Fähigkeiten sey.

Im Herbst 1807 verließ Caroline Weimar, ging zunächst nach Ballenstedt zu ihren Eltern zurück, malte und componirte dort den Winter durch still für sich und reiste den folgenden Frühling nach Dresden. Goethe sandte ihr folgende Empfehlung an seine dortigen Freunde, die Caroline ihre „Kundschaft" nannte und die ihr nicht allein den Weg zu den gewinnreichsten Bekanntschaften bahnten, sondern ihr auch bald das nähere Interesse Gerhards von Kügelgen zuwandten, der sie in sein Haus und seine Lehre nahm.

„Caroline Bardua aus Ballenstedt wird sich durch ihre Talente, so wie durch ihre Persönlichkeit selbst empfehlen. Wollten jedoch meine Freunde in Dresden ihr noch in besonderer Rücksicht einige Gefälligkeit erzeigen, würde mir dieser Beweis einer fortdauernden Neigung höchst erfreulich seyn.

Goethe."

Die Zeilen, welche Goethe Carolinen beim Abschied von Weimar in ihr Stammbuch schrieb, folgen hier. Er war fast unwillig, da er sie schrieb, weil sie ihm das Stammbuch so spät brachte und „man mit dem, was man da so eilig hinein schreibe, doch vor aller Welt sich zu zeigen habe."

Digitized by Google

Wie wir dich in unſrer Mitte
Ueben dein Talent geſehn,
Mögeſt du mit gleichem Schritte
Immer, immer vorwärts gehn.

Weimar, 12. Mai 1807.

Zum freundlichen Andenken
Goethe.

Von andern Gedenkzeichen Weimariſcher Freunde, die Carolinens Stammbuch enthält, ſchließen noch folgende ſich hier an:

„Das Leben des Künſtlers iſt ein ſtetes Emporſtreben nach einem Ziel, das ſich immer weiter zu entfernen ſcheint, je näher man ihm kommt. — Erinnern Sie ſich, werthe Freundin, bei Erblickung dieſer Handſchrift mit Wohlwollen des alten Mannes, der ſie geſchrieben und Ihnen auch abweſend mit ſeinen beſten Wünſchen immer nahe bleiben wird.“

Weimar, den 13. Mai 1807.

C. M. Wieland.

Ob ſchöner noch durch Farben als durch Töne
Natur in ihren Werken ſich verſchöne,
Wir leugen's wohl, wir wiſſens nicht.
Der Vogel flieht zu ſchattigen Geſträuchen,
Und will nicht allzu nah mit Blumen ſich vergleichen;
Wir aber wandeln bald im Schatten, bald im Licht:
An Blumen laſſen wir ſich Aug' und Geiſt erfriſchen,
Und lauſchen dem Geſang des Vogels in Gebüſchen,
Doch froher ſtaunen wir, und bleiben lächelnd ſtehn,
Läßt frei auf Blumen ſich ein Vogel ſingend ſehn.

Weimar, den 14. Mai 1807.

Zur Erinnerung an Ihren Freund
Stephan Schütze.

Daß Goethe ihrer eingedenk blieb, bezeugen die folgenden Briefe. Schien es doch faſt, als habe er die Abſicht gehabt, bei einem Ausflug nach dem Harz ſie in Ballenſtedt aufzuſuchen, eine Hoffnung, die ſich jedoch nicht erfüllte. Indeſſen ward in ihrem elterlichen Hauſe eine Botſchaft an ihn vorbereitet, die ſein Andenken an den Harz gleichwohl erwecken ſollte. Ein wildes Schwein ward abgeſendet. Es war eine große Affaire, die in der Familie viel hin und her beſprochen wurde, und es koſtete viel Noth und Mühe, ehe der Geſandte hercyniſcher Huldigung glücklich unterwegs war. Um ungefähr dieſelbe Zeit ſandte Caroline ein Bild an Goethe, das ſie während des Winters gemalt, als Beweis ihres Fleißes. Es war eine Gruppe in Oel, Kniefiück natürlicher Größe, ihr und ihrer zehnjährigen Schweſter Porträt darſtellend. Das Bild iſt noch nach vielen Jahren in Goethes Umgebung geſehen worden und befindet ſich wahrſcheinlich noch jetzt an ſeinem alten Platz.

(Schluß folgt.)

Reiſen und Reiſeliteratur.

(Fortſetzung.)

Mein St. Gallener wäre gewiß lieber zu Hauſe geblieben und viele ſeiner Leidensbrüder eben ſo. Aber auch von denen, die mit Luſt, ja mit wahrer Wuth reiſen, werden wohl wenige einen andern vernünftigen Grund — „some season or reasons“ — angeben können, als daß ſie reiſen wollen und müſſen — „out of necessity and the besoin de voyager.“ Dieſes besoin de voyager iſt der allgemeine und unwiderſprechliche Grund, der alle andern überflüſſig und unnöthig macht. Ich habe ſämmtliche Hauptklaſſen und Geſchlechter der Reiſenden nach Sterne durchgegangen, der ſie in eine Art von Juſſieu'ſchem Syſtem bringt, als: simple travellers, idle travellers, inquisitive travellers, lying travellers, proud travellers, vain travellers, splenetic travellers, the travellers of necessity, the delinquent and felonious traveller, d. h. die mit Civilconducteuren reiſen, mit Hofmeiſtern, die ihnen von Magiſtrats wegen beigegeben ſind, und the unfortunate and innocent traveller, d. i. junge Leute von Stand, die auf Veranlaſſung ihrer grauſamen Eltern und Vormünder transportirt werden, die unter der Obhut von Civilconducteuren reiſen, welche ihnen die philoſophiſche Fakultät von Gießen oder Greifswalde geſtellt hat. Alle polygamiſchen oder kryptogamiſchen, ein- oder vielmännigen Claſſen und Gründe paſſen aber nicht nicht mehr auf die heutige äquivoque

Digitized by Google

Generation. Inevitable necessity iſt der einzige und Hauptſtamm, aus dem unſere heutigen Reiſenden wie Pilze hervor ſchießen, und dieſer Hauptſtamm ſpaltet ſich mit einfacher Bifurkation in die beiden Schenkel: infirmity of body und imbecillity of mind.

Man reiſt aus Spleen, aus Stolz, aus Eitelkeit, aus Curioſität, für die Langeweite, aus Albernheit, oder — alles in allem genommen — aus körperlicher und geiſtiger Miſerabilität. Und alle, die ſo von ihrem körperlichen oder geiſtigen Elend umgetrieben werden, wollen zugleich recht ſtark an Geiſt, vornehm und geiſtreich ſeyn. Sterne hat für ſich allein eine Claſſe vindicirt, die des sentimental traveller; heutzutage aber gibt es keinen Reiſenden, nicht den ſimplen, noch den fürwitzigen, noch den aus purer Nothwendigkeit, der nicht zugleich ein empfindſamer Reiſender ſeyn wollte. Für Sterne war es ein Glück, daß er ſeiner Zeit der einzig empfindſame Reiſende war; für die Welt aber iſt es ein Unglück, daß heutzutage Alle, die reiſen oder nicht reiſen, Sentimentaliſten, Humoriſten und Novelliſten ſeyn wollen. Sternes Sentimentalität iſt ja nichts anderes als die Verfälſchung und Zugrundrichtung aller Gefühle. Das vornehm Glatte, das cyniſch Ideale, das gekünſtelt Natürliche, das pathetiſch Rührende, Alles iſt in ihm zuſammen geronnen vom ätzenden Saft ſeines Witzes, wie Milch von einem ſauern Kälbermagen. Die Molken aber ſchöpft ee ab, um ſeinen Huſten zu beſänftigen und ſeine kranke Bruſt zu heilen. So war Heines Cur: Freiheit, Liebe und Krebsſuppe. Was er habhaft werden konnte, ſtieß er in ſeinem Mörſer zuſammen wie Krebſe, um mit dieſer Kraftbrühe ſeine Lebensgeiſter zu ſtärken.

Nach dieſer Krebsbrühe nun verlangt gegenwärtig die ganze ſieche Welt als nach dem einzigen Lebenselixier. Krebſe aber fängt man mit der Laterne; deßwegen ſehen wir gegenwärtig in der ganzen Welt die Diogeneſſe am hellen Tag herum laufen auf der Menſchen- und Krebsjagd. Alles wird durchſtöbert, die verborgenſten Schönheiten der Natur, wie das Geheimſte des menſchlichen Gefühls, um allem Ding den Saft auszupreſſen und ihn, doppelt und dreifach abgezogen, dem Publikum zu präſentiren. Darüber geht alle Realität und Wahrheit verloren; Knochen und Fleiſch wird weggeworfen, nur die Brühe wird genoſſen, wie ſich der große Genußmenſch Gentz jeden Morgen einen halben Ochſen ſieden ließ, um die Taſſe Bouillon recht ſtark zu bekommen, die er allein noch vertragen konnte, nachdem ihm die Freuden der Welt, in denen er wie der verlorene Sohn geſchwelgt, den Magen verdorben hatten.

Wer heute einen Reiſebericht zur Hand nimmt, der weiß zum voraus, daß er von dem wirklichen Objekt, von dem, was eigentlich zu beſchreiben und zu berichten wäre, ſo viel als nichts erfahren wird, daß die Reiſe in der Reiſebeſchreibung eigentlich pars minima sui iſt. Wozu ſollte auch das beſchrieben werden, was ſchon tauſendmal beſchrieben worden iſt? — Das weiß man Alles, ehe man noch einen Fuß aus ſeinem Zimmer geſetzt hat. Bei den gegenwärtigen Hilfsmitteln iſt es keine Kunſt, alle Merkwürdigkeiten der ganzen Welt auf's genaueſte zu beſchreiben, ohne ſich die Mühe zu nehmen, ihnen nachzulaufen, wie Jean Paul die Gegenden am entzückendſten zu ſchildern verſtand, die er nie geſehen hatte. Um den Stoff handelt es ſich nicht, ſondern um ſeine Appretur. Wer ſich am beſten auf's Ausbeinen und Ausbälgen verſteht, der iſt der Meiſter. Von der ganzen realen Welt bleibt nichts übrig als die leeren Schläuche und Loſung, Excremente, die ein ſchwacher Magen nicht zu verdauen und zu abſorbiren vermochte.

So iſt Reiſen eine Kunſt geworden; es gibt zünftige Kunſtreiſende, wie es Kunſtgärtner gibt. Dieſe Freikünſtler haben eine gute Profeſſion, ſie ſind ſtark begehrt und erhalten eine Belohnung wie der Tanzkünſtler in Petersburg, der den großen Herren vom Militär und Civil ad hominem demonſtriren konnte, daß er mit Recht beſſer bezahlt werde, weil er auch was Rechtes gelernt habe. Jedes ordentliche Journal muß gegenwärtig ſeinen Reiſenden halten, nicht um in der Fremde nach Abonnenten hauſiren zu gehen, ſondern um denen zu Hauſe den Speck an die Mäuſefalle zu ſtecken. Das Renommée eines Blattes hängt vom beſten Reiſenden ab, wie das einer Oper vom höchſten Tenor oder tiefſten Baß. Wo irgend etwas los iſt in der Welt, da ſchickt man einen ſolchen Luftſpringer hin, daß ee ſeine Capriolen dazu ſchlage, ein Bajazzo der Weltgeſchichte. Alles muß er in der ſentimentalen Manier beſchreiben: Kriegs- und Friedensaffairen, die Schlacht von Bullrunns und den amerikaniſchen Geldmarkt. Natürlich iſt er um ſo pikanter, je weniger er ſich auf die eigentliche Sache einläßt. Er entledigt ſich ſeiner Aufgabe wie ein Schlachtenmaler, der uns ein großes Gefecht verſinnlicht, indem er in den Vordergrund ein todtes Pferd und eine zerbrochene Kanone hinmalt und hinten einen Pulverdampf, aus welchem eine Anzahl Bajonette hervorſtarren; oder ein Landſchafter, der vorn eine Maſſe von Gewächſen und Baumſchlag recht ſorgfältig ausführt und im Hintergrund ein paar verſchwommene Linien zieht, um uns dann zu verſichern, das ſey ein Panorama, auf dem man die Vogeſen ſehe.

Gegen dieſe Maniee iſt nicht mehr aufzukommen.

Digitized by Google

Vor einiger Zeit kam mir durch Zufall das Manuscript der Reisebeschreibung eines Freundes in die Hand, der den Wallensteinschen Grundsatz, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse, auf seine jährlichen Erholungsreisen anwenden wollte. Das Jahr vorher war er in Chamounix gewesen, und da er die 50 oder 60 Gulden, die er zu weiterer Befriedigung seiner sehr bescheidenen Reiselust benöthigte, auf keine andere Weise aufzutreiben vermochte, so hatte er die erste Reise beschrieben und ein paar Bogen an die Redaktion eines geachteten belletristischen Journals eingeschickt. Ob nachmals etwas aus der Reise geworden ist, weiß ich nicht; seine Honorarhoffnungen sind auf jeden Fall kläglich zu Wasser geworden. Trotz allen Wohlwollens mußte der Redakteur die Arbeit mit einem non imprimatur zurückgeben, und ich habe mich überzeugt, daß er nur als gewissenhafter Mann im Interesse des Blattes handelte. Der unglückliche Autor hatte seine Reise wörtlich beschrieben und, was immerhin verdienstlich gewesen wäre, gezeigt, wie man mit sehr wenig Geld sehr viel Schönes sehen könne. Er hatte vielleicht nicht den fünften Theil von dem ausgegeben, was unsere vornehmen Touristen auf ihren sentimentalen Fahrten wegwerfen. Aber mit Recht machte man ihm bemerklich, das alles wisse man längst; eine eigentliche Reisebeschreibung mit ein paar einfachen Naturschilderungen und sachgemäßen historischen oder sonstigen Bemerkungen wolle kein Mensch mehr lesen; das müsse in subjektiver, sentimentaler Manier verarbeitet, mit allerlei Brimborium geknetet und zugerichtet seyn.

Meinem betrogenen Freunde erging es mit seiner Reisebeschreibung wie mir mit meiner Preisnovelle. Vor sechs oder sieben Jahren, in der Blüthezeit Auerbachscher und Wildermuthscher Novellistik, wurde von einer Zeitung für weibliche Mode und Unterhaltung ein Preis von 100 Thalern für die beste Novelle von etwa zwei oder drei Bogen ausgeschrieben. Ich hätte auch gerne Geld zu einer Reise gehabt, und überdieß kam mich der Kitzel an, dem Dorfgeschichten-Unwesen, das ich mit negativer Kritik schon oft heruntergemacht hatte, auch positiv zu Leib zu gehen. So schrieb ich meine erste und einzige Novelle, in welcher ich einen bekannten deutschen Dichter zu meinem Vorwurf machte, der von classischer Schönheitsbegeisterung nach Italien getrieben wurde und in Rom jämmerlich verkam. „Ecco il poeta!“ rief der Pöbel der ewigen Stadt und deutete mit Fingern auf den unglücklichen deutschen Dichter, der, eines der zahllosen Opfer, im allgemeinen germanischen Zug nach den hesperischen Gefilden unterging,

Dein selbst der Tod behagen muß,
Da ihn mit Lust aus diesen Wogen
So viele seines Volks gesogen.

Mein Poeta, dachte ich, solle die Hansel und Gretel, die Sennerinnen und Jagerls, die ganze sentimentale Koketterie und Coterie weit aus dem Feld schlagen, und mir werde der Ruhm bleiben, nicht bloß eine schöne Novelle geschrieben, sondern auch eine sehr verdienstliche, eine wahrhaft sittliche That vollbracht zu haben. Da mein Werk für die Welt verloren gegangen ist, so kann ich dem Gelüste des Selbsterhaltungstriebs nicht widerstehen, hier wenigstens ein paar schöne Trümmer desselben für die Nachwelt zu retten, ein paar Strophen aus dem Geiste, in welchem mein Held seine ideale Sehnsucht nach dem Land der Myrthe und des Lorbeers ausspricht. Er singt am Morgen nach einer qualvollen Nacht:

Wann kommst du einmal, o Morgenroth,
Mit deinem luftigen Wagen,
Mich über die Alpen im Wolkenboot
Nach Süden, nach Süden zu tragen?

Da herrscht, der griechischen Flur entstammt,
Die Göttin der ewigen Schöne;
Es glühet der Tag und der Abend flammt
Vom Jubel der feiernden Söhne.

Da wohnen, beseelt von der Göttin Gluth,
Die hohen Frauengestalten;
Da darf sich ergeben das Herz der Fluth
Der vollen Liebesgewalten.

Ich sah sie leuchten die ganze Nacht
Von fern die lockenden Blicke;
So hab' ich den Morgen herangewacht
Und flucht dem Sklavengeschicke:

Hier mit der liebeerfüllten Brust
Vergeblich hinüber zu trachten;
Ihn finden zu sehn, den Becher der Lust,
Und mit sehendem Auge verschmachten u. s. w.

Gehet glimpflich um mit meinen Versen! Es sind meine einzigen, das Schäflein eines armen Mannes. Hier, wo es sich um die unwiderstehliche Wanderlust und Sehnsucht handelt, sind sie vielleicht besser am Platz als in meiner verunglückten Novelle. Die Preisrichter, die besser verstanden, was der Zeit Noth thut, haben sie als einen Anachronismus, als baaren Unsinn behandelt. Ein Jagerl aus dem letzten Fensterl trug die Ehre und die Dukaten davon; der Poeta ging im Tode

wie im Leben leer aus und faſt wies man wieder mit Fingern auf ihn.

Ihm iſt recht geſchehen, wie ich jetzt wohl einſehe, nachdem ich bei Herrn v. Sybel die ewigen ſittlichen Axiome ſtudirt habe, nach welchen deutſche Kaiſer und Poeten gleicherweiſe zu Grund gehen müſſen, und nur die Wallfahrt der Nationalvereinler „über Heidelberg und Mannheim“ nach Gotha und Berlin die Weltgeſchichte für ſich hat. Damals war ich noch nicht ſo klug, und der Verluſt meiner Proſa und Poeſie hat mir recht wehe gethan.

Ganz kann ich mich aber auch heute noch nicht in den herrſchenden Geſchmack finden, weder was die Novellen- und Reiſeliteratur betrifft, noch die hiſtoriſche des Herrn von Sybel. Ich weiß wohl, daß ich ſelbſt daran Schuld bin, weil ich es noch immer nicht über den Standpunkt des alten Senme hinaus bringe, der ſich zu ſeinem Spaziergang durch den italieniſchen Stiefel als ganze Ausſtattung ein Paar feſte kalblederne anſchaffte, und ſich vorher ein paar Jahre mit Correkturleſen die Caldaunen zuſammen hocken mußte, ehe er das Geld dazu auftreiben konnte. Unſere heutigen Reiſenden ſind mir zu vornehm, ſie treiben die Sache zu cavalièrement, als grands seigneurs, im Leiblichen wie im Geiſtigen. Es gibt nichts mehr, das ihnen neu wäre, das ſie mit friſcher Unmittelbarkeit ſehen und genießen könnten. Ihre große Welterfahrung hat aber nichts mit dem philoſophiſchen nil mirari gemein, ſondern vielmehr mit der Blaſirtheit des Roué, der ſich für Alles abgeſtumpft hat. Wo ſie hinkommen, überall haben ſie ſchon die vornehmſten Bekanntſchaften und gehen am erſten Abend mit den ſchönſten und geiſtreichſten Frauen Arm in Arm. Die Moralität unſerer Reiſenden möchte ich um keinen Preis antaſten; ich fürchte aber, es möchte bei manchen von ihnen ſeyn, wie Liebetraut ſo verwegen war dem eben von Bologna gekommenen hochſtudirten Doctor Olearius in's Geſicht zu ſagen: „Bei einer näheren Bekanntſchaft mit den Herrn ſchwindet der Nimbus von Ehrwürdigkeit und Heiligkeit weg, den uns eine neblichte Ferne um ſie herum lügt, und dann ſind ſie ganz kleine Stümpfchen Unſchlitt.“ Einſtweilen iſt mir ganz unbehaglich bei ſo geiſtreichen Leuten; ich habe ungefähr eine Empfindung, wie ſie Hamann beſchreibt: „Durch ihre Ueberlegenheit finde ich mich betäubt wie eine Kugel, deren Bewegung durch den Stoß einer größeren oder geſchwinderen vernichtet wird.“ Und wenn ſie mir noch ſo viel vorgeben, ich kann die Partie mit ihnen nicht ſpielen.

Ein bischen Polyhiſtorie iſt ſonſt auch meine Freude; aber unſere reiſenden Morhoffs treiben mir's doch zu bunt. Wenn ſie auf einer Alpenwieſe ſtehen und nichts zu thun hätten, als den lebendigen Odem einziehen, den Gott in ihre Naſe bläst, da fallen ihnen alle Geſchichten von Anbeginn der Welt an ein; und wenn ſie an der Geſchichte ſind, ſo blaſen ſie wieder den Kuhreigen dazwiſchen und laſſen die Heerdenglocken erſchallen, wie in einer Meyerbeerſchen Oper. Sie ſchlagen, wie die Profeſſoren der höheren Magie, Eier in den Hut und werfen daraus den Damen Roſenſträußchen in den Schooß. Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Sie haben gehört, daß der Witz auf dem Contraſt beruht; das nehmen ſie nun aber ſo handgreiflich wie die Fauſt auf ein Aug und bekümmern ſich nichts um die Geſetze der Perſpektive, ohne die man weder einen Tempel noch einen ordentlichen Perioden bauen und vor allem keinen Witz machen kann, der nichts iſt als eine „labyrinthiſch-optiſche Täuſchung.“

Sterne war auch ein ſolcher Tauſendkünſtler, der durch bloße Geſchwindigkeit die Dinge durcheinander wirbelt, daß einem Hören und Sehen vergeht; aber er hatte den wahrhaftigen Zauberſtab, mit dem er aus dem Chaos lebendige Geſtalten hervorbrachte, ſo ſcharf geprägt und geſchnitten wie Stereoſcopbilder; und jede ſeiner Figuren repräſentirt eine ganze Klaſſe; es ſind Typen, deren Geltung heute noch beſteht. Dieſer Moſesſtab fehlt unſern heutigen Sentimentaliſten; ſie bringen nur Ungeziefer, Läuſe und Fröſche und Stechfliegen hervor, wie die egyptiſchen Zauberer auch konnten, rechte Gebilde und Geſtalten aber können ſie nicht machen. Seit man überall von Plaſtik ſpricht, ſcheint überhaupt Sinn und Kraft der Geſtaltung immer mehr abhanden zu kommen. Seitdem der Cultus des Genius ſeine Blüthen in dem Erz-Monumenten- und Statuenweſen treibt, kommen die großen Männer nur noch „gegoſſen in das Land.“ Sculptur gehört nicht zum Weſen unſerer Zeit, ſondern Malerei, und zwar nichts als Dekorationsmalerei, ein ſchlechtes Fresco, das mit der Kohle auf einer weißen Wand herum fährt und ſeine Carrikaturen für gigantiſche Figuren hält, großartiger als Michel Angelos Gerichtsengel. Unſere geiſtreichen Schriftſteller ſind eigentlich alle „Maler, die dichten, weil ſie nicht malen thun,“ wie mein Salzburger, ein ächtes Kind ſeiner Zeit, dieß ſo prägnant ausgedrückt hat. Unſere Hauptkunſt aber iſt Muſik. In Allem Töne und nichts als Töne; Stoff und Form durch dieſen harmoniſchen Unfug verarbeitet in ein unſtetes, unbeſtimmbares, ſinnloſes Etwas = x, daß nichts übrig bleibt als ein windiges Sauſen und magiſches Schattenſpiel. Da leſen wir eben von einem wüſten Maultrommler, der ſich mit geſchloſſenen Augen auf das römiſche Forum hinſtellt und die tauſend Töne, die hier wie die Meeresbrandung

auf ihn einstürmen, an sich kommen lassen will: kommt der rechte Ton, so darf die Welt sicher seyn, daß er auch ausgespielt wird. Freilich wird er ausgespielt, in infinitum, wie auf einer Drehorgel. Aber hängt denn das Heil der Welt daoon ab, wird der „stock of real improvement“ vermehrt, wenn ein Virtuose auf der Maultrommel phantasirt? Noch zu Sternes Zeiten war man der Ansicht, ein Gentleman reise nach Italien, um Straßenmusik zu hören, nicht um sie selbst zu machen.

Vielleicht ist es meine eigene Unwissenheit in den lebenden Sprachen, oder was sonst daran Schuld ist, am meisten ist mir das Polyglottenthum unserer Reisenden zuwider. Ein jeder ist ein Mezzofanti, als hätte er seine Bildung bereits auf dem jüngstens vorgeschlagenen internationalen Gymnasium erhalten, dem hôtel de quatre nations der Daily News, das von jeder der vier europäischen Hauptnationen die gleiche Anzahl spartanischer Knaben aufnehmen soll, damit sie hier von Jugend auf mit der babylonischen Grundsuppe linguistischer Völkersolidarität genährt werden. Hat einmal erst dieses geistige freetrade und seelenverkäuferische Abolitionssystem durchgeschlagen, dann wird es erst eine Lust seyn zu reisen. Die hier entnationallisirt, entmannt und entmenscht werden, das werden die „um des Reiches Gottes willen Verschnittenen“ seyn, die rechten Apostel des piemontesischen Fortschritts, des alle Völker der Erde umfassenden Nationalvereins. Das kann mein Junge noch erleben und mich in Reisephilologie so weit herunter stechen, als ich auf meiner Salzburger Fahrt über meinen Vater hinaus gekommen bin.

Freilich ist es eine schöne Sache, wenn man etwas kann, aber eine aufrichtige Ignoranz, ein gennines Knownothingthum hat auch seine Freude. Als ich zum erstenmal über die Grenze ging, bereitete ich mich natürlich auch vor, so gut ich konnte, und las, weil mein Ziel der Genfer See war, Rousseaus nouvelle Heloïse und den Candide, um auch von dem Einsiedler von Ferney einen Anflug zu bekommen. Ich habe mich dann auch fast so gut mit den Leuten unterhalten wie der Bauer des rheinländischen Hausfreunds, der kein anderes französisches Wort wußte als: oui, bougre, und sich, als er einmal den Franzosen hatte den Weg weisen müssen, bei seiner Heimkunft rühmte, sie hätten ihn vollends ganz todtgeschlagen, wenn er nicht so gut französisch gekonnt hätte. Noch kann ich es nicht vollkommen begreifen, warum sie mir, sobald ich den Mund aufthat, den schwäbischen Accent anmerkten. Wenn einer lateinisch kann, das ist die allgemeine Ansicht in Deutschland, so lernt er das Französische spielend. Daran habe ich zwar immer gezweifelt, da ich belesen genug war, um zu wissen, daß von allen Deutschen des vorigen Jahrhunderts, wo man noch mit größerer Andacht nach Paris als der alma mater aller Wissenschaft und Bildung wallfahrtete als heutzutage, der einzige Herr von Grimm die Sprache in ihrer ganzen Feinheit losgekriegt habe. Doch dachte ich: lateinisch hast du ja gelernt und bist vielleicht gerade der fünfzehnte von den dreißig vierzehnjährigen Klosterknaben gewesen, dessen Argument der Herr von Thiersch durchlas und fand, daß es besser sey als das aller achtzehnjährigen bayerischen Abiturienten; also wirst du auch mit dem Französischen fortkommen.

Fortgekommen bin ich, aber wie? Eines Tags trat ich, mißmuthig über meine schlechten Progresse, meinen Schulsack auf dem Rücken (Reisetaschen waren noch nicht erfunden) in den Speisesaal eines Hotels in Vevay. Den Schild weiß ich nicht mehr; es thut auch nichts zur Sache; aber das ist mir noch heute merkwürdig, daß man zur Bequemlichkeit der Reisenden an das Wirthshaus eine englische Kapelle angebaut hatte. Nie habe ich die Wahrheit des Sprüchworts tiefer beherzigt: wo unser Herrgott ein Haus hat, da baut der Teufel eine Kapelle daneben.

In dem langen Speisesaal saß ein einziger Gast. Hätte ich schon von der Kapelle gewußt, so hätte ich ihn gefragt: „How do you do?“ und wann ist „service-time?“ So erkundigte ich mich französisch: „quand sera servi? Ich komme aus dem Simmenthal über den Berg und bin hungrig.“ — „Ich kann kein Wort französisch,“ erwiederte mein Mann mit Entrüstung. — „Dann taugen wir gut zusammen, Landsmann!“ gab ich mit Freuden zurück. Und wir taugten auch prächtig zusammen. Er war ein junger Gerber aus einem guten Ulmer Haus (merkwürdigerweise der dritte Ulmer, der in meine Abenteuer eingreift) und sollte in Carouge in Condition treten, um Gerberei und Conduiten zu lernen. Wir fuhren zusammen nach Genf, wohnten auf Einem Zimmer und waren bald wie Brüder. Ich weiß nicht, ob die gute Sitte noch herrscht: damals hatte man im Gasthof den Wein à discrétion; wir waren regelmäßig so indiscret, über Tisch die zweite Flasche anzustechen, und den Tag über liefen wir, wie der Graf Fugger in Montefiascone, in allen Pinten herum, um den besten weißen Waadtländer ausfindig zu machen. Vom dritten Tag an tranken wir nur noch rothen Rhoneweln, den Schoppen um zwei Kreuzer theurer.

Der Mana, sagt Sterne, der zuerst die Burgunder Traube nach dem Cap der guten Hoffnung verpflanzte

— „observe he was a Dutchman“ — ließ ſich nicht träumen, daß er von derſelben Traube am Cap denſelben Wein trinken werde, den ſie auf den Hügeln von Burgund gibt; er kannte genug von der Welt, um zu wiſſen, daß das Gewächs weniger von ſeiner Wahl abhängen werde als von dem, was man gewöhnlich Zufall nennt. Aber er hoffte das Beſte, und in dieſer Hoffnung, und bei einem unbegrenzten Vertrauen auf die Stärke ſeines Kopfes und eine Diſcretion, die ihn noch nie im Stich gelaſſen, mochte Mynherr in ſeinem neuen Weinberg ſich vielleicht beiden zum Trotz übernommen haben und, wenn ſeine Nacktheit aufgedeckt wurde, ein Gegenſtand des Gelächters für die ganze Colonie geworden ſeyn. So, bemerkt der moraliſche Sterne, kann es auch dem Reiſenden gehen, der in der Welt herumfährt in pursuit of knowledge and improvement. Der Erfolg hängt eben ſo vom Zufall ab wie bei der Burgunder Traube und dem Capwein. Wenn ich aber mit meinem Gerber in Genf auch eine Flaſche über Diſcretion getrunken habe, ſo ſoll mich darum niemand ſchelten; es geſchah mit der erforderlichen caution und sobriety und ich habe meinen stock beſſer vermehrt, als wenn ich mit dem lying und proud travellers allabendlich in Fazys cercle des étrangers geſeſſen hätte. Dieſe Bequemlichkeit hatte man damals auch noch nicht. Als simple traveller beſuchte ich den alten Oberſt Rilliet, aus dem zureichenden Grunde, weil ich mit ſeinen Söhnen deutſch ſprechen konnte wie mit meinem Ulmer; wofür ich aber, als ich von Genf zum Schützenfeſt nach Baſel kam, von meinen Freunden, die dort um unſern von ſeinen Triumphzügen zurückgekehrten Landsmann Herwegh den Cercle bildeten, als Reactionär mich anſehen laſſen mußte.

Hätte ich nicht ſo gut franzöſiſch gekonnt, die fruitiers d'Appenzell hätten mich vielleicht todt geſchlagen; ſo aber konnte ich mir und dem Gerber aus der Noth helfen, wie ich bei einer andern Gelegenheit mit meiner Kenntniß des Italieniſchen meinen Freund Eugenius und mich aus der Hand der lombardiſchen Gendarmen errettet habe. Damals kamen wir von Mailand her, mit einem richtigen Paß, um über den Stelvio nach Insbruck zu gehen. In Colico, das Bädeker, wie ich ſpäter mit Vergnügen erſah, ſchwarz angeſtrichen hat, eben ſo wie das mir gleichfalls in ſchlechtem Andenken ſtehende Campo dolcino, hatten wir über einem mezzo pullo, um das wir mit dem Wirth ſtritten, nicht weil wir es gerne gehabt hätten und nicht bekommen konnten, ſondern im Gegentheil, weil wir es ſchlechterdings nicht haben wollten — über dieſem Streit um das vermaledeite ſtinkende Hühnerfleiſch, das mich noch jetzt faſt aus der Conſtruction bringt, und über unzeitigem Baden, das eine meiner Untugenden auf Reiſen iſt, hatten wir die Poſt nach Morbegno verſäumt. In dem ſtinkenden Hühnerſtall von Colico wollten wir um keinen Preis bleiben, an eine weitere Fußtour aber war bei der Hitze, die dort, wie uns Tags zuvor ein Kellner in Mailand geſagt hatte, ſo groß iſt, daß Eier von den bloßen Sonnenſtrahlen ſieden, nicht zu denken. Alſo beſchloſſen wir, den nächſten Weg nach Chiavenna zu machen und von dort uns nach dem Engadin zu wenden. Weil wir aber jetzt übrige Zeit hatten, kam mich die Luſt an, noch einmal im Comer See zu baden, ehe wir ihn bei Riva ganz verließen, und dann in einer ehrlichen Kneipe den Aerger von Colico mit einem tüchtigen Schluck aus einem Pokale von geblümtem Porcellan, an denen ich in dortiger Landſchaft meine beſondere Freude hatte, hinunterzuſchwemmen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Porta Weſtphalica.

(Fortſetzung.)

Karl der Große traf in dieſer Gegend auf einen Sachſenſtamm, der ſich ſelbſt die „Engern“ oder „Angarier“ nannte. (Schon früher hatten die Römer hier die Angrivarier gefunden). Dieſe Engern wohnten um die mittlere Weſer herum auf beiden Ufern, ſowohl im Norden als im Süden der Flußenge der Porta, welche letztere gleichſam den Mittelpunkt ihres Gebiets und, wie es ſcheint, auch ihres Lebens bildete. Denn die

Digitized by Google

Fürſten dieſer Engern hatten ihre Reſidenzen und Schlöſſer theils in Minden, theils auf den Felſen innerhalb der Porta ſelbſt, theils im alten Orte Enger, der im Süden der Porta liegt, wie Minden im Norden. Mir erſcheint es daher nicht ganz unwahrſcheinlich, daß der berühmte Name dieſer ſächſiſchen Engern aus der Porta ſelber hervorgegangen ſey und etwa ſo viel bedeute, als die Leute bei der Flußenge, d. h. mit andern Worten „Portamänner," gleichſam die Pförtner.

Zur Zeit Karls des Großen gebot an der Enge und über die Engern ein heroiſcher und patriotiſcher Herzog, Wittekind oder Wedekind (vielleicht das weiße Kind *) mit Namen. Er wurde der Arminius der Sachſen. Wie die Schlachten Hermanns gegen die Römer, ſo fallen auch die meiſten Schlachten dieſes Wittekinds gegen die Franken in einen Kreis rings um die Porta und das Weſergebirge herum, und wurden zum Theil vielleicht innerhalb der Porta ſelbſt ausgekämpft.

Vom Helden und Feldherrn Wittekind, den die Volksſage zu einem großen Könige erhebt, kann man ſagen, daß er wie eine mächtige Eiche die Wurzeln ſeiner Macht an unſer Bergthor geheftet habe. Vielleicht war das Städtchen Enger ſelbſt im Süden der Porta ſein und ſeiner Vorfahren Hauptſitz. Doch behaupten die Chronikenſchreiber der Stadt Minden, daß er auch ſchon an dieſem alten Orte im Norden der Pforte eine Burg gehabt habe, wo er dann und wann in friedlichen Zeiten zu reſidiren und auszuruhen pflegte.

Aber auch innerhalb der Porta ſelbſt, und zwar an beiden Bergpfeilern des Thores, werden dem Wittekind von der Tradition Schlöſſer und Burgen gegeben. Zuerſt eine im Oſten am Abhange des Jacobsberges auf einem Hügel, der jetzt in der Mitte eines ſich an ihn lehnenden Städtchens liegt. Spätere Nachkommen des Wittekind haben dieſes Schloß und ſeine Dependentien das ganze Mittelalter hindurch bewohnt und beſeſſen. Es führte den populären Namen „Huus tom Berge" (das Haus zum Berge) und jene Wittekindsenkel erhielten davon ſelbſt den Namen die „Herren vom Berge," ſo wie das Städtchen, das ſich allmählig umher bildete, Hausbergen genannt wurde.

Noch jetzt ſteht am Fuße des Hügels ein Schloßgebäude, die Wohnung eines Gutsbeſitzers, der den alten Burg- und Ruinenhügel in einen anmuthigen Garten umgewandelt hat. In der Mitte dieſes Gartens auf dem Gipfel des Hügels iſt ein ſteinernes Monument errichtet, auf dem die Worte ſtehen: „Hier herrſchte einſt König Wittekind." — Das Volk erzählt ſich, daß vom Schloſſe aus unter der Porta und Weſer weg ein unterirdiſcher Gang zur Stadt Minden geführt habe.

Eine zweite Reſidenz hatte, der Tradition zufolge, dieſer Engernfürſt auf der andern Seite der Weſer am Fuße des weſtlichen Thorpfeilers der Porta. Es ſoll eine ſeiner Hauptburgen geweſen ſeyn, und die Lokalität hieß daher ſeit alten Zeiten der Wittekindsſtein oder, wie die Niederſachſen hier ſagen, der „Wedigenſtein." Und dieß iſt auch noch zur Stunde der Name eines Gutshofes und Edelſitzes, der die Stelle der alten Herzogsburg einzunehmen ſich rühmt. Die Scheune dieſes Hofes beſteht noch jetzt aus dicken alten Mauern, die das Volk als Ueberreſte der Wohnung Wittekinds anſieht. Auch finden ſich daneben noch Gemäuer und Gewölbe im Boden, die mit alten knorrigen Büſchen und Geſtrüppen überwachſen ſind. Der jetzige Eigenthümer des Orts hat dort dem Wittekind zu Ehren eine ſteinerne Denkſäule errichten laſſen mit der Inſchrift: „Dem Andenken Wittekinds."

Außer den beiden genannten Lokalitäten hat aber die Volksſage, die ſich noch jetzt mit dem großen Helden Wittekind, mit welchem die alte wilde Unabhängigkeit des Sachſenſtammes ein Ende nahm, ſo gern beſchäftigt, faſt jeden Fleck, jeden Gipfel, jeden Quell des ganzen großen Bergpfeilers im Weſten der Porta durch irgend eine Ueberlieferung geweiht und gleichſam geſchmückt.

Sie läßt ihren Liebling, den bloudhaarigen Sachſenherzog, von ſeinem Schloſſe zu muntern Jagden in's Gebirge ziehen. Sie geleitet ihn eben dahin, wenn er, von Karl geſchlagen, wie König Alfred, verkleidet und von den Seinen verlaſſen, nur nicht von ſeinem treuen Kampfgenoſſen Ulf, in den Wäldern umherirrt, oder wenn er, wieder wie König Alfred von England, als Bettler verkleidet im Lager ſeiner Feinde erſcheint und dort, von ſeinem großen Gegner erkannt, ſich zum Chriſtenthum bekehrt. Eine helle Quelle, welche wunderlieblich oben auf dem Gipfel des Berges aus einem Felſen hervor rinnt und ſich dort in einem natürlichen Becken ſammelt, ſchreibt ſie den Fußtritten ſeines Pferdes zu, das den Born mit Hufſchlägen eröffnet, wie Moſes mit ſeinem Zauberſtabe die Brunnen der Wüſte. Und ſo hat denn am Ende auch der ganze Berg, den dieſe Wittekindsſage mit ſo vielen Fäden umſpinnt, dieſer weſtliche Hauptpfeiler unſerer Pforte, den Namen der Wittekindsberg oder Mons Wedegonis erhalten und bis auf unſere Tage herab behalten.

Auf dem höchſten Gipfel dieſes Berges, vielleicht

* Oder Wedeking = der weiße König, wie Beloizar im Slaviſchen?

bei dem Fleck, wo einſt die alte Wodansſäule der heidniſchen Sachſen ſtand, iſt jetzt aus Steinen ein ſechzig Fuß hoher runder Thurm erbaut, von deſſen Zinnen der Wanderer das ganze Gebiet, welches die Porta umgibt, den tiefen Schlund ſelber und den ſchroffen Bergwall, der bis hart an ſeinen Fuß in Wald gekleidet iſt, vor ihm die weiten Heiden, Torfmoore und Ackerfluren mit der Stadt Minden und vielen andern Ortſchaften bis zu den Thürmen von Nienburg und Bremen, und hinterwärts das reizende wechſelreiche Weſerthal mit ſeinem ſüdlichen Rande (dem Teutoburger Walde), der den Horizont umſäumt, überſchaut.

Drei arme ſiebenzigjährige Wittwen, Bauernfrauen aus den benachbarten Dörfern, die ſich bei ihrem Geſchäfte gegenſeitig ablöſen, ſind zu Wächtern dieſes Thurms geſetzt. Emſig dicke, wollene Strümpfe ſtrickend umwandeln ſie das ihrer Obhut anvertraute Gemäuer und tragen dem Reiſenden die Sagen von Wittekind oder, wie ſie ihn nennen, vom „Könige Wedeking“ vor. Sie zeigen ihm von der Höhe herab in der Ferne auch noch den kleinen Ort Enger, wo er jetzt begraben liegt, und erzählen dabei in ihrer einfachen und gläubigen Weiſe die berühmte Geſchichte ſeines fingirten Todes und Begräbniſſes.

König Wedeking — dieß ergibt ſich aus den Berichten dieſer alten, plattdeutſch redenden Nornen — hatte einmal einen ähnlichen Einfall, wie ſpäter Karl V. Er wollte ſchon vor dem Eintritt ſeines Lebensendes ſein Begräbniß feiern. Allerdings kam er auf dieſen Gedanken aus andern Gründen, als jener bigotte Kaiſer. Er ließ im Lande ausſprengen, er ſey geſtorben, ließ die Kirchenglocken läuten und das ganze Trauergepränge einer fürſtlichen Beerdigung entfalten, um zu erfahren, wer von den Seinen ihn recht lieb habe und ihn von Herzen betraure, und wer nicht.

Als die falſche Trauerbotſchaft im Lande erſcholl, vergoſſen Manche Thränen und kamen betrübt herbei, um ſich dem Zuge anzuſchließen; andere aber machten ſich nicht viel aus der Sache, ließen den König einen guten Mann ſeyn, kümmerten ſich nicht um ſeinen letzten Gang und blieben daheim. Zu einem ſeiner Vaſallen aber, der vielleicht entfernt im Walde wohnte, gelangte die herzbetrübende Kunde etwas ſpät, erſt als der Leichenzug längſt in Bewegung war. Dennoch ſetzte ſich der treue Ritter, von Kummer ergriffen, alsbald zu Roß und eilte ſpornſtreichs dem Zuge nach, vom Verlangen getrieben, ſeinem Freunde und Herrn die letzte Ehre zu erweiſen, ihm ſeine Thränen und Seufzer zu weihen und ſeinen Segen in's Grab zu ſprechen. So ſchied denn König Wedeking bei dieſer Gelegenheit die Spreu von dem Weizen und wußte nun, wer ſein wahrer Freund ſey, und wer nicht. Ob er die Gleichgültigen geſtraft und wie er die andern Eifrigen belohnt habe, wiſſen wir nicht weiter. Jenem Einen getreuen und eifrigen Nachläufer aber, der mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte und ganz außer ſich noch eben zum Schluſſe des Akts erſchienen war, ſchenkte er ſeinen Lehnhof zu eigen. Und dieſer Lehnhof, der noch jetzt exiſtirt, bekam von dem Ereigniß für ewige Zeiten den Namen „de Nalob“ (der Nachläufer), unter dem er noch heutiges Tages bekannt iſt.

Außer dem „Nalob“ gibt es bei Herford und Enger, dem Sitze der Sachſenherzoge, noch andere merkwürdige Bauernhöfe, die an Wittekind erinnern. So heißen dort noch jetzt einige „Wittekinds Sattelmeier.“ Es ſollen Höfe ſeyn, die er einſt an ſeine Großen und hohen Beamten verſchenkte und die daher auch zur heutigen Stunde noch Namen, wie „der Windmeier“ (das ſoll heißen der Führer der Windhunde, der Oberjägermeiſter), „der Eversmeier“ (der Oberhirte der Eber oder Schweine) u. ſ. w. tragen. Sie haben ſich auch noch bis auf die Neuzeit gewiſſe Prioilegien und Freiheiten bewahrt. Erſt in den letzten Jahren ſind ihnen dieſelben abhanden gekommen. Bei der letzten Vermeſſung, ſo erzählte mir einer der bäuriſchen Nachkommen von Wittekinds Großen, habe man es ihnen abgeſchlagen. Sie haben ihre Papiere noch richtig darüber gehabt und ſeyen damit zum König von Preußen gekommen; aber der König habe nichts davon hören wollen.

Auch ſonſt wird das Andenken jenes Heros der Niederſachſen noch vielfach vom Volke gehegt. So feiern ſie zum Beiſpiel in Enger alljährlich ſeinen Todestag an jedem wiederkehrenden ſechsten Januar. An dieſem Tage halten die Bürger und Schulen des Orts und die Bauern der Umgegend einen Umzug, und die Schulkinder bekommen dabei ein Gebäck, das ſie „Timpen“ nennen. Und von dieſem Gebäck, das den Kindern und dem hungrigen Volke vermuthlich beſonders bedeutſam erſchien, hat der Wittekindstag den populären Namen „das Timpenfeſt“ erhalten.

Auch haben in neueſter Zeit die Engerer um den Beſitz der irdiſchen Ueberreſte Wittekinds, die ihnen von Rechtswegen zukommen, eifrig proceſſirt. Wittekind nämlich, ſo erzählt wieder das Volk, nachdem er ein guter Chriſt geworden war, und als er zuletzt ſein wirkliches Ende ganz nahe fühlte, gab ſeinen Willen kund, daß er unter all den Kirchen, die rings umher in ſeinem Sachſenlande im Bau begriffen ſeyen, in derjenigen ruhen wolle, die zuerſt fertig würde. Da zimmerten und mauerten nun die Leute in Minden und in Herford und in Enger und in den andern Weſerorten rings um die Porta herum in die Wette,

um dieſer Ehre theilhaftig zu werden. Den Kirchenbau in Enger leitete ein ſchlauer Mohr. Der kam auf den Gedanken, daß ein Thurm für eine Kirche etwas Unweſentliches ſey, und er der Bedingung Genüge gethan habe, wenn er auch nur eine Kirche ohne Thurm fertig brächte. Während die andern Baumeiſter daher noch an ihren zierlichen Kirchthürmen herum drechſelten und meißelten, hatten die Engern mit ihrem Mohren das ganze Gotteshaus ſchon vollendet und Wittekind gab ihnen die Palme und ſprach ihnen ſeine Gebeine zu.

Der alte gelehrte Blauſtrumpf, eine jener ſiebzigjährigen Nornen am Wittekindsthurm, die mir dieß alles ganz haarklein vortrug, wußte auch ſehr viele ſchöne Geſchichten von Wittekinds Frau zu erzählen. Sie wußte ganz genau, was bei verſchiedenen Lebensgelegenheiten Wittekind zu ſeiner Gattin und dieſe zu ihm geſprochen habe. Sie führte dieſe immer redend ein, ſo wie denn auch Kaiſer Karl manchmal dazwiſchen ſprach. Nur über Einen Punkt geſtand ſie mir aufrichtig ihre Unwiſſenheit, über den Tod und das Begräbniß der Frau Königin. Der König, das wußte ſie gewiß, hatte ſich auf die ſo eben erzählte Weiſe in Enger beerdigen laſſen. „Wo ſei bleven is," ſetzte ſie, ihre Erzählung ſchließend, hinzu, „un wo ſei licht, dat weit eck ſo juſt akkerat nich mähr." Die Osnabrücker Sagenkenner aber wiſſen es. Sie zeigen in der Nähe ihrer Stadt einen Ort, wo nach ihrer Anſicht Königin Gewa (ſo hieß Wittekinds Gemahlin) begraben iſt.

Im Laufe der Jahre gingen Wittekinds Gebeine an die Stadt Herford verloren, wo ſie in der Hauptkirche lange Zeit aufbewahrt wurden. Erſt im Jahr 1822 wurden ſie aber den Bürgern von Enger, die darum einen Proceß erhoben, zugeſprochen und ruhen nun wieder in der thurmloſen Kirche dieſer uralten Sachſenſtadt, die jetzt allein noch den einſt berühmten Namen des Engerlandes bewahrt hat.

So vielfach und noch weit mannigfaltiger, als ich es hier habe zeigen können, knüpft ſich das Leben und Sterben des berühmten Sachſenherzogs und das Geſpinnſt des ihm gewidmeten Sagenkreiſes an unſere Gebirgspforte an.

Der große Gegner Wittekinds, Kaiſer Karl, der mehrere mal durch die Porta aus- und einzog und ihre Bedeutung hinreichend erwogen haben mag, dem im Jahr 783 am Süntel weſtlich von der Porta ein großes Heer durch die Sachſen vernichtet wurde, der einige Zeit darauf racheathmend durch die Porta brauste, längs der Weſer hinabritt, um auf dem Plateau von Verden in einem furchtbaren Sühnopfer die Blüthe des ſächſiſchen Adels zu ſchlachten, der wieder 785 bei Rehme im Süden der Porta erſchien und kämpfte, ſtiftete endlich im Angeſicht derſelben in Minden einen ſeiner berühmteſten Biſchofsſitze. Er ſelbſt ſoll zu Zeiten in dieſer Stadt reſidirt haben, und die Leute bezeichnen dort noch jetzt das Haus, in welchem Karl einſt wohnte, vielmehr wohl nur die Stelle, auf welcher ſein Haus geſtanden. Auch läßt ihn die Volksſage häufig mit dem Wittekind, nachdem er ſein „Freund und Bruder" geworden, in die Berge und Wälder der Porta zu munterer Jagd ausziehen.

Dieſe niederſächſiſche Volksſage macht auch den großen Kaiſer zu einem gewaltigen Steinbrecher und Felſenſprenger, wie die pyrenäiſche Volksſage daſſelbe in noch großartigerem Maßſtabe mit ſeinem Neffen, dem Helden Roland, gethan hat. Bekanntlich ſoll Karl der Große den berühmten großen Heidenſtein, der noch jetzt von ihm den Namen trägt, den „Karlsſtein" bei Osnabrück, mit ſeinem Schwerte zerhauen haben. * Weniger bekannt dürfte es ſeyn, daß es in unſerem Sachſenlande noch andere große geſpaltene Steine gibt, deren Sprengung ebenfalls dem Schwerte Kaiſer Karls zugeſchrieben wird. Nichts iſt natürlicher und poetiſcher, als daß die hartnäckigen, tapfern Sachſen ſich ſelbſt mit den Granitblöcken, welche ihre Heiden bedecken, und den noch mächtigeren Kaiſer, der ihnen den Nacken beugte, mit einem Steinbrecher verglichen.

Mich wundert nur, und dieß iſt es, was ich hier ſagen wollte, daß die ſächſiſche Sage damit nicht noch einen Schritt weiter gegangen iſt, und daß ſie dem großen Karl und ſeinem Schwerte nicht auch geradezu die ganze Aushöhlung der Porta Weſtphalica oder wenigſtens doch ihre Erweiterung zugeſchrieben hat. Vielleicht liegt dazu Karls Jahrhundert noch nicht tief genug im Dunkel der Vorzeit zurück; oder die Phantaſie der Sachſen war hiezu nicht ſo kühn und ſo vergeßlich, wie die der poetiſchereu Pyrenäenbewohner, die allerdings eines ihrer berühmteſten Bergthore, die pittoreske Rolandspforte bei Barèges, jenem Champion Karls, dem Helden von Roncesvalles, zuſchreiben und behaupten, derſelbe habe dieſe Felſenbreſche mit ſeinem unzerbrechlichen Schwerte Durandarte ausgehauen. Karl öffnete aber dennoch eigentlich die Pforte des Sachſenlandes, die Porta Weſtphalica, und ließ die Schaaren ſeiner Franken und Chriſten hineinſtrömen, gleichwie die Fluthen der Weſer durch dieſelbe hinaus fließen. In ſymboliſcher Weiſe hätte man daher unſer weſtphäliſches Thor nach dem Muſter der pyrenäiſchen Rolandspforte wohl mit Recht nach dem großen Oheim die „Karlspforte" nennen können.

---

* ſ. d. Artikel: das Bülzenbett, in Nr. 22 d. J.

Die von Karl begünſtigte Stadt Minden gedieh und wurde in Folge ihrer Lage an der Schwelle der Porta bedeutend. Sie wurde der Mittelpunkt eines biſchöflichen Fürſtenthums, das am Ende ſo ziemlich den Hauptkern des alten Engerlandes umfaßte und ſich wie dieſer rund um die Porta herum wie um ſeinen Mittelpunkt anſetzte.

Dieſes Bisthum empfing mehrere Jahrhunderte hindurch ſeine Schirmvoigte, ſo zu ſagen, direkt aus dem Munde der Porta. Jenes von mir bereits erwähnte Dynaſtengeſchlecht der Herren von dem Berge nämlich, die ſich, wie geſagt, rühmten, von Wittekind abzuſtammen, die auch immer noch den Vornamen Wittekind gleichſam als ein Familieneigenthum in ihrem Geſchlechte forterbten, die innerhalb der Porta am Fuße des Jakobsberges in ihrem alten „Huus tom Berge“ reſidirten, und denen alles um die Porta herum angelehnte Land, Volk und Geſtein eignete, nannte ſich bis in's vierzehnte Jahrhundert herab: „Edle Voigte des Stiftes Minden,“ und behauptete dieſe Schirmvogtei, bis der letzte des Stamms, Otto III. von dem Berge, ſie mit ſammt ſeiner Herrſchaft durch eine Schenkung dem Hochſtifte einverleibte. Viele dieſer Herren vom Berge oder dieſer Porta-Herren beſtiegen auch ſelbſt den biſchöflichen Stuhl, und die weiblichen Mitglieder ihrer Familie pflegten die Aebtiſſinnen und Stiftsdamen der untern Weſerklöſter zu ſeyn.

Da die Weſer beim Austritt aus dem Gebirgsland durch die Porta einen höheren Grad von Schiffbarkeit, mehr Tiefe, mehr Breite und Ruhe erlangt, ſo entwickelte ſich auch in Folge deſſen in dieſer Pfortenſtadt ganz naturgemäß ſehr bald eine lebhafte Schifffahrt. Weil die Landwege aus der nördlichen Ebene nothgedrungen dieſen Punkt aufſuchten, um hier das Gebirge zu paſſiren, und eben ſo und aus demſelben Grunde die Handelswege aus dem Süden gleichfalls zu dieſer Stelle zuſammen neigten, um durch die Pforte in die nördliche Ebene hinauszuſchlüpfen, ſo wurde Minden bald eine ziemlich ſtark bevölkerte und berühmte Handelsſtadt.

Sie trat im dreizehnten Jahrhundert in den hanſeatiſchen Bund, verſchaffte ſich mehrere Privilegien und war nach Bremen der bedeutendſte und volkreichſte Ort an der ganzen Weſer. Die Gilde der Mindener Schiffer herrſchte, ſo zu ſagen, auf dem Weſerſtücke von der Porta bis Bremen. Sie erhoben auf dieſer Flußſtrecke Abgaben, hatten aber auch die Verpflichtung, den Fluß in ſchiffbarem Zuſtande zu erhalten. Auch beanſpruchten die Mindener freie Schifffahrt auf der ganzen Unterweſer, die man von ihrem Wittekindsberge, wie geſagt, bis in die Unterlande bei Bremen hinab überſehen konnte. Sie durften bei Bremen vorbei ſogar das allerunterſte Weſerſtück frei auf- und abwärts beſchiffen und hatten hier nur Bark-, Wippe-, Kran- und Convoygelder zu bezahlen.

Selbſt in neuerer Zeit noch ſind zuweilen Seeſchiffe in Minden gebaut worden und von dort direkt mit Ladungen für überſeeiſche Länder zur Weſermündung abgegangen. Die Mindener rivaliſirten in gewiſſem Grade mit den Bremern. Von den Zöllen auf der Weſer waren ſie frei, ſogar vom Elsflether Zoll. Sie ſelber dagegen übten gegen alle die Porta aus- und einpaſſirenden Schiffe ein ſehr ſtrenges Stapelrecht und ſtauten und zwängten hier die Bewegung des fremden Handelsverkehrs, ähnlich wie die Porta den Lauf der Gewäſſer.

Daß alle dieſe Gerechtſame und Verhältniſſe ſich nur aus der geographiſchen Lage der Stadt am Thore unſeres Weſerpaſſes entwickelten, daran iſt kein Zweifel. Denkt man ſich die Porta weg, ſo fällt damit auch Minden und ſeine Weſer weg und die ganze Geſchichte und Geographie des Landes wird eine andere. Man kann am Ende alle die mehr oder weniger bedeutſamen Ereigniſſe, welche ſich in der Stadt Minden zutrugen, die Hoflager, Reichstage und Berathungen, welche einige deutſche Kaiſer, Konrad II., Heinrich IV., Karl IV. hier, im Angeſicht der Porta, abgehalten, die vielen Belagerungen und Kämpfe, welche die zu allen Zeiten ummauerte und befeſtigte Stadt zu beſtehen hatte, als durch die Porta bedingte Ereigniſſe betrachten, und wollte ich mein Thema, die hiſtoriſche Bedeutung dieſer Porta, hier erſchöpfen, ſo müßte ich die geſammte Geſchichte des Bisthums und der Stadt Minden mit in meine Entwicklung hinein ziehen.

Es gibt wenige oder gar keine großen Kriege in der Geſchichte Nordweſtdeutſchlands, die nicht auch durch die Porta geſtürmt wären, keine großen Feldzüge und Kämpfe, in denen nicht die Portaſtadt Minden eine Rolle geſpielt hätte.

In den Zeiten der Welfen und Hohenſtaufen wurde der große Niederſachſe Heinrich der Löwe (ein anderer Wittekind) in ſeinen Kriegen mit Kaiſer Rothbart wiederholt zu den Bergpforten von Minden und Bielefeld geführt. Später, im dreißigjährigen Kriege, hatte das Heer der Ligue längere Zeit hindurch bei der Porta und in Minden einen ſeiner Hauptwaffenplätze, und Tilly und die Schweden und Braunſchweiger rauften ſich hier mehrere male, bis endlich nach dem weſtphäliſchen Frieden der große Kurfürſt von Brandenburg ſich dieſer bedeutungsvollen Poſition bemächtigte, in welcher ſeitdem die Preußen einen der Hauptſtützpunkte ihrer niederſächſiſchen Erwerbungen beſeſſen haben.

Im siebenjährigen Kriege, im Jahre 1759, schlug ein zweiter Arminius, der gepriesene Herzog Ferdinand von Braunschweig, ein Nachfolger Heinrichs des Löwen, auf den alten Kampfplätzen von Idistavisus die berühmte Schlacht von Minden, die er gegen einen zweiten Germanicus, den Gallier Marschall von Contades, glorreich gewann, und durch die er, wie Hermann in der Varusschlacht, das ganze Westphalen, Angrivarier- und Cheruskerland, das gesammte Nordwestdeutschland von den Ueberrheinischen befreite.

Nebenher ist zu bemerken, daß auch Friedrich der Große sich einmal wenigstens etwas mit der Porta zu schaffen machte. Er besuchte sie, und da er an einem ihrer Abhänge einen seiner alten Invaliden, einen gewissen Jacob angesiedelt fand, und dieser ihm dort selbst gezüchtete Trauben reichte, so gab Papa Fritz Veranlassung, daß dieser Abhang oder Berg, der bis dahin der „Berg des heiligen Antonius," oder abgekürzt „Tonies-berg" hieß, von nun an „Jacobsberg" genannt wurde.

Es wäre sehr natürlich gewesen, wenn auch Minden von seiner Entstehung und seiner Lage an einer Gebirgspforte, wie mehrere andere deutsche Städte, z. B. Pforzheim in Schwaben von seiner berühmten Porta Hercyniä, wie die Ortschaften Pforten, Pforenz, Phorta, einen Namen erhalten hätte, der eine Anspielung auf seine Lage enthielt. Indeß glaube ich fast, daß in dem Namen, den die Stadt trägt, in der That mehr Anspielung dieser Art liegt, als man gewöhnlich darin sucht. Man hat den Namen Minden sehr verschiedentlich und auf eine, wie es mir scheint, zuweilen sehr weit hergeholte und gezwungene Weise abgeleitet. So bringen ihn einige Patrioten mit dem deutschen Worte „Minne," was „Wonne," „Lieblichkeit" und dergleichen bezeichnet, zusammen und erklären ihn als „minnige" oder „wonnige Stadt," wegen der Anmuth der Lage. Andere leiten es vom altgermanischen Wort „Minden" (englisch mind = sich erinnern, gedenken) ab und behaupten, Minden habe daher diesen Namen erhalten, weil es als uralte Sachsenstadt so viele alterthümliche Monumente oder Gedenk- und Mindesteine aufgewiesen habe. Andere wiederum erzählen, Karl der Große habe nach der Versöhnung mit Wittekind zu diesem Sachsenherzoge gesprochen: „De Borg scholl sin min un din" (die Burg soll mein und dein seyn), und aus diesem „min-din" Karls — andere schieben die Worte dem Wittekind in den Mund — sey dann Minden geworden. Mir scheint die Verwandtschaft des Worts mit unserem deutschen Münden oder Mund viel näher liegend und natürlicher, als dieß Alles. Die Stadt liegt da, wo die Weser aus dem Gebirgslande in die Ebene ausmündet, und vor einem großen Bergmunde. Diese Ableitung unterstützt noch der Umstand, daß der Name des Orts in alten Urkunden zuweilen auch in der That geradezu „Munde" oder „Munda" geschrieben wird.

Wie die Verkehrswege der Umgegend von jeher den Durchgang in der Porta gesucht haben, das verdiente wohl eine eigene Beleuchtung. Daß die Römer und nach ihnen Karl der Große, wenn sie auch keine eigentliche bleibende Kunststraße durch die Porta anlegten, hier doch schon gebahnt haben, unterliegt wohl keinem Zweifel. Feldzüge, wie beide in dieser Richtung in's nordwestliche Deutschland unternommenen, lassen sich ohne mannigfaltigen Wege- und Brückenbau gar nicht ausführen.

Ein großer Handelsweg für den Provinzialverkehr ist seit dem ersten Anfang der deutschen Handelsbewegung hier durchgegangen. Es passirte hier ein bedeutender Waaren- und Güterzug über Minden durch die Porta und dann durch das Teutoburger Waldthor bei Bielefeld von der Weser zum Rhein. Im Anfang dieses Jahrhunderts baute Napoleon, der nächste große Eroberer und Wegebahner nach Drusus, Germanicus und Karl, auf dieser Linie die erste kunstgerechte steinerne Chaussee.

Und zu unserer Zeit brachen wieder (den Fußtapfen dieser großen Vorgänger und den Fingerzeigen der Natur folgend) die Eisenbahnen daselbst durch. Sie ziehen, von Norden kommend, am Fuße des Gebirges hin. Bei Minden wenden sie um und biegen in die Porta ein. Erst nachdem sie dieselbe durchzogen haben, im Innern des mittleren Weserthales, spalten sie sich wieder und ihr Hauptast geht zum Bielefelder Thore in der Richtung auf den Rhein weiter, während ein anderer Zweig in der Mitte zwischen den beiden oft genannten Gebirgen auf Osnabrück und zum Emsgebiete fortschießt, wohin er den alten Thalgrund verfolgt, in dem, wie angeführt, vielleicht einst, ehe die Porta existirte, die Weser strömte.

Die Porta faßt jetzt innerhalb Büchsenschußbreite nicht weniger als vier oder fünf große Verkehrsbahnen so zu sagen in einem Bündel oder Knoten zusammen: zuerst die breite Schiffbahn der Weser, dann eine Chaussee auf dem linken und eine zweite auf dem rechten Flußufer, und ferner die Eisenbahn zum Rhein und die Eisenbahn zur Ems, welche beide indeß hier auf demselben Gleise liegen und, wie oben bemerkt, sich erst außerhalb des Thores trennen.

Das Zusammentreffen so vieler Wege in demselben Punkte und die dadurch gebotenen Vortheile haben in neueren Zeiten zu verschiedenen Anstalten innerhalb des Thores geführt. So haben einige Spekulanten daselbst

Digitized by Google

eine großartige Dampfgetreidemühle errichtet und dieſelbe zwiſchen der Weſer und der Eiſenbahn ſo angelegt, daß man auf der einen Seite des Gebäudes das Getreide aus den Weſerſchiffen einnehmen und auf der andern Seite das fertige Mehl auf die Wagen der Eiſenbahn ausſchütten kann. Offenbar ſind Etabliſſements dieſer Art nur durch den Zwang, welchen die Berge hier den beiden Wegen anthaten, veranlaßt worden.

Aus denſelben Verhältniſſen gingen denn auch andere induſtrielle Unternehmungen und Arbeiten hervor, die den Namen der Porta noch ferner berühmt gemacht haben. Ich meine ihre ſchon ſeit den älteſten Zeiten exiſtirenden großartigen Steinbrüche. Die Natur hatte dort die alten harten Knochen der Erde bloß gelegt und ſchon ſelber die Steinbrüche gleichſam für den Menſchen eröffnet.

Vor dem Gebirgsdamm der Porta zeigt ſich zunächſt eine Ablagerung von Portlandkalk, der hier durch den Weſerdurchbruch ſo zugänglich geworden iſt, daß man ihm leicht beikommen konnte. Es iſt daraus eine nicht unbedeutende Portlandcementfabrik erwachſen, die gleich am Eingange der Porta liegt. Hinter dem Portlandkalk bäumt ſich eine ſtarke Bank blauen Kalkſteins empor. Sie iſt von mehreren Steinbrüchen durchlöchert, in denen ſehr werthvolle Kalkſteine von verſchiedenen Qualitäten gewonnen werden.

Während der Portlandkalk ziemlich weit zurück bleibt und am Rande des Gebirgs bloß kleine, niedrige Hügel bildet, zieht ſich die blaue Kalkſteinſchicht ganz bis auf den Gipfel des Gebirgswalls hinauf und überdeckt alle übrigen Schichten deſſelben. Sie bildet den ſcharfen Rücken des Gebirgs und fällt nach Süden zuweilen mit ſchroffen Abſätzen hinab, die in ſteilen, kahlen Felswänden in die Höhe ſtehen, und wie lange Galerien längs des Bergkamms hinlaufen. Da, wo ſie auf dem unter ihr liegenden Mergel abſetzt, ziehen ſich die hübſcheſten Stege und Fußpfade des Gebirgs hin. Alle andern Schichten, die noch unter dem blauen Kalke liegen, haben zwar auch ihre ſteilſten Abhänge nach Süden; doch ſind dieſe mehr abgerundet, als der Kalkſtein, und daher mit dichtem Walde beſtanden. Freie Ausſicht hat man daher nur oben längs jener Kalkſteingalerien.

Auf der linken oder öſtlichen Seite der Weſer liegt am Wittekindsberge eine mächtige Ader von Eiſenſtein, und zwar in ſogenannter Oolith- oder Regenſteinform. Man hat ihn ſchon ſeit lange ausgebeutet und mitten in der Porta auf den ſchönen Weſerwieſen rauchr ein Hochofenfeuer, eine weitläuftige Anſtalt zum Schmelzen dieſer Metalle.

Man fängt erſt jetzt an, alle in der Porta dargebotenen Gelegenheiten und Schätze recht zu entdecken, zu würdigen und zu benutzen. So hat man erſt ganz kürzlich begonnen, die großen Maſſen Eiſenſteingeröllſ, die vor der Schwelle der Pforte aufgehäuft ſind, zu beachten und auszubeuten. Die Diluvialfluthen haben hier, und zwar auf der innern oder Südſeite der Pforte im Winkel bei Hausbergen eine ungeheure Menge von Kiesſchutt und anderem Steingeröll bei ihrem Durchgange durch das Thor abgeſetzt. In dieſem Geröll, das mit Thon vermiſcht iſt, bilden Eiſenſteine einen Hauptbeſtandtheil. Die Stadt Hausbergen iſt ſelbſt auf dieſem Gerölle gebaut. Es iſt zu einem mächtigen Labyrinth von abgerundeten, wellenförmigen Hügeln aufgehäuft, die viele tief eingeſchnittene kleine Thäler oder Mulden zwiſchen ſich haben und ſich an das höhere Gebirge anlehnen, an deſſen Fuße ſie ſich eine Stunde weit hinziehen. Auch jenes alte Schloß Wittekinds, das „Huus zum Berge,“ lag auf dem Gipfel eines dieſer Geröllhügel. Die Bürger von Hausbergen haben die meiſten dieſer Hügel bebaut und mit Aeckern, Gehölzen, Gärten und Wieſen geſchmückt. Sie nennen ſie mit einem altdeutſchen Worte, welches ſo viel als Grasrücken bedeutet, „die Brinken.“ Auf dem höchſten dieſer anmuthigen Brinken hat die Judengemeinde von Preußiſch Minden, nachdem ſie, ich glaube in Folge des Feſtungsbaus, ihren Stadtkirchhof verloren hatte, ihre Todten gerettet. Es iſt ein mitten in der Hügeleinſamkeit reizend gelegener Gottesacker, einer der hübſcheſten, anregendſten Punkte an der ganzen Porta. Von dieſer Gräberhöhe aus blickt man durch das Bergthor hindurch weit über Minden und die Weſerebene hinaus. Die Gruppe ſorgfältig gehaltener Grabmonumente, von einer Mauer umgeben, liegt da wie eine ſtille kleine Bergfeſtung. Die Steine tragen auf der Seite, die nach Jeruſalem blickt, eine hebräiſche, auf der weſtlichen Seite eine deutſche Inſchrift. Man findet unter dieſen Inſchriften ſehr rührende und ſchöne. Als Grabwächterin haben die Juden hier eine arme alte chriſtliche Frau angeſtellt, die ihre zwei Ziegen das Gras innerhalb der Kirchhofsmauer abweiden laſſen darf.

Wo man aber in dieſen „Brinken“ die Grasnarbe und den Boden aufbricht, ſelbſt auf jener bedeutenden Höhe des Gottesackers der Juden, da rollen Einem wie Kartoffeln die runden aus vielen Blättern und Schichten zuſammengelegten Niereneiſenſteine entgegen. Als ich die Gegend im vorigen Herbſte beſuchte, waren eben die ſchon bezeichneten Hochofenbeſitzer dabei, die Brinken, von denen ſie zwiſchen den Häuſern und Gärten hie und da kleine Parzellen angekauft haben, zu durchlöchern, abzugraben und die werthvollen Metallgerölle

aus dem Grus zu ſondern, zu ſammeln und zu ſchmelzen.

Dasjenige Mineral, welches den Ruhm der Porta am weiteſten getragen hat, findet ſich jedoch weder in dieſen Brüchen an der innern, noch in jenem Cemente an der äußern Seite des Thores, ſondern vielmehr in einer mächtigen Bank, die, aus Sandſtein gebildet, in den mittleren Partieen der Bergmaſſen eingekeilt iſt. Dieſe Sandſteinablagerung iſt ſchon ſeit den älteſten Zeiten (wenigſtens ſo lange man überhaupt mit Quaderſteinen baut) von vielen Steinbrüchen durchlöchert worden. Man kann ſowohl am Jakobsberge, als am Abhang des Wittekindsberges gegenüber ganze Strecken weit durch lange Gallerien und Höhlen wandern, welche im Laufe der Zeiten unter dem Meißel und Hammer der Steinbrecher entſtanden ſind. Es ſind zum Theil ſehr alte, jetzt verlaſſene und ſchon wieder vernarbte und mit Gras und Sträuchern bewachſene Wunden des Berges, zum Theil aber große Klüfte, die noch jetzt von mühſelig arbeitenden Menſchen wimmeln, und in denen ein Block nach dem andern gelöst, abgekeilt, geſtaltet und polternd die Abhänge hinab zur Weſer geſandt wird.

Einige dieſer Steinbrüche gewähren einen ſehr bunten, maleriſchen, faſt großartigen Anblick, namentlich die auf der Seite des Wittekindsberges. Da ſind einige Löcher ſo hoch und weit ausgearbeitet wie Dome. Zwiſchen ihnen ſind zuweilen gigantiſche Mauern ſtehen geblieben, die nun von beiden Seiten her von den ſprengenden Arbeitern in Angriff genommen ſind. Hie und da, wo man den Stein beſonders gut fand, hat man weit in den Berg hineingebrochen. So haben ſich hohe Terraſſen gebildet, deren Plateaus von Arbeitern wie Feſtungswerke von Soldaten beſetzt ſind. Man glaubt in die Mitte von Trümmern und Ruinen großer Gebäude zu treten.

Ueber der Sandſteinſchicht liegt eine Bank ſchwarzen ſchiefrigen Mergels, die den Steinbrechern viel Noth und Kummer macht. Weil ſie ihn nicht gebrauchen können, nennen ſie ihn das „wilde Geſtein.“ Um den Sandſtein frei zu legen, muß dieſes wilde Geſtein überall auf ſehr mühſelige Weiſe weggeſchafft werden. Es bröckelt bei jedem neuen Bruche in Maſſen herunter und bildet im Laufe der Zeiten in den Steinbrüchen große Trümmermoränen. Sie gebrauchen für dieſes Steingekrümel den Namen „Kummer,“ und für den Proceß des Wegſchaffens derſelben haben ſie den techniſchen Ausdruck „Abkummerung“ erfunden. Um dieſe „Abkummerung“ überflüſſig zu machen, beſonders da, wo die obere Schicht zu mächtig iſt, haben ſie angefangen den Sandſtein bergmänniſch zu gewinnen. Bei dieſer Weiſe arbeitet man tief in den Berg hinein und läßt hie und da große Pfeiler des Sandſteins ſtehen, welche die Kappe des wilden Geſteins tragen.

(Schluß folgt.)

Correſpondenz-Nachrichten.

Newyork, Ende Mai.

General Hunter und die Regierung. — Die Schwarzen. — Sommer. — Hundeausſtellung. — Commodore Nutt. — Die Homeſtead-Bill.

Wenn im tiefſten Frieden auf dem Marktplatz einer großen Stadt urplötzlich eine Bombe platzte, ſo könnte ſie ſchwerlich eine größere Aufregung hervorrufen, als in der Mitte Mais die denkwürdige Proklamation General Hunters, des Befehlshabers der Unionstruppen im Süden. Es iſt ein ſehr ſchlecht ſtyliſirtes, aber trotzdem kurzes, bündiges und unzweideutiges Aktenſtück, durch das der General die Staaten Georgia, Süd-Carolina und Florida, welche ſich mit Vorbedacht gegen die Vereinigten Staaten empört, in Kriegsſtand erklärt und hinzufügt: da Kriegsrecht und Sklaverei ſich nicht vertragen, ſo ſey hiedurch allen Sklaven in den genannten Staaten für immer ihre Freiheit gegeben. Die politiſche Weisheit dieſer Maßregel — ganz abgeſehen von dem moraliſchen Geſichtspunkt — iſt zu einleuchtend, um in den Augen derjenigen, welche dieſer nichtswürdigen Rebellion im Ernſt ein Ende machen wollen, irgend einer Erläuterung zu bedürfen; ihre militärſche Nothwendigkeit wurde noch durch die Kunde erhöht, daß die Sklavenhalter, um ihre verzweifelte Sache, wenn auch nicht zu retten, doch wenigſtens hinzuhalten, ihre Sklaven zum Militärdienſt zwingen und ſie zumal bei der Errichtung von Verſchanzungen an den gefährlichſten und ausgeſetzteſten Punkten

verwenden. Ein Verfahren, wie General Hunter es einſchlug, von den Befehlshabern gleichmäßig in allen empörten Staaten angewendet, würde in Kurzem dem Krieg ein Ende machen und zugleich die Sklavereifrage praktiſch beſeitigen. Die Geſchichte der verfloſſenen anderthalb Jahre zeigt jedoch ſo viel Unterthänigkeit und Schonung gegen die aufrühreriſchen Sklavenhalter von Seiten der Generale wie der Staatsbehörden, daß gerade die entſchiedenſten Abolitioniſten nicht wagten, ſich unbedingt der Freude über das erwünſchte Ereigniß hinzugeben. Die erſte Frage war: Hat Hunter dieſe Proklamation mit dem Wiſſen und der Einwilligung des Präſidenten erlaſſen, oder hat er den wichtigen Schritt auf eigenen Antrieb und auf eigene Verantwortung gewagt? Und wenn dieſes, wird der Präſident, welcher ſeine Beſchränktheit und ſeine Abhängigkeit von den Vorurtheilen ſeiner Umgebung vielfach ſo unleugbar an den Tag gelegt hat, ihn nicht, wie früher in ähnlichem Falle Fremont, desavouiren, die heilſame Wirkung von Hunters Proklamation durch irgend eine pfiffige Modifikation vernichten, um den Empörern, welche ſelbſt ſo ſchrecklich im Ernſt ſind, zu zeigen, daß ihm mehr an der Aufrechthaltung der Sklaverei als an der Unterdrückung der Rebellion gelegen iſt? Die Nachricht, daß der Präſident gänzlich unvorbereitet geweſen und durch die Proklamation höchlich überraſcht worden ſey, welche die Zeitungen am folgenden Tage brachten, war nicht eben geeignet, ſolche Befürchtungen zu zerſtreuen. Wenige Tage darauf wurde denn auch allen illuſoriſchen Hoffnungen und Erwartungen durch eine Proklamation des Präſidenten ein Ende gemacht, in der er mit großer Emphaſe erklärte, daß Hunter durch jenen Schritt, den er ohne Wiſſen und Willen der Adminiſtration gethan, ſeine Machtvollkommenheit überſchritten habe, und derſelbe null und nichtig ſey. Im zweiten Theil der Proklamation weiſt der Präſident auf ſeine Botſchaft an den Congreß hin, in welcher er die allmählige Emancipation der Sklaven empfahl, und fordert die Bevölkerung der ſüdlichen Staaten mit einem gewiſſen ſentimentalen Pathos auf, ja er erniedrigt ſich ſie anzuflehen, die Hand zu ergreifen, welche ihnen geboten wird. Der Ton des Aktenſtücks iſt ſo widerwärtig als ſein Inhalt, und es ſtimmt ſo weit vollkommen mit dem ängſtlichen Conſervatismus überein, den der Präſident ſeit ſeinem Amtsantritt hinſichtlich der Sklaverei an den Tag gelegt hat; aber unter den ſo und ſo viel Millionen Menſchen, welche die Proklamation geleſen haben, glaubt vielleicht nur die Hälfte an die Aufrichtigkeit des Präſidenten und des Cabinets in dieſer Angelegenheit, und an die Wahrheit ſeiner Verſicherungen. Es erſcheint denn doch gar unwahrſcheinlich, daß ein Befehlshaber auf einem ſo verantwortlichen Poſten, welcher ſich bis dahin keineswegs als ein leidenſchaftlicher Gegner der Sklaverei kund gegeben, und noch obenein in Fremont ein warnendes Beiſpiel vor Augen hatte, welcher wegen viel geringerer Eingriffe in die ſogenannten Rechte der Sklavenhalter die Zielſcheibe der Feindſeligkeiten, Intriguen und Verleumdungen der Regierung wurde, einen ſo inhaltsſchweren, folgenreichen Schritt auf eigene Gefahr und ohne die vorgängige Einwilligung der Adminiſtration wagen ſollte, von deren Billigung oder Mißbilligung ſeine ganze Stellung abhängt. Unter ſolchen Umſtänden iſt die Annahme einleuchtend, daß General Hunter von der Regierung zu der Emancipationsmaßregel ermächtigt war, nachher jedoch dem Präſidenten und ſeinem Cabinet bei dem Wuthgeſchrei, welches ſie unter den heimlichen und offenen Freunden der Rebellen hervorrief, und bei dem ungeſtümen Andrängen der Repräſentanten der Grenzſklavenſtaaten, der Muth dermaßen ſchwand, daß ſie ihren General feige desavouirten. Wie dem aber auch ſey, trotz des Mangels an Gerechtigkeitsgefühl in der Nation und trotz der Abneigung des Präſidenten gegen plötzliche Emancipation, iſt die Sklaverei auf dieſem Continent doch dem Untergang geweiht, in den der Lauf der Ereigniſſe ſie unerbittlich hinabzieht, Dank dem unverſöhnlichen Haß und der Verblendung der Südländer, welche die ſchimpflichen Zugeſtändniſſe verächtlich abwieſen, durch die der Norden vor anderthalb Jahren ſo bereitwillig einen elenden Scheinfrieden erkauft haben würde.

Unter den Symptomen des Fortſchritts in dieſer Richtung iſt ein Brief des Gouverneurs von Maſſachuſetts, John Andrews, von Bedeutung. Es iſt die Antwort auf den Aufruf des Präſidenten von weitern 100,000 Mann Freiwilliger, von denen Maſſachuſetts drei bis vier Regimenter zu ſtellen aufgefordert wird. Der Gouverneur ſpricht unverholen ſeine Anſicht aus, daß falls die jungen Männer von Maſſachuſetts mit dem Bewußtſeyn nach dem Süden gehen müßten, dort gegen einen Feind zu kämpfen, welcher, durch kein Geſetz civiliſirter Kriegführung im Zaum gehalten, alle Mittel der Hinterliſt, wie der Gewalt zu ihrem Verderben anwendet, und ihnen ſeine Sklaven als Soldaten und Arbeiter entgegenſtellt, während ſie ſelbſt gezwungen ſeyen, die angeblichen Rechte der Sklavenhalter zu reſpektiren, ſo würden ſie dieſe abermalige Zumuthung, welche ihrem Patriotismus gemacht wird, als eine ſchwere Laſt empfinden. Wenn hingegen der Präſident General Hunter unterſtützen und alle Menſchen ohne Unterſchied, die Schwarzen einbegriffen, als zu jenem Patriotismus geſetzlich berechtigt anerkennen wolle, wenn er den Negern ebenfalls geſtatten wolle, am Kampfe Theil zu nehmen, ſo würden die Landſtraßen bald von den Maſſen wimmeln, welche dem Aufruf des Präſidenten gehorchten. — In einigen der nördlichen Staaten, darunter in Newyork, werden ſchwarze Regimenter gebildet, und im Congreß haben mehrere Mitglieder den Antrag geſtellt, die Sklaven zu bewaffnen, welche ihre Freiheit unter den Fahnen der Unionstruppen ſuchen. In der That wird eine ſolche Maßregel bald eine gebieteriſche Nothwendigkeit werden, denn was ſoll aus unſern Soldaten in Neworleans und an der Küſte von Süd-Carolina werden, wenn in Kurzem dort die ungeſunde Jahreszeit eintritt, welche dem weißen Nordländer faſt ſichern Tod bringt, während einige ſchwarze Regimenter dem Klima wie dem Feind mit Zuverſicht trotzen könnten?

Digitized by Google

Ungeachtet der geringen Ermuthigung, welche den Negern bis jetzt von Seiten der Regierung und vieler Generale zu Theil geworden ist, so trotz des schändlichen Auslieferns flüchtiger Sklaven, bis dieser Nichtswürdigkeit durch einen eigenen Congreßbeschluß ein Ende gemacht wurde, ist man ihnen für die wichtigsten Dienste verpflichtet. Sie sind es, welche auf feindlichem Gebiet, wo die Bevölkerung entweder den bittersten Hoß gegen die Unionstruppen hegt oder durch das im ganzen Süden herrschende Schreckenssystem eingeschüchtert ist, oft die werthvollste Auskunft über die Bewegungen und die Stärke des Feindes ertheilen, und dadurch manchen Sieg herbeigeführt, manche Niederlage verhütet haben. Eine kühne That hat vor kurzem Robert Small, ein Sklave aus Süd-Carolina, vollbracht. Im Hafen von Charleston lag der Dampfer „Planter" mit einer Ladung Kanonen und Munition, im Werthe einer Million, welche nach den umliegenden Küstenforts verschifft werden sollte. Die Mannschaft bestand nur aus Skiaven, und Robert Small war der Lootse, der das Schiff aus dem Hafen bringen sollte. Am Morgen früh sollte die Fahrt vor sich gehen und es erregte deßhalb nicht den mindesten Argwohn, als Small am Abend zuvor anfing zu heizen. Er ließ seine Familie an Bord kommen und mit Tagesanbruch dampfte der Planter lustig aus dem Hafen, Angesichts der Kanonen der Forts Sumter und Moultrie, wo man nicht den geringsten Zweifel hege, daß der commandirende Offizier sich an Bord befinde und alles in bester Ordnung sey. Als der Planter sich unserem Blokadegeschwader näherte, zog Small die Unionsflagge auf, feuerte einige Salutschüsse ab und überlieferte den Planter als gute Prise. Der Congreß hat Small und seinen Gefährten den gesetzlichen dritten Theil des Werthes der Ladung zugesprochen, und der kühne Sklave ist jetzt ein freier und reicher Mann. Plötzlicheren Glückswechsel hat wohl schwerlich jemals die Phantasie eines Mährchenschreibers ersonnen. Als das Ergebniß der Abstimmung im Repräsentantenhause bekannt wurde, geriethe ein alter Abgeordneter von Kentucky, welcher die Union nur durch weiße Leute gerettet sehen will, in solche Wuth, daß er seinen Hut ergriff und Verwünschungen ausstoßend spornstreichs zum Capitol hinaus lief, worüber Small sich jedoch wohl zu trösten wissen wird.

Der Sommer ist, wie hier gewöhnlich, gleichsam über Nacht hereingebrochen und die Stadt zeigt sich von ihrer einnehmendsten Seite. Die Bäume, welche die Trottoirs beschatten, und die Parkanlagen, die die öffentlichen Plätze schmücken, prangen, noch unberührt von der Hitze des Sommers und dem Staub der Straßen, im frischesten Grün, und in den Vorgärten der Häuser im obern Theil der Stadt blühen und duften Bäume, Büsche und Schlingpflanzen. Voriges Jahr, als im April das Bombardement und die Einnahme des Forts Sumter durch die rebellischen Sklavenhalter das Volk aus seinen Friedensträumen weckte, hatte man kaum Zeit und Ruhe, zu bemerken, daß es Frühling und Sommer wurde. Dieses Jahr ist es anders; jeder sieht mit mehr oder weniger Zuversicht in die Zukunft, und selbst die schwärzesten Unglückspropheten geben zu, daß die Unterwerfung des Südens nur noch eine Frage der Zeit sey. Die hoffnungsvollere Stimmung zeigt sich in allen Phasen des täglichen Lebens; Vergnügungsorte sind besucht und man macht Plane, um den Sommer zu genießen. Barnum, der Unermüdliche, einer der unentbehrlichsten Menschen in Newyork, verstand es während der verflossenen Woche, durch eine neue Schaustellung viele tausend Besucher täglich in sein Museum zu ziehen. Dieß war eine Hundeschau, von Barnum pomphaft: „Rotunda-Hundeschau" genannt. In den Sälen, wo man sonst nur ausgestopfte Thiere, Wachsfiguren und andere zum Theil sehr alberne Curiositäten antrifft, waren lange Reihen kleiner Ställe erbaut, welche mit mehr als dreihundert großen Hunden aller Racen und Länder besetzt waren, während darüber alle Arten kleiner Schooß- und Luxushunde, King Charles, Rattenfänger und Skye-Terriers, Windspiele und langhaarige kleine Pudel von Cuba ausgestellt waren. Große Bewunderung erregten mehrere herrliche sibirische Bluthunde, riesige, schlanke, schön gebaute Geschöpfe, weiß und schwarz gefleckt, schwarz und mausegrau, denen der Geist aus den Augen sieht und die durch nichts die Schrecken verrathen, welche ihr Namen erweckt; denn sie sind so gutmüthig, harmlos und zutraulich als irgend eine Hundeart, und wer sich innerhalb der Barrière wagt, die sie von den Besuchern trennt, wird mit Liebkosungen und Freundschaftsbezeigungen überhäuft. Man kann sich vorstellen, wie geräuschvoll in dem geschlossenen Raum die Unterhaltung ist, welche alle diese Hunde in ihrer eigenen Sprache führen. Alle Schlüssel und Tonarten kann man hören, von dem tiefen, wohlklingenden Baß der Bluthunde, Neufundländer und St. Bernhardshunde in allen Abstufungen bis zum schrillen Diskant der Schooßhunde oder der kleinen Hundekinder, welche eben ihre ersten Versuche im Bellen anstellen, bis einmal das auf einem Balkon stationirte Orchester von Blasinstrumenten schmetternd einfällt und das Gebell sich in ein allgemeines Heulen und Wehgeschrei verwandelt. Die Hauptmerkwürdigkeit, welche Barnum gegenwärtig seinen Besuchern aufstischt, ist einer der kleinsten Zwerge, die man noch gesehen, von Barnum „Commodore Nutt" genannt, der mit achtzehn Jahren nur 29 Zoll mißt und es demnach in der Kleinheit noch dem berühmten Tom Thumb zuvor thut. Das kleine Persönchen ist vollkommen proportionirt, hat fabelhaft kleine Händchen und Füßchen, ist munter, aufgeweckt und, wie es scheint, gesund und zeigt nur im Gesicht etwas von jenem Ausdruck von Beklemmung, welchen man gewöhnlich bei stark verwachsenen Menschen antrifft. Man könnte schwerlich ein wohlgeformteres Miniaturexemplar der menschlichen Species finden; nichts destoweniger erweckt ein solches nicht fertig gewordenes Wesen, das, zu einer Art ewiger Kindheit verdammt, unter Millionen Menschen gleichsam gezeichnet ist, ein überaus schmerzliches Gefühl des Mitleids, welches, wie mich dünkt,

Digitized by Google

Jeden, der mit ihm in Berührung kommt, veranlaſſen muß, ihm durch Güte und Freundlichkeit die Grauſamkeit der Natur ſo viel als möglich vergeſſen zu machen.

Eine der erſprießlichſten Maßregeln für das Gedeihen des Landes, deren Wohlthaten In- und Ausländern in gleichem Maaße zu gute kommen, iſt vor kurzem in beiden Häuſern des Congreſſes durchgegangen und ſomit jetzt das Geſetz des Landes. Dieß iſt die Homestead-Bill, durch welche alles Land, das ſich noch in unangebautem Zuſtand im Beſitz der Regierung befindet, dem Anbau unentgeldlich geöffnet iſt. Jeder Bürger der Vereinigten Staaten, oder der ſeine Abſicht erklärt hat, ein ſolcher zu werden, und ſein einundzwanzigſtes Jahr zurückgelegt hat, ferner jedes Haupt einer Familie, ſo wie jeder, der im gegenwärtigen Kriege gedient hat, iſt durch die Homestead-Bill berechtigt, ſich auf einem Strich Landes bis zum Flächeninhalt von 160 Morgen gegen die geringfügige Gebühr von zehn Dollars niederzulaſſen und denſelben anzubauen. Durch fünfjährigen Aufenthalt und Anbau wird der Landſtrich ohne weitere Koſten ſein unbedingtes Eigenthum. Schon ſeit zehn Jahren waren die Freunde des Fortſchritts und die Beförderer der freien Arbeit bemüht, dieſe Maßregel durch den Congreß zu bringen; bis dahin waren aber ihre Beſtrebungen an dem hartnäckigen, bösartigen Widerſtand der Partei der Sklavenhalter und ihrer Verbündeten geſcheitert, die, neidiſch auf die Fortſchritte und den Wachsthum des Nordens, den unermeßlichen Gewinn an Einwanderung und Wohlſtand fürchten, welcher beſonders den freien weſtlichen Staaten daraus erwachſen muß und ſelbſt in den Süden einen Strom nichtſklavenhaltender Landbeſitzer — den Gegenſtand des Haſſes und Schreckens der ſüdlichen Ritterſchaft — zu bringen verſpricht oder droht.

Hamburg, Juni.

Neubauten. — Der zoologiſche Garten. — Die Verbindungseiſenbahn. — Verfaſſungsangelegenheiten. — Kirchliches. — Die deutſche Flotte.

Seit dem Herbſt vorigen Jahrs hat ſich die Phyſiognomie unſerer Stadt und ihrer nächſten Umgebung auffallend verändert. In den älteren Stadttheilen, wo häufig noch die holländiſche Bauart der Häuſer mit zahlreichen, nur durch ſehr ſchmale Zwiſchenräume von einander getrennten Fenſtern, übergebauten Stockwerken und ſpitz auslaufenden Giebeln die herrſchende iſt, wachſen, wenn auch nur vereinzelt, aus dieſem feuergefährlichen Gerümpel Häuſer modernen Styls und mit modernen Einrichtungen mehr und mehr empor. Auch eine der engen Twieten wird hie und da, wenn die Gelegenheit dazu gegeben iſt, etwas breiter gemacht und, wenn auch ſehr nothdürftig, mit Trottoirs verſehen. Freieren Spielraum haben Architekten und Bauſpekulanten in den Vorſtädten und auf dem mit dieſen durch glänzende Straßen immer enger zuſammenwachſenden Landgebiet. Die früher ſo vernachläſſigte Uhlenhorſt iſt jetzt unſtreitig unter den neu angebauten Landſtrecken die anziehendſte und eleganteſte. Sämmtliche Straßen dieſes umfangreichen Terrains beſtehen aus gärtenumhegten Villen, von denen die Mehrzahl maleriſch gebaut, von ſtumpfen Thürmen flankirt und luxuriös eingerichtet iſt. Es gibt hier Paläſte, in denen jeder Fürſt ſich wohnlich niederlaſſen könnte. Daß ungeachtet dieſes ſtarken Anbaus in dieſer von der Stadt eine gute halbe Stunde entfernten ländlichen Gegend der Kaufpreis des Bodens fortwährend ſteigt und fertige, vollkommen wohnlich eingerichtete Häuſer mit bedeutendem Vortheil für die Erbauer verkauft werden, iſt ein Zeichen der großen Wohlhabenheit, die trotz mancherlei Stockungen im Handelsverkehr hier doch von Jahr zu Jahr immer mehr zunimmt.

Faſt eben ſo ſtark baut ſich die Gegend vor dem Dammthore an. Hier entſtehen Jahr für Jahr neue Straßen, und wer es irgend möglich machen kann, ſucht ſich wenigſtens für das Sommerhalbjahr eine Wohnung vor dem Thore, um dem allerdings nicht ſehr angenehmen Aufenthalt in der geräuſchvollen, von Staub und Dunſt erfüllten Stadt zu entfliehen. Am geſuchteſten ſind die der Außenalſter zunächſt oder doch nicht ſehr fern gelegenen Wohnungen. Abgeſehen von dem ſchönen Landſchaftsbilde, auf dem hier bei gutem und ſchlechtem Wetter das für landſchaftliche Reize empfängliche Auge immer gern weilt, hat die Nähe dieſes breiten, von zahlreichen Fahrzeugen aller Art belebten Waſſerſpiegels auch die Annehmlichkeit, daß man zu jeder Zeit Gelegenheit findet, für ein Geringes ſowohl mit dem jenſeitigen Ufer wie mit dem belebteſten Mittelpunkte der Stadt verkehren zu können. Seit Jahr und Tag nämlich wird die Alſter bis nach Eppendorf von, irre ich nicht, ſieben ſchlanken eiſernen Schraubendampfſchiffen befahren, die an beiden Ufern, herüber und hinüber kreuzend, anlegen und von denen jede Viertelſtunde eines von den Anlegeplätzen am alten Jungfernſtiege abgeht. Da erſt neuerdings den Beſitzern dieſer Dampfboote geſtattet worden iſt, ihre Fahrten während der guten Jahreszeit bis Mitternacht fortzuſetzen (früher wurde der Baum der Alſter bald nach Sonnenuntergang geſchloſſen), ſo iſt

Digitized by Google

niemand mehr in Bezug auf ſeinen Verkehr mit Land und Stadt in der angegebenen Richtung verhindert, und je enger man ſich in der Stadt ſelbſt fühlt, je koſtſpieliger hier des beſchränkten, für Comptoirs und Niederlagen aller Art in Anſpruch genommenen Raumes wegen die Wohnungen werden, deſto ſtärker wird ſich das Land bevölkern. Es iſt deßhalb auch nicht ſehr wahrſcheinlich, daß, wie manche hoffen, andere wieder fürchten, die vielen ſtattlichen Häuſer, welche von Bauunternehmern größtentheils auf Spekulation mit allen Comforts der Neuzeit vor den Thoren erbaut worden ſind, im Preiſe dauernd fallen werden, wenn auch zeitweiſe eine ziemliche Anzahl derſelben leer ſteht. An Zufluß zahlungsfähiger Miether und Käufer fehlt es ſelten; jedes Jahr führt uns aus Nord- und Südamerika und andern fernen Ländern Familien, großentheils Hamburgiſchen Urſprungs zu, die nach einer Reihe von Jahren, welche ſie fern von der Heimath in angeſtrengteſter Thätigkeit verlebt, mit Glücksgütern reich geſegnet, zurückkehren, und ſich dann gern recht comfortabel hier einzurichten ſuchen.

Ungemein gewinnen wird künftighin gerade dieſe, von jeher beliebt geweſene Gegend durch die Anlage des zoologiſchen Gartens, deſſen Entſtehung wir einer Anzahl wohlhabender Männer verdanken. Vor kurzem wurde der Grundſtein zum Bärenzwinger gelegt, den vier unſerer namhafteſten Patrizier aus eigenen Mitteln erbauen laſſen. Da faſt die meiſten übrigen Bauten, wie der Eulenthurm, das große Vogelhaus, die Gemſenburg u. ſ. w. auf ähnliche Weiſe durch reiche Privaten hergeſtellt werden, ſo dürfte die Vollendung des Gartens ſich ſchwerlich länger als etwa bis in den Herbſt nächſten Jahrs verzögern. Sämmtliche Gebäude werden in geſchmackvollem Style erbaut und müſſen dereinſt einen feſſelnden Anblick gewähren. Die eigentlichen Gartenanlagen und Anpflanzungen ſind bereits weit vorgeſchritten, ſo daß das immerhin ziemlich ausgedehnte Terrain einem anmuthigen, im Entſtehen begriffenen Parke gleicht. Wohlwollende Gönner des Unternehmens haben eine Menge der ſeltenſten Thiere zugeſagt. Einige derſelben ſollen ſogar ſchon angekommen ſeyn und werden vermuthlich in der großen Handelsmenagerie auf St. Pauli bis zur Herſtellung der zu ihrer Aufnahme beſtimmten Gebäude einſtweilen untergebracht. Ob es der Geſellſchaft, welche den Bau leitet, gelingen wird, denſelben ganz ſo herzuſtellen, wie wir ihn auf dem Grundriſſe bewundern konnten, ſteht dahin. Zu wünſchen wäre es, und gewiß wird man ſich auch alle erdenkliche Mühe geben, nur dürfte dann eine längere Zeit zur Vollendung des Ganzen erforderlich ſeyn, als man im Allgemeinen annimmt.

Hat die Stadt die erwähnten Veränderungen dem Unternehmungsgeiſte von Privaten zu verdanken, ſo wird dieſelbe auf der Elbſeite in wahrſcheinlich nicht ferner Zeit durch Rath- und Bürgerſchluß ebenfalls eine ganz andere Phyſiognomie erhalten. Längſt vermißte der Handelsſtand eine bequeme Verbindung der Ein- und Ausladeplätze am Elbufer mit dem Berliner Bahnhof am Oſtende der Stadt. Das Löſchen der Seeſchiffe im Hafen, das Fortſchaffen der Güter aus dieſem durch Schuten, um ſie auf dem Waſſerwege zum Bahnhofe zu befördern, war koſtſpielig und zeitraubend in höchſtem Grade. Nicht weniger Mühe und Umſtände verurſachte die Verſchiffung der aus dem Binnenlande auf der Eiſenbahn anlangenden Güter. Dieſem Uebelſtande wird nunmehr durch Anlage einer Eiſenbahn von genanntem Bahnhofe nach dem Hafen am Sandthor und einem den Bedürfniſſen und dem Verkehr unſerer Welthandelsſtadt entſprechenden großartigen Kaibau abgeholfen werden. Letzteren will man ſo einrichten, daß unmittelbar an demſelben die größten Seedampfer in hinreichender Anzahl anlegen und löſchen können. Man wird die Güter aus dem Schiff auf den Schienenweg bringen und ſie ſo ohne Unterbrechung und Aufenthalt dem Bahnhofe zuführen. Soll nun aber dieſe Kaianlage nebſt Schienenweg ausgeführt werden, müſſen eine beträchtliche Anzahl Häuſer expropriirt und niedergeriſſen werden. Die Koſten der ganzen Anlage ſind auf etwa 800,000 Mark Banco veranſchlagt. Ein Theil davon wird aus den Ueberſchüſſen der Staatseinnahmen früherer Jahre beſtritten, der Reſt durch eine Anleihe gedeckt.

Seit Einführung der neuen Verfaſſung, die im nächſten Herbſt ihren vierten Geburtstag feiert, bilden wir uns ein, ein recht tüchtiges Stück auf der Bahn unſerer politiſchen Entwickelung vorwärts gekommen zu ſeyn. Neuerdings ſind freilich wieder allerhand Zweifler und Ungläubige aufgetreten, die mit zäher Hartnäckigkeit behaupten, es ſey nicht weit her mit dieſem Fortſchritt; vieles bei demſelben ſey der reinſte Wind, das Beſte ſogar nichts weiter als Scheinliberalismus. Die nächſte Zeit muß lehren, in wie weit man den Ungläubigen und Unzufriedenen Recht zu geben hat, und wo es geboten ſeyn mag, Oppoſition gegen dieſelben zu machen. Daß wir ein Muſterſtaat geworden ſeyen, das werden ſicherlich auch die Beſonnenſten nicht zu behaupten wagen, und unſer Gemeinweſen iſt allerdings zum Beſſeren viel langſamer fortgeſchritten, als man im Allgemeinen wünſchen mag. Es gibt mithin noch unendlich viel zu beſſern und gar manches vollſtändig zu beſeitigen. Nur dürfen wir auch nicht vergeſſen, daß mit allzu ſchnellem Vorwärtsjagen leicht eine Ueberſtürzung ſich verknüpfen könnte, deren Folgen vielleicht ſchwerer zu ertragen wären, als der gegenwärtige unvollkommene und die Bevölkerung im Ganzen und Großen nicht befriedigende Zuſtand.

Es iſt hier nicht der Ort, näher auf dieſe Verhältniſſe einzugehen, nur das möge noch angedeutet werden, daß wir einer ganz neuen politiſchen Aera entgegen gehen müſſen, falls die Fortſchrittspartei im nächſten Wahlkampfe über die ſogenannte conſervativ liberale, die gegenwärtig die herrſchende in der Bürgerſchaft iſt, den Sieg davon trägt. Man ſollte übrigens nicht vergeſſen — und viele thun es — daß wir der Bürgerſchaft in ihrer gegenwärtigen Zuſammenſetzung doch manche Verbeſſerung im

Digitized by Google

Innern bereits zu verdanken haben. Die so verhaßte, im Auslande uns lächerlich machende Tharsperre fiel für immer, und zwar einfach dadurch, daß die Bürgerschaft sich weigerte, dieselbe, wie der Senat beantragte, zu verlängern. Ein Ersatz für den Ausfall in den Staatseinnahmen ward auch nicht gegeben, woher hätte er auch kommen sollen? und doch ist dadurch unser Credit nicht im geringsten gesunken. Mit der Accise konnte man nicht brevi manu fertig werden. Man begnügte sich also, sie zu durchlöchern, wodurch die ganze ebenfalls höchst lästige Abgabe auf die Dauer unhaltbar werden dürfte. Endlich aber hat die Bürgerschaft durch ihre Verhandlungen über den Ausschußbericht, die Gewerbefrage betreffend, die mit dem Beschluß, volle Gewerbefreiheit bei uns einzuführen, endigten, dargethan, daß sie die Bedürfnisse der Zeit doch wohl im Großen und Ganzen zu würdigen verstehe. Wenn demnach bis jetzt an eine Verwirklichung dieses Beschlusses nicht gedacht werden konnte, so kann man dafür unsere Repräsentanten nicht verantwortlich machen. Es fehlt an der Rückäußerung des Senats, die zum Bedauern Aller unbegreiflich lange auf sich warten läßt.

Es hat zuweilen den Anschein, als wolle sich mehr und mehr aller religiöse Sinn in der Masse des Volkes verlieren. Darauf hin wirkt vieles, und weil es einer großen Menge bequemer ist, in gänzlicher Ungenirtheit gedankenlos fortzuleben, so finden die Bestrebungen derer, welche so ziemlich ohne jede positive Religion im Leben auszukommen meinen, überall zahlreiche Anhänger. Dennoch ist unsere Bevölkerung weder irreligiös noch unkirchlich. Es beweist dieß der meistentheils starke Kirchenbesuch; es sprechen dafür die vielen Sekten, die sich gebildet haben, weil die glaubensbedürftige Seele vielleicht in der größeren Kirchengemeinschaft keine volle Genüge mehr finden mochte, und es geben davon Zeugniß die Schritte, die man gegenwärtig zur Erbauung einer neuen Kirche vor dem Dammthore thut. Der Bau dieser Kirche ist jetzt gesichert, da dem erforderlichen Baufonds sehr reiche Gaben zugeflossen sind. Daß man bald Hand ans Werk legt, ist mehr als bloß wahrscheinlich, da man ja schon weiß, wohin die neue Kirche zu stehen kommen soll. Auch die große Theilnahme, welche der zum Besten des St. Petritharmbaues abgehaltene Bazar fand, dessen Reinertrag eine Summe von über 30,000 Mark Courant lieferte, und die vielen Vermächtnisse und Dotationen zu diesem Zwecke sprechen für einen dem gesunden Kern unserer Bevölkerung innewohnenden schönen und tiefen religiösen Sinn.

Im vorigen Jahre trug man sich bei uns, wie fast allerwärts im lieben deutschen Vaterlande, mit dem schönen Gedanken, es sey doch unerläßlich nothwendig, daß wir uns eine respektable Flotte schüfen, um uns vorkommenden Falls wenigstens die Küsten freihalten und einer etwaigen Blokade begegnen zu können. Sie wissen, daß der Nationalverein, der ja auch hier ein grünes Zweiglein aufzuweisen hat, die sehr löbliche Angelegenheit in die Hand nahm, einen Aufruf deßhalb erließ, Versammlungen in Stadt und Vorstädten hielt, und auch wirklich einige tausend Thaler zusammenbrachte. Es ward ausdrücklich gesagt, daß die Flotte in spe unter Preußens Führung stehen solle. Das war nun ganz gut und schön, leider aber haben die neueren Vorgänge in Preußen den hiesigen Flottenenthusiasmus sehr herabgestimmt, und jetzt fällt es wohl Niemand mehr ein, die preußische Führung derselben zu befürworten. Was aus dem vom Nationalverein zusammengetrommelten Gelde werden wird, der merkwürdigerweise gar nicht daran gedacht zu haben scheint, daß auch Triest und die Adria in's Auge gefaßt werden mußte, wenn er ein deutscher und nicht bloß ein preußischer Verein seyn will, darüber erhält Deutschland eines Tages gewiß sehr genaue Abrechnung; wir sind also in dieser Beziehung vollkommen ruhig. Unklarer steht es mit dem Schutz unserer vernachlässigten Küsten und Strommündungen aus. Das Wohl des Vaterlandes auch hier zu wahren, tagte vor einigen Wochen die Küstenbefestigungscommission bei uns, bereiste und besichtigte alle wichtigeren Punkte, natürlich mit Ausschluß der holsteinischen Küste, und faßte sehr weit reichende Beschlüsse, denen vorerst weiter nichts fehlt, als die Ausführung. Nach diesen erhalten wir verschiedene Eisenbahnen an den Küsten und von den Küsten ins Land hinein, und sobald erst die nöthigen Gelder, vier Millionen Thaler, bewilligt sind, auch Panzerschiffe à la Monitor. Ueber diese Beschlüsse ist man hier, wie sich begreift, entzückt, und was mich persönlich betrifft, so habe ich einen Thaler ausgelobt, den ich unbedingt unserer eisernen Küstenschutzflotte, sie mag beflaggt seyn, wie sie will, schenke, sobald das erste Panzerschiff auf dem Wasser schwimmt.

Mit Ende Mai sind in unsern städtischen Theatern Ferien eingetreten. Es ist das eine Neuerung, die man, was das Stadttheater betrifft, in früheren Jahren nicht kannte. Erst unter der Direktion Wollheims, der zu Anfang dieses Jahres dieselbe niederlegte, ist diese neue Mode aufgekommen, mit welcher am wenigsten die fest engagirten Mitglieder zufrieden sind. Ob später wieder eine Aenderung darin eintreten wird, ist abzuwarten. Wer von dem Schauspieler-, Opern- und Balletpersonal sich irgend etwas zutraut, ist natürlich auf Reisen gegangen, um den Ausfall in der Einnahme durch Gastspiele zu decken. Uebrigens verdient die Anstrengung der neuen Direktion alle Anerkennung, mag man im Allgemeinen über die Leistungen urtheilen, wie man will. Eine Stadt, wie Hamburg, welche die größten Ansprüche an ein Kunstinstitut macht, wie es das Stadttheater ist, läßt sich schwer befriedigen, wenn der betreffende Leiter einer derartigen Anstalt eben in jeder Branche das Höchste leisten soll. Der Mann soll auf eigenen Füßen stehen, ohne jegliche Unterstützung, und so lange er dazu gezwungen ist, wird das Publikum immer einige Nachsicht mit ihm haben müssen; denn heut zu Tage, wo die Kunst nicht mehr nach Brod, sondern sehr stark nach möglichst viel Geld geht, kann auch der begabteste Theaterdirektor ohne Subvention keine Wunder thun.

Digitized by Google

Dem dießjährigen Lenze haben wir die maßlosesten Schmeicheleien zu sagen, die noch dadurch an Werth gewinnen, weil sie die lauterste Wahrheit enthalten. Ein Frühling von solcher Blüthenpracht und Wärme ist in unsern Breiten etwas ganz Unerhörtes. Volle vier Wochen früher als sonst werden die Schnitter ons Feld gehen, um die Ernte einzuheimsen. Der Grosswuchs ist tadellos, alle Getreidearten stehen bis jetzt vortrefflich. Billigeres Brod erwarten wir also, und gewiß mit Recht.'

Aus Norddeutschland, Juni.

Marsch und Pußta.

Die Marsch — wer nicht Oekonom, Vieh- oder Getreidehändler ist, empfindet bei diesem Worte eine Anwandlung zum Gähnen. Das Wort ist ihm der Typus der freudelosesten Einförmigkeit, die Marschbewohner erscheinen ihm als schwerfällige, plumpe Geschöpfe, deren Füße so lange in dem zähen Lehmreich stecken geblieben sind, bis der Geist die Fähigkeit verloren hat, sich weiter hinaus zu schwingen, als über die endlosen, kaum durch einzelne, inselartig sich erhebende Gehöfte unterbrochenen Flächen. Die Marsch ist kein Boden für empfindsame Gemüther; aber Pußta — ja das ist etwas Poetisches! Wer vernimmt den Klang, ohne daß er die ritterlichen, schwarzlockigen Magyarengestalten auf ihren unermüdlichen Rossen dahin jagen sähe, ohne daß die halbwilden, in ihre Pelze gehüllten, mit Flinte und mächtigem Stabe bewaffneten Hirten vor ihm auftauchten, deren Ruf selbst in Ungarn durchaus nicht Vertrauen erweckend ist! Auch die Pußta ist oft meilenweit nur durch einzelne Häuschen oder Hütten unterbrochen, ein Obdach für die Feldarbeiter, das weder wegen des Klimas noch wegen Wasserfluthen, wie in den Marschen, einen besonders festen Bau fordert; aber diese Csarda ist schon deßhalb poetisch, weil sie dem weltberühmten Nationaltanz den Namen gegeben.

Als ich, mittelst der Eisenbahn, die ungarischen Grenzen hinter mir gelassen hatte, als zwischen Komorn und Stuhlweißenburg unabsehbare Pußten durchsahren werden mußten, Alles so schweigend, fast ausgestorben dalag, daß das Auge erleichtert auf einer Heerde des kräftigen Rindviehs mit langen Hörnern, oder auf einem vereinsamten Dache ruhte, das die Industrie über eine Zuckersiederei oder über ein Gasthaus aus bläulichen Ziegeln gestützt hatte — da war mir, als hätte ich alles das nicht zum erstenmal gesehen, als hätte ich schon oft einem starren, kräftigen, in sich abgeschlossenen Volke gegenüber gestanden, einem Volke, das gleichsam nur ein Mann in seinem Thun und Wollen ist, und in mir rief es: Ostfriesland! Freilich konnte das Wort nicht ohne Lächeln wiederholt werden. Nichts scheint stärker zu contrastiren, als die breiten Friesengestalten mit blauen Augen und blonden Haaren, mit ihrer scheinbaren Langsamkeit, ihrem unerschütterlichen Phlegma. Die Ungarn, schwarzäugig, gewandt, heißblütig, wie sie sind — selbst ihre Ruhe ist vulkanisch — würden sich durch den Vergleich wenig geschmeichelt fühlen. Und dennoch, wenn sie wüßten, wie jenes Volk dereinst unter dem Upstallsboom sich seine Gesetze gab, wie es seit Jahrhunderten, unbeirrt von den Schwankungen des auswärtigen Staatswesens, seine Sitten, seine Sprache, seine Tracht zu bewahren suchte, sie würden vielleicht den Vergleich keineswegs zurückweisen. Ostfriesland hat den fleißigen, gedeihsamen, pedantischen Maethageist des Nordens; Menschen und Thiere zeigen einen Knochenbau, der eigens für den Kampf mit den Elementen geschaffen scheint; „langsam, aber sicher" geht es vorwärts; in allen Handlungen der Einzelnen liegt das Volksbewußtseyn, eine Unfehlbarkeit in Aufrechterhaltung desselben, die, wo die Nothwendigkeit gebietet, kein Opfer scheut, sondern dasselbe ohne alle Ruhmredigkeit vorbringt. Sie, diese Friesen, sind im strengsten Sinne des Worts eigensinnig, sie haben ihren eigenen Sinn, die Gefühlserregungen überkommen sie nicht wie Modeartikel, der Moment hat nicht die Hebekraft, diese Gemüther aus den Fugen zu bringen, das Aroma der Civilisation berauscht sie nicht: sie wollen und glauben nur Thatsachen. Wohl kaum irgendwo hat die Reformation schneller und fester Wurzel gefaßt, als in Ostfriesland; sie war ein Bedürfniß des Volkscharakters, der selbst die glänzendste Schaale verwirft, um nur recht sicher den Kern zu bewahren, selbst das Lutherthum war noch zu milde, um diesen Hünen recht fühlbar zu werden; sie ergriffen den ernsteren, schmucklaseren Calvinismus. In Ungarn hat der politische Fanatismus der Religion Eintrag gethan; im gewöhnlichen Leben treten kirchliche Beziehungen mit beinahe zu viel Ostentation hervor; es ist nicht das eigentliche Fleisch und Blut, das man in die Kirchen trägt, es ist ein Festaufputz, den man zu Hause wieder ablegt, obliegen muß, denn die überreizte Phantasie, der brennende Durst nach

Digitized by Google

einer idealen Volkserisſenz duldet keinen Druck, ſelbſt nicht den warnenden und väterlichen der Hand des heiligen Stephan. Dieſe iſt nicht mehr ein theures Pfand eines geiſtigen Freiwerdens, man möchte in ihre Knochenfinger die Brandfackel drücken, die einem fieberhaft erregten Volke zur irdiſchen Unabhängigkeit leuchten ſoll.

Welches Blatt der oſtfrieſiſchen und der ungariſchen Geſchichte man aufſchlägt, die hervortretenden Charaktere zeigen dieſelben Eigenthümlichkeiten, wie jetzt ihre Enkel noch Jahrhunderten, und weil jene Männer eben dem Volke ſo unmittelbor angehörten, hat daſſelbe ſich noch heute ſein Eigenthumsrecht auf ſie nicht nehmen laſſen. Das wäre ein ſchlechter Frieſe, der nicht ſeinen großen Häuptling Edgart Lirkſena aber die Gräfin Theda kennte und verehrte; der iſt nur ein halber Ungar, deſſen Auge bei dem Namen Huniady nicht funkeite, deſſen Hand bei Erwähnung Georg Rakoczys nicht nach dem Schwerte zuckte. Wir Deutſche haben dach auch große Männer gehabt, aber ihr Andenken lebt höchſtens noch an den Orten, wa ihnen eine Denkſäule geſetzt warden, und dort mehr aus egoiſtiſcher Eitelkeit, als aus dankbarer Verehrung. Die Menge braucht keine großen Männer, kaum für die Zukunft, geſchweige denu für die Vergangenheit. Auf den Morſchen und Pußten aber wocht man eiferſüchtig über dem Ruhm der Vorfahren; nicht einmal die Räuber der alten Zeit läßt man in's Gewöhnliche herabziehen. Friesland hatte allerdings auch die Perle der Seeräuber, Klaus Störtebeker, aufzuweiſen. Noch ſind am Kirchthurm zu Mariahave die Ringe zu ſehen, an denen er und ſeine verwegenen Vitalienbrüder ihre Schiffe befeſtigten. Freilich iſt der Nordſee ſeitdem ſchan viel Terrain abgekämpft, aber die Sage bekümmert ſich nicht um die Froge, ob das Waſſer jemals wirklich bis an den Thurm reichte oder nicht, genug daß eiſerne Ringe vorhonden ſind.

Peſth hat ſein Nationalmuſeum, Emden ſeine Rüſtkammer. Das Nationalmuſeum befindet ſich in einem neuen, weiten, paloſtartigen Gebäude; obgleich der Kunſtſchätze, der Volksreliquien viele ſind, würde ein Raum halb ſo groß als der gegebene ſie vielleicht doch gemächlich faſſen; für die tauſend Fäden der Erinnerung, die das Volk an dieſen Beſitz bindet, bedarf es ja ohnehin keiner andern Hallen, als der kleinen Herzkammern in der Bruſt des Magyaren. Das olte Rathhous zu Emden, das die Canäle, Dächer und Wälle der Stadt, die Ems und den Dollaet mit ſeinen Zinnen überblickt, bewahrt im dritten Stock die Rüſtkammer. Keine breite Marmortreppe, eine enge alte Eichenholzſtiege führt hinauf; der Saal ſelbſt, der die ganze Seitenlänge des Bauwerks einnimmt, iſt nicht viel mehr als ein Bodenraum, und dennoch — dieſe zerſchoſſenen Fahnen, die über dem Eiagang hängen, wiegen wahl einen Theil der Peſther Bijonterien auf; ſie ſind nicht mit Gald, nein mit dem Blute der freien frieſiſchen Männer erkauft. Des kleinen Friesłands Kraft ſtützte ſich nicht auf die Schwerter der Häuptlinge und Ritter. Als Graf Enno Lirkſena in großer Bedrängniß verkünden ließ, wer mie ihm gegen Jemgum, dos von den Holländern beſetzt war, ziehe, dürfe in Panzer und ritterlicher Wehr kommen, da ſtiegen die Bürger der Städte und die Männer der Marſchen gleich einer eiſernen Fluth von den Emsdeichen hernieder. Kein Wunder, daß die Enkel klopfenden Herzens durch die Panzeralleen der Rüſtkommer ſchreiten, wo die Harniſche Schulter an Schulter ſtehen, als worteten ſie nur des Loſungswortes, um die Arme mit den langen Schwertern auszuſtrecken und ſich in Tad und Leben der Oſtfriſia zuzuſchwören. Alles iſt ſauber und blonk in der Rüſtkammer, welches Gewehr man aus den hunderten jedes Zeitalters herausgreifen mag, es iſt geält und geputzt, als wäre ſo eben die ängſtlichſte Coſeneninſpektian über daſſelbe ergongen. Peſth beſitzt auch Waffen, Panzerhemden, Säbel nnd Gewehre mit ihrer alten odee neueren Geſchichte, man betrachtet ſie wie intereſſante Curiaſitäten; aber in der Waffenſammlung Emdens hören wir den eiſernen Schritt der Zeit, die minder graße Romantik erhöht den Ernſt des Anblicks. Da ſind die ungelenken, unpolirten Schießmaſchinen, welche neben ihren fatalen Vorgängern, den Morgenſternen und Kettenkugeln, ſtehen, und von ihnen herab zeigt ſich jede Art von Rad- und Steinſchlöſſern, theils erbeutet — prachtvolle Gewehre, namentlich aus Spanien — theils der Volksbewaffnung angehörig. Frauen betrachten mit Theilnahme das zierlich eingelegte Gewehr der Gräfin Anna von Oſtfriesland, gebarenen Gräfin von Oldenburg. Gewiß hat die ſonfte, fromme Frau es nie ohne Schmerz in die Hand genommen; ihr word die große und ſchöne Aufgabe, die Reformation auszubreiten mit dem Beiſtand gottbegeiſterter Freunde, woneben ſie, früh verwittwet, ein durch die Parteiungen der Schieringer und Fettkopee zerriſſenes, von feindlichen Nachbarn bedrohtes Land zu regieren und für ihre Söhne zu erhalten wußte. Da ſteht auch die tiefblone Rüſtung eines ſächſiſchen Herzogs, welcher vor der kleinen Feſtung Leerort fiel. Man muß ſtaunen, wie viele Anſprüche, Befehdungen, feindſelige Angriffe der Elemente und fremder Völker dieſes kleine Land immer gerüſtet, ja ſogar immer wohlhabend fanden. Dieſe fremden Söldlinge, als Feinde kammend, ließen ſich's ſo wohl ſeyn auf den fetten Marſchen, daß ſie ſchon aus reinem Egoismus die kleinen Fehden in die Länge zagen. Der Oſtfrieſe fochte nie aus reiner Kampfesluſt, immer nur der Sache wegen, vielleicht einige kleinere Häuptlinge, wie den kriegeriſchen Junker von Efens, ausgenommen, bei denen dos Fehdeweſen ein höheres Räuberthum wurde.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Catta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 29. 16. Juli 1862.

Quid prodest urbes mutare? Si vis ista, quibus urgeris, effugere, non alibi sis oportet, sed alius. — Quid per se prodesse peregrinatio cuiquam potuit? Non judicium dedit, non excussit errorem; sed, ut puerum ignota mirantem, ad breve tempus rerum aliqua novitate detinuit. Quae petierunt cupidissime loca, cupidius deserunt, et avium modo transvolant.

Seneca.

Reisen und Reiseliteratur.

(Fortsetzung.)

Das Bad und der Wein waren frisch, und wir wanderten munter fürbaß. Wir waren nicht mehr viel über eine Stunde von Chiavenna, als Eugenius merkte, daß er seine Reisetasche an unserem Badeplatz habe liegen lassen. War unser Gepäcke auch federleicht, die Tasche konnte nicht zurückgelassen werden, und es hatte Eile, da der Badeplatz nur wenige Schritte abseits der Straße hinter einem Weidenbusch lag, wo jeden Augenblick ein ehrlicher Finder dazu kommen konnte. Also rannten wir zurück. Aber wir waren noch keine Viertelstunde gelaufen, so streckten uns schon ein paar Gendarmen die Bajonette entgegen, mit dem Rufe: passaporte! Die Pässe waren in Richtigkeit; aber sie waren nach der Grenze hin visirt, und wir kamen von der Grenze her. Die Kriegsleute nahmen uns also in's Kreuzfeuer: „Woher?“ — „Da Milano.“ — „Wohin?“ — Das war schwer zu sagen. „A Chiavenna?“ — „No.“ — „A Colico? — „No.“ — „A Morbegno?“ — „No.“ Einen andern Weg aber gab es nicht, wenn man nicht in den See springen oder an den Bergen hinauf laufen wollte. Wir waren förmlich eingekreist; von allen Seiten starrten uns die Spieße entgegen. Hätte ich den Gendarmen nicht expliciren können: „Il mio amigo ha perduto qualche cosa,“ sie hätten uns unfehlbar die Bajonette in den Leib gerannt. Ganz befriedigt waren sie von meiner Explikation zwar nicht, da ich ihnen die näheren Umstände nicht angeben konnte; aber sie überzeugten sich allmählig doch, daß wir nicht von Trascorre herkommen und an keinem Tiroler Putsch uns haben betheiligen wollen, und ließen uns ziehen. Hinter uns her fuhr im Galopp ein halbes Dutzend thierquälender Italiener mit einem einzigen magern Gaul; denen konnten wir uns so weit erklären, daß sie uns für ein gutes Trinkgeld auch noch auf ihr Fuhrwerk steigen ließen, und waren dann bald zur Stelle.

„Ah, la sua bursa!“ riefen unsere Vetturini, als Eugenius die Tasche vom See herstreckte. Wir hatten bei ihnen das nämliche Verhör durchgemacht wie bei den Gendarmen und ihnen eben so wenig genügende Auskunft geben können. Jetzt war das Räthsel gelöst. Sie fuhren weiter und wir blieben allein zurück, ganz allein bei einem Wirth, der sein Weib und Kinder und Vieh vor der aria cattiva am See auf die Berge geflüchtet hatte und einsam dem Fieber trotzte, sich opfernd zum Besten verirrter Reisender, die einmal in seiner Nähe eine Tasche verlieren würden. Giuseppe Montini hieß der Mann; er schrieb uns seinen Namen auf einen

Digitized by Google

Fetzen Papier, auf dem er mit Stolz auf ſeine guten Schulkenntniſſe unſere Rechnung ſummirt hatte, die wir ihm bezahlen mußten, ehe er uns auf's Zimmer leuchtete. Die Zeche war mäßig genug: für Salami, die er uns vorwog und von der Wage aus auf den Tiſch legte, ein paar Batzen und für „allogio dormire“ noch weniger. Das allogio war aber ein Speicher, mit Löchern in den Wänden, wo wir uns zuſammen in ein Bett verkriechen mußten, das, wenn die aria cattiva der Familie erlaubte, vom Gebirg herunter zu kommen, vielleicht für ein paar Viehmägde beſtimmt war. Da ich den Italienern von Karls des Großen Zeiten her nichts Gutes zutraue, verbarrikadirte ich die Thüre und die Schießſcharten in der Mauer mit Leitern und Stangen, die auf unſerem Speicher umherlagen, und lehnte ein paar Steinſchlegel, die ſich ebenfalls vorfanden, an unſer Bett. Die Nacht verlief jedoch ruhig und am frühen Morgen nahmen wir Abſchied von dem ehrlichen Montini.

Die Gegend von Colico gegen Morbegno und Chiavenna iſt einige Jahre ſpäter der Schauplatz großer Thaten geworden. So oft ich davon las, meinte ich, ich ſey ſelbſt mit dabei geweſen, weil ich einmal zwiſchen Chiavenna und Rioa Spießruthen gelaufen bin und bei Giuſeppe Montini die Belagerung ausgehalten. Nirgends in Italien konnte ich feſten Fuß faſſen als auf dieſem Speicher, und ich lebe der Hoffnung, daß ich von hier aus noch einmal den Oeſterreichern werde die Lombardei erobern helfen. Einen ſolchen guten Glauben, der mich nicht wird zu Schanden werden laſſen, hätte ich aber nicht, wenn ich als grand seigneur und allgemeiner Sprachkenner gereist wäre.

Freilich muß, wer reiſen will, als großer Herr reiſen können, als Freiherr, anders gar nicht; aber als Freiherr von Gottes Gnaden, nicht als faſhionabler Modeprinz. „Mir hat's Gott geben,“ ſagt der Salzburger Dichter, „ich bin kein Arbeitsvieh.“ Und darum, meint er, wenn die andern auch viel mehr gelernt haben und wiſſen, könne er nicht mit ihnen reden und ſie nicht mit ihm. Er hat den „Dorfinſtinkt.“ Ein ſolcher Natur- und Dorfinſtinkt iſt nach meiner Anſicht das erſte Erforderniß für ein genußreiches Reiſen. Unter dem Naturinſtinkt verſtehe ich aber nichts weniger als die gewöhnliche Naturbegeiſterung, die ſich in jede grüne Wieſe und blaue Bergſpitze vergafft, und nicht genug ſeufzen und ſtöhnen und girren kann ob Gottes Allmacht und Weisheit. Auch die Jean-Pauliſche Naturſchilderung iſt mir keineswegs das Höchſte. Je glühender die Farben, um ſo kälter faßt mich in der Regel ein derartiges kunſtvolles Landſchaftsbild an; es iſt ein eigentlicher Todtengeruch, der mir daraus entgegen kommt; eine eigentliche encheiresis naturae, die der Natur ihren urſprünglichen Hauch und Duft mit ihren Spinnenfingern abſtreift, um ihr dafür das vornehme Moſchusparfum, den künſtlichen Hautgout zu geben.

Welches iſt denn aber die rechte Pietät gegen die Natur, die unſer aller Mutter iſt? „Sie waren in der Ramsau? Sie waren am Königsſee?“ fragten Mesdames. „Ach, das iſt wundervoll, das iſt gottvoll.“ — „Recht artig,“ erwiederte ich, „eine recht hübſche Gegend.“ — „Aber, Sie Ungenügſamer, was wollen Sie denn ſehen?“ God bless your eyes! dachte ich. Mir fiel ein, was Heinſe in Erinnerung an die ſeelenvolle Betty Jacobi, deren Augen für alle unſere großen Geiſter im achtzehnten Jahrhundert ein Stern waren, der ſie ad astra führte, an den liebenswürdigen alten Gleim, den Vertrauten aller Liebesſchmerzen, ſchrieb: „O, Vater Gleim, was ſind die Alpen mit allen Gletſchern, was iſt Venedig und ganz Italien gegen dieſe Augen!“ Der Verfaſſer des Ardinghello war bekanntlich nicht unempfindlich für die unmittelbare, natürliche Sinnlichkeit; aber all ſein Verlangen ſtand doch unter der höheren Erkenntniß, daß die Materie nur das Subſtrat des Geiſtes iſt. Die Natur iſt, ſie mag noch ſo göttlich ſeyn, doch nur das todte Vehikel für die lebendige, ideale Sehnſucht. Warum reizen uns vor allem die blauen Berge mit ihren tiefen, geheimnißvollen Gründen? Es iſt doch gewiß nicht allein der bläuliche Dämmer oder das violettrothe Glühen, die wunderbaren Tinten, die kein Pinſel der Natur nachmachen kann. Machen läßt ſich's: „Grau, blau, und a weni Tuſch drunter“ — ſo hat mich einſt mein Lehrer, ein alter Tiroler, angewieſen; — „no wird es ganz natürli werden.“ Aber der Tuſch thut's freilich nicht, ſondern das iſt es, daß wir hinter dieſen Bergen, in dieſen Buchten und Gründen etwas ganz Unſägliches zu finden hoffen, was kein Menſch geſehen hat und in keines Menſchen Ohr gekommen iſt.

Das iſt es, was uns über die höchſten Klippen und Zinnen, was uns durch die tiefſten Schluchten und Abgründe jagt. In unſerem germaniſchen Blute iſt etwas, das uns keine Ruhe läßt, bis wir uns hinunter ſtürzen auf Leben und Sterben. Das hat einſt unſere Kaiſer über die Alpen getrieben. Nicht die eiſerne Krone der Longobarden oder das goldene Diadem der Cäſaren war es, was ſie immer und immer wieder hinunter zog; ſie jagten einer andern Krone nach, und ſollte darüber das ganze Reich auseinander fallen.

Laß ſie betteln gehn, wenn ſie hungrig ſind,
Ich trag' weit höher Verlangen!

Digitized by Google

Unſern modernen Reiſenden iſt das freilich eine Thorheit und ein Aergerniß, und vermögens nicht zu erkennen, denn es muß geiſtlich gerichtet ſeyn. Sie fahren zu dem wälſchen Prahlhans Garibaldi, um ihn zum deutſchen Krönungstag einzuladen, und verſpotten dagegen die gewaltigen Heidengeſtalten unſerer alten Kaiſer, „das demüthig deutſche Blut," als alberne Tröpfe, weil ſie keinen Nationalverein gegründet und nicht für eine deutſche Flotte gebettelt haben. Aber wahrlich, ſie haben's kein Gewinn: „das Reich muß uns doch bleiben."

Natürlich verlange ich nicht, daß ein vernünftiger Mann wie ein Narr in der Welt herum fährt und hinter jedem blauen Berg auf ein Abenteuer wartet. So wird man mich nicht mißverſtehen. Im Gegentheil, die vornehmen, die pikanten, die reizenden Abenteuer und Rencontres, von denen ſo viele Reiſende zu erzählen wiſſen, ſind mir in der Seele zuwider. Aber jener ideale, poetiſche Zug, er darf nach meiner Meinung und er muß den Mann heben und tragen bis in's Alter, bis er grau wird. So reiſe ich ſchon manchen Sommer mit meinem Eugenius dem Nibelungenhort nach, den Rhein und die Donau hinunter und hinüber über die Alpen. Eine Nußſchale iſt Raum genug für mich; in dem Zwingergärtchen des Thürmers könnte ich die Gottesluft mit Entzücken einathmen; aber auch das Schönſte und Geprieſenſte vermag mich nicht zu befriedigen.

Werd ich zum Augenblicke ſagen:
Verweile noch, du biſt ſo ſchön!
So ſollſt du mich in Ketten ſchlagen,
So will ich gleich zu Grunde gehn.

Für eine der ſchönſten Gegenden in Europa halte ich die Bucht von Pallanza; wenigſtens kenne ich keine ſchönere und ziehe ſie dem geprieſenen Bellagio am Comerſee weit vor. Was iſt aber das Reizende von Pallanza? Nach meinem Gefühl nicht die glänzenden Edelſteine, welche die wunderbare Bucht in ihrem Schooße trägt, nicht isola bella und isola madre mit ihren Orangenterraſſen; das ſind Schauſtücke, Spielzeug für den inquisitive und vain traveller, der die Bäume abzählen will und vor lauter Bäumen den Wald nicht ſieht. Die Hauptſache iſt mir die tiefblaue Bucht ſelbſt, die in ſo geheimnißvolle Gründe hinein lockt, daß man meint, in ihrem Mutterſchooß müſſen die Gärten Armidas verborgen liegen, hinter dieſen Bergen erſt ſeyen die rechten Inſeln der Seligen. Die ganze Magie der Schönheit iſt ja nichts anderes als dieſes unwiderſtehliche Drängen und Bohren auf das tiefſte Geheimniß, auf den innerſten Quellpunkt, wo Geiſt und Natur ſich unmittelbar berühren und zuſammen fließen; es iſt dieſelbe Magie, wie „zwiſchen Weib und Mann ein tief Zuſammenſtreben." Das iſt die Identität von Form und Idee, von Natur und Geiſt, wie die Philoſophen es nennen.

Dieſem kindlich großen und doch ewig unergründlichen Geheimniß nach kletterte ich mit Eugenius die Alpen hinan. Wir ſtanden am Roſenlauigletſcher; der eine hieb mit der Axt des Führers Stücke Eis in den Giesbach, der andere warf ihnen Blume um Blume von ſeinem Alpenraſenſtrauß nach. Woher dieſe raſtloſe Unruhe, dieſer blinde Zerſtörungstrieb in dieſen Regionen, wo man auf der Wengernalp, am Fuße der Jungfrau, den Eindruck heiliger Stille und Ruhe bekommt, wie nicht leicht auf einem andern Fleck? Eugenius hat dieſem unbewußten Drang Ausdruck gegeben in einem Gedicht, von dem ich die letzte Hälfte herſetzen will, weil es am beſten verdeutlicht, was uns in alle Schönheit der Natur hinein und auch wieder über alle Naturſchönheit hinaus führte.

Drum iſt's ein Schweben nur um dich,
Wenn ich am Abgrund hänge,
Mit ſüßem Todesſchauern mich
Durch's Eis der Gletſcher zwänge,

Wenn ſchwindelnd ich am Abſturz dir
Die Alpenblüthen breche,
Und, weil ſo ferne du von mir,
Sie ſchleudre in die Bäche.

Mit dir auf dieſen Höh'n einmal,
Mit dir — da hätt' ich Frieden,
Wir hätten über unſre Wahl
Die Frage längſt entſchieden.

Hoch in den Liebesglanz geſtellt,
Dornoch die Seelen ſchmachten,
Da könnten wir ob aller Welt
Ihr ganzes Thun verachten.

Wir dürften wie zwei Bäche taut
Zum Strom zuſammen fallen;
Auf Wogen trüg' ich meine Braut,
Um bis zum Meer zu wallen.

Da wollten, wenn's dein Herz begehrt,
Wir küſſend untergehen.
Sonſt iſt ja Nichts der Mühe werth,
Was dieſe Welt geſehen.

Wer hoch hinauf will, muß aber auch tief hinunter können, d. h. dem idealen Streben muß ein kräftiger, derber humoriſtiſcher Trieb das Gleichgewicht

halten. „Hoch über die Wolken hinauf wie die Lerche,“ ſagt Jean Paul, „oder hinein in die tiefe Furche, in das verborgene Neſt, aus dem man mit ſchelmiſch ſchüchternen Augen herausguckt und jede Scholle für einen Berg, jeden Halm für einen Maſtbaum anſieht.“ Wie kann man aber hinauf und hinab, oder im Zickzack, die Kreuz und Quere, wenn man mit den modernen Reiſevehikeln in ſchnurgerader Linie an Allem vorbei ſchnürrt? Auf das Vehikel kommt beim Reiſen viel an, im leiblichen wie im tropiſchen Sinn. Das wußte Sterne wohl, deßwegen widmet er der alten einſitzigen Kutſche, dem Desobligeant, in welchem er die ſentimentale Reiſe von Calais durch Frankreich und Italien machen wollte, mehr als ein Capitel ſeiner Vorrede. Ein modernes Eiſenbahncoupé iſt aber ſicherlich noch unverbindlicher als ein alter Desobligeant. Ein großer stock für humoriſtiſche Beobachtung und real improvement iſt hier in der Regel ſicherlich nicht aufgehäuft. Ein Menſch ſieht dem andern zum Erſchrecken ähnlich, namentlich unter den gebildeten Claſſen. Trifft man einmal einen wirklich gebildeten Menſchen, der nicht wie ein Starmatz plappert, ſo iſt das freilich allein eine Reiſe werth; aber „the chances run prodigiously the other way.“ Man kann den Rhein auf und ab fahren, ohne einen ſolchen Schatz zu finden. Nur wenn man in die tieferen Schichten und Räume, wenn man in die Stehwagen und Vorcajüten hinab ſteigt, begegnet man noch einem gefühlvollen Herzen, ſelbſt in der Bruſt eines Kellners.

Eine ſolche gute Seele wurde uns einmal theuer auf einer Fahrt von Mannheim nach Cöln und Rotterdam. Es war ein weſtphäliſcher „Aujuſt,“ midshipman und stewart auf Ihrer neederländiſchen Matſchappy Schiff Agrippina. Dreimal brachte ſein Glück ihn in unſere Nähe und jedes neue Zuſammentreffen nnd Scheiden ſteigerte unſere Gefühle. Am erſten Morgen ſchon nahmen wir ſo innigen Antheil an ſeinen Leiden und Freuden, daß er uns, als wir zum zweiten Frühſtück einen Flaſche Nierenſteiner nnd Salm beſtellten, freundſchaftlich warnte, die Portion koſte zehn Silbergroſchen. Als er vollends bemerkte, daß das auf unſere edle Uneigennützigkeit gar keinen Eindruck machte, kannte ſeine Zuneigung keine Grenzen mehr. Der ehrliche Junge hatte noch ſo wenig gelitten von der allgemeinen Verderbniß, von der man auf einem Dampfſchiff noch leichter angefreſſen wird als ein ungekupferter Kiel vom Salzwaſſer, daß er uns faſt als Genien anſah, ihm vom Himmel in ſeine Vorcajüte geſchickt. So weit das Schiff nnter ſeinem Commando ſtand, war es zu unſerem Befehl, und wenn wir den „Normannenzug“ aus der damals gerade neu erſchienenen Gedichtſammlung von Lingg, unſerem Bruder in Apoll und Mitbewerber auf dem Parnaß, recitirten, ſo konnten wir mit beſonderem Selbſtgefühl und unmittelbarer Zueignung auf uns ſelbſt die Strophe wiederholen: „Wir ſind die Könige der See!“ Seekarten und Logbücher, Panoramen und Wegweiſer, die der Oberkellner ſonſt nur für theures Geld hergab, breitete Auguſt unentgeldlich vor uns aus. Kurz: „uns gehörten ſeine Pflichten.“ Als wir Abends in Cöln ausſtiegen, trennten wir uns mit gegenſeitiger wahrhaft freundſchaftlicher Hochachtung.

Cöln iſt, wenn auch nicht mehr ſo herrlich und prächtig wie zu des Aeneas Syloius Zeiten, immer noch eine merkwürdige und ſehenswerthe Stadt, die Krone aller Städte am Rhein. Die Leute ſind gewiß ganz charmant und liebenswürdig, und ſie beeiferten ſich, uns alle Freundlichkeit zu erweiſen. Aber wir brachten den ſüddeutſchen „Dorfinſtinkt“ mit, und der wird, ſo weit das preußiſche „Selbſtbewußtſeyn“ reicht, wohl künſtlich gepflegt und gehätſchelt in Silcherſchen Volksliedern, die von Cöln aus bekanntlich bis nach England gebracht worden ſind, „ächt importirt;“ der lebendige Puls davon iſt aber ſelbſt in Wolfgang Müllers Maikönigin nicht zu finden.

Es wäre undankbar, wenn wir nicht alles Gute anerkennen wollten, das wir in Cöln genoſſen; aber es wurde uns doch eng in der weiten Stadt nnd wir ſehnten uns, unſern Normannenzug weiter fortzuſetzen nach dem „fabelhaften“ Niederland. Und als wir hinaus kamen an den Rhein, da lag wieder unſere „Aggrabene“ vor Anker; ſie hatte in der Zwiſchenzeit ihren Planetenlauf vollendet und war zur Stelle, um uns aufzunehmen zum neuen „Ritt um die Welt.“ Von Auguſt ſchweige ich; er war der Alte. Intereſſante Geſellſchaft hatte ſich dießmal in ſeinem Salon zuſammengefunden; unter andern eine Modiſtin, die zwiſchen Düſſeldorf und Rotterdam reiste, mit einem im Topf gezogenen und ſcharf geſtutzten Sevenbäumchen auf dem Schooß, dem merkwürdigſten veſtaliſchen Embleme. Wir hielten am treuſten zuſammen mit einem Buchdrucker, der acht Jahre ſchon in Amerika geweſen war nnd wieder hinüber wollte, auch mit dem Dorfinſtinkt, d. h. nicht mit officieller Gelegenheit, ſondern mit irgend einem bekannten Capitän oder Steuermann oder Schiffskoch, den er als vielgereister, engliſch redender, amerikaniſcher smart fellow in irgend einem Hafen aufzugabeln ſich wohl getraute. Im übrigen war er gut deutſch und nahm nns nichts übel, als daß wir meinten, er trage einen Hut von Filz oder Plüſch, während derſelbe doch mit einer viel dauerhafteren und koſtſpieligeren Kuhhaut überzogen war. Er hielt die Makler und Seelenverkäufer von uns ab, die dem Schiff ein

paar Stunden weit entgegen gefahren waren, und wir schliefen mit ihm in einem lodging-house für Auswanderer, wo die Betten, um unsere Seeillusion vollkommen zu machen, etagenweise über einander waren wie Hängematten oder eigentlich wie Schwalbennester, wo man aber sehr preiswürdige Beefsteaks aß.

Ich schreibe keine Reisebeschreibung, sondern über Reisebeschreibungen. Deßwegen sage ich auch nichts über Holland, über Scheveningen, den Haag und Amsterdam, so weit es nicht nöthig ist, um uns mittelst des Dorfinstinkts zu unserem August zurück zu führen. Im Haag hätten wir einmal gerne Seefische gegessen; da es aber unser Grundsatz war, mit Kellnern und Ungläubigen so wenig als möglich Gemeinschaft zu haben, so liefen wir lieber eine Stunde in allen Straßen der Stadt umher und ließen uns von einem dienstfertigen Rufiano zum Teufel wünschen, bis wir vor einer Kufe mit Meergrundeln stille standen. Im dasselbige Haus traten wir ein und ließen uns von dem Hausherrn den Saal zeigen.

In Amsterdam führte uns der Instinkt zu einem braven Manne, der Gustav Schwab hieß und in seiner Bierstube eine Tafel hängen hatte mit der gewichtigen Inschrift: „Königlich bayerisches Bierdepot." Das dröhnende Gelächter, in das wir unwillkürlich ausbrachen, bewog den Mann, seine Consulatsflagge einzuziehen, wie wenn scharfe Schüsse darauf gefallen wären. So lange wir da waren, und wir schenkten ihm mehrere Abende nach einander die Ehre, wurde die Tafel verkehrt an die Wand gelehnt. Aber weder die Börse, noch das Palais und das Treppenhaus mit seinen alten Niederländern, der zoologische Garten und das bayerische Bier konnten uns halten; wir strebten zurück an den Rhein und nach der oberländischen Heimath. Und als wir von der Schenke in Arnheim, wo wir den letzten holländischen Käse zum Kaffee verspeisten, hinaussahen nach dem nächsten Schiff, das von Rotterdam herauf kommen werde, da dampft wieder in ihrer stolzen Herrlichkeit heran unsere Aggrabene. Es war, seit wir sie zum ersten mal gesehen, ihre dritte Mondsphase. Und als wir der Landungsbrücke zueilten, da stürzte unser August heraus, mit einem Wassereimer in jeder Hand, um für Erfrischung und Reinlichkeit in seinem Salon zu sorgen, wie es eines treuen Stewarts Pflicht ist. Fast hätte er uns über den Haufen gerannt in seinem Diensteifer; als er aber uns gewahr wurde und die ihm entgegen gestreckten Hände, da setzte er seine Eimer schleunigst nieder, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rief in unverstelltem freudigem Erstaunen: „O, meine Herren!" Das war nicht das kalte, leere Kellners-messieurs, sondern ein emphatisches, aus der Tiefe des Herzens kommendes: „Messeigneurs! quantum mirum, domini mei! Pax vobiscum!" — Et cum spiritu tuo, lieber August!

Sonst sind Kellner gewiß nicht die liebenswürdigste Menschenklasse und können einem den Lebensweg genug verbittern. Der Stand im Ganzen, ich will ihm nicht zu nahe treten, mag ein sehr ehrenwerther und um die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft verdienter seyn; aber die Individuen, da kann ich nicht helfen, sind mir fast immer entgegen getreten wie Mestizen aus einer schlimmen Kreuzung, halb das Geckenhafte des Ellenritters und zur andern Hälfte das Lauernde des Beutelschneiders. Wenn eine Kuppel dieser auf den Schweiß des armen Wanderers dressirten Bluthunde gähnend unter dem Portal steht, mit impertinentem Blick die Ankommenden musternd und ihre unverschämten Bemerkungen mit naseweisem Lachen einander zuraunend, oder wenn sie mit dem Leuchter in der Hand und der Serviette unter dem Arm herbeigerannt kommen mit der heuchlerischen Unterwürfigkeit, mit dem Unglück verkündenden Lächeln auf den Lippen, so quillt mir zum voraus der Bissen im Mund zusammen und fällt mir ein Tropfen Wermuth in meinen Becher. Der wilde Schweinskopf in Eastcheap war gewiß ein gutes Haus und Frau Hurtig eine ehrbare Frau, liebte ihren Mann und bediente ihre Gäste; auch Dortchen Lackenreißer, die Hausfreundin, war soweit eine unschuldige Creatur; nur Francis, der Kellner, ein süßer Junge gegen unsere abgefeimten Zierbengel, war ein Spitzbube — „anon, Sir! anon, Sir!"

Das Herz im Leib lacht mir jedesmal, wenn ich im Rheinischen Hausfreund oder andern derartigen erbaulichen Büchern von allen den guten Häusern lese, die vor Zeiten an der Landstraße von Basel bis nach Mainz hinunter, und so an allen guten Straßen im Reich standen. Das waren noch Zeiten; es ist keine Ehrlichkeit und Mannhaftigkeit mehr in der Welt, „since Robin ostler died." Es gäbe wohl noch solche Asyle und Freistätten für müde Pilger und durstige Seelen, wo ihr germanischer Heimathstrieb, der sich nach Riehl, wenn er keine eigene Herberge und Familie hat, wenigstens im Wirthshaus einbauen und heimische Wurzeln schlagen möchte, Befriedigung fände; es gäbe noch solche Häuser, wo man „gut aufgehoben" ist, wo man in dem Gefühl vollkommener Sicherheit sagen kann: „I am in my inn, and i'll take my ease in my inn;" Häuser, wa man einen mit so unverstelltem Wohlwollen in das Nebenzimmer leuchtet, und Frau oder Tochter den Braten durch die Küchenthüre unmittelbar in das Boudoir herein trägt und auf den Tisch

Digitized by Google

ſetzt, und wo der Wirth nach dem Gratias ſich zu ſeinem Gaſt ſetzt und einen Schoppen von ſeinem Wein trinkt, während von draußen her der Lärmen und das luſtige Gelächter der Fuhrleute und Handwerksgeſellen in angenehmer Dämpfung an das Ohr ſchlägt. Aber wer weiß dieſe verborgenen Pflanzſtätten aller häuslichen Tugenden, die nur ein blinder Zelotismus Laſterhöhlen ſchelten kann, weil ein treues Gemüth ſich von ihren biedern Inſaßen oft nicht loszureißen vermag, wer weiß ſie zu finden? wer ſucht ſie noch in unſern leichtfertigen, landläufigen, verhandelten Zeiten? Die guten Häuſer hält man jetzt gerade für die ſchlechten. Kommt einer hin, wo es nicht zugeht wie beim babyloniſchen Thurmbau, wo der noble Firleſanz nicht zu allen Ecken heraus grinst, ſo macht er ſich nachher groß, daß er ſo etwas präſtirt habe, und rühmt ſich ſeiner Genügſamkeit und Selbſtverläugnung. Haudererspferde bringen keinen mehr hin; nur auf der Fußwanderung kann er ſich noch hin verirren.

Fußtouren werden freilich gegenwärtig mehr gemacht als je, ohne Zweifel mehr als in irgend einer Zeit, ſeit die Welt ſteht, gerade deßwegen, weil niemand mehr tüchtig gehen kann. Man läuft, wie geſagt, aus infirmity of body and mind; man will ſich von Fuß auf curiren, einen ſchwachen Kopf nnd verdorbenen Magen mittelſt ſchwediſcher Heilgymnaſtik an den Beinen heilen. Unſere Zeit iſt der Mann mit dem Eſel: die jungen Lümmel liegen in einen Eiſenbahnfauteuil hinein und laſſen ſich kutſchiren, während die Alten, die ſich zu Krüppeln geſchunden haben, um die vornehmen Gelüſte ihrer Kinder zu befriedigen, an der Landſtraße herkeuchen. Ohne daß man daran denkt, haben wir in dem Jahrhundert des Dampfes das leibhaftige Mittelalter; denn was ſind dieſe Touriſten anders als Geißelbrüder nnd Wallfahrer? Sie rennen fort in blinder fanatiſcher Wuth, um ein gutes Werk zu thun, weil ſie es ſich ſelbſt und ihrer Familie ſchuldig ſind, weil ſie ſich ihr erhalten müſſen, weil ſie dem Bonzen des Aesculap das Gelübde abgelegt haben, ohne das er ſie nicht abſolvirt hätte. So laufen ſie über Berg und Thal, das Cilicium um den Leib und Erbſen in den Schuhen, daß ſie bei jedem Tritt ächzen nnd Geſichter ſchneiden.

Heißt das Fußreiſen? Und das iſt, Gott ſey's geklagt, erſt noch nicht das Schlimmſte. Die infirmity of mind iſt noch ſchlimmer als die Schwäche des Leibes. Der Baderſpruch: „Wenn die dolores ceſſiren, ſo werden auch die Schmerzen aufhören," gilt ſonſt als pathologiſches Axiom. In unſern Tagen iſt das anders geworden; der Pyrrhonismus nnſerer geiſtleiblichen Krüppelhaftigkeit macht alle Axiome zu Schanden. Die dolores können aufhören, aber der Hauptſchmerz bleibt, das iſt das traurige Stadium, auf dem wir angekommen ſind. Die große Hämorrhoidalkrafie unſerer Zeit hat ihren Sitz nicht bloß zwiſchen Blaſe und Maſtdarm, das ſind nur ſecundäre Erſcheinungen; das Hauptneſt ſteckt in der Zirbeldrüſe. Die Oeffnung nach Unten kann hergeſtellt werden; aber der „natürliche Weg" nach Oben bleibt verſtockt und verhärtet; dieſe Obduration kann durch Emulſion nnd emplastrum nicht hinweg cataplasmirt werden. Den Lindwurm im Bauch kann man abtödten, wenn man täglich nicht mehr ißt als dreimal ein Waſſerſüpplein und ſeine Beine jeden Tag eine halbe Stunde weiter promenirt. Faſten und leiblich ſich bereiten iſt eine feine äußerliche Zucht; man kann damit die verlorenen Kräfte ſeiner Mannheit gradatim wiederherſtellen bis auf die höchſte Potenz, wie Milon der Crotoniate, der das Kalb trug, bis es ein Ochſe wurde. Den Lindwurm kann man abtreiben, das hat keinen Anſtand; welcher Arzt aber ſchneidet den Spatzen aus dem Gehirn? Mit einem Kaiſerſchnitt durch die bloße Schwarte läßt ſich der kranke Mann mit ſeinem hypochondriſchen Argwohn nicht täuſchen; man muß ihm den Deckel vom Hafen thun. Das aber geht über den Nürnberger Trichter. Wenn der Spiritus zum Teufel iſt, wer will den wieder einfangen? Dem kann man nicht nachſpringen, wie der Hofnarr den vapores ſeines gnädigen Herrn.

(Schluß folgt.)

Verkehr einer deutſchen Malerin mit Goethe.

(Schluß.)

1.

Weimar, den 24. Februar 1808.

Sie haben uns, liebe Bardua, erſt durch die Geſchenke der Diana, dann durch die Gaben der Muſen Ihr freundliches Andenken zu erkennen gegeben. Dafür können wir Sie auch verſichern, daß zu mancher Stunde, beſonders in dem Cirkel von Madame Schopenhauer, Ihrer in allem Guten gedacht und Ihre Gegenwart wahrhaft vermißt worden.

Ihr Bild iſt in meiner Frauen Stube aufgehängt und nimmt ſich unter manchen guten Sachen daſelbſt recht gut aus. Wir hatten die Freude, zu ſehen, daß Sie wirklich Vorſchritte gemacht und daß Sie mehr als ein gutes Wort des Lehrers bei ſich haben fruchten laſſen. Hofrath Meyer wird nächſtens eine kleine Recenſion ſenden, worin Sie gebührlich gelobt, aber auch einigermaßen geſcholten werden, welches Sie, da Sie ihn kennen, wohl voraus ſehen und zum Beſten aufnehmen.

Können Sie es möglich machen, noch eine Zeit hier zuzubringen, ſo thun Sie gewiß wohl; doch müßten Sie dazu den Winter wählen und den Sommer ſich noch recht durch den Harz durch malen.

Leben Sie recht wohl, gedenken Sie unſer. Vielleicht beſucht Sie im Frühjahr Jemand aus unſerem Kreiſe. Viele Grüße von meinem Hauſe und von der ganzen Geſellſchaft.

Goethe.

2.

Wir wünſchen alle unſerer Freundin Glück zu dem Entſchluſſe, ſich nach Dresden zu begeben. Sie wird an den großen Muſtern, die ſie daſelbſt findet, ſich auf eine ausgezeichnete Weiſe ausbilden und auch den künftigen Winter deſto lieber in Weimar zubringen, weil ihr manches ernſte Erforderniß der Kunſt wird deutlicher geworden ſeyn. Haben deßhalb einige Perſonen aus unſerer Geſellſchaft ihre Reiſeplane für dieſen Sommer zu verändern, ſo iſt doch dadurch für die Zukunft nichts verloren. Der Brocken wird noch eine Weile auf ſeinen Füßen ſtehen bleiben und die Spur des Roßtritts auch ſo bald nicht verlöſchen.

Leben Sie indeſſen recht wohl und laſſen Sie mich bald von Dresden etwas hören. Zu Ende Mai trifft mich Ihr Brief in Carlsbad. Alle Freunde grüßen, außer Auguſt, welcher gegenwärtig in Frankfurt iſt. Sein zurückgebliebenes Bild hat nun doppelten Werth.

Weimar, den 13. April 1808.

Goethe.

3.

Da Sie ſo treulich im Glauben an Ihre Freunde verharren und ungeachtet verlorener oder verſäumter Briefe doch immer wieder etwas von ſich hören laſſen, ſo ſoll Ihnen auf dem zierlichſten Blättchen der Dank für Ihr letztes durch eine treffliche Dame, deren Verwandte Sie kennen, Madame Hamburg, überbracht werden.

Bleiben Sie ja unſers aufrichtigſten Antheils verſichert und laſſen uns den Wachsthum Ihrer Tugenden einmal wieder mit Augen ſehen. Empfehlen Sie mich Ihrem wackern Meiſter und erſuchen ihn, mir nicht zu zürnen, daß ich ihm nicht geantwortet habe. Es iſt ein alter Fehler, über den ſo viele Freunde klagen und den ich beſonders begehe, wenn ich ſagen müßte, daß ich in dieſer oder jener Sache nichts vermag, wie es dießmal der Fall war.

Unſern Kaatz grüßen Sie zum allerſchönſten. Es kann mir keine erfreulichere Nachricht kommen, als daß er ſich beſſer befindet und wieder thätig iſt. Möge er ſich doch mit jedem Tage mehr erholen!

Wenn Dresdner nach Carlsbad gehen, geben Sie mir doch einige Nachricht von ſich und andern. Ich beneide Ihren Zuſtand, indem Sie ſich umgeben von ſo viel Schönheiten der Natur und Kunſt, von Künſtlern und Kennern, von Fremden und Freunden befinden. Meine Frau grüßt zum ſchönſten. Auguſt und Riemer danken auf's Beſte für ein ſo freundliches Andenken und empfehlen ſich zu fernerer Geneigtheit.

Jena, den 5. Mai 1810.

Goethe.

Weimar, 4. November 1827.

(Aus dem Tagebuch der Schweſter Carolinens.)

Auf der ganzen Reiſe von Heidelberg hatte ich mit Zagen an den Beſuch bei Goethe gedacht: wird er uns

annehmen? Wird er uns freundlich empfangen? Das waren Fragen, die mich unabläſſig beunruhigten. So viel hatte ich von der abweiſenden Vornehmigkeit und Kälte ſeines Weſens gehört! Je näher wir Weimar kamen, je ängſtlicher ſchlug mir das Herz. Caroline hatte ihn ſeit zwanzig Jahren nicht geſehen; ſie war, wie vertrauend immer, ungewiß, ob der alte Herr ihr ſein Wohlwollen bewahrt haben werde. Auf's angenehmſte ſollten unſere Zweifel gelöst werden.

Vorgeſtern ſind wir hier angekommen. Caroline ſchrieb ſogleich ein Billet an Goethe, worauf wir um zwei Uhr zu ihm beſchieden wurden; er ließ nicht ſagen, ob zum Eſſen? Als wir aber in's Haus traten, kam uns die alte Köchin entgegen, ſehr freundlich und geſprächig; ſie erzählte uns, indem ſie uns an die helle, breite Treppe geleitete, der Herr Geheimerath freue ſich auf unſern Beſuch; er habe mit ihr wegen des Diners geſprochen und gefragt, was ſie denn heute habe? Er erwarte ein paar Damen zum Eſſen, ſie ſolle ſich darauf einrichten; es treffe ſich gut, ſagte ſie, daß ſie gerade Krametsvögel im Hauſe habe. Das häusliche Geſpräch der behaglichen Alten nahm uns ſogleich das Gewicht vom Herzen und muthiger eilten wir die Treppe hinauf, über das viel betretene Salve hinweg, das uns auf der Schwelle des Eingangs begrüßte.

Still und dämmerig war es in den Zimmern; wohl ſah ich Bilder, Kupferſtiche, Sculpturen, aber das Halbdunkel des Novembers, ſo wie die Spannung des Augenblicks ließen mich die Gegenſtände nicht in ruhiger Klarheit erkennen und in's Auge faſſen. Ich ſah nur nach der Thüre, die ſich öffnen ſollte. Jetzt hörten wir Geräuſch und nahende Schritte. Goethe trat ein.

Er trug einen langen, olivenfarbenen Ueberrock. Die Haltung ſeines Kopfs war ſteif, der Ausdruck des Geſichts ernſt und milde. Er machte mir ganz den Eindruck, den ich mir vorgeſtellt hatte. Auffallend waren mir die kleinen Schritte, die er machte. Alles war mir impoſant an ſeiner Erſcheinung: das Majeſtätiſche, die vornehme Sicherheit, die Ruhe, das Sanfte der Stimme. Er empfing uns ſehr freundlich; das Geſpräch, alter Zeiten gedenkend, ging munter vorwärts und alle Befangenheit war verſchwunden.

„Ich werde Ihnen etwas Neues zeigen, das ich ſo eben erhalten," ſagte er nach einer Weile und führte uns in ſeine Bibliothek, wo Zelters wohlgetroffenes Porträt, Bruſtbild in natürlicher Größe, von Begas, auf der Staffelei ſtand. Goethe freute ſich ſehr des gelungenen Bildes und wollte, wir möchten es in aller Ruhe betrachten, während er ging, die Schachteln zu öffnen, die wir ihm von Heidelberg mitgebracht hatten. Die eine derſelben kam von Herrn von Leonhard und enthielt mineralogiſche Proben, die andere von Frau Caroline Paulus, einer frühen Bekanntſchaft Goethes aus der Jena'ſchen Zeit, und enthielt Spielzeug für Goethes Enkel. Die beiden Jungen kamen auch alsbald herbei geſprungen, wurden indeſſen vom Großvater ſofort zur Geduld verwieſen bis nach Tiſch, indem er die Schachtel ruhig wieder zumachte.

Darauf wies er uns verbindlich unſere Plätze am Eßtiſch an. Er ſaß oben an, mit dem Rücken nach dem Fenſter; wir mußten uns ihm zu beiden Seiten ſetzen. Wolff, der älteſte der Enkel, kam mit der Serviette zum Großvater; er band ſie ihm um, wurde aber von dem Jungen zurecht gewieſen, denn ſtatt des rechten Arms hatte er ihm den linken frei gelaſſen und mußte es anders machen, wobei er überaus großväterlich, ſanft und geduldig verfuhr. Zugegen waren noch Goethes Sohn, Fräulein von Pogwiſch und der junge Nicolovius aus Berlin. Frau von Goethe, die Schwiegertochter, lag in den Wochen mit einer Tochter.

Goethe hatte durch Meyer manches Gute von den Bildern gehört, die Caroline in Heidelberg gemalt, und ließ ſich aus ihrem Künſtlerleben erzählen. Er war aufmerkſam eingehend auf alles, was ſie ihm vertrauend mittheilte, war geſprächig, ſchenkte Wein ein und machte in heiterer Behaglichkeit die Honneurs ſeines Tiſches. Gab es gleichwohl einige ſteinerne Augenblicke, die ich weggewünſcht hätte, waren ſie doch ſo vorübergehend, daß ſie der glücklichen Stimmung keinen Eintrag thaten. Goethe erkundigte ſich nach dem Ergehen ſeiner Freundin, der „kleinen Paulus," und hörte mit beſonderem Intereſſe, was ich ihm von Thibauts Singverein zu erzählen wußte, lachte auch herzlich über einige kleine Späße, die gelegentlich vorgebracht wurden, und ſo ſaßen wir lange bei Tiſch: ein glücklicher Mittag, der uns von allen ſchönen Stunden unſerer Reiſe recht die Krone war.

Gegen die Theaterzeit empfahlen wir uns. Goethe reichte uns beiden die Hand, indem er ſich zu ſeinem Sohn wandte: was man denn heute, den Damen zu Ehren, gebe? Wir trafen es nicht ganz nach Wunſch: wir ſahen die Jagemann als Lady Macbeth; aber die aus Goethes Hauſe mitgebrachte frohe Stimmung goß einen hellen Schimmer über unſern ganzen Abend, trotz der dunkeln Thaten der Lady Macbeth. Auch hatten wir gute Geſellſchaft in unſerer Loge: Johanna Schopenhauer und Madame Falk ſaßen neben uns, und als wir gegen Ende der Vorſtellung in die nahe großherzogliche Loge die ſchlichte Geſtalt Carl Auguſts eintreten ſahen, waren alle unſere Reiſewünſche für Weimar erfüllt.

Digitized by Google

1829.

Caroline entſchloß ſich mit ihrer Schweſter nach Paris zu gehen. Sie fanden dort einen wohlwollenden deutſchen Beſchützer in dem Grafen Rigal, einem kunſtſinnigen, trefflichen alten Mann, der bei einem Beſuch in Heidelberg Carolinens Bilder geſehen, und ſie nicht allein mit mehreren Porträts beauftragte, ſondern durch ihre perſönliche Bekanntſchaft zu näherem Antheil angeregt, ſie lebhaft ermuthigte, noch bei ſeinen Lebzeiten nach Paris zu kommen. Carolinens Verhältniſſe machten es nothwendig, neben ihren künſtleriſchen Beſtrebungen, fortdauernd auf Erwerb zu denken. Paris war der Ort, wo beides ſich vielleicht vereinigen ließ. Ihre Lage war eine prekäre; es mußte immer etwas gewagt werden. Des alten Grafen wohlwollende Geſinnung ſchien eine günſtige Ausſicht zu eröffnen. So ward die Reiſe im Frühjahr 1829 wirklich angetreten. Einige Blätter aus dem Tagebuch der Schweſter Carolinens mögen hier etwas von der Stimmung erzählen, mit welcher die Pilgerinnen hinaus wanderten.

Berlin, 26. Mai 1829.

Luiſchen, das liebe Kind, auf dem Arm der Mutter, konnte kaum über den gewaltigen Blumenſtrauß hinweg ſehen, den es mir brachte. Alle Freunde kamen, auch der gute, alte Langbein. — Wie dankbar bin ich für die noch gewonnenen frohen Stunden! Nächſten Freitag reiſen wir ab. Ich bin in einer beängſtigten Stimmung. Der Gedanke an Paris erſchreckt mich. Wie wird es mit der Sprache werden? Tauſend Bekümmerniſſe ſteigen in mir auf. Mein trautes, liebes Zuhaus! Daß wir immer und immer wieder uns von dir losreißen müſſen! Möge Gott das Unternehmen zu unſerem Wohl ausſchlagen laſſen! Mein Herz iſt ſo voll Sorge, daß ich gar nicht ordentlich denken kann. Wenn ich zu den Unſrigen hinüber komme, ſticht mir's durch's Herz; ſo ſchmerzlich iſt es, dieſe lieben Umgebungen zu verlaſſen, und wer weiß auf wie lange! Doch wir thun das, was wir nach menſchlicher Einſicht für recht und nothwendig erkennen; das möge unſern Muth ſtärken.

28. Mai.

Heute fliegen die Stunden noch unter mannigfaltigen Beſorgungen dahin. Eines drängt das andere. Noch einmal bin ich früh hinüber gelaufen, Luiſchen im Nachtwämschen zu ſehen. Früh Morgens lacht ſie immer am meiſten. Jeder Menſch iſt froher am Morgen, auch ich bin es eben, obgleich nicht viel. Faſt möchte ich wünſchen, wir ſäßen ſchon im Wagen, und doch ſind mir dieſe letzten Stunden noch ſo ſchmerzlich lieb. Bei jedem Stück, das in den Koffer gepackt wird, ſinkt das Gewicht der Sorge und Wehmuth tiefer in mein Herz. Gott wird uns ſchützen und leiten und uns zurück führen, wenn es Zeit iſt. Möge nur auch der alte Graf ſo wohlwollend für uns geſinnt bleiben wie er es bisher geweſen iſt!

Wittenberg, 29. Mai.

Um acht Uhr dieſen Morgen ſaßen wir im Wagen, Grammatik, Dictionnär in einer Taſche neben mir als meine unzertrennlichen Gefährten. Das Herz war mir voll Wehmuth, der Kopf voll franzöſiſcher Vocabeln. Drüben am Fenſter erſchien Luiſchen mit ihrer Mutter im Nachtzeug. Ich wußte mich nicht zu laſſen vor Thränen. Caroline ſprach mir Muth zu. „Laissez-la pleurer! laissez-la pleurer!“ rief Madame L., unſere Reiſegefährtin, pflichttreu die verſprochene Uebung franzöſiſcher Converſation beginnend, noch ehe wir in die Leipziger Straße eingebogen waren.

Köſen, 31. Mai.

Um ſechs Uhr kamen wir hier an. Wir gingen zu Madame Seyler und haben ein paar angenehme Stunden an ihrem Theetiſch verplaudert. Aber man wundert ſich doch ſehr, daß wir beide allein nach Paris wollen. Mein Muth leidet heimlich bei ſolchen Verwunderungen. Doch wie wir in der Welt ſtehen, ſind wir auf das Wagen angewieſen, und bei dieſem Wagniß iſt doch mancher Gewinn gewiß, auch wenn vieles unerfüllt bliebe. Ich werde alles thun, die Zeit recht für die Sprache zu benutzen; nur ſo langen Aufenthalt wünſchte ich mir, dieſen Zweck hinreichend verfolgen zu können.

Weimar, 1. Juni.

Nachmittags beſuchten wir die Schopenhauer. Sie ſaß bei Tiſch und ſah etwas verdrießlich aus. Um ſie herum war alles in Auflöſung. Sie war auf dem Punkt, nach Kunkel am Rhein überzuſiedeln, wohin ihre Tochter Adele ihr ſchon vorausgegangen iſt. Man vermuthet, daß es beſonders die ſtrengen Etiketteverhältniſſe des Hofes ſind, die ſie zu dieſem Schritt bewegen. Auf Carolinens Bemerkung, wie ſie es nur über's Herz bringen könne, von Weimar weg zu gehen, ſo lange ihr alter Freund Goethe lebe, ging ſie wenig ein. Weimar ſey nicht mehr Mode, meinte ſie; Weimar ſey todt.

„Aber, mein Gott,“ fragte ſie Carolinen, „wie

Digitized by Google

kommſt du auf die Idee, nach Paris zu gehen? Was willſt du in Paris? So jung biſt du nicht mehr, um noch viel zu lernen; du wirſt dein Geld verthun und die Reiſe wird dir zu nichts nützen.“ Das war niederſchlagend! Johanna Schopenhauer iſt eine geſcheidte Frau, auf deren Urtheil etwas zu geben iſt; überdem hat ſie von jeher ſich als Carolinens treue und wohlwollende Freundin erwieſen; wie hätten ſo bedenkliche Worte nicht unſern Muth erſchüttern ſollen?

„Komm,“ ſagte Caroline, als wir in ziemlich gedrückter Stimmung unſerem Gaſthof wieder zuſchritten, „laß uns zu dem alten Herrn gehen, vielleicht daß wir wieder anderes Sinnes werden.“ Und wir gingen nach Goethes Hauſe.

Es war ein Augenblick geſpannter Erwartung, ehe der Bediente, der unſere Meldung hinauf trug, wieder erſchien, und mit Herzklopfen forſchte ich nach dem Ja oder Nein in ſeinem Geſicht. Er kam eilig die Treppe herunter und rief uns die beglückenden Worte zu: es werde Sr. Excellenz ſehr angenehm ſeyn. Goethe kam uns mit unbeſchreiblicher Freundlichkeit entgegen. Er war in ſeinem Ueberrock und Schuhen, der Ausdruck ſeiner ganzen Erſcheinung außerordentlich heiter und friſch. Er ſprach frankfurtiſch und empfing uns gleich mit der traulichen Anrede: „Ihr liebe Kinder.“

Wir waren zu guter Stunde gekommen, das fühlte ſich. Immer, ſagt man, wenn er in ſo behaglicher Stimmung iſt, hat er die Gewohnheit, ſein altes Frankfurtiſch zu ſprechen. Caroline ſprach von unſerem Vorhaben, nach Paris zu gehen, und vom entmuthigenden Eindruck, den ſie ſo eben bei ihrer alten Freundin erfahren. Goethe wußte dieſen Eindruck bald zu verwiſchen. „Ich gebe euch zu dem Vorhaben meinen vollen Segen,“ ſagte er. „Ich gehöre nicht zu denen, die dem Menſchen ſo leicht den Muth nehmen. Ich kenne zwar nicht Ihre Verhältniſſe, aber ich kann nur rathen, nicht wankend zu werden. Es iſt durchaus nützlich, daß Sie die Kunſtſchätze von Paris, beſonders die modernen, kennen lernen. Wir Deutſchen thun wohl, zu ſehen, wie die Franzoſen malen; ſie ſind außerordentlich weit in der Technik und wir können viel von ihnen lernen.“

Wie hat ſich unſere Stimmung unter dem Einfluß dieſer goldenen halben Stunde gehoben! Ich bin noch ganz elektriſirt von dem unverhofften Glück. Beim Abſchied war Goethe herzlich wie ein alter, lieber Freund. Caroline dankte ihm und ſagte, ſie hoffe ihn bald wieder zu ſehen; nicht zu lange denke ſie in der Fremde zu bleiben. „Ihr liebe Kinder,“ erwiederte er, indem er uns herzlich umarmend zur Thüre geleitete, „und kämet ihr auch nicht ſo bald wieder, wie ihr denkt, ſo hoffe ich doch, daß ihr mich noch wieder findet, denn ich denke es immer noch eine Weile mit anzuſehen.“ *

Am 9. Juni.

Wir kamen heute über Verdun, Chalons, Epernay. Es war mir wunderbar zu Muth, als ich Nachts im Wagen halb ſchlafend, halb wachend hin und her taumelte und beim Wechſeln der Pferde ſo viele franzöſiſche Stimmen um mich herum hörte. Unſere Meſſagerie iſt von ſechzehn bis achtzehn Paſſagieren beſetzt, darunter einige elſäßiſche Rekruten, die oben auf der Imperiale ihre Plätze haben. Wie überraſchte es mich ſo angenehm, da ich über unſer Geſchick nachdachte, das uns nun auf einmal unter lauter Franzoſen verſetzt, und über mir eine liebe deutſche Stimme hörte: „Chriſchtian, ſchloſſcht? Ach, wie iſcht die Welt ſo wit!“

* Doch war es das letzte mal, daß wir ihn ſahen. Und da wir am 23. März 1832 in Frankfurt Morgens beim Frühſtück ſaßen und uns die Zeitung gebracht wurde, auf deren erſtem Blatt in großen Buchſtaben die Worte ſtanden: „Goethe iſt todt!“ da ergriff uns das Unfaßliche mit namenloſem Gefühl und wir weinten bittere Thränen.

Digitized by Google

Die Porta Westphalica.

(Schluß.)

Am Fluſſe ſind beſtändig breite Uferſtrecken mit Quaderſteinen aller Größen bedeckt, die in die untern Flußgebiete verführt werden. Der „Portaſandſtein“ — unter dieſem Namen iſt das treffliche Baumaterial weit und breit bekannt — hat eine hell bräunliche Farbe und ein ziemlich grobes Korn. Seine Maſſe iſt von dichteren und dunkler gefärbten Strichelchen, Streifen und Knoten durchzogen, die zuweilen wie eingefügte und verſteinerte Baumäſtchen oder Bänder ausſehen. Es ſind Stellen, wo der Sand des Steins mit Eiſentheilen geſchwängert und dadurch härter iſt. An dieſen eigenthümlichen Streifen iſt ein Stück Portaſandſtein ſelbſt dem Laien ſogleich kenntlich. Auf der Oberfläche aller Bauten zeigen ſich dieſe Streifen, die langſam verwittern, erhaben und erſcheinen wie eiſerne Klammern, Nagelköpfe und Knorren.

Die Maſſe dieſes Portaſandſteins, wie er aus dem Gebirge hervorgehoben wird, iſt etwas weich und locker, verhärtet und feſtigt ſich aber in hohem Grade an der Luft. Er iſt daher ein ſehr beliebter Bauſtein, paßt jedoch der Groblörnigkeit wegen beſonders nur zu großen ſoliden Bauten, zu Kirchen, Gemäuern, zu Feſtungswerken, auch zu Hafen- und Brückenbauten, und dient weniger der zierlichen Architektur oder gar der Skulptur, wozu der feinkörnigere Sandſtein vom benachbarten Oberkirchen beſſer iſt, der mit dem Portaſandſteine überall in den Weſergegenden rivaliſirt und ſich oft mit ihm zu denſelben Gebäuden verbindet, indem dieſer dabei zu den feſten, ſoliden Unterwerken, jener zu den oberen Partien und Verzierungen verwendet wird.

Weil das Weſerthal aufwärts hinreichend mit Felſen und Steinen verſehen iſt, ſo hat ſich der Portaſandſtein hauptſächlich in der weiten, ſteinloſen Ebene im Norden der Porta verbreitet. Dort hat er ſeit Jahrhunderten faſt an jedem großartigen Gebäude bauen helfen, ähnlich wie die von mir oben genannten Portaherren (das Geſchlecht der Herren vom Berge) in allen Kirchen und Klöſtern als Biſchöfe oder Aebte und Aebtiſſinnen ſaßen. In der Stadt Minden ſelbſt iſt natürlich faſt Alles, was aus ſolidem Geſtein gebaut iſt, eine Gabe aus dem großen Füllhorn der Porta, ſo namentlich die Mauern und Pfeiler ihres im zwölften Jahrhundert gebauten Doms, der den Platz des alten abgebrannten Doms Karls des Großen einnahm, die Bogen ihrer alten ſoliden Weſerbrücke, die ein Hamburger im ſechzehnten Jahrhundert gebaut und von der im neunzehnten die abziehenden Franzoſen leider zwei Bogen geſprengt haben, und endlich die neuen Feſtungswerke und Thore, welche die Stadt umſchlingen.

Wie die frommen Bürger Bremens ſeit Jahrhunderten unter Portaſandſteinbogen ſonntäglich zum Gottesdienſt einzogen, ſo haben auch die Bewohner der Weſermarſchen bis in's Butjadinger- und Wurſtenerland hinab ihre alten kleinen, dickmaurigen Gotteshäuſer, die ihnen in Kriegszeiten ſo oft als Feſtungen dienten, meiſtens aus dem ſoliden Material, welches die Porta liefert, gebaut. Derſelbe Sandſtein hat auch vieler Orten längs des Weſerſtroms dazu gedient, um die Bollwerke und Hafenbauten der Ufer zu feſtigen. Auch Bremerhaven und Geeſtemünde haben in ihren Baſſins und Kanälen ganze Riffe von Portaſandſtein verſchlungen, wie denn auch der preußiſche Hafen an der Jahde deren jährlich viele bedarf und verſchreibt. Auch die nordweſtdeutſchen Eiſenbahnen haben ſeiner zu manchen Arbeiten bedurft. Viele Portablöcke ſind ſeit langen Zeiten hinaus auch in fremde Lande, nach Petersburg und zur Weichſelmündung gewandert, wo ſie in den letzten Jahren bei den großen Weichſelbrücken verwendet wurden. Die Holländer kennen die Sandſteine aus der Porta und von Oberkirchen ſeit lange und nennen ſie die „bremiſchen Steine,“ weil ſie dieſelben durch Bremer Schiffe erhalten. Sie, die in dieſem Augenblick mit großartigen Eiſenbahnbauten beſchäftigt ſind, haben neuerdings bei der Porta und bei Oberkirchen Baumaterial für nicht weniger als 150 Brücken beſtellt. Es ſcheint faſt, daß ſogar der reiche Rhein nicht in allen Fällen für ſeine eigenen Bedürfniſſe ſorgen konnte und ſich zuweilen an die ſo oft arm geſcholtene Weſer wenden mußte. Unſere Porta hat auch die Feſtung Weſel, welche den Rhein ſchützt, mit Courtinen, Baſtionen und Redouten umgeben.

Schade, daß niemand ſich die Mühe gegeben hat, die Geſchichte dieſer merkwürdigen Steinbrüche unſeres Weſerthores zu erforſchen und zu ſchreiben. Es wäre intereſſant genug, wenn wir bei jedem alten Bruche des Berges die Inſchriften fänden: „Aus dieſer Höhle ging die Cathedrale von Minden, oder der Dom von Bremen hervor,“ oder: „Hier klaubte man Geeſtemünde oder die Feſtung Weſel heraus.“ Kaum erkennt man

Digitized by Google

noch hie und da bei einigen Stellen an dem Mooſe, welches jetzt die Wände bedeckt, daß hier ein ſehr altes Gebäude gebrochen worden iſt.

Dieß wäre ungefähr, was ich über die hiſtoriſche Bedeutung des großen Naturwerks an der Grenze Weſtphalens, über ſeine Einwirkungen auf menſchliche Dinge und namentlich auf die Angelegenheiten Niederſachſens zuſammen bringen konnte. Da bei einem Gegenſtande, wie der, welcher uns beſchäftigt, nichts intereſſanter und belehrender iſt, als Vergleichung, ſo möchte ich hier zum Schluſſe meiner Betrachtung noch einen flüchtigen Blick auf die Bodenverhältniſſe einiger anderer Gegenden werfen, die mit den bei der Porta zuſammentreffenden Erſcheinungen einige Aehnlichkeit haben.

Unſere Weſerketten laſſen ſich unter allen europäiſchen Gebirgen am beſten mit dem Jura der Schweiz in Parallele ſtellen. * Beide beſtehen aus denſelben Schichten, die auch in beiden in derſelben Reihenfolge übereinander liegen. In beiden gibt es nur gehobene Sedimente, nichts Eruptives oder Vulkaniſches; in beiden ſind die großen Längenthäler ähnlich geſtaltet. Nur ſind dieſe im Jura zahlreicher und die Berge bedeutend höher gehoben. Eben ſo iſt denn auch der Jura reicher an Querdurchbrüchen oder Bergpforten, welche dort „Kluſen," franzöſiſch „Cluse," genannt werden.

Wie im Weſergebirge, ſo ſind auch im Jura dieſe Pforten als Durchbrüche und Ausläſſe von Seen und Flüſſen anzuſehen. Jedoch ſind die „Kluſen" des Jura alle — und darin beſteht ein bemerkenswerther Unterſchied von dem uns vorliegenden Falle — ſehr eng, oft nur ſchluchtenartig, von kleinen, meiſt wilden, mehr pittoresken, als nationalökonomiſch wichtigen Bergflüſſen durchſetzt. Nirgends iſt das Gebirge von einem ſo großen ſchiffbaren Strome durchbrochen, wie unſere Weſerkette, nirgends iſt eine dieſer Kluſen ſo ganz bis auf den Boden eingeſchnitten, ſo breit geweitet und ſo ſchön ausgeebnet, wie unſere Porta. Es ziehen daher zwar auch Verkehrswege und Kunſtſtraßen durch dieſe Kluſen des Jura, aber keine ſo bedeutenden, keine zwei- und dreifachen Chauſſeen, keine Eiſenbahnen, wie in der Porta. Vielmehr haben die großen Heerſtraßen, Marſchrouten, Völkerzüge und auch die Eiſenbahnen den Jura bis auf die Neuzeit umgangen. Auch liegt zwar vor der Schwelle jeder kleinen Jurakluſe ein Dörfchen oder Städtchen, die es indeß nicht zu der bedeutſamen hiſtoriſchen Stellung der Portaſtadt Minden auf der Wahlſtatt von Idiſtaviſus gebracht haben.

---

* Nach Bernhard Cotta.

Gibt es im Jura, dem Doppelgänger unſeres Weſergebirges, keine zweite Porta, ſo finden wir ſie in andern Gebirgen Deutſchlands und Europas noch weniger, und ich darf daher wohl ſagen, daß die Porta in den Umriſſen ihrer Geſtaltung und in der Eigenthümlichkeit ihrer Lage einzig in ihrer Art iſt. Es gibt überall unter den zahlloſen Gebirgspforten etwas Aehnliches, es gibt in unſerem Welttheile nichts ihr völlig Gleiches. Nur jenſeits des Oceans, im öſtlichen Theile der Vereinigten Staaten von Amerika, in den Apallachiſchen Gebirgen habe ich allerdings unſere Porta faſt vollſtändig wieder entdeckt. Auch jene Apallachen beſtehen, wie unſere Weſergebirge und wie der Jura, aus mehreren parallel neben einander hinlaufenden Rücken, die, obwohl ſie zum Theil aus ganz anderem Material gebaut ſind, eben ſolche einförmige, bewaldete, wenig hohe Wälle bilden, und von eben ſolchen Thoren durchbrochen werden. Die Amerikaner nennen dieſe Bergthore oder Querdurchſchnitte „Gaps" (Klüfte). Das Wort iſt wahrſcheinlich mit dem germaniſchen „Gaffen" verwandt; Gap = ein klaffendes, gaffendes Thor. Unter dieſen Gaps ſind ſehr viele, welche in Bezug auf Enge und maleriſche Scenerie den Kluſen des Schweizer Jura ähneln, und eben ſo viele, die faſt bis in's Kleinſte auf eine wirklich äußerſt frappante Weiſe unſerer Porta Weſtphalica gleichen.

Ich möchte ſagen, in den Apallachen, die freilich unvergleichlich viel länger, breiter und kettenreicher ſind, als unſer vergleichsweiſe kleines Weſergebirge, gibt es weſtphäliſche Pforten in Menge. Der Potomac, der Delaware, der Susquehanna, faſt alle die großen Ströme Pennſylvaniens und Virginiens, die auch der Weſer an Größe ungefähr gleichkommen, ziehen, wie die Weſer, nachdem ſie durch Kluſen und Transverſalriffe aus einem Längenthale in's andere durchgebrochen ſind, ſchließlich in der Mitte ihres Laufs durch eine weite, flache Pforte, bei deren Anblick es den niederdeutſchen Reiſenden ordentlich anheimelt, aus der Gebirgsterraſſe in die breiten Ebenen hinaus, die ihnen eben ſo weit geſtreckt bis zum Ocean vorliegen, wie die norddeutſche Heideebene unſerem Weſerthor.

Einige jener amerikaniſchen Portas ſind im jetzigen unglücklichen Kriege ſchon durch kriegeriſche Ereigniſſe berühmt geworden, z. B. die oft genannte Harpers Ferry. Auch liegt zwiſchen der Lippe eines jeden dieſer Bergthore ein amerikaniſches Städtchen oder eine Stadt, wie unſer weſtphäliſches Minden.

Da allem Geſagten zufolge unſere Porta zwar nicht in Amerika, aber doch in Europa und namentlich in Deutſchland in ihrer Art ſo einzig daſteht, ſo war es auch gewiß nicht unnatürlich, daß ſich für ſie ein

Digitized by Google

lateiniſcher Name unter den Leuten verbreitete. Nur die römiſche Weltſprache ſchien unſern modernen Geographen geeignet, den Ruhm dieſes Thores zu verkünden. Die Römer ſelbſt haben zwar ſowohl anderswo, als auch namentlich in Deutſchland das Wort Porta zur Bezeichnung von Bergdurchbrüchen angewandt. So nannten ſie den Einſchnitt im Schwarzwalde beim jetzigen Pforzheim Porta Hercyniae, einen andern Bergriß in Tirol Porta Claudia. Des Germanicus Leute mögen auch den unſrigen ſchon eine „Porta“ (nach dem, was ich oben bemerkt, vielleicht „Porta Herculis“) genannt haben. Nichts deſtoweniger iſt natürlich nicht daran zu denken, daß die jetzige Faſſung des Namens von den Römern, die noch kein „Weſtphalen“ kannten, herrühren könnte. Leider habe ich nichts Gewiſſes über die Entſtehungs- und Verbreitungsgeſchichte des Namens Porta Weſtphalica ausmitteln können, vermuthe aber, daß er ſehr modernen Urſprungs iſt. Ich glaubte anfänglich, er möchte aus dem Latein des Mittelalters ſtammen und von den Biſchöfen und Geiſtlichen, die ſich im Angeſicht der Porta niedergelaſſen, erfunden ſeyn. Allein ein in den mittelalterlichen Urkunden und Chroniken der mittleren Weſergegend ſehr beleſener Gelehrter, an den ich mich deßwegen wandte, ſchrieb mir, der Name ſey ihm in älteren Schriften niemals vorgekommen. Ich ging dann auf die Geographie des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts zurück und konnte ihn auch dort nirgends finden. Der alte treffliche Merian erwähnt bei Gelegenheit ſeiner Beſchreibung der Stadt Minden der Porta Weſtphalica in folgender Weiſe: „Es gehört auch hieher Bergen an der Weſer oder Haus zum Berge, ſo ein Paß iſt und eine Meile Weges von der Stadt Minden gelegen.“ — Ja ſogar der fleißige und weitläuftige Büſching, der Begründer der neueren Geographie aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, hat die Porta Weſtphalica weder unter dieſem, noch unter einem andern Namen erwähnt. Dieſe alten Geographen hatten keine Augen weder für Naturſchönheiten, noch für die hiſtoriſche Wichtigkeit geographiſcher Verhältniſſe. Erſt ſeit etwa ſechzig Jahren findet ſich der Name Porta Weſtphalica bei den Reiſeſchriftſtellern und in den geographiſchen Handbüchern. Daß er ſeit dem Jahr 1800 exiſtirt, kann ich mit Beſtimmtheit nachweiſen. Recht verbreitet und berühmt wurde er erſt neuerdings, ſeitdem man beſſer gelernt hat, die Natur in ihren Werken zu würdigen und die lange Zeit verkannten Einflüſſe der Bodenconfiguration auf menſchliche Angelegenheiten mehr zu beachten.

Der lateiniſche Name iſt jetzt allen Leuten ſo geläufig geworden, daß er alle einheimiſchen deutſchen Benennungen, wenn es deren gegeben, vollſtändig verdrängt hat, und daß man ſich vergebens bemüht, unter dem Volk einen andern gangbaren populären Namen aufzuſpüren. Ich habe ſelbſt die Waldleute und Hirten der Loccumer Berge, die in der Ferne beſtändig die klaffende Porta vor Augen haben, befragt, ob ſie nicht einen ächten niederſächſiſchen Namen für das Ding hätten, konnte ſie aber zu keinem Geſtändniß bringen. Sie miſchten ihrem Plattdeutſch immer jenen lateiniſchen Titel ein. Höchſtens verkürzten ſie ihn wohl zu „de Pohrto.“ Eben ſo iſt es mit den andern Umwohnern.

Ich habe zwar häufig geleſen, das Volk der Umgegend bediene ſich gewöhnlich des Namens „Weſer-Scharte.“ Indeſſen will mir dieſer Name in ſeiner ſo verſtändig zuſammengeſetzten Weiſe nicht recht volksmäßig erſcheinen; auch iſt er mir bei meinen Geſprächen mit den Bauern jetzt wenigſtens nicht in den Wurf gekommen. Die Weſerſchiffer und auch die Landleute im Innern Weſtphalens, wenn ſie von dieſer Lokalität reden, ſcheinen dabei die großartige Naturſcene eben ſo ganz zu überſehen, wie die alten Geographen gethan. Sie bezeichnen den Punkt meiſt nur mit dem Namen des kleinen Orts Hausbergen, der innerhalb ſeines Thores liegt, und ſprechen z. B. nicht: „wir fuhren durch die Porta,“ ſondern: „wir paſſirten Hausbergen.“ Der Mangel eines durchgreifenden populären Namens für die Porta iſt um ſo auffallender, da doch deren für viel kleinere Bergthore der Nachbarſchaft, z. B. für die Wallücke, die Döhrenſchlucht und andere ſeit alten Zeiten exiſtiren.

Manche deutſche Patrioten, die Anſtoß an der fremden Benennung nahmen, haben geſucht, den etwas matten Namen „Weſer-Scharte“ in Schwung zu bringen. Ich glaube kaum, daß ſie damit gegen die ganz eingewurzelte Porta Weſtphalica ſiegreich ſeyn werden. So viel ich weiß, iſt außer der ſchon genannten Porta Claudia in Tirol die einzige ähnliche lateiniſche Benennung in der Geographie unſerer deutſchen Gebirge die Porta Eichsfeldica oder Eichsfeldiaca, die einen Durchbruch des eichsfeldiſchen Bergzuges in der Nähe von Nordhauſen bezeichnet.

Digitized by Google

Genfer Skizzen.

II.

(ſ. Nr. 12.)

Was die Herolde des Lenzes, die erſten milden Tage im Februar verhießen, das haben die folgenden Monate in reichem Maße gehalten. Und ein Frühling am Genfer See vermag herrliche Schätze und reiche Gaben zu ſpenden. Schon im März prangte die Landſchaft im üppigſten Grün, der Anfang Aprils brachte die Blüthe der Obſtbäume, und wie oft ſeit jener Zeit haben die berühmten Parks der Umgebung von Genf ihr Blumengewand gewechſelt, um ſtets in prächtigerem Schmuck zu erſcheinen! Der ganze Canton ſcheint ein weiter, blühender Garten, in deſſen Mitte die Hauptſtadt liegt, ſich anſchmiegend an den Buſen des blauen Sees. Nichts gleicht der Baumpracht in dieſem Garten.

Die Kaſtanie iſt ein Lieblingsbaum der Genfer und erreicht hier in der That eine Größe und, ich möchte ſagen, claſſiſche Vollendung der Form, wie kaum irgend ſonſt wo. Ein majeſtätiſcher Anblick, dieſer herrliche, in gewaltige Aeſte ſich theilende Stamm, mit dem üppigſten dunkeln Laube übergoſſen, aus welchem tauſende der kerzenförmigen weißen und rothen Blüthen hervorſchauen. Es ſind coloſſale Chriſtbäume, welche Mutter Natur, wenn ſie ihre prächtige Weihnachtsbeſcheerung im Maien hält, ihren Kindern angezündet hat. Den Kaſtanien, dieſen Königen der landſchaftlichen Umgebung Genfs, ſtellen ſich Nuß- und Lindenbäume, oft bis in die hohe Krone von Epheu umrankt, die ſchlanke, dunkle Tanne, die Akazie und andere Zierbäume in buntfarbigem Blüthenſchmuck zur Seite. So könnt ihr an thaufriſchem Morgen oder Abends, wenn die Sonne ſich dem Jura zuneigt, ſtundenlang auf den ſchattigen Pfaden, welche zwiſchen dieſen „Campagnen“ hinlaufen, fortwandeln und euch in einen blühenden Hain verſetzt glauben, den ein Heer von Singvögeln bevölkert.

Aber es iſt Täuſchung. Die ächte Waldesfriſche und der ächte Walddunſt fehlt und der Wundervogel, der das Lied von der Waldeinſamkeit ſang, würde hier vergebens nach dem Ziel ſeiner Sehnſucht ſeufzen. Die Vögel, die ihr hier hört, ſind größtentheils halbzahme, ſo zu ſagen halb civiliſirte Sänger, und es iſt mir oft vorgekommen, als ob ſie in ihren Liedern die Töne der Opernarien oder des Claviergeklimpers nachahmten, die ſie jahraus jahrein aus den offenen Fenſtern der Landhäuſer dringen hören. Auch Waldgötter und Dryaden, wie ſie den claſſiſchen Hain, Wichtelmännchen, Mooswelbchen, verwünſchte Prinzeſſinnen und Drachen, wie ſie den romantiſchen Wald bevölkerten, würdet ihr hier vergebens ſuchen. Die Feen, welche einſt dieſes Gebiet in grauer Vorzeit bewohnten, ſind längſt in's benachbarte Savoyiſche ausgewandert, wo ſie noch hie und da in ſchattigem Waldgebüſch oder kühler Felſengrotte hauſen ſollen. Wohl kann es euch noch einmal in der Nähe von Genf begegnen, daß ihr einen Satyr findet, der eine Nymphe verfolgt; aber der Satyr trägt flanellene Unterhoſen und die Nymphe zwar nicht ein eiſernes Herz, aber eine eiſerne Crinoline.

Nein, bei aller üppigen Naturſchönheit hört doch in der nächſten Umgebung von Genf die Romantik auf und die Cultur und Civiliſation macht ſich ſo breit, daß für jene kein Platz mehr bleibt. Wirklicher Wald exiſtirt im Canton eben ſo wenig wie Förſter oder wirkliche Jäger, denn der Genfer Sonntagsjäger, der Spatzen für Feldhühner ſchießt, kann natürlich eben ſo wenig zählen wie der berühmte Berliner „Jeuſenjäger.“ Hätte man nicht überall den erhebenden Anblick der Gebirge, der grünen Berghalden des Jura, der wilden Felſenwände des Salève, der weiten Schneefelder und zackigen Gipfel der ſavoyiſchen Hochalpen, man könnte ſich unter all der Agricultur und Gartenkunſt förmlich beengt fühlen. So aber hebt der Gegenſatz einen ſolchen einſeitigen Eindruck auf, ja die wohl angebaute Gegend erſcheint nur noch ſchöner in ſolch wilder Umgebung. Außer den Landſtraßen und jenen ſchattigen Pfaden befindet ſich wohl ſo ziemlich die ganze Grundfläche des Cantons in Privathänden und man hat den Raum auf's Beſte benutzt.

Fehlt nun zwar der Wald, ſo kann man ſich doch, auf jenen ſtillen Pfaden im balſamiſchen Abenddunſt hinwandelnd, romantiſcher Träumerei nach Herzensluſt überlaſſen. Man kann an ſo manches denken, was in den glänzenden Räumen jener Villa einſt geſchah, ſich ſo manche Scene ausmalen, die in dem eleganten Salon oder dem traulichen Boudoir dieſes Landhauſes ſpielte, die Phantaſie kann die dunkeln Baumgänge und ſtillen Gebüſche mit ſo manchen Geſtalten bevölkern, die ſich bald ſuchen, bald fliehen, bald einſam vor ſich hinwandeln.

Träume ſind zollfrei wie die Gedanken. Aber ſo üppig und fruchtbar eure Einbildungskraft in Erfindung

Digitized by Google

neuer Bilder ist, ihr würdet dennoch vielleicht hinter der Wahrheit zurückbleiben. Man bedenke nur, wie dieses Fleckchen Erde, welches heute den schweizerischen Canton Genf bildet, seit einigen Jahrhunderten ein Sammelplatz vornehmer, ausgezeichneter und reicher Fremden geworden, wie manche der Erdengötter, Fürsten und Herren, berühmte Staatsmänner, Philosophen, Schriftsteller und Dichter, schon in diesen reizenden „Campagnen" beherbergt worden sind. Eine Geschichte dieser Genfer Villen wäre ein Stück europäischer Culturgeschichte, aber auch der Romandichter würde den dankbarsten Stoff in Hülle und Fülle hier finden.

Auch die allernächsten Umgebungen Genfs, ja das Innere der Stadt selbst sind so reich an schönen Spaziergängen wie keine andere Schweizer Stadt. Da liegt zunächst in südwestlicher Richtung das von der gleichnamigen Vorstadt umgebene Plainpalais, eine beträchtliche, mit sammtweichem Rasenteppich überzogene Ebene, deren äußern Saum eine doppelte Reihe prächtiger Kastanien und Linden einfaßt. Plainpalais dient als Exercierplatz für die Miliztruppen und zu verschiedenen Volksfesten, während die Alleen den Spaziergängern kühlen Schatten gewähren. Zahlreiche Wein-, Bier- und Kaffeewirthschaften befinden sich in der Nähe. Den der Stadt oder richtiger der Carouger Straße und dem neuen Boulevard zugekehrten Theil nehmen im Sommer gewöhnlich verschiedene Schaubuden, Circus, Menagerien und dergleichen ein. So ist Plainpalais für die Genfer, was der Thiergarten für die Berliner, der Prater für die Wiener.

Jenseits der Carouger Straße und noch näher der Stadt zu liegt die wiederum mit herrlichen alten Linden- und Kastanienbaumgängen besetzte Bastion Bourgevis, an welche sich unmittelbar der von de Candolle 1816 und 1817 angelegte botanische Garten reiht. Gerade über diesem erhebt sich, von gewaltigen Mauern gestützt, steil der Hügel, auf welchem die obere Stadt thront. Der Rand dieses Hügels ist, gewissermaßen wie mit einem Balcon, mit einer breiten und langen Terrasse, der sogenannten Treille, eingefaßt. Mehrere Reihen mächtiger Kastanien gewähren auch in der glühendsten Mittagssonne einen undurchdringlichen Schatten, und kühle Lüfte wehen vom Jura herüber. Zwei Alleen führen hinunter nach der Corraterie und der Rue de Calabri zu.

Von den Bänken der Treille genießt man die reizendste Aussicht, zunächst auf die Gebüsche und stattlichen Baumgruppen des in der Tiefe gelegenen botanischen Gartens und der Bastei und dann auf die zur Rechten daran stoßende schöne Place Neuve. Weiter hinaus hat man die ausgedehnte Vorstadt Plainpalais vor sich und über diese erhebt sich die wellenförmige, mit zahlreichen Dörfern und Landhäusern besäete Ebene von Lancy, ein Bild der Fruchtbarkeit und des ländlichen Fleißes. Links auf savoyischer Seite läuft die Bergkette, welche den Salève, diese charakteristischste unter den Gebirgsformationen in der Nähe Genfs, fortsetzt, rechts der hier kurz vor seinem Ende sich noch einmal zu gewaltigen Massen aufthürmende Jura. Beide Gebirgszüge scheinen sich im Westen in einem Winkel zu nähern, dessen offene Spitze das Felsenthor bei Fort l'Ecluse bildet, durch welches die Rhone, bis dahin ein brausendes, ungestümes Gebirgskind, ihren Einzug in das schöne Frankreich hält.

Die obere Stadt hat auf ihrer Ostseite noch eine ähnliche Terrasse, die Place St. Antoine. Die von Kastanien, Linden und Platanen beschattete Plattform bietet in ihrer nordöstlichsten Spitze eine wahrhaft prachtvolle Aussicht über den See und die zunächst an demselben gelegenen untern Stadttheile. Weithin bis zu den amphitheatralisch emporsteigenden Ufergeländen der Waadt kann man die blaue Fläche verfolgen, durchfurcht von dem raschen Räderschwung der Dampfschiffe und den feierlich langsam dahingleitenden Barken, die mit ihren weißen lateinischen Segelpaaren majestätisch daher rudernden Schwänen gleichen. Rechts tritt hier von savoyischer Seite die zum großen Theil bewaldete Kuppe des Voirons weit in den See hinein. Zwischen dieser und dem Petit-Salève sieht man landeinwärts den sattelförmigen und in seinen untern Regionen gleichfalls bewaldeten Möle, der östlich in einer kahlen, zuckerhutförmigen Spitze ausläuft.

Place St. Antoine und Treille stoßen unmittelbar an das Stadtviertel, in welchem die älteren und reicheren Genfer Geschlechter ihre Wohnsitze haben, die noch seltener ihre Besitzer zu wechseln pflegen als die alten Stammschlösser unseres hohen Adels. Schon dieser Nachbarschaft wegen gelten jene beiden Plätze als die Lieblingsspaziergänge der Aristokratie. Wer Typen der Genfer Gesellschaft, ohne in diese selbst einzudringen, kennen zu lernen sucht, der kann sie hier in der That finden, besonders zu gewissen Stunden und in der Jahreszeit, wo das vornehme Genf noch nicht auf das Land übergesiedelt ist. Man bemerkt dann dort unter den weiblichen Besuchern manches feine Gesicht, manchen schlanken und zierlichen Wuchs, eine einfache, aber geschmackvoll gewählte Toilette. Eine überaus sittige Haltung zeichnet diese Frauen der vornehmen Genfer Welt aus, und Fremden, welche an den freien Ton der europäischen Hauptstädte gewöhnt sind, mögen sie im ersten Augenblick wohl etwas kalt, selbst puritanisch abtehnend vorkommen. Begegnen sich diese Damen, so wird man selten lebhafte Begrüßungen und eifrige

Digitized by Google

Unterhaltung bemerken, wie sonst bei Frauen französischer Zunge. Alles geht überaus glatt, peasionsmäßig geregelt ab, die Schule und Erziehungskunst blickt durch, ohne daß daraus irgend welche Steifheit folgt. Vor dieser und einer jeden Prüderie, wie sie sich wohl in England findet, sind die Genferinnen gerade durch ihr angeborenes französisches Naturell bewahrt, welches zwar sorgfältig gezogen, aber keineswegs unterdrückt ist.

Die Genfer Erziehungskunst hat es verstanden, eine ächt französische Höflichkeit zu schaffen, welche bei aller Beweglichkeit der Form doch das Gefühl und die natürliche Lebhaftigkeit in bestimmten, eng abgemessenen Schranken zu halten weiß. Diese Erziehungskunst hat namentlich bei dem weiblichen Geschlecht bald nach der Reformation feste Wurzeln geschlagen, und es ist bekannt, wie schon seit mindestens zwei Jahrhunderten Genf bei der Aristokratie der verschiedensten protestantischen Länder Europas für eine Stadt galt, wohin man seine Söhne, um sie in die Gesellschaft einzuführen und ihnen den „socialen Schliff" zu geben, senden könne, ohne die Sittlichkeit der jungen Leute irgend welcher Gefahr auszusetzen. Von den Genfer Damen lesen wir z. B. in Keyßlers, seiner Zeit mit Recht so berühmtem Reisewerk folgende Notiz: „Der Umgang mit Frauenzimmer kann hier auch mehr Nutzen stiften als an andern Orten. Es hat solches viele französische und freie Manieren an sich, die gute Erziehung aber und die von Jugend auf eingeflößte Lehren zur Ehrbarkeit, welche durch keine öffentlich regierende Laster und Lüderlichkeit verderbt, sondern durch die trefflichen Vermahnungen der Geistlichen und durch gute Polizeigesetze immer gestärket werden, machen, daß es auch tugendhaft ist, und würde derjenige gewiß blind ankommen, welcher aus ihrem ungezwungenen Umgange urtheilen wollte, es brauche keine große Weitläufigkeiten, von ihnen etwas Ungeziemendes zu erhalten. Hingegen kann man von den französischen Mädgens, insonderheit den Parisern, überhaupt urtheilen, daß sie viele freie Manieren und dabei wenig Tugend besitzen, daher ihre Gesellschaften jungen Leuten mehrentheils nicht anders als gefährlich seyn können." * In Genf hat sich seitdem vieles geändert, die Stadt hat sich den Namen des schweizerischen Paris erworben; allein auch im Zeitalter des Materialismus haben sich die Frauen der Classe, von welcher wir hier sprechen, den Ruf seiner und züchtigster Sitte zu erhalten gewußt, so sehr auch sonst Luxus und Leichtfertigkeit in andern Kreisen überhand genommen haben.

Auch die Männer, welche wir unter den schattigen Baumgängen der Treille lustwandeln sehen, repräsentiren zum großen Theil noch das alte Genf. Auch ihnen ist ein bestimmter Typus aufgedrückt, der sich als die männliche Ergänzung jener Frauengestalten kennzeichnet. Man findet gewöhnlich einen schlanken, mehr zur Magerkeit als zur Leibesfülle neigenden Wuchs, glatte, feine Gesichtszüge, saubere und gewählte, alles Auffallende vermeidende Kleidung, würdige, gemessene Haltung. Bei den älteren Herren, deren Erziehung in eine etwas frühere Periode fällt, ist neben freundlichem Ernst der Mienen ein gewisser weltmännischer, ich möchte sagen diplomatischer Zug nicht selten, das Erbtheil der Verbindungen, in welchen viele Familien mit der vornehmen Welt des Auslandes, ja selbst mit manchen Höfen standen und stehen. Man weiß ja, wie viele Genfer seit Jahrhunderten bald als Militärs, bald als Erzieher fürstlicher und anderer vornehmer Söhne, bald als Staatsmäaner und Diplomaten ihr Glück gemacht, und oft selbst eine hervorragende Rolle im Ausland gespielt haben.

Die früher lebhaften und mannigfaltigen Beziehungen zu den herrschenden Kreisen von Paris sind seit der Februarrevolution unterbrochen. Die Genfer Aristokratie ist orleanistisch gesinnt und man muß ihr zum Ruhm nachsagen, daß sie keine Annäherung an den zweiten December gesucht hat, wenn schon ein halbes Jahrhundert früher unter dem ersten Kaiserreich einzelne Ausnahmen sich in die Zeit geschickt hatten und der neuen Ordnung der Dinge nicht ganz aus dem Wege gegangen waren. Indessen war Napoleon I. mit seinen neuen Unterthanen am Leman niemals sehr zufrieden und pflegte zu sagen: „on parle trop bien anglais à Genève." Als am Jahresschluß 1813 plötzlich die österreichischen Fahnen von den Rebenhügeln des Waadtlandes herab wehten und eines schönen Morgens die Spitze des deutschen Heeres vor der Porte Cornavin erschien, da zeigte es sich, daß der große Kaiser in seinen Gefühlen sich nicht gerade getäuscht hatte. Die französische Herrlichkeit stürzte auch in Genf zusammen wie ein Kartenhaus und ließ glücklicherweise nichts zurück als eine Abneigung gegen den Napoleonismus, welche in unsern Tagen bekanntlich neue Nahrung genug erhielt.

(Fortsetzung folgt.)

* Joh. Georg Keyßlers neueste Reise durch Deutschland, Böhmen, Ungarn, die Schweiz, Italien und Lothringen. 2 Bde. Hannover, 1740.

Literatur.

Ein Münchner Dichterbuch. Herausgegeben von Emanuel Geibel. 1862.

Ein Münchner Dichterbuch hat ſchon wegen der Bedeutung, welche die bayeriſche Hauptſtadt unter der Sonne königlicher Huld für die Pflege der Poeſie überhaupt und der Lyrik insbeſondere in neueſter Zeit gewonnen hat, und auf Grund des guten Klanges, deſſen ſich die Namen Geibel, Bodenſtedt, von Schack, Heyſe, Lingg u. a. durch ganz Deutſchland und weiter zu erfreuen haben, auf die Erweckung eines beſonders lebhaften Intereſſes Anſpruch; das vorliegende verdient aber ein ſolches auch durch die Schönheit und Gediegenheit des thatſächlich in ihm gebotenen Inhalts.

Bücher, deren Gaben von verſchiedenen Autoren herrühren, können ſelbſtverſtändlich nicht ein ſo einheitliches und charakteriſtiſches Gepräge tragen, wie ſolche, die wirklich aus dem Kern eines Einzelgeiſtes hervorgeſproßt ſind, und es läßt ſich daher auch ſchwerer ſagen, worin eigentlich bei ihnen das Eigenthümliche, das ſie beſonders Auszeichnende beſteht. Auch von dieſer Sammlung gilt dieß in gewiſſem Grade; dennoch läßt ſich an ihr, trotz der Mannigfaltigkeit der in ihr zuſammengeſtellten Blüthen, ein gewiſſer gemeinſamer Typus und ſich durch alle Farbennüancen hindurchziehender Grundton nicht verkennen, und wir glauben denſelben nicht kürzer und einfacher bezeichnen zu können, als durch Ableitung deſſelben aus dem vorbildlichen Einfluß, den die Poeſie des Herausgebers, wie auf die Lyrik der Gegenwart überhaupt, ſo auch auf die Dichter ſeiner nächſten Umgebung, zumal die jüngeren derſelben, ausgeübt hat. Im Allgemeinen wird man daher alle diejenigen Vorzüge, welche der Poeſie Geibels hauptſächlich zur Auszeichnung dienen — Feingefühl für das allgemein Anmuthende und rein Schöne, taktvolle Wahl und maßvolle Durchführung der Motive, lebendige Inſceneſetzung farbenfriſcher Phantaſie- und Erinnerungsbilder, Eurhythmie und Wohlklang der Sprache und bei aller Strenge doch leichte und wohlgefällige Behandlung der Form — mehr oder minder ausgebildet auch in dieſen Dichtungen als die ſie beſonders auszeichnenden Eigenſchaften wieder finden, und eben ſo wird man ſolche Reize und Effekte der Poeſie, die im Ganzen der Lyrik Geibels ferner liegen — kecke, pikante Komik, blitzartig einſchlagende Witzfunken und einſchneidende Satire einerſeits, ſo wie gemüthaufwühlende Leidenſchaftlichkeit und titaniſche Kühnheit der Gedanken und Tendenzen andererſeits — durchſchnittlich auch hier ſparſamer vertreten und minder vollkommen ausgeprägt antreffen. Nach ſeinem Totaleindruck bewegt ſich alſo das Münchner Dichterbuch mehr in den centripetalen als centrifugalen Regionen des Schönen und gründet ſeine poetiſche Wirkung mehr auf Maaß und Harmonie, als auf die äſthetiſche Anziehungskraft der dagegen ankämpfenden Mächte.

Innerhalb dieſes ſeines allgemeinen Grundcharakters iſt die Verſchiedenartigkeit der Dichter, welche zum Buche beigeſteuert haben, immer noch groß genug, um auch dem Bedürfniß nach Abwechslung und Neuheit zu genügen; und wie durch die mehr oder minder ſich geltend machende Selbſtſtändigkeit der Autoren iſt für dieſes Bedürfniß auch durch die Mannigfaltigkeit der Stoffe und Formen geſorgt. Im Ganzen haben ſich an demſelben fünfzehn Dichter mit 120 verſchiedenen Dichtungen betheiligt, worunter zwei von größerem Umfange („Hugdietrichs Brautfahrt" von Wilhelm Hertz und „Rafael" von Paul Heyſe) der entſchieden epiſchen Dichtungsgattung, neun der Gattung der Balladen und Romanzen, und alle übrigen den verſchiedenen Arten der Lyrik angehören. Unter dieſen iſt beſonders das Fach der erotiſchen und Landſchaftspoeſie ſtark vertreten; daneben fehlt es aber auch nicht an elegiſchen, patriotiſchen, didaktiſchen, epigrammatiſchen und anderen Gedichten.

Eröffnet wird der Reigen durch „Hugdietrichs Brautfahrt" von W. Hertz, unbedingt die heiterſte Dichtung der ganzen Sammlung, aber auch eine der anmuthigſten und poeſiereichſten. Sie erzählt, wie der König Walmund ſein ſchönes Töchterlein Hildegart dergeſtalt liebt, daß er ſie keinem Freier geben will und ſie deßhalb in einem Thurme von allen Männern abſperrt, wie aber Hugdietrich von Byzanz, als Jungfrau verkleidet, trotzdem von dem Alten ſelbſt bei ihr eingeführt wird und ſich auf dieſe Weiſe zuerſt ihre Liebe und endlich auch ihre Hand zu gewinnen weiß. Die Darſtellung iſt von Anfang bis zu Ende leicht und friſch, minnig und ſinnig, von ungekünſtelter Naivetät und körniger Laune. Wie des Autors ſelbſtſtändig erſchienenes Gedicht „Lanzelot und Ginevra" erinnert auch dieſes in Form und Haltung an Gottfried von Straßburgs „Triſtan und Iſolde" und darf ſicherlich auf eine nicht minder beifällige Aufnahme wie jenes rechnen.

Ihm ſchließen ſich zunächſt „Lieder und Balladen" von Adolf Friedrich von Schack an, im Ganzen fünfundzwanzig verſchiedene Gedichte. Sie ſind ſämmtlich ernſten, ja die „Lieder" größtentheils melancholiſchen Charakters. Wie im Herzſchen Gedicht der Scherz, ſo iſt in ihnen der Schmerz und die Klage am vollkommenſten vertreten. Es ſind Ergüſſe der tiefſten Empfindung, Nachwehen vom „Gram der Jugend." Sie ſind in jedem Wort und Hauch vom Geiſt der Wahrheit durchdrungen, reich an eigenthümlichen, individuellen Zügen und dabei gleichwohl von einer Objektivität und Anſchaulichkeit, daß uns die in ſie

verwebten Stimmungsbilder faſt wie in ſichtbaren Formen und Farben ausgeführt und zugleich in dramatiſcher Beweglichkeit vor die Augen treten. Welch meiſterhafte Ineinanderverarbeitung der innern Stimmung und äußern Anſchauung liegt z. B. in dem folgenden Nachtgemälde:

Wie öd und ausgeſtorben Alles,
Und dennoch tönt aus jedem Gaag
Ein Flüſtern mir, ein leiſes Regen,
Das mich mit Schauder füllt, entgegen;
Ein Echo gleitet matten Schalles
Geheimnißvoll die Wand entlang.

Oft flieht mein Schlaf in nächt'gen Stunden,
Wenn im Kamin das Heimchen zirpt;
Die Wanduhr, die ſeit Jahren ſtumme,
Beginnt von neuem ihr Geſumme,
Als ob ſie zählte die Sekunden
Am Bett des Kranken, eh' er ſtirbt.

Dann rauſcht es in den Vorhangfalten,
Auf allen Treppen wird es laut,
Ich höre Rufe, wehgebrochen,
Und an den Thüren ſchallt ein Pochen,
Ein Schimmer gleitet durch die Spalten,
Vor welchem meine Seele graut.

Bewegen ſah' ich ſich die Klinken
Von Händedrücken, mir bekannt;
Ich öffne, und im matten Lichte
Schau'n mit gebleichtem Angeſichte
Mich Schattenbilder an und winken
Zurück mir mit der weißen Hand.

Hinweg! hinweg! Von allen Seiten
Starrt Schrecken hier auf mich herab!
In dieſem Haus erſtarb das Leben,
Doch irrend noch zur Nachtzeit ſchweben
Die Geiſter der vergangnen Zeiten
Um meiner Jugendfreuden Grab.

Von gleich ergreifender Wirkung ſind alle übrigen der Klage gewidmeten Lieder, ſo ſehr ſie ſich auch durch den in ihnen angeſchlagenen Grundton von einander unterſcheiden. Zu den wirkſamſten gehören jedenfalls Nr. VI, XIV, XV und XVII. Unter den drei in Schillerſchen Formen vorgetragenen „Balladen“ iſt uns „Metella“ als die eigenthümlichſte und ergreifendſte erſchienen.

Hieraus folgen „Erinnerungen aus Griechenland“ von Emanuel Geibel, im Ganzen ſiebzehn einzelne Gedichte. Er entfaltet uns darin eine Reihe von lieblichen, vorherrſchend heitern Bildern aus dem ſchönen Hellas, wie ſie das Auge eines Dichters ſchaut und die Meiſterhand eines Künſtlers in mehr zwanglos ſkizzirender, als peinlich ausführender Weiſe nachzeichnet. Der Geſammteindruck, den man durch ſie empfängt, entſpricht dem Eindruck, den der Dichter von der Natur und dem Volksleben der durchwanderten Gegenden ſelbſt empfangen und am kürzeſten in folgenden Verſen ausgedrückt hat:

Ob die Fabelwelt der Dichter
Längſt zerronnen: hoch und rein
Spielt um dieſe Angeſichter
Noch von ihr ein Widerſchein.

Und in fremder Märchenhülle,
Wenn ſie dir vorübergehn,
Glaubſt du Phöbus Lockenfülle,
Aphroditens Reiz zu ſehn.

Zwiſchendurch wird's ihm freilich inmitten der helleniſchen Schönheit auch einmal ungemüthlich, und ſtatt nach dem Platoniſchen Gaſtmahl, das ein Freund in einem froſtigen, riſſigen Gartenſaal mit ihm leſen will, ſehnt er ſich „nach Punſch und nach einem deutſchen Ofen;“ indeß auch dieß geſtaltet ſich ihm poetiſch und hat nur zur Folge, daß ſich zum Preiſe griechiſcher Schönheit auch ein Ausbruch deutſchen Humors geſellt. Unter den ernſteren dieſer Lieder ſind beſonders Nr. IX, ein Preisgeſang auf Sophokles, und das Schlußgedicht vom Schlachtfeld bei Chäronea mit einer beherzigenswerthen Apoſtrophe an das deutſche Vaterland hervorzuheben.

Hieran reiht ſich ein philoſophiſches Gedicht: „Dreiklang des Lebens,“ von Mariz Carriere, in drei Abtheilungen, von denen die erſte die unmittelbare Schönheit und Vollkommenheit des Lebens, die zweite ſeine Bitterkeiten und Qualen, und endlich die dritte die Verſöhnung dieſes Gegenſatzes durch die ſittlich religiöſe Kraft ſchildert. Das Gedicht ſpricht in würde- und wohlklingender Sprache tiefe, ewige Wahrheiten aus und verdient vor vielen andern Gedichten didaktiſcher Gattung ſchon wegen ſeines concreten Gedankenausdrucks und des Wohllauts ſeiner Terzinen den Vorrang. Der Grundgedanke der dritten Abtheilung wäre vielleicht noch concentrirter zu faſſen geweſen.

Nach dieſen Gaben folgt eine Reihe „Vermiſchter Gedichte“ von V. J. Scheffel, W. Hertz, Fr. Bodenſtedt, J. Graße, M. Mayr, J. Schratt, S. Lichtenſtein, M. Beilhack, F. Dahn, H. Leuthold und E. Geibel, denen ſich in beſondern Abtheilungen noch „Gedichte von Hermann Lingg und „Lieder und Balladen“ von Hans Hopfen anſchließen.

Die Spenden von Scheffel ſind heitere Klänge aus der bayeriſchen und Salzburger Alpenwelt. Das ergötzlichſte derſelben iſt jedenfalls: „Ad Thaliarchum,“ eine Uebertragung der bekannten Horaziſchen Ode auf die heimathlichen Verhältniſſe. An den Hertz'ſchen Liedern, theils erotiſchen, theils elegiſchen Charakters, thut beſonders die Einfachheit und Natürlichkeit ihres Ausdrucks wohl. Eines derſelben iſt von Rab. v. Hornſtein in Muſik geſetzt und dieſe Compoſition der Sammlung als Beilage angefügt. Bodenſtedt, leider nur durch drei Beiträge vertreten, bietet uns zunächſt ein ſehr ſchönes Sonett: „Völkerhaß,“ mit dem Grundgedanken:

Digitized by Google

„Doch Gott will nicht, daß Volk und Volk sich meide:
Das Meer bis zu des Erdballs fernsten Rändern
Wogt als Vermittler zwischen allen Ländern,
Es trennt zwei Welten und vereinigt beide,"

und läßt ihm sodann, zum Beweis, daß auch die deutsche Poesie ein solches Meer ist, noch zwei, dem Englischen und Tartarischen nachgebildete Gedichte: „Ben Jonsons Nachruf an William Shakespeare" und „An Timur" folgen. — Die Gedichte von J. Große bewegen sich größtentheils um die ernsten Gefühle und Fragen, welche das Herz des denkenden Mannes bei seinem Eintritt in die Ehe bewegen. Gemüthstiefe des Inhalts und sinnengefällige Einkleidung charakterisiren sie. Insbesondere zeichnet sich hiedurch das erste derselben: „Entscheidung," aus, das wir unbedenklich zu den durchempfundensten und besitzgestalteten Gedichten der Sammlung rechnen. — Von Melchior Meyr empfangen wir ein Gedicht, „An Peter von Cornelius." Es ist ursprünglich zu der diesem Meister nach seiner Rückkehr aus Rom in München veranstalteten Feier gedichtet und verherrlicht die nationale und kulturhistorische Bedeutung desselben vom kunstphilosophischen Standpunkte. — Johannes Schrott führt sich mit drei sinnvollen und wohlgefügten Sonetten ein, unter denen besonders das erste, vom Geist kindlicher Frömmigkeit durchhaucht, sehr gemüthansprechend ist. — Von gleicher Sinnigkeit sind die kleine Gabe („Dein Ich") von E. Lichtenstein, in dem er durch ein treffendes Bild die Einsamkeit als die Grundbedingung der Selbsterkenntniß schildert, und die beiden Lieder („Die Spinnerin" und „Ein Waldsteig") von Maximilian Beilhack, die uns in frischen und warmen Farbentönen zwei Stimmungsbilder aus dem Leben der Liebe und der Natur vorführen. — Felix Dahn beschenkt uns mit drei durch Inhalt und Form werthvollen Balladen, unter denen wir besonders die erste („Jung Sygurd") und die dritte („König Richard und Sir Hugh") auszeichnen müssen — die eine besonders wegen der Tiefe des in ihr sich ausdrückenden allgemeinen Gedankens, die andere wegen ihrer in kleinem Rahmen sich eben so spannend wie überraschend entwickelnden Handlung. — Die dreizehn Gedichte von Heinrich Leuthold sind dem größeren Theil nach Erzeugnisse von Reiseeindrücken, die rücksichtlich ihres poetischen Eindrucks von ungleichem Werthe sind, aber sämmtlich von der Gewandtheit zeugen, mit welcher der Autor die Form handhabt. Ein Weltschmerz und Weltverachtung athmendes Gedicht, „Entsagung," scheint uns mehr nach- als selbstempfunden zu seyn; dagegen sind einige unmittelbar dem Naturleben abgelauschte Lieder („Waldeinsamkeit," „Liederfrühling," „der Waldsee") von reizender Einfachheit und Frische. — Geibel liefert hier zu den schon genannten Gaben noch drei sehr schöne Gedichte: „Julia," phantasievolle Ausmalung einer im Meer versunkenen Stadt, „Im Frühling," poetisches Ausklingen plötzlich auftauchender Erinnerungsbilder, und „Geschichte und Gegenwart," ein in Gedanken und Ausdruck gleich bedeutendes Gedicht, welches die Geschichte besonders von Seiten ihrer durch Vernunft und Ermuthigung auf die unendliche Fortentwicklung der Menschheit einwirkenden Macht feiert, und diesen Gedanken am kürzesten in die bedeutungsvollen Worte faßt:

Wohl stürzt, was Macht und Kunst erschufen,
Wie für die Ewigkeit bestimmt,
Doch alle Trümmer werden Stufen,
Darauf die Menschheit weiter klimmt.

Der Dichter verzagt daher auch an der Gegenwart nicht, sondern sagt von ihr:

Und ob sich rings Gewitter thürmen
In West und Ost um unsern Pfad,
Uns schwant, daß auch in diesen Stürmen
Ein gutgesinnter Frühling naht.

(Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Witterung. — Die Ausstellung. — Der Great Eastern. — Der Emaillirungsproceß der Mad. Rachel.

Seit Wochen haben wir abscheuliches Wetter, und man kann es den Ausstellungsgästen wirklich nicht verargen, daß sie steif und fest glauben, in England gebe es keinen Sommer. Es regnet jeden Tag mindestens dreimal, und dabei ist es kalt wie im November. Geht das noch einen Monat so fort, so sind die Hoffnungen auf eine reiche Ernte zerstört; ein Mißwachs wäre aber bei der herrschenden Industriekrise, für die einstweilen kein Ende abzusehen, mit weit schlimmeren Folgen verknüpft, als unter gewöhnlichen Umständen der Fall wäre. Zum Glück

hat der Weizen, dieſer „Stab des Lebens,“ bis jetzt keinen Schaden gelitten; die Saaten ſtehen üppig und die Fruchtpreiſe ſind niedrig. Obgleich das häßliche Wetter den meiſten Menſchen ſehr unangenehm iſt, am unangenehmſten iſt es ſicherlich dem Admiral Fitzroy, der das neu errichtete meteoralogiſche Büreau unter ſich hat, und mit einer, der beſten Sache würdigen Ausdauer Tag für Tag ſchönes Wetter ankündigt. Der arme Admiral, deſſen Verdienſt um die Schifffahrt ich jedoch nicht ableugnen will — er hat ſchon einige Stürme voraus geſagt und manchen Matroſen vor dem Tod bewahrt — unterſcheidet ſich von den andern Wetterpropheten dadurch, daß er wiſſenſchaftlich prophezeit, und daß ſeine Prophezeiungen, vermuthlich weil ſie wiſſenſchaftlich ſind, ſich mit größerer Regelmäßigkeit umgekehrt erfüllen. Nun, dieſe größere Regelmäßigkeit in der Nichterfüllung iſt auch ein Vortheil; wir müſſen die Prophezeiungen des guten Admirals nur richtig leſen, das heißt Regen für Sonnenſchein, und Sonnenſchein für Regen, und wir werden uns nicht irren.

Wie nachtheilig auch das naßkalte Wetter nach anderer Seite hin wirken mag, auf die Induſtrieausſtellung übt es offenbar einen günſtigen Einfluß, denn es führt ihr Tauſende von Beſuchern zu, die ſonſt, in der gegenwärtigen Zeit der Landpartien, einen Ausflug nach Epping Foreſt, oder eine Theerpartie mit Eſelwettrennen auf Hampſtead Heath, vorziehen würden. Uebrigens fängt die Ausſtellung nachgerade an bei den Maſſen populär zu werden, und gegen die allgemeine Erwartung überſteigt die ſtets anſchwellende Zahl der Schillingsbeſucher um ein Namhaftes die der Ausſtellung von 1851. In der erſten Schillingswoche betrug die Zahl ungefähr 30,000 täglich, in der vorigen Woche, der dritten, ſchon 45,000, und in dieſer Woche iſt ſie noch höher. Unter ſolchen Umſtänden haben die Garanten und Contraktoren keinen Grund mehr ein Deficit zu befürchten, und es iſt ſogar äußerſt wahrſcheinlich, daß nicht nur die Koſten des Unternehmens — 545,000 Pfund Sterling — gedeckt werden, ſondern ſich auch noch ein Ueberſchuß ergeben wird.

Während die Seaſonticketbeſitzer und überhaupt die Beſucher der theuern Tage die Ausſtellung weſentlich als ein glänzendes Schauſpiel betrachten, haben die Schillingsbeſucher durchſchnittlich den Zweck, ſich zu belehren. Es ſind größtentheils Arbeiter, die ſich in ihrem Geſchäftszweig vervollkommnen wollen. An den Schillingstagen iſt das Gedränge daher am ärgſten in dem Maſchinendepartement und in den Räumen, welche die Metallwaaren, Webereiprodukte, kurz die Erzeugniſſe der nützlichen Induſtrie entfalten; und wer es beobachtet, mit welcher Sorgfalt die Arbeiter die fremden Produkte mit den einheimiſchen vergleichen, und wie ſie ſich die Mängel und die Vorzüge klar zu machen ſtreben, muß zu der Ueberzeugung gelangen, daß derartige Ausſtellungen von unüberſchätzbarer Wichtigkeit für die Fortentwicklung der Induſtrie ſind. Wenn aber die engliſchen Arbeiter viel von den Ausländern lernen, wie viel können erſt die ausländiſchen Arbeiter von den Engländern lernen! Es iſt zu bedauern, daß man dieß auf dem Continent nicht beſſer begriffen hat. Die Reiſe nach London und ein zweiwöchentlicher Aufenthalt hier koſtet ja keine ſehr bedeutende Summe, und aus Deutſchland ſollte man, ſtatt ſechzig, mindeſtens ſechshundert Arbeiter herüber ſchicken. Das ſo verwendete Geld wäre trefflich angelegt und würde reichliche Zinſen tragen.

Vor vierzehn Tagen machte der Morning Star den Vorſchlag, den Samſtag, wo der Eintritt bis dahin fünf Schilling koſtete, in einen Schillingstag zu verwandeln, und dafür den Eintritt an Mittwochen oder Donnerſtagen von einem Schilling auf fünf Schillinge zu erhöhen. Wäre der Vorſchlag durchgegangen, ſo wäre der Samſtag ohne Zweifel der beſuchteſte Tag der Woche geworden; die meiſten Werkſtätten ſchließen in London Samſtags um zwölf oder ein Uhr, und es wäre den Arbeitern folglich möglich, die Ausſtellung zu beſuchen, ohne, wie es an den andern Tagen unvermeidlich iſt, wenigſtens einen halben Taglohn zu verlieren. Außer den Arbeitern hätten auch die Ausſtellungscommiſſäre gewonnen, da die Einnahmen jedenfalls geſtiegen wären. Allein die Commiſſäre, denen der illiberale Geiſt noch nicht ausgetrieben iſt, verweigerten ihre Sanktion, entſchloſſen ſich aber zu einer Herabſetzung des Samſtagseintrées von fünf Schilling auf $2^1/_2$ Schilling, eine Maßregel, welche die Zahl der Beſucher nicht vermehrt, wohl aber die Einkünfte des Tags um die Hälfte vermindert.

Die Ausſtellung bietet freilich nicht allen Beſuchern Belehrung oder Unterhaltung. Für manche iſt ſie eine Hölle, zum Beiſpiel für die bejammernswerthen Schulkinder, die, von pedantiſchen Lehrern geführt, in militäriſcher Ordnung durch die Feenhallen zu marſchiren haben, kein Wort ſprechen und vor keinem Gegenſtand, der den Lehrer nicht intereſſirt, verweilen dürfen. Wie oft habe ich dieſe unglücklichen Kinderbataillone bemitleidet, wie oft hat mir der traurige Anblick die Freude an der Ausſtellung verdorben!

Ehe ich zu etwas anderem übergehe, muß ich meinen Landsleuten, die im Sommer nach London zu reiſen gedenken, noch einen Rath ertheilen, nämlich die Ausſtellung nur an Schillingstagen zu beſuchen. An den theuern Tagen — Freitag und Samſtag — ſieht und fühlt man nichts als ſtählerne Reifröcke. Da gibt es kein Entrinnen, wohin man ſich flüchtet, überall hin folgt einem der Reifrock, wie ein böſer Dämon nach. Und welche Streiche ſpielt er nicht dem männlichen Wagehals, der in ſeinen Bereich geräth! Sein Hut wird ihm jeden Augenblick vom Kopf geſchnellt, ſeine Naſe zerquetſcht; er verwickelt ſich mit den Füßen in dem tückiſchen Stahinetz, und nun gar, wenn er das Unglück haben ſollte, nicht nur zu fallen, ſondern auch einer Dame das Marterinſtrument zu zerbrechen, wie es einem Freund von mir paſſirte! Die engliſchen Blätter ſind voll von Proteſten gegen dieſe Reifrockdiktatur in der Ausſtellung, aber das Uebel wird immer

ſchlimmer, und der Reifrock immer größer, und die engliſchen Männer haben deßhalb das Gelübde gethan, die, Ausſtellung am Freitag und Samſtag zu vermeiden.

Sie erinnern ſich der drei Arbeiter, welche vor mehreren Monaten von einer Jury der Zerſtörung eines Fabrikgebäudes ſchuldig befunden und zu einer langen Gefängnißſtrafe verurtheilt wurden. Das Urtheil erregte allgemeine Entrüſtung, weil es mit der Evidenz im grellſten Widerſpruch ſtand; und von verſchiedenen Seiten richtete man Petitionen zu Gunſten der Verurtheilten an die Königin, die Regierung und das Parlament. Es freut mich, melden zu können, daß der Miniſter des Innern ſich von der Ungerechtigkeit des Erkenntniſſes überzeugt und die drei Arbeiter in Freiheit geſetzt hat.

Unter den Aktionären des Great Eaſtern herrſcht Jubel. Das Rieſenſchiff, welches ſo ungeheure Geldſummen verſchlungen hat, und von dem auch der Sanguiniſchſte keinen Profit mehr erwartete, hat eine glückliche Fahrt nach Amerika gemacht und ſeinen Eigenthümern ein paar hundert Pfund Sterling eingebracht. Die Aktionäre ſchwimmen in einem Meer von Wonne, und ſie haben in ihrer Begeiſterung beſchloſſen, von neuem ihre Börſen zu öffnen. Für jedes Pfund Sterling, welches das Schiff auf ſeiner jüngſten Reiſe verdient hat, wollen ſie zwanzig Pfund Sterling an die Vollendung deſſelben hängen, denn fertig iſt es noch immer nicht. Möge ihr Vertrauen belohnt werden!

Wenn die Engländerinnen ſchön ſind, ſo iſt das kein Wunder, oder richtiger, ſo iſt es die Folge eines Wunders, welches ſich vor Jahren hier ereignet hat. Die Sache verhält ſich ſo. In einer wonnigen Frühlingsnacht — die Zeit habe ich nicht genau ermitteln können, aber es mag ungefähr zwanzig Jahre her ſein — träumte einer in London wohnenden Bürgerin des auserwählten Volkes, ein Engel ſey vom Himmel durch das Fenſter herabgeſtiegen und habe ihr das Geheimniß der ewigen Jugend zu enthüllen verſprochen. Morgens, als ſie die Augen aufſchlug, fand ſie auf der Bettdecke ein paar offenbar von Geiſterhand geſchriebene Rezepte, nach deren Durchleſung ſie verzückt ausrief: „Heureka! Der Engel meines Traums war ein wirklicher Engel, und das große Geheimniß, deſſen Schleier alle Töchter Evas ſeit dem Sündenfall vergebens zu lüften geſucht haben, iſt für mich Glückliche kein Geheimniß mehr!“ Mit dem Inſtinkt ihrer Race kam die junge Hebräerin — Leverſon iſt ihr Name — ſofort auf die Idee, das wunderbar erſchloſſene Geheimniß kaufmänniſch zu verwerthen. Sie kleidete ſich haſtig an, eilte zu einem Drucker und ließ einige tauſend zierliche Geſchäftsbriefe anfertigen, die da lauteten:

„Jugend und Schönheit. Alabaſterpulver und Magnetſalz. Thau von der Wüſte Sahara, Cirkaſſiſcher Blüthenſchmelz, arabiſche Seife und flüſſiger Alabaſter. Dieſe koſtbaren Mittel, welche dem Haar, den Zähnen und der Haut für immer eine unvergleichliche Schönheit verleihen, ſind nur bei Madame Rachel zu haben. Madame Rachel emailliet Damen für 160 Pfund Sterling (beinahe 2000 Gulden), und für fünf Pfund Sterling bereitet ſie Damen, aber ohne Emaillirung, für Bälle und Viſiten vor.“

Liebe Leſerin und lieber Leſer, ich habe das Aktenſtück wörtlich überſetzt, wie es ſich mit einem Aktenſtück geziemt, das ſeinen Urſprung einem Wunder verdankt. Daß Madame Leverſon, die ſich nach dem Engelsbeſuch den poetiſchen Namen Rachel zulegte, nicht der himmliſchen Quelle ihrer Geheimmittel erwähnt, iſt unſtreitig aus der jammervollen Verſunkenheit der Menſchen von damals zu erklären, die unfähig waren, das Ueberirdiſche zu begreifen, und deren ungläubiges Gelächter Madame Rachel nicht erregen wollte. Heute brauchte ſie keine ſolche Bedenken zu hegen. Das gegenwärtige Geſchlecht iſt in beſtändigem Verkehr mit der Geiſterwelt, es läßt ſich von Geiſterarmen in die Luft heben, von Geiſterfingern in die Waden kneipen, empfängt Briefe (nicht immer orthographiſche) aus dem Jenſeits, und würde die Aechtheit der Engelsrezepte keinen Augenblick bezweifeln. Doch waren die Menſchen vor zwanzig Jahren auch noch ſehr weit in dieſen Dingen zurück, ſo fingen doch die gebildeteren Klaſſen ſchon an die Wahrheit zu ahnen, und die magiſchen Geſchäftsbriefe der Madame Rachel fielen nicht auf ſteinigten Boden. Sie erweckten den Wiſſensdurſt, der ſich in dem weiblichen Gemüth ſo unwiderſtehlich entwickeln kann; und Herzoginnen und Gräfinnen wallfahrteten in den Laden der Madame Rachel, kauften ihre Geheimmittel und unterwarfen ſich dem myſteriöſen Emaillirungsproceß für 160 Pfund Sterling. Ihr Glauben wurde belohnt, ewige Jugend ward ihr Theil. Belgrave-Square, Mayfair, und wie die faſhionabeln Stadtquartiere Londons alle heißen mögen, hallten wider von dem Preis und von den Preiſen der Madame Rachel. Sie war eine Berühmtheit; Kunden und Gold ſtrömten ihr zu, und bis vor Kurzem trübte kein Wölkchen den Himmel ihrer Proſperität. Aber ach! mit des Schickſals Mächten iſt kein ewiger Bund zu flechten. Die vornehmen Damen ſind oft ſchlechte Zahlerinnen, und verfloſſenes Jahr führte ein übles Genius die Sehr Ehrenwerthe Miſtreß Carnegie in den Laden der Madame Rachel. Sie hatte verſchiedene Körpergebrechen und verſprach 1000 Pfund Sterling, wenn ihr ewige Jugend und Schönheit verliehen würde. Sicherlich nicht zu viel Geld für ſolche Güter. Madame Rachel ging ungeſäumt an's Werk. Sie wandte ſämmtliche Geheimmittel an und emaillirte ihre Kundin mehrere male, und zwar mit dem glänzendſten Erfolg. Die Sehr Ehrenwerthe Miſtreß Carnegie war über die Maßen zufrieden; aber ſobald ſie ſich im Beſitz ewiger Jugend und Schönheit ſah, vergaß ſie ihrer Verſprechungen. Madame Rachel forderte wiederholt Geld, ſtets umſonſt. Zuletzt verlor ſie die Geduld und verklagte den Gemahl der Sehr Ehrenwerthen Dame. Es iſt nämlich das Privilegium eines engliſchen Ehemanns, daß er die Schulden ſeiner Frau zu bezahlen hat. Am Donnerſtag kam der „Fall“ vor den Kanzleihof. Madame Rachel erzählte, was ſie für die Dame gethan, deren frühere

Digitized by Google

Körperbeſchaffenheit ſie mit grauſamer Genauigkeit ſchilderte, und reichte ihre Rechnung für 935 Pfund Sterling ein. Auf die Frage, worin der Emaillirungsproceß eigentlich beſtehe, und ob er wirklich ewige Schönheit und Jugend ſichere, erwiederte ſie: „Im eigentlichen Sinn des Worts wird nicht emaillirt. Ich entferne bloß jede Unreinigkeit von der Haut und lege dann gewiſſe Kräuter auf. Ich ſchminke nicht. Mein Proceß öffnet die Poren, ſtatt ſie zu verſtopfen, und iſt eine höhere Art von Waſchen. Die Haut wird alabaſterweiß und bleibt ſo. Sie gleicht Elfenbeinmalerei. Ich habe ſehr viele Kunden. Madame Carnegie war ſo zufrieden mit mir, daß ſie mich den Proceß oft wiederholen ließ. Ich habe ſie ewig ſchön gemacht.“ Der Gatte behauptete dagegen, ſeine Frau ſey keineswegs verſchönt und ihre Körperſchäden ſehen eher ſchlimmer geworden; und das Gericht war unbillig genug, die Klägerin abzuweiſen. Hätte ſie nicht in einer Anwandlung von falſcher Beſcheidenheit den himmliſchen Urſprung ihrer Geheimmittel und ihres Emaillirungsproceſſes verſchwiegen, das Reſultat wäre vermuthlich ein anderes geweſen. Doch ſey dem, wie ihm wolle, Madame Rachel hat ſich wenigſtens gerächt, und die Rache iſt ſüß. Die Sehr Ehrenwerthe Miſtreß Carnegie iſt durch die Enthüllungen ihrer beleidigten Wohlthäterin unbarmherzig bloßgeſtellt, und der geizige Ehemann, der ſteinreich iſt und die Rechnung mit Leichtigkeit hätte zahlen können, hat ſich ein furchtbares Hauskreuz auf den Rücken geladen. Ich möchte nicht mit ihm tauſchen. Am Ende muß er ſich noch bei Sir Creßwell Creßwell, der Vorſehung geplagter Ehemänner und Eheweiber, Hülfe ſuchen. Das Geſchäft der Madame Rachel hat beiläufig nicht gelitten. Ich ging dieſen Morgen an ihrem Laden in Bondſtreet vorbei und fand vor demſelben nicht weniger als ſechs feine Kutſchen mit galonirten, gepuderten Bedienten, und ich bin überzeugt, die Kundinnen werden hinfort alle pünktlich bezahlen.

Aus der Normandie, Juni.

Ein verunglücktes Eiſenbahnunglück. — Himmelfahrten der — Seiltänzer.

Im Weſten von Paris zieht ſich bis an das Ende des Kanals ein behaglicher, wohl angebauter und ſchön bewaldeter Landſtrich. Aber ſo gemüthlich ſich dieſe grüne Umgebung mit ihren Hügeln und Wieſen ausnimmt, ſo kann man doch auf der Dampflinie, welche ſie durchſchneidet, nicht weniger leicht den Hals brechen als auf einer viceköniglich egyptiſchen oder einer amerikaniſch urwäldlichen Eiſenbahn. Daß mir letzteres an dem ſchönen Maimorgen, an welchem ich kürzlich von Paris nach der thurm- und baumreichen Stadt Caen fuhr, nicht paſſirte, das beſtätigt Ihnen die Thatſache, daß ich überhaupt von dieſer Möglichkeit rede — die Möglichkeit ſelbſt aber war hinlänglich gegeben.

Gleich hinter dem freundlichen Städtchen Mantes öffnet ein langer Tunnel ſeinen Rachen. Als unſer ſehr beträchtlicher und ſchwer geladener Zug etwa in die Mitte deſſelben gekommen war, begann er langſamer und langſamer zu gehen und ſtand endlich ganz ſtill. Zuerſt dachte niemand an etwas Arges; als man aber in verworrenen Stimmen den Zug- und den Locomotivführer ſich auseinanderſetzen hörte, als die Conducteurs auf alle Fragen ſo beharrlich ſchwiegen, als trügen ſie das Papagenaſchloß vor dem Munde, als die Bahnwärter, gleich eben ſo vielen Irrlichtern, mit ihren Lampen unter der dunkeln Halle hin- und herrannten, da ward Manchem die Sache bedenklicher. Man hörte ſagen, es ſey heute Freitag, und dann erinnerte ſich jemand, daß das gräßliche Verſailler Eiſenbahnunglück nun zehn Stunden und zwanzig Jahre von dem Orte, an welchem wir uns befanden, entfernt ſey. Außerdem wußte man, daß hinter uns, gleich hinter uns, ein gewaltiger Güterzug und nach dieſem der Pariſer Schnellzug nach Cherbourg herkomme. Einen andern Zug erwartete man von der entgegengeſetzten Seite. Auf den Gipfel des Schreckens aber wurde die Einbildungskraft getragen durch die Flügel der Kunde, der Tunnel, in welchem wir ſteckten, ſtecke ſelbſt in einem ſehr waſſerreichen Berge und ſey in Folge deſſen nichts weniger als ſolid, ſondern beſtändigen theilweiſen Einſtürzen ausgeſetzt. In der That verkündete ein monotones Rauſchen die Nähe des feindlichen Elements, welches allenthalben an den Wänden des Tunnels und ſelbſt mitten aus der Höhe ſeiner Wölbung niederrieſelte.

So verbrachte man, von der Ausſicht auf Stoß und Sturz bedrängt, eine entſetzlich lange Stunde, während welcher einige Frauenzimmer beteten, einige Herrn Witze machten und Calembourgs zu verfertigen ſuchten und jedermann durch Schwatzen und Fragen die eigene innere Angſt zu betäuben ſtrebte. Endlich erfuhr man, an unſerer Maſchine ſey etwas zerbrochen und vor Ankunft einer andern Locomotive ſey an ein Weiterkommen nicht zu denken.

Was hier Hülfe bringen ſollte, das war der gefürchtete, aber rechtzeitig von unſerem Unfall benachrichtigte Güterzug. Seine Maſchine ließ ihn im Stich, um bei uns nachzuſchieben. Langſam hörten wir das ſchwerfällige Ungeheuer den Tunnel herauf keuchen, ſich an uns ſchließen, mit zornigem Geziſch an unſerer todten Maſſe drücken und drängen, und wer ſich, wie ich, im hinterſten Wagen befand, konnte ſich der Beſorgniß nicht erwehren, hier zwiſchen

Kraft und Stoff zu Brei gequetſcht zu werden. Langſam rückten wir vor unter einem wahren Höllenlärm und begrüßten endlich das Tageslicht. Aber hier erwartete uns, bis zur Ankunft neuer Hülfe, ein neuer Aufenthalt unter brennenden Sonnenſtrahlen und zwiſchen den weißen Kalkwänden eines tiefen Einſchnitts. Jetzt war die Ungeduld der zahlreichen Paſſagiere nicht mehr zu halten. Nach allen Seiten öffneten ſich die Thüren der Waggons, man ſtieg aus, kletterte zwiſchen ſpitzen Steinen und Waſſertümpeln nach dem Abhang hinüber und ſuchte ſich da ſo häuslich als möglich einzurichten. Insbeſondere bildete ſich bald eine Gruppe von Pariſern Stutzern, welche, ohne die Beſchädigung ihrer glänzenden Lackſtiefeln zu ſcheuen, oben auf dem Rande mit den mitgebrachten Vorräthen ein Frühſtück improviſirten und eine geleerte Flaſche nach der andern auf die Steine zu ihren Füßen ſandten — nicht ohne Gelächter über das ängſtliche Aufſchreien der in den Wagen Zurückgebliebenen, welche bei jedem Gellen des Glaſes die erſten Töne einer Zerſchmetterung ihres Zuges zu vernehmen glaubten. Auch nach der andern Seite, der des zweiten Bahngeleiſes, waren einige Paſſagiere ausgeſtiegen, aber hier ſtießen und drängten ſie die Conducteurs unbarmherzig zurück, und nicht mit Unrecht. Ein Verwegener, der ihnen trotzte, wäre faſt ein Opfer ſeiner Unvorſichtigkeit geworden. Er ſpazierte gemüthlich, ohne auf das Zurufen zu achten, mit dem Geſicht gegen den Tunnel, auf der Bahnlinie dahin, als hinter ihm der Zug von Cherbourg nach Paris daher brauſte. „Mais vous allez donc vous faire tuer!“ ſchrie ihm in dieſem Augenblick der Zugführer zu, und jetzt erſt wird der Reiſende aufmerkſam, ſpringt auf die Seite, und vorbei iſt der Zug. Noch eine halbe Stunde hatten wir zu warten, dann fuhren wir, mit einer neuen Maſchine an der Spitze, weiter, als ob nichts geſchehen wäre.

In den romaniſch katholiſchen Ländern herrſchte von jeher und herrſcht noch eine uns wunderliche Miſchung von Heilig und Profan. Theater und Kirche bieten gleichmäßig ein herzerhebendes Schauſpiel, und der Mann aus der Maſſe geht mit der Dreieinigkeit, mit der heiligen Jungfrau und mit ſeinen Heiligen um wie der Ruſſe mit ſeinem Kaiſer. Für die Himmelfahrt Chriſti und die große Seilfahrt eines Akrobaten gibt es im Franzöſiſchen nur Ein und daſſelbe Wort: Aſcenſion, und dann darf es auch nicht verwundern, wenn eine Feier der letzteren Art auf den Tag der erſteren fällt.

So vertraut nun jenes Kunſtſtück dem Publikum aller Länder iſt, ſo rede ich dem Ihrigen hier doch darum davon, weil das Schauſpiel, dem ich nnwohnte, den beſonders heiter gemüthlichen Charakter zeigte, der mir der Normandie überhaupt eigen zu ſeyn ſcheint. Die „Künſtler“ producirten ſich zu Enen auf dem Königsplatz, den noch niemand, trotz ſeiner Lage vor dem Stadthauſe, in eine place impériale umzutaufen verſucht hat. Als oberſter Grundſatz galt der Lichtenbergiſche: Wer nichts bezahlt, ſieht nichts! Da war nichts abgeſteckt, noch eine Schranke gezogen, und die anweſende Polizei ſchien ſich weit mehr für das bevorſtehende Schauſpiel als für die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung zu intereſſiren. Der gute Wille des Publikums war dadurch nur um ſo größer, und es fanden ſich allenthalben Arbeiter und Soldaten bereit, die Nebenſeile ſtraff zu halten. Dann die Rede eines der „Direktoren“ von der Leiter herab an die zuſchauenden Messieurs et Mesdames, welchen begreiflich gemacht werden mußte, daß eine Seiltänzerin kein gewöhnlicher Menſch ſey; endlich die üblichen Luftſpaziergänge herauf und herunter, begleitet von dem „jauchzenden Rufen der Menge.“ Das Erſchütternde der gefährlichen Procedur freilich wurde weſentlich vermindert durch eine ſehr heilſame Vorrichtung, ein doppeltes Nothſeil, welches, um den Leib der Seiltänzerin geſchlungen, auf beiden Seiten nach dem Boden herab ging und an ſeinen Enden von zwei Gliedern der Geſellſchaft gehalten und nachgeführt wurde, ſo daß, wenn jene auch gefallen wäre, ſie in geringer Entfernung vom Hauptſeil in der Luft hätte hängen bleiben müſſen. Obwohl weit entfernt, eine ſo philnnthropiſche Vorkehrung verdächtigen und tadeln zu wollen, kann ich mich doch der Bemerkung nicht erwehren, daß überall, wo es ſich nicht um Kunſt, ſondern um ein Kunſtſtück handelt, das Intereſſe des Zuſchauers am Schauſpiel in geradem Verhältniß zu der Gefährlichkeit deſſelben ſteht — Zeugen die Thier-, Gladiatoren- und Vorergefechte. Die Aufregung, welche uns bei dem halsbrechenden Gang des Akrobaten begleitet, verſchwindet vor dem Anblick ſeines Nothſeils, welches ihn verhindert, bei einem falſchen Tritt von der Höhe dreier Stockwerke herab auf das Pflaſter zu ſtürzen.

Doch verlieren wir uns nicht in pſychologiſche Probleme! Als die Heldin des Tages ihr Werk vollbracht hatte, erſchien ſie im Publikum, um deſſen freiwillige Gaben hinzunehmen, und es ſchien, daß jedermann ſehen wollte, weil jedermann bezahlte. Ein beſonders luſtiges Schauſpiel aber bot ſich, als der Teller nach den Fenſtern der anliegenden Häuſer hingereicht wurde. Dicht neben dem Hotel, auf deſſen Balkon ich mich befand, und gerade unter dem Höhepunkte des Seiles liegt der cercle des voyageurs. Hier war eine Maſſe von jungen Leuten an den Fenſtern zuſammengedrängt, welche der hübſchen und jungen Sammlerin zuriefen, ſie möge herauskommen, wenn ſie ihre Gaben in Empfang nehmen wolle. Mit richtigem Takt entgegnete ſie, ſie ſey von ihrer Luftfahrt zu müde, man ſolle die Sous nur herunter werfen. Nun begann, und zwar zum Theil auf die Köpfe und Hüte der Umſtehenden, ein wahrer Regen von Kupferſtücken und zugleich, bei den Gamins wie den erwachſenen Leuten der Straße, ein edelmüthiges Wettrennen nach denſelben, freilich nur um das Gefundene der Seiltänzerin, welche ſich ruhig in die Mitte ſtellte, zuzutragen. Kaum ein Sou dürfte ihr verloren gegangen ſeyn.

Mit einer nochmaligen blinden Aſcenſion, wobei der ganze Oberkörper der Künſtlerin in einem dichten Sack ſteckte, wurde die Feierlichkeit geſchloſſen.

Aus Norddeutſchland, Juni.

(Schluß.)

Maeſch und Puſta.

Der Magyar hat ſeine nomadiſche Abſtammung noch nicht vergeſſen; wie ſich bei dem Frieſen der Unabhängigkeitsſinn auf das Bewußtſeyn der eigenen Kraft und Ausdauer und auf die Ergiebigkeit ſeiner Scholle ſtützt, ſo nähret der Ungar ſeinen Freiheitsenthuſiasmus mit Träumen von müheloſem Umherſtreifen; er greift lieber zum Schweet als zum Pflug, lieber zum mit dem Reiherbuſch gezierten Kalpak, als zur Schreibfeder. Zu dieſer Art des „Obenaufſchwimmens" im Leben geſellt ſich natürlich jede Nüance wohlgefälliger und ſchmeichelnder Anregung. Was verſchlägt es z. B., wenn eine Tracht unbequem oder unpraktiſch iſt, falls ſie nur ſchön und glänzend erſcheint? Ich ſehe in den, dieſer Seite der Nationalität angehörigen Aeußerungen und Beſtrebungen ein geheimes Märtyrerthum. Welche pecuniäre Opfer für einen Attila aus Moiré, oder eine goldbeſetzte Mente! Welche Qual, beſonders für ältere Leute, in wirklich ſehr hindernden Kleidungsſtücken zu ſtecken, mit denſelben zu reiten, ja in große Sommerhitze ſtundenlang ſeine Glieder im Csardas zu ſchwenken! Aber es geſchieht dieß Alles mit einer naiven Grazie, mit einer Hingebung, die wirklich bis zur Urtheilsunfähigkeit beſticht. Der Frieſe hielt und hält auf ſeine Tracht. Dieſelbe iſt keineswegs Eigenthum der arbeitenden Klaſſe; die Frau des Bauern und des Geiſtlichen — Domine's — trägt unter ihrer Schleiermütze nicht ſelten goldene Ohrreifen im Werthe von mehreren hundert Thalern, die lange oſt- und weſtfrieſiſche Jacke der Frauen iſt von koſtbarem Seidenſtoff, oder noch dem Schnitt der Urgroßmutter. Darin kommen indeß die Kinder der Marſchen und der Pußten überein, ſie halten unverrückt am Althergebrachten. Daß der Frieſe ſeine Sitten ſtreng nach dem Buchſtaben der Tradition regelt, daß er mit ſeinem gleichgeſinnten Nachbar Seite an Seite keine Minute vergißt: „Mein Grundbeſitz iſt fünfzig Morgen größer als der deine!" das ſind die Conſequenzen des mühſamen Erwerbs oder des gewiſſenhaften Erbens; man kann ein Gefühl kaum Hochmuth nennen, dem man ſich gerechterweiſe ſelbſt unterwirft, wenn nun der noch Vermögendere auftritt und ſeine Anſprüche geltend macht.

Der Magyar iſt zu ſehr geborener Ariſtokrat, um ſolche Berechnungen außer denen des Geburtsadels anzuſtellen; die Bündniſſe und Verbeſſerungen ſchließen ſich im Drange der Begebenheiten; ſie haben keine materielle Grundlage. Der Einzelne gibt maßlos im Antrieb des Enthuſiasmus, die Menge empfängt wie ſelbſtverſtändlich, ohne tieferes Gefühl. Die leicht erregten Leidenſchaften neben der natürlichen Arbeitsſcheu machen den Beſitz zu einem Schwerpunkt, deſſen Fallen und Steigen den größten Schwankungen unterliegt. In Oſtfriesland iſt Alles genau innegehaltener Pendelſchlag; an jenem Tage wird geſäet, an dieſem gemäht; die Halskette der Urgroßmutter wog ſo und ſo viel; die Enkelin würde keine leichtere tragen. Alles iſt regelrecht und ſtreng geordnet. Ungarn gehört dem Momente an.

Mit den Nationalſitten Hand in Hand gehen die Nationalſpeiſen durch die Geſchlechter, und man muß ſelbſt die anſcheinend ſo wenig geſunden gut heißen, wenn man erwägt, daß ſie wohl durch mehr denn zwanzig Generationen bis auf die jetzige gekommen ſind. Würde nicht in ſeinen Ländern der Ungar am ſchmerzlichſten ſeine Paprika, ſein Gulaſchfleiſch vermiſſen? Liegt des Frieſen Kraft nicht im Genuß ſeines Specks, Mehlpüts, und wie all die derben Speiſen heißen mögen, ohne welche er, wie der ſeines Haupthaars beraubte Simſon, machtlos daſtände? Ihm iſt ſchwerlich ein Glück denkbar, wenn er nicht im ſchönen Wechſel täglich fünf bis acht mal Kaffee und Thee genießt, und zwar ſo, daß er früh Thee, vor dem Schlafengehen Kaffee nimmt, daß er den Thee mit ſeiner Zunge ohne Beigabe, den Kaffee mit Backwerk genießt. Eine Hochzeit ohne gekochte Pflaumen und Reis müßte das junge Paar in's tiefſte Elend ſtürzen, eine Kindtaufe ohne warme Wecken iſt geradezu unchriſtlich, und ein neues Jahr müßte ſich in den Angeln wieder zurückdrehen, wenn es nicht mit Rollkuchen empfangen würde. Wenn ſich der ungariſche Bauer in den Eheſtand begibt, beginnt das Feſtgelag damit, daß ſich ſo viel Männer um ein Schaffell ſtellen, als bequem anfaſſen können, und in dieſes Schaffell wird ſo viel Wein gegoſſen, als es faſſen will, und nun gilt es, rüſtig zu trinken, denn Loslaſſen hieße den edlen Rebenſaft vergießen.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 30. 23. Juli 1862.

— Venerem tutam concessaque furta canemus,
Inque meo nullum carmine crimen erit.
Ovid.

Die friedfertige Liebe.

Von Giuſeppe Giuſti, überſetzt von Paul Heyſe.

Wie traurig iſt's, Geliebte, mit zu feinen,
Zu wehrlos offnen Nerven ſich zu plagen!
Wie müſſen Die uns neidenswerth erſcheinen,
Die gleichſam ſie im Futterale tragen,
Im Futteral von Fett, das dichtbefranzt
Vor Nebel und Scirocco ſie verſchanzt!

Wir kläglichen lebend'gen Barometer,
Da ſind wir nun mit unſern warmen Herzen,
Empfindlich, reizbar, überſpannt, in ſteter
Verſtimmung, ſey's durch Launen oder Schmerzen,
Und nicht ein Kuß wird uns vergönnt zu küſſen,
Den wir, früh oder ſpät, nicht büßen müſſen.

Ach, Liebſte, dieſe traurige Komödie
Spielt nicht mehr lange, oder endet ſchlecht.
Thun wir, uns abzuhärten, nicht das Nöthige,
So wird's am Ende ſchwer an uns gerächt;
Du leideſt, ich mit dir — ſoll mich's nicht kränken?
Nein, laß uns ernſtlich unſer Heil bedenken.

Als Gegengift für unſre armen Seelen,
In denen Liebe ſtets ein Fieber war,
Laß von dem ſtillen Bunde dir erzählen,
Der friedlich eint ein hochbeglücktes Paar,
Männlein und Weiblein, die ſich ſo zu ſagen
Vom erſten Kuß wie Käſ' und Brod vertragen.

Nun ſchon ſeit einem Menſchenalter kennt ſich
Das Paar und betet mit Vernunft ſich an,
Nie bis zur Thorheit. Veneranda nennt ſich
Die Schöne und Taddeo ihr Galan,
Zwei Namen, voll und rund, wie von geſcheuten,
Friedfertigen und wohlgenährten Leuten.

Die Dame iſt ein wahrer Carneval
Von Fleiſch und Fett, mit Zügen mild und ſatt,
Wie eine Henne, die im warmen Stall
Die Köchin lang mit Reis gemäſtet hat.
In jedem Zuge ſteht: „Nur ſacht, ich bitte!"
Und Phlegma haucht ſie aus auf tauſend Schritte.

Ihr Freund, der dick und fett von Wohlſeyn blüht,
Gleicht einem großen B, ſo rundgeſchwellt;
Die beſte Haut, ein wahres Lammsgemüth,
So was man nennt „gemacht und hingeſtellt."
Mit Schnaufen ſchiebt ſich fort die träge Maſſe,
Und watſchelt wie ein Truthahn durch die Gaſſe.

Digitized by Google

Im Uebrigen ſind Beide — zu geſchweigen,
Daß ihr Charakter rein und unbeſcholten,
Und abgerechnet, daß, viel Geiſt zu zeigen,
Bei ſetten Leuten nie für „Ton“ gegolten —
Schön, friſch, und wie gedrechſelt anzuſchauen,
Was ſelten iſt bei ſetten Herrn und Frauen.

Wenn ſie ſich Abends oder Morgens ſehen —
Zu feſtgeſetzten Stunden, ganz bequem, —
So ſprechen ſie von Sulzen, von Geléen,
Und was ſonſt nahrhaft iſt und angenehm.
Im Winter plaudert ſie mit dem Erkornen
Vom Ofen, und im Sommer vom Gefrornen.

Taddeo, wenn er zu ihr kommt, nimmt Platz
Und fragt: „Wie geht's? der Appetit doch gut?“ —
„Ich danke,“ ſagt ſie drauf; „und du, mein Schatz?“ —
„Nicht übel, Herz.“ — „Und wie haſt du geruht?“ —
„In Einem Strich elf Stunden, meine Beſte,
Und irr' ich nicht, träumt' ich von dir zur Sieſte.“

Dann ganze Stunden ſtumm bei ihr verdehnend,
So ſtill wie Oel, nur bang, daß man ſie ſtöre,
Auch wohl melodiſch recht von Herzen gähnend,
Schlürft er, als wär' es Honig und Liköre,
Die heitre Apathie, die, nie getrübt,
Dieß theure Vollmondsangeſicht umgibt.

Und ihrerſeits die feuchte Dame dort,
Lang hingeſtreckt, rückt jede halbe Stunde
An ihrem Strumpf um eine Maſche fort,
Lacht ihren Schäfer an mit offnem Munde,
Und ſagt von Zeit zu Zeit mit ſüßen Lippen:
„Möchtſt du ein Gläschen Vino ſanto nippen?“

Denn dieſe Liebenswürd'ge, mußt du wiſſen,
Iſt nicht geneigt, die Mode mitzumachen
In Büchschen, Fläſchchen, Roccoco, gewiſſen
Höchſt zierlichen und nicht'gen Siebenſachen,
Mit denen du, für unvernünft'ges Geld,
Glasſchrank und Tiſchchen wimmelnd voll geſtellt.

Als gute Hausfrau, und weil ihr beſchieden
Ein Freund, der völlig mit ihr gleichgeſtimmt,
Iſt ſie, ſtatt aller Nipp's, mit ſehr ſoliden
Flaſchen verſehn, drin geiſt'ge Labung ſchwimmt,
Mit Törtchen, Bouches-de-Dame, gefüllten Kuchen,
Nur um ſich nicht ſo trocken zu beſuchen.

Am Abend, wenn die Stunde näher rückt,
Wo Liebende ſich in's Theater führen,
Gähnt Veneranda, welche laut und ſtrickt,
Und fragt, doch ohne ſich vom Fleck zu rühren:
„Mein Schatz, wie iſt das Wetter?“ — „Wunderſchön.“ —
„Sey doch ſo gut, nach deiner Uhr zu ſehn.“ —

„'S iſt Acht.“ — „Schon Acht? Nun zieh' ich gleich mich an.“ —
„Recht ſo!“ — „Doch bleibſt du ungern hier alleine?“ —
„O nein; laß dir nur Zeit.“ — „'S iſt bald gethan.“ —
Und wieder ſitzen ſie ſtumm wie die Steine.
„Taddeo, wie viel Uhr?“ — „Neun Uhr.“ — „Nicht möglich!
Nun mach' ich Ernſt.“ — (Und immer unbeweglich.)

„Taddeo, ſag', geh' ich im ſchwarzen Kleide?“ —
„Ja, Herz.“ — „Und bind' ich die Mantille um?“ —
„Thu's!“ — „Aber wenn ich von der Hitze leide?“ —
„'S iſt wahr! laß ſie zu Haus.“ — Dann wieder ſtumm.
Ein Weilchen ſitzen ſie ſich gegenüber:
„Was iſt die Uhr, mein Schatz?“ — „Halb zehn vorüber.“

„Himmel! Wo ſteckt mein Mädchen? ... Wie fatal!
Wir werden grad den Vorhang fallen ſehen.
Was meinſt du?“ — „Gehn wir doch ein andres mal!“ —
„Auch wahr! 's iſt beſſer, gleich zu Tiſch zu gehen.“ —
So läuft's denn auch in gleich gemeſſnem Trab,
Wie man wohl glaubt — bei andern Dingen ab.

Streit, Aerger, Launen, eigenſinn'ge Tücken,
Nie brachten ſie den Hochbeglückten Kummer.
Die Eiferſucht muß in Confekt erſticken,
Der Argwohn ſinkt, ſüßeingewiegt, in Schlummer;
Amor beſucht ſie nur in ſeinen Ferien
Und veſpert, glaub' ich, bei dem trauten Pärchen.

Die Médiſance (hör's, Liebſte, die du leider
So wichtig nimmſt, was die Fraubaſen ziſchen),
Die Médiſance verſäumte nicht, in Beider
Friedfert'ges Liebesglück ſich einzumiſchen,
Nur um zu ſehn, wie feſt ſie an ſich glauben,
Und ihnen ein halb Stündchen Schlaf zu rauben.

Doch ob ſie auch die Hauer ſchliff und wetzte
Wie Axte ſcharf und wohl zwei Schuhe lang,
Dießmal, als ſie in's Fleiſch die Zähne ſetzte,
Fand ſie an Fett ſo reichen Ueberſchwang,
Daß, eh ſie bis an's Herz ihr Gift getrieben,
Noch mindeſtens vier Finger übrig blieben.

Digitized by Google

Einmal zum Beiſpiel, ſtell' dir vor, erfuhr
Die arme Veneranda, daß der ſchlimme
Taddeo einer ſträflichen Amour
Verfallen ſey, die im Verborgnen glimme;
Die Nachbarin, in mitleidsvollem Ton,
Nannt' ihr ſogar das Haus und die Perſon.

Doch Veneranda ſprach: „Ei nun, was iſt da
Groß zu verwundern? Wenn's ihm Freude macht?
Er dauert mich; er iſt noch jung, Ihr wißt ja.
Nur Eines ſcheint mir äußerſt unbedacht:
Sie wohnt ſo weit; er läuft ſich ab die Sohlen
Und kann ſich leicht ein Seitenſtechen holen."

Ein andres mal erzählten ſie Taddeo,
Die arme Unſchuld, Veneranda, hielte
Sich einen Lentenant als Cicisbeo,
Mit dem ſie ſchlau vor ihm Verſteckens ſpielte,
Ein Schuft, der ſich als ſeinen Freund geſtellt
Und ihn verrathen, nach dem Lauf der Welt.

„Wie?" ſprach Taddeo, „Carlo? wär' es wahr?
Der arme Carlo, die getreuſte Seele!
Wozu auch das Geheimniß nöthig war?
Ich weiß ja doch, wie ſehr ich ihnen fehle.
Ja, Carlo iſt ein Menſch, wie's wen'ge gibt;
Kein Wunder, wenn ihn Veneranda liebt."

So ſehn ſie Wochen, Monde, Jahre ſchleichen
Und machen Lieb' und Leben ſich bequem,
Um ſachte ſacht ein Alter zu erreichen
Zehnmal ſo hoch, wie einſt Methuſalem.
Und wir, mit unſerm hitz'gen Herzensſchlage
Wir werden alt und ſterben — nächſter Tage.

O heil'ger Frieden ſüßverbundner Seelen!
Lang lebe mit Taddeo Veneranda!
Bei alle dem vergaß ich zu erzählen,
In welcher Art das Bündniß kam zu Stande.
Hab' ich's noch nicht erzählt, ſo hör' es jetzt;
'S iſt gleich, ob es zuerſt kommt, ob zuletzt.

Sie waren aus der Nachbarſchaft, zwei Tauben,
Die aus demſelben Taubenſchlage ſtammen,
Und jeder gute Chriſt hegt ja den Glauben:
Gott, der uns ſchafft, der paart uns auch zuſammen.
Huſten und Liebe machen ſich bekannt,
Und wer benachbart iſt, iſt halb verwandt.

Ihr Wittwenkleid trug Veneranda noch,
Taddeo lebte frei, auf großem Fuß;
Und Einmal ſchon — den Anlaß gab ein Koch —
Ward ausgetauſcht ein Briefchen und ein Gruß;
Ein Compliment kann wenig nach ſich ziehen,
Und weiter war die Sache nicht gediehen.

Doch eines Tags, als ſie zu Mittag aßen
In eines Freundes Hauſe, froh und heiter,
Berührten ſich, weil ſie zuſammen ſaßen,
Die Schultern, Ellenbogen und was weiter
Naturgemäß bei ſtattlicher Beleibung,
Wenn man zu enge ſitzt, geräth in Reibung.

Ihr gleicher Sinn, gleich tief in Fett verborgen,
Das Fünklein, das Natur von Zartgefühle
Der trägſten Maſſe lieh in Mutterſorgen,
Das Mahl, die Hitze und die engen Stühle —
Dieß Alles öffnete dem Paar die Augen:
Sie möchten wahrlich für einander taugen.

Nun hätte ſich die Neigung gern verrathen,
Die, rings geſchürt, ſo raſchen Aufſchwung nahm.
Doch eingeengt vom Backwerk und vom Braten —
Was Wunder, wenn ſie nicht zu Worte kam?
Und ſo, bis man die Tafel aufhob, ſtritt
Hart mit einander Lieb' und Appetit.

Die andern hatten ſich ſchon lang erhoben,
Im andern Saal ſich zum Kaffee zu wenden,
Als erſt die Liebenden die Stühle ſchoben
Und auf den Tiſch ſich ſtützend mit den Händen,
Eins — Zwei und — Drei, zum Aufſtehn Miene machten
Und keuchend, ſchwankend ſich zum Stehen brachten.

Dann, als man ſicher auf den Füßen ſtand,
Bot er den ſchweren Arm ihr an mit Würde,
Nur bis zur Thür; dort lehnt' er an der Wand,
Und ſich entladend ſeiner ſanften Bürde
Verſagt' er ſich's, ſie in den Saal zu führen;
Sie gingen ja nur einzeln durch die Thüren.

In Haus und Garten hin und her zerſtreute
Sich die Geſellſchaft, wie es ihr gefiel.
Doch war für unſre ſatten Liebesleute
Der Weg durch Flur und Säle ſchon zu viel.
Sie zogen vor, ſich nicht zu überhaſten
Und auf dem erſten Sopha auszuraſten.

Digitized by Google

Man weiß, wie unklug Liebende gebahren,
Die ſich zum erſten mal ihr Leid geſtehn,
Indeſſen Leute, die ſchon mehr erfahren,
Auf halbem Wege ſich entgegengehn.
Ein Jeder weiß ſchon, was der Andre meint,
Und merkt auch, was er nicht zu merken ſcheint.

Nachdem ſie ein halb Stündchen ſtill geblieben,
Entſchloß Taddeo ſich und brach das Eis.
„Sie ſchienen," ſprach er, „jene Crême zu lieben,
Signora?" — „Ei gewiß." — „Ich gleicherweiſ';
Und jene Droſſeln?" — „Köſtlich!" — „Der Salat?" —
„Ganz exquiſit!" — „Der Schinken?" — „Delikat!" —

„Zwar, in der That, man ſaß ein wenig enge;
Ein Glück für mich, der neben Ihnen ſaß ...
Doch bracht' ich Sie zufällig in's Gedränge,
So ſey'n Sie überzeugt, nicht gern geſchah's!" —
„Im Gegentheil, Sie ſaßen ſehr gedrückt —
Ich bin ein wenig ſtark..." — „Der Fehler ſchmückt." —

„Sie meinen?" — „Dieſe Züge, voll und weich,
Wie feſtlich leuchten ſie von Huld und Güte!" —
„Ich bin geſund." — „Geſund nur? Engelgleich!" —
„O gehn Sie! Ich bin viel zu ſtark!" — „Behüte!
Ich meines Theils ... ich möchte .. wär's erlaubt" —
„Was?" — „Oefter anſchau'n dieſes holde Haupt." —

„Sie fänden's bald langweilig!" — „Ich? Sie ſcherzen!
Vielmehr, es würde ſtets mich neu entzücken." —
„Zu gütig! Thun Sie denn .. nach Ihrem Herzen" —
„Mir ſcheint, Signora, in den meiſten Stücken
Stimmt Ihr Geſchmack mit meinem überein.
Was meinen Sie?" — „Eh nun, das könnte ſeyn!" —

„So mein' ich denn, daß man ſich's überlege,
Sich prüfe, ob man's wünſche beiderſeit;
Und iſt es Ihnen recht, ſteht nichts im Wege;
Die Straße iſt ja gleich, das Haus nicht weit.
Ich ſehe nichts, das noch zu ebnen wäre;
Nun, nächſte Woche .. geb' ich mir die Ehre." —

So, ohne nur entfernt ſich zu erhitzen,
Ward dieſer Bund berathen und geſtiftet,
Und ſeit dem Tage, ganz bequem, im Sitzen,
Nie von der Schwermuth trübem Hauch vergiftet,
Glomm weiter viele viele Jahre lang
Dieß Flämmchen, das dem Chilus einſt entſprang.

Reiſen und Reiſeliteratur.

(Schluß.)

Wenn der „humor radicale," um mit Boccaccio zu ſprechen, verdunſtet iſt, ſo hilft keine Infuſion mehr. An dieſem Humor fehlt es, nicht an Phosphor, wie die Kraftſtoffel behaupten; die Niederſchläge ſtehen nicht im normalen Verhältniß zu der Verdunſtung. Das iſt überhaupt das große politiſch-nationalökonomiſch-moraliſche Leiden unſerer Zeit. Der Mann des Jahrhunderts, der großmächtige Kaiſer der Franzoſen, dem die Elemente gehorchen, der den Sturm bedräuet von der Levante bis in den mexikaniſchen Golf und bis zum äußerſten Weſtmeer, er wird nach den Berechnungen der erfahrenſten Politiker den Hals nicht brechen über den Ideen, für die er ſeinen Degen zieht wie Don Quixote gegen die Windmühlen; nicht eine europäiſche Coalition wird ihm den Garaus machen, ſondern an Mangel an Humor, an Dürre und Sterilität wird er zu Grunde gehen, er wird allmählig verdunſten. Den allgemeinen franzöſiſchen Dephlogiſtiſirungs-Proceß, der durch die ſchlechte Forſtwirthſchaft der früheren Dynaſtien und durch den nationalen Leichtſinn überhaupt eingeleitet worden iſt, und den er durch die Devaſtation der Orleansſchen Forſten noch befördert hat, den kann er jetzt nicht mehr aufhalten; ſo handlich ihm ſonſt alle Ideen ſind, das iſt ihm doch zu imponderabel. Von dieſer Dürre des Bodens ſind die natürlichen Folgen die Mißernten, die in Frankreich auf einander zu folden drohen, wie die mageren Kühe Pharaos. Wo kein humor, da iſt auch kein humus und umgekehrt; wo es an Grund und Boden fehlt, da iſt überhaupt nichts und hat auch der Kaiſer ſein Recht verloren. Alſo kann er nicht viele heiße Sommer mehr aushalten wegen mangelhafter Blutbereitung im Staats-

Digitized by Google

körper. Die metalliſchen Theile entſchwinden in ſchlechten Jahren durch alle Poren und kein Achilles kann ſie aufhalten. Eine Parforce-Cur bleibt als das einzige Mittel; Stahl und Eiſen geben Blut. Aber auch für dieſe Kur ſind die edleren Metalle die unentbehrliche Vorausſetzung; ohne Goldtinktur kann man überhaupt keinen Anſatz machen. Das iſt der gefährliche Cirkel, in welchem ſich dieſer Mann dreht, ſonſt ſo mächtig an Thaten und Worten; aus dieſem Cirkel gibt es kein Entrinnen. Darum hängt der Weltfrieden von einem guten Früh- und Spätregen ab. Wenn nicht vom Himmel ſelbſt ein guter Thau fällt, ſo tritt eine große Kriſis auf Erden ein, eine welthiſtoriſche Metaſtaſe, wie wir Männer der Wiſſenſchaft ſagen, ein Umſchlag aus der Dürre in eine große Fluth — après nous le déluge. Von den ausgedörrten Hügeln Frankreichs ſieht der Prophet eine Wolke aufſteigen, wie eines Mannes Hand, und er kündiget Ahab an: „Spann an und fahre hinab, daß dich der Regen nicht ergreife!“

Der Kaiſer iſt der Mikrokosmus; in ihm vollzieht ſich der Weltproceß prototypiſch. Wie er wegen großer Dürre und Sterilität, weil er das lebendige Waſſer nicht hat, in den Regen und unter die Traufe kommen wird, ſo wird die ganze Welt erſaufen in ihrer eigenen Seichtigkeit. Wir halten alle keinen heißen Sommer mehr aus ohne die gefährlichſten Ausſchwitzungen, ohne daß uns das Waſſer in das Gehirn kommt, aus Mangel an Humor. Wer will dieſem Waſſermangel abhelfen? Wer errettet uns aus dieſer Sündfluth? Kein Brunnenſchmecker und keine Arche. Wenn auch die dolores ceſſiren, die Schmerzen hören nicht auf. Wenn wir auch noch ſo viel Waſſer darauf gießen, wir bringen den humor radicale nicht hervor.

Daß gegenwärtig Alles humoriſtiſch reist, das iſt eben der ſchlimme Humor der Sache. Es iſt nicht die weinigte, ſondern die ſaure und fauligte Gährung, welche hier ihre Blaſen aufwirft und uns ſo ſcharf und abgeſtanden in die Naſe fährt. Man reist in Humor, anſtatt in wollenen Socken, das gibt den Schnupfen und nicht einen wackern, hellen Kopf. Unſere Reiſenden bringen zu den Dingen nicht einen naiven Sinn heran, ſondern wollen die Dinge zu ihrem naiven Objekt machen — das iſt das πρωτον ψευδος des heutigen Reiſeweſens und ſeiner Literatur. Wer gegenwärtig hinaus reist in die Berge, in die freie Natur und unter das unverdorbene Volk, iſt in der Regel wie ein vornehmer Herr, der um ſo artiger thut, je hochmüthiger er in ſeinem Herzen iſt. Solche Complimente ſind die größten Grobheiten, und ſolche Complimentirbücher ſind unſere meiſten Reiſeſchilderungen, je geiſtreicher, deſto mehr. Man will ſich nicht mitten hinein ſtellen und gelegentlich auch bloßſtellen, nicht einnehmen und ausgeben, ſondern abſolut über Allem glaubt man zu ſtehen und jeglichem von ſeinem überlegenen Standpunkte aus eines aufheften zu können. Wie wäre gegenwärtig eine unbefangene Auffaſſung einfach natürlicher Zuſtände noch denkbar, da die vornehme Cultur bereits faſt jeden Unterſchied zwiſchen „Stadt und Dorf“ verwiſcht hat, und man jedes Bauernmädchen zu einer „Frau Profeſſorin“ zu erziehen anfängt? Man will die Leute nicht haben, wie ſie ſind und leben, ſondern als Statiſten in einer melodramatiſchen Scene, die man mit ihnen improviſirt und bei der man für ſein Geld natürlich auch den gehörigen Spaß und die erforderliche Doſis von Rührung haben möchte. So wird der Humor zur Perſiflage und die Bonhomie zu einer widerwärtigen Sentimentalität; die Ueberweisheit ſchlägt in Aberweisheit und Selbſtperſiflage um.

So iſt auch das Fußreiſen gegenwärtig eine pure Scheinheiligkeit. Es geht Einer nicht zu Fuß, weil er denkt: „So lang ich noch ſo fortkomme, brauche ich kein Geld für's Fahren auszugeben.“ Nichts weniger als das; ſondern das Gehen iſt eine Luxusſache: gehen thu' ich nur, weil ich nicht fahren thu', d. h. weil mir das zu alltäglich und langweilig iſt. Fußreiſen iſt, insbeſondere verglichen mit der wohlfeilen Gelegenheit der Eiſenbahn, das theuerſte Fortkommen. Darum geht Einer, um zu zeigen, daß er nicht der Wohlfeilheit nachreiſe, daß er nicht mit den Philiſtern und Geſchäftsreiſenden verwechſelt werden dürfe. Wahrlich, ich ſage euch: wer nicht ſchon ſeine fünfzig oder hundert Stunden abtorniſtert hat, expreß in der Abſicht, mit wenig Geld weit zu kommen, wer nicht zu Fuß gegangen iſt, um ſich nach der Decke zu ſtrecken, der hat die rechte Reiſeluſt noch nie empfunden. Nur wer einen Winter hindurch tüchtig gearbeitet hat, um dann zur Oſtermeſſe, wenn die Verleger ihr Soll und Haben ausgleichen, ſein Budget zu machen und zu ſehen, was ihm für ſeine menus plaisirs übrig bleibt; nur wer einen ſolchen ganzen Winter hindurch unter ſeinen Geſchäften beſtändig von ſeiner Sommerreiſe phantaſirt, in jedem freien Augenblick mit der Karte in der Hand in ſeinem Gefängniß auf und ab geht und Plane über Plane ausheckt und berechnet, wie weit es etwa reichen, ob er mit zwölf Louisdors nicht über Venedig nach Wien kommen und vielleicht noch einen Abſtecher bis an die türkiſche Grenze machen könne: nur der weiß, wie man aufathmet und wie unſer ganzes Weſen ſich ausdehnt, wenn die zwei oder drei Hemden eingepackt ſind und das Ränzchen geſchnallt iſt. Wer ſo

Digitized by Google

auszieht und ſich ſelbſt nicht genug thun kann und mit jedem Reiſetag ein noch größeres Penſum abſolviren möchte, und doch überall unterwegs auch ſo gerne einſpricht, wo er meint, daß ſein gutes Schickſal ihm winke, und überall etwas findet, daran er mit allen Sinnen und von ganzer Seele Theil nehmen kann — wer ſo fortzieht, der reist als der rechte grand seigneur, dem gehört die ganze Welt und er nimmt von ihr Beſitz:

Mit leichtem raſchem Anbequemen
An das Gefühl von Götterſöhnen.

So bin ich vor acht oder zehn Jahren einmal mit meinem Eugenius nach Mailand gewandert, von Rorſchach nach Magadino immer auf eigenen Beinen, zwei Stunden ausgenommen, da uns ein gutmüthiger Geſchäftsreiſender aufſitzen ließ; Tag für Tag wenigſtens zwölf gute Stunden, und das zum mindeſten ſo wohlfeil, als es Poſtpferde thun können; Morgens immer zwei oder drei Stunden vor dem Frühſtück gemacht, höchſtens einen Schluck Schnaps nüchtern genommen. Auf der erſten Station im Rheinthal ließ ſich der eine gelben Markgräfler geben und der andere rothen Rheinthaler, um den Keller gleich ganz zu prüfen; dazu „Landjäger," die St. Gallener Wurſt, die gute Zähne zum Kauen und eine tüchtige Motion zum Verdauen erfordert. Und während dieſes ganzen Göttermahls ſaß der Wirth an unſerer Seite, unterhielt uns von dem größten Wunder der Gegend, dem Herrn von Sennwald, der ſeit bald dreihundert Jahren im Kirchengewölbe liegt, ohne daß die Verweſung ihn anrührt, und wehrte uns daneben mit ſeinem gekräuſelten Fliegenwedel die Mücken ab, von denen die Wände ſeiner Kneipe ganz ſchwarz ſahen. Mußte das nicht gleich ein ganzes Nabobsbewußtſeyn geben? Und recht im Innerſten fühlten wir uns als grande signore, wie uns nachher die italieniſchen Beutelſchneider aus Gaunerei nannten.

„Und weiter gings mit Sturm und Feuerſchritten," ſo daß erfahrene Handwerksburſche, die, wie Bauern und Maurer und überhaupt alle, die Jahr aus und ein alle Tage das gleiche Geſchäft haben, langſam und gründlich zu Werke gehen, uns mit Lachen nachſahen: „Die treiben's ſo nicht lange!" Und ſie hatten recht, wenigſtens für dieſen und den folgenden Tag; ſpäter hätten ſie nicht mehr gelacht. An dieſem erſten Tag ſollten wir noch die Erfahrung machen, die ein philanthropiſcher Freund von uns in den Worten ausgedrückt hatte: „Es iſt ein göttliches Vergnügen, Blaſen an den Füßen zu haben, denn ſo lernt man die Leiden des Volks kennen." Ein Metzger von Ragaz fuhr luſtig pfeifend an uns vorüber, wodurch wir uns zu der Vorausſetzung berechtigt glaubten, der Mann müſſe ein gutes Gemüth haben. Alſo ſprachen wir ihn an und fanden uns auch in unſerer Vorausſetzung nicht getäuſcht. „Recht gern," ſagte der barmherzige Metzger, aber er zeigte zugleich auf das halbe Dutzend Kälber, das auf er ſeinem Karren hatte, und wir ſahen ſein non possumus wohl ein. So mußten wir uns denn, bongré malgré, weiter ſchleppen bis zur nächſten Herberge.

Da ſtand eine leere Poſtchaiſe, die uns für einen Franken Trinkgeld gar gern mit nach Ragaz genommen hätte. Aber: nicht geſchenkt! Das Blatt hatte ſich gewendet und unſer ganzer Stolz war wieder hoch aufgerichtet. Unſer Metzger ſchäckerte bereits mit einer ſtattlichen Bernerin in ihrer reizenden Oberländer Tracht, die wir ſeit Jahren nicht mehr geſehen hatten. Es war die einzige wohlgebildete weibliche Perſon, die wir im ganzen Rheinthal vom Bodenſee bis zur via mala zu ſehen bekamen. Weibliche Schönheit iſt überhaupt mit nichten ſo allgemein, als man herkömmlich annimmt. Dagegen iſt ein Vorzug der Schweiz, an den man ſeltener denkt, daß man überall Ungefälſchten trinkt. So gerne die Schweizer einen ſonſt blau anlaufen laſſen, das muß ich ihnen zur Ehre nachſagen, daß ſie, ſo weit wenigſtens meine Erfahrung reicht, den Wein rein laſſen. Auch hier war er gut. Der Wirth ließ ſich Oberſt und Commandant tituliren; ſchon das point d'honneur erforderte daher, daß wir auf das Beſatzungsrecht in ſeiner Feſtung nicht feig verzichteten. Die Garniſon war eine gemiſchte: mit uns lag da ein Geometer aus Graubündten, der hier ſchon lange der Hahn im Korbe zu ſeyn ſchien. Wir hielten aber gute Kameradſchaft, ohne daß es zu einer Reiberei zwiſchen den verſchiedenen Nationalitäten kam. Der Rhätier erklärte uns, daß ſeine Landsleute oben im Gebirg das reinſte Deutſch ſprechen, weil ſie es „ſcholaſtiſch" lernen. Noch heute thu' ich mir, mehr als auf alle Doctores und Gelehrten, etwas zu gut auf die Bekanntſchaft dieſes letzten Scholaſtikers; ich bin ſtolzer darauf, als wenn ich auf irgend einer Bibliothek einen Codex über die Zauberkünſte des Albertus Magnus gefunden hätte.

Mit allen Kriegsehren und mit klingendem Spiel zogen wir am andern Morgen ab, dem Land unſeres Ruhmes entgegen. Aber wir kamen auf Abwege, und für einen Wanderer, der weiter kommen will, iſt die erſte Regel, daß er ſeine gerade Straße ziehe. Die Taminaſchlucht iſt eines von den ſieben Wundern der Schweiz; an ihr war nicht vorüber zu kommen, und Pfeffers wurde unſer Capua. Ein Kachelbad iſt gut für den Hals; aber das warme Waſſer macht weiche Füße.

Digitized by Google

Neu geſtärkt ſtiegen wir aus der Quelle heraus, aber nur um deſto früher wieder die Leiden des Volks kennen zu lernen. Tags zuvor hatte es geregnet, und zwar ſo kräftig, daß die Stiefeln, die wir noch nicht ordnungsmäßig eingeſchmiert hatten, durchſchlugen. In Italien, das wußten wir, iſt Reinlichkeit nicht zu Haus und hier hatten wir warmes Waſſer umſonſt; alſo wuſchen wir uns ein Paar Strümpfe und trugen unſere Leibwäſche auf dem Stecken. Vornehm ſah das nicht aus, aber wir hatten die Genugthuung, von denen, die ein feineres Auge für Reiſende haben, diſtingulrt zu werden. Als wir Abends in Chur einzogen und von den Unverſtändigen ob unſerer Naturbleiche ſchief angeſehen wurden, explicirte ihnen der Hotelbeſitzer mit großem Reſpekt: „Das ſind Touriſten.“ Das war Balſam für unſere wunden Füße und ſcheuchte jedes Mißbehagen eben ſo von uns hinweg wie der Fliegenwedel vom vorigen Tag. Wir waren wieder grande signore, die rechten Reiſekünſtler und Freiherren, trotz unſerer Fußlumpen.

Von Pfeffers nach Chur iſt es aber weit; in Einem Futter kommt man nicht hin, beſonders mit Blaſen an den Füßen. „Es ſteht ein Wirthshaus an dem Rhein,“ und zwar an der untern Zollbrücke, da kehrten wir ein und haben es ſeither nicht vergeſſen. Zwei Mädchen waren allein zu Haus, die Tochter des Wirths und eine arme Nähterin, halb Geſpielin, halb Aufwärterin. Sie ſey „ſo ſchreckli ungſund,“ erzählte uns das unglückliche Kind, deſſen hektiſch gerötheten Wangen man anſah, daß der Engel des Todes es bereits angezeichnet hatte, und dabei ſprach ſie eine ſo rührende Ergebung in ihr trauriges Schickſal aus, wie das Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird. Welchen Anſpruch an die Freuden des Lebens hat ſo ein armes Mädchen? Und doch wie traurig, alſo ungeſehen zu verwelken wie die Roſe am einſamen Strauch! Wir hatten kein Auge für ihre blühende, glückliche Gefährtin, ſondern allein für dieſe welkende Blume. Beim Abſchied berührten wir ihre Fingerſpitzen mit einer Ehrfurcht, als wäre ſie eines Königs Tochter. „Adieu, poor luckless maiden! — Imbibe the oil and vine wich the compassion of a stranger as he journeyeth on his way, now pours into thy wunds.“

Wäre ich ein Sentimentaliſt von Profeſſion, ich könnte aus der unglücklichen Nähterin von der Zollbrücke eine Maria von Moullnes machen. Aber ich gebe der Wahrheit die Ehre und geſtehe, daß wir die arme Maria nach einer halben Stunde vergeſſen hatten und nun auch daran dachten, wie wir mit unſern Füßen und Strümpfen vollends nach Chur kommen werden. Da führte uns das Glück den barmherzigen Tabaksreiſenden zu, der Oel und Wein in unſere Wunden goß. Nicht nur ließ er uns einſteigen in ſeinen Phaeton, ſondern er nahm ſich unſer auch weiter an als ein erfahrener Mann und wohlwollender Gönner. Nach Malland, ſagte er, komme er mit ſeinen Cigarren jedesmal auch; die öſterreichiſche Tabaksregie genire ihn ſo wenig als den König-Ehrenmann und ſeinen Vorläufer Garibaldi das Feſtungsviereck; wir ſollen nur voran reiſen, wozu er ſeinen guten Rath und Anleitung nicht vorenthielt; im Hotel Reichmann, wo wir gleich ihm „abzuſteigen“ gedachten, werden wir uns wiederſehen. Vor allem überreichte er jedem von uns ſeine Karte: „Julius Hutzelſieder,“ der einzige ſeines Namens, wie er zur Erläuterung beifügte, in einem ganzen Königreich.

Wir reiſten incognito und mußten ihm daher mündlich Auskunft über Stand und Charakter geben. Daß wir ſtudirte Leute ſeyen, hatte er bald weg; wir kamen ſeinen Beobachtungen zu Hülfe mit der wahrheitsgetreuen Angabe, daß der eine Theolog und der andere Pädagog ſey. Das war ihm zu abſtrakt und er bildete ſich die Vorſtellung aus, wir ſeyen Pfarrer und Schulmeiſter, ein geiſtlicher Herr, der mit ſeinem Küſter reiſe. Wenn er uns von ſeines Principals Cigarren anbot und der Pädagog keine annehmen wollte, ſo ſah er das als Blödigkeit an, als Scheu vor einem ſo reichen Herrn, und munterte zu ungenirtem Zugreifen zu: „Herr Lehrer, ſeyen Sie nicht ſo ſtolz!“

Um uns bedauernswürdigen Dorfbewohnern eine Vorſtellung von high life beizubringen, ließ er Extrawein auftragen, die Flaſche für drei Francs, einen Wein, der dort im obern Rheinthal wächſt, den aber ſchwerlich jemand in dieſer Gegend vermuthen würde. Natürlich zweifelte er nicht im geringſten, das ſtarke Getränk werde uns Neulingen in dieſen höheren Genüſſen alsbald zu Kopf ſteigen und er den Genuß haben, das wohlehrwürdige Paar poſſierlich werden zu ſehen. Aber ſey es überlegene „fortitude of the head and depth of the discretion“ auf unſerer Seite, oder hatte die kräftige Motion der letzten Tage unſerer natürlichen Länge eine Elle zugeſetzt: wir bekamen ihn in ſeiner Blöße zu ſehen. Als wir des andern Tags am frühen Morgen davon zogen, geſtärkt von ſeinem Wein, ſo daß uns fortan keine Schwäche mehr anwandelte, lag der wackere Hutzelſieder noch zu Bett, ohne Ahnung der Zeche, die er ſich's hatte koſten laſſen, um uns in's Leben einzuführen.

Das ſind kleinlichte Geſchichten, miſerables Zeug im Vergleich mit dem, was uns unſere heutigen Reiſenden mit den Siebenmeilenſtiefeln zu bieten im Stande ſind; ſo ganz einfach und natürlich, ſo trivial und

Digitized by Google

alltäglich gegen die Appretur, welche ein ſentimentaler Wanderer im Hochland ſeinen Geſchichten zu geben weiß, indem er für die Schilderung eines bayeriſchen oder tiroliſchen Bauernhauſes und ſeine Inſaßen ſeine ganze ſcholaſtiſche Gelehrſamkeit von den älteſten rhätiſchen Zeiten an bis auf die Gegenwart aufbietet. Aber die einfachſte Geſchichte, wenn man einen ungekünſtelten Humor für ſie mitbringt, kann ein Gegenſtand lebenslänglicher Erinnerung, eine Quelle immer neuer Beluſtigung und Erheiterung werden. Wie viel Ergötzliches kam uns in zwei oder drei Tagen vor! Und was ſieht dagegen Einer, der in zwei oder drei Stunden von Rorſchach nach Chur fährt? Nicht einmal die Gegend, geſchweige denn Commandanten mit ihren Feſtungen und Burgfräulein, Scholaſtiker und Hutzelfieber.

Es käme auf den Verſuch an: ich glaube faſt, wenn ich wollte, ich könnte auch eine Reiſebeſchreibung machen oder Reiſebriefe ſchreiben von meiner Studirſtube aus. Wenn ich ein paar gründliche Reiſebücher zur Hand nähme, um den topographiſchen Anhaltspunkt nicht zu verlieren: ich ſehe nicht ein, warum ich nicht aus und über alle Länder ſollte ſchreiben können. Von literariſchem und hiſtoriſchem und anderem Zeug habe ich ſchon ſo viel im Kopf, daß es zu geiſtreichen Bemerkungen für zwanzig Bogen reichte. Aber ich glaube ſchwerlich, daß mir jemals die Luſt zu einem ſolchen Verſuch kommen wird, und es wäre mir auch nie eingefallen, hier etwas von meinen Geheimniſſen preis zu geben, hätten nicht fremde Sünden mich zu eigenen Uebertretungen verleitet. „Es gibt ein Ding, das Vielen in dieſem Lande unter dem Namen Pech bekannt iſt;“ wer damit umgeht, der beſudelt ſich: man kann mit Schwätzern nichts zu thun haben, ohne ſelbſt zum Schwätzer zu werden.

Genfer Skizzen.

(Fortſetzung.)

Je entſchiedener nun aber auch die Antipathie gegen den franzöſiſchen Cäſarismus unter der Genfer Ariſtokratie Wurzeln gefaßt hat, um ſo häufiger kann man dort einer gewiſſen Vorliebe für die gegenwärtige Neugeſtaltung Italiens begegnen. Dieſe Vorliebe ging bis vor kurzem ſo weit, daß man keine Augen ſelbſt für die offenbaren Mißgriffe der italieniſchen Nationalpartei, kein Wort der Kritik für die in den letzten Jahren oft ſo ſchlagend hervortretende Perfidie und Doppelzüngigkeit der italieniſchen Staatsmänner, keinen Laut der Bedenklichkeit wegen ihrer Unterwürfigkeit gegen Frankreich beſaß. Ein confeſſioneller Grund mag hier wie in England mitwirken; iſt doch die italieniſche Bewegung antipapiſtiſch. Es iſt bekannt, daß das engliſche Miſſionsweſen ſelbſt ein gelegentliches Händedrücken mit dem Mazzinismus nicht verſchmäht hat, ſo ſehr man ſich auch ſonſt vor dem Geſpenſt der rothen Republik bekreuzigte. Auch in Genf liebäugelte man mit dem jungen Italien, beſonders wenn es kirchlich-reformatoriſchen Planen zugänglich ſchien. Jetzt freilich veröffentlicht das Journal de Genève, das Organ dieſer Genfer Ariſtokratie, Briefe aus Rom gelegentlich des Concils, welche, natürlich vom proteſtantiſchen Standpunkt aus geſchrieben, faſt wie ein pater peccavi ausſehen, wenn man an die früheren Philippiken gegen das Papſtthum denkt. Auch war es, glaub' ich, dasſelbe Blatt, welches neulich den pikanten Ausſpruch des Herrn Thiers über die Tagesfrage zuerſt veröffentlichte. Als nämlich die Königin der Niederlande bei ihrer Anweſenheit in Paris den berühmten Hiſtoriker fragte, was ſie etwa nach ſeiner Meinung dem Kaiſer, wenn das Geſpräch auf die römiſche Angelegenheit komme, antworten ſolle, da ſie als Proteſtantin nicht recht unterrichtet ſey, antwortete Thiers: „Que votre Majesté dise à l'empereur que tous ceux qui ont mangé du pape, en sont morts.“

Sehr eng war die Verbindung der höhern Genfer Kreiſe mit der liberalen italieniſchen Ariſtokratie. In Genf niedergelaſſene Emigrantenfamilien, die Sismondi, Diodati, Turettini und andere hatten ſeit Jahrhunderten auf Italien hingewieſen, in neuerer Zeit war der Flüchtling Roſſi, der ſpätere römiſche Miniſter, in Genf zu einer einflußreichen politiſchen Stellung und hohem Anſehen gelangt. Ganz beſonders aber war es

Digitized by Google

der diplomatiſche Held der italieniſchen Bewegung, Graf Camillo Cavour, welcher die Sympathien der Ariſtokratie gewonnen hatte. Die Mutter des großen Staatsmanns war bekanntlich eine geborene Gräfin de Sellon aus einer alten Genfer Familie. Der junge Camillo genoß ſelbſt einen Theil ſeiner Erziehung bei Verwandten in dieſer Stadt, wohin er oft nach wichtigen Wendepunkten ſeines Lebens zurückkehrte. So weilte er dort, als er nach Plombières ging, um mit dem Decemberkaiſer den Handel wegen des neuen Italien zum Abſchluß zu bringen, und dann wieder nach dem öſterreichiſch-franzöſiſchen Krieg, um von den gehabten Anſtrengungen auszuruhen. Bei der erſteren Gelegenheit ſah ich ſelbſt den ſardiniſchen Miniſter, wie ihm die Genfer Enthuſiaſten eine Serenade brachten, und wie die „Hoffnung Italiens“ von dem Balcon des Hotel de l'Ecu de Genève herunter die Menge haranguirte und betheuerte, daß Italien auf dieſe Sympathien des freieſten Volks der Welt, der Schweizer, ſtolz ſey und im Augenblick der Entſcheidung und Gefahr auf ihren Beiſtand zählen würde. Mich fröſtelte an dem heißen Sommerabend bei der feurigen Rede, ſie kam mir vor wie auf Eis gemalte Gluth. Doch die Täuſchung gelang vollkommen, das Volk fühlte ſich geſchmeichelt und rief „Hoch“ einmal über das andere. Aber in der Bruſttaſche des Grafen, an welche er ſo oft bei ſeiner pathetiſchen Rede geſchlagen, ſteckte ein kleines Notizbuch, und darin war Savoyen bereits als verkäufliche Waare angemerkt, und zwar ohne Berückſichtigung der ſchweizeriſchen Rechte.

Als ſpäter Cavours intimſten Genfer Freunde, welche doch nach und nach alle Möglichkeiten erwogen und für Savoyen zu bangen anfingen, irgend eine beruhigende Andeutung zu erhalten ſuchten, wurden ſie regelmäßig mit leeren Phraſen und ausweichenden Redensarten höflich abgeſpeiſt. Man erzählt ſich eine kleine neckiſche Anekdote, wie ſelbſt die diplomatiſchen Verſuche eines geiſtvollen, liebenswürdigen Bäschens, in die Tiefen des großen Staatsgeheimniſſes zu dringen, fruchtlos ſcheiterten. Die ſchöne Dame ſtand mit Cavour in gemüthlicher Plauderſtunde auf dem Balcon einer reizenden Villa bei Genf und betrachtete mit dem Grafen die langgedehnte Kette der Alpen, deren ſchneeigte Häupter und Felſenzacken die untergehende Abendſonne vergoldete. Der Graf ſchien ergriffen von dieſer herrlichen Natur, ja faſt ſentimental geſtimmt. Dieſen Augenblick benutzte die reizende Diplomatin zu einigen geſchickt hingeworfenen unſchuldigen Fragen über allerlei Möglichkeiten hinſichtlich der Zukunft dieſes ſavoyiſchen Landes. Allein der eherne Staatsmann, deſſen Sentimentalität in der Politik aufhörte, wie Herrn Hanſemanns Gemüthlichkeit in Geldſachen, widerſtand den weiblichen Zauberkünſten eben ſo unerſchütterlich, wie er allen Fragen ſeiner männlichen Bekannten und Freunde ausgewichen war.

Die Genfer haben alle dieſe ſardiniſchen Perfidien größtentheils großmüthig wieder vergeſſen, und während ſie allen Zorn auf Napoleon III. abladen, ſympathiſiren ſie noch immer mit Cavour, der ſeit ſeiner früheſten Jugend ſo oft unter ihnen weilte und den ſie gewiſſermaßen zu den Ihrigen zählen. Gerade jetzt veröffentlicht William de la Rive, der Sohn des berühmten Genfer Naturforſchers und außerordentlichen Geſandten der Schweiz in London während des verhängnißvollen Jahrs 1860, Erinnerungen an jenen ſeinen Vetter in der Bibliothèque Universelle, welche mit der geſpannteſten Theilnahme geleſen werden. Dieſe Aufzeichnungen ſind in der That von lebendigſtem Intereſſe und gewähren manchen tiefern Einblick in den Charakter und den Entwicklungsgang des Staatsmanns, deſſen politiſche Größe keine Partei wird in Abrede ſtellen können. Einzelne Züge aus der früheſten Jugend Camillos mögen unbedeutend erſcheinen. Der pſychologiſch zu Werk gehende Biograph wird aber die Wichtigkeit der erſten Entwicklungsjahre und Sinnesäußerungen eines Individuums nicht hoch genug anſchlagen können, ſelbſt da, wo ſie mit dem ſpäteren fertigen Charakter im Widerſpruch zu ſtehen ſcheinen So beklagt ſich eine Tante bei der Großmutter des Verfaſſers brieflich, daß der kleine Camillo ſich mit aller Macht gegen jegliches Lernen ſträube, während ſein älterer Bruder Guſtav daran großes Vergnügen finde. Camillo zeige aber einen wahren „horreur de l'étude“ und das Alphabet erpreſſe ihm „herzzerreißende Seufzer“ (soupirs à fendre l'âme). Und dieſer ſelbe Camillo konnte, zum Jüngling herangereift und in ſeinen ſpäteren Jahren, wenn ihn ein Gegenſtand anſprach, ſelbſt in der Nacht die meiſten Stunden dem Schlaf abringen, um ſich die erforderlichen Kenntniſſe namentlich in fremden Sprachen, Ackerbau, Technologie u. ſ. w. anzueignen.

Eine kleine charakteriſtiſche Anekdote aus dem ſechsten Lebensjahre Camillos möge hier wörtlich nach de la Rive's Erzählung angeführt ſeyn. „Im Jahr 1816 brachten ihn ſeine Eltern eben ſo wie ſeinen Bruder nach Genf. Sie verweilten einige Zeit bei meinem Großvater zu Preſinges. * Wenn ich dieſen letzteren Umſtand anführe, ſo geſchieht es, weil mir mein Vater

* Ein Landgut der de la Rive in dem gleichnamigen Dorf an der ſavoyiſchen Grenze des Cantons Genf.

mehr als einmal den Eindruck geſchildert hat, welchen Camillo de Cavour bei ſeiner Ankunft in Preſinges hervorbrachte. Es war ein kleines boshaftes Bürſchchen (petit bonhomme très-malin) von lebhafter und entſchiedener Miene, höchſt ergötzlicher Artigkeit und unerſchöpflicher kindlicher Laune. Er trug einen kleinen rothen Rock, der ihm etwas Entſchloſſenes und Drolliges zugleich gab. Als er ankam, war er ſehr aufgeregt und ſetzte meinem Großvater auseinander, daß der Poſtmeiſter von Genf, der abſcheuliche Pferde geliefert habe, abgeſetzt werden müſſe. „Ich verlange, daß er caſſirt werde!“ wiederholte er. — „Aber,“ entgegnete ihm mein Großvater, „ich für meine Perſon kann den Poſtmeiſter nicht abſetzen, dazu hat nur der erſte Syndicus die Macht.“ — „Gut, ſo will ich eine Audienz beim erſten Syndicus!“ — „Du ſollſt ſie morgen haben,“ erwiederte mein Großvater und ſchrieb ſofort an ſeinen Freund Schmidtmeyer, der damals erſter Syndicus war, und zeigte ihm an, daß er ihm einen ſehr ſpaßhaften „kleinen Mann“ zuſenden werde. Am andern Morgen geht das Kind in der That zu Schmidtmeyer und wird in großer Ceremonie empfangen. Ohne Verwirrung macht der Knabe drei tiefe Verbeugungen und ſetzt mit heller Stimme ſeine Beſchwerde und ſein Begehr aus einander. Nach Hauſe zurückgekehrt rief er ſchon von weitem meinem Großvater zu: „Gut, gut, er wird caſſirt werden!“ Damals war der Knabe kaum ſechs Jahre alt. Man ſieht, er liebte von früh an das Caſſiren.“ Es iſt in der That der kleine Hercules, der in der Wiege die Schlangen der Juno zerdrückt. Der kleine Camillo, der den langſamen Poſtmeiſter abſetzen wollte, caſſirte ſpäter auch das Völkerrecht, als es dem kühnen Flug ſeiner Plane hemmende Feſſeln anlegte.

Doch zurück zu unſern Genfer Spaziergängen, und zwar zunächſt zum botaniſchen Garten, in den wir noch einen flüchtigen Blick werfen. Der weite, günſtig und geſchützt gelegene Raum iſt in regelmäßige Beete getheilt, in welchen, ſo wie in den Treibhäuſern gegen 6000 Pflanzenarten gezogen werden. Zwiſchen den Beeten wechſeln kleine Gebüſche und Gruppen exotiſcher Bäume, unter welchen Gartenbänke den Wanderer zu behaglicher Ruhe einladen. Täglich ſieht man dort junge Damen, Blumen unter Blumen, umherſpazieren und nicht nur des holden Anblicks dieſer blühenden Stauden und Beete ſich erfreuen, ſondern ſelbſt botaniſche Beobachtungen anſtellen. Denn ſeit de Candolles bedeutſamem Einfluß iſt die Pflanzenkunde in Genf ein Lieblingsfach nicht nur der Männer, ſondern auch des weiblichen Geſchlechts geblieben. Die Büſte dieſes berühmten Gründers des botaniſchen Gartens iſt an einer geeigneten Stelle inmitten des Schauplatzes ſeiner Thätigkeit aufgeſtellt. Die Memoiren de Candolles ſind bekanntlich kürzlich, zwanzig Jahre nach dem Tode ihres Verfaſſers, von ſeinem nicht minder gelehrten Sohn herausgegeben worden. Vor dem Orangeriegebäude ſtehen die Marmorbüſten von ſechs andern Genfer Gelehrten, welche neben ihren ſonſtigen wiſſenſchaftlichen und literariſchen Leiſtungen ſich auch in der Botanik auszeichneten, nämlich Chabrey, Trembley, Rouſſeau, Bonnet, de Sauſſure und Sennebier.

Ungefähr in der Mitte des Gartens befindet ſich ein runder Waſſerbehälter mit einem Springbrunnen. Letzterer wird durch eine kleine Broncefiatue gebildet, einen Knaben darſtellend, der ein Krokodil umfaßt hält, aus deſſen Rachen der Waſſerſtrahl empor ſteigt. Dieſe kleine Gruppe, ein Werk des Münchener Bildhauers Leeb, hat ihre kleine pikante Geſchichte. Das Bildwerk war einſt Eigenthum der Lola Montez und zierte den Garten des Landhauſes, welches die berühmte Tänzerin zur Zeit ihres höchſten Glanzes in der Nähe von München bewohnte. Als das Schickſal der romantiſchen Hetäre plötzlich den bekannten Umſchwung genommen hatte und ſie, um nun ſtufenweiſe allmählig ſo tief zu ſinken, wie ſie einſt geſtiegen war, zunächſt nach der Schweiz ſich begab, fand ſie in Bern an dem damaligen engliſchen Geſandten bei der Eidgenoſſenſchaft, Sir Robert Peel, einen warmen Freund und eifrigen Beſchützer. Dieſem damals noch jugendlichen Staatsmann, welcher eben ſo oft am Leman wie in der Bundeshauptſtadt weilte, folgte Lola nach Genf. Schon war ein Landhaus gemiethet und Lolas prachtvolle Hauseinrichtung, darunter auch jene ihr beſonders werthe Statue, aus dem fernen Bayerland mit großen Unkoſten herbeigeſchafft. Da entſtand plötzlich ein Bruch mit dem neuen Freund und die ſchöne Courtiſane verließ Genf faſt eben ſo raſch als vorher München. Ihre Effekten wurden verſteigert und jene kleine Bronzegruppe für den botaniſchen Garten angekauft. Man ſieht, nicht bloß die Bücher haben ihre Schickſale.

Lolas Hinterlaſſenſchaft hat durch einen weiteren Zufall Genf um noch ein Monument bereichert. Vor einigen Jahren kam Herr Leeb auf einer Vergnügungsreiſe nach Genf, erkannte dort nicht ohne Verwunderung ſein Werk im botaniſchen Garten, fand dadurch Gelegenheit, die Bekanntſchaft einiger einflußreichen Genfer zu machen, und erhielt den Auftrag, ein Brunnendenkmal zur Erinnerung an die berühmte „Escalade“ vom Jahr 1602 anzufertigen. Es ſteht jetzt in der untern Citée, wo einſt die Porte de la Monnaie ſtand, gegen welche der Hauptſturm der Savoyarden in jener verhängnißvollen Decembernacht gerichtet war. Eigentlich

Digitized by Google

waren es zum großen Theil ſpaniſche Miethtruppen, mit welchen damals der Herzog Karl Emanuel die Stadt Calvins unterwerfen und einen großen Kreuzzug gegen den Proteſtantismus überhaupt unternehmen wollte. Zwei und ein halbes Jahrhundert ſpäter mußte die ſpaniſche Tänzerin die unbewußte Veranlaſſung geben, daß die Niederlage ihrer Landsleute durch ein Denkmal verherrlicht wurde. Das Fatum hat Launen und Einfälle wie der tollſte Komödiendichter.

Nur ein leichtes, durchſichtiges Eiſengitter trennt den botaniſchen Garten von der Baſtion Bourgeois. Verzichtet man auf weite Fernſichten, ſo läßt ſich kein einladenderer Spaziergang denken. Die hohen, breitäſtigen, weit über hundertjährigen Kaſtanien und Linden gewähren einen köſtlichen Schatten, nur einzelne ſmaragdleuchtende Sonnenſtrahlen vermögen durch das dichte Blätterdach ſich herabzuſtehlen. Beſchauliche Naturfreunde, ſinnige Philoſophen, welche im Grünen ihren Gedanken oder der Lectüre nachzuhängen lieben, ſieht man beſonders am frühen Morgen, wo die profane Welt noch in den Betten oder bei der Toilette verweilt, hier umherſchlendern oder auf ihren Lieblingsplätzen ruhen. Später wird die Baſtei ſehr belebt, da ſie einen vielbetretenen Durchpaß für Fußgänger nach der Vorſtadt Plainpalais und den benachbarten Trancheen bildet. In den Vormittags- und Nachmittagsſtunden iſt ſie überdieß das allgemeine Stelldichein für alle Kindermädchen und den jungen Nachwuchs der heutigen Generation aus den angrenzenden Stadttheilen. Abends erlauſcht der ſtille, verſchwiegene Mond manch minniglches Koſen unter dieſen dichten Schatten, während im Gebüſch die Nachtigall flötet und ferne Muſik aus den Schaubuden und Wirthsgärten und Cafés chantants von Plainpalais herüber dringt. Das iſt das regelmäßige Tagewerk der Baſtion Bourgeois.

Am obern und untern Ende weitet ſich, dem alten Feſtungsbau folgend, die Promenade in eine parkähnliche Anlage, mit Bäumen, Gebüſchen und weichen Raſenplätzen. Auf dem untern ſteht die Bildſäule Davids, der eben den Rieſen Goliath erlegt hat. Das Werk iſt in nicht bedeutenden Größeverhältniſſen, aber mit ächter Künſtlerhand von Chaponnière, einem Genfer Bildhauer, in den dreißiger Jahren ausgeführt. David, mit einem Fuß auf dem abgeſchlagenen Haupt des ungeſchlachten Philiſters ſtehend, hält in der Rechten Schwert und Schleuder, während er die Linke zum Himmel empor hebt, wohin er einen dankerfüllten, begeiſterten Blick hinauf ſendet. Es ſpricht ſich eben ſo viel fromme Demuth als jugendliche Kraft in der ſchönen Jünglingsgeſtalt aus, welche der Künſtler in antiker Nacktheit dargeſtellt hat. Ein etwas malitiöſer Spaßvogel behauptet, wenn das Sujet nicht eben ein bibliſches wäre, ſo hätte der in jener Zeit noch etwas ſtrenge Stadtrath die öffentliche Aufſtellung des ſchönen Jünglingsbildes an dieſem Orte ſchon der vielen kleinen Bonnen wegen nicht geſtattet.

Hier an ihrem untern Ende öffnet ſich die Baſtei nach dem Theater und der Place neuve zu. Dem Theater gegenüber liegt das Muſée Rath, die Genfer Bildergalerie und Antikenſammlung. Etwas weiter erhebt ſich das muſikaliſche Conſervatorium, dann der Tempel der vereinigten Freimaurerlogen und endlich in der geraden Richtung von Plainpalais das Wahlgebäude. Die drei erſtgenannten Neubauten ſind in geſchmackvollem Styl, doch ohne bedeutende Raumverhältniſſe aufgeführt. Das ſogenannte Palais électoral hingegen kann dieſen anſpruchsvollen Namen in der That nur durch ſeine weite Ausdehnung rechtfertigen.

Im Ganzen aber gewährt dieſe Place neuve mit ihrer Fortſetzung einen freundlichen Anblick, welcher durch die nahen Baummaſſen der Baſtei und die allſeitige Ausſicht in's Grüne nicht wenig gehoben wird. Am entgegengeſetzten obern Ende der Promenade und des botaniſchen Gartens befindet ſich, von einem kleinen, aber mit prachtvollen Baumgruppen beſtandenen Park umgeben, das Palais Eynards.

Einſt war dieſer Namen in ganz Europa bekannt; wie zwei unzertrennliche Dinge wurden die Befreiung Griechenlands und der Name Eynard zuſammen genannt. Jetzt iſt ſein Träger ein hochbetagter, kaum noch dieſer Welt angehörender Greis. Aber mit neuer Anerkennung wird dieſer Name genannt, ſeitdem die geiſtvolle Gemahlin Eynards eine Stiftung gegründet hat, wodurch die Kunſtbeſtrebungen Genfs neue Förderung erhalten. Frau Eynard läßt unſern ihres Palais ein großartiges Gebäude aufführen, welches das Lokal der Société des Arts, die Sammlungen dieſer Geſellſchaft und Räumlichkeiten für Kunſtausſtellnngen und andere artiſtiſche Zwecke umfaſſen und ſeiner Beſtimmung gemäß den Namen Athenäum erhalten ſoll. Genf iſt, ſeit Bonivard, der berühmte Prior von St. Victor, durch die Schenkung ſeiner Bücherſammlung den Grund zu der heutigen Bibliothek legte, reich an ſolchen Stiftungen für das allgemeine Beſte, ein erfreuliches Zeichen des Patriotismus der Bürger, wie er ſich auch in vielen andern der ſchweizeriſchen Republiken findet. Man ſagt wohl, daß Ruhmſucht und Ehrgeiz die gewöhnlichen Motive ſolcher liberalen Handlungen ſeyen; nun, dann iſt allen reichen Leuten dieſer Ehrgeiz zu wünſchen. Das Eynardſche Athenäum bildet den Uebergang zu den Neubauten der benachbarten Trancheen, welcher Raum, früher zu den Feſtungs-

Digitized by Google

werken gehörend, jetzt in den Rayon der Stadt gezogen wurde.

Nicht immer sahen die schattigen Baumgänge der Bastion Bourgeois das fröhliche und heitere Leben, welches sich heute unter ihnen tummelt. Auch seine düstern und schreckenvollen Erinnerungen hat dieser liebliche Ort. Hier spielte einst eine Scene, welche viel Trübsal über Genf brachte. Es war in einer schwülen Julinacht des Jahres 1794. Eine dichtgedrängte Volksmenge wogte durch die dunkeln Baumgänge, hier und dort warf rother Fackelschein seine zitternden Lichter zu dem üppigen Laubgewölbe empor. Dumpfes Gemurmel, wildes Lachen drang aus der Masse, dann und wann die Worte und die Melodie eines tollen Liedes oder unheilverkündender Todesruf. Endlich brachte ein Haufen abenteuerlich gekleideter und bewaffneter Bürgersoldaten sieben gefesselte Männer, ihrer Kleidung und Haltung nach den höhern Ständen angehörend. Die wilden Ausrufungen der Leidenschaft und des Hasses mehrten sich unter der Menge beim Anblick ihrer Opfer. Man stellt diese gegen eine Mauer, ihnen gegenüber tritt eine Abtheilung Musketiere, die Gewehre senken sich, es blitzt und kracht durch die Nacht, und sieben Bürger liegen in ihrem Blute, sieben Männer, deren Hauptverbrechen in nichts anderem bestanden hatte, als daß sie nicht in das wahnsinnige Demagogengeschrei ihrer tollgewordenen Mitbürger einstimmen wollten. Verweilen wir einen Augenblick bei diesem blutigen Blatt der Genfer Annalen; es charakterisirt die Zustände im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts und ist in mehr als Einem Sinn nicht ohne Lehre für die Gegenwart.

Das Genfer Volk ist durch die Geschichte des vorigen Jahrhunderts als ein solches gekennzeichnet, in welchem die Neuerungssucht einen stets fruchtbaren Boden fand. In wie weit dafür berechtigte Gründe in jedem einzelnen Fall vorlagen, in wie weit die herrschende Partei den Anforderungen des fortschreitenden Zeitgeistes hemmende Fesseln anzulegen bemüht war und dadurch den gewaltsamen Durchbruch selbst heraufbeschwor, ist hier nicht der Ort zu untersuchen. Einseitige Schuld gehört bekanntlich in der Geschichte der politischen Umwälzungen zu den größten Seltenheiten. Genug, es waren Revolutionen auf Revolutionen gefolgt, und Heeren hatte nicht unrecht, wenn er die Genfer Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts die beste Vorschule für das Studium der französischen Revolution genannt hat. Seit dem Ausbruch der letzteren aber äußerte sich umgekehrt der Einfluß des westlichen Nachbars auf Genf immer verderblicher. Der Freiheits- und Gleichheitsruf, der von Paris ausging, fand am Leman den lebendigsten Nachhall und reizte zur Nachahmung.

In Genf trat das nationale Element eine Zeit lang völlig zurück, die ausgezeichnetsten Männer, wie Sauſſure, Ami Milliet, die Tronchin, Jallabert, Gallatin und andere verließen ihre Aemter und selbst ihre Vaterstadt, an deren Schicksal sie verzweifelten, weil sie nicht Maß in der Freiheit zu halten wußte. Eine Clubherrschaft nach Pariser Muster begann seit 1791 sich zu organisiren. Frankreich schürte das Feuer und warf immer begehrlichere Blicke auf die kleine Republik am Leman, welche das Thor der Schweiz bildeten. In Bern und Zürich war man sehr besorgt und sandte eine starke Besatzung nach Genf. Die Franzosen, welche sich unter Montesquiou mit einem Heere der Stadt genähert hatten, drangen auf Entfernung dieser Truppen, selbst die schwache Genfer Regierung sprach diesen Wunsch aus. Zufolge eines Vertrags zogen auch am 30. November die Schweizer ab. Nun trat der Terrorismus der Clubs, unter denen sich diejenigen der Gleichheit, der Sansculotten und der Marseiller vor allen durch demagogische Tollheit hervorthaten, immer offener auf. Im Theater, welches erst wenige Jahre vorher erbaut war, fanden die Sitzungen statt; dort hörte man Reden und Aussprüche wie diesen: „Kein Heil für die Republik, wenn die Guillotine nicht auf dem Platz Bel-Air in Permanenz aufgestellt ist!“ Die Genfer Revolutionäre wollten auch im Punkt der Blutdürstigkeit nicht hinter ihren Vorbildern an der Seine zurückbleiben.

(Schluß folgt.)

Das neue und das alte Athen.

(ſ. Nr. 10.)

III.

Die Ruinen.

Nach unſerer Wanderung durch das neue Athen betreten wir jetzt die Trümmerſtätten des alten.

Zwiſchen den Gärten und öden Strecken, die ſich vom königlichen Schloſſe nach Süden hin ziehen, folgen wir einer breiten, nüchternen Straße, der entlang eine jung angepflanzte Allee — und was kann es Nüchterneres geben als eine ſolche? — ich glaube von Pappeln, ſich hinzieht. Dieſen Weg bezeichnen die neueſten Pläne der Stadt bereits als „Boulevard.“ Der Tag iſt nichts weniger als freundlich und ſchlecht dazu angethan, in uns jene erhobene Stimmung zu wecken, die uns daheim im Norden überkommt, wenn wir Athens gedenken und griechiſcher Erde. Ein rauher, häßlicher Wind fährt von den kahlen Bergen über die attiſche Ebene hin, biegt die jungen Pappeln wie Weidenruthen zur Erde und treibt uns den Staub in ſolchen Wolken zu, daß wir kaum zu athmen vermögen und faſt geſchloſſenen Auges weiter wandern. Grau und ſchwer hängt der Himmel über der Landſchaft, die ſeit Manden faſt verſchmachtet iſt unter einer Alles verdorrenden Sonne. Wenig einladend ſchauen die verſtäubten Gebüſche der königlichen Gärten (an die ſich recht demokratiſch der im Entſtehen begriffene „Volksgarten“ anſchließt, eine weite Anlage, die mit der Zeit eine Art atheniſchen Praters werden ſoll) zu unſerer Linken hinter ihrer hölzernen Einzäunung hervor.

Plötzlich macht unſer Führer in einer ziemlichen Wüſtenei ſüdöſtlich außerhalb der Stadt Halt und ſagt mit Emphaſe: „Messieurs, voilà le Stadion!“ Wir reißen die Augen auf — aber wir ſehen ſa gut wie nichts. Denkt euch das holperichtſte Terrain der Welt, voller Löcher und Erdhaufen, die hie und da zu mäßigen Hügeln anſteigen, halb freier Platz, halb Schlucht, wüſte Felder und faſt alles Erdreich umher mit Geröll bedeckt — ſa habt ihr ungefähr das, was unſer Perieget jetzt ſo pamphaft als Stadium bezeichnete. Wollte uns der Burſche zum Beſten haben? Doch nein, er gab ſich ja die größte Mühe, jene Bewunderung, von der ſchon Plato ſagt, daß mit ihr alle Philoſophie beginnen müſſe (was vielleicht im alten Athen ganz am Orte war), aus unſern Geſichtern herauszuleſen oder herauszubuchſtabiren. Ich muß etwas albern ausgeſehen haben, denn mein minder enthuſiaſtiſcher Freund fing recht boshaft an zu lachen und ich ärgerte mich über mich ſelbſt, daß es mir nicht gleich gelingen wollte, meine Begeiſterung flüſſig zu bekommen vor der Macht großer Erinnerungen, die doch unbeſtritten an dieſer Stelle haften, gleichviel, wie ſie ſich auch heute darſtellen mochte.

Ich muß mich an dieſer Stelle auf die Fürſtin Belgiojaſa berufen. Sie ſchreibt: „Ich erinnere mich noch, einſt in der Ebene von Marathon einen meiner Reiſegefährten um die Rührung beneidet zu haben, welche die Erinnerung an Miltiades in ihm weckte; ich ſah eine Thräne über ſeine Wange gleiten, während, ich geſtehe es zu meiner Schande, ich nichts empfand, als daß es an dieſem Tage ſehr heiß war.“ Ich war hier faſt in ähnlicher Lage. Das trübe, windige Wetter, der Staub, mein ſceptiſcher Freund, der Ciceroue und ſein fades Geſchwätz nöthigten mir faſt ein ähnliches demüthigendes Selbſtgeſtändniß ab. Wer das zu Hauſe nicht begreifen kann, wer es vielleicht gar barbariſch findet, der komme nur ſelbſt nach Griechenland und Athen, und er wird, wenn er anders ehrlich gegen ſich ſelbſt ſeyn will, an hundert Stellen zu ſeinem Schrecken gewahren, daß er ähnlich empfindet. Die übertriebenen Schilderungen, der gemachte, aber doch nicht ſelten künſtlich geſteigerte Enthuſiasmus ſo vieler Reiſeſchriftſteller hat Unendliches verſchuldet; und vergleicht man manche dieſer Schilderungen an Ort und Stelle mit der Wirklichkeit, ſo iſt man aſt verſucht, ſie für die boshafteſte Satire zu nehmen. Aber das ſoll ſie doch faſt nie ſeyn, ſondern man ſchraubt eben ſeine Seele auf die Folter und preßt ihr gewaltſam einige Tropfen Enthuſiasmus aus, um an der Stelle, wo X. und Y. ſchon ſo ſchön geſchwärmt, doch auch ſeine Portion „Empfindung“ in das Herbarium ſeiner Gefühle zu andern trockenen Pflanzen einzulegen. Ich könnte hier Dutzende von Namen nennen; doch will ich nicht haſſen, daß der Leſer den meinen ſelbſt dann in Gedanken hinzuſetzt.

Wa, wie ſa oft in Griechenland und auf meinen Fahrten überhaupt, der „Triumph der Natur“ den „Trinmph der Geſchichte“ begleitet, da ging mir von

Digitized by Google

ſelbſt, ohne daß ich ihn erſt künſtlich anzubohren brauchte, ein reicher Quell der Empfindung auf, und dann ſuchte ich auch ihn in kryſtallener Schale aufzufangen. Wer fühlt ſich nicht zu höherem Schwunge beflügelt, wenn er auf abendlichem Meere an den ſteilen Küſten Griechenlands, am leukadiſchen Felſen oder an der Klippe von Sunion dahin fährt, auf dem Bergſchloß von Patras ſtehend zum erſtenmal helleniſchen Boden unter der Sohle fühlt, den Golf von Lepanto beſchifft und des Parnaſſes ehrwürdiges Haupt in den Wolken entdeckt, oder zwiſchen Aegina und Salamis durchſteuernd nun plötzlich wie ein göttliches Traumbild die Akropolis von Athen vor ſich aufſteigen ſieht? Wer empfände dabei nichts — und wäre nicht von Stein?

Aber ſchwer iſt es, Großes zu empfinden, wenn ſich Alles vereint, uns nüchtern zu ſtimmen, und nichts thut dieß mehr, als ein unfreundlicher Tag und eine kühle, begeiſterungsloſe Umgebung ohne Sinn und Verſtand für Mythe und Geſchichte. Ja, könnte man nur immer einſam und allein dieſe geweihten Trümmerſtätten betreten, um dort ſtundenlang in ſtiller Betrachtung ſich ſeine eigene Gedankenwelt aufzubauen! Wer ſäße ſo nicht gern, beſchaulichem Sinnen hingegeben, auf der geſtürzten letzten Säule von Korinth, auf den Ruinen des Jovistempels von Olympia? Oder wer brauste nicht gern auf ſchnaubendem Pferde über das weite, einſame, von ſchwarzen Wolken überhangene Gefilde von Marathon, gleich jenem wilden, herrenloſen Roß, das auf dem tiefpoetiſchen Bilde Rottmanns über die marathoniſche Ebene dahinſprengt, wie gejagt von den Geiſtern der hier Erſchlagenen? Aber in nüchterner Geſellſchaft von einem geſchwätzigen Führer im Fluge von einem Orte zum andern getrieben zu werden, nur um, wie mancher Engländer, möglichſt viel in einer Stunde geſehen zu haben und überhaupt dort geweſen zu ſeyn, das iſt entſetzlich, und man thut beſſer, ſich in ſolchem Falle mit einer gehörigen Partie blaſirten Gleichmuths zu wappnen, ſonſt wird man förmlich heruntergebracht. Ich zog dann wohl auch vor, etwas zurückzubleiben und dem Trupp der Andern in einiger Entfernung zu folgen, nur um mir manchmal einen Augenblick der Weihe zu retten, und die bedeutendſten Orte Athens habe ich öfter und allein aufgeſucht. Aber die Einſamkeit iſt oft ſelbſt nicht am Rand der Wüſte zu finden. Wie oft haben mich nicht europäiſche Touriſten und arabiſche Bettler in den Tempelruinen von Theben geſtört und aus Volney'ſchen Betrachtungen aufgeſcheucht! — Item, es iſt ſchwer zwiſchen Nüchternheit und Enthuſiasmus allzeit die rechte Mitte einzuhalten.

Etwas Aehnliches hatte ich beim Stadium zu Athen, jetzt Pentathlon genannt, nicht zu fürchten, weil ich, wie geſagt, gar nicht dazu kam, um ſeine ſpärlichen Trümmer das Netz der Reflexion zu ſpinnen, und ſie mir in ordnendem Geiſte wieder zuſammenzuleſen und zum weiten Kampfplatz der Gladiatoren aufzubauen. Das Stadium war das großartigſte Bauwerk des alten Athen außerhalb der Stadtmauern und auf der Südſeite des Ilyſſus, über den eine Brücke (die des Hadrian) zu ihm führte, deren Trümmer noch im Wege liegen. Wir ſelbſt bedurften keiner Brücke, um hinüber zu kommen, denn jener ausgetrocknete Graben dicht bei der Ruinenſtätte des Stadiums iſt das Bett des claſſiſchen Fluſſes; und ſo ſehen faſt alle griechiſchen Flüſſe im Sommer aus, bis ſie der Regen des Herbſtes wieder zu wildſchäumenden Fluthen ſchwellt.

Lykurg hatte 350 vor Chriſtus das Stadium erbaut zur Abhaltung der gymniſchen Kampfſpiele am Feſte der Panathenäen. Fünfhundert Jahre ſpäter ſtattete es der Alles verſchönernde Herodes Atticus mit prachtvollen Sitzen und Stufen von Marmor aus. Des Stadiums innere Länge hatte mehr als das gewöhnliche Maß, über 600 Fuß,* und es mochte an 25,000 Zuſchauer faſſen. Zur Zeit der Römerherrſchaft kämpfte hier nicht mehr die entfeſſelte Kraft und Schönheit des Menſchen, ſondern Beſtien, an deren Zerfleiſchung ſich das gebildete Griechenauge nie ergötzt hätte wie am Spiele der nackten Körper ſchöner Jünglinge und ſtarkmuskeliger Gladiatoren. Durch einen Einſchnitt in die Ringwand des Circus führte ein gewölbter Gang, halb Höhle, halb Tunnel, den man noch jetzt zeigt und von dem der Führer gewöhnlich ausſagt, daß auf dieſem Wege die Beſiegten abtraten, in's Freie hinaus, wo ſich, vermuthlich beim unſernen Bach Eridanus, ein warmes Bad befand, worin wohl die mit Oel, Schweiß und Staub, nicht ſelten wohl auch mit Blut bedeckten Ringer ihre Abwaſchungen verrichteten. Der Grundriß des Circus war hufeiſenförmig, und ſeine nördliche Schmalſeite ſah mit ihrer Oeffnung direkt nach dem Fluſſe. Von den Anhöhen, wider die ſich zum Theil die Umfaſſungsmauern und Sitzreihen des Stadiums anlehnten, ſahen Denkmäler in den innern Raum herab, und zwar nimmt man an, daß der weſtliche Hügel den „Tempel des Glücks" (der Tyche) trug mit der Elfenbeinſtatue der launenvollen Göttin, die gerade an dieſem Ort der öffentlichen Spiele ganz beſonders am Platze

* Nach der Länge des berühmteſten Stadiums des Alterthums, des zu Olympia, entſtand das griechiſche Längenmaß der Stadion zu 600 Fuß. Eben ſo entſtand ja nach der cykliſchen Wiederkehr dieſer Spiele das bekannte griechiſche Zeitmaß der Olympiaden von vier Jahren.

Digitized by Google

war, und zu der mancher Kämpfer flehend, mancher Sieger dankbar und der sterbende Fechter mit brechendem Auge vorwurfsvoll mag aufgeblickt haben. Auf der östlichen Anhöhe aber soll das Grabmal des attischen Herodes noch lange Zuschauer der Spiele gewesen seyn, zu deren Verschönerung er selbst so Bedeutendes beigetragen.

Hier, auf dieser Seite des Ilyssus, breitete sich in der weiteren Umgebung des panathenäischen Stadions Agrae, die südöstliche Vorstadt Athens, gewissermaßen zu den Füßen des im Hintergrund aufsteigenden Hymettus aus. In den agraeischen Gefilden jagte, wie die Sage berichtet, die ewig jungfräuliche Artemis zuerst nach ihrer Ankunft von Delos mit den Geschossen der Kyklopen und den Hunden des Pan. In geringer Entfernung vom Mausoleum des Herodes bezeichnet die kleine Kapelle eines neugriechischen Heiligen den Ort, wo, zur Verherrlichung jener Sage, unfern eines Tempels des Boreas, der Tempel der Artemis Agrotera (der „Beutemachenden") stand, und wenn wir von da dem Bette des Ilyssus noch ein Stück aufwärts folgen, erreichen wir, unfern der Stelle, wo sich ihm der Eridanos zugesellt, jedoch am jenseitigen Ufer gelegen, die Stätte des Lykeions (Lyceums), * wo in den Räumen des Gymnasiums, der Schule körperlicher und geistiger Gymnastik (denn beide gingen dem Griechen Hand in Hand), Platons größter Schüler und Lehrer des größten Königs des Alterthums, wo Aristoteles von Stagira umherwandelnd seine Weisheit lehrte, die in so fern eine wahre Weltweisheit genannt werden darf, als sie durch die späteren arabischen Philosophen ihren Einfluß auf die heidnisch-morgenländische, durch unsere mittelalterlichen auf die christlich-abendländische Welt übte und auf das heutige wissenschaftliche Denken in vielfacher Hinsicht noch übt. Jedenfalls hat ihr kühner, systematischer Bau der Zeit und ihren Stürmen länger Trotz geboten, als die weiten, offenen, baumbeschatteten Hallen, wo ihn vor Jahrhunderten der macedonische Staatsphilosoph peripatetisch in lebendigem Worte aufführte, als jenes Lyceum, dessen Stelle durch wüst umherliegende, unansehnliche Steintrümmer der Verehrung der Nachwelt kaum noch bezeichnet wird.

Zwischen dem Artemistempel und dem Stadium aber stand noch das Heiligthum der Ilyssiadischen Musen, und gegenüber dem Stadium zogen sich auf dem jenseitigen Flußufer die öffentlichen Gärten Athens hin, ungefähr an derselben Stelle, wo auch die heutigen angelegt sind, an denen uns früher unser Weg vorüberführte. Jene im Alterthum hochberühmten Gärten Athens sind wir gewohnt im idealsten Lichte der Phantasie zu sehen, und was uns Raphael in seiner „hohen Schule von Athen" gemalt, das versetzen wir uns am liebsten aus den geschlossenen Säulenhallen hieher, in diese „Gärten der Philosophie," die nicht allein das Lyceum umschlossen, sondern auch noch genugsam Raum boten für alle Richtungen und Gedankengänge der damaligen hellenischen Weltweisheit. Dort wandelten die glänzenden Aristoteliker, hier die in ihren ewigen Ideen sich wiegenden Platoniker, auf jener Stelle stand vielleicht der Garten Epikurs, dieses vielverkannten Philosophen — der Garten Epikurs, über dessen Eingang eine Inschrift lehete, daß hier die höchsten Genüsse und der größte Besitz zu suchen seyen. In diesen Gärten denken wir uns am liebsten Sokrates unter Silberpappeln und Lorbeersträuchern, im Schatten von Gebüschen, aus denen Marmorstatuen hervorblicken, sitzend im trauten, lehrreichen Gespräch mit seinen Lieblingen Platon, Alcibiades und Diotima. Aber alle Bauten und Monumente dieser Gärten sind bis auf die letzte Spur von der Erde vertilgt, und kaum ihr Standort ist mit einiger Sicherheit festgestellt.

Man würde sich jedoch einen ganz unrichtigen Begriff vom alten Athen machen, wollte man sich unter den unzähligen Tempeln und Heiligthümern, die seine Topographie aufführt, ohne weiteres immer colossale Bauten denken. Man hat sich im Gegentheil die meisten dieser Bauwerke, von denen keine Reste auf uns gekommen sind, als kleine und niedliche Tempelchen vorzustellen, wie sie ähnlich manche moderne Gartenanlage schmücken, und oft nur als einen Raum, eben groß genug, das Götterbild darin anzustellen, über dem einige zierliche Säulchen ein schützendes Giebeldach trugen. Heiligthümer vom Umfang der Zeustempel in Athen und Olympia, der Pallastempel zu Aegina und Sunium, des Apollotempels zu Delphi, des Tempels der Hera zu Samos, des Parthenons, des Dianentempels zu Ephesus,

* Wie eigen sich manche uns heute sehr geläufige Fremdwörter gebildet haben, lehrt so recht das Wort Lyceum. Der Ort, wo die peripatetische Schule in Athen ihren Sitz hatte, war ursprünglich dem Apolla Lykeias heilig, d. h. dem Wolfstödter; nach ihm nannte sich das später hier errichtete Gymnasium „Lykeion," und nach diesem wieder nennt man jetzt unsere Gymnasien auch wohl „Lyceen," welche Ableitung gewiß Tausende nicht kennen, die sehr gut wissen, was bei uns ein Lyceum ist. Hieher gehört auch die Ableitung der Worte Stoiker, Stoicismus ꝛc. von dem Worte Stoa, das ursprünglich nur „Säule" bedeutet, dann Säulenhalle, und endlich die Lehre, welche aus einer solchen Halle in Athen hervorgegangen war.

Digitized by Google

und der Tempel von Agrigent und Päſtum, ſolche Coloſſal- und Prachtbauten waren ſelbſt in Klein- und Großgriechenland nicht nach Dutzenden zu zählen.

Aber faſt zahllos, wie einſt jene ſchönen, kleinen griechiſch-heidniſchen Heiligthümer in und beſonders um Athen ſind jetzt dort, und oft an denſelben Stellen, die ebenfalls kleinen, aber häßlichen griechiſch-chriſtlichen Kirchlein und Kapellen zu finden, oft nur vier graue Steinwände mit einer Kuppel zeigend, und meiſt in ſehr ruinoſem Zuſtand, ganz verfallen, einem einſiedleriſchen griechiſchen Bettelmönch zum Aufenthalt dienend, der vom Wanderer eine Gabe heiſcht für ſeinen Heiligen und ſie mit einem Segensſpruch in ſeinem Namen annimmt. Ganz ähnlich wie hier findet man an Weg und Steg im Lande der Moslim jene kleinen Grabkapellen islamitiſcher Schechs und Heiligen, deren Zahl ebenfalls Legion iſt. Auch griechiſche Klöſter finden ſich mehrfach in der näheren und ferneren Umgebung Athens.

Kehren wir nunmehr aus der claſſiſchen Umgebung des Stadiums, die wir dem Leſer in Andeutungen zu ſchildern geſucht, nochmals zu dieſem ſelbſt zurück. Forſchend ſchweift das Auge im Umkreis her, den einſt die ſchnelle Sohle des Wettrenners durchflogen und den man allgemach aus ſpärlichen Andeutungen der Umrahmung als den innern Bezirk des Stadiums erkennen lernt. Verſunken iſt die Rennbahn, die Arena, einſt mit weichem Sand geebnet, liegt in Schutt und Staub. Hie und da ſind noch die Richtungen der Sitzreihen und unſcheinbare Mauerreſte wahrzunehmen; aber glücklich iſt der zu preiſen, welcher noch ein Stückchen gelben Marmors von ihrer einſtmaligen Bekleidung im wüſten Gerölle des Bodens zu entdecken vermag, um es als Andenken mitzunehmen in die Heimath. Doch auch von der Wiederbelebung dieſer Räume hat ein begeiſterter und begeiſternder Wanderer ſchön geträumt, aber gewiß auch zu enthuſiaſtiſch. Weil ſich an die Königsgärten die Volksgärten reihen und dieſe wiederum eines Tages vielleicht das Stadium ſammt ſeiner erinnerungsreichen Umgebung in ſich faſſen werden, ſchließt unſer trefflicher, ſchon öfter citirter Verfaſſer von „Morgen- und Abendland" an dieſe Verknüpfungen die folgenden glänzenden Perſpektiven an: „Hier an dieſen geweihten Stätten, unfern des Lyceums und Kynoſarges, an den myſtiſchen Ufern des Ilyſſus, wird in der Folge der Wonnemonat Feſte wieder erſtehen ſehen, die an die heroiſchen Spiele des Stadiums erinnern — werden die Neugriechen den Wettlauf ihrer Ahnen in's Leben zurückrufen, Ring- und Fauſtkämpfe nebſt der Zielſcheibe üben und die modernen Bigas den Radſpuren folgen, welche Jahrtauſende nicht aus den Felſen zu tilgen vermochten." Dazu wolle Gott ſeinen Segen geben, aber unſer liebenswürdiger Touriſt würde heute vielleicht ſelbſt nicht mehr ſo entzückenden Illuſionen nachhängen, wie damals vor Jahren auf ſeiner poetiſch ſchwärmeriſchen Fahrt durch Griechenland.

Indem wir uns zum Weiterſchreiten weſtwärts und wieder der Stadt zuwenden, wird uns ein Anblick, der uns das Herz höher ſchlagen macht und die Verwirklichung unſerer claſſiſchen Träume von Athen dennoch verheißt. Fällt doch hier das Auge auf zwei der ehrwürdigſten und erhabenſten ſeiner Reſte mit einem mal. Vor uns ſpringen die ſchlanken Säulenſtengel des Zeus-Olympios-Tempels mit ihren Blätterkapitälen wie mit offenen Blumenkelchen hoch in die Luft, und darüber im Hintergrund hebt ſich auf unzugänglichem Fels, über ſchroffen Mauerzinnen die ewige Akropolis und ihre unvergängliche Krone, der göttliche Parthenon. Jetzt gehen wir nicht mehr langſam hinter dem Führer her, jetzt eilen wir ihm mit beflügeltem Schritt voraus. Wir überſchreiten wieder die trockene Sohle des Ilyſſus und gleich darauf auch die Linie, wo die uralten Stadtmauern Athens hinliefen, ohne dem Eifer unſeres Schrittes durch antiquariſche Recherchen nach etwaigen Mauerreſten irgend Einhalt zu thun. Ja, es iſt doch mehr als ein ſchmeichelnder Wahn, das alte Athen noch im heutigen zu ſuchen und ſeine einſtige Größe ahnend zu begreifen! Und wenn von jenem auf dieſes nichts überkommen wäre als Olympieion und Akropolis — die beiden würden allein ſchon uns auf's Eindringlichſte überführen, daß wir von Altathen nimmer zu groß denken können.

Wir ſind an der Stätte angelangt, wo einer der größten Tempel dem größten Gotte des Alterthums heilig war — wir ſtehen vor den ſechzehn letzten Säulen vom Tempel des olympiſchen Zeus, aber vor uns ſelbſt ſtehen ihrer nur fünfzehn; die ſechzehnte liegt geſtürzt am Boden. Einſt waren der Genoſſen 120. Das Wunderwerk dieſes Tempels iſt uns hinlänglich aus der Beſchreibung des Pauſanias bekannt geworden. Sieben Säcula haben am Heiligthum gebaut, ja, wenn wir der Sage glauben wollten, die ſchon dem Dädalos den erſten Plan des Baues zuſchreibt, eine noch weit längere Reihe von Jahrhunderten. Soviel indeß ſteht feſt, daß dieſer Tempel unter allen andern Athens zuerſt begonnen — durch Peiſiſtratos, etwa 530 Jahre vor Chriſtus — und zuletzt vollendet wurde, durch Kaiſer Hadrian um 130 nach Chriſtus. Die erſte Anlage war vermuthlich in altdoriſchem Style gehalten, und die Kunſtgeſchichte hat uns noch die Namen von vier Meiſtern jenes älteſten

Baues bewahrt. Aber die Pisistratiden wurden vertrieben und noch war ihr Tempel nicht vollendet. Mehrere Jahrhunderte gingen darüber hin, da legte der syrische Antiochus Epiphanes (174 vor Christus) wieder frische Hand an's Werk. Der Dorismus, dessen griechische Behandlung man „eine der höchsten Hervorbringungen des menschlichen Formgefühls" genannt hat, mußte jetzt andern Gliederungen weichen; nur die alte Grundlage blieb und auf dem Stufenbau der früheren Anlage erhob der römische Architekt Cossutius den Um- und Neubau im pompösen Style korinthischer Ordnung. Der Tempel rückte seiner Vollendung näher, aber noch sollte er sie lange nicht schauen; dennoch gilt Cossutius für seinen eigentlichen Meister. Abermals feierte der Bau, über dem ein eigener Unstern zu walten schien, und dem römischen Eroberer Athens, Sulla, dem „Glücklichen," mußten sogar nebst der schönen Bibliothek des Philosophen Apellikon und andern kostbaren Bausstücken mehrere der bereits zugerichteten Säulen des Jovistempels nach Rom folgen, um dort die Tempel anderer Götter stützen zu helfen. Da kam endlich auch diesem Bau der Vollender in jenem Hadrian, der nach allen Ecken und Enden des ungeheuren Reichs seinen Namen trug und Bauten errichtete in Kleinasien und Egypten, wie in Rom und in unsern Maingegenden. Vornehmlich aber hat er Athen mit Liebe geschmückt und verschönt, und auch das Olympieion hat er vollendet und eingeweiht und im Innern die kostbare Colossalstatue des olympischen Zeus aus Gold und Elfenbein aufgestellt. Seine eigene hat die Stadt Athen ihrem Wohlthäter im selben Heiligthum errichtet, denn die Zeit gläubiger Gottesverehrung, die einst den Grundstein des Tempels gelegt, war längst vorüber in Rom und Athen und die Cäsaren waren die eigentlichen Götter jener Tage. Daß der römische Senat den Imperator Aelius Hadrianus, über dessen colossalem Mausoleum zu Rom sich heute die Engelsburg wölbt, wegen mancher in seinen letzten Jahren verübten Grausamkeiten nach seinem Tode nicht so ohne Weiteres canonisirte, sondern erst zweifelhaft war, ob er ihn für einen Gott, ob für einen Tyrannen erklären sollte, kümmerte die Athener damals nicht, die seine Bildsäule, wie gesagt, im Heiligthum ihres obersten Gottes schon bei seinen Lebzeiten aufstellten.

Ein griechischer Tempel ist in seiner erhabenen Einfachheit leichter zu schildern als ein egyptischer mit seinem bebilderten Säulenwald, oder gar als ein gothischer Dom mit seinen endlosen Symbolen und Verschnörkelungen. Es genügt, Säulenordnung und Säulenstellung, ihre Zahlen- und Größenverhältnisse zu wissen, und man kann sich das Gebäude ziemlich richtig reconstruiren. Anders wie bei den Tempeln Egyptens, wo die Säulen den innern Tempelraum drückend erfüllten, reihte sie der gereiftere Schönheitssinn des Hellenen in einfacher (Peripteros) oder gedoppelter (Dipteros) Ordnung vorzugsweise von außen um das Heiligthum herum, und indem sie das Giebeldach trugen, das über die Mauern des in sich geschlossenen Tempelinnern noch ein Stück schützend hervorsprang, bildeten sie solchergestalt eine auf die Nähe des Gottes würdig vorbereitende Vorhalle und zugleich einen gedeckten Säulenumgang. — Die 120 Säulen des dipteralen Olympieions vertheilten sich zu 20 Paaren an jeder Langseite, zu 10 an jeder Schmalseite; * die Säulen waren korinthischer Ordnung, 60 Fuß hoch, an der Basis über 6 Fuß dick, canellirt und sich nach oben leise verjüngend. Die Länge des Gebäudes betrug an 400 Fuß und der Gesammtumfang des Peribolus über 2000.

---

* So ungefähr mindestens mag die Säulenstellung gewesen seyn. Die Angaben darüber sind verschieden, und je nachdem man die Eckſäulen mit zur Front, oder zur Seite, oder zu beiden zählt, erhält man verschiedene Resultate; stehen die Säulenreihen gar doppelt, wie hier, so verwirrt das die Angaben noch mehr, doch scheint die Gesammtzahl 120 festzustehen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Literatur.

Ein Münchner Dichterbuch. Herausgegeben von Emanuel Geibel. 1862.

(Schluß.)

Von schwer wiegendem Inhalt sind auch die Gedichte von Hermann Lingg, selbst diejenigen, welche sich, wie „Edelweiß“ und „Akelei“ um Stoffe leichteren Charakters zu bewegen scheinen. Die beiden bedeutendsten sind jedenfalls das Anfangs- und das Schlußgedicht: „Die Römerstraße“ und „Am Telegraphen.“ Die erste erweckt im Dichter imposante Phantasiebilder aus der römischen Vergangenheit.

„Mir ist, Cohorten schreiten dort
Gepanzert nach dem Lagerwalle;
Es tönt der Kriegstribunen Wort
Vom Thurm her zu der Tuba Schalle.

Und eine Villa glänzt am Strom,
Wo Kähne landen, Sklaven lärmen;
Der Herr des Hauses seufzt nach Rom,
Nach Tibur und nach Bajä's Thermen.“ ꝛc.

so ruft er, auf ihr hinwandelnd, aus, bis er plötzlich durch Erzgedröhne aus seinem Traum geschreckt wird und am Kreuzwege steht, wo den Römerpfad der Pfad von Eisen durchbricht.

Und donnernd rollt der Wagenzug
Vorbei den alten Meilensteinen,
Wie Blitz des Zeus und Geisterflug,
Der Erde Völker zu vereinen.

Zu ähnlichen Traumbildern — über das private und politische Treiben der Gegenwart — veranlaßt ihn das Dröhnen des Telegraphendrahtes, bis er endlich schließt:

O sprich — die Zeit ist schwül und bang —
Beseeltes Erz, wann tönst du wieder
Durch's Vaterland mit hellem Klang
Als Harfe deutscher Siegeslieder!

Von diesen das Weltleben wiederhallenden Klängen führen die Lieder von Hans Hopfen wieder zu den stilleren Seufzern eines verliebten Herzens zurück. Es sind Variationen auf das Heine'sche Thema von der „alten Geschichte,“ zum Theil in elegischen, zum Theil in pikanten Tanzweisen durchgeführt. Es finden sich darin neben einigem Gemachten und Manierirten viele wirklich natur- und lebenswahre Schilderungen äußerer und innerer Situationen. Zu den wirksamsten dieser Lieder dürften die Nummern 1, 2, 5, 8 und 11 gehören. Diesen Liedern läßt derselbe Dichter noch einige Balladen folgen, die zu breit ausgesponnen sind, als daß sie die volle Wirkung zu machen vermöchten. In der ersten derselben ahmt er, wie es neuerdings öfter geschieht, die rhythmischen Naivetäten der Nibelungenstrophe nach. Wir möchten aber davor warnen. Das Naive ist einmal an gewisse Entwicklungsstufen gebunden und läßt sich nicht willkürlich auf andere übertragen. Die Art und Weise, wie die Kinder sprechen, ist an ihnen entzückend. Wie aber würde sich's ausnehmen, wenn ein Erwachsener eben so sprechen wollte?

Den würdigen Schluß der Sammlung macht Paul Heyses „Rafael.“ Der allgemeine Eindruck dieser poetischen Erzählung ist anfangs ein vorherrschend elegischer, ja stellenweise beklemmender, schließlich aber sich aufheiternder. Man kann ihn mit dem eines schwülen Tages vergleichen, der uns ein Gewitter erwarten läßt und auch wirklich ein solches bringt, uns aber davon nur das Schauspiel des Wetterleuchtens und die ihm folgende Abkühlung zu genießen gibt. Das Gedicht behandelt ein Liebesabenteuer in Rafaels Leben, dessen derselbe andeutend in seinen Sonetten gedenkt. Der Künstler hat in der Kirche eine schöne Frau gesehen und ist in Liebe für sie entbrannt. Er empfängt von weiblicher Hand die Zusage eines nächtlichen Besuchs, ahnt, daß dieselbe von ihr kommt, und horrt derselben mit leidenschaftlicher Ungeduld. Endlich erscheint die Erwartete. Sie ist es wirklich; aber sie kommt nicht als Liebende zu dem Geliebten, sondern als „ein Weib, das viel erlitt,“ das im Begriff steht, im Kloster Frieden zu suchen, und ihn vor seinem Eintritt in dasselbe noch um ein Blatt von seiner Künstlerhand ersucht. Rafael sieht mit schwerem Herzen seine Hoffnung betrogen; aber seine Liebe zu ihr erglüht nur um so heißer. Inzwischen erfüllt er ihre Bitte und legt ihr seine Arbeiten zur Auswahl vor. Hiebei kommt es zu näheren Erörterungen, beide theilen sich die Geschichte ihrer Vergangenheit mit; die ihrige ist sehr leidensvoll und traurig, sie erweckt seine innigste Sympathie, diese ihre Dankbarkeit; auch sie bekennt, ihn zu lieben, und beide genießen zuletzt doch noch das volle Glück der Liebe, um am Morgen auf Nimmerwiedersehen zu scheiden. In seiner Einsamkeit bleibt ihm nichts übrig, als in Sonetten seinen heißen Liebesklagen Ausdruck zu geben. Ein Freund findet sie, erkennt daraus das Glück, das ihm zu Theil geworden, sieht darin ein Vorrecht des Genius, und schließt das Ganze mit den Worten:

Nur wer Unsterbliches vollbracht,
Dem tagt ein neu Gestirn zu Nacht;
Der wird, die wir umsonst begehrt,

Digitized by Google

Des Lebens Goldfrucht brechen können,
Und wir — wir müssen sie ihm gönnen,
Denn Er allein ist ihrer werth!

Paul Heyse hat diese schon durch ihren Stoff spannende und rührende Geschichte mit allen ihr angemessenen Reizen ausgestattet, und wenn es ihm auch unmöglich war, das dissonirende Moment des Schlusses ganz und gar zur Consonanz aufzulösen oder es bis zur Erzeugung eines wirklich tragischen Eindrucks zu steigern, so ist es ihm doch gelungen, das Schmerzliche in ihm in so leisen Schwingungen ausklingen zu lassen, daß der Endeindruck der einer vorherrschend wohlthuenden Wehmuth ist. Unter den vielen schönen Stellen der Dichtung gehört unstreitig die einleitende Apostrophe an Rom und die Stelle über die Geduld zu den schönsten. Die letztere lautet:

Geduld! O wer dieß Wort ersann,
War nie in heißen Jugendnächten
Ein Spiel den herrisch wilden Mächten,
Wenn Stund' um Stunde leer verrann.
Geduld! Dem Bettler mag sie frommen,
Im Kerker ist ihr Trost willkommen,
Die Seele, die in Qualen stöhnt,
Wird an Entsagen streng gewöhnt,
Und in den kargen Schlummer lullt
Den ärmsten Dulder die Geduld.
Doch wen das Glück verheißungsvoll
Mit goldnem Fittig schon gestreift,
Sag, wie sich der gedulden soll,
Eh' er den Wunsch mit Händen greift?
Wie grausam täuschte dich, wie oft
Die Stunde, die du heiß erhofft?
Der Sturm der Sehnsucht schürt dein Blut,
Der Zweifel summt, der arge Spötter,
Das alte Lied vom Neid der Götter,
Und tief im Busen stirbt der Muth.

Wenn wir im Vorstehenden hauptsächlich die Schönheiten dieses Dichterbuchs hervorgehoben haben, so wollen wir damit nicht verhehlen, daß sich im Einzelnen auch manches findet, wogegen sich Ausstellungen erheben lassen. Da jedoch die hier und dort sich fühlbar machenden Mängel nirgends so stark hervortreten, daß sie den befriedigenden Gesammteindruck wesentlich zu stören vermöchten, so wollen wir die specielle Bloßlegung derselben denen überlassen, die sich eine besondere Freude daraus machen, um einzelner nebensächlicher Unzulänglichkeiten willen auch das im Wesentlichen Gute und Anerkennenswerthe in den Staub zu ziehen. Schließlich sey uns nur noch gestattet, unsere Zustimmung dazu auszudrücken, daß sich die in diesem Buch vertretenen Dichter von dem unter den jüngsten Poeten grassirenden Pedantismus rücksichtlich der reinen Reime losgerissen haben. Ein zu weit getriebener Purismus in dieser Beziehung ist weder in der Geschichte der deutschen Sprache und Poesie, noch in den Gesetzen der Aesthetik begründet. Unsere ersten und größten Dichter, Goethe, Schiller, Uhland, Tieck, Heine u. s. w. haben sämmtlich an den sogenannten unreinen Reimen keinen Anstoß genommen; auch das Volk hat es nie gethan, weder wenn es selbst dichtet, noch wenn es Dichtungen liest, und durch alle Sphären der Erscheinungswelt zieht sich das Gesetz, daß nicht bloß das Gleiche, sondern auch das Aehnliche einen ästhetischen Genuß gewährt, ja jenes oft noch mehr als dieses. Das Ohr für unwesentliche Aeußerlichkeiten überempfindlich zu machen, schadet mehr, als es nützt. Es lenkt die Aufmerksamkeit vom Gedanken ab und macht das Aeußerliche zur Hauptsache. Es läuft also zuletzt auf eine Art von Materialismus hinaus. Wenn wir daher bei fast allen Dichtern dieses Buchs Reime wie: erzählen — Seelen; führen — Stieren; Streit — dräut; Blick — Glück; Gähren — verzehren; dräun — rein; Bezwinger — Jünger; schön — gehn; Künsten — Gespinnsten; sitzt — stützt u. s. w. gefunden haben, so haben wir daran nicht nur keinen Anstoß genommen, sondern uns gefreut, daß man sich praktisch von einer allzu peinlichen Unterordnung unter eine ungerechtfertigte Theorie losgemacht hat, ohne darum in eine wirkliche Formvernachlässigung zu verfallen. Nicht liederlich, aber auch nicht pedantisch seyn, ist jedenfalls auch in dieser Sache das Richtige. Z.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Lord Pembroke †. — Ein Projekt. — Ein neues Decorationssystem. — Zwei neue Theater.

Es sind mitunter närrische Menschen, diese Engländer; doch haben ihre Excentricitäten meistens etwas Gutmüthiges. Mir ist nie Einer vorgekommen, in dessen Hirnschädel nicht irgend eine Bizarrerie gespukt hätte. Auf einer Rheinreise traf ich mit einem Gentlemen zusammen, der in allem durchaus Maß hielt; eine ganze Stunde

unterhielt ich mich mit ihm über alle möglichen Gegenstände, ohne daß es auch nur ein einziges mal bei ihm gehapert hätte; er gab zu, daß niemand aus der englischen Gerichtsordnung klug werde, und daß die incom-tax durchaus keine Musterſteuer ſey, und daß Wellington nicht der erſte Feldherr der Welt geweſen ſey u. ſ. w. Mir fing an unheimlich zu werden, wie bei einer neuen, fremdartigen Erſcheinung, bis der ehrenwerthe Maſter mich fragte, ob bei „Hoc“ (Hochheim) auch Forellen ſeyen, und da ergab es ſich denn, daß er eigends an den Rhein gekommen war, um Forellen zu fangen und Notizen zu einem Werke über den Forellenfang zu ſammeln.

Dieſer Tage iſt hier ein ſolches britiſches Original geſtorben, Lord Pembroke, der auch in Deutſchland bekannt iſt. Er wohnte auf dem Vendômeplatz, wie viele reiche Engländer. In der daran ſtoßenden Straße de la Paix und Caſtiglione und in der Straße Rivoli hauſt eine ganze Colonie ſolcher Gentlemen. Bräche je ein Krieg mit England aus, der reichſte Stadttheil von Paris wäre ruinirt. Haben ſie ſich an die Napoleonsſäule gelagert aus Bewunderung für den großen Kaiſer? oder weidet ſich ihr Nationalſtolz an dem Standbilde des Helden, den ſie beſiegt? Keines von beiden, wie ich glaube. Was die britiſchen Colonen beſtimmt hat, in dieſen Regionen ſich niederzulaſſen, das iſt der Comfort, den ſie ſonſt nirgends in Paris fänden, wo, einige reiche Hotels ausgenommen, er nicht ſehr häufig vorkommt. Man hat in dieſem Quartier die Häuſer engliſirt, wie man die Pferde engliſirt. Dazu kommen die breiten, luftigen Straßen, die ſtattlichen Wohnungen, zumal die etwas veralteten, aber um ſo ehrwürdigeren Hotels auf dem Vendômeplatze, die Nähe der Boulevards, des Tuilleriengartens, vor allem der Champs Elyſées und des ariſtokratiſchen Stadtviertels, das ſich wie ein kaiſerlicher Faubourg St. Germain von Tag zu Tag prachtvoller entfaltet.

Lord Pembroke hatte mancherlei Eigenheiten. Ihm ſtanden zwölf der ſchönſten Pferde im Stalle, die er nie vorſpannen ließ. Wollte er nach Neuilly fahren, ſo miethete er einen Fiaker und zahlte jedesmal fünf Franken für die Fahrt. Er war ein großer Freund von Gemälden; in ſeiner Gallerie fanden ſich Bilder von Watteau und Greuze und deren Schülern, wie ſie das Musée du Louvre nicht beſitzt, das ſehr arm an Watteau's und an guten Bouchers iſt. Vier Porträts von Patel werden zuſammen auf 100,000 Franken geſchätzt. Man ſpricht von einem Gemälde von Lancret, das die Kaiſerin ſehnlichſt wünſche und das ihr der Herr Baron in der Straße Laffitte ſtreitig machen werde. Lancret und Patel gehören im Grunde nur zu den Dii minorum gentium, und wären ihre Bilder bei einem Marchand de bric à brac feil, ſo könnte er lange auf ein anſtändiges Gebot warten. Pembrokes Bibliothek, die ohngefähr tauſend Bände zählt, wird nächſtens verſteigert. Man hat außerdem 17,000 Havannaheigarren bei ihm gefunden und 7000 Fiaſchen Bordeauxwein zu vierzig Franken die Flaſche. Ich zweifle nicht, daß ſie der edle Lord um dieſen Preis gekauft hat, gerade weil die Forderung ſo hoch war. Im Handel aber gilt der beſte Bordeaux kaum die Häfte. Ich habe vergeſſen, des Silberzeugs zu erwähnen, das auf 75,000 Franken geſchätzt wird. Ein Augenzeuge, aus deſſen Munde ich dieſe Details zum Theil erfahren, verſichert mir, es befinden ſich darunter eine große Schüſſel und vier kleinere von gediegenem Golde. — „Quitter tout cela!“ ſagte Mazarin auf dem Todtenbette, als er einen letzten Blick auf die Pracht ſeines Sterbezimmers warf.

Der Kammerdiener des edlen Lords beſitzt 30,000 Franken Renten; ſein Herr zahlte ihm für ſeine Hausmiethe 3000 Franken. Im Teſtament hat er ihm ſein ſämmtliches Küchengeſchirr vermacht; das kann man ein Legat ad hominem nennen. Auf den erſten Blick ſcheint das Vermächtniß ſehr gegen die übrige Herrlichkeit abzuſtechen, darum thut es Noth, daß ich hinzufüge, daß dieſe ganze batterie de cuisine von gediegenem Silber iſt.

Als ich vorhin den Faubourg St. Germain nannte, fiel mir ein, daß ein Projektenmacher auf die Idee gekommen iſt, die berühmte Vorſtadt mit der Straße Rivoli mittelſt eines Tunnels in Verbindung zu ſetzen, der ſich unter dem Tuilleriengarten hinziehen würde. Die Projektenmacherei iſt ein Geſchäft, ein Stand geworden; man iſt Projektenmacher, wie man Arzt oder Kaufmann oder Advokat iſt. Die meiſten gehen dabei zu Grunde, hier und da macht Einer ſein Glück. Der Erfinder des fraglichen Tunnels wird es ſchwerlich machen. Bei ſeinem Plane geht er von der Verödung der Vorſtadt St. Germain aus und findet den Grund im Tuilleriengarten — ohne Wortſpiel — der ſie von der Straße Rivoli abſperre. Von dem linken Seineufer führt die Soferinobrücke auf den Kai des rechten, und der Mündung der Brücke gegenüber öffnet ſich hier ein Gitterthor, das zum Tuilleriengarten führt; durch dieſen aber können von frühem Morgen bis ſpät in die Nacht das ganze Jahr hindurch ſo viel Leute paſſiren, als da wollen. Am Ende könnte man eine Straße durchführen oder eine Allee anlegen; am Tuilleriengarten iſt nicht mehr viel zu verderben. Die alten eingefleiſchten Pariſer meinen Wunder, was ſie an dieſer Anlage des unſterblichen Lenotre beſitzen. Zu meiner größten Freude hat das zweite Kaiſerreich ſich ein gutes Drittheil davon zugeeignet und hat daraus eine Anlage gemacht, die zwiſchen dem alten jardin français und dem engliſchen Park die Mitte hält und geradezu ein Meiſterſtück moderner Gartenkunſt iſt, das gerade in der ſchönſten Jahreszeit dem Publikum offen ſteht. Ein Tunnel, der ungefähr viehundert Meter (1200 Fuß) lang ſeyn müßte, würde höchſtens einigen Equipagen einen kurzen Umweg über den Carouſſelplatz erſparen.

Wichtiger und zweckmäßiger iſt ein neues Theaterdecorationsſyſtem, das ein Herr Foucault in Vorſchlag gebracht hat. So wie die Bühne heutzutage eingerichtet iſt, gibt es gar Manches, was die Täuſchung ſtört. Die Couliſſen öffnen eben ſo viele Proſpekte auf Bühnen-

Digitized by Google

geheimniſſe, die im Intereſſe der dramatiſchen Wirkung ewig verborgen bleiben ſollten. Die Bühne verengt ſich ſtets nach dem Hintergrunde zu, was durchaus gegen die Geſetze der Perſpektive iſt; der ferne Horizont entfaltet ſich in langen Linien, die ſich in's Unermeßliche verlieren, während ſich der Vordergrund enger zuſammen zieht. Mit dem Syſtem Faucault würde die Landſchaft in allen Theilen naturgetreu ſeyn. Die Couliſſen und Soffiten würden verſchwinden, geräumige, von allen Seiten freie Zugänge würden Raum ſchaffen für Wagen und Pferde. Niedrigere Dekorationen würden ſchnellere Bühnenverwandlungen ermöglichen, die Hinterwand würde verſchwinden, Blendrahmen (chassis) würden ſie erſetzen; ſenkrecht bis zu einer gewiſſen Höhe aufſteigend, würden ſie ſich an eine Kuppel anſchließen, die ſich vorwärts über die Bühne wölbte; der Fußboden und der Himmel würden beweglich ſeyn u. ſ. w. Fauconit hat ſein Syſtem in einer Vorleſung im hieſigen Induſtriepalaſt zu verdeutlichen geſucht. Obige allgemeine Andeutungen werden einſtweilen hinreichen. Das Syſtem wird auf der Bühne der neuen großen Oper angewendet werden, womit es allerdings noch Zeit hat.

Die beiden neuen Theater auf der place du Châtelet nahen ihrer Vollendung. Meiſterwerke der Baukunſt ſind ſie, mindeſtens von außen, nicht: der Rundbogen iſt, zumal am théâtre lyrique, ſchwerfällig; ſtatt ſich kühn emporzuſchwingen, laſtet die Maſſe compakt und beängſtigend auf dem Boden. Das lyriſche Theater hat einen Flächeninhalt von 1862 Meter, zahlreiche Thüren und bequeme Zugänge ſind überall angebracht, ſo daß nach beendigter Vorſtellung die hinausdrängenden Fluthen der Zuſchauer ſich nach vielen Richtungen hin vertheilen können und der Saal ſchnell geräumt wird. Auch die Wartesäle und Veſtiarien ſind geräumig. Der Hauptfoyer iſt mit großer Pracht decorirt. Der Saal, der ungefähr dieſelben Dimenſionen hat wie das Théâtre français, enthält 1500 Plätze, die leichter zugänglich und bequemer ſind als ſelbſt die Plätze in der großen Oper, was freilich nicht viel ſagen will. Ich glaube, daß man einem dreiaktigen Stücke wird beiwohnen können, ohne daß einem nach des andern Tages die Glieder ſchmerzen, wie dieß in den jetzigen hieſigen Theatern der Fall iſt. Eine andere Neuerung bieten die Logen dar; in jeder Reihe, in der dritten und vierten wie in der erſten, hat jede Loge ihren Salon. Durchaus neu iſt das hier angewendete Beleuchtungsſyſtem. Der für die Zuſchauer in den Logen ſo läſtige Lüſtre iſt beſeitigt, eine gewölbte Decke aus matt geſchliffenem (dépoli) Glaſe läßt das Licht durchfallen, das von einem ungeheuren Raume ausſtrömt, der im obern Theil des Gewölbes unter einer Glocke von hell geſchliffenem Metall angezündet iſt. Auf dieſe Weiſe fällt das Licht gleichmäßig auf die Zuſchauer, wie in der Wirklichkeit. Einige Proben ſind vollkommen gelungen, nur hat man das Licht zu ſtark, zu ſonnenhaft blendend gefunden, ein Mißſtand, dem leicht abzuhelfen iſt.

Im Theater des Cirque ſind die Einrichtungen ſo ziemlich dieſelben, nur nach einem vergrößerten Maßſtabe; der Saal wird über dreitauſend Zuſchauer faſſen können. Der Hauptfoyer hat den Umfang eines öffentlichen Platzes. Vor demſelben findet ſich eine Loggia, wo man rauchen kann. Hinter der Scene öffnet ſich ein mit Glas gedeckter Hofraum, wodurch die Bühne bedeutend vergrößert werden kann.

Caen, Juli.

Aus der Normandie. — Land und Leute. (ſ. Nr. 29.)

Es hat nichts Erſtaunliches, daß die Wikinger unter den vielen Küſten, die ſie mit ihrem ungebetenen Beſuch erfreuten, gerade diejenigen rechts und links von der Seinemündung zum Ort einer dauernden Anſiedelung erkoren. Fruchtbarkeit und Anmuth vereinigen ſich hier in einer ſeltenen Weiſe, und die Leute aus dem Norden mußten in der That mehr aus Erz und Granit als aus Fleiſch und Bein ſeyn, um in dieſer wollüſtig weichen Umgebung ihre angeborene natürliche Wildheit ſo lange feſtzuhalten, wie ſie es thaten. Man kann in Bezug auf Naturſchönheiten ſehr blaſirt ſeyn, man kann die Schweiz, die Rheingegend, das ganze ſüdliche Deutſchland bewohnt haben, und wird in dieſem Meerwinkel doch zahlreiche neue und eigenthümliche Reize entdecken. Man möchte ſagen, ein eklektiſcher Philoſoph habe der Natur bei ihrem Werk auf dieſem Punkte berathend zur Seite geſtanden. Die üppige Vegetation eines holländiſchen Sommers ziert ſanfte, ſonnige Höhen, welche ſolide Steinbrüche unterminiren. Die zahlreichen Waſſer erinnern durch ihre Klarheit, durch ihr raſches, lebendiges Dahinſchießen über glatte braune Steine an hochgelegene Gebirgslandſchaften, aber wenn man ſich umwendet, trifft der Blick auf einen ſtolzen Maſtenwald hochbewimpelter Seeſchiffe. Ein und derſelbe Grasſtand ſieht an verſchiedenen Stellen den Matten der Schweiz, den Triften des Schwarzwaldes und den Wieſen einer Marſchgegend ähnlich. Der Wind jagt und tost oft wie

Digitized by Google

in den höchſten Gebirgsregionen oder auf offener See, aber unter dem hohen Fing ſeiner zerriſſenen Wolken bringt er eine milde, köſtliche Luft, deren Stöße uns erfriſchen, nicht ermüden. Und führt er einmal einen Platzregen mit, ſo iſt das Waſſer auf den Abhängen des kalkigen Bodens ſchnell verlaufen, deſſen fruchtbare Feuchtigkeit nicht bis zum Moroſt ausartet.

Dieſer Mannigfaltigkeit der Natur entſprechen die Produkte, welche ſie den Bewohnern des Landes bietet. Wer die nächſten und einfachſten Nahrungsſtoffe in voller unverfälſchter Güte liebt, der findet hier ſeine Rechnung eben ſo wohl als der Wanſt aus der Zunft des Freſſers Vitellius. Daß die Normandie die Korn- und Obſtkammer, der Milch- und Buttertopf, der Eier- und Käſeſchrank und endlich der Hymettus von Paris iſt, das weiß alle Welt. Feines und grobes Gemüſe, das feiſte Rind wie der vornehmſte, hoftafelfähige Vogel ſind hier zu Hauſe, und dazu kommen der See- und der Flußfiſch und ihr ganzes Gefolge von Waſſerungeziefer mit Scheeren und Schalen, groß wie ein Boot und klein wie ein Fingernagel, erfunden, um den Appetit zu reizen, nicht zu ſtillen. Wer Getränke liebt, dem kommt der Wein allerdings nur aus der Ferne, ein treffliches bayeriſches Bier dagegen wird ihm durch das Feuer engliſcher Steinkohlen vor den Augen gebraut, und endlich der Cider, der Maſt der Pomona, oder Iduna, bietet ſich als ein Getränke, welches beſſer iſt als ſein Ruf. Der Cider iſt hier ein nicht minder nationales Inſtitut als in Bayern oder England das Bier. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß die Dienſtboten welchen bei ihren Mahlzeiten erhalten, jede Haushaltung hat ihn in gewaltigen Fäſſern im Vorroth, und an den Gaſttafeln wie in den Penſionen ſteht er, wie das Brod, à discrétion auf dem Tiſch. An den magenverwüſtenden Apfelwein Deutſchlands, den der Staatshämarrhoidarius auf dem Geſundheitsſpaziergang zur Kur trinkt, dürfen wir da freilich nicht denken. Vielmehr iſt der Cider in ſeinen beſſeren Sorten den ſüddeutſchen Land- und Seeweinen zu vergleichen, nur hat er nicht den Ruf, feinen Leuten die Knöpfe vom Rock oder die Zähne aus dem Mund zu reißen, noch auch nächtlicher Weile die Magenwände durchzuätzen, wenn der Nachtwächter nicht von Stunde zu Stunde zur Vorſicht ermahnt durch den Ruf: Dreht euch herum! Doch für einen Rheinländer und Biertrinker genug der Lobrede auf den Apfelwein der Normandie!

Die letztere wäre ein wahres Schlaraffenland und Canaan zu nennen, wenn das Leben nicht eben ſo koſtſpielig als ſchön wäre. Die Preiſe ſtehen allerdings denen im Norden Frankreichs und nun gar denen Englands immer noch nach, aber wer direkt aus Süddeutſchland hieher käme, der würde doch Zeter und Wehe ſchreien, und die Landeseingeborenen thun deßgleichen; denn es ſcheint, daß erſt ſeit der Erfindung der Dampfkraft und ihrer hieſigen Anwendung auf Land und Waſſer das Leben angefangen hat in eine fatale Beziehung zu dem Geldbeutel zu treten. Immerhin kann man es beſſer hier aushalten als auf dem brennenden Pflaſter von Paris oder in den übervölkerten Fabrik- und Feſtungsſtädten des Nordens, ſchon darum, weil die dort übliche Verfälſchung der Nahrungsſtoffe hier noch nicht eingeriſſen iſt. Selbſt deutſche Frauen, deren es hier einige gibt, verwundern ſich freudig über die Güte der Milch, des Rahms und des Mehls, die Kernhaftigkeit des Fleiſches und die titaniſchen Geſtalten der Eier, und finden den Honig dem des Chamounythals gewachſen. Es iſt ein ſichtliches Gedeihen in dieſer Natur; das ſieht man an dem ſtattlichen, vollſaftigen Wuchſe jedes Grashalmes, der am Wege ſteht; alle Gewächſe, die in Deutſchland unter gleichem Breitegrade gut und angenehm leben, ſind hier höher, ſtärker, ſchöner als dort; Lilienſtöcke, Roſenſträuche, Ginſterſtauden entwickeln ſich zu rieſigen Dimenſionen.

Daß die Menſchen auf ſolchem Boden, in ſolcher Luft und mit ſolcher Nahrung ein entſprechendes glückliches Fortkommen wenigſtens in materieller Hinſicht haben müſſen, iſt wohl ſelbſtverſtändlich. Dennoch ſcheint unter der Landbevölkerung viel Armuth und Verſchuldung zu herrſchen, denn da, wo es allzugut geht, geht es, wie am Rhein, nicht ſelten ſchlecht. Doch abgeſehen von der Nationalökonomie finden wir in dieſem Miſchvolk celtiſcher, römiſcher, fränkiſcher und ſkandinaviſcher Elemente mehr Kroſt als Anmuth, mehr Fülle als Schönheit. Lebensluſt und Zuvorkommenheit ſind ihm in hohem Grade eigen. Wer die Natur liebt und aufſucht, der wird bald glauben, die ganze Bevölkerung ſey beſtändig auf den Beinen, um ſpazieren zu gehen, ſo groß iſt die Fülle der Beſucher auf allen Promenaden. Und was die Freundlichkeit angeht, ſo muß man als wildfremder Menſch in eine große Stadt kommen, in der man ſich mit ſeiner Familie häuslich einzurichten hat, um zu empfinden, wie angenehm die Gefälligkeit der Leute auf der Straße iſt. Den Weg zu weiſen, die geſuchten Verkaufslokale, die zu vermiethenden Häuſer anzugeben, eine ſchwierige Adreſſe ausfindig zu machen, dazu iſt Barnehm und Gering allenthalben bereit. Ganze Straßenlängen weit gehen ſie mit, und der Verkäufer im Laden verläßt ſein Geſchäft aber ſchickt ſeinen Jungen, um euch an den Ort zu bringen, den ihr ſucht. Daß bei dieſer Zuvorkommenheit einige Neugier und Schwatzhaftigkeit, vielleicht auch der Wunſch, Geſchäfte zu machen, mitwirken, will ich nicht bezweifeln, aber wer die Vortheile davon hat, wird die Motive nicht allzuängſtlich auf die Wagſchale legen. Doch will ich nicht vergeſſen, daß die ortsfremden Franzoſen nicht zum Beſten auf die Normannen zu ſprechen ſind. Eigenſinnige, procesſüchtige têtes carrées ſind ſie im Munde der Pariſer, und die Proceßwuth des Landes iſt in der That ein ſelbſt der Literaturgeſchichte bekanntes Faktum. Die „loyalen“ Bretagner, nahe Nachbarn und häufige Bewohner der Normandie, nennen dieſelbe ein pays difficile à habiter. Les Normands ne sont pas français, ſagen ſie; avec eux il ne faut jamais rien faire sans écrire. Freilich kann ich nicht entſcheiden, ob in der Bretagne Wort und Handſchlag

Digitized by Google

mehr gelten als im übrigen Frankreich; denn ſo weit ich letzteres bis jetzt kenne, weiß ich, daß man ſich ohne Schrift, Stempel, Siegel und fides notaria auf gar nichts verlaſſen kann.

Doch iſt das ein Gegenſtand, von welchem man erſt nach Jahr und Tag auf den Grund eigener Erfahrung reden kann. Bis dahin erfreut man ſich der immer ſicheren Natur. Nahe bei der See freilich wechſelt auch das Wetter mit den Launen dieſer tückiſchen Frau, und ohne ſtarken Luftzug iſt man faſt nie und nirgends; dagegen iſt dieſe Luft immer mild, und während wir aus Deutſchland, aus Paris, aus Nordfrankreich reichliche Klagen über die Näſſe und Kälte dieſes Vorſommers hören, erfreut ſich die Normandie einer recht angenehmen, gemäßigten, nur hie und da von Strichregen durchſprizten Trockenheit. Auch gilt dieſe Küſte für die gegenüber liegenden Engländer ſo viel als ein halbes Italien, und was die Ausfuhr nach Paris von den Produkten des Landes übrig läßt, das entführen ſie entweder über den Canal oder eſſen es hier auf. Mit Kind und Kegel kommen ſie in Schaaren herübergezogen, wie um den einſtigen Beſuch des Normannenherzogs Wilhelm zu erwiedern, und man könnte ein Gegenſtück zur Sachſenchronik ſchreiben über die Drangſale, welche dieſes Land von ihnen erduldet. Sie beſetzen die Hotels, ſie miethen die Häuſer vor der Stadt, ſie nehmen euch Pferde und Wagen, Fiſche und Kirſchen vor der Naſe weg, ſie überſchwemmen die kleinen Seebäder und machen mit Einem Worte, unter dem Vorwande von Hals- und Bruſtleiden, dem Einheimiſchen das Leben immer enger und ſaurer. Aber, ſagt Byron, die Natur bleibt doch immer ſchön, in Hellas trotz der Türken, in der Normandie trotz der Engländer. Das duftige Heu neben rieſigen Steinbrüchen, die fetten Wieſen mit ihrer herrlichen, mit der Stallfütterung noch unbekannten Bevölkerung, die gravitätiſchen dicken Hühnee vor den raſenumwachſenen, cypreſſenbepflanzten Bauernhöfen, die Blumenzüchterei, welche uns nächſtens eine herrliche Ausſtellung liefern wird, das Alles können die Söhne Albions nicht in ihre Taſchen ſtecken, noch auf ihre Schiffe laden, und ſo gönnen wir ihnen denn ihren Theil daran.

Frankfurt a. M., Juli.

Das elementariſche Vorſpiel zum großen Schützenfeſt.

Iſt es in den Geſtirnen beſtimmt, daß auch unſer großes Nationalfeſt die Schmerzensprobe durchmache, um aus derſelben um ſo glorreicher hervorzugehen? Es ſcheint faſt ſo, denn nachdem es ſchon einmal ein fremdartiges, antinationales Element, das ſein inneres Weſen bedrohte, von ſich abgeworfen und neu gekräftigt ſich entwickelt hat, iſt nun ein tragiſches Elementarereigniß dazu gekommen, das dem Feſte beinahe mit Vernichtung drohte. Alle Welt weiß bereits vom furchtbaren Orkan, der am 6. Juli an den Gebäuden des Feſtplatzes ſo große Verwüſtungen angerichtet und unſere Bevölkerung in Schmerz und Trauer verſetzt hat, ſo daß einen Augenblick die ganze Feier in Frage geſtellt wurde. Glücklicherweiſe hat dieſes Mißgeſchick den Muth der Bevölkerung nicht gebeugt, ſie vielmehr zu neuer Thatkraft und Opferbereitwilligkeit geſtählt.

Verweilen wir einen Augenblick bei der Cataſtrophe. Man hatte für den Sonntag eine Art Feſtpräludium vorbereitet, und der Himmel ſchien auch in der erſten Hälfte des Tags dem Unternehmen günſtig, weßhalb zahlloſe Maſſen, wohl an 15,000 Menſchen, auf den Feſtplatz eilten. Man kann ſagen, es ſollte eine Feſtgeneralprobe abgehalten werden. Die Schweizeriſchen Reſtaurateurs z. B. wollten ſehen, wie ſich die Rieſendiners von 5000 Gedecken, deren während der Feſtzeit jeden Tag eines ſtattfinden wird, in der Feſthalle ausnehmen und ob das Küchen- und Dienſtperſonal, das eine kleine Armee bildet, gut eingeſchult ſey. Die Muſikchöre und Männergeſangvereine wollten die Akuſtik der Feſthalle bei maſſenhafter Anfüllung derſelben prüfen; die Decorateurs wollten wahrnehmen, wie ſich ihre feenhaften Künſte und Ausſchmückungen der Halle zum Putze einer feſtlich geſchmückten, raſtig gelaunten Bevölkerung verhalten. Kurz, man wollte den Bewohnern der Feſtſtadt einen Vorgeſchmack der kommenden Herrlichkeiten geben. Es ging auch Alles eine Zeitlang glücklich und heiter von ſtatten, bis endlich gegen vier Uhr Mittags das tragiſche Ereigniß wie ein greller Mißton ſich ankündigte. Gerade in dem Momente, als unſer Volksdichter Friedrich Stolze in einem Toaſt auf die Damen eine Lobrede auf die Huld beginnen wollte, welche Sonne und Frauen unſerem Nationalfeſte angedeihen laſſen, gerade in dieſem Momente verdunkelte ſich die Sonne und ein leiſer Wind, der Anfangs gar nicht beachtet wurde, verwandelte ſich in raſender Schnelle in einen furchtbaren Sturm, der über den Feſtplatz daher brauste und bald die Geſtalt eines Orkans annahm, der die mühſam aufgerichteten, koſtbaren Werke der Kunſt derſelben Vernichtung preisgab, welcher

Digitized by Google

auch uralte Bäume erlagen. Es war, als wolle ein Weltuntergang hereinbrechen und als hätten ſich Blitz, Donner und Wolkenbrüche zur Zerſtörung die Hand gereicht. Die dichte Menſchenmenge, die ſich, zitternd vor den empörten Naturgewalten, zuſammengedrängt hatte, um ſich einigermaßen zu ſchützen, ſah nun, wie die Windsbraut das Dach der ungeheuren Halle zu erfaſſen im Begriff ſtand, ſie ſah ſogar einen Theil deſſelben bereits ſtürzen, und mit einem Schrei des Entſetzens löste ſich die zuſammengedrängte Maſſe auf, um das Weite zu ſuchen, es vorziehend, ſich den Elementen im Freien preiszugeben, als die Gefahr des völligen Zuſammenſturzes des grandioſen Gebäudes abzuwarten. Die Beſtürzung war größer als die Gefahr, und wer je den Ausbruch eines Brandes in einem vollgeſtopften Theater erlebt hat, hat einen Begriff davon, wie hier der Menſchenknäul, ohne Rückſicht auf Geſchlecht und Alter, über einander ſtürzte, ohne auf das Zureden der Vernunft zu hören, die vergebens predigte, das Gebäude ſey unerſchüttert und nur einzelne Bretter, Fenſter, Decorationen ſeyen herabgeſtürzt. Die Beſinnung war hin und das Jammergeſchrei der Frauen und Kinder tönt nach in dieſem Augenblick in meinem Ohr. Der Moment wird mir unvergeßlich ſeyn. Glücklicherweiſe ging das Unheil raſch vorüber und bald konnten wir in Ruhe das Bild der Zerſtörung betrachten. Welches Chaos in der früher ſo zierlich geordneten Feſthalle! Die Fahnen und Blumengewinde herabgeriſſen, die Tiſche mit Allem, was ſich darauf befand, in Schmutz und Schlamm verſenkt, der ganze Fußboden wie aufgelöst, darin Hüte, Regen- und Sonnenſchirme, Mantillen, Halstücher, Weinflaſchen, Speiſen aller Art, Bretterſtücke, Dachfilz, alles durcheinander. Die Damen, durchnäßt und ihrer feinen Toilettenſtücke beraubt, ſtanden da halb jammernd über ihr Mißgeſchick, halb ſich freuend, daß ſie wenigſtens mit dem Leben davon gekommen; ſie bildeten wahrhaft tragikomiſche Gruppen. Merkwürdig und bedeutungsvoll iſt es aber, daß das kaloſſale Bild der Germania auf der Höhe des Gabentempels, trotz dem daß der Sturm ſich daran brach, der ſogar das Gerüſte dieſes in der Mitte des Feſtplatzes ſtehenden Tempels in einem Nu niederriß, daß dieſe rieſige Schutzgöttin unſeres Feſtes unverſehrt blieb und feſt ſtand, eine ſymboliſche Andeutung, es werde aus unſerem Nationalfeſt eine Erſtarkung des Vaterlands hervorgehen.

Wie ſich aber die Energie erſt recht im Unglück ſtählt, ſo geſchah es auch hier. Nachdem man den Verwundeten die menſchenfreundlichſte Sorge gewidmet, nachdem man den beiden getödteten Frauen das Opfer der Thränen geſpendet, traten die erſten Männer Frankfurts alsbald zur Berathung zuſammen, was nach ſolchen Zerſtörungen in Bezug auf die Abhaltung des Feſtes zu beſchließen ſey, denn nur der kurze Raum von ſieben Tagen ſtand uns noch zur Verfügung. Der Ausſpruch der Bau- und Sachverſtändigen lautete dahin: „Die Möglichkeit der Wiederherſtellung der Schäden an den Feſtgebäuden vor dem 13. Juli ſey vorhanden, aber nur mit Aufgebot großer Kräfte und großer Opfer.“ Vor dieſen ſchreckte aber das Centralcomité um ſo weniger zurück, als ſich von allen Seiten Hände und Gelder anboten, und ſo wurde auf der Stelle nach allen Richtungen Deutſchlands telegraphirt, daß das Nationalfeſt durch das ſchreckliche Elementarereigniß keinen Aufſchub erleide. Und von allen Seiten kommen jetzt aus Deutſchland telegraphiſche Antworten, welche kurz lauten: „Bravo! Vorwärts!“ — Und während auf dem Feſtplatz jetzt mit friſchem Muth und neuer Kraft gearbeitet wird an der Reſtaurirung der Feſtgebäude, iſt die Bevölkerung innerhalb und außerhalb der Stadt beſchäftigt, das altehrwürdige Frankfurt zu verjüngen und ihm durch Guirlanden, Fahnen und Verzierungen aller Art das Anſehen einer Frühlingsblüthe zu geben, die ſo ganz mit dem friſchen, jugendlichen Enthuſiasmus übereinſtimmt, der unſere ganze Bevölkerung erfüllt, und der nun in wenigen Tagen von den vielen Tauſenden unſerer aktiven und paſſiven Feſtgäſte getheilt werden wird. In ganz Frankfurt herrſcht in dieſem Augenblick nur Ein Gedanke, die große Aufgabe, die Frankfurt geworden iſt, auf das glänzendſte zu erfüllen; niemand iſt zu irgend einem andern Geſchäfte aufgelegt, und nur Ein ſtilles Gebet ſteigt aus dem Herzen der Bevölkerung zum Himmel, das Gebet um gutes Wetter während der Tage vom 12. bis zum 22. Juli. Es ſcheint aber, daß in ganz Deutſchland daſſelbe Gefühl, dieſelbe Begeiſterung für das große Nationalfeſt herrſcht, denn jede Stunde treffen neue Anmeldungen von Perſonen und Carporationen und Feſtgeſchenke ein, ja ganze Ständeverſammlungen und ſelbſt regierende Fürſten laſſen ihren Beſuch beim Centralcomité anmelden, und die 200 Mitglieder dieſes Comités halten permanente Sitzungen, um die ungeheure Fülle der Arbeiten und Vorkehrungen zu bewältigen. Die Dimenſionen, welche das Feſt annimmt, grenzen an's Fabelhafte.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 31. **30. Juli 1862.**

A something all-sufficient for the heart,
Is that for which the sex are always seeking:
But how to fill up that same vacant part?
There lies the rub — and this they are but weak in.

Byron.

Cactus Serpentinus.

„Mein Herr Schwiegerſohn wird ſehr bedauern," ſagte die Frau geheime Kanzleiräthin mit einem jener Knixe deutſcher Landſtädte abſeits der Eiſenbahn, jener tiefen Knixe, welche demnächſt nur noch Tradition ſeyn werden; „mein Herr Schwiegerſohn wird ſehr bedauern, er iſt ſchon dieſen Nachmittag ausgefahren zu einer Verſammlung von Actionären der Zuckerfabrik. Bitte doch, o ich bitte doch recht ſehr, Platz zu behalten!" ſagte die Frau geheime Kanzleiräthin mit einem abermaligen Knix zu einem jungen Manne mit bleichem Geſichte und ſchwarzem Barte. Dabei prallte ſie da und dort mit der Crinoline an und ab — denn ſie trug erſt ſeit kurzem eine Crinoline — was verbunden mit mehrerwähnten Knixen eine beſondere Gattung von Gymnaſtik bildete. Unter dieſen Höflichkeitsbezeugungen war ſie in den Pavillon von Gußeiſen getreten, deſſen elegante Wände, mit blühendem Jasmin tapezirt, welchen hie und da Roſen durchwebten, gleichſam träuften von allerlei graziöſem Schlinggewächs, das hier duftende Kelche umſchmeichelte, hier weich und läſſig niederſank, hier ſich linde ſchwang und wiegte im ſanften, von Blüthen ſchweren Hauche des Juniabends; zum Theil exotiſches Schlinggewächs, da der Kunſtgärtner nebenan die Anlagen des reichen Induſtriellen beſorgte, in denen ſich dieſer vor der Stadt die ſchöne Villa erbaut hatte, wo die Familie den Sommer über wohnte.

„Nicht wahr, Thella, der Zuckerfabrik?" wiederholte ſie unter ihrer mit orangegelben und ſchwarzen Bändern bewimpelten Spitzendormeuſe, das Haupt zu der jungen Frau drehend, die, in einen amerikaniſchen Schwebeſtuhl geſchmiegt, an der Seite des ſchwarzlockigen, ſchwarzaugigen jungen Mannes ſaß oder vielmehr lag, den Kopf geſenkt, ſchier ſelbſt wie eine der Schlingpflanzen, und die mit demſelben auf die Frage der Mutter kaum nickte, als dächte ſie: „Was weiß ich von Zuckerfabriken? laßt mich in Frieden mit euern Zuckerfabriken!" Dabei bewegte ſie den Fächer in ihrer zarten Hand, die bisher träge geruht hatte, ſo lebendig, als wollte ſie ſich die Fabriken damit vom Leibe halten; ſie ſchlug ein Rad um das andere. Es war ein japaniſcher Fächer, welchen ihr der Gemahl erſt geſtern Morgen im Pariſer Putzmagazin dieſer ſüddeutſchen Reſidenz gekauft; denn das Japaniſche war damals gerade in der Mode wegen des Beſuchs der Geſandten in den Tuilerien.

Die Kanzleiräthin ſah mit ſtaunenden Augen auf den keck geſtülpten Amazonenhut ihrer Tochter mit wallender Feder, welcher die üppigen Wellen der kaſtanien-

braunen Haare nicht verdeckte, ſo wenig als die feine Kopfform, und das liebliche Oval des Geſichts frei erkennen ließ, auf den ganzen Schnitt des knapp anliegenden Gewandes, welches die ſchlanke und doch volle Figur genau zeichnete, auf die weiten Spitzenärmel, welche den blendenden, tadelloſen Arm mehr enthüllten als verbargen. „Gerade wie meine Frau Großmutter, die nämliche Tracht!“ meinte die geheime Kanzleiräthin bei ſich ſelbſt. Aber ſie meinte auch, daß bei ihr zu Hauſe weder ihre Frau Großmutter, noch irgend eine Frau der alten wie der neuen Zeit ſich ſo vor einem fremden Manne hingeſtreckt hätte.

Sie ſah überhaupt hier alles mit ſtaunenden Augen an, vor Kurzem erſt als Gaſt hergekommen zu ihren Kindern aus der Provinzialſtadt, in welcher ſie geboren, erzogen, vermählt und verwittwet ward. Für ſie hatte ſich jetzt alles erfüllt, ſeit ſie mit leiblichen Augen ſchaute, was ſie täglich von Gott erfleht: ſie ſah ihre einzige Tochter zu einer recht glücklichen, das heißt zu einer recht reichen Frau gemacht. Der Gottgeſandte, der ſie dazu machen ſollte, nannte ſich Ferdinand Berg, Erbe eines Fabrikherrn und nicht ſehr weitläufig mit der Beamtenfamilie verwandt, Schulgenoſſe ihrer Söhne und häufiger Ferienbeſucher bei der geheimen Frau Kanzleiräthin, ſtrebſam, thätig, friſch und aufgeweckt. Es koſtete keine große Ueberredung, auf daß die junge Thekla dem hübſchen, angenehmen Menſchen, der ihr immer lieb geweſen war, wie einer der Ihrigen, und der ſie überdieß in die Reſidenz entführen ſollte, ſo viele Neigung ſchenkte, um ſich mit ihm vermählen zu können. Sie bedauerte nur eines: daß er niemals ſeufzte und ſie niemals melancholiſch anblickte, was ihr doch eine der Hauptpflichten eines Geliebten und Bräutigams däuchte, während dieſer nur befliſſen ſchien, ſein Glück und das Email ſeiner Zähne im Lachen zu zeigen. Das reizende junge Weib war eben eine unverſtandene Seele, was weniger ſagen will eine *unverſtändliche*, als eine *unverſtändige* Seele. Darum wedelte ſie ſo mit ihrem Pfauenſchweife, um ſich die Actionäre und die Zuckerfabrik fern zu halten. Sie haßte den Erwerb — was ſie nicht hinderte, ſich das Erworbene ganz gut gefallen zu laſſen.

Inzwiſchen ordnete die Mama das auf den Tiſch vor ſie hingeſetzte Theeſervice und konnte ſich nicht enthalten, mit einem der beſransten Damaſttücher, welche ſie in der Stille Puppenſervietten und Schnupftücher ſchmähte, das Kryſtall- und Silbergeſchirr noch etwas blanker zu reiben. Dabei haftete ihr Auge mit einiger Zerſtreuung öfters auf dem Knopfloche des blaſſen Herrn, auf dem Ordensbande, das ihm ſein Ruf als Maler von dieſem oder jenem Hofe verſchafft hatte. Sie ſchenkte ihm zuerſt ein. „Herr von Kaſtel,“ fing ſie an, immer im Hinblick auf dieſes weiß und rothe, oder weiß und blaue, roth und weiße Ordensband; „Herr von Kaſtel,“ — die Leute behaupteten, er habe ſeinen Namen nur verrömert und ſonſt ſchlecht und recht Kaſt geheißen — „Sie genießen ja gar nichts. Kein Sardellenbrödchen gefällig? Den weſtphäliſchen Schinken kann ich empfehlen; mein Herr Schwiegerſohn hat ihn ſelbſt verſchrieben. Oder lieber etwas Süßes? Hier, die Mandelſchnitten?“ Und jetzt kam ſie in den Zug mit Nöthigen, daß ihrer Tochter nichts übrig blieb, als ein wenig zu hüſteln; wir wiſſen nicht, ob nur aus Verlegenheit oder als Telegramm, verabredetermaßen, wofern die Frau geheime Kanzleiräthin ſich bei einer ſchreienden Kleinſtädterei betreffen ließe. Vielleicht wirklich etwas betroffen, ſtieß dieſelbe mit dem Ellenbogen an die Taſſen, eine derſelben zerbrach, und unter allerlei Lauten des Bedauerns fuhr die Mama fort die Fragmente ſtets von neuem zuſammenzufegen und zu betrachten. — „Ich habe heute meinen unglücklichen Tag!“ ſprach ſie.

Thella ſchnitt alles Weitere ab, indem ſie ſich zu Leonce wandte mit der Bitte, in ſeinen Schilderungen von Rom, der Campagna und des Albanergebirgs fortzufahren. Sie ließ ihren Fächer ſinken, mit welchem ſie ſich die Mücken und die Fabriken abgewehrt hatte, und legte die Arme über einander unter den Spitzenmanchetten. „Wenn man das hört,“ liſpelte ſie, „wachſen einem Schwingen, uns in das erſehnte Land zu tragen.“ Dabei warf ſie ihr zartes Näschen in die Höhe, als wittere ſie bereits italiſche Lüfte, und das tiefblaue, ſammetblaue Auge ſchwärmte voraus, auf das in einem Rahmen von Jasmin wie hingehauchte Rundgemälde, zu welchem ſich der Pavillon öffnete, auf den goldklaren Abendhimmel mit den weichſten, ſchon ganz ſüdlichen Tinten über mildgrünen, roſig überglänzten Weinbergen ruhend.

Der intereſſante Gaſt war, als er unterbrochen wurde, eben beim See von Nemi angelangt geweſen und beſchrieb nun deſſen Durchſichtigkeit, welche ihm den Namen des Spiegels der Diana verlieh, ſuchte jedoch ſo bald als thunlich mit einer glücklichen Wendung die Unterhaltung wieder auf einen andern Gegenſtand zurückzulenken, um den ſie ſich ſchon früher gedreht hatte und welcher dem Herrn von Kaſtel jetzt näher am Herzen lag als der See von Nemi. Es hatte nicht viel Ueberredung bei der jungen Frau bedurft, um ſie zu vermögen, ihr Porträt vom Künſtler malen zu laſſen. Berg ſelbſt, an den er empfohlen war, leiſtete in ſeiner ohnehin gemeinnützigen Art dem gefährlichen Pittore darin um ſo lieber Vorſchub, als der Handelsmann in

Digitized by Google

aller Unſchuld des harmlos vertrauenden Gemüthes ſich das Ebenbild ſeines Weibleins wünſchte.

Die Aufgabe war für Kaſtel in jeder Hinſicht einladend. Für ihn war überhaupt faſt jedes Frauenporträt, das er malte, eine zweifache Eroberung. Thekla ihrerſeits brannte vor Begier, durch ſeinen Pinſel verherrlicht zu werden. Sie hatte einen Durſt nach Genialität, der unauslöſchlich ſchien, aus dem einfachen Grunde, weil man Genie nicht mit Gold bezahlen, nicht im Laden kaufen kann, wie andern Zierrath. Thekla glaubte ſich auf das Genie angewieſen, und dieſen Wechſel wollte niemand anerkennen, als der durch die Kunſt noch mehr wie durch das Ordensband geadelte Maler. Der Gattin des Fabrikherrn ſchauderte es wohl ein wenig vor den Sitzungen, welche ſie zuſagte, es ſchauderte ihr, aber vermuthlich nur aus Vergnügen und ſüßer Bangigkeit. Daher und vielleicht auch um die Spannung noch zu erhöhen, wußte das ſchlaue Weib die Löſung ihres Worts noch immer hinauszuſchieben.

Es durfte nicht länger gezögert werden, man mußte endlich einen Tag beſtimmen. Auch die Stellung, der Anzug waren ſchon hin nnd her beredet. Der Artiſt ſchlug die Tracht einer Albaneſerin vor, welche wie geſchaffen ſey für die Geſtalt, die Züge von Madame Berg; auch würde dadurch, meinte er, der entſetzliche Reifrock vermieden, der größte Feind reiner plaſtiſcher Formen. „Zu meiner Zeit hat man ſich immer im Brautkleide malen laſſen," ſagte die Kanzleiräthin feierlich, und Thekla erröthete bis in die Stirne, ſie wußte eigentlich ſelbſt nicht recht warum.

Vielleicht nur um noch einmal auszuweichen, denn das ſchöne Kind verhehlte ſich keineswegs das Gewicht ihrer Entſchließung, und daß hinter dieſem erſten Schritte zum wenigſten eine Kriſis, wo nicht gar eine Cataſtrophe laure, vielleicht war es auch ein wenig Koketterie, oder beides zuſammen — Thekla unterbrach die Berathung durch den Einfall, ſchon jetzt in den Nachbargarten zu ſpazieren, welcher dem Kunſtgärtner Kohl gehörte. — „Waren Sie je in ſeinem Gewächshauſe?" fragte ſie. „Wir denken Ihnen eine Ueberraſchung zu, ein ſeltenes Schauſpiel. Heute Abend blüht ſein Cactus Serpentinus." — „Ja," fiel die Mama ein, „kommen Sie, wir wollen einſtweilen hinüber gehen, die Sonne iſt bereits hinunter. Er ſchickt in der ganzen Stadt herum, die Leute einzuladen. Alles iſt geſpannt darauf. So eine Pflanze blüht kaum einmal in mehreren Menſchenleben, ſagt mein Herr Schwiegerſohn. — Da läuft ja das Fritzchen juſt wieder athemlos. Kommen Sie, wir wollen den Cactus Serpentinus ſehen. Es iſt der erſte, der hier blüht, ſagt mein Herr Schwiegerſohn. Eine ungeheure Merkwürdigkeit!" Man mußte nämlich am Pavillon vorbei, um durch einen ſchmalen, von Fliederbüſchen verdeckten Seitenweg, welcher die beiden Gärten trennte, zu dem Kunſtgärtner zu gelangen. Daher kannte Herr von Kaſtel das Fritzchen ſehr wohl, Kohls älteſten Buben, der, unter Blumen und mit ihnen aufgezogen, auch ein ächtes Blumengeſicht hatte. Unſer Künſtler dachte ſogar einmal daran, den Knaben mit dem zart blühenden Teint und den rein goldenen, wie Seide glatten und glänzenden Haaren als Studie zu einem Engelskopfe zu benützen. Fritzchen war heute faſt eine Art von Kronprinz, weil ſeinem Vater der Cactus Serpentinus blühte.

Der Cactus Serpentinus! Es war nicht bloß eine Ueberraſchung, es war eine Diverſion, auch dem Maler in ſo fern nicht unwillkommen, weil er dabei auf eine Gelegenheit hoffte, allein an die Dame Worte richten, unbeobachteter in ſie dringen, ihr eine feſt bindende Zuſage für ſeine Plane entlocken zu können. Jetzt ſoll ihm die Kleine nicht mehr entſchlüpfen! Wirklich ſegelt die Kanzleiräthin voraus. Sie wälzt ſich in ihrer Tonne, welche aber das Gegenſtück von der des Philoſophen iſt, in der Hochachtung einflößenden Crinoline, welche ihr die Tochter gleich bei ihrer Ankunft aus der Provinz dekretirt und ſelbſt ausgewählt hat, und in der ſich die gute, ſchlichte Frau noch immer ſehr linkiſch bewegt, zum Pavillon hinaus, durch die gewundenen Gänge von feinem Sande im kurzen ſammtweichen Raſen der engliſchen Anlage, den Gruppen von brennender Liebe unterbrachen, von Penſées, die, vielfach ſchattirt wie die Gedanken der Menſchen, zu Hunderten jedes wieder eine andere Phyſiognomie zeigen.

Dem verhaßten Reifrock zum Trotze, ihn mit einigen geheimen Püffen traktirend, wie man einem kläffenden Schooßhunde im Rücken ſeiner Herrin Fußtritte ertheilt, drängt ſich Leonce an die Seite des jungen Weſens. „Thekla!" ſagte er ſo leiſe als möglich, mit ſeiner überhaupt leiſen und in Wahrheit ungemein wohllautenden Stimme. Die Frau erſchrack an ihrem eigenen Namen. Kaſtel nennt ſie zum erſtenmal bei dieſem Namen, und vielleicht auch jetzt nur, weil man ihn immer von der Mutter hört. Es iſt eine Vertraulichkeit, die ſich der Künſtler heute möglicherweiſe unwillkürlich erlaubt; aber es allarmirt ſeine holde Freundin doch. „Thekla!" es klingt ſo ſüß, bebt ihr bis in das Herz hinein, der Name ruft einen ganzen Sturm in ihr hervor. Armer Ferdinand Berg! Und dieſes „Thekla!" es dient bloß als Eingang zu ergebenen, demüthigen Bitten um Erfüllung des Verſprechens, bald, gleich morgen: morgen früh muß er das Werk beginnen

morgen ſoll ſie ihm ſitzen. „Nicht wahr, morgen?“ Sie nickt bejahend.

Sie kann der Verſuchung nicht widerſtehen; ſie ſucht vielmehr die Verſuchung. Sie will ihrem Daſeyn Schwung geben, ein für allemal brechen mit der Langeweile, mit der Alltäglichkeit. Sie braucht „Emotionen.“ Nie in ihrem ganzen Leben hat ſie es auch nur zum kleinſten Stück Roman gebracht; es iſt wie ein Fluch auf ihr, daß ſie es niemals auch nur zu einer Spur davon hat bringen können. Sie empfindet das wie eine Schmach. Sie iſt es ſich ſchuldig, ſich einen Roman zu geben. Armer Ferdinand! Sie iſt es ſich ſchuldig, und wäre es nur, um etwas in ihr Tagebuch ſchreiben zu können.

Der freudige Dank, welchen Leonce ſtammelt, macht ſie zwar ein wenig ſtutzig und zeigt ihr die Bedeutung deſſen, was ſie gewährt hat. Aber vermag ſie es zurückzunehmen, da er ſich ſo gerührt davon zeigt? Sie fühlt, daß hinter dem „Thekla,“ hinter der Staffelei, hinter der Palette eine Erklärung lauert, und Gott weiß was noch. Jenes leiſe Nicken — es iſt geſchehen, ſie kann nicht mehr zurück! Sie will auch nicht zurück. Armer Ferdinand! — Wenn Kaſtel nur nicht darauf beſtünde, daß ſie ihm in ſeinem Atelier ſitze, wenn ſie ihm nur in ihren Zimmern, auf ihrem Terrain ſitzen dürfte! Sie hat eine unglaubliche Angſt vor dem Atelier. Nun, es wird nicht ſo ſchlimm ſeyn, nur der Anfang iſt ſchwer, und die Mama begleitet ſie ja. Die Mama wird freilich oft einnicken über ihrem Strickſtrumpf, und feſt einſchlafen mit einem von den Büchern in der Hand, welche bereit zu halten der Maler ſich bereits erboten hat.

Schweigend wandeln die beiden neben einander her bis zur Fliederhecke, in jener vibrirenden Stille, unter welcher ſich innere Erregungen bergen. Jetzt wendet ſich die Kanzleiräthin nach dem verſtummten Paar um. Leonce, der ſeinen Zweck erreicht hat, bietet ihr den Arm, ſie über den ſteinigten Weg zu geleiten. „Thekla, erzähle doch dem Herrn von Kaſtel, was in dem Buche ſteht, das dir der Herr Profeſſor geſchickt hat.“ — „Mama, du weißt es beſſer als ich, denn du haſt die Stelle mehrmals geleſen. Der Cactus Serpentinus ſtammt aus Mexiko, er kriecht am Boden und an jedem Mäuerchen empor, das er findet, und breitet ſich da über die Steine aus. So überzieht er in ſeiner Heimath die dortigen Feſtungen mit üppigem Wuchs, Mauern über den Mauern bildend, eine doppelte Feſtung, gleichſam ein grünes Feſtungsfutteral, ein undurchdringliches Gewirre, wo Inſekten hauſen, giftige Schlangen und ſonſtiges Gethier. Dadurch wird es gefährlich, ſich dieſen natürlichen Vorwerken und Wällen zu nähern, welche ſich zu Zeiten in einen mit Blumen durchwebten Teppich verwandeln. Da blüht es, Tauſende und aber Tauſende von Keichen, in ſolcher Maſſe, daß, wenn ſie abfallen und faulen, Krankheiten unter den Menſchen in der Feſtung entſtehen.“ Sie ſagte das alles ein wenig mechaniſch her, ſchier wie ein Kind, welches ſeine Lektion repetirt.

„Ja, Thekla,“ fiel die Mutter ein, „und bei uns zieht man den Cactus Serpentinus aufrecht. Er blüht nur Abends: Eine Nacht, und am Morgen iſt er hin.“ — „Eine Nacht — und am Morgen iſt er hin!“ wiederholte der Maler, vielleicht unwillkürlich. — „Mein Herr Schwiegerſohn will auch noch im Gartenmagazin darüber nachſchlagen; denn es ſoll ja etwas ganz Außerordentliches ſeyn, wenn der Cactus Serpentinus einmal bei uns in Deutſchland blüht. Herr Kohl hat nicht bloß in der Stadt herumgeſchickt, ſondern auch in das ganze Land hinaus geſchrieben. Es kommen Perſonen von weit her mit der Eiſenbahn, um das Mirakel zu ſehen. Ich danke meinem Gott, daß ich hier ſo etwas erleben darf! Das iſt mir mehr, Thekla, als alle eure Theater und Concerte und Gemäldeausſtellungen und wilden Thiere. Dein ſeliger Vater hat mich immer nur die Hofgärtnerin geheißen, wenn meine Radieschen ſo früh kamen und ich ihm das erſte Pfingſtnägelein brachte. — Da ſind wir ja! Ich kann es kaum erwarten bis ich den Cactus Serpentinus ſehe, den Mexikaner!“ — Die gute Frau begeiſterte ſich mit jedem Schritte mehr. Es wurde der Tochter ordentlich bange um ſie. So exaltirt hatte man die Frau Kanzleiräthin noch nie geſehen. „Mexiko, nicht wahr, mein Lieber, das iſt gleich beim Niagarafall? O ich hätte ſchon lange gern den Niagarafall geſehen! Das muß prächtig ſeyn!“ Man konnte beſorgen, daß die Frau Kanzleiräthin in ihren ſpäten Tagen noch in die Fußſtapfen der ſeligen Ida Pfeiſer treten und bis zu den Hottentotten kommen möchte.

Zum Glücke öffnet Kaſtel in dieſem Moment mit der ihm frei gebliebenen Rechten das Seitenpförtchen des begnadigten Gartens, deſſen Ruhm heute in alle Welt erſchallen ſoll. Alles iſt noch leer, keine ſterbliche Seele läßt ſich blicken. Vermuthlich ſitzt der Gärtner mit den Seinen früh beim einfachen Nachtmahl, um nachher die herbeiſtrömenden Gäſte neugeſtärkt empfangen zu können. „Das war eine glückliche Idee, Thekla,“ ſagt die geheime Kanzleiräthin, „ſchon vorher ein wenig herüber zu ſchlüpfen —“ es ſchlüpft ſich auch mit ſolchen Crinolinen; — „ſo können wir einſtweilen den herrlichen Cactus Serpentinus ungeſtört für uns betrachten, bis wir ihn dann mit den Andern in ſeinem vollen Glanze ſchauen.“ — Thekla ſieht ihre Mutter verwundert an:

Digitized by Google

die Frau wird ordentlich poetiſch in ihrer Sprache durch den Cactus Serpentinus. — „Ja, ſo gehört er uns ganz allein," meint der Cavalier. „Wir naſchen zum voraus etwas Weniges Cactus Serpentinus."

Beim Haupteingange zum Treibhaus reihen ſich, gleichſam den Weg zeigend zum Gebieter, geringere Sträucher und Pflanzen, wie Trabanten, die aufmarſchirt ſind, Spalier zu machen bei der Audienz. Die Herrſchaften aus der Villa, welche noch nicht officiell aufwarten wollen, ſondern vorerſt auf der Hintertreppe incognito Beſuch abſtatten, treten an der ihnen zugewendeten Seite, über ganze Batterien von leeren Blumentöpfen, vorbei an einem ſpinnenden, lichtgrau und weiß geſtreiften Kätzchen, durch eine Nebenthüre unmittelbar in den Nebenraum, in welchen man den Cactus Serpentinus gebracht hat. Da ſteht er erhöht, auf einer Stufe, wie ein König auf der Eſtrade ſeines Thrones, und im Kreiſe, gruppenweiſe vertheilt, umringen Büſche und Blumen den Mächtigen als ſein Hofſtaat, ſeine Vaſallen. Denn es iſt heute der ſchönſte Tag oder vielmehr Abend, nicht nur im Leben des Cactus Serpentinus, ſondern auch in dem des Gärtners Anton Kohl. Derſelbe hält ſowohl unten an der Stufe, wie oben längs der Mauer viele Lampen auf Brettern bereit zum Anzünden, um die Schaubühne und den Helden des Abends auf ihr zu beleuchten. Für jetzt hat man von außen die Laden noch nicht geſchloſſen und von Weſten dringt ſpätes Gold zu den hohen Fenſtern herein.

Bei ſeinem Schimmer bleiben beide Frauen unwillkürlich etwas verdutzt an der Thüre ſtehen, eben auch wie vor einem großen Herrn, und ihr Begleiter, als einführender Kammerherr, muß ſie erſt wiederholt durch eine Handbewegung einladen, näher zu treten. Das Blumendrama hat bereits begonnen. Es iſt gerade der Augenblick, wo ziemlich weit oben an dem zwar geſtreckten, aber doch ſchlangenartig geformten Schafte, aus der ſtacheligen Haut hervorgedrungen, die Blüthe ſich entfaltet. Dürfen wir den Kelch dem einer Lilie vergleichen? Er iſt aber aus vielen ſchlanken, feinen Blättern gebildet, die ſich voll Grazie ſchwingen, als ob ſie ſich gleich bei der Geburt in ihrer eigenen Schönheit wiegten; innen ſchneeweiß, außen zart roſenroth überhaucht, mit weißen Staubfäden, hellgelben Staubbeuteln — ein mährchenhafter Anblick! Mit verhaltenem Athem lauſchen die zwei Frauen, und jetzt, jetzt entſchwebt dem prächtigen Kelche ein Hauch, ein Duft, äußerſt fein, veilchenähnlich, und doch unbeſchreiblich, einzig, ein Duft, der faſt mehr geahnt, als genoſſen ſeyn will, ein Duft, wie eine Stimme der Blume. Und wenige Stunden, und dieſe herrliche Blume ſtirbt! So nah iſt höchſtes Weh dem höchſten Glück! Das Schönſte fliegt auf der Erde nur vorbei, eine Erſcheinung aus dem Himmel.

(Schluß folgt.)

Das neue und das alte Athen.

(Fortſetzung.)

Von jenen 120 herrlichen Säulen ſtehen, wie geſagt, nur noch 16, wovon 13 wohlerhalten und größtentheils noch durch ihre Architrave verbunden, die Südoſtecke des Tempels repräſentiren, während ſich ein gutes Stück weiter weſtlich in der Fortſetzung der innern Säulenreihe der ſüdlichen Längenſeite die übrigen drei Säulen finden, und zwar die weſtlichſte derſelben geſtürzt auf dem Boden liegend und äußerſt maleriſch in ihre einzelnen trommelförmigen Gliedmaßen aus einander gebrochen. Auch iſt der Stufenbau der urſprünglichen Anlage noch theilweiſe erhalten, die feſte Grundlage des Heiligthums, auf der die Alten liebten ihre Tempel den Himmliſchen entgegen zu bringen, emporzutragen. Auf einer Ecke des Gebälkes der Gruppe von dreizehn Säulen findet ſich ein kurioſer Ziegelaufbau wie ein Schwalbenneſt angeklebt, weiland die Behauſung eines chriſtlichen Anachoreten, der, nach dem Vorbild ſeiner indiſchen Collegen, in dieſer ſchwindelnden, luftigen Höhe, ohne je herabzuſteigen, als Säulenheiliger Jahre lang vegetirte, und zwar, da er es doch ſchwerlich von der bloßen Luft konnte und auch nicht füglich anzunehmen iſt, daß ihn die Engel mit himmliſchem Manna ſpeiſten, vermuthlich von frommen Athenern geätzt, mit Hülfe eines — man nehme das

Digitized by Google

Wort nicht doppelsinnig — sinnreichen Flaschenzuges. So mußten sich auch hier die Extreme berühren, und auf den Trümmern heidnischer Schönheit die überchristliche Verrücktheit nisten, wie eine häßliche Schmarotzerpflanze auf einer herrlichen Ruine, eine Verrücktheit, die keineswegs werth war, daß sie die Sonne Homers beschien.

Ich gestehe, die paar Säulen des Zeustempels in Athen haben auf mich den gewaltigsten und wunderbarsten Eindruck gemacht. Es ist einmal irgendwo ausgesprochen worden, daß das Unvollendete, das Fragmentarische, das Ruinenhafte eine lebendige Phantasie darum so sehr anspreche, weil es ihr schmeichelt durch die Aufforderung, sich das Fehlende aus eigener Kraft selbstschöpferisch zu ergänzen, wogegen das in sich Fertige und Abgeschlossene der Phantasie nichts mehr zu thun lasse, sie nicht beschäftige, nicht reize. Dieß ist wohl die eine Seite der Sache; die andere ist, daß erhabene Trümmer der Vorzeit die Seele stets mit jener Wehmuth füllen, mit jener Sehnsucht nach einer uns in idealem Lichte erscheinenden Vergangenheit, die gewiß zu den höchsten Empfindungen gehört, deren das Menschenherz überhaupt fähig ist. Erging es uns nicht schon so als Kinder, wenn wir, blätternd im Pfennigmagazin, die einsamen Ruinen von Baalbek aufschlugen, oder von Palmyra: ein paar Säulen, dabei eine Palme, darunter lagernd drei, vier Männer im Burnus, mit Spießen — im Hintergrund flaches Wüstenland oder gewaltige Bergformen. Und jetzt war es nicht mehr ein Bilderbuch, das vor mir aufgeschlagen lag, es war das wahrhaftige, große Buch der Geschichte; ich stand vor den Säulen des Zeustempels von Athen, meine Hände tasteten, wie um sich zu versichern, daß dem wirklich so sey, in den weichen Cannellirungen der Säulen umher, und das Auge schweifte von der Hauptgruppe wehmüthig nach den andern beiden, durch keinen Architrav mehr verbundenen hinüber, die dort einsam und verlassen in der Fläche wie auf verlorenem Posten stehen. Und wer stürzte jene dritte Säule? Menschen- oder Naturgewalt? Wer stürzte die fehlenden 104? Und wer hat sie bis auf jede Spur weggetilgt? Denn eine solche ist nirgends mehr aufzufinden auf dem Boden umher. Welcher pomphafte Cultus mag einst diese Hallen erfüllt haben, als hier noch dem Olympier geopfert wurde! Und doch war die Blüthezeit des Hellenismus längst vorüber, als diese prächtigen Colonnaden vollendet waren, Athen war nur noch der Sklave Roms, es trieb keine selbstständige Kunstblüthe mehr, wiewohl es die „ewige" Stadt noch immer mit dem Blüthenstaub seines Geistes befruchtete.

So war auch das korinthische Capitäl in seiner ersten Anlage, wie schon der Name besagt, ein Werk des hellenischen Geistes, aber die dekorative Anordnung der Blätter, Steugel und Voluten, wie wir sie an den Capitälen dort oben bewundern, ist das Werk eines römischen Meisels. Schön gefügt sind auch die einzelnen Säulenglieder, und oft so haarscharf aufeinandergepaßt, daß man die Absätze erst nach einigem Suchen entdeckt. Die Säulenschäfte selbst sind vielfach verwittert und zerschlagen, und zeigen selten mehr eine reine Linie an den Profilen; aber eben dieser Hauch des Zerfalls gibt ihnen etwas unendlich Ehrwürdiges und steht ihnen so gut zu Gesicht wie dem Krieger die Narbe, dem Denker die Stirnfurche, dem Greise die Silberlocke. Die einst scharfen Riefen der Cannellirung, welche nicht etwa ein überflüssiger Zierrath, ein gedankenloses Beiwerk, sondern der bewußte Ausdruck des Aufstrebens der Säule, ihrer innerlichen Verdichtung und Verhärtung, des Zusammennehmens ihrer Kraft ist, diese Riefen hat der Zahn der Zeit an ihren scharfen Rändern verschliffen und abgerundet und Menschenhand hat sie zerschlagen. Das Material der Säulen, die bis zu ihren Sockeln herab frei stehen, ist, wie das aller attischen Tempel, der pentelische Marmor, dessen blaßgelbliche Farbe sich an den alten Monumenten im Lauf der Zeit und an der freien Luft gleichsam oxydirt, d. h. ein kalkiges Rothgelb angesetzt hat, das sich fast wie Rost ausnimmt. Manchmal ähnelt auch die Farbe dieses Gesteins wieder mehr jenem fahlgelblichen Ton, den man zuweilen unsern Gipsfiguren zu geben liebt; dann schimmert es wieder, je nach Alter und Standort, „rahmfarben," oder wie Meerschaum in den verschiedenen Phasen der Verbräunung.

Die am Boden liegende gebrochene Säule soll, wie unser Führer versicherte, ein heftiger Sturm vor einigen Jahren umgestürzt haben; auch findet sie sich als noch aufrecht stehend angegeben auf einer mir bekannten Zeichnung dieses Tempels aus den dreißiger Jahren. Und „wie die Sachen jetzt stehen und liegen," ist auch für ihre beiden noch ragenden Schwestern das Schlimmste zu fürchten, da sie kein schützender Architrav mehr verbindet, und ein Orkan, ein Erdstoß kann sie zu Boden bringen, wogegen zu hoffen bleibt, daß die Hauptgruppe den Stürmen der Zeit noch lange unerschüttert Trotz bieten wird. Und wie man denn jetzt in Athen, und in Griechenland überhaupt, von Seiten der Verwaltung bestens darauf bedacht ist, die dort noch vorhandenen, nicht mehr überreichen Reste einer großen Vorzeit mit aller Sorgfalt vor der Zerstörung zu bewahren, so hat man auch jene gestürzte Säule mit einem schützenden Lattenzaun eingefriedigt; Buschwerk wuchert darum her, während die weitere

Digitized by Google

Umgebung des Tempels nur ein ödes, unbewachſenes Blachfeld iſt.

Jene Tage in Athen waren nicht gerade geeignet, mir ſeine Ruinen und ſeine Gegenwart in günſtigem Lichte erſcheinen zu laſſen. Die Ernte war längſt eingebracht, alle Felder ſtanden in dürren Stoppeln, über die Aeolus mit vollen Backen dahin fuhr und Wolken von Staub als ſeine Herolde voraus ſandte; alle Quellen waren verſiegt,* das Erdreich ausgedörrt und jeglicher Pflanzenwuchs verſengt, und trotzdem doch kein joniſcher Himmel über uns und keine „Sonne Homers.“ Die ſich vorbereitende Regenzeit verkündigte ſich durch das immer trüber werdende Firmament, wo die „Götterhündin“ raſtlos die ſchweren, fetten, düſtern „Wolkenkühe“ in ganzen Heerden als willkommene Vorboten des nahenden Regens zuſammentrieb. Dieſe finſtere Melancholie Himmels und der Erde bin ich, als gewiſſenhafter Touriſt, verpflichtet, bei der Beſchreibung Athens immer wieder mit in Rechnung zu bringen, da ſie nicht verfehlen konnte, einen gewiſſen ſchattenhaften Reflex auf ein Bild zu werfen, in dem ich ſonſt, bei mehr Sonne und mehr Grün, auch vielleicht mehr Licht und mehr Friſche und Farbe entdeckt hätte. Wie ganz anders müſſen dieſe ſchlanken Säulenſchäfte in den Himmel hinein ragen, wenn er ſich als „blaues Auge der Athene“ warm und lächelnd über ihnen aufthut, als wenn er ſich finſter mürriſch über ihnen verſchließt!

Wenden wir uns jetzt ſo, daß wir die Akropolis vor uns ſehen, ſo haben wir zwiſchen dieſer und uns die Gegend des alten Athen, wo ſich einſt der ſchöne und elegante Stadttheil des Hadrian, die Hadrianopolis, erhob, die faſt genau die Strecke zwiſchen Zeustempel und Palladium, oder von jenem bis etwa zum heutigen Königsſchloß erfüllte. Ziemlich mit ihr parallel liefen außerhalb derſelben die Gärten hin und weiter der Iliſſus, der beide von Agrae, dem Stadttheil jenſeits deſſelben (in dem das Stadion gelegen war), ſchied, hinter dem ſich das hügelige Ackerland der Agraulae nach dem Hymettus hinan zog. Links von uns und dem Tempel aber dehnte ſich um die Südſeite des Burgfelſens die wahrſcheinlich nach ihren Sümpfen ſo benannte Gegend Limnae, wobei man unwillkürlich des alten, fabelhaften „Sonnenteiches“ dieſes Namens im Kaukaſus gedenkt, in dem Helios allmorgendlich ſeine Roſſe abſchwenkte, bevor er ſeine ſtrahlende Laufbahn begann. Dicht neben und zum Theil hinter Limnae lag der Diſtrikt Melita, vermuthlich ſo genannt nach jener Tochter des Nereus, die auch der Inſel Malta ihren Namen gab; hinter dieſem, immer in ſüdweſtlicher Richtung vom Akropolisfelſen, der Diſtrikt Köle, was ſo viel wie „Höhle“ beſagen will, und wirklich findet ſich auch noch in dieſer Gegend eine künſtliche Höhle in den felſigen Ausläufern des Burghügels, wie denn überhaupt dieſer ſelbſt und die Umgegend Athens deren mehrere, natürliche wie künſtliche, aufzuweiſen haben. Die drei genannten Bezirke, Köle, Melita und Limnae, lagen gerade an der Stelle, wo ſich die beiden vom Piräeus kommenden Parallelmauern gabelförmig vor der Akropolis theilten, um die darum liegende Stadt zu umgürten, ſo zwar, daß ſie alle drei innerhalb der hier auseinander gehenden Stadtmauern fielen. Das Quartier Agrae lag außerhalb der Mauern.

Der Bezirk Limnae enthielt eine Menge von Heiligthümern und öffentlichen Bauten, die ſich hier um das oberſte Heiligthum der Stadt ſchaarten und unſere Aufmerkſamkeit gebieteriſch in Anſpruch nehmen.

Dort, wo unterhalb der ſüdlichen, nach ihrem Erbauer die kimoniſche benannten Burgmauer ſich der Fels des Kekrops ſanft in die Ebene ſenkt, dehnte ſich zu ſeinen Füßen das Odeon der Regilla und das Theater des Dionyſos, jenes am weſtlichen, dieſes am öſtlichen Ende der Südſeite des Felſens, und beide durch die Stoa Eumeneia mit einander verbunden.

Der Erbauer jenes berühmten Odeions war der ſchon erwähnte atheniſche Conſul und „König der Beredtſamkeit,“ Tiberius Claudius Herodes Atticus, unter Hadrian in Marathon geboren und aus einem uralten griechiſchen Geſchlechte abſtammend, unermeßlich reich und ſo ſehr Mäcen, daß er nicht nur die heimiſchen, ſondern auch Künſtler in Italien, ja ſelbſt in Aſien beſchäftigte und Bäder, Aquäducte und Statuen aller Orten von ſeinem Kunſtſinn Zeugniß gaben. Die beiden Hauptverſchönerer des ſpäteren Athen, Kaiſer Hadrianus und dieſer Herodes, der eine ein Römer, der andere ein Grieche, lebten ſomit faſt gleichzeitig. Man ſagt freilich, es ſey bei Herodes auch etwas excentriſche Prahlerei und phantaſtiſche Ruhmgierde mit im Spiele geweſen, aber gleichviel, dieß wollen wir ſolchen Mäcenen gerne nachſehen. Von all ſeinen Schöpfungen ſind nur die geringen Reſte ſeines Odeons und — ſein Name auf die Nachwelt gekommen. Das Odeon erbaute er zu Ehren und auf den Namen ſeiner Gemahlin Annia Regilla, einer Römerin aus vornehmem Hauſe. Böſe Zungen behaupten zwar, er habe ſie zu Tode gequält — vielleicht um Gelegenheit zu einem glänzenden Neubau zu haben. Allein da dieß nichts weniger

* Da um dieſe Zeit des Jahres alle Waſſermühlen ſtille ſtehen, hat man neuerdings eine Dampfmühle in Athen errichtet, die gute Geſchäfte macht; auf dem Lande behilft man ſich vermuthlich in der trockenen Jahreszeit mit einfachen Handmühlen.

als erwieſen iſt, wollen wir es auch nicht glauben. Genug, Herodes legte „aus Schmerz" über den Tod ſeiner Gemahlin das Triopium, einen Garten mit einer Familiengruft und mehreren Tempeln, in der Nähe Roms an, ließ in der Stadt ſelbſt die Statue ſeines Weibes im Tempel der Kaiſerin aufſtellen und baute zu Athen das „Odeon der Regilla," das beſonders zu muſikaliſchen Aufführungen benutzt wurde.

Ein bedeckter Säulengang, die ſchon genannte Stoa Eumeneia, welche König Eumenes von Pergamus, des Attalus Sohn, in der erſten Hälfte des zweiten Jahrhunderts vor Chriſtus aufführen ließ, führte vom Odeon zum Bacchustheater, dem Lenäum, hinüber, das zur Zeit Kimons, und hauptſächlich zur Aufführung der Tragödien des Aeſchylos, zu bauen angefangen, aber erſt im Jahr 35 vor unſerer Zeitrechnung, unter Konon, vollendet wurde. Aus dem Odeon kommend, das Ohr noch mit den Tönen jener „Muſik der Vergangenheit" erfüllt, von der wir, wie von der eigentlichen griechiſchen Malerei, keine rechte Vorſtellung mehr haben, konnte ſo der kunſtliebende Athener durch die ſchöne Säulenhalle der Stoa ſich in das Dionyſostheater nebenan begeben, wo ihm die unſterblichen Tragödien ſeines großen Dichterdreigeſtirns, vielleicht auch die beißenden Comödien ſeines kecken Spötters Ariſtophanes vorgeführt wurden, und da er gleichzeitig mit den Eintrittskarten zu den Theatern auch „Blechmarken zum Eintritt in die Zimmer der Luſtdirnen" erhielt, ſo kann man wohl ſagen, daß an dieſen Stätten ſich alle möglichen geiſtigen und ſinnlichen Genüſſe vereinigten, dem Athener ſein Leben lieb und angenehm zu machen: es war gleichſam das Palais Royal des alten Athen.

Kehren wir jetzt zu dem Odeon und dem Theater zurück und betrachten uns die ſpärlichen Ueberreſte beider. Die des erſteren * beſtehen aus Mauertrümmern aan Felsgeſtein des Bodens, auf dem es ſtand. Das Odeon der Regilla war theils in den Fels hineingehauen, theils hineingebaut; halbkreisförmig lehnte es ſich an die Südweſtecke des Burghügels an und war nach außen durch eine von fenſterartigen Bogenöffnungen durchbrochene Mauer abgeſchloſſen. Von dieſer äußern Mauerſchale ſtehen noch einige Bruchſtücke und blicken mit den hohlen Augen ihrer öden Fenſterhöhlen in die Landſchaft. Nach Art der römiſchen Theater waren auch hier mehrere Stockwerke ſolcher Rundbogenfenſter über einander geſtellt, vielleicht zu einfach und ſchmucklos, um den Namen Arkaden zu verdienen. Die noch vorhandenen Ruinen zeigen an den beiden Flügeln der das Halbrund abſchließenden Mauer höhere, in der mittleren, etwas vorſpringenden Partie kleinere, gedrücktere Bogenfenſter: jene ragen noch theilweiſe in zwei Stockwerken über dieſe fragmentariſch empor. Die in den Fels gehauene Halbrotunde zeigt noch Spuren der einſtigen Ausmauerung und der Sitzreihen; eben ſo findet ſich noch die Stelle für die altarförmig erhöhte Thymele im Raum der Orcheſtra. Es fällt der Phantaſie übrigens ſchwer, mit den ſchlichten Ruinen des Odeons jene Pracht zu vereinen, deren Vorſtellung Pauſanias in ſeiner Beſchreibung dieſes Concertraumes in uns weckt, wenn er ſagt: an Schönheit und Größe habe es jedes andere griechiſche Theater mit Ausnahme des Perikleiſchen übertroffen, wobei wir uns freilich zu erinnern haben werden, daß die Prachttheater des Alterthums überhaupt nicht in Griechenland, ſondern in Rom zu ſuchen ſind. Jenes beſaß den Geiſt, der die Bühne belebte, dieſes nur das prunkvolle Gefäß dazu. Pauſanias berichtet ferner, eine ſchöne Statue des Gottes der Töne, Apollos, habe, wie ſich geziemt, dieſe Räume geſchmückt, und nach andern Berichterſtattern auch ein Altar des Dionyſos und ein zweiter zur Abhaltung jener Opfer, die zuweilen die Vorſtellungen eröffneten. Das Odeon war, vielleicht jedoch nur theilweiſe, mit Cederbalken gedeckt und bot Raum für achttauſend Zuhörer.

Von der das Odeon mit dem Bakchostheater verbindenden Stoa iſt keine Spur mehr vorhanden, dagegen ragt oben im Schatten der kimoniſchen, ſechzig Fuß hohen Burgmauer, dicht bei ihren gewaltigen Strebepfeilern, ein korinthiſches Säulenpaar, deſſen Kapitäle einſt choragiſche Dreifüße trugen. Da wir ſolchen „choragiſchen Denkmalen" demnächſt noch mehr begegnen werden, ſo ſey hier ihrer Bedeutung mit einigen Worten gedacht. Es ſind kurzweg Denkmäler zur Aufſtellung der in den Wettkämpfen als Siegespreis errungenen heiligen Dreifüße, aus mehr oder weniger edlen Metallen mehr oder weniger kunſtvoll gearbeitete Keſſel mit dreibeinigem Unterſatz. Derartige Kampfpreiſe ſcheinen ſchon im grauеſten Alterthum bei den Griechen beliebte Sitte geweſen zu ſeyn, wie denn überhaupt die Dreifüße dort eine große Rolle ſpielen. Im 23ſten Geſang der Ilias, wo Homer die bei der Leiche des Patroklos durch Achilles veranſtalteten Kampfſpiele ſchildert, läßt er den Peleiden unter andern Gaben zunächſt „zu Preiſen des Kampfs dreifüßige Keſſel" herbeibringen. Eben ſolche Preisgefäſſe, „nach atliſchem

* Man hat neuerdings am „Theater des Herodes," wie das Odeon gewöhnlich genannt wird, Ausgrabungen auf Befehl der Königin begonnen, um ſeine ehemalige Form dem Auge bloßzulegen. Dieſes dankenswerthe Unternehmen hat bereits manches Intereſſante zu Tage gefördert.

Digitized by Google

Brauche an den bescheidenen Siegeslohn erinnernd," zierten auch die Akroterien der Giebelecken des Zeustempels zu Olympia, über dessen Giebelspitze die Siegesgöttin selbst mit ihren Kränzen schwebte. Diese dreifüßigen Kessel sind also vermuthlich in nachhomerischer Zeit, und vielleicht mit werthvollem Inhalte angefüllt, eine Art materieller Dareingabe zu dem ideellen Siegespreis des Kranzes geworden und scheinen später weniger in gymnischen als in musischen Kampfspielen den Sieger geehrt zu haben, und dieß möglicherweise deßhalb, weil die pythischen, dem Apoll von Delphi geweihten, in seinem Tempelbezirk gefeierten Spiele vornehmlich musischen Inhalts (Hymnen, Chorgesänge ꝛc.) waren und dort in dem Heiligthum des Dichtergottes die Pythia auf dem Dreifuß saß, ja durch dieses Gefäß gleichsam die Verbindung des Dichtergottes mit seiner Priesterin hergestellt wurde. Der Dreifuß (Tripus) ward so Symbol der Weissagung, der Prophetie, und dem Alterthum galten ja auch die Dichter vielfach als Seher. Auch als Tempelgeschenke finden wir die Dreifüße nicht selten erwähnt.

In der Blüthezeit des griechischen Dramas wurde es sofort Sitte, denjenigen reichen Bürgern, welche die Kosten der Aufführung eines neuen Stücks aus ihrer Kasse bestritten hatten, den Choragen, sobald das Stück nach der Vorstellung eines Preises für würdig erkannt wurde, einen solchen ehernen Dreifuß zu weihen, der oft von kunstreicher Arbeit war und auf dem der Name des Preisträgers nebst andern auf den Sieg bezüglichen Umständen eingegraben wurde. Was heute unsere silbernen und goldenen Ehrenpokale, das ungefähr war jenen Griechen ihr Dreifuß, eine Bürgerehre, die bei uns, wie sich gehört, erst in die Zeitung kommt, dann aber als Familienstück in irgend einen Schrank verschlossen und nur bei besondern Gelegenheiten wieder gezeigt wird, während die klugen Athener sie mit vieler Ostentation auf eigens dazu errichteten Monumenten, die fortan den Namen ihres Inhabers trugen, der Bewunderung der Mitwelt und dem Andenken der Nachwelt zur Schau aufstellten, wodurch ihre Stadt nicht allein um viele Denkmale reicher, sondern der Bürger-Chorag für seine mäcenische Leistung auch dauernd geehrt wurde. Es hatte Alles eine Art, einen gewissen „Schick," was diese Griechen ausführten. Und diese „choragischen Monumente" haben auch vollkommen ihren Zweck erfüllt, sie haben die Namen der Preisträger noch lange Zeit den Athenern im Gedächtniß erhalten; ja einige derselben sind sogar bis auf unsere Tage gekommen. Zwar die Namen derer, denen einst jene zwei choragischen Säulen beim Kimonion errichtet wurden, meldet uns keine Ueberlieferung — sie sind längst verschwunden mit den Gefäßen selbst, welche die Namen trugen; aber gleich unterhalb der Säulen befindet sich in der Felskante, auf der sie fußen, eine kleine Grotte, die jetzt als Kapelle einer christlich griechischen Heiligen dient, für den Alterthumsforscher und Besucher Athens jedoch antiquarischen Werth hat als choragisches Monument des Thrasyllos. Diese Felsgrotte umschloß in früheren Tagen den als Trophäe daselbst aufgestellten Dreifuß, welchen sich jener Chorag 320 vor Christus erworben, und der Eingang zur Höhle war von dorischen Pilastern und diesen entsprechendem Gebälk umrahmt. Der Fries zeigte, statt der üblichen Triglyphen, plastisch gearbeitete Lorbeerkränze, auf die Bedeutung des Siegesmonuments hinweisend. Dieses Monument ist erst in neuerer Zeit zerstört worden; an einem dritten choragischen Denkmal aber wird uns unser Weg demnächst vorüber führen.

Zu Füßen jener Säulen und dieser Felskapelle lag am untern sanften Abhang des Hügels das Theater des Dionysos, der Pendant des Odeons der Regilla. Von ihm ist keine Spur mehr vorhanden, außer etwa eine bogenförmige Einschweifung in Felsgestein, als Umriß des Zuschauerraums und der Orchestra.

Die Theater der Alten waren halbkreisförmig. Innerhalb des Halbkreises lag die Orchestra mit der stufengetragenen Thymele, dem Altar des Bacchus, und oberhalb desselben bauten sich die steinernen Zuschauerreihen wie colossale Treppenstufen in concentrischen Ringen amphitheatralisch auf. Die gerade Linie, welche den Halbkreis abschnitt, bezeichnete das Proscenium der Bühne, die sich etwas breiter als die darunter liegende Orchestra, aber mit nur sehr geringer Tiefe hinter jenem aufthat. Man liebte es, wie es ja auch beim Dionysostheater zu Athen der Fall war, die Sitzreihen oder das eigentliche Theatron an den Abhang eines Felsenhügels anzulehnen, wodurch natürlich der Bau wesentlich erleichtert wurde und doch an Festigkeit bedeutend gewann. Als Decke hatten diese Theater nur den Himmel, dessen Gunst und Mißgunst sie somit gänzlich preisgegeben waren. Die Aufführungen fanden nur während der Dionysischen Feste (December bis März), also gewissermaßen nur in der eigentlichen Wintersaison statt, und zwar dauerten sie dann, mit nur wenigen und kurzen Pausen, vom Morgen bis in die Nacht.

Die wenigsten Stücke (tröstet euch, Dichter der Gegenwart, die ihr in ähnlichem Falle seyd!) wurden zweimal und öfter gegeben, es sey denn in umgearbeiteter Form oder „auf allgemeines Verlangen." Die Theater waren verpachtet und nur gegen Eintrittsgeld zugänglich; um jedoch auch den ärmeren Bürgern Athens

Digitized by Google

dieſen bildenden Genuß zu verſchaffen, zahlte die Staatskaſſe zuerſt für ſie, und bald für alle Bürger überhaupt. Aehnliches geſchah wohl auch an andern Orten, und ſo konnte es denn nicht fehlen, daß ſich zur Feſtzeit die ganze Bevölkerung einer Stadt, Männer, Weiber, Kinder und Sklaven, in den Theatern drängte, und hier ſahen ſie, leiblichen Bedürfniſſen und der Unbill jeglicher Witterung tagelang Trotz bietend, ihre Götter und Helden an ſich vorüber ſchreiten, erhoben ſich an den tragiſchen Conflikten, oder belachten die Späße des Ariſtophanes, oft die nicht am mindeſten, zu welchen ſie ſelbſt als Zielſcheibe dienen mußten.

Hatte ein griechiſcher Dichter ein Stück geſchrieben und wollte er es zur Aufführung bringen, ſo wendete er ſich natürlich damit zunächſt an das „Hof- und Nationaltheater“ zu Athen, wo er es bei einer der hohen obrigkeitlichen Perſonen zur Prüfung einreichte. Wurde das Stück zur Aufführung angenommen, ſo wurde zur Beſtreitung der Koſten ein reicher Bürger als Chorag beſtellt, welches Amt unter den Vermögendſten abwechſelte und nicht wohl abzulehnen war, da es ein Ehrenamt war; auch hatte ja der Chorag, wenn das mit ſeinem Geld ausgeſtattete Drama durch innern Werth und äußere Darſtellung gefiel, die lockende Ausſicht, ſich auf Staatskoſten ein öffentliches choragiſches Denkmal errichtet zu ſehen. Der Chorag bot alſo auch ſeinerſeits Alles zum Erfolg des Werkes auf, das unter ſeiner Protektion über die Bretter gehen („das Lampenlicht erblicken,“ wäre hier ein arger Anachronismus) ſollte, brachte den Chor zuſammen, betrieb und bezahlte ſeine Einſchulung für Geſang und Tanz in zahlreichen Proben und ſorgte für den ganzen übrigen Bedarf an Coſtümen, Decorationen u. ſ. w., während der Dichter ſelbſt mit den Schauſpielern die Proben ſeines Stücks abhielt, worin er meiſt ſelbſt eine Hauptrolle übernommen hatte.

Da ein Schauſpieler gewöhnlich mehrere Rollen in demſelben Stück darzuſtellen hatte, ſo war auch zur Beſetzung der größeren eine kleine Anzahl von Künſtlern hinreichend. Die Frauenrollen wurden ſelbſtverſtändlich auch von Männern dargeſtellt. Bekannt iſt es ferner daß die altgriechiſchen Theatercoſtüme nach unſerem Geſchmack höchſt eigenthümlicher Art waren. Um den Geſtalten der Schauſpieler eine übermenſchliche Größe zu verleihen und ſie ſomit der Vorſtellung des Volks von ſeinen Göttern und Heroen näher zu bringen, mußten ſie für die Tragödie hohe, ſtelzenartige Unterſätze, den Kothurn, an die Füße ſchnallen, während ſie in der Poſſe auf leichteren, niedern Schuhen, dem Soccus, einherſchritten. Maſſige Perrückenaufſätze, vielleicht ähnlicher Art, wie ſich die Griechen das Haupt ihres olympiſchen Zeus von „ambroſiſchen“ Locken umwallt dachten, thürmten ſich über dem Scheitel des Mimen, deſſen Angeſicht eine Coloſſalmaske deckte, die einen Schalltrichter im offenen Munde barg, um die Stimme zu verſtärken. Handſchuhe mit künſtlichen Händen verlängerten die Arme, Polſter verliehen dem Körper des Schauſpielers mehr Fülle und lange, weite, faltenreiche Gewänder, die ihn umfloſſen, gaben ſolcher Difformität jenes Ebenmaß der Glieder zurück, das der Grieche wohl am wenigſten geneigt war an ſeinen Künſtlern zu entbehren.

Dieſe ganze Vergrößerung des Leibes über jedes irdiſche Maß hinaus wird man aber, ſo ſehr ſie unſere jetzigen Begriffe von Mimik und mimiſcher Kunſt in jeder Hinſicht verletzt, doch in der Natur damaliger Verhältniſſe begründet finden. Vor allem forderte der nach oben ſtets offene, für menſchliche Lungen nichts weniger als akuſtiſch berechnete Raum, gebieteriſch eine künſtliche Verſtärkung des Schalls, und eine ſolche war durch den Apparat der Maske gegeben. Sodann aber können wir noch heute in unſern „Sommertheatern“ (horribile dictu) die Erfahrung machen, daß Aufführungen bei dem aller Illuſion ſo feindlichen hellen Tageslicht eine gewaltſame Steigerung aller äußern Mittel und Effekte verlangen, ſollen ſie nur einigermaßen von Wirkung ſeyn, eine Steigerung, die heute zum völligen Ruin der wahren Kunſt führen muß, im Alterthum aber, wo man in ſolcher Form eben nur das Gefäß für den geiſtigen Inhalt ſah, Aehnliches nicht befürchten ließ. Und dann waren ja damals unſere Operngucker noch nicht erfunden, und die auf den oberſten und hinterſten Bänken Sitzenden wollten doch auch ihr Theil, wie hören, ſo auch ſehen, ſo daß ſich die groteske und gigantesk Maskerade der alten Tragöden, wenn nicht vom Standpunkt unſerer heutigen Aeſthetik, ſo doch gewiß von dem der damaligen Zweckmäßigkeit rechtfertigte. Die Griechen, welche die Schönheit allerwege, in der Theorie wie in der Praxis, ſo emſig pflegten, werden ſie bei einem Kunſtinſtitut wie ihrem Theater ſicher nicht ohne Noth hintangeſetzt haben.

Gang, Haltung und Bewegung der Schauſpieler mußten freilich durch den ungeheuerlichen Apparat, den er an ſeinem Körper herumtrug, etwas Unbeholfenes, Schwerfälliges bekommen, denn er ſteckte darin wie die Schildkröte in ihrer Panzerſchale. Aber hiebei iſt zu bedenken, daß die Natur des griechiſchen Dramas und der griechiſchen Bühne überhaupt eine heftige, leidenſchaftliche Mimik weder verlangte noch überhaupt zuließ. Langſam und feierlich recitirte der Mime ſeine Rolle, langſam und feierlich waren demgemäß auch

Digitized by Google

ſeine Bewegungen, ſelten wurde auf der Bühne die Stelle gewechſelt, und meiſt der ganze Auftritt hindurch an derſelben verharrt. Wenn die Hiſtrionen unſerer Tivolibühnen, um Effekt zu machen, genöthigt ſind, zu unkünſtleriſchen Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen und mit grobem Pinſel gleichſam rohe Dekorationsmalerei zu liefern, ſo malten, könnte man ſagen, die antiken Schauſpieler mit kühner gewaltiger Hand al Fresco.

Ihren Reden und Geberden als Folie diente der Chor, der für die Tragödie gewöhnlich 15, für die Comödie 24 Perſonen zählte. Wie ſich eine Landſchaft im Waſſer ſpiegelt, ſo die Perſonen und Handlungen auf der erhöhten Bühne des Proskenions dort oben in den Geſängen des Chors der Orcheſtra hier unten. Denn da die meiſten Handlungen des antiken Dramas in offener Gegend, gewöhnlich vor dem Königspalaſt vorgingen, ſo war der Chor der natürliche Repräſentant der Oeffentlichkeit, in der die Handlung ſich abſpann, des Publikums, die Stimme des Volks, des öffentlichen Gewiſſens, des common sense, manchmal auch der Gottheit und des unerbittlichen Schickſals. Der Chor reflektirte, philoſophirte, äußerte ſich beifällig oder tadelnd, berathend, klagend oder triumphirend über alles, was er auf den Bretern hörte und ſah, und leitete ſomit das Urtheil des Volks in die Anſchauungsweiſe des Dichters hinein oder gab die poetiſche Erklärung ſeiner im Dialog entrollten Gebilde. Die dargeſtellte Handlung der Bühne war gewiſſermaßen dramatiſch objektiv, die Ergüſſe und Betrachtungen des Chors lyriſch ſubjektiv. Die vielleicht recitativiſch vorgetragenen Geſänge des Chors begleitete melodramatiſch die Muſik, beſonders die Flöte. Unter Geſängen hielt der Chor auch ſeinen Einzug durch die beiden Seitengänge (Parodoi) an den Enden des Halbrundes in die Schranken der Orcheſtra, ordnete ſich in maleriſcher Gruppirung um die Thymele und ging an geeigneten Stellen zu Chorreigen und Tänzen über.

Bei den theatraliſchen Preisſpielen bekämpften ſich die tragiſchen Dichter mit Trilogien nud Tetralogien, während die Comödienſchreiber nur mit Einem Luſtſpiel in die Schranken traten. Das Comité der Preisrichter bezeichnete am Schluß der Spiele den Sieger, der den verſammelten Zuſchauern, wie es ja wohl auch noch heute geſchieht, unter unendlichem Jubel und Applaus vorgeführt und mit dem Lorbeer des Dramatikers, dem Epheukranz, gekrönt wurde. Der Epheu war dem Dionyſos heilig, und daher der höchſte Schmuck des dramatiſchen Dichters; der Epheu war Symbol ewiger Verjüngung, unverwelklicher Kraft und Jugend. Wie man den ſiegenden Choragen ehrte, haben wir oben geſehen.

Die Sitzreihen, welche ſich um die nicht allzugroße Orcheſtra in weitem, mächtigem Halbrund ſpannten, waren darauf berechnet, möglichſt vielen, mehreren Tauſenden von Zuſchauern den ſceniſchen Genuß zugänglich zu machen. Und es iſt nicht anzunehmen, daß je „vor leeren Bänken“ geſpielt wurde; im Gegentheil, die Köpfe der Zuſchauer gipfelten ſich oft „bei gänzlich ausverkauftem Hauſe“ — wie der jetzt beliebte techniſche Ausdruck lautet — bis zum Rande der äußerſten Umfaſſungsmauer empor. Der Grieche kannte keinen ſchöneren Genuß, als über ſolche Aufführungen Gericht zu ſitzen, und der Geſchmack in äſthetiſchen Dingen war damals in dem Grade Allgemeingut, daß er ſo leicht keine Blöße, die ſich der Dichter oder Schauſpieler gab, hingehen ließ, und die Athener haben nicht ſelten, obſchon ihnen Prüderie in erſtaunlichem Grade fremd war, einen glatten Sophismus, eine frivole Anſchauung ihnen heiliger Dinge * derb ausgeziſcht. Vor allem aber hielt der Athener bei ſeinen Schauſpielern auf die Bewahrung der reinſten attiſchen Mundart, denn er war verwöhnt durch die Kunſt ſeiner großen Redner und rügte unbarmherzig die kleinſten Dialektfehler. Dafür aber erhob ſich auch bei ſchönen und erhabenen Stellen ein begeiſterungsvoller, weithintönender Beifallsſturm.

Was würde ein Grieche wohl zu unſerem Theater, was würde z. B. Sophokles ſagen, könnte er einmal in Berlin oder Dresden einer Aufführung ſeiner „Antigone“ mit Mendelsſohnſcher Muſik beiwohnen, oder ein großes Ballet im Berliner Opernhauſe mit anſehen? In vieler Hinſicht würde er gewiß finden, daß wir, beſonders im Techniſchen, unendlich fortgeſchritten ſind, über manches aber würde der alte Herr vielleicht bedenklich oder unwillig das Haupt ſchütteln.

Indem wir uns von dieſer allgemeinen Schilderung wieder zu der Bühne des Bacchos in Athen zurückwenden, finde, weil ein Weiteres von dieſer doch nicht mehr zu ſagen iſt, das ſchöne Wort eines früheren ungenannten Reiſenden hier eine Stelle, welches ich nie ohne Rührung leſen konnte und damals auch in mein Tagebuch eintrug, mir ſelbſt zur Erinnerung an jene geweihte Stätte, andern aber zur belebteren Veranſchaulichung derſelben:

„Das antike Theater lag am Abhang eines Hügels, mit dem Himmel zur Decke, den Bergen und dem Meer zu Dekorationen. Wenn Ajax auf einer

---

* Und dennoch war der griechiſchen Comödie in Athen gelegentlich wieder das Stärkſte erlaubt (wenigſtens ſtand keine gerichtliche Strafe darauf); ſelbſt Verſpottung der Götter wurde nicht geahndet; aber Anaxagoras, der ſie philoſophiſch leugnete, mußte die Stadt verlaſſen und Sokrates den Tod erleiden.

Digitized by Google

ſolchen Bühne die Sonne und den ſüßen Glanz des Tages zum letztenmal begrüßte, ſo ſtrahlte die Sonne wirklich am Himmel und beleuchtete das ſterbende Geſicht des Helden und die gerührten Blicke der Zuſchauer. „Salamis, heiliger Boden meines Heimathlandes!“ rief Ajax, und alle Zuſchauer (ich denke mir eine Vorſtellung des ſterbenden Ajax im Bacchustheater zu Athen) konnten von ferne Salamis und ſeine glorreiche Meerenge ſehen. Da liegt ſie mitten in den Wellen, die noch heute den Namen des Themiſtokles flüſtern, da liegt ſie, dieſe Inſel, welche die Sonne mit ihrem Lichte und die Geſchichte mit ihren Erinnerungen beſtrahlt, da liegt ſie mit Allem, was ihr Name und ihr Anblick den Athenern ſagen! „Schönes und ruhmvolles Athen, geliebte Schweſter meines Vaterlandes!“ ſagte der Held, und Athen lag ganz vor ſeinen Augen. Da liegt der Felſen der Akropolis, auf deſſen Abhängen das Bacchustheater erbaut ſtand. Zur Rechten iſt die Straße, die nach Munychia und dem Piräeus führt; zur Linken iſt der Iliſſus und hie und da einige heilige Quellen, die Ajax ſterbend begrüßt. — Schönes Land, das meine Augen geſehen haben, ihr Berge, reizende Inſeln, azurblaues Meer, ihr Quellen, ihr Flüſſe und du, Glanz des Himmels — ſüßer Anblick, theure Umgebungen — ihr dientet dem antiken Theater zu Dekorationen, ihr entzücktet die Augen der Zuſchauer, während die Verſe des Sophokles oder Euripides ihre Geiſter hinriſſen.“

Ohne den Nachhall dieſer begeiſterten Worte in der Seele des Leſers irgendwie verkümmern zu wollen, müſſen wir, um irrige lokale Vorſtellungen zu verhüten, hier doch bemerken, daß in dieſer Darſtellung, wie dieß ja in Griechenland ſo natürlich und verzeihlich, auch etwas poetiſche Fiction mit untergelaufen iſt. Denn wenn auch von der jetzigen erhabenen Stelle des Theaters aus das fernſchimmernde ägäiſche Meer über dem Piräeus, und daraus hervorſteigend die blauen Berge der Inſel Salamis ſichtbar ſind, ſo darf doch ſchwerlich angenommen werden, daß ſie es im damaligen Theater und während einer Vorſtellung ebenfalls waren. Wenn auch vielleicht für das Auge einzelner Zuſchauer auf den äußerſten, höchſten Sitzreihen erreichbar, waren beide, Meer wie Inſel, doch gewiß dem Blicke der Mehrzahl derſelben und wohl ſicher den Schauſpielern ſelbſt durch die Hinterwand der Bühne verdeckt, die nach dieſer Richtung lag. Der ſterbende Ajax konnte alſo wohl die Richtung ſeiner Heimathinſel andeuten, aber ſehen konnte er ſie nicht. Dagegen hatte der Schauſpieler gerade vor ſich die gewaltige Akropolis, welche hinter dem Rücken der Zuſchauergemeinde mit allen ihren Erinnerungen mächtig emporſtieg und mit ihren hochragenden Zinnen in das Theater hereinſah, ein Hintergrund, der allein ſchon der Begeiſterung den kühnſten Aufſchwung zu leihen vermochte.

Aber Alles hat ſeine Zeit. Es kam, noch lange bevor dieſe Stätte leiblich zerfiel, der Tag, wo ſie geiſtig verſank. Schon zur Zeit der macedoniſchen Herrſchaft ſetzten die Hellenen handwerksmäßige Kunſt und Routine über die Werke des Genius, und die Athener räumten dem Marionettenſpieler Pothinus (ähnlich wie Karl Auguſt die Bühne Goethes dem „Hund des Aubry“) dieſelbe Bühne ein, über die einſt die hehren Geſtalten der alten Tragiker im Kothurn geſchritten, und errichteten in ihrer Statuenmanie nicht nur jenem Puppenſpieler, ſondern auch dem Gaukler Euriklides eine Bildſäule im Theater. Den bei Alexander in Gunſt ſtehenden Ballſpieler Ariſtonicus beſchenkten ſie ob ſeiner Kunſtfertigkeit mit dem — Bürgerrecht; und auf Negroponte ſtellten die Griechen dem Taſchenſpieler (Präſtigiator) Theodorus eine eherne Statue im Theater auf. Mit tiefer Entrüſtung erwähnt der Redner Dio, den ſeine Zeit den „Goldmund“ (Chryſoſtomus) nannte, daß die Athener der Tage, die er geſehen (es war zu Trajans Zeit), in der Leidenſchaft für das „unſelige“ Gladiatorenſpiel ſelbſt die Korinther übertrafen, ja daß ſie ſogar das dionyſiſche Theater im Schatten der Akropolis mit ſolchen Spielen entweihten und die Seſſel der Prieſter und Hierophanten beſpritzt wurden mit dem Blute der Fechter.

Die Odeen waren im Alterthum meiſt in der Nähe der Theater errichtet; und ſo finden wir in der Nachbarſchaft des Dionyſostheaters nicht nur das Odeon der Regilla, ſondern, nordöſtlich ſich an jenes anſchließend, noch das berühmte Odeon des Perikles, ſo daß ein Odeon den Anfang und ein zweites den Schluß der auf der Südſeite der Akropolis ſich hinziehenden Bautenreihe machte. Ein drittes Odeon befand ſich unweit des Zeustempels, ſüdweſtlich von demſelben, im Bezirk von Limnae. Das Perikleiſche Odeon aber war eine dem Zelt des Xerxes nachgebildete, gedeckte Rotunde, unter Perikles für die muſikaliſchen Wettſtreite beim Feſte der Panathenäen erbaut und wegen ſeiner prachtvollen Ausſchmückung im Alterthum berühmt. Auch dieſer Bau iſt von der Erde verſchwunden.

Ebenfalls in dieſer Gegend, in der weſtlichen Verlängerung der Hauptaxe des Zeustempels etwa, lag auch das älteſte Heiligthum des Bacchos, der Tempel des Dionyſos „in den Sümpfen“ (in Limnais), ſo benannt nach ſeinem Standort in dem betreffenden Stadttheil. In dieſem Heiligthum wurden ſpäter die Statuen der dramatiſchen Dichterkönige Aeſchylos,

Digitized by Google

Sophokles und Euripides, ſo wie des Luſtſpieldichters Menander aufgeſtellt. In derſelben Richtung etwas weiter hin lag ein Tempel des Phoebus und davon ein Stück ſüdweſtlich, dicht bei einander, die Tempel des Herakles und der Artemis, beide im Bezirk Melite, wo auch Themiſtokles und Phokion gewohnt; von dieſen Tempeln ſüdlich, in einer äußerſten Ecke der Stadtmauern, ein Muſeum. Dieſe Schaar von Heiligthümern drängte ſich um die Süd- und Südoſtſeite der Burg herum in einem Gefilde, das jetzt kahl und reizlos ſich vor dem Blicke ausbreitet, nur ſpärliche Trümmer jener Tage aufweiſend, wo noch die Götter hier wohnten, die heute längſt in den Olymp heimgekehrt ſind. Das neue Athen hat dieſe ehemalige Stadtgegend noch nicht beſiedelt; es wäre hier alſo gewiß auch eine der zu Nachgrabungen vorzugweiſe geeigneten Stellen.

(Schluß folgt.)

Genfer Skizzen.

(Schluß.)

Im Jahr 1794 erreichten der Wahnſinn und die Pöbelherrſchaft ihren Höhepunkt. Abſolute demokratiſche Gleichheit und Volksſouveränetät waren längſt proklamirt, allein damit waren die Leidenſchaften keineswegs befriedigt. Alle Egalitätsgeſetze hatten nicht hindern können, daß Verarmung und Elend in der Stadt zunahmen. Die Clubs entwarfen ein Zwangsanlehenprojekt und wollten es am 19. Juli der Nationalverſammlung zur Beſchlußnahme vorlegen. In der Nacht vorher aber brach ein Aufſtand aus. Drei Banden Sansculotten bemächtigten ſich des Artillerieparks, des Stadthauſes und der Thore der Stadt. Sie verhafteten viele „Ariſtokraten“ und reiche Leute und führten ſie in's Gefängniß, nachdem ſie ihre Häuſer geplündert hatten. Am andern Morgen übernahm eine Revolutionscommiſſion, von den Clubs eingeſetzt, die Regierung, die Ariſtokraten und Gemäßigten wurden entwaffnet und ein zügelloſes Schreckensſyſtem eingeführt. Viele hundert Bürger waren verhaftet. Natürlich durfte auch ein Revolutionstribunal nicht fehlen, deſſen Mitglieder, bis an die Zähne bewaffnet, ihre Sitzungen im Stadthaus hielten, während eine fanatiſche Menge unter wildem Geſchrei den Tod der Angeklagten verlangte. Zunächſt erfolgten ſieben Todesurtheile gegen Ariſtokraten. Die Verurtheilten waren der Syndicus Cayla, der junge Advokat de Rochemont, Prevoſt-Cabanis, Descombes, Offizier der Garniſonstruppen, Munier, Vivien und Chenaud. Noch mußte das Urtheil der Abſtimmung des ſouveränen Volks unterbreitet werden, welches man zu dieſem Zweck am 25. Juli nach der Baſtion Bourgeois, jetzt nach revolutionärer Mode Lycée de la Patrie genannt, zuſammen berief. Dreitauſend Bürger erſchienen, jeder erhielt einen weißen und einen ſchwarzen Zettel. Die beſſeren Elemente kamen in dieſem ſchrecklichen Augenblick zum Selbſtbewußtſeyn, eine große Mehrheit entſchied für Freiſprechung der Angeklagten. Da drohten die Montagnards, das Gefängniß in Brand zu ſtecken, ein neuer Kampf war auf dem Punkt auszubrechen. Jetzt, es war ſchon in vorgerückter Nacht, erſchien das Revolutionstribunal und erklärte, den Tod der ſieben Angeklagten auf ſich zu nehmen, und damit wurden ſie ihren Henkern überliefert. Wir haben bereits ihrer Hinrichtung beigewohnt.

Am 2. Auguſt folgten noch vier weitere Executionen. Die beiden Hauptperſonen unter dieſen letzten Verurtheilten waren Fatio-Peliſſari, welcher angeklagt war, zwölf Jahre früher, 1782, den Turiner Hof zu der bewaffneten Intervention in Genf vermocht zu haben, und Naville-Gallatin, früher ein angeſehener Beamter der Republik. Schon neigte ſich das Tribunal zu ſeinen Gunſten, da ſprach Deſſonaz, eines der Mitglieder: „Mein Herz ſpricht dich frei, aber mein Patriotismus verdammt dich!“ und ein anderes Mitglied, Nal, fügte hinzu: „Ich habe zwei Gewiſſen, das eine, um freizuſprechen, das andere, um zu verurtheilen; es iſt das letztere, welches jetzt ſein Votum abgibt!“ Und ſolche halb blödſinnige Begriffsverwirrung hieß damals Bürgertugend und antike Geſinnung.

Der Sturz Robespieres brachte auch nach Genf

Digitized by Google

einige Mäßigung zurück. Das Revolutionstribunal wurde aufgelöst. Es hatte achtzehn Tage bestanden und in dieser Zeit 508 Sentenzen, darunter 37 Todesurtheile, von denen jedoch nur eilf vollstreckt wurden, gefällt. Weder an Blutgier noch an fieberhaft rastloser Thätigkeit war das Genfer Tribunal hinter seinem Pariser Muster zurückgeblieben. Hatte nun auch der blutige Terrorismus sein Ende gefunden, so dauerte doch eine tolle Demagogie, von den französischen Residenten, wie man die Gesandten Frankreichs in Genf nannte, unterstützt, auch während der folgenden Jahre fort. Genf war zur Fremdherrschaft reif. Erst unter ihrem Joch, welches von 1798 bis 1813 dauerte, lernte das Volk das verlorene Gut schätzen und konnten sich die nationalen Elemente wieder befestigen, welche Napoleon I. so unbequem däuchten.

Aber wir brauchten nicht so weit in den geschichtlichen Erinnerungen zurückzugreifen, um in die reizenden Baumgänge der Bastion Bourgeois ein düsteres Schreckbild hineinzuzeichnen. Wir dürften nur die jüngsten Annalen der Genfer Criminaljustiz aufschlagen, um dieselbe Bastei als Schauplatz einer Unthat wiederzufinden, welche den Verbrecher im Frühjahr dieses Jahrs auf das Schaffot führte. Wir werden dieser traurigen Geschichte, welche in mehrfachen Beziehungen zu gewissen Zuständen des Genfer Lebens steht, im Verlauf unserer Skizzen kaum ganz aus dem Wege gehen können, für jetzt aber wollen wir vom Bösen selbst einen guten Rath annehmen und Mephistos humoristisches Wort als einen Mahnruf zu rechter Zeit gelten lassen:

Ich muß dich nun vor allen Dingen
In lustige Gesellschaft bringen,
Damit du siehst, wie leicht sich's leben läßt!

Das können wir allerdings in vollem Maße beobachten, wenn mir der Leser über die breite Rue de la Corraterie und die gewerbthätigen, menschengefüllten Straßen der untern Stadt nach dem „englischen Garten" am Grand-Quai folgen will. Haben wir in den bisher genannten öffentlichen Spaziergängen meist solche kennen gelernt, in denen der altgenfer nationale Typus noch vorherrscht, so finden wir uns hier auf einmal von dem kosmopolitischen Charakter des modernen Genf rings umgeben. Denkt euch einen weiten, sonnigen Garten voll bunter, duftender Blumenbeete im reichsten Schmucke Floras, dazwischen dichtlaubige Gebüsche, in deren Schatten Ruheplätze angebracht sind, schwellende Rasenplätze, plätschernde Springbrunnen, rieselnde Quellen in kühler Tropfsteingrotte; denkt euch dazu die Aussicht über die tiefblaue Fläche des Sees und die grünenden Höhenzüge des Jura, und ihr habt in schwachen Umrissen ein Bild des englischen Gartens. Die Wellen des Leman bespülen die nördlichen Mauern der Anlage unmittelbar, doch werden hier die Raumverhältnisse durch den Bau des Pont du Montblanc, wobei dem See wieder ein Stück Land abgewonnen wird, in Zukunft etwas verändert werden. Tummelten sich doch vor zehn Jahren noch an derselben Stelle, wo heute die Blumen des englischen Gartens blühen, die Fischlein munter in klarer Fluth. Die Südseite ist nur durch ein leichtes Eisengitter mit mehreren offenen Thoren von dem Grand-Quai getrennt, dessen imposante Häuserfaçade man ihrer ganzen Länge nach überblickt. Die Gebäude dieses Quais zeichnen sich allerdings eben so wenig wie die meisten andern Neubauten der Stadt und Vorstädte durch bemerkenswerthen Styl aus; es sind vielmehr größtentheils Riesenbauten im eleganten Kasernenstyl der Neuzeit, so groß und hoch, daß in jedem einzelnen ein ganzes Bataillon Unterkunft fände. Allein schon diese Massenhaftigkeit, verbunden mit einem gewissen architektonischen Schliff der Außenseite, mit diesen Balkons und Fensterverzierungen, verfehlt nicht ihren Eindruck. Die materialistische, oberflächliche, das individuell Charakteristische dem Allgemeinen aufopfernde Richtung der Gegenwart spricht sich gewiß nirgends auffallender aus als in dieser Architektur, wie sie sich in den Neubauten der meisten Großstädte wieder findet.

Der Quai bildet eine Art Corso für Genf; er bietet den ebensten, breitesten, längsten und bequemsten Raum für spazierenfahrende Equipagen, Reiter und den flanirenden Fußgänger und ist deßhalb auch den ganzen Tag über, besonders aber in den Nachmittags- und Abendstunden mit vergnügungs- und zerstreuungslustiger Welt zu Wagen, zu Roß und zu Fuß angefüllt. Die Nähe so vieler großen Gasthöfe und Fremdenpensionen, der wenige Schritte entfernte Landungsplatz der Dampfschiffe befördert hier hauptsächlich den Fremdenverkehr und der englische Garten gibt sich von selbst als Sammelplatz dieser exotischen Welt, welcher sich das moderne, elegante Genf anzuschließen sucht. Hat doch dieses längst mit der Simplicität und dem Puritanismus der Vorfahren gebrochen. Zu diesem modernen Genf gehört natürlich auch der Demi-Monde, besonders in seinen Vertreterinnen bis herunter zur leichtfüßigen Grisette, die in unsern Tagen in dieser einst so sittenstrengen und frommen Stadt verhältnißmäßig so gut gedeiht wie auf Lutetias fäulnißgedüngtem Boden.

Der Jardin anglais ist zwar kein Zaubergarten Armidas, allein man fühlt sich doch in eine fremdartige, magisch anziehende Welt versetzt. Diese bunt durcheinander wogende Menge, diese unendliche Mannigfaltigkeit der Gestalten und Physiognomien, dieses

Digitized by Google

Gemisch aller Sprachen Europas und Amerikas, diese reichen und eleganten Toiletten, welchen die Zwanglosigkeit des Reiselebens einen freieren Spielraum läßt als der Salon, diese heitere, ungebundene Unterhaltung in oft zufällig zusammengewürfelten Gruppen, dieses ganze ruhelose, stets wechselnde Bild ist doch ganz geeignet, die Sinne des Neulings auf Augenblicke wie eine magische Schöpfung gefangen zu nehmen, in deren Realität man sich erst allmählig zurecht findet.

Im nördlichen Theil des englischen Gartens, auf einem etwas in den See hinaustretenden Vorsprung befindet sich ein eleganter Pavillon, in welchem ein Limonadier à la Parisienne allerlei Erfrischungen und Getränke feil hält. Der dicke Mann mit dem joviaien, gutmüthigen Gesicht heißt Bertin und ist ein Originai, so zu sagen ein öffentlicher Charakter Genfs, ja Europas. Einst Inhaber des benachbarten Café de la Couronne, war er gewissermaßen der Herbergsvater der gesammten europäischen Emigration, welche durch die Restauration der Jahre 1849 bis 1851 in die Schweiz geworfen worden war und trotz ihres Republikanismus keinen Anstand nahm, sich um die gastliche „Krone" des Herrn Bertin zu sammeln. Der Name des gemüthlichen Wirths wird wohl noch heute in allen fünf Welttheilen mit Dankbarkeit genannt nnd auch er mag manchen seiner einstigen Gäste noch in gutem Andenken haben.

Der dicke Mann ist ein Ehrenmann durch und durch, und ihr würdet vergebens von ihm zu erfahren suchen, was er für so manche Unglückliche gethan. Heute also, wo es keine Flüchtlinge mehr zu bewirthen gibt, hält dieser brave Mann mit seiner nicht minder stattlichen Ehehälfte den Pavillon im englischen Garten und in und um seine Bude unter den schattigen Oleandern und Orangen wird es selten leer. Wer Völker- und Gesellschaftstypen zu studiren wünscht, wird dort seine Rechnung finden. Dort könnt ihr die steife Gemessenheit und Apathie der Engländer und die stolze Schönheit der Engländerinnen, den lachenden Uebermuth der Franzosen und die leichtsinnige, aber so graziöse Coketterie der Französinnen in den mannigfaltigsten Gruppen und Exemplaren bewundern. Nicht minder findet ihr dort den russischen Adel, das geleckte Barbarenthum aus Osten, und das amerikanische Geldbrozenthum, die anmaßende Halbcultur aus Westen, reich vertreten. Ja auch unsere lieben Landsleute, der Professor mit der Forscherbrille auf der gelehrten Nase und der aktenstaubduftende Staatshämorrhoidarius mit dem angekünstelten Touristenanstrich, fehlen nicht mehr, seitdem die Eisenbahn Genf mit Rhein und Bodensee verbindet.

Wir könnten an dieser Stelle eine lange Reihe photographischer Porträts aus dem Touristenleben aufnehmen, allein wir wollen nicht wiederholen, was man gerade in dieser Jahreszeit in allen unsern Blättern lesen kann. Alle Hauptpunkte des Fremdenverkehrs, wie er sich unter dem riesigen Einfluß der Communikationsmittel der Gegenwart gestaltet hat, bieten eine Fülle von Stoff nicht nur zu physiognomischen und psychologischen Beobachtungen, sondern auch manche Seite des culturgeschichtlichen Charakters unserer Zeit offenbart sich dort am unverhülltesten. Wo würden sich z. B. bessere Trachtenstudien anstellen lassen? An solchen Punkten tritt in der Menge der Erscheinungen um so schärfer hervor, welchen Einfluß während der letzten Jahre das Nationalitätsprincip in der Mode sich zu erringen gewußt hat. War seit Jahrhunderten Paris als die Hauptstadt des guten Geschmacks, der die Tracht der gebildeten Welt dictirte, mehr oder weniger überall anerkannt, so drohen gegenwärtig Italien, Ungarn, Polen der französischen Metropole diesen Rang streitig zu machen. Freilich ist zu bedenken, daß die Garibaldis, Tokays u. s. w. gewöhnlich durch Vermittlung der Pariser Modejournale ihren Weg in die große Welt fanden, und man hatte gewiß an der Seine gute Gründe, den Nationalitätsschwindel auch durch die edle Schneiderkunst fördern zu helfen. Natürlich hat sich das Nationalitätsprincip, wenn es in der Kleidung sich zur Schau stellt, in seine abstrakteste Aeußerlichkeit verloren, und niemand wird leugnen, daß ein Patriotismus, der sich bei der mißlichen Lage des Vaterlandes in Trauerkleidern kund gibt, immerhin an einem komödiantenhaften Scheln leidet. Andererseits aber dürfte in der schwunghaften Form, welche mit der stolzen Crinoline und dem Victoriahut und dann mit den nationalpolitischen Moden in die Tracht kam, ein gewisser romantischer Zug nicht zu verkennen seyn. Die Romantik flüchtet sich in die Mode, und der Soll- und Haben-Charakter unserer Zeit unterwirft sich der Tracht, die jene dictirt. Eine Fülle von Humor und Ironie wird durch solche Gegensätze geschaffen.

Am östlichen Ende des englischen Gartens liegt ein kleines Schweizerhäuschen im eleganten Styl jener malerischen Holzconstruktion, welche bekanntlich im Canton Bern ihre höchste Vollendung erreicht hat. Die auf dem Dach angebrachten phantastischen Embleme der Schweiz, Gemsen und Steinböcke, wollen zwar manchen kritischen Naturen nicht gefallen, die da behaupten, auf's Dach gehören wohl Vögel, höchstens Katzen nnd Marder, aber durchaus kein anderes Gethier. Die artistische Streitfrage ist sogar in der Genfer Tagespresse verhandelt. Wir lassen alle diese Ausstellungen auf sich beruhen und müssen bekennen, daß das kleine

Digitized by Google

Häuschen uns immer als ein geſchmackvoller, zierlicher Bau erſchienen iſt, der, wenn ihn im Sommer bunt blühende Schlingpflanzen bis zum Firſt hinauf umranken, einen wahrhaft reizenden Anblick gewährt. Dieſes kleine „Chalet," wie nun einmal die Franzoſen jedes Schweizerhaus taufen, umfaßt ein intereſſantes Werk, das berühmte Relief des Montblanc, ein wahres Denkmal des Fleißes und der Ausdauer ſeines Urhebers, eines Uhrmachers Namens Sené, der 1851 ſtarb. Viele Jahre ſeines Lebens hatte er an die Vollendung jener Arbeit geſetzt und man begreift dieſen langen Zeitraum, wenn man hört, daß das Relief im Maßverhältniß von einer Linie zu 42 Fuß eine Fläche von 243 Quadratſtunden Gebirgsland darſtellt. Das Werk iſt in Lindenholz ausgeführt. Der Gipfel des Montblanc hat eine Höhe von 30 Zoll. Die Zahl der fein ausgeſchnitzten Häuſer beträgt 5000, diejenige der Bäumchen 500,000. Wie mußte der Mann von der Wichtigkeit ſeines Werks durchdrungen ſeyn, um ſolche Geduld und Mühe darauf zu verwenden! Es finden ſich in der That ſonderbare Käuze unter den Genfer Uhrmachern und ſonſtigen Mechanikern. Jedem Chamounyreiſenden iſt übrigens eine genaue Betrachtung dieſer überſichtlichen und genauen Arbeit als beſtes Vorſtudium anzurathen.

In der Nähe des kleinen Schweizerhauſes führt ein Thor auf den Landungsplatz der Dampfſchiffe. Ein zweiter befindet ſich am rechten Ufer des Sees, in der Nähe des Jardin des Alpes, einer neuen ſchönen Anlage, welche wegen ihrer prachtvollen Alpenausſicht von vielen Fremden ſelbſt dem engliſchen Garten vorgezogen wird. In der Nähe dieſer Landungsplätze halten ſich auch die Schiffer, welche Kähne und Gondeln vermiethen. Spazierfahrten zu Schiff gehören zu den beliebteſten Vergnügungen der Genfer und die Fremden verſäumen es nicht, ihnen in dieſer Hinſicht nachzuahmen. Nichts gleicht der Anmuth dieſes bewegten Lebens, wie es ſich allabendlich auf dem weiten Waſſerſpiegel wiederholt, und häufig, wenn das milde Mondlicht dieſes bunte Treiben beleuchtet, glaubt man ein Zauberbild aus der phantaſtiſchen Welt der Poeſie vor ſich zu haben. Da ſind Kähne, welche eine zuſammengehörende Geſellſchaft bergen und nun im luſtigen Wettkampf der Ruder ſich gegenſeitig den Rang abzulaufen ſuchen. Von andern tönt Muſik und Geſang und oft weht uns der Abendwind die ſehnſüchtigen Klänge eines deutſchen oder Schweizerliedes aus weiter Ferne entgegen. Wieder andere Nachen, deren Inſaſſen ſentimentalen Gefühlen nachhängen, ſuchen einſamere Richtungen auf der blauen Fläche auf oder fahren im Schatten der Parks am Ufer dahin. Auch der Genfer See hat ohne Zweifel ſeine Waſſernixen, doch hat man noch nicht gehört, daß ſie ſchöne Erdenſöhne mit ihrer Liebe verfolgten, um ſie zu ſich in die Tiefe zu ziehen. Aber manches holde Geheimniß ſterblicher Herzen haben die verſchwiegenen Waſſerfrauen gewiß ſchon erlauſcht, wenn ſie in lauer Sommernacht neben ſolchen einſamen Kähnen einherſchwammen. Doch das liebende Paar ſchwelgt nur im Gefühl ſeiner Seligkeit und hört nicht das kichernde Gelächter in den rauſchenden Wellen.

W. L.

Schöpfungsmorgen.

Von des Morgens
Purpur umdämmert,
Ruht in heiliger
Andacht trunken
Die junge Schöpfung;
Nur der Palmen
Rauſchende Kronen
Wogen entgegen
Der kommenden Sonne.
Sieh'! und ſie naht —
Auf feurigen Armen
Trägt ſie den jüngſtgeborenen Tag.

Von ihren Strahlen
Berührt, ſteht ſinnend,
Wo aus dem Geſtein
Abflutet der Bach
Aus verborgnem Quell,
Der erſte Menſch,
Wie ein eben
Vom Schlaf Erwachter.
Ein verlorenes
Traumbild ſuchend,
Seines Urſprungs Geheimniß,
Streicht er ſich langſam

Digitized by Google

Von warmer Stirne
Das morgenfeuchte dunkle Gelock.

Staunend und ſtumm
Schaut er der Erde
Goldig-umſponnenes thauiges Blühen.
Die erſten Klänge:
Das Rauſchen der Flut,
Der Vögel Geſang,
Das Säuſeln des Laubs,
Umſchmeicheln ſein Ohr;
Und all das Gethier,
Das gepaart ihn umwandelt,
Mißt er mit prüfenden,
Muthigen Blicken ....
Aber ſich ſelber
Findet er keines
Aehnlich gebildet.
Da fühlt er ahnend:
Er ſey das Höchſte
Von allem Geſchaffnen,
Und ihm gebühre
Das ungetheilte
Vorrecht des Herrſchers.
Der Macht Bewußtſeyn
Löst in der Bruſt ihm
Den erſten Ausruf:
„Mein iſt die Erde!
Denn nur in mir ſelber
Krönt ſich vollendet die Schöpfung der Welt.“

Freudig erſchreckt
Ob der eigenen
Stimme Ertönen,
Schließt er die Augen.
Und in ſich blickend
Zittert leiſe
Durch ſeine Seele
Die dunkle Frage:
„In alle der Fülle
Ein ſtilles Alleinſeyn?“
Und tief aufathmend
Ruft er voll Sehnſucht:
„Die mich verſtehet
Und mit mir theilet
Die Wonnen des Lebens,
Wo iſt ſie?“

Die ganze Natur
Erſchauert beim erſten
Seufzer der klagenden Menſchenbruſt.

Und das Laub
Hört auf zu flüſtern,
Alle die Waſſer
Halten inne
Abwärts zu fließen,
Und das Singen der Vögel verſtummt.

Nur er erzittert
Im tiefſten Innern;
Denn mit dem Rufe
Griff in die Bruſt ihm
Ein Schöpfungsſchauer.
Horch! da rauſcht es
Im Myrthengebüſche,
Und das dichte
Gezweig bewegt ſich,
Wie von Händen,
Von unſichtbaren,
Leiſe getheilt.
Und im Schatten
Des tragenden Fruchtbaums
Steht mit goldenen
Fließenden Haaren,
Reich erſchloſſener Schönheit voll,
Des Menſchengeſchlechtes
Blühende Lebensmutter,
Nach dem Gatten
Liebe-verlangende Arme breitend.

Und Licht und Lüfte,
Und all die geſonderten
Klänge der Erde
Tönen zuſammen
In einen jauchzenden Freudenhymnus.

Feodor Löwe.

Literatur.

Die Nibelungen auf der Bühne.

Unsere Dichter gehen einer nach dem andern an den lobenswerthen Versuch, das große Epos unseres Volks für die Bühne zu erobern. In der That drängt die Zeit. Wie unsere dramatischen Verhältnisse einmal beschaffen sind, ist es für die nachhaltige Verwerthung eines Stoffes von wesentlicher Bedeutung, ob derselbe noch flüssig genug ist, um sich einer endgültigen Form auf dramatischem Gebiete zu fügen. Diese Flüssigkeit kann ihm, wie man weiß, von einem Tage zum andern abhanden kommen, und zwar vor Allem in der oft schon dagewesenen Weise, daß die Oper, das variante Quadronen-Mädchen unseres modernen Theaters, dem strengeren Kunstwerk, dem Trauerspiel, die Wege verlegt.

Die Concurrenz beider Kunstgattungen in dieser nicht unwichtigen Richtung ist weit größer, als es vielleicht auf den ersten Blick scheinen mag. Man kann fast mit Bestimmtheit sagen, daß eine Oper, welche Epoche gemacht hat, so lange ihr Ruhm vorhält, jede denselben Stoff behandelnde Bühnendichtung von den Brettern ausschließt. Es darf geradezu keinem Dichter einfallen, die weiße Dame, Robert den Teufel, Fidelio und ähnliche in einer bühnengerechten Form bereits zum Gemeingut gewordene Gegenstände von neuem zum Vorwurfe einer Bühnendichtung zu wählen, aber er beginnt die Arbeit der Danaiden. Wir haben ehnlängst sogar die Oper eine ehemals als Meisterarbeit bewunderte dramatische Dichtung so völlig in den Schatten stellen sehen, daß diese für die Bretter als verloren betrachtet werden muß. Wir meinen Figaros Hochzeit von Beaumarchais. Obschon durch Dingelstedt, also von einflußreicher Seite, in frischer Verdeutschung unsern Bühnenverständen empfohlen und nahe gebracht, sehen wir den wohlmeinenden Versuch doch aller Orten an dem Monopol scheitern, welches Mozarts Glückskind seit langem, und zwar mit Fug und Recht besitzt. Mit dem Don Juan geht es nicht anders. Wir erinnern uns einer Darstellung dieser vorzüglichen Dichtung auf der Kopenhagener Bühne und der Unempfänglichkeit, welche ihr begegnete, wobei wir uns selbst unter den Gelangweilten befanden. Diese Erfahrung ist so schwer widerlegbar, daß kein Freund unserer classischen Literaturperiode ohne ein poetisches Grauen an die Möglichkeit denkt, es könnte einmal unter den Operncomponisten ein neuer Mozart erstehen. Was dieser von unsern wertheftgehaltenen dramatischen Schätzen mit seinen irisschillernden Tonfluthen überzöge, wäre aller Wahrscheinlichkeit nach nicht minder seiner Domäne verfallen als dem Perlmutterüberzuge das Vativbildchen verfällt, das der Buddhaverehrer in die lebende Muschel hinein zwängt, um es nach Jahr und Tag, für immer nun perlgrau, wieder zu Tage zu fördern. Zum Glück war Rossini ein Meister von vorübergehender Gewalt; er hätte uns sonst um den Wilhelm Tell gebracht, wie er denn in der Zeit des stärksten Rossini-Tell-Fiebers das Schiller'sche Trauerspiel, dem ja der Kuhreigen fehlte, thatsächlich als abgethan erscheinen ließ. Daß Spohr nur seinen Faust zu Stande brachte, daß Gounods beste Ideen in der Lampenhöhe verpuffen, dürfen wir aus demselben Grunde als ein freundliches Wirken jenes guten Sterns uns gefallen lassen, der ja schützend über großen Menschen stehen soll und auch hoffentlich ihre Werke noch eine Weile schirmend behütet. Segnen wir nicht minder die Abschwächung des Verdi'schen Genius! Er hat die Räuber, har Cabale und Liebe, Fiesco, und was den Italienern sonst noch von Schiller'schen Musengaben mundgerecht zu machen war, in die bach aufgezäumte Pathetik seiner bahlkäpfigen Notensprache übertragen, und wer weiß, wie ungenießbar die Schiller'sche Prosa unserem Theaterpublikum heute schon wäre, wenn der Componist des Nebukadonosar jene Umschmelzungen nach mit frischen Kräften vollzogen hätte.

Von diesem Gesichtspunkte — und gibt es denn einen andern für den ernsten Freund der höchsten Kunstgattung? — von diesem Gesichtspunkt aus darf es denn wohl auch als ein freundlicher Einspruch jener schützenden Sterne angesehen werden, daß unser größtes nationales Epos, die Nibelungen, bis auf diesen Tag noch nicht durch die Oper verschlungen worden ist. Die Dorn'sche Oper ist ziemlich unnachhaltig vorüber gegangen; Richard Wagners Nibelungen scheinen als ächtes Kunstwerk der Zukunft unsern Kindern vorbehalten zu bleiben. Es kann keine Frage seyn, daß der Stoff für die Tragödie schon jetzt unbenutzbar wäre, wenn Wagners Nibelungen z. B. den Ruhm des Tannhäuser verdunkelt hätten.

Bei dem jetzt nach deutlich erkennbaren Verlangen nach der ächten Nibelungentragödie hat schon Geibels ächtborer Vers[illegible]n auch nur als Gegenstand der Lektüre, freundliche [illegible]ahme gefunden, so wenig es ihm auch gelungen ist, den glücklichen, seiner Dichtung zu Grunde liegenden Gedanken, Brunhild nämlich als die eigentliche Trägerin des tragischen Hergangs hinzustellen, befriedigend zu veranschaulichen. Der erste Akt und die Bleichwangigkeit des schwächlichen Brautcandidaten Gunther, in der Lektüre schon von der unerwünschtesten Wirkung, schließt diese Tragödie, unter gewöhnlichen Theaterintendanzverhältnissen, geradezu von der leibhaftigen Darstellung aus. Verschlimmert wird jene Wirkung noch durch das Beseitigen des Wunders, das, auf den Brettern zwar eine schwierig zu handhabende Beleuchtung, die Bühne selbst

Digitized by Google

doch über die Höhe des Alltagspodiums hinaus hebt und mit dem Anſtößigen, wenn nicht verſöhnt, ſo wenigſtens eine Art Abſtandsverhältniß zu Wege bringt, welches das Ungewöhnliche nicht als ſolches ſchon ohne weiteres verurtheilt.

Inzwiſchen iſt nun auch Hebbels Trilogie in Weimar zur Aufführung gelangt und demnächſt im Druck der allgemeinen Beurtheilung vorgelegt worden. Die Berliner und Schweriner Hoftheater werden in der Vorbemerkung als diejenigen Bühnen bezeichnet, welche das Stück zur Aufführung angenommen haben.

Da die letzte Winterſaiſon (Weimar ging ſchon im Januar und Mai 1861 voran) dem Stücke demungeachtet noch nirgends zur Aufführung verhalfen hat, ſo mag einſtweilen hier eine kurze Skizze der erſten beiden Abſchnitte den Ungeduldigen eine ungefähre Anſchauung von dem zu Erwartenden — oder vielleicht auch nicht zu Erwartenden — verſchaffen.

Während Geibel von der Freiheit des dramatiſchen Dichters, ſich ſeinen Stoff nach Bedürfniß zurecht zu ſchneiden, Gebrauch macht, iſt Hebbels Stück in ſeinen Hauptzügen des Nibelungenepos ſelbſt, nur in's Dramatiſche übertragen. Beide Behandlungsweiſen ſind durchaus zuläſſig. Die Nibelungen ſind unſerem Volke noch lange kein Vaterunſer. Selbſt in den Schulen, wo ſich's eingebürgert hat, lieſt man das Gedicht nur bruchſtückweiſe und kann die hauptſächlichen Angelpunkte des Ganzen auch kaum anders behandeln. Nirgends iſt der Dramatiker daher zu widerwilliger Aufnahme der unwichtigen Einzelnheiten des Gedichts gezwungen. Bringt er ſie dennoch mit gutem Glücke unter, ſo iſt er natürlich um ſo viel gewiſſer, wohlbekannte Saiten klingen zu machen. Dieß hat Hebbel ſichtlich angeſtrebt; mit Recht, da die breite Vortragsweiſe eines auf zwei Abende vertheilten Werkes zu ſolchem Unterbringen ja doch einmal hinlänglichen Raum gibt. Wir haben bei Hebbel ein Vorſpiel in einem Akt, der gehörnte Siegfried, demnächſt Siegfrieds Tod in fünf Akten und endlich Kriemhilds Rache, abermals in fünf Akten, alſo, ſtatt des einfachen Trogödienmaßes von fünf Akten, elf Akte, ganz wie in der Schillerſchen Trilogie, nur daß der Tod Siegfrieds (abweichend von dem ſchauſpielartigen Ende der beiden Piccolomini) den zweiten Theil der Trilogie zu einem Trauerſpiele macht, das ſich demnach den Bedingungen dieſer Gattung gerade ſo wenig entziehen kann, wie z. B. jeder einzelne Theil der Oreſteo. Wir betonen das Vorhandenſeyn dieſer Bedingungen hier, weil wir für jetzt von „Kriemhilds Rache“ abſehen und nur bis zum Tode Siegfrieds dem Gedichte zu folgen beabſichtigen.

Hier iſt der Inhalt des Vorſpiels. — Volker erzählt, zur Verkürzung der durch das Oſterfeſt auferlegten Jagdferien, die Geſchichte Brunhilds. Nun Siegfrieds als desjenigen gedacht wird, welcher allein ſolch ein Rieſenweib zu bezwingen im Stande ſey, trifft Siegfried gerade ein, um Land und Leute im Wettkampf gegen Gunther auf's Spiel zu ſetzen. Roſch begütigt, da man ſolch hohe Einſätze in Burgund nicht ſtatthaft findet, begnügt er ſich mit einem Wettwerfen, von deſſen Verlauf Frau Ute und Kriemhild, welche durch's Fenſter zuſchauen, uns Kenntniß geben. Nachdem die Erzählungen Hagens über Siegfried ſolcher Art durch ſeine eigenen ruhmredigen Worte noch übertroffen erſcheinen, uns dann oder durch friſche Augenzeugen von ſeiner Rieſenſtärke wirkliche Proben gegeben werden, kommt Siegfrieds Reiſezweck endlich zur Sprache und bald ſind Gunther und Siegfried über den gegenſeitigen Dienſt — Brunhild für Gunther, Kriemhild für Siegfried zu gewinnen — im Reinen.

Dieſe Expoſition ermangelt nicht einer gewiſſen breiten Redſeligkeit; ſehr begreiflich, da Brunhilds Thaten erzählt werden, nicht minder diejenigen Siegfrieds, nicht minder der Traum Kriemhilds, endlich auch noch das draußen Vorgehende. Als Vorſpiel hat ſie aber nicht eigentlich die Aufgabe, dramatiſches Leben zu entwickeln, und wenn die Thaten Siegfrieds in ſeinem eigenen Munde auch ein klein wenig den Charakter von Jägerſtückchen annehmen, und wenn eine Erſchöpfung des Hörers hie und da auch nicht wohl ausbleiben kann, ſo iſt wenigſtens auch für alle diejenigen geſorgt worden, welche nie von Nibelungen und nordiſchen Mythen gehört haben, und das Verlangen nach ſtraffer, augenſcheinlicher Handlung iſt nach beſter Möglichkeit herausgefordert.

Folgt die Trogödie „Siegfrieds Tod.“ Zu unſerer Verwunderung holt der erſte Akt hier oder nach eine Menge Züge nach, die uns das Bild Brunhilds, wie es das Vorſpiel entworfen, nahezu in ein neues verwandeln. Wir ſehen ſie ohnehin nicht handelnd, nicht etwa in ihrer Lieblingshantirung, dem Abſchlachten von ſchwächlichen Freiern, ſondern über Vergangenheit und Zukunft mit der Amme Friggo berathend, und als Siegfried, Gunther und die übrigen endlich eintreffen, haben wir eben erſt die ſchwierigſt zu behaltenden Entbindungsumſtände der ſeligen Mutter Brunhilds uns einzuprägen bemüht, ſtrengen unſere Phantaſie noch mit Bildern an, welche die nahe Nachbarſchaft von Chriſtenthum und Heidenthum uns zu Gemüth führen ſollen, und haben bereits wieder den eigentlichen Kern des ganzen Zwiegeſpräches vergeſſen, den Wunſch Friggas nämlich: Brunhild (obſchon Chriſtin) möge die Beiſprengung mit Weihwaſſer und deren Zukunft verſchleiernde Folgen durch ein Odinsopfer aufheben.

Aber nun die Recken ihr gegenüber treten, kommt ihr das Hellgeſicht auch ohne jenes Opfer zurück. Sie verfällt nach kurzem Wortwechſel mit Siegfried und Gunther in einen viſionären Zuſtand:

„Einſt kommt der Morgen, wo ich, ſtatt den Bären
Zu jagen oder auch die eingefrorne
Seeſchlange zu erlöſen aus der Haft,
Damit ſie den Planeten nicht zerpeitſche,
Die Burg ſchon früh verlaſſe.“

Sie erkennt ſich endlich als zur Hohenprieſterin berufen, nimmt dennoch die Herausforderung an und beſtellt ſchließlich

einen neuen Nagel für die Trophäen dieſes zunächſt zu Erſchlagenden

„Du gehſt in den Trophäenſaal und ſchlägſt
Dort einen neuen Nagel ein!
(Zu den Recken) Wohlan!“

Dieß iſt der erſte Akt. Menſchliches Intereſſe für irgend einen der bis jetzt uns Vorgeführten hat nicht wohl aufkommen können. Keinen von Allen treibt eine uns begreifliche innere Stimme. In den gegen Brunhild beabſichtigten Entführungsbetrug ſind alle Recken eingeweiht. Volker hat ſchwach abgemahnt, aber nur als Chriſt, welchem Zaubermittel nicht ganz erlaubt dünken. Gunther ſelbſt ſagte ſchon im Eingang:

„Mir ſcheint's
So wenig ſchimpflich, als in's Schiff zu ſteigen,
Wenn man das fremde Ufer nicht durch Schwimmen
Erreichen kann . .“

Und Siegfried hat geantwortet:

„Nimm es ſo und ſchlage ein!“

Hagen endlich hat gegen Gernot, welcher ſchwach abrieth, ſich mit dem Einwurfe abgefunden: „Ei nun, warum?“ Keiner nimmt alſo die Sache für unehrenhaft oder was ſonſt immer, keiner wird auch von Brunhilds Schönheit ergriffen, keiner empfindet in der Gegenwart dieſes ſonſt doch alle Welt verſtrickenden Weibes anders, als er vorher in ihrer Abweſenheit empfunden. Wir wiſſen keinen, deſſen Gefühle den unſern begegneten, und wir haben keine Möglichkeit, unſere Theilnahme für irgend eine hier in Frage geſtellte Beziehung an den Mann zu bringen.

Der zweite Akt führt uns nach Worms zurück. Wir lernen Siegfried, welcher, den andern voraus, die Burg Gunthers wieder erreicht hat, als eben ſo ſchüchtern in Liebesanträgen kennen, wie er wortreich im Erzählen ſeiner Fahrten war, eine Befangenheit den Weibern gegenüber, die ihn dennoch nicht hindert, Kriemhilds Tuch mit galanter Dreiſtigkeit zu ſich zu nehmen — ein Tuch, das übrigens, beiläufig geſagt, gegen die Bühnenſitte in Betreff ſolcher Requiſite, im Verlauf der weitern Entwicklung vergeſſen wird. Bald darauf erfahren wir durch Hagen, daß Brunhild den König, als er ſie beim Einzug küſſen wollte, über den Rhein hinaus gehalten habe.

Dieſer ungeheure Triumph über den einzigen Mann, der ſie, die Rieſin, unter hundert andern Freiern errungen, ſcheint ihr aber wunderbarerweiſe als nichtsbedeutend vorübergegangen. Sie hat kein Wort dafür, deſto mehr geht ſie auf Schilderungen ein, welche den atmoſphäriſchen Unterſchied zwiſchen Worms und Island betreffen, und welche namentlich in Betreff der Nachtigallen und eines Veilchens, deſſen Duft ſie einathmet, ſehr hübſche Betrachtungen zu Worte kommen laſſen, ſinnig naive Aeußerungen, für die der Augenblick mit ſeinen glühheißen Fragen nur unpaſſend gewählt erſcheint.

Wir können hier gleich mit warmer Anerkennung ein Wort über die Sprache des ganzen Stücks einſchalten. Nicht daß ſie die Charakteriſtik eben, wie ſie ſollte, unterſtützte und vereinfachte; im Gegentheil, es hat eher etwas Uniformes, wenn die witzigen Wendungen ſo ziemlich auf jedermanns Zunge Platz finden. Aber zwiſchen gewagten, nahezu komiſchen Bildern, wie das bereits citirte mit der Seeſchlange, begegnen wir einer Fülle ächt dichteriſcher Inſpirationen, wie z. B. Kriemhilds Worte:

„Mein Blut iſt gar zu dumm,
Es ſteigt und fällt zu raſch, und meine Mutter
Vergleicht mich oft mit einem Roſenſtock,
Der Roth und Weiß auf Einem Stengel trägt.“

Eben ſo gelingt der neckiſche Ton faſt durchweg auf's glücklichſte, und wo immer er angeſchlagen wird, bietet er Anſprechendes, ein Reiz, der freilich ſeinen Stachel herauskehrt, ſobald man ſich erinnert, daß der wuchtige Ernſt einer tief tragiſchen Stimmung durch ſolche Blitze geiſtreicher Ausgelaſſenheit völlig in Frage geſtellt wird. Bei der Neigung des Dichters, ſeine Begabung nach dieſer Seite hin glänzend zu verwerthen, kommt ohnehin, wie immer in ſolchen Fällen, das Pathos der ächten Leidenſchaft zu kurz, und unvermerkt wird der Hörer aus dem Gebiete der Gefühlswelt wieder in die Arena des Eſprit hinüber gewitzelt — ein Hin und Her, das jedes nachhaltige Ergriffenwerden im Keime gefährdet. Ein Beiſpiel. Als Kriemhild in bangen Ahnungen eben von Siegfried geſchieden iſt und nun der Amme Brunhilds begegnet, antwortet ſie auf deren Frage: „Gibt's heute Jagd?“ faſt mit einem ſchulpylſch kurzen: „Haſt du ſie wohl beſtellt?“ Allerdings ein aparte Art, aber eine, welche uns dafür auch dem natürlichſten Empfindungskreiſe entfremdet.

(Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Rußland auf Reisen. — Die persische Gesandtschaft. — Die japanesische Gesandtschaft. — Berlin eine Weltstadt.

△ Noch nie habe ich Berlin im Juli so belebt gesehen, wie in diesem Jahre. Was ich in meinem letzten Briefe über die Russen erwähnte, kann ich heute bestätigen; die Zahl derselben, die hier täglich ankommen, ist außerordentlich groß. Ich habe kürzlich acht Tage hindurch das amtliche Fremdenblatt gelesen und gefunden, daß die Anzahl der aus dem russischen Reiche Angekommenen sich im Durchschnitt auf hundert für den Tag belief. Ich habe über diese merkwürdige Thatsache mit einigen Kaufleuten aus Moskau gesprochen, und es ist mir von diesen als Erklärungsgrund der allgemeinen Wanderlust in Rußland angegeben worden, daß dort alles in der heillosesten Verwirrung sey. Die plötzliche und unvermittelte Aufhebung der Leibeigenschaft habe zur Folge gehabt, daß niemand mehr arbeiten wolle, und daß der Boden zur Hälfte unbebaut liege. Der Adel suche allem Widerwärtigen durch Reisen in's Ausland aus dem Wege zu gehen; auch in den Städten liege aller Handel danieder und die Kaufleute gehen deßhalb ebenfalls in's Ausland, weil daselbst das Leben um ein Bedeutendes billiger sey. Einer der erwähnten Kaufleute war aus Baiern gebürtig und er sagte mir, er gedenke den Sommer und Herbst in seiner Heimath zuzubringen, um dort Geld zu ersparen; zwei andere erklärten aus demselben Grunde ihre Reise nach dem Elsaß. Sie sehen, die Freiheit ist leicht zu decretiren, aber schwer zu verwirklichen Ich denke dabei augenblicklich auch an Amerika. Die Südstaaten wollen eine antichristliche Sklaverei — ich nenne sie ja im Gegensatze zur heidnischen Sklaverei — und niemand von uns wird sie in diesem Wollen vertheidigen mögen; aber eben so wenig können wir denen in den nördlichen Staaten beipflichten, welche ohne alle Berücksichtigung der gegebenen Verhältnisse die Freiheit der Neger decretiren möchten. Was sollen die durch und durch unmündigen Menschen mit einer Freiheit machen, die sie nicht zu gebrauchen wissen? Haiti, Jamaica und selbst die von zahlreichen Negern bevölkerten Staaten des Nordens sollten doch darüber belehren, daß der Weg wahrer Freiheit, christlicher Freiheit von innen nach außen führt. Auch das Christenthum fand bei seinem Eintritt in die Welt die Sklaverei vor; es hat dieselbe aber nicht äußerlich, durch revolutionären Bruch mit dem Gesetze überwunden, sondern innerlich, durch die Macht des Geistes und der erbarmenden Liebe. Wenn Amerika nicht einen gleichen Weg einschlägt, so dürfte es einst dahin kommen, daß eine Auswanderung aus den Vereinigten Staaten stattfindet.

Der merkwürdigste Besuch der letzten Zeit war die Gesandtschaft Sr. Majestät des Schah von Persien, Nasser-ed-Dini, bestehend aus dem Gesandten am französischen Hofe, Hassan Ali Khan, Gesandtschaftssekretär Oberst Ali Khan, dem Dolmetscher Nygare Agha, dem militärischen Attaché der genannten Gesandtschaft, Major Mohamed Khan und endlich den Ueberbringern des Sonnenordens für unsern König, dem Sekretär im auswärtigen Amt, Mirza Suleiman Khan, und dem Gesandtschaftssekretär Mirza Abdul Behum Khan. Ich habe die Herren sämmtlich gesehen, als sie vom Hotel Royal aus, wo sie auf königliche Kosten bewirthet worden sind, in die drei königlichen Galawagen stiegen, um ihre Auffahrt bei Hofe zu halten. Ich erwartete orientalischen Pomp und orientalische Farbenpracht im Anzuge, und sah die einfachsten Leute von der Welt, aber mit stolzer, aristokratischer Haltung: Gesichtszüge germanisch, nur der Teint dunkler, kräftiger Schnurrbart, das Haupt bedeckt mit einem schwarzen Hute, wie etwa unsere Hüte sind, aber ohne Krempe und Schirm oder dergleichen und oben etwas spitzer zulaufend, im übrigen mit Beinkleidern und einfachem, dunklem Waffenrocke nach europäischer Art bekleidet. Wie gesagt, war ihr Zweck, unserem König einen persischen Orden zu überbringen, und zwar das Großkreuz des Sonnen- und Löwenordens. Wie ich höre, besteht dieser im Jahr 1808 von dem Schah Feth-Ali-Khan gestiftete Orden aus drei Klassen, die je nach dem Range des Empfängers verliehen werden. Die erste Klasse (Großkreuz) besteht aus zwei Decorationen, deren erste — ein mit Edelsteinen in mannigfaltiger Form geschmückter Stern — auf der linken Brust, und deren zweite — eine sternartige goldene Medaille — an der linken Hüfte an einem rothen, mit Perlen gestickten Bande en écharpe getragen wird. Beide Decorationen sind mit dem persischen Wappen, einem ruhenden Löwen, hinter welchem die Sonne aufgeht, geziert. Dasselbe Zeichen tragen auch die zweite und dritte Klasse des Ordens, welche als Sterne auf der Brust und um den Hals getragen werden. Bis jetzt besaßen meines Wissens nur fünf Preußen persische Orden, nunmehr dürften wohl mehrere in ähnlicher Weise decorirt werden, zumal auch, wie ich später sah, die persischen Gesandten mit verschiedenen Klassen des preußischen Kronordens geschmückt worden sind. Im übrigen scheinen sich die Herren hier gut amüsirt zu haben; sie haben sich alle Merkwürdigkeiten von Berlin und Potsdam angesehen, das Cadettenhaus besucht und die kleinen Soldaten „allerliebste Engel“ genannt, und

Digitized by Google

ſich ſchließlich photographiren laſſen. Geſtern ſind ſie wieder abgereiſt, und zwar ein Theil zurück nach Paris, ein anderer auf dem Landwege über Petersburg nach Teheran.

Mehr als auf die perſiſche Geſandtſchaft ſind die Berliner auf die japaneſiſche geſpannt, die uns die nächſte Woche bringen wird. Sie beſteht aus 38 Perſonen, die ſämmtlich auf königliche Koſten im Brandenburger Hofe wohnen und, wie es heißt, dort nach dem Range an drei Tiſchen ſpeiſen werden. Es ſollen die Vornehmſten aus den 360 Adelsklaſſen Japans ſeyn. Die Namen klingen mir ſo unverſtändlich, wie nur irgend etwas klingen kann. Vielleicht erbaut ſich der eine oder andere Leſer an den ſeltſamen Namen und ich will deßhalb einige hier anführen. Der erſte Botſchafter, außerordentlicher und bevollmächtigter Miniſter iſt Takenouoſi Simadske na kami, Fürſt von Simadske, Sjotſi; der beigeordnete Botſchafter und bevollmächtigte Miniſter heißt Matſudaira Iwámi na kami, Fürſt von Iwám, ſu-ſi; der dritte, ein Beiſitzer, Kijókok Nóto na kami, Fürſt von Nóto metske; der vierte, Chef des Gefolges, Sibata ſada ta rô, Kumi kaſira; der fünfte, der Finanzrath, Hitáka Rei Sabu rô, kan-dósa; der ſechſte, Beiſitzer zu Fuß, Faku ta Sáku Sa rô katſi-metske; der ſiebente Nidſuſina Dáku Sa ró; der achte Okaſáki Tô Sayemón u. ſ. ſ. Die erſten 36 Perſonen der Geſandtſchaft ſind am 30. Januar 1862 auf dem engliſchen Schiffe „Odin“ von Nangaſaki abgeſegelt; ſpäter ſind noch zwei Sekretäre, darunter ein Dolmetſcher, beigegeben worden, nämlich Móre-páma Ta kiſerô und Fntſi na be Tóku zô. Ich habe mir auf der königlichen Bibliothek die japaniſche Schrift angeſehen; ſie iſt mir eben ſo unklar und räthſelhaft wie die vorſtehenden Namen; nur das habe ich daraus erſehen, daß die Japaneſen weder von der Linken zur Rechten, wie wir, noch von der Rechten zur Linken, wie die Semiten, ſondern von oben nach unten ſchreiben. Während ich ſchreibe, regnet es, wie es auch die ganze verfloſſene Woche, ja den ganzen Sommer über geregnet hat; mögen die Herren aus Japan hier einen beſſeren Himmel finden wie die aus Perſien.

Es iſt merkwürdig, wie täglich mehr und mehr der weltſtädtiſche Charakter Berlins ſich ausprägt, nicht nur in Bezug auf Menſchen, ſondern auch auf Thiere. Der Herrſcher von Siam hat uns aus ſeinem Palaſte einen weißen Elephanten zukommen laſſen, der hier nun im zoologiſchen Garten logirt. Armes Thier, beſtimmt, in Aſien göttliche Verehrung zu genießen, und nun durch die Laune des Schickſals nach Berlin verſchlagen, um von den Berlinern nicht verehrt, ſondern angegafft zu werden, von Menſchen, die ſo zweifelſüchtig ſind, daß ſie nicht einmal an ſeine weiße Farbe glauben wollen! Wie geſagt, das iſt alles merkwürdig, aber noch merkwürdiger iſt es, wie häufig Ausländer ſich hier berliniſiren. Ein merkwürdiges Beiſpiel hievon bot ſich mir hier vor einigen Wochen. Ich gehe in der Mauerſtraße und leſe an einem Hauſe, deſſen Dach nur bis an die Fenſter der Beletage der himmelhohen Nachbarhäuſer heranreichte: „Gundlachs Weißbierlokal.“ Gewiß, dachte ich, noch ein Lokal von altberliniſchem Charakter, das ſich mitten in einer modernifirten Welt erhalten hat. Ich gehe hinein, laſſe mir eine „Weiße“ geben und greife dann nach Zeitungen. Und was ſehe ich zuerſt? Das Journal des Débats. Eine franzöſiſche Zeitung in einem Weißbierlokale, das erregt meine Neugierde dergeſtalt, daß ich mich aus dem vordern Zimmer auf Entdeckungsreiſen nach den hintern begebe. Und was höre ich da? Wirth, Wirthin und Gäſte parliren franzöſiſch; kein deutſcher Laut hörbar im Hauſe. Auf ſpäteres Befragen beſchied mich die Wirthin dahin, ihr Lokal werde vorzugsweiſe von Franzoſen, und zwar nicht, wie ich anfangs vermuthet, aus der hieſigen franzöſiſchen Colonie, ſondern von Franzoſen aus den verſchiedenſten Theilen Frankreichs beſucht; ihr Mann ſey ein Elſäßer, ſie eine Berlinerin. Auf meine natürliche Aeußerung, wie es mich wundere, daß den Franzoſen das Weißbier ſchmecke, erwiederte ſie, in den erſten Tagen ihres Berliner Aufenthalts ſey ihnen das Weißbier ein Gräuel, dann aber gewöhnen ſie ſich dergeſtalt an daſſelbe, daß ſie von keinem andern Bier mehr etwas wiſſen wollen. Ein Jahrhundert ſpäter und wir haben vielleicht in Berlin auch eine japaneſiſche Weißbierſtube, wie ſchon jetzt mehrere Lokale vorhanden ſind, wo Neger häufig verkehren. Letztere Race iſt nur zu unmäßig im Trinken, fängt alsdann in der Regel Händel auf den Straßen an und kommt dadurch in Colliſionen mit der Polizei; die Japaneſen werden ſich hoffentlich friedlicher betragen.

Aus der politiſchen Welt nicht viel Neues. Zwar tagen hier die beiden Häuſer des Landtages, aber das Publikum bekümmert ſich wenig darum. Was waren das für herrliche Zeiten gegen die jetzigen, als man noch in der Kammer auswärtige Politik trieb, als man das Schickſal Italiens, Kurheſſens und des einigen Deutſchlands in der Hand zu haben vermeinte! Möge man ſich in die neueſte Aera finden, wie das ja auch der heilige Elephant aus Siam in Bezug auf Berliner Klima, Küche und Berliner Kritik muß! Das Herrſchen iſt jedem Adamsſohn wünſchenswerth, aber nur wenigen iſt daſſelbe beſchieden.

Nach der Abreiſe der japaneſiſchen Geſandtſchaft ein Weiteres; vielleicht daß der Himmel inzwiſchen ſich ſo weit aufgeheitert hat, daß man ſich auch in der Umgegend der Stadt umſehen und da allerlei Beobachtungen machen kann. Jetzt iſt man auf das Zimmer verwieſen; auf der Straße wird man entweder durchnäßt oder von einem Omnibus umgefahren, und weder das eine noch das andere gehört zu den Annehmlichkeiten des Lebens.

Digitized by Google

Aus dem Wupperthal, Juli.

Die Familie von der Heydt. — Gemeinderathswahl.

Das Wupperthal fängt wieder an seine gewohnten Geleise zu gehen, und in der That, man darf ihm einige Erholung gönnen nach den heftigen Kämpfen, welche in der jüngsten Zeit auf allen Gebieten, dem staatlichen, städtischen und religiösen, stattgefunden haben. Die Parteien haben sich gemessen und die liberale ist Siegerin geblieben. Die Leidenschaften sind in einer Weise erregt worden, daß man sich stellenweise in die Wirrnisse von 1848 und 1849 zurückversetzt glaubte. Es gab wie damals Volksversammlungen und radikale Reden, aber was sich weder auf der einen noch auf der andern Seite gezeigt hat, das sind die geistigen Größen von damals. Dafür machte sich in beiden Lagern eine größere Organisation bemerklich, und diesem geschlossenen Zusammengehen hat es die liberale Partei zu danken, daß sie zuletzt auch mit ihren Angriffen gegen den vielgerühmten und vielgeschmähten Sohn Elberfelds, den Staatsminister von der Heydt, durchgedrungen ist. Ununterbrochen seit den Tagen der ersten Ständeversammlung zum Vertreter der Interessen seines heimathlichen Thales berufen, hat er jetzt das Mandat verloren; aber wenn man gehofft hat, mit seinem Stuhle im Hause der Abgeordneten auch seinen Ministerstuhl umzuwerfen, so dürfte sich doch diese Hoffnung als eine sehr trügerische erweisen. Was sich nur unter dem vieldeutigen Namen des Liberalismus zusammenfassen läßt, hatte sich gegen ihn verbündet, doch hatten sich ihm auch einzelne liberale Stimmen zugewendet, während es unter seinen Gegnern nicht an solchen fehlte, die in den Jahren 1848 und 1849 zu den ärgsten Heulern gehörten, und die auch später mit der Reaktion durch Dick und Dünn gegangen sind. Woher diesen auf einmal die sittliche Entrüstung gekommen seyn mag, mit der sie prunken, ist allerdings schwer begreiflich. In den Angriffen gegen ihn ist man über alles Maaß hinaus gegangen, und namentlich wurde von Barmen aus ein angeblich von dem Redakteur der Barmer Zeitung verfaßtes Flugblatt verbreitet, das die heftigsten und erbittertsten Schmähungen gegen ihn schleuderte. Wo die Parteileidenschaft in solcher Weise auftritt, kann von einer ruhigen und besonnenen Auffassung der Dinge, wie sie wirklich liegen, nicht mehr die Rede seyn. Ob aber die Regierung wohl daran gethan hat, dieses Flugblatt zum Gegenstand einer gerichtlichen Klage zu machen, scheint mehr als zweifelhaft, da selbst bei einer Verurtheilung der Nachtheil den Gewinn bei weitem überwiegen möchte.

Wie man auch über den Minister von der Heydt als Staatsmann urtheilen möge, seine außergewöhnliche Bedeutung wird gewiß niemand verkennen. Er ist der letzte des Elberfelder Kleeblatts, der noch auf dem Kampfplatz steht, nachdem der unglückselige von Bruck auf immer abgetreten ist, und der frühere Justizminister Simons sich mit einem von den Staatsgeschäften gründlich verdorbenen Magen in das Privatleben zurückgezogen hat. Von anderem Holze ist allerdings von der Heydt; auf ihn wird niemals auch nur der Schatten des Verdachtes fallen können, unter dem von Bruck erlegen ist, und sicher auch wird er nie die nachgiebige Schwäche zeigen, die dem Ministre Simons so böse Früchte getragen hat. Sein ungemeines organisatorisches Talent, das sich in allen Zweigen der Verwaltung geltend macht, sein großes Verdienst um den Aufschwung des Handels, der Industrie und der Gewerbe, sein sicheres Urtheil in all den verwickelten Fragen, welche auf diesem Gebiet zum Vorschein kommen, die unverwüstliche Arbeitskraft, welche ihm eigen ist, und die Energie seines Willens, das ist alles auch von seinen Gegnern anerkannt. Daneben aber haben sie eine Fluth von Verdächtigungen und Beschuldigungen über ihn ausgegossen, vielfach offenbar aus höchst unlautern Motiven, da der Partei des Freihandels eben jedes Mittel recht war, womit sie hoffen konnte ihn aus seiner Stellung zu verdrängen. Was man ihm zuletzt vorgeworfen hat, seine politischen Wandlungen, das möchte doch mehr scheinbar als wirklich seyn. Er selbst ist wohl kaum ein Andrer geworden. Ein Mann der Extreme war er niemals, und wenn man ihn jetzt für einen Ritter der Kreuzzeitung ausgibt, so wird er ohne Zweifel eben so falsch beurtheilt wie im Jahr 1848, wo er stellenweise für einen ausgeprägten Demokraten gehalten wurde. Der Partei der Kreuzzeitung war er von jeher ein Dorn im Auge und es ließen sich darüber pikante Geschichten erzählen. Diejenigen seiner hiesigen Freunde, welche ihn persönlich genauer kennen, wissen, daß er gewohnt ist, nur seinen eigenen Ueberzeugungen zu folgen, und weder nach rechts noch nach links Zugeständnisse zu machen, daß er auch heute noch eben so sehr dem Fortschritte huldigt, wie bei seinem ersten öffentlichen Auftreten, wenn er auch allerdings niemals mit der Fortschrittspartei Hand in Hand gehen wird. Daß übrigens in Preußen an eine Regierung im Sinne der Fortschrittspartei nun und nimmer zu denken ist, so lange nicht ein vollständiger Umsturz aller Verhältnisse stattgefunden hat, wird wohl kein Vernünftiger läugnen. Tritt aber dieser Fall ein, so wird auch keine Fortschrittspartei mehr bestehen, oder sie wird doch nur die verschwindende äußerste Rechte bilden. — Welchen ungemeinen Einfluß von der Heydt auch auf den vorigen König ausgeübt hat, wird von allen bestätigt, die damit vertraut seyn können; und doch sind kaum größere Gegensätze zu denken, als sie hier der königliche Romantiker und sein Minister bildeten. Vielleicht machen eben diese Gegensätze die Erscheinung um so

Digitized by Google

erklärlicher, da die Romantik mit dem Unklaren und Verſchwommenen, das ihr anklebt, überall da, wo es thatſächliche Verhältniſſe gilt, die Superiorität des klar ſchauenden und ſicher rechnenden Verſtandes anerkennen muß. Das iſt eben die Stärke des damaligen Handels- und jetzigen Finanzminiſters, der allerdings nichts von einem Romantiker in ſich hat, daß er es verſteht, die Dinge in ihrem Weſen zu ſehen, und das Praktiſche mit feſter Hand zu erfaſſen.

Das Reſultat der Wupperthaler Wahl hat allgemein überraſcht, denn es gibt wohl kaum eine zweite Stadt, wo eine einzelne Familie ſolchen überwiegenden Einfluß ausübt, wie in Elberfeld eben die Familie von der Heydt, weniger durch die großartigen Geldmittel, über welche ſie gebietet, als die hervorragenden geiſtigen Eigenſchaften ihrer ſämmtlichen Glieder. Unter ihnen nimmt namentlich der jüngſte Bruder des Handelsminiſters und Chef des Bankhauſes von der Heydt, Kerſten und Söhne, der Commerzienrath Karl von der Heydt, beſondere Beachtung in Anſpruch. Eine Finanzgröße erſten Ranges, wie der Miniſter, unterſcheidet er ſich von dieſem vorzüglich durch ſeine Richtung auf das Geiſtige und ſeine wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen. Vor einigen Jahren iſt von ihm in der Haſſel'ſchen Buchhandlung in Elberfeld eine Ueberſetzung des neuen Teſtaments erſchienen, welche wenigſtens das Verdienſt beſitzt, daß ſie die getreueſte iſt von allen bis jetzt vorhandenen. Es war keineswegs ſeine Abſicht, der Ueberſetzung Luthers in den Weg zu treten, über welche er ſich in der Vorrede mit der größten Verehrung ausſpricht; er wollte denen das Verſtändniß erleichtern, welche tiefer in die heilige Schrift eindringen wünſchen, ohne der Urſprache mächtig zu ſeyn, und er ging dabei einen ihm ganz eigenthümlichen Weg, indem er das Original nicht nur dem Sinne und Geiſte, ſondern auch der Form und ihren einzelnen Beſonderheiten nach wiederzugeben ſuchte. Wo dieß nicht anders zu erreichen war, trug er kein Bedenken, die Beſonderheiten der deutſchen Sprache zu opfern, und ſo finden ſich an vielen Stellen neue, oft höchſt treffende Wortbildungen und fremdartige Ausdrucksweiſen. Dadurch iſt allerdings die Ueberſetzung mehr als irgend eine andere geeignet, das Original zu erſetzen, und ſie iſt für Viele zu einem wahren Bedürfniß geworden. Auf der andern Seite mögen freilich dieſe Eigenthümlichkeiten, welche ihr größtes Verdienſt ausmachen, ein Hinderniß bilden für ihre weitere Verbreitung. Kürzlich brachte die Elberfelder Zeitung von ihm eine Abhandlung über die Kreuzigung Chriſti, die in kurzer und überſichtlicher Darſtellung Alles zuſammenfaßt, was ſich darüber in den alten Kirchenvätern und Profanſchriftſtellern findet und machen bisher noch dunkeln Punkt in helles Licht ſetzt.

Daſſelbe wiſſenſchaftliche Streben erfüllte ſeinen Sohn, Karl Friedrich von der Heydt, der ebenfalls Theilhaber des Bankhauſes war und bis zu ſeinem, im vorigen Jahre erfolgten Tode an der Leitung des Geſchäfts ununterbrochen den thätigſten Antheil nahm. Werthvolle kritiſche Arbeiten von ihm enthält das von Herrig in Berlin herausgegebene Archiv für neuere Sprachen und Literaturen. Eine Abhandlung über Platos Gaſtmahl hatte ihm vor einiger Zeit den Doktortitel erworben, und er war eben im Begriff, zu den wichtigſten übrigen Dialogen ebenfalls einen Commentar zu ſchreiben, als er in der vollſten Blüthe ſeines Lebens, umgeben von Allem, was dieſes Leben glücklich und wünſchenswerth macht, einer der entſetzlichſten Todesarten, dem Krebs, zum Opfer fiel. Selten hat ein Todesfall durch alle Schichten der Bevölkerung ſolche unhaltende, tiefe und unfriedige Theilnahme erregt, denn er hatte auch das mit ſeinem Vater gemeinſam, daß ſich zu den Vorzügen des Geiſtes eben ſolche Vorzüge des Herzens geſellten, welche ſeinen Verluſt auch in der Hütte des Niedrigen und Armen auf das ſchmerzlichſte empfinden ließen.

Größere Aufregung noch als durch die Wahl zum Abgeordnetenhauſe wurde in Elberfeld durch die ihr vorhergehende Wahl des Gemeinderaths verurſacht, der früher in ſeiner Majorität aus Anhängern der kirchlichen Partei zuſammengeſetzt war und nun eine entſchieden liberale Färbung erhalten hat. Die Betheiligung an der Wahl war eine ſo ſtarke wie niemals ſonſt, und es machten ſich dabei die Nachwirkungen der Waiſenhausangelegenheit auf's lebhafteſte geltend. Die Kirche hatte in dieſer unglückſeligen Angelegenheit, die das ganze Thal eine Zeitlang auf's neue in ſo ſchlimmen Verruf gebracht hat, von vornherein ſich auf einen Parteiſtandpunkt geſtellt, der mit aller geſunden Anſchauung in ſchneidendem Widerſpruch ſtand, und Rechte in Anſpruch zu nehmen geſucht, die ihr in keiner Weiſe zukamen. Dieſe Angelegenheit iſt jetzt vollſtändig erledigt und es iſt dabei Gerechtigkeit nach allen Seiten geübt worden, indem durch Urtheil des Miniſteriums auch das wieder hergeſtellt iſt, was von Seiten der ſtädtiſchen Behörde verfahren worden war. Sie hatte die ganze Schale ihres Zorns über den Waiſenhausvorſteher Kluge ausgegoſſen, indem ſie ihn ſofort aus Amt und Brod ſetzte, ohne ihm irgend eine Entſchädigung zu gewähren, und doch hatte dieſer, dem die ganze Sache über den Kopf gewachſen und dem alle Erſcheinungen im Waiſenhauſe Fremdes und Niegeſehenes waren, nur gethan, was die ihm vorgeſetzte Behörde durchaus gebilligt und genehmigt hatte, was ſie auch ſpäter auch durch Wort und Schrift öffentlich vertheidigte. Dieſe ſeine Vorgeſetzten, denen alle Verantwortung zufallen mußte, gingen frei aus, während Kluge mit rückſichtsloſer Härte beſtraft wurde. Hier iſt die Regierung eingeſchritten und Kluge iſt, ſo lange er nicht eine andere Stellung findet, auf Wartegeld geſetzt.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 32. 6. Auguſt 1862.

Now entertain conjecture of a time,
When creeping murmur, and the poring dark
Fills the whole vessel of the universe;
From camp to camp, through the foul womb of night,
The hum of either army stilly sounds.

Shakespeare.

Aus dem Feldlager.

Mittheilungen aus den Briefen eines Deutſchen im Dienſte der Union.

1.

Camp Wharton, Feldlager des zweiten Delawareregiments (Delaware Volunteers) bei Cambridge, an der Grenze der Staaten Delaware und Maryland, den 30. September 1861.

Nun wäre ich alſo zum zweiten mal bei der Fahne, nur mit dem Unterſchied, daß ich nicht mehr dem Doppeladler folge, ſondern den Sternen und Streifen der großen Republik, die ihre verlorenen Kinder mit Gewalt wieder zum Hauſe zurückzubringen im Begriff iſt, und benutze den einzigen im Lager befindlichen Tiſch, den der Wachſtube, um euch zu ſchreiben.

Ich bin auf Kriegsdauer, d. h. auf drei Jahre angeworben, dreizehn Dollars den Monat, übrigens alles frei und nach Ablauf der Dienſtzeit 150 Acker Land und 100 Dollars Prämie, dazu freies Avancement ohne irgend welche Beſchränkung und Bürgerrecht in den Vereinigten Staaten. Iſt das nicht alles, was man wünſchen kann? Das Regiment, in das ich eingetreten bin, iſt das zweite Regiment Volontairs des Staates Delaware, zehn Compagnien à 100 Mann, aus Leuten aller Nationen zuſammengeſetzt. Nachdem das Regiment in dem Feldlager bei Wilmington in Delaware, dreißig Meilen von Philadelphia, gemuſtert und nothdürftig eingeübt war, gingen wir mittelſt Eiſenbahn und Dampfer zu unſerem jetzigen Lagerplatz, Camp Wharton, an der Cheſapeak-Bai, wo wir in Zelten zu ſechs Mann untergebracht ſind. Das luſtige freie Lagerleben und die kräftige Soldatenkoſt erwieſen ſich mir ſchon in der kurzen Zeit, während welcher ich ſie genieße, als ungemein zuträglich; ich bin kerngeſund und voll Soldatenübermuths wie in meinen beſten Jugendtagen. Allerdings haben wir bis jetzt auch bloß die angenehme Seite des Feldlebens kennen gelernt, wovon das Baden in der tiefblauen Bai und das Fangen der im glänzenden Uferſande gelagerten Auſtern einen Hauptbeſtandtheil bilden. Was wir in unſerer gegenwärtigen Cantonirung vom ſüdlichen Clima verſpüren, iſt eben recht, um uns den Aufenthalt im Freien angenehm zu machen. Beſonders die Sonnenaufgänge ſind von unſerem Lagerplatz aus prächtig anzuſehen. Er iſt von drei Seiten von Waſſer umgeben, das von Fiſchen und gewaltigen buntſchillernden Seekrebſen wimmelt; am Ufer eine Menge von ſchattigen Bäumen, unter denen die weißen Leinwandzelte gar friedlich hervorſehen.

Der Zweck, weßhalb wir hier ſind, iſt folgender.

Digitized by Google

Der Theil von Maryland, in dem wir stehen, ist so recht der Herd der Rebellion in diesem Staat; um nun einerseits den Ausbruch derselben zu ersticken, andererseits auf die in nächster Zeit stattfindenden Wahlen für einen Delegaten in den Congreß einzuwirken, wurde unter dem Namen eines Instruktionslagers eine Macht von 4000 Mann hier zusammengezogen, wovon wir einen Theil bilden. Wie leicht zu denken, ist die feindlich gesinnte Bevölkerung sehr wenig zuvorkommend gegen uns; ich zweifle aber nicht, daß bald, wenigstens unter dem jungen Volke, eine Annäherung stattfinden wird; der feurige südländische Charakter wird dazu das Seinige thun. Uebrigens hat, obgleich wir kaum einen Grad südlicher sind als in Wilmington, doch das Land und seine Bewohner eine ganz andere Physiognomie, von den affenähnlichen Gesichtern der zahlreichen Sklaven an bis zu den schönsten Frauengestalten, die man sich denken kann.

Vor einigen Tagen hatten wir einen tobenden Orkan, der unsere Zelte umwarf. Es war ein wundervolles Schauspiel, der Wolkenjagd und den sich aufthürmenden Wellen der alten Bai zuzusehen; dazwischen die gellenden Rufe der Möven und anderer Küstenvögel und die Trommelsignale der Lager- und Strandwachen, und der Eindruck von dem allem erhöht durch die stets wechselnde Beleuchtung. Nie habe ich ein imposanteres Bild gesehen. In nächster Zeit werden wir wieder an Bord gehen, um die Chesapeak-Bai auf und ab zu durchsuchen, an besonders verdächtigen Stellen zu landen, die etwa vorhandenen Rebellencompagnien zu entwaffnen und Patrouillen zu entsenden, welche den Schmuggelhandel und die Zufuhr von Mannschaft und Kriegscontrebande für den Süden abschneiden und überhaupt das Secessionsfieber der Küstenbewohner abkühlen sollen. Wenigstens geht das Gerücht unter den Truppen so; denn das Nähere über das Wohin ist uns völlig unbekannt.

2.

Snowhill, Maryland, den 9. Nov. 1861.

So sind wir denn jetzt in der Nähe von Feindes Land, wir, d. h. das erste Wisconsinregiment, eine reitende Batterie Bostoner und zwei Escadronen Pennsylvania-Dragoner, sodann zwei Compagnien des zweiten Delawareregiments, und erwarten nun noch die Ankunft von weiteren Truppen, um in das bloß einige Meilen entfernte Virginien, d. h. in den zum Staat Virginien gehörigen südlichen Theil der im Osten der Chesapeak-Bai sich erstreckenden Halbinsel einzumarschiren.

In der Gegend hier herum hört alle Gemüthlichkeit auf; denn Eisenbahn und Dampfschiff sind hier noch selten, ja nicht einmal Landstraßen sind zu finden. Bloße Vicinalwege, das Schreckniß eines marschirenden Soldaten, verbinden die einzelnen Ortschaften mit einander, und diese Wege, auf denen sich Stellen befinden, die mehrere hundert Schritte weit mit zwei bis drei Fuß tiefem Wasser bedeckt sind, werden hier zu Lande mit dem Namen einer fahrbaren, gut erhaltenen Straße belegt. Ich fürchte, wir werden im Morast stecken bleiben und so dem Feind nicht sehr gefährlich werden. — Doch nun eine kurze Geschichte der letzten vierzehn Tage, in denen es ziemlich lebhaft zuging.

Am 18. Oktober — es war ein Freitag — verließen unsere beiden Compagnien, zweihundert Mann stark, die Station Cambridge an Bord des zum Kriegsdampfer umgewandelten Steamers Ballon, mit der Bestimmung, die Milizcompagnien in den rebellisch gesinnten Counties zu entwaffnen. Bei mittelmäßig gutem Wetter fuhren wir die Bai herunter, die silberschäumenden Wellen und die lustigen Hogfische und Meervögel waren uns schon nach einigen Stunden ein sicheres Zeichen, daß wir uns dem Ocean näherten, und das immer mehr zunehmende Schwanken des Schiffs rief manch schöne Erinnerung an die Seekrankheit in's Leben. Doch kamen wir gegen Abend glücklich und munter in Whitehaven an, von wo aus meine Compagnie mit anbrechender Dunkelheit einen forcirten Marsch nach „Royal Landing," fünfzehn Meilen weit, machte. Nachdem wir dort die Compagnien der „Heimgarden" entwaffnet, ging es im entsetzlichsten Regen und Wind wieder zurück, und von Hunger und Durst gequält, da wir keine Rationen mitgenommen hatten, langten wir am folgenden Tage wieder in Whitehaven an. Hier restaurirten wir uns durch einen guten Kaffee, fuhren dann auf die andere Seite des dort in die Bai einmündenden Flusses, blieben über Nacht auf dem Boote und warteten auf die Ankunft der andern Compagnie, die zu einem ähnlichen Raubzug nach „Princeß Anne" abgegangen war. Sie kam auch glücklich Sonntag-Nachmittags drei Uhr zurück und nun segelten wir weiter nach Seaford.

Kaum angekommen — es war gegen acht Uhr Abends — machten wir uns daran, das dortige Arsenal auszuleeren, und verhafteten einige der hervorragendsten Männer, um sie theils den Eid der Treue schwören zu lassen, theils bis zur Ablieferung sämmtlicher Waffen als Geißeln zu behalten. Der 21. Oktober, Montag, wurde mit Einpacken der Beute und mit Ausbesserung unserer stark derangirten Toilette zugebracht. Den ganzen Tag über liefen von allen Seiten Waffen ein, welche die entfernter wohnenden Farmer lieber selbst brachten,

Digitized by Google

als daß sie sich einem Besuche von uns aussetzten, um selbe zu holen. Die nächsten Tage blieben wir Austern essend beim Boote, während die zweite Compagnie in Georgetown ein kleines Arsenal leerte und Geschütze holte. Donnerstag Abend um sechs Uhr aber kam die Reihe wieder an uns.

Dreißig Mann, worunter auch ich, gingen unter dem Commando des Majors Andrews auf der Eisenbahn nach dem Flecken Laurel ab, wo einige Verhaftungen vorgenommen wurden. Da es spät in der Nacht war, als wir dort ankamen, blieben wir alle in einem Gasthause über Nacht, mehr mit unserer Bequemlichkeit als mit der Bewachung der Gefangenen beschäftigt, die indeß um so weniger an's Entlaufen dachten, da sie vor Angst halb todt waren. Der folgende Tag brachte uns nach Seaford zurück, aber schon der andere Morgen sah uns wieder auf dem Marsch; es ging nach Willon grove, wo wir indeß die gehofften Waffen nicht fanden und in Ermanglung derselben einen unglücklichen Doktor mitnahmen und bis zur Einsendung der Waffen als Geißel behielten.

Von hier aus zogen wir unter ähnlichen Beschäftigungen unserem gegenwärtigen Aufenthaltsorte Snowhill zu, wo wir nach anstrengenden Märschen am 4. November anlangten. Es war Abends acht Uhr und zu spät zum Zeltschlagen, daher nahmen wir unser Nachtquartier in dem Sitzungssaale der Geschworenen, dem sogenannten Courthouse, wo die bis zur Glühhitze geheizten Oefen dem Trocknen unserer vom Regen durchnäßten Schuhe und Kleider sehr förderlich waren. Den 5. in der Frühe schlugen wir auf einem hübschen Platze am Ende des Fleckens ein Lager, und am Abend setzten sich sechzehn von uns mit unserem Kapitän in einige Postkutschen und fuhren in Carrière nach dem siebzehn Meilen entfernten Städtchen Newtown, in welchem wir am Vorabend der Wahl eines neuen Gouverneurs noch schnell einige Häupter der Rebellen arretirten und wohlverwahrt hieher in's Lager brachten. Hätten die Leute dort nur den geringsten Muth gehabt, sie würden uns alle todtgeschlagen haben. Denn man denke sich, daß in einem Ort von mehr als tausend Einwohnern eine kleine Abtheilung von sechzehn Mann mitten in der Nacht einbricht, vier der angesehensten Männer aus dem Bette holt, in einen Wagen packt und mit nur vier Mann Escorte einen siebzehn Meilen langen Weg, meist durch Wald, in dunkler Nacht fortführt, und das, ohne daß der geringste Versuch zum Widerstand gemacht wird, und so wird man sicherlich bei den Betheiligten einen sehr geringen Grad von Muth und Thatkraft voraussetzen dürfen.

Seit der Zeit nun liegen wir hier; unser nächster Marsch wird gegen Drummonton in Virginien seyn. Was aber unsern Antheil an den Operationen der großen Armee am Potomac betrifft, so wird dieser darin bestehen, daß wir die Rebellen auf unserer Seite der Bai am Uebersetzen auf die andere Seite verhindern und weder Mannschaft noch Zufuhr dorthin gelangen lassen. Da ferner gegenwärtig die Wahlen der Gouverneure und der Legislatur für die einzelnen Staaten vor sich gehen, so werden die Truppen, wo irgend solche liegen, zur Beeinflussung derselben verwendet, unter dem Vorwande, den Unionsleuten genügende Sicherheit in der Ausübung des Wahlrechts zu geben. Und wirklich zeigte sich in Folge der anwesenden Bajonette überall eine überwiegende Majorität für die Unionscandidaten. So hatte ich am 6. November das Vergnügen, bei einem Wahltage mitzuwirken. Da aber die Gesetze von Maryland die Anwesenheit bewaffneter Macht innerhalb eines gewissen Umkreises von der Wahlurne nicht erlauben, so mußten wir den ganzen Tag in einem kleinen Schulhause in der Nähe campiren, bis die Wahl entschieden war, von der wir außer den bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Betrunkenen wenig zu sehen bekamen.

Wir haben heute einen prächtigen Sommertag, der nach dem langen Regen alles erfrischt und belebt. Das Land hat jedoch ein steriles Aussehen; es ist theils mit niedrigem Buschholz überwachsen, theils Sandboden, dazwischen Strecken Wald und Wasser; kein Obst, aber viel Welschkorn und Viehzucht; alles so mager und ärmlich, daß ich mir nicht recht denken kann, wovon die Leute mit ihren vielen Sklaven leben.

3.

Newtown, den 17. November 1861.

Feldlager der Brigade Lockwood.

Seit dem Abgange meines letzten Briefs kommen die Ereigniſſe Schlag auf Schlag. Rings um uns herum lagen noch vor zwei Stunden ein Zuavenregiment, schimmernd in grellen Farben, ein schwarz uniformirtes Michigan-, zwei blaue Wisconsin-, ein Indiana- und zwei Maryland-Regimenter, dazu Reiter und Artillerie, und jetzt stehen auf dem großen, weiten Felde nur noch wenige Zelte, und die zurückgebliebenen Abtheilungen unseres Regiments sehen traurig und verlassen die Brandstätten an, wo das zurückgelassene und in Brand gerathene Stroh der abmarschirten Truppen einen beinahe unerträglichen Qualm und Rauch verbreitet.

Am letzten Mittwoch verbreitete sich nämlich plötzlich Abends die Kunde, daß die Rebellen sich unserer Station Snowhill näherten, und wir traten sofort unter

Digitized by Google

Gewehr. Der Lärm erwies ſich wenigſtens inſofern als gegründet, als dieſelben eine zu unſerem Vorrücken nöthige Brücke einige Meilen von uns verbrannten, ohne indeß etwas weiteres zu wagen. Am Donnerſtag ſodann erhielten wir Morgens fünf Uhr Marſchbefehl und erreichten gegen drei Uhr Nachmittags Newtown, wo Regiment um Regiment bald zu Lande, bald auf Dampfern anlangte und ſich um uns her lagerte. In Zeit von 24 Stunden waren 6000 Mann verſammelt, alles wimmelte von Soldaten der verſchiedenſten Uniformirung. Noch am Abend deſſelben Tages, unter einem feinen, aber kalten Regen, zogen ſechzig Mann auf Vorpoſten, von meiner Compagnie fünf Mann, darunter auch ich. Wir gingen vier Meilen weit vorwärts bis zu einer Kreuzung der Straße, wo wir uns im dichten Walde aufſtellten und mit Reſignation das Aufhören des Regens erwarteten, mehr vom Wetter als vom Feinde beläſtigt, der wenigſtens Eine Eigenſchaft mit uns gemein hat, nämlich die, daß er nicht gerne im Regenwetter marſchirt. Und doch ſtanden wir nur etwa dritthalb engliſche Meilen von ihm entfernt. Völlig durchnäßt, halb erſtarrt und todmüde kehrten wir, die Ablöſung mit Freuden begrüßend, am Morgen nach dem Lager zurück. Wir fanden unſere Compagnie in einer alten Kirche campirend, den größeren Theil derſelben aber in einem ſolchen Zuſtande der Trunkenheit, daß wir lieber unſere Zelte aufſchlugen. Raſch war Welſchkornſtroh von den benachbarten Feldern herbeigebracht und auf den Boden gebreitet, Holz vom Walde geholt und Kaffee gekocht, worauf ein tüchtiger Schlaf uns für die Strapatzen der vergangenen Tage die nöthige Erholung brachte.

Beim Erwachen fanden wir Eis und ein wenig Schnee; es ſchien Ernſt werden zu wollen mit dem Winter. Heute Morgen nun zogen alle bei uns gelagerten Regimenter ab auf der Straße nach Virginien zu, und wir erwarten nur die Ankunft der andern Compagnien unſeres Regiments, um ihnen nachzurücken. Binnen vier Wochen, ſo heißt es, ſollen 40,000 Mann in Südcarolina ſtehen.

4.

Pungoteague in Oſt-Virginien, den 20. Dec. 1861.

Da ſind wir nun mitten in Feindesland und mitten im Winter! Es war ſchon etwas zu luftig geworden unter den Zelten, und wir begannen eben in Drummondtown, wo wir nach unſerem Einmarſch in Virginien ein Lager bezogen hatten, uns Blockhäuſer zu bauen, als meine Compagnie den Befehl erhielt, vierzehn Meilen weiter an dem Landungsplatz der Dampfſchiffe Stellung zu nehmen und das Anlanden von Schiffen genau zu überwachen. Vorgeſtern trafen wir hier bei Pungoteague ein und bezogen eine alte Steinkirche, die bei den Einwohnern der Gegend „die ſchwediſche“ heißt, wahrſcheinlich, weil ſie irgend einer dieſen oder einen ähnlichen Namen tragenden Sekte ihre Entſtehung verdankt. Auf jeden Fall befinden wir uns ſehr gut darin. Wir haben zu zweien zwiſchen den Kirchſtühlen ein treffliches Bett, die einen aus Tannennadeln, die andern aus Laub oder Seegras und Welſchkornblättern, dazu einen prächtigen Ofen und Lebensmittel in Hülle und Fülle, nur kein friſches Brod, ſondern entweder Zwieback oder Welſchkornbrod, deſſen ſüßlicher Geſchmack bald widerſteht.

Unſere Lage iſt eine ziemlich ausgeſetzte. Ein Blick auf die Karte zeigt euch, wie leicht von der andern Seite der Bai aus durch die dort ſtehenden Rebellentruppen eine Landung auf unſerer Halbinſel bewerkſtelligt werden kann. Und da ſtehen wir, ein kleines Detachement von ſiebzig Mann, ohne Geſchütze und Reiterei, der nächſte größere Poſten vierzehn Meilen von uns entfernt, um uns herum eine Bevölkerung von höchſt zweifelhafter Loyalität, die Straßen von kleinen Bächen durchſchnitten, überall eine Maſſe natürlicher Verſtecke für den Guerillakrieg, und in den Tannenwäldern, die ſich die ganze Halbinſel entlang ziehen, ein Weg am andern, ſo daß der Fremde vor lauter Weg den Weg nicht finden kann.

Trotz alle dem aber leben wir ganz nach der Capuzinerpredigt, bekümmern uns mehr um den Krug als um den Krieg, und von dem Feinde hört man kaum ſprechen. Die Hauptfragen ſind, wo der Meeresſand am härteſten iſt und ſo wenig als möglich ſcharfe Steine, damit man ohne einzuſinken und ohne Gefahr von Schnittwunden Auſtern holen kann. Ich habe heute zum erſtenmal ein Baumwollenfeld geſehen. Die Kapſeln ſehen ſich ungemein niedlich an, und bei genauerer Betrachtung erſtaunt man über ihren kunſtvollen Bau. Und wie wunderbar die ſanfte Wolle innen und die rauhe, flachlichte Hülſe außen! Wir haben in der Nähe einen See, deſſen Waſſer — das reinſte Quellwaſſer — äußerſt geſund iſt, während die Ausdünſtung des Sees ſelbſt in dem Grade tödtlich iſt, daß die Leute rings um ihn her die Wälder ſtehen laſſen, um die Miasmen von ihrem Dorfe abzuhalten. Dieſe Wälder, in ihren wilden Scenerien ſchon ganz den Urwäldern ähnlich, zeigen uns recht, daß wir im Süden leben. Da haben wir eine Menge von immergrünen Bäumen und Schlingpflanzen, und aromatiſche Hölzer und Sträucher in ſolcher Zahl, daß ihr Geruch ſtreckenweiſe

Digitized by Google

betäubend wirkt. Dazu herrſcht ſeit vierzehn Tagen eine Sommerwärme, die es uns unglaublich macht, daß wir im December ſeyn ſollen. Dieſe Wärme wirkt indeß ermattend auf den Körper, was ſich in einem auffallend ſchnellen Müdewerden beſonders deutlich ausſpricht. Wir, d. h. die Armee, verlaſſen uns darauf, daß der ganze Feldzug bis April zu Ende ſeyn wird.

5.

Pungoteague, den 4. Januar 1862.

Vor kurzem noch große Aufregung wegen der Trentgeſchichte und bange Sorge vor einem Krieg mit England, jetzt aber ſchon Wetten über Wetten, daß es nicht zu einem ſolchen Krieg kommen, und daß auch bei uns in wenigen Monaten alles entlaſſen und zu Ende ſeyn werde. In der That wird England ſich wohl beſinnen, ehe es mit uns den Waffentanz beginnt. Sind ja doch etwa neunhundert Millionen engliſches Gold in Ländereien des Weſtens, Eiſenbahn- und Canalaktien angelegt, die im Fall eines Kriegs ſchutzlos der Confiskation preisgegeben ſind, und binnen vierzehn Tagen würden gegen vierhundert Kaperſchiffe in See ſeyn, die unter der engliſchen Handelsmarine übel aufräumen dürften. Dazu die Erhebung der Orangepartei im britiſchen Canada, von der bekanntlich der engliſche Thronerbe während ſeiner Reiſe in dieſem Lande übel mitgenommen worden iſt. Iſt es aber mit dem engliſchen Krieg nichts, ſo dürfte wohl auch hier die Sache bald zum Schluſſe kommen. Wenigſtens geſteht die hieſige Bevölkerung offen ein, daß die Hoffnung auf engliſche Unterſtützung bisher die Lebensader der ſüdlichen Erhebung geweſen, und daß, wenn dieſe abgeſchnitten ſey, ſich der Süden wohl bald fügen werde. Sollte aber das wider Erwarten dennoch nicht geſchehen, ſo würden es doch nicht große Schläge im Felde ſeyn, die die Entſcheidung und das Ende herbeiführten. Denn wenn wir auch Siege auf Siege häuften, ſo kann ſich doch niemand einbilden, daß durch blutige Schlachtfelder die Einheit und Einigkeit hergeſtellt würden, und es wäre reiner Unſinn, die zwölf Millionen Menſchen des Südens auf einem unermeßlichen Territorium als eroberte Provinz behandeln zu wollen. Nein, wir blokiren ſie, ſperren ſie nach Möglichkeit ab und zeigen ihnen, daß ſie materiell ohne uns nicht beſtehen können, daß die Fabriken Neuenglands in die Farmen des Weſtens für den Luiſianapflanzer eben ſo unentbehrlich ſind, als ſeine Baumwolle für uns. Wenn die Poeſie der Rebellion ein Ende hat, und die Sache kein „neues Plaiſir“ mehr iſt, dann werden die Südſtaaten von ſelbſt zu uns zurückkehren, die nach dem Krieg nothwendig eintretende Vermehrung der Geſchäfte wird die kleineren Unebenheiten der Feindſchaft zudecken, und die californiſche Einfuhr und die Zölle werden die enormen Schulden binnen wenigen Jahren tilgen.

Das iſt die Art, wie man wenigſtens in meiner Umgebung die Sache anſieht. Was die Sklavenfrage anbelangt, ſo will es mich immer mehr bedünken, daß wenigſtens die meiſten der ſchauerlichen Geſchichten von Mißhandeln und Peitſchen der Sklaven in's Reich der Fabel gehören. Es iſt uns bis jetzt nur ein Fall von Rohheit vorgekommen, wo ein betrunkener Kerl einen freien Neger anſchoß. Im Allgemeinen ſind die Neger gut gehalten und gut gekleidet. Am Neujahrstage ſahen wir Hunderte derſelben in die Stadt ſtrömen, um ſich für das nächſte Jahr zu vermiethen. Denn anſtatt ihre Neger bei ſich zu haben, laſſen ſich die Eigenthümer vielfach von ihnen eine beſtimmte Summe jährlich bezahlen, und der Neger kann dann thun, was er will. Die Negerinnen waren alle ſchwarz gekleidet, viele recht elegant, unter den Männern fehlte bei keinem das unausbleibliche „ſeidene Tuch.“ Wenn wir uns Morgens in dem nahen Teiche waſchen — er hat eine leichte Eisrinde, wie es überhaupt ſeit einigen Tagen ziemlich kalt iſt — ſo bleiben ſie voll Verwunderung ſtehen und ſcheinen nicht zu begreifen, wie man ſich überhaupt waſchen kann, und noch dazu ſo kalt.

Von der Schreibſeligkeit unſerer Soldaten könnt ihr euch einen Begriff machen, wenn ich euch ſage, daß ein Maſſachuſetts-Regiment in drei Monaten 68,000 Briefe — ſo heißt es — auf die Poſt gegeben hat. Die Weihnachtstage brachten eine Unmaſſe von Kiſten; ihr Inhalt waren halbverſchimmelte Kuchen und andere verunglückte Weihnachtsgeſchenke.

6.

Pungoteague, den 15. Januar 1862.

Wir liegen noch immer hier an Ort und Stelle. Wie lange? weiß niemand. Wir wiſſen überhaupt rein gar nichts, wenigſtens nichts Gewiſſes; denn an umlaufenden Gerüchten iſt kein Mangel. Bald heißt es, wir werden binnen neunzig Tage nach Hauſe kommen, dann kommt Krieg auf Leben und Tod mit England, dann Anerkennung des Südens; ſo ſchlägt ein Gerücht das andere. Mittlerweile haben wir alle möglichen Entbehrungen und wenig Erſatz dafür. Als einzelner detachirter Compagnie fehlt uns auch noch das einzige Gute, das ſonſt immer als letzter Troſt bleibt, die Regimentsmuſik, und die beliebten Klänge aus „Martha“

werden uns von Tag zu Tag fremder. Auch ſonſt entbehren wir aller muſikaliſchen Genüſſe; denn die im Norden ſo verbreitete Kunſt des Melodeon- oder Pianoſpielens ſcheint noch nicht hieher gedrungen zu ſeyn, und während im Norden und Weſten jede Farm das eine oder das andere jener Inſtrumente in ſich birgt, würde man ſich hier überall vergebens darnach umſehen. Ueberhaupt bieten Land und Leute wenig genug. Man freut ſich da und dort an der ſtolzen, ariſtokratiſchen Geſtalt eines auf ſtattlichem Roſſe vorübertrabenden Farmers, aber dieſer beſſere Theil des Volks hält ſich aus Haß gegen den Norden ganz ferne von uns, vor allem die Frauenwelt, die wir ſo gut wie gar nicht zu Geſicht bekommen, ſo feſt halten ſie ſich innerhalb ihrer vier Wände eingeſchloſſen. Die wenigen, die ich im Laufe der zwei Monate, die wir hier ſind, geſehen habe, waren trotz immenſer Crinolinen keine Prachtexemplare. Das Volk, mit dem wir es zu thun haben, iſt entſetzlich ungebildet und unwiſſend. Es kauderwelſcht ein Negerpatois, das im Munde des Negers lächerlich, in dem des civiliſirt ſeyn wollenden Weißen aber höchſt widerlich klingt. Die Geographie dieſer Leute beſchränkt ſich darauf, daß ſie den Norden „da droben“ und den Süden „da drunten“ nennen. Nicht einmal vom eigenen Staat kennen ſie mehr als das Nächſte. Wenn man ſie nach einem Orte fragt, den ſie nicht kennen, ſo iſt die Antwort: „Es muß nicht weit weg ſeyn, aber ich kann nicht ſagen wie weit.“

Das hier vorherrſchende Nadelholz ſcheint einen bedeutenden Einfluß auf die Kochkunſt zu üben; denn alles, was wir eſſen, ſchmeckt wie Tannennadeln oder aufgelöstes Harz, und da auch unſer Bett aus den langen Tannennadeln beſteht, ſo kann man den Geruch gar nicht los werden. Auch jetzt, mitten im Winter, umgibt uns von allen Seiten das friſcheſte Grün. Der Baumwuchs beſteht faſt ganz nur aus immergrünen Gewächſen: Tannen, Stechpalmen, Buchsbaum und Lorbeer. Aber eben dieſe Bäume und andere immergrüne Pflanzen müſſen dann wohl auch im Sommer als Schmuck der Landſchaft genügen; denn die beiden Hauptculturgewächſe, das Welſchkorn und die Baumwolle, dienen erſt im Herbſte zur Verſchönerung der Gegend. Eine große Blumenflora aber dürfte in dem magern Sandboden nicht leicht erſtehen. Singvögel und Wild fehlen, etliche Wildenten und Buſſarde an der Meeresküſte abgerechnet. Statt der fröhlichen Thierwelt begegnen einem überall nur die häßlichen Fratzengeſichter der Neger, deren widerlich thieriſcher Ausdruck einem auch die ſchönſte Natur verleiden könnte.

(Schluß folgt.)

Das neue und das alte Athen.

(Schluß.)

Etwas ſüdlich vom Zeustempel bezeichnen einige Steinreſte die Stelle, wo der Enneakrunos ſtand, ehemals ein großer aufgemauerter Brunnen, der aus neun Röhren Waſſer gab und ſich über der Quelle Kallirrhoe erhob. Alle zuletzt verzeichneten Bauten lagen noch innerhalb der Stadtmauern; dagegen ſchloß ſich ein Tempel der Euklela („guter Ruf,“ auch „die Ruhmvolle,“ Beiname der thebäiſchen Artemis; ein neugriechiſches Kirchlein ſteht jetzt an der Stelle) der Reihe jener Iliſſiadiſchen Heiligthümer an, welche wir, vom Stadium ausgehend, früher aufgezählt und die jenſeits des Iliſſos und alſo außerhalb der Mauern gelegen waren. Der Eukleiatempel bildete nach dieſer Seite den Schlußſtein der am linken Geſtade des Iliſſus ſich erhebenden oben erwähnten Bauten. Das heutige Athen präſentirt ſich, von unſerem jetzigen Standpunkt aus betrachtet, um ſo ärmlicher, als es von zwei ſo ehrwürdigen und erhabenen Reſten des früheren, wie der Zeustempel und die Akropolis, überragt wird. Zwiſchen beiden hindurch zieht ſich ein Ausläufer der gegenwärtigen Stadt, beſtehend zum größeren Theil aus elenden Baracken und niederen Hütten mit ſchuppenartigen Dächern, der Wohnſitz des ärmſten und zugleich des älteſten Theils der atheniſchen Bevölkerung. Denn wie ſich die Küchlein unter die Flügel der Henne ducken, ſo haben ſich die erſten Neuathener in natürlichem Inſtinkt an den Felſen der Minerva und beſonders an deſſen nördliche Seite angelehnt, als ob ſie die einſt

dort oben thronende wehrhafte Göttin noch jetzt zu ſchirmen vermöchte. Und im Jahr 1772 haben ſie gegen die Raubzüge der ſchwärmenden Albaneſen um ihre damals noch ganz türkiſche Stadt eine Mauer gezogen, welche wenig hoch und impoſant, auch bedeutend enger gezirkelt war, als die, welche das alte Athen umſchloß. Von letzterer findet ſich kaum hie und da noch zerbröckelndes Mauerwerk, und nur ſelten ſtößt der Fuß des Wanderers auf ihre verwitterten Subſtructionen; was ſich im vorigen Jahrhundrrt von der alten noch über der Erde fand, wird man klugerweiſe zum Bau der neuen Mauer mit verwendet haben. Ein kleines übrig gebliebenes Bruſtſtück läuft ſcharf am Südfuße des Burgfelſens hin, vereinigt ſich dann mit dem noch ſtehenden Gemäuer des Regilla-Odeons und zieht ſich von hier um die Ecke gen Weſten zum Eingang der Akropolis hinauf. Zum ſüdlichen Theile der Stadt führte im Alterthum aus dem Limnaebezirk das Itoniſche Thor hinaus; jetzt liegt nach dieſer Gegend hin das Albaniſche Thor in der heutigen Stadtmauer, und unfern deſſelben befindet ſich das anſehnliche neue Militärlazareth, eine der wenigen Bauten, die Athen nach dieſer Seite hin zur Zierde gereichen. Wir aber betreten jetzt wieder den Ring der innern Stadt, und zwar durch ein Thor, das uns aus nächſter Nähe des Olympieions ſchon lange mit offenen Armen entgegen winkte, das Thor des Hadrian.

Dieſes in die frühere türkiſche Stadtmauer hinein verbaute Thor iſt eine intereſſante Zuſammenſtellung römiſcher und griechiſcher Formen, wie ſie zur Zeit ſeines Erbauers, wo längſt beide Kunſtſtyle eine nicht in allen ihren Erzeugniſſen glückliche Ehe eingegangen hatten, ſo häufig vorkamen. Ein römiſcher Bogen trägt einen luſtigen, tabernakelartigen Aufſatz helleniſcher Art, ein dreieckiges Giebelfeld, auf korinthiſchen Säulen und entſprechendem Gebälk ruhend. Das Ganze iſt aus penteliſchem Marmor und war ehedem die Grenzmark zwiſchen der Theſeiopolis, der älteren und eigentlichen Stadt Athen, und der Hadrianopolis, dem eleganten Faubourg Hadrians, für deſſen Ausſchmückung dieſer Kaiſer ſo viel gethan. Auf dem der Nordweſtſeite, alſo der City, zugekehrten Giebelfeld ſtand zu leſen: „Dieß iſt Athen, die alte Stadt des Theſeus,“ und auf dem Revers: „Dieß iſt die Stadt Hadrians, nicht die des Theſeus.“ Wir treten jetzt, unter dem Bogen Hadrians hindurch ſchreitend, wieder in den Bezirk der letzteren ein und damit zugleich auch wieder in die Straßen des jetzigen Athen, und zwar zunächſt in die neue Stadionſtraße.

Da begrüßt uns, gleich hinter dem Thore, ein anderes Denkmal der Vergangenheit, das wir ſofort als das choragiſche Monument des Lyſikrates erkennen. Es gab im alten Athen eine ganze mit ſolchen choragiſchen Denkmälern, die der ſiegreiche Chorag ſich oft ſelbſt errichtete, um ſeinen Dreifuß darauf zu ſetzen, geſchmückte Straße, die Tripodenſtraße; nach ihr hieß das ganze Viertel Tripodes, d. i. die Dreifüße. Das Monument des Lyſikrates iſt das einzige uns noch erhaltene in dieſer Dreifußſtraße. Es gilt für einen der zierlichſten und anmuthigſten Reſte des Alterthums und verdankt ſeine Erhaltung bis auf unſere Zeit lediglich dem Umſtande, daß es zwiſchen Haus- und Gartenmauer des atheniſchen Kapuzinerhoſpizes hinein vermauert war, deſſelben, in dem Lord Byron hier längere Zeit gewohnt, wie vordem in jener Abtei bei Venedig; jetzt hingegen ſteht es wieder frei da auf offener Straße wie ehedem.

Das Ganze bildet einen kleinen cylindriſchen Naos oder Tempel aus penteliſchem Marmor. Auf hohem Unterſatz erhebt ſich ein ſchlanker, kreisrunder, alſo thurmartiger Bau, aus deſſen Umfang ſechs zierliche Halbſäulen mit äußerſt elegantem korinthiſchem Kapitäl von „ſtrengem Adel“ hervortreten, die ein vorſpringendes joniſches Gebälk tragen, über welchem ſich ein Friesband hinzieht, auf dem ein Relief die Beſiegung der tyrrheniſchen Seeräuber durch Dionyſos und ihre Verwandlung in Delphine darſtellt; und gewiß nicht ohne tiefere Abſicht wählte man gerade einen dionyſiſchen Sieg zum Schmuck eines choragiſchen Denkmals. Kunſtforſcher rühmen an dieſen leider nicht mehr in urſprünglicher Schärfe und Form erhaltenen Reliefs „die geiſtreiche Leichtigkeit und das ſichere Verſtändniß in der Ausführung des Einzelnen.“ Ueber dem verzierten Geſims erhebt ſich ein Marmorblock in Kuppelgeſtalt mit ſchuppenartigem Blätterwerk, aus deſſen Mitte ein hoher, korinthiſch behandelter Aufſatz in Blätter- und Blumenform emporſpringt, der ſo graziös wie ein Büſchel Schwungfedern das Ganze krönt. Dieſer Aufſatz war einſt beſtimmt, den erſiegten Dreifuß hoch in die Luft emporzutragen, den Dreifuß, der heute, wenn er nicht längſt zum „alten Eiſen der Geſchichte“ in die große Trödelbude der Jahrtauſende geworfen worden, vielleicht in irgend einem europäiſchen Muſeum roſtet.

Dieſes cylinderförmige Denkmal mit ſeinem Deckel und dem Knopf obendrauf wäre, wenn ein ſolcher Vergleich nicht trivial oder gar wie eine Läſterung erſcheint, ein köſtliches Modell für eine kunſtvoll gearbeitete Zuckerbüchſe oder Butterdoſe, wohl auch für einen Tabaksbehälter. Wirklich erweckt das Ganze unwillkürlich ſolche Vorſtellungen, und man fühlt ſich faſt verſucht, den Deckel beim Knaufe zu nehmen und abzuheben. Vielleicht ſeiner eigenthümlichen Form halber paſſirt es

Digitized by Google

auch öfter unter dem apokryphen, vulgären Namen der „Laterne des Diogenes," wohl gar zuweilen des „Demosthenes." Seine Errichtung durch Lysikrates selbst datirt wenige Jahre früher als das choragische Denkmal des Thrasyllos, von dem oben die Rede war, und gründet sich auf einen Sieg, den jener mit seinem Knabenchor bei einem Wettgesange im Jahr 334 vor Christus, also zur Zeit Alexanders des Großen, davon trug. Die Totalhöhe des Tempelchens von der Basis bis zur Aufsatzspitze beträgt gegen 34, der Durchmesser des Cylinders kaum 6 Fuß. Eine Nachbildung dieses Denkmals soll sich im Park von St. Cloud bei Paris befinden; eine weitere ziert den Caltonhügel in dem überhaupt in vielen seiner öffentlichen Bauten athenisirenden Edinburgh, als Denkmal des schottischen Moralphilosophen Dugald Stewart.

In dieser Stadtgegend mag sich auch, wie einige Angaben besagen, ein Tempel der Hera (Juno) befunden haben, von dem sich indeß heute keine irgend nachweisbare Spur mehr vorfindet. Wir biegen durch enge und von dem Kleinverkehr Athens belebte Gassen (es ist „Plaka," das albanesische Viertel, die heutige Altstadt) jetzt wieder in die eine seiner beiden Hauptadern, die Aeolusstraße ein, welche die Stadt in der Mitte von Nord nach Süd schneidet und an ihrem letzteren Ende die Längenaxe des Burgfelsens ziemlich rechtwinklich in der Mitte trifft. Das alte Athen hatte die Akropolis gleichsam zum Mittelpunkt, und wo das heutige Athen steht, da war damals die „untere Stadt." Ihren Namen führt die „Straße der Winde" von einem in ihrer südlichen Hälfte, nicht weit vom Fuße des Burgfelsens, noch erhaltenen Bauwerke, dem sogenannten Thurm der Winde.

Dieser, etwa um 150 vor Christus (etwa zur Zeit des Weiterbaus am Tempel des olympischen Zeus durch Cossutius) durch Andronikos Kyrrhestes ausgeführte Bau hatte metereologisch-horologische Zwecke. Er diente nach Außen zur Anzeigung der Winde und der Stunden durch eine Windfahne und Sonnenuhren, und hatte im Innern noch überdieß eine Wasseruhr, war also den alten Athenern ungefähr das, was uns ein Kirchthurm mit Uhr und Wetterhahn ist. Gegenüber den neuen Athenern aber hat man ihn als eine beißende Allegorie des junggriechischen „Windfahnencharakters" bezeichnet. Im Hinblick auf seine die Zeit messenden Vorrichtungen heißt der Windthurm wohl auch das Horologium des Andronikos.

Ein ziemlich umfangreiches Octogon, dessen Seiten genau nach den Richtungen der vier Haupt- und vier Zwischenwinde orientirt sind, erhebt sich das Gebäude zu entsprechender Höhe und wird nach oben durch ein im stumpfen Winkel zusammenlaufendes, zellartig gefügtes Dach geschlossen, auf dessen Knopf früher ein Triton sich drehte, der mit einem Stäbchen die Richtung anzeigte, woher der Wind blies. Der alles personificirende Grieche that aber auch hier noch mehr, als einen bloßen Mechanismus hinzustellen, indem er unter dem Gesims auf jeder der acht Seiten des Thurms die Reliefdarstellung eines der acht Winde mit seinen Attributen anbrachte. Diese Figurenkette zieht sich wie ein breites, achtfach gebrochenes Bilderband unter dem Dach des Thurms herum.

Die Verkörperungen der Winde sind ziemlich starkgliedrige, in wagrecht schwebender Lage gehaltene, beflügelte Gestalten, welche ihrer verschiedenen Individualität zufolge recht charakteristisch ausgeprägt sind. Boreas, der Nordwind, welcher den Griechen aus Thrakien kam und ihnen Regen und rauhe, oft stürmische Witterung mitbrachte, ist dargestellt als ein finsterer, bärtiger, dichtbekleideter Mann mit zerzaustem Haar. Sein Antipode Notus, der Südwind, hingegen, der auch Regen, jedoch warmen bringt, ist personificirt in einem bartlosen, leicht geschürzten Jüngling, der einen mit der Oeffnung nach unten gekehrten, aber durch seine Hand noch geschlossenen Krug führt. Zephyrus, der mildeste von allen, der Westwind, schwebt als ein nackter Jüngling dahin; in dem Tuche, welches sich um seine Lenden schlingt, hält er Blumen und Blüthen. Apeliotes, der Ostwind, welcher den Griechen erfrischenden Regen brachte, ist ebenfalls dargestellt als ein lockiger Jüngling mit leichter Gewandung, worin er den Früchtesegen des Herbstes trägt. Nach ihren Zeichen und Spenden nun sollte man fast geneigt seyn, diese vier Windgötter mit den vier Jahreszeiten zu identificiren, mindestens in so weit, daß im Winter der Nord dominirt, im Frühjahr der Süd, im Sommer der West und im Herbste der Ost; in wiefern dieß in Griechenland seine Richtigkeit und Regel hat, vermögen wir jedoch nicht genauer anzugeben.

Jenen vier Hauptwinden gesellen sich aber noch vier Nebenwinde: Libs, der Südwestwind, der Träufler, leicht bekleidet und bartlos, mehrere Schiffskrippen in den Händen, weil durch ihn nach der Schlacht bei Salamis die Reste der persischen Schiffe als Siegeszeichen an die attischen Gestade geworfen worden; Käkias, sein Widerpart, der Nordostwind, ein düsterer Geselle mit feuchtem Haar und Bart, und eine Wanne in den Händen, worin er Schnee und Hagelkörner bereit hält. Euros, der Südostwind, brachte den Griechen schwüle Regenluft und schwere Gewitter, aber den Blitz, der nur dem Zeus gebührt, führt er deßhalb nicht in den Händen, sondern sein Wesen spricht sich

Digitized by Google

nur in unfreundlichen, düstern Zügen und schwerer Gewandung aus; endlich Skiron, der Nordwestwind, der aus den Skironischen Bergen in der Nähe von Korinth kam.

Das sind die acht Windgötter,* wie sie seit Jahrhunderten um das Gesims des Horologiums zu Athen fliegen und nachgerade selbst von Wind und Wetter etwas gelitten haben. Sinnreich erfunden, erfüllen sie an dieser Stelle ihren dekorativen Zweck ganz gut, ohne auf eine höhere künstlerische Durchbildung, auf jene Anmuth der Formen Anspruch machen zu können, welche sonst die Skulpturen aus der Blüthezeit des attischen Meißels athmen. Durchaus nicht ätherisch, vielmehr recht plump und schwerfällig schweben diese Götter, ihre ziemlich massiven Beine zum Theil ziemlich steif hinter sich herziehend. Neben den Figuren ist ihr Name in den Stein gegraben. Unter ihnen befinden sich an allen acht Seiten des Thurmes noch die Linien der ehemaligen Sonnenuhren eingegraben, Uhren, von denen ein deutscher Dichter so schön gesagt hat, daß sie nur die heitern Stunden zeigten. Zur Herbeiführung des Wassers, welches die im Innern befindliche Wasseruhr zu treiben hatte, diente ein Aquäduct, von dem sich in der Nähe noch einige Reste befinden: dorische Pfeiler mit monolithischen Rundbögen, welch letztere in sofern ein interessantes Moment bilden, als die Bogenform ein Bauglied darstellt, das im rein griechischen Style organisch durchaus nicht verwendbar war. Die Kunstgeschichte bezeichnet daher diese Bögen an der Wasserleitung des Kyrrhestes als „ein merkwürdiges Beispiel, wie die Griechen die ihnen fremdartige Form in der Zeit, als ihre schöpferische architectonische Kraft bereits erloschen war, gelegentlich rein decorativ auffaßten und behandelten. Es ist damit die Grenze bezeichnet, welche ihrem baukünstlerischen Schaffen gesteckt war."

Die Kunstforscher haben ferner gewiß Recht, wenn sie den ästhetischen Eindruck des Windethurms als den einer „gewissen trockenen Derbheit" bezeichnen. Auf mich mindestens machte das Ganze entschieden die Wirkung des Nüchternen, schwerfällig Gedrückten, des Poesielosen. Doch ermangeln die Kunstgeschichten nie, bei dieser Gelegenheit der äußerst geschmackvollen und dabei höchst eigenthümlich behandelten korinthischen Kapitäle rühmend zu erwähnen, welche sich in der Nachbarschaft des Thurmes fanden und vermuthlich früher den beiden Portiken desselben angehörten. Auch dieser Bau ist von Marmor aus den Brüchen des Pentelikon; aber seine heutige Erscheinung macht durchaus den Eindruck, als sey er aus verwittertem, ordinärem gelbbraunem Kalkstein gefügt, und erst bei näherer Prüfung ergibt sich der edlere Marmor.

Da sich das heutige Athen mehrere Fuß über dem Niveau des früheren erhebt, so mußte die Basis des Thurms, damit er in seiner ganzen Höhe frei werde, erst durch Hinwegräumen des im Laufe der Zeit aufgehäuften Schuttes bloßgelegt werden, wodurch der Bau höchst unvortheilhaft wie in einem Loche stehend erscheint und seine Bases erst sichtbar wird, wenn man dicht davor steht. Und auch dieser Bau verdankt, wie das Monument des Lysikrates, seine Erhaltung wohl hauptsächlich einer religiösen Genossenschaft, einer Derwischgemeinde, die in seinem öden Innern längere Zeit ihre wahnsinnigen Tänze zu Ehren Allahs des Einzigen aufführte. Großartig erhebt sich als imposantester Prospekt über dem Thurm der Winde in der Tiefe, auf nach dieser Seite hin jäh und unzugänglich abfallenden Felswänden, wie eine gewaltige Mauerkrone über der untern Stadt in luftiger Höhe schwebend, die hehre Akropolis von Athen.

Etwas westlich vom Thurm der Winde stoßen wir abermals auf ein Stück des alten Athen mitten im neuen, auf einen viersäuligen dorischen Porticus, durch einen Giebel gekrönt — das Propyläum (oder Thor) der neuen Agora (des Marktplatzes). Die alte Agora befand sich im Bereich des Areopags, westlich von der Burg, da wo die Straße nach ihr hinauf führte. Unter Augustus, als die alten Traditionen bereits merklich verbleicht waren, ward der Markt in die Mitte der Stadt selbst verlegt.

Aus dem Augusteischen Zeitalter, dem blühendsten, welches das Rom der Cäsaren gesehen, und zugleich dem, welches der Welt einen Christus gab, datirt auch die Erbauung jenes, der Athene Archegetis (der Stifterin) geweihten Thores der neuen Agora. Seine Verhältnisse zeichnen sich durch ernste, aber keineswegs schwerfällige Würde aus, wie denn überhaupt alle Bauten jener Zeit, die einen Vitruv den ihrigen nannte, sich durch einfachen Adel des Ganzen und Harmonie der Theile auszeichnen. Wie seine Inschrift besagt, wurde der Porticus erbaut aus Schenkungen Julius Cäsars und Octavians. Die Spitze des Gebälkes zierte eine Statue des Lucius Cäsar, Enkels und Adoptivsohns des Augustus. Ganz nahe zur Seite steht ein Pfeiler mit einem eingehauenen, noch jetzt sehr leserlichen Dekrete Hadrians, das die Oelabgaben zu

* Von einzelnen derselben erzählt man sich allerlei Liebesgeschichten; bekannt ist die in der Gegend Athens am Meeresufer spielende Entführungsgeschichte der schönen Orithya durch den rauhen Boreas, woron im siebten und achten Capitel von Platons Phädrus gesprochen wird.

reguliren bestimmt war, ein interessanter Beitrag zu der Staatsökonomie jener Tage. Auf dem Markte (jedoch, wie Leake vermuthet, der alten Agora) befand sich auch ein Altar des Zeus Agoräos und einer des Mitleids. Bei dem ebenfalls an der neuen Agora befindlichen Thor des Asty (der eigentlichen Stadt der City) befand sich auch ein Hermes aus Erz mit dem gleichen Beinamen „Agoräos," auch der „Hermes am Thore" genannt, eine der berühmtesten Statuen Athens.

Die Märkte des Alterthums waren jedoch keineswegs nur das, was sie vorzugsweise bei uns sind: die Börsen unserer Hausfrauen und ihrer culinarischen Bedürfnisse; sie waren vielmehr auch der materielle und geistige Mittelpunkt des öffentlichen Volkslebens voll reicher dramatischer Action, und was dem Römer sein Forum, war dem Athener seine Agora, und wie sich das Forum an den Hügel des Capitols anlehnte, so die Agora ursprünglich an den Fels der Akropolis. Auf dem Markte liebten es die Straßenredner vor Allem zum Volke zu sprechen, weil das Volk hier am lautesten wogte, und noch heute reden wir ja vom „lauten Markt," wenn wir das gewühlvolle Geräusch des realen Lebens bezeichnen wollen.

Am Markte von Athen befand sich auch das Rathhaus (Bouleuterion), der Versammlungsort der fünfhundert Senatoren (Bouleuten), die hier tägliche Sitzungen hielten, als Abzeichen ihrer Würde einen Myrthenkranz trugen und bei öffentlichen Versammlungen und im Theater einen Ehrenplatz einnahmen. Am Markte stand ferner das Prytaneion, das eigentliche Regierungsgebäude, wo die Prytanen, ein Fünfziger-Ausschuß aus dem Großrath der Fünfhundert, während 36 Tagen die eigentliche oberste Staatsbehörde bildeten, so zwar, daß nach Verlauf eines Jahres jede der zehn Abtheilungen des Senats einmal die Prytanie inne hatte. Und ähnlich wie die neun Archonten, die Thesmotheten oder Pfleger des Rechts, während ihres Amtsjahres in ihrem Sitzungslokale (dem Thesmotheſion) gemeinschaftlich auf Staatskosten gespeist wurden, so die Prytanen während ihrer Sitzungsperiode im Prytaneum, zusammen mit besonders verdienten Bürgern, namentlich mit den athenischen Siegern in den olympischen Spielen, denen diese hohe Bürgerehre eines vom Staate gewährten Freitisches für die Zeit ihres Lebens zu Theil wurde, so daß sie hier fortan bis an das Ende ihrer Tage auf ihren Lorbeer- (in diesem Falle richtiger Oliven-) Kränzen ruhen und sich auf allgemeine Kosten verpflegen lassen konnten. So wußte Attika seine großen Männer zu ehren, und es bedurfte da keiner Schillerstiftung für verhungernde Dichter. Auch fremde Gesandtschaften und Gastfreunde des Staates wurden im Prytaneum wirthlich untergebracht und hatten hier Gelegenheit, beim Mahle mit den ausgezeichnetsten Bürgern und den obersten Staatsbehörden täglich zu verkehren. Der ebenfalls täglich durch's Loos bestimmte Vorstand der Prytanie und des Rathes bewahrte das Staatssiegel, den Schlüssel zur Akropolis und den zum Staatsschatze. Bei Verlegung der Agora vom Rande nach dem Mittelpunkte des Asty scheinen indeß die Amts- und Rathsgebäude des alten Marktes draußen beim Areopag in dieser ihrer Eigenschaft dort verblieben zu seyn, das Prytaneum hingegen allezeit in der Gegend des Platzes gestanden zu haben, wo später die neue Agora ihre Stelle fand, und zu der vom Hadriansthor die Tripodenstraße hinführte.

Vom Kynosarges und Lykeion herkommend, haben wir das Stadion und die Heiligthümer des Ilissos aufgesucht; wir sind durch „die Gärten" zum Tempel des Zeus Olympios gewandert, den wir uns aus seinen Trümmern wieder aufgebaut; wir sind weiter geschritten zum Odeon, von hier hinüber zum Dionysostheater, auf dessen Sitzen wir eine Weile dem Spiel alter Mimen zugeschaut; wir sind dann durch Hadrians Thor aus der Hadrianopolis in das Asty eingetreten, und durch die Straße der Dreifüße am Monument des Lysikrates und dem Thurm der Winde vorüber zur neuen Agora gelangt. Hier, im Herzen des Asty, des eigentlichen alten Athen, müssen wir denn auch unsere Wanderung vorläufig beschließen.

Wir haben einen Schritt gethan in eine Welt, die uns in ihren heutigen Resten und Ueberlieferungen fast wie der Gruß aus einem eigenen früheren Daseyn anspricht, so fremd und doch so vertraut, der Gruß aus einem uns, wie so oft das Vergangene, in idealem Lichte erscheinenden Vorleben.

„Es kann wohl nicht fehlen," sagt Friedrich Creuzer, „daß derjenige, der in den entscheidenden Jahren, wo sich vorzüglich das innere Urtheil bildet, in den Schriften (und, setzen wir hinzu, den Kunstwerken) der Alten die hingeschwundene Größe anschaut, sich durch sie ergriffen fühle, und an ihnen lerne, sein Gemüth zu würdigen Entschließungen zu erheben. Wenigstens ist es keine allzu seltene Erscheinung, daß ein fähiger Lehrling, sobald er zum Verstehen der Alten glücklich durchgedrungen, sich ihnen nun mit voller Seele hingibt, und berührt von dem großen Inhalt ihrer Historien, begeistert durch die Dichtungen ihrer Poeten, den Boden der Wirklichkeit verlassend, sich hinüberträumt zu den ehrwürdigen Schatten und in seinen Phantasien ihnen zugesellt wird. Bedauern müssen wir zum mindesten einen jeden, dessen Leben nicht einmal

dieſes goldene Zeitalter hatte, ehe ihm die bürgerliche Sorge erſchien und ihn auf immer in Anſpruch nahm."

Gewiß, die Träume unſerer Jugend gehörten Griechenland, verſteht ſich, dem alten; aber auch der reiſſte Mann, der ſich die Reiſe eben bei den Alten vielleicht zum beſten Theil geholt, er wird ſich jener „Träume" nie zu ſchämen haben. Unſere Jugend ſah in der Aera der Hellenen ſo gern ein goldenes Zeitalter der Menſchheit; unſer reiſerer Verſtand freilich weiß es anders. Das Ideal iſt nirgends, eben weil es Ideal iſt; und die — Wirklichkeit?

Unſer größter Kenner des helleniſchen Alterthums, der Altmeiſter Böckh, hat ſeinen „Staatshaushalt der Athener" mit dieſem höchſt merkwürdigen Wort geſchloſſen: „Rechnet man die großen Geiſter ab, die, in der Tiefe ihres Gemüths eine Welt einſchließend, ſich ſelbſt genug waren, ſo erkennt man, daß die Menge der Liebe und des Troſtes entbehrte, die eine reinere Religion in die Herzen der Menſchheit gegoſſen hat. Die Hellenen waren im Glanze der Kunſt und in der Blüthe der Freiheit unglücklicher, als die meiſten glauben."

Denn, dürfen wir hinzuſetzen, ſie hatten wohl Sklaven, aber ſie kannten nicht das beſeligende Leben des Hauſes, der Familie; das Heloten thum und die ſociale Stellung des Weibes waren die Krebsſchäden des ſonſt ſo herrlichen Hellenenthums. Bezeichnend für die Stellung des Weibes bei den alten Griechen iſt, daß uns die Geſchichte wohl die Namen einiger berühmten attiſchen Hetären, von Frauen aber faſt nur den Namen einer einzigen, der Frau des Sokrates erhalten hat — der Xantippe.

Und damit nehmen wir vorerſt Abſchied vom Leſer. Von den Ruinen Athens führt uns ein günſtiges Geſchick nach den Ruinen Roms; aber noch bleibt uns das Größte zu ſehen übrig in Athen, und ſo Gott will, werden wir uns bald wieder zuſammenfinden dort, wo wir ſchieden: auf der neuen Agora.

Cactus Serpentinus.

(Schluß.)

So empfindet Thekla, ohne es auszuſprechen. Die Mutter ſteht mit gefalteten Händen; über ihr blaſſes, gutes, wie verklärtes Geſicht ſchleicht eine Thräne. Mit gedämpfter Stimme, mit einer andern Stimme, viel leiſer, als ſie ſonſt redet, ſagt ſie nach einer Weile: „Der Cactus Serpentinus hat gewiß zum erſtenmal in der heiligen Nacht geblüht, in der Nacht, da unſer Heiland geboren ward; es iſt der ächte Chriſtbaum." Selbſt der Maler lächelt dießmal nicht, wie er wohl ſonſt gethan hätte, über die kindliche Aeußerung der alten Frau. „Ja," murmelt er nickend, wie zu ſich ſelbſt, „man wird immer wieder wundergläubig vor der Natur." Er zieht eilig ſein Zwickbuch heraus und fängt an die Blüthe zu ſkizziren. „Wie im Paradies!" ſagt er bewundernd; „aber die Schlange iſt auch dabei." Bei dieſen Worten ſenkt Thekla ihre langen Wimpern, wie mit böſem Gewiſſen. Sie erröthet überhaupt jetzt beim Kleinſten, zuckt in ſich zuſammen, ihr Bewußtſeyn macht ſie ſo mimoſenhaft.

Wahrſcheinlich um ihre Befangenheit zu verdecken, bückt ſie ſich auf den Cactus Serpentinus. Die Blüthe ſcheint ſich etwas zu neigen, und die junge Frau faßt von unten den Stengel an, um den Zauberkelch ein klein wenig empor zu heben. Dienſtfertig greift die Mutter zu, will ihrem Kinde helfen, humpelt von ungefähr, ungeſchickt wie ſie ſich noch immer in ihrem Faſſe bewegt, gegen den Pflanzenkübel — Kübel gegen Kübel, Crinoline gegen Blumenſtock — und wirft letzteren um, den ganzen Cactus Serpentinus. Die Wunderblüthe fällt mit dem Kelche, mit all den edeln, ſchlanken Blättern, außen zart roſenroth, innen ſchneeweiß, zerknickt in den Sand. Noch einmal ſchwebt das ſüße Veilchenarom empor; es war der Todesſeufzer. Der Blumengeiſt iſt entflohen; zerbrochen, befleckt, zertreten liegt die Blüthe aller Blüthen, die Mexikanerin, die Freude, der Stolz, die Krone ihres Beſitzers, im Staube, im gemeinen deutſchen Sande. Ein erbarmungswürdiger, ein zerreißender Anblick! Noch im Entknospen geſtorben, im Abendroth, das ihr Morgen iſt, hat ſie nicht einmal die kurze heilige Nacht hindurch, welche

Digitized by Google

ihr Tag iſt, unter Nachtigallenlied leben dürfen bis zu ihrem Abend, bis zur Aurora.

Die Kanzleiräthin ſteht zuerſt wie verſteint; dann muß ſie ſich an einem Oleanderſtock halten, um nicht in Ohnmacht zu ſinken. Sie verhüllt ihr Geſicht, nur um die Blüthe nicht mehr zu ſehen, und bricht in bitteres Weinen aus vor Mitleid über die Blume und vor Aerger über ſich ſelbſt. „Daß mir das paſſiren muß! Das verzeihe ich mir nie!“ — Thekla ringt ihre ſchönen, von goldenen Armbändern umwundenen Hände; einzelne große Perlen rollen ihr über die nun auch ſchneeweißen Sammtwangen. Kaſtel klappt das Zwickbuch verdrüßlich zu; er hat ſo wenig ſeine Skizze vollendet, als die Blume ihr Daſeyn. Er weiß nicht, wohin er ſich zuerſt wenden, wo er anfangen ſoll, er kann nicht genug tröſten. Vor allem ſucht er die Damen von der Blumenleiche wegzubringen. „Es hilft jetzt doch nichts mehr,“ ſagt er endlich; „wir wollen uns entfernen; laſſen ſie uns hinübergehen.“ — Der Kanzleiräthin iſt es, als ob ſie einen Mord begangen hätte; ſie iſt wie vernichtet. Thekla fürchtet jetzt wieder in ganz anderer Weiſe für ihre Mama. Man ſchleicht davon, ganz anders, als man gekommen. „Das hat man von den verfluchten Crinolinen!“ denkt Leonce. Vielleicht findet er bald Anlaß, ſie noch mehr zu verwünſchen.

Wie es dem Eigenthümer beibringen, deſſen Entzücken die Blüthe war? wie ihn darauf vorbereiten, daß ſeine Ehre, ſeine Hoffnung in den Staub geworfen iſt? Welche Vortheile, welche Auszeichnungen, ſchwindelnde Träume knüpften ſich für Kohl und die Seinen an dieſen Erfolg! Man durfte ſich ſogar die Vermuthung geſtatten, daß der Erbprinz und ſeine die Blumenpflege beſchützende Gemahlin, und ſelbſt die holdſeligſte Blume, ſich entſchloſſen vorzufahren, um die Wunderblüthe zu beſichtigen. Frau Kohl ſah im Geiſte ihren Mann bereits mit einem Orden augethan, und die Hofgärtnerſtelle mochte dann nicht ausbleiben. Fritzchen ſchickte man auf die Univerſität, dort Gartenbau und Obſtzucht zu ſtudiren, und ſpäter auf Reiſen, des Kindes Gedanke im Wachen und Schlafen. Wer weiß, ob ihn nicht die ſchöne Erbprinzeſſin einmal noch in ihre Dienſte nahm? Das alles hing an dem Cactus Serpentinus, freilich auch in dieſem Sinne ein ächter Chriſtbaum! Das alles war mit dem Cactus Serpentinus zerſtört, lag mit ihm im Staube! Das alles hat eine Crinoline angerichtet! Was wird die Gärtnerfamilie anfangen, wenn ſie die Beſcherung findet, eine ſo ganz andere, als die erwartete? Die Uebelthäter ſpitzen immer die Ohren, ob nicht etwa das Wehgeſchrei herüber ſchalle.

Kaum ſitzen die drei wieder unter ſolchen Betrachtungen niedergeſchlagen in dem allmählig dämmernden Pavillon, als man eilfertige Schritte vernimmt auf dem Kiespfade, welcher ſich den mit Roſen bewachſenen Hügel herauf ſchlängelt. Fritzchen tritt herein mit von Haſt brennenden Wangen. Die Kanzleiräthin fährt zuſammen, wie ſie ſein frommes Geſicht erblickt, als hätte ſie eine Schlange gebiſſen. Ja wohl eine Schlange!

„Ein Compliment von Herrn Kohl und er läßt Ihnen ſagen, daß heute Abend ſein Cactus Serpentinus blüht.“ — Ja, es blüht ſich etwas! — Eine Pauſe folgt. — Man mußte ſich denn doch entſchließen, dem Jungen zu ſagen, er ſolle nur zurückgehen und ausrichten, was für ein Unglück geſchehen ſey. Das Kind ſchreit laut auf und öffnet den erbleichenden Mund weit vor Entſetzen. Und dann iſt es rührend, wie ſchnell er ſich faßt und ganz ſanft ſagt: „Es thut nichts!“ Darauf, nach dieſem: „Es thut nichts!“ nach dieſem Paſſionsworte, um welches Engel ihren kleinen irdiſchen Mitbruder beneiden konnten, trippelt das Fritzchen wieder davon auf dem Kieſe, aber mit weniger flinken Schritten, davon mit ſeinen geknickten Träumen und ſeiner geknickten Cactusblüthe, ein entthronter Erbe.

Die Dunkelheit brach jetzt ſchnell herein, je weniger man ſie herbei wünſchte. Wir wiſſen ſchon, daß man unter dem Pavillon vorbeigehen mußte, um hinüber zu dem Kunſtgärtner zu kommen. Die drei hinter den Jasminwänden hören, wie die Leute aus der Stadt nach und nach hinüberſtrömen, und ſo oft wieder Menſchen einherziehen, aus jeder Gruppe, vernimmt man wieder von neuem das Wort: „Cactus Serpentinus!“ erwartungsvoll gemurmelt. Immer wieder der ewige Cactus Serpentinus, zur Qual der Aufhorchenden! „Ja, kommt nur hinüber!“ denken ſie trübſelig. „Kommt nur hinüber!“

Als man die Lampe in den Pavillon brachte, ſtand der Maler auf und griff nach ſeinem Strohhut. Es blieb ihm noch Einiges zu erinnern wegen morgen, und er bat die Frauen inſtändigſt, doch ja nicht zu ſäumen und ſo früh als möglich im Atelier zu erſcheinen, damit er gleich bei der erſten Sitzung etwas vor ſich bringe; er werde vor Ungeduld nicht ſchlafen und ſchon mit Sonnenaufgang am Werke ſeyn, die Leinwand und die Farben zu bereiten.

„Herr von Kaſtel, Sie dürfen ſich darauf verlaſſen,“ betheuerte die Frau Kanzleiräthin; „wir werden nicht fehlen und uns recht pünktlich einſtellen. Es kann um ſo leichter geſchehen, weil ja mein Herr Schwiegerſohn morgen mit dem grauenden Tag ſeine große Geſchäftsreiſe nach Belgien antritt. Wir wollen ihn überraſchen mit dem Porträt, nicht wahr, Thekla?

Digitized by Google

Wie wird er ſich wundern, wenn er es bei der Rückkehr ſchon ſo weit vorgeſchritten oder wohl gar vollendet findet!" — Ja, der wird ſich wundern, und vielleicht über manches Andere noch dazu!

Außerdem war die geheime Kanzleiräthin wie ausgewechſelt ſeit der Unthat der Crinoline, welche mit dem Cactuskübel zugleich das arme Weib moraliſch über den Haufen geworfen hatte. Verſtummt ſaß ſie da, nicht redſelig wie ſonſt, ſchalt auch nicht, wie gewöhnlich, mit den Dienſtboten, mit dem Mädchen, welches den Abendtiſch im Pavillon bereitete. Zerknirſcht dachte die Mama über all das Elend nach, welches ſie heute angerichtet, und bereute es hundertmal, in die Reſidenz gereist zu ſeyn, die ihr wie Champagner zu Hirn geſtiegen. „Das kommt alles von der Hoffahrt her!" ſagte ſie ſich. „Was brauchſt du ſo ein Ungethüm von Crinoline, ſo eine rieſenmäßige Crinoline, über die dein Seliger noch im Grabe die Hände über dem Kopf zuſammen ſchlagen könnte? Laß dich nicht verſuchen!" Sie möchte ſich alle ihre Haare ausreißen, und ihre Haare ſind gezählt auf ihrem Scheitel. Sie, die ſonſt ſo geſcheidt ſeyn will, für ſich und Andere! Es iſt ihr Tod! Der Aberglaube flüſtert ihr überdieß zu, es ſey ein böſes Omen und bedeute ihr, daß ſie ſelbſt nächſtens ſterben müſſe.

Der Aberglaube macht ſich aber auch bei der Tochter geltend, nur daß dieſe ihn in das Poetiſche überſetzt. Auch ſie erkennt im Unſtern mit dem Cactus ein ſchlimmes Vorzeichen, welches ſie natürlich auf die im Augenblick zuvor ihr entriſſene Entſcheidung bezieht. Das junge Weib betrachtet den Ruin der Blüthe als ein Symbol des Elends, in welches ſie ſelbſt ſich ſtürzt, indem ſie der Verlockung eines Fremdlings, und mehr noch ihrer eigenen Phantaſie Gehör leiht. Wie die Blume, während der Maler flüchtig ihr Bild erhaſchte, wird auch Theklas Daſeyn geknickt in den Staub ſinken, wenn derſelbe Maler ihr Porträt entwirft. Der Anblick des wunderſamen Kelchs hat ſie ohnehin ſogleich gerührt und beſchämt. „Mama," ſagte ſie, „ich ſollte mich doch nicht malen laſſen."

Vielleicht wünſchte ſie nur Widerſpruch; indeſſen fühlte ſie in Wahrheit Grauen vor dem Atelier, und zwar immer mehr, je näher die Stunde rückte, wo ſie es beſuchen ſollte, und je anziehender ſie deſſen Eigenthümer fand. Die Mutter ſtellte ihr vor, wie eine vernünftige Frau nicht ſo ſchwankend, nicht ſo veränderlich ſeyn, und wie man einen ſo berühmten Künſtler nicht an der Naſe herumführen dürfe. Er habe nun einmal ihre Zuſage erhalten, ſeine Vorkehrungen darnach getroffen; nun müſſe es dabei bleiben. Würde er ſich nicht höchſt beleidigt fühlen? Das junge Weib dachte Aehnliches. Sie fürchtete ihn zu kränken, beſonders in ſeinen Augen zu verlieren. Sie wollte nicht für launenhaft von ihm angeſehen werden. Zudem wußte ſie, daß Kaſtel beſonders bei ihrem Gatten, der gewiſſenhaft auf Verſprechungen hielt, Recht fand, wofern jener ſich über ſolche Wankelmüthigkeit beſchwerte. Möchte der Maler nicht ſogar ſchließen, er ſey ihr gefährlich, ſie ſcheue ihn, traue ſich nicht ſelbſt genug? Bereitete ſie ihm dadurch nicht ſchon zum voraus einen Triumph? Nein, ſie iſt es ſich ſelbſt ſchuldig, ihrer eigenen Würde, ſie muß ihr Wort löſen, komme was da wolle. Sie hat ſich in ihrem eigenen Netze verſtrickt; ſie kann nicht mehr zurück; es iſt ihr Verhängniß! Warum hat ihr auch der Himmel, mitten in den nüchternſten Verhältniſſen, dieſe nach Schönheit dürſtende Seele, dieſe Leidenſchaft für den Genius gegeben? Wie vermag das junge, unerfahrene Geſchöpf die Verlockung von außen, von innen zu überwinden! Gerade jetzt, im Moment, wo ſie hülflos allein bleibt, wo Ferdinand von ihrer Seite weicht, ſie auf längere Zeit verläßt, ihre einzige Stütze, ihr Mann, ihr Freund, Ferdinand, der redliche Mann!

Wie berufen oder gerufen tritt er ſo eben, heimgekehrt, mit treuherziger Begrüßung in den Pavillon und ſetzt ſich mit trefflichem Appetit, dem die kräftige Geſtalt, die blühende, etwas von der Sonne gebräunte Geſichtsfarbe entſpricht, wie einer, der hungrig und durſtig von der Arbeit kommt, an den in wenigen Minuten mit duftenden Speiſen bedeckten Tiſch. Munter erzählt er von den kleinen Erlebniſſen des Tages und merkt es nicht gleich, daß die Schwiegermutter ihm gegenüber nur ſeufzt und ſein Weibchen neben ihm ſehr einſylbig iſt, und zwar von den gereichten Schüſſeln nimmt, aber Meſſer und Gabel wieder hinlegt, ohne etwas auf dem Teller zu berühren. Plötzlich macht auch Ferdinand eine Pauſe, im Reden und im Eſſen, das ihm mundet nach den Mühen des Tages, und ſchaut die Frauen fragend an, eine um die andere. Man konnte und wollte ihm das Geſchehene nicht länger vorenthalten und brach in Klagen aus über den Unfall, oder vielmehr in Selbſtanklagen.

„Es iſt jetzt nicht mehr zu ändern," ſprach er darauf in ſeiner ruhigen, beſtimmten Weiſe. „Es iſt jetzt nicht mehr zu ändern und wir wollen darauf denken, dem Gärtner bei Gelegenheit ſeinen Schaden zu erſtatten Es ſoll meine Sache ſeyn, dem armen Kohl ſeinen Schrecken zu vergüten."

Lachend, indem er wieder ſeine Perlzähne zeigt hinter dem dunkeln Stutzbärtchen und ſich über die offene Stirne und durch das braune Kraushaar fährt, lachend fügt der Fabrikherr hinzu: „Da iſt's gegangen

Digitized by Google

wie meinem Vater mit dem Silberfaſan." — „Herr Schwiegerſohn, wie iſt es denn Ihrem Vater gegangen mit dem Silberfaſan?" — „Er hat einen Silberfaſan gehabt, der ſein Stolz, ſeine Luſt war, einen prächtigen Silberfaſan, auf den ſich der Alte viel einbildete. Eines Tags flog der Silberfaſan über die Hofmauer; der Hausknecht will ihn fangen und reißt ihm den Schweif aus, oder behält vielmehr den Schweif in der Hand. Als mein Vater ihn darüber ſchilt, gibt der Burſche zur Antwort: „Ich hab' nicht gewußt, daß er ſo leicht eingeſetzt iſt."

„Ah! der Silberfaſan!" ſagte Thekla, ſonſt nichts. Auch hob Ferdinand jetzt, mit einem freundlichen Nicken gegen Frau und Schwiegermutter, die Abendtafel auf, weil er morgen mit dem Früheſten abreiſen wollte.

Oben in ſeiner Stube, hinten hinaus gegen Wald und Berg, ſaß der Hausherr noch lange an ſeinem Bureau und ſchrieb und rechnete und ſiegelte und zerriß Papiere, zählte Geld und ſperrte Schubfächer auf und zu; denn er war in Rückſtand geblieben, d. h. bloß mit Geſchäften, und mußte dieſelben noch bereinigen vor der Abfahrt. Man hört in der mitternächtlichen Stille kein anderes Geräuſch, als das der über den Bogen raſtlos jagenden Feder, durch die weit offenen Fenſterflügel haucht ſchwül die Luft herein voll Lindenblüthe. Jetzt ſchwirrt ein Nachtfalter in immer engeren Kreiſen aus der ſchwarzen Finſterniß des wolkenumhängten Himmels außen um die blendende Lampe innen und wirft ſeinen Schatten auf das halb beſchriebene Blatt. Es ſchlägt zwölf Uhr von den Stadtthürmen herüber, von einem nach dem andern. Da, wie der letzte Glockenton verhallt, bewegt ſich die Portière an der Thüre. Das mag wohl vom Luftzuge ſeyn? Nein, hinter dem wallenden Vorhange ſchwebt eine weiße Geſtalt vor.

„Thekla, biſt du noch wach, oder wandelſt du im Schlafe wie Lady Macbeth?" — „Ich habe mich noch gar nicht hingelegt. Ich kann nicht einſchlafen. Ferdinand, ich hab' eine Bitte an dich!" — „Sprich, Kind, genire dich nicht." Sie ſtellte ihr Bougeoir auf ſeinen Schreibtiſch und neigte ſich über ſeinen Lehnſtuhl zu ihm herab. — „Du mußt aber deine Feder wegthun, Ferdinand, und mir recht zuhören; es geht nicht ſo geſchwind."

Nach ihr zurückgebogen, ſchaut er ſie mit innigem Vergnügen an, wie ſie ſo da ſteht auf dem ſchwarzen Hintergrunde des geöffneten Fenſters, von der Lampe angeſtrahlt, die warme, jugendlich gerundete und zarte Geſtalt, gleich der duftumfloſſenen Elſe der Linde ſelbſt, im weißen, fein anſchmiegenden Nachtkleid, mit dem über den ſanften Formen, über dem Schnee der Schultern frei niederſtrömenden Haar, mit der hoch erglühten Wange, den glänzenden Augen, welche noch nie mit ſo mildem, ſchmelzendem Feuer auf dem Manne geruht haben, daß er nicht weiß, wie ihm geſchieht.

„Ferdinand," fängt ſie an, ſchüchtern und doch zuverſichtlich, „Ferdinand, laß mich mit dir reiſen! Als du mir anboteſt, mir Belgien zu zeigen, ſchlug ich es aus und meinte, die Fabriken und Maſchinen brächten mich um. Das war ſehr unverſtändig geredet." Er macht große Augen über das Licht, welches ſeinem Weibe ſo plötzlich bei Nacht aufgegangen, und begreift nichts davon, weil er den Zuſammenhang nicht ahnen kann. „Verzeih mir," fährt ſie fort, „und ſtrafe mich nicht ſo ſchwer, daß ich hier ohne dich zurückbleiben müßte. Nimm mich mit, Ferdinand! Ich will dich überall hin begleiten und alles recht genau betrachten, mich von dir über alles belehren laſſen; du ſollſt eine aufmerkſame Schülerin an mir haben und ich will auch gewiß immer auf die Minute fertig ſeyn. Und wenn ich mit dir in allen Fabriken und bei allen Maſchinen geweſen bin," ſetzte ſie ſchelmiſch hinzu, „dann gehſt du mit mir in die alten Kirchen, die Rathſäle, führſt mich nach Antwerpen, nicht wahr?"

„Aber unſer Haus, Thekla, in dem jetzt gar nichts vorgeſehen iſt?" — „Du haſt ja die Mama verſchrieben, um mir Geſellſchaft zu leiſten während deiner Abweſenheit, die kann unſere Wirthſchaft führen. Sieh mich nicht ſo zweifelnd an, Ferdinand, ſorge nicht! Die Mama iſt ſo gelind, ſo weich ſeit dem Unglück mit dem Cactus Serpentinus, daß ſie uns ſicher die Leute nicht zu viel ſchilt und kein Mädchen mehr verjagt." — „Du haſt ja deine Sachen nicht gepackt!" — „Das Nöthigſte iſt ſchnell zuſammen gerichtet, und was fehlt, ſchickt die Mama nach. Nimm mich nur mit, Ferdinand!" ſchmeichelte ſie. „Wir dürfen uns nicht auf ſo lang trennen!" — „Du biſt mein liebes Weib!" ſagt er und zieht ſie an ſich, küßt ſie auf beide Augenlieder.

„Und dann noch etwas, Ferdinand," beginnt ſie von neuem. „Du haſt mir verſprochen, den Gärtner für den Verluſt, den er gehabt, zu entſchädigen. Wie wäre es, wenn wir das Fritzchen, bis —" hier ſenkte ſie die langen, von ihm eben geküßten Wimpern — „bis uns Gott ſelbſt ein eigenes Söhnlein ſchickt, als ſolches bei uns erzögen und verſorgten?" — „Ich habe auch ſchon daran gedacht," erwiederte er nach einigem Beſinnen. „Es iſt ein begabter Knabe; ich wollte ihn herüber nehmen in das Haus, in die Fabrik, ihn mit den Jahren ſelbſt einleiten in die Geſchäfte, in das Reiſen, mir mit der Zeit einen tüchtigen Genoſſen und Stellvertreter heranbilden, dem ich einmal mit Ruhe

Digitized by Google

alles anvertrauen könnte. Ich bin wieder davon zurückgekommen. Darf ich den Kleinen willkürlich aus dem gefunden Boden, in welchem er wurzelt, in einen andern verpflanzen? Das Getriebe der Industrie befriedigt nicht jeden Menschen. Nein, er soll bei seinen Bäumen, seinen Blumen bleiben. Der Beruf in der Natur, der ist doch der beste. Fritzchen mag selbst einmal einen blühenden Cactus Serpentinus für uns ziehen, zum allseitigen Ersatz. Sobald wir aus Belgien heimkommen, will ich mich gegen seinen Vater verpflichten, die Erziehungskosten des Jungen zu tragen und denselben später auf die Akademie und auf Reisen zu schicken, zur weitern Ausbildung in seinem Fache."

„Ferdinand, ich danke dir, daß du meine Schuld tilgst! Wie kann ich dir die Schuld meiner Liebe zahlen?"

Ohne die eigentliche Bedeutung dieser Worte zu verstehen, zog er Thekla an sein Herz, inniger als je, und sie umschlang ihn mit beiden Armen, mit ihren schneeweißen Armen, als wollte sie sich fest an ihn halten und ihn nicht mehr loslassen. Es war wie eine zweite Verlobung, nein, besser, eine Vermählung.

So kann doch auch sogar eine Crinoline zu etwas gut seyn und ein umgestürzter Cactus Serpentinus!

Emma Niendorf.

Die deutschen Räthe.

„Die Türken, welche Europa „Frankestan" nennen, würden, wenn sie auf Reisen gingen, die Eintheilung, nach dem Fehlerhaften des Charakters gezeichnet, vielleicht auf folgende Art machen: 1) das Modenland (Frankreich), 2) Launenland (England), 3) Ahnenland (Spanien), 4) Prachtland (Italien), 5) Titelland (Deutschland sammt Dänemark und Schweden als germanischen Völkern), 6) Herrenland (Polen), wo ein jeder Staatsbürger Herr, keiner dieser Herren aber, außer dem, der nicht Staatsbürger ist, Unterthan seyn will." So sagt Kant in der Anthropologie (Königsberger Ausgabe 1800, Seite 298).

Zur Unterstützung dieser Bemerkung habe ich unter den in Deutschland gebräuchlich gewesenen und noch gebräuchlichen Titeln Eine Abtheilung, die Rathstitel, herausgegriffen und ein wenig näher betrachtet, wobei ich gefunden, daß zwar einige Titel antiquirt sind, daß aber diese auf das reichlichste bis auf die neueste Zeit wieder ersetzt worden.

Dieses Titelwesen hat im vorigen Jahrhundert sogar eine eigene Literatur hervorgerufen. Der damalige Brandenburg-Culmbachsche Geheimerath und Oberamtmann J. F. von Beust zu Ohrdruf schrieb im Anfang des genannten Jahrhunderts einen ganzen Quartband über die Räthe, und darin ein besonderes 32 Seiten großes Kapitel „von deren unterschiedlichen Arten." Damals war ihre Anzahl noch sehr gering. Nicht besonders war die Anzahl bis zum Jahre 1743 gewachsen, wie in dem Medit. jur. proedriae von Hellbach zu ersehen ist; dagegen wird ihre Zahl bis zum Ende des Jahrhunderts schon ziemlich bedeutend, wie J. Chr. von Hellbachs Handbuch des Rangrechts 1804 mittheilt. Das laufende Jahrhundert hat die Zahl verdoppelt.

Indem ich nun nachstehend ein Verzeichniß der in unserem Vaterlande üblichen und seit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts üblich gewesenen Rathstitel mittheile, habe ich nur noch hinzuzufügen, daß dasselbe keinen Anspruch auf Vollständigkeit macht, indem sich in den einzelnen Ländern gewiß noch mancher Beitrag dazu liefern ließe.

Abteirath, Accisrath, Admiralitätsrath, Amtsrath, Amtscammerrath (in Preußen), Appellationsrath, Archivrath, Assistenzrath, Armenrath, Administrationsrath.

Balleirath, Baurath, Bergrath, Beistandsrath (siehe Hellbach, Meditat. jur. proedriae, Seite 434), Bezirksrath (Großherzogthum Hessen), Bibliothekrath.

Cabinetsrath, Canzleirath, Cassationsrath, Cammerrath, Commerzienrath, Commissionsrath, Commissariatsrath, Censurrath, Cammergerichtsrath, Collegienrath, Conferenzrath, Criminalrath, Consistorialrath.

Damm- und Deichrath, Domainenrath, Departementsrath, Deputationsrath, Directorialrath.

Erbrath, Expeditionsrath, Etatsrath, Educationsrath, Examinationsrath, Ehegerichtsrath, Ehrengerichtsrath, Eisenbahndirectionsrath.

Finanzrath, Forstrath, Familienrath, Fakultätsrath.

Digitized by Google

Geheimerath, Gubernialrath, Gestütsrath, Geistlicher Rath, Gewissensrath (unter Maria Theresia in Oesterreich), Gelehrter Rath, Gerichtsrath, Grenzrath (in Preußen), Gemeinderath, Gesandtschaftsrath.

Hofrath, Hofgerichtsrath, Hofcammerrath, Hofkriegsrath, Hofcanzleirath.

Justizrath, Justizcanzleirath (im Erbachischen), Judenrath, Intendanturrath, Justizcommissionsrath (im Cleveschen), Jagdrath.

Kriegsrath, Klosterrath, Kirchenrath, Keuschheitsrath (vormals in Wien), Kreisrath, Kreisgerichtsrath.

Landschaftsrath, Landgerichtsrath, Licentrath (im Preußischen), Landvogteigerichtsrath (zu Heilsberg), Landrath, Legationsrath, Lehnrath, Landcammerrath, Landesdirectionsrath, lustiger Rath.

Medicinalrath, Münzrath, Municipalrath, Marstallamtsrath, Ministerialrath, Marinerath, Majoratsrath, Magistratsrath.

Niedergerichtsrath, Notariatsrath.

Ordensrath, Oekonomierath, Officialrath, Obergerichtsrath.

Polizeirath, Postrath, Pupillenrath, Proceßrath, Provincialrath, Peinlicher Gerichtsrath.

Quartalgerichtsrath (in der Altmark, Hellbach, Meditat. juris proedriac S. 453).

Rath, Rentrath, Regierath, Regierungsrath, Reichsrath, Reichshofrath, Reichskammergerichtsrath, Revisionsrath, Rekrutirungsrath (Großh. Hessen), Rechnungsrath, Rentkammerrath, Regimentsrath, Reichsregimentsrath, Renteirath.

Sanitätsrath, Schulrath, Studienrath, Schatzrath, Stadtrath, Staatsrath, Steuerrath, Seehandlungsrath, Stiftsrath, Sammtrath (im Solmsischen), Sammthofrath, Stadtgerichtsrath, Städtischer Landrath.

Titularrath, Tribunalrath, Tabaksadministrationsrath.

Universitätsgerichtsrath.

Verwaltungsrath, Visitationsrath, Viehrath (Friedrich II. gab einem Thierarzt diesen Titel).

Wirthschaftsrath, Waisengerichtsrath, Witthumsrath, Waffendirektionsrath.

Zollrath, Zunftrath, Zahnrath.

Dazu kommen die verschiedenen Vorbezeichnungen: Ober-, Geheimer-, Geheimerober- u. s. w., welche vielen dieser Titel angepaßt werden.

Wie man sieht, gehen diese Titel durch das ganze ABC, nur die Buchstaben X und Y fehlen. Im Ganzen sind es 146 Gattungen von Räthen. Man sollte nicht meinen, daß es so oft an gutem Rathe fehlt.

Ich habe irgendwo gelesen, in Schweden müßten die Titularräthe alljährlich eine bestimmte Abgabe für den Genuß des Rathstitels zum öffentlichen Besten erlegen. Eine solche Besteuerung der Titelsucht und Eitelkeit würde in jeder Hinsicht über alles Lob erhaben seyn, so wie überhaupt die Mode und der Luxus im Grunde für nichts weiter gehalten werden können, als für eine Steuer, den die Industrie dem Reichthum und der Narrheit aufzulegen versteht.

H. H.

Literatur.

Die Nibelungen auf der Bühne.

(Schluß.)

Nehmen wir den Faden der Begebenheiten wieder auf.

Brunhild hat Günther also über den Rhein hinausgehalten, aber, wenn sie auch der ihr bevorstehenden „Schmach" gedenkt, Widerstand scheint doch nicht weiter versucht werden zu sollen. „Auch hielt' ich mir," sagt die im Werbekampf doch Unterlegene zu Frau Ute,

„Wenn Ihr sie nicht verfüßtet,
Die Schmach, die mich bedroht, wohl ewig fern."

Um Frau Ute's willen also kein Widerstand; ein befremdender Grund, um in einem Sturm, wie der hier herauf beschworene, fünfe gerade seyn zu lassen, zumal sich die betreffenden beiden, Ute und Brunhild, kaum erst begrüßt haben.

Nun Siegfried mit Kriemhild verbunden werden soll, findet Brunhild endlich Anlaß zu herausforderderen Worten. Es folgt im Sinne des Gedichts die Verspottung des Dienstmannes Siegfried, dann Gunthers Hindeuten

Digitized by Google

auf ein Geheimniß, in das ſie ſchon gelegentlich eingeweiht werden ſolle, ihre Weigerung ſich ihm bis dahin anders denn als Königin zu verbinden, die Vermählung im Dom und zuletzt, da ſie bei der Hochzeittafel, um jenes ihr vorenthaltenen Geheimniſſes willen, weint, die Verabredung zwiſchen Hagen und Siegfried, letzterer falle im Dunkeln ihr den Gürtel löſen und ſie darauf dem Gemahl überantworten. Sie weint alſo, weil ihr ein Geheimniß vorenthalten wird; ſtatt den Grund dieſes Kummers zu heben, wird das Auskunftsmittel gewählt, ſie mit Ignoriren jenes Kummers zu ihren ehelichen Pflichten zu zwingen. Der ideelle Inhalt ihres Verdruſſes iſt erwähnt worden, aber dennoch bleibt ſeine Löſung unverſucht, kommt gar nicht einmal zur Sprache und Keiner ſcheint auch nur an den doch viel einfacheren Ausweg irgend einer lügenhaften Ausrede (inmitten eines ſo vielmaſchigen Truggewebes) zu denken.

Unbegreiflicherweiſe vergißt auch Brunhild im folgenden dritten Akte, um was es ſich eigentlich handelte, ganz wie ſie ſchon im zweiten Akte das Hinaushalten ihres Ehemanns über den Rhein vergeſſen. Das Geheimniß, das ihr nicht gelöst wurde und um deſſen willen ſie doch trauerte, kommt mit keinem Wort wieder zum Vorſchein, und ſtatt logiſch dasjenige daran zu knüpfen, was ſie nun wieder gegen Siegfried auf dem Herzen hat, will ſie ſeinen Tod nur deßhalb, weil er ſich ſo prächtig gebehrdet und Gunther neben ihm nicht zu ſeinem vollen königlichen Rechte gelangt. Gunther iſt ihr jetzt der Größte:

„Ob er den Lindwurm ſchlug
Und Alberich bezwang: das Alles reicht
Noch nicht von fern an dich."

Und hier erinnert ſie ſich endlich denn auch beiläufig jenes eclatanten Kraftſtücks, von dem wir bisher nur durch Hagen hörten und das merkwürdigerweiſe in die Seele der königlichen Brüder keinerlei unehrerbietige Reflexe warf, jenes Hinaushaltens ihres küſſeumwallenden Gemahls über den Rhein. Aber auch jetzt knüpft ſie nur die Betrachtung daran, Gunther habe ſich's nur gefallen laſſen, um ſie durch Großmuth zu beſchämen.

Inzwiſchen hat Siegfried der Kriemhild das über Nacht Vorgefallene verrathen. Wegwerfende Aeußerungen Brunhilds reizen Kriemhild bald darauf, ihre Schwägerin zu demüthigen. Brunhild beſchwert ſich bei ihrem Gatten:

„Bin ich ein Kebsweib, König?"

Siegfried wird zur Rede geſtellt, ob er ſich gerühmt habe. „Gerühmt?" Er leugnet und geht mit der Verſicherung:

„Hier wurde nicht geſchwatzt, Ihr werdet ſehn."

Wie das Ausplaudern eines ſolchen Geheimniſſes, wenn auch unter dem drängenden Zuſpruch ſeines Weibes, ihm nicht als Schwatzen erſcheinen ſollte, iſt nicht füglich zu begreifen. Es hilft ihm übrigens auch wenig. Kaum iſt er fort, ſo wirft ſich Hagen als höchſte Staatsgewalt auf:

„Nun tretet um mich her und haltet gleich
Das peinliche Gericht.

Gunther.

Wie redeſt da!

Hagen.

Fehlt's hier an Grund? Dort ſteht die Königin
Und weint die heißen Thränen, welche ihr
Der Schimpf entpreßt!

(Zu Brunhild.)

Du edles Heldenbild,
Du einz'ges, dem auch ich mich willig beuge!
Der Mann muß ſterben, der dir das gethan!

Gunther.

Hagen!

Hagen (zu Brunhild).

Der Mann muß ſterben, wenn du ſelbſt
Nicht zwiſchen ihn und deinen Rächer trittſt.

Brunhild.

Ich eſſ' nicht mehr, bis ihr den Spruch vollzieht."

Gieſelher widerſpricht noch ein wenig.

Um einen kleinen Fehl
Wollt ihr den treuſten Mann der Erde morden?
Mein König und mein Bruder, ſage Nein!"

Aber Gunther, der überhaupt faſt im ganzen Stück nur als ſtumme Perſon erſcheint (im erſten Akt, wo er doch als Brunhilds Freier ihr gegenüber tritt, ſagt er nur die vier Worte: „wohl weiß ich das"), Gunthern alſo fällt auch hier keine Antwort ein, und ſo behält Hagen das letzte Wort.

Mit einem kurzen Zwiegeſpräch zwiſchen Frigga und Brunhild, worin Brunhild gegen Siegfried Roche ſchnaubt, endet dieſer Akt und zugleich die Rolle der Brunhild ſelbſt, da ihrer von nun an nur noch als einſam Faſtenden gedacht wird.

Wie aus dem hier Zuſammengeſtellten erſichtlich iſt, beſteht in der Auffaſſung aller Betheiligten der Schwerpunkt der Begebenheit in etwas anderem, als in dem unſerem ſittlichen Empfinden Nächſtliegenden. Siegfried hat aus der Schule geſchwatzt, das bricht ihm den Hals. Schon im zweiten Akt, als Hagen die Procuroushülfe in's Werk ſetzte, ſagte dieſer:

Wir ſtehn allhier zu Dreien
Und haben, hoff' ich, keine einz'ge Zunge,
Der Vierte in unſerm Bunde ſey der Tod!"

So geht es fort, und auch Siegfried empfindet, als man ihn zur Rede ſtellt, nichts in Bezug auf den unſittlichen Kern der That:

„Hier wurde nicht geſchwatzt, Ihr werdet ſehn!"

Gieſelher nennt Siegfrieds Schuld denn auch nur „einen kleinen Fehl," und weder ihm noch irgend einem der Betheiligten fällt es hier wie im weitern Verlaufe des Stücks ein, den eigentlich Schuldigen, den Schwächling Gunther, zur Verantwortung zu ziehen. Ja, ſogar Brunhild hat

kein Wort der Verachtung gegen Gunther, den sie doch über die Spottitel der Schwester zu Rede stellt und mit dem sie gemeinsame Sache macht, um über Siegfried „peinliches Gericht“ zu halten.

Die psychologische Entfaltung des ganzen Conflikts ist damit völlig abgelehnt. Wir sehen lauter Menschen vor uns, denen etwas durchaus Nebensächliches zur Hauptsache wurde, und die, selbst wo sie diese Hauptsache als unbedeutend zu entschuldigen versuchen, doch denjenigen Empfindungen keinen Ausdruck geben, die in uns zum Worte drängen. Statt unsere Dolmetscher zu seyn, werden sie zu Wortwendern einer uns unverständlichen Sophistik. Die weitern Vorgänge sind denn auch rein äußerlicher Art. Hagen erlauscht von Kriemhild die Stelle, wo Siegfried verletzbar ist. Siegfrieden wird, durch ein absichtlich falsches Gerücht über den Wortbruch der entlassenen dänischen Geiseln, Gelegenheit gegeben, in überredfeliger Weise den Treubruch im Allgemeinen als das schwärzeste aller Verbrechen auszumalen. Der Kaplan erzählt seine eigene Bekehrung, die Steinigung des heiligen Stephanus und ein dem Petrus begegnetes Wunder. Dann läßt Hagen Knechte auspeitschen, die man für reuige Sendboten jener wortbrüchigen Dänen ausgibt — diese ganze Episode bezweckte nur, Kriemhilden durch Kriegsgerüchte zu schrecken und ihr so das Geheimniß wegen jener verletzbaren Stelle abzulocken — und endlich geht so ziemlich die ganze Sippe auf die Jagd. Dieß der vierte Akt. Wie in den vorigen Akten das Hinaushalten über den Rhein allen aus dem Gedächtniß gekommen, dann der Grund, um dessen willen Brunhild trotzte, endlich die eigentliche Veranlassung des Siegfried'schen Vergehens, so hat Siegfried im vierten Akte, den Nächstbetheiligten gegenüber, die wichtigste Angelegenheit des vorigen Tages, die Aufdeckung seines unwürdigen Betrugs, vollkommen vergessen. Nahm er das Ganze etwa so leicht? Betrachtet er es wie ein gewöhnliches Jagdstückchen? Nichts weniger! Als Hagen ihm die nächtliche Ueberlistung Brunhilds vorrückt, hat er seinen Ekel gegen diese Rolle deutlich genug ausgesprochen. Sie ist ihm als eine Sünde gegen die Natur erschienen.

— „O drei mal heilige Natur!
Mich widert's, wie noch nie in meinem Leben....“

Er konnte sich nicht verständlicher darüber äußern. Also eine reine Vergeßlichkeit.

Der fünfte Akt führt uns an den Brunnen, wo Siegfried fallen soll. Siegfried ist des Selbstrühmens voll:

„So gebt nur denn für einen Auerstier,
Fünf Eber, dreißig oder vierzig Hirsche,
Und so viel Hühner, als ihr sammeln mögt,
Des Löwen und der Bären nicht zu denken,
Nur einen einz'gen Becher kühlen Weins.“

Aber es fehlt eben am Getränk. Man hat den Wein an einen andern Ort geschickt. Wasser muß aushelfen. Im Begriffe zu trinken, wird Siegfried dann rücklings durch Hagen erstochen, und nachdem ihn der Mörder in Gegenwart aller Andern verhöhnt und bald einen Tropf, bald einen Schwätzer, bald einen todten Mann geheißen hat, bricht Siegfried unter langer Widerrede zusammen. Vor Kriemhilds Thüre getragen, dann im Dome ausgestellt, wo „alle Sippen bis auf Giselher“ sich bereit erklären, Hagen durch einen falschen Eid zu reinigen, zeugt der todte Siegfried durch das Aufbrechen seiner Wunde gegen seinen Mörder, was Hagen aber nicht abhält, die Leiche noch der Balmung zu berauben.

Kriemhild.

Zum Mord den Raub!
(Zu Gunther.)
Ich bitte um Gericht!

Kaplan.

Gedenke dessen, der am Kreuz vergab.

Kriemhild.

Gericht, Gericht! Und wenn's der König weigert,
So ist er selbst mit diesem Hut bedeckt.

Ute.

Halt ein! Du wirst dein ganzes Haus verderben —

Kriemhild.

Es mag geschehn, denn hier ist's überzahlt!

Dieß ist das Trauerspiel „der gehörnte Siegfried.“ Wie haben die vielen Schönheiten, die es enthält, nur beiläufig andeuten können, da sie wesentlich in der Sprache, in kühnen, oft auch anmuthigen Bildern und Wendungen zu Tage treten. Diese Vorzüge helfen einigermaßen über die Klippen des Stücks weg, ohne aber doch zu verhüten, daß man am Schlusse der Fahrt das Wasser durch alle Schiffsfugen hereinbrechen fühlt.

Wo ist zuvörderst der tragische Held? Siegfried muß es füglich seyn, denn er fällt als Opfer; aber ist das Schwatzen eine Schuld, welche zu tragischem Ausgange berechtigt? Demnach läßt uns der im Stücke als gültig hingestellte Sittlichkeitskanon nur diesen Einen bedeutsamen Makel erkennen. Ein Held soll ferner das Gefäß einer übersprudelnden Leidenschaft seyn. Die Leidenschaft Siegfrieds besteht aber höchstens im Erzählen seiner Wunderthaten; unmöglich eine tragisch verwerthbare Leidenschaft. Auf der andern Seite steht die Burgunder Sippe. Giselher abgerechnet (aber dieser, ein Knabe, der kaum skizzirt ist, kommt gar nicht in Betracht), erbieten sich Alle zum falschen Eide; aus welcher Ursache, ist nicht wohl abzusehen, da Hagen nach vollbrachtem Todschlage so wenig auf's Geheimhalten drang, daß er meinte: die dummste Ausrede sey die beste. In der That ändert das gleich darauf gelungene Entdecken des Mörders ja auch nicht das Mindeste. Gunther denkt nicht daran, Gericht zu halten, Hagen ist sogar frech genug, den Todten zu berauben — Angesichts der wehklagenden Kriemhild. Es herrscht also eine Frivolität im Punkt des Mannesworts und Eidschwurs, welche ihnen Allen den Anspruch auf unsere Theilnahme

Digitized by Google

durchaus entzieht. Es sind weder Helden, noch selbst nur Recken in dem uns geläufigen Begriff. Es sind ganz moderne Eidsälscher, wie wir sie auf den Bänken des Schwurgerichts zusammenlesen können, wo für einen Gulden oder zwei für oder wider geschworen wird. Ihr Wortführer Hagen ist noch überdieß ein Unmensch. Sein rohes Witzeln, während Siegfried verendet, geht weit über die schlechteste Gesellschaft im neuen Vitaval hinaus und würde uns mit unerträglichem Ekel erfüllen, wenn wir an der Möglichkeit eines solchen Scheusals überhaupt nicht vorher schon irre wären.

Welchen menschlichen Antheil können wir aber den Familienzwistigkeiten einer Sippe abgewinnen, von der wir uns bereits in den Grundbedingungen unseres sittlichen Empfindens so ganz und gar abgestoßen fühlen? Und mit welcher Bedrückung endlich, wenn wir etwa das Unglück gehabt hätten, Siegfried lieb zu gewinnen, mit welcher gemarterten Stimmung müssen wir den Vorhang über einer Scene niederrollen sehen, deren Inhalt ungesühnter Mord und Raub ist und gesprelzte Erbärmlichkeit, während der einzige anständige Held auf der Bahre liegt!

Daß unser Gefühl nach dieser Seite hin schon während des ganzen Stücks auf harte Proben gestellt worden ist, mildert das Unerquickliche solches Ausgangs nur dem Scheine nach. Wir gewöhnen uns wohl an den Anblick einer Genossenschaft, die alle Schelmenstücke und Ehrlosigkeiten, wenn auch in verschiedenen Tonfarben, als Spielarten gemeinsamer Versunkenheit zum Besten gibt, und wundern uns nicht, daß sie bis an's Ende in solchem Sinne zusammen hält; aber die Kunst trägt ihr Gewissen einmal nicht nach dem Winde; es findet seinen Schwerpunkt von selbst wieder und protestirt immer von neuem, wie sehr seine Lothlinie auch hin und her gerückt wurde.

Und hier können wir an das schon weiter oben in Betreff der Trilogie, als solchen, Gesagte anknüpfen. Es ist völlig gleichgültig, ob die Nemesis in „Kriemhilds Rache" ihre Sichel sausen lassen wird. Wo immer sich ein fünfaktiges Trauerspiel uns gegenüber stellt, hat es sich den ethischen Gesetzen dieser Gattung zu unterwerfen, und es hilft ihm nichts, wenn unser beleidigtes Empfinden mit dem Zurufe entlassen wird: „Kommt morgen wieder, die Geschichte ist noch lange nicht aus! Ihr werdet schon sehen, daß jedem seine Ruhe gebunden ist."

Fragen wir uns zum Schlusse nun, ob unser nationales Epos, wenn in dieser Weise auf die Bretter gebracht, uns mit Stolz und Ehrfurcht erfüllen kann, so brauchen wir die Antwort nicht erst hinzuschreiben. Nein! Zu diesen Altvordern uns zu bekennen, gelüstet uns nun und nimmermehr, und sind sie in Wahrheit eine so entartete Sippe gewesen, so möge sie weit lieber auch ferner im Nebel des alten Epos dahin dämmern. Wir wollen keine Rückblicke, die uns nicht erheben.

—t.

Correspondenz-Nachrichten.

München, Juli.

Die Fichtefeier. — Der Jahrestag der Verfassung. — Verhandlungen wegen des Frankfurter Schützenfestes. — Andenken an Thiersch. — Universität. — Literatur.

In den letzten beiden Monaten hat unsere gute Stadt eine Reihe von Festen feiern und vorbereiten sehen, von denen fast ein jedes außer seiner inneren Bedeutung durch die Aufregung der Zeit und die scharfen Gegensätze der Parteien noch eine tendenziöse Färbung erhielt oder doch erhalten sollte.

So gleich die Fichtefeier. Es ist nicht zu leugnen, daß dieses Fest in der großen Masse der Bevölkerung Münchens keinen Boden hatte, wie dieß, wenn man aufrichtig ist, wohl von allen Städten Deutschlands gelten wird. Daß die sachmäßigen und nicht sachmäßigen Freunde der deutschen Philosophie den großen Schuler und Gegner Kants in seiner Bedeutung für die Geschichte der Spekulation zu würdigen, daß die Gebildeten die Wirkung seiner Reden an die deutsche Nation zu schätzen wußten, versteht sich von selbst, und daß die Fichtefeier in den Kreisen wissenschaftlicher und literarisch geselliger Genossenschaften würdig werde begangen werden, war bestimmt zu erwarten. Mehr aber konnte man nicht erwarten; daß das Fest nicht mit der Schillerfeier sich werde vergleichen lassen, war voraus zu sehen. Kein deutscher Heros, selbst Goethe und Mozart nicht, ist in dem Maß in den breiten Schichten des Volks bekannt und gefeiert wie Friedrich Schiller, am wenigsten aber ein so schwer zugänglicher Philosoph wie Fichte. Die Akademie, die Universität, der Gesangverein der Studentenschaft und die größeren literarischen Gesellschaften haben den Tag in angemessener Würde begangen. Wenn man von einer gewissen Seite her, welche unablässig bemüht ist, den Druck der Regierungen und das geistige Zurückstehen der Bevölkerung in Süddeutschland im Gegensatz

zu dem Liberalismus des politischen Systems und der Bildung in Preußen zu betonen, behauptet hat, die Fichtefeier sey in München von oben gedrückt und von unten lässig betrieben worden, so sind diese beiden Ausstreuungen unwahr. Es ist insbesondere rein erfunden, daß Rektor und Senat der Hochschule einen von der Studentenschaft vorbereiteten Fackelzug verboten hätten. Die Studentenschaft hat an einen Fackelzug bei dem Mangel jeder lokalen Beziehung Fichtes zu München nicht denken können und die von ihr veranstaltete Gesangsfeier war von allen akademischen Behörden autorisirt.

Wie vielmehr dermolen das erfreulichste Einvernehmen zwischen Regierung und Volk in Bayern bestehe, zeigte sich recht deutlich bei der wie im ganzen Land so in München auf's würdige begangenen Feier des 18. Mai, des Jahrestags der Verkündigung unserer Verfassung. Bayern ist in der That derjenige deutsche Staat, welcher das Verfassungsleben am vollendetsten entwickelt hat — ruhiger als Baden und weniger kampfunterbrochen als Württemberg — und das ächt staatsbürgerliche Bewußtseyn von der Unentreißbarkeit der politischen Freiheiten, welche wir in den kritischen Jahren 1818, 1834, 1848 und 1859 in sicherem Fortschritt erworben haben, kam an jenem Festtage zu lebendigem Ausdruck. Wir sind dabei von jedem quietistischen Optimismus sehr weit entfernt. Wir wissen recht wohl, daß auch in dem Gewande, welches unser Staat mit dem 1. Juli dieses Jahrs angethan, nach Flecken — und namentlich Flitter — wahrzunehmen sind, daß insbesondere in dem mit so viel Aufwand und Behagen gepflegten „bayerischen Nationalthum" sehr viel Selbsttäuschung mit unterläuft, daß in der mit so viel Aufsehen betriebenen Pflege der Wissenschaften sehr viel Falsches geschieht und sehr viel Richtiges nicht geschieht, endlich daß alle Freiheit in den Sonderstaaten nicht die mangelnde Einheit des großen Gesammtvaterlandes ersetzen kann. Aber wir wissen auch, denn wir haben es erprobt, wie viel durch ruhige Festigkeit, durch maßvolles, aber entschiedenes Geltendmachen des Rechtsnothwendigen erreicht werden kann, und wir wissen, daß wir in Bayern mehr als irgendwo in Deutschland mit dem einstweilen Erreichten zufrieden zu seyn Ursache haben.

Manche Ungehörigkeiten, welche freilich nach vorkommen, haben ihren Grund mehr in taktloser Aengstlichkeit als im bösen Willen. So war es z. B. gewiß sehr verkehrt, daß die Münchner Polizei den Turnern, deren Fest sie sonst in jeder Weise protegirte, untersagte, außerbayerische Fahnen zu entfalten. Es ist richtig, daß eine Verordnung solchen Inhalts noch aus den dreißiger Jahren her besteht; aber dieselbe ist schon unzähligemal vor den Augen der Polizei ungeahndet übertreten worden. Die Ursache, welche gerade dießmal zur Wiedereinschärfung derselben führte, war lächerliche Uebeängstlichkeit. Es war gerade in den Tagen, an denen unser Münchener Schützenausschuß und das Frankfurter Festcomité über die Ausschließung der Italiener vom deutschen Schützenfest verhandelten. Man fürchtete nun, die Entfaltung der preußischen, österreichischen, koburgischen, tiroler, hessischen, schleswig-holsteinischen Fahnen könnte zu Streit und Reibereien führen und erließ deßhalb jenes taktlose Verbot, dessen üble Wirkung durch die ausdrückliche Gestattung der schwarz-roth-goldenen Fahne nicht gemildert wurde.

Sie gestatten wohl einem ehrlichen Münchner den Ausdruck der Freude darüber, daß wir Isarstädter auch einmal etwas durchgesetzt haben im lieben deutschen Reich, und zwar nach dazu etwas recht Vernünftiges: ich meine das Ergebniß der eben erwähnten Verhandlungen mit dem Frankfurter Comité. Es war eine ganz unverantwortliche „Inkorrektheit," zu einem deutschen Nationalfest dieselben italienischen Schützenvereine zu laden, welche nicht zwei Wochen vorher nur mit genauer Noth von einem Angriff auf deutsches Bundesgebiet waren abgehalten worden. Unsere Schützen sind vom schönen Kriegseifer des Jahres 1859 zwar hinlänglich abgekühlt, um es den Italienern nicht mehr zu verdenken, daß sie Venedig gewinnen wollen, aber noch viel weniger verdenken wir den Oesterreichern, daß sie Venedig behalten wollen. Es liegt hier einmal ein Conflikt nationaler Interessen vor, den man nicht ignoriren kann. Wären die Italiener als Nation mit ihrer Fahne zu Frankfurt erschienen, so hätte es auch sicher nicht an einem Hoch auf Garibaldi, auf die Italia unita u. dgl. gefehlt, und dann wäre der offene Conflikt mit den Schützen aus Oesterreich, Steier, Tirol, Bayern, Schwaben und eine traurige Störung des Verbrüderungsfestes nicht mehr zu vermeiden gewesen. Diese Möglichkeit im Keim erstickt zu haben, ist das Verdienst des festen Vorgehens der Münchner Schützenschaft, und nicht ohne freudiges Verwundern haben wir bemerkt, daß man auch von München aus etwas durchsetzen kann, wenn man Recht und Kraft auf seiner Seite hat.

Aber schon zu viel der thränenvollen Zeitfragen und Streitfragen für dieses friedliche, den Musen geweihtes Blatt. Lassen Sie mich den Uebergang aus der Welt des Streites, des Unschönen und Unwahren in das Gebiet des Wahren und Schönen mit der Erwähnung eines wissenschaftlichen Jubiläums finden. Das philologische Seminar unserer Hochschule feierte im vorigen Monat sein fünfundzwanzigjähriges Bestehen, und wohl mit vollem Recht wurde dabei vor Allen ein Name verherrlicht, der Name seines Begründers Friedrich Thiersch, des edeln Pädagogen, der ein reiches Menschenleben lang unablässig gerungen und gestrebt, der Wissenschaft, der Humanität, dem Licht des Geistes in München eine Stätte zu bereiten. Undankbar vergißt der Mensch, „des Tages flüchtiger Sohn," in die Kämpfe, Leiden und Erfolge seiner Gegenwart versunken, der Thaten, auf welchen diese Gegenwart sich aufbaut. Heutzutage ist es nicht eben schwer, in München für freie Wissenschaft zu sprechen, zu schreiben und zu wirken. Aber wir wollen nicht vergessen, wer in der schweren Zeit der Abel'schen Finsterniß der muthige Vorkämpfer für Freiheit und Wahrheit in Wissenschaft und

Digitized by Google

Leben gewesen: das war Friedrich Thiersch, „an Muth wie Milde unerreicht.“ Wohl ihm, daß er noch den Sieg der Principien erlebt hat, für welche er von jeher gestritten!

Dieß führt mich dazu, von dem Status unserer Universität kurze Nachricht zu geben. Das bedeutendste Ereigniß an derselben seit meinem letzten Bericht ist die Eröffnung der Vorlesungen Giesebrechts, des Nachfolgers auf dem Katheder v. Sybels. Er liest in diesem Semester vor einer zahlreichen Zuhörerschaft über deutsche Geschichte des Mittelalters, und die Gediegenheit seiner Vorträge wird auch von denen anerkannt, welche die glänzende Gnade seines geistreichen Vorgängers vermissen. Jedenfalls wird aber Giesebrecht im historischen Seminar, dem er seine ganze Kraft und Liebe zuwendet, und welches jetzt dreifach stärker besetzt ist als unter Sybel, eine mehr concentrirte und deßhalb mehr fruchtbringende Thätigkeit entfalten. Ferner ist etwa die Ernennung des bekannten Reisenden Moritz Wagner zum Honorarprofessor und Conservator der zoologischen Sammlung zu erwähnen. An die Stelle Lasaulx's soll Professor Urlichs aus Würzburg, und außerdem der Nationalökonom Dr. Wagner aus Wien berufen worden.

Auf dem literarischen Gebiet ist auch in diesen Monaten wieder eine Reihe von wissenschaftlichen und belletristischen Novitäten von hier aus veröffentlicht worden. Ich erinnere an die von Thomas herausgegebenen gesammelten Werke Fallmerayers, von denen bisher drei Bände erschienen, an die „russischen Fragmente,“ Beiträge zur Kenntniß des Staats- und Volkslebens in Rußland, eingeleitet und herausgegeben von Friedrich Bodenstedt, an den dritten Band des von Riehl und Dohn redigirten ethnographischen Werkes „Bavaria,“ welcher die Oberpfalz mit werthvollen Beiträgen von Muffat, Fentsch u. a. schildert, und die Geschichte der altdeutschen Dichtkunst in Bayern, welche Dr. Hyacinth Holland auf Veranlassung und mit Unterstützung des Königs herausgibt. Außerdem nenne ich die hier erschienenen „vermischten Schriften von Ernst Förster“ und ein nachgelassenes Werk unseres zu früh verstorbenen Physiologen Emil Harleß, „die Funktionen der Seele,“ herausgegeben von dem Bruder desselben, dem Obercansistorialpräsidenten Harleß.

In der Belletristik ist hervorzuheben der dritte Band der Novellen von Kürnberger, eine sehr gelungene Novelle von Hermann Schmid (dem beliebten Verfasser der alten und neuen Geschichten aus Bayern und des „Schwalberl“), „mein Eden,“ eine Münchner Geschichte aus der Zeit Karl Theodors und — last, not least — das von Geibel herausgegebene „Münchner Dichterbuch,“ welches bereits allgemeine Anerkennung gefunden und seine ganze erste Auflage abgesetzt hat. Es steht einer Correspondenz nicht zu, Ihnen in der Kritik einer Erscheinung vorzugreifen, welche jedenfalls bedeutend genug ist, um eine ausführlichere Beurtheilung in Ihrem Blatte zu verdienen.

Sehr fühlbar sind die Veränderungen, welche der erste Juli im Münchner Journalbestand gebracht hat. Die bisher sehr unscheinbar auftretende „Isarzeitung“ erscheint seit Anfang dieses Monats in vergrößertem Format. Die entschieden großdeutsche Farbe des Blatts und die im Ganzen nicht ungeschickte Redaktion desselben hatten ihm in der früheren Gestalt mit Recht viele Freunde gewonnen. Ob die pecuniären Mittel und die leitenden Persönlichkeiten ausreichen werden, ihm in der vergrößerten Form dauernd die Gunst des Publikums zu erhalten, steht noch dahin. Es brachte seither im politischen Theil einige recht gediegene Aufsätze von Männern wie Lerchenfeld, Pözl u. a. Das Feuilleton dagegen war bisher sehr schwach. Es wird Aufgabe sein, eine größere Anzahl gediegener Mitarbeiter für dasselbe in und außer München, ja Bayern zu gewinnen; dieß allein sichert einem Blatt jene Mannigfaltigkeit, welche es vom engen Gesichtskreis von Lokalinteressen und Freundschaftskritiken fern hält. Es wäre ernstlich zu wünschen, daß sich neben der officiellen Bayerischen Zeitung ein unabhängiges großdeutsches Organ von Werth in München bilden möchte, und die Isarzeitung ist immerhin ein Ansatz hiezu. Aber wesentliche Voraussetzung hiefür wäre eine strenge, achtsame und taktvolle Redaktion, wie sie z. B die seit dem erwähnten Tage von München nach Frankfurt verlegte „Süddeutsche Zeitung“ unbestreitbar auszeichnete. So entschieden ich dem politischen Standpunkt derselben gegenüber trete, so entschieden der allzubissige Ton, welchen ihre Kunstkritiken zuweilen anschlugen, zu verwerfen war, so entschieden ist andererseits einzuräumen, daß diese Zeitschrift, vorab das Feuilleton, vortrefflich redigirt war, und vollständig muß man mit dem Zeugniß übereinstimmen, welches derselben ihr Hauptgegner in Bayern, der Nürnberger Correspondent, vor einigen Tagen ausstellte. Ein schneidiges Oppositionsblatt war in München sehr heilsam, wenn es auch manchmal allzuscharf und schartig ward; unserer großdeutschen liberalen Kammermajorität, deren Standpunkt ganz der meinige ist, konnte ein Gegner, der sie stets nöthigte, sich nicht dem jeder siegreichen Partei so gefährlichen Lorbeerschlaf zu überlassen, gar nicht schaden, und es war dabei doch sicher keine Gefahr, daß die Altbayern zum Kleindeutschthum bekehrt würden. Die Süddeutsche Zeitung wird aber in Frankfurt etwas ganz anderes, und wenn sie sich, wie bei der vollzogenen Fusion kaum vermeidlich, dem Charakter der „Zeit“ nähert, ganz gewiß nichts Besseres, als sie in München war.

Digitized by Google

Aus dem Wupperthal, Juli.

(Schluß.)

Aufhebung der ſtrengen Sonntagsfeier. — Schulweſen. — Politiſche Stimmung. — Muſik und Theater.

Das näher bezeichnete Verhalten der Kirche gab hauptſächlich Anlaß, daß ſich die liberale Partei enger zuſammenſchaarte, als es ſonſt bei ihr Regel iſt. Die Bewerbungen um die Stimmen wurden hüben und drüben mit ſolcher Leidenſchaftlichkeit, ſtellenweiſe mit ſolcher Erbitterung betrieben, daß in der ganzen Bürgerſchaft offener Zwieſpalt auszubrechen drohte. Jetzt haben ſich allerdings die aufgeregten Wogen wieder beruhigt. Die Wähler waren nach dem Steuerſatz in drei Klaſſen getheilt und die Wahl hat gezeigt, daß ſich in der zweiten und dritten Klaſſe die liberale Partei entſchieden in der Majorität befinden, daß aber in der erſten Klaſſe, der Klaſſe der Höchſtbeſteuerten, die kirchliche ihr genau die Wage hält. Eine einzelne Stimme gab den Ausſchlag. Uebrigens darf man nicht glauben, daß die kirchliche Partei eben nur aus Finſterlingen und Ignoranten zuſammengeſetzt ſey. Viele ihrer Mitglieder zeichnen ſich durch Geiſt und gründliches Wiſſen aus, und gerade in der Waiſenhausangelegenheit haben ſich einige der hervorragendſten unter ihnen die größten Verdienſte erworben. Indeſſen iſt der Ausdruck „kirchliche Partei“ nicht genau, oder gar entſchieden falſch, denn auch im Wupperthale beſteht der Gegenſatz zwiſchen Chriſtenthum und Kirche, mag man es eingeſtehen oder nicht, und man darf wirkliche Chriſten mit freiem Blick und mildem Urtheil nicht mit kurzſichtigen und Alles verdammenden Eiferern zuſammen werfen.

Die zuerſt vom neuen Gemeinderath ausgegangene Maßregel iſt die Aufhebung der ſtrengen Sonntagsfeier. Er hat dabei dem Drängen einer großen Zahl von Gewerbtreibenden und Ladenbeſitzern nachgegeben, aber er hat neben der religiöſen auch die rein menſchliche Seite außer Acht gelaſſen, welche bei dieſer Frage in Erwägung kommt. Diejenigen, welche um die Aufhebung eingekommen ſind, haben ſich nur von Motiven des Erwerbs leiten laſſen. Ich gönne ihnen die Mehreinnahme, die ſich übrigens vielfach nur als eine ſcheinbare herausſtellt, da an den Wochentagen entſprechend weniger verkauft wird; aber ich beklage es, daß der großen Zahl derer, welche in ihren Dienſten ſtehen, den Ladenmädchen und Ladendienern, oder welche Namen ſie ſonſt tragen, durch jene Maßregel der Sonntag entweder ganz entzogen, oder doch weſentlich verkümmert iſt. Leider hat ſich auch noch auf vielen Comtoirs die Unſitte des Arbeitens an Sonn- und Feſttagen erhalten, obgleich hier von einem wirklich materiellen Nutzen gar nicht Rede ſeyn kann, und gerade einige der größten und ehrenwertheſten Häuſer des Wupperthals, deren Schreibſtuben ſchon Jahre lang Sonntags geſchloſſen ſind, dadurch den Beweis geliefert haben, daß die Wochentage zur Bewältigung der vorkommenden Arbeit vollſtändig ausreichen.

Der zweite Schritt, den der Elberfelder Gemeinderath unternommen hat, iſt gegen die Schulcommiſſion gerichtet, und dieſer Schritt iſt örtlich von der größten Bedeutung. Ich habe dieſen Gegenſtand ſchon in einem früheren Brief berührt. Die Schulcommiſſion, gebildet aus der geſammten Geiſtlichkeit und aus Gliedern des Gemeinderaths, hatte bisher das Recht ausgeübt, ſämmtliche Lehrerſtellen, ſowohl an den Elberfelder Elementarſchulen, wie am Gymnaſium und der Realſchule zu beſetzen, obgleich ihr in Bezug auf die Realſchule, welche aus rein ſtädtiſchen Mitteln begründet iſt und unterhalten wird, dieſes Recht ſchon in früheren Zeiten beſtritten wurde. Es iſt nicht zu läugnen, daß ſie die Entwicklung des Schulweſens ungemein gefördert hat, aber dieſe goldenen Tage ihres Verdienſtes ſind längſt dahin; ſie fielen in die Zeit, wo das geiſtliche Element noch die Minderheit bildete und ſich überdieß Männer von freier Richtung darunter befanden, wobei ich an den, auch durch ſeine wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Bildung ausgezeichneten Prediger Hülsmann erinnere. Jener Zeit gehört die Errichtung der Realſchule an, und die Schulcommiſſion hatte das Glück, im Profeſſor Egen, damals Lehrer in Münſter, dem ſie die Direktion übertrug, einen Mann zu finden, der ſeine Stellung in ſeltener Weiſe ausfüllte. Egen war ein Bauernſohn; durch Selbſtſtudium, da ſeine Eltern zu arm waren, ihn ſtudiren zu laſſen, hatte er ſich zu einem unſerer erſten Mathematiker ausgebildet. Es exiſtirt von ihm ein Handbuch der Mathematik, in welchem er es verſtanden hat, den dürren Lehrſätzen und Formen ein eigenthümliches Leben einzuhauchen, indem er neben ihren Beweiſen auch ihre Geſchichte gibt und die geſchichtliche Entwicklung der Wiſſenſchaft von ihren Anfängen an verfolgt. Unter der Leitung dieſes mit ſcharfem Verſtande und energiſcher Willens- und Thatkraft begabten Mannes hob ſich die Schule raſch zu einer der erſten, wenn nicht zur erſten in Preußen, der aus England und Frankreich die Schüler zuſtrömten. Als von der Heydt Handelsminiſter wurde, war es ſeine erſte Sorge, Egen nach Berlin an die Spitze des Gewerbeinſtituts zu berufen; doch ſollte dieſer in ſeiner neuen Stellung nicht lange wirken; die Cholera nahm den auch körperlich ſehr ſtark gebauten Mann hinweg.

Mittlerweile hatte die Schulcommiſſion eine gänzliche innere Umwandlung erfahren; die frühere Minorität war durch die vielen neu geſchaffenen Predigerſtellen zur

Digitized by Google

Majorität geworden, und mit ihr hatte eine andere Richtung Platz gegriffen. Es war nicht mehr die Wissenschaft, auf welche bei Besetzung des Direktoriats gesehen wurde, es war der Glaube, und so erhielt Egen seinen Nachfolger in Philipp Wackernagel (nicht zu verwechseln mit seinem Bruder Wilhelm), dem man, als Beweis für seine mathematische Durchbildung, nachrühmte, daß er es verstehe, mit wunderbarer Geschicklichkeit mathematische Körper, Oktaeder, Dodekaeder und Ikosaeder, aus Pappe zu verfertigen. Die bekannten Verdienste Wackernagels auf anderem Gebiete sollen nicht geschmälert werden, aber seine Geschicklichkeit im Papparbeiten reichte zur Leitung der Realschule nicht aus und seine mittelalterliche Verschrobenheit, so wie seine orthographischen und andere Schrullen gaben vielfachen Anstoß. Die Schule gerieth schrittweise immer mehr in Verfall, und Wackernagel sah sich schließlich veranlaßt seinen Rücktritt zu nehmen. Das ist schon eine Weile her.

Der frühere Gemeinderath hatte versucht ein Gleichgewicht in der Schulcommission dadurch herzustellen, daß er ihr fünf seiner Mitglieder zuordnete. Diese Maßregel hatte keinen praktischen Erfolg, und der neue Gemeinderath protestirte sofort gegen jede Wahl, welche die Schulcommission vornehmen würde. Er trug auf vollständige Auflösung der Schulcommission an, und nahm für den Fall, daß diese nicht genehmigt wird, wenigstens in Bezug auf die Realschule für sich das Recht in Anspruch, die Direktors- und übrigen Lehrerstellen zu besetzen. Mittlerweile wird die Leitung dieser Schule provisorisch durch den Oberlehrer Dr. Fuhlrott besorgt, der fast seit ihrer Errichtung mit großem Eifer und großer Hingebung an ihr thätig gewesen und sichtlich bemüht ist, sie wieder auf die Höhe zu bringen, welche sie unter Egen eingenommen hat. Unter solchen provisorischen Zuständen ist das nun freilich unmöglich, und die beste Kraft muß zuletzt erlahmen. Das Wirken Fuhlrotts auf naturwissenschaftlichem Gebiet habe ich schon früher besprochen, und ich möchte hier nur noch im Vorbeigehen einen literarischen Irrthum berichtigen. In einem Artikel über den interessanten Fund vorsündflutlicher Menschenknochen im benachbarten Neanderthale wurde im „Ausland“ das Verdienst, die Wichtigkeit dieses Fundes zuerst erkannt und die Knochen wissenschaftlich untersucht zu haben, dem Dr. Schaaffhausen in Köln zugeschrieben, während es Dr. Fuhlrott ist, der auf dieses Verdienst ein alleiniges Anrecht besitzt.

Es geht aus den obigen Mittheilungen hervor, daß im Wupperthale die Geister anfangen stark aufeinander zu platzen. Eine politische Bewegung hat sich schon seit längerer Zeit bemerklich gemacht, indem sowohl in Elberfeld wie in Barmen Filiale des Nationalvereins errichtet wurden. Beide Vereine indeß, der Elberfelder wie der Barmer, fristen nur ein kümmerliches Daseyn, und wo von ihnen, wie bei Gelegenheit der Wahlen für das Abgeordnetenhaus, eine Einwirkung versucht worden ist, hat sich ihre Schwäche deutlich gezeigt. Es liegt in der Natur der Sache, daß namentlich die Zweigvereine nicht über die Phrase hinaus kommen. Die Einheit Deutschlands, sie gewiß sie kommen wird und muß, sie wird eben auf andern Wegen kommen. Daß die beiden Wupperthaler Vereine eine Fichtefeier veranstalten würden, ließ sich erwarten. Die Betheiligung war eine sehr geringe, wie sich das ebenfalls erwarten ließ, denn mit allen Kunstgriffen ist es doch nicht möglich, Fichte zu einem Manne des Volks zu machen.

In commercieller Beziehung hat das Wupperthal in den letzten Jahren einen ungemeinen Aufschwung genommen. Für den Augenblick macht sich die Rückwirkung der amerikanischen Wirren allerdings auch hier in empfindlicher Weise geltend, direkt und indirekt, aber im Ganzen hat sie bis jetzt keineswegs einen bedrohlichen Charakter angenommen. Die momentane Stockung der Geschäfte zeigt sich besonders im großen Geldüberfluß, der sich in den Kassen der Bankhäuser aufhäuft, während andere Kassen über diesen Uebelstand, den ich mir unter allen Uebelständen der Welt am erträglichsten vorstelle, nicht zu klagen haben. Das Wupperthal ist reich, es ist in der That reich sowohl an materiellem wie an geistigem Kapital, aber die Verwendung ist und bleibt eine einseitige zu Handels- und religiösen Interessen; der Kunst gegenüber, in welchem Gewande sie auftreten mag, verhält es sich abwehrend und feindlich, und nicht minder der Wissenschaft gegenüber, insofern sie nicht unmittelbar Magddienste für die gewerblichen Interessen leistet. Nur die Musik macht, wie überall, eine Ausnahme und findet eifrige Pflege. Hiebei ist rühmend anzuerkennen, daß es die wirkliche und wahre Musik ist, der man huldigt, die deutsche Musik, nicht die in ihrem Grunde unsittliche und krankhaft lüsterne Musik der modernen Italiener. Beide Städte, Elberfeld wie Barmen, haben der Kunst einen würdigen Raum bereitet. Sie sind die ersten im großen deutschen Reiche, welche ihren Concertsaal mit einer Orgel geschmückt haben. Jetzt ist Köln nachgefolgt; in seinem Gürzenichsaale prangt ebenfalls eine Orgel, deren wunderbare Wirkung bei dem jüngsten Musikfeste zur vollen Geltung gekommen ist. Sämmtliche Orgeln, auch die Kölnische, sind im Wupperthale erbaut, und zwar von den Gebrüdern Ibach in Barmen, welche sich in kurzer Zeit großen Ruf erworben haben. Die Erzeugnisse ihrer Werkstätte gehen nach Spanien und der Havannah.

Trotz alledem, was äußerlich für Musik geschieht, möchte ich aber doch glauben, daß wirkliches Interesse und wahres Verständniß sich auch im Wupperthal nur bei wenigen findet. Was dieser Kunst allerwegen eine größere Zahl von Jüngern zuführt, das ist hauptsächlich der Umstand, daß sie die einzige ist unter den Künsten, welche dem Dilettantismus eine größere Berechtigung zuerkennt und einen selbstthätigen Antheil gewährt. Bei größeren musikalischen Aufführungen ist die Mitwirkung der Dilettanten gar nicht zu entbehren, und jeder, der in städtischen Concerten im Orchester die Geige kratzt, aber im Chor sich die Kehle

Digitized by Google

heiser schreit, mag mit Fug sich selber einen guten Theil des Erfolgs zuschreiben, oder auch des Mißlingens, je nachdem. Als Reineke noch in Barmen dirigirte, war er impertinent genug, sich die Mitwirkung dieser Virtuosen auf Bratsche und Cello, braver Männer und solider Fabrikanten im Alltagsleben, durchaus zu verbitten, eine Maßregel, die allerdings nicht dazu beitragen konnte, ihm seine Stellung besonders zu versüßen. — Und nun gar ein Orchester aus lauter Dilettanten zusammengesetzt! Der Versuch ist diesen Winter in Elberfeld gemacht worden, zum Entsetzen der Zuhörer. Den Stamm des Orchesters in den Wupperthaler Concerten hat in den letzten fünfzehn Jahren die sogenannte Johannisberger Kapelle gebildet, welche unter der Botmäßigkeit eines gewissen Küpper steht, der eben Geld damit verdienen will und mit seinen Forderungen steigt, da er weiß, daß man ohne ihn nicht fertig werden kann. Um sich von seiner Diktatur zu befreien, hat der Musikdirektor Schoenstein in Elberfeld einen Instrumentalverein in's Leben gerufen, dessen erstes Auftreten nun freilich sein Abtreten nicht bedauern ließ. Vielleicht reift die Feucht mit der Zeit und dem Direktor Schornstein wäre ein solcher Erfolg für den großen Eifer, mit welchem er die Sache ergriffen hat, von Herzen zu wünschen.

Jener Küpper und sein Johannisberg bilden eines der merkwürdigsten Momente in der culturgeschichtlichen Entwicklung des Wupperthals. Küpper war und ist ein Bierwirth, eine vollkommene Fallstoffigur; er versteht weder richtig zu schreiben noch zu sprechen, aber er besitzt gesunden Menschenverstand und guten Humor, der ihn auch in solchem Falle nicht verlassen hat, wo andern der Humor vollständig ausging. Der Johannisberg ist das Lokal, das er besitzt; es liegt auf einer Anhöhe und man hat von dort aus eine herrliche Aussicht über das ganze Thal. Küpper ist es, der für Elberfeld eine stehende Kapelle und mit ihr die billigen Concerte geschaffen hat, in welchen dem Publikum für ein paar Silbergroschen classische und nicht classische Musik, Beethovensche Symphonien und namenlose Potpourris, alles aber in der vortrefflichsten Ausführung geboten wird. Die künstlerische Stütze und Direktor der Kapelle ist der Violinvirtuose Julius Langenbach, ein Schüler Spohrs. Langenbach ist durchaus eine Künstlernatur, ein Mann vom entschiedensten Talente, aber leider durch die Stellung, in welche er hinein gerathen ist und aus der er sich nicht losreißen will oder kann, nicht zur vollen Entwicklung gekommen. — Die Küpperschen Concerte haben im gesellschaftlichen Zustande Elberfelds eine vollständige Revolution hervorgerufen und die Schranken, welche die einzelnen Stände trennten, zum großen Theil niedergerissen. Man sah, namentlich in ihrem Beginn, alle Klassen, diejenigen, welche Geld hoben, und diejenigen, welche keines haben, in ihnen vertreten und brüderlich zusammen sitzen; indessen hat sich in der letzten Zeit die eigentliche Aristokratie wieder mehr zurückgezogen. Daß diese Concerte von anderer Seite her die heftigsten Anfeindungen erleiden würden, war vorauszusehen, aber sie haben den Kampf siegreich bestanden, und dieser Sieg ist vor Allem Julius Langenbach zuzuschreiben, der die künstlerische Richtung, welche er von Anfang an eingeschlagen, consequent festgehalten und gesteigert hat. Seine Programme sind nicht selten classisch von der ersten bis zur letzten Nummer, und er bringt in seinen Concerten die größten Tonschöpfungen in vollendeter Weise zur Ausführung. — Später hat Küpper auf dem Johannisberge ein Vaudevilletheater errichtet und in den letzten Jahren auch das Stadttheater gemiethet. Dadurch ist er für das Wupperthal zum Nachfolger Immermanns geworden. Immermann und Küpper, der Dichter und der Bierwirth! Wie sich die Zeiten wandeln! Aber aus Malz und Hopfen braut sich kein Kunstverständniß, und so ist das Elberfelder Theater entsetzlich unter das alte Gerümpel gekommen. Indessen läßt sich Küpper Energie und auch wohl guter Wille nicht absprechen. Er hat kein Opfer gescheut, alle fahrenden Berühmtheiten, von Devrient und der Trebelli bis zu Köckert und der Dombökh hierher zu ziehen, alles freilich mit dem ausgesprochenen Zweck, daß sich seine Opfer mit Wucher wieder bezahlt machen. Man kann ihm das sicher nicht verargen, aber daß eben sein Geldbeutel das Nächste ist und seyn muß, was er in Betracht zu ziehen hat, schließt von vornherein jedes ernste künstlerische Streben aus. Die Theater in den Provinzialstädten sind überhaupt in einer schlimmen Lage, und es gibt nur Einen Weg zu einer durchgreifenden und gründlichen Besserung: das ist der, die Concessionen zu beschränken. Provinzialstädte sind nicht wie Hauptstädte, wo der Zufluß der Fremden jeden Tag neue Besucher herbeiführt; in jenen, auch in den größten unter ihnen, wie z. B. in Köln, ist das eigentliche Theaterpublikum ein ständiges und beschränktes, dessen Theilnahme zuletzt ermüden muß, denn man darf sich darüber nicht täuschen: die Kunst ist für die Menge nicht wie Schwarzbrod, das man alle Tage genießen kann; sie verdirbt den Magen, wenn sie zu reichlich auf den Tisch kommt. Städte vom Range wie Elberfeld, Düsseldorf und Crefeld haben übergenug, wenn die Bühne jährlich einige Monate geöffnet ist. Träten diese Städte wieder in einen Verband, wie er früher bestanden hat, so könnten sie die vortrefflichste Truppe der Welt unterhalten, und mit einer solchen Truppe ließe sich die Bühne wieder zu dem machen, was sie lange aufgehört hat zu seyn, zu einem Kunstinstitut. — Daß die Sommerbühnen, die sich wie Schwämme und Pilze ansetzen und überall das beste Mark wegsaugen, ganz verschwinden müßten, versteht sich von selbst.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 33. 13. August 1862.

In rauhes Erz sollst du die Glieder schnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Brust!

Schiller.

Johanna d'Arc.

(s. Nr. 10.)

Der Proceß.

Wir haben im vorigen Abschnitt die hauptsächlichsten Punkte des Verhörs zusammengestellt, die sich auf die Visionen der Jungfrau bezogen, und gehen jetzt auf den zweiten Hauptgegenstand über, auf ihre Thaten.

Da diese Thaten der Jungfrau fast sämmtlich, weil auf Antrieb der Heiligen vollbracht, zugleich Thaten der Heiligen selber sind, brauchen wir kaum daran zu erinnern, daß nach den Begriffen jener Zeit jeder, der Johannas höheren Beruf entschieden läugnete, in allen ihren Werken nichts als Teufeleien des Hochmuths und Ungehorsams gegen Gottes- und Menschengebot erkennen, folglich in ihren Stimmen nur Geister des Abgrunds erblicken konnte. Der Hochmuth ist, weil die Ichheit und Lieblosigkeit, auch der Ungehorsam, und gleich der erste Schritt, womit Johanna ihre Laufbahn eröffnete, war eine That des Ungehorsams gegen ihre Eltern.

„Mein Vater wußte nichts von meinem Weggang" (nach Vaucouleurs), hatte sie im zweiten Verhör bekannt. Erst im achten Verhör griffen die Richter die Sache wieder auf. „Glaubtet Ihr recht zu handeln, als Ihr ohne Erlaubniß von Vater und Mutter weginget, da man doch Vater und Mutter ehren soll?" — „In allem andern habe ich Vater und Mutter gehorcht, ausgenommen jene Abreise (und den Proceß in Toul), doch habe ich ihnen später geschrieben und sie haben mir verziehen." — „Glaubtet Ihr eine Sünde zu thun, als Ihr Vater und Mutter verließet?" — „Dieweil Gott es befahl, mußte es geschehen. Hätte ich hundert Väter und Mütter gehabt und wäre ich die Tochter des Königs gewesen, ich wäre gleichwohl weggegangen." — „Fragtet Ihr Eure Stimmen, ob Ihr Eure Abreise Vater und Mutter sagen solltet?" — „Meine Stimmen waren das wohl zufrieden, (und ich hätte es gethan) wäre nicht die Strafe gewesen, welche die Eltern über mich verhängt haben würden, wenn ich's ihnen gesagt hätte. Was mich betrifft, ich hätte es ihnen um keinen Preis gesagt. Meine Stimmen überließen es mir, Vater und Mutter davon zu sagen oder darüber zu schweigen. — Während ich noch im Elternhause war, sagte mir meine Mutter mehrmals, mein Vater habe geträumt, Johanna seine Tochter werde mit Kriegsleuten davon gehen. Deßhalb überwachten mich Vater und Mutter sehr sorgfältig und hielten mich äußerst streng. Wie ich von meiner Mutter

Digitized by Google

erfuhr, ſagte der Vater meinen Brüdern: „Wenn ich glaubte, daß das einträfe, was ich von ihr geträumt, ſo wollte ich, ihr erſäuftet ſie, und thätet ihr es nicht, ſo erſäufte ich ſie ſelbſt.“ Vater und Mutter kamen beinahe von Sinnen, als ich abgereist war, um nach Vaucouleurs zu gehen.“

„In Vaucouleurs,“ erzählte ſie, „erkannte ich Robert von Baudricourt, ungeachtet ich ihn nie zuvor geſehen, und zwar erkannte ich ihn durch die Stimme, denn ſie ſagte mir, daß er es ſey.“ Dieſes Erkennen des königlichen Hauptmanns hat eben ſo wenig, als das nachmalige des Königs Karl bei den Richtern Gnade gefunden. Wahrſager- und Seherkünſte mußten das ſeyn, von der Jungfrau zu dem Zweck angewandt, um ihren Verheißungen bei dem Hauptmann und dem König Eingang zu verſchaffen.

Unmittelbar vor dem Aufbruch nach Chinon vertauſchte Johanna ihren bäuerlichen Weiberanzug mit dem ritterlichen Waffenrock. Im Allgemeinen hielt die Kirche des Mittelalters auf ihrem geſetzlichen Standpunkte an dem Gebote Moſis (V, 22, 5) feſt: „Ein Weib ſoll nicht Mannszeug tragen, und ein Mann ſoll nicht das Gewand eines Weibes anziehen, denn wer ſolches thut, der iſt dem Herrn ein Greuel.“ Nur hervorragende Geiſter ſchauten tiefer in das Verhältniß des neuen Bundes zum Moſaiſchen Geſetze. Wie viel Kopfzerbrechen hatte nicht der Kleiderwechſel den Freunden Johannas verurſacht! Um ſo begreiflicher, daß derſelbe für die Feinde ein Hauptpunkt der Unterſuchung ward. Hatte ſich Johanna auf eigene Verantwortung in den Kriegerrock gehüllt, ſo war das ein frecher Frevel. Behauptete ſie dagegen, nach Gottes Vorſchrift gehandelt zu haben, ſo ſetzte ſie Gott mit ſeinem eigenen Wort, der heiligen Schrift, in Widerſpruch, und ihre Geiſter, die den Befehl angeblich vom Himmel gebracht, konnten nicht von Gott, ſondern nur vom Teufel ſeyn. Johanna erkannte die zweiſeitige Gefahr, daher ihre Behutſamkeit und Zurückhaltung.

„Auf weſſen Anrathen habt Ihr das Mannskleid (in Vaucouleurs) angezogen?“ * Das war die erſte Frage. — „Ich lege das keinem Menſchen zur Laſt,“ lautete Johannas kurze Antwort. „Ich mußte meine Kleidung mit Mannestracht vertauſchen. Ich glaube, daß mein Rath mir das Rechte geſagt hat.“ — „Hättet Ihr gewünſcht, ein Mann zu ſeyn, als Ihr nach Frankreich gehen ſolltet?“ — „Darauf habe ich zu anderer Zeit geantwortet.“ — „Wollt Ihr einen Weiberanzug haben?“ — „Gebt mir einen, ich will ihn nehmen und davon gehen, unter einer andern Bedingung will ich ihn nicht annehmen. Ich bin mit dieſem da zufrieden, ſintemal es Gott gefällt, daß ich ihn trage.“ — „Hat Gott Euch befohlen, das Mannskleid anzunehmen?“ — „Mit dem Kleide hat es wenig auf ſich; ich habe die Mannestracht auf keines Menſchen Rath angelegt. Ohne Gottes und der Engel Gebot habe ich weder das Kleid angelegt, noch ſonſt etwas gethan.“ — „Als Ihr zuerſt bei Euerm König ankamet, fragte er Euch, ob Ihr infolge einer Offenbarung Euer Gewand gewechſelt?“ — „Ich erinnere mich nicht, ob ich gefragt worden bin. Es iſt das in Poitiers aufgezeichnet.“ — „Haben die Herrn, welche Euch geprüft, nach dem Wechſel der Tracht gefragt?“ — „Ich erinnere mich nicht; ſie fragten, wo ich das Mannskleid angezogen, und ich habe ihnen geſagt: in Vaucouleurs.“ — „Hat Euer König Euch wegen der Veränderung des Anzugs befragt?“ — „Ich erinnere mich nicht.“ — „Haben Euer König, Eure Königin und andere von Eurer Partei Euch einmal aufgefordert, die Mannstracht abzulegen?“ — „Das geht Euern Proceß nichts an.“ — „Wurdet Ihr in Beaurevoir darum angegangen?“ — „Ja allerdings. Ich antwortete, ich werde ſie nicht ablegen ohne die Erlaubniß Gottes. Die Frauen von Luxemburg und von Beaurevoir boten mir einen Weiberrock an oder Zeug dazu und erſuchten mich, ein ſolches Kleid zu tragen. Ich antwortete ihnen, ich hätte keine Erlaubniß von Gott, und es ſey noch nicht Zeit. Hätte ich einen Weiberanzug annehmen dürfen, ich hätte es eher gethan auf das Verlangen der beiden Frauen, als anderer Frauen in Frankreich, meine Königin ausgenommen.“ — „Als Gott Euch offenbarte, daß Ihr Euer Kleid mit Mannstracht vertauſchen ſolltet, that er das durch die Stimme des heiligen Michael oder der heiligen Katharina und Margaretha?“ — „Ich ſage Euch für jetzt nichts weiter.“ — „Als Ihr das Land durchzoget, nahmet Ihr häufig das Sacrament der Beichte und des Altars, wenn Ihr in treue Städte kamet?“ — „Ja, bisweilen.“ — „Empfinget Ihr jene Sacramente im Mannsrock?“ — „Ja, doch erinnere ich mich nicht, ſie in Waffen empfangen zu haben.“ — „Was wollt Ihr lieber, ein Frauenkleid anziehen und die Meſſe hören, oder in der Männertracht bleiben und keine Meſſe hören?“ — „Gebt mir Gewißheit, daß ich die Meſſe hören werde im Frauengewand, und ich will euch darauf antworten.“ — „Ich gebe Euch die Verſicherung.“ — „Was meint ihr, wenn ich unſerem König verſprochen und geſchworen habe, dieſes Gewand nicht von mir zu thun? Dennoch ſage ich euch, laßt mir einen langen, bis zur Erde hinabreichenden Rock

* Wir folgen ganz dem Lauf der Verhöre. Dieſe Unterſuchung zieht ſich durch den größten Theil derſelben bis zu Ende.

machen ohne Schleppe und gebt ihn mir, um zur Meſſe zu gehen. Hernach, wenn ich zurückgekehrt bin, will ich das Kleid wieder nehmen, das ich (jetzt) anhabe." — „Wollt Ihr das Frauenkleid ein für allemal anziehen, um zur Meſſe zu gehen?" — „Darüber werde ich mich berathen und dann euch antworten. Um der Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau willen bitte ich euch, laßt mich die Meſſe in dieſer guten Stadt hören." — „Wollt Ihr das Frauenkleid ſchlechthin und unbedingt anlegen?" — „Gebt mir ein Kleid wie eines Bürgermädchens, nämlich einen langen Ueberrock, und ich werde ihn nehmen, ja ſelbſt die Frauenkapuze, um in die Meſſe zu gehen. Uebrigens bitte ich euch auf's inſtändigſte, laßt mir das Kleid, das ich anhabe, und geſtattet mir, die Meſſe zu hören, ohne es zu wechſeln." — „Was ſagt Ihr zu dem Frauengewande, das man Euch bietet, damit Ihr die Meſſe hören könnt?" — „Ich werde das Frauengewand noch nicht annehmen, bis es unſerem Herrgott gefällt. Sollte ich zur Richtſtätte geführt und da entkleidet werden, ſo bitte ich die Herrn der Kirche um die Gnade, mir ein Frauengewand und eine Kopfbedeckung zu geben. Lieber will ich ſterben, als widerrufen, was unſer Herrgott mir aufgetragen hat zu thun. Ich glaube feſt, unſer Herr wird es nimmer mehr ſo weit (bis zum Sterben auf dem Richtplatz) kommen laſſen, ohne daß ich alsbald Hülfe von ihm erhalte, und zwar durch ein Wunder." — „Ihr behauptet, Euer Kleid nach Gottes Vorſchrift zu tragen; weßhalb verlangt ihr ein Frauengewand in der Todesſtunde?" — „Es genügt mir, daß es lang ſey." — „Ihr habt geſagt, Ihr würdet ein Weiberkleid anziehen, ſofern man Euch erlaubte, fortzugehen. Würde das dem Willen Gottes gemäß ſeyn?" — „Entließe man mich im Weiberrock, ſo würde ich alsbald ein Mannskleid anziehen und thun, was mir Gott befohlen hat. Das habe ich ſchon früher geſagt. Um alles in der Welt würde ich keinen Schwur darauf thun, mich nicht zu waffnen und männlich zu kleiden, um den Willen des Herrn zu vollbringen." — „Welche Bürgſchaft und welchen Beiſtand erwartet Ihr von unſerem Herrn dafür, daß Ihr das Frauengewand tragt?" — „Sowohl in Bezug auf das Kleid, als andere Dinge, die ich verrichtet, habe ich keinen andern Lohn begehrt, als das Heil meiner Seele."

Soweit in der Hauptſache die Verhöre über dieſen Gegenſtand. Trotz aller Zurückhaltung Johannas ſtand als Ergebniß feſt, daß ſie den Waffenrock nicht auf Menſchenrath, ſondern auf Gottes Befehl angenommen hatte und fortwährend trug. Das Oſterfeſt nahte heran. Johanna erneuerte unabläſſig ihre Bitten, während der heiligen Zeit der Meſſe beiwohnen zu dürfen. Peter Cauchon benutzte die Sehnſucht der Jungfrau zu ſeinen Zwecken aus. Am Morgen des Palmſonntags (25. März) begab er ſich mit vier der Pariſer Doctoren in den Kerker und fragte Johanna mit Bezug auf ihre ſo oft, beſonders Tags zuvor geäußerten Wünſche: „Wollt Ihr, ſo wir Euch willfahren, das Mannskleid abthun und ein Frauengewand anziehen, wie es Weiber Eures Standes zu tragen pflegen und Ihr es truget in Eurer Heimath?" — „Erlaubt mir, in meinem Mannesrocke zur Meſſe zu gehen und den Leib des Herrn am Oſterfeſte zu empfangen." — „Antwortet auf meine Frage, ob Ihr den Mannesrock ablegen wollt, wenn Euch dieß geſtattet wird." — „Ich bin darüber nicht berathen und kann für jetzt den Weiberrock nicht annehmen." — „Wollt Ihr darüber Rath halten mit den Heiligen?" — „Man könnte mir wohl erlauben, in dieſer Tracht die Meſſe zu hören, was ich ſo ſehnlich wünſche; den Anzug kann ich nicht verändern, es ſteht das nicht in meiner Gewalt." Die Pariſer Herrn wandten ſich dann ermahnend an Johanna. Dieſe blieb bei ihrer Verſicherung. „Es liegt nicht in meiner Macht, vermöchte ich es, es wäre bald gethan." — „So redet denn mit Euren Stimmen, auf daß Ihr erfahret, ob Ihr die Frauentracht wieder annehmen dürft, um auf Oſtern das heilige Abendmahl zu genießen." — „So weit es auf mich ankommt, werde ich mir nicht durch Vertauſchen meines Anzugs mit einem Frauengewand den Genuß des heiligen Mahles verſchaffen. Ich bitte, erlaubt mir, der Meſſe im Manneskleide beizuwohnen; dieſes Kleid beſchwert meine Seele nicht und es zu tragen iſt nicht wider die Kirche." Der Ankläger d'Eſtivet ließ den ganzen Vorgang zu Protokoll bringen. *

Der Promotor widmete der Kleiderſache nicht weniger als ſechs Artikel (XII bis XVI und XC), worin er die Annahme des Manneskleides als Johannas Werk, das Vorgeben göttlichen Befehls als Läſterung darſtellt, ſodann das Beharren bei der verbotenen Tracht als Verhärtung im Argen und Ungehorſam gegen die Kirche brandmarkt, endlich die Feier der Sacramente im Kriegerrock für des Teufels Eingebung erklärt (27. und 28. März). „Ich habe," entgegnete Johanna, „weder Gott noch ſeine Heiligen geläſtert." — „Aber die Kirchengeſetze und die heilige Schrift beſagen, daß Weiber, welche Mannskleider und Männer, welche Weiberkleider anziehen, ein Gräuel ſind vor Gott. Habt Ihr (wirklich) auf Gottes

* Quicherat I, 191—193. Wie nun? fragen wir, wenn Johann die Bedingung erfüllt hätte, würde Peter Cauchon ſie ohne weiteres zur Meſſe und zum Tiſche des Herrn gelaſſen haben? Und wenn er es gethan, was hätte er damit erklärt?

Digitized by Google

Gebot dieſe Kleider angenommen?" — „Ich habe euch genug geantwortet, wollt ihr, daß ich noch mehr antworte, ſo gebt mir Friſt und ich werde antworten." — „Wollt Ihr das Frauengewand ablegen, damit Ihr auf Oſtern Euern Heiland empfangen könnt?" — „Ich werde mein Gewand noch nicht laſſen, für was (um welchen Preis) es auch ſey, weder um (meinen Heiland) zu empfangen, noch für etwas anderes. Ich mache keinen Unterſchied zwiſchen Männer- und Weiberrock, um (d. h. wenn es ſich darum handelt) meinen Heiland zu empfangen; des Rockes wegen darf man ihn mir nicht verſagen" (Artikel XIII). Gerade dieſes Nichtlaſſen des Mannskleides ohne beſondere Offenbarung deutete der folgende (XIV) Artikel als Beleidigung Gottes. „Ich thue nichts Böſes, indem ich Gott diene," verſetzte Johanna, „und morgen werde ich euch (weiter) antworten." Einer der Beiſitzer benutzte die Gelegenheit zu der Frage: „Tragt Ihr das Kleid nach Offenbarung oder Gebot?" Johanna bezog ſich auf ihre früheren Ausſagen und verwies auf morgen, indem ſie hinzuſetzte: „Ich weiß recht wohl, auf weſſen Gebot ich die Mannestracht angenommen, aber ich weiß nicht, wie ich es offenbaren ſoll." Alſo ſelbſt die Feier der Sacramente opferte Johanna nach wie vor dem Kleide auf. Das war Ungehorſam gegen die Kirche, Verachtung der göttlichen Sacramente, halsſtarriges Feſthalten am Böſen (Artikel XV).

Ein beſonderer Beweis von Herzenshärtigkeit war es natürlich in den Augen des Anklägers, daß Johanna die liebreichen Ermahnungen angeſehener Perſonen, Weiberkleider von ihnen anzunehmen, völlig unbeachtet gelaſſen und ſich geweigert hatte, die ihrem Geſchlechte geziemenden Arbeiten zu verrichten. Mehr als Mann, denn als Weib benahm ſie ſich (Artikel XVI). „Allerdings," erwiederte Johanna, „bin ich in Arras und Beaurevoir freundlich gemahnt worden, das Frauengewand anzulegen. Ich habe es damals abgeſchlagen und ſchlage es noch jetzt ab. Und was die weiblichen Arbeiten anbetrifft, ſo gibt es genug andere Weiber, um dergleichen zu machen." Tags darauf wurde Johanna aufgefordert, die geſtern verſprochenen Erläuterungen zu ertheilen. „Das Kleid und die Waffen, die ich getragen, habe ich mit Gottes Erlaubniß getragen," lautete ihre Ausſage, und da man in ſie drang, ihr Kleid abzulegen, erwiederte ſie: „Ich werde es nicht laſſen ohne die Erlaubniß des Herrn, ſollte man mir auch den Kopf abſchneiden; aber wenn es dem Herrn gefällt, wird es ſofort abgelegt werden." Das Kleid nahm Johanna als Beiſpiel, um den Richtern die Weiſe zu zeigen, wie ſie Gott um Rath anrufe: „Mildeſter Gott, zu Ehren deines heiligen Leidens begehre ich von dir, wenn du mich lieb haſt, daß du mir offenbareſt, wie ich dieſen Leuten der Kirche antworten ſoll. Was meine Kleidung betrifft, ſo weiß ich recht wohl den Befehl, wie (in Folge deſſen) ich ſie angelegt habe, aber ich weiß nicht, auf welche Art ich ſie wieder ablegen ſoll. Deßhalb möge es dir gefallen, mir das kund zu thun." Schließlich verſicherte ſie, Catharina und Margaretha hätten ihr die Weiſe vorgezeichnet, wie ſie hinſichtlich der Kleidung antworten ſolle.

Warum nun hielt Johanna ſelbſt noch im Kerker ſo feſt an der männlichen Tracht? Die Furcht vor der Rohheit ihrer Wächter, welche die Zeugen des Reviſionsproceſſes vornehmlich betonen, iſt eine Nebenrückſicht und keineswegs die Hauptſache. * Die Kriegertracht iſt in Johannas Idee durchaus verwachſen mit ihrem göttlichen Beruf; dieſelbe zu bewahren, bleibt für ſie ſo lange Gewiſſenspflicht, als dieſer Beruf ſeine Endſchaft noch nicht erreicht hat. Erſt dann, wenn ihre Sendung vollkommen erfüllt iſt, wird Gott ihr gebieten, ſich wieder als Weib zu kleiden, und Johanna wird dem Gebote Gottes ſofort gehorſam ſeyn. Das ſpricht ſie am 2. Mal auf das klarſte aus: „Wenn ich vollbracht habe, wozu ich von Gott geſandt bin, werde ich Frauenkleider anlegen." Wir werden demnächſt ſehen, wie feſt und wie bald ſie erwartet, aus Feindeshand erlöst zu werden, um ihre Miſſion zum vollendeten Abſchluß zu führen.

Einen nicht geringeren Raum als die Kleiderſache nimmt in den Proceßakten Johannas erſte Zuſammenkunft mit Karl VII. in Chinon ein. Das Geheimniß, wodurch die Jungfrau ſich dem König als Botin Gottes ausgewieſen, war für die Richter ein Gegenſtand von der höchſten Erheblichkeit, um ſo mehr, als daſſelbe dem Gerüchte zufolge in der Beſchwörung eines Engels beſtanden hatte. Im höchſten Grade ward ihre Neugierde dadurch gereizt, daß Johanna gleich im erſten Verhör von göttlichen Offenbarungen redete, die ſie niemanden als dem König ſelbſt entdeckt habe, und niemanden entdecken werde, wenn es ihr auch den Hals koſten ſollte. Gleich in der zweiten Sitzung knüpft daher Beaupère an Johannas Ausſage: „Als ich in das Gemach des Königs trat, erkannte ich ihn unter den andern durch Offenbarung meiner Stimme," die Frage: „Sahet Ihr einen Engel über Eurem König?" — „Verſchont mich, geht weiter," entgegnete Johanna

* Haſe meint: Dieſe Kleidung, in der ſie ihre ruhmvollen Thaten vollbracht hat, die eins geworden iſt mit ihrer heroiſchen Laufbahn, ſcheint ihr eine Liebhaberei zu ſeyn, die ſich ihr darſtellt als Gewiſſensbedenken, dieſes Gewand abzulegen, das ſie auf Befehl Gottes angelegt habe.

mit dem Beifügen: „Bevor mein König mich in Thätigkeit ſetzte, hatte er viele ſchöne Erſcheinungen und Offenbarungen.“ — „Was für Erſcheinungen und Offenbarungen hatte er?“ — „Das ſage ich euch nicht; ſchickt an den König ſelbſt und er wird es euch ſagen. Die Stimme hatte mir verſprochen, der König werde mich ſehr bald annehmen, nachdem ich zu ihm gekommen. Die Leute meiner Partei haben ſehr wohl erkannt, daß die Stimme mir von Gott zugeſandt ſey; ſie haben die Stimme ſelbſt geſehen und erkannt, wie ich recht gut weiß. Mein König und mehrere andere hörten und ſahen die Stimmen, welche zu mir kamen; es waren zugegen Karl von Bourbon und zwei oder drei andere.“

Dieſelbe Standhaftigkeit bewahrte die Jungfrau in den drei folgenden Verhören. So oft die Eidesfrage Anlaß bot, oder die Richter auf die Offenbarungen im Allgemeinen und den Engel insbeſondere zurückkamen, erklärte Johanna: „Ich habe Offenbarungen, welche den König angehen, die ich euch nicht ſagen werde.“ — „Ohne die Erlaubniß meiner Stimme werde ich die Offenbarungen nicht ſagen, welche den König von Frankreich betreffen.“ — „Es gibt Offenbarungen, welche an den König von Frankreich gerichtet ſind und nicht an euch.“ So entſchieden ſie demnach die Wirklichkeit der Offenbarungen aufrecht hielt, ſo beharrlich verweigerte ſie jede Auskunft über Inhalt und Weſen derſelben. „Alles was mir offenbart war, habe ich meinem König auf einmal geſagt, als ich zu ihm kam.“ Allein die Richter ließen ſich in ihrem Vorſatz, der Jungfrau das hochwichtige Geheimniß abzuliſten oder abzuzwingen, durchaus nicht irre machen, ſondern drangen um ſo ſtärker auf ſie ein, je tapferer ſie Widerſtand leiſtete.

„War ein Engel über dem Haupte des Königs, als Ihr ihn zum erſten mal ſahet?“ — „Bei der heiligen Maria, ob einer da war, weiß ich nicht, ich habe ihn nicht geſehen.“ — „War Licht da?“ — „Es waren da mehr als dreihundert Ritter und fünfzig Fackeln oder Kerzen, ungerechnet das geiſtige (übernatürliche) Licht. Selten habe ich Offenbarungen, ohne daß Licht dabei ſey.“ — „Wie ſchenkte der König Euren Worten Glauben?“ — „Er hatte gute Zeichen, und zwar durch die Geiſtlichkeit.“ — „Was für Offenbarungen hatte er?“ — „Das werdet ihr von mir in dieſem Jahre nicht erfahren. Drei Wochen lang wurde ich von der Geiſtlichkeit befragt in Chinon und Poitiers. Der König hatte ein Zeichen über meine Werke (de mes faits, d. i. über mich und meine Miſſion), bevor er mir glauben wollte. Und die Geiſtlichen meiner Partei waren überzeugt, in meiner Sache ſey nur Gutes.“ Johanna verſtand unter dem Zeichen das beifällige Urtheil der Prüfungsbehörden, die Richter, einmal auf falſcher Fährte oder ſich Johannas Ausdruck anbequemend, faßten das Zeichen im Sinne der Offenbarungen und Erſcheinungen. — „Welches Zeichen gabet Ihr Eurem König, daß Ihr von Gott gekommen?“ — „Ich habe euch immer erwiedert, daß ihr mir das nicht aus dem Munde reißen werdet. Geht und fraget ihn.“ — „Habt Ihr denn geſchworen, das nicht zu offenbaren, was den Proceß angeht?“ — „Ich habe euch früher geſagt, daß ich euch nicht ſagen werde, was an unſern König gerichtet iſt.“ — „Wißt Ihr nicht das Zeichen, das Ihr Eurem König gabt?“ — „Ihr werdet es nicht von mir erfahren.“ — „Aber das geht den Proceß an.“ — „Weil ich gelobt, es geheim zu halten, werde ich es euch nicht ſagen. Ich habe das an ſolcher Stelle gelobt, daß ich es nicht ohne Meineid ſagen könnte.“ — „Wem habt Ihr das gelobt?“ — „Der heiligen Margaretha und Katharina. Dieß (Zeichen) ward dem König gezeigt. Ich that bei den Heiligen das Gelöbniß, ohne daß ſie es begehrten. Auf mein eigenes Verlangen that ich es, weil allzuviele Leute mich darüber (über das Zeichen) befragt haben würden, wenn ich jenes Gelübde den Heiligen nicht gethan hätte.“ — „War noch jemand beim Könige, als Ihr ihm das Zeichen zeigtet?“ — „Ich meine, ein anderer ſey nicht dabei geweſen, obwohl viele Leute ganz in der Nähe waren.“ — „Sahet Ihr eine Krone auf dem Haupte des Königs, als Ihr ihm das Zeichen zeigtet?“ — „Ich kann es euch nicht ſagen ohne Meineid.“ — „Hatte Euer König eine Krone, als er in Reims war?“ — „Wie ich glaube, nahm der König mit Dank jene Krone, die er in Reims fand, aber eine ſehr reiche ward ihm nachgeführt (die Wiedereroberung von ganz Frankreich, wofür die Krone in Reims Pfand und Bürgſchaft war). Und das that er, um ſeine Sache zu beſchleunigen (d. h. er beeilte die Krönungsfeier), auf Anliegen der Bewohner von Reims, damit die (Einquartirungs-) Laſt der Krieger aufhöre. Hätte er gewartet, er würde eine tauſendmal reichere Krone gehabt haben.“ — „Habt Ihr jene Krone geſehen, welche reicher iſt?“ — „Das kann ich euch nicht ſagen, ohne meineidig zu werden. Habe ich ſie nicht geſehen, ſo habe ich gehört, daß ſie ſo reich und koſtbar iſt.“ (Die alten Kroninſignien befanden ſich in St. Denis in den Händen der Engländer.)

Die ſechste Sitzung ließen die Richter vorüber, ohne den Gegenſtand zu berühren. Schon im ſiebten Verhör aber nahmen ſie einen um ſo kräftigeren Anlauf, um das Zeichen zu ergründen. Johanna, von dem Wunſche erfüllt, des unendlichen Drängens ledig zu ſeyn und die Richter von dem wahren Sachbeſtand

abzuleiten, erfaßte mit dichteriſchem Geiſtesſchwung Engel und Krone als Sinnbilder ihrer himmliſchen Miſſion und ſtellte die Begebniſſe ihrer erſten Zuſammenkunft mit Karl VII. im Lichte idealer Verklärung dar, ohne den Schleier des wirklichen Geheimniſſes nur im geringſten zu heben. „Da ſie," ſagt Görres, „als eine Abgeſandte Gottes, begleitet und geführt von ſeinen unſichtbaren Engeln, vor dem König erſchienen war, ſo war ſie ſelbſt ein Engel, das heißt ein Bote Gottes, der ihm mit dem Verſprechen der Hülfe Gottes in Wahrheit ſeine verlorene Krone wieder gegeben, und wer an ſie glaubte, hatte einen Boten Gottes geſehen. Wie ſie nun als ein ſichtbarer Engel und Bote des Herrn ihm die Krone ſeiner Väter wieder gebracht, ſo begleitete ſie, nach ihren Ausſagen, ein unſichtbarer Engel, der, für ſie ſelbſt ſichtbar, dem König zu Chinon die Krone auf das Haupt ſetzte als Vorbild ſeiner Krönung in Reims. Die Richter glaubten, dieß ſey das wirkliche Zeichen,* und getrieben von ihrer Neugierde, thaten ſie allerlei Fragen an ſie und wollten auf das allergenaueſte wiſſen, wie der Engel und die Krone ausgeſehen. Die Jungfrau kam dadurch ſehr in's Gedränge, indem ſie bald ſinnbildlich von ſich ſelbſt ſprach, als dem Engel, welcher dem König die Krone gebracht, bald von dem wirklichen Engel, der ſie begleitet und von dem wir aus den Ausſagen der Zeugen nicht wiſſen, daß ihn jemand außer ihr geſehen. So kreuzten ſich die ſinnlichen Fragen der Richter und Johannas ſinnbildliche Antworten manchmal ganz ſonderbar, und die Reimſer Königskrone und das Königreich Frankreich, der unſichtbare Engel und ſie ſelbſt als die ſichtbare Abgeſandtin ſpielten darin wunderlich durcheinander."

„Worin beſteht das Zeichen, welches Ihr dem König gabt, als Ihr zu ihm kamt?" — „Das Zeichen iſt ſchön und geehrt und ſehr glaubhaft und gut und das reichſte in der Welt." — „Warum wollt Ihr das Zeichen nicht eben ſo gut ſagen und offenbaren, wie Ihr ſelbſt es von den Zeichen der Katharina von La Rochelle verlangt habt?" — „Wäre das Zeichen der Katharina eben ſo klar bezeugt worden wie das meine vor angeſehenen Geiſtlichen und andern, vor Erzbiſchöfen und Biſchöfen, als da ſind der Erzbiſchof von Reims und andere, deren Namen ich nicht kenne — ja ſelbſt Karl von Bourbon, der Herr von La Tremouille, der Herzog von Alençon und mehrere andere Ritter ſahen und hörten es ſo deutlich, wie ich die ſehe, die heute mit mir ſprechen —, dann hätte ich das Zeichen der Katharina nicht zu wiſſen begehrt. Und jedenfalls wußte ich von der heiligen Katharina und Margaretha im voraus, daß es mit der Sache beſagter Katharina von La Rochelle durchaus nichts war." — „Dauert Euer Zeichen noch gegenwärtig fort?" — „Das lohnt der Mühe zu wiſſen! Es wird tauſend Jahre dauern und länger. Das Zeichen iſt in des Königs Schatz." — „Iſt es Gold, Silber, Edelgeſtein oder eine Krone?" — „Ich werde euch nichts weiter ſagen. Kein Menſch könnte ſich etwas ſo Reiches erdenken, wie es das Zeichen iſt. Auf jeden Fall iſt das Zeichen, welches ihr bedürft, das: daß Gott mich aus euren Händen befreie; es iſt das ſicherſte, das er euch ſchicken kann. Als ich zum König gehen wollte, ſagten mir meine Stimmen: gehe getroſt, ſobald du vor dem König biſt, wird er ein gutes Zeichen haben, dich anzunehmen und dir zu glauben." — „Als das Zeichen zu Eurem König kam, welche Huldigung bezeigtet Ihr ihm, und kam es von Gott?" — „Ich dankte Gott, daß er mich durch das Zeichen von der Plage der Geiſtlichen befreite, die gegen mich eiferten. Mehrmals fiel ich auf die Knie. Ein Engel, von Gott geſandt und nicht von einem andern, reichte das Zeichen meinem König und ich dankte vielmals meinem Herrn dafür. Seitdem ſie das Zeichen wußten, hörten die Geiſtlichen auf, gegen mich zu eifern." — „Sahen die Geiſtlichen Eurer Partei das Zeichen?" — „Als mein König und die, welche bei ihm waren, das Zeichen geſehen hatten und ſelbſt den Engel, welcher es darreichte, fragte ich meinen König, ob er zufrieden ſey. Ja, antwortete er. Darauf entfernte ich mich und ging in eine kleine Kapelle in nächſter Nähe und hörte ſpäter ſagen, daß nach meiner Entfernung mehr als dreihundert Leute das Zeichen geſehen. Aus Liebe zu mir und damit die Leute aufhören ſollten, mich zu befragen, wollte Gott erlauben, daß meine Parteigenoſſen das Zeichen ſähen, das ſie ſahen." — „Machte Euer König und Ihr dem Engel eine Ehrenbezeugung, als er das Zeichen brachte?" — „Ja, ich. Ich kniete nieder und entblößte mein Haupt."

Gleich zu Anfang des nächſten Verhörs (12. März) nahm der Fragſteller den abgebrochenen Faden von neuem auf. „Hat der Engel, welcher Eurem König das Zeichen brachte, geredet?" — „Ja. Er ſagte dem König, er möge mich an's Werk ſetzen; und ſofort werde das Vaterland erleichtert ſeyn." — „War der Engel derſelbe, der Euch zuerſt erſchienen iſt?" — „Es iſt immer ein und derſelbe und niemals hat er mich im Stich gelaſſen." Dabei ließ es La Fontaine für dießmal bewenden. Auch am Nachmittage ward die Sache nicht weiter gefördert, da Johanna ihm auf die Frage,

* Wallon II, 60 ſagt: Wir geben das höchſtens für den Anfang zu, nicht aber für den weiteren Verlauf.

worin das Zeichen bestanden habe, zur Antwort gab, sie werde sich darüber bei Katharina Raths erholen.

Im zehnten Verhör (13. März) kam der Gegenstand endlich zum Austrag. Es ist in der That schwer zu glauben, daß die Richter bis zuletzt in der Täuschung geblieben wären. Johannas Antworten waren der Art, daß jene geradezu hätten mit Blindheit geschlagen seyn müssen, wenn sie nicht die Wahrheit unter der Hülle der Dichtung hätten erkennen sollen. Wenn sie dem ungeachtet ihre Fragen fortsetzten, so geschah dieß in der boshaften Absicht, die Jungfrau möglichst tief in ketzerische Verkehrtheiten hinein zu treiben und außerdem aller Welt den Beweis zu liefern, daß die Beklagte sich entweder der gröbsten Lüge oder eines fluchwürdigen Meineids schuldig gemacht.

„Was für ein Zeichen war es, das ihr dem König gabt?" Mit dieser Frage begann das Verhör. — „Wäret ihr zufrieden, daß ich in Meineid verfiele?" — „Habt Ihr der heiligen Katharina geschworen und gelobt, jenes Zeichen nicht zu sagen?" — „Ich habe geschworen und gelobt, das Zeichen nicht zu sagen, und zwar aus freien Stücken, weil die Leute mir gar zu viel Bedrang anthaten, es zu sagen. Und darum sagte ich selbst: ich gelobe fürder mit keinem Menschen darüber zu sprechen. Das Zeichen war, daß der Engel meinem König versicherte, indem er ihm die Krone brachte, er werde das ganze Königsland Frankreich vollständig erhalten mit Gottes Hülfe und durch meine Mühwaltung. Er solle mich an's Werk lassen, d. h. mir Kriegsleute geben, sonst werde er nicht sobald gesalbt und gekrönt werden." — „Habt Ihr seit gestern mit der heiligen Katharina geredet?" — „Ich habe sie seitdem gehört, und sie hat mir wiederholt gesagt, ich solle kühn den Richtern auf das antworten, was sie mich fragen würden, so weit es den Proceß betreffe." — „Auf welche Art brachte der Engel die Krone und setzte er sie Eurem König auf's Haupt?" — „Sie wurde einem Erzbischof gegeben, nämlich dem von Reims, wie mich dünkt, in Gegenwart des Königs. Der Erzbischof empfing sie und gab sie dem König. Ich war selbst zugegen und sie ward in den Schatz des Königs niedergelegt." (Offenbarer Hinweis auf die Krönung zu Reims, welche Johanna dem König in Chinon verbürgt hatte.) — „An welchem Orte wurde sie dem König gebracht?" — „Das war in dem Gemache des Königs, im Schlosse zu Chinon." — „An welchem Tag und zu welcher Stunde?" — „Von dem Tage weiß ich nichts, es war eine späte Stunde. Im künftigen Monat April oder in diesem Monat März werden es zwei Jahre. Nach Ostern war's." — „Am ersten Tage, wo Ihr das Zeichen erblicktet, sah es da Euer König auch?" — „Ja, und er hatte es selbst." — „Aus welchem Stoffe war die Krone?" — „Das zu wissen, ist auch der Mühe werth! Sie war von feinem Golde und so reich, daß ich den Reichthum nicht abschätzen könnte. Die Krone bezeichnete, daß er das Königsland Frankreich gewinnen würde." — „Waren Edelsteine daran?" — „Ich habe euch gesagt, was ich davon weiß" (d. h. zu sagen für gut finde). — „Hieltet Ihr die Krone in der Hand oder küßtet Ihr sie?" — „Nein." — „Kam der Engel, der sie brachte, von oben oder kam er auf der Erde?" — „Er kam von oben, d. h. auf Befehl unseres Herrn, und trat durch die Thür des Gemaches ein." — „Kam er auf der Erde und ging er auf dem Boden von der Thür des Gemaches an?" — „Als er vor den König kam, bezeigte er dem König seine Ehrfurcht, indem er sich vor ihm verbeugte und die Worte sprach, die ich von dem Zeichen gesagt. Zugleich erinnerte er ihn an die schöne Geduld, die er in seinen großen Bedrängnissen bewährt hatte, und von der Thür an ging er auf dem Boden bis vor den König." — „Wie weit war es von der Thür bis zum König?" — „Meines Bedünkens war es wohl ein Raum von der Länge einer Lanze, und wo er hergekommen, dahin kehrte er auch zurück. Als der Engel kam, begleitete ich ihn und ging mit ihm die Stiegen hinauf zu des Königs Gemach. Der Engel trat zuerst ein, und dann sprach ich zu dem König: Herr, hier Euer Zeichen, nehmet es." — „Wo erschien Euch der Engel?" — „Ich war beinahe beständig im Gebet, daß Gott dem König das Zeichen schicken wolle. Ich war in meiner Herberge bei einer guten Frau, nahe am Schlosse von Chinon, als er kam; und darauf gingen wir zusammen zum König. Er war wohl geleitet von andern Engeln, die nicht ein jeder sah. Ich glaube wohl, daß mehrere den Engel sahen (d. h. meine göttliche Sendung erkannten), die ihn nicht gesehen hätten, wäre es nicht aus Liebe zu mir geschehen (d. h. wenn es nicht von Gott so gefügt worden wäre), und um mich von der Qual der Leute zu befreien, die wider mich eiferten." — „Sahen alle, welche beim König anwesend waren, den Engel?" — „Ich denke der Erzbischof von Reims, die Herrn von Alençon und La Trémouille und Karl von Bourbon sahen ihn. Und was die Krone betrifft, die sahen mehrere Leute der Kirche und andere, die den Engel nicht sahen." — „Von welcher Gestalt und Größe war der Engel?" — „Dazu habe ich keine Erlaubniß, morgen will ich darüber antworten." — „Waren die Begleiter des Engels sämmtlich von der gleichen Gestalt?" — „Wie ich sie

Digitized by Google

ſah, ſo glichen ſich einige und andere nicht; einige hatten Flügel, einige auch Kronen und die andern nicht. Auch die heilige Katharina und Margaretha waren dabei und begleiteten den Engel und die andern Engel auch, bis in das Gemach des Königs." — „Wie ſchied der Engel von Euch?" — „Er ſchied von mir in einer kleinen Kapelle, ſein Scheiden machte mir großen Kummer, ich weinte, und gern wäre ich, d. h. meine Seele, mit ihm gegangen." — „Bliebt Ihr bei dem Scheiden des Engels froh oder erſchrocken und in großer Furcht?" — „Er ließ mich nicht in Furcht und Schrecken, aber ich war betrübt über ſein Scheiden."

(Fortſetzung folgt.)

Aus dem Feldlager.

(Schluß.)

7.

Nandua Creek, an Bord des Schoners „Plan of Snowhill." Küſtenwache der Peninſular-Brigade, den 16. Februar 1862.

Meine jetzige Situation iſt mir eine ganz neue; ſeit zwei Tagen bin ich hier auf dem Schiffe, welches eine Abtheilung von uns jeden Abend verläßt, um die ganze Nacht am Lande zu wachen, weil wir in Erfahrung gebracht haben, daß eine Schaar der wildeſten Burſche von hier aus den Verſuch machen wolle, auf die andere Seite der Bai hinüberzufahren und zu den Rebellen zu ſtoßen. Wie alle derartigen weit in die See hineinragenden Halbinſeln, ſo iſt auch die unſrige von einer Anzahl kleiner Buchten und Einſchnitte zerriſſen, welche dem Auslaufen kleiner Boote jede nur denkbare Erleichterung gewähren und die Ueberwachung ungemein ſchwierig machen. Zudem ſind die Strandbewohner ein ſo verwegenes Volk, daß ſie in jedem halbwegs waſſerdichten Gefäße über die Bai hinüberfahren.

Die Bucht, welche meiner ſpeciellen Bewachung übergeben iſt, liegt etwa zwei Meilen vom Schiffe entfernt. Da gehen nun täglich vier Mann in einem kleinen Nachen Abends mit der Ebbe von hier fort und nehmen an dem ſchmalſten Punkte derſelben Poſto, wo es dann gilt, ſich bis Tagesanbruch ſo gut als möglich zu amüſiren. Bei dem gegenwärtigen Schnee und dem kalten Nordweſtwinde iſt es keine Kleinigkeit, zehn bis zwölf Stunden am Strande auf und abzugehen, dazu die Sache als Geheimniß zu behandeln und ſomit kein Zelt und kein Feuer zu machen. Denn unſer Hauptzweck iſt, die Leute zu fangen, und nicht bloß am Ueberſetzen zu hindern. Es iſt ein eigenes Gefühl, in tiefer Nacht, das Gewehr unter dem Arm, ſo einſam und ſtille auf der Wacht dazuſtehen, jeder hinter einem Fichtenbaum, in Mantel und Decke feſt eingewickelt, die Füße erbärmlich kalt, von der Ausmündung der Bucht her das Rauſchen der See, bald ein dumpfes Grollen, bald die ſchrillen Töne der Wellen, welche den Sand am Ufer abſpülen, dazwiſchen ein unheimliches Licht, das Phosphorleuchten des Waſſers, dazu das Toben des Windes in den himmelhohen Tannen und Fichten, das Krachen der Aeſte an den dürren Bäumen, welche einſt auf dem Feſtlande ſtanden, nun aber mitten im Waſſer ſtehen, dann der gellende Schrei der Seemöven und Wildgänſe und die Gurgeltöne der Wildenten, und bei allem dem die verſchiedenen Gedanken, ob und wann und in welcher Zahl die Feinde kommen, was dann geſchehen wird u. ſ. w., ſchließlich ſich auflöſend in einem unbeſchreiblich frohen Gefühl, wenn der Morgen kommt und mit ihm die Zeit der Ablöſung. Ihr ſolltet uns ſo am Morgen ſehen, wenn wir, in Form und Ausſehen wandelnden Schneemännern gleich, vor Kälte zitternd am Strande ſtehen und ſehnſüchtige Blicke nach der See hinaus ſenden, bis der kleine Nachen erſcheint, der uns abholt. Wenn das Salzwaſſer nicht die gute Eigenſchaft hätte, gar keine Erkältung durch naſſe Füße zu erzeugen, ſo wären wir längſt mit allen möglichen Krankheiten geſegnet. So aber haben wir nur das Fröſteln ohne ſchlimme Folgen, und der treffliche Kaffee, den wir, auf's Dampfſchiff heimgekehrt, nicht taſſen-, ſondern ſchoppenweiſe trinken, ſtellt uns jedesmal ſchnell wieder her. Und es hat ſeinen eigenthümlichen Reiz, dieſes Leben halb zur See, halb zu Lande, halb im Frieden, halb im Krieg; es liegt etwas ungemein Aufregendes darin, das Leib und Seele wach und friſch erhält. Wenn wir in dienſtfreier

Zeit Abends vor dem Eintreffen des Nachens beim Zurückgehen der Fluth auf dem naſſen, weichen Sande herumgehen, die Seenesseln in tauſend Regenbogenfarben glänzen, der Fuß des Vordermanns ſich tief in den Sand eindrückt und beim Zurückziehen des Fußes das Phosphorlicht in ſprühendem Funkenregen aus dem Sande hervorbricht, wenn am fernen Horizont ein einzelnes Licht an dem Maſtbaum eines Schiffes leuchtet, wenn der Schrei des Buſſards und der Wildgans mit Glockenregelmäßigkeit die Stunde anzeigt, und alles rings umher ſo ſtill und friedlich ausſieht, daß jeder Gedanke an den Krieg in weite Ferne gebannt wird, und wenn dann auf einmal der Knall eines Geſchützes dumpf durch die Nacht tönt, indem unſere Kanonenboote ein Rebellenſchiff von dem Brechen der Blokade zurückſchrecken, bald ein einzelner Schuß, bald in kurzen Intervallen mehrere ſich folgend, darauf binnen weniger Minuten alles wieder in die vorige Ruhe und Stille zurückfällt, ſo weckt das einen Wechſel der Gefühle, deſſen Reiz man ſich immer mit neuem Genuſſe hingibt. Das Schiff, in dem wir wohnen, haben wir als verdächtig in Beſchlag genommen, und da der Eigenthümer in ſchneller Flucht ſich der Unterſuchung entzog, ſo trafen wir die Kajüte und alles im beſten Zuſtande und haben insbeſondere die Freude, wieder in Federbetten zu liegen, und zwar meine Abtheilung, die Abends an's Land geht, den Tag über, während die andere Abtheilung, welche das Schiff zu bewachen hat, ſie bei Nacht benützt. Ein vollſtändiger Porcellanſervice, der ſich auf dem Schiffe vorfand, wird, wie die ganze Kocheinrichtung natürlich auch von uns benützt, und wir leben ſomit auf hohem Fuß. Wenn wir das Schiff wieder zurückgeben, ſo dürfte indeß manches Stück der Einrichtung fehlen; denn beſonders ſorgfältig wird mit dem zerbrechlichen Rebelleneigenthum nicht umgegangen. Das Schlimmſte für ſo viele durſtige Kehlen iſt, daß wir von Spirituoſen hier gar nichts bekommen können, ja ſogar das Trinkwaſſer müſſen wir weit herholen, und es gehört zu den leidigſten Funktionen, im Regen auf dem Waſſer — Waſſer zu holen.

8.

O Rankok, den 13. März 1862.

Seit drei Tagen bin ich hier in einem recht netten Manſardenſtübchen mit einem jungen Manne aus meiner Compagnie, Brinkmann aus Caſſel. Wir leben wie die Spießbürger einer alten Reichsſtadt, bequem und ohne Sorgen, nur an's Nächſte denkend. Wie ihr wiſſet, waren wir in kleinen Abtheilungen längs der Bai zur Ueberwachung der Landungsplätze aufgeſtellt, da kam am vergangenen Samſtag der Befehl, ſchnell zum Sammelplatze einzurücken, weil in einigen Tagen marſchirt werde. Alles war wie elektriſirt, daß es endlich vorwärts gehe, und ſah voll froher Hoffnungen einem luſtigen Marſch und größeren Dingen entgegen, als plötzlich am Montag Gegenordre kam; wir blieben. Da indeß unmittelbar nach dem Abzug unſerer Truppen aus verſchiedenen kleinen Ortſchaften die Rebellenfreunde ſich Mißhandlungen gegen die Unionsleute und namentlich gegen die freien Neger erlaubten, ſo daß ein Wiederbeſetzen dieſer Stationen als nothwendig erſchien, ſo ging ich demzufolge mit 24 Mann hieher nach O Rankok ab, wo wir uns in dem Hauſe des früheren Gouverneurs Wiſe von Virginien, jetzigen Rebellengenerals, einquartierten. Wir haben ein großes Schlafzimmer für unſere Leute, ein zweites Zimmer zum Ankleiden, eine geräumige Küche, wo ſich im eiſernen Kochofen beſſer als bei Feld- und Lagerfeuer kochen läßt, einen Saal für unſere Waffen und ein Zimmer für den commandirenden Offizier. Ich war ſo glücklich, jenes kleine Manſardenſtübchen, etwa zweimal ſo groß als eine Himmelbettlade, zu erobern, in dem ich mich mit meinem Kameraden recht behaglich einrichtete, wozu insbeſondere gehörte, daß ich für jedes einzelne meiner Montirungsſtücke große Bretternägel ringsum in die Wand einſchlug. Unſer Haus hat einen ſogenannten Portico oder Verandah vor dem Eingang, und rings herum Gruppen von Cypreſſen, Trauerweiden und prächtigem Buchs. Unſer nächſtes Geſchäft war, einen Garten anzulegen. Wir richteten dazu einen geräumigen Platz her, der mit einem Zaun umgeben wurde, und eben ſind zwei Neger beſchäftigt, denſelben mit Kalk zu übertünchen. Dann nahmen wir aus einem entfernten Rebellengarten zwei Roſenſtauden, und ein in ſolchen Dingen erfahrener Kamerad, Lauſterer, mein ſchwäbiſcher Landsmann, pflanzte ſie rechts und links an die Eingangsthüre, dazu andere Zierpflanzen, vornehmlich gelbe Sternblumen, und nun iſt er eben daran, einige Gartenbeete anzulegen, in denen wir Kreſſe, Salat und dergleichen nützliche Dinge pflanzen wollen. Ob wir die Roſen blühen ſehen und den Salat eſſen werden, das iſt allerdings eine große Frage, aber ſo iſt der Soldat: er richtet ſich an Ort und Stelle ein, als ob er ewig dableiben würde, unerachtet er weiß, daß er nach 24 Stunden abgerufen werden kann.

Auch Merkwürdigkeiten haben wir hier. Einige hundert Schritte hinter dem Hauſe iſt eine Gruft mit einem Marmorſarkophage, in dem ſeit 1757 der Leichnam eines engliſchen Majors Louis Weſt liegt; in der Nähe

Digitized by Google

iſt ein ungeheurer Wallfiſchknochen zu ſehen, der eine bequeme Bank für vier Mann bildet, und endlich ſoll in unſerem Hauſe der Geiſt eines Ermordeten ſein Weſen treiben, und zwar ſo ſtark, daß Wiſe ſich ein anderes Haus baute und dieſes hier lange Jahre leer ſtehen ließ. Vor uns hat ſich der Geiſt indeß bis jetzt weder blicken noch hören laſſen. Dagegen gerathen wir aus einer andern Urſache häufig in große Aufregung. Wir können nämlich bei gutem Wetter jeden Schuß aus den großen Stücken der Kanonenboote in der Bai und bei Norfolk ganz deutlich hören. Oft dauert das Feuern bis tief in die Nacht hinein, und allemal reißt es uns aus unſern friedlichen Gedanken und Beſchäftigungen heraus und ſchleudert uns mitten in die Kriegsſtimmung hinein. Oft genug ſtellt es ſich jedoch in der Folge als bloße Uebung der Kanoniere heraus.

Zum Schluſſe noch etwas über mein Regiment. Daſſelbe gehört zum Corps d'armée des Generals Dix in Baltimore, und zwar zu der ſogenannten Peninſularbrigade unter Generalmajor Lockwood, beſtehend aus dem zweiten Delawareregiment, Turnells Legion, zwei Marylandregimentern und einer Schwadron pennſylvaniſcher Dragoner. Unſer Oberſt iſt ein Major von der regulären Armee, Wharton, auch ſämmtliche andere Offiziere ſind Amerikaner, die Mannſchaft dagegen beſteht aus Angehörigen aller Nationen, aus Deutſchen, Ungarn, Irländern, Franzoſen, die wenigſten ſind aus Delaware. Die Uniform iſt folgende: dunkelblauer langer Waffenrock mit hellblauen Schnüren — daneben auch himmelblaue Jacke und dunkelblaue Bluſe — dunkelblaue Beinkleider und Kappen von gleicher Farbe, dazu ſchwarzes Lederzeug, ſchöne meergrüne Mäntel und wachstuchene Havelocks. Da der Staat Delaware, obgleich ſeine Angehörigen vorwiegend rebelliſch geſinnt ſind, um ſeinen Patriotismus zu zeigen, ſeinen Regimentern noch eine Extrazulage bewilligt hat, ſo ſtellen wir uns beſſer als andere Regimenter. Wahrſcheinlich aber hält man uns auch deßwegen, weil man uns nicht recht traut, vom großen Kriegsſchauplatz ferne und läßt uns hier ſtehen, wo wir beim beſten Willen nicht viel ſchaden könnten.

9.

Baltimore, den 27. April 1862.

Da ſind wir nun mit einem male aus dem ſandigen, tannenbewachſenen Virginien in die Stadt der Monumente, nach Baltimore verſetzt. Unſere Reiſe dahin war herrlich, mit dem alten Steamer „Ballon“ zuerſt die Bai und dann den Pocomocfluß hinauf bis nach Newtown, von da zu Fuß bis nach Salisbury und dann mit der Eiſenbahn hieher. Wir nahmen zuerſt in „Stewarts Grove,“ einem ehemaligen Vergnügungsplatze und ſo einer Art von Sommergarten, deſſen Eigner bei den Rebellen ſteht und ſomit ſein Eigenthum verwirkt hat, unſer Quartier und wohnten dort in hölzernen Buden, welche aber dem Regen ſo zugänglich waren, daß unſere Betten immer voll Waſſers ſtanden, und da es jeden Tag regnete, ſo konnten wir die Feuchtigkeit gar nicht los werden. Da indeß die Lage dieſes Platzes auf einer Anhöhe ihn beſonders geſund macht, ſo kam der Befehl, ſämmtliche in der Nähe gelegene Gebäude und Baracken zu leeren und zu Lazarethen herzurichten, indem die Entſcheidungsſchlacht bei Yorktown, der man täglich entgegen ſieht, Verwundete genug liefern dürfte, um alle dieſe Gebäude zu füllen. In Folge davon wurden wir vor einigen Tagen nach „Fort Marſchall“ verlegt. Es iſt dieß eine Sternſchanze, mit vier achtzölligen Columbiaden, vier Zweiundvierzigpfündern und 28 Stück kleineren Geſchützen armirt, am öſtlichen Theile der Stadt oder vielmehr des Hafens gelegen, zur Deckung des letzteren und des in dem Hafen gelegenen Forts Mac Georg, vielleicht aber mehr noch zur Ueberwachung der Stadt errichtet. Zwar hindert uns ein kleiner Hügel, die Stadt zu ſehen, von der uns nur die Kirchthürme ſichtbar ſind, aber daran würde er uns nicht hindern, ſie, wenn es nöthig ſeyn ſollte, mit unſern acht- und zehnzölligen Bomben zu bewerfen. Wenn man erwägt, daß etwa ſechs ſolche kleine Forts und verſchanzte Lager mit einer Ausrüſtung von 200 Geſchützen und einer Garniſon von etwa 14,000 Mann, die Kanonen- und Mörſerboote ſo wie die Kriegsſchiffe gar nicht gerechnet, die Stadt Baltimore umgeben, ſo kann man ſich nicht wundern, daß die früher ſo hitzköpfigen Baltimorer täglich ruhiger werden und an unioniſtiſcher Geſinnung zunehmen. Für den Fall aber, daß es ihnen eines Tags plötzlich einfallen ſollte, wieder rückfällig zu werden, wird unſere Mannſchaft eifrig in der Bedienung des Feſtungsgeſchützes unterrichtet. Leider läßt mich dieß ſchließen, daß wir nicht ſo ſchnell wieder von hier wegkommen werden. So nahe dem Kriegsſchauplatze und doch von ihm ferne! Dazu die Maſſe umlaufender Gerüchte von demſelben, die Unzahl von Telegrammen, Extrablätter alle paar Stunden. Durch alles das wird die Aufregung ſo ſehr genährt und geſteigert, daß man zuweilen wie närriſch wird. Man kann ſich in der That über die von unſern Leuten im Kampfe entwickelte Bravour und über ihre Feldtüchtigkeit nach ſo kurzer Uebungszeit nur wundern, und bei tüchtigen Führern müßte ſich mit dieſem trefflichen Material das Größte leiſten laſſen.

Die letzten Zeitungen werden euch den schrecklichen Unfall berichtet haben, der das deutsche Regiment „von Bohlen“ betroffen hat, indem beim Uebersetzen über den wilden Shenandoah in Westvirginien siebzig Mann durch das Untersinken des gebrechlichen und überladenen Boots ihren Untergang fanden. Ich kann dabei nicht umhin, einer Familie zu erwähnen, welche in ganz unerhörter Weise vom Mißgeschick heimgesucht wird. Es ist dieß die Familie des Dr. Tiedemann aus Philadelphia, eines Schwagers von Hecker und vom Jahre 1848 her wohl bekannt. Dieser verlor vor einigen Jahren in dem Indianerkriege in Florida seinen ältesten Sohn, im gegenwärtigen Kriege in dem Gefechte bei Winchester den zweiten, und jetzt ertrinkt ihm der dritte in den Fluthen des Sheaandoah. So wählt sich das Schicksal gerade die Besten zum Opfer, während es eine wahre Wohlthat für unsere großen Städte wäre, wenn der Krieg die Sorge übernähme, sie von ihrem heillosen Proletariat zu erlösen. — Ob wohl unsere Rosen im Garten von O Rankok jetzt blühen und von den Händen der Rebellendamen gepflückt werden? Wohl möglich, daß sie die von uns gepflanzten Rosenstöcke mit Abscheu umgehauen und bei Seite geworfen haben. Auch den dort gepflanzten Salat haben wir nicht mehr gekostet.

10.

Paterson Park, Hauptspital der Armee des Mitteldepartements in Baltimore, den 25. Mai 1862.

Die vorgestern erfolgte Niederlage unseres Generals Bank im Gebirge dürfte unsern Aufenthalt hier leicht zu einem schnellen Ende bringen. Denn man denkt es sich als möglich, daß der Süden nach diesem Erfolge mit einer gewaltigen Kraftanstrengung es versucht, eine Armee hier herüber, nach Maryland, zu werfen, um das in bedeutender Masse vorhandene secessionistische Element für sich in Bewegung zu bringen. Die meisten der hier garnisonirenden Truppen gehen heute um zwölf Uhr weg; ob wir ihnen folgen werden oder nicht, kann niemand wissen. Lassen wir also die Zukunft ruhig an uns kommen uad sehen uns in der Gegenwart ein wenig um.

Ein Detachement von uns, wozu auch ich gehöre, wurde hieher als Wache zum Lazareth commandirt, weil bereits von den menschenfreundlichen Baltimorern einige Versuche gemacht worden sind, die hölzernen Gebäude in Brand zu stecken. Die Schrecken des Kriegs zeigen sich uns hier täglich in den auf Dampfern von Yorktown und Fort Monroe anlangenden Hunderten von Kranken und Verwuadeten, die Mehrzahl im Zustande der völligsten Entkräftung. Selbstverständlich kommen nur die leichter Kranken hieher, allein der Keim des Todes liegt schon in den meisten, und das schnelle Umschlagen von gänzlicher Vernachlässigung zu guter Pflege scheint manchem besonders übel zu bekommen. Wenn man so bei kaltem Blute die verstümmelten und todtbleichen Leute hereintragen sieht, hat man doch ganz andere Empfindungen, als wenn sich derselbe Anblick in der Aufregung des Gefechtes darböte. Wir haben hier einen Typhus der schlimmsten Art und tragen jeden Tag drei bis vier Mann zu Grabe. Und doch ist die Lage des Lazareths eine ungemein günstige. Es liegt auf einem kleinen Hügel mit der Aussicht über das Meer und den Hafen und empfängt den ganzen Tag die frischen, kühlenden Seebrisen, so daß eine Anhäufung von contagiösen Luftschichten eine Unmöglichkeit ist. Ueberhaupt, so lange die Operationen der Armee in der Nähe der Seeküsten bleiben, werden die Lazarethe immer gesund seyn und eine massenhafte Ansteckung nicht leicht stattfinden. Mit dem weiteren Vorrücken in's Innere der Südstaaten aber und mit dem Eintreten der Sommerhitze wird sich das znm Schlimmen ändern, und die Conföderirten, denen das Mississippithal und die Seegegenden weggenommen sind, müssen jetzt schon furchtbar viele Leute verlieren. Die Armee des Westen schickt den Berichten nach täglich bis zu 800 Mann Kranke weg. Wie lange das eine Armee aushalten kann, läßt sich leicht berechnen. Wenn in vier bis sechs Wochen nicht die Entscheidungsschlachten geschlagen sind, so nimmt uns der Krieg noch das nächste Jahr in Anspruch und der Congreß hat die Geldmittel dazu bereits verwilligt. Welch ein Vergnügen, so im allergrößten Maßstab Schulden zu machen, wie diese Herren es thun dürfen! Doch wieder zu uns selbst.

Trotzdem daß Baltimore in mehr als einer Beziehung den schlechtesten Ruf hat, muß ich doch sagen, daß von Seiten der Einwohnerschaft für die armen Kranken und Verwundeten unendlich viel geschieht. Die Damen kommen in Menge herein, waschen und pflegen die Kranken und bringen ganze Ladungen von Delikatessen, die Amerikanerinnen besonders Backwerk, Obst, Eis und Limonade, die Deutschen Suppe, Tabak und — Zeitungen. Die unseligen Traktatgesellschaften sind zudringlich wie immer und überall, und von diesen religiösen Vereinen leisten nur die katholischen barmherzigen Schwestern und die Quäkerdamen wirkliche Hülfe mit Handanlegen. Daß die barmherzigen Schwestern Nachtruhe nicht kennen, ist bekannt, und die alten reichen Quäckerfrauen kommen täglich in brillanten Equipagen angefahren und bleiben ganze Nachmittage bei den Ruhrkranken, mit Waschen, Reinigen der Hemden und dergleichen beschäftigt. Aber auch die Mode-

Digitized by Google

damen thun das Möglichſte. Was im Krimfeldzug von den derartigen Leiſtungen engliſcher Damen berichtet wurde, ſchien mir immer allzu romantiſch, um ganz wahr zu ſeyn, allein hier ſehe ich's mit eigenen Augen, und ſehe es ſogar noch überboten. So arrogant die amerikaniſche Damenwelt im gewöhnlichen Leben den Männern gegenüber iſt, ſo wenig ſcheinen ſie hier am Krankenbett irgend welche andere Rückſicht zu kennen als die der Barmherzigkeit. Die langen Seidenkleider mit Nadeln hinaufgeſteckt, Sammthut und Spitzenmantille an den nächſten beſten Nagel gehängt, holen und leiſten dieſe Ladies den Kranken alles, was ſie irgend brauchen, und bringen die reichſten Geldmittel mit, um allen Bedürfniſſen zu genügen. Wenn dieſe Sache nicht ſchon Monate lang dauern würde, könnte man verſucht ſeyn, ſie „Mode" zu nennen; allein die bloße Mode, dazu eine Mode, die ſo wenig Angenehmes bietet, würde ſchwerlich ſo lange angehalten haben, und ſo müſſen wir, was geſchieht, als von Herzen kommend annehmen. Baltimore iſt wegen ſeiner leichtſinnigen Damen wohl bekannt, aber was dieſe Modedamen an Aufopferung hier leiſten, muß alle ihre Verſündigungen gegen die Moral ungeſchehen machen. Ueberhaupt iſt das amerikaniſche Volk mit allen ſeinen Schwächen, ſeiner argen Corruption und feilen Moral doch im Kerne noch kräftig und geſund, und wenn erſt die gegenwärtige Kriſis zu Ende iſt, welche dem Nationalitätshaß und der Geldariſtokratie den Todesſtoß gibt, dann können wir guten Zeiten entgegen ſehen. Die Feuertaufe auf dem Schlachtfeld und in den Kanonenbooten macht den Millionär und den Arbeiter gleich, die Krankenpflege bei Typhus- und Ruhrkranken zeigt die ſtolze Erbin und das Fabrikmädchen im gleich ſchönen Glanze freier Pflichterfüllung, während die ſo vielen Familien gemeinſame Trauer ein Band wehmüthiger Theilnahme um alle Stände ſchlingt, welches die Kluft zwiſchen denſelben allmählig verſchwinden macht. Nicht minder treten die auf den Muth und Ruhm der Angehörigen und glücklich Durchgekommenen ſtolzen Familien einander nahe. Und wenn ſchon das Beiſammenſeyn in einem Regimente genügt, um die ſich fremdeſten Leute zu Freunden zu machen, welche Ausgleichung der Stände muß da ſtattfinden, wo ein ganzes Volk ſich im Heerlager ſammelt, wo alles Dichten und Trachten, alle Arbeit und Produktion nur den Zweck der Erhaltung der Armee hat! Ein ſo allgemeines Gefühl von — wenn ich ſo ſagen ſoll — Soldatenſympathie kann nicht anders als wohlthätige Früchte tragen. — Zum Schluſſe noch die Freudenbotſchaft: Siegel bekommt das Obercommando der Armee des Weſtens, 180,000 Mann, lauter Ohio- und weſtliche Männer!

Den 17. Juni 1862.

Lager bei „Schön-Eichen" (Fair Oaks) fünf Meilen von Richmond. Hauptarmee des Potomac, Diviſion Richardſon, Brigade French.

Mitten im Felde, im wirklichen, rechten Felde! Geſtern ſind die erſten feindlichen Bomben über unſerem Lager geſprungen, Todte und Verwundete; Kriegsgefangene und Ueberläufer kommen ſtündlich an. Wir bauen Befeſtigungen und graben uns in die Erde ein wie die Maulwürfe. Da die Rebellen uns ſeit vierzehn Tagen ziemlich in Ruhe laſſen, ſo ſchreitet das Werk rüſtig fort, wir haben die erſte Parallele nahezu fertig, nun noch die zweite und dritte, dann der Hauptſturm und die Einnahme der Rebellenſtadt, und der Krieg iſt zu Ende.

Wir verließen Baltimore an Bord der beiden Dampfer „Wilſon Small" und „Pionier" am 26. Mai; raſch ging's die ſchöne Bai herunter bis Fort Monroe, jetzt eine coloſſale Feſtung, dann an Yorktown vorbei den York River hinauf bis Whitehouſe, dem prächtigen Landſitze des Rebellengenerals Lee, der Stätte, wo Waſhington einſt ſeine Frau kennen lernte und die Flitterwochen zubrachte. Der große Mann mochte ſich's damals freilich nicht träumen laſſen, daß ſo bald eine Zeit kommen könnte, wo die Volontärs ſeiner geliebten Union mit den ſtattlichen Bäumen ſeines Schwagers die Wachtfeuer anzünden würden. Der Empfang auf dieſem heiligen Boden war ein ſüdlicher Regenguß mit Gewitter, welcher ſo heftig wurde, daß wir in Ermanglung unſerer Zelte, die noch nicht angekommen waren, am Abend auf den Dampfer Vanderbilt gingen und da unſer Nachtquartier nahmen.

Am andern Tage marſchirten wir ab und ſind ſeitdem in beſtändigem Wandern begriffen. Alle zwei bis drei Tage verändern wir nämlich unſer Lager, damit die Rebellen den Platz nicht kennen lernen und uns bombardiren. Das Unangenehmſte dabei iſt der Mangel an Schlaf; denn um zwei Uhr Nachts treten wir jeden Tag an, um vor einem Ueberfalle geſichert zu ſeyn, und bleiben ſo bis Sonnenaufgang; den Tag über iſt auch immer etwas los, und Abends hören wir bei günſtigem Wind die Rebellenmuſik ganz gut, was einen ſo ärgert, daß man wieder nicht ſchlafen kann.

Im übrigen leben wir hier bei den „Schön-Eichen" recht erträglich, obwohl Luxusartikel nur zu enormen Preiſen zu haben ſind. Eine Newyorker Zeitung z. B. koſtet das Exemplar, obendrein noch vier bis fünf Tage alt, 38 kr., Cigarren das Stück 10 kr., eine Schachtel Zündhölzer von der gewöhnlichſten Art 15 kr.

Digitized by Google

Dagegen iſt die Verpflegung beſſer, als wir ſie jemals hatten; friſches Fleiſch dreimal die Woche, dazu die getrockneten und gepreßten Kräuter, welche eine ſehr nahrhafte Suppe abgeben, ziemlich guter Zwieback, zweimal des Tags Branntwein, mit Chinin vermiſcht gegen das Fieber; kurz, wenn das Klima nicht ſo heillos wäre, könnten wir uns nicht beklagen. Aber die jeden Tag einfallenden Gewitter mit Regengüſſen, die Durchſtechung der Dämme des Chikahominy River durch die Rebellen und die dadurch bewirkte Ueberſchwemmung eines großen Theils der Gegend, die Cadaver der crepirten Maulthiere und die im dichten Walde nicht mehr aufzufindenden Rebellenleichen, alles das erzeugt eine Ausdünſtung, welche ſchrecklich iſt und manchmal, beſonders um die Mittagszeit unter der brennenden Sonne des Südens, an's Unerträgliche grenzt. Wenn wir nicht die den virginiſchen Wäldern im Allgemeinen eigenen Gewürzhölzer hätten, ſo wäre es noch um ein Bedeutendes ſchlimmer. Von der Beſchaffenheit des Bodens könnt ihr euch einen Begriff machen, wenn ich euch ſage, daß beinahe je vier Mann ihren eigenen Brunnen haben, d. h. ein vier Fuß tiefes Loch, in das ein halbes Faß oder eine Kiſte hineingeſtellt wird. Von Mittag bis Abend iſt dieſer Behälter mit Waſſer gefüllt. Andererſeits müßte, ſo ſehr uns jetzt der Regen beläſtigt, wenn er aufhören ſollte, eine ſchreckliche Noth aus Mangel an Waſſer entſtehen. Unſere Wohnung bildet eine niedliche Art von Zelten, ich denke, franzöſiſche Erfindung, nur für zwei Mann berechnet. Auf dem Marſche trägt jeder die Hälfte, und ſie erweiſen ſich als ſehr gut.

Vor uns liegt ein iriſches Regiment mit der grünen Fahne, und das ſiebente Newyorker Regiment, ganz aus Deutſchen beſtehend, unter Oberſt von Schack, einem auf Urlaub hier ſich aufhaltenden preußiſchen Offizier, mit ſchwarz roth goldener Fahne, dann das Turnerregiment unter Oberſt Max Weber. Von den Wegen könnt ihr euch aus Folgendem eine Vorſtellung machen. Wir legten am erſten Marſchtage in zehn Stunden nicht mehr als ſieben Meilen, d. h. etwa 2½ Wegſtunden zurück. Oft mußten wir zu hundert und mehr Mann helfen, um unſere ſtecken gebliebenen Wagen aus dem unergründlichen Koth — nicht herauszuheben, nein, immer weiter hineinzudrücken, denn ſie herauszuholen war gar keine Möglichkeit. Zuletzt ſchnitt man den Mauleſeln die Stränge ab und mit Schnauben und Beißen machten ſie ſich endlich ſelber frei. Wenn eines der Thiere zu Grunde ging, wurde der Cadaver zum Ausfüllen eines Lochs im Wege gebraucht und nur noch Tannenzweige darüber geworfen, um den andern Mauleſeln den Weg nicht zu entleiden.

Eiſenbahn und Telegraph folgen uns als treue Begleiter überall hin durch Dick und Dünn, die Wälder verſchwinden in unſern Kochfeuern, und wenn die Bewohner der Gegend jemals zurückkommen, ſo finden ſie keine Stelle der früheren Heimath mehr ſo, wie ſie ſie einſtens verlaſſen haben. Die ganze Bevölkerung iſt rein verſchwunden, Weiß und Schwarz, alles iſt geflüchtet, nirgends ein menſchliches Weſen zu ſehen. Nach dem zu ſchließen, was wir um uns her wahrnehmen, ſollte man glauben, daß dieſes Virginien ein zweites Rußland werden wollte, nur wirkt ſtatt der ruſſiſchen Kälte die Sonne des Südens. Uebrigens iſt es Nachts und mehr noch Morgens ziemlich kalt, ſo wie im deutſchen Herbſt, heute lag ſogar Reif, nur Mittags herrſcht die drückendſte Sonnenhitze, eine Gluth, von der die Augen brennen. Auf dem Marſche verloren wir zwei Leute am Sonnenſtich; ſie hatten es verſäumt, Blätter in die Mützen zu legen. Dennoch haben wir für ein ſolches Klima verhältnißmäßig wenig Kranke.

Wir erwarten ſehnſüchtig ſchweres Geſchütz, um die Rebellen aus dem Walde herauszubringen, wo ſie uns ſehr beſchwerlich fallen. Ob nicht am Ende das ganze Rebellenheer auf und davon geht, wenn wir unſere Werke mit vieler Mühe und Arbeit fertig haben? Ich ahne ſo etwas; denn es ſcheint das im Allgemeinen ihre Gewohnheit zu ſeyn. Würde nicht der Krieg dadurch in die Länge gezogen, ſo könnte man ſich's am Ende gefallen laſſen; denn ſie müſſen ſich tüchtig eingeſchanzt haben.

Ihr werdet von der blutigen Schlacht des 1. Juni am Chikahominyfluß geleſen haben. Das Schlachtfeld bei den „ſieben Tannen" befindet ſich nur eine Meile hinter uns, und die dort arg zugerichteten Regimenter liegen rings um uns herum. An demſelben Samſtag und Sonntag, wo die Schlacht geſchlagen wurde, waren wir eben von dem Landungsplatze bei Whitehouſe am York River abgegangen. Wären wir einen Tag früher angelangt, ſo hätten wir das Gefecht mitmachen können, was aber von uns als einem noch nicht feuererprobten Regimente mit zweifelhaftem Erfolge geſchehen ſeyn dürfte.

Genfer Skizzen.

III.

(S. Nr. 31.)

Regelmäßige Zeitungsleſer werden ſich erinnern, daß während der letzten fünf bis ſechs Jahre in den öffentlichen Blättern der Schweiz, Deutſchlands, Frankreichs und Englands ſich gelegentlich und in häufiger Wiederkehr Klagen aus Genf fanden, welche mit dem althergebrachten Ruf dieſer Stadt ſehr wenig zuſammen ſtimmten. Während ſich die einen Berichterſtatter damit begnügten, über zunehmende Willkür des Regiments, Parteilichkeit, Vernachläſſigung der Handhabung der öffentlichen Ruhe und Ordnung ſich zu beſchweren, ſchilderten andere Genf geradezu als eine Stadt, in welcher die Sittenverwilderung immer mehr überhand nehme, Sicherheit und Eigenthum der Perſonen gefährdet ſeyen, Religion und Moralität völlig zu Grunde gehen. Wir erinnern uns ſolcher Zeitungsberichte, in welchen Genf ganz als ein ſolcher „Pfuhl aller Laſter“ daſtand, wie einſt im Mittelalter Boccaccio Venedig geſchildert, wenn nicht gar als ein modernes Sodom und Gommorrha. Es gab einmal eine Zeit, wo ſich ganz beſonders ein franzöſiſches halbamtliches Blatt, der „Conſtitutionnel,“ in dieſer Richtung hervorthat und damit politiſche Bedenken in der Schweiz hervorrief, welche nach der ſavoyiſchen Annexion nicht ganz grundlos zu ſeyn ſchienen.

Es iſt nun hier nicht der Ort, abzuwägen, wie viel an jenen Zeitungsnachrichten überhaupt begründet, wie viel auf Rechnung blinder Parteileidenſchaft und anderer verwerflicher Motive zu ſetzen war. Allein eine objektive Schilderung der bezüglichen Verhältniſſe und Ereigniſſe, ſo weit ſie charakteriſtiſch ſind, wird am beſten der Wahrheit dienen und zugleich nicht außerhalb unſerer Aufgabe liegen, Genfer Zuſtände in ihren Hauptmomenten zu ſkizziren. Wir erhalten damit zugleich ein intereſſantes Stück Zeitgeſchichte.

Eine Geſpenſtergeſchichte ſoll uns medias in res einführen. Ihr glaubt nicht, daß in dem modernen, aufgeklärten Genf, das ſich rühmt, längſt allen Aberglauben abgethan und ſchon vor mehr als zweihundert Jahren ſeine letzte Hexe verbrannt zu haben, in dieſem unſern antiromantiſchen, materialiſtiſchen Zeitalter noch Geſpenſtergeſchichten vorkommen können? Aber wie es einſt allen Aufklärungsmännern des vorigen Jahrhunderts zum Trotz hieß: „und dennoch ſpukt's in Tegel!“ ſo berufe ich mich hier auf die allgemeine Sage, wie ſie ſeit Jahr und Tag in der guten Stadt Genf von dieſem unheimlichen Geiſterſpuk umläuft, der ſich zu allen Zeiten, bei Neumond ſo gut wie bei Vollmond, in der richtigen Geſpenſterſtunde, und zwar in der lieblichſten Gegend dieſer ſchönen Stadt wiederholt.

Wer war in Genf und erinnert ſich nicht der Rouſſeauinſel, dieſer reizenden kleinen Anlage, die rings von den blauen Wellen umſpült, nur durch eine luſtige Drahtbrücke mit dem großen Pont des Bergues zuſammen hängt? Dorthin verſetzen wir uns in einer ſtillen Sommernacht. Friedlich plätſchern zu unſern Füßen die kühlen Wogen, auf denen mehrere Schwanenpaare in feſtem Schlaf ſchaukelnd ruhen, während hier und da ein neugieriger Fiſch aus der dunkeln Fluth empor ſchnellt. Sonſt iſt's ſtill geworden weit und breit, ſelbſt die letzten Kähne mit ihren ſchäkernden Inſaſſen ſind längſt an's Land gerudert. Im tiefen Schatten liegen die weiten Kais vor uns, dann und wann hört man das ferne Rollen eines Wagens, hier und dort erſcheinen nur noch einzelne erleuchtete Fenſter, von denen eines nach dem andern dunkel wird. Nur noch in den Gaſthöfen und Wirthslokalen herrſcht einiges Leben, aber auch dieſes erliſcht allmählig mit den ausgelöſchten Gasflammen. Nur noch einzelne weithin hallende Schritte der heimkehrenden Zechgenoſſen oder das leiſere Geräuſch von allerlei vorübereilendem nächtlichem Geſindel ſchallen von den Brücken herüber. Ueber dem düſtern Felſenrücken des Salève ſteigt langſam die breite Scheibe des Vollmonds herauf und gießt, ſich flimmernd wiederſpiegelnd in den ſanft ſchaukelnden Wellen, ihr ſilbernes Licht über die herrliche Landſchaft. Jetzt beginnt klingend das Glockenſpiel auf St. Peters Thürmen irgend eine ſeiner frommen Melodien, die dumpfen Schläge der übrigen Glocken und Thurmuhren der Stadt miſchen ſich darein und verkündigen langſam Mitternacht.

Da wirds auf einmal lebendig auf der Rouſſeauinſel. Es rauſcht und ſurrt in dem Gezweig der Bäume, die um die eherne Bildſäule des großen Citoyen de Genève ſich gruppiren, und plötzlich tritt aus dem Gebüſch eine nebelgraue, aber deutlich erkennbare

Digitized by Google

Geſtalt hervor. Sie erſcheint in der eleganten Tracht des vorigen Jahrhunderts, und der häßlich bizarren und doch ſo geiſtvollen Geſichtszüge erinnert man ſich alsbald, wenn man nur Einmal ein naturgetreues Bildniß des Philoſophen von Ferney geſehen hat. Als die Geſtalt mit dem ſtereotypen ſatiriſchen Lächeln auf den ſchmalen Lippen vor die Bildſäule tritt, da ſcheint die Nähe des einſtigen Gegners das Erz mit altem Groll zu beleben.

„Du haſt mich einſt," ſo ſpricht nun die Spottgeſtalt, „im Leben befehdet und mit Haß verfolgt, weil ich durch die dramatiſche Kunſt aus deinen frommen ſteifen Spartanern Menſchen machen wollte. Hundert Jahre ſind ſeitdem verfloſſen, und nun folge mir und ſieh, was heute in deiner Muſterrepublik geſchieht!" Und wie aus langem Schlaf erwacht, erhebt ſich die ſchwerfällige Erzgeſtalt Jean Jacques von dem Bücherhaufen, über welchem ſie Pradier eine Ewigkeit brüten läßt, und reckt ſich und ſieht mit ungläubigem, geringſchätzigem Kopfſchütteln den ſchattenhaften Satyr an. Der aber lächelt ironiſch und faßt den ungelenken Republikaner höflich dringend unter den Arm und ſchwebt mit ihm über den See hinüber nach dem benachbarten Quai du Montblanc, empor zu dem Balcon eines Hauſes, aus deſſen Fenſtern noch heller Lichterglanz dringt.

„Nun ſieh durch dieſe Glasthür," flüſtert der boshafte Geiſt, „und dann ſage mir, was dein republikaniſches Tugendheldenthum genützt!" Im Saal aber zeigt ſich in der That ein ſonderbares Schauſpiel. Ein ſanftes Licht ſtrömt aus den Gasflammen eines prachtvollen Kronleuchters, der ſich von der Decke über eine lange, grüngedeckte Tafel ſenkt. Rings an den Wänden wechſeln ledergepolſterte, weiche Divans mit marmornen Conſolen in den eleganteſten Formen, Gardinen von ſchweren Stoffen umhüllen die Fenſter. Im Saal herrſcht tiefes Schweigen, und doch ſind zahlreiche Geſtalten ſitzend und ſtehend um die grüne Tafel verſammelt; alle richten die gierigen Blicke auf die blinkenden Goldhaufen auf dem grünen Teppich und auf die Karten, welche ein in der Mitte ſitzender Mann halblaut zählend vor ſich hinlegt. Dann zieht er mit ſeinen Gehülfen das Geld ein oder ſie werfen einiges zu den gewinnenden Sätzen auf die Tafel, und ſo wiederholt ſich mechaniſch und gleichförmig das Spiel, nur hie und da von einem Ruf des Erſtaunens und des Grimms, ſelten von einem Laut der Freude unterbrochen.

Was brauchen wir das Bild weiter auszumalen? Welcher von unſern Leſern hätte ſeine unheimliche Wirkung nicht ſchon einmal in den glänzenden Salons der rheiniſchen Bäder gekoſtet? Aber die beiden Geſtalten draußen auf dem Balcon ſehen ſtaunend dem Treiben zu und aus der tiefſten Bruſt der ehernen Geſtalt entringt ſich ein ſchwerer Seufzer, während ihr ſarkaſtiſcher Begleiter in ein ſchrill gellendes Gelächter der Schadenfreude ausbricht. Entſetzt ſchauen die Spieler von dem grünen Tiſch auf und greifen angſtvoll nach ihrem Theuerſten, den Goldhaufen und den Karten, ſich zu eiliger Flucht rüſtend. „Da donnert die Glocke ein mächtiges Eins," und der ganze nächtige Spuk iſt verſchwunden. „Es war nur ein kalter Nachtwind vom See," ſagt der dicke italieniſche „Graf," der Präſes und Direktor dieſer vornehmen Geſellſchaft. „Garçons, fermez les fenêtres, et Messieurs, faites votre jeu, s'il vous plait!" Und wieder fallen die Karten und klingt das Gold und rauſchen die langen, alles verſchlingenden Rechen der Croupiers, bis im Oſten der Saum des Montblanc ſich röthet von dem prachtvoll aufſteigenden Götterwagen der roſenfingrigen Eos.

Das iſt die Geſpenſtergeſchichte, welche die Eingeweihten in Genf ſeit Jahr und Tag erzählen. Sie führt uns mitten in den Brennpunkt der politiſchen Agitation der Gegenwart, von welchem aus wir leicht eine Rundſchau über die zeitgenöſſiſchen Zuſtände der kleinen Republik halten können. Das Eckhaus am Quai du Montblanc, wohin uns eben die beiden der Unterwelt entſtiegenen Schatten geführt, iſt das Eigenthum James Fazys, und auf dem Grundſtück erbaut, welches die „Nation" dem kühnen Staatsmann geſchenkt, als er, auf dem Gipfel ſeiner Größe angelangt, 1849 im großen Rath jenes folgenſchwere Geſetz durchzubringen gewußt hatte, welches die Niederreißung der alten Feſtungswerke verfügte. Auch der heutige Quai du Montblanc, wie das ganze ſich ihm anſchließende Viertel voll der glänzendſten Neubauten, bis hinauf zur Eiſenbahn, war noch vor etwa zehn Jahren ein weites Gewirre alter Feſtungswälle und Gräben mit ſtehendem, übelriechendem Waſſer, während dahinter eine tief in's Land dringende Bucht des Sees dieſen Raum von der benachbarten Vorſtadt Pâquis abſchnitt. Die prachtvolle Häuſerreihe des Quai du Montblanc, aus deren Fenſtern man die entzückendſte Ausſicht über den See und die ſavoyiſchen Alpen genießt, gehört heute zu den ſchönſten und geſuchteſten Theilen der Stadt, wo beſonders reiche Fremde ſich wegen der herrlichen Lage einzumiethen pflegen.

Als man dieſen Kai zu bauen anfing, herrſchte Zwieſpalt in der Municipalität wegen der zukünftigen Benennung. Die einen wollten, daß er Quai du Montblanc wegen der unvergleichlichen Ausſicht auf den König der Alpen genannt werde; die andern brachten

den Namen Kai Fazy in Vorſchlag, um den berühmten Namen zu ehren, der ſich hier eine Hütte bauen wollte. Ein dritter Weiſer ſtellte den Vermittlungsantrag, man ſolle beide Namen vereinigen und einen Kai Fazy-Monlblanc daraus bilden; ſey doch Fazy der Montblanc unter den Genfer Staatsmännern und der Montblanc der Fazy unter den Bergen. Weder dieſer noch der vorige Antrag fand Beifall und es blieb bei dem Quai du Montblanc, aber der Palaſt, der ſtatt der republikaniſchen Hütte auf Grund und Boden des großmüthigen Nationalgeſchenks erbaut wurde, iſt darum doch ein berühmtes Gebäude geworden, und noch nach Generationen werden es die Fremdenführer den Reiſenden zeigen und ſagen, daß hier der Gründer des neuen Genf gewohnt. Und findet ſich ein Philoſoph unter jenen Ciceronen der Zukunft, ſo wird er hinzuſetzen: „Der Mann, der hier wohnte, ſchuf eine neue Stadt und richtete ſich ſelbſt zu Grunde, denn er verſtand alles, nur nicht ſich ſelbſt im Glück zu mäßigen und die Macht der öffentlichen Meinung zu ehren.“

James Fazy und die Genfer Geſchichte der letzten zwanzig Jahre ſind auf's engſte mit einander verflochten und in gewiſſem Sinn identiſch. Wenigſtens knüpft ſich an ſeinen Namen eben ſo wohl faſt alles Große, wie faſt alles Verwerfliche, was in dieſem Zeitraum in den öffentlichen Zuſtänden dieſes kleinen, aber ſo merkwürdigen Staats geſchehen iſt. Es iſt daher nach dem alten Spruch: à tout seigneur tout honneur, nur billig, wenn wir dieſen Staatsmann in den Mittelpunkt einer kurzen Schilderung des geſchichtlichen und öffentlichen Lebens unſerer Republik ſtellen. Nichts aber iſt ſchwieriger, als über einen noch lebenden öffentlichen Charakter ein endgültiges Urtheil fällen zu wollen, und Vellejus Paterculus hat vollkommen recht, wenn er ſagt: „vivorum ut magna admiratio, ita censura difficilis est.“ Und bei einem Mann, der wie James Fazy zwar niemals den Grundton ſeines Weſens, wohl aber hundertmal die Mittel, welche ihn zu ſeinen Zwecken führen ſollten, wechſelte, würde ein ſolches Unternehmen geradezu ein Wagſtück ſeyn, bei welchem man Gefahr liefe, durch neue unerwartete Wendungen und Wandlungen vielfach corrigirt zu werden. Wir ſtellen uns daher lediglich auf den hiſtoriſchen Boden und nehmen ausſchließlich den Maßſtab der objektiven Wahrheit für uns in Anſpruch.

Da haben wir denn gleich eine irrige Meinung zu berichtigen, welche, urſprünglich wohl auf Unkenntniß beruhend, ſpäter von der Parteileidenſchaft angenommen und genährt, in vielen öffentlichen Blättern bis zur neueſten Zeit verbreitet war. Hiernach ſollte nämlich James Fazy ein in Genf eingewanderter franzöſiſcher Flüchtling ſeyn. Der Irrthum könnte harmlos erſcheinen, wenn man aber weiß, welch große Abneigung die Schweizer und beſonders die Conſervativen im Allgemeinen gegen eine Einmiſchung Fremder, auch wenn ſie eingebürgert waren, in die innern Angelegenheiten des Landes hegten, und wie ſelbſt den Nachkommen in zweiter Linie oft ihre ausländiſche Abkunft bei einer angeſtrebten Popularität hindernd im Wege ſtand; wenn man weiter bedenkt, daß Fremde, welche als politiſche Flüchtlinge in der Schweiz ein Aſyl gefunden, in jener Hinſicht ganz beſonders perhorreſcirt wurden, ſo wird es klar, warum die Gegner Fazys ihn ſo gern einen franzöſiſchen Exulanten ſeyn ließen. Und doch war nichts irriger als dieſe Behauptung, wenn man nämlich nicht wenigſtens die Hälfte der Genfer ariſtokratiſchen Familien in die gleiche Kategorie der Flüchtlinge ſtellen will.

Die zuverläſſigſten Angaben über Fazys Abkunft finden ſich in Galiffes „Notices généalogiques sur les familles Genevoises.“ Hiernach ſtammt die Genfer Familie Fazy zunächſt aus dem Dauphiné, wo ſie reich begütert war und ſich im ſechzehnten Jahrhundert dem Proteſtantismus angeſchloſſen hatte. David Fazy und ſein Sohn Antoine verließen nach der Aufhebung des Edikts von Nantes ihr Vaterland und der letztere ließ ſich in Genf nieder. Obwohl ihre Güter in Frankreich confiscirt und an das Haus Polignac durch Kauf oder Belehnung übergegangen waren, blieb der Familie doch noch ſo viel Vermögen, daß Antoine in der Vorſtadt Pâquis und im Quartier des Bergues in der Stadt zwei große Beſitzungen erwerben konnte, woſelbſt er ausgedehnte Kattun- und Indienneſabriken anlegte, in denen 6 bis 700 Arbeiter beſchäftigt wurden. Auch J. J. Rouſſeau erwähnt dieſes bedeutenden Etabliſſements in den rêveries du promeneur solitaire, und eine Baſe des großen „Citoyen“ war die dritte Gattin Antoine Fazys, der 1731 ſtarb. Seine Nachkommen erhielten vier Jahre ſpäter, 1735, das Genfer Bürgerrecht, in deſſen Beſitz die Familie ſich alſo bereits weit über ein Jahrhundert befindet. Von jenem zuerſt eingewanderten Antoine ſtammt nun James Fazy in direkter Linie ab.

Es iſt nicht ohne Intereſſe, daß ſchon die Vorfahren ſich in demſelben Stadtviertel niederließen, in welchem ſpäter Fazy ſeine getreueſten Anhänger fand und woſelbſt heute ſein vielberufenes Wohnhaus ſteht. Denn der Quai du Montblanc wie das anſtoßende Quartier des Bergues ſind im weiteren Sinne Theile des ſogenannten Faubourg St. Gervais, deſſen Einwohner ſich ſeit den Revolutionstagen von 1846 den Namen der Lions de St. Gervais gaben, obwohl neuerdings eine

Digitized by Google

Carrikatur von einem ihrer namhafteſten Anführer behauptete, daß er ni griffes ni dents mehr beſitze.

Wenn übrigens das Geſchlecht Fazy, wie ſo viele andere proteſtantiſche Familien, zunächſt aus Frankreich nach Genf überſiedelte, ſo weiſt eine alte Familientradition noch auf einen früheren Stammſitz, und zwar auf Italien zurück. Der Name ſoll, wie ein anderer bekannter Genfer Geſchlechtsname, Fatio, von den italieniſchen Bonifazio in Piſa abzuleiten ſeyn, welches Geſchlecht eine hervorragende demokratiſche Rolle in den Unruhen jener Republik im Mittelalter ſpielte. Der eine Zweig hätte ſich dann im Oſſolathal, der andere im Dauphiné niedergelaſſen und beide wären ſpäter nach mannichfaltigen Schickſalen unter verſchiedenen Namen in Genf, dem großen Zufluchtsort für alle Proteſtanten romaniſcher Zunge, wieder zuſammen getroffen. Dieſer Sage würde weder die politiſche Richtung, noch auch die Phyſiognomie des heutigen Abkömmlings der alten unruhigen Bürger von Piſa widerſprechen. Die dunkeln, lebhaften, etwas tiefliegenden Augen, die hohe, kräftige Stirn, die hervorſpringende Habichtsnaſe, die eingekniffenen Lippen, das ſcharfe Kinn, mit Einem Wort die ſämmtlichen markirten Geſichtszüge des einſtigen Genfer Dictators deuten entſchieden eher auf italieniſches als auf franzöſiſches Blut.

Die Familie Fazy hatte ſich, wie wir ſahen, ſeit ihrer Niederlaſſung in Genf, dem Beiſpiel der meiſten andern vornehmen Emigranten folgend, der Induſtrie gewidmet. Auch der Vater James Fazys war früher Geſchäftsmann geweſen, hatte ſich aber ſpäter, nachdem er ein bedeutendes Vermögen erworben, nach Paris in's Privatleben zurückgezogen, wie das im vorigen Jahrhundert von vornehmen Genfern noch häufiger geſchah als gegenwärtig. Doch kehrte er ſpäter in ſeine Heimath zurück und ſtarb, beiläufig bemerkt, auf ſeinem Landgut Ruſſin bei Genf. Sein zweiter Sohn James wurde den 12. Mai 1794 geboren.

Wir haben dieſen genealogiſchen Notizen hier eine Stelle gegönnt, weil ſie uns einen Blick in gewiſſe innere Verhältniſſe Genfs eröffnen und einige nicht unwichtige Anhaltspunkte für die Stellung Fazys ſelbſt zu gewähren ſcheinen. Der Baum wird erſt recht erkannt, wenn man ihm bis zur Wurzel folgt, und dieſe weiſt wieder auf ſeinen Zuſammenhang mit der übrigen Welt hin. Darin liegt ja gerade der Grund, der die Genealogie von dem Vorwurf eines trockenen Studiums befreit und ſie zu einer fruchtbaren Wiſſenſchaft erhebt.

In der Bildungsgeſchichte des dereinſt ſo bedeutenden Mannes, der ſich ſpäter mit Entſchiedenheit einer jeden poſitiven religiöſen Richtung abwandte, iſt es gewiß ein intereſſanter Umſtand, daß er einen Theil ſeiner Knabenjahre in einer herrnhutiſchen Erziehungsanſtalt zu Neuwied zubrachte. Ob hier irgend ein, vielleicht gerade in entgegengeſetztem Sinn wirkender Einfluß auf die Geiſtes- und Gemüthsrichtung des Knaben ſtattfand, wäre wohl die Aufgabe einer näheren Unterſuchung für einen künftigen Biographen. Der Schauplatz ſeiner Knabenſpiele, wenn nichts anderes, muß im Herzen des Staatsmanns, aus deſſen politiſchem Katechismus wenigſtens der Begriff der Pietät geſtrichen zu ſeyn ſcheint, eine gewiſſe ſympathetiſche Anziehungskraft bewahrt haben, denn noch im vorigen Sommer lief durch die Zeitungen die Notiz, daß Fazy einen Beſuch in Neuwied abgeſtattet habe.

Nachdem der junge Mann ſpäter ſeine wiſſenſchaftliche Vorbildung in Paris vollendet hätte, beſuchte er die dortige Univerſität, um ſich nach dem Wunſche ſeines Vaters dem Rechtsſtudium zu widmen, beſchäftigte ſich jedoch, ſeiner Lieblingsneigung folgend, mehr mit Nationalökonomie, Politik und Staatswiſſenſchaften überhaupt, als mit dem engern Kreis der eigentlichen Jurisprudenz. Fazy machte ſchon früh die Bekanntſchaft verſchiedener literariſcher Kreiſe der Oppoſition und trat bald ſelbſt in die Reihen ihrer journaliſtiſchen Kämpfer, unter welchen er in den Julitagen eine hervorragende Rolle ſpielte. Da wir hier keine eingehende Lebensgeſchichte Fazys zu geben beabſichtigen, ſo bemerken wir nur kurz, daß der gewandte, geiſtvolle Journaliſt auch mit dem Bürgerkönigthum ſehr bald in Conflikt gerieth und nach verſchiedenen Preßproceſſen ſich im Anfang der dreißiger Jahre entſchloß, wieder in ſeine Vaterſtadt Genf überzuſiedeln.

Fazy hatte von Paris aus häufig ſeine Heimath beſucht und durch verſchiedene literariſche Unternehmungen den warmen Antheil bezeugt, den er an den heimiſchen Verhältniſſen nahm. Eine Flugſchrift mit dem Vorſchlag, durch Schleifung der alten Feſtungswerke der Stadt und ihrer ſtark angewachſenen Bevölkerung den nöthigen Raum zu verſchaffen, rührt ſchon aus den zwanziger Jahren her, eben ſo ein vaterländiſches Trauerſpiel: „Der Tod Léoriers," deſſen Aufführung in Genf auf polizeiliche Hinderniſſe ſtieß. Seine Pariſer Antecedentien wieſen James Fazy im voraus den Platz an, den er nach ſeiner Rückkehr in die Heimath dort einnahm. Dieſer Platz befand ſich in den Reihen der Oppoſition und führte den thatkräftigen und ſcharfblickenden Politiker, der ſich weder durch Familienrückſichten, noch andere beſchränkende Motive, wie ſie ſo oft in kleineren Gemeinweſen wirkſam ſind, binden ließ, von Stufe zu Stufe bis zur höchſten Spitze und den einflußreichſten Aemtern der Republik.

Digitized by Google

Genf bot damals einen beſonders fruchtbaren Boden für eine demagogiſche Thätigkeit, welches Verhältniß ſich aus dem Gegenſatz der beiden Hauptſtände, die zugleich zwei politiſche Parteien darſtellten, ergab. Nach den Schreckniſſen der Revolution der neunziger Jahre und dem ſchweren, ungewohnten Joch einer langjährigen Fremdherrſchaft ward die Reſtauration endlich von allen denen, in deren Herzen noch das Andenken an das glorreiche alte Genf und ſeine ſcharf ausgeprägten nationalen Zuſtände wie eine theure Jugenderinnerung lebendig geblieben war, mit innigſter Freude und lautem Jubel begrüßt. Es lag nahe, daß jene Bürger, welche am treueſten an dem alten Nationalbewußtſeyn feſtgehalten hatten, ſich auch zumeiſt wieder in ihre angeſtammten Rechte eingeſetzt und darum auch berufen glaubten, bei einer Wiederherſtellung der Republik beſonders thätig mitwirken zu ſollen. Die eigentlichen Repräſentanten des alten Ruhms der Republik waren nun aber in Genf die höheren und reichen Stände. Es ging ein reſtaurativer Zug durch die ganze Zeit und das Volk hatte nichts dagegen einzuwenden, daß ſchon bei der Bildung einer proviſoriſchen Regierung in den letzten Decembertagen 1813, dann bei der Herſtellung einer neuen Verfaſſung und beſtimmt geordneter politiſcher Zuſtände die Schickſale des Vaterlandes in die Hände bewährter Patrioten gelegt wurden, deren Namen zum großen Theil Geſchlechtern angehörten, welche ſeit Jahrhunderten in den Annalen der Republik geglänzt hatten. Wenn nun aber auch die Genfer Staatsverhältniſſe der allgemeinen Zeitrichtung ihren Tribut zollten, ſo darf man doch durchaus nicht an eine Reaction denken, wie ſie ſich in vielen andern Staaten Europas, und namentlich auch in manchen Cantonen der Schweiz, ſeit der Reſtauration zu äußern begann.

(Fortſetzung folgt.)

Literatur.

Goethe's Jugendliebe. Gedicht von Adolf Böttger. Leipzig, 1862.

Man kann für die Kunſt wohl überlegte Behauptungen aufſtellen, man kann Vorſcheiſten, Regeln geben, welche Gegenſtände der Künſtler, der Dichter wählen, welche er ausſchließen, wie er verfahren ſolle: der wahrhafte Genius wird ſich dadurch nicht beſtimmen, nicht einſchüchtern laſſen, er folgt einem höhern Geſetz, und ſelbſt wenn er eine Wahl trifft, über deren Beſchaffenheit man ſchon oft Bedenken äußerte, nun er ſie traf, wird er uns überraſchen, wird er uns kund thun, daß er mit ſeinen Schwingen jede bisherige Theorie überflügelt. Man hat es für die Poeſie bedenklich gefunden, daß ſie ſich ſelbſt wieder einen Dichter zum Gegenſtand wähle. Dennoch, wählt nur der Dichter, ſo wird er auch hier ſeine Unerſchöpflichkeit darlegen, er wird ſein längſt gefeiertes Objekt nicht bloß treffen, er wird Erfindungen machen, welche die höchſte Wahrſcheinlichkeit für ſich haben, ganz die Natur ihres Gegenſtandes verrathen, gleichwohl ihn in eine ganz neue Situation bringen, und ihn, unſern Liebling, mit neuem Liebreiz verherrlichen.

Dieß iſt dem Verfaſſer der vorliegenden Dichtung vollkommen gelungen. Immer haben wir an Adolf Böttger bewundert die Innigkeit und Sinnigkeit ſeiner Poeſien, wie er uns, in oft kleiner Umrahmung, Tiefe und Fülle des Gedankens, Anmuth und Sauberkeit der Form zugleich zu bringen wußte. In der vorliegenden Idylle vereinigt er dieſe Vorzüge mit einer Friſche, Lebenswahrheit und Lebendigkeit der Geſtalten, mit einem Farbenſchmelz der Menſchen, des Städtiſchen, Dörflichen, wie der Natur als ſolcher, daß der wohl verdiente Ruf, deſſen ſich unſer Poet längſt erfreut, noch um vieles weiter dringen wird. Der ächte Dichter wird immer mehr oder weniger eine Art Milton ſeyn. Er wird uns jenes Paradies, welches uns verloren ging, wenigſtens in der Ferne zeigen, oder er wird es ſogar wieder gewinnen. Das, was auch das Böttgeriſche Gedicht auszeichnet, wodurch es ſo wohlthuend auf uns wirkt, iſt, daß es uns über alle Misère des gewöhnlichen Lebens und unſerer oft ſo altverſtändigen Gegenwart hinausrückt. Nicht daß es uns in ein Utopien verſetzte, oder doch in ein Hirtenland, in dem Daphnis und Damon ihrer weichen Gefühle kein Ende wiſſen. Unbeſchadet der lieblichſten Idylle werden wir in die Cultur des vorigen Jahehunderts mit ſeiner treuherzig bürgerlichen und doch ſo idealiſch ſchwunghaften, ſogar künſtleriſchen Stimmung verſetzt, das ſo emſig rührige, bildungsbefliſſene Leipzig wird vor uns aufgethan, ein wackerer Student, von Leidenſchaft, von Liebe entflammt, Dichter zugleich, viel verſprechend in jeder Beziehung, tritt uns entgegen, das Roſenthal winkt, aber auch ein nicht weit

Digitized by Google

von der Stadt anmuthig eingefriedigtes Landhäuschen, in welchem ein vielberühmter Maler mit Behaglichkeit in Mitte der Seinen wohnt; kurz, nichts Menschliches bleibt uns hier fremd, selbst nicht die Conflikte der geistigen Mitbewerbung und sonstiger Rivalität.

Wie einfach die Fabel auch ist, zu einer wie reichen, lachenden Welt hat der Dichter sie ausgeführt! Ein junger Student, in dem der ganze Dichterenthusiasmus braust, der für jegliche Schönheit Feuer faßt, ein Mädchen hat er gefunden, die ihn jetzt vor allem einnimmt. Wird sie ihn aber auch ganz verstehen? werden alle Fluctuationen seines Gemüths, dieser unaufhörliche Wechsel der Stimmungen, die in ihm auf und ab jagen, womit er sich und andere quält — denn er ist das, wenn auch mit aller Liebenswürdigkeit, was die Griechen einen Heautontimorumenos, einen Selbstquäler, nannten — werden sie ihr nicht zu viel zu schaffen machen? wird das gute Kind (sie ist die Tochter eines Weinwirths), wird zumal ihre häusliche Umgebung nicht fragen, wo das endlich hinaus solle? Schon fragen sie und die Ihrigen so. Diesem holden Käthchen Schönkopf bangt vor ihrem unvergleichlichen Wolfgang, so sehr sie ihn liebt, er beingt ihr Schmerzen durch sein Ungestüm, durch sein problematisches Wesen. Noch dazu findet sich ein Anderer, dem man eben nicht zürnen kann, den man lieben muß, dem sogar die Eltern wohl wollen, da man ihn versteht, da er ein so gesetzter, anstelliger Mann ist, direkt auf ein Amt zusteuert, und bei seiner biedern, soliden Gesinnung unfehlbar ein Mädchen nur glücklich machen wird. Fast ist sie schon seine Braut. Noch dazu ist auch er ein gelehrter Herr, noch dazu Wolfgangs Freund. Allerdings, Wolfgang, der ihn hinlänglich zu schätzen weiß, jetzt mag er ihn nicht, er flieht ihn, denn er erkennt in ihm den Nebenbuhler, wenn auch den edelsten, der freilich gern, kommt's darauf an, dem Freunde zu lieb, entsagen will. Und doch, in wem ist mehr der Muth der Entsagung angelegt, als in unserem Studenten, wie es der spätere Wolfgang in seinen Werken wohl vielfach herausgestellt hat?

Jedoch, bis einer, der ein Käthchen entdeckt hat, und noch dazu ein so Feuer fangender Mensch und Dichter ist, zur Entsagung gelangt, dazu bedarf es ungewöhnlicher Auftritte. Sie sind die köstlichen Scenen unserer reizenden Idylle. Doch wir greifen dem Leser nicht weiter vor, aber den höchsten Kunstgenuß sichern wir ihm zu bei dieser lieblichen Dichtung. Nur dieß bemerken wir noch, was den Gang der Fabel betrifft, daß der Held in den gewaltigsten Kampf mit sich selbst geräth, daß er in solchem Sturm und Drang seiner Seele das Beste thut, was er thun kann: er entschließt sich zu einer Generalbeichte. Wir sind mit Wolfgang auf dem Landhause zu Dölitz. Der Besitzer desselben, der brave, väterliche Freund des Dichters, hat diesen dahin mitgenommen. Hier begegnen wir einer weiblichen Gestalt, einer Tochter des Hauses. Friederike ist von all dem Liebreiz erfüllt wie Käthchen, und doch wieder ganz anderer Art. Ist Käthchen als Bürgerstochter das süßeste Naturkind, das je unter Städtern schuldlos, unbewußt ihrer Lieblichkeit, aufwuchs, so ist Fritzchen Oeser nicht minder hold und natürlich; aber man bedenke, sie ist die Tochter eines vielgefeierten Künstlers, sie hat selbst so etwas von Kunst, von der Kunst eines sehr taktvollen Benehmens, sogar einer sehr ausgesuchten, gesellschaftlichen Tournüre; ihr geschmackvoller Anzug (der beigegebene schöne Stahlstich beweist es) ist so gewählt, ist so courfähig, daß er dem Costüm des vor ihr auf einem Knie weilenden Wolfgang völlig entspricht; sie empfängt seine Huldigungen, seine Galanterien wie eine sehr civilisirte Flora und Muse des achtzehnten Jahrhunderts, während der Devote mit dem Degen nicht bloß den Heroismus des damaligen Studenten kund gibt, sondern in seiner Tracht, in seinem wohltoupirten Haar auch die ganze, phantasiereiche, so ideallische Toilette seines Zeitalters. Dazu bildet die ländliche Umgebung, wie der Dichter sie so meisterhaft schildert, Zeichner und Stecher sie lebhaft vor unser Auge bringen, den wirksamsten Contrast, indem die Natur hier nicht frisirt, die Gesträuche und Bäume hier nicht mit der Gartenscheere zu Allongeperrücken gestutzt und verschnitten sind im Geschmacke von Versailles; diese Laubgewinde und Ueberdachungen, hinter denen ein reizendes Häuschen lehnt, sind so deutsch gedichtet und gefühlt, daß in diesem Garten die Natur wieder nur Natur ist, und die Kunst, bis auf die Herkulesstatue, die aus der Grünung fast schalkhaft controlirend hervorlauscht, all das um so harmonischer accompagnirt. Diese lieblichen Zwiegespräche zwischen Fritzchen und Wolfgang sind Kunst und Natur zugleich, in der rücksichtslosesten Aufrichtigkeit. Er stößt seinen Schmerz aus, er thut sich im Sentimentalen, in der Herzensergießung ein Genüge, obwohl der energische Jüngling, der ehrenhafte Ritter nicht zurückbleibt; sie dagegen strömt nicht Gefühle in Gefühle, sie ertheilt ihm nicht so ohne alles Weitere die Absolution; sie bleibt sehr besonnen, sie weiß sein Feuer gründlich zu löschen, wenigstens zu kühlen, sie läßt ihren Mutterwitz walten, schießt vortreffliche Bolzen ab, die wunde Stellen treffen, fährt in den verletzten Ernst mit überlegenen, nie rathlosen Scherzen darein; kurz, sie liest dem Beleidigten, Unglücklichen gehörig eine Epistel, die ihn zum Bedenken bringt, ihn glücklich macht, und bald auch zum Entschlusse führt. Schon ist der spannendste Knoten geschürzt und wird durch sinnreich erfundene Vorgänge, durch den Brief, den Käthchen bringt, bald auch gelöst.

Deßgleichen sind die andern Figuren mit Sinnigkeit gedacht und ausgeführt, um das Gemälde abzurunden, durch Handlung zu beleben; so der treffliche Oeser, der mit Behagen auf ein wohl angewendetes Künstlers Erdenwallen zurück blickt, stets noch auf neues Schaffen sinnt, vor allem aber mit Weisheit sich auch des Alters freut; so der redliche, Versöhnung stiftende Kanne, der in allen Wechselfällen der Umstände sich als Freund Wolfgangs und der Eltern desselben bewährt, Kanne, der in seiner ruhigen Bedachtsamkeit den schönen Gegensatz bildet zu dem

Digitized by Google

ſtets oſcillirenden, vom Fluthen und Ebben ſeiner Gefühle nicht wenig beunruhigten Dichter; ſelbſt Karl, der in ſeiner ordnungsgemäßen Knabenwildheit auf's Sorgſamſte bemuttert und gezügelt wird von ſeiner (wie es ſcheint älteſten) Schweſter Friederike, iſt uns ollerliebſt nahe gebrocht. So ſtimmt Alles und Jedes in dieſer wahrhaft poetiſchen Villeggiatur zuſammen, und wir werden auf's Aeußerſte geſpannt, ob und wie der Dichter zur Entſagung gelangen werde.

Eine der vielen beſondern Schönheiten, welche ſich bedeutſam in das ganze Kunſtgebilde dieſer Idylle einwirken, iſt, daß der Verfaſſer ein bekanntes pſychiſches Geſetz mit ollee Selbſtſtändigkeit ſchöner Erfindung geltend macht. Wir meinen jenes Geſetz, nach welchem das menſchliche Individuum, ungeachtet der nneublichen Sphäre für ſeine Eigenthümlichkeit, dennoch überoll analoge Verhältniſſe und Figurationen der Anziehung und Abſtoßung veranlaſſen wird, welche es, als wär' es ſeine Atmoſphäre, überall nach und um ſich zieht. Derartige Wahlverwondtſchaften ſind in reichſter Fülle auch im Leben und Dichten Goethes vorhanden. Solche hat der Verfaſſer des Gedichts mit feinem Takte vernehmbar gemacht. So verhalten ſich in unſerer Dichtung Goethe und Kanne zu Käthchen ähnlich, wie in Werthers Leiden Werther und Albert zu Lotten; dann ſpringt die Analogie wieder ſinnreich hervor in dem bemutternden, zuthätigen Verhältniß Friederikens zu Karl, ihrem Bruder, wie im Werther in dem Lottens zu ihren Geſchwiſtern, bei denen ſie ebenfalls fürſorglich der Mutter Stelle vertritt. — Unter den vielen einzelnen Schönheiten des Gedichts heben wir noch hervor die glücklich durchgeführte Seenerie und Proteusnotur des Traumes, den Wolfgang erzählt, die genrebildlich lebhaft hervortretenden Oertlichkeiten Leipzigs, die reizenden Landſchaftsbilder, welche aus dem Hintergrunde herüber leuchten, den Brief der Frau Rath, die den Sohn auch aus der Ferne ſo treulich umwaltet, ihn vor der Unbill des Vaters ſchützt, und für all' das immer einen Kernausdruck bei der Hand hat, wo denn auch die Freundestreue und der ganze Seelenadel des biedern Kanne in ihr volles Licht treten.

Auch was die Sprache betrifft, hat der Dichter den ganzen Tonſchmelz bis auf die kleinſten Nüancen, Reflexe und Schattirungen in ſeiner Gewalt. Die Höflichkeitsformen der Anrede, das Sie und das Ihnen, im Gegenſatz zum Du und zum Euch — worüber ſchon mancher geklagt hat, ohne den Reichthum unſerer Sprache auch darin zu erkennen — tragen hier nicht wenig dazu bei, jenen dem Coſtüm, dem Geräthe des achtzehnten Jahrhunderts entſprechenden Umgangston zu vergegenwärtigen, wozu denn auch die altfränkiſchen „Mamſell," „Demoiſelle," die conventionellen „Heer Profeſſor" und „Geehrter Herr Oeſer" kommen und mit der ganzen Sitte der Zeit und Diction in dieſer Idylle melodiſch zuſammen ſtimmen. Kleine Härten mancher Verſe wird der Dichter bei Gelegenheit wiederholter Auflagen — die wir ihm angelegentlichſt wünſchen — leicht tilgen können. Dahin gehören nach unſerem Ohr unter andern Hexameter wie:

„Tief in's Roſenthal 'nein Jagd machte, wie's Ewald von Kleiſt nennt."

Oder:

„Sagen Sie mir einſtmals, ausnahmlos wären Sie glücklich."

Das Gedicht iſt dem Könige Johann von Sachſen gewidmet. Es iſt in Druck und Papier glänzend ausgeſtattet. — Möchte es ſich in unſerer Nation und noch weit über Deutſchland hinaus, ſo weit der Name Goethe reicht, einbürgern, von Mädchen und Jünglingen, von Frauen und Männern geleſen werden, auf daß man auch in Deutſchland wieder zu jener idealiſchen und doch ſo energiſchen, von Innigkeit glühenden Liebe zurückkehre, von der Einige behaupten, daß ſie nicht oft mehr in den Gemüthern der heutigen Generation wohne, die nicht durch Seelenadel und Schönheit, nur noch durch Geld und ein Heirathsbüreau ihre Sympathien vermittele. Der Fortſchritt zum Beſſern indeſſen dürfte außer Zweifel ſeyn, daß unſere deutſchen Claſſiker in ihrer Eigenthümlichkeit durch Bildwerk und Bücherverbreitung der Nation ſchon ſo eingeprägt ſind, daß die meiſten ſie auch der Phyſiognomie nach lebendig in ſich tragen, worau vor einigen Decennien noch gar nicht zu denken war. Namentlich haben biographiſche Bearbeitungen viel Dankenswerthes dazu beigetrogen, aber auch Novellen, Romane, Dramen, wie z. B. Gutzkows „Königslieutenant." So iſt denn auch die von uns beſprochene liebliche Idylle ganz dazu geeignet, einen der ſchönſten Lebensmomente Goethes, ob ein heutiger Dichter ihn auch erfunden hat, der deutſchen Nation nahe zu bringen in einer Dichtung, die es verdient, neben Goethes „Hermann und Dorothea," neben Voſſens „Louiſe" jeder Familienbibliothek einverleibt zu werden, alljährlich den Weihnachtstiſch zu ſchmücken, hinter dem Tannenbaum und ſeinen flammenden Wachslichtern uns den kommenden Lenz und Sommer und glückliche Menſchen darin zu vergegenwärtigen. Und ſo möge an „Goethes Jugendliebe" ſich ächte deutſche Liebe fort und fort entzünden!

Alexander Jung.

Digitized by Google

Correſpondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Die drei Fragen.

Drei „Fragen“ ſind es, welche das engliſche Publikum jetzt vornehmlich beſchäftigen, die Baumwollenfrage, die amerikaniſche Frage und die Wetterfrage. Dieſe Fragen hängen übrigens innig mit einander zuſammen. Ohne die amerikaniſche Frage hätten wir die Baumwollenfrage nicht, und ohne die Wetterfrage wären wir in großer Gefahr, durch die beiden andern Fragen in einen verhängnißvollen Krieg mit den Vereinigten Staaten verwickelt zu werden. Was zunächſt die Baumwollenfrage angeht, ſo gab man ſich bis vor kurzem noch der Hoffnung hin, der Krieg in Amerika werde vor Ablauf des Sommers beendigt ſeyn, ſo daß die Einfuhr der Rohbaumwolle ſchon im Herbſt wieder beginnen könnte. Dieſe Hoffnung iſt nun zerſtört. Nach den jüngſten Ereigniſſen vor Richmond iſt an keine raſche Wiederherſtellung des Friedens mehr zu denken, und trügen nicht alle Anzeichen, ſo wird die Bundesregierung ſich gezwungen ſehen, zu dem letzten Mittel der revolutionären Sklavenemancipation zu greifen. Die Sklavenemancipation wird aber nicht bloß den Sonderbund vernichten, ſondern auch die Sonderbundſtaaten zu Grunde richten, ihre ganze Produktion und damit natürlich die Baumwollenzucht zerſtören. Daran dachten die Engländer nicht, als ſie nach dem Ausbruch des Bürgerkriegs der amerikaniſchen Regierung zuriefen, wenn ſie ſich die Sympathie Englands zu ſichern wünſche, ſolle ſie die Freilaſſung der Sklaven verordnen. Der Rath war gerade nicht ehrlich gemeint, und ſeine Befolgung würde die Heuchelei der Rathgeber hart beſtrafen. Die Zerſtörung der Baumwollenzucht in den amerikaniſchen Südſtaaten iſt unbedingt der Ruin der engliſchen Baumwollenindustrie, die vier Millionen Menſchen, d. h. ein Fünftel der engliſchen Bevölkerung zu ernähren pflegte; denn der Ausfall der amerikaniſchen Baumwolle, die vor dem Krieg vier Fünftel der geſammten engliſchen Baumwolleneinfuhr bildete, iſt vor der Hand anderweitig nicht zu decken. Von Indien hegte man eine Zeit lang hohe Erwartungen, allein dieſes ungeheure Land iſt bereits erſchöpft, und ehe es im Stande iſt, die Bedürfniſſe der engliſchen Fabrikanten zu befriedigen, werden bei der beſten Verwaltung und Bewirthſchaftung mindeſtens zehn Jahre verſtreichen. In zehn Jahren wären aber die meiſten engliſchen Fabrikanten bankerott.

Das iſt die Eine Möglichkeit. Betrachten wir die andere. Angenommen, die amerikaniſche Regierung hebt vor der revolutionären Sklavenemancipation zurück und ſetzt den Krieg in der bisherigen Weiſe fort, was mag das Ergebniß ſeyn? Unter den günſtigſten Verhältniſſen ein Hinausſchleppen des Kriegs bis zum nächſten Frühjahr, und dann die Vollſtreckung des bekannten, auf allmählige Loskaufung der Sklaven lautenden Congreßbeſchluſſes. Für England wäre das kaum weniger nachtheilig. Die Stockung der Baumwollenindustrie während eines zweiten Jahres würde der Mehrzahl der Fabrikanten verderblich werden, und ſelbſt abgeſehen hievon iſt es nach ſehr zweifelhaft, ob die Baumwollenzucht in Amerika bei freier Arbeit fortbeſtehen könnte. Doch das iſt eine Frage, mit der ich mich hier nicht beſchäftigen will. Genug, wie auch die amerikaniſche Kriſis ſich geſtalten möge, ſo viel iſt gewiß, die engliſche Baumwollenindustrie eilt einer unvermeidlichen Kataſtrophe zu, und es iſt deßhalb den Engländern nicht zu verargen, daß ſie trüben Blicks in die Zukunft ſchauen. Wohl aber iſt ihnen zu verargen, daß ſie, die weiland für die Sache der Negeremancipation ſchwärmten und ihr Opfer brachten, jetzt offen mit dem Sklavenhalterbund kokettiren, den nördlichen Kämpfern gegen die Sklaverei die niedrigſten Beweggründe unterſchieben und die Regierung zu einem Krieg mit den Vereinigten Staaten zu drängen ſuchen. Bei einigen iſt es Haß gegen die republikaniſchen Einrichtungen, bei andern Eiferſucht auf ein rieſenhaftes Gemeinweſen, das bei ungehemmter Entwicklung England zu überflügeln droht; und wieder andere ſind von dem thörichten Wahn beſeelt, ein Krieg werde ſofort den im Süden Amerikas aufgeſpeicherten Baumwollenvorräthen einen Ausfluß eröffnen. Alle Klaſſen der engliſchen Geſellſchaft, das iſt nicht zu läugnen, ſind gegen den Norden mehr oder weniger feindlich geſtimmt, alle Klaſſen, mit einziger Ausnahme der Arbeiter, der Klaſſe, welche am ſchwerſten unter dem amerikaniſchen Bürgerkrieg leidet. Aber die engliſchen Arbeiter meinen es mit ihren Principien ernſt, ſie betrachten es als ein ſchreiendes Unrecht, daß Menſchen, deren Hautfarbe nicht weiß iſt, wie Vieh behandelt, gekauft und verkauft werden, und ſie klatſchen denen zu, die dieſes Unrecht in Amerika bekämpfen. Sie vergeſſen der eigenen Noth im Hinblick auf die Heiligkeit des Kampfes, welcher ſie verurſacht hat. Allein trotz der Haltung der engliſchen Arbeiter, die ja in der Politik kein Wort mitzuſprechen haben, wäre ein Krieg zwiſchen England und Amerika wahrſcheinlich, hätten die Vereinigten Staaten hier nicht neuerdings in dem Wetter einen mächtigen Bundesgenoſſen gefunden.

Ich erwähnte ſchon vor Wochen, man hege Beſorgniſſe wegen der heurigen Ernte. Seitdem hat die Witterung ſich leider nicht gebeſſert. Es regnet jede Woche durchſchnittlich fünf Tage, und in den nördlichen Graf-

ſchoften ſind bedeutende Landſtrecken überſchwemmt. Von allen Seiten laufen ſchlechte Nachrichten über die Saaten ein, und an eine reichliche Ernte iſt nicht mehr zu denken. Nun erzeugt aber England auch in guten Erntejahren nicht genug Getreide für den innern Bedarf und muß ungefähr ſechs Millionen Quarter Weizen einführen. Voriges Jahr, wo die Ernte gut war, wurde für 35 Millionen Pfund Sterling Getreide und Mehl eingeführt. Im gegenwärtigen Jahr, oder genauer bis zum Sommer des nächſten Jahrs wird man, niedrigſt angeſchlagen, um die Hälfte mehr brauchen. Woher ſoll das nöthige Getreide kammen? Rußland, Deutſchland, Frankreich, die Türkei und Egypten können, wie aus den Einfuhrtabellen erhellt, höchſtens ein Drittel des Bedarfs liefern. Die übrigen zwei Drittel ſind nur aus den Vereinigten Staaten zu erlangen. Ein Krieg mit den Vereinigten Staaten würde aber die Zufuhr von dort abſchneiden und die bevorſtehende Theurung in eine Hungersnoth verwandeln, und bei dem Elend, das in den Fabrikbezirken herrſcht, wäre eine Hungersnath möglicherweiſe die Mutter einer Revolution. Die Freunde des Sonderbunds fangen an das zu begreifen, und wir werden alſo keinen Krieg mit Amerika haben. Das verdanken wir der Getreidefrage.

Die Ausſtellung übt fortwährend eine ſtarke Anziehungskraft auf das Publikum, obgleich die Zahl der Beſucher noch nicht die gewünſchte Höhe erreicht hat. An fremden Gäſten fehlt es nicht, und wenn man die Straßen um Sohasquare und Leiceſterſquare durchwandert, hört man mehr Deutſch und Franzöſiſch, als Engliſch reden. Ueberhaupt iſt die Saiſon über Erwarten gut ausgefallen, und unſere Theaterdirektoren, die noch vor acht Wochen den Kopf hängen ließen, reiben ſich jetzt vergnügt die Hände.

Aus der Schweiz, Ende Juli.

Das Frankfurter Schützenfeſt. — Alt- und Neubern. — Das ſchweizeriſche Parlament.

Dieſe Zeilen ſollen erſt dann in Ihre Hände kommen, wann der Frankfurter Feſtjubel etwas verrauſcht ſeyn wird. Der große deutſche Schützentag am Sitz des Bundestags nimmt ſelbſt bei uns in der Schweiz, wie viel mehr bei Ihnen in Deutſchland, heute ſo ſehr alle Gemüther in Anſpruch, daß eine „Correſpondenz aus der Schweiz“ ohne Zweifel ungeleſen bei Seite gelegt würde. Zum vermittelnden Uebergang will ich damit anfangen, Ihnen von der Stimmung und den Eindrücken unſerer von Frankfurt heimkehrenden Schützen zu erzählen.

Vor Allem wird von ihnen die Gaſtlichkeit der Feſtſtadt gerühmt. Sie können nicht genug von der herzlichen Freundlichkeit erzählen, mit welcher die Bewohner Frankfurts ihre Feſtgäſte aufgenommen haben. Der Anblick des Feſtplatzes ſchien ihnen großartig, aber nicht beſonders verſchieden von dem unſerer ſchweizeriſchen Feſträume bei den großen eidgenöſſiſchen Schießen. Neu war für ſie, daß auch für die Unterhaltung der Schützenfreundinnen durch Tanzplätze in der Nähe der Feſthalle geſorgt war. Mit den Schießſtänden mußten ſie ſchon deßhalb zufrieden ſeyn, da ſie darin mit ſo viel Glück ihre Stutzen knallen ließen. Den Schweizern ungewohnt war die kurze Friſt von fünf Minuten, welche den Tiſchrednern eingeräumt war, und auch die von den Rednern verlangte Förmlichkeit, dem ſogenannten „Preſcomité“ zum voraus den Gegenſtand und Grundgedanken des Toaſts mitzutheilen; bei uns wird einem populären Redner oft eine halbe Stunde lang geduldig und aufmerkſam zugehört; ſpricht ein Unberufener zu lang, ſo wird ihm das Wort durch ein ſchallendes „Bravo“ abgeſchnitten, welches ſich ſo oft wiederholt, bis er verſtummt und die Tribüne verläßt. Das iſt unſere Lynchjuſtiz gegenüber der unbeſchränkten Redefreiheit. Einige unſerer in den Volksſtürmen grau gewordenen Politiker meinten: von deutſcher Einigkeit ſey in Frankfurt jeder Mund übergefloſſen, und zwar in guten Treuen; aber bis zur deutſchen Einheit ſey der Weg noch lang; der ſich entgegenſtehenden Principien, Intereſſen und Vorurtheile ſeyen es noch zu viele; die müßten ſich zuerſt in große Hauptpartien auseinanderſcheiden, dann werde ſich zeigen, welche derſelben Meiſter werde und den Ton angebe; freilich, ohne etwas „Donner und Blitz“ werde es kaum ablaufen. — Ich fürchte, viele Ihrer Leſer werden finden, daß dieſe politiſche Anſicht viel zu hausbacken und durchaus nicht geiſtreich ſey. Verlaſſen wir ſo ſchnell als möglich dieſes ſchlüpfrige Terrain. Ich wollte Ihnen ja nicht über das Frankfurter Feſt, ſondern über die Schweiz Bericht erſtatten. — Begeben wir uns von der deutſchen Bundestagsſtadt in die ſchweizeriſche Bundesſtadt.

Als Bern zum Sitz der neuen Bundesbehörden, zum ſchweizeriſchen Waſhington, proclamirt wurde, da war freilich der Jubel der Bevölkerung, insbeſondere der Jugend, groß. Aber mancher Berner vom alten Schrot und Korn jammerte laut oder ſeufzte im Stillen: „Was ſoll nun aus

Digitized by Google

unſerer guten Stadt werden? Wir werden in unſerem eigenen Hauſe nicht mehr Meiſter ſeyn." Und es iſt ſo gekommen. Die alten Herren, die ſo ſprachen, gehen nun ſtumm auf den Straßen und Plätzen herum, die gar nicht mehr ſo ausſehen wie ehemals, und ſchütteln die Köpfe, wenn ſie an allen Enden und Ecken zuſammenreißen und wieder aufbauen ſehen.

Vor anderthalb Dutzend Jahren befand ſich der Schwerpunkt des ſtädtiſchen Lebens noch in der Nähe der „Kreuzgaſſe," jener Querſtraße, welche das Münſter mit dem alten, ſchlicht bürgerlichen Rathhaus verbindet; dahin begab man ſich zur Kirche und zur Rathsverſammlung; in der Nähe befanden ſich die Poſt, die „Schaal" (Fleiſchhalle) und die beſuchteſten Gaſthöfe; an den einmündenden Straßen, der Gerechtigkeitsgaſſe und der Kramgaſſe hatten die ehrenfeſten „Pfiſter," die „Spezierer" und die Tuchherren ihre keineswegs eleganten Verkaufsläden, wo man ſich mit des Lebens Nothdurft verſehen konnte; an der nahen Junkerngaſſe mit den „hängenden Gärtchen" und der ſchönen Ausſicht in's Freie wohnten die behäbigen Rentiers und die Münſterterraſſe war das abendliche Stelldichein der Herren Patrizier, ihrer Frauen und ihrer Töchter. Wie hat ſich das Alles in kurzer Zeit gekehrt!

Durch den Bau des Bundespalais und andere Verumſtändungen hat ſich der Mittelpunkt der Stadt um tauſend Schritte mehr nach Weſten verſchoben. Dort ſteht nun der ſtolze Bau, das ſchweizeriſche Kapitol auf dem Kamm der ſonnigen Halde und ſchaut nach dem Hochgebirge hinüber. Später ſah man, nicht weit davon, den Bahnhof aus dem Boden wachſen und dicht dabei das neue Poſtgebäude. Daneben gruppirten ſich eine Anzahl moderner Karavanſerais, vor allen der comfortable „Berner Hof," dann nächſt der Eiſenbahnhalle der „Schweizer Hof" und ſchließlich das „Hôtel de l'Europe" mit ſeiner impoſanten Façade. Das „Café du boulevard" ſchmiegt ſich an das neue Poſtgebäude. Als Anfang einer neuen breiten Straße, die vom Berner Hof zum Bahnhof führen wird, erheben ſich einige in großem und elegantem Styl erbaute neue Privathäuſer. Luxuriöſe Kaufläden prunken in der Nähe mit ihren Schaufenſtern. Das Alles ſteht nicht mehr altberneriſch, ſondern wie ein Kleinparis aus. Nur der Chriſtoffelthurm ſteht noch da in Mitten all des neuen Kroms als ein Denkmal und Wahrzeichen der alten Zeit und harrt ſeines Schickſals, während der Bärenzwinger längſt ſchon den rückſichtslos ſich bahnbrechenden Eiſenſchienen weichen mußte und an das untere verlaſſene Ende der Stadt nächſt der Nideckbrücke verlegt wurde.

Aber die anwachſende Bevölkerung der Bundesſtadt findet nicht mehr Raum genug auf der zwiſchen die Windungen der Aar eingezwängten ſchmalen Landzunge. Das knappe Mieder iſt unſerer ſpröden Berna auf einmal zu eng geworden. Glücklicherweiſe hat die Eiſenbahn ihr Luft gemacht. Nördlich der Stadt, jenſeits des Fluſſes, dehnt ſich ein breites Feld, früher nur auf weiten, beſchwerlichen Umwegen zugänglich; dieſes iſt nun durch eine, auf thurmhohen Pfeilern ruhende Brücke, die ſowohl den Dampfzügen als dem gewöhnlichen Verkehr dient, mit der Stadt verbunden worden und überdeckt ſich allmählig mit einem neuen Quartier. Eine Baugeſellſchaft hat ſich daran gemacht, hier billige Arbeiterwohnungen zu errichten; kaum iſt eines der Häuſer fertig, ſo bevölkert es ſich mit einer zahl- und beſonders kinderreichen Bewohnerſchaft, Proletarier im eigentlichen Sinne des Worts. Dieſes neue ſogenannte „Lorrainequartier" ſieht keineswegs beſonders äſthetiſch aus; um ſo anmuthiger macht ſich ein anderes Bild in der Nähe. Ein waldbewachſener Hügel nebſt grüner Halde, wunderlicherweiſe „das Rappenthal" genannt, und früher einem Sonderling gehörend, der ſein Eigenthum mittelſt Palliſaden und Verbottafeln unzugänglich gemacht hatte, wurde in neuerer Zeit von einem unternehmenden Spekulanten erworben. Er verwandelte den Wald in ſchattige Spaziergänge und Anlagen, erbaute auf der Zinne des Hügels eine Sommerwirthſchaft mit prächtiger Fernſicht auf Stadt und Alpen; heute iſt das „Schönzli" der beſuchteſte und beliebteſte Vergnügungsort der Bewohner der Bundesſtadt. An den Halden und am Fuße des Hügels ſind eine Anzahl zierlicher Villen entſtanden, wo die Bundesbeamten mit Vorliebe ihre Häuslichkeit einrichten. In die unmittelbare Nähe wurde der zur Hochſchule gehörende botaniſche Garten mit ſeiner exotiſchen Pflanzenfülle verlegt.

Auch „obenaus," d. h. außerhalb des von den zwei granitenen Bären bewachten Murtnerthors, keimt ein Neubern. Ich ſpreche nicht von den ſchon ſeit mehr als zwei Jahrzehnten ſtehenden Häuſern der „Villete," dem Lieblingsaufenthalt der fremden Geſandten, ſondern vom etwas mehr weſtlich gelegenen neuen Quartier an der „Länggaſſe," welches eine conſervative Baugeſellſchaft in fruchtbringendem Wetteifer mit den radikalen Unternehmern des Lorrainequartiers gegründet hat, und das ebenfalls demjenigen Theil der Bevölkerung gewidmet iſt, die jene allmählig unerſchwinglich werdenden Miethpreiſe im Innern der Stadt bald nicht mehr aufzubringen im Stande wäre. Es wird alſo in der Bundesſtadt nicht nur für wohlfeile Wohnungen, ſondern auch dafür geſorgt, daß jedermann nach ſeinen politiſchen Sympathien radikal oder conſervativ wohnen kann. So viel muß man der conſervativen Baugeſellſchaft an der „Länggaſſe" zugeſtehen, daß ſie mit beſſerem Geſchmacke baut, als ihre radikale Concurrentin in der „Lorraine."

Vergrößerungen der Stadt nach andern Seiten ſind erſt noch im Projekt. Ein Freund des Winkelmaßes und Lineals hat den Plan entworfen, eine neue Straße am Bundespalais und Berner Hof vorbei ſchnurgerade in's unbegrenzte Freie hinauszuführen, wobei die ſchönſte Promenade der Stadt, die „kleine Schanze," demolirt werden müßte. Hoffentlich werden unſere Reſidenzler ſo viel guten Geſchmack beſitzen, um dieſem Winkelmaßprojekte ihre Ruhebänke unter den hundertjährigen Kaſtanienbäumen und Linden mit der wunderprächtigen Alpenausſicht nicht opfern

Digitized by Google

zu wollen. Die großartigste Ausdehnung könnte Bern noch Süden gewinnen. Dort liegt jenseits der Aar, ungefähr im gleichen Niveau mit der Stadt, eine weite Fläche, das „Kirchfeld.“ Freilich müßte diese Neustadt mit Altbern mittelst einer oder zwei großartigen Brücken verbunden werden, welche Millionen kosten würden; da nun aber die Millionen in Bern sonstige Verwendung finden, nämlich zum Bau einer „Staatseisenbahn,“ die von den romantischen Schluchten des Jura nach den malerischen Lobeln des Emmenthals führen soll, so wird wohl das Neubern auf dem Kirchfeld noch während einer Reihe von Jahrzehnten zu den frommen Wünschen gezählt werden müssen.

Wie sieht es nun in der „untern Stadt“ aus, dem ältesten Kern des alten Bern? Das Rathhaus steht freilich noch dort; aber wie der ehemals so mächtige und stolze „Stand Bern“ heute neben der Eidgenossenschaft verblaßt, so ist es unscheinbar geworden gegenüber dem grandiosen Bundesplatz. Die Reuliers mit den patrizischen Namen wohnen noch immer an der Junkerngasse; aber die Freude an ihren „hängenden Gärtchen“ ist ihnen vergellt durch das unsolide moderne Treiben in den obern Theilen ihrer Stadt, dessen Summen bis zu ihnen herunterdringt; nicht einmal die in ihre Nachbarschaft gezogenen Bären vermögen sie aufzuheitern. Dagegen haben die Ratten das Wrack verlassen: die Wirthe zur Krone und zum Distelzwaag haben ihr Geschäft in belebtere Stadttheile verlegt. Nur das alte graue Münster steht fest und unbekümmert da; es denkt: „Ihr Zwerge macht mir's doch nicht nach mit euern Eisenbahnhallen; ich warte auf meinem Pasten: — wer weiß, wie bald ihr wieder umkehren werdet, eure nur für den Tag erbauten Werke dem Zerfall überlassend, und euch wieder schaaren werdet um meinen Fuß? Ich habe schon gar manchen Wechsel erlebt.“ Der alte graue Herr — ich meine das sandsteinerne Münster — dürfte sich ireren, wenn er glaubt, die Zeit könnte so bald wiederkehren, wo meine gnädigen Herren, Schultheiß und Räthe der Stadt und Republik Bern, hier unumschränkt regierten. Die Mitglieder des schweizerischen National- und Ständeraths, die eben jetzt im Bundesrathhaus beisammensitzen, würden auch noch ein Wörtlein dazu sagen wollen; sie sind die Rechtsnachfolger jener gnädigen Herrn und stehen in der festen Ueberzeugung, das Regiment eben so weise zu führen, als es je ihre Vorgänger gethan.

Es ist freilich wahr, daß die öffentlichen Angelegenheiten heutzutage mit viel weniger Gepräng und Feierlichkeit geführt werden als dazumal. Der Bundespräsident empfängt z. B. den französischen oder österreichischen oder englischen Gesandten ganz einfach in seinem Besuchzimmer, wo das Pianina steht, auf welchem seine Töchter ihre Fingerübungen repetiren; da kann es ihm denn freilich passiren, daß er, wenn er etwa gerade irgend ein häusliches Geschäft in Hemdärmeln besorgt hat, den besuchenden Diplomaten in dessen eigenem Paletot empfängt, weil er im Vorzimmer in den ersten besten dort hängenden Rock hinein gefahren ist. — Im Biergarten sitzt dir ein Mann gegenüber, der gerade so aussieht, wie ein anderer Mensch, und seinen Schoppen trinkt wie du und ich; es ist einer der sieben Bundesräthe, welche die Schweiz regieren. Dort heißt es eben republikanische Einfachheit.

Wollen wir, da wir doch auf dieses Kapitel gekommen und die eidgenössischen Räthe — das schweizerische Parlament — gegenwärtig in der Bundesstadt beisammen sitzen, einen raschen Blick auf unsern einfachen Regierungsmechanismus werfen? Wir gehen durch das Mittelportal des Bundesrathhauses und schreiten die Treppe hinan, die in die Beletage führt. Auf einer Thüre lesen wir das Wort „Bundesrath.“ Da drinnen sitzen die Sieben, welche dafür zu sorgen haben, daß das Uhrwerk niemals in's Stocken komme. Sie halten jede Woche ein paar mal Rath unter Vorsitz des Bundespräsidenten. Zweimal des Jahrs gewöhnlich findet sich dann die „Bundesversammlung“ jedesmal für etwa drei oder vier Wochen ein. Der „Nationalrath“ sitzt im rechten, der „Ständerath“ im linken Flügel. Die Präsidenten der beiden Kammern theilen sich in die Initiative der Geschäfte. Hat der Nationalrath einen Beschluß gefaßt, so wandert derselbe in den linken Flügel vor das Forum des Ständeraths, und umgekehrt; sind beide einig, so hat der Beschluß Gesetzeskraft und kommt zur Execution an den Bundesrath; ergeben sich Differenzen, so wird das Geschäft wie ein Weberschiffchen vom linken nach dem rechten und vom rechten nach dem linken Flügel hin und her geschaben, bis endlich die verlangte Uebereinstimmung erzielt ist. Setzen Sie diesen drei Behörden den Kanzler der Eidgenossenschaft bei, der nicht umsonst so strahlend in die Welt hinaus blickt, da ihm die schönste Wohnung in der ganzen Eidgenossenschaft eingeräumt ist (im zweiten Stock des Bundesplatz), und endlich noch ein paar Dutzend Schreiber und Weibel, so haben Sie den ganzen Apparat, mittelst dessen von Bern aus der schweizerische Bundesstaat in den Fugen gehalten wird, und der kaum so viel kostet als der Knabe, welchen Prinzessin Clotilde dieser Tage dem Vetter des Neffen geboren hat, nächstens Taschengeld bekommen wird.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 34. 20. Auguſt 1862.

— If ever
You meet in some frosk cheek the power of fancy,
Thee shall you know the wounds invisible,
That love's keen arrows make.

Shakespeare.

Was die Mutter ihren erwachſenen Töchtern erzählt.

Treue — Liebe.

„Die Pferde ſind geſattelt!“ meldete der Burſche dem nachdenklich neben ſeiner alten Tante auf dem Sopha ſitzenden Rittmeiſter von Reigerſtein.

„Ich komme ſogleich!“ antwortete dieſer und ſprang, wie aus einem Traume erwachend, auf, fuhr mit den Fingern über die Stirn, als wäre da etwas zu Leſerliches wegzuwiſchen, verbeugte ſich und küßte der Tante die Hand.

Die alte redliche Frau liebte ihren Neffen, wie eine Mutter; denn er war ihrem Herzen gleichſam an die Stelle der beiden Söhne getreten, welche ihr der Tod früher entriſſen hatte; und als ſie vollends durch das Abſcheiden ihres Mannes noch einſamer geworden war, war ihr dieſer Neffe unter ihren Verwandten die einzige männliche Stütze und in zweifelhaften Lagen der einzige zuverläſſige Rathgeber. Darum wiederholte ſie auch jetzt nochmals die dringende Bitte, doch heute nicht zu reiten und ſich nicht der kalten Nachtluft auszuſetzen. Aber der Rittmeiſter ſpottete faſt ihrer zu zärtlichen Beſorgniſſe und verſicherte, daß er niemals lieber reite, als bei heller Winternacht dem eiſigen Nordwinde entgegen, daß er ſich da alle Sorgen und Zweifel von der Seele heruntertrabe und ſtets wie neugeboren am andern Morgen erwache.

„Nun, wenn das iſt,“ ſprach die Tante, ergriff nochmals ſeine Hand und umſchloß ſie nachdrücklicher mit ihren beiden, „dann reite in Gottes Namen! Sieh zu, daß du ſo nach Hauſe kommſt, wie du ausgeritten biſt: von hier gehſt du nicht ſo weg, wie du gekommen!“

Dabei ſah ſie ihm mit einem ſo innig beſorgten und mütterlich zärtlichen Blicke in die treuen braunen Augen, daß der Rittmeiſter Mühe hatte, denſelben zu ertragen und ſeine ſchnell entſtehende Unruhe zu verbergen. Er wollte antworten, wollte fragen, ſich entſchuldigen, rechtfertigen — er wußte ſelbſt noch nicht, was alles —; aber die kluge Tante ſchob ihn faſt zur Thür hinaus, wünſchte ihm einen glücklichen Heimritt und ſah ihm bloß noch lange aus dem Fenſter nach, ja lange, obgleich er längſt um die Ecke geſprengt war. Und dann blickte ſie auf zu den freundlich funkelnden Sternen und bewegte die vorigen Wünſche weiter in ihrem mütterlichen Herzen.

Der Rittmeiſter ſtand in der benachbarten Kreisſtadt in Garniſon. Von vier zu vier Wochen etwa pflegte er Nachmittags zu ſeiner würdigen Tante hinüber

Digitized by Google

zu reiten und mit ihr den Abend in gemüthlichem Zwiegespräch zu verplaudern. Die gute Frau hatte ihn, wie schon gesagt, herzlich lieb, hatte ihm auch schon ihr gar nicht unbedeutendes Vermögen verschrieben, und würde ihn gern noch öfter bei sich gesehen haben, wenn sie es über das Herz hätte bringen mögen, so hart gegen ihren lieben Neffen zu seyn. Diesen nämlich zogen noch andere Pflichten, und in Anbetracht dieser leistete die Tante willig, wenn auch ungern, Verzicht. Der Rittmeister war der verlobte Bräutigam des Fräuleins Elise von Boltenstern, deren Vater in der Nähe jener Kreisstadt, etwa eine halbe Stunde davon, seinen reichen Edelsitz hatte, und welche er natürlich, so oft er konnte, in herzlicher Liebe besuchte.

Elise war schön zu nennen, hatte eine stattliche Figur, verstand die Kunst des Schmückens, besaß eine standesmäßige Bildung und Erziehung, sang, spielte Clavier, stickte, las das meiste, was in der schönen Literatur zu Markte kam, und urtheilte nach Maßgabe der in's Haus kommenden kritischen Zeitschriften. Sie liebte ihren Eduard recht von Herzen; denn er war weitaus der schönste Offizier des Regiments, und sie wußte zu ihrem Stolze, daß ihr sein Besitz von vielen beneidet und mißgönnt ward. Auch der Rittmeister war seiner Elise aufrichtig zugethan und freute sich sehr auf die bevorstehende, zu Pfingsten angesetzte Hochzeit. Freilich, was so häufig als Liebe gepriesen wird, jene Ueberschwänglichkeit des Gefühls, welches lieber in den Tod zu gehen versichert, als daß es den Besitz der Geliebten ließe, kannte er nicht aus Erfahrung, sondern nur aus Romanen, und sehnte sich auch gar nicht, in die damit zugleich verbundene Aufregung und Unruhe hinein zu kommen. Wäre seine Geliebte in Gefahr gewesen und hätte er sie nur mit seinem eigenen Leben retten können, so würde ihn die Ritterlichkeit seines ganzen Wesens über die Wahl des Entschlusses keinen Augenblick zweifelhaft gelassen haben; aber solche Fälle vorläufig zu setzen und daran seine Phantasie zu erhitzen, war nicht seine Sache. Dazu war er zu ernsten und ruhigen Gemüths, dazu auch die ganze Geschichte seiner Liebe nicht angethan.

Er hatte Elisen schon von Kind auf gekannt und lieb gehabt. Schon als fünfzehnjähriger Schüler war er in der Ferienzeit auf das Gut ihrer Eltern gereist und hatte mit dem kleinen, damals fünfjährigen Mädchen, der einzigen Erbin ihrer Eltern, harmlos verkehrt, oft gespielt. Er war als Soldat wiedergekommen, er hatte als Lieutenant den herzlichen Verkehr fortgesetzt und war als Rittmeister auf den besondern Wunsch seines sterbenden Vaters ihr Bewerber und dann ihr Bräutigam geworden. Sein Vater war der älteste und innigste Freund des alten Boltenstern gewesen, und als dem letzteren seine erste und einzige Tochter geboren war, hatten die beiden sammt ihren Frauen erst scherzweise, dann immer ernster verabredet, daß ihre Kinder ein Paar werden müßten. Diese beiden hatten, jedes in seiner Weise, eine gute Erziehung, wenigstens was man so gewöhnlich darunter versteht, erhalten und konnten fast einander würdig genannt werden; aber nur „fast." Der Rittmeister hatte sich viel früher, als es gewöhnlich bei jungen Leuten, zumal bei denen vom Kriegerstande, geschieht, die Hörner abgelaufen, war durch den frühen Tod seiner Mutter zu rechter Zeit ernst geworden, hatte sich daher auch von den nichtigen Freuden der meisten seiner Kameraden zurückgezogen und sich der Literatur und Kunst zugewendet, einer Beschäftigung, welche während des Friedens dem Offizierstande am meisten geziemt. Der doppelte Verlust und die auf ihn übertragene Liebe seiner Tante hatten ihn in seiner ernsten Richtung befestigt. Als daher sein Vater, der bis dahin immer darauf gewartet hatte, daß das Wohlwollen des Sohnes sich ohne das väterliche Zuthun in Liebe zu Elisen verwandeln möchte, sterben wollte und ihn mit seinem letzten Lieblingswunsche bekannt machte, weigerte er sich keinen Augenblick, durch ein aufrichtiges Ja dem treuen und edlen Herrn das Sterben leichter zu machen und, als er ihm die Augen zudrückte, dieses Ja sich selber zu wiederholen.

Heute also ging er, wie die Tante gesagt hatte, nicht so weg, wie er gekommen war. Wenn das von einem Bräutigam gesagt wird, so hat das Wort einen schweren, oft genug verhängnißvollen Inhalt. Der Rittmeister ahnte denselben, aber doch nur erst sehr von ferne. Er redete sich's unterwegs selber aus, daß die Tante Recht haben könnte. Und doch war's ein eitel Bemühen, die Gedanken zu vertreiben, deren Daseyn eben jene Veränderung bedingte, die Gedanken an die liebliche Rosa.

Ganz wider Verhoffen war der Rittmeister dießmal, weil morgen auf dem Gute seines künftigen Schwiegervaters ein Ball seyn sollte, an einem andern Wochentage, als gewöhnlich, zu seiner Tante gekommen. Diese pflegte sonst täglich entweder Besuche zu machen oder zu haben und da mit Freunden und Freundinnen bald zu lesen, bald zu spielen. Heute war das Lesekränzchen bei ihr angesagt. Gern hätte sie eine Aenderung vorgenommen, als ihr Neffe sie überraschte; allein es war theils zu spät, theils gegen den ausdrücklichen Wunsch des Rittmeisters. Dieser erfreute sich selbst zu gern an den Meisterwerken der Dichtkunst, als daß er nicht zur Abwechslung auch einmal „mit den Leseübungen der Bewohner eines kleinen Landstädtchens sich

Digitized by Google

begnügen“ mochte. Aber eine ſo hochmüthige Aeußerung hätte ihm die Tante beinahe übel genommen und kaum verziehen. Sie theilte ihm mit, daß die älteſte Tochter ihres Hausarztes vor einigen Wochen von einem zweijährigen Aufenthalte auf einem großen Gute, wo ſie auf das Betreiben ihres ſehr vernünftigen Vaters die ländliche Wirthſchaft gelernt und geübt habe, zurückgekommen ſey, und daß dieſe heute die Rolle der Thekla in Wallenſteins Tod leſen werde, und zwar gewiß in ſolcher Vortrefflichkeit, wie ſie der Neffe noch nicht gehört haben möchte. Das hieß die Erwartung hoch ſpannen.

Die Geſellſchaft verſammelte ſich nach und nach: der Bürgermeiſter, der Commiſſär, der Stadtgeiſtliche mit ſeinem Kaplan, der Arzt und einige Frauen und Töchter. Zur Noth wurden dem Rittmeiſter noch einige Nebenrollen abgetreten. Man wartete aber noch auf die Frau Doktorin und ihre Tochter, die gerühmte Roſa. Endlich kamen ſie. Die Jungfrau hatte nichts Auffallendes in ihrer Erſcheinung. Wenigſtens merkte der Rittmeiſter kaum, daß ſie höchſt einfach und ſchmucklos gekleidet, daß das weiche blonde Haar vorn glatt geſcheitelt und hinten zu einem zierlich geflochtenen Kranze vereinigt, daß das fein geſchnittene Geſicht mit zwei wunderlieblichen dunkelblauen Augen geſchmückt war.

Das Leſen begann. Allzu ſcharfe Kritik durfte nicht geübt werden, und um dazu keine Veranlaſſung zu haben, ſuchte ſich der Gaſt durch eine genauere Betrachtung ſeiner Nachbarin, der jetzt noch unbeſchäftigten Roſa, eine muthmaßliche Vorſtellung von deren Leſen zuſammen zu bringen. Er ſah ſie zu dem Ende viel und aufmerkſam an. Aber nur ein einziges mal war es ihm gelungen, einen kurzen, flüchtigen Blick in ihr ſeelenvolles Auge zu thun; denn da ſie merkte, daß ſie beobachtet, und empfand, daß ſie ſcharf angeſehen wurde, wagte ſie nicht mehr von ihrem Buche' auf- oder wegzublicken, und ſpannte ſomit, ohne es zu wollen, die Neugier ihres Betrachters immer höher.

Der dritte Aufzug kam und Thekla hatte die erſten Worte zu ſprechen: „Ich hab' ihn heut' und geſtern nicht geſehn.“ Roſa las, aber mit welchem Tone! Eine ſo liebliche, glockenreine, aus dem innerſten Herzen entſpringende Stimme hatte der Rittmeiſter noch nie gehört. Im bloßen Laut ſchien ihm die ganze Seele zu erklingen. Von dem phyſiologiſchen Zuſammenhange und Bezuge der Sing- oder Sprechſtimme und der Weiblichkeit als ſolcher wußte er noch nichts; aber daß das Seelenweſen eines Menſchen nicht bloß durch das Auge, durch die Geberden, durch die ganze Bewegung zum Ausdrucke komme, ſondern auch durch die Stimme offenbart werden könne, das ſagte ihm hier ſofort ſein Gefühl, und er glaubte aus dieſen Modulationen der Sprechtöne eine bisher noch nie wahrgenommene Seelenharmonie herauszuhören. Er lauſchte; wie ſtreng aber auch ſeiner eigenen feinen Bildung gemäß ſein Urtheil über künſtleriſche Leiſtungen war, ſo entdeckte er hier nicht nur nicht das kleinſte Verſehen, ſondern der ganze Charakter der Thekla, über welchen er bisher wenigſtens nicht viel günſtiger geurtheilt hatte, als viele Schönſchreiber und Schönthuer, erſchien ihm durch dieſes „ſelige“ Leſen nach und nach in immer höherer dichteriſcher Vollkommenheit, und als endlich Thekla den Monolog zu ſprechen hatte und Roſa die Schlußworte las: „Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!“ da hob ſich ein ſchwerer, tiefer Seufzer aus ſeiner Bruſt und er drängte die Thränen der innigſten Rührung mit Gewalt zurück. Wie lang dann auch noch der fünfte Aufzug war, er achtete nicht mehr auf Inhalt und Zeit: der Ton dieſer Engelſtimme klang ihm noch immer in der Seele nach.

Gegen neun Uhr — denn man hatte früh genug angefangen — war das Stück beendigt. Es ging zu Tiſche. Der Rittmeiſter bot Roſa den Arm und nahm an ihrer Seite Platz. Sie ſprachen über die Dichtung, inſonderheit über das Verſchwinden der Thekla. Er fand hierin einen vorzüglich ſchönen poetiſchen Zug. Sie vermißte noch etwas. Er ſuchte vergebens, was ſie meinen könnte. Darauf legte ſie ihm die Frage vor, wie er ſich denn das weitere Schickſal der unglücklichen Thekla ausmale.

„Wie anders,“ erwiederte er, „als daß ſie auf dem Grabe ihres Max ſich entweder ſelber den Tod gibt oder dort am gebrochenen Herzen ſtirbt!“

Roſa beſtritt beides durch Anführung einiger dagegen ſprechenden Aeußerungen der Thekla ſelbſt und behauptete, ſo könne niemand enden, deſſen Leben und Lieben ſo rein und fromm geweſen. Vielmehr ſtelle ſie ſich am liebſten vor, Thekla habe erſt auf dem Grabe des Geliebten ihren Schmerz ausgeweint und ausgebetet und ſey dann in ein Kloſter gegangen.

Sie ſtritten hin und her. Roſa war dabei im Nachtheil, denn ſie durfte, wenn ſie's auch ſchon gekonnt hätte, nicht alles ſagen, was ſie fühlte; ſie durfte namentlich nicht darlegen, daß alles wahre Lieben nichts anderes ſey, als ein Suchen und Finden des Göttlichen im Andern und im Vereinigen des eigenen Göttlichen mit dem des Andern zu gemeinſchaftlicher Gottesliebe; eben ſo wenig, daß darum, wenn aus dem übrigen bei Thekla auf wahre Liebe geſchloſſen werden müſſe, dieſe Liebe ſie auch nimmermehr zur Verzweiflung kommen laſſen dürfe, ſondern daß ſie nach dem ſinnlichen Verluſt des Max ſeine Seele über den Sternen ſuchen

Digitized by Google

und ſich ſelbſt deſto inniger von Gott ziehen laſſen werde. Allein gerade die zarte Verlegenheit beim Beſprechen und die keuſche Schamhaftigkeit beim Verſchweigen vergönnten dem Rittmeiſter einen tiefen, entzückenden Blick in die ſilberreine Seele dieſer Jungfrau, den er nicht um vieles dahin gegeben hätte. Viel zu früh für ihn war das frohe Mahl beendigt, viel zu früh verneigte ſich ihm die erröthende Jungfrau.

Als die Gäſte ſich entfernt hatten, fragte er die Tante nach dieſem und jenem, fragte ſie auch nach Roſa. Er hörte, daß ſie die älteſte Tochter des erſt vor kurzem hier angezogenen Arztes ſey, welcher zwar einen reichen Kinderſegen, aber an irdiſchen Gütern keinen beſondern Ueberfluß habe; er hörte ferner gerade von dieſer Tochter des Lobes ſo viel, daß er immer mehr fragte und gar nicht merkte, welchen Einblick in ſeine Herzenserregung er der Tante hiedurch verſtattete. Dann erinnerte er ſich an ſein dem Arzte gegebenes Verſprechen, ihn bald zu beſuchen und ſeine Mineraliensammlung anzuſehen, und nun war er in jenes Schweigen und Sinnen hineingerathen, aus welchem ihn endlich die Meldung ſeines Burſchen, daß die Pferde geſattelt ſeyen, erweckt hatte.

Jetzt ritt er alſo mit dieſem durch die helle Winternacht ſeiner Garniſon zu. Er war innerlich heiß genug, um dem eiſigen Boreas ſein Spiel unverwehrt zu laſſen. Was war das heute mit ihm geweſen? Hatte die Tante Recht? Er redete ſich's ſelber aus. Wie wär's denn auch möglich, daß er für ein anderes Mädchen Gefühle ähnlicher Art haben ſollte, wie ſie allein ſeiner Eliſe geweiht ſeyn durften? Zur Liebe, meinte er, gehöre denn doch wenigſtens ein beſonderes Wohlgefallen an den ſchönen Formen des Körpers, und wenn er da Roſa und Eliſe mit einander vergleichen wollte, ſo mußte er der letzteren durchaus den Preis zuerkennen. Daß jene eine ſchönere Stimme, mehr Kenntniſſe, ſchärferes Urtheil, feineres Gefühl und auch einen mehr auf das Hohe und Edle gerichteten Sinn hatte, das konnte er ja, unbeſchadet ſeiner Liebe zu Eliſen, immerhin zugeben; denn wie ſollte er jemals zweifeln, daß einzelne dieſer Eigenſchaften bei vielen Jungfrauen in einem höheren Grade zu finden ſeyen, als bei ſeiner Eliſe, deren ganze Perſönlichkeit er in herzlicher Liebe umfaßte? Und ſo hielt er's denn weder für ein Unrecht, ſich heute an Roſas Stimme und Geiſt recht herzlich gefreut zu haben, noch für eine Gefahr, recht bald wieder hinüber zu reiten und dem Vater ſeiner Mineralien wegen einen Beſuch zu machen. Der Tante aber gab er nicht Recht.

Er glaubte Eliſen zu lieben; er glaubte überhaupt die Liebe zu kennen. Es war nicht alſo. Er wußte nicht, daß ſich die Liebe des edeln Mannes nur an dem edeln Theile des weiblichen Weſens entzünden kann. Und wenn die Formen noch ſo ſchön und lockend ſind, noch ſo gleißend ſeine Sinne blenden: jene Liebe, die als ein Strahl des göttlichen Lichts die Erdenhülle durchleuchtet und ihr edelſtes Theil, die unſterbliche Seele, zur ewigen Quelle des Urſprungs zurückzieht, wird nimmer aus dieſem zerſtörenden Feuer ſich hervorheben. Wer ſich zur Erde neigt, kann nicht zugleich zum Himmel hinauflangen. Er wußte ferner nicht, daß für ihn jener Anfang der Jünglingsliebe nicht mehr möglich war, wo der erſte Anblick der Jungfrau, das erſte plötzliche Verſtändniß des aus Augen, Mienen, Geberden ſprechenden inneren Weſens ſogleich die ſelige Gewißheit gibt, das, weſſen das eigene Herz zu ſeiner Ergänzung bedarf, gefunden zu haben; weil er als verlobter Bräutigam keine andere Jungfrau mehr mit dieſem Blicke des Lauſchens, Suchens und Begehrens anſehen konnte und durfte. Ueber Roſas äußere Erſcheinung war er mit gleichgültiger Ruhe hinweggegangen; aber als ſie den Mund zum Leſen öffnete, als ihm auf eine vernehmlichere Weiſe die Muſik, die Harmonie ihres inneren Lebens entgegentönte, als er noch deutlicher die Tiefe ihres Gemüths erkannte, da war auch für ihn jener erſte Augenblick gekommen, wo das Herz ſich zum Herzen gezogen fühlt, wo Erde und Himmel ſich zu vereinigen ſtreben. Er wußte endlich nicht, daß es nicht darauf ankommt, wie viele und wie treffliche Eigenſchaften andere Jungfrauen vor der Braut oder Gattin voraus haben, ſondern allein darauf, in welcher Weiſe man zu dieſen Vorzügen ſich hingezogen fühle, mit welchem Sinne man ſie bewundere, was für Schlüſſe das wünſchende Herz aus dem Vorhandenſeyn eines einzigen auf die Nothwendigkeit der übrigen ziehe. Er bewunderte an Roſas Leſen ihr tiefes Gefühl, an ihren Reden ihren klaren Verſtand: Herz und Geiſt! Was konnte es noch weiter geben, um das ganze innere Weſen einer Jungfrau zu bezeichnen?

Andern Tags holte er aus ſeiner anſehnlichen Bücherei Schillers Wallenſtein hervor. Er blätterte bloß darin; nur ſämmtliche Reden der Thekla las er ordentlich nach, um ſich zu überzeugen, daß Roſa in Ton und Urtheil geſtern Recht gehabt. Er war ja an dieſe ſchöne Dichtung bloß wieder erinnert worden und hielt es gar nicht für bedenklich, das Meiſterwerk ſeines Lieblingsdichters noch einmal recht gründlich zu genießen.

Gegen Abend ritt er zu ſeiner Eliſe, war heiter, luſtig, ſprach, ſang, tanzte bis tief in die Nacht hinein, und erzählte, daß er geſtern bei ſeiner Tante

Digitized by Google

geweſen und ſie recht munter gefunden habe. Wozu, redete er ſich vor, Unruhe erregen, wa er ſelber keine empfand? Das Gewiſſen machte ihm noch keine, an die andere wollte er nicht glauben.

Und Roſa? Sie wußte nur aus den ihr von ihrem Vater zum Leſen vergönnten und meiſtens von dieſem auch erklärten Dichtungen, was Liebe ſey oder ſeyn ſolle; im Leben ſelber war ihr noch kein Jüngling begegnet, vor dem ſie aus Beſorgniß zu lebhaften Antheils erröthend die Augen hätte niederſchlagen müſſen. Es konnte freilich auch nicht anders ſeyn. Ihr Vater gehörte zu den ſeltenen Männern, welche die ihnen abliegenden Pflichten wo möglich ganz und ſelbſt zu erfüllen beſtrebt ſind und nur im Falle wirklichen eigenen Unvermögens Hülfe dazu in Anſpruch nehmen. Zu den wichtigſten und heiligſten Pflichten rechnete er die Kinderzucht. Er beſorgte ſie, ſo weit er konnte, mit ſeiner Gattin ſelbſt. Die Mädchen kamen weder in eine Schule, noch vor dem achtzehnten Jahre aus dem Hauſe. Zwei Knaben waren bis zu ihrem zehnten Jahre auch daheim geweſen, hatten nur des Vaters und der Mutter Unterricht genoſſen, waren aber dann weit weg auf ein Gymnaſium gekommen. Der Vater war von der Anſicht ausgegangen, daß junge Bäumchen, welche an feſten Stützen und unter ſorgſamer Pflege lange geradeauf gewachſen ſind, nachher auch in jedem Sturme, wenn ſie auch noch ſo ſehr hin und her bewegt werden, feſtſtehen und ihre gerade Richtung nach oben behalten; und beide Knaben hatten, nachdem ihr heftiges Heimweh überwunden war, die Erwartung ihres Vaters herrlich erfüllt.

Roſa nun war des Arztes älteſte Tochter. Es kam darauf an, ob auch ſie dem natürlichen Syſteme des Vaters Ehre machen würde. Sie hatte früh die nöthigſten Elementarkenntniſſe erworben, war dann Jahre lang in der mütterlichen Hauswirthſchaft thätig geweſen und hatte vom ſechzehnten Jahr ab, nachdem ſie in allen weiblichen Arbeiten ſicher geworden, durch den Vater eine wohl überlegte Kunſtbildung erhalten. Damit aber das durch dieſe Gemüthsverfeinerung in etwas geſtörte Gleichgewicht der Seelenkräfte wieder hergeſtellt würde, und vor allem damit ſie ihre Arbeitsfähigkeit im ganzen Umfange des weiblichen Thuns ausbildete und ſomit durch ihr *Können* eine ähnliche, aber eine edlere und höhere Unabhängigkeit, wie andere Jungfrauen durch ihr *Haben*, d. i. durch Reichthum, erlangte, hatte ſie auf einem zu dieſem Zwecke vorſichtig gewählten Landgut die ländliche Wirthſchaft erlernt. Jetzt war ſie zu Hauſe, lebte ſich in die kleinen Verhältniſſe der Familie zurück, nahm unterbrochene Studien wieder auf und unterrichtete die jüngeren Geſchwiſter. Aber nirgends erſchien ſie öffentlich. Das Leſekränzchen, welches wöchentlich einmal ſtattfand, bot ihr die einzige Gelegenheit, in andere Häuſer zu kommen. Und wenn dem Vater von Freundinnen geſagt wurde, daß er auf dieſe Weiſe der Tochter das Glück verſperre, pflegte er zu antworten: „Heirathen *an ſich* iſt kein Glück. Meine Tochter *muß* nicht heirathen. Sie kann warten, bis ſie *will*, und *wollen* wird ſie nur, wenn ſie geliebt wird und ſelbſt liebt. Die rechte Liebe aber iſt eine Himmelsgabe, welche, wie alle himmliſchen Güter, ohne des Menſchen Rennen und Laufen beſchert wird, und wem *die* Gott ſchenken will, den weiß er überall, auch in der fernſten Einſamkeit und Abgeſchloſſenheit zu finden.“

Die Mutter aber, wenn ſchon ſie ihren Edelſtein gern auch Andern gezeigt hätte, wagte ſchon aus Vertrauen zu allem, was ihr Mann that und wollte, nicht, anderer Meinung zu ſeyn. Das war indeſſen doch an jenem Leſeabende von ihr mit inniger Freude bemerkt worden, daß der ſtattliche Mann, den auch ſie da zum erſten mal geſehen und deſſen ſonſtige Verhältniſſe ihr durchaus unbekannt waren, ſchnell ein lebhaftes Intereſſe an ihrer Roſa gewonnen, daß dieſe alſo Eindruck gemacht, vielleicht ſelbſt empfangen hatte. Gleich am andern Morgen brachte ſie daher, wie das eine verſtändige Mutter zu thun pflegt, die Rede auf den vorigen Abend und ließ ſich, wie zufällig, die Unterhaltung über das Verſchwinden der Thekla wiederholen. An der Ausführlichkeit der Erzählung merkte die Mutter, daß Roſa ſchon für ſich wiederholt haben mußte, daß alſo der Rittmeiſter ihr ſchwerlich ganz gleichgültig geblieben war. Sie ſprach aber gerade darum kein Wort mehr über ihn, ſondern bedachte weislich, daß, ehe man nicht wiſſen kann, ob der junge Keim auf eine Giftblume oder auf einen Fruchthalm hinweiſe, man ihn weder zertreten, noch durch voreiliges Antaſten beſchädigen müſſe. Roſa ſelbſt freute ſich über dieſes Schweigen, ohne doch ſchon recht zu wiſſen warum. Sie hatte allerdings ſchon öfter an die Unterredung ſich erinnert und, als denke ſie bloß über das beſprochene Thema nach, ſich beim Auffinden jedes neuen Grundes für ihre Meinung aber jeder ſchöneren Wendung ein wenig geärgert, daß ſie dieſe Einfälle nicht ſchon geſtern gehabt. Sie hätte Herz und Geiſt gern noch in beſſerem Glanze erſcheinen laſſen mögen, und ſie kannte es wünſchenswerth finden, bald Gelegenheit zum Nachholen einiger vergeſſenen und nachträglich gefundenen Gedanken zu bekommen. Sie dachte an das Geſpräch und ſein Thema; aber ſie ahnte nicht, daß ſie das nur that, um an *ihn* zu denken; ſie wußte noch nicht, daß ſie an dem Manne ein ihr bisher

Digitized by Google

unbekanntes Intereſſe gewonnen hatte. Ja, ſelbſt als Mittags der Vater, ein leidenſchaftlicher Mineralog, äußerte, daß der Herr Rittmeiſter auch einiges von ſolchen Dingen verſtehe und nächſtens ſeine Sammlung anſehen wolle, freute ſie ſich wohl, aber ſie erklärte ſich nicht, ob dieſes angenehme Gefühl der Erwartung aus ihrem Wunſche, ihn zu ihrer Meinung über die Thekla zu bekehren, entſtehe, oder aus der Hoffnung, den Mann ſelber dann wieder zu ſehen. An ſeinem Intereſſe für ſie hatte ſich ihre Theilnahme für ihn entzündet; aber ſie wußte nicht, daß dieß der rechte Anfang aller edeln weiblichen Liebe iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Johanna d'Arc.

(Fortſetzung.)

Nun folgen die Fragen, ob die Sendung des Engels Johannas Verdienſt geweſen und warum ihr mehr als einer andern dieſe Gnade zu Theil geworden. Johannas herzerhebende Antwort kennen wir: „Der Engel kam für eine große Sache; ich hegte die Hoffnung, der König werde das Zeichen glauben und man werde nicht ferner gegen mich eifern. Auch kam der Engel, um den guten Bürgern von Orleans Hülfe zu bringen, deßgleichen wegen der Verdienſte des Königs und des guten Herzogs von Orleans. So gefiel es Gott zu thun durch ein einfältiges Mädchen, um die Feinde zu vertreiben." — „Ward Euch geſagt," ſo fährt der Richter fort, „woher der Engel die Krone genommen?" — „Sie ward im Namen Gottes gebracht, und gibt es auf Erden keinen Goldſchmied, der ſie ſo ſchön und ſo reich zu machen verſtände. Woher er (der Engel) ſie nahm, weiß ich nicht, ich ſtelle das Gott anheim." — „Woran erkannten die Geiſtlichen, daß es ein Engel war?" — „Durch ihre Wiſſenſchaft und weil ſie Geiſtliche waren."

Dem Artikel XVII. des kirchlichen Anwalts ſtellt Johanna ſpäter das Bekenntniß entgegen: „Ich brachte meinem König die Botſchaft von Gott, daß unſer Herr ihm ſein Reich wieder gebe, ihn in Reims krönen laſſen und ſeine Feinde vertreiben werde. Darum war ich eine Botin Gottes, indem ich ihm ſagte, er ſolle getroſt mich an's Werk laſſen, ich würde die Belagerung von Orleans aufheben. Ich ſprach von dem ganzen Reich, und daß, wenn der Herr von Burgund und die andern Unterthanen des Reichs ſich nicht freiwillig unterwerfen ſollten, der König ſie mit Gewalt dazu zwingen würde."

Daß die Richter ſich nicht bis zuletzt haben täuſchen laſſen, zeigt der LI. Artikel des Anklägers: „Johanna nimmt keinen Anſtand, ſich zu rühmen, daß der heilige Michael, Gottes Erzengel, zu ihr gekommen ſey mit einer großen Schaar von Engeln, in das Haus eines Weibes bei dem Schloſſe zu Chinon, daß derſelbe mit ihr gegangen ſey, ſie bei der Hand genommen habe, zugleich mit ihr die Treppen des Schloſſes hinaufgeſtiegen und in das Gemach des Königs eingetreten ſey; daß eben dieſer Erzengel, von Engeln umgeben, dem Könige ſeine Ehrfurcht bezeigt und ſich vor ihm verneigt habe. Dergleichen von Engeln und Erzengeln zu ſagen, iſt Hoffahrt, Vermeſſenheit, Lüge, zumal nirgends geſchrieben ſteht, daß einem reinen Menſchen, ja nicht einmal der heiligen Jungfrau, der Mutter Gottes, eine ſolche Ehrfurcht von Engeln und Erzengeln erwieſen ſey. Solche Dinge ſind von Johanna vielmehr auf Anſtiften des Teufels erdichtet, oder ihr durch den Dämon ſelbſt in blendenden Erſcheinungen vorgeſpiegelt, als von Gott offenbart worden." Johanna beruft ſich ſowohl gegen dieſe Beſchuldigung als rückſichtlich der Frage, wo die Krone verfertigt ſey? auf Gott, verwahrt ſich wider den Vorwurf, daß ſie das Zeichen nicht habe entdecken wollen, durch Hinweis auf ihre Erklärung: ſie werde daſſelbe nicht ohne Gottes Erlaubniß offenbaren, dieweil es den Proceß nichts angehe, und ſchiebt es den Richtern in's Gewiſſen, daß dieſe ſie gezwungen, das Zeichen zu ſagen. Ihr blieb wenigſtens der Troſt, von dem wirklichen Geheimniß keine Sylbe verrathen zu haben, und am Morgen ihres Todes verſöhnte ſie die beleidigte Wahrheit durch das Geſtändniß, ſie ſelbſt ſey der Engel, die Krone nichts weiter als das Verſprechen der Krönung geweſen. Die Sachwalter des Reviſionsproceſſes endlich nahmen Johannas

Digitized by Google

Verhalten vollständig in Schutz, indem sie behaupteten, man dürfe zwar nicht lügen, wohl aber unter Umständen durch Erdichten oder vorsichtiges Antworten die Wahrheit verbergen. Zum Beweis beriefen sie sich auf das Beispiel Abrahams vor Pharao.

War das Kriegführen eines Weibes in den Augen der Richter schon an und für sich ein Verbrechen gegen das geoffenbarte Gesetz Gottes, so ward es dieß noch mehr durch die Art, wie die Jungfrau sich, dem Gerüchte zufolge, auf ihren Feldzügen benommen hatte. Nicht genug, daß sie in frevler Hoffahrt an die Spitze eines zahlreichen Heeres getreten war, sie hatte auch ihre Kriegsbahn mit Bubenstücken von Grausamkeit bezeichnet, hatte todeswürdige Blutthaten verübt und den Frieden unter gotteslästerlichem Vorwand hintertrieben. Ja sie hatte sogar in blinder Kampfeshitze einen der heiligsten Marienfesttage durch Blutvergießen entweiht und geschändet!

„Liebtet Ihr Euer Banner mehr oder Euer Schwert?“ — „Viel mehr! vierzig mal mehr liebte ich das Banner als das Schwert. Ich führte das Banner selbst, wenn ich den Feind angriff, um keinen Menschen zu tödten. Nie habe ich einen Menschen getödtet.“

Als Sünden zum Tode rückten ihr die Richter außer der Mannestracht und dem Sprung vom Thurme zu Beaurevoir die Hinrichtung des Franquet von Arras, die Beschlagnahme des dem Bischof von Senlis gehörigen Pferdes und den Angriff auf Paris am hochheiligen Marienfeste vor. Johanna vertheidigte sich gegen jede dieser Beschuldigungen, allein die Ohren und Herzen der Richter waren und blieben taub für alles, was Johanna zu ihrer Rechtfertigung vorbrachte. — Schamlos genug baute der Promotor auf das wohlbegründete Wort der Jungfrau an Katharina von La Rochelle: „Mir scheint es, daß der Friede nur mit der Spitze der Lanze wird zu gewinnen seyn,“ die lügnerische Anklage, Johanna habe seit ihrer Ankunft am Hoflager Karls VII. diesem aus allen Kräften von einem Friedensvertrage mit seinen Gegnern abgerathen und ihn beständig zu Menschenmord und Blutvergießen angespornt unter dem Vorgeben, daß Gott es also befohlen habe und die Niederkämpfung des Feindes ein großes Glück für die gesammte Christenheit sey. Die Jungfrau antwortete mit der gemessenen Ruhe eines guten Gewissens: „Was den Herzog von Burgund anbelangt, so habe ich durch Briefe und Gesandte die Bitte an ihn gerichtet, es möge Friede seyn zwischen seinem König und ihm; was dagegen die Engländer anbetrifft, so darf der Friede mit ihnen nur der seyn, daß sie in ihre Heimath nach England gehen.“ Auf den weiteren Vorhalt, wie durchaus unangemessen der göttlichen Heiligkeit ihre Sendung zu blutigen Thaten sey, gab Johanna den bündigen Bescheid: „Zuerst begehrte ich, daß Friede gemacht werde, und im Fall, daß man keinen Frieden schließen würde, war ich bereit zum Kampf.“ — Menschen, die keine Ahnung hatten von der Hochherzigkeit und Seelengröße unserer Heldin, die kein Verständniß für den erhabenen Geistesschwung und patriotischen Ideenflug derselben mitbrachten, sondern alles und jedes durch die unsaubere Brille gehässiger Vorurtheile anschauten, mußte selbst das Beste, das Reinste sich zum widrigen Zerrbild entstellen oder in sein Gegentheil verkehren. Die edelste Vaterlandsliebe erschien vor ihren trüben Blicken als eitle Ruhmsucht und lechzende Blutgier, der gottirunkene Thatenrausch als schnöde Mordlust, von Geistern aus dem Höllenpfuhl entflammt, die lauterste Klarheit einer durch und durch gesunden Politik als schmutzige Berechnung kalter Grausamkeit.

Im Lager der Gegenpartei war die Jungfrau von Anfang an als Verführerin des Fürsten und Volkes verschrieen. Die Bosheit oder der Unverstand legten ihr zur Last, alle Künste der Lüge und der Ketzerei als Mittel zu dem Zwecke gebraucht zu haben, sich bei Fürst und Volk als Gottgesandte zu bekunden. Durch Erheucheln übernatürlicher Gaben und Kräfte, durch Mißbrauch des Heiligen, wie durch jede Art von Zauberei und Hexenunfug, meinte man, habe Johanna das Volk zu dem Aberglauben verleitet, sie sey nächst der Mutter des Herrn die größte aller Heiligen, sey als Gottesbotin vielmehr Engel als Weib und würdig, als Heilige verehrt zu werden. In Folge dessen hänge man sogar Abbildungen von ihr in Kirchen auf und trage ihr Bild auf metallenen Schaumünzen an sich.

„Glauben die Euren fest, daß Ihr von Gott gesandt seyd?“ — „Ich weiß nicht, ob sie es glauben, und verlasse mich auf ihr Herz, aber wenn sie es nicht glauben, so bin ich gleichwohl von Gott geschickt.“ — „Glaubt Ihr, daß jene gut daran thun, wenn sie es glauben?“ — „Glauben sie, daß ich von Gott gesandt bin, so sind sie nicht betrogen.“

Ein arger Betrug war nach Ansicht der Richter die Entdeckung des Schwertes von Fierbois. Johanna hatte, wie jene dachten, das Schwert heimlich in der Kirche versteckt, um durch den Schein des Wunderbaren bei dem Volke den Glauben an ihre göttliche Erleuchtung und Sehergabe zu befestigen. Die Jungfrau behauptete dagegen, durch ihre Stimmen von dem Schwerte Kunde erhalten zu haben, und ertheilte dem Promotor, welcher in seinem XXXII. Artikel sowohl ihre prophetischen Vor- und Rückblicke als ihre Angaben verborgener Dinge vermessene Prahlerei nannte, den kurzen

Bescheid: „Unser Herr kann offenbaren, wem er will. Was ich von dem Schwerte und zukünftigen Dingen gesagt, habe ich durch Offenbarung.“ Noch andere Sünden der Jungfrau hafteten dem Gerede nach an diesem Schwert. „Was für einen Segen ließet Ihr über Euer Schwert sprechen oder sprachet Ihr selbst?“ — „Nie sprach ich oder ließ ich einen Segen sprechen, auch wüßte ich nicht wie. Ich liebte das Schwert sehr, weil es in der Kirche der heiligen Katharina gefunden war, die ich sehr liebe.“ — „Habt Ihr manchmal Euer Schwert auf den Altar gelegt, damit es dadurch glücklicher werde?“ — „So viel ich weiß, nie.“ — „Habt Ihr je gebetet, daß jenes Schwert glücklicher werde?“ — „Es ist auch der Mühe werth zu wissen, daß ich gewünscht, alle meine Waffen möchten glücklich seyn!“ — „Wozu dienten die fünf Kreuze auf dem Schwert?“ — „Das weiß ich nicht.“ — „Welche Waffen habt Ihr zu Saint Denis geweiht?“ — „Meine vollständige blanke Waffenrüstung sammt dem Schwert, das ich vor Paris gewann.“ — „Zu welchem Zweck?“ — „Aus Frömmigkeit, wie dieß die Krieger zu thun pflegen, wenn sie verwundet sind. Weil ich vor Paris verwundet ward, so brachte ich sie dem heiligen Dionys dar, dieweil er das Feldgeschrei Frankreichs ist.“ — „Thatet Ihr das, damit man sie anbete?“ — „Nein.“

Gleichwohl gibt d'Estivet in seinem LIX. Artikel der Jungfrau Schuld, sie habe die Weihe deßhalb vollzogen, damit die Waffen als Reliquien geehrt werden sollten. Er fügt dazu die weitere Anklage, Johanna habe in (der Kirche von) Saint Denis Kerzen angezündet, mit dem geschmolzenen Wachs derselben die Köpfe kleiner Kinder bestrichen und diesen ihr künftiges Schicksal geweissagt. Johanna leugnet unbedingt. — „Hattet Ihr beim Abmarsch nach Orleans eine Fahne?“ — „Ich hatte eine Fahne, deren Feld mit Lilien besäet war; die Welt war darauf abgebildet und zwei Engel an den Seiten. Weiß war sie, von weißer Leinwand oder Flortuch (boucassin-linon) und es standen darauf die Worte Jesus Maria geschrieben. Mit seidenen Fransen war sie besetzt.“ — „Wo standen die Worte Jesus Maria, oben, unten oder auf der Seite?“ — „Auf der Seite dünkt mich.“ — „Wer hat Euch geheißen, die Malerei auf die Fahne zu setzen?“ — „Schon oft genug habe ich euch gesagt, daß ich nichts gethan, als auf Befehl Gottes.“ Dazu fügte sie das Bekenntniß, daß sie die Fahne viel mehr, als das Schwert geliebt, daß sie dieselbe im Kampfe mit eigener Hand getragen, um keinen Menschen zu tödten. „Nie habe ich mehr, als eine Fahne gehabt.“ — „Was bedeutete die Malerei?“ — „Die heilige Katharina und Margaretha sagten mir, ich solle das Banner muthig nehmen und muthig tragen, auch solle ich den König des Himmels darauf malen lassen. Das sagte ich meinem Könige, obwohl ungern; von der Bedeutnng weiß ich weiter nichts.“ — „Weßhalb ließet Ihr die Engel mit Armen, Füßen, Beinen, Kleidern malen?“ — „Darauf habt ihr die Antwort.“ — „Habt Ihr jene Engel abbilden lassen, die zu Euch kommen?“ — „Ich habe sie abbilden lassen, wie sie in den Kirchen abgebildet werden.“ — „Habt Ihr sie je in der Art gesehen, wie sie (auf der Fahne) dargestellt worden sind?“ — „Ich sage euch weiter nichts.“ — „Weßhalb habt Ihr die Klarheit nicht dabei malen lassen, die mit den Engeln oder den Stimmen zu Euch kommt?“ — „Das war mir nicht geboten.“ — „Stellten die beiden Engel auf der Fahne den heiligen Michael und Gabriel vor?“ — „Sie standen da nur zur Ehre unseres Herrn, welcher auf der Fahne abgebildet war, die Welt haltend.“ — „Waren jene beiden Engel auf Eurer Fahne die zwei Engel, welche die Welt beschützen, und warum waren deren nicht mehrere darauf?“ — „Die ganze Fahne war von unserem Herrn vorgeschrieben durch die Stimmen der heiligen Katharina und Margaretha, welche mir sagten: Nimm die Fahne im Namen des Himmelskönigs! Und weil sie mir dieß sagten, so ließ ich die Gestalt unseres Herrn und zweier Engel darauf abbilden nnd malen. Alles das that ich auf ihren (der Heiligen) Befehl.“ — „Fragtet Ihr damals die beiden Heiligen, ob Ihr in Kraft dieser Fahne alle Schlachten gewinnen und siegreich seyn werdet?“ — „Sie sagten mir, ich solle die Fahne kühn ergreifen, und Gott werde mir helfen.“ Darauf legte Johanna das Zeugniß ab, alle ihre Siege seyen Gottes Werk, alle ihre Hoffnung auf Sieg habe sich auf Gott gegründet.

Auch bei der Krönungsfeier, glaubte man, habe Johanna mit ihrem Banner allerlei Zauberkünste getrieben. „Meine Fahne war in der Kirche von Reims und, wie mich dünkt, sehr nahe beim Altare. Ich selbst hielt sie eine Weile, weiß aber nicht, daß Bruder Richard sie gehalten.“ — „Ließ man das Banner um das Haupt des Königs wehen, als er gesalbt wurde?“ — „Nicht daß ich wüßte.“ — „Warum ward es bei der Krönung in die Kirche von Reims getragen und vor den Bannern der andern Hauptleute?“ — „Es war in der Noth gewesen, billig war es darum auch bei der Ehre.“ — „Haben damals, als der König Euch in Thätigkeit setzte und Ihr Euer Banner verfertigen ließet, andere Krieger Fähnlein nach dem Muster Eures Banners machen lassen?“ — „Das lohnt sich zu wissen! Die Herrn hielten ihre Waffen im Stande. Einige Kriegsgefährten ließen dergleichen Fähnlein anfertigen nach Belieben, andere nicht.“ — „Aus welchem Stoffe

Digitized by Google

ließen ſie dieſelben machen, aus Leinwand oder Tuch?" — „Aus weißem Atlas (satins), auf einigen waren Lilien." — „Sagtet Ihr nicht, die Fähnlein, welche man nach dem Muſter des Eurigen gemacht, ſeyen glücklich?" — „Bisweilen ſagte ich wohl: dringet muthig auf die Engländer ein! und ich drang ſelbſt ein." — „Sprengtet Ihr oder ließet Weihwaſſer ſprengen auf die Fähnlein, wenn man ſie von neuem nahm?" — „Ich weiß davon nichts. Iſt es geſchehen, ſo iſt es nicht auf meinen Befehl geſchehen." — „Habt Ihr es nicht mit angeſehen?" — „Das geht euern Proceß nichts an; habe ich es geſehen, ſo bin ich jetzt nicht zur Antwort berathen." — „Truget Ihr oder ließet Tuch in Proceſſion um einen Altar oder eine Kirche tragen, um Fähnlein daraus zu machen?" — „Nein, ich ſah nichts dergleichen." — „Sagtet Ihr nicht, wenn ein Angriff gemacht werden ſollte, Euern Leuten, Ihr würdet die Pfeile und Steine der Maſchinen und Kanonen auffangen?" — „Nein, im Gegentheil wurden hundert oder mehr verwundet; aber allerdings ſagte ich meinen Kriegern, ſie ſollten keine Furcht haben, ſie würden Orleans befreien. Ich ſelbſt ward beim Sturme auf die Brückenfeſte von einem Pfeile verwundet, die heilige Katharina aber ſprach mir guten Muth ein und binnen vierzehn Tagen war ich geheilt."

Eine große Rolle ſpielten die Ringe im Zauberweſen jener Zeit. „Hattet Ihr Ringe?" fragte Peter Cauchon. — „Ihr," antwortete Johanna dem Biſchof, „habt einen von mir, gebt ihn mir wieder. Die Burgunder haben einen andern Ring. Habt ihr dieſen Ring, ſo zeigt ihn mir!" — „Wer gab Euch den Ring, den die Burgunder haben?" — „Mein Vater oder meine Mutter. Wie mir ſcheint, waren darauf die Worte Jeſus Maria geſchrieben. Wer ſie geſchrieben, weiß ich nicht; ein Stein war, glaube ich, nicht daran. In Domremy ward mir der Ring gegeben. Mein Bruder gab mir den andern Ring, den Ihr habt; ſchenkt ihn, ich bitte dringend darum, der Kirche. Nie habe ich mit einem meiner Ringe einen Menſchen geheilt." — „Berührten nicht die Weiber von Saint Denis mit ihren Ringen den Eurigen?" — „Manche Frauen haben meine Hände und Ringe berührt, jedoch weiß ich nicht, was ſie damit beabſichtigten." — „Warum betrachtetet Ihr gern Euern Ring, wenn Ihr in den Krieg ginget?" — „Aus Wohlgefallen und zur Ehre meines Vaters und meiner Mutter. Als jener Ring noch an meiner Hand und meinem Finger ſteckte habe ich die heilige Katharina, welche mir erſchien, (damit) berührt." — „Was habt Ihr in Reims mit den Handſchuhen angefangen, worin Euer König geſalbt worden?" — „Es fand daſelbſt eine Vertheilung von Handſchuhen an die Ritter und Adeligen ſtatt. Einer von ihnen verlor ſeine Handſchuhe, aber ich ſagte nicht, ich würde bewirken, daß man ſie wieder finde." — „Was wißt Ihr von einem lüderlichen Prieſter und einem verlorenen Silbergefäß, das Ihr entdeckt haben ſollt?" — „Nichts weiß ich davon, habe auch nie davon reden hören."

Auch in ihrer Antwort auf den zweiten Artikel des Anwalts verwahrte ſich Johanna entſchieden gegen die Beſchuldigungen „der Zauberei, abergläubiſcher Werke und Hexenkünſte," ein Proteſt, den ſie dem XX. Artikel gegenüber folgendermaßen wiederholte: „Weder Zauberei noch ſonſt eine Schwarzkunſt habe ich getrieben." — „Kanntet Ihr die Geſinnung Eurer Anhänger, als ſie Euch Füße, Hände, Kleider küßten?" — „Viele ſahen mich gern, doch küßten ſie meine Hände ſo wenig, als ich es nur möglich machen konnte. Indeſſen die armen Leute kamen gern zu mir, weil ich ihnen kein Leid that, ſie vielmehr nach Kräften unterſtützte." Ein andermal erklärt ſie: „Haben einige mir die Hände oder Kleider geküßt, ſo iſt das nicht auf meine Veranlaſſung oder nach meinem Willen geſchehen. Ich ſuchte mich davor zu ſchützen und ſteuerte ſo viel ich konnte."

„Haben die Euern Gottesdienſt, Meſſe und Gebet für Euch gehalten?" — „Ich weiß nichts davon, und wenn ſie Gottesdienſt hielten, ſo geſchah das nicht auf meinen Befehl. Haben ſie für mich gebetet, ſo iſt das meines Erachtens nicht übel gethan." * — „Habt Ihr Bilder oder Gemälde von Euch geſehen oder anfertigen laſſen?" — „Ich ſah zu Arras ein Gemälde in der Hand eines Schotten; ich war durchaus bewaffnet dargeſtellt und reichte, auf ein Knie niedergeſunken, meinem König einen Brief dar. Nie habe ich ein anderes Bild oder Gemälde von mir geſehen oder machen laſſen." — „Befand ſich nicht im Hauſe Eures Wirthes zu Orleans ein Gemälde, worauf drei Weiber abgebildet und die Worte geſchrieben waren: Gerechtigkeit, Friede, Eintracht?" — „Ich weiß nichts davon." — „Habt Ihr in Reims ein Kind zur Taufe gehoben?" — „In Troyes habe ich eines gehoben, ob in Reims oder Chateau-Thierry, erinnere ich mich nicht. Zwei aber hielt ich in St. Denis zur Taufe. Gern gab ich den Knaben den Namen Karl, meinem König

* Quicherat I, 101. 292. Wir beſitzen noch ein ſolches Kirchengebet um Sieg für Frankreich und ſeinen König, worin es heißt: „Wie du dein Volk durch die Hand eines Weibes errettet haſt." D. V, 104 ff. Deßgleichen hören wir (V, 164) von einer Meſſe für Karl VII. und die Jungfrau.

zu Ehren, und den Mädchen den Namen Johanna, manchmal jedoch richtete ich mich nach dem Wunſche der Mutter." — „Wie alt war das Kind, das Ihr bei Lagny auferwecktet?" — „Drei Tage. Man trug es vor das Bild der heiligen Jungfrau und ſagte mir, die jungen Mädchen der Stadt ſehen vor dem Bilde, ich möge ebenfalls hingehen, um Gott und die heilige Jungfrau zu bitten, daß das Kind zu Leben komme. Ich ging und betete mit den andern. Zuletzt gab das Kind Lebenszeichen und holte dreimal Athem. Darauf wurde es getauft, ſtarb alsbald und ward in geweihter Erde beſtattet. Drei Tage lang, ſagte man, habe das Kind kein Zeichen von Leben gegeben, und es war ſo ſchwarz wie mein Kleid. Aber als es Athem holte, begann ihm die Lebensfarbe wieder zu kommen. Ich lag mit den andern Mädchen vor unſerer lieben Frau auf den Knien und betete." — „Ward nicht in der Stadt geſagt, Ihr hättet das durch Euer Gebet bewirkt?" — „Ich erkundigte mich nicht darnach." — „Wurden die Glocken geläutet, als Ihr den Ausfall von Compiègne machtet?" — „Sind ſie geläutet worden, ſo iſt es nicht auf mein Geheiß oder mit meinem Wiſſen geſchehen. Ich dachte nicht daran und entſinne mich auch nicht, daß ich geſagt, man ſolle ſie läuten."

Mit der Zuverſicht unerſchütterlichen Glaubens hatte Johanna bei jedem Anlaß behauptet, alles, was ſie gethan, nach Gottes Willen und auf ſein Geheiß vollbracht zu haben. Es gehört eine große Seele dazu, um eine große Seele zu faſſen und zu verſtehen. Die Herzen der Richter waren zu eng, waren zu einſeitig befangen, als daß ſie nicht aus allem Thun Johannas, auch dem unſchuldigſten und unverfänglichſten, hätten das Gift ihrer Vorurtheile ſaugen ſollen. Demnach zielte, wie wir geſehen, all ihr Dichten und Trachten darauf ab, das Selbſtzeugniß der Jungfrau durch den Nachweis zu widerlegen, daß jedes ihrer Werke dem Geſetze und der Vorſchrift Gottes ſchnurſtracks zuwider laufe, woraus denn der Schluß folgte, daß nicht Gott durch ſeine Engel und Heiligen, ſondern der Teufel mit ſeiner Geiſterrotte ſie regiere. Aber noch bündigere Beweismittel boten ſich ihrer Schlauheit dar. Manche Unternehmungen Johannas waren gänzlich geſcheitert, ſie ſelbſt war in die Hände eben der Feinde gefallen, welche vom franzöſiſchen Boden zu vertreiben ſie ihre göttliche Aufgabe nannte. Fürwahr unbegreiflich, wenn Johanna mit Fug und Recht ihre Thaten als Ausflüſſe göttlichen Machtwillens bezeichnen durfte! Denn Gott *kann*, was er *will*, wie ſollte mißglücken, was er befohlen! Er, der Allmächtige, lenkt das Herz und ſtählt den Arm, den er zu ſeinem Rüſtzeug erkieſt. Wie köſtlich alſo die Gelegenheit, die Jungfrau in der eigenen Schlinge zu fangen! Von zweien eins: Johanna hatte jene Unternehmungen entweder im Auftrag ihrer Geiſter begonnen, dann konnten letztere nicht von Gott, ſondern mußten, weil Betrüger, vom Böſen ſeyn, und es war *im Einzelnen* erwieſen, was die Richter *vom Ganzen* vorausſetzten. Oder Johanna hatte aus eigener Machtvollkommenheit gehandelt; dann fielen ihr *im Beſondern* alle die Sündengreuel des Hochmuths, des Blutdurſtes ꝛc. zur Laſt, womit das Gericht ihre Miſſion *überhaupt* zu ſchwärzen ſuchte. Im erſteren Falle waren abermals zwei Möglichkeiten denkbar. Johanna konnte entweder *gegen beſtimmtes Verbot* ihrer Stimmen gehandelt haben, wodurch ſie ſich des unverzeihlichſten Ungehorſams gegen dieſelben ſchuldig gemacht, ja in den Tod verſündigt hatte; oder ſie konnte wenigſtens *ohne ausdrückliches Gebot* zur That geſchritten ſeyn, was bei ihrem ſteten Geiſterverkehr abermals ein unentſchuldbares Vergehen geweſen wäre. Unter allen Umſtänden, ſey es, daß die Stimmen *ihr* nicht Wort gehalten, ſey es, daß *ſie den Stimmen* untreu geweſen, war dem Verdacht gegen ihre ganze Miſſion das weiteſte Spielfeld eingeräumt, und geſtand Johanna auch nur in Einem Punkte die eigene Sünde oder das falſche Spiel der Heiligen zu, ſo waren letztere als Lügengeiſter gerichtet, Johanna ſelbſt in den Augen der ſtrengen Herrn übernatürlicher Gnaden für unwürdig erklärt.

Als offene Stellen zum Angriff boten ſich den Richtern von ſelbſt Johannas fruchtloſe Feldzüge gegen Paris, la Charité, Pont-l'Évêque und der Ausfall von Compiègne dar. Eine weitere Blöße entdeckten ſie am Ende der zweiten Sitzung durch Johannas Geſtändniß: „Die Stimme ſagte mir (nach dem Sturm auf Paris), ich ſolle in St. Denis bleiben, aber wider meinen Willen führten mich die Herrn aus der Stadt. Wäre ich jedoch nicht verwundet geweſen, ich wäre nicht weggegangen." Die unverkennbar ſchwächſte Seite im Leben der Jungfrau endlich bildete der Sprung vom Thurme zu Beaurevoir. Je mehr nun der Gegenſtand in allen ſeinen Theilen ein Glanzpunkt des Proceſſes zu werden verſprach, und je gewiſſer ſich die Richter des Aergſten von der Jungfrau überzeugt hielten, deſto eifriger bemühten ſie ſich, dem Sachverhalt auf den Grund zu kommen. Johanna, welche ihre Schutzheiligen von jeder Schuld frei wußte und bloß ihre eigene Perſon gefährdet ſah, offenbarte in ſämmtlichen Fällen den Thatbeſtand mit rückhaltloſer Bereitwilligkeit. Da ſie in den fünf erſten Verhören bei jedem Anlaß Gott als den Urheber aller ihrer Thaten bezeichnet hatte, ſo eröffnet Peter Cauchon die Unterſuchung im ſechsten Verhör (3. März) mit den zweiſchneidigen Worten: „Warum dranget Ihr

nicht in la Charité ein, da Ihr doch den Befehl dazu von Gott hattet?" — „Wer," rief Johanna, eiferſüchtig auf die Ehre ihres Gottes, „hat Euch geſagt, daß ich Befehl dazu hatte?" Noch in derſelben Sitzung und darnach in den Verhören vom 10., 13. und 14. März durchforſchten die Richter die einzelnen Thatſachen mit der peinlichſten Genauigkeit. Bei jedem Einzelfall ſtellten ſie nach wohl überdachtem Plane die Frage in den Vordergrund, ob Johanna auf den Rath oder nach Offenbarung ihrer Stimmen verfahren habe. Gerade dieſer Punkt war natürlich der wichtigſte bei der ganzen Unterſuchung. Denn gab die Jungfrau einen Auftrag von Seiten der Heiligen zu, ſo war der ungöttliche Urſprung derſelben ſo klar, wie das Sonnenlicht. Indeſſen dieſes Höchſte konnten die Richter nicht erreichen. Johanna leugnete mit der größten Entſchiedenheit jeden Antheil ihrer Heiligen an den mißlungenen Waffenthaten. Zu keiner derſelben hat ſie eine göttliche Vollmacht erhalten, doch iſt ihr auch keine von oben herab unterſagt worden. Kein Gebot hat ſie gehabt, kein Verbot verletzt. Nicht von den Stimmen, nicht von ihr iſt der Entſchluß ausgegangen, an dem heiligen Marienfeſte Paris anzugreifen. So wenig die Stimmen als Johanna haben zu dem Sturm auf La Charité gerathen. Zu jenem Unternehmen iſt die Heldin von den Edlen und dem Heere, zu dieſem von den Kriegsoberſten und dem König ſelbſt vermocht worden. Das Gleiche gilt von Pont-Lévêque und Compiègne. Seit ihr in Melun die Gefangenſchaft verkündigt ward, richtete ſie ſich in den meiſten Fällen nach dem Willen der Hauptleute, und was inſonderheit den Ausfall aus Compiègne betrifft, ſo hat ſie an dem verhängnißvollen Tage weder einen Befehl dazu noch die Gewißheit gehabt, in die Gewalt der Feinde zu gerathen.

So weit beſchränkt ſich Johannas Schuld allein auf die Unterlaſſungsſünde, ohne die ausdrückliche Gewähr und Zuſtimmung ihrer Schutzheiligen zum Werke geſchritten zu ſeyn. Schlimmer verhält es ſich freilich mit Beaurevoir. Nicht ohne Schmerz, doch mit todesmuthiger Aufrichtigkeit geſteht Johanna dem Richter, den Sprung vom Thurme wider das ernſte Verbot der Heiligen gewagt zu haben, um Compiègne vom Untergang, ſich ſelbſt aus den Händen der Engländer zu retten. Mit keiner Sylbe beſchönigt ſie dieſe Schwäche, aber mit dem Bekenntniß der Schuld geht die Zuverſicht wieder erlangter Gnade Hand in Hand. — „Nach dem Sprung," bezeugt ſie, „habe ich gebeichtet, unſern Herrn um Verzeihung angefleht und Gnade von ihm empfangen. Ich glaube, der Sprung war nicht gut, ſondern übel gethan. Jedoch weiß ich durch Offenbarung der heiligen Katharina, daß ich Vergebung gefunden habe, nachdem ich gebeichtet." Dieß alſo war das einzige mal, wo Johanna den Gehorſam gegen ihre Stimmen vergeſſen hatte, und auch dieſe Sünde — deſſen war ſie ſich bewußt — hatte die göttliche Barmherzigkeit getilgt.

(Schluß folgt.)

Genfer Skizzen.

(Schluß.)

In grundſätzlicher Hinſicht bot die neue Verfaſſung einer ſtrengen Kritik von demokratiſcher Seite kaum irgend welche weſentliche Anhaltspunkte. Sie war freiſinnig und entwicklungsfähig, und, genau genommen, war nur der Eine Punkt, daß das Wahlrecht an einen, wenn auch nur mäßigen Cenſus gebunden war, mit den Principien eines wahrhaften Volksſtaats nicht ganz im Einklang. Es entſtand alſo weniger gegen dieſe Verfaſſung, als gegen die Art ihrer Durchführung und die Anſchauungsweiſe ihrer hervorragendſten Träger, d. h. gegen die höheren Stände, nach und nach eine gewiſſe Mißſtimmung unter dem Volk.

Nichts wäre intereſſanter als eine Geſchichte der verſchiedenen hiſtoriſchen Bildungsſtadien dieſer höheren Kreiſe in Genf; es wäre eine Culturgeſchichte des Calvinismus im Kleinen. Dieſer war ja bis zur neueren Zeit die Grundlage der Genfer Bildung geblieben, und durch den Humanismus des achtzehnten Jahrhunderts wohl beeinflußt, aber keineswegs verdrängt worden. Voltaireſche und Rouſſeauſche Ideen über die höchſten

Digitized by Google

und wichtigſten Fragen der Menſchheit hatten Eingang gefunden, allein gegen die Gründer dieſer Theorien hatte ſich die Genfer Geſellſchaft ſtets ſpröde und ablehnend verhalten. * Wie unter dem Kaiſerreich wenigſtens der Kern der Genfer Ariſtokratie nur um ſo enger an der althergebrachten nationalen Sitte und an den ehrwürdigen Erinnerungen einer merkwürdigen Vergangenheit feſtgehalten und ſich von dem frivolen Treiben der franzöſirten Kreiſe fern gehalten hatte, iſt bereits früher erwähnt. Die ſchon ſeit dem ſiebzehnten Jahrhundert ſo lebhafte Verbindung mit England wurde in jener Zeit des kaiſerlichen Zwiſchenreichs nur um ſo eifriger gepflegt. Ueber das ſociale Weſen der Genfer Geſellſchaft nach der Reſtauration mag uns eine ſachkundige und zeitgenöſſiſche Stimme Auskunft geben, indem wir hier eine bezügliche Stelle aus de Candolles Memoiren einſchalten. **

„Da in Genf," ſagt unſer Gewährsmann, „Bildung und Wohlhabenheit ſehr verbreitet ſind, ſo kommt es, daß man im Verhältniß zur Bevölkerung eine beträchtliche Zahl Perſonen ſieht, welche die gute Geſellſchaft ausmachen. Es gibt ohne Zweifel, wie überall und hauptſächlich in den Ländern, in welchen kein geſetzlicher Adel exiſtirt, nach der gewöhnlichen Anſchauung verſchiedene Rangſtufen; dieſe Klaſſen gründen ſich auf das Alter der Familien im Land, auf die politiſche Rolle, welche ſie daſelbſt geſpielt haben, auf das Vermögen, und mehr noch auf das ererbte als auf das ſelbſterworbene, auf die gute Erziehung und die feinen Sitten, auf die Verbindungen u. ſ. w. Indem nun dieſe verſchiedenen Urſachen gemeinſchaftlich oder einzeln wirken, geſchieht es, daß die Rangklaſſen der Familien unaufhörlich gemiſcht werden und daß es ſehr ſchwer wird, was man auch ſagen mag, diejenigen Familien zu unterſcheiden, welche ſich in den erſten, zweiten, dritten Rang u. ſ. w. ſtellen. Alle, welche nicht den Detailhandel oder Handwerke treiben, ſind in der That gleich, bis auf die individuellen Unterſchiede, welche aus dem Vermögen oder der Erziehung entſpringen. Es muß in jedem Lande ſo ſeyn, wo es keinen wirklichen und regelmäßigen Adel gibt. Aber gerade deßhalb, weil das Geſetz den Rang keines Einzigen ſchützt, iſt jedermann genöthigt, den ſeinigen ſelbſt zu bewahren, woher ſich erklärt, warum in demokratiſchen Staaten größere Scheu herrſcht, ſich zu meſalliiren oder zu vermiſchen, als in Monarchien. Ich ſpreche nicht von Ariſtokratien, denn es gibt keine geſetzliche Ariſtokratie mehr, obwohl noch einige Spuren davon in den Sitten übrig geblieben ſind." *

„Die große Zahl der Perſonen, welche faſt gleiche Anſprüche auf den Namen der „erſten Geſellſchaft" haben, in Verbindung mit ihrem nahen Zuſammenleben in einer einzigen, im engen Raum zuſammengedrängten Stadt, erklärt die beträchtliche Anzahl von Individuen, welche man dort zu kennen Gelegenheit hat, und zugleich die Nothwendigkeit, viel in der Welt zu leben, um einige Verbindung mit jedem zu unterhalten; auch ſieht man in der That nirgends ſo viel geſellige Zuſammenkünfte. Dieſe ſind im Allgemeinen ſehr einfach, ausgenommen bei großen Gelegenheiten oder bei ſehr reichen Familien."

„Die Sitten haben allen dieſen Genfer Kreiſen eine ſo gleichförmige Farbe aufgedrückt, daß man, um ihre Unterſchiede bemerken zu können, ſo zu ſagen eine Loupe nehmen müßte. Wenn es daher auch häufig vorkommt, daß man während des Winters an einem Tage in drei oder vier Geſellſchaften gehen muß, ſo glaubt man doch kaum den Salon gewechſelt zu haben, ſo ſehr findet man überall dieſelben Meinungen, denſelben Ton und dieſelbe Lebensweiſe. Das erklärt ſich durch die vielfältigen Beziehungen der meiſten dieſer Individuen zu den Perſonen der verſchiedenen Cirkel. Da das Whiſtſpiel ein weſentliches Element der Mehrzahl derſelben iſt, mich aber niemals ſehr angezogen hat, ſo ſuchte ich vorzüglich die Geſellſchaften auf, in welchen man ſich davon losmachen konnte. Die Unterhaltung erſetzte es reichlich, beſonders in den erſten Jahren, wo wir mehrere Männer beſaßen, welche die Kunſt zu plaudern mit Erfolg ausübten, und wo die Genfer Geſellſchaft im Allgemeinen einen Reiz und einen Aufſchwung hatte, welchen ſie zum großen Theil verloren hat, ſeitdem die methodiſtiſchen Meinungen und die radikalen Ideen von 1830 anfingen ſie zu erreichen und zu theilen."

Unſer Gewährsmann ſchildert, wie man ſieht, die Genfer Geſellſchaft nur in ihren ſocialen Beziehungen.

---

* Eine intereſſante Schilderung dieſes Verhältniſſes der Genfer Geſellſchaft zu Voltaire und Rouſſeau enthalten die bezüglichen Schriften Gaberels. Man vergleiche unſern Aufſatz „Voltaire am Genferſee," im Jahrgang 1857 dieſer Blätter.

** Mémoires et Souvenirs de Augustin Pyramus de Candolle. Genève et Paris, 1862.

* „Das Wort war aus der Sprache verſchwunden. Das erſtemal hörte ich es ausſprechen in der conſtituirenden Verſammlung des Jahrs 1842. Es machte diejenigen lächeln, an welche es gerichtet wurde, beinahe als wenn man heute in Frankreich in einer ernſten Verſammlung von Feudalrechten oder Baillis reden wollte."

Anm. d. Herausgebers, Alph. de Candolle.

Digitized by Google

Aus dieſer Geſellſchaft aber gingen die leitenden Perſönlichkeiten in der Regierung, der geſetzgebenden Verſammlung und den Staats- wie ſtädtiſchen Behörden hervor, und die geſellſchaftliche Richtung dieſer Kreiſe beſtimmte auch ihren politiſchen Charakter. So wenig in der That eine legale Ariſtokratie noch exiſtirte, ſo ſicher iſt doch, daß wie in der Geſellſchaft, ſo in den politiſchen Verhältniſſen eine gewiſſe Ausſchließlichkeit herrſchte. Es beſtanden tonangebende Kreiſe, welche auf ihre Stellung mehr oder weniger eiferſüchtig waren und ihren Einfluß ſich nicht ſo leicht nehmen ließen. Allerdings war die Regierung von eigentlich reaktionären Tendenzen weit entfernt; ſie war patriotiſch, auf den gemeinen Nutzen bedacht und wohlgeſinnt. Allein zugleich ſtrebte ſie auch, ſich innerhalb gewiſſer geſellſchaftlicher Schichten erblich zu erhalten, dort ihre Hauptſtützen zu ſuchen und endlich der conſeſſionellen Ueberlieferung der kleinen Republik treu zu bleiben. Sie erwarb ſich den ihr von den Gegnern ſpottweiſe gegebenen Beinamen des „väterlichen Regiments," den ſie in vielen Beziehungen auch wohl im guten Sinn in Anſpruch nehmen durfte.

Der conſeſſionelle Standpunkt der herrſchenden Kreiſe war dem Katholicismus, welcher ſeit dem zweiten Pariſer Frieden durch die dem Canton zugetheilten ſavoyiſchen Gemeinden numeriſch bedeutend zugenommen hatte, nicht ſehr günſtig, wenn ſchon es nicht an freiſinnigen Männern fehlte, die auch in dieſer Richtung abſoluter Toleranz huldigten. Aeußerſt nachtheilig für die innere Einheit wirkte das Eindringen des engliſchen Methodismus, welches ſchon wenige Jahre nach der Reſtauration begann. Das ſich raſch entwickelnde Sektenweſen, die ſogenannte „Mômerie," war dem Volke äußerſt zuwider und trennte mehr und mehr die Genfer Geſellſchaft.

Während man in den höheren Kreiſen den feinen Ton pflegte, die gebildetſte Unterhaltung führte, die ſcharfen Unterſchiede der verſchiedenen Rangſtufen feſtzuſtellen bemüht war und über die neueſten Traktätlein der Herren Malan, Gauſſen und anderer theologiſchen Wortführer ſich erhitzte, hatten die Volkszuſtände ihre eigenen, ſehr verſchiedenen Entwicklungsbahnen eingeſchlagen. Das Genfer Volk hat von Alters her den Ruf großer Beweglichkeit, ſchon im fünfzehnten Jahrhundert nennt es der ſavoyiſche Herzog Amadeus VIII., der ſpäter eine Zeitlang Papſt war, gentes semper aliqua nova petentes. Die folgenden Zeiträume haben dieſen Ausſpruch genügend beſtätigt, und im achtzehnten Jahrhundert zählte man nicht weniger als zwölf Revolutionen. Der Einfluß Rouſſeaus und Voltaires und der zerſetzenden franzöſiſchen Bildung jenes Jahrhunderts überhaupt war auf die untern Genfer Volksſchichten ungleich größer geweſen als auf die höheren Kreiſe. Der Proteſtantismus mit ſeiner an ſelbſtſtändiges Denken gewöhnenden Grundidee war der geiſtigen Bewegung unter dem Volk nur um ſo förderlicher geweſen, als es nicht daran dachte, ſich Schranken zu ſetzen, wie dieß in den von poſitiver Religioſität getragenen Kreiſen der vornehmeren Geſellſchaft geſchah. Ein entſchieden demokratiſcher Kriticismus hatte bei den Maſſen Eingang gefunden. Die abſtrakte furchtbare Entartung dieſer Richtung in der Revolution von 1794 haben wir bereits in einem früheren Abſchnitt kennen gelernt.

Die Begründer der modernen Naturgeſchichte des Volks und der Geſellſchaftswiſſenſchaft haben mit Recht darauf aufmerkſam gemacht, wie ſehr die Beſchäftigung der Menſchen auf ihre politiſchen Meinungen und Geſinnungen einwirkt. Die Hauptbeſchäftigung des Genfer Volks, die Uhren- und Bijouterieſabrikation, gehört unzweifelhaft zu denjenigen Fächern der Arbeit, welche der Neigung zu politiſchen Veränderungen großen Vorſchub leiſten. Dieſe Induſtrie iſt ſicher mehr zu den Mächten der Bewegung als zu denen des Beharrens zu zählen, obwohl merkwürdigerweiſe gerade die letzteren ihr günſtig, die erſteren ihr entſchiedener nachtheilig ſind als irgend ſonſt einem Zweige des Gewerbfleißes. Man kann daher wohl behaupten, daß, wenn die Genfer Uhrmacher und Bijouteriearbeiter revolutionär ſind, ſie im Widerſpruch mit dem Princip ihrer eigenen Intereſſen ſtehen. Allein begegnen wir dieſer Erſcheinung des Verkennens des eigenen Vortheils nicht überall im politiſchen Leben, auf Thronen eben ſowohl als in der Hütte des Arbeiters?

Die Lebensweiſe der Genfer Arbeiter an ſich begünſtigt, wie geſagt, die Neigung zu Staatsveränderungen. Die beiden genannten Induſtriezweige erfordern eine Bildung, welche, höher als die für viele andere Handwerke genügende ſtehend, den Arbeiter auf eine Stufe ſtellt, wo er ſchon die verſchiedenſten Beziehungen des Staats, der Geſellſchaft, der Religion, ja ſelbſt gelegentlich der Kunſt und Wiſſenſchaft überſehen und beurtheilen zu können glaubt. Nichts iſt natürlicher, als daß in einem demokratiſchen Staat, wo das Urtheil der Maſſe ſtets danach ſtrebt, zur That zu werden, jener Bildungszuſtand des Volks den Umwälzungen großen Vorſchub leiſtet in dem Fall, wo einmal ein Widerſtand von der andern Seite ſich gegen die Richtung der Mehrheit geltend machen wollte. Dieſe Mehrheit zu gewinnen und an ſich zu feſſeln, iſt die erſte Aufgabe eines Mannes, der eine politiſche Rolle ſpielen will.

Außer dem einheimiſchen Arbeiterſtand ſind aber

Digitized by Google

in Genf noch zwei andere Bevölkerungselemente vorhanden, welche unter Umſtänden und namentlich in der Periode, von der wir ſprechen, ſchwer in's Gewicht fallen: die ſeit 1815 dem Canton zugetheilten Katholiken der ehemaligen ſavoyiſchen Gemeinden und dann die Fremden, namentlich die fremden Arbeiter überhaupt. Die erſteren befanden ſich im Gegenſatz zu dem mehr oder weniger ſtarren Proteſtantismus, und auch die letzteren ſtanden wenigſtens mit der conſervativ ausſchließlichen Richtung des Altgenferthums nicht gerade immer in einem freundlichen Verhältniß.

Alle dieſe oppoſitionellen Elemente hatte Fazy nach und nach zu einer Partei zu vereinigen gewußt. Die Regierung begriff die neuen Ideen, welche ſich im Volke regten, nicht, oder wollte ſie nicht begreifen. Sie ward von Tag zu Tag unpopulärer. Bei einer ſolchen Lage der Dinge bedurfte es zuletzt nur eines äußern Anlaſſes, um eine Umwälzung herbeizuführen. Sie erfolgte bekanntlich wegen der ſchwankenden Haltung der Regierung in der damals die Eidgenoſſenſchaft bewegenden Jeſuiten- und Sonderbundsfrage im Oktober 1846.

Dieſe Oktoberrevolution brachte Fazy und ſeine radikalen Anhänger an das Ziel ihrer Wünſche, und ſie haben ſich bekanntlich ſechzehn Jahre mit einer einzigen kurzen Unterbrechung am Ruder zu erhalten gewußt. An die Stelle der „väterlichen Regierung" trat nun die ſtarre Conſequenz des demokratiſchen Princips, das heißt, ſo wie es James Fazy, der von nun an als die Seele und der eigentliche Leiter der herrſchenden Partei zu betrachten war, verſtand. Er wußte die Mehrheit zu organiſiren und die disciplinirte Demokratie einzuführen, lange noch bevor dieſes Syſtem in Frankreich durch das zweite Kaiſerreich in Scene geſetzt war. Er und ſein engerer Freundeskreis wußten den Leidenſchaften des Volks zu ſchmeicheln und dafür zu ſorgen, daß dieſes nur jene Koryphäen als Götter anerkannte und keine andern neben ihnen hatte. Für die Volksverſammlungen, für die Preſſe, für die Rathsverhandlungen ward eine eigene radikale Phraſeologie erfunden, welche Wunder wirkte.

Aber nicht bei Redensarten ließ es Fazy bewenden, er wußte auch Thaten zu zeigen, die jedenfalls den Stempel ſtaatsmänniſcher Genialität trugen. Eine ſolche That war die Verfaſſung von 1847, die Niederreißung der Feſtungswerke und die Begründung der neuen Stadt, der dem Handel und der Induſtrie durch Errichtung neuer Creditinſtitute gegebene Aufſchwung, die abſolute Toleranz gegen alle Confeſſionen. Der Staat ſchenkte eben ſo wohl der anglikaniſchen, wie der katholiſchen Kirche Grundſtücke zur Errichtung gottesdienſtlicher Gebäude, ja ſelbſt die Freimaurer erhielten einen Platz für den Bau eines Logentempels. Raſch blühte die neue Stadt auf, in wenig Jahren war durch Ebnung der alten Baſteien und Feſtungsgräben der Umfang Genfs um das Drei- oder Vierfache ausgedehnt. Fremde Einwanderer ſtrömten aus allen vier Weltgegenden herzu, und die Genfer Regierung fragte zuletzt eben ſo wenig, weß Landes und Geiſtes Kinder dieſe Einwanderer ſeyen, wie einſt der Gründer von Rom, als er die Siebenhügelſtadt zu bauen begann. So entſtanden Schöpfungen, gegen welche die Leiſtungen früherer Regierungen bedeutend zurückſtehen mußten, und es begreift ſich, daß es eine Zeit gab, wo James Fazys Popularität in Genf ſo hoch geſtiegen war, daß der Beiname eines Diktators ihm ſchon deßhalb nicht grundlos gegeben zu ſeyn ſchien.

Fazy war nach und nach ein Staatsmann geworden, auf welchen auch das Ausland ſeine Blicke richtete; es gab eine Zeit, wo alle öffentlichen Blätter Europas ſich mit ihm beſchäftigten und die verſchiedenſten Meinungen über ihn ausgeſprochen wurden. Viel unberufene Urtheile ſind jedenfalls bis zur neueſten Zeit über ihn veröffentlicht worden und Genfer Blätter ſelbſt haben das Ihrige dazu beigetragen, das Charakterbild des Mannes vielfach zu verzerren und ſeine Wirkſamkeit rein einſeitig erſcheinen zu laſſen. Der Vorwurf trifft Freund und Feind gleichermaßen. Eine unparteiiſche Würdigung der ſtaatsmänniſchen Bedeutung Fazys finden wir in dem oben angeführten Werke Galiffes.

„Obgleich James Fazy," ſagt dieſer Hiſtoriker, „ſchon ſeit mehreren Jahren in verſchiedenen biographiſchen Werken des Auslandes aufgeführt wird, ſo glauben wir doch, daß die Zeit, ſeine Lebensgeſchichte zu ſchreiben, für Genf noch nicht gekommen iſt, und daß noch manche Jahre verfließen werden, bis die zeitgenöſſiſche Genfer Geſchichte mit aller wünſchbaren Unparteilichkeit das Für und Wider ſeiner Thaten und Handlungen und ſeines entſchiedenen Einfluſſes auf die Geſchicke ſeines Vaterlandes wird beurtheilen können. Der verſtorbene Profeſſor Gaullieur hatte die Sache in dieſem Sinn verſtanden, als er ſein Urtheil auf dieſe Worte von unbeſtreitbarer Wahrheit beſchränkte: „Welches Urtheil man auch über J. Fazy fällt, ſo kann man nicht verkennen, daß ſeit Calvin kein Mann einen größeren Einfluß auf die Geſchicke Genfs ausgeübt hat. In dieſer Beziehung gehört J. Fazy der Geſchichte an. * Wir glauben indeſſen, daß, ohne den unzweifelhaften Talenten dieſes Staatsmanns unrecht thun zu wollen,

* Gaullieur: Genève depuis la constitution de cette ville en république jusqu'à nos jours.

Digitized by Google

ſein Einfluß, wenigſtens in Betreff des Ausgangspunkts, durch folgende Bemerkung erklärt werden kann. Es gibt noch Leute unter uns, welche Dank der falſchen Theorie, die die Individuen über die Ereigniſſe ſtellt, ſich einbilden, daß unſere letzte Revolution und ihre Folgen das Werk eines einzigen Mannes ſeyen, und nicht einſehen, daß ſie vielmehr hier wie anderwärts, ja in noch höherem Grade als dort, der Ausbruch gewiſſer nationaler Strebungen waren, die zwei Jahrhunderte lang unterdrückt wurden, deren Spuren und Fortſchritte aber leicht nachzuweiſen ſind. — Es gab zu jeder Zeit eine ſogenannte Fremdenpartei in Genf, welche von den Genfern ſelbſt als ſolche bezeichnet wurde. Auf dieſe zur Reformationszeit ſo mächtige Partei hatte Calvin faſt ausſchließlich ſeine Gewalt geſtützt. Fazy beſaß die Geſchicklichkeit, die ſeinige zugleich auf das ſogenannte Fremdenelement und das einheimiſche Volkselement zu ſtützen, welche Elemente freilich, das eine wie das andere, in mehreren Beziehungen ſich in gerade umgekehrten Verhältniſſen befanden, als zur Zeit des Reformators. Noch geſchickter aber war es, aus dieſen beiden Stützpunkten, die für unvereinbar gehalten werden, die natürliche Conſequenz eines politiſchen Programms zu machen, deſſen Anwendung und Entwicklung die von der conſervativen und proteſtantiſchen Oppoſition eingeſchlagenen Wege nur beſchleunigen konnten." *

Die Verhältniſſe ſelbſt waren es allerdings, welche James Fazy den Boden bereiteten, aber in ihrer klugen Benutzung lag die hohe Befähigung dieſes Staatsmanns. Freilich weder die politiſche Klugheit, noch ſelbſt der geniale Scharfblick allein können dauernde Erfolge erreichen. Dieſe werden nur ſolchen Charakteren vorbehalten bleiben, welche von dem Bewußtſeyn getragen werden, daß auch im öffentlichen Leben der Völker und Staaten doch nur die ſittlichen Mächte, ſo oft ſie auch zurückzuſtehen ſcheinen, in letzter Inſtanz entſcheiden, daß nur ſie die eigentlichen treibenden Gründe ſeyn dürfen.

Je mehr der Widerſtand der conſervativen Oppoſition gebrochen war, je unbedingter ſich die Maſſen an die willkürliche Leitung des radikalen Oberhaupts gewöhnten, um ſo mehr wuchs Fazys Herrſchſucht und Rückſichtsloſigkeit, unterſtützt von dem Egoismus ſeiner Partei. Bei dieſer war ein gewiſſes demokratiſches „l'état c'est moi" nach und nach zum Princip erhoben worden. Der Staat mit allen ſeinen Stellen und Hülfsmitteln war zunächſt nur für dieſe Partei vorhanden. Nirgends vielleicht konnte man eine einſeitigere Parteiherrſchaft ſehen als in Genf. Der Radikalismus verhielt ſich abſolut ausſchließlich gegenüber jedem Andersdenkenden. Es beſtand eine Art radikaler Orthodoxie; wer ſich nicht dazu bekannte, war Ketzer. In einem kleinen Staat wie Genf, wo man überall mit den Ellenbogen an einander ſtößt, mußte eine ſolche gehäſſige Ausſchließlichkeit, wie ſie namentlich durch die Preſſe vertreten war, zu den unerquicklichſten Zuſtänden führen. Die Agitationsmittel, deren man ſich bediente, um die Maſſen bei gutem Humor zu erhalten, zeugten oft mehr von Schlauheit als Wahrheitsliebe und Gewiſſenhaftigkeit. Die Oppoſition wollte ſelbſt wiſſen, daß auch die Geſetze in vielen Fällen nur im Sinne der Partei verſtanden würden.

Eben ſo wurde die raſche, von Jahr zu Jahr wachſende Vermehrung der Staatsſchulden eine gefährliche Waffe in den Händen der Gegner des radikalen Syſtems. Fazy hatte den Staat ſchuldenfrei vorgefunden, und nach ſechzehnjähriger Verwaltung war das Gemeinweſen mit zwanzig Millionen Franken Schulden belaſtet. Wohl waren davon beträchtliche Summen zu Zwecken des allgemeinen Beſten, öffentlichen Bauten, Eiſenbahnen und dergleichen verwendet worden, und Fazy hatte wenigſtens nicht ganz unrecht, wenn er einmal in einer Finanzdebatte ſeinen Gegnern zurief: „Es iſt möglich, daß in der radikalen Verwaltung manche Fehlgriffe und Irrthümer vorkamen, aber nur derjenige wird niemals irren, der nie etwas Großes unternimmt." Dennoch ſtanden die Grundſätze dieſer Finanzverwaltung zuletzt in keinem Verhältniß mehr zu den Mitteln der kleinen Republik und das von Jahr zu Jahr wachſende Deficit erregte überall, außer etwa in den Fazy blind ergebenen Kreiſen, bange Sorgen für die Zukunft.

Ein anderer Vorwurf betraf das Polizeiweſen, welches nach und nach amerikaniſche Principien ſich zum Muſter genommen zu haben ſchien. Einſt gab es eine Zeit, wo alle freiſinnigen Männer Europas mit Anerkennung von der edelmüthigen und großartigen Gaſtfreundſchaft ſprachen, welche die kleine Republik, alten, heilig gehaltenen Ueberlieferungen folgend, den Opfern der politiſchen Reaction mit unerſchrockenem Muth in ſchweren Zeiten gewährt hatte. Später aber hatte man daſſelbe Aſyl auf eine Menge Individuen aus aller Herren Ländern ausgedehnt, welche alle möglichen andern Vergehen, nur nicht politiſches Unglück nach Genf geführt hatten. Allein trotz mancher aus dieſen Verhältniſſen entſtehenden Mißſtände lag doch nicht darin der Hauptklagepunkt. Die Handhabung der Sicherheitspolizei ſelbſt ließ viel zu wünſchen übrig. Diebſtähle, nächtliche Ueberfälle auf offener Straße,

* Galiffe: Notices Généalogiques IV, 325.

Einbrüche mehrten ſich in den letzten Jahren zuſehends. Ein auf der Promenade der Baſtion Bourgeois begangener Mord führte endlich zur Entdeckung einer förmlich organiſirten Bande jugendlicher Verbrecher, welche jahrelang ihr nächtliches Unweſen in der nächſten Umgebung der Stadt getrieben hatten. Dieſer Criminalfall öffnete plötzlich den Einblick in ſociale Zuſtände, welche in ihrer Entſittlichung an das Verbrecherweſen großer Hauptſtädte erinnerten. Man erkannte nun wohl die Mängel des Polizeiweſens und half denſelben durch die Wahl eines energiſchen Mannes zum Polizeidirektor raſch ab, allein es war für das Anſehen der radikalen Regierung zu ſpät.

So viele Gründe erklären hinlänglich das Anwachſen der Oppoſition. Dieſe beſtand bald nicht mehr aus den Conſervativen allein, ſondern verſtärkte ſich durch ganze Schaaren demokratiſch geſinnter Wähler, die zwar in früheren Zeiten mit dem Radikalismus Hand in Hand gegangen waren, aber ſich eine unabhängige Stellung gegenüber der disciplinirten Partei bewahrt hatten. Dieſe „Independenten" gaben der Partei den Namen, welcher es endlich, nach ſchon im vorigen Herbſt errungenen kleineren Siegen, im Juni 1862 bei der Wahl einer conſtituirenden Verſammlung gelang, dem radikalen Regiment jene großartige Niederlage beizubringen, von welcher alle Blätter Europas voll waren und voll ſind. Das allermeiſte aber hatte zu dieſer Niederlage jener vielgenannte Fazyſche Fremdenclub beigetragen, gegen welchen ſchon am Ausgang des Winters der allgemeine Sturm ausbrach, freilich ohne noch durchdringen zu können.

So ſtehen wir denn gegenwärtig an einem neuen Abſchnitt der Genfer Geſchichte. Der Radikalismus mußte, nachdem er in Bahnen eingelenkt hatte, wo er weder durch die Schranken der ſittlichen Mächte, noch durch die öffentliche Meinung ſich beſtimmen ließ, dem durch eine ſolche Richtung bedingten Geſetze des Untergangs verfallen. Es iſt nur das ewige Geſetz der hiſtoriſchen Gerechtigkeit, welches ſich hier vollzieht. Ein großartiger Irrthum aber wäre es, in Genf an die Rückkehr unwiederbringlich verſchwundener Zeiten zu denken. Die radikale Periode iſt in der Genfer Geſchichte ein Durchgangspunkt geweſen, von welchem aus man zu Allem, nur nicht zu dem „väterlichen Regiment" der Vergangenheit gelangen kann. Früher liebte man es, die Republik als die „Genfer Familie" aufzufaſſen. Dieſe Zeiten ſind dahin. Genf iſt eine Großſtadt geworden und will nach den Grundſätzen des modernen Freiheitsbegriffs regiert werden. Schon allein das kosmopolitiſche Fremdenelement fällt hier ſo ſchwer in's Gewicht, daß keine Regierung ungeſtraft ſich mit ihm in Gegenſatz bringen könnte; wir haben ſchon oben geſehen, welche Wichtigkeit ein ſo vorzüglicher Kenner der Genfer Geſchichte wie Galiffe dieſem Element beilegt. Die geographiſche Lage Genfs wie ſeine neuere Entwicklung ſichern ihm eine große Zukunft unter den Städten Europas. Keine Reaktion wird mächtig genug ſeyn, ſich einer ſolchen Beſtimmung entgegenzuſtellen. Wer in Genf herrſchen will, der hat ſeine individuellen Meinungen und Wünſche der durch dieſe Beſtimmung bedingten Nothwendigkeit unterzuordnen. Auch hier wird, wie im modernen Staatsleben überhaupt, der Grundſatz: se rebus submittere, ſtatt des sibi res submittere, als Regierungsmaxime zur Geltung gebracht werden müſſen. Die Willkür hat ein Ende.

W. L.

An eine Cocosnuß.

Ich möchte, wie du vor mir liegſt, dich fragen,
Woher du kommſt, wer dich gepflückt,
Wer dich dem Heimathland entrückt,
Und wo die Palme ſtand, die dich getragen?
Wie biſt du jetzt ſo dürr und fahl!
Du ruheſt hier auf glatten weißen Flieſen,
Seit lang auf mein Kamingeſims verwieſen,
Da doch im Indianer-Kraal
Dich eines ſtolzen Häuptlings Hand geſpalten,
Um dich zum Trinkgefäße zu geſtalten.

Du warſt vielleicht beſtimmt zur Liebesgabe,
Vielleicht auch zeigte das Geſchick
Dich einer Mutter hellem Blick,
Die dankbar dich dem Kindlein reicht' als Labe.
O daß du nicht erzählen kannſt!
Und ſinn' ich ſo, die Augen halb geſchloſſen,
Enthüllt ſich eine Welt, von Gluth umfloſſen,
In deren Kreiſe du mich bannſt.
Ich ſehe dich, den Schmuck der Palme, wieder,
Und höre ferne des Waldes Zauberlieder.

Digitized by Google

Durch Blumen ſilbern windet ſich mit Schäumen,
Ein Strom, umrauſcht vom Pinienkranz,
Den Myrthen in dem keuſchen Glanz,
Umſtrickt von Roſen, duftig reich umſäumen.
Daneben dehnt der Wald ſich weit;
Um die Amaquabäume in die Lüfte
Enthaucht die Fülle ihrer Ambradüfte
Die Ceder ſtolz in Herrlichkeit;
Die rothen Blüthen der Bananen reichen
Tief in die Zweige immergrüner Eichen.

Ein ſchimmernd helles Laub umkränzt die Feige,
Am üpp'gen Jakkabaume lacht
Aus dunklem Grün der Früchte Pracht,
Elaſtiſch beugen ſich die vollen Zweige
Mit Blüthen, wie in Gluth getaucht,
Und über Alles hoch auf luſt'gem Throne
Erhebt ſich leuchtend der Magnolia Krone,
Der Wipfel roſig angehaucht,
Als ob erröthend er die Sonne grüßte,
Die ſein erzitternd Laub mit Strahlen küßte.

Und ſchwebend in die Blüthenkelche dringen,
Wo Honig labend wird bewahrt,
Die Colibri von jeder Art,
Wetteifernd mit den luſt'gen Schmetterlingen.
Es ſcheinen Lebenszauber hier
Zu ſchöpfen ſich die leuchtenden Juwelen,
Smaragd, Opal und Gold ſich zu beſeelen,
Und Amethyſten und Saphir.
So flattert durch des duft'gen Waldes Dunkel
Die bunte Schaar in ſchimmerndem Geſunkel.

Und der Lianen kühne Ranken weben
Von Baum zu Baum ſich, Netzen gleich,
Die, wuchernd, blüth'- und farbenreich,
Dann ſchaukelnd nieder zu der Tiefe ſchweben
Bis an den Strom, der zitternd bebt.
Da tauchen leiſ' ſie unter in den Wellen,
Wo der Nymphäen Blüthenkronen ſchwellen
Am Stiel, der aus der Fluth ſich hebt.
So muß der Weg, den ſie ſich launiſch wählen,
Den Baum dem Halm, den Strom dem Strand vermählen.

An dieſem Ufer, wo ſich Rieſenhalme
Baumhoch erheben, Farren kühn,
Seh' ich dich hängen, friſch und grün,
Im vollen Blüthenbüſchel einer Palme.
Was klimmt vorbei in luſt'ger Haſt?
Es ſcheint, du biſt nicht nach Geſchmack der Affen,
Sie wollen ſicher Datteln ſich verſchaffen,
Und ſchnellen ſich von Aſt zu Aſt.
Aufſchrecken Papagei'n, die Moſchustaube,
Der Kakadu mit ſeiner hohen Haube.

Der Paradies mit goldnen Federhaaren
Fährt auf. Das Schrei'n erfüllt den Raum,
Und als es laut wird auf dem Baum,
Da regen unten ſich noch andre Schaaren.
Die Luft erbebt. — Das iſt der Leu!
Und plötzlich hört man rings des Waldes Hallen
Von tauſendſtimm'gem Echo laut erſchallen.
Gazellen, Hirſche fliehen ſcheu,
Schutz ſuchend hinter Felſen, ſich zu kauern,
Wo Aloe ſich ſtreckt zu Stachelmauern.

Ich höre fernhin allgemach verrinnen
Das wunderbare Stimmenmeer,
Und ſtille wird es rings umher,
Der Zauber bricht. — Was führte mich von hinnen?
Nichts als die dürre Nuß liegt da.
Du Kind des Südens, du und ich, wir ruhten
Hier am Kamin, im Schein der Kohlengluthen.
Dein Heimweh war es, was ich ſah.
Ein Traum entführte mich auf leichten Schwingen
Und ließ in ferne Zauberwelt mich dringen.

Literatur.

Fauſt. Der Tragödie dritter Theil in drei Akten. Treu im Geiſte des zweiten Theils des Goethe'ſchen Fauſt gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitſch Myſtifizinsky. Tübingen, 1862.

In den Halleſchen Jahrbüchern von 1839 hat Fr. Viſcher die Literatur über Goethes Fauſt Revue paſſiren laſſen und, nachdem er die bis dahin erſchienenen Schriften mit großer Gründlichkeit durchgegangen, gefunden, daß Alles ſehr ſchlecht, daß ſelbſt über den erſten Theil der Tragödie, vom zweiten gar nicht zu reden, kaum irgend ein vernünftiges Wort geſprochen worden, und wo etwa ein Scholiaſt durch den Inſtinkt des natürlichen Menſchenverſtandes auf eine richtige Fährte gerathen, dieſe alsbald wieder unter dem Wuſt unſinniger Spekulation und aberwitzig myſtiſcher Deutelei verloren worden ſey. Jene Ueberſicht ließ die Anſtrengungen des gemeinen Verſtandes wie der vornehmen philoſophiſchen Vernunft und ſpekulirenden Unvernunft in einem ſo kläglichen Licht erſcheinen, daß man hätte denken ſollen, es werde darüber den geſchulten und ungeſchulten Denkern die Luſt zu neuen Verſuchen auf lange hinein vergehen. So war es aber nicht; hat ſich die Fauſtliteratur in dem letzten Jahrzehnt auch nicht in ſo üppiger Fülle ausgebreitet wie vor dreißig Jahren, ſo hat es doch nie ganz gefehlt an neuen äſthetiſch philoſophiſchen Auslegungen, an Briefen und Commentaren, die immer wieder in die Spur der alten hinein geriethen, ſo daß das Reſultat für ein wahres, lebendiges Verſtändniß ſeit damals ſo ziemlich unverändert geblieben iſt und ſich bis auf den heutigen Tag noch jeder zunächſt auf ſeine eigene, größere oder geringere Erleuchtung, und auf die perspicuitas des Goetheſchen Hagiographon ſelbſt angewieſen ſieht.

Mir geht es mit Fauſt und den Scholiaſten und mit dem ganzen Goethe freilich nach dem Hexenſpruch:

Die hohe Kraft
Der Wiſſenſchaft,
Der ganzen Welt verborgen!
Und wer nicht denkt,
Dem wird ſie geſchenkt,
Er hat ſie ohne Sorgen!

Aber ich begreife auch recht gut, wie nicht nur dieſer Fauſt, erſter und zweiter Theil, einen unwiderſtehlichen Reiz für fürwitzige Commentatoren in ſich birgt, ſondern wie Goethe überhaupt ſo recht der Mann für die philologiſchen und philoſophiſchen Syldenſtecher iſt. Bleibt doch der ganze Mann auch für den unbefangenſten Pſychologen und vernünftigſten Aeſthetiker eine ewige crux interpretum; gibt es doch nirgends mehr einen Dichter, von dem wir uns mit gleicher Kraft eben ſo angezogen wie abgeſtoßen fühlen. Man pflegt als das Höchſte und Allumfaſſendſte an Goethe die harmoniſche Ausbildung ſeines ganzen Weſens und Seyns zu rühmen; ich bekenne, daß ich an ihm nichts als die unverſöhnlichſten Widerſprüche und Gegenſätze entdecke. Wohl weiß ich, was man unter dieſer harmoniſchen Bildung verſteht; wer ſollte das nicht wiſſen? Wenn ich mir aber dieſen alſo gebildeten Goethe in der Totalität ſeines geiſtigen Seyns und Schaffens vorſtelle, ſo fühle ich mich von der einen Seite eben ſo enthuſiaſtiſch begeiſtert von der Großartigkeit ſeiner Erſcheinung, von ſeinem ganzen noblen, freien Weſen, wie ich von der andern wahrhaft erſchrecke über das Kleinlichte, Pedantiſche an dem großen Manne. Als Dichter ſteht er mir faſt einzig da; wenn ich aber bei ſeinen herrlichſten Gedichten, die ich von Jugend auf als die koſtbarſten Perlen in der lyriſchen Poeſie aller Nationen zu verehren gewohnt bin, immer wieder an den überall mitunter laufenden unbegreiflichen Plattheiten einzelner Ausdrücke, Wendungen und Gedanken mich ſtoße, ſo kann ich mich oft kaum der Frage enthalten: wie iſt dieſer exprosaiſche Kopf überhaupt ein Dichter geworden? Ja man könnte ſein Leben lang fortpimiſiren, man könnte ein Narr werden über des großen Dichters Genialitäten und Schwachheiten, und ich begreife nur zu gut, wie faſt die ganze gebildete Menſchheit in Deutſchland verſimpeln konnte über der unlösbaren Preisfrage, wer der größere Dichter ſey, ob Goethe oder Schiller?

Es iſt das eine literariſch-äſthetiſch-pſychologiſche Calamität, von welcher auch vernünftige und geiſtig geſunde Leute angeſteckt werden können; der Kitzel, der unſere Commentatoren ſticht, liegt aber nicht einmal auf dieſer Seite. Für ſie beſteht die harmoniſche Ausbildung, ſo ſublim und geiſtreich ſie im übrigen davon ſprechen mögen, zuletzt einfach doch nur darin, daß ihnen an Goethe alles gleich trefflich und vollkommen, gleich tief und unvergleichlich iſt. Wollten ſie ihre Aufgabe vollſtändig und conſequent erfüllen, ſo müßten ſie auch zeigen, wie in Goethes lyriſchen Gedichten und ſeinen übrigen Werken gerade das, was einem unverdorbenen Geſchmack platt und matt erſcheint, das allerſchönſte und tiefſte und geiſtreichſte ſey. Zum Glück kommt ihnen das meiſtens gar nicht zum Bewußtſeyn; die natürliche Unſchuld ihrer Geſchmackloſigkeit und äſthetiſchen Ignoranz iſt eine ſo gründliche und unangetaſtete, daß ihnen nicht einmal der Unterſchied von Gut und Böſe aufgegangen iſt. Wenn ſie nicht etwa mit Chriſtianiſirungsverſuchen und ſonſtigen derartigen Schrullen ſich abmühen, ſo iſt es zunächſt nur Fauſt und ſein „ewiges Menſchheitsräthſel," an dem ſie hängen bleiben; hier bieten ſie allen Fleiß und Scharfſinn auf, das Klare dunkel und

das Unbegreifliche noch abgeſchmackter zu machen. Schon beim erſten Theil der Tragödie kann kein unbefangener, vernünftiger Menſch darüber im Zweifel ſeyn, daß Goethe, ſo tief er auch ſeinen Stoff gefaßt hat, doch unmöglich an eine eigentlich wiſſenſchaftliche, ſyſtematiſche Löſung metaphyſiſcher Fragen denken konnte, und daß ein großer Theil deſſen, was den unglückſeligen Deutern gerade am meiſten Kopfzerbrechen macht, nichts anderes iſt als ein phantaſtiſches, oft durchaus willkürliches Vehikel und Beiwerk. Will man in alles dieſes, was gerade durch ſeine poetiſche Unmittelbarkeit und durch dieſe allein reizend iſt, Zuſammenhang und was man ſo Verſtand heißt, bringen, ſo kann es nicht anders ſeyn, als daß man auf das willkürlichſte, abgeſchmackteſte, tollſte Zeug verfällt, je tiefer deſto ungeheuerlicher; auch wer von Anfang mit Nüchternheit und Beſonnenheit an die Sache gegangen iſt, muß, je weiter er hinein kommt, unwillkürlich und unvermeidlich dieſem Spuk verfallen. Ein an ſich vernünftiger Gedanke wird im Zuſammenhang dieſes deutelnden Spinnengewebes ſchief, verrückt, ſinnlos. Und was vom erſten Theil nur bedingt und in beſchränkterem Umfang, das gilt vom zweiten abſolut und von Anfang bis zu Ende.

Darüber ſollte man kein Wort mehr zu verlieren brauchen. Eine vernünftige und förderliche Frage kann nur die ſeyn: wie will man dieſem Unweſen ein Ende machen? wie will man den Schlund füllen, in welchen noch immer ſo viel überverſtändiger Unverſtand hinunter ſtürzt, ohne daß er ſich ſchließen will? Dieſe Fauſtexegeſe iſt fort und fort der Vampyr, der guten und ſchlechten Köpfen das Gehirn ausſaugt:

> Iſt's nun den geſchehen,
> Muß nach Andern gehen,
> Und das junge Volk erliegt der Wuth.

Mit ernſtlicher, einſchneidender Kritik, das hat die Erfahrung gelehrt, kommt man nicht zum Ziel; vielleicht thut die humoriſtiſch parodirende Komik beſſeren Dienſt. Dieſe Manier iſt auch nicht ohne Vorgang; in ſeinem „Geiſtlich Nachſpiel zur Tragödie Fauſt" hat Roſenkranz ſchon vor mehr als dreißig Jahren den Wahrheit ſuchenden Fauſt der Tragödie parodiert und ihn im Abſoluten der Philoſophie die Verſöhnung finden laſſen, die ihm im Drama fehlt. Aber dieſes geiſtliche Nachſpiel mußte, wie Viſcher in der erwähnten Ueberſicht über die damals vorhandene Fauſtliteratur richtig bemerkt, ſeinen Zweck verfehlen, weil es eine Parodie war und zugleich auch keine, ironiſch und doch auch wieder ganz ernſthaft gemeint. Roſenkranz wollte ja überhaupt nicht ſowohl Goethes allegoriſche Manier parodiren, ſondern er bediente ſich derſelben für ſeine anderweitigen Tendenzen, als Vehikel ſeiner direkten Satire gegen allerlei wiſſenſchaftliche Zeitgegenſätze. Darum iſt er auch, wie Viſcher ſich ausdrückt, gegen die Allegorie zörtlich in einem Grade, der offenbar über die Grenze des Erlaubten geht; d. h. er geräth in Widerſpruch mit ſich ſelbſt, in den Widerſpruch mit der allegoriſchen Komik und der ernſten Tendenz, der Poeſie und der abſoluten Proſa. „Es gibt nur Ein Mittel," ſo erklärt ſich dort der Kritiker der Fauſtliteratur, „ſolche Gegenſtände in die Poeſie hereinzuziehen, die *phantaſtiſche Komik*, wie ſie Tieck in ſeiner Gewalt hat, wie ſie im Zerbino, im geſtiefelten Kater ſprudelt. Man könnte, mit dieſem Mittel ausgerüſtet, alle möglichen antithetiſchen Tendenzen der Wiſſenſchaft aufführen, nur immer ſo närriſch als möglich; denn die *komiſche* Allegorie wird wieder poetiſch, indem gerade durch den Widerſpruch der Einſicht, daß das Bild nur Zeichen eines Begriffs ſey, mit der Nöthigung, dieſes Bild doch als etwas Wirkliches und Lebendiges zu betrachten, der heiterſte humoriſtiſche Effekt erreicht wird, ähnlich der Paradoxe."

Dieſes Mittel der allegoriſchen Komik nun wird im vorliegenden Gedicht im vollſten Maße angewendet, nicht um einzelne Gegenſtände und Tendenzen, die einem ganz andern Gebiet angehören, in die Poeſie herein zu ziehen, ſondern um die Allegorie ſelbſt, ſpeciell die von Goethe in dem zweiten Theil des Fauſt angewendete allegoriſche Manier, hyperbotiſch zu perſifliren, ſie auf die Spitze zu treiben, um ſie in ſich ſelbſt aufzulöſen und jeder ernſthaften Behandlung derſelben für immer ein radikales Ende zu machen. Daß dieſer Verſuch an ſich berechtigt iſt, darüber kann nach der eben angeführten Erklärung des berühmten Aeſthetikers kein Zweifel ſeyn; es fragt ſich nur, ob derſelbe auch in der Form, wie ihn der Kritiker (denn daß dieſer dieſelbe Perſon iſt mit unſerem Deutobold Symbolizetti, nehmen wir, allen hierüber aufgeworfenen unbeſcheidenen Zweifeln zum Trotz, als ausgemacht an) uns hier vorlegt, ein gelungener iſt. Und hier iſt dann wieder die erſte Frage: welche theoretiſche Anforderungen haben wir an ein derartiges Produkt zu ſtellen, wenn es ſeine Beſtimmung erfüllen, wenn es ſeiner Idee entſprechen ſoll?

Die Hauptſache iſt, daß es wirklich komiſch ſeyn muß, „nur immer ſo närriſch als möglich." In dieſer Beziehung iſt ſelbſt Tieck, der den Zufall die Treppe hinauf Räder ſchlagen läßt, nicht unübertrefflich; er hat noch nicht die äußerſten Grenzen des phantaſtiſch Komiſchen erreicht; was uns von unſerem Allegoriowitſch Myſtifizinsky geboten wird, geht noch weit über das Tieckſche Maß hinaus. Es darf und muß dieſes thun, da hier die Komik eine noch unendlich mehr reflektirte, durch ein tauſendfach ſchillerndes Prisma gebrochene iſt. Hieran alſo, an der ſich ſelbſt überbietenden Narrheit und dem kunterbunten, vorn und hinten verſchnörkelten, oft in das Wurzel- und Stromgebiet der niederſten Volksſprache herabſteigenden Jargon, den ſie als die ihr auf den Leib gewachſene Harlekinsjacke ſich ſelbſt ſpinnt und zuſammenwebt, wird man nie einen Anſtoß nehmen können. So regellos wild und halsbrecheriſch aber die Sprünge dieſer Komik ſeyn dürfen und müſſen, ſo hat ſie doch auch wieder ihr ſehr ſtrenges Geſetz, und wo ſie von demſelben abweicht, da wird ſie bei aller Verkehrtheit nur um ſo matter und platter; der Bajazzo, der

Digitized by Google

nichts könnte, als ſich auf den Kopf ſtellen, müßte in kurzem am Blutſturz ſterben.

Jenes oberſte Geſetz aller Komik iſt aber kein anderes als das des Geiſtes und der Kraft: daß die ſcheinbar ſo durchaus regelloſe und willkürliche Form, die abſolute Narrheit in Erfindung und Ausdruck ſich doch immer beziehen muß auf einen bedeutenden Gegenſtand. Wenn derſelbe auch noch ſo verſteckt iſt, ja wenn er zuletzt gar nicht vorhanden iſt, wenn der Harlekin keinen weiteren ſelbſtſtändigen Kern hat und nichts anderes iſt als das Convolut aller ſeiner Jacken, die er wie Zwiebelſchalen auf einander gelegt hat, die Vorausſetzung eines ſolchen über alle Form übergreifenden Inhalts, eines hinter der letzten Schale verborgenen Kerns muß doch vorhanden ſeyn. Im vorliegenden Fall alſo muß ſich alle Dummheit, alle Schweinerei auf die Fauſt'ſche Allegorie beziehen, und zwar auf etwas ganz ernſthaft Vorausgeſetztes, etwas Tiefes und Geheimnißvolles. Wo dieſe Beziehung auf irgend einem Punkte zurücktritt, da wird die komiſche Dummheit einfach dumm und abgeſchmackt, da ſchlägt die geſalzene, witzige Schweinerei in das ſchlechthin Häßliche und Degoutirende um.

Das iſt Alles freilich ſo bekannt und ſelbſtverſtändlich, daß man es ſollte gar nicht zu wiederholen brauchen, und doch ſcheinen mir auch kritiſche Leſer dieſe Natur des parodirenden Humors ganz aus den Augen gelaſſen zu haben. Das iſt auch wohl erklärlich. Lieſt man einen jener Chöre mit den endlos auf einander gehäuften Adjectiven mit den ſchnackiſchen Endungen, wie:

Selig der Sterbliche,
Welcher die reizende,
Küchengewerbliche,
Ziemlich einheizende,
Sinnebethörende,
Bratende, ſchmorende,
Fleiſchliche, gänsliche,
Quirlende, brenzliche,
Wurſtliche, fettige,
Dann auch Liſettige,
Lüſterne, kitzliche,
Gaumenerhitzliche,
Weinlich beſpitzliche,
Schmatzende, bitzliche,
Immerhin nützliche
Prüfung — beſtanden —

ſo kann man etwa die Fruchtbarkeit des Wortkünſtlers bewundern, aber man fühlt ſich verſucht zu fragen: Wozu der Lärm, was ſteht dem Herrn zu Dienſten? Man kann, wenn man die Sache bloß ſo äußerlich anſieht, das Ganze inſipid finden, eine müßige Spielerei „mit wenig Witz und viel Behagen.“ Aber „der tief're Sinn iſt noch zurück,“ „das Bild nicht iſt's, ro iſt ja die Idee.“ Man muß, mit Einem Wort, ganz leſen, „mit Ehrfurcht lies, mit Luſt und mit Vertrau'n!“ und man wird finden, daß auch das Tollſte faſt immer getragen iſt von der Beziehung auf dieſe höheren Ideen. Faſt immer; in einzelnen Worten und Wendungen vermögen wir dieſen Zuſammenhang des Unſinns mit des „uralten Urſinns Repetitorium“ doch nicht ganz zu erfaſſen, und dann verliert ſich alsbald der komiſche Reiz; mitten in der Verzauberung bleiben wir auf einer proſaiſchen Sandbank ſitzen.

Es ſind aber nur Einzelnheiten, in denen der Verfaſſer entweder unnöthig über die Schnur haut oder von der muthwilligen Höhe des ſatiriſchen Humors herabſinkt; im Ganzen finden wir eine trefflich durchgeführte Perſiflage der Fauſt'ſchen Verklärung, gewürzt mit einzelnen ſatiriſchen Hieben und witzigen Anſpielungen, die immer den rechten Fleck treffen. Um mit dieſem zu beginnen, iſt es nicht eine wohlverdiente Züchtigung des unermüdlichen Urſcholiaſten, wenn Fauſt dem groben Valrntin, der ihm erklärt, wie er im Himmel wie auf Erden halt ein Lump bleibe, droht: „Wart nur! wart nur! Das ſag' ich meinem Dünzer!“ Worauf Valentin:

Was ſcheer ich mich um dieſen Zopf?
Zeig's ihm nur an, dem tauſendfachen Münzer
Von Goethes letztem Hoſenknopf,
Dem Famel Wagner Nr. 2.,
Es ſey!

Oder, nachdem Valentin ihm den letzten Dienſt bei ſeiner „Entſchweinigung“ geleiſtet und ihn nach Ordre „verſpuntet“ hat, apoſtrophirt ihn der dankbare Fauſt alſo:

Wie wohl, wie wunderbar, wie leicht iſt mir!
Komm', ernſter Küfer, ſtrenger Böttcher,
Komm', Valentia, mein Rettcher,
An meine Bruſt! O Menſch, wie dank' ich dir!

Der ernſte Küfer, ſtrenge Böttcher iſt unzweideutig, bei dem Rettcher aber könnte uns ſelbſt der deutaboldiſche allegoriſch-ſymboliſche Myſtifikationstaumel ergreifen. Iſt das Wort eine Afterbildung von Retter oder ſtammt es von Rettich? Will der Dichter des dritten Theil Fauſt damit nebenher auch an die antike Rettich-Verkellung anſpielen? Wer hilft uns aus dem Zwieſpalt dieſes lockenden Doppelſinns?

Doch das ſind Nebenſachen; vor allem ſey des Ganzen Grundidee enthüllt! Dieweil nicht ohne Recht man gegen Fauſt den Einwand erhoben hat, „es habe dieſes edle Glied der Geiſterwelt nicht ſtets ſo ſtrebend ſich bemüht, als nöthig, ihn zu retten, darum wird hiemit reſolviret und klärlich decretiret:

Noch fernere drei Uebungen,
Heilbringende, prüfende Trübungen
Nebſt einem eignen läuternden Proceß,
Der noch verhüllt bleibt unterdeß,
Sollen ergehn über unſern Knecht!“

Hiebei ſey „dem Waller aus der niedern Welt zu mehrerer Vertröſtung in Gnaden beigeſellt Gretchen, die ſchon begnadete Büßerin, als ſeines Kampfs Verſüßerin, als Warnerin, als Mahnerin, Vollkommenheits-Anbahnerin,“ und weiter ſoll, „außer ſeinem allen Schatz, dem Doctor

Faust, dem Himmels-Baccalaureus, zur Hülfeleistung als sein Famulus der Valentin, weiland sein blutiger Feind, nunmehr im Himmel freundlich ihm vereint, zur Seite steh'n, soll, wenn Gefahr ihm dräut, mit seiner Muskel Vorkraft seyn bereit."

Gretchen mahnt ihren Heinrich, wenn er in irdische Sinnlichkeit und Rohheit zurücksinken will, aber sie ist etwas weinerlich sentimental; ihr muskelkräftiger Bruder sagt daher:

Was für ein närrisch Zeug spricht doch das Gretel!
Im ersten Theil war sie ein andres Mädel;
Seitdem hat sie den zweiten Theil gelesen,
Von da an ist verändert all ihr Wesen,
Ihr Kopf verschoben,
Ihr Hirn verschroben u. s. w.

Unter ihrem sänftigenden Einfluß strebt Faust weiter, bis er sich nach vollbeachtem Läuterungsproceß emancipirt, und da sie ihn bei einem allzu prägnanten Ausdruck abermals beschwört, daß er doch zärter sprechen möge, ihr den Strohsack vor die Thüre wirft mit den Worten: „Jetzt sprech ich, wie ich mag; ich bin ja ein Verklärter!" Vorerst läßt er sich noch an ihrem Rosenbande führen, doch immer halb widerstrebend, dem Bärenhäuter in Arnims Isabella gleichend, aus dem bald der neue, bald wieder der alte Mensch spricht. Er lamentirt, daß er bei seinem Schulgeschäfte, das ihm als erste Prüfung und Geduldprobe auferlegt ist, sich bei so magerer Kost kasteien soll: „Heuschrecken, Honig, fade Milch dabei, das ist sein trauriges Einerlei." Gretchen mit ihrem zarten Magen, sie ahnet nicht, was das will sagen; ihm aber „dünkt es überharte Buß, daß des Leibes Entbehrung soll der Verklärung auch sein Vermehrung, um empor bis zu dem reinen Engel zu filtriren ihn aus einem Erdenbengel." Gretchen mahnt:

Du sagtest ja, o, du erkanntest ja,
Daß solch Kasteien niedern Sinnentrieb
Abdämpft, der leichtlich einschleicht wie ein Dieb.
Gedenk, o Faust, gedenk der Heimat!

Faust.

Ach, geh' mir weg! Es sey dir nicht verhehlt:
Symbolisch war ich nur mit ihr vermählt;
Ich lüpfe dir der tiefern Wahrheit Deckel:
Ich fand zu meinem Ueberdruß und Eckel:
Das ganze Luder war von Pappendeckel.

(Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Das neue Hôtel de la paix. — Die Franzosen in London. — Die Engländer im Theater des Palais Royal. — Pasquier †.

Kaum hat man in der Richtung der Kirche la Madeleine den Boulevard des Capucines erreicht, so erblickt man zur Rechten ein colossales Gebäude. Es bildet ein unregelmäßiges Fünfeck; die fünf Façaden haben zusammen siebzig Fenster; jede hat außer dem Erdgeschoß vier Stockwerke, der erste, dritte und vierte Stock haben einen fortlaufenden Balkon. Drei monumentale Eingänge reichen kaum hin für diesen Steinenoloß, der in seinem Innern nicht weniger als 700 Zimmer enthält. Der Speisesaal ist größer als die berühmte Salle des maréchaux im Tuilerienschlosse, und verhält sich zum kaiserlichen Speisesaale in der Ausstattung wie die frères provençaux zu einer pension bourgeoise. Für die Table d'hôte und für die Separatdiners werden die Speisen mittelst eines sinnreichen Mechanismus gleichzeitig befördert, ein anderer Mechanismus schafft die Reisenden in ihre Zimmer. Ob die Gäste gleichfalls mittelst einer Maschine gefüttert werden, wird nicht gesagt. Will man eine Loge in irgend einem Theater miethen, will man durch ein Telegramm den Seinigen die glückliche Ankunft in Paris melden, so hat man zwei Telegraphenbüreaus zu seiner Verfügung. Das Grundstück, der Bau und die Möblirung des Gasthofes haben ein Capital von zwanzig Millionen Franken erfordert. Und man klagt über die schlechten Zeiten! Ich brauche nicht noch erst beizufügen, daß vom neuen Hôtel de la paix die Rede ist.

Nomen et omen, pflegt man zu sagen; dießmal trifft das Sprichwort nicht zu. Kaum hat das Hôtel de la paix den Reisenden seine drei Portale geöffnet, so ist ihm der Krieg erklärt worden; und wider allen Brauch und Sitte war der schwächere Theil so keck, zuerst den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Es erhebt sich nämlich dem riesigen Gasthofe gegenüber eine stille, bescheidene Herberge. Sie hat kein Portal, Cruvelier hat das Haus nicht mit seinen Sculpturen geschmückt, es hat kein vergoldetes Getäfel und keine Telegraphenbüreaus; kurz, es hat keine von den vielen

Herrlichkeiten, welche von tausend Reclamen durch die Welt trompetet worden; aber es hat das gute Recht auf seiner Seite. Das obscure Gasthaus führt seit undenklichen Zeiten den Namen, den ihm das splendide Caravanserei mir nichts dir nichts genommen. Auf eine erste Mahnung gab der crédit mobilier — der die Anstalt hat bauen lassen — keine Antwort. Der crédit mobilier dachte in seinem Stolze: „Ich brauche meinem Freunde Haußmann, dem Seinepräfekten, nur zwei Worte zu sagen.“ Es kam aber anders, als Monsieur Pereire vermuthete; es kam zum Proceß. Zuerst wurde der Streit vor das Handelsgericht gebracht; dieses beschränkte sich darauf, dem crédit mobilier die Verpflichtung aufzulegen, die Anstalt fortan grand hôtel de la paix zu nennen. Für das kleine wurde dadurch die Sache nur noch schlimmer; es appellirte an die Cour royale, und diese hat entschieden, daß die Worte: „Hôtel de la paix,“ ein für allemal und ohne irgend einen Rückhalt oder Vorbehalt, an den drei monumentalen Eingängen des neuen Gasthofes auszulöschen seyen. „Il y a des juges à Berlin!“ Das übermüthige Hotel hat demnach keinen Civilstand mehr; es muß sich nach einem neuen Namen umsehen. Man hat vorgeschlagen, statt Hotel „Palais“ zu sagen oder zu schreiben. Gibt es doch einen Industriepalast. In alten Zeiten hatten die Pariser Kaufleute „un parloir des bourgeois,“ erst später bekamen sie ein hôtel, wie die großen adeligen Familien. Sonst logirten die Reisenden in bescheidenen Herbergen, „auberges;“ das Wort ist hier gänzlich verschwunden; man findet es erst wieder in den Ortschaften, die wenigstens 12—15 Lieues von Paris entfernt sind. Dann kam das „hôtel“ gleichzeitig mit dem „restaurant“ auf. Aus der Boutike ward ein „Magozin.“ Ich stimme für „Palois.“ Statt Comptoirdamen gibt's dann „Palaisdamen.“ Als Schild könnte man die Napoleonssäule nehmen: palais de la colonne. Der Gérant, der die Wirthschaft führt, würde zu einem Gouverneur du palais de la colonne. Sobald die wichtige Angelegenheit ihre Erledigung gefunden, werde ich darüber berichten.

Ich habe meine Freude an den Stockfranzosen, die aus London kommen. Diese Leute meinen, die ganze Welt müsse sich kleiden, und essen und trinken und wohnen, wie sie selbst es von Kindheit an gewöhnt sind. Der Pariser ärgert sich über den Engländer, weil dieser die Gabel beim Essen in der linken Hand hält; weil er kaum den Hut lüftet, aber die Hand etwas derb schüttelt; weil er, statt cacao, cocoa spricht. Für ein französisches Ohr bildet das letztere Wort eine unerträgliche Kakophonie. Die Engländer, wie die germanischen Stämme überhaupt, wohnen gerne allein; jeder hat wo möglich sein eigenes Haus; die Franzosen wohnen wie in Bienenkörben zusammen: dreißig, vierzig Haushaltungen hausen oft in einem Gebäude von mäßigem Umfange zusammen, was um so widerwärtiger ist, da jeder seinen Nachbarn aus dem Wege geht und grundsätzlich allen Umgang mit den Hausgenossen flieht. In Frankreich muß der Kutscher rechts ausweichen, in London links. Englische Frauenzimmer genießen große Freiheit, bis sie sich verheirathen; die Französinnen heirathen, um frei zu werden. Letztere Thatsache dünkt uns für den moralischen Werth beider Nationen entscheidend, und wir brauchen wohl nicht erst zu sagen, welcher Nation nach unserer Ansicht in diesem Punkte der Vorzug gebührt. Dagegen sprechen wir uns entschieden gegen den englischen Sonntag aus, diese Sabbatfeier der Langeweile. Einem Virtuosen von unserer Bekanntschaft wurde vom Hauswirthe das Zimmer gekündigt, weil der Unglückliche an einem Sonntag ein Concertstück auf dem Piano einstudiren wollte; denn er hatte kaum die drei oder vier ersten Accorde ergriffen, als Se. Gestrengen in's Zimmer stürzten und ihm geboten, das Haus auf der Stelle zu räumen, dieses komme sonst um seinen guten Ruf. Da ist's immer noch besser, daß man am Tage des Herrn die Maurer und Zimmerleute hämmern und sägen hört.

England hat sich französische Ausdrücke angeeignet, aber sey es Unkenntniß der Sprache, oder Oppositionsgeist und Neckerei, es hat diesen Ausdrücken eine verkehrte Bedeutung gegeben. Bonnet, zu Paris „Häubchen,“ bedeutet in London „Hut für Frauen;“ aus parapluie wird jenseits des Canals ein ombrella. Die Franzosen ärgern sich darüber. Machen diese es besser mit unserer Sprache? Aus „Roy,“ um bei Einem Beispiele zu bleiben, haben sie ihr rosse fabricirt, aus dem edeln Schlachtrosse ist in Frankreich eine Schindmähre geworden. Die Französin ißt wenig, aber sie raucht Cigarren. Dagegen sieht man oft sechzehnjährige Misses, wahre Sylphidengestalten, zart und rosig, als nährten sie sich von Honig und Blumensäften, welche Rostbeef und Beefsteaks verschlingen, daß ihnen die jungfräulichen Lippen vom Fette glänzen.

Schließlich folgende charakteristische Anekdote: Im Théâtre du palais royal ging kürzlich wieder eine der stark gewürzten Possen in die Scene, welche dieses Theater seinem Publikum aufzutischen pflegt; sie heißt: „Les nôces de boucheneoeur.“ Der ersten Vorstellung wohnte in einer Loge eine englische Familie bei, Papa, Mama, drei Töchter und zwei Söhne, zusammen sieben Stück. Während des ersten Aktes geberdete sich Papa, als habe er einen Fieberanfall; Mama verbarg häufig das erröthende Antlitz hinter ihrem Fächer. Im zweiten Akte schnellte plötzlich Papa in die Höhe, als habe ihn eine Natter gebissen; er stürzt hinaus und zieht Mama mit sich fort, diese, die älteste Tochter, die älteste die zweite u. s. f. Die ganze Familie verließ entrüstet das Theater. Kaum erfuhr man die Geschichte, so belagerte das Publikum jeden Abend die Zugänge des Theaters des Palais Royal; man wollte die Ungeheuerlichkeiten hören, vor welchen die englische Familie die Flucht ergriffen hatte. Den Spaß voll zu machen, ließen die Direktoren der andern Vaudevilletheater aus Neid das Gerücht verbreiten, es seyen keine Engländer gewesen, man habe Choristen als Engländer verkleidet, es sey ein abgekartetes Spiel gewesen, um das Stück in Gang zu bringen.

Digitized by Google

Die Moral von alle dem iſt dieſe: Wie lange kann eine Allianz zwiſchen zwei durch Sitte und Gebräuche von Grund aus antipathiſchen Völkern beſtehen?

In der erſten Woche des Juli iſt eine in jeder Hinſicht merkwürdige Perſönlichkeit mit Tod abgegangen: Herzog Pasquier, einſt Baron, und zuerſt ſchlechtweg Monſieur Pasquier. Er kam zwei Jahre früher auf die Welt als Napoleon, und dieſer iſt nächſtens ſeit einem halben Jahrhundert todt. Nachdem er ſeine Gymnaſialſtudien in der Anſtalt, die unter dem Namen Collége de Juilly nach heutzutage berühmt iſt, vollendet, erhielt er Altersdispens, und während er nach ſeinen Rechtsſtudien ablag, hatte er einen Sitz im Parlament, neben ſeinem Vater, der „Conseiller aux requêtes“ war. Er wohnte demnach den feierlichen Debatten bei, wo die Einberufung der Generalſtaaten beſchloſſen wurde, ein Ereigniß, welches einen allgemeinen Umſturz der Dinge in ganz Europa nach ſich zog.

Der Vater des nachmaligen Herzogs Pasquier wurde 1794 guillotinirt; er ſelbſt war dem Schaffotte verfallen. Er war einige Tage vor dem 9. Thermidor verhaftet worden; Robespierres Sturz rettete ihm das Leben auf lange Zeit, denn er ſtarb erſt in ſeinem 96ſten Jahre. Unter dem Direktorium lebte der junge Pasquier auf ſeinen Gütern, die man ihm zurückgegeben hatte. Cambacères ſtellte ihn dem erſten Conſul vor, der ihn zum Maître des requêtes, dann zum Staatsrathe und endlich zum Polizeipräfekten ernannte. Unter ſeiner Verwaltung brach die Verſchwörung des verwegenen Generals Mallet aus, der in dem Wahne, Napoleon ſey mit ſeiner Armee in Rußland zu Grunde gegangen, den Commandanten von Paris und den Polizeipräfekten feſtnehmen ließ und nahe daran war, eine Revolution hervorzurufen, die den Kaiſer Napoleon ein paar Jahr früher hätte ſtürzen können. Mallet wurde von einem Stabsoffizier erkannt, der ihn verhaftete. Unter der Reſtauration blieb Pasquier Polizeipräfekt, wurde ſpäter Generaldirektor des Straßen- und Brückenbaus, und unter der zweiten Reſtauration Großſiegelbewahrer. Wir können ihm in ſeiner eben ſo langen als glänzenden politiſchen Laufbahn nicht folgen. Pasquier nahm an allen wichtigen Verhandlungen des Parlaments Theil, als Miniſter und ſpäter als Pair von Frankreich. Louis Philipp ernannte ihn zum Präſidenten der Pairskammer; 1848 machte ſeiner langen politiſchen Thätigkeit ein Ende. Trotz der mannichfachen Veränderungen, welche Frankreich in Sitten und Gebräuchen wie in Inſtitutionen erfahren, hatte Pasquier den Stempel des alten Regime bewahrt; er hatte die Urbanität beibehalten, welche die franzöſiſche Geſellſchaft des achtzehnten Jahrhunderts auszeichnete; er beſaß ein großes Vermögen, lebte auf großem Fuße, war gaſtfrei und behielt in den verwickelſten Verhältniſſen ſtets Faſſung und Geiſtesruhe, ſo daß er unter allen Regierungen ſich ſtets in Amt und Würde zu erhalten wußte. Er war ein Feinſchmecker und Akademiker; man nannte ihn la fourchette d'or de l'académie française.

P. S. Der neue Gaſthof heißt jetzt grand hôtel de Paris, zur Nachricht für Reiſende, welche mit einem Diner zu acht Franken das Couvert vorlieb nehmen.

Aus der Schweiz, Ende Juli.

(Fortſetzung.)

Das Bundesrathhaus.

Begleiten Sie mich noch einen Augenblick in die Sitzungsſäle der beiden Räthe. Der Nationalrathſaal iſt in ernſtem, würdigem Styl gehalten; das Licht fällt gedämpft durch die Gardinen der hohen Fenſter; das Deckengemälde ſtellt die ſchweizeriſchen Flüſſe dar, an den Wänden herrſchen rosso und verde antico vor, was dem Saal einen ziemlich ſtrengen, aber angemeſſenen Charakter verleiht. Auf dem Präſidentenſtuhl ſitzt Dr. Alfred Eſcher, das Haupt der „Zürcher,“ d. h. der Bedächtigen, Zuwartenden, äußere Händel Vermeidenden, der ſogenannten „Baumwollenen“ in der Bundesverſammlung; ſeiner behäbigen äußern Erſcheinung nach könnte der Mann auch Staatsminiſter oder Chef einer großen Handelsfirma ſeyn. Zu ſeiner Rechten ſitzt der Kanzler der Eidgenoſſenſchaft und der officielle Ueberſetzer. Denſelben gegenüber, amphitheatraliſch aufgeſtellt, ſind die Plätze der Nationalräthe, für jeden ein bequemer Lehnſtuhl und ein elegantes Schreibpult. Schauen wir über die Hundertzwanzig weg, ſo ſehen wir gar manchen Graukopf, manche Glatze; die Hälfte wohl mag ein halbes Säculum hinter ſich haben; man dürfte die würdige Verſammlung mit ziemlichem Recht den „Rath der Alten“ nennen.

Beliebt es Ihnen vielleicht einige hervorragende Perſönlichkeiten in's Auge zu faſſen? Unſern Bundespräſidenten Stämpfli mit dem buſchigen, röthlichen Schnurrbart, der breiten Stirn und dem ſcharfen Blick erkennen Sie wohl

nach den Bildern, die von den illustrirten Zeitungen gebracht werden und in Bern an den Schaufenstern aller Bilderläden ausgehängt sind. In den Versammlungssälen unserer Kammern gibt es keinen Ministertisch; die Herren Bundesräthe, welche sich veranlaßt sehen den Sitzungen beizuwohnen, nehmen Platz, wo es ihnen gerade beliebt. Stämpfli sitzt dort drüben auf der Linken bei seinen Landsleuten, den Bernern, und faßt den Präsidenten Escher scharf in's Auge. Sie waren einst Freunde, jetzt sind sie Gegner, Häupter der beiden Fraktionen, in welche sich unsere Bundesversammlung theilt, dieser — wie schon bemerkt — der „Bannwallenen," jener der „Entschiedenen," jener Männer der That, welche vor zwei Jahren den Gedanken hegten, das nun vom großen Nachbarn annexirte Savoyen mit einigen schweizerischen Divisionen zu besetzen. — Der Lange, Hagere, der mehr im Centrum sitzt, ist Blösch, früher politischer Gegenfüßler Stämpflis in cantonalen Dingen, wie jetzt Escher in eidgenössischen. — Jener Grane, mit den zusammengekniffenen Lippen ist Stockmar, das Haupt der Juraſſier, ein gefährlicher Mann, wenn es ihm einfallen sollte, mit Kaiser Napoleon gut Freund werden zu wollen. — Wäre nicht eben wieder Sturm im Glas Wasser, d. h. Systemswechsel und Verfassungsrevision in Genf, so sähen wir wahrscheinlich in dessen Nähe den Genferischen Exdictator Fazy sitzen. — An Kriegsobersten hat die Versammlung keinen Mangel; das merkt man am besten, wenn die Einführung einer neuen Waffe oder einer neuen Uniform in Berathung liegt. Ich will Sie nur auf einen der wackersten und populärsten aufmerksam machen, auf den Obersten Ziegler von Zürich, den eine große Fraction der öffentlichen Meinung als den einzig möglichen einstigen Nachfolger unseres greisen Generals Dufour bezeichnet; ernst, mager, fast ascetisch schaut er aus seiner schwarzen Militärkravatte heraus. — Einen schneidenden Gegensatz bildet jener junge Mann mit dem großen feurigen Auge im blassen Gesicht und dem wilden dunkeln Haar, dessen poetisch schwungreiche Beredtsamkeit sich besser in einer Volksversammlung als in einer Parlamentssitzung geltend zu machen versteht; es ist der Graubündner Gaudenz von Salis, der Enkel des Dichters, der sich schon als Student im Jahrmeijahr 1848 auf den Barrikaden Berlins in die große Politik gemischt hat. — Unter den französisch sprechenden Mitgliedern zeige ich Ihnen unsern letztjährigen außerordentlichen Gesandten in Berlin und Petersburg, Dapples aus Lausanne; ein stattlicher Mann und reicher Gutsbesitzer. — Jener eifrig gestikulirende Herr mit dem Mulattengesicht, dem dichten, in's Graue spielenden Haarwuchs und den blitzenden Augen ist Fazys politischer Gegner, der Genfer Camperio. — Unter den Tessinern ist keine besonders hervorragende Persönlichkeit, seit Oberst Luvini, der Held von Airolo, gestorben ist. — Unter den Bernern vergaß ich den hochgewachsenen, breitschulterigen Herrn mit dem grauen Schnurrbart und der Brille zu nennen; es ist Oberst Kurz, der Schützenhauptmann der Schweizer beim Beemee Zug, der friedenstiftende Niklaus von Flüh auf der Frankfurter Schützenkanzel. — Der Lange, Magere mit dem blonden Bart ist der Luzerner Philipp Anton von Segesser, der lange Jahre den Muth hatte, als fast einziger Vertreter seiner hochconservativen Grundsätze in der Versammlung zu sitzen und mit entschiedenem Wort seine Ueberzeugung ritterlich zu verfechten; heute stehen ihm einige Meinungsgenossen aus Wallis und Freiburg zur Seite. — Forschen Sie nach intelligenten Köpfen, so wird ohne Zweifel Ihr Auge auf dem vortrefflichen Nationalökonomen und großen Industriellen Peyer im Hof aus Schaffhausen haften bleiben. Wünschen Sie einige der gewandten Redner der Versammlung kennen zu lernen, so zeige ich Ihnen neben Blösch und Stämpfli den Berner Bützberger, neben Escher den ehemaligen Züricher Socialisten, nunmehr Regierungsrath Treichler, neben Segesser dessen luzernischen Antipoden, den Veteran des legalen Radikalismus, Kasimir Pfyffer, dann vor Allen die zungenfertigen St. Galler Hungerbühler, Hoffmann, Weder, Curti, welch letzterer sich auch in Frankfurt mit nicht geringem Beifall hören ließ, endlich den blumenreichen Waller aus Aargau.

Nun ein anderes Bild. Ich führe Sie in den Ständeratheſaal hinüber.

Nach der Ansicht Ihres Berichterstatters ist derselbe dem decorirenden Architekten wenigee gelungen als der Nationalrathssaal. Zu diesem verhältnißmäßig kleinen Raum, nur für vierundvierzig Fauteuils berechnet, passen die drei hohen gemalten Kirchenfenster nicht recht, durch welche das Licht nur gebrochen in allen Farben des Prisma herein dringt; die Wirkung dieses optischen Farbenspiels kann sich an sonnenhellen Vormittagen bis zum Hochkomischen steigern, wenn wir die würdigen Ständeräthe wie Chamäleons bald in dieser, bald in jener Farbe erglühen sehen. Plötzlich leuchtet der Haarwuchs eines dieser Herren in himmelblauer Farbe, während das Gesicht im glühendsten Hochroth schimmert; jener hat das Antlitz perpendikulär getheilt violett und grün. Sie werden mir gestehen, daß diese Chromatropen in die trockensten Verhandlungen einen gewissen Humor bringen können.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 35. **27. August 1862.**

Die Worte der Kindheit, diese unsere frühen Gespielen in der Morgenröthe des Lebens, mit denen sich unsere ganze Seele zusammen bildete — wann werden wir sie verkennen? wann werden wir sie vergessen? Unsere Muttersprache war ja zugleich die erste Welt, die wir sahen, die ersten Empfindungen, die wir fühlten, die erste Vielsamkeit und Freude, die wir genossen.

Herder.

Zur Philosophie der Kindersprache.

Lieber Leser, es ist dir wohl mitunter begegnet, daß du, in einem der „elenden" Journale blätternd, mit einem male dachtest, „was für ein Journal habe ich denn eigentlich?" und daß du erst auf dem Umschlag zusehen mußtest, mit dem gelben, rothen oder grünen Schilde, je nachdem du nämlich bei A., B. oder C. abonnirt bist. Jetzt ist es das „Morgenblatt," und du wirst vielleicht an „Hausblätter," „Hausfreund" und dergleichen denken; denn freilich, was ich hier bringe, ist ja auch aus deinem Hause und ein Freund auch deines Hauses ist es, der vor dir erscheint.

Sieh, ich kenne dich nicht und weiß nicht deinen Namen, aber ich denke, du findest es hier geschrieben wie von einem Bekannten, einem Zeugen deines Glücks, aus der Jetztzeit oder aus vergangenen Tagen; und wenn du sie noch nicht kennst, ahnen mußt du diese Freuden.

Trunkene Mutter, glückberauschter Vater, die ihr selig seyd über euer Kind, euer „zu einziges" Kind, das euch schon anlächelt, das euch nun kennt und das die ersten Worte stammelt, und die ihr schwärmet und schwöret, zu Gefühlen noch höherer Seligkeit könne das Elternherz nicht anschwellen, wartet nur, das Zerspringenwollen eurer Herzen vor Seligkeit ist euch keine Bürgschaft dafür, daß euer nicht noch höhere Seligkeit wartet! Was werdet ihr empfinden, wenn euer (eben vierjähriges) Töchterchen zur Weihnachtszeit, da sie in ihrem Bettchen beten soll, ganz von selbst also spricht: „Lieber Gott, daß ich meiner Mama Freude machen will, daß ich eine schöne Puppenstube habe und ein niedlicher Klingelzug darin ist, und daß ich Gustav artig damit spielen lassen will, Amen!" Nicht wahr, das ist noch schwerer zu überleben, ohne daß das Herz zerspringt?

Mit obigen Worten, die keine Schöpfung verschönernder Phantasie, sondern baare, süße Wirklichkeit sind, langen wir auch gleich in unserer Kinderwelt an. In solchen Begriffen denkt, in solchen Regungen empfindet und in solchen Worten und Constructionen redet das Kind in der Zeit, die wir hier betrachten wollen, etwa vom angetretenen vierten bis zum zurückgelegten siebenten Lebensjahre, indeß nicht ohne daß zuweiten über beide Grenzen hinausgegriffen werden soll. Das Gekakel, Gekrahle ist vorbei, die Schwierigkeiten im Gebrauch der Sprachwerkzeuge sind überwunden, einige der bekannten Salto mortale (der Gebrauch von ich, von und und dergleichen) sind glücklich vollbracht, das Kind spricht nicht bloß, es redet. Auch die Begriffe, obwohl es noch immer ganz reizende kleine

Kinderbegriffe ſind, zeigen bereits eine gewiſſe Entwicklung, und es liegt uns alſo nunmehr eine ganz andere Tafel der Kinderſeele aufgeſchlagen, als die, welche Berthold Sigismund („Kind und Welt“ I.) zu einem ſo reizenden Gemälde abgezeichnet hat.

Daß die Entwicklung der Begriffe mit dem Sprechenlernen und Redenlernen Hand in Hand geht, daß man durch Sprechen denken lernt, will ich hier gleich beſonders hervorhebeu; dieſer Satz muß jeder Beobachtung und Unterſuchung wie die unfrige zu Grunde liegen, und es iſt nur ſcheinbares Abſchweifen von meinem Thema, wenn ich manchmal etwas aus dem Kinderdenken, ſtatt aus dem Kinderſprechen anführe.

Zur Löſung meiner Aufgabe möchte ich nun, nach Art der „Wünſche eines Studirenden“ von Fülleborn, etwa Folgendes haben: Pſychologie und Phyſiologie, Philoſophie der Sprache, allgemeine Grammatik, ſpecielle Kenntniß recht vieler Sprachen und nicht bloß der Culturvölker, vergleichende Sprachwiſſenſchaft und endlich, als zu bearbeitendes Material, nicht die Beobachtung an vier oder ſechs Kindern einer und derſelben Nation, ſondern an je acht oder zwölf von mehreren Nationen und aus den verſchiedenſten Lebensverhältniſſen. Neben dieſen regulär ſich entwickelnden Individuen würde auch noch die Beobachtung derjenigen Kinder, welche von früh auf an zwei Sprachen zugleich denken nnd ſprechen lernen, ſehr überraſchende und ſehr lehrreiche Reſultate liefern. Genug, wir betreten hier ein Gebiet, auf dem das tiefſte Denken und die immenfeſte Gelehrſamkeit ſich nie ganz heimiſch machen könnte, und der Sammlerfleiß ganzer Menſchenleben nur etwas Unerſchöpfliches fände.

Doch auch ohne ſolchen gelehrten Apparat ſoll es uns, denke ich, gelingen, manchen Blick in die kleine Werkſtatt zu thun, in der es ſich in wunderlichem Chaos voll ungeregelter und ungezügelter Kräfte regt, bis bald dieſes, bald jenes Denk- und Sprechkunſtſtück fertig hervorſpringt. Wir müſſen nur, um aus dem Einzelnen allgemeine Reſultate zu gewinnen, dieſen Blick nicht auf's Gerathewohl thun, ſondern uns einige Geſichtspunkte ſtecken.

Als oberſter Leiter wurde ſchon vorhin ein Satz aufgeſtellt, daß nämlich Sprechen- und Denkenlernen Hand in Hand gehe; dieſem zunächſt merke: Beim Sprechen- oder vielmehr Redenlerneu des Kindes geht ein doppelter Proceß vor ſich, einmal iſt es derſelbe, welcher beim Entſtehen der Sprache überhaupt ſtattgefunden habeu muß, beim Entſtehen der Sprache aus den in der Natur des Menſchen liegenden Elementen, aus der allgemeinen Sprachfähigkeit; ein Geſchöpf, das mit Sinnen, beſonders dem des Gehörs, begabt iſt und das denkt, muß ſprechen, und Kinder, die nie ſprechen gehört, wohl aber die Naturlaute um ſie her gehört — ſetzen wir einmal dieſen rein hypothetiſchen Fall — würdeu ſprechen (Herder's bekannte Schrift: „Ueber den Urſprung der Sprache“). Zweitens, und dieß iſt der Natur der Sache nach bei weitem überwiegend, ahmt das Kind nach, weniger die Naturlaute, wie Thierſtimmen, Brauſen des Waſſers u. ſ. w. (dieß würde unter Nr. 1. gehören), ſondern die ſchon fertige Sprache, die es hört. Beides zuſammen gibt nun unter allerlei Mißverſtändniſſen, Begriffsverwirrungen, Ringen mit dem Ausdruck, theils richtigen, theils falſchen Analogien (wonoch Worte und Redensarten gebildet werden, wonach declinirt, conjugirt und conſtruirt wird) und bei faſt gänzlichem Mangel des Sprachbewußtſeyns das allerliebſte Kauderwelſch, aus dem ſich allmählig die correcte Sprache klärt.

Nach allen zuletzt angeführten Umſtänden befindet ſich unſer kleiner Sprachphiloſoph ganz in demſelben Falle mit dem Ungebildeten; beiden fehlen die Regulatoren, welche die Verſtandesreife und mit Bewußtſeyn gemachte Spracherfahrung gibt. Ihr habt noch gar keine Feſtung im Tritt, ſagte ein Unteroffizier zu den Rekruten, das iſt ein Tugend (ein Thun), meinte ein Arbeitsmann. Hören wir nun dem Kinde zu: da gibt es einen Kälberwurm (Kellerwurm), Schwefelbaum (Schwebebaum beim Turnen), eine Erbsgräfin, eine Frau Förſterin (ſtatt Fürſtin; erinnert an Kanzeliſt und Kanzler), einen Renner und Celer (der Knabe, übrigens ſchon ein Quintaner, und kein unbefähigter, hatte bei dem ſo oft gehörten und gebrauchten Worte noch nie an das ſimple Zöhlen und Zahl gedacht und ſchrieb aus einer Art von Reſpekt Celer), Apothekla (wie eine Thekla von einem dreijährigen Knaben genannt wurde, dem das Wort Apotheke ſehr geläufig war), Quackfalber (Salbe) Fliegenblätter („Fliegende Blätter“), Herrenbürgerſchule (höhere Bürgerſchule), Oberkucker (Opernkucker), Faulfleck (ſtatt Faulpelz; jenes oft vom Apfel gehört), Latern Jamaica (dem Knaben, der ſchon Geographie lernte, war dieß viel geläufiger, als laterna magica), kohlrabiſchwarz (kohlrabenſchwarz), Neun und Zehnklappen (Heulen und Zähnklappen). Beſonders fehlt bei zuſammengeſetzten Worten, das ſieht man, jede Rechenſchaft über die einzelnen Beſtandtheile. So machen auch Braunkohlen und branner Kohl im kleinen Kopfe noch viel Confuſion; eben ſo Wind und Winter (deren Abſtractum wirklich einige Aehnlichkeit hat).

Dieſes alles ſind Mißverſtändniſſe (Verhörungen) und Verdrehungen rein lautlicher Art, bei denen

Digitized by Google

gewiſſermaßen nur das Ohr in Betracht kommt, bloße Aſſimilationen nach dem Klange, auf welche Weiſe bekanntlich eine Menge Namen und andere Wörter der deutſchen Sprache entſtanden ſind, wie Braunſchweig, Mäuſethurm (Mauththurm), Faſtnacht, Blutigel (welches immer mehr durch das richtige Blutegel verdrängt wird, wie auch in Elendthier, das allmählig verſchwindet), in die Schanze (chance) ſchlagen, Blankſcheit (planchette), Armbruſt (arcubalista, franzöſiſch arbalète, allmählig in Armbruſt verderbt) u. ſ. w., ohne daß zugleich (oder nur in ſehr geringem Grade) eine Induction durch den Sinn des Wortes ſtattfindet, was unter andern bei rattekahl (radikal), Sperrkuckewiet (Perſpectiv) weit merkbarer iſt. Nicht ganz ſinnlos, ſondern, man könnte ſagen, durch eine Attraction des Sinnes hervorgebracht, iſt die bekannte Redensart Ich bitte gütigſt, mit welcher zu vergleichen die Verdrehung des kleinen Gebetes in einem Kindermunde:

Und ich bitt' dich väterlich,
Ein gutes Kind laß werden mich.

Etwas näher unſerem Thema führen uns aber diejenigen Redensarten, die aus einer Verwechslung (denn da iſt ſchon Geiſtesfunction) und aus Verſchmelzung von Zweien in Eins entſtehen: Schock für Schock (womit der ſechsjährige Knabe aber nicht das Richtige, ſondern ſchockweiſe meinte), dichtig dabei (dicht dabei, was mich an jemand erinnert, der ſtatt „unmittelbar nebenan" immer unbedingt nebenan ſagte). „Nicht wahr, ich habe keinen Anſtoß genommen?" fragte ein Knabe, nachdem er etwas hergeſagt; vorher hatte er geſagt: „Willſt du ſo gut ſeyn und mich verhören?" und bei einer ähnlichen Gelegenheit: „Sprich doch nicht, Emma, ich verkomme ja ſonſt" (komme ſonſt heraus)." „Der Herr Rector," erzählte er, „ſprach etwas vor (hielt einen Vortrag, beim Schluß des Semeſters). „Es war einmal ein Fuchs, der ſtellte ſich krank vor" (Anfang der Erzählung einer Fabel); Ich bin abſchreckend (erſchrecklich) müde; Antheilnahmsvoll; Verwundeter Fuß (vom Froſt wunder Fuß); Wenn in Naumburg eine Realſchule angerichtet wird; Nur Einen Fehler (Fehlér, Mangel an dem kleinen Schlitten) verwünſchte ich (wünſchte ich weg); Beim Tanzen ſtehen die Damen den Herren ans Herz; Ich bin ein Liebling (Liebhaber) von Kuchen; Das Wort tritt (weicht) im Genitiv ab; Ihm war der Kopf zertrümmert (zerſchmettert, beim Sturze mit dem Pferde); Herr W. hat die Stunde ausgeſchlagen (ausgeſetzt); Eine Bitte abſagen (abſchlagen); Die Fenſter ſind erhitzt (beſchwitzt, beſchlagen); Ich habe mir ſchon einen andern zugeſchafft; Ich ſtellte (ſtrengte) alle meine Kraft an; Ich richte es ſo ab (ein).

Ferner als Beiſpiele von Verſchmelzungen, man könnte ſagen Wahlverwandtſchaften: „Ich habe mich ergeben" (aus ſich erbrechen und ſich übergeben), Fellniſter (Torniſter und Felleiſen), lauterlei (lauter und allerlei; zu vergleichen mit dem eingal der Ungebildeten, aus einerlei und egal). Klägliche Töne von ſich ſtoßen (ausſtoßen und von ſich geben), zum Abendbrod eingebeten (eingeladen und ausgebeten), eine Sache überrathen (berathen und überlegen), die Kutſche bewegte ſich nur langſam von Statten (ſich von der Stelle bewegen und von Statten gehen).

Dieſe kleine, übrigens leicht zu verdoppelnde, zu verzehnfachende Blumenleſe iſt aus einem Felde, wo ſich das Kind in einer ihm ganz natürlichen Sphäre bewegt, zwiſchen Dingen, die es ſehen, fühlen und hören kann. Was entſteht aber erſt, wenn es mit ſechs, fünf Jahren anfängt bibliſche Geſchichte zu lernen und der Verſtand nun auf Begriffen wie auf Stelzen umhergehen ſoll? Auch manchen Dingen, die dem Kinde noch nicht halb ſo hoch hängen als ehebrechen (woraus erbrechen wird) und afterreden (affenreden), ergeht es ſchlimm genug. Da regnet es Schwefelhölzer vom Himmel (beim Untergang von Sodom und Gomorrha), bei der Sündfluth regnet es vierzig Tage und fünfzehn Ellen lang, Lots Weib ſollte ſich nicht umſehen, ſonſt käme (würde) ſie zur Salzſäule, „ziehe deine Schuhe aus, du ſtehſt auf ritterlichem Erdbeben" (geheiligtem Erdboden). Die Stiftshütte wird bald zur Glashütte, bald zur Strohhütte, die Eingeweide (bei dem ſchrecklichen Ende des Judas) zu Geweihen. Ein kleines Mädchen hatte ſchon ziemlich lange bibliſche Geſchichte gelernt, als herauskam, daß ſie immer geglaubt, Jehovah ſey des Moſes Frau. Viel klüger fragte eine andere, obwohl auch ſchon nach mehrjährigem Religionsunterrichte: „Was für eine Sprache ſprechen denn die Heiden?"

Ich breche hier ab, damit ich nicht von meinem eigentlichen Thema zu weit ab- und in die Sammlung von Schulanekdoten hinein komme, und bemerke nur noch, daß ich hiermit, freilich abgeſehen von Uebermaß und Unzeit, mich durchaus nicht gegen das Lehren der bibliſchen Geſchichte oder irgend eines Unterrichtsgegenſtandes deßhalb erklären will, weil das Kind noch nicht alles verſtehen könne. Ein wenig Vorausgreifen des Lehrenden vermittelt eben alle Erkenntniß des Lernenden. Wenn man, um ein Kind etwas zu lehren, erſt warten will, bis es daſſelbe begreifen kann, ſo könnte man nie anfangen; das Lernen und das Begrei-

Digitized by Google

ſenlernen geht Hand in Hand. * Dieſe Bemerkung liegt uns hier viel näher, als der Leſer glaubt, beſonders wenn wir die etwas frühere, ich will geradezu ſagen, erſte Periode des Denkenlernens und Sprechenlernens in's Auge faſſen. Wie ſoll denn ein Kind abſtrakte Begriffe (groß, lang, länger, lange) bekommen, wenn man ihm nicht ſchon Abſtraktes vorſpricht, ehe es abſtrahiren kann? Die erſten Sprachkunſtſtückchen, welche gelehrt werden, namentlich die, auf eine gewiſſe Frage eine gewiſſe Antwort zu geben, gehören alle hierher. „Wo biſt du denn geweſen?“ ein anderthalbjähriges Kind zu fragen, das mit ſeiner Wärterin zurück kommt, wäre, wenn man obigen Satz nicht ſtatuirte, baarer Unſinn; die Frage enthält zwei oder drei zu ſchwere Begriffe, und die darauf zu gebende, bald gelernte Antwort, etwa Herrenbreite (ein Spaziergang bei * * *, woraus das Kind Anbeite macht), beweist dieß erſt recht; denn nun ſagt es auch auf jede andere Frage, worin „geweſen“ vorkommt, ja wenn es überhaupt das Wort geweſen hört: Anbeite. Nichts deſto weniger lernt es auf dieſe Art denken und ſprechen.

Man führt ein Kind vor die Uhr und läßt es auf die Frage: „Was hat es denn geſchlagen?“ drei (dei) antworten. Wer will das tadeln? Oder wollt ihr damit warten, bis jenes einen Begriff von Zeit, vom Zählen und von einem dieſen Abſtraktis dienſtbaren Inſtrumente hat? So werden ja die erſten leichten und immer ſchwereren Begriffe geboren, ein Vorgang, der ſich in der früheſten Entwicklungsperiode am deutlichſten nachweiſen läßt, der ſich aber auch in allen ſpäteren wiederholt und alſo auch hier von uns fortwährend beachtet werden muß.

Es iſt überhaupt jetzt Zeit, Denken und Sprechen einmal etwas im Zuſammenhang zu betrachten. In allen obigen Beiſpielen hat bloß Mißverſtand und Unverſtand geſprochen. Ungleich intereſſanter werden aber dieſe Beobachtungen, ſobald alle dieſe apokryphiſchen Redensarten ſchon das Produkt des Sprache ſchaffenden Denkens ſind, natürlich immer unter dem Einfluß und nach der Analogie der Rede der Erwachſenen, welche das ſprechende und denkende Kind umgibt, wie die Luft, welche es einathmet. Wir gelangen alſo wieder eine Stufe höher mit folgenden Proben einer gewiſſen ſelbſtſchöpferiſchen Thätigkeit: „Ich ſagte nach mir (dachte bei mir) das iſt Guſtav“ (der ſich verkleidet hatte). Ich habe es mir eingedacht“ (ausgedacht); das Geſpitzte (geſtickter Spitzentüll); Blauſeder (mit der blau geſchrieben wird; bei „Bleiſeder“ wird ja noch nicht an Blei gedacht); ſchlimme Anfälle (Unglücksfälle, Unfälle); Ich habe dem Papa ſeine Schritte nachgenommen (bin, auf dem ſchmutzigen Wege, in ſeine Fußtapfen getreten); Nicht der Kreisrichter, die Kreisrichterdame (die Frau Kreisrichterin); Stecknadeln (Zacken) im Kamm; unreifer Obſtſand (Mohn; das klingt faſt wie etwas aus unſerer Verdeutſchungsperiode ſeligen Andenkens); Unknaul (ungewickeltes Garn); Regenring (Regenbogen); nimm die Puppe aus dem Wickelkinde heraus (aus der Puppe war nämlich ein Wickelkind gemacht worden; daſſelbe kleine Mädchen, gefragt: „Worin lag denn Lottchen? — nämlich ein wirkliches Kind — antwortete: „In ihrem Wickeldinde); Herrn Müller ſein Feldherr (Herrn Müllers Arbeitsmann auf dem Felde); Damals waren wir wohl noch nicht auf dem Lande (auf der Erde); Es regnet trocken (hört auf zu regnen, die Steine werden trocken); Es hat Tropfen gefleckt (die Tropfen haben Flecken gemacht); Das Kleid iſt recht ſitzſam; Wenn du mir doch den Huſten vergeben (wegbringen) könnteſt! Die Grieben (manchem Leſer wohl mehr unter dem Namen Greven oder Greben bekannt) ſind verwelkt (nicht röſch); ich habe es aus Verſuchung (zum Verſuche, verſuchsweiſe) hergeſagt. „Er hat ſich ſo geübt“ (angeſtrengt), ſagte ein ſechsjähriger Knabe von einem gebrechlichen, die Treppe heraufhinkenden Manne, was an das engliſche exertion und an das mediciniſche „Uebung eines Muskels“ erinnert. Ich bin Freundin mit ihr, äußerte ein anderer, weil doch Sie ein Femininum iſt, wobei man an jenen Knaben denken muß, der Onkel geworden war, als ſeine Schweſter ein Söhnchen bekommen hatte, aber „Tante geworden wäre,“ wenn es ein Töchterchen geweſen. Als drittes im Bunde gehört dazu: deſſen Braut, wie ein kleines Mädchen ſagte ſtatt mein Bräutigam, als ſie gefragt war: „Was iſt denn Onkel B.?“ — „Einen ganzen Hofſtaat hat er,“ ſagte ein achtjähriges Kind und meinte damit das Weihnachtsgeſchenk ſeines kleinen Freundes, beſtehend aus Kühen, Hirten, Hund, Hürde u. ſ. w. zum Aufſtellen. Ich bin krank im Gemüthe (mir iſt ſchlecht zu Muthe, ungemüthlich; Worte eines ſiebenjährigen Mädchens kurz vor ihrem Erkranken). Er hängt an Krücken (vielleicht nicht ſowohl eine maleriſch poetiſche Ausdrucksweiſe, als eine

---

* Das Begreifenlernen kommt ſogar erſt etwas hinterher, ein pſychologiſch und pädagogiſch ſo leicht zu erklärender Umſtand, der aber in neuerer Zeit, bei allerlei Verbeſſerungsverſuchen, überſehen worden iſt, namentlich beim Elementarunterrichte. Da ſollen die Schüler erſt das Multipliciren begreifen, und dann will man es mit ihnen einüben. Das iſt Unnatur und Zeitverſchwendung. Umgekehrt!

Digitized by Google

Verwechslung des leichten und geläufigen Wortes hängt mit dem schwereren und unverständlicheren hinkt). „Er spielt den Frühling“ (eine heitere Melodie), wurde von einem dreijährigen Kinde gesagt, wonach es immer seyn kann, daß die der Kleinen in den Mund gelegte Aeußerung in Voß' Louise (I, 318): „Da regnet es Blumen vom Himmel“ (bei einem Regenbogen), welche uns, die wir freilich nur sehr unvollkommen das Gewirre der Bilder und Gedanken in einer Kinderseele belauschen können, etwas unnatürlich und gesucht vorkommen muß, ein Erlebtes und nicht bloß Erdachtes ausspricht.

Der kleine Sprachkünstler wird überhaupt manchmal, ganz absichtslos, zum Dichter; er sieht den Vogel in seiner Stube (Bauer) fliegen, sieht, wie die Schnecke ihre Gardine vorzieht, macht dem Papa die Thür der Pfeife (Deckel des Pfeifenkopfes) zu; eine Art Zittergras nannte ein vierjähriges Mädchen Blumentüll, die Hobelspäne holzige Locken und die beschlagenen, beschwitzten Fenster waren ihr ganze Wolken.

Nicht bloß die Poesie, auch der Witz liefert sein Contingent, aber in einer eigenthümlich unkennbaren Weise. Kindern, die noch viel zu klein sind, um wirklich einen solchen Witz durch Wortspiel zu machen, und viel zu gut, um die kleine Malice, die der Witz oft in sich schließt, zu beabsichtigen, entschlüpft ein solcher. Dieß zu erklären, müssen wir ein ihnen unbewußtes Schaffen der vergleichenden und analogisirenden, concipirenden und producirenden Sprachfunktion annehmen. „Wälze dich doch nicht da im Dreck * umher!“ sagte ein Vater zu seinem Sohne, der noch viel zu klein war, um ein Bewußtseyn seines Witzes zu haben, als er antwortete: „Ich will ja auch ein Drechsler werden.“ Was dachte sich das fünfjährige Mädchen, ein seelengutes Kind, darunter, als es auf die Ermahnung der Mutter: „Laß das, sonst schilt Tante Bertha!“ leise vor sich hin sagte „Schildkröte?“

Genug! Genug! hättest du mir vielleicht längst gern zugerufen, lieber Leser, vollends wenn du gewußt, daß alles Bisherige nur Einleitung seyn und die eigentliche Abhandlung erst beginnen soll; so sehr habe ich mich im Raume verrechnet, und in deiner Geduld. Indessen habe ich dadurch um so mehr Zeit gehabt zur Erreichung meines ersten und nächsten Zweckes, dir jenes Lebensalter, auf welches du dich wohl auch nicht mehr recht besinnen konntest, etwas abzumalen. Auch wird es dir nicht entgangen seyn, daß ich dabei nicht willkürlich nach den Farbetöpfen gegriffen, sondern eine gewisse Methode, eine Ordnung nach dem Stufengange befolgt habe. Jetzt will ich aber, als wenn in der That eine wissenschaftliche Abhandlung begänne, ein strengeres Verfahren eintreten lassen und, um wirklich zu einigen Resultaten zu gelangen, die über das bloße Belustigen hinausgehen, eine Art Eintheilung vornehmen. Wir betrachten

1. das Lexicalische, vorzugsweise die Wortbildung; es wird sich aber gleich ergeben, warum ich nicht bloß sage Wortbildung.
2. Die Flexion.
3. Satz und Construction.

Das Gebiet der Wortbildung ist für das kleine Wesen noch ein unbegrenztes; es kann sich alles machen, was es braucht. Die sprachbildnerischen Elemente, wenn auch vorzugsweise Analogien nach dem, was es von Erwachsenen hört, sind noch in ihrem Urzustande, gerade wie die werdende Sprache und sodann die werdenden Sprachen der Menschen überhaupt ursprünglich ein weit größeres Material besitzen, als sich nachher, da das goldene Buch geschlossen wurde, zu der fertigen Sprache abgeklärt hat, und zwar so, daß in der einen Sprache dieser, in der andern jener Begriff im Sprachsatze nicht vertreten ist; nicht alle Blüthen werden Früchte. Eine ganze Menge von Sprachen, wenn sie austauschen könnten, würden sich soerst ergänzen, daß nicht oft sehr Nöthiges fehlte und wir nicht genöthigt wären, uns auf andere Weise zu helfen. Hier liegt, wie sich zeigen wird, ein Hauptvorzug der Kindersprache.

Wir besitzen z. B. die Wörter der Ritt, der Gang, der Lauf, der Sprung, warum nicht auch ein ähnliches Wort, das von schwimmen abgeleitet ist? Wir haben die schwer zu missenden Ausdrücke daraus für aus diesem, darüber für über dieses und ähnliche (in welcher Art Zusammensetzungen beispielsweise die englische Sprache ärmer ist als die deutsche), aber daneben fehlt darohne für ohne dieses. Wenigstens können wir dieses Wort darohne als fehlend betrachten, da selbst Herders Beispiel, der es braucht (neben einigen weniger namhaften Autoren) ohne Nachahmung geblieben zu seyn scheint. Ferner: neben dem allgebräuchlichen ober-, unter-, inner- und außerhalb besteht hinterhalb und ähnliche Zusammensetzungen mit —halb nur in einigen Dialecten Oberdeutschlands.

Der Vorgang der Sprachnormirung ist ferner der, daß gewisse Begriffe ausschließlich durch eine der Nachsylben —heit, —keit, —schaft oder —lich, —bar ausgedrückt werden, was meistens (bei Gleichheit des an diesen Nachsylben haftenden Sinnes) reine Willkür des Sprach-

* Ein in den Augen mancher Leser vielleicht verpöntes Wort; in einem großen Theile Deutschlands wird es auch in der Sprache der Gebildeten für „Schmutz“ gebraucht.

Digitized by Google

gebrauchs iſt. Wir ſagen Thorheit, Bereitſchaft, warum nicht auch, wie es einem Kinde begegnen könnte, Freundheit, Feigſchaft, ſtatt Freundſchaft, Feigheit? Der Sprachgebrauch ſteift ſich ferner auf gewiſſe Redensarten ohne allen inneren Grund. Verbindung und Verknüpfung iſt gewiß daſſelbe, und doch kann man nur ſagen: „Ich ſtehe mit ihm in Verbindung," nicht „ich ſtehe mit ihm in Verknüpfung." Der Synonymiker vermag zwar einen Unterſchied zwiſchen Verwicklung und Verwirrung aufzuſtellen, wenigſtens in der weiteren bildlichen Bedeutung, ſo daß daraus hervorgeht, warum man nur ſagt: „Ich kam in Verwirrung," und nicht, wie ich wirklich von einem Kinde gehört habe: „Ich kam in Verwicklung," aber nun iſt die Willkür wieder die, daß ein ſolcher Unterſchied nur zwiſchen Verwicklung und Verwirrung, nicht auch zwiſchen verwickeln und verwirren beſteht (er verwickelte ſich, er verwirrte ſich). Man kann einen Brief erhalten, empfangen und bekommen, das Fieber aber nur bekommen.

Das Kind nun kennt alle dieſe Schranken noch nicht, es hat noch freie Hand (ſiehe beſonders weiter unten „gottig und betig"). Da gibt es einen Kuher (Analogie von Schäfer), Gläsler (nach Tiſchler), einen Hühner (das Masculinum von Huhn, alſo ſtatt Hahn, übrigens ſchon ein höherer Grad von Einfalt), unbrauchlich (unbrauchbar), unzweckhaft, wöchlich (ſtatt wöchentlich), bei welchem letzteren ich an Schlittbahn, Backzahn (ſtatt Schlittenbahn, Backenzahn) und andere Provinzialismen des öſtlichen Preußens denke, welche aber der Erfinder dieſes „wöchlich" nie gehört. Daß es dem Kleinen viel leichter wird, ſich das Wort Scharfſinnigkeit zu bilden (denn gehört dürfte er es kaum haben), als das eher gehörte Scharfſinn * nachzuſprechen, muß man natürlich finden. Das wird ein Gefreude werden (welches freilich Gefreue heißen müßte, ſelbſt nach der Analogie vom Gerede); Greif (Griff) an der Stelze; nach der Aelte (nach dem Alter, von alt gemacht, wie Länge von lang); rothe und ſchwarze Lefe (Schrift); dergleichen Worte fallen uns auf, aber der öſterreichiſche Kanzleiſtyl, aus dem die Journale zuweilen Proben bringen, enthält manche uns eben ſo fremdartige Subſtantiva, wenigſtens Abſtracta. ** Vornamen und Hinternamen (wenigſtens eben ſo richtig, als Zunamen; denn was wir Zunamen nennen, müßte bloß Namen heißen, wie im Franzöſiſchen nom oder nom de famille; Zunamen wäre etwas ganz anderes), nachmorgen (ohne Verleitung durch das, noch nicht gehörte, franzöſiſche après-demain); doppelt übermorgen (noch ſpäter als übermorgen), wo man ſchwanken kann, ob zu dieſer genialen Kühnheit das wirklich exiſtirende überübermorgen (wo alſo „über" doppelt geſagt iſt) verleitet hat, oder ob eine dunkle, freilich unrichtige Ahnung von dem Begriffe des Wortes doppelt als dem einer Verſtärkung vorſchwebte.

So treffen wir oft Spaßhaftes und tiefen Sinn gepaart. Heutetag, ſtatt heute, ſagte ein Kind, vielleicht verführt durch Nachmittag; man hätte aber glauben ſollen, es wäre ein kleiner Engländer, der ſein yesterday im Sinne hatte. Ein ſiebenjähriges Mädchen profanirte einen Geſangbuchvers durch Herplappern zur unrechten Zeit; darauf aufmerkſam gemacht, ſagte ſie: „Ach ja, das iſt gottig und betig." Solche Worte und Redensarten ſchafft nur die noch ungeſchwächte Urkraft der Sprache. Beſonders produktiv habe ich dieſelbe für Zeitwörter gefunden, z. B. du brillſt ja ſo, zu einer Dame geſagt, welche eine Brille trug; zu einem Manne würde das Kind dieß nicht geſagt haben, denn bei einem ſolchen wäre die Erſcheinung nicht auffallend genug geweſen, um ſolche ſprachſchöpferiſche Kraft hervorzurufen.

„Wenn ich ein Papa bin, wenn die Haare abgewachſen ſind," ſagte ein Knabe, deſſen Vater einen kahlen Kopf hatte. Dieſes „abwachſen" gehört in folgende Beobachtung: Die Kinderſprache — vergleiche das oben angeführte „Unknaul" — hat auch ein eigenes Geſchick, Zeitwörter in ihr Gegentheil zu verwandeln, was kein Reichthum der deutſchen Sprache iſt, was aber, gewiſſermaßen als Eigenthum der Urſprache in die engliſche Sprache übergegangen iſt, z. B. to unlock, to unfurnish. Dahin gehört die Lampe abſtecken, als

---

* Bei Scharfſinn, ſcharfſinnig, Scharfſinnigkeit liegt eine Vergleichung mit engliſchen Wortbildungen ſehr nahe, z. B. cheer, cherful, cheerfulness.

** Man kann wohl ſagen, daß es weit mehr deutſche (und eben ſo engliſche, franzöſiſche u. ſ. w.) Sprachen gibt, als, wer noch nie darüber nachgedacht hat, glaubt. Reden wir doch mit unſerem Schäfer, unſerem Knecht mehr oder weniger eine eigene Sprache. Ein Viertel auf ſechs iſt dem Rheinländer (welcher das im größten Theile Deutſchlands ungebräuchliche, aber freilich nicht mißzuverſtehende ein Viertel nach fünf ſagt) rein unverſtändlich und mag ſchon manche Verlegenheit bereitet haben, wenn man Abends beim Kellner das Wecken beſtellte. Ob nicht auch das Wörtchen bis, welches dem Deutſchen gewöhnlich „ausgeſchloſſen" bedeutet (z. B. Ich beſitze die Klaſſiker bis auf Herder, d. h. außer Herder), während das franzöſiſche jusque „eingeſchloſſen" heißt, da wo beide Sprachen zuſammenſtoßen, zuweilen ein kleines Unheil angerichtet hat?

Gegentheil von anſtecken, etwas abnageln, d. i. etwas Feſtgenageltes losmachen, alſo Gegentheil von annageln, * die Finger abdrecken (reinmachen).

Bei der Zeitwörterbildung zeigt ſich ferner eine beſondere Neigung zu Activen. Die Blätter hat der liebe Gott gewachſelt, das hat mich vertraurigt (traurig gemacht), das kränkt mich (macht mich krank). Das dritte iſt übrigens ein Beiſpiel anderer Art als die meiſten hier angeführten, das Kind hat ſich „kränkt" nicht gemacht (wie gewachſelt, vertraurigt), ſondern es hat nur ein öfter gehörtes, ihm freilich noch unklar gebliebenes Wort in eine vermöge des geläufigen „krank" ſehr nahe liegende Anwendung gebracht.

Die Kinder hören überhaupt uns Erwachſene gewiß meiſtens in viel größerer Einfalt an, als wir ahnen (das möge ſich auch der Lehrer geſagt ſeyn laſſen, der z. B. vielleicht ſehr gründlich von Umlaut ſpricht, während ein Theil der Schüler dabei an Umlauf denkt, oder der vor der Habſucht warnt und nicht die Colliſion von Habſucht und Waſſerſucht in den Köpfen ſeiner Zuhörer merkt), und dieß liefert manches drollige Contingent zu ihrem Sprachſchatze, d. h. zu dem was ſie ſprechen und was ſie ſich unter dem Gehörten denken.

(Schluß folgt.)

* Dieſes abſtecken, und vollends abwachſen und abnageln iſt eben nicht abnormer als découdre, auftrennen (aufnähen).

Johanna d'Arc.

(Fortſetzung.)

Nachdem die Richter ſolchergeſtalt alle Mühe nutzlos aufgewandt hatten, den Stimmen irgend eine Schande aufzubürden, brachten ſie am 15. März die ganze Sache zum Abſchluß. Da das Größere nicht zu erzielen war, ſo mußten ſie ſich mit dem Geringeren begnügen, Johannas Schuld in beſter Form zu beurkunden. Zu dem Ende hob der Fragſteller am 15. März folgendermaßen an: „Thut und erfüllt Ihr jederzeit, was die Stimmen Euch befehlen?" — „Aus allen meinen Kräften erfülle ich den mir durch die Stimmen ertheilten Auftrag unſeres Herrn, in ſo weit ich denſelben zu begreifen vermag. Und die Stimmen befehlen mir nichts ohne das Wohlgefallen des Herrn." — „Habt Ihr im Kriege nichts gethan ohne den Rath Eurer Stimmen?" — „Die Antwort beſitzt ihr bereits. Leſet genau euer Buch und ihr werdet ſie finden. Auf Verlangen der Krieger ward eine Waffenthat vor Paris unternommen, auch rückte ich vor la Charité auf Begehren meines Königs. Es geſchah das weder gegen noch auf Befehl der Stimmen." — „Habt Ihr je etwas gegen ihren Befehl und Willen gethan?" — „Was ich zu thun vermochte und verſtand, habe ich gethan und erfüllt nach meinen Kräften. Was den Sprung vom Schloßthurme zu Beaurevoir betrifft, ſo that ich den gegen ihren Willen, ich konnte mich nicht zurückhalten. Und als ſie meine Noth ſahen, und daß ich mich nicht mehr zu halten vermochte, beſchützten ſie mein Leben und bewahrten mich, daß ich nicht umkam. Was ich je in meinen großen Angelegenheiten (grans afaires) gethan, immer haben ſie mir beigeſtanden, und das iſt ein Zeichen, daß ſie gute Geiſter ſind."

Nach mehreren Zwiſchenfragen fremdartigen Inhalts ſuchte man ihr endlich den Gnadenſtoß zu geben: „Glaubt Ihr nicht, daß es eine große Sünde iſt, die heilige Katharina und Margaretha, welche Euch erſcheinen, zu betrüben und gegen ihre Vorſchrift zu handeln?" — „Allerdings, wer es zurecht zu legen weiß. Das, womit ich ſie je am meiſten betrübt, war der Sprung von Beaurevoir, ich habe ſie deßhalb um Verzeihung gebeten und eben ſo wegen der andern Betrübniſſe, die ich ihnen etwa verurſacht haben könnte." Der Promotor verſäumte natürlich nicht, aus dieſem hochwichtigen Geſtändniß einen beſondern Artikel (XXXVII) zu machen: Johanna iſt eingeſtändig, häufig das Gegentheil deſſen gethan zu haben, was ihr durch jene Offenbarung, deren ſie ſich von Seiten Gottes rühmt, vorgezeichnet und befohlen worden iſt, z. B. als ſie von St. Denis abzog nach dem Sturme auf Paris, als ſie von dem Thurme zu

Digitized by Google

Beaurevoir ſprang, und in gewiſſen andern Fällen. Es leuchtet daraus hervor, daß ſie entweder keine Offenbarungen von Gott gehabt oder die ausdrücklichen Vorſchriften und Offenbarungen verachtet hat, durch welche ſie vorgibt, in allen Fällen regiert und geleitet zu werden u. ſ. w. — Wie ſauer es den Richtern geworden iſt, das Fehlſchlagen ihrer Unterſuchung in der Hauptſache zu verſchmerzen, zeigt ſich beſonders in dem Beſtreben d'Eſtivets, auf anderem Wege den Beweis einzuſchwärzen, daß die Jungfrau von ihren Stimmen im Stich gelaſſen worden ſey. In ſeinem LVII. Artikel nämlich verdächtigt er auf Grund der eingeholten Nachrichten, denen der einigermaßen Unterrichtete das Mißverſtändniß an der Stirn anſieht, Johannas Ausſagen über Paris, la Charité, Pont-Lévêque, Compiègne als augenſcheinliche Lügen und hebt namentlich in Bezug auf Paris unter andern die läſterliche Aeußerung der Jungfrau hervor: „Jeſus hat mir ſein Verſprechen nicht gehalten.“ Johanna ſtellte dieß unbedingt in Abrede und bezog ſich hinſichtlich der übrigen Punkte lediglich auf ihre früheren Bekenntniſſe.

Auf Läſterworte ähnlichen Schlages hatte bereits Peter Cauchon in der „Unterſuchung über Beaurevoir (3. März) angeſpielt.“ „Waret Ihr damals (nach dem Sprunge) erbost und fluchtet Ihr dem Namen Gottes?“ — „Niemals,“ entgegnete Johanna mit beſtem Gewiſſen, „habe ich einem Heiligen oder einer Heiligen geflucht, und nie war ſchwören meine Gewohnheit.“ — „Verhießet Ihr Euch nicht bei Gott, Ihr würdet den Hauptmann von Soiſſons, ſo Ihr ihn in Eure Gewalt bekämet, viertheilen laſſen?“ — „Nie habe ich mich bei einem oder einer Heiligen verheißen. Wer das geſagt, hat mich übel verſtanden.“ Nochmals lenkte la Fontaine (14. März) auf den angeregten Punkt zurück. „Als Ihr (nach dem Sprunge) wieder zu Sprache gekommen, fluchtet Ihr da nicht Gott und ſeinen Heiligen, wie es in den eingezogenen Erkundigungen ſteht?“ — „Deſſen erinnere ich mich nicht und ſo weit ich mich entſinne, fluchte ich niemals Gott und ſeinen Heiligen weder dort noch anderwärts; ich habe das nie gebeichtet, weil ich mich nicht erinnere, es geſagt oder gethan zu haben.“ — „Wollt Ihr Euch dieſerhalb nicht auf die Erkundigungen verlaſſen, die man darüber angeſtellt hat oder anſtellen wird?“ — „Ich verlaſſe mich auf Gott und auf keinen andern, ſo wie auf eine gute Beichte.“

Noch einen andern Weg erſahen die Richter, Johannas Stimmen einen tödtlichen Streich zu verſetzen. Nicht bloß einzelne Unternehmungen waren der Jungfrau mißglückt, ihre ganze Miſſion war im Grunde geſcheitert. In Wort und Schrift hatte ſie vier Aufgaben bezeichnet, welche Gott ihr zum Heile Frankreichs übertragen habe. Zwei derſelben waren erfüllt, zwei noch ungelöst. Ehe die Gottgeſandte alle Feinde von vaterländiſcher Erde vertrieben und den Herzog von Orleans aus engliſcher Gefangenſchaft befreit hatte, war ſie ſelbſt in die Gefangenſchaft der Engländer gerathen. Wie nun? Gab die Bethörte zu, daß die Stimmen ihr gelogen? Wenn dieß, ſo waren ſie nicht Engels- und Heiligenſtimmen. Oder trug ſich die Gefangene etwa mit Offenbarungen, daß ihre Bande durch ein Wunder Gottes würden geſprengt und ſie noch einmal ihrem Berufe ſollte zurückgegeben werden? Dann hatten die Richter den Beweis für das Gegentheil ſo zu ſagen in Händen, den Johannas Tod beſiegeln mußte. Der Ausgang des Proceſſes war ja nach menſchlicher Vorausſicht in ihre Macht gegeben, auf ihrem Urtheilsſpruch beruhte Leben und Tod der Jungfrau. Durch das Todesurtheil konnten ſie demnach ſowohl die Betrogene von der Eitelkeit jener Weiſſagungen, als die Welt von dem Ungrund der ganzen Miſſion überzeugen.

Daß die Jungfrau auf eine Befreiung aus dem Kerker rechnete, mußte das Gericht, abgeſehen von den beiden noch rückſtändigen Aufgaben ihrer Miſſion, ſchon aus dem Umſtande folgen, daß Johanna gleich im erſten Verhöre unverholen erklärt hatte, ſie wünſche zu entfliehen, und niemand könne ſie im Falle des Gelingens eines Wortbruches bezichtigen, weil ſie niemanden ihr Wort verpfändet, d. h. ſich vor Compiègne nicht freiwillig ergeben habe, ſondern mit Widerſtreben entwaffnet und in die Kriegsgefangenſchaft abgeführt worden ſey. Weiteren Verdacht erregte im dritten Verhör (24. Februar) Johannas Drohwort an den Biſchof: „Ihr begebt Euch in große Gefahr,“ ſo wie das Geſtändniß: „Die Stimme hat mir in voriger Nacht vieles zum Beſten meines Königs geſagt, wovon ich wünſchte, er wüßte es, denn er würde fröhlicher ſeyn bei ſeiner Mahlzeit,“ ein Ausſpruch, woraus zweierlei zu ſchließen war, erſtlich daß Johanna noch fortwährend Offenbarungen über dasjenige empfing, was ſie ihren göttlichen Beruf nannte; und zweitens, daß dieſe Offenbarungen das Heil Frankreichs verbürgten. „Hat Euch,“ ſo fährt deßhalb Beaupère unmittelbar darauf fort, „Euer Rath offenbart, daß Ihr aus dem Kerker entkommen werdet?“ — „Wahrhaftig, das werde ich Euch ſagen,“ entgegnete Johanna für dießmal abweiſend. Höher noch ward die Neugier der Gerichtsherrn geſpannt, als im fünften Verhör (1. März) die Jungfrau im Tone der Prophetin Frankreichs endlichen Sieg und Englands völlige Niederlage verkündigte. Nach mehreren Zwiſchenfragen begann der Biſchof: „Was haben Euch die Heiligen verſprochen?“ — „Nichts ohne

Digitized by Google

Gottes Erlaubniß," versetzte Johanna. — „Was für Versprechnngen haben sie Euch gemacht?" — „Das geht euern Proceß durchaus nichts an. Sie haben mir unter anderem gesagt, mein König werde sein Reich wieder erhalten, möchten es die Gegner wollen oder nicht. Mich haben sie versprochen in's Paradies zu führen, wie ich sie gebeten." — „Ist Euch sonst noch ein Versprechen geworden?" — „Ja, ich habe eins erhalten, werde es aber nicht sagen, denn es geht den Proceß nichts an. Binnen drei Monaten werde ich das andere Versprechen verkünden." — „Haben die Stimmen gesagt, Ihr würdet in Zeit von drei Monaten aus dem Gefängniß befreit werden?" — „Das geht euern Proceß nichts an. Indessen ich weiß nicht, wann ich werde befreit werden (d. h. Johanna weiß den Zeitpunkt nicht bestimmt). Die, welche mich aus dieser Welt schaffen wollen, können leicht vor mir gehen." — „Hat Euch Euer Rath gesagt, Ihr würdet aus dem Gefängniß befreit werden, worin Ihr gegenwärtig seyd?" — „Sprecht mir davon in drei Monaten und ich will euch antworten. Fragt einmal die Beisitzer auf ihren Eid, ob die Sache den Proceß angeht." Als die Beisitzer sich bejahend äußerten, fuhr Johanna fort: „Ich habe euch immer gesagt, ihr würdet nicht alles von mir erfahren. Es muß allerdings geschehen, daß ich einmal frei werde. Ich will mir Erlaubniß erbitten, euch darüber zu antworten, darum begehre ich Aufschub." *

Sogleich im sechsten Verhör warf Peter Cauchon wieder die Frage auf: „Wißt Ihr durch Offenbarung, daß Ihr entkommen werdet?" — „Das geht euern Proceß nichts an. Wollt ihr, daß ich gegen mich rede? Meiner Treu, ich weiß nicht Tag und Stunde, wo ich entkommen werde." — „Haben Euch die Stimmen etwas darüber im Allgemeinen gesagt?" — „Ja allerdings, sie haben mir gesagt, ich würde befreit werden, aber ich weiß weder Tag noch Stunde, und möge getrost ein heiteres Gesicht machen." Von dieser Hoffnung getragen, bemerkte Johanna im Lauf der Untersuchung über das dem König gegebene Zeichen (10. März): „Das Zeichen, welches euch noth thut, ist das, daß Gott mich aus euern Händen befreie, dieß ist das sicherste, welches er euch schicken kann." In derselben Zuversicht spricht sie (12. März). „Der Engel ist immer ein und derselbe, nie hat er mich getäuscht," und beharrt dabei trotz des scheinbaren Gegentheils. — „Hat Euch der Engel nicht hinsichtlich der Glücksgüter betrogen, da Ihr ja gefangen seyd?" „Well es Gott also gefällt, so glaube ich, es ist das Beste, daß ich gefangen bin." — „Hat Euch der Engel nicht in Bezug auf die Gnadengüter hintergangen?" — „Wie sollte er das, da er mich täglich stärkt! Diese Stärkung wird mir durch die heilige Katharina und Margaretha."

Schon in Beaurevoir hatte Johanna den Trost empfangen, ihrer Banden dereinst ledig zu werden. Die heilige Katharina hatte sie nämlich von dem Sprunge mit Versicherung abgemahnt: „Ihr werdet nicht befreit werden, bis Ihr den König von England gesehen habt." So schmerzlich diese Botschaft eines theils war, sie verbürgte der Jungfrau andererseits den göttlichen Rathschluß ihrer Befreiung. La Fontaine faßte die Worte sofort in diesem Sinne und kam noch in derselben Sitzung (14. März) auf die Sache zurück, indem er Auskunft von der Jungfrau über die Gefahr forderte, wovon sie den Bischof und die andern Gerichtsherrn in Folge des Processes bedroht glaube. Johanna wiederholte: „Habt Acht, daß ihr nicht falsch richtet, denn ihr werdet euch in große Gefahr bringen. Ich warne euch hiemit, auf daß, wenn der Herr euch dafür züchtigt, ich meine Schuldigkeit gethan habe." — „Was ist das für eine Gefahr?" — „Die heilige Katharina hat mir gesagt, daß ich Hulfe erhalten werde. Ich weiß nicht, ob darunter zu verstehen ist, daß ich aus dem Gefängniß befreit werde, oder ob beim Urtheilsspruch sich ein Getümmel erheben wird, wodurch ich befreit werden kann: ich denke, es ist das eine oder das andere. Sehr oft verkünden mir die Stimmen, ich würde befreit werden durch einen großen Sieg. Weiter sagen sie mir: Nimm alles geduldig hin, härme dich nicht über dein Märtyrerthum, du wirst dadurch zuletzt in das Himmelreich des Paradieses eingehen. Das verkündigten mir die Stimmen einfach und unbedingt, d. h. als ganz unfehlbar. Ich verstehe unter meinem Märtyrerthum den Kummer und das Elend, die ich im Gefängniß erdulde, und weiß nicht, ob mir noch größeres Leid bevorsteht, verlasse mich aber dieserhalb auf den Herrn."

Auch der mißlungene Fluchtversuch von Beaulieu gab La Fontaine einen erwünschten Anknüpfungspunkt (15. März), um die Hoffnungen zu ergründen, womit Johanna sich im Kerker tröstete. „Niemals," bekannte diese, „bin ich irgendwo gefangen gewesen, ohne daß ich gern entflohen wäre.... Ich glaube, daß es Gott nicht gefiel, mich für dasmal entkommen zu lassen, und daß ich den König von England sehen müsse." —

* So sprach Johanna am 1. März, drei Monate später, beinahe auf den Tag (30. Mai), brachte ihr der Tod die Freiheit von Ketten und Banden.

Digitized by Google

„Habt Ihr," fuhr der Unterſuchungsrichter fort, „Erlaubniß von Gott oder von Euren Stimmen, aus dem Gefängniß zu entfliehen, ſo oft es Euch beliebt?" — „Ich habe ſie," antwortete Johanna treuherzig, „mehrmals erbeten, aber noch nicht erhalten." — „Würdet Ihr denn gegenwärtig gehen, wenn Ihr dazu eine Gelegenheit erführt?" — „Sähe ich die Thür offen, ſo würde ich gehen, und es gälte mir das für eine Erlaubniß unſeres Herrn. Und ich glaube feſt, ſähe ich die Thür geöffnet und meine Hüter, ſo wie die andern Engländer könnten mir keinen Widerſtand leiſten, ich würde das für die Erlaubniß anſehen und daß der Herr mir Hülfe ſenden wolle. Ohne Erlaubniß aber ginge ich nicht, es ſey denn, daß ich einmal einen Verſuch machte zu gehen, um zu ſehen, ob der Herr damit zufrieden wäre. Denn hilf dir ſelbſt, ſo wird Gott dir helfen. Und das ſage ich, damit man nicht ſpreche, wenn ich von dannen gehen ſollte, ich ſey ohne Erlaubniß gegangen." Wie ſicher Johanna auf ihre Erlöſung von Ketten und Kerker baute, ſprach ſie auch am letzten Verhörstage (17. März) mit bewegter Seele aus: „Ich glaube feſt, Gott wird mich nimmer ſo tief ſinken laſſen (bis zur Abführung auf die Richtſtätte), ohne mir alsbald Hülfe zu ſenden, und zwar durch ein Wunder." Unter dem Wunder iſt ohne Zweifel der große Sieg zu verſtehen, der ihr nach der Weiſſagung der Heiligen vor Ablauf eines Vierteljahrs die Freiheit wieder geben ſollte. In Folge des großen Siegeswunders wird, wie Johanna meint, entweder ihr Gefängniß aufgethan werden, oder auf dem Richtplatz ſelbſt wird ſich ein Getümmel in dem Augenblick erheben, wo man ſie zu dem aufgeſchichteten Holzſtoß abführen will.

Pſychologiſch wichtig iſt namentlich die drittletzte Antwort der Jungfrau, weil ſie darin beſtimmt unterſcheidet, was ihr die heilige Katharina verkündet und wie ſie ſelbſt die Worte derſelben gedeutet hat. „Die Heiligen," ſagt Görres, „hatten ihr verkündet, ſie würde durch einen großen Sieg mit dem Beiſtande Gottes aus dem Gefängniß befreit werden. Sie ſolle ihr Schickſal mit Geduld hinnehmen und ſich um ihr Martyrthum nicht grämen, denn von dort gehe ihr Weg zum Paradies. Offenbar verſtanden ſie unter dem großen Sieg die heilige Ergebung der Jungfrau, ihre Liebe, ihren Muth und ihre Geduld, womit ſie ihr Martyrthum ertragen und die Qualen des Feuertods, ohne Haß gegen ihre Mörder, beſiegen würde, um dann, befreit aus dem Kerker des irdiſchen Lebens, zu dem Paradieſe Gottes aufzuſteigen und dort die ewige Siegeskrone zu empfangen. Das war der Sinn jener Bilder, worin die Heiligen ihre Weiſſagung gehüllt."

Doch Johanna bebte allzuſehr vor den Qualen eines ſo entſetzlichen Todes in der Blüthe ihrer Jahre zurück; in dem Vertrauen auf ihre göttliche Sendung ſchien ihr der Gedanke zu ſchrecklich, als ſolle das der Lohn ſeyn für alles Gute, was ſie auf den Befehl Gottes, ohne Mühen und Gefahren zu ſcheuen, für Frankreich gethan; es ſchien ihr nicht glaublich, daß Gott alſo ihre Unſchuld martern laſſen wolle; ihrem lebendigen, unermüdlichen Geiſte waren die engen Mauern des Kerkers mit ſeinen erbarmungsloſen Wächtern und ſeinen ungerechten Richtern ſchon ein ſo großes Leiden, daß ſie ohne die Tröſtung ihrer Heiligen ſchon vor Kummer geſtorben zu ſeyn glaubte; ſie legte darum, ſich ſelbſt täuſchend, die Worte der Heiligen auf ihre leibliche Befreiung aus den Händen ihrer Feinde durch irgend einen Sieg oder Aufſtand aus. Und gerade dieſe Verſchiedenheit deſſen, was die Heiligen ſagten, und wie ſie ſelbſt es ſich auslegte, iſt der beſte Beweis für die Wahrheit ihrer Offenbarungen und zeigt, daß ihre Erſcheinungen keine eiteln Trugbilder ihrer aufgeregten Einbildung waren.

Von ihren früheren Thaten, wären ihre Worte nicht ſo wunderbar genau in Erfüllung gegangen, hätte man doch immer ſagen können, wie man es auch geſagt hat, ſie habe ſich ſelbſt getäuſcht. Bei ihrer großen Liebe zu ihrem Vaterlande und ihrem König, deren Unglück ihr Tag und Nacht keine Ruhe ließ und wofür ſie ſo ſehnlichſt Gottes Hülfe herab rief, da war es natürlich, könnte man ſagen, daß ſie ſich vorſpiegelte und überredete, das zu ſehen, was ihre heißeſten Wünſche begehrten. Das geängſtete, jammernde Mädchen ſah mit den Augen der Einbildungskraft die wunderbaren Helfer im Glanze eines höheren Lichtes, von Gott geſandt, herniederſteigen, um Frankreich jene übernatürliche Hülfe zu bringen, ohne die alles rettungslos verloren ſchien. Sie ſah im Geiſte die Siege ihres Königs und ſeines guten Rechtes voraus, und ergriffen von dieſem Geiſte der Zuverſicht und des Vertrauens auf eine höhere Macht, der auch das Unmöglichſte möglich ſey, vermochte ſie wirklich, das zu erfüllen, was anfangs nur Wünſche und Traumbilder ihres hoffenden Herzens waren. Auch in ihrer körperlichen Beſchaffenheit, die der regelmäßigen Schwäche ihres Geſchlechts nicht unterworfen war, könnte man hiefür einen ſcheinbaren Grund der Beſtätigung finden.

Dieſe Erklärung kann aber für ihre Weiſſagung im Gefängniß nicht gelten. Wie ſie ſich früher nach dem Sieg und der Rettung Frankreichs geſehnt, ſo ſehnte ſie ſich jetzt nach der eigenen Freiheit. Sie hatte dazu mit Gefahr ihres Lebens und ſelbſt gegen den Willen ihrer Heiligen Verſuche gemacht, ſie hatte ſie oft inſtändig darum gebeten, es war ihr ganz unglaublich,

Digitized by Google

daß Gott über alles, was ſie bisher erlitten, nachdem ſie ihm treu und aufrichtig gedient, ſie dem Scheiterhaufen zuführen ſollte; „*Ich glaube nicht*," ſagte ſie ausdrücklich zu ihren Richtern, „daß Gott mich ſo tief ſinken laſſen wird, ohne mir in kurzer Zeit und zwar durch ein Wunder Hülfe zu ſenden." Ging alſo hierauf all ihr Sinnen, iſt da nicht anzunehmen, daß ihre Erſcheinungen, wären ſie nichts als die Bilder einer aufgeregten, krankhaften Einbildung geweſen, ihr auch jetzt die ſehnlich erwünſchte Nachricht ihrer Befreiung aus dem Kerker verkündet hätten, wie früher die Erhebung Frankreichs aus ſeiner hoffnungsloſen Erniedrigung? Doch hievon geſchah nichts, die Heiligen fuhren zwar fort, auch jetzt den Fall Englands und den Sieg ihres Königs mit klaren und deutlichen Worten zu verkünden, für ſie ſelbſt aber hatten ſie nichts, als das Martyrthum und das Himmelreich; deutlich genug, um von jedem andern verſtanden zu werden, aber auch verhüllt genug, um ihr die entſetzliche Qual zu erſparen, den furchtbaren Tod des Scheiterhaufens drei Monate voraus zu wiſſen und ſein allmähliges Herannahen zu ſehen, dann „*fragt mich*," hatte ſie geſagt, „*nach drei Monaten, das iſt an ihrem Todestage, und ich will euch das Verſprechen verkünden, das meine Heiligen mir gegeben haben.*" Ihre Stimmen ſagten alſo etwas ganz anderes, als ſie ſelbſt wünſchte oder auch nur für glaublich hielt."

Von dem Standpunkte der heutigen Wiſſenſchaft aus erklärt dagegen Haſe die Sache kurz: „So hat ſie die dunkle Wahrheit, deutet ſie aber nach ihrem Wunſche," und ausführlicher: „In der That, dieſer Engel, dieſe heilige Katharina iſt ihr unbewußt ihre eigene hohe Seele, wie ein Dämon des Sokrates, daher läßt ſie von ihren Rathſchlägen ſich leiten und ſagt gar naiv von ihren Heiligen: „Ich bin immer ihrer Meinung." — Dem ſcheint entgegenzuſtehen, daß doch das Wollen und Wiſſen der Heiligen auch als ein ganz anderes erſcheint, als das der Jungfrau: daß ſie Orleans befreie und den König nach Reims führen ſoll, dieſe Berufung, vor der das arme Mädchen von Domremy zurückſcheut; die Weiſſagung ihres Martyrthums, die ſie nach ihrer Hoffnung deutet; und gegen den Willen ihrer Heiligen hat ſie ſich vom Thurme geſtürzt. Allein der wäre ein ſehr erhabener oder ſehr beſchränkter Menſch, der immer nur eins wollte, und wer unter uns hätte nie etwas in ſich gefühlt wie ein zweifaches Ich! Wie die Gedanken ſich unter einander verklagen, ſo berathen ſie ſich auch unter einander, und waren die Geiſter der Jungfrau nur hinausgeworfene Strahlen ihres eigenen Geiſtes, ſo liegt darin naturgemäß, daß derjenige Theil des Ich, der im Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt geblieben iſt, in ſeiner Unterſcheidung von dem erſcheinenden Genius dieſem das beſſere Theil des gemeinſamen Beſitzthums zutheilt, ſo wie umgekehrt bei dem Verkehre mit böſen Geiſtern dieſen die verführende Macht zugeſchrieben wird, welche im eigenen Ich liegt."

Von einem großen Siege alſo hofft Johanna binnen drei Monaten ihre Freiheit. Iſt dieß ein Sieg, durch den Frankreich das Joch der Fremdherrſchaft vollends zerbrechen, durch den England jeden Beſitz dieſſeits des Meeres verlieren wird? Iſt es überhaupt ein Waffenſieg, ſo kann es doch keineswegs der Sieg der Entſcheidung ſeyn. Denn der Endſieg nach franzöſiſcher Freiheit wird nach Johannas Idee nicht ohne *die* erfochten, der Gott den Beruf dazu vom Himmel gab, nicht ohne *die*, welche die Freiheitsidee Frankreichs leibhaftig iſt. Warum iſt es ein *Muß*, daß Johanna frei werde? Was für eine *Offenbarung* iſt es, welche die Heldin täglich ſtärkt, ohne die ſie längſt des Todes wäre? Etwa die Zuſicherung bloß der eigenen Freiheit? Gibt es für die Heldin, in welcher der Geiſt Frankreichs gleichſam Perſon geworden, eine Freiheit, die nicht zugleich auf die Freiheit Frankreichs Bezug hätte? Oder iſt das bloße *Wiſſen*, daß der König das franzöſiſche Reich wieder gewinnen wird, Troſt und Stärke genug für ein Herz, dem der Glaube an ſeine göttliche Miſſion das Leben iſt? das nicht einmal die Rettung der Stadt Compiègne denken konnte ohne die Gegenwart der eigenen Perſon? Hören wir der Kriegerin Prophetenſtimme.

Als man ihr im fünften Verhör (1. März) eine Abſchrift des Briefes vorlas, den ſie an die engliſchen Feldherrn vor Orleans hatte ſchreiben laſſen, bekannte ſie ſich zu dem Geſammtinhalte deſſelben mit Ausſchluß von drei Ausdrücken und fuhr dann folgendermaßen fort: „Ich ſage euch, bevor ſieben Jahre vergehen, werden die Engländer ein größeres Pfand laſſen, als vor Orleans. Alles werden ſie in Frankreich verlieren. Sie werden den größten Verluſt erleiden, den ſie je in Frankreich erlitten, und das wird durch einen *großen Sieg* geſchehen, den Gott den Franzoſen verleihen wird." * — „Woher wißt Ihr das?" — „Ich weiß es durch die Offenbarung, die mir darüber geworden, und daß es vor ſieben Jahren geſchehen wird. Es würde mir ſehr leid ſeyn, wenn es ſich ſo lange verzögerte. Ich weiß das durch Offenbarung und weiß es ſo gewiß, als ich weiß, daß ihr jetzt vor mir ſteht." — „Wann wird ſich das begeben?" — „Tag und Stunde weiß ich

* Wallon, II, 31: Fünf Jahre darnach, im Jahre 1436, verloren die Engländer ihr Pfand Paris und bald darauf den Reſt des Königreichs.

Digitized by Google

nicht." — „In welchem Jahre wird sich's ereignen?" — „Das werdet ihr noch nicht erfahren, doch wünsche ich sehr, daß es vor dem Feste des heiligen Johannes geschehe." — „Habt Ihr gesagt, es werde vor dem Winterfeste des heiligen Martin geschehen?" — „Ich habe gesagt, man werde vor dem Winter-Martinifeste vieles erleben und möglicherweise sind es die Engländer welche niedergeworfen werden." — „Was habt Ihr zu Eurem Wächter Johannes Gris von jenem Martinifeste geredet?" — „Ich habe es euch gesagt." — „Durch wen wißt Ihr, daß dieß geschehen wird?" — „Durch die heilige Katharina und Margaretha."

Am letzten Verhörsmorgen wiederholte Johanna diese Weissagung: „Was meine guten Werke betrifft, die ich verrichtet, und meine Ankunft, so muß ich mich auf den König des Himmels berufen, der mich zu Karl gesandt hat, welcher ein Sohn König Karls von Frankreich ist und König von Frankreich seyn wird. Ihr werdet sehen, daß die Franzosen sehr bald einen großen Sieg erfechten werden, den Gott ihnen senden wird, und also groß, daß er beinah das ganze Königsland Frankreich erschüttern wird. Ich sage dieß, damit, wenn es in Erfüllung gegangen, man dessen eingedenk sey, daß ich es gesagt." — „In welcher Zeit wird es sich zutragen?" — „Das stelle ich unserem Herrn anheim." Und gegen Ende der Sitzung: „Ich weiß, daß die Engländer aus Frankreich vertrieben werden, die ausgenommen, welche hier sterben, und daß Gott den Franzosen Sieg über die Engländer geben wird." Dem XXI. Artikel des Promotors gegenüber bleibt Johanna bei ihrer Prophezeihung: „Hätten die Engländer meinen Briefen geglaubt, so hätten sie klug daran gethan. Vor Ablauf von sieben Jahren werden sie zur Einsicht gelangen über das, was ich ihnen geschrieben."

Daß unter dem entscheidenden Sieg, welcher nach Johannas Prophetenwort England ein größeres Pfand als Orleans, ja den Verlust von ganz Frankreich kosten wird, nicht der wunderbare Sieg verstanden seyn kann, wodurch die Gefangene aus ihren Banden errettet zu werden hofft, leuchtet schon aus der Zeitbegrenzung jedem Unbefangenen auf den ersten Blick ein. Das letztere Ereigniß soll ja vor Ablauf von drei Monaten, also noch vor dem ersten Juni stattfinden, jene Entscheidungsschlacht dagegen kann sich noch gegen sieben Jahre hinziehen und wird frühestens vor Johannis- oder Martinitag geschlagen werden. Diese früheste Zeitbestimmung beruht überdieß nicht auf einer unbedingt sichern Angabe der Heiligen, sondern zumeist auf dem heißen Wunsche der Heldin, und es kehrt somit in diesem Falle wieder, was wir in ähnlicher Weise bei der Befreiung aus der Gefangenschaft gefunden haben. Wie hier die Stimmen nur die Thatsache verbürgten, Johanna aber die Offenbarung nach ihres Herzens Sehnsucht auslegte, so setzte sie auch den endlichen Sieg des Vaterlandes, den die Heiligen mit den Grenzen eines siebenjährigen Zeitraums umschlossen, in eine möglichst nahe Zukunft. Ihre große Seele, in welcher der Feuergeist ihres Volks sich mit dem Glutstrahl heiliger Begeisterung vermählte, rückte das Außerordentliche, das Ersehnte so viel als möglich in die Gegenwart. Da es sonach keinem Zweifel unterliegt, daß die Rettungsschlacht Frankreichs nach Johannas Befreiung erfolgt, so ist damit eine Hauptstütze für die Annahme gefunden, daß Johanna nach ihrer Ueberzeugung den Freiheitskampf mitkämpfen und darin ihr Werk zu dem verheißenen Ende führen wird.

Wie kommt es aber, daß die Richter diese Frage nicht aufgeworfen haben? Daher, weil sie die Antwort Schwarz auf Weiß in den Händen hatten. In dem Briefe Johannas an die Belagerer von Orleans, der zu der ganzen Untersuchung den nächsten Anstoß gab, standen nämlich die Worte: „Ich bin hierher gekommen von Gottes wegen, des Himmelskönigs, um euch Leib gegen Leib aus ganz Frankreich zu verjagen." Den Ausdruck „Leib gegen Leib" erklärte Johanna für unächt, den Hauptgedanken aber ließ sie in seinem ganzen Umfange bestehen zum untrüglichen Zeichen, daß ihr die Idee noch eben so fest stand, als im Augenblick des Niederschreibens. Das Unwesentliche verwarf sie, das Wesentliche erkannte sie an, wozu also unnütze Weitläufigkeiten? Bei solchem Verhalt der Sache begreifen wir, daß Johanna nicht bloß um der Rohheit ihrer Wächter willen an der Mannestracht fest hielt; wir verstehen, warum sie noch keine Erlaubniß zum Ablegen derselben von Gott zu haben glaubte; wir ermessen die Tragweite ihres Ausspruchs: „Entließe man mich im Weiberrock, so würde ich alsbald ein Mannskleid anziehen und thun, was mir von unserem Herrn befohlen ist. Um keinen Preis würde ich den Schwur thun, mich nicht zu bewaffnen und Mannskleider anzuziehen, um den Willen des Herrn zu vollbringen." — „Wenn ich vollbracht habe, wozu ich von Gott gesandt bin, werde ich Frauenkleider anlegen." Wir durchschauen endlich, warum es ein Muß ist, daß Johanna frei werde. Ihre Freiheit ist ja die Freiheit des Vaterlandes.

Wie klar die Richter diese Gedankenbilder unserer Heldin durchschauten, dafür gibt auch folgender Umstand einen unwiderlegbaren Beweis. „Wäre ich in meinem Männeranzuge," sagte Johanna am 12. März, „bei der andern Partei, so glaube ich, es würde ein großes Glück für Frankreich seyn, wenn ich eben so

Digitized by Google

handelte, wie ich vor meiner Gefangenſchaft gethan.“ Unmittelbar darauf fragte la Fontaine: „Wie würdet Ihr den Herzog von Orleans befreit haben?“ — „Ich hätte dieſſeits des Meeres recht viele Engländer gefangen genommen, um ihn wieder zu erhalten, und hätte ich ihrer nicht genug dieſſeits gefangen, ſo wäre ich über das Meer gegangen, um ihn mit Gewalt aus England zu holen.“ — „Haben Euch die heilige Katharina und Margaretha unbedingt verſprochen, daß Ihr Leute genug fangen würdet, um den Herzog zu bekommen, oder daß Ihr andernfalls über das Meer ſetzen würdet, um ihn zu holen und binnen drei Jahren zurückzubringen?“ — „Ja, ich ſagte das meinem König, und daß er mich ſolle Gefangene machen laſſen. Hätte ich drei Jahre ohne Hinderniß gedauert, ich hätte den Herzog befreit. Es war mir dazu eine kürzere Friſt geſtellt, als drei Jahre, und eine längere, als ein Jahr.“

Es ſtimmt damit Alençons Bericht: „Ich hörte einmal Johanna zum König ſagen, ſie werde ein Jahr dauern und nicht viel mehr, und man ſolle in dieſem Jahre an ein tüchtiges Handeln denken, denn ſie habe vier Laſten, nämlich die Engländer zu verjagen, den König krönen zu laſſen, den Herzog von Orleans zu befreien und Orleans zu entſetzen. Johanna that gut daran, dem thatenſcheuen Karl VII. die längere Friſt zu verſchweigen und überdieß tag es, wie wir geſehen, durchaus in ihrem Charakter, die kürzeſten Zeitfriſten für ihre Lebensaufgabe in's Auge zu faſſen. Halten wir nun die Weiſſagung über den Herzog mit der andern über die Rettungsſchlacht zuſammen, ſo ergibt ſich dreierlei mit Wahrſcheinlichkeit: erſtens, daß Johanna die Befreiung des Herzogs als Folge dachte jenes entſcheidenden Sieges, bei dem es an Gefangenen nicht fehlen konnte; zweitens, daß die Jungfrau die nächſte Zeitferne für den Endſieg nicht allein aus Herzensbedürfniß und Sehnſuchtsdrang patriotiſchen Liebeseifers ergriff, ſondern auch der urſprünglichen Verheißung halber, welche den Herzog von Orleans betraf. Denn fiel der Hauptkampf vor Martini, ſo lag er innerhalb der Grenze von jenen drei Jahren, und hatte er die Rückkehr des Herzogs in ſeinem Gefolge, ſo waren damit die vier Werke vollbracht, zu deren Ausrüſtung einſt der Ruf Gottes an das Landmädchen von Domremy ergangen war. Drittens endlich berechtigen die Worte: „Hätte ich drei Jahre ohne Hinderniß gedauert“ zu der Annahme, daß jene Prophezeihung der Heiligen, welche für das Befreiungswerk Frankreichs den Zeitraum von drei Jahren beſtimmte, die urſprüngliche geweſen, und daß die Erſtreckung des Termins auf ſieben Jahre erſt ſeit Johannas Gefangenſchaft erfolgt iſt. Wir irren ſchwerlich, wenn wir in dieſer neuen Offenbarung die Stimme der Heiligen erkennen, welche in der Nacht auf Sonnabend den 24. Februar der Jungfrau „vieles zum Beſten des Königs entdeckt hat, wovon ſie wünſchte, daß es Karl VII. wiſſen möchte, damit er fröhlicher ſey bei der Mahlzeit.“ Das Gluthverlangen der Heldin ſtellte den Zeitpunkt, wo die letztere Offenbarung ſich erfüllen werde, noch in das laufende Jahr. Die Unfähigkeit, den Hauptſieg Frankreichs von ihrer Perſon zu trennen, gab ihr die Zuverſicht eigener Mitwirkung, dergemäß ſie auch die Befreiung aus dem Kerker deutete.

Die Heiligen aber hatten dem Wortlaut der Weiſſagung nach weder das eine noch das andere gewährleiſtet. Die Täuſchung fällt alſo beide male nicht ihnen, ſondern der Jungfrau zur Laſt. Wer trotz der hellſten Gegenbeweiſe bei der Anſicht beharren ſollte, daß Johannas Beruf ſich von Anfang an nicht über Reims ausgedehnt habe, dem wollen wir hier einen Wink geben, wie bei dieſer Annahme die Jungfrau von dem Vorwurf, entweder wider Verbot oder doch ohne Gebot auf der Kriegsbahn geblieben zu ſeyn, ſo ziemlich gereinigt werden kann. Wie? wenn die Heiligen ihr nur die beiden Aufgaben, Orleans zu entſetzen und den König zu krönen, beſtimmt geſtellt, die beiden andern Punkte dagegen lediglich als Folge der erſteren geweiſſagt hätten? Wie leicht hätte die Feuerſeele der Heldin das Ganze ſtatt der Hälfte als ihre Miſſion deuten können. Das wäre ein Irrthum, ähnlich dem über Sinn und Zweck ihrer Erlöſung aus der Kerkerhaft, es wäre Mißverſtand, gepaart mit mehr oder weniger Selbſtbetrug des Herzens, das nur zu leicht glaubt, was es wünſcht. Auf jeden Fall entſchuldbarer, als bewußter Ungehorſam und eigenmächtiges Ueberſchreiten der gegebenen Berufsſchranke, ſelbſt wenn König und Heer dazu gedrängt hatten. Vorzugsweiſe der metaphyſiſchen Auffaſſung der Heiligen müßte dieſe Auskunft willkommen ſeyn.

Johannas Briefe waren den Richtern ein Greuel nicht bloß ihres Inhalts, ſondern auch der Aufſchrift wegen. Wie ziemten ſich die heiligen Namen Jeſus Maria mit dem heiligen Kreuze über der unheiligen Sache? Man ſtellte die Jungfrau deßhalb am erſten März zur Rede. „Pflegtet Ihr auf Eure Briefe die Namen Jeſus Maria zu ſetzen mit dem Kreuz?“ — „Auf einige ſetzte ich ſie, auf andere nicht; manchmal ſetzte ich das Kreuz zum Zeichen, daß der von meiner Partei, an den ich ſchrieb, nicht thun ſolle, was ich ihm ſchrieb.“ Das war demnach eine Kriegsliſt, angewandt in Fällen, wo zu beſorgen ſtand, daß der Feind die Botſchaft auffangen könnte. Peter Cauchon wünſchte

Digitized by Google

dieß ausdrücklich bestätigt zu sehen, indem er im Schlußverhör (17. März) fragte: „Wozu diente das Zeichen Jesus Maria, welches Ihr auf Eure Briefe setztet?“ — „Die Geistlichen, welche meine Briefe schrieben,“ erwiederte Johanna, „setzten dieses darüber, und einige sagten, es gebühre sich, die beiden Worte Jesus Maria zu setzen.“ Johanna meinte damit, was die Anwälte des Restitutionsprocesses geltend machten: der Krieg war ein gerechter, und alles soll im Namen des Herrn geschehen. Der Promotor hielt sich an die Aussagen vom ersten März und rügte das in derselben dargelegte Verfahren als Mißbrauch des heiligen Jesus- und Mariennamens.

Ein gewichtvolles Beweisstück wider Johannas Rechtgläubigkeit glaubten die Richter in der Abschrift eines Briefes zu besitzen, den die Kriegerin am 22. August 1429 von Compiègne aus als Antwort auf die schriftliche Anfrage des Grafen von Armagnac erlassen hatte, welcher von den drei damaligen Päpsten der wahre sey, und wem man nach Gottes Willen Gehorsam zu leisten habe. * Johannas Erwiederung lautete in der Abschrift folgendermaßen: „Jesus Maria. Graf von Armagnac, mein sehr theurer und guter Freund. Johanna die Jungfrau thut Euch kund, daß Euer Bote an mich gelangt ist, der mir gesagt hat, Ihr hättet ihn hieher geschickt, um von mir zu erfahren, welchem von den drei Päpsten Ihr glauben müsset. Ich kann Euch darüber dermalen keinen genügenden Aufschluß geben, bis ich in Paris oder sonst wo in Ruhe bin, denn gegenwärtig bin ich durch den Krieg zu sehr in Anspruch genommen. Aber, wenn Ihr hört, daß ich in Paris bin, sendet einen Boten an mich, so will ich Euch ganz der Wahrheit gemäß wissen lassen, wem Ihr glauben müßt, und was ich darüber vernommen habe durch den Rath meines obersten Herrn und Gebieters, des Königs der ganzen Welt, und was Ihr zu thun habt. Gott befohlen. Compiègne, 22. August.“

Also schwankt die Jungfrau, wer von den drei Päpsten der rechte sey, und fordert Aufschub, um darüber zu entscheiden. Johanna erkannte den ihr im fünften Verhör (1. März) vorgelegten Brief nur theilweise, nicht vollständig als ächt an. „Was sagt Ihr,“ fragte der Bischof, „von unserem Herrn, dem Papste, und welchen haltet Ihr für den wahren Papst?“ — „Gibt es denn deren zwei?“ entgegnete Johanna. Allerdings war zur Zeit ihres Processes das päpstliche Schisma längst beendigt. „Habt Ihr gesagt, Ihr wüßtet durch den Rath des Königs der Könige, was der Graf davon halten solle?“ — „Davon weiß ich nichts.“ — „Zweifeltet Ihr, wem der Graf zu gehorchen hatte?“ — „Ich wußte ihm nichts darüber zu melden, wem er gehorchen müsse, weil der Graf zu wissen begehrte, wem er nach Gottes Willen gehorchen solle. Was mich anlangt, so halte ich fest und glaube, daß wir unserem Herrn Papst in Rom gehorchen müssen.“

Ferner erklärte Johanna, sie sey eben im Begriff gewesen, das Pferd zu besteigen, und habe (in der Eile) dem Boten mehreres mündlich aufgetragen, was nicht in dem Brief enthalten sey, demselben auch auf seine Frage gesagt, sie wisse nicht, wem der Graf nach Gottes Willen zu gehorchen habe. „Warum,“ warf der Bischof ein, „schriebet Ihr denn, Ihr wolltet ein andermal Antwort ertheilen, sofern Ihr an den Papst in Rom glaubtet?“ — Darauf erklärte Johanna, die Antwort, welche sie dem Grafen gegeben, habe auf einen ganz andern Gegenstand Bezug gehabt, als auf die drei Päpste, und versicherte schließlich auf ihren Eid, daß sie über letztere niemals geschrieben habe oder habe schreiben lassen.

Letzteres glauben wir gern, da das Ende des Schisma ihr nicht lange mehr Geheimniß bleiben konnte, und überdieß eine weitere Anfrage des Grafen über diesen Punkt unnöthig machte. Warum aber hätte sie, wenn der Greuel an heiliger Stätte noch länger geblieben wäre, nicht auch darüber eine Frage an den Herrn aller Herren wagen dürfen, mochte dieselbe ihrem Berufskreise auch noch so fern liegen?

Jetzt haben wir nur noch den letzten und wichtigsten Punkt des Processes zu erörtern, die Frage: Will Johanna sich mit ihren Offenbarungen und mit ihrer ganzen Sendung dem Urtheil der Kirche unterwerfen?

(Schluß des Abschnitts.)

* Wallon II, 305: Die drei Päpste, über welche der Graf von Armagnac Johanna zu Rathe zog, sind: Papst Martin V., erwählt auf dem Concil zu Constanz, und die zwei Gegenpäpste Clemens VII. oder vielmehr VIII. und Benedict XIV., die beiden letzteren gewählt in Aragon nach dem Tode Benedicts XIII. 1424, Clemens (Aegidius von Mugnos), von dessen drei Cardinälen in Paniscola, wo er gestorben war, Benedict durch einen einzigen Cardinal und im geheimen, nach dem Zeugniß des Grafen von Armagnac selbst. In demselben Monat, wo er an Johanna schrieb (Juli), versöhnte sich der König von Aragon mit Martin V., worauf Aegidius von Mugnos, der nur wider Willen die Papstwürde angenommen, abdankte (29. Juli 1429), und der Graf von Armagnac wie der König von Aragon mit dem Papste seinen Frieden schloß. Der Brief des Grafen, welcher kein Datum führt, muß demnach vor dem 29. Juli 1429 abgefaßt seyn.

Was die Mutter ihren erwachſenen Töchtern erzählt.

(Fortſetzung.)

So verging eine Woche. Da dachte der Rittmeiſter an ſeinen verſprochenen Beſuch, und von dieſem hatte er ſeiner Braut vorher geſagt. Er fürchtete und hoffte — bis auf den Abend auszubleiben. Schon früh ritt er hinüber. Die Tante erſchrack beinahe ſichtlich. Er erklärte ihr ſeine Abſicht. Sie drohte lächelnd mit dem Finger und fragte, ob er der Steine wegen komme oder des Edelſteins halber, den er neulich entdeckt habe. Der Neffe lachte, aber nicht mit rechter Herzlichkeit. Die Tante bedauerte, daß ſie noch keine Gelegenheit gehabt, Fräulein Roſa aufmerkſam zu machen, wie ſehr ſie ſich vor einem verlobten Bräutigam, wie er ſey, in Acht nehmen müſſe. Aber der Rittmeiſter beruhigte die gute Frau und verſprach, ihr das gleich bei ſeinem erſten Beſuche ſelbſt zu ſagen.

Er ging hin. Der Arzt war nicht zu Hauſe. Die Mutter empfing ihn in der Kinderſtube. Roſa unterrichtete ihre jüngeren Schweſtern im Zeichnen und Malen. Er bewunderte laut die vorliegenden Leiſtungen der Schülerinnen und machte eine leichte Wendung zu Gunſten der Lehrerin. Dieſe erröthete und ſchwieg. Die Mutter führte die Unterhaltung und erzählte einiges von ihres Mannes Erziehungsweiſe. Roſa hörte ſo gern zu, fand auch die Bemerkungen des Rittmeiſters ſo richtig, daß es ihr jetzt widerſtrebte, den Streit über die Thekla wieder aufzunehmen. Endlich war's Zeit aufzubrechen. Die Mutter fragte, ob er nicht dieſen Nachmittag ihrem Manne die Ehre geben könnte.

„Ei ja," erwiederte er, „darauf habe ich gerade gerechnet und deßhalb mir gleich im voraus für dieſen Abend Urlaub von meiner Braut geben laſſen."

Die Frau Doctorin drückte über beides ihre Freude aus, über den Urlaub und über die ſchöne Nothwendigkeit, deſſelben zu bedürfen, und begleitete ihn zur Thür hinaus. Roſa hatte nur die erſte Rede wirklich vernommen, alles Uebrige bloß gehört, hatte dem Gehenden wie mechaniſch eine leichte Verbeugung gemacht und war nun des erſten Geheimniſſes, das ſie bisher ſogar vor ſich ſelbſt verborgen hatte, inne geworden: ſie fühlte, daß ſie den Rittmeiſter liebte. Und ſie fühlte das in demſelben Augenblicke, wo ſie auch die Braut eines ſolchen Mannes glücklich preiſen mußte: wie hätte ſie ſich ſelbſt nicht für ſehr unglücklich halten ſollen? Der ſchönen Roſe iſt ja der ſcharfe Dorn beigegeben, und der ſticht und ſchützt, je nachdem ihr genahet wird.

Die Mutter kehrte zurück. Sie erkannte ſchnell, daß Roſa ihrem Blick auszuweichen ſuchte. Sie ſetzte ſich darum nicht wieder an ihre Handarbeit, ſondern ging hinaus und machte ſich in der Küche zu thun, damit es die Tochter leichter habe, den Dorn aus dem wunden Herzen herauszuziehen und den Schmerz zu verarbeiten. Und nachher bei Tiſche ſagte ſie ihrem Manne ſo gleichgültig wie möglich, daß der Rittmeiſter dageweſen und wiederkommen wolle; erzählte ihm auch, daß er des reichen Herrn von Boltenſtern Schwiegerſohn werden würde. Sie hatte es bis jetzt noch nicht für nöthig gehalten, dem Vater von dem Eindrucke zu reden, welchen Roſa wahrſcheinlich vom Rittmeiſter empfangen hatte; ſie brauchte es nun um ſo weniger zu thun. Ihr ſchien die Sache abgethan. An Gefahr für ihre herzensgeſunde Tochter dachte ſie gar nicht, höchſtens an einiges Mitgefühl bei ihrer kurzen Täuſchung und glücklicherweiſe ſchnellen Enttäuſchung.

Der Rittmeiſter kam wieder. Der Arzt führte ihn zu ſeinen Steinen. Je mehr Kenntniſſe und je mehr Luſt zu deren Vermehrung jener an den Tag legte, deſto lieber gewann ihn dieſer. Die Mutter ſchickte ihnen durch Roſa den Kaffee. Das Wagſtück gelang: ſie hatte ihre alte Unbefangenheit wieder. Ja, ſie ſtand ihm auch Rede und Antwort, als er ſie fragte, ob ſie nicht zu dem vielen Schönen, was ſie gelernt, auch die Mineralogie hinzugefügt habe. Sie erwiederte, ſie gebe ſich nicht gern mit todten Dingen ab, und das Leben, welches auch in dem Geſtein ſeyn ſolle, komme ihr zu geſpenſtiſch vor, als daß ſie Freude daran haben könne.

Und ſiehe da! ehe ſie's verhüten konnte, war ſie ſchon wieder in einen Streit mit ihm verwickelt. Und als ſie in demſelben zur Unterſtützung ihrer Behauptung die Namen und Eigenſchaften einiger edlen Steine anführte, und als der Rittmeiſter nun nicht gelten laſſen wollte, was ſie vorhin verſichert hatte, daß ſie nämlich von den Steinen nichts verſtehe, als er ſie ſomit eigentlich einer eiteln Beſcheidenheit oder einer Unwahrheit zeihen wollte, da mußte ſich ſogar der Vater einmiſchen und ihr Vertheidiger werden. Die Edelſteine kannte ſie wohl, für dieſe gibt es ein weibliches Intereſſe; aber die gemeinen und unanſehnlichen Mineralien hatte ſie bis jetzt noch nicht kennen lernen mögen.

Ihr hatte es ja niemand geſagt, daß Jungfrauen ſich mit Männern nicht auf's Streiten einlaſſen dürfen,

Digitized by Google

wenn ſie nicht ihre Theilnahme für ſie verrathen oder eine zu große bekommen wollen. Und er hielt ſein aufrichtiges Wohlwollen und ſeine herzliche Freude an verſtändiger Unterhaltung für nichts weniger, als für Liebe. Es konnte ihm daher nichts willkommener ſeyn, als die Bitte des Arztes, Abends bei ihnen zu bleiben und mit dem fürlieb zu nehmen, was gerade auf dem Tiſche ſtehen würde; noch willkommener aber war ihm, daß dieſe Verſicherung ſeines Wirths wörtlich zutraf. So hielt's nämlich der Doktor immer, daß, wenn er nicht förmlich geladene Gäſte hatte, die Hausfrau meiſtens erſt beim Eintreten eines unverhofften Gaſtes ein Gedeck für denſelben auflegen konnte. Aber auch der Rittmeiſter fand, wie ſchon mancher vor ihm, daß die Weltkartoffeln mit Butter und Salz in ſolcher Geſellſchaft beſſer ſchmeckten, als anderwärts die leckerſten Gerichte; und er verſprach bald wieder zu kommen, auch die zum Tauſch angebotenen Steine dann mit mitzubringen.

Die Tante hatte ſich ſchon Mittags, als er ſeines Urlaubs von der Braut erwähnt, beruhigt und freute ſich herzlich, von dieſem mineralogiſchen Verkehr doch auch einige Vortheile abzubekommen, da ſie hoffen durfte — wie ſie neckend hinzuſetzte — daß die Steine mehr Anziehungskraft auf ihren Neffen üben möchten, als eine alte Frau. Und dieſer ging auch lachend auf den Scherz ein und verſicherte, daß er ſchon heute den vergeblichen Verſuch gemacht habe, dem Doktor den großen und ſchönen Magnetſtein, welchen er beſitze, abwendig zu machen.

„Nun, es iſt nur gut," ſchloß die Tante, „daß du hoffentlich einen wirklichen grauen Stein bei dieſen zweideutigen Ausdrücken im Sinne haſt; denn euch Männern iſt doch nimmer zu trauen!"

In acht Tagen war der Rittmeiſter wieder da, kam Nachmittags, blieb Abends, verbrachte noch ein Stündchen bei der Tante und ſtudirte mit außerordentlichem Eifer Mineralogie. Bis Oſtern ging das jede Woche ſo fort. Seine Braut fand nichts Auffallendes darin, da ſie wußte, mit welchem Eifer ſich ihr Geliebter jeder neuen wiſſenſchaftlichen Arbeit zuzuwenden pflegte, und da ſie davon den Vortheil hatte, faſt alle Tage, wenn er kam, das Neue aus ſeinen mit Begeiſterung betriebenen Studien zu hören, was für ſie allenfalls anziehend und verſtändlich ſeyn konnte. Und er ſelbſt täuſchte ſich abſichtlich über den wahren Zweck ſeiner Beſuche. Immer heller ſtrahlte ihm das Bild der geliebten Roſa in der Erinnerung, immer deutlicher mußte er, wenn er gewollt hätte, erkennen, daß er ſie liebe, daß er nur in ihrem Beſitze das Vollglück des Lebens ſich träumen mochte. Er nahm ſich verſchiedene male vor, einmal an dem gewohnten Wochentage nicht hinüber zu reiten; er ließ das Pferd nicht ſatteln; er vergrub ſich in Büchern; er wartete eine, zwei Stunden über die übliche Zeit, dann aber war er jedes mal aufgeſprungen, hatte den Burſchen über Hals und Kopf in den Stall gejagt und war davon geritten.

Der Doktor war ganz glücklich, einen ſo eifrigen mineralogiſchen Freund erworben zu haben, und freute ſich ſchon immer vom Freitage an — Donnerſtags war er gewohnt, zu kommen — die ganze Woche hindurch auf ſeine Wiederkehr. Er mochte ſich's gar nicht denken, daß der Freund auch einmal ausbleiben könnte. Seine Frau hatte den wöchentlichen Gaſt, von welchem ſie ja nichts mehr für die Ruhe der Tochter fürchten zu dürfen glaubte, ſo lieb gewonnen, daß ſie gewiß an keinem Tage der Woche ſo emſig für die Beſeitigung und Verhütung alles Störenden ſorgte, als am Donnerſtage. Und Roſa war unbefangen geblieben, ſprach viel mit ihm, hatte unvermerkt auch Intereſſe an den todten Steinen gewonnen, brachte manche halbe Stunde vor des Vaters Schränken zu, lernte Namen und Merkmale, und wußte nicht, daß ſie der Mücke glich, die an der ſtrahlenden Kerze ihrem Tode entgegen ſummt.

Nur die Tante blieb nicht gleichgültig. Sie kannte ihren Neffen länger; ſie wußte, wie er Bräutigam geworden war. Auch wunderte ſie ſich gar nicht, daß ein tüchtiger Mann die herrliche Roſa liebenswürdig finde; und daß man um bloßer Steine willen alle acht Tage einen ſolchen Ritt machen ſollte, das wollte ihr nicht in den Sinn. Sie ſcherzte wohl oft darüber; aber auf dieſe Weiſe drang ſie nicht vorwärts. Es blieb alles beim Alten, d. h. es ging in der Liebe Galopp. Sie mochte das nicht länger mit anſehen; als daher in der zweiten Woche vor Oſtern der Rittmeiſter Abends vom Doktor zurückkehrte, faßte ſie ſich ein Herz und hob alſo an:

„Bisher, mein Sohn! habe ich geſcherzt. Das kann ich nicht mehr. Erlaube mir, daß ich dir eine ernſte Frage vorlege! Liebſt du noch, wie ſonſt, deine Eliſe?"

„Gewiß," antwortete er, „liebe ich ſie noch, wie ſonſt, und werde ſie immer ſo lieben."

„Und es iſt nicht wahr," fragte ſie weiter, „was ich bisher im Stillen gefürchtet, daß du dir an der Seite Roſas ein größeres Glück träumſt?"

Dieſe Wendung war unerwartet. Ein Nein wäre eine Lüge geweſen, und ein Ja hatte er ſich bis jetzt ſelbſt nicht eingeſtehen mögen. Er ſuchte Ausflüchte; die Tante aber hielt ihn feſt, bis er redlich ſich und ihr erklärte, ohne Roſa nicht wahrhaft glücklich werden zu können. Da wurden der alten Frau die Augen

Digitized by Google

naß, und ſie klagte ſich und ihr Schweigen als die einzige Urſache dieſes Unglücks an.

„Aber," fuhr ſie nach einer ſchweren Pauſe fort, „für einen Mann von Ehre iſt's noch nicht zu ſpät. Entſchließe dich! Wähle! Entweder bricht deiner Eliſe die gelobte Treue und bewirb dich um Roſa, oder heirathe deine Braut und vergiß Roſa auf ewig!"

„Jenes zu thun," antwortete der Neffe, „verbietet mir die Ehre, und zu dieſem verſagt mir die Kraft. Ich fühle, daß ich in jedem Falle unglücklich ſeyn werde."

Die Tante umarmte ihn gerührt und rief entzückt: „Dieſes Wort ſchreiben Engel in das Buch deines Lebens ein! Du biſt deines Vaters würdig! Bleibe feſt! Das Unglück wird, es muß ſich wenden!"

Der Rittmeiſter konnte ſich die freudige Aufregung der Tante nicht erklären. Er hatte ja nur erſt ſein Gefühl, noch lange keinen Entſchluß ausgeſprochen. Aber da ihm das klare Bewußtſeyn über ſeine Lage, wie es ihm jetzt plötzlich gekommen war, faſt den Athem verſetzte, da er ſich alſo außer Stande fühlte, jetzt noch weiter über die Sache zu reden, ſo benutzte er gern dieſen Irrthum der Tante und that, als ob auch für ihn alles abgemacht ſey. Beide ſchwiegen lange. Sie weinte noch manche verſtohlene Thräne; er ſah ernſt und trübe vor ſich nieder. Endlich wurde, wie immer, gemeldet, daß geſattelt ſey. Da ſprang er heftig auf und wollte ebenſo ſich entfernen; aber die Tante faßte wieder, wie damals, ſeine Hand und ſprach:

„Als du zum erſtenmal des Doktors Roſa hier geſehen hatteſt, ſagte ich dir, du geheſt nicht ſo fort, wie du gekommen, und meine Ahnung hatte mich nicht betrogen. Heute nun laß auch meine Hoffnung wahr werden, daß du nicht ſo wieder kommſt, wie du heute fort gehſt. Erfülle meine inſtändigſte, flehentlichſte Bitte: Komm nur mit deinem Weibe, mit deiner Eliſe, wieder!"

Das war dem ſtarken Manne doch zu viel. Krampfhaft drückte er die Hand der mütterlichen Freundin, preßte ſie an ſeine Lippen und ſeufzte: „Wie Gott will!"

„Amen!" ſchloß die Tante, „was Gott will, das thue! Dann wandelt ſich alles Unglück in lauteren Segen."

Und wieder, wie damals, eilte er hinunter, ſchwang ſich auf's Pferd und ſprengte mit ſeinem Burſchen um die Ecke. Und wieder, wie damals, ſah die Tante ihm nach und ließ ſich von der friſchen Märzluft und von ihren frommen Gebeten die feuchten Augen trocknen.

Aber der Rittmeiſter ſprengte draußen nicht weiter. Langſamen Schritts mußte das treue Roß ihn heimtragen. Ihm war's, als könnte er dadurch den Weg zu dem Abgrunde, in welchen er zu verſinken fürchtete, verlängern und das Unglück ſelber hinausſchieben. An's Ueberlegen kam er nicht. Er wußte, daß er Roſa liebte, und der Schmerz, ihr auf ewig entſagen und ſeine Hand einer andern geben zu müſſen, lag jetzt ſo hart und ſchwer auf ſeiner Seele, daß dieſe weder eines andern Gefühls, noch eines Gedankens fähig war.

Er kam nach Haus. Auf Schlaf rechnete er nicht; aber die Einſamkeit und die Ruhe ließen ihn wenigſtens endlich nachdenken. Er malte ſich das Glück, an Roſas Seite durch's Leben zu gehen, mit den brennendſten Farben aus; er hielt es auch für unmöglich, ohne ſie, ohne ihre Liebe das Leben zu ertragen. Aber wenn er an das einzige Mittel zu dieſer Wonne dachte, an einen Treubruch gegen Eliſe, dann wies er dieſen Gedanken jedesmal mit Abſcheu von ſich und erkannte immer klarer, daß, wie groß auch das Unglück wäre, ohne Roſa leben zu müſſen, das doch ein weit größeres ſeyn würde, ſich ſelbſt nicht mehr achten zu dürfen. Und ſo brachte er's endlich mit ſeinem Nachdenken eben dahin, wo das Gefühl bei der Antwort an die Tante ſchon vorher geweſen war. Die Ehre — freilich nicht die Liebe — gebot ihm die Treue; aber jene wahre Ehre, die ein in Ehren gegebenes Wort heilig hält. Was dieſe Ehre thut, iſt auch Gottes Wille. Und Gott verſucht niemanden über Vermögen und kann auch aus Dornen Roſen erwecken.

Dieſer Hoffnungsſtern ging ihm freilich noch nicht auf: er war heute nur der harte Mann von unbeugſamer Rechtſchaffenheit, der einen ſchweren Kampf gekämpft, nach dem Siege aber keinen innern Jubel vernahm und keine fröhliche Ausſicht in die Zukunft gewann. Er hatte nichts erobert, er hatte ſich nur gegen den böſen Feind vertheidigt und dabei ſchwer geblutet, ſich bis zu Tode matt gerungen. Aber ſein Entſchluß ſtand doch feſt, und nun kam der Schlaf: — Schmerz, Sorge, Gram verkürzen und verzögern, ein böſes Gewiſſen verſcheucht dieſe Wohlthat.

Die Seele hatte indeß auch während des leiblichen Schlafes keine Ruhe gehabt; ſie war ohne Aufhören mit Roſa beſchäftigt geweſen. Zu wiederholten malen war ihr das Traumbild vorgekommen, daß er die Geliebte mit großer Anſtrengung und eigener Lebensgefahr hatte retten müſſen. Er fühlte die Anſtrengung noch beim Erwachen an der großen leiblichen Mattigkeit. Indeſſen brachte, wie allen Unglücklichen, auch ihm das Tageslicht Erquickung. Und er fürchtete ſich nur noch vor dem nächſten Donnerſtage, wo er zum erſten male ſie nicht ſehen ſollte.

Je näher dieſer Tag rückte, deſto ſchwerer legte

ſich der ſchon gefaßte Entſchluß auf ihn; aber deſto deutlicher und ſchrecklicher wurde ihm auch eine andere Gefahr. Seiner Eliſe nämlich konnte es, bei aller ſeiner Anſtrengung, doch nicht entgehen, daß ihn irgend etwas drücken müſſe. Sie hatte ihn darum gefragt. Da ihm der völlige Sieg über die zu lang genährte Leidenſchaft noch nicht gewiß ſchien und da er jenes höhere, ſittliche Verhältniß zweier Liebenden, wo ſie einander gerade in des Herzens Schwachheit helfen und ſtärken ſollen, noch nicht aus Erfahrung kannte, allenfalls aus den ſittlichen Antrieben, welche ihm Roſa ohne Worte ſchon gegeben, erſt ahnte, ſo war es klug, wenn auch für ihn nicht gut, daß er die Wahrheit verſchwieg und, was die Seele litt, dem Körper zur Laſt legte. Er nahm ſich dann jedes mal, wo er bei ihr war, mehr zuſammen, ſchien heiter, leicht, ruhig, war's aber nicht und übte ſchon jetzt jene Verſtellung ein, zu welcher er Zeitlebens verurtheilt zu ſeyn fürchtete.

So kam der nächſte Reiſetag heran. Es war Gründonnerſtag. Freigeiſterei war ihm fremd; aber ſeine Erziehung war auch nicht darauf eingerichtet geweſen, daß er ein fleißiger Kirchengänger geworden wäre. Somit zog ihn das Feſt nicht in das Gotteshaus. Aber ſeine Hülfsbedürftigkeit trieb ihn und er ſuchte nicht vergebens. Er hörte eine ſchlichte Predigt. Sie ließ ihn das Leiden Chriſti mit ſeinem eigenen vergleichen. Freilich wohl täuſchte er ſich darin, daß auch er für Andere zu leiden, daß auch er ſich zu opfern meinte, für ſeine Eliſe nämlich und für die geliebte Roſa; er erkannte noch nicht, daß ſein jetziges und als zukünftig gefürchtetes Leiden die natürliche Frucht ſeiner Schuld, ſeines leichtfertigen Spieles mit der Sünde des Treubruchs war. Aber ſelbſt die Täuſchung wirkte wohlthätig. Dieſe Erhebung des Gemüths, in dem Herrn ein geduldiges Vorbild im Leiden zu ſehen, ſtärkte ihn für den heutigen ſchweren Tag. Er machte Nachmittags keinen vergeblichen Verſuch, zu Hauſe zu bleiben, und der errungene Sieg über ſich ſelbſt gab ihm endlich einige Beruhigung.

Wo ſeine Ruhe anfing, da hörte Roſas Ruhe auf. Wohl hundertmal ſah ſie heute, als die gewohnte Stunde ſeiner Ankunft geſchlagen hatte, nach der Uhr, eilte an's Fenſter, machte ſich allerhand bald draußen, bald drinnen zu thun, um nicht zu verrathen, was in ihr vorging, und erkannte an ihrer Unruhe, an ihrer Sehnſucht nach ihm, daß er ihr theurer geworden war, als er's hätte werden dürfen. Abends ſprach der Vater ſeine Verwunderung über das Ausbleiben des Rittmeiſters aus. Die Mutter erklärte es durch das Feſt. Der Tochter wurde etwas leichter. Sie hoffte, daß er das Verſäumte in den Oſtertagen nachholen werde, und ſie merkte nicht, daß ſie kein Recht hatte, dieß ein Verſäumniß zu nennen. Sehen, hören, lieben durfte ſie ihn doch, wenn auch nimmer beſitzen! Trauert doch die Natur, wenn neidiſche Wolken ihr den Anblick der Sonne entziehen! Die ſüße Gewohnheit wird ſo leicht für einen Anſpruch auf Recht genommen.

Dieſe Woche verging, die andere auch, er kam nicht. Vater und Mutter ſprachen öfter über das Ausbleiben. Der Vater konnte ſich's nicht erklären, die Mutter ſchob's auf die herannahende Hochzeit, die Tochter ſchwieg zu allem, was geſagt ward. Der Frühling mit ſeinem Hoffen brach hervor, Roſa glaubte nicht, daß ihr ſchweres Schickſal ſich wenden könnte. Wie oft ſagte ſie ſich: „Wüßteſt du wenigſtens, ob du ihm ſo theuer, wie er dir?“ Und ſie bedachte nicht, daß auch dieſes Wiſſen ſelten Ruhe gewährt.

Endlich dauerte es dem Doctor zu lange. Er hatte den Rittmeiſter zu lieb gewonnen, als daß er nicht wenigſtens Aufklärung über ſein Ausbleiben wünſchen ſollte. Er fuhr zu ihm.

„Wenn Sie nicht kommen,“ redete er ihn mit ſcherzendem Zürnen an und ward von dem erſten Anblick ſeiner nicht wenig veränderten Geſichtsfarbe als Arzt ſehr überraſcht, „ſo muß ich's wohl thun! Was treiben Sie? Was haben wir Ihnen gethan, daß Sie uns nicht mehr erfreuen wollen?“

Der Rittmeiſter ſah ihn ſchmerzensfreundlich an, drückte ihm lange nnd herzlich die Hand, zog ihn neben ſich auf's Sopha, ſchwieg einige Minuten und antwortete dann auf ein drängendes „Nun?“ des Arztes mit ſchwerer Stimme alſo: „Ich habe Sie lieb als meinen beſten Freund. Wir ſind Männer und dürfen als ſolche offen und ehrlich gegen einander ſeyn. Meine Pflicht gebietet mir, Ihr Haus für immer zu meiden; die Pflicht gebietet mir auch, Ihnen die Urſache anzugeben. Und dieſe iſt Ihre Roſa!“

„Meine Roſa?“ fragte der Doctor ſtaunend. „Und wie hätte dieſes engelgute Kind — ich darf ſie als Vater ſo nennen — Sie kränken, Sie aus unſerem Hauſe verſcheuchen können?“

„Wohl haben Sie,“ erwiederte der Rittmeiſter in ſchmerzlicher Rührung, „ein volles Recht, ſie einen Engel in Menſchengeſtalt zu nennen. Aber weil ſie das iſt und weil ich ſie über Alles in der Welt liebe“ — hier erſtickten die erſten Thränen dem ſtarken Mann faſt die Stimme — „und weil es genug iſt, daß einer von uns Beiden unglücklich wird, ſo darf ich nicht wieder in Ihr Haus kommen.“

„Um Gotteswillen!“ rief der Arzt aus, hielt die Hände vor ſeine Augen und lehnte ſich in's Sopha zurück. Jetzt erſt wurde es ihm klar, was er Freund-

Digitized by Google

artiges an ſeiner Tochter in den letzten Wochen gefühlt, aber nicht eigentlich bemerkt hatte, jetzt erſt deutete er ihre Wortkargheit und ihr ſinnendes Weſen als das, was es war, als ſtille Trauer um das Ausbleiben des Mannes, dem ihr Herz zugeneigt war, und dieſe Erkenntniß überwältigte ihn ſelbſt ſo ſehr, daß er kein Wort, weder des Troſtes, noch der Sorge hervorbringen konnte. Endlich nach einer langen Pauſe erzählte ihm der Rittmeiſter, wie das alles gekommen war. Aber nun gerade fiel der Vater in ein noch tieferes, ſchmerzlicheres Sinnen. Es ward ihm zur Gewißheit, daß auch Roſa dieſen Mann, den er achtete, den er wegen ſeiner ehrlichen Offenheit bewunderte, von ganzem Herzen lieben müſſe, und ihr jetziges und künftiges Unglück wuchs in ſeiner Angſt immer höher.

Endlich ermannte er ſich und ſprach: „Wahre Liebe iſt immer gegenſeitig. An Ihrer ſchmerzlichen Entſagung und an Ihrem heldenmüthigen Kampfe erkenne ich, daß Sie meine Tochter wahrhaft lieben. Auch meine Roſa wird, wie ich ſchmerzlich ahne, ſchwerlich ohne Neigung geblieben ſeyn. Sie wollen, daß ich für Sie bete. Thun Sie's auch, oder vielmehr für ſie und für mich! Wer weiß, was das Vaterherz noch alles zu tragen hat?"

„Und doch," begann der Rittmeiſter wieder, „habe ich noch Eine innige Bitte. Das Bild Ihrer Roſa, welches ich nimmer wieder verlieren werde, hat mich wie ein Engel immer höher erhoben, hat mir auch Kraft gegeben zu meiner Entſagung. Mein Kampf iſt indeſſen noch nicht ausgekämpft; ich fürchte, er wird noch ſo lange dauern, wie mein Leben. Aber als Mann von Ehre muß ich ihn durchkämpfen, muß ich die Pflichten der verſprochenen Liebe gegen meine Braut und künftige Gattin in ihrem vollen Umfange zu erfüllen ſtreben. Der Gedanke an Roſas Gemüth wird mir's möglich machen, die Erinnerung an ihre ſchöne Seele wird mich zurecht bringen, wenn ich mich verirren, mich aufrichten, wenn ich matt werden ſollte. Darum habe ich noch Eine inſtändige Bitte an Sie und Ihre Roſa. Schlagen Sie mir dieſelbe nicht ab, verſagen Sie mir nicht die Hülfe und den Beiſtand, welchen ich aus ihrer Gewährung hoffe. Wenn Andere das Bild ihres Schutzheiligen auf dem Herzen tragen und dadurch wirklich ihres Schutzes zu genießen glauben, ſo bin ich gewiß, daß das Bild Ihrer Tochter höhere Kräfte in meine Seele gießen muß. Erlauben Sie, daß ich einen Maler aus der Hauptſtadt kommen laſſe, bitten Sie Ihre Tochter, daß ſie ihm die Züge ihres Angeſichts anvertraue!"

Der Vater ermaß in dieſem Augenblick nicht die Gefahren, welche die Gewährung dieſer Bitte über Viele bringen konnte; er dachte jetzt bloß an den Troſt eines Unglücklichen und ſagte zu. Bald aber hatte er keine Ruhe mehr. Er mußte erſt wiſſen, wie es mit ſeiner Tochter ſtand. Die Sorge trieb ihn fort. Er verſprach, bald wieder zu kommen.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Fauſt. Der Tragödie dritter Theil in drei Akten. Treu im Geiſte des zweiten Theils des Goethe'ſchen Fauſt gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitſch Myſtifizinsky. Tübingen, 1862.

(Schluß.)

Mit Gretchens und Valentins Hülfe beſteht aber Fauſt glücklich alle Prüfungen, „wenn auch mehr nur thatſächlich, mehr nur dem Erfolge nach, als wirklich verdienſtlich." Zuerſt die „würſtliche, fettige, dann auch Liſettige," die Verſuchung der Höllengeiſter, die auf ſeine niedere Sinnlichkeit ſpekulirend ihm den ſaftigen Braten der Gans und ein Sauerkräutchen mit guter Metzelſuppe vorgaukeln; ſodann die ſchweren Geduldsproben, die ihm die dreißig ſeligen Knaben, dieſe „marternde, quällige, obwohl bereits ſellige Lausbubenrotte" auferlegen. Er darf nicht zuſchlagen, muß ſich bezähmen, wenn ſie ihm auch Erbſen ſtreuen, Pech legen, Maienkäfer ſetzen und den Stecken ringeln. Er beſteht nacheinander

— Die herbsliche,
Beinah verderbliche,
Heil doch erwerbliche,
Knallende, erbsliche, u. ſ. w.

. . . . . .

— Die pappiche,
Sitzlebergerbliche,

Digitized by Google

Hinterwärts färbliche,
Schmierige, tappiche,
Klebrige, ſchnappiche,
Hoſenabklappiche
. . . . . .
Käferlich brummende,
Schläferlich ſummende,
Lüfte durchirrende,
Naſebeſchwirrende,
Krabbliche,
Fabbliche,
Schwappliche,
Zappliche
. . . . . .
Rundſchnittumzingelte,
Steckengeringelte,
Bubengeſchüngelte Prüfung.

Der alte Höllenmahr Mephiſtopheles hat ſelbſt durch des Steckens Ringlung ſeinen Sieg vernichtet und Fauſt, dem ein Stück davon an den Kopf fliegt, zur Beſinnung gebracht; er hat nicht bedacht, daß allzuſcharf nur ſchartig macht; „von neuem wirds ihm klar: es iſt die Kraft, die ſtets das Böſe will und ſtets das Gute ſchafft.“

Im zweiten Akt wirds noch kritiſcher und politiſcher; Fauſt ſteigt zu dem „Aufenthalt der Mütter“ hinab, „in einem Raum außerhalb des Raums.“ Dieſe ſchicken ihm die Helena auf den Leib, „und den Herrn Sohn Euphorian, dazu den ganzen tragiſchen Mädelchor.“ Da aber Fauſt „es hat verſchmeckt, hat bald entdeckt, was hinter dieſen Lappen ſteckt,“ ſo leimen ſie mit Mephiſtopheles eine neue Figur zuſammen, die Valentin und Fauſt entzweit, l'un après l'autre, und dem letzteren die Wange ſtreichelt: „Du liebe mich, l'empire c'est la paix.“ Die beiden Unterweltswanderer ſind eigentlich zwei bekannte Großmächte, die einander nicht anerkennen wollen. Die Großmacht, welche Fauſt repräſentirt, mag man an folgender Schleinitz-Bernſtorff'ſcher Note erkennen:

Den Prügel halt ich, aber ſchlage nicht,
Auf's Handeln nie, auf's Richten nur erpicht.
Mein Standpunkt iſt, mir ſolche Macht erſchaffen,
Um zu bezwingen eine Welt in Waffen,
Dann, ſo gepanzert, in Geduld mich ducken,
Daß ſelbſt ein Zwerg mir darf in's Antlitz ſpucken.
Die freie Hand behalt ich ſtets mir vor,
Wer ſich entſchließet, kommt in's Pech, der Thor;
Stets war der Mann ich der Intelligenz.

„O Impotenz! O ewig Wollen und nicht Können!“ erwiedert Volentin dem „Denker.“ Die „Geſtalt“ oder macht Fauſt überſchwengliche Verheißungen für ſeine bevorſtehende Krönung „als Geiſterfürſt von Gottes Gnaden, wenn er vom Göttertiſch ergreifen werde das Scepter als nun erhöhter früherer Präceptor;“ ſie verſpricht ihm „als Krönungsboten einen Prachtſaldaten“ zu ſchicken und ſtiehlt ihm, während ſie von vortheilhaftem Handelsbund ſchwatzt, die Börſe aus der Taſche. Da ſie ihm ihren Beiſtand gegen den Lümmel Valentin zuſagt, ſo kommt er zu dem ſehr vernünftigen Reſultat, dieſem zu erklären: „Soll ich denn ſchlagen, ſchlag ich lieber dich.“ Da gibt ihm die Geſtalt des l'empire c'est la paix eine verfrühte Ohrfeige, daß er auf die Naſe fällt, wodurch der ſchon vorher niedergeſchlagene Valentin zu Erneuerung ſeiner brüderlichen Geſinnungen bewogen wird:

Da haſt du's nun! Da iſt der Trumpf!
Du weiſer Mann, wo iſt nun dein Triumph?
Und doch — und doch — jetzt dauert mich der Tropf! —
Komm, komm! Wir waren beide Sünder,
Du, armer Fauſt, und ich nicht minder!

Mit vereinten Schlägen bringen ſie jetzt auf die Geſtalt ein, die bald unter dem Ausruf: „hélas! je suis perdu!“ in Fetzen zerfällt und in ſtinkende Brühe ſich auflöst. Auch die „Mütter,“ das nationalvereiniſche Urgremium, zerfließen in Tinte und löſchen das Feuer, das aus der hölliſchen Eſſenz, mit welcher Mephiſto die Geſtalt zuſammengeleimt, ſich entzündet hatte. Und nun geht plötzlich die Thüre auf und heraus ſtrömt der Jungfrauenchor der Helena, beſtehend aus gefangenen Trojanerinnen. Es ſind deren 33, darunter mehrere Backfiſche. (Sollte das vielleicht eine Anſpielung auf die unmannbaren Kleinſtaaten ſeyn? Hierüber wäre überhaupt viel zu ſagen.) Dieſe Trojanerinnen ſtellen ſich dar als die Bilder „eines zerriſſenen, kläglichen Reichs,“ die ſich lange untereinander gezankt über den Vortanz ihres Reigens; aber jetzt

Seit ihr den Hader unter euch zweien
Friedlich geendet und durch der Eintracht
Kräftige Bande euern Bedränger
Muthig beſiegt, ziehet uns Liebe
Hin zu euch.

Fauſt und Valentin treten mit den Chorführerinnen einen luſtigen Walzer an; das Letzte und Schwerſte iſt überſtanden; der Zweifler und Denker hat mit den großen metaphyſiſchen Problemen auch das noch größere praktiſch-politiſche gelöst. er iſt der Nationalheros, der Heiland ſeines Volkes geworden, wie es ganz unzweifelhaft Goethe ſchon im zweiten Theil mit ihm vorhatte.

Für den dritten Akt bleibt jetzt nichts mehr übrig als noch ein letztes „ſonderbares Stück.“

Als Prüfung ſey es kaum zu definiren,
Es gelte mehr nur, letztlich zu viltriren,
Den Reſt der Sterblichkeit ganz zu purgiren.

Es iſt das myſtiſche Bankett, der himmliſche Fuchſenſtaß, bei welchem der Dr. Marianus präſidirt und die drei Patres: Ecſtaticus, Seraphicus und Profundus als bemooste Häupter fungiren. Der Mann von vielen Graden, der manchen guten Schluck gethan, der auf den Trank der trefflichen Sibylle ſo kräftig transſpirirte, daß ihm die Kraft durch Inn- und Aeußres drang, der empfängt jetzt

Digitized by Google

die Fuchsentaufe durch ein „intenſives höheres Lazit, wirkſam wie jemals kräftigſtes Klyſtier:

. . . . . zur letzten Reinigung,
Zur ſchließlich gänzlichen Entſchweinigung
Von Erdentand, von irdiſcher Verſtopfung,
Von feſtgeſeßner Sterblichkeitsverpfropfung.

Er muß einen Ganzen expleniren und er vollbringt es in den bekannten ſieben Zügen, wenn auch mit Anſtrengung, doch mit Todesverachtung.

Seit lange ſoff ich keinen Ganzen mehr,
Das Ganze wird mir immer etwas ſchwer.

„Drum blieb der Fauſt ſo lang auch ein Fragment," commentirt hiezu der Dr. Marianus. Jetzt aber heißt es abſalviren. Doch auch der Läuterung iſt ein Maß geſetzt; ſoll Fauſt geſunden, ſo muß ihn Valentin nach Ordre nun verſpunten.

Nach dieſer Qual, der letzten, ſteißiſchen,
Hat er vom Erdentand für immer Ferien
Und ſchauet die Eleuſiſchen
Myſterien.

Nun iſt dem gründlich Durchgeſeiten, auch gegen den letzten Durchfall feſt Geſeiten ſo wohl, ſo wunderbor, ſo leicht, doß er Valentin die ſchan oben angeführte Dankſagung obſtattet als ſeinem ſtrengen Böttcher und dadurch wunderthätigen Rettcher. Es kann der himmliſche Landesvater angeſtimmt werdeu:

Alles ſchweige,
Jeder neige
Wunderchören nur ſein Ohr!
Und er ſchaue
In das blaue
Abſolute nun empor!

Hiemit wäre eigentlich das letzte Räthſel gelöst, Fouſts Bildungsgang und mit ihm dos ganze Stück hätte ein Ende; aber der tiefere Sinn iſt noch immer zurück; das Ziel iſt ein unendliches, van einer Klarheit in die anbere. Auf den Pralag im Himmel muß der entſprechende Epilog folgen. Darum erſcheint jetzt in beugoliſcher Beleuchtung „ein koloſſaler Stiefelknecht." Der Stiefel iſt dos Symbal olles conſervativen und fartſchrittlichen menſchlichen Strebens:

Füße beklemmen wir,
Ueberſturz dämmen wir,
Fortſchritt oft hemmen wir,
Wandelung ſtemmen wir.
Und doch bedarf man unſer ſehr,
Denn barfuß gehen macht Beſchwer;
Nichts taugt die nackige Natur,
Das wahre Ziel iſt die Cultur.

Der Stiefelknecht ſtreift Alles ab, wo etwo die Menſchheit der Schuh drückt, er iſt der spiritus rector olles menſchlichen Weſens und erleichtert die ſeufzende Creatur von allen „zwickenden Stackungen, Säfte-Verhockungen, hemmenden Blockungen," deren allgemeinſtes Symbol die Hühneraugen ſind, die man hier den Schwanengeſang der Endlichkeit anſtimmen hört. Van ihm hängt die abendliche „Entwicklung" ab, die allen Plagen und Quoten unſerer Pligrimſchaft Erlöſung ſchafft. So entkleidet fund ausgehäutet gelangen wir endlich zum höchſten Weltſymbal, der graßen Null, die Alles verſchlingt, Stiefelknecht, Stiefel und Hühneraugen, und nun allein in die Höhe ſchwebt:

Euch Bilder jetzt verſchling' ich wie ein Nero:
Das Abſolnte iſt das reine Zero!

Wer dieſes allertiefſte Symbolum nicht bis auf den Grund begreifen ſollte, der lerne es ous dem Geſong der Eingeweihten:

Dr. Marianus.	Dieſes Hiſtorium
Dr. Eeſtaticus.	Iſt kein Brimborium
Dr. Seraphicus.	Iſt Allegorium
Dr. Profundus.	Urſinns Senſorium
Fauſt.	Urpräzeptorium
Gretchen.	Bildungs-Doctorium
Valentin.	Schuh-Reviſorium
Unſichtbarer Chor jüngerer Geiſter.	Seelen-Ciborium
Unſichtbarer Chor älterer Geiſter.	Ohne Cichorium
Unſichtbarer Chor ganz alter Geiſter.	Urigen Urbegriffs Repetitorium.

Unter dieſem Gefang ſchwingt das ganze Auditorium ſich empor zum Empyrium, „wo dos 3 ſich tüpfelt, wo der Weltboum wipfelt, wa die Weltwurſt zipfelt." Und während ſämmtliche ſichtbore Perſonen ſich anfaſſen und nach der Höhe des Walkenbergs zu ſchweben beginnen, ertönt ein chorus mysticus:

Das Abgeſchmackteſte,
Hier ward es geſchmeckt;
Das Allervertrakteſte,
Hier ward es bezweckt;
Das Unverzeihliche,
Hier ſey es verziehn;
Das ewig Langweilige
Führt uns dahin!

Das iſt der Tragödie dritter Theil; iſt er nicht treu im Geiſte des zweiten Theils des Gaethe'ſchen Fauſt gedichtet? Ein ſolches phantaſtiſches Produkt des überſprudelnden Humars hat natürlich ſeinen Zweck in ſich ſelber; es iſt das Abſolute, dos reine Zero, dos alle Exiſtenzen und Tendenzen, olle ſeine eigenen Bilder und Geſtalten verſchlingt wie ein Nero, wie ein kinderfreſſender Chronas. Man fragt aber doch auch nach einem beſonderen Zweck, nach einer außerhalb ſeiner ſelbſt liegenden Tendenz, und dieſe kann nun keine andere ſeyn als die ſchon angegebene; die Allegorie des zweiten Theils im dritten aufzulöſen, wie die Geſtalt aus dem mütterlichen Abgrund in eine übelriechende Brühe zerfließt; das Allegorium, Bildungs-Doctorium, Seelen-Ciborium, Urbegriffs Repetitorium ſa über alles Empyrium hinaus zu treiben, daß den Exegeten und Maſſoreten, den Scholiaſten und Interpreten

Digitized by Google

der Athem ausgehen, daß keiner mehr Lust bekommen soll, sein Cichorium hinein zu werfen, der schulmeisterlichste Düngzer es nicht mehr unter seinen Stecken, der küferlichste Böttticher es nicht in Reif und Band bringe. Freilich kann auch diese Absicht mehr nur der Idee als dem Erfolge nach, mehr wirklich verdienstlich als thatsächlich gehoben werden; das Allegorium bleibt für sie noch wie vor ein Brimborium; das Abgeschmackteste, Allervertrakteste, das ewig Langweilige zieht sie dahin. Nicht ohne Schein höherer Wahrheit ist bemerkt worden, dieses Schuh-Reviforium sey nicht einmal zeitgemäß; der wackere Volentin, der vor etlichundzwonzig Jahren die allegorischen Homuaculi, die symbolischen Mystifizinski abprügelte, hätte damals schon dem ganzen Spuck ein Ende machen und den ringenden Prometheus-Faust erlösen, ihn in das blaue Absolute erheben sollen, jetzt aber komme er post festum mit seinem Keilungsgelüst und Rammelei. Nun, Schröpfköpfe sind wohl angebracht, wo sie ziehen; „damit das Menschenvolk, das eitle, stumpfe, das strophulöse nicht im Sumpfe verdumpfe, bedorf's noch öfters einer Keilerei." Und wo einem die herrliche Walpurgisnacht das ganze Jahr in allen Gliedern spuckt, da muß es endlich heraus, da ist jeder Tag ein erster Mai: „Wer heute sich nicht heben kann, ist ewig ein verlorner Mann."

Von allen Sünden, die ihm das obere und untere Publikum aufmutzen mag, läßt sich der Autor von Goethe selbst absolviren. Der verklärte Gehelmerath schaut aus einem offenen Fenster am obern Himmel heraus; man hört ihn herzlich lachen:

Mein Lebtag hab' ich nicht so froh gelacht,
Noch seit ich hinging zu der Geisterhalle;
Der tolle Kerl, der diesen Spuck erdacht,
Der hat mich lieber, als ihr andern Alle!

Ist nicht auch dieses eine poetische Illusion und Mystifikation? Wohl hat der große Dichter des ersten und zweiten Theils Fauft in seiner Jugend manchen tollen Streich gemacht; von jeher aber hatte er auch eine Seite, die keinen Spaß vertragen konnte.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

Die Japanesen und die Berliner. — Politik. — Literarisches.

△ Am verflossenen Dienstag sind endlich die Japonesen von hier abgereist, und zwar zum größten Leidwesen der Berliner. Eine so populäre Gesandtschaft wie diese ist vermuthlich noch nie in Berlin gewesen. Zweiundvierzig Gesandte auf einmal, der eine so ziemlich aussehend und gekleidet wie der andere — auf dem Kopfe eine große Scheibe und ziemlich kurzer Kaftan, — alle, mit Ausnahme der Fürsten, die etwas reservirter waren, vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit Tausenden von Goffern kokettirend, liebäugelnd, grüßend u. s. w., das heißt doch volksthümlich, das sind doch Diplomaten, an welchen der „Bummler" Interesse nehmen kann. Auch die Berliner Presse hat, dem Zuge ihres Herzens folgend, sich so eingehend mit den Leuten des Taikun beschäftigt, daß in diesen letzten Wochen schwerlich ein Blatt gedruckt worden ist, in dem nicht ein halbes Dutzend Artikel über dieselben enthalten wären; ganz im Gegensatz zu der aristokratischen Gesandtschaft der Perser, um die sich kein Mensch kümmerte, ganz im Gegensatze auch zu Mr. Benson, dem Präsidenten der Republik Liberia, der gleichzeitig mit den Japonesen hier weilte. Letzterer hat mich außerordentlich interessirt: eine ungewöhnlich hohe, stattliche Gestalt, glänzend schwarze Hautfarbe, stolze Haltung, vertraut mit europäischen Manieren und europäischer Bildung, ein Mann von schorfer, eindringender Auffassung; in der That, wer ihn kennen gelernt hat, wird sich hüten zu behaupten, daß die Neger nicht culturfähig seyen. Wir könnten uns Glück wünschen, wenn wir recht viele solcher Staatsmänner wie Benson hätten. Er ist ungefähr acht Tage hier gewesen, hat sich die Sehenswürdigkeiten von Berlin und Potsdam angesehen und einige male mit dem Minister des Auswärtigen conferirt, um Handelsbeziehungen mit dem Zollverein anzuknüpfen. Außerdem hat er seinen Sohn in ein Knabeninstitut in der Nähe von Hamburg gebracht, weil, wie er urtheilt, die deutsche Erziehung besser sey als die englische. Man sieht, schon der Neger begreift, daß wir Deutsche geborene Schulmeister sind. Uebrigens ist er einmal vom König empfangen und einige male zum Diner bei dem Minister des Auswärtigen gezogen worden; letzteres bemerke ich deßhalb, weil er das letzte mal bei dieser Gelegenheit zur Linken der Gräfin Bernstorff gesessen, während der Fürst Simodske den Sitz zur Rechten inne hatte.

Kommen wir jedoch auf die Japaneſen zurück. Ihre Kleidung beſteht, wie bereits geſagt, aus einer flachen Scheibe auf dem Kopfe, einem Kaftan, ſehr weiten Pantalons und Pantoffeln von gewebten Stoffen, aus denen die große Zehe herausſteht. Dieſe Kleidung iſt bei Hohen und Niedern ziemlich dieſelbe; der Rangunterſchied iſt an den Kleidern nur an runden farbigen Zeichen von der Größe eines Thalers zu bemerken, die auf der Bruſt, den Aermeln und dem Rücken des Kaftans angeheftet oder eingeheftet ſind. Die vorderen Kopfhaare ſind zu einem Zopfe vereinigt, der nach hintenüber liegt; nur die Aerzte tragen vollſtändig kahl geſchorenen Kopf. Das Geſicht zeigt viel Intelligenz, iſt aber ſonſt häßlich. Denjenigen Leſern, welche den letzten Berliner Kladderadatſch geleſen haben, kann ich die Verſicherung geben, daß die von demſelben gebrachten Porträts ſprechend ähnlich ſind. Alle, ohne Ausnahme, tragen ein Schwert mit Scheide im Gürtel; an der Scheide ſind kleine Nebentaſchen für Tiſchmeſſer und Gabel; die Vornehmen tragen zwei Schwerter. Neugierige Berliner haben verſucht, einzelne Japaneſen zu bewegen, das Schwert zu entblößen, um die Klinge zu prüfen; ſie haben indeß zur Antwort erhalten, der Japaneſe dürfe ſein Schwert nur vor dem Feinde entblößen. Die vornehmen Geſandten führen außerdem noch eine Kleidung mit ſich, die ſie nicht unter freiem Himmel tragen dürfen; als ſie deßhalb im weißen Saale vom König empfangen werden ſollten, wurde dieſe Kleidung vorausgeſchickt, ſo daß ſie erſt im Schloſſe Toilette machten. Die Fahne, die von dem Augenblick an, wo die Geſandten zum erſtenmal zu Hofe fuhren, bis zum Tage ihrer Abreiſe nach Stettin und Petersburg vom „Brandenburger Haſ“ wehte, iſt weiß, in der Mitte in rothem Feld die Sonne. Ihre Lebensweiſe iſt ſo ziemlich europäiſch; ſie frühſtücken um zwölf Uhr und nehmen die Hauptmahlzeit um ſechs Uhr ein. Von allen Weinen behagt ihnen am beſten der Rheinwein; hier wenigſtens haben ſie denſelben allen andern Weinen vorgezogen. Möglich deßhalb, daß ſie künftig von uns auch Rheinwein beziehen werden.

Wie angedeutet, ſind die Söhne Japans außerordentlich intelligent. Sehen und Nachmachen fällt bei ihnen zuſammen. Sie haben ſich deßhalb außerordentlich leicht in die europäiſchen Culturverhältniſſe gefunden, ſprechen theils fertig die engliſche und franzöſiſche Zunge, theils gebrochen dieſe beiden und die deutſche. Das eiſerne Roß unſerer Eiſenbahnen ſoll ihnen jedoch anfänglich ſehr bedenklich erſchienen ſeyn, bis man ſie durch Augenſchein überzeugte, daß daſſelbe keine wilde, ſondern eine gezähmte Beſtie iſt. Die Photographie hat ihnen außerordentlich viel Vergnügen gemacht; hier in Berlin haben ſie ſich faſt alle paar Tage aufnehmen laſſen. Photographien, definiren ſie, ſind Gemälde des Schöpfers, deſſen Pinſel das Licht iſt. Unermüdlich waren ſie hier die drei Wochen hindurch vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend auf den Beinen, um alles Sehenswerthe in Berlin und Potsdam genau zu beſichtigen und ſofort zu beſchreiben, oder wenigſtens die zur Beſchreibung erforderlichen Notizen in ihre Notizbücher einzutragen. Nicht nur die königlichen Schlöſſer, die Muſeen und die ſonſtigen öffentlichen Gebäude haben ſie beſucht, ſie haben auch den Schießübungen mit Flinte und Kanone beigewohnt, ja ſelbſt alle bedeutenderen Fabriken und ſonſtige Etabliſſements genau unterſucht. Eben ſo waren die der Geſandtſchaft beigegebenen Aerzte bemüht, ſich über den Staad der medicinischen Wiſſenſchaften zu unterrichten; ſie haben die Anatomie beſucht, die Augenklinik, die Apotheken u. ſ. f. und alles Geſehene ſorgfältig aufgezeichnet. Uebrigens ſchreiben die Leute des Taikun mit Pinſeln in der Geſtalt einer Bleifeder; ſtatt der Tinte bedienen ſie ſich der Tuſche. Ich habe eine Menge ihrer Aufzeichnungen, und zwar von den verſchiedenſten Perſonen, geſehen und die Regelmäßigkeit der Schriftzüge bewundert; man glaubt Druck oder Lithographie vor ſich zu haben. Das Papier, deſſen ſie ſich bedienen, iſt ſehr dünnes, aber dabei ſehr feſtes Seidenpapier; geſchrieben wird, ſo weit ich beobachtet habe und wie auch ihre Münzen darthun, von oben nach unten, alſo nicht von der Linken zur Rechten oder umgekehrt.

Was die Japaneſen für Anſchauungen von den Berlinern nach ihrer Heimath mitnehmen werden, darauf deutet das bereits erwähnte Bild des Kladderadatſch hin: die Fürſten werden erzählen, daß der große Haufen in Preußen eben ſo neugierig ſey, wie bei ihnen daheim, und die übrigen werden ſagen, daß ſie noch nirgends Leute ſo nach ihrem Elane gefunden, wie in Berlin. Wie erwähnt, war der „Brandenburger Hof“ am Gendarmenmarkt vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend von Tauſenden von Menſchen belagert. Wo ſich einer erblicken ließ, da erſchall auch gleich das „Hurrah!“ „Es lebe der Taikun!“ „Es lebe der kaiſerliche Prinz!“ Und die Japaneſen ließen ſich gar oft ſehen, ſogar Abends ſpät am offenen Fenſter mit dem Lichte in der Hand, und freuten ſich unbändig über den Jubel. Am Tage hatten die im Erdgeſchoß Wohnenden alle Hände voll zu thun, um die empfangenen Briefe in Empfang zu nehmen und in dieſelben irgend etwas einzuſchreiben, vor allem ihren Namen, deſſen Ausſprache ſie vermöge der beigefügten lateiniſchen Buchſtaben ermöglichten. Man ſollte nicht glauben, daß bloße Neugierde ſo trunken machen könnte. Die Theaterdirektoren haben ſich die Sohlen abgelaufen, um die Japaneſen zu einem Beſuche zu bewegen. Freilich iſt dieß nur wenigen gelungen; ſie waren im Victoriatheater, im Krollſchen Theater und auf Anlaß des Hofes in dem ſonſt in dieſer Zeit geſchloſſenen königlichen Opernhauſe, in welchem „Flick und Flock“ am einen und „Aladin oder die Wunderlampe“ am andern Abend gegeben wurde. Auch der Einweihung einer neuen Bierhalle, „Japaneſiſche Halle,“ hat die Geſandtſchaft beigewohnt und in feierlicher Rede verſprachen, daß künftig alle Japaneſen, die nach Berlin kommen würden, den Gerſtenſaft in dieſer Halle trinken ſollen. Im übrigen las man auf den Theater- und Concertanzeigen doch wenigſtens etwas auf die

Digitized by Google

Japaneſen Bezügliches, wie „heute große Extravoreſtellung mit japaneſiſchen Illuſtrationen,“ heute die Burleske: „die Japaneſen in Berlin“ u. d. m.

Doch genug zur Charakteriſtik der Japaneſen und der Berliner. Die erſteren ſind abgereiſt, aber geblieben, Gott ſey gedankt, iſt das Abgeordnetenhaus, um die Berliner voe der Langeweile der Sauergurkenzeit zu ſchützen. Und zwae iſt es nicht die affieielle Thätigkeit deſſelben, weiche die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſich zieht, ſondern die außeroedentliche, die Privatthätigkeit der Fortſchrittspartei. Sie werden geleſen haben, daß eine Deputatian derſelben beim Schützenfeſte in Fraukfurt am Main geweſen iſt und ſich doet durch exteavagante Reden ausgezeichnet hat, natürlich zu Gunſten deutſcher Einheit, für das Aufgehen Preußens in Deutſchland aber Deutſchlands in Peeußen, für eine Regierung, die das bewaffnete Vaik hinter ſich hat und dergleichen mehr. Italien ſchwebt dabei forwäheend als Ideal vor, dieſes unglückliche Italien, das zur Zeit uneinigee iſt denn je zuvor. Machen ſich die Italienee dach aachgerade ſelbſt über ihre Einigkeit luſtig. Wir haben, ſcheeibt vor einigen Tagen die Zeitung Subapennino, ein afficielles Italien Vietar Emanuels, das die Steuern erhebt und das Land verwaltet, ein Italien Gaeibaldis, der ſich mit Ratazzi in den Haaren liegt, ein Italien Mazzinis, der den Ungiauben und die Republik will, ein Italien Murats, der gern dee Nachfolger Franz II. werden möchte, ein Italien des Petrucelli della Gattina, dee für verheirathete Prieſter und Materialismus ſchwärmt, ein Italien à la Passaglia, in dem der Papſt bei den Prieſtern in die Schule geht und nubedingten Gehorſam leiſtet, ein katholiſches und ein ſchismatiſches Italien, ein polniſches, ruſſiſches, ungaeiſches, antifranzöſiſches und endlich ein franzöſiſches Italien, das bei weitem das mächtigſte iſt. Mutatis mutandis de Germania fabula narratur, nue daß das franzöſiſche Deutſchiand nach nicht ſanderlich viei zu ſagen hat.

Aus dem künſtieriſchen und literaelſchen Leben der Hauptſtadt iſt zwar nicht viel, doch mehe wie ſonſt zu berichten. Hier einige Notizen. Die Theater haben den Sommer über gute Geſchäfte gemacht and namentlich haben die Wiener Schauſpieler und Schauſpielerinnen hier in ihren Gaſtſpielen graßen Beifall errorben. Wie viele Privattheater hier vorhaaden ſind, daeüber kann ich noch immer keine genaue Auskunft geben. Gewöhniich leſe ich auf den Säulenanſchlägen: Anzeigen vom Krallſchen Theater, vam Vietoriatheater, Walners-, Callenbachs und Meyſelstheater, endlich noch vom Friedeichs-Wilhelmſtädtiſchen und Vorſtädtiſchen Theater. Die königlichen beiden Theater ſind den größten Theil des Sommers übee geſchloſſen.

Sie wiſſen bereits, daß Ludmilla Affing wegen Majeſtätsbeleidigung and Beleidigung des Polizeidieektors Dunker in variger Woche vam hieſigen Criminalgericht zn einer Geldbuße und zu acht Monaten Gefängniß verurtheilt waeden iſt. Die Veeurtheilte wird deßhalb uns vermuthlich nicht mehr wieder mit ihrer Anweſenheit beglücken; es fall, wie ich einmal irgendwa gehärt habe, nicht angenehm ſeyn, acht Monate hintee Schiaß and Riegel zu ſitzen. Wie Laſſalle and die Gräfin Hatzfeld ſeiigen Andenkens die Abweſenheit ihrer Freundin ertragen werden, daeüber wage ich keine Vermuthungen auszuſprechen; ſie müſſen ſich ſchoa bequemen, das Vietoriatheater allein zu beiuchen. Auch van Bollmann ſind wieder Memoiren erichienen, die dier von den Gegnern des Herzogs von Kaburg eifeig ſtudirt werden. Ich habe das Buch geieſen, vermag aber nicht zu beurtheiien, wo die Wahrheit endet und die Dichtung aber Verleumdung anfängt; ich bemerke nnr, daß daſſeibe das Kaburg'ſche Haſieben ſchildert, und das, was es von dieſem erzählen will, von einem früheren kleineren italieniſchen Haſe erzählt. — Schließlich noch die Notiz, daß die hieſige Tribüne, ein Lieblingsblatt der Berliner, einen Roman bringt mit dem Titel: „Der geheimnißvalle Kaffer aber die Todtenlocke,“ und daß ſie demnächſt, einem zwar nicht verbürgten Gerüchte zufolge, eine Erzählung bringen wied untee dem Titel: „Drei Haare in der Todtenurne oder der Wechselbalg in dea Aemen eines Mennaniten-Predigers.“ Auch noch einige andere, das Gemüth mit banger Ahnung eefüllende Erzählungen werden falgen, deren Titel ich aber wahlweislich verſchweige, um nicht das Wohlwollen der gütigen Leſeeinnen zu veeſcherzen.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 36. 3. September 1862.

Interpone tuis interdum gaudia curis.
Catull:

— Vires instigat aliquis
Tempestiva quies, major post otia virtus.
Statius.

Die engliſchen Volksſpiele.

Eine culturhiſtoriſche Studie.

Die Spiele der Völker haben, eben ſo wie ihre politiſch-ſocialen Entwicklungskämpfe, eine Philoſophie und eine Geſchichte. Seit den älteſten Zeiten, auf allen Stufen geſellſchaftlicher Zuſtände, finden wir ueben der ſtreng begrenzten Sphäre der Arbeit, dem ewig ſtreitigen Kampfgebiet, auf welchem Gewalt, Kühnheit, Liſt und Geiſt um die Befriedigung des täglichen Bedürfniſſes, um geordnete Lebensgeſtaltung, um Recht, Herrſchaft und Freiheit ringen, das gleichzeitige Beſtehen einer andern, ſorgloſeren Welt, aus deren Bezirk der Ernſt des Kampfes verbannt iſt, innerhalb deren die angeſpannten Kräfte ſich in ungehemmter Bewegung erfriſchen und die Arbeit ſich in Spiel verwandelt. Sey es das abendliche Wachfeuer der Hirten, der Durchzieher der Wüſte, in deſſen Schein der Mährchenerzähler ſeinen rauhen Genoſſen ſeltſam phantaſtiſche Bilder erheiternd vor die Seele führt; ſey es der lärmende Triumphzug heimkehrender Krieger, der Waffentanz des vor ſeinem Führer um ſeine Zelte verſammelten Stammes, das von Becherklang und Bardenliedern durchtönte Gelage nordiſcher Helden; ſey es die dem Tempel zuwallende Proceſſion, die mit Geſang, Gebet und Opfern den Herrſchern der Welt ſymboliſch die Huldigung des Volkes darbringt; ſey es die walddurchtobende Jagd, der friedliche Wettſtreit des Gymnaſiums und der Arena, oder das dramatiſche Abbild des Lebens ſelbſt, das auf der Bühne den Schauenden feſſelt, nirgends in dem mühevollen Daſeyn der Völker fehlt es an dem feſtlich heitern Gegenſatz zu der harten Noth, dem herben Ernſt der alltäglichen Wirklichkeit.

Ringsum eingeengt von ehernen Schickſalsmächten, angewieſen auf Kampf und Entbehrung — wie wäre, in Wahrheit, das Leben ohne dieſe Kehrſeite des Spiels und der Feſte zu ertragen! Sie ſind nicht die Kinder des Luxus, ſondern der Nothwendigkeit. Sie liefern der Philoſophie den tröſtlichen Beweis, daß die kurze Friſt menſchlichen Daſeyns nicht an die Erfüllung zwingender Pflichten, an das Streben nach ſchwer zu erreichenden Zielen allein geknüpft iſt; daß auf ihrem Hintergrunde die Ideen des Selbſtzweckes, der energiſchen Aeußerung und des freien Genuſſes geiſtig körperlicher Exiſtenz zur Erſcheinung gelangen und in lebendigen Geſtalten ſich verkörpern können. Und indem ſo die Erhaltung eines harmoniſchen Gleichgewichts der Kräfte der bunten Mannigfaltigkeit nationaler Spiele als gemeinſame Urſache zu Grunde liegt, ſtehen ſie mit der

Digitized by Google

heiten, oder im andern Falle den Stempel der politischen Ceremonie, an deren Pomp und Pracht das Volk nur als Zuschauer aus der Ferne theilnahm.

In Deutschland, wie schon bemerkt, wurde erst durch die nationalen Entwicklungskämpfe des neunzehnten Jahrhunderts dem gymnastischen Volksspiel ein neuer Aufschwung gegeben. Eben so verdienen die in stetiger Zunahme begriffenen Musik- und Sängerfeste erst seit den letzten Decennien, als Symptome der nationalen Bewegung, eine Stelle in der Geschichte der deutschen Volksspiele. Und so manchen Fortschrittes wir uns rühmen mögen — der Fülle der Kräfte und Talente in unserem Vaterlande fehlt zu ihrer vollen Entfaltung bis auf den heutigen Tag die große Arena nationaler Einheit, der durchgreifende Geist, welcher die zerstreuten Interessen nach innen und außen zu einer compakten Macht zusammenfaßt, die politische Praxis, deren Mangel im gegenwärtigen Zustande der Welt durch keinen Reichthum der Ideen, durch keine Größe des Wissens ersetzt werden kann. Selbst die hundertjährige Feier von Schillers Geburt, groß, allgemein, national bedeutsam wie sie seyn mochte, — wie vielfachen Einwirkungen der politischen Zerrissenheit Deutschlands blieb auch sie ausgesetzt! wie lebhaft war auch sie von dem Gefühle durchdrungen, daß der festliche Enthusiasmus nicht dem errungenen geistigen Besitz allein, sondern eben so symbolisch der politischen Einheit und Freiheit der Nation gelte, die sich jenes Besitzes erfreute!

Indem wir es unternehmen, in den nachfolgenden Blättern die Erscheinung und Entwicklung der englischen Volksspiele darzustellen, treten uns sofort heterogene Zustände entgegen. Aus Ursachen, die es unnöthig seyn würde an dieser Stelle im Einzelnen zu erörtern, ist es freilich seit einiger Zeit in Deutschland Mode geworden, Alles, was von England kommt, mit abweisender Geberde zu empfangen, und unter dem Einfluß dieser Mode haben manche unserer deutschen Landsleute sich gewöhnt, die Vorzüge des englischen Lebens durch eben so übertriebene Geringschätzung zu verkleinern, als übertriebene Lobpreisung in früheren Jahren sie zu dem Werthe idealer Güter hinaufgeschraubt hatte. Wer aber durch die Verstimmungen des Moments unbeirrt, die Lage der Continentalstaaten im Großen und Ganzen nach den Resultaten persönlicher Anschauung mit den Zuständen Englands zusammenhält, wird nicht umhin können, nach Abzug aller nationalen Mängel, den Werth und die Bedeutung der nationalen Privilegien anzuerkennen, deren Besitz das Inselvolk vor den Völkern des Festlandes auszeichnet. Denn ohne Frage genießt der Engländer unter den Nationen des neueren Europas nicht allein das größte Maß politischer und persönlicher Freiheit, bei keinem andern Volke ist auch die Praxis der Selbstregierung enger mit seinen geschichtlichen Traditionen und socialen Gewohnheiten verwachsen und lebensvoller zu einem, alle Theile beherrschenden, nationalen Organismus ausgebildet.

Eine Ungebundenheit der Bewegung, die dem oberflächlichen Blick anarchisch erscheinen könnte, besteht in England gleichzeitig mit der Herrschaft alter Ordnung und Sitte; ein conservatives Festhalten an den Schöpfungen früherer Generationen mit kräftig fortschreitendem Gemeingefühl nationaler Interessen. Welchen Theil des Inselreichs man immer bereisen mag, ob man in dem Getöse der großen Fabrik- und Küstenstädte oder in der ländlichen Stille eines abgelegenen Dorfes sein Quartier aufschlage — überall, von Lands End im fernsten Südwesten bis John o' Groats House im äußersten schottischen Norden, erkennt man die verwandten Kraftäußerungen desselben einigen, energisch entwickelten Nationallebens wieder; Aeußerungen, die nicht in flüchtigen Aspirationen verwehen, sondern in lebendiger Wirklichkeit fest gegründet sind. Man erkennt sie in der männlich unabhängigen Haltung und Physiognomie des Volkes, in dem Anblick und Treiben der Städte, in dem Weltverkehre der Flüsse und der Heerstraßen, in der gartenartigen Cultur des Landes, im Charakter und den Gegenständen der täglichen Unterhaltung. Ja, denkt man sich, als Spiel der Phantasie, ganz England, sammt der Erinnerung an seine Civilisation von den Meereswogen verschlungen, so würde der Historiker ein farbenreiches Bild seiner geschichtlichen Erscheinung wieder aufbauen können, aus einer einzigen der Nachwelt erhaltenen Nummer der großen englischen Zeitungen.

Und die Energie dieses Volkscharakters ist nicht auf die europäische Heimath beschränkt. Sie behauptet sich, fern von dem Mutterlande, auf den entlegensten Inseln und Küsten, welche die Kühnheit seiner Söhne erobert und bevölkert. In allen Erdtheilen gründet sie Staaten nach englischem Muster und pflanzt, Bildung verbreitend und zurückempfangend, die Sitten und Lebensweise des Mutterlandes in verjüngter Gestalt bei den Antipoden fort.

Günstigere Voraussetzungen für ein gesundes, großartiges Gedeihen nationaler Spiele möchte schwer seyn zu ersinnen. Allein ein anderer hervorstechender Charakterzug scheint der Blüthe von Nationalspielen in England hemmend entgegen zu stehen. Die Engländer, so meint man, sind doch im Grunde ein wesentlich

Digitized by Google

kaufmänniſches Volk, eine Nation rechnender, ſpekulirender Shopkeepers, kalte Verſtandes- und Geldmenſchen, kurz eine ernſte, trockene, proſaiſche Race, der Geſundheit, Reichthum, die Gabe mit ſelbſtiſcher Derbheit und Rückſichtsloſigkeit ihr Intereſſe zu vertreten, das Talent des Boxens und der Klopffechterei nicht abzuſprechen ſind, in deren Mitte ſich aber für das freie Spiel, die entfeſſelte Heiterkeit des Lebens wenig Raum findet. Oberflächliche Berichte über die Zuſtände des Landes, ſeine verhältnißmäßige Abgeſchloſſenheit, das abſonderliche Weſen und Treiben engliſcher Reiſenden auf dem Continent haben dieſer Würdigung des engliſchen Charakters vielfach Gewicht und Plauſibilität verliehen. Und dennoch würde die einfache Erinnerung an die quellende Lebensfülle der Shakeſpeare'ſchen Welt, einer Welt, in welcher der engliſche Volksgeiſt in tauſend bunten Farben nnd Kräften ſchillert, genügen, den einſeitigen Irrthum jener Charakteriſtik überwältigend darzuthun. Aus Shakeſpeares Dramen tritt uns Geiſt und Geſtalt einer andern Volksnatur entgegen: Tiefe und Klarheit des Gedankens, gegründet auf markige Geſundheit der Conſtitution und durch urkräftigen Sinn für den Humor des Lebens gewürzt; abenteuerliche Kühnheit der Phantaſie, gebändigt von dem Bewußtſeyn unabänderlich herrſchender Schickſalsmächte; Weisheit im Munde des Narren und Thorheit auf den Lippen des Weiſen; ausgelaſſene Carnevalsluſt der Comödie hart neben der laſtenden Wucht tragiſcher Verhängniſſe; ſelbſtquäleriſche Skepſis der Reflexion und energiſche naturwüchſige Hingabe an die Forderungen der Wirklichkeit. Der Kern dieſer zu ſo reicher menſchlicher Entfaltung angelegten Volksnatur hat im Laufe der Zeit keinen Abbruch erlitten. Ueberwiegend waltet im engliſchen Volke, trotz ſeines kaufmänniſchen Weſens, bis auf den heutigen Tag das Intereſſe der Nation in ihrer Geſammtheit. Mächtiger als Bank und Börſe herrſcht der Einfluß des Parlaments, des Selfgovernment nnd der öffentlichen Meinung; und der Energie der induſtriellen Praxis wie der politiſchen Thätigkeit entſpricht ein alle Stände durchdringender Sinn für männliche Uebung der Kräfte, für die erheiternde und ſtärkende Wirkung nationaler Spiele (sports and games), in denen Kraft und Geiſt des Volkes ſich äußert.

Eine Inſtitution, die ſich den olympiſchen Spielen der Griechen vergleichen ließe, beſitzt England nicht. Denn ſo tief gewurzelt iſt die Abneigung der Angelſachſen gegen die Einmiſchung des Staates in alle nicht ſtreng genommen zur Domäne der Politik und Verwaltung gehörenden Angelegenheiten, daß bis vor kurzem ſelbſt die intellektuelle Erziehung des Volks vorwiegender der freiwilligen Thätigkeit der Einzelnen, unter dem Einfluß des öffentlichen Lebens und der herrſchenden Ideen, überlaſſen, als Seitens der Regierung beaufſichtigt oder geleitet wurde. Um ſo weniger konnte man unter ſolchen Umſtänden an die Aufſtellung eines allgemein gültigen Syſtems nationaler Gymnaſtik denken. Ihre Formen und Regeln entwickelten ſich vollkommen zwanglos aus dem praktiſchen Bedürfniß der Nation heraus und beſtanden ſo in naturwüchſiger Unabhängigkeit neben einander. Faßt man aber die einzelnen Zweige der Volksſpiele zu einer großen Geſammtanſchauung zuſammen, ſo fehlt keines der Elemente, aus denen der künſtleriſche Geiſt von Hellas die ſchöne Geſtalt der olympiſchen Feſttage hervorbildete, und die Allgemeinheit der populären Praxis, wie die Lebhaftigkeit der öffentlichen Theilnahme, deren ſie ſich erfreuen, liefern den redenden Beweis, daß in dem politiſch freieſten Volke Europas auch jener antike Geiſt der freien, ſpielenden Uebung der Kräfte, welche die unerläßliche Ergänzung der politiſchen Freiheit iſt, ſich am wirkſamſten erhalten hat.

Wir haben hiemit den Hauptgeſichtspunkt bezeichnet, von dem wir bei der nachfolgenden Darſtellung der engliſchen Volksſpiele ausgehen. Wir werden das engliſche Volk zu ſeinen Feſttagen, in ſeine Mußeſtunden begleiten, und in dem Lichte derſelben eben ſo ſeine nationale Individualität reflektirt erblicken, als in dieſer für die Geſtaltung jener einen praktiſchen Commentar finden. Wie wilde Ranken das feſte Gemäuer umwuchern, wird der vorwiegend oceaniſche Aufbau der engliſchen Zuſtände uns durch mancherlei ſeltſame Auswüchſe ſocialer Natur in Erſtaunen ſetzen, während die überſprudelnde Fülle der geſammelten Kräfte, der Reichthum und die Unabhängigkeit materiellen Beſitzes uns mehr als eine jener abenteuerlichen Extravaganzen erklären werden, zu denen urſprünglich geſunde Ideen in excentriſchen Richtungen ausſchweiften. Wir werden, durch Anſchauung der Gegenwart vorbereitet, eine Expedition unternehmen in das Gebiet der engliſchen Culturgeſchichte, eine Entdeckungsreiſe in vielleicht zu oft vernachläſſigte hiſtoriſche Zonen, auf der es — mit dieſer Hoffnung treten wir unſere Wanderung an — an einer bunten Blumenleſe heiterer wie belehrender Eindrücke nicht fehlen wird.

Was man heutzutage mit dem gemeinſamen Namen English sports and games bezeichnet, umfaßt vorzugsweiſe die Jagd in allen ihren Zweigen (the chase), das Pferde- und Wettrennen, das Regattiren und Yachtfahren, eine Anzahl Ballſpiele, unter denen das Cricket hervorragt, das Boxen und Ringen und das Bogenſchießen. Die meiſten dieſer Spiele wurden ſeit alten Zeiten in England betrieben; ihre

Hauptblüthe datirt jedoch erſt vom Anfange des vorigen Jahrhunderts, nachdem die Epoche der revolutionären Bewegung zu einem die Freiheit der Nation auf immer ſichernden Abſchluſſe gelangt war. Es gibt übrigens in England, wie in allen Ländern, eine Claſſe von Leuten, welche in der Gegenwart den Verfall der „guten alten Zeit" beklagen, Murrer und Achſelzucker, denen das Zeitalter der Eiſenbahnen und der Induſtrie, als Zerſtörer alter ſchöner Gebräuche und Sitten, nur eine zweifelhafte Anerkennung abnöthigt. Die Elemente, welche dieſe Partei zuſammenſetzen, ſind die Nachzügler der durch Fielding im Tom Jones verewigten Schule von Sportsmen, die Country Gentlemen vom Schlage des Squire Weſtern, die große Maſſe der Farmer in den ackerbauenden Grafſchaften, kurz der altmodiſche Schweif jener ſtationär conſervativen Politiker, die auch im unreformirten Parlament von 1832 die Erhaltung der „guten alten Zeit" vertheidigten und aus der Einführung der Reformbill und der Katholikenemancipation, eben ſo wie ſpäter aus der Abſchaffung der Korngeſetze den herannahenden Verfall Englands weiſſagten. Das geprieſene Ideal dieſer Epigonen iſt das goldene Zeitalter des ſogenannten merry Old England, einer Epoche, deren geſchichtliche Exiſtenz ſich ungewiß in das Dämmerlicht der vergangenen Jahrhunderte verliert. Nach einigen gehörte ſie dem Mittelalter, nach andern der Regierung der Eliſabeth, oder endlich der Reſtaurationsepoche des allerdings durch den Beinamen merry Monarch gekennzeichneten Karls II. an. Maraulay, im erſten Bande ſeiner engliſchen Geſchichte, hat aus hiſtoriſchen Thatſachen nachgewieſen, daß eine ſolche Auguſteiſche Zeit des merry Old England, als Contraſt zu dem düſtern freudloſen England von heute, im Grunde nichts ſey als eine romantiſche Abſtraktion, die krankhafte Schöpfung einer von der Gegenwart unbefriedigten Einbildungskraft; daß vielmehr in dem England von heute die Bedingungen nationaler „Heiterkeit" kräftig genug entwickelt ſeyen, um nicht allein jene früheren Jahrhunderte zu verdunkeln, ſondern den künftigen, vielleicht von ähnlicher Täuſchung befangenen Generationen die Gegenwart, die Regierung Victorias, als das Zeitalter erſcheinen zu laſſen, wo das merry England in Wahrheit exiſtirte. Dennoch dürfte ein Rückblick auf die Vergangenheit nicht ohne Intereſſe ſeyn. Ehe wir daher die engliſchen Volksſpiele in ihrer heutigen Geſtalt ſchildern, wollen wir der „guten alten Zeit" urväterlicher Heiterkeit eine einleitende Betrachtung nicht verſagen.

Friedrich Althaus.

(Fortſetzung folgt.)

Zur Philoſophie der Kinderſprache.

(Schluß.)

Je kindlicher die Auffaſſung, deſto mehr haftet ſie an dem Individuum und ahnt noch nichts von dem Allgemeinen; ſie ergreift ferner das rein Zufällige (oft bloß des Klanges), nicht das Weſentliche. Auguſte iſt das Individuum, Mädchen das Allgemeine; ähnlich verhalten ſich Huſar und Soldat zu einander. Nun kommt es vor, daß ein Blick aus dem Fenſter mit: viele Auguſten begleitet wird ſtatt „viele Mädchen," und in den Städten, wo nur Huſaren ſtehen, wird dieß zum allgemeinen Ausdruck für Soldaten, ſelbſt wenn die Knaben in der Schule von Schlachten aus der römiſchen Geſchichte erzählen. — Ein Kind hat oft genug von Daumen und Finger gehört, aber der Abſtraction, daß Finger der allgemeine Begriff ſey, iſt es noch unfähig, und daher auf's Höchſte erſtaunt, daß der Daumen auch ein Finger ſey. Bekanntlich geht es dem Ungebildeten mit dem Worte Kind nicht viel beſſer: „Er hat drei Kinder (Knaben) und zwei Mädchen." Wie ſchwer fällt es ſelbſt den Heranwachſenden, Wörter wie unmaßgeblich, ſolid, und vollends die bekannte crux „reſpektiv," nachdem ſie dieſelben Jahre lang gehört und auch wohl ausgeſprochen haben, endlich richtig zu verſtehen; das Wort irritiren iſt leider aus reiner Ignoranz der größeren Hälfte der Menſchen in der Bedeutung „irre machen" faſt in die deutſche Sprache übergegangen. Iſt es da zu verwundern, daß ein kleines Mädchen ſagte: „Der Oberprediger ſtudirt zum Fenſter heraus?" Haſt du einige

Digitized by Google

Augenblicke Zeit, lieber Leſer, ſo verſuche erſt zu rathen, was das heißen ſollte. — Es iſt wohl umſonſt. Nun: er raucht mit ſeiner laugen Pfeiſe zum Fenſter heraus; denn „mit der Pfeiſe am Studirtiſch ſtehen,“ „ſtudiren,“ das verſchwimmt noch alles in dieſem Begriffschaos.

Ein Kind nannte in ſeinem dritten Jahre Perſonen und Dinge, zu denen es nicht gleich zu gelangen vermochte (z. B. die Wärterin, die auf den Boden gegangen war, und der es dahin nicht nachkonnte), verloren. Mit einem allerliebſten Mißverſtändniß brauchte ein anderes kennſt du, ſtatt beſinnſt du dich auf; z. B. „Mama, kennſt du Herrn N.?“ eine Perſon, die es vor längerer Zeit an einem andern Orte geſehen hatte und die ihm plötzlich vor die Seele trat. — Aus heute Morgen (wo das Kind Kirſchen bekommen hat) ſetzt ſich bloß der Begriff der Vergangenheit in der Kinderſeele ab, und es gebraucht wohl ein ganzes Jahr ſeines Lebens heute Morgen in der Bedeutung früher, vorhin, oft von der allernächſten Vergangenheit. — Ob etwas, oder vielmehr Einer gut oder ſchlecht ſey, iſt bekanntlich meiſtens der Angelpunkt, um den ſich der Mikrokosmus dieſer lieblichen, unſchuldsvollen Naivetät dreht. Befehlshaberiſch hat Mina nur in einem tadelnden, mißbilligenden Tone ausſprechen gehört; daher, als ihr Bruder Ernſt etwas von dem in der Schule Gelernten erzählt („wo er in Fünfta, nicht mehr in Sexta war“), ihre Frage: „Befehlshaber ſind wohl lauter ſchlechte Menſchen?“ Nun ſtelle man ſich das Entſetzen eines ſolchen kleinen Naturdenkers vor, als er hört, daß Herr N. (ein bankerotter Kaufmann) durchgebrannt ſey!

Wie erfinderiſch der Unverſtand iſt bei dem zu wenig Denken und zugleich zu viel Denken! „Ein Actuarius iſt wohl einer, der Aquariums macht?“ „Die Diebe ſehen wohl alle ſchwarz aus?“ (O, wie weiß, wie rein war dieſe Kindesſeele!). Noch mehr überraſchte mich die Frage, ob in Amerika ſehr viel Waſſer ſey, wegen der vermeintlichen Ableitung von am Meer. Auf dieſe Idee eines Kindes wäre ich nie gekommen, eher ſchon auf die Zuſammenbringung von Apoſtel mit Poſt, Prieſter mit Priſe, und auf die Begriffsverwirrung, vermöge welcher ein achtjähriges Mädchen fragte, ob denn im dreißigjährigen Kriege die Menſchen nicht hungrig geworden ſeyen. König war für dieſelbe ein ſo ungeheuerliches Reſpektswort, daß ſie meinte, der wäre wohl hundert Jahre alt. Das Sprechen von Himmelfahrt veranlaßt zu der Frage: „Fahre ich da auch mit?“

Was denkt ſich mancher kleine eifrige Student der bibliſchen Geſchichte unter dieſem Worte? Schlagen wir es einmal im Kinderlexicon auf. Da muß wohl erſtens ſtehen: Kunde, Erzählung von etwas Geſchehenem, denn der ſiebenjährige Knabe ſagte: „Papa, wenn wir alle todt ſind und es ſind wieder neue Menſchen da, dann haben die wohl bibliſche Geſchichte von uns?“ Zweitens: Zuſtand von Vollkommenheit, Glückſeligkeit; daher die Frage des ſechsjährigen Mädchens: „Als bibliſche Geſchichte war, waren denn da auch ſchon arme Menſchen?“ — Welcher Begriff mit Harzreiſe verbunden wird, geht aus „Harzreiſe nach Thüringen“ hervor. Bei „Hexe,“ im Mährchen vom Honigkuchenhaus, hatte die eifrige Zuhörerin immer gedacht: Katze. — Waſſerſchäden ſind, wenn Einer in's Waſſer fällt, Feuerſchäden, wenn der Eierkuchen verbrennt, Königreich, wenn einer ſo reich wie der König iſt; der Blitz entzündet den Baum, d. h. der Baum wird krank (Lungenentzündung, von welcher die Kleine gerade ſehr viel hatte ſprechen hören); ein Mädchen von Bildung iſt eines, welches bildſchön iſt; unbeſonnen, meinte die Siebenjährige, iſt einer, der ſich nicht beſinnen kann, dem das Lernen ſchwer wird.

Die erſten richtigen Begriffe des angehenden Denkers und Sprechers ſind natürlich Subſtantiva, und zwar Concreta, die zunächſt liegenden, in die Sinne fallenden Concreta; viel ſchwerer ſind ſchon die Adjectiva, welche ſämmtlich mehr oder weniger abſtrakt ſind. Wie jenes Mädchen bei obiger Frage das Wort „arm“ verſtanden hat, wollen wir dahingeſtellt ſeyn laſſen, aber bei den meiſten Kindern vergehen Jahre, ehe ſie ſich unter arm etwas Anderes denken können als krank, verkümmert, leidend (wenn ein „armer“ Mann draußen iſt, welcher bettelt). Daher ſagt das Kind: „Mama, haſt du einen armen Kopf“ (einen leidenden Kopf, Kopfſchmerzen)? Noch längere Zeit mag nöthig ſeyn, ehe das Wort jung in ſein Recht eingeſetzt wird, unter welchem zunächſt gewiß nur klein verſtanden wird. Daher halte ich jetzt junge Flinten (Piſtolen) nicht mehr für ein ſo werthvolles Stück meiner Sammlung, da ich darin nicht mehr poetiſche Sprechweiſe, ſondern nur Verwechslung von jung und klein erkenne. Eher möchte ſich eine kleine Doſis Poeſie herausexperimentiren laſſen aus: todtes Streichhölzchen (wohl zu merken, nicht ein abgebranntes, nein, viel ſinniger, eines ohne den ſchwarzen Kopf), kalter Zug (einige Wagen ohne Locomotive), kalte und warme Bäume (welke und grüne). Die Tapete iſt weiß, grün und Löſchblatt,“ (grau) iſt ein unbewußter Gallicismus (rose, paille, roſeuroth, ſtrohgelb und Aehnliches). Die Neigung der franzöſiſchen Wortbildung zu dem bekannten Vorſchlag esclave, espion, échafaud,

étable (Sklave, Spion, Schaffot, stabulum) habe ich auch in einigen Kinderwörtern (d. h. noch aus der Periode des Sprechenlernens) wiedergefunden: Pillabel (Gabel), Pillampe (Lampe).

Ich knüpfe an dieses Capitel über den Wortſchatz, d. h. alſo eben ſowohl die concipirende als reproducirende und producirende Thätigkeit des Kindes in lexicaliſcher Hinſicht, noch einige allgemeine Bemerkungen.

Erſtens: Wir ſehen hier denſelben Proceß vor ſich gehen, welchem überhaupt die Sprache ihre erſte Normirung und ihre weitere Bereicherung verdankt. Manche, nicht gerade von einem Kinde, aber nach der Freiheit der Kinderſprache geſchaffenen Wörter verdienten es eben ſo ſehr, canoniſirt zu werden, wie die, mit welcher Luther die deutſche Sprache bereicherte, als ihm dieſe für ſeine Bibelüberſetzung nicht ausreichte. Dieſe Produkte der Naivetät, leider alle zur Vernichtung beſtimmt, ſind oft ſo originell, ſo ſinnig, ſo treffend, daß jede Sprache bei ihrer Kinderſprache in die Cur gehen könnte, theils zur Ausmerzung ſinnloſer Willkürlichkeiten des Sprachgebrauchs, theils zur Bereicherung. Errungenſchaft (ſelbſt eine Errungenſchaft) iſt ein Hauptbeiſpiel dazu. So haben wir in naher oder nächſter Vergangenheit die Wörter octroyiren, Telegramm, Annexion entweder entſtehen, oder in allgemeinen Gebrauch kommen ſehen. Das Wort prasliner (nach der bekannten gräßlichen Begebenheit in Paris im Jahr 1847) ſcheint ſich aus der franzöſiſchen Sprache wieder verloren zu haben, und das deutſche Wort thürnageln für mißhandeln (von einem Manne Namens Thürnagel, der ſein Kind mißhandelt hatte) war — ich ſpreche von Selbſterlebtem — nur in der Stadt, wo es vorgefallen, eine kurze Zeit im Gebrauche, hätte aber, wenn dieß eine tonangebende Reſidenzſtadt geweſen, leicht völlig in's Deutſche übergehen und bei der Nachwelt wegen ſeiner Herkunft ein gleiches Kopfzerbrechen veranlaſſen können, wie ähnliche Wörter launiſchen Urſprungs, z. B. Rococo.

Zweitens: Das Kind ſympathiſirt in dieſer Hinſicht (außer mit dem Ungebildeten, wovon ſich ſchon im Vorherigen Proben finden) mit dem Ausländer, (ein Franzoſe ſagte: „Sie haben alſo Ihre Söhne jetzt in Königsberg eingeſtellt?“ womit er in Penſion geben meinte und ſein installer germaniſirte), ferner mit dem Dichter und endlich mit dem Volkswitz, aus nahe liegenden, obwohl ſehr verſchiedenen Gründen, mit dem Dichter beſonders wegen deſſen eben ſo großer, die canoniſchen Feſſeln abwerfender Freiheit; beide ſchiffen noch auf dem breiten Strome, nicht auf dem engen Fahrwaſſer. Ich habe bei mancher Ausgelaſſenheit der Kinderſprache an Juſtinus Kerners unſterblich ſchöne Worte gedacht:

Denkt auf dieſen Fluren
Auch kein Erdner mein.

Zwiſchen der Sprache des Volkswitzes und der der Kinder Parallelen zu ziehen, würde zu weit führen, aber beiſpielsweiſe erwähne ich attentaten, welches der Volkswitz für das bekannte Lied geſchaffen, ein Wort, zu dem ſich aus dem vorhin Aufgezählten manches Seitenſtück beibringen ließe.

Wir ſchlagen nun den zweiten Abſchnitt auf: Flexion, vorzugsweiſe Declination und Conjugation.

Bekanntlich iſt die Sprache aller rohen Völker mehr Wörterbuch als Grammatik; ſo iſt es auch mit den Kindern. Zwar liegt jene frühere Periode, wo ſie überhaupt nur drei Wörterklaſſen haben, Interjection oder Empfindungslaut, Subſtantivum und Verbum (vorzugsweiſe in der Form des Infinitivs), und z. B. „Ich will auf den Stuhl“ nur ausdrücken durch „Tuhl,“ außerhalb unſeres Betrachtungskreiſes; aber auch aus der Periode der erſten zuſammenhängenden Rede bietet dieſer Abſchnitt wenig Bemerkenswerthes, und weit mehr als oben bei der Wortbildung gehört dieß dann nicht ſowohl dem eigenen Sprachformtriebe, als der richtigen oder falſchen Nachahmung an.

Daß declinirt wird, merken die ganz bewußtloſen Sprecher vier, fünf Jahre früher, als ſie es in der Schule lernen. Dieß ſpielte einem fünfjährigen Mädchen den Streich, daß ſie nicht bloß von Amelſen, ſondern auch von einer Amaus erzählte. Vielen Kindern begegnet es, daß ſie Arihö ſagen, indem ſie die erſte Sylbe Di für den Artikel die halten, ganz ähnlich wie der Araber aus Alexander, al als Artikel anſehend, Skander, Skanderbeg gemacht hat. So bewußtlos geht noch alles, richtige und unrichtige Decliniren vor ſich, daß ein Kind, das oft auf den Unterſchied von mir und mich aufmerkſam gemacht war, Mirchaelis verbeſſerte, als es den Namen Michaelis hörte, zu vergleichen dem richtig ſprechen wollenden Oberdeutſchen, welcher, da es doch nicht „a“ ſondern „ein“ heißt, Ahornbaum in Einhornbaum verwandelt. Den Artikel a. an übrigens viel natürlicher zu finden als ein, darin harmonirt die Kinderſprache mit dem Engliſchen.

Hinſichtlich der Conjugation drängt ſich die Bemerkung auf, daß, obwohl vorzugsweiſe Zeitwörter des gewöhnlichen, täglichen Bedürfniſſes, als ſchlafen, eſſen, trinken, ſprechen, nach der ablautenden, ſtarken, früher unregelmäßig genannten Conjugation flektirt werden,

der Sprechlehrling doch den allerdings ſehr leichten Mechanismus der umendenden, ſchwachen, früher regelmäßig genannten Conjugation ſo ſcharf auffaßt, daß er nun auch Verbalformen von jener Klaſſe aus dieſer nimmt und trinkte, getrinkt, ſchlagte, angezieht ſagt, nicht leicht aber umgekehrt, etwa ſug ſtatt ſagte. „Sterbe nur nicht," gehört zu den Alltäglichkeiten, die ich nicht weiter erwähne; brang, ſtatt brachte, war nach „ſang" gebildet. Steht doch auch der engliſche Gentleman in halbgeſpanntem Verhältniß zu den Vergangenheitsformen von to flee, to flow und to fly. Auffallender als die obigen „getrinkt," „angezieht" iſt geſeit (geweſen), welches ich ſelbſt gehört habe, und zwar, noch merkwürdiger, in der Verbindung mit hat: Er hat geſelt (iſt geweſen). Daſſelbe Kind, welches jetzt ein ihm noch ganz unbewußtes Sprachgefühl verrieth, wonach haben als Hülfszeitwort zur Bildung der Vergangenheit dient, und „er hat geſeit" ſagte, wird vielleicht Jahrelang mit il est été ſeinem Lehrer Noth genug machen. — Daß in Arndts Worten:

So weit die deutſche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder ſingt,

die zweite Zeile mißverſtanden und Gott für das Subjekt genommen werden könnte, fühlte ein neunjähriges Mädchen ſehr gut und ſchlug die Aenderung vor:

Und Gott dem Vater Lieder ſingt.

Selbſtſtändiger ſehen wir wieder die ſprachſchöpferiſche Thätigkeit auftreten, wenn wir drittens Satz und Conſtruction in Betracht nehmen.

Der Sprachſchatz, von deſſen Armuth in der allererſten Sprechperiode oben die Rede war, hat nun zwar nicht bloß die ſämmtlichen Stoffwörter (Subſtantivum, Adjectivum u. ſ. w.), ſondern auch die Formwörter in ſich aufgenommen; aber letztere, zum Ausdrücken der Cauſal-, Final- und noch ſchwierigerer Verhältniſſe, ſind nur tückenhaft, und ihr Gebrauch macht noch große Schwierigkeiten. Die Kleinen haben auch Vorſtellungen, die wir durch „ohnehin," „als ob," „deſſen ungeachtet" u. a. wiedergeben, aber dergleichen im Munde eines Kindes iſt etwas Undenkbares; daher ſucht es — weiß es ſich zu helfen und bildet Sätze und Conſtructionen nach eigener Erfindung. Gerade hier findet Nachahmung (einer der beiden Faktoren, welche als Produkt ſeine Sprache bilden; ſiehe oben) keinen Anhalt, und ſo begegnen wir denn, die eigenthümliche Kinderlogik dazugerechnet, auf dieſem Gebiete dem Originellſten, was die Kinderſprache zu Tage fördern kann.

Ein ganz kleines Kind hilft ſich noch, wie Berthold Sigismund erzählt, als es nach einander zwei Reiter ſieht, mit: „Eite. — Noch eins." Solche Uranfänge der Satzbildung laſſen wir hier unberückſichtigt, aber dafür ſind auch ſchwierigere und zuſammengeſetztere Vorſtellungen auszudrücken, und einen Satz wie: „Alle Stücke auf dem Teller außer den beiden langen ſind für mich," konnte die Fünfjährige nicht herausbringen; ſie ſagte: „Die beiden langen Stücke, und dann die andern alle auf dem Teller ſind für mich." Sie hört erzählen, daß ein Kind gefallen iſt, und will fragen, etwa: „Wie iſt denn das gekommen?" oder: „bei welcher Gelegenheit denn?" Da verſagen ihr aber noch die Kräfte, und es kommt ächt autodidaktiſch heraus: „Was wollte ſie denn, als ſie fiel? Daß ſie aber Obiges meinte, leuchtete aus ihrem weiteren Gebaren ein, da die Frage nicht verſtanden worden war. Auch der Satz: „Du ſteckſt die Lampe eher an, als ich mich zu Bette lege," muß wohl für den Sechsjährigen noch zu ſchwer geweſen ſeyn; er kam aus der kleinen Sprachküche heraus als: Wenn ich mich zu Bette lege, ſteckſt du die Lampe eher an. Statt zu fragen: „Iſt zuerſt Weihnachten oder zuerſt mein Geburtstag?" oder: „Iſt Weihnachten früher als mein Geburtstag?" fragt der kleine Stümper: Iſt Weihnachten zuerſt als mein Geburtstag? Oft verdrehen ſich ganz leichte Sätze zu ſcheinbar viel ſchwereren, z. B. „der wievielte iſt nächſten Freitag?" in „wenn heute Freitag wäre, was hätten wir dann für ein Datum?" — „Nun habe ich ſchon dieſen Herbſt in einem Jahre Guſtav und Agnes nicht geſehen;" auch eine Verdrehung, und ſo nahe dem Richtigen. „Wie heißt das Gegentheil von ſparſam?" iſt eine viel zu philoſophiſche Frage. Das Kind ſagt: „Wenn man wenig Schmalz zu den Kartoffeln nimmt und ſparſam iſt, wie heißt das, wenn man viel Schmalz nimmt?" Welche lange Umſchreibung! Damit wetteifert: „Mama, kennſt du Schneiders. Die haben einen Sohn, dem ſein Großvater iſt geſtorben." Was wir mit Einem Wort als Frühſtücksgäſte bezeichnen, drückt ein ſolcher Wortverſchwender alſo aus: „Die Herren bei *** (Kaufladen und zugleich Frühſtücksſtube), welche nichts verkaufen, ſondern immer Semmel eſſen." Zu den Längen würde auch die Wiederholung des Nomens ſtatt des Gebrauchs des Pronomens gehören; doch vernimmt man dieß nur ſelten, nun überhaupt das Pronomen (namentlich ich) angeeignet iſt, was, wie erwähnt, da ſchon geſchehen, wo unſere Betrachtung beginnt.

Neben den Längen treffen wir freilich auch allerliebſte naive Kürzen, z. B.: Das iſt die Taſſe, wo

Digitized by Google

wir wohnen (mit der Abbildung des Hauſes). Ein Meiſterſtück eigenthümlicher Art iſt in dieſer Hinſicht folgende Beſchreibung eines ſo vollen Braunkohlengelaſſes, daß nur der Raum für die nach innen ſchlagende Thür frei war: Da kann man nur in die Thüre hineingehen; denn dieſes iſt gar nicht einmal in unſere Sprache zu überſetzen, es müßte durch ein viel weitläufigeres Verfahren zu einem mehrtheiligen Satz geformt werden.

Es liegt nahe, auch hier wieder Parallelen zu der Sprache der Ungebildeten zu ziehen, welch letztere mit „tödtlicher Pulverexploſion mehrere Menſchen," „deine Nachſicht bürgt mir für die vielen Fehler" (zwei Stellen aus einem Briefe) der uns hier beſchäftigenden nicht viel nachgibt. Doch beſchränke ich mich auf ein Beiſpiel ſehr auffallender Aehnlichkeit zwiſchen ungebildeter und kindlicher Ausdrucksweiſe. Der Hauswirth kommt zu ſeinem Miether herauf und ſagt: „Sie können ja engliſch leſen,* ſagen Sie mir doch, was in dieſem Briefe ſteht," und der Knabe ſpricht: Vater, du weißt alles, was es heißt, du biſt ja Schullehrer.

Dagegen kommen wir bei Satz und Conſtruction wieder ausführlicher auf den Punkt zu ſprechen, für welchen bei größerer Gelehrſamkeit und vollſtändigeren Sammlungen unſer Thema wirklich Gelegenheit zu einer wiſſenſchaftlichen Ausbeute darböte, daß nämlich die allgemeinen, die menſchliche Sprache ſchaffenden Elemente in einem weit größeren Umfange walten, als es in der ſanctionirten Redeweiſe einer fertigen Sprache zu Tage kommt, und die Kinder alſo Formen und Redensarten haben, welche ſie nicht ihrer Mutterſprache, ſondern allgemeinen Sprachprincipien verdanken. Freilich war es mir nicht vergönnt, und wohl keinem Sterblichen, zu erleben, daß ein Kind, welches nie einen polniſchen Laut vernommen, etwa von (er, ſie) war ein Femininum machte (byl, byla), oder daß ein Knabe acht Jahre vor dem Griechiſchlernen das Imperfectum durch ein Augment bilden wollte; doch bin ich wenigſtens nicht ganz leer ausgegangen. Zur Sache:

Die Franzoſen und Engländer können manche Verhältniſſe weit genauer als wir bezeichnen durch ihre Anwendung von zwei Propoſitionen, de chez, de par, de sous — from among, from beneath u. ſ. w. Solches mag wohl jener urſprünglichen Menſchenſprache angehören, denn das Kind, welches ſagte: Heute bin ich ohne mit dem Stuhl in's Bett geſtiegen, kannte keine von beiden fremden Sprachen. An das plaſtiſche franzöſiſche prendre sur (la table), puiser dans (la source) erinnerte mich der kleine Eiferſüchtige mit ſeinem: „Papa, geh weg bei Mama," und der maleriſche Ausdruck: die Ochſen ſind oor (nicht von) dem Wagen ab. — Das Wort machen muß oft aushelfen, aber in ſelbſtgemachten, mehr oder weniger undeutſchen Conſtructionen, z. B.: „Ich mache ſie (die in's Waſſer geſetzten Blumen) zum Aufblüthen," (Aufblühen), und in vielfachen ähnlichen Umſchreibungen; auch „machen daß," wo das eine, eine ganze Redensart erſetzende Verbum noch nicht zu Gebote ſteht; aber von der Natur des franzöſiſchen faire mit dem Infinitiv, welches mit dazu beiträgt, dieſer Sprache ihr eigenthümliches Gepräge zu geben, ſcheint das „machen" der Kinderſprache nichts angenommen zu haben. Dagegen iſt „du biſt ſo lange gekommen" (nicht etwa: nicht gekommen), d. h. es hat ſo lange gedauert, bis du wieder gekommen biſt, offenbar verwandt mit être longtemps à. (Zugleich eine Verwechslung mit „du biſt ſo lange geblieben.")

Eine freilich etwas fern liegende Parallele zu der engliſchen Conſtruction I could have, I should have, ich hätte gekonnt, ich hätte geſollt, bieten die Worte der Vierjährigen: du konnteſt es mir doch nicht geben, d. h. du hätteſt es mir doch nicht geben können (ſollen; * ſie hatte ſich mit etwas, das ihr gegeben war, wehe gethan). Dagegen mit „ich konnte es fallen laſſen" meinte ſie, wie die augenblicklichen Umſtände bewieſen, nicht „ich hätte es fallen laſſen können," ſondern „ich ließ es fallen," gleichſam: es konnte (mußte) ſo kommen, daß ich es fallen ließ. ** Es

* Eine ähnliche Vorſtellung muß auch wohl ein Kind haben, das ſich noch gar keine Idee machen kann vom Erlernen einer fremden Sprache, und das, als es ſein erſtes lateiniſches Lehrbuch erhält, in höchſter Verwunderung ſein deutſches Leſebuch holt, worin es das mit lateiniſchen Lettern Gedruckte ja doch leſen kann. Wahrlich, es iſt leichter, dem Treiben in einem Bienenkorbe zuzuſehen, als dem in einem Kindeskopfe.

* Zu beachten iſt der dieſem Alter eigenthümliche Gebrauch von können ſtatt ſollen und ähnlichen Zeitwörtern.

** Man muß überhaupt oft erſt nachdenken, um das Kleindeutſche richtig in's Großdeutſche zu überſetzen, dem dabei ſpielenden Mechanismus auf die Spur zu kommen. Z. B. was gemeint iſt mit: das Haus neben Beckers gegenüber, iſt leicht zu errathen, die grammatiſche Auflöſung heißt aber nicht „dem Hauſe neben Beckers gegenüber," ſondern „das Haus (welches) dem neben Beckers gegenüber (iſt)." Das Haus iſt kein falſcher Nominativ, ſtatt Dativ, ſondern es ſoll Nominativ ſeyn. — Du ſchiltſt mich wegen dieſer Haarſpaltereien, lieber Leſer, als einen Pedanten, und nun wirſt du mich einen Phantaſten nennen, wenn ich behaupte, daß ſich mein inneres Ohr immer

Digitized by Google

wäre zu geſucht, hierin einen Anklang an ſolche Umſchreibungen zu finden, wie vint tomber, ſtatt tomba; etwas näher liegt das engliſche I would in der Bedeutung „ich pflegte," welches oft geradezu mit Weglaſſung dieſes would zu überſetzen iſt. — „Ohne auf die Rede des Herrn achtend, (without ...ing) iſt mir vorgekommen, ohne daß bei dieſem Anglicismus das Engliſche im Spiel war. Man achte auch einmal darauf, wie die Kinder ſich drehen und wenden, um ein „hätte beinahe," „wäre beinahe," herauszubringen; es hat immer mehr oder weniger Aehnlichkeit mit dem franzöſiſchen il a failli.

Folgender Satz: Alle Menſchen ſitzen wohl nicht auf dieſem Stuhle, von einem bald fünfjährigen Kinde geſagt, zeigt, ſo undeutſch er iſt, eine wunderbare Schärfe des kindlichen Ausdrucks; er ſoll heißen: „auf dieſem (in die Rumpelkammer geſtellten) Stuhle ſitzt wohl kein Menſch" (mathematiſch gleich: alle Menſchen ſitzen nicht). Dieß iſt der Sinn, nicht etwa „nicht alle Menſchen ſitzen auf dieſem Stuhle," wie die Franzoſen, durch ihre Wortſtellung gebunden, unſer: „Es iſt nicht Alles Gold, was glänzt," unrichtig genug nur durch: tout ce qui reluit n'est pas or ausdrücken können. (Vergleiche auch: tous les chiens qui aboient ne mordent pas). *

„Ich borg es (das Stückchen Farbe) dir in deinen Tuſchkaſten," oder eigentlich bloß: Ich borg es dir hinein, iſt gegen die Sprachweiſe im Deutſchen, aber in richtigem Sprachgefühl ausgedrückt, als ob Borgen ein Zeitwort der Bewegung wäre, bei welchem man wohin?

---

mehr für dergleichen geſchärft hat. Als ich vor Jahren in meine Sammlung aufnahm: „Da iſt der kleine Junge Stellter und das kleine Mädchen Stellter," dachte ich mir eben noch nichts dabei, jetzt ſtehe ich aber dafür ein, daß dieß viel kindlicher geſagt iſt, als „da iſt der kleine Stellter und die kleine Stellter;" letzteres klingt ſchon viel verſtändiger, geſetzter. Nun, „lache mich aus, aber höre mich," damit will ich mich in deine Macht geben, nach dem Ausrufe jenes Griechen: „Schlage mich, aber höre mich!"

* Vergleiche damit noch folgendes Beiſpiel von Verdunkelung des Sinnes aus dem Engliſchen. Ein Deutſcher würde ſagen; Ich habe fünf Kinder, ich ſah eines von ihnen nie (oder noch beſſer deutſch: eines von ihnen habe ich nie geſehen). Der Engländer muß ſich, um dem never die richtige Stelle im Satze zu geben, alſo ausdrücken: I never saw one of them, welches aber auch heißen kann: Ich ſah nie eines von ihnen. (Wenigſtens wäre dieß hier, bei der vorangegangenen Zahl fünf, eben ſo richtig wie: I never saw any of them.)

fragen könnte. Dieſes Sprachgefühl ſträubt ſich natürlich auch lange ernſtlich gegen Willkürlichkeiten des Sprachgebrauchs, welche faſt Unrichtigkeiten zu nennen ſind; dahin gehört um auch auf die Frage wo? mit dem Accuſativ, und nach, im örtlichen Sinne, auf die Frage wohin? mit dem Dativ.

Trotz dieſes ſich ſo merkbar machenden richtigen Sprachgefühls habe ich doch nie eine Spur entdecken können von einer Neigung zu der normalen Wortſtellung, welche bekanntlich vom Weſen der franzöſiſchen Sprache unzertrennlich iſt (attaquer les ennemis, die Feinde angreifen), habe im Gegentheil erlebt, daß es unendliche Mühe machte, um ein Verſchen mit dieſer Conſtruction einem Kinde beizubringen:

Will ſteigen auf Bulemanns Haus,
Will ſich holen eine fette, fette * Maus.

Das Kind ſagte immer wieder: eine ſette Maus holen; die Sprachgewöhnung überwältigte alſo ſelbſt den Reim. Es muß wirklich etwas Philoſophie der Sprache dazu gehören, um dieſe Stellung: attaquer les ennemis, zu begreifen, ſich Innerlich klar zu machen; das wiſſen am beſten die Lehrer, welche Anfänger im Franzöſiſchen unterrichten und ſich einbildeten, die Jungen durch eine unwiderſtehliche Demonſtration ein für alle mal über dieſen Berg hinweggebracht zu haben. **

Eben ſo wenig und aus demſelben Grunde, Sprachgewöhnung aus der Mutterſprache, kommt es vor, daß das Subjekt des Nachſatzes vor das Zeitwort geſetzt wird (franzöſiſche, offenbar normale Wortſtellung); das Umgekehrte, mit dem Zeitworte anzufangen (Inverſion), iſt dem noch ſehr Jugendlichen, wenn er nämlich überhaupt ſchon ein ſolcher Künſtler iſt, um in Vorderſatz und

---

* Dieſes „fette, fette Maus" mahnt mich an etwas bisher Verſäumtes. Es kann nämlich nicht unerwähnt bleiben, daß auf die Sprechweiſe der Kinder außer der wirklichen Sprache der Erwachſenen auch die von letzteren affectirte Kinderſprache influirt. Dahin gehören ſolche Wiederholungen wie große, große — fette, fette. Der Lehrling greift das auf und ſagt nun auch in ſeiner, etwas andern Weiſe: das iſt tief, tief.

** Es iſt erſtaunlich, wie deutlich der Lehrer das alles einſieht, was er ſeinen Dickköpfen begreiflich zu machen ſucht. — Ich rathe überhaupt, hierüber und über ähnliche Punkte nicht zu viel Worte zu machen, ſondern immerfort tüchtig einzuüben, alſo, für unſern Fall, bei jeder Gelegenheit, wo nur irgend ein Subſtantivum und ein Verbum bei der Hand iſt, es gleich zuſammenſtellen zu laſſen. So wird ein Einimpfen gegen das andere geſetzt. Vergl. auch die Anm. auf S. 820.

Digitized by Google

Nachſatz zu ſprechen, ebenfalls ſo eingeimpft, daß man beim Ueberſetzen aus einer fremden Sprache in die deutſche mit nichts ſo wenig Mühe hat, als daß gleich das Zeitwort vorweggenommen werde. Für ſyntaktiſche Verhältniſſe (in der Rede des ſchon etwas weiter Vorgeſchrittenen) macht ſich nämlich verhältnißmäßig früher Uebung in richtiger Nachahmung geltend, als für bloße Redensarten; da bekommt alſo der andere Faktor (ſiehe oben) wieder das Uebergewicht.

Ich muß noch einmal auf das Beiſpiel (ſiehe oben in der Anm.): „das Haus (dem) neben Beckers gegenüber," zurückkommen, um ſchließlich, wegen des fehlenden dem, darauf aufmerkſam zu machen, daß die Anwendung des Pronomen determinativum der, derjenige, beſonders mit darauf folgendem Genitivus (der meines Vaters, oder noch ſchwerer: neben dem meines Vater), erſt ſpät eintritt. Es ereignet ſich, daß Knaben is, ea, id mit allen ſeinen Bedeutungen ganz fertig herſagen, ohne von einem deutſchen Worte „Derjenige" (das ſie dabei immer ausſprechen) eine Ahnung zu haben.

Hier wäre ich nun eigentlich mit meiner Weisheit am Ende. Doch ſehe ich, daß gerade noch einige Cabinetsſtücke zurückgeblieben ſind, und zu denen mögen mich diejenigen, welche ſo lange Geduld gehabt haben, auch noch ferner begleiten. Ich könnte ſie alle in einen vierten Kaſten thun und darauf ſchreiben: Wie die Kinder ſich zu helfen wiſſen; allein dieſe Aufſchrift paßt ja eigentlich auf alles, was hier vorgezeigt wurde, wie denn überhaupt das Ineinandergreifen der verſchiedenen Kategorien jede wirklich ſyſtematiſche Behandlung unſeres Gegenſtandes unmöglich gemacht hat.

Da iſt gleich zuerſt eins, das iſt aber nur gegen beſonderes Trinkgeld zu ſehen, die köſtlich naive engliſche Redensart, in Amerika gebräuchlich: he never said turkey to me. Dieſe mag, wer ſich deſſen nicht entſchlagen kann, in der Erzählung von Gerſtäcker, „Ausland" 1854, Nr. 42, im Munde des Indianers, auch eines Naturkindes, erklärt finden, zum Abdruck fehlt hier der Raum. Alſo ein anderes.

Ein faſt ſiebenjähriger Knabe, alſo in einem Alter, wo er unter andern auch die kluge Frage that: Wie viel iſt denn ein Procent? ſah im Herbſt 1854 ein Buch mit der Jahreszahl 1855. Unbekannt mit ſolchem Buchhändlerluſus fragte er: „Das iſt wohl von dem vorigen mal, wie 1855 getroffen war?" (eingetroffen; er meinte 1755). Wie vernünftig bei aller Unvernunft!

Viel jünger war das Mädchen, welches, in der Illuſtrirten Zeitung die Rieſenabbildung von dem Innern des Mailänder Doms beſehend, ſagte: „Wie groß muß das ſeyn, wenn es von Stein iſt!" (in der Wirklichkeit).

Und als ſie ein Jahr älter war und das bekannte Kinderräthſel hörte:

Vorn wie ein Kamm,
In der Mitte wie ein Lamm,
Hinten wie eine Sichel;
Rathe, lieber Michel,

war ſie auch nicht in Verlegenheit, den ſich ihr aufdrängenden etwas ſchwereren Gedanken: „Das letzte iſt wohl bloß des Reimes wegen?" ſich ſprachrecht zu machen; ſie ſagte: Das letzte iſt wohl bloß danach gedichtet?

Zwölf Jahre wenigſtens müßte doch ein Knabe alt ſeyn, um zu ſagen: „Der Mund (vielmehr das Aufziehen) muß doch auch zum Brennen (des Tabaks) mitwirken?" Nun aber, vermöge eines dieſer Taſchenſpielerkunſtſtücke ſeines Sprechens, vermag er ſchon ſechs Jahre früher, über die Conſtruktion einer Pfeife grübelnd, zu ſagen, was er meint; es lautet: Aber der Mund muß dem Tabak doch helfen? Welcher Erwachſene könnte ihm dergleichen nachmachen, oder vielmehr vormachen?

Nun muß ich dir, lieber Leſer, ehe wir ſcheiden, gar noch mit einem Geſpenſt bange machen. Ich für meine Perſon könnte mir nämlich kaum einen größeren Genuß denken, als jetzt noch eine eben ſo lange Abhandlung „Zur Philoſophie der Kinderſprache" zu leſen wie die meinige, mit lauter andern Beiſpielen, lauter andern Reflexionen. Nun, davor mögeſt du bewahrt bleiben; du haſt mir wahrſcheinlich längſt nicht bloß satis, ſondern satis superque zugerufen. Ich will es mir geſagt ſeyn laſſen. Blicke nun noch einmal auf das Kindesgebet, das an den Eingang geſtellt war; das ſoll das A und das O ſeyn.

Agathon Keber.

Was die Mutter ihren erwachsenen Töchtern erzählt.

(Schluß.)

Die Pferde mußten schnell laufen; aber die Ueberlegung konnte nicht mitkommen. Er befahl, Schritt zu fahren. Am liebsten wäre er endlich stehen geblieben und gar nicht zu Hause angekommen. So schwer wurde es ihm, zu irgend einem Entschlusse für sein nächstes Handeln sich zu erheben. Als er gar nicht mehr ein noch aus wußte, befahl er alles Gott und nahm sich vor, nur von dem Augenblicke, d. i. von seinem unmittelbaren Gefühle sich bestimmen zu lassen. Der fromme Mensch handelt nach Regeln der Klugheit gewöhnlich am verkehrtesten. Warum wäre denn auch die Furcht Gottes der Weisheit Anfang?

Der Doktor kam an. Rosa war wie zufällig im Hausflur. Sie begrüßte den Vater und fragte — nicht nach dem Rittmeister; aber sie wußte, wohin und warum der Vater gefahren war. Sie traten ein. Die Mutter rief ihm gleich lebhaft entgegen: „Nun, was bringst du für Nachrichten? Zürnt uns der Freund? Oder ist er krank?"

„Er zürnt nicht," antwortete der Vater, „aber er ist krank."

„Krank?" fragten wie aus Einem Munde Mutter und Tochter. Aber schnell setzte die letztere hinzu: „Und davon weiß nicht einmal seine Tante?"

„Ja," erwiederte der Doktor, „es ist auch eine Krankheit, bei welcher man keinen Arzt um Rath fragt, von welcher man niemanden erzählt, welche keinen Namen hat, und welche nur die Zeit heilen kann — oder auch nicht."

Die Mutter verstand, die Tochter schwieg und fühlte einen tief innerlichen Schmerz. Der Vater erzählte noch einiges Gleichgültige von seiner kleinen Reise, und er, so wenig wie die verständige Frau, nahm keine Veranlassung, auf den Rittmeister zurückzukommen. Rosa brannte es unter den Füßen. Sie hätte sich gern draußen zu thun gemacht; aber dann wäre ihr das Wichtigste vielleicht entgangen. Endlich konnte sie's nicht mehr aushalten. Sie fragte: „Muß der Rittmeister das Bett hüten? Kommt er nicht bald wieder zu uns?"

Der Vater nahm sich zusammen. Auf seiner Antwort ruhte das Glück, vielleicht das Leben seiner Tochter. So leichten Tons, als er vermochte, entgegnete er: „Für's Erste wird er wohl nicht wieder kommen. Dafür hat er mich gebeten, daß wir zu ihm kommen, aber nicht in Person, sondern im Bilde. Er will uns malen lassen, und mit dir soll der Anfang gemacht werden."

„Mit mir?" fragte die Tochter gedehnt und mit fast erstickter Stimme. Der Schlag war gefallen; sie senkte die Augenlieder, erblaßte und sah dann wieder zum Vater hin. Dieser erhob sich, schloß sie in seine Arme, küßte sie herzlich und fragte dann mit weicher Stimme: „Und willst du ihm diese Freude machen?" — „Wenn ihr es erlaubt," sprach Rosa, „gern!"

An dieser Antwort erkannte der Vater, daß er dem Rittmeister zu viel versprochen. Das jungfräuliche Gewissen war zarter als das väterliche. Er hatte Recht, daß kein Arzt jene Krankheit heilen kann; aber nicht einmal immer beurtheilen und erkennen kann er sie; denn zu spät bereuete er selber, daß die Ausführung seines Versprechens diese Krankheit bei seiner Tochter noch befördern mußte.

„Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!" dachte dieser mit Thekla, und was sie an jenem ersten Abend mit so viel Eifer über das Verschwinden derselben verfochten, erschien ihr jetzt als unumstößlich gewiß und ward die liebste Aussicht für sie selbst. Darum betete sie heute Abend zwar lange und innig, aber doch immer wieder nur die beiden Hauptgedanken: „Herr, laß mich dir und ihm ewig treu bleiben!" Sie hatte ja auch alles, was sie gewünscht: sie wußte sich geliebt, sie durfte ihn wieder lieben — er wollte ihr Bild, die Eltern hatten diese Bitte gewährt — besitzen konnte sie ihn nicht, aber an ihn denken, von ihm träumen, für ihn beten durfte sie — und diese kurze Spanne Zeit der Trennung war ja nur ein Augenblick gegen die Ewigkeit dereinstiger Vereinigung!

Vater und Mutter blieben noch bis tief in die Nacht sitzen. Er klagte sich wegen des Bildes an. Die Frau gab ihm innerlich nur zu sehr Recht; aber mit ihren Worten suchte sie ihn darüber und über noch mehr zu beruhigen. Ihr letzter Satz war immer wieder: „Unsere Rosa ist ein frommes Kind, und denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen."

Und sie hatte Recht. Rosa zeigte weder am andern Morgen, noch nachher auch nur die geringste Spur von Betrübniß. Nur etwas sanfter war ihre Fröhlichkeit geworden, und etwas lieber las sie in ernsten Büchern und seltener, außer wenn sie die Schwestern unterrichtete, kam sie an's Clavier. Ihr Ausdruck bekam

Digitized by Google

immer mehr etwas Seliges. So ward ſie gemalt und ſie hatte den freudigen Muth, dem Vater aufzutragen, daß ſie jetzt den Rittmeiſter um ſein Bild bitten laſſe. Jener wagte nicht dieß abzulehnen. Er hatte es ja ſelbſt verſchuldet, der Ueberbringer dieſer ſonderbaren Antwort auf die ſonderbare Liebeserklärung zu werden. Der Rittmeiſter war entzückt, es erſchien ihm als der letzte Blick der auf immer untergehenden Sonne. Aber die Erzählung des Vaters von dem Seelenfrieden ſeiner Tochter eröffnete ihm zum erſten mal den bisher verhüllten Blick in das Reich der ewigen Liebe. Er wußte jetzt den Ort, wo er mit Roſa zuſammentreffen konnte, und wo er ſeit ſeiner Kindheit ſelten geweilt, da zog's nun ſein Herz lange und oft am liebſten hin.

Der erſte Segen, den er bald davon erfuhr, war die veränderte Auffaſſung ſeiner Stellung zu Eliſen. Bisher hatte er immer etwas vom böſen Gewiſſen eines Heuchlers gefühlt; wenigſtens erregte ihm die Anſtrengung, freundlich, zärtlich, liebevoll zu erſcheinen, immer einige Unruhe. Die Verſtellung, glaubte er, mache es zur Anſtrengung. Jetzt erkannte er es als ſeine Pflicht, nicht mehr bloß zu ſcheinen, ſondern zu ſeyn. Und da er den Antrieb zu dieſer Pflicht nunmehr aus einer höheren Quelle bekam als bisher, ſo ward ihm die Aufrichtigkeit leicht. Und je mehr er, namentlich noch ſpäter in der Ehe, übte und dachte, deſto deutlicher offenbarte ſich ihm überhaupt das Weſen der Liebe in der Pflicht der Selbſtüberwindung, und er entdeckte die Urſache der gar nicht ſeltenen Erſcheinung, daß gerade die aus recht leidenſchaftlicher Liebe geſchloſſenen Ehen die unglücklichſten werden, in dem Mangel an ſittlicher Arbeit und Anſtrengung, der namentlich den Männern vorgeworfen werden muß. Er wußte nun, daß auch die innigſte Liebe dem Manne, welcher die Frau wahrhaft beglücken will, dieſe ſaure Mühe der Arbeit an ſich ſelber wohl erleichtern, aber nicht erſparen kann.

Er wenigſtens machte Eliſe glücklich. Zu Pfingſten war die Hochzeit geweſen; ſie hatten eine längere Reiſe nach Süddeutſchland unternommen; aber ſie waren nicht in ſeinen früheren Garniſonsort zurückgekehrt. Dieſe Erleichterung ſeiner immerhin ſchweren Pflicht glaubte er ſich verſchaffen zu dürfen, erſtens daß er die Nähe von Roſas Wohnort mied, und zweitens daß er mit ſeiner jungen Frau die Zerſtreuungen der Hauptſtadt, wohin er ſich hatte verſetzen laſſen, mehr ſuchte, als ihm ſonſt lieb geweſen wäre. Ja, ſo weit war er ſchon in ſeiner ſittlichen Entwicklung gekommen, daß er's als ein Unrecht erkannte, durch den Anblick der gemalten Roſa den Gedanken und Neigungen des Ehemanns eine Richtung zu geben, die bei aller Reinheit ſeines Willens in unbewachten Augenblicken doch eine Verſuchung werden konnte. Er hatte das Medaillon wohl verſchloſſen, verſiegelt und an einen wenig zugänglichen Aufbewahrungsort gebracht. Und zufrieden durfte er ſeyn und immer mehr werden; denn Eliſe pries das Glück ihrer Liebe nur zu oft und vernehmlich. Das höhere Glück, die Seligkeit, nach welcher er ſich ſehnte, wäre ihr auch unter andern Umſtänden ſtets verſchloſſen geblieben: ihr Gemüth war bei aller natürlichen Herzensgüte dafür keine Stätte.

Nur Roſa ſehnte ſich vergeblich nach jener Luſt des irdiſchen Beſitzes, aber ſie ſehnte ſich mit der Entſagungsfreudigkeit eines Gotteskindes. Das Bild ihres Freundes hatte der Vater auf ihren ausdrücklichen Wunſch mitten unter die übrigen der Wohnſtube hängen müſſen, ſeitwärts von ihrem Arbeitsſitze. Sie begrüßte es jeden Morgen und jeden Abend mit einem Blicke inniger Liebe, ſie ſaß oft lange und ruhete von der Arbeit aus und ſah nur nach dem Bilde. Der Vater, früher ſo beſorgt um die leibliche Geſundheit der ſeiner Meinung nach ſo unglücklichen Tochter, freute ſich jeden Tag mehr über ihr immer lieblicheres Erblühen. Er begriff ſelber nicht, daß ſein Erziehungsſyſtem auf's Herrlichſte ſich bewährte: viel Arbeit, noch mehr Einſamkeit und Stille im Familienleben, wenige, aber geſunde geiſtige Speiſe und eine chriſtliche Hausordnung. Wie hätte ſich da nicht eine geiſtige Conſtitution ausbilden ſollen, die jeder Krankheit gewachſen war?

Ja, daſſelbe Syſtem ſollte ſich bald noch auf andere Weiſe bewähren. Der alte Herr, auf deſſen Gute und unter deſſen Schutze Roſa die ländliche Wirthſchaft gelernt und geübt hatte, war gegen den Herbſt hin an's Sterben gekommen, hatte ſeinen Sohn, einen recht braven und geſcheiden jungen Mann von etwa dreißig Jahren, von einem ſeiner andern Güter holen laſſen und ihm als letzten Wunſch an's Herz gelegt, daß er heirathen und alles aufbieten möchte, um die Hand der vortrefflichen Roſa zu erlangen. Dieſer war auch um Weihnachten herum erſchienen und hatte leicht Zutritt in des Doktors Hauſe gefunden. Roſa achtete ihn, denn ſie hatte ſtets nur Gutes von ihm gehört, und ſie zeigte dieß auch in ihrem Benehmen. Endlich kam der Vater und theilte ihr die erfolgte Bewerbung mit.

Sie antwortete mit ruhigem Blick: „Wenn dieſer Mann mich wirklich lieben ſollte, ſo bedaure ich ihn herzlich. Ich kann ihn nicht lieben. Und wer nicht heirathen muß, ſoll es nicht thun ohne Liebe.“

Der Vater ſtellte ihr das glänzende äußere Loos vor, das ihrer warte, und das vielleicht ſehr dürftige,

Digitized by Google

das ihr gewiß ſey, wenn er nicht mehr lebe. Sie erwiederte: „Habe ich nicht durch deine Fürſorge ſo viel gelernt, daß ich mich jeder Zeit von mancherlei Arbeit meiner Hände ernähren kann? Und haſt du je des Gerechten Kinder nach Brod gehen ſehen?“

Er aber, ſeine Luſt verbergend, verlangte nach einer größeren, erinnerte ſie an ihre Geſchwiſter, an die Wohlthaten, die ſie dieſen vielleicht einſt erweiſen müſſe und dann könne, und an den herzlichen Wunſch der Eltern, ſie glücklich zu ſehen. Mit etwas zitternder Stimme und mit bittendem Blicke ſprach ſie: „Glücklich bin ich, Gottlob! ſo glücklich, als ich's überhaupt werden kann. Aber wenn du, Vater, es ausdrücklich wünſcheſt, daß ich einen vielleicht großen Theil meines Glückes an dieſen Mann abtreten ſoll, ſo will ich mich bemühen, das Verlorene im Gefühle der erfüllten Pflicht wieder zu finden.“

Der Vater umarmte ſie ſchweigend, führte ſie zur Mutter und ſagte, ſeine Rührung im Scherz verbergend: „Da, ſiehe du zu, wie du deine Tochter unter die Haube bringſt; ich kann's nicht — und will's auch nicht!“

Die Mutter verſtand ihn, ſcherzte weiter — und vom Heirathen war nicht mehr die Rede. Roſa war zur rechten „Emancipation“ erzogen: von niemanden abhängig zu ſeyn, als von wem ſie ſelbſt wollte, alſo nur durch Liebe.

Wieder war Oſtern herangekommen. Am Gründonnerſtag weinte ſie doch verſtohlen manche Thräne und ſah öfter und länger nach ſeinem Bilde. Da ſchickte plötzlich zu ungewöhnlicher Stunde des Rittmeiſters Tante und ließ Roſa bitten, ſie auf ein Stündchen zu beſuchen. Das Verhältniß beider war ſeit des Neffen Ausbleiben ein immer herzlicheres geworden. Die alte Frau ſuchte durch ihre Liebe, wenn auch nicht Roſa zu erſetzen, doch ſich ſelber zu beruhigen über das, was jene verloren hatte. Sie war darum auch viel eifriger bemüht geweſen, ſie dem neulichen ſo glänzenden Heirathsantrage geneigt zu machen, als ihre eigenen Eltern, und hatte ob ihrer Hartnäckigkeit oder Standhaftigkeit ſogar einige Tage gegrollt, war jedoch nachher wieder deſto liebevoller geworden. Heute nun ging ſie der geliebten Tochter — als ſolche ſah ſie Roſa am liebſten an und nannte ſie auch immer ſo — entgegen, verſchloß die Thür und zog ſie neben ſich auf's Sopha.

Dann bereitete ſie das erwartungsvolle „Kind“ auf eine wichtige Nachricht vor, erzählte, wie glücklich ihr Eduard mit ſeiner Eliſe gelebt habe, wie ſie ſich vorgenommen, im Frühjahr zu den Eltern zu kommen, damit ſie dort ihre Wochen halten könnte, wie ſie am Dienſtag vor Oſtern noch fröhlich im Theater geweſen, ſich ruhig niedergelegt, dann aber gegen zwei Uhr Morgens durch Feuerlärm geweckt worden ſeyen. Das Feuer ſey in ihrem eigenen Hauſe geweſen, der Rittmeiſter habe ſchnell die große Lebensgefahr erkannt, ſeine vor Schrecken halb bewußtloſe Frau auf die Arme genommen, ſie die Treppe hinunter, dicht neben den brennenden Balken vorbei, getragen und ſie in eines der Häuſer gegenüber gebracht. An Aerzten habe es auch nicht gefehlt; aber der Schreck ſey doch zu groß geweſen. Sie habe ſchnell einen lebendigen Knaben geboren, ſey aber ſelber darüber geſtorben.

„Der arme Mann!“ ſeufzte ſo recht aus innerſtem Herzen heraus die theilnehmende Jungfrau. Aber die Tante ließ ſich nicht ſtören. Sie fuhr fort: „Und Gott hat ihm auch ſchon am folgenden Tage das Söhnlein wieder abgefordert. Gleich nach dem Begräbniß hat mein Neffe ſein Abſchiedsgeſuch eingereicht, vorläufig aber Urlaub genommen und auf ein Jahr lang, wie er mir ſchreibt, eine große Reiſe durch Europa angetreten.“

„Und dann?“ fuhr Roſa unwillkürlich fort und bereuete, als ſie ſich ſelbſt gehört hatte, die Frage. — „Und dann,“ antwortete die Tante, „wird ſich's zeigen, ob mein Neffe ein braver Mann iſt oder nicht, und ob ich mein Teſtament ſo laſſen kann, wie es iſt, oder ob ich's ſeinetwegen zum zweiten mal ändern muß.“

Roſa verſtand das nicht und ſah die Tante fragend an. Dieſe fuhr fort: „Nicht jener Nachricht halber habe ich dich, mein liebes Kind, rufen laſſen; die hätte dir auch dein Vater bringen können, vielmehr will ich dir jetzt etwas anderes offenbaren, aber nur dir. Hörſt du wohl? Als du um Weihnachten herum ſo ungehorſam gegen mich warſt und nicht heirathen wollteſt, da ließ ich mir mein Teſtament zurückgeben. Ich hatte ſchon längſt meinem Neffen alles, was ich beſitze, verſchrieben; aber da ich nun merkte, daß er dir wirklich dein Herz unwiederbringlich genommen“ — Roſa erröthete und wollte ſprechen, aber die Tante legte ihr den Finger auf den Mund, — „ſo hielt ich für recht und billig, daß er mit dir auch noch was anderes theile, und ich ſetzte dir die eine und ihm die andere Hälfte aus.“

Noch immer lag der Finger auf Roſas Munde. So ergriff dieſe dann wenigſtens die ganze Hand und küßte ſie herzlich. Die Tante fuhr fort: „Das bitt' ich mir aus, kein Wort des Dankes! ja jetzt überhaupt kein Wort! — Jetzt alſo reiſt mein Neffe, und da hat er Zeit, ſich an die Pflicht eines braven Mannes zu erinnern, freilich auch die Schönheiten verſchiedener Nationen zu ſehen. Das ſage ich dir aber — und noch

Digitized by Google

heutiges Tages will ich um Lebens und Sterbens willen dieſen Nachtrag hinzufügen laſſen — wenn er ſeine Liebe zu dir vergeſſen haben ſollte und dich nicht um deine Hand bäte, ſo ziehe ich die meinige ganz von ihm ab, und du bekommſt beide Hälften, gehſt mir aber dann auch nicht in's Kloſter."

Damit ſtand die Tante auf, führte Roſa nach der Thür und ſagte noch: „Vom Teſtament ſchweige! Und danken darfſt du mir erſt an meinem Sarge! Jetzt geh' nach Hauſe, erzähle deinen Eltern, was ſie wiſſen ſollen, gedulde dich in Hoffnung und komm heute Abend wieder."

Und Roſa ging und ahnte, daß ſie doch noch glücklicher werden könne, als ſie bisher geweſen. Sie ſehnte ſich nur noch nach der Gewißheit, daß er, wie früher ſeine Treue, jetzt ſeine Liebe bewahrt habe, daß er, wie ſeine Treue und ſeine Liebe zwei Herzen beglückt hatte, nun durch ſeine treue Liebe ihr Glück vollenden, daß er die als Pflicht geübte Treue nunmehr in Liebe und aus Liebe halten möge.

* * *

Der Rittmeiſter hatte es kein ganzes Jahr ausgehalten. Schon nach ſechs Monaten — nachdem er auch nicht ein einziges mal geſchrieben — kam er ſelbſt an und bat um den Lohn ſeiner doppelten Treue und um das vollkommene Glück ſeiner erſten Liebe.

Beim Hochzeitmahle holte die Tante ein Papier hervor, reichte es dem Neffen und bat ihn, daſſelbe vorzuleſen. Es war ihr Teſtament mit dem Nachtrage, ſogar mit dem ausdrücklichen Wunſche wegen des Kloſters. Der junge Ehemann ſcherzte zwar heiter genug über die Gefahr, in welcher er geſchwebt; aber er dachte doch auch mit inniger Rührung an Thekla und an den Anfang ſeines Liebens und an den unvergänglichen Schatz, den er durch Roſa ſchon bis jetzt erworben, und drückte ſie feſter an ſich, als könnte er den Schatz, welchen er nun mit ihr und in ihr gewonnen, allzuſchnell wieder verlieren. Sie aber pries nicht ihr Glück, ſo ſelig ihr Herz auch ſchlug, mit Worten, ſondern blickte und zeigte jetzt — und nachher immer — dankend nach Oben.

Schön iſt die Liebe, ſchöner die Treue, am ſchönſten aber die Liebe als ſtets erneuerter Lohn unwandelbarer Treue.

Gedichte von Giuſeppe Giuſti,

überſetzt von Paul Heyſe.

Der hölzerne König.

Den Klotz der als König
Den Fröſchen verliehen,
Verehrt unterthänig
Mein Herz auf den Knieen.
Vom Himmel gefallen
Verkünd' ich ihn Allen:
Wohl kann uns gefallen
Ein hölzerner König!

Er ſchreckte mit Krachen
Des Sumpfes Geſchöpfe;
(Lärm pflegen zu machen
Die hölzernen Köpfe).
Dann ließ er ſein Toben
Und tauchte nach oben,
Zum Spott nur erhoben,
Der hölzerne König.

Denn hunderttönig
Im Tümpel erſcholl's:
„Iſt das unſer König,
Dieß plumpe Stück Holz?
Hier iſt nichts zu fiſchen,
(Koaxt' es dazwiſchen)
Als Pfeifen und Ziſchen,
Du hölzerner König!

„Den Knorren, den groben,
Den ſollen wir krönen?
Will Zeus mit dem Kloben
Uns narren und höhnen?
Auf! laſſet uns wagen,
Den Klotz zu verjagen;
Dann mag uns verklagen
Der hölzerne König!"

Digitized by Google

O ſchweigt doch ein wenig,
Ihr albernen Thiere!
Seyd froh, daß ein König
Von Holz euch regiere.
Nicht wird euch verſchlingen,
Euch ſtören im Singen,
Zu Steuern euch zwingen
Ein hölzerner König.

Da ſeht, wie umgaukelt
Vom Winde ſo munter
Er ſchwimmend ſich ſchaukelt!
Nicht taucht er hinunter,
Zu fiſchen nach Speiſe;
Beſchaulich im Kreiſe
Bewegt er ſich weiſe,
Der hölzerne König.

Und ſenkt er gelinde
Das Haupt in die Wogen,
Gleich wird er geſchwinde
Nach oben gezogen.
Drum mögt ihr's ihm gönnen,
Ihn „Hoheit" zu nennen,
Ihn anzuerkennen,
Den hölzernen König!

Wie? ſoll euch die Schlange
Den Schlummer verjagen?
Ihr könnt ja noch lange
Im Schlamm euch behagen.
Ohnmächtigen Thoren,
Die zahnlos geboren,
Iſt heilſam erkoren
Ein hölzerner König.

Ihr glücklichen Kleinen
Könnt reichlich euch nähren,
Und wohl des gemeinen
Verſtandes entbehren.
O Völkchen, ſo bieder,
O Fürſt, du ſolider!
Wo findet ſich wieder
Ein hölzerner König!

Der Jüngling.

Aermſter! Mit achtzehn Jahren
Wie hat er ſchon ſo kläglich
Enttäuſchungen erfahren!
Die Lippe übt ſich täglich
In bangen Seufzerhauchen
Und im Cigarrenrauchen.

Von Allem Etwas haſchend
Und mit dem dürren Köpfchen
Doch Nichts von Nichts erhaſchend
Wiegt ſich das eitle Tröpfchen
Im ſtolzen Ueberdruſſe
Der ruheloſen Muße.

Gelockt, wie ein verhärmter
Abſalon anzuſchauen,
In ew'gem Wechſel ſchwärmt er
Für räthſelhafte Frauen,
Und träumt mit ernſter Rührung
Von züchtiger Verführung.

Und während er den ekeln
Giftbecher ſchlürft der Schönen,
Die ohne prüdes Mäkeln
In ihrer Bruſt verſöhnen
Schamloſigkeit und Liebe,
Buhlſchaft und Himmelstriebe,

Ein Faun-Eunuch, ein junger
Petrarca der Comödie,
Blöckt er vor Seelenhunger
Im Tone der Comödie,
Und brüderlich umfaßt er
Die Tugend ſammt dem Laſter.

Nervös und unbehaglich,
Halbtodt und aufgerieben,
Als Freund nur äußerſt fraglich
Und fraglich auch im Lieben,
Die Züge grämlich dehnend,
Zugleich verzückt und gähnend,

Engbrüſt'gen Baſel flüſternd
Lobt Gott der arme Schächer;
Doch in ihm glimmt nur kniſternd
Das Licht des Glaubens, ſchwächer
Als an geneßter Kerze
Des Dochtes feuchte Schwärze.

Er ſingt Italiens Wunder,
Den Zukunftstraum der Schläfer,
Längſt abgetragnen Plunder
Selbſt für Arcadia's Schäfer;
Auf Bällen ſehr bekannt nun,
Als Märtyrer in Handſchuhn.

Um ſein hoffährtig dreiſtes
Hindämmern zu beſchönen,
Hört man ihn von „des Geiſtes
Geknicktem Flügel“ ſtöhnen,
Ein Seufzer, der ſo häufig
Den Kraftgenies geläufig.

Er liebt ſich zu vergleichen
Den Blumen auf den Auen,
Die vor der Zeit verbleichen,
Fehlt Sonnenſchein und Thauen:
Es ahnt nicht ſeiner Seele,
Daß es am Bart ihm fehle.

Die Zukunft will er erben,
Und fällt auf ebnen Bahnen
Und ſtammelt gleich vom Sterben.
Woran? Vielleicht am Zahnen?
O Blümchen, trübumwettert,
In deinem Lenz entblättert,

Begierden, die zum Hohne
Der Ohnmacht in dir kranken,
Mondkälber, Embryone
Geſchändeter Gedanken,
Ein Jagen wie beſeſſen,
Halb kopflos, halb vermeſſen —

Dieß Alles läßt beſtändig
In trübem Kampf dich ſchweben.
Zu lüſtern, zu unbändig
Dich ſtürzend in das Leben,
Schwankſt du zum offnen Grabe,
Ein frühgelähmter Knabe!

Correſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Auguſt.

Hazardſpiele in den Taunusbädern. — Neue Inſtitute in Frankfurt.

Viel Erfreuliches haben uns die vier Eiſenbahnen gebracht, die hier ihren Knotenpunkt haben, aber auch ein ſchmerzliches Uebel: ſie haben uns die vier Spielhöllen unſerer Umgebung ſo nahe auf den Hals gerückt, daß eine Fahrt zum grünen Tiſche nur noch eine Spazierfahrt iſt, die man unternimmt, wenn die Geſchäfte Abends abgethan ſind, ſogar noch wenn das Theater geendet iſt, und zu allen Stunden des Tags, wenn einen die Langeweile plagt. Kann es etwas Vertockenderes geben? Und dieſe Abendfahrten zur Laſterhöhle, wie romantiſch ſind ſie! Liebe, Kunſt und reizende Geſelligkeit vereinigen ſich, um die Verführung unwiderſtehlich zu machen. Iſt es da ein Wunder, wenn junge Leute ſtraucheln, wenn in unſern Gerichtsſälen Unterſchlagungen in Folge des Hazardſpiels ſtehende Artikel geworden ſind, wenn man immer von neuem aus den Badeorten von Entleibungen hören muß? Mit Recht hatte daher das Centralcomité des deutſchen Schützenfeſtes es als Pflicht erkannt, die Schützengäſte vor dieſer traurigen Nachbarſchaft zu warnen, indem ſie hunderte von Plakaten an der Feſthalle anſchlagen ließ, wo gedruckt zu leſen war: „Hüter euch vor den nachbarlichen Laſterhöhlen!“ Und ſie haben ſich gehütet, und ſelbſt die Einladung der Schützen von Wiesbaden iſt zu den Akten gelegt worden. Wer aber ſchützt unſere Jugend vor dem im glänzendſten Putz ausſtaffirten Loſter? Wer warnt den armen Landmann, der am Sonntag den nahen Badeort beſucht, wohlhabend hingeht und verarmt zurückkehrt? Wer warnt den Geſchäftsmann, der dem Rande des Abgrundes ſchon nahe gekommen iſt, ſich am grünen Tiſche retten will und dadurch um ſo gewiſſer dem Verderben entgegen eilt? Da lieſt und hört man jeden Augenblick von Bankſprengungen, von großen Gewinnen, die gemacht, von harten Schlägen, die den Spielpächtern verſetzt worden, und am Ende ſind das lauter Gerüchte, von den Pächtern ſelbſt ausgeſprengt, Leimruthen, mit denen ſich neue Gimpel fangen laſſen, und die heroiſchen Spieler, die ganze Vermögen auf eine Karte ſetzen, wie z. B. der Spanier Garcia in Homburg, ſind entweder verrückt, oder ſtehen im Solde der Bank, aber ſind lebensüberdrüſſig.

Man hat nun von Seiten Frankfurts, das am meiſten bedroht iſt von dieſer gefährlichen Nachbarſchaft, allerlei Maßregeln vorgeſchlagen. Man hat ältere Verbote erneuert, ein drakoniſches Geſetz gegen die Spieler in Vorſchlag gebracht, man hat die Ehre, den Reichthum, die Handelsbedeutung Frankfurts betont; die Preſſe wird nicht müde, die ganze Verwerflichkeit dieſer Inſtitute faſt jeden Tag den Leſern zu Gemüthe zu führen, man hat ſogar die ſociale Stellung der Spieler antaſten wollen. Aber alle dieſe

Digitized by Google

philanthropischen Versuche zeigen sich als wirkungslos. Das Gesetz ist ohnmächtig gegen diese durch Privilegien und heillose Künste aller Art barricadirten Höllen, und das System der Denunciationen, das man auch gegen die Spieler in Anwendung bringen wollte, ist fast eben so gefährlich, als das Uebel selbst, das man bekämpfen will. Wo ist Rettung? Ach, da vertröstet man uns auf das Ablaufen des Termins der Spielpacht, der sich leider bei einigen dieser Institute bis zum Ende dieses Jahrhunderts hinausdehnt. Oder bei den Ständeversammlungen der Länder, welche Spielhöllen concessionirt haben? Diese thun allerdings ihr Schuldigkeit: sie beschließen das Aufhören der Spiele und die Regierungen antworten, wie erst dieser Tage die Wiesbadner Regierung, man sey gebunden durch Contracte. Wie kann man aber auf ein Menschenalter hinaus mit dem Laster contrahiren? In Homburg hat sogar kürzlich ein edler Mann aus der Mitte der Regierung den Versuch gemacht, dem Hazardspiel energisch zu Leib zu gehen, aber die Gegenmanöver der Spielpächter, die man rasch von Paris herbeitelegraphirt hatte, scheinen die Katastrophe abgewendet zu haben. Nun bleiben noch Bad Nauheim und Wilhelmsbad, junge kurhessische Spielhöllen, die sich noch mit ihrer Jungfräulichkeit und Unschuld brüsten, und sie sind wirklich nur kleine Teufelchen gegen die Mephistopheles von Wiesbaden und Homburg. Selbst der Lichtstrahl, der kürzlich von der liberalen badischen Regierung ausging, welche beschloß, die bald zu Ende gehenden Contrakte mit den Spielpächtern zu Baden-Baden nicht mehr zu erneuern, scheint wieder zu erlöschen; man hört, daß vor 1878 an ein Aufhören der dortigen Hazardspiele nicht zu denken ist. Wo ist Rettung? frage ich noch einmal. Und hier fällt mir gerade eine neue Broschüre über dieses Thema in die Hand, die einige beherzigenswerthe Andeutungen über die Frage gibt, wie man dieser schändlichen Institute sich entledigen kann. In erster Linie, meint der Verfasser, sey von einem deutschen Parlament die Hoffnung zu hegen, daß es einer seiner ersten Schritte seyn werde, diese Schmach Deutschlands auszumerzen. Daß überhaupt Hoffnung vorhanden, zeigt schon der Umstand, daß, seit eine neue politische Aera für Deutschland zu beginnen scheint, die Helden der grünen Tische, die den Schweiß des Volkes verprassen, die Köpfe etwas hängen lassen. Die Spielbankactien fallen im Course, trotz der großen Gewinne, welche die Banken machen, und das beweist, daß den Actienbesitzern nicht geheuer ist. Auch ist es richtig, daß die Bewohner der Badeorte, wo grüne Tische stehen, nicht mehr des Glaubens sind, das Heil der Badeorte stehe im innigsten Zusammenhange mit dem Bestande der Spielhöllen. Wenn einmal die Spielpächter nicht mehr den Egoismus der Badeorte auf ihrer Seite haben, so ist schon viel gewonnen. In zweiter Linie aber, meint der Verfasser jener Broschüre, sey dem Hazardspiele beizukommen durch eine Art von Expropriation im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit, indem man das Spiel verbiete und die Spielactien zum Pariwerth, oder überhaupt gegen eine billige, fest normirte Entschädigung einlöse. Mit einigen Millionen, glaubt er, seyen die schändlichen Anstalten von der Erde zu vertilgen, und das um so mehr, als die meisten Besitzer dieser Spielactien schon das Zehnfache des Ankaufspreises dieser saubern Papiere durch die jährlichen Dividenden eingestrichen haben. Was sind aber einige Millionen, wenn man die Gewißheit hat, daß um solchen Preis Deutschland rasch von dieser Pest befreit werden kann?

Kommen wir zu einem erfreulicheren Gegenstand. Die Fremden, die so zahlreich hier zu allen Jahreszeiten einkehren, können ihre Verwunderung nicht genug ausdrücken über die große, merkwürdige Verschönerung und Verjüngung Frankfurts, das im Verlaufe von zehn Jahren fast eine ganz neue Stadt um seinen Kernpunkt hat entstehen sehen, und immer neue Paläste und neue Straßen aus der Erde zaubert. Aber diese Wahrzeichen des bedeutenden Reichthums dieser alten Handelsstadt würden uns nichtsdestoweniger kalt lassen, wenn nicht zugleich eine geistige und sittliche Verjüngung Hand in Hand mit dieser Neugestaltung gegangen wäre. Das aber ist es eben, was Frankfurt groß und berühmt macht, und wodurch es sich auf die Höhe der ersten Städte Deutschlands gestellt hat. Ich rede nicht von den zahllosen humanen Instituten, die diese Stadt geschaffen hat; ihre Milde und Wohlthätigkeit sind weltbekannt, und schwerlich kann sich eine zweite Stadt Deutschlands rühmen, wessen sich Frankfurt rühmen kann: es hat gar kein Proletariat. Ich rede auch nicht davon, was für Wissenschaft und Kunst im letzten Decennium geschehen ist, und daß im Winter hier jetzt mehr gelehrte Vorlesungen gehalten werden, als auf manchen Universitäten, daß die Zahl der Musik- und Gesangvereine, so wie die öffentlichen Produktionen derselben wahrhaft erstaunlich ist, und daß auch die meisten socialen Institute Frankfurts jetzt Kunst und Wissenschaft zur Grundlage haben. Nur einige der merkwürdigsten Schöpfungen der letzten Jahre will ich berühren.

Da tritt uns zuerst der prachtvolle zoologische Garten entgegen. Kaum vier Jahre ist diese Schöpfung alt und schon wetteifert sie mit allen, dem öffentlichen Vergnügen gewidmeten zoologischen Anstalten Deutschlands. Die großen Mittel Frankfurts haben diesen Reichthum an Thieren aus fremden Zonen nicht herbeigeschafft, hauptsächlich die großen Handelsverbindungen mit fremden Welttheilen haben dieses Wunder bewirkt. Viel wurde gekauft, mehr noch wurde uns geschenkt, und wenn je Nützliches mit Angenehmem verbunden wurde, wenn irgend ein Institut unserer Stadt das Gepräge des Großstädtischen gibt, so ist es dieser interessante, glänzende und lehrreiche Zusammenfluß der schönsten Exemplare der Thierwelt in einem großartigen Garten, der zu einer wahrhaft genialen Thierstadt umgeschaffen ist, mit Wohnungen und Umgebungen, die genau den natürlichen und climatischen Gewohnheiten ihrer Bewohner angepaßt sind. In dieser prachtvollen Anlage hat nun der Begüterte Frankfurts seine täglichen Assemblern mit Musik und heiterer Unterhaltung, während der weniger

Digitized by Google

Begüterte jeden Monat einmal Gelegenheit hat, dieſe Herrlichkeiten faſt unentgeltlich in Augenſchein zu nehmen.

Eben ſo verhält es ſich mit dem Aufſchwung, den die bildende Kunſt in neuerer Zeit hier genommen. Sonſt hatten wir hier nur das Städeiſche Inſtitut mit ſeinen älteren Schätzen, aber für moderne Kunſt und für die Intereſſen der lebenden Künſtler geſchah nichts oder wenig. Seit einigen Jahren aber iſt ein Inſtitut aufgeblüht, das ſich der Künſtler mit warmer Liebe annimmt, eine permanente Kunſtausſtellung, in der nur die moderne Kunſt vertreten iſt, und wohin die Künſtler aus nah und fern ihre Werke ſenden und Anerkennung und Abſatz finden, theils durch direkten Verkauf, theils durch große Verlooſungen, was beides durch die ungeheure Fremdenfrequenz Frankfurts ungemein begünſtigt wird. Dieſe Schöpfung des „neuen Kunſtvereins“ verſchafft einestheils dem Volke Genuß und Bildungsmittel, und erſetzt andererſeits das verloren gegangene Mäcenatenthum einer früheren Zeit; es iſt eine Art Kunſtmeſſe, wo jährlich Hunderttauſende umgeſetzt werden, eine ergiebige Abſatzquelle für Künſtler aller Länder, denn die Kunſt iſt kosmopolitiſch. — Vielleicht darf ich auch das neue Inſtitut des „deutſchen Hochſtifts“ hierher zählen, das Frankfurt auch erſt in den letzten Jahren entſtehen ſah. Die Hoffnung der Gründer, eine freie deutſche Akademie aus dem freien deutſchen Hochſtifte ſich entwickeln zu ſehen, iſt ſchwerlich zu ſanguiniſch, denn jetzt ſchon wird das Hochſtift von allen freien Beſtrebungen in Wiſſenſchaft und Kunſt als Aſyl aufgeſucht und ſeine regelmäßigen Sitzungen ſind im höchſten Grade lehrreich. — Zum Schluß mag noch der ſogenannte neue „Saalbau“ eine Erwähnung finden, ein Prachtgebäude für große Muſikfeſte und Concerte, das nicht weniger als eine halbe Million Gulden gekoſtet hat, das noch nicht ein Jahr vollendet iſt und worin bereits im vergangenen Winter Beethoven, Mozart, Mendelsſohn, kurz die älteren und die neueren Heroen der Muſik auf das Würdigſte verherrlicht worden ſind. Wahrlich, eine Stadt, die innerhalb weniger Jahre ſolche Schöpfungen aus ihren eigenen Mitteln hervorruft, darf ſich ſagen, daß ſie die Gunſt des Geſchicks, der Lage und Verhältniſſe, daß ſie ihren großen Reichthum würdig verwendet, und daß ſie den großen Ruf verdient, den ſie in Deutſchland und Europa vor vielen größeren Städten beſitzt.

Paris, Auguſt.

Das Journal la France. — Der Napoleonstag.

Wieder ein neues Journal und kein alltägliches, obſchon es alle Tage erſcheint! La France! ſchreien jeden Abend die Ausrufer, la France! trois sous! Und die Leute ſtürzen von allen Seiten auf das neue Blatt, das drei Sous koſtet, und auf den Straßen verkauft wird, und Paris und Frankreich und Europa und die Welt in Bewegung ſetzt. Von der erſten Nummer wurden 20,000 Exemplare abgezogen; ſie reichten nicht aus: ſie enthielten das Programm des Blattes, das Herr van Lagueronnière leitet, der unter dem Obercommando der Tuilerien ſteht. Wie mächtig iſt die Tagespreſſe geworden! Nach ſo vielen Proceſſen, Avertiſſements, Geld- und Kerkerſtrafen und Unterdrückungen findet man, daß es am Ende doch keine beſſere Waffe gibt, die Journale zu bekämpfen, als ein Journal.

Die Tuilerien haben es hier zunächſt mit dem Palais Royal zu thun, das bekanntlich gleichfalls ſein eigenes Journal hat, l'Opinion nationale, ein keckes Blatt, das die imperialiſtiſche Demokratie mit einer handfeſten Energie vertritt. Auf einer Ausſtellung ſah ich vor einiger Zeit ein Porträt des Prinzen Napoleon; breitſchulterig und ſchwerfällig, mit einem unverkennbar ähnlichen, aber düſtern Napoleonsgeſichte faß er da im grauen Oberrock, grauer Weſte und grauen Pantalons, ſchlicht und roh zugeſchnitten — eine gemachte Ruſticität, die mit dem goldenen Generalsrocke ſeines Couſin contraſtiren ſollte. Und eben ſo drückt die Opinion nationale ihre engen Linien auf trübes Papier in mächtigen Spalten zuſammen, während la France ihre zierlichen entre-filets breit und behaglich in ſplendider Druckſchrift auf milchweißem Papier entfaltet, und während das Blatt des Mr. Guerouit mit Heftigkeit auf den Gegner losſtürzt und ſeinen Zorn in langen, weithin hallenden Perioden donnern läßt, zieht la France Handſchuhe an und ſchlägt ſeine Gegner geiſtig mit Epigrammen todt. Dieſe Gegner ſind zunächſt die Dränger des zweiten Kaiſerreichs (les emportés). Das Pikanteſte bei der Sache iſt, daß Graf de Viel-Caſtel — die Redaktion zählt Senatoren, Grafen und Herzoge unter ihren Mitgliedern — in Baden bei einem Morgenſpaziergange die Ultros von 1862 durch einen ruſſiſchen Grafen

bearbeiten läßt. Bei dieſer Gelegenheit berichtet Herr von Viel-Caſtel, daß die Civitas Aureliana allmählig den beſcheidenen Namen Baden, badin und Bad angenommen, wie es ihm der Kellner im ruſſiſchen Hofe berichtet.

Aber la France will nicht allein die Gegner aus dem Felde ſchlagen. Wundern Sie ſich nicht, daß ich dem Blatte in ſeinen offenkundigen und geheimen Tendenzen nachſpüre; es handelt ſich ja nicht bloß um die innere oder äußere Politik Frankreichs; es handelt ſich vor allem um die Stellung, welche die Emilerien der Pariſer Societät gegenüber annehmen wollen, und jedes ſociale Intereſſe liegt im Bereiche Ihrer Zeitſchrift. La France will imperialiſtiſche Propaganda machen. In einer Cauſerie wirft das Blatt ſeine Netze nach Niemand geringerem aus, als nach Dufaure und Victor Hugo. Dufaure, ein eingefleiſchter Orleoniſt, der unter Louis Philipp dreimal Miniſter und Führer des linken Centrums war, iſt kürzlich zum Batonnier des Pariſer Parquets erwählt worden; vor 1789 hätte ihm dieſe Würde das Recht gegeben, bei Proceſſionen eine Stange (bâton) zu tragen, um welche eine Abbildung des heiligen Nikolaus ſchwebte; daher der wunderliche Titel, der beſſer auf einen Feldwebel paßte, als auf den Vorſtand der hieſigen Advokaten. Der neue Batonnier, der von andern Blättern nicht ſelten angefeindet worden, wird hier auf ein prachtvolles Piedeſtal geſtellt, um welches eine Reihe von bewundernden Paragraphen tanzt, welche mächtig in die Trompete ſtoßen und der Welt die hohen Eigenſchaften des Advokaten verkünden, des Mannes mit der hohen Intelligenz, mit dem unbeſtechlichen Gewiſſen, der jeden Morgen um vier Uhr zu arbeiten anfängt u. ſ. w. Dufaure weiß jetzt, daß wenn's ihn nach einem Portefeuille oder einer Senatorie gelüſtet, er nur anzuklopfen brauchte, und daß ihm aufgemacht würde. Aber Victor Hugo? Saul unter den Propheten! Auch auf dieſen Erzfeind des Napoleonismus hat man's abgeſehen. Victor Hugo beſang doch das erſte Kaiſerreich; er beſang zumal die Vendômeſäule, an die der große Schlachtengewinner die franzöſiſche Revolution mit Lorbeerketten gefeſſelt, bis ſie durch die Alliirten ſelbſt befreit wurde; er beſang all die Großthaten des erſten Napoleon, welche zuletzt zweimal Europa nach Paris führten, und er wendete ſich zürnend vom Sieger bei Sebaſtopol und Solferino ab. Man ſagt, er habe auf die Präſidentſchaft der franzöſiſchen Republik gerechnet — inde irae! Wenn dem ſo iſt, ſo hat ſich la France wohl vergebens in Unkoſten geſtürzt. Auch fragt ſich's, ob Napoléon le Petit ihm verzeihen würde. Als Louis Napoleon das famoſe Pasquill anſichtig wurde, ſoll er lächelnd geſagt haben: „Napoléon le Petit, par Victor Hugo le Grand.“

Wir erfahren hier über den Dichter manches Neue. Als er 1848 durch die dramatiſchen Autoren, in einer vorbereitenden Verſammlung, zum Candidaten für die Nationalverſammlung gewählt wurde, rief er aus: „Die Bagnos hätte man abſtimmen laſſen ſollen; die Galeriens hätte ich vertreten wollen!“ Zu jener Zeit ſchon keimte jenes genialtolle Epos in ſeinem Gehirn, das erſt vor Kurzem an's Tageslicht kam unter dem Titel les Misérables. Ich hatte mich oft gewundert, und viele Leſer wahrſcheinlich ebenfalls, daß nachdem Notre Dame de Paris eine ſo glänzende Aufnahme gefunden, kein zweiter Roman nachkam. Das hatte ſeinen zwar guten, aber durchaus nicht äſthetiſchen Grund. Notre Dame de Paris wurde von Goſſelin um den ſehr mäßigen Preis von 3000 Franken gekauft; dagegen mußte der Autor ſich anheiſchig machen, ihm alle Romane, die er in einem Zeitraum von dreißig Jahren ſchreiben würde, um denſelben Preis abzulaſſen. Und darum wartete Victor Hugo, bis der Termin des 1832 geſchloſſenen Contraktes abgelaufen war, um die Misérables dem Druck zu übergeben. Das Honorar beträgt übrigens nicht mehr als 200,000 Franken; man hatte von einer halben Million geſprochen. Von der Ausgabe in Octav hat der Verleger in Frankreich allein 16,000 Exemplare zu 6 Franken den Band abgeſetzt, und da der Abſatz im Auslande ſchier eben ſo bedeutend ausfiel, ſo wird dieſe einzige Ausgabe die Koſten decken. Alle nachfolgenden ſind reiner Gewinn. Das iſt, wie geſagt, ſehr wenig äſthetiſch, allein die Blume ſelbſt bedarf des Düngers; il y a de l'argent au fond de toute chose. — Victor Hugo auf ſeinem Felſenneſte in Hautevillehauſe blickt in den unendlichen Horizont um ihn her und horcht auf das Brauſen des Sturmes, der die Wellen gegen ſeine Inſel thürmt; er horcht aber nicht minder auf die Kritik der Journale und auf die Berichte über die abgeſetzten Exemplare. Ein zweiter Roman ſoll angefangen ſeyn.

Der Napoleonstag iſt geſtern etwas naß geworden, zum erſtenmal unter dem zweiten Kaiſerreiche. Eine lange Reihe von Jahren hindurch beſchien die Sonne aus ungetrübtem Himmel jede officielle Feier, die im Freien gehalten wurde, bis vor einiger Zeit, wo bei einer Revue auf dem Marsfelde vom goldgeſtickten Generalshute der Majeſtät der Regen wie aus einer Dachrinne ſtrömte. Man hielt es für eine böſe Vorbedeutung und wollte das Omen ſogar mit dem Unfalle bei Puebla ſpäter in Verbindung bringen. Die Revue ging geſtern ungeſtört vorüber, ſpäter kam ein Gewitter; zur Illumination hatte ſich indeß das Wetter wieder ausgehellt. Die Beleuchtung war nicht ſo vollſtändig wie ſonſt bei dieſer Veranlaſſung; ſelbſt auf den Boulevards wurden die langen Reihen von farbigen Leuchten durch dunkle Stellen unterbrochen. Die Nationalgarde ſoll ſich durch Haltung und Enthuſiasmus ausgezeichnet haben; ich war nicht dabei, aber man hört es allgemein; auch dankt Graf Perſigny in einem, an den General der Nationalgarde, Lawoeſtine, adreſſirten Schreiben, für die Gefühle, die ſie kund gegeben und die Acclamationen, womit ſie die Kaiſerin und den kaiſerlichen Prinzen begrüßt.

Im Palais Royal — nämlich im Theater, nicht in der Reſidenz des Prinzen Napoleon — ſind die „Saltimbanques“ wieder in Scene gegangen. Ueber den Erfolg iſt bis jetzt nichts verlautet; wir zweifeln, daß das Stück durchſchlagen wird. Es iſt allbekannt, die Späße ſind

verſchliſſen; jedermann weiß von vorne herein, was da kommen wird, und Frederic Lemaitre iſt der Mann nicht, den Papa Bilboquet zu geben; dazu haben ihn die etwas bombaſtiſchen Dramen Victor Hugos mit ihrer hochtrabenden Rhetorik verdorben.

In der komiſchen Oper hat Mademoiſelle Galli-Marié mit außerordentlichem Glücke in la Servante maitresse (la serva padrona) von Pergoleſe debutirt. Die jugendliche Sängerin iſt eine Tochter des bekannten Tenorſängers Marié an der hieſigen großen Oper; ihre Mutter war eine geborene Hartfuß von Frankfurt. Eine feine, nette Perſon, mit blitzendem Auge, wohl berechneter Geſtikulation; nicht Eine Intonirung, nicht Eine Bewegung iſt bei ihr dem Zufalle überlaſſen, dabei ausreichendes Organ vom ſchönſten timbre. — Das neue Théâtre lyrique wird erſt im halben September eröffnet.

Aus Frankreich, Auguſt.

Der fünfzehnte Auguſt in der Provinz.

Wenn die chriſtlichen Apoſtel den römiſchen und andern Heiden die neue Lehre mundgerecht machen wollten, dann ließen ſie mit den hergebrachten Volks- und Götterfeſten die Tage ihrer eigenen Feier zuſammenfallen. Ein Gleiches iſt mit dem Napoleonstag geſchehen, der, in der günſtigſten Zeit des Jahres, auf das ſo populäre und neuerdings erſt recht wichtig gemachte Feſt von Mariä Himmelfahrt fällt. Und ſo gewinnt denn dieſer Tag von Jahr zu Jahr an Geräuſch und Bedeutung. Er iſt ein Volksfeſt, wie es der Deutſche nur im Freien, der Franzoſe nur in der Stadt abhalten kann; denn der letztere muß was zu gaffen haben, nach einem Vogelſchießen auf dem Dorf, in der Hauptſtadt noch glänzenden Aufzügen, feierlichen Meſſen, einer Truppenſchau, einer Illumination, einem Feuerwerk, bis endlich der Freiplatz im Theater Alles krönt.

An dieſem Tage wird dem Franzoſen, freilich nur auf allgemeine Unkoſten, das Leben bequem und billig gemacht. Um den halben Preis führt man aus der Provinz in die Hauptſtadt und zurück, und unter gleichen Bedingungen ruft die Provinz den Pariſer zu ſich hin. Im Weſten z. B. kündigt der Havre, in großartigen Anſchlagzetteln, eine großartige Regatta an, und für den Abend ladet das gegenüber liegende faſhionable Seebad Trouville die elegante Welt zu einem Subſcriptionsball zum Beſten der Armen ein, zu deren Beſchützerinnen bei dieſer Gelegenheit ſich die Fürſtin Metternich, die Gräfin Eſterhazy und andere große Damen erklären.

Betrachten wir den Verlauf eines ſolchen Feſtes in der volkreichen Hauptſtadt eines wichtigen Departements. Der Präfekt und die Bürgermeiſter ſind an ſolchen Tagen gepiogte Leute; das merkt man ſchon geraume Zeit vorher an dem Ruf des Einen und dem Echo der andern in den Journalen, und insbeſondere dieſes Echo von Feſtprogrammen, welches dem patriotiſchen Aufruf des höchſten Verwaltungsbeamten entſpricht, erſcheint natürlich, wenn man bedenkt, daß die meiſten Maires von den Präfekten eingeſetzt und — abgeſetzt werden. Letzterer nämlich iſt, freilich mehr in gutem als in böſem Sinn, immer der Paſcha ſeines Departements; auch hat in ihm das zahlreiche Beamtenperſonal des Platzes ſeinen Vertreter, ſeinen Beſchützer zu ſehen, und der Statthalter des Kaiſers weiß ſich dieſer Rolle mit einer vollkommenen Urbanität zu unterziehen. Für den Napoleonstag alſo bittet er alle Verwaltungszweige zur Betheiligung an einer feierlichen Meſſe nebſt Tedeum zuſammen, und die Stadt erläßt ihrerſeits ihr Feſtprogramm, welches „die Bewohner einlodet, ihre Häuſer zu beflaggen und zu illuminiren.“ Letzteres bleibt natürlich, mit Ausnahme der auf Staats- und Stadtkoſten beleuchteten öffentlichen Gebäude und der Häuſer der für Repräſentation bezahlten Verwaltungschefs, ein frommer Wunſch; eine blauweißrothe Fahne dagegen hat jeder, der zur Büreaukratie gehört oder mehr und weniger mit ihr zuſammenhängt, in ſeinem Haushalt immer vorräthig in der Ecke ſtehen; er ſteckt ſie an's Fenſter und die Stadt „prangt in ihrem ſchönſten Farbenſchmucke.“ Die Meſſe ſelbſt kann, wenn das Gotteshaus ſchön und das Perſonal zahlreich iſt, ein großartiges Schauſpiel bieten. Dann wird die Volksmaſſe in und außerhalb der Kirche durch ein Spalier von Pompiers, Douanen- und Linienſoldaten in Schranken gehalten, und durch den freien Raum nach dem Chor bewegen ſich die gens de robe et d'épée, beſternte Generale mit ihrem vergoldeten Stab, Präfekt, Maire und ihr Zubehör in ſilbergeſtickten Fräcken, die Magiſtratur und die Lehrer der Fakultäten und des Lyceums in ihren alle Regenbogenfarben vorſtellenden Roben, die andern, mehr oder weniger unformirten Verwaltungszweige, die Offiziere der Garniſon u. ſ. w. Und nun Muſik und Geſang und am Altar die Entfaltung der ganzen katholiſchen Pracht — der Herr wird ſeine Diener laben!

An die Meſſe ſchließt ſich eine Truppenſchau, und nach derſelben nimmt das Feſt erſt recht ſeinen populären Charakter an, mit Schießen oder Rennen, oder, wo Waſſer vorhanden iſt, Regatta, Schifferſtechen, Schwimmen u. ſ. w. Daß der Tag mit Glockengeläute und Kanonendonner begonnen hat und damit geſchloſſen wird, verſteht ſich von-

Digitized by Google

ſelbſt. Auch ein Bankett mit den jahresüblichen Toaſten kann nicht ausbleiben. Was aber, natürlich ohne laut zu werden, die Herren Betheiligten am meiſten intereſſirt, das iſt das Erſcheinen des an dieſem Tage beſonders gabenreichen Monteurs, der dem Einen ein Kreuzlein, dem Andern ein Avancement und ach! Manchem, der lang und bang auf ein Gleiches gehofft, gar nichts bringt.

Der ſo wohlgezogene und tugendhafte Provinzialjournalismus endlich läßt an dieſem Tage ſeine wohlgeſetzteſten Phraſen hören, welche den gut ſtyliſirten Amplifikationen eines Secundaners über Sonnenſchein und Regenwetter zum Verwechſeln ähnlich ſehen. Z. B.: „Ein tiefblauer Himmel begünſtigte das herrliche Feſt,“ oder: „Leider beeinträchtigten neidiſche Regengüſſe die allgemeine Freude, ohne ſie jedoch verringern zu können.“ Dann vernehmen wir abermals, daß Frankreich „an der Spitze der Civiliſation ſteht,“ wobei man nur bedauern muß, daß die Kenntniß des Leſens und Schreibens bei dieſer großen Nation noch immer nicht diejenige Verbreitung gefunden hat, welche ihrer welthiſtoriſchen Rolle entſpräche.

Die Provinz iſt und bleibt eben immer die Provinz, im Alltagsgewand ſowohl als wenn ſie feiert und ſich putzt — ein Kleiderſtock, aber beſſer, eine Anempfinderin der Pariſer Ideen und Gefühle. Geſtern ſah ſie der Hauptſtadt in Etwas ähnlich, heute wird wieder Alles in's Futteral geſteckt, um, bis zum Neujahrstag, nageineu aufgehoben zu werden. So wird, „bei trockener Aufbewahrung, Jahre lang garantirt.“

Aus der Schweiz, Ende Juli.

(Schluß von Nr. 34.)

Die Bundesverſammlung. — Kunſtausſtellung. — Sängerfeſt in Chur.

Ich weiß nicht, ob dieſe zur Heiterkeit ſtimmende Beleuchtung daran Schuld iſt, daß uns der Ständerath in ſeiner äußeren Erſcheinung munterer, lebhafter, jugendlicher vorkammt, als der Nationalrath. Einige wollen ſogar behaupten, dieſer friſchere Schwung zeichne auch ſeine Verhandlungen und Beſchlüſſe aus; merkwürdig genug wäre es, da in unſerem Verfaſſungsuhrwerk eben dieſer Ständeroth, als Analogon eines Senates oder einer erſten Kammer, dem Nationalrath gegenüber das retardirende, bremſende Rad hätte vorſtellen ſollen. So viel ſteht feſt, daß der gegenwärtige Präſident des Ständeroths, Vigier von Steinbruck aus Solothurn, zu den jüngſten Mitgliedern der Bundesverſammlung zu zählen iſt und nichts weniger als unter die „Baumwollenen“ gehört. Iſt's vielleicht deßhalb, daß wir Herrn Dubs, den Repräſentanten der Zürcheriſchen Politik im Bundesrath, hier treffen, den Präſidenten der Verſammlung gleichſam eben ſo im Auge behaltend, wie Stämpfli den Präſidenten des Nationalraths? Einen merkwürdigen Beleg des Gleichgewichts der Parteien finden wir darin, daß zu der einen der Bundespräſident und der Präſident des Ständeraths gehört, zur andern der nächſtjährige Bundesvicepräſident (Dubs) und der Präſident des Nationalraths. Eben ſo iſt es ein eigenthümlicher Zufall, daß die zwei tonangebenden Mitglieder des Bundesraths (Stämpfli und Dubs) Bauernſöhne ſind, während die Präſidenten des Natlanal- und Ständeraths (Eſcher und Vigier) von Geburt zu den ſogenannten Junkern zu zählen ſind, indem ſie alten adeligen Patrizierfamilien angehören.

Wünſchen Sie einige Notabilitäten des Ständeraths kennen zu lernen, ſo nenne ich Ihnen den geweſenen Pfarrer und gegenwärtigen Bernliſchen Regierungspräſidenten Schenk, der kürzlich auch in Frankfurt als Redner ſein mächtiges Stimmorgan producirt hat; Emanuel Müller von Altdorf, den Erbauer der Gotthardſtraße, der Ribeckbrücke und neuen katholiſchen Kirche in Bern; den furkaſtiſchen Junker Hans von Ziegler aus Schoffhauſen; Welti aus Aargau, künftigen Bundesrathskandidaten; Kappeler aus Thurgau, Präſident des ſchweizeriſchen Schulraths, den „Herrn mit dem Gläzle und dem Paar ſchlauer Aeugle im Kopf;“ Aimé Humbert aus Neuchatel, unſern außerordentlichen Geſandten nach Japan. — Genug der Namen! Begleiten wir nur noch die Herren der Bundesverſammlung, wenn ſie nach aufgehobener Sitzung das Bundesrathhaus verlaſſen.

Da die Berner von Haus aus zu den zugeknöpften, nicht leicht zugänglichen Naturen gehören und insbeſondere ihre Häuslichkeit nur ſelten einem Fremden erſchließen, ſo kommt es, daß die Heeren Stände- und Nationalräthe in der Bundesſtadt ziemlich iſolirt ſtehen und ihre geſellige Unterhaltung unter ſich ſuchen müſſen. Es ergibt ſich daraus für dieſe Vierziger, Fünfziger und Sechziger eine Art akademiſchen Burſchenlebens, eine zweite Auflage ihrer Univerſitätsjahre. Da man zu Hauſe nichts anderes findet, als ſeine kahlen vier Wände, ſo geht man, wenn man nicht arbeiten mag, „auf die Kneipe.“ Es bilden ſich Verbindungen, Carps, Landsmannſchaften, Zürcher, Berner, Urſchweizer, Wälſche, welche zwar ihre Farben nicht als Seidenband um die Bruſt, aber dafür um ſo hartnäckiger in der Bruſt tragen. Die einen verſammeln ſich im Caſino, die andern im Muſeum, aber im Schweizer Hof, oder im Berner Hof, oder in irgend einem Zunft- oder Bierhaus und verabreden oder beſprechen dort die vorkommenden „Baukereien,“ verſteht ſich die parlamentariſchen.

Digitized by Google

Zuweilen gibt es bei beſonderem Anlaß einen „allgemeinen Cammees“ oder eine gemeinſchaftliche „Erkneipe.“ Trocken läuft's hier ſo wenig ab, als dazumal, da man in Jena oder Heidelberg oder München „Fuchs,“ „Burſche“ oder „bemooſtes Haupt“ war. — Leider hat man nach fünfzig Wintern nicht mehr jene fröhliche Gemüthselaſticität, die man nach zwanzig Lenzen beſaß, und welche uns damals wünſchen ließ, daß das flotte Burſchenleben ewig dauern möge. Es iſt deßhalb nicht zu verwundern, daß die meiſten unſerer Landesväter, die zugleich Familienväter ſind, dieſen akademiſchen Altweibersammer nach drei bis vier Wochen herzlich ſatt bekommen und ſich an den häuslichen Herd zurück ſehnen, da dann die noch rückſtändigen Geſchäfte in möglichſter Schnelligkeit abgethan oder auf eine nächſte Sitzungsperiode vertagt werden.

In Ermanglung eines Sommertheaters, eines Circus oder dergleichen, bot während des gegenwärtigen Zuſammentritts der Räthe das Bundesrathhaus ſelbſt eine angenehme und würdige Erholung — die ſchweizeriſche Kunſtausſtellung, welche während den zwei erſten Sitzungswochen in den Räumlichkeiten zwei Treppen oberhalb der Sitzungsſäle zu ſchauen war. Wenn Sie es wünſchen, machen auch wir einen kurzen Gang dahin.

Die Ausſtellung kann, was die Zahl der Bilder betrifft, nicht eben bedeutend genannt werden; es ſind ungefähr 300 Nummern. Die große Mehrzahl gehört der Landſchaft an. Sie werden mich einen Böotier ſchelten, wenn ich Ihnen bekenne, daß eine Ausſtellung von zweihundert gemalten Landſchaften, die in zwei oder drei Sälen neben einander hängen, mögen ſie noch ſo gut ſeyn, eher einen peinlichen als einen angenehmen Eindruck auf mich macht, ungefähr den gleichen, als wenn ich ein paar Bände lyriſche Gedichte in einem Athem leſen ſollte. Landſchaften und lyriſche Gedichte erwecken Stimmungen; wie iſt es möglich, hundert verſchiedene Stimmungen nach einander über ſich ergehen zu laſſen, ohne zuletzt ein unangenehmes Gefühl in der Magengrube zu empfinden? Warum immer Bäume malen, und nicht lieber Menſchen, die doch gewiß, auch für den Künſtler, ein intereſſanteres Gegenſtand ſind, als Tannen, Buchen und Aboene! Warum nichts als Lieder dichten mit dem Pinſel, und nicht auch Dramen, Epen, oder am Ende auch nur Romane und Novellen! Wir wollen aber deßhalb gegen unſere malenden Lyriker nicht ungerecht ſeyn; ſie haben ſehr brave Sachen an die Ausſtellung geliefert. Voran iſt Didap zu nennen mit ſeinem „Wald am Abend,“ ſeinem rauſchenden „Bergſtrom“ und „ſavoyiſchen Seeufer;“ dann Steffan in München mit ſeinem „Klönthalſee.“ Der ſkandinaviſche Mondſchein- und Fjordenmaler Baade hat ſich auch wieder mit zwei Bildern eingefunden. Ulrich in Zürich bringt uns dießmal eine engliſche Landſchaft „Waldgegend in Hampſhire.“ Sehr anſprechend ſind eine „Sommernacht“ von Leaugott Schleß, ein „Waldweg am Starnberger See“ von Willroiden, beide in München. Fröhlicher aus Salathurn zeigt ſich in ſeiner „Gegend bei Sitten“ als ein talentvoller, vielverſprechender Schüler ſeines vortrefflichen Lehrers Steffan. Ich will die Leſer nicht mit der Aufzählung der Ueberſchriften all dieſer Wald-, Waſſer-, Mondſchein- und Gletſchergedichte, in Oelfarbe auf Leinwand gemalt, ermüden. Was außer den Landſchaften noch ausgeſtellt ward, iſt bald genannt.

Unſer claſſiſche Thiermaler Kaller glänzte durch ſeine Abweſenheit. Dagegen lernten wir einen andern Künſtler in dieſem Fache kennen, der recht braves leiſtet, Kurz in Bern, der die wilden „Muſtangs,“ die ſich auf den amerikaniſchen Prairien tummeln, ſich zur Specialität ausgewählt zu haben ſcheint. Als höchſt anſprechend iſt das Familienleben eines Pintſcheeraaes und ſeiner Spreßlinge, wenn wir nicht irren von einem Düſſeldorfer, dargeſtellt.

Auch im Fach des Genre fehlen unſere Notabilitäten Gleyre und Meuron. Das Beſte in dieſer Art hat ein Münchner eingeſandt; es ſtellt ein verſchneites tiroliſches Dorf dar, mit allerlei abreiſenden Marktleuten, treffliche Typen jenes kernigen Gebirgsſtamms, ſowohl die junge Krämerin im Vordergrund, als der Bauer und der Forſtmeiſter auf dem Wagen; nicht minder der unterſuchende Mauthſoldat, der ungeduldige Poſtillon und der ſeinem Nachmittagsſchläfchen entgegenharrende Kapuziner im Cabriolet des zur Abfahrt bereiten Eilwagens. — Von den Schweizern hat Walthard in Bern das Beſte geliefert: ein im Wirthshaus ſitzender, rechnender Pferde- oder Ochſenhändler.

Und nun die Hiſtorien- und Kirchenmalerei: eine bälzerne Schlacht bei St. Jakob; eine Italienerin auf der Barrikade ein Gewehr ladend; zwei Bilder aus der Reformationszeit; die Copie einer Raphaelſchen Madonna und drei herumflatternde Engelsköpfe ... Voilà! Diris in München hat dießmal mit ſeinem „Calvin und Servet“ keinen beſonders glücklichen Griff gethan; man vermißt in Calvin jene eiſerne Energie und jene Aſceſe, welche ſelbſt den Scheiterhaufen anzuzünden ſich nicht ſcheuen, wenn der theologiſche Gegner auf keine andere Weiſe zum Schweigen zu bringen iſt; in Servet die innere Ueberzeugung und den kalten Trotz des Mannes, der lieber ſtirbt als widerruft.

Soll ich nach der wenigen plaſtiſchen Bildwerke der Ausſtellung erwähnen? Von den hübſchen Hirtengruppen in gebrannter Erde von Kaiſer in Stanz habe ich Sie ſchon in früheren Correſpondenzen unterhalten; dieſe muſicirenden, jodelnden, ſchnitzelnden Ziegenhirten mit ihren Ziegen gehören zu dem Anſpruchsloſeſten und Anmuthigſten, was man in dieſer Art finden kann. Der ſchöne Chriſtuskopf von Schlöth in Rom, in carrariſchem Marmor ausgeführt, gibt aufs neue Zeugniß für den Künſtler, bei dem endlich die Ausführung des von ihm längſt modellirten Winkelrieddenkmals beſtellt werden konnte.

Als ich, die Ausſtellung verlaſſend, die langen Treppen des Bundesrathhauſes hinunter ſchritt, kamen beſondere Gedanken über mich; möchten die Herren Künſtler mir dieſelben nicht übel nehmen! Wär's nicht an der Zeit, dacht' ich, daß man in der Kunſt wieder einmal

Digitized by Google

etwas Neues erſänne? Sind die Geleiſe nicht ausgefahren, in denen ſie ſich, Jahr aus, Jahr ein, im Kreiſe bewegt? Wird's nicht allmählig langweilig, ſtets die gleichen Gletſcher und Waſſerfälle, den gleichen Boumſchlag, den nämlichen Mondſcheiu, wenn's gut geht einige aufgeſchlitzte Beinkleider und ſpaniſche Mäntel, oder etwa eine Bauernſtube mit ſtets ähnlicher Staffage zu ſehen? Derlei ketzeriſche Gedanken kamen mir, dieweilen ich die zahlreichen Stufen hinunterſtieg. Da war's mir, als hörte ich die Maler von oben herab mir ſpöttiſch nachrufen: „Macht es uns vor, ihr Herren Dichter! Werft einmal die alte Leyer von euch und verſucht es, neue Töne anzuſchlagen, neue Bahnen zu wandeln!“ — Ich war froh zu ſchweigen und ging.

Mein heutiger Bericht iſt ſchon jetzt faſt übermäßig lang geworden. Doch kann ich nicht umhin, noch in aller Kürze etwas vom ſchweizeriſchen Sängerfeſt in Chur zu erzählen, leider nicht als Augenzeuge, ſondern bloß aus dritter Hand. Ich halte jedoch meine Quellen und Gewährsmänner für zuverläſſig.

Das Feſt wurde keineswegs unter den beſten Auſpizien eingeleitet. Nicht nur blies ein Aprilſturm die damals ſchon aufgerichtete Sänger- und Bankethalle über den Haufen, ſondern es brachen zwiſchen den bedeutendſten und geſangkundigſten ſchweizeriſchen Vereinen ſolche „tieferen Differenzen“ aus, daß die „Harmonie“ in Zürich in ihrer Verſtimmung ſich entſchloß, das Feſt unbeſucht zu laſſen. Aber man baute die „Feſthütte“ wieder auf, und zwar feſter als zuvor, und einer Conferenz von muſikaliſchen Elihu Burrits gelang es, den Frieden, mindeſtens einen formellen, zwiſchen den feindlichen Sängerbrüdern herzuſtellen. Als dann die ſchweizeriſche Sängerfahne in die alte bekränzte und bewimpelte Biſchofsſtadt Chur einrückte, geſtaltete ſich das Feſt ſo farbig, ſo freudig und jubelreich als irgend ein anderes.

Dieſe Sänger- und Schützen- und Turnertage, ſo oft ſie ſich auch bei uns wiederholen, zeigen doch jedesmal wieder einen eigenthümlich ſpecifiſchen Charakter, weil der wechſelnde Feſtort denſelben den Stempel des Lokalen, des Individuellen aufprägt. Es wäre vom Schlimmen, wollte man — wie ſchon die Rede war — um Koſten zu erſparen, irgendwo in der Eidgenoſſenſchaft eine große bleibende Feſthalle, einen ſchweizeriſchen Freudentempel erbauen, wo, wie zu Olympia, alle großen Volksſpiele abgehalten werden müßten. Wie viel traulicher — „heimlicher“ nennen wir es — wie viel volksthümlicher iſt es, der Reihe nach bei den eidgenöſſiſchen Geſchwiſtern zu Gaſt zu gehen. Chur that denn auch ſein Uebriges, die lieben Gäſte freundlich zu empfangen. Sogar die „Poſt“ entfaltete einen poetiſchen Humor, welcher ſonſt dieſem nützlichen Inſtitute nicht eigen zu ſeyn pflegt; auf ihrer Front trug ſie einen gereimten Sängergruß, in welchem an die Zeiten erinnert wurde, wo die „ſüßen Chöre“ dem Poſtwagen drangen „bis in's tiefſte Interieur;“ jetzt freilich kommen die Sänger per Dampf auf Schienen daher, aber die Poſt mit ihren „Schimmeln und Füchſen, Heugſten und Stuten“ gehöre doch noch zu den „Fortſchrittsinſtituten“ und treibe nun, da ſie aus der weiten Ebene verbannt ſey, deſto eifriger in Thal und Thälchen „innere Miſſion.“ Vor den kräftigen Händedrücken und dann vollends vor dem feurigen Oberländer Wein, dem Completer, Malanſer, Jeniſer wichen dir böſen Geiſter der Zwietracht, die etwa als blinde Paſſagiere noch mitgekommen ſeyn mochten, und alle Diſſonanzen löſten ſich in die beſte Harmonie auf. Dazu trug auch der Feſtpräſident Salis, der Dichterenkel, mit ſeiner hinreißenden, berauſchenden Volksberedtſamkeit nicht wenig bei.

Was, nebſt dem rhätiſchen Lokalton, das heurige Feſt vor andern auszeichnete, war das Herüberrauſchen des Frankfurter Jubels. Dieſer Jubel über den am Main erwachten Völkerfrühling bildete den Grundton der Begrüßungsrede. Die Verbrüderung der Schweizer mit den deutſchen Stämmen wiederholte ſich auch hier. Die Sänger vom Bodenſee, aus Schwaben, von Nürnberg, Lindau und aus andern deutſchen Gauen waren am Feſte erſchienen und man verſuchte die Gaſtfreundſchaft, welche die Brüder in Frankfurt genoſſen, an ihnen wieder zu vergelten.

Trotz der mißlungenen Hauptprobe am Vorabend und einigen von Hitze, Staub, Oberländer und Feſtſpektakel ruinirten Stimmen bezeichnet ein competenter Berichterſtatter die Hauptaufführung als „überraſchend ſchön“ und „hocherfreulich.“ — Der Wettgeſang, dieſe harmoniſche Quelle ſo vieler Dishormonien, kam auch an dieſem Feſte, vielleicht zum letzten mal, vor. Die Sänger von Bern und Baſel trugen im Kunſtgeſang, Burgdorf, Horgen und Engadin im Volksgeſang die gekrönten Preiſe davon. Am allerſchönſten ſoll die Züricher „Harmonie“ geſungen haben, concurrirte jedoch nicht um die Preiſe. Von den deutſchen Sängern trugen die Conſtanzer und die Nürnberger die Palme davon.

Noch Eines darf ich nicht zu erwähnen vergeſſen. Der ſtumme Sproſſer Gottfried Keller, dem im engen Bauer der Staatskanzlei erſt recht alle Sangesluſt vergangen zu ſeyn ſchien, ließ ſich am Churer Feſt wieder einmal hören; er beſchenkte die Sänger mit einem prächtigen „Becherlied,“ wofür ſie ihn, zugleich mit Uhland, zum Ehrenmitglied des eidgenöſſiſchen Sängerbundes ernannten. Ich hätte meinen Bericht gern mit ein paar Verſen des gelungenen Liedes geſchloſſen, aber ich will meinem Freunde nicht den Tort anthun, ſeinen aus ſo reinem Metall ſo fein geſchmiedeten Liedsbecher in Scherben zu ſchlagen. Statt deſſen ſetze ich die, wenn Sie wollen, banale Reflexion, daß es in dieſem Erdenthale doch nicht gar ſo ſchlimm beſtellt ſeyn muß, wenn ſolcher Feſtjubel, wie wir ihn dieſer Tage erlebt, aus dem tiefſten Grunde vieler tauſend begeiſterter Herzen erſchallt.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 37. 10. September 1862.

Women lack retention.
Alas, their love may be called appetite;
But mine is all so hungry as the sea,
And can digest as much.

Shakespeare.

Das Duell ohne Waffen.

Novelle.

Es war in einem der wildeſten Seitenthäler des Berner Oberlandes. Auf einer ſteil geneigten Voralpe beſchäftigte ſich eine kleine Familie mit ihrer Heumahd. Da rauſchte es in der Höhe; Steinchen rollten und feiner Sand ſprühte herab. Der Hausvater, die Augen reibend, ſchaute empor.

„Luget," rief er den Seinigen zu, „was für ein Wild wechſelt dort oben?" — „Wenn es ſich derfallen thät!" antwortete Ruodi, ein zwölfjähriger Knabe, indem er ſein kluges Näschen mit ſehnſüchtiger Witterung eines Bratens in die Höhe warf.

„Barmherziger Heiland, es iſt ein Menſch!" ſchrie Klephe, die älteſte Tochter, ein Mädchen von achtzehn oder neunzehn Jahren. — „Es iſt ein Menſch!" rief die ganze Familie nach, und Alles ſtarrte mit Grauſen hinauf.

Der Anblick war in der That ein ſchwindelnder. Auf der Höhe einer ſenkrecht abfallenden Felswand ſchwebte ein menſchliches Weſen und hatte fürchterliche Eile — ſich in ſein Grab zu ſtürzen. Der Rand der Felswand war ihm verdeckt von dicht hinabwachſenden Büſchen, und zwiſchen dieſen Büſchen arbeitete er mit ungeſtümſter Ungeduld, um auf dem kürzeſten Wege, wie es ſchien, zu den Menſchen zu gelangen. Daß zwiſchen ihm und den Heumähdern die thurmhohe Felswand abſtürzte, davon hatte er offenbar keine Ahnung. Man ſah ihn von Buſch zu Buſch mit heftig ausgreifenden Armen gleiten, ſich halten, ſich ſchwingen, bald in Bruſthöhe, bald nur mit der Spitze des Hutes über das Gebüſch emporragend. Seine Bewegung war ſo ſchnell, ſein Greifen in die Büſche ſo krampfhaft, daß man wohl errieth, er behauptete ſchon jetzt nicht mehr das Gleichgewicht ſeines Körpers; erreichte er den Rand der Felswand, ſo hatte er offenbar nicht mehr Gewalt genug über ſich und fuhr unrettbar in die Tiefe.

„Halt!" ſchrie die Familie wie aus Einem Munde dem Verirrten entgegen. Die Höhe war fürchterlich, aber die Kraft von vier Schweizer Lungen ſchlug doch hinauf in die Höhe. Vielleicht daß auch die Felswand den Schall beſſer leitete: genug, in den Büſchen droben wurde es ruhig. Auf der Voralpe aber ſagte die Mutter zu ihrem Knaben: „Lauf, Ruodi, lauf den Geißenpfad hinauf und weiſ' ihm den Weg." — „Bekomm' ich was?" fragte der Bube, ein ächtes Berner Pflänzchen. Schweſter Klephe zückte ihr Stirnfältchen. „Pfuidi, garſtiger Chnab! Der Fremde ſchenkt dir ſchon was. Lauf was du kannſt."

Man ſah die Büſche ſich wieder heftig bewegen. —

„Halt!“ ſchrie die Familie noch einmal. Und der Vater, mit den beiden hohlen Händen ein Schallrohr vor dem Mund bildend, ſtieß mit ſchärfſter Betonung ſylbenweiſe die Worte heraus: „Wart'! Ein — Weg — weiſer — kommt!“ Aus den Büſchen ſtreckte ein Oberleib ſich vor und lugte zur Tiefe. Ruodi ſchnallte ſein Höschen zurecht und verſchwand um die Felswand herum im Berggeſtrüpp.

Eine Pauſe der Erwartung trat ein. Vater, Mutter und Tochter, auf ihre Senſen gelehnt, ſchauten unverwandt in die Höhe. „Lug, Mann,“ ſagte die Mutter, „was bedeutet das? So lang das Gadmerthal ſteht, iſt noch kein Menſch über die Tüfelswand in unſer Thal chumme.“ — „Das wird der Klephe ihr Mann ſeyn,“ lachte der Vater. — „Ich brauch' kein' Mann,“ ſagte das junge Mädchen ſtolz. Sie blickte ſcharf in die Buſchköpfe hinauf. Der Knabe war ſchon hoch droben. Man hörte ihn einen Jodler anſchlagen, worauf es in den Buſchköpfen antwortete. Daſſelbe geſchah noch ein- oder zweimal, dann wurde es wieder ſtill. Man merkte, daß der Fremde und ſein Wegweiſer ſich erreicht hatten.

Einige Minuten ſpäter und man hörte bereits Schritte. Den Geißenpfad hinter der Felswand herab hallte der Auftritt ſtark beſchlagener Stiefeln auf einem ſtark abfallenden Boden. Ruodi, welcher barfüßig lief und ſich ſo ſtattlich nicht ankündigen konnte, ließ dafür ein jodelndes Triumphgeſchrei los zum Zeichen ſeiner ſiegreichen Annäherung. Im nächſten Augenblick war die Grasmatte erreicht.

Der Knabe ſprang vor, aber der fremde Mann warf ſich, ſo wie er war, auf den Grasboden nieder. Es war ein Menſchenkörper im äußerſten Grade ſeiner Erſchöpfung; er fiel hin wie todt. Die kleine Familie umringte ihn theilnehmend.

Der Ankömmling ſchien kein „Landsmann.“ Er trug Kniehoſen und Lodenjacke, zwar eine Bergtracht, aber nicht die des Berner Landes. Seinem Alter nach war er ein Burſche oder ein junger Mann in den mittleren Zwanzigen. Er hatte ſanfte, einnehmende Züge, welche im Contraſt zu ſeinen ſchwarzen Augen und Haaren noch weicher erſchienen. Ein Hauch von Schwermuth lag über ihnen, ein Hauch, der aus der Seele kam und mit ſeiner körperlichen Ermüdung nicht verwechſelt werden konnte.

„Fehlts wo?“ fragte der Hausvater. — Der Fremde machte eine leiſe verneinende Handbewegung, während er ſeinen glühenden Kopf noch tiefer in den kühlen Grasſchwaden einwühlte. — „Dann laßt ihn liegen,“ ſagte der Landmann. Er ging hinweg an die Arbeit, die Familie folgte ihm. Mutter und Tochter vermochten ihre mitleidigen Blicke nur zaudernd abzuwenden von der keuchenden Bruſt, von den zitternden Flanken und Knieen des armen Leidenden. Ruodi aber zupfte ſeine Schweſter am Rock und flüſterte: „Er ſchenkt mir nichts.“

Nach einer Viertelſtunde erhob ſich der Wanderer. Er trat die Familie an und ſagte, ſeine Glieder zurecht ſchüttelnd, mit einem herzhaften Athemzuge: „Hier könnte man ewig liegen. Ich muß mich nur losreißen, denn was mir noth thut, das iſt ein Gaſthaus. Sagt mir, ihr Guten, wo ſind' ich das? Ueberhaupt, wo bin ich? Und könnte ich Gadmen oder Meiringen noch heute erreichen?“

Der Hausvater maß ſeinen Mann und antwortete bedächtig: „Möglich wär's ſchon, aber Ihr ſeyd ſchüli vor die Füß' chumme. Und der Boden iſt ſchwierig und fällt immer zu ab wie eine Leiter. Auch ſchleppt Ihr, ſcheint's, nicht leicht an dem Torniſter auf Euerm Rücken?“

„Der Herr ſammelt gewiß Steine oder Erzſtufen?“ warf die Mutter mit Gebirgsneugier dazwiſchen. — „Das nicht. Es iſt mein Handwerkszeug.“ — „Mit Verlaub, wer ſeyd Ihr?“ — „Ein Mechanikus. Ich reparire Schwarzwälder Uhren, muſikaliſche Inſtrumente, Kirchenorgeln —“ — „Der Dunder ſchlag!“ rief der Landmann in die Hände klopfend. „Da könntet Ihr wohl der Klephe ihren zerbrochenen Webſtuhl herſtellen?“ — „Mit Vergnügen. Ich bin ohnedieß in eurer Schuld.“

Die Freude der Familie war groß. Alle Geſichter glänzten. Die Ausſicht auf eine prompte und noch dazu unentgeltliche Reparatur des Webſtuhls wirkte wie ein kleiner Glücksfall auf die Gemüther. Der gute Webſtuhl mochte wohl mehr als Kuh und Grasalpe der Ernährer des Hauſes ſeyn.

Dem Fremden wurde nun Herberge in der Familie angeboten und die Tochter geheißen, ihn ſogleich nach Hauſe zu führen. Bedurfte und wünſchte er doch augenblickliche Ruhe. Man übte Gaſtlichkeit, indem man den Nothhelfer gleich feſthielt. Die ländliche Klugheit wußte ſehr wohl das Eine in dem Andern zu thun.

Alſo traten die zwei ihren Gang an. Dem jungen Mann war nicht ſehr geſprächig zu Muthe und auch das Mädchen ſchwieg. So gingen ſie eine Weile neben einander her. Da kamen ſie auf eine Felsplatte, wo ſie der Alp den Rücken kehrten und der Weg in ein düſteres Stück Waldſchlucht einmündete. Auf dieſem Punkte blickte der Fremde ſich um. Ueber die Grashalde goß ſich ein warmes Abendlicht aus und die gefährliche Felswand leuchtete mit einem feurigen Gelb im kühlen Alpengrün.

Digitized by Google

Bei dieſem Anblick ſagte das Mädchen: „Luget, da herab hättet Ihr ſtürzen müſſen.“ — Träumeriſch murmelte der Andere vor ſich hin: „Und ſo wäre ich jetzt todt!“ — „Und ſähet dieſe Sonne nicht wieder.“ — „Und wüßte nicht, daß ich ſie nicht ſehe.“ — „Das iſt ein ſchrecklicher Gedanke,“ ſagte das Mädchen nachdenkend. — „Schrecklicher iſt das Gegentheil.“ — „Was für ein Gegentheil?“ — „Eine Sonne, die geſchienen hat und die man mit offenen Augen nicht mehr ſcheinen ſieht.“

Darauf ſchritt der Mechanikus wieder aus. Aber Klephe hatte ihr Zünglein gelöst. Weibliches Mitleid und weiblicher Rededrang hatten den Muth gefaßt, ſich zu äußern. „Ihr müßt nicht ſo traurig ſeyn,“ fuhr ſie im Laufe des Weges fort. — Der Fremde ſchwieg. — „Iſt Euch was Liebes geſtorben? Aber nein; Ihr tragt ja kein Flörle am Hut, ſondern eine Soldanella von prächtiger Farbe.“

Der junge Mann nahm die Blume herab und ſchenkte ſie dem Mädchen. Sie nahm ſie freimüthig an. Plötzlich beſann ſie ſich. „Luget, jetzt habt aber Ihr nichts, und hier im Waldtobel wächst auch nichts. Was kann ich Euch gegenſchenken?“ — „Ich verlange mir nichts.“ — „Sprechet nicht ſo. Die Blumen machen Euch Freude, ich ſehe es ja!“ — „Wenn ich ſie ſelbſt pflücke. Aus Mädchenhänden verwelken ſie mir allzuſchnell.“

Das Mädchen blieb ſtehen. „Armes Mannle, jetzt verſteh' ich Euch. Gewiß iſt Euch Euer Schätzle untreu worden?“

„Wohl, und ſeitdem ging ich auf Wanderung. Bergauf, thalab durchirr' ich die Welt und kann zu jeder Stunde den Hals brechen.“

Das Mädchen rief lebhaft: „O Gott, nein! Kehret doch heim; vielleicht bekehrt ſie ſich wieder zu Euch.“ — „Sie hat geheirathet und iſt eine große Frau in Egypten geworden.“

Das Schweizer Kind machte große Augen. „In Egypten? Wo unſer Herr Jeſus vor dem Herodes flüchtete?“ — „Ja, dort iſt ſie jetzt.“

Die Kleine blickte verwundert. Sie ſchien zu glauben, Egypten könne nur in der Bibel und im Alterthum liegen, und ſey gar kein Land von heute. Sie that über Egypten Fragen wie ein kleines Kind. Aber Klephe war doch kein kleines Kind; das verrieth ſie, indem ſie aus Zeiten und Räumen zur Sache wieder zurückkehrte, nämlich zur Herzensſache.

„Loſet, was ich Euch ſage,“ hob ſie mit Ernſt an. „Dieſe Geſchichte müſſet Ihr mir erzählen.“

„Das iſt bald geſchehen,“ ſagte der Fremde kurz, aber nicht unwillig. „Seht, ich hatte ein Liebchen, ein liebes Liebchen. Wie war das Mädchen lieb! Sie war eine von den Stillen, Sittſamen, hatte ein Geſicht, wie aus Elfenbein geſchnitzt, und einen Blick — einen Blick, ſag' ich Euch, groß und klar und fromm wie ein Reh. Wenn ſie lächelte, ſo ſah man von ihren rundlichen Zähnchen kaum die untere Hälfte, ſo fein und beſcheiden lächelte ſie; aber es that einem wohler, als wenn andere lachen von einem Ohr bis zum andern. Wenigſtens mir gefällt das. Kurz, meine Anna hätte mich glücklich gemacht. Wir waren auch ſchon verſprochen und zu Johannis ſollte Hochzeit ſeyn. Da ſchickte der böſe Feind meinen Nebenbuhler in's Land.“

„Im Schappacherthal — ich bin auf dem Schwarzwald zu Hauſe — war ein Waiſenbub aufgewachſen, der Geißenloisl genannt. Der hatte ſchon von Kind auf ein Merk für allerlei gut Kraut und Gewächs, und wenn ein Thier fiel, ſo hatte er ſeine Freude, es zu zergliedern, und manſchte in den Eingeweiden wie in einem Schatzkäſtlein. Den ſchickte ſein Pfarrer nach Heidelberg, um auf den Doktor zu ſtudiren.“

„Nun gebet acht. Am Sonntag Exaudi kam ein kleines Männchen auf den Schwarzwald mit großer Pracht und Herrlichkeit. Er kam in zwei Wagen und mit acht arabiſchen Pferden; die ſahen ſo galant aus, man hätte ihnen lieber die Hufe geküßt als mancher gnädigen Frau die Hand. Und Bediente hatte er bei ſich, ein Stuck ſechſe, braune klapperdürre Kerle mit brennenden Augen und geſchorenen Köpfen. Der kleine fremde Herr war auch dürr, hatte eine gelbe faltige Haut, trug grüne Brillen und eine braune Perrücke. Das war der Geißenloisl. Er war Leibarzt beim Paſcha von Egypten geworden, man nannte ihn Herr Doktor, aber das war das wenigſte. Er hatte außerdem noch Titel und Orden — ich glaube alle Schulmeiſter auf dem Schwarzwald können ſich dieſe Namen nicht merken. Es war alles arabiſch.“

„Dieſer Mann war mein Unglück. Es war ihm in ſeinem Egypterland eingefallen, eine Schwarzwälderin zu heirathen, und wie er nun kam und ſich umguckte, ſo war ihm juſt meine Anna recht.“

„Und ſie nahm ihn?“ fragte Klephe. — „Gott bewahre!“ lächelte der Fremde bitter; „ein Mädchen nimmt nie, ſie wird genommen.“ — „Pfuidi,“ rief das Schweizermädchen, „das war ſchlecht von ihr!“

Der junge Mann blickte beleidigt. „Schlecht iſt meine Anna nicht, wenigſtens ſoll kein Mädchen ſich beſſer dünken. Wiſſet Ihr, was Ihr thätet? Ihr wiſſet es nicht. Es käm' auf die Probe an; aber Gott behüt' uns vor ſolchen Proben! Darum beten wir ja: führe uns nicht in Verſuchung!“

„Und der egyptiſche Leibarzt, das war ein rechter

Digitized by Google

Verſucher. Der Mann führte eine Pracht und einen Reichthum mit ſich, daß unſere Holländer Fahrer ſich verkrochen wie arme Kirchenmäuſe. Seine Mameluken trugen ſeidene Hemden am Leib und ihre Binden und Schärpen waren Shawls, wie ſie bei uns keine Hofdame hat. Und die Teppiche hättet Ihr ſehen müſſen! Da ſticken ſie ganze Gedichte hinein, Gebete und moraliſche Lehren und Redensarten aus dem Koran, was bei den Türken das Evangelium iſt. Und das Alles ſticken ſie mit Gold, Perlen und Edelſteinen."

„Zu Hauſe haben ſie Bediente, wie wir Hühner und Tauben haben, ganze Schaaren davon. Der eine iſt bloß da für die Teppiche, der andere für die Wohlgerüche, der dritte hat die Bäder über ſich, der vierte muß den Herrſchaften Kühlung zufächeln. Und das Alles ſollte meine Anna auch ſo haben; ſie ſollte eine gnädige Frau ſeyn, und was für eine! Die gnädigen Frauen leben dort ſo, daß die unſrigen nur Aſchenbrödel dagegen ſind. So eine Dame wird geboren und ſtirbt und hat nie den Fuß auf die Straße geſetzt. Lauter Sänften und Wagen!"

„Und es hätte mich doch nicht verblendet!" ſagte Klephe mit einem muthigen Trotzköpfchen. — Der Mechanikus antwortete: „Habt Ihr keine Eltern? keine Geſchwiſter, Freunde, Nachbarn, Gevatter und Geſchnatter? Mein Gott, mein Gott! die Steine auf der Straße ſchreien ja drein, wenn es mit Einem abwärts gehen ſoll!"

„Alle dieſe Leute hattet Ihr wider Euch?" — „Ohne Ausnahme. Sonſt war ich geſchätzt; wir hatten zu leben und ich bin ein guter Holzſchnitzer in Kunſt- und mechaniſchen Sachen. Jetzt hieß es auf einmal: Es iſt halt gar nichts mehr mit der Holzarbeit. Ja, wenn die Sachen noch bezahlt würden wie früher! Und das Lindenholz wird auch immer theurer und der Buchsbaum iſt ſchier gar nicht mehr zu bezahlen. Der alte Kräuterhans ſagte: „Ich weiß noch die Zeit, wo die Zirbelnußkiefer bis an mein' Zaun herabſtand; jetzt iſt die nächſte Schonung drei Stunden von hier und wird erſt in zwanzig Jahren ſchlagbar." Sogar der Pfarrer ließ mich im Stiche. Notabene ich bin ſein Liebling, und doch ſagte er laut vor den Leuten: „Ah, der Fabian wird vernünftig ſeyn! der Fabian wird ſie nicht um ihr Glück bringen!"

„Und die Anna? was ſagte ſie ſelbſt?" — „Fabian rath mir! Fabian, ich bin in einer grauſamen Lage! Fabian, was ſoll ich thun?" — „Himmeldonnerwetter! wenn du das fragſt, ſo haſt du dir ſchon geantwortet. — Aber es gibt eine Gerechtigkeit, ich fühl's, es gibt eine! O der Menſch braucht keine andere Strafe als ſeine eigene Reue. Und bereuen thut ſie's, das weiß ich gewiß. Sie wird mich in Ewigkeit nicht vergeſſen. Auf Dornen wird ſie ſich wälzen, und wenn ihr die Mameluken tauſend Hermeline unter die Haut breiten. Beißen wird ſie in ihre Thränen und ſchreien, ſchreien —"

Schluchzen unterbrach ſeine Stimme, er weinte laut und ſchrie ſelbſt, indem ſeine Phantaſie ihn dahin riß. Klephe hätte bald mit geweint. Unbewußt, was ſie that, hing ſie ſich an den Arm des Fremden und bat ihn flehentlich: „Luget, Mannle, das gutet Euch nicht! Ihr müſſet Euch wieder ein anders Schätzle ſuchen."

„Ich bin wie in zwei Stücke zerriſſen," antwortete der unglücklich Liebende. „Einen Haß habe ich oft, daß ich das ganze Evageſchlecht vergiften könnte. Ein Geſicht, je ſchöner es iſt, deſto lieber möcht' ich es oft zerkratzen. Ein andermal wieder iſt es ganz anders. Da guck' ich der ganzen Welt verliebt in die Augen und halte kaum an mich, daß ich jeder Dirn' um den Hals falle. Morgens ſtehe ich oft auf und denke mir: Heut' mußt du dich noch verloben. Gott ſey mir gnädig! Das kann ein Unglück geben. Wie leicht kann ich an die unrechte kommen, und —"

Wie eine Schneelawine über ein ſonniges Hausgärtlein, fiel in dieſes Geſpräch auf einmal ein fremder Ton. Eine kreuzfidele Stimme erſcholl: „Fräulein Kleophea, Ihr Diener! Habt Ihr endlich meine arme Seele erlöst! Gott ſey Dank, daß ich wieder einen menſchlichen Strumpfzwickel ſehe!"

Wer war das? Ein junger Mann trat unſern Ankömmlingen plötzlich vor den Weg, eine Sommer- und Badegaſtfigur. Sein Anzug, halb ſtädtiſch, halb ländlich, war ungenirt nachläſſig. Ueber dem Magen baumelte ihm eine Lorgnette, und das ſeidene Taſchentuch hing ihm halb aus dem Rock. Sein Panamahut lag windſchief über dem Ohr, ſein Reiſeſhawl ſchlotterte über die ſchmale, faſt mädchenhafte Schulter und ſtack voll Diſteln und Dornen; mit ſeinem Spazierſtöckchen, dieſem Fächer der Männer, fuchtelte er ſich an den Schenkeln und Waden herum. Der Byronknoten ſeines Halstuches war halb gelöst, die Hemdknöpfchen offen und eine weiße, aber nicht ſehr muskelreiche Bruſt theilweiſe ſichtbar. Seine Miene war ſorglos, nicht ohne Verſtand, aber voll von dem Ausdruck deſſen, was der Student „Unſinn angeben" nennt. Kurz, ein Exemplar von dem Geſchlechte der luſtigen Finken und lockern Zeiſige, ein zahmer Zigeuner der wandernden Modewelt war es, welcher ſo unvermuthet dieſem Austauſch von Schmerz und Mitleid ein Ende machte.

Die zwei Männer maßen einander. Der Sommergaſt blickte flüchtig und harmlos, der Schwarzwälder Mechanikus mit Mißfallen und Argwohn. Seinen zweiten Blick warf er fragend auf Klephe. Das Naturkind wußte den Weltbrauch nicht, Fremde einander

Digitized by Google

vorzuſtellen, und ſagte bloß: „Hier ſind wir zu Hauſe.“ Der Schwarzwälder ſah ſie noch einmal an — lang und finſter.

Alle drei betraten das Haus. Es lag hinter einem Grasbühel, von einem Tannenzaun eingehegt, und war faſt nur ſichtbar, indem man ſchon an der Schwelle ſtand.

„Nun labt mich!“ rief der Sommergaſt eintretend. „Gebt mir vor Allem eine geiſtreiche Combination.“

„Wollt Ihr auch eine?“ fragte Klephe den Schwarzwälder. — „Was für Zeug?“ — „Eine geiſtreiche Combination,“ lachte das Landmädchen. — „Was iſt das?“ — „Das!“ Sie ſchloß einen Wandſchrank auf, goß aus mehreren Flaſchen gebrannte Waſſer zuſammen und reichte ihm ein Gläschen dieſer Miſchung.

Der Mechanikus koſtete. „Pfui!“ rief er ſofort und blickte dabei auf den Sommergaſt. Der aber ſtand ſo, daß er den Blick nicht ſah, und zu dem Pfui lachte er nur. Er verſchlang zwei, drei Gläschen raſch nach einander. — „Schmeckt das prächtig!“ rief er aus. „Fräulein Klee-Fee, verſchreibt Euch nur neue Reize, wenn dieſe Flaſchen alle ſind. Sie ſind die Zierde des Hauſes, das iſt eine haarige Thatſache. Aber habt Ihr auch was für mein Zahnweh?“ Das Mädchen, welches ſeine Redeweiſe ſchon kannte, bot ihm einen kalten Gemsbraten an.

„Darauf will ich heirathen!“ rief der Fremde; „fix, her damit!“ Klephe ging in die Küche und kam mit einem blendend weißen Tiſchbrett zurück, auf welchem in einer weißen Serviette und mit Kräutern umwickelt eine gekochte Gemskeule lag. Der Schwarzwälder hatte ſich unterdeſſen an den Webſtuhl gemacht und allem, was er ſah und hörte, den Rücken gekehrt.

„Laßt das,“ ſagte Klephe freundlich; „Ihr müßt eſſen und trinken und Euch ausruhen. Arbeiten, wenn Ihr ſo gut ſeyn wollt, könnt Ihr immer. — Der Mann macht uns den Webſtuhl,“ ſetzte ſie zu dem Sommergaſt hinzu.

„Lobet den Herrn mit Trommeln und Pfeifen,“ antwortete dieſer, „daß Eure aſchgraue Mähderei endlich aufhört! Seit Ihr auf die Alpe geht, langweil' ich mich wie der Mops in der Schublade. Zeigt Euer Pfötchen! Nun, hart iſt's noch nicht; aber Euer Herz iſt doch noch weicher; was?“ — „Kümmert Euch, ob dieſe Gemskeule Euch weich genug iſt, Ihr neugieriger Herr. Unſer Gaſt langt nicht zu, ehe Ihr es auch thut. Und er iſt hungrig und durſtig. Der arme Mann hat ſich auf dem Titlis ſchüll verrannt.“ — „Das Gute hat der Titlis an ſich, daß ich ihn nicht beſteige. Die Schweiz iſt mir ſchön genug, ſo lang ich einer Kleophea in die Augen ſehe. Das iſt eine haarige Thatſache.“

Die Gäſte fingen an zu eſſen, die Sommer- und Badefigur unter Schwatzen und Scherzen, der Mechanikus ſtumm und in ſich gekehrt. Klephe war viel zu ſehr Natureinfalt, um eine Unterhaltung leiten zu können, und ſo blieb ſie dem „Finken“ allein. Er überließ ſich ganz ſeiner Laune.

Die Dämmerung nahm überhand. Klephe ging, eine Lampe zu holen. Der Schwarzwälder bat, es zu unterlaſſen. Es ſey ſo kommlich im Dunklen. Wollte er ungeſehen ſeine Biſſen hinab würgen? Aber nicht lange ſaßen ſie ſo, als auch Vater, Mutter und Bruder, von der Voralpe heimkehrend, die Stube füllten. Da wurde nun doch Licht gemacht. Der Schwarzwälder bat um ſein Schlafgemach. Der Hausvater hatte angefangen über den Webſtuhl ihn auszufragen, aber der Mechanikus ſprach von ſeiner Müdigkeit und vertröſtete auf morgen. Er drängte zu Bette. Da nahm die Mutter das Licht und führte ihn über eine Leiter in ein Oberſtübchen. — „Wo ſchläft der Andere?“ fragte er leicht hin. Das Weib ſah ihn an. Sie lächelte wie auf Einen, der nicht recht geſcheidt iſt, und ſagte kopfſchüttelnd: „Das tügete ſchlecht. Der geht in ſein Gadmen heim.“

Ein flüchtiger Strahl fuhr über das melancholiſche Antlitz des Schwarzwälders. Er drückte der Frau die Hand und ſagte ihr freundlich gute Nacht.

(Fortſetzung folgt.)

Die engliſchen Volksſpiele.

(Fortſetzung.)

I. Merry Old England.

Das unbefangene Volksbewußtſeyn erfreut ſich der periodiſch wiederkehrenden Spiele und Feſte als einer althergebrachten, auf heimiſchem Boden erwachſenen Sitte; ſie ſcheinen ihm in ihrem unvordenklichen Beſtehen nicht weniger naturgemäße Phänomene als der Wechſel der Tage, oder die Folge der Jahreszeiten; nur daß die vergleichsweiſe Seltenheit ihrer Wiederkehr, die Kürze ihrer Dauer, das entfeſſelte Gefühl ſorgloſen Genuſſes ſie über die engen Grenzen des Alltäglichen emporheben in eine heitere Höhe der Poeſie, der Hoffnung und der Erinnerung.

Von dem hiſtoriſchen Urſprung der Spiele legt das Volk ſich keine Rechenſchaft ab. Wollte man ihm in einer großen Anzahl derſelben z. B. die antike, heidniſche Entſtehung nachweiſen, ſo würde ein ſolcher Verſuch, abgeſehen von allem andern, an dem tiefgewurzelten Bewußtſeyn ſcheitern, daß jene feſtlichen Gewohnheiten ein weſentlich nationales, oder jedenfalls ein auf chriſtliche Ideen gegründetes Beſitzthum ſeyen. Anders verhält es ſich mit der geſchichtlichen Betrachtung. Für dieſe bietet das Auffinden des Bildungs- und Umwandlungsproceſſes neuerer aus älteren Feſten und Spielen nicht bloß ein intereſſantes Feld der Forſchung dar; in zahlreichen Fällen iſt die Berückſichtigung jenes Proceſſes für ein umfaſſendes Verſtehen des Gegenſtandes geradezu weſentlich und unerläßlich. Wie an der bunten Geſtaltenwelt der antiken und der chriſtlichen Mythologie hat mithin auch auf dem verwandten Gebiete der Volksgewohnheiten die hiſtoriſche Kritik ihre aufhellende Kraft geübt, und die neuerdings gewonnenen Reſultate der mittelalterlichen Archäologie haben den engen Zuſammenhang heidniſcher mit vielen Volksgewohnheiten chriſtlicher Zeit über allen Zweifel feſtgeſtellt. Die Scheidung jener beiden großen Epochen der Weltgeſchichte, der Uebergang des Alterthums in das Mittelalter, war eben durchaus das Produkt einer hiſtoriſchen Entwicklung vorhandener Energien, keine wunderbar plötzliche Wirkung, ſondern ein organiſch tief begründetes Ereigniß.

Wenn es der ſiegreichen Gewalt der römiſchen Waffen gelang, die halbe Welt der Herrſchaft eines einzigen Staates zu unterwerfen, wenn andererſeits die ſo eroberte Welt ſich dem Einfluß der chriſtlichen Religion zu beugen hatte, ſo konnte dieß nur geſchehen, indem das Weſen der einen durch das der andern modificirt, indem die neuen Ideen mit dem früheren Zuſtand der Dinge in lebendige Wechſelwirkung geſetzt wurden. Unter den ſüdeuropäiſchen Völkern war der Boden ſchon lang vor dem Anbruch der chriſtlichen Aera für die Ausſaat einer neuen Religion vorbereitet; allein welch heidniſches Gepräge mußte das Chriſtenthum auch dort annehmen, um der Maſſe des Volkes verſtändlich nahe gebracht zu werden, welche Fülle altheidniſcher Vorſtellungen und Traditionen hat ſich bis auf den heutigen Tag in den Sitten der katholiſchen Völker des ſüdlichen Europas erhalten! Die Nationen des Nordens ſetzten, wie bekannt, dem Vordringen des Chriſtenthums den zäheſten, hartnäckigſten Widerſtand entgegen. Mit einer Art geheimen Ingrimms hielten ſie an den degradirten und exilirten Göttern, an den verpönten Liedern, Sitten und Ideen der alten Heidenzeit noch dann feſt, als Feuer und Schwert ſchon Jahrhunderte lang für die Anerkennung des Chriſtenthums durchgeſetzt hatten, was der Predigt der Miſſionäre nicht gelungen war. Die weltentſagende Richtung, der transcendentale Idealismus der chriſtlichen Lehre widerſtrebte dem kraftſtrotzenden Sinn dieſer lebens- und kampfluſtigen Völker, und dieſelbe Kirche, welche das aſcetiſche, ſelbſtquäleriſche Anachoreten- und Mönchthum als die höchſte Stufe irdiſcher Vollendung pries, umgab, um ſich des Beifalls der großen Maſſe zu verſichern, ihre Ceremonien mit dem weltlichen Gepränge orientaliſcher Deſpotie, geſtattete die bacchantiſch wilde, zügel- und ſittenloſe Carricatur ihrer Myſterien in den mittelalterlichen Narrenfeſten und ſetzte der düſtern Einförmigkeit des Büßens, Faſtens, Betens und Kaſteiens die tolle Ausgelaſſenheit des Carnevals grell gegenüber.

Fügte ſie ſich ſo im Allgemeinen dem herrſchenden Volksbedürfniß, ſo knüpfte ſie im Einzelnen ſo viel als möglich an die beſtehenden Sitten und Gebräuche an. Das Weihnachtsfeſt, der Beginn des chriſtlichen Feſtjahres, wurde theils mit dem in Rom herrſchenden Mithraskult, theils mit den, gleichzeitig unter den celtiſchen und germaniſchen Völkern des Nordens ſtattfindenden, althergebrachten Freudenfeſten, welche beide den Sieg des Lichtes über die Finſterniß, die Wiedergeburt der Sonne nach der Winterſonnenwende feierten, in Zuſammenhang gebracht, während der chriſtliche

Digitized by Google

Carneval ſein Vorbild fand an den römiſchen Saturnalien. Dem Oſterfeſt entſprach die allen Völkern gemeinſame Feſtfeier des Auferſtehens der Natur zur Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, die Feſte der Demeter, der Flora, der Freya. In dem weiter folgenden Pfingſtfeſt ließ ſich der heitere Geiſt mittſommertlicher Blüthe und Fülle der Natur charakteriſtiſch hervorheben.

So geſchah es, daß im Laufe der Zeiten die chriſtlichen Ideen einen nationalen, die nationalen Sitten einen chriſtlichen Charakter annahmen. Freilich ſind aber durch dieſe antik chriſtliche Miſchgattung die Volksſpiele des Mittelalters bei weitem nicht erſchöpft. Denn neben den erwähnten, mit dem Leben der Natur und den Lehren der Religion periodiſch erneuerten Feſten beſtand ſelbſtſtändig eine andere Klaſſe populärer Spiele und Vergnügungen, deren Praxis, unabhängig von dem Einfluß phyſiſch-retigiöſer Anſchauungen, vor allem die Ausbildung körperlicher Kraft, die Erweckung kriegeriſchen Sinnes zum Zwecke hatte. Dahin gehören einerſeits die Jagd ſammt einer bunten Mannigfaltigkeit verwandter, gymnaſtiſch martialiſcher Uebungen; andererſeits eine Anzahl ſolcher weltlichen Volksſpiele, welche lokalen, oft in Dunkel gehüllten Urſachen, oder dem individuellen Unternehmungsgeiſt ihre Entſtehung verdanken. An beiden Gattungen war in dem mittelalterlichen England kein Mangel. Auch wurden bei der Abgeſchloſſenheit und dem conſervativen Charakter des Inſelvolks die alten Gewohnheiten durch lange Jahrhunderte mit mehr als gewöhnlicher Zähigkeit feſtgehalten und ausgebildet.

Wenn ſeit dem Beginn der chriſtlichen Zeitrechnung mächtige Invaſionen fremder Einflüſſe vom Continent her ſtattfanden, wenn Römer, Angelſachſen, Dänen und Normannen, Heidenthum und Chriſtenthum nach einander die Elemente beiſteuerten, aus denen das engliſche Volksthum hervorwuchs, ſo ſchloß dieſes Volksthum ſich ſpäter um ſo eigenartiger gegen außen ab, in ſich ſelber zuſammen. Und deutlicher als in irgend einer andern progreſſiven Nation ſpiegelt ſich noch heute der Abglanz alter Zeiten, der langlebige Zuſammenhang des Alten und des Neuen in dem gegenwärtigen England. Die mittelalterlichen Extravaganzen der Faſtenzeit ſind in Folge der Reformation und der Revolution verſchwunden; aber unverändert erblickt man in den Straßen Londons alljährlich den politiſchen Faſching der ganz mittelalterlichen Lord-Mayors-show, die grotesken Rummereien des Guy-Fawkes-day, das durch Eduard VI. vorgeſchriebene mönchiſche Coſtüm der blue coat boys genannten Zöglinge von Christchurch school.

Doch wir wollen dem mäandriſchen Laufe der Zeit nicht voraus eilen, ſondern, indem wir der Ueberſichtlichkeit halber die oben berührte Sonderung in periodiſche und nicht periodiſche Volksſpiele beibehalten, den älteſten Erſcheinungen altengliſcher Heiterkeit in den uns erhaltenen Quellen nachſpüren. *

Denken wir uns denn, daß die primitiven Briten- und Druidenzeiten, deren Kunde nur in ſpärlichen Fragmenten auf uns gekommen, in jahrtauſendweiter Ferne hinter uns liegen; daß die Invaſionen der Römer, der Angelſachſen, des Chriſtenthums, der Dänen, der Normannen ihren Einfluß geübt und die aus ſo verſchiedenartigen Elementen gemiſchte Nation in organiſcher Bildung begriffen ſey; denken wir uns einen feudalen König, einen Nachkommen Wilhelms des Eroberers, kriegeriſch herrſchend an der Spitze des Staates, eine mächtige Ariſtokratie von Baronen, eine herrſchſüchtige, die Weltanſprüche des Papſtthums vertretende Geiſtlichkeit, einen privilegirten, aufſtrebenden Bürgerſtand in den Städten und vor Allem in der Hauptſtadt London — welches waren die periodiſchen Vergnügungen und Spiele, an denen dieſes mittelalterliche Volk Erheiterung und Gefallen fand?

1. Das altengliſche Weihnachtsfeſt.

Vor allem iſt es hier natürlich die Weihnachtszeit, der unſere erſte, nächſte Aufmerkſamkeit ſich zuwendet; nicht bloß deßhalb, weil die Geburt des Gründers der neuen Religion den hiſtoriſchen Ausgangspunkt des chriſtlichen Feſtjahres bezeichnet, ſondern wegen des hervorragend heitern Charakters des Feſtes ſelbſt, das, ſeinem innerſten Weſen nach eine Feier der Freude, die Maſſe des Volks zu Kundgebungen froh bewegter Natur veranlaſſen mußte. Denn während der Mehrzahl der übrigen Kirchenfeſte die Ideen der Paſſion, des Opfers und der Buße zu Grunde lagen, verkörperte die Weihnachtszeit den Triumph des Lebens und des Lichtes

* Ich erwähne aus der Literatur über die engliſchen Volksſpiele u. a. folgende von mir benützte Werke: J. Stove: A survey of the Cities of London and Westminster, London, 1720. — Holinshed: Description and Historie of England, London, 1587. — J. Strutt: Sports and Pastimes of the People of England, London, 1801. — N. B. Daniel: Rural Sports, London, 1802. — P. Egan: Sketches of ancient and modern Pugilism, London, 1818—24. — J. Nichols: The progresses and public processions of Queen Elizabeth, 4., London, 1821. — Old Christmas, Oxford, 1850. — D. P. Blaine: Encyclopaedia of Rural Sports, London 1851. etc.

Digitized by Google

über Tod und Finſterniß, und die Herrſchaft uralter Volkstraditionen verband ſich mit dem Einfluß religiöſer Lehre und Sitte, das Feſt als Jubelfeſt der Freude zu weihen.

Schon die alten perſiſchen Feueranbeter hatten, zur Zeit der Winterſonnenwende, die Wiedergeburt der Sonne, den Sieg des Sonnengottes Mithras über die Mächte des Dunkels, mit orientaliſchem Lärm und Pomp feſtlich begangen. Von Aſien hatte dann, während der erſten chriſtlichen Jahrhunderte, der Mithraskult ſich nach Rom verbreitet, wo ſeine Gebräuche unter dem Volke der Kaiſerſtadt um ſo leichteren Eingang fanden, als das altrömiſche Feſt der zu Ehren des Zeitgottes Saturn gefeierten Saturnalien von einem ähnlichen Grundgedanken ausging und wie der Mithraskult das Ende des alten, den Beginn des neuen Jahres verherrlichte. Als einſt Saturn herrſchte, ſo ſangen die Dichter, blühte ein goldenes Zeitalter der Freiheit und der Glückſeligkeit. Geſellige Gleichheit, brüderliche Liebe vereinte alle Stämme der Menſchen, weder Krieg noch Ungerechtigkeit, noch Mängel, noch Sorge verwüſteten die blühende, fruchttragende Erde. Lange war nun dieſe goldene Zeit dem ehernen Zeitalter der Noth und der Gewalt gewichen; aber in der Bruſt der leidenden Menſchheit lebte die Sehnſucht nach ihrer Wiederkehr fort. Und wie hätte man den Saturn, den Vater jener glücklichen Weltepoche, würdiger ehren können, als indem man, während des ihm geweihten Monats, die Zuſtände jenes Zeitalters, ſo weit es ſterblicher Macht gegönnt war, erneuerte? So entſtanden die zu Ende des Decembermonats gefeierten römiſchen Saturnalien. So lange ſie dauerten, ſtanden alle Geſchäfte, alle Arbeit ſtill. Muſik, Tanz, Maskerade, Gelage, die Freiheit und Heiterkeit eines gemeinſamen Carnevals nahmen Beſitz von der geſammten Stadt, von allen Klaſſen der Bevölkerung. Für eine kurze Friſt wenigſtens waren die Schranken, welche Arme und Reiche, Patrizier und Plebejer im gewöhnlichen Laufe des Lebens trennten, in allgemeiner Gleichheit ausgetilgt und verſchwunden. Wer ſich in dieſen Tagen mürriſch zeigte, galt für einen ſchlechten, irreligiöſen Bürger; wer ſich in Luſt und Ausgelaſſenheit hervorthat, erwies ſich den Göttern wohlgefällig. Selbſt die Sklaven trugen, während der Saturnalien, das Abzeichen und genoſſen die Privilegien der Freiheit. In die Gewänder ihrer Herrn gekleidet, wurden ſie von dieſen, die das Sklavengewand anlegten, bei Tiſche bedient. Die entfeſſelte Sklavenzunge geißelte die Fehler und Laſter der ſonſt gefürchteten Herrn; ja auch für ſolche Carnevalsſcherze, die ſich in handgreiflicher Weiſe äußerten, genoſſen ſie, unter der nivellirenden Herrſchaft des alten Zeitgottes, Nachſicht und Strafloſigkeit.

An dieſe feſtlichen Gewohnheiten nun ſchloß der Mithraskult, das Jubelfeſt der Wiedergeburt der Sonne, ſich naturgemäß als verwandte Sitte an, und mit keiner geeigneteren Feſtfeier der heidniſchen Welt wußte, als das Chriſtenthum von dem Römerreich Beſitz ergriff, die Kirche das in Dunkel gehüllte Geburtsfeſt ihres Gründers zu verknüpfen, um ſeine Bedeutung den bekehrten Völkern menſchlich nahe zu bringen, als mit den vereinten Culten des Mithras und des Saturnus. Doch ſchon in ihrer urſprünglichen Geſtalt traten dieſe Culte auch den Nationen des europäiſchen Nordens nicht als etwas Neues, Unerhörtes entgegen. Denn Celten, Germanen und Scandinavier hatten, gleich den Perſern, ſeit unvordenklichen Zeiten, mit Tänzen, Gelagen, Maskeraden und Freudenfeuern das frohe Ereigniß der Winterſonnenwende, den Sieg des Lichts über die Verderben drohende Finſterniß, feſtlich gefeiert. Die Feſtfeier trug bei dieſen Völkern den Namen Jul, d. h. Feſt des ſich drehenden Sonnenrades; und näher als ſonſt glaubten ſie während der zwölftägigen Dauer der Julzeit, vom 25. December bis zum 6. Januar, ein perſönliches Umziehen und Eingreifen ihrer großen Götter in die menſchlichen Schickſale zu verſpüren.

Julfeſt, Saturnalien und Mithraskult bildeten alſo bei den Völkern des Nordens die Grundlage des Weihnachtsfeſtes, in welchem auf ſolche Weiſe die chriſtliche Feier der Geburt des erlöſenden Weltheilands mit dem der Wiedergeburt der Sonne geweihten Freudenfeſt der alten Naturreligion verſchmolzen wurde. Und mit nordiſcher Energie hielt vor allen andern der angelſächſiſche wie der normanniſche Volksgeiſt in England an jenen Traditionen der Vorzeit feſt. Die Julepoche, welche urſprünglich auf die erwähnten zwölf Tage vom Weihnachtstag bis zum Dreikönigstage beſchränkt war, wurde in England im Laufe der Zeit auf den Beginn des Decembermonats antedatirt; ja im weitern Sinne umfaßte ſie endlich, nach den Berichten eines glaubhaften Chroniſten, Vor- und Nachfeier eingerechnet, den vollen Zeitraum zwiſchen Allerheiligen und Lichtmeß, eine Dauer von drei Monaten. Während dieſer Periode wiederhallte das mittelalterliche Albion vom Schall lauter Luſtbarkeiten. „Weit und breit gab es „viel prächtige und ſinnreiche Verkleidungen, Maskenaufzüge und Mummenſchanz," und von den höchſten zu den niederſten wetteiferten alle Volksklaſſen, die von der Sitte geſtattete Licenz nutzend, das Labyrinth ausgelaſſener Beluſtigungen ausgelaſſen zu durchtoben.

Freilich darf man ſich deßhalb die an Selbſtregierung gewöhnte Nation nicht als in Wildheit und

Digitized by Google

Anarchie zerfallen denken. Wider die Möglichkeit ſolcher Entartung gab das Herkommen ein eben ſo wirkſames als eigenthümliches Heilmittel an die Hand. Denn ſeltſam genug beſtand der erſte Akt, welcher die Julepoche einweihte, in nichts anderem als in der Erwählung von Repräſentanten der Epoche, gewiſſermaßen Deputirten des Narrenparlaments, deren Amt es war, der Ausgelaſſenheit Syſtem und Organiſation zu verleihen, für die Anordnung der ſtattfindenden Feſtlichkeiten Sorge zu tragen und, da nicht Alle auf dem Gebiet der Schwärmereien und Mummereien Ausgezeichnetes zu leiſten vermochten, den ſo entſtehenden Mangel durch eine vorbildliche, ausſchließliche Hingabe an die würdige Vertretung dieſer einen Sache zu erſetzen. Man belegte dieſe Repräſentanten, dieſe Ceremonienmeiſter und Champions der Heiterkeit und des Unſinns in England mit dem bezeichneten Namen Master of merry disports, oder Lords of Misrule, in Schottland noch kraſſer Abbots of Unreason; und die Durchführung des an ſie geknüpften Herkommens iſt für das engliſche Volksweſen zu charakteriſtiſch, als daß wir ſie mit einer bloß allgemeinen Bemerkung übergehen dürften.

Daß König und Barone, Lord Mayor und Sheriffs von London, kurz die Ariſtokratie des Ranges und Reichthums, für die Dauer der Feſtzeit ihre Maîtres de plaisir ernannten, darf nicht Wunder nehmen. Der bemerkenswertheſte Charakterzug der Sitte iſt ihre weite Verbreitung unter der Maſſe des Volks, in allen Klaſſen der Geſellſchaft. Denn auch die Corporationen der Juriſten in den Inns of Court, die Corporationen der Gelehrten in den Colleges der Univerſitäten, die Gilden der Bürger in den kleineren Städten, die Bewohner der ländlichen Kirchſpiele ſelbſt, alle ernannten ihre Lords of Misrule und Masters of merry disports. Innerhalb der genannten Gilden und Corporationen mochten nun dieſe Wahlen noch mit einer Art von Regelmäßigkeit vor ſich gehen; in den ländlichen Kirchſpielen trugen ſie, nach einer uns aufbewahrten Schilderung zu ſchließen, ganz den tumultuariſchen Charakter politiſchen Parteitreibens an ſich, und eine Art Terrorismus wurde während der Dauer ihrer Herrſchaft von den Repräſentanten des Unſinns über den Reſt des Gemeinweſens ausgeübt.

Am Vorabend von Allerheiligen nämlich, ſo erzählt Stow, eine Autorität in dieſen Dingen, kamen die wilden Geſellen (the wild heads) des Kirchſpiels zuſammen und erwählten durch Acclamation aus ihrer Mitte einen „Oberfeldherrn des Unheils“ (grand captain of mischief), den ſie durch den Titel Lord of Misrule verherrlichten und ſofort zum König krönten. Der ſo erwählte König bildete nun, je nach der Größe des Kirchſpiels, aus zwanzig, vierzig, ſechzig bis hundert ihm gleichen Genoſſen ſeinen Hofſtaat, und was immer an buntſcheckig abenteuerlichem Maskenzeug, an Farben, Muſtern und Coſtümen der Narrheit aufzutreiben war, vollendete die Vorbereitungen zu dem beginnenden Feldzuge. Voran zog auf Eſel oder Mähre, in phantaſtiſcher Ausſtaffirung ſeines Amtes, der neu erwählte Herrſcher; es folgte ſeine Leibgarde, halb in Menſchen- halb in Thiermasken, immer in grotesken Farben und Formen, eine wilde Bande von Trommlern, Pfeifern und Bläſern ſchloß ſich dem Zuge an und tobend und lärmend ſetzte die Unheilsarmee ſich in Bewegung. So organiſirt genoſſen nun der grand captain of mischief und ſeine Leute während der Julepoche einer faſt unbeſchränkten Gewalt und Freiheit. Straßen und Marktplatz, ja Kirchhof und Kirche ſelbſt ſtanden ihrem wilden Treiben ohne Rückhalt offen. Auch am Sonntage, in der Mitte des Gottesdienſtes, erſchienen, bis tief in's ſechzehnte Jahrhundert hinein, dieſe bacchantiſchen Proceſſionen ungeſtraft in den engliſchen Kirchen, um unter dem Gelächter und Beifall der Gemeinde wie des Prieſters Geſang und Predigt mit den Tänzen, Liedern und Scherzen des Carnevals zu unterbrechen. Hatten ſie ihre Luſt im Innern der Kirche ausgetobt, ſo zogen ſie hinaus auf den Kirchhof, wo ſie in Geſellſchaft derer, die ſich anſchließen mochten, Lauben, Zelte und Trinkhallen errichteten und, wie zur Verhöhnung des Todes, mitten unter den Gräbern Tag und Nacht auf's ausgelaſſenſte zechten, tanzten, ſangen.

Die zur Fortſetzung dieſer müſſigen Lebensweiſe erforderlichen Mittel beſchaffte aber die Unheilsarmee auf folgende Art. Wenn der Zuſtand ſeiner Hofhaltung entſcheidende Schritte nothwendig machte, vereinigte der König entweder ſeine Leute, um den Häuſern der Wohlhabenden lärmende Beſuche abzuſtatten, oder er durchzog an ihrer Spitze die Straßen, um die Vorübergehenden anzuhalten. In beiden Fällen erklärte die Bande bündig ihre Wünſche für Erlegung von Beiſteuern an Geld und Mundvorräthen. Wurden dieſe bewilligt, ſo erhielt der Geber eine ſeltſam bemalte, mit der Signatur des Lord of Misrule verſehene, und daher Lord of Misrules badge genannte Papiermarke, als Zeichen ſeiner freundlichen Geſinnung, und verſtand er ſich dazu, ein ſolches Abzeichen an Hut oder Mütze zu tragen, ſo war er, wenigſtens eine Zeit lang, vor fernerer Brandſchatzungen ſicher geſtellt. Wer dagegen die Forderungen der Bande zurückzuweiſen wagte, ſetzte ſich nicht allein dem Anathema des Lords of misrule, dem Spott und Hohn der wilden Geſellen aus, ſondern hatte ſeine Kühnheit öfter mit einer unfreiwilligen Taufe

in kaltem Waſſer, oder auf ſonſtige unerfreuliche Weiſe zu büßen. Unter dieſen Umſtänden fehlte es daher in dem Lager der repräſentirenden Narren keiten an dem Nothwendigen, ja an dem Ueberflüſſigen.

Während ſo das Treiben des Lords of Misrule und ſeiner Geſellen den Geiſt allgemeiner ſaturnaliſcher Heiterkeit wach hielt, deuteten zugleich anderweitige Licenzen und Vorzeichen das Herannahen der Feſtzeit an. Karten, Würfel, Trictrac, Hazardſpiele, die das Geſetz für gewöhnlich unterſagte, waren nun geſtattet; mehr oder minder umfangreiche Vorbereitungen zu feſtlichem Schaugepränge, theatraliſchen Darſtellungen, Mummenſchanz, Thierhetzen, die dem Höhepunkt der Julepoche Glanz und Abwechslung zu verleihen beſtimmt waren, nahmen weit und breit die öffentliche Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Einen Monat vor Weihnachten, zu Anfang der Adventszeit, kam ſodann die Maſſe des ärmeren Volkes in Bewegung. Man ſah arme Frauen und Kinder, in Gruppen von je drei Perſonen, die Städte und Dörfer durchziehen und für die Ausſtellung zweier Puppen, deren eine die Jungfrau Maria, die andere das Jeſuskind darſtellte, Gaben der Wohlhabenden erbitten. In Yorkſhire wurde auf dieſe Art ein Jeſuskind ohne die Jungfrau umhergetragen, und zwar in einem mit Immergrün, Blumen und Aepfeln gefüllten Kaſten. Wer den Trägerinnen eine Gabe darreichte, hatte das Gegenrecht, ein Blatt oder eine Blume aus dem Kaſten zu nehmen, die, ſorgfältig aufbewahrt, als unfehlbares Mittel gegen Zahnweh betrachtet wurden. Man nannte dieſe Bilder advent images oder advent babies, und der Volksglaube verknüpfte mit der freundlichen oder widerwilligen Aufnahme der umherziehenden Trägerinnen die Vorſtellung eines geheimnißvollen Einfluſſes auf Glück oder Unglück des kommenden Jahres.

Indem aber ſo Frauen und Kinder mit ihren Puppen von Haus zu Haus Umzug hielten, ſangen ſie zur Begleitung ihrer Ausſtellung Lieder, nach der Feſtzeit Christmas Carols genannt, Lieder, halb geiſtlicher, halb weltlicher Natur, meiſt ohne Zweifel in der Weiſe von Volksliedern improviſirt.

Unter den Bäckern war es Sitte, um dieſelbe Zeit „Youle doughs“ zu backen, kleine Bilder des Neugeborenen, von Kuchenteig, mit Korinthenaugen, die ſie unentgeltlich an ihre Kunden vertheilten. Wer dieſe Puppen das ganze Jahr hindurch unzerbrochen hielt, den, ſo hieß es, ſchützten ſie vor Waſſer- und Feuersgefahr, wie vor dem Tode durch's Schwert und den Nachſtellungen ſeiner Feinde.

Auf ſolche Art verging eine Reihe von Wochen, bis der 21. December, der Tag des heiligen Thomas, den Beginn der engeren Feſtperiode einweihte. An dieſem Tage erreichte das excluſive Privilegium der Advent babies ein Ende. Die Armen begannen nun umherzuziehen „for goodening,“ d. h. um etwas „Gutes“ an Eßwaaren und Geſchenken einzuſammeln, und zwar als Gegengabe für Zweige und Büſche jenes altengliſchen Immergrüns, von Miſteln (mistletoe), Walddiſteln (holly), Epheu, Lorbeer und Rosmarin, mit denen ſchon das Volk der Druidenzeiten ſeine Häuſer und Tempel während der Jultage geſchmückt hatte. Mit den Zweigen dieſes unverwüſtlichen Grüns begann nun auch das mittelalterliche Volk Straßen, Kirchen, Häuſer und Hütten zu bekränzen; und Carols zu ihrem Lobe, zum Lobe vor allem des Epheus und der Walddiſtel, klangen nah und fern durch die winterliche Luft. Das hoffnungsreiche Symbol der immergrünen, winterdurchdauernden Pflanzen ſtand, wie das Grün unſerer lichterglänzenden deutſchen Tannenbäume, in poetiſchem Einklang mit dem Feſte der Wiedergeburt des Lichtes und Lebens aus Tod und Finſterniß. Noch in Shakeſpeares „As you like it“ findet ſich ein Lobgeſang auf die Walddiſtel, und mit Miſtelzweigen wurde bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Altar der proteſtantiſchen Kathedrale von York zur Weihnachtszeit feſtlich ausgeſchmückt.

Unter derartigen Vorbereitungen kam der Weihnachtsabend (Christmaseve) heran. In der Nacht zwiſchen ihm und dem Weihnachtstage (Christmasday) wurde das neue Leben geboren, endete das alte, begann das neue Erdenjahr. Die Nacht war daher eine heilige, geweihte, und wie in der Erzählung der Bibel ein Wunderſchein über ihr ausgegoſſen liegt, ſo umrankte ſie ein Kranz ſinnvoller Gebräuche in den Sitten des Volkes. Die alten Briten und Sachſen hatten, die Wiedergeburt der Sonne zu begrüßen, in dem Dunkel dieſer Weihenacht Freudenfeuer in Wäldern und auf Bergen entzündet; ihre engliſchen Nachkommen, weniger als ſie an das Leben unter freiem Himmel gewöhnt, verſammelten ſich zu froher Geſelligkeit um den Hauptherd in der Halle des Hauſes, wo das knorrige Wurzelſtück eines mächtigen Baumſtammes ſein Licht mit dem einer koloſſalen Wachskerze vereinte, um glänzende Helligkeit umher zu verbreiten. Jener Holzblock führte den Namen Yule-log, die Kerze hieß Yule-candle, und der Name, wie die Feierlichkeiten, mit denen beide herbeigeſchleppt und in Brand geſteckt wurden, deuteten auf den engen Zuſammenhang der Sitte mit der Naturreligion der Vorväter. In größeren Haushaltungen wurde der Julblock häufig im voraus mit Bändern und Gewinden geziert; war aber der Augenblick gekommen, wo es galt, ihn aus dem Freien herein zu ſchaffen, ſo verfehlten wenige unter den

Digitized by Google

männlichen Mitgliedern des Hausſtandes, thätige Hand an's Werk zu legen. Unter Singen, Tanzen und Jubeln ſchleppte man den von Stricken umwundenen vorwärts, und mit Jubelgeſchrei wurde er bewillkommt, ſobald er die Halle erreicht hatte. Entzündet aber wurde der Yule-log an der Flamme eines ſorgſam bewahrten Reſtes ſeines Vorgängers, ſo wie die Julkerze an der Flamme eines Reſtes der Kerze des vorhergehenden Jahres. Das Aufbewahren dieſer Reſte ſollte das Haus vor Feuersgefahr ſchirmen. Es ſymboliſirte zugleich die lebendige Fortdauer der alten Feſttraditionen, den alten Glauben an die unabläſſige Wiedergebnrt der Natur, in deren Kreislauf jede neue Erſcheinung an der ihr vorhergehenden, jedes neue Jahr an dem vergehenden Jahre entzündet wird. Hochauflodernd glänzten nun die Flammen des Julblocks und der Julkerze den verſammelten Hausgenoſſen und Freunden während der Winternacht zu Geſang, Tanz und Gelagen, und in ſaturnaliſcher Weiſe verwiſchte, auch in den Schlöſſern der Ariſtokratie, die Heiterkeit der Stunde die ſocialen Grenzen des Ranges und des Standes in der gemeinſamen Feſtfreude.

(Fortſetzung folgt.)

Die Elbinſeln bei Hamburg. *

Wer einen Blick auf die bunte kleine Karte der Ländereien und Dorfſchaften wirft, welche die Hamburger Bürger und Rathsherrn im Verlaufe des Mittelalters, theils mit dem Schwerte, theils mit Geld von den Holſtein'ſchen Grafen und von verſchiedenen großen Herrn und edlen Rittern erworben und ſo allmählig ihr jetziges Staatsgebiet geſtaltet haben, der wird finden, daß daſſelbe ſich in der Hauptſache in zwei große Hälften oder Flügel theilt. Der eine Flügel geht von der Stadt nördlich längs des kleinen, aber ſeiner Anmuth wegen weltberühmten Alſterfluſſes hinauf. Hier eroberten und kauften ſich die Hamburger ihre „Walddörfer" * zuſammen. Es iſt altes hohes und etwas hügliches Geeſtland. Und daher iſt es in neuerer Zeit, eben ſo wie der hohe Geeſtrücken von Hamburg über Altona nach Blankeneſe, die vornehmſte Gegend für Naturgenuß und Landleben der Städter, für ihre Gärten und Villen geworden. Es reiht ſich jetzt dort ein reich geſchmücktes Luſtrevier an das andere. Es iſt ein einziger großer Irrgarten von Paläſten, kunſtvollen Blumenanlagen und untermiſchten natürlichen Gehölzen. Der andere Flügel ſenkt ſich ſüdwärts in's große breite Elbethal hinab und erſtreckt ſich in demſelben etwa acht Stunden weit von Oſten nach Weſten. Es iſt ein Stück Landes, um deſſen Beſitz auch viel Blut und Geld gefloſſen iſt, von letzterem manches in die Kaſſen der Könige von Dänemark und ſogar einmal auch 300,000 Thaler Banco im Jahre 1750 in die des Kaiſers von Rußland (Peters, Herzogs von Holſtein), und zwar für die ſchöne Elbinſel, Reetbrook genannt. Meiſtens ging es bei ſolchen Händeln und Erwerbungen ſo zu, daß wenn die großen Herrn in der Nachbarſchaft Geld nöthig hatten, die Hamburger, die immer ziemlich bei Caſſa waren, ihnen ſolches vorſchoſſen und ſich dafür irgend einen ſchönen Wieſenſtrich verpfänden ließen, der dann nachher nicht wieder eingelöst wurde.

Die ganze bezeichnete Südhälfte des Hamburger Gebiets iſt im Gegenſatz zur Nordhälfte ein breiter Streifen ſchönen, fetten, reichen Marſchlandes. Er ſteckt der Elbe, die ſich hier beim Anfang ihrer Ausmündung meerbuſenartig erweitert, wie dem Wallfiſche ſeine dicke Speckzunge im Hintergrunde des Rachens. Uranfänglich war es vermuthlich, wie noch jetzt, die Elbe unterhalb Hamburgs, ein breites Gewäſſer, der obere Zipfel jenes langen und eine Meile breiten Canals, in dem die Elbe von Hamburg an zum Meere hinab fließt. Allmählig ſammelte ſich von oben her Schlamm in dieſem Buſenende an und es entſtanden weite und zum Theil mit Buſch bedeckte Sümpfe, die im Frühling bei Hochwaſſer wieder überſchwemmt waren. Je mehr Schlamm die Elbe bei ihren Ueberſchwemmungen herbeiführte, deſto höher wurde das Land und der Fluß zog ſich am Ende in mehrere ſchmale Rinnſale zuſammen, die durch das Deltaland in vielen Armen hindurch brachen und daraus einen Archipel zahlreicher größerer und kleinerer Inſeln machten. Aber noch zu Kaiſer Ludwigs des

* Ein Strich jener Gegend führt wenigſtens dieſen Namen.

Frommen Zeit und auch noch später werden sie als die „Paludes“ (Sümpfe) bei Hamburg bezeichnet.

Diese „Sümpfe,“ die bald bereits einige höhere und trockenere Stellen erhalten mochten, dienten zunächst als Zufluchtsstätten vielen flüchtigen und herrenlosen Leuten, und wurden so allmählig bebaut und nutzbar gemacht. Da das Land außerordentlich ergiebig und fruchtbar befunden wurde, und um auch einträglich zu seyn, nur des Schutzes gegen die Gewässer der Elbe bedurfte, die immer dann und wann wieder in ihr altes Gebiet einbrach, so riefen, wie anderswo, auch hier die Landesfürsten des Deichbaues kundige Holländer zu Hülfe.

Diese Holländer und ihre Nachkommen haben nun im Laufe der Zeiten einen jener Sümpfe nach dem andern eingedeicht, gegen die Fluthen geschützt und sie nach und nach unter dem Beistande der von Hamburg ausfließenden Capitalien, die eben so befruchtend wirkten wie das schlammige Geschenk der Natur, in die lachendsten Garten- und Wiesen-Inseln verwandelt und sie mit den hübschesten Holländereien und Dörfern bedeckt.

Obgleich der ganze Inselarchipel von da an, wo die Elbe sich zuerst in Arme zu spalten beginnt (eine Meile oberhalb Bergedorf), bis dahin, wo der ganze Fluß wieder in einer Ader beisammen ist (eine Meile unterhalb Altona), sowohl naturhistorisch als geschichtlich ein zusammenhängendes Ganze bildet, so theilt er sich doch wieder auch in beiden Hinsichten in zwei sehr verschiedene Hälften, in eine obere und in eine untere Partie.

Die obere Hälfte, eine besondere Colonie der Holländer, besteht aus vier kleinen Stücken und ist unter dem Namen der Vier Lande ziemlich berühmt, sowohl wegen seines fleißigen und schönen Menschenschlages, als wegen seiner mannigfaltigen willkommenen Produkte. Es ist bekanntlich der Obst- und Blumengarten der Hamburger, die den Hauptnutzen davon ziehen, obwohl sie die Herrschaft dieser Vierlande seit mehr als vierhundert Jahren mit den Lübeckern theilen, weil die vereinigten „Hansen“ von Hamburg und Lübeck dieses Land gemeinschaftlich erobert haben. — Obwohl Marschland, ist es doch höher, älter, trockener und mehr continental als die untere Hälfte des Inselarchipels, hat eine andere Bodenbenutzung, andere Produkte und eine eigengeartete Bevölkerung.

Die untere Hälfte dagegen ist noch niedriger, wässeriger, mehr zerstückelt und wird daher vorzugsweise „die Elbinseln“ oder „Elbwerder“ genannt. Schon der Name deutet an, daß es in der Hauptsache fette, mit Wiesen bedeckte Flußinseln sind; denn dieß bedeutet in allen unteren Elbe- und Wesergegenden ein „Werder,“ oder, wie es die Hamburger aussprechen, „Wärder.“

Dem kleinen Paradiese der so ganz eigenthümlichen „Vierlande“ sollte eine eigene Schilderung gewidmet werden. Ich will mich hier mit meinen Bemerkungen auf die „Elbwerder“ beschränken, welche die großen Milchmagazine, Viehtriften und Kuhweiden der reichen Stadt, so wie ihre Gemüsegärten darstellen.

Weil man bei der Eindeichung der Inseln den verschiedenen Stromarmen immer einen möglichst weiten Spielraum zu lassen wünschte, so verlegte man die Deichmauern etwas in's Innere und es blieb daher bei jeder Insel ein Kranz mehr oder weniger breiten sogenannten Außendeichlandes („Butenland“), das nur noch dann und wann im Winter oder Frühling überschwemmt wird und daher nur zu Weiden, zu diesen aber vortrefflich taugt. Manche kleine Inseln sind auch gar nicht eingedeicht; andere haben nur einen sogenannten „Sommerdeich,“ der sie gegen die minder hohen, auch im Sommer zu Zeiten vorkommenden Fluthen schützt. Nur die großen Hauptinseln sind in recht solide, allem Andrange der höchsten Fluthen und des Eisgangs widerstehende „Winterdeiche“ eingeschlossen.

Die gesammten Elbinseln sind daher in Bezug auf Deiche in dreierlei verschiedene Zustände: „Butenland,“ „Sommer- und Winterdeichsland“ einzutheilen. Man kann sich denken, daß dieß Alles auf die Verschiedenheit ihres Anbaus und ihres Anblicks von entscheidendem Einfluß ist. Einige sind nur baum- und häuserlose Weidestriche, die bloß im Sommer mit einem schönen Teppich von Gras und Wiesenblumen geschmückt und von üppigen Viehheerden belebt sind, und auf denen allein Milch, aber kein Honig fließt. Andere haben einzelne zerstreute Häuser und Hirtenwohnungen. Die meisten aber sind mit stattlichen Dörfern besetzt und erlauben Acker-, Garten- und Gemüsebau. Manche Partien des „Außenlandes“ sind sogar noch nicht einmal Wiesengrund, stecken vielmehr noch wie in der Urzeit im Sumpfe und können zu nichts weiter benutzt werden als zu Schilf und „Reitpflanzungen;“ doch sind sie nichts destoweniger werthvoll, weil sich in der Nähe einer so reichen Handelsstadt eben Alles hoch verwerthen läßt. Ein großes Schilfröhricht im Angesicht der Thürme von Hamburg ist eben so kostbar wie ein Hochwald in Ungarn. Sie pflanzen und pflegen diese Schilfwaldungen kunstmäßig. Dieselben können aber nur da gedeihen, wo die tägliche Ebbe und Fluth den Boden abwechselnd naß und trocken legt; einen solchen Boden verlangt das „Reit“ zu seinem Wachsthum. Wird ein Flußarm abgedeicht, so daß die Fluthen nicht mehr herbei können, so gehen seine Reitpflanzungen

Digitized by Google

aus und ihre Beſitzer machen Bankerot. In alten rohen Zeiten haben die Inſulaner um ihren „Schilf- und Rohrſchnitt“ oft blutige Händel gehabt, und mitunter, wenn Fehden ausbrachen, ihre Röhrichte gegenſeitig in Brand geſteckt. Einige Inſelchen erzeugen nicht einmal Schilfrohr, ſind vielmehr nur kahle Sandbänke, heißen daher auch nicht „Werder,“ ſondern „Sande.“

Im Ganzen, kann man wohl ſagen, ſind die Elbinſeln weiter öſtlich oder flußaufwärts größer. Da liegen die großen Eilande Billwerder, Ochſenwerder und Wilhelmsburg, die mehrere Meilen im Umfange haben. Weiter abwärts wird das Land noch mehr zerſtückelt, die Flußarme häufiger und die Inſeln kleiner, und ganz im Weſten endigt endlich die ganze Gruppe mit einer winzigen Halbinſel, die „der Neß,“ Naſe, heißt.

Uebrigens haben ſich die Umriſſe der Inſeln im Laufe der Zeiten vielfach geändert, ſelbſt noch ſeit der Einführung des Deichbaues, der nie völlig ſtark genug war, um die Karte des Archipels unveränderlich zu fixiren. Man hat eine dreihundert Jahre alte Landkarte deſſelben, auf der die Inſeln ganz andere Figuren zeigen und auch mehrfach andere Namen tragen als jetzt. Mehrere Landſtrecken, die früher getrennt waren, ſind jetzt, da ihre Flußarme verſchlammten, zuſammengewachſen. Andere dagegen ſind durch breite Flußcanäle, die in ſie eingebrochen, zerſchnitten, und in dem Bette ſolcher Canäle liegen dann ehemalige Ackerfluren, Dörfer und Kirchen unter dem Waſſer begraben.

Eben ſo bunt und zu verſchiedenen Zeiten verſchieden wie die phyſikaliſche iſt auch die politiſche Karte der Elbinſeln zugeſchnitten geweſen. Manche Inſeln gehörten ſeit alten Zeiten den Herzogen von Holſtein und Braunſchweig-Lüneburg, und ſtehen nun unter dem Erben derſelben, dem Könige von Hannover. Einige ſind innerhalb derſelben Deichmauern halb hamburgiſch, halb hannöveriſch, oder, wie ſie hier auf den Inſeln noch zu ſprechen pflegen, „lüneburgiſch;“ denn der Name „hannöveriſch“ iſt dieſen Leuten noch zu neu. Sie pflegen immer die „lüneburgiſche Seite“ mit der „hamburgiſchen Seite“ ihrer Inſeln zu contraſtiren. Zuweilen ſind hamburgiſche Unterthanen bei hannöverſchen Kirchen eingepfarrt und umgekehrt. So wunderlich indeß die politiſchen Grenzen hie und da im Archipel herum zu ſpringen ſcheinen, ſo läßt ſich doch die Regel erkennen, daß faſt alle Inſelſtücke, die im großen ſüdlichen Elbarm (die „Süder-Elbe“ genannt) liegen und als Produkte ſeiner Anſchlammungen betrachtet werden können, hannöveriſch wurden, während Hamburg alle diejenigen, welche aus dem nördlichen Elbarm (der Norder-Elbe) hervorgingen, erworben hat. Da dieſe Norderelbe bei weitem der vornehmſte Arm iſt, ſo weht auch das Banner der Republik von den Vierlanden her bei weitem über der Mehrzahl der „Werder.“

Die Stadt Hamburg hat daraus ein eigenes Gouvernement ihres kleinen Reichs gemacht, die ſogenannte „Landprätur der Marſchlande.“ Von alten Zeiten her waren die Poſten der beiden Marſchprätoren „dem achten und neunten Herren Senatori“ aufgetragen, und dieſelben haben denn auf jedem „Werder“ ihren „Inſel- oder Landvogt“ unter ſich. Dieſe Inſelvögte mußten bei ihrer Amtseinſetzung ſchwören, „daß ſie dem ehrenveſten, hochweiſen Rathe und den verordneten Landherrn (Prätoren) getreu und hold ſeyn, daß ſie auf die Deiche und Dünen, die Waſſer- und Landſcheidungen der Inſeln ſchauen, auf die Todtſchläger, die ſich auf den Inſeln niederſetzen möchten, fleißig Acht haben und denſelben kein Geleite geben, und daß ſie, was ſie von Verbrechen und ſtrafbaren Vorgängen auf den Inſeln erführen, den Herrn Landprätoren eilig und ungeſäumt bei Tage und bei Nacht, ſobald ſie nur wegen des Waſſers und Windes in die Stadt kommen könnten, anmelden wollen.“

Aber auch ſonſt ſind die Verfaſſungen und Eigenthumsverhältniſſe der Inſeln ſehr verſchieden. Auf einer hat ſeit Jahrhunderten ein adeliges Geſchlecht, das der Barone von Grote, ziemlich unabhängig wie eine Art Dynaſten geherrſcht. Die Grafen von Holſtein ſchenkten dieſen Baronen im Jahr 1319 die Inſel „Stillhorn,“ und im Jahr 1672 tauſchte Herzog Wilhelm von Celle die Inſel Stillhorn, die nun den Namen „Wilhelmsburg“ erhielt, von den Baronen von Grote gegen die alte Inſel Kirchhof ein, die von da an „Neuhof“ genannt wurde. Die beſagten Barone hatten auf dieſer ihrer Inſel bis auf die neueſte Zeit herab ſo ziemlich alle Rechte, die ein Dynaſt ſich wünſchen kann, d. h. das erbliche Eigenthum, das niedere und obere Gericht, die Polizei, das Patronat der Kirche ꝛc. Nur die Landesherrlichkeit der lüneburgiſchen Herzoge mußten ſie anerkennen. Einige Inſeln ſind lange im Beſitz hamburgiſcher Bürgerfamilien geweſen.

Auf andern wieder dominirt von Alters her eine einflußreiche Bauernoligarchie. Alle Mitglieder dieſer bäuriſchen Inſeloligarchien bilden gleichſam nur Eine Familie, und wer mit einem von ihnen zu ſchaffen hat, bringt ſie alle gegen ſich auf. Dieſe alten urſprünglichen Bauerngeſchlechter der Elbinſeln liegen meiſtens in althergebrachtem Hader mit den bürgerlichen oder ſtädtiſchen Bevölkerungselementen, die beſonders in neuerer Zeit von dem mächtig anwachſenden Hamburg auf die Inſeln eindrangen.

Einige der Hamburg benachbarten kleinen Inſeln

ſind in den letzten Jahren mit dichter ſtädtiſcher Bevölkerung bedeckt worden, und bilden jetzt ſo zu ſagen nur Vorſtädte Hamburgs. Eine oder zwei Inſeln gehören der Chatoulle des Königs von Hannover, der ſeine eigenen Privatochſen darauf weiden hat. Als kürzlich (im Jahr 1858) eine der Elbinſeln („Rugenbergen" genannt) zur Verſteigerung kam, rangen der König von Hannover und die „Stadt-Hamburgiſche Cammer" um den Beſitz. Die Stadt, die immer einige tauſend Thaler mehr zulegte, gewann den Streit um den Preis von einer halben Million Mark Banco. Vor dreihundert Jahren konnte man eben ſolche Inſeln für ein paar tauſend Mark kaufen.

Was man ſich von den Sitten und von den früheren Culturzuſtänden der Bewohner dieſer Elbinſeln erzählt, klingt zum Theil recht wunderbar und abenteuerlich, und noch bis auf den heutigen Tag hat ſich mancher uralte Gebrauch unter ihnen mit einer nur bei Inſulanern gewöhnlichen Zähigkeit erhalten.

Noch im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert herrſchte unter dieſen Inſulanern der Elbe „altgermaniſche Wildheit und arabiſche Rachſucht." Die Blutrache war bei ihnen ſo herkömmlich wie noch jetzt bei den Montenegrinern. Wenn einer ihrer Vettern erſchlagen und der Mörder flüchtig geworden war, ſo forderten ſie den nächſten Verwandten des letzteren auf Leben und Tod zum Zweikampfe heraus. Fiel dieſer, ſo erfolgte wieder eine Herausforderung von der andern Seite, und ſo rieben ſich oft ganze Familien unter einander nach und nach auf. Die Grafen von Holſtein nannten dieß ſehr milde „irrationabiles consuetudines" (unvernünftige Gewohnheiten) und erließen dagegen einige beſchränkende Verbote, die aber nicht ſogleich viel fruchteten. Noch im vorigen Jahrhundert pflegten die „Werderleute" nicht anders als mit Beilen und Meſſern bewaffnet in die Kirche zu gehen, und noch in ſpäteren Zeiten iſt es vorgekommen, daß einige dieſer independenten Inſulaner ihren Schulmeiſter mit Schlägen bedrohten, wenn er mit conſequenter Strenge die Erlernung bibliſcher Sprüche von ihren wilden Buben verlangte.

Vieles trägt wohl zu der Alterthümlichkeit der Zuſtände und Sitten die Unwegſamkeit bei. Die Landwege, Fuß- und Reitpfade wie die Fahrſtraßen waren und ſind noch jetzt zum Theil auf dieſen Inſelmarſchen der Art, daß zu Zeiten Monate lang der Nachbar nicht ohne Lebensgefahr den Nachbar beſuchen kann. Sie können in der Regenzeit oft nur auf Stelzen zu einander gelangen, und im Anfang dieſes Jahrhunderts war das Gehen auf untergeſchnallten Stelzen auf einigen Werdern, ſelbſt bei öffentlichen Leichenbegängniſſen, gewöhnlich und unvermeidlich. „Die Schulknaben gingen dabei auf hohen Stelzen vor dem Sarge her. Dieſer ſtand auf einem reichlich mit Pferden beſpannten Wagen. Ihnen folgte der Prediger mit dem Küſter, beide zu Pferde, die Zügel in der Linken, das Geſangbuch in der Rechten, und ihren Pſalm daraus vortragend. Hinterher kamen die Angehörigen und das übrige Gefolge, ebenfalls theils zu Pferde, theils auf Stelzen den unergründlichen Koth durchwatend, ſo gut jeder konnte. Dabei ereignete es ſich aber zuweilen, daß wenn Halt gemacht werden mußte, um die ermüdeten Rappen vor dem Todtenwagen etwas verſchnaufen zu laſſen, dieſer Wagen ſich inzwiſchen dermaßen einſenkte und feſtſog, daß die beſtelzten Begleiter ſich ſelber vorſpannen mußten." — Man kann ſich denken, daß in einem Lande, wo es ſo viel Mühe machte, die Todten auf ihrem letzten Wege zu fördern und aus der Stelle zu bringen, auch der Fortſchritt der Lebenden ſich vielfach behindert ſah.

Auch bei den Feſten und Ceremonien, die ſie anſtellen, wenn entweder von Hamburg her einer der „Marſchprätoren," oder vom Schloſſe zu Harburg her der dort reſidirende königlich hannoverſche „Amtmann" in die Inſeln hinab kommen, um eine „Deichſchau" zu halten, iſt noch viel Althergebrachtes und Eigenthümliches, deſſen gleichen man ſonſt nirgends mehr antrifft. Die Schilderung dieſer Dinge, von denen man mir zwar viel Hübſches erzählt hat, möchte mich aber hier zu weit führen, beſonders weil ſie auf jeder Inſel ſehr verſchieden ſind.

Trotzdem, daß ſie jetzt ſo ſchön bebaut und von ſo lachenden Fluren und Dörfern bedeckt ſind, wirkt der ganze Inſelarchipel mit ſeinen mächtigen Flußarmen und ſeinen zu Zeiten überſchwemmten Niederungen noch heutzutage ſehr ſtörend und trennend auf den Verkehr zwiſchen den Ländern nördlich und ſüdlich der Elbe. Man hat dieſe Niederung bisher noch mit keiner Eiſenbahn durchſchnitten, man hat ihre zuweilen des Eiſes wegen ganz unpaſſirbaren Stromarme noch nicht überbrückt, obwohl die Inſeln und Lagunen Venedigs, die einige Aehnlichkeit mit den Elbinſeln zeigen, beides längſt erhalten haben. Der Verkehr Hamburgs mit dem Süden iſt in Folge deſſen vielfach gehindert und gehemmt. Nur zur Zeit der Herrſchaft Napoleons, der bald erkannte, was hier noth thue, wurde dieſem Uebelſtande auf einige Zeit abgeholfen. Er ließ von Harburg nach Hamburg queer durch die Elbinſeln hindurch eine hölzerne Brücke von faſt einer Meile Länge bauen. Dieſes ſo wichtige Bauwerk wurde im Jahre 1818 auf Geheiß deutſcher Nachbarmächte, die es vielmehr hätten repariren und noch ſolider umgeſtalten

ſollen, wieder abgebrochen. Es in großartigerer Weiſe wieder herzuſtellen, bleibt nach den Brückenbauten bei Cöln, Straßburg nnd Danzig noch immer eine der wichtigſten Aufgaben unſerer deutſchen Straßenbauer nnd Ingenieure. Jetzt führt in der Richtung jener ehemaligen franzöſiſchen Brücke ein Stück mit Dampfſähren combinirter Chauſſee über die Inſeln, die das transalbingiſche Eiſenbahnnetz mit dem der ſüdalbingiſchen Lande in ſehr unvollkommener Weiſe verbindet. Jeder, der Hamburg von daher beſucht, hat die Elbinſeln auf dieſem Wege durchkreuzt, und eine derſelben, Wilhelmsburg, iſt daher allen Reiſenden bekannt. Weniger beſucht und bekannt ſind diejenigen, die ſüdwärts von dieſer großen Heerſtraße nach Weſten liegen und unter denen Altenwerder und Finkenwerder die merkwürdigſten ſind.

Zu dieſen gelangt man von Hamburg auf dem großen Elbarm, der der Köhlbrand heißt. Derſelbe zieht mitten in die weſtliche Werderpartie hinein, iſt jetzt der tiefſte Kanal nnd dient daher anch dem neu aufblühenden Hafen von Harburg als Hauptpaſſage durch die vorliegenden Inſeln zu den großen Seewegen. Er iſt einer jener verhältnißmäßig neuen Durchbrüche, der ſeine Wellen über verſunkene Wieſen und Kirchen dahin wälzt.

Der Köhlbrand ſammelt dnrch die in ihn einmündenden Seitenarme die kleinen, mit den Inſelprodukten beladenen Schiffe und entſendet täglich eine kleine Flotte von theils mit wohlgenährtem Vieh, theils mit duftigem Heu oder Rohr, hauptſächlich aber mit Gemüſen, Früchten und Milch beladenen Booten zur Stadt. Es ſind ziemlich geräumige Schiffe, die mit großen Segeln einherfahren und in der Mitte einen ganzen Hügel von Blumen-, Frucht- nnd Gemüſekörben oder von Milcheimern bergen.

Am meiſten zeichnen ſich darunter die „Milch-Ever“ aus, weil ſie ein Produkt bringen, das das ganze Jahr hindnrch verlangt wird und auch das ganze Jahr hindurch geſchafft werden kann. Ein Hauptmilcher hat gewöhnlich ein eigenes Schiff, und die jandern, die keines beſitzen, zahlen jenem Fährgeld. Er ſelbſt, ein kundiger Schiffer, ſteht am Steuer, das Ganze eommandirend. Die hübſchen und nett gekleideten Milchfrauen und Mädchen ſitzen am Rande des Schiffs umher, in der Mitte zwiſchen ſich ihre breite Pyramide von künſtlich aufgebauten und von blankem Metalle ſtrahlenden Milcheimern. Auf jedem der Eimer und Körbe haben ſie ihre „Hausmarken“ gemalt, alte Wappenzeichen, die ſchon ſeit hunderten von Jahren an ihren Bauernhöfen und allen ihren Geräthſchaften haften. Für Antiqnare nnd Hausmarkenſammler bemerke ich, daß ſie auf den Märkten Hamburgs nnd auf dieſen Elbinſeln noch eine reiche Ausbeute finden können.

Wenn ein recht friſcher Wind auf der Elbe und dem Köhlbrand weht, wie dieß denn an den meiſten Tagen der Fall iſt, ſo gewährt es ein recht anmuthiges Schauſpiel, dieſer Art täglicher Verſorgung des Marktes der Stadt zuzuſchauen und die vielen freundlichen Boote mit ſo willkommenen Ladungen auf den Wellen mit geflügelten Schritten an ſich vorüber tanzen zu laſſen. Es iſt ein großer Vorzug von Hamburg, das faſt wie Venedig eine Lagunenſtadt iſt, daß es ſein tägliches Brod, ich meine ſeine Küchenbedürfniſſe, ganz auf dem kühlen und ſtaubloſen Elemente des Waſſers empfängt. In manchen unſerer Binnenlandſtädte vergeht einem ſchon manchmal der Appetit, wenn man die empfindlichen Waaren auf Schiebkarren oder Hundekarren oder ſonſt wie durch den Schmutz, Sand und Staub der Landſtraßen zu Markte gebracht ſieht.

Will jemand einmal die Inſnlaner, welche jene appetitlichen Waaren nach Hamburg bringen, in ihrer Heimath beſuchen und die Quellen ſelber ſehen, aus denen dieſe Dinge herbeiſtrömen, ihre Gemüſegärten, ihre Weiden und Milchkammern, ſo leiſten ihm dabei die vielen, jetzt täglich von Hamburg und durch den Köhlbrand fahrenden Dampfboote den prompteſten Dienſt, und er mag ſich dabei, wie auch ich that, die Inſel Altenwerder, eine der merkwürdigſten des ganzen Archipels, znm nächſten Ziel wählen. Sie liegt im Hintergrunde des Köhlbrands und man fährt zu ihr beim Steinwerder vorüber, beim Mühlenwerder, beim Crenzwerder, beim Welfenhof und bei Rugenbergen, lauter Elbinſeln, die mit

„ihren Matten
voll Schatten,
begraſeten Waſen,
und mit den närbigt und färbigt
beblümeten Raſen,“

wie einſt die alten pedantiſchen Pegnitzſchäfer aus der Hagedorn'ſchen Zeit von ihnen ſangen, einen recht freundlichen Anblick gewähren.

„Altenwerder“ kann als ein rechtes Muſter von Elbinſel gelten. Es iſt von einem Deiche eingeſchloſſen, der etwa zwei Stunden im Umkreiſe hat. Die 2000 Bewohner der Inſel haben ſich rings herum längs dieſes Deichkranzes eingeniſtet. Ihre Häuſer liegen hart hinter dem Deiche, vor dem von der Waſſerſeite her anch ihre Schiffe ankern. Der Rücken des Deiches ſelbſt bildet die Hauptſtraße und Promenade dieſes wunderlichen kreisrunden Dorfes. Wenn die Milch- und Gemüſeflotten Morgens ausgerüſtet werden, oder Abends

Digitized by Google

heimkehren, ſo ſind dieſe Boulevards auf das munterſte belebt. In jedem der kleinen Einſchnitte oder Häfen in dem Vordeichlande, deren es unzählige gibt, ſteckt ein Schiff, und die geſprächigen Mädchen laden ihre Waaren aus und ein, Morgens mit ihren bis an den Rand gefüllten Eimern, Abends mit ihren wohlgeſpickten Geldſäcken klappernd.

Die Wohnungen der Inſulaner ſind äußerſt behaglich und ſtattlich, namentlich die der ſogenannten „Vollhöfner." So nennen ſie die Bauern der erſten und höchſten Claſſe. Es gibt deren vierzehn auf der Inſel, und dazu kommt noch der Paſtor der Gemeinde, der „der fünfzehnte Vollhöfner" iſt; denn der Paſtor iſt der einzige Mann auf der Inſel, den die alten reichen ariſtokratiſchen Bauern im Range beinahe ſich ſelber gleich halten.

Dieſe vierzehn Vollhöfnerfamilien, die ſeit mehreren hundert Jahren immer dieſelben geblieben ſind, heirathen nur unter einander. Sie haben urſprünglich den Boden der Inſel zuerſt angebaut oder urbar gemacht und dann getheilt. Sie beſitzen ihn noch heutzutage, wie vor dreihundert Jahren, und betrachten ſich als die Könige der Inſel. Bei der Beerdigung eines Vollhöfners wird zum Zeichen dieſer Souveränetät daher auch noch immer eine Krone auf den Sarg geſtellt, zu welcher Auszeichnung ſonſt niemand berechtigt iſt, auch nicht der Vollhöfner-Paſtor.

Die Vollhöfner haben übrigens im Laufe der Zeiten nicht umhin gekonnt, zur beſſeren Verwerthung ihres Landes auch andere auf ihrem Grund und Boden wohnen zu laſſen, und dieſe ſind dann ihre zu Erbzins verpflichteten Lehnsleute geworden, was denn auch zu Zeiten Meſallianzen, ſogar Bodentheilungen zur Folge gehabt hat. Daraus ſind die „Halbhöfner" und „Viertelshöfner" entſtanden. Doch ſind dieß mitunter auch noch ziemlich große Leute, und ſogar ein „Großköther," der auf die „Viertelshöfner" folgt, kann noch ein anſehnlicher Bauersmann ſeyn. Nach dem Großköther kommen aber die gewöhnlichen „Köther," die „Anbauer" und ſchließlich die „Häuslinge," die zuſammen die Maſſe der Inſelbevölkerung bilden und von denen die letzteren auf der unterſten Rangſtufe der Bauernſchaft ſtehen.

Jene Rangordnung der Bauern macht ſich auf eine äußerſt auffallende Weiſe ſchon in der Bauart des Inſeldorfs bemerkbar. Faſt ganz regelmäßig nämlich, alle paar hundert Schritt bietet ſich längs des Deichs der ländliche, mit vielen glitzernden Fenſtern geſchmückte und mit ſeinem breiten Dache ſich ſpreizende Palaſt eines Vollhöfners dar, der zu beiden Seiten wie Trabanten ſeine „Groß- und Halbkathen," die ihm zinſen, liegen hat. Auch viele von dieſen „Kathen" würden anderswo noch ſehr ſtattliche Bauernhäuſer ſeyn; hier aber ſtechen ſie auffallend gegen die Behauſungen der Vollhöfner ab. In dieſe letzteren einzutreten und ihre innern Einrichtungen zu beſichtigen, gewährt ein ſehr behagliches Vergnügen. Die großen, preiswürdig reinlichen Hausfluren, die netten Wohnzimmer, die hübſchen Stallungen und Kornböden, dieß alles kann man in Holland nicht beſſer ſehen, als bei den Elbinſulanern, die ihre Traditionen und Gewohnheiten noch aus Holland haben.

Das Innere der Inſel, das jene belebten Boulevards umkränzen, iſt unbewohnt, darum aber keine taube Nuß; denn da iſt alles Wieſe, Garten, Acker und Gebüſch. Gerade im Centrum liegt die Kirche, und von dem Hauſe jedes Vollhöfners führt mitten durch ſeine reichen Felder und Fluren ein Weg zum Gotteshauſe, ſo daß wenn er Sonntags mit ſeiner Familie auf dieſem Wege wandelt, niemand mehr Urſache hat, mit dankerfülltem Herzen im Gotteshauſe anzukommen, als ſo ein Altenwerder Vollhöfner.

Die Vollhöfner haben den Hauptſtapel der Produktion der Inſel in Händen, nämlich die Weiden, die Viehzucht, die Ochſenmaſt, die Milchwirthſchaft. Der Bau des Gemüſes, oder, wie ſie hier ſagen, des „Grünzeugs" (Greuntüg) iſt mehr in den Händen der Groß- und Kleinköther; aber eine Stadt wie Hamburg iſt, wie geſagt, eine Art Midas, unter deſſen Fingern ſich Alles, was ſie berührt, in Gold verwandelt. Auch das „Greuntüg" macht die Leute wohlhabend und reich, und ſogar eine bloße Stachelbeerenhecke oder ein Gurkenfeld wirft wohl eine jährliche Rente von hundert Thalern ab.

Eine dem hannöverſchen Altenwerder an Größe und in andern Beziehungen ziemlich ähnliche Inſel iſt das halb hamburgiſche, halb hannöverſche „Finkenwerder." Es iſt wie Altenwerder von einem kreisrunden Deiche umſchanzt und zwiſchen beiden großen Landbefeſtigungen erſtrecken ſich andere unbedeichte Inſeln, flache Niederungen, tiefe herrliche Wieſengründe, die im Winter unter Waſſer ſtehen, im Sommer aber mit den ſchönſten Kräutern und Viehheerden prangen. Eine derſelben heißt das „Neuſeld," eine andere die große „Dradenau" und eine dritte „die kleine Dradenau." Sie ſind unter ſich und von den bedeichten Inſeln durch Elbarme und Flußrinnen getrennt. Ein Schweizer iſt vielleicht kaum auf ſeinem Nachtlager ſo kühn geweſen, von ſolchen unüberſehbaren ſchönen Triften zu träumen. — Auf der einen dieſer Inſeln ſteht nur ein einſames Gebäude, eine auf hohen Balkengerüſten errichtete Hirtenwohnung. Auf der andern (der großen Dradenau) haben ſich nur zwei Bauern, es ſind aber wieder

Digitized by Google

Vollhöfner, hinter Deichen verſchanzt und ſich ein paar Dutzend Morgen fetten Acker- und Gartenlandes aus den Fluthen gerettet. Ihre Gehöfte ſollen ſchon ſeit undenklichen Zeiten ſo beſtanden haben, nnd ich kenne nichts die Phantaſie mehr Anſprechendes, als die Lage dieſer von der Welt abgeſchiedenen alten Bauerngehöfte. Auf einem ſanft gleitenden Schiffchen erreicht man ihre Inſel. Die Wieſen, auf denen ihre wohlgenährten Pferde ſich tummeln, umgeben ſie wie ein rings umher ausgelegter Teppich, und ſpaziert man hindurch, ſo entdeckt man unter den Wipfeln der alten Bäume die netten geräumigen Gebäude, die weitläuftigen Stallnngen, die ſtattlichen Wohnhäuſer in anſprechendſter Ordnung und darin zwei wohlhäbige Geſchlechter von Landleuten, die von ihren Vorfahren etwas zu melden wiſſen. — Endlich kommt man nach „Finkenwerder."

„Finkenwerder ſoll ſeinen Namen von einer Art kleiner Waſſerſchnepfen erhalten haben, die ehemals beſonders zur Herbſtzeit ſich hier in ungewöhnlicher Menge einfanden und „Schlüſſelfinken" genannt wurden. Seine zahlreichen Wohnungen liegen, wie bei Altenwerder, rings in einem Kranz längs des Deiches um die Inſel herum, und hier wie dort findet man die Kirche und daneben das Pfarr- und Schulhaus im Centrum der Inſel. Es ſollen ehemals zwei durch einen Elbarm geſchiedene Inſeln geweſen ſeyn; jetzt aber ſind ſie längſt zu Einer verwachſen. Die ſüdliche Hälfte der Inſel bildet einen Theil des Königreichs Hannover, die nördliche gehört der Republik Hamburg. Dieſer Umſtand mag noch aus der Zeit der natürlichen Zweitheilung herſtammen. Beide aber, das königliche und das republikaniſche Finkenwerder, bilden jetzt nur einen Deichverband, ſchanzen an derſelben Schutzmauer gegen die Fluthen und haben auch zuſammen denſelben Prediger, Tempel und Gottesacker. Wie denn Hamburg für alle dieſe Inſeln gleichſam die Sonne iſt, ſo findet ſich auch bei Finkenwerder die Lichtſeite, die bevölkertſte und beſtbebaute Hälfte, im Hamburger Antheil. Die „lüneburger Seite" iſt öder, bäuriſcher, ohne Häfen und Verkehr.

Da Finkenwerder die am meiſten ſeewärts gelegene Inſel iſt, ſo beſchäftigt ſich ein Theil der Inſulaner vorzugsweiſe mit der Schifffahrt und dem Fiſchfang. Die „Finkenwerder" ſind weit und breit auf der Elbe berühmt als glückliche und kühne Fiſcher. Sie beſitzen eine kleine Flotte von auf der Inſel ſelbſt gebauten Schiffen, mit denen ſie die Elbe hinunter und in die Nordſee hinaus fahren. Dort treiben ſie ſich oft Wochenlang auf den Wellen und Watten und an den Küſten herum und fangen Seefiſche. Die Störe der Elbe ſind ein Hauptgegenſtand ihrer Jagden. Sie bereiten aus ihnen den in neuerer Zeit mit dem ruſſiſchen concurrirenden Elbe-Caviar. Sie gehen mit ihren kleinen, ſchnellſegelnden Fahrzeugen bis Helgoland und auch noch weiter hinaus; ſie haben nebenbei auch immer ein wachſames Auge auf Alles, was ſonſt noch auf der See paſſirt, und betrachten dabei jedes ſchwimmende und unbewachte Objekt als gute Beute, und für das, was ſie rechtmäßig bergen, laſſen ſie ſich die Hälfte oder ein Drittel des Werthes als Lohn bezahlen. Obgleich ſie nur eine kleine Gemeinde ſind, haben ſie doch ſchon in einem Jahre zuweilen für nahe an 100,000 Mark Banco Beutegelder auf's Trockene gebracht. Doch ſoll es dabei nicht immer ganz ehrlich zugehen, und manche ſetzen „Finkenwerder Fiſcher" und „Seeräuber" in Eine Claſſe.

Finkenwerder, die älteſte der Elbinſeln, endigt im Weſten, wie ſchon angedeutet, mit einer kleinen Halbinſel, dem „Neß." Dieſer Neß iſt ein höchſt fruchtbares Stück Land, das in ſeiner eigenen Deichbefeſtigung eingeſchloſſen und von der Hauptinſel geſondert iſt. Es trägt ſeit alten Zeiten einen einzigen Bauerhof. Der Beſitzer wird der „Neßbauer" genannt. Er iſt unter den Bauern des ganzen Elbinſel-Archipels ein großer Herr, weithin bekannt, wie der Brockenwirth auf dem oberſten Berggipfel des Harzes. Reich und ſehr unabhängig lebt er auf ſeiner Inſelſpitze nach dem Princip: l'état c'est moi. — Mit dieſem Neßbauer ſchließt die ganze Gruppe der Elbinſeln im Weſten ab. Was daranach noch kommt und ſich noch weiter in's Waſſer hinaus erſtreckt, ſind lange, von jedem Hochwaſſer überfluthete Sandbänke, von denen man ſich aber erzählt, daß es einſt auch blumige Werder geweſen ſeyen.

Correspondenz-Nachrichten.

Genf, August.

Die eidgenössische Kunstausstellung. — Ihre nationale Bedeutung. — Die Landschaftsmalerei.*

Für die großen Industrieausstellungen mag die neuerdings bei Gelegenheit der Londoner Weltausstellung ausgesprochene Ansicht, daß solche Heerschauen des Gewerbfleißes nur in größeren Zwischenräumen als während des letzten Jahrzehents zu veranstalten seyen, ihren guten Grund haben. Dort kommt es zumeist darauf an, den realen Fortschritt, die Entwicklung der Industrie, wie sie sich in technischer Erfindung und Vervollkommnung der Werkzeuge und Fabrikate offenbart, in übersichtlicher Zusammenstellung vorzuführen. Das Fachinteresse überwiegt, das culturhistorische, welches auch dem Geist der Zeiten innerhalb des Kreises industrieller Erzeugnisse, dem Geschmack und der Mode nachforscht, kommt dann in zweiter Linie. Für die Befriedigung beider Ansprüche genügen größere Perioden. Anders verhält es sich mit den Kunstausstellungen. Wie die ewige Idee des Schönen künstlerisch schafft und sich gestaltet, interessirt uns stets und zu aller Zeit.

Die schweizerischen Kunstvereine, von diesem Grundsatz ausgehend, haben dafür Sorge getragen, die sogenannte eidgenössische Kunstausstellung innerhalb zweier Jahre den Turnus durch alle Cantone vollenden zu lassen. So fehlt es weder an Anregung für das Publikum, noch an Gelegenheit für die Künstler, ihr Schaffen zu zeigen und ihr Licht leuchten zu lassen. Auch im nationalen Sinn hat diese Einrichtung für die Schweiz ihren besondern Werth. Die schweizerische Nationalität ist ihrem Wesen nach mehr ein politischer als ein culturhistorischer Begriff; die Kunst wie die Literatur der Schweiz sondert sich nach den verschiedenen Stämmen der Bewohner und bildet nur eine lockere, sich auf gewisse Fächer beschränkende Einheit. Die verschiedenen künstlerischen Bestrebungen der deutschen und französischen Schweiz würden vielleicht noch weiter aus einander gehen, wenn nicht die Ausstellungen eine Gelegenheit der Annäherung böten. Welche Richtung der schweizerischen Malerei national geworden ist, können wir, wie wir gleich sehen werden, auf den eidgenössischen Kunstausstellungen am besten beobachten.

Ein Zufall war, glaub' ich, die Veranlassung, daß die Ausstellung, statt schon im vorigen Jahre, erst heuer zum erstenmal wieder seit 1859 nach Genf kam. Die Bilder sind, wie gewöhnlich, in dem auch zu solchen Zwecken dienenden Wahlpalast aufgestellt. Der Salon ist nicht so rollzählig wie 1859; damals zählte der Catalog 539, gegenwärtig nur 365 Nummern. Die schweizerischen Künstler sind wohl in dem letztverflossenen Zeitraum nicht weniger fleißig gewesen, auch haben, scheint es, die leitenden Ausschüsse dieselbe, oft etwas weitgehende Nachsicht walten lassen wie vor drei Jahren. Der Grund des Ausfalls möchte wohl seyn, daß viele Maler ihre Werke auf ausländische Ausstellungen, besonders nach London gesandt haben. Der größte Markt, der das ausgedehnteste Bekanntwerden verspricht, ist in den laufenden Zeiten natürlich auch derjenige, welchen die Kunst vor allen aufsucht. Manche namhafte Künstler sind auf unserer Ausstellung sogar gar nicht vertreten. Das Ausbleiben A. Calame's ist schon ein alter Schaden. Dieser große Landschafter sucht nur noch europäische Erfolge, die schweizerischen Ausstellungen scheinen ihm ein zu beschränktes Feld. Wie oft schon hat sich die Presse zum Organ der Ansprüche und Wünsche des engeren Vaterlandes gemacht, aber vergebens. Und doch kann man auf Calame das Sprichwort, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt, nicht anwenden; sein Name ist in Genf in jedermanns Munde, allein das große Publikum kennt kaum mehr als das eine Stück von diesem Meister im Musée Rath. Freilich liegt die Frage nahe, warum denn auch in dieser Bildergalerie Calame, wie überhaupt die lebenden Künstler Genfs und der Schweiz, so wenig zahlreich vertreten sind? warum überhaupt diese Sammlung im Verhältniß zur Größe und den Mitteln der Stadt in so beschränkten Grenzen sich bewegt? Der Staat und die Stadt sollten unseres Erachtens mehr für Anschaffung tüchtiger Bilder, wie überhaupt für Förderung der Kunst thun. Es wäre schlimm, wenn die Republik für idealere Zwecke kein Geld hätte. Jetzt bleibt fast alles dem Kunstsinn der Privaten überlassen, und so sehr es auch Anerkennung verdient, wenn eine Frau Eynard z. B. ein neues Athenäum für die Société des Arts auf eigene Kosten erbaut, so ist doch das kein Grund, daß nicht auch aus öffentlichen Mitteln mehr für die Hebung der Kunst geschehen sollte. In Genf hat sich eine eigene landschaftliche Schule herausgebildet; hier wäre vielleicht der Ort zu einer Kunstakademie größeren Stils, woselbst der Keim zu einer wahrhaft nationalen Entwicklung der Malerei gelegt werden könnte.

Die Landschaftsmalerei ist ja der eigentlich nationale Typus der schweizerischen Kunst überhaupt. Nirgends ist diese mehr zu Hause als in der Darstellung des heimischen Bodens, der vaterländischen Natur. Von den beiden weiten Reichen, aus welchen die Kunst ihre Gegenstände wählt, dem der moralischen und dem der physischen Welt, haben sich die schweizerischen Maler vorwiegend für das letzte entschieden. Man kann es bedauern, daß die schweizerische Kunst so selten auf dem höheren Gebiete der

Digitized by Google

Hiſtarie und des hiſtariſchen Genres um die Palme zu ringen verſucht; man muß es um ſo mehr beklagen, als die Literatur in der Richtung der Geſchichtſchreibung mit gutem Beiſpiel vorausgegangen iſt; aber man wird ſchließlich die äußeren und inneren Gründe gelten laſſen müſſen, welche die ſchweizeriſchen Maler zum weitaus größten Theil auf die entgegengeſetzte Bahn geführt haben. Daß dieſer die Gunſt des Publikums vorzüglich huldigt, iſt keiner der letzten dieſer Gründe.

Auch die heurige Ausſtellung beſtätigt das entſchiedene Uebergewicht der Landſchaft. Die Hiſtorienmalerei iſt nur durch wenige Stücke und größtentheils von ausländiſchen Künſtlern vertreten. Dagegen führt uns ein Gang durch den Salon durch alle Regionen der Alpenwelt, vom tiefen, ſchattigen Thal und den friedlichen Ufern des blauen Sees bis hinauf in die ſonnigen Schneegefilde und ſtarrenden Felſenwildniſſe des Hochgebirgs. Walken, Duft, Beleuchtung des Alpenlandes wiſſen die Schweizer in hohem Grad naturwahr darzuſtellen; es iſt Heimathluft, angeborenes Element, in dem ſie ſich bewegen, wie der Fiſch im Waſſer, der Vogel in der Luft. Dieſer Realismus, dieſe faſt unbewußte Uebereinſtimmung des Scheins mit dem Weſen erzeugt eine ſchöne unmittelbare Harmonie, welche ſtets erfreut und ſelbſt da noch ein anmuthiges Bild ſchafft, wo tiefere Gedanken, ideale Auffaſſung, bedeutender Charakter mangeln ſollten. Die Natur der Alpenwelt iſt ewig, unerſchöpflich ſchön, eine einfach ſichere Hand, eine natürliche Farbengebung genügt hier oft, ein Bild zu liefern, welches die Natur ſelbſt zum Kunſtwerk ſchuf. Die einfache Vedute erſetzt in hundert Fällen die Schöpfung der reichſten Künſtlerphantaſie. Tadeln wir die ſchweizeriſchen Künſtler nicht, wenn ſie von dieſer großartigen Natur ihres Heimathlandes ſich die Hand führen laſſen.

Und dennoch: sit modus in rebus! Wenn auch die Natur überall in der Schweiz zu Berg und Thal dem Künſtler ſo zu ſagen ſa manches fertige Stimmungsbild objektiv entgegen trägt, ſo bleibt ihm doch ſtets die Aufgabe, dieſe Anregung ganz in ſich aufzunehmen, um ſie im idealen Sinn wiedergeben zu können. Auch nicht jede Felſengruppe, nicht jede Bergeshalde, nicht jeder Alpengipfel, nicht jedes Schweizerhaus, von Tannen umgeben und ſich auf bergigem Hintergrund abhebend, iſt ſchon ein Landſchaftsbild. Hier ſcheint oft mit einer gewiſſen oberflächlichen Haſt zu Werk gegangen zu werden, manches, was als Studie in der Mappe bleiben ſollte, wird zum Oelbild ausgearbeitet und macht dann als ſelbſtſtändige Schöpfung übertriebene Anſprüche. In dieſer Richtung macht ſich eben jene Nachſicht der Ausſchüſſe bemerklich, von der wir ſprachen. Eine Ausſtellung hat unbedingt einen höheren Zweck, als nur Markt zu ſeyn.

Es fehlt uns hier der Raum, die einzelnen Bilder nach Verdienſt zu würdigen; wir müſſen uns auf einige kurze Bemerkungen beſchränken. Unter den die Gebirgslandſchaft behandelnden Bildern nennen wir zunächſt — nach dem Grundſatz „Ehre, dem Ehre gebührt“ — zwei Stücke Didays, des Altmeiſters der Genfer Schule. Das größere, im Catalog als „une forêt“ angemerkt, zeigt eine waldige Gegend in abendlicher Beleuchtung. Den Vorder- und Mittelgrund füllen prächtige, gewaltige Baumgruppen, die ſich allmählig zu ächtem Waldesdüſter verdichten, darüber ragt im Hintergrund ein felſiges Gebirge hervor. Eine ſorgfältig ausgeführte Staffage im Vordergrund bringt Leben in die ſchweigſame Gegend. Kühe ziehen zur Tränke an den Bach, der den Waldgrund durchrieſelt; etwas weiter reitet ein Bauer, der noch eine Frau hinter ſich auf's Pferd genommen hat, hindurch, während eine Bauerndirne kürzeren Proceß macht und leichtgeſchürzt das nicht ſehr tiefe klare Waſſer durchwatet. Links im Vordergrund zerſägen Holzhauer einen mächtigen Stamm, der an derſelben Stelle gefällt wurde, während in einiger Entfernung ein Holzkarren dem ſchattigen Waldweg zufährt. Das Tagewerk der Arbeiter iſt bald vollbracht, ſchon lagert ſich der abendliche Duft über der Gegend, und auf dem Felsgebirg im Hintergrund ſpielen die Lichter der ſinkenden Sonne. Wenige Stunden ſpäter und tiefe Stille ſenkt ſich über den duftigen Waldplatz, den jetzt noch ländliches Treiben belebt. Das zweite Bild Didays führt uns unmittelbar an das ſavoyiſche Ufergelände des Genfer Sees. Klarblauer Waſſerſpiegel, ſonnige Beleuchtung, ſchöne Baumgruppen am Ufer, Schiffer, die den leichten Nachen beſteigen, zauberiſche Fernſicht — ſo iſt auch dieſes kleine Stück ein Meiſterwerk, wie wir ſie ſtets aus den Händen dieſes poeſiereichſten unter den Genfer Malern hervorgehen zu ſehen gewohnt ſind. Didays Schilderein beſitzen die Eleganz und Lebendigkeit der Franzoſen und daneben etwas von jener träumeriſchen Tiefe, welche an deutſche Romantik erinnert, ohne mit dieſer identiſch zu ſeyn. Nicht zum geringſten Ruhme rechnen wir dieſem Künſtler ſeine ſorgfältige Behandlung der Staffage an. Während die größten Autoritäten, wie ein Philipp Hackert, die kategoriſche Forderung an den Landſchafter ſtellen, der Staffage umfaſſendes Studium zuzuwenden, hörten wir wohl öfter in Genf die Anſicht, man könne nicht vom „Payſagiſte“ verlangen, auch „Figuriſte“ zu ſeyn. Diday hat jedenfalls dieſer bequemen Meinung niemals gehuldigt.

Unſern von Didays Bildern finden wir einige bemerkenswerthe Stücke von mehreren andern Malern der Genfer Schule. Da ſind z. B. ſechs Landſchaften von G. Caſtan, unter welchen beſonders die Handeckſtraße im Berner Oberland Beachtung verdient. Es iſt eine öde Gebirgsgegend, gewaltige Bergconturen, kräftige Schatten. Ein „Küher“ und ein Mädchen in der Landestracht plaudern im Vordergrund, eine naturwüchſige, naive Gruppe, beſänftigend in der wilden Umgebung wirkend. Ch. Humbert, der Bruder des Schriftſtellers, deſſen Werk über Thüringen ihm auch in Deutſchland einen Namen guten Klangs erworben, iſt bekanntlich einer der beſten Genfer Thiermaler und verſteht es in der That meiſterlich, ſeine herrlichen Thiergruppen mit der entſprechendſten Landſchaft zu umgeben. Unter ſeinen gegenwärtigen vier Bildern hat uns

Digitized by Google

beſonders dasjenige ausgeſprochen, welches im Catalog als mauvais temps aufgeführt iſt. Im Vordergrund befindet ſich eine Gruppe Kühe auf grüner Alpe. Sie treten eng zuſammen, brüllend und ſchnaufend das Ungewitter erwartend, welches in dicht zuſammengeballten Wolken raſch am Gebirg daherfliegt. Ein Kalb ſchmiegt ſich zitternd an die Mutterkuh, die Windsbraut ſchüttelt die Tannen, man glaubt ihr Rauſchen und Aechzen zu hören. Alles iſt ergreifende Naturwahrheit an dem Bild, ſo rast der Sturm, ſo lebt die Creatur in ſolchen erhabenen Momenten im Hochgebirg.

Ein Künſtler, der, ſo viel uns bekannt, ſeiner Bildung nach eben ſowohl Genf als München angehört, iſt der Graubündner A. Jecklin. In ſeinen „Ruinen von Realta“ hat er eine merkwürdige Anſicht aus ſeinem an Naturwundern und hiſtoriſchen Erinnerungen ſo reichen rhätiſchen Vaterland geliefert. Die Burg Realta liegt unfern Thuſis am Eingang der Viala Mala auf ſteilem Felſen, der ſich etwa ſechshundert Fuß über dem Rhein erhebt. Hier iſt der eigentliche Mittelpunkt der rhätiſchen Sage. Die Burg ſoll von jenem fabelhaften Führer der Etrusker, Rhätus, der dem Land den Namen gab, als er mit den Seinen vor den Galliern aus Oberitalien floh, erbaut worden ſeyn, und zwar um 580 vor Chriſti Geburt. Unzweifelhaft iſt, daß dieſe Rhaetia alta eine der älteſten Veſten in der Schweiz war. In G. Theobalds intereſſantem Buche: „Naturbilder aus den rhätiſchen Alpen,“ * leſen wir noch folgende Angaben: „Die Burg Hohenrhätien war ihrer Lage noch die ſtärkſte des Thals, das ſie ganz beherrſcht, und wäre noch gegenwärtig ein wichtiger ſtrategiſcher Punkt. Von den vier Thürmen ſteht noch einer und verſchiedenes Mauerwerk; dieß reicht hin, ſie zur Zierde der ganzen Landſchaft zu machen. Im Anfang des Mittelalters ſehen wir ſie im Beſitz der Victoriden, welche damals in Rhätien geboten. Nach deren Ausſterben kam ſie in verſchiedene Hände; 1450 war ſie noch bewohnt, kurz nachher muß ſie gebrochen worden ſeyn, wahrſcheinlich noch im Kriege mit dem ſchwarzen Bund, man weiß nicht wie; die Sage erzählt davon faſt daſſelbe wie von Solavers bei Grüſch: der letzte Burgherr, der ſich mit ſeinem Roſſe in den Rhein geſtürzt, reite Nachts noch um am Rande der Felswand. Gegenwärtig iſt ſie in den Händen der alten Familie Jecklin, die ſich nach ihr nennt. Eine Kapelle, St. Johann, die zwiſchen den Ruinen ſteht, ſoll die erſte Kirche des Thales geweſen ſeyn.“ Der Künſtler ſteht alſo in einer nahen Beziehung zu dem Gegenſtand ſeines Bildes. Die wilde Schönheit der Gegend iſt mit verſtändnißvollem Sinn aufgefaßt. In der tiefen Schlucht im Vordergrund ſchäumt der brauſende Bergſtrom, einige Tannen ſtreben nach dem Sonnenlicht empor, weiter hinten verliert ſich der Abgrund in nächtigem Dunkel. Rauhe Felſenmaſſen ſteigen empor, auf ihrem Gipfel die verwitterten Trümmer aus grauer Vorzeit tragend. Kein Bild irgend eines lebenden Weſens ſtört die einſame Stille. Hätte der Maler eine Staffage wählen wollen, ſo hätte es jener geſpenſtiſche Reiter oder eine Salvator Roſa'ſche Räuberfigur ſeyn müſſen. Aber in einem ſo gut policirten Staat wie der Canton Graubünden gedeihen keine italieniſchen Banditen, ja nicht einmal Waſſermanniſche Geſtalten kommen dort fort.

Ein anderer Schüler Calames iſt der Thuegauer F. Zimmermann, den Beſuchern ſchweizeriſcher Kunſtausſtellungen ſchon ſeit einer längeren Reihe von Jahren durch ſeine Alpenlandſchaften rühmlichſt bekannt. Unter ſeinen vorliegenden Leiſtungen zieht beſonders eine Anſicht der Jungfrau im Berner Oberland durch großartige Darſtellung der erhabenen Gebirgswelt an. In einigen kleineren Bildern hat der Künſtler mehr die idylliſch gemüthliche Seite der Schweizerlandſchaft behandelt.

Aechte deutſche Romantik weht uns aus einem Bilde von Müllner in München entgegen. Es ſtellt einen See, von wilden Gebirgen umgeben, im bayeriſchen Oberland dar. Hier iſt Waſſer, Luft, Alpennatur mit deutſchen träumeriſchen Augen aufgefaßt, mit deutſcher Gemüthstiefe wiedergegeben. Vor uns dehnt ſich, von Baumgruppen und Felſen umragt, der See; alle Geheimniſſe der Nixenwelt des Mährchens ſchlummern unter dieſem ſtillen, grünen Waſſerſpiegel. Hinter dem See ſteigt rauhes Gebirg empor, theilweiſe mit Tannenwald bewachſen, weiter verliert ſich das Hochgebirg in blauer Ferne. Bei klarer Bergluft iſt gerade dieſe Fernung herrlich dargeſtellt, wie andererſeits das Detail im Vordergrunde, moosbewachſenes Geſtein, allerlei wilde Pflanzen und Blumen, von ſorgfältiger Behandlung zeugen. Eine zauberiſche Ruhe liegt über dem einſamen Thal, nur das heiſere Geſchrei zweier Adler im Vordergrund ſcheint das Echo der Berge zu wecken. In der ganzen Durchführung vermählt ſich dabei ein geſunder Realismus dem romantiſchen Grundcharakter des Bildes auf's glücklichſte. Wir haben Stimmen gehört, welche dieſes Bild für die Krone der ganzen Ausſtellung erklärten, wie denn überhaupt München und Düſſeldorf auf's würdigſte die deutſchen Schulen auf dieſer eidgenöſſiſchen Ausſtellung vertreten. Freilich gibt es auch Kritiker in Genf, denen die Münchner Schule zu kräftige Farben, zu lebhafte Beleuchtung liebt, Pedanten, die da behaupten, der Grundton einer jeden Landſchaft müſſe eigentlich grau ſeyn. Allein dieſe grauen Theoretiker finden wenig Gehör und noch weniger Anklang unter dem Publikum, das ſich im großen Saal des Wahlpalaſts drängt.

Von ergreifender Wirkung iſt das Bild eines andern Münchners, „Winterabend in Tirol“ von Steinach. Die ſchneebedeckte Landſchaft iſt bereits in nächtliche Schatten gehüllt, tiefer Frieden ruht über Feld und Dorf, aus dem einige Lichter herüber blinken. Ein Prieſter ſchreitet mit einem laternentragenden Chorknaben daher, die letzte Oelung einem Kranken zu bringen. Begegnende Bauern knieen nieder vor dem Heiligthum, die feierliche Stimmung der

* Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage, Chur 1862.

Digitized by Google

Scene hebend. Rings iſt die Gegend umragt von mächtigem Hochgebirg im winterlichen Gewand, auf einer Felſenwand ſcheint noch der letzte Abglanz der Abendröthe zu weilen. — In die Schweiz zurück führt uns ein Bild von N. Pfyffer aus Luzern, gegenwärtig in Düſſeldorf. Er gibt eine Anſicht vom Vierwaldſtätter See, an welcher uns namentlich die Baumgruppen und die naturtreue Darſtellung der Felſenufer anzogen. George-Juillards in Genf „Anſicht von Sitten“ zeigt uns eine glückliche Darſtellung eines vielgerühmten Städtebildes der Schweiz. Im Vordergrund ſehen wir die flache, ſumpfige und ſchilfreiche Gegend des Rhonethals, dann Wieſen mit weidenden Kühen, dahinter die Stadt mit ihren beiden maleriſchen Felſenſchlöſſern. Die Fernung iſt mit ſicherer Hand wiedergegeben, ein ſommerlicher Duft läßt die weitere Gegend in einem der Natur abgelauſchten Licht erſcheinen.

Wir brechen hier ab, um unſerem Vorſatz, nur einige charakteriſtiſche, beſonders anziehende Bilder zu notiren, nicht untreu zu werden. Wir könnten noch ſtundenlang verweilen, wollten wir alle beachtenswerthen und verdienſtvollen landſchaftlichen Leiſtungen auch nur in gedrängteſter Ueberſicht anmerken. Weit kürzer können wir uns bei der Hiſtorie faſſen, die, wie geſagt, nur ſehr wenig Vertreter zählt. Zwei Bilder aus der Reformationsgeſchichte von zwei Münchnern ſind ſo zu ſagen das einzig Nennenswerthe. G. König hat „Luther und Zwingli auf dem Religionsgeſpräch zu Marburg,“ Th. Pixis „Letzte Unterredung Calvins mit Servet“ geliefert. Beide Bilder haben ihre bedeutenden techniſchen Vorzüge, namentlich iſt Zeichnung und Farbengebung, wie ganz beſonders die Gewandung auf dem letzteren vortrefflich. Eine andere Frage iſt es, ob die beiden Künſtler glücklich in der Wahl der darzuſtellenden hiſtoriſchen Momente waren. Bei Pixis Bild hebt die hieſige Kritik hervor, daß Calvin keineswegs den hier bekannten Bildniſſen des großen Reformators gleicht, und daß in Servets Geſichtsausdruck ein abſtoßender Trotz, eine an bäuriſche Züge ſtreifende Härte liege, welche mit dem geſchichtlichen Charakter des hochgelehrten, wenn auch ſtolzen und ſtreitſüchtigen Aragoniers nicht wohl zuſammenſtimmen.

An die eigentliche Hiſtorienmalerei würde ſich das hiſtoriſche Genrebild reihen, gewiſſermaßen die culturhiſtoriſche Novelle der bildenden Kunſt. Wir nennen hier nur ein Bild, „die Spieler“ von C. M. Webb in Düſſeldorf, in welchem die gute niederländiſche Schule wiederauferſtanden zu ſeyn ſcheint. Sonſt iſt das moderne Genre ziemlich zahlreich vertreten, das Leben der Gegenwart hat nach ſeiner gemüthlichen, humoriſtiſchen, idylliſchen, ernſten und heitern Seite manchen kundigen und glücklichen Darſteller gefunden.

Das Hauptergebniß unſerer Wanderung durch die Ausſtellung bleibt die vorwiegend landſchaftliche Richtung der ſchweizeriſchen Kunſt. Es iſt vielleicht gut, wenn die Künſtler hier ihre Kräfte concentriren, ſtatt in einer Allſeitigkeit aus einander zu gehen, die wohl manches Gute, aber wenig Vollkommenes hervorbringen würde. Doch iſt auch Einſeitigkeit zu vermeiden, und namentlich über der erwerblichen Ausbeutung der herrlichen Gebirgsnatur der ideale Zweck der Kunſt nicht aus dem Auge zu verlieren. Eine innigere Verbindung der Landſchaftsmalerei mit dem Genre und der Thiermalerei kann bei ſtetiger Kunſtentwicklung in der Schweiz ſchwerlich ausbleiben und würde die fruchtbarſte Anregung liefern.

W. L.

Aus der Normandie August.

(S. Nr. 29.)

Land und Leute.

Es darf vielleicht wunderlich erscheinen, wenn wir einen Küstenfluß am Ende des westlichen Frankreich mit dem obern Neckar, wie er bei Rottenburg und Tübingen sich darstellt, vergleichen wollen, und dennach hat diese Vergleichung ihre vollkommene Wahrheit und Richtigkeit. Oberhalb der Stadt Caen strömt die Orne, ganz wie ihr Verwandter aus dem Schwarzwalde, vielfach gewunden, aber rasch und klar an steilen Thalrändern und zwischen saftigen Wiesen hin, und ein vielfach und schön bebautes Land mit stolzen Bauernhöfen und zahlreichen Lusthäusern blickt auf sie herunter. Und um die Erinnerung an Deutschland ganz vollständig zu machen, liegt, kaum eine Stunde von der Stadt, auf sonniger Höhe dicht über dem breiten, von Inselchen durchbrochenen Wasser ein stattliches Dorf mit dem zauberischen Namen Allemagne. Leider fehlt nur Etwas, um die Illusion vollständig zu machen — die Rebe.

Welch ein Leben an und auf diesem idyllischen Wasser herrscht, ist schwer zu beschreiben. An den Ufern hin grasen Pferde und Hornvieh, sitzen zahlreiche Angler mit zahllosen Leinen und einer unbegreiflichen Geduld, und wenn man vorbei rudert, rufen sie einem, wie Archimed dem römischen Krieger, zu: Verwirre mir meine Kreise nicht! Allenthalben wird gebadet und geschwommen, und das Spazierenfahren im Nachen mit Ruder und Segel, welchem namentlich Nichtsthuer, wie die Herrn Studenten, Soldaten und Engländer ergeben sind, ist so vortrefflich organisirt wie auf den vornehmsten Schweizer Seen. Bunte Flaggen mit Wirthshausanschlägen laden den ermüdeten und durstigen Ruderer an's Land zur Erquickung durch Cider oder Kaffee, und beim Anlanden springt euch eine Schaar nackter badender Jungen entgegen, von denen jeder der erste seyn will, um die Kette des Schiffchens zu fassen, einzuhängen und dann ein: „n'oubliez pas le garçon!“ zu rufen. Ringsum Gärten, jeder mit seiner Bucht und einem Schiffchen darin, ferner eine industrielle Schifffahrt mit den Erzeugnissen der Garten- und Baumzüchterei, und endlich, damit nichts fehle, über dem belebtesten Theile des Wassers eine kühn geschwungene Eisenbahnbrücke, auf der man vielleicht ein Bataillon der für das merikanische Abenteuer bestimmten Truppen nach Cherbourg dahinsausen sieht. Aber selbst ohne den Anblick der letzteren ruft man sich leicht in die Prosa des praktischen Lebens zurück, wenn man sieht, wie nur eine Viertelstunde von da das schöne Berg- und Wiesenwasser unterhalb der Stadt zum langweiligen Kanal wird, auf welchem Kahlenschiffe und Fischerbarken, je nach Ebbe und Fluth, nach dem Meer hinunter gehen oder von dort herauf kommen. Der Gegensatz ist, toute proportion gardée, derselbe wie der der Themse über und unter London. Den Ornekanal werden wir baldigst bei einem Dampfausflug nach dem Havre verfolgen; für heute kehren wir zu der Idylle zurück.

„Man ist hier kein Freund des Fortschritts,“ sagte mir neulich ein „eiserner Waarenhändler,“ welchem ich einen portativen Herd abkaufte; „die Leute feuern mit theurem Holz in offenen, schlechten Kaminen, statt die Glut der Steinkohle in einem eisernen Behälter zu concentriren.“ In der That lebt man in dieser Hinsicht hier im baaren Mittelalter, und wenn der Teufel nach, wie einst, die Gewohnheit hätte, sich durch den Rauchfang einzuführen, so würde er dabei nicht die geringste Schwierigkeit finden. Ein schwarzes Loch, ein Dreifuß darin mit einem riesigen Topf darauf und einem prasselnden Feuer darunter, das stellt die Summe der Kücheneinrichtungen vor. Der Braten dreht immer noch am Spieß wie vor Alters, obwohl der Spieß die moderne Verbesserung einer Verbindung mit einem ihn bewegenden Uhrwerk erfahren hat, und nur „große Küchen“ haben die Aushülfe kleiner, bald fester, bald tragbarer Feuerstellen, welche mit Holzkohlen geheizt werden, und zwar nicht rauchen, dagegen die Häuser von unten bis oben mit Stickgasen erfüllen. Mit Recht sagt der Jurist: „Wenn die Ursache eines Gesetzes aufhört, so hört damit das Gesetz selbst nicht auf.“ Hier gilt das Gleiche. Jene Einrichtungen entstanden zu einer Zeit, wo das Holz, im Ueberfluß vorhanden, fast keinen Preis hatte, und sie bestehen lange nachdem sich die Ursache ihres Entstehens in ihr Gegentheil verkehrt hat. Der Neuerer muß auch hier unter dem Vorurtheil des Althergebrachten leiden, gegen ihn kehrt sich der furchtbare Fanatismus der Köchinnen, welche sich an das bequeme Leben vor einem geschlossenen Herde nicht gewöhnen wollen, sondern ihm ihre gequälte Existenz an einem offenen Höllenfeuer vorziehen. So bleibt die Welt immer dieselbe, im Kleinen wie im Großen; der Mensch verwünscht diejenigen Verbesserungen seiner Lage, welche ihn zu einem Wechsel in seinen Gewohnheiten zwingen, und zwar dieß um so mehr, je schlechter seine Gewohnheiten sind.

Auch in andern Punkten will die gute alte Zeit nicht

Digitized by Google

aus der Normandie weichen. In manchen Familien scheint z. B. noch ein eben so inniges Verhältniß zwischen Herrschaft, Dienerschaft und Hausthieren zu herrschen wie seiner Zeit in manchen deutschen Gauen. Die guten Domestiken werden anf's Jahr nnd nicht selten zum Theil in Naturalien bezahlt; auch sind sie in einem gewissen Sinne gesellschaftsfähig, in so fern eine Dame, welche gerade keine andere Begleitung hat, ihre „Bonne“ mit zu den öffentlichen Vergnügungen nimmt. Bei dem Concert eines italienischen Wunderkindes, welches neulich stattbatte, constatirte ich die erwähnte Thatsache mehrmals, nicht minder bei der Militärmusik auf der Promenade. Die Bonne nimmt inmitten des Publikums Platz und schwatzt vertraulich mit ihrer Herrin, nnd es ist dieß nicht etwa ein Ausfluß demokratischer Gleichheit, sondern eine bloße Haus- und Familienbeziehung. Mit nicht minderer Liebe werden die Hausthiere gepflegt. Noch nie und nirgends habe ich eine solche Menge von Hunden und Katzen gesehen wie hier, und von welchem Gedeihen! Außerdem hat jeder seine besondere Liebhaberei an Hasen oder Vögeln, insbesondere Tauben, und jeden Sonntag Morgen wird ein besonderer Markt für diese Bestien abgehalten. Der Anblick der Hühner und Enten endlich könnte den Neid eines Wieners erregen. Und kaum setzt man einen Fuß vor die Stadt, so ist man von Schafen, Ziegen, Eseln, Rindern, Pferden umringt, welche behaglich im Freien weiden und sich offenbar eines ausgezeichneten Wohlbefindens erfreuen.

So tritt in vielen Beziehungen neben das großstädtische, auf das Pariser Muster zugeschnittene Wesen eine rührende einheimische Kleinbürgerlichkeit. Besonders kapitoft sind manche Inschriften auf Aushängeschildern, welche in ganzen Sätzen den Wirkungskreis ihres Eigenthümers beschreiben. Die kleinen Wirthe z. B. kündigen sich mit den Worten an: „N. N. donne à boire et à manger, loge à pied et à cheval,“ gerade als ob sich Roß und Reiter zusammen in's Bett legten, und bei einem Steinhauer lese ich: „N. N. fabrique des colonnes, statues, pierres de tombeau, balustrades et tout ce qui concerne son état.“

Dorf nnd Stadt gehen hier so zu sagen beständig in einander über. Zwischen dem Riesenbau des Lyceums von Caen und der eleganten Colonnade des Justizpalastes findet in der gegenwärtigen Jahreszeit der großartigste Heumarkt statt, welchen man sehen kann, und Advokaten und Richter einer-, Lehrer nnd Zöglinge andererseits drängen sich zwischen Rindviehtrieben durch, um zu ihren Berufsstätten zu gelangen, alles mit der größten Gemüthlichkeit und einer Art von Selbstpolizei, wie man sie sonst nur in England zu finden erwartet.

Schon seit geraumer Zeit ist in Paris nnd im ganzen nördlichen Frankreich eine Anglomanie eingerissen, welche zu dem alten nnd immer wieder aufflammenden Nationalhaß gegen die Nachbarn jenseits des Canals in einem auffallenden Contraste steht. Das ganze fashionable Leben der Gentlemen, besonders wie es sich in den Clubs entfaltet, wird nachgeäfft, und zur Blüthe ist dieser Einfluß gelangt in der allgemein gewordenen Einrichtung von Pferdewettrennen mit dem natürlichen Gefolge von technischen Wörtern, wie Sport, Turf, Steeple-chase, Handicap, welche „hippischen“ Ausdrücke nicht ermangelu werden selbst in dem puristischen Dictionnaire de l'Académie Bürgerrecht zu erwerben. Konnte aber diese Neuerung in irgend einem Theile des eben so pferdearmen als pferdeschinderischen Frankreichs einen natürlichen Boden nnd wirkliches Gedeihen finden, so war es in der rossezüchtenden Normandie, und weiterhin dürfte sich in dem Bereich der letzteren, so wie überhaupt schwerlich ein schöneres und passenderes Hippodrom finden, als die prächtige Wiese von Caen. Von Alleen umgeben, auf einer Seite von der Eisenbahn nach Cherbourg, auf der andern von dem raschen Strom der Orne begrenzt und von einem Zweig der letzteren durchschnitten, erfüllt dieselbe, für die Wettrennenden wie für ihre Zuschauer, alle Bedingungen eines glücklichen Erfolgs und verleiht dem Vorgang eine eigenthümliche Großartigkeit. Und welche Begeisterung bringt das Publikum zu diesem viertägigen Schauspiel mit! Trotz Staub und Hitze entfalten die Damen die reichsten und glänzendsten Stoffe auf der Unterlage unendlichee Reifröcke; die Männer sind Engel von Geduld, bezahlen ohne Murren die Eintrittspreise für die ganze Familie, das Eis für die Damen, die Waffeln für die Nachkommenschaft, für sich selbst die Programme und die Cigarren, und selbst die Kinder sind zum Erstaunen geschickt. Und das alles, um von Stunde zu Stunde einen Trupp galopirender Pferde mit Jockeys in allen Regenbogenfarben und der Geschwindigkeit eines amerikanischen Schnellzugs vor sich vorbeisausen zu sehen! Da sind doch die Stiergefechte des Südens — und das civilisirte Frankreich hat deren immer noch nicht wenige — ein anderes Ding, obwohl es auch hier an erschütternden Scenen, stürzenden Pferden, betäubten Reitern und gebrochenen Armen und Beinen nicht fehlt. Immerhin ist die Sache langweilig für den, der nicht selbst Pferdezüchter oder Wetthalter ist, und zu dieser bevorzugten Gattung von Sterblichen gehören die wenigsten. Man bemerke aber die kalte Verachtung dieser für alle nicht vierbeinigen Theile der Welt, denn für sie ist z. B. das Pferd die Person und der Jockey die Sache. Man werfe nur einen Blick auf ihre Programme, um zu sehen, mit welcher Zärtlichkeit das edle Thier betrachtet wird, wie für seinen Namen und seine Genealogie Geschichte, Kunst nnd Mythologie in Contribution gesetzt sind. Die Herren und Damen-Pferde heißen Colibri, Don Quixote, Edelstein, Atalante, Jason, Diana, Dina, Hoffnung, Vollkommenheit, Eylau, Normo, Regent, Vatican, Debardeur, Merico, Dante, Lucan, Demosthenes, Dictator, Diamant, Daniel, Don Juan, Diomed, Darius, Dagobert, Danton, Dämon, Memnon und Vulkan, und sie stammen von Vätern nnd Müttern ob wie Knor, Telegraph, Frühling, Theseus, Chesterfield, Schamyl, Marquise, Hyacinthe, Marengo, Molière,

Frohsdorf, Necker, Rimrod, Montmigne, Voltaire, Miß Ariel, Talleyrand u. ſ. w. Immer iſt es gewiß, daß dieſe Wettrennen hier ein ganz nationales Gepräge an ſich tragen, und die Engländer nicht, wie anderwärts, alle die Preiſe, welche der Staat, die Stadt, die Eiſenbahn und verſchiedene Geſellſchaften zu ſtiften pflegen, entführen. Namentlich die Wettfahrten im Wagen und im Trab haben einen nützlichen Sinn gegenüber dem blaßen unſinnigen Rennen von Luxuspferden, die außerhalb des Hippadroms zu gar nichts gut ſind, und wir erinneen uns dabei an die Feſtlichkeiten mancher deutſchen Plätze, wo das landwirthſchaftliche Intereſſe das vorwiegende iſt.

Letzteres ſind übrigens hier auch noch außerdem ſeine Rechnung in einer Preisausſtellung von Pferden und Rindvieh, ſo wie von Gartenbauerzeugniſſen. Was ich ſchon früher von dem merkwürdigen Gedeihen der Pflanzen und Thiere in der Normandie geſagt habe, das fand ich bei dieſer Gelegenheit reichlich beſtätigt. Mit Einem Wort, wir hatten eine Feſtwoche von ſeltenem Reichthum. Dabei fehlten auch die Bankette, die Reden und die Toaſte nicht, aus welchen letzteren man insbeſondere erfuhr, daß es hauptſächlich die hohe Obrigkeit iſt, welche die Blumen im Garten und die Bäume auf dem Felde wachſen macht. Auch die ſogenannte Ode claſſiſchen Styls war anweſend und feierte in Begleitung von Muſik und durch eine wunderliche Abwechslung von kurzen und langen Zeilen, in möglichſt banalen Phraſen, den Nutzen und die Annehmlichkeit des Ackerbaus. „Die Arbeit," ſagt ſie, „macht den Menſchen frei und die Erde fruchtbar, ſie bringt uns zum Fortſchritt, und dieſer bringt uns zur Größe. Der wandernde Hirt wurde zum Bauern mit feſtem Wohnſitz, und dieſer zum Städtegründer. Dann kamen die Geſetze und dann die Künſte, und ſo ſoll es auch noch weiter fortgehen mit Kanal- und Eiſenbahnbauten." Eben ſo neu als wahr! Daß unter ſolchen Umſtänden Concerte, Illuminationen, Theatervorſtellungen mit Pariſer Künſtlern und Aehnliches nicht fehlten, verſteht ſich von ſelbſt.

Die Krone des Ganzen war der Ball, den die Stadt Caen ihren Gäſten, Angeſtellten und der ſonſtigen Crême ihrer Geſellſchaft in den großartigen Räumen des Stadthauſes gab. Weniger den Wettrennen als ihm zulieb verließ die ſchöne Welt ihre reizenden Landſitze am Meer und an der Orne, um in glänzenden Toiletten auf den rothen Eſtradedivans eines „hohen Säulenſaals" zuſammenzuſtrömen — eine wahre Blumenausſtellung, welche mit der wirklichen Ausſtellung in den anſtoßenden Sälen mit venetianiſcher Illumination und einer elektriſch erleuchteten Fontaine wetteifern konnte.

Der Typus der normanniſchen Weiblichkeit aus den höheren Ständen, wie ich ihn hier beobachten konnte, iſt ein weſentlich angenehmer. Die Damen haben die unregelmäßigen, aber ausdrucksvollen und etwas ſpöttiſchen Geſichter der Pariſerinnen, entfalten aber in den zierlichen und kleinen Geſtalten etwas mehr Fülle und ſind weniger verblüht. Eigentliche Schönheiten freilich ſieht man, wie im ganzen nördlichen Frankreich, faſt keine. Dagegen der Putz, der ja bekanntlich hier zu Lande „ſchön" macht!

Sie kommen angefahren,
Vom Crinolin umſpannt,
Mit Gärten in den Haaren,
Mit Schmuck und Schleif' und Band!

Aber — ſprechen wir es nicht aus, das ſtatale Aber des ſo einfach in Schwarz und Weiß nebenher erſcheinenden Ehemanns, der um ſeine dahingehenden, dahinrinnenden Thaler zu trauern ſcheint — nein, nur das Aber eines kunſtgeſtimmten deutſchen Gemüthes: Aber wenn ſie doch auch nur ein wenig walzen könnten! Doch das können ſie trotz aller ihrer Anſtrengungen nicht; ſie können nur ihre immer wiederkehrende, langweilige Quadrille, welche bei einer ſo feierlichen Gelegenheit wie dieſe auch nicht einmal in den volksthümlichen Cancan ausarten darf.

Die deutſchen Mädchen ſind lieblich und ſchön
Und laden zum Küſſen uns ein,
Und wenn ſie im wogenden Walzer ſich drehn,
Dann rühren ſie Herzen von Stein.

Ihr aber, pflanzt alle Blumen des Luxembourg auf eure Köpfe, ſpannt eure Röcke vom Nordcap bis an's Feuerland — auf euern Bällen werden wir uns nicht wiederſehen!

A. B.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 38. 17. September 1862.

Die Völker hängen und halten feſt am Hergebrachten; wir werden ihre Ueberlieferungen, ihren Aberglauben niemals faſſen, wenn wir ihm nicht ein Recht noch auf heidniſchem Grund und Boden unterbreiten. — In Beſten des Volks liegt ein ſo zäher Stoff, ſie ſind mit ſeiner Lebensart ſo eng verwachſen, daß ſie ſich fremden Zuſatz gefallen laſſen, um doch ein Stück der bewährten und geliebten Feier zu ſichern. Auf dieſe Weiſe iſt dem Norden der heidniſche Jul verblieben.

Jakob Grimm.

Die engliſchen Volksſpiele.

(Fortſetzung.)

Unter dem Landvolk kamen in manchen Theilen Englands am Weihnachtsabend noch andere Gewohnheiten und Nachklänge des alten Naturkultus zum Vorſchein. So vergnügte man ſich in dem obſt- und kornreichen Devonſhire im Kreiſe der Farmer, beim Scheine des Julfeuers, mit dem Genuß heißer Weizenmehlkuchen ſammt dem einheimiſchen, ſelbſt bereiteten Getränk des Apfelweins. Hatten die Verſammelten nun eine Weile der Speiſe und des Trankes genoſſen, ſo brach man auf ein gegebenes Zeichen auf und begab ſich, reichlich verſehen mit den Spenden des Abends, in Proceſſion in den benachbarten Obſtgarten. Einige trugen Weizenkuchen, andere Humpen voll Apfelwein, noch andere endlich geladene Flinten und Piſtolen. So näherte ſich der Zug dem Hauptbaume des Gartens. Bei dieſem angelangt, ſtellte die verſammelte Schaar ſich im Kreiſe umher, und indem Frauen, Jungen und Mädchen laut ſchreiend den Baum anfangen:

Bear, bear apples and pears enough,
Barns full, bags full, sacks full!
Hurrah! hurrah! hurrah!

die Männer aber ihre Gewehre und Piſtolen abfeuerten, deponirte einer der Träger die Weizenkuchenſpende mit einer Heugabel auf den Aeſten des gefeierten Baumes, während ein anderer einen Humpen Apfelwein über ſeine Zweige verſprengte. In ähnlicher Weiſe begrüßte die Proceſſion die andern Bäume des Gartens und kehrte nun, nachdem ſie die Geiſter der Natur durch wohlgefällige Opfer, Feuerwerk und Geſang günſtig geſtimmt, zu neuer Heiterkeit an das Julfeuer zurück.

Eine verwandte Sitte beſtand in Norfolk, wo Obſtgärten und Wieſen am Weihnachtsabend mit Tropfen des zur Julzeit viel getrunkenen gewürzten Bieres (spiced Ale) beſprengt wurden; um den new forest in Hampſhire aber geſchah daſſelbe mit Feldern und Häuſern, indem die Spendenden ſangen:

Apples and pears with right good corn
Come in plenty to every one,
Eat and drink good cake and hot ale,
Give Earth to drink and she'll not fail.

Von vielen Familien wurde die Weihnachtsnacht durchgemacht in der Abſicht, der Mitternachtsmeſſe rechtzeitig beiwohnen zu können. Wo das nicht der Fall war, erhoben die Inſaſſen ſich doch meiſt früh Morgens vor Tagesanbruch. Der allgemeine erſte Morgengruß, der Allen von allen Seiten entgegen ſchallte, war „ein

frohes Weihnachtsfeſt und ein glückliches neues Jahr," und frühe Morgenbeſuche bei Verwandten und Freunden waren an der Tagesordnung. Da gab es denn Schaalen voll heißen, gewürzten Bieres, geröſtetes Brod, Pfefferkuchen und Käſe, und keiner verließ, ohne von den herzerfreuenden Vorräthen gekoſtet zu haben, die gaſtliche Schwelle. Weithin erſchollen zu dem Läuten der Glocken die Christmas Carols umherwandernder Sänger und Muſikanten; Schaaren von jungen Burſchen durchzogen lärmend die Straßen und forderten, an die Thüren klopfend und den Weihnachtsgruß wiederholend, Einlaß und Bewirthung.

War nun die geſammte Ortſchaft wach geworden, ſo kam bald die Zeit zur zweiten Meſſe heran und Scenen ausgelaſſener ſeltſamer Heiterkeit gelangten vor der verſammelten Zuhörerſchaft in den Kirchen zur Aufführung. Bald waren es Jungen und Mädchen, die, Carols ſingend, ein auf dem Altar ſtehendes Holzbild des Neugeborenen zu Liturgie und Orgelbegleitung umtanzten; bald der Lord of misrule und ſeine Geſellen, die im Narrencoſtüm Concert, Tänze und Schwänke zum Beſten gaben; bald die Prieſter ſelbſt, welche, nachdem ſie ſich der auf dem Altar deponirten Geldſpenden bemächtigt, an den Stufen des Chors Karten und Würfel ſpielten, um, wie der Verfaſſer eines alten Carols ſagt, dem wir dieſe Thatſache entnehmen, „to make some present proof, how well their hallowed pence will thrive."

Auch theatraliſche Vorſtellungen in den Kirchen waren ſeit dem vierzehnten Jahrhundert in England zur Weihnachtszeit Sitte. Man nannte dieſelben, wie in Deutſchland, Myſterien (mysteries). Dort wie hier waren Mönche und Prieſter die erſten Verfaſſer, die erſten Acteurs der dramatis personae. Man ſtellte dar die „Geburt Chriſti," „Jeſus, Maria und die zwölf Apoſtel," „die Schöpfung," „die Sündfluth," „das Ende der Welt," kurz, neben dem ſpeciellen Gegenſtande des Feſtes Abſchnitte der geſammten bibliſchen Geſchichte. Später verbreitete ſich das Drama aus der Kirche in Schulen, Gildenhäuſer, Wirthshäuſer, Häuſer von Privaten, und Liebhaber aller Klaſſen begannen mit peripatetiſchen Schauſpielen in der Kunſt der Darſtellung zu wetteifern. In den größeren Städten übernahm jede Gilde die Aufführung eines Myſteriums, ſo daß z. B. in York im Jahre 1415 nicht weniger als 54 verſchiedene Aufführungen ſtattfanden. Unter Richard II. brachten die Kirchendiener von London Spiele zur Darſtellung, welche drei Tage, unter Heinrich VII. Spiele, welche acht Tage lang dauerten. Es ſchilderten dieſelben die ganze Geſchichte des alten und neuen Teſtaments, von der Weltſchöpfung bis zum Weltuntergang, und zugegen waren der königliche Hofſtaat nebſt einer glänzenden Verſammlung des Adels aus allen Theilen von England. Zu den Myſterien geſellten ſich im Laufe der Zeit ferner die Moralitäten, eine Gattung Theaterſtücke, in der das Spiel der ſogenannten Nine Worthies * ſich lange als Lieblingsſtück erhielt; endlich komiſche Zauberſtücke und Pantomimen, dergleichen bis auf den heutigen Tag unter dem Namen Christmas Pantomimes von engliſchen Weihnachtsfreuden unzertrennlich geblieben ſind.

Indeß wurde über der Augenweide nicht vergeſſen, was ſchon bei den Feſtlichkeiten der alten Völker eine große Rolle geſpielt hatte: die Weide des Magens. Schmauſereien und Gelage bildeten in Wahrheit einen weſentlichen charakteriſtiſchen Beſtandtheil der Weihnachtszeit, und das Christmas dinner, obgleich in der Form ſeines Vorgangs wie ſeiner Speiſen nicht mehr das der alten Zeit, hat, man darf dieß ohne Uebertreibung behaupten, noch gegenwärtig in England das Intereſſe einer wahrhaft nationalen Angelegenheit.

Von dem Pomp und der Feierlichkeit der Weihnachtsſchmauſereien der früheren Jahrhunderte gibt ein aus Eliſabeths Regierung erhaltenes Programm aus dem Hauſe eines Gentleman eine eindringliche Vorſtellung. „Am Weihnachtstag," heißt es dort, „nachdem die Kirche aus iſt, begeben die Gentlemen ſich in die Halle zum Frühſtück, mit Sülze, Senf und Malvaſier. Um Mittag hat der für die Weihnachtszeit ernannte Kellermeiſter zu ſehen, daß die Tiſche der Ordnung gemäß gedeckt und ausgelegt werden, und die gewöhnlichen Kellermeiſter des Hauſes haben Brod, Servietten und Tranchirbretter, ſammt Gabeln und Meſſern, anſtändig, in guter Form an jedem Tiſche zu vertheilen. Zum erſten Gange wird ein ſchöner großer Eberkopf hereingetragen, auf einer ſilbernen Schüſſel, unter Muſikbegleitung. Beim Souper ſollen zwei Bedienten mit Wachsfackeln an der Spitze der Muſikanten und Trompeter aufwarten und da bleiben, bis der erſte Gang die Runde gemacht hat. Darauf ſollen ſie mit der Muſik in die Speiſekammer zurückkehren, und derſelbe Gebrauch ſoll während der ganzen Weihnachtszeit beobachtet werden. Zur Nacht, vor dem Souper, gibt es Tanz und Luſtbarkeiten und eben ſo nach dem Souper, während der zwölf Weihnachtstage. Der Master

* Joſua, David und Judas Maccabäus als Vertreter der Juden; Hektor, Alexander und Cäſar als Vertreter der Heiden; Arthus, Karl der Große und Gottfried von Bouillon als Vertreter der Chriſten. Jeder von dieſen hatte eine kurze Rede vorzutragen, die eine moraliſche Lehre einſchärfte.

Digitized by Google

of the Revels hat nach dem Dinner und Souper ein Lied zu ſingen und die anweſenden Herrn aufzufordern, mit ihm und der verſammelten Geſellſchaft im Chor zu ſingen und zu ſehen, daß es anſtändig ausgeführt werde."

In dem vorſtehenden Programm wird unter den Speiſen nur des Eberkopfs als erſten Ganges erwähnt. Eberkopf galt traditionell für das edelſte aller Weihnachtsgerichte, zum Theil vielleicht wegen der Erinnerung an die Gelage der alten nordiſchen Helden, die in Walhalla ſich deſſelben Brateus erlabten. Eine entſprechende Anzahl Carols erklangen daher zu Ehren des edeln Hauptes, wenn es, eine Citrone im Rachen, mit Rosmarinzweigen ausgeſchmückt, in feierlicher Proceſſion herbeigetragen, in der Speiſehalle erſchien. War aber der erſte Gang durch feierlichen Empfang ausgezeichnet, ſo geſchah den nachfolgenden nicht weniger Ehre durch herzhaftes Zulangen. Der zweite Gang beſtand aus koloſſalen Fleiſchpaſteten, ſammt zahlreichen Schüſſeln wilden und zahmen Geflügels: Kranichen, Reihern, Rebhühnern, Kibitzen, Schnepfen, Kapaunen, Truthühnern und Pfauen; der dritte aus einem Mince-Pie genannten ſüßen Gebäck und Plumpudding. Bier und Wein wurden in unerſchöpflichen Quantitäten aus großen Humpen getrunken. Die vor und nach dem Souper ſtattfindenden Luſtbarkeiten umfaßten, außer Tanz und Muſik, Theater; Kunſtſtücke der Magie, Karten- und Würfelſpiel, ſo wie mannigfache Geſellſchaftsſpiele, von welchen letzteren das noch heute beliebte „Kissing under the mistletoe" am allgemeinſten bekannt und am weiteſten verbreitet iſt.

So gingen nun zwölf Tage hindurch Schmauſereien und Luſtbarkeiten ohne Aufhören fort, und vorzugsweiſe während dieſer Epoche, die mit dem Dreikönigstage zu Ende ging, hatten die Lords of misrule, Masters of merry disports und Abbots of unreason Sorge zu tragen, daß an Vergnügungen und Unterhaltungen kein Mangel ſey. Am glänzendſten geſtalteten ſich die Feſtlichkeiten natürlich am königlichen Hofe, wo unter andern für Mummenſchanz beträchtliche Summen verausgabt wurden. Doch fehlt es daneben nicht an Berichten über prächtige Maskenaufzüge, welche die Bürger von London, mit großem Pomp, zu Ehren populärer Fürſten veranſtalteten, wie ein ſolcher z. B. im vierzehnten Jahrhundert zu Ehren Richards, Sohns des ſchwarzen Prinzen, zur Ausführung gelangte. „Am Sonntage vor Lichtmeß (erzählt Stow über dieſen Vorfall) in der Nacht begaben ſich viele Bürger, verkleidet, zu Pferde, unter Trompeten-, Hörner- und Schalmeienklang und begleitet von zahlloſen Wachsfackelträgern, von Newgate über die Brücke durch Southwark und ſo fort nach Kennington bei Lambeth, wo der junge Prinz mit ſeiner Mutter und ſeinem Oheim, dem Herzog von Lancaſter, den Earls von Cambridge, Hertford, Warwick und Suffolk und verſchiedenen andern Lords reſidirte. In der erſten Colonne ritten achtundvierzig, gekleidet wie Schildknappen, je zwei und zwei, in Röcken und Gewändern von rother Seide, mit blanken Viſiren vor ihren Geſichtern; nach ihnen kamen achtundvierzig Ritter, in denſelben Farben und Anzug; ſodann folgte einer, reich angethan wie ein Kaiſer, und nach ihm in einiger Entfernung ein anderer, ſtattlich geſchmückt wie ein Papſt, dem vierundzwanzig Cardinäle folgten, und nach dieſen acht oder zehn mit ſchwarzen Viſiren, die nicht freundlich ausſahen, wie wenn ſie Geſandte von fremden Fürſten wären. Nachdem dieſe Masken Kennington erreicht hatten, ſtiegen ſie von ihren Pferden und betraten die Halle zu Fuß, worauf der Prinz, ſeine Mutter und die Lords aus dem Saal in die Halle kamen und die beſagten Mummer ſie begrüßten, und indem ſie ein paar Würfel auf den Tiſch legten, ihren Wunſch kund gaben, mit dem Prinzen zu ſpielen, wobei ſie die Würfel ſo zu handhaben wußten, daß der Prinz gewann, wenn er ſie warf. Dann ſetzten die Mummer für den Prinzen nach einander drei koſtbare Preiſe aus, eine goldene Schale, einen goldenen Becher und einen goldenen Ring, die der Prinz in drei Würfen gewann. Hierauf ſetzten ſie der Mutter des Prinzen, dem Herzog, den Earls und den andern Lords, jedem einen goldenen Ring aus, die ſie gleichfalls gewannen. Darnach wurden ſie bewirthet und Muſik erklang, und der Prinz und die Lords tanzten mit den Mummern, die gleichfalls mit einander tanzten, und nachdem dieſe Unterhaltung vorüber war, ſetzte man ihnen wiederum zu trinken vor und ſie entfernten ſich in derſelben Ordnung, wie ſie gekommen waren."

Als im Jahr 1523 Heinrich VIII. die Weihnachtszeit in Greenwich feierte, wurde am Dreikönigstage die folgende ſeltſame Maskerade aufgeführt. In die große Halle, wo die Königin mit ihrem Hofſtaat verſammelt war, bewegte ſich ein Berg, „Berg des Reichthums" geheißen. Dieſer Berg war voll von prächtigen ſeidenen Blumen und beſonders von vollſchotigem Ginſtergeſträuch, deſſen Zweige aus grüner Seide beſtanden und die Blumen aus damascirtem Gold, was Plantagenet bedeutete. Auf dem Gipfel des Berges ſtand ein zierlicher Leuchtthurm, Licht verbreitend, und um den Leuchtthurm herum ſaßen der König und fünf andere Perſonen, alle in Röcken und Mützen von rothem, goldgeſtickten, mit Goldſpangen geſchmückten Sammt; und vier wilde Waldmenſchen zogen den Berg, bis er

Digitized by Google

vor die Königin kam. Nun ſtiegen der König und ſeine Begleiter herab und tanzten. Plötzlich öffnete ſich ſodann der Berg und heraus kamen ſechs Damen, alle in rothem, mit Gold und Perlen geſticktem Sammt, mit franzöſiſchen Hauben auf dem Kopf, und ſie führten allein unter ſich Tänze auf. Dann nahmen die Lords des Berges die Damen und tanzten zuſammen, und die Damen gingen wieder hinein, und der Berg ſchloß ſich und wurde ſo zur Halle hinausgeführt.

Sechzehn Jahre ſpäter inaugurirte derſelbe König die Reformation in England, und Meinungen und Ideen begannen Geſtalt zu gewinnen, deren Richtung der alten ausgelaſſenen Feſtluſt ſchnurſtracks zuwider lief. Aber ſo tiefe Wurzeln hatten die Weihnachtsfeſtlichkeiten in der Maſſe des Volks geſchlagen, daß weder die finſtere Feindſeligkeit des Puritanismus, noch, was mehr ſagen will, die revolutionären Stürme des ſiebzehnten Jahrhunderts im Stande waren ſie zu vernichten. Allerdings wurde in Schottland das Amt des Abbot of unreason ſchon im Jahr 1555 durch Parlamentsbeſchluß abgeſchafft und der vergnügungsſüchtige Heinrich VIII. ſelbſt erließ ein Edikt gegen die Fortſetzung der Mummereien, weil, wie es hieß, unter ihrem Deckmantel die Begehung von Verbrechen erleichtert werde. Wie aber den Sitten des Volks überhaupt eine lange und hartnäckige Widerſtandskraft gegen den Einfluß politiſcher wie religiöſer Veränderungen inne wohnt, ſo wurde auch die große Maſſe der Weihnachtsſpiele keineswegs unmittelbar in den Sturz des Katholicismus verwickelt. Mit beſonderem Glanze wurden ſie, und zwar unter der Mitwirkung politiſcher Motive, gefeiert während der Regierung von Heinrichs jugendlichem Nachfolger. Damals (ſo berichtet Holinſhed), bald nach der Hinrichtung des Herzogs von Sommerſet, ernannte der Staatsrath einen „mehr als gewöhnlich reſpektabeln“ Mann, den als Dichter und Geſchichtſchreiber bekannten Advokaten George Ferrars, zum königlichen Lord of misrule, und allgemein war die Satisfaktion über die Art, wie er ſein Amt verwaltete. „Sicherlich,“ fügt der Berichterſtatter hinzu, „ein Beweis großen Taktes ſeitens des Staatsraths, deſſen Wahl einen ſo reſpektabeln Mann traf. Denn die unter ſeiner Direktion ſtattfindenden Vergnügungen trugen viel dazu bei, der allgemein herrſchenden Mißſtimmung entgegen zu wirken und den Sinn des Königs von den ſchwermüthigen Gedanken abzuziehen, mit denen die Verurtheilung ſeines Oheims, des Herzogs von Sommerſet, ihn erfüllt hatte.“

Ueber die Weihnachtsfeſtlichkeiten der Londoner Advokatenzunft ſind uns noch aus den Jahren 1627 und 1635 ziemlich ausführliche Mittheilungen aufbewahrt worden. Die Advokaten wählten damals, wie in früheren Jahrhunderten, ihre Lords of misrule, und höchſt pomphaft traten dieſe Herren nicht allein in den Advokatenquartieren von Lincolns Inn und dem Tempel, ſondern überall in den Straßen der Londoner City auf. Sie waren umgeben von einem Hofſtaat, beſtehend aus einem Lordſiegelbewahrer, Lordſchatzmeiſter (nebſt acht Schatzbeamten), einem Kapitän der Garde und zwei Kaplanen, welche letztere ſo von der Vorſtellung der Würde ihres Souveräns durchdrungen waren, daß wenn ſie in der Tempelkirch vor ihm predigten, ſie ihn von der Kanzel mit drei Verbeugungen grüßten. Der Lord of misrule vom Jahre 1635 ſpeiste ſowohl in der Tempelhalle als in ſeinem Zimmer unter einem Thronhimmel. Die Partiſanen für ſeine Garde hatte ihm Lord Salisbury geliehen. Lord Holland, ſein zeitweiliger Oberrichter, verſah ihn mit Wild, der Lord Mayor und die Sheriffs von London mit Wein. Jeden Morgen war er frühe auf und brachte ſeine Offiziere zuſammen. Nach dem Frühſtück beſorgte man ſodann die laufenden Geſchäfte bis zum Abend, wo die Luſtbarkeiten bis zum Ende der Feiertage täglich erneuert wurden. Jeden Abend erſchienen die Oberrichter und die jüngeren Anwälte mußten vor ihnen und dem verſammelten Hofſtaate des Lord of misrule Tänze aufführen. Als dieſe Sitte bei einer Gelegenheit unterblieb, fühlte die ganze Advokatenzunft ſich beleidigt und die Delinquenten wurden des Beiſpiels halber durch Decimirung aus der Geſellſchaft von Lincolns Inn entlaſſen, für den Fall aber, daß ein gleiches Vergehen wiederholt würde, mit Geldbuße oder Ausſtoßung aus der Advokatenzunft bedroht. Denn man hielt jene Tänze „für äußerſt geeignet, die Herrn zu andern Zeiten beſſer für ihre Studien zu ſtimmen.“ Als der eben erwähnte Lord of misrule am Dreikönigstage zur Kirche ging, empfing er zahlreiche Petitionen, die er ſeinem Meiſter der Bittſchriften übergab, und wie andere Könige, hatte er einen Günſtling, den er, ſammt andern Gentlemen von Stande, nach ſeiner Rückkehr aus der Kirche zum Ritter ſchlug. Seine Ausgaben, alle aus ſeiner eigenen Börſe beſtritten, beliefen ſich auf £2000 Pfund Sterling. Nach ſeiner Abſetzung ſchlug der König ſelbſt ihn in Whitehall zum Ritter.

Die Univerſitäten Oxford und Cambridge ſtanden in Heiterkeit nicht hinter den weniger von Gelehrſamkeit verdunkelten Theilen des Landes zurück. Auch ſie wählten noch zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts pomphafte Lords of misrule. Es wird ferner von ihnen berichtet, daß ſie am Dreikönigstage die vielberühmten Könige und Königinnen der Bohne erkürten

Digitized by Google

und unter dem Scepter beſagter Potentaten eine Reihe von Tagen mit großen Feſtlichkeiten, Tanz, Gelage und Schmauſereien dahin brachten. Aus welchem Grunde der Bohne eine ſo hohe Ehre bei den gelehrten Körperſchaften zu Theil wurde, ob etwa Pythagoräiſche Anklänge zu der Wahl dieſes Symbols mitwirkten, liegt im Dunkel. Es war aber in Oxford und Cambridge hergebracht, für den Dreikönigstag eine beſondere Art von Feſtkuchen zu backen. In jeden dieſer Kuchen wurde eine Bohne verborgen und der königliche Mantel fiel auf die Schultern des Glücklichen, der beim Zerſchneiden des Gebäcks das Stück mit der Bohne erwiſchte. Von den Univerſitätsſtädten verbreitete die Sitte ſich über das Land, und ſo manche andere Feſtartikel ſonſt im Laufe der Zeit wegen Mangel an Nachfrage abhanden gekommen, der mittelalterliche Dreikönigskuchen (Twelfthcake) erfreut ſich noch heute, mehr als dreihundert Jahre nach der Reformation, eines beträchtlichen Abſatzes, wie auch andererſeits die Wahl zu dem Bohnenkönigthum mit einigen modernen Modifikationen noch jetzt hie und da fortgeſetzt und in Ehren gehalten wird.

In den nördlichen Grafſchaften beſtand noch zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine die Sitte der früher erwähnten weihnachtlichen Brandſchatzungen fortſetzende Gewohnheit. Drei Tage nach dem Dreikönigstage zogen zwei ſeltſame Geſtalten, von einer Muſikbande begleitet, einen Pflug hinter ſich herſchleppend, durch die Dörfer von Haus zu Haus. Die eine dieſer Figuren, in der maskenhaften Verkleidung eines alten zerlumpten Weibes, war bekannt unter dem typiſchen Namen Old Beſſy; die andere, eine Mannsgeſtalt, repräſentirte den Narren par excellence, in dem zottigen Coſtüm eines verwilderten Waldmenſchen. Vor den Häuſern wurde Halt gemacht und die grotesken Genoſſen führten eine Reihe wunderlicher Tänze und mimiſcher Zweikämpfe auf. Waren dieſe beendet, ſo forderten ſie von den Hausbewohnern Geld oder Viktualien, vor den Häuſern aber, wo ihr Begehren kein Gehör fand, riſſen ſie mit dem mitgeſchleppten Pfluge die Erde auf und ſetzten, unter dem begleitenden Katzenlärm der Muſikanten, ihre Wanderung fort.

Spuren einer andern, wie es ſcheint, ſehr alten Volksſitte, bei deren Darſtellung den jüngeren Repräſentanten des weiblichen Geſchlechts die Hauptrolle zufiel, haben ſich in Cornwall erhalten. Am Sylveſter- oder Dreikönigsabend nämlich machten die jungen Mädchen und Frauen die Runde mit einer Bowle des zur Julzeit ſo beliebten heißen Biers, welche ſie den Vorübergehenden, wie den Inſaſſen der Häuſer, unter Glückwünſchen zum Trunke darreichten. Für das Koſten des Gebräues erwarteten die ſchönen Spenderinnen Geſchenke, deren Geſammtertrag ſchließlich den Mitgliedern der Expedition zu Gute kam. Den Urſprung dieſer Sitte führt man zurück auf die Epoche der Ankunft der Angelſachſen in England. Rovena, die Tochter des Hengiſt, heißt es, überreichte dem Vorligern, König der Briten, eine Bowle ähnlichen Trankes, indem ſie ihn begrüßte mit den Worten Waes Hael, d. h. Heil dir, mein König. Daher der Name Wassail bowl, mit dem man die Sitte noch heutzutage benennt.

Friedrich Althaus.

(Fortſetzung folgt.)

Das norddeutſche Roggenbrod und der weſtphäliſche Pumpernickel.

Das ſchwarze, maſſive, feſte, in plumpen Blöcken gebackene ſaure Roggenbrod des Nordens von Deutſchland hat unter den verſchiedenen alltäglichen Speiſen des gemeinen Mannes in Europa eine nicht geringe Berühmtheit erlangt.

Es iſt auf der einen Seite für die, welche aus Weizen- und Weißbrod-Gegenden zu unſern niederſächſiſchen Ebenen heranreiſen, häufig ein Gegenſtand der Verwunderung und der Kritik. Ich begegnete einſt in Begleitung eines Engländers in den Straßen einer holſteinſchen Stadt einem Burſchen, der ein mächtiges Schwarzbrod auf den Schultern nach Hauſe trug. „Was iſt das?“ fragte mein Freund aus Albion den transalbingiſchen Knaben mit großen neugierigen Blicken. Als dieſer „Brod“ antwortete, rief der Brite entſetzt: „Wie? willſt du das eſſen?“ und beruhigte ſich nicht eher, als bis wir ihm die Möglichkeit, dieſen Stoff zu genießen, durch eine Probe bewieſen hatten. Die

Ungarn, die ebenfalls durchweg ein lockeres, ſchneeiges Weizenbrod haben, können ſich kaum vorſtellen, daß es pechſchwarzes Brod gebe. Dieß erſcheint ihnen ſo monſtrös, wie dem weißen Menſchen der Neger.

Voltaire, der auch einmal einen Theil unſerer norddeutſchen Eichenwälder paſſirt hat, beſchreibt unſer Schwarzbrod als „une certaine pierre dure, noire et gluante, composé à ce qu'on dit d'une espèce de seigle," und von unſern Bauern dazu ſpricht er ungefähr wie Tacitus: ſie leben „le plus cordialement du monde pêle-mêle avec d'autres animaux domestiques dans de grandes huttes, qu'on appelle maisons."

Noch ein anderer großer Geiſt aus etwas älterer Zeit, der berühmte Belgier Juſtus Lipſius, der während ſeines vielbewegten Lebens einmal den weſtphäliſchen Kreis des deutſchen Reichs durchkreuzte, hat, wie Voltaire, unſerem Schwarzbrod und überhaupt dem ganzen Grobbrod-Lande ein ſaures Geſicht geſchnitten. „Barbaria nulla barbara est prae hac Westphalia," ſchreibt er in einem Reiſebriefe aus dem Oldenburgiſchen. „Omnes hic suilli, scrofae, porci. Cibi non dicam barbari, sed vix humani; panis ater, gravis, acidus etc. (Die Barbarei iſt gar nicht barbariſch neben dieſem Weſtphalen. Alles um mich her ſind Grunzer, Schweine, Ferkel, Eber. Die Speiſe möchte ich nicht bloß barbariſch, vielmehr kaum menſchlich nennen; ein ſchwarzes, ſchweres, ſaures Brod.)

Nahm man doch ſogar in der ganzen Welt allgemein einen Namen für unſer Schwarzbrod an, der wiederum nur eine Paraphraſirung des „vix humanum" des hochgelahrten Lipſius war; das „Nickel" in dem Worte „Pumpernickel," oder „bon pour Nickel," iſt die Bezeichnung eines kleinen Pferdes.

Mit dieſem wegwerfenden Urtheile der Fremden ſtehen die Anſichten und Neigungen der Einheimiſchen in großem Contraſte. Denen, die dieſes Schwarzbrod von Jugend auf genoſſen, iſt es ſo lieb geworden, daß ſie, in fernen Landen weilend, es nicht weniger vermiſſen wie der Neapolitaner ſeine Maccaroni, und wenn ſie ihm einmal durch einen glücklichen Zufall in der Fremde begegnen, oder wenn, wie es oft geſchieht, ihre Verwandten ihnen aus dem alten Sachſenlande ein wohl verpacktes Schwarzbrod per Schiff oder Poſt mit Grüßen nach London oder Paris, oder wo in der Fremde ſie nun eben weilen mögen, zuſenden, ſo begrüßen ſie es eben ſo freudig wie jener Grönländer in Kopenhagen einen ſtark duftenden Robben, bei deſſen Anblick er mit Thränen in den Augen ausrief: „O mein Vaterland! mein Vaterland!"

Eine durchgreifende und umfaſſende Schilderung, Geſchichte und Statiſtik dieſes in der Fremde ſo berüchtigten und in ſeiner Heimath ſo beliebten, mit dem Leben, Sinne und den Sitten der nordgermaniſchen Stämme ſo innig verwachſenen Brodes, wenn man dieſelbe bis zu den früheſten Zeiten Germaniens hinauf und in allen Nüancen bis in die äußerſten Spitzen ſeines Verbreitungsgebietes verfolgen könnte, wäre gewiß ein ſehr intereſſanter und auch wichtiger Abſchnitt unſerer deutſchen Culturgeſchichte.

„In der Küche," ſagt einer unſerer berühmten Ethnographen (Riehl), „ſchlummern viele der älteſten Volksalterthümer. Einzelne Stämme halten an beſtimmten Formen der Nahrung ſehr eigenſinnig feſt. Außer in ihrem Sprachaccente ſind die Volksſtämme nirgends conſervativer, als wo es Mund und Magen gilt." Riehl behauptet ſogar, dergleichen Dinge ſpotten aller politiſchen Grenzen, und man könne heute noch die drei Volksſtämme der Bayern, Schwaben und Franken nach einer dreifachen Form ihres Brodes charakteriſiren.

Leider liegt aber die Geſchichte und Statiſtik aller herkömmlichen Nahrungsſtoffe, und namentlich auch der Brodpflanzen und des Brodes noch vielfach im Dunkel. Wir können weder genau das Vaterland unſeres Roggen angeben, noch auch die Zeit, Art und Weiſe ſeiner Verbreitung durch diejenigen Länder, in denen er jetzt ganz einheimiſch iſt, authentiſch beſtimmen.

So viel ſcheint indeß gewiß zu ſeyn, daß die Römer weder den Roggen, noch das Roggenbrod gekannt haben. Die Römer waren mit dem Weizen verbrüdert, und wohin ſie in Europa kamen, da erſchienen ſie als die Vorfechter ſeiner Cultur und führten ſeinen Anbau ein oder beförderten ihn, namentlich auch in Deutſchland.

Auf der andern Seite nehmen es unſere Hiſtoriker als eben ſo ausgemacht an, daß unſere alten Deutſchen zur Zeit der Römer kein anderes Getreide beſaßen, als Haber, Gerſte und Hirſe. Durch die Römer lernten ſie den Weizen und Spelz kennen, doch wahrſcheinlich nur ſo weit, als die römiſche Herrſchaft reichte, im weſtlichen und ſüdlichen Deutſchland, in den Rhein- und Donaugegenden, wo noch jetzt Weizen und Weißbrod, wenn auch nicht in der Weiſe, wie in England, die Hauptnahrung des Volks iſt, doch wenigſtens neben dem Roggenbrode ſeine große Geltung hat. Das nicht eroberte Norddeutſchland, ſcheint es, hat noch einige Jahrhunderte nach Cäſar und Auguſtus nur Haber- und Gerſtenbrod genoſſen.

Erſt zu der Zeit der Völkerwanderung ſoll von Oſten her der Roggen eingewandert ſeyn. Einige glauben, die Hunnen Attilas haben ihn im fünften Jahrhundert mitgebracht. Andere ſind der Meinung, die

Digitized by Google

ſlaviſchen Stämme haben ihn ſeit unvordenklichen Zeiten gebaut und ihn bei ihrer Einwanderung in Deutſchland im fünften und ſechsten Jahrhundert verbreitet.

Obwohl darnach der Roggen unter uns Weſteuropäern erſt ein Alter von etwa anderthalb tauſend Jahren hätte, ſo iſt er doch ſeit ſeiner Einführung allmählig in einem großen Abſchnitte von Europa das Hauptgetreide geworden. Da er ein nördliches Klima und einen dürftigen Boden nicht nur erträgt, ſondern liebt, ſo iſt er nun in der ganzen nördlichen Hälfte unſeres Welttheils verbreitet.

Eine Linie, die von den Karpathen um Ungarn herum durch die Mitte Deutſchlands und das nördliche Frankreich ſtreicht, bezeichnet die Grenze ſeines vornehmſten Verbreitungsgebiets gegen Süden. Südlich von dieſer Linie wird er zwar auch noch gebaut, jedoch zum Theil, wie im mittleren Frankreich, nur als Viehfutter und des Strohs wegen, oder, wie in Italien und auf der griechiſchen Halbinſel, nur hie und da auf den Berghöhen. Im ſüdlichen Deutſchland dient er allerdings neben Weizen und Spelz auch den Menſchen zur Nahrung; doch iſt, wie geſagt, die Cultur und Genuß dieſer letzteren vorwiegend.

Die nördliche Grenze des Roggens geht ziemlich hoch in Skandinavien und Rußland hinauf und begreift dort noch die ganze ſüdliche Hälfte Schwedens, Norwegens und des ruſſiſchen Finnlands. Erſt im Norden dieſer Linie wird es ihm zu kalt und dort nehmen ſeine Stelle wieder die uralten germaniſchen Cerealien, der Haber und die Gerſte ein, die ſich noch weiter gegen den Nordpol hinauf wagen, die Gerſte ſogar noch einige Breitengrade höher, als der Haber.

Im Oſten erſtreckt ſich das Gebiet des Roggens weit nach Aſien und in's ſüdliche Sibirien hinein; im Weſten aber endet es mit den Niederlanden. Ueber den Canal nach Großbritannien iſt der Roggen, ſonderbar genug, kaum in irgend bedeutender Maſſe hinübergegangen. Ganz Großbritannien baut und ißt Weizen und Weißbrod und kennt den Roggen und das Roggenbrod faſt nur dem Namen nach. Und in den nördlichen Gegenden von Schottland und Irland, wo die Natur zur Erzeugung des Weizens zu rauh oder die Mittel zur Bezahlung des Weißbrodes zu gering ſind, behilft ſich das Volk mit Gerſten- und Haferbrod.

Daß Großbritannien ſo faſt ganz aus dem Gebiete des Roggens und des Roggenbrodes hinausfällt, iſt um ſo merkwürdiger, weil es einestheils ganz unter den Breitengraden des Hauptroggenſtrichs liegt und anderntheils faſt von lauter, jetzt wenigſtens, Roggenbrod eſſenden Stämmen bevölkert worden iſt, von Niederländern, Frieſen, Sachſen, Norwegern ꝛc.

Abgeſehen von dem weiten Oſten Sibiriens, Rußlands und Polens gibt es innerhalb des bezeichneten Strichs keine Gegend, in welcher der Roggen ſich heimiſcher gemacht hätte, als in der norddeutſchen Ebene. Er hat hier ſo recht das ihm zuſagende Klima und auch den ihm behagenden ſandigen Boden gefunden, und iſt daher ſo ſehr die vornehmſte Getreidegattung geworden, daß die Landeskinder den ſonſt allgemeinen Namen des Getreides vorzugsweiſe dem Roggen beilegen. Die Norddeutſchen nennen den Roggen allgemein „das Korn," während ſie den andern Kornarten, dem Weizen, der Gerſte ꝛc., die auch neben dem Roggen, aber in weit geringeren Quantitäten gebaut werden, ihre beſondern Namen laſſen.

Ja man behauptet ſogar, der Name Roggen ſelbſt ſey nichts anders, als das durch Transpoſition der Buchſtaben nur etwas umgewandelte Wort „Korn." Nebenher erinnere ich daran, daß es auch in andern Ländern Sitte iſt, die nationalſte Getreidegattung vorzugsweiſe mit dem Namen das Getreide oder das Korn zu bezeichnen. So verſtehen z. B. die Amerikaner unter „the corn" den Mais, ihren vornehmſten Brodſtoff, und die Engländer denken bei „corn" und „cornlaws" an nichts anderes, als an ihren Weizen und ihre Weizengeſetze.

Der mit den Römern nach Süddeutſchland gekommene Weizen hat ſich zwar in der Folgezeit von hier aus allmählig auch durch einen großen Theil des eben bezeichneten Roggengebiets verbreitet. Er wird jetzt nicht nur in ganz Norddeutſchland und Dänemark, ſondern auch in den ſüdlichen Provinzen Schwedens und in den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen bis nach Petersburg hin gebaut, doch iſt er in dieſen Gegenden, von denen ſchon vor ihm der mit den Hunnen oder Slaven gekommene Roggen Beſitz ergriffen hatte, gewiſſermaßen ein Fremdling oder Neuling.

Da er einen fruchtbaren und ſchweren Boden und ein etwas milderes Klima liebt, da ſeine Bearbeitung im Norden koſtſpieliger wird, hat er dort gegen den Roggen nicht aufkommen können und ſpielt auf den Aeckern und in den Hauswirthſchaften des Nordens nur eine ſecundäre Rolle.

Alles zuſammenfaſſend kann man ſagen, der Roggen liefere bei ſämmtlichen Nordgermanen, bei den niederſächſiſchen Stämmen, in Holland, in Weſtphalen, in Preußen, in den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen, und ferner überall in Dänemark, Schweden und Norwegen den vornehmſten und wichtigſten Brodſtoff zur Nahrung des gemeinen Mannes.

Digitized by Google

Wie jedes Produkt in der Welt innerhalb ſeines großen Verbreitungsbezirks wieder einen kleineren Kreis zu haben pflegt, in welchem es in vorzüglicher Quantität und Qualität erzeugt wird, ſo hat denn auch das grobe nordgermaniſche Roggenbrod innerhalb ſeines weiten Vaterlandes ſeine engere Heimath, in welcher es mehr als anderswo ſich breit und berühmt gemacht hat. Es iſt dieß das Land der alten, von den Römern geprieſenen „Brukterer," unſerer heutigen Weſtphalen.

Dieſe Weſtphalen ſind noch jetzt derſelbe derbe, kräftige, lang aufgeſchoſſene Menſchenſchlag wie ihre Vorfahren zur Zeit des Tacitus. Sie leben noch nach alterthümlicher Weiſe, wie dieſer Sittenſchilderer es beſchreibt, unter alten Eichenhainen, recht gemächlich und weitläuftig, in vereinzelten großen Bauerhöfen, in denen „ihre Kinder," wie es in der Germania heißt, „indem ſie ſich mit einander balgen und unter den Hausthieren herumtummeln, bei grober Koſt zu dem Gliederbau aufwachſen, den wir Römer anſtaunen."

Sie treten plump einher in ausgehöhlten Holzklötzen, die ihr Schuhwerk bilden. Schweinefleiſch, Pferdebohnen, Sauerkraut ſind einige ihrer beliebteſten Nahrungsmittel und ihre Getränke heißen „Gräſing." „Keut" und „Ramina." Es ſind das alterthümliche weſtphäliſche Gattungen von Bieren, die ſchon Tacitus mit verdorbenen Weinen vergleicht und von denen ein anderer Italiener, der päpſtliche Legat Chigi, als er einmal im Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts im Münſterlande reiſen und „Gräſing" und „Ramina" koſten mußte, geſagt hat: „Adde parum sulphuris et erit potus infernalis." (Thuſt du noch ein wenig Schwefel hinzu, ſo wird ein Trank daraus, der für die Hölle paßt.)

Es iſt merkwürdig, wie gut zu aller dieſer Alterthümlichkeit, zu jenen Urgetränken, zu den Holzſchuhen, den langen Burſchen das maſſive ſchwarze weſtphäliſche Roggenbrod paßt, das ſelbſt ein ſo ſpartaniſches antikes Ausſehen hat und mit deſſen gewichtigen, ſchwerfälligen Blöcken die Weſtphalen, wenn ſie nur Berge dazu hätten, ihr Vaterland allenfalls eben ſo gut vertheidigen könnten, wie die Schweizer das ihrige mit ihren Felsklötzen.

Von Weſtphalen iſt der ganze Ruhm und Ruf unſeres norddeutſchen Schwarzbrodes vornehmlich ausgegangen. Dort wird es in der größten Menge, in der beſten Qualität und in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit producirt. Dort haben jene berühmten Fremden, Lipſius, Chigi und Voltaire es entdeckt, ſtudirt und der Welt beſchrieben. Dort iſt auch der Name Pumpernickel entſtanden, der auch der weſtphäliſchen Gattung des Roggenbrodes vorzugsweiſe eigen geblieben iſt; dort ſind alle mit dieſem Brode verbundenen Verfahrungsweiſen, Sitten und Gebräuche am meiſten ausgeprägt.

Ich will mich daher mit meinen Bemerkungen über dieſen Gegenſtand zunächſt vorzugsweiſe in die Gauen an der Lippe und Ruhr, und in das Münſterland verſetzen, will ſchildern, welche Rolle das grobe, ſchwarze Kernbrod dort im Haushalt und im Alltagsleben der Menſchen ſpielt, zugleich aber dann von jener eigentlichen Pumpernickelburg aus Streifzüge durch das ganze niederdeutſche Flachland, die Ems-, Weſer- und Elbelande machen und andeuten, wie auch da mehr oder weniger dieſelben Dinge Geltung haben, oder welche Modifikationen ſie dort erleiden mögen.

Da beſondere Specialnamen für die Dinge erſt dann aufkommen, wenn ein Bedürfniß da iſt, ſie von andern Arten derſelben Gattung zu unterſcheiden, und da unſere Weſtphalen und Niederſachſen in der Regel kein anderes Brod kennen, als ihr ſäuerliches Roggenbrod, ſo iſt es natürlich, daß ihnen auch der Name Pumpernickel und die andern Namen, welche man auswärts ihrem Backprodukte gegeben hat, unbekannt ſind. Sie nennen daſſelbe ſchlechtweg das Brod, ſo wie ſie den Roggen das Korn heißen. Erſt wenn das Mehl, wie es zu gewiſſen Zwecken geſchieht, geſiebt und gebeutelt wird und daraus dann das ſogenannte „Ausgeſiebte" oder „Feinbrod" (Finbrod) entſteht, das in einigen Gegenden, z. B. in den Weſermarſchen auch wohl „Kleinbrod" (weil es meiſtens von geringerem Umfange iſt) genannt wird, ſo wird im Gegenſatze dazu dem gemeinen Brode mit der Kleie wohl der Name Grobbrod (Groffbrod) gegeben.

Weizenbrod iſt bei unſern weſtphäliſchen und niederſächſiſchen Bauern ſo zu ſagen etwas ganz Ausländiſches. Sie nennen es in einigen Gegenden, z. B. im Schleswigſchen, ziemlich allgemein „franzöſiſches Brod" („Franzbrod"), was darauf hindeutet, daß, wie der Weizen ſelbſt, ſo auch die Weizenbrodbäckerei aus Frankreich oder Gallien zu uns gekommen iſt, erſt mit den Römern, dann mit den karolingiſchen Franken und vielleicht auch wieder mit den ſpäteren Vorfechtern franzöſiſcher Sitten.

Von ſeiner Farbe nennt unſer Bauer das Weizenbrod auch wohl „Weißbrod" („Wittbrod") und im Gegenſatze dazu bekommt dann das einheimiſche niederdeutſche Roggenbrod den Namen „Schwarzbrod" (Swartbrod).

Da der Weizen durchweg ein loſeres und lockereres Gebäck gibt als der Roggen, ſo iſt für jenes auch der Name „Losbrod" aufgekommen, während dieſes als

dichtes oder „festes“ Brod bezeichnet wird. „Fest-“ oder plattdeutsch „Fastbrodbäcker“ sind in den Städten diejenigen Bäcker, die nur Roggenbrod backen dürfen, „Losbrodbäcker“ dagegen diejenigen, welche sich bloß mit dem Weizenbrod beschäftigen.

Eine sehr allgemeine und in Norddeutschland weit verbreitete Benennung für das Weizenbrod ist endlich auch noch der Name „Stuten oder Stutenbrod,“ der vielleicht von dem norddeutschen „Stut“ * — Säule oder Pfeiler, abzuleiten und wohl von der dünnen, länglichten, säulenartigen Form, in der das Weizenbrod in einigen Gegenden auftritt, hergenommen ist. (In Nordfrankreich und Paris hat bekanntlich das gemeine Weizenbrod noch jetzt die Form eines ellenlangen dünnen Pfeilers.)

Wie die hochdeutsche Sprache für den Umgang mit den Vornehmen, so ist das „Weizen-,“ oder „Franz-,“ oder „Los-,“ oder „Stutenbrod“ bei unsern west- und ostphälischen Bauern nur für festliche Gelegenheiten, bei Hochzeiten u. s. w. üblich, daher sie auch die Zeit nach der Hochzeit, die bei uns sogenannte Flitter- oder Honigwoche, „die Weißbrodwoche“ (de Stutenweke) zu nennen pflegen. — Bei den Aermeren und in Gegenden, wo der Weizen sehr selten ist, muß das ausgesiebte Roggenbrod oder das sogenannte „Finbrod“ an Festtagen die Stelle des Weißbrodes vertreten.

Uebrigens mag ich noch gleich die Bemerkung hinzufügen, daß alle jene angeführten allgemeinen Benennungen für Weizenbrod mitunter in einigen Gegenden auch in engerem Sinne für ganz besondere Arten dieses Brods gebraucht werden. So heißt z. B. in der niedersächsischen Stadt Bremen „Losbrod“ nicht jedes Weizenbrod, sondern eine gewisse Art desselben von einer besondern Form, die freilich dort die gemeinste des Weizenbrodes ist. Eben so werden auch anderswo „Stuten- und Weiß- und Franzbrod“ im weiteren und im engeren Sinne gebraucht. — Der Name „Franzbrod“ z. B., der in Schleswig allgemein für alles Weizenbrod gebraucht wird, gilt im Bremischen bloß für eine ganz besonders feine Gattung desselben.

Der Name „Pumpernickel“ und die damit zusammenhängenden Anekdoten oder Sagen sind in Westphalen nur unter den Gebildeten bekannt, bei den Bauern durchaus nicht. — Da es aber einmal angenommen ist, daß dieser Name mit Bezug auf das westphälische Roggenbrod entstanden sey, so hat er außerhalb Westphalens selbst im übrigen Niedersachsen allgemeine Geltung erhalten, und in Bremen, Hamburg, Holstein ꝛc. gehört das Wort Pumpernickel als Eigennamen dem nach westphälischer Art gebackenen Roggenbrode, während dem einheimischen, gewöhnlichen Roggenbrode der simple Namen „Schwarzbrod“ bleibt.

Das Roggenmehl ist bei weitem nicht so großer Verfeinerung und so mannigfaltiger Verarbeitung und Gestaltung fähig wie das Weizenmehl. Letzteres nimmt fein gemahlen die schönste, schneeweiße Farbe an, und geht willig die innigsten Verbindungen mit Wasser, Milch, Eiern, Butter, Zucker, Honig und zahllosen andern Stoffen ein. Es ist daher die Grundlage aller Arten von Kuchenbäckerei geworden und stellt sich auch als bloßes gemeines Brod in den allermannigfaltigsten Formen und Größen dar.

Die Roggenkörner dagegen haben von Haus aus eine schmutzige, zuweilen ganz dunkelgraue Farbe. Selbst das Mehl behält diese Farbe bei, und das Brod entwickelt dieselbe beim Backen noch mehr. Man kann auch den Roggen nie zu solcher Feinheit mahlen, wie den Weizen, weil seine kleineren Körner von stärkeren Hülsen umgeben sind, und weil sich die Theile dieser Hülse schwerer vom Mehle des Korns trennen lassen, als beim Weizen. Auch hat er von Haus aus nicht den ganz reinen, neutralen Geschmack des Weizenmehls, den man einem weißen Blatte Papier vergleichen möchte, auf das sich alles Mögliche schreiben läßt. Er besitzt vielmehr einen gewissen, ziemlich ausgesprochenen Beigeschmack und würzigen Geruch, der besonders im ausgebackenen Brode hervortritt und der ihn hindert, die Verbindung mit allen den oben genannten Stoffen einzugehen. Das Roggenmehl spielt demnach in der Kuchenbäckerei und überhaupt in unserer ganzen Küche eine bei weitem nicht so große Rolle wie das Weizenmehl. Sein würziger, etwas herber Geschmack und Geruch würde alle die zarten Beimischungen von Milch, Butter, Zucker ꝛc. übertönen. Es läßt sich nur mit dem Wasser verbinden und mit diesem zu einem einfachen, groben Brode gestalten.

Wie die Arten des Gebäcks selbst, so sind auch aus derselben Ursache die äußern Formen, die man dem Roggenbrode gibt, meist sehr einfach, plump und grob und dabei ihre Dimensionen gewöhnlich bedeutend. Das grobe Roggenmehl läßt sich in kleinen Portionen nicht so gut ausbacken; es gedeiht besser in großen Massen. Während das Weizenbrod daher bis zu den kleinsten und zierlichsten Brödchen hinabsteigt, und in Form und Umfang fast in jedem Gau, ja beinahe in jedem Ort wechselt, erhält das Roggenbrod in weiten Strichen eine und dieselbe Gestalt und Größe. Man

* Wahrscheinlich mit „stützen“ zusammenhängend.

Digitized by Google

kann in den Roggenländern viele Tagereiſen weit vordringen, ohne einen Wechſel in der Form und dem Umfang des Brodes wahrzunehmen.

Allerdings aber gibt es doch auch darin einige Variationen, die in ihren Abgrenzungen und Verbreitungsgebieten feſtzuſtellen, wohl ſehr intereſſant ſeyn möchte. Es gibt beſtimmte Formen und Bereitungsweiſen des Roggenbrodes, die nur beſtimmten Gegenden oder Volksſtämmen eigen ſind, und die mit der Nationalität aufhören und wechſeln. Manche Brodformen ſind ſchon ſeit vielen Jahrhunderten in der Gegend, in welcher ſie ſich jetzt finden, einheimiſch.

Da die Form und Bereitungsweiſe des Brodes mit der Conſtruktion des Backofens und mit andern feſten häuslichen Einrichtungen zuſammenhängen, da dieſe nur ſchwer geändert werden und daher ſogar leicht auf ein eroberndes oder ſonſt eindringendes Volk übergehen, ſo könnte man vermuthlich aus der Verbreitung einer gewiſſen Brodform auf die Verbreitung und frühere Geſchichte der Landesbevölkerung ſchließen.

In der Hauptſache tritt das Roggenbrod unter zweierlei Geſtalt auf. Man bereitet es aus Mehl, dem man die ſogenannte „Kleie," d. h. die zermahlenen Holzfaſern der Hülſe des Korns beigemiſcht gelaſſen, oder aus Mehl, dem man dieſe Kleie durch Ausſiebung oder Ausbeutelung genommen.

Die Kleie, die einige fette Beſtandtheile und wie die Epidermis des Negers die Hautfärbeſtoffe enthält, gibt beim Backen dem Brode vorzugsweiſe eine beſonders dunkle Farbe. Wenn man die Kleie entfernt, ſo entſteht ein feineres Brod von hellerer Farbe, für das man in verſchiedenen Gegenden verſchiedene Namen hat.

Es gibt Striche, in denen man nur Roggenbrod von gebeuteltem Mehle genießt, und andere, in denen nur Brod *mit* der Kleie genoſſen wird. Meiſtens aber hat man beide Sorten neben einander, dann jedoch ſo, daß das ausgebeutelte Brod nur zu gewiſſen Zwecken, an Feſt- und Feiertagen dient, das Kleiebrod dagegen zum alltäglichen Bedarf.

Wie das Weizenbrod nach dem oben Geſagten im Ganzen in kleineren Formen erſcheint, als das Roggenbrod, ſo zeigt ſich auch, und zwar aus denſelben Urſachen, das gebeutelte Roggenbrod meiſt von geringerem Umfange, als das grobe. Man kann es als Regel annehmen, je gröber der Stoff, deſto größer die Brode. In den Gegenden, wo das gröbſte Gebäck gebacken wird, hat man auch die größten und gewichtigſten Brode, in Weſtphalen z. B. bis zu fünfzig und ſechzig Pfund das Stück. Das ausgeſiebte Brod geht ſelten über vier oder ſechs Pfund hinaus.

Auch die äußere Geſtalt, welche man dem feinen ausgeſiebten Roggenbrode gibt, iſt faſt überall von der des groben Kleiebrodes verſchieden. Für jenes iſt eine halbkuglichte Figur, für dieſes ein längliches Viereck oder Parallelepipedon das Gewöhnliche. Die Halbkugelform für das Feinbrod herrſcht z. B. in ausgedehnten Strichen des Königreichs Hannover. Es gibt indeß auch Gegenden, in denen das ausgeſiebte Brod eben ſo wie das Grobbrod in länglichen, viereckigen Blöcken auftritt. Die längliche Blockform iſt für das grobe, ungebeutelte Schwarzbrod faſt im ganzen nördlichen Deutſchland, ſo weit der niederſächſiſche Stamm geht, die gewöhnliche. Sie iſt mit dieſem niederſächſiſchen Stamme in Holſtein, in Mecklenburg, in Pommern längs der ganzen Oſtſeeküſte hin bis nach Liefland und Curland eingewandert.

Bei gleicher Form variirt aber auch die Größe des Grobbrodes. So ſind in ganz Holland die Brode meiſt nur von den Dimenſionen großer Ziegelſteine, während ſie an der Weſer und Elbe kleinen Quaderſteinen gleichen. Letztere Form und Größe geht auch durch Jütland und ganz Dänemark, wo durchweg das gemeine Grobbrod des Bauern von demſelben Geſchmack und Gehalt iſt, wie in Niederſachſen. Erſt in dem nördlichſten Roggenlande jenſeits des Sundes treten ganz andere Backweiſen und Formen des Brodes auf, welche ächt ſkandinaviſch ſind, nämlich das ſogenannte „Knäke-Bröd," in dünnen, runden, hart gebackenen Scheiben, die man mit dem Hammer zerſchlagen und mit untadeligen Heldengebiſſen ſpeisbar machen muß. Unſer norddeutſches *weiches* Roggenbrod wird in Schweden nur als Luxusartikel in den Städten und auch einzeln wohl auf dem Lande gebacken.

Wie im hohen Norden, ſo gibt es auch ſüdlich von unſerer norddeutſchen Ebene, in Belgien, im nördlichen Frankreich, im mittleren und ſüdlichen Deutſchland noch gar mancherlei Arten und Formen von Roggenbrod, die aber dort, wie ſchon geſagt, neben den Broden aus Weizen, Spelz ꝛc. keine ſo hervorragende Rolle ſpielten.

Da es dem Geſagten nach in der Natur des groben Roggenmehls liegt, daß es in *große* Brodformen gebracht werde, und da dieſe umfangreichen Roggenbrode nicht ſo leicht austrocknen und alt werden, wie die kleinen Weizenbrode, ſo ſind die Backperioden in den Haushaltungen unſerer norddeutſchen Bauern ziemlich lang. Gewöhnlich backen ſie nur alle vierzehn Tage oder drei Wochen friſches Brod, in manchen Gegenden ſogar nur alle vier oder ſechs Wochen. Recht ſparſame niederſächſiſche Hausfrauen ſuchen wohl dieſe Periode

Digitized by Google

noch über das gewöhnliche Maß zu verlängern. Weil sie wissen, daß die leckern Burschen und Bauernknechte vom frischen Brod besonders viel und gierig essen und immer mäßiger werden, je älter und trockener das Gebäck wird, backen sie gern so viel Brod auf einmal, als möglich. Die allerlängsten Backperioden kommen aber bekanntlich in Schweden vor, wo man nur jedes halbe Jahr einmal frisches Knäke-Brod bereitet, so wie überhaupt die kürzesten in Nordamerika, wo das frische Brod jeden Tag kurz vor dem Frühstück oder Mittagessen gebacken wird.

Man kann sich denken, daß das Kneten des Teigs in den norddeutschen großen Bauernwirthschaften, wo oft fünfzehn bis zwanzig Personen auf einmal für vier oder sechs Wochen mit Brod versehen werden sollen, und wo zugleich die einzelnen zu gestaltenden Laibe einen halben Centner wiegen, ein anstrengendes Geschäft ist. In manchen Gegenden kneten sie den Teig daher auch, wie die Weinkelterer in Süddeutschland die Trauben, mit den Füßen. Dieß soll namentlich in der Grafschaft Meppen und in einigen Theilen Ostfrieslands geschehen. Das ist indessen ein Verfahren, das man sich beim Wein viel eher gefallen lassen kann, als beim Brod.

Trotz dem, daß man beim Schwarzbrodkneten wohl ein paar recht starkknochige Knechte brauchen könnte, müssen sich doch in Norddeutschland durchweg die Mägde damit plagen. Es scheint, bei allen Völkern der Welt, schon im grauen Alterthum, ist die Brodbereitung den Weibern zugefallen. Ein niedersächsischer Bauernknecht würde sich sehr gedemüthigt fühlen, wollte man ihn beim Backtrog anstellen. Nur bei den zünftigen Bäckern lassen sich dieß auch die Männer gefallen.

Der Größe der Laibe und der Schwierigkeit des Knetens entspricht die Dauer des Backens. Es ist beim Schwarzbrod ein energischer nnd langwieriger Proceß. Der Ofen muß vorher mehrere Stunden lang geheizt uud fast bis zur Weißglühhitze gebracht werden. Wenn ein dürres Stückchen Holz, das der Bauer zur Probe an das Gewölbe hält, Funken gibt und zündet, dann ist der Ofen für den Pumpernickel in der rechten Temperatur. Die Backzeit ist nach der Größe der eingesetzten Brode verschieden. Gemeiniglich beträgt sie bei den Bauern zwölf bis vierzehn Stunden, bei den größten Broden in Westphalen aber auch wohl einen ganzen Tag und eine ganze Nacht. Damit von der Hitze und vielleicht auch von der Kraft des Gebäcks nichts verloren gehe, werden die in der Regel ganz niedrigen Oefen nach der Einschiebung der Brode vermauert und verschmiert.

Es versteht sich von selbst, daß beim Backen sowohl als auch beim Kneten und beim Anmachen des Teiges noch sonst hunderterlei Dinge und Griffe zu beobachten sind, damit man sicher seyn könne, am folgenden Tage ein schönes, wohl aufgegangenes, gut ausgebackenes, gares und doch nicht verbranntes Brod herauszuziehen. Das Mehl darf nicht allzugrob geschroten seyn, sonst kommt der rechte würzige Geschmack nicht heraus; auch darf es wieder nicht zu fein seyn, denn sonst wird das Brod leicht klumpig, oder, wie unsere Bauern es nennen, „leberdicht." Ueber den Zustand des Mehls liegen die Bauern und Bäcker mit den Müllern beständig in Streit. Hat der Müller das Mehl zu fein gemahlen, so machen ihm die Bäcker den Vorwurf, er habe „es aus der Kraft gemahlen." Das Mehl muß immer, wenn man es zwischen die Finger nimmt, etwas Korn und Eckigkeit durchspüren lassen uud darf nicht ganz „feifig" und „schmierig" anzufühlen seyn.

Die Backöfen der niedersächsischen Bauern wären wohl einer eigenen Beschreibung werth, die ich hier aber nicht ohne Umständlichkeit und Zeichnung entwerfen könnte. Sie sind wahrscheinlich, wie das Schwarzbrod selbst, sehr alterthümlich und national, von Holland bis Jütland sehr gleichförmig, obgleich natürlich mit Variationen. In allen diesen Gegenden hat jeder Bauer, sogar jeder kleine Köther, seinen eigenen Backofen.

Bis auf die neueren Zeiten hatten auch die Bürger in vielen norddeutschen Städten, z. B. in Bremen, in ihren Häusern ihre eigenen Backanstalten für Schwarzbrod und nahmen das Brod nicht gern beim Bäcker, weil sie das hausgebackene viel würziger nnd schmackhafter fanden. Doch wird es in neuerer Zeit schwerer, Mägde zu bekommen, die sich auf's Brodbacken verstehen. Zur Einrichtung eines kleinen Haushalts in diesen Städten gehören vor allen Dingen die zum Schwarzbrodbacken nöthigen Utensilien: ein gehöriger Backtrog, ein eiserner Brodkratzer, ein hölzerner Brodstempel, um das Zeichen des Hauses auf das Brod zu drücken, und dann auch ein „Brodkissen." Dieses dient zur Bedeckung des warmen Brodteigs während der Gährung. Die ordentlichen Bürger sehen darauf, daß es immer dann und wann rein überzogen werde, und gebrauchen es natürlich sonst zu keinem andern Zwecke.

Daß Weißbrodbacken ist im Gegensatz zur Schwarzbrodbäckerei in Niedersachsen immer eine nicht häusliche Kunst gewesen, die von vornherein von eingewanderten Künstlern, eigenen Bäckern betrieben wurde. Es ist nie ein Theil der Hauswirthschaft geworden, wie dieß z. B. in England und Amerika der

Digitized by Google

Fall iſt, wo man in jeder Haushaltung alle möglichen Sorten von Weißbrod backt.

Aus der Verſchiedenheit der beiden Getreide- und Mehlgattungen und ihren eigenthümlichen Behandlungsweiſen erklärt es ſich auch, daß in Norddeutſchland zwei ganz verſchiedene Bäckerinnungen entſtanden ſind, die der ſogenannten „Losbäcker“ für das Weizenbrod und die der „Feſtbäcker“ für das Roggenbrod. Beide Zünfte haben ſehr verſchiedene Sitten, Gewohnheiten und Berechtigungen und lebten ſonſt auch in unſern Städten unter einander in lebhafter Oppoſition und Feindſchaft. Sie nahmen keine Geſellen von einander an, als ſollten die beiden Getreidearten, Roggen und Weizen, gleichſam jede ihren Geiſt und Hofſtaat haben.

Da es in ganz Oberſachſen und „im Reiche“ nur Weißbrodbäcker gab und in Nordſachſen die „Feſtbäcker“ in der Mehrzahl waren, ſo war auch in dieſen Gewerbszweigen der Verkehr zwiſchen dem deutſchen Süden und dem Norden ſehr gering und Reiſen der Bäckergeſellen aus dem einen Theil unſeres Vaterlandes in den andern ſelten.

(Schluß folgt.)

Das Duell ohne Waffen.

(Fortſetzung.)

Fabian — ſo wollen wir den Schwarzwälder Mechanikus nennen — nahm die Sache mit dem Webſtuhl ſehr ernſthaft. Er hatte damit angefangen, ſchon das Material zu verwerfen. Haltbare Webſtühle ſollten aus Eichenholz gebaut ſeyn, dieſer aber ſey aus Rothbuchen. Das Holz ſey morſch, kein Falz, keine Leiſte verſpreche Dauer. Kurz, er ſey entſchloſſen, wenn er gut ausgetrocknete Bohlen finde, einen neuen und eichenen Webſtuhl herzuſtellen, natürlich auf ſeine eigenen Koſten.

Klephes Eltern dankten in allen Tonarten. Wie aber ein Bauer nicht leicht zu kurz kommen will, ſo beſann ſich auch jetzt der Hausvater. Er meinte, es werde ein mächtig Stück Arbeit ſeyn, der neue Webſtuhl. Ob er den alten nicht wenigſtens aushülfsweiſe repariren möchte, damit Klephe nicht allzulang feiern müſſe?

Das verſagte Fabian entſchieden. Er ſey kein Pfuſcher; im morſchen Holze zu arbeiten, brächte er nicht über ſich. Klephe verliere ja ihre Zeit nicht, ſie helfe beim Grasmähen und Heuwenden. Und dem Mädchen ſchade es gar nicht, wenn ſie vierzehn Tage die ſitzende Arbeit mit der Bewegung im Freien vertauſche. Sey aber der Weberlohn allzu ſchwer zu entbehren — nun, er ſey kein Großhans, aber einen Louisdor habe er immer noch übrig. Er zahle ihn lieber aus ſeiner eigenen Taſche, als daß er flicke und pfuſche. Dagegen ließ ſich nichts einwenden. Die Landleute verwunderten ſich nur über ſo viel Großmuth und Fabian hatte wiederholt zu erinnern, ſie hätten ihm ja das Leben gerettet.

Seine wahre Meinung war freilich eine andere. Schon als der Sommerjüngling aus Gadmen ſo unverholen gejubelt, daß Klephe nunmehr zu Hauſe ſeyn werde, hatte er im Stillen auf's Gegentheil geſonnen. Und als er ſodann trotz ſeiner grenzenloſen Ermüdung die erſte Nacht unter Klephes Dach ſchlaflos durchwacht hatte — wer war froher als er, daß ihm ſein erfindſamer Geiſt den Plan mit dem neuen Webſtuhl eingab! Damit erreichte er jetzt doppelte Zwecke: erſtens daß Klephe *nicht* zu Hauſe blieb, und zweitens, daß er ſelbſt ſeinen Fuß länger im Hauſe behielt.

Denn Fabian liebte Klephen. Das Mädchen erinnerte ihn mit vielen Aehnlichkeiten an ſeine Anna. Ihre Geſichtszüge waren fein, faſt edel. Ihr Kopf, ihr Wuchs, ihr ganzes nettes Perſönchen athmete die zierliche Schönheit der Berner Oberländerinnen, jenes reizende Gemiſch von deutſcher und halb italieniſcher Weiblichkeit. Das zarte Bleich ihrer Wangen hatte vielleicht die Arbeit am Webſtuhl oder der Nebel ihres Hochthales ſo beſcheiden gefärbt; aber die Friſche ihrer Bewegung und Laune, die untadeliche Fülle ihrer wohlgerundeten Glieder bezeugten, daß es nicht kränklich ſey. Es war nur eine Schönheit mehr in Fabians Augen. Es erhöhte ihren ſanften und beſcheidenen Ausdruck, und wir wiſſen, Fabian liebte dieſen Ausdruck.

Digitized by Google

Seine Blumen unter den Mädchen waren nicht die Rosen, sondern das Edelweiß.

So hatte ihn schon ihr erster Anblick gewonnen, ihm selbst noch unbewußt. Die Herzlichkeit ihres Mitleids hatte ihn unvermerkt, aber tief und süß getroffen. Er theilte ihr seine Liebesgeschichte mit, gern und offen, die er sonst grimmig verbissen. Als er ihr seine Anna beschrieb, war es ihm selbst aufgefallen, wie viele Züge auf Klephen paßten, und was noch fehlte, das ergänzte er sich von Stunde zu Stunde. Nach wenigen Tagen schon war ihm Anna vollständig hergestellt in Klephen und seine leidenschaftliche Sehnsucht nach Liebe begehrte sie heiß und entschieden.

Er konnte sich nicht täuschen. Hätte sich ihm seine Liebe verhehlt, seine Eifersucht beleuchtete ihm grell seinen Herzenszustand. Dieses Gefühl kannte er allzuwohl, und Eifersucht, brennende Eifersucht war es, womit er den Gadmer Besuch schon im nächsten Augenblick betrachtete.

Aber wer war es denn nun, dieser Gadmer Besuch? Pierre d'Orme nannte er sich und war mit zwei jüngeren Brüdern der Sohn eines ansehnlichen Handlungshauses. Sein Großvater, Aaron aus Ulm, hatte die Firma begründet und einer reichen und eleganten Wittwe zu Liebe zugleich sich in's Christliche und in's Französische übersetzt. Pierre d'Orme hätte also schlecht und recht der Ulmer Peter geheißen. Aber das ging freilich nicht an für Leute, welche Kutscher und Lakaien hielten, Diners gaben, Badereisen und Welttouren machten.

Pierre d'Orme suchte übrigens nicht sein Vergnügen allein im Berner Oberland. Der junge Mann war ziemlich schnell aufgeschossen, hatte ziemlich früh gelebt, und als er nun die Jahre der Mündigkeit antrat, da zeigte es sich, daß er ein wenig zu nerven- und lungenschwach war, um sofort seine Lebenspflichten auf sich zu nehmen oder in seinen Lebensgenüssen fortzufahren. So geschah ihm der süße Zwang, daß ihm, statt dem Comtoir, Paradiese verordnet wurden. Er sollte ein paar Sommer lang Alpenluft athmen und Uebungen im Bergsteigen halten.

Er hatte sein erstes Logis im Berner Oberland am Brienzer See bezogen und wie billig das modische Haslithal zum Ziel seiner Promenaden gemacht. Durch einen Zufall gerieth er aber bald an einen jener Eingeweihten und Gutschmecker, welche neben jeder Modeschönheit viel größere und aparte Schönheiten zu entdecken wissen, Schönheiten, welche nur sie allein kennen und für welche sie eifrig Gläubige werben. Eine solche Schönheit war das einsam wilde und fast unbetretene Seitenthal, welches von Brienz über Meiringen und Gadmen abzweigt, bis es in einem kleinen Weiler, „am Bühl" genannt, zwischen dem Titlis und dem Susten in der Wildniß verläuft. In dem letzten und obersten der Häuschen am Bühl hatte er bei dieser Gelegenheit die Edelweißblüthe Kiewphea entdeckt. Diese Entdeckung würdigte er, indem er sich gleich darauf von Brienz nach Gadmen umquartierte, worauf er anfing dem schönen Mädchen seine Nachbarbesuche zu machen.

Er war fast der tägliche Gast zum Abendbrode. Wenn er in der nachlassenden Hitze des späten Nachmittags von Gadmen heraufgewandert kam, so brachte er guten Appetit mit, den er in guter Laune zu befriedigen wußte. Er unterhielt dann, Fabian ausgenommen, die kleine Alpenhütte wie ein Kobold. Er wußte immer etwas Lustiges zu erzählen oder zu singen, und schon seine Ausdrücke und Redensarten waren lustig. Sie ergötzten durch die phantasievolle Komik der deutschen Studentensprache, denn Pierre hatte studirt. Sein Vater war der Meinung gewesen, bei den vielen Rechtsverhältnissen des Geschäfts wäre ein Jurist im Hause eine wohlthätige Sache. Aber Pierre trieb es zu toll auf der Universität. Dem Kaufmannssohn war es keinen Augenblick Ernst mit den Studien. Seine übermüthigen Streiche verschonten zuletzt keine Autorität mehr, und als das Carcer nicht ausreichte, wurde er relegirt. Aber für ewige Zeiten hatte er den Vortheil davon, daß er nun tausend Schabernak zu erzählen wußte, den er selbst oder Andere getrieben und womit er vom Salon bis zur Alpenhütte ein unterhaltender Gesellschafter wurde.

Fabian mußte zusehen, wie Pierre Alles bezauberte. Er mußte zusehen, wie herzhaft auch Klephe lachen konnte, keineswegs „so fein und bescheiden, daß man nur die untere Hälfte der rundlichen Zähnchen sah." Wie schmerzte es ihn um das seine Gesicht! Wie dumm, wie verzerrt erschien es ihm oft! Wie sah er es oft mit Blicken des finstersten Vorwurfs an! Klephe blickte dann wohl zurück und sagte in ihrer treuherzigen Weise: „Ihr müßt nicht so traurig seyn!" Aber ihm klang es, als sagte sie: „Ihr müßt nicht so langweilig seyn;" und was er sich einbildete, machte ihn noch unglücklicher, als was er sah und hörte.

In den ersten Tagen hatte er sich jede Nacht vorgenommen, morgen, wenn er die Familie auf die Voralpe begleitete, dem Mädchen ihre Lachlust sanft zu verweisen, weil ja doch nur die Ansteckung der Leichtfertigkeit darin liege; diese Morgenstunde war die einzige, die ihm gehörte, und er wollte sie nützen. Aber just das Gegentheil war geschehen. Das Mädchen hatte immer zuerst angefangen, irgend ein Witzwort von gestern Abend zu wiederholen und kindlich vergnügt sich auch

Digitized by Google

den Morgen damit zu würzen. Da lachte er dann ſelbſt mit, denn am Morgen war er fröhlicher aufgelegt.

Einen Augenblick fiel es ihm ein, mit dem glücklichen Kaufmannsſohn in Scherz und Kurzweil zu wetteifern. Vielleicht hätte er auch Beifall gehabt, aber er mißfiel ſich ſelbſt. Er gab den Verſuch bald wieder auf.

Eine Woche war ſo vergangen. Fabian hobelte und leimte an ſeinem Webſtuhl; Pierre, welcher gewöhnlich früher heraufkam, ehe die Familie vom Grasmähen zurückkehrte, ſah ihm plaudernd und poſſenreißend zu. Auf einmal fiel es ihm ein zu fragen, wie lange „der Schwamm“ noch dauern werde. Einen wackern Arbeiter mußte dieſer Ausdruck verdrießen, und doppelt aus dem Munde eines Müſſiggängers. Fabian antwortete mürriſch und abſichtlich übertreibend: „ſechs Wochen.“ Pierre machte ein langes Geſicht. Plötzlich ſchwang er ſich auf dem Abſatz herum und rief: „Fort, mit Cravatte! Das halt' ich nicht aus!“ Und wirklich lief er hinweg und ging der Familie, heute zum erſtenmal, auch auf die Voralpe entgegen. Fabian ſah ihm beſtürzt nach.

Alſo der ſüße Gewohnheitszug nach dem Mädchen wuchs unter ſeinen Augen? Sonſt erwartete Pierre ſie zu Hauſe, heute geht er ihr entgegen und bald bringt er vielleicht ſeinen halben oder ganzen Tag mit ihr auf der Voralpe zu. Wo ſoll das hinaus? Hat der Kaufmannsſohn ernſtliche Abſichten auf das Mädchen? Schwerlich. Hat er böſe Abſichten auf ſie? Kindiſche Frage! Als ob ſich das Böſe nicht auch abſichtslos thäte! Möglich, daß er kein Verführer iſt, aber wenn das ſo fort geht, ſo iſt die Gelegenheit einer.

Fabian ſann dumpf vor ſich hin. Was kann er thun? Daß ſolche Menſchen ſo gar keine Handhabe bieten! Wäre ein Ernſt in ſeinem Treiben, im Guten oder im Böſen, er könnte ihm reſignirt aus dem Wege gehen oder ihn ehrlich zu Boden ſchlagen. Was aber fängt man an mit einer liebenswürdigen Gedankenloſigkeit, mit einem harmloſen Sichgehenlaſſen, das ſcheinbar gar nichts will und doch dabei Herzen erobert oder wenigſtens verhindert, daß Andere und Beſſere ſie erobern?

Aus ſeinem Nachdenken erweckte ihn ein luſtiger Wechſelgeſang. Die Familie kam von der Voralpe heim, voran Pierre und Klephe. Sie ſangen ein komiſches Duett in der Art jener Parodien, die wir aus „Deutſchlands Leierkaſten“ kennen. Hatte denn der Kaufmannsſohn gar kein Gefühl dafür, wie der Bodenſatz der Städtekultur, der Witz der Bier- und Tabakskneipen in der reinen Alpenluft klang? Der Schwarzwälder fühlte es lebhaft. Es kann einem jungen Manne von natürlicher Ehrbarkeit gewiß nichts Aergeres begegnen, als wenn er das Mädchen, das er im Stillen anbetet, von einem andern ſo fahrig behandeln ſieht, und wenn ſie ſelbſt daran Wohlgefallen findet. „Wie mir der Taugenichts mein Perlhuhn verſchändet!“ murmelte er wüthend zwiſchen den Zähnen. Er ballte die Fauſt und hielt mit Mühe an ſich, als die Geſellſchaft herankam.

Nachts vor dem Einſchlafen hielt Fabian eine große Gedankenmuſterung. Er fühlte bereits das ganze Elend gegen ſich anrücken, welches er durch den egyptiſchen Doktor kennen gelernt. Durch dieſe Hölle durfte er nicht zum zweitenmal gehen. — Was war zu thun? Den Webſtuhl eilig vollenden und dann fliehen, ſo weit ihn die Füße tragen? Als ob er nicht wieder zurückkehren würde! Als ob es möglich wäre, dem Reiz eines Mädchens zu entfliehen, der wie ein Angel im Fleiſche ſitzt! Klephe war ſeine Anna geworden, das war nun nicht mehr zu ändern.

Alſo das Gegentheil: den Webſtuhl in die Länge ziehen und alle Gelegenheiten offen halten. Vielleicht daß das Wetter umſchlägt und die Gadmer Beſuche vereitelt. Vielleicht daß mit dem Wetterumſchlag der frühe Alpenwinter anbricht und den läſtigen Gaſt für immer hinwegſcheucht. Vielleicht — Aber ein ehrbarer Arbeiter kann bei der Arbeit nicht zetteln. Und was für ein Leben iſt das auf ungewiſſe Vielleicht hin!

Ein dritter Gedanke: Erklärung und Heirath. Aber was erklären? Daß er ihr gut ſey? Was ſagte das! Auch Pierre war ihr gut. Daß er ihr ernſtlich gut ſey, daß er ſie heirathen wolle? Ein gewagter Wurf! Entweder er gelingt unmittelbar, oder er erſchreckt das Mädchen und ſcheucht ſie nur zurück. Klephe, ſcheints, denkt über ihre Lage nicht nach, ſie iſt noch das Kind des Augenblicks. Wie nun, wenn ein Heirathsantrag von ihm ſie erſt aufmerkſam machte, daß das auch Pierre thun könnte? Dann finge ſie an zu vergleichen, was ihr jetzt noch nicht einfällt, und eine geheime Stimme ſagte ihm, daß er bei dem Vergleiche zu kurz käme. Er, ein trauriger Mann, leidend, unglücklich, gramvoll, einem Kranken gleich, der nur eben zu ſtehen und zu gehen anfängt und noch wund iſt an ſeinem tiefſten, edelſten Lebensmark; Pierre dagegen luſtig und lachend, fröhlich zu jeder Stunde, immer witzig, immer aufgelegt, glücklich und glänzend, ſorglos und wohlgemuth wie ein ewiger Carneval! Was hätte er dieſem Beneidenswerthen entgegenzuſetzen? Sein Herz! Aber ſein Herz kennt nur er; Pierre dagegen hat ſein lockendes Aeußere und die Gabe der Unterhaltung. Und geſetzt ſogar, er erhielte das Jawort — würde Pierre deßhalb aufhören ſeine Beſuche zu

Digitized by Google

machen? würde Klephe aufhören, ihn für einen angenehmen Gesellschafter zu halten? Und könnte er es ansehen, daß seine Braut sich unterhält an den Possen eines andern? Der Schwarzwälder hat ein feines Gefühl in diesem Punkte. Hieße das nicht das Kleinod ihrer Frauentreue in seinem ersten zartesten Keime gefährden? Nein, ein Heirathsantrag wäre jetzt überstürzt. Man macht diesen Schritt nicht, um einem lachenden Mädchen den Geschmack an einem lustigen Cumpan zu verderben. Und wenn man ihn machte deßhalb, man erreichte diesen Zweck nicht. Der Mißbrauch bestrafte sich selbst.

So dachte Fabian oder so fühlte er wenigstens, und die Nacht voll Ueberlegung und Unruhe brachte ihm keinen Entschluß.

Am grauenden Morgen erweckte ihn ein Schuß. Er fuhr aus schweren Träumen empor und starrte in's Finstere hinaus. Das galt einem Auerhahn! sagte er sich. Aber knallte es doch in den Traum hinein — Heiliger Gott, welch ein Traum! Schon die Erinnerung ist ein Verbrechen. Fort mit ihm! Und wozu wäre der Egypter leben geblieben, wenn es doch noch geschehen sollte? Fabian entsetzte sich vor sich selbst. Er barg sich in sein Bett und versuchte ein reineres Stück Schlaf zu gewinnen.

Licht erfüllte die Dachstube und über dem Susten erglühte das Morgenroth, als Fabian zum zweitenmal aufwachte. Er eilte in die Wohnstube hinab. Vater und Mutter waren schon fort, nur Klephe hatte sein Aufwachen abgewartet. Brüderchen Ruodi war bei ihr, wie sie bei dem Fremden zurückgeblieben.

Die Geschwister empfingen ihn mit Lachen: er hätte sich heute schüli verschlafen; Ruodi wäre schon vor einer Stunde mit Rufen und Pochen an seiner Thür gewesen; aber wer nicht gelofet, das war Herr Fabeli, der Siebenschläfer. Und wenn ihm seine Morgensuppe jetzt eben so schmecke wie sein Morgenschlaf, so speise er heut wie ein König. Damit setzte ihm Klephe die dampfende Milchschüssel vor.

War es Täuschung oder wirkte Alles zusammen? Die Stube voll strahlendem Morgenlicht, die erquickende Befreiung von schwerer Traumesangst, das ungestörte, fast feierliche Alleinseyn nur zu Dreien — Fabian hatte an Klephens Anblick eine Freude, als wäre sie nie so schön gewesen. Ihr kurzes Faltenröckchen, ihr enges Sammtmieder um die zierliche Brust, ihre weitbauschigen, blendend weißen Hemdärmel, ihre strammen Zöpfe mit den feuerfarbenen Schleifen — war eine Fee heute ihr unsichtbares Kammermädchen, daß ihr das Alles so zauberisch stand? Fabian verschlang sie mit seinen Augen. Was für ein freudenreiches Weibchen! jauchzte es in ihm, wie sie die Schüssel auftrug, wie sie mit ihm an dem Tische saß, wie sie plauderte und schaffte. Er träumte sie als seine Hausfrau, die Stube war seine Stube, was sie am Leibe trug, sein Erwerb, wie sie lachte und lieb war, sein Verdienst. Er sah das Vorbild eines häuslichen Glückes so nahe, ja schon so gegenwärtig. So traten sie in die Morgensonne hinaus.

„Luget, es ist doch lustig auf der Allmend," sagte Klephe. „Am Webstuhl ist's nicht so lustig." Sie sah sich nach Ruodi um und warf geheimnißvoll eilig ihm das Wort in's Ohr: „Seyd auch nicht allzu fleißig, Mannle, hört Ihr!"

Fabian fand, daß ihr diese vertrauliche Schelmerei allerliebst stand. „Wäret Ihr mein Weibchen, Ihr dürftet gar nicht mehr weben," antwortete er mit glühenden Blicken. Sie wurde flüchtig roth und lächelte magdlich mit niedergeschlagenen Augen — nicht eben bedeutungsvoll, aber sie lächelte. Fabian nahm sie bei der Hand und flüsterte ihr dringend die Worte zu: „Und höret, Ihr werthiges Maidle, nennt mich doch nicht Ihr. Ich sage auch du, wenn ich im Geiste mit Euch rede, und das thue ich oft und lang — stundenlang, nächtelang. An Anna denke ich nicht mehr so oft — ich wünsche ihr so viel Glück, als ich ihr sonst Reu' und Leid gewünscht habe. Fühl' ich doch, daß es auch für mich noch ein Glück geben kann! Ein Engel hat mich auf Eure Tenfelswand geführt, und wenn Ihr —"

In diesem Augenblick fuhren zwei Hände in Klephens Gesicht und hielten ihr die Augen zu. Dazu rief eine Stimme: „Rathet, wer bin ich? Mein erster Buchstabe heißt Pierre d'Orme." In der That war es dieser gute Freund.

Er war auf dem Nachhauseweg gestern Abend von einem Nachbar am Bühl aufgefordert worden, ob er Morgens vor Sonnenaufgang nicht mitgehen wolle, einen Auerhahn zu schießen, der sich im Revier gezeigt habe. Er habe Ja gesagt und am Bühl übernachtet, heute morgen aber den ganzen Ulk rein verschlafen. Nun wäre er doch ein Kameel durch alle Instanzen gewesen, wenn er nicht gleich dageblieben wäre und sich vorgenommen hätte, den ganzen Tag mit ihnen auf der Alp zu schwänzen. „Gelt, du nimmst mich mit, gütige Klee-Fee? Sie ist halt mein niedlinettes Meitschi!" sagte er gegen Fabian und schlang seinen Arm um das Mädchen. „Aber ein schönes Gebitt hätt' ich. Meine Feldflasche ist in der Manse; was meint Ihr zu einer geistreichen Combination? Sollen wir leben und gesund seyn den ganzen Tag, müssen wir ebbes haben zu lutschen."

In diesem Tone plauderte er fort und trieb

Klephen die paar Schritte nach dem Hauſe zurück, um ihm die Flaſche zu füllen. Es geſchah unter Scherzen und Lachen.

Was In Fabian vorging, bedarf keiner Beſchreibung. Die Freude des Morgens war dahin, der goldene Faden der Gelegenheit durchſchnitten! Aber war es nicht ſchon im erſten Augenblick ſo? Damals, als er dem fremden Mädchen das Leid ſeiner Liebe geklagt, als das herzvolle Kind ſo warm, ſo lieb ihm ihr Mitleid bezeugt — wer war es, der plötzlich dazwiſchen geſprungen und ihm vom Munde weg den erſten, nach langem Zorne den erſten erquickenden Augenblick geriſſen? Er, er, und immer er! Daß ihn der Abgrund der Hölle verſchlänge!

In ſo viel Bitterkeit war es nur eine ſchlechte Genugthuung für Fabian, daß Klephe ihn einlud, er möge lieber gleich auch mitkommen und heute Feiertag halten; es wäre luſtiger zu Dreien. Fabian antwortete: „Ich bin nicht luſtig," und blieb ſtandhaft zurück. Er ſah einen langen, martervollen Tag voll Zurückſetzung voraus, Zurückſetzung, die ihm Klephe bewies, auch ohne es zu wollen — ſie konnte eben nicht anders, wenn Pierre da war. So ließ er ſie ziehen.

Aber die Einſamkeit wurde ihm jetzt ein gefährliches Werkzeug. Er ſann über ſeinen Zuſtand nach — ganz anders als heute Nacht. Hatte ihm doch geträumt, er habe den Pierre d'Orme erſchoſſen! Und iſt ihm doch der ſchönſte, hoffnungsvollſte Sommertag von eben dieſem Pierre d'Orme meuchelmordet worden! Ein Tag ohne gleichen! Ein Tag, der ſo rein, ſo hochgeſtimmt angefangen, ein Tag, wo die Lebensluſt faſt zur Tugend wird! Er iſt dahin der Tag — und die Tugend?

Noch einmal muſterte er ſeine Gedanken von heute Nacht. Noch einmal überlegte er ſich den Gedanken eines Heirathsantrags. Ach, er hätte ihn faſt ſchon ausgeſprochen! Sein Herz war ſo voll, er drängte ſich unwillkürlich auf die Lippen. Ohne Pierres Dazwiſchenkunft —

Aber ſie war ein Glück; denn über den Erfolg ſeines Antrags kann er jetzt nicht anders denken als in der Nacht. Der Erfolg war unſicher. Möglich, daß er Klephens Herz für den Augenblick gerührt hätte; aber dann kam Pierre, und unter Luſt und Lachen ging der Eindruck verloren. Nur Eines blieb: das geſprochene Wort. Das blieb und wurde vielleicht ſein Verräther. Sein Verräther — woran? Kaum wagt ſich's Fabian ſelbſt zu geſtehen; wir müſſen es für ihn.

Er machte in dieſem Augenblick den zweiten großen Schritt auf der Bahn ſeiner Leidenſchaft. Was heute Nacht ihm geträumt, er träumt es jetzt wachend. Er verweilt bei dem Traum, er gefällt ihm, der Traum. Haben ihm doch ſchon die Tannen im Schwarzwald dieſe Verſuchung zugeflüſtert! Aber der egyptiſche Doktor kam mit dem Leben davon. Damals hatte der arme Junge noch die ganze Kraft eines reinen und unſchuldigen Herzens zu verbrauchen, und er verbrauchte ſie redlich. Heut iſt's anders. Noch einmal liebt er und noch einmal ſoll er zurückſtehen. Die Dinge nehmen ganz den Gang wie im Schwarzwald. Aber damals empfand er's mit Schmerz, heute mit Zorn und Erbitterung. Pierre d'Ormes Leben iſt nicht mehr ſo ſicher wie das des egyptiſchen Doktors. Mit finſterer Entſchloſſenheit weidet ſich Fabian an dem Gedanken, daß dem Läſtigen — ein Unglück zuſtoßen könnte. Vielleicht ein unvorſichtiger Schuß, oder ein rollender Stein, oder ein Fehltritt in einen Sumpf, oder ein giftiger Schwamm, es wird ſchon kommen was muß! denkt Fabian. Und wie gut, wie gut, wenn er dann zuvor nicht um Klephe geworben hat! Weiß er Mund und Herz zu verſchließen, ſo kann das — Unglück geſchehen und kein Menſch wird Verdacht ſchöpfen. Wirbt er aber, wirbt er gegen Pierre und Pierre verſchwindet — dann iſt Gefahr, daß in Klephens Herz eine böſe Ahnung ſich einſchleicht. Und ahnt ſie und wird mit dieſer Ahnung im Herzen ſein Weib — welches Glück könnte dieſes Weib ihm gewähren? Sein Glück wäre gebrochen genug und nur ein Engel von Unſchuld könnte ihn heiligen! Aber lernt dieſer Engel ſelbſt den Schuldgedanken ertragen, dann iſt kein reiner Punkt in der Schöpfung, dann iſt Alles verloren und das Leben des Lebens nicht werth!

Das waren die Gedanken, welche jetzt der hobelnde und zimmernde Mann dort oben am Bühl in ſeinem Innern zurecht zimmerte. Bald griff er raſch in die Arbeit, um die Unholde zu verſcheuchen, bald ließ er die Hände ſinken, um brütend ihnen zuzuhorchen. Wer den einſamen Mann ſo ſchaffen ſah in dem Grasgarten der Alpenhütte — wie hätte er das Bild des zufriedenen Fleißes geſegnet!

Die Sonne ſtand in der Mittagshöhe. Wie ſie aufgegangen heute, und ehe ſie aufgegangen — es däuchte ihm tauſend Jahre. Was hat ſie ausgebrütet in ſeinem Gehirn! Wahrlich, ſo brütet ſie über den Schneefirnen, die rings am Horizont ſtehen; wie ſtill und unbewegt ſtehen ſie da; und wie mag es donnern auf ihren Höhen und ſchäumen in ihren Tiefen und ſchmelzen und berſten überall! Wie heftig verändert ſie eine einzige Sommerſtunde, die ſie ſo ruhig beſcheint!

Als er ſeinen Mittag hielt, mußte er wieder an die Voralpe denken. Jetzt halten auch ſie ihre Arbeitsraſt, liegen im Schatten, plaudern, und Pierre läßt ſeine Feldflaſche kreiſen. Wie angenehm unterhält er ſie Alle! Wie beluſtigt ſich Klephe, wie lacht ſie! Einen

Digitized by Google

Augenblick iſt ihm zu Muthe, als müſſe er ſtehenden Fußes hinauf rennen. Aber nein! er hält mit wüthender Gelaſſenheit an ſich. Von heute an wird er ſich hüten vor bemerkbaren Eiferſuchtsſpuren. Ruhe! Geduld! Verſtellung! das iſt das Wort des Tages. Er bleibt ſitzen und nickt ſich unheimlich Beifall zu.

Nach beendigtem Mahle legte er ſich in's Gras, ließ ſich von der Sonne anſcheinen und ſchlief ein. Solch ein Schlaf iſt ſonſt drückend und ungeſund; aber der Arme hatte ſo viel Arges ſchon wachend durchgeträumt, daß es kein Wunder war, wenn jetzt ein Gegenſatz eintrat. Fabian träumte himmliſch ſchön. Es war kein zuſammenhängender Traum, aber es waren Bilder und Zaubereien voll unausſprechlicher Süßigkeit. Rings auf den Alpen ertönte eine ſchöne Muſik und die Schaf- und Geißbuben waren leuchtende Engelknaben. Dann ſah er die Flucht nach Egypten und das Meer und die Palmen, und Anna und Klephe waren Eins, und dieſe Einzige war ſein Weib. Auch ein Söhnchen hatte er ſchon, ein lichtes, lockiges Knäblein, und wenn er genauer zuſah, ſo war es gar das Jeſuskind. Aber das war doch ſelbſt für einen Traum zu ſtark, und vor Verwunderung erwachte er.

Er kam aus dem Lande, das hinter dieſem Leben liegt, wie ein Verklärter zurück. Er war gebadet in Seligkeit. Welch ein Paradies von Glück und Unſchuld war ihm erſchienen! Mit Reue gedachte er ſeiner häßlichen Anwandlungen gegen Pierre, mit Scham und Reue. Thränen ſtürzten über ſeine Wangen und er betete laut, daß Gott dieſe Verſuchung von ihm nehmen möge.

Eine Stimme flüſterte ihm zu, er könne die Kraft zum Guten ſogleich erproben; er könne auf die Grasalpe gehen und mit neidloſer Gelaſſenheit zuſehen, wie die Munterkeit droben im Gange ſey. Gedacht gethan. Er ordnete ſeine Werkſtatt, ſchloß die Hütte ab und ging fort.

Aber unterwegs war es ſonderbar. Er hatte wiederholt kleine Rückfälle. Je mehr die Bezauberung des Traumes in ihm verblaßte, deſto mehr fühlte er, daß ein Traum doch kein Beweggrund zum Guten ſeyn könne. Es fehlte wenig, er wäre wieder umgekehrt. Nur ſeine Füße gingen noch, ſeine Seele ging kaum mehr mit.

So war er bis in die Nähe der Grasalpe gekommen. Zwiſchen ihm und dieſer lag nur noch ein kleiner Strich Tannenholz. Es war ein niedriges Kopfholz, kaum von Mannshöhe und dicht unterwachſen mit Ellergebüſch, Haſelſtauden, Farnkräutern und ſonſtiger Wildniß. Der Boden unter ſeinen Füßen war ein quelliger Moosgrund, ſein Tritt gab nicht das mindeſte Geräuſch.

Da hörte er Stimmen, halblaut, ſcherzhaft, ernſthaft, eifrig, dringend. Die eine Stimme ſagte: „Einen Kuß in Ehren —“ und: „Was nicht verboten iſt, das iſt erlaubt;“ die andere antwortete: „Ich will nicht! Laßt mich! laßt mich doch! Ich werde böſe.“

Fabian hielt an. Es war ein Kampf um einen Kuß. Die Kämpfenden waren Pierre und Klephe. Froh, daß er endlich auch einmal ſtören könne, fing er an zu flöten und brach mit Geräuſch durch die Büſche. Die Zwei blickten verlegen. Klephe faßte ſich zuerſt und rief dem Ankömmling entgegen: „Das iſt fein, daß Ihr auch noch heraufgekommen ſeyd.“ Pierre biß die Lippen. Fabian ſchielte von der Seite nach ihm und verbarg mit Mühe ein Lächeln.

Sie gingen zur übrigen Familie. Es waren heute noch andere Mähder da, denn Klephens Eltern mähten längſt nicht mehr ihr eigenes Grundſtück, ſondern eine Gemeindeallmand, welche den Gadmern gehörte und welche ſie im Akkord mit andern bearbeiteten.

Fabian war anfangs vergnügt. Sein Augen- und Ohrenzeugniß, daß Pierre noch um den erſten Kuß ringen müſſe — eine Frage, die ihn ſchon manchmal gequält — war geeignet ihn zu beruhigen; aber doch nicht auf lange. Er wußte aus Erfahrung, wie klein der Zwiſchenraum zwiſchen einem verſagten und einem gewährten Kuß ſeyn könne, und dann ſagte er ſich, daß ein Menſch wie Pierre weiter eile. So nahm er das, was er geſehen, mit jeder Minute ernſthafter. Was Zwiſchenräume! Pierre iſt Liebhaber, nicht Geſellſchafter. Er hat aufgehört harmlos zu ſeyn, er wird bald aufhören ehrlich zu ſeyn. Er iſt ein Betrüger, ein Verführer; ob mit, ob ohne Abſicht, genug er iſt's; er iſt auf der Bahn.

Seine Laune wurde immer finſterer. Er begriff zuletzt gar nicht mehr, daß ihm die Frechheit des leichtfertigen Vergnüglings nicht gleich anfangs in's Blut gegangen. Ein Kampf um den erſten Kuß! Was war Tröſtliches daran? War ihm Pierre nicht immer noch um einen Schritt voraus? Was ſollte aus Klephen werden, wenn auch er ſo zu werben anfinge? Lüſte lernte ſie, nicht Liebe! Gezerrt von vier Armen müßte ſie den Keckſten bald für den Berufenſten halten. Nein, nicht ſo ſoll ſie lieben lernen, Blümchen Edelweiß, nicht ſo! Davor muß er ſie behüten. Aus den Augen ſoll ihr der Frevler, und zwar bald. Seine Nähe iſt Gift, ſchlimmſtes Gift, weil es das gleißendſte iſt!

Da waren ſie wieder, ſeine ſchwarzen Gedanken. Unter dem Schilde der Tugend ſelbſt kehrten ſie zurück. Sein Gefühl für Klephens Unſchuld war ächt, aber welches Gefühl wüßte die Leidenſchaft nicht zu benützen!

Gegen Abend wurde die Geſellſchaft noch luſtig. Mähder und Mähderinnen tanzten auf dem glatt-

geſchorenen Grasboden, Pierre pfiff Walzer dazu. Der Heimgang war feierlich. Pierre trug eine Fahne vor, eine Frauenſchürze, die er mit Epheu umwand und mit Arvenzapfen ſtatt der Quaſten behing. Er ſtimmte das Lied an: „Die Pinzgauer wollten wallfahrten gehn,“ und ähnliche dieſer Art, und entzündete eine allgemeine Lachluſt. Als die Truppe ſich endlich zerſtreute, forderte ihn alles auf, morgen wieder zu kommen.

Das that auch Pierre. Zur größeren Bequemlichkeit verließ er Gadmen und quartierte ſich bei dem Bauer ein, der ihn auf den Anerhahn eingeladen, das heißt am Bühl. Schon Tags darnach nahm er den Umzug vor.

Von Brienz nach Gadmen, von Gadmen an den Bühl! Fabian hatte dabei die Empfindung eines Belagerten, der ſich und die Seinen in die Luft ſprengen muß, denn alle Vorwerke ſind eingenommen und die Citadelle ſelbſt iſt bedroht. Was helfen ihm ſeine wilden Gedanken? Noch raſcher ſchreitet der Andere vor! Bleibt ihm noch Zeit, einen Anſchlag auszubrüten, wobei er an ſich ſelbſt und ſeine eigene Sicherheit denken kann? Sieht es nicht aus, als müſſe er ihn um den Leib packen und mit ihm zugleich in den Abgrund ſpringen! Wahrlich, wenn er geſtern noch darüber nachſann, den Andern zu opfern und ſelbſt glücklich zu werden, ſo muß er ſchon heute auch daran verzweifeln. Nicht ich oder er: wir beide! ſcheint heute der Schickſalsſpruch. Auch das! Er iſt dieſes Zuſtandes müde; er iſt des Lebens ſelbſt müde. Seine Kraft iſt dahin, oder vielmehr der Reſt von Kraft, den ihm der Schwarzwald übrig gelaſſen. In den nächſten Tagen arbeitete er an ſeinem Webſtuhl wie ein Thier an ſeinem Bau, ohne Sinn, ohne Gedanken, ohne ein menſchliches Ziel, aber vorbereitet zu allem, was dieſem Elend ein Ende machte.

So fand ihn am dritten Abend, als er mit ſaurer Verdroſſenheit ſich eben anſchickte, den Mähdern entgegen zu gehen, ein alter Dorfhauſirer. — Von den Neuigkeiten, welche dieſer herumtrug, wirkte eine wie ein Zunder auf Fabians Phantaſie. Der Hauſirer erzählte nämlich, ein Franzos und ein Engländer hätten ſich geſtern in einem Holz bei Brienz um eine Tänzerin duellirt. Heute Morgen ſey der Engländer geſtorben.

Fabian hörte das und dachte nicht mehr an's Gehen. Er fragte den Hauſirer auf's eifrigſte aus. Er wurde nicht müde zu fragen, ſo wenig der Mann über den Brauch eines Duells überhaupt und über die Einzelnheiten dieſes Falls insbeſondere zu ſagen wußte. Seine Antworten waren ein Spiel verworrener Vorſtellungen, und zuletzt, wie jedes Kind merken konnte, willkürliche Ausſchmückung. Aber Fabian hörte wie ein Bezauberter zu.

Die Heimkehr der Mähder unterbrach das Geſpräch, wenn gleich nur auf Augenblicke, denn Fabian ließ nicht ab. Ueber Tiſche bei der Abendſuppe fing er gegen Pierre wieder an. „Ein Duell? Das iſt einfach,“ ſagte dieſer. „Ich will einen Skandal contrahiren, ſtürze dem Nächſtbeſten einen dummen Jungen, er muß mich fordern und wir pauken uns.“ Worauf er dann fortfuhr prächtige Propatria-Paukereien und gemeine Knoten-Holzereien ſammt zahlloſen Abenteuern von der Menſur in ſeinem ſtudentiſchen Kauderwälſch abzuhandeln. Fabian paßte ſcharf auf. Die Geſetze des Duells, die Meinung der Menſchen, die eigene der Duellanten, die Juſtiz gegen das Duell, und wie ſchwankend und nachſichtig ſie ſey: das alles ſchälte er ſich aus dem bunten Durcheinander nach und nach als den Kern der Sache heraus.

Nachts in ſeinem Bette dachte er weiter darüber nach. Das Duell, fand er, war ein Ding, welches den Tod eines Läſtigen bewirken könne, und doch kein Mord ſey und das Gewiſſen nicht beſchwere. Denn man verſetzt den andern mit deſſen eigener Einwilligung in die Todesgefahr, ja man begibt ſich ſelbſt in dieſe Gefahr. Das war der Begriff von der Sache.

Von dieſer Stunde an dachte und phantaſirte er nichts anders mehr als Duell. Das Wort ſpiegelte all ſeine Wünſche zurück. Das Räthſel ſeines Zuſtandes war damit ausgeſprochen und zugleich die Auflöſung dieſes Räthſels. Ein Duell! Das wäre der Streich, der zwiſchen ihm und Pierre den Knoten durchhiebe.

Aber wie ſollte er dazu gelangen, mit Pierre ſich zu duelliren? Keine Möglichkeit iſt denkbar! Wie beneidet er jetzt die Stände, die ſich duelliren dürfen! Sie haben doch alles vor dem gemeinen Mann voraus, ſogar den vorſätzlichen Todtſchlag!

So war der Duellgedanke wie eine lockende Frucht, welche dicht vor ſeinem Munde hing und die er doch nicht zu erreichen vermochte. Aber mit Bindfäden und verroſteten Nägeln öffnet der Gefangene die ſtärkſten Feſtungen. Mit Waſſertropfen ſägt ein Quellfaden Alpen aus einander. Unwiderſtehlich iſt eine Naturkraft, die blindlings *muß* oder bewußt *will*.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Max von Schenkendorfs Gedichte, dritte Auflage, mit einem Lebensabriß und Erläuterungen herausgegeben von Dr. A. Hagen, Profeſſor zu Königsberg. Cotta'ſcher Verlag, 1862.

Max von Schenkendorfs Gedichte haben es wohl verdient, in einer neuen Ausgabe einem größeren Publikum bekannt gemacht zu werden. Schenkendorf gehört zu den Dichtern der Freiheitskriege; während aber ſeine Geiſtesgenoſſen, Arndt, Körner, Rückert, in Aller Munde ſind, wiſſen Viele von Schenkendorf kaum den Namen und von allen ſeinen Gedichten iſt meines Wiſſens nur „Freiheit, die ich meine" in weitere Kreiſe gedrungen, ja zu einem wahren Volkslied geworden. Dieß mag denn namentlich in dem Umſtand ſeinen Grund haben, daß Schenkendorfs äußerer Lebensgang ziemlich einfach ſich verlief. Wie ſeine Lieder einen elegiſchen Grundzug haben, ſo zeigt ſich auch in ſeinem religiöſen Leben eine Verwandtſchaft mit den Stillen im Lande, wie mit Jung Stilling und ſeiner Familie. Schenkendorf war eine tief innerliche Natur, noch religiöſer angelegt als Körner und Rückert, gemüthlich im beſten Sinne des oft mißbrauchten Worts. Aeußere Schickſalswechſel van der Art, wie ſie in das Leben eines Arndt ſo ſcharf einſchnitten, blieben ihm erſpart; das tragiſchſte Ereigniß in ſeinem Leben war, daß er durch ein unglückliches Piſtolenduell, da er eine gröbliche Beleidigung blutig zu rächen glühte, den Gebrauch der rechten Hand verlor; er lernte aber mit der linken Hand ſchreiben und kämpfen; er zog ins Kriegslager und facht bei Leipzig. Wie Körner ſtarb er früh, 1817 am 11. December als an ſeinem vierunddreißigſten Geburtstage, aber nicht wie dieſer im Kampfgewühle, ſondern in der Mitte der Seinigen.

„Die Kriegs- und Freiheitsgeſänge," ſagt Hagen, „ſind es, durch die Schenkendorf ſeinen Namen der Unſterblichkeit überantwortete, und ungeachtet mancher rückhaltenden Stimme unter Deutſchlands Claſſikern ſich eine Ehrenſtelle erkämpfte. Der dichteriſche Aufſchwung iſt von der Art, daß, wenn auch nirgends das Feierliche und Pathetiſche geſucht wird, Lied und Hymne ſich zu einem deutſchen Dome wölbt, in dem wir mit Andacht verweilen und den wir erwärmt durch die heilige Weihe, erſchüttert durch die ernſte Anſprache, erhoben durch die göttliche Verheißung verlaſſen können. Es iſt ein Bau wunderbaren Einklangs, deſſen große Verhältniſſe uns leicht kleinlich Spielendes, das hie und da aus dem romantiſchen Zierrath vorblickt, überſehen laſſen; es iſt ein Heiligthum, das das Unedle verſtummen heißt, und das, wenn auch von Haß geſprochen wird — und Mißſtimmung ſich bis zu einem Zorn ſteigert, der auf Höllenſtrafen verweiſt — doch nur Frieden und Liebe in ſich ſchließt."

Schenkendarf, darf man wohl ſagen, verhält ſich zu Körner und Arndt, wie Goethe zu Schiller. Die Ruhe und Gelaſſenheit, die aus innerer Harmonie hervorquillt und auf die entſchiedenſte Geſinnungsäußerung mäßigend und verklärend einwirkt, unterſcheidet ſich ſehr beſtimmt von dem Drangpathos der beiden andern Dichter; man vergleiche z. B. Körners Schwertlied und ſo viele ſeiner Freiheitslieder mit Schenkendarfs „Freiheit, die ich meine." Wie gemeſſen und gehalten iſt ſelbſt Schenkendorfs herrliches Studentenkriegslied, das freilich den meiſten Muſenſöhnen unbekannt zu ſeyn ſcheint. Für mich iſt es außer Zweifel, daß Schenkendorf als Dichter einem Arndt und Körner überlegen war. Wenn nun Schenkendorf und Körner jung ſtarben, ſo iſt das Schickſal nicht als ungerecht anzuklagen; denn Körner hätte ſchwerlich eine tiefere, wenn auch eine reichere Entwicklung gehabt, und Schenkendorfs vorher ſchon elegiſch geſtimmte Leyer wäre im Verdruß über die Schmach der hereinbrechenden Reaktion entweder gänzlich verſtummt, aber ſie wäre, ihrem urſprünglichen Weſen ungetreu, zu wild verzerrten Schmerzenslauten verſtimmt warden. Wie ſehr ihn die Wiederkehr des deutſchen Elendes nach Napaleans erſtem Sturz bis zur Rückkehr von Elba im Gemüthe verwundete, erſieht man aus ſeinem Gebet S. 340. Bemerkenswerth iſt bei Schenkendorf eine gewiſſe Hinneigung zum Katholicismus, namentlich zur Verehrung der Maria, ein Zug, den er mit andern Romantikern, wie Novalis, theilt.

Die neue Ausgabe, die hier vorliegt, verdient alles Lab. Sie iſt chranologiſch geordnet und zerfällt in vier Abtheilungen, Königsberg 1806—1812, Karlsruhe, daheim und im Felde 1813, Karlsruhe, Aachen 1814, 1815, Kabienz 1815—1817. Ein Anhang gibt fremde Gedichte, zuerſt van zwei unſerem Dichter befreundeten Frauen, hernach Gedichte auf den Tod des Dichters von Arndt, Friedländer, Fouqué und Groote. Den Schluß bilden einige Erläuterungen, zum Theil aus der Feder des Dichters, die wirklich nothwendig waren. Der Herausgeber hat ſich möglichſt var eigenmächtigen Textveränderungen gehütet.

Wenn nun eine neue Ausgabe der Schenkendarfſchen Gedichte vom patriatiſchen Geſichtspunkt aus nur herzlich willkammen geheißen werden kann, und wenn wir aus demſelben Grunde der umſtändlich erzählten Lebensgeſchichte Schenkendorfs, die der Herausgeber, mit dem reichſten Material dazu ausgerüſtet, nächſtens folgen laſſen will, mit Verlangen entgegenſehen, ſo ſcheint es uns doch

unerfreulich, daß die Erneuerung von Schenkendorfs Andenken zur Belebung einer ſpecifiſch preußiſchen, kleindeutſchen Begeiſterung gebraucht werden ſoll. Der Herausgeber, der das Buch der Königin von Preußen gewidmet hat, ſagt gleich im Anfang: „Bei der jetzt bevorſtehenden Krönungsfeier in Königsberg wurde an die erſte im Jahre 1701 erinnert. Ein neulich erſchienener Zeitungsbericht enthielt die oft wiederholte Angabe, es hätten Simon Dach und ein anderer Poet bei der Geburt des Kurfürſten Friedrich III. ſich als Seher bewährt und wahrgeſagt, daß derſelbe die Königskrone tragen würde. Auch Schenkendorf war ein Seher. Daß Preußens hochſeligem Könige die deutſche Kaiſerkrone dargebaten wurde, kann man ſchon in einem ſeiner Gedichte: „der Stuhl Kaiſer Karls des Großen“ leſen, deſſen Schluß der Sänger ſicher auf niemand anders, als auf den „geliebten Kronprinzen“ bezogen wiſſen wollte:

„Einen hat ſich Gott erſehen,
Dem das Erbtheil zugefallen,
Der ein Stern wird ſeyn vor Allen,
Und was Gott will, mag geſchehen.“

— — Wer ungläubig das nicht herausleſen will, der wird es wenigſtens nicht beſtreiten können, daß wir das, was von Vaterlandsfreunden jetzt laut beſprochen und berathen wird, in den Grundzügen in den Gedichten vorgezeichnet finden. Schenkendorf kann Einheit und Freiheit ſich nicht anders denken, als gewährleiſtet durch ein allumfaſſendes Kaiſerthum, Preußen nicht ohne Deutſchland, und dafür, daß dieſes einſt „unzerſpalten“ daſtehe, fall Preußen „den Dank erfahren.“ Hier iſt Wahres und Falſches gemiſcht. Schenkendorf will allerdings kein Preußen ohne Deutſchland, aber auch ganz gewiß nicht ein Großpreußen, d. h. ein Kleindeutſchland ohne Oeſterreich. Er ſchweigt in den Erinnerungen an das deutſche Kaiſerthum, als deſſen Begründer er Karl den Großen feiert, er beſingt die Habsburger Rudolf, Maximilian I., ja den ſogenannten Pfaffenkaiſer Ferdinand als „Glaubensfels im Ungewitter,“ und das ganze Gedicht: „die Deutſchen an ihren Kaiſer“ vom Juli 1813 kann nur als Mahnung an Franz II. betrachtet werden, mit Würde und Kraft nicht als öſterreichiſcher, ſondern als deutſcher Kaiſer aufzutreten.

„Haus Oeſtreich und Haus Preußen,
Ihr beiden ſeid es doch!
Ihr könnt uns ſchnell entreißen
Dem letzten Schimpf und Joch.
Die andern werden wollen,
Wenn ihr es redlich wollt;
Ein Dank, den Völker zollen,
Heißt mehr, als Sieg und Gold.“

So leſen wir im Gebet nach Napoleons Rückkehr von Elba S. 348. — Ganz beſonders gehört hieher das Gedicht „an das Haus Habsburg“ 1814. Schenkendorf ſchildert hier die deutſchen Römerzüge unter den Ottonen und Hohenſtaufen, beklagt, daß auf jenen Zügen der alte keuſche Muth brach, viel reines deutſches Blut floß, viele hohe Namen Deutſchlands in den langen Fehden ausſtarben; aber er begreift dieſe Sehnſucht nach dem ſchönen Süden als etwas, das tief im deutſchen Weſen liegt, er ruft dem alten Kaiſerhaus Habsburg, dem Stamm, den jeder liebend nennt, zu, er falle beerſchen von den freien Milaneſen bis gen Benevent, aber nur ſolle er über der Schirmherrſchaft Italiens nicht die deutſche Heimath, die ihm zunächſt am Herzen liegen müſſe, überſehen. Dieſes Gedicht hat der Herausgeber im Eingang nicht erwähnt; es klingt aber auch gar nicht nach den „Berathungen“ gewiſſer Vaterlandsfreunde. — Daß Schenkendorf für den damaligen Kronprinzen von Preußen warm fühlte, iſt wahr, und er trifft darin mit zwei andern Dichtern zuſammen, mit Platen und mit Goethe (in den Geſprächen mit Eckermann), die von Friedrich Wilhelm IV. füe die Zukunft ſich Großes verſprachen. Ob Schenkendorf an dem jetzigen Preußen eine große Freude hätte, iſt zweifelhaft. Was würde er von Holſtein, was von Kurheſſen urtheilen? Wenn daher auch Schenkendorf hie und da mehr oder wenigee deutlich Preußens Beruf zum deutſchen Kaiſerreich auszuſprechen ſcheint, ſo zieht ihn doch als ächten Romantiker ſeine Sympathie, ſeine geſchichtliche Erinnerung und ſein Hang zum Katholicismus nach dem Süden und nach Oeſterreich. Uebrigens iſt er nicht der einzige bedeutende Preuße, der ſo fühlt; auch Schleiermacher konnte ſich das künftige Deutſchland nur als ein Kaiſerreich und als Träger und Haupt dieſes Reichs nur Oeſterreich vorſtellen. — Gegen die Tendenz der Einleitung ſprechen, wie geſagt, die Gedichte ſelbſt.

Möchten dieſe Lieder recht tief ins Volk eindringen! Möchte Schenkendorfs Geiſt in unſerer Zeit über das deutſche Volk kommen!

Digitized by Google

Correſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Auguſt.

Sommers Ende. — Fremdenverkehr. — Neubauten. — Staatsſachen. — Straßennamen. — Volksliteratur.

△ Der Stralauer Fiſchzug iſt vorüber und mit demſelben nach Berliner Rechnung auch der Sommer. Das ſchadet indeß nichts; dieſer iſt dieſes Jahr ſo wetterwendiſch und ſo regneriſch wie nur möglich geweſen, während der Berliner Herbſt ſich faſort mit wolkenloſem blauem Himmel und warmem Sonnenſchein einführt. Die Berliner verlaſſen ihre Sommerwohnungen, um deren Annehmlichkeiten ſie dießmal geprellt worden ſind, und wohnen wieder in Berlin; damit kehren Handel und Verkehr wieder in ihr altes Geleiſe zurück, ſämmtliche Theater ſind wieder geöffnet und am Abend füllen ſich auch nach alter Weiſe die Wein- und Bierhäuſer. Der Fremdenverkehr hat in den letzten Tagen geradezu coloſſale Dimenſionen angenommen. Dadurch, daß die Direktionen der verſchiedenen Eiſenbahnen Extrafahrten eingeführt haben, um es dem Berliner möglich zu machen für ein Billiges nach Dresden, nach Thüringen, dem Harz, Hamburg und Swinemünde zu reiſen, ſind zugleich die Sachſen, die Thüringer, die Bewohner des Harzes u. ſ. f. in den Stand geſetzt, ebenfalls für weniges Geld Berlin beſuchen zu können. Namentlich erreicht am Morgen und Abend der Sonntage das Menſchengewühl an den Bahnhöfen einen ſolchen Grad, daß kaum durchzukommen iſt. Daß die Gaſthöfe dabei gut fahren, verſteht ſich von ſelbſt; namentlich ſind die Gaſthöfe zweiten und dritten Ranges, deren Anzahl in Berlin Legio iſt, ſtets bis an die Dächer vollgepfropft, und jeder dankt Gott, wenn er mit ſo und ſo vielen andern Menſchen ein Zimmer bekommt. Wer hier jetzt Geld verdienen will, muß „ein Gaſthof werden.“ Uebrigens nehmen auch die Neubauten rieſige Dimenſionen an; wo man hinſieht, wird gebaut. Im vorigen Jahre ſind nach amtlichen Mittheilungen für 15 Millionen Thaler neue Häuſer errichtet worden; in dieſem Jahre wird vorausſichtlich dieſe Bauſumme ſich verdoppeln. Am beſten fahren dabei die Bauern der benachbarten Dörfer, deren Feldmarken bis in die Nähe der Stadt reichen; ſo haben z. B. drei Tempelhofer Bauern vor einigen Tagen für einen nicht weit vom Halleſchen Thore gelegenen, für Bauſtellen ſich eignenden, aber ſonſt unfruchtbaren Acker von einem hieſigen Spekulanten nicht weniger als hundert und zwanzig tauſend Thaler erhalten. Den drei Bauern iſt, ſoweit das Geld in Betracht kommt, gründlich geholfen; ſie ſind eben ſo gut daran, als wenn ſie das große Loos gewonnen hätten. Der Kauf iſt allgemein von den hieſigen Zeitungen erwähnt worden, und die Folge davon iſt, daß die neidiſchen Spießbürger Berlins Abends hinterm Bierkruge weidlich auf die „habſüchtigen und unverſchämten Bauern“ ſchimpfen. Dieſe werden indeß wohl ſagen, was die Berliner in ſolchen Fällen ſagen: „wat ick mir davor kaofe.“

Bei dieſem Sprüchwort fällt mir ein Sprachproceß ein, der zur Zeit beim hieſigen Stadtgericht ſchwebt. Ein Berliner nennt einen andern „liederlich.“ Dieſer nimmt die Sache krumm und ſtrengt einen Injurienproceß an. Der Verklagte wendet nun aber die Zeit bis zum angeſetzten Termine wohlweislich zu ethymologiſchen Studien an, und verneint alsdann vor dem Richter, daß er den Kläger beleidigt habe: liederlich habe er ihn genannt, weil er reich an Liedern ſey, wie Johann, der muntere Seifenſieder; hätte er ihn beleidigen wollen, ſo würde er ſich des von Luder abſtammenden Wortes „lüderlich“ bedient haben. In ſprachlicher Beziehung hat der Mann recht, und ich bin neugierig, wie der Gerichtshof entſcheiden wird. Uebrigens ſey mir bei dieſer Gelegenheit eine etwas ſchulmeiſterliche Bemerkung geſtattet. Es wäre doch ſehr wünſchenswerth, wenn die deutſchen Orthographen ſich ſo viel als thunlich um die Abſtammung der Wörter kümmerten. Wir ſind in der That unverantwortlich nachläſſig in ſolchen Dingen. Zweckmäßig unterſcheiden wir „war“ (eram) und „wahr“ (verus), dagegen ſchreiben wir „wahrnehmen,“ „Wahrzeichen“ u. ſ. f., was nicht zu rechtfertigen iſt, da hier das „War“ (von war, Acht) gar nichts mit der Wahrheit zu thun hat. Eine allmählige, ſehr behutſame, an das Gegebene anſchließende Reform wäre ſehr wünſchenswerth auf dem Gebiete der Orthographie und wäre echt conſervativ; aber es iſt wenig Ausſicht auf eine ſolche. Der Radikalismus der Germaniſten bricht mit der Gegenwart und ſchreibt nach dem Muſter irgend einer vergangenen Periode in der Geſchichte unſerer Sprache, die er ſich willkürlich wählt; andererſeits iſt die Unkenntniß der deutſchen Sprache ſo allgemein in deutſchen Landen, namentlich unter den Lehrern, daß ich mich nicht wunderte, als vor etwa einem Jahre ein Gymnaſialdirektor bei Gelegenheit einer Prüfung das Wort „herſchen“ nicht von dem Poſitiv „hehr“, ſondern ganz gemüthlich von „Herr“ ableitete.

Noch immer beherzigt unſer Volk nicht den Ausſpruch J. Möſers, daß unſere Vorfahren auch keine Narren geweſen ſind; würde das geſchehen, ſo ſtände es überall beſſer. Auch auf dem Gebiete der Politik wird hier vielfach im Bodenloſen experimentirt. Da hat nun Preußen Italien anerkannt: was iſt nun eigentlich anerkannt? ein geordneter Staat, mit dem als mit einem einheitlichen Ganzen friedliche Beziehungen zu pflegen ſind, oder ein Wolkenkukuksheim, ein Staat, von dem man nicht wiſſen kann, ob er vorhanden iſt, oder jemals vorhanden ſeyn

wird? Offenbar letzteres; die Anerkennung wird mithin nur die Folge haben, die Italiener in ihren Gelüsten auf Venetien zu bestärken, und falls es dort endlich einmal zum Klappen kommen sollte, Preußen in die unangenehmste Stellung zu bringen. Freilich einigermaßen ist unsere Regierung hier zu entschuldigen. Die gesammte Fortschrittspartei, die gesammte liberale und demokratische Presse haben seit Jahr und Tag nach jener Anerkennung geschrieen, wie hungernde Thiere nach dem Futter. Nun ist die Anerkennung da, den Kindern ist ihr Wille geschehen, und was hat man nun? Nichts, nicht einmal mehr einen Vorwand zum Schreien, nicht einmal mehr ein Vorbild, auf das man Preußen zur Nachahmung hinweisen könnte. Sonderbar ist und bleibt es jedoch, daß die Presse eines ganzen Landes eine offenbar so absurde Politik fordert, wie die Presse Preußens. Von allen Berliner Zeitungen ist mir nur eine einzige bekannt, die mit offenen und klaren Augen die Dinge ansieht, wie sie sind, namentlich auch die deutschen Verhältnisse, und diese Zeitung ist die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung." Alle übrigen tappen mehr oder minder im Dunkeln umher.

Am Dönhofsplatze tagt nach wie vor das Haus der Abgeordneten und berath noch wie vor das Budget des Jahres 1862; wann diese Berathung zu Ende seyn wird, das weiß nur Gott allein. Man ist grimmig darüber, daß Preußen nicht piemontesische Politik treiben will, grimmig darüber, daß das gegenwärtige Ministerium nicht einem Ministerium aus der Majorität der Fortschrittspartei Platz macht. Man jammert darüber, daß Preußen tagtäglich mehr die Sympathien des deutschen Volks verliert, und streicht im Budget, was nur zu streichen ist. Man sollte kaum glauben, was das Haus der Abgeordneten für seltsame Dinge zu Tage fördert. Zwar behauptet der Dichter, jeder Einzelne sey leidlich klug und vernünftig, aber „sind sie in corpore, gleich wird ein Dummkopf daraus." Doch auch das trifft hier nicht überall zu. Da kommt ein Harkort und jammert, daß in der Armee verhältnißmäßig mehr Offiziere aus den östlichen Provinzen des Landes dienen als aus den westlichen; da kommt ein Herr Forkenbeck und weist nach, wie gering die Zahl der Bürgerlichen im Heere ist. Und wie hängt nun das Alles zusammen? Erstlich treten die Söhne der Kaufleute und Industriellen der westlichen Provinzen nicht in das Heer, um die Offizierscarrière einzuschlagen, vielmehr danken sie Gott, wenn sie ihr freiwilliges Dienstjahr hinter sich haben, um wieder dem Gelderwerb sich hingeben zu können. Dasselbe gilt, wenn auch im geringeren Maße, von dem Bürgerstande in den östlichen Provinzen, während bei dem Adel seit Jahrhunderten die Sitte herrscht, daß derselbe seine Söhne in die Armee schickt, theils um in derselben zu dienen, bis sie den Offiziersgrad erlangt haben, theils — was namentlich von den nachgeborenen Söhnen gilt — um für immer in der Armee zu bleiben. Rechnet man nun noch ferner hinzu, daß die Söhne der in der Armee dienenden Offiziere in der Regel wieder den Beruf ihrer Väter ergreifen, selten dagegen sich einem bürgerlichen Gewerbe zuwenden, weil das einmal nicht in der Tradition liegt, so ist Alles erklärt. Natürlich will ich damit nicht leugnen, daß, wo es sich um Beförderung von Offizieren handelt, vielfach die adeligen den bürgerlichen vorgezogen werden, und daß solche Bevorzugungen prinzipiell ungerecht sind, aber erklären lassen sie sich aus dem Vorgelegten ebenfalls. Wo Menschen sind, geht es eben menschlich her, mögen die Menschen adelig oder bürgerlich seyn, Aristokraten oder Demokraten, Rittergutsbesitzer oder Kreisrichter.

Unsere Berliner werden von Tag zu Tage den Parisern mehr ähnlich, indem sie sich ebenfalls gewöhnen, nichts mehr von der Vergangenheit wissen zu wollen. Mit wahrer Wuth hat man in den letzten Jahren die deutschen „Gassen" verfolgt, um sie in römische „Straßen" umzutaufen, und kaum ist dieß halbwegs gelungen, so macht man sich daran, auch die Straßen und Plätze umzutaufen. Der Gendarmenmarkt hat seinen Namen daher, weil unter Friedrich dem Großen das Regiment Gendarmen dort seinen Stand hatte; den Berlinern gefällt die erste Taufe nicht mehr, sie verlangen eine zweite: Schillerplatz soll der Platz heißen. Natürlich erfolgt abschlägiger Bescheid. Da existirt hier eine Krautsgasse; Kraut! denkt der Berliner, wie kann man in einer Krautsgasse wohnen! Er petitionirt sofort um eine zweite Taufe. Die Antwort lautet: die Straße oder Gasse sey nach einem Kraut genannt worden, der sich im vorigen Jahrhundert hochverdient um die Stadt gemacht habe, folglich müsse die Krautsstraße auch fernerhin Krautsgasse heißen. Da hat hier vor einiger Zeit die Fichtefeier stattgefunden; ein Bewohner der „neuen Promenade," der vielleicht bei dieser Gelegenheit zum erstenmal den Namen Fichte gehört hat, geht nun sofort zu seinen Nachbarn und petitionirt mit diesen gemeinschaftlich, die „neue Promenade" möchte in „Fichtestraße" umgetauft werden. Nachdem alle Instanzen durchgegangen sind, ist denn vor einigen Tagen der Bescheid erfolgt, daß die „neue Promenade" auch ferner die alte bleiben müsse. Wir wissen nicht, ob sich die Petenten nunmehr an das Haus der Abgeordneten wenden werden; aber das können wir getrost behaupten, daß, wenn sie dieß thun, die Abgeordneten ihre Petition der Regierung „zur Berücksichtigung" überweisen werden. Ist dieß doch vor einigen Tagen so mir nichts dir nichts mit der Petition eines einzelnen Privatmannes geschehen, der ohne weiteres die Einführung der geheimen Abstimmung in Preußen wünschte.

Noch wie vor spinnt sich in der hiesigen „Tribüne" der „geheimnißvolle Kassier oder die Todtenlocke" ab. Die Berliner Bevölkerung verschlingt den Roman wie das tägliche Brod, und deßhalb hat sich auch eine andere Zeitung daran gemacht, etwas Pikantes zu bringen, nämlich einen historischen Roman, betitelt: „der Kurfürst von sechzehn Jahren," der haarsträubende Dinge aus der sogenannten Raubritterzeit der Mark erzählt und dabei so thut, als ob die alten Wegelagerer noch heute existirten, noch heute

Digitized by Google

Hab und Gut des friedlichen Bürgers bedrohten. Daß auch nicht die Spur von Leibeigenſchaft und Hörigkeit in Preußen mehr vorhanden iſt, daß ferner ſeit Aufhebung der Grundſteuerfreiheit der große Grundbeſitz eben ſo gut und noch mehr an den Laſten des Staats zu tragen hat, wie die Capitaliſten in den Städten, deren Vermögen ſich leicht der Beſteuerung entzieht, das Alles kammt nicht in Betracht. Schließlich bemerke ich noch, daß hier ſo eben erſchienen iſt und durch alle ſoliden Buchhandlungen zu beziehen: „Geheimniſſe des Schaffots. Memoiren von ſieben Scharfrichter-Generationen, 1685—1847.“ Das wird wieder Waſſer auf der Mühle der „Stadt der Intelligenz“ ſeyn. Sieben Scharfrichter-Generationen haben an Einem Werk gearbeitet: wenn das nicht gut iſt, was ſoll dann noch gut ſeyn!

Paris, Auguſt.

Die arteſiſchen Brunnen in der Sahara. — Muſſl.

Die Kriegsfurie iſt an der Donau las, und am Miſſiſippi, und in Mexiko, und in China, und in Neapel und in der Czernagara, und ſchauderhaft iſt die Zahl der Menſchen, die ſeit Monden ohne Unterlaß in Scharmützeln, Gefechten und Schlachten fallen; und alle dieſe Völker würgen ſich im Namen des Rechtes und der Nationalität, daß man an beiden verzweifeln möchte. So iſt es denn eine wahre Freude, auch einmal von den Kämpfen zu hören, die der Menſch gegen die Natur beſteht, was am Ende ſein höchſter Beruf iſt, und von den friedlichen Eroberungen der Wiſſenſchaft. Nachdem Frankreich die öſtlichen Gegenden der Sahara mit Feuer und Schwert verwüſtet, ſühnt es die Gräuel des Krieges, indem es Leben und Wohlſtand hervorruft, da wo nach kurz vorher ſeine Schaaren wütheten. Im Jahr 1856 begannen die erſten Arbeiten zu Tamerna im Oued-Bir; die Werkzeuge waren von Philippeville aus zu Lande dahin gebracht worden. Die Eingebornen ſahen den Operationen zu, die ſie nicht begriffen, und lächelten verächtlich und ſchüttelten die Köpfe; als aber nach vierzigtägigem Bohren aus einer Tiefe von 180 Toiſen ein Waſſerſtrahl hervorſprang, der 4500 Litres in der Minute gab, da änderte ſich die Scene. Die Araber begrüßten die Soldaten, ihre Ueberwinder, mit Freudengeſchrei, und der Marabout ſelbſt gab ihnen, den Chriſten, den gottverdammten Ketzern, ein Feſt, und ſegnete den Brunnen, und nannte ihn „den Brunnen des Friedens“ und begleitete die Abziehenden bis an die Grenze der Oaſis.

Noch intereſſantere Auftritte veranlaßte das Springen des Brunnens von Sidi-Rached, einſt eine blühende Oaſe, die durch das Verſiegen ihrer Quellen abgeſtorben war. Als das Geſchrei der Soldaten das Gelingen des Unternehmens verkündete, lief die ganze Umgegend zuſammen. Die Weiber badeten ihre Kinder in den mächtig hervordringenden Fluthen; beim Anblick der unverhofften Waſſerſchätze, die ihm und ſeiner verarmten Familie wieder aufhalfen, und Wohlſtand und fröhliches Aufblühen in ſeine Zelten zurückführten, fiel der alte Cheikh von Sidi-Rached, von ſeinen Gefühlen überwältigt, auf die Kniee und pries dankend Allah und die Roumi. Der Brunnen von Oum-el-Thiour hatte unmittelbare Folgen. Die Araber zweifelten ſchon nicht mehr, wie Anfangs, am Gelingen; der Stamm der Selmiah hatte im voraus ſeine Vorkehrungen getroffen, und kaum begann das Waſſer zu ſprudeln, ſo pflanzten ſie 1200 Dattelpalmen, und ihrem Nomadenleben entſagend, gründeten ſie eine feſte Niederlaſſung.

In den fünf Jahren von Beginn der Arbeiten im Frühjahr 1856 bis einſchließlich 1860 wurden in der öſtlichen Sahara fünfzig Brunnen gebahrt mit 36,761 Litres Waſſer in der Minute, ſo viel als mehrere Flüſſe zuſammen. Und in dieſen fünf Jahren ſind in den genannten Gegenden 30,000 Palmbäume gepflanzt und zwei Ortſchaften gegründet worden.

Bei allen erſprießlichen Folgen, welche dieſe Brunnen für die Lokalitäten haben aber künftig haben werden, liegt dennoch in den ſo ſchnell erzielten Triumphen der europäiſchen Wiſſenſchaft etwas Demüthigendes für den Eingeborenen, denn auch ſie kannten von Alters her die arteſiſchen Brunnen; allein ſtatt zu bohren, müſſen ſie graben mit der Hand oder mit einer kleinen Hacke; in einer gewiſſen Tiefe müſſen ſie in und unter dem Waſſer arbeiten. Die Immerſtanen dauern jedesmal nicht über dritthalb Minuten; in dieſer Zeit füllen ſie einen kleinen Korb mit Erde ꝛc. Kein Wunder, daß ihre Brunnen manchmal vier- bis fünfjährige unausgeſetzte Arbeit erfordern.

Die Oaſen entſtehen und verſchwinden mit den Brunnen. „Der Palmbaum,“ ſagt der Araber, „ſteht mit dem Fuße im Waſſer und mit dem Haupte im Feuer.“ Mit Recht hat der Marabout von Tamerna die arteſiſchen Brunnen „die Friedensquellen“ getauft. Dieſe friedlichen Schöpfungen werden mehr zur Befeſtigung der franzöſiſchen

Digitized by Google

Heerſchaft in dieſen fernen Gegenden beitragen als alle Beweiſe von brutaler Kriegsmacht, welche ihnen Frankreich gegeben. Es ſchwindelt einem ordentlich, wenn man an die Folgen denkt, welche der arteſiſche Brunnen für die Sahara nach ſich ziehen kann. Nach Jahrhunderten iſt vielleicht dieſe ganze Strecke, wo die Natur auf ewig in ſteriler Starrſucht eingeſchlafen ſchien, und wo die Soane ihre befruchtenden Ausſtrömungen an Dornen und verkrüppelte Dattelbäume verſchwendete, in einen unermeßlichen Garten verwandelt, wo ferner weder das Gebrüll reißender Beſtien vernommen, noch das Pulver ſeine grauſige Stimme erheben wird. Wir haben ſchließlich als unſere Quellen noch anzugeben das Bülletin der Induſtriegeſellſchaft in Mühlhauſen, den Bericht des Generals Desvaux im Moniteur u. ſ. w.

Kehren wir nach Paris zurück. Seit dem Sturze Garibaldis hat die politiſche Spannung nachgelaſſen. An die römiſche Frage iſt man längſt gewöhnt. Es geht Alles zu Ende hienieden und ſo wird auch dieſe Frage zuletzt gelöst werden; damit tröſtet man ſich und geht in's Theater. In der großen Oper waren die Proben der Stummen von Portici unterbrochen worden, in Folge der Ereigniſſe in Sicilien. Der moderne Maſaniello iſt jetzt nicht mehr gefährlich; er iſt beſiegt, und was noch mehr iſt, er iſt übertölpelt worden; der Nimbus, der ihn umgab, iſt verſchwunden. Der berühmte Marſch kann ſeine berauſchenden Fanfaren durch den Saal ſchmettern laſſen, es iſt keine Demonſtration mehr zu befürchten.

Einſtweilen machen der Prophet, Robert und die Hugenotten volle Häuſer. Noch immer Kaſſenſtücke! Wenn nichts mehr zieht, ſo erſcheint eine dieſer drei Opern auf der Affiche, und Abends erſcheint das Publikum ſo zahlreich wie bei den erſten Vorſtellungen. Vor einigen Tagen war ich in der 367ſten der Hugenotten. Ich kam fünf Minuten nach dem Aufziehen des Vorhangs und mußte das Ende des Aktes abwarten, um zu meinem Sperrſitze zu gelangen; im Couloir ſtellte ſich mir eine undurchdringliche Mauer von Zuſchauern, d. h. Zuhörern entgegen; von der Bühne konnten ſie wenig ſehen; ſie ſtanden und vernahmen von der Muſik ſo viel möglich. Warum blühen die Meyerbeer'ſchen Opern in unverwüſtlicher Jugend? Meyerbeer dichtet langſam, er bleibt beſonnen in der Begeiſterung, er ſchafft und berechnet. Wie es eine Harmonie der Farben gibt, ſo gibt es eine Harmonie der Melodien unter ſich, und keiner fühlt ſo ſicher heraus, wo ein Geſang ſeine volle Wirkung thut. Und da er langſam dichtet, ſo concentrirt er auf jedes Einzelne ſeine volle Kraft, und ſo muß der Zuhörer hinwieder alle ſeine Kräfte auf die einzelnen Beſtandtheile dieſer großartigen Schöpfungen richten; daher dauert es lange, ehe man ſie ganz aufgefaßt und ſich angeeignet hat. Jede Vorſtellung bietet die Hoffnung, Neues zu entdecken. Bis jetzt ſcheinen mir die Hugenotten der vollſtändigſte Ausdruck des Meyerbeer'ſchen Genius. Vom Ende des dritten Aktes an erhebt er ſich allmählig zu einer Höhe, wo er zwiſchen Mozart und Weber ruhig das Urtheil der Nachwelt abwarten kann. Die Gaymard-Lauters iſt die beſte Valentine, die ich ſeit der Falcon gehört. Mit der Energie der Cruvelli verbindet ſie eine Tiefe der Gefühle, wie wir ſie der Tedesco wünſchten. Die Vorſtellung brachte 10,000 Franken ein. Der Saal iſt leider ſehr alt, ſehr verſchliſſen und ſehr ſchmutzig. In dieſem Saale läßt Meyerbeer ſeine Afrikanerin nimmermehr aufführen, und da er nicht mehr renovirt wird, ſo müſſen wir uns gedulden, bis der neue fertig iſt.

Ich komme nochmals auf die Serva padrona zurück, von der in einem früheren Briefe die Rede war. Die Oper iſt bekanntlich von Pergoleſe. Und dieſer Pergoleſe iſt nicht aus Pergola und hieß nicht Jeſi, wie einige Biographen angeben; er ſtammt aus Jeſi und Pergoleſe iſt ſein Familienname. Er kam zur Welt 1710 und ſtarb in ſeinem 26ſten Jahr. „Et rose, elle a vécu ce que vivent les roses!“ Wer kennt nicht ſein Stabat? Und derſelbe Jüngling, der ſo rührend die Leiden der Madonna am Fuße des Kreuzes beſingt, ſchrieb dieſe Serva padrona, dieſe von Laune und tollem, dabei ſtets anmuthigem Humor ſtrotzende Opera buffa. Zwei Perſonen nur, zwei redende oder ſingende, und eine ſtumme Figur, Scapin, hat das Stück, und dieſe reichen hin, um zwei Akte auszufüllen; nicht einen Augenblick erſchlafft der Effekt. In der Hauptrolle entfaltet die Galli-Marié ein graziöſes Talent; ſie ſchneidet keine Grimaſſen wie eine Italienerin, und fährt nicht mit heftiger Geſtikulation um ſich; ein Lächeln, das der Blick ergänzt, eine knappe, raſch hingeworfene Geberde genügt der wohl temperirten Komik der Pariſerin. Eine prächtige Soubrette für das Théâtre français; allein im Vergleich zu den idriſchen Bühnen bietet das Théâtre français nur eine magere Carrière. Dieſes Jahr konnte das Conſervatoire keinen Preis für die Tragödie austheilen. Eine mittelmäßig begabte Sängerin ſingt ſich in der Provinz ein Vermögen zuſammen, und was die Sterne erſter Größe koſten, iſt allbekannt. Frau Galli-Marié verläßt einſtweilen die komiſche Oper und kehrt auf einige Monate nach Nizza zurück, wo ſie ein Engagement hat.

Im Théâtre français hat die Reprise der lange nicht aufgeführten Pſyche von Molière, mit Chören und Ballet, ſehr gefallen. Im neuen Théâtre du Cirque auf dem Platze du Châtelet iſt Rhotomago ſchon mehrere mal gegeben worden. Seit Montag dem erſten September wird im neuen Saltétheater am Square des Conſervatoire des arts et métiers geſpielt.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 39. 24. September 1862.

Alles Große und Kleine an dem menſchlichen Körper iſt bedeutend; die Natur hat eine zehntauſendfache Sprache, in welcher ſie auf einmal mit uns redet; von ſich ſelbſt redet ſie ſehr verſtändlich, ſehr unzweideutig, und es fehlt nicht an ihr, ſondern an uns, wenn ſie nicht verſtanden oder unrecht verſtanden wird.

Lavater.

Die Schönheit und Anmuth des menſchlichen Angeſichts.

„Die Schönheit war immer der Gott der Welt.“ In der wilden Kampfeswuth, der Trojas heilige Feſte erlag — ſo iſt die Meinung, wenn wir zunächſt an den Zuſammenhang des Gedichts denken, in dem Schiller dieſes bedeutende Wort ausgeſprochen hat — war doch auch ein idealer, ein göttlicher Zug, weil es der ſchönen Helena, der ſchmählich entführten, galt. Oder aber, wenn wir den Sinn der Worte allgemeiner faſſen, die Welt überhaupt, die Welt des Geiſtes wie die materielle kann ſich mit ihrem mannichfachen Widerſtreit der Strebungen nur dadurch doch noch als von dem Geiſte des Idealen, des Göttlichen erfüllt darſtellen, zu ihm ſich zurückbeziehen, daß ſie die Macht der Schönheit anerkennt, in der das ahnende Gefühl die Gewißheit einer nur vorübergehend verhüllten ewigen Harmonie findet. Auch die Wiſſenſchaft kann nur inſofern den Menſchen erheben, als ſie ihn zur Schönheit hinleitet, wenn ſie ihm dieſelbe auch nicht unmittelbar durch das Gefühl zuführt, wie die Kunſt.

Man ſtößt zwar oft auf das Vorurtheil, daß die Geſetze der Schönheit nicht logiſch erkannt, ſondern nur durch das natürliche Gefühl, den Geſchmack im einzelnen Falle unbewußt zur Anwendung gebracht werden, und wenn ſich auch im ſittlichen Gebiete dieſe Beſchränkung als unberechtigt leicht herausſtellt, ſo wird ſie doch im ſinnlichen feſtgehalten; ganz beſonders aber da, wo beide ſich berühren, wo das ſinnlich Erkennbare zum Ausdruck des ſittlich zu Beurtheilenden wird, vorzüglich alſo in der Beurtheilung der äußern Erſcheinung des Menſchen, inſofern ſie der Ausdruck ſeines Innern iſt. Denn zu der allgemeinen Schwäche, daß man gern die Unfähigkeit eines Einzelnen, ſich von dem Grunde ſeines Urtheils über das Schöne klare Rechenſchaft zu geben, durch die Appellation an den Geſchmack als etwas rein ſubjektives zu beſchönigen ſucht, kommt hier noch die ängſtliche Rückſicht auf die etwa möglichen Berührungen perſönlicher Sympathien und Antipathien.

Zwar fehlt es auch nicht an einem plauſibeln Grunde zu dieſer Zurückdrängung jeder logiſchen Zergliederung einer das Gefühl berührenden Frage. Man fügt häufig jenem erſten Vorurtheil das zweite bei, es werde durch die ſtrenge Arbeit des Verſtandes das urſprüngliche natürliche Gefühl zerſtört. Wenn dieß wahr wäre, ſo wäre jedes Streben nach größerer Erkenntniß nicht die edelſte, ſondern die entwürdigendſte Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes, da es das Beſte in ihm vernichten müßte, und die Wiſſenſchaft könnte nur dem

Digitized by Google

noch werth seyn, dem sie eine melkende Kuh ist. Es ist aber nicht so. Nur der kann sich, um seine Illusionen nicht zu stören, ängstlich hinter die Unantastbarkeit des guten Geschmacks verstecken, der sich selbst im Grunde einen schlechten zutraut; denn ein richtiges Gefühl kann durch das nachdenkende Aufsuchen seiner Gründe nur erhöht und geläutert werden. Es ist deßhalb gerade dann erst die wissenschaftliche Thätigkeit eine erhebende und kann auch auf die Theilnahme aller derer Anspruch machen, die schon mit feinem Gefühl dem Schönen sich hingegeben haben, ohne sich bisher ihrer Nachhülfe zu bedienen, wenn sie der Erforschung der Gesetze nachgeht, nach denen jenes Gefühl unbewußt zu urtheilen gewohnt ist.

Insbesondere kann daher auch die wissenschaftliche Erforschung des menschlichen Körpers nur dadurch ein höheres allgemeines Interesse in Anspruch nehmen, daß sie ihn uns als Gegenstand des Wohlgefallens, das wir von Natur an ihm haben, auch erkennen und verstehen läßt. Er verdient aber ein solches in höherem und vorzüglicherem Grade als andere Dinge der Außenwelt nur insofern, als er ein Spiegel des geistigen Lebens ist, dem er als Werkzeug dient. Die wissenschaftliche Betrachtung kann nun zu diesem Zwecke, wie überhaupt, eine doppelte seyn, erstens eine anatomische, zweitens eine physiologische, d. h. entweder die Form und Anordnung der Theile des Körpers in Ruhe zergliedern, oder das Spiel ihrer Bewegungen im Leben beobachten.

Diese beiden Auffassungen pflegt man im Beginn des Studiums stets zu trennen, während sie im weiteren Verlauf desselben zusammenfließen. Denn wenn es für den Beginn der Feststellung der Formverhältnisse und Bewegungsgesetze eine Erleichterung ist, sie scharf aus einander zu halten, so ergibt sich bei näherem Eingehen eine so durchgreifende Abhängigkeit beider von einander, daß man sie nur gemeinsam richtig verstehen kann. Die Form der Theile bedingt die Art, wie sie sich zu den Zwecken des Lebens an einander hin bewegen können, und die Bewegung übt im steten Verlauf einen unablässig umbildenden Einfluß auf die Form aus. So wird denn auch die Betrachtung der schönen Eindrücke, die wir von der Anschauung des Körpers aufnehmen, zuerst eine doppelte seyn müssen, indem wir den Grund derselben theils in schönen Formverhältnissen seiner Theile finden, die sich in Ruhe, namentlich selbst im Tode noch, am klarsten erkennen lassen, theils in schönem Verlauf der Bewegungen, durch die er sich uns als lebendig wirksam darstellt. Endlich aber werden wir dahin kommen, beide als im Grunde zusammenhängend und einander bedingend zu erkennen.

Die Unterscheidung der Schönheit der festen Form des menschlichen Körpers und der seiner Bewegung ist eine bereits geläufige, seitdem sie Schiller in seinem Aufsatze über Anmuth und Würde durchgeführt hat. Man nennt nach seinem Vorgang allgemein die erstere, die Schönheit des Baus oder die architektonische, wie er sie auch definirt, im engeren Sinne Schönheit, die letztere, die schöne Ausdrückung des bewegten Lebens im Körper, Anmuth, so daß man oft von einem Menschen, insbesondere von einem Gesicht sagt, es sey nicht schön, habe aber einen anmuthigen Ausdruck; und oft schätzt man gerade solche Gesichter besonders hoch, hält also diese Anmuth im Grunde für eine besonders wirksame Schönheit. In der That ist sie auch vorzugsweise sprechend als unmittelbare Aeußerung des Wirkens der Seele im Körper, während die fest abgeschlossene Formschönheit seiner Theile sich mehr unabhängig von demselben darstellt; daher regt jene lebendiger an, diese läßt sich mehr ruhig bewundern.

Ich will nun versuchen, nur in den Hauptzügen der schönen Eindrücke, die das Gesicht eines Menschen machen kann, den Gegensatz dieser beiden Arten von Wirkung auseinanderzulegen und sodann die Berührungen zu zeigen, die trotzdem zwischen ihnen stattfinden. Ich werde zu diesem Zwecke zuerst für die reine Formschönheit des Gesichts, sodann für die des Mienenspiels einige Grundgesetze zusammenfassen, und endlich an solche Züge erinnern, in denen sich beide nicht völlig scharf trennen lassen.

I.

Die reine Formschönheit, von der wir zuerst ausgehen, zeigt sich auch darin als mehr fest abgeschlossen, daß für sie, als das bequemer zu Beobachtende, schon durch die vielfache Uebereinstimmung des Geschmacks ziemlich feste Regeln sich gebildet haben. Der Theil aber, an den sich diese mit Recht vorzüglich anlehnen, sind die Knochen, am Gesicht also der Schädel. Nicht nur im Leben ändert er, wenn einmal ausgewachsen, seine Form nicht mehr, selbst Jahrhunderte nach dem Tode noch aus der Erde gewühlt, zeigt er dem sinnigen Beobachter feste Verhältnisse. Auf die Formverhältnisse des Schädels läßt sich denn auch fast Alles zurückführen, was man allgemein als Grundzüge eines schönen Gesichtes anzusehen gewöhnt ist.

Der ganze Schädel besteht aus zwei Hauptstücken: der festen gewölbten Kapsel, die das Gehirn einschließt, und den sogenannten Gesichtsknochen, welche der Augenhöhle, Nasenhöhle und Mundhöhle zur festen Stütze dienen. Bei dem Thierschädel treten die Gesichtsknochen

Digitized by Google

mehr oder weniger als Schnabel oder Schnauze unter dem Hirnſchädel hervor; beim Menſchen tritt dieſer mit ſeinem vorderen Ende als Stirn ſo ſtark über jene hervor, daß das ganze Geſicht eine ungefähr ſenkrecht ſtehende Façade bildet. Damit iſt die erſte Grundbedingung eines ſchönen Geſichts gegeben: ein ſolches muß, wie man ſich ausdrückt, einen großen Geſichtswinkel haben, da, je mehr die Stirn über Mund und Naſe hervortritt, eine am Profil des Geſichts, z. B. von der Stirn zu den Schneidezähnen herunter gezogene Linie mit einer horizontal durch daſſelbe, z. B. den Zähnen entlang gezogenen einen um ſo größeren Winkel bildet. Beim Negerſchädel iſt derſelbe ziemlich ſpitz, er nähert ſich dem thieriſchen Profil; am größten dagegen wird er bei dem typiſchen Ideal des olympiſchen Zeus, bei dem die Grenze von Naſe und Stirn weiter vorſteht als die zwiſchen Naſe und Oberlippe.

Dieſes die menſchliche Geſichtsform im Grunde bedingende Hervordrängen des Hirnſchädels über den Geſichtsknochen iſt beim neugeborenen Kinde ſchon völlig ausgebildet; ja es tritt ſogar übermäßig hervor und gleicht ſich erſt ſpäter wieder etwas aus, da die Geſichtsknochen, wenn ſich die Zähne entwickeln, verhältnißmäßig mehr in der Richtung von hinten nach vorn wachſen als der Hirnſchädel.

Nicht minder wichtig für die ideal menſchliche Geſichtsform iſt ein zweites Verhältniß in der Lage des Hirnſchädels gegen die Geſichtsknochen. Der Schädel iſt beim Menſchen nicht nur über dem Untergeſicht mehr nach vorn vorgeſchoben als bei den Thieren, ſondern auch nach oben mehr über demſelben erhoben, dieſes aber noch viel mehr als jenes bei verſchiedenen Menſchen in verſchiedenem Grade; denn es kommt erſt nach der Geburt, und damit unter ungleicheren Bedingungen zur Entwicklung. Beim Kinderſchädel ſitzt die Stirn noch ſo dicht auf dem Untergeſicht, daß die Augenhöhlen unmittelbar über den Wurzeln der obern Zähne liegen und für die Naſe zwiſchen Mund und Stirn nicht mehr Raum gegeben iſt, als für die daneben liegenden Augen unbedingt erfordert wird. Wenn nun aber mehr und mehr die Stirn mit dem vordern Theile des Gehirns in die Höhe ſteigt und den Mund, deſſen feſte Stütze, der Unterkiefer, hinten am Grunde des Schädels angeſtemmt iſt, dabei weit hinter ſich läßt, während die Augen, die am Stirnknochen feſt anliegen, ihr folgen, ſo zieht ſich das Mittelſtück des Geſichts erſt in die Länge. In dem Knochen, auf welchem die Augäpfel ruhen und unten die obern Zähne ſtecken, im Oberkiefer, entſteht jetzt erſt eine große lufthaltige Höhle, Augen und Mund entfernen ſich von einander, und eben ſo natürlich auch das obere und untere Ende der Naſenhöhle, da ſie von der Stirn bis zum Munde reicht. Die gegenſeitige Lage beider Enden der Naſe iſt alſo auch für dieſes zweite, die menſchliche Schädelform auszeichnende Verhältniß der in's Auge fallende Maßſtab.

Man nennt das Geſicht ſchön, in dem die Naſenwurzel nicht nur eben ſo weit vorliegt als die Grenze von Naſe und Oberlippe, ſondern auch ſo viel über derſelben, daß ihr Abſtand ein volles mittleres Drittheil der ganzen Höhe vom Kinn bis zu den Haaren über der Stirn bildet. Mit dieſer Begrenzung der Naſe im Geſicht, durch welche ſie hauptſächlich für die Schönheit des ganzen Geſichts bedeutend und bezeichnend wird, hängt aber die Form ihres Rückens mehr oder weniger zuſammen. Er wird ſchlank gebogen, wenn der ganze Raum, den er durchſetzt, hoch, er wird gedrückt, mopſig, wenn dieſer niedrig iſt.

Mit der ſtärkeren Ausbildung des Abſtandes von Stirn und Mund ſteht ferner auch die ſchöne Form der Augenhöhle im genaueſten Zuſammenhang. Denn auch ſie behält eine mehr breitgedrückte Umwandlung, wenn die Stirn ſich wenig vom Untergeſicht abhebt. Thut ſie es aber viel, ſo wird ihr unterer Rand, der beiderſeits, durch die Augenbrauen ausgezeichnet, in der Naſenwurzel zuſammengefaßt iſt, mehr bogenförmig über ſeinen beiden Enden, die auf den Backenknochen feſtſitzen, geſchwungen. Dieß macht ſich am auffallendſten dadurch bemerklich, daß die Augenbrauen nach der Naſenwurzel zu in die Höhe gehen, was deßhalb allgemein für ſchön gilt. Folgen ſie aber ausnahmsweiſe nicht dem Rande des Knochens, ſo kommt darauf wenig an, wenn es auch immer etwas ſtört; ſie können ſeitwärts hinauf laufen und das Auge iſt doch ſchön eingefaßt, wenn nur der Knochen über dem ſeitlichen Augenwinkel zur Backe hinabgebogen iſt.

Abgeſehen aber von dieſer Wölbung des ganzen Stirnrandes über der Naſe, iſt jeder einzelne Augenbrauenrand noch über dem darunter liegenden Auge gewölbt. Dieſes liegt immer der Mitte des Knochendaches über ihm ſo dicht an, daß es bei ſtark ausgeſprochener Wölbung deſſelben höher zu ſtehen kommt als die Enden des Knochenrandes, die mit Naſe und Backen ſich berühren. An dieſen aber ſitzen die Enden des Schlitzes der Augenlider, aus deſſen Mitte der Stern des Auges hervor ſieht. Daraus folgt nun, daß von der Wölbung des Stirnrandes auch der Schnitt des Auges abhängt. Iſt ſie ſtark in die Höhe gezogen, ſo ſtehen die Enden der Spalte tiefer als der Stern des Auges, und zwar der an der Backe tiefer als der an der Naſenwurzel; der Rand des untern Lides iſt gerade, der des obern

Digitized by Google

gewölbt und zur Naſe hin in die Höhe gezogen. Das iſt, was man ein ſchönes Auge nennt, wie bei Goethe. Sitzt aber die Stirn in der Mitte tief über der niedrigen Naſe, ſo iſt auch das Auge herabgedrückt, die Augenwinkel ſind an den Enden des flachen Stirnrandes höher angeheftet als der Augenſtern; beſonders gegen den ſeitlichen hin iſt die Lidſpalte ſpitz hinaufgeſchlitzt.

Endlich hängt mit dem Auseinanderrücken der Theile des Geſichts auch das Verhältniß der Breite derſelben zuſammen. Wird die mittlere luſthaltige Partie zwiſchen Mund und Augen ſtark in die Höhe ausgedehnt, ſo rückt ſie in der Breite mehr zuſammen; die Backenknochen treten weniger plötzlich zwiſchen Stirn und Unterkieferrand hervor, fügen ſich dem Geſammtumriß mehr ein.

So bildet ſich alſo im Ganzen die ideale Geſichtsform dadurch heraus, daß die mittlere Partie des Geſichts durch Zunahme in der Höhe, durch Abnahme in der Breite den beiden andern möglichſt nahezu gleich kommt. Für das letztere iſt auch die Ausprägung des Stirngewölbes und des Kinnrandes weſentlich beſtimmend. Sie können bei einem ſchmalen und hohen Mittelgeſicht die Backenknochen ganz in eine ſenkrechte Seitenwand des Kopfes eingeſchoben erſcheinen laſſen. Dieß gibt die bedeutendſten hohen Geſichter. Wenn aber auch Stirn und Kinnrand etwas mehr ſchmal zuſammentreten und alſo die Backen heraustreten laſſen, kann doch der Umriß noch ſehr fein gezogen erſcheinen, zumal bei jugendlich glatter Ueberkleidung der Backenknochen, wenn nur die mittlere Partie nicht neben der größeren Breite zugleich zu niedrig iſt.

Zwiſchen dieſen beiden Arten von ſchönen Geſichtern, von denen ſich das erſtere einem länglichen Viereck nähert, deſſen lange Seiten ſenkrecht an den Backen herunter laufen, während dieſe bei dem letzteren mehr daraus hervortreten, liegt der gewöhnlich als Norm aufgeſtellte Typus des ovalen Geſichtsumriſſes in der Mitte, und auch die klaſſiſchen Muſter, die uns die griechiſche Skulptur gegeben hat, nähern ſich bald mehr dem einen, bald mehr dem andern, wonach man denn auch im Leben mit einiger Freiheit und Willkür die ſchönſten Geſichter ausſucht. Das bleibt aber feſte Regel, daß ſie nicht unten ſchnauzenförmig hervortretend und daß ſie nicht in der Mitte niedrig gedrückt ſeyn dürfen.

Damit iſt nun ziemlich Alles gegeben, was Schönheit der ruhenden Form im Geſicht genannt werden kann. Denn wie wir geſehen haben, hängt der Schnitt der Augen und Naſen, ſo weit ſie die Schönheit mitbedingen, auch weſentlich mit davon ab, wie ihre Anſatzpunkte am Knochen liegen. In geringerem Grade gilt dieß freilich auch von den Lippen; denn die Lage des Mundes hängt auch mit von der Höhe der mittleren Geſichtsknochen ab. Iſt ſie gering, ſo ſind dafür die Stücke unter der Naſe, in denen die Zähne ſtecken, lang; der Mund rückt weit von der Naſe; aber in einem ſchönen Geſicht iſt dieſe Entfernung gering. Die feinere Modellirung der Lippen dagegen beruht rein in den Weichtheilen, und zwar ſind es hauptſächlich Muskeln, welche, an die Haut angeheftet, eben ſo die bleibende Haltung wie die ſtets wechſelnde Bewegung der Oberfläche durch ihre Spannung bedingen. Eben deßhalb aber hängen hier auch beide am untrennbarſten zuſammen, ſo daß hier am wenigſten von reiner ſtarrer Formſchönheit als ſolche die Rede ſeyn kann.

Nur Ein Theil iſt noch ſichtbar im Geſicht, der auch eine feſte Form hat und an den man deßhalb beim Suchen nach Geſetzen reiner Formſchönheit noch außer den Knochen denken könnte, das Auge; und wer hätte nicht ſchon von ſchönen Augen in Poeſie und Proſa reden hören? Dennoch bildet man ſich mit Unrecht ein, daß der zierlich glänzende Augapfel an ſich zur Schönheit des Eindrucks, den ein Geſicht macht, weſentlich beiträgt. Sein Anſehen verhält ſich vielmehr bei allen geſunden Menſchen beinahe ganz gleich. Seine äußere Oberfläche ſpiegelt wie ein blanker Knopf die hellen Partien der Umgebungen wieder, und hinter ihr ſieht man die bunte Regenbogenhaut mit der runden Oeffnung in der Mitte, durch die man in die dunkle Tiefe blickt. Die bunte Haut kann ſchön tiefbraun gefärbt oder waſſerblau ſchillernd ſeyn, oder ſie iſt mehr ſchmutzig grünlich, und die dunkle Oeffnung iſt größer oder kleiner. Dieß kann aber alles beſtehen neben einem höchſt bedeutenden oder unbedeutenden Eindruck, den das Auge auf den Beſchauer macht. Dieſer beruht theils, wie ſchon angedeutet, auf der Wölbung der Oeffnung der Augenhöhle und dem Schnitt der Oeffnung der Lider, der wieder von der Lage ihrer Befeſtigungspunkte am Knochen abhängt, und iſt inſofern eine Wirkung der Schönheit des Schädels, theils, wie wir ſpäter ſehen werden, auf der Bewegung des Blicks. Auf den hellſten Theil, den blanken Stern, fällt dabei als hervorſtechenden Mittelpunkt die meiſte Aufmerkſamkeit, obgleich er ſelbſt bei allen Menſchen, auch wo ein bedeutender Eindruck fehlt, gleich ſchön iſt. Ich wenigſtens wüßte nichts, was ihn da, wo ein Auge mehr Eindruck macht, auszeichnete; und daß es hier nicht auf leicht überſehbare Feinheiten ankommt, iſt leicht erſichtlich, wenn man bemerkt, wie roh oft Maler das Auge ausführen, ohne den Effekt zu verfehlen.

Will man nun verſuchen, ſich von dem Eindruck, den die reine Formſchönheit des Geſichts unzweifelhaft

macht, Rechenschaft zu geben, so können dazu zwei Wege eingeschlagen werden und sind wirklich betreten worden, aber bis jetzt mit wenig Glück. Entweder man kann den Grund der Schönheit der Form in gewissen mathematischen Verhältnissen der Größe der einzelnen Theile suchen, oder in der Bedeutung, die das Vorwiegen des einen oder andern derselben als Zeichen einer geistigen Eigenschaft hat.

Das erstere ist neuerdings, wie für alle schönen Formverhältnisse, so auch für die des menschlichen Körpers mit Hülfe des sogenannten „goldenen Schnittes" versucht worden. Es ist dieß ein bestimmtes Verhältniß der Größe von zwei Linien, und in diesem Verhältniß sollen an Gegenständen schöner Form und so auch an schönen Gesichtern theils die Durchmesser von Höhe und Breite, theils einzelne Abschnitte der Höhe zu einander stehen. Man denkt sich dann die Wirkung analog wie die der Harmonie in der Musik, die auch auf festen Verhältnissen der Zahl von gleichzeitig erfolgenden Schwingungen beruht, welche die einzelnen Töne ausmachen. Diese Analogie ist aber schon darum offenbar eine ganz schiefe, weil sich dann die Verhältnisse der Dimensionen in sehr engen Grenzen um das rein Richtige bewegen und geringe Abweichungen davon schon sehr störend empfunden werden müßten. Die Größenverhältnisse der einzelnen Theile des Schädels können aber beträchtlich schwanken, ohne häßlich zu werden, und der ideale Typus bildet sich, wie wir sahen, besonders dadurch heraus, daß am Mittelgesicht die Höhe wächst, während die Breite abnimmt. Wäre aber auch eine Erklärung dieser Art durchzuführen, so würde sie doch den schönen Eindruck der menschlichen Gestalt nur in der Art wirksam erscheinen lassen, wie es ein schöner Krystall auch seyn kann, aber nicht auf Grund ihrer Eigenschaft als Manifestation der geistigen Bedeutung, die dahinter steht.

Bekanntlich hat es auch nicht an Versuchen gefehlt, in den Formen des Gesichts und besonders des Schädels eine Symbolik des Geistes aufzudecken. Man wird es mir aber gern erlassen, den Nachweis der Absurditäten zu wiederholen, zu denen die Phrenologie und Physiognomik gelangt sind. Man braucht sich nur zu erinnern, wie gerade der für die Ausbildung der idealen Gesichtsform wichtigste Theil, die Partie zwischen Augen und Mund (eben so wie die von den Phrenologen mit Vorliebe behandelten Vorsprünge am Augenbrauenrande der Stirn), nichts ist als ein System von lufthaltigen Höhlen zwischen Knochenwänden, also für das Leben ganz bedeutungslos, um sich denken zu können, daß hier eine Erklärung des Eindrucks aus der Zweckbedeutung der Theile unmöglich ist.

Wir müssen daher bis auf weiteres darauf verzichten, die Schönheit der Form des Gesichts aus ihrer Abhängigkeit vom geistigen Leben zu erklären. Man kann wohl dunkel darüber phantasiren, daß die Hervordrängnng und Emporhebung des Schädels über Mund und Nase ein Vorwalten des geistigen Princips über das thierische nnd eine Erhöhung der geistigen Kraft versinnbildlichen. Wenn aber das Gehirn und das Schädelgewölbe eines Sokrates sich zwar auch stark nach oben heraus hebt, aber das untere Ende der Stirn mit den Augen doch nahe über dem Munde und damit zugleich die Nase in der gedrückten Stellung und Form wie beim kindlichen Gesicht sitzen bleibt, nnd man dieß weniger schön findet als die starke Erhebung der Stirn des olympischen Zeus, so kann man wenig entgegnen, wenn jemand einwendet, das sey Geschmackssache, nur daß wir uns nun doch einmal von den griechischen Bildhauern diesen bestimmten guten Geschmack haben vorschreiben lassen. Wenn nun das Vorurtheil richtig wäre, gegen das ich schon in der Einleitung mir erlaubt habe zu protestiren, daß die unmittelbare Wirkung des Schönen auf das Gemüth um so ungestörter sich geltend machen könnte, je weniger wir dazu kommen, uns von ihrem Grunde klare Rechenschaft zu geben, so müßte gerade diese reine Formschönheit des Gesichts den gewinnendsten Eindruck machen. Dieß ist aber nicht der Fall; die Formschönheit, die uns im todten Bilde am reinsten erscheint, erregt auch, wo sie uns im Leben entgegen tritt, an sich nur kalte Bewunderung; und es kann auch nicht anders seyn, wenn wir bedenken, daß jeder tiefere, auf persönliche Annäherung hinwirkende Eindruck die wenn auch unbewußt erregte Vorstellung eines dem Edelsten in uns selbst wahlverwandten Geistesleben mit Nothwendigkeit voraussetzt. Es widerstrebt dem natürlichen Gefuhle, auf die Neigung zum Menschen, die doch zuletzt nur seinem in volle Thätigkeit gesetzten Geistesleben gilt, Verhältnisse einwirken zu lassen, die sich zu einer Zeit entwickelt haben, in der man den Geist selbst noch nicht für sich verantwortlich zu machen pflegt. Wenn man deßhalb im gewöhnlichen Sprachgebrauch unter einem schönen Gesichte nur das versteht, das den Regeln über Formverhältnisse entspricht, an die wir uns so eben erinnert haben, so ist es unsinnig zu behaupten, ein vernünftiger Mensch könne sich in ein schönes Gesicht verliebt haben. Man könnte sonst auch die Göttinger Studentengeschichte glauben, wonach sich Blumenbach in den Schädel der Georgierin verliebt haben sollte, der noch jetzt in seiner hinterlassenen Schädelsammlung zu sehen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Das norddeutſche Roggenbrod und der weſtphäliſche Pumpernickel.

(Schluß.)

Der gute, ausgebackene, ächte weſtphäliſche Pumpernickel hat eine ſchöne dunkle, ſaftige, kräftige, kaſtanienbraune Farbe, und einen äußerſt wohlthuenden, nervenſtärkenden und würzigen Geruch. Auch hat er eine Art Kraftbrühe in ſich, wie der Ochſenbraten, und beim Schneiden zeigt ſich dieſer Saft unter dem Meſſer in kleinen Perlen. Ich glaube es ſind die öligten oder fetten in der Hülſe des Getreides enthaltenen Theile, die im Innern verdampfen und ſich dann wieder zu Tröpfchen zuſammenſetzen. — Die weiche Krume des Schwarzbrods ſteckt im furchtbaren Panzer einer faſt einen viertel Zoll dicken Rinde, die ſich bei dem vierundzwanzigſtündigen Braten gebildet hat. Indeſſen iſt gerade dieſe Rinde, wenigſtens für den mit guten Zähnen bewaffneten Feinſchmecker, das Schmackhafteſte am Ganzen und zugleich auch, wenn ſie vom Feuer nicht zu ſtark angegriffen und verkohlt iſt, das Nahrhafteſte. Sie löst ſich ſowohl im Waſſer, als auch im Munde viel leichter auf als das Weizenbrod.

Die Leckermäuler unter den weſtphäliſchen Bauern benaſchen gern die friſch aus dem Ofen kommenden Brode, und ſuchen, ſo lange ſie noch warm ſind, ein Stück Rinde abzubrechen, das mit friſcher Butter beſchmiert bei Hamm und Jütersloh eine Delikateſſe iſt.

Im Sommer verdirbt das Brod leichter als im Winter, wird ſchnell ganz trocken und ſchimmelt auch mehr, wenn es viel regnet, daher denn auch, wenn endlich einmal wieder friſches Brod gebacken wird, die Freude darüber im Hauſe gewöhnlich groß iſt. Im Winter hält ſich das Brod länger friſch. Der beſte und gewöhnliche Platz für ſeine Aufbewahrung iſt der Keller.

Die Größe der Brode und ihr Rindenpanzer machen das Tranchiren des Pumpernickels und überhaupt des Schwarzbrodes zu einer ſchwierigen Aufgabe. Es gehören weſtphäliſche Großknechtshände und Muskeln dazu. Das Brodſchneiden für die ganze Haushaltung, für das Geſinde und auch für den Bauern und ſeine Familie ſelbſt, iſt ein Geſchäft, welches in Weſtphalen und beinahe in ganz Niederſachſen durchweg zu den Verrichtungen des Großknechts gehört. Es wird darüber zuweilen ſogar im Contrakt mit ihm ein eigener Artikel aufgeſetzt, wodurch er ſich zu dieſer Verrichtung verpflichtet. Für dieſe Operation iſt in manchen Gegenden ein eigener Tiſch, der Brodtiſch, beſtimmt, über dem ein feſtes, ſcharfes Meſſer an einem Stricke hängt. In einigen Diſtrikten Norddeutſchlands (z. B. im Schleswigſchen) hat man auch eine Maſchine zum Brodſchneiden, ähnlich der, die unſere Hausfrauen zum Zuckerzerkleinern oder unſere Bauern zum Häckſelſchneiden gebrauchen. In andern Schwarzbrodprovinzen ladet man indeß dieſe Arbeit dem Großknecht nicht ausſchließlich auf, ſondern läßt das Brod auf einem beſtimmten Platze der Eßſtube oder im „Brodſchranke“ liegen, wo es jeder Morgens, Mittags und Abends zu finden weiß, um ſich nach Bedürfniß mit einem beliebigen Schneidewerkzeuge, das zur Hand iſt, davon abzuſchneiden.

Da das Roggenmehl, wie geſagt, immer einen ſo plumpen und einfachen Charakter behauptet, nur mit Waſſer angemacht wird, beim Backen keine Verbindungen mit Milch, Zucker, Gewürzen ꝛc. eingeht, wie das Weizenmehl und die mannigfaltigen aus ihm hervorgehenden Gebäcke, ſo paßt das kernige Schwarzbrod vorzugsweiſe als Unterlage und Gegenſatz zu allerlei fetten Dingen, zur Butter, zum Käſe, zum Speck ꝛc.

Die gewöhnliche Form, in der es genoſſen wird, iſt daher auch die des „Butterbrods.“ Die ſchöne, friſche, milde, weiche, geſchmeidige, goldgelbe Butter tritt zu dem ernſten, kräftigen, dunkelgefärbten Roggenbrod in einen weit frappanteren Gegenſatz, als zum Weizenbrode, daher auch das wahre Butterbrodland nur ſo weit ſich erſtreckt, als der Genuß des groben Roggenbrods allgemein iſt, durch Norddeutſchland, Schweden, Holland ꝛc. In den Weizen- und Weißbrodländern iſt die Butter auf's Brod weder ſo angenehm noch ſo nothwendig.

Der Käſe gehört eben ſo entſchieden zum Schwarzbrod, wie die Butter. Das weichliche Weißbrod gibt ihm bei weitem nicht das Relief. Wer ſeinen Käſe auf Weizenbrod legt, wenn er Roggenbrod haben kann, thut etwas äſthetiſch Unrichtiges. Etwas Käſe und etwas Schwarzbrod — beides die Verdauung befördernd — iſt daher auch als Schluß der Mahlzeit in den Roggenländern ſehr allgemein, und bei unſern Bauern in Holland und Friesland iſt ein tüchtiges Stück Käſe und ein tüchtiges Stück Schwarzbrod eine ſo gewöhnliche Koſt, daß daraus das Sprichwort entſtanden iſt: „Käſe und Brod ſleit alle Minſchen dod“ (Käſe und Brod ſchlägt alle Menſchen todt), womit

man, glaube ich, ſagen will, daß dort alle Menſchen ſo lange Käſe und Brod kauen, bis ſie ſterben.

Wie der Käſe, ſo iſt auch der Speck mit dem Schwarzbrod durch Antagonismus verknüpft. Eine Speckſchnitte zu Weißbrod erſcheint dem norddeutſchen Geſchmack mehr oder weniger widerſinnig. Das Grobbrod gehört zum Speck, wie der Mann zum Weibe. Die dicken, gelblichen Speckſeiten, lang und breit wie öſterreichiſche Soldatenmäntel, hängen daher auch überall nur in den Gegenden ſo reichlich in den Rauchfängen, in welchen die maſſiven Schwarzbrode im Keller liegen. Und weſtphäliſcher Pumpernickel und weſtphäliſche Schinken kommen uns aus derſelben Provinz zu.

Obgleich zum Braten, zu Saucen, zu den meiſten Suppen, zu faſt allen Gemüſen und Obſtſorten einem gebildeten Geſchmack das Weizenbrod als die richtigſte Zukoſt erſcheint, ſo gibt es doch auch auf den Tiſchen der Reichen manche Gerichte, bei denen Schwarzbrod paſſender iſt. Im Allgemeinen läßt ſich ſagen, daß das Schwarzbrod als Zukoſt um ſo mehr an ſeinem Platze, je fader, matter oder fetter das Hauptgericht iſt. Es ſollte z. B. namentlich zu allen Fiſchgerichten ſervirt werden, bei denen man auch als Zutrank ſtatt des Weines lieber Bier begehrt. Beim Stockfiſch iſt in Norddeutſchland Bier ſtatt des Weines und eine Schwarzbrodſchnitte ſtatt des Weißbrods ziemlich herkömmlich.

Aus demſelben Grunde ſollte man auch keine Büchſe mit Gänſeleberpaſteten verſenden, ohne ein Packet mit einem Pumpernickel beizufügen. Wer ein zartes Schnittchen weſtphäliſchen Pumpernickels zur Straßburger Gänſeleber genießt, findet die Verbindung ſo naturgemäß, daß er am Ende nicht mehr weiß, welches von beiden die größere Delikateſſe iſt.

Ich ſage ein zartes Schnittchen; denn allerdings muß der grobe Pumpernickel etwas fein behandelt werden. Der Gebildete wird ihn in der Symphonie einer Mahlzeit ſo ſparſam benutzen, wie der Muſiker im Concert die Baßgeigentöne. Man muß ihn als eine Art Gewürz betrachten. In der That hat ſich auch dieſe Erkenntniß im Gebrauche längſt befeſtigt. Im ganzen norddeutſchen Butterbrodlande, wo die Verbindung von Schwarzbrod mit Weißbrod ſo beliebt iſt, ſind immer die Schwarzbrodſchnittchen viel dünner, als die vom Weißbrod.

Auch ſpielt das Schwarzbrod geradezu häufig die Rolle eines Gewürzes. Man zerreibt es zu feinen Krumen und ſtreut dieſe mit Zucker auf den fetten Rahm der ſogenannten „dicken“ oder „ſauern“ oder „Setzmilch.“ Zuweilen röſtet man auch dieſe Schwarzbrodkrumen und beſtreut damit, ebenfalls mit einer Beimiſchung von Zucker, das Apfelmuß, das dadurch beſonders wohlſchmeckend wird. Rahm und Apfelmuß mit Weißbrodkrumen beſtreut würde nach norddeutſchen Geſchmacksbegriffen, die hier gewiß die richtigen ſind, gar nicht angehen.

Wie zu mehreren Gerichten, ſo paßt das Schwarzbrod als Zukoſt auch zu manchen Getränken beſſer, als das Weizenbrod. Feinen Weinen es beizugeben, iſt freilich niemanden eingefallen. Der Wein, namentlich der ſaure Rheinwein, verlangt etwas Delichtes und Mildes als Gegenſatz: Nüſſe, ſanftes Weißbrod ꝛc. Beim flauen Kaffee und Thee dagegen iſt ein Pumpernickelſchnittchen ganz an ſeinem Platze. Auf allen Thee- und Kaffeetiſchchen hat daher das Schwarzbrod ein weites Terrain gewonnen, nicht nur bei den norddeutſchen Bauern, ſondern auch in den Cirkeln der höheren Stände.

Leider ſteht ſich das Schwarzbrod auch beſonders gut mit dem Branntwein, und obgleich ich die Erſcheinung natürlich nicht allein daraus erklären will, ſo iſt es doch beachtenswerth, daß die Schwarzbrodländer auch unſere Hauptbranntweinländer ſind. In Schweden liegt gleich neben dem Branntweinglaſe das ſchwarze „Knäkebröd“ und in ganz Norddeutſchland ſpülen ſie das Schwarzbrod gern mit einem Glaſe Schnaps hinunter.

In Curland und Livland, wo bekanntlich kurz vor Tiſche die Herren zur Stärkung ihres Magens ein kräftiges Glas Liqueur zu ſich nehmen, pflegen wohl die ſchönen Damen mit ſeinen Fingern eines der zu dieſem Zwecke auf dem Liqueurtiſche bereit liegenden Schwarzbrodſtückchen zu faſſen, es in die ſilbernen Becher ihrer Herrn zu tunken und dieſe Delikateſſe zu genießen. Weißbrodſchnittchen im ſüßen Liqueur wären bei weitem nicht ſo pikant.

Eine geröſtete würzige Schwarzbrodſchnitte gibt dem Trinkwaſſer einen angenehmen ſäuerlichen und erfriſchenden Geſchmack, und da ſie ſich leicht darin auflöst, ertheilt ſie ihm zugleich ihre Nahrungsſtoffe. In weiten Strichen des Nordens iſt es daher ſehr gewöhnlich, den Kranken eine geröſtete Schwarzbrodſcheibe im Waſſerglaſe vor's Bett zu ſetzen. Die Patienten werden dieſen Trank ſelten müde und können große Quantitäten davon ſchlürfen. Weichliches Weißbrodwaſſer würde ihnen viel ſchneller zuwider werden.

Unter den Landleuten bleibt es nun natürlich nicht bei ſo ſparſamer Verwendung des Grobbrodes, bei ſolchen raffinirt dünnen Theebutterbrodſchnittchen und mit den Fingerſpitzen in ſilbernem Liqueurbecher eingetunkten Scheibchen. Sie genießen vielmehr das Brod in großen Quantitäten, in fingerdicken, oft zum

Erſchrecken breiten und langen und mit einer entſprechenden Butterſchicht bedeckten Scheiben und bringen es außerdem in die mannigfaltigſten Verbindungen mit vielfachen Nationalgerichten.

Eines der verbreitetſten dieſer norddeutſchen bäuriſchen Schwarzbrodgerichte iſt wohl die Milchſuppe mit Schwarzbrod. Die Milch wird dabei aufgekocht und dann der Pumpernickel hineingebrockt und darin erweicht. In vielen Gegenden Weſtphalens iſt dieſe, wie ſie dort ſagen, „Milchſupke“ das gewöhnlichſte Abend- und Morgengericht des Landmanns. Zuweilen muß ſie auch bei der Mittagsmahlzeit dienen. Am beſten verträgt ſich das ſäuerliche Schwarzbrod mit der Buttermilch, weniger gut mit der zarten ſüßen Milch. So ſcheint es wenigſtens einem gebildeten Geſchmacke; doch denken die Bauern darüber zuweilen anders. Eine große Schale friſcher ſüßer Milch mit eingebrocktem Schwarzbrod iſt in vielen Marſch- und Viehländern im Sommer das willkommenſte Frühſtück der Bauern.

Eine ſehr gute Verbindung geht das Schwarzbrod auch mit dem Bier ein, und Bierſuppe, in welcher das Grobbrod faſt zu Brei gekocht wird, iſt daher in unſerem Norden ſehr weit verbreitet. Sie iſt von Farbe und Conſiſtenz ein wahres Spartaneressen und auch vielfach in den Städten unter den Bürgerklaſſen und auch auf dem Lande unter dem Adel ſehr gewöhnlich.

Es iſt ſchade, daß man Voltaire in Weſtphalen nicht auch einmal dieſe Suppe vorgeſetzt hat. Wir hätten gewiß noch einige gute Witze bekommen, beſonders wenn man ſie ihm ſo zubereitet hätte, wie die Bauern ſie in einigen Gegenden der mittleren Weſer zu genießen pflegen, mit Zwiebeln und Schweinefett zum kochenden Biere. Dieſe Sorte von Bier- und Schwarzbrodſuppe, die ſie bei Stadthagen an der Weſer Morgens ſtatt des Mokkakaffees und Abends ſtatt des Haifangthees genießen, geht, was Kraft und Grobheit betrifft, vermuthlich noch über die berüchtigte Spartanerküche hinaus. Der gemeine Name für die Bierſuppe mit Schwarzbrod iſt „Warmbeer,“ und bevor der Kaffee aus Amerika über Holland her hereinſtrömte, war dieſes kräftige „Warmbeer“ in vielen Gegenden des nordweſtlichen Deutſchlands der gewöhnliche Morgentrank der Bauern und auch wohl der Städler.

Es gibt viele Variationen davon, und eine iſt das ſogenannte „Karrmelks-Warmbeer“ (Buttermilch-Warmbier), eine Suppe aus Buttermilch mit Schwarzbrod und Syrup, die indeß den Namen „Bier“ nur deßwegen bekommen hat, weil ſie mit ihm die braune Farbe theilt. Auch unſere in ganz Nord- und Mitteldeutſchland ſo beliebte „Bier-Kaltſchaale,“ die in der Regel mit Roggenbrod und faſt nie mit Weizenbrod angemacht wird, beweiſt, in wie gutem Vernehmen das Bier mit dem erſteren ſteht.

An die Stelle dieſer Bierſuppen mit Brod tritt auch zuweilen eine bloße Mehlſuppe, die ſogenannte „Möſche“ oder „Möſken,“ die gewöhnlich aus Roggenmehl bereitet wird. Nimmt man dazu ausnahmsweiſe Weizenmehl mit Milch, ſo heißt ſie „Witte-Möſken“ (das weiße Muuschen). Neben dieſer Suppe kann ich auch noch gleich des „Roggenbreis“ erwähnen, der noch jetzt bei unſern Bauern ſehr gewöhnlich iſt, früher aber, vor der Thee- und Kaffeezeit, wahrſcheinlich der vornehmſte Morgenimbiß unſerer Vorfahren war. Da dieſer Brei und jene Mehlſuppe eine aſchgraue Farbe haben, ſo nennen daher die Landleute in Norddeutſchland auch einen Menſchen von blaſſem, kränklichem Teint wohl ein „Möſchen- oder Möskengeſicht,“ und wenn er oder ſie dabei recht ſchmachtend blaß und vornehm kränklich ausſehen, ein „Witt-Möſken“ (Weiß-Muuschen).

In den Viehtriften unſerer Marſchgegenden iſt natürlich Butter und Käſe die gewöhnlichſte Zuthat zum Schwarzbrod. In andern Gegenden, wo ſie an Vieh ärmer ſind, treten auch andere Dinge an die Stelle jener Fettigkeiten. So in den Heidegegenden der dort häufige Honig, und in Weſtphalen das ſogenannte „Kraut“ (Krut). Dieſes „Kraut“ iſt eine Art Obſtſyrup, den ſie am Rhein aus Birnen bereiten und den die Weſtphälinger von dort für ihren Pumpernickel beziehen. „Pumpernickel mit Krut“ iſt nicht nur ein Leckerbiſſen der Kinder, ſondern auch ein ſehr gewöhnliches Nahrungsmittel der Erwachſenen. Die Conſumtion dieſes Birnenſaftes muß in den weſtphäliſchen Landwirthſchaften nicht unbedeutend ſeyn; denn es ſind am Rhein, in Köln und anderswo, für dieſen Artikel große Fabriken, ſogar „Dampfkrautfabriken“ errichtet.

Die auf den erſten Blick ſonderbare Benennung rührt wahrſcheinlich daher, daß man im Plattdeutſchen nicht nur die wohlriechenden Gartenkräuter, ſondern überhaupt allerhand Würze „Krut“ (oder „Kruud“) nennt und jenen Birnenſyrup als Würze gebraucht.

Hauptſächlich auf die weſtphäliſchen Pumpernickeleſſer ſind Bekanntmachungen berechnet, wie man deren täglich in der Kölner Zeitung finden kann, und von denen folgende ein Beiſpiel iſt.

„Kraut! Wir erlauben uns hiemit anzuzeigen, daß wir in Folge unſerer bedeutenden vorjährigen Obſtankäufe und Fabrikation große Vorräthe von Obſtkraut lagern haben. Durch unſer verbeſſertes Verfahren mittelſt Dampfmaſchinen liefern wir unſern Freunden in Weſtphalen jetzt ein Fabrikat, welches nicht allein rein und wohlſchmeckend, ſondern auch der Geſundheit

Digitized by Google

ſehr zuträglich iſt, und können unſere geehrten Abnehmer pünktlich bedienen. — Muſter und Preiscourant unſeres Krauts ſtehen zu Dienſten.

Dampfkrautfabrik von Selbach und Silgen in Köln."

Zuweilen wird auch das Obſt ſelbſt in den Roggenbrodteig hineingebacken. Ueberall in unſern Wesergegenden, ſowohl auf der Geeſt, als in den Marſchen haben ſie ein Gebäck, „Appelknobken" genannt, bei dem das Obſt, beſonders im frühen Herbſt, ſo lange es noch eine Neuheit iſt, in einen Brodteig eingeſchlagen und mit ihm gebacken wird. Zuweilen nehmen ſie gebeuteltes Roggenmehl, zuweilen Weizenmehl, aber auch ungebeuteltes Roggenmehl mit der Kleie. In einigen Gegenden thun ſie die Apfel in Schnittchen, in andern unzerſchnittene, aber geſchälte Apfel hinein. Hie und da aber halten ſie es für beſſer, das Obſt mit ſammt der Schale dazu zu nehmen. An der obern Weſer bei Rinteln heißt dieſes Gebäck „Appelknobben," in den Marſchen an der untern Weſer „Appelſtuten." Wahrſcheinlich ſind dieſe „Knobben" oder „Knobken" unſerer Bauern die Vorväter des in derſelben Weiſe gebackenen berühmten engliſchen Apple Dumpling, der von der Weſer mit den Angelſachſen nach Großbritannien ausgewandert ſeyn mag.

Auch mit ſeinem Vieh theilt unſer Landmann ſein Schwarzbrod. Die Pferde bekommen davon ihre reichlichen Portionen zur Erfriſchung auf der Reiſe. In manchen Gegenden, z. B. in Schleswig-Holſtein, herrſcht auch der Gebrauch, den Kühen nach dem Kalben eine Schnitte Schwarzbrod, mit ſchwarzem Kümmel, beſtreut, zu reichen. In den Marſchgegenden, wo das Vieh eine ſo große Rolle ſpielt, und wo daher auch ſonſt noch bei dem im Haushalte ſo wichtigen Ereigniß des Kalbens der Kuh allerlei andere Gebräuche gewöhnlich ſind, wird der Patientin dieſer Leckerbiſſen noch dadurch erhöht, daß man die Brodſchnitte röſtet, mit Kümmel beſtreut und mit etwas Branntwein tränkt.

Da unſer Schwarzbrod ſeiner Natur nach immer in ſo einfacher, überall in derſelben plumpen quadratiſchen Geſtalt erſcheint, da es im Gegenſatze zu ſeinem gewandten Bruder, dem Weizenbrod, den es einen „Franzmann" nennt, ſo unbeholfen, ſo altfränkiſch iſt, ſo ſpielt es in der Geſchichte der Sitten und Gebräuche im Vergleich mit dem Weizenbrod eine nicht ſehr große Rolle.

An Feiertagen darf es ſich kaum zeigen. Zu ſolchen Schaugebäcken, wie das Weizenbrod, iſt es gar nicht geeignet. Dieſes greift in ſeinen mannigfachen Formen und Verwandlungen hundertfältig in andere verwandte Künſte ein, iſt mit unſern Volks- und Kirchenfeſten verwachſen, und wir haben in vielen uralten Weizenbrodformen ſogar noch antike heidniſche Opfergebräuche verſinnbildlicht. Opfer, wie es ſcheint, hat man ſtets nur in Weizenbrod dargebracht. Auch beim heiligen Abendmahle hat das Roggenbrod nie einen Platz gehabt. Wir brechen dabei nur Weizenbrod.

Ueber den Einfluß des Schwarzbrodgenuſſes auf die Geſundheit ſind die Anſichten ſehr verſchieden. In Süddeutſchland und anderswo hält man das norddeutſche Schwarzbrod gewöhnlich für eine ſchwere, unverdauliche Koſt. Die Weſtphalen verſichern dagegen, daß ſie in den Weißbrodländern an Hypochondrie und ähnlichen Uebeln zu leiden beginnen, und in ganz Norddeutſchland hält man das Roggenbrod allgemein für verdaulicher. Dort kommt es nicht ſelten vor, daß die Aerzte den Leuten, welche an hartnäckiger Hypochondrie leiden, eine Schwarzbrodkur vorſchreiben, und daß die Patienten bei Enthaltſamkeit vom Weizenbrode völlig geneſen. Zuweilen gibt es freilich idioſynkratiſche Naturen, die mit dem Schwarzbrod auf einem feindlichen Fuße leben. So kamen im Jahr 1849 in der ſchleswig-holſteinſchen Armee einzelne Fälle vor, daß Soldaten ſich durchaus nicht an das Schwarzbrod gewöhnen konnten, jedesmal nach dem Genuſſe deſſelben erkrankten und am Ende aus dieſem Grunde aus dem Dienſte entlaſſen werden mußten. Im Ganzen aber ſcheint die ziemlich allgemeine Tüchtigkeit des Menſchenſchlags in den Roggenländern ein ſehr günſtiges Zeugniß für die Heilſamkeit des Schwarzbrodgenuſſes abzulegen.

Im ächten Pumpernickellande, in Weſtphalen, ſind die Landbewohner auffallend groß und ſtark gebaut und von ſehr friſcher Geſichtsfarbe. Sie haben eine vortreffliche Verdauung, wiſſen weniger von Hypochondrie und ähnlichen Uebeln, als andere Bevölkerungen, die feines, von der Kleie befreites Weizenbrod genießen. Einer unſerer berühmteſten Chemiker, Liebig, hat ſeine Erfahrungen und Anſichten über dieſen Punkt vor einigen Jahren auf energiſche Weiſe in einem unſerer geleſenſten Blätter vor das Publikum gebracht. Seinen bemerkenswerthen Ausſpruch über die Digeſtionsfähigkeit der Leute innerhalb des Pumpernickelterrains mag man in der Beilage der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 22. Juni 1851 nachleſen.

Nicht nur in Weſtphalen, auch in Holland, in Friesland, in ganz Niederſachſen, in Mecklenburg und Pommern, wo überall Schwarzbrod die Hauptnahrung des Volkes iſt, iſt der Menſchenſchlag auffallend tüchtig und befindet ſich bei ſeinem Schwarzbrode geſund und wohl. Auch von Holſtein, Jütland und ganz Dänemark,

Digitized by Google

wo durchweg Schwarzbrod gebacken wird, und wo das Milch und Blut in den Wangen der Bevölkerung oft gepriesen ist, kann man dasselbe bemerken.

Die Gerichte, die man mit Hülfe des Roggenmehls und Schwarzbrods bereitet, die westphälische Melksupke, die norddeutsche Biersuppe, die mitteldeutsche Bierkaltschaale ꝛc. sind sämmtlich derb und nahrhaft. In den Weizenländern dagegen, im mittleren und südlichen Deutschland, auch in Frankreich und England greift Pasteten- und Kuchenbäckerei tief und gewiß vielfach für den Magen verderblich in die Küche und das Nahrungswesen des Volkes ein. In Oberdeutschland sind die oft schwer verdaulichen Mehlspeisen unsäglich mannigfach und die Vorliebe für sie ist außerordentlich groß. In Süd- und Mitteldeutschland erscheinen bei den Volksfesten die Kuchen und Backwerke aller Art hansenweise. Unser Roggenmehl und Schwarzbrod, das dem Gesagten zufolge so wenig Veranlassung zu Künsteleien gibt, arbeitet daher gewiß, wenn nicht dem Viel, doch dem Vielerlei beim Essen in heilsamer Weise entgegen.

Allem diesem nach spreche ich meine Ueberzeugung dahin aus: Die merkwürdige Erscheinung, daß, trotz der spöttischen Bemerkungen geistreicher Fremden über unser Schwarzbrod, nicht nur unsere eigenen Leute daran unveränderlich fest gehalten, sondern neuerdings auch Ausländer daran Geschmack gefunden haben, und daß der Gebrauch und der Genuß des Schwarzbrods, so wie der Anbau des Roggens als Brodpflanze noch im Zunehmen begriffen ist, und sich selbst über entlegene Länder weiter und weiter ausbreitet, ist als etwas Freudiges zu begrüßen.

Man hat den Pumpernickel so lange auf geistreiche Weise gescholten, bis er zuerst als Curiosität berühmt, und dann als Leckerbissen, ja als heilsames Nahrungsmittel aus dem Lande ausgeführt wurde. Vielleicht haben die Könige von England aus dem hannoverschen Hause schon im vorigen Jahrhundert dazu den ersten Impuls gegeben.

Diese Könige, unter ihnen namentlich Georg II., hegten bekanntlich im Anfang mehr Zärtlichkeit für ihr altes Land Hannover, als für ihr neues Reich Albion, und sie litten an derjenigen Vorliebe für die Produkte der Nationalküche ihres Landes, welche alle Norddeutschen mit der Muttermilch einsaugen, und namentlich an einer Art Heimweh nach dem niedersächsischen Schwarzbrod. Sie ließen sich daher von Zeit zu Zeit neben andern hannoverschen Delikatessen auch ächten westphälischen Pumpernickel nach England kommen. Selbst Georg IV. soll dieß noch in diesem Jahrhundert gethan haben. Einige Pumpernickelschnittchen wurden bei ihm zum Dessert mit englischem Käse aufgetragen. Diese Nachkost wurde als ein besonders wirksames Beförderungsmittel der Verdauung betrachtet. Als solches und insbesondere als ein königliches Mittel fand denn der Pumpernickel auch nicht wenig Verbreitung auf andern fashionabeln Tischen, und dieser Proceß hat seitdem nicht still gestanden. Vielmehr haben sich nun mehrere Schwarzbrodbäcker in London niedergelassen. Die Engländer bereiteten zwar schon seit alten Zeiten aus Weizenmehl ein gewisses grobes Brod, dem sie die Kleie ließen, das daher auch eine bräunliche Farbe besitzt, und welches sie „digestive bread“ nennen. Bei ihrem häufigen Genusse feinen Weizenbrodes und vieler schwerer Pasteten (pies) können sie aber wohl noch mehrere Sorten solcher Digestionsbrode brauchen, und man kann daher der Ausbreitung des Schwarzbrodes bei ihnen einen guten Fortgang wünschen. Es wird ihrer Hypochondrie und „Diepepsia“ entgegen wirken.

Wie mit den Königen nach England, so ist das Schwarzbrod und die Liebhaberei dafür mit den zahlreichen Auswanderern aus Norddeutschland auch nach Nordamerika gekommen. Die pennsylvanischen Deutschen, die ältesten deutschen Colonisten in den Vereinigten Staaten, bauten von Anfang an und bauen auch noch jetzt den Roggen fleißig an und backen sich ihr Schwarzbrod daraus.

Die angelsächsischen Amerikaner brachten von England nur den Weizen als Brodfrucht hinüber. Sie bauen zwar nebenher auch Roggen, doch nur, wie die Franzosen, zum Viehfutter und des Strohs wegen, das bei dieser Getreidegattung bekanntlich ausgezeichnet ist. Durch die Deutschen sind sie erst in neuerer Zeit auf die vortrefflichen Eigenschaften des Schwarzbrodes aufmerksam geworden. Bei den vielen kleisterigen, hastig und nur halb gar gemachten Weizenmehlgebäcken, an denen ihre noch in den Kinderschuhen steckende Küche sogar noch reicher ist als die englische, würde eine fernere Verbreitung des Roggenbrodes für die Amerikaner besonders wohlthätig seyn. Man muß es daher als eine sehr erfreuliche Erscheinung betrachten, daß dieser Artikel neuerdings in Newyork, in Boston und Washington weit häufiger als sonst zu haben ist, und daß sich in jenen und andern amerikanischen Städten deutsche Schwarzbrodbäcker niedergelassen haben.

Wie im Auslande, so hat auch in Deutschland selbst das norddeutsche Schwarzbrod in neuerer Zeit an Terrain gewonnen, in ähnlicher Weise, wenn auch nicht in gleichem Maße wie das bayerische Bier.

Wie nach den Bemerkungen eines ausgezeichneten

deutſchen Ethnographen (Riehls) überhaupt norddeutſche Koſt von Jahr zu Jahr im Süden mehr und mehr Boden gewinnt, ſo dringt namentlich auch unſer Schwarzbrod dort vor. Sogar in Stuttgart und München, auch in Wien wird ſeit einigen Jahren norddeutſches Schwarzbrod gebacken.

Endlich zeigt ſich auch in Norddeutſchland ſelbſt die Vorliebe für das alte, ſo oft ungerecht verachtete Grobbrod noch im Zunehmen. Man begnügt ſich dort nicht mehr mit dem in jedem Bezirke einheimiſchen Roggenbrode allein. Wo man in einer Nachbargegend ein beſſeres Roggenbrod weiß, da läßt man es von dort kommen. Beſonders ſeit dem Fallen unſerer Zollſchranken und ſeit der Einführung der Eiſenbahnen iſt der Austauſch der verſchiedenen Brodgattungen zwiſchen den verſchiedenen Provinzen ſehr lebhaft geworden. Namentlich wird das kräftigſte aller Schwarzbrode, der weſtphäliſche Pumpernickel, ſeitdem man ihn nicht mehr, wie vordem, an den hannöverſchen und andern innern Zollſtationen, nach Pfunden und Lothen unter der Rubrik „Confituren“ zu verſteuern braucht, jetzt vielfach direkt von Jütersloh oder Osnabrück, Cöſſeldt oder andern ihres Pumpernickels wegen berühmten weſtphäliſchen Orten bezogen.

Außerdem haben ſich in Berlin und Hamburg, Hannover, Bremen und in andern norddeutſchen Städten ſeit zehn oder zwanzig Jahren alle unſere „Feſtbrodbäcker“ darauf gelegt, neben ihrer gewöhnlichen einheimiſchen Schwarzbrodgattung auch den Pumpernickel nach weſtphäliſcher Art zu bereiten.

Das Duell ohne Waffen.

(Schluß.)

Der Hauſirer hatte am Bühl übernachtet. Er wollte Tags darauf über den Suſten in's Urnerland. Fabian war aufgelegt, ein Stück Wegs ihn zu begleiten. Er hatte ſeinen Webſtuhl nahezu vollendet; Klephe dachte bereits an den „Aufzug“ und ging mit Ruodi nach Gadmen hinab, um eine erfahrene Webersfrau zu beſtellen, welche bei dieſem ſchwierigen und kunſtreichen Geſchäft ihr helfen ſollte. Fabian hatte einen Tag zu verſäumen und er bedurfte eines Raſttages in mehr als Einem Sinne.

Der Morgen war wunderſchön angebrochen. Als Fabian das prächtige Spätſommerwetter lobte, und wie alle Anzeichen auf Beſtändigkeit deuteten, antwortete der Hauſirer: „Ihr habet dahier ein Wetterglas, welches die Wenigſten kennen. Es iſt mehr werth als Spinnen und Laubfroſch.“ Dabei hob er ſeinen Stock auf und deutete auf eine Stelle am Suſtenhorn. „Luget,“ ſagte er, „wohin ich da weiſe! Das iſt der Steingletſcher. Wie färbelt er Euch?“

Fabian antwortete: „Blau.“ — „Richtig, blau, blau wie die ſchönſte Leinblüth. Nun loſet: wenn dieſer Steingletſcher röthlich oder roſtfarbig anlauft, meinethalben wie ein rückwendiges Cyklamenblatt, und dazu trüb oder rauchig erſcheint, ſo thuts in vierundzwanzig Stunden ein ſchüliges Wetter. Merkt Euch das.“ — „Ich bin hier nicht zu Hauſe,“ antwortete Fabian, aber er nahm ſich vor, das Zeichen wohl zu beobachten.

Der Hauſirer ſchien überhaupt ein bewanderter Mann in dieſer Landſchaft. „Vor dreißig Jahren,“ ſagte er, „galt der Grenzkamm vom Berner- und Urnerland noch für den wildeſten Theil der Schweiz. Die Leute ſprachen davon wie von der Hölle. Ich mein', das waren die Liſten der Gemsjäger oder der Schmuggler; denn ſeit die Goldfüchſe der Fremden dieſe Wildniß durchſchnobern, hat ſich's gewieſen, daß ſie allerwegs gangbar iſt. Ich behaupte ſogar, der Suſtenpaß iſt einer der wegſamſten im Lande.“

Er erklärte dem Schwarzwälder das Gebirge wirklich ſehr gut. Mit jeder Viertelſtunde, daß ſie höher ſtiegen und die Schroffen, Kuppen, Firnen und Hörner ihr Geſicht veränderten, lehrte er ihn die Unterſcheidungen des Wegs und der Gegend. Fabian ſah und hörte das Alles ſehr aufmerkſam.

Bei einer andern Gelegenheit fingen ſie zu moraliſiren an. Sie überſchritten eine dürre Geröllhalde, auf welcher hin und wieder ein ſtruppiger Dornbuſch ſtand. In einem dieſer Dornſträucher lag ein todtes Steinhuhn mit zerzaustem und aufgeſträubtem Gefieder. „Garſtige Spicknadeln, garſtiger Braten!“ rief der

Digitized by Google

Hauſirer. „Das arme Aas hat ſich vor einem Raubthiere geflüchtet und in den Dörnern geſpießt.“

„Das ſichtbare Beiſpiel von manchem Menſchen,“ ſagte Fabian. „Mit Noth ſalvirt man ſich oft vor Einem Feinde und geräth dem andern an's Meſſer. Seinem Schickſal kann niemand entgehen! Ich las einſt ein Buch, das ſo hieß.“

Der Hauſirer antwortete: „Dafür gilt aber auch der Spruch: wie du mir, ſo ich dir. Auch Euerm Feind iſt's ſein Schickſal, wenn Ihr ihm anwollt.“ — „Das iſt wahr,“ ſagte Fabian. — Der Andere fuhr fort: „Mein Gott, mein Gott, wenn Ihr die Franzoſenzeiten geſehen hättet! Seht einen Spion an. Der zeigt dem Feind einen Weg, der Feind Euch in den Rücken, und erſchlägt die Leute zu Hunderten, die vor der Front thurmhoch verſchanzt waren. Land und Leut gehen zu Grund, aber der Spion nimmt ſein Stück Geld und ſagt, er hab' gute Dienſte geleiſtet! Und da ſollte ſich ein ehrlicher Kerl ein Gewiſſen daraus machen? Habt Ihr von dem Colani gehört, dem berufenen Gemsjäger auf dem Bernina? Ich kannte ihn noch, den alten Kraftbold, ich trug ihm manchmal Tabak und Schießzeug hinauf. Nun, der Colani hat Zeitlebens ein Stucker dreißig Menſchen erſchoſſen. Er duldete nie einen fremden Jäger in dem, was er ſein Revier nannte. Erſt ſchoß er ihm die Federn vom Hut, und ließ er ſich nicht gewarnt ſeyn, ſo pfiff ihm ein Loth Blei in die Knochen, daß ihm kein Zahn mehr weh that. Das war feſte Hausordnung beim Colani. Und nicht der allein. Ich wüßte Geſchichten!“

In der That, er wußte Geſchichten. Der Hauſirer kramte ſie aus, eine unſichtbare tödtliche Waare. Er fand an Pierres Nebenbuhler einen dankbaren Empfänger dafür.

So wanderten die Zwei einige Stunden lang hin. Endlich kamen ſie an ihren Scheideweg. Der Weg des Hauſirers ſtürzte gäh in einen Felsſchrund hinab, welcher Hals über Kopf in's Meienthal auf der Urner Seite führte. Rechts dagegen wand ſich eine Pfadſpur an das Wirthshaus hinan, welches auf der Höhe des Suſtenpaſſes und am Fuße des Steingletſchers lag. An dieſem Punkte kehrte Fabian um. Auf dem Rückweg dachte er in ungeſtörter Einſamkeit den Geſchichten und Meinungen des Hauſirers nach. Noch vor Abend war er wieder in ſeiner Hütte am Bühl.

Was ein einziger Tag verändert! Am Bühl fand er Dinge im Gang, welche ſein lang vorbereitetes Gemüth raſch zum Entſchluſſe drängten. Es iſt, wenn nicht Sitte, doch ein häufiger Fall, daß ſtrebſame Berner Mädchen in den Hotels der franzöſiſchen Schweiz Dienſt nehmen, zunächſt um franzöſiſch zu lernen, weiter aber, um mit Hülfe dieſer koſtbaren Sprachkenntniß in den Cafés, in den Conditorläden und Modeboutiken der europäiſchen Großſtädte oder als Kammerzofen bei Herrſchaften ihr „Glück“ zu ſuchen. Denn das liebe Glück wird ſeltſamer Weiſe auch von Menſchen geſucht, welche es ſchon haben, und kaum noch finden, wohl aber verlieren können.

Nun hatte die Webersfrau in Gadmen, welche, wie wir wiſſen, am neuen Webſtuhl den Aufzug einrichten ſollte, ein hoffnungsvolles Töchterlein in einem Genfer Hotel, und von demſelben Töchterlein hatte ſie Nachrichten, funkelneue, glückliche Nachrichten. Nur Eines fehlte der guten Roſi zu ihrem Glücke: ihr Mühmeli Klephe. Aber ſo eben ſey ein Platz für ein Mädchen offen geworden und Klephe könne „directement“ eintreten — eintreten in den Freudenhimmel, der ſich in Genf Hotel Metropole nannte.

Darüber nun großes Reden und Rathen in der kleinen Alpenhütte am Bühl. Fabian zweifelte keinen Augenblick, daß dieſes Genfer Glück zwiſchen Pierre d'Orme und dem Gadmer Weib abgekartet ſey. Er hatte ſich längſt gefragt: „Wie aber, wenn der Kaufmannsſohn in dem kurzen Sommerreſt die Eroberung Klephens nicht fertig bringt, was dann?“ Da hatte er die Antwort darauf! Wahrlich, dieſer Bruder Sorgenlos arbeitete gründlicher, als man ihm anſah! Er lockt das Mädchen nach Genf, einer bequemen Winterſtation, wohin er ihr ohne Zweifel bald nachfolgte. So wenigſtens rechnete Fabian.

Ziemlich unbemerkt, wie er gekommen war, ſetzte er ſich einſylbig auf die Bank und hörte dem Reden und Schwatzen in ſcheinbarer Müdigkeit zu. Aber in ſeinem Innern ſtellte er bereits die Truppen auf, welche dieſes Parlament ſprengen ſollten.

Ein einziges mal warf man auch ihm die Frage zu, was er davon denke? Mit einem ſeltſamen Lächeln antwortete er: „Fabian, was ſoll ich thun? Ich bin in einer grauſamen Lage!“ Klephe ſtutzte. Sie allein wußte, was dieſes Wort zu bedeuten hatte; aber ſie ſah aus, als ob ſie das Wort übel nehme. Ihre Phantaſie war mit ihr durchgegangen. Wie kommt der Fremde dazu, ihre Phantaſien zu ſtören? Sie war ganz Reiſeluſt, ganz Genfer Schwärmerei. Fabian nickte ſtumm vor ſich hin und dachte: ſchon gut!

Am andern Morgen traute Fabian ſeinen Augen nicht. Als er im Freien ſich umſah, fand er am Steingletſcher das Wetterzeichen, welches ihn der Hauſirer gelehrt hatte. Der blaue oder blauſeynſollende Eisſpiegel war dunkelig und roſtfarben. Arbeitete ihm der Himmel ſelbſt in die Hände? Das Alles trifft ja herrlich zuſammen! Einen Augenblick ſchlug ihm das

Digitized by Google

Herz — denn jetzt galt's! Jetzte mußte ſich's zeigen, ob er bloß brüten oder auch handeln konnte. Er ſtand eine Minute, aufgeregt, tiefſinnig, dann ging er hinweg als ein entſchloſſener Mann.

Mit vollendeter Verſtellung kündete Fabian im Laufe des Tages an, als er geſtern dem Hauſirer das Geleite gegeben, ſey er einem Kirchpfleger aus dem Meienthal begegnet, welcher ihm von einer defekten Orgel geſprochen; die wolle er übernehmen. Er wolle morgen abziehen von Bühl und in's Urnerland wandern. Die Familie ſah ſich an und Fabian meinte, der Eindruck hätte ſtärker ſeyn können.

„Aber iſt denn das Stühli ſchon fertig?" fragte Ruodi. Die Mutter verwies es ihm. „Sey nicht ſo ſchutzig, du Aeffli! Fabeli kommt wieder."

„Scheints doch, ihr braucht ihn nicht mehr," ſagte Fabian möglichſt gefaßt, „wenn Klephe nach Genf geht." — „Ich bin noch nicht dort," antwortete Klephe. — „Und ſollſt es auch nie!" dachte Fabian bei ſich.

Und alsbald fing er an, ſeine Sachen zu ordnen, ſeinen Torniſter zu packen und die Reiſe vorzubereiten. Morgen Vormittag ſollte es fortgehen. Die Hausleute bezeugten ihr Leidweſen darüber, im Ganzen aber war doch mehr von Genf die Rede. Fabian glaubte ſogar zu fühlen, er zöge ihnen eben im rechten Augenblick weg. Sein Troſt blieb der Steingletſcher. So oft er nach ihm ausſchaute, fand er ihn trüb und roſtfarben. Das Wetterzeichen hielt Stand.

Beim Abendeſſen machte ſich Fabian an den ſchwerſten Theil ſeiner Aufgabe. Er machte ſich an Pierre d'Orme. Er meinte, es wäre doch hübſch, wenn ihm Monſieur Pierre den Geleitſchritt gäbe; wer ſonſt ſollte die Hausehre retten? Alle Köpfe ſeyen von Genf voll; und wie wohl ihm das Bergſteigen anſchlage, haben ihm ja ſeine Beſuche auf der Grasalpe bewieſen. Er ſey wirklich geſünder und ſtärker geworden. Hierauf beſchrieb er ihm eine Ausſicht auf dem Suſten, die er geſtern gefunden und die allein werth ſey, daß man die halbe Welt darnach reiſe.

Mit Bangigkeit wartete er auf den Erfolg ſeiner Worte. Aber es bedurfte nicht halb der Anſtrengungen, die er ſich eingebildet hatte. Pierre d'Orme ſagte ohne Weiteres zu. Fabian verwunderte ſich über dieſe Willfährigkeit des verwöhnten Herrn und dachte ſogleich: „Ach, der will mich los ſeyn. Gern geht er mit mir, wenn ich nur ſelbſt gehe."

So war Alles im Zuge. Nach einem etwas vordatirten Mittagsmahl verließ am Morgen des folgenden Tages das junge Männerpaar die Hütte am Bühl.

„Nicht wahr, Ihr kommt bald wieder?" ſagte Klephe zu Fabian. — „Wenn es Gott will!" antwortete dieſer und warf einen Blick nach der Steinalpe.

Ruodi fragte: „Was bringt Ihr mir mit?" — „Was willſt du?" — „Eine Schwegelpfeife." — „Solche Wünſche ſind leicht zu befriedigen," lächelte Fabian. Er ſtrich dem Knaben über den Kopf, drückte Allen die Hand und empfing von Klephen einen niedlichen Gegendruck. Er ſah ſie dankbar an, ſie ihn faſt zärtlich. „Weiß ich's doch!" dachte er bei ſich; „wenn nur der erſt fort iſt! Aber Gott ſey Dank, ſo weit ſind wir jetzt!"

Und die Zwei ſchritten aus. — Die erſten Wegſtunden legte Fabian in beſtändiger Unruhe zurück. Ein Unwetter zählt ſo entſcheidend in ſeiner Rechnung, und der Himmel iſt nie ſchöner geweſen. Wie, wenn es ausbliebe? oder wenn es allzuraſch losbräche und ſeinen Gefährten früher, als er es brauchen kann, zurückſcheuchte? oder wenn dieſer plötzlich von ſelbſt die Luſt verlöre? Unſtät wie er iſt, kann das jeden Augenblick geſchehen. Aber der Spaziergang war zu ſchön. Sie wanderten auf einem Boden, wo jeder Schritt reut, welchen man nicht vorwärts thut, auf einem Boden, ganz gemacht, ſich ſelbſt zu vergeſſen.

Sie hatten auf der zackig gewundenen Fahrſtraße, welche die Höhe des Suſtenpaſſes erklimmt, faſt ſpielend die Nähe der Schneegrenze erreicht. Lag doch ihr Ausgangspunkt ſchon weit über der Wallnuß- und Kirſchenregion. Aber blickten ſie jetzt zurück, von wo ſie ausgegangen, auf die ſchluchtigen Winkel des Gadmerthals, ſo kauerten all die Weiler darin, Meiringen, Gadmen, Mühleſtalden, ſogar der höchſte derſelben, am Bühl, klein wie aus Puppenſchachteln und tief, tief unter ihnen. Dagegen die Großheit der Alpenwelt trat ihnen Schritt für Schritt aus dem blauen Duft in deutlicheren Formen heran. Sie ſtanden jetzt dort, wo man in Brienz geſagt hätte: hier iſt die Welt mit Eis verrammelt. Aber indem ſie mitten hineinwanderten, ſchoben ſich die Eisriegel links und rechts auseinander und die Welt that ſich erſt auf. Wie rieſenhaft breitete in zahlloſen Terraſſen, Gehängen, Ausſprüngen und Abſtufungen die ungeheure Berggallerie ſich aus, welche der Titlis heißt! Wie machtgebietend ſtand das Suſtenhorn da! Von den Schneebändern, welche an ſeinen Voralpen herab hingen, verfolgte das Auge ſchon die zarteſten Umrißlinien. Endlich ihre eigene Straße, durch den Stein gebrochen, von Stein überhangen, über Bachſtürze gewölbt, von den Wildwaſſern der Gadmer Aare begleitet, wie ſpannend, ja wie aufregend beſchäftigte ſie alle Sinne!

Kurz, Pierre dachte an kein Umkehren. Stand doch auf alle Fälle das gut berufene Wirthshaus auf

der Steinalp zu Dienſten. Dort ließ ſich übernachten, wenn ſich der Rückweg verſpätete. Alſo immer vorwärts im Abenteuer!

Aber jenes Wirthshaus zu umgehen, ſchärfte Fabian all ſeine Aufmerkſamkeit. Wohl hat er ſich ehegeſtern die Ortslage eingeprägt. Er hat ſich gemerkt und fußt darauf, daß die Suſtenſtraße aufhört, ehe das Wirthshaus in Sicht kommt. Denn wie der vordringende Steingletſcher die alte Straße begraben hat, ſo überließ es die neue den Suſtenfahrern ſelbſt, ihr Fahrgeleiſe der jährlich wechſelnden Gletſchergrenze anzubequemen. Die Straße zergabelte daher, und zwar noch unterhalb des Wirthshauſes, in eine Menge auseinanderfahrender Wagenſpuren, welche mehr oder minder friſch oder verwittert waren.

Dasjenige von dieſen Geleiſen, welches am weiteſten rechts abbog, ſchlug Fabian ein. Faſt dicht daneben entſprang der Steinbach aus dem ſchmelzenden Abfluß des Steingletſchers, das heißt der Bach, deſſen abgrundtiefes Wildbeet die Straße bisher begleitet hatte. Daran erkannte Fabian die Stelle.

Die Wagenſpur verſchwand bald am Saum eines Schneefeldes. „Jenſeits davon liegt eine Felsplatte," ſagte Fabian, „und dort iſt die Ausſicht, von der ich geſprochen." — „Alſo durch!" rief Pierre.

Aber der Schnee war ſtark erweicht, das Vordringen ſchwierig und langſam, zuletzt war es unmöglich. „Was eine einzige Mittagsſonne thut!" ſagte Fabian. „Ehegeſtern hatten wir noch feſte Bahn."

Nach langem ermüdendem Waten kehrten die Wanderer um. Der Vorſchlag war jetzt, das Schneefeld zu umgehen. Sie verſuchten es; ſie folgten den Windungen der Schneezunge über Stock und Stein. Damit war der Weg aufgegeben, der Irrweg angetreten; denn von den drei Schneeſtrömen, welche der Steingletſcher, das Fundament des Suſtenhorns, ausſchickt, war der, dem ſie nachgingen, juſt der weſtliche Strom, das heißt derjenige, welcher in verwickelten Bogenwindungen bis in's Gebiet der Thierberge hinüberreicht, wo er mit andern von den Thierbergen herabgreifenden Gletſcherarmen ſich verbindet. Es brauchte daher nur wenige Viertelſtunden und die Richtung der Wanderer war eine vollkommen verkehrte.

Pierre ahnte nichts davon. Das Rauſchen und Brauſen, das er vernahm, hielt er für das wohlbekannte Getöſe des Steinbachs, der ſo lang ihre Straße begleitet. Es klang jetzt freilich ein wenig entfernt, aber es verrieth doch die Richtung der Straße; der Rückzug war ſicher, meinte er.

Anders dachte Fabian. Er konnte das Geräuſch nicht für ein Bachrauſchen halten, weder dem Ton noch der Richtung nach. Bange ſchlug ihm das Herz, indem er dachte, ob es der erſte Herold eines ausbrechenden Gewitters ſey. Zwar klang es noch gedämpft und die Luft war ruhig. Sie befanden ſich aber auch dicht unter dem Schutze des Suſtenhorns. Wenn das Wetter von der Walliſer, d. h. von der Südſeite heraufzog, ſo konnten ſie hier im Norden noch eine Weile getäuſcht im Sommer wandeln. Das war klar. Er verſchwieg ſeinen Gedanken, aber — der Gedanke war richtig.

Das Geräuſch nahm zu, je mehr ſie dem Durchſchlupf zwiſchen dem Suſtenhorn und den Thierbergen ſich näherten. Es brüllte und ſchnob, es heulte und pfiff immer deutlicher. Zuletzt, bei einer Wendung um eine Reihe von Felſenriffen, zwiſchen welchen ſie bisher wie zwiſchen einer Gaſſe durchgegangen, traten ſie auf eine offene Halde hinaus, und im Nu wirbelten ihre Hüte in der Luft. Gleichzeitig ſtrömte ihnen ein Etwas entgegen, das dem Rheinfall bei Schaffhauſen glich, nur tauſendmal höher und breiter. Es war ein Schneewaſſerfall. Durch die Lücke zwiſchen Suſtenhorn und Thierbergen ſtäubte ein Schneeocean aus dem Wallis herüber und fiel auf der Seite, welche bisher ſchönes Wetter gehabt, in der wärmeren, d. h. dünneren Luft mit einer Geſchwindigkeit nieder, die das Auge ſchwindeln machte. Die Wanderer ſahen ſich an. Sie wußten nicht, ſchneite es, oder war es der Sturm, der den Gletſcherſchnee aufwirbelte, aber im Nu war Himmel und Erde nichts als eine einzige luftverfinſternde, raſende, heulende Schneehölle.

„Schöne Geſchichten!" ſagte Pierre. „Iſt das die Ausſicht, zu der Sie mich heraufgeſchleppt haben?" — „Mich heraufgeſchleppt haben!" entgegnete Fabian. „Mich dünkt, ich ſchleppte mich ſelbſt auch mit." — „Das hilft mir verzweifelt wenig." — „Helfen Vorwürfe was?" — „Sie geniren Sie wohl, dieſe Vorwürfe?"

„Zum Henker, Monſieur, was ſind das für Redensarten! Im Stübchen am Bühl wäre es allerdings hübſcher, oder in einem warmen Winterquartier zu Genf. Inzwiſchen ſtehen wir hier, und nun heißts, Mann ſeyn! Friß Vogel oder ſtirb! Ich weiß recht gut, welche Gefahr wir laufen. Wir haben uns verirrt, die Nacht bricht an, es wird kalt und ein Hochgebirgswetter iſt über uns. Es kräht uns kein Hahn nach, wenn wir erfrieren oder uns zu Tode ſtürzen. Aber welcher Hahn kräht darnach, wenn ſich ein paar Burſche auf die Menſur ſtellen oder in einer einſamen Au Kugeln wechſeln?"

„Unſinn, du ſiegſt! Wie gehört das hieher?" —

Digitized by Google

„Das will ich Ihnen sagen. Sie stehen in einer Gefahr, in die Sie mir freiwillig gefolgt sind und die ich ehrlich mit Ihnen theile. Genau so ist's bei einem Duell. Aber werfen Duellanten einander vor, daß sie Haar lassen müssen?"

Pierre schwieg, denn es leuchtete ihm noch immer nicht ein, wie dieser Vergleich hieher passe. Das Volk verwirrt eben die Begriffe. Es ahnte ihm freilich nicht, nach welchen Gesetzen Fabian dachte.

Das Paar flüchtete unter die Felsenriffe zurück und duckte sich, so gut es gehen wollte. Keiner sprach ein Wort; sie hätten sich auch schwerlich vernommen. Der Sturm donnerte wie aus tausend Schlünden, in der Tiefe brausten die Wälder wie eine Meeresbrandung, in der Höhe aber pfiff der surrende, schleifende, zischende und klingende Schnee, der an den Alpenwänden dreier Kantone herumgefegt wurde, wie eine Geisterschlacht von Sägen und Scheermessern.

Es war ein fürchterliches Ereigniß. Fabian fühlte jetzt, was es heißt, seiner Wünsche theilhaftig werden. Er schauderte bis in's Mark hinein. Was ist ein Mensch in der Uebermacht der Elemente!

Das Unwetter hielt an. Die Finsterniß, womit es den Himmel bedeckte, ging in die Dunkelheit des Abends über. Die Luft war durchdringend kalt und Frost schüttelte die Glieder der Wanderer. Pierre griff zur Feldflasche. Nachdem er getrunken, reichte er sie mit mürrischem Schweigen dem andern. Fabian sagte: „Hüten Sie sich! Der Liqueur könnte Sie einschläfern vor der Zeit. Die Nacht ist lang."

„Was! von der Nacht sprechen Sie?" rief Pierre. „Denken Sie, ich werde die Nacht hier zubringen?" — — „Was sonst?" — „Das Wirthshaus auf der Steinalpe will ich aufsuchen. Es kann unmöglich entfernt seyn." — „Sind Sie von Sinnen?" rief Fabian. „Die Nacht bricht an, die Wege sind verschneit, das ganze Gesicht der Alp ist verändert. Da wollen Sie ein Steinhäuflein suchen?"

„Ich bin so frei. Man wird doch Comment verstehen im Wirthshaus? Wir sind gewiß nicht die ersten, die dieses Pech haben. Ich hoffe, es sind Leute aus, denen wir nur zu begegnen brauchen, wenn wir den Fuß rühren." — „Sie sind ein wunderbarer Mensch. Sagen Sie das im Ernst?"

„Parbleu, wer Teufel wird hier scherzen? Was mach' ich mit einem Alpenwirthshaus, wenn es bei solchem Wetter nicht Glocken läutet, Raketen steigen läßt, mit Hunden und Fackeln auszieht?" — „Welche Einbildungen! Wir sind hier nicht auf dem Gotthard?" — „Ei was! Kommen Sie mit. Ich will hier nicht erfrieren."

„Bleiben Sie!" rief Fabian mit starker Stimme. „Wenn Sie nicht erfrieren wollen, so gehen Sie auf und ab, singen Sie, erzählen Sie was. Wehren wir uns gegen den Schlaf, so lang wir können, und müssen wir schlafen, so thun wir's abwechselnd, während der Andere wacht. Das allein ist Comment hier!"

„Das wäre ein Standpunkt! Hier übernachten! Nein! lieber in's weichste Federbett, und müßt' ich es selbst mit seiner Eigenthümerin theilen! Wenn Sie nicht mit wollen, so bleiben Sie da. Ich für meine Person gehe."

„Herr!" schrie Fabian mit aller Macht. „Nicht hundert Schritte kommen Sie in diesem Wetter! Sie stürzen sich in Schründen und Spalten zu Tode, denn alle sind überschneit!" — „Geben Sie mir eine Abschrift davon!" spottete Pierre und wandte sich schon zum Gehen. Fabian hielt ihn nicht länger. „Fahr hin, Schlaraff!" dachte er mit einer Art Racenverachtung. Bett — Kneipe — Commodität. — Dieses Volk will seinen Untergang!"

Pierre d'Orme aber rannte hinweg und Fabian hörte ihn singen:

„Lott' ist todt, Lott' ist todt, Jute liegt im Sterben."

Wollte er Lärmsignale machen mit seinem Gesang, oder die Warnungen Fabians verhöhnen? Genug, er sang und singend verschwand er in der Ferne.

Fabian blieb zurück. Er that, wie er dem Andern gerathen. Er schüttelte sich fleißig den Schnee vom Leibe, erhielt seine Glieder in Thätigkeit, sein Blut in Bewegung. Am mindesten hatte er die Langeweile zu fürchten, dieses einschläfernde Gift der Seele. Wie arbeiteten seine Gedanken! Er dachte an Vergangenheit und Zukunft, er dachte an Alles, was er je gelebt, geliebt, gethan und gelitten. Er dachte an den Ausgang der heutigen Nacht und an sein Glück oder Unglück. Glück! Was ist Glück? Er dachte über den Begriff Glück.

Wenn er in die Finsterniß hinausstarrte, wenn er die Stöße des Sturms und das Gekrach in den Waldthälern hörte, dann dachte er an die linden Lüfte in Cairo, dann sah er Teppiche, Pfauenwedel, Springbrunnen, Vogelbauer, schwarze Sklaven und Sklavinnen, Gärten, Reisfelder, Baumwollpflanzungen, Pyramiden im Morgenlicht, den schlammigen Nil, das blaue Meer, Corallen und Muscheln. Und wenn er recht lebhaft das Alles sah und dachte, dann erschrack er darüber und fürchtete, er habe geschlafen, ein Traum habe seine Einbildungskraft gesteigert. Denn allmählig verwirrte sich ihm das Bewußtseyn von Schlaf und Wachen. Immer dunkler wurde ihm zu Sinnen. Sogar

Digitized by Google

ſein körperliches Gefühl verwirrte ſich; er wußte nicht, war es Froſt oder Hitze, was in Geſicht und Augen ihn ſo ſchmerzlich brannte; Hände und Füße fühlte er gar nicht mehr. Zuletzt hörte er ein Läuten wie von Glocken. Woher kam das? Hatte Pierre doch recht? Waren Wirthsleute ausgegangen, welche mit Glocken Zeichen gaben? Aber warum kamen ſie nicht näher? Das Läuten klang ſo ſchön! aber ach, ſo fern, ſo fern! Der Arme! Er ahnte nicht, daß es nur allzu nah war. Es war in ſeinem eigenen Ohr. Es war das Läuten, welches Erfrierende zu hören glauben.

Aber Fabian erfror nicht. Noch einmal ſchlug er die Augen auf. Als er das that, war Alles verſchwunden. Kein Schnee, keine Alpen, keine Nacht, kein Froſt, kein Sturm. Was ihn umgab, das war ein Zimmer, und wo er lag, das war ein Bett. Menſchen ſchauten ihn an und er ſie. Ein Geſicht erkannte er, es war Klephens Vater.

„Wo bin ich?“ wollte er fragen; aber eine ſchmerzliche Geſchwulſt des Geſichts benahm ihm den Gebrauch der Sprachmuskeln. Auch über ſeine entzündeten Augen legte man wieder den Umſchlag von Alpeneiswaſſer, der nur gewechſelt worden war.

„Den hätten wir durch!“ hörte er einen der Umſtehenden ſagen. Fabian machte eine fragende Geberde. Klephens Vater errieth ſie und antwortete: „Was Gott will! Einer iſt beſſer als gar keiner. Der Andere hat in's Gras gebiſſen; das iſt eine haarige Thatſache!“

Fabian mußte lachen, obwohl ihm das Blut aus den ſchründigen Wangen ſprang. Klephens Vater erzählte hierauf, wie ſie am Bühl eine ſchüliche Angſt gehabt, als das Wetter ausgebrochen. Sie hätten ſich alsbald aufgemacht und nachgeſehen, ob die Wanderer das Steinalpwirthshaus erreicht, und es hätte ihnen rechtſchaffen gegruſelt, wie ſie nicht da geweſen. Sie hätten hierauf kurz und klein den Suſtenpaß abgeſucht und zuerſt den Pierre gefunden, der in eine Eisſpalte geſtürzt und ſchon hart geweſen ſey wie ein Ammonshorn. Er ſey der Zweite geweſen; aber ſeine Glieder waren noch biegſam und ſeine Augenlider beweglich. Seit einer Stunde athme er, der Andere aber habe es auf ewig verlernt. — Fabian griff an ſeine Bruſt und ſuchte ein ſilbernes Kreuzlein, welches er mit Inbrunſt küßte.

Tags darauf wurde er in einer Tragbahre vom Steinalpwirthshaus in die Hütte am Bühl geſchafft. Dort lag er noch vierzehn Tage krank. Klephe pflegte ihn mit der Hingebung — einer Braut. Denn die erſten Worte, welche Fabian zu ſtammeln vermochte, waren ſeine Erklärung. Klephe bat ihn um Verzeihung, daß ſie je daran gedacht habe, nach Genf zu gehen. Das war ihre Antwort.

Im Laufe der folgenden Tage erſchien ein Fremder am Bühl. Er legitimirte ſich als einen Bruder Pierres und war gekommen, die Leiche des Verunglückten zu beſtatten. Es war ein ſtiller, ſinniger Jüngling mit einem Weſen voll edler Beſcheidenheit. Er machte den beſten, im Contraſt zu ſeinem Bruder faſt einen blendenden Eindruck. Als Fabian aufgefordert wurde, über ſeine Perſönlichkeit ſich zu äußern, antwortete er: „Ich danke Gott, daß die armen Eltern noch ſolch einen Sohn haben.“

Der junge Mann war beauftragt, ſeinem verunglückten Bruder ein Kreuz zu ſetzen an der Stelle, wo man deſſen Leiche gefunden. Das Kreuz ſtand ein paar Jahre, konnte ſich aber gegen das wandelnde Gletſchereis nicht behaupten. Jetzt iſt es ſpurlos verſchwunden.

Fabian blieb nach ſeiner Hochzeit mit Klephe im Gadmer Thal, denn der Schwarzwald war ihm verleidet. Nur zog er näher gegen Brienz hinab, wo er ſich eine der wohnlichſten Alpenhütten „erſtellte.“ Aber bereits vergrößert er ſie, denn ſeine Familie wächst. Beſonders dehnt ſeine Werkſtätte ſich aus; er arbeitet mit Gehilfen und Lehrlingen. Er hat in dem kunſt- und handwerksarmen Lande vollauf zu thun. Kurz, Fabian iſt ein „hablicher“ Mann. Von Jahr zu Jahr wächst ſein Wohlſtand und ſein Anſehen in der Gemeinde. Dieſe hat ihn nach und nach zum Armenpfleger, zum Schulvorſtand, zum Geſchworenen im Gerichtshof erwählt. Letzteres Amt verwaltet er eigenthümlich. Seine Mitgeſchworenen haben die Bemerkung gemacht, daß er nie ein Schuldig ausſpricht.

Ferdinand Kürnberger.

Digitized by Google

Literatur.

Wanderungen im bayeriſchen Gebirge von Ludwig Steub. München, 1862.

Steub iſt ein humoriſtiſcher Schriftſteller von ſehr eigenthümlicher Art. Er gebietet über ein eben ſo großes Maß von Schärfe wie von Gemüthlichkeit und hat in ſeinen Werken von beiden die ſprechendſten Beweiſe gegeben. Den Ausgang nimmt er von unmittelbaren Anſchauungen und Erfahrungen, indem er entweder Land und Leute ſchildert, wie er ſie geſehen und kennen gelernt hat, oder auch in freien Schöpfungen doch hauptſächlich Erlebtes entfaltet. Darin beſteht ſeine Eigenthümlichkeit freilich nicht, denn der Humoriſt knüpft nothwendig und überall an die Wirklichkeit an, ſondern in der Art, wie er es thut. Das Charakteriſirende iſt eine Miſchung von Sarcasmus und guter Laune, womit er beißend iſt, indem er nur zu ſcherzen die Miene hat, durch den Scherz aber doch die Wirkung des Angriffs mildert. Erſcheinen denen, welche davon getroffen werden, ſeine Pfeile nun gleichwohl nicht blaß pikant im äſthetiſchen Sinne, ſo erfreut ſich doch ohne Abbruch das Publikum, welches das Vergnügen hat, auf der Seite des Schützen den Leiſtungen deſſelben zuzuſchauen.

In ſeinem größten erzählenden Werk, dem politiſchen Roman „deutſche Träume," hat er zumeiſt von der Schärfe ſeines Geiſtes Gebrauch gemacht; in ſeinen ethnographiſchen Darſtellungen wendet er mehr die Gemüthlichkeit ſeines Weſens heraus. Dieß gilt beſonders von dem anziehenden Buch „das bayriſche Hochland," in welchem die blühenden Bilder der klar geſehenen Landſchaft durch die Lichter des Humors erheiternd überflagen ſind. Die vorliegenden „Wanderungen" möchte man von dem Werk aus, an das ſie ſich anſchließen, noch als einen Fortſchritt bezeichnen. Der Witz darin hat jenen Grad von Milde erlangt, den er haben konnte, ohne das Prädikat der Salzigkeit zu verlieren. Die Begegnungen, die dem Wanderer ſich bemerklich machen — Eingeborene wie Durchreiſende, Sommerfriſche Genießende und Badegäſte — ſind in Kürze treffend charakteriſirt, und die Landſchaft tritt uns überall in ihren ſaftigen, glänzenden Naturfarben entgegen. Der Autor ſpielt mit ſich ſelbſt wie mit andern, und hat ſich nur ein paarmal, aus Anlaß politiſcher Antipathien, zu Bemerkungen verleiten laſſen, die als zu gallig auffallen. Sehr gut weiß er bei Klöſtern, Kirchen und Burgruinen die betreffenden Sagen und hiſtoriſchen Data wieder zu erzählen, indem er, pedantiſch gelehrte Ausführlichkeit vermeidend, nur das gibt, was der Leſer dermalen wünſcht, und den klaren Bericht überdieß mit kritiſchen Seitenhieben belebt. Mit frommem Aberglauben findet er ſich beſonders hübſch dadurch ab, daß er ihn mit anſcheinendem Ernſt und durchſcheinender Ironie behandelt. Mir waren vom größten Intereſſe: „das Bauerntheater in Seebruck," der Abſchnitt „von Bayriſch-Zell an den Spitzingſee," worin die bayeriſchen Schnaderhüpfel beleuchtet ſind, und endlich „Benediktbeuern und die Carmina Burana." Dieſe lateiniſchen Carmina — ernſt- und ſcherzhafte Gedichte, in einem alten Codex des Kloſters aufgefunden und von Schmeller 1847 herausgegeben — ſind zur Belehrung und ſpeciell die Trink- und Liebeslieder des luſtigen Bruders zur Ergötzung des Leſers ausgebeutet. Das ganze Buch kann als eine ſelbſtſtändige Ergänzung des „bayeriſchen Hochlandes" namentlich auch Beſuchern der Gebirgslande zum angenehmſten Begleiter empfohlen werden.

Correſpondenz-Nachrichten.

Coblenz, Auguſt.

Rheiniſche Eiſenbahn und Dampfſchifffahrt. — Der Bahnhof und das neue Stationsgebäude. — Der Rheinbrückenbau. — Fortſetzung der rechtsrheiniſchen Eiſenbahn. — Das Moſelland und das Projekt einer Moſeleiſenbahn. — Gaſtſpiel der Frau Marie Niemann-Seebach.

Bis zum Winter 1858 war Coblenz am belebten Rheinſtrom, die Hauptfeſtung des Rheinlandes, der Sitz der höchſten Provinzialbehörden, noch von dem großen Eiſenbahnnetz ausgeſchloſſen, welches ſchon damals das Vaterland überzog. Die Dampfſchiffe durchſtrichen zwar die von der Natue gegebene Verkehrsſtraße und fördeeten die Reiſenden und Güter nach Süden und Norden. Auch liegt etwas eigenthümlich Stolzes und Anziehendes in der Schifffahrt. Am Ufer harrt die Menge; dort um die nächſten Berge kommt, wie eine auf den Waſſerwogen ſchwebende Welt für ſich, der Dampfer ſtalz herangebraust; hoch flattern die Wimpel am Maſt und weiße Tücher weben zur gegenſeitigen Begrüßung ſchon von Ferne in der Luft. Füe denjenigen, welcher bequem reiſen will, iſt die Schifffahrt, zumal ſtromabwäets, vorzuziehen; aber der Deang der Zeit will ſchneller vorwärts als das von der Dampfkraft getriebene Schiff des Steams. Wenn der Menſch ſeine Gedanken mit der Schnelligkeit des Blitzes an einem Eiſendraht hin in weite Fernen leiten kann, dann möchte er auch gleich für ſeine Perſon Fortunatus Wünſchhütlein beſitzen, um im Fluge van einem zum andern Oet die Luft zu duecheilen. In den Wintermonaten, in welchen nicht ſelten die Schifffahet durch Fraſt und Eis auf längere Zeit gehemmt wae, machte ſich in Coblenz der Mangel einer Eiſenbahn auf's Empfindlichſte fühlbar; nichts deſtoweniger wußten, wie mon ſagt, die Intereſſenten der Dampfſchifffahet den Bau einer Bahn immer wieder zu veehindern, und ſo kam es, daß Coblenz erſt im November 1858 rheinabwärts und im September 1859 eheinaufwärts mit dem Eiſenbahnverkehr in unmittelbaee Verbindung geſetzt wuede.

Die Dampfſchifffahetsgeſellſchaften haben ſeitdem, um nicht ganz außer Thätigkeit geſetzt zu werden, ihre Veeiſe bedeutend ermäßigt. Obgleich nun die Bahn wohl den größten Theil des Verkehrs an ſich gezogen hat, beſteht die Dampfſchifffahrt bei iheen heeabgeſetzten Fahe- und Frachtpreiſen fort und erfreut ſich einer günſtigen Rentabilität. Welch enarme Geſchäfte die Dampfſchifffahetsgeſellſchaften wäheend einer Reihe von Jahren, ohne Cancuerenz und bei hohen Preiſen, gemacht haben müſſen, läßt ſich hieraus leicht ermeſſen.

Ueber die Lage des Bahnhofes in Coblenz iſt lange hin und her geſtritten woeden. Die Feſtungsbehörde hat auch hierauf einen entſcheidenden Einfluß gehabt, und dieſem iſt es hauptſächlich zuzuſchreiben, daß der Perſonenbahnhof innerhalb dee Stadt, dee Güterbahnhof dagegen jenſeits der Moſel an der Feſte Kaiſer Franz (Petersberg) liegt. Das neue Statiansgebäude iſt der Vollendung nahe; man erwaetet, daß daſſelbe bis Ende Oktober dem Verkehr übergeben wird.

Gegenwärtig iſt am Südende der Stadt auf dem Rhein und an ſeinen Ufeen eine graße Thätigkeit entfaltet. Meheere hundert Arbeiter eegen da Hand und Fuß; da hämmert und klopft es den ganzen Tag; meheere Baggermaſchinen, theils durch Dampf, theils vom Stram getrieben, vertiefen das Flußbett; Hand- und Dampframmen treiben große Pfähle in den Grund; großartige Lager von Teaß, Steinen, Kalk, Halz, Sand ꝛc. befinden ſich am Ufer; meheere Märtelmühlen, Schloſſer- und Schmiedewerkſtätten ſind errichtet, und Alles das, um dem alten Vater Rhein, der ſchan ſeit Jahrtauſenden ſo manches hat eedulden müſſen, eine neue Feſſel anzulegen. Der eeſte Spatenſtich zue Erbauung der hieſigen Eiſenbahnbrücke übee den Rhein geſchah am 2. April dieſes Jahrs, nachdem die langen und ſchwierigen Verhandlungen Seitens der bei der Schifffahet intereſſieten Uferſtaaten beendigt waren. Die eigentliche Brücke wird van vier Pfeilern, von denen zwei in den Strom zu ſtehen kommen, getragen werden; ſie erhält dadurch deei Oeffnungen jede zu 308 Fuß lichter Weite bei einee Höhe von 29 Fuß am hieſigen Pegel. Die Strompfeiler werden in dieſer Höhe 25 Fuß dick. Der linkſeitige Landpfeiler wied ſtark befeſtigt; auf demſelben werden eiſerne Thore zum Verſchließen der Duechfahrt angebracht, wie denn auch die Unteebeechung des Geleiſes im Falle einer Belagerung dadurch möglich gemacht wird, daß die Ueberbrückung des an der Durchfahrt liegenden Diamants mittelſt zweier Beücken geſchieht, welche ſich nach eechts und links verſchieben laſſen. Die zu beiden Seiten des linken Landpfeilees aufzuführenden, mit Caſematten zu verſehenden Feſtungsthürme weeden über hundert Fuß hach. Der Brückenübeebau wird durch ſchmiedeeiſerne Bogeneippen, je drei neben einander hergeſtellt, welche $^1/_{10}$ Pfeilhöhe haben, alſo im Scheitel 30 Fuß über den Kämpfern liegen. Die Brücke wied zweigeleiſig und zum gleichzeitigen Gebrauch für Fußgänger eingerichtet; mit Rückſicht auf den Eisgang im Winter ſoll auch ein Fahrweg füe größere Fuhrwerke eingerichtet werden, damit bei Abfahrung der Rheinſchiffbeücke keine Unterbeechung des Verkehrs ſtattfindet. Das Gewicht des eiſernen Oberbaus wied zwiſchen drei und viee Millianen Pfund betragen.

Digitized by Google

Die Fundirung des erſten Strampfeilers geſchieht auf die gewöhnliche Weiſe durch Einrammen von Pfählen, wogegen die Umſchließung der Baugrube des zweiten Strampfeilers durch vier in den Rhein zu verſenkende Holzrahmen bewirkt wird, da wegen der geringen Höhe des Kieſes Pfähle dort nicht eingerammt werden können. Bis Ende 1864 hofft man die Brücke zur Ueberfahrt fertig zu ſtellen, bis wohin die Lahnbahn in ihrer ganzen Ausdehnung längſt dem Betrieb übergeben ſeyn wird. Die Verbindungsbahn zwiſchen der Lahn- und der rheiniſchen Bahn verläßt letztere, ſobald ſie aus dem Coblenzer Bahnhof tritt; ſie ſchneidet über das Lährrandel, bleibt durch die Wallſtraße bis zum Mainzer Thor im Niveau der Straße, ſteigt von da im Verhältniß von 1:70 bis auf die Brücke, überſchreitet dieſelbe, geht am rechten Ufer mit einer ſcharfen Curve um Pfaffendorf herum und bleibt alsdann bis Oberlahnſtein, wo die Lahn zu überſchreiten iſt, am Rhein.

Coblenz wird ſchon mit Beendigung dieſes Baus ein Knotenpunkt des großen Eiſenbahnnetzes und tritt damit in direkte Verbindung mit dem mittleren und nordöſtlichen Deutſchland, mit den öſtlichen Provinzen, mehreren Feſtungen und der Hauptſtadt des preußiſchen Staates, was in ſtrategiſcher und commercieller Beziehung nicht ohne Wichtigkeit iſt. Daneben ſtehen aber noch zwei Eiſenbahnlinien in Ausſicht, die von Coblenz ihren Ausgangspunkt nehmen aber hier in die bereits vorhandenen Schienenwege einmünden werden. Die rechtsrheiniſche Naſſauer Bahn muß, wenn ſie der linksrheiniſchen Bahn nicht die Vortheile des durchgehenden Verkehrs von Norden nach Süden und umgekehrt allein überlaſſen, oder ihr gar nach zuführen will, nothwendig von Coblenz aber Ehrenbreitſtein weiter nach Siegen gebaut werden. Hiezu kommt noch das Projekt einer Moſeleiſenbahn, deſſen Ausführung freilich bei den gegenwärtigen finanziellen Verhältniſſen noch ziemlich fern liegt.

Nach kürzlich nannte ein Schriftſteller irgendwo die Moſel das „Aſchenbrödel“ unter den deutſchen Flüſſen, und er hatte dabei wohl im Auge, daß die Naturſchönheiten des Fluſſes, ſo wie die Menge der intereſſanten Ueberreſte aus römiſcher und mittelalterlich deutſcher Zeit verhältnißmäßig zu wenig Beachtung finden. Der Vergleich trifft auch nach anderer Seite hin zu: das Moſelland iſt hinſichtlich der Beſchaffung von Verkehrsmitteln und Wegen ſehr vernachläſſigt worden.

Ungeachtet des ſchon ſeit zwanzig bis dreißig Jahren anerkannten und von allen Seiten ausgeſprochenen Bedürfniſſes hat die Moſel, einzelne Strecken ausgenommen, noch keine fahrbare Straße. Die Waſſerſtraße iſt der einzige durchgehende Verkehrsweg, der aber leider nur zu oft, im Sommer bei zu niedrigem Waſſerſtand, im Winter bei Froſt, Hochwaſſer und Eisgang, nicht benutzt werden kann. Bedenkt man, daß der Fluß durchſchnittlich nur die Hälfte des Jahres hindurch die Communikation vermittelt, daß die Frachtſchiffe, zu Berg von Pferden gezogen, von Coblenz bis Trier acht bis zehn Tage, die Dampfboote für dieſe Strecke zwei Tage brauchen, ſo iſt erklärlich, warum Handel und Induſtrie an der Moſel keinen ſonderlichen Aufſchwung nehmen. Durch die franzöſiſchen Eiſenbahnen und Canäle in der Rheinrichtung, durch die Rhein-Nahe-Eiſenbahn ꝛc. wird im Gegentheil der Waarenzug von der Moſel immer mehr abgezogen und auf den örtlichen und nachbarlichen Verkehr beſchränkt. Die Poſtſtraße von Coblenz nach Trier führt über die Höhen der Eifel; eben ſo hat der Hunsrücken andererſeits ſeine Poſtſtraße. Mehrere bedeutendere Moſelorte haben mit theilweiſe ſchweren Opfern Verbindungsſtraßen nach den Höhen gebaut, um nicht, wenn die Schifffahrt ſtockt, geradezu von allem Verkehr abgeſchnitten zu ſeyn.

Die Moſel hat für ihren Bedarf zu wenig Ackerland; das fehlende an Nahrungsmitteln und ſonſtigen Lebensbedürfniſſen muß aus der Ferne zugeführt werden. In dem Maße, als die Zufuhr mit Schwierigkeiten verbunden iſt, vertheuern ſich dieſe nothwendigſten Bedürfniſſe. Gewerbliche und induſtrielle Anlagen von Belang werden nicht gemacht, da die Zufuhr der Rohmaterialien einer- und andererſeits der Abſatz der Fabrikate zu beſchwerlich iſt. Der Wein iſt das wichtigſte Produkt des Moſellandes, und beim Bau der Rebe iſt der Moſelaner mit dem ausdauerndſten Fleiße thätig. Es iſt wahrhaft bewunderungswürdig, wie man den ſchroffſten Felſen hie und da ein Fleckchen Land abzugewinnen weiß, um oft nur wenige Weinſtöcke noch in ſchwindelnder Höhe pflanzen zu können. Durch die unzulänglichen Verkehrsmittel wird aber der aus dem Weinbau entſpringende Erwerb nicht ſelten ſehr verkümmert. Der Handel mit Trauben, Obſt, Weinſtein, Pottaſche, Branntwein, Mineralwaſſer, Erzen, Schwerſpath, Thon- und Pfeifenerde, Dachſchiefer, Sandſtein, Kalk, Gyps, Braunkohlen, Traß ꝛc. würde einen bedeutenden Aufſchwung nehmen, die Moſel beleben und Thätigkeit und Wohlſtand dahin bringen, wo jetzt oft drückende Armuth herrſcht, wenn dem gedachten Mangel abgeholfen würde.

Alle dieſe Verhältniſſe fordern dringend den Bau einer Eiſenbahn, ſo weit wie möglich durch das Moſelthal. Es beſtehen bereits mehrere Bahnprojekte, die der Moſelbahn hindernd in den Weg treten, indem ſie die Bahnlinie durch die Eifel legen, alſo wieder den von der Natur gewieſenen Weg des Moſelthals zu umgehen ſuchen. Die Vortheile dieſer Bahnen würden für das Moſelland nur illuſoriſch ſeyn. Vor kurzem iſt indeſſen eine zweite Denkſchrift über den Bau der Moſelbahn „in ihrer kürzeſten Richtung“ erſchienen, welche die Nothwendigkeit dieſes Baus in volkswirthſchaftlicher, commercieller und ſtrategiſcher Beziehung ſchlagend nachweiſt, und die Bahn als Trägerin des internationalen Verkehrs, als das noch fehlende Vermittlungsglied der direkten Verbindung zwiſchen Paris, Berlin und Petersburg darſtellt. Nach dieſem Projekt geht die Bahnlinie von Cobleng auf dem linken Moſelufer nach Cochem, von da durch einen 1600 Ruthen langen Tunnel bis Bremm, von dort nach Alf, dann durch das Alf- und Mittlichthal nach Wingerahr und weiter über Fähren nach

Iſſel und Trier" ꝛc. Die Bahn würde in dieſer Richtung eine Länge von 15½ Meilen erhalten und nach dem Anſchlage 14,348,000 Thaler koſten. Die Ausführung derſelben ſteht noch in weitem Felde, da der Staat zur Uebernahme einer Zinsgarantie ſich noch nicht hat entſchließen können; es muß jedoch mit der Zeit dazu kommen, die Verhältniſſe weiſen zu dringend darauf hin. Cabienz wird dadurch ſehr gewinnen und dereinſt zu einem bedeutenden Centralpunkt des weſtdeutſchen Eiſenbahnnetzes werden. Um ſo mehr muß es auffallen, daß kein Cabienzer die gedachte Denkſchrift mit unterzeichnet hat.

Schließlich erwähne ich noch, daß am 22. Auguſt Marie Niemann-Seebach im hieſigen Stadttheater unter Mitwirkung des Perſonals des hieſigen Sommertheaters als „Grille" aufgetreten iſt. Wir ſind der nicht mit Unrecht gefeierten Künſtlerin nicht undankbar für den uns bereiteten Kunſtgenuß, wir haben die Leichtigkeit, Anmuth und Natürlichkeit bewundert, mit welcher ſie ihre Rolle ſpielt, können aber dabei die Bemerkung nicht unterdrücken, daß wir eine ſolche künſtleriſche Kraft lieber in einer würdigeren Rolle geſehen hätten. Dem ſtark an's Triviale grenzenden Lach- und Rührſtück, das ſtets auf der Grenze des Komiſchen und Sentimentalen hinläuft und uns nirgend zu einer einheitlichen Empfindung kommen läßt, können wir einmal keinen Geſchmack abgewinnen. Doch, wie geſagt, wir wollen nicht undankbar ſeyn und nur noch bemerken, daß einige der Mitſpielenden ihr gegenüber uns wie geſchnitzte Holzfiguren vorkamen.

Aus der Normandie, September.

Die Stadt Caen.

Nicht mit Unrecht führt das alte Catadum, die zweite Hauptſtadt der Normandie, einen gewaltigen Thurm in ſeinem Wappen, denn Alles, was altes, kräftiges Bauwerk heißt, iſt an dieſem Platze reichlich vertreten. Wie das enge Mittelalter nach und nach in die weite und große Welt hinaus wächst, das ſteht hier in Häuſern und Straßen geſchrieben. Einer ungeheuren Spinne nicht unähnlich, ſtreckt dieſe eben ſo ſchöne als unregelmäßige Stadt aus einem verhältnißmäßig kleinen Mittelpunkte ihre langen und dünnen Glieder nach allen Richtungen und ohne irgend welche Beſchränkung durch Thore weit hinaus, hier auf die umliegenden Höhen empor, dort an den Ufern der Orne hinab und hinauf, hauptſächlich aber in einem weiten Hufeiſenbogen um ihre ſo preiswürdige Wieſe her, welche mit ihren Alleen einen rieſigen Square von mehr als einer Stunde im Umfange bildet. Nirgends ein rechter Halt- und Mittelpunkt und doch überall ſchattige Baumgänge mit Bänken darunter, ſtattliche Plätze mit impoſantem Baumwerk auf drei Seiten und einer reizenden Fernſicht auf der vierten, alle Hauptgebäude wie auseinander geſtreut, Stadthaus und Präfektur, ſo wie das Theater an der einen Grenze der Stadt gegen die Wieſe, Juſtizpalaſt und Lyceum eine halbe Stunde davon auf dem Berg, die Banken in einer andern Ecke gegen die Quais und ihre Schiffe hin, das Hoſpital auf einer dritten abliegenden Anhöhe, der Bahnhof gar auf der rechten Seite des Fluſſes, noch über den großen, drüben gelegenen Stadttheil hinaus.

Mannigfaltig wie die äußere Erſcheinung ſind auch die Erinnerungen, welche die Monumente dieſer Stadt erwecken. Wir haben an Wilhelm den Eroberer, wie an den hundertjährigen Krieg gegen die Engländer und an die Raufereien zwiſchen den Hugenotten und ihren Gegnern zu denken, und wenn die Hauptſtadt der nördlichen Normandie Jeanne d'Arc verbrannt hat, ſo wurde in der ſüdlichen Charlotte Corday geboren — man zeigt noch das Haus, welches ſie bewohnte. Aus Caen iſt auch Malherbe, der franzöſiſche Gottſched, der Richelieu der Literatur, der Mann, welcher organiſirt und centraliſirt, bis nichts mehr als Eine gerade Linie übrig iſt. Immerhin hätte Malherbe, wenn er ein Deutſcher wäre, in ſeiner Vaterſtadt ſeine Statue gefunden mit einer Inſchrift entſprechend dem Verſe Baileaus: „Enfin Malherbe vint!" Frankreich ehrt ſeine geiſtigen Heroen, beſonders wenn ſie ſeit einigen Jahrhunderten todt ſind, weniger als wir. Die Literaturkenntniß beſchränkt ſich in dieſem Lande auf die Zöglinge des höheren Unterrichts, und auch von dieſen wird die Erzählung von Hippolyts Tod in Racines Phädra mehr verwünſcht als genoſſen. So haben wir denn hier nichts als eine ſtattliche Marmortafel an des kritiſchen Dichters Geburtshaus mit der Aufſchrift: „Ici Malherbe naquit en 1555," und gegenüber ein ſehr beſcheidenes Café Malherbe.

Ein in Frankreich vielgereiſter Deutſcher und tüchtiger Sachkenner ſagte mir, Rauen bringe den Eindruck einer im Mittelalter fertig gemachten und dann unter einer Glasglocke unverſehrt aufbewahrten Stadt hervor. Von Caen möchte man ein Gleiches ſagen, leider nur mit Ausnahme der Glasglocke. Thurmbekränzt, wie kaum eine

Digitized by Google

andere Stadt von gleichem Größenverhältniß, zeigt uns dieser Platz alle Nüancen des romanischen und des gothischen Styls mit besonderer normannischer Färbung. Wie für die Ewigkeit gebaut, recken die Thürme ihre spitzen Zinken und Zacken in die Luft; sie sind ja hervorgegangen aus dem weißgrauen Sandstein der Brüche von Allemagne, jenem Sandstein, der mit der Zeit dunkelt und in der Luft härter wird und über den Kanal gereist ist, um zum Bau der Westminsterabtei und anderer englischer Monumente zu dienen, wie dieß die Höhlen, Labyrinthe, Abgründe am Uferhang der Orne, der ihn geliefert, bezeugen. Dennoch hat seine Festigkeit dem Zahn der Zeit nicht überall widerstanden, und die meisten Denkmäler der Stadt, welche eine berühmte archäologische Gesellschaft und eine zahl- und einflußreiche Geistlichkeit besitzt, sind in einer betrübten Weise verfallen. Die letztere, so hören wir sagen, nimmt nicht den mindesten Antheil an der Architektur als solcher; die großen Summen, die ihr zu Gebot stehen oder zu Gebot gestellt werden, verwendet sie nur zu Kostbarkeiten der Sakristei, zum Schmuck des Altars und der Heiligen, zu Prunk, Putz und reichen Gewändern. Gegen die Erhaltung ihrer Bauwerke selbst aber ist sie gleichgültig, ja, sie widersetzt sich sogar den betreffenden Arbeiten, wenn diese sie in ihrer Bequemlichkeit und in ihren kleinen persönlichen Interessen stören. Was die gelehrten Gesellschaften angeht, so thun dieselben, was sie, ihren finanziellen Mitteln nach, können, und das ist wenig. Endlich aber ist auch die Zahl der Monumente so groß, daß die Erhaltung aller ein allzugroßes Kapital verschlingen würde, und so werden denn einige geopfert. Die ehrwürdige, uralte Nikolaikirche, in ganz primitivem romanischem Styl, noch basilikenartig in der einfachen Weite und Breite ihres Körpers, ist ein Stroh- und Heuboden für die Remontekaserne geworden. Sie stammt, mit Ausnahme des etwas jüngeren und ganz festungsartigen Thurmes, aus dem Jahr 1083 und ist in ihrer ersten Form wesentlich erhalten, während andere, noch ältere Denkmale zerstört und dann neu hergestellt wurden. Seit dreißig Jahren, sagt mir der Küster, ist der Thurm, welcher bei seiner hohen Lage eine herrliche Fernsicht bieten muß, nicht mehr bestiegen worden. Die Treppe zerfällt, die Blöcke der wunderlichen Bainstrade um die Plattform stürzen einer nach dem andern in die Tiefe und der sonderbare lanzenspitze Aufsatz darüber hat sich, vielleicht vor dem Winde, ganz schief gebogen. Durch manche Fenster saust der Sturm, andere sind vernagelt, andere vermauert, einige haben noch Glas und in die Seitenwände hat die Remonte zwei Scheuerthore für ihre Heuwagen gesprengt.

Ein ähnliches Schicksal hat die kleinere alte Stephanskirche — alt, so hieß sie schon zur Zeit Wilhelms des Eroberers. Von ihrer ersten Gestalt ist nichts mehr übrig, sie ging bei der Belagerung durch Heinrich V. von England zu Grunde und wurde dann, im reichsten gothischen Styl, im vierzehnten Jahrhundert wieder aufgebaut. Ein einziges riesiges Spitzbogenfenster schließt den Chor, der Thurm ist achteckig, abgestumpft und trägt auf der Plattform eine Verjüngung seiner selbst als Spitze.

Aber das alles verschwindet vor den beiden Gebäuden, welche uns voll an Wilhelm den Eroberer und dessen Gemahlin Mathilde, als deren Gründer, erinnern. Die Dreifaltigkeitskirche, auf einem steilen Abhang dicht über dem Fluß gelegen, in großen Verhältnissen, mit zwei unvollendeten Thürmen und im Innern neuerdings restaurirt, ist rein romanisch und von einer wunderbar großartigen Einfachheit. Die Stifterin der Abtei wurde hier begraben, eine Statue zierte ihren Sarg. Beides wurde von den Bilderstürmern der Reformation zerstört, und ein später errichtetes Kenotaph erfuhr 1793 ein gleiches Schicksal. Die gewaltige Stephanskirche, im Jahr der englischen Eroberung, 1066, von Wilhelm begonnen und noch heute die Kathedrale der Stadt, ist mit ihren sieben Thürmen und Thürmchen ganz und gar vollendet, und, mit Ausnahme von manchem späteren gothischen Beiwerk, ganz romanisch und wohlerhalten, ein wundervolles Gebilde, dessen zackige Spitzen man nicht anschauen kann, ohne den Hauch des kriegerischen Mittelalters zu fühlen. Die Straße an ihrer Seite heißt Rue Guillaume le Conquérant, und im Centrum des Chors liegt im Pflaster ein Stein, dessen lateinische Inschrift sagt, hier sey der Eroberer Englands begraben. Aber sie sagt nicht, daß derselbe im Tode von Allen verlassen dalag, eine hülflose Leiche der Mann, der, glücklicher als Napoleon und Philipp II., dreitausend Schiffe, fünfzigtausend Krieger und fast eben so viele Pferde über den Canal geführt hatte; sie sagt nicht, daß ein Privatmann von Caen seine Begräbnißkosten aus freien Stücken und gutem Willen übernahm, weil sie sich nirgends wollten finden lassen, und daß eine Feuersbrunst den kaum zu Stande gebrachten Leichenzug störte; sie sagt nicht, daß sich das Grab zu klein fand und der Körper ohne Sarg hineingezwängt wurde, bis die Gedärme aus dem Leibe drangen; sie sagt endlich nicht, daß Reformation und Revolution die schon so viel geplagten Reste des gekrönten Bastards in alle Winde zerstreuten. Jetzt kommen die Archäologen und sammeln die Namen seiner Gefährten und schreiben sie auf eine Säule am Meeresstrand, wo das Heer zu Schiff ging, und halten Reden auf die Civilisation und den Fortschritt, essen zu Mittag, bringen Toaste auf die Völkerverbrüderung aus, lassen Hymnen auf das große Frankreich singen. Grimmig würdest du lächeln, du grimmer, schlimmer Held, über dieses philanthropische Zwerggeschlecht und seine duftigen Phrasen, du Beutetheiler, du Schänder der sächsischen Fürstenjungfrauen, wenn du sehen und hören könntest, wie du zum internationalen Werkzeug in der Hand der Vorsehung gemacht wirst! Freilich ist die Weltgeschichte das Weltgericht, aber das lesen wir lieber in der Sachsenchronik und im Schicksal deiner Gebeine als in den Untersuchungen über die Namen der Abenteurer und Troßknechte, aus welchen du Fürsten gemacht hast, als in den Deklamationen, welche sonnenklar darthun, daß ohne dich die Weltindustrieausstellungen nicht

Digitized by Google

zu Stande gekommen wären. „Jenes Land iſt euer, ich ſchenke es euch!“ rieſſt du im Augenblick der Einſchiffung deinen Leuten zu. Kurzſichtiger! hätteſt du deine Rede drei Monate lang meditirt, dann zu Papier gebracht und endlich abgeleſen, ſie wäre etwas länger und um ſo viel beſſer geworden, ihr Sinn wäre geweſen: „Ich habe die Ehre, England füe die moderne Cultur zu öffnen!“

(Schluß folgt.)

Aus Norder-Dithmarſchen, September.

Der Anblick des Landes. — Aus der Landesgeſchichte.

Im Innern Deutſchlands iſt das vor Zeiten ſo berühmte Land der Dithmarſchen den Meiſten wohl nur bekannt durch die merkwürdigen Kämpfe ſeiner heldenmüthigen, freiheitliebenden Bauern gegen ihre eroberungsluſtigen Nachbarn, die holſteiniſchen Adeligen und die landgierigen däniſchen Könige. Beſucht wird das abgelegene, an Naturſchönheiten ſehr arme Land wohl nur von Geſchäftsreiſenden, die bei der großentheils wohlhabenden, ja reichen Bevölkerung deſſelben ohne Zweifel vortreffliche Geſchäfte machen. Mich führte vor Kurzem weniger der Wunſch, das hiſtoriſch intereſſante Land kennen zu lernen, als ein Gebot der Nothwendigkeit in die alte, ehemals ſo ſtolze Bauernrepublik. Seit einer Reihe von Jahren iſt an der äußerſten Seekante Nordee-Dithmarſchens bei dem alten Kirchdorfe Buſum ein Seebad eröffnet worden, das ich gebrauchen wollte. Ich wählte daſſelbe, weil ich nicht der lärmenden und aufregenden Zerſtreuung der ſtark beſuchten faſhionablen Modebäder, ſondern der Stille einer ländlichen Gegend und des immer friſchen Hauchs des brandenden Meeres zu geiſtiger und leiblicher Stärkung bedurfte.

Mit einiger Spannung näherte ich mich an einem leider ſehr regneriſchen und ſtürmiſchen Julitage auf offenem holſteiniſchen Wagen der Geenze des merkwürdigen Ländchens. Sie läuft parallel mit einer träg rinnenden, aber tiefen Au, wie man in Schleswig-Holſtein jeden kleinen Fluß nennt, von Weſten nach Oſten quer über die Geeſt, die hier ihre braunen Heiden und feuchten, öden Torfmoore bis dicht an die waldigen Hügel vorſchiebt, welche ſich in unmittelbarer Nähe der Stadt Itzehae zu herrlichen Buchen- und Fichtenwaldungen ausweiten.

Das ſüdliche Dithmarſchen iſt zum Theil hügelig und beſaß in früheren Zeiten ſchöne Waldungen, die längſt ſchon bis auf einzelne kümmerliche Trümmer verſchwunden ſind. Von der wenig belebten Chauſſee aus, die ziemlich gerade durch die unabſehbaren Moore und Heiden läuft, entdeckt man im Weſten das hoch gelegene Burg mit ſeinen leuchtenden Ziegeldächern. Dieſes jetzt wohlhabende große Kirchdorf liegt am Fuße der ehemaligen Veſte Böckelnburg, wo die Grafen von Stade thronen und von der aus ſie mit harter Hand die immer widerſpänſtigen Bauern beherrſchten, bis dieſer Herrſchaft durch Ermordung des Grafen Rudolf II. von Stade ein Ende gemacht und die verhaßte Zwingburg von den erbitterten Dithmarſchern bis auf den Grund zerſtört ward. Die Einnahme der Böckelnburg iſt eine jener zweideutigen Heldenthaten, deren die Geſchichte Dithmarſchens mehrere von ihren Bewohnern aufgezeichnet hat. Ohne Zweifel war Graf Rudolf II. kein milder Herr gegen die unterjochten Bauern. Mit unerbittlicher Strenge trieb er die ihnen auferlegten Steuern, größtentheils aus Getreidelieferungen beſtehend, ein. Das Jahr 1144 war, ſcheint es, kein beſonders ergiebiges Kornjahr geweſen. Es fehlte an hinreichender Frucht und an vielen Orten herrſchte empfindlicher Mangel. Dennoch verlangte der herriſche Graf die Lieferung des Zinſes, zu deſſen Empfangnahme er im März 1145 auf der feſten Böckelnburg erſchien. Nach vorher genommener Rückſprache unter einander verſprachen die Bauern, das Getreide ſelbſt in den Burghof zu liefern. Am feſtgeſetzten Tage erſchien der Wagenzug der Dithmarſcher vor der Böckelnburg, beladen mit großen, ſchweren Säcken. Die Zugbrücke fiel und die Wagen rollten, einer nach dem andern, in den Burghof. Als der letzte das Thor paſſirte, ſchloßen es die Wagenlenker und gaben das verabredete Zeichen. Mit dem Rufe:

„Rühret de Hände,
Smyret de Sackbände!“

ward es lebendig im Innern der Säcke, ſcharfe, blitzende Meſſer zerſchnitten das grobe Linnentuch und die geimmigen, rachedurſtigen Geſichter der bärtigen Bauern wurden ſichtbar. Bald war die Begleitung des Grafen überwältigt, ſeine Gemahlin ſtürzte ſich der Sage nach aus dem Fenſter, Graf Rudolf ſelbſt entrann ſeinen Verfolgern, indem er ſich in ein Verſteck des Schloſſes flüchtete. Am dritten Tage verrieth den ſuchenden Bauern dieſen Verſteck eine zahme Elſter. Die Dithmarſcher erbrachen mit Gewalt die Thür und ſtießen den verhaßten Zwingherrn

Digitized by Google

erbarmungslos nieder. Durch dieſe That, welche die Liſt erſonnen hatte, wurden die Bewohner des Landes wieder freie Bauern, die ſich durch ſelbſt gegebene Geſetze regierten und niemand dienten oder Tribut zahlten. Noch heutigen Tags lebt dieſe wilde That der alten Dithmarſcher fort im Gedächtniß ihrer milder gewordenen Nachkommen. Wie die Darſtellung der furchtbaren Schlacht bei Hemmingſtedt im Jahre 1500, findet man in ſehr vielen Wohnhäuſern Dithmarſchens noch jetzt auch eine bildliche Verherrlichung der Ermordung Graf Rudolfs II. auf der hoch gelegenen Böckelnburg.

Hart an der Scheidelinie von Geeſt und Marſch, und in gerader Richtung kaum eine halbe Stunde entfernt vom Meere, liegt der älteſte Ort des Landes, der Flecken Meldorf, ehemals Miletborp genannt, wahrſcheinlich von dem breiten Wattſtrom der Nordſee, der Miele, welche den Hafen Meldorfs ſchiffbar macht. Die Kirche dieſes recht lebhaften und ganz ſtädtiſch gebauten Ortes iſt ein gewaltiges Gebäude von großem Umfang und bedeutender Höhe, dem man das Alter ſchon von außen anſieht. Schon im Jahr 780 gründete hier der Biſchof Willehad von Bremen eine Kirche, von der jedoch keine Ueberreſte mehr vorhanden ſind. Die Erbauung der jetzigen Kirche, deren maſſiger Thurm einmal vom Blitze eingeäſchert und nach ſeiner Wiedererrichtung vom Sturme niedergeriſſen ward, dürfte in's dreizehnte oder vierzehnte Jahrhundert fallen. Das Innere iſt finſter, macht aber durch die Höhe des Gewölbes und den Umfang ſeiner Pfeiler einen bedeutenden Eindruck. In katholiſcher Zeit beſaß die Kirche neun Altäre. Lange Zeit war dieſes Gotteshaus die einzige Taufkirche Dithmarſchens, deren in ſpäterer Zeit das ganze Land fünf erhielt. Die hohe Lage des impoſanten Gebäudes mit ſeinem noch immer bedeutenden Thurme macht die Meldorfer Kirche weit in's Meer hinaus ſichtbar, weßhalb ſie den Küſtenfahrern als Seemarke dient, nach der ſie bei Tage zu ſteuern pflegen. Bei heller Luft erkennt man ſie deutlich in der Mündung der Eider.

Kaum hat man den Flecken verlaſſen, der zahlloſe male von den Feinden erſtürmt, gebrandſchatzt und verheert wurde, und in deſſen Straßen für die Erhaltung der alten Freiheiten des Landes Ströme Blutes floſſen, ſo tritt man in die Marſch. Endlos breiten ſich zu beiden Seiten der Straße unüberſehbare Raps- oder Weizenfelder aus, unterbrochen von Ackerland, das mit großen Bohnen (Pferdebohnen), Gerſte und Roggen beſät iſt. Bäume werden nur in unmittelbarer Nähe der meiſtentheils einzeln liegenden großen Marſchhöfe, die wie grüne Oaſen aus dem völlig ebenen, fruchttragenden Lande hervorragen, ſichtbar. Zuſammenhängende Dörfer ſieht man ſelten, wohl aber rücken hie und da einige größere Hofſtellen und Käthnerwohnungen zu einer kleinen Ortſchaft zuſammen, die bisweilen eine Commune für ſich bildet und mit einer Menge anderer Ortſchaften in ein größeres, oft bis zwei Stunden entferntes Kirchdorf eingepfarrt iſt.

Mit der Geeſt verſchwindet die im ganzen übrigen Schleswig-Holſtein übliche Einhegung der Aecker und Wieſen durch ſogenannte „Knicke," d. h. durch mit allerhand Strauchwerk dicht bepflanzte Erdwälle, die allem Lande das Anſehen eines in reizende Buſchgehege zerſchnittenen Gartens geben. Der fette, zähe Marſchboden iſt dem Baumwuchs nicht günſtig. Nur an ſehr geſchützten und dann immer etwas höher gelegenen Stellen hält ſich ein kleines Gebüſch. Fehlt dieſer Schutz oder die hohe Lage, ſo vernichten die wilden Herbſt- und Winterſtürme alle Bäume oder machen ſie früh abſterben. Dieſe Baumloſigkeit mißfällt dem an landſchaftliche Reize gewöhnten Auge und läßt das Land ſelbſt trotz ſeiner überaus großen Fruchtbarkeit doch öde erſcheinen. Der Fußwanderer ſeufzt in brennender Sonnenhitze, die in der Marſch gewöhnlich zur drückenden, ſchwer auf den Athmungsorganen laſtenden Schwüle wird, vergebens nach kühlendem Schatten oder bei Regen und ſtürmiſchem Wetter nach einer Schutz gewährenden Hecke. Nicht ſelten fehlt es ſogar an einem bequemen Ruheplatze; denn der Marſchbauer geizt mit jedem Fleckchen Erde und iſt vollkommen zufrieden, wenn die Communikationswege, die von Hof zu Hof, von Ort zu Ort in wahren Schlangenwindungen laufen, breit genug iſt zu zwei Geleiſen, damit einander begegnende Wagen ſich ausweichen können. Fußſteige ſind wenigſtens nicht immer und ſelten in gutem Zuſtande vorhanden. Der Eingeborene kann ſie allenfalls entbehren, denn im Allgemeinen ſind die Dithmarſcher keine ſehr eifrigen Fußgänger. Wer irgend kann, legt auch den kleinſten Weg zu Wagen zurück; dieſe, von etwas alterthümlicher Conſtruktion, aber vollkommen für Marſchwege eingerichtet, die bei häufigem Regen leicht grundlos werden können, fehlen auch den Inhabern kleiner Hofſtellen ſelten. So kommt es, daß man den Bewohnern Dithmarſchens immer und überall zu Wagen begegnet, Sonntags wie Werkeltags, und daß man Fußgänger oft mit einiger Verwunderung betrachtet, zumal wenn ſich unter dieſen etwa gar ſtädtiſch gekleidete Frauen und Kinder befinden.

In der That kann das Gehen in der Marſch bald eine Laſt, bald ſogar gefährlich werden, wenigſtens, wenn ein mit dem Lande unbekannter Wanderer von der Dunkelheit überraſcht wird. Denn auch wo neben dem Fahrwege ein ſchmaler Fußſteig fortläuft, begrenzt dieſen doch immer ein nicht allein breiter, ſondern auch tiefer Graben, den hohes Schilf oft halb verdeckt und der immer mit Waſſer angefüllt iſt. Kein breiter oder ſchmaler Weg ohne dieſe ſteilen, tiefen, mit Schilf bewachſenen Gräben; kein Ackerland, keine Wieſenfläche, keine Viehweide, kein Haus und Hof, die nicht waſſerreiche Gräben umhegten oder vielfach durchzögen. Ein Sturz in ſolche Gräben kann den Tod nach ſich ziehen, und nur der Gewohnheit der Eingeborenen mag es zuzuſchreiben ſein, daß man von derartigen Unglücksfällen nicht ſprechen hört. Wie nun aber dieſe unzähligen Gräben, welche das Land durchſchneiden, Dithmarſchen eigenthümlich ſind und es als ein ganz beſonderes Stück Erde charakteriſiren, ſo dienen ſie ſeinen Bewohnern

von jeher und dienen ihnen noch heute zum Schutz gegen die Wuth der Elemente wie gegen den Feind, der es unternähme, mit Waffengewalt in Dithmarſchen einbrechen zu wollen.

Wenn man auf offenem Wagen durch die wogenden Saatfelder rollt, und überall, nahe und fern, die Silberfäden der unzähligen Gräben im Sonnenſtrahl blitzen ſieht, begreift man erſt, wie es dieſem kleinen Volke, das zur Zeit ſeiner größten Blüthe nicht mehr als ſiebentauſend waffenfähige Männer zur Vertheidigung des Landes ſtellen konnte, möglich ward, Jahrhunderte lang den Angriffen mächtiger Nachbarn zu trotzen, gewaltige Kriegsheere zurückzuſchlagen, ja gänzlich zu vernichten.

Auf geringer Höhe zur Rechten des Weges, der uns immer tiefer in die Marſch hineinführt, liegt das Dorf Hemmingſtedt, vor uns im Nordweſten winkt aus grüner Baumgruppe der Kirchthurm von Wöhrden. Das iſt claſſiſcher Boden Dithmarſchens; auf dieſem durch hundert und aber hundert Gräben coupirten Terrain wurden die blutigen Freiheitsſchlachten geſchlagen, welche den Namen der kleinen Bauernrepublik ſo groß und unſterblich gemacht haben in der Geſchichte. Aus den in plattdeutſcher Sprache auf uns gekommenen Aufzeichnungen des Chroniſten Neocorus, der lange Zeit Prediger auf Büſum war, wiſſen wir, daß die heutigen Bewohner Dithmarſchens Communikationswege und Gräben noch ganz ſo anlegen, wie ihre maßlos ſtolzen und kriegeriſchen Vorfahren. Dieſer Conſtruktion und der Beſchaffenheit des Bodens verdankten die muthigen Bauern am großen Entſcheidungstage des 18. Februar 1500 den gewaltigen Sieg bei Hemmingſtedt, welcher den vereinigten Heeren des Königs von Dänemark und der Holſten 20,000 Menſchen koſtete, während die ſiegreichen Bauern ihren Verluſt an Todten auf höchſtens ſechzig Mann berechneten.

Der Boden Dithmarſchens iſt in der Gegend, wo es regelmäßig zwiſchen den freien Bauern und ihren Feinden zum Kampfe kam, ſogenannte ſchwarzblaue Kleierde, die, wird ſie von Regengüſſen durchweicht, den Fuß des Wanderers wie den Huf des Pferdes und die Eiſenreife jedes Wagens feſthält wie das zäheſte Pech. „Kleie“ nennt der Dithmarſche heute wie vor vierhundert Jahren das Ausbeſſern der Wege, das nur im Vertiefen der Waſſergräben beſteht, aus denen der aufgegrabene ſchwere Boden auf die Wege geworfen wird. Um das im Sommer Tag und Nacht ſtets unter freiem Himmel lebende Vieh auf den ihm angewieſenen Weideplätzen feſtzuhalten, hat man die Einrichtung getroffen, zwiſchen dem jede Straße zu beiden Seiten begrenzenden Graben und dem dahinter liegenden Ackerlande eine hohe, nach Oben ſpitz zulaufende Erdkante aufzubauen, hinter welcher abermals ein tiefer, nur etwas ſchmalerer, reichlich mit Waſſer gefüllter Graben fortläuft und jeden einzelnen Acker zu einer vollſtändigen Inſel macht. Auf Erbauung und Erhaltung dieſer ſcharfen Erdkante verwenden alle Landleute große Sorgfalt. Immer ſieht man auf allen Feldern daran arbeiten, wenn irgend wo eine ſchadhafte Stelle bemerkbar wird. Der Eingeborene nennt dieſe nur Dithmarſchen eigenthümliche Befeſtigung der Gräben gegen das Ausbrechen weidender Pferde, Rinder und Ochſen „upövern,“ zu deutſch aufobern, d. h. die ſteile Scheidewand der Gräben zwiſchen Ackerland und Straße oder zwiſchen Acker und Acker mit ausgeſtochenen ſpitzen Erdſchollen ſcharfkantig erhöhen. Einen deraetig geſpaltenen Graben zu überſpringen, möchte ſelbſt gewandten Equilibriſten nur ſelten gelingen, und dennoch iſt ein bequemer Verkehr zwiſchen Hof und Hof nur möglich, wenn man kreuz und quer die unzähligen Gräben zu überſpringen vermag. Der Eingeborene bedient ſich dazu eines langen, ſtarken Stocks, des „Kuntſtocks,“ an dem er ſich mit gelenker Kraft über jedes Hinderniß hinweg ſchwingt, und ohne den er in der ſchlechten Jahreszeit ſelten ſeine Wohnung verläßt.

Die Führer des in Dithmarſchen einfallenden Heeres der Holſten und Dänen im Februar 1500 hatten dieſe Eigenthümlichkeit des Landes in ihrer Siegesgewißheit ganz außer Acht gelaſſen. Die ſchlechte Beſchaffenheit der eben erſt „aufgekleiten“ Wege, der heftig fallende Regen und Schnee am Tage der Entſcheidungsſchlacht machten das feindliche Heer von Anfang an kampfunfähig, indem es nicht einmal die elementariſchen Hinderniſſe zu überwinden vermochte. Eingekeilt auf ſchmaler Straße zwiſchen tiefen, waſſererfüllten Gräben, über welche von allen Seiten die erbitterten Bauern mit ihren Kluftſtöcken ſprangen, wurde die bewegungslos gewordene Maſſe durch ihre eigene numeriſche Stärke erdrückt. Als treueſter Bundesgenoſſe geſellte ſich den Bauern noch ein ſtark wehender Nordweſtwind zu, der die Fluthwagen der aufgeregten Nordſee in immer höheren Wellen durch die geöffneten Schleuſen in die Gräben trieb, dieſe bald überſchwemmte und ſo alles Land meilenweit unter Waſſer ſetzte. In dieſem ſtrudelnden See fanden ſich nur die Eingebarenen zurecht, die, Lage und Richtung der gefährlichen Gräben kennend, dieſelben mitten im Kampfe ſtets zu vermeiden wußten, während die Fremdlinge, ſo Fürſt wie Graf, ſo Reitersmann wie Pikenier, trotz aller Anſtrengung in denſelben verſanken und theils von den Bauern erſchlagen wurden, theils ertranken. Das Netz der Gräben, welches ganz Dithmarſchen überſpannt, rettete in dieſem furchtbaren Blutbade, das nur drei Stunden dauerte, die Freiheit der Bauernrepublik, deren ſich die Kinder und Enkel der ſtolzen Sieger noch über ein volles Jahrhundert erfreuten.

(Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 40. 1. Oktober 1862.

Quid terrarum juvare novitas potest? quid cognitio urbium aut locorum? In irritum cedit ista jactatio. Quaeris, quare te fuga ista non adjuvet? Tecum fugis.

Seneca.

Reiſefrüchte aus Graubünden.

(Schließt ſich an das in Nr. 27—30 Mitgetheilte an.)

„Wenn Sie nicht im Engadin geweſen ſind, ſo haben Sie nichts geſehen" — ſo ſagten mir Männer, die ſchon Alles geſehen haben und die ich als Autoritäten im Kunſt- und Naturgeſchmack zu verehren den beſten Grund habe. Dabei ſteckten ſie mir ein Kärtchen von St. Moritz und ſeinen Umgebungen zu: Samaden, Pontreſina, Sellerina, die verſchiedenen Piz und Gletſcher, Roſegg, Morteratſch, Valü u. ſ. w., lauter Namen, deren romaniſcher und romantiſcher Klang allein ſchon eine Reiſe werth iſt.

Das Kärtchen war für mich wie ein hingeworfener Handſchuh. Seit Jahren ſtecke ich „bekanntlich" in dem komiſchen Dilemma, daß ich alle dieſe Waſſer-, Luft- und Molkenreiſen, die nach meinen ſorgfältigſten wiſſenſchaftlichen und empiriſchen Unterſuchungen ſämmtlich ihren letzten Grund in geiſtiger oder leiblicher Imbecillität haben, gründlich verachte, und doch auch wieder mich ſelbſt von dieſer Narrheit nicht frei halten kann, ſondern Sommer für Sommer dem langweiligen Zug dieſer Heimathmüden nachfolge, wenn auch nur in der Ferne, „ſchüchtern wie ein Lamm." Immer hatte ich dabei das Gefühl, ich ſey eben noch nicht am rechten Ort geweſen, ich habe das Beſte noch nicht geſehen, ſonſt müßte mich ein ganz anderes Bewußtſeyn ſtolzer Befriedigung durchdringen. Wenn es Salzburg nicht thut, ſo thut es vielleicht das Engadin. Der Stachel war mir auf's neue tief in die Bruſt gedrückt und den ganzen Winter habe ich an der Karte von Graubünden geſogen, wie der Dachs in ſeinem Loche.

Vor vielen Jahren ſchon, auf meinem Mailänder Römerzug, war ich auf dem Hin- und auf dem Rückweg an dem Felsthor vorüber gekommen, welches der Landquart den Eintritt in's Rheinthal eröffnet. Später fuhr ich einmal auf der Eiſenbahn an dieſer Spalte vorüber, als gerade der Mond im Hintergrund der beiden Felswände auftauchte. Der Anblick war wirklich magiſch. Seitdem quälte mich meine Phantaſie unaufhörlich mit dieſem Landquartthal: da muß es etwas ganz anderes ſeyn als auf der Via Mala oder in der Taminaſchlucht, dieſen Dreibatzenplätzen pittoresker Pfennigfuchſerei; da werde noch das Urſprüngliche zu finden ſeyn von der Schöpfung her, wo der Weltenſäbel dieſe Schlucht in die Felswand gehauen, unentweiht von dem gemeinen Menſchenwandel.

Und doch hat auch das Gemeinmenſchliche wieder etwas ſo ungemein Rührendes und Anheimelndes. Als wir damals uns an dem geheimnißvollen Thor vorüber ſchleppten, kam gerade ein gelbes Poſtwägelchen ſo

Digitized by Google

traulich durch daſſelbe heraus geſchlängelt, ſeiner Station zu, daß mich eine eigenthümliche Rührung übermannte, ein Dankbarkeitsgefühl gegen alle menſchliche Cultur, wie bei jenem, der auf ſeine Knie niederfiel und den Schöpfer pries, als er nach verzweifeltem Umherirren in der Wüſte einen Galgen mit einem Gehenkten erblickte und daraus den ſichern Schluß zog, daß er doch wieder in der Nähe von civiliſirten Weſen ſich befinde. In einem ſolchen Poſtwägelchen mochte der König von Sachſen geſeſſen haben, als ihn ſein Schickſal bei Brennbüchel ereilte. Brennbüchel liegt (ich habe es geleſen und einmal auch auf der Karte gefunden, kann aber jetzt den Ort mit aller Mühe nicht mehr ausfindig machen) am Eingang des obern Prättigau, wo man von Tirol herkommt. Wie mag ſich das verhalten? Das untere Prättigau mündet mit der Landquart in das Rheinthal; wie kann das obere gegen den Inn offen ſeyn? Sind es zwei verſchiedene Gaue und Thäler, etwa durch eine Gebirgswand von einander getrennt? Welches iſt denn das Prättigau, in welchem die Bären, wie ich mich ganz beſtimmt geleſen zu haben erinnere, vor ein paar Jahren erſt allnächtlich Schafe zerriſſen haben? Alles das weiß ich zum Glück noch jetzt nicht, nachdem ich wenigſtens im untern Prättigau geweſen bin, geſchweige daß ich es vorher gewußt hätte. So konnte ich mir oberes und unteres als einen zuſammenhängenden großartig natürlichen Gebirgstunnel denken, vom Rhein zum Inn durchlaufend, mit wundervollem Eingang auf beiden Seiten, ſo daß er ſelbſt eines Königs Neugier reizen konnte. Wie hätte ich widerſtehen können? Ich mußte hin, ſelbſt auf die Gefahr, den Hals zu brechen, wie ein Größerer vor mir.

Den Hals hätte ich nahezu gebrochen, wenigſtens Arm und Bein, aber — ſoll ich's geſtehen? — ich bin, wie voriges Jahr von Salzburg, heimgekommen mit der Ueberzeugung: auch wer im Engadin geweſen iſt, kann nicht ſagen, er habe jetzt Alles geſehen, nicht einmal die unübertrefflichſte Gegend. Die tiefſte Naturempfindung — dieſe Erfahrung hat ſich mir auf's neue beſtätigt — hat man überhaupt ſelten auf einer Reiſe. Dazu gehört jene träumeriſche, in ſich ſelbſt verſunkene Ruhe Leibes und der Seele, „tief bis an's Herz hinan," die immer nur aus einem gewiſſen Heimaths- und Angehörigkeitsgefühl entſpringt. Die Ferne kann uns allerdings unendlich großartigere, erhabenere Scenerien zeigen, aber wir ſind nicht im Stand, ſie mit ſolcher Sättigung in uns aufzunehmen, wie den niedrigen, beſchränkten Schauplatz unſerer gewohnten Naturanſchauung. Wir können überraſcht, wir können erſchüttert werden, aber jener ſüße Pantheismus, der jede Faſer durchdringt und uns das wohlige Gefühl des harmoniſchen Zuſammenfließens unſeres tiefſten geiſtigen Seyns mit der uns umgebenden Natur gibt, dieſe Beſeligung, die von dem Mittelpunkt unſeres Weſens bis auf den ſchwächſten Grashalm und den zitternden Tropfen Thau ausſtrahlt, ſie geht uns ab. Wer in der ſelbſtgepflanzten Bohnenlaube ſitzt und kaum eine Quadratruthe ſeines Gartens überſieht, kann nach meiner Ueberzeugung mehr von der Natur empfinden, als wenn er auf dem Gipfel des Chimboraſſo ſtände und von einem Weltmeer zum andern ſehen könnte.

Ich erinnere mich aus meiner frühſten Jugend einer Wanderung an einem Himmelfahrtmorgen. Die Gegend war eine der ödeſten und reizloſeſten auf der ſchwäbiſchen Alb, eine wellenförmig auf und ab ſteigende Heide, wie ſie überall auf dem Plateau ſich hinziehen, auf der einen Seite junger Buchenſchlag, an der Ecke da und dort eine Hängbirke, den düſtern Eindruck des Ganzen zugleich erhöhend und ihn auch elegiſch mildernd, auf der andern junge Saat, aus dem weißen Kalkſtein friſch hervorbrechend, ſilbergrau ſchimmernd in der Feuchte des Morgens. Natur-Sentimentalität war etwas meinem ganzen Weſen fremdes; die leidenſchaftliche Sehnſucht, die den angehenden Jüngling ergreift und ihn mit geheimer Glut verzehrt, iſt auf ganz andere Objekte gerichtet; aber aus allen meinen ſpäteren Jahren kann ich mich nicht erinnern, daß ich jemals wieder ſo ganz durchdrungen geweſen wäre von der unmittelbaren Nähe der Natur, von ihren geheimſten, ſüßeſten Schauern, wie an jenem Feſttagmorgen auf der einſamen Waldwieſe.

Natürlich ſuchen wir zwiſchen den himmelhohen Bergen und an den reizenden Seen der Fremde Eindrücke ganz anderer Art; aber das iſt eben die Frage, welches die tieferen und ſchöneren ſind, und ob nicht die einen die andern paralyſiren, ſo daß wir zuletzt zwiſchen den beiden Polen in abſoluter Neutralität und Negativität daſtehen, in der Ferne das Gewünſchte nicht gefunden haben und das Nahe auch nicht mehr mit dem alten unbefangenen Entzücken zu genießen wiſſen. Der genußreichſte, der gottvollſte Moment meiner ganzen dießjährigen Reiſe war ohne Zweifel der Augenblick, in welchem ich ſie antreten wollte und auf dem ſchönſtgelegenen Bahnhof des reizenden Filsthales dem „Zug" entgegen ſah, der uns über die Alp und die oberſchwäbiſche Ebene an die Ufer des ſo oft beſuchten und immer wieder anziehenden Bodenſees führen ſollte. Es war nicht die allgemeine Erwartung, die uns immer ſo freudig aufregt und jeden Nerv des innern und äußern Lebens anſpannt; auch nicht die beſondere Vorliebe für den Ort, der mich ſchon ſo oft gaſtlich aufgenommen und Genüſſe der verſchiedenſten Art geboten

Digitized by Google

hatte, ſo daß ich mich faſt einen der Seinigen nennen kann. Die Forellen, die am Abend vorher ein uns bekannter Fiſch- und Vogelſteller als Ehrengabe geliefert hatte, und die, was ich für Liebhaber bemerke, entſchieden feiner und ſchmackhafter waren als die aus den Seen von St. Moriz und Silvaplana, oder ſelbſt als die, wie man uns verſicherte, lonſt für etwas Beſonderes gehaltenen Fiſche von Davos — ſie hatten allerdings mein Herz gerührt; aber das tiefe Wohlbefinden, das mich an jenem Morgen durchdrang, ging doch nicht aus ſolchen materiellen und egoiſtiſchen Antrieben hervor. Der warme, reine Sommermorgen in dem ſchönen Thale, mit dem von weichen Pappeln umrauſchten Orte, wo jeder Schritt, jede Biegung eine neue Ausſicht eröffnet, auf die laftig grünende Bergwand, auf den aus dem dichten Gebüſch hervorragenden Thurm des alten Bergſchloſſes, auf den ehrwürdig kahlen Staufen, auf die fruchtbare, mit Korn und Obſt geſegnete Ebene, das ganze reiche, wimmelnde Leben, über welches doch noch ein ſo heiliger Frieden ausgebreitet lag, brachte in mir das innere Zittern und Schwingen hervor, das in der Natur an ſolchen Morgen webt:

Ein lichtes Zittern durch den Aether ſpringt,
Ausgießt das Frühroth ſeine Farbenſchale,
Und Morgenfreude wimmelt durch die Thale,
Wenn des Sonettes Harfenſaite klingt.

So hat hier, in dem Thale der Heimath, Eugenius die Natur und die Poeſie gefeiert; lo floß mir Alles in Einem zuſammen, das innere Feuer mit dem wohlthuenden, wärmenden Strahl der Morgenſonne, „bis Alles ſtrahlt in *eine* Gluth zuſammen.“

Solche Empfindung überkommt einen am eheſten an einem Ort, der uns nicht alltäglich und doch auch nicht zu fremd iſt, an den uns allerlei trauliche Beziehungen knüpfen, ſo daß wir uns wie ein Ehrenbürger fühlen, unter den Menſchen wie in der ſie umgebenden Natur. Für eine der angenehmſten Recreationen, die ſich ein idle traveller machen könnte, habe ich es daher von jeher gehalten, wenn er ſeine Provinz, das ganze „Ländchen.“ von oben bis unten, kreuz und quer durchſtreifen wollte, bis ihm kein Weiler, keine Mühle, kein Fuß- und Waldweg mehr unbekannt wäre, bis er im letzten Winkel ſo gut Beſcheid wüßte wie ein Gendarm oder eine Ehninger Krämerin. Der Maſter Burchel im Vicar of Wakefield ſteckt mir von Jugend auf im Sinn, der in ſeinen engliſchen Gamaſchen und mit dem ſpaniſchen Rohr in der Hand das Land durchzog, der in ſeinen langen Rocktaſchen Pfefferkuchen für alle Kinder trug und dem kein rothhaariger Spitzbube durchkam, wenn er auch noch ſo lange Beine hatte. Ein ſolches ehrbares, legitimes Vagabundenthum, bei dem man an tauſend Orten ſo einheimiſch würde wie die Keſſelflicker und Freileute, daß einen Land auf und ab kein Hund mehr anbellte, das hätte für mich faſt denſelben Reiz, wie auf den Prairien des Weſtens umherſchweifen und ſich Nachts in ſeinen Teppich wickeln. Auf dieſe Weiſe ließe ſich noch am eheſten die Leidenſchaft unſerer Jugend für Walter Scott'ſche Zigeuner und Schleichhändler mit dem geſetzten Philiſterthum der reiferen Jahre vereinigen. Bekomme ich Muße und das gehörige „Auskommen“ dazu, ſo habe ich mir dieſes Burcheliſche Wanderleben für die Tage meines milderen Alters vorbehalten; vorerſt muß ich mein Reiſevergnügen noch im Flug erhaſchen und mit der Eiſenbahn das Rheinthal hinauf fahren, um in's Engadin zu kommen.

Das Thal von Rheineck bis Chur iſt wahrlich für ſich ſelbſt ſchön genug, um das Ziel einer Reiſe zu ſeyn und nicht bloß im Flug durcheilt zu werden als gemeine Heerſtraße, auf der man den eigentlichen Schönheiten näher rückt. Mit welch ſehnſüchtigem Verlangen ſah ich vor zehn oder zwölf Jahren einmal von dem Hohenkaſten und Kamor, den beiden neben einander liegenden Appenzeller Bergen, in deren Namen ſchon das Rhätiſche mit dem Deutſchen zuſammenfließt, das Thal des Rheins hinauf und hinüber in das der Ill, hinein in das Vorarlbergiſche Tirol. Ich war da zuſammen getroffen mit einem jungen Philologen von Pforta, einem ächten Jünger Seumes. Er trug noch, was damals bereits die größte Seltenheit war, einen Torniſter mit Riemen über beide Schultern und hatte darin ſeine ganze Haushaltung für vier bis ſechs Wochen, ohne etwas mit der Poſt vorauszuſchicken, während ich mich bereits zu der miſerabeln modernen Taſche bequemt hatte. Von Rorſchach nach St. Gallen ſah ich ihn ſeine Sache ehrlich zu Fuß abmachen, während ich wie ein bequemer Elegant bei Herrn Roſſikofer und ſeiner Madame im Wagen ſaß, und ſtatt meine Beine in Bewegung zu ſetzen, ſocial hiſtoriſche Betrachtungen über das eheliche Glück bei den Schweizern anſtellte. Ein paar Tage, während deren ich Beſuche in Außer- und Innerrhoden machte, hatte ich ihn aus dem Geſicht verloren und machte jetzt erſt ſeine eigentliche Bekanntſchaft, indem wir mit einander das Wildkirchli beſuchten und den hohen Kamor beſtiegen. Wir fanden gegenſeitig Gefallen an einander. Mein lieber Freund, wie er mich mit ſächſiſcher Artigkeit titulirte, erzählte mir von früheren Gletſcherpartien im Berner Oberland und im Wallis, was ich mit großer Andacht hörte; die ſechs Wochen Reiſeferien, die er im Sommer hatte, waren ſeine einzige Freude für das ganze Jahr; er wollte eben wieder nach den oberitalieniſchen Seen, wo

Digitized by Google

er vor zwei Jahren geweſen war, und lud mich endlich ein, ihn wenigſtens ein Stück weit das Rheinthal hinauf, wenigſtens bis Ragaz und Pfeffers zu begleiten. Meiner Einwendung, daß ich nur einen ganz kleinen Ausflug beabſichtigt habe, daß es mir außer an Zeit namentlich auch an Geld fehle, begegnete er mit der mehr als ſächſiſchen Höflichkeit, mir ein paar Piſtolen vorſtrecken zu wollen. Ich kann noch nicht recht begreifen, womit ich ſein Vertrauen mir ſo ſchnell erworben hatte; vielleicht durch das vertrauliche Geſtändniß, das ich ihm machte, daß ich gerade an einem geſchichtlichen Handbuch ſchreibe, das wohl auch in Pforta mit einigem Nutzen eingeführt werden könnte. Auf jeden Fall lockte ſein Anerbieten nicht wenig, immer auf's neue ſah ich wieder in die blauen Berge hinein und kämpfte mit mir ſelbſt, ob ich zur verſprochenen Zeit zu meinen Pflichten zurückkehren, oder mit den geborgten zwei Piſtolen meine Reiſeluſt noch weiter büßen ſolle, bis mein reſoluter norddeutſcher Freund meinem Nebeln und Schwebeln ein Ende machte mit den Worten: „Nun, wir wollen einander das Herz nicht ſchwer machen," und wir in jähem tragiſchen Abſchied die beiden entgegengeſetzten Seiten des hohen Kamor hinabſprangen.

Die lumpigen zwei Piſtolen! Unmittelbar vorher hatten wir uns auf die Anſtrengung des Steigens an Schinken und Eiern mit einem Glas Rheinthaler vor einer auf dem Gipfel des Berges improviſirten Schenkhütte erholt. Es war damals die theure Zeit in den erſten Jahren der Kartoffelkrankheit und ich hatte in meiner Heimath, die zu den ärmſten Gegenden in Württemberg gehört, wahrlich Gelegenheit genug, die Gier des Hungers zu beobachten. Aber ſo hatte ich es doch in Deutſchland nie geſehen, wie wir hier in der freien Schweiz mit wahrhaft cyniſcher Zudringlichkeit umlungert wurden, wie Alt und Jung darauf paßte, einen Biſſen Brod zu erſchnappen. Ein alter Eidgenoſſe, dem es doch zu arg wurde, ſtöberte zuletzt die Meute auseinander, indem er ſehr zweckmäßig bemerkte: reiche Leute haben's auch nicht zum wegwerfen. Mit Brod und Schinken in der Hand war ich allerdings ein reicher Mann gegen dieſe hungrigen Innerrhodner; aber zwei Piſtolen hatte ich in einer ſo armen Zeit doch nicht wegzuwerfen.

Die blauen Sarganſer Berge, nach denen ich damals ſehnſüchtig hinauf geblickt hatte, kamen mir nicht mehr aus dem Sinn. Ein paar Jahre nachher war die Zeit beſſer und ich wanderte das Rheinthal hinauf, nicht bloß bis zu den Sarganſer Bergen, ſondern bis zum Calanda, der den Wanderer mit ſeinen bei jeder Krümmung des Thals wechſelnden Formen ſo oft äfft, und weiter. Auf dieſer Tour hatte ſich das Prättigau mit ſeinem pittoresken Eingang in meine Phantaſie eingeniſtet, und als ich jetzt von Rorſchach hinauffuhr, war mir dieſes prächtige Rheinthal, mit den Schweizer Bergen auf der einen und den Tirolern auf der andern Seite, ſchon etwas Geringes; ich konnte es kaum erwarten, bis wir an die Landquart kämen. Nur die Orte, wo uns auf der frühern Pilgerfahrt etwas Merkwürdiges begegnet war, die Brücke, bei der wir die Stiefel abgezogen hatten, um nach den Fußſohlen zu ſehen, das Wäldchen, in dem wir dem Ragazer Metzger auf ſeinen Kälberwagen ſitzen wollten, Sevelen mit dem Commandanten und ſeiner Burg rieſen die Gefühle alter Anhänglichkeit wieder wach, und wir bedauerten, daß uns der unbarmherzige Dampf nicht erlaubte, ſo ſchöne Reminiscenzen beſſer zu cultiviren.

An der „Station Landquart" ſtand ſchon das gelbe Poſtwägelchen gerüſtet und beſpannt; es ſchien noch ganz daſſelbe zu ſeyn, das damals ſo traulich aus der Thalſchlucht herausgeſchlängelt kam. Drüben über der Rheinbrücke, keine halbe Viertelſtunde entfernt, war das Wirthshaus deutlich zu erkennen, man konnte die Scheiben zählen, in welchem wir einſt mit der armen Maria von Moulins zuſammen getroffen. „Vorüber, ihr Schafe, vorüber, dem Schäfer wird gar ſo weh!" Wir wünſchten Plätze im Coupé, die mit Schwierigkeit zu bekommen waren, weil da der Condukteur ſeinen Amtsſitz hatte, die wir aber mit dem Aufwand einiger Hutzelſiederſcher Cigarren doch heraus ſchlugen. Condukteure wie Poſtknechte ſind nicht ſo ſtolz. An den offenen Plätzen war uns beſonders gelegen, nicht allein wegen der freien Ausſicht, ſondern auch wegen eines Paſſagiers, der ſich bereits im Fond des Wagens zurecht geſetzt hatte, und der uns halb verdächtig vorkam. Es war ein Geſicht mit tiefen dunkeln Augen und einem langen ſchwarzen, auf der Bruſt ſpitz zulaufenden Bart, eine Art ſchwärmeriſchen Mönchskopfs, wie man ſie auf ſo vielen Gemälden alter und neuer Schule ſieht. Auf dem Kopf ein Panamahut mit einer Krempe, ſo breit wie am ſpaniſchen Sombrero. Neben der männlichen Figur eine weibliche, wohlgenährte, mit breiten Schößen in violettem Zitzkleid, die ganze Conſtitution wie die einer Pfarrköchin. Eugenius und ich, wir thun uns beide viel zu gut auf unſere Phyſiognomik; ein Hauptgenuß auf der Reiſe iſt für uns, aus dem äußern Menſchen auf den innern zu ſchließen, bei fremden Erſcheinungen zu errathen, nicht nur weß Standes, ſondern auch welches Geiſtes Kind einer iſt. Oft haben wir auch ſchon in's Schwarze getroffen; dießmal aber hatte der Idealismus unſere empiriſche Menſchenkenntniß ſo ganz verdunkelt, daß wir total daneben ſchoſſen.

Digitized by Google

Der Märtyrerkopf und die Pfarrköchin verleiteten uns, den Spitzbart für einen Tiroler Pfarrer, etwa aus dem „obern“ Prättigau, anzusehen, obgleich uns das leichteste Nachdenken hätte an die Hand geben können, daß ein Heiliger aus Tirol nimmermehr einen Sombrero aus Panamageflecht trage, so malerisch er auch auf einem schwärmerischen Mönchsgesicht sitzen mag.

Zur Entschuldigung unseres groben Verstoßes gegen alle Kleiderordnung muß ich mir die Bemerkung erlauben, daß Pfarrer, so stereotyp sie sonst nach ihrem inneren und äußeren Habitus seyn mögen, doch oft schwer zu schätzen sind. Vor Jahren war ich einmal dabei, wie einer der gestrengen österreichischen Manth in Sesto Calende, deren Herrlichkeit der Zeit auch vorüber ist, seinen Paß vorweisen mußte. Es war ein polyglottes Institut; der k. k. Internuntius hatte einen italienischen Dragoman, oder eigentlich war der letztere der Plenipotentiar und ersterer nur sein Gesandtschaftssekretär. „Ch' é Pfarrer?“ fragte der Italiano. — „Prete,“ dolmetschte der Deutsche. Hätte der Official des lombardisch-venetianischen Königreichs nicht den unbedingtesten Respekt vor seiner eigenen Autorität und vor der fides publica seines Adjunkten gehabt, so hätte er allerdings glauben können, man wolle ihn zum Besten haben; denn vor ihm, der einen Cleriker in seinem Leben nie anders gesehen hatte als mit aufgeschlagenem Hut und seidenen Waden, stand ein Prete in grauem Sommerpaletot, mit weißem Strohhut und weltlichem Schnurrbart, den er sich aus Faulheit und Reiseübermuth hatte anfliegen lassen. Bin ich nicht entschuldigt, wenn derlei Reminiscenzen mich verleiteten, im ascetischen Feuerauge neben der behaglichen Hauserin einen Tiroler Pfarrer zu vermuthen? Unsere Urtheile und Schlüsse hängen oft an noch viel schwächeren Fäden.

Clericus clericum non decimat; ich mochte nicht zum Pfarrer sitzen und zur Hauserin auch nicht. „I have no delight on the man nor on the woman neither.“ So fuhren wir denn in's Prättigau hinein, ohne dem Tiroler ein Wort zu vergönnen. Als wir aber auf der nächsten Station ausstiegen, um mit unsern Mitpassagieren einen Schoppen Malanser gegen die Hitze zu trinken, kam es an den Tag, daß der vermeintliche Capuciner kein Wort deutsch verstand; italienisch oder rhätisch sprach er auch nicht, sondern regelrecht französisch. Da war ich besser am Platz als die Köchin; meine Kenntniß der modernen Sprachen hat mir schon aus mancher Verlegenheit geholfen. „De quel pays êtez vous, Monsieur?“ — „De Paris, Monsieur.“ — „Ah, de Paris!“ — „Oui, Monsieur.“ Und nun war das Eis gebrochen. Die ganz merkwürdige Freundlichkeit und Affabilität, mit der sich das als Pariser entpuppte Tiroler Schmerzenskind mit uns einließ, kann ich mir nur daraus erklären, daß er mit seinem „de Paris, Monsieur,“ das stolzeste Wort gesagt zu haben glaubte, das ein Sterblicher überhaupt aussprechen kann, und daß er nun meinte, alle Artigkeit aufbieten zu müssen, deren ein Mensch fähig ist, um dieses Bewußtseyn absoluter Ueberlegenheit einigermaßen auszugleichen und gut zu machen. Aus diesem Gefühl glaube ich einen großen Theil der Politesse überhaupt und der französischen insbesondere erklären zu müssen. Wo sie herkommen mag, sie ist immer liebenswürdig. Es lag eine unbeschreibliche Gutmüthigkeit darin, wie uns der Mann aus der Weltstadt seinen Sombrero zeigte: „bon pour la pluie et pour le soleil, Monsieur.“ Vor lauter intellektueller und philologischer Herablassung wurde er mit uns fast zum Kinde.

Aber wie kam der Wolf in das Schafskleid? wie kam der Pariser zu den Tiroler Pfarrersaugen? Jetzt, hätte ich bei ihm im Wagen gesessen, ich glaube ich wäre der Mann gewesen, ihm die Würmer aus der Nase zu ziehen. „Que cherchez vous chez les Grissons, Monsieur?“ Er sagte, er fahre mit der Post nach Davos, um einen Tag dort zu bleiben, „et pour revenir l'autre jour à pied.“ Was wollte er an diesem Tag in Davos treiben? Geschäfte nicht, denn ein Geschäftsreisender geht nicht zu Fuß nach Chur zurück. Die Natur war es aber auch schwerlich, was ihn in Davos festhielt; wäre es ihm darum zu thun gewesen, so müßte er ja gerade weiter gegangen seyn, in's Engadin, nach dem Oberhalbsteiner Thal, oder in's obere Prättigau. Es war offenbar: wir hatten es mit einem geheimen Agenten, einem kaiserlich französischen Spion zu thun. Man ist nicht umsonst de Paris, Monsieur! Mit Spionen hätte ich besonders gut umzuspringen gewußt. Ich kenne ein Recept, wie man sie fängt, das ich vom Turnmeister, dem alten Jahn, selbst habe. Damals gingen die Napoleonschen Spitzel auch in den verschiedensten Tonsuren um. Einer kam auch als Frauenzimmer; aber der Turnvater, der die Wacht über ganz Deutschland hatte, ließ ihn schön anlaufen. Natürlich hatte er im Augenblick Wind, denn den französischen Odeur roch er durch den stärkst wattirten Unterrock durch; und der Alte mit seinem Buckel, der fast so breit war wie die Berliner Hasenheide, war zugleich schlau und vielgewandt, aller Liste voll wie Odysseus. Handgreiflichkeiten wären bei einer Person des andern Geschlechts nicht am Platz gewesen; er mußte dem Franzosen auf andere Weise auf den Leib kommen. Mit einer socialen Gewandtheit, die mir heute noch unglaublich scheint, schlug der alte Ysegrimm

ein Geſellſchaftsſpiel vor, wobei man einen zugeworfenen Ring haſchen mußte bei Strafe eines Pfandes. Ihm war keine Muskelbewegung am ganzen menſchlichen Körper verborgen, daher wußte er auch wohl: wenn ein Frauenzimmer etwas auffangen will, ſo breitet ſie den Schooß aus, Männer aber ſchließen mit den Knieen zuſammen. So klappte auch der Spion die Beine zuſammen nach dem zugeworfenen Ring, und damit hatte der Turnmeiſter ihn in ſeine Falle geklappt.

In einer ähnlichen Falle wollte auch ich den Pariſer gefangen und ihm geſagt haben, wo er her iſt. Hier werden keine Annexionen gemacht, Muſje, wollte ich ihm geſagt haben, hier ſind lauter ehrliche Schweizer. Sagen Sie das Ihrem Kaiſer! Und wenn Sie Ihr ſchlechtes Handwerk nicht aufgeben, ſo ſchreibe ich nach Haus an den ſchwäbiſchen Merkur, ein Blatt, das Sie vielleicht nicht näher kennen, das aber, kann ich Ihnen ſagen, ſo gut an der Spitze der Civiliſation geht als die Cölniſche Zeitung, und dabei ſo ehrlich iſt als der ehrlichſte Stuttgarter Philiſter. Machen Sie alſo, daß Sie fort kommen; ein Franzoſe hat hier nichts mehr zu ſuchen. Wir haben jetzt die Schweizer zum deutſchen Schützenfeſt nach Frankfurt geladen und wollen ihnen zeigen, daß wir eine beſſere Nachbarſchaft ſind als Zuaven und Rothhemden; wir wollen eine mitteleuropäiſche Neutralität mit ihnen aufrichten, an der ſich alle ehrgeizigen Eroberungsgelüſte der Czaren und Cäſaren brechen ſollen. Ich ſelbſt will dafür ſchreiben, und ich ſage Ihnen, daß ich ſogar den langweiligen Grafen Ruſſel und den luſtigen Oberwardein der fünf Häfen bereits halb dafür gewonnen habe. „Yes sir, we will have down him upon his knees!“

(Fortſetzung folgt.)

Die Schönheit und Anmuth des menſchlichen Angeſichts.

(Fortſetzung.)

II.

Wenn wir nun dazu übergehen, zu verſuchen, ob wir bei der Schönheit der Bewegung des Geſichts mehr als bei der der Form zu der Möglichkeit gelangen können, ihren Grund in der geiſtigen Schönheit, deren ſinnliches Bild die körperliche iſt, nachzuweiſen, ſo befinden wir uns nicht in derſelben glücklichen Lage, wie in der bisherigen Betrachtung, daß wir ein vom guten Geſchmack bereits ſanctionirtes Material von empiriſchen Schönheitsgeſetzen vorfinden und an ihm mit Deutungsverſuchen operiren können, da ſich der ſchnelle Wechſel der Stellungen, in denen das Auge die Bewegungen erkennt, noch nicht ſo hat in feſte Schemata zwängen laſſen, wie das Verhältniß der Höhe der Naſe zum Abſtande der Backenknochen. Um nun nicht willkürlich das Material ſchöner Bewegungen feſtſetzen und auf dieſem leichten Grunde dann theoretiſche Betrachtungen aufbauen zu müſſen, bleibt nichts anderes übrig, als hier umgekehrt mit den letzteren anzufangen und zu fragen: wie kann ſich das Spiel einer ſchönen Seele in ſchönen Bewegungen äußern? und dann nachträglich das Gefühl zu fragen, ob es das, was wir ſo als nothwendig ſchön ableiten, auch als ſchön anerkennt? Wir können zu dieſem Zwecke zunächſt an die Betrachtungen anknüpfen, die ſich weſentlich ſchon in der im Eingang erwähnten Abhandlung von Schiller über Anmuth und Würde finden.

Mit Recht bezeichnet Schiller die Schönheit der Bewegungen als das einzige, worin ſich das Spiel der Seele äußerlich als Anmuth darſtellen könne, da die Bewegung allein es iſt, in der der Geiſt ſeine Einwirkung auf den Körper äußert. Er muß ſie aber ſo äußern, daß er der körperlichen Natur keine Gewalt anthut, und wenn dieß in der Art möglich iſt, daß, wenn der Geiſt den Körper regiert, dieſer doch ſich mit Freiheit zu bewegen ſcheint, ſo ſetzt dieß eine urſprünglich bereits zwiſchen ihnen beſtehende Harmonie voraus.

Es fragt ſich nun zunächſt, welche Art von körperlichen Bewegungen kann es ſeyn, in welcher ſich die Anmuth entwickelt, indem ſie von der Schönheit eines Seelenzuſtandes Zeugniß gibt? Man unterſcheidet gewöhnlich zwei Arten von Bewegungen am menſchlichen Körper, unwillkürliche und willkürliche. Das Herz ſchlägt, die Lungen ziehen ſich zuſammen und werden wieder ausgedehnt, der Magen dreht und windet ſich, um die

Digitized by Google

Speiſe zu verarbeiten, ohne daß ſich die Seele darum bekümmert, eben ſo gut im Schlafen wie im Wachen. Wenn wir aber die Hand ausſtrecken und wieder ſchließen, etwas zu greifen, ſo geſchieht dieß, weil der Wille der Seele im Gehirn einen Impuls gibt, der ſich durch die Nerven mit großer Schnelligkeit auf die Muskeln überträgt, die dann durch Zug an den Knochen die Gelenke in Bewegung ſetzen. In keiner von dieſen beiden ſich ſchroff gegenüber ſtehenden Arten der Bewegung kann, wie Schiller mit Recht behauptet, die Anmuth ſich entwickeln. Die unwillkürliche Bewegung iſt rein Sache der Natur, ſie geſchieht bei einem geſunden Thiere eben ſo gut nach beſtimmten Geſetzen wie beim Menſchen, und nur im Zuſtande extremer Erregung übt die Seele wenigſtens einen modificirenden Einfluß auch auf ſie aus. Aber auch die entſchieden willkürliche Bewegung läßt uns nur einen einzelnen Akt der Seele, den beſtimmten Willensimpuls erkennen, aus dem man wohl indirekt auf den Zweck, der mit der Bewegung verfolgt wird, und ſeine Motive Schlüſſe ziehen, aber nicht unmittelbar den Eindruck der Geſinnung, aus der ſie hervorgehen, aufnehmen kann.

Es gibt aber noch eine Menge von Zwiſchenſtufen der Abhängigkeit einer körperlichen Bewegung von der Seele zwiſchen der rein unwillkürlichen und der rein willkürlichen. Insbeſondere verbinden ſich mit den letzteren ſtets ſolche halb unwillkürliche; denn keine ausgeführte Bewegung iſt ſo einfach, daß ſie durch den kurzen Befehl, der von dem klar bewußten Willensakt aus durch die Nerven zu den Muskeln gelangt, ganz gegeben wäre; es bleiben noch eine Menge von Modifikationen derſelben möglich. Man iſt häufig geneigt, die Beſtimmung, wie dieſe ſich geſtalten, ganz der einmal angewöhnten Sympathie verſchiedener Nervengebiete zuzuſchreiben, indem man ſich denkt, daß wenn einmal der Wille den Impuls zu einer einfachen Bewegung gegeben hat, nun von dem Nerven, der davon zunächſt betroffen wird, rein phyſikaliſch Bewegungsimpulſe auch in andere mit ihm zuſammenhängende überfließen, die das übrige, was noch geſchieht, beſorgen.

Es iſt allerdings eine nothwendige Bedingung der leichten und freien Entfaltung des Spiels der Bewegungen, daß ſich die körperlichen Organe durch häufigen zuſammenſtimmenden Gebrauch gewöhnt haben müſſen, auf den Wink des auf ſie einwirkenden Willens ſchnell und bequem in einander zu greifen. Es hieße aber die Seele dem Körper gegenüber herabſetzen, wenn man ſich ihre Thätigkeit dieſem kunſtreich gegliederten Organismus gegenüber als auf die vereinzelten Akte beſchränkt dächte, deren ſie ſich in jedem Augenblick ſelbſt deutlich bewußt iſt. Vielmehr wird man bei genauerer Beobachtung finden — und wir werden im Folgenden Veranlaſſung finden, einer ſolchen nachzugehen — daß neben den Senſationen oder Intentionen, die, wenn ich ſo ſagen ſoll, gerade im Brennpunkte des Selbſtbewußtſeyns ſtehen, noch andere hergehen, durch welche die Bedeutung jener näher beſtimmt wird, und dieſe können ſich ebenfalls äußerlich erkennbar machen in jenen halb willkürlichen, oder genauer, halb bewußt willkürlichen Modificationen der rein willkürlichen Bewegungen. In dieſen ſpiegelt ſich am deutlichſten im einzelnen Falle die Abſicht, welche einen Akt begleitet, im Ganzen alſo die Geſinnung eines Menſchen bei ſeinem äußern Thun; denn ſie ſind noch Ausflüſſe geiſtiger Zuſtände und können doch nicht, wie die deutlich gewollten Handlungen ſelbſt, beliebig losgelaſſen oder angehalten werden, ſind alſo keiner Verſtellung fähig.

In die Reihe dieſer Bewegungen, die einfach und rein willkürlich in ihrer Hauptbeſtimmung durch Modificationen einen feinen geiſtigen Ausdruck geben, gehört vor allen die des Blickes. Sie eignet ſich vorzüglich als reines Beiſpiel der Aeußerung ſchöner Züge in der Bewegung als Anmuth, weil ſie weſentlich nur auf einer Lageänderung von Theilen beruht, deren Form dabei ganz unverändert bleibt, nämlich auf Drehung der Augäpfel in ihren Höhlen und Drehung des ganzen Kopfes auf den oberſten Halswirbeln. Dazu kommt nur noch ergänzend eine ſtärkere oder ſchwächere Oeffnung der Augenlidſpalte und weiterhin Auf- oder Zuſammenfaltung der Haut in der Umgebung, beſonders der der Stirn mit den Brauen. Das Auge ſelbſt aber trägt eben ſo wenig durch etwaige Veränderungen ſeiner lichtbrechenden und reflektirenden Eigenſchaften wie durch die bleibenden Eigenthümlichkeiten derſelben zur Hervorbringung eines Eindrucks bei.

Daß man von vorn herein geneigt iſt, einen Antheil des Auges ſelbſt an dem, wodurch man durch daſſelbe gefeſſelt wird, anzunehmen, erklärt ſich leicht daraus, daß man, den Stern des Auges fixirend, an ſeiner Stellung im Verhältniß zum ganzen Geſicht die vorhergegangene Bewegung des Blicks, an ſeiner Beleuchtung den Effekt der Oeffnung des Lides unmittelbar erkennt. Wie wenig aber dabei auf das Anſehen des Auges ſelbſt, wie viel auf die Vergleichung der Haltung des ganzen Kopfes ankommt, beweiſen unter andern die bekannten Bilder von Geſichtern mit Augen, die plötzlich ganz anders zu blicken ſcheinen, wenn man einen andern Umriß von Hals und Untergeſicht davor hält.

Fragen wir nun zunächſt nach der einfachen Abſicht der rein willkürlichen Bewegung des Blicks, ſo weiß man nur, daß man beide Augen auf einen

bestimmten Punkt richten will. Hieraus kann also auch ein Beobachter zunächst nichts schließen, als daß die Aufmerksamkeit des Blickenden auf einen Gegenstand gerichtet ist, und auch dieß nur, wenn er es will merken lassen; von der Art des Interesses am Gegenstand erfährt man daraus nichts. Der natürliche Gang der Bewegung ist nun zunächst, wenn keine Nebenabsichten die Lenkung des Blicks begleiten, durch die Bequemlichkeit von selbst gegeben. Man benutzt in der Regel die beiden Hülfsmittel der Richtung des Blicks, die Drehung der Augen in ihren Höhlen und die Drehung des Kopfes zugleich. Grundlose Abweichungen von dieser Regel geben dem Blick schon einen ungewöhnlichen Ausdruck. Steht der Kopf still und drehen sich nur die Augen, so hat der Blick etwas heimlich Lauerndes. Geht der Kopf ganz herum, während die Augen stets ganz gerade aus dem Gesicht hervorsehen, so hat die Bewegung etwas Steifes, Unbehülfliches.

Zu der einfachen Bewegung kommen nun aber ferner unwillkürliche Nebenbewegungen, wenn sie nicht mit Absicht ausgeschlossen werden. Hievon ist insbesondere eine sehr bezeichnend und leicht sichtbar. Wenn wir den Kopf nach einer Seite herumdrehen, so ist es in der Einrichtung der Gelenke, die wir hiezu zunächst benutzen, begründet, daß er sich zugleich etwas auf die andere Seite hinüber neigt, daß also das Gesicht, wenn wir es auf die linke Seite herumdrehen, zugleich in der Art schief gestellt wird, daß die rechte Seite tiefer zu stehen kommt, also namentlich das rechte Auge tiefer als das linke. Nur wenn die Drehung sehr stark wird, helfen auch andere Gelenke, und dadurch wird das Verhältniß umgekehrt; der Kopf neigt sich dann nach derselben Seite, nach welcher er herumgedreht wird.

Von diesen einfachen Regeln, nach denen die Bewegung des Blicks zu Stande kommt, sind nun aber viele Abweichungen möglich. Diese machen, wenn wir keinen vernünftigen Grund für sie einsehen, den Eindruck des Ungeschickten oder Affektirten. Sie können aber, insofern sie in den den einfachen Willensakt der Bewegung des Blicks begleitenden Nebenabsichten der Seele ihren Grund haben, diesen zum Ausdruck dienen, und die mühelose Modifikation der physiologisch einfachsten Regel läßt dann die Freiheit erscheinen, mit der die Bewegungen des Innern die äußern Organe beherrschen. Anmuth offenbart sich in dem Hervortreten der Intentionen, die man sich selbst kaum klar ausspricht. Denn wenn wir uns auch nur der einfachen Absicht bewußt sind, beide Augen auf einen Punkt zu richten, so ist damit nicht alles erreicht, was zu der Art der Beobachtung nöthig ist, auf welche es der Seele ankommt.

So ist es namentlich im gemeinsamen Gebrauch von zwei Augen begründet, daß man sich Gegenständen, über welche der Blick bei der Betrachtung oft in derselben Richtung hin und hergehen muß, immer so gegenüberzustellen sucht, daß eine Linie, welche die beiden Augen verbindet, jener Richtung parallel zu stehen kommt. So ist es z. B. jedermann bekannt, daß das Sehen mehrerer Personen in dasselbe Buch bald unbequem wird, weil man nur mit einer gezwungenen Abweichung von den so eben bezeichneten Drehungsregeln sich den Zeilen eines Buches, das man nicht gerade vor sich hat, richtig gegenüber stellen kann.

Aehnliche Bedingungen treten nun ganz besonders auch dann ein, wenn wir einen Gegenstand von symmetrischen Verhältnissen deßhalb betrachten, weil wir ein ästhetisches Wohlgefallen an ihm haben. Wenn wir z. B. das Gesicht eines andern Menschen aus reinem Wohlgefallen betrachten, so müssen wir oft unserem eigenen eine mehr oder weniger gezwungene Haltung geben, um es jenem richtig gegenüber zu halten, was nicht nöthig wäre, wenn wir nur aus irgend einem praktischen Interesse einen Theil desselben fixirten. So kann die Stellung des Gesichts, die sich mit der Bewegung des Blicks auf einen bestimmten Punkt hin verbindet, zum Ausdruck der Absicht werden, in der wir dieß thun. Z. B. neben dem Bette eines Kranken steht ein Wärter, der ihm einen Löffel Suppe einflößen soll. Er sieht dabei natürlich nach dem Munde desselben, und zwar, wenn er sich sonst nichts dabei denkt, auf dem möglichst bequemen Wege, wobei aber sein Gesicht ziemlich schief vor das des Kranken zu stehen kommt. Nimmt er nun aber an dem Kranken einen näheren persönlichen Antheil, so gibt er sich unwillkürlich, während er sein Gesicht ohnehin fixiren muß, dem Eindruck hin, und um dieß zu können, muß er seinen Kopf ziemlich gezwungen nach derselben Seite gegen die Schulter hinneigen, nach welcher er ihn herumdreht. Jeder, der dieß sieht, merkt die Absicht, wenn er sich dessen auch nicht klar bewußt wird, und so macht die Stellung des Gesichts den Eindruck des theilnehmenden Blickes. Ganz besonders muß der angesehene Kranke selbst diesen Eindruck aufnehmen, wenn er die beiden Augen des Andern den seinigen gerade gegenüber stehen sieht, wenn er ihm also auch seinerseits gerade in das Gesicht sehen kann. Es ist daher auch kein Wunder, wenn es ihm vorkommt, als ginge dieser Eindruck nur von den Augen des Andern aus, wenn diese den Eindruck auch nur insofern bedingen, als er an ihrer Lage zugleich die Lage des ganzen Gesichts erkennt, wenn

Digitized by Google

er auch in den Augen ſelbſt kaum etwas anderes deutlich ſieht als den Widerſchein eines Lichts, das neben ihm auf dem Tiſche ſteht.

Ein ganz analoges Beiſpiel hat Raphael in dem lieblichen Madonnenbilde verewigt, das nach dem Hauſe Colonna, welchem es früher angehörte, benannt, jetzt die Zierde des Berliner Muſeums iſt. Jeder unbefangene Beſchauer wird ſagen, daß der Blick der Mutter mit ſeliger Befriedigung auf dem heitern Geſicht des Kindes ruht. Woran erkennt man das? Die Augen ſelbſt ſind faſt ganz verſteckt; aber die Haltung des Kopfes iſt bezeichnend. Er iſt nach der rechten Schulter hingewendet, an welcher der Kopf des Kindes ruht. Thäte die Mutter dieß aus irgend einer praktiſchen Abſicht, ſo wäre es, wie jeder leicht verſuchen kann, viel bequemer, wenn ſie das Geſicht gleichzeitig noch links neigte. Dann käme es aber ganz ſchief vor das des Kindes hin. Weil ſie aber dieſes mit liebevoller Freude zum Gegenſtand der Betrachtung macht, ſo muß ſie gewaltſam den noch rechts gedrehten Kopf zugleich nach rechts neigen, und weil es ihr auf dieſe Weiſe eben noch möglich wird, ihre Augen in die zum ruhigen Anſchauen der geliebten Züge günſtige Stellung zu bringen, hält ſie dieſelbe ruhig befriedigt feſt, und wird ſie erſt wieder verlaſſen und in dem zur Seite geholtenen Buche weiter leſen, wenn das Kind ſeine gegenwärtige Lage ändert. Ganz dieſelbe Stellung des Kopfes würde, wenn ſie keinen Grund hätte, einen unnatürlich gezwungenen Eindruck machen. Da man aber die Abſicht herausfühlt, gibt ſie gerade dem Bilde den ſprechenden Ausdruck anmuthig hingebender Mutterliebe.

Das iſt ſo ungemein einfach, daß wohl mancher zweifeln möchte, ob in ſo elementaren, groben Bewegungen ein ſo myſteriös zarter Sinn, wie ihn der Blick von Auge in Auge oft ahnen läßt, ſich ausgedrückt finden könne. Man muß ſich aber nur in die Lage deſſen verſetzen, der angeblickt wird, um zu fühlen, wie vielbedeutend es ihm oft ſchon ſeyn muß, aus einer ſo oder ſo modificirten Kopfſtellung des Blickenden durch unbewußte Folgerung herauszufühlen, daß die Hinlenkung des Blickes auf ſein Geſicht nicht nur Fixirung irgend einer Einzelnheit an demſelben, ſondern volle Hingabe an den Eindruck deſſelben bezweckt. Denn, wenn auch der ſonſtige Ausdruck des Geſichts und andere Umſtände einen lebhaften Affekt ausdrücken, ſo iſt es doch die Art des Blickes, die demſelben die entſchieden perſönliche Beziehung gibt. Der Ausdruck der Lebendigkeit des Affekts aber ſchließt ſich dem Eindruck des Blickes unmittelbar an; denn die Erregung äußert ſich beſonders durch ſtärkere Oeffnung der Lider. Der Stern des Auges wird dadurch völlig enthüllt und beleuchtet, und es ſcheint, als wenn es plötzlich von innen heraus in höherem Feuer ſtrahlte. Iſt dagegen das obere Augenlid halb niedergeſchlagen, ſo erhält der Blick einen ſchläfrigen oder auch träumeriſch ſchmachtenden Ausdruck.

Hieran ſchließt ſich dann die mimiſche Bewegung der umgebenden Haut, beſonders der Augenbrauen, deren ſtarke Emporziehung die ergreifendſten ſchmerzlichen oder erwartungsvollen Stimmungen ausdrückt. Dieſe ſtumme Sprache iſt bei der Weichheit der Theile, in welchen ſie ſpielt, ſchon ſo mannigfach, daß wir hier unmöglich im Einzelnen darauf eingehen können. In noch höherem Grade gilt dieſes von dem Spiel der Züge um den Mund. Jedermann weiß im allgemeinen, wie ſich ſchmerzliche und freudige Erregung oder heitere und ernſte Gedanken in Weinen, Lachen u. ſ. w. ausdrücken. Dieſe einfachen Züge, in denen einfache Zuſtände der Empfindung hervortreten, ſind aber ebenſo wenig, wie die ganz ſimpeln Willensakte bei den rein willkürlichen Bewegungen bezeichnend für feinere Züge des eigenthümlichen Geiſteslebens einzelner Menſchen; und hier beſonders zeigt ſich höhere Schönheit als Ausdruck größerer vielſeitiger Durchgeiſtigung der Empfindung nicht wie bei den Bewegungen des Schädels und der Augäpfel, beim Blick, in großen einfachen Zügen, ſondern im Gegentheil in der nüancirteſten Vertheilung verſchiedener Muskelzüge auf die einzelnen Theile der großen in ſich zuſammenhängenden Hautpartien.

Wenn beim Blick die möglichſte Leichtigkeit der von den Intentionen der Seele geforderten Bewegung die Bedingung der Anmuth war, ſo würde hier die Würde der Erſcheinung verloren gehen, wenn die Züge dem unmittelbaren einfachen Gefühle zu frei folgten, ohne durch die feinen Motive deſſelben im Zaum gehalten und erſt allmählig in Wirkung geſetzt zu werden. Deßhalb muß das Spiel der Züge um den Mund erſtens nicht in zu plötzlichem Wechſel losbrechen, wenn es nicht den Eindruck roher Hingabe an den momentanen Affekt machen ſoll. Zweitens muß aber auch die räumliche Vertheilung der Bewegungen keine zu vereinfachte ſeyn. Wenn nur einzelne Stellen der Haut, wie namentlich die Mundwinkel, durch ſtärkere Züge von Muskelfaſern in beſtimmter Richtung angezogen werden, die zwiſchenliegenden Partien aber nur paſſiv dieſem Zuge folgen und außerdem in gleichmäßigen runden oder ſchlaffen Falten zwiſchen den mehr fixirten Punkten aufgehängt erſcheinen, ſo machen die Bewegungen einen niedrig ſinnlichen Eindruck. Wenn aber die Anheftung der Fleiſchfaſern, die von hinten an der Haut ziehen, ſich an dieſer auf größere Strecken, und zwar ungleichmäßig vertheilen, ſo entſteht, wenn dieſe

dann vereinzelt wirken, aus geringen Einbiegungen und Vordrängungen kleiner Bezirke der Oberfläche ein sehr mannigfach durchgeistigtes Mienenspiel.

Es bedarf nun wohl keiner langen Auseinandersetzung, um zu beweisen, daß es eben die Schönheit der Bewegung mit dem Ausdruck der Anmuth und Würde ist, durch die am lebendigsten die äußere Erscheinung des Menschen zum Spiegel einer schönen Seele wird und ihm Mitgefühl und Neigung gewinnt. Zwar fällt hier der Nimbus des Unfaßbaren, der die reine Formschönheit uns als etwas Fremdes von fern bewundern läßt, und so müßte, wer von dem Verständlichen keine unmittelbaren Gefühle mehr erwartet, auch hier die geringste Wirkung voraussetzen; aber er kennt nicht die tiefere Gemeinschaft, die zwischen dem empfindenden Subjekt und dem Gegenstande gerade durch die beginnende klare Einsicht in dessen Wesen, das derselben dann doch im Einzelnen immer neue Räthsel zu verfolgen gibt, geknüpft wird. Hat doch kein Dichter je einem zart empfindenden Wesen eine bescheidenere und doch vielsagendere Liebeserklärung in den Mund gelegt als die Worte:

„Was wir verstehn, das können wir nicht tadeln."

Wenn uns die Schönheit des Baues nach Schillers Ausdruck nur zeigt, was die Natur einem Menschen als fertiges Geschenk mit auf den Weg gegeben hat, so sehen wir in der Schönheit der Bewegung und vorzugsweise der des Gesichts, was er selbst als Fertiger und doch stets Anderer jeden Augenblick ist und wirkt, empfindet und will, und das ist, woran wir uns mit allen Banden der Theilnahme knüpfen, was „des Hasses Kraft, die Macht der Liebe" leicht und frei entzündet. Schiller sagt: „Die Schönheit hat Anbeter, Liebhaber hat nur die Grazie, denn wir huldigen dem Schöpfer und lieben den Menschen." Und wenn Walther von der Vogelweide es als die größte Wonne, weit über Blumenduft und Vogelgesang, rühmt, „so man sieht schöne Frauen," so meint er gewiß nicht die Abschätzung der Länge und Breite von Nase und Stirn, über die sich allerdings am bequemsten conversiren läßt, sondern er fährt erklärend fort:

„Das kann trüben Muth erquicken,
Und löschet alles Trauern, zu derselben Stund,
Wenn lieblich lacht in Liebe ihr süßer rother Mund,
Und Pfeile aus spielenden Augen schießen in Mannes Herzens Grund."

(Schluß folgt.)

Aphorismen.

Die nackte Wahrheit.

Sogar die Schönheit gewinnt, halb verhüllt, noch an Reiz; wie viel Toilette muß nicht erst die Wahrheit machen, wenn sie überhaupt in unserer Gesellschaft Eingang finden will! Selbst die vertrautesten Freunde müssen sie noch immer in Begleitung der Poesie und der Grazien unter sich einführen. Es gibt wenige Menschen, die so intim wären, daß sie sie unverhüllt und rücksichtslos unter sich dulden könnten. In den meisten Fällen ist die reine Wahrheit unter uns eine Unmöglichkeit; schon deßwegen, weil wir ein so unvollkommenes, so unzulängliches, so schwieriges Organ zu ihrer Ueberlieferung haben, wie es die Sprache ist. Die Wahrheit ist eben so schwer zu behandeln, wie die Sprache. Es gibt wenige Leute, die selbst beim besten Willen auch nur in ganz kleinen Dingen und gewöhnlichen Lebensverhältnissen die nackte Wahrheit wirklich finden und sagen könnten.

Ist die unverhohlene Wahrheit schwierig, ja fast unmöglich, so ist sie auch nicht einmal wünschenswerth. Daher hat auch der Schöpfer selbst sie uns überall verborgen. Er hat uns rings umher mit reizenden Räthseln, mit anmuthigen Täuschungen oder allenfalls Symbolen der Wahrheit umgeben. Die nackte Wahrheit selber würde uns blenden wie die Sonne, die wir lieber und leichter in ihren bunten Reflexen als in ihrem strahlenden Lichtball betrachten.

Sogar vor uns selber müssen wir der Wahrheit nicht jeden Schleier zu nehmen trachten. Wüßten wir die ganze Wahrheit über unsere Freunde, über die Welt, die uns umgibt, über unsere eigene Innerlichkeit, über unsere Zukunft, die nackte Wahrheit über dieß Alles würde unsere Kraft lähmen, wie das Haupt

Digitized by Google

der Meduja. „Beſſer," ſagt darum das arabiſche Sprüchwort, „ſich täuſchen laſſen, als enttäuſcht zu werden." Blindlings müſſen wir vorwärts gehen und uns jenen gefälligen Täuſchungen überlaſſen. Zerſtörte man alle Illuſionen, was bliebe noch von der Liebe, von der Freundſchaft! Wie proſaiſch, wie verletzend, wie unleidlich wäre auch unſere Converſation, unſer Umgang mit der Welt, wenn wir dabei immer nur auf die Wahrheit — und nichts als die Wahrheit — abzweckten. Freilich darf im innerſten Kerne dieſes Verkehrs keine Lüge ſtecken. Auf dem Grunde muß immer die edle Wahrheit liegen; aber ſie ſelbſt müſſen wir nie aus dem Grunde heraufholen, vielmehr uns beſtändig heiter, poetiſch und möglichſt graziös in einiger Entfernung um ſie herum bewegen.

Redekunſt — Schweigekunſt.

Bei Allem, was wir ſagen oder ſchreiben, iſt des Verſchwiegenen faſt eben ſo viel als deſſen, was wir handgreiflich dem Aug und Ohr darbringen. Und doch redet auch dieſes „Verſchwiegene" mit.

Es geht dem Redner und Schriftſteller eben ſo wie dem Maler, der auch in ſeinen Gemälden ſo Vieles nur andeutet und ahnen läßt. Beide vermögen es nicht, ihre Gegenſtände ſelber vollſtändig darzuſtellen, ſondern ſie ſpielen nur mit unſerer Einbildungskraft auf mehr oder minder geſchickte Weiſe und bedienen ſich dabei gewiſſer Symbole, um dieſelbe in Thätigkeit zu verſetzen, um in unſerer Seele die Stimmung, die Anſchauung, das Bild zu erzeugen, auf das ſie hinzielen und das ihnen ſelber dabei vorſchwebte. Alles darzuſtellen, alles auszuſprechen, vermögen ſie nicht. Sie können bei einer richtigen Auswahl ihrer Mittel das Ganze nur ahnen laſſen.

Man könnte daher die Kunſt des Dichtens und Schreibens eben ſo gut eine Kunſt des richtigen Verſchweigens nennen, wie eine Kunſt des richtigen Ausſprechens. Die meiſten wortreichen Schriftſteller überſehen dieß und bedenken nicht die weitgreifende Bedeutung des griechiſchen Sprüchworts: *και το σιγωμενον χαριν ἐχει* (auch das Verſchwiegene findet Gunſt).

Ja, das Verſchwiegene iſt in vielen Fällen ſogar weit beredter und hat einen ſtärkeren Effekt als das Geſagte. Das Beſte muß man faſt immer zwiſchen den Zeilen leſen. Man mag daher vollſtändig — aber nur in einem andern Sinne — in Talleyrands berühmtes Wort einſtimmen, daß die Sprache dem Menſchen gegeben ſey, um ſeine eigentlichen Gedanken zu verhüllen.

Der Styl der Schriftſteller.

Die Sprache iſt der wunderbarſte und wandelbarſte Stoff, den es in der Welt gibt. Jeder behandelt ihn in ſeiner Weiſe und macht aus ihm etwas Beſonderes, indem er ihm ſeinen eigenen Geiſt einhaucht, ſeine Farbe mittheilt, ſeinen Stempel aufdrückt. Unter den Fingern des Einen wird ſie gediegen und glänzend wie Gold, bei dem andern iſt ſie ſchwer wie Blei. Bei dem einen hat ſie eine ſpröde Brüchigkeit wie Granit, der andere geht damit um wie mit weichem Lindenholz, das er ſchabt und ſchnitzt. Die Sprache des einen iſt flüſſig, durchſichtig, friſch und klar wie Waſſer. Kaum hat man ſich mit einem ſolchen eingeſchifft, ſo fühlt man das Gedankenſchiff glatt dahin gleiten, während man mit dem andern, wenn er kaum den Mund aufgethan, alsbald im Sumpfe watet und nicht von der Stelle kommt. Die Sprache iſt der ganze Menſch. Le style c'est l'homme. Und es iſt ein wahres Glück, daß es ſo iſt, beſonders für die, welche Vieles leſen und beurtheilen müſſen. Es genügt ihnen, ihren Mann nur ein paar Schritte machen zu ſehen, ſeine Tournüre dabei zu beobachten, um zu wiſſen, wie er die Quadrille tanzen wird. Sie haben nicht nöthig, das ganze Faß auszutrinken, um zu wiſſen, wie der Wein ſchmeckt. Man braucht nur einmal auf den Stöpſel zu riechen, um zu merken, wie man daran iſt.

Der Styl der Künſtler in ihren Werken.

Das berühmte Wort: le style c'est l'homme, wurde zunächſt mit Rückſicht auf die Schriftſteller ausgeſprochen; aber es paßt faſt eben ſo gut auch für die Maler, Bildhauer, Architekten und andere Künſtler. Und dieß iſt noch viel merkwürdiger.

Der Schriftſteller fällt harte oder milde Urtheile. Er trägt uns ſeine Lebensanſichten und Grundſätze, ſeine eigenſten Gedanken und innerſten Gefühle vor. Er behandelt die Sprache entweder kurz und bündig oder langſchweifig und ungeſchickt. Es iſt ſehr natürlich, daß ſeine Werke und ſein Styl die Phyſiognomie und das Gepräge ſeines Geiſtes tragen müſſen, ſo daß wir nur wenig von einem Autor zu leſen brauchen, um in ſeinen Wendungen, in ſeinen Lieblingsphraſen ſogleich unſern Mann zu erkennen. Aber, wie geſagt, es iſt wunderbar, daß dieſelbe Erſcheinung uns auch bei den bildenden Künſtlern entgegentritt. Die Gegenſtände ihrer Darſtellungen ſind immer Dinge, die ganz außer ihnen liegen, und doch behandeln ſie auch dieſe Stoffe ſo eigenthümlich, ſo jeder nach ſeiner Weiſe,

Digitized by Google

daß ſie auch ihnen ihr Gepräge aufdrücken, daß ſie ſie gleichſam zu einem Theil von ſich ſelbſt gemacht zu haben ſcheinen.

Ein Canova hat den Stein nie anders behandelt als canoviſch, und ein Buonaroti nicht anders als à la Buonaroti. Sogar aus einem Stück von einem Arm oder aus dem Finger einer Statue kann man ſogleich den Meißel und das Weſen eines Thorwaldſen erkennen, wie aus einem einzigen Verſe die Feder eines Goethe. Selbſt Bäumen, Felsſteinen haucht der Eine einen ganz andern Geiſt ein, als der andere. Jeder Maler gibt ihnen ſein Colorit, ſeine Lieblingsgruppirung, ſeinen Styl, ſeine Phyſiognomie, die eben ſo unverkennbar und charakteriſtiſch iſt, wie der eigenthümliche Glanz oder die Mattigkeit, die Klarheit oder Verworrenheit, die Energie oder Kraftloſigkeit, die Eleganz oder Unbeholfenheit im Style der Schriftſteller.

Qualmende Lichter.

Der Proceß, der im Kopfe der Dichter und Schriftſteller bei Erzeugung und Geſtaltung ihrer Gedanken und Anſchauungen vor ſich geht, hat viel Aehnliches mit dem Zündungs- und Verbrennungsproceſſe in der Flamme des Lichts.

So lange die Ideen noch keine Worte angenommen haben, ſchlummern ſie und ſind latent wie die elektriſche Materie in der Natur. Wie dieſe Materie durch irgend ein Ereigniß, durch eine Reibung aufgeregt, geweckt und in Thätigkeit gebracht wird, da concentrirt ſie ſich und ſucht zu zünden und zu leuchten. Die Worte ſind das Oel und der Docht, die der Gedanke verbraucht, um in der Welt zu exiſtiren und zu ſcheinen.

Iſt die Elektricität, der zündende Geiſt, recht energiſch und ſtark, ſo greift er Docht und Oel mit Nachdruck an, verzehrt ſie mit Begierde, aſſimilirt ſie ſich vollſtändig, macht ſich ein knappes Gewand daraus, und bricht als eine ſchöne, helle, ſchlanke Flamme hervor. Iſt er nicht kräftig, ſo geſchieht der Verbrennungsproceß unvollſtändig. Das Licht trübt ſich und qualmt. Der Schriftſteller macht viele unnütze Worte, die nicht durchgeiſtet ſind, und die einen läſtigen Ueberſchuß von Rauch, Ruß und Schwärze geben.

Auch dem ſtürmiſchen Waſſer könnte man manche wortreiche, gedanken- oder phraſenſchwangere Dichter und Redner, die den Mund zu voll nehmen, vergleichen. Wie ein kleiner See, der mit ſeiner wirſchen Brandung den Felſen beleckt, brauſen ſie ſchäumend am Ufer empor und ſchlagen hohe Wellen. Die Bilder, die ſie in ihren Schriften wiederſpiegeln wollen, werden dadurch kraus und trübe. Sie könnten ſo viele Mühe ſparen, wenn ſie ſich nur beruhigen und ſammeln und als ſtille, glatte, geduldige Flüſſe dahin gleiten wollten. Dann würde ſich alles umher von ſelbſt klar und deutlich in ihren Schriften reflektiren, und man würde auch die farbigen Kieſel und Blumen auf dem Grunde erkennen.

La gaye science.

Die Muſen, ſelbſt die melancholiſchſten unter ihnen, leben durchweg im Lichte, d. h. in einem heitern Elemente. Der Grundton aller Kunſt und Schriftſtellerei iſt ein munterer. Eine gewiſſe Freudigkeit und gute Laune wird man bei jedem ächten Schriftſteller und Künſtler finden. Die, welche dieſe beſeligende Freudigkeit bei der Handhabung des Griffels nicht in ſich verſpüren, mögen darin erkennen, daß ſie keinen Beruf haben. Der ſonnige Apoll iſt weſentlich ein luſtiger Gott; ſelbſt der Schmerz und die Melancholie lächeln in ſeiner Nähe. Daher hatten die Troubadours ſo ſehr Recht, wenn ſie die Poeſie, trotz der vielen Liebesklagen, die in ihr erklangen, „la gaye science“ (die fröhliche Kunſt) nannten.

Künſtlerſeelen.

Eine tiefe poetiſche Gemüthsſtimmung iſt unter den Menſchen viel verbreiteter, als eine bedeutende ſchöpferiſche Begabung.

Ueberall im Alltagsleben, ſelbſt in den kleinſten Städten und Ortſchaften (namentlich in Deutſchland), findet man Leute, die für das Edle und Hohe ſehr empfänglich ſind, denen ein inniges Gefühl für alles Schöne inne wohnt, die ganz in der künſtleriſchen und dichteriſchen Anſchauung der Welt und ihrer Umgebung aufgehen, ächte Dichterſeelen und Künſtlernaturen, zu denen in ihrer Wiege Apoll offenbar ein Wörtchen geſprochen, und in denen entſchieden ein göttlicher Funke glüht. Sie haben faſt alle die Grundeigenſchaften der großen Geiſter, ihre Anſchauungsweiſe, ihre Senſibilität, ihr frommes Gemüth, ihre naive Kindlichkeit, ſogar ihr Verſtändniß der Natur und der Geiſter.

Vergebens ſtrengt der Seelenanatom ſich an, den Unterſchied zwiſchen ihrer Grundſtimmung, ihren Anlagen und denen eines Rafael, eines Shakeſpeare oder eines Plato zu beſtimmen. Es ſcheint faſt nur eine Kleinigkeit bei ihnen dazu zu fehlen, daß ſie dieſen völlig gleich geworden wären; ſowie auch dem unedeln Weine faſt nur eine Kleinigkeit, welche die Chemie noch gar nicht angeben und herausſtellen kann, fehlt, um

Digitized by Google

Madeira oder Domdechant zu ſeyn. Indeſſen iſt gerade dieſe fehlende Kleinigkeit das wichtigſte, und wir nennen ſie eben deßwegen, weil wir ſie nicht definiren können, und ſie doch alles entſcheidet, eine göttliche Gabe, eine Inſpiration vom Himmel. Die kleinen Geiſter, die ſich den großen ſo verwandt fühlen, überſehen freilich oft genug das bißchen Pfeffer und Salz, das ihrem Gebäck fehlt, dünken ſich, da ſie außerdem alles Uebrige haben, den größten ebenbürtig und ſtellen ſich ihnen an die Seite, indem ſie ausrufen: „anch' io sono pittore.“

Genies.

Ich zweifle zwar nicht an der höheren Begabung einzelner Menſchen, und zuweilen mag wirklich Pegaſus auf eine bedauerliche Weiſe ins Joch geſpannt und von der Laſt gelähmt und erdrückt werden. Nichtsdeſtoweniger aber finde ich, daß manche mit dem Genie doch gar zu köſtlich thun und etwas zu viel Aufhebens davon machen. Dieſe Anbeter des Genius theilen die ganze Menſchheit in zwei ſcharf geſchiedene Claſſen, in eine, die ſie den Fixſternen, und in eine andere, die ſie den ſchwankenden Irrlichtern vergleichen. Jene, die Wenigen, die äußerſt Seltenen, die von Gottes Gnaden, nennen ſie die Diamanten. In dieſen, dem großen Haufen, ſehen ſie nichts als ſchwerfällige, unförmliche und plumpe Bauſteine. Jene erſcheinen ihnen ſo zu ſagen als Kunſtſchöpfungen des Prometheus, dieſe ſchelten ſie die vulgäre Fabrikwaare der Natur, die maſſenhaft producirt wird. Hie und da nur wittern ſie „eine noble Vaſe“ heraus, „die mit den köſtlichſten und ſchönſten Malereien geſchmückt iſt.“ Aber im ganzen Reſte der Menſchheit ſehen ſie nur gemeine Kochtöpfe und Milchgeſchirre.

Etwas Wahres, ſage ich, mag hier und da dieſer Betrachtungsweiſe zum Grunde liegen. So aber, wie mancher ſie auf die Spitze treibt, iſt es doch ein ärgerlicher Hochmuth. Die Natur und das Leben ſelbſt ſcheinen mir gar nicht ſo ängſtlich und ſo ſchönthueriſch mit dem „Genie“ umzugehen. Die Natur erzeugt es, wie ihre Blumen, faſt allerwegen in den verſteckteſten Thälern und Winkeln, und das Leben ſpannt es überall in ſein Joch und treibt es in alle Verhältniſſe hinein. Beide bewirken dadurch, daß auch das Alltäglichſte ein wenig mit Genialität gewürzt werde. Sie verbrauchen auch Diamanten als Bauſteine, um das große Gebäude der Welt in allen ſeinen Theilen zu ſchmücken, und ſie lieben es, auch das Kochgeſchirr mit ein wenig gefälliger Malerei zu zieren. Sie kneten den Geiſt und das Salz durch den ganzen Teig, damit er nicht ſchaal und atmſelig werde. Und wir dürfen und ſollen dieſem Schaffen und Wirken in der Schöpfung nicht mit einer engherzigen, melancholiſchen und hocharistokratiſchen Philoſophie entgegen treten.

Wie Autoren und Künſtler ſich die Leiden mindern können.

Alle Perſönlichkeiten und Charaktere, die willkommenen wie die unheilvollen — ſo wie auch alle Dinge und Ereigniſſe, die glücklichen wie die verdrießlichen, werden, wenn man ſie zum Gegenſtande einer künſtleriſchen Darſtellung oder einer eingehenden Unterſuchung macht, alsbald jene erträglicher, dieſe noch angenehmer, das Schöne wird dadurch noch ſchöner herausgeſchmückt, und ſelbſt das Häßliche gewinnt einen eigenthümlichen Reiz, wenn eine Muſe ihm die Toilette macht.

Was im Leben uns verdrießt,
Man im Bilde gern genießt.

Die Künſtler, Dichter und Schriftſteller beſitzen daher in Feder, Meißel und Pinſel ganz beſondere Inſtrumente, wahre Zaubermittel, ſowohl um ſich den Reiz des ſchönen Lebens noch zu erhöhen, als auch um das Unglück, das ſie betrifft, ſich minder widerwärtig, ja wohl ihre Leiden zu einer Quelle des Genuſſes zu machen. Die Dichter beſingen ihren Liebesſchmerz oder anderes Weh und fühlen es unter den Tönen der Lyra ſchwinden.

Einem Horaz begegnet ein unangenehmer Schwätzer, der ihm mit läppiſchen Erzählungen, mit ſeinen thörichten Einfällen, mit überflüſſigen Fragen ſeine köſtliche Zeit verdirbt, faſt zu Tode gemartert hätte. Aber Horaz erinnert ſich rechtzeitig ſeines Griffels, faßt den Narren in's Auge, beſingt und porträtirt ihn in unſterblichen Verſen, und ſein Aerger endigt ganz erquicklich mit Lachen und Spaß. Die Muſenſöhne vermögen ſo, wo nicht mit Allem, doch wenigſtens mit Vielem, was ihnen feindlich naht, zu verfahren, es mit ihrer Feder und ihrem Pinſel anzugreifen und ihm wie mit einer chirurgiſchen Zange den ſcharfen Stachel zu nehmen. Unſere Literatur und unſere Kunſtgallerien verdanken viele ihrer koſtbarſten Produktionen gerade dem poetiſchen Aerger und der erlaubten Rache, welche die Dichter in Wort und Farbe an ihrem Schickſal übten, Produktionen, die ihren Urheber einſt eben ſo beglückten, wie ſie uns Beſchauer jetzt erfreuen.

Zum Theil iſt dieß Alles zwar, wie geſagt, nur ein Privilegium der begabten Muſenſöhne. Ein wenig

können indeß auch wir Andern ein Beiſpiel an ihnen nehmen und ſie nachahmen.

Wer trachtet, ſich etwas von dieſer Objektivität, von dieſer Beſchaulichkeit anzueignen, die den Dichtern und Forſchern beſonders angeboren iſt und der zufolge ihnen Alles, was ihnen auf ihrem Lebenswege ſo oder ſo begegnet, als ein Schauſpiel erſcheint, wer Alles beſonnen in's Auge faßt, Alles in ruhige, oder noch beſſer, eifrige Unterſuchung zieht, dem wird auf der Stelle das Anſtößige bloß komiſch, das Häßliche nur merkwürdig, das Aergerliche intereſſant, das Schmerzliche lehrreich. So viele der Uebel, die uns treffen, ſind Pferden vergleichbar, die uns ſchlagen, wenn wir hinter ihren Hufen bleiben. Schwingen wir uns aber auf den Steigbügel der bewundernden Beſchaulichkeit und der philoſophiſchen Betrachtung in den Sattel, ſo reiten wir mit ihnen in's Freie hinaus.

Man erfährt dieß recht häufig auch an ganz gewöhnlichen, bloß geſprächigen Menſchen, die zwar keine hoch begabten Köpfe ſind, die aber doch eine Zunge haben und die ſich ſogleich erleichtert fühlen, nachdem ſie ihr Unglück oder ihren Kummer andern erzählt und mit Beredtſamkeit ausgeſchüttet haben. Auch bei ihnen bewährt ſich jenes Wort:

„Daß man im Bilde gern genießt,
Was im Leben uns verdrießt.“

Myſterien der Toilette.

Die Myſterien der Toilette ſind in der That unſäglich und ihre Wirkungen bewundernswürdig.

Trittſt du in einen Kleiderladen, der das Schönſte aufgeſpeichert hat, ſo iſt dort Alles in hohem Grade bedeutungslos und todt. Legt aber ein hübſches Mädchen dieſes Häubchen auf ihr Haupt, dieſes Tüchlein um ihre Schultern, ſo gewinnt beides ſogleich Leben und Geiſt. Ihre Perſönlichkeit haucht den Gewändern Anmuth und Grazie ein. Es iſt als wenn ſie ein Theil ihres Selbſt würden. Eine halbe Elle von den ſeidenen Bändern, die im Magazine rollenweiſe daliegen, als ein proſaiſcher Stoff, wie poetiſch, welcher ſchönen Verſe würdig erſcheinen ſie, wenn ſie am Hute einer Holden flattern!

Etwas Aehnliches geſchieht mit den Worten, die ein Dichter zu ſeinem Sang und Klang ſich aufgeleſen. Auch ſie ſind todt und glanzlos, ſo lange ſie im großen Magazin der Sprache lagern, oder auch wenn ein Unberufener ſie ſich aneignet. So wie aber Apoll ſelber ſie um ſein Haupt geſchlungen, ſie mit ein paar kunſtgerechten Griffen in die gehörige Verbindung, an den rechten Fleck gebracht, ſo ſcheinen ſie wie in Gold verwandelt, wirken auf uns wie die Blumen unter den Locken der Geliebten, und ſind uns unvergeßlich.

Gedichte von Giuſeppe Giuſti,

überſetzt von Paul Heyſe.

(ſ. Nr. 36.)

Zwei Epigramme.

An Gino Capponi.

Thaten ſah man einſt ſich entfalten
In weit größerem Styl, als nun.
Freilich, Gino, hatten die Alten
Weniger Bücher und mehr zu thun.

Der Herr Bonſens, der ehmals Schule machte,
Starb nun in mancher aus; wir condoliren.
Frau Wiſſenſchaft, die eigne Tochter, brachte
Den Vater um, nur um ihn zu ſeciren.

An einen Freund.

(Im Frühling des Jahrs 1841.)

Schon ſteht am Hang, wo Märzenſonne ſcheint,
Der Mandelbaum in Blüthe,
Dein Ebenbild, mein jugendlicher Freund,
Der du mit ungeduldigem Gemüthe
Den lockenden Gefahren
Der Schönheit folgſt in allzufrühen Jahren.

Digitized by Google

Wohl, mein Roberto, wohl magſt du dich ſannen
In flücht'gen Jugendlenzen,
Und wenn in's Herz mit ſchwermuthvollen Wonnen
Die Strahlen dir geliebter Augen glänzen,
Oeffne mit reinem Triebe
Die Bruſt dem Zauber einer erſten Liebe.

O möchte dich die Freundin ſelig machen
Mit heitern Liebesblicken,
An deiner Seite treu und ſargend wachen,
Wie güt'ge Engel uns mit Ruh' erquicken,
Und Liebe dich beguaden,
Ein feſter Stern auf ungewiſſen Pfaden!

Nicht eitler Freuden lockendes Gedränge
Bethöre dir die Sinnen!
Begier, die unſtät taumelt in der Menge,
Entadelt nur und läßt dich leer tiefinnen.
Ein edles Herz empfindet,
Daß ſich das Glück an Eine Liebe bindet.

Wohl ſüß iſt's, wenn ein vielgeliebtes Bild
Stets weilt vor unſern Augen,
Aus ihm, das unſre Seele hellt und ſtillt,
Geliebt und liebend Seligkeit zu ſaugen,
Sich ſehnend hinzugeben
Und, ſelbſtvergeſſen, ihm allein zu leben.

Ach, einer Zeit gedenk' ich, der noch immer
Mein tiefſtes Herz zu eigen,
Nun vor dem müden Blick der Erde Schimmer
Verblaßt, ſich abwärts meine Jahre neigen
Und bang mein Tag verfließt,
Auf den kein Stern der Liebe Troſt ergießt.

Doch denk' ich jener Zeit, ſtrömt's auf mich nieder
Wie Friedensüberſchwang;
Den alten Hoffnungstönen lauſch' ich wieder,
Wie wenn Geſang und Saitenſpiel verklang,
Gedämpfte Lispelſtimmen
Mit irrem Hauch noch in den Lüften ſchwimmen.

Wer aber darf dem Pilger nur von Quellen
Und Ruheplätzen ſagen,
Und ſchweigen von der Qual der öden Stellen?
Vielleicht wird Gift an deinem Leben nagen,
Gemiſcht von theurer Hand
Dir, der das Spiel der Tücke nie verſtand.

Ein lähmend Graun wird deine Seele faſſen,
Von ihren Träumen allen,
Von ihren goldnen Hoffnungen verlaſſen,
Wenn eines Tages rings die Schleier fallen,
Die deinen Idealen
Du ſelber wohſt aus lichten Himmelsſtrahlen.

Dann ſtöhnend, mit gebrochnem Flügel, irrt
In deines Buſens Grunde
Betrogne Liebe, bang vom Schmerz verwirrt,
Und wie der Flamme raſtlos in der Runde
Die Lüfte Nahrung geben,
So unaufhaltſam zehrt ſie auf dein Leben.

Doch wie? Fühlſt du die Seele nicht beſchweren
Durch niedrer Thaten Bürde —
Kannſt du das Lab der Lüge nicht entbehren?
Wirſt nicht, im Unglück auch, mit ſtiller Würde
Des Tanks entrathen können
Hoffährt'ger Thoren, die ſich weiſe nennen?

O, wie im reinen Spiegel, lern' im Schmerz
Dich mit dir ſelbſt beſprechen!
O ſtähle das gepreßte zarte Herz,
Schwing' dich zur Klarheit auf aus Noth und Schwächen,
Mit heit'rem Angeſichte
Mach' deiner Peiniger Uebermuth zunichte!

Aus deines Buſens Streit, aus der Gedanken
Irrſal wirſt du erſtehen
Und Ruh' und Weisheit deinem Siege danken.
Blick hin! Der Winter ſchwand, und bei dem Wehen
Der lauen Frühlingslüfte
Schwillt ſelbſt der Darn und ſchenkt dir Blüthendüfte.

An eine Frau.

(Fragment. Aus dem Nachlaß des Dichters.)

Das war vor zwanzig Jahren,
Als ich zuerſt dich traf und bald erkannte
An Seufzern, die mir noch ein Räthſel waren,
Daß meines Selbſt ein Theil ſich von mir wandte,
Und jenen ganzen Tag
Stumm in Gedanken ſchweifte durch den Hag.

Stumm in Gedanken, lange
Irrt' ich umher; von raſchen Seufzern bebte
Die Bruſt, und eine Trauer, fremd und bange,
Und ach, dein Bild, das leibhaft mich umſchwebte,
Erregten mir verbündet
Den ſüßen Aufruhr, der die Liebe kündet.

Digitized by Google

O welcher Anmuth Fülle
Umhauchte dich in Worten und Geberde!
Welch edle Einfalt in beſcheidner Hülle!
So ſprießen aus der jungfräulichen Erde
Die Roſen und Violen,
Wenn Nachtigallen klagen, ſüß verſtohlen.

Von deines Mundes Blüthe
Kam ſchlichte Rede wie ein Duft gefloſſen,
Und wenn dein Herz von ſtummer Sehnſucht glühte,
Die unſchuldsvoll du in ein Lied ergoſſen,
Wie ſchmückte beim Geſange
Mit neuer Schönheit ſich die ſchöne Wange!

— — — — — — — — — —

Nun wir uns wiederfanden,
Verwandelt ſtanden wir uns gegenüber,
Und dennoch ſtrebten nach den alten Banden
Die Arme ſehnlich, dennoch flog hinüber
Der Blick, ſich feſtzuſaugen
Zitternd und heiß an den geliebten Augen.

— — — — — — — — — —

An deines Herds Aſyle
Sah ich die theuren Kleinen dich umſcherzen,
Und in dem Frieden heiligſter Gefühle
Hinfließen deine Tage, rein von Schmerzen,
Wie aus lebend'ger Quelle
Klar friſch und einſam rinnt des Baches Welle.

— — — — — — — — — —

Und ich, verdüſtert, wende
Vorwärts den Fuß und rückwärts die Gedanken.
Wo iſt die Stätte, da ich Heimath fände,
Der Liebeloſe, deſſen Schritte wanken
Stets durch der Welt Gewühle,
Damit er fort und fort ſich einſam fühle!

Nach dieſes Hügels Frieden,
Nach deinem Haus ſchmacht' ich in Lebensnöthen.
Ach, hier von der geſchwätz'gen Stadt geſchieden,
Haſſ' ich ſie doppelt, die mein Herz will tödten,
Um mich nur Eins zu lehren:
Mein Lied auf's Neu mit Pfeilen zu bewehren.

Kunſt.

Karl von Enhuber.

Die Kunſt hat die Wahl ihrer Gegenſtände frei. Gibt es unter dieſen die größten Unterſchiede, ſo hätte man doch Unrecht, ſie auf die höchſten und bedeutendſten einſchränken zu wollen. Salche Forderungen widerlegt die Geſchichte. Aus ihr erhellt die Miſſion der Kunſt, den ganzen Kreis des Darſtellbaren zu ergreifen und abzuſpiegeln. In der That iſt ihr das Höchſte nicht zu hach, das Geringſte nicht zu niedrig geweſen; ſie hat Gott Vater gemalt und das Inſekt, das am Blatte kriecht, und jeder, der eine Galerie betrachtet, wird über die Mannigfaltigkeit der Darſtellungen ſich freuen, wobei er auch die beſcheidenſte Gattung nicht ausgeſchloſſen ſieht.

Dem Künſtler iſt nur zuzumuthen, daß er ſeinen Gegenſtand wahr und ſchön behandle. Gelingt ihm dieß, dann rechtfertigt er ſeine Wahl und beweiſt ſich als die Kraft, welche dem Objekt das Bild abzugewinnen hat, das eine erfreuliche, beglückende Wirkung macht.

Man kann freilich Stoffe, die dem gewöhnlichen Leben entnommen ſind, geiſtlos, platt oder gar abſtoßend richtig wiedergeben; man kann aber eben ſo die idealſten Gegenſtände durchaus unlebendig und hohl behandeln. Der Meiſter der großen hiſtoriſchen Kunſt arbeitet dieſe zu erhebenden Schöpfungen aus; der Meiſter der Genremalerei entbindet die Wirklichkeit ihrer Poeſie und ihres Humors zur Erquickung des Beſchauers.

Wenn eine beſtimmte Weiſe der Darſtellung Platz greift, ſo haben wir darin niemals die Willkür Einzelner, ſondern vielmehr den Willen der Geſchichte zu erkennen. Die Kunſt, indem ſie ihre Augen auf die Natur gerichtet hält, denkt in ſelbſtſtändiger Entwicklung auf Erfindungen und verkörpert Ideen. Hat ſie ſich aber eine Zeitlang in höheren Regionen bewegt, dann ſteigt ſie wieder herab, um ſich van dem Mark des Lebens zu nähren und hier zu neuem Emporgang Kraft zu gewinnen. Auf eine vorwiegend idealiſtiſche Richtung folgt naturgemäß eine vorwiegend realiſtiſche, und nach ihr ſtellt ſich den Geiſtern als höchſtes Ziel die Ausgleichung in Vereinigung der Vorzüge beider dar.

Digitized by Google

Von dieſen Sätzen aus kann man, wie ich glaube, der gegenwärtigen realiſtiſchen Kunſt am meiſten gerecht werden. Sie geht Hand in Hand mit der allgemeinen Richtung der Geiſter auf das Thatſächliche, die auch in der Wiſſenſchaft Natur- und Geſchichtsforſchung überwiegend begünſtigt, hat alſo, dem Geiſt unſerer Zeit entſprungen, einen ſachlichen Grund. Dann hat ſie den doppelten Zweck: Stoffe des wirklichen Lebens auf eine neue, beſtimmtere Weiſe vorzuführen und damit den Kreis der Kunſt überhaupt auszudehnen, auf der andern Seite durch naturgemäße Auffaſſung des Wirklichen zu einer neuen Idealkunſt hinleiten zu helfen, die nur auf der gründlicher gekannten und beherrſchten Wirklichkeit ſich ausbilden wird.

Die künſtleriſche Leiſtung führt ihre Sache freilich immer am beſten ſelbſt. Wenn ein vorwiegend realiſtiſches Bruchſtück in allen Reizen der Naturwahrheit und feinen Charakteriſtik uns entgegentritt — wer könnte ſo einſeitig an der idealen hiſtoriſchen Malerei hängen, um geringſchätzig an ihm vorüberzugehen? Wer, der geſunden Sinnes iſt, wird ſich nicht an dem ächten, friſchen Leben ergötzen, nicht den Genuß, den ihm ſchon ein Blick auf die Wirklichkeit gewährt, an dem künſtleriſchen Abbild in erhöhter Weiſe haben? Die einſeitige Verachtung des Geringeren bewieſe die Unfähigkeit auch zur wahren, freien Würdigung des Höheren. Denn Goethe hat Recht, wenn er ſagt:

Wärt ihr Schwärmer im Stand die Ideale zu faſſen,
Dann verehrtet ihr auch, wie ſich gebührt, die Natur.

Zu den Werken der heutigen realiſtiſchen Kunſt, die am beſten für ſich ſelber und damit für die Gattung ſprechen, gehören vorzugsweiſe die des Münchner Genremalers Karl v. Enhuber. Seine Bilder machen auf uns einen unmittelbar wohlthuenden, erquickenden Eindruck. Betrachten wir ſie näher, dann erkennen wir die Eigenſchaften, die zuſammen die ſchöne Wirkung hervorbringen, und wir ſind im Stande, unſere Freude daran auch zu rechtfertigen.

Enhuber iſt 1811 zu Hof im Voigtlande geboren, verlebte aber ſeine Kindheit und machte ſeine erſten Studien zu Nördlingen im Ries, wo ſein Vater Beamter war. In ſeinem ſechzehnten Jahr kam er mit ſeinen Eltern nach München und trat als Schüler in's Gymnaſium ein. Seine Neigung zur Kunſt erklärte ſich aber bald ſo entſchieden, daß er es durchſetzte, ſich ihr ausſchließlich widmen zu dürfen. Drei Jahre war er Schüler der Akademie, die Peter von Cornelius leitete. Er verſuchte ſich zunächſt in der Thiermalerei und Idylle; dann ging er zum Genre über, um eben hier der Künſtler zu werden, der ſich den geachtetſten Namen an die Seite geſtellt hat.

Nach Verhältniß hat er nicht viele Bilder geſchaffen. Er iſt in der glücklichen Lage, ſich nicht überdürfen und übereilen zu müſſen, und folgt nun ungeſtört ſeiner Neigung, die ihn zum ſorgſamen Entwurf, zur genaueſten Ausführung antreibt. Enhuber hat den klaren Blick der Liebe für den kräftigen Reiz und den Humor, der in der Wirklichkeit liegt, und er malt, was ihn erfreut und was es ihn wiederzugeben drängt. Dem einmal erwählten Gegenſtand widmet er ſich in treueſter Hingebung. Die Scene, die er vorführt, muß ſprechend, eigenthümlich und ſchön werden, eher gibt er das Werk nicht aus der Hand, daher die Kenner an ſeinen Arbeiten vor allem auch die „Durchbildung“ hervorzuheben pflegen. Bei ſolcher Behandlung kommt es weniger auf den Gegenſtand an. Wenn Enhuber einen Invaliden malt, der mit ſeinem Enkel ſpielt, einen andern, der auf einer Dreherorgel Vögel abrichtet, ſo erweckt er damit gemüthlichen Antheil. Wenn er einen Handwerksburſchen malt, der vor dem Eintritt in die Stadt noch auf die einfachſte Weiſe von der Welt, aber doch mit einer gewiſſen ernſthaften Sorgfalt Toilette macht, ſo ergötzt er uns. Die Sachen ſind, was ſie ſeyn ſollen, wollen nicht mehr ſeyn, als ſie ſind, und machen eben in ihrer Anſpruchloſigkeit die beabſichtigte Wirkung.

Vermag der Künſtler auch das in der Wirklichkeit erſcheinende ernſtere Gemüthsleben darzuſtellen, ſo hat er ſich bisher doch mit Vorliebe den Situationen zugewendet, die humoriſtiſch ausgebeutet werden können. Von größeren Werken dieſer Art iſt eine Jahrmarktsepiſode nach England und eine Scene zwiſchen Paſſagieren in einer Gaſtſtube nach Amerika gekommen. — Den meiſten Beifall hat das „unterbrochene Kartenſpiel“ gefunden, das in München geblieben und neuerdings auch durch den Stich vervielfältigt iſt. Denen, die von der Kunſt Enhubers einen Begriff erlangen wollen, glaube ich ihn am beſten durch eine Charakteriſtik dieſes Bildes geben zu können.

Die Scene ſpielt in der Wirthsſtube eines altbayeriſchen Marktfleckens oder Städtchens. Wir ſehen eine Geſellſchaft von Männern, die um einen Tiſch herum Platz genommen, offenbar plötzlich in eine ſehr geſpannte Situation gerathen. Ein Schmied, der an dem einen Ende nächſt der Thüre ſitzt, hat einen Theil ſeines Schurzfells auf den Tiſch gezogen und die Rechte darauf gelegt; er hält ſich ruhig und ſein linker Arm hängt ſcheinbar unbefangen über die Lehne des Stuhls herunter; aber auch das hat doch einen abſichtlichen Charakter, und ſein zurückgedrehtes Auge, der pfeifende Mund und eine gewiſſe Schelmerei in dem tüchtigen Geſicht ſcheinen zu ſagen: „O weh, das wird ſchlimm!“ Ihm gegenüber ſitzt der Hausknecht, den Schurz unmittelbar zur Verhüllung eines unter dem Tiſch befindlichen Individuums benützend. Denn das iſt die Situation. Der Inhaber des Stuhls, der im Vordergrund umgeworfen liegt, alſo ein Kamerad, iſt unter den Tiſch gekrochen, und der Fingerhut, der neben dem noch nicht ganz nachgezogenen rechten Fuße liegt, läßt uns vermuthen, daß es ein Schneider iſt. Durch eine Lücke, die der nicht völlig aufgezogene Schurz des Hausknechts gelaſſen hat, erblicken wir einen Theil des Kopfs, der unſerer Meinung nicht widerſpricht. Dumpfe, bange Erwartung der Dinge, die da kommen ſollen, drückt ſich darin aus. Zwar iſt der Forſtgehülfe zur Linken des Hausknechts damit beſchäftigt, die letzten Spielkarten, die den Guten

hauptſächlich ſcheinen compromittiren zu können, vom Tiſch zu nehmen und ſie einem hinter ihm ſitzenden Handwerksburſchen zuzuſtecken, damit dieſer ſie verberge. Aber das wird nicht viel helfen. Ein Alter, der den Frieden liebt, nimmt ſchon jetzt die Stellung eines gar nicht bei der Sache Betheiligten an, und der rundköpfige Müller zwiſchen ihm und dem Schmied lacht im voraus herzlich, indem er das Geſicht nur einigermaßen mit den Fingern der Linken bedeckt.

Was hat dieſe Störung der Partie hervorgerufen und zumal den Meiſter von der Nadel in die mitleidswerthe Lage gebracht? Rechts, ohnweit des Schmieds, erblicken wir den Grund. Da ſtürmt ſie herein, die Hände in die Seite geſtemmt, mit Augen, die das Weiße zeigen, und einem Geſicht voll gerechteſter Entrüſtung, die Schneiderfrau, die den Mund ſchon aufgethan, um über den Leichtſinnigen, der, ſtatt zu arbeiten, im Wirthshaus trinkt und ſpielt, eine Fluth von Schmähungen zu ergießen. — Die Schärfe des Weibes muß bekannt ſeyn; denn die Kellnerin mit der Riegelhaube, die wir rechts in der Vorderſtube erblicken, ſchlägt die Hände zuſammen, und drei ältere Zecher in ihrer Nähe, ſolide, mannhafte Geſtalten, verrathen über den zu erwartenden Spaß eine innige Heiterkeit. Die Entdeckung kann und wird nicht ausbleiben, denn die Frau weiß, daß der Mann im Wirthshaus iſt; die vorgezogenen Schürzen können ihn nicht verheimlichen, und zum Ueberfluß ſteht ein Junge mit gefülltem Bierkrug zur Seite und gafft zu Boden gebückt mit offenem Munde unter den Tiſch. Wehe dem Armen, wenn er von der Wüthenden hervorgezogen wird!

Eine Schilderung in Worten kann das, was in einem Bilde geleiſtet iſt, immer nur entfernt andeuten und ſoll auch bloß ein Verlangen erwecken, es zu betrachten. Die Ausführung, die Durchführung der Charakteriſtik bis in's Kleinſte iſt in dieſem „unterbrochenen Kartenſpiel“ geradezu meiſterhaft. Jeder Kopf iſt individuell. Man hat die Leute ſchon geſehen und kennt ſie; aber hier ſitzen ſie in Haltung und Ausdruck zum Sprechen lebendig. Jeder ſpielt eine beſtimmte Rolle im Moment einer nahenden Kataſtrophe und zuſammen machen ſie die Wirkung des pikanteſten Auftritts einer Komödie.

Wer ſich mit Neigung in das Bild vertieft, wird an jedem Mitſpielenden ſein beſonderes Wohlgefallen haben. Ein prächtiger Kerl iſt namentlich der Schmied, der ſich freilich, wenn die Seinige gekommen wäre, nicht unter den Tiſch geflüchtet hätte. Wenn er den Kameraden mit zu verdecken ſucht und gegen den herannahenden Sturm nicht ganz gefühllos iſt, ſo verräth er doch einen Humor, der auch die ſtärkſte Entwicklung deſſelben auszuhalten, ja ſeinen Spaß daran zu haben vermag. Auch der lachende Müller, der alte Scheinheilige, der Jäger und der Hausknecht, die beide gafft und neugierig den Blick auf die Schneiderin gerichtet haben, und der vergnügt blinzende Handwerksburſche ſind durchweg charakteriſtiſch gehalten. Weiter kann man nicht wohl von der Schablone und ſubjektiver Scheinidealiſirung entfernt ſeyn, als unſer Künſtler. Das iſt eben der Segen des Studiums und der freien Auffaſſung wirklichen Lebens, daß man ſich die mannigfaltigen Bildungen der Natur aneignet, über einen Schatz eigenthümlicher Geſichter und Geſtalten verfügt und nicht nöthig hat, die Beſchauer durch immer wiederkehrende Typen zu langweilen.

(Schluß folgt.)

Correſpondenz-Nachrichten.

Mariazell, Auguſt.

Wallfahrt an Mariä Himmelfahrt.

Die Reiſe nach dem berühmteſten Wallfahrtsort des Kaiſerſtaats läßt ſich jetzt vermittelſt der Südbahn auf leichte und angenehme Weiſe bewerkſtelligen. Ob man von Wien oder von Trieſt kommt, ſo bedient man ſich der Bahn bis Mürzzuſchlag, am ſüdlichen Abhang des Semmering, dem Endpunkt der berühmten Strecke, und kann von hier andern Tages mit Poſt oder Lohnkutſcher in 7 bis 7½ Stunden Mariazell erreichen. Man durchſchneidet hier ein ſchönes Stück der herrlichen Steiermark. Es geht die brauſende Mürz entlang, durch angebaute Thäler, über die freundlichen Orte Kapellen, Neuberg, Mürzſteg, zwiſchen Bergrieſen von mehr als 6000 Fuß, an den reichſten Eiſenwerken vorüber, an Meilern, dampfenden Schloten, ſtürzenden Wehren, pochenden Hämmern und rußigen Arbeitern dahin, welche die grüne Felſenwelt ſowohl heiter beleben, als großartig ſtaffiren.

Hinter Mürzſteg ändert ſich der Charakter der Landſchaft. Wir finden uns nach und nach in die Einſamkeit der Alpen verſetzt. Wir werden etwa bis zur Höhe von 4000 Fuß hinangezogen; kahle Felſen und Geſträuch,

Digitized by Google

ſtellenweiſe Föhrenwald; das weidende Vieh läßt ſich nicht ſtören; manche harmloſe Kuh blickt mit ihren träumeriſch ſchönen Augen neugierig in den Wagen. Wenn auch der Weg oft übermäßig ſteil wird, ſo iſt er gut unterhalten. Obgleich hier wochenlang Regengüſſe die Straße zerriſſen haben, war doch überall ſchon friſch aufgeſchüttet, und wenn es auch rumpelte, ſo war es doch fahrbar. Dieſe Sorgfalt habe ich in Steiermark auf den unbedeutendſten Seitenwegen anerkennen müſſen.

Während ich ſo das 4000 Fuß hohe „Niederalpl“ überſtieg, deutete mein Kutſcher auf einen ſeitwärts liegenden bewaldeten Fels und ſagte mir, daß der Kaiſer dort oftmals jage. Er wiſſe es, weil er von der Poſt in Mürzzuſchlag ſey, wohin es aus Wien immer telegraphirt werde. Der Kaiſer ſey vor wenigen Tagen mit zwei Herren ganz ſtill nach Gloggnitz gekommen. Es iſt ſein Lieblingsrevier und wimmelt von Rehen. „Er braucht keinen bei ſich,“ ſetzte er ſehr reſpektirlich hinzu, „er iſt ja oft genug draben geweſen. Der Menſch kennt jeden Strauch und jeden Stein.“ Als wir unten am kaiſerlichen Gußwerk vorüberkamen, zeigte er mir das zierliche Schweizerhaus, das der Kaiſer ſich als Jagdruhe unter den Felſen hat erbauen laſſen.

Je mehr wir uns Mariazell näherten, deſto belebter wurde die Straße. Erſt einzelne Wallfahrer, dann ganze Proceſſionen, die mit Kreuz und Fahne ſingend des Weges zogen. So erreichte ich, von immer dichteren Schaaren umgeben, den Gnadenort, der auf ſeiner Höhe bald ſich zeigt, bald wieder hinter den Vorbergen verſchwindet, bis die goldenen Kreuze von der Kuppel und den drei Thürmen, den langgeſtreckten Markt hoch überragend, plötzlich vor uns liegen. Wie alle dieſe Orte hat auch Mariazell eine große Anzahl Gaſthäuſer, doch iſt der Zudrang oft ſo ſtark, daß ſie bei weitem nicht ausreichen, und die Pilger den lieben Himmel um Obdach bitten müſſen. Selbſt bei ſchönem Wetter iſt eine Nacht im Freien in einer Höhe von 2700 Fuß über dem Meere, in der zweiten Hälfte des Auguſt kalt. Allein die frommen Pilger, die gekommen waren, das Feſt der Himmelfahrt Mariä hier zu feiern, kümmerte das nicht. Ich ſah viele im Freien campiren.

Schon am Mittwoch — am Freitag war das Feſt — waren viele Pilger anweſend. Nun aber zogen ſie, man darf wohl ſagen, unaufhörlich, von allen Seiten den Berg hinan, die kleinen Züge, zwar mit Kreuz und Fahne, aber ohne Gepräng, und Lieder ſingend. Dazwiſchen erſchienen größere Proceſſionen, die mit Muſik und von Prieſtern empfangen und zu der Gnadenkirche geleitet wurden, die größte war die am Donnerſtag Nachmittag von Gratz kommende, die etwa aus 2000 Perſonen beſtand. Die Kirchenfahnen und die Proceſſionsfahnen der Pilger flatterten, ein Marſch von Trompeten und Pauken, dazwiſchen Geſänge, Jungfrauen, mit grünen Krönchen auf dem herabwallenden Haar, welche ein Muttergottesbild trugen, von dem bunte Bänder herabhingen, deren Enden wieder von Jungfrauen getragen wurden, vierzehn Prieſter im reichen Ornat, darunter der infulirte Abt des Stiftes Lilienfeld, und der gleichfalls infulirte Domprobſt von Gratz mit Mitra und Stab. Es gewährte einen imponirenden Anblick. Bis zum ſpäteſten Abend dauerten die Pilgerzüge fort; von allen Wegen, die zur Höhe führen, ertönten Geſänge zu Maria's Ehren. Der geübte Blick eines Einwohners ſchätzte die Geſammtzahl der Pilger auf 7 bis 8000. Viele rutſchten auf den Knien die Stufen zur Kirche hinan, andere warfen ſich nieder und küßten den Boden, noch andere lagen auf dem Geſicht, mit weit ausgeſtreckten Armen, kleine Kerzen in den Händen, manche rutſchten Gebete murmelnd um die Kapelle im Schiff der Kirche, die das Gnadenbild umgibt; ein jeder äußerte ſeine Demuth und Andacht auf andere Weiſe, die den Augen mancher höchſt auffällig erſcheinen mag, wenn ſie nicht aus dem einzig möglichen, weil berechtigten Geſichtspunkt beurtheilt wird.

In der Kirche war es, als wenn man plötzlich dazu gelangt wäre, alle Stimmen der Erde zu vernehmen. Es war ein wirklich gewaltiger Eindruck. Die verſchiedenen Proceſſionen umſchritten die Kapelle, durchkreuzten ſich, wandelten in den Schiffen, mit einer Ordnung und Präciſion, die bewundernswerth war. Sie ſangen und beteten deutſch, ungariſch, italieniſch, ſlaviniſch, jeder in ſeinem Idiom, jeder nach ſeiner Weiſe. Aber dennoch erwuchs hieraus kein Wirrwarr, keine Mißſtimmung. Aus der Vereinigung aller dieſer Verſchiedenheiten entfaltete ſich ein einziger Hymnus, der zum Himmel aufſtieg. Die vielen Beichtſtühle in den Seitenkapellen waren dergeſtalt umlagert, daß man kaum wandeln konnte. Ebenſo war es bei der Spendung am Altare. Von der erſchöpfenden Anſtrengung der Prieſter an ſolchen Tagen kann ſich der Laie keinen Begriff machen.

Die uralte Kapelle, in der das Gnadenbild aufgeſtellt iſt, und über welcher ſich der hohe Dom wölbt, iſt nicht nur von einem coloſſalen Gitter aus Silber, ein Geſchenk Maria Thereſia's, umgeben, ſondern erglänzt auch im Innern ſo ſehr von goldenen und ſilbernen Ampeln und Kandelabern, von ſilbernen Statuen und Ornamenten am Altar, daß man auf den erſten Blick Mühe hat, das mit Prachtgewändern und Juwelen überdeckte Bild Maria's wahrzunehmen. Es ſteht unter einem ebenſo reichen Baldachin; es mißt in der Höhe 18 Zoll; die Madonna iſt ſitzend dargeſtellt und hält das Jeſuskind auf dem Schooß; ſie hat eine Birne, das Kind einen Apfel in der Hand; das Ganze iſt aus Lindenholz und mit Farben und Gold bemalt. Von dieſem allen ſieht man jedoch nichts, da nach kirchlichem Gebrauche die Figuren mit Gewändern angethan und mit Skapulirn, Kreuzen und dergleichen ganz behängt ſind.

Viele, die weit nach Hauſe hatten, zogen, nachdem ſie am Vorabend ſchon ihrer Andacht genügt, am Morgen des eigentlichen Feſtes wieder ab, in derſelben Weiſe, wie ſie gekommen waren. Um neun Uhr war Predigt, der ein feierliches Hochamt folgte. Die Kirche blieb den ganzen

Digitized by Google

Tag gefüllt. Am Abend ſchloß die Feier mit dem feierlichen Lichterumgang, vom Prälaten aus Graz geführt, wobei die Tauſende, mit Kerzen in der Hand, dreimal die Kapelle umzogen, unter Abſingung von Hymnen zu Ehren Maria's. Um halb zehn Uhr Abends war die ganze Feier zu Ende. Andern Tages gingen auch die letzten heim und der Markt zog ſein gewöhnliches Alltagskleid an, das aber immer noch anſtändig genug iſt, da es zu keiner Zeit an Pilgern fehlt. Und man glaube nicht, daß dieſe bloß aus Landleuten beſtehen. Ich ſah mit der Grazer Proceſſion ſowohl, als mit Wiener Omnibus, welche an den Aufſchriften Hietzing, Währing, Wieden, Stephansplatz kenntlich waren, viele elegant gekleidete Herren und Damen in Equipagen ankommen, die nicht bloß, um das bunte Treiben zu ſchauen, erſchienen waren — um ſich dieſen Spaß zu machen, wäre die Sache ein wenig zu umſtändlich und zu theuer — ſondern die wirklich in der Kirche knieten und beteten, und denen der Beſuch des Gnadenortes Bedürfniß des Herzens war. Dieſe hatten zu flehen, jene zu danken; Leidenſchaften, Krankheiten waren beruhigt, gewichen. Der Verſtändige ſpottet darüber nicht, und wer nicht glaubt, kann ſichs auf andere Art erklären.

Aus der Normandie, September.

(Schluß.)

Die Stadt Caen.

Der Urſprung anderer Denkmäler von Caen verliert ſich, wie der der Stadt ſelbſt, im Dunkel der Völkerwanderung. Im Jahrhundert des beginnenden römiſchen Verfalls überläßt der große Aetius dieſe ganze nordweſtliche, von Sachſeneinfällen geplagte und oft empörte galliſche Ecke ſeinen Bundesgenoſſen, den Alanen, welche das Land erſt verheeren und ſich dann darin niederlaſſen; ihnen ſoll das ſchon genannte Dorf Allemagne ſeinen, mithin wohl mißbräuchlichen Namen danken. Dann hören wir von fabelhaften Heidenbekehrern, welche die Peters- und die Johanniskirche gegründet haben ſollen, aber der gegenwärtige Stand dieſer Gebäude fällt im Weſentlichen in die beſte Zeit des gothiſchen Styls; das bis zur Ueberladung prachtvolle Chor der Peterskirche gehört ſogar erſt der Renaiſſancezeit an. Der großartig angelegte Johannisthurm mußte wegen des Ausweichens ſeiner Fundamente in Sumpfboden unvollendet bleiben, und auch ſo ſteht er merklich ſchief. Von ſehr altem Urſprung, bis in das zehnte und eilfte Jahrhundert hinaufragend, aber nur allmählig und mit den größten Stylverſchiedenheiten ausgebaut, ſind die Notredamekirche, die Kirche von Vouceles und endlich der höchſt merkwürdige Thurm von Allemagne. Die Saint Sauveurkirche aus dem zwölften Jahrhundert dient jetzt als Getreidehalle, die von Saint Gilles iſt in der Mitte gothiſch, das Chor gehört der Renaiſſance an. Saint Julien iſt ganz und gut gothiſch.

So weit die Gebäude nicht ihrem urſprünglichen Zweck entfremdet ſind, hat man ſie leidlich, mitunter auch nur nothdürftig unterhalten. Aber die Stadt iſt ſo zu ſagen in dieſelben hineingewachſen. Saint Jean und Notredame ſtehen in der Straße zwiſchen den Häuſern, wie ein anderes, rechts und links angerücktes Haus. Saint Pierre iſt frei am Chor, der nach Süden ſteht, und nach Weſten; die andern Seiten ſind jämmerlich verkleckſt und verbaut, wie es noch vor acht Jahren die Eßlinger Frauenkirche war und hoffentlich nicht mehr iſt. Auch die Stephanskirche iſt auf der einen Seite verdeckt, auf der andern ſtützt ſie ſich würdig auf die Rieſenbauten des Lyceums; die Thürme freilich recken ſich kühn über Alles hinaus, und die ganze Gebäudegruppe macht, von der Wieſe aus geſehen, einen impoſanten, feſtungsartigen Eindruck.

Mannichfaltig, wie die Natur des Landes, wie die Architektur der Stadt, ſind auch die hiſtoriſchen Erinnerungen, welche hier erwachen. An Aetius und Wilhelm reiht ſich Coligny. Seit 1558 regen ſich die Calviniſten und 1562 beſtürmen ſie vergeblich das feſte Schloß, das, jetzt eine Caſerne, auf einem wenig erhabenen, aber ſteil abfallenden Plateau mitten in der Stadt liegt. Gleich nach dem Verluſt der Schlacht von Dreux, am Ende deſſelben Jahres, erſcheint der Admiral in der Stadt, nimmt das Schloß nach kurzer Belagerung ein und läßt den Theodor von Beza in der Johanniskirche predigen. Aber die Unzufriedenheit mit der bald erfolgenden Pacifikation treibt ihn fort, und nun kommen, im Sommer 1563, Karl IX. und ſeine Mutter an. Katharina von Medicis beſichtigt die Breſche, welche Coligny in den Wällen des Schloſſes gemacht hat, und findet ſie ungenügend zur Rechtfertigung der Uebergabe; denn, ſagte ſie, „die Mägde hätten ſie mit ihren Spinnrocken vertheidigen können.“ Die Bartholomäusnacht ging ohne Blut an Caen vorüber; deſto fühlbarer machte ſich die Widerrufung des Edikts

Digitized by Google

von Nantes, welche, nach der Intendanten officiellen Berichten, das Land durch den Wegzug der zahlreichen und wohlhabenden Hugenottenfamilien fast gänzlich ruinirte. Die Zurückbleibenden wurden auf alle Weise durch Einquartierung und Bekehrungsversuche geplagt, ihren Todten versagte man die Beerdigung, ihre Kirche zog die Bürgergarde ab, ihre Kinder raubten die Klöster. Dennoch ist diese Gemeinde wieder aufgeblüht, und wenn sie nicht viele Mitglieder zählt, so gehören dieselben fast alle dem gebildeten und wohlhabenden Stande an und der Präsident eines protestantischen Consistoriums steht an ihrer Spitze.

Auch die Revolution ging nicht spurlos vorüber. Der bekannten Affaire des Generals Wimpffen nicht zu denken, so gab es schon 1789 Unruhen wegen der Theurung. Zu Schiffe kam Korn, sollte aber weiter in's Land verführt werden. Dem widersetzte sich das Volk und vertrieb und zersprengte das ihm entgegenstehende Regiment Bourbon. Dessen tapferer und entschlossener junger Major, de Belzunce, wurde von der Menge gefangen genommen und gelyncht, nachdem sich ein Mann aus der Masse für einen Rechtsgelehrten ausgegeben und dem Offizier das Todesurtheil gesprochen hatte.

Wenden wir uns zur Literaturgeschichte, so war von Malherbe, der im Alter von 35 Jahren, 1589, sein erstes Werk, den „Blumenstrauß des Seneca," in Caen selbst erscheinen ließ, schon die Rede. Außerdem aber berühmt sich die Stadt der Thatsache, daß Robert Wace von Jersey, der Hauptvertreter der normannisch-französischen Dichtung, welcher 1155 seinen Brut d'Angleterre vollendete, sich selbst le Clerc de Caen nennt. Vergessen wir ferner nicht, daß Jehan Marot, der dichterische Vater des leichtfertigen und fröhlichen Clement Marot, und wie dieser im Dienstpersonal Franz I. erscheinend, aus der Umgegend von Caen ist. Lange Zeit durch seinen Sohn verdunkelt, ist dieser alte Dichter seit einigen Jahren wieder zu Ehren gekommen durch die Herausgabe eines ungedruckten Gedichtes, dessen Manuscript sich auf der kaiserlichen Bibliothek zu Paris vorfand. Ganz neuerdings hat die Akademie von Caen einen Preis auf die beste Denkschrift über das Leben und die Werke dieses poetischen Kammerdieners ausgesetzt.

Endlich hat die bukolische Umgebung der Stadt auch einen Schäferdichter, aber in Schnallenschuhen und Bänderhut, erzeugt, Segrais, 1624—1701, einen Vorgänger der Florian, Fontenelle und Geßner, der, Angesichts der normannischen Natur, wahrer und besser seyn sollte. Dieser Segrais war 1685 erster Schöffe der Stadt, als dieselbe Ludwig XIV., dessen Zeitalter bekanntlich die der Perikles, Augustus und Leo X. ausfüllt, ein von Jean Postel ausgeführtes Marmordenkmal auf dem Königsplatz setzte — in demselben Jahr, in welchem der dankbare Monarch das Land durch Widerrufung des Edikts von Nantes ruinirte. Der betreffende Stadtrathsbeschluß war freilich früher gefaßt worden. Es versteht sich fast von selbst, daß die Revolution von diesem Bilde keine Spur übrig ließ. Unter der Restauration kam man auf den Gedanken, diese Schmach durch die Errichtung einer andern und zwar ehernen Statue auszuwetzen, und als im Jahr 1827 die Herzogin von Berry auf einer Reise nach Caen kam, wurde die Grundsteinlegung durch diese Prinzessin ein Theil der großen Festlichkeiten, mit welchen man sie empfing. Bei ihrem Einzug las man auf einem der Geistlichkeit angehörenden Gebäude folgendes Distichon:

Ah! daignez conserver, divine providence,
Tous les coeurs aux Bourbons, les Bourbons à la France!

Ist es die Schuld der Vorsehung, oder die der Bourbonen, oder die der Herzen, wenn dieser fromme Wunsch nicht in Erfüllung ging? Diesmal ist die Statue, von Petitot, aus Erz, im Imperatorenkostüm, und sie steht immer noch da, aber kein Mensch kümmert sich darum, niemand weiß etwas über sie zu sagen, und ich mußte in das Archiv der Stadt gehen, um Näheres und Bestimmtes über ihre Geschichte zu hören. Des Königs Namen melden die Bücher, nicht der Volksmund.

Durch die Julregierung wurde die Centralisation vollendet, und seitdem ist die Provinz ruhig geworden wie ein in den Schlaf gewiegtes Kind. Wenn man einige ihrer Städte mit einem Sumpf und andere mit einer Wüste vergleichen möchte, so erinnert Caen an einen artigen, wohlunterhaltenen Teich mit einigem Ab- und Zufluß. Die alten religiösen und politischen Parteien existiren zwar noch, aber sie sitzen ruhig und verträglich neben einander und denken mit Recht, da doch nun einmal alles in Paris ausgemacht werde, so sey es unnöthig sich in der Provinz an den Köpfen zu kriegen. Die Protestanten haben wieder ihren einfachen, aber geschmacklosen „Tempel," welchen sie jeden Sonntag zweimal besuchen oder nicht besuchen. Die zahlreichen Legitimisten begnügen sich damit, ihre Bücher mit Liliendruck einbinden zu lassen, England zu verwünschen, ihre Kinder in die Erziehungsanstalten der Geistlichkeit zu schicken und die Soirées der Präfektur nicht zu besuchen. Die Masse aber ist gouvernementale quand même, und wenn morgen der große Bär vom Himmel stiege, um sich auf den Thron von Frankreich zu setzen, so wäre es ihr auch recht.

Die gelehrten Interessen dagegen werden eifrig gepflegt von den Fakultäten der Akademie, dem Lyceum und der archäologischen so wie andern mehr oder weniger gelehrten Gesellschaften, und eine mannigfaltige, sehr wohl aufgestellte Bibliothek kommt dem Forscher zu Hülfe neben dem immer aufgeschlagenen Buch einer reichen und alten Architektur. Daß freilich der Name Caen von Kodanus abstammt und mit Akademie etymologisch zusammenhängt, das war selbst den tiefsinnigsten Alterthumsforschern unbekannt; wir erfuhren es erst neulich aus dem Vortrag eines sprachvergleichenden Abbé, welcher, der Bibel gemäß, das Chinesische und das Indianische nicht minder als alle andern Sprachen der Welt vom Hebräischen, der Sprache Gottes, ableitet. A. B.

Aus Norder-Dithmarſchen, September.

(Fortſetzung.)

Seebad Büſum.

In der Kirche zu Wöhrden, das nur etwa anderthalb Stunden von der berühmten Wahlſtatt entfernt iſt, wurde ein Theil der erbeuteten Fahnen und Trophäen, darunter auch der Danebrog, über den Altären aufgehangen, wo ſie bis zum Tage der Unterwerfung verblieben. Die Grundmauern der alten Kirche von Wöhrden, die 1785 abgebrochen werden mußten, um einer neuen Platz zu machen, ſtehen noch an derſelben Stelle des gewaltigen Werfthügels, auf welchem mitten in der Marſch das ſchmucke Dorf erbaut iſt; von den glücklichen Kämpfen der großen Vergangenheit des Landes aber findet ſich nirgends eine Spur mehr darin.

Bald hinter Wöhrden macht ſich die Nähe des Meeres bemerkbar. Das ſonderbar klagende Geſchrei einzelner Möven, die über das Land ziehen, oder über teichartigen, ſchilfumrauſchten tiefen Waſſertümpeln, den Ueberbleibſeln alter Deichbrüche und hoher Ueberfluthungen, kreiſen, verkündigt uns das Meer, dem wir nahe ſind, ohne es zu wiſſen. Der grüne Wall des Seedeiches, den wir im Weſten bis an den Horizont verfolgen können, entzieht uns den Anblick der Nordſee, bis wir bei Warwerort aus dem Friedrichsgabekoog in das Kirchſpiel Büſum kommen. Hier führt die Straße über den hohen Seedeich und ganz unerwartet bis hart an den Meeresſtrand, den wir jedoch gleich wieder verlaſſen, um hinter einem neuen Deichwalle abermals nur den monotonen Anblick des ſich immer gleich bleibenden Marſchlandes zu haben. Gäbe es nicht Störche in großer Anzahl, ſo würde man am liebſten vor dieſer landſchaftlichen Monotonie die Augen ſchließen. Der Storch aber iſt allerwärts in ſeiner unnachahmlichen Gravität ein intereſſanter Vogel, den man jederzeit gern beobachtet. In dem feuchten, an Fröſchen und anderem Gethier überreichen Dithmarſchen ſcheint er ſich ſehr wohl zu befinden. Da ihn auch ſtarkes Geräuſch nicht ſtört und niemand ihn beläſtigt, ja zeigt er ſich auch gar nicht furchtſam. Er bleibt ruhig am Wege aber im Schilfe ſtehen, um ſich Vorüberwandelnde und Fahrende gemüthlich zu betrachten. Oft ſieht man ihn in großen Geſellſchaften ein lebhaftes Schnatterconcert geben oder in langer Reihe auf den hohen Strohdächern der einzeln liegenden Marſchhöfe Aſtronomie treiben. Es iſt nicht ungewöhnlich, namentlich gegen Abend, zehn bis zwanzig Störche auf einem einzigen Dache zu ſehen, die dann unglaublich lange ſich völlig unbeweglich verhalten können.

Büſum iſt ein nicht ſehr großes Dorf, das ſich vor andern Dörfern der Marſch durch nichts auszeichnet. Ungepflaſterte Straßen von geringer Länge durchſchneiden es, ohne ihm den ſcharf ausgeprägten ländlichen Charakter zu nehmen. Anſehnliche Häuſer beſitzt es wenige, obſchon es der wohlhabenden Einwohner eine ziemliche Anzahl geben ſoll. Nach dem Aeußern einer Menge Häuſer zu ſchließen, ſcheint es an Leuten, die von der Hand in den Mund leben, gerade auch nicht zu fehlen. Angebettelt indeß bin ich während eines mehr als ſechswöchentlichen Aufenthalts nicht worden. Die gefällige Sauberkeit, die in Nordfriesland ſo wohlthuend wirkt und dem Fremden jedes, auch das kleinſte Haus leicht zur Heimath macht, vermißte ich in den Häuſern der ärmeren Klaſſe, die ſich übrigens redlich mühen und abarbeiten muß, um das tägliche Brod zu erſchwingen.

Der etwa neunhundert Einwohner zählende Ort erſtreckt ſich bis hart an die See. Einige Häuſer liegen ſogar auf dem Kamme des Seedeiches, über welchen ein paar Fahrwege zum Hafen führen, der gut und ſo tief iſt, daß Schiffe bis zu dreißig Cammerlaſt bequem darin einlaufen können. Gegen die verderblichen Einwirkungen der Weſt- und Nordweſtſtürme ſchützt ihn die etwas in die See vorſpringende Landſpitze der ſogenannten Horſt, die einige der Commune gehörende Vorrathsgebäude trägt und als einzige Merkwürdigkeit einen Denkſtein von Granit enthält zu Ehren der im Jahre 1813 im September bei einem Seegefecht mit den Engländern hier gefallenen Dänen. Die Schifffahrt Büſums iſt nicht eben bedeutend, indeß leben eine Anzahl Schiffer, die eigene Fahrzeuge beſitzen, in dem Orte, und der Hafen wird ſelten leer. Am ſtärkſten dürfte die Ausfuhr von Getreide, vornehmlich von Raps und Weizen ſeyn, welche beide in ungeheurer Menge auf allen Ländereien der großen Marſchhöfe gebaut werden.

An der etwas vorſpringenden Südſeite der Horſt bildet unterhalb des mächtigen Steinwalls, welcher dem eigentlichen Deiche als Vorbau dient und in ſchräger Richtung ſieben bis acht Fuß vom Grunde des Meeres aufſteigt, das Watt einen feſten Boden, auf dem der Fuß nicht einſinkt wie auf den gewöhnlichen Schlickwatten, die in ungeheurer Ausdehnung die ganze Weſtküſte Schleswig-Holſteins einſäumen. Es ſind dieſe Watten großentheils die verſunkenen Ueberreſte früher bewohnter reicher Ländereien, die nach und nach die wilde See in zahlloſen Sturmfluthen weggefreſſen. Heutigen Tages ſieht man bei Tiefebbe auf den täglich zweimal neun bis zwölf Fuß hoch überflutheten Wattgründen die runden Steinwölbungen aller Brunnen in großer Entfernung vom feſten Lande. An dieſem Punkte haben einige unternehmende Männer es gewagt, ein Seebad anzulegen. Ich ſage abſichtlich

„gewagt;“ denn ein Wagniß dünkt es mich, auf einem völlig trockenen Watt, das zwiſchen feſtem Sand und feiner Erde die Mitte hält, ein Bad zu gründen, das, ſoll es blühen und ſeinen Zweck erfüllen, doch ſicherlich zahlreichen Beſuches aus der Fremde bedarf. Nun muß allerdings zugegeben werden, daß zur Zeit höchſter Fluth in der Regel Waſſer genug vorhanden iſt, um bequem baden zu können; immer aber wird man doch nicht darauf rechnen können. Tritt z. B. Oſtwind ein und hält die äſtliche Windrichtung einige Tage lang an, ſo kann es ſich ereignen, daß die dann ſehr unbedeutende Fluth den Badeſtrand nur eben leicht überſpült. Bei ſtarkem Wehen aus Weſt, Nord- und Südweſt dagegen ſteigt das Waſſer bedeutend höher und kommt dann gewöhnlich auch früher. Durch dieſe Beſchaffenheit des Meeresbodens tritt der fatale Uebelſtand ein, daß immer nur bei ſtark gewachſener Fluth gebadet werden kann, daß man ſtets auf das Kommen und Steigen des Waſſers warten muß, und daß, weil die Fluth jeden nächſten Tag ſich je nach Umſtänden eine halbe bis faſt anderthalb Stunden ſpäter einſtellt, an eine geregelte Zeiteintheilung und Lebensordnung — ür ſolche, welche aus Geſundheitsrückſichten das Seebad gebrauchen, eine Nothwendigkeit — in Büſum gar nicht gedacht werden kann. Die Verhältniſſe des Watts, das bei jeder Ebbe völlig trocken iſt und ſtundenlang trocken bleibt, zwingt die Badegäſte, heute früh um fünf Uhr und ſo weiter fort bis Nachmittags fünf Uhr in die See zu ſpringen, worauf man den wunderlichen Turnus mit Widerſtreben von neuem anfängt. Für Naturen, die Alles ertragen oder die an eine beſtimmte Lebensordnung nicht gewöhnt ſind, mag das möglicherweiſe eine ſpaßhafte und unterhaltende Abwechslung ſeyn, den wirklich Leidenden beläſtigt und regt es auf und beeinträchtigt auf ſolche Weiſe die Kur ſelbſt. Mit gutem Gewiſſen mag ich wenigſtens nervös angegriffenen Naturen das Büſumer Seebad nicht empfehlen. Was die ländliche Stille, die faſt zu ſtill iſt, denn es fehlt an jeder den Geiſt erheiternden Zerſtreuung, gut macht, das reißt dieſe unerquickliche Verfaſſung des Bades, die abzuändern in keines Menſchen Hand ſteht, leicht wieder ein.

So angenehm es iſt, bei bewegter See, wenn die Brandung hoch ſchäumend den erwähnten ſchrägen Steinwall hinaufrollt, den Deich entlang zu gehen und die alsdann erquickende Seeluft mit vollen Zügen einzuathmen; ſo trauerlos präſentirt ſich dem Auge die waſſerleere Wattenwüſte zur Zeit der Ebbe. So weit der Blick reicht, nichts als grauer, oft ſchwarzer, an einzelnen Punkten grünlich ſchimmernder, feuchter, Jodbünſte aushauchender Meeresgrund. In Geſchwadern oder vereinzelt ſchwebt die graue Möve über dieſer in der Sonnenglath brütend heißen Wüſte, in der bald da bald dort ein Wattläufer ſichtbar wird, der Wrackholz ſammelt oder Bernſtein ſucht; denn noch immer wird dieſes werthvolle, durchſichtige Pflanzenharz auf den Watten und Sanden der Weſtſee gefunden, obwohl neuerdings die Ausbeute für die Suchenden, welche ſich bei ihrem Geſchäft mancherlei Gefahren ausſetzen müſſen, nicht mehr ſehr einträglich ſeyn ſoll. Doch noch vor wenigen Jahren wurden von den geübteſten Wattläufern pfundſchwere Stücke Bernſtein gefunden, die bis zu hundert Thalern Werth hatten und den glücklichſten Sammlern einen Jahresertrag ihrer Mühen von mehr als zwei tauſend Mark (800 Thaler) abwarfen.

(Fortſetzung folgt.)

Aus der Eifel, September.

Ein Stück Eifel und Moſellaad.

„Auf den Bergen iſt Freiheit“ und in der reinen friſchen Gebirgsluft erquickt ſich Körper und Geiſt, wenn ſie den weiten Ebenen des Flachlandes oder den engen Thalrinnen der Flußthäler entſtahen ſind. Darum zieht es uns in der ſchönen Jahreszeit nach den Bergen, nach dem ewig friſch ſprudelnden Quell des Naturlebens.

Die ſchnelle Beförderung auf unſern Verkehrswegen hat den Nachtheil, daß ſie uns oft nach fernern Ländern führt, während das näher liegende Schöne und Intereſſante ungeſehen hinter uns liegen bleibt. In unſerer Zeit, wo faſt Alles zum Handelsartikel geworden iſt, wird mit ſchönen Gegenden eben ſo ſpeculirt, wie mit Waaren, und das einmal feſtgeſtellte Renommée hat eine unwiderſtehliche Anziehungskraft. Ich möchte den geehrten Leſer zu einem Ausflug nach einer Gegend einladen, die, abſeits von den großen Verkehrsſtraßen gelegen, noch kein Renommée in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes beſitzt, die aber von Männern der Wiſſenſchaft, von den Freunden der Natur bereits vielfach als im höchſten Grade intereſſant dargeſtellt worden iſt. Ich meine die Eifel. Erſchrickt der geneigte Leſer nicht, wenn er dieſen Namen hört? Iſt das nicht ein rauhes, unwirthbares Bergland, deſſen Bewohner nur in größter Dürftigkeit ihr mühſeliges Daſeyn friſten? — Wohl muß der Arm des Landmanns ſich vielfach ſchaffend mühen, um dem rauheren Boden einen kargen Ertrag abzugewinnen; wohl ſteigt hier nicht ſelten nach minder günſtigem Sommer und in lange dauerndem harten Winter die Noth oft auf's Höchſte, aber auch hier weht Gottes Odem; an pittoresken Schönheiten iſt das Land reich; die Zöglinge der Düſſeldorfer Kunſtakademie machen hier einen nicht unwichtigen Theil ihrer landſchaftlichen und Genreſtudien nach der Natur; der Botaniker findet hier eine

reiche und vielfach originelle Flora, und der Geolog und Geognaſt? — Doch laſſen wir den großen Geognaſten Leopold von Buch ſelbſt reden; er ſagt: „Die Eifel hat ihres Gleichen in der Welt nicht; ſie wird auch ihrerſeits Führer und Lehrer werden, manche andere Gegenden zu begreifen, und ihre Kenntniß kann gar nicht umgangen werden, wenn man eine klare Anſicht der vulkaniſchen Erſcheinungen auf Continenten erhalten will."

Einer der ſehenswertheſten Punkte der Eifel iſt da, wo das Uesbachthal ſich 600 bis 700 Fuß tief in das Plateau des Hochlandes eingeſchnitten hat, wo der reißende Waldbach ſich durch dieſe enge Schlucht über rieſige Baſaltklötze ſtürzt und wo aus dem Schiefergebirg die Bertricher Heilquellen als wohlthuende Genien für die leidenden Menſchen hervorſprudeln.

Die von Coblenz über Trier nach Luxemburg führende Staatsſtraße verläßt gar bald die Moſel und wendet ſich den Höhen zu. Die Paſtfahrt da hinauf iſt nicht ohne Reiz; zunächſt kommt man durch das fruchtbare Maifeld, weiterhin durch dürftigere Striche der Eifel, die mehrmals von tiefen, bewaldeten Thaleinſchnitten (Elz- und Martenthal) unterbrochen ſind. Walch, Kaiſersesch und Lützerath ſind die bedeutenderen Orte, zugleich Paſtſtationen. Die Straße liegt durchſchnittlich 1200 bis 1500 Pariſer Fuß hoch und iſt zu beiden Seiten mit dem ſogenannten Vogelbeerbaum (Sorbus aucuparia) bepflanzt, deſſen zierlich gefiedertes Blatt und rothe Beerenbüſchel im Herbſt das Auge erfreuen. In Lützerath verläßt man die obengenannte Staatsſtraße; eine andere führt hier öſtlich ab nach den Gebirgsabhängen der Moiel zu. Zunächſt geht es allmählig abwärts durch Ackerländereien bis jenſeits des Dorfes Kenſuß, dann aber in bedeutender Senkung den bewaldeten Bergabhang hinab, ſo daß es faſt lebensgefährlich erſcheint, in dem krachzenden Paſtwagen ſitzen zu bleiben. Unten angekommen befinden wir uns in einem wild romantiſchen engen Thal, das der von Wäldern rings begleitete, über mächtige Baſaltfelſen dahin brauſende Uesbach durchſchäumt. Noch wenige Minuten fahren wir das Thal hinab, bald macht der Weg eine kleine Biegung, wir befinden uns zwiſchen freundlichen Häuſerreihen und der Wagen hält ſtill vor der Paſthalterei zu Bertrich. In dem Gaſthauſe zu den drei Reichskranen iſt man wohl aufgehoben; von hier aus kann man nach Belieben die reizende Umgebung nah und fern durchſtreifen.

Es iſt hier Alles ſo nahe zuſammen gerückt, daß man ſich in der Nähe bald orientirt hat. Das Uesbachthal, das wir eben noch als eng bezeichneten, erweitert ſich bei Bertrich zu einem größeren Keſſel, um ſich eine kleine Strecke unterhalb des Orts wieder zu ſeiner früheren Enge zu ſchließen. Der Ort ſelbſt iſt ſehr klein und zählt ungefähr 340 Einwohner, die ohne das Bad gewiß nur ſehr ärmlich leben würden, da die ganze Gemarkung Bertrichs nur 859 Morgen groß iſt und dieſe zum großen Theil noch in Waldland und uncultivirbaren Strecken beſtehen. In dem Thale ſelbſt liegt nur ſehr wenig Ackerland, wohl aber erfreuen einige ſchöne Wieſen das Auge. Am untern Ende des Keſſels iſt ein vor die gerade Oeffnung des Thales ſich lagernder Bergrücken, den der Uesbach in weitem Kreiſe umfloß, durchſtochen und dem Bach, der hier einige kleine Waſſerfälle bildet, ein neues Bett gegeben worden; gleichfalls wurde die Chauſſee durch dieſe Oeffnung dem brauſenden Bach entlang geführt. Die Thalſchlucht des alten Flußbettes heißt der Römerkeſſel; hier wurde nämlich eine Anzahl römiſcher Alterthümer ausgegraben, die zur Verſchönerung im Kurgarten aufgeſtellt ſind. Auf dem gedachten Bergrücken, der, mit Buſchwerk und ſchönen Anlagen geziert, nunmehr rundum frei daſteht, befindet ſich die 1851 erbaute evangeliſche Kapelle in ſchöner Holzarchitektur, die an Uhlands Lied erinnert:

„Droben ſtehet die Kapelle,
Schauet ſtill in's Thal hinab ꝛc."

Ein mit allerlei Blumen, Immergrün und einem Denkſtein gezierter Hügel bezeichnet hier die Stätte, wo man eine Frau * zu Grabe brachte, die ſich auch einſt freute in dem Thal.

Schauen wir von der Kapelle nach Oſten hinab in das Wieſenthälchen, ſo ſehen wir, wie der blaue Himmel und die grünen Berge ſich in dem ſogenannten „Schwanenteich" ſpiegeln.

Ueber das neue Bachbett führt eine Brücke in den Peterswald, der am ſteilen Bergabhange liegt. Einige hundert Schritte bergauf empfängt uns auf einem Bergvorſprung ein niedliches Schweizerhäuschen, die Molkenanſtalt, von wo aus man eine reizende Ausſicht in das Thälchen hat. Großartiger und eindrucksvoller iſt die Ausſicht von der einige hundert Fuß höher liegenden Moshütte, die einen willkommenen Ueberblick über die wunderbaren Bergformationen und Windungen des Thales gewährt. Der Peterswald bietet in ſommerlicher Schwüle die anmuthigſten ſchattigen Spaziergänge, die auch für den Leidenden ohne große Anſtrengung leicht zu erreichen ſind, da der Wald ſich unmittelbar an den Ort anſchließt. Ihm gegenüber auf der andern Seite des Thales treten uns die wilderen Formen des Schiefergebirgs in dem mit Buſchwerk bewachſenen „Valmenberg" entgegen, der ſeinen Namen von dem in reicher Menge ſich vorfindenden Buxus sempervirens trägt, den man hier zu Lande „Balm" nennt. Der Berg zeichnet ſich noch durch manche andere in der Gegend ſonſt ſeltenere Sträucher aus; es findet ſich hier der dreilappige Ahorn (Acer monspessulanum), die Zwergmiſpel (Cotoneaster vulg.), die rundblätterige Felſenmiſpel (Aronia rotundifolia) u. a. m.

(Fortſetzung folgt.)

* Die Frau des Oberpräſidenten Eichmann (ehemals in der preußiſchen Rheinprovinz) ſtarb hier im Jahre 1849.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 41. 8. Oktober 1862.

— Populus feſto concolor ipse suo est.
Ovid.

Die engliſchen Volksſpiele.

(ſ. Nr. 38.)

2. Faſtnacht bis Frühlingsanfang.

Bunt, mannigfaltig bewegt und zu reichlicher Länge und Breite ausgedehnt, verfloß ſo in England die weihnachtliche Feſtzeit; aber endlich kam der Februarmonat heran und die Herrſchaft der Lords of misrule, gleich der ſo mancher andern Potentaten, erreichte ein Ende. Die nächſte Epoche im jährlichen Cyklus der Volksſpiele war nun Faſtnacht (Lent) und zuvörderſt der vorzugsweiſe Faſtnachtstag (Shrovetuesday) genannte Tag ſelbſt. Charakteriſtiſche Details über die Luſtbarkeiten dieſes Tages ſind uns durch Fitzſtephens, einen Chroniſten des zwölften Jahrhunderts, erhalten. Faſtnachtstag war, dieſem Berichterſtatter zufolge, ein großer Feſttag in der City von London, vor allem für die Zöglinge der öffentlichen Schulen. Es hatten dieſelben die Erlaubniß, am Faſtnachtstage Kampfhähne in die Schule mitzubringen, und das Vergnügen der Morgenſtunden beſtand in einer Reihe von Hahnenkämpfen, die in den Schulzimmern, vor den Lehrern und der verſammelten Jugend, ſtattfanden. Gelang es einem der Hähne, aus der Arena zu entwiſchen, ſo fiel er als Beute dem Lehrerperſonal zu. Nachmittags zog die Schuljugend hinaus in's Freie, wo auf den Wieſen der Vorſtädte Smithfield und Moosfields Fußball geſpielt oder gymnaſtiſche Wettkämpfe des Laufens, Ringens und Schleuderns aufgeführt wurden. Die Rathsherrn der Stadt, die Väter der Jugend folgten zu Pferde und ſahen den Beluſtigungen der Jungen zu.

Aehnliche Feſtlichkeiten wurden jeden Sonntag während der Faſtenzeit erneuert. Auch die Sprößlinge des Adels erſchienen auf den Wieſen der Vorſtädte, nur daß ſie, ihrem Stande gemäß, bewaffnet und zu Pferde hinauszogen und ſich ausſchließlicher an den ritterlichen Evolutionen des Turnierens und Pferderennens ergötzten. Mit dieſen Beluſtigungen wechſelten Mummereien und Maskeraden, oder die Schauſpiele von Bären-, Stier- und Pferdehetzen, von welchen letzteren wir weiter unten ausführlicher zu reden haben. Seit dem vierzehnten Jahrhundert vermehrten auch theatraliſche Aufführungen, tragiſche und komiſche, Myſterien, Moralitäten und Schwänke, die Unterhaltungen der Faſtnachtszeit.

Hatte nun die Paſſionswoche dem Faſching ſeine natürliche Grenze geſetzt und waren die Oſtertage vorüber, ſo trat in dem Strom der Feſtlichkeiten eine Ebbe ein. Erwähnung verdienen jedoch, als der Oſterzeit angehörig, die Volksgebräuche der ſogenannten Wakes und Church ales (welche übrigens auch zu andern

Digitized by Google

Jahreszeiten vorkamen), ſo wie die merkwürdigen Ceremonien des Hockday oder Binding Tuesday, beide mehr unter dem Landvolk als in Städten üblich. Die Wakes wurden urſprünglich an den Einweihungstagen von Kirchen, oder an den Geburtstagen der Heiligen gefeiert, denen die Kirchen geweiht waren. Um ein genügendes Unterkommen zu finden, errichtete nun das zuſammenſtrömende Volk im Umkreiſe der Kirche Buden, Zelte und Hütten, ſchmückte dieſelben mit Baumzweigen und verlebte in dieſen improviſirten Behauſungen den Feſttag unter religiöſen Uebungen, in geſelliger Weiſe. Später fand die Menge ſich ſchon am Vorabend des Feſtes zuſammen, wachte die Nacht durch (daher der Name Wakes) und zog um Mitternacht, als dem Beginn des feſtlichen Tages, in Proceſſion, mit brennenden Lichtern, in die Kirche. Nicht lange aber, ſo arteten dieſe religiöſen Nachtwachen in wilde Gelage aus. Muſik, Tanz und Ausſchweifung traten an die Stelle der vorbereitenden Gebete, und je größer der Ruhm des Heiligen, eine um ſo zahlreichere Volksmenge umwogte lärmend und tobend die ihm geweihte Kirche am Vorabend ſeines Feſtes. Bald füllten ſich die Hütten, Zelte und Buden mit den Krammaaren hauſirender Kaufleute, und die religiöſe Nachtwache war in einen weltlichen Jahrmarkt verwandelt. In ſolcher Weiſe hatte denn die urſprüngliche Sitte der Wakes praktiſch ihr Ende erreicht und die kirchlichen Behörden ſäumten nicht, den Neigungen des Volks Rechnung zu tragen. Der Name Wakes wurde beibehalten; aber während der Skandal der Nachtwachen aufhörte, richtete man an ihrer Statt regelmäßige Jahrmärkte ein, die fortan, ſtatt der Wakes, mit dem Feſttage des Heiligen zuſammenfielen.

Die Church Ales ſtanden mit dieſer weltlichen Metamorphoſe der Wakes in der engſten Verbindung. Die Kirchenälteſten nämlich geriethen, in richtiger Würdigung des Volksgeſchmacks, auf den Gedanken, für den Feſttag des Heiligen Bier brauen zu laſſen, von deſſen Verkauf ſie ſich unter den Umſtänden einen anſehnlichen Ueberſchuß verſprachen, der ſodann zur Erhaltung und Ausbeſſerung der Kirche, zum Ankauf von Kirchenbüchern und geiſtlichen Gewändern, zu einer entſprechenden Verminderung der Taxen des Kirchſpiels verwendet werden ſollte. So entſtand die Sitte der Church Ales oder Easter and Whitsun ales. Man ſchenkte das Bier nicht nur auf dem Kirchhof, ſondern im Innern der Kirche ſelbſt. An das Trinken des Kirchenbiers ſchloſſen ſich in der Folge, ebenfalls unter Leitung der Kirchenälteſten, Schmauſereien an, zu denen die Bewohner des Kirchſpiels die Proviſionen beiſteuerten. Auch für dieſe letzteren mußten die Theilnehmer zahlen und eine unter Beihülfe der zuvor erregten Heiterkeit veranſtaltete Collekte brachte die einträglichen Finanzoperationen der Kirchenbehörden zum Schluſſe. Der unwürdige Charakter dieſer Kirchweihfeſte liegt zu ſehr auf der Hand, als daß es nöthig wäre, ihn näher zu bezeichnen. Sie ſtanden übrigens, trotz der Reformation, noch unter Eliſabeths Regierung in Blüthe. Im Laufe des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts arteten ſie mehr und mehr zu der roheſten Form ländlicher Jahrmärkte aus, und nur die niedern Schichten des irländiſchen Volks ſetzen heutzutage die Sitte in alter Weiſe fort. Der „Spectator," deſſen reiner Styl und geſunde Kritik ſo mächtig auf die Bildung eines beſſeren Geſchmacks während des achtzehnten Jahrhunderts einwirkten, beſchreibt eine zeitgenöſſiſche country wake mit dem Tone unverhehlten Widerwillens. Es war dort, ſagt er, eine Bande von Kerlen, die ſich mit Stöcken durchprügelten und ſich die Köpfe zerſchlugen, um auf die Herzen ihrer Schätzchen einen Eindruck zu machen. Eine andere Bande führte Ring- und Boxkämpfe auf, und der Squire, der Hauptgrundbeſitzer des Kirchſpiels, ermuthigte die Kämpfenden, indem er einerſeits ein Oxhoft Bier zum Beſten gab, andererſeits demjenigen, welcher die meiſten Gegner zu Fall brachte, einen Filzhut als Siegespreis ausſetzte. Außerdem gab es Hahnenkämpfe, das brutale Throwing at Cocks genannte Wurfſpiel, d. h. die Kunſt, Hähne mit Knitteln und Steinen zu Tode zu werfen, Wettlaufen im Sack und ähnliche Poſſen. — Der ſicherlich nicht zu beklagende Verfall dieſer Reliquien des merry Old England datirt erſt ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts.

Hockday oder Binding Tuesday verdankte einem bedeutungsvollen Ereigniß der engliſchen Geſchichte ſeine Entſtehung und nimmt aus dieſem Grunde ein allgemeines Intereſſe in Anſpruch. Es war der Dienſtag nach dem zweiten Sonntage nach Oſtern, der Todestag des Dänenkönigs Harth-Knut, in deſſen Folge die Herrſchaft der Dänen in England zuſammengebrochen war (1042). Dieſe frohe Begebenheit nun wurde in der Erinnerung der Nachwelt wach gehalten, indem das befreite Volk alljährlich bei der Wiederkehr des Tages ſowohl den früheren Zuſtand der Dinge als die Thatſache der Befreiung durch das Spiel des Bindens und des Erlöſens von Banden dramatiſch zur Erſcheinung brachte. War nämlich der Hocktag herangekommen, ſo theilten die Bewohner eines Orts ſich in zwei feindliche Lager, ein Lager der Männer nnd ein Lager der Frauen, deren einem am Montag, dem andern am Dienſtag die Herrſchaft über ihre Gegner zufiel. Abwechſelnd nun machten die Männer die Frauen und

Digitized by Google

die Frauen die Männer zu Gefangenen, banden einander mit den Stricken der Knechtſchaft und gaben ſich, nach kurzer Haft, den Genuß der Freiheit zurück. Man bezeichnete dieſe Art des Bindens, von der Art der Anlegung der Stricke am Kniegelenk, durch das Wort hock, daher der Name Hockday. Für die Freilaſſung mußte von beiden Seiten ein Löſegeld entrichtet werden, urſprünglich, wie es heißt, für fromme Zwecke, ſpäter jedoch unzweifelhaft, um aus dem ſo geſammelten Fond die Koſten anderer, gleichzeitig ſtattfindender Vergnügungen beſtreiten zu können. Von allen engliſchen Städten zeichnete ſich bei dieſen feſtlichen Tagen die Stadt Coventry aus. Seit früher Zeit hatte dort die Handlung des Feſſelns und Entfeſſelns die Form eines populären Dramas angenommen, und in ſo großen Verhältniſſen, mit ſolchem Glanz und Pomp wurde dieſes Drama von dem Volke von Coventry zur Aufführung gebracht, daß das Coventry Play of Hocktuesday noch im ſechzehnten Jahrhundert eines weitverbreiteten Ruhmes in England genoß. Als im Jahre 1575 Graf Leiceſter zu Ehren der Königin Eliſabeth in Kenilworth Caſtle eine Reihe pompöſer Feſtlichkeiten veranſtaltete, durfte das Coventry Play nicht fehlen. Leute von Coventry erſchienen auf Einladung Leiceſters in Kenilworth, und lebhaft war das Gefallen der jungfräulichen Königin an der Aufführung des alten Stücks, welches nach langem, heftigem Kampfe mit der triumphirenden Abführung der gefangenen Dänen durch die engliſchen Frauen endete. Zwei Schafböcke und fünf Mark Silber belohnten, außer den unmittelbaren Kundgebungen königlicher Gnade, die populären Spieler.

3. Die Maifpiele.

Inzwiſchen war das heitere Licht der Frühlingsſonne von neuem über der Welt aufgegangen. Die Wieſen bedeckten ſich mit jungem Grün, die Wälder rauſchten von friſcher Blätterfülle, die ganze Natur erwachte zu neuem kräftigen Leben. In dieſem phyſiſchen Wiedererwachen der Natur aus ihrem Winterſchlaf waltet die Macht eines feſtlichen Impulſes, der zu keiner Zeit an keinem innerhalb der gemäßigten Zone lebenden Volke wirkungslos vorübergegangen iſt. Seit es eine Poeſie gab, ſchöpfte ſie aus ihm unvergängliche Inſpirationen; mit ewig verjüngter Jugendfriſche offenbart er ſich in der geſammten Welt der Ideen und Gefühle, in dem Leben des Herzens, in der religiöſen Hoffnung geiſtiger Wiedergeburt und Unſterblichkeit.

Tief verwachſen mit dem Daſeyn der Menſchheit, und periodiſch gebunden an den Umſchwung des Jahres, mußte daher dieſes große Naturereigniß auch in den feſtlichen Gewohnheiten der Völker zu lebendigem Ausdruck gelangen. Der eigentliche Beginn des phyſiſchen Frühlings, im Unterſchied von dem aſtronomiſchen Frühling, fällt aber in den Anfang des Maimonats. Wenn der April mit ſeiner ſprichwörtlichen Unbeſtändigkeit noch gewiſſermaßen den Kampf der neuen gegen die alten Naturmächte verſinnlicht, ſo offenbart der Mai recht eigentlich den Triumph, die erſte freie, von Heiterkeit glänzende Entfaltung des neuen Lebens. In der letzten Aprilnacht feiert das nebelhafte Hexengeſindel noch einmal ſeinen Carneval auf dem Blocksberg; dann verſchwindet es in ſeine Löcher und Höhlen vor dem ſiegreichen Einzuge des Königs Mai. Dieß iſt der Ideengang, welcher, wie den verwandten altheidniſchen Feſtlichkeiten, ſo den engliſchen Maiſpielen (May-games) zu Grunde lag. Und zunächſt war es natürlich der erſte Mai, der vorzugsweiſe May-day genannte Tag, auf den der Glanz der Maiſpiele ſich concentrirte. Doch beweiſen die uns erhaltenen Nachrichten zur Genüge, daß die Feſtlichkeiten keineswegs auf dieſen Einen Tag beſchränkt waren. Sie dauerten im Gegentheil, mit kurzen Unterbrechungen, den größten Theil des Monats hindurch fort und grenzten mitunter in ihren letzten Ausläufern unmittelbar an die Vergnügungen der Pfingſtzeit. Alle Stände nahmen daran Theil. Die laue Mailuft wehte auch über die düſtern Mauern der Städte herüber; ſie begeiſterte den Bürger wie den Landmann zu gleichen Kundgebungen der Freude über das Wiedererwachen der Natur, zu Proceſſionen und Luſtbarkeiten, die den heitern Naturcultus der Alten, innerhalb einer chriſtlichen Bevölkerung, mit naiver Unbefangenheit erneuerten.

Die Feſtlichkeiten des erſten Maitages waren, ſo lange die Maiſpiele in England dauerten, überall weſentlich dieſelben. Ueberall wenigſtens bildete das Herbeiſchaffen, das Ausſchmücken oder Errichten des ſogenannten Maibaumes (may-pole) den Mittel- und Culminationspunkt des Feſtes; um ihn gruppirte ſich, wie um ein feſtes Centrum, der bunte Wechſel aller andern Vergnügungen des Tages. Im Einzelnen beſtanden nach den Lokalſitten Verſchiedenheiten der äußern Ausſtattung, wie der Theilnahme der Bevölkerung. Es gab Ortſchaften, in denen der Maibaum auf dem Marktplatze in der Mitte des Dorfes ſeine beſtimmte Stelle einnahm, wo er als ſociale Inſtitution das ganze Jahr hindurch, neben der Kirche und dem Rathhauſe, ſeinen Platz hatte, „ein der Blumengöttin geweihtes Denkmal," wie ein alter Schriftſteller ſich ausdrückt, das nie verletzt wurde. An andern Orten wurde er mit großem Pomp und Gepränge alljährlich aus dem

Walde herbeigeholt. Der Beginn der Feſtlichkeiten aber fiel in beiden Fällen mit dem allererſten Anbruch des Tages zuſammen.

Kaum war der letzte Glockenſchlag des April ausgeklungen, als, wie auf ein gegebenes Signal, die ganze Ortſchaft in Bewegung gerieth. Männer, Frauen und Kinder, Alte und Junge, ſammelten ſich, das Erſcheinen des Frühlings begrüßend, auf Straßen und Plätzen, unter dem mitternächtlichen Himmel und rüſteten ſich lärmend, jubelnd zum Auszug in die benachbarten Wälder und Berge. Fackeln oder Mondſchein leuchteten dem Zuge, der ſich bald in einer großen Maſſe fortbewegte, bald in einzelne Haufen trennte. Mit dem Jubel der Maſſe miſchten ſich die Weiſen der begleitenden Muſikbande, das Rollen des mitgeführten Maiwagens, das Brüllen der Ochſen, die dieſen zogen. Beim Walde angelangt, zerſtreute die bacchantiſche Geſellſchaft ſich nach allen Seiten: hier, auf der offenen Waldwieſe, führte man Tänze auf, dort ſammelte man den erſten Flor junger Blumen und Zweige zu feſtlichen Kränzen und zu duftenden Gewinden. Aus dem Dickicht ſchallten tauſendfache Stimmen wiederhallend durch den halb erleuchteten Wald: Stimmen der aus ihrem Schlafe geweckten Thierwelt, Stimmen der Schwärmenden, von denen manche, phantaſtiſch verkleidet, in den aus den Waldſcenen des „Sommernachtstraums“ und der „luſtigen Weiber von Windſor“ bekannten Coſtümen, die Bewohner des Waldes nachahmten und durch plötzliches Erſcheinen oder Verſchwinden bald Schrecken, bald Heiterkeit verbreiteten. Das alte Naturreich der Dryaden und Oreaden, der Nymphen und Satyrn ſchien im ungewiſſen Zwielicht der Mainacht zurückgekehrt. Ueberraſchen durfte es denn auch nicht, daß ſeine magiſche Wirkung den alten mächtigen Einfluß auf die erregten Sinne ausübte, daß im ſtillen Dunkel der Schattengänge nicht ſelten das Spiel zur Orgie ausartete und mehr als Eine Tugend zu Falle brachte. *

So wurde die Nacht durchſchwärmt, bis das Aufdämmern des Morgenroths den Anbruch des Tages verkündete, bis die Sonne des erſten Maitages über dem Walde empor ſtieg. Der Sonnenaufgang gab nun das Signal zum Aufbruch und zur Rückkehr. Unter dem Klange der Feſtmuſik ſammelten die zerſtreuten Schwärmer ſich von allen Seiten her um den Maiwagen, der, beladen mit den Schätzen des Waldes, zum Empfang des unter Blumengewinden und farbigen Bändern verhüllten Maibaumes bereit ſtand. Mit Kränzen und Blumen war das Volk, mit Kränzen und Blumen der ſtattliche Zug der Ochſen geſchmückt, die, öfter bis zur Zahl von dreißig bis vierzig Joch, den Feſtwagen beſpannten. Unter dem lauten Jubel der verſammelten Menge wurde jetzt der Maibaum auf den Wagen gehoben und mit allen Zeichen ausgelaſſener Heiterkeit, ſingend, tanzend, lärmend, ſetzte der bacchiſche Zug ſich nach dem Dorfe in Bewegung. Hier richtete man ſodann den Baum an der ihm geweihten Stelle mit allem Pomp und Ehren, wie das Bild eines Gottes (a stinking idol, ſagt der oben erwähnte Berichterſtatter) auf, und um ihn her, wie ſonſt um Tempel und Kirchen, entſtand eine luftige Kolonie von Zelten, Lauben, Sommerhäuschen, in denen das Volk ſich zu unendlichen Schmauſereien und Gelagen einquartierte. Im Laufe des Tages fanden alle Arten populärer Spiele, ähnlich den früher beſchriebenen, ſtatt. Abends wurden Freudenfeuer angezündet und erſt die Mitternacht machte den lärmenden Luſtbarkeiten ein Ende.

In größeren Städten, wie London, hatte jedes Kirchſpiel ſeinen Maibaum, oder zwei bis drei Kirchſpiele von geringerer Ausdehnung vereinigten ſich zu gemeinſamer Begehung des Feſtes. Muſik, Tanz, Bogenſchießen, theatraliſche Aufführungen, Freudenfeuer, kurz ein großes Concert von Vergnügungen aller Art füllten auch hier den ganzen Tag aus. Der Hauptmaibaum der Londoner Bürgerſchaft ſtand im Centrum der City, in der Cornhill genannten Straße, gegenüber St. Andrews Church.

Wie der Lord of misrule den Luſtbarkeiten der Weihnachtszeit als leitende Behörde vorſtand, ſo wählte man für die Maiſpiele einen Lord und eine Lady of the May, dem Feſte zu präſidiren. Auch hier fehlte es nicht an den entſprechenden Coſtümen, wobei ſelbſtverſtändlich die grüne Farbe des Frühlings, ſo wie Verzierungen mit Blumen, Kränzen und Guirlanden vorwogen. Zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts, als die altbeliebten Erzählungen des berühmten Wilddiebes Robin Hood in Form von Balladen eine erneute Popularität erlangten, ergriff die Volksphantaſie in ihm, den kühn umherſtreifenden Wald- und Naturmenſchen, die Idee eines glücklichen Vorbildes des Maikönigthums. Bald erſchienen die Maikönige allerorten in der Rolle und dem Coſtüm Robin Hoods. Die Lady of the May perſonificirte Marian, ſeine Geliebte; ſein Gefolge kannte man allgemein als Robin Hoods men. Alle, Maikönig, Maikönigin und ihr Hofſtaat waren in Grün gekleidet und mit Bogen, Pfeilen, Schildern und Schwertern bewaffnet.

* I have heard it credibly reported, ſagt, vielleicht übertreibend, ein den Maifeſten abholder Berichterſtatter, that of hundred maids going to the wood, scarcely the third part returned as they went.

Von der unbegrenzten Popularität, deren dieſe Idee damals genoß, geben mehrere Berichte aus Heinrichs VIII. Regierung eine lebhafte Vorſtellung. Heinrichs VIII. mürriſch, finſter, verſchloſſen, wie er in ſpäteren Jahren ſeyn mochte, war im Beginn ſeiner Regierung ein großer Freund glänzender Vergnügungen, athletiſcher Künſte und feſtlicher Spiele. So ging auch die Feſtzeit des Maimonats nicht ohne ſeine königliche Betheiligung vorüber, und die Robinhood-Mode fand an ihm, dem leidenſchaftlichen Jäger, einen eifrigen Gönner und Beſchützer. Eines Maimorgens früh, wird erzählt, erſchien er plötzlich, in Begleitung von zwölf Hofcavalieren (er ſelbſt im Coſtüm Robin Hoods, jene im Coſtüm von Robin Hoods Leuten), im Zimmer der Königin, die ſammt ihren Damen eben mit Lektüre beſchäftigt war. Ein großer Schreck bemächtigte ſich bei dem ſo unerwarteten martialiſchen Anblick der überraſchten Frauen. Der König jedoch, die Wirkung ſeines Ueberfalles bemerkend, brach in ein lautes Gelächter aus, improviſirte mit ſeinen Leuten einige Tänze und entfernte ſich dann, wie er gekommen war.

Ein anderes mal war auf ſeinen Befehl ein großes Maifeſt bei Shootershill, in der Nähe von Woolwich angeordnet. Von Greenwich, ſeiner damaligen Reſidenz aus, mit der Königin und einem großen Gefolge von Herrn und Damen durch die friſchbegrünte Landſchaft nach Shootershill zu ſpazieren reitend, wurde er unweit des letztgenannten Ortes von einem zweihundert Mann ſtarken Trupp der Offiziere ſeiner Leibgarde empfangen, die mit ihrem Capitän als Robin Hood an ihrer Spitze, alle grün gekleidet und mit Pfeil und Bogen bewaffnet, die Leute Robin Hoods darſtellten. Zum Beginn des Spieles nun ſchoſſen dieſe nachgemachten Waldmenſchen zuerſt ihre Pfeile ab; dann luden ſie den König ein, zu ſehen, wie ſie lebten. Mit gnädiger Herablaſſung nahm der König ihre Einladung an, und unter dem weithin ſchallenden Klang der Hörner geleitete Robin Hood mit ſeinen Leuten die königliche Cavalcade in das Innere des den Hügel umgebenden Waldes. Dort war aus Baumſtämmen, grünen Zweigen, Blumengewinden und wohlriechenden Kräutern ein geräumiges Gartenhaus errichtet, ausgeſtattet mit Eingangshalle, Salon und Boudoir. Robin Hood entſchuldigt ſich, daß er dem Könige kein beſſeres Quartier bieten könne. Der König indeß tritt beifällig in die grüne Halle ein, und läßt ſich, während ſein Gefolge wartet, mit der Königin an einer in dem Salon gedeckten Tafel nieder, wo die Waldmenſchen das Herrſcherpaar mit Wildbraten und Wein bewirthen. Auch dieſe Bewirthung erfreut ſich des allerhöchſten Beifalls. Am Ende des Mahls drücken König und Königin nochmals ihre Zufriedenheit mit dem ihnen zu Theil gewordenen Empfange aus und nehmen, unter dem Zuruf Robin Hoods und ſeiner Leute, Abſchied. — Auf dem Rückwege nach Greenwich zu begann nun der zweite Akt des Maidramas. Es begegnete hier dem königlichen Zuge ein feſtlich geſchmückter, von zwölf Pferden gezogener Triumphwagen, der außer dem bekränzten Lenker zwei hohe, lächelnde, blumenumgebene, blumenſpendende Frauengeſtalten dem Könige entgegenführte. Dieſe Frauen erkannte man bald als die Lady May und die Lady Flora. Sie empfingen den König mit feſtlichem Geſange und geleiteten ihn, Blumen auf ſeinen Weg ſtreuend, unter allgemeiner heiterer Theilnahme des Gefolges und des ſich ſammelnden Volkes, zurück nach ſeiner Reſidenz in Greenwich.

Was auf ſolche Weiſe am königlichen Hoflager mit königlichem Pomp zur Erſcheinung kam, wiederholte ſich in einfacherer Form durch das ganze Land unter allen Klaſſen der Bevölkerung. Biſchof Latimer, einer der Koryphäen der engliſchen Reformation, erzählt, er ſey einſt auf ſeinen Reiſen, zur Zeit der Maiſpiele, in eine Stadt gekommen, um zu predigen. Statt, wie gewöhnlich, ſeiner Würde gemäß empfangen und begrüßt zu werden, fand er zu ſeinem Erſtaunen die Stadt wie ausgeſtorben. In der Meinung, das Volk erwarte ihn in der Kirche, begab er ſich dorthin; wie groß war indeß ſeine Ueberraſchung, als er fand, daß dieſe verſchloſſen war. Endlich gewahrte er in einem benachbarten Hauſe einen alten Mann, der ihn benachrichtigte, das Volk ſey in den Wald hinaus gezogen zu Robin Hood und ſeinen Leuten, und habe heute keine Zeit, eine Predigt zu hören.

Neben dieſen Wild- und Waldfeſtlichkeiten fehlte es inzwiſchen nicht an Vergnügungen anderer Art, die ſich im Laufe des Maimonats, wie es ſcheint, periodiſch wiederholten. Wir beſitzen ein Programm derſelben aus der Zeit Heinrichs VII., welches in ſeiner Vollſtändigkeit als muſtergültig betrachtet werden kann. Eine Anzahl von Gentlemen, heißt es dort, die ſich Diener der Lady May nannten, hatten dem König verſprochen, ſich um zwei Uhr Nachmittags im königlichen Park in Greenwich einzufinden, um daſelbſt während der drei Stunden von zwei bis fünf die folgenden Spiele aufzuführen: Am 14. Mai acht Gänge Turnierkämpfe mit allen Gegnern, die den Kampf aufnehmen mögen; am 15ten Wettſtreit im Bogenſchießen, am 16ten Fechten mit ſtumpfen Schwertern, am 18ten (der 17te fiel als Sonntag aus) Ringkampf, wobei die Arena allen Streitluſtigen offen ſtand, am 19ten Kampf zu Fuß, mit Schwert und Lanze, an den Barrièren, zur Vertheidigung dieſer letzteren gegen etwaige Angriffe; am 20ſten

Digitized by Google

endlich Aufheben und Schleudern ſchwerer Gewichte. Am 21ſten ſollte dieſelbe Reihe Spiele von neuem beginnen und täglich, mit Ausnahme des Sonntags, bis zum 14. Juni fortgeſetzt werden.

Der erſte Mai, ausgelaſſen heiter, wie er von allen Volksklaſſen begangen werden mochte, war ein ſpecieller Feſttag für zwei, in ihrer Zuſammenſtellung komiſch contraſtirende Branchen des Nähr- und Wehrſtandes, für die Milchmädchen und die Schornſteinfeger. Daß die Milchmädchen die Rückkehr der Zeit bewillkommten, welche den Wieſen friſchen Graswuchs, dem Vieh vermehrte Nahrung und Milch brachte, war ganz in der Ordnung. Indem ſie nun am erſten Maimorgen die Runde zu ihren Kunden antraten, behängten ſie ihre Eimer mit allen Arten glänzenden, blank geputzten Geſchirrs, Bechern, Krügen und Tellern, ſchmückten ſich ſelbſt mit bunten Bändern und Blumen und führten vor den Häuſern, die ſie mit Milch zu verſorgen hatten, einen feſtlichen Tanz auf, worauf der Sitte gemäß ein kleines Geldgeſchenk ſie belohnte. An andern Orten wurde die Milchkuh mit vergoldeten, blumen- und kranzgezierten Hörnern auf dem Umzuge mit umhergeführt und die Ceremonie des Tanzes fand ſtatt in Gegenwart des ſtattlichen ſtaunenden Thiers.

Aus welchem Grunde die Schornſteinfeger den Anbruch der heitern Jahreszeit feſtlich begingen, derſelben Jahreszeit, von der ſie eher eine Verminderung als eine Zunahme ihres Geſchäfts zu erwarten hatten, iſt weniger klar. Oder war es eben der ſcharfe Gegenſatz ihres dunkeln, einförmigen Handwerks, deſſen ſchmutzige Farbe ſie wie eine fremde Race vom Reſte der Menſchheit abſonderte; war es die humoriſtiſche Empfindung dieſes Contraſtes der finſtern Welt von Ruß und brandgeſchwärzten Steinen gegen den bunten Farbenglanz des einbrechenden Frühlings, von der die ſchwarzen Geſellen zu phantaſtiſchen Umzügen und Mummereien inſpirirt wurden? Kurz, der erſte Mai war, wie für die weißen Milchmädchen, ſo ein Feſttag für die ſchwarzen Schornſteinfeger. Auch ſie hatten ihre eigenen Lords und Ladies of the May, zierten ſich ſelbſt und ihre Werkzeuge mit Frühlingsgewinden und zogen in ſeltſamen Verkleidungen, ſeltſame Tänze aufführend, hüpfend, ſingend durch die Straßen. Und ſo tiefe Wurzeln ſchlug dieſe Sitte in den Traditionen der ehrenwerthen Gilde, daß heute noch, nachdem die große Maſſe der Maifeſtlichkeiten lange in Verfall gerathen, der fremdartige Maiaufzug der Schornſteinfeger alljährlich am erſten Mai mitten in dem brauſenden Gewühl des Londoner Verkehrs auftaucht. Noch heute ſieht man in ihrer Mitte die typiſch komiſche Figur des ſogenannten Jack-in-the-Green, einer grell ausſtaffirten amphibiſchen, ſcheinbar ohne Füße umherwandelnden Phantaſiegeſtalt, deren unbehülfliche Maſſe durch einen innen verborgenen Schornſteinkobold auf's wunderſichſte in Bewegung geſetzt wird. Nur iſt allerdings zu bemerken, daß die Mehrheit der gegenwärtig agirenden Genoſſenſchaft nicht aus Männern, ſondern aus Jungen beſteht, daß in der That, wie in ſo manchen ähnlichen Fällen, was früher ein Spiel der Alten war, ſich verwandelt hat in ein Spiel der Jungen und der Kinder.

Friedrich Althaus.

(Fortſetzung folgt.)

Die Schönheit und Anmuth des menſchlichen Angeſichts.

(Schluß.)

III.

Wenn nun ſo ſcharf geſchieden beide, die Schönheit der Form und die der Bewegung, ſich gegenüberſtänden, ſo wäre es wohl reine Willkür, wenn man verſuchte, beide unter einen gemeinſamen Geſichtspunkt zu bringen. Es wäre dann wohl vernünftiger, dem gemeinen Sprachgebrauch zu folgen und nur jene als Schönheit im engeren Sinne für ſich beſtehen zu laſſen, als etwas Todtes, rein Aeußerliches, dieſe aber, als zwar der eigentlichen Schönheit fremd, aber dem Leben der Seele zum Ausdruck dienend, für ſich zu würdigen. Denn wäre die Schönheit der Form nur etwas ohne Zuthun der geiſtigen Kräfte Fertiges, in feſten geome-

Digitized by Google

triſchen Verhältniſſen ein für allemal Gegebenes, ſo könnte ſie gar nicht ungeſtörter zur Anſchauung kommen, als wo ſie völlig erſtarrt iſt; es wäre Thorheit, ſie im Leben aufſuchen zu wollen, da ſie im kalten Marmor der Antike dem Kenner unwandelbar garantirt iſt. Und wäre es nur die Bewegung als ſolche, in der die Seele ſich ſpiegelt, ſo müßte der Ausdruck des geiſtig Schönen um ſo voller erſcheinen, je ſtärker das Spiel der Bewegung in ruheloſer Haſt die Wirkung immer neuer ſtreitender Kräfte von innen heraus erkennen ließe.

Daß aber in Wahrheit beide ſich nicht ausſchließen, ſondern in der höchſten Vollendung zuſammenzufließen ſtreben, ſehen wir ſchon an der Art, wie die bildende Kunſt ans beide darſtellt. Sie zeigt uns ſchöne Formen ſtets in einer Lage, die auf eine vorhergegangene oder bevorſtehende Bewegung derſelben hindeutet, und ſchöne Bewegungen, wie ſich von ſelbſt verſteht, nur in einer momentanen Stellung, und zwar nicht in einer ſolchen, wie Viele glauben, die beliebig aus dem vollſten Gange der Bewegung heraus gegriffen iſt, ſo daß es ganz undenkbar wäre, daß die bewegten Theile in derſelben ruhend verhalten können, ſondern in einer ſolchen, in der die bewegenden Kräfte ſich mehr oder weniger in's Gleichgewicht geſetzt zu haben ſcheinen in einem ruhigen Stadium der Bewegung, ja in den idealſten Darſtellungen in einer ganz zur Ruhe gelangten Stellung, die aber noch ganz als aus voller Bewegung hervorgegangen erkennbar iſt.

Was ſo die Kunſt als bleibend Schönes aus dem Wechſel des Lebens herausgreift, das iſt auch im Leben das äſthetiſch Wirkſamſte, die zur Ruhe gelangende Bewegung und die zur Auflöſung in Bewegung hinſtrebende Formſchönheit. Schiller hat dieſes im Gedicht „die Künſtler" da, wo er von der höheren Vollendung der künſtleriſchen Auffaſſung ſpricht, bildlich ausgedrückt:

„Die Kraft, die in des Ringers Muskel ſchwillt,
Muß in des Gottes Schönheit lieblich ſchweigen,
Das Staunen ſeiner Zeit, das ſtolze Ideibild,
Im Tempel zu Olympia ſich neigen."

Verſuchen wir nun dieß noch kurz auf unſern Gegenſtand anzuwenden, ſo werden wir uns zuerſt einige Züge des Geſichts zu vergegenwärtigen haben, in denen die Schönheit der Form und der Bewegung ſchon in einander übergehen. Wir brauchen uns in dieſer Abſicht nur an die Lücken zu erinnern, die wir laſſen mußten, als wir beide möglichſt unabhängig von einander zu betrachten verſuchten. Bei der Betrachtung der Formſchönheit mußten wir über die unteren Theile des Geſichts, beſonders den Mund, mit Stillſchweigen hinweggehen, obgleich offenbar auch an ihnen eine ſchöne Form auch bei völliger Ruhe, auch in den unvergänglichen Formen der Antike erkannt werden kann; wir wußten über dieſe Partien des Geſichts nichts zu ſagen, weil eben hier die Form ſelbſt nur ein Werk der häufig wiederkehrenden Bewegungen in den weichen Theilen iſt. Hier gilt am offenbarſten Schillers Ausdruck, daß „auch die verfeſteten Bewegungen (in Züge übergegangene Gebärden) von der Anmuth nicht ausgeſchloſſen ſind," weil eben in ihnen auch die Schönheit der Form nur als eine verfeſtete Anmuth erſcheint.

Ein fein geſchnittener Mund iſt alſo ein ſolcher, der durch ein feines Spiel der mimiſchen Bewegungen in ihm zurechtgezogen iſt. Wir brauchen uns nun nur an die ganz allgemeinen Regeln zu erinnern, die wir als Bedingungen der Schönheit im Mienenſpiel anſehen mußten. Die Bewegungen ſollen nicht zu heftig und plötzlich auftreten, und ſie ſollen nicht zu ſehr einzelne Stellen ausſchließlich angreifen und das Uebrige dazwiſchen nur paſſiv nachſchleppen oder ganz hängen laſſen. Daraus folgt auch von ſelbſt, was als ſchöne Form des Mundes aus den bleibenden Eindrücken der Bewegungen hervorgehen muß. Die Stellen, wo ſich bei den Bewegungen die Oberfläche einzieht, müſſen beſtändig etwas angehalten ſeyn, aber nicht zu ausgezeichnet vor der übrigen Fläche. Auch in den Zwiſchenräumen darf dieſe nicht unbeſtimmt weich abgerundet ſeyn, ſondern muß durchweg eine mehr oder weniger ſtarke und von Strecke zu Strecke nüancirte Fixirung durch den Zug der Muskeln erkennen laſſen. Damit iſt natürlich nicht geſagt, daß dieſer Wechſel in der Modellirung einzelner Strecken eckig hervortreten maß, aber er kann ſehr wohl erkennbar ſeyn und ſehr klar gegen die gleichmäßige Rundung ſchlaffer Lippen abſtechen, wenn er auch im zarten weiblichen Geſicht nur ſehr leiſe aus ſanften Uebergängen hervorleuchtet, oder im männlichen durch den Bart verſchleiert iſt. Die größte ſcheinbare Härte der Züge begünſtigt daher der kurze Schnurrbart, wie ihn manche alte Militärs tragen, der die feine Modellirung in der Fläche der Oberlippe verdeckt und gerade nur die tiefſcharfe Falte des Mundwinkels frei läßt. Auch bemerkt man zuweilen an Porträtſkizzen von ungeübten Händen auf den Lippen ſelbſt von zarten Damen eine Schattirung wie einen Schnurrbart, weil das vergebliche Bemühen, die ſo leicht und doch ſo charaktervoll angedeutete Modellirung des Mundes gehörig hervortreten zu laſſen, zu Uebertreibung des Reliefs führt.

Und nun noch einmal auf das Auge zu kommen. Denn wenn ich es auch gewagt habe zu behaupten, daß das Auge ſelbſt zur Schönheit ſo gut wie nichts

Digitized by Google

beiträgt, außer dadurch, daß es ſich in ſeiner Höhle um ſich ſelbſt dreht, ſo dreht ſich um das Auge doch zuletzt Alles. Wir haben davon geſprochen, daß rein in Folge der Formverhältniſſe des Schädels ſich das Auge in einer ſchönen Situation darſtellt, wenn es mit ſeiner Mitte höher liegt als die Winkel der Spalte vor ihm, wenn alſo der obere Rand derſelben ſich eben ſo wie über ihm der knöcherne Rand der Stirn ſtark über dem Stern des Auges wölben muß. Wir haben geſehen, wie bei der Bewegung des Oeffnens der Lider, wenn ſie mit erhöhter Spannung geſchieht, dadurch das obere Lid ſich ſtärker über den Stern des Auges hinauf zieht. Je nachdem dieß nun bei einem Menſchen durchſchnittlich energiſch oder nicht energiſch geſchieht, bleibt auch eine ſtarke oder ſchwache mittlere Oeffnung des Auges ihm beſtändig eigen, wird gleichſam ein Theil feſter Form. Hier greifen dann am unmittelbarſten Formſchönheit und Anmuth in einander. Denn der durchſchnittlich ſtärkere Zug der das Auge öffnenden Muskeln erhöht ganz eben ſo im Leben noch die Wölbung über dem Auge, wie die dunkeln Kräfte, welche derſelben im Knochen ihren Grund gegeben haben. Er läßt ſie aber noch viel lebendiger mit Beziehung zum Auge hervortreten, weil es von dieſem das Auge ſtets offen haltenden mittleren Zuge doch allein abhängt, wie viel man von dem Stern deſſelben am obern Rande ſieht.

Man nennt gewöhnlich dieſe mittlere Energie des Zugs der Muskeln, die auch bleibt, wenn ſie nicht gerade ſpeciell zu einer einzelnen Bewegung durch Willensakte aufgefordert werden, den Tonus. Seine Stärke oder Schwäche iſt nirgends ſo leicht erkennbar als gerade hier am Auge, an einem in unmittelbarſtem Dienſte der Seele ſtehenden Organ, und hier wird er demgemäß, wenn ich ſo ſagen ſoll, zum unmittelbaren Maßſtab für den Tonus der Seele, für die Stärke des innern Feuers, das dieſelbe beſtändig in einem gewiſſen Grade von Spannung erhält. Iſt das obere Augenlid für gewöhnlich kaum über die Mitte des Sterns im Auge erhoben, ſo macht das ganze Geſicht, mag ſeine Form und Haltung ſonſt ſeyn welche ſie will, einen ſchlaffen, blöden, kleingeſtimmten Eindruck. Iſt es ſtark erhoben, ſo daß der Stern des Auges frei hervor tritt, ſo ſcheint es, als ob beſtändig von innen heraus eine lodernde Gluth auf die Außenwelt auszuſtrahlen ſtrebte, wenn auch alles andere momentan in Ruhe iſt und gleichſam jene Gluth zurückhält.

Dieß kann nun freilich in manchen Fällen einen tragikomiſchen Geſammteindruck hervorbringen, wenn die übrige Erſcheinung nicht darauf hindeutet, daß dieſes Glühen auf ſtarkem innerem Leben beruht, wenn namentlich keine entſprechend fein gegliederte Haltung der Züge um den Mund die ſichere Gewähr einer durchgebildeten Perſönlichkeit gibt, deren innerer Drang, wenn er hervortritt, nicht zu fürchten hat, ſich als ſchwache Flamme in der friſchen Luft der Welt zu verlieren. Denn dann macht das weit offene Auge den Eindruck eines ohnmächtigen Ringens nach höherem Pathos. Kommt aber eine feſt ausgeprägte, in ſich ſichere Haltung des Geſichts dazu, ſo gibt ihm das hoch offene Auge die höchſte Vollendung des Ausdrucks, der auch ohne Bewegung Leben athmet, ſo zeugt es mehr als alle andern Züge und mehr als die flüchtige Gluth der Wangen, die Goethe als Sinnbild dafür gebraucht,

„Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder ſpäter
Den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegt.“

So iſt im Antlitz des Menſchen wie in der ganzen Natur das Großartigſte auch das Einfachſte, und wo nur ein typiſches Geſicht von erhabenſter Würde, beſonders von erhebendſter weiblicher Hoheit zum Ideal gemacht worden iſt, tritt dieſer Zug vor allen hervor. Homer nennt Pallas Athene eulenäugig und die Königin der Götter βοωπις ποτνια Ἡρη, die ſtieräugige majeſtätiſche Here oder, wie Voß es paſſend in Ein Wort zuſammengefaßt hat, die „hoheitblickende.“ Mögen dieſe Ausdrücke in ihrer hiſtoriſchen Entſtehung einen andern ſymboliſchen Sinn haben, hier, wo ſie von dem ſtets anſchaulichſten Maler in Worten gebraucht werden, kann an nichts anderes als an das offene, oder, wie man es gewöhnlich nennt, das große Auge dabei gedacht werden, und die claſſiſchen Büſten beider Göttinnen ſtimmen damit überein. Zwar der Venus fehlt dieſer Zug, aber ſie hat auch offenbar in der griechiſchen Auffaſſung einen ſtarken Anſtrich von ſinnlicher Schlaffheit. Hätte ſich die deutſche Freya bis zu einer Epoche claſſiſcher Kunſt erhalten, ſie würde hierin mehr der Athene und Here ähnlich dargeſtellt worden ſeyn. Das Chriſtenthum hat es dazu nicht kommen laſſen, aber es hat dafür andere Ideale gegeben, denen die Kunſt dieſelben Züge lieh. Wer kennt nicht die in ruhigem Vorwärtsſchauen hoch offenen Augen der Sixtiniſchen Madonna und des Kindes auf ihrem Arm?

Aber nicht zu den Kunſtwerken vergangener Jahrhunderte brauchen wir zurückzugreifen, um uns den Eindruck dieſer „lieblichen Hoheit“ zu vergegenwärtigen. Ich darf wohl ſagen, wir alle empfinden es in unſerem täglichen Leben an nichts ſonſt ſo tief und unmittelbar, daß von dem Sichtbarwerden des geiſtigen Gehalts im Menſchen in ſeiner äußeren Erſcheinung vor Allem die Worte des Dichters gelten:

Digitized by Google

„Ein geborner Herrſcher iſt jegliches Schöne, es ſieget
Durch ſein ruhiges Nahn, wie ein unſterblicher Gott."

Es bleibt uns nun noch übrig, zu fragen, ob, wenn ſo offenbar die Schönheit der Form und der Bewegung im Geſicht in ihrer höchſten Vollendung einander berühren, in einander aufzugehen ſtreben, beide nicht auch da, wo ſie völlig getrennt erſcheinen, zuletzt auf einem gemeinſamen Grunde beruhen? Wenn die Bewegung als eine Aufeinanderfolge verſchiedener Stellungen, die ruhend gedacht eine gewiſſe Form darſtellen, und auf der andern Seite die Form als eine ſtehen gebliebene Bewegung angeſehen werden kann, ſo liegt es ja nahe, eine Einheit der Schönheit beider darin zu finden, daß die eine nur ſchön iſt, ſofern ſie die andere erſcheinen läßt. Wenn man gewöhnlich immer zuerſt an die rein geometriſch bedingte Formſchönheit gedacht hat, lag es nahe, dann die Schönheit der Bewegung nur dadurch entſtehen zu laſſen, daß ſie durch veränderte Lage der Theile eines Körpers das Ganze in eine neue ſchöne Form bringt.

Von dieſem allgemeinen Vorurtheil hat ſich ſelbſt Schiller noch nicht ganz losgemacht, ſo ſehr er ſich auch ſtellenweiſe über daſſelbe erhebt. Denn wenn er ſagt, die Beſtimmung des Menſchen als einer Intelligenz könne ihm nie Schönheit ertheilen, ſondern nur geſtatten, ſo iſt damit die Auffaſſung ausgeſchloſſen, nach der wir vorhin verſucht haben die Schönheit der Bewegung aus der ihr zu Grunde liegenden Idee direkt zu erklären. Die Schönheit der Bewegung wird Schönheit nicht wegen ihrer direkten Abhängigkeit von der Seele, ſondern ungeachtet derſelben durch zufälliges Zuſammentreffen mit andern Schönheitsgeſetzen, wie wir ſie etwa von der Form her kennen.

Auf dieſe Weiſe würden wir nun nicht weit kommen, da wir für die Form keine, für die Bewegung aber doch einige Anhaltspunkte zur Erklärung ihrer Schönheit gefunden haben. Ja wir würden uns ſogar ſehr leicht in Widerſprüche verwickeln. Denn wenn wir uns z. B. denken wollten, das Bild der Madonna, an dem wir oben die Compoſition zerlegt, ſey eben darum geiſtreich erfunden, weil mit der richtigen Idee der Stellung die Schönheit der Form, die dadurch der Nacken oder der Kopf mit dem Rumpf als Ganzes annimmt, als etwas von ihr an ſich Unabhängiges paſſend vereinbart ſey, wie etwa in einem Gedichte der Reim mit dem ſchönen Inhalt, ſo müßte dieſe Schönheit der Erſcheinung an ſich übrig bleiben, wenn auch die Motive des Zuſammenhangs wegfielen. Ich habe mir aber bereits erlaubt darauf hinzudeuten, daß, wenn der Kopf ohne die Beziehung auf das Kind dieſelbe Stellung hätte, dieß ganz abgeſchmackt ausſehen würde. Aehnliche Stellungen ſind zwar oft ohne Sinn nachgeahmt worden; aber daraus entwickelt ſich dann die Grazie der Bilder in den Modejournalen.

Mehr Ausſicht, zu einem innern Zuſammenhang zwiſchen der Schönheit der Form und der Bewegung zu gelangen, haben wir, wenn wir von der letzteren ausgehen. Denn dieſe war uns an ſich nicht abſolut unverſtändlich, inſofern der Geiſt die bewegenden Kräfte in Thätigkeit ſetzt und von ihm aus alſo die Wirkung einer ſittlichen Schönheit in die Erſcheinung treten kann, und ihre eigene höchſte Vollendung erſchien uns da, wo ſich das Spiel der Kräfte in's Gleichgewicht ſetzte, wo die Bewegung zur Ruhe gelangte, ſich in Form verwandelte. Auch die reine Formſchönheit des Geſichts, die als ſchön anerkannten Größenverhältniſſe ſeiner knöchernen Grundlage, konnten wir uns unmöglich anders leichter kurz zuſammenfaſſen, als dadurch, daß wir ſie ſcheinbar aus Bewegung hervorgehen, die Stirn ſich vordrängen und erheben ließen. Dieſer zunächſt nur zum Zweck leichterer Darſtellung angenommene Schein entſpricht aber der wirklichen urſprünglichen Entwicklung der Theile, die uns, wenn ſie einmal fertig ausgebildet ſind, als ſo ſtarr und für ſich beſtehend erſcheinen. Denn auch ſie erhalten urſprünglich einmal, wie die weicheren Theile auch ſpäter noch, ihre Form durch eine Verſchiebung ihrer einzelnen Elemente, und zwar ſind ſie dabei, wie ein ſorgfältiges Eingehen auf die Entwicklungsvorgänge lehrt, ſehr abhängig von den innerhalb der weicheren Theile wirkſamen Kräften.

Es würde ſich alſo zuletzt nur fragen, ob dieſe Kräfte von Anbeginn als ein analoger Ausfluß eines das leibliche Leben bedingenden Geiſtigen angeſehen werden können, wie die bewegenden Kräfte im fertig entwickelten Leben mit ſeiner freien Herrſchaft der Seele über den Leib. Denn dann wäre auch die ſtarrſte Formſchönheit nur eine in früheren Stadien des Lebens verfeſtigte Anmuth. Dieſes ſtimmt nun freilich ſchlecht mit den hergebrachten phyſiologiſchen Vorſtellungen. Denn wenn wir auch natürlich von den Anſichten abſehen, die den Geiſt als etwas Selbſtſtändiges ganz entbehren zu können glauben, ſo denkt man ſich doch in der Regel den Körper in ſeinen früheſten Entwicklungsſtadien als ganz für ſich beſtehend, weil man aus dieſer dunkeln Vorzeit des hellen Lebens von der Seele nichts weiß. Wenn dieſe aber doch dem Körper nicht plötzlich einmal anfliegen ſoll, ſondern ſich allmählig mit ihm entwickelt, ſo dürfen wir uns aus Analogie mit dem fertigen Zuſtande, den wir kennen, auch für frühere Perioden einen beherrſchenden Einfluß des geiſtigen Elements auf die zur feſten Form ſtrebenden Bewegungen

im kindlichen Leibe vorſtellen; ſo dürfen wir auch auf die Bedingungen der Schönheit, die wir nur als fertige kennen, ahnend den ſtolzen Satz anwenden, den Schiller als Axiom verkündet hat:

„Es iſt der Geiſt, der ſich den Körper baut.“

Alle Schönheit erſcheint uns dann alſo nur mehr abgeſchloſſen, ſo daß wir das längſt vergangene primitive Geiſtesleben nicht mehr dafür verantwortlich machen können, in den fertigen feſten Formen, während die Schönheit, wo ſie im Leben als Anmuth ſtets von Neuem geboren wird, unmittelbar als Ausfluß der geiſtigen Macht im Menſchen aufgefaßt wird. Sie wird um ſo mehr verſtändlich, je mehr wir ſie auf Bewegung zurückführen können.

So führt uns ſchließlich die Betrachtung unſeres Gegenſtandes zu einer Auffaſſung der Schönheit überhaupt, die Schiller bereits kurz und allgemein ausgeſprochen hat: „Alle Schönheit iſt zuletzt bloß eine Eigenſchaft der wahren oder anſcheinenden Bewegung.“ Dieſe Wahrheit gilt im Gebiete geiſtiger Schönheit eben ſo wie im äußerlichen, in dem wir jene ſich ſpiegeln ſehen. Wenn uns zunächſt das Feſte, das Abgeſchloſſene in der Perſönlichkeit eines Menſchen, mit Einem Worte der Eindruck des Charakters imponirt, ſo wird eine lebendiger eingehende Theilnahme erſt erweckt, wenn wir ſeine Gefühle und Abſichten beſtändig auftauchen und einander verdrängen ſehen, und endlich erkennen wir, wie auch die Züge, die uns als von jeher feſt und unabänderlich erſchienen, ſich durch dieſes beſtändige Walten und Weben wechſelnder Zuſtände ſtets umbilden, und erblicken auch in ihnen nur ſtabil gewordene Reſultate ähnlicher früherer lebendiger Bewegungen.

Wo das Fertige und das Werdende ſo übereinſtimmen, daß die früher abgeſchloſſene Entwicklung ſich in der noch wirkſamen gleichmäßig fortzuſetzen ſcheint, wo alſo harmoniſch ſtets neue Anmuth zu alter Schönheit kommt, wird der Eindruck ganz befriedigend. Wo ſchöne feſte Formen wenig Anmuth im Leben der Gegenwart zeigen, erſcheinen ſie uns wie öde Denkmäler einer edleren Vergangenheit, über denen der Hauch des Lebens verweht iſt. Wo unbedeutende Formen anmuthiges Leben zeigen, ſcheint der Geiſt ein lange vernachläſſigtes Organ zu einer höheren Weihe wieder emporheben zu wollen.

„Doch Schön'res weiß ich nicht, wie lang ich wähle,
Als in der ſchönen Form die ſchöne Seele.“

Reiſefrüchte aus Graubünden.

(Fortſetzung.)

Ich hätte dem Mann noch viel ſagen können, was ihm und andern zur Lehre dienen konnte; aber es iſt auch gut, daß ich ihm nichts ſagen konnte, denn es war ohnehin heiß genug und ich hätte im Wagen das Prättigau weniger bequem geſehen als von dem freieren Coupé aus. Freilich war hier nicht die Hälfte von dem zu ſehen, was ich mir verſprochen hatte. Der Eintritt in das Thal iſt allerdings pittoresk genug: thurmhohe Wände, wie mit einem ungeheuern Hünenſchwerte zerſpalten; aber Tamina und Via mala ſind doch um vieles großartiger, und bald wird das Thal offener und breiter, eine Wiederholung des Rheinthals im Kleinen, anfangs noch mit ähnlicher Vegetation, den Wein abgerechnet. Auch die Dörfer haben noch nicht das Eigenthümliche und Stylvolle wie die Vicos und Borgos des Engadin. Die Reize des Prättigau waren nicht im Stande, ein Mittagsſchläfchen von meinen Augen abzuwehren, und ich war froh, daß wir in Küblis aus dem Coupé entlaſſen wurden, um die „intereſſanteſte Partie“ vollends zu Fuß zu machen.

In Küblis ließen wir den Pariſer zurück, ohne noch ein Glas Wein mit ihm zu trinken. Stracken Laufs gingen wir den Berg hinan, um endlich die erſte Fußtour zu machen, ehe wir uns erquickten. Im nächſten Wirthshaus, wo wir einkehrten und wo der Rheinthaler noch immer ebenſo beharrlich gut war, wie von Davos aus der Velteliner überall gering iſt, ſuchte ich für meine mitteleuropäiſche Neutralität Propaganda zu machen; aber mit geringem Erfolg. Es ſaßen ein paar Prättigäuer um den Tiſch, die das Geſpräch alsbald auf das Frankfurter Feſt und auf Politik brachten. Ich bereitete ſie vor auf die Ehre,

die ihnen in Frankfurt werde zu Theil werden, und knüpfte daran einige praktiſche Bemerkungen, wie wir Deutſchen ein friedfertiges Volk ſeyen, das Niemanden etwas zu Leid thue und froh ſey, wenn man es ſelbſt in Ruhe laſſe. Daraus ergab ſich dann von ſelbſt die Schlußfolgerung: die Schweizer können nichts klügeres thun, als ſich vor Louis Napoleon und Nino Bixio in Acht zu nehmen und ihr Heil im Anſchluß an Deutſchland zu ſuchen. Das wäre wohl recht, meinte einer, der faſt ausſah wie ein deutſcher Schulmeiſter vom Jahr 1848 und auch das politiſche Orakel der Gegend zu ſeyn ſchien; Württemberger und Bayern und Badner wären ihnen liebe Freunde, gegen die ſie durchaus nichts haben — aber Oeſterreich! Jeder freie Schweizer werde als Todfeind dieſer tyranniſchen Macht geboren und könne dieſen Haß nicht aufgeben, ſo lang noch ein Blutstropfen in ihm ſey. Der Schulmeiſter kam augenblicklich in ein hohes republikaniſches Pathos hinein und war auf dem Sprung, ſich wie Winkelried in die Speere der öſterreichiſchen Ritter zu ſtürzen. Als ich ihnen entgegen hielt, was denn die Schweizer von Oeſterreich fürchten und was es ihnen zu Leid gethan habe? ob der ganze Haß noch von des Tellen Apfelſchuß herrühre? Da war der Mann freilich verdutzt, es kam ihm ſelbſt komiſch vor, daß er wegen ſo alter Geſchichten ſich alſo in die Hitze rede; aber er meinte, es liege eben im Blut und laſſe ſich ſobald nicht ausrotten. Das glaubte ich gerne und gab mir keine weitere Mühe, den aufgeklärten Mann um ſeinen ſechshundertjährigen Tyrannenhaß zu bringen; ich begnügte mich, ihn auf die bevorſtehende Frankfurter Ehre zu verweiſen, die ſolche Aufwallungen am beſten ſänftigen werde, und machte mich auf den Weg nach Kloſters.

Dieſes Kloſters hatte ich mir auch ganz anders gedacht, als ich es nun fand. Nach meiner Vorſtellung mußte es in einer wildromantiſchen Schlucht liegen, wo auf einmal aller Weg und Steg aufhört und man nur noch auf einem Saumpfad weiter kann, nach Davos hinüber. Aber im Gegentheil iſt es ein weiter und öder Thalkeſſel, ohne beſonders pittoreske Umgebungen, faſt wie eines der Baſſins, die man meiſt oben auf der Kammhöhe der Gebirgspäſſe findet, wo das Waſſer ſich in den kleinen Seen ſammelt und dann nach verſchiedenen Seiten hinunter in die Thalſchluchten ergießt. Auch der nur für Fußgänger und Saumthiere zu paſſirende Paß war nicht zu finden; vielmehr ſchlingt ſich von hier aus eine recht breite und gute Kunſtſtraße den Berg hinauf, auf der auch die gelbe Poſtkutſche ganz bequem bis Davos gelangt. Von ihren Windungen konnte ich in das Landquartthal hinunter ſehen und die Summe ſeiner Reize ziehen. Ich war nicht befriedigt. Acht Tage ſpäter ſah ich auf dem Weg von Lenz nach Chur in das Thal der Pleſſur hinab, und von oben herab kam es mir ſo wild vor, daß ich dachte: da hätten wir hinein ſollen, das wäre etwas anders geweſen! Vermuthlich aber wäre es uns damit gegangen wie mit dem Prättigau. Jedes Paradies hört mit dem Baum der Erkenntniß auf.

Eine Stunde aufwärts von Kloſters iſt es ſchon ziemlich öde, und der Eindruck iſt um ſo trauriger, da das Wilderhabene gänzlich fehlt; keine Felſen und Bergſpitzen zu beiden Seiten des Paſſes, ſondern ein langweilig ebener Verlauf. Merkwürdig iſt aber immer der Unterſchied der Vegetation; gegen das Rheinthal oder ſelbſt gegen das Prättigau, durch das wir vor ein paar Stunden gekommen, war hier alles volle ſechs Wochen zum wenigſten zurück und in nichts ein üppiger Wuchs als in den Lerchengehölzen, die an der Straße ſtehen und die Spuren fachmäßiger Bewirthſchaftung an ſich tragen. Es iſt meiſt jüngeres Gewächs; das alte Holz wird, wo man es leicht bekommen kann, noch immer ziemlich verſchwenderiſch geſchlagen; überall am Weg trafen wir ganze Lagen der ſtärkſten Sägklötze aufgeſtapelt, wie man ſie von dieſer Dicke in den beſten Waldgegenden Deutſchlands ſelten trifft. In abgelegnern Thälern geht man natürlich noch leichtſinniger mit dem Holz um; wir ſahen öfters verkohlte Baumſtumpfe, ganz nach der amerikaniſchen Manier. Immer iſt noch ein außerordentlicher Holzreichthum vorhanden. An beſonders ſtarken Tannen und Fichten führte uns der Weg nirgends vorüber, obgleich ſie unzweifelhaft in Menge vorhanden ſind, dagegen an ganz rieſenhaften Lerchen. Im Flachland und auf dem deutſchen Mittelgebirg wächſt dieſer Baum in den erſten zwanzig bis dreißig Jahren ungemein ſchnell auf, ſchneller als die übrigen Nadelhölzer; ein junger Lerchenſchlag mit ſeinem hellen Grün und ſeinen zarten weichen Nadeln iſt eine wahre Freude. Sobald er aber die beſtimmte Periode erreicht hat, fängt er an zu verkrüppeln, das Wachsthum erſtickt unter dem paraſitiſchen Moos, das Stamm und Zweige überzieht, der Anblick wird ein widriger. Man erklärt dieß ohne Zweifel ganz richtig daraus, daß der Baum die feuchten Niederſchläge nicht verträgt, daß er die reine und trockene Luft des höheren Gebirgs verlangt. Hier auf den Bergkuppen und in den Hochthälern ſcheint allerdings die Heimath der Freiheit für ihn zu ſeyn; er erlangt ganz rieſenhafte Dimenſionen, jedoch ſelten oder nie iſt er ſo hoch aufgerichtet und ſchlank wie unſere Edeltanne.

Dieſe Beobachtungen, die ſich mir als einem Wald-

Digitized by Google

bewohner aufdrängten, ſind ohne Zweifel ſchon hundertmal gemacht worden. Mehr Anſpruch auf Neuheit kann vielleicht eine andere Bemerkung machen, die ich Phyſiologen und Zoologen zu weiterer Erwägung anheim gebe. Bekanntlich iſt die Fauna des Gebirgs von der des Tieflands ebenſo verſchieden wie die beiderſeitige Vegetation; nicht bloß ganz andere Thiergattungen ſind es, die da und dort vorkommen, ſondern auch dieſelbe Species iſt ganz verſchieden organiſirt. So trifft man auf den kahlen Höhen die Vogelarten nicht mehr, die ſich in den Gebüſchen der Thäler aufhalten, und wo noch derſelbe Vogel vorkommt, da hat er wenigſtens einen ganz andern Geſang. Unſer Fink (fringilla coelebs) lebt auch im hohen Gebirg, aber er hat bei weitem nicht mehr den Schlag wie bei uns; es fehlt ihm das Rrr, der ſchmetternde Gutturalton. In dieſer Weiſe haben wir den Finkenſchlag ſchon vor vielen Jahren belauſcht, das Rheinthal hinauf, über den Splügen und Bernardin, und auf der andern Seite in den Thälern gegen Italien hinunter.

Hieran knüpft ſich eine analoge Wahrnehmung an der menſchlichen Stimme. Die Schweizer haben bekanntlich den Gutturalton, der den Gebirgsfinken fehlt, im höchſten Grade, und man erklärt dieß gewöhnlich daraus, daß ſie als Gebirgsbewohner einen anders organiſirten Kehlkopf und Sprachwerkzeuge überhaupt haben. Warum gurgeln dann aber in Graubünden, das doch neben Wallis das Hauptgebirgsland der Schweiz iſt, die Menſchen ſo wenig als die Finken? Daoon, daß ſie in den welſchen Confinien das Deutſche „ſcholaſtiſch“ lernen, kann es nicht herkommen, denn ſchon da, wo man noch von Haus aus deutſch ſpricht, verliert ſich das Gutturale allmählig und hört dann in der ſcholaſtiſchen Zone ganz auf. Die Urſache iſt offenbar nicht auf geognoſtiſchem, ſondern auf ethnographiſch-philologiſchem Wege zu ſuchen. Ich enthalte mich weiterer Andeutungen und bemerke nur, daß ich dem Gehör nach zwiſchen holländiſch und ſchweizeriſch ſehr viel Aehnlichkeit fand.

An den Seen, die auf der Paßhöhe zwiſchen Kloſters und Davos ſo wenig fehlen, als auf den meiſten übrigen Gebirgskämmen, hörten wir übrigens keinen Finken ſchmettern, ſondern einzig und allein die hier beſonders lugubre Stimme des Steinſchmetzers, die in der öden Umgebung ſich noch kläglicher ausnahm. Der Vogel ſingt ſonſt auch ganz anders; warum gab er hier ſo traurige Töne von ſich? Vom Neſt werden wir ihn nicht geſtört haben, denn auf dem ganzen Strich um dieſe Seen herum bis gegen Davos hinunter war es derſelbe Ton, der doch ſchwerlich von einem und demſelben Individuum herkam. Außer dieſem Steinſchmetzer und Bergdohlen kann ich mich überhaupt kaum erinnern, einen Vogel gehört zu haben. Allerdings war es ſchon Anfangs Juli, wo die meiſten aufhören zu ſingen; doch hatten wir ſonſt ſchon die Bemerkung gemacht, daß ſie hier, wie ſie ſpäter anfangen, auch ſpäter aufhören.

Ohne ſonderliche Muſik kamen wir alſo nach Davos-Dörfli und in einer ſchwachen Viertelſtunde nach Davos-Platz. Die Eigenthümlichkeit dieſer graubündiſchen Flecken fällt jedem beim erſten Anblick auf. Die Häuſer haben keine Spur mehr von dem bekannten allgemeinen Gebirgsſtyl, den man in einem großen Theil der Schweiz und dann vom Schwarzwald über das Allgäu herüber, im bayeriſchen Hochland, bis ins Salzburgiſche und Tiroliſche hinein findet. Es ſind nicht die aus Balken gezimmerten und getäfelten Blockhäuſer mit den vorſtehenden Dächern und Veranden, ſondern maſſive, ſteinerne, meiſt hohe Gebäude, mit dicken Mauern und kleinen, niedrigen Fenſtern, eine Art von Burgen. Wir ſchliefen einmal in einem ſolchen caſtellartigen Hauſe, in der Poſt zu Bivio, das ſonſt ziemlich comfortabel eingerichtet war, aber ſo dunkle, maſſive Hallen und Manern und ſo niedrige kleine Fenſter hatte, daß mir unwillkürlich die Herrenhäuſer aus den Zeiten des ſpäteren Mittelalters in den Sinn kamen, etwa ſchottiſche Edelmannsſitze aus dem vorigen Jahrhundert, in denen ſich ein halbes Dutzend entſchloſſene Leute gegen eine ganze Schwadron Dragoner oder eine Compagnie Rothröcke halten konnten. Dazu die engen, finſtern Straßen und das ſpitze Pflaſter, das auch in dem kleinſten Flecken nicht fehlt. Das alles macht einen ſolchen Eindruck alter, mittelalterlicher Municipalfreiheit, daß man das miſerabelſte Neſt wie eine freie Reichsſtadt anſehen mag.

Man begreift, daß hier, wo die Natur ſelbſt eine Burg und jedes Haus ein Caſtell iſt, die Burgen der Ritter keine große Rolle ſpielen konnten. Davos-Platz iſt auch ein ſolcher alter viereckiger Burgraum, das Wirthshaus wie ein Rathhaus auf dem Marktplatz eines uralten Reichsſtädtchens. Ich habe keine Geſchichte der grauen Bünde zur Hand, aber ich kann mir die ganze Geſchichte denken, wenn ich mir dieſe Burgflecken mit ihren Plätzen vergegenwärtige: die Hirten mit ihren Morgenſternen von den Bergen herabſtrömend, und hier auf dem Platz ein ernſter, ſtrenger Amman, zum äußerſten Widerſtand gegen jede politiſche oder religiöſe Tyrannei anfeuernd. Burgruinen trifft man, die im Oberhalbſteiner Thal ausgenommen, faſt gar nicht; dagegen Häuſerruinen, verblichene, verwitterte, halb oder ganz zuſammengeſtürzte Gebäude,

daß man ſich an die Trümmer in den alten beigiſchen Städten erinnert findet.

Dazu kommen die vielfachen Beziehungen zu Italien, die bis in die Zeiten des grauesten Alterthums hinauf reichen, daß man ſich oft faſt zu der Hypotheſe verleiten ließe, man habe hier einen Stammſitz der uräiteſten Cultur vor Augen; nicht die Römer haben hier coloniſirt, den Bergen und Straßen ihre Namen gegeben und endlich ihre Mundart in depravirtem Patois hinterlaſſen, ſondern umgekehrt ſeyen die alten Rhätier die Stammväter der hetruriſchen Cultur und haben durch dieſe ihre Sitten und ihre Laute auf die Römer fortgepflanzt. Die Eugubiniſchen Tafeln hat man allerdings nicht im Davoſer Thal noch im Engadin gefunden; aber eine ſteinerne Tafel, die ich an einem Haus an der Straße des Julier fand, reichte hin, mich ganz in die alten Zeiten zu verſetzen, wenn ſie ſelbſt auch nicht über hundert Jahre alt ſeyn ſollte. Wer von dieſer strada commerciale abweicht, dem werden die ſchwerſten Bußen in Ausſicht geſtellt, in einem naiven aiterthümlichen Italieniſch, daß man meint, man leſe in einer Chronik. Und ſchon das bloße strada commerciale bringt uns all die alten Culturbeziehungen zwiſchen Deutſchland und Italien in Erinnerung.

Der Giebel des alten Stadt- und Wirthshauſes von Davos-Platz iſt mit ein paar Woifsköpfen geziert; ſo ſagte man mir ſpäter, geſehen habe ich ſie nicht; denn am Abend unſeres Einzugs waren wir zu abgeſpannt, um an den Häuſern hinauf zu gaffen, und am andern Morgen ſchaute aus den Fenſtern des erſten Stocks ein ſo friſches, liebliches Geſicht heraus, daß es uns wieder nicht einfallen konnte, nach alten ausgebäigten Woifsköpfen zu ſehen, ſondern wir bedauerten, nicht unter einem ſo freundlichen Zeichen eingekehrt zu ſeyn. Von der andern Seite zog aber auch ein ſtarker Gott. Das Hotel Strehia hatte ſich in der Allgemeinen Zeitung und in den meiſten übrigen renommirten deutſchen Blättern annoncirt, und namentlich ſeinen Weinkeller, id est ausgezeichneten Veltliner, empfohlen. Noch zu Haus hatten wir beſchloſſen, dieſes Zutrauen zu der deutſchen Journaliſtik zu rechtfertigen, und das Hotel zum Strehla, das ſeinen Namen nicht, wie ich muthmaßte, von irgend einem ſarnatiſchen oder rhätiſchen Helden, ſondern von dem Berge hat, an deſſen Fuß es liegt, rechtfertigte das unſrige. Dieſes Haus repräſentirt nicht, wie das Stadthaus auf dem Platz, die mittelalterliche, ſondern die moderne Seite von Graubünden. Es wurde nämlich vor ein paar Jahren von einem der zahlreichen Zuckerbäcker gebaut, die das Geld, das ſie in den europäiſchen Hauptſtädten zuſammenſcharren, nach Hauſe tragen, um es hier zu verbauen oder auf andere Weiſe unter die Leute kommen zu laſſen. Oft wird es ihnen in der alten Heimath auch recht langweilig. In Silvaplana trafen wir ſpäter einen ſolchen Amſterdamer aus Küblis, der mit eigener Equipage da war und einen ſuchte, den er nach Mailand führen und unterwegs freihalten wollte, nur um Geſellſchaft zu haben.

Der zum Strehia hatte ſein Geld in St. Petersburg geholt. Ueber dem Bauen ging es ihm aus oder trat ſonſt etwas Menſchliches ein; der gegenwärtige Beſitzer erwarb es um das halbe Geld und glaubte nichts Beſſeres thun zu können, als es zum Gaſthaus einzurichten und nach der neuen Mode einen Molken- und Luftcurort zum Strehia daraus zu machen. Das Haus iſt ganz elegant und bequem eingerichtet, und auch der Veltliner iſt verhältnißmäßig gut; ganz guten wie vor Jahren, z. B. bei unſerem Freund Fravi in Andeer, haben wir leider nirgends mehr bekommen. Der Himmel wende von uns dieſſeits der Alpen die Traubenkrankheit in Gnaden ab, die jenſeits eine ſo arge Geißel war als für uns die Kartoffelſeuche! Die Bewirthung war ſo gut und der Wirth ſo überaus freundlich, daß uns für die morgige Zeche bange wurde und wir für gut fanden, ſeine eigenen Waffen gegen ihn zu kehren, d. h. ihm durch journaliſtiſche Namen zu imponiren, die wir in ſein Fremdenbuch eintrugen. So geht es; kurz zuvor hatten wir mit Entrüſtung gehört, wie Beutelſchneider ein Geſchäft daraus machen, ſich für Berichterſtatter großer Blätter oder Herausgeber von Reiſehandbüchern auszugeben, um ſich von den Wirthen gratis traktiren zu laſſen, und jetzt wollten wir unſerem Gaſtgeber ein ähnliches Spiel ſpielen. Zwiſchen Spaß und Ernſt iſt aber doch ein großer Unterſchied, und bei dem ehrlichen Strehlaer bedurfte es überhaupt keiner Kriegsliſt; er machte uns am Morgen eine richtige Zeche, nichts geſchenkt, aber auch keineswegs übertrieben theuer, ſo daß ich ihn allen reſpektiven Herren Reiſenden auf's beſte empfohlen haben will. Ueberhaupt muß ich ſagen, daß ich auch dieſes mal nirgends in der Schweiz übertheuert worden bin, weder im Gebirge noch im flachen Land. Die Wirthe in unſern Reſidenzen und Landſtädlchen ſind viel ärgere Beutelſchneider.

Zum Eintritt in das Engadin von Davos aus hatte ich mir auf der Karte den oder die Scaietta ausgeſucht; die Einheimiſchen gebrauchen nie einen Artikel, ſondern ſagen geſchlechtslos: nach Scaietta, von Scaletta. Die Fahrpäſſe Albula, Septimer, Julier, das wußte ich, ſind alle niedrig und unerheblich; ich wollte nicht auf der Fahrſtraße gehen, ſondern wünſchte etwas Außergewöhnliches, möglichſt Abenteuerliches. Scaletta

aber iſt auf der Karte ganz weiß ausgezeichnet, wie von lauter Gletſchern und Schneefeldern. So wünſchte ich's, und auch der Name dünkte mich unter allen der ſchönſte.

In der That hält er auch, was er verſpricht; es iſt eine Leiter, auf der man die Beine brechen kann. Ein paar Stunden geht man in die Thalſchlucht hinein, über Wieſen oder durch angenehme Gehölze, dem Gießbach entlang, bald auf gleichem Niveau mit ihm, bald tief in ſein felſiges Bette hinabſehend, immer aber die blendend weiße Kuppe des Scaletta vor ſich. Der Spaziergang war am ſchönen Morgen höchſt genußreich, die thauigen Wieſen boten anfangs Juli denſelben Anblick wie bei uns um die Mitte des Mai; Schmalzblumen und andere Erſtlinge des Frühlings waren hier eben erſt aufgegangen, vielfach aber in ganz andern Varietäten als draußen im offenen Land. Man kommt hier zur vergleichenden Botanik, wenn man ſonſt auch kein beſonderes Intereſſe dafür hat.

Auf dieſem Blumenpfad gelangt man nach Dürrboden; ſo heißen ein paar abſcheuliche Hütten und Ställe auf der letzten Terraſſe vor dem Bergkegel. In einer dieſer Hütten ſollten wir den Imbiß zu uns nehmen, bevor die eigentliche Steigung begann. Hätten wir doch eine Flaſche Wein und den Braten mitgenommen, den wir im Hotel Strehla abtragen ließen, weil wir uns an den Forellen ſatt gegeſſen hatten! Hier hätte er keine Koſtverächter an uns gefunden. Der Wein wurde zwar in einem geblümten porcellanenen Pokal aufgeſtellt, wie ſie mir von der Lombardei her noch in gutem Andenken ſind, aber der Inhalt war über alle Beſchreibung niederträchtig: ſauer, ätzend, ſtinkend, kahnig; nur auf der andern Seite des Berges, in Solſana, habe ich noch einmal ein ſo abſcheuliches Gebräu getrunken, das man Veltliner hieß. Das Nationalgericht in dieſen Bergen iſt an der Luft getrocknetes Rindfleiſch, das zwar nicht unangenehm ſchmeckt, aber ein ſcharfes Meſſer und noch ſchärfere Zähne erfordert. Als wir nach geräuchertem Schweinefleiſch fragten, brachte der Wirth, ein Greis mit weißem Bart, mehr ſcheußlich als ehrwürdig anzuſehen, ein Stück Schmer. Das iſt urgraubünderiſch; wir konnten daraus abnehmen, daß wir hier auf heiligem Grund ſtanden, den der profane Fuß des Touriſten noch ſelten betreten. Dem entſprach auch die zum Deſſert gegebene Notiz, daß anderthalb Stunden von hier im vorigen Jahr ein Bär geſchoſſen worden. Das war ſchon etwas; in dem erhebenden Bewußtſeyn dieſer beſtialiſchen Nähe und geſpornt von der Erinnerung an die nahe Beſtialität, ſtiegen wir den nahen Scaletta hinan.

An ſich iſt der Paß weder gefährlich, noch auch beſonders beſchwerlich; nach einem ſo rauhen Juni aber wie der heurige war er wenigſtens letzteres in hohem Grad. Von unten machte ſich's nicht ſo bemerklich, aber nachdem wir etwa ein Drittheil des Berges erſtiegen hatten, konnten wir deutlich überſehen, daß der Schnee bis über die Mitte herab reichte. Zuerſt kamen Schneefelder von fünfzig bis hundert Schritt Breite, durch Streifen Steingeröll von einander getrennt; dann zeigte ſich eine bis zur Paßhöhe faſt ununterbrochene weiße Fläche, wie ein Calvarienberg durch in den Schnee eingerammte Signalſtangen markirt, die von einer Bergwand zur andern und ſo im Zickzack bis auf die Höhe führten. Bei dieſem Anblick wollte uns doch einiger Schrecken anwandeln. Wären wir ein paar Stunden früher aufgebrochen, ſo hätten wir den Schnee noch gefroren gefunden und die Arbeit wäre unendlich erleichtert geweſen. So ſanken wir oft bis an den Leib ein; die verwünſchte Taſche auf der einen Seite und von der andern die durch den Parapluie gehemmte Hand erſchwerten jede Bewegung ungemein und ſtörten das Gleichgewicht auf dem unſichern Grund bei jedem Tritt. Da man durch den Schnee hindurch bis auf den unebenen ſteinigen Grund kam, ſo lag auch die Gefahr nicht ferne, zwiſchen ein paar Felsſtücken ſtecken zu bleiben und einen Fuß zu brechen, oder doch zu übertreten. Vor dreißig Jahren bin ich, der erſte Reiſende der damaligen Saiſon, über die Furka nach dem Rhonegletſcher gegangen; der Schnee lag noch ſo tief, daß ich am Gipfel des Bergs eine Strecke auf allen Vieren klettern mußte; nach meiner Erinnerung aber war es nicht halb ſo anſtrengend als dieſes mehrere Stunden andauernde Steigen über den halb geſchmolzenen Schnee. Man rechnet von Davos über Scaletta bis zum erſten Ort im Engadin ſieben bis acht Stunden; wir aber brauchten wenigſtens zehn; und außer dem Imbiß in Dürrboden bekamen wir auf dem ganzen anſtrengenden Marſch nichts mehr unter die Zähne. Ein paar Semmeln, die wir eingeſteckt hatten, waren von der leichten, ſcharfen Luft nach wenigen Stunden ſo ausgetrocknet, als wären ſie vierzehn Tage alt. Das einzige, was dem Wanderer auf dieſen Höhen wie dem Matroſen auf offener See bleibt, iſt ein tüchtiger Schluck Rum oder Kirſchgeiſt. So oft wir nach Ueberwindung eines Schneefeldes auf einem freien Felsblock Athem ſchöpften und ich meinem Gefährten die Korbflaſche reichte, fiel mir der öſterreichiſche Internuntius auf ſeiner Landreiſe von Conſtantinopel durch die Donauländer und Ungarn nach Wien ein. Er hatte in einem ungariſchen Wirthshaus übernachtet und ſtak noch tief in den Federn, als ihm der Hausknecht den Morgengruß brachte mit den ermunternden Worten:

Digitized by Google

„Visne Schnaps, Domine?“ Auf die Frage: „Quid est Schnaps?“ gab er die erſchöpfende Erklärung: „Schnaps, Domine, res est maxime necessaria omnibus hominibus, omni mane.“ Beſonders unentbehrlich iſt er an einem nüchternen Morgen im Schnee; als wir auf der andern Seite im Thal ankamen, hatten wir kaum mehr einen Tropfen in der Flaſche, um die vom Schneewaſſer mitgenommenen Füße zu waſchen.

Auf dem Kamm ſteht ein halb zuſammengefallenes ſteinernes Häuschen, das Dach vom Schnee eingedrückt, das Waſſer von allen Seiten herab tropfend, eine eiſige Luft von oben und durch die Wände hereinſtreichend. Das war kein Aufenthalt für ſchweißtriefende Wanderer. Nachdem ich mich ein paar Augenblicke darin umgeſehen hatte, lief ich heraus in den ſchneidenden Wind, der mir das Waſſer aus den Augen trieb, und hinunter über die nächſte Schneefläche, die letzte, die wir zu paſſiren hatten, da der Berg auf dieſer Seite vom Gipfel an frei war. Das Hinabſteigen denkt man ſich immer leichter als das Bergauf; und es iſt auch auf jeden Fall für die Lungen weniger anſtrengend. Aber es iſt doch auch kein Wandeln auf Roſen, wenn man ſich ſeinen Weg über Felstrümmer hinunter ſuchen muß, an denen man Füße und Hände zerſchellt. Der Pfad war ſo unſicher, daß man ſeine Spuren bald auf der einen, bald auf der andern Seite des Wildbachs zu entdecken glaubte; jedesmal einen bequemen Uebergang zu ſuchen, dazu war weder Zeit noch Luſt; alſo ging es durch Dick und Dünn. Oft watete ich im Waſſer, daß es mir nahezu über meine langen Juchtenſtiefeln herauf reichte. Und was war der Gewinn von allen dieſen Strapazen und Unannehmlichkeiten? An einem Gletſcher waren wir allerdings auf zehn Minuten vorbei gekommen, aber wir hatten ihn nicht geſehen, weil wir ſeine Lage nicht kannten, und hätten wir ſie auch gekannt, wir hätten doch ſchwerlich den Abſtecher über den Schnee gemacht, um etwas zu ſehen, was man anderswo in Graubünden viel bequemer und ſchöner haben kann. Kommt man nach Pontresina, ſo werden die Gletſcher ſo gemein wie Brombeeren; man kann ſie von ſeinem Fenſter aus beinahe mit der Hand erreichen. Auch an eine ordentliche Ausſicht iſt auf Scaletta nicht zu denken; man ſieht eine Anzahl von Berggipfeln und in ein paar Schluchten hinein, weiter nichts. Es iſt unendlich öd und einſam, todt und verlaſſen, man hört keinen Laut, hinauf und hinab keine Vegetation, keine Spur animaliſchen Lebens; und das iſt wohl das Beſte daran. Unwillkürlich und unbewußt hatte uns zuletzt doch auch in dieſe Höhen hinauf nichts anderes getrieben, als jenes ideale Verlangen, das uns ſchon ſo oft die Berge hinauf und die Ströme hinab gezogen hat. Man ſucht die Schauer des Eiſes, man flieht in die fernſte Einſamkeit, um die Sehnſucht nach des Lebens weichſter und wärmſter Bruſt deſto tiefer zu empfinden mit allen ihren beſeligenden Schmerzen.

Das war auch unſer unwillkürlich hervorbrechendes Gefühl, als wir uns auf das erſte trockene Raſenſtück niederwarfen, das uns an der feuchten ſteinigen Bergwand zur Raſt einlud. In ſolcher Einſamkeit, wo er keinen irdiſchen Zeugen um ſich hat, über ihm die Bläue des Himmels und unter ſeinen Füßen die aus dem Wildwaſſer hervorragende Scholle Erde, da fühlt ſich der Menſch wie am erſten Schöpfungstag; er ſteht hier, um es tief zu erkennen, daß es nicht gut iſt, allein zu ſeyn, er verlangt nach der Bruſt, in die er alle Fülle und alle Leere des Daſeyns ausſtrömen, der er alles Unſägliche ſagen könnte. Es war wie einſt am Roſenlauigletſcher:

Und wer entflohen ſeiner Zeit,
Daß er den Frieden hole
Beim Geiſt der fernſten Einſamkeit,
Er hängt an dieſem Pole.

Drum iſt's ein Schweben nur um dich,
Wenn ich am Abgrund hänge,
Mit ſüßen Todesſchauern mich
Durch's Eis der Gletſcher zwänge.

Vom Paßhäuschen auf Scaletta bis zur nächſten menſchlichen Wohnſtätte, nach Solſana, ſind es drei bis vier Stunden. Dieſes Dörfchen ſelbſt iſt ein ſo erbärmliches Neſt, wie nur eines zwiſchen den Bündner Bergen ſteckt. Dem Veltliner, mit dem man hier vergiftet wird, habe ich ſein Loblied ſchon geſungen; Durſt und Ermattung waren kaum im Stand, ein Glas davon hinunter zu treiben. Eben ſo abſcheulich waren Käſe und Salami, nur die Butter appetitlich. Um ſo intereſſanter fanden wir die Geſellſchaft. Auf den Pritſchen am Ofen lungerten zwei oder drei Italiener, die auf ihren vor dem Wirthshaus angebundenen Eſeln den Schafhirten im Gebirge, den oft genannten Bergamasken, Lebensmittel bringen wollten. Sie hatten ein paar Gläſer Schnaps getrunken und waren im Streit über die Zeche; ſo nahe auch Italieniſch und Romaniſch zuſammen grenzen, ſo bedurften ſie doch eines Dolmetſchers, um ſich bis auf den letzten Centeſimo zu verſtändigen. Ein ſolcher fand ſich in der Perſon eines jungen Schuſters, der mit ſeinen Geſellen und ein paar Nähterinnen den ganzen Tiſch beſetzte, an dem ſie eben Kaffee zum Veſperbrod einnahmen, ſo daß wir als die letzten Gäſte vorerſt ſtehen mußten, bis dieſe Mahlzeit vorüber war. Der Schuſter war ein ſpaß-

Digitized by Google

haſter, neckiſcher Kumpan, wie ſich's für das Handwerk gehört. Auf die Frage, ob ſie aus dem Ort ſelbſt ſeyen, erwiederte er mit komiſchem Pathos: „Solche Leute wie wir gibt es nicht in Solſana.“ Wir hatten das auch gedacht, hauptſächlich um des einen Mädchens willen, die offenbar nicht in dieſem Neſt heimiſch ſeyn konnte. Es war eine überraſchende, impoſante Erſcheinung, von hohem, königlichem Wuchs, vornehm in allen ihren Bewegungen, das Profil romaniſch und der Ausdruck des Geſichts doch ächt deutſch. Hinter ihrer ganzen Erſcheinung hätte gewiß jedermann etwas anderes geſucht als ein armes Nähmädchen aus dem nächſten Dorf im Engadin. Sie war aus Zuz und ihr Name, wie wir dort zufällig erfuhren, Korai. Kommt das nicht vom *Κορη* her? Dürfen wir von dieſer ſchönſten Blume des Inngartens nicht zurückgreifen auf den ganzen indogermaniſchen Stammbaum, auf die pelasgiſch-helleniſchen Lorbeer- und Myrthenkränze, auf die Lotosblumen des Orients? Ein reizenderer Anhaltspunkt für die tiefſten genealogiſch philologiſchen Studien ließe ſich nicht finden.

Tief eingedrungen in das Romaniſche bin ich natürlich in kurzen acht Tagen nicht; aber davon haben mich ſchon eine Menge einzelner Namen und Worte überzeugt, daß es nicht eine bloße Depravation des Italieniſchen iſt, daß es einen eigenen, originalen, ohne Zweifel uralten Kern hat. Man ſollte ſich übrigens beeilen, die Sprache genauer zu ergründen. Wie man mich verſicherte, wird in der Schule nur noch italieniſch und deutſch gelehrt; es ſteht alſo zu befürchten, daß das alte Rhätiſch-Graubündiſche nach wenigen Generationen aufhöre eine lebende Sprache zu ſeyn, daß es wenigſtens aus dem allgemeinen Verkehr ſich mehr und mehr in die untern verborgenen Schichten des Volkslebens zurückziehe. Deutſch wird bereits faſt ganz allgemein geſprochen; nur ein oder zweimal kam es mir vor, daß Alte mich nicht verſtanden, und das mochten vielleicht geborene Italiener ſeyn. Daß das Deutſche, das geſprochen wird, ein ſehr reines und angenehmes iſt, habe ich ſchon öfters bemerkt; der Abſtand gegen das ſonſtige Schweizerdeutſch iſt außerordentlich. In Zuz trafen wir ein Mädchen aus St. Gallen, das dort auf den Poſtwagen nach Schuls wartete. Ihr Aeußeres war angenehm und erinnerte mich auf's lebhafteſte an eine mir ſehr werthe Perſon in Deutſchland; als ſie aber den Mund öffnete, klang mir ihr ächter Schweizer Dialekt ganz unausſtehlich, und zwar nicht bloß dem Laut nach; auch die Wendungen, ſo zu ſagen das ſociale Coſtüm und Colorit der Sprache kam mir unendlich krämerhaft und niedrig vor. Ein beſonderer Umſtand trug noch bei, meinen Widerwillen zu ſteigern. Die Reiſende erzählte, wie ſie eine Brille gefunden habe, und da ſie meine bewaffneten Augen bemerkte, kam ſie an unſern Tiſch herüber und producirte ihren Fund, wie ich argwöhnte, in der Ausſicht ein Geſchäftchen zu machen. Allerdings war ſie nicht im mindeſten zudringlich, aber es war mir doch ein unangenehmer Zug. Habe ich ihr Unrecht gethan, war es nicht auf ſo etwas abgeſehen, ſo bitte ich ihr und ihrer ganzen beleidigten Nationalität von Herzen ab.

Daß der Menſchenſchlag in Graubünden auf jeden Fall einzelne Prachtexemplare aufzuweiſen hat, davon haben wir uns in Solſana überzeugt. An Schillerſchen Galgenphyſiognomien fehlt es freilich auch nicht; es iſt ein Gebirgsland und grenzt an Italien. Wenn einem in irgend einer einſamen Schlucht ein Kerl begegnet im ſpitzen Hut, dem italieniſchen Kittel, die Beine in Kamaſchen geſchnürt, ſo braucht es kaum noch des ſchwarzen Bartes und der dunkeln Augen, um an Banditen und Briganden zu denken. In den offeneren Thälern ſehen auch die Menſchen reinlicher, geſchlachter, einnehmender aus; hohe, kräftige Geſtalten ſind häufig. Der junge Führer, den wir von Pontreſina auf den Piz Languard nehmen wollten, war ein ſo hübſcher Mann von athletiſchem Körperbau, mit ſo intelligentem Geſicht und ſo anſtändigem, gewandtem Benehmen, daß mir noch jetzt ſeine einzelnen Züge auf's lebendigſte gegenwärtig ſind. Dieſe Führer haben überhaupt oft eine eigenthümliche Miſſion. Ich erinnere mich aus früheren Jahren, wie mir einmal einer auf dem Rigi viel zu denken gab. Es war auch ſo ein junger, hübſcher, elaſtiſcher Burſche, der mit einer engliſchen Dame vom Vierwaldſtätter See herauf kam. Die Engländerin war ſo zart und durchſichtig wie nur eine von den blondlockigen Schönheiten ihrer Nation. Das Paar kam ſchon weiter her mit einander, vom Wallis durch das Oberland herüber; ein überflüſſiger Gemahl zottelte hinten nach. Von Brunnen ließ ſich die Dame in einem Seſſel heraufſtragen; der Guide ſtieg ſo ſtolz nebenher wie ein ſpaniſcher Arriero. Wenn die Träger den Seſſel hinſtellten, beugte er ſich zu ſeiner Herrin hinab, um ihr eine Alpenblume zu präſentiren, die er für ſie gepflückt hatte: „Voilà, Madame, une jolie fleur.“ Dabei entwickelte er eine Galanterie, die das Naturwüchſige des Alpenſohns mit einer bei ſeiner Touriſtenlaufbahn erworbenen ſocialen Gewandtheit in verführeriſcher Miſchung vereinigte. Wie mir ſchien, war die Lady auch keineswegs unempfänglich hiefür, was ich ganz natürlich fand. Um den Lord krähte kein Hahn.

(Fortſetzung folgt.)

Kunſt.

Karl von Enhuber.

(Schluß.)

Im vorigen Jahr hat Enhuber ein Bild im Münchner Kunſtverein ausgeſtellt, das nach größeres Aufſehen machte und in einer und der andern Beziehung auch wirklich bedeutender erſcheint. Es iſt für das großherzogliche Muſeum zu Darmſtadt angekauft und wird demnächſt ebenfalls im Stich erſcheinen. Eine Schilderung des „Gerichtstags“ — dieſen Namen hat das Bild erhalten — wird die Anſchauung, die ich von der Kunſtart Enhubers zu geben verſucht habe, vervollſtändigen.

Wir ſehen in den Hof des Landgerichts (eines ehemaligen Schloſſes, das an Starnberg erinnert) und unſer Blick wird zunächſt von der Gruppe angezogen, welche die Mitte des Bildes einnimmt. Es iſt ein ländliches Brautpaar mit den Seinen. Das Mädchen, den Heirathsconſenz in der Hand, ſchaut tiefbegnügt für ſich hin; der Burſche, der ihr zur Rechten geht, ſcheint ihr eben etwas zugeflüſtert zu haben, was ihre Zufriedenheit nur vermehren konnte. Beide ſind ſtattlich und hübſch und gewinnend, ohne durch Haltung und Ausdruck im Geringſten über die Sphäre des Landvolks hinauszugehen. Hinter ihnen erblicken wir die Eltern der Braut. Der Vater, mit einem Schirm unter dem linken Arm und den Hut in der Hand, rückt mit der Rechten an der Zipfelmütze, die den etwas kahlen Scheitel bedeckt, und ſieht mit einem ſehr curioſen Geſicht für ſich hin. Er hat ſeine Einwilligung gegeben, die Sache iſt abgemacht; aber es hat doch verdammt viel gekoſtet dadrinne! — Die ſchönen Guldenſtücke und Kranthaler, die er mitgebracht, ſind im Landgericht geblieben, und das Mißgefühl, das die Trennung von ihnen erregen mußte, verſäuert nun einigermaßen das Behagen, das er ſanft hätte empfinden können. Indeſſen, dieſes Gefühl wird verdunſten und der wackre Alte wird wieder ſo gemüthlich ausſehen, wie ſchon jetzt ſeine neben ihm gehende tüchtige Ehehälfte.

Nicht ohne Theilnahme von Seiten Hierbleibender verlaſſen die Glücklichen den Hof. Der Gruppe zur Linken (rechts vom Beſchauer) ſitzt ein wandernder Bergmann mit ſeiner Tochter und eine Bäuerin mit einem Karb, der Geflügel enthält, von dem wir übrigens nicht annehmen wollen, daß es zum Geſchenk für die Frau Landrichterin beſtimmt iſt. Die Alte ſchaut dem Paar mit ruhigem Ausdruck nach; die Tochter des Bergmanns aber ſieht mit einem Blick zur Seite, als ob ſie erwagen hätte, wie ſchön es doch ſeyn müſſe, Braut zu ſeyn, und nun ihr Herz ein unſchuldiges Verlangen bewegte. Sie iſt lieb und gut, das hübſche Kind, und ſie gönnt jener ihr Glück von ganzer Seele; allein ſie iſt ſich der Armuth ihres Vaters bewußt, der neben ihr mit ernſtergebenem Geſicht zu Boden ſieht, und kann ſich einer melancholiſchen Empfindung nicht erwehren. Dieſe drückt ſich in ihren Zügen aber ſo ſanft aus, daß ſie ihr nur um ſo mehr unſere Theilnahme gewinnt. Wenn die Braut vor ihr das Glück des Lebens, ſo hat ſie vor jener das natürlich zartere Gefühl voraus.

Zu äußerſt rechts und zu äußerſt links erblicken wir je zwei Mannsgeſtalten. Jene, mit verbundenem Geſicht und trotzigen Mienen, geben ſich als Raufer kund, die heute für jüngſt verübte Thaten ihr Urtheil zu empfangen haben; in dieſen erkennen wir einen jüdiſchen Güterhändler mit einem älteren Bauer, der ſeinen Worten horcht und vielleicht ſein Opfer wird. Doch ſie kommen zunächſt nicht vor. Unter der Thüre des Hauſes ſteht der behäbige Gerichtsdiener, hinter dem Ohr die Feder, in der Linken ein Blatt Papier, und winkt mit dem Zeigefinger der erhobenen Rechten einem Individuum zunächſt vor dem Güterhändler, als ob er ſagen wollte: „Sa, komm nur jetzt herein, du dahinten!“ Der im Dienſte des Landgerichts grau und rund Gewordene kennt offenbar den Vorgeladenen gar wohl, und wenn er auch durchaus keinen Grund hat, ihn hochzuſchätzen, ſo fühlt er doch ein gewiſſes Intereſſe für ihn, wie man es unter allen Umſtänden einem alten Bekannten zuzuwenden pflegt; ja, man möchte beinahe ſagen, ſeine Züge drücken eine Art Wohlwollen aus. — Der Herbeigewinkte zeigt eine Haltung, welche der Einladung durchaus entſpricht. Ihm iſt der Mann und das Haus mit ſeinen Bräuchen etwas Vertrautes. Sehr demüthig zwar, mit einem Eifer unbedingter Hingebung, drückt er den Hut an die eingezogene Bruſt, indem er zugleich auf den Gerichtsdiener einen Blick richtet, als ob der Grund der Ladung ihm vollkommen gegenwärtig wäre. Allein wenn dieſer auch keineswegs etwas Gutes, am wenigſten etwas Ehrenvolles iſt, und er ſchon voraus empfindet, was er dafür in Empfang zu nehmen hat, ſo ſpricht aus dem Geſicht doch zugleich eine ſolche Gewöhnung an ſeine Lebensweiſe und ein Gefühl ſeiner Fähigkeit eben zu dieſer, daß man erkennt, er liebt ſie doch am meiſten von allen, wie ſehr ſie auch ihrerſeits von Dornen umgeben ſeyn mag. Es iſt, kurz geſagt, ein Lump, dem es ſo natürlich iſt einer zu ſeyn, daß man ihm kaum zumuthen möchte, ſich zu beſſern. Er wird die Strafe diktirt erhalten, die er wohl verdient hat, und wird ſie leiden und die freie Wahnung, die man

ihm etwa einräumt, wieder verlaſſen, um den eine Zeitlang unterbrochenen Gang auf's Neue zu unternehmen und nach Möglichkeit fortzuſetzen.

Die nach übrigen Figuren vollenden das Bild und runden es zum Ganzen. Links im Vordergrund liegt auf einer graſigen Erhöhung ein Handwerksburſch mit ſeinem Wanderbuch, den von uns abgewendeten Kopf neugierig dem Vagabunden zukehrend, und neben ihm ſitzt ein Mann in reiferen Jahren, mit einem Schriftſtück in der Taſche, der ganz in ſeine Gedanken verloren iſt. Am Hafthor ſehen wir einen älteren Bauer einer Bäuerin etwas vordemonſtriren, dem dieſe mit aller Kraft widerſpricht. Der Didym muß eine gewiſſe Bedeutung haben, denn zwei Perſonen horchen mit Aufmerkſamkeit. Gleitet unſer Blick von ihnen weg, ſo fällt er auf eine junge Dirne, die ihre Augen auf jene richtet, aber augenſcheinlich zur Familie des Brautpaars gehört. Und ſo ſind wir wieder bei dieſen beiden, welche die Kraft der Jugend und die Freude des Lebens im Bilde repräſentiren. Mögen ſie heimziehen, die Glücklichen, dem treuen Spitz nach, der ihnen ſo munter vorausläuft! Wenn ſie am Hafthor anlangen, werden ſie Perſonen erblicken, mit denen ſie bald zu thun bekommen ſollen. Auf der Bank unter dem ſtattlichen Baum zur Linken ſitzt der ebenſo würdige als wohlgenährte geiſtliche Herr, und der lange, hagere Lehrer, den Stock wie eine Pike eingelegt, kommt, einem Buben folgend, in ſteifem Anſtand gegen das Thor her. Durch dieſes ſehen wir zur Rechten auf die Kirche und an ihr vorbei in ein Stück wolkenloſen Himmels.

Der Künſtler hat in dieſem Bilde nicht nur ſämmtliche Figuren, ſondern auch das Landſchaftliche vortrefflich behandelt. Wir erhalten das Gefühl eines klaren, milden Sommertags, und die Gattin oder Tochter des „gnädigen Herrn," die auf dem Balkon des alten Schloſſes ſichtbar wird, mag ſich an einer reizenden Ausſicht vergnügen. Auch drunten im Hof ſehen wir Leid und Freud der Menſchen von der Poeſie der Natur umhaucht.

Die Stärke der Genremalerei liegt hauptſächlich in der Ausführung. Das wirkliche Leben bietet ein unerſchöpfliches Material zur Darſtellung. Im Grunde iſt Alles brauchbar, „und wo ihr's packt, da iſt's intereſſant." Es kommt aber nicht nur darauf an, daß der Künſtler die Gegenſtände in ihrer Eigenthümlichkeit ergreift und poetiſch empfindet, ſondern daß er ſich auch im Bilde nicht mit blaßer Andeutung begnügt und vielmehr in liebevoller Durcharbeitung mit dem frei geſehenen Leben ſelbſt wetteifert. Entbehrt der Genremaler des Vortheils, welchen dem Hiſtorienmaler die große, bedeutungsvolle geſchichtliche Handlung bietet, ſo muß er dafür der Mittel ſich bedienen, welche die Natur ihm an die Hand gibt. Unter dieſen ſteht die individuelle Erſcheinung obenan. Kein Geſchöpf der Natur iſt gleich dem andern; jedes iſt geworden, gewachſen, und ruht damit in ſich ſelber. Dieſes Specifiſche der Wirklichkeit hat der Genremaler künſtleriſch wiederzugeben. Auch er muß idealiſiren und ſtyliſiren, denn ſonſt verdient er nicht den Namen eines Künſtlers; aber er hat dabei ungleich mehr den Linien der Natur zu folgen, als auch der Maler, der einen profangeſchichtlichen Gegenſtand behandelt, und nur dafür Sorge zu tragen, daß doch alles in ſeiner Art bedeutſam und ſchön herauskomme. Er iſt mit Einem Wort vor Allem auf Sachlichkeit, auf genaue Wiedergabe des Lebens im Einzelnen und Ganzen gewieſen. An ſeinem Abbild, auch wenn es ein künſtleriſch verklärendes iſt, muß doch hauptſächlich die Treue zu rühmen ſeyn.

Wie ſich die menſchlichen Leiſtungen überhaupt durch ein Mehr oder Weniger von Geiſt und Natur, oder, um die jetzt geläufigeren Ausdrücke zu brauchen, von Idealität und Realität unterſcheiden, ſo theilt ſich auch die heutige Genremalerei in eine mehr idealiſtiſche und eine mehr realiſtiſche. Enhuber legt den Accent augenſcheinlich auf die Naturwahrheit, um nur von ihr aus zur Schönheit in ſeinem Sinne zu gelangen. Verſchafft er ſich dadurch den Vortheil des eigenthümlichen Ausdrucks, vermöge deſſen wir an jeder Figur in ſeinen Bildern unſere beſondere Freude haben, und wollen wir ihn in formeller Beziehung durchaus nicht anders haben, als er iſt, ſo läßt ſich doch nicht läugnen, daß er ſtafflich dem Charakteriſtiſchen, Derben und Luſtigen, wie es uns in der Wirklichkeit zumeiſt entgegentritt, bis jetzt einen ungleich größeren Raum in ſeinen Darſtellungen gewährt hat, als dem gemüthlich Feinen, Edlen und Zarten, wie es im Leben gleichfalls naturkräftig erſcheint. Er wird ſicher wohlthun, ſolche Elemente künftig mehr in den Kreis ſeiner Kunſt hereinzuziehen. Daß er auch ihnen gewachſen iſt, hat er bewieſen. Und ihm darf man dergleichen ſchon rathen; denn daß er die Baſis der Natur verlaſſe, um ſentimental zu werden, das iſt bei ſeinem wahrhaften Weſen glücklicherweiſe nicht möglich.

Man hat ſchon öfter die Bemerkung gemacht, daß produktive Menſchen, die ſich langſamer entwickeln und ſpäter ihre Fähigkeiten in die Hand bekommen, auch länger friſch bleiben und ihre beſten Arbeiten in der zweiten Hälfte ihres Lebens zu Stande bringen. Auch Enhuber, obwohl er das fünfzigſte Lebensjahr bereits überſchritten hat, iſt als Künſtler offenbar im Wachſen. Er ſteht in jener „zweiten Jugend," der die Zeit nichts anhaben kann, ſo lange der Leib der Seele zu dienen geſund und kräftig iſt. Für jetzt hat er mehrere Bilder angelegt, durch deren Ausführung er die Zahl ſeiner Freunde und ſeinen Ruhm vermehren wird. Eine „Reiſegeſellſchaft," die in dem bedeckten Vorplatz eines Dorfwirthshauſes das Aufhören des niederſtrömenden Regens erwartet, hat wieder ein vorzugsweiſe humoriſtiſches Gepräge und dürfte in der Ausführung eine ſeiner anmuthigſten Darſtellungen werden, da ſich der Künſtler hier unter andern die Aufgabe geſtellt hat, die Langeweile, die in der Seele der gezwungen hier Sitzenden und Müſſigen Platz genommen, zum erheiternden Ausdruck zu bringen. Das Gegenſtück dazu bildet eine Wirthshausſcene von unheimlichem Charakter. Ein

Digitized by Google

Menſch, auf dem der Verdacht eines Verbrechens laſtet, wagt ſich nochmals unter die Leute; aber man zieht ſich ſcheu von ihm zurück, ſieht ihn von der Seite und aus der Ferne an, und zwei im Hintergrund ſichtbar werdende Bajonette verkünden uns den Ausgang dieſes letzten Verſuchs. Das erſte der beiden Bilder iſt ſchon beſtellt und wird zunächſt fertig werden. Das zweite dürfte dem Künſtler Gelegenheit zu einer tiefcharakteriſtiſchen Darſtellung geben, da er nicht ruhen wird, bevor namentlich auch der Verbrecher in ſeiner ganzen tragiſchen Unheimlichkeit herausgekommen iſt. Ich für meine Perſon würde indeß wünſchen, daß er nicht unterlaſſen möchte, auch einen dritten Entwurf auszuführen und ein Gemälde herzuſtellen, das einen ernſt wohlthuenden, ſittlich rührenden und befriedigenden Eindruck machen würde.

Die Scene iſt ebenfalls in einer Wirthsſtube; aber die Zecher ſind nicht die Hauptperſonen. Eine kleine Geſellſchaft ſitzt an der Seite und freut ſich der Wärme, die der große Ofen von ſich gibt. Denn es iſt ein grimmig kalter Tag, wie ein Blick durch's Fenſter in die Landſchaft uns erkennen läßt. Schöner und inniger freut ſich aber des wohligen Aufenthalts eine arme Wittwe mit ihren zwei Kindern, denen die gute Wirthin mit ihrer Tochter auf dem Tiſch in der Mitte eine kräftige Suppe vorſetzt. Das Glück der Mutter und der Kinder, das Mitgefühl der braven Geberinnen dürfte der Künſtler auf eine Weiſe anſchaulich machen, daß dieſes „Werk der Barmherzigkeit“ eben in ſeiner natürlich anſpruchsloſen Art die innerſten Saiten des Herzens in Bewegung ſetzen würde.

Wir leben in einer Zeit, deren erkannte Aufgabe es iſt, jedem das Seine geben zu lernen. Die Kämpfe zwiſchen entgegenſtehenden Einſeitigkeiten haben eben den Zweck, zu der gerechten Ausgleichung das Material zu liefern und immer wieder an dieſe zu erinnern, die das Ziel der Beſten iſt. In der Wirklichkeit wird es immer zwei Richtungen geben, die ſich durch das Vorherrſchen des Geiſtes oder der Natur unterſcheiden und die als idealiſtiſche und realiſtiſche einander entgegengeſetzt werden. Sollen aber dieſe bleiben, ſo iſt nicht nöthig, daß auch ihr gegneriſches Verhalten bleibe und die Ungerechtigkeit, womit man die eine auf Koſten der andern hervorhebt. Beſſer iſt es für beide, wenn ſie frei von einander lernen und wechſelſeitig ihre Vorzüge mit Wohlwollen betrachten. Die Meiſter ſind ſich immer verwandt, wie verſchieden auch ihre Fächer ſeyn mögen, und das Beſte in der einen Sphäre berührt ſich mit dem Beſten in der andern.

—r.

Correſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Die neuen Theater. — Neubauten.

Der große Pan iſt todt — der Schauſpieler Bocage, der Pan des romantiſchen Dramas, an dem er ſich gewiſſenhaft zerarbeitet. In den dreißiger Jahren galt er für einen grand homme; er war längſt vergeſſen, als er ſtarb. Der Ruhm des Acteurs fährt vorüber wie eine Sternſchnuppe in der Sommernacht; der Nachwelt läßt er nichts zurück als einen todten Namen. „Wir kennen dieſe alten Celebritäten nicht,“ ſagt der Feuilletoniſt der Opinion nationale; „an J. Janin iſt's, ſie einzuſargen; er war dreißig Jahre lang ihr Troſt und ihre Stütze.“ Das iſt das Ende vom Liede!

Wenn Bocage mit ſeinen langen Beinen und ſeiner langen hagern Geſtalt auf der Bühne hin und her ging wie der Löwe des Jardin des Plantes, und die dunkeln Augen unter den tief herabhängenden Brauen rollte, und mit den zerriſſenen, barocken Verſen V. Hugos um ſich warf, dann jauchzte das entzückte Publikum, nämlich das Publikum von 1830 bis 1840. Damals vibrirte noch die romantiſche Bewegung, die ſich wie ein Sturm nach dem Sturz des Kaiſerreichs erhob. Der lange niedergedrückte Nationalgeiſt ſchwang ſich mit unaufhaltſamer Energie empor und riß alles nieder, was im Wege ſtand, in der Kunſt wie in der Politik. Mit Karl X. fiel die claſſiſche Poeſie.

Leute, welche Bocage als Antony geſehen in Dumas famoſem Drama, wiſſen nicht genug von der Wirkung zu ſagen, die er hervorbrachte im Augenblick, wo er, bei ſeiner Geliebten, dem Weibe eines andern, überraſcht, ſie erſticht, indem er ausruft: „Elle me résistait, je l'ai tuée!“ Auch als Didier in Marion Delorme wird er gerühmt. V. Hugos Dramen ſind verboten; man könnte ſie ſpielen laſſen, ſie zünden nicht mehr. Mit den Burggrafen tritt der Wendepunkt ein. Lucrèce von Ponſard kündigte eine claſſiſche Reaction an, die verpuffte.

Bocage war früh gealtert; mit ſeinem weißen Haupthaar, der weißen „Royale“ unter der runzlichen Lippe

und der fahlen Bläſſe ſeiner eingeſunkenen Wangen hätte man ihn für einen Achtziger halten können. Er ſtarb im 63ſten Jahre; immerhin ein bedeutender Künſtler, der Taima des romantiſchen Dramas, und in hoher Achtung bei allen ſtehend, die ihn kannten.

Das neue Gaitétheater liegt am Square des Conservatoire des Arts et Métiers. Die Façade iſt heiter und freundlich; ſechs Säulen — rather Marmor — tragen den zierlichen Bogen der Loggia; hohe breite Fenſter, ein kühn gewölbtes Portal. Zwei reiche Hotels rahmen das allerliebſte Theater ein, das von außen ſeinem Namen völlig entſpricht. Drinnen aber hauſt ein finſterer Geiſt, drinnen, auf der Bühne, treiben wieder Rachſucht und Bosheit ihre Teufeleien. Ein lockerer junger Herr, Raoul de Sabran mit Namen, hatte eine Maitreſſe; das wird im Leben geduldet und auf der Bühne. Ein Monſieur de Varannes hat ſie ihm abſpenſtig gemacht und Raoul rächt ſich. Er erfährt, daß ſein Rivale ſich nächſtens verheirathet; Diane, die zugleich Varannes Conſine iſt, wohnt im Schloſſe Pantaiec in der Bretagne, Raoul eilt dorthin, gibt ſich für einen Flüchtling aus und verführt die keuſche Diane — welch ein Hohn in dem Namen! Und als ſeine Liſt entdeckt wird, weigert er ſich, das Opfer ſeiner Ruchloſigkeit zu Ehren zu bringen. Das Alles iſt abſcheulich; was noch kommt, iſt Unſinn. Diane entdeckt ſich ihrer Freundin. Marcelle geht Varannes zu Leibe, er willigt darein, Dianen zu heirathen. Im Augenblick, wo die Trauung vor ſich gehen ſoll, ſchlägt er eine hölliſche Lache auf — er iſt wahnſinnig. Später kommt er wieder zurecht und verliebt ſich in Marcelle, und Marcelle verliebt ſich in ihn; und wie das ausgeht, habe ich vergeſſen. Es iſt des Unſinns genug. Zur Ehre des Publikums ſey es geſagt: es hat gepfiffen.

Die Gaité iſt ein Volkstheater. Bei dieſer „Luſtigkeit" ſtehen Einem die Haare zu Berge. Läßt ſich nichts anderes finden, dem Volke das Herz zu erfreuen? Das Unkraut, das dieſe brach liegenden Naturen überwuchert, hat die beſſeren Triebe darin nicht erſtickt. Das Volk hat Sinn für Großes und Edles. Welch ein Jubel, ſo oft die großen Kaiſerſchlachten im ehemaligen Cirque geſchlagen wurden! Wenn ein General zu einem Sergeanten ſagte: „Hier ſtell' dich auf mit deinen Leuten und laß dich niederhauen!" und der Sergeant antwortete: „Oui, mon général! Vive l'empereur!" dann war des Klatſchens kein Ende. Es hat zudem ſeine große Gefahr, dem Volke die Miſère der höheren Stände unter die Augen zu bringen; die Schändlichkeiten der Reichen erbittern und verderben die Armen.

Das Odeon iſt ehrbar, es nennt ſich „zweites Théâtre français," es iſt eine ſogenannte literariſche Bühne, es liegt inmitten des lateiniſchen Landes. Ponſards Lucrèce wurde bekanntlich hier zum erſten mal gegeben. Die dießjährige Saiſon iſt mit „le Marquis Harpagon" eröffnet worden. Die Dichter ſind ein geplagtes Volk, zumal die Bühnendichter, und ein Theaterdirektor iſt ein unbarmherziger Paſcho. Siraudin ſtieg eines Tags zu einem ſolchen Wütherich, der ihn nicht anhören wollte, mittelſt einer Leiter in's Zimmer und nöthigte ihm ein Stück auf, das hundert Darſtellungen erlebte. Le marquis Harpagon war für das Vaudeville geſchrieben worden; als es einſtudirt war, ſtirbt der Direktor, damals Louis Lurine; an ſeine Stelle tritt Dormeuil, der das Theater des Palais Royal gegründet hat; er wollte von dem großen Drama nichts wiſſen. Dormeuil hatte früher im Vaudeville geglänzt, in der Poſſe mit Couplets. Nach der Probe erklärte Dormeuil, er werde das Stück nicht aufführen laſſen. Er war in ſeinem Rechte. Der arme Dichter nahm ſein Manuſcript unter den Arm und zog von dannen. Raymon-Deſiandes fand eine freundlichere Aufnahme im Odeontheater, allein die Jahreszeit war unterdeſſen zu weit vorgerückt, man vertröſtete ihn auf das kommende Jahr. Unterdeſſen ſtand es ihm frei, zu verhungern, wenn er anders nicht vorzog, bei Nacht und Nebel ſich in irgend einem Straßenwinkel aufzuhängen, wie Gerard Nerval, deſſen Leichnam ſämmtliche Journale mit ſehr ſchönen, eleganten Phraſen behängt haben, aber niemand kam ihm in der Noth zu Hülfe.

Endlich iſt denn dem vielfach verunglimpften „Marquis Harpagon" Recht widerfahren. Der Saal war bei der erſten Darſtellung übervoll, ſogar ſoll man Dormeuil in einer Baignoire bemerkt haben. Auf der Affiche iſt das Stück als Luſtſpiel angekündigt. Der erſte Akt könnte allenfalls für luſtig gelten; der Geiz des Marquis mocht lachen. Ich lache aber über einen Geizhals mit ſchwerem Herzen: es iſt eine beängſtigende Komik. In den folgenden drei Aufzügen iſt viel geweint worden; die Thränen haben das Luſtſpiel gerettet. Der Marquis Harpagon iſt ſchon auf einer andern Bühne als gentilhomme pauvre erſchienen; auch iſt der Roman von Conſcience allbekannt; aber es iſt da eine Scene, die niemals ihre Wirkung verfehlt. Wenn der alte Marquis, dieſer Geizhals wider Willen, der mit wahrem Heldenmuthe knauſert, der ſein Vermögen geopfert, um die Ehre des Bruders zu retten, dem das Herz blutet und der obendrein ausgelacht wird, wenn er nun zuletzt angegangen wird um eine Mitgift für ſeine Tochter, und er ſie verweigern muß, weil er ſie nicht hat, und die Tochter, dadurch um ihr Lebensglück gebracht, ſich empört gegen die unerbittliche Habſucht ihres Vaters, und wenn nun die Kraft des alten Mannes zuſammenbricht und das Geheimniß ſeines Geldgeizes ihm durchgeht, und die Tochter ihm in die Arme ſtürzt und Thränen der Reue an ſeinem Herzen vergießt — ſo mag das Iffiandiſcher Familienjammer ſeyn; aber in dieſem Momente, wer denkt da an die Schule? Und man hat überhaupt Unrecht, ſo verächtlich auf dieſen Familienjammer herabzuſehen; wie der Roman bereits unſer Epos iſt, ſo wird das bürgerliche Drama unſere Tragödie.

Von den beiden neuen Theatern auf dem Platze du Chatelet hat der Cirque zuerſt ſeinen Saal dem Publikum geöffnet. Das Aeußere iſt weitſchichtig und zugleich maſſiv;

Digitized by Google

es erdrückt gleichſam den Blick des Beſchauers; ſchwerfällige Verhältniſſe, enge Fenſter, das Ganze ohne Sinn und Charakter. Im Innern aber herrſcht Pracht und Bequemlichkeit: weite Zugänge, geräumige Couloirs, herrliche Stiegen. Der Saal vollends iſt ſplendid: weiß mit Gold, die Logen mit rothem Sammt ausgeſchlagen, und was über Alles geht, eine feenhafte und wohlthuende Beleuchtung. Durch die Decke ſickert reichlich und gleichmäßig das reinſte Licht; der abſcheuliche Kronleuchter, dieſes ſchwebende Feuermeer, das Einem die Augen wund blitzt, iſt beſeitigt. Und dazu ganz behagliche Sitze, und dieſe gehen von ſelbſt in die Höhe, wenn der Zuſchauer aufſteht, um die ſpäter kommenden vorüber gehen zu laſſen; in den Raum, der dadurch frei wird, tritt man zurück, und ſo wird man durch die Aus- und Eingehenden nicht im mindeſten berührt. Aber auch die Logen der „Avantſcenes“ ſind beſeitigt; man hat ſie durch einen convexen Vorſprung erſetzt, an dem die Stimme des Schauſpielers zurückprallt. Dieſe wird gleichfalls durch den Ventilationsapparat an der ſogenannten Rampe nach dem Proſcenium hin geweht, ſo daß man in den entfernteren Regionen des Saals ſchlecht hört, was auf der Bühne geſprochen wird. Das neue Theater hat mit dem alten Zauberer Rothomago ſeine Vorſtellungen begonnen und über den alten Hexenmeiſter haben wir nichts Neues zu berichten.

Heute in der komiſchen Oper zum erſtenmal Zemire und Azor von Gretry, zum erſten mal als Reprise. Eine Demoiſelle Barelli — den Namen ſchreiben wir hier zum erſten mal — wird als Zemire debütiren. Aubers Partitur: „la fiancée du roi de Garbe,“ eilt ihrem Abſchluß zu; neue Muſik von einem alten Componiſten. Der Text iſt noch von Scribe, der eben auch nicht mehr jung war. Gegen Ende des Monats beginnen die Proben von „le cabaret des amours,“ wo ich nicht irre von Michel Carré und Jules Barbier, die Muſik jedenfalls von Pascal. Noch haben wir eine einaktige komiſche Oper von A. Dumas zu erwarten; die Muſik iſt von Poiſe (?).

Die palingenetiſche Bewegung dauert fort. Das neue Paris bricht auf allen Seiten hervor, mit normaler Einförmigkeit, Haus an Haus, eines wie das andere; Erdgeſchoß mit sous-sol und entre-sol, drei Stockwerke und Manſarden, zuſammen 64 Schuh Höhe; es gibt hier ſolche Häuſerreihen, die eine Stunde lang ſind. Die Straße Lafayette wird bis zur Straße Laffitte durchgebrochen, die Arbeiten haben bereits begonnen. Der Hügel, der unter dem Namen butte des moulins bekannt iſt, ſoll abgetragen werden; mit demſelben würden ein Dutzend Gaſſen und über hundert Häuſer verſchwinden. Das koloſſale Unternehmen würde von einer Privatgeſellſchaft ausgeführt werden. Endlich ſoll der ganze Montmartre, la butte Montmartre, in einen Park umgewandelt werden. Darüber das Nähere im nächſten Berichte.

Aus Norder-Dithmarſchen, September.

(Schluß.)

Seebad Büſum.

Einige Abwechſelung in dieſe abſtoßende Monotonie bringen die originellen Geſtalten der Krabbenſängerinnen, die bei jeder Ebbe, ſobald das Watt waſſerleer wird, mit ihren Netzen und übrigen Geräthſchaften an den Strand eilen, über den Steindamm hinunter auf den Meeresgrund klettern und die auch zur tiefſten Ebbe ſtark bewegten Wattſtröme aufſuchen. Es beſchäftigen ſich mit dem Krabbenfange nur Weiber. So beſchwerlich das Geſchäft iſt, ſo lohnend ſoll es ſeyn. Die kurze Friſt einer Stunde bringt genügende Ausbeute und wirft den reſoluten Mannweibern an reinem Gewinn etwa eine Mark Hamb. Cour. (12 Sgr.) ab.

Die beliebten, ſehr wohlſchmeckenden kleinen Schaalthiere, welche im Hochdeutſchen den Namen „Krabben“ führen, im Plattdeutſchen aber bald „Porren,“ bald auch „Kraut,“ wie in ganz Dithmarſchen genannt werden, bevölkern das Meer zu Milliarden. In der Nordſee fängt man ſie immer nur zur Zeit der Tiefebbe, weil dann das ſtark abfließende, ſtets ſehr trübe Gewäſſer der Wattſtröme die wimmelnde Brut maſſenhaft in die Netze führt. Der Fang iſt an den Küſten Dithmarſchens ſo reich, daß zahlreiche Familien ſich ganz davon nähren, und einer der tiefſten und breiteſten Wattſtröme, das von der Miele ſich ſüdwärts wendende „Krautloch,“ ſeinen Namen von dieſen in ſeinen Gewäſſern vorzugsweiſe ſich vorfindenden Schaalthieren herleitet. Die Tracht der Krabbenſängerin iſt ſehr einfach, dabei aber doch maleriſch. Statt des Frauenrockes trägt ſie Beinkleider von gröbſtem, grauem Linnen, die kaum das Knie bedecken und am untern Ende meiſtentheils in natürliche Franſen zerfaſert ſind. Ein grober Schurz bedeckt den Leib, eine kurze Jacke Bruſt, Schultern und Arme. Auf dem ſchlecht oder gar nicht friſirten Haar ſitzt ein breitrandiger, runder Strohhut, den ein Sturmband feſthält. Beine und Füße ſind blos. Das

Digitized by Google

Netz, deſſen ſich die Krabbenfängerin bedient, bildet ein Halbrund mit etwa vier Fuß langem Stiele. Geht ſie auf's Watt, ſo ſchieppt ſie es, durch einen Strick um den Leib befeſtigt, ſo hinter ſich, daß der lange Stiel auf der Erde ſchleift, die einen großen Beutel bildenden Maſchen des Netzes aber von den Hüften abwärts nur bis an das Kniegelenk reichen. An beiden Armgelenken hängt ihr ein länglich runder Korb, die zur Aufnahme der Krabben dienen und gewöhnlich beide nach einſtündiger Arbeit bis zum Rande mit dem vielfüßigen, mattgrauen, ſpringenden Seegethier angefüllt ſind. Beim Fange ſelbſt wird das Netz auf den Meeresgrund gelaſſen und mit dem Stiele langſam ſtromaufwärts geſchoben. Die Fängerin watet dabei faſt immer bis an die Hüften im Waſſer. Sobald das Meer zu fluthen beginnt, beeilt ſie ſich, um im ungünſtigen Falle von den oft ſchnell ſteigenden Wellen nicht an der Rückkehr über das Watt verhindert zu werden.

Büſum war früher, und zwar bis in das Jahr 1585 eine Inſel, welche drei bedeutende Ortſchaften, nämlich Süderdorp, Middelsdorp und Norddorp enthielt. Gegen Nord und Oſt ſchied es ein beträchtlicher Meeresarm, der Wahrdamms- oder Wahrſtrom, von dem Feſtlande. Die vielen Hochfluthen aber riſſen im Süden und Weſten von Jahr zu Jahr immer mehr Land fort und verſchlangen nach und nach die Orte Süder- und Middelsdorp. Nur das auf einer ſandigen Erhöhung, die in ſehr früher Zeit wahrſcheinlich eine Düne war, gelegene Norddorp blieb von den Fluthen verſchont. Gleichzeitig ſchlickte in Wahrdammsſtrom mehr und mehr Land an, ſo daß dieſer Meerſtrom bei Ebbe zu Fuß überſchritten werden konnte. Dieß veranlaßte die alten Büſumer, die überhaupt ein kernhaftes und unternehmendes, nur freilich auch etwas rohes Völkchen waren, das es mit dem Mein und Dein nicht immer ſehr genau nahm, mit Unterſtützung der jenſeits des Wahrſtroms wohnenden Nachbarn, dieſen abzudämmen und die ganze Inſel dadurch landfeſt zu machen. So ward der Friedrichsgabe-, der Wahrdamms- und ſpäter der Hedwigenkoog dem Meere abgewonnen, drei Kooge, die zu den fruchtbarſten Marſchſtrichen gehören und eine bedeutende Anzahl der größten und reichſten Höfe tragen. Dem eigentlichen Büſumer haftet trotz dieſes Zuſammenwachſens mit dem Feſtlande doch immer noch etwas Inſulares an. Ohld Büſum geht ihm über Alles, und daß er kein rechter Feſtlandsmann geworden iſt, verräth ſchon ſeine Redeweiſe. Er geht nicht aus, ſondern „von“ Büſum, er wohnt nicht in, ſondern „auf“ Büſum, und auch ſeinem Dafürhalten iſt nirgends beſſer ſeyn als „up Büſen,“ wie der gemeine Mann zu ſagen pflegt.

Fremde möchten dieſer Anſicht ſchwerlich beipflichten, da es der Mängel in dem unanſehnlichen Orte entſchieden mehr als der Vorzüge gibt, die Unbequemlichkeiten, welche dem Badeſtrande eigenthümlich ſind, gar nicht mitgerechnet; indeß wird es ſchwerlich gelingen, die Eingeborenen andern Sinnes zu machen. Der fremde Badegaſt vermißt eine geordnete, zuverläſſige Poſtverbindung; es fehlen ihm Zeitungen und andere Lektüre; es gebricht endlich an einem anziehenden Mittelpunkte, wo Jeder nach Belieben verkehren kann. Irgend einen Bau am Strande unſern des Bades,[1] wo man bei gutem wie ſchlechtem Wetter zuſammenkommen und etwa die Abende zubringen könnte, ſucht man vergeblich, und es iſt wohl auch kaum Ausſicht vorhanden, daß jemals ein ſolcher entſtehen wird, da die ganze Erhaltung des Bades von einem einzigen Manne mit geringen Mitteln abhängt und die Commune wenig oder gar kein Intereſſe daran zu haben ſcheint. Als Badeort wird daher Büſum höchſt wahrſcheinlich immer nur für Nächſtwohnende Bedeutung haben, wie es denn auch vorzugsweiſe von Schleswig-Holſteinern und dithmarſiſchen Landleuten beſucht war. Gäſte aus weiterer Ferne empfehlen ſich meiſtentheils ſchon nach kurzem Aufenthalt, um in ein anderes, dem geſelligen Verkehr und den Anforderungen Fremder im Allgemeinen mehr zuſagendes Seebad ſich zu begeben.

Sehenswürdigkeiten gibt es begreiflicherweiſe in Büſum ebenfalls nicht, nur die hiſtoriſche Vergangenheit eines Ortes, der vor Jahrhunderten vielfach mit eingriff in die Geſchichte Dithmarſchens, und in welchem eine Reihe von Jahren gerade der Mann als Prediger wirkte, dem wir eines der intereſſanteſten Bücher über das merkwürdige Land zu verdanken haben, zieht den Freund der Geſchichte an. Mir perſönlich ſchien die Kirche, ein unſchönes Gebäude aus dem Jahr 1500, deſſen hölzernen Thurm der Blitz erſt im Mai dieſes Jahres angezündet und eingeäſchert hatte, eines Beſuches werth, da ſie einige Alterthümer enthält. Leider hinterläßt ſie keinen freundlichen Eindruck. Sie iſt im Innern nachläſſig vernachläſſigt, nicht einmal auf Säuberung der abgenutzten Altardecke von Staub hatte man Bedacht genommen. Der Kirchenbeſuch war unbegreiflich ſchwach für ein Kirchſpiel von gegen zweitauſend Seelen mit den eingepfarrten Ortſchaften. Kurz, man fühlte ſich in dieſen dem Herrn geweihten Räumen unheimlich, was in einer Kirche nie der Fall ſeyn ſollte, und was auch in Gotteshäuſern, welche religiöſer Sinn pflegt und erhält, nicht vorkommt.

Ein paar, wie Alles in dieſer Kirche, vernachläſſigte alte Gemälde, höchſt geſchmackloſe Holzſchnitzereien, welche dem Altar zur Zierde dienen ſollen, und ein coloſſales kupfernes Taufbecken ſollen dem Beſucher in die Augen. Letzteres allein verdient eine nähere Betrachtung. Es iſt unſtreitig ſehr alt und ſtammt aus vorlutheriſcher Zeit. Eine ſchwer zu entziffernde Inſchrift, jedenfalls Mönchsſchrift, nicht altfrieſiſch, wie einige behaupten, läuft um ſein bauchiges Rund. Die Büſumer haben dieſes Taufbecken, das dem in der alten Kirche zu Meldorf auffallend ähnelt, bei Gelegenheit eines der mancherlei Raub- und Kriegszüge über die Eider auch Nordfriesland von Pellworm geraubt. Seitdem ſind die Sitten milder

[1] Für die Damen hat man im Süden unterhalb des Deiches ein Bad mit ſehr mangelhaftem Badegrunde angelegt.

gewarden und die gräulichen Fehden, die einen häßlichen Schatten auf die alten Dithmarscher werfen, in denen voll wilden Grimmes Friesen, Dithmarscher und Holsten einander die besten Mäoner erschlugen, sind längst vergessen. Das gegenwärtige Geschlecht ist friedliebend, praktisch, materiell, behäbig und dem Lebensgenusse nicht abgeneigt, doch hält es gleich seinen Vorfahren fest an alten Rechten, ja weiß es sich diese bis in die neueste Zeit zu bewahren verstanden hat.

Ungeachtet der großen Monotonie, welche durchgehends in allen Marschlanden herrscht, sind weitere Wanderungen durch dieselben doch mehrfach lehrreich. Man lernt auf ihnen die Entstehung des Landes selbst und die Gefahren, die ihm fortwährend drohen, kennen, und mancherlei Einrichtungen, über die ein Fremder anfangs vielleicht den Kopf schüttelt, werden verständlich. Wie sehr Dithmarschen von den Stürmen zu leiden hat, das erzählt uns die Geschichte seiner Kirchen, von denen gerade die größten und schönsten nur stumpfe, niedrige Thürme besitzen. Heftig tobende Orkane knickten diese Zierden des Landes, wie den hohen Thurm in Meldorf und die schlanke Pyramide an der Kirche zu Wöhrden. Aber auch die Bäume vernichtet der rasende Südwest fast überall. Da, wo sich einzelne erhalten haben, sind sie schief gebogen und die Aeste der Krone gehen so breit auseinander, daß sie aus der Ferne dem fächerartigen Nadelgewebe südlicher Pinien auffallend gleichen.

Norder- wie Süderdithmarschen ist von einem wahren Netz bald breiterer, bald schmälerer Binnendeiche überstrickt, die häufig die Grenzmarken der Kirchspiele bilden. Ihre Entstehung verdanken sie der Vorsorge der Einwohner, die sich gegen das Einbrechen des Wassers bei hohen Fluthen dadurch schützen wollten. Oft aber wurde der frühere Seedeich dadurch zu einem Binnendeiche, daß an der seewärts gekehrten Seite desselben neues Land anschlickte, welches man später eindeichte und dem Meere vollkommen abgewann. So entstanden die Koage, mit denen die ganze Westküste Schleswig-Holsteins umgürtet ist, und die an einigen Küstenstrecken, wie unsern Marne, weit in die Nordsee hineingreifen. Hier wurde nämlich erst vor einigen Jahren der größte Theil der früher nur als Weideland benutzten „Außendeiche," die eine Menge Wattströme in kleine Inseln spalteten, in Kooge verwandelt, welche gegenwärtig von einer beträchtlichen Anzahl betriebsamer Ackerbauer und Viehzüchter bewohnt werden.

Längs dieser Binnendeiche und häufiger noch dicht hinter dem steilen Abfall des höheren Seedeiches auf der Landseite befinden sich, wie bereits erwähnt, zahlreiche, fast kreisrunde, bisweilen ziemlich große, von dichtem Schilf umwachsene Teiche, die meistentheils eine bedeutende Tiefe haben. Dieß sind die traurigen Wahrzeichen früherer Deichbrüche, die, wenn sie ihre Geschichte erzählen könnten, des Schreckenreichen viel zu berichten hätten. Wo nach solchen Unglücksfällen das Meer sich durch die bis auf den Grund fortgeschwemmten Deiche in's flache Land ergoß, wühlte es immer tiefe Gruben, die auch nach Ablauf der Salzfluth als brackige Lachen zurückblieben und überall, wo sie sich finden, gegenwärtig als Viehtränken benutzt werden. Von den großen verheerenden Sturmfluthen der Nordsee ward Norder- und Süderdithmarschen zuletzt die Februarfluth von 1825 verhängnißvoll, die bekanntlich auf den Halligen so unsägliches Unglück anrichtete. An vielen Stellen brachen trotz ihrer normalen Höhe von neunzehn Fuß über ordinärer Fluth die gewaltigen Seedeiche, namentlich im Hedwigenkoog, so daß viele Meilen weit das ganze Land vier, fünf und sechs Fuß unter Wasser gesetzt ward. Von Deichhausen, eine halbe Stunde südöstlich von Büsum gelegen, bis über die Wahrdammsbrücke hinaus gen Reinsbüttel im Norden, fuhr man mit Booten, um den Ueberschwemmten Hülfe und Lebensmittel zu bringen. Seit dieser letzten großen Fluth, welche Dithmarschen verderblich wurde, hat man die Seedeiche noch um einen bis zwei Fuß erhöht, so daß sie über ordinäre Fluthhöhe regelmäßig 20 bis 21 Fuß emporragen. Trotz dieser Vorkehrungen aber ist die Möglichkeit eines Einbruchs der See noch immer vorhanden, da sich das Steigen der Nordsee bei besonders heftigen und andauernden Stürmen zur Springzeit, d. h. bei Neu- und Vollmond, wo das Meer stets höher fluthet, durchaus nicht berechnen läßt. Erreichte doch das Wasser in der Neujahrsfluth von 1855 bereits wieder vollkommen die Höhe der jetzigen Deichkronen.

Diese betrübenden Erfahrungen haben den Bau der Seedeiche neuerdings ganz umgestaltet. Es war bis vor Kurzem Gebrauch, daß der von der eigentlichen Deichwandung nach immer eine ziemliche Strecke entfernte Vorbau, welchen die Brandung unmittelbar bespült und an dem sich ihre Gewalt im Sturme bricht, aus großem, unregelmäßig geformten Granitgestein zusammengefügt ward, das auf einer Unterlage von dicken Reißigbündeln (Faschinen) ruhte. Immer aber gelang es den rasenden Wellen, die im Nordweststurm mit unglaublicher Gewalt und unter Donnergebrüll über dieses festgefugte Felsbollwerk fortrollen, sich einzufressen in tausend Ritzen und Spalten, da und dort einen der gewichtigen Blöcke zu verschieben oder gar fortzuspülen und auf solche Weise ganze Strecken desselben zu unterwühlen. Mehrfache Versuche, diese Brandungsmauer anders und zweckmäßiger, d. h. haltbarer zu construiren, haben dargethan, daß der festeste Vorbau, über welchen die stürmende See am unschädlichsten hintobt, derjenige ist, der auf einer Unterlage groben Steingerölls, mit Sand vermischt, ruht. In dieses sandige Gerölbett läßt man die mehrere Centner schweren behauenen Granitblöcke ein und fügt sie so fest an einander, daß sie vollkommen einer Cyklopenmauer ähnein.

Eine Stunde von dem städtisch gebauten Flecken Wesslingburen, der sich durch eine geräumige schöne Kirche vor andern größeren Orten Dithmarschens auszeichnet, nähert sich ein solcher Deichbau seiner Vollendung. Mitte

Juli noch waren über zweitausend Menschen dabei beschäftigt. Schon zum Herbst dieses Jahrs hofft man einen Theil des eingedeichten Landes, das einen neuen Koog bildet, der Eigenthum von Privaten ist, mit Raps besäen zu können. Die Kosten dieser Eindeichungsarbeiten berechnen sich auf nahezu 700,000 Mark Cour. Bedenkt man, daß die ganze Deichstrecke, welche für diese Summe hergestellt wird, noch keine zwei Stunden Wegs beträgt, so läßt sich leicht berechnen, welch ungeheure Summen die Bewohner der Westküste auf die Vertheidigung ihres Landes gegen den unerbittlichen Feind, die See, mit der sie stets im Kampfe liegen, verwenden müssen.

Ein Land, so flach wie Norderdithmarschen, so nahe dem Meere und so abhängig von allen Windströmungen, welche die Nordsee bewegen, muß ein feuchtes, kühles, häufigem Witterungswechsel unterworfenes Klima haben. Ruhige Tage gibt es in diesem korn-, vieh- und buttereichen Lande nur wenige im Jahr. Die Luft ist fast immer feucht, oft neblig und der Regenniederschlag ein sehr reichlicher. Im Juli und August tritt in heißen Sommern häufig drückende Hitze ein. Die feuchte Schwüle, welche über den tausend und abertausend Gräben brütet, die das Land durchziehen und die einen unangenehmen Verwesungsdunst aushauchen, erzeugen jenes bösartige Fieber, das im Volke „die Marsch- oder Erntekrankheit“ heißt und nicht selten Hunderte befällt. Aerzte versicherten mir, es gebe nur sehr wenige Eingeborene, die von diesem Fieber, das sich immer gastrisch gestaltet, frei bleiben, während Fremde, auch wenn sie längere Zeit im Dithmarschen leben, äußerst selten davon befallen werden. Einen tödtlichen Verlauf soll das Marschfieber nur ausnahmsweise haben. Ueberhaupt erweist sich das Klima Dithmarschens im Allgemeinen und ganz besonders in unmittelbarer Nähe der See als sehr gesund, die Menschen kräftigend und das Leben verlängernd. Man sieht hier alten Leute, die sich so kräftig bewegen wie anderwärts kaum Personen in den besten Jahren, viele, und daß Leute ein Alter von neunzig und mehr Jahren erreichen, gehört keineswegs zu den Seltenheiten.

Abhängig von dem feuchten, windreichen, oft sehr rauhen, nicht aber besonders kalten Wetter und zugleich von diesem geboten ist die Lebensart der Eingeborenen, die große Freunde nahrhafter Speisen und starker Getränke sind. Aus den vorhandenen Chroniken lernen wir, daß die Neigung zu massenhaftem Genusse kräftigster Nahrungsmittel und vielen Bieres schon den alten Dithmarschen eigen war. In Friedenszeiten wie in ihren zahllosen Fehden vergaßen sie niemals, den Methfässern tüchtig zuzusprechen. Das gegenwärtige Geschlecht ist dieser Sitte seiner Vorfahren treu geblieben. Man ißt gern viel und kräftige Speisen in Dithmarschen, unter denen als Nationalgerichte sogenannte Buttermilchgrütze (Graupen in Buttermilch zu dickem Brei gekocht), faustgroße, sehr feste Mehlklöße nebst Speck, große Bohnen und der Mehlbeutel allgemein in Gebrauch und die beliebtesten sind. Letzterer ist ohne Zweifel der Plumpudding Altenglands in seiner ursprünglichen Form. Er ist eben so unverdaulich wie dieser und eben so vollgepfropft mit Rosinen und Corinthen. Nur der brennende Rum fehlt dem Mehlbeutel, der übrigens jedem, welcher Rosinen liebt und seinen Verdauungswerkzeugen etwas zumuthen darf, als schmackhafte Speise bestens empfohlen werden kann.

Zu besserer Verarbeitung dieser schweren Speisen, von denen die meisten erstaunliche Quantitäten zu genießen vermögen, hat man ein Getränk erfunden, das Halbtodte wieder beleben kann. Zu Nutz und Frommen aller Gourmands und Freunde wahlschmeckender geistiger Getränke möge das Recept dieses Lieblingstrankes der Dithmarscher, das auf der Abendtafel gastfreier Hofbesitzer niemals fehlte und dem Männlein wie Weiblein gern zuspricht, hier stehen. Man nehme eine Flasche des feinsten Rums, füge eine Flasche guten Weißweins (Graves) dazu, mische diese Composition mit einer halben Flasche reinen Quellwassers und versüße das Ganze mit anderthalb Pfund gestoßenen Zuckers, so gewinnt man jenes höchst delikate, ölige Getränk, das man Dithmarscher Punsch nennt. Bei mäßigem Genusse desselben befindet man sich sehr wohl und merkt auf dem Heimwege, selbst wenn der Nordwind heult und die See ihren Schaum bis an die Deichwandungen spritzt, nichts von dem anerquicklichen Klima, auf das man Fremde wie Einheimische oft genug schelten hört.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 42. 15. Oktober 1862.

Clara was clare von Sitten, clare von Güttigkeit, clar wolredent, clar in Süſſigkeit und Trewekeit, schamhaft, demüthig, meſig, senftmutig, und clare in allen Tugenden, allerobrest in Weisheit und Vernunft. Die Clara bilt sich in allen claren Sachen alse, daß sie menigklich gelobt vnd lieb gehabe.

Matthias von Kemnat.

Klara Bettin.

So biſt du denn ganz vergeſſen, du ſchönes, treues, beſcheidenes Klärchen? Worin biſt du geringer als deine berühmteren Schweſtern, Agnes Sorel, Philippine Welſer, Agnes Bernauer und all jene Töchter des Volks, welche ihre Fürſten unſterblich gemacht, indem ſie ſie liebten? Warſt du deinen Zeitgenoſſen nicht die züchtige, keuſche, ſittſame, demüthige, fromme, huldreiche Klara? * Haſt du deinen pfälziſchen Löwen nicht geführt am Roſenbande deiner treuen Frauenliebe und keineswegs verführt zu den freveln und thörichten Ausſchreitungen toller Jugendlüſte? Und hat dir's die Poeſie je gelohnt? Warum ging ſie an dir vorüber, du ſüßes deutſches Mädchen, und hatte aus der Fülle ihrer duftigen Kränze dir nichts zu reichen als ein paar längſt vergeſſene Verſe in einer Sprache, die du nie verſtandeſt, im angelernten alten Latein, das deiner deutſchen Liebenswürdigkeit ſo fremd war wie Roſe dem Winter oder dein Bett der Urne? Geht, ihr Poeten! auch die Poeſie iſt keine gerechte Göttin. Auch bei ihr herrſcht Laune und Ungefähr wie in der Mode. Lieblinge hat ſie, nicht durch Wahl, ſondern durch Zufall, und dieſe verherrlicht ſie immer von neuem. Derweil aber verblüht das Schöne und Schönſte links und rechts am ausgetretenen Wege im Dunkel und Dickicht — und ſo verblühteſt auch du, liebliche Sängerin von Augsburg, arme, vergeſſene Klara!

Bevor wir von ihr ſprechen, laßt uns von ihm reden. Es war ein Jüngling voll Ritterſinn und Rittertugend, Prinz Friedrich von der Pfalz. Schön gewachſen, blühend, geſund, keck von Muth, ſanft im Herzen, begabt mit allen Fähigkeiten ſeines Geſchlechts, mit allem, was glänzt und nützt, geliebt wird und Ehre bringt, war der Knabe aufgeblüht, ein rechtes Wahrzeichen der Pfalz und ihrer trefflichen Menſchen. Viel Gute und Tüchtige ſprachen auf dem Schloſſe zu Heidelberg ein, um den Kurfürſten Ludwig ſeines Söhnleins wegen zu preiſen. In einer Zeit, wo die Würde des Ritterthums faſt ganz in Verfall und der Stand allerorts verwildert und ausgeartet, war es ein leuchtender Augentroſt, den jungen Prinzen zu ſehen, der als ein feiner köſtlicher Apfel luſtig hervorwuchs am uralten Stamm deutſcher Edelnatur, in welchem die

* Siehe bei Wimpfeling:

Casta, pudica, decens, humilis, discreta, modesta.

ferner:

Actus lascivos petulantes et metuendos
Rejiciens fido sectatur amore Leonem.

Säfte aus der Nibelungen und Hohenſtaufen goldenen Zeiten denn doch noch circulirten und nicht jegliche Ader vertrocknet war. Deß liebten ihn Ritter und Frauen, die Knappen nahmen ihn zum Vorbild, und ſogar die Pfaffen mochten ihn leiden, denn wie ſein Arm ſchlagfertig und kunſtreich zum Kampf gebildet war, ſo wiegte er einen gar feinen, offenen Kopf über der eiſernen Halsbeuge, der auch Luſt und Fähigkeit hatte, die gelehrten lateiniſchen Bücher zu ſtudiren, was in jenen entarteten Zeiten ſogar von den Kloſterleuten vernachläſſigt wurde. Dieſer Studirtrieb ſcheint zumeiſt ſeines Herrn Vaters Herz erfreut zu haben, denn wir finden, daß ſich der Kurfürſt noch in ſeinen alten Tagen auf ſeines Söhnleins Schulbank ſetzte, um ſich das krauſe Latein einzutrichtern, wahrſcheinlich ſeinem Kaiſer zu Dank, dem Luxemburgiſchen Sigmund, der ein reines Latein wenn nicht ſprach, doch liebte und nicht ſelten über grammatiſche Schnitzer brummte, wenn ſie ſo arg waren, daß ſie ſogar er ſelbſt merken konnte. Leider ſtarb der alte Kurfürſt über ſeinen verſpäteten Studien, nachdem er von dem aufgehenden Stern ſeines hochbegabten Friedrichs nichts geſehen als den erſten zuckenden Morgenſtrahl. *

Aber bei all ſeinen Tugenden hatte Friedrich einen Fehler. Er war nicht der erſtgeborene Sohn. Nicht er, ſondern ſein älterer Bruder folgte daher, als Ludwig IV., im Kurfürſtenthum. Und der neue Kurfürſt, ſo löblich er ſonſt geweſen ſeyn mag, ausgezeichnet war er nicht. Es charakteriſirt ihn und ſeine Partei ſogar ziemlich unvortheilhaft, daß er fleißig darauf aus war, dem jungen Friedrich ein Erbgut um das andere abzunehmen, ja ſogar, als derſelbe das achtzehnte Jahr erreicht hatte, ihm eine förmliche Ceſſion ſeiner Erbrechte zu entlocken.

War es Schwäche und Leichtſinn, daß Friedrich all dieſem Anſinnen nachkam? Im Gegentheil; ächte Edelart war's. Denn wie die engliſche Ariſtokratie dem Erſtgeburtsrecht ihre ganze Macht und Größe verdankt, und wie die deutſche zerbröckelte und verarmte, weil ſie mit allzugemüthlichem Familienſinn Beſitz und Herrſchaft in unendlichen Erbtheilungen auflöste, ſo wurde es hin und wieder erlebt, daß deutſche Edelinge ſelbſt ſich verkürzten und ihr Erbrecht dem politiſchen Ganzen zum Opfer brachten. Von dieſer Denkungsart war Friedrich. Die Einheit der Pfalz war ſein höchſter Gedanke; das Land galt ihm mehr als ſeine Perſon. Er hätte eine kleine Dynaſtie gründen und ein kleiner Souverän ſeyn können; aber das Kleine war nicht ſein Geſchmack. Ja er ging ſo weit, daß er nach dem Tode ſeines Bruders vorzog, lieber die ganze Regierung im Namen ſeines Neffen zu führen, als die Gelegenheit zu benützen und die Theilhoheiten, die man ihm ſelbſt abgedrungen, wieder an ſich zu nehmen. Auf dieſer Höhe ſeiner politiſchen Großmuth verpflichtete er ſich ſogar, niemals zu heirathen, um die regierende Linie nicht in Nebenlinien zu ſpalten.

Gewiß ein hochgemuther Entſchluß für einen ſechsundzwanzigjährigen Jüngling! Andere in ſeiner Lage traten wenigſtens in den geiſtlichen Stand, brachen ein für allemal mit der Natur und ſchlugen ſich unwiderruflich die Thür der Weltlichkeit zu. Aber auch das verſchmähte Friedrich. Für Pſaltern und Chorſingen war er ein viel zu mannlicher Ritter, und weil er das war, ſo getraute er ſich auch mit ſeinem freien Willen durchzuführen, was andern der Zwang eines Kloſtergelübdes leiſtete. Manch alter Praktikus mag da zweifelnd in ſeinen Bart gelächelt, manch minnigliche Frau den Mund ſchmollend verzogen haben.

Immerhin. Friedel inzwiſchen ſetzte ſich hoch in den Sattel und ritt ſeinen Ritterpflichten nach. Das gab weidliche Arbeit in einer Zeit, wo alles wild durch einander ſtritt und ungerechte Fehden nur mit gerechten abzuthun waren. Friedrich hatte zu Haus und auswärts vollauf zu ſchaffen. Es galt Räuber niederzuwerfen, Unterdrückten und Wehrloſen beizuſtehen, Vettern und Freunden zu helfen, Gefangene zu befreien, Einfälle abzuwehren, Ausfälle zu thun, kurz die Wage der Gerechtigkeit in einer ſtets gerüſteten Fauſt über dem zerrütteten Jahrhundert zu halten; denn der Landfrieden, welchen der Habsburger Rudolf mühſam erzwungen, war faſt mit ſeiner Perſon wieder vergangen, und juſt die Partie des Mittelalters zwiſchen Sigmund und Maximilian war die roheſte und gewaltthätigſte.

So mögen wir's denn gerne glauben, daß Friedrich im raſtloſen Ritterwerk der Liebesgedanken ſich leichter entſchlug, als wenn er in behaglicher Domherrnmuße hingeträumt hätte. Acht Jahre vergingen ihm ſo. Da ſchlug ihm zu München ſein Ständlein. Klara Dettin hieß das Mädchen, welches das freie Ritterherz des Helden gefangen nahm, eines Mannes, welcher ſo lange gezeigt, daß er für eine Idee und ohne Frauenliebe leben könne, eines Mannes, der im fünfunddreißigſten Jahre ſtand und die heftigſten Jugendſtürme bereits hinter ſich hatte.

Wir wiſſen nichts näheres von dieſer Zauberin.

* Spittler gibt an, Friedrich ſey bei dem Tode ſeines Vaters (1449) zwölfjährig geweſen. Eine von dieſen Ziffern iſt unrichtig. Friedrich muß 1425 geboren ſeyn, was aus den übrigen Zahlenangaben Spittlers erhellt, welche nur zu dieſem Jahre ſtimmen, ſonſt aber in Unordnung ſind.

Digitized by Google

Kein Bildniß iſt von Klara Dettin auf uns gekommen; wahrſcheinlich wäre es auch unvollkommen genug, aus einer Zeit, wo die Großväter Albrecht Dürers und Lukas Kranachs noch kleine Jungen waren. Wir wiſſen nichts von ihr als ihren Namen, und daß ſie eine Sängerin aus Augsburg war. Das iſt nicht viel, aber immer etwas für die begierige Einbildungskraft.

Philippine Welſer hat Augsburg in den Ruf ſchöner Mädchen gebracht, und vor und nach ihr hielt die Schönheit wohl Seelenwanderung in Augsburg. Und aus dieſem Roſengarten der Mädchenſchöne flog Klara als Sängerin in die Welt. Klingt dir jetzt ihre Stimme in langgezogenen Nachtigallentönen durch die Jahrhunderte her? War es die romantiſch umſchleierte Stimme der Jenny Lind, oder das neckiſche Silberglöckchen der Sonntag, oder der weite tragiſche Ton der Schröder-Devrient, der vor vierhundert Jahren dieſen ſeelenvollen Mädchenbuſen ſchwellte? Und was für eine Muſik ſie geſungen, Gott weiß es! Zwar aus Georg von Frundsbergs Zeiten ſchlagen uns ſtreitbare Männerchöre an's Ohr, welche heute noch für „effektvoll“ gelten würden; wie es dagegen um die ſüßen Meliſmen des Sopranegeſangs ſtand, wäre uns zu ſagen nicht geläufig. Gewiß iſt nur, daß die Primadonnen des fünfzehnten Jahrhunderts keine Gnaden- und Bettlerarien geſungen, und gewiß iſt, daß ſie es auch nicht brauchten; ſie wußten ohne dieſes Gnade zu finden und Herzen zu erbetteln. Es iſt keine moderne Inſtitution, daß Prinzen ihre Loge verlaſſen, liebeskrank ob einer Sängerin. Das erfuhr ſchon Prinz Friedrich von der Pfalz mit ſeinem kleinen ſingenden Theaterengel, Klara Dettin.

Was brauchen wir alſo mehr von dem Mädchen zu wiſſen? Und haben wir umſonſt unſern Helden geſchildert? Nein, wir thaten es unſerer Heldin zu Ehren. Ein Mädchen, das einen ſo edeln und willensſtarken Mann bleibend gewinnen konnte, iſt nicht beſſer zu ſchildern als eben dadurch. Alle ſeine Tugenden ſind jetzt ihre eigenen und nur die Grundirung derſelben. Sie lebt in der Geſchichte durch ihre Liebesthat ſelbſt, wenn auch nicht durch ihr Porträt.

Und am Ende hat der alte Wimpfeling ſeine lateiniſchen Verſe doch auch nicht in's Blaue gedichtet. Er nennt ſie casta, pudica, decens, humilis, discreta, modesta. — Pudica züchtig, casta keuſch, humilis demüthig, modesta beſcheiden, und wer erſt die prächtigen Wörter decent und discret verdeutſchen könnte! Sehen wir uns dieſe Ausdrücke an, ſo fällt es uns auf, daß ſie faſt alle das Nämliche ſagen; aber juſt das iſt bedeutungsvoll. Man ſieht, der lateiniſche Dichter gibt ſich offenbar Mühe, einen Begriff zu umſchreiben und zu erſchöpfen, welchen wir heute mit dem Worte echt weiblich bezeichnen. Er bleibt genau auf der Linie dieſes Begriffes, nichts anders will er ſagen als das; ein Zeichen, daß er weiß, was er ſagt, und nicht auf gut Glück hin ſchmeichelt.

Alſo dieſes echtweibliche Weſen trat jetzt in den Chor jener ſocialen Miſſionärinnen ein, welchen die Aufgabe wurde, durch Liebe und Schönheit die Standesunterſchiede auszugleichen.

Friedrich nahm ſeine Eroberung nach Heidelberg mit, und von dem ſanfteren Glücke, welches dem ſtreitbaren Manne jetzt aufging, gab ſchon im erſten Jahre die Geburt eines Söhnleins Zeugniß. Bald darauf folgte ein zweites. Außer dieſen ſprechenden Zeugen haben wir freilich von der Romantik unſeres Romans nicht viel mehr zu melden. Es ſcheint, Friedrich hat den Gemüthsumſchlag der befriedigten Leidenſchaft erlebt. Ohnedieß konnten wir merken, daß ihm das weibliche Element juſt nicht das wahlverwandteſte war, und jung war er auch nicht mehr. So werden wir uns die Enttäuſchung erklären müſſen, daß wir den großmüthigen Ritter nicht eben als großmüthigen Liebhaber finden.

Denn forſchen wir nach den Spuren, wie Klara am Pfälzer Hofe etwa ihr Glück gemacht, ſo finden wir überall nichts davon. Keine Standeserhöhung, kein Titel, keine Begabung! Sogar ihr Daſeyn wird ſelten erwähnt, und geſchieht es, ſo heißt ſie noch immer Klara Dettin. Nicht einmal Frau heißt ſie, nachdem ſie einem Fürſten doch ſchon zwei Söhne geboren. Ein einzigesmal kommt ſie mit dem Prädikat: die ehrſame Klara Dettin, vor, und es ſcheint, das haben wir ſchon hoch anzuſchlagen. Dagegen iſt es ein eigenthümlicher Zug, daß ihr Name nie ohne den Beiſatz auftritt: die Sängerin aus Augsburg. Wir wiſſen nicht ganz, wie wir uns das zu deuten haben. War es im Charakter Klaras ein Zug jener rührenden deutſchen Heimathstreue, vielleicht ſogar gemiſcht mit ein wenig Nationalſtolz auf ihr reichsfreies und mädchenſchönes Augsburg? Oder ſoll es, was leider näher liegt, andeuten, daß ſie die Pfälzer fort und fort als eine Fremde betrachteten? Armes Klärchen! Dann wäre es gar ſchon ein Vorzug, der ihr aber erſt nach einer ſiebzehnjährigen Verbindung mit Friedrich zu Theil geworden, daß ſie um dieſe Zeit ſeine Dienerin Klara Dettin heißt, nicht mehr die Sängerin ſchlechthin. Wahrlich, ein mageres Avancement! Und von einer glänzenden Verſorgung iſt nach wie vor keine Rede. In einem Teſtament aus jenen Zeiten empfiehlt ſie Friedrich nur ganz obenhin ſeinen Nachfolgern, findet es bloß billig, „daß ihr ihre Leibesnahrung gereicht werde, weil ſie ſich zu uns und

Digitized by Google

den Kindern bisher so treulich und ehrbarlich gehalten."

Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß Friedrich sie wohl gänzlich fallen gelassen hätte, und fragt sich unwillkürlich, warum es nicht geschah. Aber eben in dieser stummen Thatsache liegt das glänzendste Zeugniß für Klara; die lauteste Posaune der Geschichte könnte sie nicht rühmlicher preisen. Das demüthige Kind hat es nicht verstanden, den verschwenderischen Goldregen der Danae in ihren Schooß zu leiten, sie hat ihren Liebhaber nicht zu splendiden Gunstbezeugungen ausgebeutet, aber sie hat sich die echt weibliche Stellung in seinem Hause errungen, die sichere, feste. So stellt sie sich als eine jener ausgezeichneten deutschen Frauengestalten in die Geschichte, welche ihre Ehren sich schaffen, nicht bloß annehmen, welche am Platze ihrer Bestimmung berufstreu und uneigennützig stehen, Frauengestalten, gleich den Sternen, die ihr Licht ausstrahlen, ob sie vor gaffenden Bewunderern leuchten oder ungesehen hinter Wolken glimmen. Jetzt glauben wir dem dichtenden Wimpfeling, der sie discret und modest fand; der prosaische Ehemann sagt es so selbst. Mit voller Lauheit muß er ihr nachsagen, wie sie so treulich und ehrbarlich zu Mann und Kind sich gehalten.

Aber hat Friedrich in den Augen unserer Leserinnen zu verlieren angefangen, so wird er noch tiefer fallen, wenn wir jetzt mittheilen, daß der Mann noch in seinem neunundvierzigsten Jahre, also nachdem schon vierzehn Jahre sein edles Klärchen treulich und ehrbarlich zu ihm sich gehalten, als seine Knaben schon aufblühten und zu den trefflichen Ebenbildern ihres Vaters sich entwickelten, daß, sagen wir, der alternde Friedrich jetzt noch daran dachte, eine standesmäßige Heirath zu schließen. Wohlverstanden, eine standesmäßige! Mit Klara Dettin und ihren Kindern schloß er bei dieser Gelegenheit seine Rechnung. Friedrich schrieb ihnen einige Burglehen zu, die zu Alzey, Oppenheim und Storkenburg, ferner Dorf und Burg Aspach, dazu in baarem Gelde der Mutter 4000, den beiden Söhnen 14,000 Gulden; das war alles. Für sich selbst aber, d. h. zum Erbe für seine zukünftigen ehelichen Kinder sonderte Friedrich aus den kurpfälzischen Landen ein ganzes Fürstenthum aus; auch war von einem stattlichen, standesmäßigen Mitthum an Land und Leuten für die künftige Fürstenbraut die Rede, und das Alles lag schon fix und fertig in der Lade, verbrieft in Urkunden und Familienpakten, an welchen ein Jahr lang emsig und ernsthaft gearbeitet worden. Welch sonderbare Wandlung muß mit unserem Helden vorgegangen seyn! Es ist der Mühe werth, seinen Seelenzustand uns zu Gemüth zu führen.

Da fällt uns denn zuerst und hauptsächlich ein Motiv in die Augen: Friedrich fand sich in seinem Neffen Philipp getäuscht. Es ließ sich weder ein Held, noch ein Staatsmann, noch ein Musenfreund aus ihm erziehen; der künftige Kurfürst vereitelte alle Hoffnung auf einen guten Regenten. Und gewiß hat ihn Friedrich nicht zu strenge beurtheilt, auch die Geschichte wußte nichts zu machen aus Philipp. Während Friedrich selbst mit dem Beinamen des Siegreichen prangt, war es das Höchste, wozu es Philipps Hofschmeichler brachten, daß sie ihn den Geraden, den Offenen nannten. Kein Zweifel, der Mensch war eine arme Natur.

Welch melancholische Reue mochte ein Friedrich empfinden, für diesen Verwandten sich geopfert zu haben! Da stand er denn, fast schon am Abend seines Lebens, eines Lebens voll Arbeit und Entsagungen, und siehe da, die Frucht davon war gleich Null. Wozu sollte es nun nützen, daß er die Pfalz als ein unzerstückeltes Ganzes hinterließ, wenn sie in unfähige Hände kam? Um wie viel besser, sie wäre getheilt und wenigstens Theile würden glücklicher als Philipps Lande! Wie nahe mußte ihm der Gedanke liegen! Und blickte er die beiden Söhne der Dettin an, die schon so hoffnungsvoll in seine Art schlugen, wie verführerisch mochte es da in seinem Herzen flüstern: wie, wenn es dir auch in der Ehe so glückte! Du bist doch der Mann, noch ein anderes Geschlecht zu zeugen als diese Philippe! Wag's! Noch ist nicht ganz dein Leben versäumt, rette, was zu retten ist! Kurz, die Stimme des Patriotismus, der Durst nach Familienglück, dessen Süßigkeit er schon gekostet, die zweite Jugend des wieder blühsamen Fünfzigers, die oft so eigenthümliche Zaubereien im alternden Herzen anregt — das Alles mag wunderlich durch einander gegohren haben, als Friedrich auf den Trümmern seines langjährigen Entschlusses diesen späten Heirathsplan faßte. Und gewiß kostete es ihm eine peinliche Beschämung, jenen Entschluß umzustoßen, und öfter als einmal mag dem ritterlichen Ehrenmann die Wange gebrannt haben bei dem Gedanken, sein Versprechen der Ehelosigkeit zu widerrufen. That er's dessen ungeachtet, so mochte er vollends sich scheuen, es zu Gunsten der Sängerin zu thun. Auch ohne dieses überraschte er die Familie noch unliebsam genug mit diesem Heirathsprojekt; war sie doch längst nicht mehr darauf vorbereitet.

Genug, wenn wir unsern Helden verstehen wollen, so fehlt es uns nicht an Anhaltspunkten dazu. Wir können gar wohl in seiner Seele lesen, wir wissen den Zwang und die Rücksichten der eigenthümlichen Umstände zu würdigen. Es sind Umstände, welche uns auffordern, billig zu seyn; und was wäre auch an der

Digitized by Google

Billigkeit, wenn ſie nicht eben in Kriſen ſolcher Art den Menſchen zu gute käme?

Aber wir ſehen die Ungeduld der Leſerinnen. Sind ſie Advokaten? Sind ſie Pedanten des engliſchen fair play? Sie ſind geboren, zu lieben oder zu haſſen, und beides wo möglich recht leidenſchaftlich. Fritz iſt ein Verräther, und wenn wir uns unterſtehen, das zu verblümen, ſo zucken hunderte von niedlichen Fingern, um dieſes Blatt zu zerknittern!

Wir wollen das reizende Ungewitter nicht auf's äußerſte kommen laſſen. Wir ſagen kein Wort mehr für die Heirathsgedanken des unromantiſchen Prinzen. Nur in der Geſchwindigkeit fügen wir noch hinzu, was in der That für ſie ſpricht, was die ſchönſte Seite an ihnen iſt und warum wir um keinen Preis wünſchten, daß ſie je nicht geweſen wären.

Wie hätte Klara erſcheinen können als das, was ſie iſt, im ganzen Beſitze ihrer ſtillen, aber unüberwindlichen Macht, als ächte Vertreterin der Weiblichkeit, des Einfluſſes, des Sieges und der gerechteſten Geltung ihrer ſanften, beherrſchenden Tugenden, hätte ſich Friedrich nie dieſen Heirathsplan ausgedacht? Denn die Wahrheit iſt, wir ſehen ihn nach anderthalb Jahren wirklich verheirathet, und zwar — mit Klara Dettin, der Sängerin aus Augsburg!

Wie das zugegangen, darüber ſchweigt die Geſchichte. Durch Klaras Bemühungen geſchah es gewiß nicht, ſo weit kennen wir ſie. Diskret, wie ſie war, ging ſie in jenen verhängnißvollen Tagen vielleicht noch zurückhaltender als ſonſt mit ihrem fürſtlichen Liebhaber um. Sie ging ihm rückſichtsvoll aus dem Wege und überließ ihn ganz ſeinen wichtigen Lebensentwürfen. Friedrich mochte wohl ſtutzen über ihre Gelaſſenheit und kopfſchüttelnd nach ihr hinüber blicken. Er hatte ſich auf Stürme gefaßt gemacht, auf Thränen und Bitten, und ihr Gleichmuth verdrießt ihn faſt. Kann ſie ſo ruhig vom Platze weichen? Wie kalt! Oder glaubt ſie nicht an den Sieg einer Nebenbuhlerin? Wie unbeſcheiden! Und eines Tags ſpricht er ihr recht mit Ernſt von der Sache. Aber ſie antwortet: „Thut es mit Gott, lieber Herr. Ich verlange ja nichts, als Euch zu lieben, und das bleibt mein Theil in Ewigkeit. Ob ich in einer Kloſterzelle bete oder am Hofe zu Heidelberg Euch aufwarte, mein Herz iſt immer bei Euch. Nur Eines verſprechet mir, viellieber Herr. Nehmt ein Weib, das Euch zu ehren weiß! Euern Verluſt will ich mit Gottes Hülfe ertragen, aber ſo es geſchähe, daß ich Euch unglücklich wüßte, ich müßte des bitterſten Todes ſterben.“ Und als der Ritter das hörte, ſchwang er ſich auf dem Abſatz herum und dachte: „Fritz, du biſt ein Narr! Einen Schatz wie dieſes Weib findeſt du an allen Fürſtenhöfen nicht!“ Und ergriff die Hand ſeiner Klara und ſchlich zum Burgpfaffen und ließ ſich in aller Stille einſegnen mit ſeiner frommen Dienerin aus Augsburg.

So oder ähnlich wird's wohl geweſen ſeyn. Wer es beſſer weiß, der weiß ſchwerlich das Beſſere. Von der Geſchichte aber finden wir's wunderbar zart, daß ſie den Roman dieſer heimlichen Ehe nicht erzählt, ſondern bloß errathen läßt. Was wollte auch ein Chroniſt davon wiſſen! Von aller Geſchichte gibt es ein ungeſchriebenes Duplikat — die Geſchichte des Herzens. Dieſe geht neben der Geſchichte der Thatſachen und Handlungen her und kein Menſch bemerkt ſie. Plötzlich wollen Dinge geſchehen, die ihr widerſprechen, und nun ereignet ſich, was überraſcht. So war's hier. Wie ſehr die Herzen in Uebereinſtimmung ſind, zeigt ſich oft dann erſt, wenn man ſich trennen will. Als dieſer Augenblick an Friedrich heran kam, lernte er ſich ſelbſt kennen. Er wollte heirathen, ein Geſchlecht ſtiften, Geſchichte machen, und erſt bei dieſer Gelegenheit entdeckte er das innerlich Geſchichtliche an ſich. Das war ſein Verhältniß zu Klara Dettin, die tiefe Gemüthsbefriedigung, die ſein ganzer Menſch davon hatte, das erwachende Bewußtſeyn, wie nur mit Muthwillen und Unnatur das alles geſtört werden könnte. Und jetzt trug die innere Geſchichte den Sieg davon über die äußere, die erſt gemacht werden ſollte.

Zuletzt aber ſah es faſt aus, als hätte Friedrich eine Ahnung von ſeinem nahen Ende gehabt; denn wenn ſeine Trauung mit Klara Dettin am wahrſcheinlichſten in das Jahr 1474 fällt, ſo überlebte er dieſelbe nur um zwei Jahre. Er ſtarb 1476, viel zu früh für das Schickſal der Seinen. Er hätte Zeit finden müſſen, ſeine heimliche Ehe nach und nach in die Oeffentlichkeit einzuführen, den Beſitz ſeines Sohnes Ludwig — der ältere war ihm vorangegangen — gegenüber den Anfechtungen der Familie rechtlich zu ſichern und zu befeſtigen. Sein Tod gab das Signal zu einer rückſichtsloſen Behandlung ſeiner Hinterbliebenen.

Dem jungen Ludwig wurde unverzüglich abgenommen, was ihm ſein Vater an Gütern und Herrſchaften zugeſchrieben. Er ſah ſich genöthigt, ſeinem unedlen Vetter, dem regierenden Philipp, ſich auf Diskretion zu ergeben. Sogar die Vormünder, welche ihm Friedrich beſtellt hatte, riethen dazu, als dem Letzten, was übrig blieb, da der Rechtsweg in ſeinem Falle allzu unſicher ſey.

Noch härter war das Schickſal der Mutter. Sie that alles, um die erbitterten Menſchen zu beſänftigen, unterſchrieb alles, was man verlangte, gab alles auf, was man haben wollte, aber mit aller Opferwilligkeit entwaffnete ſie nicht den kleinlichen Geiſt ihrer Feinde.

Digitized by Google

Man trennte sie von ihrem unmündigen Sohne, man entfernte sie von Heidelberg, man verwies sie auf ein einsames Schlößchen im Odenwalde, Lindenfels genannt, und hielt sie dort Jahre lang in Gefangenschaft.

Aber vielleicht war es kaum das Ungemüthlichste, was man der armen Frau damit anthat. Vielleicht daß sie unter den Singvögeln und Eichhörnchen des Odenwaldes traulicher hauste als unter den liebloſen Hofleuten zu Heidelberg. Und ſollte ſie nicht wenigſtens eine Zofe um ſich gehabt haben, ein gutes, freundliches Mädchen, das ihr darbrachte, was ſie hatte — ein theilnehmendes Herz und ein erfreuliches Menſchenantlitz? Hoffen wir es zu unſerem Troſte.

Das Schloß Fotheringhay, in welchem Maria Stuart gefangen ſaß, iſt vielleicht kaum von den Schwalben ſo emſig umſchwärmt worden als von den Balladen und Romanzen der dichtenden Mit- und Nachwelt. Schloß Lindenfels im Odenwald und Klara Dettin — die Maria Stuart mit einem guten Gewiſſen — gaben der romantiſchen Phantaſie nichts zu phantaſiren. Kein Dichter ſagt uns, wie unſere liebenswürdige Gefangene ihre traurigen Tage abgeſponnen. Sie hat nicht proceſſirt, ſie hat ſich nicht verſchworen, ſie hat nicht bis Rom und Madrid die Dolche von halb Europa geſchliffen und darüber hin — eine ſüße, niedliche Zauberſchlange! — die Roſen ihrer franzöſiſchen Madrigale geſtreut. Klara Dettin hatte die Roſen allein. Statt franzöſiſch zu dichten, wird ſie wohl deutſch geſungen haben; noch war ſie ja nicht alt und ihre Singſtimme hatte gewiß noch „Metall.“ Und wenn ihr die Lieder in den Mund kamen, womit ſie einſt in München ihren ſeligen Friedrich erobert, dann erſtickte wohl ihre Stimme im Weinen, und das gute Ding, die Zofe, weinte mit und ſchwur hoch und theuer, nie einen Mann zu lieben, weil es ja doch ſo ſchnöde gelohnt würde. Aber Klara Dettin ſtreichelte ihr die Wangen und antwortete ſanft: „Sage das nicht, mein Kind! Die Liebe iſt ſich ihr eigener Lohn.“

Neun Jahre ließ man die arme Frau in ihrer Gefangenſchaft ſchmachten. Und die herzloſen Menſchen am Pfälzer Hof hätten ihr vielleicht gar ein ewiges Gefängniß zugedacht, wenn Amor nicht mächtiger wäre als Menſchen.

Denn noch einmal ging der Stern der Liebe am Himmel der liebenswürdigen Sängerin auf. Die Liebe war ihr eine Genugthuung ſchuldig: ihr hatte ſie ſich ächt weiblich dargebracht, für ſie duldete und litt ſie jetzt unſchuldig, und ſo mußte es die Liebe ſeyn, welche ſie aus ihrem Kerker herausführte und ſie noch einmal glücklich machte.

Ludwig, das Kind der Liebe, war inzwiſchen zum Manne gereift. Brauchen wir zu ſagen, was für ein Mann das war? Sein Vater war der ritterliche, ſiegreiche Friedrich und Klara Dettin, das ächt weibliche Weib, ſeine Mutter. Daß das ein Söhnchen gab, ganz gemacht, um ein Frauenherz hinzureißen, iſt unſchwer zu begreifen.

Und das Frauenherz, das der tüchtige Junge eroberte, war Eliſabeth, die Tochter des Grafen Hugo von Montfort und Rothenfels. Wißt ihr Kinder des neunzehnten Jahrhunderts, was der Name Montfort ſagen will? Wer nicht zufällig am Bodenſee zu Hauſe iſt, wo noch heute das letzte hiſtoriſche Alpenglühen dieſe Spitze des dahingegangenen oberdeutſchen Hochadels verklärt, der weiß es nicht. Nun denn, es gab eine Zeit, wo der Name Montfort größer war als der Name Habsburg oder Hohenzollern.

Wer eine Tochter aus dieſem Hauſe heimführte, der konnte kein Baſtard ſeyn, eben ſo wenig ein Bettler. Und da dem Sohne der Sängerin dieſes Meiſterſtück gelang, ſo gings jetzt plötzlich aus einem andern Tone. Erſtlich mußte Kurfürſt Philipp, ſein Vetter, nunmehr ſeine eheliche Geburt anerkennen; das war ſchon in den Ehepakten ausgemacht. Zum Andern mußte der knauſerige Herr ihm zurückgeben, was ſein war, und da das Meiſte wohl ſchon in andere Hände übergegangen, ſo mußte er ihn, wenn er nicht nachgerade ſich ſchämen ſollte, recht anſtändig entſchädigen. Das geſchah denn auch, und Ludwig erhielt jetzt die Grafſchaft Löwenſtein.

Die Sängerin Mutter mag wohl ein luſtiges Lied geſungen haben, als ſie an dem Kind ihrer Liebe dieſe Ehren erlebte. Wie viele Enkel und Enkelinnen ſie noch gewiegt, erzählt uns die Geſchichte nicht, ſie erzählt nur, wie die Ehren ihres Geſchlechts in der Fülle der Zeiten ſich mehr und mehr ausbreiteten.

So erzählt uns die Geſchichte, daß ſchon nach ſechs Jahren der Kaiſer ſelbſt nicht mehr von der ehelichen, ſondern von der adelichen Geburt Ludwigs ſprach. Sie erzählt ferner — und ſchier komiſch klingt dieſe Erhabenheit — daß ein ſpäterer Chroniſt unſere beſcheidene Klara Dettin friſchweg in eine Klara von Dettingen verwandelte. Eben ſo erzählt ſie, daß ein Enkel Ludwigs, alſo ein Urenkel der Augsburger Sängerin, 1561 die badiſche Prinzeſſin Amalie, eine Tochter des Markgrafen Ernſt, heirathete, was nichts geringeres heißt, als daß unſere Heldin unter den Ahnfrauen eines großherzoglichen Hauſes iſt. Und daß endlich die Grafen von Löwenſtein heutzutag Fürſten ſind, braucht man uns nicht zu erzählen, das wiſſen wir ſelbſt.

Löwen, Bären, Hirſche, Adler, Einhorne, Greife, kurz die ſtarken und wehrhaften Thiere der Wirklichkeit

Digitized by Google

oder der Fabel sind die Lieblingssinnbilder auf heraldischen Schilden. Gar trutzig schauen sie drein, gemalt oder in Stein gehauen, dem Bürgersmann zur respektvollen Scheu. Aber der Bürgersmann weiß auch, was er weiß. Er hegt nicht umsonst seine schönen Töchterlein zu Hause im Erker; er weiß, wie oft diese heraldischen Klauen- und Tatzenthiere solche gar sänftiglich gestreichelt haben. Und so sieht er auch hinter dem Löwen von Löwenstein — nimm's nicht übel, Löwe! — eine kleine singende Nachtigall sitzen — Klara Dettin.

Ferdinand Kürnberger.

Reisefrüchte aus Graubünden.

(Fortsetzung.)

Ich bedaure, daß mir mein kurzer Aufenthalt nicht gestattete, das sociale Leben in Graubünden, insbesondere im Engadin, näher kennen zu lernen. Gelesen habe ich schon oft von der eigenthümlichen Verbindung, in welche hier die einfachsten ländlichen Verhältnisse und der aus den europäischen Großstädten importirte Reichthum und Luxus mit einander treten. Man kann sich denken, daß sich hieraus auch ganz besondere sociale Zustände ergeben müssen. In der ganzen Schweiz, wie überhaupt in allen republikanischen Ländern, ist nichts interessanter als die annähernde Gleichheit der verschiedenen Stände von der einen, und die aristokratische Abgeschlossenheit, der schnöde Geldübermuth von der andern Seite. Die besten Eigenschaften der Schweizer, wie das abstoßendste und widerwärtigste in ihrem Wesen rühren daher. Ihr Republikanismus ist eine durch einen glücklichen Schuß gewonnene Bauernfreiheit, der es an der rechten geistigen Basis, an einer wahrhaft ausgleichenden durchschnittlichen Bildung fehlt.

Unter den Hirten und Zuckerbäckern des Engadin soll nun diese gemeine Selbstüberhebung der Geldaristokratie keineswegs so stattfinden wie anderswo, was neben der Abgelegenheit der Gegend, die seit wenigen Jahren erst dem corrumpirenden Touristenverkehr erschlossen worden ist, seinen Grund hauptsächlich darin haben mag, daß in jede dieser Hütten ein reicher Sohn oder Bruder aus Lissabon oder Constantinopel oder Moskau treten kann, um aus ihr einen Palast zu schaffen mit dem Gold, das er während seines freiwilligen Exils zusammengerafft, einzig und allein in der Hoffnung, damit einst in der Heimath sich und den Seinigen gute Tage machen zu können. Es sind also hier nicht reiche Fabrikherren, die ihre Mitbürger mit gefühlloser Herzigkeit ausbeuten, sondern Brüder und Vettern, die an ihrer ganzen Sippschaft zu Wohlthätern werden wollen.

Genauere Beobachtungen hierüber konnte ich, wie gesagt, nicht anstellen; aber schon die äußere Physiognomie der Landschaft gibt auch dem oberflächlichen Reisenden einen interessanten Commentar hiezu an die Hand. Wer das Innthal hinauf oder hinab zieht, dem müssen vor allem die vielen saubern, stattlichen Dörfer auffallen, die schon aus der Ferne ihm so weiß und reinlich entgegen schimmern. Und kommt er hinein in einen dieser Flecken, so findet er, daß einer ist wie der andere. Ich finde kein anderes Wort, um ihre Eigenthümlichkeit zu bezeichnen, als: Burgflecken. Ursprünglich sind sie wie die freien Reichsstädtchen im übrigen Graubünden, mit den engen gepflasterten Straßen und den alterthümlichen hohen Häusern; im Engadin aber haben sich mehr als in den übrigen Thälern zwischen diese mittelalterliche Architektonik moderne fashionable Häuser hineingedrängt mit Balkonen und Marquisen und dem anderweitigen vornehmen Comfort. Und diese vornehmen Häuser sind nicht wie anderswo von den übrigen Wohnungen der geringeren Leute abgesondert, nicht vereinzelte Villen, die höchstens eine Art vorstädtischer Umgebung bilden; sondern sie sind in das Alte hinein gebaut, ein integrirender Bestandtheil von ihm geworden. So ist es in all den Flecken des Engadin, die ich durchwandert bin; am auffallendsten aber stellte sich mir diese Mischung dar in einem Dorf des Oberhalbsteiner Thals, in Mühlen. Die ganze Lage dieses Orts ist in hohem Grad pittoresk; das Thal sehr eng, seine ganze Breite ausgefüllt von den paar Häusern, im Hintergrund spitze Berge, kegelförmig empor ragend.

Digitized by Google

In dieſen Paß ſind nun aber ein paar ſchöne, ſtattliche Häuſer ſo hinein gebaut, daß ſie jedem, der die Julierſtraße herabkommt, ſich zuerſt präſentiren; und ſie bilden mit dem alterthümlichen Theil ein ſo zuſammenhängendes, eng verbundenes Ganze, daß man gerne annimmt, auch die Bevölkerung müſſe ſo zu einem harmoniſchen Ganzen in einander verwachſen ſeyn. Landſchaftliches und Sociales zuſammen machten einen ſolchen Eindruck, daß dieſes Dorf als eine der ſchönſten Gebirgsgegenden in meiner Phantaſie lebt, die ich je geſehen.

Dieſer charakteriſtiſche Zuſammenhang zwiſchen Land und Leuten gibt in meinen Augen dem Engadin erſt ſeinen eigentlichen Reiz. Ohne dieſes wäre es immerhin ein ſchönes Gebirgsthal, merkwürdig durch ſeine hohe Lage, aber doch nur ſo, wie es noch mehrere gibt. Die Lage von St. Moritz ſpeciell ſcheint mir nichts Beſonderes zu haben; weiter unten oder weiter oben, in Samaden oder in Silvaplana iſt die Landſchaft unſtreitig ſchöner. Der Brunnen wird allerdings ſeine Anziehungskraft ſo bald nicht verlieren, denn das Waſſer iſt wirklich vortrefflich; doch wiſſen wir, wie auch die Heilwaſſer der Mode unterworfen ſind und ihre Kraft verlieren können, je nachdem es der neuerungsluſtigen Laune der Aerzte oder der Touriſten gefällt. Um ſo beſtimmter glaube ich der Herrlichkeit der übrigen Luft- und Molkenkurorte und ſonſtigen Reiſenden-Etabliſſements ein baldiges Ende prophezeien zu müſſen. St. Moritz-Dorf iſt allerdings eines der höchſt gelegenen Dörfer in Europa und die Luft auf dem Engadiner Kulm iſt ſo rein und geſund, daß ich den Verſicherungen der dortigen Aerzte wohl glaube, wornach Tuberkuloſe bei den Einheimiſchen gar nicht vorkommt und ein mitgebrachter Anſatz dazu, wenn er noch in einem erſten leichten Stadium iſt, in kurzem verſchwindet. Aber Graubünden hat doch nicht das Klima von Pern; die Luft hier oben iſt, wie ſich jeder alsbald überzeugen wird, ſo ſcharf und kalt, daß eine ſchwache Lunge ſie unmöglich vertragen kann. Der ſogenannte Engadiner Kulm namentlich, deſſen Lage im übrigen unendlich ſchöner wäre als die des Badhauſes, hat die Winde aus der erſten Hand. Sommer wie der heurige, wo um die Mitte des Juli hier alles unter einer Schneedecke lag, können am beſten darüber aufklären, „was gut ſey oder ſchade dem ſterblichen Geſchlecht.“

Gerade gegenwärtig ſteht das Fremdenweſen in Graubünden in höchſter Blüthe; ſo oft wir der Poſt von Chur her begegneten, hatte ſie ein paar große Beiwagen und brauchte zwölf oder fünfzehn Pferde. In St. Moritz verſicherte man uns, ſchon im Winter ſeyen ſo viele Beſtellungen eingelaufen, daß man die Hälfte der Zimmer Suchenden habe abweiſen müſſen. Das mag ein wenig aufgeſchnitten ſeyn; aber die großen Neubauten, die wir unternehmen ſahen, ſind auf jeden Fall eine nicht zu läugnende Realität. Ich fürchte, wenn einmal alles fertig iſt, wird das Bedürfniß nicht mehr ſo groß ſeyn; die Zugvögel ziehen nach wärmeren Gegenden und die Salons, die jetzt in jedem Bergwinkel eingerichtet werden, ſtehen leer. Mich dauert zum voraus der gute Mann am Strehla, der auch einen großartigen Speiſeſaal bant und nach meiner Ueberzeugung ſchwerlich je eine große Tiſchgeſellſchaft in ſeinem Petersburger Hof zuſammenbringen wird. Der Bau dürfte, bevor er ganz fertig iſt, leichtlich noch einmal in's Stocken gerathen und in andere Hände oder doch an eine andere Beſtimmung übergehen. So muß man auch unter dieſen ewigen Bergen mit ihren uralten Traditionen die Wandelbarkeit der menſchlichen Dinge beobachten und mit dem weiſen König von Iſrael, der auch der letzte ſeiner Dynaſtie war, ausrufen: es iſt alles eitel!

Am eitelſten aber ſind Curorte, und ihre Geſellſchaft iſt das Nichtswürdigſte unter der Sonne. Schon auf der Herreiſe, an unſerem mare germanicum, waren wir unter eine ſolche Compagnie hineingerathen, die nicht wußte, wie ſie die Laſt der Tage tragen ſollte: eine ganze Collegenſchaft, Männlein und Fräulein, die hier zuſammengetroffen waren, um die Proſa ihres Daſeyns aus der Stadt auf das Land und in's Waſſer zu verpflanzen. Mit dem Baden war es wegen des Wetters nicht viel, und das ſchien ihnen überhaupt Nebenſache zu ſeyn. So blieb ihnen nichts, als für die Damen mit dem langweiligen Strickſtrumpf aus einer Ecke in die andere, vom Salon in den Garten und aus dieſem wieder herein zu ſchlendern, für die Männer aber ein Karten- oder Kegelſpiel und Abends das gemeinſchaftliche Glas Bier mit der ſtehenden Unterhaltung, an die ſie von Kindesbeinen an gewöhnt waren. Und dieſe gähnende Langeweile, die in Ulm oder Stuttgart viel leichter zu ertragen wäre, nur um ſagen zu können, man habe auch auf dem Altar der großen Mode- und Reiſethorheit ſein Opfer angezündet! Auf dem Engadiner Kulm oder in St. Moritz trafen wir im Weſentlichen ganz daſſelbe Treiben, nur auf einer um ein paar tauſend Fuß höheren und dem entſprechend vornehmeren und theureren Stufe. Als wir uns nach einem guten dreiſtündigen Marſch in dem Speiſeſaal zu einem Gabelfrühſtück zurecht ſetzten, kamen einzelne Partien der Incurabeln erſt zum Kaffee zuſammen. Neben mir ſaß eine Frau mit grauen Locken, in der Morgentoilette, aber bereits eine ſchwere goldene Kette umgehängt und im übrigen geſchmückt, als ſollte ſie für metallurgiſche Studien ſitzen. Es war ohne

Digitized by Google

Zweifel eine Schwieger- und Großmutter. So oft ſich wieder ein Familienglied einſtellte, wurde es mit herzlichem Morgenkuß empfangen. Endlich kamen auch die Kleinen, um geküßt und dann von Bonnen und Kellnern in die Servietten eingebunden zu werden. Die Eltern waren augenſcheinlich reiche Leute und die Kinder wirklich allerliebſt; aber was ſollte aus dieſen Unmündigen werden, die man alſo mit einem Kuß vor aller Welt verrieth, um damit aller wirklichen Mühe und Sorge um ſie quitt zu ſeyn? die man herausriß aus den gewohnten Umgebungen der heimiſchen Kinderſtube, wo ein Kind allein tiefere, für die eigentliche Charakterbildung förderliche Eindrücke empfangen kann, um ihnen alſobald das eitle oberflächliche Weſen der Alten einzuimpfen? Ich ſchluckte den Veltliner, der auch den ſauern Nachgeſchmack dieſer ſocialen und vegetabiliſchen Pilſekrankheit an ſich hatte, mit einem wahren Ingrimm hinunter. Als dann noch ein paar weitere ſeidene Kleider herein ſtratzten, die ſich, wie ich durch die Glasthüre beobachten konnte, vorher ihr Tiſchchen von einer Ecke der Terraſſe zur andern hatten tragen laſſen, um ihre Luft mit der größtmöglichſten Commodität zu erſchnappen, da warf ich den Ranzen auf den Rücken und ſchüttelte den Staub von den Füßen, um nach Pontreſina zu entweichen.

Wenn St. Moritz meinen Erwartungen nicht entſprach, ſo muß ich geſtehen, daß Pontreſina ſie übertraf. Der Anblick des ſchneeweißen Berninaſtocks und des Roſegg- und Morteratſchgletſchers, der ſich hier mit einem mal eröffnet, hat etwas Ergreifendes. Der Punkt ſteht den ſchönſten in den Berner und Walliſer Alpen zum wenigſten nicht nach, wenn man auch nicht ſagen will, daß er ſie übertrifft. Von dem Speiſeſaal in der Krone, auch eine Schöpfung der letzten Jahre, ſieht man durch das Roſeggthal, in das ſie wie in einen Rahmen geſpannt ſind, dieſe Schneegipfel und den Gletſcher zu ihren Füßen ſo nahe, daß man ſie in einer halben Stunde glaubt erreichen zu können, während es wohl zwei bis drei ſind. Hierher wird es ſich immer verlohnen zu gehen, und Pontreſina wird ſobald nicht aus der Mode kommen, wenn man auch am Strehla oder auf dem Engadiner Kulm keine Molken mehr trinkt. Auch hier hat die Mode ſeit fünf bis ſechs Jahren Alles umgeſtaltet. Damals war das Hotel de la Couronne noch ein einfaches Wirthshaus in einem an der nicht beſonders frequenten Berninaſtraße gelegenen Dorfe, wo man außer Forellen und getrocknetem Fleiſch nicht viel bekommen konnte. Jetzt ſteht, gegen die enge Straße des gepflaſterten Fleckens gekehrt, immer noch die alte Schenkſtube, in welcher Bergamasken und Eſeltreiber einkehren, hinten aber, nach den Gletſchern hin, iſt, wie geſagt, ein moderner Speiſeſaal eingerichtet und im obern Stock ſind die Schlafzellen mit den hölzernen Verſchlägen, wie man ſie überall in den Gebirgshotels trifft. Dieſe Einrichtung iſt natürlich nur für die paar Monate der Reiſeſaiſon; im Winter zieht das Perſonal nach Davos zurück, wo die meiſten dieſer Leute zu Hauſe ſind und von wo daher auch der Reiſende nach allen Richtungen hin Grüße an die Söhne und Töchter in der Diaſpora mitkriegt. Um ſo mehr iſt anzuerkennen, daß man bei einer ſo kurzen Erntezeit immer noch ehrliche und billige Zeche findet, und daß die Leute ſelbſt noch entſchuldigend darauf aufmerkſam machen, wie ſie's bei dem vielen Aufwand, den ſie für die kurzen Sommermonate zu machen haben, nicht billiger geben können.

Was uns in Pontreſina am meiſten überraſchte, war das gute Bier. Auch ſonſt hatten wir im Engadin beſſeres getrunken, als wir erwarteten, und zu unſerer Verwunderung erfahren, daß es von Poſchiavo ſey. Dieſes war von Chur, das als Hauptbierort der Schweiz bekannt iſt, aber es war ungleich beſſer, als wir es in der dortigen Stammbrauerei oder einer ihrer zahlreichen Filialanſtalten bekommen haben. Das habe man, wurde uns verſichert, den unvergleichlichen Felſenkellern oou Pontreſina zu verdanken; das Bier, das wir für ganz friſch hielten, ſey ſchon am Morgen angezapft worden und halte ſich in gleicher Güte eine Woche lang. Kenner werden dieß billig bezweifeln; auch ein Felſenkeller in Pontreſina hilft nicht gegen das Schalwerden. Dem mag aber ſeyn wie ihm will, wir verdankten dem Bier einen recht angenehmen Abend.

Am Morteratſchgletſcher hatten ſich ein paar Preußen zu uns geſellt, mit denen wir in dem mehrerwähnten Speiſeſaal ſoupirten und verabredeten, am nächſten Morgen in Geſellſchaft den Piz Languard zu beſteigen. Nach Tiſch machte uns das Bier cordial; wir ſtellten am Fuß des Bernina einen kleinen Commers an. Unſere neuen Freunde ſtellten ſich vor als ein Fabrikant und ein Arzt aus einer kleinen Stadt an der Oder, einige Meilen oberhalb Stettin. Sie kamen von München und wollten nach Mailand und von da über Venedig, Trieſt, Wien in ihre Heimath zurück. In München hatten ſie ſich gar nicht ſatisfacirt gefunden, aus gaſtronomiſchen und politiſchen Gründen. Das Bier war ihnen nicht gut genug geweſen. Dieſer Anſchuldigung gegenüber war es ſchwer, den rechten großdeutſchen Standpunkt feſtzuhalten. Nach unſerem Dafürhalten iſt das Münchner Bier gut, der Enthuſiasmus aber, mit dem man es als das einzige und unvergleichliche preist, eine partikulariſtiſche Narrheit. Ich kann mich für die

Objektivität meiner Anſchauung auf den Ausſpruch berufen, den ich voriges Jahr gegen meinen Vetter gethan habe: es iſt gut, namentlich beim Spaten und beim Franciskaner, aber ein gutes Ulmer iſt auch nicht ſchlecht. Nun iſt der Standpunkt der richtigen Mitte gewiß der allein wahre; in der Debatte aber läßt er ſich gegen die Entſchiedenheit der entgegengeſetzten Extreme nur mit Schwierigkeit vertreten. Doch gelang es unſerer diplomatiſchen Geſchicklichkeit, einen Compromiß zwiſchen Nord und Süd dahin abzuſchließen, daß wir zugaben, unſere ſüddeutſchen Brauer fangen ſeit ein paar Jahren an zu manquiren und uns um den alten wohlverdienten Ruf zu bringen; wir haben auf Reiſen nach Norddeutſchland auch ſchon die Bemerkung gemacht, daß wir in Nördlingen, Nürnberg, Bamberg keinen guten Tropfen getrunken haben, daß aber von Hof an das Getränk kräftig und wohlſchmeckend geworden ſey. Zugegeben wurde ferner, daß ja der Norden die eigentliche Heimath des Gerſtenſaftes ſey, daß der Braunſchweiger Mumme dieſelbe Stellung in Deutſchland gebühre wie den Bieren der Würzburger Staaten, und ſchließlich der Antrag auf eine allgemeine deutſche Militär- und Bierconvention angenommen, wobei der Hauptnachdruck auf einheitliches ſtärkeres Kaliber und gröberes Korn zu legen ſey.

Dieſer Punkt war glücklich erledigt; nun kam aber einer von noch delikaterer Natur. Unſere Preußen hatten ſich in München auch an einem blauweißen Bindfaden geärgert, mit welchem eine Mixtur aus der Hofapotheke umwickelt war, die der Doktor dem Zuckerfabrikanten gegen Magenſäure hatte verſchreiben müſſen. An dieſem blauweißen Faden, meinten ſie, hänge die ganze bayeriſche Großmachtſucht, von der ſie in München überall auf's unangenehmſte berührt worden ſeyen. Daß die Münchner eine bayeriſche Großmachtſtellung ambitioniren, hatte ich weder beim Spaten, noch beim Franciskaner, und ſelbſt im Hofbräuhaus nicht wahrgenommen, und auch ſonſt von guten Freunden und Bekannten noch nie eine Klage darüber gehört. Demnach konnte ich mir dieſe Farbenjalouſie nur aus dem bekannten Sprüchwort vom Blinden und Einäugigen erklären und bemerkte, wie es eben um alle derartigen Embleme eine eigene Sache ſey. Schwarzweiß ſey gewiß eine glorreiche Farbe, aber es werde zugegeben werden müſſen, daß man noch mit nichts in der Welt einen lächerlicheren Humbug getrieben habe, als mit dieſem Abzeichen der größten reindeutſchen Großmacht. Daß er nicht wüßte, entgegnete der Doktor, der mir zunächſt als Kämpe in dieſem Farben- und Großmachtsſtreit gegenüber ſtand. Aber ich wußte jetzt, was die Glocke geſchlagen hatte, und zog mich in's zweite Treffen zurück, um meinem Patroklus zu überlaſſen, wie er mit dem Rübenzuckerfabrikanten werde fertig werden. Der wußte auch die Sache mit einer Feinheit einzufädeln, daß ich über ſeine diplomatiſche Gewandtheit in ungeheucheltes Staunen gerieth. Man lege, demonſtrirte er ſeinem Gegner, auf ſolche Farbenſpiele, die oft rein zufällig und unwillkürlich ſeyen, viel zu viel Gewicht. Was den blauweißen Spagat betreffe, ſo glaube er allen Grund zu der Vermuthung zu haben, daß derſelbe gar kein Großmachtsfaden, ſondern einfaches baumwollenes Strumpfgarn geweſen ſey, das in ganz Süddeutſchland zu den verſchiedenſten Zwecken verwendet werde; warum nicht auch zu pharmaceutiſchen? In ganz Bayern und Oberſchwaben, auch in dem als Heimath der Welfen bekannten Ravensburg und durch das Allgäu hinüber bis nach Tirol und Vorarlberg trage man von alten Zeiten her Strümpfe von blau und weiß melirtem Baumwollengarn; in ſeiner eigenen Heimath, einem zum früheren reichsſtädtiſch Ulmiſchen Gebiet gehörigen Dorfe, habe in ſeiner Knabenzeit Alles, was nicht barfuß gegangen, ſolche Strümpfe gehabt und niemand habe dabei jemals an eine Großmachtdemonſtration gedacht. Damit hatte mein Prinz Eugenius den Sieg eigentlich ſchon an ſeine Fahne geheftet; als Reſerve aber, um den letzten Ausſchlag zu geben, hatte er ſich noch ein weiteres Panier vorbehalten, das er jetzt triumphirend entfaltete. „Neuerdings," fuhr er fort, „tragen jüngere Mädchen häufig roth und ſchwarz geſtreifte Strümpfe, und ſelbſt die weitherzigſten Damen bedienen ſich dieſer Nüance bei ihren Unterröcken. Daß ſie hiebei partikulariſtiſche Zwecke verfolgen, ſey an ſich nicht undenkbar, ihre Großmachtsgelüſte haben aber auf jeden Fall mit politiſcher Rivalität nichts gemein."

Der ethnologiſch culturhiſtoriſche Weg führt beſſer zum friedlichen Ziel als der heraldiſch politiſche. Hatte der Doktor mir in ſpitzem, brüskem Ton, der beim nächſten Wort einen Bruch fürchten ließ, erwiedert: daß er nicht wüßte, ſo antwortete der Fabrikant auf die handelspolitiſche Ausführung mit einem begütigten: das mag ſeyn. Mit ſeinem praktiſchen Verſtand ſah er wohl ein, daß, wenn blauweißes Strickgarn in Süddeutſchland ſo allgemein verbreitet ſey, Trümmer von einem ſolchen Allgäuer Strumpf überall hin und ſelbſt an die Mixturgläschen der Münchner Hofapotheke kommen können. Unſere klein- und großdeutſchen, ſchwarz- und blauweißen, Gothaiſch-Würzburgiſchen, Bock- und Mumme-Wirren waren gelöst; wir konnten das Nord und Süd umſchlingende Band ächt deutſcher Jovialität und Gemüthlichkeit in herzlicher Harmonie feſt knüpfen und die zwiſchen uns in's Reine gebrachte deutſche Einheit und Verbrüderung als vollendete Thatſache anſehen.

Digitized by Google

Unſere Pruſſiani waren in der That ganz charmante Leute; die Münchner haben ſie freilich nicht verſtanden, weder im Allgemeinen noch im Beſondern, nicht in dem, was man in der Apotheke holt, und in dem, was man im Bierkeller ißt und trinkt, auch nicht; ſonſt aber waren ſie frei von jener bekannten ſelbſtbewußten Suffiſance, die uns im Reich nur als naive Objekte behandelt; im Gegentheil ließen ſie ſich ſelbſt mit liebenswürdiger Naivität und unverſtellter Gutherzigkeit herbei. Reiſen iſt doch eine nützliche Sache; politiſche Vorurtheile werden dadurch gründlicher abgeſtreift als durch alle Reden und Zeitungsartikel. Wir Deutſchen ſollten häufiger mit einander trinken; internationale Commerſe wären der ſicherſte Weg zur deutſchen Einheit. Hätten wir nur erſt eine preußiſch-bayeriſche Bierconvention, wäre einmal ein einheitlicher guter Stoff hergeſtellt von überall, in Nord und Süd, gleicher Stärke und Lieblichkeit, für das übrige könnten wir Gott ſorgen laſſen. Gerne geſtehe ich, daß die Pommern zum mindeſten ſo gute Biertrinker waren als wir Schwaben; wir hätten unſer Verbrüderungsfeſt über dem Felſenkeller von Pontreſina auch wohl noch länger fortgeſetzt, wenn ich nicht endlich daran erinnert hätte, daß es Zeit ſey aufzubrechen, weil wir am andern Morgen in aller Frühe auf den Languard wollten.

Auch bei der deutſchen Einheit iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Uns vereinigten Repräſentanten von Nord- und Süddeutſchland war nicht vergönnt, viribus unitis den Piz zu erſteigen. Am frühen Morgen ſtanden die Führer bereit, je einer für zwei Mann; über drei Perſonen darf reglementmäßig keiner übernehmen, obgleich bei dieſer Bergfahrt ſo wenig Gefahr iſt, daß voriges Jahr eine Dame von 72 Jahren die Beſteigung vornahm, und zwar zu Fuß, ja daß beim letzten Schulfeſt ſämmtliche Schuljugend von Pontreſina, groß und klein, ſammt Küſter und Proviſor, oben war. Die beiden Führer waren der bereits erwähnte Junge, der mich an den galant homme vom Rigi erinnerte, und Jean Colani, von dem Bädeker um vieles übertreffenden Berlepſch als die Perle aller Berninaführer geprieſen. Der Führer in ſeinen Bergen iſt wie der Prieſter auf dem Boden der Offenbarung; ſeine Autorität iſt unwiderſprechlich, die Reiſenden ſind ſelig, indem ſie nicht ſehen und doch glauben. Unſere beiden Schamanen thaten den übereinſtimmenden Ausſpruch: es ſey heute ein dies infaustus, nach der Hauptſeite hin ſey die Ausſicht von Wolken verdeckt. Das ſprachen ſie ganz apodiktiſch aus, obgleich dem Laien keine Gefahr zu drohen ſchien und der Tag auch noch ganz gut wurde. Alſo mußten wir glauben. Der Doktor, als ungeſtümer Naturaliſt wollte zwar à tout prix den Berg hinauf; der beſſer geſinnte Theil der Geſellſchaft aber rief ihm ein taceat in ecclesia zu.

Was war zu machen? Um Pontreſina gibt es freilich auch ohne den Languard ſo viel zu ſehen, daß wir uns hätten einen Tag verweilen und Abends beim Felſenbier luſtig ſeyn können. Aber wenn der nächſte Zweck vereitelt wird, gibt der Menſch in ſeiner Unbeſtändigkeit gerne auch alle ſeine übrigen Pläne auf. Der unſrige war geweſen, über den Berninapaß in's Puſchlav zu gehen, das Addathal hinauf, über den Stelvio und die Malſer Heide nach Finſtermünz und von dort durch Vorarlberg wieder zurück in's Rheinthal und an den lacus suevicus.

Dieſer Stelvio ſteckte mir ſeit Jahrzehnten im Kopf; faſt galt er mir als das Ziel einer Römerfahrt, als der kaiſerliche Weg, auf dem ich den Tribut der Pietät gegen die Traditionen des römiſch deutſchen Reichs abzutragen gedachte. Schon einmal war ich zwiſchen Colico und Monbegno auf dem Scheideweg geſtanden und hatte, wie die größten Kaiſer, verzichten müſſen. Dießmal glaubte ich's um ſo gewiſſer durchzuſetzen. Aber wie unſere großen Vorfahren durch die Dienſtaufſagung der Vaſallen, durch den Mangel an Geld und durch die italieniſche Hinterliſt immer wieder von dem ſchon erreichten Ziel zurückgeriſſen wurden, ſo wurde auch mir der Stelvio, dem ich dießmal noch näher war, entleidet durch einen wund gedrückten Fuß, der für eine noch ſo weit ausſehende Tour den Dienſt zu verſagen drohte, durch den Horror vor wälſchen Poſtmeiſtern und durch den Mangel an öſterreichiſchem Papiergeld, wodurch ich in tauſend Wechſelverlegenheiten zu kommen fürchtete. Mit jedem Tritt auf den kranken Fuß blaßte meine urſprünglich ſo ſchöne und ſchwungvolle großdeutſche Idee mehr ab. Dazu kamen die Preußen, mit denen wir in dem unſeligen engeren Bunde waren, daß wir ihnen die Vertretung nach außen, die ganze Initiative und Execution überlaſſen mußten. Sie wollten an dieſem Abend noch in Caſaccia ſeyn, und ſo ließen wir uns dahin bringen, daß wir unſern urſprünglichen Plan auch etwas bernſtorffiſch modificirten und beſchloſſen, mit den Preußen uns auf uns ſelbſt zurückzuziehen, nach Silva Plana zu gehen und von dort unſern Bronzeller Rückzug per Poſtwagen ſo ſchleunig als möglich zu bewerkſtelligen.

Nach Silva Plana kommt man auf der ebenen Landſtraße über Sellerina und St. Moritz in drei Stunden; wir aber wollten noch etwas mitnehmen und ſchlugen den direkten Weg über die Fuorcla Surley ein, auf dem man die Tour in acht Stunden machen kann. Es iſt das ein Paß, um tauſend Fuß höher als Scaletta

Digitized by Google

und um vieles ſteiler, nur daß er keinen Schnee mehr hatte. Colani führte uns, und ich muß ihm das Zeugniß geben, daß er alle guten Eigenſchaften entwickelte, die man immer von einem Führer verlangen kann. Nicht nur beſitzt er ſchöne Kenntniſſe in der Botanik und der Fauna der Alpenwelt, ſondern er weiß dieſelben auch mit Humor an den Mann zu bringen. So ermangelte er nicht, uns auf die ſchwarzen Schweine aufmerkſam zu machen, die halb wild in den Bergen herum laufen, und ſchalkhaft zu ſagen: porcus alpinus. Die Thiere, die wir gerne geſehen hätten, bekamen wir freilich nicht zu Geſicht. Wir kamen an einer Felswand vorbei, aus der man voriges Jahr ein Steinadlerneſt mit Haken herausgeriſſen hatte; heute aber war keiner weit und breit. Eben ſo hörten wir dutzendmal den ſchrillen Pfiff der Murmelthiere; aber jedesmal waren ſie in ihre Löcher verſchwunden, wenn wir näher kamen. Der Doktor, der voran ging, ſah ein Schneehuhn auffliegen, wir übrigen aber mußten uns begnügen, die Loſung zu unterſuchen, die es auf ſeinem Lagerplatz zurückgelaſſen hatte. Sonſt aber gab die Tour doch weit mehr Ausbeute als die über Scaletta. Auf der einen Seite hatten wir immer den Roſeggletſcher neben und unter uns, und auf der entgegengeſetzten kamen wir beim Hinabſteigen an einen Vorſprung, von dem ſich der überraſchendſte Anblick von Silva Plana und den Seen bot. Die tiefblauen Waſſerſpiegel, bei jeder Bewegung durch alle Nüancen des Grünen bis in's Silbergraue ſchillernd, zwiſchen ihnen ein bewaldetes Vorgebirg, deſſen Wipfel, von oben herab geſehen, ſo regelmäßig zugeſchnitten ſchienen, daß ſie an die Orangenhaine der borromäiſchen Inſeln erinnern konnten, am jenſeitigen Ufer die leuchtenden weißen Dörfer, die ebenfalls etwas vom italieniſchen Charakter an ſich haben — die Ausſicht hatte, zumal wenn man ſo plötzlich aus den Schluchten und Felstrümmern hervortrat, etwas Magiſches; ſie gehört zum Schönſten, was ich geſehen zu haben mich erinnere.

(Schluß folgt.)

Die engliſchen Volksſpiele.

(Fortſetzung.)

4. Mittſommer und Harvest home.

So waren die Maiſpiele des „fröhlichen Altenglands" beſchaffen. Und kaum hatten ſie ihr Ende erreicht, ſo ſtand das Pfingſtfeſt, ſammt dem auf den 24. Juni fallenden Feſt St. Johanns des Täufers und dem früher am 6. Juli, dann gleichfalls am 24. Juni gefeierten Mittſommertag vor der Thüre. Ja, nach dem oben mitgetheilten Programm aus Heinrichs VII. Zeit zu ſchließen, mochte die Pfingſtzeit (noch jetzt Whitsuntide genannt, obwohl nur der Pfingſtſonntag als Feſttag gilt) hinſichtlich der üblichen Luſtbarkeiten die Maiſpiele nur einfach fortſetzen oder zum Schluſſe bringen. Charakteriſtiſche Feſtgewohnheiten wenigſtens werden nicht erwähnt und bei der Analogie der äußern Veranlaſſung beider Feſte war ihr Vorhandenſeyn kaum zu erwarten. Doch verdient an dieſer Stelle ein der Whitsuntide angehöriges lokales Volksfeſt Beachtung, das zu Kidlington, in Oxfordſhire, am Montag nach der Pfingſtwoche alljährlich begangen wurde. An dieſem Tage gaben die Behörden von Kidlington der Heiterkeit der Stadt ein fettes Lamm zum beſten. Nachmittags, zur feſtgeſetzten Zeit, zog nämlich die Bevölkerung hinaus auf die Stadtwieſe, das auserwählte Lamm wurde losgelaſſen und die jungen Mädchen des Orts, ſo viele ſich ihrer einfanden, hatten das Recht, das Thier zu jagen, unter der Bedingung, daß die Daumen der wettrennenden Schönen auf ihrem Rücken zuſammengebunden waren. Die Aufgabe war nun, das ſo gejagte Lamm mit den Zähnen zu ergreifen, und die behende Amazone, der dieſes Wagniß glückte, errang den Preis des Tages: den Namen und die Würde der Lady of the Lamb. Alle ſammelten ſich ſodann frohlockend um die Siegerin und ihre Beute; die gefeſſelten Daumen wurden entfeſſelt, das Lamm geſchlachtet, und unter Muſik, Tanz und Freudengeſchrei der Verſammelten auf einer Stange vor der Lady of the Lamb her in die Stadt zurückgetragen. Tags darauf verſammelte die Feſtgeſellſchaft ſich unter einem Zelte zum Gaſtmahl. An einem großen Feuer wurde

Digitized by Google

das Lamm theils gebacken, theils gekocht, theils gebraten und unter dem Vorsitz der Lady of the Lamb verzehrt. Tanz und gesellige Spiele bezeichneten den Schluß des Festes.

In eigenthümlicher Weise und unter allgemeinster Betheiligung beging man dagegen den Geburtstag St. Johanns des Täufers und den Mittsommertag (midsummerday), oder genauer den Vorabend (vigil oder eve) beider Feiertage. Nach dem heutigen Kalender fallen beide Vorabende auf den 23. Juni zusammen. Anders war es in früherer Zeit, wo Johanns des Täufers Tag (St. John the Baptist's), unser Johannistag, dem Mittsommertage um zwölf Tage voraus ging und aus diesem Grunde eine selbstständige Festfeier mit sich brachte. Das Programm des Festes war in jenem Spruche der Bibel gegeben, wo der Täufer ein Licht genannt wird, „das in der Finsterniß scheinet." Processionen mit brennenden Lichtern, Freudenfeuer, die in den Straßen der Städte oder draußen im Freien auf Wiesen und Berghöhen weithin die Nacht erhellten, bildeten daher den Mittelpunkt der stattfindenden Vergnügungen. Um diese zu Ehren des Täufers entzündeten Johannisfeuer sammelte sich das Volk zu Tanz, Gesang und fröhlichen Gelagen. Aber über den nächsten Bedürfnissen geselliger Heiterkeit wurde auch die Symbolik des Festes, die läuternde, reinigende Macht des Feuers, die erhellende Kraft des Lichtes, das in der Nacht scheint, nicht außer Acht gelassen. Manche der Festtheilnehmer sah man mitten durch das Feuer hindurchspringen; andere warfen, unter Murmeln von Gebeten, Blumen und Zweige in die Flamme, und der religiöse Glaube an wunderthätige Einflüsse, an die heilsame Abwehr böser dunkler Mächte schöpfte aus dem Leben des lodernden, verzehrenden Elements Nahrung und Befriedigung. In späterer Zeit, und vorzugsweise in den Städten, wurde das primitive Freudenfeuer durch die kunstreichere Sitte glänzender Illuminationen vermehrt oder verdrängt. Auch die sommerliche Pracht der umgebenden Natur bot ihren Reichthum zur Verschönerung des Tages dar. Das erste junge Grün der Wälder, der frische Flor duftender Blumen und Kräuter, unter ihnen das Johanniskraut (St. John's wort), schmückte heiter die Häuser und Kirchen, wie das feiernde Volk.

Von ganz ähnlichem Charakter, offenbar ein Nachklang des Johannisfestes, war die zwölf Tage später stattfindende Festlichkeit von Midsummer eve, oder Midsummer's watch. Es wurde dieselbe mit besonderem Pomp in der City von London begangen. Die Wachmänner jedes Distrikts und jeder einzelnen Straße, meist alte ausgediente Soldaten, sammelten sich, 1500 bis 2000 Mann stark, in glänzender Rüstung, mit Schwert und Lanze bewaffnet, am Mittsommer-Vorabend bei dem Stadthause zu einer großen Procession durch die ihrer Obhut anvertraute City. Vorauf zogen Musiker und Fahnenträger zu Pferde. Es folgte die Masse der Wachmänner, von denen 1500 auf langen Stöcken kolossale Laternen trugen, ringsum taghelle Beleuchtung verbreitend. Ihnen schlossen sich die Musiker und Pagen des Lord Mayors an, der Lord Mayor selbst in seiner Amtstracht, zu Pferde, unmittelbar vor ihm sein Schwertträger, um ihn her Bediente und Fackelträger. Dem Cortege des Lord Mayor folgten die Aldermen und Sheriffs sammt ihren Begleitern, alle im Festcostüm; kurz ein Aufzug nicht unähnlich der heutigen Lord Mayor's shaw, nur daß die letztere, mittelalterlich maskeradenhaft wie sie ist, die Dienste der Sonne, nicht die der Laternen in Anspruch nimmt.

Die Städte des innern Landes blieben nicht hinter der Hauptstadt zurück; sie suchten diese wo möglich an Pomp zu überbieten. So sah man einst in Chester in der Procession des Mittsommertages vier Riesen von ungeheuerlicher Gestalt, ein Einhorn, einen Dromedar, ein Kameel, einen Drachen und sechzehn nackte Jungen, als fackeltragende Genien. Uebrigens fand schon Heinrich VIII. jenes Londoner Laternenfest zu kostspielig und verordnete dessen Abschaffung. Auf einige Jahre wurde es durch Eduard VI. wieder hergestellt, dann gerieth es als abgesondertes Fest in Verfall. Länger erhielten sich, wie auch bei uns in manchen Theilen Deutschlands, die Lustbarkeiten des Johannistages, deren populäre Feier auch nach Einführung der Reformation, besonders auf dem Lande fortdauerte.

In den warmen Strahlen, dem heitern Lichtglanz der Sommersonne reiften indessen die Blüthen des Jahres zur Frucht heran, und den Monaten des Wachsens und Blühens folgte die Festepoche der Ernte. Es galt nun, den Segen der Ernte für den Winter unter Dach zu bringen. Weithin ertönte zu dem Schall der Sense der Gesang der Schnitter und unter dem Klingen der Pferdeglocken, dem Peitschenknallen der Fuhrleute eilten von allen Seiten hochbeladene Kornwagen den Speichern zu. Man nennt diese Zeit in England harvest home, und Festlichkeiten, den unter dem deutschen Landvolke üblichen ähnlich, bezeichnen zum Theil noch jetzt das Ende der Ernte. Zu ernten, was man gesäet, zu sammeln, was man ausgestreut, von der Erde und den Elementen, was man im Keime ihnen anvertraut, in gereifter Gestalt zurückzuempfangen, ist in sich selbst die Poesie der Arbeit. Zu doppelt und dreifach heiterer Stimmung erregte daher die Arbeitenden der glückliche Abschluß eines so frohen Werkes

War der Augenblick gekommen, wo nun die letzten Garben zu der letzten Heimfuhr gesammelt waren, so schmückte man Wagen und Arbeitszeug mit Bändern, Kränzen und Gewinden festlich aus, und laut jubelnd bestieg die frohe Schaar der Schnitter das goldglänzende Dach des hochbeladenen Erntewagens. Und wieder fehlte es nicht an der symbolischen Gestalt, in der das Volk bei seinen Naturfesten der alten Naturreligion unbewußt seine Huldigung darbringt. In der Mitte des Wagens erhob sich, aus den Aehren der letzten Garben geflochten, eine Figur, von einigen Ceres, von andern Cornbaby, d. h. Sprößling der Aehrengöttin, genannt, und wie einst zur Frühlingszeit um den Maibaum, tanzte und sang das Volk nun um dieses Naturſymbol der fruchttragenden Erde. So verließ man die Felder und kehrte frohlockend nach Hause zurück. Nach der Rückkehr gab es ein heiteres Mahl im Freien, nach dem Mahl Tanz und gesellige Spiele, bis die einsinkende Nacht der festlichen Freude ein Ziel setzte.

Mit dem Harvest home war der Jahreskreis der periodisch wiederkehrenden Volksspiele beschlossen. Bald nachher begann von Neuem die Herrschaft des Lord of misrule und seiner Gesellen, und es wiederholte sich zu den durch Natur und Sitte festgesetzten Zeiten der Cyclus populärer Vergnügungen, dessen Haupterscheinungen wir im Vorhergehenden dargestellt haben. Zur Vervollständigung des Gesammtbildes von dem, was man Merry Old England genannt hat, bleibt uns nun übrig, jenes andern Kreises, meist gymnastischer Volksspiele zu gedenken, die, von physisch religiösen Motiven mehr oder weniger unabhängig, das ganze Jahr hindurch nach den Bedürfnissen des Tages geübt und erneuert wurden. Einige dieser Spiele wurden bereits im Verlaufe unserer Darstellung vorübergehend erwähnt; manche haben sich mit geringen Modifikationen bis in die Gegenwart erhalten. Um daher Wiederholungen zu vermeiden, wollen wir an diesem Orte theils nur das für die älteren Zeiten Charakteristische, theils diejenigen Spiele hervorheben, welche gegenwärtig in Verfall gerathen sind, oder durch das Gesetz wie durch die öffentliche Meinung proscribirt nur im Dunkel geheimer Lokale unter der Patronage eines abenteuerlichen demi-monde zweifelhafter Charaktere ein kümmerliches Daseyn fristen.

5. Die Jagd.

Wir beginnen mit der Jagd, die seit alten Zeiten unter den gymnastischen Nationalvergnügungen der Engländer eine Hauptrolle spielt. Auf die Jagd bezog sich ursprünglich das vielbedeutende englische Wort Sport, und immer noch versteht man unter dem Sportsman, dem Liebhaber männlicher Uebungen und Spiele, vorzugsweise den Jäger. Die Jagd, das treuste Abbild des Kriegs, war nach den frühesten Berichten das Lieblingsvergnügen der alten streitbaren Britten und Sachsen. Mit Leidenschaft, mit einem bis zur Grausamkeit getriebenen Eifer wurde sie als exclusives Privilegium in Anspruch genommen und betrieben von den normannischen Eroberern. Diese letzteren usurpirten das Recht über die Thiere des Waldes mit jener rücksichtslosen Gewaltsamkeit, welche ihr ganzes Wesen kennzeichnet, in demselben Sinne, wie sie das eroberte Land als Kriegsbeute unter einander vertheilten. Ja ursprünglich, scheint es, fiel nach dem normannischen Recht wie das Land, so die gesammte Jagd als ausschließliches Privilegium dem Könige zu, während noch in späterer Zeit, nachdem den Baronen und der hohen Geistlichkeit die Jagdfreiheit auf eigenem Grund und Boden gestattet war, die Hirschjagd, nach damaliger Vorstellung der nobelste Zweig des edlen Waidwerks, dem Könige allein vorbehalten blieb.

Es ist bekannt, in welcher Weise schon Wilhelm der Eroberer durch Anlegung von Jagdgehegen Sorge trug für die Bewahrung des Wildes. Um sein Jagdrevier im New Forest in Hampshire nach seinem Geschmacke abzurunden, ließ der Sieger von Hastings nicht weniger als 22 Kirchen sammt einer entsprechenden Anzahl Dörfer und Meierhöfe schleifen und im Ganzen auf einem Landgebiet von dreißig Meilen Umfang alle Spuren früheren Anbaus vernichten. Seinem Beispiele folgten spätere Könige, dem Beispiel der Könige die Barone, so daß man in England während des Mittelalters achtundsechzig nach dem Modell des New Forest gegründete Jagdgehege zählte.

Der Willkürlichkeit dieses Verfahrens entsprach die draconische Härte der Jagdgesetze, welche bestimmt waren, die Prärogative des Königs und des hohen Adels gegen die Eingriffe des rechtlosen Volkes zu schützen. Diese rechtlose Masse umschloß auch die Gentlemen, d. h. die freien Grundbesitzer, und dem Adel selbst wurde mit Strafen gedroht, falls er sich an dem Thiere des Königs, dem Hirsche, vergreifen sollte. „Wenn ein Gentleman," so verordneten diese normannischen Jagdgesetze, „ein wildes Thier des Waldes zufällig oder absichtlich vor sich hertreibt, so daß das Thier außer Athem geräth, so soll er dem Könige zehn Schilling Strafe zahlen; wenn ein Landpächter (countryman) dasselbe thut, so soll er zwanzig Schilling zahlen; wenn ein Leibeigener (slave), so soll er auf's Blut gepeitscht werden. — Wenn aber ein Gentleman das Hirsch

genannte „königliche Thier“ (royal beast) außer Athem bringt, ſo ſoll er zwölf Monate lang ſeine Freiheit verlieren; ein Landpächter ſoll für daſſelbe Vergehen zwei Jahre gefangen gehalten, ein Leibeigener für vogelfrei erklärt werden. Wird der Hirſch getödtet, ſo ſoll der Gentleman die Privilegien ſeines Standes (his shield of freedom) einbüßen, der Landjunker ſeine Freiheit, der Leibeigene ſein Leben. Biſchöfe, Aebte und Barone ſollen wegen Wilds nicht belangt werden, wenn ſie ſich enthalten, königliche Thiere zu tödten. Wenn ein toller Hund ein Thier des Waldes beißt, ſo ſoll ſein Eigenthümer eine dem Wärgeld gleiche Summe, nämlich 2000 Schillinge erlegen; wird aber ein königliches Thier auf dieſe Weiſe gebiſſen, ſo ſoll der Eigenthümer ſein Leben verwirkt haben.“

Blutig und hochnothpeinlich wie dieſe Geſetze ſeyn mochten, ſo waren ſie dennoch ungenügend, die tiefgewurzelte Jagdluſt des bedrohten Volkes zu unterdrücken. Seit den früheſten Zeiten normanniſcher Herrſchaft wurde der Jagddiebſtahl in größtem Maße betrieben, und ſchon Richard Löwenherz fand ſich zu einer mildern Anwendung der verhaßten Geſetze bewogen. Ebenſo nahm unter den Beſchwerden gegen Johann ohne Land ſeine Gewaltthätigkeit hinſichtlich der Jagdrechte eine bedeutende Stelle ein. Die Verordnungen der früheren Könige wurden daher in der Magna Charta revidirt und im Verhältniß zu dem Wachsthum der bürgerlichen Freiheit wurden im Laufe des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts der alten Exclusivität der Jagdgerechtigkeit weitere und weitere Grenzen gezogen. Schon im zwölften Jahrhundert beſaßen die Bürger von London als beſondere Vergünſtigung das Privilegium, jagen zu können in den Grafſchaften Middleſex, Kent und Hertfordſhire, und ſie machten Gebrauch von dieſem Vorrechte trotz der Spöttereien, denen ihre, der Nichtadeligen, Unbehülflichkeit ſie ausſetzte. Nach Johanns ohne Land Zeit gewährte das Geſetz das Jagdrecht auf eigenem Grund und Boden ohne Unterſchied jedem Eigenthümer eines Landguts von 100 Pfund Sterling jährlichen Einkommens. Indeß ließ begreiflicherweiſe auch dieſe Beſtimmung noch eine große Zahl jagdluſtigen Volkes rechtlos, und da gleichzeitig die grauſame Härte des früheren Strafverfahrens einer vergleichungsweiſe geringen Geld- oder Gefängnißbuße Platz gemacht hatte, nahm die Praxis des Wilddiebſtahls an Ausdehnung eher zu als ab.

Wenn die Privilegirten der Freuden des edlen Waidwerks im offenen Lichte des Tages genoſſen, ſo jagten die Ausgeſchloſſenen unter dem Schutze der Nacht; in der That betrieben, wenn man zeitgenöſſiſchen Berichten Glauben ſchenken darf, ganz reſpektable Perſonen die Jagd als ein organiſirtes nächtliches Vergnügen, indem ſie, auf die Gefahr entdeckt zu werden, die Summe von dreißig Pfund Sterling in der Taſche mit ſich trugen, um ſofort das verwirkte Strafgeld zu erlegen. Zu dieſer Klaſſe von Jägern gehörte vielleicht Shakeſpeare, als er in ſeiner Jugend, der bekannten Erzählung zufolge, wegen Wilddiebſtahls ergriffen wurde. Daß er die Jagd in allen Einzelnheiten kannte, erhellt außer aus zahlreich zerſtreuten Stellen ſeiner Werke vor Allem aus der unübertrefflichen Schilderung in dem Gedichte „Venus und Adonis.“ Im Laufe der Zeit nahm endlich die Praxis des geſetzwidrigen Jagens ſo überhand, daß das Parlament, um ihr ein Ziel zu ſetzen, die Geldſtrafe in Beſtrafung durch Transportation umwandelte.

Wurde nun von den Königen, der hohen Ariſtokratie oder der hohen Geiſtlichkeit eine Jagd veranſtaltet, ſo war dieß eine feierliche, pomphafte, luxuriöſe Angelegenheit. Die Angelſachſen hatten zu Fuß gejagt, die Normannen jagten zu Roß, bewaffnet mit Bogen, Speeren und Netzen und begleitet von einem zahlloſen Schwarm von Knechten und Hunden.* Man jagte in Wildparks oder in Wäldern, und es war die Pflicht der Sheriffs der Bezirke, alle für das Unterkommen und die Bewirthung des Jagdgefolges nöthigen Vorbereitungen zu treffen, ein Geſchäft, zu deſſen Beſorgung ſie über die Kräfte des umwohnenden Landvolks verfügen konnten.

Geſchick und Kühnheit im Jagen galt, nach mittelalterlichen Begriffen, für den Mann von Stand für eben ſo unerläßlich als edle ritterliche Haltung, als Auszeichnung in den athletiſchen Uebungen des Fechtens, Ringens, Laufens, Schleuderns, als Tapferkeit und Muth im Felde. Die ganze Ritterſchaft ergab ſich daher mit Eifer der Ausübung der allerdings koſtſpieligen, aber glänzenden nobeln Paſſion. Was den mit weltlichen Gütern ſo reich ausgeſtatteten Prieſteradel anging, ſo fand derſelbe in der Bibel ein willkommenes Vorbild an Nimrod, „dem gewaltigen Jäger vor dem Herrn,“ und angefeuert von der Macht eines ſolchen Beiſpiels, gaben die Ariſtokraten der Kirche wie in weltlichem Luxus ſo in leidenſchaftlicher Liebe zur Jagd ihren ritterlichen Standesgenoſſen wenig nach. Schon von dem ſtrengen Thomas à Becket wird erzählt, daß er ein eifriger Jäger geweſen. Auf ſeinen Berufsreiſen, als er in politiſchen Geſchäften als Geſandter Heinrichs II. nach Frankreich ging, führte er eine anſehnliche Schaar von Jägern, Hunden und Falken in

* Von mehreren großen Baronen wird berichtet, daß ſie 15—1600 Hunde hielten.

seinem Gefolge mit sich. Im dreizehnten Jahrhundert betrieb Walter, Bischof von Rochester, die Jagd mit solchem Eifer, daß er noch als achtzigjähriger Greis alle Pflichten seines Amtes vernachlässigte, um sich ausschließlich dem edlen Waidwerk zu widmen. Im vierzehnten Jahrhundert übertraf ein Abt von Leicester alle Jäger seiner Zeit in der Kunst der Hasenjagd, während des Fuchses zuerst Erwähnung geschieht in einer speciellen Erlaubnißakte Richards II. an den Abt von Peterborough, dem die Jagd dieses Thieres als Privilegium zugestanden wurde.

Unter den früheren Königen werden Eduard II. und Eduard III., unter den späteren Heinrich VIII. und Elisabeth als hervorragende Jagdliebhaber erwähnt. Elisabeths Vorliebe für die Jagd und verwandte Vergnügungen trug ohne Zweifel viel zu der unglaublichen Popularität bei, deren sie bei allen Volksklassen genoß. Man gab ihr im Style jener latinisirenden, mythologisirenden Renaissancezeit, neben zahlreichen andern Beinamen, den der Diana venatrix. Sie jagte den Hirsch, den Hasen und die Otter. Wer immer unter dem Adel auf ihren Umzügen durch ihren königlichen Besuch beehrt wurde, veranstaltete ihr zu Ehren große Jagden, und unter den schon oben erwähnten glänzenden Festlichkeiten, mit welchen der mächtige Graf Leicester seine königliche Geliebte im Jahr 1575 in Kenilworth Castle unterhielt, erfreute sich eine große zweitägige Hirschjagd in den angrenzenden Wäldern des besondern Beifalls der schon alternden Diana. Noch im Jahr 1600, dem neunundsiebzigsten Lebensjahre der Königin, schreibt einer ihrer Hofleute: „Ihre Majestät ist wohl und vortrefflich aufgelegt zur Jagd; denn jeden zweiten Tag ist sie zu Pferde und setzt die Jagd lange fort."

In Schottland wurde um dieselbe Zeit, den socialen Zuständen des wilden, rohen, kriegerischen Bergvolkes entsprechend, die Jagd noch mit wahrhaft barbarischem Gepränge und orientalischem Aufwand betrieben. Tausende von Clansmen folgten den Stammhäuptlingen, tausende von adeligen Häuptlingen dem Könige durch die düstern Föhrenwälder, die zerklüfteten Bergschluchten, die tosenden Sturzbäche des hochländischen Jagdreviers, und zu hunderten fiel das Wild unter den Pfeilen und Speeren dieser wilden Jäger. An einer durch Jakob V. veranstalteten Jagd nahmen nicht weniger als 8000 Personen Theil, und zwei Drittel dieses Jagdheeres waren bewaffnet. Als derselbe König mit seiner Gemahlin, seiner Mutter und dem päpstlichen Legaten dem Earl of Atholl einen Besuch abstattete, ließ dieser in der Mitte seiner Wälder aus frisch gefälltem, mit Zweigen durchflochtenem Holz ein Jagdschloß errichten, das nach der Sitte der Zeit mit Gräben, Wällen, Thürmen, Zugbrücken und Fallgatter vollständig ausgestattet und im Innern mit königlicher Pracht geschmückt wurde. Die Jagd dauerte drei Tage und zahllose Füchse und Wölfe, sammt 600 Stück Rothwild, wurden getödtet. Beim Aufbruch der Gesellschaft ließ der Earl of Atholl Feuer an den Palast legen; eine Ehrenbezeugung, welche, selbst nach allem Vorhergegangenen, den päpstlichen Legaten mit Staunen erfüllte. Der König indeß erklärte ihm, das sey so die Sitte der Hochländer, Wohnungen, die sie verließen, zu verbrennen. Die Kosten für die Bewirthung beliefen sich auf beiläufig 1000 Pfund Sterling täglich, was nach heutigem Geldwerth einer Summe von 3000 Pfund gleich kommt.

Außer dem Hirsch waren in jenen früheren Zeiten Lieblingsgegenstände der Jagd: das Wildschwein, der Bär, der Wolf, der Hase und der Marder. Auch dem Fuchse stellte man nach, doch mehr, weil man ein der Landwirthschaft gefährliches Thier zu vertilgen wünschte, als daß man, wie heutiges Tages, einen vorzugsweise lockenden Gegenstand der Jagd in ihm erblickt hätte. Die Hasenjagd wurde schon damals vielfach mit Windhunden betrieben, und wir hören, daß die große Jägerin Elisabeth sich als Patronin dieses, coursing genannten Wettkampfes der Schnelligkeit zwischen Windspiel und Hase hervorthat. Allein die classische Periode der Hasen- wie der Fuchsjagd begann erst zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, nachdem jene größeren Waldthierarten theils durch die vorrückende Civilisation ausgerottet, theils auf eine verhältnißmäßig geringe Anzahl reducirt waren. In gleicher Weise wurde erst in neueren Zeiten auf die Zucht der berühmten Hunde- und Pferderacen Englands jene systematische Sorgfalt verwendet, welcher die gegenwärtig cultivirten Racen Ruhm und Blüthe verdanken.

Ehe wir jedoch unsere Bemerkungen über die Jägerei von Altengland schließen, müssen wir auf einen andern Zweig der Jagd hinweisen, der fast ausschließlich dem Mittelalter angehört, eine Jagd, welche, ehemals von dem christlichen Adel aller europäischen Länder mit Leidenschaft betrieben, zusammen mit der mittelalterlichen Feudalwelt zerfiel und nur in dem Zauberlande der Romantik ein Vorrecht poetischer Existenz bewahrt hat: die Jagd mit Falken.

Das Ansehen, dessen die Falkenjagd in der mittelalterlichen Gesellschaft genoß, ist wahrhaft erstaunenswürdig. Daß sie in England schon lange vor der normannischen Eroberung eifrig geübt wurde, beweist die Thatsache, daß Alfred dem Großen ein Traktat über diesen Gegenstand zugeschrieben wird. Später aber hielt

Digitized by Google

einer der größten deutſchen Kaiſer, Friedrich II., es nicht unter ſeiner Würde, „die Kunſt mit Falken zu jagen“ in einer uns erhaltenen lateiniſchen Schrift ausführlich abzuhandeln. * In den normanniſchen Jagdgeſetzen wurde das Recht der Falkenjagd mit dem der Hirſchjagd auf Eine Stufe geſtellt. Falken zu halten galt in der That als Privilegium des höchſten Adels, und die Könige ſelbſt legten dem Beſitz einer ſchönen, nach den Regeln der Kunſt dreſſirten Falkenzucht einen beinahe phantaſtiſchen Werth bei. So ertheilte König Johann, als Geoffroy Fitzpierre, einer der Barone, für ſeinen Freund, Walter le Madena, um die Erlaubniß nachſuchte, einen Centner Käſe zu exportiren, dieſe Erlaubniß gegen die Abgabe zweier norwegiſcher Falken; und von demſelben König mußte Nikolaus, ein däniſcher Kaufmann, das Recht, Handelsreiſen in England zu machen, durch die jedesmalige Erlegung eines Exemplars der däniſchen Falkengattung erkaufen. Unter Heinrich IV. erhielt ein Sir John Stanley die Inſel Man zu Lehen, unter der Bedingung, daß er dem König huldige und bei der Krönung zwei Falken als Abgabe darbringe. Eduard III. machte aus dem Stehlen von Falken ein Criminalvergehen. Wer Falkenneſter ausnahm, ſelbſt auf eigenem Grund und Boden, ſollte mit einem Jahre Gefängniß beſtraft werden, war er aber aus dieſer befreit, behufs ſeiner künftigen guten Aufführung auf ſieben Jahre Caution ſtellen.

In ganz beſonderer Gunſt ſtand der Falke bei der mittelalterlichen Damenwelt. Nicht nur daß das reizende Burgfräulein den ſtattlichen Vogel innerhalb des Burgreviers zum Günſtling und Begleiter wählte, wie die moderne Schöne das ſeidenhaarige Schoßhündchen; die Falkenjagd würde ohne die Gegenwart der Burgdame ihres Hauptreizes beraubt geweſen ſeyn, und unzertrennlich iſt ſie in der Phantaſie der Epigonen ein für allemal mit dem anmuthigen Bilde der ritterlichen Amazone verknüpft, die im Jagdkleide, hoch zu Pferde, umgeben von Rittern, Pagen und Knappen, den mit der ſchützenden Haube gezierten Falken in den Wald hinaus trägt. Gingen Perſonen von Rang auf Reiſen, ſo wanderten Falken und Falkeniere in ihrem Gefolge mit. Ohne ſie zu ſeyn, ſchien gleichſam ein Aufgeben des in ihnen verkörperten adeligen Vorrechts der Beſitzer. Frederigo, in der neunten Novelle des Decameron, nachdem er im Spiel Alles verloren, weigert ſich endlich, ſeinen Lieblingsfalken herauszugeben. An dieſem hält er als an ſeinem letzten und beſten Beſitzthum, als dem Symbol ſeiner Manneswürde krampfhaft feſt, und ſeine Geliebte vertheidigt ihn mit der Bemerkung: „Wie könnte ich einen Edelmann bewegen, dem ganzen Vergnügen zu entſagen, das er im Leben hat!“

Auch in's Feld begleiteten Falken und Falkeniere ihre Herrn; wie denn, um ein frühes Beiſpiel zu erwähnen, aus dem vierzehnten Jahrhundert berichtet wird, daß eine Schaar von dreißig Falkenieren ſich im Gefolge Eduards III. befand, als er Frankreich zuerſt mit Krieg überzog. Mehr als Einen König erblickt man auf alten Bildern mit dem Falken in der Hand, und ſelten fehlt auf den mittelalterlichen Grabmonumenten des hohen Adels die Geſtalt des ritterlichen Vogels als Emblem der nobeln Paſſion, des hohen Rangs der Todten. Erſt mit dem Verfall des Ritterweſens im fünfzehnten Jahrhundert hörte auch die Falkenjagd auf als ausſchließliches Vorrecht des Adels betrachtet zu werden. Zur Zeit Eliſabeths wenigſtens wurde ſie ſehr allgemein von der höheren Gentry betrieben, und eine damals verfaßte Akte zum Schutz der Falken unterſcheidet ſich durch die Milde ihrer Strafbeſtimmungen vortheilhaft von der Akte Eduards III. Während der ſpäteren Regierungen Jakobs I. und Karls I. kam zum Theil in Folge des zunehmenden Gebrauchs der Flinten die Falkenjagd mehr und mehr aus der Mode. Das Amt der Großfalkeniere von England (grand falconer of England) erbte ſich allerdings von Generation zu Generation weiter fort; aber ſeit langer Zeit iſt es zu einem bloßen Hoftitel herabgeſunken und nur als antiquariſche Merkwürdigkeit ſind die Falkenjagden zu erwähnen, die, während Georgs IV. Regierung, unter den Auſpicien des Herzogs von St. Albans, erblichen Großfalkeniers von England, ohne populäre Theilnahme hervorzurufen, auf den Dünen von Brighton veranſtaltet wurden. *

Friedrich Althaus.

---

* De arte venandi cum avibus, gedruckt zu Augsburg im Jahre 1596.

* Es ſey hier bemerkt, daß während des Mittelalters die Falkeniere von Holland alle andern an Vortrefflichkeit übertrafen. Noch heutigen Tages ſtammen die wenigen der Falknerei kundigen Jäger aus dem altberühmten Dorfe Falcons Waard in Nordbrabant, deſſen Schule in früherer Zeit ganz Europa mit Falkenieren verſorgte.

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Das Elysée-Napoleon. — Bocage. — Der Marschall Castellane.

Als ich dieser Tage von der Straße St. Honoré links nach den Champs Elysées einbog, befand ich mich plötzlich in einer mir völlig unbekannten Straße; auf der einen Seite das Elysée-Napoleon, auf der andern ein einziger fortlaufender Palast, der aber bei näherer Ansicht aus einer Reihe gleichförmiger Hotels besteht, so nett, so freundlich, so reich und dennoch so leicht hingebaut, daß man seine Freude daran hat. Die Verschönerungen und Neubauten haben bekanntlich hier stets einen Zweck. Die Straße Rivoli verbindet die Tuilerien mit der Caserne Napoleon, und die Caserne des Châteaud'eau hängt mittelst des Boulevard Prince Eugène mit der Avenue von Vincennes zusammen; Vincennes ist aber das große Arsenal und Pulvermagazin für die Festung Paris. Die fragliche Straße, deren Namen ich nicht habe finden können, hat zunächst den Zweck, das Elysée-Napoleon zu isoliren, so daß der Palast nun völlig frei liegt und man von keiner Seite in die Gärten schauen kann. Unablässig wird in dieser Residenz vergrößert, erweitert, dekorirt; wo man hinschaut, nichts als Glanz und Pracht, hohe Gitter, über und über vergoldet, Fensterscheiben von vier und fünf Fuß Höhe. Die Einrichtung im Innern soll alles übertreffen, was hier von Luxus, Eleganz und Comfort irgendwo zu finden ist. Das Elysée-Napoleon ist zum Wittwensitz für die Kaiserin Eugenie bestimmt. Demain est à Dieu, sagt Victor Hugo.

Der Palast selbst mahnt durch die Schicksale, die er erlebt, an die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge. Ludwig XV. ließ ihn für die Marquise von Pompadour erbauen; bei Hofe wird aber dieser geschichtlichen Details nie gedacht. Dann wurde er das Hotel d'Evreux, dann wurde das Hotel zu Wohnungen für außerordentliche Botschafter eingerichtet. Der reiche Financier Beaujon hatte es eine zeitlang im Besitz und überließ es der Herzogin von Bourbon-Condé, daher es eigentlich als Elysée-Bourbon am bekanntesten ist. Auch hier feierte das Jahr 1793 seine Orgien. Die Gärten wurden ein öffentlicher Belustigungsort; das Entrée war 24 Sous. Hier tanzte man, die phrygische Mütze auf dem Kopfe, die Carmagnole, oder à la Monaco, l'on chasse et l'on déchasse. Der Garten war offen von acht Uhr Morgens bis eilf Uhr Abends, und da er unweit des Concordeplatzes liegt — damals hieß er place de la révolution — so konnte man von da aus die Guillotine ihr blutiges Werk verrichten sehen. Die Unglücklichen, welche auf diesem Altare des Vaterlands bluteten, konnten in ihren letzten Augenblicken die lustigen Tanzweisen hören; denn es wurde im Freien getanzt bei schönem Wetter. Die Zimmer wurden vermiethet und die Miethsleute hatten den Genuß des Gartens. In diesem Palaste wohnte Napoleon I. nach der Schlacht von Waterloo. Vielleicht hatte einst die Republik in den Sälen getanzt, wo der Mann des 18. Brümaire die letzte Nacht in seiner Hauptstadt zubrachte. Nach dem Sturze des Kaiserreichs wurde das Elysée-Napoleon wieder Elysée-Bourbon, und nach dem Staatsstreiche erschien der Name Napoleon neuerdings über dem Portal. Hier hat der Präsident der Republik residirt, und er war wahrlich nicht auf Rosen gebettet. Nie ist ein Machthaber grausamer von der Tagespresse mißhandelt worden als der Prinz-Präsident, und wenn er ihr heute einen so straff gesponnten Kappzaum anschnallt, so hat er seine guten Gründe dazu.

Ueber den kürzlich verstorbenen Bocage habe ich noch mancherlei nachzuholen. Er war ein Autodidact; in seinem dreizehnten Jahre konnte er nicht lesen noch schreiben. Sein Vater, ein armer Wollkämmer in Rouen, hatte die Mittel nicht, ihn in die Schule zu schicken. Als der junge Touset — dieß war sein Familienname — im achtzehnten Jahre die Werkstätte verlassen, wo er bis dahin gearbeitet hatte, trieb er sich in Paris herum, so gut es gehen wollte, war Schreiber bei einem Advokaten oder Notar u. s. w., besuchte die Theater, vorzüglich auf den Boulevards, und nachdem er an mehreren Bühnen vergebens angeklopft, gelang es ihm endlich im Theater der Porte St. Martin sich einen Platz zwischen Frederick Lemaitre und Madame Dorval zu sichern. Seine Hauptrolle, Buridon in la tour de Nesle, habe ich in meinem letzten Berichte vergessen. Im Vorbeigehen werde bemerkt, daß dieser berüchtigte Thurm zum kleinen Hotel de Nesle gehörte, das bei Benvenuto „das kleine Nello" heißt. Bocage ist am gebrochenen Herzen gestorben, so heißt es. Was ihm das Herz gebrochen, das waren wohl die Kränkungen, die er zuletzt erfahren; er mußte um des lieben Brodes willen im kleinen Theater des Luxemburg spielen. Und dann war er Republikaner; Garibaldis Sturz erschütterte ihn gewaltig. Als Bocage einmal zu Rouen ausgezischt wurde, trat er vor und fragte mit bebender Stimme: „Est-ce au citoyen qui s'adressent ces sifflets?" — Er hielt sich, wie Victor Hugo, für einen Staatsmann. Vielleicht hatte er gehofft, daß Garibaldis Triumph die Republik zurückbringen werde. Was hat die Republik mit der Kunst gemein? „Les dépouilles de Carthage sont la proie d'un joueur de flûte," sagt der Genfer Bürger. Auch David,

Digitized by Google

der Maler, war ein Republikaner, aber die Logik der Interessen besiegte seinen Civismus. Der Jakobiner, der einst neben Robespierre im Wohlfahrtsausschuß gesessen, der die Hinrichtung der Söhne des Brutus gemalt hatte, malte später die Triumphe des Kaisers, der die Republik gestürzt hatte. Dem ausdrücklichen Willen des Verstorbenen zufolge wohnte kein Priester seiner Bestattung bei. Trostloser als ein solches Begräbniß gibt es nichts; es ist als wenn der Scheidende uns noch am Rande des Grabes zuriefe: „Lasciate speranza.“

In Lyon ist unlängst, wie Sie wissen, der Marschall Castellane gestorben; in seiner Art auch ein Romantiker. Ueber seine Excentricitäten erzählt man sich die ergötzlichsten Anekdoten. Er stammt aus einem altadeligen Geschlecht. Ueber seine frühere Laufbahn geben wir hinweg; erst 1848 wurde er in weiteren Kreisen bekannt. Als Lyon in Belagerungszustand erklärt wurde, erhielt er das Obercommando, als Divisionsgeneral; er entfaltete den Unruhstiftern gegenüber die größte Energie. Die Offiziere erhielten Befehl, sich nie anders als in Uniform auf der Straße zu zeigen. Als man ihm dagegen einwarf, die Offiziere würden vereinzelt in den Straßen ermordet, erwiederte der energische Mann: „Dann sterben sie als Soldaten, und sie haben einen Degen, sich zu wehren.“ Ein socialistischer Barbier hatte einst geäußert, während er einen seiner Kunden rasirte: „Ha, hätte ich nur den Castellane so unter meinem Messer! Es sollte ihm übel ergehen.“ Der General erfährt es, am hellen Tage geht er in Gala zum Barbier, zieht seinen Rock aus, setzt sich nieder: „Rasiere mich!“ herrscht er ihn an. Dieser zaudert und schaut den General verblüfft an. „Rasiere mich, zum Henker! Du bist Barbier, nicht wahr?“ Der Figaro nimmt endlich sein Messer und beginnt die Operation. „Nun,“ sagte der alte Haudegen, als er die Klinge an seinem Kinn fühlt, „jetzt hast du den Castellane! Was nun?“ Wie niedergedonnert stand der arme Tropf da und hätte ihn beinahe aus lauter Angst geschnitten. Es lief indeß alles glücklich ab, und als die Sitzung zu Ende war, ging der General ruhig seines Wegs.

Am 2. December 1853 wurde er zum Marschall ernannt, blieb aber in seinem Commando zu Lyon. Er war der Abgott der Straßenjungen. Kaum erblickten sie den Alten, der immer in Uniform erschien, so schrieen sie: „Vive Monsieur le Maréchal!“ — „Wollt ihr das Maul halten, ihr Rangen!“ rief er dann, mitten unter sie hineinsprengend, und zugleich warf er ihnen eine Handvoll Sousstücke zu. Einmal sieht er ein halbes Dutzend solcher Burschen, die vor dem Laden eines Pastetenbäckers standen und die Leckerbissen mit lüsternem Blicke musterten. „Sturm gelaufen, ihr Dummköpfe!“ rief er ihnen zu, und im Nu war die Bude geplündert. Der arme Teufel raufte sich die Haare aus und schrie wie ein Besessener. „Halt das Maul, du Schreihals, und sage, was es kostet! Du sollst keinen Schaden dabei haben,“ tröstete ihn der Marschall.

Im Dienste verstand er keinen Spaß, er hielt mit eiserner Strenge am Reglement. Unter mancherlei schnurrigen Geschichten, die man in dieser Beziehung von ihm erzählt, schließlich nur folgende. Ein Oberst hatte einen arabischen Hengst, den er aus Afrika mitgebracht, dem Marschall verkauft und nach abgeschlossenem Handel letzteren zum Frühstück eingeladen. Der Marschall erscheint wie gewöhnlich in Uniform, der Colonel war im Schlafrock mit Fez und Pantoffeln. Nach dem Frühstück begleitet der Hauswirth den Marschall bis auf die Straße. Indem dieser nach der Thurmuhr schaut, sagt er zum Obersten: „Es ist halb zwei“ und Ihr seyd nicht in Uniform, Ihr habt zwei Tage Arrest.“ Damit sprengte er davon.

Eine Herzogin von Polignac ist kürzlich mit Tode abgegangen, im hohen Alter von 87 Jahren. Sie war seit 1847 Wittwe des Herzogs Armand de Polignac, maréchal de camp (Brigadegeneral), Oberstallmeister Karls X. und Bruder des Cassellpräsidenten von 1830. Die Herzogin war eine geborene Baronin Neukirchen und die Tante des Schwiegersohns des Bankiers Mires, Alphons von Polignac, Artillerieoffiziers. Man verdankt ihm eine Uebersetzung des Faust in französischen Versen.

Aus der Eifel, September.

(Schluß von Nr. 40.)

Ein Stück Eifel und Moselland.

Am südwestlichen Fuße des Palmberges treten die beiden ungefähr 90 Fuß von einander liegenden Mineralquellen zu Tage, von denen die eine hauptsächlich den Trinkbrunnen, die andere die Bäder speist. Die Entdeckung und Benützung dieser Quellen fällt in die Zeiten der Römer; dieß wird mit Sicherheit geschlossen aus der Menge der hier vorgefundenen römischen Alterthümer, als Urnen, Münzen, Lampen, Götterbilder ꝛc. und vorzüglich

aus einem römiſchen Bad und Römerbrunnen, welche im Jahre 1843 hier aufgedeckt wurden. Im vierten Jahrhundert ſollen die Römer ein prächtiges Badehaus hier gehabt haben. Nach einer Urkunde aus dem Jahre 1097 beſtätigte Erzbiſchof Egilbert zu Trier dem dortigen St. Simeansſtift ſeine Beſitzungen zu Bertrich. Im vierzehnten Jahrhundert wird die Quelle zum heiligen Bertrich (Thermae ad sanctum Bertericum) in mehreren Urkunden genannt. Das Eigenthumsrecht ſcheint um dieſe Zeit getrennt geweſen zu ſeyn, denn 1391—1392 kaufte Erzbiſchof Werner von Falkenſtein zu Trier den Rittern Hermann von Aeras und Heinrich von Pyrmont ihren Antheil an den Bädern zu Bertrich ab. Unter ſeinem Nachfolger Johann II. (1456—1503) ward ein neues bequemes Badehaus errichtet; der Ruf des Bades verbreitete ſich und im Jahre 1481 ſah es ſogar Fürſten unter ſeinen Beſuchern. Wahrſcheinlich wurden alle Anlagen in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges zerſtört. Das Bad war zu Ende des ſiebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ſo in Vergeſſenheit gerathen, daß der Leibarzt des Kurfürſten Franz Georg zu Trier, Dr. Cabanien, 1743 durch eine Abhandlung und 1748 durch eine beſondere Schrift: „Pericalum physico-medicum crenographiae Bertricho-Biresborno-Trevirensie, das iſt: Kurze der Natur- und Arzeney-Sazungen gemäße Beſchreibung und Unterſuchung zweyer Geſundbrunnen ꝛc.“ wieder darauf aufmerkſam machen mußte. Kurfürſt Clemens Wenzeslaus war es, der dem Bade wieder nähere Aufmerkſamkeit ſchenkte; er ließ die Quellen neu faſſen, ein neues Badehaus, welches noch jetzt ſteht, aufbauen, den wilden Uesbach reguliren und Wege und Anlagen verbeſſern und neue ausführen. Seinen Leibarzt Hertt ſtellte er als Badearzt 1779 an und veranlaßte die Erbauung von Gaſthäuſern, um den fremden Gäſten bequeme Aufnahme zu verſchaffen. Die franzöſiſche Revolution kam dazwiſchen und unter ihren verheerenden Schritten mußte auch das kaum wieder zur Blüthe gekommene Bad Bertrich leiden. Das Badehaus wurde als Militärhoſpital eingerichtet. Obgleich der durch ſeine landwirthſchaftlichen Beſtrebungen verdienſtvolle Präfekt Lezay-Marneſia dem Badeort ſeine Gunſt zuwandte, blieb es doch der fürſorgenden Thätigkeit der preußiſchen Regierung vorbehalten, denſelben aus ſeinem Verfall wieder zu erheben. Die früheren Einrichtungen wurden durch mancherlei praktiſche Veränderungen verbeſſert, die Anlagen erweitert, ein Armenbadehaus und Armenkrankenhaus errichtet. Die Quellen wurden einer neuen Analyſe unterworfen und die Reſultate derſelben veröffentlicht, um die Aufmerkſamkeit wieder auf das Bad hinzulenken. Im Jahre 1827 gab Harleß in Bonn eine Schrift über die medicinische Bedeutung des Bades und im Jahre 1847 der jetzige Oberberghauptmann von Dechen zu Bonn eine ſolche über die Bedeutung Bertrichs und ſeiner Umgebung für die Naturwiſſenſchaft heraus. Die Quellen kommen aus dem Schiefergebirg (der untern Devonzgruppe); das Waſſer iſt klar, hat einen fleiſchbrühartigen Geſchmack und eine Wärme von 26° R. Durch den reichen Gehalt an Glauberſalz zeichnen ſich die Bertricher Quellen beſonders aus; ſie erhalten hierdurch ihre eigenthümliche Bedeutung und ſtehen hierin Karlsbad am nächſten. Näher auf die medicinische Bedeutung des Bades einzugehen iſt hier nicht der Ort. Bertrich gehört nicht zu den rauſchenden Vergnügungsbädern, wo ſich alljährlich die „noble Welt“ in ihrem Glanze eneſaſſet, wo bei ſinnlichen Vergnügungen die ſittliche Geſundheit untergraben wird. Dagegen bietet Bertrich Vergnügungen ganz anderer Art. Die Fremden, deren Bertrich alljährlich gegen achthundert zählt, wohnen in dem kleinen ländlichen Gebirgsort eng zuſammen, ſie lernen ſich leicht kennen, und dieß um ſo mehr, da Förmlichkeit und überflüſſige Beobachtung der Etikette von ſelbſt fortfallen. Im Badehauſe iſt nachfolgende dichteriſche Mahnung, die angeblich von Goethe herrühren ſoll, angeſchlagen.

„Ehret die Frauen, begrüßt ſie mit Reigen,
Begrüßt ſie mit freundlichem, ſittigem Beugen
Des bedeckten männlichen Haupts;
Glaubt's dem Erfahrenen, jede erlaubt's.
Wollt ihr, trotz hippokratiſchem Schelten,
Denn mit Gewalt das Genie euch erkälten?
Laſſet die Hüte, die ſtattlichen Mützen
Feſt auf den Locken, den Glatzen feſt ſitzen,
Grüßet mit Worten, grüßt mit der Hand,
Ehret die Sitte, ſchont den Verſtand!“

Goethe.

Die Badeverwaltung ſchreibt darunter:

„Des großen Dichterfürſten weiſer Rath
Sey fortan hier geehret durch die That.“

Am Tage werden Ausflüge in die reizende Umgebung gemacht, zu Tiſch und am Abend ſammelt man ſich wieder zu heitern Geſprächen. Der Leidende erreicht nach wenigen Schritten die ſchattige Waldeskühle und wird von dem unmittelbaren Hauch des Naturlebens erfriſcht; der Freund von lohnenden Bergpartien findet hier die einladendſten Punkte. Durch die umliegenden Höhen iſt das Thälchen gegen die ſcharfen Nord- und Oſtwinde geſchützt, das Klima daher mild und der Geſundheitszuſtand ausgezeichnet. Die Vegetation zeichnet ſich durch Mannichfaltigkeit aus, da hier ſo manche Arten ſich finden, die man ſonſt nur in ſüdlicheren Gegenden anzutreffen gewohnt iſt. Für den Geologen und Geognoſten iſt die Gegend Bertrichs nicht minder intereſſant als für den Botaniker. In dem Grauwackenſchiefergebirg, namentlich auf der Höhe von Bonsbeuren, finden ſich verſchiedene Arten von Verſteinerungen, während das von Norden und Nordweſten hereinragende Gebiet der vulkaniſchen Eifel hier gerade in der intereſſanteſten Weiſe ſich präſentirt und ſchon oft der Gegenſtand wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen von Seiten unſerer berühmteſten Naturforſcher geweſen iſt.

Schreiten wir in nordweſtlicher Richtung von Bertrich aus das Uesbachthal hinauf, ſo haben wir rechts der Land-

Digitized by Google

straße ſchraff anſteigende, abrr mit Schlagholz bewachſene Bergabhänge; zur Linken rauſcht der Uesbach durch ſein ſteinigtes Bett, das nur durch einen kleinen Saum blumenreicher Wieſen bgrenzt iſt. Uebee dem Bache links begrüßen uns bald die wogenden Baumkronen des Seſenwaldes, zu dem mehrere Brücken und Stege führen. In der Nähe der zweiten Brücke findet ſich die höchſt intereſſante Baſaltgratte, „Käſegrotte“ oder „Käſekeller“ genannt, ein etwa dreißig Fuß langer Durchgang durch den Berg mit einer Breite von ſieben bis acht Fuß und ungefähr eben ſolcher Höhe. Zur Seite ſtehen runde Baſaltkugeln in Form von holländiſchen Käſen ſäulenartig von der Natur auf einander gethürmt, daher der geeade nicht ſehr poetiſch klingende Name. Unmittelbar neben der Käſegrotte brauſt der hier in den Uesbach mündende kleine Erbisbach durch ſein plötzlich fünfzig Fuß jäh abſteigendes Felſenbett in die Tiefe, während über den ſo gebildeten Waſſerfall in einer Höhe van dreißig Fuß die ſogenannte „Prinz-Wilhelmsbrücke“ führt.

Weiter das Thal hinauf finden ſich nach einige höchſt intereſſante Baſaltwände, wie es denn überhaupt für den Naturfreund ungemein lohnend iſt, die wunderbaren Windungen drs Uesbachthales mit ſeinen friſchen Waldungen, ſeinen Berg- und Waldpartien zu verfalgen. Srten verirrt ſich indeſſen ein fremder Fußgänger in dieſe freilich oft unwegſamen Schluchten, in denen uns das Gefühl eigenthümlicher Waldeinſamkeit überkommt. Das Waſſer ſchäumt über die Baſaltfelſrn und durch die Zweige mächtiger Eichen und Buchen rauſcht der Wind; der Wald erzählt Mährchen und Geſchichten aus alter Zeit.

Steigen wir indeſſen rechts mit der Landſtraße bergauf, ſo gelangen wir oben links von der Chauſſee bald an eine vulkaniſche Schlackenwand, die Falkenlay, 600 Fuß breit und 160 Fuß hoch und 1276 Fuß über dem Meer. Nach der Nordweſtſeite bildet ſie einen halbkugelförmigen Berg, von dem man eine weite Ausſicht auf das wellenförmige Hochland der Eifel genießt. Die Felswand ſtellt den Krater eines erloſchenen Vulkans dar, der nach der einen Seite, nach Südoſt hin, mit plutoniſcher Gewalt die Erdmaſſen hinab in das Thal ſchleuderte und ſo den nachkommenden Geſchlechtern noch einen Einblick in ſeinen ehemalig gefahrdrohenden geheimen Schlund verſtattet. Die hervorſtehendeu Felſen ſind mit Flechten und Moaſen bewachſen, die ihnen eine gelbröthliche Färbung geben.

Hinter dem Falkenlay liegt das Dörfchen Kenfuß, das allerdings auf einer Höhe von 1226 Fuß den Eindruck graßer Dürftigkeit und Armuth macht und nur Eines groß erſcheinen läßt: die Genügſamkeit ſeiner Bewohner. Beim Anblick der halb eingefallenen, mit Moos reich überwucherten Strohdächer, ſo wie der vielen, dem Einſturz nahen Häuſer, will es uns vorkommen, als hätten vor fünfzig Jahren einmal Menſchen hier gewahnt und ſeitdem läge das Dörfchen dem Zahn der Zeit preisgegeben. Als in kurfürſtlich trieriſchen Zeiten die Steuern ſchon ſeit vielen Jahren aus drm Orte nicht eingegangen waren, ſchickte der Kurfürſt einen Commiſſär hin mit dem Auftr g, zu ermitteln, was das ganze Döfchen werth ſey. Die Antwort lautete auf Grund lokaler Einſicht „Ken Fuß“ (keinen Fuchs = Heller). Seit dieſer Zeit führt der Ort den Namen „Kenfuß.“

Einer der anziehendſten Ausflugspunkte von Bertrich aus iſt das Pulvermaar * bei Gillenfeld. Der Weg führt uns weſtlich durch das Erbisbachthal in bedeutender Steigung bergauf bis nach Hontheim, das 1200 Fuß hach und dreiviertel Stunden von Berteich liegt. Von Hantheim führt eine Straße in anderthalb Stunden nach Strotzbüſch an dem ausgelaſſenen Becken eines ehemaligen Maares vorbei. Geht man hier links ab von der Straße, ſa gelangt man nach einer halben Stunde Feldwegs an den Rand eines großen, 330 Fuß tiefen Keſſels und aus der Tiefe leuchtet uns der ſtille, klare, beinahe kreisrunde Spiegel des Maares, das zu den ſchönſten der Eifel gehört. An zwei Seiten iſt der Abhang mit ſchönen Buchenwaldungen beſtanden. Die Buche gedeiht überhaupt vortrefflich auf vulkaniſchem Boden. Das Maar hat eine Stunde im Umfang bei einer Tiefe von 302 Fuß; der Waſſerſpiegel beträgt 130 Morgen nnd liegt 1249 Fuß hoch. Einſt in der Vorzeit dunklem Schooß übte da, wo jetzt das Waſſer ſeinen friedlichen Spiegel breitet, ein aaderes nicht ſo friedgewahntes Element ſeine zerſtörende Herrſchaft; Feuerflammen und Rauchſäulen ſtiegen zum Himmel auf und überſtreuten die Gegend mit den Ueberreſten, die wir heute noch als vulkaniſcheu Sand, vulkaniſche Aſche, Tuff ꝛc. umher liegen ſehen.

Es gibt in der Eifel einige gräßere, beſonders Kreis- odee Bürgermeiſtereiorte, wo der Frrmde bezüglich der nöthigſten Lebensbedürfniſſe wohl aufgehoben iſt. Iſt er dagegen genöthigt, in irgrnd einem kleinerrn Orte ſein Nachtquartier, oder auch nur einen Imbiß zu nehmen, ſo muß er auf die primitivſten Zuſtände gefaßt ſeyn und namentlich hinſichtlich der Reinlichkeit und Bequemlichkeit keine zu großen Anſprüche machrn. Und doch denke ich noch mit Freuden daran, wie ich mit Damen und Herrn vom Gillenfelder Maar zurück kam, wie wir in Strathbüſch uns einen Tiſch in den Hof tragen ließen, um Kaffee zu trinken, und zur einen Seite die Düngerſtätte, zur andern einen Holzhaufen und vor nns die Dorfſtraße mit ihrer ländlichen Scenerie hatten. Die uns vorgelegten bleiernen Zuckerlöffel wagten wir nicht zu beanßen, ſchnitzten uns aber für unſern Zweck Holzſtäbchen zurecht und der Kaffee ſchmeckte vortrefflich.

Die Eifel iſt nicht bloß van Seiten der Gelehrten mit Rückſicht auf ihre intereſſanten geognoſtiſchen ꝛc. Verhältniſſe ein Gegenſtand des Studiums, ſondern auch Landwirthe und Verwaltungsbeamte löſen ſchan ſeit vielen Jahren an dem Problem, die Eifel aus ihrer vielfach graßen

* Maare nenat man in der Eifel kleine Waſſerbecken vulkaniſchen Urſprungs.

Digitized by Google

Verarmung zu heben. So verſchiedenartig auch die Auffaſſungen ſind, darin iſt man überein gekommen: es könnte der Natur des Landes nach vielfach beſſer in der Eifel ſeyn, ſie iſt einer höheren Cultur zugänglich. Die Verbeſſerungspläne beziehen ſich hauptſächlich auf Acker- und Wieſenbau, Viehzucht, Obſt- und Waldcultur. Daß der Eifeler Bauer nicht ſofort auf jeden Verbeſſerungsvorſchlag eingeht, liegt eben hier wie allerwärts in ſeinem conſervativen Charakter. Da müſſen intelligentere Landwirthe voraugehen, der augenſcheinliche Erfolg fordert dann zur Nachahmung auf.

Zur Zeit, als die Eifel noch nicht ſo ſehr entwaldet und demgemäß waſſerreicher war, hatte ſie glücklichere Perioden, und es iſt anzunehmen, daß auch der Boden ertragsfähiger war; wie hätten ſonſt Jahrhunderte lang ſo viele Dynaſtengeſchlechter in dieſem, nach unſern Begriffen rauhen, unwirthbaren Hochlande ihren Wohn- und Stammſitz behalten können?

Sebaſtian Münſter * ſagt in ſeiner Coſmographie: „Wiewol diß ein trefflich rauh Land und Birgig iſt, ſtoßt an den Hunnsrück vn an des Lützelburger Land, hat es doch Gott nicht unbegabt gelaſſen, der dann einem jeden Land etwas gibt, darvon ſich die Einwohner mögen betragen und ernehren. Zu Bertrick iſt ein Warm Bad, den Kranken heylſam, ligt anderthalb meyl von der Moſel. — In der rechten Eyfel iſt ein rauher Boden von Wälder, und da wenig mehr dann Habern wachßt; aber gegen den Rhein und gegen d'Moſel iſt es fruchtbar; — der Eyfler Hantirung iſt faſt mit Rindvich, Honig vnd Wachs."

Münſter führt noch eine andere Autorität an, Dr. Simon Rehwin, der das Land „wol durchfahren und beſichtigt hat": „Diß Land iſt von Natur vngeſchlacht, rauch von Bergen und Thälern, kalt mit vngeſtümme Rägen vberſchüttet, aber Waſſer vnd Brunnen halb gar luſtig. Die einwohner ſeynd gar arbeitſam, haben ſinnreiche Köpff, wo ſie geübt werden, aber ſie hangen an dem Ackerbaw vnd warten des Viechs. Es hat diß Land gar weiß Viech vnd vil Mülch vnd Molcke. Es hat mehr Viech dann Wildprät, bringt auch Frücht für ſich genug, außgenommen da wo es ſo gar rauch iſt, bringt es zimlich Habern, aber wenig anderer Früchten. Vmb Manderſcheid vnd Gerardſtein möcht es zu Sommers-Zeiten vergleicht werden Italien, ſeiner Sommerfrüchten halben, dann es beingt Melonen, Cucumern, krauſen Latrich vnd dergleichen wälſche Früchte."

Doch wir kehren von den rauheren Höhen zu dem milderen Thalkeſſel Bertrichs zurück, von dem Alexander von Humboldt am 16. November 1845 ſchreibt: „Das reizende Thal von Bertrich, ſeine maleriſche Umgebung, eine Vegetation, die auf vulkaniſchem Boden wie durch vulkaniſche Kräfte noch gegenwärtig belebt ſcheint, ein Lavaſtrom, deſſen örtlicher Ausbruch weniger deutlich als ſein Abfluß in dem früher gebildeten Uesbachthale iſt, eine wohlthätige Heilquelle, deren Ruf bis zur Römerzeit hinaufreicht — alles dieß verdient wohl zu einem Naturbild zuſammengeſtellt zu werden."

Man trennt ſich ungern von dieſer prächtigen Umgebung. Die Landſtraße von Bertrich nach der Moſel hält mit den wunderbaren Windungen des Uesbachthales, den ſchön bewaldeten Bergen ſich anſchließend, gleichen Schritt. Rechts über dem Bache ruht das Auge auf dem üppigen Eichen- und Buchengrün des Kondelwaldes, der in ſeinem höchſten Punkte, der Raidelhecke, 1488 Fuß hoch iſt. Anderthalb Stunden von Bertrich abwärts gelangt man an die Vereinigung des Uesbachs mit der Alf. Auf einem Bergvorſprung liegen die Trümmer der Ruine Arras, während im Thale die ſtürzende Waſſermaſſe in die Räder greift. Es iſt das Remy'ſche Eiſenwalzwerk, durch deſſen Thätigkeit das ſonſt ziemlich ſtille Thal belebt wird. Gleich unterhalb dieſem Eiſenwerk, wo der Wald aufhört, umzieht ſchon die Weinrebe die maleriſchen Felspartien; eine halbe Stunde weiter ſind wir in Alf an der Moſel. Hier lohnt es ſich noch, die reizend gelegene Marienburg zu beſteigen, die von einem ſchmalen Bergrücken aus, den die Moſel in vier Stunden umzieht, während man in einer kleinen Stunde über denſelben zu Fuß wandert, weithin die Umgebung beherrſcht. Die zu Berg Reiſenden verlaſſen gewöhnlich bei Alf das Boot, wandern zu Fuß auf die Marienburg, nehmen dort eine Erfriſchung und haben alsdann noch hinlänglich Zeit, jenſeits nach Pünderich hinabzuſteigen, um mit demſelben Schiff von da aus wieder weiter zu fahren.

Die Ausſicht von der Marienburg, die uns die Moſel von vier verſchiedenen Punkten ſehen läßt, iſt überaus ſchön. Die Berge prangen an ihren Seiten im Schmucke maleriſcher Weingelände, während ihre Spitzen duftige Wälder krönen; unten am ſchmalen Saum des Fluſſes ſind Fluren mit wogenden Fruchtfeldern und ſegenſpendenden Obſtbäumen oder blumenreiche Wieſen.

Die Moſelfahrt abwärts nach Koblenz geht ſchnell von ſtatten und bietet mancherlei Abwechslung. Schöne alterthümliche Kirchen, Ruinen ehemaliger Burgen und Klöſter begegnen uns vielfach und erhöhen die landſchaftlichen Reize. Freilich herrſcht hier das rege Treiben nicht, wie wir das bei einer Rheinfahrt wahrnehmen; hier iſt alles enger zuſammengerückt von den Bergen bis zu dem engeren Bau des Schiffes, aber gerade dadurch muthet uns Alles ſo heimlich und freundlich an. Und ſteigen wir endlich an der alten Baldwinbrücke bei Koblenz, da wo der ehrwürdige Vater Rhein die liebliche Couſine Moſella in ſeine Arme ſchließt, wieder an's Land, ſo werden wir gewiß geſtehen: auch über das Moſelland hat Gott ein reiches Füllhorn von Schönheit und Segen ausgegoſſen.

* geſt. 1552.

Digitized by Google

Genf, September.

Allerlei laudatores temporis acti. — Zwei Bettage und wenig Beter. — Proteſtanten und Katholiken. — Sonſt und Jetzt des Genfer Uhrenhandels.

Die Klagen über die dahingeſchwundenen guten alten Zeiten ſind bekanntlich ſo alt wie das Menſchengeſchlecht, und es iſt keinen Augenblick daran zu zweifeln, daß ſchon Vater Adam in ſeinen ſpäteren Jahren dieſelbe Jeremiade anſtimmte und von den guten alten Zeiten ſprach, wo er noch warm im Paradiesgärtlein ſaß und die ſchönſten Ananas und ſaftigſten Pfirſiche nach Herzensluſt verſpeiſen konnte, ohne ſich jemals den Magen zu verderben. So tönte das Klagelied fort durch die Generationen bis zu unſern Großeltern, von denen unſere Väter es lernten, um die gleiche Weiſe auf uns zu vererben. Die gute Stadt Genf iſt ein Ort, wo man die alte Melodie ſo oft und ſo verſchiedentlich zu hören bekommt, daß Sie mich ſchon entſchuldigen müſſen, wenn mein Brief von dem Stammvater des Menſchengeſchlechts, dem erſten Sänger jenes Liedes, anhebt.

Da kommen zuerſt jene überaus frommen Leute, welche nicht genug über die zunehmende Sittenverderbniß und Irreligioſität unſerer Zeit Ach und Weh ſchreien können. Wir hörten dieſes Klagen im Laufe dieſes Monats September, als während der beiden Faſt- und Bettage, die in denſelben fallen, während des Genfer und eidgenöſſiſchen nämlich, die Kirchen ſich weniger mit Beſuchern füllten, als die Bergeshöhen und Dorfwirthſchaften jenſeits der ſavoyiſchen und franzöſiſchen Grenze; denn im Canton ſoll nach dem Geſetz jede Wirthſchaft und Reſtauration an jenen beiden Tagen hermetiſch verſchloſſen bleiben. Man kann nun unſeres Bedünkens die größte Ehrfurcht vor jeder ächten Religioſität hegen und doch jenes nicht allzuſtrenge Einhalten der beiden kirchlichen Pönitenztage ſehr entſchuldbar finden. Vom Standpunkt der Cultur der Gegenwart wird gewiß nichts dagegen einzuwenden ſeyn, wenn die Kirche alljährlich ein allgemeines, für alle Confeſſionen gültiges Dankfeſt anordnet, dem der Staat durch Polizeiverordnungen die nöthige Würde und feierliche Ruhe verſchafft. Wenn aber zwei ſolcher Feſte innerhalb des kurzen Zeitraums von zehn Tagen fallen, dann wird man es namentlich den arbeitenden Klaſſen nicht verdenken können, wenn ſie wenigſtens den einen Tag lieber auf friſcher Bergeshöhe oder unter den grünen Bäumen eines Dorfwirthsgartens als in der dumpfen Luft der Genfer Kirchen zubringen. Es weht gegenwärtig nun einmal ein Hauch durch die Zeit, der einer kalten Aſceſe und einem ſtrengen Puritanismus, wie ihn das frühere Genf kannte, nicht mehr günſtig iſt. Wer hätte es heute glauben, daß vor 25 Jahren noch die Abſchaffung jenes Genfer Feſttags eine Art religiöſer Revolution in dieſer guten Stadt noch ſich zog? Und doch war es ſo. Die Regierung glaubte ein Zeitbedürfniß zu befriedigen, als ſie im Jahr 1832 den cantonalen Faſttag mit dem ſo nahe dabei liegenden eidgenöſſiſchen verſchmolz. Aber das Volk, ſtarr an ſeinen alten Sitten feſthaltend, war damit nicht zufrieden, fromme Wühler ſchürten das Feuer, und im September 1837 endlich, als überhaupt die ſtrenge Kirchlichkeit in Genf plötzlich wieder einen neuen Aufſchwung nahm, und z. B. der Kampf zwiſchen Calvinismus und Katholicismus in ſchönſter Blüthe ſtand, zogen Volkshaufen an dem Tage der früheren Faſten vor die Kirchen, drangen gewaltſam in dieſelben ein, holten ſechs Geiſtliche herbei und ließen ſich von denſelben eine Parforce-Bußpredigt halten. Die Regierung ſchritt zwar ſpäter ein, allein der altgenfer Bettag blieb wiederhergeſtellt, um freilich nach wenigen Jahren mehr und mehr von demſelben Volk vernachläſſigt zu werden, welches ſeinetwegen auf dem Punkt war eine Staatsumwälzung zu machen. Bedenkt man die kurze, ſeit jener Periode des kirchlichen Enthuſiasmus verfloſſene Zeit, ſo würden uns die Altgläubigen, die ſich mit Wehmuth der verſchwundenen Tage des frommen Eifers erinnern, ehrwürdig und bemitleidenswerth in dieſer Zeit des wachſenden Indifferentismus erſcheinen, wenn nur nicht gar ſo viel Scheinheiligkeit mit unterliefe.

Ein anderer Grund der Klagen und Sorgen des ſtreng proteſtantiſchen Altgenferthums ſcheint ſchon ſtichhaltiger. Das iſt nämlich die der proteſtantiſchen Bevölkerung immer mehr drohende numeriſche Ueberflügelung durch die katholiſche. Bei 64,146 Einwohnern im Jahr 1850 zählte der Canton Genf 34,212 Proteſtanten und 29,764 Katholiken. Bei der letzten Volkszählung im Jahr 1860 aber ſtellte ſich das Verhältniß ſo, daß von ungefähr 83,000 Einwohnern 40,089 proteſtantiſchen, 42,099 aber katholiſchen Bekenntniſſes waren. Die Katholiken machen demnach bereits die Mehrzahl aus. Dennach bedingt dieſer Umſtand nach keineswegs einen überwiegenden politiſchen Einfluß, da der Zuwachs an katholiſcher Bevölkerung ſeit 1850 mehr auf die in Genf anſäßigen Fremden, als auf die wirklich eingebürgerte Bevölkerung kommt. Die Zahl der Fremden beträgt nämlich in Genf gegenwärtig etwa 44,000, wovon 14,000 Schweizer anderer Cantone und 30,000 Ausländer. Unter den letzteren ſind ohne Zweifel weit über die Hälfte katholiſche Savoyarden und Franzoſen.

Nun aber hat die gegenwärtig tagende konstituirende Versammlung neulich einen Beschluß gefaßt, wonach die im Canton geborenen Fremden, die sogenannten natifs, das Recht erhalten, unter gewissen unbedeutenden Beschränkungen bei ihrer Volljährigkeit das Bürgerrecht in Genf in Anspruch zu nehmen. Daß diese Bestimmung hauptsächlich den Katholiken zu gute kommt, ist offenbar. In diesen Verhältnissen können die Keime zukünftiger Wirren liegen, die zwar heute noch fern sind, aber doch zuweilen schon drohend am Horizont erscheinen.

In Genf liegen Idealismus und ein oft recht plumper Materialismus so nahe neben einander, daß wir, ohne einen gewagten Sprung zu thun, von den mehr moralischen Klagliedern des Altgenferthums zu einer andern Klasse von laudatores temporis acti aus dem commercetellen Stande übergehen können. Wir lernen sie kennen, wenn wir einen kurzen Rückblick auf die Saison werfen, zu welchem ja wohl gegenwärtig der rechte Augenblick gekommen ist. Ob die Saison eine gute war oder nicht, ist natürlich die wichtigste Frage. Sie wird in einem Touristencentralpunkt wie Genf von den Männern des Handels und Wandels etwa in derselben Art behandelt, wie die Landbauern über die Ernte, die Weinbauern über die Lese urtheilen und sprechen. Die Begriffe gut, mittelmäßig und schlecht werden nach dem klingenden Ertrag abgeschätzt, und unsere Leser müssen es sich, wenn sie etwa eine Reise an dem Genfer See machten, schon gefallen lassen, in dieser Rechnung als Ziffern und Faktoren mitzufiguriren. Da nun etwa noch ein Monat der Reisezeit übrig ist, so läßt sich der Charakter der Saison in dieser Richtung erst nur annähernd feststellen. Bisher dürfte das Resultat über mittelmäßig und unter gut stehen; der Oktober muß entscheiden, wohin die Wagschale neigt. So urtheilen die Gastwirthe und Pensionshalter; weniger zufrieden, ja sogar ziemlich mißmuthig sind unsere Bijouterie- und Uhrenhandlungen, wie die Kaufläden überhaupt. In den Gasthöfen ist ein ewiger Wechsel der Reisenden, jeder Bahnzug bringt Hunderte, welche die abgehenden Fremden rasch ersetzen. Der Aufenthalt der meisten Reisenden erstreckt sich freilich selten über ein paar Tage, allein aus dem angegebenen Grunde werden die Gasthöfe dadurch nicht berührt. Für sie sind die Eisenbahnen von entschiedenem Vortheil gewesen. Unsere Juwelen- und Uhrenhändler hingegen sind nahe daran, jene immer mehr in die Dämmerung der Ueberlieferung rückende Periode, wo statt der windschnellen Bahnzüge jene schwerbepackten, ungeheuern, zwei-, drei- und vierspännigen Reisewagen klingelnd und rasselnd im Staube aller Heerstraßen der „nahrhaften" Stadt Genf zuzogen, als die gute alte Zeit zu preisen. Jenen antediluvianischen Ungeheuern, die zwar eine kleinere, aber gewähltere Welt in ihrem Innern bargen, als die lange Reihe der heutigen Eisenbahnwaggons, dieser ächten Gleichheitsbeförderer, war gewöhnlich schon zwei Tage vorher ein Quartiermacher, Courier genannt, vorausgeeilt, und nicht nur die Gastwirthe wußten, wo der zu erwartende englische Lord oder russische Knäs oder deutsche Fürst logiren würde, sondern auch die Agenten der großen Uhren- und Juwelenhändler hatten diplomatische Unterhandlungen mit dem Courier angeknüpft, die gewöhnlich zu beiderseitiger Zufriedenheit ausschlugen, wenn endlich die Herrschaft mit ihrem Gefolge anlangte und den Segen ihrer mit Gold und Banknoten gefüllten Cassetten über die gute und fromme Stadt Genf ausgoß. Nun reisen zwar auch heute noch große Herren mit vorausgesandten Couvieren, und auch heute noch fehlt es nicht an diplomatischen Verhandlungen mit diesen; ja man will behaupten, daß nach Maßgabe der wachsenden Concurrenz das Geschäft nur noch raffinirter und systematischer betrieben wird, dem Zeitalter der materiellen Interessen vollkommen entsprechend und angepaßt. Und dennoch waren während der letzten Jahre die großen Uhren- und Bijouteriehandlungen, wie gesagt, keineswegs so zufrieden als in früheren Zeiten und sehnten sich zurück nach der Aera der großen Reisewagenungeheuer, die für den Genfer Commerce die sieben fetten Kühe und die Fleischtöpfe Egyptens bedeuteten, während jetzt die Zeit des magern Rindviehs gekommen ist. Freilich sind die Eisenbahnen unschuldig an dieser Erscheinung, und wenn die englischen Lords, russischen Knäse und deutschen Grafen jetzt weniger theure Uhren kaufen und die goldstrotzenden amerikanischen Gentlemen und Ladies überhaupt rarae aves geworden sind, so hat das ganz andere Gründe, die leider schwerlich so bald zu beseitigen seyn werden.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 43. 22. Oktober 1862.

She's fair! and so is Julia, that I love —
That I did love, for now my love is thaw'd,
Which, like a waxen image 'gainst a fire,
Bears no impression of the thing it was.
Shakespeare.

Shakeſpeares Sturm.

Eine Erzählung.

Bei ſtürmiſchem Wetter, aber doch in der beſten Jahreszeit ſchiffte ſich eine bunte Reiſegeſellſchaft in Friedrichshafen am Bodenſee ein, um hinüber nach Rorſchach und Romanshorn zu fahren. Da waren Kaufleute, Prieſter, Bauern, eine ruſſiſche Fürſtin mit Kindern und einer Schaar Diener und Dienerinnen, die Cigarren rauchten, wie ihre Herrin, und viel Platz auf dem Schiffe einnahmen.

Unter dieſen und manchen andern Geſtalten bemerkte man drei junge Männer, die im lebendigſten Geſpräche das Deck auf und ab ſchritten. Der eine, mit ſchwarzem, kurz geſchorenem Barte, bleichen, etwas müden, vielleicht launenhaften Geſichtszügen und leichtem Anſtande, war offenbar ein Ariſtokrat. Der andere, ſchmal und fein gebaut, nachläſſig in Weſen und Haltung, beinahe häßlich und doch mit mächtiger Stirn und eigenthümlich leuchtenden Augen, konnte für einen Maler, Poeten oder ein Exemplar einer ähnlichen Gattung gehalten werden, war aber ſeines Zeichens Privatdocent auf einer ſüddeutſchen Univerſität. Der dritte, ein junger, ſehr ernſthafter Mann, noch Student, ſchien wenig zu beiden eben beſchriebenen Männern zu paſſen, bewies ſich in der That aber als ein ſehr wohlthätiges Bindungsmittel ihrer Unterhaltung, weil er beſtändig das Princip des Poſitiven ihren weitſchweifenden, viel wandernden Gedanken und Ideen gegenüber vertrat.

Die drei Männer hatten ſich auf der ſchwäbiſchen Eiſenbahn zuſammen gefunden. Dietrich von Soringen hatte in Matthias, dem Privatdocenten, einen alten, wenn auch bedeutend jüngeren Bekannten aus der Heimath begrüßt. Robert Ehring ſah er zum erſten mal; wenige Stunden Beiſammenſeyns hatten aber genügt, ein ſo warmes gegenſeitiges Intereſſe und Verhältniß zwiſchen den jungen Reiſenden hervorzurufen, daß es war, als wären ſie ſeit Jahren befreundet.

Indeſſen hatte der Sturm ſo zugenommen, daß das Auf- und Niedergehen auf dem Schiffsdeck wenn nicht unmöglich, ſo doch ſehr unbequem geworden war. Die jungen Männer ſetzten ſich, feſt in ihre Mäntel gewickelt, den Rücken gegen den Eingang der Cajüte gelehnt; und ſahen dem wilden Spiel der Wellen zu, die der Kiel des Schiffes ſo ſcharf durchſchnitt, daß ihr Schaum oft hoch über Bord ſpritzte.

„Iſt es doch, als ſollten wir Shakeſpeares Sturm aufführen, als müßten wir Herrn Proſperos Zauberformeln zu Dienſten ſeyn, ſo plötzlich bricht das Unwetter über uns herein," ſagte Herr Dietrich. — „Wie kommen Sie gerade auf Shakeſpeares Sturm?" fragte

der Student und sah lächelnd zu seinem Freunde Matthias hinüber, dessen Gesicht eine fliegende Röthe bedeckte.

„Ich las ihn diese Nacht im Gasthause, hatte gerade kein anderes Buch zur Hand. Es ist doch etwas Wundervolles um diese Dichtung, wie ich überhaupt für die leichten, lustigen und phantastischen Dramen des großen Meisters eine ganz besondere Vorliebe habe."

Matthias war durch die Erwähnung des Sturmes so verlegen, daß er im Augenblick keine Antwort finden konnte; Robert sah schadenfroh zur Erde vor sich nieder. „Gewiß sind diese Sachen Shakespeares unwiderstehlich," sagte endlich Matthias hastig und zerstreut, „aber seine eigentliche Meisterschaft bekundet er doch hauptsächlich in den historischen Werken."

„Mag seyn," meinte Dietrich, „aber nicht gerade in den eigentlich vaterländischen Stücken, weit mehr in Coriolan, Julius Cäsar, Antonius und Cleopatra oder im Dänenprinzen, da wo alle Figuren wie Engländer im Zeitcostüm erscheinen, und doch Antonius und Cleopatra, Coriolan, Julius Cäsar und Hamlet sind. In diesen Stücken ist Shakespeare am unübertrefflichsten, denk' ich."

Matthias stand auf, um nach einem Lärm zu sehen, der am Vordertheil des Schiffes entstanden war. Herr Dietrich hielt im Gespräch inne und sah den Studenten fragend an.

„Sie wundern sich, welchen Eindruck die Erwähnung des Sturmes auf unsern Freund macht," sagte dieser lächelnd. „Es hat seine eigene Bewandtniß damit, die aber gerade kein großes Geheimniß zu seyn braucht. Matthias war im Frühjahr auf unserer Universität viel im Hause eines unserer ersten Professoren. Er war da sehr gern gesehen, besonders gern von der jungen Tochter des Hauses. Man las öfter mit vertheilten Rollen, eines Abends Shakespeares Sturm. Meinem Freunde fiel Fernando zu, der Tochter des Hauses Mirandas Rolle. Es war ein gefährlich Ding. Die Eltern, namentlich die Mutter, eine kluge Frau, wollten die Gefahr, die solch Zusammenlesen mit sich bringt, abschneiden, da ohnehin unser armer Freund mit dem Mammon nicht überreich gesegnet ist, und schickten das Töchterchen zu nahen Verwandten in's Thurgau. Als Matthias hörte, daß ich in den Ferien eine Reise in die Schweiz, nach Graubünden machen wollte, war er zu Hause nicht zu halten und mußte mich begleiten, natürlich in der Hoffnung, im Städtchen W. im Thurgau Miranda wieder zu sehen, wenn auch nur im Fluge. Sie verstehen jetzt, warum die Erinnerung an Shakespeares Sturm den Freund zerstreut macht."

„Vollkommen," sagte Dietrich, durch diese Mittheilung sehr unterhalten. „Aber mein Gut liegt keine Stunde vom Städtchen W. entfernt; nichts Klügeres, als daß Sie beide für einige Tage meine Gäste sind, da kann der arme Matthias nach Belieben seine Besuche unten in W. machen. Sollte die junge Dame nicht bei dem Dekan des Ortes wohnen — Dekan Oberlinger?" — „Ganz recht, bei dem Dekan Oberlinger."

„Nun, dann macht sich ja alles vortrefflich. Der alte Herr und seine Hausfrau sind unsere guten Freunde, und Miranda, gewöhnlich Johanna Bartold genannt, ist der liebste Umgang meiner Nichte, die mit ihrer Mutter schon seit zwei Jahren bei mir haushält. Sie müssen durchaus mit mir kommen, wir wollen ein paar schöne Tage verleben."

Als Matthias vom Vorderdeck des Schiffes zurück kam, wurde ihm sogleich die Einladung für Schloß S. mitgetheilt und von ihm mit Freuden angenommen, besonders als er von der glücklichen Nachbarschaft des Städtchens hörte. Da die Ueberfahrt von Friedrichshafen nach Romanshorn, selbst bei stürmischem Wetter, nicht lange dauert, hatten unsere Reisenden bald ihr nächstes Ziel erreicht. Von der Schönheit des Sees, die gewöhnlich zu niedrig angeschlagen wird, sahen sie heute nichts, da graue Wolken die ganze Schweizer Bergseite eingehüllt hatten, und waren froh, in Romanshorn den leichten, bequemen Wagen Herrn Dietrichs vorzufinden, der sie in raschem Fluge durch die langen Dörfer und eine reiche vielbebaute Ebene des Thurgaus führte.

Nach und nach klärte sich das Wetter auf, der Sturm ließ nach, und sie konnten jetzt die ganze Anmuth und Lieblichkeit der Gegend, die sie durchellten, würdigen. Der Weg, links den Ufern des Sees sich nähernd, führte durch hügeliges Weingelände, Wiesen mit Obstbäumen besetzt und gutgebaute Dörfer, bergan zu einem weiten Plateau; dieses einmal erreicht, hatte man die herrlichen Umrisse des Glärnisch, Sentis, einen Theil des Arlberges vor Augen, deren Gipfel jetzt eben vom goldenen Schimmer der untergehenden Sonne wunderbar beleuchtet waren, während der untere Theil in graue Wolken gehüllt erschien, die sich vom Unwetter des Mittags noch nicht verzogen hatten. Der Wagen flog dahin. Die jungen Leute waren entzückt von der Schönheit, dem eigen Wohlthuenden, Erquickenden der Landschaft um sie herum.

„Nicht wahr, unser Thurgau ist nicht zu verachten," fragte Herr Dietrich, „obgleich er nicht zu der eigentlichen schönen Schweiz gerechnet wird und nur von denen gesehen wird, die der Weg hindurch führt oder die wichtige Geschäfte haben, wie meine Freunde im Städtchen W.?" Dabei warf er einen heitern Blick auf Matthias, den dieser jedoch mit ziemlicher Fassung

Digitized by Google

aushielt. „Jetzt werden wir sogleich mein Wohnhaus sehen; am kleinen Wald vorüber haben wir es erreicht," fuhr Dietrich fort.

Wirklich hielt der Wagen in einer Viertelstunde im Hofe des alten Gebäudes, das die Bauern der Umgegend mit dem Titel Schloß beehrten. Etwas verfallene Wirthschaftsgebäude umgaben im Viereck das klösterlich erscheinende Wohnhaus; der innere Hofraum war mit herrlichen alten Bäumen besetzt; in einer Ecke ein laufender Brunnen, dessen Wasserbecken, aus Stein gehauen, das herrschaftliche Familienwappen zeigte, wie es auch über dem Eingang des Hauses angebracht war. Etwas zur Seite lag die Kapelle, die zum Schloß gehörte, und wenige Schritte hinter demselben führten Terrassen, mit blühenden Gesträuchen und Baumgruppen geschmückt, den steilen Berg hinab über Wiesengrund in das Thal der Thur, die wild schäumend über Geröll und Felsblöcke dahin stürzte. Die eigentliche Front des Hauses zeigte das ganze Alpenpanorama, wie unsere Reisenden es während der raschen Fahrt über das Hochplateau beständig bewundert hatten.

„Angekommen!" rief Herr Dietrich, sprang vom Wagen und hieß seine beiden Gäste mit herzlichem Händedruck noch einmal willkommen, führte sie dann, nachdem er den herbeieilenden Diener nach seiner Schwester gefragt, die schöne, breite Treppe hinauf in das nußbaumgetäfelte Wohnzimmer des Hauses.

Eine feine, bleiche Frau, wohl nahe den Fünfzigen, mit anschließender weißer Haube und in schlichtem Anzuge, empfing den Bruder und seine Gefährten freundlich und zuvorkommend. Darauf, nachdem die üblichen Eingangsworte gewechselt waren, zogen sich die beiden Gäste auf ihr Zimmer zurück, von Herrn Dietrich ermahnt, um neun Uhr beim Thee nicht zu fehlen.

Zur bestimmten Stunde fanden sie sich denn wirklich im Thurm- und Speisezimmer des Hauses ein. Der junge Hausherr saß mit Frau von Rothenhahn, seiner Schwester, und einem jungen Forstbeamten aus der Gegend an einer reichlich besetzten Tafel. Als man zugelangt hatte und der Hunger gestillt war, fragte Herr Dietrich seine Schwester nach der Nichte Sibylle.

„Sie war unten im Städtchen," antwortete Frau von Rothenhahn, „ist nicht lange erst herauf gekommen und macht sich mit dem alten Jakob etwas zu schaffen, der ihr eine Dohle abrichtet." — „Ich glaube, der alte Jakob mit seinem dummen Zeug ist ihr lieber als wir alle zusammen," sagte Herr Dietrich.

In demselben Augenblick trat aber die Nichte ein, ein Mädchen, kaum dem Kindesalter entwachsen. Die schwarzen Locken, mit dunkeln Schleifen zu beiden Seiten der Schläfe festgehalten, waren ziemlich in Unordnung gerathen und der ganze Anzug zeigte mehr Einfachheit, beinahe Nachlässigkeit, als man sonst bei jungen Mädchen ihres Standes gewohnt ist. Den Oheim anblickend, stürzt sie auf ihn zu, um ihn zu umarmen, läßt dabei eine grobe blaue Kattunschürze, die sie hoch in die Höhe hält, fahren, mit ihr des alten Jakobs Dohle, die gerade unter die Füße der Theegäste läuft und mit ihren beschnittenen Flügeln hin und her flattert.

„Was für Sachen du machst, Sibylle!" sagte der Oheim, da Alles am Theetisch in Aufruhr gerathen war. „Herr Matthias und Herr Robert, hier sehen Sie meine noch sehr wenig erzogene Nichte, Sibylle Rothenhahn."

Sibylle bemerkte erst jetzt die fremden Herren. Matthias aber, durch die aparte Art von Einführung des jungen Fräuleins sehr unterhalten, konnte kaum sein Lachen unterdrücken, als er seinen Bückling machte, den das junge Mädchen mit einer Art Knicks erwiederte. Robert dagegen trat sehr ernsthaft zu ihr heran und überreichte ihr mit einer Verbeugung die Dohle, die er inzwischen gefangen. Sibylle empfing sie etwas verlegen aus seinen Händen und stürzte mit dem Thier hinaus, um es in Sicherheit zu bringen.

Jedermann setzte sich wieder und die Nichte, nachdem sie in den Saal zurückgekehrt war, nahm ihren Platz zwischen der Mutter und Matthias und stillte vor allen Dingen ihren guten Appetit. Dann von Frau von Rothenhahn ermahnt, eine Handarbeit vorzunehmen, holte sie einen großen Korb mit groben Wischtüchern, an denen sie säumen wollte. Dießmal mußte Robert auch lächeln, wenn er an die zierlichen Handarbeiten seiner jungen Landsmännin dachte. Die Mutter bemerkte es und sagte freundlich, indem sie das verschobene Kleid des jungen Mädchens ordnete: „Meine Tochter weiß noch gar nicht, wie sich die Fräulein bei Ihnen in der Stadt benehmen."

Sibylle schien die Rede der Mutter nicht gehört zu haben, sie saß da, nähte und nähte. Als das Gespräch allgemein wurde, die Männer und Frau von Rothenhahn über Politik, Schweizerzustände redeten, nähte und nähte sie fort. Alle zehn Minuten war ein großes Wischtuch fertig; sie bekümmerte sich nicht im geringsten um die Leute, die am Tische um sie herum saßen. Eine Pause des Gesprächs trat endlich ein, da der junge Forstbeamte sich empfohlen hatte.

„Sibylle," rief Herr Dietrich, „hast du heute kein Wort für uns? weißt du uns gar nichts zu erzählen?" — „O ja," sagte die Kleine, „meine Mutter hat Gänse, fünf blaue, sechs graue; sind das nicht Gänse?" Dabei leuchteten ihre Augen so schalkhaft

zum Oheim hinüber, daß es eine Luſt war, ſie anzuſehen. — „Das iſt Weisheit deines alten Jakob," rief dieſer.

Matthias aber ſagte ganz ernſthaft: „Da weiß ich doch etwas viel Schöneres zu erzählen: „Abends wenn ich früh aufſteh', des Morgens wenn ich zu Bette geh' —" — „Dann krähen die Hühner, dann gackert der Hahn," fiel ihm Sibylle in die Rede. „Ich kann das alles auswendig, wiſſen Sie nichts Beſſeres zu erzählen?"

„Doch, von der klugen Elſe, die immer gar pfiffig nachdachte über die Dinge, die da kommen könnten — oder vom Fuchs, der auf die Wieſe kam, wo eine Heerde ſchöner, fetter Gänſe ſaß." — „Ach, das iſt alles nicht ſo ſchön, als die Geſchichte vom Kätzchen und Mäuschen, die zuſammen ſpazieren gehen." — „Bitte, erzählen Sie."

Und das junge Mädchen fing gleich an mit dem größten Eifer zu erzählen, bis ſie ihre Geſchichte zu Ende gebracht hatte. Darauf fiel Herrn Matthias wieder etwas Schönes ein und beide ſchwatzten fort, bis es Herrn Dietrich zu viel wurde.

„Lauter fünf- und ſechsjährige Kinder ſitzen hier doch nicht am Tiſch, Doktor, daß wir uns bis Mitternacht vom Kätzchen und Mäuschen und dem Fuchs mit den Gänſen vorerzählen laſſen. Wir wollen lieber einen Gang durch den Garten, über die Wieſe machen; der Mond ſteht herrlich am Himmel, die Luft iſt noch wunderſchön."

Alle, außer Frau von Rothenhahn, deren Geſundheit es ihr verbot, waren zum Aufbruch bereit. Sibylle hing ſich an den Arm des Oheims, und ſo ging es hinaus in den kleinen Garten, hoch und ſteil über dem Thurthal gelegen. Die fernen Alpen erſchienen rieſenhaft in der Mondbeleuchtung — alles rings umher war ſo ſtill. Gerade gegenüber dem Schloſſe, jenſeits des Fluſſes, lag auf hohem Berge, an einen Fichtenwald gelehnt, ein uralter Thurm, Ueberreſt einer ehemaligen Burg.

„Da drüben könnten wir uns ſchöne Geſchichten erzählen," ſagte Matthias zum jungen Fräulein. Dieſe nickte beifällig, aber der Oheim befürchtete, daß die Erzählungswuth, wie er es nannte, Freund und Nichte wieder überkommen möchte.

„Schweigen Sie um Gottes Willen ſtill, Matthias!" ſagte er. „Singen Sie lieber, Sie und Herr Robert können das gewiß, und Sibylle wird Sie bald begleiten."

Matthias beſann ſich eine Weile und fing dann eine jener ſchönen Weiſen an, wie ſie das Herz im hell erleuchteten Concert oder in zierlich ſteifer Geſellſchaft ſchon rühren, wie viel mehr draußen in herrlicher Mondnacht in einer Umgebung, wie Schloß S. ſie aufwies.

Man ging vom kleinen Garten aus über die Wieſe, die immer den Blick auf die Berge, auf den wilden Fluß unten im Thale geſtattete, bis man ſich in einem Walde verlor, in dem ſorgſam gepflegte Wege über Schluchten und ſteile Abhänge hinweg führten. Die jungen Männer ſangen immer fort mit ihren wohlklingenden Stimmen, zuweilen fiel Sibylle ein. Sie hatte längſt den Arm ihres Oheims verlaſſen, pflückte Blumen oder kletterte raſch einen ungebahnten Abhang hinunter, um auf einer andern Seite wieder empor zu ſteigen.

Matthias war es, als ſähe er eine Fee, beſſer einen Berggeiſt, der alle Augenblicke verſchwand, um an einem andern Orte wieder aufzutauchen. Er verlor die leichte, wunderſame Geſtalt der Kleinen nicht aus den Augen. Da ſagte Herr Dietrich: „Morgen gehen Sie beide gewiß ganz früh nach dem Städtchen, Doktor? Ich hoffe, Sie bringen den Dekan mit Frau und Fräulein Johanna zu Tiſche zu uns herauf."

Matthias war im Augenblick verwirrt, erſchrocken. Johannas Name weckte ihn wie aus einem Traume. Den ganzen Abend hatte er kaum Einmal an ſie gedacht. Wie konnte er ſo ſehr dem Augenblick angehören, ſo ganz und gar momentanen Eindrücken hingegeben ſeyn! Johanna — plötzlich ſtand ſie mit all ihrem Liebreiz vor ihm, wie ſeine Phantaſie ſie ihm Monate lang gezeigt, ihn entzückt und bezaubert hatte. „Unbegreiflich, unbegreiflich!" rief er ſich innerlich zu, und den ganzen Heimweg zum Schloß war er wie umgewandelt, ſtill, einſylbig, würdigte Sibylle keines Blickes, die unbekümmert und ſorglos, wie immer, wieder am Arme des Oheims einher ſchlenderte. Zum Glück trennte man ſich oben im Schloß angekommen ſogleich.

Am andern Morgen brachen die beiden Freunde ſo früh als irgend thunlich nach dem Städtchen auf. Den alten Jakob als Schloßfaktotum und Führer voran, ſchritten ſie durch Waldungen hinab in das Thurthal, wo das Städtchen etwas erhöht am Fluſſe lag, rings von grünen, üppigen Wieſen umgeben, im Amphitheater der bekannte Alpenzug. Mit beflügelten Schritten eilte Matthias voran. Wie oft beſchuldigte er den Freund der Trägheit und Langſamkeit, der ſeinen gewöhnlichen Wanderſchritt inne hielt, ſeine Cigarre rauchte und Matthias Ermahnungen nur mit gutmüthigem Lächeln erwiederte! Endlich war man am kleinen, alterthümlichen Hauſe des Dekans, der Kirche gegenüber, angekommen und der alte Jakob pochte herzhaft mit dem blanken meſſingenen Klopfer an die Thüre.

„Wie und unter welchem Vorwande melden wir uns denn aa?“ fragte Robert. — „Als Freuade des Herrn Profeſſors Bartold und im Auftrag anſeres Schloßherrn.“ — „Gaaz gut,“ meinte Robert.

Ein alter Frauenkopf fuhr oben im Hauſe nach dem tapfern Anklopfen des alten Jakob zwiſchen den Blumentöpfen eines kleinen Fenſters heraus, um zu ſehea, wer Eintaß begehrte. Alsbald erſchien derſelbe Frauenkopf, von ſtattlicher Statur getragen, unten in der Hausthüre.

„Iſt Herr Dekan Oberlinger zu ſprechen?“ fragte Herr Matthias. — „Ei freilich iſt mein Mann zu Hauſe,“ ſagte die Dame; „belieben die Herren mir nur ihre werthen Namea zu nennea und einzutreten.“

Das geſchehen, bat die Frau Dekanin die Fremden, ihre weiß und ſauber geſcheuerte Stiege hinauf zu gehea, führte ſie über einen geräumigen Vorplatz, zu gleicher Zeit Flur und Wirthſchaftsgelaß des Hauſes, und meldete ihrem Maane die fremden Gäſte.

Sogleich eingelaſſen, fanden die Freunde an dem Dekan einen feinen, feierlichen alten Herrn, der, nachdem er ſie bewillkommt, ſichtlich erfreut ſchien, ſich mit deutſchen Gelehrten im Geſpräche zu ergehen. Wie ungeduldig ſaß Matthias auf ſeinem harten, ledernen Stuhle, wie ehrbar that Robert, indem er dem geiſtlichen Herrn gewiſſenhaft und ausführlich jede Frage beantwortete. Endlich wagte der junge Doktor eine Erkundigung nach Fräulein Johaana.

„Ja wohl, meiae Nichte, die müſſea Sie ja kennen,“ ſagte der Herr Dekan. „Ich will Sie ſogleich zu ihr führen; ſie wird draußen auf dem Balkon ſitzen. „Suſanne,“ rief er, „Suſanae!“ Und alsbald erſchien die ſtattliche Geſtalt der Frau Dekaain. „Geleite die Herrn zar Nichte Johanna, es ſind alte Bekannte aus M.“

Frau Suſanne muſterte eilig die beiden fremden jungen Leute von oben bis untea mit einem Seiteablick. Unſtreitig kam eine Vermuthung über ſie, aber ſie behielt ihre Faſſung.

„Eine kleine, beſcheidene Wohnung, die ein Herr Dekan bei uns hat,“ ſagte ſie, wie entſchuldigead, indem ſie die Herren durch die ſaubere Wohnſtube mit dem ungeheuern grüaen Kachelofen, der Ofenbank daneben und den niedrigen Fenſtern voll Leokojen- und Geranientöpfen, führte. „Aber kleiaes Haus, große Ruhe, wie es umgekehrt heißt, große Kirchen, kleine Heilige. Hier, wenn es beliebt.“

Und wieder wurde über den geräumigen Vorplatz geſchritten, links zur offeaen Thüre auf den hölzernen, überdachten Balkon. Da war nun eine herrliche Ausſicht auf den Appenzeller, den Glarner Gebirgszug, der ſich in wellenartiges Hügelland abdacht, mit Wald, hie und da mit einzelaen Sennhütten und Dorfſchaften beſetzt, and eben in wunderbarem Farbenduft ſchimmernd. Näher am Städtchen breitetea ſich üppige Wieſen aus, durch die die Thur ihren eiligen Lauf nahm, und ganz nahe dem Hauſe des Dekans, das auf der alten Stadtmauer ſelbſt gebaut war, führte ein ſorgfältig gepflegter Blumengarten hinunter in den Stadtgraben, jetzt mit üpplgem Baumwachs gefüllt.

Aber was war den jungen Leuten ia dieſem Augenblick die ganze Herrlichkeit der Welt, oder vielmehr was galt ſie Matthias! Johanna ſaß da, fein ſittſam an ihrer Arbeit. Braungoldene Haare umſchloſſen die blendend weiße Stirn und die jugendlichen Wangen in loſem, wellenartigem Scheitel. Wie ſie da ſaß, die Augen auf ihre Näherei niedergeſchlagen, hätte Robert geſchworen die Dresdeaer Holbeinſche Madonna vor ſich zu ſehen. Was Matthias bei dieſem Anblick dachte, wir wiſſen es nicht. Er trat zu dem jungen Mädchen heran, reichte ihr ſeine Hand. Sie gab ihm die ihre, nnd die Wangen mit raſchem Roth gefärbt, blickte ſie ſo innig und freudevoll zu ihm aaf, daß er von Stein hätte ſeyn müſſen, wäre nicht ſein ganzes Weſea von Dankbarkeit und Entzücken überſtrömt worden.

„Sehe ich Sie wieder, Fräulein Johaana,“ ſagte er und dachte nicht daran, des jungen Mädchens Haad fahren zu laſſen — ſie dachte nicht daran, ſie ihm zu entziehen.

Die Fran Dekanin räuſperte ſich und verlangte vom Herrn Dekan eine Priſe, wie ſie allemal that, wena ſie nicht außer Faſſung kommen wollte; dann ſchob ſie Robert einen Stuhl zu und bat iha ſich niederzuſetzen nad von dem Weine zn verſuchen, dea die Magd eben mit Brod und Käſe herbei geſchafft hatte. „Denn viel beſſer kräht jeder Hahn, ſo er die Kehle feuchtet an.“

Matthias hatte ſich endlich beſonnen, daß außer Johanna noch andere Perſonen um ihn herum waren, und ſo ſaß man auf dem ſchmalen Balkon um den ſchlechten, kleinea Tiſch, genoß des trefflichen Weines, der herrlichen Ausſicht, hörte die lehrreiche Rede des Herrn Dekans, in der er ſeinen Gäſten einen kleinen Ueberblick der Geſchichte ſeines Städtchens gab, woza ihm die Stadtmauer, auf der ſein Haus gebaut, immer den erwünſchten Anknüpfuagspunkt bot.

Johanna und Matthias hörten zerſtreut zu, Robert ernſthaft, dem Aaſchein nach ſehr aufmerkſam. Die Frau Dekanin aber, die dieſe Dinge wenigſtens zum hundertſten mal mit anhörte, drehte ungeduldig einen Daumen um den andern. Endlich konate ſie es nicht mehr aushalten und rief, da der Dekan, nach

Digitized by Google

Gewohnheit, während er ſprach, den Stuhl, auf dem er ſaß, hin und her bewegte: „Mann, gedenke, daß Eli den Hals brach, als er vom Stuhle fiel.“

Die beiden jungen Männer und Johanna mußten über dieſen Angſtruf der Frau Dekanin laut lachen. Ihr Mann aber, an die Redensarten ſeiner Frau gewöhnt, ſagte lächelnd: „Eli, mein Kind, war ein ſehr corpulenter Mann, der in Folge ſeines hohen Alters und des unmäßigen Gewichtes ſeiner Statur dieſen Tod erlitt. Ich dächte, meine Hagerkeit —“

„Biſt du ein Theolog, Mann? Eli erlitt den Tod nicht von wegen ſeiner corpulenten Statur, ſondern von wegen ſeiner ſchlechten Kinderzucht, darob ihn der Herr ſtrafte. Wer weiß, wofür dich Gott ſtrafen möchte!“

„Der Gott des alten Teſtaments war auch ſtrenger als unſer Herrgott heutzutage,“ ſagte Matthias. Die Frau Dekanin ſah ihn ernſthaft an, würdigte ihn aber keiner Antwort. Dann wandte ſie ſich zu Robert und erkundigte ſich bei ihm nach der Schloßherrſchaft, verſprach auch zu Tiſche hinauf zu kommen, wenn ihr Mann die große Kutſche des Poſtmeiſters anſpannen laſſe, denn zu Fuß wär's ihr zu weit und zu heiß bis da hinauf.

„Iſt Sibylle Rothenhahn nicht ein gar apartes, hübſches Geſchöpf?“ fragte Johanna Matthias. — „Gewiß, ein ſehr reizendes Kind.“ — „Fürwitz macht die Jungfer theuer,“ ſprach die Frau Dekanin; „aber man mag's der Kleinen laſſen, ein poſſierliches, niedliches Jüngferchen iſt ſie.“

„Kein Bild voller Gnade,“ wandte ſich Robert zur alten Dame, „wie wir hier eines vor Augen haben.“ Die Dame, verwundert, daß ſich jemand auf ihre Redeweiſe einließ, drehte ſich ganz dem Studenten zu und ſah ihn mit großen Augen an.

„Ganz recht,“ meinte ſie, „kein Bild voller Gnade iſt das Fräulein, aber eines, das da ſagt: „„Wer bin ich? wer kann ich werden?““ — „Oder eines, dem man ſagt: „„Ich kann weder mit dir leben, noch ohne dich ſeyn!““ fiel Robert ein.

„Herr,“ rief die alte Frau mit hell leuchtenden Augen, „ſind Sie bei uns zu Hauſe im Appenzeller Lande geweſen, daß Sie unſere Redeweiſe verſtehen?“ — „Nicht im Appenzeller Lande, aber lange im Schwabenlande.“

„Schwabenland uns wohlbekannt, aber nicht alle Lüt wir loben kannt,“ ſagte die alte Dame. „Da iſt die Frau unſers jungen Schloßherrn, war auch eine Schwäbin, ein ſchönes Frauenzimmer, und artig und wohlerzogen — aber, „wo nicht rein, ſo doch fein.“ Daß ſich Gott erbarm'! Sie hat ihren jungen Eheherrn weidlich gequält und gepeinigt, ihm ſein ſchönes Leben verdorben!“

„Was iſt aus Frau von Soringen geworden?“ fragte Matthias plötzlich theilnehmend, weil er für Herrn Dietrich die wärmſte Zuneigung empfand. — „Was aus ihr geworden iſt?“ ſagte die Frau Dekanin; „davon gelaufen iſt ſie mit einem Galan. Als der kleine Bube, den ſie hatte, geſtorben war, Gott hab' ihn ſelig! war kein Haltens mehr mit ihr. „„Wer alle Dinge wüßte, der thäte danach.““ So unſer Schloßherr, der damals, als die Schand' über ihn kam, in Deutſchland angeſtellt war. Es iſt ihm ſeitdem nichts recht mehr, geht immer auf Reiſen oder verſteckt ſich oben auf dem Schloſſe, wo die Frau Schweſter ihm mit dem loſen Kinde Sibylle Haus hält.“

Eine augenblickliche Pauſe trat im Geſpräche ein, weil allen Zuhörenden der Bericht der Frau Dekanin peinlich geweſen war. Der Herr Dekan fand zuerſt das Wort wieder, um Robert von einem Palimpſeſt zu erzählen, der als Deckel eines alten Kirchenfolianten in St. Gallen entdeckt worden.

(Fortſetzung folgt.)

Die engliſchen Volksſpiele.

(Fortſetzung.)

6. Die gymnaſtiſchen Volksſpiele.

Verlaſſen wir nun Wald und Feld und den in verſchiedenen Geſtalten männlicher Kraftübung oder erheiternden Spieles auftretenden Kampf gegen die Thiere des Waldes, ſo nehmen zunächſt die neben der Jagd zum Syſtem der ritterlichen Erziehung gehörenden gymnaſtiſchen Spiele und Kämpfe unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Worin dieſe Spiele beſtanden und ein wie großes Gewicht ihrer Praxis beigemeſſen wurde, beſchreibt noch um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, als die Blüthezeit des Ritterweſens dahin war, ein Gedicht Sir William Foreſt's, betitelt Poesy of Princely Practice, wo es heißt:

So must a prince at some convenient brayde,
In feats of maistries bestowe some diligence,
To ryde, rnn, leap and cast by violence
Stone, bar or plummet. — — —

Auch der ſchreibluſtige Jakob I. widmete in ſeinem Basilikon doron, einem als Inſtruktion für die Erziehung und Lebensführung des Prinzen von Wales beſtimmten Werke, der Beſprechung der männlichen Spiele ein beſonderes Kapitel, unter der Ueberſchrift: Schedule of Sports, deſſen Lehren für die Epoche ſeiner Regierung als praktiſch maßgebend betrachtet werden dürfen. Der gelehrte König verdammt dort mit der ihm eigenen Gravität alle rohen und unbändigen Vergnügungen, wie ſeiltänzeriſche Kunſtſtücke, Schauſpielerei und Hazardſpiel; empfiehlt dagegen, als einer nobeln Erziehung angemeſſen, außer der Jagd (nur daß er bei dieſer das Erlegen des Wildes durch Schußwaffen, ſeiner Anſicht nach eine Diebskunſt, mißbilligt) Laufen, Springen, Ringen, Fechten, Tanzen und Bogenſchießen. Ein weſentlich kriegeriſches Zeitalter wie das Mittelalter, ein weſentlich kriegeriſcher, kampfluſtiger Adel wie der jener Jahrhunderte, eine Kaſte, deren Mitgliedern körperliche Stärke und Gewandtheit höher galt als geiſtige Bildung, die im Zweikampf die höchſte Form richterlicher Entſcheidung erkannte, konnte ſelbſtverſtändlich der vielſeitigen gymnaſtiſchen Uebungsſchule nicht entbehren, welche ſie für ihren Lebensberuf tüchtig machte. Aber zwiſchen dem Rechtsverhältniß des Adels zur Jagd und ſeinem Verhältniß zu der gymnaſtiſchen Ausbildung durch männliche Spiele beſtand ein großer, weſentlicher Unterſchied. Denn wenn die Jagd als ausſchließliches Privilegium der Ariſtokratie vorbehalten blieb, ſo war dieß nicht der Fall mit den eben erwähnten gymnaſtiſchen Kampfſpielen. Dieſe waren in England ſeit den älteſten Zeiten ein gemeinſames Eigenthum, wie die Vertheidigung des Landes eine gemeinſame Pflicht des geſammten Volkes.

Was England war und was es iſt, ſeine Macht und ſeine Freiheit, verdankt es in hohem Grade dieſer Thatſache, der eingeborenen Neigung, dem naturwüchſigen Behagen ſeiner angelſächſiſchen Bevölkerung, wie an den außerordentlichen Formen, Wagniſſen und Thaten des Lebenskampfes, ſo an allen friedlichen Uebungen und Spielen, in denen Muth, Kraft, Geſchick und Beharrlichkeit zur Erſcheinung kommen. Eine derartige vorwiegend praktiſche Richtung der Sinnesweiſe iſt allerdings eben ſo wie ihr Gegenſatz, die vorwiegende Richtung auf Bildung des Geiſtes durch das Studium der Vergangenheit, mannichfachen Gefahren der Entartung ausgeſetzt. Shakeſpeare ſatiriſirt ſeine Landsleute im Tempest (und ſeine Satire ließe ſich zum Theil noch gegen das jetzt lebende Geſchlecht richten) wegen ihrer übertriebenen Luſt an fremdartigen Ausſtellungen, wegen der raſtloſen Begier, womit ſie dem Ungewöhnlichen nachrennen, indem ſie mehr darum geben würden, einen todten Indianer zu ſehen, als einem Landsmann das Leben zu retten. Das iſt eine Kehrſeite des abenteuerlichen, wagenden Sinnes. Die Kehrſeite phyſiſcher Kraft und Beharrlichkeit aber erſcheint in jener perſönlichen Rückſichtsloſigkeit, jenem Impuls roher Derbheit, welche noch heute die angelſächſiſche Race den andern Nationen gegenüber hervorſtechend charakteriſiren. Doch welches Volkes vortreffliche Eigenſchaften ſind ohne ihre Kehrſeite? Vergeſſen wir daher nicht, indem wir über die Thorheiten einer Nation lachen, oder die Mängel ihres Charakters tadeln, das Gegengewicht der dauernden Verdienſte in die Wagſchale zu werfen, welche ſie, trotz jener Mängel, durch Entwicklung ihrer Talente und Energien ſich um den Fortſchritt

und die Freiheit der Menſchheit erworben hat; und laſſen wir die Gerechtigkeit, welche jede Nation beanſpruchen darf, auch in dieſem Falle der angelſächſiſchen zu gute kommen.

Wir gedachten bereits bei Gelegenheit des Faſtnachtstages der athletiſchen Wettkämpfe der Londoner Bürgerſchaft auf den Wieſen der Vorſtädte. Aehnliche Kampfſpiele wiederholten ſich in den Provinzialſtädten, nicht allein ſporadiſch bei feſtlichen Gelegenheiten, ſondern in geregelter Folge, zum Zwecke der kriegeriſchen Ausbildung der Mittelklaſſen. Beſonders war es die Kunſt des Bogenſchießens, worin die engliſchen Bürger des Mittelalters zu hoher Ausbildung gelangten. Compagnien von Bogenſchützen fehlten zu jener Zeit in wenigen Städten der Inſel, und der vernichtenden Wirkung ihrer Pfeile, mehr als dem Schwert und der Lanze der Ritter, verdankte England in den langwierigen, wechſelvollen Kämpfen um den Beſitz von Frankreich die glänzenden Siege von Creſſy und Agincourt. Eben ſo wurde die Praxis des Ringens, Fechtens und Boxens durch die Stadtbehörden gepflegt. Im Auguſt, am Tage des heiligen Bartholomäus, zogen der Lord Mayor, die Aldermen und Sheriffs von London, begleitet von der Bürgerſchaft und dem niedern Volk der City, in großem Gepränge nach dem Felde von Clerkenwell hinaus, um die dort ſtattfindenden Ring- und Boxkämpfe durch ihre Gegenwart zu verherrlichen. Spätere Berichte beſchreiben das Fortbeſtehen ähnlicher Kampf- und Feſtſpiele in den Provinzen während des ſiebzehnten Jahrhunderts, als in London theils die räumliche Ausdehnung der Hauptſtadt, theils die Verbreitung eines andern Geſchmacks jenem alten Gebrauche bereits hemmend in den Weg traten. * Es fanden dieſe Spiele in der Mitte des Sommers auf offenem Felde ſtatt und ungeheure Volksmaſſen ſtrömten von nah und fern zuſammen, wenn der feſtliche Tag erſchien. Den Spielen von Cotswald Hills, die zu den bekannteſten gehörten, präſidirte vierzig Jahre lang ein Advokat Namens Robert Dover, deſſen Bemühungen, wie es ſcheint, die Inſtitution ihren Urſprung oder doch ihre Erneuerung verdankte, da ausdrücklich erwähnt wird, daß König Jakob I. ihm die Erlaubniß ertheilte, die Spiele abzuhalten. Dover erſchien bei dieſer Gelegenheit in königlichem Staat, und zwar in derſelben Kleidung, welche Jakob I. früher getragen, „nur mit mehr Würde in Ausſehen und Haltung.“ Als Reſidenz diente ihm eine auf den Hügeln errichtete Bretterburg, von wo er ſeine Befehle ertheilte und den gymnaſtiſchen Ring-, Spring-, Wurf- und Laufkämpfen zuſchaute.

Die Vorliebe für gymnaſtiſche Spiele war alſo weit durch das Volk verbreitet. Dennoch, oder vielleicht eben aus dieſem Grunde gab es ſchon während des Mittelalters eine Klaſſe von Menſchen, die aus dem gymnaſtiſchen Wettkampf ein ſelbſtſtändiges Gewerbe machten, indem ſie theils die Regeln ihrer Kunſt lehrten, theils bei öffentlichen Gelegenheiten in der jedem Kampfluſtigen offenen Arena erſchienen, oder endlich gegenſeitige Wettkämpfe unter einander veranſtalteten. Vor allem waren es die mittelalterlichen Spaßmacher und Charlatane, die franzöſiſchen Jongleurs, die engliſchen Jugglers, welche als geübte Fechtmeiſter, als Vorſteher von Fechtſchulen ſich hervorthaten. Unzweifelhaft wurde auch ſchon auf die Chancen des Kampfes gewettet und den Sieger lohnte, wie in dem gegenwärtigen England, außer den ausgeſetzten Geld- und Ehrenpreiſen die Würde eines Champion, d. h. eines repräſentirenden Vertreters der von ihm geübten Kunſt.

Sicher iſt, daß Champions der gymnaſtiſchen Spiele exiſtirten, und ſchwerlich mochte ſich zu irgend einer Zeit ihrer Gilde ein einträglicheres Feld der Thätigkeit eröffnen, als während des kampfluſtigen Mittelalters, als die herrſchende Sitte ſelbſt rechtliche Streitfragen zwiſchen Privatperſonen der Entſcheidung durch den Zweikampf anheimſtellte. Denn da die unmittelbare Anwendung dieſes handgreiflichen Rechtsmittels in manchen Fällen ſelbſtverſtändlich auf große Schwierigkeiten und Inconvenienzen ſtieß, fiel man auf den Gedanken, den entſcheidenden Kampf unter gewiſſen Bedingungen von den ſtreitenden Parteien an die Meiſter der Fechtkunſt, die Champions, zu übertragen, und das ſo herbeigeführte Reſultat als rechtsgültig anzuerkennen. Wer den Verluſt eines Gliedes oder plötzliche Krankheit, Fieber, Gicht, ja Zahnweh, oder endlich ein Alter von mehr als ſechzig Jahren nachweiſen konnte, war zu der Stellvertretung durch einen Champion berechtigt. Den Geiſtlichen ſicherte dieſes Privilegium ihr Stand als ſolcher, und nach den Statuten König Davids II. von Schottland durfte auch der Adel bei Streitigkeiten

* Burton in ſeiner „Anatomy of melancholy“ ſagt über den Unterſchied der Vergnügungen Londons und der Provinzen im ſiebzehnten Jahrhundert, daß die Londoner prächtige Aufzüge, Krönungs- und Hochzeitfeſtlichkeiten, feierliche Receptionen von Geſandten oder Prinzen zu ſehen liebten und mit Maskenaufzügen, Schaugepränge und Feuerwerken unterhalten werden möchten. Das Landleben habe auch ſeine Vergnügungen, wie Maifpiele, Jahrmärkte und Wakes, und Falken, Jagdhunde, Hühnerhunde und Kampfhähne ſammt deren Zubehör, ſeyen die wahren Kennzeichen eines country gentleman.

hinsichtlich räuberischer Ueberfälle davon Gebrauch machen. Frauen profitirten unter allen Umständen vom alten Rechtsgrundsatz: „Femme ne se combat pas.“ Endlich war die Vertretung durch Champions in allen solchen Streitfragen gestattet, wo der beleidigende Theil weder Todesstrafe noch Verlust eines Gliedes zu gewärtigen hatte. Mord und ähnliche Criminalverbrechen bedingten dagegen ohne Ausnahme den Kampf in eigener Person. Auch den des Diebstahls Angeklagten war die Benutzung von Champions verwehrt.

Es liegt auf der Hand, daß bei so beschaffenen Zuständen das Championthum im Laufe der Zeit zu einer socialen Institution, die Champions zu Personen von beträchtlichem Ansehen emporsteigen mußten. In der That gab es während des Mittelalters wenige Distrikte ohne einen Champion, während diese letzteren, um im Stande zu seyn, den an sie gestellten Anforderungen Genüge zu leisten, wiederum nicht selten Boxer und Ringer in ihrem Solde unterhielten. Wir haben mithin im Falle der Champions die seltsame Erscheinung, daß jene selbe athletische Kraftübung, welche gemeinhin als freie Ausbildung des Körpers, als männliches Spiel oder als Vorbereitung zum Kriege galt, geradezu im Interesse der Justiz als Handlangerin des Gesetzes ausgebeutet wurde. Und schwer möchte es halten, die Epoche des Faustrechts auf pikantere Weise zu illustriren. Denn während nach der gewöhnlichen Vorstellung das durch die Faust geschaffene Recht des Mittelalters mit Rechtsbruch, mit brutaler Verneinung des Gesetzes als gleichbedeutend betrachtet wird, sehen wir hier das Recht durch die Faust vertheidigt und die gesetzliche Autorität durch den Zweikampf von Klopffechtern aufrecht erhalten. Der Champion bildete also im eigentlichen Sinne des Wortes einen Pendant zu dem Raubritter; beide Charakterfiguren des Mittelalters mußten zusammen stehen und fallen. Ihre Bedeutung stand in umgekehrtem Verhältniß zu der Macht gesetzlich geordneter Zustände. Sie begannen in England als typische Gestalten von dem geschichtlichen Theater zu verschwinden, als in Folge des Abschlusses der großen Bürgerkriege des fünfzehnten Jahrhunderts die festeren Formen des neueren Staatslebens aus dem mittelalterlichen Chaos auftauchten und mit der gewonnenen Einheit der Herrschaft der Sinn für die Rechte der Staatsgenossen, wie für die Würde des Gesetzes eine höhere Stufe nationaler Entwicklung erreichte.

In allgemeinem Gebrauch unter allen Klassen der englischen Gesellschaft waren eine Anzahl von Wurf- und Ballspielen. Doch fällt die Blüthezeit dieser letzteren so vorwiegend in eine spätere Epoche, daß wir ihre Besprechung bis zu dem Abschnitt unserer Darstellung verschieben, wo das beliebteste aller neueren englischen Ballspiele, das in wahrhaft großartigem Maßstab über die ganze angelsächsische Erde verbreitete Cricket, unsere Aufmerksamkeit beschäftigen wird. Es bleibt uns an dieser Stelle übrig, die Grenzlinie zu bezeichnen, welche die Gebiete der ritterlichen und der bürgerlichen Gymnastik trennte, so wie andererseits gewisser öffentlicher Institute der Gymnastik zu gedenken, die den Verfall einzelner mittelalterlicher Spiele bis in's achtzehnte Jahrhundert hinein überlebt haben.

So eifrig die Masse des Volkes an allen Arten gymnastischer Kraftübung theilnehmen mochte, ein Vorrecht blieb dem Adel im Kriege wie im Frieden immer gesichert: das Vorrecht des Kampfes zu Pferde. Die Mittelklasse in ihrer kriegerischen Capacität bildete als solche das Fußvolk, der Adel die Reiterei des mittelalterlichen Heeres. Ein Ritter war nur als Reiter denkbar, während der hohe Sitz auf gepanzertem Roß nicht bloß mit den Vermögensverhältnissen, sondern ebensosehr mit der socialen Rangordnung des Bürgers in Widerspruch stand. Derselbe Unterschied bestand schon in den Staaten des Alterthums, und vollkommen naturgemäß ging er aus der politischen Sphäre in die der populären Vergnügungen und Spiele über. Wenn der Adel daher schon im Allgemeinen vor den übrigen Volksklassen die größere sociale Unabhängigkeit, den freieren Gebrauch der Mittel zu einer vollkommneneren gymnastischen Erziehung voraus hatte, so verlieh ihm sein Stammbaum obendrein den ausschließlichen Zutritt in die Arena jener glänzenden Wettkämpfe der Kraft und des Muthes, welche zu Rosse stattfanden: der Kämpfe des Pferderennens und des Turniers.

Im Turnierkampf und den diesen begleitenden Ceremonien kam das Ritterthum zu seiner vollendetsten, prächtigsten Erscheinung. So berichten denn auch die mittelalterlichen Annalen von England von zahlreichen pomphaften Turnierfesten (tournaments). * — Doch

* Das früheste uns bekannte Turnier fand unter der Regierung König Stephans im Jahr 1140 statt. Ihren Höhepunkt erreichte die Sitte des Turnierens in England während des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts. Die Londoner Turnierplätze (Tiltyards) befanden sich in St. James und Smithfield. In Smithfield hielt unter andern Richard II. ein prächtiges Turnier. Es waren zu demselben alle Fürsten und Ritter der Christenheit eingeladen und die Festlichkeiten begannen eines Sonntags Nachmittags mit einer Procession von sechzig Edeldamen, die sich vom Tower aus in Bewegung setzte. Jede der Damen

Digitized by Google

geſchah der äußere Hergang dieſer Feſtlichkeiten in allen Ländern der Chriſtenheit ſo weſentlich gleichmäßig nach denſelben Regeln und Formen, daß es zu weit führen würde, wollten wir in eine Darſtellung der engliſchen Volksſpiele die Schilderung eines mittelalterlichen Turniers einflechten. Es genügt, daran zu erinnern, daß eben ihrer excluſiven Natur wegen die Turniere unauflöslich mit der Blüthe des Ritterthums verknüpft waren, und naturgemäß mit dem Ritterthum zu Grunde gehen mußten. Ihr Verfall datirt von der Erfindung des Schießpulvers, der Flinten und der Kanonen, deren Gebrauch zu kriegeriſchen Zwecken zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts die Fundamente der mittelalterlichen Methode der Kriegführung umſtürzte, die frühere Waffenrüſtung nutzlos machte und die Burgen der feudalen Barone zerſtörte. Die nächſte äußere Veranlaſſung zum völligen Ausſterben der Turnierſpiele gab das bekannte Turnier vom Jahre 1559, in deſſen Folge König Heinrich II. von Frankreich ſeinen Tod fand. Nur als Curioſität werden wir im weitern Verlauf unſerer Darſtellung den luxuriöſen, aber verunglückten Verſuch des vor Kurzem verſtorbenen conſervativen Earl of Eglinton zu erwähnen haben, der eine königliche Summe an die Ausführung des phantaſtiſchen Wunſches ſetzte, den Glanz und Pomp eines in allen ſeinen Details vollkommen mittelalterlichen Turniers in der Mitte unſeres neunzehnten Jahrhunderts zu erneuern.

Vergleicht man mit dieſer Geſchichte des Turnierkampfes die des Pferderennens, ſo findet ein umgekehrtes Verhältniß ſtatt. Die Epoche der Blüthe war hier, der Natur der Sache entſprechend, nicht auf die Grenzen eines einzigen Zeitraums eingeſchränkt; ſie wurde in fortwährender Entwicklung langſam vorbereitet. Ritter waren es freilich, welche während des Mittelalters die erſten uns bekannten Pferderennen in England abhielten; und ohne Frage war das Beſtehen einer trefflichen Pferdezucht für den ritterlichen Adel ein Gegenſtand von höchſter Bedeutung. Andererſeits jedoch bedingte die ſchwere Bewaffnung der ritterlichen Heere weniger Schnelligkeit der Bewegung, als ſolide Kraft der Conſtitution; und wenn, wie der Krieg ſelbſt, ſo ſein friedliches Widerſpiel, die Jagd, zu Pferde ſtattfand, ſo ging auch von dieſer aus dem Grunde kein anregender Impuls aus, weil im Ganzen mehr die Erlegung des Wildes, als das Jagen, als Hauptſache betrachtet wurde. Statt daher mit dem Ritterthum zu verfallen, mußte im Gegentheil das Spiel des Pferderennens, gleich der Methode der Kriegführung, durch die geſchichtliche Beſeitigung der ſchweren, ungefügen Waffenrüſtung des Mittelalters den Anbruch einer neuen Epoche erleben.

In der That fließen in den engliſchen Quellen die über Pferde und Pferderennen erhaltenen Nachrichten bis in's ſechzehnte Jahrhundert hinein äußerſt ſpärlich. Wir wiſſen nur, daß Heinrich II. Pferderennen auf dem, gegenwärtig durch ſeine Viehmärkte bekannten Smithfield, dem geräumigſten Platze der Londoner City, einrichtete; daß das erſte arabiſche Pferd zu Anfang des zwölften Jahrhunderts nach England, oder vielmehr nach Schottland kam und nebſt einem Vorrath prächtiger Möbeln und einem geräumigen Grundſtück von König Alexander von Schottland der Kirche von St. Andreas zum Geſchenk gemacht wurde; daß endlich im vierzehnten Jahrhundert Eduard III., um die einheimiſche Pferderace zu verbeſſern, eine Anzahl ſpaniſcher Pferde nach England importiren ließ. Erſt im ſechzehnten Jahrhundert, ſeit der Regierung des jeder Art von Sport ſo ergebenen Heinrichs VIII., läßt ein vermehrtes Intereſſe für Pferdezucht und Pferderennen ſich nachweiſen.

Heinrich VIII. erließ unter andern die charakteriſtiſche Verordnung, daß zu Michaelis die Magiſtrate aller engliſchen Communen diejenigen kleinen unterſetzten Pferde ihres Diſtrikts, welche ſie der Hervorbringung einer guten Race für unfähig erachteten, vernichten ſollten. Die Pferderennen in Cheſter wurden unter ihm begründet. Dennoch waren, trotz der energiſchen Maßregeln des Gemahls von ſechs Frauen, noch gegen Ende des ſechzehnten Jahrhunderts gute Pferde in England ſo ſelten, daß zur Zeit der großen Armada Eliſabeth deren nicht mehr als 3000 aufzutreiben im Stande war.

Im ſiebzehnten Jahrhundert zeichneten die Stuarts ſich als eifrige Patrone des Pferderennens aus. Jakob I. verausgabte für ſeine Hunde und Pferde die nach damaligen Begriffen enorme jährliche Summe von 900 Pfund Sterling, ließ arabiſche Hengſte kommen und begründete die Wettrennen von Garterley in Yorkſhire. Auch begann während ſeiner Regierung das kunſtgemäße Trainiren von Jockeys und Rennpferden, und Wettrennen zu Pferde kamen nicht allein unter dem Adel, ſondern unter der höhern Gentry in Mode. Der ritterliche Karl I. blieb nicht hinter ſeinem Vater zurück. Er ſetzte den Ankauf arabiſcher Pferde fort und errichtete die berühmten Pferderennen in Newmarket und

führte bei dieſem Aufzuge einen bewaffneten Ritter an einer Kette von Silber. Das Turnier dauerte mehrere Tage und der König hielt offenes Haus in des Biſchofs von London Palaſte für alle Perſonen von Rang und jede Nacht ſchloß mit einem Balle.

Digitized by Google

Hydepark. Freilich ließen, bald nach ſeinem Regierungsantritt, die politiſchen Bewegungen der Zeit ihm wie ſeinen Zeitgenoſſen wenig Raum zur Befriedigung friedlicher Neigungen und Spiele. Denn derſelbe Geiſt demokratiſcher Freiheit, deſſen empörte Gewalten den abſolutiſtiſch geſinnten König zuerſt ſeiner Macht, dann ſeines Lebens beraubten, richtete ſich damals mit gleich unerbittlicher Strenge gegen alle Formen geſelliger Heiterkeit, gegen das ganze Syſtem aller ſocialen Sitten und gymnaſtiſchen Gewohnheiten, welche den Sinn des Volkes von den ernſteſten Intereſſen des Lebens, von der Erfüllung politiſch religiöſer Pflichten hätten ablenken und das finſtere Sittengeſetz einer puritaniſchen Revolution hätten verletzen können. Schon die religiöſen Eiferer des ſechzehnten Jahrhunderts hatten ſich in Klagen, Angriffen und Schmähungen gegen die heidniſche Sündhaftigkeit der mittelalterlichen Feſtſpiele, der Weihnacht-, Faſtnacht- und Maifeier ergoſſen; doch führte ihre Oppoſition, Schottland ausgenommen, zu verhältnißmäßig geringen praktiſchen Reſultaten. Während der Republik und des Protektorats ging dagegen der damals geſtreute Same puritaniſch nivellirender Grundſätze in einer vollen Ernte jüdiſcher Sabbathgeſetze, hochorthodoxer Obſervanzen, unduldſamer Lebensregeln und deſpotiſchen Glaubenszwanges ganz England auf. Die Feindſeligkeit der Republikaner gegen alles ihrer Anſicht nach Unbibliſche, Unchriſtliche kannte keine Grenzen. Es darf daher nicht überraſchen, daß Cromwell auch die zu Pferderennen errichteten Anſtalten als gottlos verdammte.

Doch ſo tief während jener merkwürdigen Epoche die puritaniſche Weiſe des Denkens den Sitten und Lebensgewohnheiten des engliſchen Volks eingeprägt werden mochte, ſo war ſie doch unvermögend, die eingeborene Naturkraft der angelſächſiſchen Race, ihre energiſche Liebe, für männliche Kraftübung auf die Dauer zu bändigen. Denn wenn ſchon das Uebermaß puritaniſcher Weltverachtung nach der Reſtauration des Königthums jene nicht minder extreme Reaktion des ausgelaſſenen Lebensgenuſſes hervor rief, welche die Regierung Karls II. nicht eben vortheilhaft charakteriſirte, ſo war ein weit wirkſameres Gegengewicht in dem Geiſte des Volks überhaupt und in dem erfriſchenden Einfluß der politiſchen Freiheit gegeben, deren Fundamente die Kämpfe der Revolution feſt gegründet hatten. Bald kehrte die große Maſſe der Nation auf die nur zeitweilig verlaſſenen Bahnen ſocialer Heiterkeit zurück und das achtzehnte Jahrhundert bezeichnet in England eine neue Entwicklungsepoche der gymnaſtiſchen Volksſpiele.

Hinſichtlich des Pferderennens hatte ſchon Karl II. die Traditionen ſeiner Familie wieder aufgenommen. Ein leidenſchaftlicher Liebhaber des Wettrennens bewies der als merry Monarch bekannte Herrſcher ſich für die von Karl I. begründete, ſpäter ſo einflußreiche neue Rennbahn in Newmarket als ein königlicher Beſchützer. Er conſolidirte die erſten Anlagen, ließ in der Nähe der Rennbahn Ställe für ſeine Pferde errichten, hielt wiederholt zu Newmarket Hof, ſetzte Kampfpreiſe aus und erneuerte die Einführung arabiſcher Zuchtpferde. Nach dem Sturz und der Vertreibung der Stuarts fand die Rennbahn nicht minder eifrige Patrone in den Herrſchern der neuen Dynaſtie. Selbſt der ſchweigſame, verſchloſſene, ungeſellige Wilhelm III. wandte dem aufblühenden Spiele ſein Intereſſe zu, wenn nicht aus Neigung, ſo aus politiſchen Rückſichten. Das größte Verdienſt um die Hervorbringung der weltberühmten Zucht der engliſchen Rennpferde (einer Miſchung aus angelſächſiſchem, ſpaniſchem und arabiſchem Blut) erwarb ſich jedoch Prinz Georg von Dänemark, Prinzgemahl der Königin Anna. Er war es, der den Muſterhengſt Darley Arabian in England einführte, jenen von Jockeys und profeſſionellen Wettrennern noch heutiges Tages mit Ehrfurcht genannten orientaliſchen Ahnherrn (Sire), dem eine große Anzahl der beſten engliſchen Racepferde der Gegenwart ihr Daſeyn verdanken. Seitdem entwickelte die Praxis des Wettrennens, das Intereſſe für die Rennbahn ſich in raſch erweiterten Proportionen, bis unter Georg III. das in ſeiner Geſammtheit in dem Worte the Turf zuſammengefaßte Spiel zu dem Anſehen einer wahrhaft nationalen Inſtitution emporſtieg. Die weitere Entwicklung dieſes Gegenſtandes gehört jedoch in den zweiten Theil unſerer Darſtellung. Wir brechen daher hier unſere hiſtoriſche Skizze ab, um ſchließlich auf die obenerwähnten Inſtitute populärer Gymnaſtik und die mit dieſen zuſammenhängende Sitte der Thierkämpfe des merry Old England einen Blick zu werfen, Inſtitute, deren theilweiſer Verfall ſich auf denſelben Zeitraum zurückführen läßt, innerhalb deſſen die Glanzepoche des „Turf“ anbrach.

(Schluß folgt.)

Reiſefrüchte aus Graubünden.

(Schluß.)

In Silvaplana hatte unſere Gebirgswanderung ein Ende. Faſt ließen wir uns zwar von unſern pommerſchen Brüdern verleiten, mit ihnen noch weiter durch's Bergell zu gehen; aber der Gedanke, daß wir von Chiavenna über das uns von früher noch in allzu gutem Andenken ſtehende Campo dolcino zurück müßten, ſchlug jedes weitere Gelüſte nieder. Die Vernunft gewann die Oberhand über die in den reizenden italieniſchen Namen von Caſaccia und Vico Soprano umher taumelnde Phantaſie und wir zogen unſere gerade Straße über den Julier, durch das Oberhalbſteiner Thal, gegen Tiefenkaſten. Dieſes Thal, obgleich es auf's bequemſte mit dem Poſtwagen befahren werden kann, iſt ſo intereſſant und romantiſch als eines. Von Tiefenkaſten an zieht ſich die Straße viele Stunden lang immer aufwärts, zum Theil ziemlich ſteil, bis auf die Paßhöhe, zwei Stunden oberhalb Silvaplana. Auf dieſer Gebirgsſtraße kommen die mannigfaltigſten, ſchönſten Partien vor, wie z. B. das ſchon erwähnte Mühlen, das ich zu den ausgezeichnetſten Punkten Graubündens zähle. Der Weg von Chur in's Engadin über den Julier iſt aber ohne Zweifel ſchon von hundert Reiſenden beſchrieben worden; ich glaube mich zu erinnern, daß ich vor einigen Jahren auch in dieſen Blättern einmal Reiſebriefe geleſen habe, die aus der Gegend datirt waren. Daher ſehe ich's als das größte Glück für mich wie für den Leſer an, daß in dem Augenblick, in welchem wir deliberirten, wo ich meinen ſchlimmen Fuß am bequemſten in den Poſtwagen legen könne, eine Kutſche an uns vorüber fuhr, die uns wie ein herbeigewünſchter Zaubermantel mit nach Chur nahm. Als der Kutſcher den Schlag öffnete, ſaß als einziger Paſſagier ein alter Bekannter aus der ſchwäbiſchen Heimath darin, der eben ſo erſtaunt war, uns zu treffen, wie wir erfreut über das ſo gelegene Zuſammentreffen mit ihm und ſeinem Retourwagen. Er reiste als Arzt auf Mineralwaſſer und nebenher als Liebhaber auf Coniferen; wo in unſerer Kenntniß des Engadin noch eine Lücke war, konnte er ſie als habituirter Gaſt von St. Moritz fach- und ſachgemäß ergänzen. Wir hätten's nicht beſſer treffen können und kamen unter den belehrendſten und unterhaltendſten Geſprächen über die langweilige Lenzer Heide der Hauptſtadt Graubündens ſchnell näher. Es ließ ſich immer heimiſcher an; auf der letzten Station, von welcher es ſchon beginnt ſtark bergab zu gehen, ſetzte ſich ein Algäuer Metzger auf den Bock, der uns Mittheilungen über das Proviantirungsweſen machte. Er muß jede Woche für ſeinen Churer Meiſter Kälber aus dem Appenzell holen, von denen eines zwei bis dritthalb Centner wiegt. Einverſtanden war er mit uns, daß die ſtärkſten nicht immer auch die feinſten und beſten ſind; überhaupt neigte er mehr der engliſchen Theorie zu; er ſchwärmte für Ochſenmetzgerei und Beefſteaks.

In Chur wurden alte Reiſeerinnerungen bei einer Flaſche von dem bekannten vortrefflichen Completer aufgefriſcht. Und nun wäre uns nichts mehr im Weg geſtanden, in ein paar Stunden am Bodenſee, in Rorſchach und Friedrichshafen zu ſeyn und uns re bene gesta der dortigen verehrlichen Geſellſchaft als große Touriſten zu produciren. Schon auf dem Hereinweg aber hatten wir geſchwankt, ob wir nicht über Zürich gehen ſollten, um dort einen verehrten Landsmann zu beſuchen und mit ihm ein wenig äſthetiſche Allotria zu treiben. Es drängte uns aber ſo nach dem Stelvio, daß wir von literariſchen Connexionen zuvörderſt Umgang nahmen, um nur ſo ſchnell als möglich in die unmittelbare Wildniß und Erhabenheit der Natur zu kommen. Jetzt hatten wir mit dem wunden Fuß ein paar Tage erſpart, die unter ſolchen Umſtänden am bequemſten in dem ſchweizeriſchen Athen zuzubringen waren. Unſer ſchwäbiſcher Doktor, dem Zürich von Alters her ein Lieblingsaufenthalt iſt, war gerne von der Partie, und ſo fuhren wir denn an einem prächtigen Morgen nach Sargans und Rapperſchwyl.

Der Wallenſtatter See war mir neu; ich verſäumte ihn aber faſt über ein paar Engländerinnen, die mit uns im Wagen ſaßen. Von Ragaz an, wo ſie einſtiegen, brachte die eine von ihnen, die das Amt eines Seneſchals zu haben ſchien, die ganze Zeit bis nach Rapperſchwyl damit zu, ihre Rechnung richtig zu ſtellen. Die Conti von jedem Nachtquartier waren auf ihrem Schooß ausgebreitet und nun trug ſie die Zahlen in ihr Hauptbuch ein mit einer Emſigkeit, die ſie nicht aufſchauen ließ. Zuerſt zog ſie die Hauptſumme, dann ſchlug ſie's, wie es ſchien, auf den Kopf aus, addirte an den Fingern, notirte, rubricirte und konnte, wie die treue Penelope, niemals fertig werden. Während ihre Schweſter alſo fleißig war, plauderten die beiden andern oder machten ein Schläfchen; keine aber warf

Digitized by Google

einen Blick auf die Gegend, die doch des Sehens werth ist, wenn man sie auch schon von langeher kennen sollte. Und ich mußte die Tiefe dieses Nationalcharakters bewundern, so daß ich auch fast nichts gesehen hätte. Ich muß bekennen, daß ich Engländer und Engländerinnen noch immer nicht verstehe. Englische Literatur und Geschichte ist von Jugend auf mein Lieblingsstudium gewesen, Sterne insbesondere in succum et sanguinem vertirt, aber nie konnte ich mit meinem Urtheil zu einem Abschluß kommen. Wenn ich sie heute liebe und bewundere und mich in tiefster geistiger Verwandtschaft zu ihnen hingezogen fühle, so werden sie mir morgen nur um so widerwärtiger und unausstehlicher, so incommensurabel sind die Gegensätze und Widersprüche in ihrem ganzen Wesen. Auf der einen Seite Hochherzigkeit, idealer, poetischer Schwung, wie kaum bei einer andern Nation, und von der andern die trivialste, herzloseste Philisterhaftigkeit. Gerade so geht mir's auch mit ihrer Politik. Doch glaube ich zu bemerken, daß allmählig die Abneigung das Uebergewicht über die alten Sympathien gewinnt, und diese Umbildung scheint mir in der ganzen öffentlichen Meinung eben so vor sich zu gehen; immer mehr schlägt das Gefühl durch, daß man den Engländern, selbst wo etwas Gutes von ihnen kommt, keinen Dank dafür schuldig ist, daß sie es immer nur aus Egoismus und nie aus wirklich humanen Antrieben gethan haben.

In Zürich hätten wir eigentlich viele Landsleute und alte Bekannte sehen können, wenn wir sie hätten sehen können, wenn nicht die deutsche Colonie in Zürich, wie leider überall, durch eine Kluft von einander getrennt wäre, unübersteiglicher als alle Verbannungsdekrete der Tyrannei. Diese leidigen Verhältnisse näher zu beobachten, war mir eigentlich das interessanteste und lehrreichste in der ganzen Stadt mit ihren reizenden Umgebungen. Beide Seiten, die rechte und die linke, sind einträchtig darin, daß sie in der Schweiz sich nie heimisch fühlen können, daß sie das deutsche Geistesleben immer vermissen, ihre äußere Lage mag sich gestalten wie sie will. Auch andern Nationalitäten ergeht es ähnlich, namentlich den Italienern, die, wenn sie auch ein weniger tiefes gemüthliches Bedürfniß haben als wir Deutsche, doch ein ungleich behaglicheres und cordialeres sociales Leben gewöhnt sind, als sie es unter den Züricher Geldsäcken finden. Unser Landsmann erzählte uns von der wahrhaft rührenden Klage, in die ein bedeutender Italiener, der sich gezwungen sah, längere Zeit hier zu verweilen, gegen ihn ausbrach: „Signore, mi manquano tutte le condizioni morali.“ Man kann kaum tiefer und bezeichnender aussprechen, wo einen der Schuh drückt, wenn man so aus seiner ganzen gewohnten Lebensatmosphäre herausgeworfen ist.

Weil sie sich von den Schweizern nie ganz befriedigt fühlen, haben daher unsere deutschen Flüchtlinge und Ansiedler doch immer einen geheimen Zug zu einander, der als das Allgemeine über ihre besondern politischen und sonstigen Antipathien übergreift, eine Centripetalkraft, welche die centrifugale auf's wunderlichste durchkreuzt und paralysirt. Radicale und Conservative kommen in Einem Hause zusammen, in einem deutschen Hause, bei deutschem Bier, das ein deutscher Flüchtling ausschenkt; aber sie sind durch die Hausflur von einander getrennt, eine Scheidung über Tisch und Bett. Es ist ein eigener tragikomischer Humor in diesem Verhältniß. In einem hintern Zimmer saßen wir mit unserem Professor und ergötzten uns an Schnurren aus alter und neuer Zeit, aus allen geistigen und socialen Branchen und Schichten, die ihm zu Gebot stehen, wie keinem zweiten im ganzen Schwabenlande; in einem vorderen waren die Doktores und Gelehrten von der andern Seite beisammen und hatten da ihr Wesen miteinander. Eine Parthie konnte die andere lachen hören, wenn gerade ein guter Trumpf fiel; wer aber herüber oder hinüber gegangen wäre, hätte sich der Gefahr ausgesetzt, von beiden Theilen als Spion oder Ueberläufer angesehen zu werden, und sich vielleicht Unannehmlichkeiten zugezogen.

Eine Aufwärterin, auch ein Schwabenmädchen, aus der guten Stadt Balingen, erwies mir als Landsmann die besondere Gefälligkeit, die Thüre des vorderen Zimmers zu öffnen, daß ich dieses Flüchtlingsleben wie in einem Schattenspiel sehen konnte. Da saßen meine alten Commilitonen, in Leintücher gehüllt, die Beduinenmäntel vorstellen sollten, um eine Schüssel brennenden Crambambuli, dessen bläuliche Flamme ihrem Spuk noch einen geisterhafteren Schein geben sollte. Ein Callot'sches Nachtstück, das die wunderlichsten Streiflichter auf die ganze Sache warf, die sich in ihm wie durch eine magische Laterne reflektirte. Ist das Licht der Aufklärung und des Fortschritts, das in diesen Conventikeln angezündet wird, nicht eine wahre Crambambuliflamme, vor der man die Fenster mit Grabtüchern verhängen und das natürliche Licht des Tages mit Gewalt absperren muß, damit sie den trügerischen Schimmer ihres Katakombenlichts über die Wände werfen kann? Sind diese Troglodyten nicht in Wahrheit Beduinen der Wüste, unstet und flüchtig durch eigene Schuld, weil sie die Freiheit nur darin finden können, daß ihre Hand gegen Jedermann und Jedermanns Hand gegen sie ist, weil sie ihren einzigen Stolz darein setzten, der ganzen Welt den Handschuh

Digitized by Google

hinzuwerfen und ſie für ein ägyptiſches Todtenfeld anzuſehen, nachdem ſie ihr Zelt in dem Wüſtenſand aufgeſchlagen haben?

Tartar oder Mandſchu,
Was ſchiert mich deine Welt?
Ich werfe meinen Handſchuh
Dir in dein ödes Zelt.

Der Wirth, ein ehemaliger Advokat, mußte natürlich die Neutralität zwiſchen den beiden kriegführenden Partheien ſeiner Gäſte aufrecht erhalten, obgleich er ſichtlich zu dem zahlreicheren und radikaleren Theil derſelben hinneigte. Er war in der That ein gutmüthiger Mann und glaubte ſich überdieß durch literariſche Gefälligkeiten verpflichtet, ſo daß er in wahrhaft komiſcher Weiſe ſeine eigentliche Herzensmeinung zurückdrängte, wenn das Geſpräch zufällig auf Politik kam und er wohl merkte, daß wir ſein Credo keineswegs theilten. Er ſah es zum mindeſten für eine moraliſche oder intellektuelle Verirrung an, daß der Herr Profeſſor an eine Organiſation der deutſchen Verhältniſſe auf dem Weg der Reform glaube. Und als wir ihm bemerklich machten, daß es doch auch keine ſonderliche intellektuelle Stärke ſey, wenn man die ganze concrete Wirklichkeit der Dinge radikal ignorire und die Politik von dem ſouveränen Standpunkt aus betreibe, der jeden Morgen vor dem Frühſtück zum Fenſter hinaus ſchaue, ob über Nacht nicht eine Revolution ausgebrochen — da ſeufzte er über unſere Verſtocktheit recht aus der Tiefe herauf: „Es iſt eben kein Fortſchritt möglich!“ Du lieber Gott, die Welt iſt in den letzten paar Jahren ſo reißend fortgeſchritten, daß man ein Rieſenteleſkop braucht, um ihrem Donnergang auf allen ſeinen excentriſchen Bahnen zu folgen; ein gewöhnliches Auge iſt gar nicht mehr im Stande, die ungeheuern Umwälzungen zu überſchauen, die ſich auf allen Gebieten des geiſtigen und materiellen Lebens ſtündlich vollziehen, und ſie auf ſeinen ſtatiſtiſchen Mondtafeln zu regiſtriren. Wenige Jahre noch, und man wird ſich faſt beſinnen müſſen: was wollen wir weiter? Nur dieſen Reaktionären des Fortſchritts bleibt die Sonne ſtehen im Thal Ajalon, wie ſie vor vierzehn Jahren ſtand, als ſie über den Jordan in die Wüſte zogen. Die Welt wird immer neu; nur die Juvenilen vom jungen Deutſchland, Italien, Polen, Ungarn u. ſ. w. bleiben ewig die Alten, Verlebten, Verrotteten.

Unſer Coniferendoktor erzählte uns nachher eine prächtige Anekdote, welche dieſen Fortſchrittsſtandpunkt beſſer beleuchtet als ganze Abhandlungen und Bücher, die man darüber ſchreiben wollte. Sie ſtammt aus einer guten alten ſchwäbiſchen Reichsſtadt und von einem ehrenfeſten Bäckermeiſter her, einem Manne, „der alle Tage ſein gutes Eſſen und ſein gutes Trinken hat, derrentgegen auch ſeine Ruhe haben will.“ Dieſen beckenhaften Philiſter ſticht aber doch zugleich der Haber des Fortſchritts: er möchte neben dem „Zwölfer,“ den er um eilf Uhr trinkt, noch etwas ganz Apartes haben. Der gewöhnliche Liberalismus, mit dem er ſich bei Abgeordneten- und Gemeinderathswahlen an die Spitze des Intelligenteren Theils der Bürgerſchaft ſtellt, iſt ihm bei weitem nicht genug; er möchte etwas, das über allen Begriff ginge, er möchte eigentlich hinaus, wo kein Loch iſt. Dieſem Fortſchrittsdrang in infinitum weiß er aber nicht beſſer Luft zu machen als in dem prägnanten Diktum: „Wenn ich einen beſſern Schulſack hätte, ich wäre einer der erſten Flüchtlinge geworden.“

Haben wir in dieſen wenigen Worten nicht eine ganze Weltanſchauung, die Weltanſchauung einer ganzen großen Klaſſe von aufgeklärten, weiſen Leuten, ein Glaubensbekenntniß, das nach mehr als einer Seite überaus lehrreich und intereſſant iſt? Da iſt zuerſt der Reſpekt vor dem Schulſack, dieſem fabelhaften Fortunatusſeckel, mit dem man doch ſo handgreiflich umgeht, als wäre es ein Schwartenmagen, den man vierlingweiſe ausſchneidet. Man kann Gott nicht genug danken, daß es doch noch etwas gibt, was dieſen himmelſtürmenden Titanen, den deutſchkatholiſchen Polytheiſten des Heroen- und Flüchtlingscultus noch zu hoch hängt, nach was ſie mit andächtiger Bewunderung hinaufſtarren: den Schulſack. Was doch ein paar auswendig gelernte Deklinationen und Conjugationen auch in dieſen aufgeklärten Zeiten einem Mann noch einen Nimbus geben können! Sie haben den alten ehrwürdigen Aberglauben noch nicht ausrotten können, mit dem man in den glücklicheren Zeiten des Mittelalters einen Kuttenträger, der gothiſche Buchſtaben auf Pergament malte, als Wundermann und Hexenmeiſter anſtaunte. Die Aufklärung dieſes ſeichten Pöbels, deſſen freche Hand ſonſt überall die Decke Moſes hinwegzieht, reicht gerade ſo weit, daß er den Kopf in den Schulſack ſteckt und den leeren Schlauch für ein Koller von Elennleder hält, das ihn hieb- und ſchußfeſt mache. Trotz meiner energiſchen und aufrichtigen Proteſte, daß ſie bei mir nichts lernen werden, mußte ich einmal ein paar Honoratiorenjungen lateiniſche Stunde geben. Vielleicht machte gerade das, daß ich nichts darauf hielt, daß andere nur um ſo mehr davon hielten; ſie mochten glauben, ich wolle mir nicht hinter mein Geheimniß kommen laſſen. Dieſer sancta simplicitas hatte ich's zu verdanken, daß ich in wenigen Wochen eine ganze ragged-school von lateiniſchen

Digitized by Google

Bauernbuben zuſammenbekam. Die Mütter riſſen ſich förmlich um das Glück, mir ihre Kinder in den Schooß legen zu dürfen, damit ſie den lateiniſchen Segen empfangen und eine „Verſorgung“ bekommen, einen Paniſbrief und Tiſchtitel, der ihnen lebenslänglichen Braten mit Salat garantire ſtatt der Träber, mit welchen ihre taglöhnenden Eltern den Bauch füllten. Alle ſollten das Vornehmſte werden, was es nur auf der Welt gebe: Herren, Beduinen, Flüchtlinge.

Ehre dem Glauben, der ſich ſelbſt verläugnenden Hingabe, und wäre es auch eine blinde an eine thörichte Sache! Ehre vor allem dem Unglück! Das Brod der Verbannung iſt ein bitteres, auch wenn man es ſelbſt nicht onders haben will. Aber daß man es ſo will, daß mon dieſes Fakirthum für ein gottverdienſtliches Werk anſieht, daß man den, der auf ſeinem Flüchtlingspfahl aushält, bis ihm die Nägel in's Fleiſch wachſen, für den größten Heiligen ſeines Jahrhunderts hält, das iſt gewiß eine ſo arge Blindheit ols der Anachoreten- nnd Geißlerwahnſinn des Mittelalters. Leute, die noch aufgeklärter ſind als er, werden lachen über den ſchwäbiſchen „Becken,“ der das Flüchtlingthum für ein Metier anſieht, noch ehrenvoller als ſein eigenes Handwerk mit dem goldenen Boden, auf dem er ſein gutes Eſſen und Trinken hat; aber wodurch unterſcheidet ſich denn, wenn man's beim Licht beſieht, ihre noch höhere Aufklärung von der dieſes Ehrenmannes? Einzig und allein durch den Schulſack, daß ſie's lateiniſch ſagen können und ſich nicht ſo beckenmäßig ehrlich und plump ausdrücken.

Aber fort von Beduinen und Flüchtlingen, heim aus der Wüſte! An's Vaterland, an's theure, ſchließ' dich an! Und durch was könnten wir beſſer wieder in die Heimath eingeleitet und an ihre treue, mütterliche Pflege wieder angewöhnt werden, ols durch edle Frouen, dieſes conſervative Princip unſeres Lebens in ſeiner idealſten Höhe und Reinheit? In Friedrichshafen woren inzwiſchen ouch Veränderungen unter den Flüchtlingen der Badeſaiſon vor ſich gegangen; alte waren gegangen, neue gekommen; unter letzteren namentlich eine Dame, die ich vor 25 Jahren als oufblühendes Mädchen geſehen nnd mit dem Engel Gabriel verglichen hatte. Es iſt eine lange Zeit ſeit dieſer erſten Engelserſcheinung, aber ich hatte ſie nie aus dem Sinn verloren; und nun kam hier ganz unerwartet on den Tag, daß auch ſie ſich, ohne etwas von meinem ſeraphiſchen Verhältniß zu ohnen, für mich auf's lebhafteſte intereſſirt hatte. Ich hatte ſie nur einmal in meinem Leben geſehen und ſie mich gar nie, und doch lag eine Menge der ſchönſten gegenſeitigen Beziehungen hier verborgen, die ſich auf Spaziergängen und kleinen Landpartien auf's reizendſte enthüllten. Die treffliche Frau lebte nur für den Gemahl und deſſen poetiſch literoriſche Beſtrebnngen; anch unſere Unterhaltnngen gingen alle davon aus oder führten darauf zurück. Nirgends aber erſcheint das weibliche Weſen reizender als in dieſer köſtlichen Hingebung; je lebhafter nnſer Gefühl dafür iſt, deſto freier auch von jedem ſelbſtiſchen Intereſſe.

Sah ſie aber wirklich dem Engel Gabriel ähnlich? Wie kam ich dazu, für meine Bewunderung irdiſcher Schönheit ſo ſpecielle himmliſche Pendants zu ſuchen? Jedes Menſchen Phantaſie und Schönheitsſinn, wenn er überhaupt ſolche hot, ſteht von Jugend auf unter dem Einfluß von beſtimmten Schönheitstypen, und dieſer Einfluß hört ouch nicht ganz auf, wenn unſere Schönheitsbegriffe ſpäter freier und ſelbſtbewußter geworden ſind. Meine Typen waren der genannte Engel von Guido Reni nnd das wunderſchöne Frauengeſicht auf der Rafael'ſchen Verklärung, nicht das der Madonna, ſondern der zweiten Frauengeſtalt, ich weiß nicht, welchen Namen ihr die Kunſthiſtoriker geben. Es wird jedermann wiſſen, welches ich meine, wenn ich ſage: das Geſicht, das nicht ſowohl die Hoheit ols die zarte weibliche Anmuth ſo unnachahmlich ausdrückt. Dieſe beiden Geſichter ſah ich von Jugend auf, in ihnen concentrirte ſich meine ganze Schönheitsbegeiſterung; in dem einen ſah ich die verſchloſſene, knoſpende und doch ſo ſehnſüchtig ſich aufſchließende jungfräulich kindliche Unſchuld, in dem andern die vollkommen gereiſte und entwickelte, mildeſte, zarteſte Weiblichkeit. Wie die Mütter in katholiſchen Kirchen mit andächtiger Empfängniß zu der Heiligen aufſehen, bis deren Bild ſich ihrem Herzen und dem, was ſie unter dem Herzen tragen, eingeprägt hat, ſo wurde meine Phantaſie von dieſen meinen Heiligenbildern geſättigt und geſchwängert, daß ſich mir die Welt mit lauter Engeln und Himmelskönigiunen bevölkerte. Der Engel des Guido iſt nicht von normaler, regelmäßiger Schönheit; ſein aufgeworfener Mund geht bis an die äußerſte Grenzlinie, auf welcher die unmittelbarſte noive Sinnlichkeit und die höchſte Vergeiſtigung mit vollkommener Harmonie zuſammenfließen. Eben darum iſt er ein um ſo unvergeßlicherer und unverwiſchbarerer Typus, und man wird begreifen, warum ich ein junges Mädchen, in deſſen ganzer Erſcheinung mir die unberührteſte, duftigſte Unſchuld, die reizendſte knoſpende Jungfräulichkeit entgegen trat, mit meinem Engel Gabriel identificirte. Jeder ähnliche kindlich geöffnete Mund bringt mir ein ähnliches engliſches Gefühl hervor. Auf meiner erſten größeren Reiſe habe ich viele berühmte Gemäldegallerien geſehen; kein Gemälde oder hat mir einen ſo tiefen nnd angenehmen Eindruck hinterlaſſen als „die

Digitized by Google

thörichten Jungfrauen" von Schadow, die ich im Städeſchen Inſtitut in Frankfurt ſah. Kritiker wollen es, ſo viel ich weiß, nicht loben, und ich ſelbſt glaube mich auch eines „flauen" Tons zu erinnern, an dem in künſtleriſcher Beziehung allerdings viel auszuſetzen wäre. Damals aber hatte ich für den bläulichen Fleiſchton kein Auge, ich ſah nur im Vordergrund ein thörichtes ſchlafendes Kind liegen, auf der Grenzlinie vom Kind zur Jungfrau, mit dem reizend geöffneten Mund, in dem ſich mir, wenn ich ſo ſagen darf, die ſüße Lüſternheit der Unſchuld ausdrückt. Dieſe thörichte Jungfrau gehört zu meinen ſchönſten Jugenderinnerungen. In neuerer Zeit gehen mir die Engel aus; ich weiß nicht, iſt meine abgeſtumpftere Phantaſie daran Schuld, oder wird ihnen der Duft von den Flügeln geſtreift, indem ſie durch die Penſionatsthüren aus und ein ſchlüpfen. Ich muß zu den Engeln und Heiligen meiner Jugend flüchten. Zunächſt aber muß ich heim zu dem Weibe meiner Jugend, um ihr vom Engel Gabriel zu erzählen.

Aphorismen.

(ſ. Nr. 40.)

Rede und Schrift.

Kein Geiſt liebt es, für ſich allein zu ſtrahlen, und keiner vermag es auf die Dauer. Seine Gedanken wollen naturgemäß aus ihm heraus, wollen ſich in Worte verkörpern, um zu wirken und zu ſchaffen in der Welt. Ja, ohne Sprache gibt es eigentlich keine Gedanken, ſondern nur Anſätze, Keime und Embryonen von Gedanken. Erſt durch Ausmodellirung im Stoffe der Sprache gewinnen unſere Empfindungen und Anſchauungen Geſtalt und Gepräge und wachſen zu gefälligen Pflanzen mit Blüthen und Früchten. Dieſe Arbeit vollbringt man hauptſächlich auf zweierlei Art, entweder durch Reden zu und mit andern (Lehre und Converſation) oder durch Schriftſtellerei.

Die angenehmſte, ergiebigſte und leichteſte Art der Erzeugung und Formirung der Gedanken iſt die durch Converſation mit andern verſtändigen und des Ideenergueſſes bedürftigen Menſchen. Da ſchleift und polirt man die aufgeworfenen Edelſteine blanker und feiner, als es beim Niederſchreiben geſchieht. Bei der Converſation controlirt uns ein anderer, dem wir ganz verſtändlich werden wollen. Da müſſen wir unſere Meinung oft wiederholen, bis wir ſie präcis genug ausgedrückt haben. Bei der Schrift controliren nur wir uns, und wir ſelbſt ſind leichter befriedigt und wir ſelbſt verſtehen ganz gut auch das, was wir nicht ſo klar geſagt haben. Die Geſtaltung der Gedanken durch Schrift iſt auch viel langſamer und mühſeliger als die durch Converſation. Wie wenig Gutes vermag man an einem Abende zu Papier zu bringen! Wie viel dagegen läßt ſich in einer einzigen Soirée mit ein paar Freunden durchſprechen!

Bei der Converſation ſtehen uns ſo manche Dinge anregend zur Seite: die Begeiſterung, die von unſerem Publikum ausſtrömt, das uns hört, das perſönliche Intereſſe, das wir für unſere Geſprächsgenoſſen hegen, beſonders wenn es Frauen ſind; die unerwarteten Querfragen, die ſie thun, die ganz neuen Einfälle und Geſichtspunkte, die ſie aufſtellen. Es bringen da mehrere auf einmal ihr Licht herbei zur Beleuchtung des in Rede ſtehenden Gegenſtandes. Beim Schreiben ruht und laſtet alles auf Einem allein. Die Anregung muß dabei ganz aus uns ſelbſt kommen, und wenn wir erlahmen, bringt uns kein anderer wieder in Gang. Bei der Mühſeligkeit und Langſamkeit des Proceſſes gehen auch ſo viele Einfälle und Ideen verloren, welche die Feder ſo ſchwer auffaßt und darſtellt, wie der Pinſel die Blitze, während in der Converſation die geläufige Zunge ihnen viel raſcher folgt. Viele beſonders geiſtreiche Menſchen, die Kopf und Herz ganz voll hatten, haben daher auch eine unüberwindliche Abneigung gegen das Schreiben gehabt, und haben immer die Converſation der Schriftſtellerei vorgezogen. Von Solchen iſt das Meiſte und Beſte nie niedergeſchrieben, es iſt nur flüchtig und gelegentlich in die Luft hinausgeſprochen.

Sokrates z. B. hat ſein ganzes Leben hindurch nur peripatetiſirt und converſirt und hat es ſeinen Schülern überlaſſen, ſeine Ausſprüche, Meinungen und Anſichten aufzuſchreiben. Für einen ſehr großen und reichen Geiſt iſt das Reden eine viel geeignetere Auslaſſungsweiſe ſeiner Ideen. Er kann dabei innerhalb des kurzen Lebens das ganze Seidenknäuel ſeiner Ideen doch einigermaßen abſpinnen. Beim Schriftſtellern wird uns das Leben immer zu kurz. Das Reden iſt auch eine viel menſchlichere und würdevollere Art der Ideenentwicklung. Das Schreiben iſt vielfach ein inhumaner Sklavendienſt. Die beſten und meiſten Gedanken ſind daher auch bloß

Digitized by Google

gesprochen worden und nie aufgeschrieben; schon um deßwillen, weil die pikantesten Dinge dieß vorzugsweise nur in dem ganzen Zusammenhange waren, in welchem sie ans Tageslicht kamen, und weil dabei so Vieles nicht nur von den Worten, sondern von andern begleitenden Umständen und Nebendingen, von der Manier, dem Tone, dem Gesichtsausdrucke des Redenden und andern Feinheiten abhängt, die alle beim plumpen, einseitigen Niederschreiben sich nicht wiedergeben lassen und verloren gehen. Alles, was geistreiche Menschen niedergeschrieben und in den Magazinen der Literatur aufgespeichert haben, ist zusammengenommen vermuthlich im Vergleich zu dem, was in Gesprächen an Witz und Geist auf Erden consumirt worden, so unbedeutend wie der Honigseim, den die Bienen wirklich zusammengebracht, zu der Masse dessen, was in den Blumen der Schöpfung stecken geblieben. Alles Geschriebene und Gesprochene zusammengenommen verschwindet aber wieder in nichts gegen das, was die Menschheit seit Adam bloß empfunden, geträumt und im Geiste angeschaut, ohne es zu irgend einem Ausdruck zu bringen.

Uebrigens trifft dieß nicht immer zu. Bei ihren so mannigfaltigen Anlagen und Temperamenten verhalten sich die Menschen auch zu den verschiedenen Arten ihre Gedanken vorzubringen sehr verschieden. Bei einigen besonders lebhaften und sprudelnden Köpfen sitzt der ganze Geist so zu sagen mehr auf der Zunge, bei andern zieht er sich mehr zur Hand und in die Feder. Bei einigen ist dieß angeboren, bei andern anerzogen und angewöhnt. Bei denen, die ihr ganzes Leben hindurch die Feder führen, erlahmt endlich die Rührigkeit der Zunge allmählig, und umgekehrt sträuben sich diejenigen, welche nicht bei Zeiten zur Feder gewöhnt werden, gegen dieses Joch und ergehen sich lieber frei und frisch auf dem schrankenloseren Gefilde der Conversation und Beredsamkeit.

Zur geschickten Ausübung jeder dieser beiden so verschiedenen Künste gehören eben zwei wesentlich verschiedene Naturen. Der Redner bedarf einer großen Gewandtheit und Geistesgegenwart; ihm helfen nicht die nachhinkenden Gedanken. Der Schriftsteller hat dagegen eine gute Portion von Phlegma und einen sehr geduldigen Sinn vonnöthen.

Das Höchste und Beste, sollte man denken, müßten die leisten, die ausnahmsweise beide in der Regel sich ausschließenden und widersprechenden Anlagen und Temperamente in sich zu vereinigen vermöchten. Klug wenigstens wäre es von den Schriftstellern, wenn sie es versuchten, alle die Dinge, die sie dem Papiere anvertrauen wollen, zuvörderst mit Andern durchzusprechen, zu bereden und vielseitig zu beleuchten. Und wundervoll wäre es, wenn die gewandten Redner- und Conversationstalente ihre Gespräche und Improvisationen mit aller der denselben eigenthümlichen Ursprünglichkeit und capriciösen Grazie und Anmuth zu Papiere zu bringen vermöchten. So würde das Flüchtigste und Vergänglichste verkörpert, und alles Geschriebene müßte so an Leben und Vielseitigkeit gewinnen.

Bedürfniß der Unterhaltung bei zwei Menschen.

Für zwei oder mehr unter einander bekannte Menschen, wenn sie ohne Beschäftigung neben einander sind, ist es Regel, daß sie mit einander conversiren müssen, und zwar ununterbrochen.

Es ist ganz unnatürlich, ganz inhuman, wenn denkende, fühlende Wesen, wie die Menschen es sind, zu zweien oder mehreren neben einander sitzen und sich nicht als solche bethätigen. Nur den Thieren ist diese Schweigsamkeit, dieser Mangel an Austausch in Gesellschaft ganz natürlich. Sind wir allein, so mögen wir schweigen, denn dann geht das fortwährende Gedankenspiel, das Hauptkriterium der menschlichen Existenz, immer stille in uns fort. So wie ein anderer hinzutritt, hört aber dieses innere Ideenspiel auf und es muß dann laut werden und auf der Zunge und Lippe weiter sprudeln. Thut es dieß nicht, so ist beiden gar nicht recht wie Menschen zu Muthe. Denn da die Artigkeit es verbietet, daß sie in ihre eigenen Gedanken zurücksinken, spüren sie, wenn nichts zu besprechen vorliegt, eine Leere sonder Gleichen in sich. Daher pflücken sie auch, um dieses Vacuum auszufüllen, wenn sie sonst nichts wissen, das erste beste vom Zaun, das Wetter oder irgend eine nichtsbedeutende Stadtneuigkeit, und fangen sogleich darüber unter einander den Austausch an. Daher kommt es, daß uns in großer Gesellschaft ein so unheimliches Gefühl anwandelt, wenn auf einmal in der allgemeinen Unterredung eine Pause oder Stockung eintritt und die Menschen wie stille Bildsäulen neben einander sitzen, als hätte Oberons Horn geblasen. Wir können dieß nur für wenige Augenblicke aushalten und sind dem besonders dankbar, der durch irgend eine hineingeworfene Bemerkung den Zauber wieder aufhebt; besonders die Gastgeber selbst, die nichts mehr fürchten als einen solchen Stillstand, und die überglücklich sind, wenn den ganzen Abend das anmuthige Geplauder ihrer Gäste ohne Unterbrechung fortrollt wie ein murmelnder Bach. Auch die gemeinen Leute begreifen dieß sehr wohl und haben immer einige Phrasen für ihre Bekannten, an denen sie vorübergehen, in Petto, und wenn es auch nichts als eine Aufforderung wäre, „sie sollten sich

Zeit laſſen," oder eine Frage, „warum ſie denn ſo fleißig wären." In manchen Gegenden rufen ſie ſich, wenn ſie recht artig ſeyn wollen, ſo lange aus der Ferne etwas zu, als ſie ihre Stimme noch vernehmen können. Nur bei ganz intimen Perſonen, die ſo zu ſagen eins mit einander ſind, und die ſich auch in Blick und Miene verſtehen, z. B. bei zwei Liebenden, iſt Schweigſamkeit am Platze und auch eben ſo natürlich, wie wenn jeder für ſich allein wäre.

Julius Hammer.

Ihre Zeitſchrift, welche der Lyrik ja ſo manche goldene Spalte gewidmet hat, wird dem Scheiden eines deutſchen Dichters wohl nicht gewöhnliche Bedeutung gegen einige Worte des Gedenkens nachrufen. Laſſen Sie ſich denn ein paar kurze Rückblicke auf Julius Hammers Schaffen und Seyn im Folgenden freundlichſt gefallen.

Wir wiſſen Alle, gehört Hammer zu den wenigen Erleſenen, denen es vergönnt war, in unſerer, der Lyrik wenig geneigten Zeit ſich in weiteſtem Kreiſe Gehör zu verſchaffen. Vor allem die erſte größere ſeiner Liedergaben muß ſchon um ihrer zwölf Auflagen willen als eine Ausnahmserſcheinung bezeichnet werden, wenn es denn doch einmal richtig iſt, daß aus einem bloß vom Zufall begünſtigten Erfolg nimmermehr ein ſo dauernder werden kann. In wie weit dieſer dauernde Erfolg des „Schau um dich und ſchau in dich!" aus deſſen innerem Gehalte ſich erklärt, mag hier zuerſt mit wenigen Strichen berühret werden.

Die Form iſt eine durchweg reine, wenn auch nirgends die Ueberwindung großer Schwierigkeiten als vorzugsweiſe Aufgabe angeſtrebt worden iſt. Ueber dem Inhalt aber, einer harmoniſchen Verſchmelzung von ſanfter Wehmuth, ſchmerzlichem Verzicht, gläubigem Emporweiſen, liebevollem Theilnehmen an Leid und Luſt der Creatur, nicht minder ſanft zurechtweiſender Beziehung liegt ein ſo ſchöner, weihevoller Hauch, daß ein ſolches Werk, zur rechten Zeit in die rechten Hände gebracht, der wärmſten Aufnahme und nachhaltigſten Befürwortung gewiß ſeyn durfte.

Der hinzugekommene Glücksſtern, der es zur rechten Zeit in jene rechten Hände brachte, war, wie ſo oft, auch dießmal ein Geſtirn der Politik. Um das richtig zu verſtehen, muß man ſich um etwas über ein Jahrzehnt zurückverſetzen. Draußen wetterten noch die Nachwehen der Schleswig-Holſtein'ſchen Blutzeugniſſe; überall wiederhallte es von Rufen machtloſen Zornes und bitteren Verdruſſes; der Strom der Zeitereigniſſe, keck empor gefluthet, ebbte und ebbte, hoffnungslos, erbärmlich anzuſchauen, und die des Lebens froh waren, hatten eine Seele, die nichts von wahrer Erhebung wußte. Ueber allen Verhältniſſen, über allen Dingen, über allen Beſtrebungen lag ein breiter, tiefdunkler Schatten. Es war eine Zeit, ähnlich jenen Tagen der Baagigkeit und Unluſt, in denen unſere Voreltern nach der Poſtille zu greifen pflegten. Daß man in ſolchen Tagen des Mißmuths und der Selbſtzerfallenheit auch wohl den Ausſpruch vernahm: Genug des Singens und Sagens! jetzt gilt es andres zu thun! — was will das groß bedeuten? Die ſo reden, die haben auch in anderer Zeit ſich nicht am ſtillenden Born des Geſanges gelabt, oder ſie vergeſſen, daß wenn ſie ſelber auch alterten, ein jüngeres Geſchlecht doch ihre Plätze ſchon wieder einnahm und die ihnen, den Gereiften und Fertigen, abhanden gekommene Empfänglichkeit neu mitbrachte. Nie iſt im Gegentheil das Bedürfniß ernſten, aufrichtenden Zuſpruchs größer als in ſolchen walkenverdüſterten Tagen, und wem dieſer Ton zu Gebote ſteht und wem er warm aus dem Herzen klingt, der iſt ſeiner Hörer gewiß. Neben jenen tief Verſtimmten, die nur nach nüchtern fördernde Thätigkeit gelten laſſen wollten, gab es dahier eben um die Zeit der beſchämenden politiſchen Ebbe genug der Empfänglichen, und wie immer fehlte unter ihnen nicht der junge Nachwuchs, dem die ſchmuckloſe Proſa der Verſtandeswiſſenſchaften nicht genügen kann, dem die Klänge des Gemüths Bedürfniß ſind, dem ein zum Herzen und zum Empfinden redendes Buch in die Hand gegeben werden muß.

Hammers „Schau um und in dich!" erwies ſich hier als ein Retter in der Noth. Ein Zurückgreifen auf voemärzliche Lieblingsdichter war nach einer ſo gründlichen Aufrütteiung der Gemüther kaum möglich. Allen klebte ja eine poetiſche Zeitſtimmung an, die in der jähen Ueberſtürzung der eben durchlebten Monde um ganze Jahrzehnte antiquirt erſchien. Man war zu ernſt geworden, um Heines Frivolitäten zu ertragen, zu geſundheitsbedürftig, um mit Lenau die ſchwankende Spur zwiſchen Glaubenwollen und Zweifelnmüſſen zu verfolgen, den herbſtlich blätterbeſtreuten Weg, an deſſen Ende man ſchon das Irrenhaus offen wußte; Freiligrath, Herwegh und alle ihre heißblütigen Genoſſen hatten von jeher vorzugsweiſe zu der männlichen Jugend geſprochen, die weibliche, zumal bei ihrem erſten Eintritt in die Welt, brauchte weichere, ſinnigere, frommere Klänge. Dazu kam noch: Hammers „Schau um dich!" vermittelt zwiſchen der neuen Zeit und den aus der

Digitized by Google

alten herübergenommenen Erfahrungen. Religiös und doch ohne kirchlichen Beigeschmack, mit seinem Gemüth im ursprünglichen Christenthum wurzelnd, aber mit seiner Bildung im Griechenthum fußend; versöhnlich und milde, aber doch auch ein strenger Sittenwächter; dem männlichen Gemüthe vielleicht nicht eisenhaltig genug, aber von jeder weiblichen Sentimentalität frei, welche zum Widerspruch herausgefordert hätte: so mußte Hammer in jener dem Ernst und der Umkehr in die Welt des Innern zugewandten Zeit eine hochwillkommene Erscheinung seyn. Er war kein Gellert, kein Novalis, kein Schenkendorf, und doch war etwas in ihm, das ähnlich dem Zeitbedürfniß entgegenklang, wie es den Zeitgenossen jener andern einst entgegen und zu Herzen geklungen hatte. Aber was mehr als alles seinen Erfolg fördern mußte: auf seinem neutralen Boden konnten sich so Capuletti wie Montecchi, so Welf wie Waibling, so Demokrat wie Aristokrat begegnen und der ewigen Wahrheit inne werden, daß nicht alle und nicht die schlimmsten unserer Widersacher draußen zu suchen sind, daß wir auch in uns arge Feinde zu bestegen haben.

Man darf daher sagen, daß dieses Buch, wenn sich's in seiner lehrenden, aufrichtenden Weise auch den Belehrungs- und Trostbedürftigen vorzugsweise widmet und dem männlichen Gemüthe fremder blieb, in jener Richtung seinen Zweck aufs Vollständigste erfüllt hat, und daß es, wenn die Zeit allseitiger Niedergeschlagenheit ihm raschen Eingang verschafft, dieser Zuspruch heischenden Zeit auch ein treuer Freund geworden ist. Wäre der Verfasser ein leicht zugänglicher Briefsteller wie Lavater oder Jung-Stilling gewesen, er hätte ohne Zweifel die ihm zahlreich zugekommenen Dank- und Verehrungszeichen ins Unendliche vermehren können. Es waren Zuschriften darunter, um die ihn in der That größere Meister beneiden durften. Nicht wenige solcher Briefe stammten aus den Zufluchtsstätten des Elends. Bis in die Gefängnisse haben sich — der Himmel weiß wie! — diese goldgebundenen Miniaturbändchen verirrt, und daß sie dort manch verhärtetes Gemüth mit ihrem milden Troste erweichten, ist begreiflich genug.

Dieß ist diejenige Seite seines Wirkens, um derentwillen dem Verewigten die herzlichste Zuneigung gebührt, und es ist mehr in seinem Sinne, diese Seite hervorzuheben, als seine Stirn mit Kränzen zu schmücken, die man Andern vom Haupte nimmt. Wolfgang Müller hat ihn über Leopold Schefer und Friedrich Rückert gestellt und die Verlagsanzeigen sind beflissen gewesen, Müllers Ansicht: Schefer sey „schwülstiger," Rückert aber „rebseliger" als Hammer, zur Empfehlung des Buches weiter zu verbreiten. Kein Zeugniß konnte dem Dichter des „Schau um dich" unsympathischer seyn. Eine Erscheinung wie diejenige Rückerts zumal, für die erst die Nachwelt den rechten Maßstab zu finden befähigt seyn wird, herabgedrückt zu sehen, hat wohl weder ihm noch irgend wem je Befriedigung bereitet. Er verehrte Rückert, wie ihn kaum Einer aus der großen und täglich wachsenden Gemeinde des Sängers der Brahmanen-Weisheit aufrichtiger verehren mag. Was Schefer betrifft, so fällt, wie hier nur beiläufig angedeutet werden mag, das Bekanntwerden seines Laienbreviers in eine ähnlich gestimmte Zeit, wie die dem „Schau um dich" so günstig gewesene; hier die Reaktion nach der Bewegung von 1848, dort die Windstille nach den vereitelten Hoffnungen des Jahres 1830. Wer die Wechselwirkung zwischen dem Zeitbedürfniß und den ihm am nächsten kommenden Dichtern mehr ins Einzelne verfolgen will, wird, wie es mit Hammers Bekanntwerden der Fall war, auch bei Schefers endlichem Durchdringen Dichter in Vergessenheit gerathen sehen, die bis dahin vorwiegende Lieblinge waren. Diese nicht wenig lehrreiche Seite der Literaturgeschichte verdiente einmal eine weit umblickende Studie. Man würde wahrscheinlich zu völlig ungeahnten Aufschlüssen über die nie ganz unterbrochenen Beziehungen zwischen Lyrik und Zeitstimmung gelangen und ihre wechselweisen Spiegelungen erst in ihrer ganzen Bedeutung nach ermessen.

Wie mild und verklingend der Widerhall unserer politisch erregtesten Zeit sich in Hammers Seele abdämpft, mag, statt vieler Proben, das Lied von den „duftenden Blumen" hier dortun.

Wenn hoch in den Wipfeln brauset der Sturm,
Wird's stiller unten im Wald,
Die Vöglein alle lauschen,
Die Bächlein alle rauschen,
Doch die Blumen,
Sie duften mit eigner Gewalt.

Und dort auf dämmerndem Pfade zieht
Ein einsamer Wandrer dahin;
Halb hört er des Sturmwinds Rauschen,
Halb muß er den Quellen lauschen,
Und die Blumen
Befangen ihm Herz und Sinn.

O Wald, o Waldeseinsamkeit,
Wie gleichst du dem deutschen Gemüth!
Zum Himmel brauset und rauscht es,
Zur Erde träumend lauscht es:
Ach, die Blumen,
Ach, daß sie der Sturm behüt'!

Diese Sorge um das Sinnige, Zarte, träumerisch Sehnsüchtige im deutschen Volke war der eigentlichste Grundton seines Verhältnisses zu den Bewegungen der letzten Jahrzehnte. In der Zeit des allgemeinen Rausches, 1848, trat er aus seiner beschaulichen Beobachterralle eine Weile heraus und berührte sich zum erstenmale mit der damals erregtesten Schichte des Volks, mit den Handwerkern. Es war die Zeit, wo Männer wie Freitag, Professor Drechsler und andere in öffentlichen Lehrvorträgen dem Wissensdrange des Dresdener Handwerks entgegen kamen. Auch Hammer, dem eine große Beiseitheit und eine sehr gründliche Bildung seine Aufgabe erleichterten, trug sein Scherflein hinzu und begeisterte sich in dieser lebendigen Wechselwirkung mit dem Volke für die damals in den Seelen Aller

Digitized by Google

ſtammend aufgegangenen Ideale deutſcher Einheit und deutſcher Größe. Die rauhe Wirklichkeit der Dresdner Maitage ſchreckte ihn in ſeine Traumwelt zurück, und abſchon er bald darauf durch die Uebernahme des Feuilletons der Dresdner Oppoſitionszeitung (des Conſtitutionellen) ſcheinbar wieder einer politiſchen Thätigkeit ſich geſellte, beſchränkte er ſich doch in Wirklichkeit auf die Pflege einer parteiloſen Aeſthetik in kritiſchen und belletriſtiſchen Arbeiten, wie denn auch ſeine poetiſche Natur ihn immer, im Gegenſatz zu der kleindeutſchen Richtung der Conſtitutionellen Zeitung, zu der weiteſten Faſſung des Begriffs deutſcher Nation hinneigen ließ.

Zum großen Theil um dieſer politiſchen Sympathien willen fand er ſich bei ſeinen in letzter Zeit wiederholt im Herzen Großdeutſchlands, in Nürnberg, aufgeſchlagenen Winterquartieren ſo raſch von der ſüddeutſchen Lebens- und Anſchauungsweiſe angeheimelt. Die ſchöne Pietät, mit welcher ſeine dramatiſchen Variefuugen in Nürnberg, wie in Erlangen, Anſpach und Fürth aufgenammen wurden, kam hinzu, um die gemüthvollſten Seiten ſeines Naturells in freie Thätigkeit zu ſetzen, und die in der That ſtaunenswerthe Wirkung, welche ſeine Vorleſung des Fauſt, des Coriolan und anderer Meiſterwerke dort hervorbrachte, beweiſt zur Genüge, wie ſehr ihn das Zündende des unmittelbaren, ſichtbaren Erfolgs hob und ſteigerte. Allerdings verſtand er es wie Wenige, durch Blick und Geberde, Mienenſpiel und Betonnug die einzelnen Charaktere zu ſondern und gewiſſermaßen zu verkörpern. Seine weiblichen Figuren waren häufig nicht ohne Sentimentalität, dienten ſolcher Art indeſſen den rauher gezeichneten Männergeſtalten zu vortrefflicher Folie, und ohne Zweifel bedingte das etwas von der einfachen Natur ſich entfernende Colorit der Einen die mächtige Wirkung der Andern. Dabei ſtand ihm auch der Falſtaffshumor auf's Erwünſchteſte zu Gebot. Eine ſeiner köſtlichſten Figuren war der Dorfrichter Adam. Kleiſts abſonderliches Luſtſpiel hat auf der Bühne ſchwerlich je ſo durchſchlagend gewirkt wie in der Hammer'ſchen Vortragsweiſe.

Dieſes keineswegs gewöhnliche mimiſch deklamatoriſche Talent, das ihm ſchon als junger Mann vielfache Bewunderung eintrug, mag ihm zur Zeit ſeines kargen Leipziger Schriftſtellerlebens die Verſuchung wohl einmal nahe gelegt haben, auf der Bühne ſelbſt die ihm damals noch in der Literatur verſagten Erfolge zu erringen. Sein großer, wenn auch etwas ſchmächtiger Wuchs, ſein ſchönes, ſprechendes Auge, ſeine biegſame, klangvolle Stimme, Alles eignete ſeine äußerliche Erſcheinung zu einer ſolchen Thätigkeit. Unverkennbar zeigte ſich ſelbſt noch in ſpäten Jahren in ſeiner Art ſich zu tragen und zu bewegen ein Etwas, das weit eher an ein Wirken in freier Oeffentlichkeit gemahnte als an das Spinnen und Sinnen in einſamer Studirkammer. Auch war ihm aus jener Zeit, wo er eine derartige vielleicht glänzende Carrière dennoch von ſich gewieſen hatte, eine gewiſſe Geringſchätzung gegen ſchauſpieleriſche Leiſtungen verblieben, ein niedriges Anſchlagen dieſer Thätigkeit als blaß reproducirend, das er auch auf das muſikaliſche Gebiet übertrug. Es konnte nicht fehlen, daß Hammer dadurch, ſobald er als Theaterrecenſent arbeitete, in einen Conflikt mit ſeiner natürlichen Neigung zu wohlwollendem Aufmuntern gerieth, und daß bei aller Leidenſchaft für das Drama das Beſprechen von Theateraufführungen ihm je länger je mehr zuwider wurde. Als er ſich endlich von der Tageskritik befreit ſah, athmete er wie nach dem Abwälzen einer Bergeslaſt auf. Ohne Zweifel hatte dieſe Thätigkeit ihm Einblicke geboten, die mit ſeinem gemüthlichen, weltunkundigen Glauben an die Menſchheit in Widerſpruch ſtanden. Daß ihm einmal ein Bild mit dem Zuſatz: „Zur Erinnerung an Ihren dankbaren ...“ verehrt und ſpäter gegen ein quaſt beſſeres vertauſcht wurde, wo jenes Dankbarkeitszeugniß fehlte, nachdem der betreffende Mime ein großer Mann geworden war, — derartige kleine Züge prägten ſich ihm unauslöſchlich ein, wiewohl ſie ſein natürliches Wohlwollen nicht zu erſchüttern vermochten.

Wir erwähnten ſchon ſeiner kargen Zeit. Eine vorwiegend lyriſch begabte Feder wird in der That nie im Stande ſeyn, einem Dichter das tägliche Brod zu erſchreiben. Dennoch war das lange ihre Aufgabe. Andere, die derſelben Zeit angehören, ſind an dem unglücklichen Verſuche, in Deutſchland eine menſchliche Exiſtenz einzig auf die Erwerbfähigkeit des Dichters zu baſiren, in Noth und Elend zu Grunde gegangen. Die Schillerſtiftung kennt ihre Namen, ſo weit ſie noch am Leben. Es iſt ſchwer zu ſagen, ob nicht auch die Kraft Hammers am Kampf um den täglichen Lebensunterhalt zu Schanden geworden wäre. „Die langſam zehrende giftige Noth“ war ganze Jahrzehnte ſeine ſtetige Begleiterin geweſen. Daß er endlich Anerkennung fand, hat natürlich an dieſer Lage wenig geändert. Wir haben eben deutſche Preß- und Honorarverhältniſſe und werden vorausſichtlich noch eine ganz andere Stufe nationalen Wohlſtands erklimmen müſſen, ehe ſich jene kläglichen Bedingungen der idealſten Seite deutſchen Lebens weſentlich verbeſſern werden. Glücklicherweiſe für den Dichter des „Schau um dich“ führte ihn der Zug ſeines Herzens, ehe ſein Lebensmuth völlig gebrochen war, einem edlen, trefflichen Weibe entgegen, das in ſorgenfreier Stellung ihm als Gattin Liebe und hingebende Verehrung bot und den endlich Gebaegenen in den Sonnenſchein des Lebens zurückführte.

Es war ein begreifliches Eingedenkſeyn eigener Tage der Noth, als Hammer nicht gar lange darauf die erſte öffentliche Anregung zur Schillerſtiftung gab. Schon im Jahre 1846 hat er dieſen Gedanken gegen einen Freund ausgeſprochen, und wenn Andere längſt den Wunſch ähnlicher Stiftungen im Herzen getragen haben, ſo wird doch jetzt wohl nicht darüber zu ſtreiten ſeyn, daß Hammer in der That als der Gründer dieſes ſegensreichen Werkes zu betrachten iſt. Schon neulich iſt in der Illuſtrirten Zeitung des Aufrufs vom Jahr 1855 Erwähnung geſchehen, welcher von Hammer allein ausging und den erſten

Anſtoß zu allem Weiteren gab. Die Schillerſtiftung hat ihm denn ohnlängſt auch einen beredten Nachruf gewidmet; die freundliche, maleriſche Lage ſeines Grabhügels am Ufer der Elbe, die er ſo ſehr liebte, böte erwünſchte Gelegenheit zu einem noch dauernderen Verehrungszeichen; die Stiftung ſelbſt könnte ſich kein ſchöneres Denkmal ſetzen, als indem ſie ſolcherart ihren Stifter ehrte.

Hammers Herzensgüte hat zu allen Zeiten Anerkennung gefunden. Selbſt wo ſeine Reizbarkeit, ſeine ſeverierte Haltung zuweilen nicht wohlthat, ſelbſt wo ſeine ſinnig beſchauliche Weiſe dem Ungeſtüm des Zeitgeiſtes gegenüber zu mild und vermittelnd erſchien, gewahrte der dadurch ihm ferner Gerückte bald genug, daß ſich doch auch wieder die große innere Uebereinſtimmung zwiſchen ihm und ſeinen Dichtungen nur auf ſolche Art feſtſtellte. Wie ſehr ihm im Herzen ſelbſt ſolche zugethan waren, die, obſchon im vieljährigen engen Umgang mit ihm, doch über den Unterſchied ihrer Anſchauungen nie bis zu einem rückhaltloſen Brückenſchlagen gelangen konnten, beweiſt das Gedicht, mit welchem Robert Waldmüller am offenen Grabe des Entſchlafenen die Innigkeit ſeiner Neigung zu dem älteren Sangesgenoſſen bekannte.

Du ſollſt nicht ohne Lied von hinnen,
Mein armer, ſtummer Kamerad,
Der du mit heiter milden Sinnen
So emſig ſtreuteſt Liederſaat!
Nicht ſoll das Vöglein mich beſchämen,
Das zwitſchernd deinen Hügel ſucht —
Auch mich, der von des Schlages Wucht
Noch wie betäubt, ſollſt du vernehmen!

Wohl weiß ich: deines Ohres Pforte,
Der rauhe Tod warf ſie in's Schloß:
Du hörſt mich nicht, doch drängt's zu Worte;
Vielleicht vernimmſt du's doch, Genoß!
Vielleicht klagt doch in jene Weiten,
Wohin, Erlöſter, du entflohn,
— O thät er's doch! — mein Gruß, mein Ton
Und weckt den Nachhall deiner Saiten.

Den Nachhall nur! — Du kennſt ja lange
Das alte, böſe Klagelied:
Es wird aus dem Zuſammenhange
Erſt Wahrheit, wenn der Eine ſchied.
Schlaff hängt ja, ach, wie vielen Stunden,
So lang ein Leben währt, das Band,
Erſt wenn ſich's im Zerreißen ſpannt,
Da wird, wie feſt es war, empfunden.

Da blitzt im güldnen Sonnenſtrahle
Das ehmals nebeltrübe Bild,
Es trennt der Kern ſich von der Schale
Und Alles nun iſt hold, iſt mild!
Und Alles — wie nur ſoll ich's faſſen,
Daß ich erſt jetzt, daß ich erſt hier
Dir ſage, wie du theuer mir,
Jetzt, da du deinen Freund verlaſſen!

Doch nein, die Sonne, die dich liebte,
Das Mond- und Sternlicht, das auf dich
So gern geheime Zauber übte,
Auch ſie ja waren ſtumm wie ich;
Und dennoch haſt in ihrer Ferne
Den Sinn der Stummen du geahnt,
Und haſt geglaubt und haſt gemahnt:
„Vertraue dich dem Licht der Sterne!“

Correſpondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Schluß.)

Aus der Saiſon. — Moderne Völkerwanderung. — Vornehme Fremde. — Die Seeſchlange der ſchweizeriſchen Preſſe. — Die Schweiz und Frankreich. — Denkſchrift über die Schützenfahrt nach Frankfurt.

Das Stocken im Detailverkehr wird von der Genfer Nationalinduſtrie um ſo tiefer empfunden, als dieſelbe, wie bekannt, in den letzten Jahren unter dem Druck der verſchiedenſten ungünſtigen Einwirkungen im Allgemeinen ſchwer darniederliegt. Die oſtindiſche Kriſe, die chineſiſchen Verwicklungen, dann wieder die amerikaniſche Geldkriſe, weiter der italieniſche Krieg, die unſichere Lage der europäiſchen Politik überhaupt, endlich neuerdings der unſelige amerikaniſche Krieg, das ſind ſeit etwa fünf Jahren die ſchweren Schläge, welche nach einander den Genfer Gewerbfleiß betroffen und den Markt ſeiner Produkte immer mehr beſchränkt haben. Alle dieſe ungünſtigen Einflüſſe ſind vielleicht vorübergehender Art und ließen ſich mit der Zeit wohl wieder verwinden. Allein eine andere Erſcheinung deutet auf ein bleibendes Uebel: die billigere, wenn auch geringere Arbeit des Neuenburger Jura droht dem feineren

Digitized by Google

Genfer Fabrikat mehr und mehr Concurrenz zu machen. Wir halten dieſes Phänomen für ein charakteriſtiſches Zeichen der Zeit: das große Publikum begnügt ſich mit dem Schein, ohne allzu große Anſprüche hinſichtlich des Weſens zu erheben, und die feineren Kenner und Freunde ſoliderer und geſchmackvollerer Arbeit, gewiſſermaßen die Ariſtokraten unter den Käufern, werden immer ſeltener. Die Frage, wie der Genfer Induſtrie wieder aufzuhelfen ſey, iſt natürlich ſeit Jahr und Tag gründlich unterſucht; die Regierung hat Preiſe ausgeſetzt für die beſte und bündigſte Beantwortung derſelben. Wie in der Gellertiſchen Fabel vom kranken Hunde hat es nicht an gutem Rath gefehlt, aber keine der eingegangenen Denkſchriften ſcheint den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben. Es geht hier wie ſo oft in volkswirthſchaftlichen Dingen, wo die Theorie ſich heutiges Tages ſo außerordentlich breit macht und gegebenen Falles ſich doch nur allzu häufig als ohnmächtig und ungenügend erweiſt. Der Genfer Induſtrie iſt wenigſtens bis heute nicht geholfen. Es mögen ſehr gewichtige Gründe vorhanden ſeyn, welche die Fabrikanten abhalten, die Grundſätze der Neuenburger Induſtrie anzunehmen, um ſo der Concurrenz mit Nachdruck zu begegnen.

Die Fremdenbewegung, um auf dieſe zurückzukommen, war alſo immerhin lebhaft genug. Genf beſitzt gegenwärtig ein Inſtitut, welches alle andern größern Städte der Schweiz ſchon längſt beſaßen, das aber in dieſem Hauptcentralpunkt des Touriſtenverkehrs aus unbegreiflichen Gründen noch mangelte, ein Fremdenblatt nämlich. Es werden wunderbare Dinge über die bisher im Wege ſtehenden Hinderniſſe erzählt. Genug, wir beſitzen jetzt einen Indicateur du Léman, den ein induſtrieller Deutſcher begründet hat, einen Wegweiſer durch die flottirende Bevölkerung der Gaſthöfe von Genf, Lauſanne, Vevey und jenem öſtlichen Küſtenſtrich des Genfer Sees, den man das ſchweizeriſche Nizza genannt hat. So iſt alſo nicht allein die heilige Hermandad der Polizeibehörde, ſondern auch ein beſcheidener Laie in den Stand geſetzt, ſich einen ungefähren Begriff von der Fremdenbewegung zu machen und allenfalls einen Freund oder Landsmann, von deſſen Anweſenheit man früher nie etwas erfuhr, unter dem bunten, polyglotten Strom ausfindig zu machen. Eine genaue Fremdenſtatiſtik würde intereſſante Reſultate liefern, die nicht ohne culturgeſchichtliche Wichtigkeit wären. Das Ausbleiben bekannter reiſeluſtiger Völker, wie z. B. jetzt der Amerikaner, die vor zwei oder drei Jahren die alte Welt überſchwemmten, deutet immer auf eine politiſche, ſociale oder commerzielle Kriſe. Die Abnahme der ruſſiſchen Reiſenden, wenn auch nicht ſo bedeutend als die der amerikaniſchen, iſt ein zweites ſolches Beiſpiel. Das maſſenhafte Erſcheinen anderer bisher ſeltener im großen Touriſtenzug vertretener Völker, wie z. B. der Deutſchen, Italiener, Spanier u. ſ. w. bezeichnet doch wohl einen Culturfortſchritt. Die Zeit wird vielleicht kommen, wo wir auch den Orient an dieſer Bewegung theilnehmen ſehen werden. An einzelnen Zugvögeln fehlt es ſchon jetzt nicht. Haben uns auch trotz ergangener Einladung die japaneſiſchen Geſandten nicht mit ihrem Beſuch beglückt, ſo weilt doch ſchon ſeit einigen Wochen eine zahlreiche afrikaniſche Geſellſchaft, Beduinen, Turkos, Neger, in unſerer Stadt, welche mit prächtigen arabiſchen und Berbercoſſen, Dromedaren, Straußen und ſonſtigem Wüſtenzubehör reichlich ausgeſtattet, unter der Direktion eines ſpeculativen Franzoſen Vorſtellungen in der höheren Reitkunſt der Sahara geben und in ihrem maleriſchen Nationalcoſtüm die friedliche Ebene des Plainpalais in ein ächtes Oaſenbild verwandeln, während aus einer benachbarten großen Menagerie Tiger und Löwen herüberbrüllen, um die Illuſion vollſtändig zu machen.

Seitdem die Völker auf Reiſen gehen, verſchwinden die hervorragenden Perſönlichkeiten, die Potentaten, allerhöchſten und höchſten Herrſchaften in dieſem gewaltigen Strom, der nivellirend über die nationalen und ſocialen Unterſchiede dahinbraust. Doch haben unſere Zeitungen aus guter alter Zeit noch die Sitte beibehalten, ſolchen vornehmen Beſuchern unſerer Stadt eine beſondere Notiz zu widmen; denn, im Vertrauen geſagt, bei allem Republikanismus intereſſiren ſich die guten Genfer doch ſehr für die Reiſen, wie überhaupt für alle ſonſtigen Angelegenheiten gekrönter Häupter. So ſind wir denn im Stande, unſern Leſern eine kurze Liſte der vornehmſten Fremden aus der letzten Saiſon geben zu können.

Zuerſt ſind da zu nennen die beiden bayeriſchen Majeſtäten, König Max und König Ludwig, von denen der erſtere im Frühjahr, der letztere zu Anfang Septembers auf ſeiner Romfahrt einige Tage hier weilte; ferner die Königin Wittwe von Neapel und Königin Marie, die Heldin von Gaeta, ſowie einige der neapolitaniſchen Prinzen; dann der Großherzog von Oldenburg mit Gemahlin, der im Auguſt einen längeren Aufenthalt hier nahm, und endlich der Kronprinz von Württemberg mit ſeiner Gemahlin, die im September Genf beſuchten. Auch der Herzog von Aumale war kürzlich hier. Trotzdem fehlte es auch an plonploniſtiſchen Gäſten nicht und Prinz Napoleon nahm zu verſchiedenen malen einen längern Aufenthalt auf ſeinem ſchönen Landgut Bergerie bei Nyon. Der dicke Prinz iſt — sit venia verbo — ſozuſagen die bête noire und Seeſchlange der ſchweizeriſchen Preſſe. Er erſcheint nie an unſerem Horizont, ohne daß nicht ſofort ein großes Halloh entſteht und über mögliche Zwecke der Reiſe, geheimnißvolle Beſuche, beſtandene Abenteuer und dergleichen weidlich gloſſirt wird. Die franzöſiſchen Zeitungen, namentlich einige kleinere Provinzialblätter unſerer Nachbarſchaft, rächen ſich dann gewöhnlich mit einigen böswilligen Erfindungen auf Koſten der Schweiz und drüten für jede zwiſchen Jura und Alpen ausgeheckte Ente einen giftigen Skorpion aus.

Seit der ſavoyiſchen Annexion hat dieſer kleine Krieg keinen Augenblick ganz aufgehört. Er iſt von ſchweizeriſcher Seite nur der Ausdruck der tiefen Mißſtimmung und des wohlbegründeten Argwohns, die ſich ſeit jener an

Digitized by Google

politiſcher Falſchheit und diplomatiſcher Hinterliſt ſo reichen Staatsaktion der geſammten Eidgenoſſenſchaft bemächtigt haben. Es gab einmal in der Schweiz eine entſchiedene Vorliebe für Frankreich. Die franzöſiſchen Revolutionsprincipien der neunziger Jahre, wie die Theorien der franzöſiſchen Demokratie der dreißiger und vierziger Jahre dieſes Jahrhunderts hatten in der Schweiz Sympathien und Anhänger gefunden und waren nicht ohne Einwirkung auf den Gang der politiſchen Ereigniſſe geblieben. Nicht minder bedeutend war der franzöſiſche Culturreinfluß ſeit einigen Jahrhunderten; ihn förderten die engen Verbindungen zwiſchen Paris und einem Theil der ſchweizeriſchen Ariſtokratie, deren Söhne in der franzöſiſchen Armee als Offiziere dienten. In den Herrenhäuſern der ſchweizeriſchen Patricier hörte man von den Wundern der franzöſiſchen Hauptſtadt, von der Pracht des Hofes von Verſailles erzählen, und ſchon in den jungen Herzen der Schweizerknaben entſtand die Sehnſucht nach jenen phantaſtiſchen Mährchenbildern, die ſo verführeriſch abſtachen gegen die ländliche Einfachheit und idylliſche Stille der heimiſchen Umgebung. Der hohe Sold, die von manchen Abenteurern erwarbenen Schätze beſtachen und berückten das niedere Volk in gleicher Weiſe. Der nachtheilige Einfluß dieſer durch Kapitulationen geregelten Verbindung mit Frankreich geht wie ein rother Faden durch die ſchweizeriſche Geſchichte der letzten drei Jahrhunderte. Und erſt das zweite Kaiſerreich hat die alten Sympathien gründlich zerſtört; erſt ſeit zwei Jahren iſt das ſchweizeriſche Volk völlig von jenem geheimen Zauberbann erlöst, welchen ihm die Väter vererbt hatten. Es gehört ſich wieder ganz ſelbſt an und die Schuppen fallen ihm von den Augen. In dieſem Sinn gibt es keine Lobpreiſer der „guten, alten Zeit“ mehr, im Gegentheil, jene Vergangenheit wird erſt jetzt einer ſcharfen Kritik unterworfen, die ſchonungslos die alten Schäden bloslegt. Dieſer Zug geht durch die Preſſe, ſo durch die Literatur überhaupt. Ihm haben wir auch z. B. das lebensvolle hiſtoriſche Genrebild zu verdanken, welches G. Keller ſo eben in Auerbachs Volkskalender für 1863 unter dem Titel „Verſchiedene Freiheitskämpfer“ veröffentlicht hat. Der heldenmüthige Kampf der Nidwaldener gegen das franzöſiſche Revolutionsheer und ihr ruhmreicher Untergang im Jahr 1798 iſt da mit flammenden Farben geſchildert, während in den Geſtalten des franzoſenfreundlichen Bürgers und Blechklempners Zulauf und ſeiner ſinnlich ſchwärmeriſchen Tochter Babette die Verſchrobenheiten und Verirrungen ſatiriſch gegeißelt werden, die einſt ſo viel Unheil über das Schweizerland brachten. Wir täuſchten uns gewiß nicht, wenn wir in der kleinen, in ihrer Art vortrefflichen Erzählung ein ächtes Kind der gegenwärtigen Stimmung der Schweiz erkennen.

Jenem gewaltigen Umſchwung der öffentlichen Meinung haben wir auch zum nicht geringen Theil den freundnachbarlichen Bund zu danken, der auf dem Frankfurter Schützenfeſt zwiſchen der Schweiz und Deutſchland geſchloſſen wurde. Wir dürfen die wichtigſten, ſich keineswegs auf politiſches Gebiet allein beſchränkenden Folgen von dieſer Annäherung um ſo ſicherer erwarten, als ſie gewiß von beiden Seiten in aller Ehrlichkeit und guten Treuen erfolgt iſt. Nachdem man die falſchen Freunde erkannt hat, wird man die wahren und ächten um ſo mehr zu würdigen wiſſen. Jene Gereiztheit, welche einſt zwiſchen den ſtammverwandten Völkern nur zu oft ſich geltend machte, jenes Bezweifeln und Bemäkeln, welches ſelbſt in der Preſſe ſo häufig einen nie zu billigenden Ausdruck fand und die Parteien nur immer mehr verbitterte, wird, ſo hoffen wir, für immer einer Bundesfreundſchaft, wachſendem gegenſeitigen Verſtändniß und wechſelſeitiger Anerkennung Platz machen. Erſt dann auch wird das Band, welches Deutſchland und die Schweiz, trotz aller politiſchen Trennungen, ja ſtets vereinte, das Band gemeinſamer Geiſtesintereſſen, das Band deutſcher Bildung und Literatur wieder ächte und rechte Früchte tragen, wie ſie ſchon zur Zeit der Bodmer, Breitinger, Haller und J. von Müller gediehen, und wie ſie dann der Winterfroſt der neueren Zeit nur noch ſelten reifen ließ. Von dem guten Eindruck, welchen das deutſche Schützenfeſt und die Frankfurter Gaſtfreundſchaft bei den Schweizern zurück gelaſſen, hat die diesſeitige Preſſe ihrerſeits reiches Zeugniß abgelegt. Kürzlich hat noch das Organiſationscomité für das eidgenöſſiſche Schützenfeſt von 1863 in Chaux-de-Fonds eine Denkſchrift: „Die ſchweizeriſche Schützenfahrt nach Frankfurt am Main“ (Zürich, Schulthes) herausgeben laſſen. Verfaſſer iſt Oswald Schön, der ſich ſeiner Aufgabe mit augenſcheinlicher Liebe entledigt hat. Das glücklich gewählte Motto aus J. Fiſcharts „glückhaftem Schiff“ lautet:

„Friſch dran, ihr lieben Eidgenoßen,
Friſch dran, ſeyd unverdroſſen!
Alſo folgt euern Vorfahren,
Die dieß thaten vor hundert Jahren!
Alſo muß man hie Ruhm erjagen,
Wenn man den Alten will nachſchlagen.
— — — — — —
Ich weiß, ich werd' noch oftmals ſehen
Solch's von euern Nachkommen geſchehen.
Alſo erhält man Nachbarſchaft!
Denn je der Schweizer Eigenſchaft
Iſt nachbarliche Freundlichkeit,
Und in der Noth Standhaftigkeit.“

Und ſo möge es denn ſeyn und bleiben und der prophetiſche Blick des wackern „Menzers“ ſich noch oft bewähren!

W. L.

Aus dem Wupperthal, September.

Rückblicke auf die deutsche Revolution.

Durch den bekannten v. d. Heydt-Dresemannschen Preßproceß sind wir kürzlich wieder lebhaft an einen Mann erinnert worden, der vor Jahren unter uns eine bedeutende, wenn auch seltsame Rolle gespielt hat und recht eigentlich ein öffentlicher Charakter war. — Es handelte sich um einige Phrasen gegen das Haus der Hohenzollern, welche von der Heydt i. J. 1848 in einer Volksversammlung öffentlich gesprochen haben sollte und zum Theil allerdings gesprochen hat. Sie waren von Dresemann in einem Flugblatt reproducirt worden. Der Staatsminister hatte dieserhalb eine Verleumdungsklage gegen ihn eingeleitet, worauf Dresemann den Beweis der Wahrheit antrat. In jenen Tagen höchster Aufregung pflegte eben keiner seine Worte auf die Goldwage zu legen, und die gedachten Phrasen, die an und für sich gar nicht so besonders schlimm waren (der Stamm der Hohenzollern sey morsch geworden, man dürfe dem Könige nicht trauen und müsse Garantien fordern), würden ganz unbeachtet geblieben seyn, wenn von der Heydt nicht eine solche hervorragende und von der demokratischen Partei gefürchtete Persönlichkeit gewesen wäre. Denn die Führer dieser Partei waren keinen Augenblick darüber in Zweifel, daß er ihnen niemals folgen, sondern sich ihren Bestrebungen mit aller Macht entgegensetzen würde, und da sie der Meinung waren, daß sich jene Phrasen einst wirksam gegen ihn würden verwerthen lassen, so ging einer der hervorragendsten unter ihnen, Dr. Bracht, so weit, sie aufzuzeichnen, durch Zeugen beglaubigen zu lassen und das Dokument bei einem Notar niederzulegen. Selbstredend mußte es für Dresemann von Wichtigkeit seyn, daß dieses eigenthümliche Schriftstück wieder herbeigeschafft würde; es ist aber nicht aufzufinden gewesen, oder, nach einem andern Gerücht, man hat es aufgefunden, aber wegen seiner Fassung keinen Gebrauch davon machen können.

Doktor Bracht, dessen Name bei Gelegenheit des Dresemannschen Processes wieder in aller Mund war, ist schon im Jahre 1848 nach Texas ausgewandert. Er war ohne Zweifel eine der interessantesten Persönlichkeiten, welche Elberfeld in jener Zeit aufzuweisen hatte, ein vollständiges öffentliches Aergerniß und doch, namentlich bei der Masse des Volks, in hohem Grade beliebt, während allerdings manche schon von weitem ein Kreuz vor ihm schlugen. Bracht war Arzt und hatte als solcher großen Ruf und eine entsprechend große Praxis, aber nur in den niedern Ständen, da sich ihm die Thüren unserer Geldaristokratie hermetisch verschlossen. Man rühmte sein scharfes Auge und seine geschickte Hand. Freilich spielte er etwas den Charlatan dabei; mit seinem passiven Wissen mochte es so weit nicht her seyn. Im übrigen war sein Charakter eine der seltsamsten Mischungen, die sich denken lassen: er war gutherzig, warm empfindend, von Gefühl überströmend, und doch auf der andern Seite wieder kalt und gefühllos bis zur Rohheit. Sein ganzes Wesen war künstlerisch angelegt; für das wirklich Schöne und Große in Schrift und Bild besaß er ein feines Verständniß, nicht minder, wie fast alle Aerzte, für die höheren Erzeugnisse der Küche; er liebte Shakespeare und Plumpudding, Goethe und mit Zwieback gemästete Spanferkel. Von Politik verstand er gar nichts, wenn gleich er sich schon als Student an politischen Verbindungen betheiligt hatte und an der Bewegung von 1848 einen sehr lebhaften Antheil nahm. Langes Ueberlegen war nicht seine Sache, er war der Mann des raschen Handelns, Demokrat aus Naturell, und stand damit in geradem Gegensatz zu seiner Frau, einer höchst geistreichen Dame und Aristokratin vom reinsten Wasser. Hier treffen wir auf den wunden Punkt. Der Gegensatz ging tiefer. Bracht war ein vollständiger Don Juan, auch in seiner äußern Erscheinung, der für Eivirens Klagen kein Ohr hatte, aber sie gar verspottete, und eben diese, in seiner südlichen Natur begründeten Neigungen, denen er gar keinen Zwang anlegte und die zu verschleiern er sich nicht die geringste Mühe gab, machten ihn zum Schreckbild für alle Mütter und zu einem Gegenstand stiller Betrachtung für die Töchter. Zuletzt gerieth er in ein ernstliches Verhältniß zu einer talentvollen Schauspielerin auf der Elberfelder Bühne, das für ihn selbst zu manchen tragischen Conflikten führte, und bei der großen Offenheit, die er der Sache gab, der chronique scandaleuse von Elberfeld reichlichen Stoff lieferte. Er selbst liebte es, wie viele solcher poetischen Naturen, welchen es doch zu eigenen Schöpfungen an Kraft gebricht, die Poesie in das Leben zu übertragen, und so suchte er auch sein Verhältniß zu jener Schauspielerin zu verklären und mit tausend selbstgeschaffenen Hindernissen zu umgeben. Dann ging er, des geknechteten Europas müde, über das Meer, um unter den Büffelheerden von Texas die Luft der Freiheit zu schnüffen, und sie verfolgte ihre Künstlerlaufbahn, die sie bald einer deutschen Hofbühne zuführte, an welcher sie noch wirkt und wo sie zugleich den Hafen einer glücklichen Ehe fand. Bracht betrieb alles komödienhaft, und auch jene eigenthümliche Aufzeichnung und Deponirung bei einem Notar trägt stark dieses Gepräge, denn er selbst stand dem von der Heydtschen Hause eigentlich keineswegs feindselig gegenüber und hatte auch keine Natur darnach, um sich von der Bewegung der Zeit innerlich tiefer ergreifen zu lassen, als von der flüchtigen Leidenschaft für irgend eine Schönheit des Wupperthals. Zu der Erhitzung der Gemüther hat er aber ungemein beigetragen und er wird in einer Schilderung jener Tage unstreitig eine der ersten Stellen einnehmen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 44. 29. Oktober 1862.

. . qui dove
Tra 'l marmifero Torri e la pescosa
Torbole, re degli altri, altero monte
La soggetta Malcesine, l' omena
Primogenita sua, Baldo vagheggia.
Fino in lei la selvosa antica faccia
Immobilmente e le canute ciglia.

Spolverini,
Coltivazione del riso.

Malceſine.

Ein klarer, friſcher Morgen war aufgegangen, als das Dampfboot ſich von Riva aus in Bewegung ſetzte. Noch war der Monte Baldo vor uns in tiefen Schatten gehüllt, während die Berge in unſerem Rücken, die, je weiter wir uns entfernten, immer höher über Riva aufſtiegen, ſchon warm in der Sonne glänzten. Zur Rechten thürmten ſich die gewaltigen, ſteil in den See abfallenden Felswände auf, an denen ſich die neue Straße nach Brescia, ſtolz über die beſiegten Schwierigkeiten, hinwindet. Vor wenigen Jahren erſt mit unſäglichen Koſten von Oeſterreich erbaut, ſteht ſie heute verlaſſen und faſt nutzlos; ſelbſt die Poſtverbindung mit der abgefallenen Provinz iſt eingeſtellt, und für den heutigen Verkehr würde wohl die alte Straße genügen, die mühſam dem Lauf des Ponale folgte und an deſſen jähem Fall hinabführte, um hier ihre Paſſagiere und Güter auf Boote zu entlaſſen, die ſie vollends bis Riva brachten. Bald erſcheint der Ponale ſelbſt, zwiſchen den mächtigen Felſen ſich einen gewaltſamen Weg nach dem See erzwingend und hoch aufſpritzend, als er ſein Ziel gefunden, ein Bild, höchſt maleriſch durch die kleine Ruine, die ſich zwiſchen die Felsſpalten verſteckt hat, und beſonders durch die Brücke, unter welcher der ſchäumende Bach ſeine Verbindung mit dem tiefblauen See feiert. Wer an dieſen gigantiſchen Felsmaſſen, wie ſie ſich auch noch eine Strecke weit jenſeits des Ponale fortſetzen, in die ſchwindelnde Höhe empor blickt, glaubt, hier oben müſſe eine unwirthliche Oede herrſchen; er ahnt nicht, daß der Wanderer, der auf jener Brescianer Straße oben angelangt iſt, aus den kahlen Felſen heraus ſich plötzlich in einem reizenden Thal voll üppigſter Vegetation befindet, wo der Ponale weithin von Oelbäumen begleitet iſt, die Dörfer in rieſige Nußbäume verſteckt ſind und freundlich am Wege die Feige grüßt.

Doch das Boot hat ſich inzwiſchen immer weiter von dieſem Ufer entfernt und ſich dem öſtlichen zugewandt, wo weitgeſtreckte Oelpflanzungen das Geſtade bekränzen, über denen die kahlen Flächen des Monte Baldo anſteigen. Ein Fels tritt näher, ſchärfer zeichnen ſich auf ihm die Umriſſe eines alten Schloſſes ab, und eben wirft die Sonne über die Schulter des Monte Baldo die erſten Strahlen auf die oberſten Zinnen, als die Glocke das Zeichen gibt und unſer Boot in den Hafen von Malceſine, der „lieblichen Erſtgeborenen des Monte Baldo," einläuft.

Malceſine liegt nicht eben an der Heerſtraße der Touriſten, und ſeine Reize und Gaſthöfe ſind weder

Digitized by Google

von Bädeker noch von Förſter empfohlen. Auch das poetiſche Lob in Spolverinis langweiligem Lehrgedicht hätte uns ſchwerlich zu dieſem Ausfluge vermocht. Eher konnte das Abenteuer, das Goethe hier erlebt und ſo liebenswürdig beſchrieben, reizen, die nähere Bekanntſchaft der ehrenwerthen Malceſinenſer zu machen und etwa ihre Hütten im neunzehnten Jahrhundert zu vergleichen mit denen, welche Goethe vor achtzig Jahren angetroffen. Am meiſten reizte der Ort ſelbſt und ſeine herrliche Lage. Als wir wenige Tage zuvor von Peſchiera mit dem Dampfer gegen Riva fuhren, lag das italieniſche Dorf mit dem bedeutenden Kaſtelle in glühender Abendſonne vor uns, die weitläufigen Gebäude, Thürme und Zinnen ſahen ſo öd und verlaſſen und doch zugleich ſo wohlerhalten aus, daß ein Beſuch ſich wohl lohnen mochte; vielleicht war der höchſte Thurm noch zu erſteigen, der eine bequeme Ueberſicht über den nördlichen Theil des Gardaſees gewähren mußte und endlich trug mein Begleiter eine Zeichenmappe bei ſich, die er wohl durch die eine oder andere Skizze zu bereichern gedachte. Die Abſicht war alſo immerhin ſo verdächtig wie bei Goethe, und wir konnten nicht eben hoffen, in ähnlichem Fall die aufgeregten Gemüther der Malceſinenſer durch eine gleiche Beredtſamkeit in der Sprache Dantes zu beſchwichtigen. Indeſſen, den müden Händen der Signorie von Venedig war ja längſt das Scepter entfallen, das ſie einſt über dieſen Gebieten geſchwungen, ſie unterhält keine Beamten mehr, welche unſchuldigen Künſtlern das Entwerfen einer Skizze von alten Ruinen verbieten könnten. So hatten wir uns denn am Abend vorher zu dem Ausflug entſchloſſen, mit dem Vorſatz, wenn uns ein ganzer Tag für Malceſine des Guten zu viel werden ſollte, auf einer Barke uns nach Riva zurückrudern zu laſſen, anſtatt auf das am Abend rückkehrende Dampfboot zu warten.

Im Hafen war wenig Leben. Ruhig lagen einige Boote der öſterreichiſchen Marine da; der Verkehr des übrigens wohlgebauten Hafens ſcheint auf die nothwendigſten Bedürfniſſe beſchränkt zu ſeyn. Der Eindruck der Stille, der uns auf der Fahrt begleitet, ward auch nicht verwiſcht, als wir die Gaſſen des Dorfs hinanſtiegen. Verwundert ſchaute uns da und dort ein gebräuntes Geſicht nach; es war offenbar ein Ereigniß, Fremde hier zu ſehen, die wohl eben aus dieſem Grunde unbeläſtigt von der ſonſt obligaten Bettlerſchaar blieben. Nur ein altes Weib war ſo freundlich, nicht von unſern Ferſen zu weichen, trotzdem wir ihr betheuerten, daß uns der Weg nach dem Caſtelle vollkommen bekannt ſey. Grau und unanſehnlich ſtanden die Häuſer in den engen Gaſſen, doch fehlte es nicht an freien Plätzen, und wo der Raum es erlaubte, waren über den Thüren Baldachine von Rebenpflanzungen angebracht, ein freundlicher Anblick.

Bald war das Caſtell erreicht, das nun erſt in ſeiner großen weitläufigen Anlage vor uns ſtand. Urſprünglich von Karl dem Großen angelegt, gehört es in ſeiner jetzigen Geſtalt offenbar der Zeit der Scaliger an, welchen im vierzehnten Jahrhundert das geſammte Ufer des Gardaſees gehorchte, und welchen auch die Caſtelle von Salo, von Sermioni, von Laziſe und der Wartthurm von Riva ihr Daſeyn verdanken. Aber kaum hatten wir begonnen uns in dem Gewirr von Mauern und Zinnen etwas zu orientiren, als ein höchſt unerwarteter Anblick unſer Auge traf. Vor dem Thor ging eine öſterreichiſche Schildwache auf und ab. Wir rieben uns die Augen, aber die weiße Jacke und die blauen Pantalons erlaubten keinen Zweifel. So war alſo das Caſtell doch noch zu Vertheidigungszwecken benützt; Oeſterreich hat die Herrſchaft der Lagunenſtadt auch auf dieſem einſamen Poſten abgelöst, und ſo ſtand meinem zeichnenden Freunde vielleicht doch eine ähnliche Ueberraſchung bevor, wie ſie Goethe erfahren.

Die Gewißheit, daß das Caſtell bewohnt, vielleicht Sitz einer Garniſon ſey, war natürlich kein Grund, wieder umzukehren. Zunächſt entſpann ſich nun eine Parlamentärverhandlung eigener Art. Wir redeten die Schildwache an, erſt auf italieniſch, und baten um die Erlaubniß, das Caſtell zu ſehen. Keine Antwort. Wir wiederholten unſere Bitte auf deutſch. Wieder keine Antwort. Stumm und bewegungslos ſtand ſie vor dem ungeheuren hölzernen Portal, als gehöre ſie naturwüchſig an dieſe Stelle. Jetzt war freilich unſere Kenntniß der kaiſerlich öſterreichiſchen Landesſprachen erſchöpft, aber es kam uns nun die Beharrlichkeit jenes Weibes zu ſtatten, das uns noch nicht verlaſſen hatte. Obwohl uns die Mundart der Damen in Malceſine äußerſt fremdartig däuchte, gelang es uns doch nach angeſtrengten Verſuchen gegenſeitigen Verſtändniſſes endlich ſo viel als Inhalt ihrer Worte unzweifelhaft herauszuſtellen, daß wir auf einen Offizier zu warten hätten, der wohl bald erſcheinen würde, und daß die Schildwache ſchwerlich Widerſpruch erheben würde, wenn wir inzwiſchen in den innern Hof treten wollten. Dieſen Wink ließen wir uns nicht zweimal geben, und auf unſere Pantomime, die ihm verſtändlicher ſchien, als unſere Worte, eröffnete der ſtumme Wachpoſten ein Stück der rieſigen Thüre, die ſich wieder ſchloß, als wir im innern Raum waren. Noch immer umfing uns die tiefſte Stille, faſt ſchien es wieder zweifelhaft, ob ein lebendiges Weſen in dieſen Räumen wohne, und wir konnten uns ganz dem Genuß der prächtigen

Digitized by Google

Landſchaft überlaſſen, über welche jetzt die Maiſonne ihr volles Licht ausgoß.

Ein erhöhter Punkt in einer Ecke des Hofes war ein trefflicher Standort, um ſowohl das Caſtell ſelbſt, deſſen Eingang wir uns gegenüber befanden, als das unten liegende Dorf und den See mit ſeinem Kranz von Bergen zu überblicken, und mein Begleiter ſäumte nicht, ſein Skizzenbuch hervorzuziehen, um die herrlichen Linien, die ſich dem Auge darboten, feſtzuhalten.

Nicht lange, ſo erſchien der erwartete Offizier. Er mußte bereits von der Ankunft Fremder unterrichtet ſeyn und eilte, uns freundlich begrüßend, die Anhöhe herauf. Gottlob grüßte er in deutſcher Sprache, und die erſten Worte bezeugten jene zuvorkommende fröhliche Gutmüthigkeit, wie ſie wohl nur bei dieſer Armee zu finden iſt. Bald war das Geſpräch im beſten Gange. Einen Augenblick ſchien er wohl befremdet, daß ſich ein Zeichner in der nächſten Nähe des Caſtells poſtirt hatte; als aber ein flüchtiger Blick ihn von dem harmloſen Charakter des Skizzenbuchs überzeugte, lachte er, und es war nicht weiter davon die Rede. Dafür machten wir unſererſeits kein Hehl daraus, wie erwünſcht uns das Zuſammentreffen war. Denn während wir nun der Sorge, wie wir in dem einſamen Ort den Tag verbringen ſollten, uns ledig wußten, war nicht zu verkennen, daß der liebenswürdige Cicerone, der ſich uns anbot, ſeinerſeits herzlich froh war, die Einſamkeit ſeines Aufenthalts auf einige Stunden unterbrochen zu ſehen. Und fürwahr, was für eine Einſamkeit! Er, der einzige Deutſche in dem italieniſchen Dorf, mit einer Hand voll ungariſcher Soldaten! Jetzt nahm es uns nicht mehr Wunder, daß jener Wachpoſten auch nicht einmal einen Verſuch gemacht hatte, uns verſtändlich zu werden. Die Einſamkeit war alſo ſo vollſtändig als möglich; nur ſeinem Bedienten hatte er einiges Verſtändniß des Deutſchen beigebracht, wie er ſelber das nöthige Ungariſch gelernt hatte. Ich geſtand, daß das Völkergemiſch in der öſterreichiſchen Monarchie eigenthümlich romantiſche Situationen herbeiführen könne. „Und wie lange," fuhr ich fort, „wird ihr Aufenthalt hier dauern?"

„Erſt ſeit acht Tagen bin ich hier und in drei Wochen wird mein Detachement wieder abgelöst werden. Die Götter wiſſen, wohin ich dann verſendet werde, vielleicht an die Klauſe jenſeits des Baldo, wo ich im vorigen Sommer gleichfalls in ſolcher Einſiedelei köſtliche Wochen zugebracht, oder in irgend ein Vorwerk von Peschiera, wofern unſer ganzes Regiment nicht bald eine andere Beſtimmung erhält, vielleicht nach Vicenza oder Padua."

Wir hatten uns inzwiſchen dem Portal des Hauptgebäudes genähert. Ein paar rieſige Schlüſſel in der Hand, ſchritt unſer rüſtiger Führer voraus; denn zunächſt galt es den Thurm zu beſteigen, der in beträchtlicher Höhe über dem Hauptgebäude aufſtieg, von denſelben gabelförmigen Zinnen bekrönt, wie ſämmtliche Theile des Caſtells. Die erſte Treppe führte uns in einen großen Saal, angefüllt mit Söhnen der ungariſchen Puſzta, die eben noch nicht lange vom Lager aufgeſtanden zu ſeyn ſchienen und zum Theil noch in den Anfängen der Toilette ſteckten. Die Bewegung, welche unter dieſen Umſtänden der plötzliche Eintritt der Fremden verurſachte, mochte an die badenden Soldaten des Michel Angelo erinnern, die ſich plötzlich vom Feind überfallen ſchienen. Daſſelbe Bild wiederholte ſich noch einmal eine Treppe höher. Dann folgte eine Plattform, von wo aus erſt die Thüre in den eigentlichen ſechseckigen Thurm führte. Das Knarren der Schlöſſer verrieth, daß der Thurm weder von neugierigen Fremden, noch durch Recognoscirungen nach dem Feind allzuhäufig in Anſpruch genommen wurde. Doch war die Treppe bequem und in gutem Zuſtand.

(Schluß folgt.)

Die engliſchen Volksſpiele.

(Schluß.)

Schon während des zwölften Jahrhunderts, unter Heinrichs II. Regierung, beſtand in England die Sitte, Bären, Eber, Stiere, Dachſe, Pferde und Eſel zum Vergnügen des Volks mit Hunden zu hetzen und theils Hunde, theils Hähne zum Kampfe unter einander abzurichten. Aehnliche Spiele waren, wie bekannt, in eifrigem Gebrauch unter den Völkern des Alterthums. Auch die menſchlich geſinnten Hellenen, die idealen Wettkämpfer von Olympia, fanden Gefallen an Hahnenkämpfen, und in den engliſchen wie in den ſpaniſchen und franzöſiſchen Thiergefechten des Mittelalters (bei den letztgenanntern Völkern beſtehen die Arenenkämpfe, trotz aller Fortſchritte der modernen Civiliſation, trotz des Bannfluchs der neueren Socialphiloſophen, bis auf die jüngſte Gegenwart fort) iſt es unmöglich, das Abbild jener circenſiſchen Spiele der Römer zu verkennen, deren Anblick das Volk der Kaiſerzeit mehr als alle andern Feſtlichkeiten ergötzte. Vollkommen im Einklang mit dem kampfluſtigen Sinne, mit den rauhen Sitten der mittelalterlichen Jahrhunderte, mußten dieſe Kämpfe ſich um ſo mehr des Beifalls aller Klaſſen erfreuen, als ſie der von den Freuden der Jagd ausgeſchloſſenen Maſſe nach jener Seite einen willkommenen Erſatz boten. Wenige der großen Feſttage des merry England gingen daher ohne Thierhetzen oder Thierkämpfe vorüber. In wenigen der kleineren Ortſchaften fehlte es an den auf offenem Marktplatz errichteten Anbindepfählen, den Mittelpunkten, um welche die Thierhetze ſich drehte. Wenige unter den größeren Städten endlich entbehrten eines amphitheatraliſchen Lokals, nach dem Muſter der Römerzeit, innerhalb deſſen die ſchauluſtige Menge ſich ſammelte.

Was zunächſt die Praxis der Hahnenkämpfe angeht, ſo wurden dieſe vorübergehend ſchon bei Gelegenheit der Vergnügungen des Faſtnachtstages, als ein Lieblingsſpiel der Londoner Schuljugend zu Heinrichs II. Zeit, hervorgehoben. Sie traten in die Reihe der faſhionabeln Spiele ſeit Eduard III. Unter den ſpätern Königen bewieſen ſodann vor allen Heinrich VIII. und Jakob I. ſich als eifrige Protektoren der Cockpits genannten Arena der Hahnenkämpfe. Heinrich VIII. errichtete ein königliches Cockpit in Whitehall Palace; von Jakob I. wird ausdrücklich erzählt, daß er regelmäßig zweimal wöchentlich dem Lokal der königlichen Kampfhähne einen Beſuch abſtattete. Ein von den Königen begünſtigtes Spiel fand ſelbſtverſtändlich zahlreiche Gönner auch unter der Ariſtokratie und landbeſitzenden Gentry, und man darf annehmen, daß während des genannten Zeitraums, im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert, der Beſitz von Kampfhähnen, eben ſo wie der von Hunden und Pferden, von einem faſhionabeln ariſtokratiſchen Haushalt unzertrennlich war. Cockpits für das größere Londoner Publikum befanden ſich in Drury Lane, in Jemie Street und Schoelane. Uebrigens war es, wie bei allen ähnlichen Spielen, nicht das dramatiſche Intereſſe am Verlaufe des Kampfes allein, welches die Zuſchauer feſſelte. Der Hahnenkampf, wie das Wettlaufen und Pferderennen, war zugleich eine Form des Hazardſpiels, von deſſen Ausgang nicht ſelten Gewinn oder Verluſt beträchtlicher Summen abhing. In der äußern Anordnung des Kampfes gab es mancherlei Abſtufungen. Bald nahm das Gefecht die Form eines Duells an, in dem Hahn gegen Hahn focht; bald ſtanden zwei feindliche Parteien von je zwei bis zu je ſechzehn Kampfhähnen einander gegenüber und der Streit wurde zu gleichen Theilen fortgeſetzt und erneuert, bis der letzte überlebende Sieger das leichenvolle Schlachtfeld behauptete. Nach Jakob I. hören wir von keinem König als ausdrücklichem Protektor des unmenſchlichen Spiels; aber die Praxis dauerte das ſiebzehnte und achtzehnte Jahrhundert hindurch fort, und es iſt eine charakteriſtiſche Thatſache in der Geſchichte ſocialer Bildung und Sitte, daß erſt zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts der Einfluß der öffentlichen Meinung den Verfall der Hahnenkämpfe herbeiführte.

Auch die Praxis der Stierhetzen geht tief in das Mittelalter zurück; denn ſchon aus Johanns ohne Land Zeiten wird uns ein Bericht über die Entſtehung einer Stierhetze überliefert, welche ſeitdem als lokale Gewohnheit lange Jahre hindurch fortbeſtand. Im Jahr 1209, ſechs Wochen vor Weihnachten, geſchah es nämlich, daß auf einer Viehweide bei Stamford in Lincolnſhire zwei rivale Ochſen wegen einer Kuh in Streit verwickelt wurden. Eines der kämpfenden Thiere war, ſo ſcheint es, einem Metzger des Ortes entlaufen, der, von dem Vorgange in Kenntniß geſetzt, in Begleitung ſeines Hundes hinauseilte, um den Flüchtling in ſicheres Gewahrſam zurückzuführen. Inzwiſchen hatte der Streit der entbrannten Thiere ſich erhitzt. Das Brüllen der

Digitized by Google

Ochſen, das Kläffen des Hundes, das erzürnte Schelten und Fluchen des Metzgers widerhallen weit umher in der Runde und lockten eine Schaar neugierieger Zuſchauer und laut kläffender Doggen auf den Kampfplatz. Mittelſt dieſer unerwarteten Hülfe gelang es endlich dem Metzger, die wüthenden Streiter zu trennen. Die Viehheerde zerſtreute ſich nach allen Seiten und unter donnerndem Schreien, Rufen und Gekläff jagte die buntgemiſchte Schaar von Menſchen und Hunden, einer den andern überſtürzend, den wuthſchnaubenden Ochſen vor ſich her in die Stadt zurück. Nun lag unweit Stamford, Stadt und Wieſe überſchauend, eine Grafenburg, und der edle Herr, Wilhelm Earl of Warren, hatte aus einem Fenſter ſeines Schloſſes dem Verlaufe des Schauſpiels zugeſehen. Was er geſehen, hatte dem edeln Grafen, der jovialer Natur war, eine überaus heitere Stunde bereitet; ja ſo tief hatte in der That die improviſirte Thierhetze ſich ſeiner Seele eingeprägt, daß er das Andenken des Tages dauernd feſtzuhalten und durch eine ſpecielle Stiftung zum Genuß der Mit- und Nachwelt von Jahr zu Jahr zu erneuern beſchloß. Er beſchied zu dieſem Zwecke die Metzgerſchaft von Stamford zu ſich, erklärte ſeine Abſichten und übermachte der Zunft den freien Beſitz der vorerwähnten Viehwieſe, unter der Bedingung, daß ſie alljährlich einen Stier zu ſtellen habe, welcher zum Andenken des Tages in derſelben Weiſe in die Stadt zurückgehetzt werden ſolle, wie ſolches zuerſt im Jahr 1209, ſechs Wochen vor Weihnachten, ſtattgefunden. Die Metzgerzunft nahm dieſen Vorſchlag mit Freuden an, und bis in's ſiebzehnte Jahrhundert hinein wurde ſeitdem die Streithetze in Stamford als Volksfeſt gefeiert. Selbſt Herren und Damen von Rang zogen (ſo berichtet der lokale Chroniſt) mit der Maſſe des Volks auf die Metzgerwieſe hinaus und nahmen zu Fuß und zu Pferd an der Hetze des Thieres Antheil.

Eine nicht minder merkwürdige Stierhetze verdankte 170 Jahre ſpäter dem Lord des Patrimoniums von Tutbury, in Staffordſhire, John Gaunt, Herzog von Lancaſter, ihre Entſtehung. Wir müſſen hier zum beſſern Verſtändniß über die engliſchen Minſtrels und deren ſociale Bedeutung während des Mittelalters einige Worte vorausſchicken. — Es war ein charakteriſtiſcher Zug des europäiſchen Mittelalters, daß allerorten neben den Kämpfen der Waffen die Spiele der Muſik, des Geſanges und der Dichtkunſt eine ehrenvolle Stelle behaupteten, daß nicht ſelten der ſtählerne Krieger ſelbſt Lanze und Schwert ablegte, um zur Begleitung der Laute Lieder der Liebe, Klänge heiterer Geſelligkeit anzuſtimmen. Für ehrenvoll wenigſtens galt das Amt der Sänger, der franzöſiſchen Troubadours, der deutſchen Minnedichter, der engliſchen Minſtrels in den frühen Zeiten des Mittelalters. Von Königen und Fürſten hochgehalten, durften ſie an keinem Hoflager fehlen, und gering war die Zahl der Burgen, an deren Thoren der fahrende Dichter gaſtlichen Willkomm vermißte. Aber der ſchönen Epoche poetiſcher Blüthe folgte im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts eine Zeit der Licenz und Entartung. Der Zeitgeiſt begann damals die neue Bahn der Entwicklung einzuſchlagen, welche den Ideen der mittelalterlichen Romantik zuwiderlief, und der Proceß des Verfalls mußte ſich naturgemäß vor Allem an der Klaſſe der Geſellſchaft zerſtörend äußern, in deren Reihen jene Ideen hervorragende ideale Vertreter gefunden hatten.

Die zarten Sänger der Liebe verſchwanden; wie die Troubadours in Jongleurs, arteten die Minſtrels theils in jugglers, Hofnarren, Spaßmacher und Charlatane, theils in fahrende Muſikanten aus. Wenn der Name Minſtrel nach wie vor gebräuchlich blieb, ſo ging in dem Charakter ſeiner Träger eine weſentliche Umwandlung vor. Statt wie früher fahrende Dichter als werthe Gäſte ehrenvoll zu empfangen, hielten jetzt König und Adel Jugglers und Muſikanten als Untergebene in ihrem Solde, während die letzten Minſtrels von altem Schlage, den Wechſel der Zeiten beklagend, in der unwegſamen Oede der walliſiſchen und ſchottiſchen Gebirge verſchollen. Hatten vormals die Dichter in Spielen der muſiſchen Kunſt gewetteifert und den von ſchöner Hand geflochtenen Kranz, das Symbol des Ruhmes, als höchſten Siegespreis empfangen, ſo ſank nun, abgeſehen von den Hofmuſikanten der Könige und des Adels, das Minſtrelthum mehr und mehr zu einem bürgerlichen Gewerbe herab, einem handwerksmäßigen Geſchäft, ohne künſtleriſche und poetiſche Anſprüche. Es bildeten ſich neben den andern Gilden der Städte Gilden von Minſtrels, d. h. ſtädtiſche Muſikanten, denen nach Zunftgebrauch beſtimmte Privilegien verliehen wurden, die bei Kirchmeſſen und Kirchenfeſten aufſpielten und das herbeiſtrömende Publikum in Geſellſchaft der vollkommen marktſchreieriſch umherziehenden Jugglers ergötzten.

Im ſechzehnten Jahrhundert hatte die Zahl dieſer letzteren ſo überhand genommen und ſo völlig war der urſprüngliche Charakter des Minſtrelthums durch eine vagabundirende Zigeunerwirthſchaft verwiſcht worden, daß Seitens der Regierung wiederholt Maßregeln ergriffen wurden, dem Unweſen zu ſteuern. Schon Heinrich VIII. ſchaffte das Amt des königlichen Jugglers ab. Eliſabeth aber erließ ein Edikt „gegen Spitzbuben, Vagabunden, Jugglers, Hauſirer und Minſtrels," welches dem umherziehenden Minſtrel-

Digitized by Google

und Jugglerweſen eine Wunde ſchlug, von der es ſich nie erholte. Auch ſpäter gab es in England noch wandernde Muſikanten, Geiger und Balladenſänger, und noch im ſiebzehnten Jahrhundert, zu Cromwells Zeit, belegte das Publikum der Wirthshäuſer und Marktplätze dieſe ſtets gern geſehenen Gäſte mit dem alten Namen Minſtrels. Doch in ungleich höherem Grade war ſeitdem der Charakter des Minſtrelthums auf die Compagnien der ſtädtiſchen Muſikanten beſchränkt, welche mittelſt ihrer verbrieften Rechte und Privilegien den vagabundirenden Standesgenoſſen als privilegirte Klaſſe gegenüber ſtanden.

Eine ſolche Compagnie von Minſtrels nun beſtand ſchon im vierzehnten Jahrhundert in der Stadt Tutbury in Staffordſhire. Es gehörte zu dem Geſchäfte derſelben, am Himmelfahrtstage in der Abtei von Tutbury Muſik zu machen, wofür der Prior ſie mit einem Mittagsmahl bewirthete und obendrein nach dem Mahl mit einem Stier beſchenkte, den ſie vor ſich her in die Stadt zurücktrieben. Was die unmittelbare Beziehung des Himmelfahrtsfeſtes zu einem ſo auffallenden Gebrauch ſeyn mochte, wie es kam, daß nicht die Minſtrels der Abtei, ſondern die Abtei den Minſtrels die gehörnte Abgabe entrichtete, wird nicht gemeldet. Wahrſcheinlich jedoch geſchah es auf Veranlaſſung des vorerwähnten John Gaunt, Herzogs von Lancaſter und Lords des Patrimoniums von Tutbury, von dem wir erfahren, daß er die Compagnie der Minſtrels mit zahlreichen Privilegien ausſtattete. Das Vergnügen der bei dieſer Gelegenheit vorkommenden Stierhetze fand ohne Frage unter dem Volke von Tutbury lebhaften Anklang; denn als in ſpäterer Zeit das Patrimonium in den Beſitz des Herzogs von Devonſhire gelangte und die Abtei in Folge der Reformation ſeculariſirt wurde, übernahm der neue Grundherr bereitwillig die Verpflichtungen des Priors, indem er fortfuhr, die Compagnie der Minſtrels am Himmelfahrtstage zu bewirthen und mit dem hergebrachten Ochſen zu beſchenken. Nach einem ausführlichen Bericht aus dem ſiebzehnten Jahrhundert ſcheint es ſogar, daß das Programm der Stierhetze, mit Rückſicht auf die Dauer und Mannigfaltigkeit des Vergnügens, von dem neuen Grundherrn mehrfachen Modifikationen unterworfen wurde. Nach Beendigung des Mittagsmahls nämlich begaben ſich, dieſen Anordnungen gemäß, die Minſtrels nach einem Heuboden in der Nähe der Stadt und erwarteten die Ankunft des Ochſen. Dieſer nun war inzwiſchen für die Hetze zugerichtet. Mit abgeſägten Hörnern, mit geſtutzten Ohren und Schwanz, über und über mit Seife abgerieben und eine Doſe beizenden gepulverten Pfeffers in der Naſe, erſchien er, ſeiner Bande ledig, raſend vor Wuth, auf dem Schauplatz. Um Unfälle zu verhüten, forderte der Hausmeiſter kurz zuvor das verſammelte Volk auf, aus dem Wege zu gehen. Befand ſich das wüthende Thier dann im Freien, ſo ſtürzte die Maſſe, von den mit Stöcken und Stricken bewaffneten Minſtrels geführt, ſchreiend und tobend ihm nach. Das fernere Schickſal des Stieres war an beſtimmte Grenzen der Zeit und des Ortes geknüpft. Gelang es den Minſtrels nicht, ihn vor Sonnenuntergang zu fangen, oder entkam er über den Fluß nach Derbyſhire, ſo fiel er an den Herzog zurück. Im entgegengeſetzten Fall fiel er als rechtmäßige Beute an die Minſtrels, die ihn im Triumph nach Tutbury führten, wo er an dem Anbindepfahl in der Hauptſtraße mit Hunden zu Tode gehetzt wurde. Dieſe Dinge ereigneten ſich Jahrhunderte lang alljährlich am Himmelfahrtstage in Tutbury, und erſt im Jahr 1778 wurde der Fortdauer dieſer ſchönen Sitte der guten alten Zeit ein Ende gemacht.

Während ſo Thierhetzen, bald im Zuſammenhang mit alten lokalen Gewohnheiten, bald von dieſen unabhängig, in ganz England das Volk ergötzten, zeichnete London ſich durch den Beſitz von Bärengärten aus, öffentlicher Vergnügungsorte, in denen neben allen Arten von Thierhetzen, auch gymnaſtiſche Fecht- und Ringſpiele das ganze Jahr hindurch zur Aufführung gelangten. Natürlicherweiſe erregte das Erſcheinen „Brauns“ das Intereſſe des Volks in höherem Grade als die familiären Geſtalten von Ochſen, Pferden, Eſeln und Hunden. Ihm, in dem Kraft, Unbehülflichkeit und Wildheit der Natur ſich zu einer komiſchen Charakterfigur vereinigen, fiel daher die Ehre zu, den erwähnten Lokalen den Namen zu geben, und urſprünglich mochte Petz in den Bärengärten mit Ausſchluß aller andern Thiere und Menſchen als Hauptacteur agiren und herrſchen. Seit dem ſechzehnten Jahrhundert, wo die Bärengärten unter den faſhionabeln Vergnügungsarten in erſter Reihe ſtanden, war es dagegen ohne Zweifel mit ſeiner Alleinherrſchaft vorbei. Eber, Ochſen, Pferde, Eſel, Gladiatoren machten ihm als Kämpfer in der Arena den Rang ſtreitig. Die berühmteſten öffentlichen Bärengärten jener Epoche befanden ſich in dem Southwark genannten Theil Londons, am ſüdlichen Themſeufer, in der Nähe des gegenwärtig Lambeth Palace, die Londoner Reſidenz des Erzbiſchofs von Canterbury umgebenden Parks, der Weſtminſterabtei gegenüber. Das dort befindliche Lokal führte den Namen Paris Gardens und enthielt (ein Beweis für die Lebhaftigkeit des Zudrangs Seitens des Londoner Volks) zwei Bärengärten in einer und derſelben Umzäunung.

Digitized by Google

Wem dieſe Anſtalten ihre Entſtehung verdankten, in welcher Weiſe ſie verwaltet wurden, iſt ungewiß. In Ermanglung ſolcher Kunde werfen uns indeſſen Details über das zu entrichtende Eintrittsgeld ein charakteriſtiſches Streiflicht auf die äußere Anordnung des Schauſpiels. Das vergnügungsluſtige Publikum hatte hienach zu zahlen: erſtlich einen Penny am Thore, ſodann einen zweiten Penny am Eingange zu dem Gerüſte und endlich, nach Erſteigung des letzteren, einen dritten Penny für die Erlaubniß, ungeſtört auf dem bezahlten Platze ſtehen zu dürfen. Der letzteren Beſtimmung zufolge ſcheint es daher, daß der reſpektable Theil der Zuſchauer von einem durch Gewohnheitsrecht autoriſirten Pöbel einer Art fauſtrechtlicher Abgabe unterworfen wurde, daß ein ruhiger Stehplatz für das große Publikum das höchſte Maaß der Bequemlichkeit erfüllte. Fanden nun auch für ariſtokratiſche Beſuche ohne Zweifel ſpecielle Anordnungen ſtatt, ſo bildete doch das roh aufgezimmerte Stehgerüſt immer die Hauptmaſſe des Amphitheaters und unſchwer füllt die Phantaſie ſich das Innere mit einer entſprechenden Arena aus. Waren doch die Lokale für dramatiſche Vorſtellungen noch zu der Zeit, wo Shakeſpeare blühte, in nicht viel beſſerem, marktbudenartigem Zuſtand.

Mit größerem Pomp mögen die königlichen Bärengärten ausgeſtattet geweſen ſeyn; denn daß ſolche (eben ſo wie königliche Privattheater) neben den öffentlichen Anſtalten exiſtirten, ſo lange Thierhetzen als ein faſhionables Amüſement galten, iſt nicht zu bezweifeln. Ohne Thierhetzen und Bärengärten betrachtete man zu jenen Zeiten offenbar die königliche Hofhaltung als unvollſtändig. Mit einer gewiſſen Vorliebe ſogar werden ſie bei feſtlichen Gelegenheiten hervorgehoben und das zarte Geſchlecht gab dem ſtärkeren in eifriger Schauluſt wenig nach. So hören wir, daß um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, als die nachmalige Königin Eliſabeth in halber Gefangenſchaft und Verbannung in Hatfield Houſe wohnte, dieſe eines Tags Beſuch erhielt von ihrer Schweſter, der „blutigen Maria," worauf, zur Beluſtigung der königlichen Frauen, ſofort eine große Bärenhetze abgehalten wurde, „und," fügt der Berichterſtatter hinzu, „Ihre Hoheiten waren ſehr davon befriedigt." Was der verbannten Prinzeſſin gefiel, erfreute ſich ſpäter des Schutzes der mächtigen Königin. Als Eliſabeth während ihrer Krönungsfeſtlichkeiten ein glänzendes Bankett zu Ehren des franzöſiſchen Geſandten veranſtaltete, begab man ſich, ſo wird erzählt, unmittelbar aus der Bankethalle in den Bärengarten, wo eine pomphafte Bären- und Stierhetze die hohe Geſellſchaft ergötzte. Tags darauf gingen die Geſandten (das zur Feier der Krönung anweſende diplomatiſche Corps) zu Waſſer nach Paris Gardens, um einer Thierhetze in Gegenwart des großen Publikums beizuwohnen. Auch an Sonntag Nachmittagen waren während der erſten Hälfte von Eliſabeths Regierung die Darſtellungen der Bärengärten geſtattet. Erſt im Jahre 1583, nachdem eines Sonntags, während einer Bären- und Stierhetze in Paris Gardens, das Theater eingeſtürzt und viele Zuſchauer waren getödtet worden (ein Ereigniß, welches die puritaniſchen Zeloten als Gottesurtheil darzuſtellen und auszubeuten wußten), erſchien ein Edikt gegen die Fortſetzung von Thierhetzen an Sonn- und Feiertagen. Alle gymnaſtiſchen Spiele blieben dagegen von dieſem Verbot ausgenommen und fanden, eben ſo wie die Maiſpiele, nach wie vor an Sonntagen ſtatt bis zur Revolution.

Mit den Vergnügungen der Bärengärten unterhielt Eliſabeth zwei Jahre ſpäter auch den däniſchen Geſandten in Greenwich und noch 1682 gab Karl II. den Geſandten von Marocco eine Pferdehetze zum Beſten. Dieſe letztere fand vor einem privilegirten Publikum in Sr. Majeſtät Bärengarten bei Bankſide in der City ſtatt. Zutritt ſollten alle die vom Adel haben, welche Willens waren, den Eintrittspreis zu bezahlen. Das zu hetzende Pferd war aber wegen ſeiner Wildheit und Unbändigkeit berüchtigt, und um das Intereſſe des Spiels zu erhöhen, wurde öffentlich angekündigt, daß dieſes unbändige Thier zu Tode gehetzt werden ſollte. Der Sitte gemäß band man die zur Hetze beſtimmten Thiere mit Ketten an den Inmitten der Arena befindlichen Anbindepfahl, indem man Sorge trug, den Gefeſſelten einen genügenden Spielraum zu geſtatten zur Abwehr ihrer Gegner. War dieß geſchehen, ſo ließ man die ungeduldig harrenden Bulldogs zum Kampfe los. In dem letzterwähnten Falle nun ereignete es ſich, daß die wüthenden Hunde dem verzweifelten Widerſtande des dem Tode geweihten Pferdes nicht gewachſen waren. Einer nach dem andern fielen ſie unter den Hufſchlägen des erbitterten Gegners, bis nach dem Unterliegen des letzten die Vorſteher des Bärengartens beſchloſſen, den Entſcheidungskampf für den folgenden Tag aufzuſchieben. Gegen dieſen Beſchluß remonſtrirte jedoch auf's Heftigſte der draußen wartende Pöbel. Der Tumult ſtieg endlich zu ſolcher Höhe, daß, als die Abführung des Pferdes ruchbar wurde, die Verwegenſten unter dem Haufen Hand an die Behörden legten und anfingen das Gebäude zu demoliren. Unter dieſen Umſtänden gab man den lärmenden Forderungen des Pöbels nach, ſchaffte friſche Bulldogs herbei und ließ das Spiel von neuem beginnen. Noch einmal tödtete das tapfere Kampfpferd die angreifenden Hunde, einen nach dem andern. Allein die tobende Maſſe war unerbittlich; ſie verlangte die

Digitized by Google

Ausführung des angekündigten Programms. Da es an einer frischen Meute fehlte, streckte ein Schwertstich den Sieger an der Seite der Besiegten nieder.

Uebrigens war es nicht immer auf den Tod des gehetzten Thieres abgesehen. Besonders concentrirte das Interesse der Bärenhetzen sich mehr auf die Details und Zwischenfälle, als auf den Ausgang des Kampfes. Petz war für die Besitzer der Bärengärten ein Capital, dessen Verlust durch den Ertrag eines einzigen Schauspiels nicht wäre aufgewogen worden; er mußte lange leben und reichliche Zinsen tragen, sollte er die auf ihn verwandte Mühe und Kosten lohnen. In entscheidenden Momenten wurde daher der Wuth seiner Angreifer ein Ziel gesetzt. War er zum Kampfe mit Hunden untauglich geworden, so setzte man ihn nicht selten den Neckereien von einem halben Dutzend Leuten aus, die ihm bald von dieser, bald von jener Seite, mit Peitschenhieben beizukommen suchten. Auch geschah, was geschehen konnte, um eine zahlreiche Zuschauerschaft herbeizulocken, wenn eine Bärenhetze stattfinden sollte. Nachdem Abbildungen und Plakate das Publikum vorbereitet, kam die wirksamste Annonce in Gestalt „Brauns" selbst, der, von seinem Wärter geführt, die Hauptstraßen Londons durchzog. Auf des Bären Rücken setzte man einen Affen oder eine Meerkatze; der Wärter figurirte abwechselnd als Ausschreier und Dudelsackpfeifer; ein paar Minstrels des oben beschriebenen Schlages schritten musicirend voraus. In der Arena hatte das gequälte Thier auch Proben seiner Geschicklichkeit im Tanzen, nebst verwandten Bärenkunststücken, zum Besten zu geben, so daß er in doppeltem Sinne, als wilder Kämpfer und gelehriger Komiker, den Geschmack des Publikums befriedigte.

Außer den kämpfenden Thieren traten endlich in den Bärengärten auch kämpfende Menschen auf, nicht unähnlich den Gladiatoren des römischen Circus. Schon während des Mittelalters gab es Fechtschulen in England, und die Jongleurs werden als erfahrene Meister der Fechtkunst gerühmt. Doch war es erst der kampflustige Heinrich VIII., welcher jenen Schulen eine Organisation und gewissermaßen einen Adels- und Freibrief verlieh, indem er die Fechtmeister als Corporation constituirte, die da lehre „die edle Wissenschaft der Vertheidigung" (the noble science of defence). Um als Meister, d. h. als autorisirter Lehrer dieser „edeln Wissenschaft" in diese Corporation aufgenommen zu werden, galt es zunächst, die Uebungsschule der untersten Lehrstufe der Schüler (scholars) durchzumachen. Hatte der Schüler sich durch öffentliche Kampfproben in den Kenntnissen seines Grades als tüchtig bewiesen, so avancirte er in die Klasse der Vorsteher (provosts); aus der Klasse der Vorsteher führte darauf das siegreiche Bestehen einer neuen Kampfprobe in die Mitgliedschaft der Corporation der Meister, der zum Lehren berechtigten Vertreter der Fechtkunst.

Die öffentlichen Kampfproben nun fanden meist in den Bärengärten statt, und zwar nicht als bloßes Spiel der Geschicklichkeit, sondern theils als ernstes Gladiatorengefecht, mit scharfen Waffen, theils als Box- und Ringkampf, bei welchem letzteren die streitenden Gegner nicht minder Glieder und Leben auf's Spiel setzten. „Meister," die aus dem Gladiatorenhandwerk ihren Lebensberuf machten, erlangten, wie es scheint, schon während des siebzehnten Jahrhunderts, zweihundert Jahre vor Tom Sayers und John Heenan, als Champions der noble science of defence einen nationalen Ruf, und durchreisten, den Gefahren der See und des Climas trotzend, auch die Colonien jenseits des Oceans, um ihre Kunst im Kampfe mit fernen Rivalen zu bewähren.

Aus der Regierung der Königin Anna, wo nicht weniger als vier öffentliche Bärengärten in London bestanden, ist uns der Wortlaut der Ankündigung eines solchen Gladiatorenzweikampfes erhalten. „George Grey aus Norwich," heißt es dort, „der in den meisten Gegenden Westindiens und andern Theilen der Welt gefochten, fordert zum Kampfe mit Schwert und Dolch, mit Schild und Schwert und Säbel James Harris, Meister der edeln Wissenschaft der Vertheidigung, der hundert und zehn Kampfpreise errungen hat und seinem tapfern und kühnen Gegner sich stellen wird, indem er scharfe Schwerter verlangt und von ihm keine Schonung. Vivat Regina." — Häufig, wie gesagt, fanden diese Kämpfe in den Bärengärten statt; die Gegner fochten dann in der Arena, oder auf einer theaterartigen Schaubühne. Wo der Bärengarten fehlte, erfolgte der Kampf auf freiem Felde, innerhalb des sogenannten prize-ring, einer durch eingerammte Pfähte und Stricke hergestellten Umzäunung, welche die Zuschauer von den Kämpfenden trennte. Wie bei den Thierhetzen, so war auch bei diesen Gladiatorenkämpfen, neben der unbändigen Masse, das weibliche Geschlecht der höhern wie der niedern Stände unter den Zuschauern vertreten. Daß auf die Chancen des Kampfes gewettet wurde (ein Thema, von dem wir später ausführlich werden zu reden haben), darf man nicht bezweifeln, wenn es erlaubt ist, von der systematischen Ausbildung der modernen englischen Wettkunst im Zusammenhang mit den nationalen Spielen auf eine lange praktische Vorübung zurückzuschließen, oder wenn man den wettenden, wagenden Sinn des Volkes in Betracht zieht,

Digitized by Google

deſſen energiſche Lebensäußerung beiden Gewohnheiten zu Grunde lag.

Wir haben hiemit die bunte Welt der Spiele und Vergnügungen des merry Old England durchwandert. Sie erfüllten, mit Ausnahme einiger Zweige, die früher abſtarben, das engliſche Volksleben bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. In der zweiten Hälfte deſſelben Jahrhunderts bereitete ſich in England, langſam, aber ſicher, ein entſchiedener Umſchwung der Sitten und des Geſchmacks vor, ein Umſchwung, welcher den Anbruch einer neuen Epoche verkündete. Während die Naturkraft des Volkes, die angelſächſiſche Neigung für männliche Uebungen, für gymnaſtiſche Spiele und Feſte in unverminderter Fülle fortdauerte, während der inſularen Abgeſchloſſenheit ſeiner hiſtoriſchen Traditionen noch verhältnißmäßig geringe Einflüſſe von außen entgegen wirkten, begann mit der feſteren Begründung politiſcher Freiheit, mit der Ausbreitung nationaler Herrſchaft, mit dem wachſenden Sinn rationaliſtiſcher Denkweiſe und geſelliger Verfeinerung, der ſtill wirkende Zeitgeiſt manche Sitten und Gewohnheiten der Vergangenheit in den Hintergrund zu drängen, oder als roh und unmenſchlich zu verdammen, an denen frühere Generationen ſich mit unbefangener Luſt ergötzt hatten. In Verfall gerieth der ausgelaſſene Carneval der alten Weihnachts- und Maiſpiele, in Verfall die Barbareien der Hahnenkämpfe, der Thierhetzen und der Bärengärten. Andere Zweige der Volksſpiele, und zwar vorzugsweiſe diejenigen, welche eine kräftige gymnaſtiſche Bildung des Volks zum Zweck haben, erwachten dagegen zu neuer Blüthe, zu einem bis dahin unerreichten Glanze nationaler Entwicklung. An die Stelle der Bärengärten traten die durch muſikaliſche Aufführungen veredelten, unzweifelhaft eine höhere Culturſtufe als jene darſtellenden Beluſtigungen von Vauxhall und Ranelagh, und in neueſter Zeit jene, von keinem Volke zuvor erreichte vollendetſte Geſtalt aller populären Bildungsinſtitute, der Kryſtallpalaſt.

Die Betrachtung dieſer Epoche bleibt dem zweiten Theile unſerer Darſtellung vorbehalten. Sie wird uns, durch Vergleichung deſſen, was war und was iſt, lehren, ob die Klagen der Anhänger des Alten gerechtfertigt ſind, ob dem Vergangenen und Veralteten der Vorzug gebührt vor dem Beſtehenden und dem Werdenden. Laſſen wir denn vorläufig dem „Alten England“ ſeinen ehrenden Beinamen. Das reifende Volksleben wie das kräftige Mannesalter äußert ſich in andern Formen des Handelns und der Sinnesweiſe, als die wilde, überſprudelnde Jugend; aber ſo lange es auf der Bahn der Bildung und des Fortſchritts wandelt, hat es den Vergleich mit jenem nimmer zu ſcheuen.

Friedrich Althaus.

Shakeſpeares Sturm.

(Fortſetzung.)

Matthias fragte Johanna leiſe, ob ſie nicht mit einander in den Garten gehen dürften. „O, gewiß!“ ſagte ſie, und beide ſtiegen hinab in den duftigen Blumengarten des alten Pfarrhauſes. Dort wandelten ſie, wie zwei junge Liebende ſchon oft und immer wieder in einem beſcheidenen Pfarrgarten auf und nieder gewandelt ſind und wandeln werden; ſie ſprachen wenig und ganz unbedeutende Sachen, aber Johanna war ſelig und Matthias in vollem Rauſche aller ſtürmiſchen Empfindungen, die ſein Herz bewegten.

„Möchteſt du jetzt nicht die Kutſche anſpannen laſſen, Mann?“ ſagte die Frau Dekanin, die fortgeſetzte Palimpſeſtunterhaltung ſtörend, da ihr der Nichte und Herrn Matthias Auf- und Niedergehen im Garten anfing bedenklich zu werden.

„Ja wohl, mein Kind.“ Und der Herr Dekan ſtieg hinab, die große Kutſche des Poſtmeiſters, der nur wenige Schritte vom Hauſe wohnte, anſpannen zu laſſen. In Zeit einer halben Stunde war dieſes umförmliche Fuhrwerk in Bewegung, die Frau Dekanin und Johanna darin, die Männer zu Fuß voran, einen näheren Fußpfad durch den Wald einſchlagend. Matthias warf manch ſehnſüchtigen Blick nach der großen Kutſche, wenn ſie hier und da, bei neuen Windungen des Weges, zu ſehen war. Aber der große Kaſten, feſt verſchloſſen, verbarg eiferſüchtig das holde Kind vor jedermanns Augen. „Wer da

Digitized by Google

drin ſitzen und neben der Frau Dekanin braten muß," ſagte Robert zu ſeinem ſehnſüchtig blickenden Freund, auf das Fuhrwerk deutend.

Oben angekommen, wurde man mit Freuden empfangen, der Tag von Jung und Alt in anmuthigſter Weiſe verbracht. Die jungen Leute hatten ihr Geſchwätz für ſich, nach deſſen Inhalt man nicht zu fragen pflegt. Die Frau Dekanin, mit ungeheurem Strickzeug, hielt ſich meiſt zu Frau von Rothenhahn, deren paſſive Freundlichkeit und gelaſſenes Weſen jedwedem genehm war. Der Dekan dagegen ſetzte Herrn Dietrichs von Soringen Geduld mehr denn einmal durch ſeine weitſchweifigen Erzählungen und Auseinanderſetzungen auf die Probe.

Nach Tiſche ſpielte das junge Volk im Hofe Ball und Federſpiel, der Dekan und Herr Dietrich mit ihnen. Es war allerliebſt anzuſehen, wie ſich alle in Luſt und Freude hin und her bewegten, am lebendigſten Sibylle, die einmal plötzlich ihrem Oheim um den Hals fiel, weil ſie's vor lauter Vergnügen nicht anders aushalten konnte.

Matthias ſtand daneben und mußte die feine, zierliche, noch halb kindliche Geſtalt der Kleinen, das reizende Geſicht bewundern, da es hoch gefärbt, von wilden Locken umgeben, mit freudeleuchtenden Blicken am Halſe des Oheims hing. „Nach Johanna unſtreitig das reizendſte Geſchöpf, das man finden und ſehen kann!" dachte er.

Da ergriff Sibylle plötzlich ſeine Hand, denn, um alle Freuden voll zu machen, erſchienen am Thore des Hofes wandernde Muſikanten, die, ſobald ſie die Geſellſchaft erblickten, ſogleich einen Walzer aufſpielten. Nun ging es an ein Drehen, Tanzen und Lachen und wieder Tanzen; ſelbſt die Frau Dekanin legte ihr Strickzeug zur Seite und wagte hurtig mit Robert, ihrem ſchon erklärten Liebling, einen Dreher. Weil's Sonntag war, füllte ſich nach und nach der ganze Hof mit Bauern und Nachbarsleuten, die nahten, zu ſchauen was die Schloßherrſchaft trieb.

„Laß ſie alle tanzen, Oheim," bat Sibylle. Der Oheim, der dem Kinde nichts abſchlagen konnte, ſah ihr liebevoll in die Augen und hieß alle Welt tanzen, was man ſich nicht zweimal ſagen ließ. So ging das fort. Eine Spazierfahrt nach einem nahe gelegenen ſchönen Punkte beſchwichtigte die aufgeregten Geiſter der jungen Leute; doch war man Abends beim Thee im großen Thurmzimmer nachgerade müde und einigermaßen abgeſpannt.

Sibylle erſchrack nicht wenig, als der Herr Dekan ſeine Brille mit dem Foulard abwiſchte und nach einem Bande Shakeſpeare griff, der da lag. „Sollte er leſen wollen?" dachte ſie.

Aber der alte Herr blätterte im Buche hin und her und hob an, indem er ſich Herrn Dietrich zuwandte: „Was Shakeſpeares Sturm betrifft, den Sie vorhin beſprachen, kann ich doch nicht ganz Ihrer Meinung ſeyn. Wir werden dabei den Gedanken an ein beſtelltes Stück nie los. Shakeſpeare hat all ſeine Kunſt anwenden müſſen, um einen ganz dürren Stoff genießbar zu machen."

Johanna war bei Erwähnung des Sturmes roth, überroth geworden. Sibyllens kluge Augen wandten ſich verwundert zu ihr hin.

„Tiſcht uns der alte Mann all dieſe bekannten, langweiligen Dinge auf!" ſagte Matthias leiſe und ärgerlich Freund Robert in's Ohr. Herr Dietrich aber erwiederte dem Herrn Dekan: „Deſto anziehender, intereſſanter iſt es, zuzuſehen, wie die Meiſterſchaft des Dichters ſo aus gar nichts eigentlich etwas Erſtaunenswürdiges zu Stande bringt."

„Ja, ja," meinte der Herr Dekan, indem er ſeine Augenbrauen hoch in die Höhe zog, „iſt mir aber doch zu viel Wiederholung anderweitiger Charaktere darin, zu loſe Arbeit. Puck in der Sommernacht iſt viel eigenthümlicher als Ariel, Romeo und Julie ſind viel ergreifender als Miranda und Fernando —" — „Natürlich, als der Tragödie dienend," ſchaltete Robert ein. Der Dekan fuhr, ohne den Einwurf zu beachten, fort: „Und die Scene mit den Hofleuten, wie kann man die genießen? Das Erſcheinen der Harpyen, das ganze dumb show iſt, wenig geſagt, ſehr überflüſſig, deßhalb langweilig."

„Schwächen und Flüchtigkeiten des Sturmes ſind ja weltbekannt," rief Matthias ungeduldig; „trotz all dem iſt und bleibt es etwas Köſtliches auch um dieſe Shakeſpeareſche Zauberwirthſchaft, der niemand widerſtehen kann, er müßte denn aus Stein geformt ſeyn, ohne einen Funken göttlicher Poeſie in der Seele!"

„Brav, Doktor!" rief Frau von Rothenhahn und ſchaute freundlich beifällig zu dem jungen Mann hinüber. „Bravo, bravo!" wiederholte Sibylle, die doch nur halb gehört hatte, was bisher geſprochen worden. „Der Doktor iſt noch der Geſcheiteſte von Allen. Der Sturm iſt eines der ſchönſten Stücke, die der Oheim uns vorgeleſen hat. Solch prächtiges Ungeheuer wie Caliban gibt es nicht mehr, und Miranda und Fernando — man möchte es ihnen gleich nachmachen und ſich verlieben, wie ſie es gethan."

Johanna wurde von neuem roth, wagte die Augen nicht aufzuſchlagen, aber Matthias ſah dießmal nicht zu ihr hinüber, ſondern zur kleinen Schwätzerin.

„Wiſſen Sie auch," fuhr der unermüdliche Dekan, immer zum Hausherrn gewendet, fort, „daß der Sturm höchſt wahrſcheinlich nach einer altſpaniſchen Ballade entſtanden iſt, die Shakeſpeare in italieniſches Coſtüm umgeſetzt hat, weil ihm das bekannter und bequemer war? Sonſt meinte man, er habe ihn einem altengliſchen Schauſpiel oder einer altſpaniſchen Novelle nachgedichtet, beides grundfalſch. Wer die altſpaniſchen Novellen, außer Cervantes und Lope, kennt, weiß auch, daß Shakeſpeare damit nichts anzufangen wußte."

„Aber wiſſen Sie auch," ſagte der Hausherr, „daß wir dem Sturm eine unſerer älteſten Komödien, die ſchöne Sidea von Jakob Ayrer verdanken?" — „Ei freilich; wahrſcheinlich lernte Ayrer dieſes Stück durch engliſche Schauſpieler kennen, die damals in Deutſchland umher reisten. Aber wiſſen Sie auch" — —

„Mann," fiel die Frau Dekanin ihrem Eheherrn in die Rede, „Eins zum Andern, Eins nach dem Andern! Ich denke, wir bleiben bis morgen früh hier oben auf dem Schloſſe, wenn's in der Weiſe fortgeht mit der Unterhaltung."

„Es ſind doch ſehr intereſſante Sachen, von denen der Herr Dekan eben verhandelt," ſagte Herr von Soringen. — „Intereſſant hin und her," rief die Frau Dekanin eifrig. „Ich für mein Theil halte nicht viel von allen Komödien, die bei uns zu Hauſe nur um Weihnachten und Oſtern in heiliger Weiſe dargeſtellt werden. Ich denke, wir Menſchenkinder ſind allzuſammen unſers Herrgotts Kartenſpiel, aus dem er nach Belieben Bub, Dame, König auswirft und ſein Stücklein aufführen läßt, ohne die großen Komödiantendichter viel um Rath zu fragen."

„Herrlich, Frau Dekanin!" rief Herr Dietrich, „und ich wette, Sie könnten uns ein gut Theil ſolcher Herrgottskartenſtückchen erzählen!" — „Ob ich das könnte!" ſagte die alte Frau und ſah den jungen Hausherrn mit ihren großen Augen an. „Aber wir müſſen nach Hauſe, Mann!"

Dieſem Befehle folgte der Dekan ohne Widerrede, der Wagen wurde angeſpannt, Johanna ſuchte Hut und Mantel zuſammen. Die Predigerfamilie wurde an die große Kutſche des Poſtmeiſters geleitet. Matthias drückte Johanna beim Einſteigen leiſe die Hand. Der helle Mond zeigte ihm ihren innigen ſanften Blick. Sibylle wurde von der Frau Dekanin herzhaft abgeküßt. So trennte man ſich und im Schloß ſuchte jedermann die Ruhe, wenn ſie auch nicht jedermann ſogleich finden konnte.

Aus drei Tagen, die unſere Freunde auf Schloß S. bleiben wollten, waren acht geworden; ſie rüſteten ſich endlich wirklich zur Abreiſe. Nur Eines war Dietrich aufgefallen, daß Dr. Matthias viel weniger Zeit unten im Städtchen zubrachte, als er gedacht; und wenn er von dort herauf kam, ſchien er gereizt, entweder in übertriebener Heiterkeit ſich ergehend, oder in ſtilles Nachdenken und Hinbrüten verſunken. Er erklärte ſich dieſen Zuſtand aus dem peinlichen Gefühl, der Geliebten mit ſeinem Herzen nicht auch zugleich ſeine Hand reichen zu können.

Am Vorabend ihrer Abreiſe ſaßen die jungen Freunde bis weit in die Nacht hinein mit ihren liebenswürdigen Wirthen oben im Thurmzimmer, und es wurde ſo lebendig und klug, ſo warm und innig geredet, daß man die Zeit des Aufbruchs nicht finden konnte, bis die kränkliche Frau von Rothenhahn ſich doch zurückzog und Sibylle auch mit gehen hieß.

„Gleich Mama, gleich!" ſagte dieſe, „Herr Matthias muß mir nur noch ein Lied ſingen." Und Matthias lehnte am offenen, weiten Fenſter und fing an zu ſingen, mit ſeiner klangvollen, weichen Stimme, und wenn er aufhörte, mußte er wieder von neuem anfangen. Sibylle ſaß auch im offenen Fenſter; die Hand in die loſen Locken geſteckt, ſtützte ſie den Ellenbogen auf die Fenſterbrüſtung, ihre leuchtenden, wundervollen Augen auf Matthias gerichtet. „Einmal müſſen wir heute aber doch zur Ruhe gehen," ermahnte Dietrich, und damit mußte Sibylle aufſtehen und gute Nacht ſagen. Die drei Männer trennten ſich auch, Robert und Herr von Soringen ihr Lager aufzuſuchen; Matthias aber konnte nicht im Zimmer bleiben, er mußte hinaus in die mondhelle Nacht, innere Gluth, Verwirrung, Haſt trieben ihn umher. Er ging auf die Wieſe hinaus, die zum Walde führte.

„Unſchuld hat ſchöne Geſtalt," hörte er die Frau Dekanin ſagen, ſah ſeine Holbeinſche Madonna, ſah Johanna in ihren goldenen Haaren, wie ſie ſich zu ihm neigte in aller Huld, Sanftmuth, Demuth, die ihr und nur ihr allein ſo eigen war. Dann gaukelte Sibyllens Geſtalt vor ihm her; ſie ſprang auf ihn zu, küßte ihn, biß ihn dabei in die Lippen, der Kuß brannte, wie verzehrendes Feuer. Sie ſprang wieder eilig davon, er ihr nach und konnte ſie doch nicht erreichen. Immer weiter lief ſie in den nahen Wald, erſchien und verſchwand, wie ein neckendes Irrlicht. Immer weiter eilte er ihr nach. Endlich erſcheint Dietrich oben auf dem Vorſprunge eines Abhanges. Das ausgelaſſene, hochaufathmende kleine Geſchöpf umfängt er mit ſeinen Armen. Sibylle birgt ihren wilden Lockenkopf an ſeiner Bruſt, ſieht ſich dabei immer neckend und ſchelmiſch nach ihrem Verfolger um. Welchen Schmerz Matthias empfand, die Kleine in jenen Armen zu ſehen! Alles

Digitized by Google

Blut drang zu ſeinem Herzen, das zum Zerſpringen ſchlug, unendliche Qual durchzuckte ſeine Bruſt. Und doch konnte er ihr nicht nach, nicht zu ihr hin, ſie jenen Armen entreißen. Er ſtand wie gebannt an ſeinem Platze. Da wendet er ſich um und ſieht Johanna in weißem Gewande vom Monde beſchienen. Ihm däuchte, lichte Engel umſchwebten ihr Haupt. Sie ſchaute wehmüthig lächelnd zu ihm hinüber, dann verſchwand ſie im Nebel und Duft, der aus der Wieſe emporſtieg.

Auch das andere Gebilde war verſchwunden. Wie im Fieber warf ſich Matthias auf einen umgeſtürzten Baumſtamm nieder; ſein Kopf brannte, ſeine Pulſe ſchlugen; ob er träume, ob er wache, er wußte es nicht. Er war in jenem geſteigerten Zuſtand, dem Naturen ſeiner Art nur zu oft anheim gegeben ſind. Freiiich entſprang der Reiz, die große Anziehungskraft ſeines Weſens hauptſächlich dieſer ſtaunenswerthen Erregbarkeit und Feinfühligkeit des Geiſtes und der Seele, die bevorzugten Naturen vom Himmel ſo gerne gegönnt ſind; aber er wußte beides nicht zu beherrſchen, konnte beides nicht zu innerer Harmonie ausbilden und nirgends in ſich das Gleichgewicht auffinden, ohne das jegliches geſchaffene Weſen und Ding ein Spielball des Zufalls iſt.

Auf dem umgeſtürzten Baumſtamm lag Matthias, bis der Morgen anfing zu tagen und die herrliche Gegend um ihn her in feenhafter Dämmerung erſchien. Er ſah von dem Allen nichts, nur durchſchauerte der Thau und die Kühle, die dem Sonnenaufgang vorausgeht, ſeine Glieder. Da ſtand er auf und eilte dem Schloſſe zu, warf ſich ermattet auf ſein Lager, wo ihn ein unruhiger Schlummer bis weit in den Tag hinein gefeſſelt hielt.

Während er ſo unruhig ſchlief, hatte ſich Dietrich einen Plan für ihn erdacht. Der junge Doktor ſollte ihn auf einer Reiſe in den Orient begleiten, auf ein Jahr, während welcher Zeit ſeine philologiſchen, beſonders archäologiſchen Studien nur gewinnen konnten und er innere Klarheit, Ruhe und Beſonnenheit finden mochte, um ſein Schickſal zu ordnen, während er jetzt in innerer Haſt und Unruhe vielleicht die verkehrteſten Dinge unternehmen würde.

Kaum war Matthias angekleidet, als der Hausherr bei ihm anklopfte und den eben erdachten Plan ihm mittheilte. Der junge Doktor ſprang jubelnd auf; ſogleich aber ſetzte er ſich wieder und ſagte traurig: „Ich habe kein Geld zu ſolcher Reiſe.“

„So habe ich welches!“ rief Dietrich. „Wozu nützt mir das Geld, wenn ich einſam einherziehe, einſam genieße und ſchaue, was durch eines Freundes Auge und Herz neben mir erſt wahres Leben gewönne, mir wahren Genuß bringen würde? Glauben Sie mir, es könnte mir nichts Lieberes und Glücklicheres begegnen, als gerade Sie zum Reiſegefährten zu haben.“

Matthias fiel Dietrich um den Hals, Thränen im Auge. Er war voll Jubel, voll Ausgelaſſenheit, wußte ſeiner Freude keine Worte zu geben. Es hätte für ihn nichts Segensreicheres erfunden werden können, als gerade in dieſem Augenblick eine ſolche Reiſe.

Robert ſah ſtill verwundert zu dem Freunde auf. Wäre er an Matthias Stelle ſo entzückt geweſen, wenn er ſich von Johanna für ſo lange Zeit trennen ſollte — von der ſüßen, ſtillen Johanna, der jede Stunde, die ſie neben dem Geliebten verbringen durfte, wie ein Geſchenk des Himmels erſchien? Der junge Doktor überſah des Freundes ſtill verwunderte Blicke, er dachte und wußte nichts anderes als die Reiſe nach dem Orient, wohin ihn ſeine Kindheitsträume gelockt, wofür ſeine Jünglingsjahre geſchwärmt, die ihn vor allen Dingen jetzt von ſich ſelber erlöſen, ihm aus ſeiner innern Verworrenheit heraushelfen ſollte.

„Begleiten Sie Herrn Robert nach Graubünden und dem Teſſin,“ ſagte Dietrich; „wir finden uns dann Ende September in Mailand zuſammen. Meine Schweſter, der das wärmere Clima durchaus empfohlen iſt, führe ich mit Sibylle für den Winter nach Florenz; die beiden Frauen bleiben wohl da, bis wir von der Reiſe zurückkehren.“

Alles auf dem Schloſſe war nach dieſer Verabredung Freude, Vergnügen; nur Robert ging ſtill nachdenklich einher, hatte mit Matthias nichts zu ſprechen ging auf ſeine Thorheiten und Neckereien nicht ein.

Sibylle ſaß auf einem Tiſche in der Laube an der Terraſſe, hatte einen Berg von Feldblumen neben ſich aufgehäuft und machte einen Kranz. Matthias ſtand neben ihr und reichte ihr bald dieſe Blume, bald jenes Blatt, das ſie gerade brauchen konnte. Der Kranz war fertig und der junge Mann drückte ihn dem Mädchen in die Locken. Sie ſah allerliebſt aus. Matthias ſah ſie an. Sibylle wurde roth und wußte doch nicht warum.

„Jetzt ſollen Sie auch geputzt werden!“ rief ſie, raffte raſch Neſſeln zuſammen, die zum großen Aerger des Hausherrn an der Hecke umher ſtanden, band ſie zuſammen und legte den ſonderbaren Schmuck auf Matthias Haupt. „Wie ein bekränzter griechiſcher Jüngling ſind Sie anzuſehen, Doktor!“ rief Herr Dietrich, der hinzu trat. „Nun müſſen Sie zum Dank für den Schmuck Ihrer Geſpielin auch etwas Schönes recitiren.“

„Zum Dank für die Neſſelbekränzung?“ ſagte

Matthias lächelnd, hob aber, nachdem er ſich einige Augenblicke beſonnen hatte, ſogleich an:

„Neulich im Morgenſchimmer erſchien mir die mächtige Kypris,
Führend an niedlicher Hand den noch unmündigen Eros,
Welcher zur Erd' hinnickte; da redete alſo die Göttin:
Nimm ihn, redlicher Hirt', und lehr ihn mir ſingen, den Eros. —
Jene ſprach's und entwich. Das was ich von Hirtengeſang weiß,
Lehrt' ich Thörichter nun, als ob er's wünſchte, den Eros:
Wie die Schalmei Athenäa erfand, wie die krumme Schalmei Pan,
Wie die Kithar Apollon und Hermes die wötbende Laute.
All das lehrt' ich ihn. Er achtete nicht der Belehrung;
Selber vielmehr mit Geſang voll Zärtlichkeit lehrete jener
Mich, was Götter und Menſchen entzückt, und die Werke der Mutter.
Jetzo vergaß ich Alles, ſo viel ich den Eros gelehret;
Was mich Eros gelehrt von Zärtlichkeit, Alles behielt ich.“

Matthias ſagte die zierlichen Verſe auf die anmuthigſte Weiſe her; ſeine Augen, auf Sibylle geheftet, leuchteten eigenthümlich. Das junge Kind ſah nachdenklich vor ſich hin.

„Sehr reizend, dieſe Bion'ſche Eros-Schule!“ meinte Herr Dietrich; aber wie er ſo die beiden bekränzten Geſtalten anſah, überkam ihn plötzlich ein Gedanke, von dem er ſich nicht Rechenſchaft zu geben wußte. Matthias wunderbare Aufregung, ſein wilder Uebermuth, die Anfälle von Melancholie, in die er ſo oft verfiel — Johanna — Sibylle. „Gut, daß Alles jetzt auseinander geht!“ dachte er und der Wagen wurde gemeldet, der die beiden jungen Freunde nach der nächſten Poſtſtation zur weiteren Reiſe bringen ſollte.

Robert nahm in ſeiner gewöhnlichen ſtillen, beinahe ſteifen Manier von ſeiner Wirthin Abſchied. Matthias hatte ſeinen Neſſelkranz über den Arm geworfen, küßte Frau von Rothenhahn verbindlich die Hand und wurde von Herrn Dietrich umarmt. Vor Sibylle blieb er einige Augenblicke ſtehen.

„Mit den ſechs blauen und ſechs grauen Gänſen hat unſere Bekanntſchaft angefangen, Fräulein Sibylle, mit der Schule des Eros endet ſie.“

„Endet ſie nicht!“ rief die Kleine. „In Florenz ſehen wir uns ja wieder.“ Und damit reichte ſie Matthias die Hand und ſah ihn mit ihren glänzenden Augen an. Die Hand wurde geküßt und beide Gefährten verſchwanden unter der niedrigen Thurmthüre, die in's Schloß und von da aus an den Wagen im Hofe führte.

(Fortſetzung folgt.)

Aphorismen.

Die Tonangeber in der Converſation.

Selten haben die Converſationen, die wir mit andern geiſtreichen Menſchen pflegen, das Wohlthuende und Befriedigende einer Sonate oder einer Symphonie, in der ein Thema zu Grunde liegt, das ein jedes der Inſtrumente in ſeiner Weiſe behandelt und das unter mannigfaltigen Variationen zu einem ſchön abſchließenden und krönenden Ende aus- und durchgeführt wird. Faſt immer gleichen ſie ſehr bunt componirten Potpourris, in denen bald dieſes bald jenes Thema herbeigezogen wird, die daſſelbe eine kurze Zeit lang feſthalten, dann bald wie Schmetterlinge von einer Blume zur andern flattern. Es iſt aber eine ſehr angenehme Kunſt oder Gabe gewiſſer gewandter und taktvoller Menſchen, welche es verſtehen, die Converſation zu leiten, die verſchiedenen ſich ihr darbietenden Gegenſtände zu verknüpfen, die Uebergänge graziös und geſchickt einzuleiten und ſie in einander verſchmelzen zu laſſen. Manche, welche nichts von dieſer Gabe beſitzen, ſind gleich ungeſchickten Componiſten, die entweder viel zu lange und zum Ueberdruſſe bei einem Satze kleben bleiben, oder zu unruhig und zu ſchnell die ſchönſten Melodien fallen laſſen, die das Ungleichartigſte mit einander verbinden, und die Uebergänge zu ſchroff oder die ſchroffen Uebergänge, die auch zuweilen überraſchen und gefallen können, nicht keck und genial genug ausführen.

Reflexe und Resonnanz.

Alles in der Welt widerstrebt dem egoistischen Selbstgenusse, alles verlangt nach Mittheilung nnd Austausch. Die Strahlen der Sonne, die sich keiner Gaea vermählen, verlieren sich im dunkeln Raume. Erst wenn sie die Erde treffen, entzünden sie sich wohlthätig zu Wärme und Licht nnd reflektiren im lieblichen Spiele der Farben. Auch Töne existiren nicht ohne Resonnanz. Eben so verlangen auch nnsere Gedanken und nnsere Gefühle, wie die gesammte Natur, nach einem Echo, nach Resonnanz und Reflexen. Ein Geist, der sich nnr selbst genösse, seine Gedanken in sich erzeugte und nur für sich sie entwickelte, ist kaum denkbar, nnd noch weniger ein Herz, das mit seinen Gefühlen sich in sich selbst verschlösse nnd seinen Kummer, seine Thränen, seine Freuden in sich verzehrte.

Das Büchlein in unserer Seele.

Viele machen häufig noch neben der Bibel mit Recht auch auf das große Buch aufmerksam, welches in der Natur nnd Welt rings um nns her aufgeschlagen daliegt. Seltener ist es, daß man auch das Büchlein erkennt, öffnet nnd liest, das jeder in seinem eigenen Busen mit sich herum trägt. Und doch ist dieses Büchlein nicht weniger merkwürdig nnd nicht weniger interessant geschrieben, als die beiden andern. Es ist auch ziemlich deutlich gedruckt. Die Gedanken stehen beinahe ganz fertig darin, man braucht sie fast nur abzulesen. Es sind viele schöne und wahre Dinge darin verzeichnet; aber wir scheinen so selten die rechte Brille dazu zu haben. Und in der Regel sind die andern weit geschäftiger dabei, in dem uns gehörigen Bändchen zu blättern nnd zu lesen, als wir selber, obwohl es gerade nnr nns selber die besten und die intimsten Dinge sagen könnte. Die Welt bekommt trotz ihrer Neugier doch meistens nur den Einband und den Titel oder die Vorrede zu sehen.

Wer die heiligen Schriften nicht zur Hand hat, wer das große Buch der Natur nicht beachtet, und wer das kleine merkwürdige Bändchen im Schrein seines eigenen Herzens nicht studirt, dem fehlen die drei lehrreichsten Werke in seiner Bibliothek.

Autoritätsglaube.

Der Autoritätsglaube mag zu Zeiten überflüssig gewuchert und grassirt haben; heutzutage aber gibt es zu viele rücksichtslose Verächter nnd Spötter aller Autorität, und diese haben keinen Begriff von den Mysterien der Wissenschaften und Künste und von den Schwierigkeiten der Lösung irgend welcher menschlichen Aufgaben und Fragen.

Selbst eine solche, verhältnißmäßig geringfügige Erkenntniß, wie es z. B. die Feststellnng der zweifelhaften Jahreszahl eines historischen Faktums ist, kann zuweilen nnr das Resultat der Combinirung so complicirter und feiner Wahrnehmungen seyn, daß es dem Kenner unmöglich wird, eine erschöpfende Rechenschaft von allen den Gründen zu geben, die ihn bestimmt haben, diese oder jene Ansicht darüber anzunehmen, nnd daß er sich am Ende nicht selten in der Lage sieht zu sagen: „So ist es und nicht anders," und es dabei den Andern überlassen muß, ihm auf's Wort zu glauben.

Bei Beurtheilung aller Dinge ist ein fein ausgebildeter Sinn, ein geübter Takt und Geschmack, den man nur durch sehr vielen und intimen Umgang mit den Dingen, dnrch ein allseitiges Eindringen in alle Verhältnisse nnd Zustände, durch große, eben so breite als tiefgehende Kenntniß erlangt, die Hauptsache. Ja, in letzter Instanz kann oft nnr ein angeborener Instinkt entscheiden und das letzte Gewichtchen auf die Goldwage legen. Das ἀυτος εφα (er hat es gesagt) sollte daher noch heutzutage wie zu der Griechen Zeiten respektirt werden. In unzähligen Fällen thut man besser, die unmotivirte Ansicht eines Kenners anzunehmen, als der durch viele scheinbare Demonstrationen begründeten Meinung eines Halbkenners zu folgen.

Ja es ist zuweilen sogar rathsam, einen Kenner nicht zu viel nach seinen Gründen zu fragen, sondern seinen Ausspruch unbesehen nnd als ein Orakel anzunehmen; denn manche sind viel geschickter in klarer, sicherer Erkenntniß der Wahrheit, als in der Darstellung des Weges, auf dem sie dazu gelangt sind, und oft können sie mit dem besten Willen diese Wege nicht genau nachweisen. Unser Inquiriren wird sie daher manchmal nur verwirren und mag mitunter unsern Glauben zu nnserem eigenen Nachtheil schwächen, wenn wir wahrnehmen, daß eine richtige Ansicht schwach vertheidigt wird. Auch die Orakel der Alten durfte man über ihre Aussprüche nicht weiter quästioniren, um sie nicht zu verwirren. Wer immer die Gründe aller Gründe wissen will, dem ist nicht weiter zu helfen. Die tiefen Kenner sind sich aller dieser Dinge bewußt, haben daher auch meist etwas Einsylbiges und Apodiktisches nnd zeigen sich gewöhnlich nicht so beredt in der Vertheidigung ihrer Ansichten wie die oberflächlichen und schülerhaften.

Ein großer Gelehrter kommt sogar nicht selten in den Fall, an seine eigenen Aussprüche wie an Orakel

zu glauben und das αὐτος ἐφα darauf anzuwenden, wenn er in ſeinen früheren Werken oder unter ſeinen Papieren ein Reſultat verzeichnet findet. Er kann ſich nicht mehr aller Schleichwege erinnern, auf denen er dazu gelangt iſt. Er weiß aber, daß er ſorgfältig ſtudirt hat, und in dieſem Glauben an ſich, denkt er: ich habe es geſagt, und baut getroſt darauf weiter.

Uebrigens gibt es nicht nur unter den gelehrten Jüngern Apolls, ſondern auch unter allen Claſſen und Ständen, auch unter den Bauern und Schäfern in ihren Sphären ſolche Orakel, und mit dieſen ſollte man dann erſt recht nicht diskutiren, vielmehr nur ſie abhören oder belauſchen. Freilich muß man die Ueberzeugung gewonnen haben, daß ſie einen richtigen Griff und Takt, eine natürliche Begabung beſitzen.

„Willſt du wiſſen, was ſich ziemt," ſagt Goethe, „frage bei den Frauen an," und denke dabei: ſie haben es geſagt. Es gibt eben auf allen Wegen und Stegen des Lebens ſolche Orakel, wo man anfragen ſollte, bei dem Einen über dieſes, bei dem Andern über jenes.

Wiſſenſchaft lähmt.

Es iſt zum Erſtaunen, wie gut und geiſtreich manche Menſchen zuweilen von Dingen reden, von denen ſie außerordentlich wenig verſtehen. Ihre Unwiſſenheit, die freilich dann nur nicht mit Bornirtheit gepaart ſeyn muß, gibt ihnen eine Art Kühnheit, mit der ſie auf ganz wunderbare Weiſe das Rechte treffen. Der, welcher nur erſt primis labris etwas berührt hat, beſitzt noch eine gewiſſe friſche und jugendliche Begeiſterung in Bezug auf ſeinen Gegenſtand, und in Folge deſſen eine gewiſſe intultive Inſpiration, die der Eingeweihte allmählig eingebüßt hat. Die, welche tief in die mannigfaltigen Irrgänge des Labyrinths des Wiſſens eingedrungen ſind, ihre Vielſeitigkeit erkannt und ſie von allen Seiten zu unterſuchen geſtrebt haben, verzweifeln oft daran, daß ſie dieß Alles noch mit der Sprache, die ſo einſeitig iſt, ausdrücken können. Die große Laſt der Kenntniß lähmt ihre Energie, wie den Flug der Biene der Blumenſtaub.

Zunge und Feder müſſen manchmal etwas blindlings gebraucht werden, wie das Schwert. Wir werden ja auch meiſt um ſo ſchweigſamer und wortkarger, je tiefer wir mit unſerer Erkenntniß in eine Sache hineingekommen ſind. Zuweilen finden wir ſpäter Gelegenheit, uns über uns ſelbſt zu wundern, wie gut wir im Beginn unſerer Laufbahn das Rechte ſchon getroffen, das wir nun erſt ganz zu würdigen im Stande zu ſeyn glauben. Manche bleiben ihr ganzes Leben lang kühne, poetiſche, geiſtreiche Menſchen, die über alles wie Schmetterlinge dahin flattern, vieles wirklich gut erkennen, aber nie ſich eine Kennerſchaft der Details erwerben.

Das Publikum und die Privatangelegenheiten der Autoren.

Ein großer Herr beſuchte einſt einen Dichter; es war der göttliche Arioſto in ſeinem Häuschen zu Ferrara. Der vornehme Herr, der den Kopf voll hatte von den großartigen Schöpfungen und prächtigen Verſen des Dichters, erwartete ihn in einer gewiſſen, dieſem phantaſtiſchen Glanze entſprechenden äußern Umgebung zu finden. Hatte er ſich doch ſelbſt mit ſeinen Begleitern zu dem feierlichen Beſuche in die glänzendſten Kleider geworfen. Wie ſehr aber fühlte er ſich enttäuſcht, als er den beſcheidenen Poeten in einer höchſt anſpruchsloſen, faſt ärmlichen Behauſung antraf! Faſt ärgerlich ſtellte er den Meiſter darüber zur Rede, wie er, der ſo kümmerlich exiſtiren müſſe, es wagen konnte, von ſo wundervollen Zauberpaläſten und andern herrlichen und königlichen Dingen zu reden. Was Arioſt darauf erwiederte, weiß ich nicht. Aber gewiß iſt es, daß der edle Ritter ſo wenig befriedigt von ſeinem Beſuche bei dem vielgeprieſenen Muſenſohne von dannen zog, daß ihn hinterdrein nimmer wieder darnach verlangte, etwas mehr von Arioſtos ſchönen Werken zu leſen.

Es iſt aber eine ziemlich allgemeine und ſehr ſonderbare Schwachheit, von den Dichtern und Autoren zu verlangen, daß ſie ihren Werken ähnlich ſehen ſollen. Das große Publikum hat eine ganz außerordentliche Neugierde, vom Privatcharakter und der Lebensſtellung der Schriftſteller, deren Produkte es empfängt, etwas zu erfahren. Es iſt dabei aber, wie jener Ritter, hinterdrein nicht ſelten degoutirt, wenn es hört, daß es ein armer Gelehrter war, der die Geſchichte der Könige ſo ſchwunghaft dargeſtellt. Es verdirbt ihm den ganzen Genuß, wenn es erfährt, daß der, der Heldenlieder ſang, in der Schlacht ſich nicht immer bewährt hat. Ja es legt wohl das Buch, in dem das Lob der Frauen ſo treffend gefeiert wird, bei Seite, wenn es vernimmt, daß der Autor mit ſeiner Gattin nicht in Frieden gelebt hat. Es verlangt auch, daß der, der über die Kunſt des Lebens, über den Umgang mit Menſchen ſo wahre, ſo philoſophiſche Bemerkungen aufgeſtellt, durchaus nicht ſelbſt etwa ein reizbarer, ärgerlicher und wenig umgänglicher alter Mann geweſen ſeyn müſſe. Allein das Publikum vergißt dabei, daß wir oft die allerbeſten Schilderungen gewiſſer Dinge gerade denjenigen verdanken, welche dieſe Dinge am allerwenigſten beſeſſen. — Hätte Arioſto oder Homer

Digitized by Google

oder Taſſo immer in Paläſten gelebt, ſo hätten ſie ſchwerlich die Großen ſo gut dargeſtellt. Wäre Petrarca ein glücklicher Liebhaber geweſen, ſo wären ſicherlich ſeine Sonetten an Laura nie zu Papiere gebracht. Und mehr als Einer verſtand es eben deßwegen uns ſo weiſe Lehren zu geben, weil er gerade in ſich ſelber die Thorheit ſo deutlich erkannte.

Die Muſen bedienen ſich oft ſehr ſchwächlicher Werkzeuge, um durch ſie ihre Einflüſterungen zu überliefern. Sollen wir nun die ſchöne Muſik verſchmähen, weil die Violine nicht mit Perlmutter geſchmückt oder gar vielleicht wurmſtichig und ſtaubig war? Sollen wir die prachtvolle duftige Blüthe der „Königin der Nacht“ nicht genießen, weil ſie an einer dürren, dürftigen, unſchönen Cactusranke zum Ausbruch kam?

Wer von den Muſenſöhnen erwartet, daß ſie in ihrer Perſönlichkeit der Erſcheinung des Apoll gleichen, und wer nicht weiß, daß wenn ſie den Geſang anheben, ſie alsbald in eine andere Atmoſphäre gehoben werden, und daß da ihr Flug untadelich, herrlich und himmliſch dahingleitet, während ihr irdiſches Daſeyn wie ein Wurm im Staube kriecht, der wird ſich den reinen Genuß der ganzen Hälfte unſerer Literatur verderben. Denn es gibt keinen größeren Contraſt als den zwiſchen der Geſchichte der geiſtigen Produktionen und derjenigen der Producenten, zwiſchen der Geſchichte unſerer inneren Anſchauungen und poetiſchen Entzückungen und der unſerer proſaiſchen Erlebniſſe und unſerer gewöhnlichen Eigenheiten und Schwächen. Dort iſt Alles ſo glänzend und lichtvoll, ſo romantiſch und großartig. Hier iſt das Meiſte ſo alltäglich, ſo kümmerlich, ſo wenig impoſant. Weſſen Philoſophie nicht ſtark genug iſt, um beides in Harmonie zu bringen, der thut beſſer, den duftenden Garten der Literatur genießend zu durchwandern, und nie mit Hülfe der Biographie und der literariſchen Geſchichte den Gärtnern, welche die Blumen in jenem Garten gepflanzt, in Haus und Küche zu blicken.

Specielles und allgemeines Wiſſen.

Es kann zwar nicht das Höchſte unſerer Aufgabe hienieden ſeyn, einen Zweig des Wiſſens ganz und gar erfaßt zu haben, z. B. ein vollkommener Kenner der römiſchen Geſchichte, oder ein gründlicher Entomolog, oder ein tiefgelehrter Helleniſt zu ſeyn. Alle dieſe Einzelnheiten ſind, an und für ſich und ohne Beziehung auf das Ganze, unnütz für die Förderung unſerer geiſtigen Veredlung und Erleuchtung. Ja wir laufen dabei ſogar die Gefahr, daß wir bei der Vertiefung in ein ſpecielles Studium den Zuſammenhang deſſelben mit dem großen Ganzen verlieren.

Die tägliche Erfahrung lehrt es, daß eine ſolche Vertiefung etwas beſonders Anziehendes für uns hat. Es entwickelt ſich dabei in uns eine gewiſſe leidenſchaftliche Verliebtheit in unſern Gegenſtand, daß wir außer „unſern Römern,“ „Griechen,“ „Vögeln,“ „Inſekten“ oder auf was ſonſt wir nun eben verfallen ſind, alles andere für Allotria halten, uns ganz dem Einen hingeben, und den ſchönen Grundſatz: nil humanum a me alienum puto, gänzlich aus den Augen verlieren, und damit dann in eine wahre Barbarei verfallen.

Nichts deſto weniger zeigt ſich dieſer Erfolg mit Nothwendigkeit, doch nur bei den kleinen Geiſtern, und wer jene Gefahren im Auge behält und zu meiden vermag, dem iſt es ſehr zu empfehlen, daß er ſich gerade, um ſeine allgemeine Bildung recht gedeihlich zu fördern, einen Lieblingszweig des Wiſſens und Schaffens erwähle, dem er in allen Details angehöre, in dem er ganz heimiſch zu werden trachte. Denn nur wer ſich die außerordentliche Verkettung, die wundervolle Auszweigung einer einzigen Wiſſenſchaft klar gemacht hat, indem er bis an die äußerſten Spitzen des Zweiges gelaufen, kann ſich auch eine Vorſtellung von der unermeßlichen Größe des ganzen Baums des Wiſſens machen. Nur ihn kann wahre Ehrfurcht vor dem wundervollen Bau dieſer Welt ergreifen. Hält er ſich dabei frei von jener ausſchließlichen Verliebtheit, vergißt er es nicht, ſein Mikroſkop zu Zeiten zur Seite zu legen und zum Fernrohr zu greifen, ſo wird er gerade durch die Beſchäftigung mit den Details ſeine allgemeinen Beſtrebungen vorzugsweiſe fördern und um ſo inniger das Ganze auffaſſen, je tiefer er in eine Einzelheit eindringt.

Gang der Cultur.

Die Cultur hat auf Erden von jeher einen Fleck gehabt, an dem ſie hauptſächlich wurzelte und blühte. Ihr Scepter iſt von einem Volke zum andern gewandert und nie haben alle zugleich die Hand daran gelegt. Sie zog immer in der Art eines Wirbelwinds über den Globus, und ſtets war irgendwo das Centrum des Wirbels, um das ſich alle andern Bewegungen in mehr oder weniger großen Abſtänden ſchwenkten. Sie brach wie ein Feuer, wie ein wandernder Vulkan bald hier, bald da — erſt am Ganges, dann am Nil oder im heiligen Lande hervor, glühte und leuchtete eine Zeitlang, häufte dann ſo viele Schlacken auf, daß das Feuer erloſch, der Krater einſtürzte, worauf er ſich aber bald nachher ein wenig abſeits wieder aufthat, nach den Egyptern bei den Hellenen, dann in Rom und für lange Zeit in Italien. Noch nie aber hat dieſes Feuer die ganze Menſchheit ſo ergriffen, daß Alle

gleichmäßig davon durchglüht worden wären, und daß alle Völker sich gleichzeitig als ebenbürtige Rivalen hätten betrachten mögen. Bis auf die neueste Zeit gab es, trotz Christenthum und trotz der Volksschulen und der Popularisirung des Wissens, immer nur noch einen engen Kreis von Auserwählten, einige wenige Arbeiter im Weingarten, nur einen kleinen Distrikt, in dem die großen Dinge gethan, die leuchtenden Gedanken erzeugt, die wichtigen Erfindungen gemacht wurden.

Heutzutage, kann man sagen, steht die Wiege dieses göttlichen Riesenkindes, das nie zum erdumschlingenden Manne erwachsen will, um das sogenannte deutsche Meer und seinen Arm, den Canal La Manche, herum, in deren Nähe zu beiden Seiten die beiden großen Culturcentra London und Paris liegen, und um die sich die drei einflußreichen Nationen, Franzosen, Engländer, Deutsche gruppiren. Neben dem, was bei diesen drei Völkern gedacht, geschrieben, erfunden, gedichtet und gethan wird, ist seit einem Jahrhundert alles Andere für die Menschheit im Allgemeinen winzig. Sie sind jetzt die großen Säulen und Träger des Tempels, und Alles, was sonst wo geschieht, ist von ihnen abgeleitet.

Der ganze Orient ist verkohlt, verschlackt und verknöchert. In Italien und Spanien schallt mehr ein Echo und Nachhall aus alter Zeit, als originelle Musik. Afrika ist noch wie von Anfang herein in Nacht gehüllt. Rußland und Amerika haben vorerst nur entlehntes Licht.

Aber freilich beweisen das unermeßliche Rußland mit dem halben Asien im Gefolge, und das noch größere Amerika, daß der heutige Parnaß, wenn er auch noch immer, wie von jeher, ein sehr spitz gegipfelter Berg ist, doch wenigstens eine breitere Grundlage bekommen hat. So viel haben wir allerdings gewonnen, daß der mondscheinartige Reflex der Cultur weiter hinaus dringt in die Welt, als zur Zeit der Egypter und Griechen, wo die Barbarei kraß und finster ganz nahe die Mauern des Tempels umgab. Ob aber nicht auch unser Krater wieder einstürzen wird, oder ob wir uns auf der Höhe halten und auch die andern sich zu gleicher Höhe und Originalität erheben werden, das ist auch in diesem neunzehnten Jahrhundert noch immer die Frage.

Literatur.

Geibels und Hebbels Dramatisirung der Nibelungensage.

I.

„Es ist der Geist, der sich den Körper baut." Da aber aus nichts bekanntlich nichts wird, so hat derselbe Schiller, der dieses kühne Wort seinem größten Helden in den Mund legt, es in der Stille einer brieflichen Bemerkung durch das andere eingeschränkt: „Der Geist kann nichts, als was Form ist, sein eigen nennen." Der Stoff ist ihm immer schon gegeben und auch ohne sein Zuthun schon vorhanden. Soll also ein Geisteswerk als solches gewürdigt und zergliedert werden, so ist alles, was am Stoffe, aus dem es aufgebaut ist, haftet, Nebensache und nur auf die Form, in welche er gebracht ist, das Augenmerk zu richten. Derselbe Stoff kann vor und nachher in andere Formen gerückt eine durchaus andere geistige Thätigkeit bekunden und eine andere Bedeutung haben. Dieß ist schon in den frühesten Ansätzen künstlerisch schaffender Thätigkeit, in der Bildung der ältesten Volkssagen zu erkennen, wie Lachmann in der Verfolgung des Entwickelungsganges unserer größten nationalen Heldensage erläutert hat. Eine solche Betrachtung muß, wie er treffend bemerkt, „allemal lehren, daß der erste Gedanke sich bald ganz verliert, daß aber der Stoff, minder flüchtig und doch leicht vermehrt und geschmälert, im Verlaufe der Zeit unter andere und wieder andere Einheiten des Gedankens versammelt wird." Gilt dieß schon da, wo sich die äußere Form der Behandlung mit der wechselnden Auffassung der Sache noch wenig ändert, so ist es noch viel mehr der Fall, wenn die Bildung des Volksgeistes sich soweit fortentwickelt hat, daß sie mit Nothwendigkeit zum Gebrauche höher organisirter Kunstformen für die Darstellung der sie interessirenden Stoffe fortschreitet. Deßhalb wäre es der nothwendigste und bedeutendste Fortschritt unserer modernen Kunstkritik, wenn sie sich weniger an die Beleuchtung der in den Stoffen der Kunstwerke von selbst schon gegebenen Eindrücke hielte, als an die Form, durch welche die geistige Verarbeitung im Kunstwerk ins Licht gestellt ist. Sie allein gibt demselben seinen Rang und seine Bedeutung.

Es gibt aber eine Art der Betrachtung eines poetischen Stoffes, die darum doch sehr lehrreich sein kann, wenn derselbe nämlich nacheinander in mehreren verschiedenen Kunstformen erscheint und nun mit aber ohne

Vortheil für die eigenthümlichen Wirkungen, die jede derſelben hervorbringen ſoll, manche Züge beibehält, manche wechſelt. Erſteres kann zwar zum Theil von untergeordneter Bedeutung ſeyn, wenn es ergreifende Vorſtellungen ſind, die in jedem Zuſammenhange wirkſam werden können. Bezeichnend aber für die Geſetze verſchiedener künſtleriſcher Schöpfungen muß es ſeyn, wenn Einzelnheiten, die aus einem einfacheren Zuſammenhange in einen verwickelteren übergehen, hier erſt recht wirkſam werden, alſo für die neue Form ſchon in der alten gleichſam vorbereitet waren, wenn andere, um eine neue Art von Eindruck zu machen, verändert werden mußten, oder falls dieß nicht geſchehen iſt, ſich dem neuen Zwecke nicht fügen, unüberwunden vom Geiſte der neuen Umbildung als todte, mit überkommene Maſſe derſelben anhängen.

Zu einer ſolchen Betrachtung fordern die rühmlichen Verſuche auf, welche in neueſter Zeit gemacht ſind, die Heldenſage unſeres großen Volksepos zu tragiſchen Kunſtwerken umzubilden, wie es den Griechen mit den ihren gelungen iſt. Die Sage des Nibelungenliedes beſteht aus zwei großen Stücken, deren verſchiedene Entſtehung und ſpätere Vereinigung ſich noch dadurch zu erkennen gibt, daß ſie noch jetzt nur ziemlich loſe zuſammenhängen. Nach Lachmann iſt wahrſcheinlich die von hiſtoriſchen Erinnerungen ausgegangene Erzählung vom Untergange der Burgunden durch die Hunnen an die alte mythiſche Nibelungenſage bald zufällig angehängt, indem der dichtende Volksgeiſt eine furchtbare Niederlage vieler Helden ohne inneren Grund als nothwendige Rache auf die ungeſühnte Ermordung Siegfrieds bezog, mit der die beliebte urſprünglich heidniſche Sage ſittlich unbefriedigend ſchließt. Dieſe Trennung haben auch die dramatiſchen Bearbeiter beibehalten. Geibel hat nur die reine Nibelungenſage zum Gegenſtande genommen und die am Schluſſe derſelben noch ausſtehende Rache nur vorahnend angedeutet. Hebbel hat zwei Tragödien aus beiden Sagen gemacht, die ähnlich wie im Nibelungenliede ſich ergänzen, ſonſt aber getrennt daſtehen. Wenn wir dieſe drei Stücke näher betrachten, ſo werden wir ungezwungen den Unterſchied epiſcher und tragiſcher Auffaſſung in den drei Hauptelementen, die in ihrem Bau zuſammenwirken, in den die Verwickelung tragenden Perſonen, in den ſie entſcheidenden Situationen und in dem ſie belebenden Ideenſtoff, zu erkennen veranlaßt werden.

Es genügt nicht, um den Stoff, der in dieſen Werken verarbeitet wird, kennen zu lernen, daß wir nur bis auf die allgemein bekannte Quelle des Nibelungenlieds zurückgehen. Denn dieſe iſt ſelbſt ſchon eine ſpätere, zum Theil mit fremden Elementen gemiſchte Bearbeitung der altheidniſchen Sage, und unſere dramatiſchen Bearbeiter, namentlich Geibel, haben ſich zum Theil noch an die ältere Geſtalt derſelben gehalten, wie ſie Lachmann aus ihren wahrſcheinlich urſprünglichſten Stücken zuſammengefügt hat. Danach iſt Siegfried ein Held von übermenſchlicher Kraft und Abſtammung. Er gewinnt, nachdem er den Drachen getödtet hat, unermeßliche Schätze und geheimnißvolle Zauberkräfte, kommt aber dadurch zugleich in Abhängigkeit von den böſen Geiſtern der Tiefe. Er verlobt ſich mit der kriegeriſchen Brunhild, da ſie aber Gunther, der als ein König des Schattenreiches der Nibelungen Gewalt über ihn hat, für ſich begehrt, muß er ſie mit ſeiner Kraft für dieſen gewinnen und erhält ſtatt ihrer Gunthers Schweſter Kriemhild, alſo auch ein dämoniſches Weſen, zur Frau. Sie verräth dann, von Brunhild gereizt, dieſer den Betrug, durch welchen ſie für Gunther gewonnen worden iſt. Brunhild erinnert ſich nun ſelbſt, an dem, der ſie im Kampf überwunden hat, die hellen Augen des göttlichen Helden geſehen zu haben. In Wuth über das Unabänderliche läßt ſie Siegfried ermorden und tödtet ſich ſelbſt.

Mit Recht bemerkt Lachmann, daß dieſe einfache Geſchichte, worin die Abhängigkeit deſſen, der das Gold der Tiefe erobert hat, von den dunkeln Mächten, denen es gehört, allein ſein Schickſal herbeiführt, rundet iſt, als die ſpätere Ausführung derſelben mit allerlei ſittlichen Motiven, deren Einführung zwar einen Fortſchritt der religiöſen Anſchauung bekundet, aber die Einheit und Verſtändlichkeit der alten Geſchichte nur ſtört. Es iſt deßhalb gewiß kein unglücklicher Griff, wenn Geibel, um der Sage ein mehr einheitliches Intereſſe zu geben, als ſie in der epiſchen Breite des Nibelungenliedes erregt, ſich inſofern an die ältere Ueberlieferung anſchließt, als er das zerriſſene Verhältniß zwiſchen Siegfried und Brunhild zur Hauptſache macht und mit dem Untergang beider abſchließt. Es war ferner glücklich gewählt, von den beiden in dieſes Schickſal verflochtenen wieder Brunhild zur Hauptperſon des tragiſchen Intereſſes zu machen, weil für ſie in der nachträglichen Entdeckung des dämoniſchen Spieles feindlicher Mächte, das ſie um ihr Glück betrogen hat, ein kritiſcher Wendepunkt gegeben war, in dem ſich das Schmerzliche ihres ganzen Schickſals krampfhaft zuſammenfaßt und ſo das Ganze einen tragiſchen Halt bekommt.

Brunhilds Charakter ließ ſich auch offenbar leichter dem für eine tragiſche Hauptperſon erforderlichen Typus entſprechend ausführen, ohne von dem Bilde, das wir aus dem Nibelungenliede von ihr haben, bedeutend abzuweichen. Die andern, beſonders Siegfried, haben von dem tragiſchen Zug, der ihrem Bilde in der alten Sage wohl ſchon mag beigemiſcht geweſen ſeyn, in der heitern Lebensfülle des eroſſiſchen Epos nichts behalten, ſondern haben eine Geſtalt angenommen, in der ſie durch freie harmloſe Kraftfülle reines Wohlgefallen erregen, bis ſie plötzlich das gemeine Loos der Vergänglichkeit unſerm Blick entzieht. In Brunhild dagegen hat ſich ein innerer Widerſpruch ihrer urſprünglichen höheren Natur mit der dämoniſchen, an der ſie durch ihre Verbindung mit Gunther Theil hat, erhalten, weil der Umſchwung, den das Klarwerden deſſelben bei der Entdeckung des Betrugs in die ganze Geſchichte bringt, aus dieſer nicht wegfallen konnte. Deßhalb paßt ſie auch in das rein epiſche Bild wenig und

Digitized by Google

wird ohne Abſchluß fallen gelaſſen, ſobald ſie ihre Schuldigkeit für die Herbeiführung des Schickſals der Uebrigen gethan hat. Um ſo beſſer paßt aber die Durchführung eines ſolchen Charakters in die Tragödie. Es brauchte nur ihre ſelbſtbewußte Auflehnung gegen Schickſal und Weltordnung in dem unnatürlichen Kampf um ihre Freiheit deutlich ausgeſprochen, in der Erkennung der Uebermacht deſſen, wogegen ſie gekämpft hatte, zum Stillſtand gebracht und in einer abſchließenden Kataſtrophe aufgelöst zu werden, ſo ſtellte ſie nothwendig eine Figur dar, an die ſich die Theilnahme für den Verlauf der ganzen Begebenheit als reines Mitleid anſchließen kann. Die Motive ihres Leidens konnten andere werden, wenn der ſabelhafte Boden der alten Sage verlaſſen und ihre unglückliche Liebe durch menſchlich pſychologiſche Verwickelungen zerſtört war. Immer bleibt der dadurch in ihrem Innern erregte Zwieſpalt ein richtiger, volle Theilnahme erweckender Zug einer tragiſchen Heldin. Sie trägt der Menſchheit ganzen Jammer mit der Menſchheit ganzer Kraft.

„Und Brunhild flieht nicht, ſelbſt vor Göttern nicht.
Wenn's etwas gibt, gewalt'ger als das Schickſal,
So iſt's der Muth, der's unerſchüttert trägt."

(Fortſetzung folgt.)

Correſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Der Geiſterbanner Home. — Les misérables. — Fremdenbeſuch. — Lyceen und Klöſter. — Theater. — Marſchall Caſtellane.

Wer kennt nicht den Geiſterbanner Home, dieſen modernen Cagliostra, der jeden beliebigen Einwohner der jenſeitigen Welt heraufbeſchwor, daß man ſich mit ihm bei einer Taſſe Thee von den Dingen jener furchtbaren Regionen unterhalten konnte, woher noch niemand zurückgekehrt iſt, ſagt Hamlet, obgleich ihm ſein eigener Vater zu verſchiedenenmalen erſchienen war? Dieſer Hexenmeiſter, der unterdeſſen ſelbſt wie ein Schatten verſchwunden war, fängt wieder an hier zu ſpuken; und daß er nicht ferne iſt, ſchließe ich aus den abenteuerlichen Meldungen, welche uns die Tagespreſſe über ihn bringt. Ein ſolches Stück phantaſtiſcher Literatur iſt mir noch nicht vorgekommen; die ſchönen Tage Swedenborgs und Jakob Böhmes ſind wieder gekommen. Hören Sie.

In den letzten drei oder vier Jahren ließ ſich Meiſter Home nur von Zeit zu Zeit auf einige Tage hier blicken. Er reiſte nach Rom, von da nach Petersburg, wo er ſich mit einer Generalstochter verheirathete, die gleichzeitig mit der Fürſtin Trubetzkoi (jetzt Herzogin Morny) im dortigen Kothorineuſtift erzogen worden war. Kurz nachher, ſo ſagt der Bericht, ward ihm ein Sohn geboren; das große Ereigniß wurde durch Erſcheinungen, Accorde einer himmliſchen Muſik ꝛc. der Welt angezeigt. Als Home ſpäter nach Paris kam, erzählte er ſelbſt, daß wenn ſein Söhnlein im Garten erſchien, die Blumen ſich neigten, um es zu grüßen. Aber das beſte kommt noch.

Vor anderthalb Jahren erkrankte Frau Home. Ein Arzt wird gerufen; er erklärt, die Patientin ſey im Begriff, in den Himmel zurückzukehren; aber der Engel der Mitternacht ſchloß nicht unmittelbar ſeine Finger über ſeiner Beute, er verlängerte noch einige Zeit dieſe Art Dämmerung zwiſchen dem Leben und der ewigen Nacht. Auf das Krankenbett fällt von Zeit zu Zeit ein Widerſchein des Lichtglanzes der andern Welt. Schon vom Beginn ihrer Krankheit an hat die Leidende Erſcheinungen: ſie ſieht Vater und Mutter, und, wie billig, auch die Mutter ihres Mannes. Außerdem hatte ſie einen weiblichen Genius bei ſich. Derſelbe war mit einem Schleier bedeckt, und dieſer Schleier war dazu beſtimmt, die ſcheidende Seele zu verhüllen. Acht Perſonen, die ſich im Krankenzimmer befanden, ſahen eines Tags die Hand und den ganzen Arm des Genius. Kurz vor ihrem Ende bekehrte ſich Frau Home zum Katholicismus, und der Biſchof von Perigueux gab der Geiſterſeherin die letzte Oelung. Frau Home ſtarb im Schloſſe Laroche, im Departement der Dordogne. Die Geſchichte iſt höchſt ergötzlich, nur hätte der Biſchof wegbleiben ſollen. Die letzte Oelung iſt ein viel zu ernſtes Ding, um mit ſolchen marktſchreieriſchen Verrücktheiten in Verbindung gebracht zu werden. Jedenfalls vermuthen wir, daß mit Nächſtem der Geiſterbanner in den hieſigen Salons neuerdings mit ſeinen Hocuspocus auftreten wird.

Das Drama: „Les misérables," darf nicht aufgeführt werden. Viele wundern ſich ob dieſes Verbotes; mich wundert nach weit mehr, daß der oder die Dichter nur hoffen konnten, man würde dieſes neueſte Produkt des „hohen Prieſters der Brüderlichkeit," wie Garibaldi ſeinen Freund Victor Hugo nennt, gewiſſermaßen mit Haut und Haaren vor dem Volke erſcheinen laſſen. Sämmtliche

Bühnenstücke Victor Hugos sind untersagt, und man hätte das gefährlichste, oder vielmehr das einzige wirklich gefährliche aufführen lassen sollen? Es ist vieles wahr in diesem schrecklichen Buche; und ist auch nie ein Hungernder, der Brod gestahlen, in's Bagno geschickt worden, so hat doch gar viele der Hunger gewaltsam auf die Bahn des Verbrechens getrieben, und es gäbe ein sicheres Mittel, die Prostitution zu vertilgen, wenn man sie belohnte wie die Arbeit, und diese wie die Prostitution. Aber wenn die flammenden Phrasen der Misérables über den Soal eines Theaters hin sprühten, sie würden einen Brand entzünden, der vielleicht nur mit Blut könnte gelöscht werden. Victor Hugo spricht selbst das Verdammungsurtheil über das Werk aus, wenn er sagt: „Nicht das Zürnen des Stolzes, nicht die Rebellion der bewaffneten Armee erobern die Welt, sondern die Ueberredung, die Liebe und der Glaube.“ Ergreifend ist die Schlußscene des Romans. Val-Jean liegt im Sterben; die Leuchter, die ihm der Bischof geschenkt, tragen die Kerzen, die an seinem Sterbebette brennen; vor ihm hängt das Crucifix. Der Sterbende hält die Hand seiner Kinder in der seinigen und segnet Gott in seiner Barmherzigkeit und preiset ihn in seiner Allmacht. Die Gazette des tribunaux berichtet über eine ähnliche Scene, die kürzlich in einer Gemeinde des Allierdepartements stattgefunden. Ein siebzigjähriger Greis, der achtzehn Jahre seines Lebens wegen nächtlichen Diebstahls im Bagno von Toulon zugebracht, ist zu Vicq, im Cantan Ebreuil gestorben, nachdem er dreißig Jahre lang, seit seinem Austritt aus der Strafanstalt, einen musterhaften Lebenswandel geführt. Am Tage vor seinem Tode hatte er die Sterbesakramente mit Inbrunst empfangen. Es wird nicht gesagt, ob der reuige Sünder den Roman gelesen.

Paris wimmelt gegenwärtig von Menschen, eine oft undurchdringliche Menge wogt durch die Straßen, auf den Trottoirs der Boulevards selbst ist kaum durchzukommen; schaarenweise ziehen die Fremden vorüber. Man erkennt sie an der Tracht, die allerdings nach Pariser Mustern zugeschnitten ist; allein es ist noch genug übrig geblieben, um den Unterschied zu merken. Mitunter kommt auch ein Herr und eine Dame zum Vorschein, die um drei Uhr Nachmittags mit Glacéhandschuhen und in einer Balltoilette durch den Macadam schlendern. Die Engländer und ihre langweiligen Gefährtinnen haben lange Kleider, lange Zähne, lange Beine und lange Nasen und schleppen stets ein Rudel Kinder mit sich, Mally, Bally, Fanny, John u. s. w. und die ganze Familie spaziert feierlich durch das Gedränge und gibt keinen Laut von sich. Auch die Provinz verstärkt durch ihr Contingent die fliegende Bevölkerung der Hauptstadt. Die Ferien sind zu Ende, der junge Herr muß sich wieder in sein Lyceum einsperren lassen und seine Mamsell Schwester in ihre Pension. Papa und Moma begleiten die Kinder, um ihnen das Ende der Vacanz möglichst erträglich zu machen. Man sieht die armen Jungen trübseligen Gesichts neben der Moma hinschleichen. Das klösterliche Absperren mag in einer Stadt wie Paris eine unabweisliche Nothwendigkeit seyn; aber für junge, kräftig sich entfaltende Naturen sind die claustrirten Schulen wahre Marterkammern. Auf dem Bilde im heutigen Charivari stürzt ein Lyceist in Verzweiflung einem Gendarmen zu Füßen: „Gendarm, Ihr müßt mich verhaften, ich bin ein Zögling Dumolards! Ferner ist die Villeggiatur und die Reisesaison zu Ende, die vornehme Welt eilt in die Hauptstadt zurück, von den Alpen, den Pyrenäen und vom Rhein; vom Rhein zumal, der mehr und mehr in die Mode kommt. Man befreundet sich mit deutschen Sitten und Gebräuchen, man weiß nicht genug von „ces bons allemands“ zu erzählen. Man spricht wenigstens von der deutschen Literatur, wenn man auch nicht viel davon weiß; in den Feuilletons und Revuen werden Citate aus deutschen Dichtern immer häufiger, auch fließen mitunter deutsche Ausdrücke in den Text ein, als das sind: „Gemüth, Verstand, das ewig Weibliche“ u. s. w. Selbst der Scharfrichter Sanson, der bekanntlich seine Memoiren herausgibt, führt in der Einleitung die Stadt Weimar an, qui a donné le jour à Goethe, Schiller et Wieland, ce Voltaire germanique.“ Auch die Japanesen sind wieder aufgetaucht. Dieser Tage sind mir drei junge Herrn von der Gesandtschaft begegegnet, ein Rudel Jungen nach sich schleppend. Da hieß es: es sind Chinesen, andere sagten: es sind Japanesen, ein dritter meinte: weder Japoneser, noch Chinesen, sondern Mandarins.

Meine Promenade führte mich an's große Hotel und an den neuen Opernsaal. Das große Hotel, das so großen Lärm gemacht hat, ist schon wieder vergessen. Das neue Opernhaus ragt einige Schuh aus dem Boden; noch lassen sich die Umrisse nicht erkennen. Man sieht nichts als ungeheure, aufeinander gethürmte Quadersteine, wahre cyclopische Substruktionen. Nächstes Jahr muß der Bau fertig seyn. Die Vorstellungen sollen mit der Afrikanerin beginnen; nach andern Nachrichten heißt die neue Oper Meyerbeers Vasco di Gama. Der letzte Akt ist zu lang, der erste zu unbestimmt. — Die italienische Oper hat ihre Vorstellungen am 2. Oktober in der ehemaligen Salle Ventadour eröffnet. Es war eine Zeitlang die Rede davon, sie an's westliche Ende der Stadt, Boulevard Molesherbes, zu schicken; dann hieß es wieder, die aristokratische Anstalt werde nach dem Boulevard du Temple, diesem durchaus unaristokratischen Stadtviertel, verbannt werden. Schließlich hat man die welschen Sänger im alten Lokale belassen, wo sie nach der Katastrophe von 1848 sich wieder erholt haben und wo das Publikum sie am bequemsten aufsuchen kann. Auch das Programm ist dasselbe geblieben und das Personal gleichfalls, mit einer, freilich wesentlichen Ausnahme: Mario geht zur großen Oper über, Mario, der schönste der Tenoristen und leider auch der älteste. Allein die Kunst verjüngt, Apolla ist noch immer der ewige Jüngling. Vor 24 Jahren trat Mario zum ersten mal in der großen Oper auf, welcher Anstalt er seit zwei Jahren bereits angehörte; er bezog 1500 Franken

monatlich und bildete ſich aus im Conſervatoire und bei Bordogni, und nach 24 Jahren iſt er noch immer das Schoaßkind der Weiber. Als in der höheren Damenwelt die Schreckenskunde ſich verbreitete, Hr. Calzedo habe ſeinen erſten Tenoriſten verabſchiedet, da wurde ſofort ein Meeting veranſtaltet, ja zwei Meetings, im Saale Herz und in den Salons des Reſtaurant Le Maedeley. Einſtimmig wurde der Beſchluß gefaßt, unverzüglich eine Deputation nach Paſſy an Hrn. Royer, den Direktor der großen Oper, zu ſenden und von ihm zu verlangen, daß er Marios Engagement auf ſeinem Theater unmittelbar verlängere. Und ſofort wurde Marino für 24 Vorſtellungen engagirt; er wird im Wilhelm Tell und dann im Robert debütiren; der alte Jüngling kann nicht mehr ſingen und ſoll nun ſchreien. C'est le commencement de la fin. Unter dem weiblichen Perſonale glänzen noch die Alboni, Marie Battu, die Teebelli — die beiden letzteren ſind franzöſiſche Italienerinnen — und endlich Adelina Patti, jener aufgehende Stern, der bereits als ein blendendes Meteor durch die Welt gezogen.

In der großen Oper war der Hand nichts neues. Die Stimme von Portici wird noch immer einſtudirt; einſtweilen wechſeln der Prophet, die Jüdin, Robert und die Hugenotten auf der Affiche mit einander ab; die letzte Vorſtellung der Hugenotten brachte wieder 11,000 Franken ein. Am 1. Oktober fand die erſte Vorſtellung der Saiſon im Theater Choiſeul ſtatt. Hier ſingen bekanntlich die bouffes parisiens. Man gab: Apothicaire et perruquier, la chanson de Fortunio, Trombe-al-Cazar, Mr. Choufleury. Dieſe muntern Vaudevilles ſind ein Produkt jener Weltliteratur, von der Goethe ſpricht: franzöſiſcher Eſprit und deutſcher Humor vereinigen ſich da zu einem Ganzen von unwiderſtehlicher Wirkung. Orpheus in der Unterwelt wird bald eben ſo viele Vorſtellungen erlebt haben, wie Robert, wobei freilich zu merken, daß der Saal Chaiſeul kaum den vierten Theil der Zuſchauer faßt, die im Saale der Straße Lepelletier Platz finden. Für nächſten Sonntag iſt ein Concert populaire unter der Leitung des Herrn Pas-de-Loup (Wolfgang) angeſagt; das Programm lautet: Ouvertüre des Don Juan, Symphonie in E moll von Beethoven, Quartett von Haydn, Freiſchütz-Ouverture, und am Donnerſtag war kein Billet mehr zu haben. Im Théâtre français macht Dolores, ein verfificirtes Drama von Bouilhet, einiges Aufſehen. Es iſt ein kraſſer Reflex der Hugoſchen Schule. Das große Aufſehen, das les misérables gemacht, hat eine Buchhändlerſpekulation hervorgerufen, die großen Erfolg haben konnte, wäre ſie früher vorbereitet worden. Man kündigt nämlich ein illuſtrirtes Werk an unter dem Titel: Les femmes de Victor Hugo, was allerdings etwas ſeltſam lautet. Die erſte Lieferung bringt Esmeralda, nebſt erläuterndem oder beſchreibendem Texte; vorher eine vollſtändige Biographie des Dichters. Ferner gibt Levy nächſtens einen neuen Roman von G. Flaubert heraus, der durch Mademoiſelle de Bovary ſich vortheilhaft bekannt gemacht. Das Werk heißt Salambo; die Handlung ſpielt im Vaterlande Hannibals; der Verfaſſer hat ſechs Jahre am Roman gearbeitet, der nicht mehr als einen Band füllt, und erhält dafür ein Honorar von 30,000 Franken.

Die letzte Nummer der Illustration française bringt eine Abbildung des Grabmals, das Marſchall Coſtellane unter ſeiner eigenen Leitung hat fertigen laſſen, und nach ſeinen Angaben. Unter den Anekdoten, die man ſich von dieſem närriſchen Menſchen erzählt, habe ich eine der luſtigſten nachzutragen. An einem heißen Sommertage liegt der Marſchall im Fenſter ſeines Hotels. „Es iſt heiß,“ ruft er der Schildwache zu. — „Ja wohl, Herr Marſchall.“ — „Nähmeſt du fünf Franken an?“ — „Von Herzen gern.“ — Des andern Tages geht der Marſchall in die Kaſerne: „Wo iſt der Soldat, der zu der und der Stunde geſtern vor meinem Hotel Schildwache geſtanden?“ — Ein Füſelier tritt vor und ſalutirt. — „Du haſt zwei Tage Arreſt, weil du unter den Waffen geſprochen haſt.“

Aus dem Wupperthal, September.

(Schluß.)

Poeten, Schriftſteller, Künſtler des Thals.

Daneben hatte Brocht einen Einfluß anderer Art, nämlich auf die künſtleriſche Entwickelung einiger Freunde, für die er in ſeiner Weiſe ein warmes Intereſſe fühlte. Unter dieſen iſt namentlich der jetzt in Berlin lebende Bildhauer Weimar zu nennen, der in ſeinem reiferen Alter anfing, Menſchen aus Thon zu kneten, und mit dieſen erſten Erzeugniſſen ſeines Modellirſtabes die größten Hoffnungen erregte. Sein Lebensgang hatte mit manchen äußern Schwierigkeiten zu kämpfen, die ihm auch künſtleriſch zu Hemmniſſen wurden. Er iſt eben noch nicht fertig und

Digitized by Google

wir haben vielleicht noch Bedeutendes von ihm zu erwarten. In diesem Augenblick hat er die Aufmerksamkeit nicht durch seine thönernen Produktionen, sondern durch eine ungemein wichtige Erfindung auf sich gezogen, nämlich durch die Herstellung eines künstlichen Marmors, der alles, was bis dahin von dieser Art auf den Markt gekommen, weit hinter sich läßt. Die große Lauban'er Ausstellung weist Proben davon auf, Arbeiten mehrerer Bildhauer in diesem Marmor, und unter andern auch einige von der Kronprinzessin von Preußen modellirte Medaillons. Nach dem Urtheile Aller ist der Weimarsche künstliche Marmor durch seinen durchsichtigen und lebenswarmen Ton von dem besten natürlichen kaum zu unterscheiden. Möchte dem geistvollen Künstler wenigstens auf diesem Gebiete ein baldiger lohnender Erfolg beschieden seyn!

Das gährende geistige Leben des Wupperthals hat neben den Poetn auch eine Schriftstellerin hervorgebracht, Frau Adeline Volkhausen, geborne Vogt, die Tochter eines Elberfelder Kaufmannes. Sie ist bereits mit zwei Romanen vor das deutsche Publikum getreten, „Irren und Finden," und „Saro." Frau Volkhausen verdient größere Beachtung, sowohl wegen ihres ernsten Strebens, als auch wegen ihrer größeren Intentionen und des entschieden Männlichen in ihrer ganzen Empfindungsweise (sie trägt allerdings auch ein stattliches Bärtchen auf der Oberlippe), wodurch sie sich auf das vortheilhafteste von unsern übrigen Schriftstellerinnen unterscheidet. In dem erstgenannten Roman „Irren und Finden" schildert sie zum Theil ihre eigenen Erlebnisse auf der Hambuerger Hochschule für das weibliche Geschlecht, einer Schöpfung des Jahres 1848, an welcher Johannes Ronge einen vorwiegenden Antheil hatte, die aber schon wegen dieser Betheiligung Ronges den Keim des Verfalls von vornherein in sich trug. Frau Volkhausen, damals noch Fräulein Vogt, war eine geistig zu tief angelegte Natur, als daß sie nicht lebhaft das Lückenhafte in der Bildung hätte empfinden sollen, wie sie auf den gewöhnlichen höheren Töchterschulen erlangt wird, deren auch Elberfeld zwei besitzt, die beide gleich viel oder gleich wenig leisten. Sie ergriff daher mit großem Eifer die Gelegenheit, welche ihr die genannte Hochschule mit ihren Vorträgen über alles Mögliche und Unmögliche zur Ausfüllung dieser Lücken zu bieten schien, und wanderte nach Hamburg, fand indeß die Schule schon in vollständiger innerer Auflösung begriffen. Doch nahm sie den großen Gewinn hinweg, daß sie unter den Lehrern den bekannten Schriftsteller Dr. Volkhausen kennen lernte, ihren jetzigen Gemahl. Der Roman beschäftigt sich überhaupt viel mit weiblicher Erziehung und enthält über diesen Punkt eine Fülle scharfer Beobachtungen und feiner Bemerkungen. Von größerem künstlerischen Werth ist der zweite Roman: Sara, welcher die Portraitzeichnung eines jüdischen Arztes in Elberfeld enthält, der mit seiner ganzen Familie zum Christenthum übergetreten ist. Dieser Arzt, höchst bedeutend in seiner Kunst, — wenigstens galt er den Laien dafür, — war auch als Mensch von großartigem Gepräge. Ernst, verschlossen, von schroffem und unbeugsamem Charakter, fehlte es ihm doch nicht an innerer Gefühlswärme. Religiöse Fragen hatten ihm ferne gelegen. Da langte er einmal zufällig von seinem Büchergestell eine alte verstaubte Bibel herunter. Er ergötzte sich an den bunten Bildern, die ihm seit den Tagen der Kindheit nicht mehr vor das Auge gekommen waren. Dann gerieth er tiefer in das Studium des alten, zuletzt des neuen Testaments, und so vollzog sich allmählig seine innere Umwandelung, bis er zuletzt auch äußerlich das Judenthum von sich streifte. Daß dieser Uebertritt damals viel von sich reden machte, und daß es auch Manche gab, die ihm noch andere Motive unterschoben, als die der religiösen Ueberzeugung, versteht sich von selbst. Wer ihn freilich näher konnte, wußte wohl, daß er sich in seinen Handlungen durch weltliche Rücksichten nicht bestimmen ließ. Der Charakter dieses in vieler Beziehung merkwürdigen Mannes ist im Buche der Frau Volkhausen vortrefflich geschildert, doch ist die innere Entwickelung nicht tief genug gefaßt und der Leser wird eben so wenig überzeugt, wie im Buche selbst des Juden Tochter Sora, die Heldin des Romans und eine freie Schöpfung der Verfasserin, in der sie ihre Gestaltungskraft auf das glänzendste bewährt hat. Der Grund jener unzulänglichen Schilderung liegt vielleicht darin, daß Frau Volkhausen selbst andern religiösen Ueberzeugungen huldigt. Es gibt Viele, denen das Christenthum ohne innere Kämpfe und langes Grübeln unvermerkt abhanden gekommen ist, und solchen möchte es bei aller Kunst unmöglich werden, den umgekehrten Proceß zu schildern. Was man nicht selbst durchgemacht, innerlich selbst empfunden und durchgefühlt hat, läßt sich nicht darstellen. Gegen dieses Grundgesetz wird in allen Gattungen der Kunst gefrevelt, und so sehen wir Musiker, welche mit der leichtfertigsten Empfindung von der Welt Bußpsalmen komponiren, Maler, welche ohne innern Beruf Heiligenbilder zu Dutzenden in die Welt setzen. Das Gefühl des Unvermögens läßt sie dann das Wesentliche in Außendingen suchen, und verführt Manchen zu vollständigen Absurditäten. Der Heiligenmaler Müller in Düsseldorf ist so keusch und heilig, auf der Leinwand wenigstens, daß er die Lilien ohne Pistill malt. Aber die Natur rächt sich, und wenn die Heiligkeit aufhört, fängt der Skandal an.

Das bringt mich auf die baptistischen Heiligen des Wupper- und Ruhrthals, unter denen der Skandal in diesem Augenblick in voller Blüthe steht. Der Baptistenprediger Ringsdorff in Vollmarstein hat nämlich vor einigen Wochen neylötzlich seine Stelle niedergelegt und ist in den Schooß der Landeskirche zurückgekehrt. Er war früher evangelischer Prediger, und als er zu den Baptisten übertrat, jauchzte er auf, — wie er es damals öffentlich vor seinen neuen Glaubensgenossen von der Kanzel herab verkündigte, — daß ihm mit der neuen Taufe das Kainszeichen, das er empfangen habe (die Kindertaufe nämlich), wieder von der Stirne gewischt sey. Ihm war es anfänglich, als befände er sich

Digitized by Google

in der That unter lauter Heiligen, denn die Glieder seiner neuen Gemeinde waren sehr eifrig in der Buße; aber es konnte ihm nicht lange verborgen bleiben, daß die Buße ganz eigenthümlicher Art war: — sie büßten wie Falstaff bei altem Sekt und jungen Weibern. Die schönen Baptistinnen von Vollmarstein, deren Geist so willig und deren Fleisch nicht minder willig war, benutzten die Versammlungen, um ihren Bußgenossen heimlich die Stelldichein zuzuflüstern. Darüber gerieth Pastor Ringsdorff in Zorn. Ich weiß nicht recht, in welchen Zusammenhang er jene Bußübungen mit der Richtigkeit seiner Glaubensgrundsätze brachte, aber er tauste beiden nicht mehr, und trat also zurück, um sich das Kainszeichen aufs neue aufdrücken zu lassen. Daß darüber große Aufregung unter den Baptisten des Wupperthales entstehen mußte, die mit denen von Vollmarstein demselben Verbande angehören, läßt sich leicht vorstellen. Aber alle Bemühungen, Pastor Ringsdorff in seinem Entschlusse wankend zu machen, blieben vergeblich, und man mußte suchen, das Unvermeidliche mit Würde zu tragen. Die Prüfung war allerdings schwer, denn in seiner Abschiedsrede zog Ringsdorff so unverblümt gegen den sittlichen Zustand seiner Gemeinde los, daß Pastor Köbner, der Haet der Wupperthaler Baptisten, sich verpflichtet glaubte, dagegen aufzutreten. Pastor Köbner ist ein Dichter. Vor etwa zwei Jahren erschien von ihm ein Drama „die Waldenser," dessen ich auch in meinem damaligen Bericht erwähnte und das in der That, abgesehen von einigen Unbehülflichkeiten in der Form, vortreffliche Stellen enthält. Köbner also ist ein Dichter, und er faßte die ganze Sache dichterisch auf. Es erschien von ihm in der Elberfelder Zeitung eine Abwehr, in welcher auf ganz unschuldige Weise von „schlafenden Jünglingen" und „unbewachten Küssen" die Rede war. Es gibt viele Dinge in der Welt, die sich äußerst reizend in dichterischer Umhüllung ausnehmen, und es gehören dazu auch schlafende Jünglinge und unbewachte Küsse. Aber Pastor Ringsdorff ist nicht wie Pastor Köbner. Ringsdorff ist keineswegs ein Dichter, und er verschmäht alle dichterische Umhüllung. Er zog den Thatsachen die schillernden Flitter ab, mit denen Pastor Köbner sie umhüllt hatte, und sie standen nun so nackt da, wie das erste Menschenpaar im Paradiese. Das ist der Schluß der Komödie. Der Uebertritt des Pastor Ringsdorff hat keine Nachfolge gefunden, und die Gemeinde zu Vollmarstein fährt fort in eifriger Buße.

Jener Skandal wurde in der Elberfelder Zeitung ausgefochten. Es ist dieses Blatt das Hauptorgan des Protestantismus in den Rheinlanden. In die Redaktion wird in der nächsten Zeit der bekannte Schriftsteller Dr. Thaddäus Lau eintreten, und da derselbe sich vorzugsweise durch seine kritischen Arbeiten bekannt gemacht hat, so ist zu hoffen, daß nun auch die Redaktion des Blattes selbst einigermaßen mit Kritik werde geführt werden. Absolute Kritiklosigkeit war bis jetzt das Privilegium der Elberfelder Zeitung und sie bildete in dieser Beziehung vollständig eine Gattung für sich. Die krassesten Kreuzzeitungsartikel und Artikel der incarnatesten Demokratie, nebst den Salbadereien emeritirter Stadt- und Dorfprediger standen unvermittelt und brüderlich neben einander. Es war zu Zeiten ein so interessantes Ragout, wie es nur in einer Vierpfennigsküche gebraut werden kann. Die Grundrichtung der Zeitung ist eine liberale, und wenn sie jetzt noch dann und wann Artikel der Kreuzzeitung bringt, so weiß Jeder, daß sie aus reiner Gedankenlosigkeit Aufnahme finden. Jämmerlich war der Anblick aber, als unter dem Manteuffel'schen Regiment ihr Redakteur Heinrich Leo als Mitredakteur octroyirt wurde, derselbe, von dem jetzt die Wiener Adelszeitung, das Vaterland, geleitet wird. Es muß dem alten Chefredakteur des Elberfelder Blattes, Dr. Rave, dem übrigens in allen Lagen eine gute Dosis kaustischen Witzes zu Gebote steht, zum Ruhme nachgesagt werden, daß er es verstanden hat, in jener trübseligen Zeit doch so viel durchzuschmuggeln, daß die liberale Grundrichtung immer noch zu erkennen blieb.

Unter den Todten, welche Elberfeld in den letzten Wochen beerdigt hat, ist namentlich des wissenschaftlichen Vereins zu gedenken. Er starb, trotz des stärkenden Abendessens, mit dem er sich zu restauriren pflegte, wenn er die Tartur eines wissenschaftlichen Vortrags überstanden hatte, an vollständiger Entkräftung. In den ersten Jahren seines Entstehens erweckte er freilich die schönsten Hoffnungen, er war wie ein frühreifes Kind. Damals standen an seiner Spitze Egen, der Direktor der Elberfelder Realschule, der Landgerichtspräsident Hoffmann, ein bedeutender Shakespearekenner, Dr. Pagenstecher, jetzt in Heidelberg, der in dem oben berührten Dresemannschen Processe als Zeuge für den Minister von der Heydt auftrat, und manche andere noch, Männer von Geist und Wissen. Sie sind zum Theil gestorben, zum Theil in alle vier Winde zerstreut. Zu jener Zeit brachte der Verein eine Reihe glänzender Vorträge, aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Das Abendessen wurde zu gut, und darüber wurde es der Wissenschaft schlecht. Zuletzt wurde auch das Abendessen schlecht, und da starb der Verein. Nur wenige wußten in der letzten Zeit noch um seine Existenz. Er schlummere in Frieden.

Eine der wunderlichsten, freilich auch interessantesten Persönlichkeiten, welche diesem Verein angehört haben, war der Musikdirektor Mackrodt, dessen Bild, lithographirt nach einem vortrefflichen Oelbilde des Malers Richard Seel, zu Elberfeld in jeder Wirthsstube zu finden ist. Mackrodt mit seiner geistigen Tiefe, seinem sprudelnden Humor, dem wiehernden Gelächter, das ihm eigen war, mit seinem musikalischen Enthusiasmus und seiner Häßlichkeit — er hatte einen vollständigen Sokratesschädel — war eine so fertige Romanfigur, wie man sie kaum irgendwo noch finden mag, und zwar für einen Roman von Jean Paul. Er war der Sohn eines bei Waterloo gefallenen Offiziers. Seine Mutter lebte in den kümmerlichsten Verhältnissen in irgend einem Grenzdorfe, dessen Bewohner sich anscheinend vom Besenbinden, in Wirklichkeit aber vom Schmuggel, von

Wilddiebereien und andern ehrlichen Erwerbszweigen ernährten. Das muſikaliſche Talent entwickelte ſich ſchon in ihm, da er noch ein Knabe war und baarfuß hinter den Gänſen herlief. Von einem alten, ausgedienten und zum Krüppel geſchoſſenen Soldaten lernte er einige Stückchen auf der Flöte, und da er ſie zum erſtenmal daheim blies, unter einem Apfelbaum gekauert, warf ihm ſeine alte Großmutter, die trotz ihres Alters hoch oben in den Zweigen ſaß, zum Dank einen dicken rothen Apfel herunter; das war ſein erſtes Honorar. Als er ſich mühſam pfennigweiſe zwei Gulden und achtzehn Kreuzer erſpart hatte, kaufte er für dieſes Capital von dem Schulmeiſter eines benachbarten Dorfes ein Clavier, das er ſelbſt auf einer Schiebkaere nach Hauſe brachte. Das treffliche Inſtrument hatte nur noch einige Saiten, aber ſie klangen doch; auch ging es überall aus den Fugen, und da der Leim zu theuer war, ſo wurde es mit Steifen zuſammengehalten. Es kam auf eine Zeit lang von Hauſe weg, das Clavier wanderte auf den Söller, und ach, als er zurück kehrte, hatte eine ganze Schaar von Mäuſen darin geniſtet, den Reſonanzboden und die Stricke zerbiſſen und zerfreſſen, die Saiten waren verroſtet und geſprungen.

Mackrodt arbeitete ſich durch, es gelang ihm, Freunde und Gönner zu finden, und ſo wurde es ihm möglich, ſich muſikaliſch vollſtändig auszubilden. In Elberfeld bot ſich ihm ein paſſender Wirkungskreis. Er wanderte ein, abgetragen und zerriſſen, aber ſeine muſikaliſche Tüchtigkeit führte ihm bald Schüler und Schülerinnen in Menge zu, ſeine Liebenswürdigkeit, ſein Geiſt, und ſein Humor öffneten ihm überall die Herzen, und ſeine Wunderlichkeiten gaben den Grünſchnäbeln unter den Elberfelder Kaufleuten, die ſanft doch ſo tief unter ihm ſtanden, Stoff die Fülle, ſich über ihn luſtig zu machen, und zwar oft auf eine höchſt unzarte Weiſe. Freilich wurde es mitunter dem Ernſthafteſten ſchwer, ernſthaft zu bleiben. Mackrodt ſpielte Cello und Clavier, und es hatte auf beiden Inſtrumenten eine gewiſſe Virtuoſität erlangt. Wenn er Beethoven aufſchlug und ſich hinſetzte, um eine Sonate zu ſpielen, ſo trug er die erſten Takte oft mit hinreißendem Gefühl vor. Aber ſein eigenes Gefühl pflegte ihn zu übermannen, ſeine Naſenflügel öffneten ſich, er fing erſt leiſe, dann immer lauter und lauter an zu ſchnauben, warf den Kopf in den Nacken und ſchlug die Augen gen Himmel. Auf die Noten ſah er nicht mehr, was auch ganz überflüſſig war, da er ſämmtliche Sonaten auswendig wußte; aber er hörte auch auf die Taſten zu unterſcheiden, er ſchlug hier daneben und da daneben, der inwendige Menſch hatte über den äußern vollſtändig den Sieg davon getragen, und während die Zuhörer nichts vernahmen als ein ohrenzerreißendes Chaos von Tönen, hörte er ſelbſt die himmliſchen Weiſen des großen Tondichters aller Zeiten. Sein ganzes Geſicht fing an zu leuchten, ſein ganzer Körper gerieth in Anregung, bis er zuletzt erſchöpft innehalten mußte. Seine eigenen Compoſitionen ſind nach ſeinem Tode in der Arnoldiſchen Muſikalienhandlung erſchienen; im Ganzen unklar und verworren, enthalten ſie doch Stellen von der höchſten Schönheit. Am bekannteſten iſt die Compoſition eines kleinen Gedichtes von Landfermann geworden, des früheren Demagogen und nunmehrigen preußiſchen Regierungs- und Schulraths in Coblenz, das die Klagen eines heimkehrenden Landsknechts über die Untreue ſeiner Liebſten enthält und deſſen rührende und einfache Weiſe auf das tiefſte ergreift.

Das Porträt Mackrodts rührt, wie ich ſchon bemerkte, von dem Maler Richard Seel her, einer genialen, aber eben ſo excentriſchen Natur, der trotz ſeiner ungemeinen Begabung doch bis jetzt nicht dazu gekommen iſt, ein größeres Werk zu ſchaffen. Luther ſingt zwar:

Wer da nicht liebt Wein, Weib, Geſang,
Der bleibt ein Narr ſein Leben lang.

Aber wer dieſes verführeriſche Kleeblatt zu ſehr liebt, bleibt eben auch ein Narr. Seel beſitzt neben ſeinem großen Talent als Maler auch ein bedeutendes muſikaliſches Talent, und das iſt eben ſein Unheil; denn man kann, auch in der Kunſt, nicht zweien Herren dienen, wenigſtens nicht zwei ſo durchaus verſchiedenen, wie Malerei und Muſik. Es gibt einige große Maler des Mittelalters, welche gleich groß waren als Bildhauer und Baumeiſter, das heißt in Künſten, die in innerer Verwandtſchaft zu einander ſtehen, aber es gibt keinen, der zugleich ein großer Muſiker geweſen wäre, wenn ſie auch alle auf der Mandoline geklimpert haben. Wer ſich der Muſik hingibt, die alles von ſich ſcheucht, was irgendwie einem greifbaren und plaſtiſch darſtellbaren Gedanken gleicht, die nur Gefühle, und auch dieſe auf keine beſtimmte Weiſe ſchildern kann, der iſt für jede andere Kunſt auf immer verloren. Ich fürchte faſt, das iſt das Schickſal Seels, der ſonſt das Zeug in ſich hat, eine unſerer erſten Größen zu werden, und der namentlich Kaulbach in den Illuſtrationen zu Shakeſpeare eine gefährliche Concurrenz machen könnte. Was er bis jetzt öffentlich ausgeſtellt hat, ſind Porträts, und dieſe zeichnen ſich aus durch ein ungemein individuelles Leben und eine ſcharfe Auffaſſung des Charakteriſtiſchen in derſelben Weiſe, wie es in den Porträts des Düſſeldorfer Malers Röting zu Tage tritt. Seel iſt ein geborener Elberfelder und hat in Elberfeld ſchon ſeit vielen Jahren ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen. Er iſt der einzige und alſo auch der erſte Maler des Wupperthals. Ob er in dieſem Gefühle ſelig iſt, weiß ich nicht, aber es iſt dieß ein weiterer Grund, der auf ſeine Entwicklung hemmend einwirkt, denn für den Maler iſt mehr als für andere Künſtler die Genoſſenſchaft ein Lebensbedürfniß.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 45. 5. November 1862.

Und ob ich, Heimath, dich beweinte,
Dein eig'ner Zuspruch tröstet mich.
Und ob ich dich zu fliehen meinte,
Auf allen Wegen such' ich dich.

J. G. Fischer.

Im Hochgebirg.

Lösung suchend dem Räthsel meines Volkes,
Dem ich bangend entfloh, betrat ich deine
Welt, du Heimath der Berge. Wie Verheißung
Winkte dein Bild mir zu.

Und du lagest vor mir, erhab'ne Zuflucht,
Gleich als könnt' ich mit Händen dich ergreifen;
Doch je näher ich kam, je stolzer hob sich
Deine Unendlichkeit.

Aber ohne Ermüden zog ich aufwärts,
Nur geleitet vom Bach, dem wilden Knaben,
Bis auch er mich verließ und nun die Felswand
Tödtlich mich angestarrt.

Schon versiegten des letzten Grünes Reste
Und von Frühling und Sommer schied ich; — aber
Unberührbar wie einer Göttin Schulter
Leuchtet das Schneegefild.

Wann wirst endlich auch du, im Thale wandelnd,
Ein lebendiger Strom dich freu'n? — zum Vorbild
Meinem Volke, dem hoch wie deine Gipfel
Seine Gedanken steh'n!

Also rief ich hinauf, und hoch verschwebend
Gab ein Echo die Antwort: „Niemals! Niemals!"
Wie vom Todtengemach es hallet, wenn man
Einen Verstorb'nen ruft.

Da — wie Donner durchbricht's die Höh'n — ein Schneewall
Stürzt, und rasselnde Felsen wie zerbroch'ne
Ketten stürzen ihm jubelnd nach; doch lauter
Jauchz' ich den Bergen zu:

Zieht mein Enkel den Weg einst, dann, ihr Felsen,
Jubelt wieder, wenn Deutschland seiner Stärke
Froh ward; — oder begrabt ein Volk, das keines
Besseren Looses werth!

J. G. Fischer.

Digitized by Google

Goethe und Tischbein.

I.

Seit der Engländer Lewes für Goethes menschliche Größe in die Schranken getreten, hat sich in manchen Kreisen eine günstigere Vorstellung von unserem größten Dichter auch in dieser Beziehung gebildet, obgleich etwas Neues von Lewes im Grunde nicht vorgebracht worden, vielmehr die urkundlichen Beweise von Goethes Edelsinn längst von seinen Landsleuten beigebracht und in's Licht gesetzt worden sind. Glücklicherweise fließen unsere Nachrichten über Goethes Leben so reichlich, daß sie uns den genauesten Blick in sein ganzes Daseyn gestatten. In der ersten Weimarer Zeit bis zum Jahre 1789 können wir fast von Tag zu Tag ihn verfolgen, wie dieß in der Schrift „Goethe und Karl August während der ersten fünfzehn Jahre ihrer Verbindung" versucht worden, wodurch dem früheren thörichten Gerede, daß der Dichter in Weimar sich und dem deutschen Volke ungetreu worden, ein Ende gemacht ist, wenn man es anders nicht vorzieht, aus Groll gegen die unbequeme Größe des einzigen Mannes sich in seinen Vorurtheilen zu verstocken. Eben so entschieden wie hier tritt die reine Menschlichkeit und edle Würde seiner Natur hervor, wenn man sein freundschaftliches Verhältniß zu den bedeutendsten Zeitgenossen näher betrachtet, wo jedes unbefangene Urtheil immer Goethe als wahrhaft edlen Freund im schönsten Licht erkennen wird. Seine Beziehungen zu Lavater, Jacobi, Wieland, Knebel sind anderwärts ausgeführt, und in diesen Blättern wurden seine Beziehungen zu Lenz, Klopstock, Claudius und Gleim im einzelnsten nachgewiesen. Der vorliegende Versuch, dieser Gallerie noch Tischbeins Bild einzufügen, dürfte um so gerechtfertigter scheinen, als man neuerdings den Vorwurf erhoben, Goethe habe gegen Tischbein, den „Treuesten der Treuen," sich nicht als Freund erwiesen. *

Der eben achtundzwanzigjährige Tischbein erfreute sich in Berlin als Porträtmaler höchster Anerkennung und ehrenvollster Verhältnisse, als ihn die freudige Nachricht überraschte, daß sein Landesherr, der Landgraf von Hessen-Cassel, beschlossen habe, alle drei Jahre einen Zögling seiner Akademie nach Italien zur Ausbildung in seiner Kunst zu schicken, und auf Empfehlung seines Oheims, des Direktors Johann Heinrich Tischbein, ihn zuerst dazu bestimmt habe. Indessen scheint Tischbein die Gunst des Landgrafen durch Eigenwilligkeit verscherzt zu haben, indem er dessen Anordnungen, vielleicht auch den Bestimmungen seines Oheims sich weniger fügte, als diese wünschten. Die Reiseunterstützung wurde auf anderthalb Jahre beschränkt, wobei freilich die Sparsamkeit des Landgrafen mitbestimmend gewesen seyn mag.

Von Rom aus, das Tischbein Ende 1779 erreichte, trat er mit dem als Kunst- und Naturkenner allgemein geachteten Kriegsrath Merck zu Darmstadt, Goethes einflußreichem Freunde, in Verbindung. Diesem klagte er bereits im Spätherbst 1780, daß er bald Rom verlassen müsse, da des Landgrafen Befehle nicht weiter reichten. „Diesen wollte ich auch pünktlich nachkommen; dieses Frühjahr wollte ich aus Italien reisen, um die andere Hälfte der Zeit in Frankreich zuzubringen. Aber es wäre doch nöthig, ehe ich aus Italien reise, daß ich auch noch andere Städte besuchte, besonders Neapel. In Florenz möchte ich auch gern noch einige Zeit bleiben. Nun habe ich gedacht, ob ich den Herrn Landgrafen um etwas zu dieser Reise ansprechen könnte; denn ohne etwas mehres Geld kann ich nicht hinter und nicht vorwärts reisen; denn zu der Reise nach Italien hab ich von meinem Geld gethan, das ich mit von Berlin gebracht hatte. Das ist aber nunmehr alle und ich habe hier nichts suchen zu verdienen, sondern alle meine Zeit darauf verwendet, was zu lernen." Tischbein scheint eine Verwendnng Mercks für ihn erwartet zu haben; aber die ersehnte Unterstützung erfolgte nicht, und so sah er sich genöthigt, Mitte April des folgenden Jahrs auf dem kürzesten Wege Italien zu verlassen.

Zunächst begab er sich nach der Schweiz, wo seine Hoffnung auf Lavater, den großen Physiognomisten, gesetzt war, den er durch seine Kunst zu gewinnen hoffte, dessen Freundschaft mit Merck und Goethe ihm nicht

* Vergl. Aus meinem Leben von J. W. Tischbein. Herausgegeben von Dr. C. G. W. Schiller. Braunschweig 1861. — Goethe und Tischbein. Von C. Schiller (im „Archiv für das Studium der neuen Sprachen und Literaturen," XXXI, 3).

Digitized by Google

unbekannt war, deſſen Begeiſterung und Menſchenliebe ihn zur Empfehlung und wirkſamſten Unterſtützung aller mittelloſen Talente trieb. Daß er gerade in Zürich blieb und ſein erſter eiliger Beſuch Lavater galt, kann nicht abſichtslos geweſen ſeyn. Lavater freute ſich in ihm einen Porträtmaler nach ſeinem Herzen gefunden zu haben; er bereitete ihm eine Wohnung im Hauſe ſeines Herzensfreundes Pfenninger und ließ ihn viele Porträts zeichnen. Seine Freude, endlich einen ſolchen Künſtler getroffen zu haben, theilte er dem Herzog von Weimar mit, der dieß am 31. Mai an Merck berichtete. Der Herzog kannte Tiſchbein bereits aus Zeichnungen und den Briefen aus Rom, welche Merck, ohne den Namen des jungen Malers, der ſie geſchrieben, näher zu bezeichnen, in Wielands „Mercur" hatte einrücken laſſen. Tiſchbein erfuhr letzteres auf überraſchende Weiſe in Zürich, da Lavater dieſe Briefe ihm aus dem eben angekommenen Hefte jener Zeitſchrift als eine anziehende Neuigkeit vorlas.

Im Juli kam Prinz Conſtantin von Weimar nach Zürich. Lavater vermittelte es, daß Tiſchbein ihn malte, und er ſchickte das Porträt an Goethe, dem es ausnehmend gefiel. Es ſchien ihm wohl geſehen und wohl angelegt, der Charakter ſprechend und die Stellung gut gewählt, und wenn die Aehnlichkeit nicht von allen erkannt werde, ſo liege dieß wohl vorzüglich in der Farbe und in der vom Maler ihm gegebenen größeren Männlichkeit und Stärke der Züge. Er ſelbſt behielt es für ſich und ſprach ſeine Freude darüber auch an Merck aus, den er nach dem Aufenthalte des Malers befragte.

Tiſchbein ſcheint ernſtlich darauf geſonnen zu haben, mit Goethe und dem Herzog von Weimar in nähere Verbindung zu kommen, wozu ihm Lavater und Merck die erwünſchteſte Vermittlung zu bieten ſchienen. Schon im Jahr 1776 hatte er nach ſeiner eigenen Aeußerung den Wunſch, mit den Weimarer Dichtern zuſammenzuleben, doch ſcheint er bei ſeiner Durchreiſe durch Weimar im Sommer 1777 keinen Verſuch gemacht zu haben, ſie perſönlich kennen zu lernen. An Merck wandte er ſich von Zürich aus, um dieſem ſeinen Drang nach weiterer Ausbildung und beſonders ſeinen Wunſch, ſich in der geſchichtlichen Malerei zu verſuchen, lebhaft darzuſtellen, während er ſich wohl hütete, Lavaters Eifer für ihn durch ein ſolches Geſtändniß abzukühlen, da dieſer ſich freute, einen ſolchen Porträtmaler in ſeiner Nähe zu beſitzen. Merck verwandte ſich für ihn in Caſſel, aber erfolglos, wie er ihm im Februar 1782 mittheilte. „Ich wollte die Antwort vorher geſagt haben," erwiederte Tiſchbein gleich darauf; „denn ſo lange mein Onkel lebt, iſt da nichts zu machen." — „An Goethe haben Sie auch wegen mir geſchrieben; mit dem Manne hätte ich ſchon längſt gerne Bekanntſchaft gehabt. Aus Rom wollte ich einmal an ihn ſchreiben. Ueber die deutſche Geſchichte hatte ich einen großen Zank mit den Künſtlern; die wollten mir nicht geſtehen, daß ſie ſo gut zum malen ſey als die römiſche, und ich glaube, in der deutſchen ſind eben ſo große und edle Vorfälle als in jener, nur unbekannter, und die deutſche Kleidung wird eben ſo viel Effekt machen als die römiſche, und vielleicht noch mehr (lachen Sie nicht; ich will es nicht allein ſagen, ſondern eine Probe machen); ſchon aus Goethens „Götz" könnte man viele ſchöne Bilder machen."

Unzweifelhaft ſchwebte ihm ſchon damals der Gedanke vor, durch ein ſolches Bild den Dichter des „Götz" zu erfreuen, an deſſen Beifall ihm außerordentlich viel gelegen war, da er als deutſcher Dichter ſo hoch ſtand und ſein Einfluß auf den Herzog bekannt war. So war es ihm denn ein dringendes Bedürfniß, Merck mitzutheilen, in welcher ungünſtigen Lage er den Prinzen Conſtantin gemalt habe, damit Goethe nicht durch das Porträt deſſelben zu einer ungünſtigen Meinung über ihn verleitet werde. Daß dieſer beim Beſuch der Caſſeler Gallerie im Herbſte 1779 ſich dahin geäußert, der Maler müſſe die Farben mit einem Strich hinſetzen, hatte er, wahrſcheinlich durch ſeinen Bruder, den Gallerieinſpektor, erfahren. „Ich wünſchte Gelegenheit zu haben," fährt er in demſelben Briefe fort, „ein Bild zu machen, wo ich Fleiß und Zeit anwenden könnte, das Goethe zu ſehen bekäme. Sie glauben, daß der Mann einem behülflich wäre, in der Kunſt weiter zu kommen. Ich hätte mich ſchon längſt einem Fürſten ſuchen bekannt zu machen, aber ich habe mich immer geſchämt, die Zahl der Haufen Bittender größer zu machen, von denen ein Fürſt beſtändig umgeben iſt, und darunter ſind ſo viele, die es nöthiger haben als ich. Ich glaubte es immer durch mich ſelber machen zu können, aber nun ſehe ich es ein, wie ſchwer es iſt. Sollte noch was aus mir werden, ſo könnte es auf die Art angehen, wenn ein Herr, ein Fürſt wäre, der Liebhaber von der Malerei iſt, und der mich als eine Hand betrachtete, die er arbeiten läßt. Die Anfangsgründe im Zeichnen habe ich in Rom ziemlich durchgearbeitet. Nun müßte ich eine Arbeit machen, worin ich das verwenden könnte, und auf die Art könnte ich für das erhaltene Geld erkenntlich ſeyn und von Zeit zu Zeit mit einem Bild die Schuld abbezahlen. Wenn jemand Luſt dazu hat, mich noch ein oder zwei Jahre reiſen zu laſſen, ſo will ich ihm alles, was ich mache, ſchicken und nach dem zu ihm kommen und für ihn malen, und das für einen Preis,

Digitized by Google

den er beliebt; ich brauche wenig. — Ich will Ihnen einige Zeichnungen ſchicken, damit Sie ſehen, wie mein Wille war zu ſtudiren; nicht die Zeichnungen als Zeichnungen müſſen Sie betrachten. Wenn Sie mir ſchreiben, daß mich jemand noch reiſen laſſen will, dann will ich ihm ein Bild ſchicken, woran ich meinen Fleiß gewandt habe. Wenn ich nur Zeit habe, es auszuarbeiten; es gilt mir gleich, was es vorſtellen ſoll; es kann mir aufgegeben werden."

Tiſchbein hatte unterdeſſen ſeine Ausſicht auf Caſſel noch nicht ganz aufgegeben; aber einen deßhalb an den Landgrafen geſchriebenen Brief hielt ſein Oheim zurück, indem er den nach weiterer Ausbildung ſtrebenden, über das ewige Porträtmalen faſt verzweifelnden Mann auf die Zukunft vertröſtete. Um ſo glücklicher machte ihn ein bald darauf eintreffender Brief von Goethe, der ihm Hoffnung eröffnete und wieder „Frühjahr" in ſeinem Herzen weckte. Am 13. April erwiederte Tiſchbein in einem ausführlichen Briefe, worin er ſeinen Drang nach Muße zu künſtleriſcher Ausbildung und ſeine darauf bezüglichen Wünſche und Anerbietungen in ähnlicher Weiſe ausſprach wie früher gegen Merck. Da die Verhältniſſe des Herzogs von Weimar dieſem damals zu ſeinem höchſten Bedauern nicht geſtatteten, ſelbſt Tiſchbein für ſich zu gewinnen, ſo ſchlug Goethe am 22. April mit deſſen Genehmigung dem Herzog von Gotha vor, den jungen, jede Unterſtützung verdienenden Maler vorab zu ſich kommen und verſchiedene Porträts von ihm malen zu laſſen, und ihn nach abgelegter Probe auf Reiſen zu ſchicken. Doch wünſchte er ihn vor der Reiſe einige Zeit in ſeinem Hauſe aufzunehmen, um ihn einiges zeichnen und malen zu laſſen, und ihn dann mit ſeinem beſten Dichter- und Künſtlerſegen zur Reiſe zu weihen. Er brenne vor Verlangen, ihn über gewiſſe Sachen zu ſprechen, um ihn auf diejenigen Theile der Kunſt hinzuweiſen, die er nach Anleitung der größten Meiſter für die weſentlichſten und höchſten halten müſſe. Dieſer Mann ſey nach ſeiner Kunſt und nach ſeinem Herzen ein wahrer Schatz und der Herzog werde auf dieſem von den Bauleuten verworfenen Eckſtein eine wohlgegründete Schule aufrichten, wozu er ihm im voraus Glück wünſche.

Der Herzog von Gotha erklärte ſich ſofort bereit, Tiſchbein noch einige Jahre in Italien reiſen zu laſſen, um ihn dann zu ſich zu nehmen. Dieß meldet der Herzog von Weimar ſchon am 24. April an Merck, zugleich mit der Nachricht, daß die von Caſſel geſchickten Bilder Tiſchbeins angekommen ſeyen. „Es kann etwas Treffliches aus dieſem Menſchen werden," fügte er hinzu; „er beſitzt ein außerordentlich richtiges Auge, und das unermüdete Suchen und Streben und Klimmen muß ihn dem Punkte nahe bringen, den ſo viele nicht erreicht haben." Doch hielt man bis zur genaueren Beſtimmung des Herzogs von Gotha mit der Nachricht von dieſem Entſchluſſe zurück. Mercks und Goethes Schweigen ſetzte Tiſchbein in große Verlegenheit, da er fürchtete, ſeine Bilder möchten in Weimar nicht gefallen haben. Endlich erhielt er von Merck vorläufige Nachricht, daß man entſchloſſen ſey, ihn noch einige Jahre reiſen zu laſſen, worüber er bald nähere Auskunft zu erhalten wünſchte. Der Herzog ließ durch Merck Zeichnungen aus Goethes Werken bei Tiſchbein beſtellen, die er dieſem zu ſeinem Geburtstage verehren wollte.

Endlich langte der erſehnte Brief Goethes an, den Tiſchbein ſo voll ſchöner Sachen fand, daß es ihm unmöglich fiel, darauf zu antworten. Goethe hatte ihm die Mittheilung gemacht, daß der Herzog von Gotha ihm jährlich hundert Dukaten geben wolle, was ihm aber zu wenig ſcheine, da er dabei zu viel für ſeinen Unterhalt ſorgen müſſe. * Statt der vom Herzog von Weimar beſtellten Zeichnungen hatte Tiſchbein mit gewohntem Eigenwillen ein ihm lange vorſchwebendes Bild begonnen: Götz, wie er den Weißlingen in ſein Zimmer führt. Die von Caſſel aus nach Weimar geſandten Bilder und Zeichnungen Tiſchbeins, die auf dortiger Ausſtellung ſo ſehr gefallen hatten, wurden auch in Weimar höchſt beifällig aufgenommen. Goethe wünſchte davon Lavaters Porträt zu erhalten. Dieſem ſchreibt er am 29. Juli: „Treibe Tiſchbein, daß er mir bald näher antwortet. Der Herzog von Gotha iſt ungeduldig zu wiſſen, wie und wann er nach Italien gehen will. Segne ihn noch recht ein auf Treue und Wahrheit, Reinheit und Reinlichkeit."

Bei Ueberſendung des vollendeten Bildes des Götz ſprach ſich Tiſchbein über daſſelbe im einzelnen aus. Goethe wie der Herzog waren von ſeiner Kunſt und ſeiner Treuherzigkeit tief ergriffen und verlangten ſehr, ihn bald möglichſt in Rom zu wiſſen. Aber Tiſchbein wünſchte in Bezug auf die Richtung ſeiner Reiſe ungebunden zu ſeyn. Da verlautete, der Herzog von Gotha werde nach Stuttgart kommen, ſo wollte Tiſch-

---

* Wie wenig zuverläſſig Tiſchbeins Lebensbeſchreibung ſey, ergibt ſich aus der Art, wie Tiſchbein dieſe für ihn ſo wichtige Geſchichte erzählt. Hiernach hätte ihm Merck geſchrieben, wenn er vom Herzog von Gotha einen Gehalt zum weitern Studiren annehmen wolle, ſo habe ihm der Dichter Goethe dieſen ausgemittelt, und ſey es des Herzogs Wille, daß er nach Rom zurückkehre. Von ſeiner eigenen Verwendung bei Merck und Goethe kein Wort! Auch alles übrige daſelbſt ergibt ſich als ungenau.

Digitized by Google

bein ihn dort besuchen; sollte er aber den Herzog nicht sprechen, so solle Merck ihm seinen Wunsch aussprechen, dorthin reisen zu dürfen, wo es ihm am vortheilhaftesten zu seyn scheine. Er selbst wandte sich darauf an den Herzog; nach Frankreich zu reisen wäre nach seiner Kenntniß das Nützlichste, meinte er, doch wollte er auch, wenn er darauf bestehe, nach Italien gehen. Der Herzog ward über diese Aeußerung ungehalten. Goethe schrieb deßhalb am 4. Oktober an Tischbein und verwies ihn auf einen Brief an Lavater, gegen den er sich also äußerte: „Du wirst meinen Brief wohl verstehen, aber er nicht ganz. Ich kann ihm weder gewähren noch verschaffen, was er gerne möchte. Denn der Herzog von Gotha sieht's anders an und hat seine festgesetzten Begriffe über die Sache, auf die ich weiter nicht wirken kann. Rede ihm ja zu, daß er sich besonders gegen Reiffensteinen (Reiffenstein war zu Rom Geschäftsführer des Herzogs von Gotha) leidlich beträgt; denn dieser Mann hat Einfluß auf die Großen. Freilich mag dem guten Tischbein, der, Gott sey Dank, in weltlichen Dingen noch nicht geübt ist, so ein Verhältniß ganz und gar fatal und unerträglich scheinen; indessen ist es immer besser, er weiß so etwas voraus und richtet sich einigermaßen darnach, als daß er in seinem Wesen hingeht und wir in einem halben Jahre den Lärmen haben. Es wird ohnedieß nicht ganz ohne alles abgehen. Besonders aber treib ihn, daß er fortkommt; denn der Herzog ist schon über das Zaudern und über meine Vorstellungen, die ich nicht gespart habe, verdrießlich. Ein großer Herr will gehorcht seyn." Tischbein scheint sich darauf zur Abreise bereit erklärt zu haben. Mitte Oktober erhielt er Brief und Wechsel von Gotha, und am 24. trat er seine Reise an, nachdem er vorher noch zwei Bilder an den Herzog und die Herzogin gesandt hatte.

Von Italien aus scheint Tischbein zunächst keine briefliche Verbindung mit Goethe unterhalten zu haben. Der Herzog hatte bei aller Anerkennung des Erfindungsgeistes, der Kraft und des künstlerischen Verstandes nicht ganz günstig über das Bild des Götz geurtheilt. Goethe wünschte, Merck solle Tischbein nichts davon merken lassen, da ein so guter Mensch leicht irre gemacht werde, so daß er gar nicht wisse, woran er sey. Da aber Merck diese Vorsicht nicht geübt hatte, so wünschte Tischbein zu wissen, was der Herzog, über dessen Kennerschaft er sich freute, unter dem Vorwurf mangelnder Einheit gemeint habe. Auch möchte er Goethes Urtheil über sein Bild erfahren, der ihm nichts darüber geschrieben habe. Ein besonderes Blatt, worin er sich über Mengs und Winkelmann äußerte, ließ er durch Merck an Goethe gelangen.

Erst im Januar 1784 wandte er sich unmittelbar an Goethe, dem er Zeichnungen und zwei ausgeführte Köpfe aus dem für den Herzog von Gotha unternommenen Bilde Conradins sandte, von welchem er durch Merck den Herzog von Gotha hatte benachrichtigen lassen. Die Köpfe hatte er Goethen mitgetheilt, damit dieser sehe, wie er sich die Charaktere denke, und er sie an den Herzog von Gotha schickt, wobei er diesen bitten möge, ihm noch etwas Geld zukommen zu lassen, das er höchst nöthig habe, um die Modelle zu bezahlen, deren er dazu bedürfe; er wolle ihm dann alles dafür geben, was er in Rom mache. „Ich wünschte, daß es der Fürst thun möchte, denn auf die Art brauche ich meine Studien, welche ich hier mache, nicht zu verkaufen, und ich finde selbige wieder in Gotha, wenn ich nach Deutschland komme, und kann sie zu meiner künftigen Arbeit brauchen." Goethe kannte des Herzogs Eigenheiten zu wohl, als daß er dem guten Tischbein zur Erfüllung seines Wunsches hätte verhelfen können, doch fehlen uns hier alle näheren Nachrichten. Die endliche Absendung seines Conradin (Anfangs 1785) begleitete Tischbein wieder mit der Bitte um eine Unterstützung zu einem größeren Bilde, um nur die Modelle und Farben bezahlen zu können, wogegen er ihm das Bild selbst unentgeltlich überlassen wolle. Dem Herzog gefiel das Bild ungemein, wie Tischbein aus einem von ihm nach Rom geschriebenen Brief erfuhr; erst später, nach seiner Rückkehr von einer nach England unternommenen Reise, schrieb er ihm, in allen Ateliers der Maler, die er besucht, habe ihm nichts so gefallen wie sein Conradin. Goethe sah das Bild erst im November 1785 zu höchster Befriedigung; doch hinderte ihn so manches, was ihn bedrängte, sich gegen Tischbein darüber zu erklären, für den er leider nichts thun konnte, da der Herzog zu einer weiteren Unterstützung sich um so weniger bereit finden ließ, als Tischbein gegen seinen Geschäftsführer Reiffenstein eine Stellung eingenommen hatte, welche diesen um so ungünstiger stimmte, da es ihn verletzte, daß der Herzog, ohne ihn zu befragen, Tischbein nach Rom gesandt hatte. Der Herzog beschränkte sich darauf, ihm seine Unterstützung fortzahlen zu lassen und ihm seine Bereitwilligkeit zu erklären, ihn später in Dienst zu nehmen. In seiner Lebensbeschreibung erzählt Tischbein freilich, der Herzog habe an Reiffenstein geschrieben, weil Tischbein mehr fordere, als er ihm geben wolle, so seyen sie geschieden; aber dieß ist eine der vielen Ungenauigkeiten dieser späten Aufzeichnungen, wie sich aus Goethes Aeußerung vom Jahr 1789 ergibt: Tischbein habe geglaubt, den Herzog entbehren zu können; er habe ihm selbst vor zwei Jahren erklärt, daß er sich als vom Herzog geschieden betrachte,

Digitized by Google

und habe sein Jahrgehalt nicht mehr erhoben. Auch die Verbindung mit Goethe stockte, so daß dieser, da er auch von Gotha aus nichts weiter von ihm hörte, gar nicht wußte, daß er noch in Rom sey. Aber Tischbein grollte Goethe so wenig, daß er für ihn eine Reihe Copien nach den besten Meistern in Kreide, Sepia und Aquarell fertigen ließ, ihm kurz vor seiner Ankunft in Italien eine Sammlung von Musterstücken der Steine, womit die Alten und Neueren gebaut, nach Weimar sandte, und keinen herzlicheren Wunsch hatte, als dem Dichter und Kunstkenner, der ihm zu seinem zweiten Besuche Italiens verholfen, die ewige Stadt zu zeigen. Goethe bedauerte es, daß Tischbein seine so deutlichen Winke in Bezug auf den Herzog und Reiffenstein nicht besser befolgt hatte, und er sah die Unmöglichkeit, beim Herzoge etwas für ihn zu erlangen; und wie wäre er im Stande gewesen, bei seiner eigenen Bedrängniß und bei der schmerzlichen, fast krankhaften Sehnsucht, die jeder Gedanke an Italien in seiner Brust weckte, sich des fernen Freundes anzunehmen, für dessen Künstlerlaunen einzustehen ihm unmöglich war! Wenn er gegen seine ältesten Freunde, selbst gegen seine Mutter damals verstummte, wenn die Spannung mit dem Herzoge sich erst kurz vor seiner Abreise nach Italien löste, wie wäre es ihm da möglich gewesen, seinen herzlichen Antheil an dem vielleicht längst von Rom geschiedenen Künstler durch die That zu beweisen!

Vollbeglückt fühlte sich Tischbein, als Goethe am Abend des 29. Oktober 1786 in Rom eintraf. Wie sie sich hier gefunden, ob Goethe in Italien von Tischbeins Anwesenheit in Rom Kunde erhalten oder das Begegnen ein zufälliges gewesen, wissen wir nicht. Aber gleich am ersten oder in den ersten Tagen muß er mit Tischbein sich zusammen gefunden haben, da er schon am 2. November mit diesem zum Quirinal eilte, wo sich die köstliche Geschichte mit dem Maler Müller ereignete, der, wie der Herzog von Weimar bemerkte, das Wort *Maler* zu früh vor seinen Namen gesetzt. Von Tischbeins innigster Freude unterrichtet uns sein Brief an Lavater vom 9. December. „Goethe war mir durch Sie und seine andern Freunde schon ziemlich bekannt, durch die vielen Beschreibungen, welche ich von ihm hörte," äußert er, „und ich habe ihn eben so gefunden, wie ich mir ihn dachte. Nur die große Gesetztheit und Ruhe hätte ich mir in dem lebhaften Empfinder nicht denken können, und daß er sich in allen Fällen so bekannt und zu Hause findet. Was mich auch so sehr an ihm freut, ist sein einfaches Leben. Er begehrte von mir ein kleines Stübchen, wo er schlafen und ungehindert arbeiten könnte, und ein ganz einfaches Essen, das ich ihm dann leicht verschaffen konnte, weil er mit so wenigem zufrieden ist. Da sitzt er nun jetzo, und arbeitet des Morgens, um seine „Iphigenie" fertig zu machen, bis um neun Uhr, dann geht er aus und sieht die großen hiesigen Kunstwerke. Ich freue mich, daß ich jetzo lebe, des Goethe und Lavaters wegen."

Mit voller Innigkeit gab sich Tischbein dem großen Dichter hin, der es als das größte Glück fühlte, an der Seite eines begabten und kenntnißreichen Künstlers, der sich so ächt deutsch aus sich herausgebildet und die innigste Vertrautheit mit allem, was Rom Großes bot, verschafft hatte, die unermeßlichen Kunstschätze der ewigen Stadt auf sich wirken zu lassen. „Das Stärkste, was mich in Italien hält, ist Tischbein," schreibt er Anfangs Januar 1787; „ich werde nie, und wenn auch mein Schicksal wäre, das schöne Land zum zweitenmal zu besuchen, so viel in so kurzer Zeit lernen können, als jetzt in Gesellschaft dieses ausgebildeten, erfahrenen, feinen, richtigen, *mir mit Leib und Seele anhängenden* Mannes." Zu besonderer Freude gereichte ihm seine leidenschaftliche Freude an den Thieren, die er mit ganz eigenem Sinne aufzufassen wußte. Und mit welchem künstlerischen Blicke schaute er die Landschaft an! „Er findet bedeutende Gruppen," bemerkt Goethe, „und andere anmuthige, vielsagende Gegenstände da, wo ein anderer nichts gewahr würde, und so glückt es ihm auch, manchen menschlichen ewigen Zug zu erhaschen, es sey nun an Kindern, Landleuten, Bettlern und andern dergleichen Naturmenschen, oder auch an Thieren, die er mit wenigen charakteristischen Strichen gar glücklich darzustellen weiß." Auch besaß er die große Gabe, Götter- und Heldengestalten in Lebensgröße und darüber mit der Feder zu umreißen. Höchst beifallswürdig fand Goethe Tischbeins Gedanken, daß Dichter und Künstler sich zu idyllischen Darstellungen mit einander vereinigen sollten. Auf ihren Spaziergängen unterhielt Tischbein ihn oft mit der Angabe von Gegenständen, die er auf diese Weise bearbeitet wünschte, um ihm Lust zu machen, sich darauf einzulassen, und Goethe mußte gestehen, daß die von ihm bezeichneten Gegenstände von *der* Art seyen, daß weder dichtende noch bildende Kunst allein zu ihrer Darstellung hinreichend wäre. Das Titelkupfer zu diesem gemeinsamen Werk wurde wirklich entworfen, aber zur Ausführung des Ganzen fehlt es an Zeit und Fassung. Auch zu einer Sammlung von Zeichnungen, worin er die Urzeiten des menschlichen Geschlechts darzustellen suchte, wünschte er ein verknüpfendes Gedicht, welches dem Dargestellten zur Erklärung diente, und ihm durch bestimmte Gestalten Körper und Reiz verliehe. Goethe fand den Gedanken sehr schön und nahm

Digitized by Google

lebhaften Antheil daran; beſonders erfreute ihn das Bild, welches den Menſchen als Bändiger der Thiere darſtellte; aber auch hier waren Muße und längeres Zuſammenleben nöthig. Eine Beſchreibung zweier Bilder aus dieſer Sammlung, die er als „Gedicht“ bezeichnet, ſandte Tiſchbein im Herbſt 1787 an Merck. „Es iſt auf eine wunderliche Art,“ ſo erklärt er ſich darüber, „und vielleicht das einzige, das je auf dieſe Art gemacht worden. Ich habe Vorfälle, die ich in meinem Leben geſehen, und Bemerkungen, die ich gemacht über die Natur und beſonders über die Gemüther der Menſchen und über mein eigenes, in Zeichnung gebracht. So wie der Dichter Geſchichten handelnd erzählt, ſo habe ich die Vorfälle gezeichnet, und wäre Willens, dieſe alle in eine zuſammenhängende Geſchichte, in eins zu bringen. Es gehören aber auch noch Wörter dazu, aber ſo, daß eines dem andern aufhilft. Die Zeichnungen ſtellen einem die Geſchichten lebhafter dar, als man ſie mit Wörtern ausdrücken könnte, oder man muß deren gar viel brauchen, und dadurch wird es langweilig, da ein Gedicht nur eine zierliche Rede iſt, die vergnügt und unterhält; wenn nun mit Zeichnungen dieſes verbunden iſt, ſo vergnügt es noch mehr, und man kann ſich viel deutlicher machen.“ Auch ſpricht er daſelbſt von dichteriſchen Vergleichen, die er in Zeichnungen dargeſtellt und dieſe durch Worte erklärt habe.

Manche ſcherzhafte Bildchen entſtanden im freundlichen Zuſammenleben mit Goethe, der ſie auf das ſorgfältigſte aufhob. Auch das große Oelgemälde, das dieſen als Reiſenden, in einen weißen Mantel gehüllt, darſtellt, wie er in freier Luft, auf einem umgeſtürzten Obelisken ſitzend, auf die Campagna di Roma ſchaut, neben ſich ein Relief des Oreſtes und des Pylades vor Iphigenien, wurde gleich in den erſten Monaten entworfen und gedieh zu Goethes ſchönſter Freude. Es blieb in Italien, bis es der Freiherr Karl von Rothſchild in ſeinen Beſitz brachte. An Goethes „Iphigenien“ nahm Tiſchbein herzlichen Antheil, obgleich auch ihm die faſt völlige Entäußerung der Leidenſchaft daran nicht zu Sinne wollte; doch legte er es ſich auf ſeine Weiſe zurecht, und ſtellte ſeine Anſicht in einem ſymboliſchen Bildchen dar; er verglich das Stück einem Opfer, deſſen Rauch, von einem ſanften Luftdruck niedergehalten, an der Erde hinziehe, während die Flamme freier nach der Höhe hinſtrebe.

Ende Februar nahm Goethe den Freund mit ſich nach Neapel, weil es dieſem zur Freude gereiche und er in deſſen Geſellſchaft „dreifach lebe.“ Vier Wochen lang erfreute ihn Tiſchbeins „treues Geleit“ durch Neapels Natur- und Kunſtſchätze. Die Stadt und die Umgegend, der Veſuv, Pompeji, Herculanum und Portici wurden in freundlichſtem Zuſammenſeyn genoſſen. Aber auf Goethes Wunſch, ihn nach Sicilien zu begleiten, glaubte Tiſchbein nicht eingehen zu können, da ihn ſo manche eigene Angelegenheiten feſſelten. Er hatte ſein Verhältniß zum Herzog von Gotha gelöst, und war ernſtlich bedacht, ſich eine andere ſicherere Stellung zu gewinnen. Beſonderes Vertrauen ſcheint er auf die Verbindung mit dem Fürſten Chriſtian von Waldeck geſetzt zu haben, der verſchiedene Arbeiten bei ihm beſtellte und ihm überaus gewogen war. Zugleich aber hatte ſich ihm eine Ausſicht auf die Stelle eines Direktors der Malerakademie in Neapel eröffnet, mit deren Umgeſtaltung man damals umging. Wie ſchmerzlich es Goethe auch fiel, eines ſolchen Begleiters, auf deſſen innigſte Hingabe er gerechnet hatte, auf Sicilien entbehren zu müſſen, ſo wußte er ſich doch in das Unvermeidliche zu fügen und Tiſchbein zu entſchuldigen, der ihm nicht mehr dasjenige ſeyn ſollte, was er früher geweſen, die ihm ganz zugewandte, an allen ſeinen Beſtrebungen innigſten Antheil nehmende, ihn herzlich fördernde Freundesſeele. „Zwar iſt Tiſchbein mit mir,“ äußert er einmal, „aber als Menſch und Künſtler wird er von tauſend Gedanken hin und her getrieben, von hundert Perſonen in Anſpruch genommen. Seine Lage iſt eigen und wunderbar; er kann nicht freien Antheil an eines andern Exiſtenz nehmen, weil er ſein eigenes Beſtreben ſo eingeengt fühlt.“ Am 19. März hören wir, es habe ſich aus wechſelſeitiger Betrachtung ergeben, daß Tiſchbeins Kunſtwerke ſowohl als diejenigen Geſchäfte, die er, eine künftige Anſtellung in Neapel hoffend, in der Stadt und bei Hofe betreiben müſſe, mit ſeinen, Goethes, Abſichten, Wünſchen und Liebhabereien nicht zu vereinigen ſeyen, deßhalb habe Tiſchbein, immer für ihn beſorgt, ihm ſeinen Freund, den Maler Kniep, zum Reiſegeſellſchafter vorgeſchlagen. Hienach kann es nicht als begründet gelten, wenn Tiſchbein in ſpäteren Jahre bemerkte, Goethe habe es ihm ſehr übel vermerkt, daß er ihn nicht nach Sicilien begleitet. Goethe war es klar, daß Tiſchbein ſeine eigenen Zwecke verfolgen zu müſſen glaubte, und nicht ſo ganz hingebend war, wie er dieß wohl eine Zeit gewähnt hatte.

Auch als er nach ſeiner Rückkunft aus Sicilien erfuhr, daß Tiſchbein, der ihm nachfolgen wollte, den Fürſten von Waldeck nach Rom zurückbegleitet habe, grollte er ihm nicht. Am 6. Juni nach Rom zurückgekehrt, traf er mit Tiſchbein freundlichſt wieder zuſammen. „Tiſchbein iſt ſehr brav,“ äußert er am 27., „doch fürchte ich, er wird nie in einen ſolchen Fall kommen, in welchem er mit Freude und Freiheit arbeiten kann. Mündlich mehr von dieſem auch wunderbaren Menſchen. Mein Porträt wird glücklich, es gleicht

Digitized by Google

sehr und der Gedanke gefällt jedermann." Was Goethe meinte, war ohne Zweifel Tischbeins Streben, durch geschickte Benützung der äußern Verhältnisse sich eine sichere Stellung zu erwerben, wozu es ihm aber an Weltklugheit, Nachhaltigkeit und Schweigsamkeit fehlte, während treues Festhalten und unbeirrtes Fortschreiten auf seiner künstlerischen Laufbahn ihn auch äußerlich wahrhaft gefördert haben würden. Was er an ihm vermißte, sollte er in vollstem Maße bald an dem Schweizer Heinrich Meyer finden, an den er sich jetzt entschieden anschloß, dessen Förderung und einstige Berufung nach Weimar er sich schon jetzt vorgesetzt haben mag, während er Tischbein seinen eigenen Wegen überlassen mußte. Hätte er diesen so ein anhänglich gefunden, wie er früher geglaubt, gewiß hätte er nicht geruht, bis er ihm an seiner Seite eine Stätte bereitet.

Anfangs Juli begab sich Tischbein in Begleitung und auf dringende Einladung des Cavaliere Venuti, der nach Rom gekommen war, um das Standbild des Farnesischen Hercules einzuschiffen, nach Neapel zurück. Goethe bezog nun Tischbeins Studium, einen großen kühlen Saal. Von Neapel aus erfreute dieser den Dichter mit den lebhaftesten Berichten über seine Reise, das Leben und Treiben in Neapel, wie über sein eigenes Schauen und Schaffen. Besonders erfreulich war Goethe die Nachricht von seinem dort unternommenen großen Bilde des Orests am Opferaltar vor Iphigenien, wozu er die Studien an der durch ihre mimischen Darstellungen allgemein bewunderten Gattin des Ritters Hamilton machte, in welchem er bald den freigebigsten Gönner gefunden hatte. Von Hamilton, auf dessen Veranlassung er sich besonders mit dem Abzeichnen etrurischer Vasengemälde beschäftigte, und seinen Neapolitanischen Verbindungen wurde Tischbein allmählig ganz verschlungen, so daß das Verhältniß zu Goethe sich mehr und mehr kühlte. Dieser klagt am 2. Oktober, daß Tischbein nicht so eingeschlagen, wie er gehofft, daß er nicht mit herzlicher Vertraulichkeit ihm zugethan geblieben. „Es ist ein wirklich guter Mensch, aber er ist nicht so rein, so natürlich, so offen wie seine Briefe. Seinen Charakter kann ich nur mündlich schildern, um ihm nicht unrecht zu thun, und was will eine Schilderung heißen, die man so macht? Das Leben eines Menschen ist sein Charakter." Auch der strengste Beurtheiler wird hier nur Goethes Eifersucht der Freundschaft erkennen, nur diese ihm zum Vorwurf machen können, wenn dieß anders einen Vorwurf bilden kann. Unser Dichter kannte die Eigenheiten des Menschen zu wohl und übte zu viele Nachsicht, als daß er Tischbein deßhalb gegrollt und sich von ihm abgewandt haben sollte. „Kein Mensch kann eine Faser seines Wesens ändern, ob er gleich vieles an sich bilden kann," schreibt er einige Jahre später an Jacobi.

Daß Tischbein im Oktober den Dichter in Neapel erwartet habe, sehen wir aus seinem Briefe an Merck vom 10. „Goethe bleibt auch noch hier (in Italien)," schreibt er; „der ist ein halber Maler geworden; ich höre, daß er in Rom fleißig zeichnet, Köpfe und Landschaften. In einigen Tage erwarte ich ihn hier und werde dann wieder nach Rom mit ihm zurückgehen." In Goethes eigenen Briefen findet sich über diesen beabsichtigten Besuch Neapels keine Spur. Er brachte diese Zeit in der Villeggiatur zu Castel Gandolfo zu, von wo er gegen den 23. nach Rom zurückkehrte. Ob Goethe selbst gegen Tischbein den Gedanken geäußert, ihn von Neapel abzuholen, wissen wir nicht, jedenfalls war es nur ein flüchtiger Gedanke.

In Rom fand er sich glücklicher als je; für ihn fing jetzt, wo sein Gemüth durch das viele Sehen und Erkennen ausgeweitet werden und er seine Individualität zum erstenmal ganz erkannt hatte, eine neue Epoche an. Die Ankunft des längst erwarteten Musikers Kayser Anfangs November war ihm ein höchst freudiges Ereigniß. „Kayser ist nun da," schreibt er am 3., „und es ist ein dreifach Leben, da die Musik sich anschließt. Es ist ein trefflich guter Mann und paßt zu uns, da wir wirklich ein Naturleben führen, wie es nur irgend auf dem Erdboden möglich ist. Tischbein kommt von Neapel zurück, und da muß beider Quartiee und alles verändert werden; doch bei unsern guten Naturen wird alles in acht Tagen wieder im Gleis seyn." Zu Weihnachten meldete er Herder, es habe sich jetzt, nachdem er eine Zeitlang ganz allein gestanden (seitdem Tischbein von ihm abgefallen), wieder ein enger Kreis um ihn gezogen, die alle gut, die alle auf dem rechten Wege seyen und die Feinde in seiner Gegenwart finden, je mehr sie denkend und handelnd auf dem rechten Wege seyen: denn er sey unbarmherzig, unduldsam gegen alle, die auf ihrem Wege schlenderten oder irrten und doch für Boten und Reisende gehalten werden wollten. „Mit Scherz und Spott treib' ich's so lange, bis sie ihr Leben ändern oder sich von mir scheiden. Hier, versteht sich, ist nur von guten, geraden Menschen die Rede; Halb- und Schiefköpfe werden gleich ohne Umstände mit der Wanne gesondert."

Auf Tischbein zu wirken, hatte er aufgegeben, doch hätte er gern den talentvollen und kenntnißreichen Mann bei seinen Versuchen, in der Malerei es bis zu einer gewissen Ausbildung zu bringen, an seiner Seite gehabt. Aber seine erwartete Rückkehr erfolgte nicht, und auch wiederholte Versprechungen, im Frühling zu kommen, gingen nicht in Erfüllung. Goethe hatte seine

Digitized by Google

Rückkehr so sicher erwartet, daß er Anfangs März 1788 den von Tischbein bewohnten großen Saal räumte und ein anderes Zimmer bezog. In dem im Jahre 1829 zu den Briefen aus Italien geschriebenen Briefe bemerkte Goethe, bei Tischbein, mit dem sonst gut zu leben gewesen, sey ein gewisser „Tic" auf die Länge lästig geworden: er habe nämlich alles, was er zu thun vorgehabt, in einer gewissen Unbestimmtheit gelassen, wodurch er oft ohne eigentlich bösen Willen andere zu Schaden und Unlust gebracht, wie er ihn denn auch durch die Anzeige seiner baldigen Rückkehr ohne Noth veranlaßt habe, in den obern Stock zu ziehen. Das reine Vertrauen und die frische Offenheit Tischbeins war geschwunden; er überließ sich ganz seinen Neigungen, verzögerte seine Rückkunft immer mehr, die endlich ganz unterblieb, so daß Goethe, ohne ihn wieder gesehen zu haben, Italien verließ.

Nach seiner Heimkehr setzte Tischbein die briefliche Verbindung fort. Da es ihm in Neapel noch immer nicht gelingen wollte, so äußerte er den Wunsch, das Verhältniß zum Herzog von Gotha wieder erneuert zu sehen. Obgleich Goethe wohl erkannte, daß es ihm mit diesem Verhältnisse nicht ernst gemeint sey, daß er keineswegs beabsichtige, später in die Dienste des Herzogs zu treten, sondern sich nur eine Hinterthür offen halten wolle, was er sehr natürlich fand, so suchte er doch die Versöhnung zu bewirken und die Sache war auf bestem Wege, als Reifenstein durch einen rücksichtslosen, Tischbeins Benehmen schroff darstellenden Brief den Herzog ganz abwendig machte. Bei Herders Aufenthalt in Neapel zu Anfang des Jahres 1789 forderte Tischbein diesen auf, doch Goethe seinetwegen zu mahnen. Dieser berichtet in seiner Antwort an Herder vom 2. März den ganzen Stand der Dinge und theilt den innigst vertrauten Freunden seine Ansicht über Tischbeins Charakter unverhüllt mit. „Tischbein ist mit allen guten Qualitäten ein wunderliches Thier," schreibt er, „eine Art Hasenfuß, ist faul, unzuverlässig, seitdem er von den Italienern in das Metier der Falschheit, Wort- und Bundbrüchigkeit zu pinschen gelernt hat. — Jetzt kann ich nichts weiter thun, weil ich, um den Eindruck von Reifensteins Brief auszulöschen, mich stärker für Tischbein verbürgen müßte, das ich nicht kann und mag. — Wenn es unser Herzog wäre, dem sagte ich gerade, wie die Sache steht, und der wäre großmüthig genug, das so gehen zu lassen. Der Herzog von Gotha aber will für sein Geld was haben, und was man ihm zusagt, soll man halten. Ich habe es vorausgesehen, daß Tischbein nicht reussiren würde. Er hält sich für fein und ist nur kleinlich, er glaubt intriguiren zu können, und kann höchstens die Leute nur verwirren. Er ist unternehmend, hat aber weder Kraft noch Fleiß zum Ausführen. Einen subalternen impiccio weiß er noch leidlich zu leiten. Ueber Deutsche hat er durch die Exuvien von Redlichkeit, mit denen er sich aufstutzt, und durch seine formlos scheinenden naiven Hasenfüßereien eine Weile ein Ascendant. Ein Nachklang von Gemüth schwankt noch in seiner Seele. Es ist Schade um ihn. Ich kenne ihn recht gut und wußte, daß er mich in wenigen Jahren würde sitzen lassen, ich habe aber doch gewagt, ihm den Herzog zu versöhnen. Interim aliquid fit! dachte ich. Allein der Alte hat mit seiner Tatze mir alles verdorben. Orr und Hackert verstehen das Handwerk und Tischbein wird zwischen zwei Stühlen niedersitzen, ohne daß ihm jemand helfen kann. So steht das ohngefähr. Laß meinen Brief niemand sehen, besonders um Tischbeins willen. Ich sage niemand, wie ich von ihm denke. Wer mit ihm zu thun hat, mag ihn selbst kennen lernen."

Man sieht, Goethe war seines Urtheils ganz sicher; er fühlte, daß Tischbein nicht auf reinem Boden stand, daß er, statt mit offener Redlichkeit zu verfahren, seinen eigenen Vortheil auf Schleichwegen zu erlangen strebte und sich mit seiner dabei zu beweisenden Feinheit etwas wußte, wie wenig er auch wirkliches Geschick zu einem solchen hinterlistigen Durchführen seiner Absichten besaß. Je entschiedener Goethe früher die allerinnigste Verbindung mit Tischbein gehofft hatte, um so schärfer wurde sein Urtheil, das wir aber in der Hauptsache als durchaus begründet anerkennen müssen. Er selbst hatte in Meyer unterdessen einen Freund von „himmlischer Klarheit der Begriffe", gefunden, dessen „edle Reinheit, englische Güte des Herzens" ihn den Gegensatz Tischbeins um so greller empfinden ließ. Wie er, als er in Lavater den entschiedenen Gegner seiner ganzen Geistesrichtung, den herrschsüchtigen Propheten, der die Welt von seinem Ruhm erfüllen wollte, zu erkennen glaubte, kein herzlich vertrauliches Wort mit ihm sprechen konnte, so war auch jetzt mit Tischbein keine Vereinigung mehr möglich, wie sehr er auch dessen Begabung als Künstler anerkannte und als solchen ihn gern gefördert hätte.

Daß Goethe in der Beurtheilung Tischbeins nicht Unrecht hatte, daß dieser wirklich mit seinen Versuchen, sich emporzubringen, im Grunde wenig erreichte, das zeigt dasjenige, was Hackert über seine Bestrebungen am Hofe zu Neapel mittheilt. Er bemühte sich, durch weibliche Vermittlung an Hackerts Stelle der Prinzessin Unterricht im Malen zu geben, hatte aber davon fast nur Zeitverlust. Nach dem Tode des Direktors Bonito spannte er alles an, um dessen Stelle zu erhalten, mußte diese aber doch zuletzt mit seinem Nebenbuhler theilen. In seiner Lebensbeschreibung hat Tischbein die Geschichte der

Digitized by Google

Bewerbung um jene Stelle in einer mit Hackerts früherem und glaubwürdigerem Berichte nicht übereinstimmenden Weise mehr zu seinen Gunsten geschildert. Was in Goethes Lebensbeschreibung Hackerts über Tischbein bemerkt wird, daß er durch das Zeichnen etruskischer Vasen vielleicht seinem eigentlichen Malertalent Abbruch gethan, ist ohne Zweifel eine Aeußerung aus Hackerts dabei zu Grunde liegenden Papieren.

(Schluß folgt.)

Malcesine.

(Schluß.)

Jedenfalls ward die kleine Mühe des Aufsteigens reichlich aufgewogen durch den herrlichen Blick, welchen die Höhe des Thurmes gewährte. Im Rücken die gewaltig ansteigende Masse des noch schneebedeckten Monte Baldo, lag uns zu Füßen die dunkelblaue Fluth des Gardasees, das gegenüberliegende Ufer von hohen steilen Felswänden begrenzt, die nur an einzelnen Stellen, wo ein kleines Bergwasser die Felsen ausgeschwemmt hatte, Raum gewährte für kleine Dörfer, für Oelpflanzungen und für jene künstlichen Limonengärten, deren weiße Pfeiler, im Sonnenlicht glänzend, lebhaft abstachen gegen das dunkle Laub, das sie umschlossen. Bekanntlich sind die Früchte, die an diesem Ufer gedeihen, die geschätztesten von allen. Freilich bedürfen sie einer sorgfältigen und mühsamen Pflege; im Winter werden die Pfeiler zugedeckt, und wenn er gar zu strenge ist, soll es sogar vorkommen, daß sie geheizt werden. Limone, das der köstlichen Frucht seinen Namen verdankt, glänzt freundlich von jenseits des Sees. Gerade gegenüber, aber hoch auf schroffem Felsen, ist Tremosine gebaut; unersteiglich schiene die Höhe, wenn nicht eine schwache Linie den Felsenpfad anzeigte, der vom Dorf zum See herabführt. Nach der Linken zu verlieren die Berge allmählig ihren schroffen Charakter, die Flecke, welche der Ansiedlung und Anpflanzung Raum bieten, werden häufiger, die Gegend wird flacher, lieblicher. Aber die Riviera selbst, die sich ein ununterbrochener Garten von Gargnano bis Salo hinzieht, ist verdeckt, und nur eine Strecke des Hügellands von Salo bis Desenzano wird in der südlichen Ferne sichtbar durch die Lücke, welche die von beiden Seiten in den See vorspringenden Berge übrig gelassen haben, während die Halbinsel Sirmione mit den Grotten Catulls und dem Castell der Scaliger, Peschiera mit seinen Forts, Bardolino mit seinen Feigen, und Garda mit der Höhe, wo einst der Kaiserin Elisabeth Burg verließ stand, uns wieder der breit hingelagerte Monte Baldo entzieht. Aber nach Norden gleitet der Blick frei nach Riva, hinter welchem die mannigfaltigen Bergformen der Giudicaria aufsteigen, nach Tarbole, von jenem durch den Monte Briene getrennt, nach Arco mit seinem burggekrönten Felsen und den steinigen Bergen des Sarcathals. Rechts zieht sich die Straße nach Trient in die Höhe und verbindet sich wieder mit der ansteigenden Linie des Monte Baldo.

Eine himmlische Harmonie liegt über der Landschaft. Tief blau schimmert die Fluth zu unsern Füßen; kein Lüftchen, keine Welle bewegt sich. Aber nicht immer sind Luft und Welle in so friedlicher Ruhe. Unversehens, wie selten auf andern Seen, erhebt sich ein stürmischer Wind, der Schifffahrt gefährlich. Und wohl dann dem, der nicht einer sogenannten Gondel sich anvertraut hat, sondern der größeren Segelbarke oder dem ganz leichten Boot, Batello genannt. Denn wenn ein Unfall geschieht, ist es fast immer die zwischen beiden in der Mitte sich haltende Gondola, die davon betroffen wird. Der See, pflegen die Schiffer zu sagen, ist wie ein Löwe, wüthend, aber leicht heimtückisch, und mit den Booten pflegt er auch im Zorn großmüthig zu spielen. Jetzt ist übrigens kaum ein Fahrzeug zu sehen. Auch der Dampfer, der uns gebracht, ist längst um die Ecke verschwunden. Der Eindruck der Einsamkeit ist ein vollkommener. Ist der Gardasee überhaupt von allen Seen Oberitaliens der stillste, wenigst belebte, so gilt dieß ganz besonders von dem nördlichen Ende, das wir jetzt gerade überschauen. Die düstern Felswände,

Digitized by Google

welche dem See meiſt eine dunkle Farbe leihen, die hohen bergigen Ufer, welche den ſchmalen See faſt zu erdrücken ſcheinen, würden der Landſchaft ein melancholiſches Anſehen geben, wenn nicht die heitern Citronengärten und die Oel- und Weinpflanzungen uns erinnerten, daß wir im Land voll Sonnenſchein ſind.

Daß der See ſo wenig belebt iſt, und namentlich ſo wenig mit Landhäuſern geſchmückt, iſt eine alte Klage. Was wohl der Grund iſt, da doch die Römer den Benacus nicht minder als den Larius zu ihren Lieblingsaufenthalten zählten? Es iſt wohl kein anderer, als daß hier die Nähe einer Stadt, wie Mailand, fehlt, welches im Sommer ſeine Bevölkerung, ſeinen Reichthum und Comfort nach den Hügeln der Brianza und den üppigen Ufern des Comerſees verpflanzt. Vielleicht muß der Gardaſee auch dafür büßen, daß er ſeit alten Zeiten die Grenze zwiſchen Deutſchland und Welſchland bildet. Thatſache iſt, daß der Verkehr an den Ufern noch mehr abgenommen hat, ſeitdem die Verhältniſſe beider Länder ſich feindlicher geſtaltet haben. Was war einſt für ein Leben an den Markttagen zu Deſenzano, wie füllte ſich an jedem Dienſtag der Hafen, die Straßen, die Piazza mit Leuten von überall her! Zumal im Frühjahr, wenn die Pflege der Seidenwürmer begann und hunderte von Mädchen aus dem Trentiniſchen ſich auf dem Molo einfanden und von den wohlhabenden Bewohnern der Provinz Brescia für die Zeit des Seidenbaus gemiethet wurden. Dieſe Zuzüge der Trentinerinnen, die auch für den Ackerbau verwendet wurden, haben längſt nachgelaſſen und der Markt von Deſenzano iſt ſtiller geworden. Daß auch von Touriſten der See verhältnißmäßig weniger beſucht iſt, mag zum Theil den mangelhaften Verkehrseinrichtungen aufgebürdet werden. Ein einziges Dampfboot geht dreimal in der Woche von Riva nach Peſchiera und wiedee zurück. Das ſchönere, weſtliche, jetzt piemonteſiſche Ufer wird ſeit 1859 gar nicht mehr von demſelben berührt. Ein zweiter Dampfer, der ſonſt den See befuhr, liegt drüben bei Tremoſine; ein weißes Kreuz bezeichnet die Stelle. Er wae überheizt worden, der Keſſel ſprang, und das Schiff verſank mit Mann und Maus.

Weitumfaſſend war die Ausſicht eben nicht, die wir von der Höhe des Thurms hatten. Abee es wae ein lieblich eingerahmtes Bild, und als wie am Monte Baldo hinaufblickten, wuchs in uns die Luſt, dieſelbe Ausſicht noch von einem höheren Punkte zu genießen. Ein felſiger Vorſprung des maſſigen Bergrückens, der gerade über Malceſine ſich erhob, mußte in einee Stunde zu erreichen ſeyn. So lange konnten wir immerhin noch mit der Mahlzeit warten, die wir uns jetzt in der Aquila d'Auſtria am Hafen beſtellten. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß unſer liebenswürdiger Führer heute gleichfalls in der Aquila d'Auſtria ſpeiſt, und daß er uns nun auf dem Spaziergang begleitet.

Das Dorf zieht ſich vom Rand des Sees ſanft den Berg hinan. Eine enge Gaſſe führte uns aufwärts, vor der wie erſt Reipekt bekamen, als wir den pompöſen Namen angeſchrieben laſen: Corſo di Porta nuova. Vor einem der Häuſer ſaß ein gravitätiſcher Alter mit ſeinen Freunden. Es iſt, ſagte der Offizier, der Sindaco und die Rathsherrn. Wichtiges mochten ſie eben nicht im Schatten des beſcheidenen Rathhauſes veehandeln, aber der Sindaco beſaß eine Grandezza, die einem Dogen der Republik Venedig angeſtanden wäre; ſein Anſehen paßte vortrefflich zum Corſo di Porta nuova. Es fiel mir auf, daß die höchſte militäriſche und die höchſte Civilbehörde des Orts keinen Gruß wechſelten. Wir kennen uns nicht, ſagte unſer Führer, und fügte hinzu, daß er ſich überhaupt der größten Zurückhaltung grundſätzlich befleißige. Die Bevölkerung ſey ſchlecht, unzuverläſſig, und Mann für Mann gegen die öſterreichiſche Herrſchaft, die ſie mit ſchweigendem Trotze ertragen. „Ein Glück," fuhe er fort, „daß ich mich auf meine Soldaten vollkommen verlaſſen kann."

Es iſt alſo ganz grundlos, was die Zeitungen von der ſchlechten Stimmung der Ungarn und ihren Deſertionen ſchreiben?

„Deſertionen," ſagte der Offizier, „kommen allerdings häufig vor, ſowohl von unſerer als von piemonteſiſcher Seite. Aber die letzteren ſind weit zahlreicher. Was von uns deſertiet, ſind ſchlechte Subjekte, die eine Strafe ſich zugezogen haben und ſich dieſer entziehen wollen. Wir gönnen dem Feind dieſen Zuwachs."

Wie waren inzwiſchen in die Weingärten, die Oel- und Maulbeerpflanzungen getreten, die das Dorf im Halbkreis umgeben. Die Kirche, die ſich rechts am Wege erhebt, iſt ein modeener Bau, der weder innen noch außen etwas Bemerkenswerthes bietet. Bald geht es ſteiler bergan. Aber noch begleiten uns gepflaſterte Straßen, die weit hinaufführen, ſo weit die Maulbeer- und Oelbäume reichen. Die einzelnen Grundſtücke ſind mit Mauern umgeben, theils als Grenzmarken, theils auch zum Schutz gegen den Schnee. Dazwiſchen führen kleinere Wege, aber ſteinig, beſchwerlich und trügeriſch, da ſie ohne weitere Beſtimmung in die Kreuz und Quer laufend nur zur Verbindung der Grundſtücke dienen. Prächtige Exemplare des Oelbaums ſtehen am Weg. Gibt das eigenthümliche Grün ſeiner Blätter der ganzen Gegend eine ächt ſüdliche Färbung, ſo gewähren die knorrigen

Digitized by Google

Stämme den mannigfaltigſten und oft bizarrſten Anblick. Bekanntlich werden die Stämme der Oelbäume unten leicht faul; man ſchneidet ſie deßhalb aus, und der obere Stamm ruht oft nur auf ein paar dünnen auseinander geſtreckten Säulen. Inzwiſchen wachſen neue Triebe nach, und da die alten allmählig alle abſterben, ſo iſt ſchließlich von dem alten Stamme gar nichts mehr vorhanden, er iſt völlig erneuert.

Je weiter wir hinaufſteigen, deſto mehr verliert ſich die Cultur. Die Gärten nahmen ein ungepflegteres Ausſehen an. Wilde Cypreſſen ſtehen am Berge und über die verfallenen Mauern blicken wilde Lorbeerbüſche. Endlich hört die Cultur ganz auf und es bleibt uns noch eine ſteile, ſteinige Anhöhe, mit niederem Eichengeſtrüpp ſpärlich bewachſen, zu erklimmen.

Auch dieſe Höhe iſt glücklich erreicht, wir blicken rückwärts und überſchauen nun daſſelbe Bild wie vom Thurm in Malceſine, dem doch zugleich der höhere Standort einen ganz andern Charakter verleiht. Zwar im Verhältniß zum Monte Baldo ſelbſt, der ſich ſo gewaltig wie zuvor hinter uns erhebt und deſſen höchſter Gipfel von hier aus in ſechs bis ſieben Stunden erreicht wird, haben wir nur eine kleine Spanne erklommen. Aber hoch ſtehen wir jetzt über der Fläche des Sees und Malceſine mit ſammt dem impoſanten Caſtell iſt ein kleiner Punkt in der Ferne geworden. Jenſeits haben ſich gewaltige Berge erhoben, welche den Gardaſee ſcheiden vom Lago d'Idro, und Tremeſine, das zuvor an der Spitze des Felſen zu hängen ſchien, liegt nun am Eingang einer blühenden Landſchaft, die ſich mit mannigfaltigem Grün in die Berge hinein erſtreckt. Eben ſo blicken rechts über Riva und die Giudicaria herein hohe Berggipfel; wir glaubten das ſchneebedeckte Haupt des Spinal zu erkennen. Zur Linken aber ſchweift nun der Blick über den Rand des Sees weit hinaus in die lombardiſche Ebene. Man ſah die Hügel, welche vor drei Jahren Zeugen der mörderiſchen Schlacht von Solferino geweſen.

Das Auge unſeres Freundes ward trüber. Er gedachte der Zeit, da er vor drei Jahren voll jugendlicher Begeiſterung in das Heer ſeines Kaiſers getreten, da ſchlechte Führung und unbegreifliche Fehler der Verwaltung das beſte und muthbeſeelteſte Heer von Niederlage zu Niederlage führten und ſchließlich ein unglücklichſter Friede dem unglücklichen Feldzug ein Ende machten. „Schande und Schande!“ rief er endlich mit bewegter Stimme. „Wenn aber der Krieg wieder ruthbrennt, und lieber heute als morgen, ſo haben wir unſer gutes Recht, und jeder Offizier mußte den Degen zur Erde werfen und mit Füßen treten, wenn uns der Friede nicht die ganze Lombardei wieder bringt!“ — Ich ſchwieg, aber indem mein Auge über das Stück lombardiſcher Ebene hinflog, das uns die bergigen Ufer des Gardaſees zeigten, gedachte ich der Ströme Bluts, die auf dieſen geſegneten Gefilden ſchon gefloſſen und die noch fließen werden . . . .

Wer würde es dem ſtillen, friedlich eingeſchloſſenen See anſehen, daß er das Gebiet zwei erbitterter Todfeinde trennt? Und doch mahnt uns faſt jeder Schritt daran, daß wir, auch mitten im Frieden, uns auf einem Boden befinden, auf dem es keinen Frieden geben kann. Das Venetianiſche iſt gegen die Lombardei von einem Kranz von Feſtungen und Forts förmlich eingeſchnürt, es gibt keinen Punkt, der nicht vom Kreuzfeuer der öſterreichiſchen Kanonen beſtrichen werden könnte. Seit 1859 haben die Befeſtigungen rieſige Dimenſionen angenommen. Verona und Peſchiera haben ihre Vorwerke weit hinausgeſchoben. Gegen eine Umgehung über Tirol ſchützt hinlänglich die Klauſe, und am Gardaſee ſelbſt zu unſern Füßen iſt das nördliche Ufer wohl bewacht. Zu unſerer Rechten ſind die Befeſtigungen der Trientiner Straße bei Nago ſichtbar. Zwiſchen Riva und Torbole, wo der Monte Brione an den See ſtößt, erhebt ſich ein neues Fort, in Riva iſt das Caſtell zu einer Kaſerne eingerichtet. Selbſt der alte Wartthurm auf der Höhe iſt im Vertheidigungszuſtande und noch auf der neuen Kunſtſtraße nach Brescia iſt in halber Höhe der Felſen ein Fort angebracht, das unmittelbar über dem See hängt.

Im Jahre 1848, da die Piemonteſen in der Ebene bis Chievo und Sta Lucia angeſichts der Thore Veronas gelangten, waren ſie auch in Malceſine und errichteten ſelbſt auf dem Monte Baldo eine Mauer. Auch 1813 fanden mehrere Gefechte an den Ufern des Sees ſtatt. Im Jahr 1796 ſah er die Waffenthat des Generals Guyeux, der ſich mit einigen hundert Mann im Palaſt Martinengo zu Salò mehrere Tage gegen die überlegene öſterreichiſche Macht vertheidigte, bis ihm in Folge einer Bewegung Bonapartes von Peſchiera aus Hülfe und Entſatz durch General Sauret zu Theil wurde. Das merkwürdigſte Kriegsabenteuer indeß, welches der See erlebte, war ohne Zweifel dasjenige, welches im Jahr 1439 ſich ereignete.

Ein blutiger Krieg wüthete damals zwiſchen Maria Philipp Visconti, dem Herzog von Mailand, und der Republik Venedig. Letztere hatte ſchwere Verluſte erlitten; denn obwohl Niccolò Piccinino, der General der Visconti, ſich Brescias nicht hatte bemächtigen können, das durch den Muth ſeiner Bürger und zumeiſt der Frauen unter Anführung der Bragida Avogadro ſich ſtandhaft hielt, ſo hatte er doch, die Stadt ſelbſt im Rücken laſſend, die Provinzen von Brescia und Verona

Digitized by Google

siegreich durchzogen und endlich Verona in seine Gewalt gebracht. Eine Mailänder Flottille beherrschte den Gardasee und die Venetianer hatten ihr hier keine Schiffe entgegenzusetzen. Franz Sforza, den die Republik in ihre Dienste nahm, eroberte zwar wieder Verona und beschränkte den Krieg auf die Ufer des Sees. Aber um ihn glücklich zu beendigen, mußte die Mailänder Flottille vernichtet werden, und wie konnte man Barken und Galeeren von Venedig nach dem Gardasee schaffen? Die einzige Möglichkeit war, den Weg vom Po in den Mincio und vom Mincio in den See zu nehmen. Allein dieser Weg war versperet, da das feste Mantua, das man passiren mußte, unter Gian Francesco Gonzaga damals zu den Visconti hielt. So schien also jede Aussicht genommen, der Flotte der Visconti beizukommen. In dieser Noth erschien vor der Signorie ein gewisser Sorbolo, aus Candia gebürtig, und machte sich anheischig, jede Flotte, welche die erlauchte Republik wünschen möchte, in den See zu schaffen, und zwar ohne alle Gefahr einer kriegerischen Begegnung. Ja er getraue sich, sagte er, die Sache mit derselben Leichtigkeit und Sicherheit auszuführen, mit der man die Galeeren von den Lagunen nach dem Lido bringe. Die Rathsherren schauten verwundert auf den unbekannten Mann und fragten, ob er etwa einen neuen Kanal zwischen Venedig und dem Gardasee entdeckt habe. „Nein," versetzte Sorbolo, „ich habe keine Entdeckung gemacht; gerade über den Monte Baldo gedenke ich die Flotte der erlauchten Republik in den Gardasee zu führen." Faß glaubten die Herren, Sorbolo müsse entweder verrückt seyn, oder mindestens treibe er sein Spiel mit den Nöthen, in welchen die Republik stecke. Allein der Candiote entwickelte nun als ganz vernünftiger Mann ausführlich den Plan, wie er dieß wirklich auszuführen gedenke. Seine Worte vermochten zwar nicht allgemein zu überzeugen, aber da man überhaupt schon an einem Ausweg verzweifelt hatte, erlaubte ihm die Signorie, die Ausführung seines Projekts zu versuchen. Sofort legte Sorbolo Hand ans Werk. Er nahm in Venedig zwei Galeonen, drei Galeeren und 25 kleinere Fahrzeuge, mit denen er die Etsch hinauffuhr und bis Verona gelangte. Hier verstärkte er sich noch um einige Fahrzeuge, deren sich kurz zuvor die Venetianer in einer Schlacht gegen Gonzaga bedient hatten. Dann dugsirte er seine Schiffe nach Ponton und von da bis Mori, wo er nun am Fuß des Jochs über dem Monte Baldo stand. Hier zog er die Schiffe aus dem Wasser, stellte sie auf große Walzen, schaffte sie auf diesen bis nach dem See Sant Andrea zwischen Loppio und Nago, und gelangte jenseits desselben bis auf die Höhe über dem Gardasee. Hinab ging es dann leichter als hinauf, ein hinabstürzender Waldbach zeigte den Weg, und nach einer Gebirgspartie von 12 Meilen langten die Schiffe bei Torbole glücklich in ihrem Elemente an. Die Visconti'sche Flotte aber, die sich alles andern eher versah, als eine Flotte über den Monte Baldo hereinsteigen zu sehen, war geschlagen, bevor sie sich recht besinnen konnte. Es war ein Unternehmen, das in jenen Zeiten dem ersten bewaffneten Uebergang über die Alpen an die Seite gesetzt wurde, und immerhin auch noch in unsern Zeiten der Erinnerung werth ist.

Es war Mittag geworden und die Sonne brannte heiß über unserem Haupt. Noch ein Blick auf die glühende Landschaft und dann nach der andern Seite des Abhangs zum Rückweg, der uns fast noch beschwerlicher wurde als das Aufsteigen. Eine gepflasterte Straße, die uns nach einiger Zeit in den Weg kam, verschmähten wir; denn sie war von den Schlitten, die sie im Winter benützen, so glatt, daß sich bei ihrer Steile nur schwer darauf gehen ließ. Lieber stolperten wir über Steck und Stein weiter den Abhang hinab. Eine Frau, die wir im Felde trafen, gab uns den Trost, daß wir bald auf eine bella strada kämen, die uns vollends bis Malcesine führe. Aber o Schreck! die bella strada erwies sich als ein chaotisches Gewirr von kleinen Felsstücken, die uns die Füße jammervoll zermarterten, indeß von oben die Sonne erbarmungslos unsern Schweiß erpreßte. Wir hatten eine köstliche Mahlzeit verdient, köstlicher, als wir sie im Wirthshaus zu Malcesine erwarten durften.

An Loyalität ließ zwar das Wirthshaus nichts zu wünschen übrig; es war mehr, als man hier erwarten konnte. Denn abgesehen von dem verwaschenen Schilde, auf welchem ein Alterthumsforscher die Spuren eines österreichischen Reichsadlers und der Inschrift: Aquila d'Austria, entdecken konnte, hingen auch in der Wirthsstube neben den Geliebten Petrarcas und Ariosts und der unvermeidlichen Beatrice Cenci die Bildnisse Ihrer Majestäten des Kaisers und der Kaiserin von Oesterreich. Im übrigen trug das Wirthshaus in allen seinen Theilen einen höchst primitiven Charakter. Die Freuden der Tafel, die uns bevorstanden, kannten wir schon; denn als wir uns am Morgen ankündigten, wurde uns auf die Frage, was zu haben, erwiedert: capretto, capretto und nichts als capretto. Rindfleisch ist an diesem Strand das ganze Jahr ein unbekannter Genuß. Gleichwohl mußten wir gestehen, daß nach den Strapazen des Vormittags sowohl die obligate dicke Reißsuppe als das Böcklein, das erst gesotten, dann als Braten erschien, uns ganz trefflich mundete. Den „italienischen" Salat erlaubten wir uns nach eigenem Recept zurecht

zu machen, indem wir mit Mühe die Ingredienzien dazu aus den Vorrathskammern zusammensuchten. Als aber zum Schlusse noch die dem Gardasee eigenthümliche Lachsforelle — carpione wird sie hier genannt — aufgetischt wurde, waren wir nach allen Seiten versöhnt und stießen mit dem derben dunkelrothen Südtiroler fröhlich an auf das Wohl Malcesines und unseres freundlichen Führers. Wie dann freilich zu der angezündeten Virginia die Lust nach einer Tasse Kaffee erwachte, hielt es der letztere für bedenklich, die Aquila d'Austria auch auf diese Probe zu stellen. Dagegen bat er uns, in seiner Wohnung eine Tasse Kaffee, für dessen Reinheit er wenigstens einstehen könne, anzunehmen. Wir hatten noch ein paar Stunden Zeit, und so waren wir mit Vergnügen bereit, sie im Castell zuzubringen und auch noch die Wohnung unseres gastlichen Freundes kennen zu lernen. Zuvor aber sollte uns noch im Wirthshaus ein eigener Abschied zu Theil werden. Ehe wir gingen, trat das kleine, etwa sechsjährige Mädchen des Wirths vor uns hin und begann mit lebhaftesten Geberden eine Anrede in Versen zu halten. Sie enthielt im Anfang eine Begrüßung der Fremden, Dank für die Einkehr und Wunsch für die Weiterreise. Dann aber spann sie sich so endlos aus, wurde so hastig vorgetragen, daß wir mit unserer mangelhaften Kenntniß der Malcesinenser Sprache — für Sprachforscher sey bemerkt, daß es in Malcesine zwei Dialekte gibt, einen im obern, einen im untern Dorfe — nicht mehr zu folgen vermochten, und wir, um nicht schwindlig zu werden, unter Dankesbezeugung das Kind bitten mußten aufzuhören. Wir wußten wirklich nicht, war es eingelernt oder improvisirt, mußten aber aus dem endlosen Flusse der Rede fast das letztere vermuthen.

Die Wohnung des Offiziers befand sich in dem vordersten, einzeln stehenden Gebäude des Castells von dem Hauptgebäude durch den geräumigen Hof getrennt. Eine breite steinerne Treppe bildete den Zugang, und hohe weite Räume, öde, doch wohl erhalten, empfingen uns beim Eintritt. Dann gelangten wir in einen Vorsaal, dessen Dimensionen seltsam contrastirten mit seiner Möblirung: ein Feldbett stand in einer Ecke, es war die Wohnung des Bedienten. Hieran schloß sich das Zimmer des Offiziers, gleichfalls ein hoher Saal mit leeren Wänden und hohen weiten Fenstern. In der Mitte stand ein größerer Tisch, an der Wand ein kleinerer; darauf ein paar Bücher, einiges Schriftliche, ein Fernrohr, eine Kaffeemaschine und ein paar Limonen. Damit war der Hausrath erschöpft. In der Ecke stand wieder ein Feldbett und ein lederner Koffer, ein paar Stühle vollendeten die Einrichtung. Ein frischer Blumenstrauß aber zeugte von dem freundlichen Sinn des Bewohners.

„Sie wundern sich," begann der Offizier, „daß meine Bedürfnisse so nahe bei einander sind. Aber sehen Sie dort den kleinen Koffer. So oft wir den Aufenthalt wechseln, und das kann alle paar Wochen, jeden Augenblick geschehen, muß meine sämmtliche Habe dort Platz finden."

Prächtig aber war nun der Blick von den Fenstern, die gerade hinaus auf den See gingen. Er war jetzt etwas bewegt, und leichte weiße Wellen spielten auf seiner Oberfläche. Ich meinte, es müsse denn doch im Mai immerhin auszuhalten seyn, ein paar Wochen in dieser herrlichen Einsamkeit zuzubringen.

„Gewiß," meinte er, indem er behaglich die Wolken seiner Cigarre zum Fenster hinaus blies, „angenehmer jedenfalls als in Peschiera."

„Peschiera," sagte ich, „das ich freilich nur wenige Stunden gesehen, während welcher ich vom Bahnzug auf das Dampfboot zu warten gezwungen war, macht in der That einen unangenehmen, fast unheimlichen Eindruck."

„Es ist der elendeste Aufenthalt, eine verkommene Bevölkerung, und die feuchten Wohnungen in den Casematten —"

„Ist es so feucht und ungesund wie Mantua?"

„Die ungesundeste Garnison der Monarchie. Kein Luftzug mildert die unerträgliche Hitze im Sommer, seine tiefe Lage hält die Fieberluft dort wie gebannt, zuweilen liegt die Hälfte der Mannschaft krank. Ich wohnte eine Zeit lang in den Casematten eines Forts. Die Nässe ist unbeschreiblich. Innerhalb vierzehn Tagen waren mir alle Papiere vermodert, meine sämmtlichen Kleider total ruinirt. Da lobe ich mir die frische Luft des Castells von Malcesine und des Monte Baldo!"

Rasch verflogen die Stunden. Schon war in der Ferne der Rauch des Dampfers sichtbar, der uns nach Riva zurückbringen sollte. Mit demselben Dampfer, sagte der Offizier, erwarte er von Peschiera her eine Commission, welche die Lebensmittel- und Munitionsvorräthe des Castells untersuchen wolle. Er fügte hinzu, daß seit einigen Tagen in den Bergdistrikten der Lombardei sich eine gewisse Aufregung zeige. Kürzlich sey erst die Garnison in Peschiera consignirt gewesen, und die kaiserliche Marine habe strengere Befehle zur Wachsamkeit erhalten, sie patrouillire jetzt jede Nacht auf dem See. Doch meinte er, solche Allarme haben sich schon zu oft wiederholt, um ernstliche Bedeutung zu haben. Indeß sey allerdings durch die Rundreisen Garibaldis in der Lombardei, der noch jetzt bei Bergamo sich befinde, die Agitation unverkennbar gesteigert worden.

Digitized by Google

Der Abſchied nahte. Ein herzlicher Händedruck, und wir ſtiegen in das Boot, um den Dampfer zu gewinnen, der wirklich jene Herren von Peschiera an Bord hatte. Eine Minute ſpäter, und wir fuhren wieder am Caſtell vorüber, das wir am Morgen ungewiß und faſt zagend begrüßt hatten, und das wir nun mit der Erinnerung an fröhliche Stunden verließen. Die Fenſterſcheiben brannten in der glühenden Nachmittagsſonne, aber drüben begannen ſchon die Berge ihre dunkeln Schatten in den See zu werfen, die mählig größer wurden, während wir uns dem Ufer von Riva näherten.

In Riva fiel uns ein eben angekommenes Zeitungsblatt in die Hand. Es brachte die unter dieſen Umſtänden uns doppelt überraſchende, faſt erſchreckende Neuigkeit, daß drüben in den Thälern der Provinzen Bergamo und Breſcia ein Garibaldiſcher Putſch gegen die Tiroler Grenze im Werke geweſen, daß aber die italieniſche Regierung die herbeigelaufenen Freiwilligen entwaffnet und zerſtreut hatte. Wäre es zum Losbruch gekommen, wir hätten heut auf der Höhe von Malceſine die Schüſſe hören müſſen.

Nicht ohne Bewegung ſtanden wir unter den dunkeln Cypreſſen des Gartens und blickten hinaus auf den in friedlicher Abendruhe liegenden Spiegel des Sees, Wir hatten die lieblichſte Idylle genoſſen, nicht ahnend, wie nahe ſie an Waffenlärm und den Schauplatz politiſcher Leidenſchaft grenzte.

W. L.

Shakeſpeares Sturm.

(Fortſetzung.)

In einem der Florentiner Landhäuſer vor Porta della Croce, am Fuße des Monte Settignano, wo der Monat Mai gerade herrlich zu genießen war, ſaß Frau von Rothenhahn mit Sibylle und ihrem Freunde, Monſignore Luigi Saffi, in ihrer Veranda und folgte den etwas breiten, ſelbſtgefälligen Erzählungen des alten Herrn mit gewohnter ſtiller, liebenswürdigre Aufmerkſamkeit. Die zartblätterige italieniſche Roſe und der feine Jasmin hatten das Gitterwerk der Veranda ganz bezogen und ließen nur hier und da einen Blick auf Monte Settignano mit ſeinem Caſtell, Städtchen und Kirche werfen, oder auf die reich bebaute wellenartig hügliche Landſchaft ringsum bis hinab nach Ponte a Mruſcla. Es war ſchon gegen Abend, aber die Luft, vom Wohlgeruch der Orangen beinahe betäubend, wollte Sibylle noch immer zu drückend erſcheinen. Dazu hatte ſie der Mutter lange aus der Cronaca di Dino Compagni vorgeleſen und jetzt des Monſignor Luigi ſanft dahin fließende Unterhaltung eine ganze Weile genoſſen.

Ihre Ungeduld ließ ſie nicht mehr in der Veranda aushalten. Sie ſtand auf, ging in den ſauber mit Buchsbaum eingefaßten, mit Sand beſtreuten Wegen des Gartens auf und nieder, las Schnecken von den eben erblühenden Roſen, pflückte davon, ſpielte mit ihrem Bologneſer Hündchen, das ſie am Kleide zerrte, und ſtand endlich am Rande einer Terraſſe, hart über der Landſtraße, die, von beiden Seiten mit hohen Mauern eingefaßt, über Villa Buonarotti nach Caſtello und Ponte a Mruſcla führte. Sie ſtand da und ſchaute in die blühende Landſchaft hinaus, die heute von ſo unnatürlich blauer Färbung war, wie wir ſie meiſt als Landſchaftshintergrund altitalieniſcher Meiſter kennen, und die alle Gegenſtände doppelt nahe zuſammengedrängt erſcheinen läßt. Sie ſah nach der Villa Buonarotti hinüber und erblickte im Geiſte den hehren Michel Angelo, wie ſich ihr ſeine markige Geſtalt nach den begeiſterten Erzählungen des Oheims tief eingeprägt hatte. Nach der Villa Gherardi ſchaute ſie und ſah Boccaccio mit ſeinen heitern, anmuthigen Freundinnen zwiſchen den ſteifen Hallen des Gartens auf und niedee wandeln.

Träumend blieb ſie ſtehen. Endlich, noch einmal ſehnſüchtig in die reiche Landſchaft hinaus blickend, dachte ſie: „Ach, wäre der Oheim hier, mit ihm würde man leben, all die Herrlichkeiten hiee herum genießen!“

Und plötzlich hört ſie einen Wagen auf den gepflaſterten Hof dee Villa raſſeln. Nicht lange und es treten zwei Männergeſtalten aus der Vorhalle des Hauſes in den Garten. Mit einem Jubelruf fliegt Sibylle auf den einen der Männer zu, hängt an ſeinem Halſe.

Der Oheim war es wirklich. Er umarmt Sibylle,

küßt ihr Mund und Stirn. Herr Matthias steht daneben, ihm reicht das junge Mädchen mit freudeglänzenden Augen die Hand, dann geht es im Sturm zur Mutter, zu Monsignor Luigi.

Wie man endlich in der Veranda sitzt, die ersten herzlichen Begrüßungen, die ersten fliegenden Fragen und Antworten gewechselt sind, sieht der Oheim Sibylle erstaunt an. Aus dem halben Kinde ist eine Jungfrau geworden, in wunderbarem Reiz und reichster Anmuth erblüht! Die zarten Wangen frisch gefärbt, die klugen Augen voll Schalkheit und doch geheimer Sehnsucht nach einer Welt von Ahnungen und Dingen, die sich ihr eben erst erschließen sollten, die Gestalt biegsam, in jeder Bewegung reizend. Der Oheim sieht Sibylle an, Matthias aber wendet keinen Blick von ihr, er ist ganz Anschauen, Bewunderung, Entzücken.

„Du bist viel größer geworden, Sibylle," sagte Herr Dietrich und versuchte seinen gewöhnlichen väterlichen Ton anzuschlagen, „viel größer und hoffentlich viel gesetzter."

„Sie ist ein Jahr älter geworden," sagte die Mutter und sah mit mattem Lächeln zur Tochter auf, „ob damit sehr viel verständiger, steht dahin."

„Ein Jahr älter in Florenz!" rief Herr Matthias. „Wie eine Muse, die unter Kunst und Poesie heranwächst, erblüht!"

„O, von Kunst und Poesie verstehe ich noch wenig genug," rief Sibylle fröhlich. „Sie können darin mein Lehrmeister seyn, Herr Matthias, wenn Sie wollen." Und sich dicht neben den Oheim hinsetzend, stützte sie den einen Arm auf den Tisch. „Bin ich denn wirklich anders geworden?" sagte sie und sah mit ihren dunkeln, eigenthümlichen Augen fragend zu ihm hinüber. „Ich glaube, es sind nur meine andern Kleider, die mich verändern. Die Mutter hat die blauen Schürzen und Kattunröcke leider zu Hause gelassen," fügte sie lächelnd hinzu. — „Kann seyn, daß es die andern Kleider sind, die dich verändern," meinte der Oheim und zündete seine Cigarre an, weil er den Blick des Mädchens nicht ertragen konnte.

Der Abend verging unter lebendigem Gespräch, eigentlich unter endlosem Erzählen der beiden Reisenden. Wenn aber Matthias das Wort nahm, war's, als erlebte man, sähe man, was er erlebt und gesehen. Er war der Rede in hohem Grade mächtig und fesselte mit unwiderstehlicher Gewalt seine jedesmaligen Zuhörer. Sein eigentlich unschönes Gesicht wurde dann schön, so sehr sprachen seine Züge aus, was ihm die Seele bewegte. Herr Dietrich trat dabei gegen ihn sehr in den Hintergrund; er fühlte das, aber ohne Neid oder Arg, so sehr hatte er den jungen Freund auf der langen Reise lieben und seine große Begabung hochhalten gelernt.

Einmal, mitten im Erzählen, da Matthias vom Berge Athos sprach und von einem der vielen Klöster dort eben berichtete, wo sie gerastet, fielen seine Blicke auf Sibylle; er hörte plötzlich auf zu sprechen, sah das junge Mädchen an, uneingedenk, daß Alles um ihn herum der Weitererzählung wartete.

„Und der mächtige Aprikosenbaum in Blüthe, hart am Kloster, unter dem Sie lagen?" fragte Sibylle, Matthias Rede fortsetzend, indem sie lebhaft erröthete.

„Ja, unter dem lagen wir und hörten die Bienen und all das endlose Insektenvolk um uns herum schwirren, und schauten über die herrliche Baumeswelt des Berges, mit Azaleen und tausend buntblühenden, rankenden Gewächsen geschmückt, durch eine Schlucht auf das Meer. Das lag groß in unnennbarer Schönheit vor uns, und wir sahen vielruderige Schiffe, die mit ihren Helden auszogen, Abenteuer im stürmischen, unwirthbaren Pontus zu suchen, bei wilden, barbarischen Völkerstämmen, einäugigen Cyklopen, hartherzigen und doch erweichbaren Amazonen. Dazwischen sahen wir Delphine, auf ihrem Rücken Liebesgötter tragend, die mit zierlichen Nymphen ihr heiteres Spiel trieben. Aus dem Schaum der Wellen erstieg Jo, die Gehörnte, Wuthentbrannte, die in tollem Rasen unsern Berg zu erstürmen drohte, aber weislich einen andern Weg einschlug. Dann kam herrlich, die Segel stolz aufgeblasen, des Xerxes unabsehbare Flotte, und finster drohend von weitem Poseidon. Die kleine griechische Flotte war noch verborgen. Wir sahen — — Ach, plötzlich läutete es über unserm Kopfe mit hellen, scharfen Tönen, es war zum Gebet der Mönche. Eilig kamen von den braunen Brüdern einige an uns vorüber. Wir mußten aufstehen und ihnen folgen, denn unsere Zeit war gemessen."

„Einen großen, prächtig blühenden Aprikosenbaum haben wir hier auch," sagte Frau von Rothenhahn lächelnd.

Und unter dem prächtig blühenden Aprikosenbaum saß am andern Morgen ganz früh Sibylle mit dem Oheim und Herrn Matthias. Sie schauten in die hügelich reiche Landschaft hinaus und waren ganz still neben einander.

Dann wurde, ehe noch die Hitze zu hoch stieg, eine Fahrt nach der Stadt unternommen, um Palazzo Pitti zu besuchen. Dem jungen Mädchen war's, als sähe sie heute zum erstenmale all die Schätze, die dort versammelt sind, und doch hatte sie die Säle mit der Mutter und Monsignor Luigi schon so oft durchwandelt. Die Gestalten um sie herum schienen ihr plötzlich Leben zu

Digitized by Google

gewinnen, zu ihr heraustreten zu wollen. Ihr däuchte, sie wäre geschürzt in griechischem Gewande, stände mitten in einem Götterhain, trüge Blumen und Früchte zum Altar, eine Schaar junger Mädchen und Knaben um sie herum. — Oder sie sah sich im Geiste hoch oben in den Räumen des Parthenon und schaute über das weite, durchsichtige Meer, zu den Füßen Athen, die armselig verödete Stadt — alle Herrlichkeit geschwunden. Matthias hatte ihr den Morgen so viel vom Parthenon und Athen erzählt. Immer war es Matthias, der sie beschäftigte, und der selbst in Wonne und Entzücken an ihren lern- und hörbegierigen Zügen hing.

Herr Dietrich ging neben der Schwester still betrachtend einher, die manch feine Bemerkung hier und da hinwarf. Einmal still stehend, sagte sie: „Du hast mir noch nicht über den Tod deiner Frau gesprochen, Dietrich. Wann hast du die Nachricht erhalten?"

„Vor einigen Monaten. Sie war wenige Tage krank, dann folgte plötzlicher Tod. Ich denke, ihr schwacher Körper ist dem endlos aufreibenden Leben, das sie geführt, erlegen."

„Du bist nun frei, Dietrich," sagte die Schwester. — „Wozu soll mir jetzt noch die Freiheit?" erwiederte der Bruder. — „Wozu Dietrich? Du bist 39 Jahre alt."

Ueber Herrn Dietrichs Züge glitt ein Zug unendlicher Traurigkeit. Er antwortete der Schwester nicht, und diese, an dergleichen Eigenthümlichkeiten seines Wesens gewöhnt, ging erst schweigend neben ihm her und sprach dann von andern Dingen. Als man sich endlich dem Ausgang der Gallerie zuwandte und sie von weitem Sibylle am Geländer der herrlichen Marmortriege der Vorhalle lehnen sah, Matthias vor ihr, nur mit ihr und ihr allein beschäftigt, blieb sie noch einmal stehen und sagte zum Bruder gewandt: „Ich wollte dich auch fragen, wie lange Herr Matthias bei uns bleibt."

„So lange er will, um von der Reise auszuruhen." — „Dann werden die beiden sich lieben," sagte sie und zeigte auf Matthias und Sibylle. — „Wie sie es wahrscheinlich schon jetzt thun," antwortete Herr Dietrich.

Frau von Rothenhahn sah erschrocken zu dem Bruder auf. Ein Docent der Philologie als Liebhaber für ihre Tochter — das war der stillen Frau doch außer allem Spaß.

„Wie junge Leute sich lieben: ein junger Privatdocent, der für alle schönen Mädchen schwärmt, ein junges Mädchen, das gerne erführe, was Liebe heißt," sagte Herr Dietrich, die Schwester beruhigend. Diese, ungern aus ihrer matten Indolenz heraustretend, ließ sich für den Augenblick beschwichtigen, aber Herrn Dietrichs Herz zog sich schmerzlich zusammen, als er so leichtfertig hinsprach, und er mochte Sibyllens leuchtenden Blick nicht ertragen, als sie, bei seinem Anblick lebhaft aufgesprungen, zu ihm herantrat und sich für den Abend einen Spazierritt nach Monte Settignano erbat, der ihnen allen so viel Freude machen würde.

Der Spazierritt nach Monte Settignano wurde Abends in Begleitung einer englischen Familie, die in einer benachbarten Villa wohnte, zu allseitiger Befriedigung gemacht. Für die nächsten Tage hatte Monsignore Luigi einen Ausflug nach Fiesole erdacht. Wie freute sich Sibylle auf diese kleine Reise! Sie studirte mit Matthias und dem Monsignore im voraus, was an Alterthümern, Ruinen und Sehenswürdigkeiten des Städtchens zu beachten ist: die Mura ciclopiche, die acropoli Fiesolana, das Teatro romano, die Basilika; vor allen Dingen aber wurde Chiesa di Sta Maria Primerana nicht vergessen, worin die Sculpturen des liebenswürdigsten Meisters Mino da Fiesole zu finden sind.

Der Oheim nahm an all diesen Dingen wenig Theil und ließ jene drei walten, und da Sibylle von ihren neuen Lehrmeistern so ganz in Anspruch genommen war, gab sie ihrerseits auf den Oheim wenig acht. Nur am Tage des Ausflugs selbst, als die ganze kleine Reisegesellschaft, selbst die Mutter, ihre Entzücken über den eigenthümlichen Reiz der Gegend, die sie mit ihren Maulthieren durcheilten, nicht verbergen konnte, fiel ihr des Oheims stilles, abgeschlossenes Wesen aufs Herz.

„Sieht Onkel Dietrich heute nicht ganz wie das Bild des strengen venezianischen Dogen aus, das bei uns im Vorsaal hängt?" fragte Sibylle, als die kleine Reisegesellschaft sich unter schattigen Maronenbäumen an einer Quelle hoch oben über einem Weinberg zum Rasten niedergelegt.

„Il vero Tiziano!" sagte Monsignore Luigi. „Könnte auch sein, daß Signor Soringen alle Eigenschaften dieser edlen Herrn besäße."

Und wirklich zeigten Herrn Dietrichs scharf geschnittene Gesichtszüge, durch die lange Reise sehr gebräunt, mit seinem schwarzen Haar und kurz geschnittenen Bart viel Aehnlichkeit mit den ernsten, feinen Physiognomien venezianischer Nobili, wie sie uns durch Tizian und andere Meister seiner Schule so vielfach überkommen sind.

„Ich lasse mir den Vergleich schon gefallen," meinte Herr von Soringen, „wenn auch das Hauptverdienst dabei wahrscheinlich meinem Florentiner Barbierer gebührt." Mit diesen Worten stand er auf, um nach den Maulthieren zu sehen, die seitabwärts am Berge gefüttert wurden.

Sibylle ging ihm nach. Ihren Arm vertraulich

unter den des Oheims legend, wie sie es gewohnt war, sagte sie: „Warum ist mein gestrenger Oheim gar nicht heiter mit uns? so gleichgültig gegen all die Schönheit und Herrlichkeit, die uns ringsum entzückt?"

Und ihre lachenden Augen schauten freundlich fragend zu Herrn Dietrich auf. Aber der seine Arm, der in dem seinen lag, wog ihm wie Blei; es hätte ihm im Augenblick nichts Qualvolleres geschehen können, als die Vertraulichkeit und Behaglichkeit, mit der das junge Mädchen ihm nahte.

„Du weißt, ich bin nicht immer gut aufgelegt, Sibylle," sagte er hart und schob den Arm des Mädchens unsanft aus dem seinen.

Sibylle zuckte einen Augenblick zusammen. Sie war an Ungleichheiten und finstere Stimmungen des Oheims gewöhnt, aber sie selbst war davon immer ausgeschlossen geblieben, ihr war er immer nur mit schonendster Liebe begegnet. Sie war betroffen und kehrte langsamen Schritts zu ihrer Reisegesellschaft zurück, war auch in der nächsten Stunde stiller und einsylbiger denn gewöhnlich.

Aber zu sehr hingerissen von der Schönheit der Umgebung, von der übermüthigen Laune ihres andern jungen Reisegefährten, der stillen Heiterkeit des guten Monsignore und selbst der Mutter Zufriedenheit, ging sie hin und genoß des Tages, der Stunde, was sie ihr reichlich bescheeren mochten. Ihr war vor allen Dingen das Glück der Jugend gegönnt, sicher und ohne Scheu den Augenblick hinzunehmen, wie er sich darbot.

Und der andere Gefährte, Herr Matthias — er war die Liebenswürdigkeit selbst. Ein glücklicher Gedanke jagte den andern. Bald Scherz, bald Ernst wechselte in seinem Gespräche, wenn auch der leichte Humor überall vorherrschend erschien, mit dem er tausend anmuthige Anspielungen, Redeweisen, reizende Verse vorzubringen wußte.

War man des Gesprächs und Geschwätzes müde, konnte er still seyn, und diese Stille, mehr denn aller Reiz der Rede, umgab Sibylle mit einem Zauber, wie ihn nur heiße Liebe hervorbringen kann. Das junge Mädchen war sich dessen nur halb bewußt, sie ahnte nur erst, wo eine andere überzeugt gewesen wäre, und diese halbe Ahnung, sie nahm sie hin wie einen schönen Traum oder einen wundervollen Strauß, den man ihr reichte.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Geibels und Hebbels Dramatisirung der Nibelungensage.

(Fortsetzung.)

Neben dieser tragischen Ausarbeitung der Hauptperson Brunhild ist es dem Dichter erfreulich erschienen, den Hauptheiden des epischen Bildes so naiv heiter zu lassen, wie er dort und wie er uns allen von dorther lieb und werth ist. Es mag ihm zufällig erschienen seyn, weil er hier im tragischen Zusammenhange Nebenperson wurde und solche ja einen mehr ruhigen, naiv heitern Charakter haben können. Nebenperson kann auch eine Hauptperson des Epos in der Tragödie sehr wohl werden. Der Dichter kann das Interesse unseres Gefühls lenken, auf welche menschliche Seele er will. Zu einer Liebesgeschichte gehören zwar immer zwei; aber auch da kann oft vorzüglich nur einer von beiden Theilen unser Mitgefühl in Anspruch nehmen, der andere nur unsere Aufmerksamkeit, insofern er zum Verständniß der rührenden Lage des andern in Betracht kommt. So tritt neben Giannozo Maria zurück, so umgekehrt Bianca neben Julie. Es ist aber doch ein Unterschied zwischen Nebenpersonen und Nebenpersonen. Sie müssen alle helfen das Interesse an der Hauptperson hervorzuheben. Dieß kann aber auf zweierlei Weise geschehen: entweder sie befinden sich in einer mit der der Hauptperson zusammenhängenden, verwandten Lage, handeln und streben, leiden und unterliegen mit ihr und sind demgemäß wie sie in leidenschaftlicher Erregung, vom endigen Verlaufe der geordneteren Ruhe des Lebens losgerissene, innerlich kämpfende Naturen; oder sie stehen der Hauptperson gegenüber auf Seite des von dieser überschrittenen gewöhnlichen Maaßes der Dinge, handeln kalt oder doch ohne inneren Zwiespalt consequent im Sinne des Schicksals, dem die Hauptperson erliegt, und sind demnach einfach klare, wenn auch, vom Standpunkte der Leidenschaft, welche sie bekämpfen, verachtete, abstoßende Naturen. So steht im Julius Cäsar neben Brutus Portia, ihm gegenüber Antonius, so neben Wallenstein Thekla, ihm gegenüber

Digitized by Google

Octavio. Dazwiſchen gibt es dann noch eine dritte Art, die an beiden Theil hat, wie Max Piccolomini. Bleiben wir aber bei den beiden einfacheren ſtehen, ſo iſt leicht erſichtlich, zu welcher von beiden ſich die Einführung unveränderter epiſcher Hauptcharaktere in ihre Sphäre einzig eignen kann. Offenbar zu den activ handelnden. So bei Euripides die Helden Homers. Odyſſeus in der Hekuba, Achilles in der Iphigenia in Aulis. Schiller will zwar bei dieſem eine Inconſequenz darin finden, daß er ſich Anfangs für das unſchuldige Opfer gegen die ſinnloſe Wuth des Prieſters ereifert und nachher den frommen Mord doch nicht hindern will. Conſequenz der Leidenſchaft iſt freilich nicht darin, welche den Abſcheu gegen den rohen Aberglauben an den Blutdurſt der Götter unabläſſig durchzuſetzen brennen würde. Aber ein ſolcher Veinchpieneifer iſt ja von vorneherein nicht das treibende Motiv bei Achilles. Schon da, wo er ſich höhniſch über die Weisheit des Prieſters äußert, ſagt er doch zugleich, er würde, ſelbſt wenn Iphigenia wirklich ſeine Braut wäre, nichts dagegen haben, wenn ſein Volk ſie zum Opfer verlange; nur daß ſein Name von ihrem Vater mißbraucht ſey, ſie herbeizubetrügen, könne er nicht auf ſich ſitzen laſſen und müſſe ſich deßhalb ihrer annehmen. Dieſer Grund fällt weg, ſobald ſie ſich freiwillig dem Tode ergeben hat. Achilles miſcht ſich nicht weiter ein, als die Sache ihn angeht; er handelt alſo conſequent, nicht wie ein wüthend über menſchliche Schranken hinausſtürmender, ſondern wie ein verſtändiger Bürger, der die Grenze ſeines Willens dem Geſammtwillen gegenüber mit klarer Ruhe einhält.

Es fragt ſich nun, ob dieſe Beibehaltung des rein epiſchen, in ſich befriedigten Charakters auch bei Siegfried, wenn er einmal nicht wie in dem Epos Hauptperſon des Stückes ſeyn ſollte, zuläſſig war. Die Beantwortung dieſer Frage hängt offenbar von dem Verhältniß ab, in welchem er zu dem Leiden der Hauptperſon ſteht, das vor Allem den Gegenſtand der Theilnahme des Zuſchauers bilden ſoll. Es iſt aber auch ſofort klar, wenn die Zerſtörungen ihrer Hoffnungen uns als ein erſchütterndes Unglück erſcheinen ſollen, daß dann der, auf welchen ſie gerichtet ſind, nicht in ruhiger Gleichgültigkeit ihr entgegen, ſondern in ähnlicher innerer Zerriſſenheit neben ihr ſtehen muß. So iſt in allen Stücken, welche ein zerſtörtes Liebesverhältniß darſtellen, zwar eines von beiden Betheiligten Hauptgegenſtand der Theilnahme des Zuſchauers, aber das andere doch immer eine Nebenperſon der Art, welche ebenfalls einen poetiſchen Charakter hat, und ſo hätte ſich wohl auch der Dichter, welcher die Geſchichte Siegfrieds und Brunhilds als tragiſche Begebenheit behandeln wollte, auch wenn er Siegfried die zweite Stelle anzuweiſen für leichter mit dem Anſchluß an das Epos vereinbar hielt, doch der Umwandlung auch ſeines Charakters in einen tragiſchen nicht ganz überhoben halten dürfen.

In der älteren Sage ſind beide, Brunhild und Siegfried, unglücklich durch die Abhängigkeit von einer fremden Macht, die ſie trennt. Im Nibelungenliede bemerken wir davon an ihm nichts, oder damit wird auch die Erinnerung an ſein Verhältniß zu Brunhild, ſofern es überhaupt noch berührt wird, zu einer Nebenſache, die wenig Intereſſe erregt. Wird es wieder zur Hauptſache gemacht, oder Siegfrieds Gleichgültigkeit dagegen beibehalten, ſo erſcheint ihre Neigung zu ihm als eine einſeitige Phantaſie, von der man geneigt iſt, anzunehmen, daß ſie auf einem Mißverſtehen des eigenen oder des andern Charakters beruhen und alſo nicht zu tief gewurzelt ſeyn müſſe. Dieß tritt um ſo mehr hervor, wenn nun doch einmal im Einzelnen der rohe Naturzuſtand der alten Sage geiſtigeren Motiven Platz machen muß. Brunhild iſt nicht einfach unzufrieden, weil der Mann, der ihr nun einmal gefällt, dieß nicht erwiedert, ſondern ihre tiefſten Schmerzen entwickelt ſie aus der Ueberlegung, daß er durch den Anſchluß an ein Weſen ganz entgegengeſetzter Art ſich ſelbſt ganz untreu geworden ſeyn und ganz unglücklich gemacht haben müſſe. Wie faſt man nun von dieſem ihrem Leiden ſehr tief ergriffen werden, wenn man weiß, daß das, was ſie beklagt, ganz unbegründet iſt, daß er mit ſich vollkommen zufrieden und mit Krimhild glücklich iſt? Wie kann man als fernſtehender Zuſchauer ihr Leiden ſehr ſtark mitempfinden, wenn der, welchem dieß am nächſten läge, daneben ſteht und es noch nicht einmal merkt und die Gemüthsruhe behält, welche nöthig iſt, um ihr und uns einen ſehr verſtändigen Vortrag über wahre Liebe zu halten. Er erklärt ganz einleuchtend, daß ein muthig ſtrebender Held, wie er, nicht von der Verirrung ähnlicher Eigenſchaften in eine weibliche Natur, ſondern gerade von dem Gegentheil befriedigt werden könne. So einleuchtend dies aber iſt, ſo können wir doch nie mehr zur Unzeit daran erinnert werden, als in dem Augenblicke, wo wir mit Brunhild beklagen ſollen, daß der Held nicht für die Heldin ſchwärmt. Zugleich muß uns nun einfallen, daß auf der andern Seite ſolche Mannweiber auch gewöhnlich nicht im Anſchluſſe an ihnen doch überlegene, übermüthig heitere Helden, ſondern in der Gängelung beſcheiden ſchwächlicher Philiſter ſich zu genügen pflegen, und um ſo näher liegt es uns beſtändig, es für die Länge unverſtändlich zu finden, daß Brunhild in entgegengeſetzter Sehnſucht ſich verzehrt, daß ſie nicht wirklich, wie ſie heuchelt, froh iſt, ihren Gunther zu haben.

Am auffallendſten wird aber das Mißverhältniß zwiſchen Siegfrieds Charakter und dem Beitrag, den er zum Eindrucke des ganzen Stückes liefern ſollte, bei Betrachtung der Rolle, die er nun doch in demſelben ſpielen muß. Er iſt in den tragiſchen Ausgang verflochten, und iſt es objectiv mit vollem Rechte. Er iſt der Hauptträger der verhängnißvollen Handlungen, welche die unlösbare Verwickelung herbeiführen. Brunhild ſelbſt iſt mit dem frevelhaften Uebermuth, ihre Freier zu tödten, nur die entfernteſte Veranlaſſung zu dem ganzen Conflict. Siegfried giebt ſich zu dem Betrug her und macht endlich das, was allenfalls noch erträglich wäre, wenn es kein Menſch wüßte, durch Sprechen tödtlich. Er iſt alſo ganz in der Lage,

daß wir mit ihm, wenn auch in zweiter Linie das große gigantische Schicksal der Verkettung von selbstbewußter Auflehnung gegen ewige Mächte und der Vernichtung durch deren Uebermacht empfinden könnten. Wir können aber keinen Gebrauch davon machen, da es ihm selbst nicht von fern einfällt. Er ist bei allem, was er thut, es mag spielender Zeitvertreib oder frevelhaftes Unterfangen seyn, gleich unbefangen und sorglos. Er denkt kaum einmal vorübergehend an etwas unrechtes oder ängstliches in dem, was er thue, oder was ihm bevorstehe, weder vor noch nach der erschütternden Krisis, die andern klar mache, was er gethan hat und was daraus folgen muß. Er stürzt in den Abgrund, ohne vorher eine Ahnung davon gehabt zu haben. Das ist traurig, aber nicht tragisch; es erweckt Bedauern, aber nicht Mitleid. Denn ihm ist wohl, bis zu dem Augenblicke, wo alle Freuden und Schmerzen enden. Bis dahin seeuen wie uns mit ihm des Lebens, ganz wie es im Ewes am Platze ist.

Eine gleich unvortheilhafte Folie erhält nun aber die Hauptperson Brunhild und unser Antheil an ihrer Noth in Kriemhild. Was Siegfried als Nebenperson, die sich der Hauptperson als innerlich verwandte zur Seite stellt, zu wenig hat von tragischem Pathos, hat Kriemhild, als der Hauptperson und ihrem Interesse entgegenstehende Nebenperson, zu viel. Zwar wird sie schließlich auch unglücklich; aber ihr Leiden ist kein gemeinsames, das sie an Brunhild anschließen würde. Sie steht dieser von Anfang bis zu Ende fremd und feindlich gegenüber. Solche Personen mögen in ihrem Streben berechtigter dastehen als die, über welche wir, weil sie es weniger sind, das Schicksal vorzüglich hereinbrechen sehen sollen; aber sie müssen uns weniger anziehen. Sie brauchen nicht duech hämische Züge entstellt zu seyn, wie Schiller dieß in Franz Moor gethan und auch später nicht ganz unterlassen hat; aber sie müssen uns doch mehr oder weniger kalt lassen, indem sie nicht an die leidenschaftliche Unruhe derer reichen, von denen unser Gefühl nicht abwechselnd ganz zur Gegenpartei hinübergezogen werden soll. Kriemhild ist das gerade Gegentheil davon. Sie handelt unrecht, indem sie ausplaudert, was, einmal ausgesprochen, ihren Mann in ein sehr zweideutiges Licht bringen und für ihn verderblich werden muß. Wir finden es aber in ihrer Lage sehr begreiflich und ihre Persönlichkeit ist außerdem viel liebenswürdiger als die der auf sie herabsehenden stolzen Heroine. Ihre rührende Seligkeit und Schreckensahnung, „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt," fesselt uns mehr als der Hochmuth der Walkyre, die nur dem ebenbürtigsten zu gehören verlangt. Wenn man, wie das so oft geschieht, die Darstellung der Charaktere auch in der Tragödie als Selbstzweck, als Hauptinteresse für sich betrachten wollte, so müßte man zugeben, daß für Brunhild in Kriemhild das passende Gegenbild gegeben wäre, um ihre Natur in's Licht zu stellen. Der alte, immer wiederkehrende Gegensatz der lieblich gewinnenden und der düster imponirenden Weiber, der hellen und dunkeln Augen und Brauen ist uns auch hier mit Leichtigkeit gegenwärtig gemacht. Da sieht man aber eben, daß das starke Hervortreten der Charaktergegensätze den Zweck der Tragödie, Mitgefühl für die Situation der Helden zu erregen, durchaus nicht fördert, zumal wenn die Vergleichung derselben in der Gewinnung unserer Vorliebe und Abneigung zu Ungunsten der Seite ausschlägt, auf welche wir treten sollen, um mit ihr von den Schrecken des Schicksals erschüttert zu werden. Solche Gegensätze werden passender nur leicht skizzirt, wie Hebbel thut:

„Es ist ein Unterschied wie Tag und Nacht.
Wer leugnet das? doch mancher liebt die Nacht."

Hier wird dieser Unterschied zu ausführlich ausgemalt, Brunhild wird uns entfremdet dadurch, daß wir die reine Weiblichkeit daneben sehen, statt daß wir die Unnatur ihrer Sinnesart übersehen sollten, um mit ihr zu fühlen. Es läßt sich freilich denken, daß ein Mann, beiden Frauen gegenüber, zwei Eindrücke vereinigte und empfände, daß er zwar Kriemhilden mehr lieben würde, aber doch sich eher an Brunhilds Stelle denken würde. Dieß ist aber doch schon eine so künstlich getheilte Abstraktion, daß es die Schwierigkeit, der die Sympathie mit weiblichem Heroenthum immer begegnet, fast unüberwindlich macht.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Die moderne Kunst.

Kürzlich wanderte ich durch die Säle des Palais des beaux arts, zwischen den Bildern und Skulpturen der Kunstjünger, die sich heuer um den Preis, genannt: „grand prix de Rome," bewerben. Diese Kunstjünger sind die wahren Söhne ihrer Zeit. Sie handhaben Meißel und Pinsel mit der Präzision eines Grenadiers, der auf der Parade exercirt. Man fühlt nie auch nur eine leise Aufwallung stolzen Bewußtseyns heraus, das gegen die

Digitized by Google

Schablone angekämpft hätte; die Regel hat ſie alle ſammt und ſonders zahm gemacht. Das hängt alles zuſammen; iſt der Gedanke irgendwo gefeſſelt, dann ſtockt es überall im Gebiete der Intelligenz. Das Alterthum iſt ein treffliches Mittel in dieſer Beziehung, jeden autonomiſchen Verſuch nieder zu halten. Wenn der Schäfer Ariſtäus ſeine Bienen beweint, ſo kann dieß bei uns heutzutage nur eine mäßige Sympathie erregen, die ſich willig zu der hergebrachten Formel verſteht. Der Preisträger hat ſeine Antike los; ſein Ariſtäus ſtützt ſich mit dem linken Arm auf den umgeſtülpten Korb und hält geſenkten Hauptes auf den Boden, wo die armen kleinen Geſchöpfe todt umher liegen: ſtiller Schmerz, Ruhe in der Bewegung; nichts ſtört das Gleichgewicht der Linien; dabei ſinnliche Schönheit der Formen — weiter bringt es doch die griechiſche Kunſt nicht. — Die Antike beherrſcht die Schule mit eiferſüchtiger Allmacht; weh dem, der ſich von ihr losſagt! Das haben Préault, Barye und andere erfahren. Das tauſendmal Copirte wird immer von neuem nachgeſtümpert; Agamemnon, Clytemneſtra herrſchen noch immer im Palaſt der ſchönen Künſte. So wird aller Aufſchwung zu einer nationalen Kunſt niedergehalten, und bei den periodiſchen Ausſtellungen will es einem oft bedünken, als ſeyen ſämmtliche Bildwerke von der Hand Eines Meiſters.

Die Architekten haben wenig geleiſtet, und die Maler haben nichts geleiſtet. Es war ihnen eine dankbare Aufgabe zu Theil geworden: „Veturia, die Mutter des Coriolan, ſtürzt ihrem Sohne zu Füßen und beſchwört ihn, Rom zu verſchonen.“ Das ſchöne Motiv iſt jämmerlich verpfuſcht worden; die ausgeſtellten Bilder brachten mitunter ekelhafte Geſtalten, zu denen die „Römer“ (claqueurs) irgend eines Theaters geſeſſen. Das Publikum lachte zu Zeiten laut auf. Eine ſchmähliche Niederlage für die Pariſer Malerſchule, und man hat ein Exempel ſtatuirt und ihr den Preis verweigert.

Mag die Schule fahrläſſig ſeyn, mag zum Theil die Schuld an den Ateliers liegen; der Hauptgrund liegt tiefer. Die jüngeren Kräfte ſind von der induſtriellen Strömung erfaßt worden. Wozu führt am Ende ein fünfjähriges Stipendium für den Aufenthalt in Rom? Zu Rath und Elend nach der Rückkehr. Das Gebiet des Idealen wird allmählig verlaſſen, in dem Maße wie die Anwendung der Kunſt auf commerzielle Zwecke um ſich greift. Obgleich viele Manufacturen brach liegen oder ſich kaum rühren, ſo iſt doch noch immer eine Colonie Zeichner für Stoffe aus dem Elſaß hier, die ſich gegen die Conkurrenz der Pariſer Ateliers halten. Die tüchtigſten Talente malen Blumen für Teppiche und Tapeten. Ich habe oft Stunden lang die Muſter angeſtaunt, welche die drei großen Kaufläden, oder Magazins, wie man hier ſagt, in der Straße Vivienne in reichſter Auswahl Tag für Tag zur Schau ſtellen. Kein Oelgemälde erreicht die ſtrahlende Farbenpracht der in üppigſter Vegetation ſich entfaltenden Roſen, Rhododendren und Azaleengruppen auf Stoffen, die für Sopha und Seſſel beſtimmt ſind. Ich habe ſelbſt Bilder geſehen nach Watteau, Lancret, Boucher, und wie ſie alle heißen die lieblichen Colaciſten der franzöſiſchen Schule vor David; ſie halten den Vergleich mit den koſtbarſten Gobelins aus. Die Regierung hat ſich beeilt, dieſen Tendenzen entgegen zu kommen durch Gründung einer Schule „d'application de l'art à l'industrie.“ So trägt ſie zum Gedeihen eines Erwerbszweigs bei, der hunderten von wackern und braven Talenten Brod gibt, und ſchafft ſich die läſtigen Geſuche um Beſchäftigung vom Halſe, womit ſie fortwährend beſtürmt wird. Die Kunſt leidet freilich dabei; das wahre Genie wird ſich indeſſen Bahn brechen nach wie vor.

Auf dem Boulevard du Temple wird mit fieberhafter Thätigkeit gearbeitet; die Trümmer der demolirten Theater ſind längſt aufgeräumt; die Verbindung mit dem Boulevard Prince Eugène iſt hergeſtellt. Und am Ende dieſes Boulevards, dieſer ſtrategiſchen Straße, welche das gefürchtete Faubourg St. Antoine umgeht und die Kaſerne des Château d'Eau mit Vincennes in Verbindung ſetzt, dieſem Arſenal und Pulvermagazin von Paris, läßt ſich der zweite December einen Triumphbogen erbauen, ſo groß, ſo prachtvoll wie der des Oheims, an dem aber die Beſiegten vorüberzogen, ehe er noch fertig geworden.

Aus der Normandie, Oktober.

(S. Nr. 40.)

Das normannische Meer.

Diejenigen romantischen Seelen, welche den allmähligen Heimgang der Postwegen und Omnibus vor dem Ueberhandnehmen des feurigen Ungeheuers beklagen, mögen zu ihrem Troste nur nach der Stadt Caen kommen, um von dort Ausflüge an die so nahe gelegene Kanalküste zu machen. Denn wenn jene poetischen Institutionen noch irgendwo, statt im Verfall, in der Blüthe fortbestehen, so ist dieß gewiß auf dem halben Dutzend Landstraßen der Fall, welche uns an jene classischen Gestade zu führen bestimmt sind. Natürlich nur im Sommer. So lange die schöne Jahreszeit dauert, beladen sich von drei zu drei Stunden große Diligencen, welche ein Mittelding zwischen dem würdevollen Thurn- und Taxis'schen Eilwagen und der ländlichen deutschen „Biamage" vorstellen, mit Körben, Kisten und Kasten und zwanzig bis dreißig Menschen beiderlei Geschlechts und aus allen Standes- und Altersklassen; mit Leitern wird bis auf eine schwindelnde Höhe gestiegen. Wer auf den luftigen Planken keinen Platz mehr findet, setzt sich mit Lebensgefahr auf einem Gepäckstück zurecht. Die Namen werden verlesen, die Eckplätze im Innern bestritten und behauptet, und eine Viertelstunde geht mit den vielfältigen Commissionen verloren, die der Kutscher von allen Seiten mit auf den Weg bekommt. Nachdem dieser Automedon in der Blouse ein Dutzend mal, wie schon Sterne es bemerkt hat, ab- und aufgestiegen und die französische Unordnung auf einen möglichst hohen Grad von Ordnung gebracht worden ist, setzt sich endlich das Vehikel, oft mehrere zugleich, in Bewegung, und nun ist es an unsern zwei normannischen Schimmeln, zu zeigen, was sie mit einer solchen Last hinter und einer ziemlich steilen Anhöhe vor sich vermögen. Aber ihr natürliches Feuer und die Befehle des französischen Pferdeschinders lassen keine Widerrede zu, und im Trab, mit bedenklichen Schwankungen der gewichtigen Maschine, rasseln wir durch die engen, krummen Straßen hinauf nach den höheren, freieren Stadttheilen, in welchen das Pflaster sogleich aufhört. Eine traurige literarische Erinnerung taucht hier in demjenigen Reisenden auf, der nicht nur in Zucker und Baumwolle macht, beim Vorüberfahren vor der Straße Matifilâtre. Denn hier ist der französische Chatterton geboren, der im Alter von nur dreiunddreißig Jahren, 1767, zu Paris im Elend starb. Ein Unbekannter, nach andern aber der nicht weniger unglückliche Dichter Gilbert, hat ihm die treffenden Worte nachgerufen:

La faim mit au tombeau Matifiâtre ignoré,
S'il eût été un sot, il aurait prospéré.

Unsern Schimmeln ist das einerlei. Sie traben unverdrossen weiter, und wenn wir jetzt zurückblicken, öffnet sich ein reizendes Panorama. Die Stadt Caen liegt im Vordergrund in ihrer ganzen Länge, bekrönt von wohl zwanzig sichtbaren Thurmspitzen, dahinter das Grün der Wiesen, der Baumgruppen und Hinterhänge und weiter hinaus der sanfte Bergzug, hinter welchem wir uns die Bretagne und das Maine denken.

Nun scheiden sich unsere Wege, denn der kleinen Seebäder, welche zum Besuch locken, sind viele; auch einige kleine Häfen rufen manchen Reisenden zu ernsteren Geschäften, als dem sich die bittere Welle über den Rücken laufen zu lassen. Gehen wir den nächsten und geradesten, wenn auch nicht den schönsten Weg, nach Luc sur Mer. Die schönen Pflanzungen, die reichen Ackerfelder, an welchen wir vorbeirasseln, sind in diesem Lande etwas Alltäggewöhnliches, um uns viel zu interessiren, dagegen gewahren wir in den zahlreichen und stattlichen Dörfern auffallend enge Straßen zum Schutz gegen die Seewinde, und eine kräftige, vollsaftige Bevölkerung von frischer und klarer Hautfarbe. Eine besondere Industrie der Frauen ist hier wie in der ganzen Gegend die Spitzenklöppelei, welche eine ungemeine Ausdehnung gewonnen hat. Und zwar geht dieselbe meist auf der Straße und in Gesellschaft vor sich. Zu Dutzenden sitzen sie Alt und Jung bei einander, niedrig, fast auf der Erde, fleißig mit der Zunge, aber auch mit den Fingern, und unser Wagen fährt ihnen fast über die Füße. Einen eigenthümlicheren Typus als den der schon bejahrten Spitzenklöpplerin kann man sich kaum denken. Meist groß und stark, mit vollem, rothem Gesicht, hat sie eine starke Brille auf der Nase unter einer weißen Mannsnachtmütze mit hoch aufstehendem Zipfel, und wenn wir dann weiter abwärts die Crinoline und die Holzschuhe gewahren, so erwehren wir uns nur mit Mühe einer innern Heiterkeit.

Mit dem normannischen Meer hat dieß freilich nichts zu schaffen, aber wir reisen ja auch nicht mit der Eisenbahn. Unser Wagen ist ein anmuthiger Bummler, der hier einen Reisegefährten entläßt, dort einen andern aufnimmt, und bald von einem Paar schönen Augen, bald von einem Glase Cider festgehalten wird. Und dann all die Commissionen, welche der Kutscher unterwegs auszurichten hat. Unversiegelte Päckchen hat er in Menge bei sich, und als Portefeuille für dieselben dienen ihm die Falten der Decke, auf welcher er sitzt. Ob Billetdoux auf diesem aromatischen Wege an ihre Adresse ermittelt werden, vermochte ich nicht zu erhärten, indessen sah ich, wie ein aus jener Gegend hervorgezogenes Papier hinter die Busenfalten einer dicken Wirthin glitt.

Luc, wohin zu gelangen es endlich Zeit ist, ist ein

Digitized by Google

ſchmutziges Fiſcherdorf, welches im Begriff ſteht, ſich in einen Badeplatz zu verwandeln. Dieſer Uebergangszuſtand bereitet mannigfaltige, aber nicht immer die angenehmſten Eindrücke. Dennoch verſammelt ſich dort an Sonn- und Feſttagen die ſchöne Welt von Caen und läßt ſich vom Seewind die ſeidenen Röcke blähen. Wer aber die Natur liebt und ein Land, das nicht, wie dieſe platte Küſte, vom Meer erdrückt wird, der blickt ſehnſüchtig in die Ferne. Vor uns wiſſen wir die ganze engliſche Südküſte, doch in einer ſelbſt dem Teleſkop unerreichbaren Ferne. Aber in derſelben Richtung blähen ſich, am Rande des Sehkreiſes, zahlreiche graue Segel und lange, ſchiefe Rauchſchatten ſchweben wie Oſſianiſche Geſpenſter vorbei. Es iſt die Weltſchiffahrt des Havre, deſſen Anzeichen wir erkennen. Wir greifen zum Fernrohr, und da liegt die ſchöne Stadt vor uns, am Berg hinauf, von welchem Abends das Feuer der Leuchttürme herab und weit in unſer Land hineinglüht. Dank unſerem Fernblicker erkennen wir die größten Schiffe vor und in dem Hafen bis auf die Bemannung ihrer Maſtbäume. Die Küſten der Seinemündung ſind hoch, und um ein ſchönes Meer zu ſehen, fühlt man ſich unwillkürlich hinüber gezogen.

Folgen wir zu Fuß dem Strand in öſtlicher Richtung, ſo gehen wir an einer wenig erhabenen, aber vom Meer in einer bizarren Weiſe zerriſſenen und ausgeleckten Steinküſte hin, über welcher, wunderlicher Weiſe, bis dicht an den Rand der Fluth, die herrlichſten Aecker ſtehen, ſo daß das Salz die Feldblumen beſprizt und der Anwohner oft Bauer und Fiſcher zugleich iſt. So gelangen wir nach Lion, einem ganz kleinen, aber von der Cultur oder vielmehr vom Menſchen ſchon ſehr beleckten Dörfchen. Hier findet man weniger den vorübergehenden, als den ſich feſtſetzenden Beſuchee. Schöne neue Häuſer, bald normanniſch-gothiſch, bald im Louvreſtyl, bald in der Art der Cottages gebaut, ſtehen umher, hier als Privateigenthum, dort um Fremde auf längere Zeit aufzunehmen. Doch iſt auch hier noch viel patriarchaliſche Barbarei. Den Franzoſen z. B. ſtört es, wahlgemerkt, wenn er nicht aus Paris iſt, durchaus nicht, zwei enge, ſchmuzige, ärmlich möblirte, mit Steinen geplattete Zimmerchen in einem Bauernhauſe zu bewohnen, aber ein anderes Bauernhaus, das ihm eigen iſt und kaum mehr Comfort bietet, ſeine Campagne zu nennen. Und er hat Recht, denn alle Zeit wird ja am Meere zugebracht, wo man ſich in den Sand legt, raucht, lieſt, ſchwazt, die Vorübergehenden anſtarrt, nach Muſcheln gräbt, zur einen Stunde badet, zur andern ſich, für die Bedürfniſſe des Haushaltes, zur Fiſchverſteigerung drängt.

Dir letztere bietet ein intereſſantes Schauſpiel. Auf dem Strand ſteht, dicht am Rande der Fluth, ein gewaltiger ſteinerner Tiſch, einem unheimlichen Druidenaltar nicht unähnlich. Nicht weit davon hängt zwiſchen zwei Pfeilern eine große Glocke. Der Ton derſelben verkündet, daß die neueſten Gaben der bittern Welle eingetroffen ſind, und mit Ausnahme des Größten und Feinſten, welches natürlich ſofort nach Paris geht, zum Verkauf ausgeboten werden. Nun eilt das Badepublikum herzu in mehr oder weniger eleganten Toiletten, umdrängt von ſchmuzigen Strandläufern und aromatiſchen Fiſchweibern, welche den Handel nach dem Innern des Landes vermitteln. Die armen Thiere, welche zum Theil noch leben und, auf die Steinplatten geworfen, darauf herumzucken und ſpringen, werden, gerichtsweiſe ausgeboten, zum Gegenſtand kleiner, aber hizigee Verſteigerungskämpfe, wobei die Angebote, Sou um Sou, ſteigen, wie Welle um Welle bei der Fluth. So kaufen die einen, die andern kritiſiren, und von dem und jenem Fiſch, den der Unerfahrene, im Vertrauen auf deſſen ſchönes Ausſehen, erſteht, heißt es ſpöttiſch: „Der Geſang entſpricht nicht dem Gefieder,“ oder: „Was der Fiſch verdirbt, wird die Brühe gut machen müſſen.“ Immerhin kauft man billig, wie auch in Caen ſelbſt, nur muß man dort ſeine Fiſchweiber kennen, und ihnen nie mehr als den fünften oder ſechsten Theil ihrer erſten Forderung geben.

Setzen wir unſern Stab nach Oſten weiter, ſo gelangen wir bald an den Ausfluß der Orne, an welchem der Hafen von Caen, Ouiſtreham, liegt, ein nicht unbedeutender Ort mit einer ſchönen, neuen romaniſchen Kirche, deren Thurm auch als Leuchtthurm dient. Hier ſind wir gleich in einer ganz andern Welt. Trat in Luc und Lion der armſelige Küſtenfiſcher ganz vor dem Badegaſt zurück, ſo ſind hier Schifffahrt und Douane die Hauptſache. Der Ornekanal geht durch einen ſchönen, mit Schleuſen verſehenen, hölzernen Hafendam in's Meer, welches zur Fluthzeit unter demſelben hervorgt und bei Nordwind die Schiffe mit Eiſenbahngeſchwindigkeit hereintreibt. Eine halbe Stunde weiter öſtlich ergießt ſich die Orne ſelbſt als ein ſtattlicher Strom zwiſchen Dünen und einem ziemlich hohen, halb bewaldeten, halb bebauten Ufer, welche eine Art von Rheinanſicht bieten. Das Meer gewinnt hier durch die Erhebung des Strandes und ſeine Belebung durch die Schiffe. Steile Dünen ſind zwiſchen den Canal und den Fluß herangeſpült, und an deren Fuß wimmelt es, was an der vorhin erwähnten Küſte faſt gänzlich fehlt, von Muſcheln aller Arten, Farben und Größen. Außerdem bringt das Meer eine Menge vielfarbiger, mehr oder weniger abgerundeter oder abgeplatteter Steine herauf, welche oft ſehr ſchön gezeichnet ſind und ſich trefflich zu Briefbeſchwerern eignen. Was die Schifffahrt angeht, ſo dampfen inſbeſondere die Packetboote zwiſchen Caen und dem Havre aus und ein. Klein, aber ſtark und leidlich bequem ſind dieſe Schiffe auf die Paſſage in einem nicht bedeutenden Fluß und in offenem Meer zugleich eingerichtet. Letzteres nun macht ihnen nicht ſelten viel zu ſchaffen, und es kam kürzlich vor, daß ein ſtarker Wellenſchlag ein Rad zerbrach, ſo daß das Boot nur mit Hülfe ſeiner Segel an den Platz ſeiner Beſtimmung gelangen konnte. Denn in dieſer weiten Bucht ſtürmt es, wie auf dem ganzen Canal, nicht ſelten ganz gewaltig, und dann bietet der Ocean, nun dem hohen Land und über die Dünen weg geſehen, einen eben ſo ſchönen als

eigenthümlichen Anblick, den wie mit dem einer Schweizer Bergkette vergleichen möchten. Hinter den Dünen, welche die Barberge vorstellen, erhebt sich das Meer in großen, dunkelgrünen Massen, welche für Wald- und Wiesenabhänge gelten können, und darüber schimmern, ganz wie Schneefelder oder Gletscher, große weiße Massen Schaums, welche in einiger Entfernung durchaus unbeweglich erscheinen.

Immer weiter der Küste entlang kommen wir nach Cabourg, welches jetzt, noch Dieppe und Trouville, das wichtigste normannische Seebad ist und bei den Parisern, besonders der halben Welt, immer mehr in die Mode kommt. Zwischen herrlichen Wiesen und einer Reihe Dünen liegt dieses Bad dicht am Rande des höchsten Fluthstandes, mit welchem eine gerade und schöne Straße parallel läuft. Dort ist noch Alles von gestern, zum Theil auch noch von morgen und übermorgen. Denn wir haben weniger eine Stadt als den Plan einer Stadt, und zwar von zwanzigtausend Einwohnern, vor uns. Da gibt es Straßen und Avenuen, welche nur aus einer rechtwinkligen und nivellirten Sandfläche, mit einem Pfahl und der Namensaufschrift daneben, bestehen, aber weder Pflaster noch Häuser haben. Andere Theile dagegen sind um so schöner, und Alles ist neu, frisch und von großen Verhältnissen. Beim Anblick der Häuser glaubt man bald in der Schweiz, bald in Holland oder England, bald im Mittelalter zu seyn. Das Strandhotel und das Casino sind Paläste und entsprechen den riesigen Annoncen, mit welchen dieses neue Bad von allen französischen Zeitungen in die Welt hinausposaunt wird. Man sieht gleich, daß es nicht das tugendhafte, spaßsame, anspruchslose und an nichts Gutes gewöhnte Publikum der Provinz ist, welches hierher kommt, sondern derjenige Pariser, den der kosmopolitische Verkehr mit den bei ihm hausenden Deutschen, Engländern und Russen mit dem Comfort und der Verderbniß der ganzen Welt bekannt und sehr schwer zu befriedigen gemacht hat. Alles ist von einer raffinirten Vollendung; das Strandhotel, in Einem Sommer erbaut, hat nicht weniger als 300.000 Franken gekostet, und zu seiner Einweihung mit Festessen, Ball, Concert und Feuerwerk wurden alle bemerkenswerthen offiziellen Persönlichkeiten des Departements und, nicht ohne Grund, ein Stück Pariser Journalismus eingeladen. Der Strand selbst heißt golden oder auch wohl Strand der Kinder, so sanft, frei von Steinen und allen Gefahren, welche den Badenden bedrohen können, ist er. Außerdem aber ist die Aussicht in den sich immer mehr verengenden und von steilen Höhen begrenzten Golf der Seine hinein bei heller Luft und der Sonne im Westen von einer bezaubernden Wirkung.

Cabourg ist erst vor einigen Jahren erfunden und sogleich ausposaunt worden, so daß das Publikum, welches dort eintraf, nichts fand als das riesige Casino, zu Deutsch Kursaal, oder weder Wirthshäuser noch Wohnungen. Diesem Mangel ist jetzt abgeholfen, aber jenes Prachtgebäude hat eine Art von Fluch und Bann auf sich geladen, wie das vom Sänger verwünschte Schloß des stolzen Königs, und trotz der blendenden Gasbeleuchtung, trotz der rauschenden Musik verirrt sich nur selten ein Menschenkind dort hinein, um zu schwatzen und zu tanzen. Dem Meer ist freilich im Sommer nur schwer Concurrenz zu machen, und im Winter wird der arme verzauberte Freudenpalast noch verlassener seyn als jetzt.

Wenden wir ihm den Rücken, so befinden wir uns plötzlich in kritischer Lage, auf einer sandigen Landzunge, rechts den breiten und tiefen Ausfluß des Flüßchens Dive, links und vor uns das schäumende Meer. Durch bodenlosen, zum Theil selbst gefährlichen Sand und dichte Hecken von stachlichten Strandgewächsen gelangt man zur Spitze der Landzunge, wo ein Boot nach dem rechten Ufer der Dive hinüber führt. Hier stehen wie vor dem Dörfchen Benzeval, in der reizendsten Gegend, im Vergleich zu welcher Cabourg in einer Sandbüchse steckt. Aehnlich den Ausläufern, welche die schwäbische Alp hier und da von ihrer Hochebene herunter in die Neckarebene hinein schickt, ragen hier steile Ecken in das Meer hinaus und wir errathen leicht, daß droben die Fernsicht eine herrliche seyn muß. Nicht ohne Mühe klimmt man empor, aber der steile Pfad der Tugend führt auch endlich zum Entzücken.

Auf der Spitze zwischen Benzeval und Dive ertönt uns nicht allein der Reiz der Natur, sondern auch die große, geharnischte Gestalt des Herzogs von der Normandie entgegen. Von hier überschaute Wilhelm der Eroberer seine Flotte und sein Heer. Dive, wo er sich einschiffte, liegt jetzt eine Viertelstunde vom Meere weg, welches immer mehr Sand und Dünen nach dem Ausgange des Flüßchens hintreibt, aber die Ehre der historischen Erinnerung gebührt ihm doch, und in seiner Kirche hat die archäologische Gesellschaft von Caen das neulich erwähnte Dokument niedergelegt, welches das Namensverzeichniß der Gefährten des Abenteurers enthält. Auf der Bergecke selbst aber wurde, gleichfalls im Laufe des letzten Sommers, eine einfache Steinsäule aufgerichtet, welche vom Andenken des großen Ereignisses redet.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 46. 12. November 1862.

— Er hat nach seiner Art
Striche gar wunderlich gepaart,
Sie sind nicht alle deutlich zu lesen,
Sind aber alles Gedanken gewesen.
Wie herrlich ist die Welt, wie schön!
Heil ihm, der je sie so gesehn!

Goethe.

Töpffer, der Alpenwanderer.

1.

R. Töpffer in Genf, der bekannte Schriftsteller und unermüdliche Alpendurchwanderer, hat in einer nur kurzen, kaum siebenundvierzigjährigen Laufbahn mannigfach Bedeutendes und auf den verschiedensten Feldern geleistet. Seine Zeichnungen wie seine Schriften sind voll Geist und Tiefe, und es ist schwer zu entscheiden, welchen dieser Arbeiten die Palme zuzuerkennen ist. Eine Abhandlung hierüber würde zwar gewiß ein anziehendes Gemälde liefern, würde aber für unsern gegenwärtigen Zweck sich zu sehr in die Länge ziehen; daher sey hier nur ein Zweig dieser Arbeiten betrachtet, der aber alle übrigen in sich enthält, und der dazu, auch für sich allein betrachtet, wohl das Beste alles dessen ist, was Töpffer geleistet hat, seine Reisen nämlich. Diese Werke enthalten in der That Zeichnungen, die jenen Carricaturen Töpffers in nichts nachgeben; Episoden, Beschreibungen, Erzählungen, die in seinen Novellen und Romanen — die letzteren sind allerdings die schwächsten seiner Arbeiten — kaum ihres Gleichen haben möchten; endlich Bemerkungen über Kunst, Literatur, über alle möglichen Zweige des Lebens überhaupt, denen in seinen Kunstabhandlungen nicht tiefer Gedachtes und schärfer, reizender Ausgedrücktes gegenüber gestellt werden könnte. Und für sich allein betrachtet enthalten diese Werke alle Vorzüge, die diese Gattung der schriftstellerischen Thätigkeit anziehend zu machen pflegen: das tiefe Verständniß der Natur wie das des rein menschlichen und bürgerlichen Treibens; und all dieß ist in einem Styl zur Anschauung gebracht, der sich zwar auch in den übrigen Werken, wenn gleich nicht immer in derselben Schärfe, findet, der aber keinem derselben so angemessen ist wie diesen Reisewerken, die er durch seine Lebhaftigkeit, seine, wenn ich mich so ausdrücken darf, in tausend Farben schillernden Tinten mit einem ganz besondern Reize schmückt. Das ganze Leben und die ganze Entwicklung Töpffers hatten ihn aber auch gerade zu dieser Art von Arbeit am besten vorbereitet.

Man kann von Töpffer sagen, was er in der Erzählung, „die Bibliothek meines Onkels," von andern Leuten sagt, die, auf der Schwelle des väterlichen Kramladens erzogen, von dieser Lebensart „einen gewissen Hang zum Müssiggange, den Geschmack am Straßenleben" geerbt haben; was er aber noch ferner von der Erbschaft dieser Leute sagt, „eine gewisse Trivialität der Ideen," findet auf ihn keine Anwendung mehr, und die angeerbte „Moral und Vorurtheile des

Digitized by Google

Stadtviertels" ist bei Töpffern auf Moral und Vorurtheile der Stadt Genf auszudehnen, obgleich andererseits freilich nicht geläugnet werden kann, daß auch die seines Stadtviertels bis zu seinem Tode wenigstens einen Vorposten in seinem Herzen behauptet haben. Seine Emancipation von dieser Moral zeigt sein freies unparteiisches Urtheil über Rousseau, während seine Abhängigkeit sich in seinen oft leidenschaftlichen Ausbrüchen gegen alles Neuere, gegen den „Fortschritt" offenbart.

Töpffer war, wie er selbst offen gesteht und wie viele Aussprüche in seinen Schriften es beweisen, ein unermüdlicher Bummler, ein Ding und ein Wort, die im französischen Ausdruck flaneur nicht den widerwärtigen Gehalt haben, den man mit dem deutschen Wort in Verbindung zu bringen pflegt. Es dringt einem beim Aussprechen desselben nicht ein Geruch von schlechtem Knaster in die Nase, noch drängt sich einem das Bild eines verwahrlosten Wesens auf, das, von andern verlassen, sich selbst verlassen hat; auch ist es nicht der rohe Müßiggang, dem wir hier begegnen, sondern jene Muße ist es, die nur in der Beobachtung der sinnlichen Welt, wie in den Träumen von der übersinnlichen sich gefällt, und nur hierin eine immerwährende reizende Beschäftigung, eine nothwendige Nahrung der nach Wahrheit dürstenden Seele findet. Mit welcher Lust Töpffer dieser Muße genoß, mit welchem Eifer er, wie die Biene aus jeder Blume, so aus jedem kleinsten Ereigniß den Honig der Erfahrung zusammentrug und ihn nutzbar zu machen wußte, das zeigt jede seiner Schriften. In den Kinderjahren schon übte er dieses Beobachtungstalent in den Straßen der Vaterstadt, dann bald auf den umliegenden Bergen, auf der Wiese, im Feld und Wald, am See, später dann auf seinen Reisen, die ihn in alle Winkel der Alpenthäler, auf viele Höhen, endlich bis nach Genua und Venedig führten. Freilich nur ein kleiner Kreis der Welt, aber ein bedeutender, wenn man die Verschiedenheit der Völkerschaften, die hier zusammen wohnen, wenn man die Großartigkeit und Schönheit der Natur betrachtet, denen der Reisende da begegnet, vor allem aber wenn man die Bedeutung der Sache an der Tiefe des Verständnisses mißt, das gerade durch diese wiederholte Beobachtung, Durchforschung eines kleinen Kreises gewinnen mußte.

Das Beobachtungstalent, das Töpffer von der Natur bekommen hatte, wurde noch durch die Bestimmung seines Lebens, wie durch die Umgebung, in der er erzogen wurde, besonders gefördert und geübt. Töpffer wollte werden, was sein Vater war, ein Maler, und nur die Schwäche seiner Augen bestimmte ihn, einen andern Lebenszweck zu suchen; der Liebhaberei des Zeichnens aber ist er nichts destoweniger bis zu seinem Tode treu geblieben. Außerdem waren die Straßen und Plätze der Stadt Genf ganz geeignet, ein träumerisches Gemüth, das von der Natur zur Aufnahme dieses Samens bereitet worden, mit einer Menge der verschiedenartigsten Bilder zu füllen, zu immer neuen Träumereien anzuregen.

Die alte Stadt Genf, jene nämlich, die bis in unsere Tage hinein bestand, bevor der neue Theseus auf den Trümmern der niedergerissenen Festungswerke eine neue Stadt in's Leben rief, war ein Gewirr von himmelhohen, dunkelfarbigen Häusern, düstern Gassen und noch düstereren Höfen, die beinahe nie ein Strahl der Sonne beschien. Die Zugänge zum See lagen wüst, kaum da und dort war ein Garten angelegt, und all das innerhalb der Festungswälle eingeschlossen. Das Leben in der Stadt hatte ein eigenthümliches scharfes Gepräge, wie es sich in kleinen, auf sich selbst beschränkten Gemeinwesen auszuprägen pflegt. Gesetze und Sitten waren gleich streng, ja zuweilen roh, die Gesellschaftsclassen durch den Gebrauch wie durch das Gesetz geschieden. Auf den Straßen kein anderes Leben als das der Arbeit und des Marktes. So hat denn Töpffer den Kleinbürger, den seine Arbeit auf die Straße ruft, den Bauern und sein Thier, das jenen in die Stadt begleitet, den Esel, von Kindheit auf mit Vorliebe betrachtet. Nicht weniger waren die beinahe noch in einer Art Naturzustand liegenden Umgebungen der Stadt geeignet, den Knaben anzuziehen, zu entzücken. Nur noch wenige Reste dieses Zustandes sind heute mehr übrig, doch kann man, begleitet man den Spaziergänger in der Erzählung, „die Furcht," die Rhone hinab noch heute die Beschreibungen richtig finden. Weiter entfernt von der Stadt ist so ziemlich alles noch im Zustande, den es in Töpffers Jugend gehabt, obgleich da und dort ein neues Haus gebaut, weiterhin vielleicht sogar ein neuer Weg gebahnt worden ist. Noch ziehen die Genfer allsonntäglich „auf den Berg," wie sie sagen, oder wenigstens in dessen Nähe, wo „unter den Felsen des Berges Salève die Arve durch ein grünes Thal sich schlängelt, in ihrem Laufe öde Inseln bildend, den sanften Schein des Untergangs auf ihren Wellen widerspiegelnd." Endlich weiter oben am See, am Südufer desselben, liegt das noch in ungebändigter Natur blühende Savoyen, welches Töpffer in Gesellschaft seiner Verwandten und Freunde schon in seinem achten Jahre besucht und wo er mit der Anhänglichkeit an dieses Land die Liebe zur Natur eingesogen hat.

Indessen erst in seinen Jünglingsjahren, als er

Digitized by Google

nach Vollendung seiner Studien als Unterlehrer in eine Erziehungsanstalt eingetreten, begann die eigentliche Lehrzeit für Töpffer, die ihn zu dem unermüdlichen Fußgänger, zu dem geistvollen und meist liebenswürdigen Beschreiber seiner Fahrten machen sollte. In dieser neuen Laufbahn vergaß er, wie schon vorübergehend bemerkt worden, durchaus nicht jene Studien, die er für eine andere, die Künstlerlaufbahn, gemacht hatte; auf jeder seiner Reisen zeichnete er eine Menge Entwürfe, Skizzen, die er sodann entweder noch auf der Reise selbst, oder später zu Hause ausarbeitete. Viele derselben sind in seinen Werken veröffentlicht; alle zeigen das eigenthümliche Gepräge des Künstlers, der, weniger auf die Form achtend, den ganzen Werth des Kunstwerks in der Idee oder vielmehr im Bilde findet, das es zur Anschauung bringen will. In der That formulirt er in seiner Schrift: „Menus propos d'un peintre genévois," die Idee vom Schönen also: „Das Kunstschöne entsteht einzig und allein aus dem menschlichen Gedanken, der keiner andern Beschränkung unterliegt, als daß er sich mittelst der Darstellung der Gegenstände der Natur zu offenbaren hat." Aus diesem obersten Grundsatz, den er auch häufig anderwärts ausspricht, fließen alle seine Ansichten über die Kunst selbst, wie über die Art und Weise, sich die Mittel zu ihrer Ausübung anzueignen. Daher sagt er von der Malerei, sie sey nicht eine Darstellung, sondern eine Sprache, das Landschaftsbild sey keine Uebersetzung, sondern ein Gedicht, und der Landschafter kein Copist, sondern ein Dolmetscher, „ein wahrer Dichter, der fühlt, begreift, zusammenfaßt und singt."

So hat er denn auch seine eigenen Nachbildungen der belebten wie der unbelebten Natur stets aufgefaßt, und wie jede seiner Skizzen, seiner Carricaturen uns diesen Grundsatz erkennen läßt, so spricht er ihn auch wieder in Bezug auf die Skizze besonders aus. „Skiziren heißt nicht studiren, sondern wiedergeben aus dem Gefühl heraus." Daher sey eine schnelle Ausführung nöthig, denn je unmittelbarer ein innerlich geschautes Bild zur Anschauung gebracht werde, um so mehr werde es sich selbst ähnlich, um so vollkommener seyn. „Ein gewisses Pfuschen, ein Gemische, ein Durcheinander — das ist erlaubt, nur muß es angenehm seyn und ausdrucksvoll; nicht erlaubt aber ist auszuwischen, um wieder neu zu machen, seine Linien mit Lineal oder Richtmaß festzusetzen, endlich eine saubere, aber kalte Copie zu liefern, wo man nur nach dem klaren, lebhaften Ausdruck hätte streben sollen; denn so verfehlt man nur den Reiz der Skizze, während man den Reiz der Zeichnung dennoch nicht erreicht." Daher meint er auch, weil es bei der Skizze, wie er sie auffaßt, nicht auf die Sauberkeit der Copie, sondern auf die Wahrheit und Kraft des Ausdrucks ankomme, könne jeder sich die Mittel zur Ausübung aneignen, und der Weg dazu sey nicht das methodische Studium, sondern die Uebung.

Und welcher Genuß in dieser Uebung! Welche Vortheile für Bildung und Vergnügen zieht man daraus, wenn man auf der Reise dieses, wenn auch noch so schwache Talent anzubauen versteht! Wie die Sache auch ausfalle, mittelmäßig oder geschickt, gerade oder krumm, so sey sie auf der Reise der König der Zeitvertreibe. „Im Gehen schon schaut man umher. Es bietet die Natur, von ihren malerischen Seiten betrachtet, bei jedem Schritte tausend einfache Schönheiten, tausend liebliche Gestaltungen dar, die durchaus von jenen viel selteneren Herrlichkeiten unabhängig sind, welche Lage, Glanz, Größe bieten mögen. Wird Halt gemacht, so entwirft man, man skizzirt, benützt den gegebenen Augenblick, um von dem Ort mit seiner Buche, seinem Kirchthurm, seinem Bach, mit den Ochsen, die da sumpfen, und dem Esel, der an den Disteln zerrt, ein dauernd Bild zu machen. Im Saale bei der Einkehr, wo man das schöne Wetter erwartet, wie auf den Tischen, auf denen man der Suppe entgegensieht, arbeitet man aus, holt nach, verbessert oder verdirbt, all das mit gleichem Vergnügen, und mit Stolz sieht man sein Büchlein sich füllen, nicht sowohl mit empfehlenswerthen Meisterstücken, als vielmehr mit reizenden Erinnerungsblättern, mit lebhaft wiedergegebenen Eindrücken."

Viele hunderte solcher Skizzen, ja tausende, hat Töpffer mit stets neuem Vergnügen gemacht, und vielleicht in jeder derselben erkennt man den Meister, der aber freilich nicht das saubere oder gar geleckte Spiegelbild des Gegenstandes, sondern den wahren Sinn desselben in den hingeworfenen Zügen wiederzugeben bemüht war. Dieses Talent, wie seine Erziehung und seine früh geübte Beobachtungsgabe haben ihn zu dem „Reisekünstler" gemacht, der in seiner Art wohl von keinem übertroffen wird, und seine Reisen sind die vorzüglichsten aller seiner Werke geworden, weil bei der Schaffung derselben alle seine Talente sich vereinigten.

2.

Die Reisen Töpffers alle nacheinander zu besprechen, würde hier zu weit führen; auch ist hier nicht jede einzelne Schönheit derselben hervorzuheben, vielmehr nur jene Züge derselben, die allen gemeinsam sind, endlich sind einige der vorzüglichsten dieser in ihrer Art einzigen Stücke einzeln zu betrachten.

In der ungeheuern mannigfaltigen Masse von Reisebeschreibungen ist wohl schwerlich eine, die mit den Töpfferschen auf gleiche Linie gestellt werden könnte. In diesen ist weder eine Beschreibung der Kunstschätze, noch der Erzeugnisse des Bodens, noch der Denkmale vergangener Zeiten, eben so wenig eine Schilderung des gegenwärtigen Zustandes, nicht einmal eine genaue Beschreibung der Natur zu finden, da Töpffer zur Erreichung dieses letzteren Zwecks mit dem Stifte fertiger war als mit der Feder. Das Originelle an ihm ist, daß er die kleinen Ereignisse und Abenteuer des Weges so aufzufassen und zu erzählen weiß, daß aus jedem unbedeutendsten derselben ein poetisches Bild oder eine eindringliche Moral sich ergibt. Unter allen Reisenden könnte er vielleicht am ehesten mit Seume verglichen werden, der, ebenfalls zu Fuß, ebenfalls die kleinen Reiseabenteuer geistreich auffaßt und erzählt; aber Töpffer war vor allem Künstler, was Seume nicht war, daher er nicht nur in der Natur, sondern auch in jeder Scene des Menschen- oder Thierlebens vor allem das Bild sieht, und dann erst den philosophischen Gedanken faßt, der aus demselben sich ergibt. Seine Beobachtungsgabe ist aber so scharf, sein Künstlerauge so geübt, daß ihm nichts entgeht, und daß er im gewöhnlichsten Auftritt, aus dem unter Tausenden nicht Einer etwas zu machen weiß, den Stoff zu einem künstlerischen Gebilde findet. Ja, das Kleine zieht er immer vor, das Große, das er in der Natur nur hie und da ergreift, läßt ihn in der Menschenwelt kalt, oder reizt gar seine sarkastische Laune. „Mit Tagesanbruch Trommeln, Pfeifen, Musik, Schwadronen, Kanonen, Lärm." Dieß ist die ganze Beschreibung, die er vom königlichen Geburtsfest in Genua macht. Eine nicht minder charakteristische Beschreibung gibt er von der sardinischen Kriegsflotte. „Nach dem Mittagessen erhalten wir die Erlaubniß, das Marinearsenal zu besuchen, und da sehen wir sodann das größte Schiff der sardinischen Flotte, den Karl Felix, welcher ganz neu in einem Canalwinkel sault. Uebrigens verwendet man alle erdenkliche Sorgfalt auf dieses Schiff, und seine Herrlichkeit spürt nicht sobald die geringste Unzukömmlichkeit in ihrer Toilette, als auch schon zwanzig Lakaien bereit sind, um alles wieder zu putzen, alles wieder herzurichten. Man kann nicht umhin, bei diesem Anblick jener Prinzen zu gedenken, deren Jugend ebenfalls zwischen den engen Kerkermauern der Etikette müßig verstreicht, und deren Charakter und Talente in der kleinlichen Unthätigkeit der Paläste verfaulen." Folgt hierauf ein Lob der Erziehung, welche Louis Philipp seinen Kindern angedeihen ließ.

So wahr nun auch all dieß seyn mag, so sieht man eben dennoch aus der ganzen Auffassungsweise, daß hier dem Verfasser die Flügel beschnitten waren. Wie anders, wenn er das rein Menschliche betrachtet, das Kleine, das Bürgerliche, das Leben und Treiben der Gemeinde, der kleinen Republik, wenn er endlich die Schönheiten der Natur auf sich wirken läßt! Da ist er in seinem Element. Jeden einigermaßen bedeutsamen Zug eines Bildes, eines Vorfalls bemerkt er, weiß ihn in seiner Wahrheit zu erfassen und zum treffenden Ausdruck des Ganzen zu verwenden. Oft erhebt er sich da zu den höchsten Anschauungen, wenn er nicht lieber statt einer philosophischen Idee ein künstlerisches Bild gibt. Alles ist ihm da gute Beute: der Cretin, der Bettler und der Vagabund, der Bauer und sein Thier, Esel, Stier und Roß, der Wirth und die Wirthin, Koch und Kellner, der Herr Bürgermeister, der Herr Pfarrer und der Herr Gendarm. In der That, neben Gil Blas und Don Quixote gibt es wohl nur wenige Werke, in denen das Volk mit so scharfen, treffenden Zügen gezeichnet wäre, als in diesen Reisebeschreibungen.

Bei Visevache, als Töpffers Caravane den Wasserfall betrachtete, sammelte sich eine Schaar Bettler um sie. „Da kommt auch eine Art Schwatzcretin mit einem Gebetbuch, der uns zu verstehen gibt, seine Gebete thun gut, und er würde gerne einige Münze annehmen. Töpffer gibt ihm einen halben Batzen: er wird für Töpffer beten; andere geben ihm auch. „Mit der Miene eines Kaufmanns, der gutes Gewicht gibt, zählt er uns sofort und stottert dann mühsam die Versicherung heraus, er wolle für alle beten, obgleich nicht alle gegeben haben." Von dieser Art sind nicht alle Cretinen. Die meisten kümmern sich nicht um's Geld und sind eben so glücklich, ob man ihnen welches gibt oder nicht. Freilich ist dieß nur bei ächten Vollcretinen der Fall; die Halbcretinen, die schon zurechnungsfähig sind, müssen zu verdienen suchen und arbeiten. Einen der interessantesten dieser Art traf Töpffer in Savoyen. Nach einem heißen Tage und einem Marsche, in dessen Schweiß alle Kraft von Mann und Männlein sich verflüchtigt hatte, so daß Töpffers Caravane verzweifelte, das Nachtlager zu erreichen, sah man eine Art Triumphcretin erscheinen, der mit geschwungenem Stocke stolz einherschritt. Man lud ihm fünf Reisesäcke auf den Rücken und versprach ihm einen Franken dafür, was ihm so großes Vergnügen machte, daß er die Last nicht mehr zu fühlen schien, sondern laut singend vor der Gesellschaft einher tanzte. Töpffer fragt ihn, wo er wohne? „Ueberall, wo ich arbeite." — „Wo sind Eure Eltern?" — „Todt; ich habe sie nie gekannt." — „Was verdient Ihr?" — „Vier bis fünf Sous." —

Digitized by Google

„Und doch zufrieden?“ — „Was wollen Sie! Man muß Geduld haben, um den Himmel zu verdienen.“ Indeſſen kann er dennoch den Wunſch nicht unterdrücken, nach Frankreich auszuwandern; denn da, wo er lebe, ſeyen die Kinder ſo boshaft, bewerfen ihn mit Steinen, mit Koth, und er zeigte eine Wunde am Kopfe, die er ſo bekommen. — „Aber was thut's!“ ſchloß er wieder. „Man muß Geduld haben, um den Himmel zu verdienen.“ Dieſe trübſeligen Gedanken vermögen indeſſen ſeinen Sinn nur auf Augenblicke zu umdüſtern. Als ihm aber Töpffer, ſtatt eines Franken, einen Thaler gibt, da weiß er ſich nicht mehr zu faſſen vor dem allzu großen Glück, und noch weit weg hören die Reiſenden ſeinen Jubel durch den Wald ſchallen. Wie ſchön, das Schöne nicht nur zu ſehen, ſondern es zu üben! Töpffer und ſein Cretin ſind beide gleich intereſſant, beide gleich achtungswürdig. Solcher Halbcretinen, ſagt Töpffer, habe er in der Schweiz und in Savoyen viele angetroffen, bei denen die Unvollkommenheit mehr in den Organen als in der Fähigkeit liege. Sie ſind unfähig zur Ausführung, alſo faſt zu aller Arbeit; ſie können kaum reden, haben aber nichtsdeſtoweniger, wie der eben angeführte, eine Anzahl freilich ſehr enger, aber richtiger Begriffe; „und ein ſehr entwickelter moraliſcher und religiöſer Sinn drückt ihrem Weſen den intereſſanten Stempel einer gewiſſen Großartigkeit auf.“

Auf derſelben Reiſe, auf der Töpffer dieſen Cretin getroffen, nach der Grande-Chartreuſe im Jahr 1834, traf er auch mit einem guten Bürger zuſammen, Herrn Jabot von Seyſſel, der ein wahrer Typus in den Töpfferſchen Werken geworden iſt. In einer ſeiner Geſchichten in Bildern hat Töpffer demſelben ein unverwüſtliches Denkmal geſetzt. Herr Jabot iſt Honoratior; er iſt daher ſehr ſtolz, aber liebenswürdig, beſonders gegen das ſchöne Geſchlecht und gegen alles, was Honoratior iſt, ſieht aber mit Verachtung auf das niedere Geſchmeiß herab. Er hat gute Manieren und meidet vor allem, was nur von ferne mit der Canaille zuſammenhängt, und wenn es ſein eigener Vater oder Bruder wäre. Leider trifft es ſich aber, daß ihn Töpffer gerade in ſehr ſchlechter Geſellſchaft findet, die er nicht abzuſchütteln vermag, in der Geſellſchaft eines Schneiders und eines Trunkenbolds. Weder ſein Seufzen noch ſein Naſerümpfen, auch nicht ſeine nobeln Manieren vermögen ihn aus den Klauen dieſer Proletarier zu befreien, nur dadurch, daß er jeder ihrer Bemerkungen widerſpricht, hofft er noch an's Ziel zu kommen. „Hören Sie nicht auf dieſe Leute,“ ſagte er zu Töpffer, „der eine iſt ein Schmied, der andere ein Schneider.“ Als aber auch dieß nicht hilft, bleibt ihm nur noch übrig, ſich mit einem mit vornehmer Miene vorgebrachten: „Ja, ja, guter Freund, Ihr habt ja recht!“ aus der Schlinge zu ziehen. Dem Auftritt iſt ein Bildchen beigegeben, das den ſchönſten der Zeichnungen, welche des Herrn Jakob Geſchichte illuſtriren, an die Seite geſetzt werden kann; es iſt eben ſo wahr, eben ſo charakteriſtiſch, voll der köſtlichſten Komik; beſonders der Schneider und Herr Jabot, der Honoratior, ſind wahre Typen ihrer Art, die aber dabei der Individualität durchaus nicht entbehren und eben damit zeigen, wie ſie ganz der Natur entnommen ſind.

Aehnliche Scenen gibt es überall zu beobachten, und jede gibt Stoff zu einem reizenden Bilde, zu einer geiſtvollen Erzählung, zu einer eingreifenden oder praktiſchen Lebensregel. Der Humor aber verläßt den Künſtler nie. Hier hebt er die hohe Poeſie des blinden Fiedlers von Caprino hervor, dort zeichnet er in wenigen Strichen die komiſche Figur eines Orgelmanns oder eine venezianiſche Muſikbande, in der jeder Mann, wie in des Gil Blas Räuberhöhle jeder Bandit, ein Original iſt. Gibt es aber nichts zu zeichnen, nichts zu beobachten, nichts zu eſſen und nichts zu trinken, ſo vergnügt er ſich damit, irgend ein Stück Holz in den Bach oder in den Fluß zu werfen und das Gelübde zu thun, es eine gewiſſe Zeit lang nicht aus den Augen zu verlieren, gerade wie er ſchon in ſeiner Jugend als Student, unter dem Fenſter liegend, bei einem Platzregen die Bäche und Bächlein beobachtet hat, wie ſie aus Straßen und Gaſſen hervorbrechend, ſich zu einem Strome vereinigten, in Untergeſchoſſe, Kellerlöcher drangen, und alles, was ſich ihnen entgegenſetzte, mit ſich riſſen. Auf der Straße verſcheucht ein ſolches Spiel die Müdigkeit und hilft über eine langweilige Strecke hinweg, deren demoraliſirender Wirkung ſonſt Führer wie Truppe hätten zum Opfer fallen können.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Shakeſpeares Sturm.

(Schluß.)

„So heißt es leben!“ ſagte Sibylle nach einigen Tagen zum Oheim, da ſie mit ihm allein auf der Terraſſe des Gartens ſtand, zum Oheim, der eben Frau von Rothenhahns Vorſtellungen angehört, den Freund nicht länger auf der Villa feſtzuhalten. „So heißt es leben!“ Und dabei ſtrich ſie die Locken aus dem Geſicht und ſchaute wie berauſcht in die duftige Ferne hinaus.

„So heißt es leben und lieben, Sibylle!“ ſagte der Oheim. „Die ganze Welt ſcheint uns zur Wonne geſchaffen, wir athmen nur Glück, Freude, Seligkeit. Wenn aber das, was wir lieben, uns entrückt wird, dann ſinkt dieſe Welt von Licht, Glanz, holdeſtem Entzücken in Staub. Das Auge, das eben noch ſo hell leuchtete, wird trübe, das Herz, an ſo fröhlich leichtes Klopfen gewöhnt, ſchleicht in matten Schlägen dahin — unſer ganzes Seyn, unſere Seele bricht ermattet zuſammen. Sollte dir ſo geſchehen, Sibylle?“

„O nie, ſo lange du und die Mutter bei mir bleiben.“ — „So lange Oheim und Mutter bei dir bleiben?“ ſprach Dietrich, und ein ſchmerzliches Lächeln umzog ſeinen Mund. „Armes Kind, wie wenig kennſt und verſtehſt du dich ſelbſt!“

„Mag ſeyn, daß ich mich nicht kenne und verſtehe,“ ſagte Sibylle beinahe heftig; „ich weiß nur, daß ich mir ein Leben ohne dich und die Mutter nicht denken kann. — Willſt du denn ohne mich ſeyn, Onkel Dietrich?“ fragte ſie nach einer kleinen Pauſe, indem ſie ihre Hand leiſe auf ſeine Schulter legte und ihm forſchend in's Antlitz ſchaute.

Dietrich wandte ſich ab; ſeine Lippen zuckten, ſeine Stirn war eiskalt. Hätte Sibylle in ſeinem Herzen leſen können! Aber ſie fühlte nur, daß der Oheim, ſeit er von der Reiſe zurückgekehrt, ganz anders als ſonſt gegen ſie war, einmal gütig, liebevoll, dann abſtoßend, herb, ach nur zu herb und rauh.

Sie ſchwieg und ſtand traurig da. Endlich ſagte ſie: „Gott weiß, was ich dir gethan habe, Oheim. Du biſt wie umgewandelt gegen mich.“ Und die Augen des jungen Mädchens füllten ſich mit Thränen. Dietrich wandte ſich nach ihr um. Sie ſah zu lieblich aus — zu ihren Füßen zog es ihn hin. Da erſcholl dicht hinter der Hecke ein Hallo, Hallo — und Matthias trat an der Biegung der Terraſſe mit zwei kleinen Affen an der Leine hervor, von einem ſchönen, ſchmutzigen Jungen gefolgt, dem wohl die Thiere gehörten.

„Fräulein Sibylle, ſehen Sie, was für eine Morgenunterhaltung ich Ihnen hier bringe,“ ſagte er, da die kleinen unbändigen Beſtien hin und her ſprangen, in wilden Sätzen einander bald auf dem Rücken hockten, bald kopfüber den Abhang hinab rollten.

„O, die niedlichen Geſchöpfe!“ rief Sibylle, plötzlich aus ihrem Trübſinn geweckt. Auf Befehl des ſchmutzigen Jungen ſetzten ſich die Affen artig auf zwei Beinen nieder, reichten dem Fräulein ihre Pfoten, und das Fräulein ſtreichelte ſie, ſpielte mit ihnen, neckte ſie nach Herzensluſt, bis ſie mit den Thieren an der Leine in's Haus lief, ihnen Naſchwerk zu holen. Matthias ging ihr nach, der Oheim blieb allein zurück.

„Wie zwei Kinder, die mit einander ſpielen,“ ſagte er, „ſpielen und tändeln, bis die Liebe und alle Qualen der Entbehrung, des Vermiſſens ſie den herben und düſtern Ernſt des Lebens lehren!“

Aber wenn Sibylle Matthias liebte, wenn ſie ihn wirklich liebte? Erſchien der Freund ihrer nicht würdig, ſo hochbegabt an Geiſt und Seele, wie er war? Sollte man ihr Glück eiteln Standesvorurtheilen opfern? — Sollte der Oheim, der ſeine ganze Jugend in freudloſer Herzenseinſamkeit verbracht, ſollte er nicht gerade Alles thun, um dieſes geliebten Weſens wahres Heil und Glück zu begründen? Dietrich blieb lange wie gebannt auf ſeinem Platze ſtehen, bis er ſich endlich auf ſein Zimmer zurückzog und erſt gegen Abend zu Tiſche erſchien.

Als man ſpät auf der Veranda verſammelt war, nur Monſignor Luigi als gewöhnlicher Hausgaſt noch da war, erſchien Sibylle übermüthiger und ausgelaſſener denn je. Sie neckte den gutmüthigen Monſignore, ſcherzte mit Matthias auf's zierlichſte und anmuthigſte. Plötzlich fragte ſie den Monſignore nach ſeinen engliſchen Studien: ob er wirklich angefangen habe Shakeſpeare zu leſen? Dann müßte er vor allen Dingen den Sturm vornehmen, die reizendſte Comödie, die von ihm gedichtet worden. „Nicht wahr, Herr Matthias?“ wandte ſie ſich ihrem jungen Freunde zu.

Der Oheim hörte hoch auf. Was hatte die Kleine im Sinn?

Matthias wurde roth wie am erſten Tage ſeiner

Begegnung mit Herrn von Soringen auf dem Schiffe. „Was führt Ihre vielwandernden Gedanken gerade auf Shakespeare?“ fragte er.

„Schwer Grund suchen, wo niemals Grund war, würde unsere Frau Dekanin aus W. sagen,“ rief das übermüthige Mädchen. „Shakespeare fiel mir gerade ein, wie einem etwas einfällt. „„Dem Winde und Narren läßt man seinen Lauf.““ Damit fängt ein Brief meiner alten Freundin an, den ich heute vor Tische erhielt; darf ich ihn vorlesen?“

„O gewiß!“ rief Dietrich und schob seinen Stuhl näher zum Tische.

„Lies doch,“ sagte die Mutter, freundlich aufblickend. — „Ihnen, Monsignore, übersetze ich nachher das Schriftstück, was freilich seine Schwierigkeiten haben wird,“ bemerkte das junge Fräulein. Monsignore winkte mit der Hand zum Zeichen, daß er sich gedulden wolle, und sagte: „Leggete, Signorina.“

„Also,“ begann Sibylle. „Dem Winde und Narren laßt seinen Lauf. So denke ich, mein Töchterchen, wenn ich von all dem Reisen, Hin- und Herfahren, all den Dingen höre, die ihr im fremden Welschland treibt, statt ruhig hier zu Hause auf eurem schönen Schlosse zu sitzen. Und ich meine, ein gut Theil fürwitziger wird das junge Fräulein auch nach Hause kommen, als da es ausreiste, und vielleicht schöner — ach ja, wohl schöner. Aber, liebes Kind, „Katzen mit glatten Bälgen finden leicht Liebhaber,“ und so könnt' es Ihr auch geschehen. Da geht es an ein Scharmuziren und Musiciren und Complimentiren, daß einem Hören und Sehen vergeht. Nachher — ja, nachher hat man das Nachsehen und das alte Sprüchwort hat wohl Recht, das da sagt: „Das schönste Grün wird auch Heu, und die Nachtigallen hören auf zu schlagen, wenn sie Heuschober sehen.“ Beherzige Sie das recht, mein Töchterchen, und lasse Sie sich besonders nicht mit der jungen Gelahrtheit ein; heutzutage taugt die nichts, ist alles eitel Wind, und ich hasse recht von Herzensgrund solche dochtlose junge Herren, die da oben ein wenig flackern und brennen und dann gleich wieder verlöschen; können nichts anderes als den armen jungen Dingern den Kopf verdrehen. Da ist unsere sanfte Johanna, bleich wie ein Wachsengelein; kann ihr nichts mehr Freude machen, nichts ein heiteres Gesicht abgewinnen; gerade wie ein Spatz, dem beide Flügel geknickt sind, ist sie anzuschauen. Was hilft da die alte Red': „Wer Liebe erzwingt, da keine ist, der bleibt ein Thor zu aller Frist?“ Es ist schier zum Vergehen, aber ändern kann man nichts. — Um vom Herrn Dekan und meiner Wenigkeit ein Kurzes zu berichten, so geht es uns schlecht und recht, wie es so der Welt Verlauf ist; sehen eben unser Kirchhofblümlein aufgehen, denn man wird alt, liebes Kind. Trotz dem läßt der Herr Dekan nicht ab vom vielen Studiren, und ich laß ihn gewähren, weils einmal seine Angewöhnung ist, wenn's auch mit ihm, wie mit vielen andern Leuten heißt: „Auf der Nasen die Brillen, fängt gar zu viel Grillen.“ Hiemit hätte mein Sendschreiben sein Ende erreicht, und sei Sie für heute gegrüßt, mein Töchterchen, auch sammt der Frau Mutter und dem Herrn Oheim Gottes ganz besonderem Schutze empfohlen.

Ihre sehr affektionirte

Susanna Oberlinger.“

Die Anspielung auf Johanna hatte auf Dietrich einen peinlichen Eindruck gemacht. Was und wie viel wußte Sibylle von Matthias Verhältniß zu dem jungen Mädchen? Er nahm rasch das Gespräch in die Hand, um keine Pause entstehen zu lassen.

„Unsere alte Freundin besitzt so viel Klugheit und Güte, daß sie sechs andern Frauen damit aushelfen könnte,“ sagte er. — „Ich möchte doch nicht zu den sechsen gehören,“ bemerkte Sibylle. — „Ist auch nicht nöthig,“ erwiederte der Oheim; „du hast nur außen die Form anderer Frauen, innen bei dir spukt etwas vom Kobold, von der Nixe, wie Monsignor Luigi neulich sehr richtig bemerkte.“

Monsignore, der dem raschen deutschen Gespräche nicht recht folgen konnte, verlangte durchaus, Sibylle solle ihm den vorgelesenen Brief übersetzen. Es wollte aber nicht gehen, der Frau Dekanin Redensarten ließen sich nicht in's Italienische übertragen.

Inzwischen hatte sich Sibylle mehrere male unruhig nach Matthias umgesehen, den sie vermißte und der sich, noch ehe der Brief zu Ende gelesen war, entfernt hatte. Schlug ihm das Gewissen? — Sie stand endlich auf, um ihn zu suchen. Weit hinunter in den Garten ging sie, immer weiter, bis sie den jungen Freund in einer künstlichen Felsengrotte fand, vor der Amorinen und wunderliche Ungeheuer ihre Wasserkünste spielen ließen. Er saß da, den Arm auf die Lehne der Bank gestützt, beide Augen mit der Hand bedeckt.

Das junge Mädchen war rasch neben ihm. „Ich bin schlecht gegen Sie gewesen, Herr Matthias, verzeihen Sie es mir!“ sagte sie.

Der junge Mann nahm die Hand von den Augen und sah sie an. Sibylle war erschrocken. Wie konnten wenige Augenblicke jemanden so verändern? — „Gott im Himmel,“ rief sie, „was habe ich Ihnen gethan?“

„Was Sie mir gethan haben, Sibylle?“ sagte Matthias, „was Sie mir gethan haben? — O nichts — ich weiß nur seit einer Viertelstunde, daß all mein

Hoffen, Sehnen, Träumen, meine ganze Existenz vernichtet ist, daß Sibylle kein Herz für mich hat, mich nicht liebt, nie lieben wird. — Hätte sie eine Spur wahren Gefühls für mich, sie hätte jenen Brief nicht lesen können."

„Bitte, vergeben Sie es mir," rief das Mädchen; ihre Augen füllten sich mit Thränen, sie faßte Matthias Hand. Dieser zog sie eilig zurück. „Wohl sehe ich jetzt klar und scharf, wo ich noch vor wenig Augenblicken mit Blindheit geschlagen war," rief er. „Der überschwengliche Reichthum meiner Liebe trug dich, erhob dich bis in die Wolken, Sibylle; du aber spieltest und freutest dich daran, wie Mücken und bunte Insekten im Strahle der Sonne spielen und sich daran erfreuen. Von der Allgewalt meines Gefühls für dich hattest du keinen Begriff, wirst ihn nie haben."

Er blieb wie halb im Traume sitzen; dann plötzlich aufspringend, rief er wie in Verzweiflung: „Liebst du mich denn wirklich nicht, Sibylle?" und lag zu ihren Füßen. „Kannst du mich nicht lieben? — Ein ganzes Leben zerbrochen mit allem, was Hoffnung, Wunsch und Glück heißt — es ist entsetzlich —! Wenn ich in dein Auge sah, mir dachte, du wärest mein — wir könnten Hand in Hand, Seele um Seele ein langes, lichtes, beflügeltes Leben führen — Kannst du mich nicht lieben, Sibylle?"

Matthias Augen waren in tödtlicher Angst auf das junge Mädchen gerichtet, seine Brust athmete kaum. Aber Sibylle blieb gebeugt, unbeweglich sitzen.

„Wohl, „wee Lieb' erzwingt, da keine ist, der bleibt ein Thor zu jeder Frist;"" das habe ich aus dem Briefe behalten," sagte er und sprang auf. „Ich war zu vermessen. Was ich an Johanna verschuldet, rächt Sibylle an mir. Ich liebte Johanna, wie wir jungen lieblichen Mädchen nicht widerstehen können, wenn das Herz einer großen Leidenschaft entgegen wächst. Diese Leidenschaft, der ich entgegenwuchs, es war Sibylle — und Sibylle zertritt mein Herz, wie ich das Johannas vielleicht zertreten habe."

Er setzte sich neben Sibylle, die, beide Hände vor die Augen haltend, heftig weinte. Eine Weile sah er ihr zu, dann sagte er: „Weinen Sie, Sibylle! Eines Menschen Schicksal ist wohl werth, daß Sie eine Viertelstunde darum weinen."

Sibylle ließ die Hände sinken und blickte durch Thränen vorwurfsvoll zu ihm hinüber.

„Sibylle," rief Matthias, vom Gefühl übermannt, und drückte das Mädchen an sein Herz, küßte ihre Stirn, ihre Lippen — wie sengend, verzehrend Feuer berührten seine Lippen die ihren. Sie ließ es geschehen, ach! sie ließ es eben geschehen. Ihm antwortete nicht jenes heilige, unnennbare Entzücken, mit dem zwei Herzen einander verstehen — sie war ergriffen, erschüttert — Mitleid, Reue, Kummer über den Freund, den sie so leiden sah, bewegten ihre Seele tief, aber nicht Liebe. Matthias fühlte das scharf und deutlich. Er lehnte jetzt am Eingange der Grotte, den Tod im Herzen. Sibylle stand nicht weit von ihm mit niedergeschlagenen Augen. Da hörte man nahende Schritte.

„Wir müssen wieder zu den Andern," sagte Sibylle leise und versuchte sich dem Ausgange der Grotte zu nähern, aber ihre Schritte wankten. Matthias bot ihr seinen Arm.

„Dieser kühle, stille Oheim wird Sie einst als Braut heimführen, Sibylle," sagte er im Gehen. „In seinen Armen wird Ihr Herz vielleicht erwärmt werden." Er schauderte zusammen. Nach wenigen Minuten fügte er hinzu: „Ich sah das im Traum eines Abends im Schlosse S."

Sibylle schwieg, sie war zu ergriffen, um irgend ein Wort hervorzubringen. Bei der übrigen Gesellschaft angekommen, verließ sie rasch Matthias Arm und eilte auf ihr Zimmer; es wäre ihr nicht möglich gewesen, auch nur einige Augenblicke unter den Andern zu weilen. Der Oheim aber hatte ihre rothgeweinten Augen gesehen; seine Blicke folgten düster der entfliehenden Gestalt. Die Mutter sah ängstlich fragend zu ihrem Bruder auf. Matthias hielt ganz kurze Zeit unter den Hausgenossen aus, dann zog auch er sich auf sein Zimmer zurück.

Was für Stunden er zunächst durchlebte? — Solche, wie sie ein Daseyn vernichten, damit es geläuterter, besser und reiner aus sich selbst ersteht, oder zerbrochen, gesunken seine Laufbahn erfüllt.

Dietrich trat spät in der Nacht zu ihm ein. Matthias war wie von Stein ihm gegenüber, erzählte ihm kurz und trocken seine Unterredung mit Sibylle.

„Freue dich nicht, Dietrich," sprach er, und plötzlich wurde er heftig. „Um aller Barmherzigkeit willen, freue dich nicht diesen Augenblick, daß Sibylle mich nicht liebt! Später — ja später — aber nur diesen Augenblick sey barmherzig mit mir!"

Dietrich aber war gut, unendlich gut; er hatte selbst so viel im Leben gelitten, er liebte den Freund so aufrichtig. Er sprach zu Matthias sanft und milde, so sanft, daß jenem war, als legte sich eine linde Hand auf sein zerrissenes, wildes, zerbrochenes Herz. Endlich lag er an Dietrichs Hals und brach in einen heftigen Thränenstrom aus.

„Wir wollen arbeiten, Matthias," sagte der Freund, „angestrengt arbeiten, nicht mehr für uns selbst leben, wie bisher, nie mehr, dann wird uns besser werden."

Digitized by Google

Bis die Morgenröthe anbrach, ſaßen die beiden Freunde nebeneinander. Da ſprang Matthias auf und ſagte: „Ich bitte dich, laß mich abreiſen, ehe der Tag völlig herauf gekommen iſt; laß irgend einen Wagen anſpannen, damit ich die Sonne hier nicht mehr ſehe, dieſelbe Sonne, die mir hier ſo hell in das glückſelige Herz leuchtete.“

Dietrich ſtand auf, weckte den Diener, ließ ſtill die nöthigen Reiſevorbereitungen treffen, und ehe eine Stunde vergangen, ſaß Matthias im Wagen, der ihn zur Weiterreiſe nach Florenz brachte. Acht Tage ſpäter brach Herr von Soringen mit ſeiner Schweſter und Nichte von der Florentiner Villa auf, um beide nach Nizza zu begleiten, wo Frau von Rothenhahn den übrigen Sommer und nächſten Winter ihrer Geſundheit wegen bleiben ſollte.

Mit Sibylle hatte er kein Wort über Matthias geſprochen. Er ſelbſt eilte dann ſeiner deutſchen Hauptſtadt zu, um vorerſt ein Kammermandat zu übernehmen und ſich um ein Amt zu bewerben. Der Diplomatie hatte er, ſeit jener peinlichen Kataſtrophe mit ſeiner Frau, den Rücken gewendet. Er wollte ja arbeiten, ſein Leben verwerthen, und forderte unaufhörlich und beſtändig das Gleiche von ſeinem Freunde Matthias. Der aber bedurfte Zeit, um ſich ſelbſt wiedergegeben zu werden. Schwunghaft, excentriſch, wie ſeine Natur war, ſpannte er momentan alle Kräfte an, um dann plötzlich wieder ganz in ſich ſelbſt zuſammenzuſinken, ſich in dumpfes Brüten zu verlieren. Der innerſte Kern ſeines Weſens war gebrochen.

Dietrich verzagte aber nicht am Freunde, er wußte, wie die Jugend, wie das Leben jede, ſelbſt die tiefſte Wunde vernarben laſſen, wenn ſie auch noch oft ſchmerzt, vielleicht nie ganz heilt. Er ließ Matthias keinen Augenblick aus den Augen und ſeine warme Freundſchaft führte ihn mit feſter und doch ſanfter Hand durch dieſe ſchwerſte Zeit, die ſeine Jugend zu erleben hatte.

Sibylle war durch die Florentiner Erlebniſſe verändert. Der Kindesübermuth, die Ausgelaſſenheit hatten einem ſtilleren, nachdenklicheren Weſen Platz gemacht; ſie war viel ſanfter als ſonſt und ihre Mutter fand ſie deßhalb viel liebenswürdiger. Nur dann und wann ſchaute ihr recht eigentliches Naturell unter dieſem Schleier, der ſich über ihr junges Leben gelegt hatte, hervor und zeigte Frau von Rothenhahn, wie wohl eine andere und feſtere Hand als die ihre nöthig wäre, dieſe lebhaft ſprudelnde, oft ungefüge Natur zu leiten. „Ganz wie ihr verſtorbener Vater!“ ſeufzte die gute Frau dann wohl.

Nachdem Sommer und Winter in Nizza verlebt waren, wünſchte Dietrich lebhaft, ſeine Schweſter und Nichte möchten nach der Schweiz auf Schloß S. zurückkehren, wo er ſie leicht und oft von ſeiner kleinen Reſidenz aus beſuchen könnte. Frau von Rothenhahn that gerne, was ihr Bruder verlangte, und Sibylle war glücklich, ihr geliebtes S. wiederzuſehen.

Ganz außer Athem, mit freudeglänzenden Augen ſtürzte ſie eines Morgens die ſchmale Stiege der Frau Dekanin hinauf und lief auf den hölzernen Balcon, wo die gute alte Dame vor einem großen Haufen Strümpfe ſaß, die geſtopft werden ſollten.

„Da ſind wir!“ rief ſie und fiel der alten Frau um den Hals. — „Herzenstöchterchen,“ ſagte die Frau Dekanin, „das iſt brav, daß ihr wieder da ſeyd!“ und küßte links und rechts die friſchen Wangen des jungen Fräuleins, ſtellte ſie vor ſich hin, um ſie zu beſchauen, und das ganze Geſicht lachte ihr vor Vergnügen, als ſie mit ihrem Examen fertig war.

„Was einer iſt, kann aus ihm werden,“ ſagte ſie. „Schmuck und artig biſt du, wie die Centifolie da unten in meinem Garten. Hoffe, auch tugendhaft und nicht ſo thöricht, wie unſer anderes armes Kind, die bleiche Johanna da drüben im deutſchen Lande. Man thut der's nicht ſo leicht an, wie jener, weiß wohl. Solche junge Doctoren, windige, gelahrte Herren — da iſt euer Oheim doch ganz etwas anderes. Man ſagt ja, ſeine Frau Gemahlin habe das Zeitliche geſegnet. Nun Gott habe ſie ſelig. Aber du biſt ja glühend roth, Sibylle! Kind, ſetze dich, ich will dir etwas zur Kühlung holen und den Herrn Dekan auch rufen.“

Da ſaß nun Sibylle unten im Städtchen auf dem hölzernen Balcon bei der Frau Dekanin, ſtopfte ihre Strümpfe, half ihr Erbſen lichten und Hühner füttern, wie vor zwei Jahren, da ſie noch ein Kind war und die ganzen Tage bei ihr zubrachte. Als es Abend wurde, ſollte der Knecht ſammt dem großen Hunde ſie nach Hauſe begleiten, weil der Herr Dekan anderwärts abgehalten war.

Das junge Mädchen hatte den Wald erreicht, verfolgte mit ihrem leichten, fröhlichen Tritt den Pfad, der hindurch führt, plauderte mit dem Knechte. Plötzlich bellt der Hund, ſtürzt voran und kommt in Begleitung des Schloßherrn zurück, den er mit ſeinen Liebkoſungen als alten guten Bekannten faſt erdrückt.

Die Nichte trat dem Oheim beinahe ſcheu entgegen; ſie hatte ihn ſo lange nicht geſehen, ſie hatten bei ihrem letzten Zuſammenſeyn ſo wenig mit einander verkehrt. Sibylle reichte Dietrich die Hand; er küßte dieſe Hand, legte ſie unter ſeinen Arm, verabſchiedete den Hausknecht ſammt dem Hunde. „Du vertrauſt dich doch mir allein an?“ fragte er lächelnd.

Sibylle errötbete, die Worte klangen so wunderbar, gingen ihr tief in die Seele. „Alle Zeit und aller Orten, Oheim, das weißt du," sagte sie nach einigem Zögern rasch hin. — „Alle Zeit, Sibylle?" Und Dietrich schaute ihr innig fragend in das liebliche Antlitz, das eben, unter dem runden Strohhut, durch den röthlichen Schimmer der untergehenden Sonne beleuchtet war. Dem jungen Mädchen wurde bklommen, sie suchte sich zu helfen und fing an zu sprechen, erstaunlich viel, erzählte von diesem und jenem. Der Oheim hörte ihr still glücklich zu.

So war die Anhöhe erstiegen und der Saum des Waldes erreicht. Seitabwärts lag ein kleiner Pavillon, recht geschmacklos, aber mit herrlicher Aussicht auf das Städtchen und das Thurthal. — „Ruhen wir hier einen Augenblick aus," sagte Dietrich.

Aber Sibylle hatte plötzlich ein Eichkätzchen zu betrachten, das über den Weg gelaufen war, jetzt von Ast zu Ast, von Baume zu Baume lustig einher sprang, und während sie nach dem niedlichen Thiere schaut, stößt sie mit dem Fuße an eine große Baumwurzel und fällt auf ein Knie. Dietrich hebt sie auf. Scherzend und lachend will sich Sibylle von den Armen, die sie umfangen, befreien, aber der Oheim drückt sie an sein Herz und spricht leise, hastig.

„Bleib', Sibylle, bleib', nur wenige Augenblicke laß mich denken und träumen, daß du mein bist — o ganz mein — und alle Glückseligkeit der Welt mir vergönnt ist! Nachher, ja nachher," fügte er nach einer Pause langsam hinzu, „magst du dich von mir wenden, wie du es mit dem armen Matthias gethan."

„O nein, nie!" rief Sibylle, und barg ihren Kopf an Dietrichs Schulter. „Matthias liebte ich nicht, dich aber liebte ich immer und immer!"

„Wie die Nichte den Oheim," sagte Dietrich plötzlich kalt und drängte unwillkürlich das junge Mädchen von seinem Herzen fort. — „Nicht wie die Nichte den Oheim, wie die Braut den Bräutigam!" sprach Sibylle und stand bewegt, erschrocken über ihre Kühnheit da, die Augen zu Boden geschlagen.

„Wie die Braut den Bräutigam!" rief Dietrich jubelnd und faßte des Mädchens beide Hände, schaute ihr tief und innig in die Augen. „Wie die Braut den Bräutigam — o sage es noch einmal und immerfort, Sibylle!"

„Wie die Braut den Bräutigam!" wiederholte Sibylle und sah lächelnd, glückselig zu dem Oheim auf.

Und Dietrich küßte die lächelnden Augen, den holden Mund des reizenden Kindes, das nun sein war, sein für immer, und drückte sie mit unendlicher Wonne von neuem an sein Herz.

Ganz dunkel war es, ehe Braut und Bräutigam, nicht mehr Nichte und Oheim, Schloß S. und Frau von Rothenhahn erreichten, der ja nichts Glücklicheres auf Erden begegnen konnte, als Sibyllens Schicksal des Bruders Obhut anvertraut zu sehen, die aber dennoch, wie bei allen Vorkommnissen im Leben, nur zögernd und ängstlich dem Paare ihren Segen ertheilte.

In derselben Nacht schrieb Dietrich noch an Matthias, erhielt aber keine Antwort. Auf zwei Briefe, die ihm Sibylle nach und nach schrieb, antwortete er eben so wenig. Nur als auf Schloß S. nach wenig Monaten Hochzeit gefeiert wurde und Sibylle gegen Abend in ihrem Zimmer stand, um ihren Hochzeitschmuck gegen ein Reisekleid zu vertauschen, weil der Wagen vor der Thür stand, der das junge Paar fortführen sollte, brachte man ihr einen Brief. Sie öffnete ihn mit zitternden Händen, denn sie erkannte sogleich die Schriftzüge.

„Sibylle, Gott behüte und Segne Sie beide, Sie und Dietrich! — Matthias." Weiter war nichts im Briefe zu lesen. Sibylle stand tief ergriffen da und reichte dem eintretenden Eheherrn stumm das Blatt hin.

„Was mag's ihm gekostet haben, das zu schreiben!" sagte Dietrich. „Und doch wird des Freundes Segen auf uns ruhen, Sibylle," setzte er hinzu und drückte seine junge Frau ernst und zärtlich an sein Herz.

Der Frau Dekanin, die sammt dem Herrn Dekan bei der Hochzeit auf Schloß S. natürlich nicht fehlen durfte, wurde noch die Genugthuung, daß sich ihr bleiches Lieblingskind Johanna, nach und nach wieder der Welt und dem Leben zuwandte. Wie die zarte Theerose anfangs anzusehen, färbte sie sich frischer und frischer, bis sie als des Herrn Schulrathe Robert Ehring beglückte Braut und Frau völlig erblüht, von diesem auf den Händen getragen, ihren stillen und reinen Lebensweg fortging. Die Sticheleien und scharfen Redensarten der Frau Dekanin gegen die gelahrten und windigen jungen Doctoren hörten sofort gänzlich auf.

Matthias Schicksal gestaltete sich äußerlich sehr günstig. Er war als Professor an einer norddeutschen Universität angestellt und erwarb sich Ruhm und Ansehen in der gelehrten Welt. Ehrgeiz füllte statt der Liebe sein Herz. Nur noch einmal, da er Dietrich nach einigen Jahren in München begegnete, brach er zusammen. Eine Fluth von Erinnerungen an das unendliche Glück, das er ersehnt, die unendlichen Qualen, die seine Jugend gebrochen hatten, kam über ihn. Aber es waren eben nur Erinnerungen. Er ermannte sich rasch wieder, lebte, arbeitete weiter, hastig, unruhig, als könnte er nicht rasch genug alt werden. —

Digitized by Google

Er ſagte, ihm fehle jene Sonne des Glücks, ohne die ein menſchliches Daſeyn an der Wurzel verkümmert. Wir ſagen, ihm fehlte die rechte Kraft, die den Menſchen alle mal zum Herrn ſeines Schickſals macht und auch ohne irdiſches Glück ein gedeihliches, geſegnetes Daſeyn hier auf Erden führen läßt.

Goethe und Tiſchbein.

(Schluß.)

II.

Nachdem Tiſchbein die Direktorſtelle an der Akademie zu Neapel erhalten hatte, hörte die Verbindung mit Goethe, dem er wohl grollte, ganz auf, wogegen er das Verhältniß zu Merck durch einen Brief vom Ende Juni 1790 wieder erneuerte, worin Goethes gar nicht gedacht wird. Die Einnahme Neapels durch die Franzoſen trieb ihn im Jahr 1799 nach Deutſchland zurück. Ein Jahr vorher ſcheint Goethe Tiſchbeins Vetter in Jena geſprochen zu haben; denn er ſchreibt im März 1798 an Schiller: „Möchten Sie vielleicht Schlegel einen ſparſamen Zutritt gönnen, ſo wäre jetzt, da Tiſchbein Sie zu beſuchen wünſcht, die beſte Gelegenheit. Da ich dieſe Perſonen ſehen muß und Tiſchbein zu beſuchen nicht verſäumen kann, ſo wünſchte ich Ihre Geſinnungen zu vernehmen.“

Der hier gemeinte Tiſchbein iſt wohl Johann Friedrich Auguſt Tiſchbein, der Sohn des Oheims, Johann Valentin, der ſich als beliebter Porträtmaler viel in Thüringen aufhielt, wie er z. B. im Jahr 1796 nach Weimar kam, wo er unter andern Herder zeichnete. Herders Gattin ſchreibt am 8. Februar 1796 an Gleim, nachdem ſie berichtet, Tiſchbein nehme für jedes Porträt ſechs Carolin: „Sie ſehen daraus, daß die Herren ſich zu ſchätzen wiſſen. An den Porträts meines Mannes hat er ſich gröblich verſündigt, war eigenſinnig, empfindlich und dergleichen. Kurz und gut, am Ende iſt hier kein Menſch mit ſeinen Porträts zufrieden geweſen. Er iſt ein Künſtler für die reichen Leute, die nicht wiſſen, wo mit dem Geld hin. Damit aber will ich ſeiner Kunſt, die bis auf einen gewiſſen Grad ſchön und artig iſt, nichts zu Leide geſagt haben. Je unbedeutender das Geſicht iſt, je beſſer trifft er's.“ Ueber den Vetter in Neapel wird Goethe wohl kaum etwas von ihm erfahren haben, wenn auch das Geſpräch nothwendig auf dieſen führen mußte.

Nach ſeiner Rückkunft hielt ſich Tiſchbein, der zunächſt in Caſſel ſeinen Wohnort nahm, ganz von Goethe zurück. Dieſen beſchäftigten damals ſeine für die bildende Kunſt ſo bedeutenden Propyläen und durch die von Weimar ausgehenden Preisaufgaben iſt dieſer Ort für alle Maler ſehr wichtig geworden. Aber Goethe hatte in Heinrich Meyer einen ſo innig ihm vertrauten, ſein Urtheil in manchen Dingen leitenden Künſtler gefunden, daß Tiſchbein neben ihm einen Einfluß zu gewinnen nicht hoffen konnte, und für eine äußere Stellung, die Tiſchbein zu gewinnen ſuchen mußte, zeigte ſich in Weimar keine Ausſicht, da Meyer Direktor des dortigen Kunſtinſtituts war. Auch an den Preisaufgaben ſcheint ſich Tiſchbein gar nicht betheiligt zu haben, wie ſehr auch die Wahl griechiſcher Stoffe ihm zuſagen mußte. Ihn beſchäftigte damals ſein „Homer nach Antiken gezeichnet,“ wozu Heyne Erläuterungen zu geben verſprach. Als Goethe im Sommer 1801 Heyne zu Göttingen beſuchte, ſah er daſelbſt zu großer Freude Tiſchbeins ausgeführte Köpfe Homeriſcher Helden. „Ich kannte die Hand des alten Freundes wieder,“ berichtet er ſpäter, „und freute mich ſeiner fortgeſetzten Bemühungen, durch Studium der Antike ſich der Einſicht zu nähern, wie der bildende Künſtler mit dem Dichter zu wetteifern habe.“ Goethe war damals nach der ſchweren Krankheit, an deren Folgen er noch litt, milder als je geſtimmt, und ſo wird er auch mit innigem Antheil der früheren freundſchaftlichen Beziehungen zu Tiſchbein gedacht haben. Nicht weniger dürfen wir es für gewiß halten, daß Heyne Tiſchbein, der häufig nach Göttingen kam, davon erzählt haben wird. Aber dieſer hielt ſich abſichtlich zurück. Bald darauf begab er ſich nach Hamburg, wo er eine Zeichenſchule zu gründen beabſichtigte und wirklich eine Geſellſchaft der Kunſtfreunde ſtiftete. Nachdem er einige

Digitized by Google

Zeit sich dem Porträtmalen ganz hingegeben hatte, schuf er hier im Jahr 1805 das große Bild des Ajax, der die Kassandra vom Altare reißt.

Erst im Anfang des folgenden Jahres trat er mit Weimar und Goethe in Verbindung. Die Veranlassung dazu bot ihm ein Herr Albers, der über Weimar ging und von Tischbein eine Empfehlung gewünscht hatte. Dieser sandte, nebst einem freundlichen Briefe, worin er die Bemerkung machte, daß die flüchtigsten Bilder oft die glücklichsten Gedanken haben, einige aquarellirte Copien und zur Ansicht der Herzogin Amalie einen mäßigen Foliobanb mit Federzeichnungen in Aquarell, worin er ganz Ausgezeichnetes leistete. Goethe sprach im Kreise der Herzogin Amalie mit höchster Anerkennung davon und hob Tischbeins Talent und Uebung in der Kunst hervor, während Wieland diese Federzeichnungen nicht besonders hoch anschlagen wollte, worüber es zu einem lebhaften Streite kam, wie Knebels Schwester am 27. Januar ihrem Bruder berichtet. „Ihre Briefe, mein bester Tischbein," erwiederte Goethe am 24. Februar, „haben mir sehr viel Freude gemacht, wie alles übrige, was Sie schriftlich nach Weimar erlassen haben. Vorzüglich aber sey Ihnen Dank gesagt für die größeren und kleineren Zeichnungen, die Sie uns mittheilten, die uns genugsam überzeugten, daß Ihr Sinn für die Natur noch der alte ist, daß Sie Ihre Arbeiten noch immer durch geistreiche Gedanken beleben und bedeutend machen, und daß die in Italien angezündete Flamme des guten Styls und eines freieren Lebens noch wacker bei Ihnen fortbrennt. Nächstens sollen in Ihr heiteres Buch einige Worte von uns eingezeichnet werden, und wenn Sie diese schönen Blätter zurück erhalten, so säumen Sie ja nicht, uns von Zeit zu Zeit etwas Neues zu senden. Besonders verlangend wäre ich, Ihre Kassandra, auch nur in dem leichtesten Federumrisse, zu sehen, wodurch man sich doch wenigstens die Composition vergegenwärtigte. Ich habe noch alle Blätter aufgehoben, auf welchen Sie mit wenigen Strichen so viel Bedeutendes vor den Geist brachten. Herr Albers hat sehr viel Anlagen und ist von uns auf das freundlichste behandelt worden. Ich danke Ihnen für die nähere Schilderung dieses werthen Mannes. Lassen Sie mich doch manchmal etwas von Ihren Umgebungen erfahren. Es ist höchst erfreulich zu empfinden, daß frühere gute Verhältnisse durch Zeit und Entfernung nicht leiden, ja sich eher durch fortdauernde Wirkung verbessern." Freundlicher konnte sich Goethe unmöglich einem Manne gegenüber äußern, dessen Talente er hoch schätzte, dem er sich freilich in mancher Beziehung verpflichtet fühlte, der sich aber so viele Jahre grollend zurückgezogen hatte, und an dessen Charakter er jene Reinheit vermißte, welche der Freundschaft die höchste Weihe verleiht.

Tischbein erfreute den Dichter bald durch eine neue Sendung, wobei sich auch eine Erklärung einer dieser Copien, der Schatzgräber und Hexenmeister, befand, über welche Goethe B. 27, 211 berichtet. Für das Album von Federzeichnungen dichtete Goethe im April in seinem Namen und für die Herzogin Amalia und Fräulein von Göchhausen mehrere Gedichte, die von den Betreffenden ohne Zweifel eigenhändig und mit ihrer Unterschrift eingetragen wurden. Sie sind in den Werken B. 6, 73 f. abgedruckt, mit der bloßen Unterschrift: „An Tischbein." Wahrscheinlich ist das dritte „Für das Gute und das Schöne," für die Herzogin, das vierte für die lustige Göchhausen gedichtet. Goethe selbst begrüßte ihn mit folgenden beiden Gedichten:

Erst ein Deutscher, dann ein Schweizer,
Dann ein Berg- und Thalkurchkreuzer,
Römer, dann Napolitaner,
Philosoph und doch kein Auer,
Dichter, fruchtbar aller Orten,
Bald mit Zeichen, bald mit Worten,
Immer bleibest du derselbe
Von der Tiber bis zur Elbe!
Glück und Heil! so wie du strebest,
Leben! so wie du belebest,
So genieße, laß genießen!
Bis die Nymphen dich begrüßen,
Die sich in der Ilme baden,
Und aufs freundlichste dich laden.

Alles, was du denkst und sinnest,
Was du der Natur und Kunst
Mit Empfindung abgewinnest,
Drückst du aus durch Musengunst.
Farbe her! Dein Meisterwille
Schafft ein sichtliches Gedicht:
Doch, bescheiden in der Fülle,
Du verschmähst die Worte nicht.

Bei der am 5. Mai erfolgenden Rücksendung des mit diesen freundlichen Sprüchen bereicherten Albums sprach Goethe ihm für die „Mittheilung so angenehmer und lehrreicher Bilder" seinen lebhaften Dank aus und forderte zur Fortsetzung solcher Sendungen auf. Besonders habe das Bild der Schatzgräber und Hexenmeister ihm und allen Kunstfreunden ein großes Vergnügen gemacht, auch seine Entwicklung dieses schätzbaren Bildes sey erfreulich und gut gerathen, und werde es ihm eine frohe Stunde machen, wenn er nächstens daran gehen und ihnen auch noch einige Worte darüber sagen werde. — Nachdem er seinen Wunsch nach Radirungen

Digitized by Google

von Bambeccio geäußert, ſchließt er „in Hoffnung eines baldigen Anlaſſes zu mehrerer vergnüglicher Mittheilung.“ Aber ein ſolcher Anlaß erfolgte nicht, und ſo brach die Verbindung bald ab; denn weitere Briefe liegen aus dieſem und den nächſten Jahren nicht vor. Auch entſprach Tiſchbein der freundlichen Einladung nach Weimar nicht.

Im Juni 1808 folgte Tiſchbein dem am 1. Januar erfolgten Rufe des Herzogs Peter von Oldenburg nach Eutin, wo ihm eine ſchöne Thätigkeit eröffnet ward. Das Verhältniß zu Goethe blieb abgebrochen.* Am Schluſſe des Jahres 1810 begann er, durch die von einem Freunde an ihn gerichtete Bitte um biographiſche Nachrichten zunächſt veranlaßt, ſeine Biographie niederzuſchreiben. Wenn der Herausgeber die Veranlaſſung dazu in Goethe's „Wahrheit und Dichtung“ findet, deren Ton ihn nicht angeſprochen habe, weil dieſe Selbſtſchilderung auf Koſten der ungeſchminkten Wahrheit zu dichteriſch ausgeſchmückt geſchienen habe, ſo beruht dieß auf Irrthum; denn der erſte Band des Goethe'ſchen Werkes erſchien erſt im Spätherbſt 1811. Nur daß Tiſchbein über Goethe's „Wahrheit und Dichtung“ verſtimmt geweſen, wird gegründet ſeyn. Wenige Monate vor „Wahrheit und Dichtung“ war Goethe's Leben Philipp Hackerts erſchienen, „meiſtens nach deſſen eigenen Aufzeichnungen entworfen.“ Die Mittheilungen, welche hier über Tiſchbein gemacht werden, mochten dieſem wenig behagen, obgleich ſie ihm weder als Menſchen noch als Künſtler zu nahe treten; ſie zu unterdrücken, war Goethe nicht berechtigt, da er einmal die Darſtellung übernommen hatte. Die Erzählung ſeines zweiten Aufenthaltes in Rom begann Tiſchbein am 15. Februar 1812. In Bezug auf Goethe iſt die ganze Lebensbeſchreibung äußerſt kühl gehalten; was dieſer ihm geworden, tritt nirgendwo hervor, die erſte Anknüpfung mit ihm iſt ganz übergangen und überall zeigt ſich das Streben, ihn ſo wenig als möglich zu berühren, was faſt nur in ganz nebenſächlichen Dingen geſchieht, wie er einiges aus der mit Goethe gemachten Reiſe nach Neapel berichtet, ohne anzugeben, daß Goethe ihn dorthin als Geſellſchafter mitgenommen.

Im Jahre 1816 erſchien der erſte Theil von Goethe's „Italieniſcher Reiſe,“ worin Tiſchbeins mit höchſter Anerkennung gedacht wird; denn es waren ja die begeiſterten von Goethe aus Italien geſchriebenen Briefe ſelbſt, welche hier zur Herausgabe gelangten. Hiedurch fühlte ſich denn Tiſchbein veranlaßt, ſich Goethe wieder zu nähern, wie wir aus folgender Erwiederung des Letztern vom 28. Februar 1817 erſehen: „Auf das angenehmſte überraſchte mich Ihre werthe Sendung, deren glückliche Ankunft ich hiermit vermelde. Sie fand mich in einem Drang von Umſtänden, der mir nicht erlaubt, recht ausführlich und gemüthlich Ihre freundſchaftliche Mittheilung zu erwiedern. Der erſte ruhige Augenblick ſoll Ihnen gewidmet ſeyn. Dieß nur zur Nachricht, welche Sie ungeſäumt erwarten können.“ Daß die verſprochene ausführliche Mittheilung erfolgt ſey, ſteht nicht zu bezweifeln, da Goethe ſo beſorgt war, ſogleich den Empfang der Sendung anzuzeigen; aber von neuem brach die Verbindung ab. Gleich darauf erließ Goethe im zweiten Hefte „über Kunſt und Alterthum“ eine Kriegserklärung gegen die neueren Kunſtrichtungen in dem von H. Meyer geſchriebenen Aufſatz „Neudeutſche religiös-patriotiſche Kunſt.“ Hier ward auch Tiſchbeins gedacht. Von ſeinem Bilde Conradins wird bemerkt, daß man es zu den beſten in unſern Tagen entſtandenen Bildern zählen könne. „Aber obgleich der Künſtler daſſelbe verſchiedenemale und auf verſchiedene Weiſe im Kleinen wiederholte, regte ſich damals doch noch keine lebhafte Neigung für dergleichen Gegenſtände, und er ſelbſt wandte ſich kurz nachher wieder zu Darſtellungen aus dem griechiſchen Alterthum.“ Von ihm, heißt es weiter, ſey zu allererſt die größere Werthſchätzung der vor Raphael blühenden Maler ausgegangen. „Dem Natürlichen, dem Einfachen hold, betrachtete er mit Vergnügen die wenigen in Rom vorhandenen Malereien des Perugino, Bellini und Mantegna, pries ihre Verdienſte und ſpendete, vielleicht die Kunſtgeſchichte nicht gehörig beachtend, vielleicht nicht hinreichend mit ihr bekannt, ein allzu freigebiges Lob dem weniger geiſtreichen Pinturichio, der mit ſeinen Werken ſo manche Wand überdeckt hat.“ Doch habe dieſe Vorliebe damals noch keinen Einfluß auf die Ausübung der Kunſt gehabt. — Die Weimarer Kunſtfreunde, mit deren Chiffre der Aufſatz unterzeichnet war, hatten hier nur ihre Anſicht über Tiſchbeins Ueberſchätzung jener älteren Kunſt ausgeſprochen, ſeiner eigenthümlichen Verdienſte ausführlich zu gedenken, war da nicht der Ort.

Noch vor dem Ende deſſelben Jahres 1817 erſchien der zweite, den Aufenthalt in Neapel darſtellende Theil der „Italieniſchen Reiſe,“ worin ſich jenes oben erwähnte Urtheil über Tiſchbein befand, daß er, weil er ſein eigenes Beſtreben ſo eingeengt fühle, keinen freien Antheil an eines Andern Exiſtenz nehmen könne. Auch dieſes Urtheil konnte Tiſchbein mit Recht nicht verletzen, da es nur darauf hindeutete, wie ſehr derſelbe von allen Seiten in Anſpruch genommen ſey. Doch mochte er darüber mißſtimmt und ſo eine weitere Entfernung bewirkt werden.

* Nach Riemer äußerte Goethe im December 1808 ſcherzweiſe, Tiſchbein ſey ein rückſchreitender Jehovah: erſt habe er Menſchen gemalt, nun male er Thiere.

Die Fortsetzung von Tischbeins „Homer“ am Ende des Jahres 1820 ward von Goethe freundlich begrüßt, denn sie zu manchen Vergleichungen Anlaß gab. Im folgenden Jahre erfreute Tischbein den Dichter durch die Sendung eines Bandes mehr oder weniger ausgeführter Entwürfe und die Abbildung eines Vasengemäldes in verkleinertem Maßstabe. Goethe erwiederte am 21. April in freundlichster Weise: „Wenn Sie sich, mein theuerster alter Freund, wieder einmal anmelden, so ist Ihre Erscheinung gewiß die erfreulichste. Mit liebevollen, einsichtigen Worten, geistreichen Federstrichen und harmonischer Färbung wirken Sie von Zeit zu Zeit in die Ferne, immer willkommen. Seit Ankunft jenes lieblichen Bändchens, das so viel heitere, wohlgedachte, anmuthig dargestellte Symbole mittheilt, ist es wenig in meinen Händen gewesen, sondern von Freunden zu Freundinnen wandelnd, hat es manche Familie erfreut und ist einigemal an denselbigen Platz wieder verlangt worden. Sie können also denken, wie angenehm es mir ist, zu hören, daß Sie in dieser mittheilbaren Art fortgefahren haben, und würden mich und werthe Personen gar sehr verbinden, wenn Sie von Zeit zu Zeit etwas dergleichen durch die Post wohl eingepackt übersenden und zugleich die Zeit bestimmen wollten, wann es wieder zurückgehen soll. Nach diesem Verhältniß würde ich mich beeilen, so viel Freunde der sittlich bildenden Kunst als möglich daran Theil nehmen zu lassen.“ Die Vasenzeichnung habe ihn und Meyer sehr ergötzt, während andere Freunde, die sonst von der Kunst etwas verständen, nicht hätten nachkommen können. „Wenn Sie uns jemals besuchten, würden Sie gewiß Freude haben, zu sehen, daß ich jeden Federstrich von Ihnen aufgehoben und die römischen Scherze alle gar wohl verwahrt habe; da ist das verteufelte zweite Kissen, die Schweineschlacht im Minerventempel (worüber Goethe B. 31, 407 f. berichtet), und sonst noch viel Liebes und Gutes, das wir zu einer Zeit in freundschaftlicher Thätigkeit genossen, die bei Rückerinnerung durch den nachfolgenden Contrast erst noch schätzenswerther empfunden wird.“ Zum Schlusse bittet er ihn, doch auch vom Wachsen und Gedeihen der Seinigen und sonst Persönliches und Häusliches mitzutheilen. „Ich habe mich diesen Winter über ungewöhnlich wohl befunden. Mein Sohn hat eine liebenswürdige muntere Frau gewonnen und schon laufen zwei Enkel um mich her. Möge unsern alten Tagen und Jahren noch manches Gute vorbehalten seyn.“

Bald darauf sandte Tischbein wieder „allerliebste Zeichnungen,“ woran sich die Kunstfreunde sehr ergötzten. „Was nur eine dichterische Ader fühlt,“ erwiedert Goethe am 3. Juni, „wird nicht ermangeln an der Seite freundliche Zeilen beizufügen, wie sie dem Idyllendichter nicht unangenehm seyn können.“ Zugleich sandte er die vor zwei Jahren gedichtete Parabel Fuchs und Kranich, mit der Bitte, dieselbe auf seine Weise darzustellen, was gewiß niemand besser als er könne. Vor seiner am 26. Juli erfolgenden Reise nach Marienbad sandte er die Zeichnungen zurück, denen er kleine Gedichte beigefügt hatte. In Marienbad fühlte er sich getrieben, diese Gedichte noch durch Prosa zu erläutern, und er ließ dann das Ganze in den Heften „über Kunst und Alterthum“ abdrucken. Die betreffenden Druckbogen sandte er im December noch vor Vollendung des Heftes dem Freunde, mit dem Wunsche, daß dieselben ihm Freude machen und ihn von seinem fortdauernden Antheil überzeugen möchten. Zugleich meldet er, daß er gleich nach seiner Rückkunft von Marienbad alles, was er von seiner Hand besitze, nun in drei Portefeuilles zu seiner und der Freunde anmuthiger Erinnerung und Aufregung nach dem Format geordnet vor sich liegen habe.

In Goethes Nachlaß befinden sich zwei Portefeuilles und ein Lederband mit Tischbein'schen Zeichnungen. Der letztere, der die Ueberschrift Genius trägt, enthält zehn leicht aquarellirte Zeichnungen, jeder gegenüber eine kleine Erzählung in der Weise anakreontischer Gedichte. In einem der Portefeuille finden sich 85 Zeichnungen und 40 flüchtige Skizzen, von Goethe wohl geordnet, bezeichnet und beschrieben. Im andern Portefeuille mit der Aufschrift „Tischbein — Schweiz,“ liegen 42 landschaftliche Zeichnungen, größtentheils mit der Feder gezeichnet und braun angetuscht, einige leicht gefärbt, sämmtlich sorgfältig aufgezogen und mit Rändern versehen, nebst 19 Blättern meist ganz flüchtiger Skizzen. Goethe sandte dem Freunde zugleich den Catalog des ersten Portefeuilles, indem er die Hoffnung aussprach, dieser werde, mit der guten Ordnung und Aufbewahrung zufrieden, noch einiges dazu fremden, was er überhaupt seinem freundschaftlichen Künstlerherzen überlasse. Insbesondere aber spricht er den Wunsch aus, eine der Nummern des Catalogs, welche den Reisenden in weißem Mantel, auf dem Obelisk ausgestreckt, darstelle, was Tischbein bekanntlich in dem großen Bilde Goethes ausgeführt, in einem größeren Blatte, am liebsten in Querkleinfolio, in einer zwar flüchtigen, aber hinreichenden Zeichnung von ihm zu erhalten, da die vorhandene, die nur in wenigen Feder- und Pinselzügen bestehe, kaum dem geübtesten Schauer lesbar sey; ein solches Blatt würde den Hauptschmuck der Sammlung bilden. Der Brief schließt mit den die Fortsetzung ihrer freundschaftlichen Verbindung als innigsten Wunsch aussprechenden Worten: „Mögen Sie

Digitized by Google

mir ferner auch einiges mittheilen, was ich auf Verlangen sogleich zurücksende, so gäbe das eine gewisse Vollständigkeit des Anschauens vergangenee Zeiten, die sich uns, wenn ich mich zu meinem zweiten Aufenthalt in Rom wende, beiden zum anmuthigen Denkmal früherer Zeiten heraufbauen dürfte. Mit den freundlichsten Wünschen und den schönsten Grüßen an die lieben Ihrigen empfehl' ich mich zu fortdauerndem freundschaftlichen Andenken." Die Unterschrift zeigt das von Goethe gewöhnlich seinen Briefen von Freunden eigenhändig beigefügte „treulichst Goethe." Es ist dieses der letzte erhaltene Brief Goethes; daß die Verbindung aber hiemit noch nicht abbrach, dürfte unzweifelhaft seyn.

In den „Annalen" aus seinem Leben meldet Goethe im Jahr 1822: „Tischbein, aus alter guter Neigung, überraschte mich durch eine Gemme mit Storch und Fuchs; die Arbeit roh, Gedanke und Composition ganz vortrefflich." Daß aber Tischbeins Eigenheit gerade in diesem Jahre ihn auf eine höchst unangenehme Weise berührte, zeigt folgende, von Riemer mitgetheilte briefliche Aeußerung vom 9. August 1822: „Tischbein ist ein Jehovah, der da ist und war und seyn wird. Hätten wir uns mit ihm verbrüdern können, so wäre es vor fünfunddreißig Jahren geschehen. Noch immer aber, wie man sich ihm nähert, scheucht er einen zurück; thut man ihm was zu Liebe, so soll man gleich den ganzen Complex seiner Eigenheiten gelten lassen. Hackert sagte schon von ihm: Wie er einmal gezwirnt ist, muß man ihn vernähen." Ist hier auch der Grund der Trennung in Italien nicht richtig bezeichnet, so geht doch aus dieser von dem Vertheidiger Tischbeins gegen Goethe übersehenen Aeußerung unzweifelhaft hervor, daß eine Anforderung desselben, die Goethe beschwerlich fiel, da sie ihm etwas zumuthete, was seine Kreise störte, Ursache der Entfremdung gewesen. Was dieses gewesen, wagen wir nicht zu vermuthen; die noch in Goethes Archiv ruhenden Briefe an Tischbein werden darüber sichern Aufschluß geben. Möchte der noch ungehobene Schatz der reichen Sammlung ungedruckter Briefe an Goethe, die wir bei allen Forschungen nach den Beziehungen zu seinen Zeitgenossen so bedauerlich vermissen, uns endlich zu Theil werden! Goethes Bild wird durch die Veröffentlichung derselben ohne Zweifel nur an Glanz gewinnen.

Seine Verstimmung gegen Tischbein hielt den Dichter nicht ab, in demselben Jahre in dem neuen, Anfangs 1823 erscheinenden Hefte „über Kunst und Alterthum" das siebente Heft von Tischbeins Homer ausführlich zu besprechen. Aber die briefliche Verbindung blieb abgebrochen, wahrscheinlich weil Tischbein sich durch Goethe's Ablehnung seines Wunsches verletzt fühlte. In den folgenden Jahren arbeitete Goethe an den „Annalen" aus seinem Leben, worin Tischbeins mehrfach mit großer Anerkennung gedacht wird; doch erschienen diese erst nach Tischbeins Tod. Im Frühjahre 1829 ging Goethe an die Redaktion seines zweiten Aufenthaltes in Rom, der zunächst in der seit zwei Jahren begonnenen Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erscheinen sollte. Die Tischbein betreffenden Auszüge aus den römischen Briefen und die einzuschaltenden Berichte waren höchst wahrscheinlich schon zusammengestellt, als Goethe die Nachricht von dem am 26. Juni 1829 erfolgten Tode Tischbeins empfing. Vergleicht man die herben Ausdrücke über Tischbein in dem oben mitgetheilten Briefe an Herder, so wird man gestehen müssen, daß Goethe sich hier sehr gemäßigt hat. Was er über Tischbein bemerkt hatte, konnte er unmöglich tilgen, wollte er ein Bild seines zweiten römischen Aufenthaltes gewähren, doch mag er einzelnes noch gemildert haben.

Und was ist es, was er hier von Tischbein sagt? Daß dieser nicht so eingeschlagen sey, wie er zuerst gehofft, daß er sich ihm nicht ganz rein hingegeben, sondern seine eigenen Zwecke verfolgt, daß er ihn durch die wiederholte Ankündigung seiner Rückkunft, die endlich ganz unterblieb, hingehalten und ihm unnöthige Sorge gemacht, daß er die Unart gehabt, alles im Unbestimmten zu lassen. Das also wäre wirklich ein Verrath an der Freundschaft, an einer Freundschaft, die Tischbein launenhaft nach sechzehnjährigem Schweigen wieder angeknüpft, dann nach längeren Unterbrechungen immer wieder erneuert hatte, die seit sieben Jahren ganz gelöst war? Sittlich macht Goethe Tischbein keinen Vorwurf, er spricht nur von seiner Eigenheit, wodurch er andern oft unbequem gefallen, und er bedient sich dabei des mildesten Ausdrucks. Freilich hatte er im Jahre 1821 daeauf hingedeutet, daß er in der Darstellung seines zweiten römischen Aufenthaltes ein anmuthiges Denkmal zu beiderseitiger Freude heraufzubauen hoffe; allein Tischbein hatte sich mittlerweile ganz von ihm abgewandt, und es mochte damals Goethe nicht klar vorschweben, daß bei diesem zweiten Aufenthalt in Rom er mit demselben nur wenige Tage verkehrte, er nur durch Briefe mit ihm in Verbindung blieb und ihm durch sein nicht gehaltenes, oft wiederholtes Versprechen Unruhe machte. Das schönste Denkmal, was er ihm hier eerichten konnte, waren Tischbeins eigene Briefe, und aus diesen hat er wirklich das Bedeutendste mitgetheilt. Zu einee ausführlichen Darstellung Tischbeins in Italien fühlte sich Goethe nicht aufgelegt; dazu hätte er frisch quellendee Kraft bedurft,

die ihm gerade damals sehr abging, wie die eingeschalteten Berichte leider zu deutlich beweisen. Freilich waren Tischbeins Hinterlassene sehr erbittert über Goethes Mittheilungen, die zufälligerweise einige Monate nach Tischbeins Tod erschienen, und sie gingen damit um, ihm dieses derb zu Gemüthe zu führen; aber sie waren am wenigsten im Stand, die Sache richtig zu würdigen, und sahen in dem einen Verrath der Freundschaft, was Goethe zu äußern nicht unterlassen konnte, wodurch er seiner Sittlichkeit nicht zu nahe trat, wenn er auch freilich nicht als der durchaus reine, von edelster, aufopferungswilligster Freundschaft erfüllte Mann erschien, als den sie ihn verehrten.

Fassen wir kurz das Ergebniß zusammen. Goethe hatte Tischbein aus seinen Briefen und den eingesandten Bildern und Zeichnungen als einen rein gemüthlichen, aller Weltklugheit fremden Menschen, der ganz Herz und Seele sey, als einen talentvollen, das Höchste versprechenden Künstler zu erkennen geglaubt und alles gethan, seine Wünsche nach einer weiteren Reise und endlichen sicheren Stellung in Deutschland zu erfüllen. Dieser hatte den ihm gegebenen Rath in Bezug auf sein Verhältniß zu seinem Gönner unbeachtet gelassen und sich diesen entfremdet. Als Goethe nach Italien kam, fand er zu seiner Verwunderung hier noch den Künstler, der in letzter Zeit ganz außer Verbindung mit ihm getreten war. Derselbe kam ihm mit einer Herzlichkeit und gemüthlichen Hingabe entgegen, als ob er für ihn allein zu leben entschlossen sey, und der Dichter, der sich mit vollster Vertraulichkeit ihm eröffnete, der die glühendste Liebe zur Kunst und das selige Glück einer endlich zum höchsten Schauen gelangten, nach reiner künstlerischer Entwicklung hinstrebenden Seele ihm unverhohlen zeigte, gab sich der Hoffnung brüderlichen Zusammenlebens hin. Ja es dürfte ihm der Gedanke vorgeschwebt haben, ihn in Zukunft nie von seiner Seite zu lassen, wie auch sein eigenes Schicksal sich wenden möge. Aber der Rausch begeisterter Liebe hielt bei Tischbein nicht lange an. Zwar begleitete er den Freund nach Neapel, dessen Natur- und Kunstschätze sie zusammen genossen, aber Tischbein wurde durch die vielversprechenden Verbindungen, in welche er hier trat, bald von Goethes Herzen weggerissen, und an die Stelle der begeisterten Freude an dieser herrlichen Natur trat die Sehnsucht, hier in Neapel, wo es ja auch seinem Landsmanne Hackert gelungen war, sich festzusetzen, da sein künstlerischer Drang nur hier volle Befriedigung zu finden glaubte. Dazu kam die ihm eröffnete Aussicht auf eine bedeutende Wirksamkeit an der neu zu gestaltenden Kunstakademie. So ließ er denn Goethe fahren und verfolgte seine eigenen Plane, wobei er recht klug zu Werke zu gehen glaubte, wie sehr ihm auch jede Anlage zu wahrer Weltklugheit abging. Den schlauen Italienern gegenüber glaubte er recht schlau seyn zu müssen, worunter leider die Reinheit und herzliche Gemüthlichkeit seiner Seele litt. Sein Absehen war zunächst auf die Vornehmen gerichtet, durch die er sich heben und besonders bei Hofe anzukommen hoffte.

Goethe sah ihn nach der Rückkehr aus Sicilien nur wenige Tage in Rom, da ihn die Betreibung seiner Angelegenheiten in Neapel, wozu man ihm die besten Aussichten machte, dorthin zurücktrieb. Daß seine frühere Beurtheilung Tischbeins nur eine Täuschung gewesen, daß dieser seine eigenen Wege mit schlauer Berechnung zu verfolgen suche, konnte Goethe nicht mehr entgehen; doch hoffte er noch, seine Freundschaft werde ihn auf einige Zeit zur Rückkehr nach Rom veranlassen, was er sehnlichst wünschte, da die Nähe des begabten Künstlers für seine ihm so sehr am Herzen liegende künstlerische Ausbildung von erfreulichstem Einflusse seyn mußte. Brieflich wurde das freundschaftliche Verhältniß erhalten, aber Tischbein konnte es nicht über sich gewinnen, ihm zu Liebe nach Rom zurückzukehren, und so ließ er Goethe nach der Heimath zurückreisen, dem freilich der Schmerz, ihn verloren zu haben, durch einen Kreis anderer Freunde, besonders durch die innige Verbindung mit Heinrich Meyer gelindert wurde, den er zu sich nach Weimar zu ziehen schon damals beabsichtigte.

Nach seiner Rückkunft verwandte sich Goethe auf Tischbeins Bitte beim Herzog von Gotha, wie sehr er auch überzeugt war, daß der Künstler ein unsicherer Charakter sey, der sich an sein Versprechen nicht gebunden halten werde, wenn ihm eine bessere oder mehr zusagende Gelegenheit komme. Bei den späteren mehrmaligen Annäherungen des alten Freundes, der so lange grollend sich von ihm zurückgehalten, war Goethe bestrebt, die Verbindung mit einem so talentvollen Künstler zu erhalten, wenn es ihm auch unmöglich war, besondere Zeit auf die Pflege dieses Verhältnisses zu verwenden; ließ er es auch an persönlichen Freundlichkeiten im Anklang an die guten alten Zeiten nicht fehlen, so lag eine herzliche Vereinigung mit ihm doch fern, da er Tischbeins eigenthümlichen Charakter zu wohl erkannt hatte.

Keineswegs war es eine augenblickliche, später ausgeglichene Mißstimmung, welche Goethe jene harten Urtheile über Tischbeins Charakter eingab, vielmehr waren diese das feststehende Ergebniß seiner aus längerem Zusammenleben mit ihm geschöpften Beobachtungen, bei denen freilich die Eifersucht der Freundschaft nicht ganz ohne Einfluß geblieben war, die aber im Allgemeinen als wohlbegründet sich ergeben. Auch Hackert, auf dessen

Digitized by Google

bis zum Tod ungetrübte Freundschaft sich Tischbeins Vertheidiger beruft, war, wie wir oben vernommen, dessen Eigenheit aufgefallen, und daß sein ganzes ehrsüchtiges Wirken, sich bei Hofe geltend zu machen, ihm wunderlich vorkam, liest man deutlich genug aus den von Goethe seinen Papieren entnommenen Berichten heraus.

Wie herzlich und gemüthlich sich auch Tischbein im Kreise der Seinen zeigen mochte, wie anspruchslos seine Natur auch in vertraulichen Briefen hervortrat, die Verhältnisse zu seinem Zwecke auszubeuten, scheint er stets bestrebt gewesen zu seyn, und so dürften auch seine späteren Annäherungen an Goethe nicht sowohl aus freundschaftlicher Neigung als aus der Absicht hervorgegangen seyn, die Verbindung mit dem großen Dichter, dem durch sein Wort einflußreichen, am Weimarer Hofe so hoch stehenden Manne zu äußern Zwecken zu benutzen, wobei wohl zu beachten, daß er zur Zeit, wo er mit Goethe wieder anknüpfte, sich auch an die Herzogin Amalia wandte. Ohne deßhalb ein zu hartes Urtheil über Tischbein fällen zu wollen, müssen wir Goethes feiner Menschenkenntniß in dem, was er zu verschiedenen Zeiten übereinstimmend über ihn äußert, vollkommenes Zutrauen schenken und können uns nur dahin aussprechen, daß auch in seinem Verhältniß zu diesem talentvollen, aber launenhaften, von sich selbst eingenommenen, seinen Vortheil stets berechnenden Künstler Goethe sich als reiner, edler Mensch bewährt, der, wie sehr er auch bedacht seyn mußte, sich zusammenzuhalten, um unter den mancherlei Thätigkeiten, die sich in sein Leben schlangen, sich selbst nicht zu verlieren, doch stets seiner herrlichen Lehre eingedenk blieb:

Edel sey der Mensch,
Hülfreich und gut!

H. Düntzer.

Literatur.

Geibels und Hebbels Dramatisirung der Nibelungensage.

(Fortsetzung.)

Wenn schon die direkte Beziehung Kriemhilds auf Brunhild die Theilnahme am Leiden dieser eher hindert als fördert, so thut es noch mehr die Verstärkung, die das selbstständige Interesse an jener die Freude an Siegfried gibt. Der Schmerz der unglücklichen Liebenden muß um so mehr als eine verkehrte Einbildung erscheinen, wenn wir das Glück wahrer Liebe den befriedigen sehen, den sie für einen Verlorenen hält. Oder sollte man etwa wirklich für möglich halten können, was Brunhild unterstellt, um sich aus elendem Neid zu edelm Stolz emporzuschrauben, daß Kriemhild wirklich zu unbedeutend für Siegfried sey und ihn von der Höhe seines fröhlichen Uebermuths nach und nach herabziehen müsse? Es kommen Stellen vor, die uns wirklich zweifelhaft machen könnten, ob es mit der Seligkeit, die er sich selbst beilegt, auch so ganz richtig sey. Es ist an sich ganz schön gesagt, wenn er erklärt, daß gerade die Sanftmuth, der Zauber halbdebüsiger Weiblichkeit ihn an Kriemhild bannt, und

„Das schafft die Wonne, die aus ihrem Wesen
Wie Mondlicht über meine Seele strömt,
Und all mein Ungestüm in Frieden taucht."

Nicht minder, wenn er sie selbst über die noch allzu kindliche Bescheidenheit emporheben will, mit der sie sich staunend über ihn freut:

„Thu's immerhin! Ist's doch dein eigen Werk.
Zwar, Sorgen kannt' ich nie; doch dich Gefühl
Friedsel'gen Vollgenügens, das die Seele
Mir glänzend anfüllt, dank' ich dir allein."

Nur, daß er sich gedrungen fühlen kann, dergleichen einer dritten Person gegenüber, die vermuthlich so wenig Sinn dafür hat wie Brunhild, auszusprechen, läßt den Verdacht aufkommen, er wollt es sich selbst recht oft vorreden, um es selbst zu glauben, und wenn es auch sehr menschlich verständlich ist, daß er der Geliebten selbst es nicht oft genug betheuern kann, so werden doch dergleichen Herzlichkeiten, wo sie von Herzen kommen, immer ganz heimlich geflüstert seyn, aber Gefahr laufen, als gemachte Phrasen zu erscheinen, wenn sie mit rhetorischer Deutlichkeit auf dem Theater deklamirt werden. Und so ist das lyrisch Ansprechende solcher Stellen doch schwerlich geeignet, die wahre Innigkeit des Verhältnisses dramatisch lebendig zu machen. Indessen wird doch dieß alles uns nicht ganz zu Brunhilds geringschätziger Meinung von der beschaulichen Glückseligkeit, in der Siegfrieds Kühnheit verkommen müsse, herüberbringen, wie es auch gewiß nicht in der Absicht des Dichters gelegen hat. Wir werden höchstens zweifeln, ob dem, der jetzt so befriedigt von dem Tagewerk der ungeschwächten Kraft im Arme der müheleosen Lust ausruht, auch sonst

immer alle andern Neigungen so fern gelegen haben, wie er sich und andern jetzt, wo sie ihm freilich in Scharen gestellt sind, einzureden versucht, und ob es ihm schon vollkommen gelungen ist, die kindliche Scheu des zarten Herzens, das nicht weiß, wie es ihn sich nahe genug halten soll, zu überzeugen, daß es dazu nie einer Mühe wird bedürfen können. Damit wird aber von dem störenden Einflusse der eitlen Freude an beiden auf unser Mitgefühl für die, welche ihnen ihr Glück nicht gönnt, nichts abgezogen. Im Gegentheil, es verletzt uns erst recht, die Liebenden durch die todtbringende Eifersucht der Gegnerin auf immer auseinandergerissen zu sehen, ehe sie beide ihres Glückes noch ganz vollkommen sicher und froh geworden sind, ehe Kriemhild die Sorge ganz tod geworden ist, die ihr schon in dem schönen Gespräche mit Gieselher einmal verscheucht schien, als könne ihre Liebe ihm zu nichts taugen.

Also die Hauptperson ist eine tragische Heldin, wie sie seyn soll, die beiden wichtigsten Nebenpersonen sind für sich anziehend, aber in ihrer Beziehung zur Hauptperson nicht geeignet, das Interesse für sie gehörig zu heben. Dasselbe Mißverhältniß zeigt sich in der Composition des Stückes zwischen der an sich richtig und einschlagend herbeigeführten Hauptkrisis und den ihr untergeordneten Abschnitten. Die Krisis ist, wie schon gesagt, für Brunhild sehr klar und einfach in dem Augenblick gegeben, wo sie erfährt, daß sie sich in Siegfried so ungeheuer getäuscht hat. Es bleibt erschütternd, wenn man auch durch ihn etwas zu nahe dabei erinnert wird, daß sie vernünftigerweise nicht so hätte denken sollen, wie sie denkt. Genug, wir wissen, sie thut es; und dann ist, was sie jetzt erfährt, ein Mark und Bein erschütterndes, unentfliehbares Schicksal für sie. Auch die Situationen, in denen wie sie gleich vor- und nachher sehen, passen dazu sehr gut. Vorher das letzte Aufschaudern in Hoffnung, das man sich freilich etwas unklar vorstellen muß, wenn es nicht zu gemein werden soll; nachher die tragischere zweite Enthüllung, in der sie nicht nur zu dem schrecklichsten noch das abscheulichste erfährt, sondern auch öffentlich bloßgestellt wird.

Zu diesem mächtigen beiden Akte stehen aber die andern in einem zum Theil schiefen Verhältniß, und zwar die ersten mehr als die letzten. Der erste und zweite sind ihrer Grundstimmung nach verwechselt. In jeder richtig componirten Tragödie wird im ersten Akte die Hauptperson zuerst von einem schrecklichen Eindruck in Aufregung versetzt und in diese Aufregung fortgerissen, mit dem Bewußtseyn, einen verhängnißvollen Schritt zu thun. Brunhild tritt im ersten Akte nur einmal kurz auf, um zu bezeugen, daß sie vor Langeweile nicht weiß wohin und wahnsinnig. Objektiv wird freilich doch die Aufgabe der Schürzung des tragischen Knotens gelöst, indem Siegfried sich zu dem neuen, durch seine Zweideutigkeit doppelt mißlichen Betrug des nächtlichen Ringens um ihr Magdthum bereit finden läßt. Hier zeigt sich nun aber der Mangel des tragischen Zugs in ihm. Da er ganz harmlos darüber hingeht, wird auch der Zuschauer nicht aufgeregt werden, wie im Beginn einer Tragödie. Statt der zwingenden Veranlassung hiezu müssen nun alle möglichen Andeutungen und Anspielungen aushelfen, und auch diese beziehen sich nicht mit schlagender Klarheit auf das verhängnißvolle, was bereits früher geschehen, den ersten Betrug des Kampfes in Island, den Siegfried für Gunthre bestanden hat. Auch diesen erfahren wir im Gespräch dieser beiden ganz beiläufig als etwas wohlgerathenes. Hagen und Volker wissen noch gar nichts davon und geben nur undeutliche besorgliche Stimmungen kund, wer sie allerlei Unheil und Mißstimmung in Brunhilds „wetterleuchtendem“ oder „glanzlos in's Leere starrendem Blicken“ und eine Beziehung davon auf Siegfried gelesen zu haben vermuthen, eine Geberdenspäherei, die, wenn man noch nicht weiß, daß sie nur zu gegründet ist, vor der Hand solchen Helden nicht gut steht. Dergleichen Streiflichter verderbenschwangerer Ahnung läßt man sich gern gefallen, wenn in an sich mehr ruhigen Stücken des Verlaufs zwischen den großen Affekten, die schon vorher gegangen sind und noch folgen sollen, die Erinnerung an die Nähe derselben nur nicht ganz abreißen soll. Für ein erstes Einsetzen des tragischen Pathos aber, wie es der erste Akt geben muß, ist dergleichen zu dünn. Statt dessen muß nun der zweite Akt die erste leidenschaftliche Erregung der Hauptperson nachholen. Jetzt ist ihr etwas widerfahren, sie jammert über ihre verlorene Freiheit und die längst zerstörte Hoffnung, und hebt die Stirn zum Trotz der Verzweiflung gegen die Götter, die ihr das gethan haben. Schon ist nun ziemlich derbe Rhetorik nöthig, um uns in diese Wuth noch mit voller Gefühlsheftigkeit hineinzuwerfen, da wir schon in die Spannung des Verlaufs der Handlung gesetzt sind, und noch kommen doch auch wieder die mysteriösen Andeutungen dazu, die wir zwar verstehen, die aber, wie wir wohl bemerken, nur da sind, um von uns verstanden zu werden. Denn der Königin gegenüber klingt es doch sonderbar, wenn Sigrun, ohne selbst irgend eine andere Deutung abzusehen, sagt, das Geschehene könne wohl auch nicht geschehen seyn. Unser Mitgefühl mit Brunhild wird aber gewiß nicht verletzt, wenn wir schon wieder denken müssen, daß es das, was sie eben am meisten mit Entsetzen erfüllt, gar nicht ist, worin sich jetzt der verhängnißvolle weitere Verlauf der Geschichte vollziehen will. Dieser wird uns denn auch vollends gleich wieder zum Hauptinteresse, wenn nun schnell auch noch die gewöhnliche Aufgabe des zweiten Aktes, die Gegebenheit bis nahe zur Krisis fortzuleiten, nachträglich durch die künstlichen Mißverständnisse, die Siegfried zum Plaudern gegen Kriemhild verleiten, gelöst wird.

Die beiden letzten Akte stehen in einem richtigeren Verhältnisse. Im vierten ist Brunhild in peinlicher Spannung, indem sie sich mit den Helfershelfern herumzerrt, die sie tief unter sich sieht, aber, um zu der ihr einzig noch denkbaren Befriedigung durch Rache und Vertilgung zu gelangen, in Aktion setzen muß, und Hagen geht mit kalter Consequenz auf das Ziel los. Im fünften löst sich

Digitized by Google

der ſchmerzliche Zwieſpalt ihres Weſens mit der Umgebung, in die ſie durch Siegfried verwickelt war, mit ſeinem und ihrem Verſchwinden aus der Welt. Hier ſtört nichts unſer Eingehen in die ergreifenden Schlußwendungen ihres Leidens, mit die ſchon berührte noch reinere Theilnahme für Kriemhild. Dieſe bleibt auch in ihrer etwas lyriſch weichen Ausbreitung und der Unbeſtimmtheit der Rachedrohung neben Brunhilds erfolntem Selbſtmord doch immer zu unirdiſch ergreifend, um ſchließlich zurückzutreten und eine wirkliche Abſchließung vollender empfinden zu laſſen.

Dem gegenüber hat nun Hebbel von vorn herein nichts anderes erſtrebt, als die mächtigſte Empfindung aus dem Nibelungenliede auch als Hauptſache geltend zu machen. Er las „das Lied von Siegfried und Kriemhild.“ Davon wollte er den vollen Eindruck wiedergeben, und alſo blieben Siegfried und Kriemhild die Hauptträger deſſelben; oder vielmehr vorzugsweiſe Kriemhild; denn im erſten Theile iſt die Hauptſache, die uns mit ihnen erſchüttert, daß er todtgeſchlagen wird, und wer das vor allen empfindet, iſt ſie. Im zweiten iſt ſie allein mit dem Bedürfniß und der endlichen Erfüllung der Rache übrig. Im Unbehagefühle ihres Glückes aufgerüttelt durch die widerwärtige und doch ihren Stolz nährende Eröffnung von der bedenklich erniedrigenden Abhängigkeit, in der Brunhild von dem Manne geweſen iſt, den ſie beſitzt, überhebt und vergißt ſie ſich, verhängnißvoll und doch ſehr begreiflich, indem ſie, was ſie heimlich weiß, an's Licht hervorzieht. Das Schickſal kommt vernichtend über ſie, ſchließlich überwindet ſie aber die unſägliche Qual, die ihr dorne zurückgeblieben iſt, durch die Beſiegung der Feinde. Auch Siegfried iſt nicht ohne Gefühl von Schuld und Verhängniß. Er braucht es aber hier lange nicht ſo durchgängig zu ſeyn, wie es nöthig geweſen wäre, um Brunhilds Leiden durch ihn noch zu heben. Denn was Kriemhild an ihm erlebt, iſt kein Unglück in der Liebe, wie das, für welches Hebbel unſer Hauptintereſſe gefordert hat; ihre Liebe iſt vielmehr glücklich, ſetzt alſo auch einen im Ganzen glücklichen Charakter bei ihm voraus. Was ihr widerfährt, iſt nicht minder ſchrecklich, wenn er nicht, wie Hebbels Brunhild annehmen mußte, in ſich geknickt iſt. Daß einer Frau ihr Mann erſchlagen wird, iſt erſt recht ſchrecklich, wenn ſie von ihm mit Heiterkeit beglückt war. Eben ſo kann aber auch Brunhild mit dem Leiden, das ſie betrifft, die Theilnahme für das Kriemhildens nicht ſo beſchränken, wie umgekehrt. Denn was ſie leidet, wird durch Kriemhild nicht verſchuldet, nur zu ſchrecklicher Klarheit gebracht. Wir mögen auch mit ihr einmal etwas empfinden; unſerem Hauptmitgefühl für Kriemhild wird uns das nicht entfremden. Außerdem aber iſt Brunhild als dort conſequent handelnde Gegnerin ſehr werthvoll. So konnte denn Hebbel die Charaktere ziemlich unverändert beibehalten.

Dagegen aber wäre es nun darauf angekommen, die Compoſition des Verlaufs der Geſchichte ſo zu ordnen, daß er am kritiſche Wendepunkte des Schickſals, welches das Hauptintereſſe forderte, ſich gruppiren konnte. Es mußte um den Einen großen Schmerz der Hauptheldin, ſo viel von andern Momenten, als zu ſeiner Vergegenwärtigung nöthig iſt, zuſammengedrängt und alles dazu nicht Gehörige weggelaſſen werden, oder wenn die beiden großen Hälften der gegebenen Sage als zwei getrennte Stoffe behandelt und zwei Tragödien daraus werden ſollten, jeder derſelben eine beſondere Concentrirung um einen beherrſchenden Mittelpunkt gegeben werden. Dieß iſt im erſten Stücke nicht gelungen. Hier hat der Dichter das ſich natürlich darbietende tiefſte Mitleid mit Kriemhild bei dem Todten als Schwerpunkt ſeiner Wirkung auf unſer Gemüth beibehalten. Dadurch iſt er aber, weil der Tod des Helden den Vorwurf des Stücks beſchließt, ganz an's Ende deſſelben gekommen. Es kann nun nicht zu ihm und von ihm aufſteigen und abſchließen, ſondern ſchlängelt ſich durch fünf Akte (oder vielmehr durch ſechs; denn daß das Vorſpiel eine eigene Ueberſchrift hat, macht es doch nicht ſelbſtſtändig; es iſt und bleibt die nothwendige Einleitung der folgenden Verwicklung) zum Gipfel empor. Zu dieſem Zwecke geht es dann auch mit dem Pathos, welches nachher in den Vordergrund treten ſoll, langſam genug. Im Vorſpiele ſehen wir auf ſonnigem Hintergrund eine heitere Liebesgeſchichte auftauchen. Die bedenklichen Anſchläge, die ihr in den Weg geſchoben werden, behandelt der, welche ſie vor allen ausführen muß, ganz harmlos. Der erſte Akt iſt durch ein ganz ſelbſtſtändiges und ziemlich unklares Intereſſe an Brunhilds mythologiſchen Beziehungen und Ahnungen erfüllt. Im zweiten wird es Ernſt mit dem Heranrücken des verhängnißvollen Conflikts, auf den es abgeſehen iſt. In die Heiterkeit der Verlobung fällt als ſchneidende Diſſonanz der Widerſpruch Brunhilds, die nach der Rolle, die Siegfried ſcheinbar bei Gunthers Werbung um ſie geſpielt hat, annehmen darf, er ſey ein untergeordneter, nicht ebenbürtiger Freier. Als ſie beſchwichtigt werden ſoll, merkt ſie, daß ein Geheimniß vor ihr verborgen wird, und weigert ſich, Gunthern ganz zu gehören, bis ſie es weiß. Nun wird Siegfried wieder herbeigezogen, um den angefangenen Betrug ihrer Ueberwindung für Gunther zu vollenden. Jetzt erſt, nach ſeiner Verbindung mit Kriemhild, hat er ein Gewiſſen, das ihn davor warnt. Mit Widerſtreben entſchließt er ſich jetzt, zu thun, was von dem, worüber er ſich früher gar nicht beunruhigt hat, die letzte Conſequenz iſt.

Dieß wäre ein ſehr feiner Zug, wenn es ihn als auch nun jetzt an erſt innerlich in Schuld und Verhängniß verwickelt hinſtellen ſollte. Nun müßte dann die Tragödie hiemit überhaupt erſt anfangen. Für Kriemhild endlich beginnt ſie, von leiſen Vorahnungen abgeſehen, erſt im dritten Akte. Sie hat zwar ſchon im zweiten geſagt, ein Schauder warne ſie mehr als je vor der Verbindung, und bei derſelben trotzend doch zugegriffen. Derſelbe hatte aber auch für ſie noch nicht den mindeſten vernünftigen Grund. Im dritten Akt dagegen muß es ihr heiß werden, wenn ſie mitten in der erſten Liebesfreude, die mit der letztenſten

Lebendigkeit in kurzen Zügen vor Augen gestellt ist, von ihrem in voller Heiterkeit strahlenden Helden erfährt, in wie böse Dinge er verwickelt gewesen ist. Nun muß sie aber zugleich übermüthig werden, weil er bei solcher Ueberlegenheit über Menschen und menschliches Recht sie vor allen allein an sich geschlossen hat, und als sie mit ihm von der herabgesetzt wird, die er überwunden und verschmäht hat, kann sie aussprechen, wovon sie wohl weiß, daß es nimmermehr ausgesprochen werden dürfte. Nun folgt auch gleich die fürchterliche Wirkung: Brunhild, in unauslöschlicher Rachewuth, Hagen in verschiedener Absicht, derselben handelnd zu dienen. Statt dessen zieht er sich im vierten Akt etwas zu viel mit Anstalten dazu herum. Mit Meisterschaft ist aber daran die rührende Beunruhigung der liebevollen Seele angeschlossen, die sich von Hagen hat verleiten lassen, ihren Gatten selbst in seine Hand zu geben, indem sie ihm seine verwundbare Stelle arglos verrathen hat. Wie ist nun ihre Angst so natürlich, da ihr das Gefährliche davon einfällt und doch nicht so klar wird, daß sie wagen könnte, es auszusprechen! wie steigert sie sich von der Rührung des wiederholten Abschieds zur Reue und fast verzweifelnden Schreckensahnung:

„Ich ließ dich schwören,
Es keinem Menschen weiter zu entdecken,
Und jetzt — Ihr Vögel, die ihr mich unterrichtet,
Ihr weißen Tauben, die ihr mich begleitet,
Erbarmt euch meiner, warnt ihn, eilt ihm nach!"

Daran schließen sich die Schrecken des fünften Aktes würdig an. Wenn man nun aber so lange im Theater zugesehen hätte, so wäre man zwar wahrscheinlich schon körperlich ziemlich müde, aber doch, wenn man sich davon nicht hätte abspannen lassen, jetzt erst auf eine Höhe des Affekts gelangt, von der man unmöglich mit abschließender Befriedigung zum Abendessen übergehen kann.

Wenn so das Hauptinteresse in dem ersten Theile nur ziemlich zerstreut zur Geltung zu kommen beginnt und erst gegen das Ende sich wirksamer zusammendrängt, so fehlt es freilich auch nicht an einem Faden, der das Ganze wirksamer einheitlich zusammenschlösse, wenn es nur überhaupt darauf abgesehen wäre. Es ist die Geschichte Brunhilds, die sich, wie schon oben erläutert, bei Anschließung an die erste Hälfte des Nibelungenliedes unwillkürlich von selbst in einem entscheidenden Wendepunkte gipfelt. Wenn in Hebbels erstem Stücke, wie bei Geibel, Brunhild die Hauptperson seyn sollte, so wären die Theile desselben zu diesem Zwecke noch günstiger geordnet als dort. Dichten wir uns das Vorspiel mit dem ersten Akte vereinigt, so entspräche es dem doppelten Zwecke, die Heldin in einem erregten Zustande zu zeigen und in eine verderbliche Verwicklung zu bringen. Im zweiten Akt ist sie in der peinlichsten Klemme zwischen der Nöthigung, sich in die ihr noch fremde Lage zu finden, und der Hoffnung zu neuer Befreiung, die ihr aus der auftauchenden Unklarheit über das Vorhergegangene noch einmal erwächst. Daneben sind fremde Mächte geschäftig, sie aus dieser Ungewißheit in die furchtbarste Entscheidung hinüber zu führen. Der dritte Akt, wo sie endlich zur Zufriedenheit mit ihrem Verbundenseyn an Gunther gelangt ist, weil sie sich von seiner überlegenen Kraft besiegt glaubt und zu reiner Weiblichkeit zurückgeführt fühlt, und nun plötzlich enttäuscht wird, ist dann für sie eine so erschütternde Krisis, daß uns darüber Kriemhild, trotz der Vorliebe, die wir bereits für sie haben, doch im Beginn ihres Leidens, im Aufstreben ihrer Ueberhebung noch nicht so fesseln kann, wie die, welcher jetzt plötzlich das Schrecklichste nahe tritt. So verlieren wir den ersten wichtigen Moment des Hauptinteresses vor der vortheilhafteren Situation des Leidens der Nebenperson im Centrum des Stücks. Auch im vierten Akte befindet sich Brunhild wieder in einer spannenden Ungewißheit über den Ausgang, auf den die andern für sie hinarbeiten. Nur im fünften wird sie plötzlich ganz fallen gelassen und erst in der andern Tragödie sollen wir nachträglich einmal ganz beiläufig erfahren, wie sie in der Todtenstarre der Verzweiflung mit Siegfried gestorben ist. Zuletzt also macht das leitende Schicksal der feindlichen Nebenperson dem größeren der Hauptperson Platz, dem dann das zweite Stück sich anschließen soll.

So wäre es wohl noch die beste Auskunft, wenn man dieses Stück nicht mit einem in sich vollendeten Genusse in sich aufnehmen kann, und wenn doch seine Schönheiten nicht ganz verloren seyn sollen, daß man es behandelte, wie den ersten Theil des Wallenstein, der auch seine eigene Abrundung nur in dem Verhältnisse zwischen beiden Piccolomini hat, aber allmählig doch mehr und mehr das Interesse für die Situation des Haupthelden vorbereitet, das dann im zweiten einen ganz in sich abgeschlossenen vollendet tragischen Verlauf nimmt; man könnte es vorher mit Interesse griesen haben, um das andere zu sehen. In der That ist auch die Tragödie „Kriemhilds Rache" ein Stück, das eine derartige Vorbereitung wohl brauchen kann, und doch auch für sich allein Hand und Fuß, Anfang, Mittel und Ende hat. Die Erschütterung, die mit Siegfrieds Tod schließt, wird hier nicht einfach fortgesetzt, sondern ist nur die Voraussetzung, aus der eine neue Verwicklung hergeleitet wird. Von dem Früheren wird die Nothwendigkeit einer Sühnung, das Bedürfniß nach Rache, als alte, aber unerkaltete Empfindung, hier wieder aufgenommen. Sie wird aber erst dadurch zum Ausgangspunkte einer neuen verhängnißvollen Reihe von Handlungen, daß sich die Wittwe nach langer Trauer mit der Erinnerung an ihren Verlust durch einen neuen Heirathsantrag zugleich die Möglichkeit eröffnet, zur Rache zu gelangen. Die Spannung, in die ihr Wesen dadurch auf's Neue versetzt wird, kommt zu einem kritischen Wendepunkte, der die Höhe des Stückes bezeichnet, als ihr der neue Gatte freie Hand für ihr Vorhaben zu lassen verspricht, und mit schaudernder Befriedigung führt sie es durch. Hier ist ein großes Hauptinteresse an einem großen Verhängniß gegeben. Es entwickelt sich mit entsetzlich klarer Nothwendigkeit im ersten Akte, entscheidet sich zur Unauflösbarkeit im dritten

Digitized by Google

und ſchließt ſich im fünften in allgemeiner Auflöſung ab. Das iſt aber freilich auch eine ganz andere Hauptſache als im zweiten Theile des Nibelungenliedes. Dort iſt die Rache für Siegfried, da ſie nach der Entſtehung der Sage in dieſem Theil derſelben erſt ſpäter eingelegt iſt, nur die äußere Veranlaſſung der Geſchichte. Wir ſind im Verlaufe derſelben vielmehr durch den unverwüſtlichen Heroismus der Erliegenden gefeſſelt. Es fragt ſich nun nur, ob es dem Dichter gelungen iſt, dieſes Verhältniß umzukehren und gerade ſo viel aber wenig Ideenſtoff aus der alten Sage in ſein Werk aufzunehmen oder auch neu hinzuzuthun, als nöthig und förderlich iſt, um uns die eine menſchliche Leidenſchaft, um deren Erregung, Bethätigung und Befriedigung ſich alles drehen ſoll, lebendig vorzuſtellen, und dieß führt weiter auf die Unterſuchung, wie weit es überhaupt am Platze war, alle möglichen Elemente aus dem alten Sagenſchatze mitzubenutzen.

Schon in dem erſten Stücke findet ſich häufig ein Ueberfluthen von mehr oder weniger deutlichen mythiſchen Reminiscenzen, von denen man nicht abſieht, was ſie an dem rein menſchlichen Intereſſe, auf welches das Drama hinarbeitet, noch fördern. Zwar das iſt ganz in der Ordnung, daß hie und da etwas im gewöhnlichen Laufe der Dinge nicht Vorkommendes noch mitbenützt wird, wo allenfalls auch eine rein natürliche Motivirung an die Stelle treten könnte. Das Drachenblut, das den Helden unverwundbar macht, und das Lindenblatt, das in der undurchdringlichen Hornhaut eine Lücke bleiben läßt, die Tarnkappe, die ihn verſteckt, wenn er die Rolle des Andern ſpielt, die Todtenprobe und dergleichen ſind leicht von einer etwas willigen Phantaſie aufzunehmen, ſind für die Folge der Begebenheiten von klar verſtändlich eingreifender Bedeutung. Sie ſtören viel weniger als die ſchon weniger altfabelhafte, ſondern mittelalterlich raffinirte moraliſche Künſtelei der dem Gatten geleiſteten nächtlichen Ueberwindungshülfe, deren difficile Zweideutigkeit es immer ſtörend macht, daß ſie in einem ernſthaften Stücke eine ſo große Rolle ſpielen darf, zumal wenn ſelbſt die feinſte Perſönlichkeit deſſelben vorübergehend an etwas Unreines dabei zu denken ſich nicht entbrechen kann, wie Hebbels Kriemhild dieß mehrmals offenbart. Statt aber ſolche Züge, die in der Erzählung leicht vorübergehen, in der linearen Vorſtellungsweiſe des Drama aber, auch wenn man ſie nicht ſelbſt zu ſehen braucht, ſchon ſinnlich näher rücken, und die altmythiſchen Anklänge, die zum Theil ſchon im Nibelungenliede als unverſtandene Ruinen daſtehen, möglichſt zu beſchränken, hat Hebbel aus allen Ecken nach neue hiſtoriſche und mythologiſche Ideen hier zuſammengetrieben.

(Schluß folgt.)

Correſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Der Gottesacker Père la Chaiſe. — Werke der Zöglinge der römiſchen Akademie. — Katharina von Medicis. — Marſeille. — Theater.

Acht Tage lang haben wir Nachſommer gehabt, und jetzt kommt der Vae-Novembre und bläst uns die letzten Blätter von den Bäumen und ſendet uns bösartige Wolken in den blauen Himmel. Das fallende Laub weckt ernſte Betrachtungen. Das Abſterben der Natur erinnert an Aller-Seelen-Tag und an die Wallfahrten nach den Kirchhöfen. Dieſe großen Gefilde der Ruhe werden immer größer; alle Jahre wird die Ringmauer irgendwo niedergeriſſen und ein neues Grundſtück dem Reiche des Todtengräbers annexirt. Die Dekoration dieſer nagelneuen Luſthaine der Verweſung bildet ein bedeutendes Kapitel im Budget der Stadt Paris. Früher wurden die dazu erforderlichen Arbeiten auf eine Reihe von Jahren verpachtet; jetzt befaſſen ſich die Unternehmer der öffentlichen Promenaden der Stadt Paris damit, und dieſe haben bereits ihr Werk auf Père la Chaiſe begonnen. Der große mittlere Avenue wird macadamiſirt, die Alleen werden gepflaſtert, der hübſche Blumengarten dem Haupteingange gegenüber iſt erweitert worden; da blühen die lieblichſten Gruppen von bengaliſchen Roſen und Dahlien den Eintretenden entgegen, und es iſt alles ſo freundlich und ſo ſauber, und die Gräber ſind ſo hübſch geputzt, daß man, iſt man allenfalls traurig geſtimmt, an jenem dem Tode geweihten Tage durch einen Spaziergang durch die Necropolis erheitert wird. Und damit ja dieſes Luſtwandeln durch nichts geſtört werde, hat man das wild wachſende Geſtrüppe vernichtet. Die Vegetation gedeiht hier in üppiger Fülle. Der Epheu, der vor wenigen Jahren auf Balzacs Grabe gepflanzt wurde, hat jetzt die Säule, welche ſeine Büſte trägt, dergeſtalt überwuchert, daß nichts mehr davon ſichtbar iſt, als das maſſive Haupt des Romandichters.

Jedermann weiß, daß der weltberühmte Gottesacker

sein u Namen einem Beichtvater Ludwig XIV. verdankt; weniger bekannt dürfte seyn, daß die Anhöhen, die sich da mit einem Walde von Statuen, Urnen, Säulen, Obelisken und Pyramiden in unabsehbarer Ferne verlieren, einst Montiouis hießen, weil hier jener Monarch einem Gefechte in der Vorstadt St. Antoine zusah, in welchem Turenne den Prinzen Condé schlug, den Sieger von Rocroy. Dreißig Jahre lang wußte sich der Beichtvater in der Gunst seines königlichen Beichtkindes zu erhalten durch Gewandtheit und Nachsicht: die Maintenon nannte ihn „la bonne commode." Noch im Jahre 1816 standen die Trümmer seiner Villa, in welcher die Dragonaden und die Zurücknahme des Edikts von Nantes beschlossen wurden. Von dieser prachtvollen Besitzung und ihren Gärten, Springbrunnen u. s. w. sieht man heute nichts mehr als Ueberreste der Orangerie, welche von den Aufsehern des Kirchhofs bewohnt werden. Es ist eben hienieden nichts unvergänglich — als der Tod.

Bekanntlich sind die Zöglinge der französischen Maleakademie zu Rom verpflichtet, jedes Jahr ein Kunstwerk hierherzusenden, als Beweis ihrer Thätigkeit und ihrer Fortschritte. Die diesjährigen Sendungen sind zur gewöhnlichen Zeit hier eingetroffen und im gewöhnlichen Lokale öffentlich ausgestellt worden. Wie ich schon in meinem letzten Schreiben bemerkt, die jungen Leute verstehen ihr Handwerk, aber der innere Trieb zum Schaffen fehlt; es ist alles fleißig ausgeführt und träge gedacht. Kommt einmal die künstlerische Begeisterung, so haben sie die materiellen Mittel, sie kundzugeben; aber wann und woher soll sie kommen, wenn sie sich nicht im Frühjahre des Lebens einstellt, Angesichts der Werke von Raphael, in der Nähe von St. Peter? Die Sculpturen, — ein Corybant, ein Fibtenspieler — sind leidlich; es wäre wohl dieß und jenes daran zu rügen, aber wozu? Man würde noch weit ärgere Verstöße übersehen, pulsirte nur irgendwo ein eigenthümliches Leben. Ein Herr Clément versteht es, einen Joris zu malen; eine sehr achtbare Spezialität, die aber nicht ausreicht, um die Ermordung Cäsars zu malen, wenn auch, wie hier, Cäsar und einer der Mörder nackt unter dem Mantel erscheinen. Um ein solches Drama mit Kraft und Leidenschaft darzustellen, dazu gehört ein Republikaner. David wäre der Mann dazu gewesen; er malte statt dessen die Krönung Napoleons. Das beste ist ein schlafender Knabe — ein Bild von Henner; freilich hat der Mann bereits fünf Jahre in Rom zugebracht. In zwei Jahren könnten die jungen Leute so ziemlich in Rom lernen, was da zu lernen ist; in Madrid würde ihnen das königliche Museum Kunstschätze bieten, die sie vergebens an der Tiber und an der Seine suchen, und ein Aufenthalt in München, Berlin und Düsseldorf könnte auch nicht schaden. Sagt doch sogar ein Pariser Blatt: „In einer lahmen Lehre (unseignement endue) kann die Kunst nur zerfallen, zu Rom wie zu Paris."

In der Nähe der Getreidehallen, inmitten eines Gewinkels enger, düsterer, dicht zusammengedrängter Gassen erhebt sich eine ungeheure Rotunde mit einer kühnen, stolz sich erhebenden gewölbten Decke; es ist die Kornhalle (halle aux bleds). Auch dieses Monument wird gegenwärtig restaurirt. Es hätte vielleicht noch lange so stehen können, allein man sucht Arbeit für die Arbeiter. Es ist eine Verpflichtung, die das zweite Kaiserreich von der zweiten Republik übernommen. Die Kuppel hat 130 Fuß im Durchmesser und ist 100 Fuß hoch; sie ist ganz von Eisen und Kupfer, mit einem ungeheuern kreisförmigen Fenster, durch welches das ganze Gebäude das Licht erhält. Die Kornhalle nimmt die Stelle einer ehemaligen königlichen Residenz ein (Hotel Soissons), welche Katharina von Medicis im Jahre 1572 erbauen ließ; die Tuilerien waren noch nicht vollendet. Da war ferner das Schloß Chenonceau, von dem sogleich mehr. Alle diese Paläste, die sie nach den Entwürfen der besten Meister baute, mit den Werken der ersten Künstler ihrer Zeit schmückte, wo sie die seltensten Kunstschätze anhäufte — sie hatten einen politischen Zweck. Der Luxus bildete einen Theil der Regierungskunst, damals wie heutzutage; er setzte eine Menge Menschen in Nahrung und verdunkelte den Aufwand der Großen, die sich ruinirten, um es dem Hofe gleich zu thun. Katharina selbst erschien stets im Glanze der königlichen Würde, und nach ihrem Tode fanden sich im Hotel Soissons solche Reichthümer, daß ihre Schulden — zehn Millionen Frcs. nach jetzigem Gelde — damit hätten bezahlt werden können. Die Erben plünderten dieses unschätzbare Museum aus und ließen die Schuldner schreien. Darunter waren ihre Kammerfrauen, Handwerker, Hauslieferanten, der berühmte Bildhauer Germain Pilon u. s. w. Heinrich III. und sein Nachfolger hatten Dringenderes zu thun, als ihre Schulden zu bezahlen, und so kam es, daß die Gläubiger der reichsten und mächtigsten Fürstin, die Frankreich beherrscht, sich ans Parlament wenden mußten, daß ihre sämmtlichen Besitzungen versteigern ließ; sogar ihre prachtvollen Anzüge wurden öffentlich an den Meistbietenden verkauft.

Indem wir einige Zeit bei der weltberühmten Katharina von Medicis verweilt, sind wir in den Grenzen unseres Berichtes geblieben, da erst dieser Tage Abbé Chevalier eine Reihe bisher völlig unbekannter Documente über das Schloß Chenonceau veröffentlicht hat. Hätte ihr der Tod Zeit dazu gelassen, sie hätte daraus einen Feenpalast geschaffen. Der Fürst August Galitzin hat sämmtliche ein Inventar der darin befindlichen Tapisserien und Möbeln herausgegeben. Die sogenannte Galerie des Fêtes war buchstäblich mit antiken Statuen und Büsten bevölkert, die Bibliothek (librairie) enthielt mehrere tausend Bände, darunter viel Kostbares und Seltenes. Katharina hatte das Schloß der Prinzessin Louise von Lothringen vermacht. Kaum hatte diese sich darin eingerichtet, so erschienen die Huissiers. Gabrielle d'Estrées kam ihr zu Hülfe; sie fand sich mit den Gläubigern ab und trat ihre Rechte an die Prinzessin ab; diese war so arm, daß sie drei ihrer schönsten Perlen verkaufen mußte, um das Aufgeld (arrhes) zu erschwingen — 2000 Frs.! „O bon Dieu! que grand

Digitized by Google

merveilleuses sont ces scènes!“ ſagt der alte Etienne Pasquier.

Sie wiſſen bereits, daß zwiſchen Marſeille und Indien und China eine Poſtverbindung mittelſt Packetboaten eröffnet worden iſt. Beim Bankett, welches bei dieſer Gelegenheit zu Marſeille ſtattfand, hat der Staatsminiſter Fauld eine Rede gehalten, die wir nicht überſehen dürfen; ſie enthält manches, das ein allgemeines Intereſſe bietet, und namentlich wohl zu beherzigende Winke über die commerciellen und national-ökonomiſchen Fortſchritte der Franzoſen. Es ſind noch nicht dreißig Jahre, da ſtritt man ſich noch über die Zweckmäßigkeit der Eiſenbahnen. Während England, Belgien, Deutſchland bereits mit Bahnnetzen überzogen waren, wagten es die Franzoſen erſt — die bekanntlich an der Spitze der Nationen ſtehen — einen Schienenweg von Paris nach Saint-Germain zu bauen; man rechnete dabei vorzüglich auf das Lagerfeſt; dann wurde die Bahn nach Verſailles angelegt; man zählte auf die Fremden, welche die „großen Waſſer“ und das Muſeum nach dieſer ehemaligen königlichen Reſidenzſtadt locken. Die wichtigſte Bahn — Havre-Marſeille — wurde zuletzt in Angriff genommen. In Frankreich weiß man vielleicht heute noch nicht, welche Vortheile dem franzöſiſchen Handel dadurch entgehen, zumal jetzt, da die Geſchäfte, welche er mit den Ländern jenſeits des Kaps der guten Hoffnung macht, einen Capitalwerth von 500 Millionen Franken repräſentiren, nur 134 Millionen weniger als der Handel mit Nordamerika. Aus China allein werden 8 Millionen Kilos Rohſeide eingeführt. Der neue Hafen, la Joliette, die neue Stadt, die ſich auf den Trümmern des Lazareths erheben ſoll, die Docks, alles dieß wird unſtreitig dem Handel von Marſeille einen mächtigen Impuls geben. „Marſeille,“ ſagt der Miniſter, „wird der Mittelpunkt der Beziehungen zwiſchen Europa und Aſien, wenn der Durchſtich der Landenge von Suez gelingt.“ Das ſind unausſichtige Hoffnungen, die Herr Fould vielleicht beſſer gethan hätte, nicht auszuſprechen; ſie ſind nicht geeignet, England in dieſem Punkte nachgiebiger zu machen.

Kehren wir ſchließlich nach Paris zurück. Hier haben wir bei dem ſchrecklichen Wetter nichts beſſeres zu thun, als in's Theater zu gehen. Die komiſche Oper gibt heute die 976ſte Vorſtellung der weißen Frau; die erſte fand im December 1825 ſtatt. Ein Debütant — Leon Achard — ſingt den Georges Brown. Er iſt der Sohn des Schauſpielers Achard, der lange Zeit neben der Déjazet, neben Alcide Tauſez und Levaſſor geglänzt. Nach ſeinem Austritt aus dem Conſervatorium trat Achard der Sohn zuerſt im Théâtre lyrique auf, das er bald darauf verließ, um in den Departements ſein Glück zu verſuchen. Er war mehrere Jahre lang der Liebling des Lyoner Publikums und ſteht bereits in Gunſt bei den Pariſern; ein feiner, netter und brillanter Tenoriſt, der ſeine Stimme vollkommen in der Gewalt hat, und dabei von gründlicher muſikaliſcher Bildung. Als Schauſpieler läßt er zu wünſchen übrig; allein ein neues Tenoriſt hat das Recht, ſo ſchlecht zu ſpielen, als ihm beliebt, und kann ſarteen, was er will. Zahlt man doch dem alten Mario 15,000 Frs. monatlich; er iſt bereits 64 Jahre alt! Fünfzehntauſend Franken! Der jährliche Gehalt von zwanzig Landſchullehrern!

Aus der Normandie, Oktober.

(Schluß.)

Das normanniſche Meer.

Die Gegend ſelbſt erweckt eher liebliche als heroiſche Eindrücke durch ihren Anblick. Nach Weſten gewahren wir zu unſern Füßen das blaue Waſſer und das ſtille, grüne Thal der Dive als Vordergrund; dann die beſchriebene, wunderliche Landzunge zwiſchen Fluß und Meer, und darüber hinaus die ſtolzen, aber auf einem weiten Raum immer noch vereinzelten Bauten von Cabourg. Dann verflacht ſich der Strand; nach eine leichte waldige Erhebung begleitet das Silberband der Orne, darüber hinaus gehen Land und Meer allmählig ineinander auf. Rechts dehnt ſich nun die ſcheinbare Unermeßlichkeit des Oceans, der bei klarem Wetter und von dieſer Höhe aus zahlloſe parallele Reihen von hellen und dunkeln Azurtinten, mit Weiß und Grau gemiſcht, zeigt. Die Fiſcherbarken von Dive und die großen Schiffe des Havre beleben die Fluth. Die große Seeſtadt ſelbſt erſcheint, auch für das bloße Auge, im Nordoſten; ihre hohen Ufer begleiten den Lauf der Seine in's Land hinauf und erſcheinen dann, um vieles näher gerückt, auf der linken Seite des Fluſſes wieder. Von dort bis zu unſerem Standpunkt zieht ſich eine lieb-

liche, halbrunde, aber oft eingewinkelte Bucht hin, in deren Grund, von steilen Anhöhen umgeben, Trouville in reizendster Lage erscheint. In nächste Nähe endlich, fast zu unsern Füßen und bald den Berg hinauf, hat sich wieder ein Badeort angesiedelt, noch jünger als Cabourg, neu wie ein Thaler aus der Münze. Houillegate ist der Name dieses kleinen Paradieses, welches mir durch die hohe Vorzüglichkeit seiner Lage den Capitalisten und Spekulanten von Cabourg eine tödtliche Concurrenz machen zu wollen scheint.

Einen so ausschließlichen Badeplatz wie diesen wird man selten wieder finden. Kein Bauernhaus, keine Fischerhütte, kein bestellter Acker reden von den banausischen Bedürfnissen des täglichen Lebens. Gärten und neue Häuser und auf einer isolirten Anhöhe eine schöne Kapelle bedecken den Abhang, und alles ist so zierlich, so reinlich, so luxuriös und zweckmäßig zugleich, daß man eher ein Gemälde als die Wirklichkeit vor sich zu haben glaubt. Meinem Reisegefährten kam Houillegate vor wie eine wohlgelungene Operndekoration, mir selbst machte es den Eindruck, als habe man alle diese Schweizer und Landhäuschen, diese Schlösser und Hotels als das Schönste aus einer schönen Schachtel Nürnberger Spielsachen herausgenommen und hingestellt, um Abends oder bei Regenwetter alles wieder wegzunehmen und sorgfältig einzupacken, damit ja nichts daran verdorben werde. Cabourg verspricht mit der Zeit eine schöne und selbst großartige Stadt zu werden, Houillegate aber ist schon jetzt ein kleines Wunder, die Scenerie eines Feenmährchens, der glückliche Winkel, wie ihn sich zwei Liebende für die ersten acht Tage ihrer Hochzeitreise erträumen.

Die schon erwähnte eklektische Vereinigung verschiedener Schönheiten, welche die Natur der Normandie auszeichnet, findet sich auch hier wieder. Kaum kehrt man dem Meere den Rücken, so trifft man auf frische Wiesen und schattigen Wald, und findet es im Schooße der sanft geschwungenen Thäler kaum glaublich, daß man sich nicht weiter als eine Viertelstunde von dem Ozean befindet und nur zur nächsten Anhöhe hinanzusteigen braucht, um ihn in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit zu erblicken.

Trouville ist allzusehr weitbekannt, als daß wir die Leser bis dorthin führen sollten. Wir gehen über die Dive und die Orne, über Lion und Luc zurück, verfolgen den Strand noch eine Viertelstunde weiter westlich und stehen nun vor dem kleinen Fischer- und Badedorf Langrune, in nächster Nähe bei den berüchtigten Calvados-Felsen. Nur bei tiefster Ebbe werden dieselben sichtbar, und man bemerkt dann, daß sich, mitten in ihrem verhängnißvollen Rund, eine tiefe und enge Stelle befindet, in welcher mit Sicherheit dasjenige Schiff ankern mag, welches seinen Weg durch die umgebenden Seegefahren zu finden vermocht hat. Weniger glücklich war das spanische Fahrzeug Calvadas, welches im sechzehnten Jahrhundert dort scheiterte, um den Felsen und der Küste und schließlich dem ganzen anliegenden Departement seinen Namen zu hinterlassen.

Hier, wo sich der Strand nur sehr langsam abdacht, ist das Meer eine mannichfaltige Erwerbsquelle für seine Anwohner. Zu Hunderten folgen sie der Ebbe nach, um Muscheln, Austern und die verschiedenen kleinen Seethiere aufzulesen. Der Bauer belädt seinen Karren hoch auf mit Tang, den er stundenweit in's Land hinein führt, um seine ohnehin schon so vortrefflichen Aecker damit zu düngen. Ein guter Erwerbszweig für den Strandläufer, wie eine angenehme, wenn auch ermüdende Unterhaltung für die Badegäste ist der Fang eines sehr kleinen und eben so beweglichen Fisches, équille genannt. Er findet sich, im Moment der tiefsten Ebbe, am Rande des Wassers, fast im Sande. Letzteren schürft man mit einem Dreifuß auf, ruft, wenn man seinen Virgil im Kopfe hat, ein drohendes Quos ego! und hascht dann mit den Händen nach den empor geschleuderten und auf dem Sande herumschnellenden Thierchen. Dieselben haben ungefähr die Form und die Größe einer Schusterahle. Ihre Zubereitung ist einfach. Die Köchin reißt ihnen den Kopf ab, röstet sie dann in Butter, und so werden sie mit Haut und Haaren verspeist wie die Gefährten des Odysseus vom Cyklopen.

Nach verschiedenen kleinen Badeorten liegen westlich den Strand entlang, wie Bernières und Saint Aubin, und dann gelangen wir wieder nach einem Hafenorte, Caenfenkirs, an der Mündung des Flüßchens Seulle, welches durch ein reiches Thal von dem alten Bayeux her zum Meere herunter kommt. Ein reizendes Nestchen, halb im Styl der Schweizer Gasthäuser, halb in der Art der Pariser Restaurants und Wirthschaftsgärten, winkt dort dem Gestade, welcher sicher ist, stets frische Austern zu finden, die in zahlreichen Parks, d. h. großen Salzwasserteichen zu Tausenden vorräthig liegen und beständig massenweise nach Caen und Paris versendet werden.

Ueber Caurseulles hinaus hebt sich der Strand wieder bis zu der Bai von Vire, benannt nach dem Fluß, der von Saint Lô herab kommt. Immer schöner wird nun die Küste, die plötzlich gegen Norden empor läuft, um dann auf einer wieder westlich gewandten Linie den gewaltigen Marinehafen Cherbourg drohend gegen England hinauszuheben. Die neue Gestaltung dieses furchtbaren Arsenals selbst aber ist einer besondern Besprechung würdig, die ich Ihnen bald geben zu können hoffe.

A. B.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 47. **19. November 1862.**

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch:
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Schiller.

Kopenhagen und eine Spazierfahrt durch Seeland.

Wie viel wird gereist in unsern Tagen! Und doch möchte man behaupten: es gibt keine Reisen mehr, der abenteuerliche Duft, der früher über diesem Begriff lag, ist abgewischt; wir erleben nichts mehr auf den geschienten Straßen, wir machen keine Bekanntschaften, wir erreichen ein Ziel, und es ist fast gleichgültig, ob es um hundert Meilen ferner ist oder nicht. Noch mehr, die Eigenthümlichkeit der Orte verwischt sich, und wo nicht historische Erinnerungen ein besonderes Gepräge aufdrücken, finden wir dieselben Architekturen, denselben Aufputz der Tagesmode durch die Städte der ganzen civilisirten Welt. Wer jetzt reisen will, fragt nur den Kalender und rechnet die Tage, die er sich gönnen kann.

So will ich die kleine Fahrt, die ich zu beschreiben im Begriff bin, auch nicht eine Reise nennen, die aber doch, so leicht sie für uns Norddeutsche ist, den Vorzug hat, daß sie uns wirklich auf historischen Boden und, kaum vierundzwanzig Stunden entfernt von der Heimath, in ein fremdes, in seiner Eigenthümlichkeit noch unberührtes Land führt. Ich will von einer kleinen Ausflucht nach Kopenhagen und Seeland reden.

Regelmäßige Dampfschifffahrt verbindet die Hauptstadt des dänischen Inselandes mit fast allen Seehäfen der Ostsee, und da die Wahl bleibt, führe ich die Leser nach der alten Hansestadt Lübeck und bitte sie, dort mit mir das Dampfboot zu besteigen. Von dem engen Hafen, der uns am jenseitigen Ufer belaubte Promenaden und die Riesengerippe neuer oder auszubessernder Schiffe zeigt, an denen emsig die Arbeiter emporklimmen und der Schlag der Aexte zimmert, beginnt die Fahrt zwischen den grünen, mit Villen geschmückten Ufern der Trave, die in mannigfachen Windungen durch Wiesengründe hinzieht, die wieder, überall begrenzt von Laubwaldungen und durchschnitten von stattlichen Lindenalleen, ein anmuthiges landschaftliches Bild geben. So zeigt sich uns die Stadt in den Windungen des Stroms, durch die der Wellenschlag des Bootes seine rauschende Straße schlingt, immer wieder von einer andern Seite, zuletzt fast wie ein Nürnberger Kinderspielzeug, aber immer eingerahmt, immer als abgeschlossenes Bild. Die hohen Kirchen überragen die Stadt mit ihren Giebeldächern und Alles zeichnet sich scharf und zackig gegen den Horizont. Das Schilf am Ufer beugt sich unter dem Wellenschlage der Dampfbooträder, der kleine Strom scheint nicht im Stande zu seyn, die mächtigen Schiffe zu tragen, die die Meere durchmessen; und doch haben die energisch durchgeführten Stromarbeiten den Hafen

bis unter die Mauern der Stadt, bis vor die Thüren der Häuser geführt.

Der Strom setzt so gewissermaßen die Aufgabe der alten Hansestadt aus den Jahren ihrer Blüthe fort, klein an Ausdehnung und groß an Bedeutung zu seyn; denn noch heute, wenn wir den Ort durchschreiten — und er ist schnell von einem Ende zum andern gemessen — tritt uns überall die seltene historische Bedeutsamkeit entgegen, verkörpert in manchen ehrwürdigen Gebäuden, namentlich in dem wundersamen Rathhause mit seiner phantastisch mittelalterlichen Architektur aus schwarzen und rothen Backsteinen, mit Wappenschildern und Wahrzeichen, mit Thürmchen und Zähnchen, endlich auch in den Thoren. Das sind die großen Lettern in Stein aus dem Buche der Geschichte, die wir mit Ehrfurcht lesen und die uns die Vergangenheit achtunggebietend zurückrufen.

Vielleicht taucht auch noch ein heiterer Abend, verlebt in dem von Weingeistern umrauschten Rathskeller, in unserer Erinnerung auf. Da schlingen sich in der That die versteinerten Erinnerungen an unsere Urvorältern durch die frische Gegenwart, und beim schäumenden, duftenden Pokal lösen sich die Steinlippen der Gewölbe, plaudern von ihrer Vergangenheit und wagen manch kühnes prophetisches Wort an die Zukunft. Aber davon wollen wir nicht erzählen und erinnern uns der alten Römersitte, die im Trinkzimmer eine Rose an die Decke hing als Zeichen der Verschwiegenheit, und Alles, was beim Herzen und Lippen öffnenden Becher gesprochen war, sub rosa gesagt seyn ließ. Vielleicht haben die alten Lübecker Herren, in Erinnerung und zur Mahnung an diese Sitte, ihr traulichstes Trinkgemach gleich „die Rose“ genannt, und weil zu ihr uns die Erinnerung an herzbeglückende Stunden zurückführt, sollen diese schon des Namens wegen sub rosa bleiben.

Aber des Heimweges wollen wir gedenken, bei dem der Mond uns die wunderlichen Contouren der alten Bauwerke so scharf auf den Weg zeichnete, und uns die Worte des jüngsten Lübecker Dichters, der der Stolz bleiben wird seiner Vaterstadt, in's Ohr klingen ließ:

> Die schlanken Zackengiebel haben
> So ernst sich, wo der Schatten fiel,
> Und dann und wann erscholl von oben
> Von Sankt Marien das Glockenspiel.

Wir verrathen nicht, welche Stunde das Glockenspiel bezeichnete, als wir aus dem Rathskeller heimgingen, aber die Verse Emanuel Geibels, die uns damals in Gedanken lagen, mahnen uns auch, der Marienkirche zu gedenken, und unser Boot zieht langsam genug seine launisch gewundene Straße — wahrhaftig, wir gingen gerader an jenem Abend, als dieser Strom — daß wir volle Muße haben, uns noch einmal erinnernd vor der Andacht vergangener Jahrhunderte zu beugen, die solche Gotteshäuser schuf, die sie so reich schmückte, daß wir noch einmal in Gedanken eintreten und die frommen Schätze vor unserem Auge sich entfalten lassen, von dem alten, in Holz geschnitzten Altarschrein an, welcher die Geschichte der Gottesmutter, der diese Kirche geweiht war, berichtet, vorbei an dem kunstvoll gemeißelten Taufbecken, dem gegossenen zierlichen Sakramentshäuschen, das mit dem berühmten Nürnberger wetteifert in phantastischem Aufbau künstlerisch vollendeter Details, vorbei auch an dem kostbaren Marmoraltar in freilich verdorbenem italienischen Renaissancegeschmack, bis zu den Kunstwerken moderner Zeit, den Bildern von Overbeck, der hier die besten Schätze aus dem Schachte seiner schöpferischen Kraft im Gotteshause seiner Vaterstadt niedergelegt.

Man muß den Styl, um nicht zu sagen das Genre, Overbecks zugegeben haben, um diese Bilder ganz zu würdigen; denn wer kann läugnen, daß das Festhalten an allen Eigenthümlichkeiten Peruginos, von den breiten Falten der Gewänder an, von dem weichen, matten Colorit bis zu den bläulich grünen landschaftlichen Perspektiven mit den schmalen, dünn belaubten Bäumen, dem Geschmack, namentlich wenn er sich noch nicht vertieft hat in die Naivität der altitalienischen Schule, widerstreben muß? Aber gerade die beiden Bilder in der Lübecker Marienkirche zeigen uns deutlich, wie das Genie des Meisters selbst diese nachgeahmten Eigenthümlichkeiten so sich zu eigen gemacht, so umgegossen hat mit seiner eigensten Produktionskraft, daß er selbst diesen widerstrebenden ersten Eindruck zu überwinden wußte.

Das erste Bild, der Einzug in Jerusalem, ist überhaupt eines der ersten Werke des Künstlers, an dem er lange Jahre arbeitete. Der Carton, den wir in Rom sahen, steht uns in einfacherer Erinnerung als das Original, das mit seiner Fülle von Figuren auf der zusammengedrängten Perspektive einen gedrückten Eindruck macht, und trotz seiner vielen Schönheiten uns doch noch das Beengtseyn von dem adoptirten Styl und die Abhängigkeit vom Muster und die Unfreiheit empfinden läßt.

In dem andern Bilde, „der Grablegung,“ ist diese Unfreiheit, dieses Beengtseyn überwunden, und die Eigenthümlichkeiten des italienischen Meisters stören nicht mehr, weil sie nicht nachgeahmt, sondern in freier Schaffenskraft beherrscht erscheinen. Die Gruppe der Figuren in ihrer Einfachheit, der Ernst der Anordnung, endlich der wunderbar vollendete Ausdruck der Köpfe ergreifen so mächtig und überwiegend, daß es

Digitized by Google

faſt wohlthuend erſcheint, durch die Dürftigkeit und Kargheit des Hintergrundes ganz unabgezogen, auf die Hauptgruppe hingeführt zu ſeyn.

Aber die Ufer des Fluſſes fangen an unſere Aufmerkſamkeit auf's Neue zu beanſpruchen und ziehen uns ab von unſern Erinnerungen. Baumpartien decken uns das Bild der Stadt, der Strom erweitert ſich, und Travemünde, der Hafen Lübecks von ehedem, das Bad, der Vergnügungsort von heute, taucht mit ſeinen Häuſerreihen auf. Seit an den Küſten der Nord- und Oſtſee alljährlich neue Badeorte entſtehen; ſeit man nicht mehr in die Bäder geht, um Geſellſchaft zu ſuchen und ſich in geſelligen Freuden zu zerſtreuen; ſeit man ſich vielmehr, nach dem Uebermaß des geſellſchaftlichen Treibens der großen Städte im Winter, eine ruhige Villeggiatur am Seeſtrande mit ſtärkender Seeluft und erfriſchenden Bädern ſucht, hat Travemünde ſeinen alten Glanz und ſeine frühere Beliebtheit verloren. Da liegt nun das Oertchen mit ſeinem ſtattlichen Curhauſe, ſeinen gutgehaltenen Promenaden, ſeinen Reihen von Hotels, wie eine gealterte, aus der Mode gekommene Schönr, die vergebens die früher ſo ſiegreichen Koketterien verſucht. Nichts deſto weniger iſt der Ort noch immer beſucht und an Sonntagen die Reunion der Nachbarſchaft und der Lübecker eleganten und nichteleganten Welt.

Unſer Dampfer behandelte dieſe frühere Grenze der Seefahrer mit geringer Beachtung, legte nicht an, ſondern hielt mit kurzem, vornehmem Gruße nur auf Augenblick an, rumpfte gleichgültig die kleinen Boote, die ihm noch Reiſende zuführten, und kehrte dann mit freigewordenem Schlage in die Wellen, als hätte er mit der Ausſicht auf das weite Meer erſt jetzt ſein eigentliches Element gewonnen, dem kleinen Küſtenſtädtchen ſtolz und majeſtätiſch den Rücken. Aber wir hatten doch manch befreundetes Geſicht am Ufer erkannt, und manch freundliches Winken wünſchte den Reiſenden Segen zur Meerfahrt, der ſich an uns auch glänzend bewährte.

Die See war wunderbar eben, die Contouren der Inſeln, an denen wir vorüberſtrichen, ſo klar, der Sternenhimmel, der ſich bald über uns breitete, ſo unbewölkt, die Luft ſo friſch und doch ſo milde — in der That, das Meer konnte uns nicht lieblicher, nicht ſchmeichleriſcher tragen als in dieſer Nacht.

Eine Nacht auf dem Meere hat ihren eigenthümlichen und immer wechſelnden Zauber. Die weite Waſſerfläche, unabſehbar ſich hinſtreckend, immer in Wechſel und Bewegung, liegt da, ein rieſiger Spiegel für den Himmel über uns, aber kein todter Spiegel, der ſklaviſch das Bild zurück wirft, ſondern ein lebendiger, der die Stimmung des Bildes in ſeinem Schoße aufnimmt und umkleidet vom eigenen Weſen wiedergibt. All das funkelnde Sternen- und Mondlicht ſprüht das Meer uns aus dem Schleier ſeines Duftes in unzähligen Fünkchen zurück, jeder aufſprützende Tropfen wird zum ſchimmernden Edelſtein oder zur glänzenden Perle, und dieſe ſchmeichelnde Liebenswürdigkeit des lächelnden Helden Meer laſſen wir uns um ſo dankbarer gefallen, als wir wiſſen, wie er grollen, wie er zürnen und zerſchmettern kann. Und welch freundlicher Tag leuchtete auf nach der duftigen Nacht! Kaum hatte er ſich roſig losgerungen aus der Dämmerung und war klar aufgegangen über dem Meere, als ſchon die Thürme Kopenhagens ſich zeigten, deutlicher wurden, die Häuſer ſich ſonderten aus den unbeſtimmten Umriſſen, das Schiff um das Fort bog und mit gehemmten Räderſchlägen in den Hafen einrauſchte, ſtand und anlegte.

Die Stadt Kopenhagen terraſſirt ſich in breitem, flachem Bogen um den Hafen, und gibt ihm ſo einen maleriſchen Abſchluß; aber die Stadt begrenzt den Hafen nicht, ſie ſetzt ihn fort, denn die Canäle ziehen ſich bis mitten in die Stadt, und Straßen und Plätze gruppiren ſich mit ihren feſt wurzelnden, unwandelbaren Bauwerken um die beweglichen Gebäude, die die Meere durchziehen.

Kopenhagen kann mit der Schönheit Neapels, Conſtantinopels, Liſſabons und Stockholms nicht wetteifern; es imponirt nicht, aber es hat ſeinen eigenthümlichen anziehenden Charakter, der uns ſofort nach zweifacher Richtung entgegen tritt. Wir haben da eine Reſidenz und Seeſtadt zugleich, den Mittelpunkt einer ſich neidiſch auf die Nachbarn, ſcharf in ſich zurückziehenden Nationalität, und eine leichte Verbindung, ein geöffnetes Thor für die meerkundigen Wanderer aller Zonen, und das kleinere Kopenhagen vereinigt dieſe beiden Seiten nicht wie das große London, wo dieſe beiden Elemente ſich ſondern, vielmehr liegt hier beides zuſammen, und der Ort borgt von der Reſidenz die Eleganz der Gebäude und Plätze, von der Weltſtadt das bewegte Treiben aller Nationen und den regen Verkehr, der eine Brücke bildet von Land zu Land.

Die Stadt iſt hübſch gebaut, und wenn auch nicht mit der Schönheit, an die ſich hiſtoriſche Erinnerungen anknüpfen, doch, in Folge mehrfacher Brände und Zerſtörungen, mit der modernen Schönheit regelmäßiger Häuſerreihen und hochaufgeführter Bauten, und trotzdem iſt die Stadt nicht einförmig, die Straßen ſind keine ermüdenden geraden Linien, die Plätze nicht nach dem Winkelmaß gezogene Figuren, die nur die Symmetrie der Bauwerke begünſtigen, die architektoniſche

Landschaft aber vernichten. Kopenhagen, wie gesagt, ohne auffallende Schönheit der Lage, ohne historisch denkwürdige Monumente, selbst ohne die Lust des Wachsens, die uns aus unbedeutenderen Städten entgegenweht, repräsentirt nicht das mächtige Inselland, das einst alle skandinavischen Reiche beherrschte und den gewaffneten Arm weit auf deutsche Erde ausstreckte; es zeigt uns aber ganz das Haupt des heutigen Dänemark, selbstbewußt, stolz auf alte Kraft, etwas verstimmt und herabgekommen, und doch noch immer reich genug, sich mit den Kräften eigener Nationalität zu schmücken, und eifersüchtig auf diese Kräfte, sie mit zäher Verschlossenheit füe sich bewahrend.

Es ist eine Residenz- und Weltstadt in nuce, und dazu paßt vollkommen die landschaftliche Umgebung, die, weder reich an imponirenden, malerischen Höhen, noch flach, immerhin angenehme Höhepunkte bietet, die der Stadt überragen, und von denen man Stadt und Meer weithin übersieht. Das Neidische und halb Verdrießliche zeigt sich uns aber auch gleich bei der Einfahrt; denn wenn wir Kopenhagen ein offenes Thor für alle Nationen nannten, so ist doch nur sein einer Flügel, der der Seestadt gehört, gastlich geöffnet, während der andere durch mächtige Festungswerke, durch Mauern und Bastionen, die aus dem Meer auftauchen, drohend geschlossen ist.

Flaniren wir denn duech die Stadt, so treten uns die beiden oben bezeichneten Elemente in allen Details wieder deutlich entgegen, in wunderlichstem Gemisch. Neben den Spiegelscheiben der eleganten Läden im Pariser Styl steht das Verkaufsgewölbe für Matrosenhemden und Hüte, die Muschelläden, die chinesischen Stoffe und Spielereien, die übers Meer eingeführt wurden. Kopenhagen steht vielleicht in Bezug auf die Erzeugnisse der Mode den größeren Städten Deutschlands nach, aber es übertrifft sie durch die Mannigfaltigkeit seiner, freilich zum Theil werthlosen Ausstellungen, und daß auch das Land selbst zu diesen Ausstellungen beisteuert, beweisen die wohlgarnieten Obstkeller, deren gefüllte Körbe den Beweis liefern, daß die heimischen Früchte denen des nördlichen Deutschlands wenigstens nicht an früher Reife und Schönheit nachstehen.

Wenn wir die Bauart der Stadt lobend anerkannten, so müssen wie doch diesen Ausspruch sofort dahin einschränken, daß man mehr gut als schön baut, und daß, da nationale Talente die Hauptstadt schmückten, wir der dänischen Nation fast versucht sind das Talent für Baukunst abzusprechen, während sie auf dem Felde der Sculptur die schönsten Blüthen trieb, und ebenso Ursache hat auf ihre Dichter und Maler stolz zu seyn. Die Gebäude, die von dem hergebrachten Typus der Wohnhäusee abweichen, müssen wir sogar entschieden unschön nennen, so das Schloß Charlottenbueg, das überaus häßliche Theater am Königs-Neumarkt, mit noch häßlicherer Hauptwache zue Seite, selbst das Schloß Christiansborg, dessen gewaltige Massen kahl, kasernenmäßig und unvermittelt erscheinen, und vor allem das äußerlich geschmacklose, fast widersinnig geschmückte Thorwaldsen-Museum und die Frauenkirche, auf welche beide wir noch genauer zurückkommen.

Wenn nun uns Deutsche gerade die schroffen Aeußerungen des dänischen Nationalitätsgefühls meist unliebenswürdig berühren, so müssen wir doch demselben in mehrfacher Beziehung vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lassen, und namentlich wo es sich in Stolz auf die heimischen Talente, in Vorliebe für heimische Geschichte und Geschichtsforschung ausspricht, verdankt Kopenhagen, und dadurch auch der besuchende Fremde, ihm die werthvollsten, wohlgeordnetsten, freilich in ächt dänischer Exclusivität fundirten Sammlungen.

Als weit hervorragend über alles andere, müssen wir hier zuerst das Thorwaldsen-Museum nennen, in welchem der Künstler seinem Vaterlande das reichste Erbtheil niedergelegt, die Nation ihm das großartigste Denkmal gesetzt hat, wie es aller Zeiten und aller Orten auch nicht annähernd ähnlich zu finden ist. Kaum war der Künstler aus dem Kreise seiner Zeitgenossen geschieden, als durch Subscription und freiwillige Beiträge, die das Werk zu einer allgemeinen Huldigung der Nation machen, sich das Museum erhob, und die nationale Idee dieses Denkmals ist so großartig, daß sie selbst den äußerlich unschönen Bau, der sich indessen innerlich sehr zweckmäßig erweist, glänzend umleuchtet.

Halten wir uns nicht lange bei dem massigen, halb in ägyptischem, halb in pompejanischem Styl errichteten und mit fast albernen Wandmalereien verunzierten äußern Bau auf, der obenein durch das aufsteigende gewaltige Schloß Christiansborg eine gedrückte Lage hat, treten wir gleich in das Innere des im Viereck gebauten Museums, und wenden wir uns sofort zum Mittelpunkt des Ganzen, zum Ausgangspunkt der Idee, die es aufgerichtet — zum Grabe des Meisters, das mit Epheu und immerblühenden Rosen, keines Namens, keiner Inschrift bedürfend, einfach zwischen die Unsterblichkeit seiner Werke gesetzt ist. Ist für irgend einen Künstler der Welt ein großartigeres Mausoleum jemals errichtet worden, ja ist ein sinnigeres denkbar, als das, mit dem Thorwaldsen von seinem Vaterlande, noch mehr von seinen Zeitgenossen geehet wurde? Da liegt er, umgeben von seinen Schöpfungen, im Mittelpunkte seiner

Digitized by Google

Nation, und sein Grab ist das Denkmal seiner Unsterblichkeit.

Um dieses Grab herum nämlich bewahrt das Gebäude durch zwei Stockwerke in großen Sälen, weiten Corridoren und kleineren Gemächern die Thon- oder Gypsmodelle, zum Theil auch Nachbildungen in Marmor, aller der Kunstwerke voll Großartigkeit und Anmuth, die dieser gewaltige Meister in seinem langen und bis in das achtzigste Jahr jugendlich frischen und schaffungsreichen Leben hervorgebracht, und die seinen Ruhm über die Welt verbreitet haben. Wenn wir vor der Masse dieses Geschaffenen staunend stehen, so zieht uns die Zierlichkeit des Details, die poetische Spielerei neben dem grandiosen Wurf mächtigster Charakteristik so freundlich an, und wir wissen nicht, ob uns die anmuthigen Basreliefs und Arabesken, diese Sonette in Stein, mehr zur Bewunderung zwingen, oder diese colossalen Reiterstatuen, diese Epen des Meißels, ob diese Christus- und Apostelbilder, die Inspirationen der reinsten Andacht, uns als Kunstwerke höher stehen, oder diese Götterbilder, die der Meister an der Hand der Anmuth, geleitet von dem Ariadnefaden des eingehendsten Studiums der Antike, aus dem Schachte der klassischen Kunst an's Licht gefördert.

Wir können nicht bei der Betrachtung der einzelnen Kunstwerke dieser großartigen Galerie verweilen, wir haben ja unsere Zuhörer zu einem Spaziergange eingeladen, nicht zu einer Reise, und lassen es uns genügen, auf die große nationale Idee des ganzen Museums hingewiesen zu haben, das außerdem noch die reiche Sammlung von Gemälden, Münzen und Bildwerken bewahrt, die der Meister in seinem reichen Leben mit unermüdlichem Sammelfleiß, mit schnellem und vollkommenstem Kunstverständniß zusammengetragen und seiner Nation vermacht hat. An diese schließt sich dann auch ein Zimmer, welches Thorwaldsens Wohnzimmer in Ausdehnung, Anordnung, Ausschmückung, mit allen Möbeln vollkommen herstellt, und uns so in das Heiligthum seines täglichen Lebens einführt.

Aber auch das können wir nicht unerwähnt lassen, daß die künstlerische Bedeutung der aufgestellten Modelle viel größer ist, als uns auf den ersten Blick erscheinen mag. Die Modelle, alle von der Hand des Meisters in sorgsamster Weise durchgearbeitet — und er arbeitete in der reichsten Zeit seines Schaffens nur in Thon — zeigen oft feine Züge, die das Marmorbild, dessen Ausführung meist den Schülern überlassen blieb, nicht wiedergibt. So sind wir hier an die ursprüngliche Quelle des Schaffens geführt und der Jünger der Kunst wird in diesem Museum oft mehr lernen können als an den einzelnen ausgeführten Werken in Marmor und Erz. Für das Gesammtverständniß des Meisters aber, für die volle Beurtheilung seines nach allen Richtungen seiner Kunst unerschöpflichen Genies, ist diese Zusammenstellung aller seiner Werke von unschätzbarem Werthe, da sie uns neben der Vielseitigkeit auch den Entwicklungsgang des Talentes klar macht.

Wir können das Grab des dahingeschiedenen Meisters, den Schlußstein seines Wirkens, mit keiner trostvolleren Empfindung verlassen, als durch den Hinweis auf die Schöpfungen eines ihn überlebenden Meisters, der derselben Nation angehört und jetzt die Vaterstadt Kopenhagen zur Stätte seines Schaffens gemacht hat. Jerichau hat in der plastischen Kunst bereits seit Jahren sich eine der gefeiertsten Stellungen zu erwerben gewußt, und kein Besucher von Rom wird am Atelier dieses Künstlers, der wie sein großer Landsmann in der italienischen Metropole der Kunst den ersten Stein zum Denkmal seines Ruhmes gelegt, vorüber gegangen seyn. Seit einer Reihe von Jahren in seine Vaterstadt zurückgekehrt, hat er uns eine Anzahl von Kunstwerken vorgeführt, die wir zu den bedeutendsten der modernen Sculptur zählen müssen, und besonders sind es die feinen psychologischen Züge, die er seinen Werken leiht, durch die er sich auszeichnet.

Wenn er in der bekanntesten seiner „Produktionen," Hercules, dem Hebe die Schaale der ewigen Jugend reicht, die Schönheit der Form mit der Kühnheit der Gestaltung vereinigt, so hat er in seinem Adam und Eva einen eben so neuen als glücklichen und wahren Zug in diese oft dargestellte Gruppe gebracht. Das erste Menschenpaar nach dem Sündenfall zeigt uns den Contrast des männlichen und des weiblichen Schmerzes, den Ausdruck und die Aeußerung der Reue an Mann und Weib. Auf den Zügen des stehenden Adam reift mit dem Schmerze der Entschluß zur That-kraft, der Plan, das zu erwerben, was ihm verloren ist, das durch Arbeit zu verdienen, was bis dahin ihm die Gnade des Herrn geschenkt hat. Eva, die sich an ihn lehnt, zeigt die Schwäche der Resignation, den Schmerz, fast bis zum Unterliegen, den Trost in der Liebe, die sich an den stärkeren Mann anlehnt.

Denselben Contrast stellt uns Jerichau noch einmal dar in zwei Figuren eines Sklaven und einer Sklavin, die beide gefesselt in männlicher und weiblicher Weise ihrem Schicksal gegenüber stehen. Beide Figuren ziehen noch ganz besonders durch die Einfachheit und Anmuth der Gestaltung an.

Ein Jäger, den Speer schwingend gegen eine Tigerin, deren geraubtes Junges er im linken Arm hält, ist eine Gruppe voll Leben, Kraft und energischen Ausdrucks, gegen die ein Kind, mit jungen Kätzchen im

aufgenommenen Gewande, während die alte Katze sich ihm vertrauensvoll anschmiegt, einen glücklichen Gegensatz bildet. Die Gruppe ist voll Empfindung, ohne Sentimentalität, voll Anmuth, ohne Weichlichkeit, von einer derben Wahrheit und frei von aller Koketterie. Dabei spricht sich in all den Kunstwerken deutlich die nordische Abstammung aus, gezeitigt im anmuthig belebenden Hauch des Südens.

Jenni Jerichau-Baumann, eine talentvolle Malerin und zugleich die liebenswürdigste Führerin durch das Atelier ihres Gatten, deren erstem bedeutenderen Bilde, einer auswandernde Polenfamilie, dem sie, selbst Polin, den ganzen Schmerz ihrer Nation lieh, wir vor einer Reihe von Jahren auf den Ausstellungen begegneten und das damals ungewöhnliches Aufsehen durch die scharfe Charakteristik und die fast männliche Energie des Pinsels, neben zarter weiblicher Empfindung, erregte, scheint ihr Talent in letzterer Zeit hauptsächlich auf Porträts und italienische Genrebilder zu beschränken und hat uns auf letzterem Felde namentlich eine ganze Reihe von Werken geliefert, in denen sich das Spiel der Mutterliebe mit den unschuldigen Lieblingen ihres Herzens in verschiedensten Variationen ausspricht. Sie fügte so einen rührenden Zug von Gemüth zu den so oft uns entgegentretenden Gruppen schöner, im malerischen Anzug des Südens prangender Menschen, denen wir immer wieder auf unsern Ausstellungen begegnen, und sie zeichnet uns diese Gruppen mit einem mehr energischen, als anmuthigen Pinsel, mehr der Naturwahrheit huldigend als der poetischen Verschönerung, und ihre Kunst hat das mit der des Gatten gemein, daß uns überall Charakteristik und psychologische Empfindung und nie das bloße Ausruhen auf der Schönheit der Form oder der Farbenzusammenstellung entgegen tritt.

Wenn wir von dieser Ausschreitung in das Gebiet moderner Kunst zu den öffentlichen Sammlungen zurückkehren, die Kopenhagen den Fremden darbietet, so möchten wir besonders drei davon hervorheben: das ethnographische Museum, die Galerie nordischer Alterthümer und das Rosenburger Schloß mit seinen historischen Sammlungen. Erstere beide zeichnen sich nicht allein durch die Reichhaltigkeit ihres Materials, sondern namentlich durch die eben so sorgfältige als wissenschaftlich gründliche Aufstellung desselben aus. Wir glauben nicht, daß irgend ein anderer Ort so reichhaltige Sammlungen aus der Vorzeit des nördlichen Europas, noch so mannichfache Schätze und Beweise des industriellen und kulturhistorischen Fortschritts aus dem Leben der verschiedenen Völker aufzuweisen hat. Das aber können wir mit Gewißheit behaupten, daß sie nirgend mit größerer Anschaulichkeit zusammengestellt sind und vorgeführt werden, als gerade in Kopenhagen. Es geht auch hiebei ein Zug dänischen exclusiven Nationalgefühls durch, der uns Deutschen, denen dieser in den letzten Jahren oft feindlich entgegen getreten, nicht sympathisch ist; aber wir müssen es immer wieder anerkennen, was er schafft und was aus seiner zähen Energie entspringt.

Ein ganz eigenthümliches Nationalmuseum ist uns in dem Rosenburger Schloß aufbewahrt, einem mit Thürmen gezierten mittelalterlichen Bau aus Backsteinen, den Christian IV. aufführen ließ, zugleich auch mit einem schönen Garten mit prachtvollen Lindenalleen umgab, der im Mittelpunkte der Stadt gelegen, noch immer die Lieblingspromenade der Kopenhagner ist. In diesem Schlosse nun wird uns wieder in anschaulichster Anordnung ein Stück dänischer Geschichte, dänischer Größe und Pracht, von Christian IV. an, vorgeführt. In den einzelnen Sälen des Schlosses, erhalten in dem Geschmack und in der Ausschmückung ihrer Zeit, finden wir Waffen, Kleidungsstücke, Mobilien und eine Menge werthvollster Kostbarkeiten an Schmuck und Geräthen nebst den Porträts der Herrscher, denen sie gehört, chronologisch geordnet. Wir durchschreiten so in einer Stunde die Illustration fast zweier Jahrhunderte und lernen hier die Geschichte in ihren äußern Details kennen, wie sie uns keine geschriebene Chronik, keine noch so genaue historische Quelle so anschaulich zu eröffnen vermag; denn wir treten eigentlich unmittelbar hinein in die Vergangenheit und lassen uns anwehen von ihrem Hauch, der aus den Falten der Draperien rauscht und sich in Perlen und Gesteinen, in Spiegeln und Stukkaturen abspiegelt. Wer die Wechselwirkung der Mode und des Comforts, der Sitten und Gebräuche der Zeit, den Einfluß dieser auf den Gang der historischen Ereignisse versteht, dem wird in den Räumen des Rosenburger Schlosses ein Stück Geschichte aufgehen, aus dem der Historiker lernen kann, das den Romanschriftsteller und Dramatiker auf einmal auf den Boden hebt, auf dem er seine Phantasie schaffen lassen will, und das dem Historienmaler vor allen unschätzbar seyn muß. Wenn wir die alten Bauwerke Lübecks die großen Lettern in Stein aus dem Buche der Geschichte genannt haben, so lesen wir hier die kleinen, kostbar gemalten Initialen desselben Buches, studiren in der Geschichte des Hofes die Macht und den Reichthum des Volkes, und in ihr den Charakter der Zeiten.

Da wir Thorwaldsen das A und O der modernen dänischen Kunstblüthe nennen müssen, können wir nicht von den Bauwerken Kopenhagens scheiden, ohne noch

Digitized by Google

ver Frauenkirche Erwähnung zu thun, der dieſer Meiſter einen plaſtiſchen Schmuck hinterlaſſen, wie ihn vielleicht kein anderes Gotteshaus ſo großartig aus der Hand eines und deſſelben Künſtlers empfangen hat, einen Schmuck, der deßhalb auch untrennbar von dem Bauwerke ſelbſt iſt, das ohne ihn, bei dem verfehlt erſcheinenden geſchmackloſen Styl, keiner beſonderen Beachtung werth wäre.

Dem Eingange gegenüber ſehen wir den bekannten Chriſtus des Meiſters, das Haupt in göttlicher Verklärung zur Erde geſenkt, über die ſich ſegnend die Hände breiten, in einer Niſche hinter dem Altar, und über dieſer Niſche, als Basrelief, den Einzug in Jeruſalem; vor dem Altare den knieenden Engel mit dem Taufbecken und an den breiten Pfeilerwänden, zu beiden Seiten der Kirche, die berühmten Apoſtel. Wir können dieſe Kunſtwerke durch mannichfache Nachbildungen als bekannt annehmen, und eben ſo bekannt iſt das Factum, daß Hanſen, der Baumeiſter der Kirche, für die Figuren der Apoſtel, wie für die des Erlöſers, Niſchen beſtimmt hatte, die aber Thorwaldſen unvortheilhaft für den beabſichtigten Eindruck ſeiner Statuen erſchienen. Die beiden Meiſter, Architekt und Bildhauer, konnten ſich nicht einigen, bis Thorwaldſen dem Streite dadurch ein Ende machte, daß er ſeine Statuen ſo groß ſchuf, daß ſie nicht in die Niſchen paßten. Was war zu thun, als dieſe zuzumauern und die Apoſtel, dem Wunſche des Meiſters gemäß, an den dadurch entſtandenen breiten Wänden aufzuſtellen!

Beide Meiſter hatten, jeder für ſein Werk, Recht; der plaſtiſche Schmuck hätte ſich den Anforderungen des Bauwerks, aber auch der untergeordnetere Genius dem übertragenden fügen müſſen. Ein geiſtreicher Gewaltſtreich entſchied, aber er brach auch dem Bauwerke, als ſolchem, den Stab. Die breiten Pfeilerwände waren durchaus auf die Niſchen und den Schmuck, den ſie erhalten ſollten, berechnet; jetzt ſind ſie unſchön, ſtörend, und was die Statuen gewonnen, hat das Bauwerk verloren. Obenein treten die Apoſtel, die größer gebildet wurden, als die erſte Abſicht war, gegen die Geſtalt des Erlöſers, der ſie freilich an göttlicher Inſpiration weit überſtrahlt, als Maſſe zu ſehr hervor, um ſo mehr, als das Chriſtusbild, die fernſte Figur, ſchon dadurch noch kleiner und durch die umgebende Niſche gedrückt erſcheint, wenn man am Eingange den Geſammteindruck auf ſich wirken läßt, und dieſer wird dadurch ein unharmoniſcher. Wir müſſen uns alſo an der wunderbaren Detailſchönheit der plaſtiſchen Kunſtwerke entſchädigen, müſſen den Raum über ſeinem Schmuck vergeſſen, und glauben uns ſo eher in einem Muſeum als in einer Kirche zu befinden. Daß wir dadurch wieder an der andächtig feierlichen Stimmung einbüßen, deren wir gerade dieſen Statuen gegenüber bedürfen würden, iſt natürlich, und ſo hat uns der egoiſtiſche Eigenſinn der beiden Meiſter um einen Eindruck gebracht, der vielleicht in keinem neuen Gotteshauſe übertroffen worden wäre.

(Schluß folgt.)

Töpffer, der Alpenwanderer.

(Schluß.)

An all dieſen Scenen, am Bauer wie am Städter, am Bettler und am Muſikanten wie an der Lady und am Lord findet Töpffer ein ſtets neues Vergnügen, wie immer neue Belehrung. Trotz dem aber iſt er weit entfernt, nur dieſe Dinge, die ſich allerdings dem Fußwanderer zuerſt aufdrängen, allein zu ſehen; gar oft weiß er auch das Allgemeinere zu faſſen und in in einigen kurzen, aber um ſo ſchärferen Zügen das Charakterbild eines Dorfes, einer Stadt, einer Land- oder Völkerſchaft zu zeichnen. So ruft er auf der Straße bei Monaco: „Welcher Weg, welche Gegend, welch gutes kleines, belaubtes, duftiges, an Ausſichten reiches Ländchen, welch comfortables Taſchenkönigreich! Alles ſcheint da für die möglichſt große Augenweide geordnet, die hohen bewaldeten Berge, die hier ſich rückwärts ziehen, dort ſich ſenken und weiterhin ihre Flanken in einem Bogen ſchwingen, um dieſes Paradies einzuſchließen. Dieſes hübſche Fürſtenthum hat übrigens ſeine ſcharf gezeichneten natürlichen Grenzen; es hat ferner ſeine Golfe, ſeine Inſeln, ſeine Hafenplätze, ſeine Landſtraßen, ſeine

schattigen Wälder, seine wilden Felsen, seine milden, frischen oder glühenden Klimate; die blühende Orange, das glänzende Laub des Citronenbaums schmücken die Striche, die das Gehölz der Platane, der grünen Eiche nicht beschatten; endlich, diese reichen Spaliere überragend, grüne Abhänge und des Gebirgs majestätische Gipfel." Bezahlen muß man aber seinen Eintritt und Aufenthalt in diesem „Insusorienfürstenthum gerade wie in den Wallfischthümern." Nur findet Töpffer z. B. zwischen Monaco und Frankreich den erheblichen Unterschied, daß ihm dort ein hübscher kleiner Miniaturcarabinier sein höflich seinen Paß abverlangt, während er in Frankreich grob angefahren, von Fiscus wegen ausgebeutet und, um die Barbarei der französischen Civilisation in ihr wahres Licht zu stellen, mit seiner ganzen Gesellschaft nach verbotener Waare betastet wird.

Uebrigens hinderte ihn das nicht, die Vorzüge dieses Landes vor dem eben verlassenen Italien vollständig anzuerkennen. In Italien überall Bettler, Diebe, Räuber, nirgends ein arbeitsthätiges Leben; in Frankreich keine Bettler mehr, keinen Räuber, dagegen überall die Arbeit, die Industrie, die Familie und ihre wohlthätigen Wirkungen. Zwei Vorfälle charakterisiren scharf den Unterschied. Auf der Corniche, bekanntlich die Straße, die sich von Nizza am Meere hin gegen Westen zieht, kommt auf der Landstraße ein Mädchen daher und bietet den dürstenden Knaben, Töpffers Reisebegleitern, saftige Limonen zum Verkaufe an. Ohne zu markten, greifen diese zu und fragen dann nach dem Preise. Der ist ungeheuer hoch, und als man ihn nicht bezahlen will, stürzen hinter der Hecke einige derbe Kerle hervor und fordern den Preis mit einer Miene, die den Reisenden keine Wahl läßt, als zu gehorchen. Anders in der Provence. Auf der Landstraße wurde die Schaar von zwei Regenschirmhändlern angehalten und mit höflichen, aber eindringlichen Ermahnungen bestürmt, sich doch ja mit Schirmen zu versehen, da dem Wetter durchaus nicht zu trauen sey. Man weist sie ab. In der That stürzt kurz darauf ein heftiger Platzregen aus den Wolken nieder, worauf die Regenschirmhändler zwei ihrer Schirme öffnen und stolz vor der dem Unwetter preisgegebenen Reisegesellschaft einherschreiten.

In derselben Gegend treffen sie auch einen Mann zu Pferd, der gemüthlich in seinen Mantel gehüllt, ohne sich weiter um den Regen zu kümmern, seines Weges hintrabt. Es war der Schneider der Umgegend. In diesem steinigen, oder „steinigeren Arabien als das andere," wie Töpffer sich ausdrückt, nichts als nackter Fels, Getrümmer, kaum da und dort ein grünes Plätzchen, wo eine Heerde Nahrung findet, die Bevölkerung auf weiter Strecke dünn gesäet. Da, sagt ihnen der Schneider, zieht er nun schon seit fünfzehn Jahren hin und her, von Dorf zu Weiler, von Hof zu Hof, und mißt im Sommer den Bauern die Kleider an, die er im Winter sodann verfertigt. Diese ganze Schilderung der Provence gehört übrigens zu dem Schönsten, das man in diesen Reisen findet.

Daß Töpffer nicht die Schweiz die Kreuz und die Quere durchziehen, nicht in die höchsten, entlegensten Thäler dringen konnte, ohne hie und da einige der Eigenthümlichkeiten zu entdecken, die sich bei den Gebirgsbewohnern unverwüstlich zu erhalten pflegen, ist natürlich. Einer dieser Züge sey hier mitgetheilt. Die Scene ist in Trons, einem Dorfe in Graubünden, auf dem Platz vor der Kirche. Töpffers Truppe hatte in einem Wirthshaus in der Nähe Halt gemacht. „Man sieht auf der einen Seite vier Aelteste, und diesen gegenüber hundert bis hundert und fünfzig Hirten im Kreise umher stehen. Es ist eine Rathsversammlung. Ein Mann, der von Amtswegen damit betraut ist, gibt das Wort; der, welcher es ergreift, zieht den Hut ab, nimmt seine Pfeife aus dem Mund und gibt unter tiefem Schweigen der Uebrigen seine Meinung ab. Besonders charakteristisch hiebei ist, daß die Reihen der Versammlung zweimal durchbrochen werden, ohne daß die Verhandlung dadurch unterbrochen oder nur im geringsten gestört würde. Das erstemal ist es eine Taufe, die sich in die Kirche begibt, das andere mal eine Kuhheerde, welche mitten durch die deliberirende Versammlung weiter zieht." Diese Männer wollen eben nichts als ihre Pflicht thun, sie sind ganz von ihr erfüllt und kennen sie genau, nichts Aeußeres kann sie in ihrer imposanten Ruhe stören.

Einen nicht minder tiefen Eindruck machte auf den Reisenden das Tiroler Volk, versteht sich das deutsche. Auf seinem großen Zuge nach Venedig kam er durch das Land, nachdem er die Alpen ihrer ganzen Länge nach durchzogen und zu verschiedenen malen überschritten hatte. Sogleich erkennt er, daß das Volk einen scharf ausgeprägten Charakter hat. „Man sieht bald," sagt er, „daß man bei einer Nation ist, und nicht bei einem Untereinander von Geistern, die weder Band noch Einheit haben. Und wenn man dann den Tiroler Bauern so stolz auf seinem Pferde sitzen sieht, das seine Egge zieht, so erklärt man sich sogleich den männlichen Adel seines Gesichts und jene Mannes- und Herrenmiene, die nur das Bewußtseyn alter Rechte und erprobter Einrichtungen gibt." Tief gerührt wird er dann, wenn mit dem Schlage zwölf diese kräftigen, stolzen Männer alle ihre Arbeit verlassen, und Mann, Weib und Kind sich auf die Kniee niederwerfen, um in einem kurzen,

Digitized by Google

tiefgefühlten Gebet die Seele zu ihrem Schöpfer zu erheben.

Ueber Kunst und Kunstgegenstände sind, obgleich Töpffer Venedig, Mailand, Genua besucht hat, nur wenige Beobachtungen in diesen Reisen verzeichnet. Die eigenthümlichste derselben, die einen nicht geringen Beitrag zur Charakteristik des Schriftstellers liefert, macht er gerade bei der Besprechung von Tirol. Dort, wie in andern katholischen Ländern, finden sich oft an der Landstraße Bilder aufgestellt mit in Holz geschnitzten und bemalten Figuren, welche irgend eine Legende oder eine Scene aus der Leidensgeschichte darstellen. „In Tirol haben," sagt nun Töpffer, „manche dieser Christusbilder, wenn man sie einzeln für sich betrachtet, einen Ausdruck, der in der darin ausgedrückten tödtlichen Angst erhaben ist. Ferner, wie es überall geschieht, wo das Bild durch die darnach gemachte Vervielfältigung Typus und Symbol geworden, haben die Blutstropfen, welche unter der Dornenkrone hervorbrechen, wie die, welche aus den Nägelmalen und aus der Speerwunde spritzen, unter dem Pinsel des Künstlers eine strenge Regelmäßigkeit angenommen. Die ersteren sind als Kreuz oder Kranz angelegt, die andern halten sich am die Aste her, die ihnen gleichsam als Stengel dient, symmetrisch das Gleichgewicht. So sonderbar dieß auch scheinen mag, so ist demnach auch dieß Styl, freilich die Uebertreibung desselben." Nicht minder interessant findet er jene kleinen eingerahmten Bildchen, welche ebenfalls längs des Weges hinter Glas auf Stöcken aufgestellt sind; diese fordern gewöhnlich den Vorübergehenden zu einem Gebet auf für irgend einen hier Verunglückten und stellen den Vorfall selbst bildlich dar; „in linkischer Weise allerdings, aber mit einer Naivetät, welche an die zugleich ungeschickte und ausdrucksvolle Arbeit auf den Vignetten des fünfzehnten Jahrhunderts erinnert."

Ueberhaupt hat in aller Kunst, in der Poesie und Musik wie in der Malerei, das Volksthümliche, und obgleich dieß vielleicht seiner Theorie über das Schöne zu widersprechen scheint, das Natürliche bei ihm den Vorzug. So fühlt er sich unter den Malern hauptsächlich von den Holländern angezogen, und unter den Landschaftern erklärt er Carl du Jardin und Potter für die ersten der Welt, während er in der Literatur hauptsächlich jene aus dem Leben gegriffenen Scenen bewundert, die Cervantes auf seiner reichen, abenteuerlichen Laufbahn gesammelt und in seinen Werken niedergelegt hat. Eben so ist es nicht die Musik der Meister, die ihn besonders anzieht, sondern die Volksmusik, deren einfache Weisen, von irgend einer herumziehenden Bande, irgend einem blinden oder auch sehenden Vagabunden kunstlos, aber ausdrucksvoll vorgetragen, ihn immer entzücken. Bei der Sculptur dagegen kann er dem Eindruck des Großen und Erhabenen nicht widerstehen; der Anblick der von Athen nach Venedig gebrachten colossalen Löwen reißt ihn hin. Dagegen hat er beim Beschauen der „herrlichen" Brücke über die Dora in Turin keinen Raum für die Bewunderung übrig, da das vierundvierzigfache Echo unter der Brücke seiner Gesellschaft solchen Spaß macht, daß Lehrer und Schüler in unauslöschliches, homerisches Gelächter ausbrechen, das, vierundvierzigmal von der Brücke wiederholt, einige der Jungen im Lachkrampf zu Boden wirft.

Mit der Beschreibung der Naturgegenstände ist Töpffer immer sparsam, da er eine Gegend immer zuerst als Gemälde sieht, und sie dann auch als solches wieder gibt. Hie und da jedoch, besonders wenn der poetische Eindruck den malerischen überwiegt, gibt er solche, seyen es nun Scenen aus der Alpenwelt, oder Bilder eines friedlichen Gebäudes, welche Beschreibungen in ihren gedrungenen poetischen Zügen vom mächtigen Eindruck zeugen, den die Gegenstände auf den Beschauer gemacht. Der Maler geht indessen dem Schriftsteller stets vor, so besonders in der reizenden Beschreibung des Savoyerlandes, das er von Jugend auf liebt und das ihn mit jedem neuen Besuche neu entzückt. Die Civilisation, die alles bedeckt, anstreicht, anstreicht, die überall beschneidet, glättet, striegelt, ist noch nicht in diese Schluchten, diese Thäler, diese friedlichen Lichtungen gedrungen. „Die Mauern, statt geebnet zu seyn, sind bemoost, geritzt, gefurchen, die Hecken, dornvoll, in üppigem Durcheinander, sind hier geöffnet oder niedergetreten, während sie dort undurchdringlich dastehen." Tief ergreift ihn die Poesie der Landschaft am Ufende des Leman, die er im Frühling auf seinem „Spaziergang um den See" besuchte. „Da ist ein Friede, Ruhe des Feldes, holde Einsamkeit, und statt der monotonen Ebene, die man zu finden meint, nichts als sanfte Wiesen, nur hie und da von einem Pfad durchzogen; ein gewellter Boden, dessen anmuthige Windungen angenehm mit der eckigen Kühnheit der Berge contrastiren, die man so eben hinter sich gelassen; hier eine Gruppe von Gesträuchen, dort eine Lichtung, ein Gehölz, glückselige Weiler, die um die vielhundertjährige Kirche sich lagern, und endlich da und dort in einem entfernten Grunde ein stiller Teich, auf dem die Wasserlilie schwimmt, an dem das Schilfrohr gerne wächst, die Pflanze, die solchen öden Orten erst das Siegel der Anmuth und der Melancholie aufdruckt." Voll solcher Scenen sind diese Alpenthäler, diese Ufer der Seen und der Flüsse, wo der Zug der Reisenden den Reiz der unvergänglichen Schönheit noch nicht abgestreift. Eine

Menge der lieblichsten bieten die Umgebungen des Sees von Annecy.

Doch nicht diese friedliche Natur allein, auch die furchtbaren, erhabenen Züge der Alpenwelt finden einen gleich aufmerksamen, ernst entzückten Beobachter an Töpffer. Auf dem Rigi genießt er jenes Schauspiel, das zu den schönsten, erhabensten gehört, die man auf dem Gebirge genießen kann. „Die Sonne erscheint diesen Morgen nicht; von allen Seiten aber stürzt das Gewölke gegen einander oder zerreißt unter unsern Füßen, hier durch die Oeffnung das dunkle Blau der Seen uns zeigend, dort die Wiesen und ihre unzähligen Umzäunungen, noch weiterhin die Vorgebirge, waldgekrönt." Da ist man aber immer noch von den Werken seiner Mitmenschen umgeben, da sieht man ein bebautes Feld, einen Garten, ein Haus, die Wiese, von den Leibern der vielfarbigen Kühe gesprengelt, vielleicht dringt gar das Geläute der Heerdenglocken zu uns herauf. Auf der Höhe der Alpen ist man allein, nirgends eine Spur mehr des Menschen, wie am ersten Schöpfungstage, oder wie wenn ein einzeln Verlassener von der Höhe eines Mondkraters in die furchtbare steinerne Einsamkeit hinabblickte. „Der Col des Fours ist sehr hoch. Er erscheint als eine schwarze Kuppe, erdlos, grasios, von den Winden gepeitscht, vom Blitz zerrissen. Keine Hütte, kein Wald ist da in Sicht, nichts als ein Gewirre nackter Höhen, die von den schwarzen, gezackten, mit Granitsäulen bespickten Gipfeln des Montblanc beherrscht werden. Um diese Gipfel her ist der Himmel ein nachtdunkler Azur; da scheint der Sonne ihr Feuer versagt zu haben, da scheint das unnahbare Reich des Schweigens und des Todes vor uns zu liegen." Mit gleicher Kraft weiß er den sturmgepeitschten Gletscher zu malen; doch möge dieß genügen, damit noch einiger Raum für die Besprechung der eigenthümlichsten dieser Werke übrig bleibe.

3.

Die Vorzüge einer feinen Beobachtungsgabe, einer poetischen Auffassung, und die, welche die Uebung der Kunst dem Künstler und dem Schriftsteller gibt, finden sich in allen diesen Reisen vielleicht in gleich hohem Grade vertheilt. Eines indessen haben diejenigen dieser Schriften, welche Töpffer in seinen letzten Lebensjahren verfaßt hat, besonders die „Reise nach Venedig" und die „Fahrt um den Montblanc," vor den übrigen voraus: die Erhebung des Verfassers über das Einzelne, Skizzenhafte, in das Künstlerische der philosophischen Anordnung und Betrachtung. Freilich fehlt dieß auch in den früheren Werken nicht ganz, aber gewöhnlich sind diese Betrachtungen in den Einleitungen zusammengedrängt, welche allerdings sodann wahre Juwelen in ihrer Art sind. Durch eine solche Einleitung ist besonders der „Spaziergang um den See" ausgezeichnet, welcher übrigens in seiner gesammten Fassung eine Menge hoher Schönheiten enthält. In den zwei letzten Reisen aber zeigt Töpffer auch einen Fortschritt in der Entwicklung seines Charakters, durch die Reinigung und Erhebung seiner Anschauungen und Begriffe, die früher von den Vorurtheilen des Genfers zu sehr beengt, in manchen Dingen seinem Genius die Flügel gebunden hatten. Nur in Einer Beziehung ist er sich bis zu seinem Tod treu geblieben: in der Bitterkeit seiner Parteiansichten, die ihn denn auch noch in diesen letzten Werken hin und wieder zu Ausbrüchen hinreißen, die man an einem so edeln und gutmüthigen Manne, wie Töpffer gewesen seyn muß, nicht begreift, wenn man die Wuth des Parteikampfs in diesen kleinen Städterepubliken nicht selbst gesehen hat.

Wenn Töpffer irgend einem Ding, das man unter die Kategorie Fortschritt zu bringen gewohnt ist, ein Wort, mit dem freilich in den dreißiger und vierziger Jahren, wie noch heute, viel Unfug getrieben wurde, einen Fußtritt versetzen kann, so thut er es gewiß, und nicht selten glaubt man in diesen Ausbrüchen einen verbitterten Greis zu hören, dem alles zuwider ist, was nicht mehr aus den Zeiten seiner Jugend stammt. Die Schweiz war damals von jenen politischen Kämpfen erschüttert, welche die Verfassung von 1847 und den daraus entsprungenen glücklichen Zustand vorbereitet haben. Auch in Genf tobte dieser Kampf und Töpffer sah noch die Volksbewegung von 1842, den Vorläufer der Revolution von 1846, welche den privilegirten Volksclassen oder Familien den politischen Einfluß entwand, um ihn auf das ganze Volk zu vertheilen. Töpffer lebte hauptsächlich mit jenen, er theilte mit Leidenschaft ihre Leidenschaften und konnte daher nur mit Bitterkeit all das betrachten, was seinen Freunden zuwider und seinen Gegnern genehm war. Indessen dringt diese Anschauungsweise doch nicht immer durch, vielmehr gewinnt der Künstler hie und da über den Parteimann die Oberhand und läßt ihn dann das Wahre und Schöne auch da erkennen, wo es nicht den Genossen, sondern den Gegner schmückt.

Dieß zeigt sich namentlich da, wo er die Gebräuche der katholischen Völkerschaften betrachtet, zu denen er auf seinen letzten Zügen gekommen; seine Anschauungsweise war auf seinen früheren Reisen noch eine ganz andere, und deren spätere Reinigung ist bei einem Genfer vielleicht verdienstlicher als bei manchem andern. Der Genfer, obgleich von derselben Glaubenslosigkeit unseres Jahr-

Digitized by Google

bunderts angefressen wie alle civilisirten Völker, hat es dennoch nicht dahin bringen können, seine streng protestantischen Vorurtheile abzulegen. Allerdings ist die Lage seines Ländchens auch so, daß es ihm schon zu verzeihen ist, wenn er nicht ohne Bangen die Uebergriffe einer bigotten Bevölkerung um sich her sieht. Töpffer aber steht in dieser Beziehung, obgleich ein gläubiger Christ, wenn auch nicht immer ein überzeugter, weit über der Masse seiner Landsleute. Die schöne Würde der Bevölkerung Deutschtirols flößt ihm, wie wir gesehen, eine Achtung ein, die aus jeder seiner Zeilen spricht. Nicht minder ist er vom Schauspiel betroffen, das ihm die Völkerschaften um den St. Bernhard bieten, als er sie, zum Feste des Klosters versammelt, in der Kirche des Hospizes im Gebete findet.

Und dann der Auftritt in Cedrums! Es ist nicht möglich, den himmlischen Frieden des Pfarrhauses mit tieferem Gefühl zu schildern, als es Töpffer hier gethan hat. „In Cedrums zeigt man uns zur Herberge ein Häuschen, in das wir eintreten. Es ist das Pfarrhaus. Stellet euch hier, in dieser schon so friedlichen Natur, in diesem vom Strahl der Morgensonne vergoldeten Kämmerlein einen alten Pfarrer vor mit weißen Haaren, der mit seinem Vikar am Damenbrett sitzt. Das Bett ist roh, der Tisch alterthümlich, hundertjährig der Lehnstuhl; alles in der Wohnung ist alt, aber eintlich; nur das in seiner hölzernen Nische hängende Crucifix glänzt im bescheidenen Luxus eines frommen Schmucks. Welch holdes, friedliches Schauspiel! Man kann nicht Zeuge dieser Einfachheit des Lebens seyn, dieses stillen, friedlichen Verlaufs der Tage, ohne lebhaft zu bedauern, daß man selbst im trüben Strom der Städte mit fortgerissen ist. Besonders gesteht man sich nicht ohne Bitterkeit, daß man ein solches Loos, wenn es uns auch geboten würde, weder annehmen, noch sich dabei glücklich fühlen könnte; und doch, unsere Lustbarkeiten, alle unsere Freuden, was sind sie gegen diese Ruhe!"

Eine ähnliche Scene gibt er in derselben Reise, der nach Venedig, welche ich mittheilen muß. Es ist die Beschreibung des Kirchhofs von Erlenbach, in der Nähe des Thunersees. „Man steigt einen Abhang hinauf. Alles ist da Friede, Schweigen in diesem religiösen, melancholischen Asyl. Wäre nicht das Daseyn so süß, man möchte da seine Knochen lassen unter diesen blumigen Gräbern, möchte da schlafen beim Summen der Insekten. Daneben ist das Pfarrhaus, hinter Dahliengebüsch versteckt, unter Obstbäumen vergraben, von dem aus der Pfarrer, wenn er seine Predigten aufsetzt, zu gleicher Zeit seine Todten und seine Lebendigen, das Haus Gottes und um es her die Werke sieht, die seinen Ruhm verkünden."

Schon die Einleitung der venetianischen Reise, der diese Scenen entnommen sind, gehört zu dem Schönsten, was Töpffer geschrieben hat. Er erhebt sich da gegen die bei den Philosophen aller Farben verbreitete Ansicht, nach der es kein vollkommenes Glück auf Erden gebe. Nicht nur Augenblicke, ganze Tage solchen Glücks, eines tief gefühlten, selbstbewußten, habe er gehabt, behauptet Töpffer. Und dieß sey auf der Reise gewesen, hoch auf den Bergen, meist einen schweren Tornister auf dem Rücken. Allerdings habe er keinen Flor am Hute gehabt, keine Trauer im Herzen, sonst aber sey sein Leben gerade so gewesen wie das der großen Mehrzahl der Menschen, ein Leben der Mühe und der Arbeit. In der Reise um den Montblanc gibt er sodann die Bedingungen an, deren Zusammentreffen einen so glücklichen Zustand allerdings wesentlich befördere: erstens die Anzahl und die Jugend der Reisegefährten, welche durch die Frische der Eindrücke, durch die Elasticität des Charakters, durch das brüderliche Zusammenleben den Genuß verzehnfachen und jede Unbequemlichkeit vergessen lassen; zweitens, eine noch schwierigere zu erfüllende Bedingung, die Gefährtin seines Lebens als Begleiterin bei sich zu haben — seine Frau hat Töpffer auf allen seinen Zügen begleitet — die, wie sie zu Hause waltet und ordnet, so auch in den abgelegenen Thälern und auf den unwirthlichen Höhen durch ihren ordnenden Sinn eine Behaglichkeit zu schaffen weiß, welche man sonst stets vermissen wird. Als dritte Bedingung nennt er, eine Liebhaberei als sammelnder Naturforscher oder Künstler zu haben, welche der Langeweile allen Zutritt unmöglich macht, und in jedem, auch dem trübseligsten Orte, den gegebenen Augenblick angenehm ausfüllen läßt. Mit all dem ausgestattet, durch langjährige Erfahrung auf alle Möglichkeiten des Reiselebens vorbereitet, fürchtet der sorgsame Führer nichts weder für sich noch für seine Schaar, und ist daher stets nur darauf bedacht, jeden Vorfall nur für den Genuß und die Ausbildung der ihm anvertrauten Jünglinge auszubeuten. So erst er bei einer Art gelinder Hungersnoth in Graubünden: „Wir hüten uns wohl, uns darüber zu beklagen. Ein wenig seltene Lebensmittel sind nur so um kostbarer; der Mangel erzeugt Vorsicht, auch ist es gar nicht übel, daß die Gentlemen, klein und groß, denen niemals etwas gefehlt hat, mit ihren eigenen Augen sehen und mit dem eigenen Magen fühlen, daß man hie und da etwas entbehren kann, und daß ein guter Appetit nicht, wie sie vielleicht glauben möchten, der genügende Grund eines guten Mittagessens ist."

In dieser lebensfrohen, gesunden Auffassung der Dinge kann sich indessen die Reise um den Montblanc

mit der venetianiſchen kaum meſſen, denn nur zu häufig ſtößt man dort auf jene Ausbrüche der Verbitterung, faſt der Verbiſſenheit, die an einem ſonſt ſo liebenswürdigen Manne doppelt auffällig und ſchmerzlich iſt. Zwar rafft er ſich im Beginn ſeiner Einleitung kräftig auf, indem er ruft: „Zu mir, Soldaten! nochmals fort auf die Alpen! Capua hatte uns verweichlicht; es hatte uns Numantia und Sagunt, die alten Zeugen unſerer Thaten, als häßliche Trümmer, Karthago ſelbſt als ein ſchwarzes Grab erſcheinen laſſen. Drum fort wieder auf die Alpen! Da ſind nackte Felſen: man erſteige ſie! rauhe Witterung, melancholiſche Wolken, ewiges Eis: man trotze ihnen! So erhebt ſich der Muth! ſo kehrt die Tapferkeit zurück! Die Schwächlinge ſind weder Herren über Rom, noch über ſich ſelbſt!"

Aber bald darauf nimmt ihm das revolutionirte Wallis, „das bekanntlich in ſeiner Wiedergeburt begriffen iſt," und die verſchiedenen Touriſten, denen er begegnet, und die anders gekleidet oder raſirt ſind, als er es in Genf zu ſehen gewöhnt war, alle gute Laune, ſo daß er in alle dem nichts erblickt, als ein jämmerliches Bild unſerer jämmerlichen Zeit, aus dem wie alle Kraft, ſo auch die Poeſie verſchwunden ſey. Glücklicherweiſe dauern dieſe pſeudokaſſandriſchen Ausbrüche nicht lange; bald zeigt ſich der ächte Töpffer wieder, der an allem Menſchlichen theilnimmt, und der ſich dann auch durchaus nicht ſcheut, hie und da die ſteife Würde des Pfahlbürgers und des Familienvaters abzuſtreifen und, gerade wie eine der Zielſcheiben ſeines Zorns, George Sand, thut, offen zu bekennen, „welch Vergnügen es iſt, ſich einmal im Leben recht herzlich dumm zu fühlen," und in der Schilderung der Freuden des „fou-rire," des Lachkrampfs, vergißt er dann, daß ſelbe Zeit von den Eiſenbahnen bedroht iſt, deren Einführung er nicht mehr ſehen zu müſſen hofft.

Im Wallis findet er übrigens, trotz der politiſchen Aenderungen, die ihm ſo ſehr zuwider ſind, eine Menge Dinge, die er bewundern muß. Er liebt das Land kaum weniger als das ihm noch näher liegende bekanntere Savoyen, und die Schilderungen, die er in dieſer Reiſebeſchreibung davon gibt, gehören mit zu dem beſten, das er je geſchrieben. Vor allem iſt die Ehrlichkeit der Walliſer rührend. Oft geſchieht es, daß Töpffers Zöglinge Geld, Hüte, Taſchen, Reiſeſäcke auf der Straße „ausſäen;" im Wallis iſt es aber unmöglich etwas zu verlieren, denn jeder Gegenſtand findet ſich wieder zum Eigenthümer zurück. Einer der Zöglinge hatte auf der Forclaz, an einer Quelle, wo er getrunken, ſeinen einzigen Thaler Taſchengeld verloren; eine Bäuerin findet ihn und kommt eigens herunter bis nach Martigny, wo ſie den Fund im Gaſthof abgibt, damit man den Eigenthümer da ermittle. Und welche Idylle jene Schilderung der Mayen, wo die alten Familien der Walliſer Hauptſtadt, dicht beim ewigen Schnee, ihre Sommerfriſche halten! Und der Wirth von Tourtemagne! Derſelbe war zu einer Reiſe ausgezogen, zweiſpännig; unterwegs trifft er Töpffers Schaar, und im Galopp ſeiner Pferde überlegend, daß dieſelbe wohl bei ihm frühſtücken könnte, wendet er im Galopp und kehrt, ohne ein Wort zu ſagen, nach Hauſe zurück. Eben ſo die Wirthin von Zermatt, die in ihrem Sonntagsſtaate ſchon unterwegs nach Stalden war, wo ſie „das Schauſpiel" anſehen wollte, beim Anblick der Reiſegeſellſchaft aber ſchnell umkehrt, „um eilends ihr Haus in Stand zu ſetzen, Plätze zum Nachtlager zu entlehnen und Lebensmittel zuſammen zu treiben." Die Behandlung der Reiſenden zeigte aber, daß nicht das Geldintereſſe allein, daß hauptſächlich das natürliche Wohlwollen und die Grundſätze der alten Gaſtfreundſchaft ihre Handlungsweiſe beſtimmten. Die Gaſtfreundſchaft dieſer Alpenvölker iſt noch faſt ganz die der Altvordern, was in unſern commerciellen Zeiten einen um ſo freundlicheren Eindruck macht. Eine Scene der Art möge hier einen Platz finden.

Evolena liegt in einem jener Querthäler, die ſich vom Rhonethal aus gegen den Monte Roſa und das Matterhorn hinauf ziehen. Da kam die Truppe Töpffers Abends an. Die ganze Bevölkerung lief herbei, um die Fremdlinge anzuſtaunen, denn der Platz lag damals weit vom Zug der Touriſten ab. Man führt die Reiſenden in das Haus des „Präſidenten." Der Vortrab hat ſich ſchon ums Feuer gelagert, will aber den Neuankommenden den Platz räumen, damit auch ſie ihre durchnäßten Blouſen trocknen können. „Da entſchließen ſich unſere Wirthe, um allem zu genügen, das große Werk der Zubereitung unſeres Nachteſſens auf die benachbarten Hütten zu vertheilen. Schnell alſo fort mit Schüſſeln, Töpfen! weg mit der Suppe! Die Küche wird uns überlaſſen, und auf Holzbündeln vor dem brennenden Herde ſitzend, laſſen wir unſere Blouſen rauchen; die Trocknung beginnt, die Wärme dringt ein und die Freude bricht hervor. Ja, die Hütten ſollen leben!" Aber ein wichtiges Amt iſt Töpffern vorbehalten. Er wird gebeten, ſich in ein benachbartes Haus zu begeben, wo er die Gemeindeälteſten unter ihrem Präſidenten zu der wichtigen Verhandlung verſammelt findet, was man den Reiſenden zum Nachteſſen geben ſolle. Der Rath hatte mit Stimmenehelligkeit beſchloſſen, die Entſcheidung über dieſen Punkt dem Herrn Direktor ſelbſt zu überlaſſen. „Es handelt ſich nun darum, zu wiſſen, ob es uns angenehmer ſeyn werde, geſalzenes Schweine- oder rohes Hammelfleiſch zu

Digitized by Google

bekommen." Der Herr Direktor versucht also das rohe Hammelfleisch, hält es für gekochtes Bockfleisch und entscheidet sich sogleich für das Gesalzene. Der erste Punkt ist somit erledigt. Dann führt man ihn von Faß zu Fäßlein, damit er eben so zwischen dem Rothen von Arbon und dem Muskatwein von Sierre wähle. Töpffer, bemüht, so viel Höflichkeit durch schmeichelhaftes Entgegenkommen anzuerkennen, kostet, schlürft mit Ueberlegung, untersucht mit Feierlichkeit und erklärt hierauf bestimmt, wie es ihm unmöglich sey, zwischen Weinen, die so gleich vortrefflich sind, zu entscheiden, so daß er sich, sofern dieß erlaubt sey, für beide zu gleicher Zeit aussprechen müsse. „Diese Antwort wird von den Gemeindeältesten als eben so merkwürdig wie ehrenvoll für die Gemeinde aufgenommen, und der Präsident Favre macht sich hierauf, in seinem Namen wie in dem seiner Collegen, zum achtungsvollen Organ seiner Gefühle." Der Gemeinderath überwacht sodann bis in's Kleinste die Vorbereitungen zum Mahle, und als schon die Reisegesellschaft in den Hütten des Dorfs vertheilt im Schlafe liegt, beräth er noch bis in die Nacht hinein, was man den edeln Fremdlingen zum Frühstück reichen wolle. Man hüte sich aber, nach dem Ton dieser Erzählung diese guten Leute für eine Art Lalenburger zu halten. Dieselben verstehen, wie auch Töpffer es ausdrücklich anerkennt, die Angelegenheiten ihrer Gemeinde so gut, wie es bei den Städtern nur höchst selten der Fall ist.

Einige Tage darauf, als die Gesellschaft gegen das Matterhorn vorgedrungen war und den in seiner Art vielleicht einzigen, in einsamer Majestät thronenden, furchtbaren Gipfel gesehen hatte, kamen sie nach Stalden zurück, wo sie von den Bauern des Dorfs „Rosa von Tannenburg" spielen sahen, welcher Aufführung Töpffer weitläufig schildert. Wir aber, obgleich Rosa von Tannenburg uns durchaus nicht kalt läßt und mit den Eindrücken der Töpfferschen Schilderung die der frühesten Lektüre in den Kinderjahren sich verbinden, lassen den edeln Edelreich von Tannenburg und den kühnen Kühnrich von Zuchtenburg, nebst ihren Rittern, Knappen, Kohlenbrennern, ihre Sache allein ausfechten und begleiten Töpffer und seine Schaar auf die Höhen der Alpen, in die Umgebungen des Montblanc, wo sie in einsamer, öder Gegend, unter Schnee und Eis und den Trümmern der Urwelt, die nur von zwei im Aether schwimmenden Adlern belebt werden, auf einem großen Felsblock den Namen Alfy Penay eingegraben finden. Wer ist der Mann? Niemand weiß es. Aber sein Namen soll der Nachwelt überliefert werden. Der hier am einsamen Orte eingegrabene Name führt Töpffer auf jenen geheimnißvollen Zug des Menschen, der jeden treibt, wer er auch sey, da oder dort, auf die eine oder andere Weise ein Zeichen seines Daseyns zu hinterlassen. Aus angelernter Eitelkeit widerstehe der conventionelle Mensch diesem Zuge, und nur der unerzogene, der Natur näher stehende, der Bauer, der Soldat, grabe seinen Namen da ein, wo der gute Ton es dem andern verbiete. „Wenn man aber hierin durchaus eine dumme Eitelkeit sehen will, dann, Alfy Penay, ist die deinige eben so legitim, nur noch entschuldbarer vielleicht, als die jener Monarchen, welche auf Denkmäler, Triumphbogen, in Erz und Marmor, ihre Namen und ihre Tugenden, ihre Wohlthaten und ihre Siege schreiben lassen. Denn bist du nicht auch Mensch? und wenn es diesen Erhabenen erlaubt ist, sich am Giebel aller Gebäude eines großen Königreichs anzuschreiben, wer wollte dich dann tadeln, wenn du einen Stein am Wege dazu benützt?"

Man sieht auch hier wieder, daß Töpffer, trotz der Moral und der Vorurtheile seines Stadtviertels, die er freilich sein Leben lang mit sich schleppt, dennoch, sobald er nicht von seinem Parteistandpunkt verblendet ist, das rein Menschliche in seiner vollen Berechtigung, in seiner Schwäche und seiner Hinfälligkeit, in seiner Größe und Schönheit zu erkennen weiß. Dich hängt, wie man wohl bemerkt hat, mit seiner ganzen Anschauungsweise über Kunst und Literatur wie über das Leben in allen seinen Richtungen nahe zusammen und prägt Töpffers Charakter das Siegel auf. Daher sein Vergnügen am Treiben der Kleinen, der Bauern, der Verwahrlosten, derjenigen, die arm sind im Geist; daher sein immer frischer Genuß an den täglich sich wiederholenden Zufälligkeiten der Fußwanderung. Ist das Wetter schön, so bietet die Natur ihre unzähligen Schönheiten; hemmt Regen oder die Gefahr des Weges die Weiterreise, so „colonisirt" man, d. h. man spielt, man zeichnet, man skizzirt, man ordnet die gesammelten Objekte, und findet dabei Mittel, sogar den Regen schön zu finden. Ein Hochgenuß aber, dem man ebenfalls überall begegnet, ist die Sympathie des Nebenmenschen, die sich in einer kleinen Hülfeleistung, im Anerbieten eines gastlichen Dachs, oder auch nur in einem freundlichen Gruße offenbart. So das Abenteuer du bon mylord, mit dem wir schließen.

„Bei Altorf begegnen wir drei oder vier Wagen, die mit etwa fünfzehn schönen Engländerinnen und ihrem Vater, einem guten Mylord mit weißem Haar, beladen sind. Die ganze Gesellschaft steht in den offenen Kaleschen, die Augen gegen den See gewendet, von dem sie Abschied zu nehmen scheinen, so daß sie uns nicht kommen sehen können. So fahren sie an

uns vorüber. Eine, zwei — gut! — Drei, fünf, acht — immer gut! aber zwölf, fünfzehn! — Da fühlt ſich der gute Herr von Sympathie für unſere junge, flinke, lachende Schaar ergriffen; er grüßt, erhebt ſeinen Hut in die Lüfte und begleitet uns mit ſeinen beſten Wünſchen. Alsbald antworten unſere Hüte ſeinem Gruß und die holden Ladies verneigen ſich, unſere Höflichkeit erwidernd. Kurze, reizende Erſcheinung!"

Aber alles verſchwindet. Töpffer iſt todt, doch die Alpen ſtehen unerſchütterlich, und drüben der Schwarzwald, die ſchwäbiſche Alp, der Harz, und laden das junge Geſchlecht zum gleichen herrlichen Genuß.

Aus einem Tagebuche vom Jahre 1548.

Fürſtliche Solliciteanten und eine gnädige kaiſerliche Strafe.

Kaiſer Karl V. hatte ſein Meiſterſtück der Staatskunſt und der Waffen vollbracht. Der Schmalkaldiſche Bund war zerſprengt. Der ſächſiſche Kurfürſt Johann Friedrich, bisher thatſächlich der proteſtantiſche Gegenkaiſer, mußte am Abend des verhängnißvollen 24. April 1547 vor ſeinem „allergnädigſten Kaiſer und Herrn," den er noch eben als „Karl, der ſich den fünften römiſchen Kaiſer nennt," zu tituliren pflegte, das Knie beugen, „die ſpaniſche Reverenz machen," wie das in der Sprache der damaligen Etikette genannt wurde. Der Heſſe, Landgraf Philipp, hatte wenige Wochen darauf, am Abend des 19. Juni, „auf dem großen Saale in des Kaiſers Logament zu Halle, im Beiſeyn vieler Herrn, Kurfürſten, Fürſten, fremder Potentaten Botſchafter, Grafen, Oberſten, Befehlshaber und einer großen Anzahl anderer Leute, ſo viel als in's Gemach gehen und von außen durch die Fenſter darin ſehen konnten," gleichfalls den Fußfall gethan und demüthige Abbitte geleiſtet, aber nichts weiter erwirkt, als daß er ſich keiner „ewigen" Gefangenſchaft zu verſehen habe. Die andern Fürſten, Herren und Städte des Bundes waren den Häupten entweder ſchon zuvorgekommen in raſcher und ſchmachvoller Unterwerfung, oder ihnen ſchleunigſt gefolgt. Durch unermeßliche Contributionen, Lieferungen an Geſchütz und Kriegsmaterial aller Art hatten ſie die Gnade des Kaiſers und Aufhebung der aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit über ſie verhängten Acht erkauft; die demüthigen Formen der Ausſöhnung, die keinem erlaſſen wurden, mochten im Augenblick gegen dieſe materiellen Opfer gar nicht in Anſchlag gebracht werden. Mit Recht wurde ihnen ſchon damals geſagt, hätten ſie nur den vierten Theil deſſen, was ſie dem offenkundigen Feinde ihres Glaubens und ihrer Freiheit zahlen mußten, damit er in Stand geſetzt werde, ihren Glauben und ihre Freiheit zu unterdrücken, daran geſetzt, um beide zu vertheidigen, ſo würden ſie den Krieg Jahrelang haben führen können, was eben ſo viel hieß, als ihn ſiegreich führen. Dergleichen iſt in ähnlichen Situationen ſtets mit dem gleichen Rechte geſagt worden, hat aber niemals verhindert, daß daſſelbe ſich ſtets wiederholt hat.

Karl V. war ein zu gewiegter Politiker, um ſeinen Sieg zu überſchätzen. Er wußte wohl, daß er nur ſo weit Gehorſam fand, als die Gegenwart ſeiner Soldaten denſelben erzwang. Ihm war es nicht verborgen, daß er, trotz ſeiner glänzenden Erfolge im Juli 1548, nicht viel feſter ſtand als im Juli 1547, wo ihn ſeine ſchlaffen und kurzſichtigen Gegner ſchon verloren achteten und ſich deßhalb der Mühe überhoben glaubten, ihn vernichten zu müſſen. Alles hing davon ab, ob er die genügende Truppenmacht zur Ueberwachung ſo weit zerſtreuter Gebiete, vom Fuße der Alpen bis zu den Küſten der Nordſee, zuſammenzuhalten vermochte. Das war aber zumeiſt eine finanzielle Frage. Denn der Soldat dieſer Zeit, der ächte, richtige Söldner, machte ſeine Dienſte ganz allein vom Beutel abhängig. Wurde er gut und vor allem richtig bezahlt, ſo war das Größte mit ihm möglich. Stockte der Sold, ſo erfolgte ſofort Löſung der Disciplin, offene Widerſetzlichkeit und eine vollſtändige Zerſplitterung der Heere. Nun hatte dieſer „deutſche Krieg" den Kaiſer mindeſtens drei Millionen Goldgulden gekoſtet, aber alle Strafgelder und Contributionen, alle päpſtlichen Hülfsgelder und die der katholiſchen Reichsſtände hatten nicht mehr als anderthalb Millionen gebracht. Es war eine bedenkliche Ebbe im kaiſerlichen Schatze, und die Fugger und Welſer, die wohl hätten helfen können, waren nicht mehr ſo unbedingt

zum Creditgeben geneigt, wie etwa zehn oder zwanzig Jahre früher.

So war es jetzt die Hauptaufgabe der klugen Männer im Rathe des Kaisers, neue Geldquellen aufzuspüren, ein Geschäft, dem sie sich mit um so größerem Eifer widmeten, als es jedermann, den Kaiser selbst nicht ausgenommen, wohl bekannt war, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil davon nebenab in ihre Taschen floß. Freilich waren die eigentlichen Goldbäche, die in den reichen Städten oder in den Schatzkammern der größeren fürstlichen Rebellen entsprangen, schon abgeleitet, und was noch übrig blieb, konnte auch bei den umsichtigsten Bohrversuchen nicht mehr so ergiebig ausfallen. Aber die Menge mußte auch hier ersetzen, was die Fülle zu wünschen übrig ließ.

Es kam also darauf an, möglichst viele „Schuldige" von dem vergangenen Kriege her zu erspähen, nicht um sie zu bestrafen, sondern nur um sie bezahlen zu lassen, so viel als sich nur immer aus ihnen herauspressen ließ. Unter diese eigenthümliche Kategorie von Schuldigen wurden auch die Grafen von Waldeck gezogen, um welche man sich sonst am kaiserlichen Hofe und in der kaiserlichen Politik wenig zu bekümmern pflegte.

Das alte gräfliche Haus *Waldeck* gehörte zu denen, auf die das volksmäßige Wort des Freidank:

„Breite Eigen werden schmal,
So man sie theilet nach der Zahl,"

in vollstem Sinne seine Anwendung gefunden hat. Fortwährende Theilungen eines nicht übermäßig großen Besitzes ließen eine Linie nach der andern aufschießen, trugen aber nicht dazu bei, das Gesammtgut des Hauses zu vermehren oder seine politische Stellung zu verbessern. So war es gekommen, daß die früher reichsunmittelbaren Grafen im fünfzehnten Jahrhundert sich unter die Lehensherrlichkeit eines mächtigeren Nachbars, des hessischen Landgrafen, stellen mußten, ohne damit ihre Reichsstandschaft aufzugeben. Es war dieß eines der unzähligen unklaren staatsrechtlichen Verhältnisse, mit denen der Organismus des Reichs in den letzten Zeiten des Mittelalters sich beschwerte. So lange alles im ebenen Geleise fortging, mochte man sich leidlich dabei behelfen, aber jede Krisis mußte Gelegenheit zu den fatalsten Verwirrungen für alle Betheiligten geben.

Zur Zeit des schmalkaldischen Krieges gab es nicht weniger als vier regierende Herren im kleinen Waldecker Lande: Philipp IV. von der Wildungschen Linie, und die drei Brüder Wolrad II., Philipp V. und Johann von der Eisenbergischen Linie. Alle diese hatten ihrem Lehensherrn, dem hessischen Landgrafen Philipp, als er sie zur Lehensfolge im Jahr 1546 aufbot, Gehorsam geleistet, wie es getreuen Vasallen geziemt und wie sie es bei Strafe der Verwirkung ihrer Lehen schuldig waren. Doch waren sie nicht in den Fall gekommen, für ihren nächsten Lehensherrn das Schwert gegen ihren obersten Lehensherrn, den Kaiser, zu ziehen. Ehe noch das kaiserlichr Heer den Landgrafen an seinem eigenen Herde aufsuchen konnte, entschloß er sich zur Unterwerfung und die aufgebotene Vasallenschaft wurde entlassen. Ein kaiserlicher Commissär verkündete allen denen, welche für den Landgrafen und gegen den Kaiser die Waffen getragen, vollständige Amnestie unter der Bedingung, daß sie sich fortan ruhig hielten. Die Waldeckischen Grafen wirkten, wie die meisten der mit ihnen in gleicher Lage befindlichen Herren und Ritter, zu größerer Sicherheit noch eine förmliche Urkunde darüber von eben diesem kaiserlichen Commissär aus, vor dem sie sich persönlich gestellt hatten, und konnten sich nunmehr der Hoffnung hingeben, unbelästigt zu bleiben.

Da erfolgte wie ein Blitz aus heiterer Luft am 12. März 1548 eine Citation an die drei Gebrüder Wolrad, Philipp und Johann, sich zur persönlichen Verantwortung vor dem Kaiser, der damals zu Augsburg residirte, am 16. April zu stellen. Dem kaiserlichen Mandate mußte unter damaligen Umständen gehorcht werden, wo spanische, italienische und deutsche Truppen durch ganz Niederdeutschland cantonirten und jede Widersetzlichkeit durch das schärfste summarische Verfahren geahndet werden konnte. Ob der Kaiser nach dem Vorangegangenen ein Recht dazu habe oder nicht, durfte man höchstens in Augsburg selbst auf eine ersprießliche Weise zu erörtern hoffen. So machten sich denn die drei Brüder schleunigst reisefertig.

Schon am 5. April konnten die gräflichen Brüder mit einigen erprobten Räthen und weniger Dienerschaft vom Schlosse Waldeck ausreiten dem Süden zu. Mit diesem Datum beginnt das Tagebuch, dem die folgenden Schilderungen entnommen worden. Es ist von dem Grafen Wolrad eigenhändig und meist in großer Ausführlichkeit geschrieben, natürlich in lateinischer Sprache wie es sich für einen so gelehrten Herren ziemt. Der „gelehrte" ist ein Beiname, der ihm damals sehr häufig und nicht bloß aus Schmeichelei beigelegt wurde. Es vergegenwärtigt uns ein Stück deutscher Geschichte, wie es damals oft genug spielte, in der Unmittelbarkeit des selbsterlebten Begegnisses, wie keine andere geschichtlichr Aufzeichnung dieser Zeit. Es ist auch, davon abgesehen, ein getreues Spiegelbild einer wohldenkenden, sehr gebildeten und in jeder Art tüchtigen Persönlichkeit, die allerdings niemals in der ersten Reihe der die

Geſchichte eigentlich machenden Kräfte ſtand, aber dafür in ihrem beſcheideneren Kreiſe deſto gedeihlicher wirkte.

In ſchweren Sorgen wurde die Reiſe angetreten; namentlich mußte Wolrad aus triftigen Gründen ſchlimmes fürchten. Er hatte ſich bei verſchiedenen Gelegenheiten als eifriger Verfechter der neuen Lehre bemerklich gemacht. In dem letzten, ganz verunglückten Vereinigungsverſuche der beiden Glaubensbekenntniſſe, dem Religionsgeſpräch zu Regensburg im Winter 1545—46, war er auf den Wunſch des großen Straßburger Theologen Bucer von Seiten ſeines Lehensherrn, des Landgrafen Philipp, zwar nur als Zuhörer geſandt geweſen; aber ſein Glaubenseifer hatte ihn fortgeriſſen, ſo daß er einmal die hämiſchen Invectiven des kaiſerlichen Caplans, Petrus Malvenda, des katholiſchen Vorkämpfers, allerdings nicht ſehr parlamentariſch unterbrach. Daß ihm Malvenda Rache geſchworen hatte, wußte er, und gleichfalls, was Malvenda bei dem Kaiſer galt. Außerdem bekümmerten ihn allerlei an ſich geringfügige Streithändel mit ſeinen Nachbarn, wie ſie jeder deutſche Territorialherr damals dutzendweiſe zu haben pflegte. Aber das gefährliche dabei war, daß er Proteſtant und ſeine Gegner Katholiken waren, darunter der neue Erzbiſchof Adolf von Köln, den man als einen beſondern Günſtling des Kaiſers betrachtete und zugleich auch als einen beſonders heftigen Feind der neuen Lehre und ihrer Anhänger. Man hatte den Grafen einſtweilen wiſſen laſſen, daß er ſich zu Augsburg nicht bloß wegen Hochverraths gegen den Kaiſer, ſondern auch wegen Friedensbruchs gegen harmloſe Nachbarn zu verantworten haben werde. Seine Brüder durften die Sache leichter nehmen. Sie konnten in Augsburg auf einflußreiche Gönner hoffen, vor allen auf den Herzog Wilhelm von Cleve, der damals bei dem Kaiſer und dem König Ferdinand viel galt, weil man ihn gut brauchen konnte. Dieſer Cleveſche Herzog war ihrer noch lebenden Mutter leiblicher Bruder; denn Philipp und Johann waren der zweiten Ehe des verſtorbenen Vaters der drei Waldeckſchen Grafen mit Anna von Cleve entſproſſen, Wolrad aber aus der erſten Ehe, entbehrte alſo dieſe mächtige Verwandtſchaft. Beide jungen Grafen ſtanden noch in den Jahren, wo man friſcher in die Welt hinaus ſieht — der eine war 27, der andere 26 Jahre alt, Wolrad dagegen hatte beinahe ſchon das vierzigſte Jahr erreicht. Die jüngeren Brüder waren noch unverheirathet, er aber ſeit kaum zwei Jahren mit einer innig geliebten jungen Frau, Anaſtaſia, Gräfin von Schwarzburg, verbunden, die ihm ſchon ein Töchterchen, Katharina, geboren hatte. Daß er Weib und Kind in dieſen Zeiten gewiſſermaßen ſchutzlos zurücklaſſen mußte, war nicht das geringſte Theil ſeines Kummers. Denn wer bürgte dafür, daß er nicht als Geächteter ſeiner Heimath für immer den Rücken kehren mußte?

Indeſſen brachte die Reiſe wenigſtens Einen heitern Tag. Am Sonnabend Abend — Donnerſtag waren ſie ausgeritten — trafen ſie im Schloſſe zu Meßfeld ein, wo damals die Grafen von Henneberg zu reſidiren pflegten. Sie wurden von dem alten regierenden Grafen Wilhelm und ſeinem Sohne Georg Ernſt auf's beſte empfangen und bewirthet. Graf Wilhelm war der leibliche Großvater der jungen Gattin Wolrads durch deren Mutter Katharina, eine geborene Gräfin von Henneberg. Der Hennebergiſche Hof ſtand damals im Rufe, einer der ſtattlichſten weit und breit zu ſeyn, und die Bewirthung am Sonntag zeigte ihn in ſeiner ganzen Herrlichkeit, die ſich nach damaliger Art beſonders in Tafelfreuden kundgab. Das Mittagsmahl und die behagliche Heiterkeit des alten Grafen, der in einem vielbewegten Leben Gutes und Böſes reichlich erfahren hatte, aber noch immer es verſtand, ſich des Augenblicks zu freuen und Gott für die Zukunft ſorgen zu laſſen, richteten die gedrückten Gemüther der Reiſenden auf. Vater und Sohn ſtellten ihnen vor, daß die Sache lange nicht ſo ſchlimm ſey, als ſie ausſehe. Bei dem guten Wein, den man trank, hörte ſich das recht anmuthig an. Den Handel mit dem Kölner brauche Wolrad vollends nicht ſchwer zu nehmen. Man wiſſe ja, wie es dergleichen grilliche Herren halten. Sie ſpinnen ihre Intriguen im Verborgenen; trete man ihnen offen gegenüber, ziehen ſie ſich in ihr Verſteck zurück. Es gelte nur, daß man ſich feſt auf die Fürſten und Stände des Reichs berufe, da werden der Kölner und ſeine Genoſſen mit Schanden beſtehen. Auch der Kaiſer werde ſich bedenken laſſen, wenn man ihm nur klar mache, daß die Waldecker Vaſallen des Heſſen ſeyen. Wäre ihm dieſes ganze Verhältniß anſtößig, ſo ſtünde es ja in ſeiner Macht, es zu ändern. Niemand würde wahrſcheinlich lieber bloß unter dem Kaiſer ſtehen als ſie. Eine Anzahl von Empfehlungsbriefen an fürſtliche Freunde und Gönner auf dem Augsburger Reichstage wurde von Vater und Sohn den Reiſenden eingehändigt und dieſe, die ſich durchaus nicht noch eine Nacht halten laſſen wollten, wenigſtens genöthigt, noch eine zweite ſtattliche Mahlzeit einzunehmen, bis ſie von ihren freundlichen Wirthen, wie man leicht glauben wird, „tüchtig mit Wein zugedeckt," entlaſſen wurden.

Aber was die weitere Reiſe brachte, trug nicht dazu bei, dieſe gemüthliche, hoffnungsreiche Stimmung zu pflegen. Je näher man Augsburg kam, deſto deutlicher zeigten ſich die Merkmale der traurigen Zuſtände, unter denen die Geſinnungsgenoſſen der Grafen damals

Digitized by Google

ſeufzten. Schon in Nurnberg war alles voll Angſt und Verwirrung über die weiteren Plane des Kaiſers in Bezug auf Religion und bürgerliche Freiheit. In der Reichsſtadt Weißenburg begegneten die Augen der zum Thore Einreitenden zuerſt den kaiſerlichen Fahnen, als Zeichen, wer jetzt hier der wahre Herr ſey. In Donauwerth übernachtete man in demſelben Zimmer und in derſelben Kammer der Herberge zum goldenen Löwen, wo kurz vorher der Landgraf von Heſſen neunzehn Wochen lang als Gefangener von ſeiner ſpaniſchen Wache gehalten und nicht wenig gequält worden war, eine Erinnerung, die nicht eben ermunternd wirkte. Vorher, zwiſchen Weißenburg und Monheim war Graf Wolrad mit genauer Noth aus augenſcheinlicher Todesgefahr gerettet worden. Sein Pferd war in der Furth eines angeſchwollenen Baches geſtürzt und er im Bügel hängen geblieben.

So ritten ſie denn noch ſchwereren Herzens, als ſie Waldeck verlaſſen hatten, am Mittag des 14. April in Augsburg ein. Es war der Sonnabend vor Misericordia Domini und ſie fühlten alle recht wohl, wie ſehr ihnen Misericordia Domini Noth thue, aber nicht die des irdiſchen Herrn, ſondern des himmliſchen, „der allein mächtiger iſt als der Kaiſer;“ „denn es iſt ja die ſchwache Menſchheit ſo beſchaffen,“ ſagt das Tagebuch, „daß wenn man weit ab von der Gefahr ſich befindet, man ſich alles leicht einredet, aber wenn man dem Kreuze näher kommt, da empfinden Fleiſch und Blut, daß ſie nue Staub ſind. Darum bitten wir dich, heiliger Herr und Vater, demüthiglich, gib uns jetzt, wo die Noth da iſt, das rechte Vertrauen, daß wir nach deinem Gebote in Stillſchweigen und Hoffnung unſern Geiſt halten durch Jeſum Chriſtum unſern Herrn!“

Im Gewirre des Reichstags, des ſtattlichſten und inhalteichſten dieſer ganzen Periode, hätten ſich die Waldecker Herren wohl ſchwer zurecht gefunden, wenn ſie nicht alsbald ſich an einen trefflichen Führer und Berather gewendet hätten. Dieß war der Graf Wilhelm von Naſſau-Dillenburg, einer der bedeutendſten deutſchen Fürſten dieſer Zeit, obwohl an Landbeſitz vielen nachſtehend. Aber er hieß nicht umſonſt „der reiche Graf,“ und was mehr war, er kannte den kaiſerlichen Hof und alle leitenden Perſönlichkeiten auf's genoueſte, galt mit Recht für einen der treueſten Diener des Kaiſers, machte aber kein Hehl daraus, daß er offen der neuen Lehre zugethan ſey. Er hielt es darin anders als ſein Sohn, der den wohlverdienten Ruhm des Vaters ganz verdunkelt hat, als Wilhelm von Oranien. Jener Graf Wilhelm, damals ein Mann von 62 Jahren, nahm die mißlichen Angelegenheiten der ihm nahe verwandten, perſönlich befreundeten und beſtens empfohlenen Waldecker ſofort in ſeine Hand und führte ſie ſo, daß ſie mit Recht von ihm ſagen konnten, er habe ſich immer redlich und klug gegen ſie gehalten.

Sein Rath war es, der Wolrad beſtimmte, alles daran zu ſetzen, den Handel mit dem Kölner Erzbiſchof auf gütlichem Wege, durch Vergleich zu ſchlichten und es nicht bis zu der gedrohten Klage vor dem kaiſerlichen Hofrath kommen zu laſſen. Der alte Naſſauer Graf ſcheute auch in dieſer Sache keine Mühe und keinen Gang. Schon am Morgen des Montags nach der Ankunft der Waldecker ſuchte er perſönlich den ihm wohlbekannten und vielverpflichteten geiſtlichen Herrn auf. Freilich konnte er ihn nicht ſprechen, denn er hatte am Sonntag zu viel getrunken, lag noch zu Bette und befand ſich, wie man ſich in einem ſolchen Falle zu befinden pflegt. Aber ein Rauſch währt nicht ewig, und ſo gelang es dem Vermittler, die Sache einzufädeln und trotz aller Intriguen und Schwierigkeiten zum gedeihlichen Ende zu bringen. Der Kölner bequemte ſich zum Vergleich, allerdings nur gegen ſchwere Opfer, wie wenigſtens Wolrad die Sache anſah. Aber damit war eine große Gefahr für die Hauptangelegenheit, die Rechtfertigung vor dem Kaiſer wegen Hochverraths, abgeſchnitten. Denn ſchon im erſten Moment, als der beauftragte Noth der Waldeckiſchen Grafen die Ankunft ſeiner Herren dem kaiſerlichen Miniſter officiell angezeigt hatte, mußte er hören, daß nicht bloß ihr Vergehen gegen den Kaiſer, ſondern auch der Friedensbruch gegen den Kölner ihnen oder zunächſt Wolrad große Schwierigkeiten bereiten werde, und zwar, wie zu verſtehen gegeben wurde, dieſer vielleicht noch größere als jenes.

Jedenfalls war ſo viel gewonnen, daß ein gefährlicher Feind, wenn auch nicht zum aufrichtigen Freund, ſo doch zu einer Art von Gönner ſich umwandelte. Wolrad traute ihm allerdings auch jetzt ſo wenig wie früher, wo er ihn in ſeinem Tagebuch mit leicht verſtändlicher Anſpielung als „glattköpfigen Fuchs“ bezeichnete oder, wenn er freundlich that, meinte, er verſtände es trefflich, den Fuchsſchwanz zu verbergen; denn kurz vorher hatte er ihn, als er an ſeiner Herberge vorüber ging und ihm nach der Sitte mit gezogenem Barett höflich begrüßte, nur mit einem ſehr finſtern Blicke gedankt, und das ſchien Wolrad ſeine wahre Herzensmeinung zu ſeyn, und die ſpätere ſüße und ſalbungsvolle Holdſeligkeit nur Gleißnerei. Doch blieb es bei dem wieder hergeſtellten guten Einvernehmen, und ſpäter wird ſich finden, daß

Wolrad in seiner wachsenden Verlegenheit sogar zu der Fürsprache dieses einflußreichen Kirchenfürsten seine Zuflucht nehmen mußte, wobei sich derselbe, so viel man sehen kann und so viel selbst der immer noch argwöhnische Wolrad entdecken konnte, nicht ungroßmüthig benahm.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Geibels und Hebbels Dramatisirung der Nibelungensage.

(Schluß.)

Die Sage ist auf heidnischem Boden entstanden, aber in christlicher Zeit episch gestaltet. Im Nibelungenliede laufen altheidnische Züge zwischen den noch äußerlichen christlichen Gebräuchen durch, deren Erwähnung der Gegenwart des Mittelalters entlehnt ist. Diese Vermischung stört wenig, weil sie wenig hervortritt und den Verlauf der Geschichte mit ihren allgemein menschlichen Motiven wenig berührt. Statt es dabei zu lassen, aber, was keine Bedeutung im Zusammenhang hat, nach mehr als dort zurücktreten zu lassen, aber, wie Geibel, noch lebendiger alten Heidenthum anzunehmen, bemüht sich Hebbel, die gewaltige Idee des im deutschen Volke innerlich durchgekämpften Ueberganges vom altnationalen zum neuen Weltglauben in den Personen seines Stückes arbeiten zu lassen. Gelänge es ihm, uns mit dem Gedanken an dieses große Ringen Völker bewegender und umbildender Weltanschauungen zu erfüllen, so träte das Interesse an den einzelnen Personen sehr leicht zurück. Es gelingt ihm aber nicht, weil die gelegentlichen Andeutungen darüber zu wenig in den ganzen Verlauf eingreifen, um uns während desselben immer im Gedächtniß zu bleiben und, wo sie von neuem auftauchen, zur Hand zu seyn. Sie sind also ein unbefriedigendes, mindestens überflüssiges Beiwerk. Die beiden darin zusammentreffenden geistigen Welten kommen auch gar nicht in eine entschiedene Auseinandersetzung, wodurch etwa die eine die andere geistig überwände, was allein sie dramatisch zeigen würde, sondern die Reminiscenzen aus beiden laufen ungestört neben einander her. Im ersten Akt schwärmen Brunhild und Frigga, die nur dazu da ist, und auch immer ohne eigentliche Wechselbeziehung mit andern Personen bleibt, von dem Fortwirken der Mächte, die im Feuerberg und Flammensee ihre Gewalt manifestirt haben, von Odin und Unsterblichkeit bei ihm. Es wird verlangt, daß wir in Brunhilds Visionen allerlei, was wir von nordischer Mythologie wissen und nicht wissen, experiren, und wenn es uns mit Mühe halb und halb gelungen ist, uns in diesen Orakeln zurecht zu finden, so ist die Anstrengung ganz vergeblich gewesen; denn es trifft im ganzen Stücke nichts davon ein, nichts wird wieder aufgenommen. Es fällt Alles einfach weg, nachdem Brunhild besiegt und in unsere rein menschliche Welt versetzt ist.

Ueber diesen dunkeln Bruchstücken von Sagen, die mit dem Verlaufe der Geschichte keinen festen Zusammenhang haben, stehen in der ersten Tragödie nur zerstreut einzelne Beziehungen auf die dämonischen Gewalten des Nebelreiches, deren verhängnißvoller Einfluß auf alle, welche den Nibelungenhort besitzen, der ganzen Dichtung ihren Namen gibt. Schon im Ernst ist ihre Bedeutung nicht ganz klar, hier erst recht nicht mehr. Wer es nicht schon weiß, wird schwerlich einsehen, warum die Burgunden im zweiten Stück plötzlich Nibelungen heißen und was dieser Name bedeutet. In Hagens Erwägungen und Volkers Phantasien tritt dann zwar deutlicher der Grundgedanke hervor, daß der Besitz des Goldes die Ursache des ewig fortgesetzten Wechselmordes sey; er steht aber auch hier ganz unvermittelt in der übrigen auf ganz andere Motive gebauten Verwicklung. Wenn man einmal zu modern spiritualistisch nahe denkt, um die Menschen sich nur des Goldes wegen todt schlagen zu lassen, so mag man doch lieber ganz davon absehen, als es gelegentlich als heimlichen, verborgenen wahren Grund der Kämpfe durchschimmern lassen, für deren rein geistige Motive man doch außerdem eine theilnehmende Anerkennung fordert. Zwischen diesen altmythischen Reminiscenzen und den mehr historischen Beziehungen auf die beginnende christlich germanische Weltordnung stehen, mit beiden ziemlich unzusammenhängend, die Visionen Dietrichs von Bern vom Sonnenjahr und Schöpfungsborn. Es scheint darin ein tief symbolischer Zusammenhang des Untergangs der

Digitized by Google

Nibelungen mit dem des altdeutſchen Heidenthums angedeutet ſeyn zu ſollen, weßhalb denn Dietrich ſelbſt in der herannahenden Kataſtrophe den Schlüſſel zu dem zu finden fürchtet, was ihm vorher unverſtändlich geblieben war. Den meiſten Leſern oder gar Zuſchauern möchte dieß ſchwerlich vollkommen einleuchten. Nach weniger ſind aber die zerſtreuten chriſtlichen Elemente geeignet, als erſte in die Gemüther eindringende Aeußerungen einer neuen weltbewegenden Macht zu imponiren. Der Kaplan mit ſeinen einfach erbaulichen Reden wird ignorirt und endlich in's Waſſer geworfen. Am Ende ſchließt dann plötzlich ganz unmotivirt Dietrich mit den Worten: „Im Namen deſſen, der am Kreuz erblich.“

Im erſten Stücke ſtört dieß Alles nun nach weniger, da hier überhaupt noch mehr wie im Epos das Intereſſe abwechſelnd auf verſchiedene Perſonen und Gegenſtände gerichtet wird. Im zweiten, das einen feſter in ſich abgeſchloſſenen Zuſammenhang hat, werden die fremdartigen Epiſoden oft ſehr ſtörend. So namentlich in der Scene zwiſchen Etzel und Kriemhild im dritten Akt. Hier iſt man auf's höchſte geſpannt darauf, ob und wie weit er ihren Anſchlägen wird freie Hand laſſen wollen, und hier ſoll man ſich plötzlich dafür intereſſiren, daß er behaglich zu erzählen anfängt, Dietrich von Bern habe einen Eichbaum ausgeriſſen und ihn einem Hunnen, der ihn verhöhnt, auf den Rücken gelegt u. dgl. m. Solche Fabelhaftigkeiten ſind ſchon für die epiſche Erzählung zu kindlich, mitten in einem tragiſchen Zuſammenhang wird gewiß niemand Geſchmack daran finden. Alle dieſe Ueberladungen mit Anregung der verſchiedenartigſten Ideen, die dem Dichter gerade nahe gelegen haben, möchten aber angehen, wenn ſie nur überflüſſig wären; man käme wohl darüber weg, wenn nur nicht darüber andere nothwendigere Ergänzungen des Hauptintereſſes zu kurz kämen und ſo die entſcheidenden Momente deſſelben unvermittelt blieben.

Die einzigen Ideen, auf die es in der Tragödie weſentlich ankommt, ſind die einfach großen Leidenſchaften, die uns in ihrer verderblichen Wirkung dargeſtellt und doch in ihrer Entſtehung ſo begreiflich werden müſſen, als könnten wir ſelbſt mit davon ergriffen ſeyn. Eine ſolche iſt in Kriemhilds Rache deutlich an die Spitze geſtellt. Kein anderes Gefühl iſt aber ſo ſehr ein Aeußerſtes der menſchlichen Natur, wie die Rache, und keines bedarf daher auch mehr künſtliche Vermittlung, um uns menſchlich verſtändlich gemacht zu werden. Dazu gehört erſtens, daß uns die Perſon, welche nach Rache ſtrebt und dieſem Streben alles andere opfert, nicht als ein für allemal jeder andern menſchlichen Regung unfähig erſcheint. Wir müſſen erkennen, daß ſie für alles, was ſie von ihrer verderblichen Wuth abhalten könnte, ſobald es ihr nahe tritt, noch immer Sinn und Empfänglichkeit hat, und daß es nur in der unglücklichen Verwicklung ihrer Lage beruht, wenn ſie immer zugleich auch an die ihr widerfahrenen Frevel erinnert und in ihrer Unverſöhnlichkeit beſtärkt wird. Zweitens verträgt kein anderer Affekt weniger eine ſtarke Hervorhebung von ihm entgegenſtehenden, weil jedes reinere Intereſſe uns ihm ſchnell entfremden muß. Kriemhilds Rachebedürfniß iſt ihr ſo zur bleibenden Natur geworden, daß keine andere Regung daneben, geſchweige denn dagegen aufkommt. Nur Giſelher mit ſeiner jungen Liebe macht wenigſtens noch ſo viel Eindruck auf ſie, daß ſie verſucht, ihn, der an ihrem Unglück ganz unſchuldig iſt, vor der Kataſtrophe zu entfernen; aber es fällt ihr nicht von ferne ein, als es nicht gelingt, ſich dadurch auch nur einen Augenblick in der Verfolgung ihrer Mordplane aufhalten zu laſſen. Die Zuſchauer dagegen ſind mit dem jungen Glück, das hier mit zerſtört werden ſoll, durch die heitere Feſtſtimmung bei der Vermählung im zweiten Akt ſo anhaltend vertraut gemacht worden, daß, wie im Nibelungenlied, unſer Antheil an den Opfern der Rache das Mitgefühl für das Bedürfniß nach derſelben leicht in den Hintergrund drängen kann. Dieſelbe Wirkung haben die ebenfalls von dort herüber genommenen Beweiſe der unwandelbaren Treue, mit der die Burgunden zuſammen ſtehen. Der Tadte im Kloſter Lorſch liegt uns ſchon zu fern, als daß er uns beſtändig, wie Kriemhild, mehr als alles andere, was ſich vor unſern Augen bewegt, im Sinne liegen könnte. Nun fehlt es zwar nicht ganz an Situationen, die geeignet ſind, ihr Siegfrieds Verluſt und den Frevel, der ihn gefällt hat, von neuem lebendig zu machen, wie namentlich im Widerwillen gegen die neue Vermählung und in der Aufreizung durch Hagens Trotz, als er Siegfrieds Schwert zur Schau trägt und ſich ſeiner That rühmt. Die meiſten derartigen Momente ſind aber doch mehr nur Gelegenheiten, wobei ſie ihr unveränderliches Gefühl ausſpricht, als daß es neue Nahrung erhält. Selbſt die Ermordung ihres Sohnes von Etzel durch Hagen iſt ihr faſt willkommen, weil erſt dadurch die Abneigung des Königs gegen die Ermordung der Gäſte beſeitigt wird, und wenn dieſer hierin edler erſcheint, als ſie ſelbſt, ſo muß man auch ihren Abſcheu vor ihm immer aus den Reden entnehmen, mit denen ſie betheuert, vor allen Dingen deßhalb nicht von der Rache abſtehen zu können, weil ſie, um dazu zu gelangen, zur Hingabe an ihn ſich habe überwinden können.

Wir haben das claſſiſche Beiſpiel der Darſtellung einer weiblichen Natur, die ohne die Fähigkeit zu reineren Empfindungen verloren zu haben, doch, ganz von dem Bedürfniß nach Rache beherrſcht, zur Vernichtung ihrer Kinder getrieben wird, in Euripides Medea. Sie iſt ganz ähnlich gegliedert wie das Stück, welches uns hier beſchäftigt. Der Frevel, der ihre ganze Natur empört, iſt bereits geſchehen, Jaſon hat ſie und ihre Kinder verlaſſen und ſich von neuem vermählt, und ſie iſt entſchloſſen, ihm das Aergſte anzuthun. Sie bleibt in unruhiger Spannung, bis ſie ſich für die Ausführung ihres Plans den Rücken gedeckt hat; von da an geht ſie mit furchtbarer Klarheit auf das Ziel los, die junge Braut und ihre eigenen Kinder zu tödten. Aber zwiſchen dieſen Momenten ihrer rückſichtsloſen Entſchloſſenheit liegen andere peinliche Situationen,

Digitized by Google

die ihr das doppelte Elend, für welches sie sich rächen will, abgleich sie sich selbst dadurch noch mehr Jammer bereiten muß, ergreifend nahe rücken. Besonders die beiden Gespräche mit Jason: das erste, wo er mit empörender Schamlosigkeit selbst ihr seinen Rath und seine Hülfe zur Flucht aus dem Lande anzubieten kommt, und sie nun in wüthender Verzweiflung ihm vorhält, in welches Elend er sie gestürzt hat; das zweite, wo sie, um zum Ziele ihrer Rache zu gelangen, in erheuchelter Versöhnlichkeit ihn erinnert, wie viel sie sich doch sonst zu Liebe gethan, und ihm die Kinder an's Herz legt, die sie erwarten will. Indem sie mit der unwahren Ergießung von Gefühlen, welche sie längst erstickt zu haben glaubt, sich selbst in verzweifelte Rührung versetzt, wird zu gleicher Zeit klar, wie sie diesen glücklicheren Regungen keineswegs abgestorben ist, wir aber auch alles, was dieselben in ihr wach ruft, sie zugleich im unversöhnlichen Haß gegen den Verräther bestärken muß. Daneben ist auf der andern Seite alles vermieden, was uns unnöthigerweise für die Opfer ihrer Rache in Theilnahme versetzen und dadurch ihr entgegenstellen könnte. Jason erscheint zwar in einer gewissen vernünftigen Consequenz, die der Dichter in der griechischen Geringschätzung der Barbaren, zu denen Medea von Hause aus gehört, sogar gerechtfertigter hinstellt, als es unser Gefühl zuläßt; er hat sich nur in der neuen Vermählung eine neue Basis zu einer festen ehrenvollen Stellung schaffen können, und die Fremde, der er sich frühere in jugendlicher Neigung ergeben hat, kann ihn daran nicht hindern, mag froh sein, daß sie durch ihn so viel erlebt hat. Diese nüchterne Erwägung ist aber gewiß nichts weniger als geeignet, ein warmes Gefühl für ihn bei dem Zuschauer zu erregen, wenn er auch ein Grieche wäre, und die Barbarin, deren Recht auf menschliche Achtung zwar kaum anerkannt wird, muß doch das lebendigste menschliche Gefühl für sich allein fesseln, und so muß auch die entsetzliche Handlungsweise verständlich gefunden werden, wie der sich die wilde Natur in ihr gegen die rücksichtslose Convenienz empört. Der Dichter fordert keine überlegte Billigung, aber unwillkürliches reines Mitleid für sie. Dieß kann ihr durch keines ihrer Opfer entzogen werden. Der jede Scheu vor ihrem Jammer in sich erstickende ehrsüchtige Mann mag es nun auch empfinden, daß es die heiligsten Bande waren, die er zerrissen hat, und zusehen, ob er nachher noch Lebendmuth zur Aufsuchung neuer Bahnen des Glückes haben kann. Die neue Braut, bei der es und schon weniger abstoßen würde, daß sie sich nicht geschent hat, dem einer Andern treulos gewordenen die Hand zu reichen, für die wir also doch auch schon Mitleid fühlen würden, wenn sie dafür jammervoll sterben muß, wird uns gar nicht vorgeführt. Die unschuldigen Kinder aber sehen wir zwar, lernen sie aber nicht als selbstständige Wesen kennen, sondern sie interessiren uns eben nur um der Liebe willen, mit denen die beleidigte Mutter noch an ihnen hängt, und auch das Verderben dieser Opfer lenkt also unser Mitgefühl nicht ab, sondern vielmehr zurück zur Hauptperson, indem wir sehen, wie sie sich selbst auf's Tiefste verletzt und es doch nicht lassen kann.

Hinter einer so vollendeten Abrundung des Totaleindrucks durch die berechnetste Aussparung alles Einzelnen bleibt freilich die Zusammendrängung streitender Empfindungen, welche Hebbels Werk in uns erregt, weit zurück; aber es steht doch schon hoch über andern dramatischen Versuchen der Gegenwart, wenn es die Anlegung eines solchen Maßstabes überhaupt verträgt; und das thut es. Denn eben darum ist die Störung verschiedener Affekte durch einander in demselben so zu bedauern, weil sie alle mit so ächt dramatischer Lebendigkeit in den einzelnen Scenen leicht und sicher hervortreten. Das Auseinanderprallen der aufgeregten Personen, die uns leider nur so abwechselnd anziehen und abstoßen, ist immer mit schlagender Energie ausgesprochen. Sie denken fast alle groß von sich und von einander, müssen sich aber kreuzen und bekämpfen. Was diese prägnante Hervordrängung der streitenden Bestrebungen und Gefühle leisten kann, wenn sie durch eben so knappe Zusammenschließung einer ganzen Composition um Einen Gedanken, Eine Person in Eine furchtbare Krisis drängt, hat auch Hebbel selbst längst, wie keiner der jetzt lebenden, in „Maria Magdalena“ bewiesen. Da ist aus einem kleinen, ja gemeinen Begebniß bürgerlicher Misère durch die entsetzliche Schärfe, mit der es sich zur Vernichtung eines in Schuld verwickelten und doch nach durchaus nicht versunkenen Herzens zuspitzt und andere nebenbei mit niederwirft, ein Bild der ganzen Gewalt des Schicksals über den Menschen gemacht, dessen erschütternde Wirkung es vollkommen hochtragisch macht. Hier dagegen hat der überreiche Stoff den Dichter so völlig eingenommen, daß er, um ihn auch ganz wieder zur Geltung zu bringen, nur die Fülle, aber nicht die Beschränkung seiner Kunst ganz bethätigt hat.

Wenn die erste Tragödie uns nur auf die Höhe einer einfach großen Empfindung führte, ohne dieselbe abschließend ausklingen zu lassen, wenn die zweite uns den ganzen Verlauf einer neuen Empfindung gab, die sich aber über die begleitenden nicht beherrschend genug erhob, um uns ganz zu erfüllen, so ist es wohl erlaubt, noch einmal zu fragen, wie sich der Eindruck von beiden am reinsten erhalten liehe. Es ist wohl unzweifelhaft, daß der Leser oder Zuschauer, wenn er sich ganz unbefangen dem Laufe der Dichtung überläßt, zum großen Theil ähnlich wie im Epos von verschiedenen Bildern ganz für sich nach einander mit fast gleicher Lebendigkeit gefesselt werden und andere abwechselnd darüber vergessen wird. Will es sich aber zwischen diesem Wechsel noch selbst anstrengen, den Faden des vorzüglichen Eingehens in Einen großen Schicksalszug in Einem Herzen, in dessen Stelle er sich versetzt, durchzuführen, so kann er auch nach die durchgreifendste Erschütterung erlangen, mit welcher die Tragödie allein die Spannung der Seele zu entladen vermag. Wie dieß gemeint ist, geht aus dem Bisherigen fast schon von selbst hervor. Er muß sich an Kriemhilden halten, muß mit ihr

Digitized by Google

zuerſt nach heftigſter Erhebung in ängſtliche Erregung gerathen, als Siegfried ihr das ſchreckliche Geheimniß zuerſt verweigert und dann zu offenbaren verſpricht, und nun noch etwas über die vom Dichter vorgeſtellten Momente hinaus der Reihe von Erſchütterungen folgen, die ihr die Mittheilung bereitet, und von denen ſie ſo gegen ihre urſprünglich zarte Natur zu ſtarkerer Aufrichtung gedrängt wird, daß ſie nachher ſo verwegen das Schickſal herbeiführet. Er muß nun ferner dem Wüthen und Treiben Brunhilds und Hagens mit ängſtlicher Spannung folgen, und dabei gleich wieder an die für Kriemhild darin ſich vorbereitenden Schrecken denken. Dieß legt ihm der Dichter am leichteſten nahe. Am mächtigſten muß ihn dann natürlich ihr Schmerz bei dem Gemordeten ergreifen. Hierauf kann dann ihre Unbefriedigtheit nach dem ungeſühnten Frevel und die ſchließliche Entladung in der Erfüllung der Rachepflichtung als Ausgang folgen. In ſo unmittelbarer Verbindung ſind dieſe Wuthausbrüche verſtändlich genug, für ſich allein zu gräßlich, um uns ganz mit zu erfüllen und nicht andere Gemüthe vorwiegen zu laſſen.

Es kann ſcheinen, als wollte hier unwillkürlich ſchon ein poſitiver Plan zu einer neuen Tragödie hervorſprengen, und das hieße die Aufgabe des Kritikers überſchreiten. Die Frage ſteht ihm aber ſchließlich wohl noch frei, ob nach dem vorliegenden, zum Theil glänzenden, zum Theil aber doch noch unvollkommenen Verſuche die Umgeſtaltung unſeres alten, bedeutendſten Sagenſtoffes zu tragiſchen Kunſtwerken überhaupt als ein verfehltes Streben zu betrachten ſey, oder nicht. Es kann an ſich ſchon die Möglichkeit des Erfolgs aus den Vorzügen erſchloſſen werden, welche jene Werke bereits zeigen; die an ihnen gefundenen Fehler liegen nicht nothwendig in der Natur der Aufgabe. Freilich werden die modern geſteigerten Verwicklungen, welche die Geſchicke ganzer Völker oder Zeitalter im geiſtigen Thun und Leiden einzelner Menſchen ſich zuſpitzen laſſen, alte hiſtoriſch politiſche Stoffe für unſere univerſelle Bildung die meiſten anregenden Gegenſtände bieten und die tragiſche Kunſt auch ferner vorherrſchend beſchäftigen. Aber die allgemein menſchlichen Leidenſchaften, des Haſſes Macht, die Kraft der Liebe mit ihren Störungen und Rettungen ſind, wie Heine ſagt, eine alte Geſchichte und bleiben doch ewig neu. Hat die ganze gebildete Welt ſich die griechiſchen Heroen als typiſche Träger derſelben angeeignet, ſo können doch beſondere nationale Grundmenſchen ſtärker feſſeln, und ſo uns die alten Nibelungen. Sie geben Anhaltspunkte in Menge für die Entfaltung der Modifikationen, die jede Verwicklung perſönlicher Gefühle durch die beſondere nationaldeutſche Moral erleidet, was die Kämpfe der gegen Troja vereinigten Helden den Griechen leiſteten. Sie zeigen die größere Berückſichtigung des Einzelnen gegenüber dem Ganzen in der beſondern Schwere, mit der die Begriffe von Treue und Verſchwiegenheit, von Ehre und Blutrache in's Gewicht fallen. Sie geben damit dem Hinausgehen des Individuums über jede Rückſicht auf eine Geſammtheit, die es hindern könnte ſeinen Empfindungen und Beſtrebungen ganz zu leben und zu ſterben, den ſtärkſten Nachdruck, und alſo gerade dem Riefenkampf des Helden mit der Welt die rechte Grundlage. Sie können alſo unzweifelhaft tragiſche Geſtalten erſter Größe werden; die Dichter, die ſie dazu machen wollen, müſſen aber nicht nur von ihrem Gegenſtande voll ſeyn, wie es jeder andere auch ſeyn kann. Das iſt die Vorausſetzung ihrer Kunſt, aber die Aufgabe derſelben iſt es, den Stoff mit Wahl nach eigenen Geſichtspunkten theilend und ſondernd zu bereichern. Dem gegenüber haben auch frühere Kunſtwerke, wenn ſie als Quelle dienen, nur die Bedeutung der Natur gegenüber der Kunſt. Schiller ſagt aber:

„Was die Natur auf ihrem großen Ganze
In weite Fernen aus einander ſtellt,
Wird auf dem Schauplatz, im Gedränge,
Der Ordnung leicht gefaßtes Glied."

Correspondenz-Nachrichten.

Newyork, Oktober.

Die Emancipation der Sklaven.

Es kommt häufig im Leben vor, daß ein Mensch, welcher seine ganze Thätigkeit, alle seine Bestrebungen der Erreichung Eines großen Zieles gewidmet hat, in dem Augenblick, wo er auf dem Punkt steht, dieses Ziel endlich zu erreichen, nicht die vollkommene Befriedigung empfindet, welche er von der Erfüllung erwartete. Er findet, daß der erstrebte Gegenstand entweder nicht der Anstrengungen eines ganzen Lebens werth war, oder es ist auch die nächste Ruhe nach jenen Anstrengungen, welche ihm Gelegenheit und Spielraum zur Entfaltung aller seiner edelsten Fähigkeiten boten, wodurch augenblicklich eine gewisse Leere in seinem Leben entsteht. In einer ähnlichen Lage befinden sich die Abolitionisten seit der Proclamation des Präsidenten, welche die Sklaven in den südlichen Staaten, die sich am ersten Januar 1863 noch in Rebellion gegen die Vereinigten Staaten befinden werden, von diesem Zeitpunkt an für frei erklärt. Nahe an dreißig Jahre hatten sie in Associationen und einzeln, unbekümmert um die Anfeindungen und Verfolgungen, die sie vom Anfang ihrer Bestrebungen bis zu dem jetzigen Augenblick zu erdulden hatten, alle ihre Talente, ihre besten Kräfte dem einen großen Zweck, dem Sturz der Sklaverei gewidmet. Manche hatten eine äußerlich glänzende Laufbahn verschmäht, um ihre Unabhängigkeit ungeschmälert zu erhalten und durch keine Rücksicht auf die Gunst der Massen gebunden zu seyn. Nur Wenige konnten bis zum Ausbruch des Krieges der Hoffnung Raum geben, den Tag zu erleben, an dem die Sonne auf diesem Continent über einer Bevölkerung von freien Menschen aufgehen werde; aber Jeder war überzeugt, daß, wenn dieß ihm vergönnt wäre, er ihn als den Tag der höchsten Erfüllung begrüßen würde. Dieser Tag scheint jetzt nur wenige Monate entfernt; die Sklavenhalter und ihre Anhänger im Norden toben, aber die Abolitionisten jubeln nicht, sondern sehen einander zweifelnd an. Hier ist es indessen nicht der Werth des Gegenstandes selbst, der in der Nähe vermindert erscheint, sondern der Zweifel, welcher gleich einer schwarzen Wolke über ihnen hängt, ob durch jene Proclamation auch wirklich die unbedingte Abschaffung der Sklaverei beabsichtigt werde; sie hegen die Befürchtung, daß man ihnen statt des ächten gediegenen Goldes vollständiger Emancipation nur ein Pagiergeld von sehr zweifelhaftem Werthe auszuzahlen beabsichtige. Die Proclamation des Präsidenten, wenn vollständig ausgeführt, würde freilich der Sklaverei in den rebellischen Staaten ein Ende machen, und die halbsklavalen Grenzsklavenstaaten würden gezwungen, den Vorschlag der Regierung anzunehmen und ihre Sklaven gegen Entschädigung zu emancipiren, da Sklaverei in den mittlern Staaten allein, von einem freien Norden und einem freien Süden begrenzt, eine Unmöglichkeit seyn würde; allein die vollständige Ausführung der Maßregel ist es, was völlig unwahrscheinlich erscheint. Die Schwierigkeit, mit Nachdruck in Staaten zu verfahren, welche sich bis jetzt fast ganz in den Händen der Südländer befunden, springt in die Augen; allein noch schlimmer ist es, daß selbst da, wo im Süden die Fahne der Vereinigten Staaten weht, es nicht die Freunde der Sklavenemancipation, sondern ihre Gegner sind, von denen das Werk der Befreiung größtentheils abhängig ist. Die meisten Generale des Unionsheeres, welche in den empörten Staaten, so weit dieselben sich durch Waffengewalt in den Händen der Vereinigten Staaten befinden, als die höchsten Behörden mit fast unumschränkter Gewalt herrschen, gehören mit wenigen Ausnahmen Alle zu den hartnäckigsten Anhängern des Sklavereisystems und stimmen in Ansichten, Neigungen und Abneigungen weit mehr mit den Sklavenhaltern als mit der Mehrzahl der Nation im freien Norden überein; ja Viele unter ihnen werden von der öffentlichen Meinung entschieden als Verräther bezeichnet; allein der Wille aber der Muth scheint zu fehlen, sie einer unparteilichen Untersuchung zu unterwerfen. Es ist überhaupt eine seltsame, fast unbegreifliche Thatsache, daß die gegenwärtige Regierung, obgleich nur durch die Stimmen der Gegner der Sklaverei erwählt, die Kriegführung fast ganz ihren erbittertsten principiellen Feinden überlassen hat und nur ihnen Gunst und Beförderung zu Theil werden läßt. Ein M'Clellan, der seit dem Ausbruch des Krieges noch gar nichts vollbracht, nie den Feind angegriffen, und wenn angegriffen, fast jedesmal — vielleicht die Schlacht am Antietam ausgenommen — geschlagen wurde, ein Buell, dessen gänzliche Unfähigkeit zu einer Reihe der schändlichsten Niederlagen geführt hat, bleiben im Commando, während Generale wie Fremont, Hunter und Phelps, deren abolitionistische Ansichten bekannt sind, verfolgt, verleumdet, sogar ihres Commando's entsetzt oder durch absichtliche Kränkungen und Zurücksetzungen so weit getrieben werden, daß sie endlich freiwillig um ihre Entlassung einkommen. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß ein demokratischer, das heißt sklavereifreundlicher General selbst nach der schimpflichsten Niederlage von der Regierung besser behandelt

wird als ein Emancipationiſt nach einem Siege. Man erzählt allgemein, M'Clellan gebe ſich ſo wenig Mühe, ſeine Sympathie für die rebelliſchen Sklavenhalter zu verbergen, daß er beim Ausbruch des Krieges geäußert habe, er bedaure, gegen Virginien Krieg führen zu müſſen, und würde ſich freuen, wenn er ſtatt deſſen Maſſachuſetts angreifen könnte; und faſt in allen Schlachten wurden die Regimenter aus Neu-England, vorzüglich aus Maſſachuſetts, dem eigentlichen Herd des Abolitionismus, auf die gefährlichſten Poſten geſtellt und erlitten in Folge davon die ſchrecklichſten, unverhältnißmäßigſten Verluſte. Seine zarte Schonung für die Rebellen legte M'Clellan dadurch an den Tag, daß er das Eigenthum der offenſten, thätigſten Seceſſioniſten noch ſtreng bewachen ließ, nachdem im Congreß bereits der Beſchluß durchgegangen war, durch welchen dieſem Treiben ein Ende gemacht wurde. Prächtige Paläſte, deren Eigenthümer ſich im Heere der Rebellen befinden, ſtanden, von gezwungenen Wächtern geſchützt, leer, während es an Hoſpitälern für die Armee fehlte und der Typhus in den überfüllten Räumen ſeine Opfer zu Tauſenden forderte. In Gärten und Feldern verdorrten und faulten die Früchte und Gemüſe, während unter den Soldaten der Scorbut um ſich griff; ja, dieſelben mußten ſich oft mit dem Waſſer der Gräben und Moräſte begnügen, nur damit die Brunnen der Rebellen nicht entweiht würden. Die Folge dieſer neuen Art von Kriegführung war, daß die über 150,000 Mann ſtarke Armee am Potomac in weniger als einem Jahr an 30,000 Mann allein an Krankheiten verlor. Gegenwärtig iſt M'Clellan zwar noch immer der bewunderte Held der offenen und heimlichen Freunde der Sklavenhalter; unter dem ehrlichen, wahrhaft loyalen Volk dagegen, unter denjenigen, welche der Hathheiten müde ſind und die Sklaverei nicht auf Koſten des Wohls und der Zukunft der Nation bewahrt wiſſen wollen, ſind die Meinungen höchſtens darüber getheilt, ob er wirklich in ſeiner Hinneigung zu den Seceſſioniſten ſo weit gehe, daß er ihnen nicht im Ernſt wehe thun wolle, oder ob er die Verkörperung der traurigſten Unfähigkeit ſey. Unter allen Umſtänden iſt es klar, daß die Emancipation der Sklaven nirgends mit Nachdruck durchgeführt werden wird, wo die Ausführung ſich in den Händen M'Clellans oder ſeiner zahlreichen Geſinnungsgenoſſen in der Armee befindet.

Betrachtet man wieder die Emancipation ſelbſt, welche in der That der Hauptgegenſtand des Tagesgeſprächs und gewiſſermaßen ein Prüfſtein der Loyalität iſt, ſo findet man, daß die Wirkung zum größten Theil durch die Thatſache vernichtet wird, daß ſie jetzt eine Kriegsmaßregel, eine Sache der Nothwendigkeit, kein Akt der Gerechtigkeit und Humanität iſt. Sie kommt zu ſpät, nach zu langem Sträuben von Seiten des Präſidenten gegen Alles, was im Entfernteſten wie Emancipation ausſieht, um dem Glauben an ein edleres Motiv Raum zu geben. Erſt ein faſt verzweifelter Zuſtand, herbeigeführt durch eine Reihe der blutigſten Niederlagen, in denen faſt alle Errungenſchaften der vorhergehenden ſechs Monate wieder verloren gingen, vermochte ſie dem Präſidenten abzuzwingen. Er mußte erſt Maryland angegriffen, Pennſylvanien, Ohio und Waſhington gleichzeitig bedroht ſehen, und was vor einigen Monaten in der civiliſirten Welt als ein Akt der Tugend betrachtet worden wäre, iſt heute nur noch ein Zugeſtändniß an die Macht der Ereigniſſe, welche, ſtärker als der Wille des Präſidenten, den vollſtändigen Umſturz der Sklaverei zu vollbringen verheißt, ehe der Donner der Kanonen verhallt iſt.

Bei alledem iſt der alte Negerhaß noch ſo mächtig als jemals, und hat ſich in der letzten Zeit wieder in ſeiner alten Hartnäckigkeit in den Bemühungen der Regierung kund gegeben, die freien Neger zu expatriiren, welche im Grunde nur eben ſo viele Zugeſtändniſſe ſind, um die Wuth der Sklavenvertheidiger über die Emancipationsmaßregel zu beſchwichtigen und das rohe Vorurtheil der Negerfeinde zu verſöhnen. Der Südländer, ſo gern er den Neger als Sklaven in ſeiner unmittelbaren Nähe ſieht, haßt jeden freien Neger als ein lebendes Argument gegen ſein geliebtes Sklaverelſyſtem, und der Nordländer kann ein für allemal keinen Farbigen ausſtehen; darum ſoll die anſtößige Schattirung aus dem Lande geſchafft werden, was auch Gerechtigkeit und Menſchlichkeit dagegen einwenden mögen. Da man ſich jedoch ſchämt, mit dieſer Blöße dem Ausland wie einander gegenſeitig entgegen zu treten, will man ſich und Andern Sand in die Augen ſtreuen und ſucht nach den abgeſchmackteſten ethnologiſchen Gründen, behauptet, die Anweſenheit verſchiedener Racen in einem Lande ſey ein Uebelſtand, eine Quelle des Unfriedens und die Urſache des jetzigen verheerenden Krieges. Daß die Sklaverei, wie ſie die einzige Urſache des Kriegs, auch die des Farbenvorurtheils, des Negerhaſſes iſt, will man nicht einräumen, will nicht begreifen, daß dergleichen niemals hätte Wurzel faſſen können, wenn die Neger urſprünglich nicht als Sklaven eingeführt worden, ſondern gleich den Deutſchen, Irländern und andern Nationen als freie, freiwillige Einwanderer auf dieſen Continent gekommen wären. Die Farbigen wiſſen ſehr wohl, daß ihr Wohlergehen das letzte iſt, was bei dieſen Planen in Anſchlag kommt, und daß die goldenen Berge, welche man ihnen in Central-Amerika verheißt, nur ein trügeriſches Aushängeſchild ſind, um ſie mit guter Manier zur Auswanderung zu veranlaſſen, da man in dieſem Jahrhundert doch nicht die Schmach auf ſich laden kann, freie Menſchen, die kein Unrecht begangen haben, mit Gewalt aus dem Lande zu verbannen. So ſchlecht die Behandlung iſt, welche ihnen hier zu Theil wird, ſo vielfach die Beſchränkungen und Bedrückungen, denen ſie unterworfen ſind, ſcheint doch die Furcht vor den unbekannten Uebeln, die ihnen in der Ferne drohen, die Unzufriedenheit über die bekannten zu überwiegen; denn man hört nicht, daß die Verſuche, ſie zur Auswanderung zu veranlaſſen, bis jetzt erheblichen Erfolg gehabt haben. Man ſuchte Leben in die Sache zu bringen, indem man ſich an den geiſt-

Digitized by Google

reichen Mulatten Frederick Douglas wandte und ihn für den Colonisationsplan zu gewinnen suchte, da man sich von seiner Beredsamkeit und seinem Einfluß auf die farbige Bevölkerung, deren hervorragendster Repräsentant er ist, den besten Erfolg für das Unternehmen versprach. Dieser ausgezeichnete Mann, der über allen kleinlichen Racenunterschieden steht und in seinen Ansichten von dem höchsten menschlichen und allgemeinen Gesichtspunkt ausgeht, wollte indessen vom Unternehmen nichts wissen und legte seine Ansichten über die Racen- und Colonisationsfrage in einem vortrefflich geschriebenen Brief auseinander, der das Projekt für denjenigen, der nicht von Vorurtheil verblendet ist, vollständig beseitigt.

Schon seit vielen Jahren ist die amerikanische Kirche im Ganzen als eine der festesten Stützen der Sklaverei bekannt und berüchtigt. Besonders that sich die Episcopalkirche in dieser löblichen Mission hervor, und keine ihrer Conventionen lief ohne einige stürmische Auftritte ab, die durch irgend eine Erwähnung der Sklaverei als einer nicht durchaus unsittlichen Institution herbeigeführt wurden. Die leiseste Andeutung der Art, etwa ein Antrag, daß die Convention — nicht etwa die Sklaverei, sondern nur den ungesetzmäßigen afrikanischen Sklavenhandel in irgend einer Form mißbilligen möge, war genügend, die Mehrzahl in einen Zustand der Wuth zu versetzen, der sich durch Schreien, Zischen und Poltern kund gab, und manchmal konnte man glauben, die ehrwürdigen Herren werden im nächsten Augenblick einander in die Haare fallen. In einer Gesellschaft wie die amerikanische, deren ethische Begriffe durch die Jahrhunderte lange Berührung mit der Sklaverei gleichsam auf den Kopf gestellt sind, that dieß, so lange der Norden der Mitschuldige des Südens war, der Respektabilität der Herren in der Meinung eines großen Theils der sogenannten „achtbaren Leute" keinen Eintrag. Heut sieht man indessen die Dinge aus einem andern Gesichtspunkt an, und viele, die bis dahin sich blind der Autorität der Kirche unterworfen hatten, müssen sich in ihrem Glauben und ihrer Ehrfurcht einigermaßen erschüttert fühlen, wenn sie manche dieser frommen Väter, die sich sonst so viel darauf zu Gute thaten, stets auf der Seite des Gesetzes und des Bestehenden zu seyn, in der gerade jetzt hier stattfindenden Convention die Rebellion der Sklavenhalter offen entschuldigen, so vertheidigen hören. Seit dem Ausbruch des Krieges ist vielleicht nur in einigen Versammlungen der wüthendsten Sklavereidemokraten so viel verbrecherischer und hochverrätherischer Unsinn on's Tageslicht gekommen. Es handelte sich um die Frage, welchen Beschluß die Kirche in Betreff der südlichen Geistlichen fassen solle, welche offen das Banner der Rebellion aufgepflanzt und dadurch ihre Verbindung mit der Kirche im Norden zerrissen haben, als der ehrwürdige Dr. Hawks, einer der gefeiertsten Kanzelredner von Newyork bemerkte: man müsse nicht alle die „kleinen," „schmutzigen" Tagesfragen an's Licht ziehen, welche mit dieser ganzen Bewegung ihr Ende erreichen und für immer begraben werden würden. Ein Herr Reetfield fragte: ob wir an der Stelle „unserer südlichen Brüder" besser handeln würden als sie, und drückte die Ueberzeugung aus, daß wir noch schlimmer thun würden. Er gestand, daß er eine bessere Meinung von ihnen gewonnen habe, seitdem er im Süden gewesen sey. Bischof Doane, dessen Namen in der kirchlichen Welt vielleicht einen bessern Klang hat als in der geschäftlichen, da man sich des wenig erbaulichen Vorgangs erinnert, daß er eine öffentliche Lehranstalt, die unter seiner obern Leitung und Aufsicht stand, zum Bankerot brachte, ermahnte die Convention, der südlichen Kirche um's Himmelswillen keinen Grund zum Aergerniß zu geben, während mehrere andere Herren mit großem Behagen erbauliche Geschichten von der Frömmigkeit und Boemherzigkeit der Südländer, besonders der Virginier erzählten. Den Preis trug jedoch ein Herr Ruggles davon, welcher behauptete, das Vergehen unserer südlichen Brüder sey im Grunde doch kein so schweres; es wäre ein bloßer Contractbruch, aber kein moralisches Unrecht. In einer langen Rede suchte er das Verfahren der südlichen Kirche zu vertheidigen und sprach seine Hoffnung aus, daß die vier Millionen Sklaven im Süden noch nicht ihre Freiheit erhalten würden. Dr. Goodwin, welcher das Verfahren der Südländer ohne Umschweife in seinem wahren Licht zeigte, wurde zur Ruhe und Ordnung verwiesen. Da die Convention noch nicht zu Ende ist, kann ich das Ergebniß ihrer Verhandlungen diesmal noch nicht berichten; sicher aber ist ein entschiedener, gesinnungsvoller Beschluß das letzte, was von dieser frommen Gesellschaft erwartet werden kann.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 48. 26. November 1862.

— What is wedlock forced, but a hell,
An age of discord and continual strife?
Shakespeare.

Eine Begegnung in Rom.

Erzählung von Friedrich Bodenstedt.

In Rom herrschte im Winter 1847—48 ein ungewöhnlich reges Leben. Zu dem alten Zauber, welcher die Stadt der Städte umwebt, war ein neuer gekommen, der jenem fast den Rang abzulaufen drohte: zu den Erinnerungen an eine große Vergangenheit hatten sich die Hoffnungen auf eine große Zukunft gesellt. Nicht zufrieden mit dem zwiefachen Ruhme, ein Hort der erhabensten Denkmäler des Alterthums und die geistliche Hauptstadt der Welt zu seyn, wollte Rom noch die weltliche Metropole eines neuen, geeinigten Italiens werden.

Seit Pius IX. den heiligen Stuhl bestiegen, war durch die Lande ein Frühlingshauch der Verheißung gegangen, der alle Herzen der Freude und Hoffnung öffnete. Der Papst wurde damals vom ganzen Volke vergöttert, und man erschöpfte sich in Huldigungsadressen, Ehrfurchtsbezeugungen und Lobgesängen auf ihn. Jeder Tag brachte festliche Aufzüge, Blumenschmuck, Musik und Gesang. Wo sich zwei Menschen begegneten, da umarmten sie sich und riefen: „Evviva Pio Nono!“ Und wenn er sich gar selbst dem Volke zeigte und seine klangvolle Stimme von der Loggia des Quirinal herab ertönen ließ, da wollte die Begeisterung kein Ende nehmen, so daß es dem heiligen Vater des Guten oft zu viel wurde und er seines fast beständigen Begleiters Ciceruacchio Beistand in Anspruch nehmen mußte, um sich Ruhe zu schaffen. Der gefeierte Volkstribun, welcher damals in Rom vielleicht noch mächtiger war als der Papst selbst, erschien dann, unter dem Jubel der Menge, in seiner schlichten Manchesterjacke zur Seite des heiligen Vaters, winkte mit dem Taschentuche und gebot den lärmenden Enthusiasten nach Hause zu gehen.

Dann wälzte sich die Menge dem hellerleuchteten Corso zu, die Piushymne singend, oder Etwas auf die Freiheit, die Einheit Italiens, die Verbrüderung der Völker und alle möglichen guten Dinge ausbringend. Auf der Straße wie in den Kaffeehäusern wurden Reden gehalten, schwungvolle Aufsätze aus den Zeitungen, die überall wie Pilze aufschossen, laut vorgelesen, die Tagesfragen besprochen und Pläne zu allerlei Aufzügen verabredet.

Besonders war das Café delle belle arti damals ein Hauptversammlungsplatz der römischen Politiker. Von den Bänken dieses Kaffeehauses ist mehr als Ein Held des Tages auf die Ministerbank gestiegen, ohne andere Befähigung und Vorbereitung, als nöthig war, um durch klangvolle Reden die Volksgunst zu gewinnen.

Ich erinnere mich noch, wie ein Principe Teano dort von seinen Freunden zum Polizeiminister vorgeschlagen wurde und — nachdem er wenige Tage darauf wirklich die Bestätigung des Papstes erhalten — Abends im Café einen Tisch bestieg, oder vielmehr auf einen Tisch gehoben wurde, um vor der dichtgedrängten Menge seine neuen Grund- und Vorsätze zu entwickeln. „Früher," sagte er unter anderem, „bildeten die Minister eine Scheidewand zwischen Fürst und Volk; ich will euch zeigen, Freunde, wie man es anfängt, als Minister ein Vermittlungsglied, eine Brücke der Verständigung zwischen Fürst und Volk zu bilden. — Was bist du?" frogte er einen Nahestehenden.

„Ich bin ein Schneider." — „Reich' mir die Hand, würdiger Schneider, du bist mein Bruder! — Was bist du?" fragte er einen andern. — „Ein Tischler." — „Reich' mir die Hand, wir sind alle Brüder!"

Ein ohrenbetäubender Sturm des Beifalls folgte diesen Worten, welche für die Fernstehenden von Mund zu Mund weiter getragen wurden, bis auf den Corso hinaus, wo ebenfalls dem neuen Minister (dessen Herrlichkeit übrigens, nebenbei gesagt, nur vierzehn Tage dauern sollte) langanhaltende Evviva erschallten.

Aehnliche Scenen wiederholten sich fast täglich. Der Corso glich dem Bett eines Stromes, der bald feierlich langsam — bei festlichen Aufzügen — bald lärmend und brausend bunte Menschenwogen wälzte. — Doch wie bunt und laut es in der ewigen Stadt immer hergehen mochte, von ernsten Störungen und Unruhen war zu jener Zeit nirgends die Rede. — Galt es, im Laufe des Tages irgend einen großen Aufzug zu veranstalten, so fand man schon am frühen Morgen überall Zettel angeschlagen, worauf mit großen Buchstaben gedruckt stand: „Ordine, fratelli! Tutta Italia ci guarda!" Und wenn Alles glücklich vorübergegangen war, so wurde dem Volke durch andere Zettel der Dank für seine Ruhe und Mäßigung ausgedrückt: „Grazie, fratelli! Foste ammirabili! Ordine, tranquillità!"

Die Anfänge der Revolution in Italien glichen einem Volksfeste, einem improvisirten Schauspiele unter freiem Himmel, so großartig, wie die Welt bis dahin kein ähnliches gesehen. Ein Umschwung ohne Zerstörung, ein Sieg ohne Mühe, ein Triumph ohne Kampf. Die Götter schienen den Bewohnern dieses gesegneten Landes im Traume beschеert zu haben, was andere Völker nur durch blutige Kämpfe, Mühen und Entbehrungen gewonnen. Statt des Blutes wurden Thränen der Freude vergossen; zerbrochene Fesseln wurden durch Blumengewinde ersetzt; die Fürsten zogen den jubelnden Schaaren als Chorführer voran; die Frauen wurden zu Priesterinnen, die mit zarter Hand das Feuer der Freiheit schürten, und die Kirche gab ihren Segen dazu.

Zwar fehlte es nicht an Propheten, die dem kindlich frohen Treiben ein trauriges Ende voraussagten; allein ihre Worte verhallten unbeachtet, und sie selbst ließen sich, trotz ihrer besseren Einsicht, von dem Strome der allgemeinen Begeisterung mit fortreißen.

In der That war es schwer, inmitten des Freudentaumels eines ganzen Volkes kalt- oder theilnahmlos zu bleiben, zumal in Rom, unter dessen Himmel Alles verklärt erscheint. Was auch die Zukunft Unheilvolles in ihrem Schoße bergen mochte, man ließ sich den Genuß der Gegenwart dadurch nicht verkümmern, und unter den vielen Fremden, welche damals in Rom lebten und fast Alle mit bedenklichem Kopfschütteln dem bunten Treiben zusahen, gibt es wohl Keinen, der die heitern Bilder jener Tage aus seiner Erinnerung streichen möchte.

Auf meinen früheren Reisen hatte ich mich daran gewöhnt, ein regelmäßiges Tagebuch zu führen; in Rom fand ich das unmöglich. Es war, als ob mir dort zum Erstenmal Herz und Leben recht aufgingen; ich fühlte mich völlig überwältigt von der Größe und Menge der neuen Eindrücke, die jede Stunde mir brachte und wogegen alles früher Gesehene mir klein und nichtig erschien. Wohl oft versuchte ich Abends die Feder anzusetzen, um die Erlebnisse des Tages festzuhalten, doch warf ich das Geschriebene immer wieder mißmuthig bei Seite. Ich glaubte eine Sünde zu begehen an mir selbst und dem Geschicke, das mich in diese Welt von Schönheit geführt, wenn ich die wenigen Stunde, welche darin zu leben mir vergönnt war, am Schreibtische zerstückeln wollte, und ließ es vom Morgen bis zum Abend meine einzige Aufgabe seyn, zu lernen, zu schauen und zu genießen.

An den Vormittagen war mir der freisinnige und gelehrte Burckhart ein freundlicher Führer durch die Kunstschätze Roms und die Nachmittage waren gewöhnlich zu Ausflügen bestimmt, wozu das überaus schöne Wetter fast täglich einlud. Der Abend wurde dann meistens unter anregenden und belehrenden Gesprächen bei einer Foglietto Orvieto in der Palombella oder Campanella zugebracht, wo ein befreundeter Kreis strebsamer Gelehrter und Künstler sich zu versammeln pflegte.

Außerdem warf mir der Zufall eine Menge alter und neuer Bekannten aus der Heimat wie aus der Fremde in den Weg, so daß sich oft an einem einzigen Tage mehr interessante Erlebnisse, Begegnungen und dadurch wachgerufene Erinnerungen drängten, als das

Digitized by Google

gewöhnliche Leben im Laufe eines ganzen Jahres zu bieten pflegt.

Doch die Spuren solcher Begegnungen und Erinnerungen verwischten sich meist wieder schnell unter den mächtigeren Eindrücken der Ruinen und Kunstwerke Roms, welche mich, so oft und so lange ich darunter weilte, ganz in ihren geheimnißvollen Zauberkreis bannten und alles Andere vergessen machten. Nur ein paarmal geschah es, daß ein dem eigentlichen Zweck meiner Römerfahrt fernliegendes Erlebniß mich lebhaft und nachhaltig ergriff, und ein solcher Ausnahmsfall soll den Inhalt der hier folgenden kleinen Erzählung bilden.

* * *

Ich traf in Rom eine Dame wieder, welche ich einige Jahre früher in Rußland kennen gelernt hatte als die junge Gemahlin eines sehr alten, aber zugleich sehr reichen und lebenslustigen Grafen. Diese Ehe galt als eine unglückliche und man erzählte sich darüber die wunderlichsten Geschichten, welche alle in der Voraussetzung übereinstimmten, daß die junge Gräfin Feona den alten verliebten Herrn nur deßhalb geheirathet habe, um dem zerrütteten Vermögen ihrer Familie wieder aufzuhelfen. Sie betrachtete sich als ein Opfer widerwärtiger Verhältnisse und richtete ihr Benehmen danach ein. Liebe für den Grafen zu empfinden, war ihr unmöglich, nicht weil er alt war — es gibt mehr als Ein Beispiel, daß ein junges Mädchen einen alten Mann leidenschaftlich geliebt hat — sondern weil ihm die Würde des Alters fehlte und sein ganzes Wesen nicht dazu angethan war, zarte Gefühle zu wecken.

Auch machte er sich in diesem Punkte keine Illusionen. Da er niemals wahre Liebe gekannt hatte, so glaubte er überhaupt nicht daran, sondern hielt sie für ein bloßes Hirngespinnst der Poeten und Romanschreiber. Dagegen glaubte er fest an die Allmacht des Geldes, weil ihm sein Reichthum überall eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft gesichert und immer die Genüsse verschafft hatte, wonach sein Herz verlangte.

Er legte ein großes Gewicht auf glänzende Repräsentation und das, was er für Anstand hielt, d. h. die Kunst, die innere Rohheit durch ein gleißendes Aeußere zu verhüllen. Seine ersten Jugendeindrücke reichten noch in die Regierungszeit der großen Katharina zurück, und schon als vierzehnjähriger Knabe hatte er sich der Gunst einer nicht mehr ganz jungen Hofdame der Kaiserin zu erfreuen gehabt.

Er war im Pagencorps erzogen, hatte lange in der Garde gedient, viel am Hofe gelebt und ganze Jahrzehnte in Paris zugebracht, so daß ihm elegante Formen zur zweiten Natur geworden und die französische Sprache, mit allen ihren Feinheiten und Launen, ihm so geläufig war wie einem geborenen Pariser. Er hatte sich sogar als Schriftsteller darin versucht und ein Büchlein aus Dumasschen Phrasen zusammengestellt unter dem Titel: „l'art de causer, um zu beweisen, daß diese Kunst nur in Paris zu finden sey. Ernsten Studien abgeneigt, war er doch ein Freund unterhaltender Lektüre und in der französischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, so wie der Neuzeit wohl bewandert.

Obgleich er Gott und Tugend leugnete und überhaupt nur das glaubte, was er ohne Mühe begriff und was seinen Leidenschaften schmeichelte, so war er nichts destoweniger ein eifriger Vertheidiger des griechisch-russischen Cultus, als eines vortrefflichen Mittels, das Volk in Ordnung zu halten, und ging nie an einer Kirche vorüber, ohne das Zeichen des Kreuzes zu machen.

Seine Frauenideale hatte er unter den Pariser Loretten gefunden und würde ihnen nie untreu geworden seyn, wenn sie ihm nicht ein paarmal gar zu arg mitgespielt hätten. Er versuchte dann, schon in vorgerücktem Alter, sein Glück bei einer moskowitischen Tänzerin, welche ihn ein paar Jahre zu fesseln verstand, aber ihre immer wachsenden Ansprüche an seine Börse zuletzt so hoch spannte, daß er die Pariser Loretten noch bescheiden dagegen fand. Nachdem er die Erfahrung gemacht, daß seine schöne Moskowiterin ihm keinen andern Vorzug gönnte als den, die Kosten für jüngere, heimlich von ihr mehr begünstigte Liebhaber zu bestreiten, verließ er sie und trieb sich längere Zeit in den deutschen Bädern umher.

Inzwischen stellten sich die Gebrechen des Alters immer fühlbarer bei ihm ein, und plötzlich ergriff ihn ein früher nie gekanntes Verlangen nach einer eigenen, behaglichen Häuslichkeit. Er kehrte nach Rußland zurück, und gewöhnt, jedem Wunsche die Erfüllung auf dem Fuße folgen zu lassen, sah er sich unter den schönen Töchtern des Landes um. Seine Wahl fiel auf die damals kaum zwanzigjährige Feona, deren Schönheit und feine Weltbildung ihn eine Zeitlang völlig bezauberten. Ihr kühles, zurückhaltendes Benehmen gegen ihn diente nur, seine Glut zu steigern. Die Einwilligung der Mutter knüpfte sich an pekuniäre Bedingungen, welche, so hoch gespannt sie auch waren, ihn nicht zurückschreckten, denn er hatte berechnet, daß, Alles in Allem genommen, ein geordneter Haushalt doch weniger koste, als das Leben im demi-monde.

So war denn die Angelegenheit bald zu seiner Befriedigung abgemacht; nach der Einwilligung der Tochter wurde nicht gefragt, denn er hielt fest an dem

alten Satze, daß die Liebe nach der Hochzeit von selbst komme.

Die Hochzeit wurde mit großem Pomp gefeiert und der Graf gedachte das erste Jahr seiner Ehe in aller Abgeschiedenheit auf seinem Landgute im Gouvernement Woronesch zu verleben, dessen Schloß zu diesem Zwecke glänzend hergerichtet war.

Die ersten Monate gingen ganz erträglich vorüber. Wenn Feona auch nach der Hochzeit eben so wenig Liebe zu ihrem Gemahl fühlte, wie vorher, so zeigte sie sich ihm doch in Allem unterwürfig und vermied jede Gelegenheit, sein Mißfallen zu erregen. Sie pflegte ihn bei seinen schmerzhaften Gichtanfällen, die ihn ein paar Wochen an's Bett fesselten, las ihm vor, spielte mit ihm Schach und wich nicht aus seinem Zimmer, bis er sich wieder wohl fühlte und gemeinsam mit ihr Ausflüge unternehmen konnte.

Er nahm das für ein untrügliches Zeichen erwachender Liebe und verdoppelte in Folge dessen seine Aufmerksamkeiten gegen sie. Sie benutzte diese gute Stimmung ihres Gemahls, um seine Bestätigung zu allerlei Reformen zu Gunsten der Bauern auf den benachbarten Dörfern zu erwirken, deren unglückliches Schicksal sie sich um so mehr zu Herzen nahm, als der Graf sich bis dahin gar nicht darum bekümmert hatte, der seine gewissenlosen Beamten schalten und walten ließ, wie sie wollten, wenn sie nur für richtige Eintreibung der Abgaben sorgten.

Feona nahm sich mit Liebe, voller Theilnahme der armen Leibeigenen an, die bald ein kindliches Zutrauen zu ihr gewannen. Sie war froh, eine nützliche Beschäftigung zu haben und Gutes thun zu können, indem sie eine Menge eingewurzelter Mißbräuche abstellte und nach Kräften zur Hebung des Wohlstandes ihrer Unterthanen wirkte. Allein sie machte sich dadurch die Verwalter zu Feinden, welche ihre alte, unabhängige Stellung bedroht sahen und deßhalb in starkem Bunde den Einfluß der jungen Herrin zu bekämpfen suchten.

Sie stellten dem Grafen vor, daß die stete Einmischung seiner Gemahlin in die bäuerlichen Angelegenheiten wohl gut gemeint sey, aber zu nichts Gutem führen könne, indem sie nur diene, die Bauern übermüthig zu machen und die Autorität der Verwaltung zu untergraben.

Dem alten Herrn leuchteten diese Gründe ein und bei der ersten Veranlassung bat er seine Gemahlin ernstlich, ihn mit solchen Dingen zu verschonen. „Warum bittest du nie für dich?“ sagte er. „Was gehen dich die schmutzigen Bauern an?“

„Als deine Gemahlin hab' ich die Pflicht, für das Wohl deiner Unterthanen zu sorgen.“ — „Die Sorge für meine Bauern ist Sache der Verwalter, die ich dazu angestellt habe und die sich durch eine lange Reihe von Jahren als treue Diener bewährt haben.“

„Ich habe gegründete Ursache, an der Gewissenhaftigkeit deiner Verwalter zu zweifeln.“ — „Das sind Einbildungen, wodurch du mein Vertrauen nicht erschüttern wirst. Ich wünsche dich glücklich zu sehen, und es ist mir peinlich, daß du dir täglich Sorgen machst über Dinge, von welchen du doch nichts verstehst.“

„Ich kann nicht glücklich seyn, wenn ich Tausende um mich unglücklich sehe.“ — „Meine Bauern sind nicht unglücklich. Sie waren mit ihrem Loose zufrieden, ehe du durch deine Dazwischenkunft ihre Ansprüche steigertest, und ihre Zufriedenheit wird wiederkehren, sobald sie erfahren, daß ich nicht gewillt bin, auf dein Bitten alle Tage Ausnahmen von der Regel zu machen. Ordnung muß seyn in der Welt! Die Bauern sind da, um für uns zu arbeiten, und wir, um zu genießen. Dabei soll es sein Bewenden haben!“

Mit diesen Worten verließ er mürrisch das Zimmer, um weitere Erörterungen abzuschneiden.

Feona war durch seine Einwendungen weder überzeugt noch beruhigt und gab ihre Sache noch keineswegs verloren. Sie suchte am nächsten Tag ihren Gemahl mit religiösen Gründen beizukommen, merkte jedoch bald, daß in diesem Punkte sein Herz eine taube Nuß war, und sie würde ihn dadurch nur noch mehr entfremdet.

Gereizt durch die Zähigkeit, womit sie immer auf den Gegenstand zurückkam, den sie zu einer wahren Herzensangelegenheit gemacht hatte, kehrte er ein paar mal die Rohheit seiner Natur in einer Weise gegen sie heraus, daß ihr davor schauderte. Aber noch widerwärtiger kam er ihr vor, wenn er solche Ausbrüche durch Zärtlichkeiten wieder gutmachen wollte; auf seine frivolen Scherze ging sie nie ein und seine Liebkosungen waren ihr fürchterlich.

Sie fühlte sich mehr und mehr einsam und unglücklich, und er selbst fing an, sich in ihrer Gesellschaft zu langweilen, nachdem der erste Zauber, den ihre Reize auf ihn geübt hatten, verschwunden war und er ihrer Pflege nicht mehr bedurfte. Alle Mittel, welche er früher mit Erfolg angewandt, um eine grollende Geliebte wieder freundlich zu stimmen, wollten bei seiner Gemahlin nicht anschlagen, und so kam er endlich zu der traurigen Einsicht, daß er eine Thorheit begangen habe, in seinen alten Tagen noch zu heirathen.

Der Gedanke, unter solchen Umständen den ganzen Winter auf dem Lande zuzubringen, war ihm unerträglich, und er entschloß sich, noch kurz vor Weihnachten nach Moskau überzusiedeln, wobei er die stille

Digitized by Google

Hoffnung nährte, durch den Strudel der Genüsse der Zarenstadt auch seine Gemahlin lebensfroher zu stimmen. Er meinte, auf seine früheren Erfahrungen gestützt, daß Glanz und Reichthum den Frauen erst dann recht werthvoll erscheine, wenn sie Gelegenheit haben, sich vor aller Welt darin zu zeigen.

Er überhäufte sie mit den kostbarsten Geschenken und setzte seinen Stolz darein, sie als die eleganteste Dame der Gesellschaft gefeiert zu sehen. Sie ließ Alles ruhig über sich ergehen, als ob sich's von selbst verstände. Schon früher war sie den Kennern als ein Bild seiner Schönheit aufgefallen; jetzt, wo das Bild in so glänzendem Rahmen strahlte, zog es Aller Blicke auf sich. Allein je mehr das der Fall war, desto mehr wurde sie auch der Gegenstand der Unterhaltung und einer öffentlichen Beurtheilung, die nicht immer zu ihren Gunsten ausfiel, denn in kleinen wie in großen Dingen thut sich niemand ungestraft hervor.

Niemand ahnte, wie unglücklich sie sich fühlte, und da sie zu stolz war, ihr Unglück zur Schau zu tragen, so mußte sie natürlich vor der Welt anders erscheinen, als sie war, woraus sich dann falsche Urtheile über sie von selbst ergaben.

War sie schweigsam und gelangweilt, so nahm man das für Hochmuth, zwang sie sich freundlich zu seyn, so galt das als Koketterie. Wer sich nicht geben darf, wie er ist, befindet sich immer in einer mißlichen Lage. Am liebsten hätte sie alle Gesellschaft gemieden, allein sie hielt es für ihre Pflicht, ihrem Gemahl so viel als möglich sich unterwürfig zu zeigen, wo es nicht gegen ihr Gewissen ging, und so folgte sie ihm in's Theater, in Concerte, auf Bälle, überall, wohin er sie führte, um vor der Welt mit ihr zu prunken.

Es konnte ihm auf die Dauer nicht entgehen, daß sie sich innerlich unglücklich fühlte, und er war oft aufgebracht darüber, da es ihm nicht einleuchten wollte, daß eine junge, schöne Frau noch etwas Anderes zu ihrem Glücke brauche, als Glanz und Reichthum.

Indem er diesen Gefühlen eines Tages gegen sie lebhaften Ausdruck gab und sie der Undankbarkeit zieh, daß sie so wenig zu würdigen wisse, was er für sie thue, führte er eine Scene herbei, welche ein noch schlimmeres Zerwürfniß, als alle früheren waren, zur Folge hatte. Sie erklärte ihm, daß sie in all dem Flitterstaat, womit er sie behänge, nie Glück gefunden habe, noch finden werde; daß die unnatürliche Verbindung, welche sie auf das Drängen ihrer Mutter mit ihm geschlossen, ihr bis dahin keine andere wahre Freude gewährt, als die sie während der kurzen Zeit gefunden, wo sie in der Lage gewesen, den von gewissenlosen Beamten unmenschlich gedrückten Bauern auf seinen Gütern Trost und Hülfe zu bringen; sie zeigte ihm Briefe, welche haarsträubende Berichte über das Treiben seiner Verwalter enthielten, und beschwor ihn unter Thränen, sich das Wohl seiner armen Unterthanen mehr zu Herzen zu nehmen, als er bisher gethan. „Die geringste Erleichterung," rief sie, „welche du deinen Leibeigenen verschafft, wird mir mehr Freude machen als aller Schmuck, den du mir schenken kannst."

Der Graf erwiederte ihr in den heftigsten Ausdrücken: ihre Verwendung für seine Leibeigenen, welche erst durch sie selbst rebellisch geworden, würde immer nur die entgegengesetzte Wirkung haben, d. h. das Schicksal der Bauern nur verschlimmern, weßhalb sie am besten thun werde, sich nicht mehr darum zu kümmern. Im Uebrigen wolle er sie weder zwingen, Schmuck zu tragen, noch in Gesellschaften zu gehen, sie möge nach eigenem Belieben sich kleiden und leben; er werde sich hüten, fortan seine Aufmerksamkeiten an eine Undankbare zu verschwenden.

Von diesem Tage an bekam Feona ihren Gemahl selten mehr zu sehen. Wenn er nicht im Theater oder Concert war, so brachte er die Abende im sogenannten „englischen Club" zu, wo er seiner alten Leidenschaft, dem Spiele, nachhing. Er kam regelmäßig sehr spät nach Hause, schlief eben so regelmäßig bis spät in den Tag hinein und speiste sehr häufig auswärts.

Ein gewisser geselliger Verkehr dauerte inzwischen im Hause fort. Es kamen gute Bekannte, die hin und wieder ihren Besuch machten, auch wohl uneingeladen zum Diner oder zum Thee blieben, wie das in Moskau so üblich ist. Der fleißigste unter diesen Besuchern war ein junger Fürst G., ein Mann von ernstem, aber einnehmendem Aeußern und feiner Bildung. Er galt für einen religiösen Schwärmer, war sehr wohlthätig, besuchte weder Theater noch größere Gesellschaften und Bälle und stand im Rufe strenger Sittenreinheit.

Der Fürst hatte mehrere Jahre in Rom gelebt, wo er fast nur mit der höheren Geistlichkeit verkehrte und von wo er erst seit einigen Monaten zurückgekehrt war. Man murmelte sogar, er sey heimlich zur katholischen Kirche übergetreten.

Durch seine ernste Richtung und fesselnde Redegabe hatte er bald das Vertrauen Feonas zu gewinnen gewußt, welche sich sehr gern mit ihm unterhielt und auch ihrerseits große Anziehungskraft auf ihn zu üben schien, so daß er ihr zu Gefallen sogar öfter seine Abneigung gegen große Gesellschaften überwunden hatte und ihr auf die Bälle gefolgt war, bloß um sich mit ihr unterhalten zu können, denn am Tanze betheiligte er sich nie.

Der Graf hatte in diesem Verkehr nichts Arges

gefunden, da er den Fürsten für einen ungefährlichen Schwärmer hielt. Wenn er in seinen gelegentlichen Wuthausbrüchen einmal Aeußerungen der Eifersucht mit unterlaufen ließ, so bezogen sich diese lediglich auf einen jungen Deutschen, den Feona vor der Ehe gekannt hatte und den er spöttisch ihren „Ritter von der Lancette" nannte. „Du glaubst wohl," pflegte er dann zu sagen, „daß ich den Narren spielen werde, wie dein Ritter von der Lancette, an den du immer noch mehr zu denken scheinst, als gut ist. Da kennst du mich schlecht." Was es mit diesem Ritter von der Lancette auf sich hatte, werden wir später erfahren.

Als Feona nicht mehr auf den Bällen erschien, besuchte Fürst G. sie fast täglich in ihrem Hause und brachte oft, in Abwesenheit ihres Gemahls, ganze Abende bei ihr allein zu. So entspann sich zwischen ihnen auf das Natürlichste ein vertrauliches Verhältniß, welches, wie die böse Welt behauptete, weit über die Grenzen des Erlaubten hinausging. Jedenfalls war es dem Fürsten gelungen, die innersten Falten von Feonas Herzen zu erforschen. Sie hatte lange ihr häusliches Unglück schweigsam getragen, allein bei dem häufigen und langen Beisammensein mit ihrem diskreten Freunde hatte sie doch der Versuchung nicht widerstehen können, ihm alles zu berichten, was sie drückte, und Trost, Rath und liebevolle Theilnahme bei ihm gefunden.

Die Gerüchte über das Verhältniß der beiden mehrten und verbreiteten sich und kamen zu den Ohren des alten Grafen, der Anfangs ungläubig den Kopf dazu schüttelte, endlich aber doch Argwohn schöpfte und sich vornahm, der Sache genauer nachzuforschen. Sein ohnehin geringer Glaube an Frauentreue hatte nämlich dadurch einen neuen Stoß erhalten, daß eine junge Schauspielerin, mit welcher er kürzlich ein Verhältniß angeknüpft, ihn schmählich hintergangen hatte.

Außerdem war seine gereizte Stimmung bedenklich gewachsen in Folge von Briefen, des Inhalts, daß unter den Bauern auf seinen Gütern höchst bedrohliche Zustände herrschten, welche das persönliche Erscheinen des Grafen sehr wünschenswerth machten, da die Verwalter ihr früheres Ansehen nicht mehr aufrecht erhalten konnten. „Das kommt von der albernen Einmischung meiner Frau!" rief er zornig und begab sich noch spät am Abend in ihre Gemächer, wo er sie zur Seite des Fürsten vor einem aufgeschlagenen Buche sitzend fand, das weinende Haupt auf ihre Hand gestützt.

„Entschuldigen Sie, wenn ich störe," sagte er höhnisch zu dem vor ihm aufstehenden Fürsten. — „Ich bin lange nicht bei dir gewesen," wandte er sich darauf an seine Gemahlin, „da man sich in der ganzen Stadt erzählt, daß du dir die Zeit auch ohne mich angenehm zu vertreiben weißt. Die Thränen kamen dir wohl in's Auge, als du mich eintreten sahest. — Was ist denn das für ein Buch da? Ah, ein Erbauungsbuch! und noch dazu für katholische Christen! Das ist ja sehr tröstlich! — Ich muß dich jetzt auf einige Zeit verlassen, um Ordnung unter meinen durch dich rebellisch gemachten Bauern zu stiften. Nach meiner Rückkehr werde ich auch in meinem Hause die Ordnung herstellen, um nicht länger vor der Welt die lächerlichste Rolle zu spielen. Auf Wiedersehen!" schloß er mit gehobener Stimme, seiner Gemahlin das Erbauungsbuch vor die Füße schleudernd und dann hastigen Schritts das Zimmer verlassend.

Am nächsten Morgen in der Frühe machte er sich auf den Weg nach seinen Gütern im Gouvernement Woronesch.

(Schluß folgt.)

Kopenhagen und eine Spazierfahrt durch Seeland.

(Schluß.)

Ein flüchtiger Blick auf die moderne dänische Literatur ist um so leichter, als die Werke der hervorragendsten Talente auch in Deutschland allgemein bekannt sind, und ich brauche da nur Oehlenschläger, Andersen, Henrik Herz zu nennen. Wir betrachten sie fast als zu unserer Literatur gehörig und haben dazu mehr als Eine Berechtigung. Es ist nicht allein der gemeinsame Charakter der Nationen, der auch die Literaturen zusammenrückt, wir könne nauch Oehlenschläger, jedenfalls den bedeutendsten der dänischen Poeten, schon darum

Digitized by Google

zu den unſern zählen, da ſein Talent ſich unzweifelhaft an und unter dem Einfluß deutſcher Literatur ausgebildet hat, noch mehr, da er ſelbſt ſeine Werke ins Deutſche übertrug oder vielmehr deutſch bearbeitete. Daſſelbe gilt von Anderſen, der gern in Deutſchland ſeine Märchen deutſch vorlas. Beiden Autoren war der Ruhm des engen Vaterlandes zu eng, und ſie ſuchten und fanden ihre Lorbeeren auf deutſchem Boden. Von Henrik Herz iſt wenigſtens ſeine „König René's Tochter" in Deutſchland allgemein bekannt und populär geworden.

Und doch würde man uns dieß bedingte Eigenthumsrecht an ihren Dichtern in Dänemark nicht einräumen; ſo eiferſüchtig iſt man, und, namentlich in den letzten Jahren, den Deutſchen gegenüber, ſo wenig mag man den Einfluß germaniſcher Bildung einräumen. Da nun aber jeder Gebildete in Kopenhagen deutſch verſteht, ſpricht und ſchreibt, iſt dieſe Eiferſucht um ſo ſeltſamer, wenn ſie nicht vielleicht durch die gegründete Furcht erzeugt wird, von deutſcher Macht und Bildung zuſammengedrängt oder überfluthet zu werden. Daß dieſe Eiferſucht wieder ein reges Treiben auf dem Gebiete der Kunſt und Literatur erzeugt, iſt nicht zu verkennen, wenn es ſich auch zuweilen im Nutzloſen vergeudet. So muß es wunderbar erſcheinen, daß bei einer Zahl von höchſtens 800,000 Einwohnern däniſchen Stammes, von denen alle Gebildeten deutſch verſtehen, ein gerade nur für dieſe brauchbares Werk, ein Converſations-Lexicon in däniſcher Sprache, Abſatz und Anklang findet, und eine Illuſtrirte Zeitung neben den deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Blättern concurriren kann.

Auf die dramatiſche Kunſt aber hat dieſe Excluſivität einen entſchieden günſtigen Einfluß geübt, da die Vorſtellungen im Hoftheater namentlich, die ich leider nicht kennen lernen konnte, da in den Sommermonaten die Bühne geſchloſſen iſt, ſich eines alten und gegründeten Rufes erfreuen, in Bezug auf Zuſammenſpiel muſtergültig ſeyn und an die Zeiten der alten Schule in Deutſchland erinnern ſollen.

Dieſer Vorzug, an den nicht die däniſche Eigenliebe, ſondern unparteiiſche, einſichtsvolle Urtheile mich glauben machen, iſt übrigens auch kein zufälliger, ſondern ein durch die Verhältniſſe bedingter. Aus der verhältnißmäßig bedeutenden Anzahl däniſcher Schauſpielergeſellſchaften, die nicht allein in Dänemark, ſondern auch in Schweden und namentlich in Norwegen beliebt ſind, und ſich dort einer großen Anerkennung erfreuen, wählt das Hoftheater der Reſidenz, ohne alle Concurrenz, die bedeutendſten Talente, die es dann für die ganze Zeit, in der dieſe Talente für die Bühne wirkſam ſeyn können, an ihr Inſtitut feſſelt. Keine Gaſtvorſtellungen zerreißen das Repertoire und Zuſammenſpiel, und da Gaſtſpiele der königlichen Schauſpieler meiſt gemeinſam in den Ferienmonaten unternommen werden, iſt keine Gefahr, daß ſich die Einzelvirtuoſität ausbildet, die ſeit Jahren unſer deutſches Theater gefährdet. Und welche Wechſelwirkung zwiſchen Schauſpieler und Publikum entſteht durch dieſe Abgeſchloſſenheit, durch dieſes Ineinanderſchaffen der Talente, dieſes Heranreifen der jüngeren Kräfte an den erfahrenen und bewährten!

Doch auch am Theater können wir einen Maßſtab der immer wachſenden Antipathie gegen Deutſchland anlegen. Wir haben die Repertoire des däniſchen königlichen Theaters im Zeitraume von mehr als 100 Jahren (1748—1856) durchgeſehen. Da ſtellt ſich denn neben der reichen Vertretung der heimiſchen Literatur heraus, wie früher auch der deutſchen ihre volle Berechtigung eingeräumt wurde. Schiller, Goethe, Leſſing, Kleiſt ſind faſt mit allen ihren Dichtungen vertreten; Kotzebue, Iffland, ſelbſt Raupach nehmen einen großen Raum ein, ebenſo noch die Stücke, die in dem erſten Drittel des Jahrhunderts die deutſche Bühne beherrſchten, von Halm, Deinhardſtein, ſelbſt von der Weißenthurn. Dann treten die Franzoſen in voller Ausdehnung ein, Scribe, Meleſville, Dumas, nebſt vielen andern; von den Namen aber, die jetzt auf den deutſchen Theatern die genannteſten ſind, finden wir nur Hackländer mit ſeinem „Geheimen Agenten," aber weder Laube, noch Gutzkow, noch ſelbſt die Birch-Pfeiffer.

Der Däne liebt ſein Theater, denn er iſt vergnügungsſüchtig, ſagt man. Da es uns nun nicht vergönnt war, dieß in den Schauſpielhäuſern zu beobachten, mußten wir die Beſtätigung dieſes Ausſpruchs in einem der öffentlichen Vergnügungsorte ſuchen, und Kopenhagen hat keinen Mangel an dergleichen. Wir brauchen nur einen Spaziergang vor das Weſtthor zu machen, wo ſich ein öffentliches Lokal an das andere anſchließt, wo eine wogende Menge Vergnügen ſuchender Menſchen aller Stände und Alter uns vergeſſen läßt, daß wir in einer Stadt ſind, von deren 140,000 Einwohnern der Sommer einen großen Theil auf das Land entführt und in den zahlreichen Sommerwohnungen an der Seeküſte zerſtreut hat. Die Leſer, die wir einladen, uns auf dieſem Spaziergang vor das Weſtthor zu begleiten, wollen wir aber auf einem Umwege zuerſt die ſchöne Fredriksborger Schloßallee hinauf führen, um noch einmal einen Ueberblick auf Stadt und Hafen zu gewinnen.

Das Schloß Fredriksborg liegt auf einer Anhöhe in der Nähe der Stadt und iſt von Parkanlagen umgeben, deren hüglige Raſenflächen, überbrückte Teiche und

üppige Baumpartien dem Auge einen freundlichen Eindruck machen, ohne durch besondere kunstvolle Anlage oder sorgsame Haltung Anspruch an unsere Aufmerksamkeit zu erheben. Noch weniger wird uns das kalte, kahle Schloß, mit seinem mit Gras durchwachsenen und mit Unkraut überwucherten weiten Schloßhofe, seinen blinden Fenstern, morschen Galerien und halbverfallenen Thüren, anziehen. Aber ein paar Schritte davon, von der Anhöhe, zeigt sich uns die Stadt in anmuthigem und belebtem Panorama, und weiterhin erglänzt die See, besäet mit ihren weiß schimmernden Segeln, und wir übersehen das rege Treiben des Meeres. Wie die Stadt sich an dem Höhenzuge und an der Seeküste auflöst in Villen und Landhäusern, wie der enge Häuserknäuel seine weißen Wände und rothen Dächer ausstreut durch das von Alleen durchschnittene oder mit prächtigen Laubholzwäldern bedeckte Land, so löst der enge Mastenwald des Hafens sich auf in unzählige schimmernde Fahrzeuge, die fern bald im Sonnenlicht auftauchen, bald im Schatten verschwinden.

Aber wenden wir von dem weiten Bilde das Auge auf Einen Punkt. Da sehen wir, dicht an dem Stadtwall, Licht an Licht, farbige Schimmer an einander gedrängt, aufgehen, da flattern bunte Fahnen, und täuscht uns nicht das Ohr, so vernehmen wir Hornsignale. Dort ist das Ziel unseres Spaziergangs, der beliebteste Vergnügungsort der Kopenhagener Bevölkerung, der Sammelplatz der Fremden, das bekannte Tivoli der dänischen Hauptstadt, das freilich nichts als den Namen gemein hat mit dem alten Tibur, dem Landsitze Hadrians.

Ein angenehmer, von Bäumen bedachter Spaziergang führt uns von der Umgebung des Fredricksborger Schlosses und seiner Einsamkeit in das bunte Treiben. Schon an der Kasse am Eingang müssen wir uns durch ein Gewühl von Menschen durchdrängen, um für verhältnißmäßig sehr geringen Preis ein Billet zu lösen, das uns alle die Herrlichkeiten erschließt. Ein großer, von schönen Bäumen beschatteter Garten empfängt uns, und zwischen ihnen sind die phantastischsten Gebäude errichtet, die unsere Vergnügungslust und Neugierde in mannigfacher Weise reizen. Da ist ein kleines Theater, in dem Marionetten ihre Volkspossen aufführen, weiterhin ein breiter Bazar mit immer besetzter Tombola; dort ein Circus für Kunstreiter und Seiltänzer, hier eine Restauration. In einem großen, eleganten Saal spielt ein gutes Orchester gute ernste Musik, und nicht weit davon ist ein café chantant aufgeschlagen, in dem verbrauchte Stimmen geschminkter Mädchen uns Volkslieder oder Gassenhauer zum Besten geben. Weiterhin donnern die Wagen auf der Rutschbahn nieder; die Pistolenstände locken die Schützen; ein eleganter Sessel gibt uns auf's Haar an, wie gewichtig unsere Persönlichkeit; auf einem Caroussel rasselt und pfeift ein Miniaturreisenbahn; weiter ab hebt sich der Vorhang eines kleinen Theaters, auf dem wir ein Ballet aufführen sehen.

Von Schaustellung zu Schaustellung drängt sich die Menge, Bauern von der Insel Amack mit ihren Frauen und Töchtern, in dem originellen grellfarbigen Costüm; der ehrsame Bürger Kopenhagens mit seiner Familie; die bauschigen Crinolinen der geputzten Welt, der demi-monde und die ruhigeren Zuschauer der Gesellschaft, denen diese Menge das leckendste Schauspiel ist; die Elegants und Stutzer, die Offiziere, und dazwischen der frische Student und der nachlässig gekleidete Künstler. Dieses bunte Durcheinander ist der Reiz für den Fremden, aber schnell steckt die allgemeine Lust an, und man wird vom vornehm lächelnden Zuschauer, vom kalt beobachtenden Touristen Mitspieler in der großen Maskerade, man drängt sich von Schaustellung zu Schaustellung, um mit Geduld oder Schlauheit einen günstigen Platz zu gewinnen.

Und es wird mehr und mehr Nacht. Die bunten Lampen und Ballons, die Gassterne und Sonnen kämpfen mit den tiefen Schatten der Bäume, ein geheimnißvoller Hauch breitet sich über die ganze Scene, das matte Mondlicht fällt durch die Wipfel der halbdunkeln Laubgänge, und hinter den duftigen Bosketgruppen verschwindet die Schaar der Spaziergänger. Dann kommen große maskirte Umzüge zu Pferd und Wagen, und ein Feuerwerk schließt, tief in der Nacht, das Fest, das sich täglich wiederholt.

Woher die Menschenmenge, die einem solchen Unternehmen das Bestehen sichert? Und dieses Tivoli besteht schon seit vielen Jahren. Außer Vauxhall und Cremorn-Garden in London wüßte ich keinen Vergnügungsort, der sich diesem an mannigfachen Schaustellungen auch nur entfernt zur Seite stellen könnte, und Kopenhagen ist eine verhältnißmäßig nicht bevölkerte Stadt. „Geht auch die vornehme Gesellschaft hieher?" fragte ich. „Die vornehme Gesellschaft?" antwortete man erstaunt. „Seit der Vermählung des Königs mit der Gräfin Danner hat sich die dänische Aristokratie vom Hof und von der Residenz zurückgezogen. Es ist nicht vorzugsweise die gebildete Gesellschaft, die sich hier zusammen findet, aber sie scheut sich auch nicht, diesen Ort zu besuchen." Ein kurzer Aufenthalt schon bestätigte dieß. Ueberall traf man Heiterkeit, aber eine harmlose, leise, nicht geräuschvolle, und sofort fühlte man sich sicher, trotz des Zusammenflusses der gemischten Gesellschaft, in der der demi-monde nicht fehlte, aber noch

Digitized by Google

weniger überwog und sich verdrängte. Die Gewohnheit dieses Zusammenlebens hatte eine gewisse Form ausgebildet, und in dieser Form lag die Sicherheit.

Auch in dem Volkstreiben trat uns in wenigen Stunden sofort der Charakter einer fremden Nationalität entgegen, aber diesmal in liebenswürdiger Weise. Das ist, wie gesagt, der Reiz einer Spazierfahrt nach Kopenhagen, daß wir uns in der Fremde fühlen, ohne die Beschwerlichkeiten der Fremde. Wir werden keine unserer heimischen Gewohnheiten weder in den Hotels noch in den Läden vermissen, die deutsche Sprache ist die, wenn auch nicht geltende, doch überall in Cours genommene Münze des Verkehrs, und doch sind wir in anderem Lande, doch hören wie um uns nur den Klang einer fremden Sprache, doch treten uns Sitten und Gewohnheiten entgegen, die uns neu sind.

Nach dem Spaziergange noch eine Spazierfahrt, nach dem Bilde des Volkstreibens noch ein Landschaftsbild, ehe wir unsere Heimreise antreten. Wir scheiten hinab zum Hafen, aber als leichtgeschürzte Tagereisende, mit dem Plaid über dem Arm, statt alles Gepäckes. Es ist nur eine anmuthige Reise, zu der wir die Leser einladen, und wenn sie sich auch zusammendrängt in den Zeitraum kaum eines Tages, wenn sie auch ohne alle Beschwerlichkeiten unternommen wird, bietet sie doch eine solche Fülle wechselnder Eindrücke, so großartige und liebliche Naturbilder, so poetische Erinnerungen, daß sie allein des Aufbruchs aus der Heimath werth erscheint.

Da haucht schon ein kleiner Dampfer seine Rauchwolke reisebereit aus, da probirt er schon die Schläge seiner Räder in der ruhigen Fläche des Hafens. Wir müssen Acht geben, welches von den kleinen Dampfbooten, die da so gleich, so traulich neben einander liegen, uns zur Fahrt ladet; denn in der That haben sie alle drei dasselbe Ziel, theilen sich geschwisterlich in die Fahrstunden, und schon ihre Namen bezeichnen uns diese Verwandtschaft. Hamlet, Ophelia und Horatio, so heißen die Schiffe, und brauchen wir da noch zu sagen, wohin sie ihre Fahrt lenken? Diesmal ist's Ophelia, die sich von der Seite ihres wunderlichen königlichen Geliebten losreißt und an dem treuen Freunde Horatio vorüber drängt, um uns nach Helsingör, dem Schauplatz ihres Glücks und ihrer Thränen, zu führen, und in wenig Stunden verheißt sie diesen zu erreichen. Aber es ist nur der Name, der den Ton anschlägt zu den Erinnerungen, die uns erwarten, denn diesem dänischen Fräulein brauchen wir nicht die mißtrauischen Warnungen des weisen Narren Polonius zu wiederholen; seine Aufführung ist untadelhaft, wir brauchen nicht zu fürchten, daß das Steuer, das es lenkt, aus dem Gleise kommt, und die für ein Schiff ominöse Todesart jener Dame braucht uns für unsere Ophelia keine Sorge zu machen. Wir haben hier ein durchaus geregeltes Betragen, denn das Schiff verläßt täglich neun Uhr den Hafen, um ihn zu vollkommen solider Büregerstunde wieder zu gewinnen, ist seefest und seeerfahren und würde auch unter der Leitung eines in die Geheimnisse des Compasses nicht eingeweihten Steuermannes kaum seinen Weg verfehlen können. Dazu ist es mit allem nur wünschenswerthen Comfort, mit Schutz gegen Regen und Sturm, mit Feldsesseln und Restauration vollständig ausgerüstet. Gott sey Dank, des Schutzes gegen die Launen des Wetters bedürfen wir nicht, die Sonne scheint von fast wolkenlosem Himmel hernieder und die See liegt eben wie ein Spiegel, nur ab und zu in leisem Windhauche erzitternd.

„Ist es denn eine Meerfahrt, die wie machen?" möchten wie fragen, und sie ist es wirklich nur halb, wenigstens vereinigt sie den ganzen Reiz der Meerfahrt mit der der Flußreise. Wie schaukeln freilich auf dem unbegrenzten Elemente des Meeres, wie sehen auf der einen Seite die fernen, zackigen Küsten, die die weite Wasserfläche begrenzen, aber auf der andern Seite gleiten wir nahe hin an dem Ufer, das uns wechselnde Landschaftsbilder mit allen ihren Details, wie sie uns eine Rhein- oder Donaufahrt, großartiger vielleicht, gewiß aber nicht mannigfaltiger, üppiger in der Vegetation und geschmückter mit Bauwerken und Gartenanlagen zeigen kann.

Zuerst, meilenlang am Strande die Villen und Landhäuser mit ihren Badeeinrichtungen, die in leichten Zelten bis an das Meer rücken und die die Residenz fortsetzen, alle gelehnt gegen die leichten Anhöhen, bedeckt mit Laubwaldungen, wie sie schöner die Erde nicht tragen kann. Dann kommen einzelne Jagdschlösser, mit den grauen Wänden aus dem üppigen Grün auftauchend, Dörfer und Städte; jede Wendung des Schiffes um die zackigen Buchten des Strandes zeigt uns ein neues Bild. Jenseits rücken die schroffen, kahlen Ufer immer näher, die Küsten Schwedens und der Insel Hven, die Stadt Landskrona können wir deutlich erkennen, jetzt auch Helsingborg. Eine kleine Wendung des Bootes, und das Ziel unserer Fahrt, Helsingör, liegt vor uns.

Der Hafen, in den wir einfahren, ist weit, gut gebaut und mit Schiffen reich besetzt. Gegen ihn erscheint das Städtchen, das ihn umschließt, klein und unansehnlich, und doch ist es belebt von regem seemännischem Treiben. Seine frühere Bedeutung hat der Ort freilich verloren, seit das Thor des Sundzolles, dessen Schlüssel es führte, das Thor, an dem Jahrhunderte

vergebens gerüttelt, aufgesprungen ist, aber es wird immer ein beliebter Stationsort der kleineren Seefahrer bleiben, zudem seine Lage an der Grenze zweier Meere, auf der befahrenen Seestraße, ihn vor allen begünstigt. Uns, die wir nicht eine unsichere Meerfahrt vor uns, nicht überstandene Gefahren hinter uns haben, locken weder diese Theerjacken und Wachstafthüte und Kappen, diese blauen, weiß bestickten Hemden der Elegants der Briggs und Schoner, noch diese Krackläden und Whiskybuden; wir wandern schnell durch die lange, etwas unsaubere Straße der Veste Kronenborg zu.

Steil, kahl, isolirt liegt der phantastische Bau mit seinen Thürmen und Zinnen hoch ragend am Meere, eine kleine Festung für sich, wie ein Ritter in voller Rüstung, und doch wie die Warthe einer gesunkenen Macht. Das ganze Schloß erschien uns wie der Geist des Königs Hamlet, das Zeichen einer Königsmacht, deren Glanz zu Grabe gegangen, der Geist vergangener Jahrhunderte, der in den Tagen aufsteigt, die ihm nicht mehr gehören. Aber wir stehen auf den Zinnen des Schlosses und der Reiz der ewig jungen Natur, die lichte Sonne unseres Heute verscheucht schnell die Gespensterschauer verklungener Sagen.

Der Blick von Kronenborg ist einer der großartigsten, den Europa zu entfalten hat. Drüben die schwedische Küste, Helsingborg so nah, daß man glaubt, hineingreifen zu können, und rechts und links breiten sich die beiden Meere, an deren Scheidegrenze wir stehen, die Ostsee leicht begrenzt von kahlen Ufercontouren, die Nordsee hinwegend in ihre unerforschte Unendlichkeit, gesäumt, nicht gefesselt von den weiß schimmernden Felskanten der schwedischen Küste. Segel und Wimpel, unzählig ausgestreut auf der schimmernden Fluth, beleben die weite Wasserfläche, über der majestätisch das graue Schloß hängt. Hinter uns Seeland, grün und üppig mit seinen prachtvollen Buchen- und Eichenwäldern, mit seinen weitästigen Linden, und zur linken Hand, am Belt, eine halbe Meile von Helsingör, das kleine, mit Gartenanlagen umgebene Schloß Marienlyst, jetzt ein beliebter und wahrhaft reizend gelegener Badeort. Eine Vereinigung freundlicher und großartiger Naturbilder; die Empfindung grandioseſter Einsamkeit, zugleich mit dem Hauch heitersten Tageslebens; die schroffen Schönheiten der See mit den nackten, in barockſter Laune der Natur ausgestreuten Felskanten, zugleich mit den weichen Contouren der Laubwaldungen, des Schmuckes der Landschaft; die Unendlichkeit und das Detail, das Unbegrenzte des Meeres und die Geschäftigkeit der Stadt — Alles das übersieht Ein Blick, und immer wieder fesselt uns das gewaltige Bild, das sich vor uns aufrollt.

Aber trotz der Gewalt der Natur können wir nicht vergessen, daß wir auf einem von der Poesie geweihten Raum stehen, auf einer Stelle, der die Dichtkunst ihr ewiges Siegel aufgedrückt hat. Hier, auf der Schloßterrasse, läßt Shakespeare sein dem deutschen Gemüth am nächsten gerücktes Gedicht, den Hamlet, beginnen, und mit der wunderbarsten Divinationsgabe des Dichters hat er den Ort so getroffen, ihn mit seinem Gedicht, sein Gedicht mit ihm so identificirt, daß sie unzertrennbar von einander geworden sind. Nicht weil wir die Tragödie Hamlet im Herzen tragen, gedenken wir ihrer auf den Zinnen des Schlosses von Helsingör; nein, weil die ganze Tragödie, wie der Geist jenes Dänenkönigs, vor uns auftaucht und wächst aus diesem Boden, weil die Sage, aus deren nebelumwehten Born der Dichter den klaren Trank seiner Dichtung schöpfte, an diesem Orte geboren werden mußte. Die Eigenthümlichkeit des Ortes gebiert die Sage, mag diese Eigenthümlichkeit nun allein durch die launenhafte Gunst, durch den Reichthum der Schöpfungskraft der Natur erzeugt seyn und ihr ein Epos entwachsen, wie das Tellepos an den Ufern des lieblichen und doch geheimnißvollen Vierwaldstätter Sees, mag sie, von Menschenhänden geschaffen, eine Ballade hervorbringen, wie die der weißen Frau, die aus den wüsten, unheimlichen Wänden düsterer Schloßcorridore tritt, mag beides zusammenwirken, wie hier, immerhin ist die Sage ein Kind der Stätte, auf der sie sich ausgebildet. Wie sie aber den Ort, der sie gebar, als ihr unbestreitbares Eigenthum in Anspruch nimmt, so greift sie auch mit kühner und willkürlicher Hand in das Geschehene, und entreißt der Geschichte die Thatsachen, unbekümmert, ob sie Fernes in die Nähe rückt, ob sie durch weite Zeiten Getrenntes zusammenwirft, sie nimmt, was sie gebrauchen kann, und veranschaulicht uns den Sieg der poetischen Wahrheit über die historische, und diese Beute läßt sie sich nicht wieder abringen, diesen Sieg behauptet sie, wie die Geisterwelt, die, von der Vernunft aus dem Felde geschlagen, immer in ihrem Rücken wieder auftaucht.

Mag immerhin der verdrießliche Scepticismus nüchterner Historiker unsern Glauben an der Tellsage erschüttern, eine Stunde am grünen Vierwaldstätter See belebt ihn unumstößlich wieder; mag man immerhin uns die Existenz des unglücklichen Königssohnes entweder ganz bestreiten, oder den Schauplatz der blutigen Begebenheit fern nach Jütland verlegen und uns dafür die unzweifelhaftesten historischen Beweise liefern, unser Hamlet existirte, und er erfuhr hier auf der Schloßterrasse von Helsingör den Mord seines Vaters; ja hier erschien ihm das geharnischte Bild des in Sünden dahin gefahrenen Königs, und hier breitet rauschend der

Digitized by Google

lebendige Baum Shakespearescher Dichtung, der aus den düstern Wurzeln der Sage aufsproß, seine Wipfel über uns, und durch sie flüstert das liebliche Lied der bleichen Ophelia.

Das Schloß, in dem wir stehen, ist jünger als die Tragödie, aber, wie diese auch die Sage verjüngte, die Sage, die wieder jünger war als die Geschichte, so hat sie auch vorgedichtet, und die Quader zu dem Bauwerke poetisch gefügt, und mit einem Schmuck umkleidet, schon ehe es bestand. Jetzt ist Sage, Dichtung und Veste Eins geworden, und wer mag an ihr zweifeln, der sich die neblichte, in Mondlicht getauchte Nacht auf diesen Zinnen vergegenwärtigt hat, selbst wenn es ihm nur vergönnt war, im sonnenhellen Tage sie zu betreten? Sagen sind nicht zu schaffen. Wer glaubt an das Grab des Hamlet, als das uns dort jener Hügel auf flachem Felde bezeichnet wird? Wer hat sich nicht unwillig abgewendet von dem steinernen Sarkophag der Julia, zu dem uns die Habsucht der Cicerone in Verona führt? aber wer wird ohne Hamlet-Schauer die Kronenborg verlassen?

Aber noch eine andere wehmüthige Erinnerung jüngerer Tage weckt uns das alte Schloß. Hier war es, wo die unglückliche Tochter Altenglands, die Königin Karoline Mathilde, Gemahlin Christians VII., in den Januartagen des Jahres 1772 ihre Gefangenschaft antrat, in die sie der Sturz Struensees hineinriß, und wo Verleumdung nach den Schmeicheleien eines glänzenden Hofes, Mangel und Einsamkeit nach dem Rausch üppiger Feste, Verachtung nach begeisterter Huldigung eines Volkes, und die Oede eines Kerkerlebens nach den jugendlich kühnen Planen zu einer regenerirenden, lichtschimmernden Politik, zugleich mit den Todesahnungen, im Hinblick auf die unerbittlichen, von Parteihaß erbitterten Richter, sie traf und erschütterte. Wie man sich im Gewühl fremder Menschen doppelt einsam fühlt, so muß man den Kerker doppelt schwer empfinden, wenn er uns das Bild der Freiheit, die ungefesselte Natur des Meeres vor Augen stellt. Es war eine grausame Laune des Geschicks, die die unglückliche Königin gerade da gefangen und rücksichtslosestem Gericht preisgegeben seyn läßt, wo Ein Blick das Reich überschauen konnte, das ihr vor wenigen Tagen noch huldigend zu Füßen lag; wo sie das unendliche Meer überblickte, das sie hieher geführt, an diese undankbare Küste, und die Flaggen der Heimath frei flattern sah in der freien Luft.

Nach der Meerfahrt eine Spazierfahrt, denn anders kann man die Reise durch das Land zur Hauptstadt zurück nicht nennen. Erst welliges freies Land, karg und schmucklos, dem man ansieht, daß die Stürme der See es bestreichen, der See, zu der nach allen Seiten Durchblicke sich öffnen. Dann Laubwaldungen von prachtvollen Bäumen, dazwischen Dörfer, Städtchen, das Schloß Fredensborg mit seinen Riesenlinden und seinen geschmackvollen Parkanlagen im Styl des vergangenen Jahrhunderts; dann das kürzlich durch Feuersbrunst zerstörte Schloß Fredricksborg, ernst und düster am See gelegen; endlich der meilenlange Thiergarten, erst einsam, nur durch die Rudel des friedlich grasenden oder scheu durch das Gebüsch streichenden Wildes belebt; dann Landhäuser, zerstreut an der Straße, und hie und da Durchblicke auf das Meer; endlich eine Kette von Villen, bis wir wieder einrollen in die Stadt mit ihrem Pflaster, ihrem Abendleben, ihren erleuchteten Häusertreihen.

Man muß einen Aufenthalt in der dänischen Hauptstadt mit der Spazierfahrt beschließen, deren Eindrücke wir so eben wiederzugeben versucht haben, schon um nicht ungerecht gegen dieselbe zu werden. Der Blick auf die See bei Kopenhagen erscheint kleinlich nach dem Meerpanorama der Kronenborg und die wunderbare Schönheit der Laubwaldungen verleidet uns mit seiner Frische den staubigen Aufenthalt in der Stadt und mahnt zur Rückkehr.

Wir meiden die längere Meerfahrt; die Eisenbahn führt uns in wenigen Stunden nach Korsöe, von da der Dampfer in einer Nacht nach Kiel, auf deutschen Boden. Die Eisenbahn durchschneidet Kornfelder, Wiesen, Torfmoore und Sandhügel, und nur Einmal sind wir versucht zu rasten, bei der alten Stadt Röskilde, die ein alter, in wunderlichem Styl, halb ehrwürdig, halb verwittert dreinschauender Dom überragt und mit stummer Lippe von versunkenen Königsgräbern erzählt, wie die Stadt selbst von gesunkener Macht und Reichthum berichtet. Aber die Eisenbahnen locken nicht zum Verweilen und mahnen uns, daß wir in den Stunden, die wir hier verlieren, fast die Heimath erreichen können. Der Entschluß zur Rückkehr schon allein stürzt in eine ungeduldige Hast. „Ein anderes mal!“ sagen wir uns. Das scheint so leicht, so lange wir auf der Reise sind, die immer wieder Reiseprojekte gebiert, Projekte, die die Pedanterie des täglichen Lebens dann schnell genug umstürzt. Dem Leser aber, dem wir zu flüchtig dahin zogen, der uns hie und da gerne noch genauer ausgefragt hätte, dem antworten wir zum Schluß mit den Worten, die wir dem Röskilder Dom zuriefen: „Ein anderes mal!“

Aus einem Tagebuche vom Jahre 1548.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile war auch der Hauptproceß in Gang gesetzt, aber der Gang war und blieb schneckenhaft. Es zeigte sich indessen doch bald, wie richtig es war, daß man der Vorladung Folge geleistet, und besonders daß Graf Wolrad sich nicht ausgeschlossen hatte. Zwar konnte er leicht ersehen, daß er möglichst scharf mitgenommen werden würde; denn wie er gefürchtet, so fand es sich, er war durch Malvenda und von Regensburg her bei dem Kaiser selbst und seinen höchsten Räthen recht schwarz angeschrieben. Die erste Frage, die der jüngere Granvella an den Bevollmächtigten der Waldecker Grafen richtete, als dieser ihre Gestellung notificirte, war, ob auch der dabei sey — den Namen eines sonst so gleichgültigen Subjekts hatte der Minister natürlich vergessen — der in Regensburg zugegen gewesen? Auch lautete es nicht sehr ermuthigend, wenn der Kurfürst Moritz von Sachsen inmitten einer zahlreichen Gesellschaft von höchsten und hohen Herren und Frauen bei seiner Schwiegermutter, der Landgräfin von Hessen, sein Erstaunen darüber ausdrückte, daß auch Wolrad erschienen sey. „Wenn ich das verübt hätte, was dem vorgeworfen wird, so würden mir die Grenzen des Reichs nicht weit genug seyn, um in ihnen dem Zorn des Kaisers Stand zu halten, und hat der Graf nicht besonders freies Geleit erwirkt, so dürfte es für ihn gerathen seyn, daß er sich schleunigst auf und davon mache."

Diese Worte machten natürlich keinen sehr erquicklichen Eindruck, doch faßte sich Wolrad bald und meinte, im Vertrauen auf sein gutes Gewissen und auf die Gnade Gottes, daß ihm der Rath des Kurfürsten nicht gefalle, sondern daß er erwarten wolle, wer ihm in's Gesicht ein Verbrechen vorwerfen könne. Auch der allezeit treue und kluge Wilhelm von Nassau war derselben Ansicht und der Erfolg bestätigte ihre Richtigkeit. Moritz selbst konnte allerdings damals kein direktes Interesse haben, dem Grafen zu schaden, aber seinem einstweiligen Freund und Mitgesellen in dem Verrath an den Glaubensgenossen, dem wilden Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach, demselben, den man sehr unpassend den deutschen Achilles zu nennen pflegt, war Wolrad persönlich unangenehm und seine Gegenwart in Augsburg wegen verschiedener Streiche, die er schon gegen ihn geführt hatte und noch zu führen gesonnen war, nicht wenig unbequem. So mochte Moritz im Interesse dieses wüsten Freundes gesprochen haben, gegen den er fünf Jahre später auf der Heide bei Sievershausen sein Leben lassen sollte. Oder war es vielleicht auch nur ein thörichtes Gerede in der Hitze des Weines? Denn der Kurfürst, wie die meisten seiner Standesgenossen, war bei aller seiner sonstigen Schlauheit und seinem rastlosen Ehrgeiz doch ein großer Verehrer des Vaters Bacchus und fähig, in seinem Dienste die größten Thorheiten zu begehen, die sein kluger und nüchterner Carlowitz nicht immer wieder gut machen konnte. Der durfte ihm bei solcher Gelegenheit auf offener Straße wohl sagen: „Ich habe zu Wege gebracht, daß Ihr zum ansehnlichen Kurfürsten gerathen. Ihr habt Euch aber auf diesem Reichstage so leichtfertig verhalten, daß Ihr bei aller Nationen fürnehmen Leuten, wie auch bei der kaiserlichen und königlichen Majestät in höchste Verachtung kommen seyd." Moritz that doch, was er wollte, wenn die Laune des Tadens über ihn kam, behielt aber noch immer Energie genug, um zu seiner Zeit zu dem Größten fähig zu seyn, während seine fürstlichen Zechgenossen eben nur Schlemmer waren und blieben. Für die ernste, gediegene, solide und rigoristisch sittenstrenge Art eines Wolrad war dieser Moritz natürlich ein Gegenstand gründlichen Abscheus. Er verzieh ihm seinen Verrath an seinem Vetter Johann Friedrich und der protestantischen Sache niemals. „Der größte Heuchler," so bezeichnet ihn das gräßliche Tagebuch, und mit Recht, sowohl was die Vergangenheit als was die weitere Geschichte dieses so hoch begabten Mannes betrifft. Um seiner Sache nicht zu schaden, mußte sich Wolrad es sogar gefallen lassen, daß auch Moritz auf Bitten seiner zuletzt doch durch ihn so schwer gekränkten Schwiegermutter — denn wer anders als er trug die Schuld an Philipps Sturz? — sich den Schein gab, als suche er bei dem Kaiser und anderswo für die Waldecker zu wirken. Aber gethan hat er nichts für sie und Wolrad war froh darüber, ihm keinen Dank zu schulden.

Formell wurde der Hochverrathsproceß in der Art geführt, daß die Angeklagten ihre mündliche und schriftliche Vertheidigung in eigener Person oder durch ihre Beauftragten bei gewissen, dazu deputirten kaiserlichen Räthen anbrachten. Diese hatten dann an den Kaiser

Digitized by Google

zu referiren, von dem das Urtheil gesprochen werden sollte. Thatsächlich verhielt es sich aber anders. Der Kaiser selbst kam eigentlich nur im letzten Aufzug oder in der Schlußscene dieser Tragödie auf die Bretter, und alles wurde von seinen Ministern, dem jüngeren Granvella und Viglius, auf eigene Hand entschieden, wenn sie gleich, um das Decorum zu wahren, den Namen und das Interesse des Kaisers gerade für diese Sache den Angeklagten entgegen hielten.

Da sie sich einmal gestellt hatten, so war der Hauptzweck ihrer Verfolger erreicht. Es war nun sicher, daß sie nicht ungeschröpft davon kommen würden; ob es etwas früher oder später geschah, war diesen gleichgültig. So gelangten die Grafen erst nach einer ganzen Anzahl müßig verbrachter Tage zur Audienz bei Granvella, und auch dann erst nach vielem Drängen und Bitten. Er hörte zwar den Vortrag ihres rechtskundigen Beistandes ruhig an, aber die Antwort, die er ertheilte — allerdings nur vorläufig und als Privatansicht, aber wie die Angeklagten wohl wußten, war das eine bloße Höflichkeitsform — gab keine günstigen Aussichten: die Grafen hätten die Waffen gegen den Kaiser erhoben und einige von ihnen (eigentlich meinte er nur Einen, nämlich Wolrad) hätten eine besonders feindselige Gesinnung gegen denselben gezeigt. Als man ihm vorstellte, daß sie ja in der Amnestie einbegriffen seyen, die allen hessischen Vasallen ertheilt und ihnen speciell zugesichert worden, behauptete er, der Commissär habe seine Vollmachten überschritten, er habe ihnen als Vasallen des Kaisers gar keine Amnestie ertheilen können. Um diesen an sich unentscheidbaren Punkt drehte sich dann eine weitläufige und, wie vorauszusehen, resultatlose Discussion. Jeder Theil suchte seinen Standpunkt mit Rechtsgründen und Analogien zu behaupten, und wenn die der Angeklagten offenbar besser begründet waren als die der kaiserlichen Räthe und Rechtsgelehrten, so hatten diese doch die volle Macht in der Hand, ihren sophistischen Deduktionen praktische Gültigkeit zu verschaffen, und das war das einzige, worauf es ankam. Die Angeklagten verzichteten daher auch bald auf weitere Einreden gegen die Rechtmäßigkeit des ganzen Verfahrens. Es kam ihnen jetzt nur darauf an, daß man ihren Standpunkt wenigstens als einen mildernden Umstand gelten lassen, und daß man sie nicht allzu lange mit der endlichen Entscheidung hinhalten möchte.

Für das erste bat sich bei der kalten höflichen Art, mit der Granvella die dahin gerichteten Bitten aufnahm, wenig Hoffnung. Und als man ihm den andern so gerechtfertigten Wunsch vortrug, fehlte nicht viel, daß er daraus eine neue Majestätsbeleidigung deducirt hätte. Er äußerte ganz beleidigt: „Ich glaube nicht, daß die hochgeborenen Grafen dem Verbrechen der Rebellion auch noch das des Trotzes zufügen wollen, indem sie, ohne die kaiserliche Entscheidung abzuwarten, auf und davon gehen.“ Und doch war er nur sehr submiß gebeten worden, er möge das Geschäft bei der kaiserlichen Majestät zu beschleunigen suchen.

So mußte man sich denn in Geduld fügen und auf die kaiserliche „Resolution“ — ein Wort, das damals in Deutschland noch wenig gehört und, wie das gräfliche Tagebuch sagt, erst von den neuen Leuten, die jetzt herrschten, neu herein gebracht war — so lange warten, als es den „Halbgöttern am Hofe“ gefiel, sie warten zu lassen. Man konnte nichts weiter thun, als den Einfluß alter und neuer Gönner, vor allen des erprobten Nassauer Grafen, für die Beschleunigung der Sache aufbieten und persönlich auf eine vorsichtige, aber unablässige Art jene hochfahrenden und mißgünstigen Gewalthaber, von denen die Sache abhing, an die Gegenwart und das bange Harren der armen Solliciten erinnern.

Daß die entschieden ungünstige Stimmung der einflußreichsten Personen nicht dazu beitrug, die Resolution zu beschleunigen, läßt sich denken. Aber auch wenn sich das anders verhalten hätte, würden sie doch viel länger haben warten müssen, als sie vorher berechnet hatten und das Geschäft es erforderte. Richtig genug bemerkte einmal selbst einer der ersten kaiserlichen Räthe, der Vicekanzler Dr. Seld, es sey die Art dieses Hofes, die Menschen durch Verzögerung umzubringen. Dieselbe Klage, die sie führten, ertönte von allen Seiten. Die Ursache davon war nicht schwer zu finden. Alle kaiserlichen Räthe und Minister waren fleißig an der Arbeit, aber der Arbeit war zu viel. „Es ist ein Unglück, daß Ein Mensch alles machen muß, die französische, italienische, englische, deutsche Politik. Bei einer solchen Last von Geschäften kann nichts ohne die größte Verzögerung zu Ende gebracht werden,“ so urtheilte Graf Wilhelm von Nassau, ein genauer Kenner des Hofes. Der Eine Mann, auf dessen Schultern alles lag, war damals noch dazu alt und krank. Es war der bekannte Nicolaus Perenot, der „erlauchte Herr von Granvella,“ wie ihn Graf Wolrad und viele andere Hochgeborene dieser Zeit ironisch zu betiteln pflegten. Denn der bis zu dem grenzenlosesten Einfluß emporgestiegene ehemalige Schreiber aus dem Burgundischen, in dessen Hand die große Politik und die Regierung der halben Welt lag, war und blieb trotz seiner Nobilitirung ihnen nur ein pfiffiger und vom Glück begünstigter Emporkömmling. Daß ihn der Kaiser wie einen Vater ehrte, ist eine vielleicht etwas sentimental

gefärbte Aeußerung eines damaligen Beobachters. Gewiß aber ist, daß er alle Geschäfte ihm überließ und sich nur die letzte Entscheidung vorbehielt, die natürlich immer so ausfiel, wie sie der allmächtige Minister vorbereitet hatte. Damals aber lag er, der sechzigjährige, schwer darnieder, und wenn auch sein Geist und seine Geschäftskenntniß nicht zu entbehren waren, so konnte er doch unmittelbar nicht mehr in die Geschäfte eingreifen. Dieß überließ er seinem Sohne Anton, dem Bischof von Arras, demselben, der sich später nach dem Tode des Vaters dem Kaiser eben so unentbehrlich zu machen wußte, wie es der Vater gewesen war.

Nur mit diesem jüngeren Granvella hatten daher unsere Solicitanten Verkehr; der Vater blieb ganz außer dem Spiel. Aber da er von dem Kaiser und von seinem Sohne noch wie vor als untrügliches Orakel benutzt und ihm alle Geschäfte vorgetragen und nichts entschieden wurde, bis der arme Gichtbrüchige einen schmerzfreien Augenblick gefunden hatte, wo er seinen Rath ertheilen konnte, so war er es in der letzten Instanz, von dem auch die Sache der Waldecker Grafen abhing, obgleich sie ihn nur einmal zu sehen und nicht einmal zu sprechen Gelegenheit fanden. Natürlich trug dieß nicht dazu bei, den schon früher wegen seiner Langsamkeit berüchtigten Geschäftsgang zu beschleunigen. Obendem waren gerade damals politische Angelegenheiten von weltgeschichtlicher Tragweite in Menge zu erledigen. Jetzt sollte endlich die große Frage der Zeit, die kirchliche, gelöst werden. Die Protestanten auf der einen Seite, der Papst und das von ihm beherrschte Concil auf der andern, die drohende Haltung des neuen französischen Königs Heinrich II., die Verhältnisse Ungarns, der Waffenstillstand mit Soliman II. und viele andere Dinge von gleicher oder ähnlicher Bedeutung — das alles wurde vor dem Bette des alten Granvella erwogen und von den andern kaiserlichen Räthen im einzelnen bearbeitet. Der Kaiser selbst blieb aber nach wie vor ein Mann, der jedem raschen Entschlusse abhold war, der jede Entscheidung, auch wenn er sie innerlich schon abgethan hatte, formell wenigstens möglichst lange hinaus schob. Wie hätte man da Zeit für eine solche Bagatellsache, wie die der Waldecker Grafen, finden sollen? Ein kaiserlicher Sekretär erzählte ihnen, wahrscheinlich um sie zu trösten, daß ein Landsmann von ihm, der nichts weiter als die kaiserliche Unterschrift für ein Dokument haben wollte, zehn Monate in Augsburg sich herumtreiben mußte, bis er sie glücklich erlangte. Aber selbst ein Mann wie Graf Wilhelm von Nassau, der so viel Gewicht und Einfluß bei dem Kaiser besaß, als ein Deutscher bei diesem ganz verwelschten Reichsoberhaupte nur besitzen konnte, wartete damals schon viele Monate auf eine kaiserliche Resolution. Er hatte bereits 30,000 Goldgulden in Augsburg verzehrt, was bei ihm, dem „reichen" Grafen angehen mochte. Aber mit solchem Troste war natürlich den armen Grafen wenig gedient.

Wollte einmal die Geduld reißen und beklagte man sich über die unerschwinglichen Kosten des Aufenthalts in dem begreiflich übermäßig theuren Augsburg, so mußte man etwa hören, ob man denke, daß der Kaiser jetzt so viel Zeit habe, um dergleichen Privatgeschäfte vorzunehmen. Es war Viglius, der dieß in der rücksichtslosesten Weise sagte, wie er überhaupt sich von Anfang an nicht einmal die Mühe gab, seine Feindseligkeit zu verhehlen. Und doch durfte dieser Viglius für einen höchst gefährlichen Feind gelten. Er war schon damals der einflußreichste aller kaiserlichen Räthe nächst den beiden Granvellas und jedenfalls der genaueste Kenner aller staatsrechtlichen Dinge am kaiserlichen Hofe und daher unentbehrlich. Daß er ein zelotischer Katholik war, trug nicht wenig dazu bei, ihn zu heben, wie dieß vielleicht auch seine markirte Feindseligkeit gegen unsere Grafen erklärt, die alle als gute Protestanten bekannt waren, und Wolrad sogar als eines der Häupter der Partei. Wessen sie sich von Viglius zu versehen hatten, konnten sie aus verschiedenen Conferenzen mit ihm abnehmen, wo er sie durch alle möglichen Sophistereien und Chikanen zu plagen suchte. Bald wußte er, der alle Rechtsverhältnisse im deutschen Reiche bis in's kleinste Detail studirt hatte, nichts davon, daß sie hessische Vasallen seyen, bald behauptete er, die Verzögerung der kaiserlichen Entscheidung liege daran, daß der Kaiser ein zu zartes Gewissen habe, um dem armen gefangenen Landgrafen Philipp dadurch eine neue Kränkung zufügen zu lassen. Da man ihm die einzig passende Antwort nicht geben durfte, diese kaiserliche Zartheit würde wohl in Halle bei der Gefangennehmung des Landgrafen besser am Platze gewesen seyn, so konnte man ihm überhaupt nichts darauf antworten. Wolrad, der ihm, wie natürlich, am widerwärtigsten war, mußte sich sogar von ihm sagen lassen, seine und seiner Brüder Sachen ständen sehr verschieden. Diese hätten den Herzog Wilhelm von Cleve zum Oheim, der sich so große Verdienste um Kaiser und König erworben, er aber nicht. Begreiflich, daß Wolrad fest von dem überzeugt war, was ihm hinterbracht wurde: Viglius suche ihn bei dem Kaiser möglichst anzuschwärzen.

Der Bischof von Arras ließ sich um vieles geschmeidiger an. Er verleugnete den höflichen Franzosen, den coulanten Weltmann niemals, während Viglius die Derbheit, die man seinen Landsleuten, den Friesen,

Digitized by Google

zuzuschreiben pflegt, noch durch Malice verschlimmerte. Aber auch die süßlächelnde Höflichkeit des Bischofs gab keine reelle Hülfe. Zwar ließen es sich die Grafen keine Mühe verdrießen, ihm vor Augen zu kommen und ihn wo möglich durch einige flehende Worte an ihr Anliegen zu erinnern. Das Tagebuch spricht das Demüthigende dieser Situation oft genug mit deutlichen Worten aus. So heißt es einmal: „Dieser Tag lehrte wieder, wie wahr es ist, daß uns die Natur dazu treibt, den Mächtigen zu schmeicheln, auch wenn wir ihre Gesinnung gegen uns recht wohl kennen; ich will vom erlittenen Unrecht ganz schweigen."

Wollte man einen Blick oder gar ein Wort des Allmächtigen erhaschen, so mußte man früh auf den Beinen seyn und es sich nicht verdrießen lassen, eine oder zwei Stunden vor der Thüre des Bischofs zu stehen, umschwirrt vom Gedränge anderer hohen und niederen Sollicitanten aller Nationen und Länder, fremder Gesandten, kaiserlicher und königlicher Hofleute und Räthe, aber auch neben geistlichen Herren und Mönchen, unter denen mehr als einmal die Unglück verheißende Physiognomie des Paters Malvenda auftauchte. Kammerdiener der höchsten und hohen Herrschaften, Zwerge, Neger und andere seltsame Gestalten aus der Umgebung des Kaisers, der daran großen Gefallen fand, drängten sich durch die Menge der meist hochgeborenen Antichambrirenden, und waren meist glücklicher als sie. Jenen öffnete sich die geheimnißvolle Thüre, die zu dem Gemache des Ministers führte, sie hatten nur das Recht, durch die Spalte ihnen nachzusehen. Ging dann die Thür auf, so trat der Bischof natürlich nicht allein, sondern schon umdrängt von einer Schaar besonders Begünstigter heraus, und man konnte meist nur sagen, daß man ihn gesehen, oder einen freundlichen Gruß erhascht habe. Höchstens entschlüpfte ihm ein eiliges Wort: „Die kaiserliche Resolution ist noch nicht gefaßt," oder, wenn er sich einmal vergaß und die Wahrheit sagte: „Ich habe der Majestät noch keinen Vortrag halten können." Auch hieß es wohl: „Heute kann ich kein Wort sprechen, ich muß eiligst in Geschäften fort," d. h. zum Vater oder zum Kaiser, die beide wegen einiger Grafen freilich nicht warten durften. So ging es Tag für Tag vom 20. April bis zum 28. Mai. Aber wie sich Wolrad mit Luther tröstete: „endlich ist nicht ewig, der Elende leidet wohl, aber nicht allwege," so geschah es. Als die Grafen am Morgen des 28. Mai ihren gewöhnlichen Posten bezogen hatten, rief ihnen der Bischof entgegen: morgen um acht Uhr sollten sie ihre Resolution haben.

Am 29. Mai zur festgesetzten Stunde öffnete ihnen der französische Kammerdiener, Leonard, die Thüre des bischöflichen Gemaches. Ihnen gegenüber sahen sie den Minister stehen, zu seiner Linken den Vicekanzler Dr. Seld. Der begann: „Se. bischöfliche Gnaden von Arras hat mir Ew. Hochwohlgeboren zu sagen befohlen, daß die römisch kaiserliche Majestät durch dieselben benachrichtigt worden ist von eurer Gefangennehmung und von eurer Vertheidigung. Aber wenn Se. Majestät diese auch angehört hat, so vermeint sie doch nicht damit sich begnügen zu wollen." Daran reihte sich dann die weitere Ausführung über die Vasallenschaft unter Hessen und die dadurch nicht aufgehobenen Pflichten gegen den Kaiser, über die Ungültigkeit der Anwesenheit u. s. w.; kurz, es zeigte sich, daß die kaiserliche Resolution, ganz so wie zu erwarten war, den ungünstigsten Standpunkt gegen die armen Angeklagten festhalten werde. Daraus ergab sich dann das Urtheil: „Da ihr demgemäß wißt und es selbstverständlich ist, daß ihr alle eure Würden, Ehren und Rechte von niemanden als von dem Kaiser ableitet, so hätte kaiserliche Majestät mit bestem Rechte gegen euch als Hochverräther verfahren, euch Ehre, Leib und Gut nehmen können. Aber aus angeborener Milde hat Se. Majestät einen gelinderen Weg eingeschlagen. Doch mit Unterschied; nämlich so, daß ihr beiden jüngeren Grafen Philipp und Johann auf die Forderung, welche eure Mutter gegen die kaiserliche Majestät zu haben glaubt, verzichtet und daß ihr außerdem dem Kaiser 5000 Goldgulden bezahlt. Ihr aber, Wolrad, habt Euch vor und während des Krieges vor den andern Grafen besonders feindselig gegen kaiserliche Majestät erzeigt; Ihr werdet daher dem Kaiser 8000 Goldgulden zahlen, oder, wenn Ihr das verziehen sollte, so will kaiserliche Majestät mit Euch den Weg Rechtens betreten und einen Proceß instruiren (bei dem Kammergericht.")

Es ist leicht zu begreifen, daß die Grafen bei dieser Eröffnung wie vom Donner gerührt waren, aber doch mußten sie sich sofort sagen, daß nichts übrig blieb, als sich zu fügen. Wolrad war am härtesten getroffen, wie er vorausgesehen, nur daß es so gar hart ausfallen werde, überstieg doch auch seine Befürchtungen. Denn 8000 Goldgulden mag ungefähr das vier- oder fünffache seiner gesammten jährlichen Einkünfte betragen haben. Diese waren außerdem noch durch eine nicht unbedeutende jährliche Rente an seine Stiefmutter und mancherlei Schulden vom Vater her belastet. Er versuchte den kaiserlichen Minister durch passende Vorstellungen wenigstens zu einer Herabsetzung der Straffumme zu bewegen. Da mußte er denn hören, daß der Kaiser, wie er denn so über alle Maßen gegen Wolrad aufgebracht sey, durchaus 14,000 Goldgulden verlangt und daß der Minister nur mit der größten Mühe, nicht ohne daß er sich „beinahe" der aller-

höchſten Ungnade zugezogen, bis auf 8000 herabgehandelt habe. Er hatte alſo noch Urſache, dafür dankbar zu ſeyn, ſtatt ſich ſo undankbar dagegen zu wehren. Uebrigens ſey ihm ja der Weg Rechtens unbenommen, wenn er auf dem etwas mehr auszurichten hoffe, ſetzte Granvella mit höflicher Malice hinzu. Er konnte ſich wohl denken, daß ihn der Graf nicht betreten werde; denn das hieß nichts weiter, als in das völlige Verderben muthwillig rennen. Der Kaiſer hätte ihn bei dem Kammergericht als Hochverräther verklagt und war, wie die Sachen damals lagen, ſicher, daß das Urthel ſo geſprochen wurde, wie er es haben wollte. Es wäre da nicht bloß mit 8000 Gulden, überhaupt nicht bloß mit Geld und Gut abgethan geweſen, ſondern an Ehre und Leben gegangen, wie ja auch Selds Worte deutlich genug beſagten. Im Vergleich mit dem, was der Kaiſer dem Wehrloſen thun konnte, war freilich das, was er ihm wirklich that, noch eine Gnade zu nennen, und wenn man die Sache nur ſo anſah, durfte man immerhin die angeborene kaiſerliche Milde rühmen. Aber Wolrad durfte von ſich ſagen, daß er ruinirt und zum Bettler gemacht ſey, und es kann nur Mitleid erwecken, zu ſehen, welche vergebliche Mühe er ſich gab, die ſteinharten Herzen ſeiner Feinde zu erweichen. Er ſelbſt bat Gott, er möge ihn davor bewahren, daß er nicht die Armuth derer ausſauge, denen er zu befehlen habe, daß nicht die Waiſen und Wittwen über ihn trauern möchten; und es iſt ihm gelungen, ſeinem edeln Vorſatz treu zu bleiben, wie es nicht leicht einem Andern an ſeiner Stelle gelungen wäre.

Auch jetzt wieder ſollten alle möglichen alten und neuen Gönner intercediren. Auf den dringenden Rath des Naſſauer Grafen entſchloß ſich Wolrad ſogar, den ſauren Schritt zu thun, und die Vermittlung des Kölner Erzbiſchofs anzurufen. Sie wurde ihm mit ſalbungsvollſter Freundlichkeit gewährt, ob aber auch mit aufrichtiger Geſinnung, ſteht dahin. Geholfen hat ſie wenigſtens nicht viel. Der Biſchof von Arras ſelbſt blieb ſich bei den wiederholten dringenden Bittgeſuchen des Grafen immer gleich, immer höflich, eine achtungsvolle Theilnahme ausdrückend, aber für die Sache ſelbſt war er aufrichtig genug jede Hoffnung abzuſchneiden. Er wiederholte, was er bei einer früheren Gelegenheit ſchon angebracht, daß er bei dem Kaiſer alles verſucht und ſich „beinahe“ die Ungnade des Herrn zugezogen habe, daß er ihn vom ganzen Herzen bemitleide, aber daß das Geld geſchafft werden müſſe. Allerlei zu denken gibt eine gelegentlich hingeworfene Aeußerung: der Graf wiſſe doch, mit welcher Uneigennützigkeit er für ſeine Perſon gegen ihn verfahren ſey. Er habe weder bisher irgend einen Geldgewinn gezogen, noch werde er ihn daraus ziehen. Möglich, daß dieß ein verſteckter Wink für Wolrad war, der ihn jedoch nicht verſtanden hat. Es war weltbekannt, und alle Schilderungen des kaiſerlichen Hofes dieſer Zeit ſtimmen darin überein, daß man mit Geld bei den Granvellas, Vater und Sohn, ſehr viel ausrichten könne. Der Kaiſer ſah ihnen dabei durch die Finger. Es gehörte zu ſeinen Eigenthümlichkeiten, daß er ſeine Diener gerne gut geſtellt ſah, aber er ſelbſt gab nicht gerne Geld aus, hatte freilich auch immer Ebbe in ſeinen Kaſſen, trotz Mexico und Peru. Wo er ſicher war, daß das Staatsintereſſe nicht darunter litt, war es ihm daher ganz erwünſcht, wenn ſich ſeine Miniſter Nebeneinnahmen verſchafften. Auf dieſe Art berechnete man die jährlichen Einkünfte des „erlauchten Herrn“ von Granvella auf 70,000 Dukaten, von denen nur ein kleiner Theil aus dem kaiſerlichen Beutel floß. Auch der Sohn, der Biſchof, hatte ſchon einen hübſchen Anfang gemacht. Auch er ſtand ſich außer ſeinen Pfründen auf 16—17,000 aus bloßen Nebeneinnahmen. Die Sache war ſo allbekannt, daß Granvella ſelbſt gelegentlich einen Witz darüber machte. Als er nach dem Schluſſe des Reichstags ſchwere Kiſten und Kaſten zur Verſendung in die Niederlande packen ließ, fragte man ihn, was ſie enthielten: „peccata Germaniae“ war die Antwort. Auch unſer Tagebuch ſpricht oft genug von den Harpyen am Hofe, erwähnt auch, daß die andern kaiſerlichen Räthe offenbar aus Neid ſich oft über die unerſättliche Raubgier der Familie Perenot beklagten; aber der Graf ſcheint keinen Verſuch gemacht zu haben, ſich auf dieſe Art loszukaufen. Wäre dieß geſchehen, ſo würde das Tagebuch, das auch in ſolchen Dingen ſehr genau iſt, nicht davon ſchweigen. Ehrenhaft war dieß gewiß, ob aber auch klug, darf man dahingeſtellt ſeyn laſſen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Kunſt.

Iphigenie an der tauriſchen Küſte von Anſelm Feuerbach in Rom.

Im neuen Muſeum zu Köln ſieht man ſeit einiger Zeit ein Bild, wohl geeignet, die theilnahmsvolle Aufmerkſamkeit des Beſchauers dauernd zu feſſeln.

Iphigenie iſt es, die hier der Künſtler gebildet, die helleniſche Fürſtentochter im Barbarenlande, die Prieſterin, die, im Alterthum von der edelſten Poeſie verherrlicht, durch unſeres Volkes erſten Dichter auch für uns neu lebendig geworden. Nicht in bewegter Handlung erblicken wir ſie; nicht, wie ſie des Olympus hülfreiche Götter anflieht, um des Bruders Wahnſinn zu beſchwichtigen; nicht wie ſie des Königs Zürnen durch Wahrheit entwaffnet, durch rührende Bitte beſänftigt; der Künſtler war weiſe genug, keine dieſer Scenen zu wählen, denn welche Darſtellung könnte hier dem Worte des Dichters gleichkommen? — Nein, die ſinnende, ſehnſüchtige Jungfrau iſt es, deren Seele vom Barbarenland hin zur Hellenenheimath ſich wendet.

Sie hat den Tempel verlaſſen, in dem ſie der ſtrengen Göttin, die ſie vom Opfertode errettet, einen frommen, aber ſtill widerwilligen Dienſt weiht; ſie wandelt nicht mehr unter den ſchattenden Bäumen des heiligen Hains; an das Meer iſt ſie hervorgetreten, um mit grenzenloſer Sehnſucht den Blick in's Unbegrenzte zu ſenden. Hier ruht ſie nun auf dem Felſenſitz am Ufer, ganz umhüllt vom weißen, am Boden herabwallenden Gewande, wie es der Prieſterin ziemt; ein leichtes Obergewand, von gleicher Farbe, iſt darüber geworfen. Der purpurne Mantel aber, der Schulter entſunken, liegt über den Felſen nachläſſig ausgebreitet; in ſeinem Widerſchein ergänzt ganz ebenbürtig der rechte Arm, auf den die Jungfrau leicht ſich ſtützt, während die Hand ſich nach dem Buſen zu mit ſanfter Biegung neigt. Der linke Arm, der Lage des Körpers folgend, ſinkt herab; die Hand hält einen kleinen Lorbeerzweig, den ſie eben gebrochen. Denn, wenn auch kein üppiger Pflanzenwuchs hier den Blick erfreut, keine ſaftige Blumenfülle ſchwellend ſich dem Auge entgegendrängt, ſo fehlt es doch nicht an Sträuchen und Gewächſen, die uns hier gleichſam ein Zeugniß ſind vom überall verbreiteten, thätig lebendigen Walten der Natur. Am Felſen, der Iphigenien den Ruheſitz bietet, rankt Epheu herauf und anderes Geſträuch; oben wächſt die Pinie hervor, und ein dunkelgrünendes Lorbeergebüſch zeigt ſich, um wie mit einem Kranze das Haupt der Jungfrau zu umſchatten, die zur Entführerin ihres ſchmiedeloſen Hauſes von den Göttern beſtimmt worden.

Jungfräulich hehr iſt Iphigenie gebildet, nicht mädchenhaft, ernſt — und doch wie ſanft! Und wie ſanft beſonders in dieſen Augenblicken! Alles, was an Strenge und Hoheit mahnen könnte, iſt aus ihren Zügen gewichen. Sehnſucht iſt der Ausdruck ihres Weſens, ſtille und doch gewaltſame Sehnſucht. Selbſtvergeſſend und in ſich ſelbſt verloren, ſitzt ſie da; die ganze an den Felſen hingeſchmiegte Geſtalt iſt gleichſam rückwärts gelehnt, nur das Haupt, wie vom drängenden Zug der Sehnſucht bewegt, ſtrebt vorwärts. Wie ſchön erhebt ſich das edle Haupt auf dem ſchlanken Halſe, den ein Perlenband ziert! Wie von ſelbſt wendet es ſich dahin, wohin auch der Blick ſich richtet, ſeitwärts, etwas nach links zu; auf die rechte Wange fällt von dem oben ſtehenden Gebüſch ein leichter Schatten.

Trefflich hat es der Künſtler verſtanden, die Sehnſucht anzudeuten, die, je mehr ſie gedämpft wird, um ſo entſchiedener ihre zehrende Gluth nach innen wendet. Von träumendem Sehnen befangen, blickt Iphigenie hinaus, nicht mit ganz geöffnetem Auge: unter der halb geſenkten Wimper hervor tritt der Blick, der über des Meeres Weiten ſchweift. Ruhig, endlos verbreitet, liegt die blaue liche Fläche vor ihr; keine Küſte zeigt ſich. Aus den innerſten Tiefen hervor dringt dieſer Blick. Wohl mögen wir uns denken, wie dieſes Auge in Freude aufleuchten, wie es im Zorne ſchreckend ſtrahlen kann. Aber jetzt leuchtet es nicht und ſtrahlt nicht; der Blick iſt hell, und doch möchten wir ſagen, er ſey verſchleiert. So müßte derjenige blicken, der nach einem ewig theuren Gute unabläſſig ſpähend ſich ſehnt, dem aber auch nicht einmal in weiter Ferne das tröſtende Bild der Hoffnung erſcheint. Die Seele, die ſang unter dem fremden Volke „wie mit Eiſenbanden in's Innerſte des Buſens ihr geſchmiedet blieb," ſie iſt es, die aus dieſem Blick klar und geheimnißvoll uns anſpricht; ſie redet zu uns, wie ſie ſo manches Jahr zu keinem lebenden Weſen reden konnte. Und lebendig werden uns die Worte des Dichters:

> Und an dem Ufer ſteh' ich lange Tage,
> Das Land der Griechen mit der Seele ſuchend.

„Mit der Seele ſuchend," dieſes Wort des göttlichen Dichters ſpricht zugleich den geheimen Zauber aus, mit dem uns dieſes Bild ergreift und feſthält.

Wonach dieß Auge ſpäht, nach welchem Ziel Sinn und Gedanke gerichtet ſind, wir ahnen es, wir wiſſen es:

> Ihr ſchwärmet abwärts immer die Gedanken,
> Nach ihres Vaters Hallen, wo die Sonne
> Zuerſt den Himmel vor ihr aufſchloß, wo
> Sich Mitgeborne ſpielend feſt und feſter
> Mit ſanften Banden an einander knüpften.

Sie ſinnt über Glück und Unglück des Königshauſes, in deſſen Geſchicken ſich die Gunſt und der Haß der Götter

-so bedeutend und gewaltsam offenbaer haben. Aber, „von den Geliebten durch einen fremden Fluch getrennt," weiß sie noch nicht, welches Ungeheuer inzwischen in Tantals Hause sich ereignet hat; sie weiß nichts von der Ermordung des königlichen Vaters, der „verhüllt zu den Todten gegangen," nichts von der Rache, die an der Mörderin ihr eigener Sohn, auf Apollons Geheiß, verübt. Werden noch lange vom Geschlechte des Peloviden die Herrscher ihr segnendes Auge wenden? Wird die Jungfrau, welche der Gottheit wohlthätige Hand von den Gestaden ihres Hauses entfernt gehalten, wird sie noch lange mit verschlossenem Herzen unter den Barbaren weilen und an der heiligen Stätte

„Gleich einem Schatten um sein eigen Grab"

ihr Leben vertrauern? Nein, ihrem Sehnen ist Erfüllung bestimmt, der frohe Tag der Heimkehr naht sich. Dieses Meer, auf dessen Fläche jetzt weit und breit kein schwellendes Segel sich blicken läßt, wird bald auf gekräuselten Wogen das Schiff herbeitragen, das Orest, den Liebling der Schwester zuführt. Dann wird die Jungfrau, die jetzt nur das Gefühl der Sehnsucht zu kennen scheint, mit der Kraft der Heldin, mit der edlen Würde der Priesterin sich erheben; sie, die Reine, die Heilige, wird den Bruder vom Geleit der Rachegeister befreien; mit kindlicher Seele jeden Zeug verschmähend, wird sie mit kühnem Bekenntniß vor den König treten, auf daß die Götter durch sie „die Wahrheit verherrlichen."

Je mehr wir uns in das Anschauen des Bildes versenken, um so mehr werden wir überzeugt, daß dieses Werk, selbstständig in sich und durch sich allein verständlich, doch vom lautersten Geist der Goetheschen Dichtung erfüllt und durchdrungen ist; auch über ihm ruht der Hauch jener Kunst, welche die Schönheit des Alterthums mit der tiefern Innerlichkeit, mit dem Gefühlsleben der neuern Welt vereinigt.

So entsteht eine liebliche Wechselwirkung zwischen Bild und Dichtung, die sich gegenseitig Leben und Seele mittheilen. Als Goethe in Bologna ein Bild der heiligen Agathe sah, nahm er sich vor, „ihr im Geist seine Iphigenie vorzulesen und seine Heldin nichts sagen zu lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte," und wiederum können wir behaupten, daß Goethe seine Heldin nichts sagen läßt, was nicht auch aus dem Mund dieser Jungfrau hervorgehen könnte, die wir jetzt betrachten und deren Antlitz immer von neuem unsern Blick an sich zieht.

Dieses Bild, aus dem reinen Geist der Kunst geboren, wird die Theilnahme finden, die es verdient. Wir aber wünschen dem Künstler Glück, daß er dieses Werk hervorgebracht. Es stellt sich nicht unwürdig neben das unvergängliche, in rührender Schönheit strahlende Gedicht, in welchem der Poet, auf dem Gipfel des Daseyns angelangt, die Versöhnung zwischen alter und neuer Zeit und zugleich seine eigene Versöhnung mit Welt und Menschheit gefeiert hat.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Das Concert populaire. — Deutsche Musik.

Am Sonntag war ich im Concert populaire des Herrn Pasdeloup. Das wogte und brauste im Cirque Napoléon; 5000 Menschen faßt die ellipsige Rotunde, und es drängte sich Kopf an Kopf, unabsehbar, vom Parket unten bis zur letzten Sitzreihe des letzten Platzes, der 15 Sous kostet. Dafür sitzt sich die blaue Blouse mit der Pelzmütze neben den schwarzen Frack, und bekränzt ihren Beethoven, denn der ist hier der Held des Tags. Wenn das Parket kaum hörbar die Glacéhandschuhe auf einander schlägt, donnert oben das Klatschen der gewaltigen Fäuste, und es nimmt kein Ende und man hat seine Freude an dem Jubiliren. Dreißig Concerte sind bereits angehört worden — mit Jubelgeiff der ganzen Saison — und immer bleibt der Andrang derselbe; immer wird die Queue gebildet, lange bevor das Fest beginnt; die Sperrsitze sind bereits belegt für die 24 Concerte des diesjährigen Cyclus. Und doch findet hier der Pariser nichts von all dem Firlefanz, der ihm sonst unentbehrlich ist; kein reiches Ameublement, keine Spiegel und Draperien, keine Tapeten aus Aubusson, keine Pracht, nicht einmal Eleganz; die nackten Wände, eine Reitbahn mit unbequemem Stallgeruch; ein roh aus eichenen Balken gezimmertes Orchestergerüste. Die Musik ist auf ihre eigenen Kräfte angewiesen, keine dramatische Handlung, kein erklärender Text — und ich habe selten im Theater, nach der erschütterndsten Scene, mit so stürmischer Begeisterung da capo rufen hören als nach dem Andante religioso von Mendelssohn verflossenen Sonntag. Dann kam die Eroica. Es war Allerseelentag.

Digitized by Google

Die Leute kamen meiſt von den Kirchhöfen und hatten noch friſch und lebendig im Gedächtniſſe die langen Trauerzüge zwiſchen den langen Gräberſtraßen, endlos ſich verlierend in dämmernden Nebelſchichten, und dazwiſchen die ſchwarzen Carroſſen wie Geiſterſchiffe, und ſalbe Pfaffen, die auf betende Gruppen fielen. In den meiſten waren noch ſchmerzliche Erinnerungen an erlittene Verluſte geweckt, und nun auf einmal der Trauermarſch der Eroica, eine Elegie auf einen Heiden, der die Freiheit verrathen, ſo ſagt man; es iſt mehr als das: es iſt eine Klage über die Nichtigkeit der menſchlichen Dinge. Beethoven iſt hier gleichſam ein Prometheus, den der Weltſchmerz mit ſeinen Geierklauen zerfleiſcht, und der ſeinen Jammer in den erhabenſten Geſängen aushaucht. Als der Trauermarſch zu Ende war, wurde mäßig applaudirt; es war faſt ſtille im Saale; die Leute waren bleich mitunter, eine Stimme von Jenſeits war vernommen worden, ernſte Gedanken zogen über das Antlitz derer, die gekommen waren, ſich zu erbauen. Die Wirkung hatte etwas Unheimliches. Die Volkshymne von Haydn: „Gott erhalte Franz den Kaiſer," wird, wenn ich nicht irre, jedesmal geſpielt, und jedesmal muß ſie wiederholt werden. Den Schluß machte die Ouverture zu Oberon von Weber.

Die Pariſer Romantik iſt wie der Held im Mährchen, den ein Zauberer in Stücke haut, und den eine Fee wieder zuſammenflickt, daß der junge Ritter wieder friſch und geſund ſein Roß beſteigen kann, und ausziehen zum Kampf gegen Rieſen und Lindwürmer. Nach dem klägelichen Fiasco der Burggrafen, dieſer gleichmäßigen Geſellen, die mit einander converſirten in Tiraden von zwei bis dreihundert Verſen, ſchien es am das romantiſche Drama geſchehen, zumal ſämmtliche Stücke Victor Hugos verpönt ſind, und als ich aus dem Cirque Napoleon kam, las ich am Théâtre historique eine Affiche: „Le more de Venise," nach Shakeſpeare von A. de Vigny. Das Stück wird eher durchſchlagen als Hamlet mit ſeiner ſchlaffen reflektirenden Metaphyſik, die nie zum Ziele kommt. Othello iſt ein Charakter für die Franzoſen, feurig, leidenſchaftlich, entſchloſſen und raſch vom Entſchluß zur That übergehend. Hätten die Leute nur Schauſpieler, die einem ſolchen Stück gewachſen wären.

Kürzlich fiel mir Ehenieers „Charles IX." wieder in die Hände, und da wurde mir die intereſſante Geſchichte dieſer Tragödie wieder recht lebendig.

Voltaire hatte es vorhergeſagt: „Man machte auch einmal eine Tragödie aus der Bartholomäusnacht." Daß dieß ſo bald geſchehen wurde, ahnte er nicht, wie er überhaupt nicht ahnte, wohin ſein Treiben zuletzt führen würde. Kurz nach ſeinem Tode — i. J. 1789 — ſchrieb Ehenier ſeinen Charles IX. Die Revolution hatte nicht allein die Baſtille erſtürmt, ſie hatte auch die Salons erobert, was eben ſo wichtig war. Die politiſche Broſchüre hatte den Roman verdrängt, und die Marquiſe ließ ſich von ihrem Anbeter die Rede vordeklamiren, die er des andern Tages in der Nationalverſammlung halten wollte. Die Revolution war in der Mode, dadurch wurde ſie unüberwindlich.

Im Salon des Vicomte de Segur las Ehenier ſein Trauerſpiel vor, ehe es zur Aufführung kam, in Gegenwart der Herzogin von Orleans, der Mutter Ludwig Philipps, der denn auch ſein Lebenlang ein Voltairianer geblieben iſt.

Der Text von Meyerbeers Oper iſt jedermann bekannt. Wen's intereſſiren kann, Vergleiche anzuſtellen, für den dürften folgende Notizen genügen.

Charles IX. hat, wie von jeher jede regelrechte Tragödie — und das waren ſie alle — fünf Akte, wie auch das Libretto von Scribe, aus ſieben Perſonen, die aber ſämmtlich direkt an der Handlung betheiligt ſind, und dieß iſt ein Fortſchritt; die leidigen Confidents ſind verſchwunden. Der Schauplatz iſt und bleibt das Louvre die fünf Akte hindurch. Die Baſtille war gefallen, der Thron wankte, aber das Geſetz der drei Einheiten ſtand unantaſtbar und allmächtig.

Die erſten Scenen führen uns gleich in medias res. Den jungen König von Navarra ängſtigen böſe Träume:

— — Es gibt Momente, wo die Seele
Die ferne Zukunft ſcheu mit Grauſen ahnt,
Und möglich iſt's, daß ſolch geheime Schrecken
Verboten ſind der nahenden Gefahren.

Wem fällt hier nicht die entſprechende Stelle im Wallenſtein bei? Schiller hatte ſicher das Stück geleſen, das damals ſo ungeheures Aufſehen machte, wie wir gleich ſehen werden. Eine prächtige Figur iſt Coligny; hochherzig, unbeugſam, aus Einem Guſſe, wie ein Horatier des Corneille:

Im Louvre bleib' ich, der ich war im Heere;
Dem Mörder trotz' ich furchtlos bis an's Ende,
Veracht' den Hof und diene meinem Lande.

Mit drei Worten wird Catharina von Medicis geſchildert, die mit Karl IX. am Hofe erſcheint:

— — Schmeicheln wir dem Feinde!
Am Tage — Friede — heute Nacht — Verderben!

Im zweiten Aufzug beginnt der Kampf zwiſchen der immer beſſeren Natur des Königs und der machiavelliſtiſchen Politik Catharinas.

— „Niemals hatte
Ein König Freunde! — Kriechend, heuchelnd
Im Joche unſrer Gnade, Handel treibend
Mit ihrer Schand' und Niederträchtigkeit,
Seht ihr ſie ſtets bereit, zu jeder Stunde,
Den Staat ſammt ihrem König zu verſchachern."

Bald wird der junge Fürſt durch die aequiſitigen Sophismen der Mutter beſiegt; bald ſträubt er ſich muthig dagegen im Augenblick, wo ſie des Sieges gewiß zu ſeyn glaubt. So meiſterhaft dieſes Oſcilliren einer ſchwachen, zum Guten wie zum Böſen unfähigen Natur geſchildert wird,

„es dauert zu lange; die Handlung ſtockt, bis endlich Catharina drängt:

Schon ſinkt der Tag, es nachtet, laßt uns eilen!

Die Verſchworenen verabreden das Complott. „Wo?“ — Im Louvre. — „Wann?“ — Um Mitternacht. — „Die Parole?“ — Gott, Karl und Medicis! — „Das Abzeichen?“ Ein blutig Kreuz auf eurem Rocke. Der König geht ab mit den charakteriſtiſchen Worten:

— Wär' ich geächtet,
Mir würde minder grauen.

Im folgenden vierten Aufzuge gerathen Coligny und der Herzog von Guiſe in Wortwechſel; Catharina tröſtet Coligny mit tückiſchen, doppelſinnigen Worten:

— Morgen wird der Stolze ſchweigen,
Ihr werdet morgen nicht mehr Klage führen.

Der Cardinal von Lothringen ſegnet die Verſchworenen, ehe ſie zum Werke ſchreiten:

Bringt ihr ein frommes Herze mit zum Mord,
So werdet ihr ein hohes Werk vollbringen.
Bedeckt euch heilig (saintement) mit dem Blut der Ketzer u. ſ. w.

Im fünften Akt ſteht das Drama gegen die Oper zurück; die Regel gebot die Handlung in die Couliſſen zu ſchieben, die Bartholomäusnacht wird geſchildert, nicht geſehen. L'Hopital erzählt Colignys Tod im gewöhnlichen Pathos der Alexandriner. Karl ſchließt das Stück, indem er ausruft:

Kein König bin ich mehr, ich bin ein Mörder!

Charles IX. iſt eine der beſten Tragödien des ältern franzöſiſchen Theaters; wir ſtellen ſie unbedingt neben Britannicus, und ſie hat vor Racines Meiſterwerk den Vorzug, daß ſie ohne Liebſchaft fortwährend feſſelt. — Eine Deputation von Biſchöfen hatte Ludwig XVI. vergeblich beſchworen, das Trauerſpiel zu verbieten, deſſen Wirkung ſie vorausſahen; dieſe war in der That ungeheuer. Die Leidenſchaften des Tages ſchlugen mächtig empor, unter dem glühenden Hauche der Begeiſterung, welcher durch die Tragödie weht, und die Chenier nie wiedergefunden. Das Stück wurde zum erſtenmal den 4. November 1789 gegeben, am Namenstage Karls IX. Die Glocke von St. Germain l'Auxerrois gab im Théâtre français das Zeichen zum Morden, wie einſt in der Wirklichkeit. Aus der Kirche hatte man ſie in die Tuilerien gebracht, von da zu den Invaliden, von wo aus ſie in die Couliſſen des Theaters wanderte. Die Logen wurden ſofort auf ein Dutzend Vorſtellungen belegt; die fünf erſten trugen 30,000 Livres ein. Alles vereinigte ſich, um das Erſcheinen Karls IX. zu einem hiſtoriſchen Ereigniß zu machen. In der Hauptrolle brachte Talma zuerſt ſein eminentes Talent zur Geltung und führte eine durchgreifende Reform im Coſtüm ein. Bis dahin war Achilles gepudert und trug einen Hut mit einem Federbuſche. Talma erſchien ohne Puder, mit einem Schnurrbart, Katharina von Medicis gleichfalls im Coſtüm ihrer Zeit. Man hat überhaupt damals den Romantikern vorgearbeitet. Mercier, der in dieſem Punkte heller und weiter ſah als Voltaire, erblickt in der franzöſiſchen Tragödie nichts als ein in Gold und Purpur einher ſtolzirendes Geſpenſt. „Fort mit der Regel!“ ſagt er an einer Stelle, „fort mit der Methode, den praktiſchen Handbüchern! Sie haben allen ſchöpferiſchen Geiſt zu Grunde gerichtet. Mein Theater umfaßt die ganze Welt, mit eben ſo mannigfaltigen Perſonen, wie ich ſie in der Wirklichkeit wahrnehme.“ Wie weit iſt es von da zu Victor Hugos famoſer Vorrede zu Cromwell?

Charles IX. veranlaßte Zwieſpalt und Hader zwiſchen den Schauſpielern des Théâtre français. Wir können uns nicht in's Einzelne dieſer Zwiſtigkeiten einlaſſen, die heutzutage kaum noch einiges Intereſſe haben. Zwiſchen Talma und ſeinem Gegner Naudet kam es zu Thätlichkeiten. Talma konnte nicht mehr ohne Waffen ausgehen. Chenier ſelbſt erklärt: „Ich ſehe mich in die Nothwendigkeit verſetzt, Piſtolen zu tragen, da mir Charles IX. alle Sklaven zu Feinden gemacht.“ Von der einen Seite rief man die gentilshommes de la chambre zu Hülfe, auf der andern führte man Klage bei der Municipalität. „Es iſt ſonderbar,“ ſagte Bailly, „daß die gentilshommes de la chambre ſich in eine Polizeiſache miſchen, welche das „Theater der Nation“ angeht.“ Talma blieb Sieger; die Gemeinde hatte den Hof überwunden.

Digitized by Google

Berlin, November.

Ein neues Witzblatt. — Alltagsleben. — Literarische Persönlichkeiten.

Seit geraumer Zeit habe ich Ihnen nicht geschrieben und zwar deßhalb nicht, weil die Politik in den letzten Zeiten alles andere Leben absorbirt hat. Und noch heute, nachdem die Kammern bereits lange nach Hause gegangen sind, schäumt und wogt es noch in Folge des vorangegangenen Sturmes, als ob es sich um die Existenz Preußens, Deutschlands, ja der civilisirten Welt überhaupt handelte. Fast jeden Tag finden hier in Berlin politische Versammlungen statt, und nachgerade wird die Sache langweilig. Die Preßprocesse, sowie die Verurtheilungen mehren sich dabei beim hiesigen Stadtgerichte von Tag zu Tag, und wenn das so fort geht, werden sämmtliche hiesigen Redacteure in kurzem sich in's Gefängniß hineingeschrieben haben. Unter andern Blättern haben wir mit dem 1. October auch ein neues Witzblatt erhalten, den „kleinen Reactionär," der das für die Conservativen seyn soll, was der Kladderadatsch für die Demokraten ist. Bis jetzt sind drei Nummern desselben erschienen, die in den Zeichnungen ganz gut, im Texte noch etwas matt sind. Ich werde Ihnen gelegentlich einige Nummern unter Kreuzband zusenden, die mein Urtheil bestätigen werden. Die von Meister Cornelius angefertigte Vignette ist ergötzend. Das Blatt soll so eine Art von Mittelhalten zwischen den Münchener fliegenden Blättern und dem Kladderadatsch; wir fürchten aber, daß es auf die Dauer zu sehr dem specifisch berlinischen Witze huldigen wird. Wer in Berlin ein Blatt redigirt oder schreibt, vermag sich nicht wohl von der geistigen Atmosphäre loszusagen, in der er lebt.

Von der Politik abgesehen, geht in der Stadt der Intelligenz alles im alten Geleise: es wird nach wie vor gegaunert, gestohlen, geraubt, gemordet, getanzt, gepröbelt und getrunken. Was das Trinken anlangt, so dürfte die Zeit nicht mehr fern seyn, wo sich selbst der Münchener in Berlin heimisch fühlen wird. Die Lokale, in welchen bayrisches Bier verschenkt wird, schießen wie Pilze aus der Erde und werden, wie der Augenschein lehrt, alle besucht und machen Geschäfte. Voran steht die Aktienbrauerei auf dem Kreuzberge, die den Sonntag über nicht selten sechzehn bis achtzehn Tonnen ausschenkt und auch die Wochentage über steißigen Zuspruch hat. Dem Münchener werden sechzehn bis achtzehn Tonnen nicht sonderlich viel erscheinen; wir geben aber zu bedenken, daß die Zahl der Brauereien in und um Berlin Legion ist und daß alle stark besucht werden. Daneben erfreut sich unser altes Weißbier noch immer zahlreicher Verehrer, die gemüthlich hinter den kolossalen Gläsern sitzen, die der ungeübte Trinker ob ihres Umfangs nur mit beiden Händen aufzuheben vermag, und aus den langen Stammpfeifen ihren Stammtabak rauchen. Wer nicht politisiren will, flüchtet sich in ein solches Weißbierlokal; dort hört er nur von Stadtneuigkeiten reden, von unerhörten Mordthaten, von raffinirten Diebstählen u. dgl.; die Kammern werden ignorirt. Just das Gegentheil bieten die Bayrischbierlokale und die Rheinweinlokale; die letzteren haben sich ebenfalls in neuester Zeit in erstaunlicher Weise vermehrt. Die Gründer derselben sind meist Rheinländer; der Rheinwein und die rheinische Küche haben von jeher die Rheinländer in diese Schenken gezogen, jetzt folgen ihrem Beispiele allmählich auch die Berliner und die übrigen Provinzialen, zumal ein Schoppen „Kutscher" für vier oder fünf Silbergroschen hier zu Lande außerordentlich billig erscheint.

Auch gebaut wird noch wie vor an allen Ecken und Enden der Stadt, doch dürfte die Baulust in nicht sehr ferner Zeit gewaltig abgekühlt werden. Es haben den Sommer über nach amtlichen Mittheilungen mehrere tausend Wohnungen leer gestanden, und wenn sich das auch in etwas mit dem Winter ändert, so wird der Ueberfluß an Wohnungen doch noch immer groß genug bleiben. Von großer Bedeutung für die Physiognomie Berlins wird es seyn, daß nunmehr das Fallen der Ringmauer der Stadt beschlossen ist. Die Vorstädte werden dadurch in unmittelbare Beziehung zur Stadt selbst gesetzt und, was sich anfänglich etwas fremdartig ausnehmen wird, die Eisenbahn, die sämmtliche Bahnhöfe der Stadt verbindet, also rings um die Stadt, und zwar längs der Mauer geht, wird, wenn die Mauer gefallen ist, meist in der Mitte von zwei etwas schmalen Straßen laufen. Freilich wird auch diese Verbindungsbahn in nicht sehr ferner Zukunft aus der Stadt gewiesen werden müssen, sobald man, was ebenfalls schon Projekt ist, von mehreren Bahnhöfen die Gebäude, die dem Güterverkehr dienen, hinausschiebt.

In wissenschaftlicher Beziehung ist sehr wenig von hier zu melden. Alle die bedeutenden Männer, die in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts hier lebten und lehrten, sind nunmehr bis auf wenige, wie Jakob Grimm, Ranke und einige andere, in das Grab gestiegen. Vor wenigen Jahren

hatten wir den Tod Humboldts, Ritters und Wilhelm Grimms zu beklagen, aus neueſter Zeit den Tod Savignys, des größten Juriſten unſeres Jahrhunderts, und den Tod Stahls, eines der bedeutendſten Redner der Zeit. Gleichwohl ſind noch Männer übrig geblieben, die auf einzelnen Gebieten des Wiſſens glänzen, wie ein Ehrenberg, Dove, Heffter u. a., aber was bedeuten dieſe gegen die Hingeſchiedenen? Noch weniger kommt der jüngere Nachwuchs in Betracht. Gneiſt hat gründliche Forſchungen über die engliſche Verfaſſung angeſtellt, iſt aber, wie ſich das dieſen Sommer wieder bewährt hat, als Politiker ein Dilettant; noch mehr gilt dieß von Virchow. Mommſen wäre anzuführen, wenn er nicht mit der Geſchichte eben nur ein geiſtreiches Spiel triebe. Was von der Wiſſenſchaft gilt, gilt überhaupt von der Literatur: die Zeitungen, die belletriſtiſchen Zeitſchriften, die Romane, die hier erſcheinen, alles trägt den Charakter des Mittelmäßigen, wenn nicht des Flachen und ganz Unbedeutenden. Bei ſolcher Lage der Dinge iſt es erfreulich, daß ſich vor einiger Zeit die ſämmtlichen hieſigen Schriftſteller und Journaliſten aller Richtungen zu einem Verein zuſammengethan haben.

Aus der Pfalz, November.

Kleine Feſte. — Villeggiatur auf Ludwigshöhe. — Neue Bauten und Kunſtwerke. — Ein Freskobild. — Projekt zu einer Germania.

Ein volles Jahr liegt zwiſchen meinem letzten Briefe und dem, welchen ich hiemit beginne. Das Leben in der Provinz iſt ſo durchſchnittlich arm an weithin intereſſanten Vorkommniſſen, ſo daß es genügt, dieſelben von Zeit zu Zeit zuſammenzuſtellen. Ja ſelbſt nach ſo langem Schweigen bin ich noch in einiger Verlegenheit darüber, was ich von unſern Erlebniſſen einem Leſerkreiſe, wie dem dieſer Blätter, zu bieten wagen darf. Soll ich von unſern Feſtlichkeiten reden? etwa von der Wanderverſammlung bayeriſcher Landwirthe in Neuſtadt, oder vom Sängerfeſt in Speier, oder vom Turnfeſt in Kaiſerslautern u. ſ. w.? Ich denke mir, die Leſer ſchütteln ſich bei dem Gedanken, daß ihnen eine Kaſt aufgetiſcht werden ſoll, an der ſie im laufenden Sommer bis zur äußerſten Ueberſättigung genug bekommen haben. Fragen Sie Ihren Landsmann, Dr. Faiſt in Stuttgart, er wird Ihnen ſicherlich beſtätigen, daß das zweite pfälziſche Sängerfeſt ein recht heiteres und erhebendes geweſen; fragen Sie unſere Turner und Sie werden ſchwärmeriſche Ergießungen über die Tage von Kaiſerslautern vernehmen. Demnach gehe ich hier an dieſen Herrlichkeiten vorüber, die neben jenen von Frankfurt, Wien, Köln, Salzburg und anderwärts wie leichte Schatten verſchwinden. Nur conſtatiren wollt' ich in der Kürze, daß wir Pfälzer nicht ſtill ſitzen bleiben, wenn die ganze Welt tagt, Feſte feiert und toaſtet. Doch vielleicht hätte man das geglaubt, auch wenn ich es nicht geſagt hätte.

Von unſern neuen Geſetzen zu reden, iſt hier vollends der Ort nicht, ſo viel auch von denſelben bei uns geſprochen worden iſt. Drüben im bayeriſchen Mutterlande haben dieſe Geſetze tiefgehende Umgeſtaltungen im Gefolge gehabt, bei uns hat ihre Einführung im Weſen wenig, in der Form faſt nichts geändert, und Juſtiz wie Verwaltung gehen ſtill ihren Gang, wie vor dem erſten Juli auch.

Auf dieſem Gebiete iſt alſo für Ihren Berichterſtatter nichts zu ſuchen. Dagegen iſt es wieder die Villa Ludwigshöhe, die zwei ſchöne Sommermonde hindurch unſer Intereſſe in Anſpruch genommen. Schon hatten wir gefürchtet, den königlichen Beſitzer in dieſem Jahre nicht bei uns zu ſehen, weil der Tod der Frau Großherzogin Mathilde von Heſſen dem greiſen Vater die geliebte Tochter entriſſen, die ſeine ſtändige Begleiterin bei der pfälziſchen Villeggiatur zu ſeyn pflegte. Um ſo größer war die Freude, als es demnach hieß: König Ludwig kommt. Er kam am 4. Juli, unmittelbar nach ihm Prinz Karl, den er eingeladen hatte, eine ſinnige Feſtfeier mit ihm zu begehen. Des Prinzen Geburtsfeſt ſollte zu Mannheim gefeiert werden, und zwar in dem Zimmer des Brück'ſchen Hauſes, in welchem er am 7. Juli des Jahres 1795 geboren worden. Der poetiſche Sinn des Königs liebt es, die Erinnerungen vergangener Tage wach zu rufen und ſie beſonders an den Orten aufzufriſchen, an welchen er ſeine Kinderjahre verlebt. Auch Prinz Karl, der ſeit einer Reihe von Jahren das Land ſeiner Geburt nicht mehr geſehen, beſuchte von Heidelberg aus, wo einer ſeiner Enkel ſtudirt, das Dörfchen Rohrbach

Digitized by Google

und freute ſich, das Haus wieder zu finden, in dem er als fünfjähriger Knabe einige Zeit gelebt hatte. Auch Schwetzingen hat die beiden königlichen Brüder wieder angezogen. Beide waren dort, ohne daß einer von der Anweſenheit des andern wußte. Auf Ludwigshöhe verweilte Prinz Karl nur kurz und kehrte bald nach Tegernſee zurück. Dagegen kamen Prinz Adalbert, des Königs zweiter Sohn, und ſeine Tochter Hildegarde, Gemahlin des Großherzogs Albrecht, um des Vaters Sommeraufenthalt auf mehrere Wochen zu theilen und zu erheitern. Da wurden denn all die ſchönen Punkte wieder beſucht, die dem Könige ſeit Jahren lieb geworden: die hübſchen Orte längs der Haardt, die romantiſchen Thäler von Annweiler und Dahn und ſelbſt das entfernte liebliche Karlsthälchen bei Trippſtadt, in dem Freiherr v. Gienanth die hohen Herrſchaften feſtlich bewirthete. Zu ſeinen Namens- und Geburtstag feierte der alte Pfalzgraf auf der Ruine der Abtei Limburg bei Dürkheim. Daß Speier und ſein Dom nicht vergeſſen wurden, verſteht ſich von ſelbſt. Sogar das ſtille Städtchen Oggersheim zog den König wieder an, obgleich dort faſt nichts mehr von dem zu finden, was ihn in ſeinen früheſten Kinderjahren entzückte. Eine lebendige Erinnerung an dieſe Kinderjahre trat ihm beim Beſuche der herrlich gelegenen neuen Irrenanſtalt bei Klingenmünſter entgegen. In der Familie des dirigirenden Arztes Dr. Dick traf er eine hochbejahrte Dame, die Mutter der Hausfrau und Wittwe des einſt viel genannten Schauſpielers Kaibel, und der König freute ſich herzlich, in ihr eine ſeiner Tänzerinnen auf einem Kinderballe zu Frankenthal wiederzufinden.

Lauter Kleinigkeiten! werden Sie ſagen. Allerdings; aber wenn Sie bedenken, wie das Volk dergleichen beſpricht und ſich freut, daß der greiſe königliche Herr mit wahrhaft jugendlicher Friſche und Heiterkeit ſich in Vergangenheit und Gegenwart bewegt, ſo werden Sie es wenigſtens gelten laſſen, daß ich auch ſolcher Kleinigkeiten Erwähnung thue. An ernſterem und wichtigerem hat es König Ludwig auch dießmal wieder nicht fehlen laſſen. Hat er doch von Ludwigshöhe aus ganz aus eigenem Antriebe der Stadt Mannheim verſprochen, ihr ein Standbild Iffands fertigen zu laſſen, und damit wieder ſeinen nie raſtenden Eifer für die Kunſt an den Tag gelegt. In der Stadt Edenkoben hat er den Grundſtein zu einem neuen Haſpital gelegt, das in dankbarer Anerkennung der königlichen Hulfe den Namen Ludwigsſtift führen wird. Die Einweihung zweier bedeutenden Kirchen, deren Erbauung nur durch ſeine Munificenz ermöglicht wurden, hat er durch ſeine Gegenwart verherrlicht. Es ſind die neuen katholiſchen Kirchen zu Bienſtadt und Ludwigshafen, deren ich hier um ſo lieber gedenke, als ſie zu den bedeutendſten Bauwerken des Landes zählen und von Architekten projektirt wurden ſind, deren Namen gewichtigen Klang haben. Der Plan zu der dreiſchiffigen gothiſchen Kirche in Neuſtadt rührt urſprünglich vom trefflichen Staats her, der ſchon ſo lange am Ausbau des Kölner Domes mitwirkt. Freilich mußte ſich der Künſtler gefallen laſſen, daß ſein Werk, in Ermanglung ausreichender Mittel, nicht unweſentlich beſchnitten wurde und ſomit, namentlich in der reicheren Ausgeſtaltung, hinter ſeiner Idee zurückbleiben mußte. Indeß zeigt namentlich der ſchlanke Thurm mit ſeinen ſchönen Verhältniſſen und ſeinem reicheren Schmucke die kunſtgeübte Hand des Architekten, und der ganze Bau, ſo weit er auch an Größe hinter die alte Stiftskirche zurück tritt, befriedigt das Auge des Kunſtfreundes und bildet eine namhafte Zierde der Stadt und ihrer herrlichen Gegend.

Wenn ich bei der erwähnten Kirche in Ludwigshafen den Namen Hübſch nenne, ſo denkt ſich der Leſer, der auf dieſem Felde einigermaßen kundig iſt, von vorn herein, es werde ſich hier um einen Bau romaniſchen Stils handeln. So iſt es wirklich. Eine dreiſchiffige Säulenbaſilika mit Holzdecke und ſchwach auslabendem Querſchiffe iſt es, an deren halbrundem Chorhaupte zwei vierſeitige Thürme aufſteigen, die aber zur Zeit das Dach nur wenig überragen und ihres Ausbaues erſt in der Zukunft harren. Die Frontſeite, hier, gegen die Regel der Orientirung, im Oſten, hat eine Vorhalle von drei hohen Bogen, über ihr eine flache Niſche mit einer Fresko und darüber drei Fenſter, den Bogen der Vorhalle entſprechend. Das Innere iſt ein ſchöner Raum, den die zwölf hohen Granitſäulen mit ihren weißen Sandſteinkäufen ſtattlich zieren, an dem ich aber die Wandflächen lieber ohne die darauf getünchten kleinen Felder ſehen möchte.

Gleichzeitig mit dieſem Werke von Hübſch hat ſich in der werdenden Stadt noch ein ähnliches von v. Voit erhoben. Es iſt die neue proteſtantiſche Kirche, einſtweilen unter Dach gebracht, aber im Innern noch unvollendet und ohne nahe Ausſicht auf Vollendung des ſchlanken Thurmes, der ihre Stirnſeite zieren ſoll. Den Entwurf zu dieſem Bau hat v. Voit bereits im Jahrgang 1860 des chriſtlichen Kunſtblattes mitgetheilt und dort auseinander geſetzt, wie es ſeine Aufgabe geweſen, die Elemente und Formen mittelalterlicher Gothik in einer den Anforderungen unſerer Zeit und des proteſtantiſchen Cultus angemeſſenen Weiſe zu benützen. So weit das Werk bis jetzt gediehen, iſt ſein Eindruck nur ein günſtiger. Ob es auf Muſtergültigkeit Anſpruch machen könne, darüber wird ſich ein Urtheil erſt nach ſeiner Vollendung abgeben laſſen. Jedenfalls wird es neben den beiden erwähnten Bauten Beachtung verdienen und finden, als Zeugniß ernſten Strebens dem Geſchlechte unſerer Tage die ſchönen Formen mittelalterlicher Architektur wieder nahe zu bringen, ohne die Anſprüche abzuweiſen, welche Bedürfniß und Zweckmäßigkeit zu machen berechtigt ſind.

Mitten zwiſchen die beiden Ludwigshafener Kirchen hinein iſt in dieſem Sommer ein anderer geſchaftiger Bau geſtellt worden, der von vielen mit weit größerem Intereſſe betrachtet wird als die beiden Gotteshäuſer. Er iſt ein Werk jener ächt bayeriſchen Propaganda, welche St. Gambrinus als ihren Patron verehrt. Aehnlich der großen Aktienbrauerei auf

dem Käſtrich zu Mainz, erhebt ſich in Ludwigshafen eine ſolche unter den vielverſprechenden Auſpicien des Namens Pfchorr, der in der biertrinkenden Welt einen guten Klang hat. Gott Bacchus ſtrengt ſich ſeit Jahren in ſtaunenswerther Weiſe an, den oberſten Sitz im Regimente zu behaupten und läßt ſo eben wieder von den Hügeln unſerer freundlichen Haardt einen nectarſüßen Traubenſaft in reicher Fülle niederfließen, und doch wird es ſelbſt am Rhein, wo „unſere Reben wachſen,“ immer zweifelhafter, ob er die alte Hegemonie werde behaupten können. Die Macht des Gambrinus wächſt von Jahr zu Jahr, die alten Weinſtübchen veröden mehr und mehr, die Bierkeller und Bierhallen aber wachſen an Zahl und Größe in einer Progreſſion, die kaum mehr einen Zweifel darüber aufkommen läßt, welcher der beiden Großmächtigen zuletzt die Oberherrſchaft behaupten wird.

Von einem vierten Bau zu Ludwigshafen, dem weitaus größten, kann ich jetzt noch nicht reden, da noch keine Hand an denſelben gelegt iſt. Ich meine die Eiſenbahnbrücke, über deren Richtung ſchon ſo lange unterhandelt wird. Man ſpricht davon, König Ludwig habe den Großherzog von Baden brieflich gebeten, er möge nicht zugeben, daß durch den Bau dieſer Brücke und der ſich anſchließenden Bahnſtrecke der Mannheimer Schloßgarten faſt ganz verwüſtet werde, und darauf hin werde ein anderer Uebergangspunkt als der projektirte geſucht. Mittlerweile wird eine Trajektanſtalt für die Eiſenbahn hergeſtellt werden und die Raſchheit des Verkehrs ſchon weſentlich fördern. Die aufblühende Stadt Ludwigshafen aber hat guten Grund, zu den Förderungen ſauer zu ſehen, da ſie nicht alles ſo raſch an ſich vorüber fliegen ſehen möchte.

Noch haben wir im Dom zu Speier ein neues Bild zu betrachten, das Meiſter Scheudolph in dieſem Sommer ausgeführt. Das halbrunde Bogenfeld über der Hauptpforte nach innen war nämlich noch ohne maleriſchen Schmuck und Scheudolph fand es geeignet, den Heiland als Weltrichter auf demſelben darzuſtellen und ſo den ganzen Bildercyklus abzuſchließen. Man darf ſich dabei nun freilich nicht ein großes Bild mit vielen Geſtalten und Gruppen, kurz nicht eine Darſtellung des Weltgerichts vorſtellen. Derartiges ließ der beſchränkte Raum dieſes Tympanon nicht zu. Wir ſehen hier nur Chriſtus ſelbſt im weißen Gewande auf Wolken thronend, zu beiden Seiten je einen poſaunenden Engel, weiter nichts. Das will allerdings der Erwartung nicht ſo recht entſprechen, aber dafür iſt dieſer Chriſtus wieder wunderbar ſchön. Mag man ſich den Gottes- und Menſchenſohn in ſeiner Majeſtät als Weltrichter auch etwas anders, namentlich weniger weich und zart denken, immerhin bleibt dieſes Antlitz mit ſeinen leuchtenden Augen eine der anziehendſten Kunſtſchöpfungen unſerer Tage, die ein neues und nicht das kleinſte Blatt in den Kranz des gefeierten Künſtlers flicht.

Von andern Kunſtwerken weiß ich dießmal nicht zu berichten, aber eines Projekts auf dieſem Gebiete muß ich doch noch erwähnen. Es iſt der Gedanke aufgetaucht, auf einem hervorragenden Punkte des vogeſiſchen Vorhügellandes eine coloſſale Statue der Germania aus Sandſtein, etwa vierzig Fuß hoch, aufzuſtellen, und der pfälziſche Bildhauer Hornberger in Mannheim hat bereits ein kleines Modell für dieſelbe entworfen, das wohl werth wäre, ausgeführt zu werden und die Höhe der ſogenannten kleinen Kalmit bei dem Dorfe Ilbesheim zu zieren. Dort, wenige Stunden von der franzöſiſchen Grenze, in der Nähe der Bundesfeſtung Landau, der vielbeſuchten Madenburg bei Eſchbach und des Annweiler Thales, wäre in der That der ſchönſte Punkt gefunden für die Aufſtellung eines ſolchen nationalen Denkmals, das in keiner Weiſe beſtimmt wäre, den Nachbarn herauszufordern oder ihm zu drohen, wohl aber ihm zu ſagen, welches Sinnes die deutſchen Gaue diesſeits des Rheines ſind. Ob die öffentliche Theilnahme die Idee lebendig ergreifen und ihre Ausführung ermöglichen wird, das muß bis jetzt noch dahin geſtellt bleiben.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 49. 3. December 1862.

Du tönereicher „Hirtenknabe.“
Der ſingend ſich gefreut im Thal,
Auch du biſt nun gebracht zu Grabe,
Und „dir auch ſang man dort einmal.“
Doch Tauſende haſt du gefunden,
Die deinen Liedern zugewandt,
So innig, als du ſie empfunden,
So liebend, als ſie dich erkannt.

J. G. Fiſcher.

Am Grabe Ludwig Uhlands

von J. G. Fiſcher geſprochen.

Heilige Stätten ſind es, wo der Fußtritt
Hoher Menſchen gewandelt; aber eine
Iſt die heiligſte: wo um ihre Aſche
Dankend die Nation ſich ſammelt;

Wo in den Markſtein, welcher eines großen
Lebens Grenze beſchließt, die Weltgeſchichte
Einen Namen gegraben, deſſengleichen
Nur in Jahrhunderten Einer aufſteht.

Heute auch dir, du ſonnenheller Name,
Wies die Stätte der Geiſt, der dich geſendet,
Deinem Volke zu zeigen, welch ein Segen
Eines erprobten Mannes Kraft iſt.

Und wir empfinden ganz den Meiſterſegen
Mit den Tauſenden allen, welche ferne
Dieſes ſeltenen Tags mit uns gedenken,
Dankend wie wir dem ſeltnen Todten.

Wenige Augenblicke — und wir ſcheiden,
Deinem Schlummer allein dich überlaſſend;
Aber deines begeiſterten Volkes Herz wird
Stärkung an deinem Grabe ſuchen.

Weinende Jungfraun, denen deine Harfe
Goldne Lieder in's Herz klang, werden kommen,
Die Gelübde zu löſen, die ſie deiner
Frauengeſtalten Vorbild ſchwuren.

Aber an euch, ihr deutſchen Muſenſöhne,
Die die Fackel vor Uhlands Namen ſchwingen,
Wird ſein Mahnen ergeh'n und vom Pokal euch
Rufen zum ernſten Männerkampfe.

Jünger des Lieds, auch ihr, ihr kommt und lernet
Welche Lieder und Thaten eurem Volke
Perlen gelten, die echten Werths gewiß ſind;
Kommet und lernt's an dieſem Grabe.

Drängen doch die ſich ſelbſt zur Fahne, denen
Keine Ader von ſeinem Geiſt geworden,
Weil ſie hörten, wie hell der Schild erglänze
Ueber dem Grab des Patrioten.

Endlich, wann du erſcheinſt, du Geiſt der Zukunft,
Suchſt du unter den Namen, die für Deutſchlands
Sieg und Ehre im Vordertreffen ſtritten,
Und du wirſt rufen: Ludwig Uhland!

Digitized by Google

Betrachtungen am 28ſten Auguſt.

Als der franzöſiſche Bildhauer David die Coloſſalbüſte Goethes dem Dichter überſandte, ſchrieb er ihm: „Sie ſind die große Dichtergeſtalt unſerer Zeit; ſie iſt Ihnen ein Standbild ſchuldig.“

Dieſe Schuld iſt noch immer nicht abgetragen. Noch iſt ihm weder von der bildenden Kunſt noch in der Literatur das Standbild errichtet worden, das ſeiner vollkommen würdig wäre. Es fehlt nicht an gelungenen Werken, die uns ſein Bild aus verſchiedenen Epochen ſeines Lebens überliefern. Das Porträt von May ſtellt ihn in der Kraft und Anmuth der erſten männlichen Jahre, die Büſte von Trippel in idealiſch verklärter Schönheit dar; * auch die bekannte Statuette von Rauch mag man als ein, freilich beſchränkt und kümmerlich aufgefaßtes Bild des ſpäten Greiſenalters dennoch in gewiſſem Sinne gelten laſſen. Schwanthaler hingegen gibt uns in ſeiner Statue nichts von Goethes Weſen; Steinhäuſers Werk beruht auf einer, von Bettina v. Arnim ſchön erdachten, aber immerhin unwillkommenen Symbolik, der überdieß keine Ausführung genug thun kann. Rietſchel hatte die Aufgabe, nicht ſowohl die Geſtalten Goethes und Schillers, als vielmehr das Denkmal der ſchönſten Zeit des deutſchen Geiſteslebens aufzuſtellen; ſchon um des nothwendigen Gegenſatzes willen mußte der Künſtler in der Gruppe, welche jetzt eine der edelſten Zierden Weimars bildet, einer gewiſſen herkömmlichen Auffaſſung folgen; vor dem heldenmäßig vorwärts dringenden Schiller mußte der mächtig in ſich ruhende Goethe zurücktreten. Soll Goethe in der ganzen Macht ſeines Weſens zur Erſcheinung kommen, ſo duldet er niemand neben ſich, und wenn es der Größte wäre: er verlangt allein zu ſtehen.

Wir alle wiſſen, wie häufig, beſonders in den letzten Jahrzehnten ſeines Lebens, ſich die Künſtler aller Art an ſeinem Antlitz, an ſeiner Geſtalt verſucht haben; er ſelbſt weiß davon zu erzählen:

Nun ich hier als Altmeiſter ſitz,
Rufen ſie mich aus auf Straßen und Gaſſen;
Zu haben bin ich, wie der alte Fritz,
Auf Pfeifenköpfen und Taſſen;

und halb ernſt, halb ſcherzend klagt er ein andermal:

Sibyllinisch mit meinem Geſicht
Soll ich im Alter prahlen!
Je mehr es ihm an Fülle gebricht,
Deſto öfter wollen ſie's malen.

Aber, ſo ſchätzbar manches dieſer Werke bleiben mag, keines von allen leiſtet das, was ein wahrhaftes Bildniß Goethes leiſten muß; ſie alle ſtehen unter der Herrſchaft des Moments und zeigen uns, im günſtigſten Falle, den Dichter, wie er in beſtimmten Augenblicken ſeines Lebens erſchien. Der Künſtler ſoll noch aufſtehen, der uns in einem umfaſſenden Werke den ganzen Goethe zeigt, der ihn in derjenigen zwingenden Beſtimmtheit, in der zweifelloſen Wahrheit vor Auge und Phantaſie hinſtellt, in der Rietſchel ſeinen Leſſing hingeſtellt hat.

Und was bietet uns die Literatur? Hier müſſen wir wohl unterſcheiden zwiſchen der früheren Zeit und der unſrigen. Seit dem Augenblick, da Goethe hervortrat, bis zum letzten Tage ſeines Daſeyns und Wirkens hat er die Aufmerkſamkeit der Nation an ſich gefeſſelt; über ihn und ſeine künſtleriſche Entwicklung zu forſchen, ward den ernſteren Naturen ſchon früh Bedürfniß; was Niebuhr im Jahr 1829 unumwunden ausſprach: er ſey der erſte der Nation, ohne einen Zweiten und Nebenbuhler, dieſe Einſicht war in den erleuchtetſten Geiſtern ſchon ſeit dem Anfang des Jahrhunderts begründet. Wer ihn erkannt hatte, fühlte ſich, je hervorragender er unter den Zeitgenoſſen daſtand, um ſo entſchiedener aufgefordert, ſeine Bewunderung des Genius auszuſprechen und zu rechtfertigen.

So iſt ihm denn ſchon während ſeines Lebens eine Literatur gewidmet worden, an deren Spitze die erſten Namen unſeres Volkes glänzen; ein immer von neuem anhebender Triumphgeſang, ein Kranz des Ruhmes, ſo voll und reich, wie er niemals einem andern Dichter von den Mitlebenden geflochten worden. Dieſe Literatur iſt erfüllt von köſtlichem Gehalt. Was Männer, wie Schiller, Wilhelm von Humboldt, Schlegel, Schelling, Tieck, Solger — doch wozu ſie alle herzählen, die großen Führer unſerer Dichtung und Philoſophie? — was dieſe Männer über einzelne Werke Goethes gelegentlich geäußert, was ſie in umfaſſenden Darſtellungen niedergelegt oder in kühner Begeiſterung verkündet

* Goethe aus Rom 12. September 1787: „Gewiß iſt ſie in einem ſchönen und edeln Stdt gearbeitet, und ich habe nichts dagegen, daß die Idee, als hätte ich ſo ausgeſehen, in der Welt bleibt.“

haben, das kann uns auch jetzt noch am sichersten zur deutlichsten Anschauung des Dichters leiten. Schillers Briefe über den Wilhelm Meister, Wilhelm von Humboldts Werk über Hermann und Dorothea, sein Aufsatz über den „zweiten römischen Aufenthalt," A. W. Schlegels Beurtheilung der römischen Elegien, und so manche andere treffliche Leistung, auf die hier auch nicht einmal hingedeutet werden darf — * diese Arbeiten alle bleiben für immer ein Muster der strengen und doch ihrer Schranken sich bewußten Kritik. Sie sind aus einer tiefen Erkenntniß des Dichters hervorgegangen, dessen Geist wiederum aus ihnen wirkt; selten haben Kunstwerke höchster Art eine so scharfsinnige Zergliederung, eine so vielseitige und erschöpfende Entwicklung erfahren.

Man glaubt gewöhnlich, und wohl mit Recht, daß der große Künstler erst von den Nachkommen ganz erkannt werde, daß erst nach dem Ende seines irdischen Daseyns ein höheres, wirkungsvolleres Leben für ihn beginne. Aber auch die unmittelbar lebendige Nähe des Genius wirkt tief und herrlich. Mächtiger, als der Spätlebende, der vielfacher Mittel und Hülfen bedarf, um dem Dichter nahe zu kommen, wird der Zeitgenosse von der überwältigenden Erscheinung des schöpferischen Künstlers ergriffen, mit dem er sich auf die einfachste, natürlichste Weise verbunden fühlt. Er steht mit ihm auf demselben Boden, er athmet mit ihm dieselbe Luft, er sieht zu ihm, als zu einem Zeitverwandten hinauf und empfindet unmittelbar, was die Menschen der folgenden Geschlechter sich mit Bewußtseyn aneignen, sich mühsam deutlich machen müssen. Welchen unschätzbaren Vorzug diese Zeitgenossenschaft mit sich führt, davon überzeugt man sich, wenn man wahrnimmt, wie die Mitlebenden, denen doch so vielfache, uns dargebotene Hülfsmittel des Verständnisses fehlten, über Goethe dachten, urtheilten und schrieben, wenn man wahrnimmt, wie rein, innig und erfolgreich ihr Bestreben war, den Dichter, den sie auf unantastbarer Höhe erblickten, in seiner Mannigfaltigkeit zu erfassen, in seiner Einheit zu begreifen.

Und noch lebendiger wird diese Ueberzeugung, wenn wir die Literatur betrachten, welche jenen Vorzug nicht besitzt und nicht besitzen kann.

Dreißig Jahre sind seit dem Tode Goethes verflossen. Während dieser Zeit haben sich uns reiche Quellen eröffnet, aus welchen die vollständigste Belehrung über sein Leben und Schaffen zu gewinnen ist; mit ruhmwürdigem Eifer ist man auf Sammlung und Erhaltung auch der scheinbar geringfügigen Dokumente bedacht, die auf ihn und sein Wirken Bezug haben, und was jetzt noch verschlossen ist, wird hoffentlich nicht lange mehr vorenthalten bleiben. * Aber zugleich hat sich während dieser Zeit eine schon unübersehlich gewordene Literatur aufgehäuft, der man den Namen Goethes zu geben pflegt. Aber es ist wahrlich gar wenig in ihr von Goethes Geist und Kunst zu spüren, ja, sie droht mit ihren schweren Massen jedes natürliche, unbefangene Verständniß des Dichters zu ersticken. Freilich ist uns manche löbliche Arbeit dargereicht, manches für bestimmte Zwecke schätzenswerthe Werk unternommen worden. Und wie könnte dieß fehlen? Deutscher Ernst und deutsche Gründlichkeit hat sich auch hier nicht verleugnet. Das meiste Verdienst ist den anspruchslosen Arbeiten eigen, die, wie Schäfers „Leben Goethes," sich auf eine einfache, übersichtliche Darlegung des geschichtlichen Stoffes beschränken. Und wie manche sorgfältige, tief eingehende Abhandlung sollte aus dem Wuste dieser täglich anschwellenden Literatur hervorgezogen und gerettet werden! Wo aber ist die große biographische Leistung zu finden, welche, die Gewähr der Dauer in sich tragend, dem Namen Goethes würdig sich anschlösse? Wo zeigt sich das geschichtliche Kunstwerk, das, im höchsten und reinsten Styl gehalten, die Gestalt des Dichters, sinnlich lebendig und doch geistig verklärt, zur vollkommenen Anschauung bringt?

Er selbst hat zu der Zeit, da sein Denken eine „historische Wendung" nahm, ein historisches Denkmal von seinem Leben aufgestellt, das, je ferner wir dem achtzehnten Jahrhundert rücken, um so mehr in der Unschätzbarkeit seines Werthes erkannt werden muß. Die künstlerische Weisheit, welche in dieser großen Composition waltet, ist noch nicht ergründet, die tiefe geschichtliche Auffassung, aus der sie hervorgegangen, ist noch nicht gewürdigt worden. Der Dichter deckt die Tiefen seiner Natur auf und enthüllt zugleich das Wesen und den Charakter seiner Zeit. Eng verbunden mit der Entwicklung der geistigen Elemente, die jene Zeit bewegten und beherrschten, ist die Entwicklung seines eigenen Geistes, der so bald selbst bewegend und herrschend hervortreten sollte; die Persönlichkeit stellt sich dar in der ganzen scharfen Bestimmtheit ihres eigenthümlichen Seyns, und doch erkennen wir in jedem Augenblick, wie die Welt mit allen ihren Mächten in unzähligen, oft kaum wahrnehmbaren Einflüssen auf sie wirkt, sie bedingt und anregt, sie hemmt und fördert. Wir erblicken den Dichter in seiner Zeit, wir

* Nur Friedrich Schlegels Anzeige der Werke Goethes von 1806 und Solgers Betrachtungen über die Wahlverwandtschaften seyen noch erwähnt.

* Wir haben hier vornehmlich den Briefwechsel mit dem Großherzog und den mit der Frau Rath im Sinne.

erkennen die Zeit im Dichter. Damit dieſes Höchſte erreicht, damit das Werk, nach dem glücklichen Ausdruck eines Zeitgenoſſen, „wahrer als die Wahrheit ſelbſt“ würde, mußte die Darſtellung aus der niedern Sphäre einer beſchränkten Wirklichkeit herausgehoben und der Stoff nach höheren künſtleriſchen Grundſätzen geſtaltet werden. Der Biograph mußte zum ſchaffenden Künſtler werden, und wie hätte er auch anders, als mit der Kraft ſchöpferiſcher Phantaſie, die mächtigen Geiſter ſeiner Jugend heraufbeſchwören können?

Wer jetzt die Biographie Goethes unternimmt, muß ſein Auge unabläſſig auf jenes Werk gerichtet halten, aber es darf ihm nicht zum Muſter dienen. Das Leben des Dichters wird jetzt bis in die unſcheinbarſten Einzelheiten durchforſcht: wir verlangen, daß es nach den ſtrengſten Geſetzen geſchichtlicher Darſtellung behandelt werde.

Der ächte Biograph Goethes muß ihm gegenüber ſeyn und verfahren, wie der Dichter, nach ſeiner eigenen Ausſage, ſeyn und verfahren wollte, „wahr, gut und böſe, wie die Natur.“ Alſo keine Verherrlichung darf er liefern, wie auch die Begeiſterung ſeyn mag, die ihn dazu antreibt; vor allem aber keine Apologie, keine Schutzſchrift wider die hämiſchen Angriffe der Bosheit, wider den kleinlichen Tadel des Unverſtandes oder den kühlen Zweifel einer dunkelhaften Kritik. Hat er wirklich vom Geiſte des Dichters die Weihe empfangen, ſo wird er, unbekümmert um die Forderungen des Augenblicks und „in die Zeiten ſchauend und ſtrebend,“ * mit derſelben Kühnheit und Großheit, mit welcher Goethe ſein Leben lebte, dieſes Leben ſchildern; in feſten mächtigen Zügen, ſeinen Blick nur auf den Dichter ſelbſt gerichtet, wird er das Bild dieſes großen Daſeyns ausführen. Wahrheit ſey das erſte und höchſte Geſetz ſeiner Darſtellung, und ſo wird er ein Werk aufrichten, das bleibt und dauert.

Ein ſolches Werk beſitzen wir noch nicht. Begnügen müſſen wir uns mit eben ſo mangelhaften, wie mühſeligen Compilationen, die denjenigen, der ſie nützen will, durchaus nicht der ſelbſtſtändigen Durchforſchung der Quellen überheben können, und wer ſich leichten Kaufes eine oberflächliche Kenntniß des Dichters erwerben möchte, der wird ſich auch fernerhin an novelliſtiſch zugeſtutzten Biographien ergötzen, bei deren Verfaſſern man billigerweiſe nicht einmal einen deutlichen Begriff von dem Ernſt und der Schwierigkeit einer ſolchen Aufgabe vorausſetzen darf. * So wird das Volk in ſeiner Geſammtheit noch auf lange Zeit hin ein treues Bild Goethes entbehren.

Kaum kann man ſich hier eines vergleichenden Blickes auf Schiller enthalten. Zur manches Mißgeſchick des irdiſchen Daſeyns iſt ihm der köſtlichſte Erſatz geworden; ihm hat voll und ganz die Nachwelt gegeben, was ihm das Leben nur halb ertheilt hatte. Als er, ein jugendlicher Sieger, aus dem Kampfe des Lebens geſchieden war, hat der Freund, der „die Hälfte ſeines Daſeyns“ verloren ſah, in der Begeiſterung des Schmerzes ihn mit unſterblichen Worten gefeiert und mit unauslöſchlichen Zügen für alle kommenden Geſchlechter das Heldenbild gezeichnet. Noch jetzt ergreift uns der „Epilog zur Glocke“ mit unwiderſtehlicher erhabener Rührung, als ſey eben erſt der edelſte Geiſt aus der Mitte ſeines Volks hinweg genommen worden. Wer den tiefen Klang dieſer Worte vernimmt, trauert immer von neuem:

„Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene ſtirbt.“

Und dieſem Gedicht, dem ſchönſten und reinſten, das je ein Poet dem andern gewidmet, iſt in Urſprung und Wirkung innig verwandt die mächtige Schöpfung Dannekers, die Coloſſalbüſte, die, gleich den Idealformen der alten Kunſt, für alle Darſtellungen Schillers den feſten Typus gegeben hat. Der Heros hat mit geiſtiger Götterkraft den Druck des Irdiſchen überwunden und iſt emporgehoben in die Herrlichkeit des Olymps. Dieſe beiden Schöpfungen konnten ſchnell bewirken, was ſonſt nur die Zeit in ihrem Verlauf langſam herbeizuführen vermag. Wenn auch die Tiefen ſeines Geiſtes der Menge für immer unergründlich bleiben müſſen, ſo hat ſich doch bei der Nation eine ſichere, feſtbegründete

* Wer in der Weltgeſchichte lebt,
Dem Augenblick fällt' er ſich richten?
Wer in die Zeiten ſchaut und ſtrebt,
Nur der iſt werth zu ſprechen und zu dichten.
Zahme Xenien.

* Der Erfolg, den die Biographie von Lewes bei uns gefunden hat, kann uns beweiſen, auf wie enge Kreiſe die Kenntniß Goethes in Deutſchland beſchränkt iſt. Dieſes Buch, in dem nicht einmal bedeutendes literariſches Geſchick ſich zeigt, kann auf das Verdienſt, den Engländern zuerſt eine richtigere Vorſtellung von Goethe zu geben, durchaus keinen Anſpruch machen. Die ihm dieſes Verdienſt mit ſo eifriger Bereitwilligkeit zuerkannt haben, ſcheinen ganz die Aufſätze Thomas Carlyles vergeſſen zu haben, die, zuerſt in engliſchen Zeitſchriften erſchienen, jetzt in ſeinen Miscellaneous Works geſammelt ſind. Läßt man dieſe zwar leidenſchaftlich gefärbten, aber aus einer vollen, reichen, tiefdringenden Anſchauung Goethes hervorgegangenen Aufſätze auf ſich wirken, ſo wird man von der Geringfügigkeit der Lewesſchen Arbeit nur um ſo mehr überzeugt werden.

Digitized by Google

Anſchauung von dem Weſen Schillers gebildet und ſeine Geſtalt iſt wie von dem Nimbus einer mythiſchen Verklärung umgeben. Er hat es nicht erdulden müſſen, daß ſchon während ſeines Lebens und gleich nach ſeinem Abſcheiden der emſig betriebſame Haufe der Scholaſten, die widerwärtigen Schaaren der Vergötterer und Verächter ſich zwiſchen ihn und ſein Volk drängten; er lebte fort in ſeinen Dichtungen, das Volk, das unmittelbar mit ihm verkehrte, hatte Zeit, ſich das Bild ſeines Lieblings mit Behagen liebevoll zu geſtalten, und dieſem Bilde ward nur ein neuer Glanz verliehen, als ſpäter Wilhelm von Humboldt ſeine meiſterhafte Charakteriſtik lieferte * und Caroline von Wolzogen mit weiblicher Anmuth in zarten Umriſſen das Leben des Dichters entwarf.

Sollte man nicht glauben, das Schickſal, das dem lebenden Goethe mit unabläſſiger Huld ſeine Gaben entgegen trug, habe ihm ſeine Gunſt geſchmälert, ſobald er aus dem Kreis der Sterblichen herausgetreten? Schon in den letzten Jahren ſeines Lebens mußte er Verkennung, Mißdeutung der vielfachſten Art erfahren. Er, der die geiſtige Herrſchaft ſeines Volkes ausgebreitet hatte, wie kaum ein Anderer vor ihm, er, der ſchon in früher Jugend die Herrlichkeit der deutſchen Baukunſt verkündet hatte, der Schöpfer von Hermann und Dorothea, von Götz und Fauſt, den zur Zeit der Freiheitskriege ſelbſt ein Mann wie Friedrich Ludwig Jahn den „deutſcheſten Dichter“ genannt hatte, er mußte es erleben, daß man an ſeiner vaterländiſchen Geſinnung, kleinlich oder böswillig, zweifelte. Während die fremden Nationen ſich ſeiner Macht zu neigen begannen, mußte er wahrnehmen, daß man in ſeinem eigenen Volke ſich ſträubte oder ſich unfähig erwies, das Ganze ſeines Weſens zu erfaſſen. Wenn der Kreis derer, die ſich zu den Seinen bekannten, ſich mit immer regerer Begeiſterung, mit immer innigerer Hingebung um ihn zuſammenſchloß, ſo konnte der Hauch ſeines Geiſtes, die Wirkung ſeines Thuns und Schaffens die weitern Kreiſe nicht mehr unmittelbar ergreifen und durchdringen. Näher als ein Anderer gehörte er ſeinem Volke an; von den Höhen aus, auf denen er ruhte, wies er der vorwärts ſtrebenden Menſchheit die Pfade, und doch mußte es geſchehen, daß ſo vieles, was dieſer univerſelle Geiſt geſchaffen, nur wenigen Erwählten zum geiſtigen Eigenthum ward. In gerechtem Selbſtgefühl verſchmähte er es, die Anfechtungen abzuweiſen, den Mißverſtand zu beſeitigen; er hatte ſeine Werke „ſchweigend in die unendliche Zeit geworfen,“ * und vertraute der Kraft, aus der ſie hervorgegangen, von der ſie erfüllt waren. Das erhabene Bewußtſeyn, daß „die Spur von ſeinen Erdetagen nicht in Aeonen untergehen könne,“ trug ihn hinweg über die Schranken von Ort und Zeit. Er gab den Mitlebenden, was ihnen und allen folgenden Generationen frommen ſollte, ** und fühlte ſich „im eigentlichen Sinne des Worts als den Zeitgenoſſen aller Zeiten. *** Und doch rief er ſich in ſpäten Jahren einmal die ſchmerzlich tröſtlichen Worte zu:

Mag's die Welt zur Seite weiſen,
Wenig Schüler werden's preiſen,
Die an deinem Sinn entbrannt,
Wenn die Vielen dich verkannt.

Und dieſe wenigen Schüler, deren begeiſtertes Lob freilich laut und betäubend genug erklang, was haben ſie zuwege gebracht? In der That, der ungehörige Eifer kleinſinniger Bewunderer war verderblicher als der gehäſſigſte Angriff, und die innerſte Natur Goethes hatte Niemee ſo wenig erfaßt wie Ludwig Börne.

Doch tröſten wir uns! Daß Goethe ſo Vielen noch unerkannt geblieben, darf keine Betrübniß erwecken. Gerade die Weite und Tiefe ſeines Weſens, die unüberſehliche Mannigfaltigkeit ſeines Schaffens verhindert die allgemeine Erkenntniß. Wie leicht erkennbar iſt der Grundzug in Schillers Natur! In mächtigem Aufſchwung, mit gewaltiger Anſpannung aller ſeiner Kräfte eilt er einem herrlichen Ziel entgegen; er gewährt uns in dem großen Schauſpiel ſeiner Entwicklung eines der erhabenſten Beiſpiele von der Freiheit und Allmacht des Geiſtes. Unausgeſetzt nur auf das Höchſte gerichtet, dem widerwilligen Glück die kargen Gaben abringend, vollführte er ſeinen Heldenlauf. Auf der Bahn, die er einmal betreten, drang er unaufhaltſam vorwärts; aber es war eine gerade Bahn, auf der er „ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen fortſchritt“ und ſo kann der Raum, den er durchmeſſen, leicht überſchaut werden. Seine Dichternatur läuterte, vertiefte und vergeiſtigte ſich, aber ſie blieb in ihrem Kern

---

* In der Einleitung zu ſeinem Briefwechſel mit Schiller, 1830.

* Schiller, Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchengeſchlechts. Neunter Brief.

** „Lebe mit deinem Jahrhundert, aber ſey nicht ſein Geſchöpf; leiſte deinen Zeitgenoſſen, aber was ſie bedürfen, nicht was ſie loben.“ Schiller. Briefe über äſthetiſche Erziehung.

„Ich ſchreibe nicht, euch zu gefallen,
Ihr ſollt was lernen.“
Goethe. Zahme Xenien.

*** Schiller an H. H. Jacobi 25. Januar 1795.

unwandelbar dieſelbe. So bedeutend der Zwiſchenraum iſt, der die Räuber von Wallenſtein trennt, ſo kann man dieſe Werke doch als Anfangs- und Endpunkte einer großartigen Entwicklung unter einem Blicke zuſammenfaſſen.

Wer aber könnte mit überall gleich ſicherem Blick auf ſeinen unausmeßbaren Bahnen den Genius verfolgen, der ſich in Götz und Werther zuerſt offenbarte, und nachdem mehr als ein halbes Jahrhundert dahingegangen war, mit der Verklärung des Fauſt die Thaten ſeines Lebens abſchloß? Hier darf kaum die Rede ſeyn von einer Entwicklung, die ſich in ihrem Verlauf Schritt vor Schritt deutlich wahrnehmen läßt; ein Emporbringen vom Niedern zum Höhern, ein bewußtes Fortſchreiten vom Engen ins Weite zeigt ſich nicht. Der Menſch hat unter den Einwirkungen des Lebens und nach den Bedingungen ſeiner eigenen Natur ſich entwickelt und iſt, wie er ſelbſt wohl ſagte, „eine Strecke“ vorwärts gekommen; aber der Künſtler war vollendet von Anfang an. Schon als er, ſiegesgewiß, Leben ausſtrömend nach allen Seiten hin, in die Mitte ſeines Volkes trat, trug er auf ſeiner Stirn „das Siegel der Macht;“ ihm war „ſchon vor des Kampfes Beginn die Schläfe bekränzt und alles Höchſte ihm frei von den Göttern herabgekommen.“ * Er hatte aus den Händen der Natur neben der Fülle ſchöpferiſcher Kraft zugleich das ſchöne, unverletzliche Maß erhalten, und neben der Tiefe, der unendlichen Strebſamkeit des deutſchen Geiſtes war ihm zugleich die Erkenntniß der alles umgränzenden Form eigen.

So hatte er gleich für ſeine erſten großen Werke mit jener inſtinctiven Sicherheit, die bei dem ächten Künſtler ſich ſo geheimnißvoll mit dem bewußten Erkennen verbindet, die allein richtigen Formen gefunden. In einem dramatiſchen Gemälde, das frei angelegt, aber doch durch das ſtrenge Geſetz der geiſtigen Einheit beherrſcht war, ließ er die Vergangenheit des Volks, in die er ſich liebevoll verſenkt hatte, vor den Augen der Zeitgenoſſen lebendig werden. Und als er, in die Abgründe der menſchlichen Natur dringend, das Gefühlsleben ſeiner Zeit, von dem auch er ergriffen war, kühn erfaßte, um es, durch die Kunſt zugleich geläutert und geſteigert, aus ſeinem Innern wieder zu erzeugen, da ſchuf er ſich eine ganz eigene Form, für welche ihm die „neue Heloiſe“ wahrlich nicht das Muſter bieten konnte, eine Form, wie ſie dieſem und nur dieſem Werke gemäß war. Wir, die wir nicht mehr die pathologiſchen Wirkungen des „Werther“ unmittelbar an uns erfahren, wir dürfen wohl jetzt mit neu begründeter, vorurtheilsfreier Einſicht bekennen, daß aus Goethe's Geiſt niemals ein vollendeteres Kunſtwerk hervorgegangen iſt. Wie hier die Kunſt der Natur entgegen kommt, um untrennbar mit ihr zu verſchmelzen, wie hier die greifbare Wirklichkeit zur ideellen Wahrheit verklärt und die feſſelloſe ſtürmende Leidenſchaft doch von der Macht der Kunſt gebändigt wird, dieß alles muß immer von neuem zum Studium dieſes einzigen Werkes reizen. Die Bewunderung, die einſt dem Werther entgegengetragen ward, theilen auch wir noch; nur entſpringt ſie bei uns aus andern Quellen: wir erkennen, daß alles, was der Goetheſchen Poeſie ihre eigenthümliche Größe gibt, hier ſchon entweder im Keim angedeutet oder zu voller Entfaltung gelangt iſt.

Mit welchen Entwürfen trug ſich damals der Geiſt des Dichters! In ſeiner Seele bewegten ſich Schöpfungen, die beſtimmt waren, alles Höchſte und Tiefſte der Menſchheit zu umfaſſen. Cäſar, Mahomet, Prometheus, der ewige Jude — ſie alle ſollten durch die Oberfläche des Daſeyns hindurch in die innerſten Geheimniſſe alles Seyns dringen. Der Poet empfindet ſich, von dem Bewußtſeyn unverſiegbarer Schöpferkraft getragen, der Welt und dem Göttlichen gegenüber in ſchrankenloſer Freiheit. In den Fragmenten des Prometheus und des ewigen Juden wird dieſe Freiheit am kühnſten und am eindringlichſten verkündigt. * Dieſe Dichtungen blieben Bruchſtücke, und mußten es bleiben, wenn Goethe die ganze Fülle ſeiner Natur dem allumfaſſenden Werke mittheilen wollte, das damals im Geiſt empfangen und in den Grundzügen auch ausgeführt wurde, das aber, allmählig ſich geſtaltend, den Dichter durchs Leben begleitete, um den vollen Reichthum dieſes Lebens in ſich aufzunehmen.

Aber der Dichterblick, der nur dem Höchſten zugewandt ſchien, haftete auch, ohne dieſe Richtung zu verleugnen, an den Erſcheinungen des täglichen Lebens, verfolgte das mannigfaltige und doch immer gleiche Treiben der beſchränkten Menſchheit. In kecken Scherzſpielen, denen nur ſelten die veredelnde Grazie fehlt, ließ er die bunt wechſelnden Bilder erſcheinen, die er mit ſicherem Auge aufgefangen. Aller Schwächlichkeit und Halbheit in der Literatur trat er vernichtend entgegen; er zeigte ſich als entſchiedenſten Feind aller derjenigen, welche die proſaiſche Nüchternheit ihres eigenen

* Schillee, das Glück.

* Wir ſagen abſichtlich Fragmente des Prometheus. Denn daß dieſe Dichtung nicht, wie Düntzer mit unglücklichem Scharfſinn darzuthun ſich abmüht, uns vollendet vorliegt, kann gelegentlich einmal mit Gründen nachgewieſen werden.

Digitized by Google

Sinnes in die heiligen Ueberlieferungen eines ehrwürdigen Alterthums hineintrugen, und seine Waffen waren deßhalb nicht weniger verletzend, weil sie stets mit Anmuth geführt wurden. Was unserer schon so bedeutsam entwickelten Dichtung immer noch fehlte, das konnte nur durch ihn ihr gegeben werden: das Gefühl vollkräftiger Jugend.

Es war, als ob auf seinen Ruf das Alte jung würde und das Erstorbene sich belebte: er zuerst hat die Frische des unmittelbaren Lebens in die Poesie eingeführt und wiederum das Leben mit der ganzen Fülle der Poesie durchdrungen. Was seine Hand berührte, ward Poesie, es ward verklärt von dem Glanz, den er über Natur und Menschheit leuchten ließ. Diese Einheit von Leben und Dichtung zeigt sich vor allem in seinen Liedern, die den vollkommensten Ausdruck seines Wesens enthalten. Wie das Volkslied, das in ihnen verjüngt auflebte, scheinen sie aus dem tiefen Grunde der allgemein menschlichen Empfindung aufzusteigen, und doch offenbart der Dichter in ihnen sein eigenstes, geheimstes Fühlen und Sinnen. Von diesen Liedern, aus denen die Natur mit ihren tausend Stimmen zu uns spricht, ist jedes einzelne in so selbstständiger Eigenthümlichkeit gebildet, daß es gewissermaßen den bestimmten Kreis eines besondern Daseyns beschreibt; ähnlich sind sie sich nur in der künstlerischen Vollendung, die ihnen gemeinsam ist. Alle Töne klingen an; die Poesie erhebt sich bald zu hohem Jubel, bald senkt sie sich in den Abgrund des Wehs; aber, wohin sie sich auch wendet, alles, was sie ergreift, muß sie läutern und es aus der dunkeln Enge der Leidenschaft in den weiten lichten Aether der Kunst hinausführen, wo ihm keine irdische Schwere ferner anhaften kann. Sein innerstes Gemüthsleben hat der Dichter in diesen Liedern niedergelegt; darum müssen sie auch jedem, der sein eigenes Gemüth zur Reinheit zu stimmen weiß, mit sanfter Gewalt das Innerste des Herzens aufschließen und alle Tiefen der Empfindung erregen. Keiner von den Kämpfen der Leidenschaft ist dem Dichter erspart geblieben; siegreich hat er sie alle bestanden, und jedes Lied ist eine Verkündigung dieses Sieges.

(Schluß folgt.)

Aus einem Tagebuche vom Jahre 1548.

(Schluß.)

Um des lästigen Bittstellers entledigt zu werden, gab man dem Grafen zu verstehen, daß wenn er sich nicht bald zum Ziele lege, die kaiserliche Forderung noch geschärft werden könnte. Bisher war die Urkunde der kaiserlichen Verzichtleistung auf weiteres Rechtsverfahren noch nicht ausgefertigt und Niemand konnte dem Kaiser wehren, seine Gnade zurückzuziehen, wenn sie so undankbar aufgenommen wurde. Das wirkte. Wolrad beeilte sich jetzt nur, die fragliche Urkunde ausgefertigt zu erhalten, und athmete etwas leichter, als ihm die Versicherung gegeben wurde, der Kaiser werde keine Verschärfung, d. h. keine Erhöhung des Strafgeldes eintreten lassen, sondern sich mit den zuerst geforderten 8000 Goldgulden begnügen, auch leidliche Fristen für die ratenweise Bezahlung setzen. Am 18. Juni war die Reinschrift besorgt, Unterschrift und Siegel angebracht. Dafür mußten noch 200 Goldgulden in die kaiserliche Kanzlei gezahlt werden.

Aber noch war keine Möglichkeit, Augsburg zu verlassen. Es war dem Hauptschuldigen Wolrad noch eine besondere Demüthigung aufgespart, die seinen Brüdern erlassen wurde. Er sollte nämlich den Kaiser kniend um Verzeihung und Gnade bitten, wie es allerdings manche andere Fürsten vorher schon hatten thun müssen. Der Graf wehrte sich aus allen Kräften dagegen, aber es blieb ihm nichts anders übrig, als sich auch dem zu fügen. „Wehe," sagt das Tagebuch, „es kommt der Götzendienst der Aegypter wieder auf!" Granvella dagegen meinte lächelnd, warum er sich so sträube etwas zu thun, was andere viel größere Fürsten auch gethan hätten? Geld gab wenigstens Hoffnung, er wolle dafür sorgen, daß es in Beiseyn möglichst weniger Zeugen vor sich gehe. Doch zog es sich immer noch einige Tage hin, obgleich nichts weiter als diese Formalität zu erfüllen war, die, wie der Erfolg zeigte, in einigen Minuten abgethan seyn konnte.

Wolrad brachte wiederholt seine höflichsten Bitten bei dem Bischof von Arras an, aber wiederholt

umsonst. Am Morgen des 21. Juni schickte er den gräflichen Rath, Magister Liborius Florus, in derselben Angelegenheit an den allmächtigen Minister, und es gelang wenigstens ihn zum Stehen und Hören zu bringen. Doch lautete die Antwort zuerst nur: „Gegenwärtig ist keine Zeit für dergleichen Dinge." Der ehrenwerthe Magister ließ aber nicht ab. Er stellte dem Minister vor, daß seine Herrschaft in dem übertheuern Augsburg durch längern Aufenthalt ganz ruinert werde. Es sey nahe daran, daß der Graf seine Pferde verkaufen müsse. Jedenfalls hatte er schon mehrere Darlehen aufnehmen müssen, denn das Geld, das er ursprünglich für die Reisekosten bestimmt hatte, war längst verzehrt, nachdem er schon länger als ein Vierteljahr aufgehalten worden war. Wenn man hört, daß er das von ihm bewohnte Quartier wöchentlich mit mehr als zehn Goldgulden bezahlen mußte, und dafür nichts weiter als die leeren Wände und Stallung hatte, daß er für den standesmäßigen Unterhalt seiner eigenen Person und einer Anzahl höherer und niederer Diener sorgen mußte, so begreift man, daß die 1000 Goldgulden, die ihm seine Schwiegermutter zu der Reise geliehen hatte, nicht weit reichen konnten.

Das schien denn auch einigen Eindruck auf den Bischof zu machen; hier war gar nichts mehr heraus zu pressen, also wozu einen solchen armen Schächer noch länger festhalten? Er war so überaus gnädig, die Audienz bei dem Kaiser sofort anzusetzen, wenn dieß als eine Gnade und nicht vielmehr als eine neue Beleidigung genommen werden durfte. Vorher war so viel Aufhebens von der Wichtigkeit dieser Audienz gemacht worden, als ob die ganze Zukunft des Grafen daran hinge, und jetzt wurde sie auf einmal wie ein bloßes Possenspiel behandelt, das man zu jeder Stunde abthun kann. Florus mußte zu seinem Herrn rennen und ihn herbeiholen, wo und wie er ihn fände. Er fand ihn auch bald, und zwar in dem unscheinbarsten Alltagskostüm, sogar in bedenklich abgetragenen Schuhen. Aber er durfte sich nicht erst in die spanische Hoftracht werfen, sondern mußte so, wie er war, folgen; nur den seidenen Mantel konnte er umwerfen, um den günstigen Moment zu erhaschen, den ihm die Laune des Ministers zugeworfen hatte. Das Weitere schildert das Tagebuch in großer Ausführlichkeit und Anschaulichkeit, daher wir uns hier unmittelbar an dasselbe anschließen wollen.

„Als wir (d. h. Wolrad und sein Rechtsbeistand, der erwähnte Magister Liborius Florus) in den kaiserlichen Palast gekommen waren, fanden wir den kaiserlichen Sekretär Pfinzing auf dem Gang an der hintern Treppe. Florus fragte ihn sofort, wo es zu dem Bischof gehe. Er hieß uns in eine Stube treten, die uns gerade gegenüber lag. Ich klopfte daher an die Thüre, aber der Thürhüter wollte uns zuerst nicht eintreten lassen. Da kam ein anderer älterer Thürhüter dazu und führte uns hinein und dann weiter durch diese und eine andere Nebenstube bis zu einem Vorsaale unmittelbar vor dem kaiserlichen Gemache. Als wir da warteten, schlüpften nach und nach vornehme Hofleute herein. Nach einer kurzen Weile kehrte jener ältere Thürhüter, der uns hereingelassen, aus dem kaiserlichen Gemache zurück und meldete, der Bischof von Arras sey allerdings bei dem Kaiser, aber der Kaiser noch nicht angekleidet. Inzwischen befahl ich Gott meine Sache mit Gebet und Meditation.

„Es dauerte noch einige Zeit, da trat der einäugige Pappenheim, der Reichsmarschall, herein. Der fragte den Magister Florus, wer das sey, der da am Ofen stehe. Florus antwortete, das sey der Graf Wolrad von Waldeck. Darauf sagte der Marschall: „Das ist ja wohl der Graf, der den Fußfall vor dem Kaiser thun soll." — „Ja wohl," war die Antwort. Der Marschall begrüßte mich und sagte: „Herr, Ihr müßt Euer Schwert ablegen; wenn nun ein Edelknabe bei der Hand wäre, um es zu halten." Der Marschall, als ein biederer und schlichter Mann, machte sich selbst auf und holte unsern Adrian (von Zeetzen) herbei und gab ihm das Schwert. Dann kam er wieder und instruirte uns über die Ceremonien beim Fußfall. Ich sollte das Gesicht zu Boden kehren, bis mich der Kaiser aufstehen und herantreten heiße. Ich dankte ihm für diese Belehrung, ebenso auch, daß er mich unbelästigt in meinem Quartier gelassen habe (der Reichsmarschall hatte von Amtswegen die Vertheilung der Quartiere für die beim Reichstag Anwesenden zu besorgen).

„Nun war es fast zehn Uhr worden. Da kam der Freiherr von Schaumburg (der Bruder des Kölner Erzbischofs), der kaiserlicher Schloßhauptmann und der Oberste der kaiserlichen Leibwächter, der von Zeltingen und viele andere Italiener und Spanier vom kaiserlichen Hofstaate. Auch fehlte Peter Malvenda, der kaiserliche Kapellan, nicht. Der sah mich tückisch von der Seite an und lachte in einem fort. Er konnte sich kaum enthalten, daß er nicht gar mit dem Finger auf mich gezeigt und gesagt hätte: „So habe ich's gewollt, schlimmer konnte es dir nicht kommen!"

„Neben dem eigentlichen Wohngemache des Kaisers liegt eine kleine Stube, und ich hoffte, daß da die Ceremonie vor sich gehen werde. Aber ein kaiserlicher Lakai kam und breitete einen Teppich von dem Sessel aus, der an der Wand stand, und der selbst mit einem andern Teppich von Gold und Seidenstoff bedeckt war, und so sah ich denn, daß hier im Vorgrund die Sache

Digitized by Google

abgethan werden ſolle. Als der Marſchall Pappenheim bemerkte, daß ſich alle Augen auf mich richteten, ſagte er: „Herr Graf, Ihr würdet beſſer thun, wenn Ihr in die Stube daneben ginget. Sobald ſich der Kaiſer hier niedergelaſſen hat, will ich die Thüre öffnen, damit Ihr Euern Fußfall thun könnt.“ Ich gehorchte ihm ſofort. Da kam der Dr. Petrus Malvenda mit ernſthaftem Geſichte auf mich zu und begrüßte mich. Zuerſt that ich, als hörte ich es nicht, aber ich ſah, wie er ſeine Handſchuhe auszog und an mich herantrat. So bot ich ihm denn meine Hand. Er ſagte auch kein Wort weiter, als: „Ich will Euch nicht hinderlich ſeyn.“ Was der ſpaniſche Jupiter damit ſagen wollte, begreife ich nicht. Nun kam ein anderer Thürhüter heran und hieß uns auf der Bank niederſitzen, indem er meinte: „Der Kaiſer wird nicht ſobald heraus kommen.“ Ich wußte, daß man den Thürhütern hernach ein Trinkgeld zu geben habe, und bat Malvenda, er möge ſich erkundigen, wie viel man bei ſolchen Gelegenheiten zu geben pflege. Er verſprach es, kam aber bald wieder und ſagte, die Thürhüter überließen das ganz meiner Großmuth, ſie würden keine beſtimmte Summe nennen.

„Da kam noch ein dritter Thürhüter und ſagte: „Herr Graf, warum geht Ihr nicht in den Vorſaal?“ Ich antwortete: „Weil mich der Marſchall hier hat warten heißen.“ — „Gut, gut, in kurzem wird es vor ſich gehen.“ Nun war es auf dem Schlag eilf Uhr, da knarrte die Thüre und die Hofleute machten ihre Reverenzen. Als ſich der Kaiſer auf den Seſſel niedergelaſſen hatte, öffnete Pappenheim die Thüre und rief mich: „Nun iſt's Zeit, nun kommt, Herr Graf!“ Ich ſtaad auf; zu meiner Linken hatte ich Liborius. Wir beugten zweimal das Knie und das drittemal ließen ich und er uns auf beide Kniee nieder. Darauf hielt Liborius vor allen dieſen Zuhörern folgende Anrede in deutſcher Sprache: „Allerdurchlauchtigſter, unüberwindlichſter, gnädigſter Kaiſer und Herr! Vor Ew. geheiligten kaiſerlichen Majeſtät erſcheint hier mein hochgeborner Herr, der Graf Wolrad von Waldeck, und bekennt, daß er Ew. Majeſtät zur Zeit des Aufruhrs im vorigen Jahre ſchwer beleidigt hat. Er bekennt auch, daß er eine ſchwerere Strafe verdient hat, und bereut das Gethane auf's ſchmerzlichſte. Aber er vertraut auf Ew. Majeſtät angeborene Gnade, daß ihm dieſe Schuld erlaſſen werde, warum er demüthiglichſt fleht, und daß Ew. kaiſerliche Majeſtät ihn und ſeine Unterthanen wieder zu Gnaden aufnehmen möge, um Gottes und Ew. kaiſerlichen Majeſtät Barmherzigkeit willen. Mein genannter Herr Graf wird das außer ſeinem ſchuldigen Dienſt mit allem Eifer zu verdienen ſuchen und niemals in ſeinem Leben Ew. Majeſtät Ungehorſam erzeigen, ſondern mit Chriſti Beiſtand das thun, was einem treuen und ehrlichen Grafen des Reichs zu thun ziemt.“

„Darauf ſchwieg Liborius. Der Kaiſer rief nun den Biſchof von Arras und den Dr. S. Seld heran und ſprach einige Worte leiſe auf franzöſiſch mit ihnen. Dann ließ er durch den Vicekanzler Dr. Seld antworten, indem derſelbe faſt die ganze Anrede des Liborius wiederholte, und noch hinzuſetzte: „Der unüberwindlichſte, allerdurchlauchtigſte Kaiſer nimmt nach ſeiner angeborenen Gnade den Grafen Wolrad von Waldeck mit ſeinen Unterthanen für dießmal wieder in ſeine Huld auf, doch mit der Bedingung, daß alles, was in dem Kapitulationsvertrage ſteht, von dem Grafen erfüllt und gehalten werde. Und wenn ſich der Graf von nun an treu und ehrlich hält, ſo ſoll er und ſeine Unterthanen einen gnädigen Kaiſer an Ihm haben.“

„Darauf winkte mir der Kaiſer zu. Weil mir aber geboten war, zu Boden zu ſchauen, bis er mich bei Namen rufen werde, ſo ſtieß mich Liborius an. Ich küßte daher ſchnell meine rechte Hand und legte ſie in die des Kaiſers; der ſtand ſofort auf und ging wieder in ſein Gemach und auch ich machte mich etwas geſchwinder wie eine Schnecke zur andern Thüre. Als ich an die äußere Stube kam, fragte ich den Thürhüter: „Wie viel bekommt Ihr?“ „So viel beliebt; wir ſind unſer ſechs.“ „Was würdeſt du ſagen, wenn ich Jedem einen Goldgulden gäbe?“ „Wir würden ſehr dankbar ſeyn.“ So gab ich ihm denn ſechs Goldgulden und trug ihm auf, wenn einer von meinen Leuten käme und die Unterſchrift für den Remißbrief verlangte (die Urkunde, daß er vom Kaiſer zu Gnaden aufgenommen ſey und die Abbitte geleiſtet habe), ſolle er ihm behilflich ſeyn, was er verſprach.

„Das war das Ende dieſer Tragödie. Es erübrigt nur noch, 8000 Goldgulden zu bezahlen. Der das Leben gegeben hat, wird auch das Geld geben.“

Und er hat es gegeben. Der Graf konnte ſeine Schuld zu den feſtgeſetzten Friſten richtig abtragen, ohne ſeinen Unterthanen beſchwerlich zu fallen und ohne zum Bettler zu werden; vielmehr hat er noch ein langes Leben, auch in guten Vermögensumſtänden verbracht, denn er war ein trefflicher, ſparſamer Wirth, wie auch ſeine ihm an Geſinnung und Bildung gleiche Gattin Anaſtaſia. Er hatte auch immer noch überflüſſig Geld, um ſeinen edeln Liebhabereien, hauptſächlich dem Ankauf von Büchern aus allen Fächern, Karten und Bilderwerken, nicht unbedeutende Summen zuzuwenden.

Digitized by Google

Eine Begegnung in Rom.

(Schluß.)

Die Tyrannei, im Großen wie im Kleinen, gleicht einer Eisdecke, auf welcher sich nur so lange sicher Fuß fassen läßt, als der strenge Winter dauert.

Das Erscheinen Feona's auf den Gütern des Grafen hatte wie ein warmer Frühling nach langem, erstarrendem Winter gewirkt. Die Eisdecke, welche bis dahin auf den bäuerlichen Verhältnissen festigend gelegen, war gelöst, und keine noch so harte Gewaltmaßregel der Beamten vermochte die auf der entfesselten Fluth umhertreibenden Stücke wieder zusammenzufügen.

Vierzehn Tage nach der Abreise des Grafen traf die Nachricht ein, daß er sammt seinen Verwaltern auf eine geheimnißvolle Weise um's Leben gekommen sey.

Die Bauern hatten, gleich nach seiner Ankunft im Schlosse, Vertrauensmänner zu ihm geschickt, um ihn kniefällig zu bitten, ihnen ähnliche Erleichterungen des Frohndienstes zu gewähren, wie solche den Leibeigenen der benachbarten Gutsherren zu Theil geworden, vor Allem aber die fremden Verwalter zu entfernen, deren Druck und Erpressungen besonders in der letzten Zeit unerträglich geworden, und den Gemeinden zu erlauben, nach altrussischem Brauch und Herkommen ihre Vorsteher selbst zu wählen. Die Einkünfte der Gutsherrschaft sollten dadurch nicht vermindert, sondern noch gesteigert werden.

Statt aller Antwort ließ der Graf jedem der Vertrauensmänner unter seinen Augen fünfzig scharfe Hiebe aufzählen, und schickte sie dann heim mit dem Bedeuten, daß es der nächsten Deputation noch schlimmer ergehen werde, wenn es den Bauern je wieder einfallen sollte, anders als durch die von ihm eingesetzten Beamten mit ihm zu unterhandeln. Er werde schon Ordnung herzustellen wissen und, wenn man nicht friedlich gehorche, Militär einrücken lassen.

Am andern Morgen fand man den Grafen sammt den fremden Verwaltern erdrosselt in ihren Betten.

Feona wurde durch diese Nachrichten so erschüttert, daß sie in eine schwere Krankheit verfiel, von welcher sie sich nur langsam erholte.

Sie mußte auf den Rath der Aerzte den folgenden Winter in Nizza zubringen, und ging später nach Rom, wo sie ihren Freund, den Fürsten G., wiederfand, dessen Uebertritt zur römischen Kirche inzwischen allgemein bekannt geworden war. Er hatte der Welt entsagt und die Priesterweihen erhalten.

Feona trat ebenfalls zur römischen Kirche über; sie verkehrte in Rom vornehmlich mit geistlichen Würdenträgern, und wurde von diesen in dem Vorsatze bestärkt, Ruhe in einem Kloster zu suchen.

Die Ausführung dieses Vorsatzes verzögerte sich indeß von einem Monat zum andern.

In Rom schien ihr das Leben erst recht aufzugehen. Ihr angeborener Schönheitssinn, der sich hier wunderbar schnell entwickelte, ließ sie in dieser Welt der Herrlichkeit eine unversiegbare Quelle erhabenster Genüsse finden. Dazu labte sie Luft und Licht eines so wonnigen Frühlings, wie sie noch keinen gesehen, und auch der Jubel des zu neuem Leben erwachten Volks fand in ihrem Herzen den reinsten Wiederklang.

Die damals in Rom herrschende, im Eingang dieser Erzählung geschilderte Bewegung erschien ihren Augen auf dem starren, dunkeln Hintergrunde ihrer heimathlichen Zustände nur um so farbenreicher und glänzender.

Sie hatte gehört, daß Damen aus den höchsten Ständen sich bei festlichen Aufzügen ungefährdet unter das Volk mischten, welches selbst in der größten Aufregung den Anstand gegen das andere Geschlecht nie verletzte, und sie verspürte nicht geringe Lust, auch einmal einem solchen Aufzuge beizuwohnen. Mein Anerbieten, dabei ihr Führer zu seyn, nahm sie mit Ausdrücken wärmsten Dankes an, und eine Gelegenheit, ihren Wunsch zu befriedigen, fand sich schon in den nächsten Tagen. Es galt, dem neuen Senator Roms, dem einundachtzigjährigen Fürsten Corsini, der sich in ganz besonderem Grade der Gunst des Volkes zu erfreuen hatte, eine Ovation zu bringen. Auch sprach man davon, eine Demonstration werde vorbereitet, um den Papst zur Einsetzung eines weltlichen Ministeriums zu bewegen.

Es war am 8. Februar 1848, als ich, vom Vatican heimkehrend, ein ungewöhnliches Leben in den Straßen bemerkte, und auf meine Frage, was vorgehe, die Antwort erhielt, daß am Abend eine große Demonstration stattfinden werde.

Mit einbrechender Dunkelheit verfügte ich mich in die Wohnung der Gräfin, um sie abzuholen. Sie war gleich bereit, mir zu folgen, hielt es aber doch für gerathen, einen Schleier über's Gesicht zu ziehen, um nicht erkannt zu werden. Sie reichte mir den Arm

Digitized by Google

und wir gingen beflügelten Schritts bis zum deutschen Künstler Casino, vor welchem sich bunte Gruppen gebildet hatten, die abwechselnd den Ruf: „Un ministero secolare! — La costituzione! und Evviva Pio!“ erschallen ließen.

Bald war aus den immer wachsenden Gruppen ein langer Zug geordnet, der sich langsam nach dem Capitol in Bewegung setzte, dann am venetianischen Palaste rechts abbog, nach der Tiber hin, und überall, wo die Häuser nicht beleuchtet waren, den tausendstimmigen Ruf: lume! lume! ertönen ließ, obgleich Hunderte von Fackeln aus dem Menschengewoge hervorflackerten und rauchten.

Trotz des winkligen Terrains und der schmalen Gassen, durch welche der Zug vom Corso, am Palast Farnese vorüber, nach dem Ponte Sesto sich winden mußte, ging Alles in der musterhaftesten Ordnung und so bewegte sich die unübersehbare Menschenmenge unter Gesang und Evviva's weiter über die enge alte Römerbrücke nach Trastevere.

Vor dem grandiosen Palaste des alten Fürsten Corsini wurde Halt gemacht und dem einundachtzigjährigen Senator so lange Evviva zugeschrieen, bis er in seiner schwarzen Perrücke auf dem Balkon des Palastes erschien. Alsbald trat eine feierliche Stille ein.

„Ich danke euch, Römer,“ begann der Fürst mit sonorer, weithin tönender Stimme, „ich danke euch für das neue Zeichen der Liebe und des Vertrauens, welches ihr mir heute gegeben. Ihr ehrt mich mehr, als ich es verdiene, doch ich nehme den Ausdruck eurer Gefühle an als eine Erwiederung der Liebe, welche ich selbst für euch hege und unter allen Umständen bethätigen werde. Mein Herz ist beim Volke und meine Worte sind die Sprache des Herzens, nichts mehr. Es steht nicht in meiner Macht, alle eure Wünsche zu erfüllen, darum erwartet von mir nicht mehr, als ich gewähren kann. Die Erfüllung muß von dem kommen, der die Verheißung gegeben und der immer zur rechten Zeit thun wird, was das Rechte ist. Vertraut dem großen Herzen und der erleuchteten Einsicht unseres erhabenen Kirchenfürsten, der euch Allen ein liebender Vater ist und dessen Namen wir immer nur mit gerührtem Danke nennen lallen.“

Hier hielt der Fürst einen Augenblick inne, vom Jubel des Volks unterbrochen, während ein guter Bekannter von mir, der in einiger Entfernung gestanden, mich plötzlich bemerkend, hervortrat mit den Worten: „Wie rührend der alte Herr zu sprechen weiß! Welch ein kräftiges Organ und welch lebhafte Bewegungen er noch hat! Man sollte ihn höchstens für einen angehenden Fünfziger halten.“

Der volle Schimmer einer Fackel fiel auf das edle, ausdrucksvolle Gesicht meines Landsmanns, den ich hier Hugo nennen will, als er zu mir herantrat. Er wollte noch weiter reden, allein die Stimme des Fürsten erscholl wieder vom Balkon des Palastes, während meine Begleiterin, die vor Aufregung förmlich bebte, sich fester auf meinen Arm lehnte und mir zuflüsterte: „Mir ist nicht wohl; bitte, führen Sie mich nach Hause.“

Wir entwandten uns vorsichtig dem Menschenknäuel und waren bald so glücklich, einen Wagen anzutreffen, in welchen ich die Gräfin buchstäblich hineinheben mußte. Sie konnte sich kaum noch auf den Füßen halten. Ihr Zustand flößte mir die lebhafteste Besorgniß ein.

Anfangs glaubte ich, das lange Geben und Stehen unter dem lärmenden Menschengewoge habe sie so angegriffen; bald aber ward mir klar, daß ihre Erregung andern Ursachen entsprang.

„Wer ist der Herr, der Sie vorhin anredete?“ fragte sie mich. Ich nannte ihr den Namen meines Landsmanns.

„Hat Ihr Freund nicht früher in Rußland gelebt?“

„Ja, als Arzt eines russischen Fürsten, dessen Güter im Moskau'schen Gouvernement liegen.“

„Dann hab' ich doch recht gesehen! Ich erkannte ihn auf den ersten Blick, glaubte aber mich zu irren, da sein Gesicht sich merklich verändert hat. Er trug früher keinen Bart.“

„Kennen Sie meinen Landsmann näher, Frau Gräfin?“

„Das gerade nicht. Ich bin ihm nur ein paarmal begegnet, allein in Folge eigenthümlicher Umstände hat sich sein Bild meinem Gedächtnisse lebhaft eingeprägt. Fragen Sie ihn doch, ob er sich noch einer gewissen Feona Petrowna erinnert, und wenn er die Frage bejahen und dabei vielleicht den Wunsch äußern sollte, mich wiederzusehen, so dürfen Sie ihm sagen, daß mir sein Besuch viel Freude machen würde. Doch ... ich möchte nicht gern zudringlich erscheinen. Ich verlasse mich ganz auf Ihre Diskretion!“

Noch an demselben Abend suchte ich meinen Landsmann auf, dessen Wohnung nur ein paar hundert Schritte von Feona's Hause entfernt lag.

Er saß gerade beim Thee mit seiner jungen Frau, einer allerliebsten Blondine, der das Glück aus den hellen Augen strahlte. Sie lebten noch in den Flitter-

wochen der Ehe und hatten Rom zum Ziele ihrer Hochzeitreise erkoren.

Bei meinem Eintritt erhob sich die junge Frau schamhaft und entfloh in ein Nebengemach. Ich glaubte zu stören und wollte schon wieder umkehren, aber mein Landsmann hielt mich zurück mit den Worten: „Du kommst wie gerufen; wir haben eben von dir gesprochen, und meine Frau bat mich dringend, dich an dein Versprechen zu erinnern, uns öfter zu besuchen. Wir waren heute in Roma Vecchia, und sie fühlte sich so müde nach dem langen Gange, daß sie sich ein Stündchen niederlegen mußte, während ich mir den Volksaufzug am Abend nicht entgehen lassen wollte und deßhalb allein ausging. Inzwischen hat sie sich ausgeruht und ist wieder ganz frisch und munter. Nur wollte sie sich nicht gern in ihrem Negligé vor dir zeigen und schnell Haare und Anzug etwas ordnen. Sie wird gleich zurückkommen."

Ich benutzte die Pause, um ihn zu fragen, ob er sich wohl einer jungen russischen Dame erinnere, Namens Jeona Petrowna.

Lebhaft erwiederte er: „Freilich erinnere ich mich der schönen Russin noch. Ihr Bild wird nie aus meinem Gedächtnisse verschwinden."

„Dann darf ich dir herzliche Grüße von ihr bestellen und hinzufügen, daß es sie sehr freuen wird, dich wiederzusehen."

„Wo ist sie? Wo hast du sie gesehen?" — „Hier in Rom. Sie wohnt nicht weit von dir. Es ist dieselbe Dame, mit welcher du mich heute Abend vor dem Palazzo Corsini trafst."

„Seltsames Zusammentreffen!" rief mein Freund, und verfiel dann eine Weile in Nachdenken. Endlich fuhr er fort: „Du mußt mir helfen eine Ausflucht zu ersinnen, um diesen Besuch zu umgehen. Ich darf sie nicht wiedersehen. Frage mich nicht nach dem Grunde; ich will dir morgen unter vier Augen erzählen, was sich davon mittheilen läßt."

In diesem Augenblicke trat die junge Frau, zierlich angethan, wieder ein, reichte mir freundlich die Hand und entschuldigte sich wegen ihres Verschwindens. Wir rückten die Stühle zusammen und sprachen von allen möglichen Dingen, allein die Unterhaltung wollte nicht recht in Fluß kommen. Hugo war sichtlich zerstreut und schweigsam, was seiner Frau um so mehr auffiel, je weniger sie's an ihm gewohnt war. So ging der Abend, der mir entsetzlich lang vorkam, in wenig erbaulicher Weise hin.

Am nächsten Morgen war Hugo schon früh bei mir, um mich über sein Verhältniß zur Gräfin Jeona aufzuklären. Er machte dabei verschiedene Einleitungen und Umschweife, die ich hier füglich umgehen kann, wo es genügt, den Kern der Geschichte mitzutheilen, welche er mir, eine Cigarre rauchend und mit großen Schritten im Zimmer auf- und abgehend, erzählte.

„Ich studirte, wie du weißt, in Göttingen Medicin, und war eine Zeitlang Assistent bei dem berühmten Langenbeck, der mich unter seine ganz besondere Protektion genommen hatte. Eines Tages fragte er mich, ob ich wohl Lust hätte, unter sehr vortheilhaften Bedingungen einen Ruf nach Rußland anzunehmen? Ein russischer Fürst, den er früher behandelt und dessen Vertrauen er in hohem Grade genieße, habe ihn gebeten, ihm einen tüchtigen jungen Arzt zu empfehlen, und es stände bei mir, die Stelle anzunehmen.

„Da ich ohne Vermögen war, betrachtete ich das Anerbieten als einen großen Glücksfall und ging gleich darauf ein. Vier Wochen später befand ich mich im Herzen Rußlands, auf dem Landgute des Fürsten G. im Gouvernement Moskau.

„Die Familie des Fürsten bestand aus seiner kränklichen, aber sehr gutmüthigen Gemahlin und zwei schon ziemlich erwachsenen Söhnen, welche durch zwei Hauslehrer, einen Franzosen und einen Russen, erzogen wurden. Bis vor Kurzem war noch ein dritter, deutscher Lehrer im Hause gewesen, der den älteren Sohn für die Universität vorbereitet hatte, während der jüngere bestimmt war in das Pagencorps einzutreten.

„Der Fürst lebte nur seiner Gemahlin zu Liebe auf dem Lande, deren reizbare Nerven das geräuschvolle Stadtleben nicht ertragen konnten. Sie war eine strenggläubige Russin, aber keine Scheinheilige, sondern voll wahrer Frömmigkeit, dabei im höchsten Grade tolerant und wohlthätig. Ich erfreute mich bald ihres vollen Vertrauens, und da sie behauptete, daß meine Nähe beruhigend auf sie wirke, so widmete ich ihr einen großen Theil meiner Zeit. Sie zeigte sich dafür außerordentlich dankbar, erschöpfte sich in zarten Aufmerksamkeiten und behandelte mich mit einer Freundlichkeit, als ob ich gar keine Verpflichtungen gegen sie hätte. An Besuchen in dem gastfreundlichen Hause fehlte es nicht, und die Fürstin bestand darauf, daß ich den vielen auch an mich ergehenden Einladungen von den benachbarten Gutsherrschaften möglichst oft Folge leistete, um mich zu zerstreuen.

„So verlebte ich ein rasch entschwundenes Jahr in nützlicher Thätigkeit und angenehmer Geselligkeit. Da begab es sich, daß eine junge Dame, welche mit ihrer Mutter auf ein paar Tage zum Besuch gekommen, nachdem sie erst kurz vorher aus Carlsbad heimgekehrt war, erkrankte und über eine Woche im Schlosse des Fürsten das Bett hüten mußte.

Digitized by Google

„Fühlen Sie nur, wie dem armen Kinde die Stirn glüht!“ — sagte ihre Mutter, als man mich zu der Leidenden gerufen hatte. — Ich legte meine Hand auf ihre brennende Stirn und forschte dann nach den andern Symptomen der Krankheit. Die Patientin aber rief: „O, ziehen Sie Ihre Hand nicht weg von meiner Stirn! Die Berührung wirkt so wohlthätig auf mich, daß ich es gar nicht sagen kann.“

„Um dem Wunsche der Kranken länger willfahren zu können, setzte ich mich, den Bitten ihrer Mutter folgend, an's Bett und hielt meine Hand so lange auf ihrer Stirn, bis sie fest eingeschlafen war. Der Schlummer that ihr gut; als sie erwachte, fühlte sie eine bedeutende Erleichterung, aber unwillkürlich griff sie immer wieder nach meiner Hand, um sie auf ihre Stirn zu legen, oder sie krampfhaft zu drücken.

„Es würde mich hier zu weit führen, auf alle Einzelheiten dieser Krankheitsgeschichte näher einzugehen, bemerken muß ich nur, daß jede Berührung von mir meine Patientin in einen Zustand versetzte, der mir die Ueberzeugung aufdrang, daß ein starker magnetischer Rapport dabei im Spiele seyn müsse. Ebensowenig konnte ich mir verbergen, daß auch mich ein geheimnißvoller, dämonischer Drang zu ihr hinzog, ein Drang, der von eigentlicher Liebe sehr verschieden war. Je stärker dieser Drang sich geltend machte, desto mehr suchte ich seiner Herr zu werden, um meiner Patientin gegenüber keinerlei Schwäche zu verrathen. Allein meine erzwungene Zurückhaltung und äußere Kälte bewirkte gerade das Gegentheil von dem, was ihr Grund und Zweck war, indem sie, statt meine Patientin zu beruhigen, eine Gluth in ihr nährte, welche sich wiederholt in der leidenschaftlichsten Weise äußerte. Da ich es weder mit meinen sittlichen Grundsätzen noch mit meiner Stellung im Hause vereinbaren konnte, Vortheil aus der gleichsam willenlosen Hingebung zu ziehen, welche die junge Dame mir zeigte, und ich mich andererseits doch nicht stark genug fühlte, dem geheimnißvollen Zauber, den sie auf mich übte, auf die Dauer zu widerstehen, so hielt ich es für das Beste, ihrer Mutter in delikater Weise Andeutungen über die peinliche Sachlage zu geben und den Rath hinzuzufügen, ihre Tochter baldmöglichst aus meiner Nähe zu entfernen. Der erfahrenen Frau waren Beispiele ähnlicher Art nicht unbekannt geblieben; sie dankte mir in den lebhaftesten Ausdrücken für meine Mittheilungen und befolgte meinen wohlgemeinten Rath schon am nächsten Tage. Ihre anmuthige Tochter stand — und gewiß mit Recht — bei allen ihren Bekannten im Rufe der strengsten Sittsamkeit, so daß ich das mit ihr Erlebte als einen ganz vereinzelt stehenden Ausnahmefall betrachten mußte.

„Ich fühlte mich durch ihre Abreise wie von einer schweren Bürde befreit, bedurfte aber noch wochenlang der größten Anstrengung, um mich durch eifriges Arbeiten zu zerstreuen und meine aufgeregten Sinne einigermaßen zu beruhigen; denn immer wieder zog es mich mit Zaubergewalt hin zu der schönen Russin, die mir gleich bei unserm ersten Alleinseyn die unerhörteste Hingebung gezeigt hatte. Doch ich blieb fest bei meinem Vorsatze, sie zu meiden, und hielt mich deßhalb fern von Gesellschaften, wo ich vermuthen konnte, sie zu treffen.

„So vergingen mehrere Monate, ehe ich sie wieder sah, und zwar wurde dieses Wiedersehen durch sie selbst veranlaßt, indem sie eines Tages mit ihrer Mutter zum Besuch bei der Fürstin erschien, zum Diner blieb und auch die Nacht im Schlosse zubrachte. Sie behandelte mich diesesmal mit einer kühlen, zurückhaltenden Höflichkeit, der ich es anmerkte, daß es nur eine Maske ihrer wirklichen Gefühle war. Es schien mir, als ob sie, ihr früheres Sichgehenlassen bereuend, mir zu verstehen geben wollte, daß es nur eine Wirkung ihres krankhaften Zustandes gewesen sey, den sie nun völlig überwunden habe. Ich ging gern auf diese Vorstellung ein, und so wurde glücklich diesmal jede nähere Berührung vermieden. Die beiden Damen waren gekommen, um Abschied zu nehmen, da sie den Winter in der Stadt zubringen wollten. Die Mutter hatte Andeutungen fallen lassen von der Wahrscheinlichkeit einer baldigen Verlobung ihrer Tochter, und ich glaubte die Damen zum letztenmal gesehen zu haben. Doch der Mensch entgeht seinem Schicksal nicht.

„Den ganzen Winter hindurch war die Fürstin sehr leidend und deßhalb das Leben im Schlosse ein sehr einförmiges und ruhiges. Alle Gesellschaften wurden streng vermieden. Mit dem Frühling trat scheinbar eine wesentliche Besserung ein, und wieder wurden größere Ausflüge unternommen, sowie zahlreiche Besuche aus der Nachbarschaft empfangen.

„Um die Mitte des Juni wurde ich mit dem Fürsten zur Feier des Namenstages einer Dame eingeladen, deren Landsitz wohl eine halbe Tagereise von dem des Fürsten entfernt lag, so daß wir uns darauf einrichteten, ein paar Tage fortzubleiben. Die Namenstage werden, wie du weißt, bei den reichen Russen gewöhnlich mit großem Pomp gefeiert, und so war auch dieses mal eine zahlreiche und elegante Gesellschaft aus der Nähe und Ferne zusammengekommen. Einige Familien waren, gleich uns, schon am Abend zuvor angekommen und hatten im gastlichen Schlosse übernachtet. Die

meiſten jedoch trafen erſt im Laufe des Vormittags ein, und bis eine Stunde vor Tiſch hörte das Wagengeraſſel nicht auf. In Folge des ſchönen Wetters bewegte ſich der größte Theil der Geſellſchaft im Freien. Ich ging mit einer älteren Dame ſpazieren, die früher längere Zeit in Dresden gelebt hatte und ſich ihres Aufenthalts in Deutſchland mit großer Vorliebe erinnerte.

„Wir bogen eben, in der eifrigſten Unterhaltung, in eine andere Allee ein, als plötzlich die junge Ruſſin, welche ich ſo ängſtlich gemieden hatte, am Arm einer andern Dame auf uns zutrat. An ein Ausweichen war nicht zu denken, zumal die ältere der beiden Damen, eine Freundin meiner Begleiterin, dieſer, wie nach langer Trennung, entgegenflog, ſie umarmte und hundert Fragen an ſie zu richten hatte. Es blieb mir in dieſer Lage nichts übrig, als mich an die jüngere zu wenden, welche bei dieſer überraſchenden Begegnung eben ſo befangen und aufgeregt erſchien, als ich es wirklich war. Sobald die beiden andern bemerkten, daß wir uns als alte Bekannte begrüßten, überließen ſie uns unſerem Schickſale, indem ſie, lebhaft ſprechend, vorangingen, während wir etwas langſamer folgten.

„Ich richtete an meine Begleiterin allerlei höfliche Fragen über ihre Geſundheit, ihren Aufenthalt in der Hauptſtadt, ihre nächſten Reiſepläne u. ſ. w. Von ihren Antworten klang mir nur die *eine* deutlich in die Ohren, daß ſie ſeit wenigen Tagen verlobt ſey mit dem Grafen Y.

„Vielleicht mit einem Verwandten des alten Grafen Y., den ich im Hauſe des Fürſten geſehen?“ fragte ich. — „Nein,“ erwiederte ſie, „mit dem alten Grafen ſelbſt.“ Betroffen von dieſer Antwort, ſtotterte ich meine Glückwünſche zu ihrer Verlobung hervor.

„Ich habe kein Anrecht auf Ihre Theilnahme,“ ſagte ſie etwas ſcharf, „aber Sie haben auch kein Recht, ſich über mich luſtig zu machen.“ Ich betheuerte ihr, der Wahrheit gemäß, daß ich die lebhafteſte Theilnahme für ſie fühlte, und daß mir nichts ferner läge, als mich über ſie luſtig zu machen. Allerdings habe mich die Ungleichheit des Alters zwiſchen ihr und dem Grafen etwas überraſcht, allein man kenne ja Beiſpiele genug, daß ganz junge Damen alte Männer leidenſchaftlich geliebt hätten, und außerdem ſehe Graf Y. noch ſehr ſtattlich und rüſtig aus.

„Ich merkte bald, daß ich durch dieſe Erörterung die Sache nur ſchlimmer gemacht, und ſprach nun, alle Zurückhaltung beſeitigend, gerade wie mir's um Herz war, zärtlich und theilnahmvoll.

„Haben Sie mich wirklich ein Bischen lieb?“ — fragte ſie, meine Hand ergreifend, in einem Tone, der mir durch Mark und Bein ging. Ich weiß nicht mehr, was ich ihr antwortete. Ich fühlte mich wieder unter dem alten Zauber, oder richtiger, ich war in jenem Augenblicke völlig unzurechnungsfähig. Unſere Begleiterinnen waren uns längſt aus den Augen gekommen; weitum war kein Menſch zu ſehen; wir ſetzten uns auf eine Bank im Gebüſch, und Jeona — denn ſie iſt die Heldin meiner Geſchichte — drückte ſich an mich, gleich als ob ſie Schutz bei mir ſuchte. Ihre Thränen brannten auf meinen Wangen; ſie klagte mir ſchluchzend ihr Unglück, einem Manne die Hand reichen zu müſſen, den ſie nicht lieben könne. In leidenſchaftlichſter Aufregung rief ich: „Jeona! noch ſind Sie frei! Steht Ihnen Glück und Liebe höher als ein glänzendes Loos in der Welt, ſo werden Sie die Meine!“

„Unſere Herzen floſſen in einem langen Kuſſe zuſammen. Dann ergriff ſie meine Hand und ſagte: „Es geht nicht! es geht nicht! Ich bin das Opfer eines unglückſeligen Geſchicks. Mein Herz wird Dir immer gehören, aber meine Hand muß ich einem Andern reichen.“

„In dieſem Augenblicke erklang vom Schloſſe die Glocke, welche zum Diner rief. Wir ſprangen auf und eilten auf dem kürzeſten Wege dem Schloſſe zu, da ſie vor dem Diner ihre Toilette noch etwas ordnen wollte. Kaum waren wir hundert Schritte gegangen, als uns Graf Y. begegnete, der ſeine Braut ſchon eine halbe Stunde geſucht hatte. Zum Glück trafen wir in der großen Allee, welche wir eben betraten, mit noch einigen verſpäteten Gäſten zuſammen, ſo daß es dem Grafen unmöglich war, eine Scene zu machen, obwohl die Blicke, die er auf mich und Jeona ſchoß, uns genug ſagten. Er nahm ſie am Arm und ging mit ihr in's Schloß. Sie erſchien nicht beim Diner. Was zwiſchen dem Grafen und ihr vorgefallen, weiß ich nicht. Ich habe ſie nicht wieder geſehen.

„Noch im Herbſt deſſelben Jahres kehrte ich nach Deutſchland zurück. Die Fürſtin war im Laufe des Sommers ihrem unheilbaren Leiden erlegen; die anſcheinende Beſſerung war nur das letzte Aufflackern eines verlöſchenden Lichtes geweſen. Der ältere Sohn hatte die Univerſität bezogen, der jüngere im Pagencorps ein Unterkommen gefunden. Dem Fürſten wurde es öde und einſam in ſeinem großen Schloſſe; er fühlte das Bedürfniß, ſich durch größere Reiſen zu zerſtreuen. Ich konnte ihn darin nur beſtärken, und da ich am beſten wußte, daß er meiner Dienſte nicht mehr bedurfte, ſo ſchied ich von ihm, nachdem wir noch die Seefahrt bis Travemünde gemeinſchaftlich gemacht hatten. Er entließ mich mit einer wahrhaft fürſtlichen Belohnung. Ich widmete mich mit allem Eifer der akade-

Digitized by Google

mischen Laufbahn, wobei das Glück mich begünstigte. Ein Vierteljahr nach meiner Rückkehr lernte ich meine Emilie kennen; sie sehen und lieben war Eins, und diese Liebe ward mir ein mächtiger Sporn zur Arbeit. Vor einem halben Jahre erhielt ich eine Professur und damit die Möglichkeit zu heirathen, und jetzt bin ich im Besitz meiner Frau so glücklich, daß ich mit allen Fürsten und Grafen in ganz Rußland nicht tauschen möchte.

„Du begreifst hiernach, daß ich Feona nicht wiedersehen darf. Solche Auftritte, wie ich mit ihr in Rußland erlebt, als ich noch frei war, dürfen sich jetzt, wo ich nicht mehr frei bin, nicht wiederholen. Der stärkste Mensch ist, den geheimnißvollen Mächten gegenüber, die oft gegen unsern Willen in unser Leben eingreifen, nur ein schwaches Geschöpf, und wer die Gefahr meiden will, soll sich nicht freiwillig hineinbegeben. Sage der Gräfin, daß ich im Begriff stehe, Rom zu verlassen, und daß die Vorbereitungen zur Abreise, sowie das Unwohlseyn meiner Frau es mir unmöglich machten, sie noch zu besuchen."

Ich vollzog den Auftrag meines Freundes noch an demselben Tage. Feona zitterte vor Aufregung bei meinen Worten, und als ich ihr von Hugo's junger Frau sprach, wurde ihr Antlitz plötzlich todtenbleich. Sie hatte bis dahin nicht gewußt, daß er verheirathet war.

„Verlassen Sie mich, lieber Freund," sagte sie, „mir ist nicht wohl! Ich habe wieder einen meiner unglücklichen Anfälle, die mich oft überkommen, ich weiß nicht wie. Ich werde Ihnen schreiben, sobald ich mich besser fühle."

Acht Tage darauf erhielt ich die Nachricht, daß Feona unter die Benediktinerinnen des Klosters St. Cecilia in Trastevere aufgenommen worden sey.

Literatur und Kunst.

W. Henke, die Gruppe des Laokoon oder über den kritischen Stillstand tragischer Erschütterung. Leipzig und Heidelberg.

„Ein ächtes Kunstwerk bleibt, wie ein Naturwerk, für unsern Verstand immer unendlich; es wird angeschaut, empfunden; es wirkt, es kann aber nicht eigentlich erkannt, viel weniger sein Wesen, sein Verdienst mit Worten ausgesprochen werden." Diese Gedanken, mit denen Goethe seinen Aufsatz über den Laokoon einleitet, werden wohl jedem einfallen, der von einer neuen Abhandlung über dieses meist besprochene aller Bildwerke hört, und zwar von einer Abhandlung, die nach Winkelmann, Lessing, Goethe, nach so manchen Andern, die über denselben Gegenstand geschrieben, dennoch neu, lehrreich, vortrefflich, mit Einem Worte höchst bedeutend ist. Wie meinen das bezeichnete, in diesem Jahre erschienene Werkchen (80 Seiten). Da es vom Laokoon, ähnlich wie Lessings berühmtes Werk, ausgehend, sich allgemeiner verbreitet und, wie der zweite Titel andeutet, Fragen erörtert, welche die ästhetischen Betrachtungen und Forderungen unserer Zeit im eigentlichsten Lebenskern berühren, so sey es erlaubt, in diesen, einer heitern und nachdenklichen Ruhe gewidmeten Blättern es etwas eingehender zu besprechen.

An Werken über Aesthetik, grossen und kleinen, kann es in unsern deutschen Landen nicht fehlen, wo Dank dem nie hoch genug zu schätzenden, nie sorgsam genug zu pflegenden Sinn des Volkes für das Ideale fast jeder Jüngling, jeder nur einigermassen Gebildete sich, und wenn auch noch so kurze Zeit, mit ästhetischen Fragen trägt; dennoch aber mocht einer der bedeutendsten Philosophen, sicher der grösste Psycholog unserer Zeit, den Aesthetikern den Vorwurf, daß sie „unbekümmert um die Elemente des Schönen über Allgemeinheiten ein ungründliches Gerede machen," und „daß eine Aesthetik überhaupt noch nicht vorhanden sey, die, anstatt Kunstlehren aus einzelnen, an sich zufälligen Kunstwerken zu abstrahiren, vielmehr aus psychologischen (und physiologischen) Principien die Normen des richtigen Geschmacks deducirte und sie an den Werken der Kunst als den Beispielen erläuterte" (Waitz, Psychologie). Geben wir dieses strenge Urtheil — und wir müssen, wenn wir ehrlich seyn wollen — als nur allzuwahr und vollkommen richtig zu, mit Ausnahme von Kants Kritik der Urtheilskraft und einigen kleineren Schriften, so erhellt gleich hieraus einer der größten Vorzüge des Henkeschen Büchleins. Der Verfasser ist, nach dem Titel und einzelnen Andeutungen, Mediciner, Anatom, und wenn er von seiner Wissenschaft ausgehend zur Beantwortung

ästhetischer Fragen kommt, so konnte er es nur, zum unendlichen Vortheil der Sache, durch genaue Betrachtung der physiologischen Grundlagen, auf welche hin in uns ein ästhetischer Eindruck zu Stande kommt. Hier handelt es sich zunächst um bildende Kunst, und also um das Auge, welches uns ja diese Kunst erschließt, nach dessen physischer Einrichtung er folgert, was für dasselbe darstellbar sey; dann aber unterwirft er das Kunstwerk selbst — man erschrecke nicht vor dem Ausdruck — einer anatomischen Betrachtung und zieht daraus mit unwiderleglicher Bündigkeit den Schluß, welcher Moment im Leiden des Laokoon dargestellt sey.

Da zeigt sich nun, daß unser Auge nur Ruhendes klar auffassen kann, daß also die bildende Kunst auch nur Ruhendes, oder doch wenigstens als ruhend Denkbares, und wäre die Ruhe auch noch so momentan (wie z. B. beim Borghesischen Fechter), darstellen kann; daß man freilich durch solche momentane Ruhepunkte, welche zwischen Bewegungen eintreten und der Natur der Sache nach nicht lange anhalten können, Bewegungsreihen plastisch wenigstens andeuten, „im Bilde repräsentiren“ kann (man denke wieder an den Fechter); daß aber etwas, was in zeitlichem Verlauf dargestellt werden soll, nur für das Ohr darstellbar ist durch Dichtkunst oder Musik. Schon hieraus folgt, daß Laokoon nicht *schreiend* dargestellt seyn kann, da der Schrei etwas in der Zeit Verlaufendes, nicht Stillstehendes, etwas für's Ohr ist, und da die Seele nie ihre Aufmerksamkeit zugleich dem Hören und Sehen zuwenden kann, was durch die strenge Einheit unseres psychischen Centralwesens unmöglich ist. Der plastisch dargestellte Laokoon *seufzt* also nur. Aber ist das Seufzen nicht so gut eine Bewegung als das Schreien? Nein, denn während das Schreien ein ruhig fortgehendes, gleichmäßig verlaufendes Ausathmen ist, so lehrt eine physiologische Zergliederung der Momente des Seufzens, daß zwischen Aus- und Einathmen eine kleine Pause eintritt, die der eigentlich bezeichnende Moment des Seufzens ist; denn „wenn man das Ausstoßen desselben hört, so weiß man schon, daß er vorbei ist.“ Daß nun aber Laokoon in dieser Spannung zwischen Aus- und Einathmen, in dieser Pause des Seufzens dargestellt ist, beweist der Verfasser ebenfalls unwiderleglich aus der anatomischen Betrachtung der Muskelstellung der Bildsäule, und kommt dadurch am Ende des ersten Theils seiner Abhandlung zu dem Ergebniß, daß wir im Laokoon in der „Erstarrung des Seufzers“ einen Moment „leidlicher Ruhe, der Erstarrung zwischen Steigen und Sinken motorischer Energie“ dargestellt sehen. Diesen Stillstand, diesen Uebergang eines Zustandes in einen andern, diesen Widerstreit des Strebens und Leidens im Laokoon haben auch Winkelmann und Goethe wohl betont; nur daß sie ihn nicht als Hauptpunkt, als Keim der Darstellung nehmen.

Das thut aber unser Verfasser. Ob mit Recht? Wir bejahen es unbedingt. Schon aus technischen Gründen mußten die Künstler gerade den Moment des Seufzens auffassen, denn in der furchtbar bewegten Reihe heftigsten Anstrebens und schmerzlichsten Unterliegens ist der einzige, wenn auch noch so vergängliche Ruhepunkt (und nur ein solcher ist bildlich darstellbar) der Punkt, wo Streben und Leiden, gleich mächtig werdend, den Kampf einen Augenblick feststellen; daß aber gerade dieser Widerstand und Widerspruch, der höchste, den der Mensch erduldet, sich im Seufzer äußerlich darstellt, hat der Verfasser sehr schön durch physiologische, zugleich auch durch psychologische Gründe bewiesen.

So war das Wie für die Künstler durch ihre Kunst gegeben; warum sie aber gerade dieses Wie und was sie damit darstellen, das bespricht Henke im zweiten Theil, dem Hauptabschnitt seiner Abhandlung, den wir deßhalb besonders betonen.

Zunächst sich gegen Lessing wendend, der ja annimmt, Laokoon sey, abgesehen von Gründen der Plastik, deßwegen ruhig gefaßt, damit der Beschauer sich noch höhere Momente des Leidens hinzudenken müsse, und so der gewählte für die Phantasie der furchtbarste sey, führt der Verfasser mit treffenden Gründen aus, daß, da der sinnliche Eindruck immer der stärkste sey, für die sinnliche Darstellung auch der stärkste Moment gewählt seyn müsse, über den es ein Hinaus nicht mehr gäbe; daß aber, wären wir genöthigt, den dargestellten Moment sogleich wieder zu verlassen, ohne uns in denselben versenken zu können, er unmöglich ein Moment einer wirklich bedeutsamen und festen Ruhe, sondern, wie beim Farnesischen Stier, nur einer plötzlichen Versteinerung, einer ganz unmöglichen Erstarrung sey, die nur deßwegen unbeweglich bleibt, weil der Marmor geduldig ist. Aber unnatürlich, leblos — und der Laokoon, bei dessen Anblick man sich im tiefsten erschüttert fühlt, das eigene Leben ahnungsvoll verstärkt in jenem Gefühl der Erhebung in der Zermalmung! Uns wahr kommt dieser Eindruck? Um kurz zu sagen, was der Verfasser länger und begründend auseinandersetzt, weil wir mit dem Dargestellten Mitleid und Furcht empfinden und diese Affekte, nach des Aristoteles Forderung, zu ihrem rechten Maß, zur Harmonie durch das Kunstwerk selbst geläutert und geadelt wieder empfangen. Dazu ist aber der Seufzer eben Hauptsache, da er Streben und Leiden als gleich mächtig zeigt, uns abwehren wollen und dulden müssen, Menschenthätigkeit und Gottesmacht, als Uebergangspunkt zwischen zwei so ganz verschiedenen Empfindungen, beide in eins zusammenfaßt. „So,“ sagt Goethe, „entsteht der herrlichste Gegenstand für die bildende Kunst.“

So weit folgen wir dem Verfasser unbedenklich Schritt für Schritt. Gleichfalls vollkommen richtig ist, was er sagt: „Dieses Gefühl der rettungslosen Erstarrung zwischen eigener Kraftentfaltung und Niederdrückung durch eine fremde Macht ist es, die den Moment, den uns die Künstler verewigt haben, so flüchtig er drum erscheinen mag, der den Leidenden objektiv betrachtet, in der Vorstellung dessen, der in seine Lage eingeht, als nie enden

Digitized by Google

können erscheinen läßt. Alle Vorstellungen von Vergangenheit und Zukunft schwinden, und so läßt uns die kritische Ruhe des Schmerzes im Momente der Gegenwart die Ewigkeit anschauen. Wir schauen sie an als Ewigkeit des Schmerzes, aus dem uns keine endliche Hülfe erlösen kann; wie schauen sie an als unendliche Hoffnungslosigkeit, unendliche Leere." Nur die Begründung dieses Satzes scheint uns nicht genügend. Offenbar sieht der Verfasser die Unendlichkeit des Schmerzes in seiner Höhe, in der vollkommenen Hülflosigkeit, von der der Leidende sich überzeugt. Das beweisen seine Worte: „Wie die endliche Zeit vor dem innern Auge des Menschen im Schmerz verschwindet, so auch alle endlichen Größen, die ihm sonst überragen können. Er hat nichts mehr zu fürchten und zu hoffen, ist nicht mehr von Menschen zu beleidigen, steht nur dem Unendlichen noch frei gegenüber;" das beweist ferner die Anführung jener Constanze (aus Shakespeares König Johann), „die in ihrer vollsten Hülflosigkeit sich am größten fühlt, weil keine Gewalt ihr nun mehr etwas zufügen kann." Diese Begründung genügt nicht, denn sie erklärt nichts. Sie sagt: in dem Stillstand zwischen „eigener Kraftentfaltung und Niederdrückung durch eine fremde Macht" dulden wir Unendliches, weil unser Schmerz unendlich ist, mit andern Worten, weil wir Unendliches dulden. Warum berührt uns in der hoffnungslosen Höhe des Leidens das Unendliche? Hier mußte der Verfasser den psychologischen Vorgang in einer Seele, die diesen Schmerz erduldet, uns vorlegen. Zweierlei ist zu sagen: der Uebergang aus einem Zustand in den andern läßt beide Zustände uns in Einheit fühlen, in einer schmerzhaften Intuition, die aber nichts sinnlich aufzufassen hat, Raum und Zeit also verschwinden in diesem einen, vielleicht lange Anschauungsreihen zusammenfassenden Gefühl des Schmerzes, und daher jene Ahnung des Unendlichen, dem Raum und Zeit ja fremd sind. Sodann: die Seele, ein streng einheitliches Wesen, kann mit bestimmter Klarheit nur Einen Eindruck auf einmal auffassen; in jenem Moment aber dringt zweierlei gleich stark auf sie ein; sie soll mehr auffassen, als sie ihrer Natur nach auffassen kann, sie erduldet gewissermaßen ohne Vermittlung schmerzlicher Nervenreize einen unmittelbar ihrer Natur aufgedrängten, also von allen andern Schmerzen wesentlich verschiedenen Schmerz; und weil beides, Abwehr und Ergebung, sich um die Herrschaft mit gleicher Macht in ihr streiten, so kommt in jener Pause des Widereinander keines zur Geltung; die Seele versinkt in einem dumpfen Gefühl der Unthätigkeit, der Unempfänglichkeit. Auch dieß führt sie zu der Ahnung des Unendlichen, denn sobald sie klar empfindet, faßt sie ihre Empfindungen entweder unter der Kategorie des Raumes oder der Zeit; in jener dumpfen Unempfindlichkeit aber verschwindet beides, und dieser Eine Moment, mag er auch noch so kurz seyn, ist für die nicht empfindende Seele, eben weil sie nicht empfindet, also auch die Zeit nicht, eben so lang wie tausend Jahre. Man denke an die tiefsinnige Sage von dem Mönch, dem in einem Augenblick dreihundert Jahre verschwinden, weil er die Unendlichkeit Gottes auffassen will.

Dieß ist wohl die richtige Begründung für die durchaus richtige Behauptung des Verfassers, daß in der Krisis zwischen Streben und Leiden eine „unendliche Erstarrung" eintritt. Daß aber dieser Uebergang vom höchst gespannten Streben zum hoffnungslosen Leiden, der sich in der Pause des Seufzens darstellt, der höchste Ausdruck menschlicher Erschütterung ist, das zeigen uns die andern Bildwerke, in denen diese höchste menschliche Erschütterung klassisch dargestellt ist, gleichfalls. So jenes herrlichste Denkmal der alten Kunst, das einzige, das an pathetischer Kraft dem Laokoon würdig zur Seite tritt, die Niobe, die man ja so sehr als das typische Bild des starren Schmerzes auffaßte, daß Aeschylus sie fast nur schweigend auftreten, die Sage sie geradezu zu Stein erstarren ließ. Skopas aber oder Praxiteles, oder wer der geniale Meister der Niobegruppe ist, stellt uns die Niobe vor, nun den furchtbarsten, erschütterndsten Moment des Schmerzes auf uns wirken zu lassen, in jenem Uebergang, den Goethe von den herrlichsten Kunstwerken fordert. Noch umschlingt ihre Hand schützend das letzte Kind, noch hebt sie den Arm, um mit dem Gewand ihre letzte Hoffnung zu decken — da trifft der Pfeil auch dieses, sie sieht mit den flehend erhobenen Augen aber fühlt es doch im Herzen, die Götter sind unerbittlich und alles ist verloren, und nun malt sich in ihren Mienen derselbe Widerstreit zwischen Hoffnung und Schmerz, zwischen anstrebendem Wollen und ohnmächtigem Erliegen, dieselben emporgezogenen Augenbrauen, die gen Himmel gerichteten Augen, die etwas geneigte Haltung des Kopfes, die geöffneten, und hier wohl ohne Widerstreit zum Seufzen und nicht zum Schreien geöffneten Lippen, wie bei Laokoon, nur alles bei ihr, der Frau, welcher, bei einem Werk des Skopas oder Praxiteles minder quell und dadurch nur um so ergreifender. Am deutlichsten ist dieses Versinken in Unempfindlichkeit, diese Pause der Bewußtlosigkeit, diese Erstarrung dargestellt in der linken Hand, die das Gewand hebt: nicht, wie Welker meint, aus naiver Weiblichkeit, aus Erstaunen und Kraftgefühl; nicht, wie Overbeck will, „um das Antlitz mit seinem erstarrenden Schmerz zu verhüllen und den Blicken der triumphierenden Götter zu entziehen;" sondern unbewußt bleibt die Hand, der Arm in dieser ganz vorübergehenden Haltung fest, starr. Die Bewegung fortzuführen, das fühlt Niobe, ist vergeblich, und in dieser furchtbaren Erkenntniß bleibt sie regungslos, fast schon zu Stein geworden.

Da die Behauptung des Verfassers, daß in der Pause des Seufzens sich die höchste menschliche Erschütterung ausspreche, der Keim unserer Betrachtung seyn muß, wie sie der seines Buches ist, so sey mir erlaubt, noch das dritte Bildwerk, welches meines Wissens mit jenen beiden allein das höchste Maß menschlichen Schmerzes ausdrückt, hier anzuführen, um so mehr, als wir dadurch einen kleinen Irrthum der neunten Anmerkung des vorliegenden

Weekchens widerlegen können. Wenn nämlich dort behauptet wird, es gebe kein Bild des Heilands, wo Christus im Moment des Seufzers der Hülflosigkeit dargestellt werde, so irrt der Verfasser. Wir sehen bei der vortrefflichsten Darstellung des leidenden Erlösers diesen furchtbarsten und dadurch fruchtbarsten Moment festgehalten — wie meinen Rafaels Kreuztragung (lo spasimo). Wir sehen den Heiland hier im ungeheuern Uebergang aus der Unergie zum reinen Pathos. Auf dem Wege sinkt er vor unsern Augen, noch im Scheiten zusammen; noch stützt er zum letzten Versuch selbstthätigen Widerstandes den einen Arm auf den rauhen Feldstein, während der andere noch das Kreuz zu halten sucht; aber die Unmöglichkeit fernerer Energie, fernerer Widerstandes ist ihm, der hier ganz Mensch ist, klar geworden, als er, im Zusammenbrechen den letzten flehenden Blick auf die Seinen werfend, an ihrem eigenen hülflosen Jammer sah, daß der Kelch nicht vorüber gehen werde. Wie aber schildert uns der Maler den höchsten Ausdruck dieses höchsten Schmerzes? Die Aehnlichkeit des Edelstuskopfes mit dem Laokoons ist nicht zu verkennen: die Augenbrauen schmerzlich emporgezogen, die gefaltete Stirnhaut in Widerstand gegen den Schmerz heruntergedrückt, der Mund geöffnet im Seufzen, die Haltung des Kopfes, alles ähnlich, nur die Augen nicht emporgeschlagen, sondern starr in dem Blick verweilend, der dem Dulden zuerst die Gewißheit der Hoffnungslosigkeit gab. Und gerade in dieser Erstarrung zeigt sich die ganze unendliche Tiefe seines Schmerzes.

Wenden wir uns nun zu dem Verfasser zurück, so werden wir seiner Behauptung, ein solcher Moment des Uebergangs sey, weil er einen ungelösten Widerspruch einschließt, nicht schön, sondern weil er den Menschen über die irdische Unlöslichkeit zum Unendlichen verweist, erhoben — wie werden diese Behauptung vollkommen beistimmen. „Die zu ahnende mögliche Lösung aller im Gebiete der Natur ungelösten Widersprüche ist das Ideale, welches die Klarheit des Schönen mit der Größe des Erhabenen verbindet.“ Dieß möchten wir besonders betonen: wir sehen hier, daß die höchsten Kunstleistungen nicht in Werken stiller Befriedigung zu suchen sind, sondern in solchen, die uns erst einen solchen gewaltigen Widerspruch und dann seine Lösung vorführen, weßhalb die Tragödie mit Recht die höchste aller Kunstformen genannt wird, weil sie den Menschen stets über das Endliche, den kurzen Schmerz, ins unendliche Ideale, zur ewigen Freude verweist. — Das Erhabene aber, die Dissonanz muß eingeführt seyn in den Kreis des Schönen durch Schönes, auch in der Plastik, und diese Einführung der erhabenen Kräfte der Mittelfigur findet der Verfasser in den beiden Söhnen, deren einer das hoffnungsvolle Streben, der andere die friedenvolle Lösung darstellt, eine Auseinandersetzung, die zu den schönsten und wahrsten in der kleinen Schrift gehört. Wir finden dasselbe auch in den andern von uns herangezogenen Kunstwerken: die Niobiden um Niobe, theils dem Verderben zu entkommen strebend, theils schon ausgestreckt in ruhiger, friedlicher Lösung jener furchtbaren Spannung, in welcher wir die Mutter sehen; und eben so bei Rafael, wo die ruhigen Römer, die klagenden Weiber auf der einen, Simon von Kyrene, die Kriegsknechte auf der andern Seite der Hauptfigur beigegeben sind.

Wenn nun aber der Verfasser zum Schluß dieser so richtigen und richtigen Entwicklung sagt, über die Hauptsache, den Hauptgedanken und seine Verbreitung und Lösung in den Nebenfiguren könne man in der Phantasie hinausgehen, sich noch die Situation des Ganzen hinzudenken; die Erinnerung an Laokoons Verschuldung sey gewiß „ganz erwünscht;“ man könne an Trojas Geschick denken, an Kassandra u. s. w.; aber alles das würde nur die Hauptsache, die Darstellung jenes erhobenen, nur im Idealen zu lösenden Widerspruchs verdecken; ebenso der Streit, ob der Laokoonmythus des Virgil sittlich oder unsittlich sey — so enthält dies mancherlei Unklares und Falsches, dem widersprochen werden muß.

Overbeck in seiner vortrefflichen Geschichte der griechischen Plastik und andere haben dargethan, daß der Laokoon in die Blüthezeit der rhodischen Kunst (zweites Jahrhundert vor Christus) gehört, mit welcher die griechische Bildnerei ihren selbstständigen Lebenslauf vollendete. Auf Jahrhunderte des Entstehens und Freiwerdens war die unbefangene, hohe und, weit über das Maß irdischer Erscheinung erhöhte, einfach erhabene Naturdarstellung des Phidias gefolgt; auf diese die menschlich ideale des Skopas und Praxiteles, die rein menschliche des Lysipp; in Pergamos hatte die historische Bildnerei ihre Blüthe getrieben. Es schien alles erschöpft, als in Rhodus der Genius erwachte, und der Genius ist immer Original und muß selbstständig schaffen. Nun war aber damals die Periode des ruhigen Genusses, der gelehrten Durchforschung und Aneignung des Großen, was die früheren Zeiten hervorgebracht; die Wissenschaft beherrschte von Alexandria und Pergamos aus die Geister. Was Wunders, wenn sie auch in der Kunst ihren Einfluß äußert? Da waren die herrlichen Werke der Tragiker, die man so oft mit allen Schauern der Erhebung auf der Bühne sah und hörte. Wie nun, wenn man sich bemühte, das plastisch Schöne, welches man dort dem Auge nur allzuflüchtig dargestellt sah, festzuhalten, die Eindrücke plastisch zu gestalten, die man von dort empfing? Das menschlich Pathetische, die dramatische Composition fehlt allein noch in jenem obigen Kreis der Plastik, und diese sproßte nun eben in Rhodus. Dort stand auch das Riesenwerk der Künstler von Tralles, jener ungeheuerliche Farnesische Stier, und wie letzterer einem Tragikerspiel des Euripides, so verdankt der Laokoon seinen Ursprung dem gleichnamigen Stück des Sophokles, wo der Moment, den die Künstler auffaßten, der Tod Laokoons und seiner Söhne, schließlich durch einen Boten erzählt wird. Der Mythus, wie ihn Virgil erzählt — und nur dieser ist unmoralisch genannt, weil Laokoon schuldlos stirbt — kann also hier gar nicht in Betracht kommen. Bei Sophokles stirbt Laokoon in Folge einer alten schweren Verschuldung.

Digitized by Google

Und können wir das zu wiſſen entbehren? Können wir alle Vorausſetzungen bei Seite laſſen und nur den Mann betrachten, der mit ſeinen Söhnen von Schlangen überfallen wird, wie das Goethe beiſpielsweiſe thut? Können wir das wirklich? Alſo ein Mann mit zwei Söhnen, von Schlangen überfallen, vernichtet, das ſoll ein Vorwurf für die Kunſt ſeyn? ſoll uns in Harmonie, in Befriedigung verſetzen? Nein, das iſt geäßlich, aber nicht ſchön, niederſchmetternd, aber nicht erhaben, traurig, aber nicht tragiſch. Und ſieht dann unſer Verfaſſer einen Augenblick ab von der Verſchuldung des Laokoon, die zu wiſſen er nur für „ganz erwünſcht“ hält? Keineswegs, da er immer vom tragiſchen Eindruck dieſes Kampfes ſpricht. Tragiſch iſt doch eine Handlung, welche Schuld und Berechtigung des Handelnden zu gleichen Theilen einſchließt, bloßes Unglück nur traurig. Ja wenn wir über das Ende zweifelhaft ſeyn könnten, wenn nur das reine Streben des Kampfes dargeſtellt wäre, wie etwa in der bekannten Kiß'ſchen Amazone! Aber woher denn jene tiefe Erſchütterung, mit welcher der Laokoon auf uns wirkt? Der Tod, das Entſetzen ſind ſtets unſchön und können nur durch die Idee, der ſie dienſtbar ſind, künſtleriſch wirken. Ein ungeheures Leiden aber, welches einen Unſchuldigen trifft, erhebt uns nicht zum Idealen, ſondern zeigt im Gegentheil nur allzuſehr die nackte troſtloſe Wirklichkeit menſchlicher Ohnmacht. Wenn aber im Unglück zugleich eine höhere Idee, eine höhere Macht ſich Geltung verſchafft, dann wirkt ein ſolches Leiden erhebend, weil es die Schlacken der irdiſchen Beſchränktheit wegbrennt und das Wahre und Rechte im Menſchen ſiegreich auch in der vollkommenſten Hilfloſigkeit bleibt, weil dadurch erſt der Menſch ſich ewig, über dem Endlichen fühlt, weil er in ſich fühlt, daß, mag auch alles ſchwinden, das Richtige und Reine ſeines Strebens und Weſens nicht ſchwinden kann, ſondern ſich nur läutert und befeſtigt durch Vernichtung alles Unrichtigen, Unweſentlichen. Und jede Schuld hat ihre Berechtigung. Es iſt ja tiefmenſchlich, ſchuldig zu ſeyn. Deßhalb iſt aber auch zur Würdigung, zum Genuß des Laokoon die Kenntniß, daß er gefrevelt hat, nothwendig, weiter aber auch nichts. Jeder Grieche wußte aus ſeinem Sophokles, was im Laokoon vorgeſtellt war, gerade wie wir bei Cornelius ſchönem Blatt wiſſen: dieſe beiden Todten in dem abſchreckenden Grabgewölbe ſind die Liebenden, deren tragiſches Geſchick hier verſöhnt iſt. Aber ebenſowenig wie wir bei Romeo und Julie nur an das Leiden Italiens in jenen furchtbaren Bürgerkriegen denken, ebenſowenig dachte der Grieche an Trojas Geſchick, an Kaſſandra beim Laokoon, ſondern nur an die tragiſche Verſchuldung deſſelben und an die Löſung dieſer Verſchuldung, die im höchſten Schmerz, in jenem Uebergang von Streben zu Erliegen ſchon tief ergreifend, wenn freilich für den Leidenden noch nicht bemerklich einſetzt.

Nur durch unzuläſſige Erinnerung an Virgil ſcheint der Verfaſſer dazu gekommen zu ſeyn, jene Nebengedanken auch nur als möglich anzuerkennen. Falſch aber iſt es, wenn er die Schuld des Laokoon ebenfalls nur als Nebenſache für die Auffaſſung des Laokoon, des in ihm dargeſtellten Momentes anſieht, und er thut hier Overbeck ſehr gründlich Unrecht, wenn er ihm hieraus die heftigſten Vorwürfe macht. Auch darin hat Overbeck ganz Recht, daß er die Kunſtrichtung der rhodiſchen Künſtler und mithin ihre Leiſtung minder hoch hält als die Werke des Phidias, des Skopas. Während dieſe aus der unmittelbaren Natur der Plaſtik hervorgegangen, iſt der Laokoon ſchon reflektirt aus der Poeſie, ohne ſie nicht zu begreifen, nicht zu genießen als das, was er iſt. Phidias Werke ſind unmittelbar erhaben, der Laokoon mittelbar erhaben, wobei immer noch die Höhe des Werkes ungeheuer bleibt. Denn freilich iſt es ein gewaltiger Irrthum, dem Laokoon ein Machwerk wie den Farneſiſchen Stier zur Seite zu ſtellen.

Alſo bildliche Darſtellungen, Darſtellungen fürs Auge, verlangen, um aufgefaßt werden zu können, einen Moment der Ruhe; im Laokoon iſt dieſer Moment die Pauſe im Seufzer — erſter Theil der Abhandlung. Der Seufzer aber, die äußerliche Erſcheinung der höchſten Spannung im Menſchen, bezeichnet dadurch die höchſte Stufe des tragiſchen Pathos, den Uebergang vom Streben zum Leiden, von Schuld zum Verſöhntſeyn,' auf welcher der Menſch über die Endlichkeit hinaus ſchauen muß, zu einer Löſung hin, die im Unendlichen, Weſentlichen, in der ewigen Wahrheit liegt, und nur dadurch wird es möglich, den Schmerz in der höchſten Stufe, den er erreichen kann und ſo oft erreicht, darzuſtellen, dieſe Nachtſeite des Lebens zu erleuchten, dem Reich der Künſte, dem Schönen wieder zu gewinnen. — So faſſen wir den zweiten Theil.

Wir ſind ſo mit der Beſprechung des zwar nicht ausgedehnten, aber um ſo gehaltreicheren Werkes zu Ende, und wenn wir auch noch manches gegen die Polemik und den Styl des Verfaſſers einzuwenden hätten, ſo übergehen wir das als unweſentlich, um unſer Endurtheil dahin zuſammen zu faſſen, daß dieſe Schrift, wenn auch manches nicht zu billigen iſt, dennoch unter den äſthetiſchen Schriften der Neuzeit eine ſehr bedeutende Stelle einnimmt, daß ſie für die Betrachtung der pathetiſchen Kunſt wahrhaft Grundlegendes enthält, und daß ſie einem Jeden, der ſich über dieſe Kunſtart klar werden will, dringend empfohlen werden kann.

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Volkscharakter. — Demi-monde.

△ Paris ist in diesem Augenblick auffallend still und geräuschlos; der kaiserliche Hof residirte bis vor kurzem in St. Cloud und ist in voriger Woche nach Compiegne übergesiedelt; die meisten Celebritäten der hiesigen Gesellschaft verweilen noch auf ihren Landsitzen, und wer in Paris ist, lebt still und zurückgezogen. Das ganze Leben verläuft hier nun einmal nach festen mechanischen Regeln; der Pariser würde es selbst als einen unverzeihlichen Paehaeismus betrachten, außerhalb der festgesetzten Stunden des Dejeuners oder des Diners etwas zu essen oder zu trinken, oder zu soupiren, es sey denn an der Seite einer guten Freundin, möge diese nun der „ganzen" oder der „halben" Welt angehören. Einen eben so großen Verstoß gegen alle Regeln der guten Sitte würde übrigens der Pariser von gutem Ton darin erblicken, wenn jemand hier vor der zweiten Hälfte des December Gesellschaften oder Bälle veranstalten wollte. Die Chinesen können ihr Ceremonialrecht nicht mit größerer Strenge überwachen, wie der Pariser derartige Regeln der Etikette und des gesellschaftlichen Herkommens, und jeder, der mit denselben sich in Widerspruch setzt, zieht sich in seinen Augen eine lèvis notae macula zu, er wird in gesellschaftlichem Sinne anrüchig. Es gibt vielleicht mit Ausnahme der Chinesen, selbst die slavischen Völker nicht ausgenommen, kein Volk, welches so wenig Sinn für freie Bewegung und individuelle Selbstständigkeit hat, wie die Franzosen. Aeußere Formen, die Etikette, die Mode beherrschen sie vollständig. Deßhalb gibt es aber auch kein Volk, welches mehr für den Absolutismus geschaffen wäre, wie das französische, sobald dieser nur ein wenig mit dem hergebrachten Formalismus, in den der Geist des Franzosen sich eingelebt hat, und mit seiner Eitelkeit, welche, wie bereits Chateaubriand ausgesprochen hat, nicht die Freiheit, sondern die Gleichheit liebt, und einander zu setzen weiß. Der Napoleonismus ist daher die dem französischen Charakter am meisten entsprechende Regierungsform, und man braucht nur einige Wochen hier gelebt zu haben, um darüber keinen Zweifel zu haben, daß das gegenwärtige Regierungssystem bei der großen Masse des Volkes ganz populär ist. Die Geschäfte gehen gut, in seinen Vergnügungen wird niemand gestört, die öffentliche Sicherheit ist bestens gesorgt, der Eitelkeit der Nation im Ganzen, wie des Einzelnen wird nach Kräften Vorschub geleistet, und mehr verlange man nicht. Mag die legitimistische Partei in den Reihen des alten Adels und der Landbevölkerung einzelner Gegenden noch viele Genossen zählen, mögen die Orleans unter den Gelehrten, Advokaten und Aerzten noch eine nicht unbeträchtliche Zahl von Anhängern haben, die Armee, die große Masse des Volks ist gut kaiserlich gesinnt, und im gewöhnlichen Laufe der Dinge ist an einen Wechsel der Dynastie sicherlich vor der Hand in Frankreich nicht zu denken.

Doch ich wollte zunächst nicht von Politik, sondern von dem Leben in Paris schreiben, von diesem rastlos nach Vergnügen und Genuß jagenden Leben, welches fast täglich neue und unnatürlichere Formen annimmt. Während die Pariser Gesellschaft auf ihren Landsitzen und in ihren hiesigen Hotels noch der Ruhe pflegt, führt der Demi-monde um so ausschließlicher das Regiment. Die berühmten Rendezvous für die Sommersaison, der Bal Mabile und das Château des fleurs sind bereits geschlossen, und der ganze Zug des feineren Demi-monde bis zu den untergeordneteren Schattirungen drängt sich daher in dem nicht weit vom Boulevard des Italiens gelegenen Casino zusammen, welches der Wirth seltsamer Weise von einer hiesigen Freimaurerloge gemiethet hat. Welche Pracht der Toiletten in diesen glänzend erleuchteten Sälen! Aber vergeblich sucht man unter diesen reich geschmückten Damen nach einer Schönheit, wie deren auf einem ähnlichen Ball in Berlin oder in einer der andern Hauptstädte Deutschlands dutzendweise angetroffen würden. Zierliche, geschmackvoll und meist auch reich gekleidete Gestalten, das ist alles. Und doch hat die ganze Welt fast ihr Contingent zu diesen Vereinigungen gestellt. Es scheint fast, daß der Franzose wenig Sinn für weibliche Schönheit hat. — Jetzt beginnt der Tanz, die Beine heben sich; aber nein — dieser Tanz läßt sich nicht beschreiben. Er übersteigt an Ueppigkeit Alles, was die verwegenste Phantasie sich denken mag, und ist dabei in hohem Grade ungraziös. Wer noch einen Rest von Schamgefühl besitzt, wendet den Rücken; höchstens in den Tagen des alternden Roms ist so etwas in der gebildeten Welt dagewesen.

Wenn von dem Pariser Leben die Rede ist, so ist es nothwendig, in den Schmutz des Demi-monde hineinzugreifen; derselbe ist zu einem hervorragenden Bestandtheil desselben geworden. Eine femme entretenue zu haben, gehört entschieden zum guten Tone, und das genügt für den Pariser, der sich zur guten Gesellschaft zählt und im gemeinen

Digitized by Google

Sinn etwas auf ſich hält, ſich dieſer Sitte zu fügen, inſofern ihm dieß ſeine Mittel irgend geſtatten, ſollte ein ſolches Verhältniß auch nicht mit ſeinen Neigungen übereinſtimmen. Es iſt unglaublich, welche Summen an derartige Weiber verſchwendet werden, welche in der Regel weder Schönheit noch Geiſt beſitzen. Namentlich erzählt man von einem in den letzten Jahren häufig genannten hochgeſtellten Beamten, daß er ſeiner Maitreſſe 60,000 Franken monatlich gebe. Mag dieſe Summe von meinem ſonſt ſehr zuverläſſigen Gewährsmann übertrieben worden ſeyn, jedenfalls iſt die Verſchwendung zu Gunſten dieſer Weiber maßlos. In den Champs-Elysées und im Bois de Boulogne kann man ſie Mittags bei gutem Wetter in ihren glänzenden Equipagen, oft mit reich galonnirten Dienern fahren ſehen. Freilich folgt auf dieſe Ueppigkeit meiſt ein Ende mit Schrecken. Die meiſten Lorettes endigen als Contrègres oder noch weit ſchlimmer.

Einige Damen dieſer Klaſſe haben in neuerer Zeit ſich erhebliches Vermögen erſpart und namentlich auch mit anhaltendem Glück an der Börſe geſpielt. Wie wurde indeß von ſolchen, welche die hieſigen Verhältniſſe genau kennen, verſichert, daß dieſe Erſcheinung erſt in den neueſten Jahren hervorgetreten iſt. Bis vor Kurzem dachte noch keines dieſer Geſchöpfe daran, ſich Geld zu erſparen; bei den glänzendſten Einnahmen war alles wie gewonnen, ſo zerronnen. Daß ſie anfangen Kapitalien zu erwerben und Geldgeſchäfte zu treiben, iſt ſicherlich eine Signatura temporis!

Nach dem Demi-monde geſchieht wohl nicht unpaſſend der Reclame Erwähnung, welche hier mehr und mehr alle Verhältniſſe beherrſcht. Ueberall auf den Straßen werden gedruckte Zettel vertheilt, durch welche ſich irgend ein Autor oder ein Gewerbetreibender empfiehlt; namentlich ſind die Reſtaurants und die Kleiderhändler unermüdlich in dieſer Art der Anpreiſung ihrer Waare. Auch an den Mauern und Giebelwänden der Häuſer ſieht man in Paris und der Umgegend zahlloſe Reclamen dieſer Art, und hier ſind es wieder zwei Kleidergeſchäfte: Au bon Diable und à la Redingote grise, welche es allen Uebrigen zuvorthun. In den Zeitungen wird die Reclame durch Vermittlung einer Geſellſchaft betrieben, welche den für die Inſerate erforderlichen Raum ein für allemal gemiethet hat. Die Redaktionen können ſich daher nur mit der feineren Reclame befaſſen, welche hier alle möglichen Geſtalten annimmt. So brachte, um ein Beiſpiel anzuführen, eine hieſige Zeitung vor einiger Zeit die Nachricht, der Kaiſer habe ein im Verlage des Buchhändlers Levy unter dem Titel: Histoire d'un bouton, erſchienenes Buch zufällig auf einer Reiſe in dieſem Herbſt an einem Bahnhof gekauft und während der ganzen Reiſe über die darin enthaltene geiſtvolle Satire auf deutſche Zuſtände gelacht. An der ganzen Geſchichte iſt kein wahres Wort, aber der Buchhändler Levy hat ſeinen Zweck erreicht; ſein Buch iſt Mode geworden und findet, ſo langweilig es in Wirklichkeit iſt, ungeheuern Abſatz.

Aus Nordholland, November.

Land und Leute.

Während eines längeren Aufenthalts in einer kleinen Stadt Nordhollands fand ich Gelegenheit, die Zuſtände, Sitten und Gebräuche dieſes Landes, über die ich manches gehört und geleſen, aus eigener Anſchauung kennen zu lernen.

Einem Deutſchen fällt es anfangs ſehr ſchwer, ſich an das dortige Klima und die dortige Lebensweiſe zu gewöhnen und in weiteren Familienkreiſen Eintritt zu erlangen; iſt dieß aber einmal geſchehen, ſo kann er die intereſſanteſten Beobachtungen machen. Ein Ausländer iſt auf dem flachen Lande und in den kleineren Städten Nordhollands eine wahre Wundererſcheinung, und ſo wie ihm mancherlei neu und fremd iſt, ſo wird auch er von allen Seiten neugierig angeſtaunt. Eine deutſche Dame, welche ein Jahr lang in einer Familie in einer kleinen Stadt Nordhollands lebte, hat mir erzählt, ſie ſey in den erſten Wochen nach ihrer Ankunft ſtets mit Herzklopfen über die Straße gegangen; ſo wie ſie ſich habe blicken laſſen, ſeyen aller Augen auf ſie gerichtet geweſen, und nicht ſelten habe eine Anzahl Kinder ſie mit dem Jubelgeſchrei: „Daar loopt de duitsche juffer!“ (da läuft die deutſche Jungfer) eine ganze Strecke weit verfolgt.

Wer aus einem gebirgigen oder nur hügeligen Lande nach Nordholland kommt, hat ungemein vom Klima zu leiden, und die dortigen Aerzte pflegen ſich ſehr zu wundern, wenn ein Ausländer längere Zeit von dem böſen Fieber verſchont bleibt, das ſelbſt den Landeskindern ſo arg zuſetzt. Große Familien geben den Jüngern Aeſculaps faſt täglich zu thun, und die letzteren pflegen bei feuchtkaltem Wetter, auch wenn ſie geſund ſind, häufig Pillen zu ſchlucken, um nicht ſelber krank zu werden. Das kalte Fieber iſt die allgemeine Landplage; es ſtellt ſich alle zwei

oder drei Tage ein; am gefährlichsten ist die Art desselben, welche den Kranken nur einmal in der Woche an einem bestimmten Tage befällt, aber hartnäckig jahrelang allen Mitteln Trotz bietet und den Körper so schwächt, daß endlich der Tod erfolgt.

Im Frühling, Sommer und Herbst strigt Morgens und Abends eine Masse von Dünsten empor, welche den schlimmsten Einfluß auf den Körper ausüben. Wenn man während der schönen Jahreszeit im Garten sitzt und sich am herrlichen Sonnenschein erfreut, fühlt man oft plötzlich, wie ein feuchtkalter Hauch daher weht, vor dem man zusammenschauert. Ebenso plötzlich erhebt sich auch mitunter ein gewaltiger Wind, der zu Zeiten so heftig ist, daß einen Wanderer, der neben einem Wasser dahin schreitet, die Furcht befällt, er möchte in die Fluth geschleudert werden. Ein gebrechlicher Mann ist wirklich vor einigen Jahren auf diese Weise in einem Canale umgekommen. Der Winter dauert zwar sehr lang, fast acht Monate, ist aber bei weitem gesunder als die übrigen Jahreszeiten, weil die Masse der aufsteigenden schädlichen Dünste bedeutend geringer ist.

Die Häuser in den kleineren Orten Nordhollands bestehen in der Regel nur aus einem Stock, weil der Erdboden zu weich und sumpfig ist, als daß er große Häuser ohne gewaltige Fundamente zu tragen vermöchte, und irgiere würden den meisten Grundbesitzern zu theuer zu stehen kommen. Dem Ausländer fällt gewöhnlich auch die große Zahl winziger Häuschen auf, die sich in jedem Orte befinden. Dieß rührt daher, daß fast immer nur eine Familie in einem Hause wohnt, und daß die ärmste Tagelöhner, die dürftigste greise Wittwe, die bescheidenste Näherin ein eigenes Häuschen besitzt und in dessen beschränktem Raum mit dem ganzen Selbstbewußtseyn, welches das Grundeigenthum verleiht, hin und her wandelt.

Das Innere der Häuser, selbst der Reichsten, ist einfach, dabei aber äußerst comfortabel eingerichtet. Daß in allen Räumen die größte, mitunter übertriebene Reinlichkeit und Sauberkeit herrscht, ist bekannt. Ueber den Vorplatz und die nach dem Boden führende Treppe läuft ein bunter Teppich, Looper (Läufer) genannt, der wiederum mit einem schmalen, blendendweißen Streifen Leinwand bedeckt ist. Die Zimmer sind einfach möblirt, und selbst in den Häusern der Wohlhabenderen sieht man nur im Gesellschaftszimmer ein Sopha. Während in Deutschland in jedem Bürgerhause Fenstervorhänge nicht fehlen dürfen, findet man solche in Nordholland ebenfalls nur bei der begüterten Klasse. Dagegen hat man sehr hübsche Rouleaux und sogenannte Jalousien. Letztere, die aus feinem Draht verfertigt und mit Landschaften, Genrebildern, Blumen u. s. w. bemalt sind, werden vor die unterste Scheibe jedes Fensterflügels gestellt, an Sonntagen, so wie bei Festen aber in zusammengeschoben, daß man von der Straße aus in das schön geschmückte Zimmer hineinsehen kann. Auf diese Weise erfährt jeder Vorübergehende, wenn etwas Besonderes in dem einen oder dem andern Hause vorgeht. Eine Hauptzierde der Zimmer bilden im Winter der prächtige, beglänzende eiserne Ofen, der jedoch beim Eintritt der wärmeren Jahreszeit weggenommen wird. Die Fenster der Schlafzimmer und der Küche gehen stets auf den Garten. In der Küche herrscht allerdings eine bewundernswerthe Sauberkeit, aber der Deutsche erschrickt doch nicht wenig, wenn sich in derselben der vermeintliche blankgebohnte Waschschrank öffnet, und statt glänzender Küchengeräthe ein Bett für die Dienstmagd zum Vorschein kommt, oder wenn sich die vermeintliche Kellerthür aufthut und dahinter eine Vorrichtung sichtbar wird, welche man der Geruchsnerven wegen in andern Ländern in den entlegensten Winkel des Hauses verbannt oder — wie es noch in vielen Orten Norddeutschlands vorkommt — ganz in den Hof verweist.

Jener vermeintliche Waschschrank, das Ledikant oder Ledikant geheißen, findet sich auch in den Schlafzimmern und ist eine Art von Alkoven, worin die Bettstelle steht. In Norddeutschland sieht man in älteren Häusern auf dem Lande solche schrankähnliche Schlafstellen, die dort „Butzen" genannt werden, noch ziemlich häufig. Alles im Leben will gelernt seyn, selbst das zu Bette Gehen in Nordholland. Als ich sehr ermüdet am ersten Abend meiner Ankunft intime Bekanntschaft mit einem Ledikant machen wollte, wußte ich anfangs wirklich nicht, wie ich auf das Plateau des Federbettengebirges gelangen sollte, welches sich auf dem alterthümlichen Gestell erhob. Gerade über dem Plateau baumelte ein dicker rother Quast an einer starken Schnur; ich hielt diese für einen Schellenzug und vermied es auf das sorgfältigste, das rothe Ding, welches möglicherweise einen Höllenlärm verführen konnte, mit der Hand zu berühren. Nach einigen Anläufen glückte es mir, die Position zu nehmen, und ich fühlte mich äußerst behaglich darin, nur daß ich bis zu dem Augenblicke, wo ich einschlief, fort und fort den dicken rothen Quast, den ich mit dem Kopf angestoßen hatte, vor mir hin und her tanzen sah, gleich als ob er mich verspotten wollte. Am andern Morgen erzählte ich mein mitternächtiges Abenteuer, und ward nun in Wirklichkeit verspottet, weil ich es so ängstlich vermieden hatte, eine Maschine zu berühren, welche das Einsteigen wesentlich erleichtern sollte.

Die in Deutschland noch viel verbreitete Meinung, daß die nach der Straße führende Hausthür nur an besonderen Tagen und nur für Gäste, die man besonders ehren wolle, geöffnet werde, sonst aber stets geschlossen sey, ist dahin zu berichtigen, daß diese Sitte bereits stark im Abnehmen begriffen ist und nur noch von alten Leuten beobachtet wird. Im Städtchen, wo ich mich vorzugsweise aufhielt, ist mir nur Einmal der Fall vorgekommen, daß der hochbetagte Besitzer eines Hauses, der mich eingeladen hatte, mir zu Ehren die sonst verschlossene Vorderthür öffnen ließ.

Die Gewohnheiten, was Tracht, Charakter und Lebensweise betrifft, sehr viel Eigenthümliches; doch muß man erst längere Zeit in einer Familie gelebt haben, ehe

Digitized by Google

man in Alles eingeweiht wird. Die bejahrten Leute hängen noch mit großer Zähigkeit am alten Herkommen, und der Fremde kann bei ihnen mancherlei Drolliges beobachten. So pflegte z. B. eine hochbetagte Dame im Städtchen, wie es bei Manchen früher üblich war, nicht eher Licht anzuzünden, als bis es stockfinster im Zimmer geworden. Dann stellte sie mit großer Gemüthsruhe die Lampe nebst Wachsstock und Schwefelholzbüchschen auf den Tisch, schloß sämmtliche Fensterladen bis auf einen, und erst wenn das geschehen und die Hand vor den Augen nicht mehr zu erkennen war, geruhte sie, die wahrhaft peinliche Finsterniß zu verscheuchen. Die allbekannte, viel bestaunte und von ästhetischen Wesen tief verabscheute Sitte, ein sogenanntes Kwispedoor (Spucknapf) auf den Tisch zu stellen, wird von bejahrten Leuten noch streng beobachtet. Wehe dem jungen Ehepaar, welches es unterläßt, jenem Instrumente den ihm von Alters her gebührenden Platz anzuweisen; Großväter, Väter und grauköpfige Oheime wurden der neuen Generation unfehlbar eine tüchtige Strafpredigt wegen der Verachtung guter heimischer Gebräuche halten.

Die Tracht und namentlich die Nationaltracht in Nordholland ist schon so oft beschrieben worden, daß ich nur einige weniger bekannte Eigenthümlichkeiten der Kleidung höherer und niederer Stände hier beifügen will. So tragen die Frauen und Mädchen das ganze Jahr hindurch einen sogenannten Barstrock (Brustrock, eine bis über die Hüften reichende Unterjacke), im Sommer einen baumwollenen, im Winter einen wollenen. Schlanke Taillen bekommt man daher nur selten zu sehen. Eine große Rolle spielt in Nordholland die Kopfbedeckung. Ohne eine solche geht Niemand aus dem Hause; selbst die Dienstmägde setzen einen kleinen Strohhut auf, bevor sie den Besen ergreifen, um die Straße zu kehren. Auch im Hause dürfen sich dieselben nicht im bloßen Kopfe zeigen; sie tragen dort sehr nette weiße Häubchen, welche allerliebst gegen die frischen rothen Wangen abstehen. An Werktagen besteht die gewöhnliche Tracht der Dienstmädchen in einem Kattunkleide mit einem langen und einem ganz kurzen Rock. Sonntags sieht man sie in der bekannten Nationaltracht. Mit den langen goldenen Ohringen, den goldenen Haarnadeln und den silbernen oder goldenen Reifen, welche den Kopf umschließen, wird großer Staat getrieben, und die ärmeren Mädchen sparen auf jede Weise, um sich die nothwendigsten dieser Schmucksachen anschaffen zu können. Die Mädchen und Frauen aus den höheren Ständen kleiden sich ganz nach der Mode; nur hin und wieder sieht man noch einzelne bejahrte Matronen an kleineren Orten in der alten Nationaltracht. Die jungen Mädchen aus den höhern Klassen tragen fast durchgängig prächtige lange Locken.

Die Lebensweise ist in vieler Beziehung durch das Klima und die Beschaffenheit des Bodens bedingt. Es klingt fast paradox, aber die Bewohner des so wasserreichen Nordhollands leiden Mangel an Trinkwasser. Wenn von letzterem die Rede ist, so ist immer nur Regenwasser gemeint; Brunnenwasser gibt es nicht, wenigstens nicht in der Gegend, wo ich mich aufhielt. Unter dem Hause befindet sich ein cisternenartiger großer Behälter, in welchem sich das dorthin geleitete Regenwasser sammelt. Dieses wird dann filtrirt und zum Trinken und Kochen benutzt. Ein trockener Sommer ist daher eine wahre Calamität in Nordholland, besonders für Leute, die nicht im Stande sind, sich das Trinkwasser von andern Orten, wo es sich findet, kommen zu lassen. Man geizt dann förmlich mit dem Regenwasser, und selbst in den Häusern der Wohlhabendern wird außerordentlich sparsam damit umgegangen. Während meines Aufenthalts ereignete es sich, daß mehrere Wochen hindurch kein Tropfen Regen fiel, und in Folge dessen ward ich Zeuge ganz eigenthümlicher Scenen. Statt aller will ich hier nur folgende erwähnen. Einer meiner Freunde, ein wohlhabender Fabrikbesitzer, der eine nicht unbedeutende Zahl von Arbeitern beschäftigte, ließ diesen täglich zweimal Thee und einmal Kaffee reichen. Als aber endlich seine Cisternen leer zu werden begannen, gab er den Leuten statt der genannten Getränke eine sehr reichliche Vergütung an Geld. Allein sämmtliche Arbeiter kamen bald angelaufen und bestürmten ihn, ihnen statt des Geldes doch wieder irgend ein Getränk zu geben. Der menschenfreundliche Mann fühlte Mitleiden mit den Armen, und während der übrigen Hälfte der regenlosen Periode ließ er Trinkwasser in großen Fässern aus einem ziemlich entfernten Orte kommen.

Da das filtrirte Regenwasser nicht allzu angenehm schmeckt, so spielen Thee und Kaffee begreiflicherweise Hauptrollen in Nordholland. Morgens zum Frühstück werden zwei bis drei Tassen Thee getrunken und Butterbrod mit Käse dazu gegessen. Den ganzen Tag über bleibt ein großes Theebret mit mehreren Tassen, einer Zuckerdose und einem sogenannten Komfoortje (einem Wärmebecken, das mit ausgebranntem Torf geheizt wird) auf dem Tische stehen, damit etwaige Theegelüste der Hausbewohner oder gelegentlicher Besucher auf der Stelle befriedigt werden können. Zum nämlichen Zwecke behauptet auch die große Theemaschine mit dem Wasserkessel stets ihren Platz in der Wohnstube, und zu welcher Tageszeit man auch eintritt, fast immer wird man vom traulichen Singen des letzteren begrüßt. Um halb zwölf Uhr nimmt die Kaffeekanne die Stelle des Theetopfes (trekpot) ein, und man trinkt zwei Tassen Kaffee, wobei wahres Miniaturgebäck verspeist wird. Es kommen nämlich zwei sogenannte Trommelchen (lackirte Büchsen von Blech) auf den Tisch, deren eine mit ganz kleinen Zwiebacken, die andere mit winzigen Bretzeln gefüllt ist. Aber so atomartig dieses Backwerk auch ist, ich möchte Niemanden rathen, mehr als zwei der kleinen, aus Mehl, Butter und Zucker creirten Wesen aus ihrem blechernen Verließ hervorzuholen; das wäre ein arger Verstoß gegen die gute alte nordhalländische Sitte. Das Mittagessen wird erst um drei Uhr eingenommen. Es gibt in der Regel keine Suppe, aber ausgezeichnete Braten jeder Art, vortreffliche Gemüse, die nur in Wasser abge-

kacht ſind und dann mit Butter ſervirt werden, und unzügliche Kartoffeln. Daß an Fiſchen kein Mangel iſt, verſteht ſich von ſelbſt, doch werden dieſelben im Sommer von manchen Familien nur Sonntags gegeſſen. Im Winter gibt es an Sonn- und Feſttagen eine beſondere Delicateſſe: wilde Kaninchen mit Aepfelbrei. Die Sitte, daß ſämmtliche Dienſtboten mit der Herrſchaft an einem und demſelben Tiſche eſſen, findet man noch in vielen Häuſern, ſelbſt in denen mancher Angeſehenen und Reichen. Gegen fünf Uhr Nachmittags erſcheint wieder die Theekanne, und in der heißen Jahreszeit trinkt man in Ermangelung guten Waſſers oft fünf bis ſechs Taſſen. Um ſieben Uhr gibt es wieder Kaffee, und zwar in der nämlichen Weiſe wie Morgens um halb zwölf. Das Abendeſſen wird um zehn Uhr Abends eingenommen und beſteht in den meiſten Haushaltungen aus Thee, Butterbrod, Eiern und Käſe.

In Nordholland herrſcht ein ziemlich enges geſelliges Leben, und in dieſem ſpielen die materiellen Genüſſe eine nicht unbedeutende Rolle. Jedem, der einer Familie einen Beſuch, wenn auch einen noch ſo kurzen, macht, wird eine Taſſe Thee oder Kaffee angeboten. Selbſt in Kaufläden werden bekannten Kunden dieſe beiden Getränke offerirt.

Der Geſellſchaften gibt's dreierlei Art. Zur erſten Kategorie gehören die Kaffeegeſellſchaften, die von zwölf bis zwei Uhr ſtattfinden, in denen anfangs Kaffee und um ein Uhr irgend ein Liqueur nebſt feinem Gebäck präſentirt wird, letzteres in ſehr eleganten „Trommeln.“ Bei dieſen Kaffeegeſellſchaften fällt der Frau vom Hauſe eine eigenthümliche Funktion zu. Außerdem daß dieſelbe den Kaffee mit der gehörigen Würde und Grazie einzuſchenken hat, muß ſie nach Beendigung der Collation auch ſämmtliche Taſſen ſpülen. Ein dienſtbarer Geiſt bringt ihr einen zierlichen Spülnapf und eine äußerſt feine kleine Serviette, und je mehr Gewandtheit, Raſchheit und Anmuth ſie dann beim Einlangen und Abtrocknen der Taſſen entwickelt, deſto höher ſteigt ſie in der Meinung ihrer Gäſte, denen keine ihrer Bewegungen entgeht.

Die Diners bilden die zweite Art der Geſellſchaften, und da, wo einiger Wohlſtand herrſcht, liefern Küche und Keller ſtets etwas Gutes, oft etwas Feines und Köſtliches. Die Abendgeſellſchaften ſind jedoch die häufigſten. An einem großen Tiſche ſitzen die Damen und an einem oder mehreren andern im Nebenzimmer die Männer, die Karten ſpielen, politiſiren und tüchtig dazu rauchen. Um zehn Uhr beginnt das Souper, bei dem es in der Regel ebenfalls hoch hergeht. In den Häuſern der Reichen wird bei dieſer Gelegenheit viel Luxus mit ſeinem chineſiſchen Porzellan getrieben, das überhaupt in Nordholland noch in ziemlich hohem Anſehen ſteht. Das letzte Glas wird gewöhnlich auf das Wohl des Königs geleert, und nicht ſelten erhebt ſich dann die ganze Verſammlung und ſingt mit großer Begeiſterung das ſchöne niederländiſche Volkslied: „Wien Neêrlands bloed door de aderen vloeid,“ (wem niederländiſch Blut in den Adern fließt). Nur der Aelteſte in der Geſellſchaft darf das Zeichen zum Aufbruch geben, und dann verabſchieden ſich Alle ohne Ausnahme von Wirth und Wirthin; daß Einige früher, Andere ſpäter gehen, kommt nicht vor. Jeder Gaſt legt, bevor er aufſteht, das Trinkgeld für die Dienſtboten unter ſeine Taſſe oder ſeinen Teller. Beim Auseinandergehen ruft Einer dem Andern zu: „Ik dank u vriendelijk gezelschap.“ (Ich danke für Ihre freundliche Geſellſchaft).

Von den Gebräuchen und Feſtlichkeiten bei beſondern Gelegenheiten, die zum Theil viel Eigenthümliches haben, ſind zuerſt diejenigen zu erwähnen, welche bei der Geburt eines neuen Weltbürgers üblich ſind. Iſt in einem Hauſe ein Kind geboren worden, ſo wird täglich ein Zettel an das Fenſter geſteckt, worauf geſchrieben ſteht, wie ſich Mutter und Kind befinden, und kein Bewohner des Orts geht vorüber, ohne dieſes Bulletin zu leſen. Drei bis vier Wochen nach der Entbindung gibt die Wöchnerin allen ihren weiblichen Verwandten und Bekannten eine Geſellſchaft; iſt die Zahl derſelben zu groß, ſo werden ſie zu verſchiedenen malen eingeladen. Dieſe Geſellſchaften, welche Kraamviſiejes genannt werden, beginnen um zwölf Uhr Mittags, und dabei wird Kaffee präſentirt, zu welchem feine Butterbrödchen und kleine verzuckerte Aniskuchen gegeſſen werden. Iſt das neugeborene Kind ein Knabe, ſo ſind die letzteren mit einem feinen Zuckerguß verſehen; iſt es ein Mädchen, ſo iſt der Guß glatt. Die Wiege ſteht in der Mitte des Zimmers, und die Geſpräche drehen ſich natürlich hauptſächlich um den neuen Weltbürger und deſſen Eltern, ſo wie um andere Kraamviſitjes der letzten Zeit. Bei der Taufe finden keine bemerkenswerthen Feſtlichkeiten ſtatt; die Ceremonie wird aber ſtets in der Kirche vorgenommen, und es gewährt einen ganz eigenthümlichen Anblick, wenn in den erſten ſchönen Tagen des Frühlings von allen Seiten die Täuflinge, die man während des Winters nicht der kalten Luft ausſetzen mochte, nach der Kirche getragen oder gefahren werden.

(Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 50. 10. December 1862.

— Natus et malesuada fames, letumque, laboque.
Tum consanguineus leti sopor, et mala mentis
Gaudia, mortiferumque adverso in limine bellum!

Virgil.

Aus dem Feldlager.

(ſ. Nr. 32.)

1.

Den 8. Auguſt 1862.

Im Feldlager in Virginien, nahe Harriſons Landung am James-Fluß, zwanzig Meilen von Richmond.

In aller Eile einige Zeilen, denen ich durch die Unordnung und Verwirrung um uns her glückliche Reiſe wünſche.

Die große „Rückwärtsbewegung," zu deutſch Retirade, hat mich zwar tüchtig mitgenommen, aber in der Hauptſache doch verſchont. Es war ein ſchreckliches Hungerleiden, Durſt und Hitze; es ging über den Thermometer hinaus; dazu keine Minute Ruhe in ſieben langen Tagen und noch längeren Nächten. Man hält es wohl für Aufſchneiderei, wenn einer ſagt, daß er neben einer Batterie im Feuer ſchlafen könne. Und doch iſt das möglich; wir haben den Beweis an uns ſelbſt erlebt. In der dritten Nacht war unſer Regiment zur Deckung einer in Aktion befindlichen Zwölfpfünder-Batterie beordert, und wir waren kaum fünfzehn Minuten am Boden gelegen, als die Hälfte der Leute ſchon feſt ſchlief, unbekümmert um den Höllenlärm rings um uns her.

Auf dem ganzen Zuge waren wir immer Kanonenbedeckung und ſomit nicht dem mörderiſchen Kleingewehrfeuer oder den Kavallerieangriffen ausgeſetzt, ſondern nur dem Kanonenfeuer, vor dem man ſich wenig fürchtet. Einmal indeß, gleich in dem erſten Gefechte, drohte mir's, aber ein Pferd wurde mein Retter. Wir ſtanden halb auf einem Hügel, halb im Thale, und gerade vor uns eine Batterie der Rebellen, welche, entweder aus Unſinn oder aus Mangel an Munition, mit ihren gezogenen Geſchützen lauter Vollkugeln auf uns feuerten, anſtatt Kartätſchen zu gebrauchen. Ein Doktorspferd war gerade vor mir an einen kleinen Baum angebunden, und nach Gewohnheit der Thiere ging es ungeduldig um denſelben herum. Im Augenblicke, wo es die volle Bruſt dem Feinde darbot, kam ein Projektil von drüben hergeſauſt und begrub ſich in dem Pferde, ſo daß demſelben der ganze Bruſtkaſten eingeſchlagen wurde. War die Ladung ſchwach oder die Entfernung zu groß, genug, die Kugel blieb in dem Pferde ſtecken und verſchonte meine Wenigkeit. Wir lagen nämlich zwar für gewöhnlich am Boden, weil aber das Feuer einige Minuten ſchwieg, ſtanden die meiſten auf, um ſich etwas umzuſehen, ſo auch ich, und ſomit hätte, da ich gerade in der Schußlinie ſtand, das Ding mich getroffen.

Digitized by Google

Was aber der Feind nicht thut, das thun die Krankheiten und das Klima. Typhus, Ermattung und Fieber aller Art raffen die Menschen zu Hunderten weg, besonders starkgebaute Leute, darunter auch meinen Kameraden L., der hier erkrankte, auf den Dampfer gebracht wurde, um nach dem Hospital in Monroe geschafft zu werden, aber unterwegs starb und den Wellen des James River oder der Chesapeakbai übergeben wurde, die ihn vielleicht in den weiten Ocean hinausspülen werden.

Unser jetziges Lager ist im grünen Walde und recht hübsch auf einer Anhöhe gelegen. Unten im Thale wehen die schwarz-roth-goldenen Fahnen des siebenundzwanzigsten Newyorker Regiments, vor ihnen die Fahne der irischen Brigade, grün, mit der Harfe und dem Nesselblatt, über all dem die Sterne und Streifen der Union. Mein Regiment gehört zu dem Corps des tüchtigen Sumner, Division Richardson, Brigade French. Mit der leiblichen Nahrung geht es so so. Unser Essen ist dem Klima gerade entgegengesetzt, denn die Leute, welche den Speisezettel regulirten, waren Nordländer, die keine Idee davon haben, wie man, zumal in der Zeit der Hitze, im Süden leben muß, und diesem Unverstand muß ein Viertheil unserer Krankheiten zugeschrieben werden. Das Wasser, das wir genießen, spielt in allen Farben. Es ist bald mit Kalk, bald mit Lehm, bald mit Jod vermischt, bald bekommt es seine Bestandtheile von krepirten Pferden und Maulesein; doch der Mensch, das Gewohnheitsthier, gewöhnt sich an alles. Ein Glück wäre es, wenn man eine Weile ein Pferd seyn könnte; wir beneiden unsere Kavalleriepferde, die in den saftigen Kleefeldern sich gütlich thun und glänzend aussehen.

Wie unendlich viel hätte ich zu schreiben! aber Schreiben ist eine zu anstrengende Arbeit bei dieser Hitze. Es ist so heiß, daß ich achtfach zusammengelegtes Zeitungspapier unter die Hand gebreitet habe, und auch das muß ich alle Augenblicke wechseln, denn der Schweiß läuft wie ein Bach daran herunter. Meine Begeisterung, den sonnigen Süden zu sehen, kühlt sich unter diesen Umständen bedeutend ab, und wenn wir erst wieder mit heiler Haut weg sind, dann bleibe ich in den nördlichen Regionen wenigstens so lange, bis ich meine menschliche weiße Hautfarbe wieder erlangt habe, sofern das überhaupt möglich seyn wird.

Als Beweis unserer Verluste: wir kamen mit 600 Mann im Lager bei Fair Oaks an, und zu einer nächtlichen Recognoscirung standen vorgestern 200 Mann im Gliede; die übrigen sind krank, todt, verwundet oder sonst untauglich.

2.

Den 24. Sept. 1862.

Im Lager bei Harpers Ferry.

Zum erstenmale wieder in einem Zelte nach langen sechs Wochen, und zwar wieder auf virginischem Boden. Der Potomac trennt hier Maryland und Virginia. Was haben wir nicht seither alles erlebt und ertragen! Den siebentägigen Rückzug von Fair Oaks nach Harrison Landung, den südlichen Sommermonat mit seiner versengenden Gluthhitze und seinen verderblichen Wirkungen, das Evacuiren der Halbinsel, den Einfall des Feindes in Maryland, unsere Niederlagen um Washington herum, und jetzt, gerade heute vor acht Tagen, die letzte Schlacht, welche die Rebellenarmee über die Grenze in ihr Virginien hinüberjagte.

Nach einer Fußtour bis New-Port am Ende der Halbinsel, dann mit dem Dampfer nach Aquia Creek, dann weiter nach Alexandria, Centreville, Tenallytown, Sharpsburg, sind wir seit zwei Tagen hier am Ufer des schönen Potomac gelagert. Als Sieger und Eroberer? Nein, als eine Armee, welche den tapfern Feind zum Rückzug gezwungen und aus seiner Position geworfen hat. Daß ein solcher Rückzug bei einer Volontärarmee, wie die des Südens ist, nicht in Ordnung vor sich gehen konnte, ist natürlich. Dem Ende des Ganzen sind wir deßhalb um keinen Zoll näher gerückt; denn wir stehen eben nur wieder auf virginischem Boden, vom Ziele, nämlich Richmond, ebenso entfernt wie am Anfang. Ich glaube, die Feder wird bald die Rolle des Degens übernehmen, und dann kann alles eher zu Ende seyn, als wir denken.

Ich will nun die am 17. geschlagene Schlacht kurz beschreiben. Es war das erstemal, daß wir, d. h. das zweite Delawareregiment, zum Handgemenge kamen; denn die Positionen, die wir bisher in den verschiedenen Gefechten inne gehabt, waren immer nur solche, die uns dem Kanonenfeuer aussetzten, was wenig zu bedeuten hatte. Ich denke, wir haben uns bei dieser ersten ernsthaften Affaire nicht schlecht gehalten.

Am 17. dieses Monats also, gegen 11 Uhr Vormittags, zogen wir von der Batterie, welcher wir als Bedeckung gedient, weg und verstärkten einen Punkt, wo der Feind harten Widerstand leistete. Die vor uns dort angreifenden Truppen waren mehrmals abgelöst worden, eine Brigade Irländer kam in Folge des feindlichen Feuers völlig in Unordnung, und da kamen wir zu ihrer Ablösung als die letzte Reserve an die Reihe. Es war gewagt, die Batterie ungedeckt zu lassen und uns dorthin zu schicken; denn wenn wir geworfen

Digitized by Google

wurden, so hatte der Feind freie Hand, und unsere zwölf Meilen lange Schlachtlinie war in Unordnung.

Unsere Brigade, d. h. das 52., 56. und 66. New-Yorker, das 2. Delaware- und 53. Pennsylvanienregiment, ging rasch den vor uns liegenden Hügel hinauf, und welch ein Anblick! Vor uns in schwankender Linie unsere Leute, etwa die Hälfte des Hügels hinab, auf dem entgegengesetzten sanft ansteigenden Hügel in einem schnell aufgeworfenen Graben der Feind, gedeckt, sicher feuernd, in seinem Rücken ein Bretterzaun, hinter diesem seine zweite Linie im sechs Fuß hohen Mais versteckt, etwa tausend Schritte weiter rückwärts am andern Ende des Feldes hinter einer niedern Steinmauer seine Reserve, also alle seine Linien gedeckt.

Wie wir durch die Reihen des wankenden Regiments hindurchzogen, begrüßte uns ein Musketenfeuer, das aber im Verhältniß zu der geringen Distanz, welche die Kämpfenden trennte, wenig Schaden anrichtete. Um so schnell als möglich den Graben zu erreichen, ließen wir uns nicht auf weiteres Feuern ein, sondern machten, in ellenlangen Sätzen den Berg hinabrennend, mit einem wahrhaft indianischen Geheul einen Bajonettangriff, der uns in einigen Sekunden zu Eroberern des Grabens und zu Herren des 4. Nord-Carolina-Regiments machte, welches denselben besetzt gehalten hatte. Einen ganz eigenthümlichen Eindruck machte es, die knieenden Rebellen zu sehen, wie sie mit gefalteten Händen um Gnade baten, die Gewehre unschädlich schräg an der Böschung des Grabens aufgelegt, die Todten und Verwundeten alle am Platze liegend, wo sie gefochten hatten; denn wegtragen konnten die Rebellen keinen, weil jeder, der sich außerhalb des Grabens sehen ließ, sogleich getroffen niederfiel.

Unser wüthender Angriff erschreckte den Feind dermaßen, daß auch seine zweite Linie brach, und wir schnell bis an den Zaun vorrücken konnten, ohne viel zu leiden. Nur mein Nebenmann, ein junger Israelite, fiel, von einer Kugel getroffen, augenblicklich todt zu Boden. Nicht zufrieden damit, drangen wir über den Zaun in das Maisfeld vor, wo wir aber in das mörderische Feuer zweier Geschütze kamen, die der Feind mit Kartätschen auf uns arbeiten ließ. Es wäre für uns unmöglich gewesen, dieses Feuer längere Zeit auszuhalten; zum Glück brachten unsere Kanonen die feindlichen bald zum Schweigen, und Verstärkungsartillerie bekam die Reserve hinter dem Steinwalle so gut in Schußlinie, daß der Feind seine wunderschöne Position aufgab und sich zurückzog. Zu erschöpft, um den Sieg zu verfolgen, begnügten wir uns, die feindliche Position zu halten, und blieben den Rest des Nachmittags und die Nacht auf dem Schlachtfelde stehen.

Die Dauer des ganzen Gefechts, d. h. von dem Momente an, wo wir in die Linie rückten, bis zu dem, wo wir abgelöst wurden und eine Stellung für die Nacht nahmen, betrug nicht mehr als 1½ Stunden, kostete aber dennoch unserem schwachen Regiment 97 Mann an Todten und Verwundeten. Davon kamen auf meine Compagnie, welche mit etwa 34 Mann in's Gefecht kam, 3 Todte und 4 Verwundete. Der ganze Verlust des Corps war 33 Procent.

Am folgenden Tag herrschte, nach gegenseitigem stillschweigendem Uebereinkommen, eine Art Waffenstillstand zum Besorgen der Verwundeten und Todten. Da man aber keinen Augenblick vor einem neuen Angriff des Feindes sicher war, mußten wir auch den zweiten Tag und die zweite Nacht auf dem Schlachtfelde zubringen, wo der Leichengeruch von Menschen und Pferden fast unerträglich wurde. Gegen Abend begann der Feind eine sehr lebhafte Kanonade, welche aber beinahe unschädlich war, da seine Granaten und Shrapnells viel zu hoch oder gar nicht platzten; auf jeden Fall aber hielt er uns wach und hinderte uns am Vorrücken. Am darauf folgenden Morgen waren die „Graurücke" fort, und unsere Herren Generale sahen, daß die Rebellen auch dießmal, wie gewöhnlich, sich mit Klugheit aus der Schlinge gezogen hatten.

Ehrlich gestanden, waren wir froh, daß wir an diesem Tage nicht noch einmal in's Feuer zu gehen hatten; denn die physische und geistige Ermattung war zu groß, um weitere Ruhmes- und Siegesgedanken bei uns aufkommen zu lassen. Nach einem kurzen Vorrücken über den so theuer erkauften Boden schlugen wir etwa eine Viertelstunde vom Schlachtfelde in einem Thale ein Bivouac, wo wir zwei Tage lang ruhig liegen blieben und uns, so gut es ging, wieder etwas herstellten und reinigten; denn gewaschen hatte sich keiner in den letzten drei Tagen, und ebensowenig war man dazu gekommen, sich ein ordentliches Essen zurecht zu machen.

Ein Gang von unserem Lagerplatz auf das Schlachtfeld zeigte die Todten bereits in schauerlichem Zustande, und es muß eine harte Arbeit für die gewesen seyn, welche sie zu begraben hatten. Die meisten lagen in der Stellung, wie sie zu schlafen pflegten, nur wenige so, wie sie eben im Momente des Todes sich beschäftigten, mit dem Ladstock oder der Patrone in der Hand u. dgl. All die schönen geschmückten Erzählungen über Schlachtfelder sind Romanunsinn; hier ist nichts als bittere, nackte, grauenvolle Wirklichkeit, und so lange es Krieg gibt, soll niemand von Aufklärung im neunzehnten Jahrhundert reden. Es ist rohes, blutiges Mittelalter.

Was meine eigenen Gefühle beim Eintritt in dieses blutige Erntefeld waren, kann ich nicht sagen. Furcht hatte ich nicht, es erging mir wie einem Kinde auf einem noch nie betretenen Boden. Es war um mich herum eine solche Menge neuer Gegenstände, ein solcher Wechsel der Situationen, dazu die furchtbare Aufregung, daß ich gar nicht Zeit hatte, an mich selbst zu denken; und erst als wir aus dem Feuer herauskamen, fand ich, daß eine Kugel mein Zeltband auf der rechten Seite entzweigerissen hatte. Wie es zuging, daß ich so ganz unverletzt davon kam, kann ich nicht sagen; ich war in der vordersten Reihe, und mein kurzes Gesicht brachte mich dem Feinde gar manchmal näher, als es nothwendig war; dennoch blieb ich verschont.

Für's erste nun wird ein größeres Treffen nicht so schnell wiederkehren; beide Theile sind durch den enormen Verlust zu sehr erschöpft. Ich glaube, daß 40,000 Mann die Gesammtsumme der Todten und Verwundeten auf beiden Seiten kaum decken werden.

3.

Harpers Ferry, den 19. Okt. 1862.

Wir haben einige Ruhetage, und das soll mir dazu dienen, die Erlebnisse der letzten Tage zu erzählen. Am vergangenen Mittwoch hatte ich als Kommandant die Lagerwache bezogen, als gegen eilf Uhr Nachts in dem Quartiermeister-Departement eine große Bewegung entstand, welche auf schnelle Vertheilung der Rationen und auf einen Ausmarsch deutete. Wirklich wurden noch in derselben Nacht für zwei Tage Rationen ausgetheilt, und am Donnerstag früh mit Tagesanbruch standen etwa 8000 Mann zum Abmarsch bereit in Reih und Glied. Es galt eine Rekognoscirung in force, und obwohl ich gar nicht nöthig hatte, von der Wache ab mitzugehen, auch keine Minute Schlaf in der Nacht genossen hatte, konnte ich mir's doch nicht versagen, mit auszuziehen, nachdem ich mich mit einer guten Ladung Kaffee versehen hatte, den mir der Quartiermeister zur Belohnung für treue Wache zusteckte, und dessen letzter Rest mir eine Tasse Kaffee lieferte, bei deren Genuß ich diesen Brief schreibe; notabene in Verbindung mit einer Cigarre, deren beste Eigenschaft „viel Luft" ist.

Wir zogen, wie schon seit achtzehn Monaten, auf der Straße nach Richmond und rückten vor bis in die Nähe des Städchens Charlestown. Kaum drei Meilen von unserem Lager weg hörten wir schon den Donner der Geschütze unserer fliegenden Artillerie. Die Gegend hier überbietet unsern schwäbischen Schwarzwald noch an wild romantischen Scenerien, und da machte sich die Belebung durch den Krieg besonders gut.

Wie wir um eine Krümmung der Straße bogen, sahen wir unsere Batterien schon in Position und tüchtig im „Arbeiten." Die Rebellen antworteten schwach und blieben gerade nur so lange stehen, bis wir uns in Schlachtordnung formirt hatten, worauf sie uns das Feld überließen. Langsam gingen wir nun vollends bis zum Städtchen vor, wo wir hinter demselben in der Ebene uns ausbreiteten, um, wenn's gefällig wäre, einen kleinen Kampf aufzunehmen. Es zeigte sich aber bald, daß nur eine starke Piketlinie der Rebellen da gestanden und die Hauptarmee entweder schon nach Richmond zu im Abziehen war oder sonst eine andere Position einnahm; hier fanden wir keinen Widerstand. Immerhin aber macht es einen eigenen Eindruck, wenn man über den Lagerplatz des Feindes geht, die Feuer, an denen er seinen Morgenkaffee gekocht, noch brennend findet und alle Anzeichen den schnellen Rückzug desselben verkünden.

Wir blieben den Rest des Tags auf dem Felde hinter unsern Waffen, und ebenso die Nacht, indem man einen Ueberfall erwartete. Trotz dem und ungeachtet eines sehr zur Unzeit einfallenden Regens schlief ich die Nacht ganz vortrefflich, in meine Decke eingewickelt und ein Wachstuchzelt über mich hingebreitet, an dem der Regen nach allen Seiten abfloß, so daß ich vollkommen im Trockenen lag. Der Freitag brach um so schöner an, und nach Mittag begannen wir den Rückmarsch in's Lager. Unser ganzer Verlust betrug etwa fünfzehn Mann; über mein Regiment kamen bloß drei Kugeln der Rebellenartillerie hingeflogen, ohne Schaden zu thun. Um die Arrieregarde zu decken und etwa nachsetzende südliche Reiterei zu empfangen, wurde meine Brigade von unsern Vorposten aus noch etwa zwei Meilen vorwärts zu beiden Seiten der Landstraße in Wald und Schluchten versteckt, und meine Compagnie als Plänkler unserem Regimente vorausgeschickt. Wir blieben die Nacht über, hinter den Bäumen versteckt, Gewehr im Arm liegen, und da sich kein Feind, wohl aber eine Anzahl Schweine zeigte, wurden einige der unglücklichen Grunzer auf geräuschlose Weise mit Kolbenschlägen erlegt, und ich bekam etwa sechs Pfund frisches Schweinefleisch in meinen Brodbeutel. In der Erinnerung an die Ohren, um welche ich als Kind immer den Vater beim Essen beneidete, vermeinend, das müsse eine besondere Delikatesse seyn, weil niemand sonst etwas davon erhielt, nahm ich mir ein linkes Ohr mit, fand aber wenig Gutes daran, entweder weil ich mit dem Kochen nicht recht umzugehen wußte, oder weil die Delikatesse wirklich nur in meiner Einbildung bestand. Dagegen lieferte mir dieses „Rebellenthier" einen sehr feinen Braten, und noch heute

Digitized by Google

zum Frühſtück hatte ich mir mit einem Kameraden köſtliche Schweinsrippchen zum Kaffee hergerichtet, ein Genuß, bei dem Quantität und Qualität ganz im Gleichgewicht waren.

Geſtern Morgen zogen wir wieder in unſer Lager ein und fanden da zu unſerer Freude unſern immer am liebſten geſehenen Bekannten — den Zahlmeiſter, der uns von den rückſtändigen ſechs Monaten Sold vier ausbezahlte, freilich zum Theil in den ſogenannten „green backs“ oder „Grünrücken,“ die ein ſprechender Beweis dafür ſind, wie alle Herrlichkeit dieſer Welt vergeht; denn von dem klingenden californiſchen Gold ſind die Vereinigten Staaten ſo weit herabgekommen, daß ſie aus Mangel an kleiner Münze ſogar Poſtcurrentgeld zu zehn Cents (wegen des grünen Drucks auf der Rückſeite green backs genannt) einführen mußten. Außerdem waren noch eine Menge Kiſten mit Kuchen, Cigarren, Nadeln, Faden und dergleichen angelangt, welche die Damen des Staates Delaware uns zuſchickten. Alles wurde unter allgemeinem Scandal und Lärm verloost und verzehrt. Mein Loos brachte mir ein Sträng-lein ſchwarzen Faden, eben genug zum Annähen einiger Knöpfe, ſodann einige kleine Kuchen und eine Butterbemme. Suum cuique!

Betrachtungen am 28ſten Auguſt.

(Schluß.)

Abgeſchloſſen lag die Jugendzeit hinter Goethe, und abgeſchloſſen war der Kreis der Dichtung, in dem er ſich bisher bewegt hatte. Mit jedem der großen Werke ſeiner Jugend war ein Ziel erreicht, über das hinauszuſtreben nicht ferner möglich war; er hätte nur in abgeſchwächten Nachahmungen die Muſterbilder, die er ſelbſt aufgeſtellt, wieder vorführen können. Aber davor mußte ihn die Fruchtbarkeit ſeiner Natur, die Weite und Breite ſeines Weſens behüten. Ein Pfad, der durchmeſſen war, mußte verlaſſen, und neue Pfade dem Dichtergeiſt gebahnt werden, die zu andern, wenn auch nicht zu höhern Zielen führten. Die Kunſt des Alterthums, die ſchon dem Jüngling in verlockender Schönheit ſich offenbart hatte, neigte ſich ihm wie eine Vertraute entgegen und lieh ihm willig die Formen, deren er fortan für ſeine Gebilde bedurfte. Unverhüllt, in ihrer keuſchen Strenge und in ihrer reizvollen Anmuth, zeigte ſich ihm die Schönheit des Alterthums; ihm allein von allen Dichtern der neuen Zeit hat ſie ihren vollen Anblick vergönnt.

Und während er von „dem Beſten, was die Welt hervorgebracht,“* immer gewaltiger angezogen wurde, ſo verſenkte er ſich zugleich, von kräftiger Sehnſucht gezwungen, in das heilige Weben und Schaffen der Natur, um ſie, die er bisher mit dem begeiſterten Blick des Dichters umfaßt, nun auch in dem Einzelnen und Geheimen ihres Seins und Wirkens zu ergründen, und die Geſetze zu erforſchen, nach denen ſie bildet. Ein unwiderſtehlicher Herzensdrang trieb ihn dazu, „die nach dem Regelloſen ſtrebende, ſich ſelbſt immer regelnde und ſo im Kleinſten wie im Größten durchaus gott- und menſchenähnliche Natur ſich ſinnlich zu vergegenwärtigen.“ * Mit dieſer Anſchauung, mit dieſer liebevollen Empfindung der Natur vereinigte ſich der Geiſt der alten Kunſt, und in jedem der großen Werke, die in der Zeit ſeiner männlichen Kraft entſtanden, wird dieſe Vereinigung immer von neuem gefeiert.

Man darf nicht etwa die Vorſtellung hegen, als habe Goethe von Anfang an mit Bewußtſeyn ſich von den Formen, in denen er einmal das höchſte ausgeſprochen, abgewandt und eine neue Kunſtform ergriffen, die ſeiner veränderten Weltanſchauung gemäß war. Nein, in der Goetheſchen Natur, in der alles auf Harmonie angelegt war, mußten auch die Uebergänge ſanft und gelind ſeyn. Wie ſein Leben von der ſtürmenden Jugendzeit zu der geſchloſſenen Kraft der männlichen Jahre fortſchritt, um endlich in der Fülle des Greiſenalters mit thätigem Behagen auszuruhen, ſo ſchritt auch ſeine Dichtung allmählig in andere Gebiete über und

* So nennt Goethe in der Schilderung Winkelmanns die Werke des Alterthums.

* Worte aus dem Aufſatz: Die Lepaden.

Digitized by Google

bequemte sich andern Formen. Ihm war es vergönnt, in seinem Daseyn von jedem Lebensalter gleichsam ein Normalbild aufzustellen, und da alles, „was er litt und was er lebte," eins war mit seinem Dichten, so ordnen sich ungezwungen, wie von selbst, die Perioden seiner Poesie nach den Perioden seines Lebens. Hieraus entspringt auch die Mannigfaltigkeit seiner Dichtungen, die in ihren wechselnden Formen die ganze Fülle des Menschlichen zu umspannen scheinen, gleichsam als ob ihr Urheber keine Schranken seines Daseyns gekannt habe. Wie die Zeitgenossen die neue Gestalt anstaunten, die Goethe in jedem neuen Werke anzunehmen schien, und in dem Dichter der Iphigenie vergebens nach dem Dichter des Götz suchten, so wird es auch uns, die wir jetzt im ganzen Verlauf und Zusammenhang sein Leben und Thun überschauen können, noch schwer genug, in dem, was unter sich so vielfach verschieden ist, die Einheit des Autors zu erkennen.

Wohl möchte man versucht seyn, in Goethes Schaffen einen Naturproceß zu erblicken: die Kraft strebt, sich zu offenbaren, und sucht und findet sich selbst die Wege, auf denen sie zur Erscheinung kommen kann. Aber diese Ansicht würde sich bald als trügerisch erweisen. Die spielende Leichtigkeit, die unfehlbare Sicherheit, mit der die Kraft sich äußert, ist das Ergebniß der ernsten Arbeit, die der Dichter an sich selbst wandte, der unablässigen Sorgfalt, mit der er seiner vielbedürfenden Natur alle förderlichen Bildungsmittel zuführte. Ihm war es nicht gegeben, im Bewußtseyn des ganzen Reichthums seiner Kräfte befriedigt zu schwelgen; ihm, der sich stets zu frischem Thun aufgelegt fühlte, war nichts verächtlicher, als „der behagliche Mensch ohne Arbeit, dem das Schönste der Gaben ekel wird,"* und auch als Künstler wollte er keine behagliche Ruhe. „Einen Menschen, der von der Mühe lebt," nannte er sich zu der Zeit, da ihm in Italien die Fülle des Genusses bereitet war; auch er wollte und mußte in seiner Weise ringen und streben, um dem, was in ihm lebte, immer neue Formen der Darstellung zu leihen.

Wenn man diese Eigenschaft seines Wesens, die vor allem von der unvertilgbaren Gesundheit seines Geistes Zeugniß gibt, in ihrer ganzen Bedeutung gefaßt hat, so wird man zu dem Bekenntniß geführt, daß Goethe, dem „die Musen jede Gunst gegönnt und in dem die Natur die Kunst erschaffen hatte,"** nur durch strenge, ernste Anwendung und allseitige Entfaltung seiner Kräfte sich diese Gunst ungeschmälert erhalten hat. Was die Kraft des Menschen im Bunde mit der Gunst des Geschickes zu wirken vermag, davon stellt uns Goethes Leben und Dichten ein ewig denkwürdiges Beispiel auf.

Als „Hermann und Dorothea" entstanden war, sprach Schiller in einem Briefe an Heinrich Meyer (21. Juli 1797) seine Bewunderung aus für dieses Werk, in dem „er den Gipfel der Goetheschen und unserer ganzen neuern Kunst" erkannte. „Ich hab' es entstehen sehen, und mich fast eben so sehr über die Art der Entstehung, als über das Werk verwundert. Während wir andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen." Aber diese scheinbar instinktive Sicherheit im künstlerischen Thun und Vollbringen ist nach Schillers Urtheil die Frucht „eines wohlangewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an sich selber." Und doppelt gewichtig ist uns hier das Zeugniß Schillers, der selbst mit nie nachlassender geistig sittlicher Kraft an sich arbeitete und nicht geneigt war, den zu bewundern, den allein „die Natur erhoben."*

So stand er auf der Höhe des Lebens, herrschend im Reich der Kunst, ein ächter Sohn seines Volks, Zögling und ebenbürtiger Genosse der Griechen. Die Weihe, die er unter Italiens Himmel empfangen, hatte ihm jene zweite Jugend verliehen, deren Blüthe nicht welkt bei der Flucht der Jahre. Sein Geist, frei über den Formen schwebend, hatte das Leben der Menschheit und das Leben der Natur erfaßt, das nun in immer neue Gestalten und Hüllen sich kleidet. Bald gefällt es ihm, dem selbstbewußten Künstler, ein umfangreiches Werk zu gleichmäßiger Vollendung sorgsam durchzubilden, bald spricht er, wie kindlich unbewußt, die geheimsten unnennbaren Gefühle in wenigen unergründlichen Zauberworten aus.

Aber bei all diesem regen Wechsel der Formen, der es nicht gestattet, die Welt, die der Künstler geschaffen, mit einem Blick zu umspannen, bei all der Mannigfaltigkeit des Gehalts, deren der Geist nur mit Mühe sich bemächtigt, läßt sich dennoch ein Band innerer Verwandtschaft wahrnehmen, das alle Dichtungen Goethe's umschlingt. Ihnen allen ist es gemeinsam, daß sie den Kampf des Menschen mit sich selbst und

---

* Worte Goethes in seinem Tagebuch.

** „Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst."
Auf Merdings Tod.

* Vergl. die Stanze in Goethes „Geheimnissen":

„Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt."

Digitized by Google

die Conflikte, die dieſer Kampf in der äußern Welt hervorruft, zum Gegenſtande haben: dieß iſt der Charakterzug, den alle Werke des Dichters aufweiſen, dieß iſt ihre dem oberflächlichen Blick verborgene Aehnlichkeit, die ſie als Glieder einer Familie erkennen läßt. Der Menſch und das Menſchliche bilden zwar den Mittelpunkt jeder wahren Dichtung. Die Poeſie des Alterthums jedoch — und hierin iſt ihr die der neueren Zeit und auch die Shakeſpeares im Weſentlichen gleich — zeigt den Menſchen im Kampf mit dem Geſchick; er ringt gegen eine übermächtige Gewalt, die ſeine ſittliche Freiheit zu beeinträchtigen oder ſein Daſeyn zu vernichten droht. Er ſpannt ſeine Natur an zu den ſtärkſten Aeußerungen, die ihr möglich ſind, er ruft alle Kräfte ſeines Weſens auf, in dieſem Kampf ihm beizuſtehen. So muß er, während ſein Schickſal ſich vollendet, ſein Innerſtes zugleich ans Licht bringen; ohne daß er es will und merkt, enthüllt er es vor unſerem Auge in der Anſtrengung des Kampfes. So erreicht die Poeſie beides: uns den Menſchen zu zeigen in ſeinem Verhältniß zu den Mächten der Welt und zur Uebermacht des Geſchicks, und unſerm Blick zugleich ſein eigenes Weſen bis in ſeine Tiefen hinein zu eröffnen.

Richten wir den Blick auf die Werke, die vornehmlich den Stempel Goetheſcher Eigenthümlichkeit tragen, ſo zeigt ſich uns ein anderes Schauſpiel: Goethe läßt den Menſchen einen andern Kampf kämpfen. Aus ſeinem eigenen Innern ſteigen die Mächte empor, die er mit ſtarker Hand unterdrücken muß, wenn er ſeine Selbſtſtändigkeit wahren will. Nicht von außen wird der Zwieſpalt in ihn hineingetragen; der Keim dazu liegt in ihm ſelbſt und bedarf keiner äußern Anregung, um ſich zu entwickeln. Mit ſich ſelbſt muß der Menſch den zweifelhaften Kampf wagen, wenn er zur wahren Freiheit durchdringen will, die nur durch Beherrſchung ſeiner ſelbſt möglich wird. Das tiefſinnige Wort, das Alphons zu Taſſo ſpricht, deutet auf den innerſten Kern der Goetheſchen Poeſie:

> Es liegt um uns herum
> Gar mancher Abgrund, den das Schickſal grub;
> Doch hier in unſerm Herzen iſt der tiefſte,
> Und reizend iſt es, ſich hinab zu ſtürzen.

In dieſen tiefſten Abgrund ſteigt die Dichtung kühn hinab und bringt in das Verborgenſte des menſchlichen Weſens. Was Fauſtens Seele ſtürmiſch bewegt und ihn aus dem Kreis der Menſchheit gewaltſam hinausdrängt, was Werther und Taſſo in Tod und Verzweiflung ſtürzt, es ſind nicht ungeheure, unerwartet hereinbrechende Schickſale; ein jeder krankt an ſeinem eigenen Selbſt, und keine Macht im Himmel und auf Erden kann ihn von dieſer Krankheit befreien, wenn er ſelbſt nicht kraftvoll ſich entſchließen kann, ſein eigener Arzt zu werden. Wodurch geräth Wilhelm Meiſters ſchwache, aber dem Edeln zuſtrebende Natur mit ſich ſelbſt in Zwieſpalt? Er verlangt nach einer Bildung, wie ſie ihm die gewöhnlichen Verhältniſſe des Lebens nicht gewähren können, nach einer Bildung, die allen geiſtigen Bedürfniſſen ſeines Weſens Genüge leiſtet, und er tritt freiwillig in einen Gegenſatz zu den Zuſtänden, die ihn umgeben, um zur Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt zu gelangen. Wie furchtbar offenbart ſich in den Wahlverwandtſchaften die Majeſtät des Sittengeſetzes, das jedem Menſchen eingeboren iſt, und durch deſſen Verletzung er ſein eigener Feind wird und mit ſich ſelbſt einen Krieg beginnt, der nur zur Vernichtung führen kann! Und auch in den Werken, die, frei von ſtreng tragiſcher Färbung, nur im heitern Glanz der Poeſie ſtrahlen, auch hier greift die Dichtung nur aus den Tiefen des menſchlichen Innern ihre Stoffe. In Hermann und Dorothea zeigt ſich die erſchütterndſte Weltbegebenheit im Hintergrunde, nur um zu bewirken, daß ſich das Gemüthsleben einfacher, im engen Kreis ſich bewegender Menſchen voll und reich entfalte. Iphigenie muß, jede äußerliche Löſung des Streites verſchmähend, den Streit erſt in ihrem eigenen Busen zwiſchen Wahrheit und Trug ſiegreich geſchlichtet haben, ehe ſie, die Gunſt der Götter genießend, der erſehnten Heimath ſich zuwendet. Noch in einem weit tieferen und bedeutſameren Sinne als in jedes andern Dichtung iſt in der Goetheſchen Poeſie der Menſch Urheber und Vollender ſeines Geſchickes, ſein eigener Feind und ſein eigener Richter.

Gewiß haben auch andere Dichter dieſe Abgründe des menſchlichen Seyns erforſcht und die vielverſchlungenen Irrpfade beleuchtet, auf die ſich Herz und Geiſt verlocken laſſen. Shakeſpeare, vor deſſen Auge es nichts Verborgenes gab in der Menſchheit, hat ſich auch hier als der Allesvermögende erwieſen. Er hat im Hamlet das Bild eines mit ſich ſelbſt zwieſpaltigen Charakters aufgeſtellt, der ſich den Thaten, die ihm das Schickſal auferlegt und zu denen er ſich verpflichtet bekennen muß, dennoch nicht gewachſen fühlt, und mit gewaltiger Hand hat der Dichter hier alle Conflikte zuſammengedrängt, die ſich aus einem ſolchen Zwieſpalt ergeben müſſen. Aber doch war Shakeſpeare der Sohn einer andern Zeit. Der Kampf im Innern des Menſchen muß von außen angeregt werden, kann nur unter der Einwirkung ſeltſamer, ſtaunenswürdiger Begebenheiten zum Ausbruch kommen; ungeheure Verbrechen müſſen geſchehen, das Todtenreich muß ſeine Bewohner

entsenden, die Zeit aus ihren Fugen weichen, wenn es offenbar werden soll, daß der Mensch an sich selbst zu Grunde geht, der sein Wesen nicht zur Einheit mit sich selbst zu erheben und die aus dieser Einheit entspringende Thatkraft zu bewähren vermag.

Goethe ist der Dichter einer Zeit, in der die Menschheit, vielfach in sich zerklüftet und gespalten, auf neuen Pfaden die Wiederherstellung der zerstörten Einheit sucht, einer Zeit, in der Jeder, der sein Leben nicht mit verschlossenem Sinn in kindischer Beschränktheit hinlebt, die widerstrebenden Elemente in seinem Innern wahrnimmt und sich mächtig gedrungen fühlt, den Widerstreit zu schlichten und zu versöhnen und alle Kräfte seines Wesens zu vollem Einklang zu vereinigen. Darum sind in der Welt der Goetheschen Poesie die Tiefen der menschlichen Natur erregt, auch wenn kein Sturm von außen sie aufwühlt; der Mensch ist dem Zweifel verfallen, dem Widerspruch mit sich selbst; das Band der Einheit ist zerrissen, wer knüpft es wieder? So wird die Dichtung in die dunkelsten, schwierigsten Probleme hineingezogen. Auf die tiefverhüllten Räthsel des menschlichen Daseyns ist der Blick des Dichters gerichtet, und so muß er sich auch zuweilen dem Seltsamen und Absonderlichen zuwenden.* Mit schlichten Worten, wie es dem Genius ziemt, der das Gewichtigste und Bedeutsamste klar und einfach ausspricht, hat er selbst diese Richtung seiner Poesie bezeichnet: **

Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten,
Dazu war der Freund berufen.

Er ist diesem Beruf unablässig treu geblieben. Als Symbol dieser Treue und zugleich als höchster und herrlichster Beweis, wie er jenem Beruf entsprach, mögen die zwei Theile des Faust gelten, die wunderreichste Dichtung, die ihm zur Lebensgefährtin wurde, das Werk, in welchem er, der stets „mit seinem Geist das Höchst' und Tiefste griff," alle Elemente seiner Poesie zu dem staunenswürdigsten Ganzen zusammenschloß.

So darf man ihn, der das Wesen unserer Zeit in seinem Mittelpunkt erkannt und erfaßt, alle ihre Richtungen verfolgt und dargestellt, und alle Kämpfe, welche der Menschheit jetzt auferlegt sind, in kühnen Zügen geschildert hat, so darf man ihn wohl den modernsten aller Dichter nennen. Aber dieser Dichter hat zugleich die Schönheit als unverlierbares Eigenthum empfangen, und der Stoff, den seine Zeit ihm bietet, muß sich, wenn auch widerstrebend, dem Gesetz dieser Schönheit fügen. Er, der „das Wohl und Weh der Menschheit auf seinen Busen gehäuft und keinen Schmerzen sich verschlossen hatte," er selbst steht nun ruhig künstlerisch bildend und vollendend über der Welt, die seinem Schöpfergeist entsprungen ist, und theilt ihr die Harmonie und das Ebenmaß mit, die sein eigenes Wesen beherrschen. Und auch hier, wie überall, wird das Höchste aus der Vereinigung der Gegensätze erzeugt: der Stoff wird der Zeit entnommen, die in ihrem tiefsten Innern stürmisch bewegt und von gewaltsam gährenden Elementen erfüllt ist; die Form aber, in die er sich kleidet, ist jene höchste Kunstform, die, unabhängig von den Bedingungen der Zeit, nur von unveränderlichen und ewigen Gesetzen bestimmt wird.

Entrückt den Schranken von Ort und Zeit, waltet Goethe im Kreise jener wenigen erlesenen Geister, die über jedes neu herankommende Menschengeschlecht immer von neuem ihre Herrschaft begründen. Mag sein Volk ihn noch verkennen, mag die Literatur an ihm vergeblich sich abmühen, die Kunst vergeblich streben, seine Gestalt in vollendetem Bilde aufzustellen: es muß uns nicht kümmern. Die Menschheit bedarf der Zeit, um das Wunderbare einer solchen Erscheinung zu ergründen, und wir dürfen uns sagen, daß der Genius Goethes erst im Beginn jenes unsterblichen Lebens steht, das nicht nach Jahren, sondern nach Menschenaltern gezählt wird.

So haben wir, von trüben, ja düstern Betrachtungen ausgehend, im Anschauen des Genius Heiterkeit und Erhebung gewonnen, und in festlicher Stimmung gedenken wir des festlichen Tages, an dem uns der Dichter geboren werden.

B———s.

---

* Hätte man diesen Grundzug der Goetheschen Poesie schärfer in's Auge gefaßt und durch alle Werke hindurch verfolgt, so würde manche, für sich allein betrachtet, seltsame Erscheinung, wie die „Stella," doch wohl nicht so ganz und gar unbegreiflich geblieben seyn, wie sie es den neuesten Kritikern und Biographen in der That geblieben ist.

** Im Maskenzug vom Jahr 1818. Werke 4, 46.

Digitized by Google

Die Pipinsburg bei Bremerhafen.

Einige Stunden nördlich von Bremerhafen in der Gegend der Wefermündung befindet ſich ein kleiner Heideſtrich, der mit merkwürdigen Monumenten aus der Vorzeit, ſo zu ſagen, ganz beſät iſt. Es iſt eine Zunge der hohen Geeſt, die als ein etwas höherer Sand- und Hochmoorrücken halbinſelartig in die Marſch des Landes Wurſten und namentlich in die hintere oder innere Moorgegend derſelben hinausragt. Noch heutzutage erkennt man deutlich hart am Rande dieſer Halbinſel die Grenze zwiſchen dem niedrigen jüngeren Lande und dem ältern erhabenen Urboden. Dieſer iſt ganz mit Heide bedeckt, und jener ſetzt mit friſch grünen Wieſen ſcharf dagegen ab.

Wahrſcheinlich gab es einſt eine Zeit, wo die Marſch vor dieſer Halbinſel gar nicht exiſtirte und wo die Wellen des Wefermundes und des Meeres unmittelbar am Rande derſelben brandeten. Die Tradition der Bewohner nimmt dieß ziemlich allgemein an, und auch Bisbeck in ſeiner „Schilderung der Niederweſer“ hat es wahrſcheinlich gemacht, daß einſt der ganze Fluß ein von Norden her durch die Marſchen von Wurſten und Oſterſtade bis in die Nähe von Bremen hinauf tief in's Land gehender breiter Meerbuſen geweſen ſey.

In jener Zeit mochte daher die bezeichnete Halbinſel als ein bedeutungsvoller Punkt, als ein von den Naturverhältniſſen markirter und ausgezeichneter Erdfleck erſcheinen. Er lag gleichſam im Angeſichte der Wefermündung und beherrſchte dieſelbe. Er mochte mithin den Urbewohnern des Landes, die überall im Norden Europas ihre cyklopiſchen Monumente, Altäre, Helden- oder Hünengräber vorzugsweiſe gern an erhabenen Küſtenpunkten mit weiter Ausſicht aufbauten, zu dieſem Zwecke ſehr geeignet erſcheinen. Sie errichteten daher auf jener Halbinſel eine Menge „Tumuli“ (Grabhügel) aus Erde, nnd auch mehrere Monumente aus großen Steinblöcken, von denen das berühmte kürzlich in dieſen Blättern (Nr. 22 d. J.) beſprochene „Bülzenbett“ das bedeutendſte iſt.

Aus denſelben Gründen mochte die beſagte Geeſtlandzunge auch zur Befeſtigung ſehr geeignet erſcheinen. Die Wefermündung konnte von hier aus auch ſtrategiſch beherrſcht und überwacht werden. Wie mit Denkſteinen und Gräbern, ſo finden wir ſie daher auch mit mehreren intereſſanten alten Erd- und Schanzarbeiten verſehen, von denen namentlich zwei noch heutiges Tages ſehr deutlich zu erkennen ſind, eine auf der vorderſten Spitze der Halbinſel, „die Pipinsburg“ genannt, und eine zweite etwa eine engliſche Meile landeinwärts, vom Volke gewöhnlich als „die Heidenſtadt“ bezeichnet.

Der nicht ſehr hohe Wall dieſer letzteren bildet ein großes, aber etwas unregelmäßig geſtaltetes Oval, und hat auch noch Reſte von einigen andern Verſchanzungen um ſich her. Großartiger, regelmäßiger, auch feſter conſtruirt und zugleich beſſer erhalten erſcheint die Befeſtigung auf der vorderſten Spitze der Halbinſel, „die Pipinsburg,“ die von der Marſch aus betrachtet faſt etwas Impoſantes hat, und zum Theil daher auch immer als das Hauptwerk der Lokalität genannt und vorzugsweiſe berühmt geworden iſt.

Der innere breite und mächtige Hauptwall dieſer ſogenannten „Burg“ bildet ein ſehr regelmäßiges Kreisrund von etwa 250 Schritten im Umfang und von 25 bis 30 Fuß Höhe. Er gleicht mithin gewiſſermaßen einem eingefallenen Krater. Er iſt nicht ganz geſchloſſen, vielmehr in Nordoſten durch einen tiefen und breiten Einſchnitt durchbrochen. Da die meiſten ähnlichen Befeſtigungen dieſer Art (auch die benachbarte „Heidenſtadt“) einen ſolchen Einſchnitt haben, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß derſelbe nicht erſt ſpäter gegraben wurde, ſondern gleich mit der Anlage des Werks entſtand und den Eingang oder das Thor der Burg vorſtellte.

Vorne fällt der runde Wall mit einfacher, ziemlich ſteiler Böſchung gegen die Marſch hin ab. Nach hinten dagegen, wo die Spitze mit dem Feſtlandrücken zuſammenhängt, ſind ihr noch zweifache Verſchanzungen und dreifache Gräben, die ſich im Halbkreiſe um ſie herumſchlingen, vorgelegt. Dieſe Vorwälle ſind aber bedeutend niedriger, als der innere Ring. Sie erſcheinen jetzt als zwei breite einander völlig ähnliche Bodenwellen mit Vertiefungen dazwiſchen.

Auch ein weiteres großes Stück der Halbinſel, das ſich der Pipinsburg unmittelbar anſchließt, ſcheint noch künſtlich bearbeitet, geebnet und mit Wällen und Gräben umſchanzt geweſen zu ſeyn. Jener hohe und enge Burgring iſt daher gewiſſermaßen nur der Kern oder die Citadelle einer weiter ausgedehnten Befeſtigung. Von Steinen und Mauerwerk findet man heutzutage keine Spur bei der Pipinsburg; doch ſagen die Leute, daß man früher aus dem Cirkel des innern Ringes viele

Digitized by Google

Steine herausgeschafft und verbraucht habe. Welcher Beschaffenheit sie gewesen, wußte man mir nicht zu sagen. Zu vermuthen ist indeß, daß es keine gebrannten Ziegelsteine, sondern große Granitblöcke waren; denn von jenen wäre doch wohl eine Spur, irgend ein Grus zurückgeblieben. Auch von verkohltem Holze, verglasten Steinen oder andern Brandspuren hat man, glaube ich, keine Reste gefunden. Doch ist der Boden noch viel zu wenig untersucht, um darüber ganz bestimmt entscheiden zu können.

Jetzt ist das Ganze, namentlich aber das Innere der „Citadelle" und ihre Wälle mit einem wunderschönen Teppiche hochgewachsener wallender Heidekräuter bekleidet. Die Pipinsburg ist darin wie in einen braunen rauhen Pelz eingehüllt, und diese ehrwürdige Farbe zeichnet das hohe Werk recht bestimmt und eigenthümlich aus der ganzen hellgrünen Umgebung hervor. Sie kleidet diese alterthümlichen Wälle vortrefflich, etwa wie der sogenannte „edle Rost" die antiken Bronzesachen. Man genießt von der hohen First der Citadelle eine weite Aussicht in die Marsch, und weht der Wind zu scharf, so kann man sich im Innern des Kraters auf dem Heideteppich ausstrecken, wie in einem Stübchen sich sonnen und über die Vergangenheit nachsinnen.

Authentische Nachrichten, Dokumente und Schriften sprechen von der Erbauung unserer Pipinsburg gar nicht, wie dieß bei den benachbarten Burgen von Bederkesa und Ritzebüttel der Fall ist, von denen wir wissen, daß sie die Sitze mittelalterlicher und bekannter Dynastengeschlechter, der Herren von Lappe und der Grafen von Bederkesa, gewesen sind. Wir kennen keine Adelsfamilie, welche in der Neuzeit oder im Mittelalter die Pipinsburg erbaut hätte. Alles, was wir über sie zu wissen glauben, beruht auf Tradition, Sage des Volks und der Alterthumsfreunde. Dieser Umstand allein reicht hin, um es von vorn herein wahrscheinlich zu machen, daß wir in ihr ein Monument ganz anderer Gattung, und zwar ein viel älteres besitzen, als die andern benachbarten Schlösser sind. Die Sage geht mit ihr nach Anleitung des Namens auf die Zeiten der Carolinger, und zwar auf Pipin den Kleinen, den Vater Karls des Großen, zurück.

Daß diese Tradition eben so wenig, wie der Name Pipinsburg eine neue Erfindung sey, vielmehr bereits sehr lange im Munde der Leute existirt habe, wird einigermaßen dadurch bewiesen, daß wir sie in den Büchern schon so lange, als über diese Gegenden etwas geschrieben wurde, und zwar in den ältesten schon als „etwas Altes" erwähnt finden.

Bereits auf der vor fast dreihundert Jahren verfertigten Karte des Landes Bederkesa * in dem alten Chronisten Dilichius steht deutlich der Name „Pipinsborch" an der rechten Stelle. Der Name bezieht sich zum wenigsten also auf einen sehr alten Pipin. Wir besitzen in Deutschland noch einige andere Orte, die ihre Benennung von demselben Personennamen entlehnt haben. So ein Dorf „Pipingen" bei Luxemburg, ein anderes Dorf „Pipinsried" bei Dachau in Bayern, und endlich eine zweite „Pipinsburg" im Göttingenschen, im Amte Osterode gelegen. Da dieß lauter Gegenden sind, in denen der Name des mächtigen Frankenkönigs einst groß war, und da die Geschichte uns sonst eben keine berühmten Pipins mehr liefert, so ist es an und für sich nicht unwahrscheinlich, daß alle jene Orte, und namentlich auch unsere Pipinsburg mit dem Vater Karls des Großen in Beziehung standen.

Daß sowohl Pipin, als auch schon sein Vater Karl Martell zu wiederholten malen im Sachsenlande und namentlich auch in den untern Wesergegenden, sogar bis zur Elbe hin gekriegt haben, scheint im Allgemeinen fest zu stehen. Daß sie bei diesen Zügen speciell auch unsere Lokalität bei Bremerhafen und an den Grenzen des Landes Wursten berührt, können wir zwar nicht genau nachweisen, indessen läßt es sich als möglich denken. Und gerade der Umstand, daß der Name Pipin in dieser Gegend wurzelt, scheint sogar dafür zu sprechen, daß dieß wirklich der Fall gewesen sey. Mehrere Historiker haben eben unsere Pipinsburg als einen „deutlichen Beweis oder Fingerzeig" dafür angeführt, daß Pipin wirklich bis an die See beim Wesermunde vorgedrungen.

Was Karl den Großen anbelangt, so ist es beinahe außer Zweifel, daß er wenigstens einmal in Person bis zu unserm Punkte gekommen ist. Die Historiker sprechen ziemlich übereinstimmend von einem Heereszuge, den er in den Jahren 783 und 784 bis zu den Mündungen der Weser und Elbe, zu den Ländern Hadeln und Wursten ausgeführt. Auch findet man seine Fußstapfen und seinen Namen hier noch überall, sowohl in den von ihm gebliebenen Werken, als im Munde des Volks. Die Reste eines von Sand in den Torfmooren aufgeführten Weges werden noch jetzt allgemein der „Karlsweg" genannt. Sie gehen aus Süden von Lockstedt her durch das Bederkesasche und führen auf Hadeln und Wursten zu, kommen also aus der Richtung des Orts Bremen, wo Karl der Große zu dieser Zeit seinen nördlichsten Bischofssitz begründete.

---

* S. diese Karte in Dilichius, Urbis Bremae Typus. 1604. Neunte Tafel.

Digitized by Google

Auch gibt es an den Grenzen der Länder Hadeln und Wurſten noch zwei Lokalitäten, die „Karlsburg“ und den „Karlsſand,“ die der Sage zufolge an Karl den Großen und an ſeine in dieſen Gegenden „über die Sachſen erfochtenen herrlichen Viktorien“ erinnern.

Manche Landeshiſtoriker glauben nun, daß Karl der Große wie jene Karlsburg, ſo auch unſere Pipinsburg bei dieſer Gelegenheit erbaut habe, „um die Einwohner dieſer Länder, die als Paludicolae oder Moorleute jenem ſiegreichen Helden wenig zu Willen waren, deſto beſſer im Zaum zu halten.“ * Man müßte ſich dabei dann denken, daß er entweder die ſchon vor ihm von Pipin erbaute und nach ihm benannte Burg bloß benutzt und erneuert, oder daß er, wenn er eine ganz neue baute, dieſe vielleicht zu Ehren ſeines Vaters benannt habe.

Die Volksſage hat dieſe Idee lebhaft aufgefaßt. Sie läßt Karl und ſeine Franken hinter den Verſchanzungen der Pipinsburg campiren, die eingeborenen „Paludicolae“ aber, d. h. die heidniſchen Sachſen in jener oben genannten zweiten Befeſtigung dieſer Lokalität, der ſogenannten „Heidenſtadt,“ ihm gegenüber lagern. Auf dem Felde in der Mitte zwiſchen den beiden Lagern ſollen dann die Schlachten zwiſchen Franken und Sachſen, den Chriſten und Heiden vorgefallen ſeyn, in denen die letzteren unterlagen. Als wahrſcheinlich denkt man ſich ferner, daß Karl nach dieſen Siegen zur Behauptung des Landes in ſeiner Pipinsburg eine fränkiſche Beſatzung zurückgelaſſen.

Auch der Name des kleinen Dorfes Sachſendingen, das ganz in der Nähe der Pipinsburg liegt, ſcheint die Annahme, daß hier Kämpfe zwiſchen Sachſen und Franken ſtattgehabt, zu unterſtützen; denn die mit „Sachſen“ componirten Ortsnamen ſind innerhalb des ganzen norddeutſchen Gebiets der karolingiſchen Monarchie auf den Schlachtfeldern zwiſchen Sachſen und Franken ſehr häufig. Zuweilen liegt dem „Sachſendorf“ ein „Frankendorf“ gegenüber, ſo z. B. nicht ſehr weit von unſerer Lokalität im Herzogthum Bremen bei Zeven die Dörfer „Sachſenholz“ und „Frankenborſtel.“

Für dieſe ganze Vorſtellungsweiſe des Hergangs ließe ſich auch noch ſonſt wohl Manches anführen, namentlich dieß, daß dem großen Kaiſer bei Begründung ſeines Biſchofsſitzes und Domes zu Bremen viel daran liegen mußte, die Weſermündung zu befeſtigen. Ein Zug dahin, Siege über die dortigen Paludicolae, Befeſtigungen in der Nähe der Flußmündung hingen ganz natürlich mit dieſer Stiftung zuſammen. Wahrſcheinlich führten weder Pipin noch Karl, eben ſo wenig wie die Römer ihre Kriegszüge im Sachſenlande ohne Unterſtützung von Schiffen und Flotten von der Seeſeite her aus. Sie mußten ſchon deßwegen nothwendig nach einem befeſtigten Punkte an der Flußmündung ſtreben.

Karl mochte aber noch andere Gründe dazu haben, die Gewinnung eines ſolchen Punktes zu wünſchen. Zu ſeiner Zeit hatten ſchon die Wikingerzüge der Normannen begonnen; auch hatten ſich damals bereits im Lande Wurſten die tapfern Frieſen verbreitet. Beide, die normänniſchen Wikinger und die Wurſter Frieſen, bedrohten durch ihre ſeeräuberiſchen Sitten und Sinnesart, durch die ſie noch lange Zeit nach Karl dem Großen ausgezeichnet waren, die Mündungen unſerer norddeutſchen Flüſſe. Ob nun Karl mit den Normannen an der Weſer in Berührung gekommen, iſt ungewiß; wohl aber mochte er ſie ſchon damals im Auge haben.

Daß er mit den Wurſtfrieſen ſtritt und verhandelte, iſt ziemlich ausgemacht, und es hat daher nichts Unwahrſcheinliches, daß er an die Errichtung eines kleinen Zwinguri an ihren Grenzen gedacht haben ſollte. Bekanntlich zogen auch noch nach Karl die Erzbiſchöfe von Bremen und die Bürger dieſer Stadt oft genug auf dem alten ſüdnördlich gerichteten „Karlswege“ hinab, um die ſeeräuberiſchen Wurſtfrieſen zu bekriegen und um auch Burgen gegen ſie zu bauen oder zu behaupten. Die Erzbiſchöfe von Bremen z. B. hatten ihre „Stindeburg,“ die Bremer Bürger eine Zeitlang das „Schloß Bederkeſa.“

Dieſem Allem nach weiſen alſo ſowohl der Name „Pipinsburg,“ als auch die daran geknüpfte Tradition auf Zeiten und Perſönlichkeiten hin, die in der That ein großes Intereſſe daran hatten, den bezeichneten Punkt durch eine Befeſtigung zu behaupten.

Nichtsdeſtoweniger aber will es mir aus andern Gründen beinahe gewiß erſcheinen, daß wir die erſte Begründung und Anlage der Pipinsburg in ganz andere Zeiten und Menſchen, weit über das Jahrhundert Pipins und Karls hinaus zu ſetzen haben.

Ich mag zuerſt bemerken, daß nicht ſelten Monumente und Kunſtwerke ihre jetzigen Namen von großen Männern nur deßwegen erhalten haben, weil dieſe ſich überhaupt etwas mit ihnen zu thun gemacht, nicht immer, weil ſie ihre erſten Stifter und Erbauer geweſen. Unſere nordweſtdeutſchen Gegenden legen dafür ſelbſt mehrfache Zeugniſſe ab. Verſchiedene unſerer cyklopiſchen Hünengräber, welche den Namen „Karlsſtein“ führen, geben dennoch unzweifelhaft weit über Karls des Großen Zeit hinaus. Sie erhielten den

* Mushard in ſeinem Denkmale der Hochadlichen Geſchlechter des Herzogthums Bremen. p. 60.

Namen von dem großen Kaiser nur, weil dieser sie der Sage nach zertrümmert, mit seinem Schwert gespalten oder zu Roß über sie hinweggesetzt. Es gibt ebenso mehrere „Wittekindsburgen" bei uns, die keineswegs der alte berühmte Sachsenherzog gebaut haben kann. So haben ja auch den einst bei uns berühmten schwedischen Kriegern zu Ehren unsere Leute viele Werke „Schwedenschanzen" genannt, die viel älter sind, als die Schwedenzeit.

Wir mögen dabei zugeben, daß der Name „Pipinsburg" wirklich und mit Recht auf die Karolinger, die hier Schlachten geliefert und vielleicht einmal in Besatzung gelegen, hindeutet, und unbeschadet dessen dennoch mit dem Datum der *ersten* Erbauung des Werks tiefer in's Alterthum hinein gehen. Die Umstände, die uns dazu zwingen, sind erstlich der Plan, nach dem diese Verschanzung gebaut ist, und zweitens ihre Umgebung und Lage.

In ihrem Plane stimmt unsere Pipinsburg ganz auffallend mit vielen andern Erdwerken des germanischen Nordens überein, die entschieden gar nichts mit Karl dem Großen zu thun haben und viel älter sind. Ueberall im nordwestlichen Deutschland, namentlich aber auch in Schleswig-Holstein und Jütland und weiter nordwärts im südlichen Skandinavien — Gegenden, in die notorisch weder Pipin noch Karl der Große je gekommen sind — finden wir hie und da Wälle und Befestigungen, die sowohl in ihrer Anlage als in ihren Proportionen unserer Pipinsburg so ähnlich sind, daß sie so zu sagen wie Copien desselben Modells erscheinen. Die Uebereinstimmung ist so groß, daß zuweilen sogar die Dimensionen der einzelnen Theile dieser Werke so genau einander entsprechen, wie wenn man verschiedene Gepräge mit demselben Stempel gemacht hätte.

Um aus den vielen Fällen, die sich darbieten, gleich einen speciellen und in seinen Details authentisch bekundeten hervorzuheben, will ich hier nur zunächst der sogenannten „Hünenburg" bei Emsbühren in der Nähe von Bentheim unweit Osnabrück erwähnen. Diese Hünenburg besteht aus einem innern hohen runden Wall von 18 bis 25 Fuß Höhe und von 250 Schritten im Umkreise. Derselbe ist von zwei äußeren Wällen umgeben, die bedeutend niedriger, nämlich nur 7 Fuß hoch sind, und Gräben zwischen sich haben von etwa 12 bis 20 Schritt Breite. Das Ganze ist ohne Gemäuer. Es ist mit Einem Worte, wie man sieht, ganz und gar nicht nur die Anlage, sondern es sind auch genau die Proportionen unserer Pipinsburg. Einige Gelehrte glauben, daß jene „Hünenburg" eine Verschanzung der alten zur Zeit der Römer bei Bentheim lebenden „Amsivarier" (Emsanwohner) sey. Das Volk selbst geht mit seiner Sage, wie man schon aus dem Namen „Hünenburg" (Schloß der Riesen) entnimmt, ebenfalls weit über die Zeit Karls des Großen hinaus. Es erzählt, die Hünen hätten sich im Winter in der Emsbührener Burg vergraben, im Sommer aber von da aus Streifzüge gemacht.

Ganz ähnliche Erdarbeiten mit einer hohen ringförmigen „Citadelle" in der Mitte und mit mehreren concentrischen Wällen umher finden sich noch an folgenden Punkten des nordwestlichen Deutschlands. Zuerst eine bei Borg unweit Wallsrode und Verden im Lüneburgischen, vom Volke gleichfalls als eine „Hünenburg" bezeichnet; eine zweite bei Ohrensen im Amte Harsefeld in der Landdrostei Stade im Herzogthum Bremen, vom Volke bloß als eine „Räuberburg" bezeichnet, von einem alten Chronisten die „Oehesburg" genannt, ebenfalls mit doppelten Wällen und ohne Gemäuer; eine dritte im Fürstenthum Osnabrück, gleichfalls von zwei bogenförmigen Circumvallationen umgeben und ebenfalls ohne Mauerwerk, beim Volke „Wiekensburg" (Wittekindsburg) genannt; eine vierte bei Celle an der Fuse, bloß die Burg bei Celle genannt und in fast allen Stücken unserer Pipinsburg ähnlich. Eine fünfte liegt wenige Meilen von unserer Pipinsburg unweit des Dorfes Dühnen in der äußersten nördlichen Spitze der Halbinsel zwischen Elbe und Weser. Sie hat jetzt den höchst unpoetischen Namen „der Galgenberg," der davon herrühren soll, daß auf ihren Wällen im Anfang dieses Jahrhunderts einige Seeräuber hingerichtet wurden. Sie hat die Größe der innern Citadelle der Pipinsburg, besteht wie sie aus einem sehr hohen und mächtigen Walle, der einen engen Ring bildet, ist wie sie in das Gewand dichter Heidekräuter eingekleidet und wie sie von mehreren Tumuli (Heidengräbern) umgeben. Dieser „Galgenberg," den ich selber mit dem höchsten Interesse besucht und besichtigt habe, wird weithin in der Ebene, in der er von allen Seiten die Blicke auf sich zieht, gesehen.

Bei einigen andern alten Erdwällen, deren Beschreibung ich auch gelesen habe, scheint mir die Aehnlichkeit nicht so sicher festgestellt. Die citirten werden aber hinreichen, um zu beweisen, daß in Nordwestdeutschland eine gewisse Klasse von alten Befestigungen existirt, die alle denselben, sie vor andern Befestigungen auszeichnenden Typus haben.

Ich habe leider keine deutliche Vorstellung von der Constructionsform, welche Karl der Große seinen Lagern und Befestigungen zu geben pflegte. Ich vermuthe aber, daß er hierin, so wie in der Weise seines Wegebaus und in manchen andern seiner Einrichtungen, den Römern folgte, und daher wie diese seinen Lagern und

Digitized by Google

Verschanzungen eine viereckige Figur gäb. Die allgemein in Deutschland einheimische uralte Form der Befestigung scheint dagegen die cirkelrunde gewesen zu seyn. Man findet sie auch bei allen den alten Verschanzungen, die in den Gebirgen des mittleren Deutschland (im hercynischen Walde) so häufig sind, und die man mit Recht den ältesten germanischen Einwohnern jener Gegenden zugeschrieben hat. Man findet sie auch in Jütland und Dänemark und im ganzen südlichen Skandinavien, wo es überall, obgleich die Karolinger nie so weit gekommen, ganz eben solche Werke gibt, wie unsere „Pipinsburg," den „Galgenberg" und die verschiedenen genannten „Hünenburgen." * Vielleicht könnte man wohl behaupten, daß diese runde Verschanzungsform, die für die weitläuftigen Bedürfnisse großer Heere so viel Unbequemes hat, bei allen barbarischen Nationen die hergebrachte war. Ich will im Vorübergehen nur an die cirkelrunden „Awaren-Ringe" in Ungarn erinnern, so wie an die vielen kreisrunden oder ovalen Verschanzungen der ehemaligen Bewohner des Missisipithales in Nordamerika. Auch viele der Steinsetzungen der alten Erbauer der Hünengräber und Götteraltäre erscheinen in kreisrunder oder ovaler Figur. Es ist auch die Figur des Zeltes der Wilden. Alle eckigen Construktionen scheinen die Resultate größerer Kunst zu seyn.

Auch die frühere Beschaffenheit des Terrains in der Umgegend der Pipinsburg scheint — zum Theil wenigstens — auf die Annahme eines außerordentlich hohen Alters des Werks zu führen. Wie schon bemerkt, zeigt sie nach vorn gegen die jetzige Marsch hin nur einen einfachen Wall, nach hinten oder gegen die Geest hin doppelte Wälle und noch anderweitige Vorwerke. Dieß beweist klar, daß man zur Zeit ihrer Erbauung sich vorne durch irgend ein Naturhinderniß, entweder durch einen ungangbaren großen Sumpf oder vielleicht durch das Meer selbst sicher fühlte, während man von der trockenen Geest her die Angriffe erwartete. Unter den jetzigen Verhältnissen, wo rings umher alles festes Land geworden und die Burg von allen Seiten zugänglich ist, würde man nach diesem Plane gar nicht haben bauen können. Wenn nun auch zu den Zeiten Karls des Großen die vorliegende Marsch, das Land Wursten, noch nicht in sorgfältiger und solider Weise eingedeicht und vor häufigen Ueberschwemmungen geschützt war, so hatten doch wohl schon mit der im sechsten Jahrhundert beginnenden Einwanderung der Friesen die ersten Vorbereitungen zu einer solchen Eindeichung begonnen. Jedenfalls wor die Marsch bereits so hoch, daß sie überall auf Wurthen bewohnt werden konnte, und ein beständiges offenes Meer befand sich gewiß schon damals nicht mehr um die Halbinsel herum, auf der die Pipinsburg liegt. Vielmehr war weit umher bereits alles verschlickt, möglicherweise freilich noch sumpfig. In noch früheren Zeiten aber brandete hier das offene Meer bis an den Fuß der Geesthalbinsel hinan, und auf einen solchen Zustand scheint nun die Anlage der Festung berechnet zu seyn.

Endlich weisen auch sowohl die andern Bauwerke, welche in der nächsten Umgebung der Pipinsburg liegen (die großen Hünengräber, die Tumuli), als auch die antiken Geräthschaften, welche man in ihrer Nachbarschaft gefunden hat, zum Theil auf eine vorkarolingische Epoche, zum Theil wenigstens nicht auf die Karolinger hin. Sollte nicht für alle von vielen Hünengräbern, heidnischen Altären und andern Denkmälern aus dem Steinalter umgebenen Burgen die Vermuthung entstehen, daß sie mit diesen Dingen mehr oder weniger gleichzeitig waren und zusammenhingen? Dieser Zusammenhang wird in hohem Grade wahrscheinlich gemacht durch den Umstand, daß die Pipinsburg mit dem größten der umliegenden Hunengräber durch einen steinernen Weg verbunden ist.

Von Karl dem Großen hat man bei der Pipinsburg außer seinem der Burg angehängten Vatersnamen, so viel ich weiß, gar nichts Sicheres gefunden, keine Waffenstücke, keine Münzen, keine sonst conservirbaren Dinge. Dagegen hat man hier Mehreres entdeckt, was den Franken und ihren Königen durchaus fremd ist, namentlich ein höchst merkwürdiges und berühmt gewordenes Halsband von Gold, nebst mehreren römischen Goldmünzen. Von diesen Münzen, die aus verschiedenen Zeiten stammen, ist, wie die Göttinger Gelehrten bewiesen haben, die jüngste von Kaiser Anastasius II., der im Jahre 713 zur Regierung kam. Und es ist daher wahrscheinlich, daß der ganze auf demselben Fleck gefundene goldene Schatz, der Halsring sowohl, als die Münzen, welche als Ohrgehänge bearbeitet zu sein scheinen, in die Zeit nach dem Anfang des achten Jahrhunderts zu setzen ist.

Daß der Halsring und daher vermuthlich auch die Bearbeitung der Ohrringe skandinavischen Ursprungs gewesen, haben schon die Herren, welche über diesen goldenen Schmuck geschrieben, wahrscheinlich gemacht. Bestimmter aber geht dieß noch aus einer Vergleichung dieses Halsrings, seiner ganzen Construktion und Ausschmückung mit der Beschaffenheit derjenigen Halsringe

* S. hierüber Holenberg, Nordbon under Hednatiden. Stockholm, 1854. Seite 40.

hervor, die in Dänemark und Norwegen häufig gefunden worden sind. Eine solche Vergleichung zeigt, daß unsee Pipinsbueger Goldring, den der Kanzleirath Blumenbart im vaterländischen Magazine (Jahrgang 1814, S. 342) abgebildet hat, mit dem von Worsaae (in dessen Werke: Dänemarks Vorzeit, Kopenhagen 1844, S. 44) abgebildeten Ringe in Allem übereinstimmt, daß sie beinahe von demselben Meistee gemacht zu seyn scheinen.

Besagter Schmuck, der offenbae einem vornehmen Normannen, einem Seekönige oder seiner Frau angehört haben muß, würde auf die Anwesenheit von Noemannen in dee Nähe der Wesermündung und speciell bei unserer Pipinsbueg hindeuten. Veemuthlich brachten ihn die Noemannen selbst hieher. Daß die Sachsen ihn in Norwegen oder Dänemark geraubt haben sollten, ist nicht wahescheinlich, weil sie im 8. Jahrhundert viel schwächee auf der See waren, als die Normannen.

Will man nun aus diesem Allen die sichern Ergebnisse, die Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, die sich in den dargelegten Verhältnissen der Pipinsburg angedeutet finden, zusammenfassen, so lassen sich etwa folgende Resultate in der Kürze heausstellen.

Der Plan und die Figur der Wälle der Pipinsburg, ihre ringförmige Gestalt, ihre doppelte und dreifache Umwallung, die Höhe des innern Walls, scheinen es beinahe außer Zweifel zu setzen, daß sie in eine Klasse von Befestigungen gehört, die man in Norddeutschland mehrfach als „Hünenbuegen" bezeichnet, und die entschieden nicht von den fränkischen Königen herrühren, vielmehr von den Eingeboernen des Landes, den alten Sachsen oder ihren Vorfahren, den Chauken gebaut wurden. Der Umstand, daß die Pipinsburg rings umher von einer Menge sogenannter „Monumenta Giguntum" umgeben ist, macht dieß noch wahrscheinlicher. Auch läßt die Lage der Pipinsburg auf der Spitze einer Geesthalbinsel, mit schwachen Befestigungen nach außen, mit doppelten Wällen nach innen, beinahe vermuthen, daß zur Zeit iheer Erbauung wohl noch das Meer an ihem Wällen beandete, und dieß kann zur Zeit Pipins und Karls des Großen schon nicht mehr der Fall gewesen seyn.

Nimmt man dieß an, so mag man sich entweder denken, daß ein altee „Hünenanführer" oder ein alter Chaukenfürst, ein Hengist oder Horsa, einer jener verschollenen alten sächsischen Seehelden hier seinen Sitz hatte, oder auch daß es eine gemeinsame Gaubefestigung, eine sogenannte „Bauernburg" war, in welche sich die Leute der Umgegend in Kriegszeiten zurückgezogen, indem sie sich erst mit ihrem Vieh und ihrem ganzen Troß hinter den weitläuftigen Befestigungen und Außenwerken der Burg zusammendeängten, worauf dann zuletzt, wenn etwa diese Außenwerke verloren gingen, der während des Kampfes zusammengeschmolzene Rest der Tapfersten sich in der engen Ringcitadelle vertheidigte.

Da indeß die geschilderte Anlage und Figue der Pipinsburg nicht nue mit den sogenannten Hünenburgen Nordwestdeutschlands, sondern auch mit den alten Burgresten, welche wir in Jütland, Dänemark und dem südlichen Skandinavien finden, sehe harmeniet, so bleibt auch die Möglichkeit, daß ein alter skandinavischee Seeheld, ein Seekönig odee Wikingeranführer sie erbaut und sich in ihr eine Zeitlang an der Wesermündung festgesetzt hat, indem er von da aus das Land ausbeutete. Jene goldeue Geräthschaften, welche man in der Nähe dee Burg gefunden hat, und die entschieden skandinavischen Ursprungs sind, ohne Zweifel ursprünglich einem normannischen Vornehmen angehörten, scheinen dieser Vermuthung einiges Gewicht zu geben. Noch lange nach Karl dem Großen war die Bevölkerung dieser Gegend, wie uns die Chroniken melden, wild und unbändig. Es wohnten hier die „Herrn von Bederkesa," deeen Abkunft und Ursprung sehe dunkel ist, und deren Name, auch „Berdesekur" und „Berseter" geschrieben, man mit dem norwegischen Namen der „Berserker" (odee „Berserkur, Berseks, Viri famosi, facinorosi, robore plus quam humano, semigigantes, die gottlose Leute und halbe Riesen geweien seyn") hat in Verbindung bringen wollen. Auch diese Dinge scheinen auf eine noemannische Ansiedlung in der Gegend hinzudeuten.

Digitized by Google

Aphorismen.

(ſ. Nr. 44.)

Der Unterbau der Geſchichte.

Die Weltgeſchichte, wie ſie in unſern hiſtoriſchen Werken überliefert wird, iſt ein labyrinthiſches Gebäude, an deſſen Conſtruirung die Poeten eben ſo viel gearbeitet haben, wie die Forſcher und Urkundenentzifferer.

Ganze große Partien dieſes Gebäudes ſind reine Fiktion, die nur deßwegen hiſtoriſchen Werth hat, weil ſie in Millionen Köpfen als Wahrheit ſpukte und auf Treu und Glauben angenommen wurde. Man könnte das, wenn auch nicht beglaubigte, doch *geglaubte* Geſchichte nennen.

Sehr viel hat ſich der enthuſiaſtiſche und künſtleriſche Sinn mit dieſem Gebäude und den daſſelbe ſchmückenden Skulpturen, Scenen und Portraits zu thun gemacht, hat dieſelben ausgemalt, übertüncht, gedrechſelt, gefeilt und geſchliffen, bis ſie nach etwas ausſahen und eine recht charaktervolle Figur machten. So roh, wie ſie auf dem Boden des Stromes der Ereigniſſe herumpoltern, haben die Hiſtoriker die Kieſel und Edelſteine faſt nie brauchen zu können gemeint. Sie haben dieſelben immer etwas geſchliffen, façonnirt und effektvoll zuſammengeſchweißt.

Wer zuweilen in den Subſtruktionen dieſes großen Gebäudes gewandert oder vielmehr umhergekrochen und geklettert iſt, der wird wiſſen, wie Vieles da auf einem wahren Sumpfboden und zum Theil unergründlichen Moraſte gegründet, und von wie unſäglich viel Staub, Moder und Schmarotzerpflanzen da Alles bedeckt iſt. Er wird zu ſeinem Staunen und Schrecken gewahrt haben, daß hier ſo Vieles, was er ſich auf großen ſchönen Quaderſteinen ruhend dachte, in der That nur auf wahren Strohhalmen, auf allerdings oft recht künſtlich combinirten Strohhalmen, zuweilen nur auf einem Spinnengewebe von Hypotheſen ruht.

Ueberall die Anker verroſtet, das Takelwerk zerriſſen, zerſtückt und von den Forſchern mühſelig und dürftig wieder zuſammengeknotet. Ueberall die wichtigſten Pergamente von den Würmern, von Feuersbrünſten oder von Schimmel zerfreſſen und zerſtört. Ueberall die größten Lücken, die ſchlimmſten Klüfte, über die ſtatt einer Brücke nur ein morſcher Steg, eine faſt ſproſſenloſe Leiter führt, ſo daß der Freund des Lichts und der Wahrheit oft die Fertigkeit eines Seiltänzers oder die Augen der Eule nöthig hat, um ſeinen Weg darin weiter zu taſten oder in der Finſterniß ein wenig dämmerndes Licht zu erfaſſen. Und auf dieſen Strohhalmen, über dieſen Sümpfen, Schlünden und Irrgängen haben dann unſere Hiſtoriker das ſchöne, ſcheinbar ſo feſte und gefällige Gebäude ihrer Geſchichtserzählung emporſteigen laſſen.

Erzeugung der Gedanken.

Sehr richtig ſagt einer unſerer Philoſophen, daß das Genie meiſt eben ſo wenig für ſich allein originelle Gedanken ans Licht bringen könne, wie die Henne für ſich allein Eier zu legen vermöge, ſondern „daß irgend ein äußerer Anſtoß als Vater hinzukommen müſſe, das Genie zu befruchten, damit es gebäre."

Doch iſt dabei das Merkwürdige, daß bei Hennen der Vater immer ein Hahn ſeyn muß, daß dagegen zur Befruchtung des Genies durchaus nicht, wie Manche ſich fälſchlich einbilden, wieder ein Genius, ein Engel oder ein Wunderprinz von nöthen iſt, ſondern daß dazu viel unbedeutendere Dinge, irgend ein geringfügiger Anlaß, ein kleines Ereigniß, ein leicht überſehenes Phänomen, ja mitunter etwas anſcheinend völlig Heterogenes hinreicht.

Es iſt eine Eigenthümlichkeit des Genies, daß es gerade aus den gemeinſten und kleinſten Dingen, die von allen Andern unbeachtet bleiben, etwas Großes macht. Das Genie nährt ſich ſo zu ſagen recht gut von Diſteln, und übt die Kunſt, aus Häckerling Gold zu machen, wie denn auch ein Goethe oder ſonſt ein ächter Dichter die unſcheinbarſten Vorfälle des Lebens zu den wundervollſten Dichtungen ausſtaffirt, und wie denn auch die alltäglichſten Erſcheinungen auf die Spur der großartigſten Erfindungen geführt haben, ein vom Theekeſſel abgehobener Deckel zur Dampfmaſchine, ein vom Luftzuge hin und her bewegter Kirchenkronleuchter zu der Entdeckung der Geſetze der Pendelſchwingungen.

Es iſt ein Irrthum, in dem wir ſehr gewöhnlich befangen ſind, daß Jupiter immer nur unter Donner und Blitz erſcheinen müſſe. Er kommt zuweilen als Schwan, oder als Stier, oder ſonſt in den wunderlichſten Vermummungen. Statt mit dem Eclat von

Pauken und Trompeten in's Leben zu treten, schleichen sich die meisten neuen Dinge und guten Gedanken vielmehr wie Mäuschen bei uns ein, stehen aber dann hinterdrein oft plötzlich ganz riesengroß, mächtig und herrlich vor uns da, wie der Geist, der aus Fausts Pudel hervorgegangen.

Sobald man spricht, beginnt man schon zu irren.

Wenn sich mir ein Gegenstand, eine Idee, eine Wahrheit, die ich in Worte fassen und darstellen möchte, ein Thema für Schrift und Rede bietet, so tauchen sie in meinem Geiste zuerst auf wie ein ferner Hügel oder Berggipfel im Nebel einer schönen Landschaft. Mache ich mich mit der Zunge oder der Feder daran, diesen Gegenstand der Betrachtung zu erreichen, so bin ich wie ein Schiffer, der sich an Bord eines Bootes auf einem kleinen Wasserfaden einschifft. Bald merke ich, daß mein Bach nicht wie ein holländischer Kanal geradlinigt auf die von mir in's Auge gefaßte Idee zufließt, vielmehr mit Krümmungen abschweift und sich umher schwenkt, wie der teojanische Mäander; denn, wie Goethe sagt: „sobald man spricht, beginnt man schon zu irren." Indem ich weitee schiffe und weiter spreche, werde ich unwillkürlich aus der Richtung getrieben. Und dazu nimmt der eestrebte Hügel, indem ich mich ihm nähere, ganz andere Gestalt und Proportionen an. Zuweilen komme ich zu meiner Verwunderung wohl gar nicht bei ihm an, sondern werde in ganz andere Regionen geführt und steige endlich in einer völlig fremdartigen Gegend an's Land, die indeß auch lieblich ist und wohl die angewandte Mühe lohnt.

Noch häufiger als beim Schriftstellern und Reden begegnet uns dergleichen bei der Conversation; da ist es aus vielen Gründen noch weit schwieriger, sich über die Richtung des Weges zum Ziele zu veerständigen, und man wird dabei durch allerlei Gegen- und Unterströmungen oft ganz in's Blaue hinausgetrieben.

Die Eule der Minerva.

Wenn ich so einen still verliebten und von seinen Ideen erfüllten Musensohn zwischen den Kindern diesee Welt herumwandern sehe, so fällt mir immee die schlagende Wahrheit des Mythus der Griechen auf's Herz, die der Athene den scheuen, vom Tageslicht geblendeten, grangefiederten, stummen Vogel der Nacht, die Eule zum Attribute gaben. Dieselbe ist so oft das Gespött dee übermüthigen Tagesvögel, in deren munterer und glänzender Gesellschaft sie eine ungefällige Figue macht. Sie ist so wenig geschickt füe die Geschäfte dieses Lebens, in denen sich jene so leicht bewegen. In den finstern Schluchten und Veestecken dee Gebirge aber, in die sie eindringt, und in dee Dämmerung des Waldes, da erspäht sie mit iheen großen hellen Augen Dinge, die jenen verborgen bleiben. Und in der Nacht, wo sie sich mit leichtem und sicherem Fluge bewegt, während die andern, um sich nicht die Köpfe einzurennen, zu Hause bleiben müssen, da gehen ihr die jenseitigen Welten und die großen Nachtgedanken auf, und da wird sie auch der Schreihälse Meister, die am Tage ihrer spotteten, und zeigt sich als ihr gefürchteter Herr.

Claviere, Aeolsharfen und Memnonssäulen.

Manche Menschen sind wie Claviere, auf denen sich eine ordentliche, allgemein gefällige Melodie spielen läßt. Man kann sie in jeder Gesellschaft gebrauchen und benutzen und die Andern regelmäßig mit ihnen unterhalten.

Andere aber sind gleich Aeolsharfen. Wir vermögen beim fleißigsten Betasten mit unsern Händen und Fingern wenig aus ihnen heraus zu bringen. Wir sollten sie aber deßwegen nicht verachten und zu unserem eigenen Schaden vernachlässigen. Hängen wir eine solche Aeolsharfe nur an einem freundlichen Abend im Mondschein an's Fenster, horch! so murmelt sie lieblich im säuselnden Luftzuge.

Einige gar — noch schlimmer — scheinen so stumm und eegungslos wie steinerne Statuen. Stehen sie jedoch in der seelen, großen, weiten Einsamkeit der Wüste, dann zieht der aufsteigende Gott, indem er ihnen naht, einen mächtig ergreifenden Ton, ein weit schallendes Zeichen des innern Lebens aus ihrer Brust.

Die Fliege im Honigtopfe.

Die Grund- und Tiefgeleheten, die so recht im Dickicht einer Wissenschaft stecken, mahnen mich oft an die Fliegen, die ganz in den Honigtopf hinein gefallen sind. In der Masse des Wissens bewegen sie sich unbehelfen, wie diese im klebrichten Safte. Die Flügel und Beine sind ihnen überladen und gelähmt. Auch haben sie die Augen und Ohren zum Theil mit Honigseim verklebt. Ihr kleiner Magen reicht nicht hin, den ganzen Brei, an dem sie schlucken, zu verdauen, und sie kueten so lange darin herum, bis sie umkommen.

Da lobe ich mir die „Oberflächlichen," die nur primis labris und am Rande von den Dingen kosten. Das Wenige, was sie beschieden schlürfen, haben sie

Digitized by Google

Zeit, recht genau durchzuſchmecken, zu verarbeiten, zu digeriren und zu beurtheilen. Da ſie nicht ſo mitten drin ſtecken, ſo erblicken ſie trotz der vielen Bäume doch den Wald, und überſchauen das ganze Feld vorurtheilsloſer und von einem höheren Standpunkte aus. Endlich auch behalten ſie ihre Flügel frei, um zu andern Gegenſtänden zu fliegen und ſich eine Idee von der Weite dieſer ganzen, bunten, großen Welt zu verſchaffen.

Aeſthetiſches Gewiſſen.

Wie in Bezug auf moraliſche Dinge, ſo iſt uns auch in äſthetiſcher Hinſicht ein gewiſſer höchſt merkwürdiger, äußerſt ſicherer Takt — ein äſthetiſches Gewiſſen — angeboren, vermöge deſſen wir ſogleich das Schöne vom Unſchönen, das Anmuthige vom Widerwärtigen unterſcheiden und das Treffliche und Wahre erkennen, ohne daß wir uns dabei auch ſofort die Gründe für das Für und Wider anzugeben wüßten. Dabei kommt es Einem oft vor, als ob unſere Natur viel klüger wäre, als unſer Verſtand und als alle Ueberlegung. In hundert Fällen ſind wir faſt ganz überzeugt, daß wir mit unſerem Urtheil recht mitten in's Schwarze treffen könnten, und vermögen uns doch über das Warum keine Rechenſchaft zu geben.

Die Anlage zu dieſem äſthetiſchen Gewiſſen ſteckt in der Natur jedes Menſchen. Durch Erziehung, durch vieles Sehen und Hören ſchöner Dinge wird ſie allmählig wunderbar in uns geſtärkt und ausgebildet, und zwar durch Erfahrung weit mehr als durch Raiſonnement. Der Weg des Nachdenkens und des Ueberlegens iſt ein äußerſt langwieriger, und ſollten wir uns auf dieſem Wege allein den Compaß ſowohl für unſere Handlungen als für unſer Urtheil einrichten, ſo reichte dazu das ganze Leben nicht aus.

Es iſt daher ein Glück, daß wir durch Gewöhnung, durch Nachahmung, durch Erfahrung ſo vieles lernen und in uns befeſtigen, und daß die Praxis, um mich ſo auszudrücken, in demſelben Maße ſtärker iſt, als unſere Theorie und unſer Verſtand unzulänglich und ſchwach. Es iſt für das Leben auch viel wichtiger, daß wir das moraliſche und äſthetiſche Gewiſſen, den rechten Takt in uns ausbilden als das Raiſonnement. Denn das Leben fordert von uns eben immer raſche Entſcheidungen, ſchnelle Griffe, prompte Ausſprüche und Entſchlüſſe, und der langſame, hinterdrein hinkende Verſtand reicht dafür gar nicht aus.

Man ſieht Menſchen, in denen der Takt des Benehmens, das Gefühl des Richtigen, das Gewiſſen des Schönen und Guten auf außerordentliche Weiſe entwickelt ſind, deren Auge, Ohr und alle Sinne merkwürdig richtig inſpirirt ſind, die, ſo zu ſagen, aus lauter richtiger Praxis beſtehen. Es iſt als ſähe man Pflanzen, die ſich wie ein noli me tangere ſchließen bei der leiſeſten Berührung, die ſich öffnen beim Sonnenſchein, die ſich laben beim Regen, die ihre Zweige bei jedem Lüftchen drehen, ohne jedoch zu wiſſen, wie und warum ſie dieß Alles thun.

Aber freilich, wie kenntnißreich, wie hochgelehrt wären wir alle, wenn wir Alles begreifen, deuten und erklären könnten, was wir ſelber täglich verrichten, oder als wahr empfinden und denken! Wer ſich ſelbſt immer im Auge hat, kann ſeinem eigenen Weſen Vieles gleichſam an den Fingern abſehen, bei ſich ſelber eben ſo gut wie bei andern in die Schule gehen, indem er auf die Eindrücke, welche die Dinge auf ihn machen, und auf die Empfindungen und Senſationen, die ihn dabei ergreifen, achtet. Da die Natur uns nämlich, wie geſagt, mit einem Inſtinkt oder Takt ausgeſtattet hat, der ſchneller und beſſer das Rechte heraus fühlt, als unſer Verſtand es durch Ueberlegung ſogleich bewirken könnte, ſo vermag nun dieſer Verſtand, indem er unſerer Seele nachſchleicht, hinterdrein zu Reſultaten, Meinungen, Anſichten und Principien zu gelangen, die ihm vorher völlig verborgen waren.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Theater. — Les Ganaches. — Mademoiselle Livry. — Italienisches Theater.

Sardous Lustspiel „les Ganaches“ macht großes Aufsehen; der Saal ist jeden Abend überfüllt. Es ist eine Satire auf die Vergangenheit, auf die Alten; der Enkel lacht über die Perrücke seines Großpapas und denkt nicht daran, daß vielleicht auch ihm die Haare ausfallen. Da niemand gegen die Preßklage protestirt hat, so haben wir natürlich nichts dagegen einzuwenden. Jedenfalls aber verdient das Stück, daß man es sich näher ansieht.

Die Handlung ist nicht ohne Absicht in die Bretagne verlegt; die Köpfe der Bretonen sind hart wie ihre Granitfelsen; sie hängen fest an ihrer Ueberzeugung. Im Schloß de la Roche Pean sehen wir einen Herzog, tief in den Achtzigen; er trauert noch immer um Ludwig XVI. Sein Sohn, der Marquis, einst Offizier unter den Gardes du Corps Karls X., hat nach der Julirevolution seinen Degen an den Nagel gehängt. Die dritte Ganache ist Leonidas Vidalin, einst Stabsarzt unter der Republik; 1804 hat er den Dienst verlassen. Bemerken Sie das Datum: 1804 ließ sich Napoleon I. zum Kaiser ernennen. Leonidas ist ein Terrorist; er will den gewaltsamen Fortschritt: Freiheit durch die Revolution, die Guillotine für die Sklaven. Und da man einen Republikaner nicht schlecht genug machen kann, so ist Leonidas auch ein Atheist, die Schreckensmänner aber beteten das ewige Wesen an: Robespierre war Deist. Dann kommt Fromentel, der Bourgeois, der alles tadelt, alles besser weiß, alles reformiren will, alles zerstören, was besteht, und stets sich zurück sehnt nach dem, was er verachtet. Fromentin ist die gelungenste Persiflagnamie im Stücke; es ist die Carricatur des Bourgeois, der unter Louis Philipp das Regiment führte und die liberalste Monarchie stürzen half, die vielleicht je existirt hat. Wie ein Leonidas in das Schloß eines de la Roche Peans kommt, ist schwer zu begreifen. Unter diesen Trümmern der Vergangenheit erscheinen die zwei Vertreter der Gegenwart: Marguerite und Marcel Cavalier, beide bürgerlicher Abkunft. Marguerite ist die Tochter einer Schwester des Marquis, die durch einen Bürgerlichen entführt worden und mit die väterliche Gnade wieder verscherzt hat. Marguerite wird gut aufgenommen, der Herr Oheim verliebt sich sogar in die schöne, frisch aufblühende Nichte, die aber schon anderwärts gewählt hat, und zwar den Ingenieur Marcel Cavalier, der gekommen ist, um durch den Park des Schlosses einen Schienenweg zu führen. Darüber gerathen der Marquis und der Ingenieur — die Vergangenheit und die Zukunft — an einander. Der Marquis steht für die Tradition, für die Erhaltung alter Monumente ein, sein Gegner für den Fortschritt, für die Neubauten, für die „öffentlichen Verschönerungen.“ Das Stück war offenbar auf die Inauguration des Triumphbogens auf place du trône berechnet. Das übrige, das Verhältniß zwischen Marguerite und Marcel, das sehr fein und zart behandelt ist, den Parteien Vaterente, der ein Lehrgedicht auf das Dominospiel geschrieben u. s. w., können wir als außerhalb der Tendenz des Stückes bei Seite lassen.

In der großen Oper freute man sich auf die Stumme von Portici und auf Mario als Masaniello, und zumal auf Mademoiselle Livry als Fenella. Allein Fenella hat sich die Flügel verbrannt. In der Probe, im Augenblick wo sie auf den Felsen steigt, der das Meer beherrscht, kam sie einer Lampe zu nahe; ihr Kleid fing Feuer, und ohne die Entschlossenheit des Pompier Müller wäre sie das Opfer ihrer Unvorsichtigkeit geworden. Ihr Zustand ist nicht so bedenklich, als man anfangs befürchtete; ehe das Fieber vorüber, stehen indeß die Aerzte für nichts, und jedenfalls kann der schwer verwundete Schmetterling vor einigen Monaten die Flügel nicht wieder entfalten. Der Staatsminister hat Mademoiselle Livry einen Besuch gemacht und ihr die Versicherung gegeben, daß die Stumme nicht ohne sie aufgeführt werden soll. Es gibt Leute, die sich ärgern, daß die Hauptstadt in Allarm geräth, weil eine Tänzerin in Lebensgefahr ist; man sollte sich erinnern, 1848 hätte man kaum Notiz davon genommen.

Wir sind in voller Theatersaison; die Abende sind lang und wachsen von Tag zu Tag; die Salons sind noch nicht eröffnet; die Visiten kommen erst nach Neujahr; es bleibt also nichts übrig, als das Theater. Die italienische Oper steht in voller Blüthe. Coel fan tutte ist trefflich gesungen und gespielt worden; die Frezzolini und die Albani hatten die Hauptrollen. Das Stück ist allbekannt, nähere Angaben sind also unnöthig. Die Alboni hat noch immer die unvergleichliche Stimme, die sie aus der Kehle in Perlen und blitzenden Juwelen aufsteigen läßt, wie einen Springbrunnen, auf den die Sonne scheint; es geht dieß alles vor sich, als wüßte sie nichts davon, als thue sie nichts dazu. Die Frezzolini hat von allen Sängerinnen, die ich seit der Malibran gehört, die meiste Poesie; es ist ein Zauber in ihrer Stimme und in ihrem Wesen, der ihre Schönheit und selbst ihre Stimme überlebt hat.

Endlich hat Adeline Patti debütirt in der Somnambula. Seit mehreren Wochen konnten die prime donne des Théâtre italien nicht mehr schlafen vor Neugierde, vor

Digitized by Google

Ungeduld und vor Angſt. Werden ſie ſich jetzt beruhigen? De visu kann ich nichts berichten, und den Journalen iſt nicht zu trauen. Das Charakteriſtiſche ihres Talents iſt die Leichtigkeit, womit ſie ſich allen Maßen gerecht zu machen weiß. Man ſpricht im voraus viel von: „le mariage de Giboyer,“ worin es beſonders darauf angelegt iſt, das Publikum oder einen Theil deſſelben zu ärgern. Man führt unter anderem eine Stelle an, wo eine der handelnden Perſonen das Recept angibt, wie man ein legitimiſtiſches Blatt gründet.

Aus dem Wupperthal, November.

Schumanns Faustscenen. — Viola. — Lessings Huß. — Handelsverhältnisse.

Nach einem warmen und ſonnigen Herbſte, wie wir ihn in ſolcher Schönheit ſelten genoſſen, iſt die Regenzeit eingetreten, die im Wupperthale der Regel nach die Stelle des Winters vertritt. Wie in ſo mancher andern, iſt unſer gutes Thal auch in dieſer Beziehung auswärts aufs höchſte verſchrieen, und doch ſind auch ſeine klimatiſchen Verhältniſſe weit beſſer als ſein Ruf. Freilich verdichtet ſich hier, wo die Berge ſo nahe zuſammenrücken, manche Wolke zu einem feinen Regen, die ſonſt wohl in ihrer Dunſtgeſtalt vorübergezogen wäre; aber trotzdem iſt im Durchſchnitt die jährliche Regenmenge um nichts bedeutender, als in günſtiger gelegenen Orten, z. B. im benachbarten Düſſeldorf. Das Traurige und Widerwärtige in unſerem Thale bei Regenwetter iſt nicht eigentlich der Regen ſelbſt, ſondern der Lehmboden, der, aufgeweicht, kaum zu durchſchreiten iſt, während Düſſeldorf einen Sandboden beſitzt, der es erlaubt, unmittelbar nach dem Regen die gewohnten Spaziergänge in aller Behaglichkeit wieder vorzunehmen.

Aber während draußen das Wetter in dieſem Augenblick unwirthlich genug iſt, haben Theater und Concertſaal dafür geſorgt, daß wir der Natur über der Kunſt vergeſſen. Schon mehrmals hatte ich Gelegenheit, mich über die gediegene Richtung auszuſprechen, welche der Elberfelder Geſangverein unter der Leitung ſeines trefflichen Direktors Schornſtein verfolgt. Mehrere der bedeutendſten Werke deutſcher Tonkunſt haben von hier aus ihren Ausgang genommen, und zu den alten muſikaliſchen Großthaten iſt jetzt eine neue getreten: die vollſtändige Aufführung der von Schumann nachgelaſſenen Scenen aus Faust. Bekanntlich hat Schumann an dieſem Werke, dem tiefſten vielleicht, das ſein gewaltſam ringender Geiſt geſchaffen, Jahre lang gearbeitet; die Ouverture iſt in Düſſeldorf entſtanden, als es, dem Anſchein nach, nach licht war in ſeinem Innern; kurz darauf brach die ſchauervolle Nacht des Irrſinns über ihn herein. Einzelnes aus Faust wurde hier und da ſchon früher gegeben; das ganze Werk iſt vollſtändig erſt in dieſem Jahre, zum erſtenmal in Köln, zum zweitenmale jetzt in Elberfeld zur Aufführung gekommen, und dort wie hier hat es einen großen und nachhaltigen, wenn auch gerade keinen überwältigenden Eindruck hinterlaſſen. Vieles, was die Wirkung beeinträchtigt, kommt allerdings auf Rechnung des Textes. Schumann iſt, man möchte faſt ſagen eigenſinnig allem aus dem Wege gegangen, was ſich der Compoſition förmlich entgegendrängt, was von Goethe mit bewußter Abſicht für die Compoſition geſchrieben iſt, um dagegen oftmals einzelne Scenen des erſten Theils, in welchen ſich allerdings eine große muſikaliſche Wirkung erzielen läßt, und die ganze ſcholaſtiſche Philoſophie des zweiten Theils in Muſik zu ſetzen, die ſich gegen die muſikaliſche Behandlung ſträubt. So finden wir weder einen Compoſition der Oſtergeſänge, noch des Schäferlieds; weder hat ihm das Lied vom König in Thule, noch das Flohlied Scoff zur muſikaliſchen Geſtaltung geboten. Dafür ſind aus dem erſten Theil des Faust componirt: ein Theil der Gartenſcene, womit Schumann beginne, Gretchen vor dem Bilde der Mater dolorosa und die Scene im Dom. Aus dem zweiten Theil iſt die Introduktion genommen, nämlich die Elfenchöre und der Monolog des Fauſt. Dann geht es mit gewaltigem Sprunge ſofort zum Schluſſe, zur Scene um Mitternacht, wo ſich die Sorge an ihn hinanſchleicht, und zum Tode Fauſts. Als dritte Abtheilung iſt die ganze Verklärungsſcene durchcomponirt.

Daß ſich in dieſen wenigen Bruchſtücken der Gedankengang der großen Dichtung auch nur annähernd wiederfände, wird niemand behaupten wollen. Es ſind Fetzen, mit vollſtändiger Willkür herausgeriſſen, die unter ſich keine andere Verbindung haben, als den gemeinſamen Titel. Dabei iſt die Grundfrage zu erledigen, ob es überhaupt zuläſſig oder nicht als eine große Verirrung zu betrachten ſey, in dieſer Weiſe dramatiſche Werke in Muſik zu ſetzen, die nur für das geſprochene Wort geſchrieben ſind. An Vorgängern hat es freilich Schumann nicht gefehlt, aber es waren eben nur Geiſter zweiten und dritten Rangs, die

tätzlich nach allem griffen, was ihnen in den Wurf kam, um es musikalisch zu mißhandeln. Wer hätte nicht in seiner Jugend aus schönem oder unschönem Munde den Monolog aus Maria Stuart herunterleiern hören? Sollte es nun wirklich ein Vergreifen im Stoffe seyn, diese Composition des Goetheschen Faust, dann ist auf der andern Seite freilich nicht zu läugnen, daß ein Titan sich vergriffen hat; denn nach Berthoven möchte kaum ein musikalisches Werk mit großartigerem Gefühl geschrieben seyn. Einzelnes, wie z. B. die Domscene, wirkt sofort mit zerschmetternder Gewalt; andere und in musikalischer Beziehung vielleicht noch höher stehende Theile des Werkes erfordern ein innigeres Vertiefen, als ein ein- oder zweimaliges Anhören zu gewähren vermag, um ihre Schönheit ganz und voll würdigen zu können. Für die Menge ist es Kaviar.

Um Nebensächliches zu berühren, so hat sich auch in diesem Werke Schumann vielseitig Stoff zur Tonmalerei geboten (der Aufgang der Sonne, das Schleichende, Dämonische in der Zeichnung der grauen Weiber, der schiefe, schleifende Tritt der Lemuren), und es ist zu bewundern, wie er es verstanden hat, dieses eigentlich unkünstlerische Mittel, das in ungeschickten Händen oft einen geradezu lächerlichen Eindruck hervorbringt, künstlerisch zu verwerthen und eine ungemein poetische Wirkung damit zu erzielen. Vielleicht reicht kein Componist in dieser Beziehung an ihn hinan. Unter seinen Klavierstücken gibt es bekanntlich mehrere, und einige von entzückender Schönheit (z. B. der Springbrunnen), wo das Mittel zum Zweck geworden ist. Schumann war in seinem innersten Wesen mit der Natur verwachsen und hat ihre geheimsten Laute wie kaum ein Anderer belauscht.

Leider besitzt unser Gesangverein nicht mehr den Reichthum vortrefflicher Stimmen, mit dem er früher glänzte, und so war man genöthigt, für die Aufführung fremde Kräfte heranzuziehen, unter welchen namentlich Julius Stockhausen und Fräulein Rohn vom Mannheimer Hoftheater zu erwähnen sind. Der Concertsaal war in einer Weise gefüllt, wie es bis jetzt noch nicht vorgekommen ist; aber, es ist betrübend zu sagen, die Meisten waren doch nur gekommen, nicht um den Faust, sondern um Stockhausen zu hören; im Concertsaal, wie auf der Bühne nehmen die Virtuosen den schaffenden Künstlern die Kränze weg. Und wie wenig gerechtfertigt sind oft die Huldigungen, welche man geschäftig dem bloßen Virtuosenthum darbringt! Denn Männer, wie Stockhausen, welche den ganzen modernen Modekram verschmähen, um nur der wirklichen Kunst zu dienen, sind seltene Erscheinungen. Der Elberfelder Gesangverein hatte früher das Glück, unter seinen Mitgliedern ebenfalls ein hervorragendes Talent zu zählen, den Tenoristen Herzer, der es sich noch jetzt als thätiges Direktionsmitglied angelegen seyn läßt, den alten Ruhm des Vereins zu bewahren und zu vermehren. Er besaß Alles, was den Gesangvirtuosen schätzenswerth macht, eine metallreiche Stimme, einen seltenen Umfang und seltene Gleichmäßigkeit in allen ihren Lagen, eine vortreffliche Schule und einen ausdrucksvollen Vortrag, voll tiefen Verständnisses und wahren Gefühls. Wie schade ist es, daß dieses kostbarste aller Instrumente, die menschliche Kehle, nicht der Wirkung der Jahre zu widerstehen vermag! Was im Uebrigen die Aufführung des Faust betrifft, so war sie, einige Unebenheiten abgerechnet, welche bei einem so großen Werke kaum zu vermeiden sind, vollkommen zufriedenstellend, dank der sichern Leitung Schornsteins. Frau Schumann war selbst anwesend; sie wurde bei ihrem Eintreten in den Concertsaal lebhaft empfangen. Wie erhebend muß für diese geniale Künstlerin der wachsende Ruhm ihres Mannes seyn, und wie müssen wir es doppelt beklagen, daß er ihr und uns durch ein so furchtbares Verhängniß entrissen wurde, vor der Zeit und bevor seine Entwicklung ihren Abschluß gefunden hatte. Jedoch war ein solches Ende vorauszusehen bei dem Dämonischen, von dem er beherrscht wurde, und das ihn zu Dichtungen trieb, wie Faust und Manfred. Dieses letztere Werk, ebenfalls tief und gewaltig angelegt wie der Faust, und doch vielleicht in derselben Weise zu verurtheilen, ist kürzlich mehrmals mit verbindendem Text von Friedrich Roeber gegeben worden, in Leipzig, Düsseldorf und ebenfalls in unserem Thale, nämlich in Barmen. Persönlich hat ihm in der letzten Zeit namentlich auch Karl Reinekt sehr nahe gestanden, der bekanntlich einige Jahre hindurch im Wupperthale (als Musikdirektor in Barmen) gewirkt und es nicht unterlassen hat, mit allem Eifer für Schumann Propaganda zu machen. Eine Anzahl Schumann'scher Lieder sind von ihm meisterhaft für das Klavier bearbeitet. Von Reinecke selbst ist in diesem Augenblick wieder ein größeres Werk für Orchester und Gesang erschienen, Belsazar, Dichtung von Friedrich Roeber, mit einer Widmung an den König von Hannover. Das Werk hat schon zwei Aufführungen erlebt, in Breslau und Leipzig, beidemale mit großem Erfolg, und es wird für das Beste gehalten, was dieser, mit ernstem Streben und reichem Talent begabte Componist geschaffen.

Neben dem Concertsaal ist es vorzüglich das Lesezimmer, das die ästhetischen Feinschmecker anzieht. Rudolph Niels, seit langer Zeit in Düsseldorf lebend, hält hier eine Reihe dramatischer Vorlesungen, und da das Interesse für den Faust durch die Aufführung der Schumann'schen Tondichtung einmal geweckt war, so konnte nichts natürlicher seyn, als daß auch Niels in der letzten Vorlesung den Faust zum Vortrag wählte; vorangegangen war das Shakespeare'sche Wintermährchen. Niels macht Valleske Concurrenz. Beide besitzen dasselbe Verständniß, dieselbe Beherrschung ihres Organs, dieselbe Virtuosität in der Darstellung der verschiedenartigsten Charaktere. Was Valleske voraus hat, ist größere Kraft und Ausdauer der Stimme, eine unerläßliche Bedingung, wenn es sich um Gestalten handelt wie Coriolan oder Richard III. Was hingegen Niels auszeichnet, ist eine größere Weichheit und Biegsamkeit des Organs, die ihn namentlich Frauencharaktere auf das glücklichste wiedergeben läßt.

Digitized by Google

Geerchen im Faust war eine seiner vorzüglichsten Leistungen; sie zeigte, daß es der musikalischen Zugabe nicht bedarf, und das bloße Wort Goethes genügt, um uns auf's tiefste zu ergreifen und zu erschüttern.

Nicolo stammt ebenfalls aus dem Wuppertale, er ist ein geborner Elberfelder, und war als solcher selbstredend zum Kaufmann bestimmt, hatte aber des Kramś bald satt. Er studirte lieber Byron und Dante, als Lyoner und Liverpooler Marktberichte, und versenkte sich lieber in die Tiefen der Don-Juan-Partitur, als der Kostüm- und Unkostenrechnungen von seidenem und baumwollenem Plunder, denn er war zugleich sehr musikalisch angelegt und besaß eine der vorzüglichsten Tenorstimmen. Das trieb ihn nach Berlin, wo er sich sprachlichen und musikalischen Studien hingab und den Vorsatz faßte, sich der Bühne als Opernsänger zu widmen. Daraus ist nun freilich nichts geworden, aber er hat Gelegenheit gefunden, die gesammelten Kenntnisse vielfach anzuwenden. Es ist von ihm, und zwar kürzlich in zweiter Auflage, eine Uebersetzung von Byrons Manfred und den hebräischen Melodien erschienen, eine der besten, wenn nicht die beste, welche wir besitzen. Zugleich hat er den Dante vollständig übersetzt und gedenkt diese Uebersetzung mit einem Commentar in nächster Zeit herauszugeben. Bei den Düsseldorfer Künstlern ist er an die Stelle Immermanns getreten, und einige Aufführungen, welche er mit ihnen veranstaltet hat, wie unter andern von Shakespeares Comödie der Irrungen, sind zu Ereignissen geworden, die noch lange in der Erinnerung leben. Auch als Dichter ist Nicolo aufgetreten, namentlich als Dichter der Festspiele für den Düsseldorfer Maskenball, von denen manche, z. B. für das große Künstlerfest und für das Fest zu Ehren des Alt- und Großmeisters Cornelius, einen größern Werth haben, als er in der Regel in solchen Tageserzeugnissen zu finden ist. Als trefflicher Vorleser war Nicolo schon seit längerer Zeit in engern Kreisen bekannt, jetzt hat er diese Kunst förmlich zu seinem Berufe erwählt, und es ist ihm gelungen, sich überall ungetheilte Anerkennung zu erwerben.

Wer den Jammer gesehen hat, mit dem die Meisterwerke der dramatischen Literatur fast durchgängig dargestellt werden, gerissen, zerfetzt, zerstückelt, zugeschnitten auf den Leib legend eines fahrenden Comödianten, der sie zu Gastrollen benutzt, eine oder zwei Rollen erträglich beizt, die übrigen von Figuranten spielt, welche eher auf den Schneidertisch oder die Schusterbank gehören, als auf die Bretter, über welchen der Geist Shakespeares und Goethes schwebt, der flüchtet gern aus den entweihten Räumen des Kunsttempels in das enge Gemach, wo ein Berufener uns jene großen Dichtungen lebendig macht, wo uns kein Coulissengerassel stört und kein Souffleurgekrächz, und wo Schnock, der Schreiner, und Zettel, der Weber, uns mit derselben individuellen Wahrheit vorgeführt werden, wie Oberon und die schöne Königin der Elfen. Das ist der große Vorzug von Männern wie Valleske und Nicolo, daß sie, die keines Brettergerüstes bedürfen, keiner Narrenjacke und keiner Königskrone, denen ihr Buch und das Lesepult genügt, mehr zum Verständniß und zur Verbreitung unseres großen dramatischen Horts beitragen, als es die Bühne überhaupt zu thun vermag.

Die Bühne des Wuppertals ist ebenfalls wieder zum Leben erwacht. Das Gebäude ist zwar neu aufgeputzt worden, eine andere Gestalt hat man ihm doch nicht geben können; es macht vollständig den Eindruck irgend eines der Wuppertaler Fabrikgebäude, und wie es mächtig im Aeußern ist, zeugt auch die innere Einrichtung nicht gerade von besonderem Geschmack; es ist überall verbaut und namentlich fehlt es der Bühne an genügender Breite. Indeß, als Immermann seine Tempe in Elberfeld spielen ließ, war er genöthigt, sein Gerüst in einer Reitbahn aufzuschlagen; bei der geringen Höhe konnte von Maschinerie, um Himmel- und Höllenfahrten darzustellen, keine Rede seyn; nothdürftig gab es Raum für einige Coulissen, aber hinter den Coulissen saß der Dichter, und auf der Bühne standen Künstler, angefeuert und beseelt von seinem Geiste. Man vergaß die Umgebung, und der enge Raum erweiterte sich zur Welt. An den besten Vorsätzen fehlt es der jetzigen Leitung nicht, die noch immer in den Händen Löwe's ruht, eines vortrefflichen Künstlers. Wo aber die Schauspieler mit jedem neuen Jahre neu zusammengesucht werden müssen, da ist alles Mühen ohne den entsprechenden Erfolg, und dem Publikum bleibt nichts übrig, als seine Anforderungen herunterzustimmen und sich an dem genügen zu lassen, was ihm mit gutem Willen geboten wird. Dazu kommt, daß bei einem Privatunternehmen, wie in Elberfeld, die materiellen Interessen vorwiegen und auch wohl vorwiegen müssen. Ich habe die unwürdige Stellung, welche in dieser Beziehung die Wuppertaler Bühne einnimmt, schon früher beleuchtet. Um Geld zu machen, werden alle möglichen Kunstgriffe angewendet, und unter diesen ist der bekannteste und gebräuchlichste das Gastspiel. In der Regel freilich benutzt man dieses Mittel zuletzt, wenn das Publikum müde und abgespannt ist und die Nerven einen neuen Reiz verlangen. Unsere Bühne hat gleich von vornherein damit begonnen. Wir sahen in der Oper die Arnds, die schon etwas abgesungen ist, und im Schauspiel die Frau von Bärendorf, der die Kunstreisen zugleich Gelegenheit bieten, ihren Juwelenschmuck und ihre reiche Garderobe zur Schau zu stellen. Beides hat die gebührende Bewunderung gefunden.

Ein höchster und seltenster Genuß ist uns durch die Ausstellung des Lessing'schen Huß bereitet. Die Composition des Bildes ist ohne Zweifel durch den Kupferstich zur Genüge bekannt. Huß, inbrünstig betend, das Antlitz zum Himmel gewendet, kniet auf dem Richtplatze; in geringer Entfernung ist der Scheiterhaufen aufgethürmt, an welchem die Henker, in ungeduldiger Erwartung, mit rauchenden Brandfackeln stehen. Auf der rechten Seite des Bildes hält hoch zu Roß der Herzog von Bayern, der die Hinrichtung zu überwachen hatte. Er wendet finster den Kopf, um zu einem Bischofe zu reden, der ebenfalls

herbeigeritten iſt, das Schauſpiel anzuziehen. Fanatiſches Volk ſtürmt mit Droden auf Huß ein, darunter ein wüſter Kerl, der ihm die Papiermütze mit Teufelsfratzen und der Umſchrift: Erzketzer, wieder aufſetzen will, die Huß vom Haupt gefallen ſeyn mochte. Auf der linken Seite tritt uns in dem Gedränge, das den Richtplatz umgibt, die lebhafteſte Theilnahme für das unglückliche Opfer der Zeit entgegen, und die finſtern und erzürnten Geſtalten zweier böhmiſcher Bauern laſſen uns ahnen, daß jene Brandfackeln nicht bloß den Holzſtoß, doß ſie das ganze böhmiſche Land entzünden werden.

Das Bild wurde von Leſſing in den Jahren 1847 bis 1850 gemalt und gleich nach ſeiner Vollendung von dem amerikaniſchen Conſul Boker (aus dem uns benachbarten Remſcheid ſtammend) angekauft. Es wanderte ſofort nach Newyork, iſt aber ſeitdem, ich weiß nicht auf welche Veranlaſſung, in andere Hände übergegangen, und befindet ſich jetzt im Beſitze eines gewiſſen Derby, der es nach Möglichkeit auszubeuten ſucht. Es liegt etwas das Gefühl verletzendes in dieſem Umherführen und zur Schau Stellen ſolcher Kunſtwerke, als handelte es ſich um eine Menagerie oder um ein Puppentheater; dennoch ſind wir Derby großen Dank dafür ſchuldig, und es wäre zu wünſchen, daß ſein Beiſpiel von Andern, die ſich im Beſitze ähnlicher Schätze befinden, nachgeahmt würde. Unzweifelhaft iſt der Huß eine der vorzüglichſten Schöpfungen, welche die Hiſtorienmalerei überhaupt aufzuweiſen hat. In Elberfeld iſt das Bild ſtets umdrängt; die Menge ſteht davor lautlos. Es iſt die Wahrheit der Darſtellung, die uns gleich gefangen nimmt und auf das tiefſte ergreift. Die entgegengeſetzteſten Empfindungen kommen erſchöpfend zum Ausdruck, das Mitgefühl, der Zorn, der Haß, die fanatiſche Wuth, und doch ſtimmt alles harmoniſch zu einander, und doch finden ſich nirgends grelle Contraſte. Was Leſſing vor Andern auszeichnet, iſt eben dieſes weiſe Maßhalten, das ihn lehrt, die gewaltſamſten Leidenſchaften darzuſtellen ohne Verzerrung. Auch in der Farbe ſind alle grellen Töne vermieden; der Himmel iſt leicht bewölkt, ein matter Sonnenſtrahl beleuchtet das Antlitz des Märtyrers. Im Machwerk, in der techniſchen Ausführung iſt Leſſing bekanntermaßen ein Meiſter vor allen.

Was dieſes Bild zu einem wirklich hiſtoriſchen macht, in höherem Grade noch, als es andere ſeiner Bilder ſind, das iſt die ganze Atmoſphäre der Zeit, die uns daraus entgegen weht und die in ſeiner Gefangennehmung des Barſtes Paſchalis nicht in gleichem Grade wiedergegeben iſt. Die Geſtalten auf dem Hußbilde gehören, wie ſie da ſtehen, vollſtändig jener Periode an, in welcher die Handlung ſich zugetragen hat. Das Geheimniß liegt nicht in der hiſtoriſchen Treue des Coſtüms, die für jeden Laien leicht genug zu erreichen iſt, es liegt in den menſchlichen Figuren ſelbſt, in ihrer Haltung, in dem Ausdruck der Köpfe, der Schädel- und Geſichtsbildung. Wie die Zeiten ſich ändern, ändert ſich auch der Menſch, und mit der innern Umwandlung findet zugleich eine äußere ſtatt, welche für Jeden, der ein Auge dafür hat, wohl zu erkennen iſt. Eine andere Geiſtesrichtung, veränderte Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche drücken ihr Gepräge der ganzen äußern Erſcheinung auf, zumeiſt den Köpfen, und die einzelnen Zeitabſchnitte ſind bei demſelben Volke eben ſo wohl zu unterſcheiden, wie jetzt unſer Auge auf den erſten Blick ein deutſches Geſicht von einem franzöſiſchen oder engliſchen zu unterſcheiden vermag. Ein Kopf aus der Reformationszeit ſieht eben anders aus als einer aus der Zeit der Allongeperücke, und dieſer hinwiederum trägt einen andern Charakter als einer aus der Zopfzeit oder aus unſern Tagen. Dieſes Eigenthümliche, Unbeſchreibliche, dieſes Hiſtoriſche im Bilde iſt es gerade, was bei dem berühmten Pilotſchen Nero ſo gewaltig wirkt. Das iſt die Luft von Rom, das iſt er ſelbſt, der blaſirte, weltverachtende Cäſar, wie er über die Trümmer der eingeäſcherten Stadt ſchreitet. Nur dem Auge des Künſtlers iſt es gegeben, in ſolcher Weiſe die Geſtalten der Geſchichte lebendig zu ſchauen und feſt zu halten. Daß es am Coſtüm nicht liegt, möchten die Herren und Damen von der Bühne bedenken, die in der jüngſten Zeit immer mehr der Unſitte fröhnen, ſich nicht ſimpel als der oder die, ſondern als Macbeth und Lady Macbeth, oder Shylok und Portia abconterfeien zu laſſen, und ſolchen Humbug nennen ſie eine Shakeſpeare-Galerie.

Man ſieht ſie in den Kunſtläden ausgeſtellt, und friedlich hängt hier zuſammen, was ſich im Leben ſo ſtrenge meidet, die Schauſpieler und Paſtoren, die einen kroatiſch an den bunten Lappen, mit denen der Theaterſchneider ſie ausſtaffirt hat, die andern an den Bibelſprüchen, welche ſie unter ihre Bildniſſe zu ſetzen pflegen.

Die Baumwollennoth, unter welcher ganz Europa ſeufzt, trifft auch unſer Wuppertha! ſtellenweiſe hart genug. Einige Großhändler haben freilich verſtanden, ſie in ſolcher Weiſe auszubeuten, daß man den Gewinn, den ſie in ein paar Monaten eingeſtrichen, bei einzelnen auf ſiebenzig bis achtzigtauſend Thaler ſchätze. Das hilft leider den Arbeitern nicht. Es haben ſchon eine Menge entlaſſen werden müſſen; andere werden noch gehalten, ohne daß für ſie ausreichende Beſchäftigung vorhanden wäre, aus Rückſichten zum Theil der Humanität, zum Theil des Intereſſes, da viele Zweige der Fabrikation eines eingeſchulten Arbeiterſtammes bedürfen, der, einmal zerſprengt, ſo leicht nicht wieder herzuſtellen iſt. Tauſend Sorgen werden dadurch beim nahenden Winter wach gerufen. Dazu kommen die erſten Anzeichen einer heranrückenden Geldkriſis. Der Geldmarkt iſt, um in dem kaufmänniſchen Jargon zu reden, an allen Börſenplätzen bereits viel knapper; es rührt dieß hauptſächlich daher, daß ein großer Theil der fehlenden amerikaniſchen Baumwolle durch indiſche erſetzt worden iſt, die nun bezahlt werden muß, und zwar in baarem Silber und Gold. Mit Amerika trieb unſer Continent einen ganz gemüthlichen Tauſchhandel, vollſtändig wie die Alten, nur daß er einigermaßen anders organiſirt war. Wie tauſchten die Naturprodukte der neuen Welt gegen die

Produkte unſerer Induſtrie. Anders iſt es mit Indien und China, die für ihre Baumwolle und ihren Thee nicht unſer gutes aber ſchlechtes Gewebe, ſondern klingendes Geld verlangen. Die Summen, welche jetzt ſchon verſchifft ſind und noch verſchifft werden, ſind wahrhaft ſtaunenerregend. Der Orient war von jeher das große Meer, welches unſere goldenen und ſilbernen Schätze verſchlungen hat.

Aus Nordholland, November.

(Fortſetzung.)

Land und Leute.

In Nordholland iſt man bezüglich des Verkehrs zwiſchen jungen Leuten beiderlei Geſchlechts durchaus anderer Anſicht als in Deutſchland und andern Ländern; dieſelben genießen daſelbſt einer Freiheit, welche, würde ſie bei uns eingeführt, von allen Großmüttern, Müttern, Tanten und Baſen mit einem allgemeinen Schrei des Entſetzens begrüßt werden würde, welche aber in Nordholland nur von wohlthätigen Folgen geweſen zu ſeyn ſcheint. Während in Deutſchland ein junges Mädchen häufig vor den jungen Männern gehütet wird, als wären dieſe wilde Thiere, tragen die Eltern in Nordholland kein Bedenken, ihre Tochter, wenn ſie ſechzehn oder ſiebzehn Jahre zählt, mit einem jungen Mann von ähnlichem Alter, der Gefallen an ihr gefunden hat, allein ſpazieren gehen zu laſſen und ihm zu erlauben, ſie in's Concert zu geleiten und von dort abzuholen, ſie auf Bälle zu führen, und dergleichen. Dieſer Verkehr dauert einen Sommer und einen Winter, und iſt während dieſer Zeit die gegenſeitige Zuneigung gewachſen, ſo treten die beiden jungen Leute in ein eigenthümliches Verhältniß zu einander, welches durch das Wort engagement bezeichnet wird. Die Liebenden ſind noch nicht Braut und Bräutigam, nehmen auch keine officiellen Glückwünſche an, ſondern wollen nur durch fortgeſetzten täglichen Umgang in Erfahrung bringen, ob ſie für einander paſſen; und daher geſchieht es auch ſehr häufig, daß auf das „Engagement" keine Verlobung und Heirath folgt, falls es ſich herausſtellt, daß die beiden Ehecontrahenten zu verſchiedenartig ſind. Eine ſolche Auflöſung des „Engagements" hat deßhalb auch nichts Unehrenhaftes oder Nachtheiliges für das Mädchen. Hat das junge Paar im Laufe von zwei bis drei Jahren die Ueberzeugung gewonnen, daß es im Stande der heiligen Ehe glücklich ſeyn wird, ſo läßt es ſich durch zwei Beamte officiell als Braut und Bräutigam einzeichnen. Zu dieſem Akte werden die nächſten Verwandten eingeladen, die dann auch nicht verfehlen, ſich in vollem Staate und mit feierlichen Mienen einzuſtellen. Dieſe Geſellſchaft, Inteekeningspartij genannt, bildet die Eröffnung einer vierzehntägigen Jubelzeit, während welcher dem jungen Paare Huldigungen aller Art dargebracht werden und eine Luſtbarkeit die andere drängt. Das Paar iſt die Centralſonne, um die ſich Eltern und Geſchwiſter, Oheime und Tanten, Vettern und Baſen drehen; man nennt die beiden Glücklichen nicht bei ihrem Namen, ſondern nur „Braut" und „Bräutigam."

An den beiden Sonntagen, welche auf die Inteekeningspartij folgen, findet nach dem Schluß des Gottesdienſtes große Gratulation ſtatt, bei welcher es mitunter ſo feierlich zugeht, daß einem einigermaßen lebhaften und fröhlichen deutſchen Weſen in Wahrheit der Angſtſchweiß ausbricht. Alſo vor allem abſolute Stille — das Schauſpiel beginnt! Im größten und ſchönſten Zimmer des Hauſes ſind Braut und Bräutigam, die beiderſeitigen Eltern, Geſchwiſter und übrigen nächſten Angehörigen im höchſten Staat verſammelt. Das junge Paar ſitzt auf zwei prächtigen Seſſeln an der einen Seite des Saales; rings umher ſind elegante Stühle in Schlachtordnung aufgeſtellt, und an beiden Enden des Gemaches ſtehen Tiſche, der eine mit Flaſchen und Gläſern, der andere mit Kaffeekannen, Taſſen, Kuchentellern u. ſ. w. bedeckt. Da ſchlägt die Stutzuhr auf dem Pfeilerſchränkchen unter dem Spiegel — und gemeſſenen Schrittes, mit feierlicher Miene und in tiefem Schweigen treten zwei Bekannte des Brautpaars herein, gehen auf das letztere zu, welches ruhig ſitzen bleibt, reichen ihm die Hände, wünſchen ihm Glück zu dem Schritt, den es gethan, und begeben ſich dann nach den Punkten des Saales, wo die Erfriſchungen ſtehen, um ein Glas Wein oder eine Taſſe Kaffee zu trinken. Während ſie ſich noch auf dem Wege nach dem Orte der Erquickung befinden, treten bereits zwei neue Gratulanten zu dem Brautpaar, ſtatten dieſem auf die nämliche Weiſe ihre Glückwünſche ab und ſchließen ſich darauf den Labung Suchenden an. So geht es ununterbrochen fort, bis alle Nachbarn, Freunde und Bekannte dem jungen Paare gratulirt haben. In dem gedrängt vollen, heißen Saale aber herrſcht fort und fort feierliche Stille; kaum daß hie und da einer dem andern einige Worte zuzuflüſtern wagt. Nur

zuweilen, wenn das Brautpaar einmal gegen die Regel aufsteht, um jemanden in außerordentlicher Weise zu bewillkommen oder um etwas zu holen, erschallt der laute Ruf: „Bruid! Bruidegom! sitten gaan!“ (Braut! Bräutigam! sitzen bleiben!)

Während der dem Jubel gewidmeten vierzehn Tage folgt eine Gesellschaft und eine Lustbarkeit der andern; das Brautpaar lebt in einem förmlichen Strudel von „Vergnügungen,“ die jedoch zum Theil sehr langweilig und beschwerlich sind. So müssen die Eltern der Braut und des Bräutigams eine bestimmte Anzahl von Gesellschaften geben. Zu umgehen sind diese nicht; wer es thäte, würde sich argen Hecheleien aussetzen. An einem Abend werden alle Oheime und Tanten nebst sämmtlichen älteren Anverwandten jedes Grades eingeladen; an einem zweiten alle jugendlichen Vettern und Basen, Freunde und Freundinnen, die dann tüchtig tanzen; an einem dritten die geistlichen Herren des Orts nebst den vormaligen Lehrern des Brautpaares und an einem vierten sämmtliche Nachbarn und Nachbarinnen ohne Unterschied des Standes. In dieser Nachbarngesellschaft sieht man nicht selten einzelne Frauen aus den untern Klassen mit ihren Säuglingen auf dem Arm erscheinen, und hin und wieder kommt es auch wohl vor, daß die eine oder die andere mitten unter allen Gästen ganz unbefangen ihr Kind stillt.

Die Tochter eines wohlhabenden Nordholländers erhält eine sehr reiche Aussteuer an Leinengeräth jeder Art; mit andern Sachen wird die Braut verhältnißmäßig nicht so reichlich ausgestattet wie in Deutschland. Die jungen Eheparte sind dort etwas genügsamer, als es sehr häufig bei uns der Fall ist; sie beziehen anfangs nur eine bescheidene Wohnung und schaffen sich kostbare Sachen, namentlich Luxusgegenstände, erst im Verlauf der Zeit an. Eine wahrhaft schauerliche Sitte aber ist es, daß der Leibwäscheaussteuer jeder Braut schon das Todtenkleid, worin sie einst begraben werden soll, hinzugefügt wird.

Bei den Hochzeiten fanden früher mancherlei Ceremonien statt, von denen sich einzelne hie und da erhalten haben mögen; mir sind in den kleineren Städten keine bekannt geworden. Jetzt ist der Verlauf dieses festlichen Tages ein sehr einfacher und höchst prosaischer. Der Civiltrauung auf dem Stadthause — die kirchliche Trauung kommt nicht vor — welcher nur die allernächsten Verwandten des Brautpaares beiwohnen, folgt ein splendides Mittagessen im engsten Familienkreise, und diejenigen Neuvermählten, welche der in Nordholland erst seit einigen Jahren in Aufnahme gekommenen Mode, eine Hochzeitreise zu machen, huldigen, treten die letztere dann noch an dem nämlichen Nachmittag an. Findet keine Hochzeitreise statt, so begibt sich das junge Ehepaar spät am Abend in seine neue Wohnung, und am andern Mittag empfängt es seine nächsten Verwandten bei sich, die mit Kaffee und irgend einem Backwerk regalirt werden.

In früheren Zeiten, ehe die Hochzeitreisen üblich waren, herrschte die Sitte in Nordholland, daß das Brautpaar ein Jahr, sechs oder drei Monate vor seiner Verheirathung eine Reise machte, jedoch nicht allein, sondern in Begleitung eines andern, befreundeten Brautpaares. Diese Sitte ist ebenfalls ganz dazu angethan, in andern Ländern ein Zetergeschrei hervorzurufen; in Nordholland sah man aber früher in derselben nichts Auffallendes, und es soll niemals der Fall vorgekommen seyn, daß ein Brautpaar auf dieser vorhochzeitlichen Reise die Regeln des Anstandes außer Acht gelassen hätte. Ganz ist diese alte originelle Sitte noch nicht abgekommen; hin und wieder wagt es noch ein Brautpaar, gegen den Strom zu schwimmen, muß dann aber auch manche spöttische Bemerkungen hören.

Es ist bereits erwähnt worden, daß sich die jungen Männer ungewöhnlich früh verheirathen, und daß sie daher in den meisten Fällen nur um einige Jahre älter sind als das Mädchen, welches sie heimführen. Der Grund der zeitigen Verheirathung liegt darin, daß jene schon in einem verhältnißmäßig jugendlichen Alter selbstständig werden. Es ist nichts Seltenes, daß junge Leute von sechzehn bis achtzehn Jahren Geschäftsreisen machen und sich in ihrem zwanzigsten Jahre etabliren. Während sie durch diesen vielfertigen Verkehr mit der Außenwelt manche Vorurtheile abstreifen, ihren Blick erweitern und sich oft eine nicht zu verachtende Bildung erwerben, stehen die Frauen bei weitem nicht auf der Stufe geistiger Bildung, welche die Frauen in Deutschland bei ähnlichen äußern Verhältnissen einnehmen, obgleich sie vortreffliche Hausfrauen sind und mit unermüdlichem Eifer für ihren Mann und ihre Kinder sorgen, welche letztere nicht selten etwas verwöhnt werden. Der Mann behandelt seine Gattin stets mit der größten Pietät, und Beispiele von Untreue dürften weit seltener seyn als in Deutschland.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 51. 17. December 1862.

— How he glisters
Thorough my rust! —

Shakespeare.
Winters tale.

An der Bereſina und in der Heimath.

1.

Was ich hier gebe, iſt nur Ein Bild von tauſend aus einer Scene des weltgeſchichtlichen Dramas, Ein Bild, herausgeſchnitten unter tauſenden, zufällig. Ich möchte nicht, daß es verloren ginge.

Der, von dem es kommt, einſt ſo weit in der Fremde umhergeworfen, ruht jetzt in der Heimath. Schon dreimal hat ſich auf ſeinem Grabe die grüne Decke erneut. Als ſie ihm heimläuteten in die Ewigkeit, zählte er über achtzig Jahre. Vor etlichen dreißig, damals, wo ich ihm zuerſt näher trat, kaum noch zum Manne gereift, ſtand er ſelbſt ungefähr in meinem gegenwärtigen Alter, und bereits in dem hohen Amte, das er mehrere Decennien hindurch bekleidet, mit Orden überhäuft, welche er nicht allein dieſem friedlichen Berufe verdankte, ſondern die zum Theil der Pulverdampf gebräunt hatte; ein gar feiner, ſchöner Mann, an dem ich einige Aehnlichkeit mit ſeinem nur wenige Jahre jüngeren, ebenfalls in Schlachten erprobten Fürſten bemerken konnte.

Herr von Walls — ich nenne ihn mit geborgtem Namen, um den ächten nicht unbefugt in die Oeffentlichkeit hinauszuſchicken, welchen man aber jederzeit bei mir erfragen kann — Herr von Walls und mein Vater hatten ſich als Jünglinge im Auslande kennen und ſchätzen gelernt und ſpäter die Freundſchaft erneut, da letzterer geraume Zeit ſeinen Monarchen in der deutſchen Hauptſtadt vertrat, wo der Andere lebte und amtete. Sie hatten nachher, durch Wechſel des Schickſals von neuem getrennt, eine wenn auch nicht ſehr rege, doch ausdauernde Correſpondenz unterhalten, in Folge deren ich, beſtimmt, am nämlichen Hofe die Laufbahn meines Vaters zu beginnen, der ich jedoch nicht lange treu bleiben ſollte, von dieſem Empfehlungen überbrachte und herzliche Aufnahme fand nicht nur bei unſerem Bekannten ſelbſt, ſondern auch bei deſſen Gemahlin, welcher er mich vorſtellte, die aber zur Zeit, da meine Geſchichte ſpielt, auf mehrere Wochen mit den Kindern in ihre Heimath verreist war.

Es hätte einer Mahnung der liebenswürdigen Frau, welche mich ermunterte, während ihrer Abweſenheit den Mann öfters zu beſuchen, nicht bedurft. Man kam von ſelbſt gern zu ihm. Er gehörte entſchieden zu den Sympathetiſchen, er zog die Leute an, wie er ſich auch von ihnen anziehen ließ in ewig ſich wiederholender Wechſelwirkung. Nichts rein Menſchliches konnte ſich ihm entfremden. Man ſpürte es gleich an

Digitized by Google

ihm, daß er in ſeinem Leben keinem Leid, keiner Freude ausgewichen, daß er gerungen und geduldet, geblutet von innen und von außen. Er hatte, was man von ſo wenig Menſchen mehr ſagen kann, eine Natur, das heißt, er war ſelbſt eine. Darum mußte die in ihm beſtändig mit der außer ihm verkehren, und ſo erkaltete ihn das Welt- und Geſchäftsleben nie. In freier Luft, unter Bäumen, auf Bergen bewahrte er ſich friſch, geiſtig und leiblich. Deßhalb wollte er auch ſo nah als möglich bei ihnen ſeyn, um ſie zu jeder Stunde, zu jeder Tageszeit raſch, wie es überhaupt ſeine Art war, erreichen zu können.

Darum hatte er ſich auch ſein Haus unmittelbar am Thore ſeines Wohnorts gebaut, welcher damals noch mehr einer anmuthigen Sommerreſidenz, als einer Hauptſtadt glich. Es war eine Art Villa, mitten im Garten auf einer Rebenhöhe gelegen. Von der Terraſſe, auf welche ſich die Glasthüren eines Salons im Erdgeſchoſſe öffneten, überſchaute man ein Amphitheater von Bergen, die zwiſchen dem milden Grün der Weinblätter und dem dunkeln des Forſtes nur hin und wieder eine leicht geröthete Felſenſtirne zeigten, ſeitwärts aber ſich zu einem Portal ſchweiften, durch welches, gleich dem Gemälde im Rahmen, eine duftige blaue Ferne ſchimmerte, mit bleichen Gipfeln am Horizont, gerade hinreichend, um mitten im Genügen auch noch die Sehnſucht zu wecken. Unmittelbar vor der vom ſchönſten Schlinggewächs bekränzten Veranda, aus welcher man über ein paar Stufen auf die Pelouſe gelangte, breitete ſich ein Teppich hin von köſtlichem Raſen mit einem Moſaik, aus brennenden Blumen gewebt, den, obſchon man ſich ſchon im September befand, noch eine Hecke von blühenden Monatroſen einfaßte, bis zu der ernſteren Gruppe ſaftigen Geſträuchs, in deſſen Schatten der Brunnen in ſein kleines weißes Marmorbecken plätſcherte mit einer Melancholie, welche nicht traurig machte, ſondern nur die Traulichkeit vermehrte.

Was Wunder, daß der Beſitzer ſich hier gefiel und Freunde gern bei ihm weilten? Er pflegte gewöhnlich in den Nachmittagsſtunden da zu träumen, zu leſen und Kaffee zu trinken, wozu jeder Gaſt willkommen war. Man fand den Hausherrn meiſtens, je nachdem ihn die Witterung dazu einlud, entweder in der Veranda oder im Gartenſalon, in ſeiner Hand oder neben ihm auf dem Tiſchchen, unter Zeitungen jeden Formats, einen oder den andern der alten Schriftſteller, die ihn nie verließen, ſeinen Salluſt, vor allen ſeinen Plutarch; denn Herr von Walls hatte ſelbſt eine große Zeit miterlebt, ja mitgewirkt in einer der furchtbarſten Tragödien, welche die Jahrbücher der Menſchheit kennen. Helden und Heldenthaten waren an ihm vorüber gegangen, würdig antiker Tage.

So lag auch heute wieder der rothe Maroquinband mit Goldſchnitt neben dem Hausherrn, während wir den Duft der edlen Moccabohne ſchlürften und den der Cigarren dazu als Weihrauch in feinen, aufkräuſelnden Wolken dampften, ſchwatzend von Heimath und Fremde, von Land und Leuten. Da ſollte unſer Geſpräch durch eine Erſcheinung unterbrochen werden, die nicht zu den ungewöhnlichen gehörte und uns doch überraſchte. Warum überraſchte ſie uns? Bei mir konnte das keine Ahnung ſeyn.

2.

Warum überraſchte ſie uns? Unter dem Eingangsbogen der Veranda ſtand eine Bäuerin, die nach Landesbrauch ihren Korb frei auf dem Kopfe trug, von dem ſchwarz glänzende Flechten herabhingen, gleichfalls eine Laſt. Die kräftige und doch leichte Geſtalt zeichnete ſich auf dem hellen Hintergrunde der landſchaftlichen Ferne voll weicher Tinten und des Himmels mit ſeinem ſanften Blau. Ich ſehe das Weib noch; wahrhaftig, man hätte ſie malen mögen. Sie war blühend und voll. Mit dem ſchwebenden Korb voll überhängender Trauben, die einem entgegen lachten, mit dem freudigen, lebhaft gefärbten Geſichte darunter, konnte ſie füglich für eine Allegorie des Herbſtes gelten, der zudem in dieſem Jahre ſich beſonders ergiebig und ſegnend erwies. Ihr durchdringendes, ſonnigbraunes Auge ſtreifte mich bloß, um ſich auf meinen Gönner zu richten und ſcharf und feſt auf ihm zu haften, faſt als ob ihre Blicke eine magnetiſche Gewalt übten, welche ihn bannen mußte.

Die Fremde, welche nachgerade anfängt mir etwas ſeltſam zu erſcheinen, ſchwingt mit ihren von der Sommergluth verbrannten Armen, deren ſchöne plaſtiſche Formen ſich aber keineswegs in den ſchneeigen, weiten Hemdärmeln verbergen, den Korb vom Haupte und ſtellt ihn neben ſich. Sie iſt überaus ſchmuck, ja faſt reich gekleidet und hat etwas ganz Sonntägliches. Auch faltet ſie jetzt ihre Hände, wie am Altar. So geht ſie mit Zuverſicht, faſt mit Andacht, herzhaft, ſchnurſtracks auf den Eigenthümer der Villa los, immer die großen Augen mit den ſchwarzen, langgeſchweiften Wimpern unverwandt auf ihn geheftet. Sollte das prächtige Geſchöpf gar verrückt ſeyn?

Herr von Walls ſelbſt ſchaut ihr ungewiß entgegen; er ſcheint zu ſchwanken über das reizende, ſeltſame Weſen, vielleicht geblendet und verwirrt davon; wenigſtens ſchweigt er noch. „O Herr!“ hebt ſie endlich

an, und ihre tiefe, wohltönende Stimme zittert so, daß man nicht weiß, ob sie lieber weinen möchte oder lachen, oder mit beidem zugleich kämpft. „O Herr! Ich bin von weit hergekommen, um Euch nur Einmal wieder zu sehen, nur Einmal noch, ein einziges mal in meinem Leben!“ Sie sagt das mit solcher Ueberzeugung, mit solcher Innigkeit, in gebildeterer Weise und mit sehr gemäßigtem Volksdialekt, dem, sollte man meinen, sich ein etwas ausländischer Accent beimischt.

Mein Freund steht betroffen. Er kann sich nicht besinnen, oder will er sich bloß vor mir verstellen? Er versichert, sie nicht zu kennen, sich des Gesichts nicht zu erinnern. Da zieht die Frau aus ihrem runden Mieder, aus ihrem seidenen Busentuche ein Papier hervor, das sie vorsichtig entfaltet und dem Hausherrn hinhält.

Was doch so ein Fetzen gelbes, mürbes Papier für einen Zauber birgt! Nachdem der Mann eine Weile darauf hingestarrt hat, beugt er sich so dicht darüber hin, daß ich wirklich nicht zu unterscheiden vermochte, ob er das Blatt wohl gar küßte, oder nur dem Auge näherte. Plötzlich fährt er zusammen und ruft außer sich, er, sonst so gemessen, so ruhig im alltäglichen Leben, der nie aus dem Gleichgewichte kommt: „Du bist es, Weib? Ist das möglich!“ Zugleich wirft er beide Arme um sie, und küßt sie wahrhaftig, küßt sie auf Stirne, Wangen und den purpurrothen Mund, daß einen ordentlich der Neid anwandeln konnte.

Mir schwindelte bei diesem auffallenden Benehmen. Träumte ich etwa? Herr von Walls, den ich als glücklichen Gatten, als glücklichen Vater kannte, ein Mann in seinen Jahren, in seinem Range, so hingerissen von einer — Landstreicherin muß ich sie mindestens heißen! Oder ist es nur eine verkleidete Bäuerin? steckt mehr dahinter? Mir steht der Verstand still. Leute von meinem Alter und meinem Berufe sind eben nicht als Splitterrichter verschrieen; aber mir wurde doch ganz bang, ein Abgrund öffnete sich vor mir. Wenn Frau von Walls das wüßte, wenn sie ahnen könnte, daß in ihrer Abwesenheit — Nein, das ist nicht bloß ein Abenteuer, das ist ein Roman, ein ganzes Lebensgeschick!

Ich bemerkte nur noch, daß der Hausherr seinerseits nun auch die Hände faltete, daß seine Blicke, mit denen er seinen wunderlichen Gast betrachtete, in Thränen schwammen, daß sie Hand in Hand bei einander stehen blieben, mein Freund und die, wie ich vermuthen durfte, angebliche Bäuerin. „So sehen wir uns wieder in der Heimath!“ sagte er erschüttert. — „So sehen wir uns wieder in der Heimath!“ wiederholte sie mit ihrer vibrirenden, und ich mag nicht läugnen, klangvollen Stimme. Ich wußte wahrhaftig nicht mehr, was ich denken sollte. Um nicht zu stören, zog ich mich in den Saal zurück und setzte mich an den Flügel, wo ich anfing zu phantasiren über Melodien aus dem damals noch nicht lange mit Enthusiasmus auf den deutschen Bühnen begrüßten Freischütz.

3.

Just befand ich mich bei der veilchenblauen Seide, als mich jemand auf die Achsel klopfte. Der Hausherr stand hinter mir und mochte wohl schon ein Weilchen zugehört haben. Er lächelte, aber gar nicht verlegen; er hatte seine gewohnte Sicherheit, seinen völligen Gleichmuth wiedergefunden.

„Was werden Sie vom Auftritt denken, dessen Zeuge Sie waren?“ — „Ich denke gar nichts, Herr von Walls, aber wenn ich etwas denken sollte, so wüßte ich freilich nicht was.“ — „Ich bin Ihnen und mir eine Erklärung des Vorfalls schuldig. Wir wollen uns wieder an den Tisch setzen, bis sie zurückkommt aus der Stadt.“

Sie! Also eine förmliche Leidenschaft, wo nicht noch Schlimmeres! Wenn diese Alten einmal anfangen, treiben sie's schlimmer wie die Jungen. Ich schlug die Augen nieder, ich schämte mich für meinen Gönner. Ein Mann auf solcher Lebensstufe, in so gesetzten Jahren, Familienvater, ein Mann in Amt und Würden! Und er sah gar nicht darnach aus, als ob es ihn reute. Diese Unbefangenheit in der Sittenlosigkeit datirte wahrscheinlich noch von seinen Feldzügen unter dem Regiment des großen Kaisers. Damit wenigstens suchte ich meinen alten Freund vor mir selber zu entschuldigen. Er sah aus wie das leibhaftige gute Gewissen, während wir unsere vorigen Plätze bei der Kaffeemaschine von Neuem einnahmen.

Mit großer Behaglichkeit lehnte er sich in seinen Voltaire, oder wie man es damals hieß, zurück. Aber seine erloschene Cigarre zündete er nicht mehr an. Ich sollte von den Trauben kosten, die *sie* mitgebracht. Es waren in der That herrliche Trauben, wie man sie nur auf einem Stillleben oder Fruchtstück der Niederländer bewundern mag, das beste Symbol der Jahreszeit; die feinsten Sorten, „Gutedel,“ weiße und blaue Muskateller, welche man unterdessen mit frischem Laub in Crystallschalen geordnet und sammt andern Leckerbissen, die gleichfalls noch unberührt schienen, aufgestellt hatte. Mir aber mundeten sie doch nicht, die süßen würzigen Beeren. Ich war ja wieder um eine Illusion ärmer geworden! Herr von Walls nöthigte mir seine Wein-

trauben auf, als hätte er Königreiche damit zu verschenken. Zwischen uns stand noch ein leerer Stuhl für sie, für die Erwartete, wenn sie von der Besorgung ihrer Geschäfte zurückkehrte. Was mochten das für Geschäfte seyn!?

„Lassen Sie sich erzählen!“ begann Herr von Walle, sich vorneigend gegen mich, seinen rechten Arm auf den des Fauteuils gelegt, mit von Glück strahlendem Gesichte. Ich grollte dem Mann, daß er so vergnügt seyn konnte. Im Laufe seiner Mittheilung aber sollte das Schmollen? oder wie soll ich es heißen — die Eifersucht für mich, für Frau von Walle, für die Tugend, durch raschen Wechsel der Eindrücke zu ganz andern Gefühlen umschlagen.

„Ich glaube schon früher gegen Sie erwähnt zu haben,“ fuhr er fort, indem Schatten über seine Stirne flogen, „daß ich die Campagne in Rußland als Feldpostmeister mitgemacht habe. Herr, das war eine Schule! Ich muß mich oft wundern, nicht nur, daß ich noch da bin, sondern, daß ich nicht vom Scheitel bis zu den Zehen Stoiker bin. Wer das mit erlebt, wer in diesen Abgrund von Jammer geschaut hat, der könnte für alle Zeiten geharnischt seyn gegen die Schickungen, die bösen und die guten. Es war ein Fegefeuer, durch das wir bei lebendigem Leibe gingen, nein, eine Hölle! Studiren Sie die Geschichte, wie Sie wollen, nichts in der Vergangenheit aller Völker kommt diesen Verhängnissen gleich. Viele haben schon davon berichtet und Viele werden noch davon berichten. Ich will mich kurz fassen.“

„Nur so viel: Wir hatten endlich die Beresina erreicht, wir, die Trümmer der großen Armee. Wir standen an der riesigen Schlußkatastrophe, im Ganzen und für jeden Einzelnen. Es war die letzte Entscheidung in der äußersten Noth. Hier galt es Untergang oder Rettung, ein Drittes gab es nicht. Diesseits des Flusses Verzweiflung, Verderben, jenseits Hoffnung, Heil. Das war kein Schlachttag mehr, das war Todesflucht, rasende Menschenjagd. Hier gipfelte sich all das unaussprechliche Elend auf die Spitze. Man sollte meinen, die Beresina müßte in Ewigkeit Wellen von Blut wälzen.“

„Um den Kosaken zu entrinnen, vor dem verfolgenden Feinde her drängten sich wohl hunderttausend Menschen aller Völker, jeden Alters und Geschlechts, buntwimmelnd durch einander, meist zerlumpt oder in phantastischen Aufzügen, ungeheuern Zigeunerhorden nicht unähnlich, eine kolossale, gräßliche Maskerade, auf Einem Punkt zusammen, Alle dem Einen Ziele zu: eine umgekehrte Völkerwanderung, eine rückwärts gewendete Fluth. Junger Freund, Sie sollen verschont bleiben mit der Schilderung der zahllosen Gefahren, welche die Masse insgesammt und Jeden allein bedrohten, Jeden durch den Andern. Jeder konnte zugleich Mörder und Opfer seyn. Von allen Feinden, die uns auf den Fersen waren, mochten eben unsere nächsten Nachbarn und Gefährten die schlimmsten seyn. Ein Wettlauf, aber mit Hindernissen, und mit welchen!“

„Es war am letzten Tage des Uebergangs. Ich suchte mich, noch in ziemlicher Entfernung davon, der in Hast aus dem erbärmlichsten Material aufgeschlagenen Nothbrücke, welcher alles in Todeseile zustürmte, zu nähern, jedoch mit geringer Aussicht auf Erfolg. Je weiter ich mich bewegte auf der hartgefrorenen, mit Leichen von Menschen und Thieren, mit Sterbenden bedeckten Erde, desto mehr sah ich vorne die Menge schauderhaft zusammengepreßt, in einander gekeilt. Treibend und getrieben, gestoßen und stoßend, getragen und tragend mußte man vorwärts dringen, in steter Angst, zertreten zu werden und selbst zu zertreten. Nur die von den Russen uns nachgeschleuderten Granaten schafften sich Raum in den kompakten Massen, deren Geschrei und Geheul, deren Schnauben und Brüllen, Stöhnen, Röcheln sich nicht beschreiben, nicht denken läßt.“

„In diesem rasenden Wirrwarr unterscheide ich plötzlich, kaum dreißig Schritte vor mir, meinen Bruder, meinen einzigen Bruder, den Oberstlieutenant, der noch lebt. Fast zugleich hat er auch mich bemerkt; aber es ist nur eine Erscheinung, die meine Kraft, meinen Muth besseuert. Erreichen können wir uns nicht; der Bruder ist zu weit voraus; schon im dichten Knäul, schon ergriffen von der unaufhaltsamen Menschenströmung, vom Wirbel, kann er nicht mehr umwenden. Wir können uns bloß noch Zeichen machen, uns zunicken, uns zurufen, wir hoffen drüben wieder zusammen zu kommen. Drüben! Ein schweres Wort vom weitesten Sinne an dieser schicksalsvollen Brücke, welche für Tausende und aber Tausende die in eine andere Welt wurde, gespannt vom irdischen zum ewigen Ufer, vom letzten Diesseits zum Jenseits! Nun, so bringt dich die Brücke doch in die Heimath, jedenfalls!“

„Während ich dem Bruder nachstarre, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, und ihm nachzudringen strebe, zupft mich etwas am Rocke. Ich drehe mich um, zu sehen, wer sich an meinen zerrissenen Uniform vergreift, von der einem leicht ein Fetzen in der Hand bleiben konnte. Es ist ein Soldat, der sich zu mir heran drückt, ein selbst im jetzigen Zustande noch stattlicher Bursche von den wohlbekannten schwarzen Jägern unseres Armeecorps.“

„Verzeihen Sie, mein Herr Offizier, ich muß Sie

Digitized by Google

um etwas bitten!" ſtößt er athemlos heraus. — „Was gibt's, Kamerad? Aber geſchwind!"

„In Eile folgt die Eröffnung: ſein Weib, eine Marketenderin, habe ihm mitten in dieſem Elend ein Kind geboren. Das ſolle ſchnell getauft werden. Er habe keinen Pathen dazu. Ob ich es nicht über die Taufe halten wolle?"

„Verſteht ſich, ich beſinne mich keine Sekunde und kehre mit dem Soldaten um, der mich im Zickzack, wie die Lage es erzwingt, zu der Stelle geleitet, wo er auf freiem Felde ſeine kleine Familie zurückgelaſſen, mit dem tief hängenden grauen Gewölk ſtatt Baldachin, mit dem Schnee als Ruhekiſſen."

„Hier preſſirte es mit der erſten Wegzehrung beim Eingang in das Leben, weil dieſelbe muthmaßlich zugleich die letzte ſeyn mochte, für den Ausgang aus demſelben — beim Uebergang. An der Bereſina handelte es ſich mehr als irgendwo darum, einem Neugeborenen die Thüre in das Paradies aufzuſperren, damit, wenn nicht mehr die Heimath hienieden, er doch die ewige finden möge. Ich merkte, daß mich der Herrgott jetzt zu ſeinem Feldpoſtmeiſter auch für den Himmel beſtimmt hatte."

„Es iſt ein Genrebild, das ich Ihnen da herausſchneide aus dem ungeheuren hiſtoriſchen Schlachtenſtück. Die Mutter, ſichtlich noch blutjung, eine lange, dünne Figur, hochaufgeſchoſſen, aber ſchier zum Skelet abgezehrt, ein kleines gelbes Geſicht, nichts als Haut und Knochen, mit zwei wie Kohlen glühenden Fieberangen, hat ſich ihre wärmſten Gewandſtücke entzogen, um den Säugling darein zu hüllen, welcher überdem noch in einen alten, in einer Bauernhütte erbeuteten Schafpelz gewickelt iſt. Der Vater hat in ſeinem blechernen, verbogenen Commißbecher aus der Bereſina, wo das Eis gebrochen, Waſſer zur Taufe geholt, und dazu, Gott weiß wie, einen katholiſchen Feldprediger der bayeriſchen Chevauxlegers, wenn ich nicht irre, aufgetrieben, einen Mann noch bei guten Jahren, aber mit grauen Locken, dem der Schnee vor der Zeit auf das Haupt mag gefallen ſeyn, und der nichts weniger als im prieſterlichen Ornat, ſondern in einer Wildſchur funktionirte. Meine improviſirten Gevattersleute gehörten nämlich ſeiner Confeſſion an."

„Ich, der Proteſtant, wie ſollte ich die bei dem Taufſakrament üblichen Gebräuche des römiſchen Ritus kennen? Aber auch dafür iſt geſorgt. Ein welſcher Infanteriſt, der gerade vorüber zieht, ein franzöſiſch ſprechender Piemonteſe, ſagt mir die Reſponſorien, oder wie man es heißt, vor. Ich ſeh' ihn noch mit ſeiner dunkeln Phyſiognomie, ſeinem behenden, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, blitzenden Mienen- und Geberdenſpiel; denn er ſprach mehr mit den Fingern als mit Worten."

„Obſchon ich vom Cultus, von den Symbolen nichts verſtand, und auch der Geiſtliche ſich genöthigt ſah, in Betracht der Umſtände die Ceremonie möglichſt abzukürzen, habe ich doch niemals, weder zuvor noch nachher, einer kirchlichen Feier mit gleicher Rührung und Andacht beigewohnt."

(Schluß folgt.)

Aus einem Tagebuche vom Jahre 1548.

(S. Nr. 49.)

II.

Der geharniſchte und pompoſiſche Reichstag.

„Dieß war nicht allein ein geharniſchter Reichstag, denn ohne die ſpaniſchen Soldaten und deutſchen Knechte, ſo der Kaiſer mit in Augsburg brachte, liegen bereits in der Beſatzung daſelbſt zehn Fähnlein Landsknechte; ſo lag auf dem Lande um Augsburg herum hiſpaniſch und italieniſch Kriegsvolk. Aus dem Niederland waren 600 Reuter, ſo auf dem Lande herum ausgetheilt; zwölf Fähnlein Hiſpanier hatten die Winterlager zu Biberach gehalten und wurden zu dieſer Zeit in die Landſchaft am Bodenſee geführt; zu Weißenburg im Nordgau lagen 700 neapolitaniſche Reuter im Winterlager ꝛc. Sondern es war auch ein anſehnlicher, pompoſiſcher Reichstag. Denn es waren kaiſerliche und königliche Majeſtäten, alle Kurfürſten in Perſon und trefflich ſtark zur Stätte, der Kurfürſt von Brandenburg mit ſeinem Gemahl, der Cardinal von Trient,

Digitized by Google

Herzog Heinrich von Braunſchweig mit ſeinen beiden Söhnen, Markgraf Albrecht, Herzog Wolfgang, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog Auguſtus von Sachſen, Herzog Albeecht von Bayern, der Herzog von Cleve, Herr Wolfgang, Hochmeiſter zu Preußen odee Teutſchmeiſter, der Biſchof von Eichſtädt, Herr Julius Pflug, Biſchof zu Naumburg, der Abt von Weingarten, Frau Maria, des Kaiſers Schweſter, und ſeiner Schweſter Tochter, die Wittfrau von Lothringen, das Markgräfliche Frauenzimmer, das Bayeriſche Frauenzimmer, item fremder Potentaten Geſandte; ſonſt viel Aebte, unzählig viel Grafen, Freiherrn, Reichsſtädter, anſehnliche Geſandte, fürtreffliche Männer, und daß ich gleichwohl Michael den Juden nicht vergeſſe, der ſich auch als ein großer Herr verhielt, auf der Gaßen ſtattlich gekleidet, den Hals voll goldenen Ketten, auf'm wohlſtaffirten Pferde ritt, ſeiner Diener zehen, zwölf, alle Juden, doch nicht anders als reiſige Knechte, um ihn hee, von Perſon anſehnlich, wie man auch ſagte, ſein rechter Vater wäre ein Graf von Reinfeldt."

So ſchildert der treuherzige Pommer Saſtrow den erſten Eindruck, den er beim Betreten der Reichstagsſtadt empfing, und alle weiteren Geſchichten und Geſchichtchen, die er und andere in Fülle von dem Leben in Augsburg zu erzählen wiſſen, rechtfertigen die Prädicate des gehaenlichten, anſehnlichen und pompoſiſchen Reichstages, wie kein anderer vor und nachher gehalten woeden iſt. Je unbehaglicher ſich die meiſten Anweſenden fühlten, deſto mehr ſuchten ſie ſich durch Genüſſe aller Art, wie ſie dieſe Stadt und dieſe Zeit bot, zu überläuben. Denn unter den vielen Kurfürſten, Herzogen, Fürſten, Grafen und Herren aus allen Landen des weiten heiligen römiſchen Reiches gab es kaum Einen, dem nicht der Gang der Dinge Aerger oder Angſt erweckt hätte. Die ſiegreiche katholiſche Partei konnte mit dem Tergiverſiren und Tranſigiren der kaiſerlichen Politik nicht einverſtanden ſeyn, am wenigſten die geiſtlichen Herren, von den kurfürſtlichen Erzbiſchöfen an bis herab zu den gewöhnlichen Aebten. Sie hatten in Augsburg eine Fortſetzung und Vollendung der erſten Triumphe erwartet, welche die kaiſerlichen Waffen auf dem Schlachtfelde errungen hatten. Statt deſſen glaubten ſie wahrzunehmen, daß es dem Kaiſer nicht ſowohl um Wiederherſtellung des alten Glaubens, als um Niederwerfung der Rebellen gegen ſeine weltliche Autorität zu thun ſey. Von dieſer Seite her waren ſie nicht weniger bedroht, als die ketzeriſchen Gegner, die jetzt als Gefangene oder ſchwer gedemüthigt vor dem Kaiſer zitterten. Wie alle diejenigen über die Situation dachten, die, ohne an der Rebellion Theil genommen zu haben, weder die Wiederherſtellung des alten Glaubens noch die der kaiſerlichen Machtvollkommenheit wollten, bedarf keiner Ausführung. Aber ſelbſt die Freunde und Bundesgenoſſen des Kaiſers, denen er den größten Theil ſeiner Erfolge verdankte, waren mißtrauiſch und übel gelaunt. Ein ſcharfſichtiger fremdee Beobachtee urtheilte, daß ſich der Kaiſer alle Peotestanten und Katholiken, Geiſtliche und Weltliche verfeindet habe, und daß ſeine Freunde, ein Herzog Heinrich von Braunſchweig, ein Markgraf Albrecht von Culmbach nicht viel werth ſeyen, weil ſie bei widrigem Glücke dem Siegee folgen würden, was denn auch buchſtäblich ſchon nach drei Jahren eingeteoffen iſt.

Wenn einer unter den tauſenden vornehmer Gäſte der alten Reichsſtadt beſondere Urſache hatte, ſich unbehaglich zu fühlen, ſo war das der Graf Wolrad von Waldeck. Er war, wie wir geſehen haben, der ſchlimmſten Kategorie der Geladenen zugetheilt. Nicht als Reichsſtand, ſondern als Hochverräther hatte er erſcheinen müſſen; freiwillig wäre ee gewiß nicht gekommen. Zwar zeigte ſich bald, daß er das Aergſte nicht gerade zu befahren hatte. Daß es ihm nicht an Leib und Leben, Ehre und Stand geben würde, ſah er wohl, aber die Geldopfer, die ihm zugemuthet wurden, dünkten ihm wenigſtens im erſten Moment ſo groß, daß er als ein Bettler heimzukehren fürchtete. Und bis er nur ſo weit gelangte, mußte er noch die widerwärtigſten Hinderniſſe aller Art überwinden, mußte ſich zu den größten Demüthigungen vor Leuten verſtehen, die er als Feinde ſeines Glaubens oder als ſeine perſönlichen Verfolger verabſcheute. Dazu noch die ewige Pein des thatloſen Harrens auf ein Reſultat, das er doch nur auf's äußerſte fürchten konnte, die Sehnſucht nach dem gewohnten Kreis ſeiner Häuslichkeit und Thätigkeit, worin er ſich ſonſt ſo glücklich und rüſtig bewegte, die nutzloſe Verſchleuderung von Summen, die andern vielleicht gering vorkommen mochten, abee für ſeine Verhältniſſe und ſeine Denkweiſe nur allzuſchwer in's Gewicht fielen.

Seine Geſchäfte hätten ihm wohl Zeit gelaſſen, an dem tollen Getreibe ſeiner fürſtlichen Standesgenoſſen Theil zu nehmen; denn er hatte durch ein ganzes Vierteljahr nicht viel anderes zu thun, als jeden Morgen eine oder ein paae Stunden bei dem Biſchof von Arras zu antichambriren. Der übrige Tag gehörte ihm, höchſtens daß er noch irgend einen andern ſauern Solicitantengang abthun mußte, der ſich aber, wenn man wollte, ſehr leicht hätte verſüßen laſſen. Denn den einen der hohen Gönner und Freunde konnte man beim Morgentrunk, den andern beim Frühmahl, den dritten beim Mittageſſen, den vierten bei der Abendtafel aufſuchen und ſchließlich noch bei einem fünften ſich mit einem Schlaftrunk letzen. Und gewiß, mochten

Digitized by Google

die hohen Herrſchaften ſonſt geſinnt ſeyn wie ſie wollten, gaſtlich gelaunt und geartet waren alle ohne Ausnahme, und jeder höchlich willkommen, der mit freundlichem Geſichte dem vollen Humpen Beſcheid that.

Aber der Graf war leider dazu gar nicht geneigt. Eine wunderliche Ausnahme in der Schaar dieſer damaligen deutſchen Fürſten und Herren, die alle wenigſtens in der Verehrung des Bacchus und Gambrinus ſich zu Einem Glauben bekannten und darüber Luther und den Papſt vergaßen. Es iſt nicht übertrieben, was damals ein nüchterner Italiener von unſern Landsleuten nach Hauſe ſchrieb: „Dem Wein iſt dieſe Nation weit mehr als Martin Luthern ergeben, ohne Ausnahme irgend welcher Klaſſe von Perſonen, und die Großen ſind dem Trinken mehr ergeben als andere, und mit der übeln Gewohnheit, ſich zu berauſchen, iſt es ſo weit in Deutſchland, daß ſie es nicht bloß kein Fehl, ſondern für Tugend und Großheit halten, und Leute für argliſtig und wenig werth achten, die ſich nicht betrinken wollen.“ — Auch ſagte mir eines Tags der Biſchof von Trient, da wir von dieſen Religionsſpaltungen in Deutſchland ſprachen: „Ich wollte lieber im Stande ſeyn, bei einem Gaſtmahl eine halbe Tonne Wein zu trinken, als alle Texte bei St. Lucas und St. Matthäus auswendig wiſſen; denn ich hoffte dann wohl bei irgend einer Gelegenheit bei dieſen Fürſten viel ausrichten und ſie in der Religionsſache vielen Dingen zuſtimmen machen zu können, die ich auf anderem Wege ſehr ſchwierig achte.“ So ſagte auch Eck, der Rath des Herzogs von Bayern, ein Mann von trefflichem Verſtande, eines Tages, daß mit deutſchen Fürſten nicht gut zu negociiren ſey, als eine oder zwei Stunden des Morgens.“

Das gräfliche Tagebuch iſt auch in dieſen Dingen ſehr genau und aufrichtig. Es verzeichnet gewiſſenhaft die verſchiedenen Einladungen, die an die Waldecke Herrn meiſt insgeſammt ergingen, die Gäſte, die ſie in ihrer eigenen Herberge ſahen und bewirtheten. Auch verſchweigt es nicht, wenn je einmal ein Becher zu viel geleert wurde, doch iſt dieß ſelten genug vorgekommen; während der ganzen Dauer des Augsburger Aufenthaltes eigentlich nur zweimal, einmal bei Graf Wilhelm von Naſſau, wo das Tiſchgeſpräch ſehr unangenehm wurde, indem anweſende Katholiken über die Bedrängniß der Proteſtanten offen zu triumphiren ſich veranlaßt ſahen, und der Graf, wie es ſcheint, ſeinen Groll, dem er nicht Luft machen durfte, in Wein zu betäuben ſuchte; ein andermal, als zum Schlaftrunk noch eine Schaar adelicher und gräflicher Zechgeſellen in der ſonſt ſo ſoliden Herberge Wolrads vorſprach und nach gewohnter Sitte nicht eher wich, bis ſie nicht mehr allein gehen konnten.

Es fehlte unſerem Grafen denn doch zu ſehr jene behagliche Lebensluſt, die es ſich auch in den ungemüthlichſten Situationen noch immer gemüthlich zu machen weiß, ein Zug unſeres Volkscharakters, der ſeine liebenswürdigen, aber auch ſeine ſehr bedenklichen Seiten hat. Das ſechzehnte und ſiebzehnte Jahrhundert hat darin das möglichſte geleiſtet, bis der dreißigjährige Krieg kam, wo die Gemüthlichkeit aufhörte, freilich nicht ganz und für immer. Vielleicht wäre es beſſer für unſere Zukunft geweſen, man hätte ſie da auf einige Jahrhunderte bei Seite gelegt, aber naturam expellas furca, tamen usque recurret. Selbſt der gefangene Johann Friedrich, der doch noch ganz andere Urſache hatte, über Schaden und Schande zu klagen, als unſer Graf, ließ es ſich nicht ſo hart anfechten. Er führte in ſeinem Gewahrſam ein ganz vergnügliches Leben und vertrieb ſich ſeinen Kummer und ſeine Sorgen gerade ſo, wie ſich ſeine Sieger und Feinde die ihrigen zu vertreiben pflegten. Da es doch zu weit war, um ſein gutes, ſchweres Torgauer Bier nach Augsburg kommen zu laſſen, that er ſich nach einem Erſatz um und fand ihn in dem Schwabacher, wovon ihm ab und zu eine Wagenladung zugeführt wurde. Es ſcheint ihm und ſeinen Gäſten eben ſo wohl gemundet zu haben als das andere. Auch gab es bei ihm faſt Tag für Tag gemüthliche Geſelligkeit bei der Mittags- und Abendtafel; deutſche und wälſche Gaukler, Sänger und Tänzer producirten ihre Künſte, und der vielgeprüfte Märtyrer der Glaubensfreiheit ergötzte ſich weidlich an ihnen. Sogar Würfelſpiel gehörte zu den gewöhnlichen Vergnügungen dieſes Kreiſes. Soll doch der Herzog von Alba einmal den ganzen Sold, den der Kaiſer den deutſchen Landsknechten ſchuldete und ihm übergeben hatte, dort verſpielt haben, worüber eine höchſt gefährliche Meuterei ausbrach, die einigen Spaniern das Leben koſtete. Würfelſpiel galt aber in den Augen des Grafen Wolrad für einen argen Gräuel, während es der doch eben ſo fromme Kurfürſt zu den Adiaphoris gerechnet zu haben ſcheint, weil es ihm und ſeinen Gäſten die Zeit vertrieb. Wolrad vergißt nicht, auf die Verderblichkeit dieſer Unterhaltung bei verſchiedener Gelegenheit hinzuweiſen, namentlich als einmal zwei Edelknaben des Kurfürſten Moritz bei den Würfeln in Zank gerathen waren, der damit endete, daß der eine den andern jählings über den Haufen ſtach. Man kann ſich denken, daß dieß die gründliche Mißachtung, die Wolrad gegen den „Verräther“ hegte, nur noch vermehrte. Aber wir haben ſchon früher gehört, daß auch andere, ſogar der getreue Karlowitz, über das

damalige Benehmen des neuen Kurfürsten nicht wenig empört waren. Es schien, als ob die drei bösen W: Wein, Weiber und Würfelspiel, ihn ganz in Besitz genommen hätten, und sein Kumpan bei allen Ausschweifungen, der wüste Kulmbacher Markgraf, konnte es kaum schlimmer treiben als er.

Was bei Johann Friedrich vorging, mochte es auch nicht immer mit der beinahe puritanischen Sittenstrenge unseres Grafen harmoniren, wurde von diesem doch begreiflich so gelind als möglich beurtheilt. Es findet sich kaum eine leise Andeutung, daß nicht alles so war, wie man es von dem Ideal eines Märtyrers erwartet. Denn als solches galt er nicht bloß dem Grafen Wolrad, sondern weitaus dem größten Theil seiner deutschen Zeitgenossen. Selbst die kaiserlichen Landsknechte scheinen ihn so angesehen zu haben. Das Tagebuch führt einen interessanten Beleg dafür an. Zwei kaiserliche Soldaten, beide nicht mehe ganz nüchtern, standen vor einem Bilderladen, wo unter andern auch ein Porträt des Kurfürsten hing. Da fällt es dem einen bei, schlechte Späße zu machen über die Schramme, das Andenken von Mühlberg, welche auf der Wange des Kurfürsten zu sehen war. Der andere verweist ihm das. Es kommt zum Wortwechsel, sie ziehen die Schwerter und der zweite ersticht den ersten, den Spötter, rettet sich aber spornstreichs durch die Flucht.

Das Unglück und die Art, wie es getragen wurde, hatte alle Schuld des Mannes in den Augen seiner Glaubensgenossen getilgt, im nobeln Zug der Zeit oder unseres Volkscharakters; denn wenn man eine nur etwas scharfe Kritik hätte anlegen wollen, so hätte man seiner grenzenlosen Unfähigkeit denn doch mit Recht den größten Theil des Mißgeschicks zuschreiben können, das die Protestanten seit dem Herbste 1546 traf. Aber davon ist bei Wolrad keine Rede, und er ist hierin mehr wie anderswo nur das Organ der öffentlichen Meinung. „Heute war es der ewig von uns Deutschen zu betrauernde Jahrestag, daß der erlauchte Kurfürst Johann Friedrich an der Elbe mit wenigen Getreuen gefangen wurde, indem sich sein Heer zur Flucht wandte und ein großer Theil seines Adels zum Feinde abfiel;" so lautet am 24. April 1548 die Geschichte der Mühlberger Schlacht, die wir freilich etwas anders kennen. Aber was folgt, rechtfertigt schon einigermaßen die Parteistellung: „Die spanische Wache des Gefangenen und die übrigen spanischen Hakenschützen gaben drei gewaltige Freudensalven vor seiner Wohnung und jubelten und schrieen Viktoria. Doch der mannhafte Fürst sah aus dem Fenster ruhig zu und lachte über das tolle Gebahren der Schufte." Es ist das würdige Gegenstück zu der heroischen Passivität, mit der er gerade zwei Monate vorher, am 24. Februar 1548, aus demselben Fenster zugesehen hatte, wie sein treuloser Vetter Moritz, mit dem kurfürstlichen Schmucke bekleidet, den kaiserlichen Thron feierlich bestieg und die als Lohn des Verraths ihm verheißenen fürstlichen Lehensfahnen aus der Hand des Kaisers empfing.

Wolrad empfand die freundlichr Aufnahme, die ihm von dem Kurfürsten verschiedenemale zu Theil wurde, als ein hohes Glück. Ganz gerührt schreibt er darüber einmal: „Der Kurfürst hat sich heute bei der Mittagstafel sehr gnädig gegen mich bewiesen; er hat sich nach Dingen erkundigt, von denen ich mich wundern muß, daß sie einem Manne, der so schweres Unglück duldet, nicht aus dem Gedächtniß verschwunden sind. Als ich dem trefflichen Fürsten meinen und meiner Gattin Dank sagte für die gnädige Theilnahme, die er uns bezeugt (in der Voemundschafts- und Erbschaftsangelegenheit der Gräfin Anastasia), erwiederte er, er habe alles mit größter Freude gethan, und wenn er uns beiden noch einen Dienst leisten könne, so würde ihm das stets angenehm sein." Was unser Graf für den Gefangenen thun konnte, beschränkte sich freilich nur auf gute Wünsche und brünstige Gebete für seine Befreiung, wie sie damals täglich von tausend Kanzeln in ganz Deutschland zum Himmel emporstiegen. Wo die kaiserliche Macht oder die spanische Soldateska allzu schwer drückte, z. B. in Augsburg selbst, durften es die Geistlichen allerdings nicht wagen, den Namen des Märtyrers zu nennen, aber wenn sie am Schlusse ihrer Predigt regelmäßig die Gemeinde zu einem Gebet für alle die aufforderten, welche um des Glaubens willen gefangen und elend seien, wußte doch jedermann, für wen gebetet wurde. Das Tagebuch durfte den Namen nennen und thut es häufig genug, wenn es zu Gott um das flieht, „was deine Kirche durch ganz Deutschland kniefällig erfleht." Daß seine Heimsuchung nur eine vorübergehende sei, wie die von ganz Deutschland, wegen der Sündenschuld, die das Volk auf sich geladen hat — in dieser Ueberzeugung beharrte und tröstete sich der fromme Graf. Es ist dieselbe, die alle ernsteren und tieferen Gemüther erfüllte, und sie sollte bald herrlich sich bewähren. „Die auf Gott vertrauen, werden nicht zu Schanden werden. Auch die mächtigsten Reiche haben ihre Zeit," heißt es bei Erwähnung eines allerdings treffenden Urtheils des Kaisers über Johann Friedrich. Als er im Frühjahr 1547 mit eigenen Augen das fruchtbare Land und die festen Städte seines Gegners sah, meinte er: „Der Herzog Johann Friedrich ist von kräftiger Statue und hat gewaltige Schenkel, aber seine Beine sind zu schwach, um

Digitized by Google

ſo viel Gut gleichmäßig zu tragen," zugleich ein nicht eben feiner Spott über die körperliche Unbehülflichkeit des wackern Herrn, dem ſein Torgauer Bier nur allzu gut zu bekommen pflegte.

Einen zarten Liebesdienſt konnte der Graf doch dem verehrten Fürſten erweiſen, von welchem dieſer wohl nie etwas erfahren hat. Bei dem Herumſtreifen in den Straßen der Stadt wurde Wolrad an einem Laden das Portrait des Kurfürſten gewahr, das von dem Händler abſichtlich ſo ausgehängt war, daß es einem andern, dem des Großtürken, gerade in's Geſicht ſchaute. Raſch kaufte der Graf beide für ſechs Batzen, um dieſer ſchmachvollen Schauſtellung ſeines Helden ein Ende zu machen. Nach einigen Wochen wurden ſeine Augen wieder durch denſelben Anblick beleidigt, und wieder verfuhr er auf dieſelbe Art. Bekanntlich pflegte die katholiſche Partei dem Kurfürſten und allen Schmalkaldern ein geheimes Einverſtändniß mit dem Großtürken als ärgſtes aller ihrer Verbrechen vorzuwerfen. Thatſächlich exiſtirte allerdings nichts davon, aber es iſt nicht zu läugnen, daß man es im Schmalkaldiſchen Lager nicht ungern ſah, wenn der Kaiſer durch den Erbfeind der Chriſtenheit etwas in Athem gehalten wurde. Um ſich direkt mit ihm zu verbinden, dazu hätte man ein ſo weites Gewiſſen haben müſſen, wie es die allerchriſtlichſten Könige von jeher hatten.

Als warmer Patriot empfand es Wolrad beſonders ſchwer, daß fremde Soldaten, und nun gar die ſo gründlich verhaßten Spanier den edlen deutſchen Fürſten bewachten. „Es iſt und bleibt ein Kummer und eine Schmach für uns Deutſche, daß Spanier unter Trommelſchall vor die Wohnung des trefflichen Johann Friedrich rücken dürfen, um da die Nachtwache zu beziehen," notirte er im Tagebuch, als er Abends um acht Uhr die verſchiedenen Wachen hatte aufziehen ſehen.

Der Kaiſer erhielt eine deutſche Wache, und das erſchien Wolrad eben ſo unpaſſend, wie die ſpaniſche bei dem Kurfürſten. Es iſt das ein kleiner, aber doch ſehr charakteriſtiſcher Zug für die ganze Stellung des Kaiſers zu dem deutſchen Volke und Weſen. Er galt eben nicht für einen Deutſchen, wie er ſelbſt auch niemals es darauf abgeſehen hat, für einen ſolchen zu gelten. Er war, wenn er überhaupt einen beſondern nationalen Typus repräſentirte, ein verwelſchter Niederländer mit einer gewiſſen phlegmatiſchen Vorliebe für das ſpaniſch-ariſtokratiſche und katholiſche Weſen. Unter allen Erſcheinungen der damaligen Welt gibt es aber gewiß keine zwei entſchiedeneren Gegenſätze als dieſe ſpaniſche Art und die deutſche des Reformationszeitalters, die ſo durch und durch bürgerlich demokratiſch und proteſtantiſch war. Doch hat unſer Wolrad den Reſpekt vor der geheiligten Perſon des Reichsoberhauptes auch in ſeinen vertrauteſten Aufzeichnungen nicht bei Seite geſetzt. Begreiflich zog es ihn nicht allzuſehr in die Nähe dieſer fremdartigen Majeſtät, in deren Umgebung die Deutſchen, auch wenn ſie zur ſiegenden Partei gehörten und die erfolgreichſten Dienſte geleiſtet hatten, doch immer über die Achſel angeſehen wurden. Hier war nur für Spanier, Wallonen und Franzoſen oder verwelſchte Niederländer, wie der gebietende Herr ſelbſt, ein paſſender Platz, allenfalls für geſchmeidige Italiener, die der Kaiſer übrigens nicht mochte, wahrſcheinlich weil er ihrer Loyalität nicht traute. Hier hörte man ſelten ein ehrliches deutſches Wort. Der Kaiſer ſelbſt ſprach mit ſeinen Vertrauten und Miniſtern ja nur franzöſiſch, hie und da einmal ſpaniſch oder italieniſch, in feierlichen Staatsakten allenfalls lateiniſch; deutſch hat er nie gelernt, wenn man ſein flämiſches Patois nicht dafür gelten laſſen will.

Das einzigemal, wo Wolrad dem Kaiſer gegenüber zu ſtehen kam, war jene traurige Scene der Abbitte, aber auch da ging es ganz ſpaniſch feierlich ſtill, ohne ein einziges Wort ab. Doch war unſer Graf viel zu ſehr ein Deutſcher, als daß er nicht auch das Gute und Große an ſeinem Feinde und Bedränger anzuerkennen gewußt hätte. Dieſe und jene Anekdote, die er von dem Kaiſer hörte und aufzeichnete, leiſtet dafür Gewähr. So das anderweitig, ſo viel wir wiſſen, nicht aufbewahrte Gegenſtück zu dem freilich auch ſagenhaften großmüthigen Worte in der Wittenberger Schloßkirche vor dem Grabe Luthers: „Ich führe keinen Krieg mit Todten." Als der Kaiſer vor dem Beginn des Augsburger Reichstags in Ulm verweilte, wurde er darauf aufmerkſam gemacht, daß in dieſer Stadt von einem ketzeriſchen Geiſtlichen eine höchſt impertinente Schmähſchrift gegen ſeine Perſon fabricirt worden ſey. Er fragte den Angeber bloß: iſt das geſchehen, ehe wir die Stadt wieder zu Gnaden angenommen haben oder vorher? Als es ſich herausſtellte, daß jenes Pamphlet der früheren Zeit angehörte, ſchnitt er alles Weitere mit den Worten ab: „Damals waren die Ulmer unſere Feinde, jetzt ſind ſie wieder zu Gnaden angenommen."

Den römiſchen König Ferdinand, den Bruder des Kaiſers, hat Wolrad nur ein einziges mal geſehen bei einem Spazierritt. Auch er, wenn gleich minder markirt als ſein Bruder, durfte als ein fremder Fürſt gelten. Auch in ihm war nichts Deutſches als das Blut des Vaters und der zufällige Umſtand, daß er über eine Anzahl der ſchönſten deutſchen Länder, das Erbe der Habsburger, als eigentlicher Landesherr gebot, während ſein Bruder ſich bloß mit der mehr imaginären Stellung eines Kaiſers begnügte und dafür in den

Niederlanden, Spanien und Italien als wirklicher Herrscher waltete. Ferdinand hat wenigstens deutsch gelernt und sich auch nothdürftig in der Muttersprache seines Volkes auszudrücken vermocht.

Dagegen beurkundet das Tagebuch ein lebhaftes Interesse für den Erzherzog Maximilian, den ältesten Sohn des römischen Königs. Er führte damals den Vorsitz im kaiserlichen Reichsrath, dem später sogenannten Reichshofrath, und in dieser Stellung kam er auch mit den Waldecker Grafen in geschäftliche Berührung. Denn hier hätte eigentlich ihre Sache entschieden werden sollen, und der Form nach geschah es auch so, in der That aber waren es die Granvella's und Viglius, in deren Hand die Entscheidung lag; wie bei allen wichtigeren Angelegenheiten, gleichviel ob sie deutsche oder ausländische waren. Doch mochte immerhin die Fürsprache eines so hochgestellten Prinzen von Werth seyn, und so bemühten sich denn auch die Waldecker Grafen vielfach darum. Maximilian bezeigte sich theilnehmend und wohlwollend; das war aber auch alles, was er gewähren konnte, doch auch dafür war ihm Wolrad schon dankbar. Er rühmt öfters seine Herablassung und Freundlichkeit, er bekennt seine Hoffnungen, die er gerade auf diesen Fürsten gesetzt hat. Es waren dieselben, die damals fast ganz Deutschland oder doch das ganze protestantische Volk hegte. Man glaubte zu wissen, der Erzherzog sey der gereinigten Lehre günstig gesinnt und bloß durch seine Stellung als Sohn und Neffe gehindert, sich offen für sie auszusprechen. Im Gegensatz zu Oheim und Vater machte ihn auch das entschieden in seiner Art und Natur überwiegende deutsche Element populär. Wolrad wünschte ihm, daß der, welcher die Herzen der Könige in seiner Hand hat, es so lenken möge, daß er seine trefflichen Naturgaben zur Ehre Gottes, zum Vortheil seiner Unterthanen und zu seinem eigenen Seelenheile anwende und daß er die Schmeichler und Ohrenbläser von sich ferne halte.

Dieser fromme Wunsch ist bekanntlich in Erfüllung gegangen, denn wenn auch Maximilian als Nachfolger seines Vaters auf dem Kaiserthron es nicht über sich vermochte, mit den Traditionen seines Amtes und seines Hauses ganz zu brechen und sich offen für die Reformation zu erklären, so hat er doch wenigstens bei allen Parteien den Namen eines wohlwollenden, friedfertigen und gerechten Fürsten erworben. Damals handelte es sich gerade darum, ihn als Statthalter seines kaiserlichen Oheims nach Spanien zu schicken. Es war dieß eines der vielen feingesponnenen Fädchen der Granvellas oder des Kaisers selbst, welche durch das jähe Zufahren des Kurfürsten Moritz zerrissen wurden. Man wollte ihn aus dem Lande der Ketzerei entfernen und in das Paradies des wahren Glaubens schicken, weil man ihm von dieser Seite her gar nicht traute. Aber man wollte auch durch seine Entfernung Raum für Don Philipp, den Sohn des Kaisers, gewinnen, den dieser gar zu gerne auch als seinen Nachfolger auf dem Kaiserthrone oder mindestens als den Nachfolger seines Bruders Ferdinand gesehen hätte. Erzherzog Maximilian mußte sich fügen, obgleich er es ungern genug gethan hat, da auch sein Vater von Seiten des Religionspunktes, den andern verschwieg man ihm einstweilen noch, dafür gewonnen war. So rüstete er sich damals zu seiner spanischen Reise, unter anderm auch durch Aderlässe und stärkende Bäder, als Präservativ gegen die übeln Einflüsse des spanischen Klimas. Unser Graf betrachtete ihn wie eine Art Schlachtopfer der welschen und pfäffischen Camarilla des Kaisers, und diese spanische Reise machte ihm vielleicht mehr Kummer als dem Erzherzog selbst.

So heißt es im Tagebuch: „Heute am 11. Juni zwischen drei und vier Uhr Vormittag reiete der Erzherzog Maximilian von Augsburg ab, um sich nach Spanien zu begeben. Der allmächtige und allgütige Gott möge es diesem jungen hoffnungsvollen Manne und dem deutschen Lande zum Besten wenden. Es ist ja ein Mann von wahrhaft fürstlicher Art, der auch kein Feind des Glaubens zu seyn scheint. Aber es heißt leider, daß er diese gefährliche Reise ungern antritt. So will es das Geschick, daß Deutschland gar nichts Gutes haben soll. Der Herr möge ihn hin und her geleiten und vor der Tücke und dem Unglauben der Spanier behüten."

Als Gegenstück dazu höre man den vertraulichen Bericht eines Venetianischen Gesandten am Hofe des Kaisers aus eben dieser Zeit über denselben Erzherzog: „Wesern er erzogen wäre von kraftvollen Männern, und welche ihn beständig von Kriegen unterhalten und die Geschichte vorgelesen hätten, so glaube ich, daß man alles Große von ihm erwarten könnte. Aber sein Vater hat Sorge getragen, daß er mit Männern umgehe, die ihn gute Sitten lehrten und vor Sünde und Unordnungen bewahrten, so daß mir scheint, daß mehr die Erziehung als die Natur gefehlt hat." — Wenn man nach den Gründen forscht, warum in dem damaligen Italien, das doch notorisch der Kirche ganz entfremdet war, der Protestantismus keine dauernden Wurzeln schlug, so darf diese naive, ächt italienische Aeußerung nicht unbeachtet bleiben.

„Der „geharnischte" Reichstag verläugnete auch darin seinen Charakter nicht, daß es häufig in den Straßen der Stadt zu blutigen Auftritten unter dem Kriegsvolk aller Nationen kam. Wir finden in unserem

Digitized by Google

Tagebuche mehrere Fälle angemerkt, wo sich der tiefgewurzelte Haß namentlich zwischen den spanischen und deutschen Truppen auf diese Art Luft machte. Nichts gefährlicheres konnte es für den Kaiser geben, als solche Scenen, und es geschah alles mögliche, um sie zu vertuschen. Zwar kam es in Augsburg niemals so weit, wie an jenem denkwürdigen Abend des 12. Juni 1547 im Lager vor Halle, wo sich Spanier und Deutsche eine förmliche Schlacht lieferten und auf spanischer Seite siebzig, auf deutscher achtzehn Todte gezählt wurden, wo ein spanischer Grande seinen Versuch der Friedensstiftung mit einem tödtlichen Bade in der Saale bezahlte, wo der Erzherzog Maximilian von den wüthenden Haufen insultirt und verwundet wurde, und der Kaiser selbst honigsüße Worte geben mußte: „Liebe Deutsche, ich weiß, ihr habt keine Schuld!“ — sie hatten aber dießmal wirklich die Schuld — „gebt euch zufrieden, ich will morgen die Spanier hängen lassen.“ Es mag ihm sauer genug angekommen seyn, aber wenn er auch die Spanier nicht hängen ließ, so durfte er doch auch den deutschen Rädelsführern kein Haar krümmen.

Als er seine Residenz in Augsburg aufschlug, war es das erste, daß er einige Galgen und Räder als Warnungszeichen für seine trotzige Soldateska mitten in der Stadt am Rathhaus aufrichten ließ, und sie sind oft genug gebraucht worden. — Erhob sich ein Streit zwischen dem Kriegsvolke, so konnte man sicher seyn, daß das Volk für die Deutschen und gegen die Spanier Partei nahm; so einmal an den Fleischbänken, wo die rüstigen Fleischerknechte ihren Landsleuten beisprangen und eine Anzahl Spanier auf dem Platze blieb. Es war dieß eines der vielen Symptome des tiefen Hasses, welchen damals das ganze deutsche Volk gegen die Spanier hegte. Wie unser Volk von jeher und auch damals geartet war, gehörte viel dazu, bis sich ein solcher Haß ansammelte; denn leider war es ja in seiner arglosen Gutmüthigkeit immer nur zu sehr geneigt, sich die Haut über die Ohren ziehen zu lassen und das höchstens für einen seltsamen Spaß zu halten.

Aber die Spanier betrugen sich nicht bloß wie übermüthige Sieger, sondern wie eingefleischte Teufel. Freund und Feind war ihnen gleich, und was sie an unerhörten Schändlichkeiten aller Art in den Territorien und Orten katholischer oder mit dem Kaiser verbündeten Herren verübten, war fast noch ärger, als was in Feindes- und Ketzerland geschah. Die deutschen Landsknechte dieser Zeit waren freilich auch keine Lämmer, und Leben und Eigenthum von Freund und Feind war unter Umständen auch bei ihnen vogelfrei. Aber eben weil sie ihre deutsche Nationalität nicht verläugnen konnten, brachten sie es nie und nirgends zu jener raffinirten Bestialität, welche nicht bloß den spanischen, sondern, wie damalige und spätere Erfahrungen gelehrt haben, ziemlich allen Soldaten romanischer Nationalität gleichsam angeboren zu seyn scheint, so bald sie im fremden Lande sich die Zügel schießen lassen zu dürfen glauben. Ihre kannibalische Wollust empörte mit vollem Rechte unser Volk am allermeisten, das damals so wenig wie zu anderer Zeit engelrein war, aber von solchen Gräueln nicht einmal eine Ahnung hatte. Man lese nur die Schilderung, die Sastrow, der Begleiter des kaiserlichen Heeres auf dem Zuge von Sachsen nach Schwaben im Sommer 1547, also nach wiederhergestelltem Frieden, davon entwirft.

Auch unser Tagebuch gibt eine Reihe selbsterlebter oder von andern mitgetheilter Charakterzüge über das Gebahren dieser Rotte und der Volksstimmung in Deutschland. Es erwähnt der nichtswürdigen Vexationen, welche die spanischen Besatzungen in verschiedenen süddeutschen Reichsstädten, in Hall, Heilbronn, Ulm, Weißenburg ꝛc. an der wehrlosen Bevölkerung verübten. Man hatte sie hier überall gegen das ausdrückliche kaiserliche Wort aufgenommen, daß sie weder die Bewohner noch die Religion stören dürften. Aber wo sie einmal sich eingenistet hatten, waren beide verloren. So mochte denn die bloße Drohung, Spanier zu schicken, genügen, um eine Stadt wie Regensburg zur Annahme des Interims zu schrecken.

Während des Feldzugs in Sachsen hatte ein Spanier einem Bauernweibe Gewalt anzuthun versucht, der Mann aber den Frevler erschlagen und sich sofort auf flüchtigen Fuß gesetzt. Er eilte auf die Burg eines benachbarten Grafen und erzählte dort seine Geschichte. Der Graf gab ihm vier Kronen und versprach ihm noch mehr, wenn er noch mehr von diesem Ungeziefer ausrotte. Doch war dieß begreiflich eine gefährliche Sache. Wolrad sah mit eigenen Augen vor den Thoren von Monheim drei Leichname von Bauern auf das Rad geflochten, völlig nackt — „gegen alle gute deutsche Sitte und Scham“ — die sich der unerträglichen welschen Plaggeister durch Selbsthülfe zu entledigen gesucht hatten. Hätte sich ein Führer gefunden, so wäre überall der Volkszorn losgebrochen, und keine Frage, daß die doch wenig zahlreichen Fremdlinge sofort vernichtet worden wären. Aber die geheiligte Person des Kaisers und die Politik nahmen ihre Schändlichkeiten unter den Deckmantel gewöhnlicher Excesse des Kriegs. Doch hat nichts so sehr dazu beigetragen, den Kaiser um den letzten Rest von Popularität zu bringen und seine schmähliche Katastrophe von 1552 vorzubereiten, als das Gebahren seiner „spanischen Bösewichte“ vom Herzog von Alba an bis herunter zu dem gemeinen Hakenschützen.

Plündern und Stehlen verstand sich bei dieser Rotte von selbst. Als einmal ein paar Spanier in Augsburg gehenkt wurden, meinte Sastrow, der der Execution zusah: „sie werden eben gestohlen haben, wie das ihre Art ist.“ Als in der Nacht vom 18. auf den 19. April bei dem Kurfürsten Moritz in die Silberkammer eingebrochen wurde, war ganz Augsburg am folgenden Morgen fest davon überzeugt, daß die ergriffenen Thäter Spanier seyn müßten. Es waren aber zufällig Franzosen, Landsleute der Granvellas, die sich dann auch mit landsmannschaftlichem Eifer der Schuldigen annahmen. Doch half es dießmal nichts. Moritz war zu erbittert und die Thäter wurden gehenkt, aber nach einigen Stunden vom Galgen abgeschnitten und von einem großen Conduct fremder Soldaten feierlichst beerdigt; „denn,“ sagt das Tagebuch, „bei diesen Leuten gilt stehlen für kein Verbrechen.“

Hätten die Spanier keinen weitern Unfug begangen, als die gründliche Zerstörung der Wildbahnen des Wirtemberger Herzogs Ulrich, so würde das Landvolk ihr Andenken eher gesegnet als verflucht haben. Fast täglich kamen damals ganze Wagenladungen Wild aus dem Wirtembergischen in Augsburg an, als Gaben der dort cantonirten spanischen Truppen an ihre Landsleute in der Reichsstadt. Ein einziger Gerber sollte nach dem Tagebuche im Laufe dieses Frühjahrs und Sommers nicht weniger als 900 Hirschhäute verarbeitet haben. Der Zusatz enthält eine traurige Wahrheit: „So haben die armen Deutschen so viel Sorgfalt auf die Wildbahnen verwandt zu großem Schaden des Landmanns und zum Gespötte der Spanier und der kaiserlichen Hofschranzen.“ Herzog Ulrich hat unter den damaligen deutschen Fürsten bekanntlich den Preis als Nimrod davon getragen, obwohl nur wenige von dem Jagdteufel ganz frei waren, zu welchen wenigen auch unser Graf gehörte. Selbst der fromme Kurfürst Johann Friedrich ist auch hierin nicht ganz vorwurfsfrei. Es wurde als ein Zeichen Gottes angesehen, daß ihn sein Unglück gerade in der Mitte seiner größten Wildbahnen, in der Lochauer Heide bei Mühlberg getroffen habe, wo er so oft zu größtem Verdruß und Schaden der Unterthanen dieser nobeln Passion gefröhnt hatte.

(Schluß folgt.)

Aphorismen.

Superlative.

Die Art zu empfinden und demnach auch die Weise, sich auszudrücken, ist bei den gebildeten und höheren Ständen eine ganz andere als bei den geringen Klassen, den einfachen Bauern und Hirten.

Unter jenen, bei denen die Phantasie sehr lebhaft, oft krankhaft aufgeregt ist, die eine große Empfänglichkeit, sehr empfindliche und reizbare Nerven besitzen, sind daher allerlei starke Superlative sehr gäng und gäbe. Sehr Vieles, selbst das Gewöhnlichste finden sie „schrecklich,“ „gräßlich.“ Sie sprechen mit großer Ueberspannung von „furchtbaren,“ „entsetzlichen“ Ereignissen, oder von Dingen, die ganz „abscheulich,“ „unerträglich“ oder „unter aller Kritik“ sind. Auf der andern Seite erblicken sie so viel „Prächtiges,“ „Zauberisches,“ „Wunderschönes“ in der Welt, und beuten sogar, um sich noch mehr Farbentöne zu ihren lebhaften Darstellungen zu verschaffen, auch andere Sprachen aus, indem sie z. B. von den Franzosen noch solche Superlative wie „excellent,“ „charmant,“ „capital,“ „abominabel,“ „diabolisch“ und hundert andere entlehnen. Freilich sind viele dieser Ausdrücke schon ganz abgenutzt, wie abgegriffene Münzen, und curfiren unter uns ganz ohne besondern Effekt und ohne viele Bedeutung, da sie nicht selten für die gewöhnlichsten Dinge verschwendet werden.

Findet man dergleichen Phrasen in dem Munde eines Landmanns oder Hirten, so kommen sie Einem bei ihm ganz unnatürlich vor; denn diese simpeln Leute pflegen sich weit gemäßigter auszudrücken. Sie nennen das „Zauberische“ bloß „hübsch“ oder allenfalls „fein.“ Sie bezeichnen das „Gräßliche“ und „Haarsträubende“ nur als einen Unfall oder als bedauerlich. Ihre Sprechweise wie ihre Gefühlscapacität gleicht der einförmigen Musik der Sackpfeife oder dem Geklimper einer russischen Balaleika mit wenigen Saiten, während

Digitized by Google

die höheren Stände wie mit allen Oktaven eines Klaviers reden, auf dem sie bald in der Tiefe donnern, bald in den höchsten Tönen trilleen. Indeß gilt das Gesagte nue von der Masse der Gebildeten und vorzugsweise von den Halbgebildeten. Den Mann von ausnahmsweise sehe großer Bildung, von philosophischem Geist und gutem Geschmack erkennt man wiederum daran, daß er sich jener Uebertreibungen und Superlative enthält. Er nähert sich wieder der Einfachheit des gemeinen Mannes, drückt sich mäßig aus und wählt, indem er das Grelle und die Extreme veemeidet, überall die mittleren Töne, die dem Leben so viel angemessener sind.

Das Lesen.

Das Lesen dee von Andern mit Mühe gefundenen Gedanken und der von ihnen kunstvoll gestalteten Schriften befruchtet und stärkt unsern Geist weit weniger als die eigene Beobachtung der Natur und des Lebens, das selbstthätige Forschen, Denken und Schreiben.

Das Lesen ist ein höchst verführerischer Genuß. Man geht oder fliegt dabei nur mit der Hülfe eines Andern, wie ein Sperling auf den Flügeln des Adlers. Der Leser ist wie ein vornehmee Herr, der sich von einem geschickten Koch die Speisen bereiten und serviren läßt. Von der Kochkunst wird er nie etwas veestehen lernen, so viele ausgesuchte Delikatessen er auch verschlingt. Für ihn ist der Schriftsteller zu Fuß in die Landschaft hinaus gepilgert, hat da die Wege und Stege zu den schönen An- und Aussichten gefunden und diese Wege selbst gebahnt. Der Leser aber rollt nun wie ein grand seigneur in hoher Carrosse auf den fertigen Chausseen dahin.

Das Lesen macht uns schlaff und träge und läßt unsere Energie zum eigenen Nachspüren erlahmen. Ja es wirkt noch schädlicher; es schlägt sogar unsere eigenen guten Gedanken, die aufkommen wollten, todt. Dieselben schönen Dinge, die ich da im Buche lese, ich hätte sie vielleicht alle in meiner eigenen Seele entdecken, bei mir selber finden und ersinnen mögen. Da ich sie abee bei meinem Schriftsteller so gut ausgedrückt sehe, so unterlasse ich es, sie nach meinem Sinne herauszubeingen nnd in meiner eigenen Weise zu façonniren. Es ist wie wenn einer ausgewachsene Bäume in meinen Gaeten pflanzte, in welchem eben die Gesäme keimten, und wo diese nun vom Schatien der schönen Bäume eestickt werden.

Alle Seelenbildung und aller Ideenreichthum, den wir durch das Leien gewinnen, liegt uns nur lose wie Goldschaum auf dem Geiste; im Innersten goldig wird unser Gemüth dadurch nie. Diese Goldwerdung des Geistes kann une durch Selbstaebeiten, durch Selbstdenken und Selbstforschen zu Stande kommen.

Alle Lehren und Wahrheiten, die wie bei Andern lesen, verhalten sich zu denen, die wir selbee gefunden, eben so wie schöne Erlebnisse, von denen uns Andere erzählen, zu denen, die wir selber mitgemacht haben.

Man kann eine ganze Bibliothek von Weisheitsfrüchten durchlesen, ohne dabei innerlich so zu wachsen und sich zu befestigen, wie durch einige wenige Wahrheiten, die uns das Leben aufgedrungen, die in unserem Herzen zur Geburt gekommen und die gleichsam fort und fort in unserem Fleisch und Beine existiren. Eigentlich können daher nur unsere eigenen Ideen recht in uns wirken und schaffen, und nur die Philosophie, die ich selber in mie ausgebildet, ist *meine* Philosophie. Ja im Grunde genommen sollte sogar jeder sein eigener Religionsstifter werden.

Kleine große Geister.

„Geister ersten Ranges — Genies — werden sich nie einer Specialwissenschaft widmen, denn ihnen liegt die Einsicht in das Ganze zu sehr am Herzen. Ihr Streben geht auf die Gesammtheit der Dinge, die Welt überhaupt. Sie sind Feldherrn, nicht Hauptleute, Kapellmeister, nicht Orchesterspielee."

So bemerkt einer unserer Philosophen sehe richtig. Doch muß man nicht denken, daß jenes Streben die ausschließliche Eigenthümlichkeit nur einiger weniger großer Geister ist. Vielmehe gibt es eine Menge Menschen, welche die bezeichnete Anlage zu Geistern ersten Ranges besitzen, dabei aber allerdings nicht alle die Energie und auf der andeen Seite auch nicht die Gelegenheit zur Bethätigung ihres Strebens finden.

Es gibt eine ganze Klasse von geboeenen „Feldherrn" oder „Kapellmeistern." Sie kommen aber nicht alle zur Anstellung bei einem Orchester oder zu einem wirklichen Posten an der Spitze der Aemeen. *Dazu* fehlt ihnen das Glück oder noch ein gewisses künstlerisches Talent des Ausführens und Schaffens. Sie haben ganz jene „Verachtung des speciellen Wissenskrams, ganz die großherzige Stimmung und Richtung auf das Allgemeine und auf die Gesammtheit der Dinge, welche die Geister der hochstehenden Klasse, der sie angehören, auszeichnet. Und dennoch gelangen sie nicht zu dem Gipfel der Auszeichnung, zu dee die wahrhaft großen Männer sich aufschwingen. Es werden aus ihnen nue verkümmerte Genies. Es geht ihnen wie im Walde den Eichen, die seelich alle haetes, zähes, edles Eichenholz besitzen, von denen aber nur

einige zu tauſendjährigen mächtigen Bäumen fröhlich aufwachſen, während andere kränkeln und zurückbleiben.

Manche große Geiſter dieſer Art ſind gar nur bloße Schein- und Aftergenies, die ſich zum ächten Genie verhalten wie zu den Schwänen die ihnen in Gefieder und Geſtalt ſo ähnlichen, aber in der angeborenen Grazie und Muskelkraft ſo ungleichen Gänſe, oder auch wie Wagner zum Fauſt. Man könnte daher wohl ſagen, daß es auch kleine große Geiſter gibt.

Form- und Farbloſigkeit der Genies.

Die tüchtigen Lebenspraktiker verwundern ſich zuweilen über den Mangel an entſchiedenem Ton und an beſtimmter Charakterfärbung bei den ſtillen und etwas nachtwandleriſchen Dichtern, Künſtlern und genialen Philoſophen. Sie vergeſſen nicht ſelten, daß dieſe eben in der Farbloſigkeit ihren eigenthümlichſten Vorzug beſitzen. Durch ſie, durch ihre neutrale Stimmung ſind ſie gerade ſo beſonders befähigt, gleich dem klaren Kryſtall die Welt rein und unparteiiſch in ihrer Seele abzuſpiegeln.

Der feurige Charakter, der entſchiedene, auf ein Ziel gerichtete Thatendrang, die Ueberzeugungsfeſtigkeit der Staatsbürger, der Kriegsheroen, der energiſchen Geſchäftsmänner iſt es, was ſie meiſt vollkommen unfähig macht zur Meditation und zu ruhiger Contemplation, während ſie ihnen allerdings diejenige Tüchtigkeit, die ſie an der Spitze ihrer Heere oder ihrer Parteien und Geſchäfte zeigen, verdanken.

Je weniger wir von einer vorwaltenden Stimmung beherrſcht werden, deſto mehr ſind wir geeignet, alle Stimmen der Natur und des Menſchenlebens, ihre feinen Nuancen und Schattirungen aufzufaſſen, obwohl uns dieß Alles zwar nicht dazu hilft, eine Rolle in der Welt kräftig durchzuführen und im bürgerlichen Leben eine Stellung zu behaupten.

Man ſollte eben jeden Charakter und Stoff, den die Natur darbietet, auf ſeine Weiſe loben und ihn gebrauchen, wozu er gut iſt. Das Eiſen und die feſten Granitſäulen ſind in ihrer Art vortrefflich. Man vertheidigt damit das Land, man baut damit die Häuſer und Städte. Aber man darf auch den nachgiebigen, ſchlaffen, matten, breiartigen, geſtaltloſen Thon nicht verachten; denn auch ihm hat die Natur vorzügliche Eigenſchaften verliehen. Er nimmt leicht alle Eindrücke an, er reproducirt und bewahrt die zierlichſten Figuren des feinſten Gepräges. Er läßt ſich vielfach formen und geſtalten und leiht ſich willig her zur Anfertigung der ſchönſten Modelle.

Ueberhaupt ſollten die, welche raſch über den Werth oder Unwerth der ſo verſchiedenartig angelegten und ausgeſtatteten Charaktere der Menſchen aburtheilen, recht fleißig an die ſo mannigfaltig qualificirten Produktionen der Natur denken und daraus lernen, wie verwerflich ein Ding und eben ſo auch eine Perſon in einer Beziehung ſeyn kann, während gerade für einen andern Zweck in dieſer Schwäche ſeine oder ihre Kraft beſteht.

Warum die Propheten in ihrem Vaterlande nichts gelten.

Man beklagt es oft, daß die großen Geiſter, die ungewöhnlich genialen Menſchen ſo ſelten bei ihrer nächſten Umgebung, an ihrem Geburtsort oder unter ihren Zeitgenoſſen zur Geltung kommen, und man macht der Mitwelt darüber Vorwürfe. Im Grunde genommen aber iſt nichts natürlicher.

Erſtlich iſt das, was die Originale von den gemeinen Alltagsleuten unterſcheidet, oft nur eine Kleinigkeit, die eben nicht ſehr in die Augen fällt. Sie haben mit den übrigen faſt Alles gemein; nur beſitzen ſie nebenher noch gleichſam einen etwas verſteckten ſechsten Sinn, vermittelſt deſſen ſie die Welt und die Dinge in einem ganz andern Lichte erblicken, als ihre Mitmenſchen. Sie haben im Innerſten ihrer Seele einen dunkeln, zwiſchen Felſen verborgenen See, wie die große amerikaniſche Höhle in Kentucky den Echoſee, in welchem alle Töne und Strahlen von außen auf völlig verſchiedene Weiſe reflektiren und reſonniren. Es iſt für andere ſehr ſchwer, dieſen innern Spiegel, jenen beſondern ſechsten Sinn, deſſen Organe nicht ſo zu Tage liegen, wie Naſen, Augen und Ohren, bei den außergewöhnlichen Menſchen herauszufinden. Dazu gehört ſchon ein Kennerauge.

Und zweitens ſind ſich die genialen Menſchen ihrer Kraft oft ſelbſt ſehr wenig bewußt. Kindliche, naive Unbewußtheit iſt eine ihrer charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten. Sie zweifeln an ſich, ſie verlieren zuweilen für lange Perioden ihren Stern ganz aus dem Geſichte. Der Streit zwiſchen der idealen und der äußern Welt ſetzt ſich in ihrer eigenen Bruſt fort und bringt ſie in Schwankungen. Sie ſind ſich ſelbſt eben ſo, wie die Welt, die ſie anſchauen, ein tief verhülltes Räthſel. Zuweilen erkennen und fühlen ſie ſich erſt ſehr ſpät in ihrem Leben, mitunter kommen ſie bis zu ihrem Tode gar nicht aus ihren Träumen und dem Zuſtande ihres hellſeheriſchen Halbſchlummers heraus. Wie können nun dieſe wunderlichen Leute, die dann und wann wohl gar in volle Verzweiflung über ſich gerathen, erwarten, daß ſie bei uns andern zur Geltung kommen

Digitized by Google

sollen! Wir verlangen von ihnen natürlich, und wie es scheint, mit Recht: „Sage mir erst, wer du bist, dann will ich dich anerkennen und schätzen.“

Große Männer.

Daß wir uns in der Regel bei der Begegnung mit berühmten Leuten so wenig befriedigt fühlen und in den Persönlichkeiten der Menschen überhaupt so wenig Großartiges entdecken zu können vermeinen, kommt wohl vorzüglich daher, daß wir es vergessen, wie die sogenannten großen Männer natürlich nicht zu allen Zeiten groß sind, sondern dafür ihre Veranlassungen, ihre Momente, ihre beaux jours, ihre lucida intervalla haben, und daß wir unsererseits meistens so wenig Gelegenheit finden, sie gerade in diesen Momenten zu überraschen.

Ein großer Reitkünstler macht natürlich eine schlechte Figur zu Fuß; man muß ihn auf seinem Rosse sehen. Den kühnen Schiffer kann man nur mitten im Sturme an seinem Steuerruder bewundern. Blitzt doch sogar auch ein Edelstein nur, wenn man ihn eben in's rechte Licht bringt. Wer dem kleinen unansehnlichen Nelson mitten im Kanonendonner und Rauch von Trafalgar nahe gewesen wäre und in's Auge geblickt hätte, dem würde seine Größe gewiß hinreichend imponiert haben.

Große Redner, Schauspieler oder Musiker hat man verhältnißmäßig noch am meisten Gelegenheit im Augenblicke selbst, wo die Gottheit sie erfüllt und wo sie bei Anstrengung aller ihrer Kräfte ganz sie selbst sind, zu sehen und zu bewundern. Am schlechtesten kommen hierin, wie auch in so mancher anderer Hinsicht die Dichter und Schriftsteller weg. Der Natur ihres Geschäfts nach pflegen sie ihren Umgang mit der Muse in aller Stille und in unbelauschter Einsamkeit. Sie haben da auch ihre Feierstunden, ihre großen Augenblicke des Entzückens und der Verklärung. Aber niemand bekommt sie in dieser Verklärung, in der sie ihre Großthaten verrichten, ihre schönen Werke schaffen, zu sehen. Vor dem Publikum erscheinen sie nur nachher in ihrem prosaischen alltäglichen Zustande, wo sie oft ausgebrannten Feuerwerke gleichen.

Gezwungene Leistungen des Genies.

Es klingt so schön, was man von den freiwilligen Gaben und Leistungen des Genies und von ihrer „Naturwüchsigkeit“ sagt.

Das Schönste soll das Genie, so behauptet die allgemeine Sage, frei und ungezwungen geben, wie aus der Olive das feinste Oel ohne Pressung, oder wie der beste Tokaier von selbst aus den Trauben ausbricht. Gegen die Produktionen, die nicht aus einem „innern Drange“ erzeugt, sondern aus Noth, um des durch sie zu erlangenden Gewinnes oder um des Lobes und des Ruhmes oder eines andern äußern Zweckes willen gemacht worden, hegt man Verdacht und glaubt sie von vornherein tiefer stellen zu dürfen; ja man hält sie wohl gar für verächtlich. Dabei mag wohl manches Treffende seyn; doch geht man mit diesem Raisonnement zu weit und übersieht dabei Vieles.

Ja, wenn der Wein immer sogleich fix und fertig, goldig und klar aus den Trauben des Genies träufelte, wenn er nicht noch erst gekeltert, gegohren, abgeklärt, in Tonnen gefaßt und vielfach behandelt werden müßte, dann möchte es angehen. Leider aber muß das arme Genie es nicht nur verstehen, sich frei in die schönen Regionen der Phantasie zu schwingen, es muß sich auch tüchtig zu Schweiß und Arbeit bequemen. Der Pegasus muß zuweilen, seine Flügel einziehend, ein rechtes Ackerpferd werden, dabei dennoch freilich immer innerlich ein Pegasus bleiben.

Und hierin hapert es denn oft bei dem guten Genie. Es ist ihm trotz aller innern Spannung von Natur eine gewisse äußere Trägheit eigen. Je oft ist sein Widerwille gegen die Bemühungen, sich auf der engen Bühne des Lebens zu produciren, desto größer, je größer sein innerer Reichthum ist, je mannigfaltiger ihm die Gedanken zuströmen, je weiter und tiefer es in seinen Anschauungen und Träumen die Welt erfaßt. Und eben zur Ueberwindung dieses Widerwillens und jener gewissen Trägheit hat das Schicksal verschiedene Sporen und Peitschen erfunden, als da sind: Ruhmliebe, Wetteifer, bittere Noth, Gewinnsucht und mancherlei weltlichen Antrieb und Zwang, womit es das Genie geißelt, weckt und aufstachelt von seiner Ruhebank.

Daß solcher Zwang bei den großen Köpfen ganz am Platze ist, haben schon die Griechen durch den Mythus von ihrem alten Meergott Proteus angedeutet, der so gern am sonnigen Strande zwischen den Seehunden und andern Naturkindern ruhte und schlief, und der sich in seinen Träumereien auf allerlei Art der Unbequemlichkeit des Weissagens zu entziehen suchte. Man mußte ihm vielfachen Zwang anthun, dem er so lange als möglich durch eben so viele Verwandlungen zu entschlüpfen strebte. Erst wenn er sich auf keinerlei Weise der Gewalt zu entziehen vermochte, hielt er stille, that den Mund auf und weissagte mitten in seiner Verzweiflung unerfindliche und göttliche Dinge.

Ganz wie jener Proteus haben auch viele Genies ihre besten Sachen keineswegs freiwillig, ungedrungen

und absichtslos aus der Fülle ihres Herzens von sich gegeben, sondern haben so recht mitten im äußern Drang und im Sturm der Leidenschaften gesprochen und gesungen. — Viele haben, indem sie, von heftiger Ruhmbegierde getrieben, stets nach der Palme strebten, den Lorbeer immer vor Augen hatten, mit ihren Nebenbuhlern rangen und eiferten, gerade ihr Bestes geleistet. Andere wurden von bitterer Noth gezwängt und gedrängt, und mußten ihre goldenen Sprüche um schnöden Lohn ersinnen und hergeben. Einige haben sogar eine recht gesunde Geldgier und Habsucht mit der größten Genialität zu verbinden gewußt, ohne deßwegen „Fabrikarbeit" geliefert zu haben. Es ist eben wie bei Gott, so auch bei den Menschen, die so viele Widersprüche in sich vereinigen können, fast Alles möglich. Wäre jedem Talent ein Ruhebett zu ganz freiwilliger und gelegentlicher Niederkunft bereitet, so würden wir oft sehr lange auf Geisteskinder warten müssen. Was die Poeten so gern von sich sagen: „Ich singe, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnt," ist eine sehr schöne, auch ganz wahre Phrase, die manche aber mißverstehen. Selbst hinter dem Gesange der Philomele steckt ja eine ganz sichtbare Peitsche. Ihre Melodien sind nichts weniger als lauter freiwillige Ergüsse absichtsloser Rührung. Sie klagt vielmehr so schön aus purer Noth, Bedrängniß, Brunst und Leidenschaft. Sie trillert und jauchzt ganz mit Absicht, nämlich um ihrem Liebchen zu gefallen. So wie dieser äußere Drang und Zwang — der Zweck der Liebe — aufhört, verstummt auch ihr „genialer" Gesang.

Dichter wollen als Dichter, und Könige als Könige gelten.

Wenn jemand einem von uns Dichtern oder Schriftstellern artig entgegenkommt oder ihn zu Tische ladet, so denken wir gewöhnlich, es geschehe unserer jüngst von uns publicirten Verse oder Schriften wegen. Erwartungsvoll lauscht der Autor, was man ihm Schönes über sein neuestes Produkt sagen werde. Jede Visite, die man ihm macht, nimmt er als eine seiner Muse dargebrachte Huldigung auf, und ist hinterher arg enttäuscht, wenn er gewahrt, daß sein Freund bloß aus persönlicher Neigung zu ihm gekommen, oder daß er ihn eingeladen, weil er ihn für einen gutmüthigen, muntern und unterhaltenden Burschen hielt, oder daß er ihm nur gar deßwegen etwas Höfliches gesagt hat, weil er überhaupt gegen jeden anständigen Menschen höflich ist.

Die Dichter halten sich einmal für etwas Exceptionelles, und es ortetzt sie, wenn wir sie nur so mit der gewöhnlichen Elle messen, nach der auch andere Christen gemessen werden. Es ist mit ihnen so wie mit den Königen, die auch immer nur als Machthaber und Herrscher und nicht als liebenswürdige Leute bei uns gelten wollen, und die bei jeder Begegnung verlangen, daß wir uns vor ihrer Majestät beugen und demüthigen, die aber nichts um die Verehrung geben, welche wir ihnen aus Freundschaft, oder aus Ueberzeugung von der Güte ihres Herzens darbringen.

Beide, Autoren und Könige, haben hierin viel Aehnlichkeit mit den schönen Frauen, die auch stets erwarten, daß man ihren Reizen huldige, und die unserer völlig überdrüssig werden und uns für insipide Narren halten, wenn wir statt ihrer feurigen Augen, oder ihrer goldenen Locken, bloß ihren christlichen Sinn, ihr moratisches Betragen oder Aehnliches loben.

Und am Ende gilt dasselbe mehr oder weniger noch von manchen andern Menschenklassen, von vielen Künstlern, den großen Schauspielern, von den Excellenzen, den Geheimeräthen, auch von den Millionären. Jeder will, daß wir bei ihm vorzugsweise das beachten, worin er seine Hauptkraft hat, und was ihm seine eigentliche Bedeutung unter den Menschen verschafft, und er gibt wenig darum, wenn wir ihm zugestehen, daß er auch viele andere gute Eigenschaften mit dem großen Haufen theile.

Digitized by Google

Literatur.

Das Nibelungenlied aus dem Mittelhochdeutſchen neu überſetzt von Eduard Bürger Leipzig, 1861.

Zwei unerläßliche Forderungen ſind an jeden zu ſtellen, der als Ueberſetzer eines poetiſchen Werkes auftritt: er muß der Sprache ſeines Originals vollkommen mächtig ſeyn und die dichteriſche Form deſſelben in allen ihren Eigenthümlichkeiten ſicher erfaßt haben. Der zweiten dieſer Forderungen zu genügen, war der neueſte Ueberſetzer des Nibelungenliedes offenbar unfähig. In einem kurzen Vorworte, welches ungefähr eben ſo viele Irrthümer als Zeilen enthält,* gibt er zu verſtehen, die bisher erſchienenen Ueberſetzungen des Nibelungenliedes ſeyen nicht geeignet, dem Gedicht die Verbreitung zu verſchaffen, die es verdient. „Wir haben zwar ſchon viele Ueberſetzungen davon, ſie weichen aber nach zwei Seiten von der rechten Mitte ab. Die einen, wie Hinsberg und Rebenſtock, haben das alte Gedicht auf eine unpaſſende Weiſe moderniſirt; die andern, wie Simrock, Pfizer u. a., haben vom Alten zu viel beibehalten, was unweſentlich iſt. Dazu rechnen wir außer dem unregelmäßigen Rhythmus und einigen veralteten Ausdrücken namentlich eine etwas harte und undeutliche Diction.“ — Er meint nun, ſolches ſtöre zwar „den eigentlichen Deutſchthümler“ nicht, ſey aber andern Leſern unwillkommen u. ſ. w.

Ein Ueberſetzer der Nibelungen, der von dem „unregelmäßigen Rhythmus“ des Gedichts ſpricht, legt damit gegen ſich ſelbſt ein Zeugniß ab, deſſen vernichtende Kraft kein Recenſent, und wäre er der unbarmherzigſte, überbieten könnte. Seitdem Carl Lachmann mit tiefem Blick in das Weſen der altdeutſchen Verskunſt eingedrungen und mit bewundernswürdigem Scharfſinn, der ſtets von dem ausgebildetſten Gefühl für Sprache und Rhythmus begleitet wurde, ihre Geſetze ergründet und feſtgeſtellt hat, ſeitdem darf niemand, der als Kenner unſerer alten Poeſie gelten will — und der Ueberſetzer ſollte doch vor allem Kenner ſeyn — ſeine Unbekanntſchaft mit den Regeln unſerer alten Metrik ungeſtraft zur Schau tragen. Denn die Kenntniß dieſer Regeln iſt nicht etwa in den erleſenen Kreis ſelbſtſtändiger Forſcher gebannt: jedem, der in der deutſchen Grammatik kein Fremdling iſt und einige Mühe und Fleiß anzuwenden nicht verſchmäht, iſt jetzt die Möglichkeit gegeben, ſie zu ſeinem Eigenthum zu machen; jeder kann jetzt die gründliche Ueberzeugung gewinnen, daß in der künſtleriſch entwickelten Poeſie unſeres Mittelalters der Versbau von Geſetzen beherrſcht wird, welche an Strenge und Feinheit kaum denen nachſtehen, die in der Metrik der claſſiſchen Sprachen walten. Welcher feine Sinn für den Unterſchied der dichteriſchen Gattungen offenbart ſich allein ſchon darin, daß für das geſungene Lied andere Regeln gelten, als für das erzählende Gedicht! Nur erforſchen und bewundern, nicht aber nachahmen läßt ſich die ungemeine, zuweilen ſcheinbar an das Grillenhafte ſtreifende Sorgfalt und Genauigkeit, mit welcher die großen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts die kurzen Reimpaare des höfiſchen Epos behandelt haben; im anmuthigſten Wechſel, keine der andern gleich und doch alle einem und demſelben Geſetz folgend, ſchlingen ſich die Reimzeilen in einander. Dieſe Dichtungen, für den Vortrag beſtimmt, wollen auch, wie alle wahre Poeſie, mit lebendiger Stimme geſprochen, nicht mit dem Auge geleſen ſeyn; nur der, der ſie mit offenem Ohr vernimmt, wird des ganzen Wohllauts, des ganzen rhythmiſchen Zaubers inne, der ſie durchdringt. Und in noch höherem Grade gilt dies von dem Vers der Nibelungenſtrophe, der alle Eigenthümlichkeiten des echten epiſchen Versmaßes auf das Vollkommenſte in ſich vereinigt. Wie von dem Hexameter darf von ihm gerühmt werden, daß er innerhalb der ſtrengſten Geſetzmäßigkeit eine unbegränzte Mannigfaltigkeit zuläßt. Seine Ausdehnung geſtattet ihm, gleichſam die ſchwellende Fülle des Epos in ſich aufzunehmen, und der Umſtand, daß er durch die Cäſur in zwei, nicht völlig gleiche Hälften geſchieden wird, dient nur zu einer reicheren Entfaltung des rhythmiſchen Wechſels. Nach einem aus dem innerſten Weſen der Sprache natürlich hervorgegangenen Geſetz werden die Sylben nicht gezählt, ſondern gewogen; die Zahl der Hebungen iſt eine unveränderlich feſt beſtimmte: jeder Langzeile kommen ſechs, der Halbzeile alſo drei Hebungen zu. Den Raum vor und zwiſchen dieſen Hebungen können nur geſenkte Sylben einnehmen, oder er kann auch völlig unausgefüllt bleiben; die Senkung ſelbſt aber darf innerhalb des Verſes nie mehr als eine Sylbe zählen. Das Verhältniß der Hebungen zu einander und zu den Senkungen wird durch die ſtrengſten Geſetze beſtimmt, die ſich mit Nothwendigkeit aus der verſchiedenen Natur der Vocale und aus den Verbindungen der Conſonanten ergeben. Vier ſolcher Verſe, gleich gebaut und doch in der Zahl der Sylben von einander verſchieden, ſchließen ſich zu einem ſtrophiſchen Ganzen zuſammen, das durch die achte Halbzeile, der

* Den Namen Gunther will der Ueberſetzer ſeinen Leſern durch ein dabei geſetztes Gothmar hiſtoriſch erläutern. Es ſcheint ihm alſo unbekannt zu ſeyn, daß die Geſchichte von einem burgundiſchen Könige Gundicarius (Gundahari) weiß, der im Jahre 435 von Aetius beſiegt, im folgenden Jahre aber von den Hunnen ſammt ſeinem Geſchlecht vertilgt wurde (illum Huni cum populo suo ac stirpe deleverunt, wie Proſper Aquitanus meldet).

eine Hebung mehr, als den übrigen, gebühret, seine völlige Abrundung erhält. Jede dieser Strophen kann ein charakteristisches Gepräge tragen; jede ist fähig, ihren Inhalt in vollkommen sinnlicher Deutlichkeit vorzuführen. Die rhythmische Malerei kann hier das Höchste und Mannigfaltigste leisten, und das Bedeutendste wird mit den einfachsten Mitteln erreicht. Der gemessen vorschreitenden Erzählung, wie der lebhaftesten Darstellung erschütternder Begebenheiten, der klaren Schilderung der uns umgebenden Natur, wie dem Ausdrucke der herzbewegenden Empfindung — allem vermag dieses Versmaß Farben und Töne zu leihen; mit gleich unfehlbarer Sicherheit weiß es die kräftigste Beleuchtung und den leisesten Schattenwurf hervorzubringen. Jede Seite des Nibelungenliedes gewährt die trefflichsten Belege dafür.

Die Strophe, welche die Abfahrt der Helden nach Isenstein schildert (368), diejenige, in welcher Kriemhilde den gemarterten Gatten beklagt und den Ruf nach Rache ausstößt (953), das kurze Gespräch zwischen Mutter und Tochter, welches so bedeutungsvoll das Gedicht einleitet, oder endlich jene nächtliche Scene, da Volker den todgeweihten Helden auf seiner Geige das Schlummerlied aufspielt — niemand, der mit der alten Sprache vertraut ist, kann solche Stellen gelesen haben, ohne die ganze Macht und Gewalt dieses Metrums an sich zu erfahren, ohne diesen Vers in seiner steten Kraft und in seiner wechselnden Anmuth, in seinem Wohllaut und in seiner Geschmeidigkeit zu bewundern.

Die Vorzüge der alten Metrik sind für uns unwiederbringlich verloren; es wäre thöricht und verwegen, sie auf den so sehr veränderten Zustand unserer jetzigen Sprache übertragen zu wollen. Schon allein der Verlust, den das Neuhochdeutsche an kurzen Vocalen erlitten hat, macht es dem neuern Dichter unmöglich, sich die Feinheiten der alten Verskunst anzueignen. Dennoch läßt sich eine Nachbildung der Nibelungenstrophe gar wohl versuchen, und sie ist mit Erfolg vielfach versucht worden. Aber freilich muß derjenige, der sich des alten epischen Maßes bedienen will, es auch in seiner Eigenthümlichkeit und regelmäßigen Ausbildung erkannt, er muß zugleich untersucht haben, ob nicht einige Gesetze der ältern Metrik so innig mit dem Wesen unserer Sprache verknüpft sind, daß sie sich auch noch auf das Hochdeutsche, das wir schreiben und sprechen, ohne Gewaltsamkeit anwenden lassen.

Unserem Uebersetzer jedoch war es nicht beschieden, zu jener Erkenntniß zu gelangen, und zu dieser Untersuchung fühlte er sich nicht berufen. Für ihn war und blieb der Vers unseres Heldengedichts regellos; er fühlte sich verpflichtet, diesem Mangel gründlich abzuhelfen. Vor allem beseitigte er also die vierte Hebung der achten Halbzeile, die den ruhigen Gang des Verses empfindlich zu stören schien, und ließ dann innerhalb der Zeile betonte und unbetonte Sylben ununterbrochen auf einander folgen. Die Strophe, die auf diese Weise entstehen mußte, mag für erzählende Gedichte geringeren Umfangs nicht zu verwerfen seyn; daß ein echter Dichter, dem die Sprache ihren Reichthum darbietet, sie auch in einer umfassenderen Darstellung, welche sich dem Epos nähert, wirkungsvoll anwenden könne, beweist auf das Unzweifelhafteste unseres unvergeßlichen Uhlands trefflicher Rauschebart. Wie man sich indeß über die Vorzüge oder Mängel dieser Strophe entscheiden mag, — es bedarf nur eines Blicks in die neueste Bearbeitung der Nibelungen, und man gewinnt die Ueberzeugung, daß ihr Autor es nicht vermocht hat, dem Versmaß, das er gewählt, lebendige Kraft einzuhauchen. Eine klägliche Mattigkeit hat sich in das Gedicht eingeschlichen; kaum mögen wir die alten Helden noch erkennen, mit denen wir so oft in Ehrfurcht und Bewunderung verkehrt haben; denn es ist, als ob auf den Bannspruch eines bösgesinnten Zauberers alle Kraft ihren Gliedern entwichen sey. In unserem Epos geht die Poesie mächtigen Schrittes einher, oder erhebt sich zu kühnem Aufflug; hier aber schleppt sie sich mit gebundenen Füßen ängstlich am Boden fort und läßt träge die Flügel hängen. Jede Seite, die wir aufschlagen, wird uns bereitwillig ein Beispiel dieser Umwandlung vor Augen stellen.

Der Kampf Dankwarts mit Blödels Recken, die erste Scene des großen Schlachtendramas, das zu einer so ungeheuern Katastrophe führt, ist mit dem Aufgebot aller künstlerischen Mittel, über welche das Volksepos verfügt, dargestellt, in kräftigen Zügen, die sich fest der Phantasie einprägen. Dankwarts Heldenmuth leuchtet herrlich hervor; und wie ergreift es uns, wenn endlich, nach der bittersten Kampfesmühe, der „sturmmüde Mann," allein vor seinen Feinden stehend, klagend in die Worte ausbricht:

1878. Nu wolde got, sprach Dancwart, möht ich den boten hân,
der mînen bruoder Hagnen kunde wizzen lân,
daz ich vor disen recken niht in sölher nôt
er hülfe mir von hinnen, oder er gelæge bî mir tôt'.

Aber im grimmigsten Hohn antworten die Heunen:

1879. Dô spruchen Hiunen recken: der bote muostu sîn,
sô wir dich tragen töten für den bruoder dîn:
sô stêhet im ërste leide der Guntheres man.
du hâst dem künige Etzel sô grôzen schaden hie getân. *

* Welchen der verschiedenen Texte Bürger seiner Arbeit zu Grunde gelegt hat, davon müßte er wohl selbst nicht leicht Rechenschaft zu geben, und es wäre wahrlich undankbare Mühe, die kritischen Principien, die ihm etwa eigen sind, aus der Uebersetzung entrathsein zu wollen. Im Ganzen scheint er einer der Ausgaben gefolgt zu seyn, welche sich an die Laßbergsche Handschrift anschließen, obgleich er an manchen Orten, z. B. in den Schlußzeilen des Gedichts, auch von diesem Texte wieder abweicht. Die oben ausgehobenen Strophen sind in allen Handschriften fast gleichlautend überliefert, und was sich von Varianten findet, ist für den Uebersetzer ohne Bedeutung. Ich habe sie daher nach der

Digitized by Google

Und wieder beginnt der Angriff und die muthvolle Vertheidigung; tiefe Wunden schlägt der Held durch die Helme und bereitet sich eine Bahn durch die immer neu herbeiströmenden Kämpfer; gleich wie ein Eber vor den Hunden, so geht er vor den Feinden daher:

1884. Sîn vart diu wart erwinwet von heizem bluote naz.
mit sînen vinden, dann er hete getân?
mich kund ein einic recke gestriten immer baz
man sach Hagnen bruoder an hove höflichen gân.

Bürger hat hier, wie überall, darnach gestrebt, dem modernen Leser jede Aufregung zu ersparen, welche durch die Gewalt der Poesie etwa entstehen möchte. Nur durch die Mittheilung einer größeren Anzahl zusammenhängender Strophen könnte es zu deutlicher Anschauung kommen, wie trefflich der neueste Ueberirrer der Nibelungen es versteht, die wilde Kraft seines Originals zu zähmen, wie wohlbedächtig er den starken Feuerwein der alten Poesie durch reichliche Beimischung wässerigrer Prosa unschädlich zu machen weiß. Vielleicht giebt aber auch eine kleinere Probe einen richtigen Vorschmack von der Zubereitung des Ganzen. Die eben in der Ursprache vorgeführten Strophen gewinnen hier dieses Ansehen:

O, liebe Gott, sprach Dankwart, mich einen Boten finden,
Der meinem Bruder Hagen es ginge zu verkünden,
Daß ich von diesen Rittern hier stieh' in solcher Noth,
Der hülfe, oder stürbe mit mir zugleich den Tod.

Die Hunnenritter sprachen: „Der Bote mußt du seyn,
Wir tragen dich ein Todten hin zu dem Bruder dein;
Dann sieht des Leides Anfang * des Gunther Lehensmann,
Du hast dem König Etzel viel Schaden hier gethan."

Wie ruhig und behaglich geht hier alles vor sich! Und wenn nun Dankwart sich durch die übermächtigen Feinde hindurchschlägt, so wissen wir kaum, ob wir ihm auch unsere Bewunderung zuwenden sollen; der Dichter wenigstens scheint keine Bewunderung für seinen Helden zu spüren, denn wir würde er sonst in so schläfrigem Ton uns vorerzählen:

Sein Weg ward immer wieder benetzt mit heißem Blut,
Noch niemals stritt ein Ritter mit solchem hohen Muth,
Wie gegen so viel Feinde von diesem ist geschehn.
Dann sah man Hagens Bruder mit Glanz nach Hofe gehn.

Und in diesem gelinden Tone geht es durch das ganze Gedicht. Ueberall, wohin der Blick fällt, trifft er auf Phrasen und Wendungen, so glatt und nüchtern, wie sie kaum eine etwas gehobene prosaische Darstellung sich gestatten würde:

S. 8. Herr Siegfried wurde selten geplagt von Herzeleid.

S. 184. Da rathen sie es alle, nur Hagen sagte Nein,
Der kam zu König Gunther und redete ihm ein:
Wenn ihr bei Sinnen seid, so werdet Ihr's verhüten,
Und wenn sie folgen wollte, so müßtet Ihr's verbieten.

S. 185. Spricht Hagen: „Ich bekenne, daß es mir thue leid." *

Doch was bedarf es weiterer Beispiele! Jeder Vers müßte als Beleg angeführt werden; denn überall wird durch ein unnützes Flickwort, hier durch ein „nun", dort durch ein „denn also" oder ein „da" die Kraft der Rede gebrochen; überall wird auch der kümmerlichste Rest des epischen Styls mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit ausgemerzt. Es wäre nicht allzu schwer, den Regeln dieser destruktiven Uebersetzungskunst auf die Spur zu kommen; wir wollen aber den Uebersetzer im ungeschmälerten Besitz seines Geheimnisses großmüthig belassen. Wir wollen ihm auch nicht vorhalten, wie wenig folgerichtig er verfährt, wenn er für die Regelmäßigkeit des Verses, wie sie ihm erscheint, so ängstlich besorgt ist, und dagegen die Genauigkeit des Reims für einen entbehrlichen Schmuck zu achten scheint; dafür zeugen Reime wie Breite: Schneide, Lande: sandte, Wirth: gebiert, dach: sing, Libyen: gefrhn; wir wollen es ihm nicht vorhalten, denn er könnte uns mit Recht entgegnen, er habe es auch mit der Regelmäßigkeit des Versbaues nicht allzu ernst genommen und z. B. auf S. 139 und 201, was mancher grämliche Kritiker ihm verübeln dürfte, dem Worte: Mittag, dessen erster Sylbe doch unzweifelhaft der Ton zukommt, einen so gefährlichen Platzen angewiesen, daß ein richtiger Vers nur durch unbarmherzige Verkürzung jener ersten Sylbe zu Stande zu bringen sey. ** Unmöglich aber können wir ihm unsere Nachsicht auch dann zu Theil werden lassen, wenn er, die Schätze der alten Sprache verschmähend, unserem jetzigen Hochdeutsch aus der Fülle seiner eigenen sprachschöpferischen Kraft eine höchst zweifelhafte Bereicherung zuführt. Oder glaubt er, daß die Form „seiet", welche er auf S. 184 und 240 nur Sermpel

---

Ausgabe Lachmanns citirt, deren eigenthümlicher Werth durch die neuesten Untersuchungen in noch helleres Licht gesetzt worden ist, wenigstens für die Augen derjenigen, die, von blinden Vorurtheilen frei, in den Fragen höherer Kritik ein sicheres Urtheil zu fassen gelernt oder nicht wieder verlernt haben.

* Hier hat Bürger nicht einmal die einfachen Worte des Originals richtig verstanden: nû nihet im êrste leide, heißt: dann erblickt er erst recht, was ihm wehe thut, dann fühlt er erst recht Betrübniß.

* Durch ein lächerliches Mißverstehen des Originals (Strophe 1160) offenbart Bürger auch hier wieder seine Unfähigkeit, die einfache Sprache des Nibelungenliedes richtig zu fassen; zugleich legt er hier dem Helden Worte des Bedauerns über Siegfrieds Tod in den Mund, die er seinem Charakter gemäß nie sprechen durfte.

** Die wunderlichen Verse lauten:

S. 139. Der Sarg war endlich fertig geworden um Mittag.
Man hub ihn von der Bahre, worauf die Leiche lag.

S. 201. Man ließ die Frau'n beurlauben es war schon um Mittag.
Weshalb das Hofgesinde nicht länger müßig lag.

anwendet, in einer künftigen Grammatik der deutschen Sprache dankbare Aufnahme finden wird? Und wer mit solchem Ungeschick Vers und Sprache handhabt, wähnt sich berufen, unser gewaltiges Heldenlied wirksam zu erneuern.

Den Kennern ist es längst nicht mehr zweifelhaft, daß das Mittelhochdeutsche dem Uebersetzer Schwierigkeiten bietet, wie sie in keiner andern Sprache begegnen. Ja, was auf den ersten Blick seine Aufgabe zu erleichtern scheint, erschwert sie ihm gerade auf die bedenklichste Weise. Er trifft in der alten Sprache auf eine nicht geringe Anzahl von Wörtern und Wendungen, die auch noch unserer jetzigen angehören; sollte er nun nicht aus dieser Uebereinstimmung seinen Nutzen ziehen und das Gleichlautende unverändert in der Uebertragung beibehalten? Aber nur der Laut dieser Wörter ist derselbe geblieben; ihr Sinn ist mehr oder weniger umgewandelt worden. Wie verschieden in ihrer Bedeutung sind z. B. die mittelhochdeutschen muot, man (im Plural), liebe von unsern Wörtern: * Muth, Mann, Liebe. Sollen sie nun durch ganz andere Ausdrücke ersetzt werden? Aber dann tritt eine neue Schwierigkeit entgegen. Es kann sich treffen, daß eines jener Wörter den Reim bildet und daher der Uebersetzer gezwungen wird, wegen dieses einen Wortes die ganze Zeile umzuarbeiten, die er sonst vielleicht ohne irgend eine Veränderung aus dem Original in die Uebertragung hätte herübernehmen können. Zu welcher Wahl er sich nun auch entschließt, niemals wird er, weder dem Leser, noch, wenn er seine Aufgabe ernst nimmt, sich selbst völlig Genüge leisten. Denn entweder opfert er etwas von der scharfen Bestimmtheit des Ausdrucks auf oder er entfernt sich mehr, als unumgänglich nöthig scheint, von der Redeweise des Originals. Wer aus einer völlig fremden Sprache übersetzt, wird, nur auf die Reproduktion des Inhalts und der poetischen Form bedacht, seinem Original selbstständig nachdichten und alle Mittel seiner Sprache mit schöpferisch freier Thätigkeit zur Anwendung bringen, damit die Nachdichtung sich in abgeschlossener Eigenthümlichkeit ausgebildet darstelle und ein selbstständiges und zugleich harmonisches Ansehen gewinne. Einem altdeutschen Gedichte gegenüber wird man jedoch stets die Versuchung spüren, die Redeweise des Originals und die einzelnen Wendungen desselben, wenn es das Verhältniß des neueren Lesers nur irgend gestatten will, unangetastet zu lassen; man mag sich nicht entschließen, das, was allenfalls auch jetzt noch verständlich seyn möchte, aufzugeben, weil man sich bewußt ist, es nur unvollkommen ersetzen zu können; man möchte gar zu gern der Nachbildung auch im Einzelnen die kräftige Farbe des Urbilds erhalten. So entsteht aber eine Mischung verschiedener, zum Theil widersprechender Farben, aus welcher kein Bild von künstlerischer Einheit hervorgehen kann, und eine solche Uebersetzung muß unvermeidlich den Charakter des Zwitterhaften an sich tragen und an einer gewissen Unbehülflichkeit leiden. Wir sehen die Dichtung zwar in das Gewand der neuen Sprache gekleidet, aber es schließt sich ihr nicht überall fest an und hier und dort nehmen wir durch die neue Hülle hindurch Färbung und Schnitt des alten Kleides wahr; das Gedicht redet zwar zu uns in den Lauten unserer Sprache, aber so mancher fremdartige Ton mischt sich in sie hinein. Auf eine Uebersetzung aus dem Mittelhochdeutschen paßt recht eigentlich das Bild von der verkehrten Seite eines gewirkten Teppichs: die Umrisse sind dieselben geblieben, aber die Linien sind verwirrt, die Farben unbestimmt geworden, und was auf jener Seite mit vollendeter Zierlichkeit ausgeführt ist und mit frischem Schmuck das Auge ergötzt, erscheint hier roh oder verblaßt. So paradox es klingen mag, ein hochbegabter Uebersetzer Homers darf hoffen, bei seinen Lesern eine im Ganzen treue und richtige Vorstellung von dem Charakter des unnachahmlichen Urbildes hervorzurufen; ein Uebersetzer des Nibelungenliedes darf eine solche Hoffnung nur mit viel geringerer Zuversicht hegen.

Diese in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten, deren völlige Ueberwindung niemals gelingen wird, muß derjenige reiflich und allseitig erwogen haben, der die Arbeiten Karl Simrocks auf diesem Gebiet ihrem wahren Werthe nach schätzen lernen will. Was sich mit den für diesen Zweck käglichen Mitteln unserer Sprache und Verskunst leisten läßt, das hat er preiswürdig geleistet. Mit seinem Fühlen und Denken heimisch in der alten Poesie und Sage und der neuern Sprache als selbstständiger Dichter mächtig, war er vor allen dazu auserseben, für den Heldengesang und die Kunstdichtung der Vorfahren den Sinn der Zeitgenossen zu erwecken. Es wäre eine erfreuliche Aufgabe, im Einzelnen nachzuweisen, wie er mit seinem künstlerischen Takt sich gleichsam zwischen der ältern und der neuern Sprache hindurchbewegt, und diese in ihrer Reinheit bewahrend, ihr demnach mit bescheidener Hand manches schon verlorene Gut früherer Zeiten glücklich wieder anzueignen weiß. Mit eben so sicherer Kunst, die aber nur ein Kenner der alten Metrik würdigen kann, versteht er es, die Verse der Nibelungenstrophe und die kurzen Reimpaare der erzählenden Gedichte ihrer alten ursprünglichen Form anzunähern; für den Bau dieser Verse haben ihm nur diejenigen metrischen Gesetze der alten Poesie Geltung, gegen deren Anerkennung sich auch unsere jetzige Sprache nicht sträuben darf.

Das deutsche Publikum konnte es nicht verkennen, was es dem edlen Dichter zu danken hat. Die Uebersetzung des Nibelungenliedes, die schon in ihrer ersten unvollkommenen Gestalt Goethes Theilnahme so lebhaft ansprach, hat allmählich in alle Kreise des Volks Eingang gefunden

* Bürger freilich scheint von diesem Unterschied wenig zu ahnen; er übersetzt liebe, welches Freude, Lust bedeutet, einfach durch Liebe, und der moderne Leser, zu dessen Besten Bürger gearbeitet hat, muß es schon zu errathen suchen, welcher Sinn hier eigentlich dem Worte zukommt.

Digitized by Google

und den herrlichen Helden der uralten Sage ein neues Leben unter uns verſchafft. Wie ſie bisher gewirkt hat, wird ſie auch in Zukunft fortwirken, und hochhalten werden ſie auch fernerhin alle diejenigen, denen es nicht vergönnt iſt, die mächtigen Lieder von der Nibelungen Noth in der Sprache zu vernehmen, in der ſie einſt vor ſo manchen Jahrhunderten unſern Vätern erklangen.

B———s.

Correſpondenz-Nachrichten.

Rom, November.

Weinleſe. — Beſuch einer Vigne.

In den nachfolgenden Blättern möchte ich von den zu Rom und in ſeiner Umgebung empfangenen Eindrücken harmloſe Rechenſchaft geben. Am liebſten wünſchte ich dieß in der Art Goethe's thun zu können, der mit claſſiſchem Behagen aus dem Wunderbrunnen Rom ſchöpfte, um bald in Geiſt und Körper den wohlthätigſten Einfluß zu ſpüren. Denn als erſt unſer unſterblicher Dichter den Boden ſeiner langjährigen faſt krankhaften Sehnſucht unter ſeinen Füßen ſpürte, entzog er ſich jedem politiſchen Einfluß; Kriege und Weltereigniſſe gingen nebelhaft an ihm vorüber; er athmete befreit in der neuen Welt voll Anſchauungen, poetiſcher und künſtleriſcher Anregungen, und dem Herzen entquollen die erleichternden Worte:

> Fahret mir wohl, in großen und kleinen
> Kreiſen, die ihr mich oft nah der Verzweiflung gebracht.
> Wiederholet, politiſch und zwecklos, jegliche Meinung,
> Die den Wanderer mit Wuth über Europa verfolgt. —
> — Nun entdeckt ihr mich nicht ſobald in meinem Aſyle.

So vollſtändig kann ſich aber ein Kind unſerer Zeit dem mich pulſirenden Leben und den Kräften, die metamorphoſirend auf daſſelbige einwirken, nicht entziehen. Wider Willen werden wir in den Strudel der Tagesereigniſſe hineingezogen, verflochten. Obgleich wir alſo genöthigt ſind, auch letzteren Rechnung zu tragen, wollen wir ſie doch in dieſen „römiſchen Eindrücken“ nicht abſolut die Oberhand gewinnen laſſen, ſondern uns manchmal aus dem ſonſtigen Treiben des Marktes in die ſchweigſame Einſamkeit claſſiſcher Ruinen, in die Wunderhallen des Vatikans, in Muſeen, Galerien, Kirchen oder unter die ſtillen Wipfel der Pinien und des Lorbeers retten. Man betrachte demnach in unſerem Norden meine ſchwarzen Buchſtaben als ein bunt zuſammengeſetztes Moſaikparkett, auf welchem ich nach beſten Kräften den Cicerone ſpiele.

Es iſt in den erſten Tagen Oktobers. Die dunſtigen, gelben Wolken, welche aus der Campagna und den Niederungen des Tiberthales während der Sommermonate drückend über Roms Kuppeln laſteten, ſind durch die Gewitter des Septembers zerſtreut. Wohlthätige Regengüſſe haben die Luft rein gewaſchen, ſo daß ſie fein und durchſichtig und blau wie Indigo geworden. Ströme intenſiven Lichtes umfließen die ſchön geformten Berge der Sabiner; die öde Campagna kleidet ſich in ſammtenes Grün, ein erfriſchender Hauch weht durch Roms Straßen; in den Vignen innerhalb und unfernhalb der Stadt ſchneidet man Trauben und ſchöne Frauen tragen die köſtliche Frucht des Gottes in ſchweren Kübeln auf ihren Köpfen nach der Kelter. Wenn in irgend einem Lande der Weinmonat noch der Mond der ausgelaſſenen Freude und Heiterkeit iſt, ſo iſt es im Römiſchen. Und wahrlich, die Römer können allen Heiligen danken, daß ſie der Himmel in dieſer ſpäten Zeit des Jahres ſo vorzugsweiſe noch mit wolkenloſem Azur und erquickender Wärme zu den köſtlichen Gaben der Pomona begnadigt, und daß die Arbeit in dieſem geſegneten Klima ſo leicht auf ihnen laſtet, daß ſie ſich des köſtlichen Daſeyns aus voller Seele erfreuen mögen. Ja, auch im allerchriſtlichſten Rom iſt der Oktober die Zeit bacchiſchen Jubels, männiſcher Freude, wie ſie es ſchon in den Tagen der heidniſchen Cäſaren war. Außer dem Sonntag ſind es in der Woche noch der Montag und Donnerſtag, an welchen die Bevölkerung in die außerhalb der Thore gelegenen Vignen ſtrömt. Ueber das bacchiſche Treiben am Monte Teſtaccio, wo altersgrau die Pyramide desCeſtius ſteht und düſtere Cypreſſen an den Gräbern fremder Wanderer trauern, gedenke ich ein andermal zu berichten. Aber da heute die Sonne ſo überaus goldig und warm ſtrahlt, vermögen wir nicht im Zimmer zu bleiben; es drängt uns hinaus, um unter Rebenlaub dieſe erquickende Luft und das rothe Traubenblut von Marino zu genießen.

Folge mir alſo, wer mag, in eine Vigne vor dem lateraniſchen Thore. Der Weg dorthin läuft, von der Piazza Barberini ausgehend, zwiſchen der Villa Ludoviſi und den Gärten des Salluſt hin. In erſterer thront in göttlicher Großheit eines der höchſten Reale antiker Sculptur, die

maemorne Juno des Polyclet; letztere ſind eine Fundgrube claſſiſcher Landſchaftsmotive für die römiſchen Maler. In dem der Stadt zunächſt gelegenen Theile der Sallnſtiſchen Gärten erhebt ſich die Villa des Principe Maſſimo, umgeben von Pinien, unter deren Baldachinen weiße Marmorſtatuen leuchten und neben anmuthig gefarmten Palmenwipfeln melodiſch Fontainen murmeln. Ferner ſind von den alten Gärten noch Subſtruktionen erhalten und Reſte eines Cirkus, deſſen rothe Ziegelmauern jetzt grün umſtrickt ſind vom Epheu und üppig wuchernden Schlingpflonzen, welche in maleriſchen Feſtons übee dem Eingang antiker Geotten und Gemächer hängen. Am ſalariſchen Thoee ſelber, das ſchon im Alterthum Porta Salaria hieß, welchen Namen Plinius von dem Umſtande herleitet, daß die Sabiner durch daſſelbe nach Rom kamen, um ihren Bedarf an Solz zu holen, ſchlendert jetzt eine franzöſiſche Schildwache auf und ab, die hie und da ein frivoles Witzwort an eines der zum Thor hinausgehenden römiſchen Bürgermädchen richtet, wofür ihr ein verächtlicher Blick ous den großen, feurigen Angen zu Theil wird. Im Allaemeinen verfoigt jetzt die Straße die Richtung der olten Via Salnria, ſelten nur ein wenig zur Seite biegend. Vom antiken Pflaſter ſieht man häufig Spuren und große Baſaltpolygone deſſelben ſind zu Prellſteinen der neuen Straße verwendet. Auch die Mauern, welche rechts und links die dahinter gelegenen Gärten und Vignen begrenzen, ſind zum Theil ans alten Pflaſterſtücken, zum Theil ous Marmorreſten errichtet, wobei denn häufig genug ein Stück Reliefarbeit, Mäander oder Arobesken vorſtellend, ſichtbar wird. Ja ſelbſt ein ziemlich gut erhaltenes Relief, einen Hund vorſtellend, wiewohl von ſehr ſchlechter Arbeit, iſt in eine der Weinbergsmauern eingelaſſen.

Auf der ſalariſchen Straße machte das Scheuſal Nero ſeinen letzten Ritt. Nach Suetons Erzählung hörte er onßerhalb des Thors oam nohen Peätorianiſchen Lager her das Geſchrei der Soldaten, die dem Galba Glück und ihm Unglück wünſchten. Bei dieſem ſeinem nächtlichen Ritt in den Tod muß Nero die Stodt durch das nomentoniſche Thor, nicht durch das ſalariſche verlaſſen haben, da es ſo nur möglich war, Stimmen der Soidoten ous dem Prätorionerlager zu unterſcheiden. Auf dem vom Sueton erwähnten Seitenwege mag er dann links auf die olte Via Salaeia abgebogen ſeyn, die er noch eine gute Strecke zu verfolgen hatte, da des Phaon Landhous, wo er ſich endlich ſelbſt den Tod gab, jenſeits des Fluſſes Anio gelegen war. Noch heute bezeichnet eine Tenuta, ein Campagnagehöft, die Stelle dieſer berüchtigt gewordenen Villa.

Fragt aber einer, warum ich des Nero und ſeines ſchmählichen Todes gedenke, da ich doch die Schilderung bacchiſchen Jubels verſprochen, ſo bedenke er, wie man zu Rom überall auf Spuren des Todes, auf Moder und Aſche hingeht, daß hier gleichſam die Luft erfüllt iſt mit dem Andenken an hingeſchwundene Größe und Tugend, an üppiges Laſter und fluchwürdiges Verbrechen.

So wie man aus einem der Thore Roms heraustritt, hat man eine halbe Stunde lang zwiſchen hohen Mauern, die im Hochſommer noch dozu eine glühende Hitze ausſtrahlen, Spießruthen zu laufen. Und doch ſehnt ſich das Herz, wenn man das bunte Gewoge der Stadt verlaſſen, die ſchönen Albanerberge mit ihren feinen, flüſſigen Linien oder den aus dem Campagnameer wie eine Inſel aufſteigenden Soracte zu betrachten. Die Monotonie dieſer Mauern wird nur ſehr ſelten durch ein Eiſengitter unterbrochen, das in die Geheimniſſe italieniſcher Gärten und Vignen blicken läßt. Grüne, dunkle, dichtverzweigte Gänge von immergrünen Eichen bilden drinnen ein undurchdringliches Schattendach, welches die Heimath der Nachtigall iſt, die unter dieſem warmen Himmel das halbe Jahr durch ſchlägt. Da breiten die Pinien ihre Baldachine über waſſergefüllte Mormorſchalen, der Akanthus umwnchert mit ſeinen claſſiſchen Blättern antike Sarkophage, der Lorbeer duftet würzig und die bräutliche Myrthe ſchmiegt ſich beſcheiden an das korinthiſche Capitäl einer umgeſtürzten Säule, die einſt einen Tempel oder irgend welches Prachtgebäude geſchmückt haben mag.

Wir ſind jetzt vor einem ſolchen Thorweg mit eiſernem Gittee angekommen und wollen durch daſſelbe in die Vigne eintreten. Der bekannte Vers in den Metamorphoſen des Ovid:

„Mollia securae peragebant otia gentes,“

könnte als paſſende Inſchrift über dem Zugange zur Vigne ſtehen. Wie wir aus dem Jauchzen, aus Gläſerklirren, Tombourineaſſein und Mandolinenklängen abnehmen können, hat ſich „molta gente“ hier verſammelt, das in weicher, köſtlicher Muße dieſe göttlichen Tage des Oktabers vergeudet. Der Weinberg, in welchen wir eingetreten, iſt das Eigenthum des Marcheſe Carcano und in Rom bei allen Künſtiern und Verehrern des Gottes Lyäos berühmt duech ſeinen köſtlichen Wein. Das Haus des Vignarol, des Pächters, der von ſeinem Herrn die Erlaubniß hat, daſelbſt eine Oſteeie zu halten, liegt etwa 200 Schritte vom Thor der Vigne entfernt, mitten unter Rebenlaub und umgeben von Fruchtbäumen und Cypreſſen. Es beſteht dieß Vignenbaus eigentlich nur aus einer offenen Halle und einem kleinen Magazin, in welchem eine Kelter ſteht. Unter den Baulichkeiten eeſteecken ſich gewölbte Cantinen oder Keller mit ungeheuren Fäſſern, die bald mit gäheendem Moſt gefüllt werden ſollen.

(Schluß folgt.)

Aus Nordholland, November.

(Fortsetzung.)

Land und Leute.

Iſt in einem Hauſe ein Todesfall vorgekommen, ſo werden alle Fenſterläden geſchloſſen, und ſelbſt das kleinſte Kind, das eben noch laut gejubelt, gehe ſtill und ernſt vorüber, ſobald es dieſes Zeichen der Trauer erblickt. Die Leiche bleibt oft acht Tage lang im Hauſe, und während dieſer Zeit müſſen ſelbſt die entfernteſten Verwandten und Bekannten den Angehörigen des Verſtorbenen einen Beſuch abſtatten und die entfernte Hülle in Augenſchein nehmen. Beobachtet jemand dieſe Sitte nicht, ſo wird das als eine große Beleidigung und als ein Beweis einer ſehr ſchwachen Seele betrachtet. Dieſe Condolenzbeſuche haben für den Fremden anfangs etwas Schauerliches. In einem Zimmer, wo ſolche Dunkelheit herrſcht, daß der Hereintretende kaum die Geſichtszüge der Anweſenden erkennen kann, iſt die ganze Familie verſammelt. Ein rieſiger Tiſch iſt in die Mitte gerückt und darauf ſteht je nach der Tageszeit ein Thee- oder Kaffeebrett nebſt allem Zubehör; ein Berg von Taſſen erhebt ſich daneben. Der Beſuchende tritt ſchweigend in das Gemach, in welchem tiefe Stille herrſcht, drückt den Angehörigen des Verſtorbenen mit gedämpfter Stimme ſeine Theilnahme aus, trinkt eine Taſſe Thee oder Kaffee und wird dann von einem Glied der Familie in das Zimmer geführt, in welchem ſich die Leiche befindet, damit er dieſe noch einmal ſehe. In Folge dieſer Sitte findet man in Nordholland bei weitem geringere Scheu vor einer Leiche als in Deutſchland.

Die Begräbniſſe ſind ſehr einfach und unterſcheiden ſich durch nichts irgend Eigenthümliches von denen in Deutſchland. Früher wurden die Leichen in den Kirchen beſtattet; jetzt iſt kein Raum mehr in dieſen vorhanden, aber auch ohne dieſen Umſtand würde man heutzutage die frühere Sitte nicht mehr beobachten. Da der Boden überall feucht und ſumpfig iſt, ſo daß man ſchon in geringer Tiefe auf Waſſer ſtößt, ſo muß man auf den Kirchhöfen ſehr ſparſam mit dem Platze umgehen. Auf dem Friedhof des Ortes, in welchem ich mich aufhielt, ſtand eine große hölzerne Hütte, worin die Gebeine aufgeſchichtet lagen, die nach Ablauf einer Reihe von Jahren aus ihren Gräbern genommen worden waren, damit man die letzteren von neuem benutzen könne. Der ganze Friedhof bot überhaupt einen traurigen Anblick dar; nirgends ein Blümchen, nur hie und da ſtand ein kleines Bäumchen; auf den grünen Grabhügeln weidete ruhig eine Ziege.

Man kann den Nordholländern in den Orten, welche ich kennen gelernt, nicht nachſagen, daß ſie vergnügungſüchtig ſeien; bei manchen Gelegenheiten entwickeln ſie aber eine Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit, welche man den Holländern gewöhnlich nicht zutraut. Jeder einzelne Ort mag ſeine beſondern Vergnügungen haben; ich will hier nur einige Winterluſtbarkeiten ſchildern, welchen ich während meines Aufenthalts in Zaandam, dem durch Peter den Großen berühmt gewordenen Orte, beigewohnt habe. — Eine der intereſſanteſten war eine Schlittenwettfahrt (eine ſogenannte Hardrowerij) auf der Zaan, deren Eisdecke mehrere Fuß dick war. Das Städtchen, in welchem ſonſt wenig Leben herrſche, bot an dieſem Tage einen ganz ungewohnten Anblick dar. Aus Amſterdam und aus weit entfernten Orten waren tauſende von Menſchen herbeigeſtrömt, Arm und Reich, Vornehm und Gering. Da ſah man Schlitten der einfachſten wie der prächtigſten Art, muſchelförmige Equipagen mit Kutſcher und Bedienten in reicher Livrée, elegante Stutzer und Damen in den koſtbarſten Toiletten, behäbige Bürger und ſtämmige Bauern, Dienſtmädchen und Kinder — Alles wogte bunt durcheinander. Neben der Bahn waren mehrere Tribunen errichtet, eine für die Preisrichter, eine andere für die Ceremonie der Preisaustheilung, eine dritte für die Zuſchauer aus den höheren Klaſſen. Neben- zwiſchen, vor und hinter dieſen Tribünen ſtanden zahlloſe Buden, in denen Kaffee, Thee, Wein und Bier geſchenkt oder Waffeln und Kuchen jeder Art verkauft wurden. Das Wettfahren ſelbſt geſchah in ſehr leichten einſpännigen Schlitten, auf deren hinterem Ende die Pferdelenker ſtanden. Um nicht auszugleiten, hatten dieſe größtentheils lange weiße wallene Strümpfe über die Stiefeln gezogen, ein Anblick, der bei einer Temperatur von acht bis zehn Graden denjenigen, welcher nichts von dem zweiten, tiefer ſitzenden Strumpfe und der anſtändig dicken Lederhülle ahnte, unwillkürlich fröſteln machte. Die ſtarke Kälte nöthigte mich und meine Begleiter zu wiederholten malen, in eine der Buden einzutreten, um uns durch eine Taſſe Kaffee oder Thee zu erwärmen, und ſo kam es, daß ich nichts von der Austheilung der nicht unbedeutenden Preiſe ſah, deren erſten ein wohlhabender ſtämmiger Bauer aus Friesland davon getragen hatte.

Mit Schlittenfahren und Schlittſchuhlaufen beluſtigt ſich überhaupt unausgeſetzt Alt und Jung während des Winters; an ſchönen Tagen ſind alle Eisflächen in der Nähe der Städte und Dörfer mit Menſchen bedeckt, die ſich lachend und ſpielend auf ihnen herumtummeln. Daß jedes männliche und weibliche Weſen in Nordholland eine ſo ausgezeichnete Fertigkeit im Schlittſchuhlaufen beſitzt, iſt nicht zu verwundern, da die Kinder ſchon im Alter von

vier bis sechs Jahren damit beginnen. Die Mädchen und Frauen tragen auf dem Eise etwas kürzere Kleider und kurze hübsche Jacken, die häufig mit kostbarem Pelzwerk gefüttert sind. Die Dienstmädchen, die ihre warmen Shawls gar graziös umzulegen wissen, sind ganz besonders geübt im Schlittschuhlaufen; oft fassen drei oder vier einander bei der Hand und führen dann mit großer Präcision allerlei Schwenkungen und Manöver aus. Keine Herrschaft dürfte es wagen, an Tagen, wo alles hinaus auf's Eis eilt, ihre Dienstboten zu Hause zu behalten, welche überhaupt mit großer Humanität und Rücksicht behandelt werden. Die Honoratioren fahren in schönen Schlitten; damit die Damen nicht frieren, befindet sich in jedem derselben eine Stoof (Feuerkiste, Wärmpfanne).

Während meines Aufenthalts in Zaandam gab eine Schauspielergesellschaft aus Amsterdam alle vierzehn Tage Vorstellungen in einer großen Bude, die stark besucht wurden, obgleich das Innere des Kunsttempels wenig Anziehendes hatte, die Decorationen sehr viel zu wünschen übrig ließen, und die darstellenden Kräfte theilweise selbst mäßigen Anforderungen nicht entsprachen. So sah ich unter andern Stücken einst „Onkel Toms Hütte" aufführen und konnte mich bei der schauerlichen Scene, wo Eliza — so heißt die Hauptheldin, wenn ich mich recht erinnere — von Eisschalle zu Eisscholle springt, um sich zu retten, trotz aller Mühe des Lachens nicht enthalten. Am Schluß des Stückes trat Onkel Tom in aller Gemüthlichkeit vor und hielt eine sehr komische Ansprache an das Publikum, das theilweise sehr zufrieden mit dem Gesehenen und Gehörten schien und tüchtig klatschte. Die Vorstellungen dauerten jedesmal bis tief in die Nacht hinein, und daher fand ich die Sitte, daß die Zuschauer während der Zwischenakte behaglich aßen und tranken, sehr löblich und folgte ihr selber mit Vergnügen. Ein anderer Uebelstand war, daß der Kunsttempel nicht die einem solchen Institute nothwendige Bedachung besaß und nur zu oft hereinließ, was die poetische Illusion störte, Regen und Schnee. So hatte eine Dame aus einer mir bekannten Familie eines Abends einen Platz bekommen, über dem sich ein kleines Regen- und Schneeventil befand, durch welches, ohne daß sie es merkte, nach und nach ein Tröpfchen und ein Flöckchen nach dem andern auf ihren Mantel herabriefelte. Als sie später auf dem Heimwege eine gute Strecke neben mir ging, bemühte sich der kalte Wind, der sich während des Kunstgenusses erhoben hatte, die Nässe zu beseitigen, was ihm auch insofern gelang, als er die breite Wasserbahn auf dem Rücken in eine Eisbahn verwandelte, die den Mantel wie eine Art Rückgrat steif hielt.

Auch Concerte gibt's alle vierzehn Tage im Städtchen, und es ist nur billig, wenn ich zugestehe, daß dieselben theilweise selbst höheren Anforderungen genügen konnten. Nordholländische Sitten traten aber auch bei dieser Gelegenheit stark hervor. Die vordere Hälfte des Concertsaales war stets ganz mit Damen angefüllt, welche kerzengerade auf ihren Stühlen dasaßen, als ob sie jemand musterte. Diese steife Haltung ist de rigueur; wer irgendwie die Lehne des Stuhls berücksichtigt, begeht einen Verstoß gegen die gute Sitte. In der hintern Hälfte des Saales saßen die Herren. Sobald eine Pause eintrat, verwandelte sich plötzlich die Scene auf eine originelle Weise. Sämmtliche Damen erhoben sich von ihren Stühlen, aber keine einzige entfernte sich auch nur einen Schritt von ihrem Platze; die Herren dagegen eilten massenweise in's Nebenzimmer, um dort zu essen oder Erfrischungen zu sich zu nehmen, die schon mit dem Eintrittsgeld bezahlt werden. Den Damen wurde Chokolade nebst zwei kleinen Brezeln präsentirt.

Eine große Rolle unter den geselligen Vergnügungen der Bewohner Nordhollands spielen die Kränzchen, Roodjes genannt, die auf besondere Art gebildet werden. Die Kinder, vor allen die Mädchen, treten, sobald sie das neunte oder zehnte Lebensjahr erreicht haben, mit andern von ungefähr gleichem Alter zu einer geschlossenen Gesellschaft zusammen, die von einem Jahr zum andern unverändert bestehen bleibt und erst mit dem Tode sämmtlicher Mitglieder aufhört. Die zu einem solchen Kränzchen Gehörenden kommen allwöchentlich einmal zusammen, gehen mit einander in's Concert, auf Bälle, in's Theater u. s. w. Die jungen Mädchen und Frauen haben dadurch stets einen Kreis, in dem sie manche gesellige Freuden genießen, und die junge Frau, welche durch Zufall oder absichtlich nicht Theilnehmerin an einem solchen Kränzchen ist, fühlt sich in der Regel einsam und verlassen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 52. **24. December 1862.**

— Pudor et justitiae soror,
Incorrupta fides, nudaque veritas
Quando ullum inveniet parem?
Horat.

Der Wittwe Uhlands.

Ein Ruf des Leides, ein Trauerklang
Tönt die deutſchen Gauen und Ströme entlang. —
Du, der ihr Glück und ihr Leben geſchieden,
Du dankeſt dem Herrn, daß er ſchlummert im Frieden.

Fernhin wird Klage und Ruhm gezollt
Dem Manne von Erz, der Treue wie Gold. —
Du küſſeſt die Lippen, die blaſſen, mit Schweigen,
Dir war ja ſein Herz, ſeine Liebe zu eigen.

Sie rühmen, wie ſchön ſeine Harfe geklungen,
Sie haben beim Feſt ſeine Lieder geſungen. —
Du haſt manch ſchwere und bange Nacht
Mit ihm bis zum letzten Kampfe durchwacht.

Von tauſend Lippen zu ſpäten Tagen
Wird in ſtolzen Ehren ſein Name getragen. —
Du haſt mit ihm vereint im Gebet
Demüthig um ewige Gnade gefleht.

Sie kränzen mit Lorbeern den Dichtergreis,
Des edeln Sängers verdientem Preis. —
Du ahnſt eines höheren Sieges Kranz
Auf der bleichen Stirne in lichtem Glanz.

Und ſie rühmen den Todten und ſingen ihm Lieder,
Und kehren zur eigenen Heimath wieder. —
Du wandelſt einſam dem Grabe zu,
Das friedlich ſchirmt ſeine letzte Ruh.

Du warſt ſeines Lebens Freude und Segen,
Die Liebe läßt ſich zu Grab nicht legen.
Sein Lied erklingt noch in ſpäter Zeit,
Er ſelbſt iſt dein eigen in Ewigkeit.

Ottilie Wildermuth.

Aus einem Tagebuche vom Jahre 1548.

(Schluß.)

Das Gebet Wolrads: „Herr, befreie uns von diesem unseligen Volke!“ ist damals in kräftigen Variationen täglich und stündlich von Hunderttausenden zum Himmel emporgestiegen. Auch er hat es ganz so empfunden wie der einfache Sinn des Volkes, wenn er sein liebes Vaterland als ein von Fremden erobertes und verwüstetes Land beklagt. Alle Schönfärberei damaliger und späterer Parteidarstellung im kaiserlichen Interesse konnte das Gewicht der Thatsachen nicht aufheben. Man sagte und sagt wohl noch: „die Spanier sind Truppen des Kaisers gewesen, also konnten sie keine Feinde seyn.“ Es ist dieselbe Logik, welche die Wallonen und Kroaten des dreißigjährigen Kriegs auch als „befreundete Truppen“ aufmarschiren läßt, weil sie ein deutscher Kaiser gegen das deutsche Volk losgelassen hat. Aber diese Logik ist weder 1547 noch 1630 von dem deutschen Volke begriffen worden, dessen Begriffsfähigkeit doch sonst nicht allzu enge beschränkt zu seyn pflegt. Der Beweis dafür liegt darin, daß man 1552 Moritz wirklich als den Befreier Deutschlands und achtzig Jahre später den Schweden Gustav Adolph als einen von Gott selbst gesandten Erretter aus namenloser Knechtschaft ansah und sich bis auf den heutigen Tag durch alle Parteideklamationen darin nicht hat irre machen lassen.

Man brauchte deßhalb noch keineswegs den confessionellen Standpunkt unseres Grafen zu theilen, um in seine so oft wiederholten Gebete für die Befreiung des deutschen Vaterlandes einzustimmen Diese Gebete geben viel zu denken. Es versteht sich von selbst oder verstand sich wenigstens damals von selbst, daß eine übrigens so wohlgeartete Natur wie die Wolrads auch des letzten und festesten Ankergrundes aller sittlichen und männlichen Würde, eines kräftigen Patriotismus, nicht entbehrte. Daß er bei ihm sich auf's innigste mit der confessionellen Stellung verschmalz, ist in der damaligen Zeit gleichfalls selbstverständlich, denn eine der treibenden Kräfte der Reformation, vielleicht die bedeutendste unter allen, war das energische Nationalgefühl der Zeit, welches die Anmaßungen, Geldschneidereien und Gewissenstyrannei des „welschen Mönches“ — der populärste Titel des Papstes bei dem deutschen protestantischen Volke — nicht länger mehr ertragen mochte. Man kann auch für die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts noch gelten lassen, was unbestritten für den Anfang desselben gilt, daß alles, was deutsch fühlte und dachte, sich von der verwelschten alten Lehre abwandte. Aber wie konnte es geschehen, daß eine so überwiegende Majorität sich von einer so geringfügigen Minorität schlagen und unterdrücken ließ, wie es im Schmalkaldischen Kriege und nachher geschah? An physischem Muthe hat es jener damals so wenig wie zu irgend einer Zeit unserem Volke gefehlt. Warum aber diese wehmüthigen Klagen, dieses duldende Harren, diese kummervollen Seufzer nach der Hülfe des himmlischen Herrn, da man doch selbst sich recht wohl hätte helfen können? Der äußerliche Pragmatismus der Zeitläufte liegt so klar vor, daß es sehr leicht ist, zu demonstriren, weßhalb die Schmalkaldener geschlagen werden mußten und der Kaiser Sieger blieb. Aber damit ist nichts gewonnen. Denn hinter diesen nächsten Gründen, die jedes Kind verstehen kann, liegt wieder ein anderer dunkler Hintergrund, woran aller landläufige Pragmatismus zu Schanden wird.

Es ist leicht zu sagen, man hätte weniger beten und besser die Arme regen sollen, dann würde es anders gekommen seyn. Aber die englischen Puritaner haben jedenfalls noch mehr gebetet und gesungen, als die frömmsten unserer Landsleute von damals, und es würde sich übel mit der geschichtlichen Wahrheit vertragen, wenn man behaupten wollte, daß sie dadurch irgendwie zu kurz gekommen seyen. Wenn unsere deutschen Protestanten dieselbe Sicherheit und Freudigkeit des Gewissens gehabt hätten, wie jene, so würden sie wahrscheinlich ebenso gefochten und gesiegt haben. Aber diese fehlte, weil man nach angeborener, volksthümlicher Art zu viel reflektirte, die Sache möglichst von allen Seiten erwog und beleuchtete und darüber das Gemüth und das Gewissen in Zweifel und Unschlüssigkeit versetzte. So ging man mit halbem Herzen in den Kampf. Das Gewissen gebot, für das gereinigte Evangelium Gut und Blut zu opfern, aber es verbat auch, gegen die Treue, die man dem Kaiser schuldete, zu handeln. Luther selbst ist über dieses Dilemma nie hinweggekommen, und er war glücklich zu preisen, daß ihm der Tod den Anblick der praktischen Resultate dieser Gewissenszweifel ersparte. Als man geschlagen und hart bedrängt war von einem arglistigen und treulosen Sieger, da hatte man wohl den Muth des passiven Widerstandes, den Heroismus des Märtyrerthums, da fühlte man sich

Digitized by Google

eins und sicher im Gewissen, als es galt zu leiden und nicht zu handeln. Das ist der Eindruck, den die Gebete unseres Tagebuchs machen. Es ist auch hierin ein getreuer Spiegel der Gesinnung in dem besten Theile unserer Nation.

Ein anderer Zug einer weniger ehrenvollen Geisteshaltung, die neben und oft unlösbar verbunden mit jener gleichfalls wesentlich die Niederlage des Protestantismus verursacht, ist kaum in einer leisen Andeutung wahrzunehmen. Ein großer Theil des deutschen Volkes in dieser Zeit wird von jenem allerdings grellen Worte eines italienischen Beobachters, dessen schon gedacht wurde, getroffen: „Dem Weine ist diese Nation noch mehr als Martin Luther ergeben.“ Setzt man statt Wein behaglichen Lebensgenuß, so ist nichts übertriebenes daran. Man ehrte und liebte den gereinigten Glauben, er war und blieb das theuerste Kleinod der Seele, aber man ging doch nur sehr schwer daran, um seinetwillen das ganze leibliche und bürgerliche Daseyn auf's Spiel zu setzen. Man fühlte sich damals in der allseitig verbreiteten Wohlhäbigkeit und Weichlichkeit eines genießlichen Lebens so gemüthlich, wie zu keiner andern Zeit. Man suchte sich, nur um darin nicht gestört zu werden, durch die gewöhnlichen Sophistereien des Herzens zu betrügen, und es gelang nur zu gut. Besonders haben unsere sonst so wackern Reichsstädter in dieser Katastrophe darin ein Uebriges gethan, und vor allen vielleicht am meisten die Augsburger, die freilich auch am härtesten dafür gestraft wurden.

Als unser Graf nach seiner gewohnten Art die stolze Inschrift des gewaltigen Rothen Thores in sein Tagebuch notirte: „Die goldene Freiheit hat dieß Bollwerk aufgethürmt u. s. w.,“ bemerkte er: „jetzt ist die Freiheit der Augsburger so ziemlich von Stroh,“ und so war es auch, denn „Karl V. stellt jetzt den obersten Burgermeister hier vor“ und es war ein strengerer, als seine städtischen Collegen, die der Volkswitz damals „Gurgelmeister“ zu taufen pflegte. Wolrad fand es zwar boshaft, aber doch einigermaßen wahr. Wollte einer der eigentlichen Bürgermeister dem kaiserlichen Collegen ja einmal sein altes reichsstädtisches Selbstbewußtseyn fühlen lassen, so mochte er sich an dem, was dem Bürgermeister Jakob Herbort gerade in diesen Tagen widerfuhr, ein warnendes Beispiel nehmen. Dieser Jakob Herbort gehörte zu denen, welche im Vertrauen auf ihre vollen Geldkästen, ihre stattlichen Häuser und prächtigen Gärten immer noch nicht begreifen wollten, daß es Zeiten geben könnte, wo ihnen das alles nichts helfen sollte. Als er einmal von dem Kaiser zu einer Privataudienz citirt wurde, entschuldigte er sich mit vorgeblichem Unwohlseyn. Aber der Kaiser schickte ein Commando Spanier, welche den stolzen Herrn aus dem Bette und im ärgsten Negligé über die Gasse in den Arrest transportirten. Das schlimmste folgte jedoch erst später. Er mußte wegen Mißachtung der kaiserlichen Majestät eine sehr hohe Strafe zahlen und sein Amt verlor er ohnedieß bald darauf, wie alle seine Collegen. Denn nachdem der Kaiser durch dergleichen Schreckmittel die ohnehin schon genugsam eingeschüchterte Bürgerschaft ganz geschmeidig gemacht hatte, griff er aus kaiserlicher Machtvollkommenheit geradezu in die Verfassung der Stadt ein, zerstörte die alte Zunftordnung und setzte ein streng patricisches Regiment ein. Freilich hatte er wie den Glauben, so auch die Freiheit der Stadt zu beschützen versprochen, als sich ihm im Herbst 1546 die Augsburger unterwarfen. Aber Ketzern und Rebellen brauchte man ja nach der Doktrin der kaiserlichen Hoftheologen und welschen Hofjuristen kein Wort zu halten.

Unter allen den unglaublichen Dingen, die im Laufe des Schmalkaldischen Krieges geschehen waren, mochte wohl die Uebergabe von Augsburg das unglaublichste gewesen seyn. Jedermann wußte, daß die Stadt, die stärkste Festung in ganz Deutschland, einer Belagerung auch von einem viel furchtbareren Heere, als das damalige kaiserliche, auf lange hinaus gewachsen war. Jedermann kannte ihre unermeßlichen Vorräthe an dem herrlichsten Geschütz, das damals überhaupt gefunden wurde; denn hier waren ja die weltberühmten Gießereien, deren Erzeugnisse die aller Concurrenten im In- und Auslande weit übertrafen. Der eigentliche Nerv des Krieges, besonders in damaliger Zeit, Geld, war hier in solcher Fülle aufgespeichert, daß nicht bloß die kaiserlichen Finanzen, sondern die aller damaligen Potentaten der Christenheit hieher für ihre stets wiederkehrende Ebbe Zuflucht zu nehmen sich gewöhnt hatten. Das Vermögen der Fugger wurde allein an baarem Gelde auf vier Millionen Goldgulden geschätzt — eher zu niedrig als zu hoch — also nach dem heutigen Geldwerthe und dem damaligen Procentsatze etwa achtzig Millionen Gulden. Sie und die Welser und Baumgärtner hießen nicht umsonst die reichsten Kaufleute der Christenheit. Wenn sie gewollt hätten, hätten sie allein ein eben so großes Heer, wie es der Kaiser damals nothdürftig unterhielt, reichlich bezahlen können. Dazu besaß die Stadt in ihrem ritterlichen Mitbürger Schärtlin, dem berühmtesten deutschen Soldaten dieser Zeit, einen Feldherrn, wie man ihn nur wünschen konnte. Und doch hatte das alles, sammt der allgemein vorhandenen Begeisterung des Volkes für das Evangelium und seine städtische Freiheit, und einem eben so allgemeinen Hasse gegen das welsche Pfaffenthum und Schranzenthum am

Hofe des Kaisers nichts geholfen, die Stadt war doch übergeben worden.

Es war ein öffentliches Geheimniß, daß die Goldsäcke, die Harpyen, wie sie unser Tagebuch regelmäßig nennt, die Fugger, Welser, Hochstetter, Baumgärtner, das hinter dem Rücken des Volkes bewerkstelligt hatten. Ihr Interesse als Bankiers der ganzen vornehmen Welt konnte keinen Krieg vertragen, und es verstand sich darum auch ganz von selbst, daß sie fast allein in der großen Stadt noch der Form nach mit dem alten Glauben nicht gebrochen hatten, weil es der ihrer hohen Kunden war. Das Tagebuch erwähnt beiläufig der letzten Versuche, die der trefflich Schärtlin machte, um diese kleine, aber begreiflich sehr mächtige Partei zu beseitigen. Als er sah, daß seine muthigen und verständigen Vorschläge zur Vertheidigung durch ihre Intriguen stets durchkreuzt wurden, habe er den Entschluß gefaßt, diese Leute aus der Stadt zu verbannen und sich zum Dictator zu machen. Er sey aber wieder davon abgestanden, indem er mit einem seltenen Beispiel von Selbstverläugnung lieber für sich Gefahr an Leib und Vermögen erdulden, als das Blut seiner Mitbürger vergießen lassen wollte. — Es ist von diesem Plane Schärtlins anderweitig nichts bekannt. Man weiß nur, daß er alles aufbot, um den Magistrat zu muthigem Ausharren zu bewegen, aber alles umsonst, und daß er ihm und der Stadt endlich verachtungsvoll den Rücken kehrte. Die Weichherzigkeit des Motives paßt auch nicht auf die derbe und harte Art des Mannes, wohl aber ist es charakteristisch genug für unsern Grafen, und nicht bloß für ihn allein, daß er diesen Zug lobend erwähnt. Es spiegelt sich eben auch darin jene Scheu vor einem ganzen und durchgreifenden Handeln, die bald auf edlere, bald auf gemeinere Triebfedern zurückgeführt werden mag, in jedem Falle aber die Ursache des Unglücks und der Schmach gewesen ist, und immer seyn wird.

Doch hatten es die andern nicht besser gemacht als die Augsburger, obwohl sie jetzt diesen alle Schuld zuschoben und nach der gewöhnlichen Art des Maulheldenthums demonstrirten, daß alles ganz anders gekommen wäre, wenn jene sie nicht verrathen hätten. Unser Tagebuch tadelt mit Recht diesen Haß der andern Reichsstädte gegen die Augsburger und Ulmer als einen solchen, der in den eigenen Eingeweiden wühlt, aber die Gemeinheit und Feigheit, die sich dahinter versteckte, brandmarkt es doch nicht nach Gebühr.

Es ist der correcten protestantischen Denkweise dieser Zeit völlig entsprechend, daß die andere Gefahr, die des gereinigten Evangeliums, das Gemüth des Beobachters viel schwerer bekümmerte, als die weltliche Tyrannei des Kaisers. Freilich gehörte schon ein ungewöhnliches Maß von Stumpfsinn oder Selbsttäuschung dazu, wenn man nicht bemerkte, worauf es hier in Augsburg und anderwärts abgesehen war. Die kaiserliche Staatskunst liebte zwar auch hier leise aufzutreten und das Wild namentlich von allen Seiten mit Netzen zu umstellen, und erst wenn der rechte Augenblick gekommen war, wurden diese mit rascher und geschickter Hand zugezogen und die zappelnde Beute erbarmungslos gewürgt. Noch war in Augsburg die neue Lehre nicht gerade unterdrückt oder ihre Bekenner als solche verfolgt worden. Doch deutete schon jetzt manches auf das hin, was bald kommen sollte. Der Magistrat hatte seinem übrigen Benehmen entsprechend vor der Uebergabe der Stadt aus freien Stücken, aber natürlich ganz in der Stille dafür gesorgt, daß einige kleinere von den vielen Kirchen, die in der That zu viel für die Bedürfnisse des neuen Cultus waren, in Stand gesetzt und dem katholischen Cultus zurückgegeben worden. In der Capitulation selbst war nichts derartiges ausbedungen, und nach dem Wortlaut, daß in der Religion nichts geändert werden sollte, die Stadt zu nichts verpflichtet. Man glaubte aber durch eine solche Liebedienerei sich an dem Kaiser einen gnädigen Herren erworben und weitere unangenehme Maßregeln abparirt zu haben. Aber wie man es nicht besser verdiente, so wurde man auch behandelt. Der Kaiser erklärte, daß er sich mit diesen kleinen Kirchen nicht begnüge, er wolle den Dom und einige andere Hauptkirchen haben, und es blieb nichts übrig, als auch hierin nachzugeben. Mit absichtlichem Gepränge wurde nun der katholische Cultus in der Stadt, die seiner lange genug entwöhnt war, wieder eingebürgert. Gab es auch, außer den wenigen patricischen Familien, die sich noch zu der alten Kirche hielten, niemand unter den Einheimischen, der an ihm Theil nahm, so füllten sich die Kirchen doch mit den vielen Fremden, die der Reichstag und die Anwesenheit des Kaisers in die Stadt zog. Auch gab man sich, nach einer Notiz in unserem Tagebuche, mit Erfolg Mühe, aus dem benachbarten Bayerischen, das nur durch den Lech von der Stadt getrennt war, andächtige Schaaren heranzulocken. Es gehörte zu diesem System, daß alle höheren Feste mit möglichst auffallendem Glanze gefeiert wurden. So bewegte sich an Frohnleichnam seit langen Jahren zum erstenmal wieder eine Procession durch die Straßen. Der Kaiser, der römische König, eine Menge der höchsten Herrn aller Nationen folgten ihr, und was Wolrad, wie alle Protestanten, am tiefsten kränkte, darunter auch viele, die sich zu dem Evangelium bekannten. Schon Tags vorher war Feiertag geboten worden durch die städtische Polizei, da sich

Digitized by Google

die Prediger entſchieden weigerten, das Feiertagsgebot von ihren Kanzeln zu verkünden. Ein paar arme Weber, die ſich unpaſſende Aeußerungen über den „heidniſchen“ Pomp der Proceſſion erlaubt haben ſollten, wurden gefaßt und mit abſichtlicher Schauſtellung in Ketten durch die Straßen geführt. Es geſchah nicht bloß, wie das Tagebuch meint, nach der Maxime: dat veniam corvis, vexat censura columbas, oder deutſch: die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen, ſondern es ſollten auch die corvi damit eingeſchüchtert werden, die freilich ſchon ohnehin Schrecken genug in den Gliedern hatten.

Dieſe Frohnleichnamsproceſſion war auch ein Stück des „pompoſiſchen“ Reichstags, und der Kaiſer wußte es, wie geſagt, ſo einzurichten, daß ſo oft wie möglich dergleichen aufgeführt wurde. Der Zufall half ihm dabei. Der Tod des nahe verwandten Königs Sigmund von Polen wurde Veranlaſſung zu prunkenden Exequien am 6. Mai in der Domkirche. Daran betheiligten ſich auch die anweſenden proteſtantiſchen Kurfürſten. Unſer Tagebuch wird hier ganz ſeinem ſonſtigen gemäßigten Style untreu. Es kann nicht derbe Worte genug finden, um dieſe weibiſche Feigheit zu brandmarken. Die Ceremonie ſelbſt erſcheint natürlich dem correcten Proteſtanten von damals eben ſo lächerlich, wie überflüſſig. Was ihn noch beſonders kränkte, war, daß auch die Landgräfin Chriſtine von Heſſen wie eine Taube unter „Krähen“ dabei zugegen war. Obgleich ſie als Tochter des ſtreng katholiſchen, aber braven Herzogs Georg von Sachſen, aber auch nicht weniger als Gemahlin des proteſtantiſchen Landgrafen keine Urſache hatte, die neue Lehre für ſo viel beſſer in ihren Früchten als die alte zu halten, ſo gehörte ſie doch zu ihren eifrigſten und treueſten Anhängerinnen. Der römiſche König Ferdinand hatte ſelbſt einige hohe Herrn zu ihr geſandt und hatte bei ihr die Einladung zu dieſer katholiſchen Feier auf eine Art angebracht, daß ſie nicht wohl anders konnte, als ihr Folge zu leiſten, obgleich ſie es mit den ſchwerſten Gewiſſensängſten that. Aber wenn ſie ſich nicht gänzlich alle Hoffnung auf irgend einen Erfolg des heiligen Werkes, das ſie ſich zu ihrer nunmehr einzigen Lebensaufgabe gemacht hatte, der Befreiung ihres Gemahls, abſchneiden wollte, ſo durfte ſie das kaiſerliche Bruderpaar nicht ſo ſchnöde beleidigen. Dieſe Gewiſſensangſt war eben auch ein Stück der ſchweren Dornenkrone des Martyriums, welche die von der Natur mit nicht viel anderem als einem tiefen, treuen Herzen begabte Fürſten zu tragen hatte. „Unglaubliche Geduld“ rühmt Graf Wolrad ſpäter einmal als die größte ihrer Tugenden. Die konnte ſie in der Ehe mit einem Philipp von Heſſen auch in glücklichen Tagen zur Genüge erproben — man denke nur an die, angeblich auch rechtmäßig angetraute Nebenfrau, die ſie ihm zugeſtehen mußte, — um wie viel mehr aber jetzt, wo ſie alles vergeſſend nur für ſeine Befreiung lebte und auch ſtarb. Denn ihr Tod, der ſchon im nächſten Jahre erfolgte, hatte keine andere Urſache, als die übermäßigen körperlichen Anſtrengungen und die Seelenleiden, die mit ihrer troſtloſen Aufgabe unzertrennlich verbunden waren. Wo ſie auch hinblickte und die Hand nach Hülfe ausſtreckte, da fand ſie feindliche oder kalte Geſichter und Herzen. Ihr eigener Schwiegerſohn Moritz that wohl ungefähr ſo viel, als er ſchandenhalber nicht laſſen durfte, aber das war ſehr wenig und fruchtete gar nichts. Ihr Gemahl quälte ſie nach ſeiner ſelbſtſüchtigen Art mit fortwährendem Drängen um Hülfe. Er ſtellte ſich wo möglich noch unglücklicher über ſeine Leiden, als es ihm zu Muthe war, oder als er das Recht hatte zu ſeyn, nur um, nach der Weiſe ſolcher Charaktere, den andern zu verzweifelter Ueberſpannung ſeiner Kräfte zu treiben. Man kann ſich denken, was ſie bei den Berichten von den groben und höhniſchen Ungebührlichkeiten ſeiner ſpaniſchen Wache, denen er Tag und Nacht ausgeſetzt war, empfand, oder als ſich das Gerücht verbreitete, er ſey aus Verzweiflung über ſeine Leiden in Wahnſinn verfallen.

Doch von dieſer einen Schwäche abgeſehen, die unſer Tagebuch ſelbſt bei ihr nicht paſſiren läßt, iſt ſie bis zu ihrem Ende ihrem Glauben eben ſo treu geblieben wie ihrem unwürdigen Gemahl. Nach der Sitte der Zeit hatte ſie ihren eigenen Prediger in ihrem Gefolge, der in ihrer Herberge Gottesdienſt hielt, woran auch unſer Graf gelegentlich Theil genommen hat. Ohne Zweifel hätte ſie ihre Sache mächtig fördern können, wenn ſie in dieſem Punkte hätte ſchwach oder falſch ſeyn wollen. Aber daran dachte ihre Seele nicht. Ihr Gemahl hielt es auch hierin anders. Ihm koſtete es keine Mühe, in verſchiedenen, auch ſonſt durch Ton und Inhalt unwürdigen Bittſchreiben an den Kaiſer ſich zu allem möglichen in der Religion bereit zu erklären, was nur nicht als offener Abfall von ſeinem bisherigen Standpunkte ſelbſt in den Augen der Katholiken erſcheinen mußte. Er war ſehr raſch erbötig, das Interim anzunehmen und es in ſeinem Lande durchzuführen. Er meinte: „Es ſind wohl etliche Artikel darin, die ich nicht genugſam verſtehe, daß ich ſie aus göttlicher bibliſcher Schrift bewähren könnte; ſie ſind aber ſo alt, daß ich nicht ſo auf meinem Kopf beſtehen und klüger ſeyn will, als die alten heiligen Lehrer und Märtyrer. Und ſonderlich weil ich nicht zweifele, daß Ew. kaiſerliche Majeſtät ſolich Interim aus hoher

kayserlicher Vernunft von Gott begabt und mit Rath weiser und gottseliger Leute vorgenommen haben. So Ew. Majestät mir heim zu kehren erlauben, so will ich daeauf halten." Das klang sehr verlockend für die kaiserlichen Ohren, half aber doch nichts bei so geriebenen Menschenkennern, wie der Kaiser und seine Granvellas. Dem Landgrafen trug seine ehrlose Demüthigung nichts weiter ein, als daß ee von seinen Feinden nunmehr nicht bloß gehaßt, sondern auch verachtet wurde.

Noch wae das Gemüth des deutschen protestantischen Volkes zu sehr erfüllt von der befreienden und erhebenden Macht der neuen Lehre; es fühlte noch zu sehr die Innerlichkeit des Evangeliums in ihrer ganzen Kraft, als daß auf dem Wege, den der Kaiser hier in Augsburg einschlug, viele Proselyten für die alte Kirche gewonnen worden wären. Es bedurfte erst einer beträchtlichen Herabstimmung des öffentlichen Geistes, wie sie allerdings durch die gesetzliche Nothwendigkeit der natürlichen Bedingungen alles Seelen- und Geisteslebens einmal, und zwar in nicht zu ferner Zeit eintreten mußte, bis die äußeren Formen des katholischen Cultus wieder anders als fremdartig und abstoßend zu wirken vermochten. Dreißig Jahee später war das deutsche Volk soweit gelangt und die natürliche Reaktion gegen jene einseitig spiritualistischen oder doctrinär idealistischen Tendenzen des eigentlichen Reformationszeitalters machte ihr Recht geltend. Jesuiten und Kapuziner haben dann nicht ermangelt, den ihnen günstigen Umschwung des öffentlichen Geistes auszubeuten, und wenn auch ein groeer Theil der Erfolge der sogenannten Gegenreformation äußern Gewaltmitteln zuzuschreiben ist, so wird man doch auch billigerweise zugestehen müssen, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil derselben auch ohne äußere Gewalt hätte erreicht werden können. Wie man damals zue Zeit der vollkommensten Niederlage der protestantischen Sache und des absoluten Triumphes dee katholischen über diesen Punkt dachte, spricht unser Tagebuch im Namen des ganzen deutschen Volkes überall aus, so etwa bei einer Vergleichung der protestantischen Abendmahlsfeier und des katholischen Hochamtes: „Bei dieser Handlung wurden keine Meßgewändee gebeaucht, keine brennenden Kerzen, kein altgewohnter Prunk irgend welcher Art, sondern das Volk des Herrn vollbrachte alles in dee Stille, in der Hoffnung und in der Freude des Herzens. Inzwischen aber zog die Schaar der Römlinge, der Kaiser, der König im Purpurgewande, die Väter und Bischöfe der Kirche mit ihren weißen, schwarzen, rothen, grünen Kreuzen, die Fürsten und Barnehmen in den Dom, von goldgeschmückten Rossen oder Maulthieren getragen, unter einem gewaltigen Taratantaca von Trommeten und Pauken, umeingt von einer Menge Bewaffneter. Dort feierte der Erzbischof von Köln das Amt dee Messe, wie sie es nennen, und Gesang und Musik und Getöse stieg zum Himmel auf. Da gab es viel Lärmen, aber sehr wenig Geist."

So weit unser Tagebuch die Vorgänge in Augsbueg referirt, also bis Ende Juni 1548, war der Kaiser mit seinem systematischen Attentat auf die religiöse Freiheit der Stadt einstweilen noch dabei stehen geblieben, daß er durch den Rath mehrere ernstliche Warnungen an die Prediger der Stadt gelangen ließ, den Frieden nicht zu stören. Dee Rath wuede jedoch dadurch viel mehr erschreckt als diese. Denn wie überall, mit fast verschwindenden Ausnahmen, hatten auch diese Prediger des gereinigten Evangeliums in Augsburg ein starkes und kühnes Herz und brannten vor Begierde, füe den Glauben zu leiden. Nichts wäre dem Kaiser einstweilen noch fataler gewesen, als wenn es so weit gekommen wäre, wenn er wirklich Gelegenheit zu einem Martyrium hätte geben müssen. Daher übersah und überhörte er vieles, was bei seinee Denkweise sonst nicht ungestraft hingegangen wäre, was in den Niederlanden und in Spanien, wo er seines Bodens sicher war, unfehlbar zum Scheiterhaufen geführt hätte. Er drückte nur so viel als möglich auf den Magistrat und suchte ihn so zu bearbeiten, daß auf ihn die ganze Gehässigkeit aller der Maßregeln fallen mußte, welche der Kaiser zue Vertilgung dee neuen Lehre in Augsburg in's Werk zu setzen entschlossen war. Man kann sich die Lage des armen Magistrats nicht peinlich genug vorstellen. Im Herzen war er ja gut evangelisch gesinnt, aber aus Furcht vor dem Kaiser hätte er sich wohl auch dazu verstanden, türkisch zu werden, wenn es hätte seyn sollen und das liebe Leben mit seinem guten Essen und Trinken nicht anders sich salviren ließ. Gar zu gern wäre er die fatalen Friedensstörer, seine Prediger, los gewesen; aber wenn er irgend etwas gewaltthätiges oder nur hartes gegen sie unternahm, durfte er darauf eechnen, daß es um Ehre und Reputation geschehen war. Bei der Stimmung des Volkes konnte man sogar vor den größten Excessen nicht sicher seyn, sobald einem der geliebten geistlichen Hirten ein Haar gekrümmt würde. So legte er sich denn auf Bitten und wehmüthige Vorstellungen, und die Prediger waren so loyal und gutmüthig, um alles, was in ihren Kräften oder in iheem Gewissen stand, zu versprechen.

Ohne Zweifel haben sie auch die Ueberzeugung gehabt, daß sie ihrem Versprechen nachgekommen sind, obgleich uns diese freiwillig auferlegte Mäßigung im Eifer für die Reinheit des Glaubens nicht allzu weit

Digitized by Google

getrieben scheinen dürfte, wenn wir auch nur die zahlreichen und ausführlichen Inhaltsangaben damaliger Predigten durchmustern, die unser Tagebuch erhalten hat. Kaum Eine Predigt wurde gehalten, in der nicht mehr oder minder starke Ausfälle auf den Papst, die römische Clerisei, die Institutionen der alten Kirche gleichsam als das nun einmal unentbehrliche Gewürz angebracht waren. Jeder biblische Text bot bei der damaligen Stimmung der Gemüther von selbst Anlaß dazu, und Prediger und Zuhörer würden es als eine bewußte Verläugnung der Wahrheit empfunden haben, wenn der Kanzelvortrag eine andere Bahn eingeschlagen hätte. Alles, was die kaiserlichen Mandate erreichten, bestand einstweilen nur darin, daß jene unsern Ohren so anstößigen, derbsten und gröbsten Schimpfworte, mit welchen man damals die Heiligkeit des Hauses des Herrn nicht zu stören, sondern zu erhöhen vermeinte, einer etwas anständigeren Polemik wichen, die freilich nach heutigen Begriffen selbst in Zeiten besonderer confessioneller Erregung doch immer noch unzulässig scheinen würde. „Der papistische Götzendienst mit der Monstranz, das kindische Spektakelstück, das am Himmelfahrtstag in den katholischen Kirchen aufgeführt wird, alle papistischen Ceremonien ein Spiel von Kindern mit ihren Puppen, die Zusammenstellung der Decretalen mit dem Talmud und Alkoran, die gottlosen und sinnlosen Papisten, die Schuppen des purpurfarbigen Drachen, nämlich Papst, Bischöfe und ihre Anhanger —" dieß und ähnliches gehört noch nicht zu dem schweren Geschütze, dessen man sich in den damaligen Geistesschlachten zwischen den beiden Confessionen bediente. Der eigentlich heille Fleck lag auch noch anderswo.

Gegen den Papst und die Verderbniß der römischen Kirche loszuziehen, konnte man den Predigern nicht wehren, da ja auch der Kaiser selbst fortwährend von einer Reformation der Kirche sprach und damit ihr Verderbniß direkt und indirekt zugestand. Nur wenn seine eigenthümlichen Reformationspläne oder seine Person angegriffen wurden, dann gestaltete sich die Situation anders. Und wirklich beschränkten sich die Prediger, die doch über die wahre Natur der kaiserlichen Plane und die Gesinnung des Kaisers vollständig im Klaren waren, sey es aus Achtung vor jeder Obrigkeit, wie sie Paulus zur Pflicht macht, sey es aus einem leicht begreiflichen und keineswegs mit Furcht zu verwechselnden Bestreben, offene Conflikte zu vermeiden, in diesem Punkte auf eine ihnen selbst sehr lästige Weise. Sie unterließen es, den Kaiser mit den herkömmlichen Epitheten eines Feindes der gereinigten Lehre und eines Vorkämpfers der papistischen Abgötterei direkt zu belegen, sie verstanden sich sogar dazu, ihn in das übliche Kirchengebet einzuschließen, doch gewöhnlich mit allerlei Verwahrungen, die auf dem Standpunkte der Betenden sehr berechtigt seyn mochten, aber in den Ohren des Kaisers beinahe wie Hochverrath klangen: „Betet, daß er in Jesu Christo, dem wahren Weinstock, bleibe und nichts thue, was ihn zu einer schlechten Rebe mache. Denn sonst wird der Vater, der Gärtner, auch ihn ausschneiden, was Gott in seiner Barmherzigkeit abwende;" oder: „Betet für den Kaiser, den römischen König, die Kurfürsten und alle Obrigkeit, daß Gott in ihre Herzen die Erkenntniß einflößt, was für ein Unterschied sey zwischen einer türkischen und christlichen Obrigkeit;" oder wenn der tyrannische Herodes und sein Gebahren gegen das göttliche Kind mit Zügen und Farben geschildert wurde, in denen jeder den Kaiser Karl V. wie er leibte und lebte, erkennen mußte, nur daß die Unterschrift des Porträts fehlte. Graf Wolrad, der mit großer Andacht zuhörte, bemerkt dazu, es sey eine „vorsichtige" Anspielung auf die gegenwärtigen Zeitläufte gewesen. Die Begriffe vorsichtig und unvorsichtig sind freilich schwankend, jedenfalls aber mochte der Kaiser von dieser Predigt das Seinige denken, wenn er, wie zu vermuthen steht, Notiz davon erhielt, und durfte darauf allein hin doch nichts weiter thun. Direkte Aufforderungen zu gewaltsamer Vertheidigung der bedrohten reinen Lehre sind bekanntlich niemals von den protestantischen Kanzeln dieser Zeit ergangen. Mitten in der tiefsten Erregung der Gemüther hielten die geistlichen Führer des Volkes immer an den Gebotrn des Herrn und seiner Jünger fest, die das Evangelium mit andern Waffen als mit dem Schwerte vertheidigen heißen. Mit vollster Ueberzeugung der Seele konnte man den landläufigen Vorwurf der Feinde, Reformation und Revolution sey Ein Ding, als eine Verleumdung zurückweisen. Insofern war man auch bei dem hartnäckigsten passiven Widerstande loyal, aber mit solcher Loyalität begnügte sich selbstverständlich der Kaiser keineswegs.

Nachdem das Interim am 15. Mai publicirt und damit zum Reichsgesetz erhoben worden war, begann eine neue Reihe von Beängstigungen und Demüthigungen für den Rath der guten Stadt Augsburg. Gerade hier konnte der Kaiser natürlich am wenigsten gestatten, daß man das Produkt seiner klugen Staatskunst als todtgeboren behandelte, und die städtische Obrigkeit hätte ihm gerne den Willen gethan, wenn sich nur unter den Geistlichen und dem Volke nicht ein zu heftiger Widerstand kund gegeben hätte. Leider wollte sich unter den Collegen eines Wolfgang Musculus, des damaligen ersten Geistlichen der Stadt, kein Mann

von so dehnbarem Gewissen finden, wie etwa der kurbrandenburgische Hofprediger Agricola war, der sich einstweilen sogar noch seines Antheils an jenem Produkte berühmte. Man klopfte zwar hie und da schüchtern an, aber überall erhielt man zwar höfliche, aber ganz entschieden verneinende Antwort. Am meisten kam begreiflich auf die Haltung des ersten Geistlichen, des eben erwähnten Musculus an. Wer aber seine Lebensgeschichte, seine bisherige Wirksamkeit in Augsburg, seine Stellung in der protestantischen Kirche und Theologie kannte, wußte voraus, daß ein solcher Mann zu allem bereit wae, wozu ein Mann nur bereit seyn kann, nur nicht aus Menschenfurcht Verrath an dem Evangelium zu begehen.

In der Rathlosigkeit des schlechten Gewissens fiel endlich dem Magistrat ein Ausweg ein, wie er in solchen Umständen häufig genug ergriffen wird. Wenn Musculus aus eigenem Antrieb dazu gebracht werden könnte, die Stadt zu verlassen, dann würde das Herz des Widerstandes gebrochen seyn und der Rath doch gegen seine Bürger und die übrigen Glaubensgenossen vorwurfsfrei dastehen. Musculus hatte einige Worte geäußert, die in diesem Sinne gedeutet werden konnten, und sie sollten der Haken werden, an dem sich die Diplomatie des Magistrats anklammerte. Wie sie dabei agirte, ist zu charakteristisch für die Situation und die Leute, als daß wir es uns nicht nach den ausführlichen Mittheilungen unseres Tagebuchs vergegenwärtigen sollten.

Musculus stand nicht bloß als der Prediger, den der fromme Graf am liebsten, am häufigsten und mit stets neuer Bewunderung hörte, in naher Beziehung zu demselben, sondern es hatte sich auch ein intimer persönlicher Verkehr geselligee Art, wenn man ihn bei so ernsten Naturen so nennen darf, gebildet, der beiden zu großer Befriedigung gereicht zu haben scheint. Noch im letzten Momente vor seiner Abreise nahm der Graf von dem Prediger mit tiefer Rührung und Dankbaekeit Abschied und suchte sein bekümmeetes protestantisches Herz durch offenen Gedankenaustausch mit ihm zu trösten. Da erzählte ihm Musculus, was sich kurz vorher zwischen ihm und einem Abgeordneten des Raths ereignet hatte. Es war ein Rechtsconsulent und mit juristischen Kniffen hatte er den unerfahrenen Prediger fangen wollen. Mit vielen Worten und nach einer weitschweifigen Einleitung bat er sich, wie er sagte, dessen Urtheil über das Interim aus. Rath und Bürgermeister seyen in größter Rathlosigkeit und ungewiß, ob sie sich dafür oder dagegen erklären sollten; er selbst habe seine eigene Ansicht über die Sache auf Befehl des Raths in der Kürze aufgesetzt; nue drei Sätze seyen es, und Musculus möge die freundliche Gewogenheit haben, den Aufsatz durchzulesen und sein Urtheil darüber abzugeben. Darauf antwortete Musculus: „Ich und meine Collegen haben schon einmal, als uns der Rath darüber befragte, unsere Antwort und unser Urtheil abgegeben, und es ist sonnenklar, daß in dem ganzen Interim kaum drei Punkte zu finden sind, denen ein wahrer Christ zustimmen kann. Ich habe auch sammt meinen Collegen meinen Herren vom Rathe erklärt, daß wir das Evangelium rein und lauter zu verkünden fortfahren werden, so lange sie uns nicht daran hindern, mögen die Feinde desselben vor Grimm bersten oder nicht. Wenn aber meine Herren besorgen, daß ihnen selbst oder der Stadt meinethalben etwa eine Gefahr oder ein Nachtheil zustoßen möchte, so bin ich gern zufrieden, daß sie sich nach einem andern Orte für mich umsehen; denn gegen ihren Wunsch und Willen gedenke ich hier nicht länger das Predigtamt zu führen. Wollen sie aber, daß ich hier fortfahre zu predigen, wie ich bisher gethan, so bin ich bereit, bis zum letzten Athemzug das Wort zu verkünden und zu vertheidigen und bei ihm zu beharren." Als der Rechtsconsulent das hörte, meinte er: „Wenn Ihr selbst das aussprecht, so kann ich Euch nicht verschweigen, daß es dem Rathe am klügsten scheint, wenn er Euch eine Zeitlang an einen andern Ort bringt. Aber weil Ihr etliche Jahre das Wort Gottes hier so treu verkündet habt, so hat der Rath Bedenken getragen, Euch dieß Anerbieten zu machen, da er fürchtete, Ihr würdet es übel aufnehmen. Erlaubt Ihr es, so will ich das, was ich jetzt von Euch selbst gehört habe, meinen Herren mittheilen." „Weßhalb nicht?" antwortete Musculus; „denn ich denke noch gerade eben so, wie Ihr es von mir gehört habt."

Der Dr. juris entfernte sich eiligst, um die zagenden Gemüther seiner hohen Auftraggeber mit der Botschaft aufzurichten, „daß das Mäuslein die Falle nicht gemerkt habe." Doch dauerte es immer noch einige Tage, bis sich der Rath zu der förmlichen Entlassung des Predigers entschloß. Erst als der Kaiser drei Regimenter Fußvolk aufmarschiren ließ und sich gleichzeitig eine definitive Antwort über die Annahme des Interims ausbat, erhielt er den Abschied und kurz daeauf auch die Weisung, die Stadt zu verlassen, was er denn sofort im Geleite zweier städtischen Reisigen that. Damit waren dem Interim wenigstens in Augsburg die Wege geebnet. Die übrigen Collegen des geistlichen Ministeriums machten zwae ihrem Haupte keine Schande, doch hielt es nicht so schwer, nachdem man einmal den Schlag gegen dieses glücklich geführt hatte, auch sie nach und nach zu beseitigen, und das Interim herrschte jetzt

Digitized by Google

für einige Jahre bis in's Frühjahr 1552 in den verödeten Gotteshäusern der Stadt, von welcher das gemeinsame Bekenntniß aller Anhänger des gereinigten Evangeliums den Namen trug. So war ihr der „geharnische und pompösische Reichstag" theuer genug zu stehen gekommen: er hatte die religiöse und zugleich auch die politische Freiheit gekostet, viel mehr als dem armen Waldecker Grafen, dessen Geldbeutel wohl auch schwer gelitten hatte, dessen Gewissen und Ehre aber rein geblieben waren auch in jener bösen Stunde, wo er vor dem allergnädigsten Kaiser auf den Knieen lag.

An der Beresina und in der Heimath.

(Schluß.)

4.

Zuerst richtete der Geistliche die Fragen an das Knäblein, den Täufling, welche der Pathe für denselben zu beantworten hat: „Was verlangst du von der Kirche Gottes?" — „Den Glauben!" soufflirte mir der gute Kamerad vom Fuße des Monte Rosa zu. — „Was wirkt der Glaube?" — „Das ewige Leben!" flüsterte abermals mein Welscher, jedes Wort pantomimisch begleitend. — „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote." —

Jetzt hauchte der Pfarrer das Knäblein an und bezeichnete es auf Stirn und Brust mit dem Kreuze. Er selbst konnte, wie er so über dem kleinen Wesen betete, dessen Ausgang aus dem Leben so nahe dem Eingange in dasselbe zu stehen scheint, bereits für das Modell eines Märtyrers gelten. Er zieht etwas aus der Brust, in einen Lappen eingeschlagen, der ein Stück von einem ehemaligen Meßtuch zu seyn scheint, und ein silbernes Büchschen. „Es ist geweihtes Salz, was er herausnimmt und der Creatura in den Mund legt," wisperte mir der Infanterist zu in seinem halb französischen, halb italienischen Kauderwelsch, zu dessen Verständniß oft mein mageres Latein helfen mußte. Seitdem habe ich erfahren, daß dieses Salz als Sinnbild der ächten christlichen Lebensweisheit dient, deren sich der Täufling befleißigen soll.

Darauf folgen die Exorcismen gegen den andern schlimmeren Feind, nicht den Russen, der uns immer mehr auf den Leib rückt mit seinem Geschütze. Der Feldprediger, die Hand über mein Pathenkind ausstreckend, welches der Vater hält, betet diese Sprüche wie gebietend mit lauter Stimme, schier als sollte es die Kugeln beschwören, die näher und näher sausen um das kleine Häuflein der Getreuen hier, das todtverachtend eine Seele dem Himmel darbringen will. Lieber mögen diese Eltern ihr Kind geistig, als leiblich retten! So beteten und opferten die alten Christen in den Catakomben, bevor sie in den Tod gingen.

„Nun knieen wir Alle nieder in den Schnee zum Vaterunser. Wie wir wieder aufstehen, ist es nicht anders, als seyen wir zum Tode geweiht — vielmehr zum wahren Leben. Die Stunde ruft.

„Geweihte Asche ist das, womit er Ohren, Nase und Mund der Creatura berührt," wisperte von Neuem der Italiener, indem er seinen Rosenkranz durch die erstarrten Finger laufen ließ. Die Ceremonie erinnert an die Heilung des Taubstummen und soll andeuten, wie Gehör und Lippen des Täuflings für Aufnahme und Bekenntniß christlicher Wahrheit allzeit müssen eröffnet seyn.

„Dreimal fragt der Priester mein Pathenkind, ob es getauft werden will, und dreimal erwiedere ich für dasselbe: „Ich will." — Dreimal begießt er es, während ich es auf den Armen halte, in Kreuzesform mit dem Wasser aus der Beresina, unter den Worten: „Ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen!" — Und dazu donnern die Kanonen, als würde ein Kronprinz getauft.

„Sie treiben zur Eile. Der kleine Ludwig, welcher nach mir und nach einem heiligen König den Namen empfangen hat, wird mit Chrisam gesalbt aus dem schon erwähnten Büchlein, das man nicht ohne Ehrfurcht betrachten kann. Denn ist es nicht, in so geringem Umfange, dennoch eine Heimath in der Fremde, ein wandernder Altar, von Wahlstatt zu Wahlstatt, unter Blut und Todesseufzern, und hat wohl schon Hunderten von Sterbenden den letzten Trost gespendet?

„Der Piemonteſe, der nicht nur meinen Souffleur, ſondern auch als Sacriſtan ſich allerlei zu ſchaffen macht beim Pfarrer, zündet ihm an dem neben uns unterhaltenen Bivouacfeuer das Wachslichtchen an, ſtatt der brennenden Kerze, des Symbols des Glaubens und der Liebe. Zuletzt ſpricht der Geiſtliche den Segen: „Der Friede ſey mit dir!“ — Ich kann nicht ſagen, wie dieſe Worte tönten mitten hinein in den Aufruhr, in das Entſetzen des Kriegs. Der Friede ſey mit dir! „Leicht hätten wir hier zu Blutzeugen werden können,“ lächelte nach beendigter Feier der blaſſe Prieſter mit einem kindlichen, oder liebe, mit einem himmliſchen Lächeln.

„Als ich den Knaben zu ſeiner Mutter, die bei der im Verlöſchen flackernden Flamme vor Schwäche auf die Trümmer eines Karrens geſunken war, brachte und ihr in die Arme legte, leuchtete es ſonnig auf in ihrem großen mächtigen Auge, daß ich unwillkürlich denken mußte: „Das arme Geſchöpf! Hat aber ein Paar prächtige Augen im Kopfe!“ — Den Blick vergeſſe ich nicht. Es war zum Erbarmen — dieſe Wöchnerin in ihrem Siechthum. Hinſterbend, wie ich ſie vor mir ſah, konnte es ihr eigentlich gleichgültig ſeyn, ob ſie ſich hier rettete oder nicht. Verlohnte es ſich da noch einer Anſtrengung? Dich ſeh' ich nicht wieder! dachte ich und nahm in Gedanken von der Marketenderin und ihrem Kinde Abſchied für die Ewigkeit.

„Blieb noch der Taufſchein zu ſchreiben. Mit einem Blättchen Papier half ich aus, das ich aus meiner morſchen Brieftaſche riß, das letzte Blättchen, und in Ermangelung eines Tiſches, bot uns der Vater ſeinen Rücken dar. Auf dieſem, nachgerade nichts weniger mehr als weichem Pulte unterzeichnete ich meinen Namen als Pathe.

„Zum Pathengeſchenke hatte ich nicht mehr Zeit. Ich war auch zu arm dazu. Wenn ich alle meine Taſchen umkehrte, kein rother Heller fiel heraus. Die Eltern gleichwohl dankten mir, als hätte ich ihnen eine Krone geſchenkt. Vielleicht aber hatte ich ihnen mein Leben geopfert durch den Aufſchub; denn man konnte es nicht läugnen, mit jeder verlorenen Minute ſtieg die Gefahr. Mit jeder Sekunde mußte es, bei der Gewalt des wachſenden Andrangs, ſchwieriger, ja unmöglicher werden, die Brücke zu paſſiren. War es nicht ſchon zu ſpät? Wer bürgt uns dafür, daß ſie die Laſten noch länger trägt, und nicht mit uns zuſammen ſtürzt, uns im Flußbette begräbt? Und dann hatte der ſchwarze Jäger heute ja auch wohl ſchon oft vergebens an ſo vielen — ich kann nicht ſagen Thüren — angeklopft, aber an ſo vielen Röcken gezupft, wer noch Röcke hatte.

„Die Stunde rief. „Unſer Weg,“ ſagte ich, „iſt der weiteſte, in allen Fällen.“ — Wir ſchüttelten uns noch Alle die Hand, und dann fort, hinaus, jeder für ſich, in die infernaliſche Hetze! Ich drehte noch einmal den Kopf nach ihnen um, doch konnte ich ſie nicht mehr unterſcheiden, keinen von ihnen. Der Friede ſey mit dir! — Und wunderſam! hatte ich das erſtemal dieſe Wand von Menſchen, wenn ſchon zuckend und elaſtiſch, doch undurchdringlich gefunden, ſo öffnete ſich mir jetzt plötzlich durch eine günſtige Zufälligkeit ein kleiner Spalt, den ich benützen konnte, um durch ein anderes glückliches Ungefähr, ſeitwärts abſchneidend, mich der Brücke unerwartet und verhältnißmäßig ſchnell zu nähern. Wie ſchien, wie von unſichtbarem Geleite, ein Pfad gebahnt durch das erſtickende, mörderiſche Labyrinth.“

5.

„Sie können ſich meine Ueberraſchung denken, Freund,“ ſetzte Walls den Bericht nach einer momentanen Pauſe fort, „als ich, hart am Waſſer auf einem der Böcke emporkletternd, welche dieſer gewagten Brücke zu Pfeilern dienten, ſie völlig frei und vergleichungsweiſe leer ſah, indem an ihr eine Reihe franzöſiſcher Gendarmen, mit gezogenem Palaſch poſtirt, durch flache und ſcharfe Hiebe dem zu ſtarken Andrange der Flüchtenden wehrten. So war denn die über der Taufe verſäumte Zeit reichlich wieder eingebracht. — Ob ich lief, die Beresina bald hinter mir zu haben! Jenſeits des Fluſſes waren wir aus dem Bereiche des feindlichen Geſchützes, von dem kaum noch da und dort eine verirrte Kugel am Geſtade in den Boden einſchlug. Jenſeits des Fluſſes — das war ſchon der Weg nach dem Vaterlande. Genug, ich gelangte, wenn auch erſt nach manchen Abenteuern, die ich Ihnen heute erſpare, glücklich in die Heimath.

„Ich erfuhr nichts mehr von dem ſchwarzen Jäger, von Weib und Kind; ich wußte nicht, was aus ihnen geworden. Ich hörte nichts mehr von ihnen, die langen Jahre her, bis dieſen Nachmittag, da die Bäuerin eintrat. — Für wie alt halten Sie die blühende Perſon? Sie ſcheint beinahe erſt in der Mitte der Zwanziger, muß aber die Dreißig wohl überſchritten haben.“

„Mein Vater,“ ſagte ich, „pflegt bei dieſer Gelegenheit von Weltdamen zu ſagen: ſie hat den Sprung über den Leukadiſchen Felſen ſchon überſtanden.“

„Und dieſes ſchmucke Weib,“ fuhr Herr von Walls fort, „merken Sie auf, junger Freund! dieſes ſchmucke Weib iſt die Marketenderin, die Mutter des in der Beresina getauften Knaben. Damals zählte ſie kaum achtzehn Jahre.“

Digitized by Google

„Sie iſt weit hergekommen aus dem Unterlande, über einen Tagmarich weit, um mir in dieſem reichen Herbſte ihre ausgezeichnetſten Trauben zum Geſchenke zu bringen. Sie wolle mir nue ihre Dankbarkeit bezeugen, ſagt ſie. Den Mann hat ſie daheim gelaſſen, weil ihm, wenn er zu lang wandert, ſeine Bleſſur am Fuß ſchmerzt, die er bei Jüterbock davon getragen; und mein Pathenkind, ein prächtiger Junge von bereits zwölf Jahren, der darf die Schule nicht ſchwänzen. Das vergelbte Papier, welches mir die Gevatterin vorwies, iſt dee Taufſchein, den ich an der Bereſina auf dem Rücken ihres Mannes unterſchrieben, bloß mit Bleiſtift. Das Material war begreiflich damals ſchlecht; doch habe ich meine Unterſchrift ſogleich wieder erkannt, ſo undeutlich ſie iſt. Nur das Ludwig kann man leſen: Ludwig von Walls ſoll es heißen.

„Aber obſchon das „Walls" nicht zu unterſcheiden iſt, hat mich doch die Frau mit dieſem Taufſchein, und nur mit dieſem Taufſchein, aufgeſucht und gefunden. Sie wußte nur ungefähe, wo im Lande ich zu Hauſe war, ſonſt nichts. Den Taufſchein zeigte ſie überall vor, von Haus zu Haus ging ſie und ließ ſich keine Mühe verdrießen, von Thür zu Thüre, und ſo erfeagte ſie mich endlich.

„Wie ſie es angefangen hat, das kann ſie Ihnen ſelbſt ſagen," unterbrach ſich hier der Beſitzer der jetzt im Abendgolde ſchwimmenden Villa: „da iſt ſie wieder!"

6.

Er führte ſie auf den Ehrenplatz zwiſchen uns beiden. „Setze dich! Wie heißt du?" — „Regine." — „Setze dich, Regine, hier auf das Sopha."

Sie hatte mit einem Fuhrmann und Boten welcher ſie in eines der benachbarten Städtchen zu einer Schwägerin beingen ſollte, verabredet, daß er bei der Villa halten und die Wandererin aufſteigen laſſen ſolle. So blieb ihe Zeit, unſerem Wirthe mitzutheilen, wie der Himmel ſie ihrerſeits an der Bereſina gerettet und durch wechſelnde Schickſale die kleine Familie, über welche Engel wachten, wie auf der Flucht aus Egypten, aus dieſer ruſſiſchen Campagne in die Heimath geführt hatte.

„Gleich nachher," fuhr die Frau fort, an der ich mir jetzt das Reſolute erklären konnte, „gleich nachher ſind wie wieder ausmarſchirt und haben den ſächſiſchen Feldzug mitgemacht. In der Schlacht von Jüterbock wurde mein Alter am Fuß ſchwer verwundet und erſt nach vielen Wochen aus dem Lazareth, wo ich ihn pflegte, als kriegsuntüchtig nach Haus geſchickt. Seitdem wirthſchaften wir auf dem Hof, den der Anton von ſeinem Vater ſelig geerbt hat, und erziehen unſern Ludwig, der, wenn er einmal in die Jahre zum Heirathen kommt und ihn Gott beſchützt, ſich in meinem elterlichen Eigenthum ſetzen kann mit Haus, Garten, Feld und Weinberg."

Ihr Gevatter forderte ſie auf, ihm Beſcheid zu thun im vaterländiſchen Wein, der golden in Cryſtallgläſern perlte. „Stoß mit mir an, Regine," ſagte Walls, „ſtoß mit mir an, wie es ſich unter alten, treuen Kriegskameraden ziemt!" Sie mußte ihe Glas leeren bis auf die Nagelprobe. Wie tranken auf die Geſundheit des Pathenkindes, wir drei, die Kampfgenoſſen und ich, der ich das Feſt des Wiederſehens mit ihnen feierte. Es war der nachträgliche Taufſchmaus.

„Heute ſieht es anders aus, wie an der Bereſina," ſagte ſie, indem ſie mit ihrem in feuchten Glanz ſchwimmenden Auge über die rothe Sammttapete und die goldenen Ovalrahmen ſtreifte, aus denen in der Mitte über dem Canapé die Gattin unſeres Wirthes, in einem indiſchen Shawl drapirt, herab lächelte, während zu beiden Seiten von ihr die zwei Töchterlein niederſchauten, die eine mit einem Lamm, die andere mit einem Vogel ſpielend. „Heute ſieht es anders aus wie an der Bereſina," wiederholte Regine noch einmal, und dabei flog ihr Blick durch die noch offenen Glasthüren, welche ſommerlaues Wehen hereinziehen ließen, voll wunderſamen Duftes von Nachtvioleu, hinaus über den thauigen Gaeten, wo ſchon leiſe Dämmerung wehte, über das ſich umſchleiernde Thal, zu den noch purpurn angeglühten Höhen in reinem Aether. „Wer hätte damals gedacht, Herr, daß wir uns uoch einmal ſo wieder finden würden in der Heimath?"

Wie wir ſo beim fröhlichen Mahle ſaßen, zu welchem in der bereits dunkelnden Tiefe des Saals vor dem Sopha nun die Lampe leuchtete, hob der Hausherr an: „Jetzt, Regine, erzähle uns aber auch, wie du denn eigentlich in den ruſſiſchen Feldzug und an die Bereſina gekommen biſt."

„Auf die leichteſte Art, Herr. Ich war eine Waiſe. Vater und Mutter ſind früh weggeſtorben und haben ihrem einzigen Kind etwas hinterlaſſen, Geld und Gut, mehr als genug. Eine Baſe im Dorf hat mich erzogen, eine alte filzige Baſe. Sie wollte mich, wie man bei uns ſagt, in's Haus ſchlachten; ihren Schweſterſohn ſollte ich heirathen, der einen kurzen Fuß hat, aber viele Batzen; alles ſollte zuſammengeſcharrt werden, Seines und Meines. Ich mochte aber nichts von ihm wiſſen; ich fragte überhaupt noch keinem Mann nach. Liebee Gott, ein junges Blut von noch nicht ſiebzehn Jahren!" — „Weil der Rechte noch nicht da war," unterbrach ich ſie, und ſie ſah mich ſpitzbübiſch

an mit ihren lachenden großen Augen und zeigte zwei Reihen von Zähnen, die noch keinen Makel hatten. Da rief Herr von Walls: „Laß dich nicht irre machen, Regine, von dem jungen Mann, der vielleicht gern der Rechte gewesen wäre. Erzähle du ruhig weiter."

„Ja, Herr. Einmal schickt mich die Base fort, Holz zu holen" .... — „Wie, Holz hast du holen müssen, mit deinen feinen Armen?" — „Ich hab' ihr nie genug schaffen können; aber es ist mir nachher gut gekommen, daß sie mich so streng angehalten hat, besonders im Feld — ich meine den Krieg. Ich war damals ein flinkes, munteres Ding, und zum Umfrauen." — „Jetzt kommt der Rechte, Frau Regine." — „Warten Sie nur noch ein wenig, junger Herr. Mit dem Holz aber ist die Müh' nicht groß gewesen. Draußen im Wald die Burschen helfen mir, wollen das Holz davon tragen nach Hause." — „Sie wollen das Holz davon tragen und dich dazu." — „Im Gegentheil, Herr Gevatter, die trieben nur ihren Spaß mit mir. Sie fragten, ob ich einen Bräutigam, oder doch wenigstens einen Liebsten habe?" .... „Weil Jeder es bei Ihnen seyn wollte." — „Wenn Sie mich immer unterbrechen, Herr, komm' ich nie zu meinem Anton —" — „Zum Rex der Regine." — „Lassen Sie mich in Frieden mit Ihrem Griechischen und Lateinischen. — Ich, nicht faul, gebe es den Burschen zurück: Nein, ich habe noch keinen, aber ich möchte einen Mann, sie sollten mir einen verschaffen. Die dagegen: sie wüßten mir schon einen — den, der da unten arbeite, auf dem Acker, an der großen Linde. Ich solle hingehen und ihn anschauen, ob er mir gefalle. Und in meinem Muthwillen lauf' ich wirklich hin an die große Linde und —"

„Jetzt stocken Sie ja selbst, Regine." — „Lauf ich wirklich hin an die große Linde und — schau ihm in's Gesicht. Da ward' ich auf einmal ganz roth und verlegen, ich spürte ordentlich, wie mir das Blut in die Backen schoß, ganz roth und verlegen — und lief ohne ein Wort wieder davon und versteckte mich. Nach ein paar Wochen — wir hatten uns seitdem nicht mehr gesehen — kommt er wahrhaftig und freit um mich." — „Und die Base?" — „Die hat Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt wegen ihres krummen Gottlieds; aber ich bin fest geblieben. Kaum sind wir copulirt, wird mein Anton unerwartet einberufen aus Urlaub, als militärpflichtig, und nicht lange, so geht es nach Rußland." — „Da hat er also sein Weib auch mit zur Fahne schwören lassen?" — „Ich bin Marketenderin geworden, daß ich mit ihm fort durfte, und es hat mich keinen Augenblick gereut." — „Bis Moskau?" — „Nein." — „Auch nicht an der Beresina?" — „Ich kann wohl sagen, wir sind auch in den Eissteppen gern gewesen, weil wir bei einander waren. Unser Herrgott läßt Liebe nicht zu Schanden werden." — „Er hat es an dir offenbart, an dir und an deinem Kinde." — „Ja, wir sind jetzt glücklich in der Heimath! Die Leute horchen auf, wenn wir erzählen; niemand will mir glauben, daß ich auch dabei gewesen bin. Und meinen Ludwig, den staunen sie gar an wie einen Wunderbuben."

Sie fuhr bei diesen Worten vom Sopha auf: „Die Peitsche knallt!" Wirklich hörte man nach einigen Minuten einen Wagen, erst fern, allmählig näher rasseln, langsam, jetzt hielt er. Ich lauschte selbst, als sollte mir ein Freund entführt werden, und begleitete die Frau aus der Villa mit hinunter an die Landstraße, als der jetzt mit der Laterne uns voran leuchtende Diener gemeldet hatte, der Fuhrmann sey da. Sie schüttelt uns noch beiden die Hände zum Abschied, ihrem Gevatter und mir, verspricht demselben, in einem andern Jahre, wenn Frau von Walls zu Hause, mit dem Pathen auf einige Tage zum Besuch zu kommen, springt frank und frei hinauf vorne auf den Sitz zum Fuhrmann — und fort geht es, der Heimath entgegen. Wer weiß, ob nicht vielleicht in unserer Amazone auf einen Augenblick der alte zigeunerhafte Zug wieder erwachte, und sie nicht gern noch ein Weniges umhergeschwärmt wäre? Noch lange sahen wir das über den Wagen gespannte weiße Tuch in den Windungen der Straße zwischen den noch vollbelaubten Obstbäumen schimmern, im Reflex des eben über die Bergkuppen heraufschlüpfenden Mondes.

Das ist der Zug, welchen ich dem Geschichtschreiber des russischen Feldzugs aufbewahren wollte. Gern bin ich bereit, nähere Auskunft zu ertheilen, wenn sie gewünscht werden sollte, und die Authenticität des Vorfalls darzuthun.

Emma Niendorf.

Digitized by Google

Zur Geschichte der Contrasignatur.

Die Contrasignatur landesherrlicher Verordnungen durch einen höheren Hof- und Staatsbeamten ist wesentlich verschieden von der in den meisten constitutionellen Staaten des heutigen Europas eingeführten Ministerverantwortlichkeit, welche sich in England zur Zeit der Restauration unter Karl II. ausbildete, und welche Lord Brougham in seiner Adreßrede vom 22. Januar 1846 mit den Worten charakterisirte: „Die Rathgeber der Krone sind in gleicher Weise verantwortlich für die Politik und Weisheit wie für die Gesetzmäßigkeit der Maßregeln der Regierung; denn sie sind verpflichtet einerseits, ihre Bemühungen im Dienste der Krone anzuwenden, andererseits strafbar, wenn sie eine so wichtige Verpflichtung übernehmen ohne die nöthige Fähigkeit für ihre Erfüllung. Ein Regierungsakt kann auch unconstitutionell, und der Minister dafür verantwortlich seyn, obwohl derselbe nicht illegal ist."

Mit dieser politischen Verantwortlichkeit der Minister hatte die Contrasignatur landesherrlicher Verordnungen Seitens der Räthe der Krone in absoluten und ständischen Monarchien, deren Anfänge in die Zeiten des alten fränkischen Reichs zurückführen, nichts gemein, und nur ausnahmsweise wurde durch dieselbe in späteren Zeiten den Ständen gegenüber eine Art von staatsrechtlicher Verantwortlichkeit begründet. Ihr eigentliches Wesen muß aber, wo sie besteht, auch heutzutage noch in einer moralischen Garantie gesucht werden, welche der contrasignirende Beamte für die Legalität einer landesherrlichen Verordnung übernimmt. Ursprünglich hatte es indeß mit dieser Contrasignatur noch eine ganz andere Bewandtniß.

Ihre ersten Anfange verweisen auf eine Zeit, wo die Souveraine noch des Schreibens unkundig zu seyn pflegten, und einzelne Geistliche sich ausschließlich im Besitze dieser Fertigkeit befanden. In der fränkischen Monarchie lag diese Contrasignatur dem Cancellarius ob, welcher auch das königliche Siegel verwahrte, dessen Stelle aber in der Regel von geistlichen Personen verwaltet wurde, welche alsdann den Titel: archicapellanus oder aprocrisiarius führten. Auch zur Zeit Karls des Großen, der bekanntlich erst in der späteren Zeit seines Lebens durch den Aufwand vieler Mühe es dahin brachte, seinen Namen schreiben zu können, war dieses Verhältniß dasselbe geblieben, und wenn nicht der Souverain, was hin und wieder vorkam, die Urkunden mit seinem Handzeichen (Monogramm) unterzeichnete, so wurde der öffentliche Glauben derselben in damaliger Zeit ausschließlich durch die Unterschrift des betreffenden Beamten und durch die Beidrückung des königlichen Siegels begründet.

In Frankreich bestand noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Sitte, daß der König nicht selbst unterschrieb, sondern an seiner Stelle ein Staatssecretär, in manchen Fällen aber auch nur ein untergeordneter Secretär. Der Abbé de Choisy erzählt die Entstehung dieser Sitte in seinen Memoiren folgendermaßen: „Der Minister von Villeroi legte eines Tages König Karl IX. von Frankreich einen Erlaß zur Unterschrift vor, als derselbe mit dem Ballspiel beschäftigt war, welches er leidenschaftlich liebte. Der König befahl daher dem Minister, um nicht gestört zu werden, daß er an seiner Statt unterschreiben sollte." Seitdem wurde diese Sitte in Frankreich allgemein, und zwar wurden, wie Du Laulx in seinem Werke über den Kanzleistyl Frankreichs angibt, diejenigen königlichen Erlasse, welche unter dem großen Siegel ausgefertigt wurden, von einem Staatssecretär gezeichnet, während die unter dem kleinen Siegel ausgefertigten nur die Unterschrift eines Cabinetssecretärs erhielten. Unter den ersteren Urkunden befindet sich seit dem dreizehnten Jahrhundert bereits die Formel: Par regem in concilio sun, oder par le roy en son conseil, während es unter den letzteren nur heißt: Par le roy, worauf dann die erwähnte Unterschrift folgt. Diese letztere Art von Urkunden kam am häufigsten vor, und so ist der Namen manches sonst unbekannten Cabinetssecretärs der Nachwelt erhalten worden. Eine große Anzahl derartiger Urkunden hatte ein Cabinetssecretär Namens Contrari unterzeichnet, und man sang daher in Paris bereits zu seinen Lebenszeiten:

> Contrari! comment as tu pu faire,
> Pour acquerir tant de renom?
> Toi, qui n'as, pauvre secrétaire,
> Mis en lumière que ton nom.

Der Unterschrift eines Staatssekretärs legte man in früher Zeit in Frankreich bereits die Bedeutung bei, daß derselbe dadurch auch die moralische Verantwortlichkeit für den Inhalt eines königlichen Erlasses auf sich nehmen müsse. So weigerte sich 1635 der Staatssecretär von Chavigny, einen solchen Erlaß zu unterschreiben, weil er denselben nicht verantworten wollte.

Richelieu zwang den Minister jedoch durch Drohungen, daß er von seiner Weigerung abstand. Ein ähnlicher Fall kam unter Mazarin mit dem Staatssecretär Brienne vor. Auch dieser weigerte sich, eine königliche Instruktion zu unterzeichnen, wurde aber von dem Cardinal dazu gezwungen. — Anders wurde die Unterschrift der Cabinetssecretäre unter den von ihnen gezeichneten königlichen Erlassen aufgefaßt. Man legte derselben nur die Bedeutung bei, daß für die Richtigkeit der Expedition gehaftet werden solle. — Uebrigens wurde die Sitte, daß der König seine Erlasse nicht selbst unterzeichnete, von den französischen Schriftstellern damaliger Zeit nicht selten, und wohl mit vollem Rechte, getadelt. Es wurde dadurch, wie Beaumelle in seinen „Betrachtungen" hervorhebt, den Staatssecretären leicht gemacht, durch ihre bloße Unterschrift Fälschungen aller Art in Bezug auf königliche Verordnungen vorzunehmen, und es kann deßhalb auch an der Richtigkeit der Behauptung jenes Schriftstellers nicht gezweifelt werden, daß Fälschungen der Art auch wirklich nicht selten vorgekommen seyen. Und in der That, die Verhältnisse, welche namentlich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert am französischen Hofe herrschten, waren solchen unredlichen Unternehmungen der Minister keineswegs ungünstig.

Die Form der königlichen Erlasse war in England in früherer Zeit ähnlich. Der König pflegte, wie Gneist in seinem englischen Verfassungsrechte anführt, auf Beschwerden, Petitionen u. s. w. in seinem Rathe mündlich zu entscheiden, und der königliche Befehl wurde dann von einem Secretär aufgezeichnet und unter dessen Unterschrift expedirt. Unter Heinrich V. und VI. wurden Immediatentscheidungen von einem Mitgliede des geheimen Raths, gewöhnlich von einem Kammerherrn, auf den obern Rand der Petition geschrieben. Heinrich V. dekretirte jedoch auch oft eigenhändig. Zahlreiche Cabinetsbescheide kommen jedoch auch ohne alle Unterschrift vor. Wichtigere Befehle und Verordnungen wurden indessen auch damals bereits, wie dieß noch jetzt der Fall ist, vom Könige unterschrieben und von seinen Räthen unterzeichnet. — Eine politische Ministerverantwortlichkeit entwickelte sich in England, wie wir bereits bemerkt haben, zuerst zur Zeit der Restauration und unter der Regierung Karls II.; dagegen stand lange vorher der Grundsatz bereits fest, daß sie für königliche Verordnungen, welche von ihnen unterzeichnet worden, verantwortlich seyen, insofern diese eine Verletzung der Verfassung enthielten. — Wann diese Art der Ministerverantwortlichkeit ihren Anfang genommen hat, läßt sich, wie dieß bei den meisten Rechtsinstituten in England der Fall ist, nicht genau bestimmen. — Regelmäßige Formen des Strafverfahrens, bei welchem das Unterhaus die Anklageartikel aufstellt und eine Commission zum Betriebe derselben ernennt, das Oberhaus aber als Staatsgerichtshof nach contradiktorischem Verfahren entscheidet, haben sich indeß bereits im Jahre 1376 gebildet.

In Schweden pflegten im siebzehnten Jahrhundert bereits sämmtliche Minister die Erlasse des Königs zu unterzeichnen, und König Karl II. von Spanien traf in seinem Testamente vom 2. Oktober 1700 feste Bestimmungen über die Contrasignatur der spanischen Minister. Päpstliche Breven und Regierungsverfügungen werden niemals vom Papste, sondern seit ältester Zeit von dem Cardinal Staatssecretär unterzeichnet. Sogar auf den Urkunden des türkischen Sultans befindet sich seit mehreren Jahrhunderten bereits eine Contrasignatur, da sie vom Großvezier auf der Rückseite unterschrieben werden. Am spätesten ist es wohl von sämmtlichen Ländern Europas in Rußland üblich geworden, daß die landesherrlichen Erlasse von einem Minister contrasignirt wurden. — Die Kaiserin Elisabeth befahl zuerst, daß die Contrasignatur im Schriftwechsel mit andern europäischen Mächten zur Anwendung kommen solle, weil dieselbe von diesen Mächten in ihrem Verkehr mit Rußland gleichfalls zur Anwendung gebracht werde.

Im deutschen Reiche war die Sitte der Contrasignatur bereits während des sechzehnten Jahrhunderts allgemein. Die kaiserlichen Erlasse und Urkunden wurden von dem Reichserzkanzler unterzeichnet, wenn dieser am Wiener Hofe anwesend war. Dieß pflegte jedoch sehr selten der Fall zu seyn und aus dem vorigen Jahrhundert gibt es unseres Wissens nur einige Urkunden vom Jahr 1731, welche der Kurfürst Franz Ludwig von Mainz bei seiner damaligen Anwesenheit in Wien contrasignirt hat. Die kaiserlichen Urkunden sind daher der Regel nach von dem Reichsvicekanzler und außerdem noch von einem Secretär unterzeichnet. Wie wichtig diese Unterschriften bereits zur Zeit des sechzehnten Jahrhunderts für die Gültigkeit derartiger Urkunden waren, geht aus einer Erklärung hervor, welche in damaliger Zeit das Cisterzienserkloster Arnburg in einem Processe mit dem gräflichen Hause gleichen Namens abgab. Das letztere hatte bei dieser Gelegenheit zum Beweise seiner Behauptungen zwei Urkunden von Kaiser Karl V. und Kaiser Ferdinand I. producirt, das erwähnte Kloster behauptete jedoch mit Erfolg, daß diesen Urkunden die Beweiskraft fehle, weil sie weder von dem Kaiser noch von dem Reichsvicekanzler unterschrieben seyen. Beides sey aber ein wesentliches Erforderniß, wie dieß aus dem Suspensionsedikt von 1541, die Religion betreffend, und aus dem Ver-

Digitized by Google

trage wegen der burgundischen und niederländischen Erblande von 1548 hervor gehe. Uebrigens kommen wichtige kaiserliche Urkunden vor, z. B. die Urkunde, wodurch Mantua zum Markgrafenthum erhöht wird, von 1433, und die Urkunde von Kaiser Matthias, wodurch das Leiningische Erstgeburtsrecht bestätigt wird, welche nicht vom Kaiser unterzeichnet sind. Es heißt dann, wie z. B. in jener ersten Urkunde: Ad mandatum D. Imperatoris Gaspar Stigh, miles et cancellarius aecapitaneus terrarum. — R. Marchus Andreas Brisachey.

Schließlich noch ein Wort über die Contrasignatur in Preußen. Dieselbe war auch in diesem Lande bereits in früher Zeit hergebracht. Unter den königlichen Erlassen aus der Zeit von 1711 bis 1728 findet sich in der Regel die Unterschrift des Staatsministers von Ilgen, seit 1730 eine Zeit lang die Unterschriften der Staatsminister A. v. Borck und Knyphausen. Seitdem bleibt es Sitte, daß in der Regel zwei Minister unterzeichnen; es finden sich jedoch auch königliche Erlasse, welche nur von Einem Minister contrasignirt sind. So findet sich z. B. unter dem Schreiben Friedrichs II. an die auswärtigen Mächte, wodurch er „die Erhöhung des königlichen Titels" wegen der Acquisition von Schlesien anzeigt, nur die Unterschrift des Ministers von Borck. Unter Friedrich Wilhelm III. wurden die königlichen Erlasse zur Zeit des Staatskanzlers Hardenberg in der Regel von diesem und dem betreffenden Departementsminister unterzeichnet, sobald sie jedoch staatsrechtlicher Natur waren, von dem Staatskanzler allein. — Dieß ist z. B. auch bei dem Gesetze wegen Einführung des Staatsraths vom 20. März 1817 der Fall, durch welches auch die Contrasignatur neu geregelt wurde. Es sollte nämlich nach §. 28 desselben jedes Gesetz von dem Präsidenten des Staatsraths contrasignirt und von dem Secretär dieser Behörde beglaubigt werden. Unter allen Gesetzen, welche durch den Staatsrath gegangen sind, findet sich seitdem in der Regel die Contrasignatur des Präsidenten dieser Behörde allein, und nur ausnahmeweise noch diejenige eines oder mehrerer Minister, deren Departement das Gesetz vorzugsweise betraf. Eine größere Anzahl von Gesetzen wurde jedoch auch seitdem noch gegeben, welche nicht vorher von dem Staatsrath begutachtet worden waren, und diese wurden alsdann von dem gesammten Staatsministerium contrasignirt. Die preußische Verfassungsurkunde macht die Gültigkeit der Gesetze und königlichen Verordnungen ausdrücklich von der Contrasignatur der Minister abhängig, wenn schon es an dem darin in Aussicht gestellten Ministerverantwortlichkeitsgesetze zur Zeit noch fehlt.

Aphorismen.

Anstoß geben.

Anstoß geben wir im Gedränge dieses Lebens alle dann und wann, nur mit Unterschied. Den Vorsichtigen begegnet es nur selten, den Täppischen auf Schritt und Tritt. Einige machen es ziemlich leise, andere geben recht grobe Püffe. Der Hauptunterschied dabei ist aber der, daß einige — rechte Unglücksvögel — bei Collisionen mit andern sich jedesmal selber wehe thun, auch wenn sie dabei wirklich Böses gegen die Mitmenschen im Sinne gehabt, während die Klugen es so einrichten, daß die Schläge, die sie austheilen, bloß von denen empfunden werden, denen sie zugedacht waren.

Empfindlichkeit.

In keinen Fehler verfallen die meisten Menschen häufiger als in den der Empfindlichkeit und des sogenannten übelnehmerischen Wesens. Und dabei ist diese Weise eben so unwirksam als häufig. Sie entspringt aus Unentschiedenheit des Charakters und ist zum Theil sogar das Produkt einer gewissen übel angebrachten Gutmüthigkeit.

Wenn wir recht gutmüthig und dabei zugleich, wie das oft zusammentrifft, etwas furchtsamer Natur sind, so scheuen wir uns im Fall einer Beleidigung oder Zurücksetzung, es unserem Freunde gerade heraus zu sagen, und dabei vielleicht gar einen Bruch der Freundschaft herbeizuführen. Zugleich können wir uns aber doch nicht entschließen, ihm die Sache glatt weg zu vergeben und die ganze Angelegenheit fallen zu lassen. Wir wenden uns daher zu dem langwierigen und widerlichen Wege des Uebelnehmens, fangen an, durch die Blume zu sprechen, begnügen uns mit Anspielungen aus der Ferne und üben allerlei Rache, was Alles um so weniger wirkt, da es zuweilen von

unserem Gegner gar nicht einmal gleich wahrgenommen und verstanden wird. Wir spannen uns damit eigentlich nur selbst auf die Folter und machen uns zugleich lächerlich; denn jeder Aerger, den wir nur halb entblößen und zur andern Hälfte poetisch auskleiden, hat einen komischen Effekt. Wir trüben so, indem wir es vermeiden, reinen Wein einzuschenken, das Verhältniß auf lange Zeit.

Uebrigens ist auch das „Reinenweineinschenken" und das Fordern von Explicationen bei Mißverständnissen nicht immer zu empfehlen. Das Beste ist, so lange als möglich kühl zu bleiben, einmal ohne Weiteres zu vergeben, auch noch ein zweitesmal zu vergeben, um unserem Gegenpart Gelegenheit zu verschaffen, zur Besinnung zu kommen und von selbst wieder auf die rechte Bahn einzulenken. Hilft dieß nichts und tritt seine Unumgänglichkeit in ganz helles Licht, so ist es gerathen, die Freundschaft abzuschneiden. Solches ist gewöhnlich das Verfahren der Engländer, die den Ausdruck des Abschneidens der Freundschaft (cut ones acquaintance) erfunden haben. Bei den Deutschen dagegen, wo so viel natürliche Gutmüthigkeit und dabei so viel Unschlüssigkeit zu Hause ist, findet man Empfindlichkeit und Uebelnehmerei weit häufiger, als zu wünschen wäre.

Mitmachen.

Die Welt hat die Leute am liebsten, welche „mitmachen," die nicht „gegen den Strom schwimmen." Sie geht zwar dabei zuweilen ein wenig zu weit. Sie will nicht nur, daß man mit ihr heiter und fröhlich sey, sie verlangt auch, daß wir mit ihr extravagiren, jubeln, schwärmen und lärmen. Aber meistens wird sie doch, wenn sie dir, welche sich absondern wollen, anfeindet, von einem ganz richtigen Instinkte geleitet. Die Widerhaarigen und Widerspenstigen sind wirklich gewöhnlich auch theilnahmlos und unliebenswürdig. Eine großmüthige und zum Wohlwollen geneigte Gesinnung erkennt man eben daran, daß sie überall ein wenig nachgibt und sich etwas geben läßt. Der Großmüthige ist zwar nicht blind gegen die allem menschlichen Beginnen beigemischte Thorheit, aber er sieht ein wenig durch die Finger und — macht mit. Wer sich überall absondert, ist entweder krank oder eingebildet und will zeigen, daß er etwas Besseres vorstellt.

Die gesunden Naturen nehmen meistens einen sehr eifrigen Antheil an allen Bewegungen ihrer Zeitgenossen. Ja in gewissem Grade werden sie sogar auch die Verirrungen ihrer Zeit mitmachen, und gewöhnlich werden gerade die Männer von besonders energischem Charakter und recht warmen Herzen am heftigsten von den Irrthümern ihrer Zeit erregt, daher auch leicht an die Spitze gebracht, je mehr sie mit der Eigenthümlichkeit ihrer Zeit oder mit der Farbe ihrer Nation tingirt sind. Sie werden um so größer, je eifriger sie Partei nehmen. Man muß schon ein ganz außerordentlicher Mensch seyn, einen ungewöhnlich großen Beruf in sich spüren, um die Rolle des Wiederspenstigen spielen zu dürfen und für Absonderung Verzeihung zu erlangen.

Schattenseiten der Bescheidenheit.

Man sollte es kaum glauben und doch bestätigt es täglich die Erfahrung, daß die gute, vielgepriesene Bescheidenheit oft im Umgang ziemlich unbequem zu werden, ja zuweilen recht argen Anstoß zu geben vermag. Ein gewisses Selbstbewußtseyn zeigt sich meist viel schlanker im Verkehr und man kommt weit leichter damit durch.

Der Bescheidene weist z. B. das ihm dargebrachte Lob von sich. Er ist dabei wohl so auf den Mund geschlagen, daß er nichts zu erwidern versteht. Wir Andern glauben nun, er mache sich nichts aus unserem Lobe, und lassen ihn links liegen. Der Selbstbewußte dagegen nimmt das Lob, das man ihm spendet, dankbar und artig entgegen. Wir merken, er weiß unsere gute Meinung von ihm zu schätzen, und wollen ihm wohl.

Der Bescheidene hält sich zurück. Bei einer schmeichelhaften Einladung oder Ehre, die ihm zu Theil wird, greift er nur zögernd oder auch wohl gar nicht zu. Man legt es ihm als Verachtung aus; man setzt ihn darüber zu Rede; er vertheidigt sich ungeschickt und schüchtern. Und da Unbeholfenheit die nächste Schwester der Bescheidenheit ist, so weiß er sich zuweilen nicht mehr recht aus der Sache zu ziehen, schlägt dabei auch wohl in's gerade Gegentheil um und läuft Gefahr, aus lauter Bescheidenheit plump zu werden.

Der Selbstbewußte, der seine eigenen Qualitäten und Verdienste kennt, erwidert das Vertrauen, das man in ihn setzt, nimmt die Ehre, die man ihm anthut, mit gefälliger Grazie an, sträubt sich nicht wie Torquato Tasso bei Goethe gegen die Lorbeerkränze, mit denen man ihn krönen will, und gewinnt so die Herzen, während der schwankende Bescheidene sich zu seiner Verwunderung nach einiger Zeit in allerlei Mißverständnisse verwickelt sieht, er weiß selber nicht wie.

Der Bescheidene tritt in Gesellschaften nicht mit Vorschlägen hervor. Er hält scheu und schüchtern seine guten Einfälle zurück. Er wirkt daher auch nicht

Digitized by Google

belebend; man hält ihn für einen nüchternen Tropf, behandelt ihn so, und da er es merkt, so macht ihn seine natürliche Bescheidenheit noch befangener, und am Ende ist er das wirklich, wofür man ihn anfänglich bloß hielt. Der Selbstbewußte dagegen stellt sein Licht nicht unter den Scheffel. Er läßt seinen Witz leuchten und spielen, und indem er alles um sich her belebt, gefällt er, und dieser Beifall, der ihm zu Theil wird, befriedigt seine Eitelkeit so, daß es ihm dabei dann wieder nicht schwer fällt, seinerseits die Rolle des Bescheidenen zu spielen. Er tritt sicher, offen, frank und frei auf. Wir halten ihn für wahr und natürlich, während wir dem Bescheidenen gegenüber noch immer ein gewisses Mißtrauen hegen und denken, entweder daß seine Bescheidenheit nicht ganz naturwüchsig, vielmehr nur ein Deckmantel versteckten Dünkels, oder daß sie am Ende auch wohl ganz begründet und aus innerer Bedeutungslosigkeit hervorgegangen sey.

Der mit Bescheidenheit Getränkte ist für die elegante Gesellschaft mehr oder weniger verloren. Wie ein innerlich mürber Stein nimmt er keine glänzende und feine Politur an. Für diese Politur macht uns nur die Selbstbewußtheit geschickt, die auch immer mit einer gewissen innern Klarheit verschwistert ist. Freilich muß sie, um recht genießbar zu werden, es dann auch wieder nicht versäumen, noch den letzten Schliff und Putz zurückhaltender Bescheidenheit hinzuzuthun.

Literatur.

Sulpiz Boisserée und Wolfgang Goethe.

I.

Es ist ein erhabenes Schauspiel, den Geisteshelden zu sehen, der seine Kraft im Kampf mit der Welt entfaltet, seine Lebensstellung den widerstreitenden Verhältnissen abringt, durch seinen Willen die Ungunst des Geschickes besiegt und sich zum Besten kehrt; wir zollen einem Schiller, einem Fichte unsere Bewunderung, aber auch das ist ein schönes Bild, wenn die Lage der Dinge dem Genius freundlich entgegen kommt, daß er in harmonischer Entwicklung von Stufe zu Stufe emporsteigt, und immer neue Mittel sich seinem Wirken in immer weiteren Kreisen darbieten, wie wir dieß auf so glänzende Weise bei Goethe, bei Wilhelm und Alexander von Humboldt finden und sie darum glücklich preisen. Nur vergesse man nicht, daß auch zu dieser Lebensführung kaum ein geringeres Maß von sittlicher Kraft gehört; denn die Schule der Noth stählt den Muth und treibt zur That, während das Behagen des Wohlergehens den Sinn verweichlicht oder ihn bald im Genuß aufgehen, bald in Uebermuth verfallen läßt, und überall gelingt das Bedeutende nur dem tapfern Beharren und dem entsagenden Fleiß. So mahnt auch der Dichterspruch:

> Wie sich Verdienst und Glück verketten,
> Das fällt den Thoren niemals ein;
> Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
> Der Weise mangelte dem Stein.

Solch eine erfreuliche Verkettung von Verdienst und Glück zeigt uns nun auch bei einer mehr expraduktiven Natur hauptsächlich das eben erschienene Buch, in welchem die Gattin von Sulpiz Boisserée den Briefwechsel ihres Mannes mit Erläuterungen aus seinen Tagebüchern und dem Anfange einer Selbstbiographie veröffentlicht hat. Seit dem Jünglinge im Verkehre mit Friedrich Schlegel die Augen aufgethan wurden für die Herrlichkeit deutsch mittelalterlicher Baukunst und Malerei, stand auch der Entschluß fest, ihre gründliche Erforschung und die Förderung ihres Verständnisses sich zur Lebensaufgabe zu machen, und indem er diesem Gedanken unerschütterlich treu blieb, errang er sich eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte des deutschen Geistes, indem seine persönliche Neigung mit dem Streben der Nation zusammen traf, bei dem Verluste der äußern Macht und des zeitlichen Glanzes einzukehren in sich selbst, durch innere Wiedergeburt eine staatliche Erneuung und Erhebung vorzubereiten, das eigene Wesen in Anschluß an die Vergangenheit organisch der Zukunft entgegen zu bilden.

Es gehörten allerdings auch Geldmittel dazu, um Architekten, Zeichner, Kupferstecher zur Herausgabe des Prachtwerkes über den Kölner Dom zu verbinden; aber es bedurfte nicht minder von Seiten Boisserées nicht bloß einer flüchtigen Begeisterung, sondern vieljährigen Eifers und gründlicher Studien. Wenn wir jetzt auch wissen,

daß der Gedanke des Baues nicht, wie er annahm, mit einem Schlage fertig gewesen und als vollendeter Plan dem Kopfe seines Urhebers entsprungen, sondern daß zunächst nur ein großartiger gothischer Chor nach dem Muster der Kathedrale von Amiens im Anschluß an eine ältere Kirche beabsichtigt war, daß erst dann auch die Westseite, auch die Façade in entsprechender Weise auszuführen beschlossen ward, und daß im Fortgang des Baues durch mehrere Geschlechter hin das ursprünglich Gegebene freier und anmuthiger entfaltet ward, — so ist diese Einsicht selbst durch die von Boisserée hervorgerufene Anregung erwachsen; ja wenn wir jetzt auch wieder mit Goethe der Façade Erwins von Steinbach zu Straßburg den Vorzug geben, da sie die hochromanen Galerien des französischen Styls durch die vorwaltende Höhenrichtung überwunden und doch nicht dem einseitigen Vertikalismus, wie der Meister von Köln, sich hingegeben, vielmehr in der wundervollen Fensterrose einen strahlenden Mittelpunkt geschaffen hat — sie Alles Ganzes bleibt doch der Kölner Dom das herrlichste Denkmal des Kirchenbaus, und was Boisserée anfangs nicht zu träumen gewagt, das sah er später und wesentlich durch sein Verdienst lebhaft in Angriff genommen, die Fortsetzung des Werks zur bevorstehenden Vollendung hin. Lust und Kunnerblick genügen noch nicht, um eine Gemäldegalerie zu sammeln, Boisserée mußte ein beträchtliches Vermögen daran wagen können, aber er that es auch; er sah sich zum trefflichen Genossen, von seinem Bruder Melchior, von seinem Freunde Bertram mit hingebendem Eifer, mit rührender Treue dabei unterstützt, und wenn die meisten Bilder jetzt auch andere Namen tragen, als sie ihnen damals gaben, so knüpft sich doch die Geschichte der deutschen Malerei und der in weitere Kreise verbreitete Sinn für dieselbe an die Boisserée'sche Sammlung; der eben erfundenen Lithographie konnten keine zusagenderen Stoffe zur Vervielfältigung geboten werden. Boisserée erkannte das, und wußte in Strixner auch den rechten Mann zu finden, so daß diese Nachbildungen unübertroffen dastehen. Machten die Kölner über den schwärmerischen Jüngling lachen und dieser, als er das erste gekaufte Bild in das Haus brachte, nur bei der frommen Großmutter eine anerkennende Theilnahme erlangen; als der bejahrte Mann wieder an den Rhein kam, fand er nicht nur in dem regen Weltverkehr und in der vollkommen durchgedrungenen Gesinnung für die Einheit Deutschlands die kühnsten und wärmsten Wünsche seiner Jugend befriedigt, sondern es kam ihm auch der Wiederhall seiner eigenen Begeisterung für den Dom entgegen, die früher in seiner Vaterstadt für eine Thorheit gegolten hatte.

Der unmittelbare Einblick in diese erfolgreiche Thätigkeit Boisserées, wie ihn die Tagebücher und der Briefwechsel bieten, zeigt uns ein gutes Stück deutscher Kunst- und Bildungsgeschichte in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Wir sehen die Bestrebungen keimen, wachsen und reifen, wir wandern mit Boisserée und seiner Sammlung von Köln nach Heidelberg, nach Stuttgart, nach München, wo sie in der Pinakothek eine bleibende Stätte findet, nachdem Schinkel vergebens sie nach Berlin zu ziehen getrachtet. König Ludwig kaufte sie an für 240,000 fl. und schenkte sie dem Staat, wünschte aber damals, daß man den Preis nicht erfahre, indem er äußerte: „Wenn man das Geld im Spiel verliert oder für Pferde ausgibt, meinen die Leute, es wäre recht, es müsse so seyn; wenn man es aber für die Kunst verwendet, sprechen sie von Verschwendung." — Wir kehren am Abend seines Lebens mit Boisserée in die rheinische Heimath zurück, indem er einen Ruf nach Bonn erhielt, um dort nach eigenem Ermessen für seinen Beruf, für die Pflege deutscher Kunst und deutschen Alterthums zu wirken. Wir begleiten ihn auf seinen Reisen nach den Weltstädten Paris und Rom, wie auch Weimar, wo er mit Goethe wiederholt verkehrte, und überall sind es ausgezeichnete Männer, Künstler und Gelehrte, die uns bald durch Mittheilungen Boisserées, bald durch ihre eigenen Briefe lebendig entgegentreten. Seine Freunde findet er allerdings zunächst unter den Romantikern, soweit eben der neuerwachte christlich-germanische Sinn vornehmlich unter ihnen waltet; aber auch Hegel, Schinkel, Thiersch, Welcker und Gneisenau erscheinen im Briefwechsel; ja alle überragt Goethes hohe Gestalt, und in Rom verkehrte Boisserée vornehmlich mit den Familien Gerhard und Kaulbach.

Höchst erfreulich ist der offene edle Sinn, den Boisserée in Bezug auf Religion und Kunst bethätigt, seine Freiheit von allem confessionellen Zelotismus, von aller einseitigen Beschränktheit. Er ist mit Ueberzeugung Katholik, aber er heirathet eine Protestantin. Er hört in seiner Jugend gern die Worte Arndts: „daß in der Religion, der Verfassung, dem Leben der Menschen etwas Neues werden und sich entwickeln muß, und daß diejenigen Gott und die Zeit am besten verstehen, welche den Geist still walten und im Innern der Welt sein großes Werk bauen lassen;" und in seinem Alter correspondirt er mit Perthes über das Gemeinsame in den Confessionen, denn vor Allem möchte dieser den Fortbau des Kölner Doms als ein Symbol der religiösen Einigung betrachten, ohne die alles andere Streben nach Verständigung eitles Weltwerk sey. Darum zürnt auch Boisserée auf die „Erzbischöfler," die das Interesse am Dombau als nicht echt katholisch verdächtigen, weil so viele Protestanten daran Theil nehmen. Als er in Avignon die päpstliche Burg mit ihren Thürmen, Hallgattern, Inquisitionsgefängnissen und Marterkammern sah, da begriff er all das Unheil, das aus dem Schisma, aus der Verlegung des päpstlichen Sitzes in eine französische Stadt, aus der Ketzerverfolgung entstanden ist, und schrieb: „Ja, man hat den Unsinn eines solchen Priesterthums in diesem hoch aufgethürmten Gebäude versteinert vor Augen." Für „das Heidnische, Geschmacklose, Maskeradenhafte" in den Processionen und Festen von Neapel findet er Trost auf der Höhe von Camaldoli: „Man fühlt, daß man in der Werkstätte des Schöpfers sich befindet; wie für uns diese Inseln, Landzungen, Gebirge und Meere, so müssen für den Herrn

Digitized by Google

oben in der Himmelshöhe die Weiten ſeines Alls erſcheinen, und es iſt der ernſte natürlichſte Ausdruck dieſes Gefühls, daß der Ort zur Anbetung geweiht worden." Auch nimmt er ein paar lateiniſche Gebetlein mit, von denen verſichert wird, daß ſie den, welcher ſie bei ſich trage, wenn er auch nicht leſen könne, vor Geiſtesſtörung und Fieber, vor Herzen und Kopfweh bewahren, und bemerkt dabei: „Sie können uns Katholiken in der Demuth ſtärken und erinnern, wie viel bei uns zu verbeſſern und aufzuräumen iſt." — Am Comerſee wird er inne, daß in der großen Natur wie im Menſchen das Beſte, ja Alles auf die Stimmung — auf den günſtigen Augenblick harmoniſcher Belebung und Beleuchtung — Begeiſterung und Erleuchtung ankommt. Als ihm Goethe das Gedicht über die Orphiſchen Urworte geſandt, antwortet Boiſſerée: „Mir wie doch dabei zu Muthe, als hätte ich meinen Liebesbrief zu den Geheimniſſen des Lebens erhalten. Es muß es ſeyn, mit ſolchen Worten aus der Tiefe der Menſchenbruſt zu Allen geſprochen, die dieſe Tiefe kennen, gelten ſie für Jeden auf beſondere Weiſe, denn Jeden erinnern ſie mehr oder weniger an ſein eigenes geheimſtes Schickſal und Erlebniß, Streben, Lieben, Leiden, Hoffen." — In ähnlichem Sinn ſchreibt einmal Bertram: „Das Apoſtelamt hört in der lebendigen Kirche nicht auf, und liege wahrlich nicht einzig auf denen, welchen die Palme geſchoren iſt; jeder das Wahre erkennende Menſch iſt durch ſein Gewiſſen dazu berufen, in ſeiner Zeit und in ſeinem Kreiſe an die Verkündigung des Erkannten die höchſte Kraft zu ſetzen, und herrſcht erſt die wahre Klarheit im Gemüthe, wird Muth und Entſchloſſenheit auch nicht fehlen; das Gelingen iſt Gottes Gabe." Und Boiſſerée ſelbſt ſagt das uns zu den Kunſtanſichten hinüberleitende Wort: „Alle meine Betrachtungen über die Kunſt, über die Weltgeſchichte und über den Gang des menſchlichen Geiſtes, von den früheſten Zeiten bis auf die unſrige, weiſen mich auf den Aufſchwung zum Höheren hin, den alle gebildeten Völker verſucht haben und nicht aufhören zu verſuchen, gleichſam in einem unendlichen Bau an der Stadt Gottes auf Erden."

„Eine Kunſt," ſagt Boiſſerée, „die nicht zugleich den feineren Sinn des Gebildeten befriedigt und den einfachen Sinn des gemeinen Bürgers anregt, kann nicht die wahre Kunſt ſeyn; ſie verfehlt ihren natürlichſten Zweck, ſie iſt wie alle Afterbildung eine Art des Ariſtokratismus mehr. Dagegen alle aus der Religion, aus der heidniſchen wie aus der chriſtlichen, hervorgegangene Kunſt und ihre Werke ſind zu ihrer Zeit immer allgemein verſtändlich und erfreulich geweſen." Darum dringt er auf das Unbefangene und wie er ſich mit geſchichtlichem Sinn auch in die Anfänge und in das Werdende vertiefen mag, das Unvollendete iſt ihm doch erſt das Rechte und Nacheiferungswerthe, ja er hat ſeine Freude daran, wenn die Andacht zum Unbedeutenden, nur weil es alterthümlich iſt, wenn die Nachahmung der Mängel und Schwächen der erſt beginnenden Kunſt verdientermaßen abgewieſen wird. Es freut ihn billig, wenn ſeine altdeutſchen Lieblingsgemälde auch den Beifall der nach der Antike gebildeten Plaſtiker, wie Canova und Thorwaldſen, haben; aber in gleicher Weiſe wird er ſelber dem griechiſchen Tempelbau in Päſtum gerecht und fühlt, daß er das Echte, das natürlichem Quell Entſprungene vor ſich hat; er vergleicht dieſe Werke in ihrer Einfachheit und Wohlgeſtalt, in ihrer Reinheit und Derbheit mit Aeſchylos und Homer, und möchte gleich nach Athen hinübereilen, wo ihn der Parthenon wie Sophokles und Platon anſprechen würde. Und die koloſſalen Ausſerbändiger auf dem Quirinal machen ihn ganz glücklich, indem ſie den Leib als das herrlichſte Werk der Schöpfung zeigen. Er will nicht vergeſſen haben, daß die Kunſt die Sinne erheben und veredeln, nicht zu ihrer Abtödtung mißbraucht werden ſoll; er will der Kunſt mit der Freiheit die Möglichkeit der Verirrung wie der Erhebung bewahrt wiſſen, und er eifert gegen die Beſchränktheit und Leidenſchaftlichkeit, mit welcher in einer Ständeverſammlung aller nicht mittelalterlichen Baukunſt der Bann verkündigt worden. Ihm iſt das am liebſten, was durch den Geiſt, die Bedeutung, die ihm innwohnt, ſein eigenes Leben hat. Wie ſchön ſagt er von Goethes italieniſcher Reiſe, ſie ſey wie ein Feldzug um die Eroberung aller Herrlichkeiten des ſchönen Landes, ein wahres Sturmlaufen auf das Echte und Rechte in den Dingen. Man kann ſich nicht enthalten, immer mit dabei zu ſeyn, wenn es auch zuweilen etwas bunt und wild hergeht. Man fühlt da nun einmal die Kriegsnothwendigkeit, und ſo hat es nichts zu ſagen. Ja vielmehr iſt es einem oft recht, wenn etwas für den Feind angeſehen wird, ohne es zu ſeyn, bloß weil es ſchlechte Wortführer hat, oder weil es ſich nicht in kurzem verſtändlich zu machen weiß; denn man denkt, der Feldherr iſt eben ein Feldherr und ein Kriegsgewohnter. Was ſein eigenes Leben und feſten Beſtand hat, geht über einem kleinen Krieg nicht zu Grunde, ſondern ſeiner Zeit wird ſich das Mißverſtändniß ſchon löſen; dem Abgeſchmackten aber gönnt man's von Herzen, daß es unter die Füße getreten wird. — Von der Peterskirche ſagt Boiſſerée mit einem Rückblick auf den Mailänder Dom: „Dort iſt man wie in einer Welt der Dichtung und höchſten Begeiſterung, hier drängt ſich eine rieſenhafte, ja ungeheure Wirklichkeit mit ihrem ganzen ſteinernen Gewicht auf. Ohne das alte Rom kann man dieſes Werk nie recht begreifen, es iſt eine Wiedergeburt, in der ſich alle Proſa, aller Verſtand, alle Gewalt und Pracht der Imperatorenzeit wiederfindet. Es iſt, als ob der Papſt Kaiſer geworden wäre. Trotz ungünſtiger, unreiner Formen wirkt die Größe der Maſſen und das Wohlmaß urſprünglicher Verhältniſſe; ich habe mich eines ſtillen Staunens, eines unwillkürlichen Schauers nicht entſchlagen können."

In Bezug auf die italieniſche Malerei erkennt er den alten Meiſtern ihren Vorrang in Form und Zeichnung zu, während ihre deutſchen Zeitgenoſſen mit der Farbe größer ſind. Raphaels Werke ſind ihm das Liebſte, das Vollendetſte; mit Michel Angelo hat er zu ringen, und findet zunächſt nur deſſen Bildhauerarbeiten keine volle Befriedigung. Er

bedauert, daß dieſer außerordentliche Menſch voll höchſter Genialität und Kraft die Kunſt mit der Technik verwechſelt, ihr Weſen in der Technik geſucht habe; wie mit Eiſen und Schlegel habe er in den Marmor gezeichnet, den Marmor wie Wachs geknetet und mit Zauberkraft behandelt. Aber das habe ihn verleitet, ſeine Meiſterſchaft in gewaltſamen Bewegungen zu zeigen, ſtatt ein chriſtlicher Phidias zu werden. Die Anſchauung der Werke mache ihm den größten, tiefſten Eindruck, und er vergleicht Michel Angelo mit Napoleon, der die Kriegskunſt mit der Staatskunſt verwechſelt habe, ein verwegener Techniker auf dem Schlachtfeld geworden ſey und unſäglich geſchadet habe. Voll ungetrübter Bewunderung aber iſt auch Boiſſerée bei der Betrachtung der Deckengemälde in der Sixtiniſchen Kapelle. „Darin weht ein Geiſt der Größe und Erhabenheit, verbunden mit einer Reinheit und Gediegenheit der Ausführung und Färbung, daß man dabei ſo ſelig wird, wie bei den beſten Werken der Griechen und Raphaels.“ — Auch Luini, der zu wenig bekannte herrliche Meiſter aus Leonardo da Vinci's Schule, findet verdiente Anerkennung.

Correſpondenz-Nachrichten.

Rom, November.

(Schluß.)

Weinleſe. — Beſuch einer Vigne.

Eine kleine Terraſſe vor der Halle iſt der Sammelplatz der bacchiſchen Schaar, die heute hier zuſammengeſtrömt iſt. Tiſche und Stühle ſind ſchlecht aus dem roheſten Material gezimmert und reichen nicht aus für die Menge von Greiſen und Männern, Frauen und Mädchen, die in den maleriſchſten Stellungen rings umher verſtreut ſind. Faſt alle Verſammelten gehören dem niederen Bürgerſtande an, dem der ſogenannten „Mimenten,“ und die unverheiratheten Töchter dieſer Klaſſe ſind unter den vielen ſchönen Menſchen Roms die ſchönſten. Man ſehe nur, wie ſtylvoll die Köpfe dieſer Mädchen modellirt ſind! Es iſt wahrlich antike Großheit in dieſen Zügen, die jegliches dieſer Weiber befähigt, einem Maler oder Bildhauer als Modell zu einer Virginia, Clölia, Lucretia zu dienen. Und auch ihre Geſtalt hat ſtets etwas Heroiſches. Der Nacken iſt gefüllt, die Büſte voll, die Arme ſind rund und markig, die Hüften durch keinen engen Schnürleib gepreßt, ſo daß die Bewegungen keinen Zwang leiden. Wie in einer Paläſtra tummelt ſie ſich. Vom Wein erhitzt flammen die Geſichter, und dieſe Carnation iſt es, welche der berühmte Maler Auguſt Riedel ſo meiſterhaft auf die Leinwand zu zaubern weiß. Durch unſern langen Umgang mit Künſtlern haben wir einige Bekannte unter den in der Vigna Carcano anweſenden Miaenten und Modellmädchen erworben. Dort jagt ſich mit einem kleinen Knaben aus den Abruzzen die gazellenäugige Paſcuccia, deren Heimath das hochgelegene Anticoli im Sabinergebirge iſt. Cicero hatte wohl recht, wenn er behauptet, daß ein warmes mildes Klima allein fähig ſey, ſolch geiſtvolle und ſchöne Köpfe zu bilden, wie man ſie in Rom ſo häufig ſieht. Reizende Hyacinthlocken umringeln gleich dunkeln Schlangen den Kopf der Paſcuccia, ihr meergrünes Gewand flattert leicht um die ſchmiegſamen Glieder; manchmal wird ſie ganz verdeckt vom Laub der Reben, dann taucht ſie wieder aus dem Dickicht der Ranken empor; ſie gleicht einer bebenden ſchalkhaften Nymphe, auf welche ein Pan oder Satyr Jagd macht.

Und hier kommt die braunwangige Marietta mit den mandelförmig geſchlitzten Augen, um uns „buon' giorno“ zu ſagen. „C'è poco allegria quest' oggi! — Es iſt wenig Heiterkeit hier heut!“ ſagt ſie lachend und ſcheint ſich dieſer durch die luſtige Wirklichkeit niederliegen Behauptung nur zu bedienen, um beim Lachen ihre elfenbeinweißen Zähne zu zeigen.

Ganz Unrecht hat Marietta doch nicht, wenn ſie ſagt, es ſey wenig Heiterkeit zu ſpüren. Verglichen nämlich mit den Bacchanalien, welche vor den umwälzenden Ereigniſſen der letzten Jahre gefeiert wurden, erſcheint die jetzige Allegria todtenſtill. Während in den ruhigen Friedenszeiten faſt alle Klaſſen der Bevölkerung an den Orabraten, den Oktoberfeſten, Theil nahmen, hat ſich die vornehmere Welt und der bemittelte Bürgerſtand jetzt faſt ganz von ihnen zurückgezogen. Viele Quiriten trauern ob der Sklaverei, in welche ſie durch die franzöſiſche Beſatzung geſtürzt ſind, und vermeiden es um jeden Preis, an öffentlichen Vergnügungsorten mit den ihnen verhaßten Rothhoſen zuſammenzutreffen; die Liberalen conſpiriren und bewegen andere Gedanken, als ſolche an Spiel und Tanz, in ihrem Hirn; die Schwarzen endlich oder clerical Geſinnten finden die ſchwere Zeit und die nebulöſe Zukunft, der ſie entgegen gehen, nicht zu bacchiſchem

Digitized by Google

Jubel angethan. Da ist es denn im großen Ganzen nur die niedrigste Volksklasse, jene, welche im dolce far niente lebt und die ererbte Liebe zu „Brod und Spielen“ nicht aufgeben kann, die mit Hülfe einiger im Monte di Pieta verpfändeten Kostbarkeiten die alte Lust befriedigt.

Nun aber, geschäftiger Lorenzo, bringe auch uns eine Foglietta deines rothen Traubenblutes und stelle sie dort auf die niedere Mauer der Terrasse, von wo wir nicht nur alles Volk um uns, sondern auch die herrliche Gegend zu überschauen vermögen.

Neben unserer Vigne liegt die Villa Albani. Welchem Deutschen fiele nicht beim Klange dieses Namens ein anderer glorreicher Name ein, der Winkelmanns, welchem die edle Freundschaft des Cardinals Alexander Albani hier ein so köstliches Asyl bereitet, wie es der noch wenige Jahre vorher im Staub der Bünau'schen Bibliothek vergrabene arme Schulmeister sich nimmer zu träumen gewagt hätte. Ein classischer Hauch weht aus jenem Schönheitstempel herüber, und anders kann es wohl nicht seyn, denn das Wirken dieses seltenen Mannes hat alle jene Räume geweiht. Der schöne Palast mit seinen Säulen aus Giallo antico oder Granit, mit seinen prächtigen Hallen, kühlen Arcaden und seinen viele Meisterwerke etruskischer, griechischer und römischer Vorzeit bergenden Sälen steht übergossen da vom goldig warmen Licht des italischen Oktobertages; dunkel heben sich vom tiefen Blau des Himmels die Cypressen des Gartens, friedvoll und regungslos breiten sich die Aeste der Pinien. Wenden wir nun den Blick nun hier nach lassen unser Auge hinaus schweifen in die Campagna, hinweg über Hügelland voll Reben und Gärten, in denen geheimnißvolle Vignenhäuser blinken, so begegnen wir zunächst dem stumpfen Campanile der uralten Basilika von Sant' Agnese und dicht bei ihr einem steinernen Rundbau, der lange einem Tempel des Bacchus zugeschrieben wurde, in welchem aber neuere Forscher die von Constantin seinen Töchtern Helena und Constantia erbaute Grabkapelle erkannt haben. Ammianus Marcellinus erwähnt, diese beiden Frauen seien an der nomentanischen Straße begraben worden. Dahinter breitet sich die elegische Campagna mit ihren scharfkantigen, gelbbraunen Tuffelsen, ihren thurmähnlichen Tenuten, spitzen Capannen, antiken Mauerresten und ihrer magischen Beleuchtung, deren blaugrüne satanergauische Farbentöne diese seit Jahrhunderten meilenweit brach liegende Scene wie den Wellenspiegel eines Seebeckens erscheinen lassen.

Doch wir wenden den Blick aus der Ferne wieder in die Nähe. An den uns benachbarten Tischen sind die Arme der schönen Mineaten in voller Bewegung, aus einem mitgebrachten Tuche oder Korbe allerlei Eßbares hervorzulangen. An einer Ortobrata muß es hoch hergehen. Es kommen also zum Vorschein: gebratene Hühner, Misorta, Schinken, Montognakäse, Ciambelle, eine Art Kringel, die saftigsten Pfirsiche und herrlichsten Trauben, schwer von Gewicht, wie sie einst Josua aus dem Lande Canaan dem staunenden Judenvolke heimgebracht. Den Salat, ohne welchen kein römisches Mahl existiren kann, liefert Lorenzo, der Vignarol, und grüne Oliven jener hemdärmelige Schwarzbart, der von einem Tische zum andern wandert und mit singender Stimme: „oliva dorce“ anpreist. „Dolce“ sollte er eigentlich rufen; aber das niedere römische Volk und absonderlich die Trasteverines sagen oft r statt l und umgekehrt; sie sagen zum Exempel nicht Garibaldi, sondern Gallibardi. — Da die Römer Mirzo Schaffy und sein wohl zu beherzigendes Lied: „Trink nie gedankenlos, und nie gefühllos trinke,“ nicht kennen, so gießen sie den Wein wie Wasser hinunter und auch die Weiber können darin das Unglaublichste leisten. Und dennoch verlieren die letzteren bei noch vom Traubenblut gerötherem Antlitz nie ihre natürliche unbefangene Anmuth, und trotz ihrer lebhaften Gestikulation, ihren lauten, von hellem Gelächter unterbrochenen Reden versinken sie selten in Rohheit. Höchstens wird ihre Unterhaltung noch „natürlicher“ als sonst, und das freilich will so viel heißen, daß ein deutsches Weib diese römischen exstudentiellen Ergüsse nicht mit anhören könnte. Nur das Morraspiel der Männer, bei welchem um die Zeche gespielt wird und welches diese heißblütigen Leute in eine dem kälteren Nordländer geradezu unbegreifliche Hitze versetzt, endigt in der Regel mit Streit, Messerstichen und tragischem Ausgang.

Es ist seltsam, daß dieses mit so viel Sinn für Musik begabte römische Volk, dessen Sprache allein schon Melodie ist, so eigenthümlich von den rasselnden, monotonen Klängen des Tamburins elektrisirt wird. So wie nur ein Schlag auf das Fell desselben ertönt und seine Schellen klirren, durchzuckt es die Glieder der Mädchen und jungen Männer und zieht sie unaufhaltsam in den hüpfenden Takt der Saltorella. Trotz den Argusaugen so vieler hütender Mütter hat uns ein deutsches Ballfest nie den Eindruck eines noblen und keuschen Vergnügens gemacht. Durchsichtige Florstoffe, mehr als erlaubte Decolletirung, betäubendes Parfüm und eine raffinirte Tanzmusik, deren Heimath zunächst Wien ist, von wo sie ihren siegreichen Einzug in die Salons aller kultivirten Städte gehalten, unterstützen unsere Behauptung. Der römische Nationaltanz, Saltarella genannt, ist bei aller Leidenschaft und Glath, bei stürmischen, nur durch Mimik ausgedrückten Forderungen dennoch enthaltsam und keusch zu nennen, schon darum, weil nie eine Berührung der Tanzenden stattfindet, so dieselben sogar oft gleichen Geschlechts sind. Das Flehen um Liebe ist zwar immer pantomimisch darin ausgedrückt, und auch wenn zwei Mädchen mit einander tanzen, sprechen alle ihre Bewegungen nur von Liebe, mit welcher ihr ganzes Wesen getränkt ist. Der Tanz selber aber befreit die Römerin von ihrer Glath, die sich ja offen aussprechen darf; ein deutsches Mädchen beginnt mit ihren Reflexionen erst nach dem Ball.

Doch weg mit aller Moral, denn dort flattern die leichten Kleider Marietta's und die Lockenschlangen der Pariniella eben in hüpfendem Rhythmus. Eine verfolgt die Andere, diese entschlüpft, indem sie sich schnell einigemal

um ihre eigene Achse dreht und schelmisch höhnend mit den Händen gesticulire. Ist eine Tänzerin ermüdet, so springt ein anderes Mädchen aber ein junger Mann in den Takt, und nun eilt das Tamburello mit neuer Gewalt und pausirt den ganzen Abend nur, wenn eine der Tamburinspielerinnen das Glas voll Wein zum Munde führt. Dazwischen hört man die accentuirten Rufe der Morraspieler, welche mit Blitzesschnelle ihre Finger auswerfen und die Gesammtzahl derselben rufen: „cinque, otto, tutti!“

Leider droht das Gift französischer Sitte auch dem Saltarello den Untergang. Unter den bemittelten Ständen gilt es schon seit vielen Jahren für feiner, Walzer oder Polka zu tanzen; der Saltarella ziemt nur noch den Minenten. Ueber kurz oder lang werden auch letztere einen nationalen Gebrauch nach dem andern bei Seite legen, wie sich denn schon jetzt selbst unter den niedersten Volksschichten das eitle Bestreben kund gibt, französisch zu radebrechen. Nicht mehr „Signore“ oder „Eccellenza“ ruft der Facchino, der uns die Stiefeln putzen will, sondern „Munju.“

Die Strahlen der untergehenden Sonne, welche alle von ihnen getroffenen Gegenstände warm verklären, haben in der Campagna von Rom gleich niedersinkenden Nebel im Gefolge, welcher die Stunde des Ave Maria, da überall feierliche Glockentöne durch die Luft zittern, zur ungesundesten des ganzen Tages stempelt. Unsere bacchische Schaar trinkt also die Reste ihres Weins und zieht zum Vignenthor hinaus. Langsam legen sich die Schatten und Schleier des Abends über die traubenentlasteten Ranken, in den hohen grünen Tannen singt die Grille des Anakreon, langsam öffnen sich dem Sternenlicht die silbernen Blüthenkelche der Datura, die auch schon stachelige Früchte trägt, anzuschauen wie die mittelalterliche Waffe der Morgensterne.

Die meisten Mädchen fahren nach Hause, zu sechs, sechs oder zehn in einem Wagen sitzend, einige zerknitterte Blumen im Haar oder vorn am seidenen Busto, und ihr Lachen und lautes Gespräch schallt zwischen den einsamen Weinbergmauern. Hinterdrein folgen lärmende Männer. Diese Gruppe singt eine Arie aus einer bekannten Oper; einige Nachzügler halten die letzten Noten eines schleppenden und schwermüthigen Ritornells lang aus, dazwischen rasseln aus der Ferne die dumpfen Klänge eines Tamburello.

In der Stadt angekommen, zerstreuen sich diese vom Wein erheiterten Menschen noch in die Kaffeehäuser der Piazza Barberini oder der auf- und niedersteigenden Via delle Quattro Fontane. Oft auch vereinigen sich mehrere junge Männer, von denen einige die Flöte, ein paar andere die Mandoline spielen, zu einer Serenade vor den Fenstern einer schönen Römerin. Gefolgt von Liebhabern der Musik, die sich an den Schultern fassen und dadurch eine Kette bilden, marschirt die fröhliche Bande in wiegendem Takt durch die Straßen, welche immer sehr früh von Menschen entleert sind. Gar wunderbar hört sich diese Musik in der sternbeglänzten, todtstillen Nacht an, absonderlich wenn nun plötzlich in die Harmonie der Töne ein silbernes Klosterglöckchen schallt. In solchen römischen Oktobernächten habe ich mir gar oft die Verse Goethe's vorgesagt:

Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne;
Phöbus rastet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen,
Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.

Dann aber kam plötzlich aus einer dunkeln Seitenstraße schweren, krachenden Tritts eine französische Patrouille gezogen, und da wußte ich traurig, daß Rom nicht mehr das Rom unseres unsterblichen Dichters sey.

Aus Nordholland, November.

(Schluß.)

Land und Leute.

Als ein Curiosum will ich hier der Kinderbälle Erwähnung thun, auf denen sich Mädchen und Knaben von acht bis vierzehn Jahren schon mit einer Sicherheit bewegen, welche ihnen nicht übel steht, obgleich sie mitunter etwas Komisches hat. Die Knaben spielen schon förmlich die Galanten, präsentiren ihren kleinen Tänzerinnen in eleganten Flacons Eau de Cologne und in hübsch verzierten Döschen Pfeffermünzkücheichen und geberden sich ganz wie alte erfahrene Tänzer. Die eben erwähnten beiden Erfrischungsmittel kommen, nebenbei bemerkt, in Nordholland überall zum Vorschein, in Gesellschaften, im Theater, in Concerten, ja selbst in der Kirche werden dieselben von einer Person der andern offerirt, und es würde sehr unhöflich seyn, wollte man das Dargebotene ausschlagen. In der Kirche hatte diese Sitte wirklich etwas Verletzendes für mich, namentlich die Art und Weise, wie die Sache betrieben wurde. Von den zehn bis zwanzig Damen, welche auf einer Bank saßen, setzte eine ihr Flacon mit Eau de Cologne in Bewegung; dasselbe wanderte nun von einer zur andern und kehrte, theilweise seines Inhalts entleert, schließlich zu seiner Besitzerin zurück.

Von großem Interesse waren für mich die Abende, an welchen sich die (nach dem berühmten holländischen Dichter benannte) Gesellschaft Vondel versammelte. In jedem einigermaßen bedeutenden Orte Hollands besteht ein solcher Verein, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, das Interesse an der vaterländischen Literatur zu wecken und die besten Erzeugnisse derselben zum Vortrag zu bringen.

Digitized by Google

An dieſen Abenden habe ich von einfachen und keineswegs hochgebildeten Leuten Gedichte ernſten und humoriſtiſchen Inhalts, Bruchſtücke aus Epen und Dramen, mit einer Vollkommenheit recitiren hören, die mich wahrhaft überraſchte. Erzählende Gedichte, deren Stoff der Bibel entnommen war, wurden namentlich ganz vortrefflich vorgetragen. Hin und wieder führt der Verein auch zum Beſten Verunglückter oder Bedürftiger irgend ein Drama auf, und bei einer dieſer Vorſtellungen hatte ich ebenfalls Gelegenheit, das Talent einzelner Dilettanten zu bewundern.

Unter den Luſtbarkeiten an beſtimmten Tagen im Jahre iſt vor allen das Wettfahren auf dem Y bei Zaandam zu erwähnen, zu welchem wie bei der Harddraverij die Bewohner der ganzen umliegenden Gegend herbeiſtrömen. Unter den Zuſchauern ſind die Amſterdamer ſehr ſtark vertreten, und die Zaandamer bieten alles auf, um mit den Hauptſtädtern in Toilette und ähnlichen Dingen zu wetteifern. Für den Stadtrath von Zaandam iſt ein Ehrenplatz, eine Art von Tribüne, errichtet, und häufig beehrt auch ein Glied der königlichen Familie das Feſt mit ſeiner Gegenwart. Der Augenblick, wo die Wettfahrten beginnen, wird mit ſteigender Ungeduld erwartet, und wenn er endlich da iſt, folgt jedes Auge den um den Preis kämpfenden Schiffen und den kräftigen Geſtalten darin, aus deren ſonnverbrannten Geſichtern die Augen ſo keck und kühn hervorblitzen, als gälte es eine wilde Jagd auf feindliche Kriegsfahrzeuge, wie einſt in den Zeiten des ſpaniſch niederländiſchen Kriegs, wo ihre Vorfahren, die Meergeuſen, unter den Klängen des alten Liedes: „Wilhelmus van Nassauwen,“ todverachtend die hohen Galleonen ihrer Bedrücker enterten. Unter den um den Preis eingeladen Schiffen ſieht man Fahrzeuge jeder Art und Geſtalt, vom winzigſten Nachen bis zur geräumigſten Schuite, und jedes gleitet wunderbar raſch auf der glatten Waſſerfläche dahin. Es ereignet ſich nicht ſelten, daß ein Schiff umſchlägt, da aber tauſende von Händen auf allen Seiten zur Hülfe bereit ſind, ſo kommen die Lenker deſſelben mit einem kurzen unfreiwilligen Bade im Y davon. Dem Wettfahren folgt eine feierliche Preisvertheilung.

Eine Beluſtigung ganz beſonderer Art iſt folgende. Ueber zwei etwa zwölf Fuß hohe Pfähle wird ein Querholz gelegt, das einen Eimer voll Waſſer trägt, der wie eine Glocke beſtändig hin und her bewegt wird, ſo daß jedesmal eine Portion des letzteren herausſchwappt. Die Aufgabe Preisluſtiger beſteht nun darin, raſch unter dem Eimer wegzulaufen, ohne vom kühlen Naß getroffen zu werden. Daß manche kühne Läufer mitunter arg getauft werden, läßt ſich leicht denken, und jedes tüchtige Douchebad auf Haupt und Schultern der Unbehenden wird mit einem ſchallenden Hohngelächter der Menge begrüßt.

Das Kirmesfeſt iſt beſonders für die untern Volksklaſſen ein Tag der Freude, an welchem gehörig geſchmauſt und gezecht wird. Da gibt's Buden mit Sehenswürdigkeiten und Leckerbiſſen aller Art, namentlich erhalten die Waffelbuden ſtarken Zuſpruch. Dieſe beſtehen aus zwei Abtheilungen: in der einen werden die Waffeln gebacken, in der andern, einem hübſchen Salon, verſpeiſt. Die Bäckerinnen und Verkäuferinnen in ihrer kleidſamen, eeichen Nationaltracht üben ſtets große Anziehungskraft auf die männlichen Kiemesbeſucher aus, und daher halten dieſelben denn auch in der Regel eine ausgezeichnete Ernte.

Am Martinstage laufen die Kinder, ſobald die Dunkelheit hereingebrochen iſt, mit brennenden Kerzen durch die Straßen, ſingen vor jedem Hauſe ein Lied und erbitten ſich dann ein Geſchenk; man gibt ihnen gewöhnlich ein Dubbeltje (Zweiſtübeeſtück). — Die Freuden des Weihnachtsfeſtes kennt man in Nordholland nicht; der poetiſche Tannenbaum mit den hellen Lichtern, goldenen Aepfeln, Nüſſen und Marzipanfiguren, der Jubel der beſchenkten Kinder und die herzinnige Fröhlichkeit der Erwachſenen inmitten der entzückten Jugend fehlen dem Deutſchen, der in Nordholland lebt, an dieſem ſchönſten aller Feſte ſehr. Der Nikolaustag bietet nur einen ärmlichen Erſatz für die Freuden des deutſchen Weihnachtsabends. Mit dem Nikolaus aber hat es folgende Bewandtniß. Schon wochenlang vor dem ſechsten December droht man den Kindern, wenn ſie unartig ſind, mit dem Nikolaus wie mit einem ſchrecklichen Popanz; da den Niederländern einſt ſo viel Böſes aus Spanien zugekommen iſt, ſo gilt letzteres als ſeine Heimath. Während ſeines Aufenthalts in Nordholland läßt man ihn in einem Ofen feſtdrehen. Um ihn freundlich zu ſtimmen, müſſen die Kinder kleine Sprüche und Verſe lernen. Im Lauf des Nikolaustages erſcheint derjenige, welcher die Rolle des Nikolaus ſpielt, dann und wann, ohne daß die Kinder ihn gewahren, unter dem Fenſter des Wohnzimmers oder an der offenen Thüre und wirft allerlei Naſchwerk in's Gemach. Am Abend aber ſtellt oder legt er ſich vor die obere Oeffnung des Ofenrohres, ruft die Kinder, die ſich mit Herzklopfen nahen, mit ſchrecklicher Stimme vor dem Ofen zuſammen, fragt ſie nach ihrem Betragen, ſchilt oder lobt ſie, läßt ſie ihre Sprüche und Verſe herſagen und verſpricht, ihre demüthige Bitte, ihnen die Körbchen, welche ſie neben dem Ofen niederſetzen, über Nacht mit allerlei ſchönen Sachen zu füllen, in Erwägung zu ziehen. Sobald die Kinder dann zu Bette gegangen ſind, füllen die Eltern die Körbchen mit Naſchwerk und mancherlei Spielſachen und verſtecken ſie an verſchiedenen Punkten des Hauſes. Am folgenden Morgen begeben ſich die Kinder erwartungsvoll an's Suchen, und allgemeiner Jubel verkündet, wenn ſie eines der Körbchen entdeckt haben. Sind alle gefunden, ſo ſtellen ſich die Kinder wieder vor dem Ofen auf und danken dem Nikolaus für die ſchönen Gaben, der dann gnädig verheißt, im nächſten Jahre wieder zu kommen. Auch die Erwachſenen pflegen einander am Nikolaustage Geſchenke zu machen.

Am Oſterfeſte habe ich keine beſondern Sitten und Gebräuche bemerkt. Am erſten Mai iſt das Pflanzen der Maibäume, das Schmücken mit Zweigen u. ſ. w. noch allgemein üblich; dabei pflegt man denjenigen, welcher am

Digitized by Google

längsten schläft, arg zu verhöhnen; manchmal wird sein Bette mit mehr Aesten und Zweigen besteckt, als ihm lieb ist. Zur Feier des ersten Maimondtages wird an einigen Orten ein besonderes Backwerk fabricirt und gespeist. Auch am Pfingstfest ist mir nichts Bemerkenswerthes aufgefallen. Der dritte Festtag bildet dagegen für die nicht zu den Honoratioren zählenden Bewohner der unweit des Y gelegenen Orte den Glanzpunkt des Frühlings, weil sie dann in ganzen Schaaren nach Amsterdam fahren und dessen Herrlichkeiten, namentlich den zoologischen Garten bewundern.

Zum Schluß noch einige Worte über Zaandam und seine Hauptsehenswürdigkeit. Dem von Amsterdam Kommenden präsentirt sich die Stadt am schönsten. Die zahllosen Windmühlen mit ihren unaufhörlich sich drehenden Flügeln verleihen der flachen, nur von Dämmen durchschnittenen näheren und ferneren Umgebung Zaandams einen eigenthümlichen Reiz. Diese Windmühlen — es sollen jetzt gegen tausend seyn — dienen zum Bretterschneiden, so wie zur Mehl-, Graupen-, Senf-, Papier-, Pulver- und Farbenbereitung. Bei sehr heftigem Winde ereignet es sich manchmal, daß sich die Welle, in der die Flügel befestigt sind, nach längerem raschen Drehen entzündet, und dann gewährt es ein schaurig schönes Schauspiel, die brennenden Flügel mit rasender Schnelligkeit im Kreise herumdrehen zu sehen, bis sie in Stücke zerfliegen. Amsterdam soll das rasch aufblühende Zaandam mit einiger Eifersucht beobachten, da sich Industrie und Handel im Lauf der letzten Decennien außerordentlich gehoben haben und in mancher Beziehung der Hauptstadt Concurrenz machen.

Zaandam liegt theils an der Zaan, die den Ort in West- und Ost-Zaandam scheidet, theils am Y. Die schönsten Häuser sind am letzteren erbaut; dort steht auch das neue, sehr hübsche Stadthaus, aus dessen Fenstern man das ganze Y überschaut und bei klarem Wetter auch die Thürme von Amsterdam erblicke. Eine Wanderung durch die Straßen Zaandams bietet dem mit niederländischem Wesen und Leben Unbekannten manches Interessante. Die niedrigen, meistentheils gelb angestrichenen Häuser, die hübschen Blumengärten daneben, von denen ein kleiner Kanal nach der Zaan führt, so daß jeder Handbesitzer mit seinem Nachen oder seiner Gondel unmittelbar von seinem Grund und Boden aus eine weite Spazierfahrt unternehmen kann; die überall zwischen den Häusern und Gärten durchschimmernden größeren und kleineren Wasserflächen; die ungemein sauber gehaltenen Straßen, in denen fast immer Ruhe und Stille herrschen; die geräuschlos sich drehenden Riesenarme der Windmühlen, die man hinter den Häusern gewahrt, der unbegrenzte Blick in die Ferne — Alles trägt ein ganz besonderes Gepräge, das dem Süddeutschen doppelt auffällt, da seine Heimath so grundverschieden von Nordholland ist. In den Gärten sieht man sehr große Rasenflächen und auf diesen einzelne prächtige Blumenbeete. Zur Zierde der ersteren benutzt man die und da sehr viel Blutbuchen. Eigentliche Bosquets gibt es bei Zaandam nicht; auch der Weg am Meer längs der Dämme ist nicht übel.

Zaandam hat wegen seiner Lage begreiflicherweise sehr häufig durch Ueberschwemmungen gelitten. In der einen Kirche befindet sich ein großes Bild, das diese selbst zur Zeit einer schrecklichen Wassersnoth darstellt, bei welcher sich die Bewohner Zaandams mit ihrem Vieh und anderer Habe in die festen Mauern des Gotteshauses geflüchtet hatten. Die nämliche Ueberschwemmung richtete in ganz Nordholland entsetzliche Verheerungen an. Während meines Aufenthaltes daselbst hatte ich übrigens Gelegenheit, in Betreff der Wassersnoth einen eigenthümlichen Zug im Charakter der Nordholländer kennen zu lernen. Eines Morgens lief Alles im Städtchen angstvoll hin und her, weil das Wasser innerhalb der letzten zwölf Stunden bedeutend gewachsen war und man einen Deichbruch befürchtete. Die Fluth schwoll während des Tages immer höher und höher, und die Angst stieg mit dem steigenden Wasser; als aber gegen Abend ein günstiger Wind zu wehen begann und das Wasser fiel, war plötzlich alle Angst und die Erinnerung an diese vergessen, und zwei Stunden später war das Theater so gefüllt, daß Manche nun die Angst befiel, das nicht sehr standfeste Gebäude könnte zusammenbrechen.

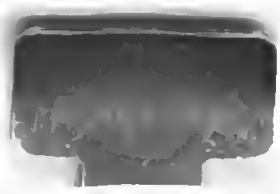
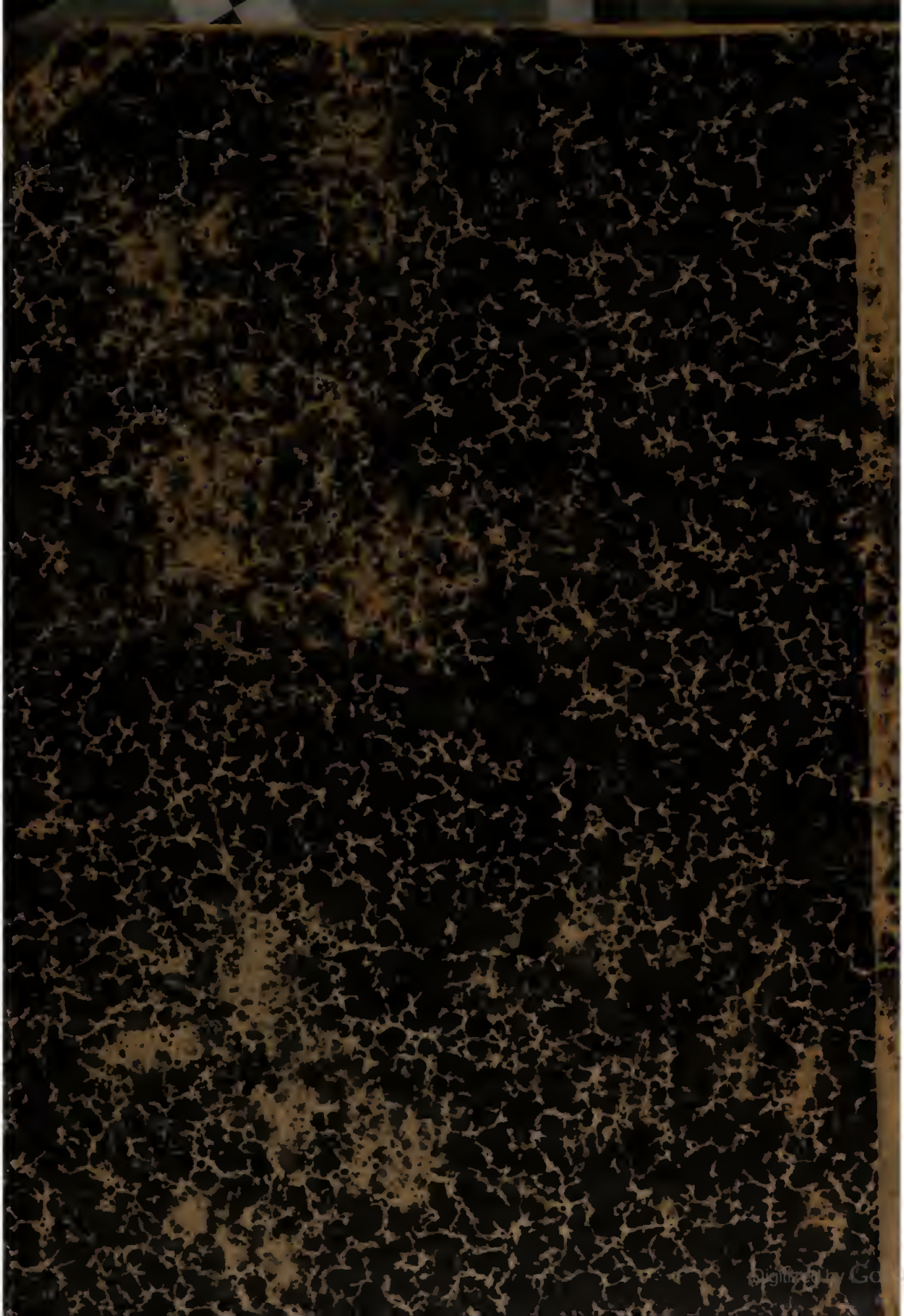
An das letzte Haus Zaandams gegen Norden schließt sich das erste Zaandyks und an das letzte dieses Ortes wiederum das erste Wormerveers an. Die beiden letztgenannten sind große Dörfer, die sich durch ihre Reinlichkeit und Wohlhabenheit auszeichnen; dieselben werden meistens von reichen Kaufleuten und Industriellen bewohnt.

Das Häuschen, in welchem Peter der Große einst gewohnt, liegt ganz in der Nähe des Landungsplatzes der Dampfschiffe. Da es längst baufällig ist, so hat man, um Wind und Wetter mehr von demselben abzuhalten, ein von Säulen getragenes flaches Dach darüber gelegt. Im Innern zeigt man noch das Lehnsamt (die oben beschriebene Schlafstelle), worin Peter geschlafen, den Theekessel und mehrere andere Geräthe, deren er sich während seiner Zimmergesellenlaufbahn bedient, an der kahlen Wand hängt sein Bild in Lebensgröße. Auf einem Tische liegen nach zwei Fremdenbücher, in welchen die Besuchee sich verewigen können — zwei, denn das eine ist nur zur Aufnahme fürstlicher Namen bestimmt; gewöhnliche Sterbliche müssen sich bequemen, ihre Namen in das allgemeine Fremdenbuch einzuschreiben

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google



Digitized by Google